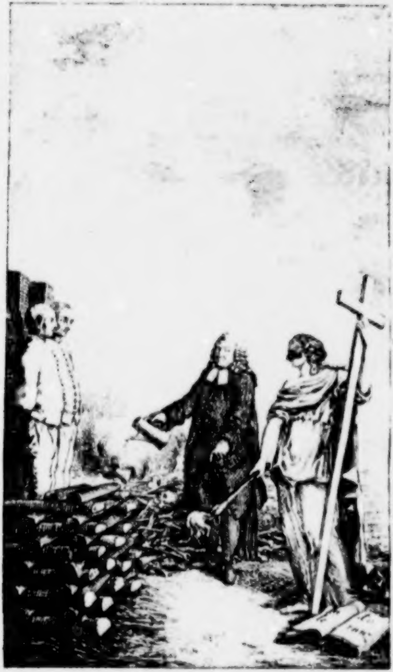


Diſtinguendum eſt

Kirchen- und Ketzer-
Almanach
aufs Jahr
1781.

Ουκ αρα, ω βελτιϛε, πανυ ημιν ουτω φροντιϛεον, ο τι ερουσιν ΟΙ ΠΟΛΛΟΙ ημας, αλλ ο τι ο επαιων περι - - -, ο εις, και αυτη η αληθεια.

PLATO CRIT.

Prof. [illegible] Bab.

Häreſiopel,
im Verlag der Ekkleſia preſſa.

[illegible]

Bibliothek

Vorrede.

Hab' lange genung — **liebes deutſches Publikum**! (der Autor zieht ſeine Samtmütze ab, und macht eine tiefe Verbeugung) hab', ſag' ich, lange genung geharrt, ob keiner **Deiner** ſchreibſeeligen Autoren, die wie ein Heuſchreckenheer daherziehn, und keiner **Deiner** hinterdrein ſchwirrenden Verleger, auf den Einfall kommen möchte, die Almanache unſers Zeitalters mit einem Kirchen- und Ketzeralmanach zu completiren: muß alſo nur ſelbſt mich dran machen, und dieſem ſonſt ſo erfindungsreichen Völklein den fetten Biſſen wegſchnappen, den's ſo lange, ungeſehen, vor ſich her ſchwimmen ließ. Mag wohl ſeyn, daß er mir einiges Bauchkrümmen machen wird — ſintemal ein Weſpenneſt daran hängt, das ſich ſo leicht von keinem ungeſtraft antaſten, geſchweige verſchlucken läßt. Aber da mir der Himmel ein ziemlich ſtarkes Fell, geſunden Magen und breite Schultern verliehen hat, ſo halt' ich's für meinen Beruf, **Dir, liebes deutſches Publikum,** (dito wie oben) ein Amuſementgen zu machen, das **Dir** das behagen wird — denk ich.

Du wirſt finden, daß dieſer Almanach eine Revue der chriſtlichen Kirche aus den beyden letzten Decennien enthält — wo Regiment für Regiment aufmarſchirt. Ich habe **Dir** von allem getreulich referirt, was ich gewuſt habe: und **Du** wirſt bald merken, daß ich viel gewuſt haben muß. Denn, unter uns geſagt, ich bin ſelbſt ein Stabsofficier, verſtehe meinen Dienſt, und, weiß zu urtheilen. Und da bey unſrer Armee ſich jeder Junker herausnimmt, vom General wie vom Korporal ſein Urtheil zu fällen, ſo glaubt' ich noch vielmehr das Recht zu haben, von Leuten, die ich kenne, und von denen die meiſten unter meinen Augen gehandelt haben — denn ich war viel in der

Welt — meine Meinung dreiſt, laut und vernehmlich zu ſagen.

Die Namen der Regimenter ſind das einzige, was Du in dieſem Büchlein vermiſſen wirſt. Denn einige habe ich ganz vergeſſen, anderer kann ich mich nicht mehr recht mit Gewißheit erinnern. So deucht mich hies eins: die Legion der Hammelsköpfe — ein anderes: die gläubigen Schlafmützen — ein drittes: die Doppelzüngler — ein viertes: die Kinder der Frühlingsſonne — ein fünftes: die Wunderthäter, oder fulminatrix — ein ſechstes: die chriſtlichen Scharfrichter — ein ſiebendes: die ſtillen Weiſen — aber, wie geſagt, ich weis das Dings nicht mehr recht gewiß, deswegen hab' ich die Namen lieber weggelaſſen. Ich denke auch, was Du nicht ohne Namen verſtehſt, wirſt Du auch nicht mit dem Namen verſtehn.

Begierig bin ich, ob keiner der Herren, die ich gemuſtert habe, ſich melden wird. Es giebt ſo Leute, die das Principium haben: man müſſe nicht in's heiße Fett rühren, wenns nicht überlaufen ſolle. Das wäre mir denn doch ungelegen, wenn gerade alle darnach handelten. Mein Verleger gedenkt etwas bey der Sache zu verdienen, das kann er nicht, wenn ſie nicht Aufſehn macht, und Aufſehn macht ſie nicht, wenn's Ding nicht konfiſcirt wird, und konfiſcirt wird's nicht, wenn keiner ſchreit, und ſchreien wird keiner, wenn er klug iſt, und — ich möchte doch gern, daß ein paar dumme Teufel darunter ſo klug nicht wären.

Ich bin übrigens des Muths, wenn dieſer Almanach Beifall findet, d. h. Geld einbringt, alle zehn Jahr einen zu liefern, ſo daß für jedes der folgenden Decennien eine eigne Revue gehalten werde. Wenn denn einſt zehn ſolcher Almanache beyſammen ſind, werd' ich über alle zehn ein Univerſalregiſter verfertigen, welches allen Beſitzern dieſes erſten Almanachs, die ſich legitimiren können, daß ſie denſelben ſelbſt gekauft und bezahlt haben, unentgeldlich und poſtfrey abgeliefert werden ſoll.

der Verfaſſer.

Januar.

1.	Montag.	Zikler.	— gut ſchlafen. — —
2.	Dienſtag.	Eichler.	eiskalt — — — —
3.	Mittwoch.	Diez.	— höchſte Kälte — daß
4.	Doñerſtag.		alle — Säfte — vornehm-
5.	Freytag.		lich das Hirnmark einfriert
6.	Soñabend.	Pütter.	— o Jemine — —
7.	Sonntag.	Tralles.	— o Jemine. — —
8.	Montag.		
9.	Dienſtag.		
10.	Mittwoch.		
11.	Doñerſtag.		
12.	Freytag.		
13.	Soñabend.		
14.	Sonntag.		
15.	Montag.		
16.	Dienſtag.		— ſchwe — re —
17.	Mittwoch.	Dreßde.	apokalyptiſche Luft. —
18.	Doñerſtag.	Wernsdorf.	— — — fa-
19.	Freytag.	Halle.	des — Wetter —
20.	Soñabend		
21.	Sonntag.		
22.	Montag.		
23	Dienſtag.		
24.	Mittwoch		
25.	Doñerſtag.		
26.	Freytag.		
27.	Soñabend.		— kalte Tage und —
28.	Sonntag.		lange — — —
29.	Montag.		— Nächte — wo ſich's
30.	Dienſtag.	Heuſinger.	gut ſchläft — —
31.	Mittwoch.	Kölbele.	— Genieluſt — wo
			die Schafe gut gedeihen.

Januar.

Kinder in dieſem Monath gebohren, haben einen geſunden Schlaf — guten Magen und — ſtarken Glauben. Sollen ſich für Grübeleien hüten, damit ſie keine Kopfſchmerzen bekommen.

Nota Alle gläubige Schlafmützen deutſcher Nation werden eingeladen, ihre Namen anzugeben, die noch leeren Calendertage einzunehmen. Der Platz auf die Sonntage koſtet 8 Gr. auf Werkeltage 4 Gr. Geld und Briefe bittet ſich franko aus

der Verleger.

Februar.

1.	Doñerſtag.	Forſter.	ſtürmiſch — — —
2.	Freytag.	Fiſcher.	— trüber Wetter —
3.	Soñabend.	Eiſen.	Schneegeſtöber — —
4.	Sonntag.	Förmei	ſtille Luft — — —
5.	Montag.		
6.	Dienſtag.	Meyerlin.	vergnügt — — —
7.	Mittwoch.	Tychſen.	— — — brauſend
8.	Doñerſtag.	Hennings.	— ſchlapp — —
9.	Freytag.	Hirt.	— — — ſad —
10	Soñabend.	Rediger.	viel Wind unter —
11	Sonntag.	Schulz J. C. F.	— die Naſen —
12.	Montag.	Ulrich.	— ſad und windig —
13	Dienſtag.	Wencke.	viel Sonnenſchein —
14.	Mittwoch.	Waſer.	— — Sonnenfinſterniß
15	Doñerſtag.		in — — —
16.	Freytag.		— — die — —
17.	Soñabend.		
18	Sonntag.		ſen — — —
19.	Montag.		— — Ta — gen
20.	Dienſtag.		
21.	Mittwoch.		wirds — — —
22.	Doñerſtag		— — wohl —
23	Freytag.		— mit — —
24.	Soñabend.		— — — un
25.	Sonntag		ter — — —
26	Montag.		— Schnee — —
27	Dienſtag.		— — — ge
28.	Mittwoch.		ben — — —

Februar.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind heftiger Natur — haben alle etwas ſonderbares an ſich — ſind meiſt von übler Laune. Ihr Geſchmack iſt wie bey den Merzkindern.

Merz.

1	Doñerſtag.	Lüders.	gut Wetter zum pfropfen
2.	Freytag.	Schmabling.	und pflanzen — —
3.	Soñabend.	Dathe.	— ſtille Luft — —
4.	Sonntag.	Kipke.	verblüht — — —
5.	Montag	Moldenhauer.	— waſſerreich —
9.	Dienſtag.	Rückersfelder.	Luft — — — aus
7.	Mittwoch.	Nagel.	dem Orient — —
8.	Doñerſtag.	Balhorn.	
9.	Freytag	Hezel.	— groß Waſſer —
10.	Soñabend.		
11.	Sonntag.		
12.	Montag.		
13.	Dienſtag.		
14.	Mittwoch.		
15.	Doñerſtag.	Bezange.	
16.	Freytag.	Bode.	kritiſch Wetter — —
17.	Soñabend.	Braun.	
18.	Sonntag	Fulda.	— kriklicht — —
19.	Montag.	Geißler.	-- — — fad.
20.	Dienſtag.	Göze.	— Zephyrs — —
21.	Mittwoch.	Hupel.	
22.	Doñerſtag.	Knittel.	
23.	Freytag.	Lindinger.	— gut Teufel austreiben
24	Soñabend.	Longolius.	Wind — — —
25	Sonntag	Menſching.	
26	Montag.	Mirus.	
27.	Dienſtag.	Pazke.	— — gut ſparen —
28.	Mittwoch.	Schäfer.	trockne Witterung —
29.	Doñerſtag.	Schröter.	— Inſekten brüten aus
30	Freytag.	Schummel.	
31.	Soñabend.	Velthuyſen.	

Merz.

Kinder in dieſem Monat geboren, können den Catechismus nicht genieſſen, treten daher gern aus dem theologiſchen Gleiſe, und lieben bald Silbenſtecherey, bald orientaliſchen Schnickſchnack, bald Inſektenjagd, bald — was weis ichs alles worauf ſie verfallen? Einige geben ſich auch wohl mit den unwiedergebornen Heiden ab, und ſtudieren Griechen und Römer.

April.

1.	Sonntag.	Johann.	— gut Mallaga trik-
2.	Montag.	Bernhard.	— — ken — und —
3.	Dienſtag	Baſedow.	— — gut — —
4.	Mittwoch.	Salis.	Geld — — zählen
5.	Doñerſtag.	Herder.	— gut auf Stelzen gehn
6.	Freytag	Michaelis.	— regnet Louisd'ors —
7.	Soñabend	Erneſti.	— politiſche Proſpecten
8.	Sonntag.	Cramer.	— groß Waſſer —
9.	Montag.	Döderlein	Sonnenblicke — —
10.	Dienſtag.	Beyien.	— viel Waſſer —
11.	Mittwoch	Ahlemann.	Sonne — — hin-
12.	Doñerſtag.	Thalemann	ter Wolken — —
13.	Freytag	Tiede	— viel Wind —
14.	Soñabend	Murſinna	— — — froſtig
15.	Oſtern.	Jakobi.	— ſanft — —
16.	Oſter-M.	Hontheim	— — veränderlich —
17.	Oſter-D.	Heß.	warm — — —
18	Mittwoch.	Hermes.	— mancherlei Luft —
19.	Doñerſtag.	Göthe.	der Wind legt ſich —
20.	Freytag.	Seiler	— fad und — matt-
21.	Soñabend.	Künneth.	herzig Wetter — —
22.	Sonntag.	Froriep.	Wind aus Ara — —
23.	Montag.	Rehkopf.	— — bien — —
24.	Dienſtag.	Münter.	Wind — — aus —
25.	Mittwoch.	Niemeier.	— — allen Orten —
26.	Doñerſtag.	Müller.	Zephyrs — — —
27.	Freytag.	Leß.	— ach ſo ſanft, ſo —
28.	Soñabend.	Johann.	— — April — —
29.	Sonntag	Salomo.	— Wet — — —
30.	Montag.	Semler.	— — — ter —

April.

Kinder in dieſem Monat geboren, ſind ſonderbarer Natur. Man kann nicht recht aus ihnen klug werden. Von der einen Seite lachen ſie immer und von der andern krinzen ſie. Auch haben ſie nicht einerley Farbe. Bald ſehen ſie roth, bald blaß. — Einige haben unter den Augenbraunen ein Neſt, wo der Pabſt Eier legt. Die meiſten ſpitzen immer das Mäulchen, und thun gern jümpferlich. 'S ſind ſchnakiſche Jungens.

Maj.

1.	Dienſtag.	Leßing.	— die Sonne blendet —
2.	Mittwoch.	Spalding.	hel — — —
3.	Doñerſtag.	Teller.	— — ler — — Him
4.	Freytag.	Eberhard.	mel — — — und
5.	Soñabend.	Zollikofer.	— milder — — Son
6.	Sonntag.	Moſ. Mendelsſ.	— — — nenſchein
7.	Montag.	Alberti.	— hitzig — — —
8.	Dienſtag.	Nikolai.	— reinigende Luft —
9	Mittwoch.	Reimarus.	— zu viel Sonne —
10.	Doñerſtag.	Reſewiz.	hell — aber unſanft —
11.	Freytag.	Steinbart.	— Wellmend — —
12.	Soñabend.	Gruner.	— ſtile — — —
13.	Sonntag.	Büſching.	— — miſch — —
14.	Montag.	Stark.	und — — —
15.	Dienſtag.	Bahrdt.	— — — brauſend
16.	Mittwoch.	E. M. Goldhag	— ſanfte Stille — —
17.	Doñerſtag.	Coners.	— — umwölkt — —
18.	Freytag.		
19	Soñabend.	von der Mark.	— trüb — — —
20.	Sonntag.	Trapp.	gut — — aderlaſſen
21.	Montag.	Iſenbiehl.	— — ſchwere Wolken
22.	Dienſtag.	Rüz.	— — — Sturm
23.	Mittwoch.	v. Loen.	warm — — —
24.	Doñerſtag.	Stroth.	— — — regnicht
25.	Freytag.	Wendeborn.	heller Himmel — —
26	Soñabend.	Köllner.	— — dü — — ſter
27	Sonntag.	Peterſen.	— — — ſchwül —
28.	Montag.	Crugott	ſtill — — —
29.	Dienſtag.	Damm.	— ſa — — —
30.	Mittwoch.	Reiche.	— — des Wetter —
31.	Doñerſtag.	Bleßig.	— neu Licht — —

Maj.

Kinder in dieſem Monat geboren, ſind Kinder des Frühlings — haben alle den Kopf auf dem rechten Fleck — lernen ſehr vernehmlich ſprechen — wiewohl einem die Zunge mehr gelöſt iſt, als dem andern. Sie haben gewaltig viel Achtung für die geſunde Vernunft ſind dem Teufel ſehr zuwider, und Athanaſius und die F. C. iſt ihnen wie Knoblauch.

Junius.

1.	Freytag.	Dieterich.	— — feine Luft — —
2.	Soñabend.	Lüdke.	lieblich — — —
3.	Pfingſten.	Mieg.	— — — brauſend
4.	Pfingſtm.	Morus.	Windſtille — — —
5.	Pfingſtd.	Rebur.	— Sonne hinter Wolken
6.	Mittwoch.	Rösler.	— ſtille — — —
7.	Doñerſtag	Knapp.	— — ſanft und —
8.	Freytag.	Wolf.	doch — — kraftvoll
9.	Soñabend.	Sack.	bedeckter Himmel —
10.	Sonntag.	Taney.	— — düſter — —
11.	Montag.	Griesbach.	Regen ab — — —
12.	Dienſtag.	Eichhorn.	— — — wechſelnd
13.	Mittwoch	Nöſſelt.	die Sonne bricht — —
14.	Doñerſtag	le Bret.	— — — durch —
15.	Freytag	Jeruſalem	— — ſchön — im
16.	Soñabend.	Freylinghauſen	Son — — nenun
17.	Sonntag.	Barkey.	— — ter — — —
18.	Montag.	Liſt.	gang — — —
19.	Dienſtag.	Böhm.	— — hell — —
20.	Mittwoch.	Brünings	— Sonne meints zu gut
21.	Doñerſtag.	Seelmann.	— hinter Wolken —
22.	Freytag.	Stockhauſen.	Regen — — —
23	Soñabend.	Stöver.	— — — ſtille Luft
24.	Sonntag.	Tambacher.	wolligt — — —
25.	Montag.	Gülcher.	— — Sonnenblicke
26	Dienſtag	v. Dein.	Vollmond — — —
27	Mittwoch.	Wiener.	— — erſtes Viertel
28.	Doñerſtag	Juſti.	Regen — — und
29.	Freytag.	Tittmann.	— Sonnenſchein — —
30.	Soñabend.	Loibius. Ide.	— — neues Licht —

Junius.

Kinder in dieſem Monat geboren, haben helle und geſunde Augen: ſehen aber mehr, als ſie ſagen: einige aus Politik, andre aus Aengſtlichkeit, die meiſten aus Liebe zur Ruhe. Etliche haben ſich auch noch zu ſehr an die Brille gewöhnt; die werden nie ſo hell ſehen lernen, wie die, welche die Brille weggeworfen haben.

Julius.

1.	Sonntag.	Johann	— ſchwüle Luft — —
	Montag.	Melchior	und — — — Don-
3.	Dienſtag.	Göz.	nerwetter — — —
4.	Mittwoch.	Fenner.	— — — Bliz —
5.	Doñerſtag.	Pudrit.	Donner — — und —
6	Freytag.	Hoſſtide.	— — Ha — — gel
7.	Soñabend.		und Peſtilenz — — —
8.	Sonntag.	Bock.	— — — Schloßen
9.	Montag.	Luk.	— — Schafſterben —
10.	Dienſtag.	Lenz.	groß Waſſer — —
11.	Mittwoch.	Merz.	— — — Sommerſtich
12.	Doñerſtag	Schade	— fades Wetter — —
13.	Freytag.		
14.	Soñabend.		
15.	Sonntag.	Paulſen.	Stür — — —
16.	Montag.	Treichow.	— — me — —
17.	Dienſtag.	Zeibig	— ob — — — ne
18.	Mittwoch	Stattler.	— — Scha — —
19.	Doñerſtag	Schmid.	den — — —
20	Freytag.		
21.	Soñabend.		
22.	Sonntag.		
23.	Montag.		
24.	Dienſtag.		
25.	Mittwoch.	Schwarz.	— gut kliſtiren — —
26.	Doñerſtag.	Lukas.	— gut purgiren — —
27.	Freytag	Goldhagen.	— gut ſchafſcheren —
28.	Soñabend.	Ziegra.	Schiroko — — —
29.	Sonntag.	Johann	— — Katzen — —
30.	Montag.	Friedrich	Ge — — —
31.	Dienſtag.	Teller.	— — — heul

Julius.

Kinder in dieſem Monat geboren, werden hitziger Natur — — möchten gern des Elias Gewitterableiter haben, womit derſelbe zweymal funfzig Mann tod ſchlug.

Nota. Die in dieſem Monat leer gebliebene Plätze ſind ſchon beſtellt. Da ſich, Gott ſey Dank, kein Deutſcher dazu melden wollte, hat man ſie an die ſpaniſchen Mitglieder der heil. Inquiſition vergeben, die ehſtens ihre Namen einbringen werden. Die Herren ſelbſt ſind unterwegens und werden in Rotterdam, Gießen, Caſſel, Hamburg, Wittenberg, Zeitz u. ſ. w. Relee machen.

Auguſt.

1.	Mittwoch.	Johann	— ſüße — — —
2.	Doñerſtag.	Caſpar	— — — lieb
3.	Freytag.	Lavater.	liche — — Träu —
4.	Soñabend.	Pfenninger.	— — — me
5	Sonntag	Cruſius.	— — apokalyptiſches —
6.	Montag.		Wetter — — —
7.	Dienſtag.		
8.	Mittwoch.		
9.	Doñerſtag		
10.	Freytag.		
11	Soñabend.		
12.	Sonntag.	Lobſtein.	ſchwü — — —
13.	Montag.	Lorenz.	— — le — —
14.	Dienſtag.	Schulz J. L.	ſehr — — —
15	Mittwoch.	Nebel.	— — — ſchwü
16.	Doñerſtag.	Obereit.	le — — —
17.	Freytag	Schütz J. C.	— Hunds — —
18.	Sonabend.	Oemler.	— — — ta —
19.	Sonntag	Oetter	ge — — und — —
20.	Montag.	Haſenkamp.	— — — Schafſterben
21.	Dienſtag.		
22.	Mittwoch.		
23.	Doñerſtag.		
24.	Freytag		— heller Himmel —
25.	Soñabend.	Sterzinger.	und — — kühle Luft
26.	Sonntag.		zur Geneſung der Narren
27.	Montag.		— wieder Hundstags —
28.	Dienſtag.	März.	Hitze — — wo es
29	Mittwoch	Johann	— — Teufel — —
30.	Doñerſtag	Joſeph	ſchloßt -- — und Nar-
31.	Freytag	Gaßner.	ren — — regnet.

Auguſt.

Kinder in dieſem Monat geboren — müſſen viel Hitze ausſtehn, werden ſehr vom Alp gedrückt, und haben wenig Gedanken und viel Träume. Aber keins träumt, wie das andre. Jedes auf ſeine eigne Manier. Nur wenige träumen als Weiſe, die meiſten als Narren. Alle — — ſehen mehr als die andern ehrlichen Leute — ſehen Geiſter und Seelen — ſehen Seelen in der Naſe, im Kinn, in den Ohrläpchen, — dieſe nennt man phyſiognomiſche Seher.

September.

1.	Soñabend.	Amelke.	ſanfte — — Luft
2.	Sonntag.	Cotta.	— — viel brauſen —
3.	Montag.	Fedderſen.	Zerberſt — — —
4.	Dienſtag.	Lilienthal.	— — groß Waſ —
5.	Mittwoch.	Panzer.	ſer — — —
6.	Doñerſtag.	Pratje.	— fad — — —
7.	Freytag	Reuß.	— — ſchale Luft — —
8.	Soñabend	Roſenmüller.	— Wind — — —
9	Sonntag.	Schlegel.	latſchig Wetter — —
10.	Montag.	Sturm.	— — Genielüſtgen —
11.	Dienſtag.	Tebler.	Sonne hinter — Wolken
12.	Mittwoch.	Walch.	— — trüb — — —
13.	Doñerſtag.	Winkler.	— — — waſſer —
14.	Freytag	Zachariä.	reich — — —
15.	Soñabend.	Dietelmair.	— — — naß
16.	Sonntag.	Kiesling.	kalt — — —
17.	Montag.	Maſch.	— — ſtürmiſch — —
18.	Dienſtag.	Pauli.	hell — — —
19.	Mittwoch.	Pfeiſer.	— dü — — —
20.	Doñerſtag.	Quiſtorp.	ſter — — —
21.	Freytag.	Rambach.	— — Nebel — —
22.	Soñabend.	Schinmeier.	— — — Dünſte
23.	Sonntag.	Schwarz.	Schirrko — — —
24.	Montag.	Sixt.	ſchaler Wind — —
25.	Dienſtag.	Urlſperger.	— — gut träumen
26.	Mittwoch.	Weber.	— — gut purgiren
27.	Doñerſtag.	Wilmſen.	lieblich — — —
28.	Freytag.	Reinhold.	— — und — —
29.	Soñabend.	Ringeltaube	— — — ſanft
30.	Sonntag.	Senf.	hell und lieblich — —

September.

Kinder in dieſem Monat geboren, ſind meiſt kalter Natur: lieben Ruhe und Behaglichkeit; wohnen lieber in ihrer alten morſchen Hütte, und verkleiſtern die Löcher, wo der Wind herein geht, als daß ſie ſich eine neue bauen ſollten. Einige möchten gern hie und da ein Stück einreiſſen und beſſern, aber ſie fürchten den Einſturz des ganzen. Alſo — bleibts beym alten. Nur in ihrer Küche pflegen ſie vom Alterthum abzuweichen. Die iſt meiſt gut beſtellt, und nach Façon eingerichtet.

October.

1.	Montag.	Carpzov.	hell — — —
2.	Dienſtag.	Rehkopf.	— — latſchig — —
3.	Mittwoch.	Silberſchlag.	ſtill — — —
4.	Doñerſtag.	Spangenberg	— zweydeutig Wetter
5.	Freytag.	Sponiel.	Sonne hinter Wolken —
6.	Soñabend.	Streſow.	brauſend — — —
7.	Sonntag.	Troſchel.	— — — lich — —
8.	Montag.	Ulber.	— — — lich
9.	Dienſtag.	Lang.	ſanft — — —
10.	Mittwoch.	Lehmus.	— etwas Sonnenſchein
11.	Doñerſtag.	Lenz.	— — Ne — —
12.	Freytag.	Lindner.	— — bel — —
13.	Soñabend.	Lüderwald.	— — — und —
14	Sonntag.	Merkel.	— — — Wolken
15.	Montag.	Preunmaer.	gemäßigt — — —
16.	Dienſtag.	Richter	— — ſchläf — —
17.	Mittwoch	Schellenberg	— — rig Wetter
18.	Doñerſtag.	Schmid.	Wind — — —
19	Freytag.	Alber.	
20.	Soñabend	Andreä.	
2	Sonntag.		
22.	Montag.	Bek.	
23.	Dienſtag	Becker.	
24.	Mittwoch	Bengel.	— — wolkigt— —
25.	Doñerſtag.	Beſſerer.	— — gut purgiren
26	Freytag.	Büſching.	
27.	Soñabend.	Büttinghauſen	— gut ſchröpfen —
28.	Sonntag	Crichton	— — — naß
29.	Montag.	Faber.	groß Waſſer — —
30.	Dienſtag.	Herrmann.	— politiſche Aſpecten
31.	Mittwoch.	Grot.	— lieblich — —

October.

Kinder in dieſem Monat geboren, ſind mit den Septemberkindern von einer Natur: lieben auch Ruhe und Behaglichkeit und — laſſens beym Alten — weil ſie ſich wohl dabey befinden.

Nota. Da in dieſem Jahre die Holzäpfel ſehr gut gerathen, ſo ſoll man nicht ſäumen ſie in dieſen beyden Monaten fleißig einzuſammeln. Denn nach einer alten Prophezeyung werden ihrer in den folgenden Jahren immer weniger werden, aber deſto mehr Pfirſichen wachſen.

November.

1.	Doñerſtag.	Blaſche.	— — brauſend — —
2	Freytag.	Hän.	dito — — —
3.	Soñabend.	Hegelmeier.	— — fad — —
4.	Sonntag.	Degenfeld.	— — Wind geht unter
5.	Montag		die Naſe — — —
6.	Dienſtag.		— — Schneegeſtöber —
7.	Mittwoch.		
8.	Doñerſtag.	Aichinger.	— — — Re
9.	Freytag	Ammon.	— — gen — — —
10.	Soñabend.	Baur.	— — — und —
11.	Sonntag.	Creme.	— Näſ — — —
12.	Montag.	Luther.	— — — ſe
13	Dienſtag.	Mittelſtädt.	Freß — — —
14.	Mittwoch.	Roos.	
15.	Doñerſtag.	Anton.	ſchal — — —
16.	Freytag.		— — Herbſt —
17.	Soñabend.		
18.	Sonntag.	Balle.	— — Stür —
19.	Montag.		
20.	Dienſtag.		
21.	Mittwoch.		— — — me —
22.	Doñerſtag.		
23.	Freytag		
24	Soñabend.		
25	Sonntag	Müller.	— gut — — Pelz
26.	Montag.	Oesfeld.	mützen — — tra
27.	Dienſtag.	Sartorius.	— — gen — —
28.	Mittwoch.		
29.	Doñerſtag.		
30	Freytag.	Fickler.	dreckigt — — —

November.

Kinder in dieſem Monat geboren, ſind polemiſcher Natur: bekommen aber heiſere Stimmen: machen unbedeutend Geſchrey: ärgern ſich, wenn man nicht drauf hören will: doch hat dieß Aergerniß nie Einfluß auf ihre natürlich gute Verdauungskraft.

December.

1.	Soñabend.	Chryſander.	— in — — —
2.	Sonntag	Bechtold.	— — die — —
3.	Montag.	Köſter.	— — — ſem —
4.	Dienſtag.	Körner.	gan — — —
5.	Mittwoch.	Schwarz J. J.	— — — zen
6.	Doñerſtag.	Meſebach.	Mo — — —
7.	Freytag.	Friſch.	— nat — — —
8.	Soñabend.	Nöll.	— — iſt — —
9.	Sonntag.	Pezold.	— — die — —
10.	Montag.	Burſcher.	— — — Wit
11.	Dienſtag	Struenſee.	te — — —
12.	Mittwoch	Teuthorn.	— — — rung
13.	Doñerſtag.	Kayſer.	ſehr — — —
14.	Freytag.	Wachſel.	— — be — —
15.	Soñabend.	Kleyſahl.	— — — quem —
16.	Sonntag.	Hartmann.	— — zum — —
17.	Montag.		
18.	Dienſtag	Wichmann.	— — — ſchlafen —
19.	Mittwoch.	Wagner.	und — — —
20.	Doñerſtag.	Gromann.	— — ver — —
21.	Freytag	Hecht-Fiſcher.	— — — dau —
22.	Soñabend.	Heumann.	— en — — —
23.	Sonntag.	Ouvrier.	— — viel — —
24.	Montag.	Herrel.	— — Nacht — —
25.	Chriſtfeſt.	Roſche.	— und — — —
26.	2. Feyert.		— — we — — —
27.	3. Feyert.		— — — nig
28.	Freytag		Tag — — —
29.	Soñabend.	Schulz St.	— gut ſtudiren — —
30.	Sonntag.	Sigmund.	— gut ſchröpfen — —
31.	Montag.		

December.

Kinder in dieſem Monat geboren, werden keine großen Genies, bekommen aber meiſt ſtarke Stimmen und viel Magentalent, daher ihnen das Eſſen gut gedeiht. Einige wachſen ſtark in die Länge: andre in die Dicke: andre in beydes zugleich. Einige haben nicht viel zu eſſen, denen kanns ja nicht gedeihen. Unſre neuern Philoſophen wollen aus ſolchen Naturen den Materialismus beweiſen. Die Sünder!

Ite domum saturæ.

Alphabetiſches Regiſter
über die
Namenstage
des
Allmanach.

Carl Friedrich Aichinger.

Ein Prediger zu Sulzbach, gebohren im Jahr 1717 — fing an in denen Zeiten Schriftſteller zu werden, wo die Sprache noch in ihrer Kindheit war, das heißt, zur Zeit Gottſcheds. Und ſo lang' es die Sprache iſt, ſind's auch die Wiſſenſchaften, vornemlich die Religion. Richtigkeit, Beſtimmtheit, Fülle der Sprache iſt immer beides, Folge und Urſach von Richtigkeit, Beſtimmtheit, Fülle der Ideen — beſonders in den Volkskenntniſſen. Man muß alſo dieſen Mann, wie alle ſeiner Zeit, (nur wenig ausgenommen, die ſich durch den Nebel der Zeit mit Gewalt durchſchlugen,) nach einem ſehr mittelmäßigen Ideale beurteilen. Sein **Verſuch über die deutſche Sprachlehre** iſt elend, und ſein **Klaglied der Oberpfalz über Gottſched** noch elender. Als Theolog bleibt er faſt unter den mittelmäßigen. Er gehört unter diejenigen, welche die Vernunft erniedrigten, um die Syſtemsbegriffe zu retten. Davon zeugt ſein **Chriſtenthum über die Vernunft, oder, Betrachtungen über das Buch vom Werth der Gefühle im Chriſtenthum.** Regensburg 1771. 8. Gottlob, daß die Zeiten faſt vorüber ſind, wo die Menſchen ſich überreden ließen, das einzige Licht, das aus Gott iſt, — die Vernunft — unter ſchale Menſchenausſprüche herabzuwürdigen, und Chriſtenthum und Vernunft einander entgegen zu ſetzen.

Georg Ludwig Ahlemann.

Königl. Däniſcher Conſiſtorialrath, Probſt und Hauptpaſtor zu Altona — mag leicht der helleſte Kopf unter der Holſteiniſchen Geiſtlichkeit ſeyn, obgleich ſeine Kirchen leer ſind. Denn man weis wohl, daß der große Hauſe einem

Ganade

Gnade brüllenden Superintendenten weit lieber zuläuſt, als einem Manne von ſchwacher und unangenehmer Stimme, wenn er auch übrigens der vollkommenſte Redner wäre. Wir haben von H. Ahlemann eine Rede von der Beförderung der Rechtſchaffenheit als dem Hauptzweck alles Unterrichts geleſen, die uns hinreichend war, in ihm den Mann von reinem Chriſtenthum zu erkennen, ob wir gleich hernach aus einigen andern ſeiner gedruckten Predigten urtheilen muſſen, daß er auch noch Lehrſätze des verfälſchten mit unter vortrage — Φόβῳ τῶν Ἰουδαίων.

— — — — Alberti.

Paſtor zu Hamburg — deſſen Andenken in den Herzen aller Edlen fortleben wird, ſo lange Weißheit und Tugend in der Welt geachtet werden. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt, groſſer Penetration, und unermüdetem Fleiß. Seine theologiſchen Einſichten waren, allem Anſehen nach, zu ihrer völligen Reiſe gediehen, ohngeachtet er in ſeiner bekannten Anleitung zum Geſpräch über die Religion, noch hie und da Ausdrücke beibehielt, die man auf hergebrachte Syſtemsirrthümer deuten konnte, um nicht vollends geſteinigt zu werden. Sein Herz war edel, treu, wolwollend, und ſein Umgang der angenehmſte von der Welt. Nur ein wenig Hitze und Starrſinn war dabei in ſeinem Temperamente, dadurch er ſich ſelbſt manche Scenen ſeines Lebens bitterer machte, als ſie an ſich geweſen ſeyn würden. Er that bekanntlich den Vorſchlag, daß man aus den Kirchengebeten die albernen und den Geiſt des Chriſtenthums ſchändenden Verwünſchungen der Ungläubigen verbannen möchte. Darüber ward er von H. Götzen angegriffen, der auch den Pißtopf ſeiner Sakriſtei zum Grundweſen der Lutheriſchen Kirche rechnet, und folglich noch vielmehr jede Sylbe jedes Geſangbuchs, jeder Liturgie, jedes Katechismus ꝛc. für ein Heiligthum anſieht, das man nicht antaſten darf, ohne Gefahr, einen Grundſtürzenden Irrthum einzuführen. Und von nun an ward der arme Alberti lebenslang ein Gegenſtand ſeines Haſſes und ſeiner Verfolgung. Der zur Ehre Jeſu ergrimmte Senior ſuchte nun alles auf, wodurch er ihn bei dem Pöbel verdächtig machen konnte. Und dazu muſte ihm vornemlich der

Umgang dienen, den Alberti mit dem braven Baſedow unterhielt, weil es in Hrn. Götzens Augen nicht möglich war, ein Freund eines Irrenden und ein ächter Lehrer der Kirche zu ſeyn. Dies gab eine Reihe von Scenen, die nach und nach das ohnehin empfindliche Nervenſyſtem des Verfolgten ſo heftig erſchütterten, daß er in der Blüthe ſeiner Jahre ſeinen Geiſt aufgeben muſte.

Johann Chriſtoph Alber.

Paſtor zu St. Nikolai in Hochberg im Würtembergiſchen, geb. 1736. Auch dieſer Mann ſchrieb zu einer Zeit, wo die Aufklärung der Menſchheit zwar in einigen Provinzen Deutſchlands dämmerte, wo es aber im Würtembergiſchen noch Nacht war. Seine Diſſert. de nexu converſionis, juſtificationis et ſanctificationis ex ſententia librorum ſymbolicorum, ſo er zu Helmſtädt 1761 vertheidigte, iſt mehr als zu deutliches Zeugniß von der egyptiſchen Finſterniß, die auf ſeiner Theologie ruhte: ſo wie die folgende im Jahr 1762 de hypotheſibus quibusdam Ruſſeanis: und die 1765 zu Braunſchweig herausgekommene Schrift: Vorſtellung eines

wahren Beweisgrundes von der Gottheit des H. Geiſtes und der Pflicht ihn als Gott zu verehren. In dieſer letzten Schrift ſind die Beweiſe, wie gewöhnlich, ſo abgeſchmackt, daß man, mit eben der Art zu ſchließen, auch das Lamm, den Hirten, und Gott weis was ſonſt noch für bibliſche Concreta (Perſonificationen) zu göttlichen Perſonen machen könnte.

Ignaz Allgayer.

Ein Licentiat der catholiſchen Theologie — geb. 1736 — verdiente aus ſeiner Dunkelheit hervorgezogen zu werden, durch eine Schrift unter folgendem Titel: **Dreyfache Heiligkeit des Neuteſtamentiſchen Opfers in einer Geheimniß- Glaubens- und Sittenrede erwieſen.** Augsburg 1771. 4. die mehr noch iſt als Abraham a S. Clara. — Auch Farcen haben ihren Werth, wenn ſie es im hohen Grade ſind.

Chriſtian Carl
Johann Chriſtoph Gottlob } Amende.

Beyde keine ſtarken Geiſter. Erſterer Adjunct zu Kaufbeuern ſchrieb 1773 ein Schriftlein: Caedes Abelis et Zachariae in nece Christi et Jacobi Matth. 23, 35. und edirte: Weiſens Abh. von den typiſchen Strafen — beide zum hinreichenden Beweis, daß er unter die ſchwachen Seelen gehöre, welche noch typiſche Theologie verdaulich finden. Letzterer, weiland Churſächſiſcher Kirchen und Oberkonſiſtorialrath, Paſtor Primarius und Superintendent zu Dreßden — ein Mann von edeln, ſanftem Charakter, und von groſſer Beleſenheit in den alten römiſchen Schriftſtellern — gab eine Ueberſetzung der Apoſtelgeſchichte und des Pope of Man in lateiniſchen Hexametern heraus, die in der That einzelne recht gute Stellen enthalten, und von des Mannes Bekanntſchaft mit römiſcher Dichterſprache zeugen. Polemiſirt hat er nie. Und dafür hab' ihn Gott ſelig!

Johann Chriſtoph Ammon.

Pfarr zu Freudenbach im Anſpachiſchen ſchrieb im Anfang des ſechſten Decenniums unſers lieben Jahrhunderts eine Vertheidigung unſerer ev. Lehre vom h. Abendmahl, nachdem er kurz vorher, in einer andern Schrift, den Genuß des Sacraments unter beiderlei Geſtalt vertheidigt hatte. Beide ſind elend und erregen in jedem vernünftigen Theologen den Wunſch, daß man über ſo unbedeutende Dinge, ſo lange die Welt ſteht, gar nicht mehr ſchreiben möge. Es iſt ja doch nur ein guter frommer Gebrauch, der, wiefern er dem Andenken des Erſten und Beſten der Menſchen gewidmet iſt, Achtung verdient; der aber ſo wenig unter die Glaubensartikel gehört als die Sonntagsfeyer. Jeder denke ſich dabei was er will, und laſſe jeden andern auch denken, was er will. — Eben ſo mattherzig ſind die **vernünftigen und ſchriftmäßigen Gedanken von der vollkommnen Genugthuung Chriſti — als dem Mittelpunkt der ganzen chriſtlichen Religion, nebſt einer — Beleuchtung der allgemeinen deutſchen Bibliothek vom Jahr. 1774.** — Es iſt kläglich, wie blind der Mann mit den meiſten ſeiner Amtsbrüder in den bibliſchen Allegorien herumtapt, und jedes Bild aus der jüdiſchen Theologie auf einen Lehrſatz anwendet, von dem Chriſtus nie ein Wort geſagt hat, und an den auch die Apoſtel nie gedacht haben.

Johann

Johann Heinrich Andreä.

Rektor des Gymnaſiums zu Heidelberg — geb. 1728. hätte ſollen die Alten ſtudiren und aus ihnen Philoſophie und Auslegungskunſt lernen; um nicht in ſeinen Schriften: de Chriſto fidelium propitiatorio ad Rom. 3, 25. 1761. De divina ſacrificiorum origine 1762. De agno Dei ad Ioh. 1. 1766. De Chriſto ad Hebr. 2, 1. 1768. dogmatiſche Thorheiten zu plaudern. Sonſt findet man immer unter den Schulmännern die geſundeſte Theologie, weil es faſt unvermeidlich iſt, durch Leſung der Alten klug zu werden; aber — unſer Andreä iſt Ausnahme.

Immanuel Gottlieb } Anton,
Conrad Gottlob

Ein paar gute rechtgläubige Chriſtenkinder. Erſter, Pfarr zu Güldengeſſe bey Leipzig, hat eine Auslegung des Dreßdner Catechismus Lutheri in 3 Theilen geſchrieben — d. h. eine halbe Metze Kartoffeln in drey Scheffel verwandelt, um den Kindermagen recht aus dem Grunde zu verderben. Letzterer, Profeſſor der Moral zu Wittenberg, hat ſich mit dem hebräi-

ſchen

ſchen Metrum abgegeben d. h. Hypotheſen aufgebauet, die er nie verificiren wird, und die am Ende keinen Menſchen intereſſiren. Seine Schrift gegen **Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen**, Leipzig 1774. beweißt nichts als was wir längſt wuſten, daß Herr Anton und ſeines Gleichen durch eine andere Brille gucken, als Baſedow.

Johann Friedrich } Bahrdt.
Carl Friedrich

Vater und Sohn. Der Vater geb. 1713. war Profeſſor der Theologie und Superintendent zu Leipzig — ein Mann von unbeſcholtener Tugend, von edeln Charakter, — einer der beſten Redner ſeiner Zeit und — zugleich einer von den ſeltnen Menſchen, die noch in ihrem Alter gleichſam in ihrer Mutter Leib zurückkehren und von neuem gebohren werden. Seine ungeheure Menge von Predigten zeigt, daß er ein rechtgläubiger und dabei fein wortreicher Lutheraner, und ſein Hiob, daß er kein großer Philolog war, aber — ſeine letzten Reden, die unter dem Titel: **Predigten zur Beſtreitung ſchädlicher Vorurtheile in der Religion**, kurz vor ſeinem Tode erſchienen, beweiſen zur Genüge, daß er bey dem allen ein unpartheiiſcher Freund der Wahrheit war, und noch viel zur Aufklärung ſeines Zeitalters gethan haben würde, wenn er zehen Jahre länger gelebt hätte. Sein Sohn, geb. 1741. vormals Profeſſor zu Erfurt, dann Profeſſor der Theologie zu Gieſen, und zuletzt Superintendent in Dürckheim — jetzt Privatdocent in Halle — war in ſeiner Jugend ein bon vivant, und dabei ein blinder Eiferer gegen alle Abweichungen vom hergebrachten Lehrbegriff, wie ſein **Chriſt in der Einſamkeit** und das Abtiſche Andotaſe beweiſen. Eine Geſchichte, die ſeine Keuſchheit verdächtig machte, nöthigte ihn von Leipzig wegzugehen, und eine Beſoldungsloſe Profeſſorſtelle in Erfurt anzunehmen, die ihm Kloz verſchafte. Da fieng er an fleißiger zu ſtudiren, und zeigte ſchon durch ſeine Bibliſche Dogmatik, daß er Kopf habe, und daß der Ruf, den er ſich in Leipzig durch ſeine Predigten erworben, nicht übertrieben war. Die Menge ſeiner folgenden Schriften, **Moral**, **Briefe über die Toleranz**, Vorſchläge, Beziehungen, **Kritik über die Michaeliſche Bibelüberſetzung**, Kirchenhiſtorie, apparatus criticus, Predigten, neuſte Offenbarungen, Maſchlinzer Erziehungsplan ꝛc. deren immer eine mehr Licht und Aufklärung verrieth, als die andere, ſetzte es außer Zweifel, daß er einer unſrer hellſten Köpfe, und unſrer arbeitſamſten Gelehrten iſt. Und wenn, wie man ſagt, die kleine Bibel, in Mylius Verlag, ſeine Arbeit ſeyn ſollte, ſo müſſen es alle Gutdenkende bedauren, daß ein Mann von ſo ſeltner Kraft, theils durch Unglück, theils durch eigne Unbeſonnenheit, für die Welt halb unbrauchbar geworden iſt. — Denn nun hat ihn ſein Glaubensbekenntniß, das er immer ungedruckt laſſen konnte, wenigſtens zum Dienſt der Kirche auf ewig unfähig gemacht: und es ſcheint, das endloſe Geſchrei ſeiner Feinde werde ihn vielleicht auch von allen andern öffentlichen Aemtern verdrängen, in denen er durch ſeine in allem Betracht außerordentlichen Talente nützen könnte. — Seinen Charakter, den einige übermäßig herabſetzen, andre aber auch, (wiewol keiner laut und öffentlich) beſonders von Seiten des guten, wolwollenden und menſchenfreundlichen Herzens, ſehr vorteilhaft ſchildern, muß die Zukunft entwickeln. So viel ſcheint indeß wahrſcheinlich, daß das meiſte Böſe, was man von ihm ſagt, boshafte Ausſtreuungen eines Pfarres ſind; (deſſen Name mir entfallen) und — gewiß, daß alle ſeine Thorheiten, durch ſeinen Fleiß, Gelehrſamkeit, und ſchriftſtelleriſche Verdienſte aufgewogen werden. — Seit ſeinem Glaubensbekänntniß und einigen kurzen und mit viel Klugheit und Einſicht geſchriebenen Erklärungen darüber, hat er unſers Wiſſens ſeither nichts geſchrieben. Er lebt jezt in Halle und ließt über den Quintilian, Tacitus, Plato. Für H. Semlern iſt er ein Stein des Anſtoſſes geworden, über welchen dieſer ſonſt ſo große Mann baslich geſtolpert iſt. — Man ſagt, er werde bei ſeiner Armuth durch einige Freimäurerlogen unterſtüzt. — Die Nachwelt erſt wird über dieſen in allem Betracht merkwürdigen Menſchen richtig urtheilen können.

Ludwig Wilhelm Ballhorn.

Superintendent zu Neuſtadt am Rübenberg — ehemals auch Sekretär der Lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena: ein geſchickter Mann, der ſich in der alten Litteratur hervorgethan hat.

Er ſcheint die Griechen und Römer mehr geliebt zu haben, als die Scholaſtiker. Hat — ſo viel ich weis — weder geketzert noch verketzert.

— — — — Balle.

Doktor der Theologiä und Hofprediger zu Coppenhagen, hat ſich durch nichts merkwürdig gemacht, als durch eine Proteſtationsſchrift gegen den **Maſchlinzer Erziehungsplan**, worinnen er bey allen Heiligen verſichert, daß, ohngeachtet ihn H. Bahrdt zum Collekteur für ſeine Schrift erbeten, und in den gedruckten Nachrichten als ſolchen angegeben habe, er dennoch von ganzem Herzen Bahrdt und Baſedowen verabſcheue, ihre Religion verdamme, und ihre Erziehungsanſtalten der Ehre Gottes und der Formulae Concordiae für offenbar nachtheilig halte. In dieſer Schrift ſteht auch ein Herzbrechendes Gebet, worinn er Gott preiſet, daß er nicht ſchon längſt, um ſolcher Ungeheuer willen, den Leuchter ſeines Worts von ſeiner Stätte geſtoßen habe. Der gute Mann!

Johann Peter Bamberger.

Reformirter Kirchenrath und Hofprediger in Potsdam, ein ſanfter, toleranter Mann, der weder an Calvin, noch an Athanaſius, ſondern an Chriſtum glaubt, mit ſeinen eigenen Augen ſieht, und mit eignem Kopfe denkt. Wir haben ihm viel gemeinnützige Werke der Engländer zu verdanken, von denen er gute Ueberſetzungen geliefert hat. — Hat eine gelehrte Frau.

Nikolaus Barkey.

Doktor der Theologie und deutſcher reformirter Prediger im Haag — einer der wenigen Edlen in Holland, welche im Stillen die theologiſchen Marktſchreier belachen (die alle Sonntage die Gott werden läßt, für oder wider die Prädeſtination predigen und, mit Bretern vor der Stirn, alles übern Haufen rennen, was nicht an die Synode zu Dordrecht oder die Concordienformel glaubt) und ſich ihrer beſſern Einſichten freuen. Er iſt dabei ein Mann von dem vortreflichſten Herzen, ſanft, wolwollend, gefällig, — ein munterer und liebenswürdiger

Geſellſchafter. Auſſer einigen exegetiſchen Diſſertationen hat er die bekannte Bibliothecam Bremensem und Bibliothecam Haganam beſorgt und mit vielen eignen Aufſätzen bereichert.

Johann Bernhard Baſedow.

Ehemals Königlicher Däniſcher Profeſſor zu Soroe, dann zu Altona, dann Stifter und Vorſteher des Philantropins zu Deſſau — jetzt Privatmann, der bald in Deſſau, bald in Helmſtadt, bald in Leipzig ſich aufhält. Wir möchten ihn faſt den Pendant von Bahrdten nennen. Auch ein Genie vom erſten Rang, arbeitſam, glühend, aufbrauſend, projectvoll. Aber ſein Herz ſcheint minder ſanft und wolwollend. Finanziſch, herrſchſüchtig, ſtarrköpfig, rechthaberiſch, polternd, infallibel in der Einbildung, unausſprechlich ehrgeizig und eitel. — Das ſind die Prädikate, die ihm alle diejenigen beylegen, welche ihm, wie ein gewiſſer ehemaliger Lehrer des deſſauiſchen Inſtituts zu ſagen pflegt, in den Magen geſehen haben. Indeß, — ſein wahres groſſes Verdienſt, das ihn bei allen ſeinen Thorheiten, die ihm der Haufe dummer Verleumder aufmutzt, unſterblich macht, bleibt dies: daß er allein in Deutſchland den Geiſt der Erziehungsreform aufgeregt, und für dieſes große Anliegen der Menſchheit die Bahn gebrochen hat. Und in dieſer Rückſicht kann man von ihm mit Paulus ſagen: ἡ δικαιοσύνη αὐτοῦ μένει εἰς τὸν αἰῶνα. Was er dafür mit ſo viel Kraft, Betriebſamkeit, Wärme, Einſicht und eiſerner Geduld gethan und gelitten hat, wird der ſpäteſten Nachwelt unvergeßlich bleiben — wenn gleich ſein Elementarwerk und ſeine geſammte Theologie, wie ich vermuthe, vergeſſen werden ſollte. Denn für die letztere, ſcheint ihn in der That der Himmel nicht berufen zu haben, ſo ſehr er auch ſeit einiger Zeit ſeine Stimme in dieſem Felde zu erheben beginnt. Er hat, ſo viel man aus ſeinen neueſten Schriften ſehen kann, (die eine hat den Titel: **Friede zwiſchen der wohlgeſinnten Vernunft und dem wohlverſtandnen Urchriſtenthum**: die andere iſt überſchrieben: **für forſchende Selbſtdenker: Lehren der chriſtlichen Weisheit und Zufriedenheit: eine Folge des Friedens zwiſchen der wohlgeſinnten** ꝛc. **Chriſtianopel in Alethinien** 1780) ſich in den Kopf geſetzt, die natürliche Religion als ungewiß vorzuſtellen, und daraus, daß die Vernunft Daſeyn, Einheit, Natur Gottes, und vergeltende Unſterblichkeit nicht hinlänglich und beruhigend beweiſen kann, die Glaubenspflicht zur Annahme einer unmittelbaren Offenbarung durch Inſpiration und Wunder herzuleiten. Zu dem Ende macht er ſehr ſorgfältig alle Vernunftbeweiſe verdächtig: ſucht zu zeigen, daß man ohne Offenbarung nicht zum ruhigen Glauben an Gott und vergeltende Ewigkeit gelangen könne — liefert Auszüge aus dem alten und neuen Teſtament — thut Vorſchläge zur Reforme der Religion und des Gottesdienſtes — ermahnet alle Philoſophen, gläubige Chriſten zu werden — und weiſſaget ſchreckliche Zeiten, wenn man ihn nicht leſen und befolgen wird. Mich dünkt, Baſedow hat ſeine Sache diesmals nicht gut gemacht. Erſtlich iſts unklug, und ich möchte ſagen, unmenſchenfreundlich, Beweiſe für Wahrheiten verdächtig zu machen, für Wahrheiten, die alle Welt für unentbehrlich zur Erhaltung der Moralität und Menſchenruhe hält — und für dieſe Wahrheiten Beweiſe, welche tauſend für die einzigen halten, die jene Wahrheiten ihnen glaubhaft und werth machen. Zweitens iſts unüberlegt, die zwei einzigen großen Partheien ſeines Zeitalters ſo gerade zu ins Geſicht zu ſchlagen und — den Philoſophen zu ſagen: ihr ſeyd blinde Leiter: und den Dogmatikern: ich will euch für Philoſophen erkennen, und euch Inſpiration und Wunder retten, wenn ihr Dreieinigkeit und Genugthuung und — was weiß ich — preiß geben wollt. Wird ihm nicht jede Parthei ins Geſicht — lachen oder — ? Und drittens iſt es unphiloſophiſch, ſchlechterdings unphiloſophiſch, ſich und die Welt überreden zu wollen, es ſey leichter, Inſpiration und Wunder aus den 1780 Jahr alten Büchern des neuen Teſtaments zu glauben, als, — Gott und Unſterblichkeit, aus Grundſätzen zu glauben, welche Erfahrung, Beobachtung, und allgemeine Notionen hergeben, und welche Uebereinſtimmung der Weiſen allen Nichtſelbſtdenkenden ſo annehmungswerth macht. Daß bei dem allen auch in dieſen Schriften, wie in allen Baſedowiſchen, viel, ſehr viel Gutes ſteht, wollen wir gar nicht ableugnen. Beſonders empfehlen wir gewiſſen politiſirenden Theologen alle die Stellen zur Beherzigung, in welchen er ihnen mit ſeiner ihm eignen Stärke, mehr

Einigkeit, Muth und Entſchloſſenheit anwünſcht, und ihnen ihren theologiſchen Schleichhandel, den Herr Semler ſo ſtark treibt, ſo treuherzig abrathet. Ueberhaupt behält Baſedow auch in der Theologie das Verdienſt, daß er viel Wärme in die Unterſuchung gebracht, und durch ſeinen Muth und Dreiſtigkeit manchen Siebenſchläfer aufgeregt und für die Wahrheit thätig gemacht hat. — Dennoch rathen wir ihm zum Beſchluß, nun ſtille zu ſitzen, und den Reſt ſeines ſehr thätigen Lebens in Ruhe zuzubringen, theils um ſich nicht ohne Noth Verdrüßlichkeiten auszuſetzen, theils ſeinen Schriftſtellerruhm nicht noch durch Schwachheiten des Alters zu verdunkeln und ſeinen Feinden Gelegenheit zum Lachen zu geben. — Er kann zufrieden ſeyn mit dem letztern Siege über H. Semlern, den er in ſeiner **Urkunde** ſo ganz zu Boden geſtreckt hat, daß dieſer in ſeiner Antwort nur zu den allermitleidwertheſten Berufungen auf ſeine Heiligkeit ſeine Zuflucht nehmen und — in einen Schwall deutſcher Buchſtaben gehüllt, ſich, wie in einer Nebelkappe, dem Auge der Lacher entziehen mußte. — Und mich deucht ein ſo kluger Calkulator, wie Baſedow,

ſedow, ſollte allenfals ausrechnen können, wenn die Zeit kommt, wo es den Schriftſtellern geht, wie den alten Jungfern. Er hat ausgedient. Und er wird nun ferner in der Theologie ſo wenig ein Publikum finden, das ihm behagt, als er es in der Pädagogik fand — ſo ſehr er ſich auch beeiferte, es mit den Seifenpillen der Deklamation zu einer heilſamen Ausleerung von 10000 Dukaten zu erweichen.

Chriſtoph Bauer.

Superintendent in Wurzen — war auch einer der ſeichten Polemiker, der im Jahr 1775 wider Heumannen die lutheriſche Abendmahlslehre vertheidigte. Hat auch ein **Handbuch zum Gebrauch der chriſtlichen Jugend** geſchrieben: und eine kleine Schrift über den zweiten Pſalm, den er ſedem doctrinæ de aeterna filii Dei generatione nennt — ohe! — Ein anderer ſeines Namens, der Rektor zu Hirſchberg und einer unſerer beſten Schulmänner iſt, würde ſolch albern Zeug nicht geſchrieben haben. Seine Logica Paulina von 1771 zeugt von hellern Einſichten, ob ſie gleich viel willkührlich angenommenes enthält. Aehnlicher iſt jenem

D. Johann Jacob Bauer, Rektor des akad. Contuberniums zu Tübingen, deſſen diſſ. de ſanguine Chriſti in coelis extra corpus exiſtente — ingleichen Comment. operationes Dei in animis hominum eſſe miracula — ferner tentamen exegeſeos novæ in Pſ. 16. und annotationes in Pſ. 68, ein vortrefliches Mittel wären, einen geſcheuten Mann alle Sünden ſeines Lebens büßen zu laſſen, wenn man ihn zwänge ſie zu leſen.

Johann George Bechtold.

D. und zweiter Profeſſor der Theologie zu Gieſen, iſt eines unſerer gröſten Kirchenlichter — wenn man ſeine Statur in Rechnung bringt — aber dabei mager an Seele und Leib. Eine Reihe akademiſcher Schriften, die er Reformatorum Deus — a ſana ratione abhorrens — überſchrieb, und einige unter dem Titel: Examen ſententiæ Taylorianæ ſind alles, was man theologiſchen non ſens nennen kann. — Als Gelehrter unter aller Kritik: als ſchlauer Politikus — da ſtellt er ſeinen Mann.

Chriſtian Ludwig
Dominikus
Jacob Chriſtoph } **Beck.**
Matthäus Friedrich

Der erſte, Prediger im Durchlachſchen, hat eine **Beleuchtung der Offenbarung Johanni** in zwei Bänden herausgegeben, in denen er das Buch finſtrer gemacht hat, als es ohne Beleuchtung iſt. Der zweite, ein Benedictiner und Profeſſor zu Salzburg, iſt ein guter Mathematiker. Der dritte, D. und Profeſſor des alten Teſtaments zu Baſel, hat verſchiedene gute hiſtoriſche Arbeiten geliefert. Sein bibliſches Wörterbuch taugt nicht viel. Der leztere, Paſtor am Waiſenhaus zu Ludwigsburg, hat im Jahr 1773 **etwas zur Aufmunterung** ꝛc geſchrieben, wobei ſichs vortreflich einſchlafen läßt.

Johann Friedrich
Gotthilf Ehrenreich } **Becker.**
Peter Herrman

Erſterer war Prediger auf dem Lande bei Frankfurt am Mayn und hat der chriſtlichen Einfalt einige nahrloſe Schriften aufgetiſcht,

dar-

darunter die von der groſſen Seelengefahr derer, die die Religion Jeſu verachten von 1775 — im Jahr wo der Rheinwein ſo gut gerieth — am ſchlechteſten gerathen iſt — weil der Verfaſſer den Werth der Religion Jeſu mehr nach ihrer Wundergeſchichte und Myſterienträumen mißt, als nach ihren moraliſchen Inhalt. Gotthilf Ehrenreich, Paſtor zu Lübek, hat durch ſeine Sendſchreiben an Senior Göze, wegen der Schloſſeriſchen Streitigkeit, ein gutes Herz, aber durch ſeine Predigt-Extrakte und eine Predigt über die ſündliche Verwechslung natürlicher Empfindungen mit den Empfindungen der Religion, wenig philoſophiſchen Scharfſinn bewieſen. Wenn werden doch die Theologen aufhören, ihre eigne Glaubwürdigkeit zweifelhaft zu machen, dadurch, daß ſie ihr bisgen Natur und Vernunft ſelbſt ſo herabſetzen? Iſt nicht Religion, von Gott veranſtaltete Belehrung? und Natur, das Gefäß, das ſie aufnimmt, und das in jedem Subject den Werth der Religion entſcheidet? Der leztere, Peter Herrmann, Conrektor in der Fürſtenſchule Pforte, hat nichts theologiſches geſchrieben, und iſt — ein mittelmäßiger Schulmann.

J.

J. A. } Bengel
Ernſt. }

Der Vater war ein frommer und arbeitſamer Mann, deſſen Verdienſte um die Kritik des N. T. beſonders in Rückſicht auf ſein Zeitalter immer ſchäzbar bleiben. Seine Träumereien über die Apokalypſe werden ſich noch eine Zeitlang, durch die Cruſianiſche Schule und einige ſeiner Anbeter in Schwaben aufgefriſcht, unter andächtigen Schuſtern und Schneidern erhalten, aber unter Gelehrten nie wieder aufleben. Herr Ernſt Bengel, zweiter Diakonus bei der Stiftskirche zu Tübingen, hat nichts vom Geiſt Elias. Seine kurze Beleuchtung der **Erneſtiſchen Bibliothek**, 1771, ſeine erklärende **Umſchreibung** der Offenbarung Jeſu **Chriſti** 1772 und andere kleinere Schriften, zeigen weder Geſchmack noch wahre Erudition.

Johann Herrmann Benner.

D. und Profeſſor der Theol. zu Gieſen und eine groſſe Stüze der rechtgläubigen Kirche. Er hielt von je her alles für kezeriſchen Sauerteig, was nach ſeiner Meinung nur einigermaſſen dem kirchlichen Syſtem entgegen zu ſeyn ſchien, und weil er von ſeinen Kinderjahren her ſchon wußte, weil ſein Vater ein Becker war, daß ein wenig Sauerteig die ganze Maſſe durchſäuert; ſo bemühte er ſich kräftigſt, das was er dafür erkannte, auszufegen — Da zu ſeinem Leidweſen die eigentlichen Ketzer ſchon vor vielen hundert Jahren tod waren, ſo beehrte er unter den neuern alle mit dieſer Würde, die nicht eben ſo dachten, wie er. Daher kam es, daß die ſeeligen Männer, Pfaff, Neubauer, Rambach, Stephan Müller, und der noch lebende Bahrdt, als ſeine Kollegen in Gieſen, und außer dieſen viele hundert andre außer Gieſen, von Loen, Hauſen, die Herrnhuter ꝛc. ein unbarmherziges Gericht von ihm muſten über ſich ergehen laſſen, — welches auch ſeinen obgedachten Collegen den Tod verurſacht hat, bis auf den ſchon genannten Bahrdt, der ein wahres Katzen Leben haben, und gar nicht teig zu machen ſeyn ſoll; weshalb einige glauben, daß er der Hexerei ſchuldig ſei, welches indeß nicht erwieſen werden kann. — Die Menge ſeiner polemiſchen Schriften hat noch itzt die Niederlagen der Kriegeriſchen Buchhandlung in Gieſen dergeſtalt angefüllt, daß die darunter befindlichen Keller in großer Gefahr ſind einzuſtürzen: welche Gefahr jetzt um ſo größer ſeyn mag, da nur erſt vor kurzem ein großer Vorrath von ſolcher Waare wieder hinzugekommen iſt; ſintemal die Herren Göttinger, durch die gar glimpfliche Parade in der Göttinger Zeitung, das gegen Hrn. D. Leß gerichtete Bombardement, betitelt: **Gedanken über das ſonderbare in den theologiſchen Schriften des Herrn D. Leß**: gänzlich vereitelt haben. Insbeſondere verdient angemerkt zu werden, daß Herr D. Benner ſeinen polemiſchen Geiſt nicht blos in allen ſeinen Druckſchriften, ſondern auch in Briefen, Stammbüchern, Predigten und Vorleſungen aushaucht, und daß er in ſeinen Collegiis eine außerordentliche Geſchicklichkeit zeigt, die Gräber der alten längſt verſtorbenen Ketzer zu beſchießen, und ſeine Herren Auditoren zu belehren verſteht, wie man zur Ehre Gottes ſolchen Böſewichtern fluchen, und ihr Andenken brandmarken müſſe.

Conrad Arnold Herrmann Beſſerer.

Prediger bei der ref. Gemeine zu Mühlheim am Rhein — ein großer Liebhaber der

Kammeestheologie — ſonſt ein geſchickter Mann, und — der die Segel wohl nach dem Winde zu drehen weis.

Carl Auguſt } Beyer.
Daniel

Erſterer, Pfarr zu Eutritſch bei Leipzig, wo man die gute Goſe trinkt — trägt eine etwas hohe Naſe — vertheidigte im Jahr 1766 eine diſſ. de difficultate iudicii ſuper disputtaionem doctorum Eccl. veteris κατ' οἰκονομίαν, dazu ihm Erneſti gute Data gab — und die bei conſequenten Leſern das Zutrauen gegen die heiligen Väter ſehr mindern muß. **Seine ganze Pflicht des Communikanten** Halle 1771 iſt nichts ſonderliches. Letzterer, Pfarrer zu Ratzeburg in Churſachſen, hat **Cruſii Sätze wider die Profanität** überſetzt. Ob er nichts klügers thun konnte, weis ich nicht.

Hieronymus Bezange.

Des V. D. und Profeſſor der H. Schrift zu Kremsmünſter — ein gelehrter Mann, der in Kritik und Patriſtik ſich ſehr umgeſehen hat. Wir haben von ihm eine introductio in V. T.

Styr-

Scyrae 1765 in 2 Bänden, und eine eben ſo ſtarke, in S. IV. Evangelia Venetiis. 1775. Er hat auch des Chryſoſtomus Ermahnungsſchreiben an den Theodor von Mopsveſtia und Boſſuets Abhandlung von Genieſſung des heil. Abendmahls ꝛc. ins Deutſche überſetzt.

Johann Chriſtian Blaſche.

Profeſſor extr. der Theologie zu Jena — hat exegetiſche Kenntniſſe, aber noch im Nebel der Orthodoxie — hat auch polemiſirt, aber unbedeutend.

Johann Lorenz Bleßig.

Diakonus bei der franzöſiſchen Gemeine und Profeſſor extr. zu Strasburg. Ein Mann von Kraft und Muth. Noch jung und raſch aber — er blüht empor zum Manne, der die Götzen des Jahrhunderts ſtürzen helfen wird. In der Theologie von aufgehellter Denkungsart und als Schriftſteller, nahe am Lobe der claſſiſchen Eleganz. Seine Reden bei dem **Grabe des Marſchalls von Sachſen und — bei dem Grabe des Freiherrn von Medem,** wie auch ſeine: **Einweihung der neuen Erziehungs-**

hungsanſtalt im ſtraßburgiſchen Waiſenhauſe, nebſt dem Plane der Erziehung ſelbſt, ſind, einige kleine Flecken abgerechnet, die das Feuer des raſchen Temperaments veranlaßte, vortrefliche Stücke.

Friedrich Samuel Bock.

D. und Profeſſor der Theologie zu Königsberg — hat viel andächtige Verſe gemacht, unter andern ein Gedicht: das redende Blut Jeſu, das gut gemeint, aber mager gerathen iſt. Viel Stärke hat er, durch einige Schriften, in der Naturgeſchichte gezeigt. Seine Hiſtoria Antitrinitariorum hat das Verdienſt litterariſchen Reichthums, iſt aber dem Philoſophen ungenießbar. — Er iſt übrigens einer der theologiſchen Klopffechter, der in der Geſchichte des vortreflichen Stark zu ſeiner ewigen Schande intolerant geweſen.

Chriſtian Auguſt Bode.

Profeſſor der morg. Sprachen zu Helmſtädt — ein fleißiger Gelehrter — dem die H. Kritik viel zu verdanken hat. Seine pſeudo-critica Millio — Bengeliana bürgt für die Dauer ſeines Ruhms. — Wir haben noch einen Bode: ſchade, daß der kein Theolog iſt. Er heißt Johann Joachim Chriſtoph und iſt ein — Miſogyn.

Chriſtian Gottfried **Böckh.**

Archidiaconus zu Nördlingen — ein thätiger und heller Mann. Er iſt der Herausgeber und erſte Bearbeiter der allg. **Bibl. für das Schul- und Erziehungsweſen.** Wir haben auch vier Jahrgänge einer **Wochenſchrift zum Beſten der Erziehung der Jugend** von ihm, die viel Gutes enthalten. Es iſt zu beklagen, daß der Mann noch immer das Gerſtenkorn nicht los werden kann, das ihm von der Lectüre theologiſcher Syſteme erwachſen iſt.

— — — — **Böhm.**

Ref. Prediger zu Frankenthal in der Pfalz — ein Mann, den ich mir zum Modell nähme, wenn ich die Pfarrherren der chriſtlichen Kirche umſchaffen dürfte, um ihren Stand wieder ehrwürdig und beliebt zu machen. Kein Genie, um ein Sonderling zu ſeyn, aber ein geſunder heller Kopf, um alles in ſeinem wahren Geſichtspunct zu ſehen, nichts anzuſtaunen, jedes Neue zu prüfen, und mit reifem feſtem Urtheil für erkannte Wahrheit zu entſcheiden. Dabei ein Herz, jedem Menſchengefühl offen, edel, treu — ohne alle Leidenſchaft — immer ſich gleich — immer heiter und fröhlich — der keine höhere Freuden kennt, als die Erfüllung ſeiner Pflichten.

Friedrich Eberhard Boyſen.

D. der Theologie und Oberhofprediger zu Quedlinburg — ein Polygraph — der, wie es den meiſten Polygraphen geht, viel Soſe und wenig Fleiſch, aufzuſchüſſeln pflegt. Seine exegetiſchen Schriften enthalten mancherlei gutes, aber man muß oft viel Seiten Wortſchwall leſen, ehe man auf eine Stelle ſtößt, welche die Mühe belohnt. Dahin gehören ſeine **kritiſchen Erläuterungen** des Grundtextes H. Schrift über das A. und N. Teſtament und ſeine **praktiſchen Erklärungen** einiger Briefe Pauli. Erſtere laſſen ſich noch beſſer leſen als die letztern, wo man in dem Waſſer der Deklamation faſt erſaufen muß. Seiner Ueberſetzung des Korans fehlt es an Genauigkeit und

Präciſion. — In Abſicht auf Orthodoxie iſt er weder kalt noch warm. — Schreibt eine ſchöne Hand.

Heinrich Braun.

D. der Theologie und Churfürſtl. Trieriſcher geiſtlicher Rath — ein Mann, der der Aufklärung und dem Geſchmack unter ſeinen Glaubensgenoſſen die Wege geebnet hat. — Gebt jeder Provinz einen ſolchen Mann, und unſere Brüder, die katholiſchen Chriſten, entſchütteln ſich im kurzen des Jochs der Barbarei, welches Unwiſſenheit, Mönchsſtupidität, Aberglaube und Intoleranz ihnen übergeworfen hatten. Seine neueſte Schrift: **Unterſuchung, ob man beten ſolle: ich glaube in oder an Gott,** iſt von keiner Erheblichkeit.

Johann Friedrich Le Bret.

Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium zu Studtgard, und Mittwochsprediger an der Stiftskirche — geb. 1732, — iſt auch einer von denen, die die Brille nur brauchen, um ſich nicht merken zu laſſen, daß ſie ohne Brille ſehen können. Ein aufgeklärter, philoſophiſcher

Kopf, der, im ſtillen, beſſer denkt, als andere glauben. Er hat ſich anfänglich mit Kritik abgegeben, nachmals aber das Feld der Geſchichte, vornemlich der Kirchengeſchichte, bereichert. Seine **Staatsgeſchichte von Venedig**, ſeine **pragm. Geſchichte der Bulle in C D.** und ſein **Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeſchichte** (davon wir jetzt den ſiebenten Theil erhalten haben) ſind jedem Kenner ſchätzbar. — Er iſt dabei ein Mann von vortreflichem Charakter.

Gottfried Chriſtian Brünings.

Ein ref. Prediger zu Heidelberg. In Deutſchland ſind unter ſeinen Glaubensgenoſſen wenige, die ihr Syſtem ſo aufs reine gebracht haben, als er: ſchade, daß er an einem Orte lebt, wo er mit der Wahrheit hinterm Berge halten muß. Nur ſeine vertrauten Freunde ſind Zeugen ſeiner vortreflichen Einſichten. In Predigten, (er hat auch einige drucken laſſen, da er noch Hofprediger zu Homburg war) und Catechiſationen muß ihn nur ein Sachkundiger behorchen, der es ihm anmerken will, daß er die Religion zu ihrer Würde zurückzuführen und die Barbarei der Syſteme aus den Köpfen ſeiner Lehrlinge zu verdrängen ſucht. Er iſt ein Mann von viel Klugheit, der der Chikane der Ketzermacherei auszuweichen weis, ohne ſeinen Ueberzeugungen etwas zu vergeben. — Viel Verdienſt hat er ſich bisher um die beſſere Belehrung angehender Schulmeiſter gemacht, für die er ein Seminarium errichtet hat, wo er umſonſt Unterricht giebt. Und alle Hinderniſſe und Kränkungen, die ihm Dummheit und Bosheit in den Weg gelegt haben, ſind nicht vermögend geweſen, ihn in ſeinem Fleiße und Eifer fürs gemeine Beſte zu ermüden — ohngeachtet ſie ihm ſchon manche traurige Stunde gemacht haben. — Sein Charakter iſt edel: nur ſein äuſſerliches hat zu ſehr den Anſtrich der übertriebnen Schmeichelſucht, welches ihn zuweilen bei Männern, die das nicht lieben, widrig macht.

Anton Friedrich Büſching.

D. der Theologie, Oberkonſiſtorialrath und Direktor des Gymnaſiums am grauen Kloſter zu Berlin — ein Mann, auf den Deutſchland ſtolz ſeyn kann. Geſchichte, Statiſtik und Erdbeſchreibung ſind ſein Hauptfach. In letzterer iſt er unſer Princeps. Als Theolog gehört er unter die wenigen, die mit den reifſten Einſichten Offenherzigkeit und Freimüthigkeit verbinden — welche er vornemlich in ſeinen Anmerkungen über die ſymboliſchen Schriften ꝛc. gezeigt hat. — Sein Herz iſt wohlwollend und voll glühender Andacht, nur ſein Temperament zu raſch, daher an ihm zuweilen eine übertriebene Empfindlichkeit ſichtbar wird, welche die Delikateſſe unſeres feinern Publikums beleidigt. Uebrigens ein Mann von ſeltner Thätigkeit und unermüdetem Fleiß. Man kann faſt ſagen, daß er zu viel arbeitet, und dadurch die Zeit und die Geduld verliert, ſeinen Schriften mehr Politur zu geben.

Johann Chriſtoph Büſing.

D. und Prof. der Theologie am Gymn. auch Pädagogiarch zu Bremen — geht im gemeinen Gleiß. Seine Schriften zeigen keinen gelehrten Schulmann, ſondern mehr einen Prediger, der die hergebrachte Theologie andern vorlaut, wie ſie ihm vorgelaut worden iſt, wie ſeine Entwürfe der vornehmſten Wahrheiten

ꝛc. 1768

1769 und ſeine Anfangsgründe der **chriſtlichen Religion** ꝛc. ſattſam beweiſen.

Carl Büttinghauſen.

Erſter ref. Profeſſor der Theologie zu Heidelberg: — hat viel geleſen und geſchrieben, aber wenig verdaut. Wir können unter ſeinen Schriften keine einzige auszeichnen, die von einigem Belang wäre.

Johann Friedrich Burſcher.

D. und Profeſſor der Theologie zu Leipzig — beſitzt eine ſehr groſſe Maſſe von hiſtoriſchen und litterariſchen Kenntniſſen, aber ohne Ordnung und Auswahl — und theilt ſie im geſchmackloſeſten Vortrage mit. Als Theolog iſt er ganz ungenießbar. Keine eigentliche Gelehrſamkeit, aber deſto mehr ſteiſe Anhänglichkeit an der Formulartheologie. Keinen einzigen aufgeklärten Begriff. Keinen geſunden eignen Blick in der Schriftauslegung. Deſto mehr äuſſerliches Geräuſch. — Seine neuſte Schrift: eccleſiae Chriſtianae poſt Apoſtolos ſcriptorum antiquiſſ. doctrina publica de Deo triuno et de Jeſu Chriſti perſona &c. iſt für den Kenner der augenſcheinlichſte Beweis, daß er die Kirchenväter nur aus der Verſion verſteht und durchaus unfähig iſt, ihren wahren Sinn zu beurtheilen. — Er iſt übrigens ein frommer und wohlwollender Mann, der minder ſtolz ſeyn ſoll, als er ausſieht. — Er mag ſich künftig für Cenſorunfug hüten, daß er nicht wieder in den Zeitungen paradiren müſſe. — Das letztere Stückgen, die Hermeſiade, hat ihm nicht viel Ehre gemacht. — Auf der Kanzel ſchreyt und lermt er, daß der Pöbel ſtaunt, und der Kluge — ſich ſachte davon ſchleicht.

Johann Benedict Carpzov.

D. und Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt, und Abt zu Königslutter. Man kann ihm Gelehrſamkeit nicht abſprechen, aber ſie liegt bei ihm faſt ſehr unter dem Dampf der Vorurtheile. Daß er etwas hätte leiſten können, wenn er durch einen glücklichen Stoß aus jenem Dunſtkreiſe des Syſtems wäre herausgetrieben worden, ſieht man aus ſeinen Stricturis und Vindiciis lectionum Flavianarum. Hingegen zeigen ſein Schediasma de pericopis Ev. et epiſtolarum non temere abrogandis, und ſein

über

liber doctrinalis, daß er in der Theologie noch sehr von der Liebe zum Hergebrachten gefeſſelt iſt. Indeſſen iſt er dabei noch ſo ziemlich tolerant.

Wilhelm Chriſtian Juſtus Chryſander.

D. und Profeſſor der Theologie zu Kiel — iſt zum Erbarmen. Siehe — ſeine **Ehre Gottes an frommen Alten** — **Grundlage Sonn- und feſttäglicher Predigten.** — **Wiedergeburt der Welt, durch die Geburt Jeſu.** — **Auferſtehung Chriſti als** ꝛc. — **von den Geheimniſſen der Dornenkrone Chriſti** — u. a. m. Er iſt im eigentlichen Verſtande der lutheriſche Abraham a St. Clara!

Gerard Julius Coners.

Konſiſtorialrath und Prediger in Oſtfriesland. Er iſt ein helldenkender Mann, von einem edlen Charakter, und nur zu bedauren, daß er den Plan zu ſeinem Commentar über die Apoſtelgeſchichte zu weitläufig angelegt hatte, und daher vermuthlich nicht fortgeſetzt hat. Auch gegen ihn, iſt man beſonders in Oſtfriesland, unter der Fahne des Hrn. Häne, ſchon einigemal zu Felde gezogen.

Johann Friedrich Cotta.

D. und Profeſſor der Theologie zu Tübingen — ein Mann von vaſter Beleſenheit und unbeſchreiblichem Fleiß, der aber — wie leider die meiſten unſerer gelehrten Theologen, alles durch die Brille der Zwangstheologie anſah, d. h. überall ſah, was er ſehen ſollte. Man leſe ſeine diſſ. de redemtione eccleſiae proprio Dei ſanguine facta, und man wird erſtaunen, wie ein Mann von ſo viel hiſtoriſchen und exegetiſchen Kenntniſſen ſolcher Unſinn verdauen konnte. Doch ſeine Ausgabe von Gerhard und ſeine Kirchengeſchichte bleiben immer Werke, die ſein Andenken ehrwürdig machen.

Johann Andreas Cramer.

D. und Profeſſor der Theologie und Prokanzler der Univ. Kiel — war zu ſeiner Zeit als Dichter und eleganter Schriftſteller berühmt. Jetzt hat er nun größere Meiſter vor ſich. Doch enthält ſein Melanchton einige Stellen, die auch jetzt noch vor Meiſtern gelten können. —

Seine Predigten ſind mir zu wortreich. — Seine Pſalmen erreichen nicht immer den Sinn, noch weniger die Schönheit des Originals. — Als Theolog hat er freilich ungleich mehr Salbung als der groſſe Haufe ſeiner Mitbrüder, aber er hängt doch noch ſehr an manchen offenbar falſchen Sätzen des Syſtems mit unbewegbarem Sinn, und hat, auch wo er die Wahrheit ſieht, nicht Muth genung, freimüthig zu ſeyn. Der Lübeckiſche Katechismus würde indeß viel beſſer gerathen ſeyn, wenn er freye Hand dabei gehabt hätte. Aber in Reichsſtädten kann einmal die Theologia liberalior nicht zu Odem kommen.

Wilhelm Crichton.

D. und Profeſſor der Theologie zu Königsberg — εις των πολλων.

Ludwig Gottlieb }
Friedrich Andreas } Crome.

Erſterer, Rektor an der Stadtſchule zu Eimbeck, ein geſchickter Mann, der aber von der Theologie wegbleiben ſollte. Seine Prüfung der Tellerſchen Meinung über 1 Moſ.

49. iſt äußerſt mager. — Er hat auch **Lelands Erweiß** ꝛc. aus dem Engl. überſetzt, und eine **Pragmatiſche Geſchichte der vornehmſten Mönchsorden** angefangen. — Letzterer, General-Superintendent und Konſiſtorialrath zu Alfeld, hat **über die Sünde wider den heil. Geiſt** geſchrieben — ein wichtiger Gegenſtand!

Martin Crugott.

Fürſtlicher Hofprediger zu Carolath — iſt der berühmte Verfaſſer des ſo berüchtigten **Chriſten in der Einſamkeit**, an welchem ſich ehmals D. Bahrdt ſo verſündigte, daß ihm jetzt das Wiedervergeltungsrecht kommt. Denn dieſer erklärte nicht nur das Crugottſche Werk für ſocinianiſch und beinahe Gottesläſterlich — das doch unter den Andachtsbüchern leicht das ſchönſte iſt, das unſere Nation aufweiſen kann, — ſondern unterſtund ſich auch, daſſelbe, mit orthodoxen Einſchiebſeln verhunzt und verunſtaltet und durchwäſſert, von neuem herauszugeben, in der Meinung, es damit den rechtgläubigen Chriſten genießbarer zu machen, unter dem Titel: **Der Chriſt in der Einſamkeit**, ver-

beſ

beſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt; wo er ſich unter der Vorrede M. Bahrdt unterſchrieben hat. In eben dem Jahr, (1761) ſind auch zwey Predigtſammlungen von H. Erugott erſchienen, die voll philoſophiſchen Scharfſinns ſind, und dem Denker viel Nahrung geben, aber zu ſchwer für gemeine Leſer. Der ſelige Cruſius hat viel Aergerniß über dieſe Predigten gehabt, da er ſie die Cenſur nicht paßiren laſſen wollte.

Criſtian Auguſt Cruſius.

D. und Profeſſor der Theologie zu Leipzig — zu ſeiner Zeit einer der groſſen Philoſophen, der zuerſt die albernen Misbräuche der Wolfiſchen Philoſophie mit Muth bekämpfte, und darüber einen ſo übertriebnen Haß gegen die Wolfiſche Schule bekam, daß er ſich zuletzt durch Ausbrüche deſſelben faſt ſelbſt lacherlich machte. Er pflegte es z. B. ein arcanum Satanae zu nennen, daß die Wolfiſche Philoſophie den Begriff der Subſiſtenz nicht habe, auf dem doch, laut ſeiner Metaphyſik, die ganze Einſicht in das Myſt. de trinitate beruhe. — Es gieng ihm dabei wie dem Tertullian. In der

Philoſophie ſelbſt war er der hellſte und tiefdenkendſte Kopf, und bei ihrer Anwendung auf die Theologie, ein Schwärmer. Als ſolchen zeigte er ſich vornehmlich in ſeinen Vorleſungen, über die Pſalmen und die Apokalypſe. In jenen fand er, faſt in allen Verſen, (z. B. des zehnten Pſalms, wo immer der Haraſcha vorkommt) den Biſchof zu Rom, als Antichriſt. Und in letztern ſahe er die Judenbekehrung, das tauſendjährige Reich, die leibliche Auferſtehung der Märtyrer, und alle die Poſſen, ſo deutlich, daß er alle für Unwiedergebohrne hielt, welche ſie nicht zu ſehen glaubten. Daher kam es, daß auch viele von ſeinen Schülern Schwärmer wurden, und den Bauern auf den Dörfern nichts als Typen, Antichriſt, und Träume predigten. — Sein Charakter war übrigens gut. Er hatte ein empfindſames und wohlwollendes Herz, und war im höchſten Grade fromm und gottesfürchtig. Nur da ward ſein Herz verdächtig, wo ihn ſeine Schwärmerei irre führte, und ihn minder wohlwollend gegen Menſchen machte, die, nach ſeiner Art zu reden, das Reich Gottes zu ſtürzen ſuchten. Und unter dieſe rechnete er vornehmlich ſeinen Collegen Erneſti, weil dieſer ſeine Schüler zu überreden ſuchte, daß das Studium der Griechen und Römer gelehrter und weiſer mache, als Cruſiuſſiſche Philoſophie. — Seine vier Octavbände philoſophiſcher Schriften, enthalten außerordentlich viel Gutes — das meiſte ſeine Logik und Moral — das wenigſte ſeine Phyſik. Das übrige, ſeine Predigten, ſeine theologia prophetica, ſein Plan des Reiches Gottes u. d. m. iſt unbedeutend und voller fanatiſcher Grillen, welche in unſern aufgeklärten Zeiten ſich nicht blicken laſſen dürfen, ohne ausgepfiffen zu werden.

Chriſtian Tobias Damm.

Rektor des Cöllniſchen Gymn. zu Berlin, gab 1764 und 1765 ſeine berüchtigte Ueberſetzung des N. T. heraus, ward der Ketzerei beſchuldigt, verlor ſein Amt, behielt aber auf Befehl des Königs ſeine Einkünfte. — In ſeinen Schriften ſind unermeßlicher Fleiß und ausgebreitete Kenntniſſe ſichtbar: aber gereiftes Urtheil, Penetration und Geſchmack vermißt man.

Ernſt

Ernſt Jacob Danovius.

D. und Profeſſor der Theologie zu Jena — hat der Welt zur Genüge gezeigt, daß ihm der Morgenſtern aufgegangen iſt — darf ihn aber in Jena nicht ſehen laſſen. Er ſoll ſich auch ſeit einiger Zeit ganz darauf eingerichtet haben, den alten Schlendrian fortzubeten, um Ruhe zu behalten. — Sein gemeinnütziger Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion ꝛc. thut dem Philoſophen kein Genüge. — Seine institutiones theologiae dogmaticae hingegen enthalten ſchätzbare Winke, und ſind in reinem, aber etwas ſchwerfälligem und obſcurem Latein geſchrieben.

Johann Auguſt Dathe.

D. der Theologie und Profeſſor der Hebr. Sprache zu Leipzig — einer unſerer brauchbaren Philologen. Er hat ſich durch des Erpenius pſalterium ſyriacum, das er mit Noten 1764 herausgab, und durch ſeine Prophetas minores, die er überſetzt und mit Anmerkungen erläutert hat, den Dank der Kenner erworben. Er wird ſich auch an die größern Propheten machen.

chen. — Man darf bei ihm alles ſuchen, was unermüdeter Fleiß, lange Uebung und Beleſenheit in den beſten Auslegern möglich macht. Hingegen das, wozu Genie, Gefühl des Schönen und Erhabnen und — Entfeßlung von theologiſchen Vorurtheilen erfordert wird, findet man bei ihm nicht.

Carl Chriſtian Degenkolb.

Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig, hat ſehr orthodoxe Predigten herausgegeben. Soll etwas hohe Augenbraunen tragen, wie wir Lateiner reden: — hat auch arabiſch gelernt.

— — — v. Dein.

Pfarrer zu Oehrel bey Bremervörde — ein Mann, ſäß ihm kein Superintendent im Nacken, der die Idole des Syſtems alle zertrümmern würde. So aber muß dieſer vortrefliche Kopf ſein Licht unterm Scheſſel halten.

Johann Auguſtin Dietelmair.

D. und Profeſſor der Theologie zu Altorf. Seine exegetiſchen Arbeiten thun dem Kenner kein Genüge. Hat ſich gegen D. Erneſti ſehr mauſig gemacht, der ihm in der Theol. Bibl. die Wahrheit geſagt hatte. In der Kirchenhiſtorie und Patriſtik hat er beßre Kenntniſſe gezeigt, als in der Dogmatik.

Johann Samuel Dietrich.

Oberkonſiſtorialrath und Archidiak. an der Marienkirche zu Berlin. Ein Mann von liebenswürdigem Charakter und auszeichnender theologiſcher Klugheit. — Seine Unterweiſung zur Glückſeligkeit nach der Religion Jeſu iſt ein Meiſterſtück.

Johann Chriſtian Diez.

Profeſſor extr. der Theologie und Prediger zu Gieſen — ein herzensguter Mann — dem übrigens die Rechtgläubigkeit weder Schlaf noch Appetit benimmt. Er hat von der Sünde in den heiligen Geiſt geſchrieben, hats aber niemand kaufen und leſen wollen. Iſt übrigens ſehr gut bey Leibe.

Johann Chriſtoph } Döderlein.
Chriſtian Albrecht }

Erſterer, D. und Prof. der Theologie zu Altorf, gehört vielleicht unter unſere aufgeklärten Theologen, kommt aber ſehr langſam und ſpärlich mit ſeinen beſſern Einſichten zum Vorſchein. — Noch iſts nur heiſere Stimme, die aus der Vorrede zu ſeiner institutio theologi Christiani — hervortönt, damit er nur erſt die Ketzermacherei abzuwehren ſcheint: und ganz kann man doch nicht aus ihm klug werden. — Seine Kanzelmaterialien und ſein Eſſais machen ſeinen Einſichten Ehre. Die auserleſene theologiſche Bibliothek hat minder unſern Beifall. Herr D. iſt dem Amt eines Kunſtrichters über die theologiſche Litteratur noch nicht völlig gewachſen. Letzterer, D. und Prof. der Theol. zu Bützow, iſt minder hell. Bei ſeiner **Abhandlung von dem rechten Gebrauch und Misbrauch der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen** iſt er durchaus unbefriedigend. Bei ſeinen Comm de argumentis veræ divinitatis Christi in iis S. S. locis ubi vox ſpiritus de ipſo adhibita &c. hat er ſich wohl nicht beſonnen, daß man nun die Frage aufwerfen kann: ob nicht das πνευμα αγιον, das in fünf Stellen das göttliche (Talent) in Chriſto angezeigt (wie er ſehr gut bewieſen hat) nicht in allen Stellen das und etwas ähnliches ſeyn könne? und: woher er beweiſen könne, daß es in andern das nicht ſey, ſondern nothwendig eine dritte Perſon anzeigen müſſe? — Aber wenn unſere Theologen erſt anfangen werden, conſequent zu ſeyn, dann wird auch das Syſtem bald zu Grabe getragen werden.

Friedrich Wilhelm Dreſde.

D. der Theologie und Prof. extr. derſelben in Wittenberg — ein Nachbeter von Cruſiuſſen, der alles von dieſem ſeinem Meiſter bekam, nur deſſen Geiſt nicht.

Johann Auguſt Eberhard.

Weiland Prediger in Charlottenburg, jetzt Profeſſor der Phil. in Halle. Seine Apologie des Sokrates iſt eines der wenigen Bücher, die ſich über das Leben ihrer Verfaſſer hinaus erhalten werden. Es enthält Wahrheiten, tief gedachte, wie ſo, ſo vollſtändig, ſo ſtark, ſo elegant geſagte, wie in ſolches Licht geſtellte

Wahrheiten, daß es mir ein Räthſel iſt, wie der Verfaſſer einem allgemeinen Aufkreiſch der Wächter Zions entgehen konnte. Faſt glaub' ich das Buch, iſt über ihren Horizont geweſen, und iſt ihnen damit gegangen, wie der Kuh beim neuen Scheunthor. — Der einzige Seiler hat ſich beikommen laſſen, etwas dagegen zu ſchreiben, aber ſo elend, daß ihn H. Eberhard mit Ehren keiner Replik würdigen konnte. — Herr Eberhard iſt glücklich: daß er aus dem Cirkel einer Menſchenart heraus iſt, unter welcher vergleichungsweiſe mehr — — — ſteckt, als unter allen andern Menſchenarten. Als Philoſoph iſt er ohnſtreitig einer der erſten unſrer Nation. —

Johann Gottfried Eichhorn.

Ord. Prof. der morgenl. Sprachen zu Jena — iſt einer unſrer geſundeſten Philologen — ſchade, daß er an einem Orte lebt, wo man nicht vom Herzen wegſprechen darf — Seine **Einleitung ins alte Teſtament**, zeigt zur Genüge, daß er mit exegetiſchen Kenntniſſen, Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt und reifes Urtheil zu verbinden weiß. — Die im Jahr 1775 herausgegebne **Geſchichte des Oſtindi-**

indiſchen Handels vor Mahomed leidet viel Zuſätze und Berichtigungen.

Chriſtian Gottlob Eichler.

Paſtor an der Nikolaikirche zu Leipzig — hat oft das Podagra gehabt — und predigt, ohne dabei zu ſchwitzen.

Johann George Eiſen.

Er war ehedem Paſtor zu Torma in Liefland, legte aber ſein Amt 1775 nieder und kam in der Folge nach Mitau, wo ihn der Herzog zum Profeſſor der Oekonomie machte, mit 600 rthlr. Gehalt, und ihm ſehr viel Achtung und Freundſchaft erwies. Bald darauf ward ihm einige Meilen von Mitau ein ſchönes Schloß eingeräumt, wo er Aufſicht über die Oekonomie bekam und die herzoglichen Güter in Aufnahme bringen ſollte. Er hat auch da einige vortrefliche Einrichtungen gemacht, war aber, wie die meiſten Genies, ein ſo ungenierter, unbiegſamer, dreiſter, ich möchte faſt ſagen ungeſchliffner Mann, daß es der Herzog, ſo ſehr er ihn ſchätzte, doch in die Länge nicht mit ihm aushalten konnte. — Er hat viel über

Ins

Inokulation und Kräutertrocknung geſchrieben — zog zuletzt nach Jaropelcz, einem Landguth des rußiſchen Grafen Tſchernichef, wo er im vorigen Jahre verſtorben.

Johann Auguſt Erneſti.

D. und Prof. der Theol. zu Leipzig, geb. 1707 — der einzige Theologe unſers Zeitalters, der zugleich vollkommner Kenner der Alten war. Im Lateiniſchen ſcheint er ſtärker als im Griechiſchen geweſen zu ſeyn. Wenigſtens würden wir dem Prof. Fiſcher in Leipzig in Abſicht aufs Letztere über ihn ſetzen. Bei aller ſeiner ungeheuern Gelehrſamkeit, haben ihm zwey Dinge gefehlt, deren Beſitz ihn zum Größten unter allen Gelehrten gemacht haben würden — Heinens Geſchmack und Eberhards Philoſophie. Jenen hatte er ſo wenig, daß er nicht einmal fähig war, wahre Schönheit zu empfinden, geſchweige andere gegen ſie empfindlich zu machen. Und daran mag ſein Temperament wohl den meiſten Antheil gehabt haben; denn er hatte von Natur ein kaltes Herz, das nicht leicht für irgend etwas erwärmt werden konnte, ſelbſt denn nicht, wenn er Scenen des

Elends ſahe oder ſich vorſtellte: daher er auch im Stande war, die Ewigkeit der Höllenſtraſen zu glauben, ohne daß ſich eine Ader bei ihm regte. Von dieſer (der Philoſophie) war er ein abgeſagter Feind, und verachtete ſie deſto mehr, je mehr der ihm verhaßte Cruſius (welcher dafür ſeine Heiden nicht leiden konnte) ihr Studium anprieß und durch daſſelbe groß worden war. Und daraus muß man ſich das Räthſel erklären, daß er in allen denen theologiſchen Materien gründlich und lehrreich ſchrieb, bei welchen es auf Kritik und Sprachkunde ankam, und daß er im Gegentheil oft unbegreiflich fade und abgeſchmackt ſchwatzte, (wie z. B. in ſeiner diſſ. de Sacra Coena) wo aufgeklärte Philoſophie erfordert ward. — Uebrigens hat er in allem Betracht unſterbliche Verdienſte um die Gelehrſamkeit. Er hat unzählige junge Leute für das Studium der Alten eifrig gemacht, und Deutſchland vortrefliche Schulmänner geliefert. Er hat dieſes Studium durch ſchöne Ausgaben — des Cicero, Xenophon, Sueton, Tacitus, Ariſtophanes, Homer, Callimachus, Polyb, und — des Fabricius lat. Bibliothek — erleichtert. Er hat in ſeiner theologiſchen

Bibliothek der Welt einen reichen Schatz der beſten, dogmatiſchen, exegetiſchen, kritiſchen und hiſtoriſchen Bemerkungen hinterlaſſen. Er hat endlich in ſeinen Vorleſungen die beſten Köpfe der in Leipzig ſtudirenden Jugend (denn die Schwachen lieſen alle Cruſiuſſen zu) mit den vortreflichſten Kenntniſſen verſehen, und ihnen manchen ſeltnen Wink zum weitern Forſchen nach Wahrheit ertheilt. — Seine beſtändige Antipathie gegen Cruſius, war einer der kennbarſten Flecken ſeines Charakters; deſſen ſtärkſter Zug Zurückhaltung, Politik und ein wenig Falſchheit war. — In ſeinem Glauben war er — gewiß kein ſo genannter Orthodox, aber er wußte ſeine beſſern Einſichten immer meiſterhaft zu verbergen. Daher er zu Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen in Abſicht auf Religion directe, nichts erhebliches geleiſtet hat. Das einzige was er für die gute Sache that, war, daß er in ſeiner Bibliothek die Tellers, Semlers — und ähnliche Ketzer ſchonte, ihre Schriften lobte, und ſie zuweilen gegen Verunglimpfungen protegirte. Aber nie hat er ſich wieder irgend eine der abgeſchmackten Syſtemslehren öffentlich erklärt, man müſſe denn die Kleinigkeit verherrechnen, daß er den Lehrtropus in der Materie vom dreifachen Amte Chriſti verworfen hat. — Jetzt iſt er ſchon ſeit geraumer Zeit todt für die Welt, indem eine völlige Nervenſchwäche alle Kräfte ſeines Geiſtes abgeſpannt und ihn zu gelehrten Arbeiten unfähig gemacht hat.

Gotthard Friedrich
Johann George } **Faber.**
Johann Gottlieb

Die Herzenstheologie des erſtern, die er als Specialſuperintendent zu Neuſtadt im Würtembergiſchen ſchrieb, die mehrmal aufgelegt und wahrſcheinlich nur im Würtembergiſchen verkauft worden iſt, giebt ein ſchlechtes Vorurtheil für den dort herrſchenden Geſchmack in der Religion. Der D. Theolog. und Herzogl. Oberhofprediger, Johann Gottlieb, iſt als ein Mann von weitläuftigen Kenntniſſen ſchätzbar, indeß zeigt doch das, was er über den adaemonismus, über die dæmoniacos contra Wetſtenium und das dictionaire phil. portatif nebſt einer Menge von Predigten geſchrieben hat, mehr als zu ſehr, daß er ſich mehr in ein gewiſſes herrſchendes Syſtem hineingedacht, als die Spur der Wahrheit mit eignen Augen verfolgt hat. Der zweyte Faber, Lehrer an der lat. Schule zu Bergzabern, hat durch einige holländiſche Schriften, die die Streitigkeiten des bekannten Prof. von der Mark veranlaßten, ſehr tolerante Geſinnungen geäußert, die ſeinem Kopf und Herzen Ehre machen. Ein vierter Faber, der als Prof. zu Jena ſtarb, und durch ſeine Archäologie ſich als einen denkenden Kopf angekündiget hat, war ohnſtreitig der wichtigſte dieſes Namens, von dem man ſich viel hätte verſprechen können, wenn ihn die dummen Teufel nicht zu Tode gebetet hätten.

Jacob Friedrich Fedderſen.

Hofprediger zu Braunſchweig geb. 1736, — ein bekannter und geſchätzter aſcetiſcher Schriftſteller. Wir wollen auch nicht ganz in Abrede ſeyn, daß die Erbauungsſchriften dieſes Mannes, insbeſondre ſein Leben Jeſu für Kinder, noch immer unter die beſten gehören, die wir haben. Und vielleicht iſt ſelbſt der hier und da ſich findende dogmatiſche Sauerteig mehr Folge des Wunſches, ſich bei dem großen Haufen nicht verdächtig zu machen, als Folge eigner

Ueberzeugung. Mancher Mann ſieht mehr, als er ſagen darf.

Samuel Chriſtlieb
Carl Gottlob
Johann Samuel
Ferdinand Ambroſius
} **Fidler.**

Letzterer war ehemals katholiſcher Prieſter, hernach Proſelyt zu Hamburg — zuletzt Konſiſtorialrath und Superintendent zu Dobberan, ſtieg durch Heucheley mit Unwiſſenheit vergeſellſchaftet empor, und ſank durch Liederlichkeit und Betrügerey zur Schande eines Entlaufenen herab — zur Beſchämung ſeiner Beförderer und zur Warnung für alle, die ſich mit Proſelyten abgeben. Sein Proſelyt und ſein antipapiſtiſches Journal, ſind die elendeſten Schmierereien, die nur von dem groſſen Haufen der Schwachſinnigen verdaut werden konnten. Der zweite, Pfarr zu Briezen in der Lauſitz, und der dritte, Pfarr zu Dittersbach bey Pirna, ſind beide ebenfalls ungenießbare Schriftſteller. Der eigne Seelſorger des erſtern, iſt ein Original von fadem Gewäſch. Ein wenig mehr Kopf hat der Paſtor zu Dittersdorf (Samuel Chriſtlieb) lich) durch einige poetiſche Arbeiten gezeigt, übrigens aber durch ſeine Schrift über den Religionseid der ev. luth. Kirche mehr als zu ſehr verrathen, daß er an den Ketten des Vorurtheils liege.

Chriſtian Friedrich
Erdmann Rudolph
Johann Friedrich
Lorenz Friedrich
} **Fiſcher.**

Erſterer, ein Lottocaſſirer zu Anſpach, hat ſich die Langeweile mit frommen Verslein vertrieben. Wir haben von ihm ein fröhliches Chriſtenherz in Pſalmen und Liedern: das hohe Lied Salomo in gebundner Rede: und dergleichen Sächelgen mehr. Der zweite, Coburgſcher Generalſuperintendent, war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, aber auch felſenfeſtem Glauben. Seine Anweiſung zum richtigen Gebrauch des Catechismus und ſeine Schrift über die Augſ. Confeſſion ſind Beweiſes genung, daß ſich die theologia liberatior nichts von ihm verſprechen durfte. Sein Sohn, Johann Friedrich, Profeſſor der Phil. und Rektor an der Thomasſchule zu Leipzig, iſt ein deſto hellerer und aufgeklärterer Mann, der Himmel und Erde in Bewegung ſetzen würde, wenn er einen Commentar übers N. Teſt. nach ſeiner Ueberzeugung ſchreiben wollte. Er iſt ein Philolog, der wenig ſeines gleichen hat, ſowohl in Abſicht auf Beleſenheit in den Schriften der Griechen, tiefen und dabei feſten Blick, groſſen Beobachtungsgeiſt, und reifes kritiſches Urtheil, als auch in Abſicht auf Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe. Schade, daß er bei ſeinen groſſen Talenten ein hypochondriſcher Murrkopf iſt. — Seine Ausgaben griechiſcher und lat. Autoren, ſind theils durch ihre kritiſche Genauigkeit, theils durch die von ihm angehangnen Indices ſchätzbar. In ſeinen Programmen, oder wie ers nennt, Proluſionen, ſteckt ein herrlicher Vorrath philologiſcher Bemerkungen, nur daß einige (beſonders die de vitiis Lex. N. T.) den Kenner dadurch ermüden, daß ſie manche bekannte Dinge ſo wortreich und in ſolchem Tone vortragen, der ihrem Verfaſſer das Anſehen der Alleinweisheit giebt. — Der vierte der Fiſcher, Diakonus an der Marienkirche zu Danzig, iſt der unerheblichſte. Seine medulla libr. ſymb. und kurzer Weg zur richtigen Erkenntniß ꝛc. ſind nicht zu genießen.

Johann Reinhold } Forſter.
Johann Chriſtian

Unſere Leſer kennen ſchon den berühmten Forſter, der mit dem Cap. Cook eine Reiſe um die Welt gemacht hat. Er war ehedem reformirter Prediger bey Danzig. Er hat nichts theologiſches geſchrieben, aber deſto mehr die Geographie und Naturgeſchichte bereichert. Er ſoll als Profeſſor der letztern nach Halle berufen ſeyn. Sein Temperament iſt im höchſten Grade choleriſch. Und dieſe Hitze hat ihn auch in London ſo viel Feinde gemacht, daß er nicht empor kommen konnte. Er iſt ſonſt ein gutdenkender Mann, und angenehmer Geſellſchafter. — Sein Sohn der Prof. in Caſſel, iſt dem Vater gleich an Geiſt und Kraft, und übertrift ihn an Sanftheit und Güte des Herzens. — Herr Johann Chriſtian Förſter, Prof. der Phil. zu Halle, hat ſich durch eine Abhandlung über die Wunderwerke unter die Theologen gemiſcht, die leicht das elendeſte ſeyn mag, was über dieſes Subject geſchrieben worden.

Johann

Johann Heinrich Samuel Formey.

Prediger und Profeſſor der Phil. auch beſtändiger Sekr. der königl. preuſſ. Akademie der Wiſſenſch. zu Berlin — ein Mann von vielen Verdienſten, und auſſerordentlicher Arbeitſamkeit. Als Philoſoph und Kenner der Geſchichte behauptet er einen anſehnlichen Rang. Als Theolog dünkt er uns nicht hinlänglich aufgeklärt.

Gottlieb Athanaſius Freylingshauſſen.

D. und Prof. der Theologie und Director des Waiſenhauſes zu Halle — hat ſich durch keine wichtige Schrift bekannt gemacht — verdient aber als ein Mann, der im Stillen Wahrheit ſucht, theologiſches Vorurtheil und theologiſche Cabale verabſcheut, und bey ſehr aufgeklärten Religionsbegriffen ein Freund der Toleranz iſt, und — Semlers neuſte Thorheiten mit herzlichem Misfallen betrachtet — die Hochachtung aller Rechtſchaffnen.

Johann Friedrich Friſch.

War Bakkalaureus der Theol. und Prediger zu St. George in Leipzig, ein ſchreibſeliger Mann, dem Cruſius mit der Apokalypſe den Kopf verdorben hatte. Sein polemiſcher Catechismus iſt nebſt dem apokalyptiſchen ein Monument von Geiſtesſchwäche.

Juſt Friedrich Froriep.

D. und Prof. der Theologie zu Erfurt, — ein Mann von mittelmäſſigem Kopf und eben ſo mittelmäſſigen Kenntniſſen. Anfangs machte er einiges Aufſehen mit ſeiner arabiſchen Gelehrſamkeit, welche die Recenſenten anſtaunten, weil ſie nichts davon verſtanden. Seine Bibliothek der theolog Litteratur war und iſt voll unreifer Urtheile. Seine Inauguraldiſſ. de nova ratione conjungendi theologiam dogmaticam cum morali zeigt eben dies noch deutlicher. Die nova ratio lief ohngefähr darauf hinaus, daß man eine Dogmatik und Moral vom Buchbinder zuſammen binden laſſen ſolle, um beide vereinigt zu haben. In ſeinen Predigten ſind doch einzelne gute Stellen, die Anlage zum Redner verrathen. Er war ſonſt kraß orthodox, ſoll aber doch jetzt anfangen, beſſre Einſichten zu bekommen, und ſich der kleinen Zahl der aufgeklärten Theologen zu nähern. Gebs Gott, daß er ſie bald völlig erreiche! An der Möglichkeit zweifeln wir nicht, denn er iſt ein Mann von unermüdetem Fleiß.

Friedrich Carl Fulda.

Pfarr zu Mühlhauſen an der Enz im Würtembergiſchen — ein philoſophiſches Genie. Seine Preisſchrift über die zwo Hauptdialecte der deutſchen Sprache, Leipzig 1773, und — ſeine Germaniſchen Wurzelwörter nach der Reihe menſchlicher Begriffe, ſind bekannt. Ob er in der Theologie ſo viel kritiſchen Geiſt habe, als er in ſeinen Räſonnements über Sprache gezeigt hat, wiſſen wir nicht, und werdens auch wohl nie erfahren, ſo lang er im Würtembergiſchen lebt.

Johann Joſeph Gasner.

Wer kennt den Pfarr zu Klöſterl nicht, der mit ſeinen Teufelsbannereien und Exorciſmen Thorenäſte und Weiſe zu Narren machte? Wie hat ſich Lavater an ihm verguckt! — In den Jahren 1774 — 1776 war ſeine Hauptepoche. Seine Kunſt beſtand darinnen, daß er die Patienten durch Geſchrei und Fakſen betäubte, und ihre Immagination ſich ſo zu eigen machte, daß ſie nun redeten, handelten und fühlten, was er von ihnen geredet, gethan, und empfunden haben wollte. Einige feine Vögel, die das merkten, und Entſchloſſenheit genung hatten, ſich von ſeinem Gebrüll nicht irre machen zu laſſen, haben ſeine elende Kunſt mehr als einmal lächerlich gemacht, und ihn zu der elenden Ausflucht genöthiget: „dieſer **Patient hat keinen Glauben.**"

Johann Gottfried Geißler.

Rector in Schulpforte, iſt ein gelehrter Schulmann, der über die **künſtliche und gekünſtelte Erziehung** und, über die **ſpielende Erziehung** einige Progr. geſchrieben hat, die von Einſicht zeigen. Doch ſoll es ihm ſelbſt an Methode gefehlt haben, und zu ſeiner Zeit das Lateiniſche in der Schule zu Gotha ſchlecht beſtellt geweſen ſeyn.

Johann Wolfgang Göthe.

Iſt Saul auch unter den Propheten? Ja freylich. Wer kennt nicht den **Brief des Paſtors** *** an den neuen Paſtor zu ***: **die zwo bibliſchen Fragen** an einen Landgeiſtlichen in Schwaben und — **die Fragmente**, in denen er Lavaters Gefühlchriſtenthum und Wunderkräfte ſo meiſterhaft vertheidigt hat? — Er geht, auch in der Theologie — wie die Genie's alle, ſeinen eignen Weg — iſt zu klug, um die Religion der Götzen und Seiler zu verfechten, und zu ſtolz, um ſich an die Reformatoren anzuſchließen. Daher hat er mit Herdern und einigen andern eine eigne Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgetheilt, und — im Grunde mit dem lieben Publikum ſeinen Spaß gehabt.

Johann August Ephraim
Johann Melchior } Götze.
Johann Nikolaus

Letzterer heiſt eigentlich Götz, und iſt Superintendent in der Grafſchaft Sponheim. Die chriſtliche Kirche kennt ihn nicht ſehr. Aber deſto mehr ehren ihn die Dichter als einen ihrer

rer Beſten. Erſterer iſt Prediger zu Quedlinburg, und hat ſich ſo wenig, wie jener, am Catechismus verſündiget, ſondern die Naturgeſchichte zu ſeinem Lieblingsſtudium gemacht. Der zwote nur iſt eigentlicher Theologe, und der **Petrus** der lutheriſchen Kirche. Die Titel ſeiner Schriften füllen viele Seiten. Er hat zeitlebens nichts gethan, als in der Nähe und Ferne über alle die Leute ein wachſames Auge gehalten, welche die Welt klug machen wollten. Gegen dieſe Leute hat er geredet, gepredigt, geſchrieben, gedonnert — was das Zeug halten wollte. Baſedow, Alberti, Büſching, Göthe, (Leiden Werthers) Bahrdt und Semler waren die vornehmſten Gegenſtände, an denen er ſeine Klopffechterkunſt übte — meiſtentheils in Compagnie mit dem dicken Ziegra. — Seine Schriften über die **Compluter** Bibel, und ſeine **Geſchichte der gedruckten niederſächſiſchen Bibeln**, verrathen dennoch einen Mann, der nicht ohne Kopf und Kenntniſſe iſt. — Der bekannte Dreier in Hamburg hat ihm manche unangenehme Stunde gemacht. Das war ihm der Satansengel, der ihn mit Fäuſten ſchlug. Gott hab ihn ſelig!

Euſtach Moritz Goldhagen.

Superintendent in Preuſſ. Minden, hat ſich durch ſeine Predigten, **über die knechtiſche Furcht Gottes**, als einen aufgeklärten Theologen bekannt gemacht.

Hermann Goldhagen.

Das iſt der berühmte D. Theol. zu Mainz, welcher in ſeiner **ſchriftmäßigen Moral** die Gellertiſche Moral mit den Ausſprüchen des Conciliums zu Trident verglichen, und die gefährlichſten Ketzereien derſelben dadurch an den Tag gebracht hat.

Johann Jacob } Grieſbach.
Conrad Caſpar }

Vater und Sohn: beide ein paar vortreffliche Männer, in Abſicht auf Talente, Gelehrſamkeit und Charakter. Der Vater, Conrad Caſpar, war Prediger zu Frankfurth am Mayn, hat ſich durch Herausgabe der Rambachſchen Moral und einiger exegetiſchen Schriften bekannt gemacht. Sein Sohn iſt Prof. der Theologie zu Jena, von dem wir eine der beſten

Ausgaben des N. T. haben. Er iſt unter unſern vorzüglichſten Exegeten, und dabei ein warmer Freund der Wahrheit, der ſeinen akademiſchen Zuhörern manchen freymüthigen Wink zur beſſern Einſicht in die Religion giebt.

Chriſtian Friedrich Gromann.

Paſtor zu Groſſcorbetha bey Weiſſenfels, hat **Cruſius Berechnung der 70 Wochen Daniels**, und **Newtons Beobachtungen zu den Weiſſagungen Daniels** aus dem Lat. überſetzt, — ſelbſt ein leerer Kopf.

Joachim Chriſtian Grot.

Prediger bey der lutheriſchen Waſilei-Oſtrowiſchen Gemeine zu Petersburg, hat die Blattereinimpfung in einigen gedruckten Predigten empfohlen, und einen Beytrag zur Geſchichte der evangeliſchen Luth. Kirchen in Rußland geſchrieben. — Ein geſchickter Mann.

Johann Friedrich Gruner.

War D. und Prof. der Theol. zu Halle — ein Mann von choleriſchem Temperament, aber wohlwollendem Herzen. In ſeinen frühern Jahren

ren trieb er Schulwiſſenſchaften, und edirte ſelbſt einige alte Autoren mit Noten, die den Kenner verrathen, und legte dadurch ohnfehlbar den Grund zu ſeinen reifern Einſichten in der Theologie, welche er hernach durch ſeine Dogmatik und Polemik (beyde in lat. Sprache) an den Tag legte. Er war im Geſtändniß ſeiner theologiſchen Ueberzeugungen weit ehrlicher und offenherziger, als Semler.

Johann Jacob Gülcher.

Er hat nichts drucken laſſen, als eine nova et facilis expoſitio loci. Gen. 49, 10. iſt aber einer der einſichtsvollſten und hellſten Theologen, die ich kenne, der ſeine Vernunft vom Glauben ans Syſtem nie hat gefangen nehmen laſſen. Iſt reformirter Prediger zu Eupen im Cölniſchen.

Johann Friedrich Hähn.

Generalſuperintendent und Konſiſtorialrath zu Aurich in Oſtfrießland. In Hiſtorie, Naturgeſchichte und Mathematik beſitzt er ſchätzbare Kenntniſſe. Aber als Theolog — — Er hat eine große und kleine Glaubenslehre herausgegeben, die ſehr oft aufgelegt werden ſind — und in dem unſer einer nicht drey Seiten ohne Ueblichkeiten leſen kann.

— — — — Hartmann.

Caplan zu Dürkheim an der Haard — ein Original von einem Mann, der bey einem frappanten Grade von Ignoranz, ſich in der ſeligſten Allgenugſamkeit befindet.

Johann Peter Haſenkamp.

War Rektor am Gymn. zu Duisburg. Wir haben von ihm Theſes contra Socinum — **Predigten im Geſchmack der erſten drey Jahrhunderte — Unterredungen wider die einreißſenden Irrthümer unſerer Zeit.** Er war ein Schwärmer und Liebling — Lavaters. — In Rinteln iſt auch ein Haſſenkamp. Das iſt ein andrer Mann — hellen Kopfs und edlen Herzens. Schade, daß der die Ruhe ſo ſehr liebt! Er könnte, beſonders zu Berichtigung der Bibelerklärung, viel thun. Aber er denkt: procul a Theologis, procul a fulmine.

Chriſtian Heinrich Hecht.
Ehrhard Chriſtian Hechtfiſcher.

Wir haben den Hecht und den Fiſcher zuſammengeſtellt — weil ſie beide im Waſſer le-

ben.

der. Jenes, des Paſtors zu Soſo bey Zwickau, ſiegender Glaube der Kinder Gottes, und ſeine Verbindlichkeit ſich zu der von J. geſtifteten Religion zu bekennen, ſind ganz voll dieſes Elements — ſo wie des letztern (Zuchthaus Prediger zu Bareuth) Predigten zur Erbauung. — Es war ein Prediger aus dem Bareuthiſchen, der ſich Hechtfiſcher nannte, vor ein paar Jahren in Heidesheim, und wollte da Lehrer am Philantropin werden, ward aber nicht angenommen, und ging hernach unter die Comödianten. Er gab vor, er ſey im Bareuthiſchen der Heterodoxie wegen verfolgt worden. Wir können aber nicht ſagen, ob das der obige Hechtfiſcher war.

Tobias Gottfried Hegelmaier.

Profeſſor und Prediger des Kloſters Bebenhauſen, bey Tübingen. Sein tractatus de remiſſione peccatorum 1770, und ſeine Zeichen der Zeit 1774, ſind Früchte eines ſehr mittelmäßigen und aller Erleuchtung der Philoſophie entbehrenden Kopfes. Er hat auch Imman. Hofmanns demonſtrationem evangelicam herausgegeben, ein an ſich elendes Buch, das aber durch ſeine Noten und angehängte Commentation: de recta ratione allegata veteris Teſt. interpretandi, noch unſchmackhafter worden iſt.

— — — Heumann.

Soll ein Magiſter in Halle ſeyn — aus der Semleriſchen Schule — ein Original von ſeichtem Kopf. Siehe die Recenſion ſeines Buchs über die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, in der Berl. gel. Zeitung.

Juſtus Chriſtian Hennings.

Prof. der Philoſophie zu Jena — eben keiner der erſten Philoſophen unſers Zeitalters — auch kein eleganter Schriftſteller — aber doch ein Mann von viel Kenntniß und Beleſenheit — der ſich in den neuen Zeiten durch ſeine Schriften über Geſpenſter und Erſcheinungen, (die an einem gewiſſen Sup. Schwarz einen Gegner gefunden haben, welchem der Kopf ein wenig vernagelt zu ſeyn ſcheint) um die chriſtliche Kirche ſehr verdient gemacht hat.

Johann Georg Herder.

Iſt ein Kraftgenie. Und man weiß ja, wie dieſe Herren ſind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, ſchlagen links und rechts um ſich, ſeh'n alles was ihnen in den Weg kommt, für unſers Herrgotts Hornvieh an, und denken ſich immer als die Einzigen vernünftigen Geſchöpfe, die unter dem Monde leben. — Herr Herdern war ſchon die Welt zu enge, da er noch Rector in Riga war. Er legte ſein Amt nieder, und ging aus, ſich eine höhere Bahn zu ſuchen. Seine Fragmente waren das erſte, was das deutſche Publikum aufmerkſam auf ihn machte. Und ſchon da zeigte er, daß es ihm nicht genüge, ſelbſt groß zu ſeyn, ſondern daß er auch das Gebäude ſeiner Gröſſe ſchlechterdings auf den Trümmern fremder Ehre errichten wolle. Im Jahr 1774 entdeckte er ſich vollends ganz: da er in ſeiner älteſten Urkunde und denen darauf erfolgten fünfzehn Provinzialblättern*) alle ſeine Vorgänger in der

---

*) Die Provinzialblätter ſind offenbar der Pendant zu des Pascal lettres provinciales, wo dieſer die Jeſuiten als

Schriftauslegung, nahmentlich einen Grotius, (den er als Buben und Schurken behandelt) desgleichen Herrn Michaelis, Spalding, und mit ihnen faſt alle neuere Theologen, denen die Welt ihr bisgen Aufklärung in der Religion zu verdanken hat, als Grützköpfe aufſtellte, und ſich vor denjenigen ausgab, der allein die Ehre des Heiligthums retten, und Geſichtspunkt, Sinn und Deutung der alten Religionsurkunden aufzufinden — vom Himmel geſandt ſey. Dieſer Geiſt herrſcht auch in den **Liedern der Liebe** (wo die Tellerſche Pſalmenprobe verächtliche Seitenblicke bekommt,) und im **Maranatha.** Ueberall Eigendünkel und Alleinweißheit. Und doch im Grunde — in allen dieſen herderiſchen Schriften nichts als **Hypotheſen** — die er mit der ganzen Macht einer lebhaften **Imagination** zuſammenzureihen, und denen er vermittelſt des eignen Klingklangs ſeines hyperboliſchen Styls ein ſo kralles Colorit zu geben weiß, daß der große Haufe ſie anſtaunt, Maul und Naſen auf-

---

als Betrüger, Heuchler und Schelme darſtellte, und H. Herdern veranlaßte, gewiſſe Männer in dem nämlichen Lichte zu zeigen und mit hämiſchem Witze zu verunglimpfen. Der edle Mann!

aufſperrt, gaft, bewundert, ſich die Stirne reibt, die Augen auswiſcht, um was zu ſehen und — nichts ſieht — weils nichts iſt — indeß daß der Weiſe die Achſeln zuckt, und die geäften Zuſchauer bedauert. Das abgeſchmackteſte unter allen iſt ohnſtreitig ſeine erklärte Offenbarung Johannis unter dem Titel Maranatha, wo noch dazu die Hauptſache (daß das Buch eine poetiſche Verkündigung — von der Zerſtörung des Judenthums iſt) mit ſammt den Beweiſen aus dem Joſephus nicht, wie H. H. vorgiebt, ſeine Erfindung iſt, ſondern längſt aus den Bahrdtiſchen neuſten Offenbarungen jedermann bekannt ſeyn müſſe. Wenn wir unſer Urtheil von Herdern kurz ſagen ſollen, ſo würden wir ihn den Pendant von Lavatern nennen. Eine raſche, feurige, lebhafte, kühne Imagination, die alles umfaßt, alles durchſchaut, — alles im hohen Sonnenglanze ſieht — folglich immer mehr ſieht, als die andern Sterblichen mit dem gemeinen Auge entdecken, — folglich alles koloſſaliſch findet, und koloſſaliſch denkt, und koloſſaliſch nachmahlt. Das einzige unterſcheidet ihn von Lavatern, daß er die Gegenſtände, die ihm ſeine Imagination zeigt, mit etwas ſcharfem Blick beobachtet — daher er weniger Schwärmer iſt: dazu auch wohl das flüchtigere Blut das meiſte beitragen mag. Uebrigens iſt er ein kaum mittelmäßiger Philoſoph und in der Sprachkunde, vornehmlich im Hebräiſchen, nahe an der Sphäre der Unwiſſenden — welches wir ihm auf ſein gebührendes Nachſuchen ad oculum zu demonſtriren erbötig ſind.

Gottlob
Johann Georg } **Hermann.**
Johann Gottfried

Erſterer, Paſtor zu Löbau, hat eine Menge einzelner Predigten drucken laſſen, in welchen faſt immer eine witzig ſeyn ſollende Allegorie zum Grunde liegt. Der zweyte, Pfarrer in der Reichsſtadt Memmingen, hat einige unbedeutende Gelegenheitsſchriften herausgegeben. Der dritte, Oberhofprediger und Oberkonſiſtorialrath zu Dreſden, iſt ein feiner Hofmann, und toleranter Theolog; hat nichts, als einige Predigten drucken laſſen.

Johann Timotheus }
Hermann Daniel } Hermes.
Johann Auguſt }

Die erſten beyden ſind Brüder: beyde Prediger zu Breslau. Jener iſt der berühmte Verfaſſer der **Geſchichte der Miß Fanny Wilks**, der **Predigten an die Kunſtrichter und Prediger** und, von **Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen**. Er äuſert in dieſen Schriften völlig den Geiſt der Duldung, ſcheint aber ſelbſt ſein Religionsſyſtem noch nicht aufs reine gebracht zu haben. Sein Bruder, Herrmann Daniel, hat eine Abhandlung über die **groſe Lehre vom Gewiſſen** ꝛc. eine **Sammlung kleiner Schriften** und, **Auszüge ſeiner Predigten** herausgegeben, die von keinem Belang ſind. Der dritte Hermes, iſt jetzt Konſiſtorialrath und Oberprediger in Quedlinburg, und war vorher Probſt zu Wahren im Mecklenburgiſchen: wo einige blinde Wächter Zions in ſeinen Schriften, die man ſchon längſt ohne Seelengefahr geleſen hatte, auf einmal anfiengen Ketzerei zu riechen, ihn, wie natürlich iſt, zu verfolgen, und ſein Leben durch die abſcheulichſten Demüthigungen und Kränkungen ſo zu verbittern, daß er endlich ſeinen Stab weiter ſetzen muſte. — O ihr Prediger des Evangeliums! — Sein Handbuch der Religion (deſſen zweyte Auflage ſo viel Cenſurſpectakel in Leipzig gemacht hat) iſt vortreflich, und gewiß das beſte dieſer Art, was wir zur Zeit aufzuweiſen haben.

George Peter
Johann Justus } Herwig.

Jener iſt Rector zu Worms — der aber von Schulwiſſenſchaften nie Profeſſion gemacht hat. Um bey ſeiner Unwiſſenheit nicht ganz in obſcuro zu bleiben, hat er ſich zu den Gänſen des lutheriſchen Capitols geſellet, und gegen Bahrdts Ketzereien und Philantropin ſein Stimmgen erhoben — in einigen Bogen, betitelt: **die göttliche Verherrlichung durch arme ſtudirende Jugend.** Letzterer hat die lutheriſche Kirche, deren Lehrer er war, verlaſſen, und iſt zur katholiſchen übergegangen, in der er ſich als würzburgiſcher Commercienrath und Profeſſor der ſch. Wiſſenſchaften freilich beſſer befindet. **Seine vorläufige Nachricht an das Publikum wegen ſeiner Religionsveränderung,** Würzburg 1772, iſt ein Gemengſel von Sophiſtereien, dem mans gleich anſieht, daß es nichts als Maske ſeyn ſollte. In ſeinem Litterariſchen Journal hat er einige Briefe von Bahrdt abdrucken leſſen, aus denen erhellet, daß ihn dieſer weidlich geäft haben mag, weil er ſchwach genung war, einen Uebertritt dieſes Mannes zu ſeiner Kirche zu erwarten.

Johann Jacob Heſſ.

Der bekannte Verfaſſer der **drey letzten Lebensjahre** Jeſu und der Schrift: **von dem Reiche Gottes.** Beyde athmen den Geiſt der Liebe und der Duldung, und zeigen von ſcharfem Blick, Beobachtungsgeiſt und reifem Urtheil. Doch thun ſie dem Kenner noch nicht Genüge. Es iſt doch immer nicht der wahre Geſichtspunct, aus welchem Herr Heſſ das Gros der Wundergeſchichte des A. u. N. Teſtaments betrachtet, obgleich hier und da einzelne Stücke vortreflich bearbeitet ſind.

Wilhelm Friedrich Hezel.

Von ſeiner **Bibel alten und neuen Teſtaments vollſtändig erklärt** und mit hiſtoriſchen

Ein=

Einleitungen in jedes bibliſche Buch verſehen, iſt an' Oſtern der erſte Theil erſchienen. — Wer eine Sammlung von Auslegungen und Hypotheſen ſucht, in welche das erträglichſte, was allenfalls noch die rechtgläubigen Ausleger bisher geſagt haben, zuſammengetragen iſt, der mags kaufen. Wer aber Philoſophie über Bibel und Wundergeſchichte erwartet, bleibe davon.

— — — Heuſinger.

Diakonus zu Eiſenach — hat die Welt mit 18 Bänden Leichenpredigten heimgeſucht.

Jacob Friedrich Hirt.

D. und Profeſſor der Theol. zu Wittenberg — auch ein Polygraph — der auch Beyträge zu den obengedachten Leichenpredigten geliefert hat. — Sein Hauptfach war immer die orientaliſche Litteratur: doch kann man in ſeinen Schriften nichts als einige Stärke in dem mechaniſchen der morgenländiſchen Sprachen entdecken. Eigentlicher Philolog darf er nicht genannt werden. Um das zu ſeyn, muß man Genie, Geſchmack, Beobachtungsgeiſt und Philoſophie haben: und das alles war ſeine Sache nie. — Seine Abhandlung z. B. über Pſ. 45. worinnen von dem herrlichen Schmuck der Braut Jeſu — gehandelt wird, und einige ähnliche Schriften, ſind Zeugen davon. Auch ſeine orientaliſche Bibliothek iſt für den Kenner nicht auszuhalten.

— — — Hofſtede.

Der wahre Johann Melchior der Holländer. Alles was wir oben von jenem geſagt haben, gilt auch von ihm, nur mit dem Unterſchiede, daß er bey ſeiner tobenden Ketzermacherei, noch überdies ein trübſeliger Ignorant iſt. — Und dieſer ſtupide Mönchskopf iſt Prediger und Profeſſor der Theol. zu Rotterdam.

Johann Nikolaus v. Hontheim.

Iſt der berühmte Verfaſſer des: Iuſtini Febronii liber ſingularis de ſtatu eccleſiæ. Tomi IV. 1763 — 1774. 4. ein Mann von großen Talenten — der aber nun die dreuſt geſagten unwiderleglichen Wahrheiten, die jenes Buch enthält, wiederrufen hat, weil er — wider den Strom nicht ſchwimmen konnte.

M.

M. G. A. Horrer.

Hat ein fades Ding gegen das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß drucken laſſen, und nachher Nationalgeſänge der Iſraeliten herausgegeben, die unter aller Kritik ſind. Die Natur ſcheint ihn verwahrloſet zu haben.

— — — Hüpel.

Prediger zu Oberpahlen in Liefland — auch ein vortreflicher Kopf — der ſich durch ein Pro Memoria an die, welche den Herrn M. Mendelsſohn durchaus zum Chriſten machen wollen ꝛc. und durch das Buch: vom Zweck der Ehen, als einen Denker und geſchmackvollen Schriftſteller gezeigt hat. Wir haben auch (auſſer ſeinem Origenes) topographiſche Nachrichten von Lief- und Ehſtland von ihm, welche mit vielem Fleiß gearbeitet ſind.

Adam Friedrich Ernſt
Chriſtoph Gottfried } Jakobi.
Johann Friedrich

Erſterer, Superintendent und Pfarr zu Cranichfeld im Gothaiſchen, hat ſich blos durch

Schriften aus der Naturgeſchichte und Haußhaltung bekannt gemacht. Der zweyte, der Generalſuperintendent des Fürſtenthums Halberſtadt, iſt auch Oekonom, hat aber durch einige theolog. Schriften, z. B. das verſöhnende in dem Leben Jeſu — Die Vorzüge wahrer Chriſten vor blos natürlichen klugen und tugendhaften Menſchen — Warum iſt das Chriſtenthum verachtet? — ſich zugleich als ein Theologe gezeigt, der mehr Glauben als Philoſophie hat. Der dritte, der Generalſuperintendent zu Zelle, iſt ohnſtreitig der gelehrteſte, der auch als Schriftſteller den meiſten Geſchmack, reifes Urtheil und Duldſamkeit verrathen hat. Indeß iſt ſein Glaube auch noch über die Vernunft.

— — — Ide.

Prediger an der Peterskirche zu Leipzig — ohnſtreitig der beſte unter den Leipziger Predigern, der ſich durch vernunftmäßigen Inhalt und geſchmackvollen Vortrag ſeiner Reden auszeichnet. Lebte er in einem freyen Staate, er würde viel zur Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen beytragen und — vielleicht auch geſunder ſeyn.

Johann

Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem.

Vicepräſident des Herzogl. Braunſchw. Oberkonſiſtoriums, Abt zu Marienthal, Oberhofprediger ꝛc. — Es iſt merkwürdig, daß die ſpätern Arbeiten dieſes vortreflichen Mannes ſeine frühern ſo ſehr an Gründlichkeit des Inhalts ſowohl als an Schönheit und Feuer des Ausdrucks übertreffen. Seine Predigten vom Jahr 1745 — 1757, wie matt, wie wortreich, wie ermüdend! Nur ein Publikum, das vielleicht nie in ſeiner Mutterſprache Muſter vollkommener Beredſamkeit geleſen hatte, konnte ſie anſtaunen. — Im Gegentheil ſeine **Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion**, welche reife Früchte des Nachdenkens und der Wahrheitsforſchung! und, welch eine männliche Beredſamkeit, welch ein Schmuck des Vortrags, welch ein Feuer — in einem Greiſe, der als Mann noch faſt kalt ſchien! — Indeß dürfen wirs wohl offenherzig geſtehen, (unbeſchadet der Achtung gegen einen in allem Betracht ſo verehrungswürdigen Mann) daß auch dieſe Betrachtungen von unſerm Publikum noch ein wenig zu ſehr angeſtaunt werden. Der Herr

B. iſt Meiſter in der Kunſt, ſeine Gegenſtände alle von ihrer vortheilhaften und gefälligen Seite vorzuſtellen, ihre ſchwache Seite zu verbergen, und ſeinen Auflöſungen dadurch ein ſo ſtarkes Colorit zu geben, daß der gemeine Leſer nothwendig bezaubert und hingeriſſen werden muß. Sollte aber einmal der rechte Mann darüber kommen, der mit unbefangenem Blick jede Blöße ausſpäht, jedes Ding in ſeinem wahren Geſichtspunkt beſchaut, ſich von keinen Farben der Beredſamkeit blenden läßt, ſondern die Gegenſtände von allen ihren Seiten betrachtet: ſo dürfte ſichs leicht offenbahren, daß das aufgebaute Offenbarungsſyſtem keine Haltbarkeit hat, und — daß ächte Religion von Wundern und unmittelbarer Offenbarung ganz unabhängig iſt.

— — — Iſenbiehl.

Ehedem Prof. der heil. Schrift und der morgenländiſchen Sprachen zu Maynz machte ſich zuerſt in Göttingen durch eine kleine Schrift über den Gebrauch des ſyriſchen puncti diacr. bey den verbis, und hernach durch eine Chreſtomathia patriſtica græca — 1774 bekannt. Jetzt hat dieſen aufgeklärten und nützlichen Mann, deren die katholiſche Kirche ſo wenig aufzuweiſen hat, der Geiſt der Intoleranz unglücklich gemacht. Er ſchrieb eine diſſ. über Eſ. 7. wo er den Immanuel, wie alle heutigen vernünftigen Ausleger, von des Propheten Sohn, nicht vom Meßias, erklärte. Dies alarmirte ſeine Feinde, die er ſich unter dem unvergeßlichen Joſeph Emmerich, durch ſeinen Antheil an dem Geſchäfte der Erziehungsreforme zugezogen hatte, daß ſie ihn der gefährlichſten Ketzerei verdächtig machten, und — nachdem er unbeſonnen genung geweſen war, ſich, dem erſten Gefängniß entſprungen, wieder auffangen zu laſſen, da er entkommen konnte — zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen. — Armer, edler Mann! iſt denn in der weiten Welt unter allen Großen und Mächtigen der Erde kein Menſchenherz, das durch Vorſprache dein Schickſal mildern will? — O du verrathnes und verkauftes Chriſtenthum!

Leonhard Johann Carl Juſti.

Prof. zu Marburg, hat im Jahr 1774 durch ſeinen Weiſſagungsgeſang Moſes ſich zuerſt als einen Mann von Kopf und Geſchmack gezeigt. Er iſt gewiß einer unſerer weiſen Männer, die das Joch der Religionsvorurtheile abgeworfen haben, nur daß ihn Furcht vor der chriſtlichen Klopffechterey nöthigt, ſeines beſſern Glaubens im Stillen zu leben.

J — — A — — } Kayſer.
Chriſtian Bernhard }

Erſterer, Pfarr zu Maſſenheim in der Grafſchaft Ebſtein, iſt auch auf den theologiſchen Kampfplatz getreten, und tunkte im Taumel die Feder in ein Bemmeriſches Dintefaß, und ſchrieb das gerettete **Eden von den falſchen Erklärungen D. Bahrdts.** — Letzterer, Oberpfarr zu Mark Oldendorf, hat verſchiedene theologiſche Schriften aus dem engliſchen überſetzt.

— — — — Kiesling.

D. und Prof. der Theol. und Prediger zu Erlangen, war vorher Profeſſor der Phil. zu Leipzig. Seine Stärke war in der Kirchenhiſtorie. Als Prediger war er elend, und als Theolog glaubte er, was die Kirche glaubte.

Erich

Erich Chriſtian Klevesahl.

Ehedem Profeſſor der Moral in Gieſſen, jezt Superintendent in Dürkheim an der Haard — hat einige Predigten und Gedichte herausgegeben, die herzlich elend ſind. Der Mann iſt ohne alles Talent, und — weiß es nicht.

— — — Knapp.

Auſſerordentlicher Profeſſor der Theologie zu Halle, einer unſerer fleiſſigſten und einſichtvollſten Exegeten, deſſen Pſalmen-Ueberſezung zur Zeit die beſte iſt, die wir haben. Als Theolog iſt er faſt völlig vom Vorurtheil entfeſſelt. Nur Klugheit und angebohrne Schüchternheit halten ihn von lauten Bekenntniſſen zurück. Unter den Docenten hat er den ſtärkſten Applaus. Er iſt dabei ein Mann von dem beſten Herzen und ausnehmender Beſcheidenheit.

Franz Anton Knittel.

Herzogl. Konſiſtorialrath und Generalſuperintendent zu Wolfenbüttel. Sein Verdienſt iſt Kritik und Sprachkunde. Mit der Dogmatik ſcheint er ſich nicht gern zu bemengen. Wir haben von ihm Ulphilae versionem gothicam nonnullorum &c. — Beyträge zur Kritik ꝛc. und Kunſt zu catechiſiren, welche alle drey ſeinen Einſichten Ehre machen.

Johann Balthaſar Kölbele.

Ein Advocat zu Frankfurth am Mayn, dem der böſe Feind mit ſtarken Anfechtungen zuſetzt. In einem ſolchen Paroxismus ſchrieb er zwey Schreiben an H. Moſes Mendelsſohn, wo er den Berliner Philoſophen ermahnte, ſich von Lavatern zum Chriſten machen zu laſſen, und — ſeinen Verſuch über die Wunder.

Johann Gottfried Körner.

Jetzt Paſtor an der Thomaskirche und Superintendent zu Leipzig — vertheidigte ohnlängſt eine diſſ. de reſtitutione et compenſatione damni illati, wo er unter andern behauptet: daß die Pflicht der Erſtattung nicht überall gefordert werden, wenigſtens nie als Gutmachung der durch Raub begangenen Sünde angeſehen werden könne, weil unſere Sünde nichts gut mache, als das Verdienſt Jeſu, deſſen unendendlicher Alleingültigkeit man durch moraliſche Forderungen leicht zu nahe treten könne. Ohe!

Heinrich Martin Gottfried Köſter.

Prof. der Philoſophie zu Gieſen. Man wird nicht leicht einen Mann finden, der bey einem ſo beträchtlichen Grade von Unwiſſenheit, eine ſolche Dreiſtigkeit beſitzt, in allen nur möglichen Fachen der Gelehrſamkeit Schriftſteller und Kunſtrichter zu werden, ſobald ihm ein Verleger nur einige Gulden honorarium bietet. Er iſt ſeines Handwerks ein Schulmann, (ehedem Rektor zu Weilburg) ſchreibt aber wahres Küchenlatein. Jetzt ſudelt er in verdorbenem Deutſch: Hiſtorie, Oekonomie, Statiſtik, Theologie, Philoſophie, Pädagogik — alles — wie die Titel ſeiner zahlloſen Schriften ausweiſen. Sein chef d'oeuvres iſt ohnſtreitig die demüthige Bitte an die groſſen Männer, welche keinen Teufel glauben. Seit einigen Jahren ſchreibt er zwo periodiſche Schriften, die neuſten Erziehungsbegebenheiten und die neuſten Religionsbegebenheiten, beide im Kriegeriſchen Verlag, welche die ſtupiden Recenſenten, ſonderlich die in der Jenaiſchen Zeitung, den Hammelsköpfen des deutſchen Publikums ſo baslich anzupreiſen wiſſen. Wir liefern am Ende dieſes Almanachs ein paar Reſcripte, die dieſes ſeichten Kopfes wegen aus dem Darmſtädtiſchen Geheimdenrathscollegio ergangen ſind, und die einen einſichtsvollen Concipienten verrathen. — Beiläufig: in Steinbach, im Naſſauiſchen, wohnt auch ein **Köſter**, aber ein Mann von ſeltenen Kenntniſſen und Herzen. Er lebt in Obſcuro — nur wenig Edlen bekannt. — So gehts in der Welt! πολλοι κλητοι, ολιγοι δε εκλεκτοι.

Johann Theodor Künneth.

Konſiſtorialrath und Archidiakonus zu Bareuth, hat einige wäßrichte Predigten drucken laſſen, und ein Zeit- und Handbüchlein für Freunde der theologiſchen Lectüre. Man ſieht wohl, daß er ſich gar zu gern über die gemeine Sphäre des großen Haufens ſeiner Amtsbrüder emporheben möchte, daß aber Kraft und Entſchloſſenheit, dem Aberglauben zu entſagen, ihn verhindern.

Georg David Kypke.

Ord. Prof. der orient. Sprachen zu Königsberg — ein Mann, dem die Philologie viel zu danken hat. Seine Observationen enthalten ſchätzbare Beyträge zu Berichtigung der Bibelerklärung. Neuerlich iſt noch herausgekommen: G. D. Kypke ausführliche Anfangsgründe der Hebr. Grammatik, ehemals von D. Rau entworfen, jetzo ganz umgearbeitet — Königsberg bey Hartung. 1780.

— — — Lang.
— — — Lange.

Es giebt der Männer dieſes Namens viel. Der erheblichſte darunter iſt ohnſtreitig Georg Heinrich Lang, [illegible] zu Trochtelfingen in Schwaben, der 1770 einige Kinderlieder heraus gab, darunter ſich einige von Werth auszeichnen ließen. Von 1773 an ſchrieb er den Landprediger, der, unter viel matten Aufſätzen, doch hie und da auch einen recht ſehr leſenswürdigen enthält. Aber ſeine beſte Arbeit ſind die zwey Bände zur Beförderung des nützlichen Gebrauchs des W. A. Telleriſchen Wörterbuchs, welche wir ſeinen orthodoxen Amtsbrüdern, als Muſter der Gründlichkeit ſowohl, als der Beſcheidenheit, empfehlen können. Schade, daß der Mann die Brille des Syſtems noch ſo ſtark braucht, und daher unwichtige und für unſere Zeiten' ſchlechterdings unbedeutende Dinge für Theile der Religion anſieht. Vielleicht kommt er nach und nach zur völligen Klarheit des *ανθρωπου καιρου*. Ein anderer, **Chriſtoph Lang**, iſt Rektor zu Wohnſiedel — ein guter Schulmann. Lorenz Johann Jakob **Lang**, Konſiſtorialrath und Prof. am Gymn. zu Bayreuth, iſt mager am Geiſt. Wir haben zwey Progr. von ihm geleſen, eins: de ſeculi ad naturalismum inclinantis genio, in rem ſcholaſticam influente, und ein anders: **ob der Flor der ſchönen Wiſſenſchaften der Predigt vom Kreuz hinderlich ſey?** und damit auf Lebenszeit beſchloſſen, nichts mehr von ihm zu leſen. Die Lange's ſind alle unerheblich. Caſpar Gottlob, Pfarr zu Wolkenburg bey Leipzig, hat dieſe Meſſe den dritten und letzten Theil ſeiner **Harmonie der Bibliſchen und Profanſcrib.** geliefert, ein Werk, das keinem Kenner genießbar iſt. Die **Briefe für Kinder** von H. K. E. **Langen**, die dieſe

Meſſe eine neue Auflage oder vielleicht nur ein neues Titelblatt erlebt haben, ſind auch nichts für Gaumen, die gute Koſt gewohnt ſind. Des Conrectors zu Altona, Friedrich Konrad, bibliſche Grundſätze von der menſchlichen Glückſeligkeit — dito.

Samuel Chriſtian Lappenberg.

Prediger zu Leſſum im Herzogth. Bremen. Seine 50 alte Kirchenlieder in die heutige Mundart überſetzt, ſind ſo ziemlich, aber ſein vernünftiger und chriſtlicher Unterricht in der Religion für Jünglinge — iſt für unſre Vernunft nicht.

Johann Caſpar Lavater.

Wenn ich von einem Manne ſage, er hat ein gutes Herz, ſo meine ich das, er ſey ſich bey allen ſeinen Handlungen, die er mit Ueberlegung thut, der Abſicht bewußt, etwas gutes, d. h. nützliches und gottgefälliges zu thun: und ich ſchließe damit keinesweges und bey keinem einzigen Menſchen anderweitige Motiven (z. B. Eitelkeit, Erwerbluſt, Ruhmbegierde) aus, die neben jenem Motiv der Liebe und des Wohlwollens

ens wirkſam ſeyn können — ob ſie gleich wenig oder gar nicht zum Bewußtſeyn kommen — weil ſich der Menſch, der gut ſeyn will, ſehr bald gewöhnt, — ſich nur jener edlen Motiven bewußt zu bleiben — indeß daß die andern, ihm unbewußt, in der Tiefe ſeines Herzens doch auch ihre Triebſamkeit behalten. — Ich ſetze dieſe Erklärung (die ich überall zum Grunde lege, wenn ich an einem Mann wegen ſeines Charakters Lobſprüche mache — weil es ja unter dieſem Monde in keinem andern Sinn einen guten Menſchen giebt — vielleicht auch in keiner andern Welt einen giebt — vielleicht kein andrer möglich iſt) beſonders hier voraus, weil ich eben im Begriff bin, von Lavatern zu ſagen, daß ich ihn für einen der beſten Menſchen halte. — Ich habe ihn genau kennen lernen, und das Urtheil, was ich von ihm im erſten Augenblicke fällte, da ich ihn ſah, iſt mir in allen Auftritten ſeines Lebens wiedergekommen: daß wenig Menſchen ſo warm, ſo eifrig für das erkannte Gute ſind, als er: daß wenige von dem Wunſche zu nützen, zu beſeligen, ſo durchdrungen ſind, als er: daß wenige ſich des Beſten der Menſchheit ſo innig erfreun, und an der Begierde, für daſſelbe ihr ganzes Leben wirkſam zu machen, ſo entbrannt ſind, als er: dies nenn' ich Lavaters entſchiedenen Werth von Seite des Herzens. Wie nun damit jene Spuren von Eitelkeit und andern Schwachheiten, die ihm einige vorgeworfen haben, ſich vereinigen laſſen, wird aus meiner obigen Erklärung leicht zu begreifen ſeyn. Laßt uns auch ein paar Worte von dem Werthe ſeines Kopfes ſagen. Daß Lavater ein Denker iſt, wird ihm niemand abſprechen. Aber zwey Dinge machen es ihm ohnmöglich, ein philoſophiſcher Denker zu ſeyn. Dazu gehört ein Mann, der, wenn er in das Weſen der Dinge eindringen, ihre verſchiedene Seiten aus verſchiedenen Standpuncten betrachten, ihre Verbindungen, Urſachen, Wirkungen, Verhältniſſe wiſſen will, nur denkt — nicht zugleich hört, ſieht, empfindet. Aber Lavater denkt nie, ohne dabey zu ſehen, zu hören und zu empfinden. — Bey jedem Gegenſtande intreßirt ſich ſeine Phantaſie. Sie kettet gleich alle Ideen an ſinnliche Gegenſtände. Sieht ſie nun an ihnen und mit ihnen. Und ſo gehts ihm, wie einem Menſchen, der immer das Mikroſcop vor Augen hat. Er ſieht überall ſo viel auf einmal, alles ſo extendirt, ſo kolloſſaliſch, daß das Reſultat ſeiner Reflexionen immer größer und überſpannter wird, als es werden ſollte, — immer ſo, daß andere Menſchen, die ohne Mikroſcop ſehen, nicht begreiffen können, wie es zugeht, daß der Mann die nämlichen Gegenſtände alle anders fand, und von ihnen anders urtheilte, als ſie. Und dieſer mikroſcopiſche Blick ſeiner gränzenloſen Phantaſie, die alle Augenblick ſich auf den Verſtand ſetzt, und mit ihm in die weite Welt hineinjagt, macht, daß ſein an ſich ſo warmes, gefühlvolles Herz ſich ſo plötzlich entzündet, und — daß hernach das Intereſſe, welches ſein Herz nahm, ihn vollends hindert, dasjenige zu ſehen, was nur der kalte Vernunftmenſch ſehen konnte. Aus dieſer Quelle kommen denn alle Lavatriſche Verirrungen: beſonders in der Religion, und vornehmlich in ſeinen Aeußerungen über **Glauben und Kraft des Gebets**: wobey noch dies in Rechnung gebracht werden muß, daß Lavater auch kein Sprachkenner iſt und für die exegetiſche Seite dieſer Materien, die doch die wichtigſte iſt, gar keinen Sinn hat. So muß man ſich auch die ſchwachen Urtheile dieſes Mannes über **Bonnets Philoſophiſche Unterſuchung der Beweiſe fürs**

Chriſtenthum und ſeine Zudringlichkeiten gegen Moſes Mendelsſohn, lediglich aus dem Mangel kalter und ruhiger Philoſophie und Unkunde hiſtoriſcher und philologiſcher Belege begreiflich machen. Nehmen wir dazu die täglichen Kniebeugungen und Abgöttereien, welche ſeine Schmeichler mit ihm treiben, und die nothwendig auch den ſtrengſten Selbſtbeobachter zuletzt täuſchen, und mit dem Nebel einer vermeinten Infallibilität umhüllen müſſen, ſo dürfen wir uns nicht entrüſten; wenn wir in dem Buche **J. C. Lavaters und eines Ungenannten Urtheil über H. Steinbarts Syſtem des reinen Chriſtenthums mit Zuſätzen von D. J. S. Semler.** Halle 1780, bey ſo viel faden Aeuſſerungen einen ſo hohen Grad von dictatoriſcher Alleinweisheit gewahr werden. — Was wir von Lavatern als Dichter und Phyſiognom halten, wollen wir anderswo ſagen. Hier iſt der Ort nicht dazu.

Johann Georg Lehmus.

Rektor zu Rothenburg an der Tauber — ein geſchickter und fleiſſiger Mann — minder beleſen in den Griechen und Römern als in der Geſchichte. Er hat ſich neuerlich durch einige

Programmen rühmlich bekannt gemacht, in denen er über die Geſchichte des berühmten Carlsſtadt viel Licht verbreitet hat. Sein Vater, Johann Adam, Superintendent zu Rothenburg, hat in ſeinen mehr als hundert Jeſusliedern 1771. 8. viel Andacht und Frommheit, aber wenig geſunden Blick in das Weſen der beſſern Religion gezeigt.

— — — — Lenz.

Die Herren Lenze ſind von keinem Belang. Einer, Magiſter zu Jena ꝛc. hat etwas über das Gelübde des Jephta und — über das große Problem geſchrieben: warum im Buch Ruth die Naomi das Suffixum der männlichen Endung gebraucht hat, — wobey auch ein Zikler eingeſchlafen ſeyn muß. Der ſeitherige Paſtor zu Dörpat, und gegenwärtige Generalſuperintendent zu Riga, Chriſtian David, hat eine lettiſche Poſtille und einen kurzen Inbegriff der Glaubenslehre herausgegeben, die beide mattherzig ſind. Sein Sohn, Jakob Michael Reinhold, war erſt Theolog, und ſchrieb Gedanken von dem Verſöhnungstod Jeſu — in den Beyträgen zu den Rigiſchen Anzeigen, hernach begab er ſich in den Dienſt der Muſen, ſchrieb den Hofmeiſter, den neuen Menoza und einige andere Aufſätze, und — ſtarb. Die Genie's haben ihn in ihre Zunft aufgenommen. Hab' nichts dawider.

Gottfried Leſſ.

D. und Prof. der Theologie zu Göttingen — ein Mann, der durch ſeinen vortreflichen Charakter und ausgebreite Kenntniſſe ſeinem Stande Ehre macht. Schade, daß er, der Wahrheit ſo liebt und ſo redlich ſucht, ſie immer nur wie die Sonne hintern Wolken ſehen muß. Gewiß liegt die Schuld weder an ſeinem Kopf, noch an ſeinem Herzen. Geſpenſter! Geſpenſter! — Wir wollen nicht deutlicher reden. Seine Predigten von der chriſtlichen Mäſſigkeit und von innerm Gottesdienſt ſind leſenswerth, ob ihnen gleich etwas mehr Feuer der Beredſamkeit zu wünſchen wäre. Die Paßionspredigten (zwey Theile) ſind ſehr für das Herz — nur ihre dogmatiſche Seite behagt uns nicht. Seine Moral, davon in der letzten Meſſe wieder eine neue vermehrte Auflage erſchienen iſt, hat noch den Fehler, den alle unſere chriſtlichen Moralen haben, daß ſie den Menſchen zu übermenſchlich machen, und ihm alles als Pflicht und Gottesdienſt zeigen, da doch alles mehr Anweiſung zum weiſen Genuß dieſes Lebens ſeyn ſollte. Sein dogmatiſches Lehrbuch, damit er neuerlich die Welt beſchenkt hat, kann ich — nicht genieſſen. Es iſt, laßt uns freymüthig reden, was auch der groſſe Haufe für Geſichtsverzerrungen mache, das alte Ragout mit friſcher Soſe.

— — — — **Leſſing.**

Ha! willkommen Mann Gottes! ſez' dich! — — du haſt den gerechteſten Anſpruch auf einen der erſten Plätze in den Erbſellen der chriſtlichen Kirche. Dein Berengarius iſt ein Muſter kritiſcher Unterſuchung, das noch kein Theolog dieſes Jahrhunderts, wenigſtens kein orthodoxer, dir nachgemacht hat. Wahrhaftig, ich kanns nicht leſen, ohne im Namen aller meiner Herren Collegen darüber zu erröthen. — Deine Fragmente — ſind das wahre Carthago für die chriſtliche Kirche, woran die Streiter Zions noch lange ihre Kraft üben, und gewiß nie aus einem Gefecht kommen werden, ohne etwas neues gelernt zu haben. — — Unter uns geſagt, mich dünkt, das Buch war mit im Plan der **Erziehung des Menſchengeſchlechts**. Wenigſtens macht's der weiſe Edukator ſo, daß er den Kindern die Gegenſtände zur Bildung des Kopfes und Herzens nur roh hinlegt, und ſie nöthigt durch Induſtrie dieſelben genießbar zu machen. Auch die Natur giebt uns z. B. den Wein erſt mit Unflath und Dreſtern, und Kultur muß ihn trinkbar machen. Und daß in deinen Fragmenten auch Unflath und Dreſtern ſind, wirſt du wohl am beſten wiſſen. — Was die **Erziehung des Menſchengeſchlechts** endlich betrifft, ſo darf ich's wohl ſagen — daß ſie meine Begierden nach Wahrheit gereizt, aber nicht befriedigt hat. Indeß, für unſer großes Publikum iſt's eine Melone, die es mit Schalen und Kernen hinterfrißt. **Ich** habe nur das Fleiſch unter der dicken Schale gegeſſen, und bin eben deswegen nicht ſatt werden. Du wirſt mir das Geſtändniß nicht übel nehmen. — Leb wohl, Mann Gottes!

— — — — Lilienthal.

D. und Prof. der Theologie zu Königsberg. Seine **Predigten** ſind matt und zu voll von

Dogmatik. Seine gute Sache der — göttlichen Offenbarung, davon wir eben in der letzten Meſſe des ſechzehnten Theils zweyte Lieferung erhalten haben, iſt ein ganz erbauliches Buch für gemeine Leſer, aber für Denker durchaus unbefriedigend. Nach der Methode ließe ſich auch eine gute Sache der Geſchichte des Abt Paris ſchreiben. — Sein beſtes Buch iſt allenfalls die Commentatio critica ſiſtens duorum Codd. — notitiam. — Wir kennen ihn übrigens als einen wahrheitliebenden, wohlwollenden und toleranten Mann.

Johann Simon Lindinger.

D. und Prof. der ref. Theol. zu Zerbſt. Sein Buch de Ebræorum vet. arte medica, de dæmone et dæmoniacis, hat ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werth entſchieden. Es verbreitet mehr Licht über die Materie von den Beſeſſenen, als alles was Semler darüber geſagt und geſchrieben hat.

Johann Gotthelf Lindner.

D. der Theologie, Kirchenrath und Prediger zu Königsberg in Preußen, hat ſich als Schriftſteller weniger mit der Theologie, als mit den ſchönen Wiſſenſchafren abgegeben. Sein Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften gehört denn doch nur in die Claſſe des mittelmäßigen. — Der Rektor zu Arnſtadt eben dieſes Namens (Johann Gottlieb) iſt einer unſrer geſchickteſten Schulmänner.

Carl Benjamin Liſt.

Churfälziſcher Konſiſtorialrath und erſter Luth. Pfarrer zu Mannheim, hat das neue Mannheimer Geſangbuch beſorgt, und ſich da ſchon als einen Mann von Einſicht und Geſchmack gezeigt. Aber wir kennen ihn auſſerdem noch genauer, und wiſſen, daß er unter unſre aufgeklärteſten Theologen gehört, die im Stillen über die Menge derer ſeufzen, welche der lieben Chriſtenheit Heu und Stoppeln zu freſſen geben.

Johann Michael Lobſtein.

Iſt ein unwiſſender Schwärmer. Man machte ihn zum Profeſſor in Gieſen: ſahe ſich aber ſehr bald genöthiget, (weil er auf den Studentenſtuben umherging und die jungen Leute frug: ob ſie auch Wiedergebohrne wären, und ſich durch andere frappante Merkmale von Schwachſinn und Ignoranz zum Geſpött machte,) ihn von der Univerſität wegzunehmen und auf ein Landſtädtgen als Inſpector zu verſetzen.

Johann Michael v. Loen.

K. Preuß. Geh. Rath und Regierungspräſident der Grafſchaften Teklenburg und Lingen. Der Mann verdient noch in dieſem Allmanach genannt zu werden. Schon 1694 gebohren, fand er dennoch mitten in der Finſterniß den Weg zum Licht, und ſahe: daß nur Tugend Religion und nur Liebe Tugend iſt. Seine beſte Schrift: die einzige wahre Religion, hat viel Gährungen gemacht, und hat an D. Bennern in Gieſſen ihren heftigſten Gegner gefunden. Wie muß ſich der Mann freuen, wenn er jetzt unter ſich auf dieſer Erde ſo viel tauſende erblickt, die das glauben und laut ſagen, was zu ſeiner Zeit für Giftmiſcherey gehalten wurde.

— — — Lohdius.

Prediger zu Leipzig. Einer meiner Freunde hat ihn predigen hören, und hernach geſprochen: und der hat mich verſichert, daß der junge

Mann Kopf und Herz am rechten Orte ſitzen habe. — Gott mach' ihn warm für Wahrheit.

Paul Daniel Longolius.

Rektor am Gymnaſium zu Hof, hat mehr geſchrieben, als ich in meinem Leben geleſen habe. Es iſt ein Mann von unbeſchreiblichem Fleiß, und von fähigem Kopf. Aber viel Geſchmack hat er nicht. Auch liegt ihm die große Maſſe von Kenntniſſen wie Kraut und Rüben durcheinander.

Siegmund Friedrich Lorenz.

Doktor und Prof. der Theol. und Prediger zu Strasburg, iſt das Orakel derer, die die franzöſiſchen Hauben und Koeffüren für Merkmale der Unwiedergebohrnen halten.

Philip Ernſt Lüders.

Probſt und Hofprediger zu Glückſtadt, hat viel Gutes über Acker- und Gartenbau geſchrieben, und iſt in dieſem Fache klaſſiſcher Autor. Ein anderer, Franz Hermann Heinrich Lüder, Superintendent zu Danneberg, hat auch Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens in Niederſachſen (zwey Theile) geſchrieben, welche unter unſere beſten Bücher dieſer Art gehören.

Johann Balthaſar **Lüderwald.**

D. und Herzogl. Braunſchw. Superintendent zu Vorsfelde. Seine diſſert. de pacto inter deum patrem et filium 1764. verdarb uns ſchon ehemals den Appetit, und bald zeigte er durch eine ſchwache Schrift von der Stärke des Beweiſes für die Gottheit Chriſti und des h. Geiſtes 1765, und durch ſeine Hiſt. und Theol. Anm. über 1 Joh. 5, 7. endlich, durch ſeine Geſchichte der neuern Bewegungen über die Offenbarung Johannis, daß ihm die Decke Moſis noch vor den Augen hänge.

Johann Philip Wilhelm **Luck.**

Konſiſtorialrath und Stadtpfarr zu Michelſtädt in der Grafſchaft Erpach, hat wäßrigte Reden zur Erbauung auf die Tage des Herrn (Speier 1773. 8.) herausgegeben, und ſeine Gedanken über die von H. D. Bahrdt herausgegebene Verſchläge zur Aufklärung und Berichtirichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche — niedergeſchrieben, ohne dabei zu denken.

Johann Chriſtoph Luckas.

Wir kennen dieſen Mann nicht weiter als aus der Leipziger politiſchen Zeitung, wo wir zu wiederholtenmalen folgenden Aufſatz von ihm geleſen haben. „In der Ritterſtraße in Schä„fers Hauſe iſt beim Autor ſelbſt zu haben, „1) D. Carl Friedrich Bahrdts Glaubensbe„känntniß methodice beantwortet. 2) Deſſelben „neue Erklärung an das Publikum über ſein „Glaubensbek. beſtrafend widerlegt, 3) Jeſus „Chriſtus der gläubigen Seele ein und alles, um „welches zürnet und eifert der Glaubenstochter „brünſtige Liebe: welches beſtätiget und bewei„ſet die methodiſche Antwort auf das B. G. B. „als auch D. J. T. Tellers wohlverdienter Theil, „welchen er hier bekommt, von J. C. Luckas. — „Alle drey Stück aber zuſammen, ſollen nicht „um 12 gr. wie vorher, ſondern beim klugen „Autor um einen ſehr billigen Preiß, um 6 Gr. „verkauft werden.“ Dadurch wurden wir neugierig den Mann näher kennen zu lernen, und wagten 3 Gr. Briefporto an ihn. Aber unſer Ver-

Correſpondent konnte uns zwar obgedachte Schriften ſchicken, aber uns nicht berichten, ob der Mann ein Schneider oder Schuſter ſey. Nur das meldete er, daß er ſich zur Gemeine der Stillen im Lande halte, und — ein Narr ſey. Und das fanden wir denn auch in ſeinen Schriften, die wir als ein Mittel, durch Erſchütterung des Zwergfelles, die Verdauung zu befördern, männiglichen empfehlen und anpreiſen. —

„Kein Socianer, hebt er an S. 5. kein Arianer
„hat es jemals ſo arg und läſterlich gemacht,
„wie Bahrdt thut! ja man kann mit Grund der
„Wahrheit ſagen, daß dieſer Erzböſewicht von
„jenen drey unreinen Geiſtern (eingefleiſchten
„Teufeln) iſt, welche Fröſchen gleichen, Offenb.
„16, 13. 14. ja wohl gar ſelbſt ein actueller der-
„ſelben iſt.“ — „Der heilloſe Bube will die
„zweyte und dritte Perſon der Gottheit abge-
„ſchafft wiſſen“ S. 14. — „Dieſer verfluchte
„Menſch giebt Chriſtum und den H. Geiſt alle
„Sünden und Laſter ſchuld“ S. 21. (Und nun
noch der Beſchluß der methodiſchen Antwort.)
„Siehe Bahdt, wirſt du dein vom Drachen dir
„aufgetragenes Apoſtelamt muthig und treulich
„verwalten, ſo kannſt du gewiß verſichert ſeyn,
„daß

„daß dein und deiner Glaubensbrüder und „Schweſtern Lohn mit euren Prinzipalen zugleich groß ſeyn wird: jedoch nur im Feuer- „und Schwefelſee — da hat alles Quarren „und Quacken ein Ende! Dreyeiniger Gott, „Vater Sohn und h. Geiſt, dich bete ich an in „dreyen Perſonen — und ſage und ſchreibe dir „zu Benedeiung — Hallelujah! Amen.“ In der zweyten Schrift, welche in eben dieſem Tone geſchrieben iſt, werden die Herren Jeruſalem, Teller, Büſching, Semler, zugleich mit aufgeführt, und als Höllenbuben und Teufelsbraten vorgeſtellt, zuletzt auch Sr. Majeſtät dem König von Preußen Gottes Strafgerichte angekündigt, daß er ſolchen böſen Buben Schutz gebe, mit der Verſicherung, daß auch ihn noch wohl ein Mächtigerer ſtürzen, und ſeinen Fall bewirken könne, wenn er ſich nicht beſſere. — Wir haben bey Leſung dieſes Tollhausfähigen Schriftſtellers uns über nichts ſo ſehr gewundert, als daß die Herren Leipziger ſolch raſendes Zeug, das mit ſo frechen Aeußerungen gegen die erſten Menſchen der Nation und ſelbſt gegen einen lebenden Monarchen vermiſcht iſt, die Cenſur paſſiren laſſen konnten. Der theologiſche Cenſor, der das laß, und nicht unterdrückte, verdient doch wahrhaftig einen Produer im Angeſicht des ganzen deutſchen Publikums. — So manch gutes und herrliches Buch wird von unſern Cenſoren chikanirt: und mancher Mann mit der heuchleriſchen Miene, ſtellt ſich, als ob er vor lauter Gewiſſensbeängſtigung keinen Gedanken durchwiſchen laſſen könne, der dem allerheiligſten Catechismus nicht völlig gemäß iſt; aber wenn dann ſo ein Luckas kommt, und orthodoxe Pißtöpfe über die neuen Theologen ausgießt, und in der Sprache der Bootsknechte ſie ſchändet, da wird ein Auge zugemacht, und, imprimatur, geſchrieben. O ihr Theologen! O ihr Cenſoren! — O — doch hier eben fällt mir gleich der Jenaiſche Recenſent ein, der neulich von der Fiſcheriſchen Schrift im Betreff des Reichshofrathsconcluſum über das B. Glaubensbekänntniß ſo ſchief urtheilte, und dagegen das Buch über die Kayſerl. Machtvollkommenheit ſo anprieß. Da vergeſſe ich denn allen jenen Cenſoriſchen Unſinn, und ſtaune, wie eine proteſtantiſche Univerſität ſolche antiproteſtantiſche Aeußerungen dulden und drucken laſſen darf, und wie proteſtantiſche Fürſten dazu ſchweigen können. Es iſt wahrhaftig, als wenn der perſönliche Haß gegen das Individuum Bahrdt, alle Köpfe vernagelt, und das ſämmtliche Hornvieh Deutſchlands aufgewiegelt hätte, um einen Proteſtanten zu ſchaden, (dem die Narren doch nicht mehr ſchaden können) alle Proteſtanten mit allen ihren Gerechtſamen und Freyheiten in katholiſche Hände zu ſpielen. — Wir kehren noch einmal zu unſerm Luckas zurück, weil uns eben unſer Correſpondent noch einmal ſeinetwegen ſchreibt, und melden unſern Leſern, daß der arme Schelm obige Schriften auf eigne Koſten hat drucken laſſen, und bey gänzlichem Auſſenbleiben der Käufer ſich in Gefahr befindet, darüber zu verhungern.

Friedrich German Lüdke.

Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin — ein Mann den man ſchätzen und lieben muß, ſobald man ihn ſieht. Sein Kommunionbuch iſt ohnſtreitig zur Zeit das beſte in Deutſchland. Aber ganz voll Geiſt und Kraft iſt ſein Buch über Toleranz und Gewiſſensfreiheit. Berlin. 1774. 8.

Ernſt Adam **Luther** von Roda.

Pfarrer zu Roſitz bey Altenburg, verdient blos ſeines ehrwürdigen Namens wegen im Allmanach zu ſtehen. Sein **Chriſt** unter den **Freydenkern**, iſt für unſer einen weder Durſt noch Hungerſtillend.

Anton **Luz**.

Regulirter Chorherr — zu Kreuzlingen bey Konſtanz, hat ſich eine Ehrenſäule unter den Denkern des Jahrhunderts verdient, durch ſeine theologiſchen Grundſätze des unverfälſchten Chriſtenthums der erſten und letzten Zeiten, gegen die falſchen Begriffe der Neurungsgeiſter, Freydenker, und Unkatholiſchen. — O Jemine!

Angelus **März**.

Iſt der theure Kirchenlehrer im Kloſter Scheuern, der euch Teufel und Geſpenſter glaubt, ſo viel ihr haben wollt. Wem die Vapeurs nicht fort wollen, der leſe: 1) Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkende und thätige Hexerey — 2) Kurze Vertheidigung der thätigen

gen Hex- und Zauberey — 3) Neue Vertheidigung wider die geſchwülſtige Vertheidigung der betrügenden Zauberkunſt — 'S iſt Zeug zum Wälzen.

Friedrich Adolph von der Mark.

D. und Prof. der Rechte am ak. Gymn. zu Lingen: ehemals Prof. zu Gröningen, wo er, in ſeinen Vorleſungen übers Naturrecht, allerley einfließen ließ, das der holländiſchen Erbſünde zuwider war; daher ihn die Synode verurtheilte und nöthigte, als ein Vater neun lebendiger Kinder ſeinen Staab weiter zu ſetzen. Die Geſchichte ſeines Proceſſes iſt äuſſerſt merkwürdig. Sie enthält unvergeßliche Denkmale von Dummheit, Bosheit und — Schädlichkeit aller Sectenreligionen.

Friedrich Wilhelm Maſcho.

Rektor in Bergedorf, beſchenkte in letzter Meſſe das Publikum mit Predigten von der Religion und von der h. Schrift — mit einer Vorrede H. D. J. S. Semlers, die uns ſo wenig, als ſein 1769 herausgegebner Entwurf der chriſtl. Religion, behagen wollen. Wir vermüſſen überall Würde des Ausdrucks und Reife der Sachen. In der Vorrede wird abermals gegen Bahrdt zu Felde gezogen, und abermals mit Animoſität. Wenn doch der gute Semler wüßte, wie klein ihn das in den Augen aller gutdenkenden Menſchen macht.

David Friedrich Megerlin.

Ein Mann von viel Beleſenheit, vornehmlich in der orientaliſchen Litteratur, der aber nicht verdaut hat. Seine Ueberſetzung des Korans iſt geſchmacklos.

Juſtus Conrad Menſchling.

Rektor des Gymn. zu Lemgo, ein fleißiger Schulmann, der nur zu vielerlei treibt, als daß er in einer Sache etwas vollkommenes leiſten könnte. Sein Cornelius und Cicero (or. ſel.) mit deutſchen Anmerkungen konnten mit beſſrer Auswahl und mehr Geſchmack bearbeitet ſeyn. Die nouvelle bibliotheque choiſie iſt ein nützliches Schulbuch. Von der Theologie ſollte er wegbleiben. Seine Betrachtungen über die Wachſamkeit eines evangeliſchen Lehrers, ſind äußerſt ſeicht.

Gottlieb
Michael } Merkel.

Jener, Superintendent zu Torgau, hat den Jüngling in der Einſamkeit geſchrieben, aus dem man die damalige deutſche Modephraſeologie ſtudiren kann. Dieſer, Pfarr zu Goffersgrün in Kurſachſen, hat über die dämoniſchen Leute des N. T. und einige andre Gegenſtände mit H. Michaelis, Schmidt, Tychſen, Knitteln ꝛc. unbedeutend polemiſirt.

Aloyſius Merz.

Ein chriſtkatholiſcher Controversprediger zu Augſpurg — von dem Salomo weiſſagt, wenn er ſpricht: „ſo du den Narren im Mörſel „thäteſt und ſtampfteſt ihn wie Grütze, ſo wi„che ſeine Narrheit nicht von ihm.“

Johann David Michaelis.

Profeſſor zu Göttingen und Ritter des K. S. Nordſternordens. Ihm gebühret unſtreitig das Lob, daß er das Studium der orientaliſchen Sprachen in Deutſchland empor gebracht hat. Seine beſten Bücher ſind: das

Moſaiſche Recht und die Einleitung in das N. Teſtament. Seine Ueberſetzung des Alten T. hingegen wird ihn nicht überleben. Zu einem Ueberſetzer war er nie gemacht, weil ſein Deutſch incorrect und wäßricht iſt, und zu einem Ueberſetzer des A. T. noch weniger, weil er kein Fünkgen von Dichtergefühl hat. Dem Verfaſſer der kleinen Bibel reicht er's Waſſer nicht. Die orientaliſche und exegetiſche Bibliothek, davon wir nun 15 Bände haben, enthält viel Gutes: nur hat ſie vorzüglich den Fehler aller ſeiner Schriften, daß er zu viel ſchulmeiſtert, d. h. über bekannte Sachen ſo ſpricht, als ob ſie noch kein Menſch in Deutſchland wüßte. Als Theolog iſt er unſer Mann nicht. Seine Schriften über die Genugthuung — über die h. Schrift und die Sünde — und ſeine Dogmatik, ſind ſeicht und dem Denker ſchlechterdings ungenießbar. — Auch ſieht man's ihm überall an, daß er den Orthodoxen hofirt.

Johann Friedrich Mieg.

Churpfälziſcher Kirchenrath zu Heidelberg, iſt der Verfaſſer der vertrauten Briefe des Grafen von V... über den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Wien. Er ſoll ein junger, feuriger, heller Mann ſeyn, der anfangs, da er nach Heidelberg kam, viel reformiren wollte, hernach aber plözlich nachgelaſſen hat.

Johann Peter Miller.

D. und Prof. der Theol. zu Göttingen. Ich bin dem Mann herzlich gut. Ich ſchätze auch ſeine Einſichten. Aber — ich muß von ihm eben das ſagen, was ich vom D. Leß geſagt habe, und hinzuſetzen — ſo weh mirs thut — daß das Reſponſum in der Bahrdtiſchen Sache außerordentlich ſeicht und wetterhäniſch iſt. Ein anderer Gelehrter deſſelben Vor- und Zunamens, iſt Rektor zu Ulm, und einer unſerer beſten Schulmänner. Ein dritter Miller iſt der bekannte Verfaſſer des Siegwarts und Burgheims, — nunmehr Pfarr zu Jungingen bey Ulm. Seine Romane würde ich nur unter die mittelmäßigen ſetzen. Die Sprache iſt nicht klaſſiſch genung, und der Inhalt zu empfindelnd.

August Georg } **Mirus.**
Chriſtian Erdmann }

Erſterer, Rektor der Johannisſchule zu Lüneburg. Einige kleine Schriften von ihm: de σημειοις ac notis veterum — de Steſichoro — und andere, verrathen einen guten Schulmann. Letzterer, Pfarr zu Johnsdorf bey Zittau, hat ſich mit der Aſtronomie abgegeben.

Matthäus Theodor Chriſtoph **Mittelſtedt.**

Konſiſtorialrath und Hofprediger zu Braunſchweig, hat verſchiedenes von Clark, Scherlok, Burnet, Newton überſetzt, und — immer ſehr aufs Feſthalten am hergebrachten Lehrbegrif geſehn.

— — — **Moldenhauer.**

D. der Theol. und Paſtor am Dom zu Hamburg, hat in ſeinen exegetiſchen Arbeiten viel Fleiß und Beleſenheit gezeigt, und viel Gutes aus den ihm unverdächtigen Auslegern zuſammengetragen. Neue Ausſichten hat er nirgends eröfnet. Auf Typen, Wunder und Weiſſagungen hält er viel.

Samuel Friedrich Nathanael Morus.

Prof. der gr. und lat. Sprache zu Leipzig, ein Mann, auf welchen die Nation ſtolz ſeyn würde, wenn ſie ihn ganz kennte. Er iſt zuverläßig das in Leipzig, was Heine in Göttingen iſt, und er iſt in ſo fern mehr, weil er zugleich einer unſrer aufgeklärteſten Theologen iſt. Er iſt jetzt der einzige in Leipzig, bey welchem man geſunde Exegeſe ſuchen darf. Wir kennen ihn zugleich von Seiten eines liebenswürdigen Charakters.

Gabriel Chriſtoph Benjamin Moſche.

Senior des Min. zu Frankfurt am Mayn. Seine Predigten ſind nach dem gemeinen Schlage, dogmatiſch richtig, wortreich und kalt. Sein **Bibelfreund** iſt eine Sammlung hergebrachter Auslegungen mancherley bibliſcher Stellen, und enthalten fürwahr keine einzige Ketzerei; ſo wenig als die Beyträge zur Vertheidigung der Auferſtehungsgeſchichte — die aber auch ſchwerlich einen Zweifler bekehren werden.

Philip Wilhelm Moſebach.

Ev. Luth. Prediger im Haag, der er zu werden verhofte, und in den Hamberger ſich als ſolchen einrücken ließ, und hernach nicht ward. Er hat, wie ſein theurer Lehrer Benner, viele kleine Schriften geſchrieben, davon ich nur eine behalten habe; ſie heiſt: Gedanken über die Salzſäule, die hinreichend iſt zum Beweis, daß er gut verdaut, aber ſchwach denkt.

Moſes Mendelsſohn.

Einer der erſten Köpfe in Deutſchland. Seine Nation hat gewiß keinen aufzuweiſen, der als Philoſoph ſo aufgeklärt und zugleich als Schriftſteller ſo elegant wäre. Der **Phädon** iſt ein Buch, das an Gründlichkeit, Scharfſinn und Schönheit der Einkleidung wenig ſeines gleichen hat. Neuerlich hat er uns mit einer Ueberſetzung der fünf Bücher Moſe beſchenkt, die wir als wörtliche Ueberſetzung meiſterhaft finden, obgleich die Auslegungsart des H. Verfaſſers nicht überall unſern Beifall hat.

Gottlieb
Johann Auguſt
Johann Daniel
Johann Martin
Johann Samuel
Friedrich
} Müller.

Keiner dieſes Namens iſt von einiger Erheblichkeit. Wir zeichnen unter der Menge nur einige aus. Der erſte, D. der Theol. und Probſt zu Kemberg, hat ſich bey der Geſchichte der berüchtigten Lohmannin als einen ſchwachen Kopf gezeigt. Er ſchrieb: Nachricht von einer begeiſterten Weibsperſon ꝛc. Der zweyte, Tertius auf der Fürſtenſchule Meiſſen, hat uns durch eine kleine Schrift, betitelt: religionis veritas — e dono linguarum, völlig geſättigt. Der dritte, D. und Prof. der Theologie zu Rinteln, hat viel geſchrieben, aber nichts, das nur mittelmäſſige Kenntniſſe verriethe. Wenn er, wie man ſagt, Verfaſſer der Schrift iſt: die ganz unleugbare Verſchlimmerung der chriſtlichen Lehre durch ihre neueſte Verbeſſerungen. Fr. und Leipz. 1774. 8. ſo muß er ein ganzer Idiot ſeyn. Der vierte, Rektor des Hamburgiſchen Johanneums, hat gegen Baſedowen polemiſirt. Der fünfte iſt der bekannte Ueberſetzer des Tacitus, deſſen Arbeit unter aller Kritik iſt. Der ſechſte war ein Künſtler zu Mannheim, und unter allen Mälern der einzige, der Genie hat. Wir haben Gedichte von ihm, z. E. Bachidion und Milon, die Schafſchur, der Satyr ꝛc. Mopſus, Adam ꝛc. welche eine blühende Phantaſie verrathen. Er iſt jetzt in Rom, und daſelbſt katholiſch worden.

— — — — Münter.

Ein Mann von vielem Talent. In ſeinen jüngern Jahren hat er die Welt geſehen und genoſſen. Bald erhob ihn ſeine äuſſerliche Beredſamkeit zum Hofprediger in Gotha, und dann weiter, zum Paſtor an der deutſchen Petrikirche zu Koppenhagen. Eigentlicher Gelehrter iſt er nicht — wenn ich darunter einen Mann verſtehe, der in Geſchichte, Sprachen und Philoſophie ſtark iſt. Seine Predigten empfehlen ſich indeß durch Wärme und lebhaften Ausdruck, und ſeine geiſtlichen Lieder durch eine ziemlich gute Verſification. Die Geſchichte des Grafen von Struenſee iſt blos für den großen Haufen. Der

Philoſoph kennt das Schattenſpiel wohl, das der Bekehrer in dem Bekehrten aufführt, den er bey ſolchen Situationen in ſeiner Gewalt hat, wie der römiſche General Cäcina die Soldaten, da ſich der Mond verfinſterte.

— — — **Murſinna.**

Ord. Profeſſor der Theol. und Ephorus des ref. Gymn. zu Halle, ein gelehrter Mann und friedfertiger Theologus. Setzt die allgemeine theologiſche Bibliothek fort, davon H. Bahrdt die erſten vier Bände ſchrieb, und die hernach in die Hände der Sudler kam, bis H. Murſinna die Direktion erhielt.

— — — — **Nagel.**

Prof. der Beredſ. der Moral und der morgenl. Sprachen zu Altorf — iſt in der hebr. Kritik und Philologie einer unſerer Beſten.

Heinrich Chriſtoph Nebel.

Senior des luth. Miniſteriums zu Worms. Das Verzeichniß ſeiner Schriften iſt groß, aber es iſt keine einzige darunter, die nur einen geſunſunden Kopf, geſchweige Gelehrſamkeit verriethe. Das meiſte ſind Geburten einer ſchwärmeriſchen Imagination, und Spielwerke der Lammstheologie. Eine Predigtſammlung von drei Bänden: Jeſus der arme Sünder Heiland, kann als Original faden Geſchwätzes betrachtet werden. Sie wird jetzt als Makulatur verkauft, nachdem auch der neue Titel ſie nicht an den Mann bringen wollte. In einer Vorrede zu einer Andachtsſchrift ſeiner ſeligen Frau, einer geb. Reinbachin, gelobt er dieſem Engel ewige Treue und Wittwenſtand, und ehe acht Monathe vergingen, heyrathete er das jüngſte und ſchönſte Mädgen in Worms.

Friedrich Nikolai.

Buchhändler zu Berlin. Was dieſem Mann die Theologie in Deutſchland zu verdanken hat, iſt über allem Ausdruck. Ehe ſeine allg. deutſche Bibliothek begann, lag noch Egyptens Finſterniß auf uns. Nur hie und da funkelte ein Sternlein am Kirchenhimmel, und kämpfte mit der Nacht, und konnte mit ſeinem Lichtlein nie kein Räumgen des Erdbodens helle machen. Seitdem er aber die beſten Köpfe deutſcher Nation zu Bearbeitung der Bibliothek vereinigt hat, iſts mit jedem Jahr mehr Tag unter uns geworden. Tauſend und aber tauſend laſen dies Werk, ſtuzten, erſchracken, wurden erſchüttert. Erſt empörte ſich die ganze Seele, der Verſtand ſträubte ſich, ſchüttelte ſeine Ketten, und blieb lange ängſtlich, wie vom Alp gedrückt. Allmählich ward er mit dem Geſpenſt vertraut. Es verfolgte ihn überall. Das Gewiſſen donnerte. Die Vernunft bebte. Aber das Geſpenſt kam immer wieder. „Bruder, ſieh' mich an. Thu' „die Augen ganz auf. Du biſt geblendet. Bruder, laß die Furcht ſchwinden. Ich bin nicht „Geſpenſt. Ich bin die Tochter des Himmels. „Ich heiſſe Wahrheit. Die Menſchen haben „mich verfolgt, ausgeſtoſſen, in Einöden verbannt. Meine Geſtalt iſt fremd worden. Betrachte mich, und laß dein Herz nicht länger „täuſchen.“ Die Tauſende ſahen ſie, wurden kälter, ruhiger: gewannen ſie lieb und — nach langem langem Kampfe mit ſich ſelbſt, mit ihrem Gewiſſen, mit ihren Vorurtheilen, mit ihrer Menſchenfurcht — ward ſie die vertraute ihres Herzens, das Licht ihres Lebens, die Ruhe ihres Geiſtes. — O ihr Germanen! ſezt dem Mann eine Ehrenſäule. Sagt nicht: er iſt der — der — Sagt nicht: er war nur Werkzeug der Vorſicht — fragt nicht: wie ers meinte, was er wollte — wir ſind ja am Ende alle nicht mehr als Werkzeug — ſind alle **Menſchen**, jeder in ſeiner Art. Der Mann, der Gutes **wirkt**, hat Verdienſte. — Moralität, Empfindſamkeit, iſt lang wie breit. — Ihr Germanen! ſetzt dem Manne die Ehrenſäule und — allen, die mit ihm Gutes wirkten. Amen!

— — — — **Niemeier.**

Prof. extr. der Theol. zu Halle — iſt ein lebendiger Beweis, daß unſer Publikum ein altes Weib iſt. Seine Charakteriſtick, ſein Abraham auf Moria, und all die Menge ſeiner Schriften, wie iſt ſie verkauft, geleſen, verſchlungen, verherrlicht worden! Und wo iſt gleichwohl in dem allen, richtiger Blick, philoſophiſcher Scharfſinn, gereinigter Geſchmack, gründliche Kenntniſſe? Wohlklingende Phraſeologie: und mehr nicht! Leſet nur die Recenſion in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften über ſeinen Abraham auf Moria. Publikum, ließ dieſe Recenſion, und ſchäme dich, daß du ſo manchem guten **Kopf** mit unzeitigem Lobe verderben und zum Polygraphen gemacht haſt.

Chriſtian Ferdinand Nöll.

Inſpektor und Prediger zu Wiesbaden — hat ſich durch eine elende Abhandlung übers Tanzen lächerlich gemacht: in welcher er es, mit den abgeſchmackteſten Gründen, für Sünde erklärt.

Johann Auguſt Nöſſelt.

D. und Prof. der Theologie zu Halle — ein Mann von edlem Charakter: friedfertig, duldſam, wohlthätig, und — warm für Wahrheit. Wer wollte einen ſolchen Mann nicht hochachten, geſetzt auch, daß ſeine Anhänglichkeit an gewiſſen Lehrſätzen uns noch ſo ſehr ſchmerzte. Dieſe Anhänglichkeit, wenn ſie nicht in Streit und Verfolgungsſucht ausartet, kann einen Gelehrten nie tadelswerth machen. Unſer Glaube iſt ja ohnehin faſt ohne alle Moralität. Naturkraft, Erziehung, Nervenbau, Lektüre, Geſchichte, Geſellſchaft, — tauſend ſolche Umſtände determiniren ihn. Was bey N. Nöſſelten am meiſten würkt, wiſſen wir nicht mit

Gewiſsheit zu ſagen. Doch dünkt uns, daß ein einziger Grad philoſophiſchen Scharfſinns mehr, ihn bey Unterſuchung der Wahrheit, über die Klippen des ängſtlichen Glaubens, glücklich hinüber geführt haben würde. — Seit einigen Jahren hat er freylich verſchiedene Poſten aufgegeben, die er ehedem vertheidigte. Aber in den meiſten kämpft er noch gegen den überlegnen Feind. — Vielleicht, daß er in einigen Jahren auch dieſe verläßt. Wer ſucht, der findet, zumal wer ſo ehrlich ſucht, wie dieſer brave Mann. — Daß wir ſeine **Vertheidigung** — der chriſtlichen Religion nicht befriedigend finden, darf ihn nicht wundern. Manche Blöſſen ſieht er jetzt vielleicht ſelbſt ſchon ein. Sein Buch über die **Erziehung zur Religion** behagt uns noch weniger. Faſt überall ſchiefer Geſichtspunkt und zu viel beweiſende Argumente.

Johann Herrmann Obereid.

Hat ſich durch Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen den H. Leibarzt Zimmermann bekannt gemacht. — Der Mann ſchwärmt ein wenig.

Chri-

Chriſtian Wilhelm Oemler.

Archidiakonus an der Stadtkirche zu Jena, hat viel andächtige Predigten, Lieder und Gebete abdrucken laſſen — in denen allen die Vernunft unter dem Gehorſam des Kirchenglaubens gar williglich gefangen liegt.

Wolfgang Friedrich Oesfeld.

Paſtor zu Lößnitz in der Schönburgſchen Herrſchaft Stein, iſt ein unbedeutender Polemiker. Seine Beurtheilung der neuen Apologie des Sokrates Leipzig, 1773. 8. iſt jämmerlich Zeug.

Samuel Wilhelm Oetter.

Das iſt der ſchreibſelige Mann, der uns mit jeder ſeiner Schriften das traurige Andenken der barbariſchen Epoche der Kirchengeſchichte erneuert hat. In ſeiner beſtätigten Wahrheit, daß der Heiland in einer Höle unter der Stadt Bethlehem gebohren worden, beweiſt er unter andern ſeine neue Hypotheſe aus den Worten des Propheten: „aus dir ſoll mir „kommen der über mein Volk Iſrael ein Herr

„ſey," und argumentirt auf folgende Art: der Prophet vergleicht hier den Geburtsorth des Erlöſers mit einer Schwangern; denn er ſagt: **aus** dir ſoll kommen ꝛc. Nun aber **kommen ja** die Kinder nicht oben heraus, auch **nicht unten** heraus, ſondern aus der **Mitte**. Ergo — muß der Ort, wo der Heiland gebohren werden ein Loch **mitten** im Berge geweſen ſeyn, auf dem Bethlehem lag. J. Q. E. D — Gerade wie ein gewiſſer Schriftſteller des neunten Jahrhunderts die unverletzte Jungfrauſchaft der Maria aus den Worten Ezechiels bewieß: porta domini claudetur et nunquam aperietur.

Ludewig Benjamin Ouvrier.

D. und Prof. der Theol. zu Gieſen. Im Jahrgang 1774. der Frankfurther gel. Anzeigen laſen wir ein Programm recenſirt, wo auſſer dem kläglichſten Sachinhalt, eine Reihe kraſſer Donatſchnitzer angeführt waren. Wir haben auch Predigten von ihm geleſen, die aus vielen bunten Lappen zuſammen geflikt ſchienen, und einen (in ſich ſelbſt verliebten) Nachbeter des chriſtgläubigen Schlendrians verriethen.

Georg

Georg Wolfgang Panzer.

Diakonus an der Sebaldkirche zu Nürnberg — hat Nelſons antideiſtiſche Bibel überſetzt, und ſonſt mancherley geſchrieben, (auch mit unter polemiſirt) was für unſern Magen nicht war.

Johann Samuel Patzke.

Prediger an der H. Geiſtkirche zu Magdeburg, ein heller Kopf, der viel Anlage zum Redner und Dichter hat. Seine dogmatiſche Gedichte enthalten manche ſchöne Stellen. Seine Ueberſetzung des Tacitus iſt beſſer als die Mülleriſche, bleibt aber doch noch ſo weit hinter ihrem Original, daß ſie der Kenner des Tacitus ohnmöglich ausleſen kann.

Ernſt Ludwig
George Jacob
Herrmann Gottfried } Pauli.

Letzterer, Oberhofprediger und Superintendent zu Köthen, hat nichts als einige unbedeutende Gedächtnißreden drucken laſſen. Der zweite, Domprediger zu Halle, iſt ein Mann von vielen Kenntniſſen und ein guter Redner. Wir haben nun drey Theile ſeiner Predigten über die Paſſion, die Curt in Halle verlegt hat, worinn wir den warmen Chriſten ſchätzen, aber den philoſophiſchrichtigen Denker zuweilen vermiſſen. Sein Entwurf einer catechetiſchen Theologie iſt gründlich und zweckmäßig. Der erſte, Oberhofprediger zu Bernburg, hat einzelne Predigten herausgegeben, die hie und da eine ſtarke Stelle enthalten, aber doch im ganzen für uns zu gläubig ſind. Sein Heidelberger Catechismus iſt und bleibt doch — der Heidelberger Catechismus, d. h. ein Ding, das geſunden Leuten, **kommentirt und unkommentirt, Magenweh macht.**

Herrmann Chriſtian Paulſen.

Der Herr Paſtor hat es auch auf der breiten Heerſtraße der Polemik verſucht, berühmt zu werden. Erſt ſchrieb er ziemlich ſanft: Eines Mitglieds des denkenden Publikums Anm. über Herrn J. B. Baſedow Philalethie. Zuletzt da Baſedow das Gewehr nicht ſtrecken wollte, ziemlich plump: Ausführliche Warnung an die rechtgläubigen Chriſten vor den gefährlichen Irrthümern, womit der H. Prof. Baſedow neulich die evangel. Kirche verwirren wollen.

— — — — Peterſen.

Es giebt mehrere dieſes Namens, aber nur einen kennen wir, dem die Rechtgläubigkeit nicht die Augen verdorben hat. Er iſt, ſo viel wir wiſſen, Hofdiakonus zu Darmſtadt, und Mitarbeiter an der allg. d. Bibliothek.

Chriſtian Friedrich ⎫
Georg Daniel ⎭ Pezold.

Sind beide gehorſame Söhne der Kirche. Der eine, Pfarr zu Serbniz in Meiſſen, hat ein paar Bände Predigten drucken laſſen unter dem Titel: der **Chriſtus Gottes**, die an Unſinn wenig ihres gleichen haben. Er hat da unter andern vor ſeinen Bauern unterſucht, wo und wie das Blut Chriſti noch jetzt, in natura, im Himmel aufbewahret werde. Jener, Prof. der Phil. zu Leipzig, hat Cruſiuſſens **Prophetik** ins Deutſche überſetzt: und hat neulich in einem Collegio, wo ich die Ehre hatte zu hoſpitiren, ſeinen Zuhörern ein Additionsexempel über die Zahl der Engel vorgemacht, über dem mir Hören und Sehen vergieng.

Joachim Ehrenfried }
August Friedrich } Pfeiffer.

Der erſte, D. und Prof. der Theologie zu Erlangen — hat in ſeinem ganzen Leben nichts geglaubt, als was ihm die Kirche zu glauben befahl. Der Letztere, Prof. der Phil. zu Erlangen, ganz in den Fußſtapfen des Alten, hat durch ein paar diſſ. de Jobo patientiam et Chriſtum prædicante gezeigt, daß er ganz auſſer Gefahr iſt, je in die Inquiſition zu kommen.

Johann Conrad Pfenninger.

Prediger zu Zürich — ein guter Kopf, aber auch ein wenig Schwärmer dabei. Seine fünf Vorleſungen über die Liebe zur Wahrheit — enthalten verſchiedene vortrefliche Bemerkungen, die den Leſer für das mit unterlaufende ſchwache und einſeitig gedachte ſchadlos halten.

Johann Rudolph Anton Piderit.

D. und Prof. der Theol. am Carolinum zu Caſſel — wird des H. R. R. Großinquiſitor werden, ſo bald das heilige officium eingerichtet iſt. Er hat alle dazu erforderliche Eigenſchaften — darunter die Unwiſſenheit die vornehmſte iſt. — Es iſt bekannt, daß er ſich bereits im heiligen Eifer gegen Semlers, Bahrdts und anderer Ketzereien an das Corpus ev. gewendet, und daſſelbe öffentlich aufgefordert hat, drein zu ſchlagen. Da aber dieſes venerable Collegium ſich von einem armſeligen Schulpräceptor ſeine Pflichten und Obliegenheiten nicht vorpräceptoriren laſſen wollte, ward er abgeſetzt und — nach einiger Zeit, wegen ſeiner vielen ſchon vorhandenen und noch zu erwartenden Kinder, wieder begnadigt.

Johann Heinrich Pratje.

Generalſup. in dem Herzogthum Bremen und Verden — hat unter göttlichem Beiſtand ſeine Diöces von dem Gift der Ketzereien bisher rein gehalten. Unter ſeinen vielen Schriften ſind die in die Geſchichte der Herzogthümer einſchlagende noch die erträglichſten. Er hat in der Oſtermeſſe eine Ueberſetzung der Rükersfelderiſchen Prüfung und Widerlegung des Wolfenb. Fragments herausgegeben.

Johann Friedrich Prenninger.

Prediger zu Priezen und Gülpe in der Mittelmark, iſt der Verfaſſer der **Beyſpiele der Tugend und des Laſters** aus der Bibelgeſchichte — für die Jugend.

Johann Stephan Pütter.

Ich habe Gelegenheit gehabt, eine ſonderbare Bemerkung beſtätigt zu finden, daß unter den **Juriſten** vergleichungsweiſe mehr Glaube iſt, als unter den **Aerzten**. Woher das wohl? Mich deucht, die **Aerzte** ſtudiren zu viel **Natur**, als daß ihnen das **übernatürliche** ſchmecken könnte. Hingegen die Juriſten ſtudiren zu viel **Schlendrian**, haben in ihrem Kram ſo viel **poſitives**, worüber ſich weder räſonniren, **noch** philoſophiren läſt, daß es ihnen natürlich wird, die Religion auch juriſtiſch zu behandeln. Das heiſt — doch die Herren und Damen werden mich a ſchon verſtehen. — Ich nun meines

Orts, wollte es den lieben Herren ſammt und ſonders wohl gönnen, daß ſie orthodox glaubten; aber Schriftſteller ſollten ſie nicht werden wollen: ſonſt kommt ſo ein Etwas zum Vorſchein, wo der ſonſt große Mann, ein o Jemine's Geſicht macht, und Achſelzucken erregt.

Bernhard Friedrich Quiſtorp.

D. und Prof. der Theologie zu Greifswalde, hat eine Menge diſp. und Programmen geſchrieben, welche in Leipzig und Wittenberg zweifelsohne die Cenſur paßiren.

Johann Jacob
Jacob Theodor Friedrich } Rambach.

Erſterer, Paſtor zu Hamburg, hat Bowers Hiſtorie der Päbſte überſetzt. Er iſt ein Mann von viel Beleſenheit, wird aber die ſymboliſchen Bücher ungetaſtet laſſen. Letzterer, Konrektor am Gymnaſium zu Frankfurt am Mayn, iſt ein ganz fleißiger Schulmann, aber ſchwach am Geiſt und — deſto ſtärker am Glauben.

Andreas Rediger.

Herr Meuſel hat dieſen ehrlichen Mann mit Stumpf und Stiel zweymal in ſeinen Hamberger eingetragen, einmal als Rediger und einmal als Rödiger. Es hat ſich dieſer durch ſeine gerettete Unſchuld der ref. Kirchen in den bekannten Wormſer Streitigkeiten, die die gottſeeligen Herren, Götz und Nebel ſo fein anzufachen wiſſen, als einen denkenden Kopf gezeigt. — Es war ein Advokat an ihm verdorben.

Johann Friedrich Rehkopf.

Superintendent zu Dreßden — ein Mann, der einige Sprachkenntniſſe beſitzt. Seine Predigten ſind mittelmäßig, aber deſto dogmatiſch richtiger. Sein Lehrbuch der chriſtlichen Moraltheologie iſt nichts beſſer und ſchlechter, als unſere gewöhnlichen Moraltheologien. Es iſt eine gewaltige Seelenſympathie zwiſchen den Lehrern der chriſtlichen Kirche.

Carl Chriſtoph Reiche.

Hat neuerlich eine Aufforderung an die Theologen geſchrieben, ihre Meinungen freyer herauszuſagen. Seine vorigen Schriften: — über das Schädliche des Predigerordens ꝛc. — Gewiſſenhaft. und Einſicht ꝛc. — die Taufe der Chriſten — kein Geſetz ꝛc. — Ueber den ſeeligmachenden Glauben ꝛc — verrathen einen lebhaften Wahrheitforſcher, aber keinen hinlänglich ſcharfſinnigen Philoſophen. Sein Sokratiſcher Unterricht ꝛc iſt elend. Er iſt jetzt Lehrer am Philantropin zu Deſſau, und beſorgt zugleich die Oekonomie des Inſtituts.

— — — Reimarus.

War einer der gröſten Köpfe ſeiner Zeit. Sein Buch über die Triebe der Thiere und andre philoſophiſche Schriften, werden noch Jahrhunderte geleſen werden. Er ſoll der Verfaſſer der Fragmente und der Schrift vom Zweck des Lebens Jeſu ſeyn. Jetzt wird er wohl beſſer, als von Semlern und allen andern groſſen und kleinen Schreiern geſchehen konnte, belehret worden ſeyn, daß Jeſus zu weiſe und zu gut war, um nach einer jüdiſchen Krone zu trachten, und wird ſeiner ſchon hier ſo gereiften und nun vollendeten Einſichten ſich mit allen Seeligen des Himmels erfreuen.

Chriſtian Gottlieb Reinhold.

Superintendent in der Reichsſtadt Mühlhauſen, hat einige Paſtoralſchreiben und Auszüge aus ſeinen Predigten drucken laſſen, die zwar viele ſeichte Kirchendogmatik enthalten, aber doch dabey einen einſichtsvollen und warmen Mann verrathen, der uns überdem auch von Seiten ſeines vortreflichen Charakters bekannt iſt.

Friedrich Gabriel Reſewitz.

Abt zu Kloſterbergen, einer unſerer hellſten und ſcharfſinnigſten Männer. Großer Beobachtungsgeiſt, tiefe Kenntniſſe des Menſchen und richtiger philoſophiſcher Blick, zeichnen beſonders ſeine pädagogiſchen Arbeiten aus. Seine Erziehung des Bürgers übertrift alles, was wir über dieſes Süjet haben: und ſeine Vorſchläge, Gedanken und Wünſche ſind ein reichhaltiges Magazin für den Erzieher, das ihn über die wichtigſten Materien der Pädagogik Aufklärung giebt — Schade, daß ihm ſein äußerliches Betragen einen Anſtrich von Stolz und Eigenſinn giebt, der, ſo entfernt vielleicht ſein Herz davon iſt, ihm doch in ſeinen Wirkungskreis manche Hinderniſſe des Guten ſtreut.

Jeremias Friedrich Reuß.

D. und Prof. der Theol. und Kanzler der Univ. Tübingen — war ſtark in der Dogmatik und noch ſtärker in der Polemik.

Adam Daniel
Gottlob Heinrich
Johann Georg
Johann Nikolaus } Richter.

Erſterer, Rektor zu Zittau, hat viel durch einander geſchrieben — und nichts von Erheblichkeit. Der zweyte, Lehrer der Mathematik in Schulpforte, ein geſchickter Mann, aber durch ſeine Lächerlichkeiten ein ewiger Gegenſtand des Muthwillens ſeiner Schüler. Der dritte, D. und Prof. extraord. der Theologie zu Leipzig, ein ſtiller und ſanftmüthiger guter

Mann, der ex officio einige Programmen und diſſ. ſchrieb, und die Welt gehen ließ, wie ſie gieng. Der vierte, Pfarr zu Forſtweiler im Zweybrückſchen, hat in einer Ueberſetzung und Erklärung des Briefes Pauli an die Römer ſeine Kenntniſſe gezeigt.

Michael Ringeltaube.

Luth. Prediger zu Warſchau — hat Beiträge zur Wahrheit der chriſtlichen Religion von einem Freydenker — geſchrieben, die ſeinem Kopfe und ſeinem Herzen Ehre machen.

Carl Wilhelm Robert.

Prof. der Rechtsgel. zu Marburg, war ehedem Prof. der Theologie daſelbſt. Wir kennen ihn als einen ſcharfſinnigen Philoſophen und geübten Philologen. Schade, daß ſeine Religionsüberzeugungen ihn der Kirche entriſſen, und genöthiget haben, ein anderes Fach zu wählen. Seine theologiſche Vorleſungen waren auſſerordentlich und gründlich lehrreich. Möchte er doch nach ſeinem Tode die Geſchichte ſeiner Ueberzeugungen und die Urſachen ſeiner jetzigen Standesveränderung hinterlaſſen!

Chriſtian Friedrich Rösler.

Prof. der K. G. zu Tübingen — ein Mann von dem beſten Herzen und ausgebreiteter Gelehrſamkeit, der weiter ſieht, als alle Theologen Schwabenlandes, und der viel ſagen würde, wenn er alles ſagen dürfte, was er weiß. Sein **Lehrbegriff** der chriſtlichen Kirche in den erſten drey Jahrhunderten iſt meiſterhaft gearbeitet. Und doch ſcheint er ſo wenig als ſeine vortrefliche **Bibliothek der Kirchenväter**, die Augen der Blinden geöfnet zu haben. — Mit ihm arbeitet jetzt in dieſem Fache H. G. D. **Fuchs**, Diakonus in Stuttgard, der die **Bibliothek der Kirchenverſammlungen** angefangen hat — ein Mann, von dem wir uns viel verſprechen.

Magnus Friedrich Roos.

Specialſuperintendent der Bebenhäuſer Diöces im Würtembergiſchen, hat **Betrachtungen** über die ſechs Hauptſtücke des Catechiſmus geſchrieben, die gewiß in Tübingen nicht confiſcirt werden — ſo wenig als ſein chriſtliches Glaubensbekänntniß, worinnen er ſehr unbedeutend polemiſirt hat.

Johann Georg Roſenmüller.

D. und Prof. der Theologie zu Erlangen. Sein Beweiß der Göttlichkeit der H. Schrift aus dem innern Zeugniß ꝛc. und ſein hiſtoriſcher Beweis ꝛc. ſind unbefriedigend. Deſto mehr Gutes und Leſenswürdiges enthalten ſeine Scholia in N. T. davon wir in der Oſtermeſſe den vierten Tom erhalten haben. Die mit ſeiner Vorrede begleitete chriſtliche Religionsgeſchichte taugt nichts. Und ſeine Vorſchläge für Aeltern zur chriſtlichen Erziehung, ſind Wiederkäuung wahrer, halbwahrer und falſcher — hundertmal geſagter Dinge, die wir längſt müde waren zu leſen. Unter ſeinen Erbauungsſchriften iſt das beſte, die Anleitung zum würdigen Gebrauch des H. Abendmahls, wo er ſich als einen einſichtsvollen und gutdenkenden Theologen zeigt.

Franz George Chriſtopher Rütz.

Hochdeutſcher Prediger im Haag, gebohren zu Ratzeburg im Lauenburgiſchen — ein Mann, der höchſtens mit zwey bis drey Männern in ganz Holland das einzige Häuflein unter den

Predigern ausmacht, wo die liberalior theologia gefunden wird. Und wir freuen uns, daß wir zugleich neben dem Lobe der Gelehrſamkeit und Aufklärung, ihn auch als einen Mann von unbeſcholtnem Charakter, als einen wohlwollenden, wohlthätigen, ſanften, großmüthigen, und treuen Menſchenfreund mit der gröſten Zuverläſſigkeit dem deutſchen Publikum bekannt machen können. Von ſeinen Schriften wird im letzten Abſchnitt dieſes Allmanachs was zu leſen ſeyn.

August Friedrich Wilhelm Sack.

Königl. Oberkonſiſtorialrath und Oberhofprediger zu Berlin — ein Mann, der ſchon durch ſein Aeuſſerliches Ehrfurcht einzuflöſſen weiß — und deſſen innerer Werth von Seiten der Gelehrſamkeit und des Charakters uns vornehmlich da fühlbar wurde, da wir die vortrefliche Vorrede zur neuſten Ausgabe ſeines vertheidigten Glaubens der Chriſten laſen, welche ſo ganz den Geiſt des männlichen Alters in Chriſto athmet.

Baptiſt } Salis.
Ulyſſes }

Beide ein paar ſehr merkwürdige Menſchen. Der erſte iſt Poteſtat von Tirano, und lebt in Chur. Wer ihn in Geſellſchaft findet, glaubt einen gelehrten, aufgeklärten und angenehmen Mann zu ſehen. Und er iſt's: ſo lange man ihn nicht auf die Lavatriſche Lehre von der Kraft des Glaubens und Gebets bringt: dann wird er ein Schwärmer. Und in dieſer Schwärmerey iſt er vordem nach Dännemark gegangen, und hat vom Könige verlangt, ihn zum erſten Miniſter zu machen. Als es da nicht gelingen wollte, glaubte er von Gott an den Wiener Hof berufen zu ſeyn, reißte dahin, und erklärte der Kayſerin gerade zu, daß Gott groſſes an ihr und ihrem Lande thun würde, wenn ſie ihm unumſchränkte Gewalt gäbe. Er ward vom Wiener Hof minder ſchnell vertrieben, als vom Däniſchen, weil die Bündiſche Familie der Saliſſe da in groſſem Anſehen ſtehet. Man ſuchte ihn anfangs mit herablaſſender Güte zu bewegen, die Thorheit ſeiner Forderungen einzuſehen. Aber alles war umſonſt. Er trieb ſein Spiel mehrere Monate, und ſchrieb zuletzt ein Billet an den Beichtvater der Kayſerinn, daß Gott nur noch drey Tage Bedenkzeit gebe; wofern man nicht einwillige, werde der Beichtvater mit Blindheit geſchlagen werden, und Thereſia ſterben müſſen. Jezt war es Zeit, den Mann zu entfernen. Er ward von Wien weggeſchaft und ließ hernach dieſe ganze Geſchichte in extenſo abdrucken, mit allen Briefen und Gebeten, die er bey allen den verſchiedenen Auftritten gebetet hat. Es ſind aber wenig Exemplare ins Publikum gekommen, weil die Familie ſich gleich der Auflage bemächtigte, und ſie unterdrückte. — Der andere iſt der H. v. Salis von **Marſchlinz**, Miniſter des Königs von Frankreich, und Stifter eines Philantropins. Dies iſt einer der erſten Menſchen, in Abſicht auf Genie, Gelehrſamkeit und Größe des Geiſtes: aber dabey ein Mann, der jene ſanften Gefühle der Zartlichkeit, der Liebe, des Mitleids gar nicht kennt, und nie von ihnen zum handeln beſtimmt wird — ein hartherziger, eiskalter Vernunftmenſch — der nur räſonirt, denkt, Plane macht, beſchließt und dann — mit einer Feſtigkeit handelt, die in der ſublunariſchen Welt wenig ähnliches hat. — Von ſeinem Philantropin wiſſen wir ſo viel mit Gewißheit, daß nichts als Liebe zum Auſſerordentlichen und Politik, mit Finanzmäſſigen Abſichten vergeſellſchaftet, daſſelbe errichtet, und, ſein unbiegſamer Entſchluß, eine gewiſſe Madam Baviere zu mainteniren, zu Grunde gerichtet hat. Er hat dabey an 30000 Gulden zugeſetzt, und kann jetzt den Namen Philantropin nicht mehr nennen hören.

Johann Jacob
Chriſtoph Friedrich } **Sartorius.**
Friedrich Wilhelm

Der erſte, Rektor und Diakonus zu Erlangen, ſchrieb: de cauſis Socianismi proteſtantium eccleſias — infeſtantis inque dies gliscentis, und verdarb uns damit die Luſt, je wieder etwas von ihm zu leſen. Der zweite, D. und Prof. der Theologie, jetzt Kanzler zu Tübingen, hat auch polemiſirt und dogmaſirt — daß die Mäuſe hätten mögen davon laufen. Der dritte, Superintendent und Paſtor zu Lübben, hielt ſich von jeher für einen gelehrten Mann, vermuthlich weil er einmal, in einer Diſſertation, die Exiſtenz Gottes a priori demonſtrirt hatte.

Philip Engelbert Adam Schade.

Pfarr zu Taubenheim im Bayreuthſchen, hat die Thorheit begangen, mit dem Controversprediger Merz anzubinden.

— — — — Schäfer.

D. und Prof. der Theol. und Prediger zu Regenſpurg — hat viel nützliches über Gegenſtände der Oekonomie und Naturgeſchichte geſchrieben.

Chriſtoph Schellenberger.

D. und Prof. der luth. Theol. zu Erfurt, ein frommer und wohlwollender Mann — der in vielem Betracht Hochachtung verdient, wenn er gleich kein großer Gelehrter iſt.

Johann Adolph Schinmeier.

D. der Theol. und Prediger zu Stockholm, jetzt Paſtor in Lübek — hat viel Predigten geſchrieben, aber keine für mich — noch neuerlich wieder: Predigten über den Katechismus Lutheri, aber keine für mich!

Gottlieb
Johann Adolph } Schlegel.
Johann Auguſt
Johann Rudolph

Keiner von Wichtigkeit. Der erſte, Rektor und Prediger zu Riga, jetzt als Prof. der Theol. nach Greifswalde berufen, ſcheint uns, nach ſeiner Erörterung des beſtändigen Werths der ſymbol. Bücher zu urtheilen, — ein ſehr mittelmäßiger Kopf zu ſeyn. Der zweyte, Superintendent und Paſtor prim. zu Hannover, hat eine Menge Predigten drucken laſſen, in denen wir unſers Orts weder den Denker, noch den Exegeten, noch den Redner finden können. Der dritte, Paſtor zu Rehburg im Kalenbergiſchen, hat auch vier Bände Predigten herausgegeben, die vom gemeinen Schlage ſind. Der vierte, Rektor zu Heilbronn, hat den fünften bis neunten Theil der allgemeinen Geſchichte der bekannten Staaten geſchrieben, und gegen Baſedows Schulreformation polemiſirt.

Ludewig Chriſtoph Schmahling.

Prediger zu Oſterwiek im Fürſtenthum Halberſtadt, hat ſich durch ſeine Ruhe auf dem Lande — Naturlehre für Kinder — und einige ähnliche Schriften rühmlich bekannt gemacht. Die Religion eines evangeliſchen Chriſten, die er 1774 herausgab, iſt, ſo wie der kurze Begriff der chriſtlichen Glaubenslehre für die Katechumenen, den Cruſius vorige Meſſe zur Welt bringen half — aufgewärmter Kohl.

Chriſtian Friedrich ⎫
Conrad Arnold ⎬ Schmid.
Jacob Friedrich ⎭

Jener war D. und Prof. der Theologie zu Wittenberg, ein guter Kopf, der aber in der Cruſiſchen Schule verdarb. Hat gegen Voltaire, Semler und andere gräulich polemiſirt. Jetzt wird er wohl keine Polemik mehr treiben, denn er iſt tod. Der zweyte, D. und Prof. der Theologie am Carolinum zu Braunſchweig, iſt ein Mann von Geſchmack und Einſicht — und hat mit Dogmatik ſich nicht viel abgegeben. Der dritte dieſes Namens, iſt Diakonus an der Stadtkirche zu Gotha, und hat ſich beſonders als Dichter gezeigt: nimmt Antheil an der Goth. gel. Zeitung. Ein vierter Schmid, der im Jahr 1760 meine Freuden in Zürich, und 1775 ein

Schäfergeſpräch herausgab, war ein vortreflicher Kopf, hat aber im Pfälzer Weine einen frühen Tod gefunden. Er war Prediger in Frankenthal, und hieß Carl Jacob. Auch ihn hat Herr Meuſel doppelt eingetragen, einmal **Schmid** .... und dann als, **Schmidt**, mit dem angezeigten Zunamen.

Johann Samuel Schröter.

Diakonus an der Stadtkirche zu Weimar. Die Naturgeſchichte, vornemlich das Steinreich, hat ihm mancherley Aufklärungen zu verdanken.

Johann Chriſtoph Schütze.

Juſtitiarius emeritus und Inſpector des Wayſenhauſes zu Halle, hat die Kirchenhiſtorie mit einem originellen Werke bereichert, das den Titel führt: Jeſus, der verheißne und geoffenbarte Meßias. Wer Luſt hat, ſich krank zu lachen, der kaufe und leſe.

Benjamin Wilhelm Daniel
Johann Chriſtoph Friedrich
Ernſt Auguſt } Schulz.
Johann Ludwig
Stephan

Der erſte, Prof. am Joach. Gymn. zu Berlin, hat in der Hebr. Kritik mit Ruhm gearbeitet. Der zweyte, Prof. der morgenl. Sprachen in Gieſen, beſitzt das Geheimniß, Michaeliſche Hefte mit einer pikanten Soſe aufzutiſchen und — damit Wind zu machen; wobey er denn nicht unterläßt, in ſeinen Vorleſungen Herrn Michaelis zuweilen lächerlich zu machen, damit die Herren Studenten die Quellen ſeiner Weisheit nicht merken. Bey ſeiner **Bibliothek der griechiſchen Litteratur** mochte er minder reich ſeyn an Göttingiſchen Sammlungen, daher ſie die Recenſenten ziemlich herumgehohlt haben. Seine Ueberſetzungen aus dem hebr. und gr. ſind alle ſehr mittelmäßig, und thun dem Kenner kein Genüge. Sein hebr. Elementarbuch iſt äußerſt nachläßig und ſchludrich gearbeitet. Der dritte, D. und Prof. der Theol. zu Frankfurth an der Oder, hat verſchiedene Diſp. geſchrieben, die keinen großen Gelehrten merklich machen. Der vierte, D. und Prof. der Theol. zu Halle, hat ſich durch eine gute Ausgabe des Theodoret bekannt gemacht, iſt übrigens als Theolog von Herzen mittelmäßig. Der fünfte war Prediger an der Ulrichskirche zu Halle und Direktor des jüdiſchen Inſtituts. Seine Leitungen des Höchſten — erfordern einen ſehr geduldigen Leſer. Wir empfehlen ſie Abends beim Schlafengehen.

Johann Gottlieb Schummel.

Ehedem Conventual des Kloſters unſerer L. Frauen zu Magdeburg, jetzt Prof. der Geſchichte auf der Ritterak. zu Liegnitz, iſt ein geſchickter und fleiſſiger Mann: hat die empfindſamen Reiſen durch Deutſchland geſchrieben, auch Luſtſpiele ohne Heirathen — Handbuch für den Bürger und Landmann — Ueberſetzerbibliothek — Anzeige ſeltner und ſehr ſeltner Bücher ꝛc. Auch einige gute Stücke im Landprediger ſind von ihm.

Friedrich Immanuel
Georg Chriſtoph
Gottfried
Johann Georg Gotlieb } Schwarz.

Der erſte iſt ſeit kurzem D. und Prof. der Theologie zu Leipzig. Das einzige, was wir uns erinnern ehedem von ihm geleſen zu haben, iſt eine kleine Schrift unter dem Titel: [illegible] ſatisfactionis nomen, die wir philoſophiſch und exegetiſch elend fanden. Bey ſeinem Antritt der Profeſſur in Leipzig, unterhielt er uns mit etwas topiſcher Theologie und . . . . . ſeine elende Predigten . . . . iam ſatis eſt. Der zweyte, iſt Prof. der Philoſ. zu Altdorf, und hat die Offenbarung gegen Rouſſeau erbärmlich gerettet, im ſeinem ſpecimen vindiciarum &c. — Der dritte, D. und Prof. der Theol. zu Rinteln, hat feine hiſtoriſche Kenntniſſe gezeigt; in der Theologie aber — deſto kraſſere. Der letzte, ehedem Prof. extr. der Theologie in Gieſſen, jetzt adjungirter Inſp. zu Grünberg, iſt ein wilder ungeſtümer Kopf, der, bey einem hohen Grade von Unwiſſenheit, ſich für den gelehrteſten Mann in Europa hält. Er war vormals einer der heftigſten Antagoniſten des D. Bahrdt; wie ſeine Aufſäße für die Reinigkeit der Religion bezeugen, in denen auch nicht ein vernünftiger Gedanke ſteht. Seine Kirchengeſchichte N. T. iſt ein Original von Unſinn.

Andreas Seelmann.

Weihbiſchoff zu Speier — einer der aufgeklärteſten und einſichtsvolliſten Männer unter den Katholiken. Sein Hirtenbrief des Fürſtbiſchoff zu Speier, iſt ein Meiſterſtück in Abſicht auf Inhalt und Ausdruck. Er iſt auch Concipient des Circulars, in welchem Bahrdts N. Offenbarungen, im Bisthum Speier, in einem ſolchen Tone, und mit ſolchen Reſtrictionen confiscirt wurden, daß alle Unpartheyiſche die edle und weiſe Denkungsart eines Seelmann ſogleich erkannten und bewunderten.

Georg Friedrich Seiler.

D. und Profeſſor der Theologie zu Erlangen — ein Meiſter in der Kunſt, den Mantel nach dem Winde zu hängen. — Auf der einen Seite macht er bey aller Gelegenheit unſern Ketzern Complimente und Verbeugungen, lobt ihren Scharſſinn, ihre Liebe zur Wahrheit, ihre großen Einſichten, und ſpielt überall den ſanften und toleranten Mann, der kein Wäſſerchen trübt. Auf der andern Seite aber ſeufzt, winſelt er über einreiſſende Irrthümer, über gefährliche Grundſätze, und vertheidigt allen Unſinn des Syſtems mit einer Dreiſtigkeit, die nichts ähnliches hat. Dabey hat er die Gabe, weil die meiſten Theologen elend ſchreiben, ſich durch ein bißgen deklamatoriſchen Styl auszuzeichnen, den eleganten Theologen zu machen, und mit dieſem Vehikel das allerfadeſte Gemengſel von philoſophiſchen und exegetiſchen Schnitzern dem gierigen Publikum ohne Schamröthe vorzulegen, und den großen Haufen ſeiner Nachbeter damit zu futtern. — Den Grund zu ſeinem Anſehen legte er durch die Religion der Unmündigen. Denn noch nie hatte man verſucht, die Abrakatabra's des Catechismus, in einem modiſchen Gewand deutſcher Floskeln aufzuſtellen. So wie nun dieſe neue Schöne auftrat, lief alles herbei was laufen konnte, ſtaunte, gafte, lobte, poſaunte und — fünf Auflagen waren vergriffen, ehe die allgemeine theol. Bibliothek zu Odem kommen und ihre Blöſſe aufdecken konnte. Auch half das Aufdecken nichts. Unſer altes Weib von Publikum hatte einmal decidirt. Der Mann war Lieblingsſchriftſteller der Nation, und konnte nun gewiß die Bahn des Polygraphen antreten, gewiß, daß alles, was ſeine Feder hervorbrachte, Geld und Beifall einbringen werde. Seine neueſten Schriften über die Gottheit Chriſti und die Verſöhnungslehre ſind das elendeſte, was ich kenne, und dennoch — der Stolz der Orthodoxen. Er hat ſich auch ſeit einiger Zeit auf das litterariſche Tribunal geſezt, und ſchreibt theologiſch kritiſche Betrachtungen und — gemeinnützige Betrachtungen und — was weiß ich alles, was für Betrachtungen und — ſchreibt Vorreden — und macht eine neue Bibel und — der große Hauſe betet an, indeß daß die Männer der Nation die Achſeln zucken, und keiner das Herz hat — ein Wort zu reden zu ſeiner Zeit.

Johann Salomo Semler.

D. und Prof. der Theologie zu Halle — ohnſtreitig einer unſerer gröſten und verdienteſten Theologen. Ihm haben wir beſonders diejenigen Aufklarungen in der Theologie zu verdandanken, welche Kritik und Kirchengeſchichte geben können. Seine Hauptepoche fängt ſich mit dem Jahr 1760 an, wo er durch die Schrift de Dæmoniacis das erſte laute Aufſehen erregte. Denn vorher hatten nur viel Kenner ihn in einzelnen kritiſchen Arbeiten, als einen Mann von Geiſt und ausdauerndem Fleiß, im Stillen bewundert. Jetzt aber ward er der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, und — wie natürlich, der orthodoxen Verfolgungsſucht. Sein Verſuch über den Gebrauch der Quellen in der Staats- und Kirchengeſchichte befeſtigte noch mehr die großen Begriffe, die man ſich von ihm gemacht hatte. Hierauf folgten die vortreflichen Vorreden zu Baumgartens Polemik, ſeine prolegomena von Wetſtein — ſeine Institutio ad liberalem eruditionem th. — und ſeine selecta capita nebſt dem apparatus ad lib. N. T. interpretationem — lauter Schriften, welche großen Fleiß, und viel Scharfſinn zeigten, und unzählbare Winke zur Verbeſſerung und Berichtigung theologiſcher Kenntniſſe enthielten. In der Folge ergriff er auch die exegetiſche Fackel und erhellte durch ſeine Paraphraſen das Feld der Schriftauslegung, wobei ſein gröſtes

Verdienſt war, daß er den wahren Standpunkt, aus welchem man die Schriften des N. T. und insbeſondere die Briefe Pauli betrachten muß, um ihre lokalen Beziehungen zu finden, und darnach den Sinn der Schriftſteller zu beſtimmen, deutlicher, zuverläſſiger und befriedigender als alle ſeine Vorgänger vor Augen legte. Endlich krönte er ſeine ruhmvolle Laufbahn durch die freyen Unterſuchungen über den Kanon und — — wäre H. Semler in dieſer Epoche von der Bühne abgetreten, ſo müſſen alle Patrioten rufen: O ihr Germanen! ſetzt dem Mann eine Ehrenſäule. Aber — es folgte leider eine zweyte Epoche ſeines Lebens, in welcher er die Hälfte ſeines vorigen Ruhmes verdunkelte, und die ganze Welt im Glauben an ſeine Ehrlichkeit und Wahrheitliebe irre machte. Dieſe unglückliche Epoche hebt mit der **Widerlegung der Wolfenbüttliſchen Fragmente** an, wo er mit unbändiger Hitze und ſchmähſüchtiger Intoleranz die Kirchenreligion vertheidigte und zugleich untergrub. Ich ſage, er vertheidigte ſie, in ſo fern er gegen den Fragmentiſten bewies, daß der Stifter des Chriſtenthums die elende Abſicht, (mit Beibehaltung des Judenthums ſich zum Herrſcher dieſes unwürdigen Volks emporzuſchwingen,) ohnmöglich gehabt haben könne, und daß dem Vorgeben des Verfaſſers der Schrift, vom Zweck des Lebens Jeſu, die Geſchichte ſowohl als die Erwartungen der damaligen Juden durchaus widerſprechen. Aber er untergrub ſie zugleich, indem er deutlich genung zeigte, 1) daß die Bücher des N. T. beſonders die hiſtoriſchen, durchaus unzuverläßige Urkunden wären; 2) daß die Apoſtel ſich einer doppelten Lehrart bedient hätten, vermöge welcher ſie den Klügern die Religion der Vernunft empfohlen, aber, für den dümmern Theil ihrer Zeitgenoſſen, ſie mit Wunderhiſtörlein und Weiſſagungsvorſpiegelungen verſetzt, und ſie ihnen dadurch genieſbar zu machen geſucht hätten; 3) daß die Hauptfacta des Chriſtenthums, Auferſtehung Chriſti, und Ausgießung des H. Geiſtes, nicht eben wirkliche Begebenheiten in der Körperwelt, ſondern Objecte der Fantaſie und der frommen Andacht wären, auf denen die Religion weiter nicht beruhe. Und bey dieſer Gelegenheit erklärte er ſich über Dreieinigkeit und Genugthuung ſo, daß man wohl ſahe, er gebe ſie dem Fragmentiſten gern Preis, wenn jener nur von ſeinem Hauptirrthum abſtände, daß Jeſus und die Apoſtel boshafte Betrüger geweſen. Auf dieſe Weltverwirrende Schrift folgte bald, die Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekänntniß, in welcher er die allerwiderſprechendſten Grundſätze in Abſicht auf Toleranz äußerte. Er ſprach dem unglücklichen Bahrdt gerade zu das Verdammungsurtheil, geſtand ein, daß er in Meinungen ſelbſt mit ihm eins ſey, läugnete ihm aber das Recht ab, ſeine Meinungen ſo gerade herauszuſagen, und erklärte ihn für einen Eidbrüchigen, der ſein Schickſal vollkommen verdient hätte. Und dabey ließ ers nicht einmal bewenden. Er fieng an, auch ſeine Perſon anzugreifen, und gab ſich in Schriften und Privatbriefen alle erſinnliche Mühe, den Charakter des Mannes anzuſchwärzen, und aller menſchlichen Unterſtützung unwerth zu machen. — Seitdem iſt nun freylich die ganze Welt an dem großen Manne irre geworden. Man weiß, daß er ſelbſt der allerausgebreitetſten Toleranz bedarf. Man weiß, daß er — vielleicht noch weniger vom Kirchenchriſtenthum glaube, als Bahrdt. Ja man weiß aus der Baſedowſchen

Urkunde, (die billig von allen denkenden Menſchen als eine Hauptprobe der Zeiten geleſen, und beherziget werden ſollte) daß er vom Chriſtenthum nichts mehr übrig hat, als die natürliche Religion. Und gleichwohl ſieht man ihn jetzt mitten unter den Verketzern, ſieht, wie er mit Unbarmherzigkeit auf einen Mann losgeht, der ihn nie beleidigt hat, ſieht, wie er mit den alten Waffen der Ketzermacher ficht, die er ſonſt ſo ſehr verabſcheute, und — man kann nicht begreifen, woher dieſe ſchnelle Veränderung gekommen ſeyn möge. Wir ſelbſt können uns das Räthſel nicht auflöſen. Nur das einzige getrauen wir uns zu behaupten, daß nicht ſowohl ſchwarze Bosheit eines heuchleriſchen Herzens, als vielmehr Schwachheit eines ängſtlichen, unklugen und durch den Verluſt ſeines Applauſus in Verlegenheit gerathenen Mannes — der ſich in dem angelegten Plane (durch die neu angenommene Maske der Orthodoxie ſich wieder Credit zu ſchaffen) durch Bahrdten geſtöhrt ſah — die Hauptquelle ſeiner bisherigen Verirrungen geweſen ſey. — Indeß bleiben bey dem allen Semlers Verdienſte groß, und ihr Einfluß auf die Erleuchtung der Welt würde noch viel ausgebreiteter ſeyn, wenn nicht ſeine Schreibart, ſowohl im Lateiniſchen als Deutſchen, ſo obſcur, ſo ...... kurz, ſo unausſtehlich ſchlecht wäre, daß nur der Geduldigſte ihre Lectüre über eine Stunde aushalten kann.

Carl Friedrich Senf.

Paſtor an der Moritzkirche zu Halle — hat ehemals, da er noch Pfarr auf dem Lande war, ein Büchlein geſchrieben, das einen Mann geſunden Kopfes und Herzens verrieth. Es hieß: **Unterricht für Herz und Verſtand, dem gemeinen Mann auf dem Lande zu gut aufgeſetzet.** Halle 1768. 8. Er hat nachher auch eine kleine Schrift herausgegeben, das Geſchäfte der Erziehung von der angenehmen Seite, 1777, die wir mit deſto größerm Vergnügen geleſen haben, je inniger es uns allemal erfreut, wenn wir einmal einen Prediger finden, der ſich durch reife Einſichten und edle Geſinnungen — gleich fern von ſchöngeiſteriſcher Empfindelei und andächtelnder Heuchelei — auszeichnet. Auch unter den Abriſſen ſeiner Vormittagspredigten, welche in der letzten Meſſe im Verlag des Waiſenſenhauſes erſchienen ſind, haben wir einige vorzüglich gute Stücke gefunden, die uns für einige andre, dogmatiſch-ſchwache, völlig ſchadlos gehalten haben.

Chriſtoph Friedrich Sigmund.

Ehedem Pfarr zu Bechtolsheim in der Pfalz — hat eine Einleitung zum heilſamen Erkenntniß der ſymb. Bücher angefangen; aber, zu gutem Glück für den geſunden Menſchenverſtand, nicht fortgeſetzt. Als Pfarr legte er ſich aufs Schnupftabakmachen, Brantweinbrennen, Seifenſpiritusverfertigen, und andere dergleichen Dinge: es wollte aber nichts gehn. Endlich da er in Schulden ſaß, bot er ſich dem projectvollen Bahrdt an, ſchwatzte ihm von ein paar tauſend Gulden Vorſchuß, und beredete den guten und leichtgläubigen Mann, daß er ihn zum Oekonomie-Direktor und Profeſſor der Theologie machte. Hier konnte ſich aber der allzukennbare Menſch nicht lange halten. Er ward verſtoßen, gieng nach Mannheim, aſſociirte ſich mit einem Buchhändler ſeines Gelichters, trennte ſich wieder, unternahm eine Spiegelfabrik, zog mit ihr nach Heidesheim zurück, verdarb auch hier durch ſchlechte Wirthſchaft und — läuft nun herum, wer weiß wo?

Johann Eſaias Silberſchlag.

Königl. Oberkonſiſtorialrath und Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin — ein Mann von einer vaſten Gelehrſamkeit, beſonders in Phyſik, Oekonomie und Mathematik. Sein neuſtes Werk: **Geogonie der H. Schrift** enthält einen großen Schatz von leſenswerthen Bemerkungen. In der Theologie ſind wir ſeines Glaubens nicht.

Johann Andreas Sixt.

D. und Prof. der Theol. zu Altorf — hat einiges Talent und Kenntniſſe, aber wahrhaftig nicht hinreichend, das Steinbartiſche Syſtem zu entwafnen. Seine **lautere Prüfung** deſſelben wird keinem Kenner genungthun.

Johann Joachim Spalding.

Oberkonſiſtorialrath und Probſt zu Berlin. Dieſer große Mann vereinigt alles in ſich, was den Theologen ehrwürdig machen muß. Scharfſinn, Gelehrſamkeit, Klugheit, und ächte Frömmigkeit. Seine Beſtimmung des Menſchen — Gedanken über den Werth der Gefühle im Chriſtenthum und — Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts — ſind in allem Betracht klaßiſch und werden noch von der Nachwelt geleſen und geſchätzt werden, wenn der ganze theologiſche Wuſt dieſer Decennien längſt vergeſſen ſeyn wird. Seine Predigten haben in Abſicht auf Gründlichkeit, Licht, Präciſion, Würde des Innhalts, wenig ihres gleichen. Nur wünſchten wir ihm mehr Wärme und Lebhaftigkeit des Ausdrucks. — Der ehemals in Berlin veranſtaltete Anhang zum Geſangbuch ward von dem Herrn O. C. R. Spalding vorgeſchlagen und approbiret, der eigentliche Verfaſſer aber dieſes Anhangs iſt der Herr O. C. R. Dieterich.

Auguſt Gottlieb Spangenberg.

Prof. der Theologie bey dem herrnhutiſchen Seminarium zu Barby, hat ſowohl die gegenwärtige Verfaſſung als das Religionsſyſtem der Brüderunität in zwey Schriften beſchrieben, die beide von Einſicht, Geſchmack und theologiſcher Klugheit zeigen.

Johann Ulrich Sponſel.

Sup. und Paſtor zu Burgbernheim. Wir haben ſeine Exercitationes philologico — exegeticas geleſen und darinnen einen Mann von vielen Sprachkenntniſſen, reifem Urtheil, und weitläuftiger Beleſenheit gefunden. Nur iſt er uns zu weitſchweifig und wortreich. Seine Predigten ſind mager.

Johann Auguſt Stark.

Prof. der Philoſ. zu Mietau, ehedem Prof. der Theol. und zweyter Hofprediger zu Königsberg — ein vortreflicher Mann, den Feſtigkeit des Charakters, ausgebreitete Kenntniſſe, helle Philoſophie, und ein gebildeter Geſchmack ſchätzbar und ehrwürdig machen. Sein Hephäſtion iſt eines der beſten Producte unſers polygraphiſchen Zeitalters. Und ſeine Geſchichte der C. K. des erſten Jahrhunderts iſt, was man auch in einzeln Stellen tadeln mag, das beſte Buch, was wir zur Zeit in dieſem Fache haben. Er ſoll auch Verfaſſer der freymüthigen Betrachtungen über das Chriſtenthum ſeyn: ein Buch, das ſo voll Geiſt und Wahrheit iſt, daß die theologiſche Fakultät in Halle aus Eiferſucht es zu unterdrücken ſuchte, und durch den lieblichen Kunſtgriff der Cenſurweigerung unterdrückt haben würde, wenn nicht der König das imprimatur eines Berliner

Cenſors confirmirt, und der Fakultät — abermals eins auf die Mütze gegeben hätte.

Benedict Stattler.

D. und Prof. der Theol. zu Ingolſtadt, mag ein ganz gelehrter Mann ſeyn, aber wir mögen ſeine vielen Bände Schriften für unſre Sünden nicht leſen, weil wir uns neulich an einer epiſtola parænetica ad virum clariſſimum D. Car. Fr. Bahrdt ex occaſione profeſſionis fidei ab illo ad Caeſarem miſſæ auf immer und ewig ſatt geleſen haben. Der gute Mann glaubt, es fehle dem D. Bahrdt nur an richtigen Begriffen, und hoft, nachdem er ihm dieſe, durch vielfältige Verweiſung auf ſeine übrigen Schriften, mitgetheilt, er werde ſein Glaubensbekänntniß zurücknehmen. O ſancta ſimplicitas!

Gotth. Samuel Steinbart.

D. und Prof. der Theol. zu Frankfurt an der Oder — wandelt ganz im hohen Sonnenlicht. — Noch wenig Theologen deutſcher Nation haben das geſagt, was er geſagt hat, ſind ſo mit edler Freymüthigkeit herausgegangen, wie er, haben ſo die Idole des Kirchenſyſtems umgeworgeworfen, zertrümmert, wie er. Immer begnügten ſich ſeine Vorgänger, einzelne Irrthümer anzugreifen, und waren dabey ſo zurückhaltend, daß ſie ihr eignes wahres Syſtem nie ganz blicken ließen. Dieſer Mann hat nicht blos das alte Hauß eingeriſſen, ſondern einen neuen Pallaſt an ſeine Stelle geſetzt. Seine **Glückſeligkeitslehre** verdient das allgemeine Compendium der Religion zu werden. Das einzige hatten wir daran zu tadeln, daß er vorn den Begriff der Glückſeligkeit zu ſchwerfällig macht, und alles auf **Vollkommenheit** reducirt. Wir wiſſen wohl, daß die Sache an ſich richtig iſt, aber die ewige Leyer von Vollkommenheit machts doch dunkel und dem gemeinen Leſer unverſtändlich. Die Herren aus der Wolfiſchen Schule haben ſich das ſo angewöhnt. Wir könnens nicht billigen. Seine **Anleitung des menſchlichen Verſtandes** ꝛc. iſt gründlich und lehrreich. Doch dürfte ſie der Kenner zu wortreich finden. Seine Anweiſung zur **Amtsberedſamkeit** ꝛc. iſt das beſte, was wir in dieſem Fache haben.

Ferdinand Sterzinger.

Profeſſor und Dir. der Churb. Akad. zu München, hat durch verſchiedene Schriften gegen die Gaßneriſche Hexenmährgen ſich als einen geſunden Denker gezeigt, auch die vaterländiſche Geſchichte mit einigen leſenswerthen Schriften bereichert.

— — — — — Stockhauſen.

Konſiſtorialrath und Superintendent zu Hanau — ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit und liebenswürdigem Charakter. In ſeiner Theologie iſt viel Tag.

Elias Stöber.

Prediger und Profeſſor der Theol. zu Straßburg, auch ein vortreflicher Mann, den helle Religionseinſichten und ein ſanftes wohlwollendes Herz auszeichnen. Er war immer das Antidoton von Lorenzen.

Conrad Friedrich Stenſow.

Probſt auf Femern. Wir können ihm Fleiß, Beleſenheit und Einſicht nicht abſprechen: aber er hat nicht Philoſophie und Sprachkunde genung, um ſich durch den Nebel der Vorurtheile durchzuarbeiten, der noch über allen ſeinen Schriften, ſonderlich über ſeiner Theodicee der Offenbarung ruht, deren ſechſten und letzten Theil wir dieſe Meſſe erhalten haben.

— — — Stroth.

Kirchenrath und Rektor zu Gotha — auch ein Mann, der im Licht wandelt. Die freymüthigen Unterſuchungen über die Apokalypſe, waren das erſte, was uns nach mehrern ſeiner Schriften begierig machte. Die Kirchenhiſtorie und Patriſtick, ſcheint ſein Hauptſach zu ſeyn. Doch zeigt ſein Xenophon (memorab. Socr. (Gotha bey Ettinger, 1780.) daß er auch Kenner der Alten iſt.

Adam Struenſee.

Generalſuperintendent der Kirchen und Schulen zu Schleswig und Hollſtein. — Die Natur iſt freygebig gegen ihn geweſen an körperlichen Talenten, dahin vornehmlich ſeine außerordentliche Stimme gehört, aber deſto ſparſamer an Geiſtesgaben — vermuthlich, weil alles die Parade in ihm erſetzen wollte, von der alle ſeine Predigten bis zur Ermüdung voll ſind. Er hat nichts geſchrieben, was wir leſen möchten.

— — — — Sturm.

Prediger zu Magdeburg, hat viel ſo genannte Erbauungsſchriften geſchrieben, welche neben den Fedderſenſchen ihren Rang behaupten. Es iſt wenigſtens mehr Geſchmak im Ausdruck, und weniger dogmatiſche Cruditäten drinnen, als in den Göziſchen und andern vom gemeinen Schlage. Seine Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur, verdienen allen Predigern zur Nachfolge empfohlen zu werden.

Chriſtian Wilhelm Talemann.

D. und Prof. der Theologie zu Leipzig — war ſo wenig der Syſtemsreligion zugethan, wie ſein Freund Erneſti — denn er hatte zu viel wahre Gelehrſamkeit, um orthodox zu ſeyn — dennoch ließ er ſichs nicht viel anſehn.

Wilhelm Abraham } Teller
Johann Friedrich }

Zwey leibliche Brüder, die aber einander ſo unähnlich ſind, wie das Roß und das Heupferd. Jener ein Mann von dem menſchenfreundlichſten Herzen, dieſer ein zänkiſcher und Kazzenartiger Polterer: jener, bey dem ſeltenſten Grade von Gelehrſamkeit beſcheiden und ſanft, dieſer, bey ſehr wenigen Kenntniſſen, ſtolz und trotzig; jener, ein aufgeklärter und ſcharfſichtiger Freund der Wahrheit, dieſer, ein bey allen Brillen der cruſiſchen Philoſophie, blinder Verfechter des Aberglaubens. Da im Jahr 1764 des erſtern **Lehrbuch** des chriſtlichen Glaubens erſchien, wo in Vergleichung mit ſeinen folgenden Schriften noch viel Wuſt des Kirchenſyſtems beybehalten war, gab dieſer ſelbſt das Signal zur Verketzerung, und ſchrieb eine ſogenannte abgenöthigte Kritik, die an Liebloſigkeit und Seichtigkeit wenig ähnliches hat. Das Lehrbuch indeſſen ward für ſeinen würdigen Verfaſſer die Gelegenheit zur Eröffnung einer höhern Laufbahn. Er ward bald darauf Probſt und Oberkonſiſtorialrath zu Berlin,

lin, und zeigte ſich in ſeinen folgenden Schriften, darunter ſein Wörterbuch, ſeine Predigten von der häuslichen Frömmigkeit, und ſeine Antithesen, nebſt der Probe einer Pſalmenüberſetzung, die vornehmſten ſind. — Er iſt auch ohnſtreitig unter den neuen Theologen derjenige, der die meiſten und entſcheidendſten Schritte für die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen in der Religion gethan hat. Die **Vorrede** zur neuen Ausgabe ſeines Wörterbuchs iſt ein Meiſterſtück. — Sein obgedachter Bruder, Johann Friedrich, iſt Prediger in Zeiz, und hat, vornehmlich in ſeiner Kunſt zu predigen und in ſeinen Anecdoten für Prediger und Prieſter, ein Muſter gegeben, wie man auf die originellſte Art theologiſche Farcen verfertigen müſſe. Er hatte vor einiger Zeit 27 Katzen zu ſeinen Geſellſchaftern, jetzt halt er nur noch 13 derſelben, wie aus des obgedachten Lukas neuen Erklärung zu erſehen iſt.

Heinrich Ernſt Teutborn.

Prediger zu Birdenkopf, hat, mit Pennerischer Dinte, einen abgenöthigten Beweis geſchrieben: daß die Lehrer der evang. Kirchen —

keine Mitbrüder des D. Bahrdts in Gieſen ſind.

Johann Friedrich Tiede.

Paſtor zu Schweidnitz, hat ehedem, als Feldprediger in Halle, viel Aufſehen gemacht. Man bewunderte ihn als Redner. Wir können in ſeinen Predigten, weder Scharfſinn, noch Gründlichkeit, noch wahre Beredſamkeit entdecken. Es iſt Flitterſtaat des Ausdrucks, der, wenn ihn ein guter Deklamator producirt, die Ohren füllt. Und mehr wollen ja die Herren und Damen nicht.

— — — — Tittmann.

D. und Prof. der Theologie zu Wittenberg — voller Tag in ſeinem Syſtem, aber — der Schlagbaum!

Johann Tobler.

Diakonus zu Zürich — ein Mann, voll von Geiſt des Chriſtenthums, der ganz ſo denkt, redet, handelt, wie das Evangelium der Liebe es heiſcht. Sind wir nicht bey allen Stellen ſeiner

Schriften mit ihm eines Glaubens, ſo ſind wir doch in den meiſten mit ihm eines Sinnes.

— — — Töllner.

Prof. der Theologie zu Frankfurt an der Oder — Scharfſinn, Wahrheitliebe, Freymüthigkeit — gab ihm die Natur: hätte ſie ihm doch auch einen feſten Körper gegeben! Zu früh ſtarb er für die Kirche, in der er mit der Fackel in der Hand nur eben auftrat, um die Finſterniſſe des Aberglaubens vertreiben zu helfen — von allen Edlen beweint.

Balthaſar Ludwig Tralles.

Ein Arzt zu Breslau — hat ſich vom Satan blenden laſſen, gegen Leſſingen zu ſchreiben, und die Fragmente zu widerlegen — ein Bologneſer gegen einen Bullenbeiſer, — Hu!

Ernſt Chriſtian Trapp.

Profeſſor der Philoſophie zu Halle — einer unſrer reſpectabelſten Pädagogen in Deutſchland. Er hat zuerſt die Erziehungskunſt in ein Syſtem gebracht, und auf ihre einfachſten Grundſätze ſie reducirt, in ſeinem Verſuch einer

Pädagogik — ein Werk, das viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Erfahrung zeigt, und ſich durch Ordnung und geſchmackvollen Vortrag auszeichnet. Ob er in ſeinem theologiſchen Syſtem (er war ja ehedem auch Prediger) eben ſo hell iſt, können wir nicht ſagen. Doch ſcheint dies gewiß zu ſeyn, daß er nicht des Semleriſchen Glaubens iſt. Wir haben von ihm ein Sendſchreiben an H. D. Semler geleſen, in welchem er, vornehmlich die Herzenstheologie dieſes ſonſt ſo großen Mannes, eben von keiner vortheilhaften Seite ſchildert. „Wie ſoll ich den „Mann nennen, heißt es S. 3. der alle Federn „ſtumpf ſchreibt, nach Berlin, nach Deſſau hin „unaufhörlich ſchreibt, daß ich bei ihm einkehren, daß ich ſein Gaſt in Halle ſeyn möge; „und der, indem ich ſein Gaſt bin, und kurz vorher, und gleich nachher, indem er mir alle „mögliche Freundſchaft aufzudringen ſcheint, „mich von ſeinem Katheder verächtlich zu machen, mich in Deſſau zu verkleinern, und in „Berlin üble Eindrücke von mir zu machen ſuchet: der ſich ereifert, um mir eine freye Wohnung im Inſtitut, die ich nicht haben will, „aufzuzwingen, und der mir am Ende dieſe

„Wohnung nicht ſchaffen kann, oder nicht will: „der mir, wie ich nun wirklich in Halle wohne, „immer vorſchwatzt, er wolle mir das Profeſſorleben ſo angenehm machen, wie möglich, „ich ſolle mich durch nichts irre machen laſſen, „er habe auch viel leiden und dulden müſſen „u. ſ. w. und der, indem er dies Alles ſchwatzt, „mich einmal über das andere in Berlin verläumdet, und nun zuletzt, ſchändlich iſts zu „ſagen, einem Studenten, einem Lehrer des „Inſtituts den mündlichen Auftrag giebt, mich „in Berlin zu verklagen, als wenn ich meine „Pflicht in Abſicht auf das Inſtitut nicht thäte; „wie ſoll ich den Mann nennen? Wie ſoll ich „ihn nennen, dem Menſchenrechte ein Geſpenſt „ſind; von dem Niemand weiß, ob er Chriſt „oder Naturaliſt, ob er orthodox oder heterodox iſt; der alles ſcheinen will, und nichts iſt; „ihn, den ardelionem, trepide concurſantem, „occupatum in otio, gratis anhelantem, multa „agendo nihil agentem, ſibi moleſtum et aliis „odioſiſſimum.“ Man ſieht freylich, daß Herr Trapp bey Verfertigung dieſes Schreibens ein wenig in der Hitze war, und darüber die Gränzen des Coſtume aus den Augen verlohr: allein man ſieht auch aus dem, was in der Folge H. Semlern vorgeworſen und ziemlich klar bewieſen wird, daß H. Semler nicht edel an ihm gehandelt, ſondern durch Falſchheit und heimliche Verfolgung ihn ſo lange gequält und gereizt hatte, bis das gekränkte Herz unter ſeinem Leiden erlag und ſich Luſt zu machen gedrungen ward. Ein Semleriſcher Schüler ſchrieb dagegen eine Farce unter dem Titel: **Semler: ein Sendſchreiben an H. Trapp:** wo H. Semler eben ſo übertrieben gelobt, als H. Trapp unvernünftig getadelt wird. — Knaben dieſer Art können einen Mann von Verdienſten nicht entehren. Sie ſind wie Mücken auf dem Löwen. — Herr Trapp ſoll auch in Abſicht auf Charakter einer der beſten, biederſten Menſchen ſeyn.

Sebaſtian Friedrich Treſchow.

Diakonus zu Mohrungen. Er iſt ein Mann von lebhaftem Geiſt und viel Beleſenheit — aber noch ganz vom Vorurtheile des Anſehens gefeſſelt und — ein heftiger Polemiker. Von ſeinen religiöſen Nebenſtunden iſt jetzt des zweyten

ten Bandes erſtes Stück erſchienen. Es iſt keine Lektüre für Denker.

Jakob Elias } Troſchel.
Daniel Philipp }

Beide, Prediger zu Berlin, und beide geſchikte Männer — nur noch nicht ganz frey von Anhänglichkeit am theologiſchen Herkommen.

Olaus Gerhard Tychſen.

Profeſſor der morgenl. Sprachen zu Bützow — hat mit ſeinem Tentamen viel Lärmen gemacht. Jetzt da die Sache verkühlt iſt, urtheilt denn doch die Welt, daß er in der Hauptſache unrecht hatte. Indeß iſt es unleugbar, daß er ein Mann von weitläufigen Kenntniſſen iſt; und durch ſeine Schriften das Fach der morgenländiſchen Litteratur merklich bereichert hat.

Chriſtian Samuel Ulber.

Paſtor zu Hamburg, hat viel Predigten und Auszüge aus Predigten drucken laſſen, die alle gut Lutheriſch ſind. Er war denn doch bei aller ſeiner Feſtglaubigkeit ein toleranter Mann.

— — — — Ulrich.

Es giebt der Ulrich's viel: es iſt aber kein groſſes Kirchenlicht darunter. Einer, der Prediger an der Charité zu Berlin iſt, hat ſeit ein paar Jahren einige zwanzig bis dreiſſig Alphabethe zuſammen geſchrieben. Von der moraliſchen Encyklopädie, iſt dieſe Meſſe der dritte und letzte Band erſchienen. Imgleichen ſind die Briefe über den Religionszuſtand in den Preußiſchen Staaten mit dem fünften Bande beſchloſſen worden.

— — — — Urlſperger.

D. der Theologie und Paſtor zu Augſpurg — hat **Verſuche** einer genauern Beſtimmung des Geheimniſſes Gottes und des Vaters und Chriſti — geſchrieben, die ich mit aller angewandten Mühe nicht habe verſtehen können. Dem Anſchein nach iſts feiner Sabellianismus. Indeß mags ſeyn, was es will, ſo ſinds immer für den Prediger Allotria, der der Welt Religion predigen ſoll, zu der doch kein vernünftiger

tiger Mann mehr die Dreyeinigkeitslehre, und andere dergleichen Spekulationen rechnen wird.

Johann Kaſpar Velthuſen.

D. und Prof. der Theologie zu Helmſtädt — hat verſchiedenes aus dem Engliſchen überſetzt, darunter uns die gerettete Authenticität der erſten beyden Kapitel Matthäi am wenigſten befriedigt hat. Er iſt übrigens einer unſerer guten Philologen.

Johann George Vogel.

Archidiakonus zu Muskau in der Oberlauſitz — ein guter Naturkenner, der insbeſondere über den Bienenbau einige leſenswerthe Aufſätze geſchrieben hat. Ein anderer dieſes Namens war Prof. extr. zu Halle, und fieng an, des Grotius adnott. zu ediren, aber der Tod entriß ihn der Welt ſehr bald, und mit ihm einen unſrer hofnungsvollſten Philologen.

Guſtav Anton Wachſel.

Das iſt der berühmte deutſche Prediger zu St. George in London, ein Menſch, der in allem Betracht originell iſt. Eine große, ſtarke, maßive, dickköpfigte Maſchine — ganz ohne Seele! Bey der allerkraſſeſten Unwiſſenheit und Dummheit, unglaublich ſtolz, herrſchſüchtig und trotzig. Seine Zänkereien mit der Gemeine rührten ganz allein von ihm her. Er fieng alle mögliche Neuerungen an, die in einem müßigen Gehirn ausgeheckt werden konnten. Erſt wollte er Kirchenmuſiken einführen, baute eine Orgel, ſchafte Geigen und Pfeifen an, kaufte Noten zuſammen, und ließ dann in der Kirche aufſpielen. Das ungewöhnliche der Sache (denn es iſt in keiner deutſchen Kirche ſo etwas) machte Aufſehen, Gelächter, Unordnungen und zuletzt Zank. Auf einmal fiel's ihm ein, auch engliſch zu predigen. Er ſchlug der Gemeine vor, daß er deutſchen und engliſchen Gottesdienſt wechſeln laſſen wolle. Die Gemeine widerſetzte ſich. — Darauf machte er bekannt, er werde ganz in der Manier der engliſchen Kirche einen eignen Gottesdienſt anlegen. Er ließ des Sonntags Abends ſeine Kirche öfnen — die hinter ſeinem Hauſe ſteht, und in die man nicht anders kommen kann, als durch ſeine Hausthüre. Die Kirche ward mit Lichtern erleuchtet, und es fand ſich eine Menge

Geſin=

Geſindel zuſammen, die die Neugierde dahin trieb. Der Marktſchreier trat auf, ſchwatzte ſeinen Unſinn in geradebrechtem Engliſch, und ließ dazu ſeine Muſikanten aufſpielen, ſo luſtig, daß man dazu hätte tanzen mögen. Da ward aus dem Gottesdienſt eine wahre Komödie. Der Zulauf ward alle Sonntage ſtärker. Man gieng nach Wachſels Kirche, wie nach einer Hanßwurſtbutike. Die Verliebten beſtellten ſich dahin, trieben im Dunkeln ihren Unfug, küßten ſich öffentlich — kurz, es war ein Greuel, den die Gemeine, welcher die Kirche eigenthümlich gehörte, nicht länger dulden konnte. Endlich nach vielen wiederhohlten Warnungen, brauchte ſie Gewalt, drang in ſein Haus, beſetzte und verſchloß ihm die Kirche, und gab ihm den Abſchied. Nun ward die Sache beym Gouvernement anhängig. Alle Tage blieben zehn Mann Wache von der Gemeine an der Kirche, bis der Proceß aus war. Und zum Unglück für die arme Gemeine, wuſte dieſer tollhaußfähige Menſch durch Vorſpiegelungen ſeine Richter zu täuſchen, daß er die Oberhand behielt, und in ſeinem Amt von der Regierung beſtätigt ward. —

Albrecht Georg } **Walch.**
Chriſtian Wilhelm Franz }

Erſterer, Rektor zu Schleuſingen, iſt ein guter Schulmann, der auch im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften einige erträgliche Arbeiten geliefert hat. Letzterer, D. und Prof. der Theologie zu Göttingen, iſt einer unſerer gröſten Theologen, in Abſicht auf Kenntniſſe und Gelehrſamkeit. Litteratur und Kirchengeſchichte vornehmlich ſind das Feld, das ihm die allerwichtigſten Bereicherungen zu verdanken hat. An dem hergebrachten Kirchenſyſtem hält er ſo feſt, daß es ihm zuweilen Thränen koſtet, wenn er in der Nikolaiſchen Bibliothek neue Anfälle auf daſſelbe gewahr wird. — Von ſeinem Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereien ꝛc. iſt in letzterer Meſſe der neunte Theil erſchienen.

D. H. **Waſer.**

Ein Prediger in der Schweitz, hat den **Hudibras** aus dem Engliſchen und **Lucians** Schriften aus dem Griechiſchen überſetzt, und verſchiedene hiſtoriſche Aufſätze geliefert, die einen

Mann von großen Einſichten zeigen. Beſchuldigungen der Untreue, im Gebrauch einiger Staatsurkunden, haben den Canton Zürich, in welchem er ſtund, zu dem harten Entſchluß bewogen, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen. Er hat dies Schickſal mit einer außerordentlichen Ruhe und Gelaſſenheit überſtanden. — In der Oſtermeſſe iſt ſein hiſtoriſch diplomatiſches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden erſchienen.

Andreas Weber.

D. und Profeſſor der Theologie zu Jena — auch εκ των πολλων.

Helfreich Bernhard Wenck.

Konſiſtorialrath, Profeſſor und Rektor am Gymn. zu Darmſtadt, und heſſiſcher Hiſtoriograph — ein Mann von vielen Talenten, der nicht nur mit den Römern und Griechen vertraut iſt, ſondern auch die Dichter des Morgenlandes kennt, und in der Geſchichte ausgebreitete Wiſſenſchaft beſitzt. Er hat ſich durch den Verſuch einer Ueberſetzung der Ilias und, durch das Siegslied der Debora und Barak, auch als Mann gezeigt, der die Kraft und Schönheit ſeiner Mutterſprache kennt und zu benutzen weiß: — eine Sache, die unſern meiſten Schulmännern fehlt, die faſt alle durch ein geſchmackloſes Deutſch ihre Kenntniſſe der Alten unbenutzbar machen.

Friedrich Auguſt Wendeborn.

Deutſcher Prediger in Ludgad Hill zu London. Dieß iſt unter allen daſigen deutſchen Predigern (die alle theils durch Unwiſſenheit, theils durch Schwärmerey ungenießbar ſind) der einzige, den Gelehrſamkeit, Geſchmack, und Entfeßlung vom theologiſchen Vorurtheil auszeichnen — der einzige, der mit ächter Beredſamkeit die Religion in ihrer wahren Würde vorträgt — der einzige, der von der Nation unter den dortigen Deutſchen bemerkt und geachtet wird. Er hat eine Sammlung von Predigten geſchrieben, und iſt wahrſcheinlich der Verfaſſer der vom jüngern H. Forſter herausgegebenen Beyträge zur Kenntniß von Großbritannien vom Jahr 1779.

Ernſt Friedrich Wernsdorf.

D. und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg — hat viel — beſonders im Fach der Kirchenhiſtorie geleſen, — aber nicht viel verdaut.

Chriſtian Auguſt
Gottfried Joachim } Wichmann

Ein paar armſeelige Scribenten. Sie ſind die Verfaſſer des ehemals berüchtigten **Antikritikus**. Letzterer iſt Pfarr zu Zwätzen und betet Cruſianiſche Theologie.

Georg Nikolaus Wiener.

Metropolitan zu Groſſengerau — einer unſerer hellen Köpfe, der die Decke Moſes längſt abgelegt hat — der aber im Stillen ſeines beſſern Glaubens lebt.

Johann Dietrich
Herrmann Erich } Winkler.

Erſterer iſt Hauptpaſtor zu Hamburg — nicht ohne gelehrte Kenntniſſe, aber — ein eiſerner Orthodox. Seine erbauliche Beleuchtung

tung der Geſchichte Joſephs in Grundriſſen heiliger Reden, iſt ſo voll willkührlicher, ſchielender und unphiloſophiſcher Räſonnements, daß man ein Publikum bedauern muß, dem ſolche Dinge ſtatt nahrhafter Wahrheiten vorgekaut werden. Vom Letztern, der Diakonus an der Katharinenkirche zu Hamburg iſt, haben wir einige kleine Aufſätze geleſen, die einen aufgeklärten Theologen verrathen, der an Kopf und Herz weit über den groſſen Haufen ſeiner Amtsbrüder erhaben iſt.

Friedrich Ernſt Wilmſen.

Ehedem ref. Prediger zu Magdeburg, jetzt Prediger an der Parochialkirche zu Berlin — ein Mann von Einſicht und Geſchmack. Seine Gedichte und Predigten enthalten einzelne ſchöne Stellen. Er hat Clarks Paraphraſen der Ev. — Einfields Gebete — und Oswalds Appellation an den gem. Menſchenverſtand, aus dem Engl. überſetzt.

— — — Wolf.

Inſpektor zu Grünſtadt — iſt ein Mann von vielen Talenten, und der einzige in ſeinem

Kreiſe, der geſunde Augen im Kopfe hat. Der Hofprediger Muthmann, ſein Amtsbruder, ärgert ſich alle Tage, daß unſer Herr Gott die Sündfluth noch nicht hat kommen laſſen, zu welcher er ſich bereits, durch Anſchaffung der Thiere aller Art, vorbereitet hat, um als der glaubige Noah in dem Schifflein der Lammstheologie über den Gewäſſern zu erſcheinen und den Wolf mit allen ſeinen Schafen erſaufen zu ſehen.

Gotthelf Traugott Zachariä.

D. und Profeſſor der Theologie zu Kiel — ein guter Exeget, der im Lande der Freyheit ſehr bald der völligſten Erleuchtung theilhaftig geworden wäre. Seine bibliſche **Theologie** zeigt zur Genüge, daß er anfing weiter zu ſehen, als mans in Göttingen gern ſah — daher man ihn auch ſehr gern nach Kiel gehen ließ.

Heinrich Auguſt Zeibig.

Profeſſor am Rutheneum zu Gera — ein ſchreibſeliger Mann, ohne ſonderliche Kenntniſſe. Seine vermiſchten Betrachtungen aus der Theologie ſind voll ſeichter Polemik.

— — — — Zickler.

D. und Profeſſor der Theologie zu Jena — ſchläft.

— — — — Ziegra.

Herausgeber der ſchwarzen Zeitung, der in Kompagnie mit Götzen ſo lange polemiſirte, bis der Tod ihm ſilentium imponirte. Man hat in ſeiner Hirnſchale nichts als Waſſer, in ſeinem Leibe aber einen auſſerordentlich groſſen Magen gefunden.

G. J. Zollikofer.

Οι εσχατοι πρωτοι — heiſt's hier. Er iſt in allem Betracht einer unſrer erſten Männer bey der Nation. Ein aufgeklärter Philoſorh, ein erleuchteter Exeget, und ein philoſophiſch und exegetiſch aufgeklärter Dogmatiker, und dabey — Geſchmack, Kunſtkennerſchaft, Beredſamkeit, und dabey — ein edler feſter Charakter — wer wollte ſo einen Mann nicht hochſchätzen! — Er iſt deutſcher ref. Prediger zu Leipzig.

Während dem Druck dieſes Almanachs, ſahe der Verfaſſer aus Hrn. Schlözers Briefw. 40ten Heft, daß ſeine Wünſche für Herrn Iſenbiehl bereits erfüllt waren. — Sein Schickſal in Amöneburg ſoll nicht ſo hart geweſen ſeyn, als es ausgeſchrieen worden; ja nach den letzten Nachrichten iſt dieſer verdienſtvolle Mann nicht nur wieder auf freien Fuß geſtellt, ſondern hat ſogar in dem Stift Amöneburg ein Canonicat erhalten. —

Noch einige

Anekdoten

und

Bemerkungen.

1.

Schon ſeit langer Zeit war viel Treibens und Sehnens auf dem Vorgebürge der guten Hofnung um eine lutheriſche Kirche. Endlich iſt die Sache zur Entſcheidung gekommen. Die Lutheraner haben nun auf dem Capo de bona Eſperance eine eigene Kirche, und ein Rotterdammer Prediger, Namens Andreas Luther Kolver, ein äußerſt ſeichter und leerer Kopf, iſt der erſte Prediger daſelbſt worden. Wir konnten uns bey der Nachricht von dieſer Begebenheit, die uns mit warmem Frohlocken überſchrieben wurde, nicht des Gedankens erwehren, daß es doch immer ein kläglicher Beweiß von fortdaurendem Verfall der Religion bleibt, wenn die Menſchen aus vermeintem

Hunger nach dem Worte Gottes, ſich unglücklich fühlen, ſo lange ſie für ihre Secte nicht einen eignen Steinhaufen haben, den ſie Gotteshaus nennen. Denn dieſes Gefühl beruht doch offenbar auf den allerelendeſten Begriffen, die man ſich von Religion macht. Bey ſolchen Menſchen iſt Religion leider noch nichts anders, als was es bey den Juden war — äußeres Andachtsceremoniel. Daher ſie nirgends Religion zu finden glauben, wo nicht Kirche, Altar und Ceremonien ſind. Iſt das wohl Geiſt des Chriſtenthums? oder iſts nicht vielmehr gerade das, was der ehrwürdige Stifter des Chriſtenthums unter ſeinen Zeitgenoſſen zu verdrängen ſuchte? War es nicht der ſtete Innhalt ſeiner Predigten, daß nur Tugend, nur Liebe, nur Fleiß in guten Thaten, Religion ſey? Sprach er nicht überall davon, daß Gott nur im Geiſt angebetet ſeyn wolle? Sagte er nicht der Samariterin deutlich, daß Gott weder zu Garizim, noch zu Jeruſalem wohne, ſondern daß er nun überall, ohne Vorzug des Orts, mit heiligen Geſinnungen und Werken verehrt ſeyn wolle? — Und müßten wir nicht, wo wir ächte Schüler dieſes größten Lehrers der Menſchheit ſeyn

woll-

wollten, das, was Religion iſt, unter uns gemein haben, und es überall, in jeder Secte und in jedem Tempel, finden und genieſſen können? Müſten nicht Lutheraner und Reformirte, und Mennoniſten, und Socinianer und — alle iden und aner — wenn ihre Prediger nur Prediger der Religion wären, d. h. nur Gott und Unſterblichkeit, und Tugend lehrten, in allen Chriſtenkirchen von Europa das antreffen, was ihnen Weisheit des Lebens, Kraft zur Beſſerung, Troſt im Leiden und Ruhe im Tode gewährt?

2.

In London ward vor einigen Jahren eine öffentliche Naturaliſten-Gemeine errichtet. Ein Gelehrter, Namens **Williams**, der in ſeiner Jugend Theologie ſtudirte, und der, je tiefer er in das innere der theologiſchen Wiſſenſchaften eindrang, deſto mehr Blöſſen an dem gemeinen Glauben der Chriſten entdeckte, beſchloß endlich, da, auf dem Probierſtein der Wahrheit, nur die Lehren der natürlichen Religion, (unabhängig von Offenbarung und Wundergeſchichte,) ihm als Wahrheit übrig blieben, ſich eine Kirche zu miethen (deren in London eine groſse Menge leer ſtehen, von welchen meiſt Partikuliers Eigenthümer ſind) und ſich als Prediger der natürlichen Religion anzukünden. Und ſiehe, es gelang ihm. Es fand ſich eine hinlängliche Gemeine zu ihm, die ihn beſoldete. — — Er ſelbſt iſt ein Mann von viel Einſicht, und von dem beſten Charakter. Er ſpottet nie über Offenbarung und Chriſtenthum. Er polemiſirt auch nie gegen den Glauben der Chriſten. Er predigt aber mit Wärme und männlicher Beredſamkeit — im Grunde die Hauptlehren des Chriſtenthums — Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit, und Tugend — nur mit dem Unterſchiede, daſs er dieſe Wahrheiten nicht aus den Zeugniſſen einer unmittelbaren Offenbarung, ſondern aus der Vernunft herleitet. Und er richtet damit weder Verwirrung, noch Schaden an. — Jetzt hat H. Williams ſeine Gemeine ſelbſt wieder aufgegeben. Vielleicht ſind ihm die jetzigen Menſchen noch nicht reif zu — einer ſo reinen Religionsübung.

3.

Ein paar Anekdoten zu Aufklärung der Bahrdtiſchen Geſchichte, mögen wir unſern Leſern um ſo weniger vorenthalten, da es noch im-

immer vielen räthſelhaft ſcheint, wie der Mann um eines Buchs willen, das ſchon fünf Jahre in der Welt war, und das keine Fakultät, kein Konſiſtorium verurtheilt, keine proteſtantiſche Obrigkeit verbothen hatte, ſo hart behandelt, und wider Willen eines proteſtantiſchen Reichsfürſten, und, gegen das Bitten ſeiner Gemeine, die ſich ſelbſt nach Wien gewendet hatte, abgeſetzt werden konnte. Sie ſind beide merkwürdig, und zeigen deutlich, daß dieſe Geſchichte urſprünglich eine bloſſe Privatſache geweſen, die nach dem gewöhnlichen Gange der Sachen nicht geſchehen ſeyn würde, wenn nicht Privatkabale im Spiel geweſen wäre. — Alſo die erſte: — Ein gewiſſer katholiſcher Pfarr im Leiningiſchen, Namens Weihmar, wollte in Heidesheim am Philantropin Profeſſor werden, und man erzählt, D. Bahrdt habe ihm Hofnung dazu gemacht. Anfangs nun kroch dieſer Menſch wie ein Wurm um den Herrn Generalſuperintendenten, liebkoſete, ſchmeichelde, küſte ihm auch wohl einmal mit unter die Hände — poſaunte unter ſeinen Religionsverwandten ſeines Beförderers Großmuth, Menſchenliebe, Gelehrſamkeit, und half ihm eine Menge wichtiger Menſchen gewinnen, deren Gunſt einem Mann von ſo viel Projecten, wie Bahrdt, nicht anders als angenehm ſeyn konnte. Dieſe Rolle ſpielte H. Weihmar ohngefehr vier Monathe, und trieb ſeine Heroldſchaft ſo weit, daß endlich der ſelige Weihbiſchoff B. v. Scheben, den lutheriſchen Doktor ſelbſt zur Tafel lud, und ihm ausnehmende Vertraulichkeiten bezeugte. Der von Natur ſehr leichtgläubige Bahrdt nahm das alles für reines Gold, und glaubte nun ſchon allen ſeinen Feinden auf dem Nacken zu ſitzen. Aber das Blatt wandte ſich. Der Pfarr frug zuletzt, in einem etwas ernſthaften Tone, wie viel er nun in dem bald einzuweihenden Philantropin Profeſſorbeſoldung haben ſollte? Das machte den guten Doktor, der groſſe Schätze zwar hofte, aber noch nicht hatte, ein wenig ſtutzig. Aber er faßte ſich doch bald, und ſagte ihm, aus Furcht vor geahndeter Pfaffenrache, „alles frey „und 150 Gulden" zu, alſo — gerade ſo viel als jeder Profeſſor ſeines Inſtituts bekam, der den ganzen Tag arbeiten mußte, ob ſchon Herr Weihmar nur beſtimmt war, wöchentlich zweymal denen zu hoffenden katholiſchen Zöglingen

Religionsunterricht zu geben. Und nun erwartete er nichts geringers, als einen Handkuß von ſeinem neuen Profeſſor, zum Unterpfand ſeiner ewigen Erkenntlichkeit. Aber weit gefehlt. Der Pfarr erwiedert mit einer ſtolzen Mine und einem drohenden Blick: „das iſt ein Lumpengeld für einen katholiſchen Paſtor.“ Und nun ward auf einmal das Geſpräch ernſthafter. Der Doktor ſtellte ihm beweglich vor, daß das Inſtitut noch arm ſey, daß der Anfang ihm herzlich ſauer werde, bat ihn um Geduld, verſprach ihm Zulage — aber alles umſonſt. Unſer Pfarr beſtand auf 400 Gulden. Endlich bricht jener das Geſpräch ab, und dieſer faßt die Meinung, er ſey Profeſſor mit 400 Guld. Beſoldung. Nach einigen Wochen nahm das Inſtitut ſeinen Anfang. Der Paſtor erſcheint — ohngeachtet kein einziger katholiſcher Zögling vorhanden war, will commandiren, will Lectionen geben, findet ſich nicht auf dem Lectionskatalogus, fängt an zu ſchelten, ſchimpft, droht, geht zornig davon, und — hebt nun auf einmal an, den vorher ſo vergötterten Bahrdt, als einen Böſewicht, Betrüger, Dieb, Ehebrecher, Gotteslästerer und Höllenbrand, weit und breit auszuſchreien.

Sein erſter Weg war nach Worms zu dem ſel. Weihbiſchof. Dieſem zeigt er ſich in der Stellung eines busfertigen Sünders, ſeufzt, jammert, klagt ſich ſelbſt an, daß er ſeinen Vorgeſetzten obwohl unwiſſend hintergangen habe, und verſichert, daß er das gottloſe Buch, davon er ſelbſt Collecteur geweſen ſey (die neuſten Offenbarungen Gottes) nun erſt geleſen, und die ſchrecklichſten Gotteslaͤſterungen darinnen entdeckt habe. Der gute Weihbiſchof, der die griechiſchen Buchſtaben, wie die Cikuta ſcheute, glaubts, wird ängſtlich über die dem Lutheriſchen Superintendenten bewieſnen Gunſtbezeugungen, und läßt ſich bereden, durch deſto kräftigere Verfolgungen, ſeine Sünde wieder gut zu machen. Von da eilet Herr Weihmar an andere katholiſche Orte, hetzt und wiegelt auf wo er kann, und ſpinnt die Sache hinauf bis zum Churfürſten. Auf einmal kommt ein Befehl ans Vicariat zur Confiſcation des Bahrdtiſchen Buchs. Und Bahrdt — dem es in ſolchen Dingen an der nöthigen Weltklugheit fehlte — wagts, über dieſen Befehl zu ſpotten, und tritt ganz ruhig ſeine Reiſe nach England an. Aber nun arbeitet ſein Feind deſto gieriger an ſeinem

Fall, weil er, abweſend, keine Gegenmittel veranſtalten konnte. Die Sache wird in Wien anhängig gemacht: es erfolgt die Suspenſion: die Reſponſa fallen ziemlich gut aus: dennoch bringen ſeine Feinde durch und bewirken ein Reichshofrathsconcluſum, das ihn abſetzt, und überdem noch — aus dem römiſchen Reiche verweiſt, wenn er nicht die Dreieinigkeit in einer Druckſchrift — bekennen, und erklären würde, daß er nie willens geweſen, dieſelbe zu leugnen. — So, lieber deutſcher Leſer! ward der Fall eines Mannes möglich gemacht, der dato weniger gekeßert hatte, als zehn andere, denen man kein Haar gekrümmt hat.

4.

Die zweite Anekdote iſt dieſe: — Der ſelige Weihbiſchof, um alles aufzutreiben, was Bahrdten vor den höchſten Reichsgerichten graviren konnte, ſchrieb oder ließ an Doktor Bennern in Gieſen ſchreiben, und bat ſich Data gegen den Ketzer Bahrdt aus. H. D. Benner, der ſich freute, ſeinen proteſtantiſchen Mitbruder in katholiſche Hände ſpielen zu können, ſchickt ein Programm ein, welches er ehmals gegen eine bey Varrentrapp gedruckte Predigtſammlung geſchrieben, und worinnen er zu beweiſen geſucht hatte, daß ſein College Bahrdt ein Socinianer ſey — verſchweigt aber dabey weislich den Titel dieſer Predigtſammlung. Nun hatte der Weihbiſchof gerade eine andere Predigtſammlung zur Hand, nemlich die bey den **Eichenbergiſchen Erben** gedruckte: über die Perſon und das Amt Jeſu. Er packt alſo ohne weitere Unterſuchung dieſe Predigtſammlung zu dem Benneriſchen Programm und ſchickts nach Wien. In Wien wird die Sache auch nicht weiter unterſucht, ſondern man ſetzt voraus, das Programm verdamme die eingeſchickten Predigten als Ketzeriſch und — konfiſcirt ſie in Gottesnamen auch. — Und nun wird das Publikum es begreiflich finden, wie die Predigten über das Amt und die **Perſon Jeſu** verboten werden konnten, die alle Kenner für vortreflich und alle Orthodoxen noch bis dieſe Stunde für orthodox erkennen. — Wahrſcheinlich weis H. Bahrdt ſelbſt von dieſer Benneriade nichts, und es wird ihm vielleicht angenehm ſeyn, nun mit derſelben die Geſchichte ſeiner Schickſale completiren zu können: zumal da wir ihn verſichern

ſichern dürfen, daß dieſe Anekdote ihre unbezweifelte Richtigkeit hat. — Beide ſind uns von ſicherer Hand mitgetheilt worden.

5.

Der Fürſt von Naſſau Weilburg gab vor einigen Jahren ſeinen Geiſtlichen in Kirchheim bey Pollanden Auftrag, über die Verbeſſerung des Unterrichts in den Landſchulen zu rathſchlagen. Dieſe Männer arbeiteten mit unermüdetem Fleiß, um die vortreflichen Abſichten ihres guten Fürſten aufs beſte zu erfüllen. Sie machten den Anfang mit einem neuen A B C Buch, und es ward beſchloſſen, daſſelbe in den lutheriſchen ſowohl als reformirten Landſchulen einzuführen. In dieſem Büchlein nun ſtand nichts, was die Religion angieng. Es war nach Art des Weiſiſchen mit ſchönen Liedern und Erzählungen verſehen, und man hatte dieſe mit anderm elenden Zeuge vertauſcht, das in den gewöhnlichen A B C Büchern zu leſen aber nicht zu genieſſen war. Ein unglückliches Ohngefehr (denn was konnte weiter für verfängliche Abſicht dabey ſeyn?) hatte das **Vater Unſer** aus dem neuen A B C Buch verdrängt, und vermuthlich war's Zweck, das Calviniſche Unſer Vater mit dem Luth. Vater Unſer nicht in Colliſion zu bringen, und jedem Schulmeiſter es zu überlaſſen, wie ers ſeinen Kindern beten lehren wollte. Darüber erhob ſich nun ein gewaltiger Aufſtand. Hirnloſe Menſchen von Pfarrern verhetzten ihre Gemeinen. Unſinnige Kerls von Bauern traten an ihre Spitze. Etliche Hundert giengen eines Tages nach Kirchheim, verſammelten ſich vor dem Schloſſe, und verlangten den Fürſten zu ſprechen. Man wendet alles an, ſie zu beſänftigen. Endlich rücken einige Pfälziſche Dragoner ein, und jagen die Bauern nach Hauſe. Der Fürſt geht auf einige Tage nach Oppenheim, bis der Lerm geſtillt iſt. Und nun erhebt ſich ein Proceß zu Wetzlar. Die Bauern verklagen ihren Fürſten und — wie die Sache endlich entſchieden worden, weis ich nicht. Indeß ergreift Herr Profeſſor Köſter in Gieſen auch dieſe Gelegenheit, einige Seiten ſeiner neuſten Religionsbegebenheiten mit fadem Geſchwätz anzufüllen, und zwar ſo, daß er mehr die Parthey der Bauern als des Fürſten nahm. Als der elende Aufſatz in die Hände des Publikums gerieth, wandte ſich der Fürſt nach Darmſtadt mit einer Vorſtellung, und es ergiengen aus dem Geheimdenrathscollegio zwey Reſcripte, eines an die Univerſität, das andere an den Profeſſor Köſter ſelbſt, welche wir beyde ihres merkwürdigen und von groſſer Einſicht ihres Concipienten zeigenden Inhalts wegen, unſern Leſern mittheilen wollen. Das an die Univerſität lautet alſo:

Ludewig ꝛc. ꝛc.

Liebe Getreue! Wir haben vernommen und erſehen — welches Journal über die neueſten Religionsbegebenheiten, im Verlag der Kriegerſchen Univerſitäts-Buchhandlung zum Vorſchein kommt. — Wiewohl wir nun das Inſtitut ſo wenig an ſich mißbilligen, daß wir es vielmehr, wenn es mit Klugheit und Vorſicht behandelt wird, für nützlich, löblich, und unſerer Univerſität rühmlich halten; ſo können wir Euch doch nicht bergen, daß uns eben dieſe Vorſicht um ſo dringender erſcheint, da die Reichsgerichte ſeit einiger Zeit, auf eine äuſſerſt bedenkliche und gefährtevolle Weiſe, unter dem ſcheinbaren Vorwand der Bücher Policey, ſich einer richterlichen Erkenntniß und Verfügung, in Sachen, ſo ganz weſentlich die Lehrſätze, und innere Verfaſſung der evangeliſchen Kirche, auch richterlich politiſche Rechte evangeliſcher Landesherren berühren, ermächtigen.

Um nun von fernehin zu verhüten, daß ſich unter einem ſolchen Prätext an uns nicht ebenfalls angeklammert werde; ſo geſinnen wir andurch an Euch gnädigſt und ernſtgemeſſenſt, ſo fort nach Empfang dieſes, die Gebrüder Krieger vorzufordern, und ihnen zu bedeuten, daß ſie 1) im Gefolg der bekannten Kayſerlichen, das Bücherweſen im Reich betreffenden Edicte, auf dieſem Journal ſich als Verleger bekennen, und den Drukort Gieſen anzeigen. 2) daß bey Strafe der Konfiscation, und nach Befund noch weiterer Strafe, kein Artikul abgedruckt werden ſolle, der nicht zuvor die Cenſur paßirt hat, dergeſtalten, daß 3) was blos theologiſche Artikul ſind, von einem Theologo, 4) die vermiſchte, in den ſtatum publicum einſchlagende, auf dem Reichstag oder bey einem Reichsgericht anhängige aber, von unſerm Vice-Kanzler Koch vidimirt, und gezeichnet ſeyen, und 5) das Manuſcript von der Buchhandlung ſorgfältig aufgehoben werden ſolle, um zu allen Zeiten darüber Rechenſchaft geben zu können. Die Abſicht dieſer Verfügung iſt nicht, um eine vernünftige, und geſetzmäßige Freiheit zu drucken, zu beſchränken, ſondern das Augenmerk vornehmlich dahin zu richten, damit durch vorlaute, unüberlegte, beleidigende und unverdaute Beurtheilungen, Anekdoten Krämereien und Anſpielungen, nicht noch mehr unnöthige Gährung in die Gemüther gebracht, den Reichsgerichten Gelegenheit zu anmaßlichen Rügen, Regenten, Corporibus, und Communen aber, Anlaß zu Empfindlichkeit und gerechten Beſchwerden gegeben werden. Verſehen Uns ꝛc. ꝛc. Darmſtadt, den 4ten Merz, 1778.

Ex Commiſſione &c. &c.

An
den Rectorem und Cancellarium
der Univerſität zu Gießen.

6.

Das an den Profeſſor Köſter war folgendermaſſen abgefaßt.

Ludewig

Ludewig ꝛc. ꝛc.

Lieber Getreuer! Auf die pflichtmäßige Aufforderung der Kriegeriſchen Buchhandlung haben wir vernehmen müſſen, daß ihr der Verfaſſer, der in dem erſten Stück des neuen Religions-Journals enthaltenen Streitigkeit über ein A B C Buch ſeyd. Wir mögen euch unſere gerechte Befremdung nicht bergen, wie ihr euch mit Hintanſetzung deſſen, was allgemeine Klugheit in einer ſo delikaten Sache, den innern Ruheſtand eines Landes ſo nahe berührenden Angelegenheit, und die beſondere Pflicht der Dankbarkeit, und Ehrfurcht gegen einen in ſeinen Regenten-Tugenden vom ganzen Vaterland verehrten Fürſten — euren ehemaligen Dienſt- und Brodherrn — aus bloßer Schreibſucht verleiten laſſen, in unzeitige, inkompetente, voreilige und in ihrer Darliegenheit und Zuſammenhang den Irrwahn und Argwohn übel berathener Unterthanen, und noch ſchädlichere Dinge vermehrende, Beurtheilung, Anekdoten-Krämerei, und (wie pag. 40.) beleidigende Anzapfung zu verfehlen;

Wir hätten uns von einem Lehrer unſerer Univerſität eines ſo übereilten, unüberlegten Betragens, um ſo weniger verſehen ſollen, da euch die Lietinſtanzen, dieſer von euch ſelbſt nicht als Schulbuch, ſondern als Religionsangelegenheit prädicirten Sache vor dem Reichs-Cammer-Gericht beſtens bekannt geweſen, und euch daher eigenes Nachdenken gar leicht hätte erinnern können, in dieſer zur Journaliſirung keinesweges reifen, und angemeſſenen Sache um ſo behutſamer zu gehen, da noch ſehr die Frage iſt: Ob Ew. Churfürſt, Fürſten und Stände die Einheimiſche Verfüg- und Erkennung eines Reichs-Juſtitz-Gerichts hierin gleichgültig anſehen und zulaſſen werden.

Wir wollen uns daher von euch in dem Fortgang dieſer ſowohl als andern Angelegenheit eines gemäßigten und prudenten Betragens um ſo gewiſſer verſehen, als uns ſelbſt unangenehm ſeyn würde, auf weiterhin Beſchwerung des Herrn Fürſten von Naſſau Weilburg, mit ernſtlichen und öffentlichen Ahndungen gegen euch vorzugehen, und wir vielmehr zu bezeugen wünſchen, daß wir euch mit Gnaden wohlgewogen ſeyn. Darmſtadt den 11ten Mertz. 1778.

7.

— Der neue Profeſſor Juris publici zu Erfurt, Herr Regierungsrath **Bachmann**, aus dem Eichsfelde, hat den 1ſten Oct. d. J. anſtatt einer Jnauguraldiſſertation, Poſitiones drucken laſſen, gegen die Hr. Senior **Beßler**, der ſich als Cenſor gegen die Allg. d. Bibl. ſo unvernünftig aufgeführt hat, billig hätte ſein Cenſoramt verwalten müſſen. Es kommen darinn ex hiſtoria eccleſiaſtica et Jure publico gar ſaubere Sächelchen vor. Z. B. Proteſtatio Pontificis contra Pacem Weſtphal. et Relig. iuſta et efficax eſt. — Pater filium ad reverſales ob mutandam religionem cogere nequit. (Dies zielt auf einen bekannten Fall in einem hohen deutſchen Hauſe.) — Profeſſus Apoſtata nec vi Pacis Weſtphalicæ capax ſit bona poſſidendi, ſed non obſtante Pace Weſtphalica punitur. O Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts! O ſchöne Träume über Ausbreitung der Aufklärung und Toleranz! „(S. die Allg. D. B. 39, 2.) „Und dieſer Herr Bachmann „(heiſt es im folgenden Bande der

„A. B.) iſt kürzlich zum Büchercenſor beſtimmt „worden. Wie das ein Dalberg zugeben „konnte, (denn gethan kann er es ohnmöglich „haben) iſt mir unbegreiflich.“ Mir eben nicht. Es kann von Mainz aus, oder auch von der Erfurter Regierung ſo befohlen worden ſeyn. Und es wird da manches gemacht, was ſich der H. Stadthalter gefallen laſſen muß. Näher wollen wir uns nicht erklären. — Es iſt indeß die Anekdote gut, zur Warnung für Autoren und Verleger, damit ſie ſich hüten, die Buchdrucker zu Erfurt nicht in Nahrung zu ſetzen. Denn wo Bachmänner und Beſſeler Cenſoren ſind, da behüt uns für, lieber Herre Gott! — Für den Leipziger Druck hat H. D. Burſcher nun auch ſchon gewarnt, und H. D. Semler (der Bahrdten und dem Verfaſſer der freymüthigen Betrachtungen die Cenſur verſagte) vor dem Halliſchen. — Alſo nur noch mehr ſolche Herren, an allen Orten Deutſchlands angeſtellt, ſo ſind wir ja bald wieder, wo wir vor 300 Jahren waren.

8.

Bey meiner neulichen Durchreiſe durch Erlangen, hörte ich eine lateiniſche Rede vom Hrn. D. **Seiler**, die mich nicht wenig in Verwunderung ſetzte. Dieſer Mann, der in Schriften affektirt, die Larve der Mäßigung vor ſich zu legen, vergaß hier alle Mäßigung. Es gieng über den Probſt **Teller**, über den Prof. **Steinbart**, und über andere Leute, die etwas weiter ſehen, als H. Seiler, aufs heftigſte her, und insbeſondere foderte er alle junge Theologen auf, wider die ſeelenverderblichen Recenſionen in der A. d. Bibl. zu Felde zu ziehen. — — So ſchreibt ein glaubwürdiger Mann. (Siehe Allg. d. Bibl. B. 40, 2) und beſtätigt denn leider mehr als zu ſehr, das Urtheil, das wir von ihm gefällt haben. O ihr Theologen!

9.

— — Ich muß Ihnen von ein paar gelehrten Streitigkeiten in dem benachbarten Holland Nachricht geben, woraus Sie zugleich ſehen werden, wie ſehr dort noch Intoleranz und blinde Anhänglichkeit ans Dordrechtiſche Syſtem, von D. Hofſtede, D. Habbema, und ihres gleichen, gehegt und fortgepflanzt werden, worinnen ſie bey vielen Leuten nur allzuſehr ihren Zweck erreichen. Hingegen werden Sie auch ſehen, daß es daſelbſt noch einige wackere Männer giebt, die ſich bemühen, eine vernünftigere und gemäßigtere Denkungsart auszubreiten. Hauptſächlich iſt hierinn ein Schriftſteller wirkſam, der von Geburt ein Deutſcher iſt, und daher verdienen ſeine Schriften in der Allg. d. Bibl. erwähnt zu werden. Zuerſt nenne ich Ihnen die **Briefe eines lutheriſchen Küſters und Schullehrers, an die S. T. Herren Schreiber der niederländiſchen Bibliothek. 5 Stücke, Haag, bey Plaat und Comp. 1777. 1779.** — Dieſe Briefe ſind in holländiſcher Sprache geſchrieben. Der Herr Verfaſſer giebt ſich für einen Bruders Sohn des durch Rabenern ſo berühmten Küſters des Dörfleins Querlequitſch aus, der alle ſeine Manuſcripte geerbt habe. Ich könnte ſeinen Namen nennen, weil er gar keine Urſache hat, ein Ungenannter zu bleiben, und ſich nur in einen Küſter verwandelt hat, um die ernſthafteſten Wahrheiten, die mancher nicht gerne hören möchte, mit deſto mehr Freyheit, und oft unter lächerlichen Erdichtungen ſagen zu können, indeſſen will ich es ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß nicht thun. Seine Abſicht geht wohl dahin, viele Fehler mancher holländiſchen Gelehrten, und beſonders der meiſten holl. Prediger, in ihrer wahren Geſtalt vorzuſtellen. Dieſe Schrift wird in Holland viel geleſen, und hat großen Beifall erhalten; aber auch Aufſehen gemacht. Sie kann in der Folge viel Nutzen ſchaffen, und etwas beträchtliches zur Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts in der Religion auf den meiſten niederdeutſchen Kanzeln beytragen. — Kein Deutſcher, der nie eine holländiſche Predigt gehört oder geleſen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, mit welchem elenden Zeug, das immer die Geſtalt einer beſondern Gelehrſamkeit haben ſoll, eine, wenigſtens zwey Stunden lang dauernde holländiſche Predigt, die von den angeſehenſten Männern gehalten wird, angefüllt ſey; und die oft um ſo viel ſtärker bewundert wird, je weiter ſich der Prediger von der wahren Abſicht, die er vor Augen haben ſollte, entfernt hat. — Die ſeltſamſten Fragen, die nirgends zu nützen, hört man da oft Stundenlang mit den albernſten Spitzfündigkeiten beantworten. Z. B. Was es für Kohlen geweſen ſind, bey denen ſich Petrus gewärmt? Warum ſich Petrus in einem ſo warmen Lande beym Feuer gewärmet? Was es für ein Hahn geweſen ſey, der gekrähet? Was der ungenähete Rock unſers Erlöſers für eine Beſchaffenheit gehabt habe? u. ſ. w. — Und das und vieles andere dahin gehörige, wird gemeiniglich mit einer ſolchen Lebhaftigkeit, mit einer ſo nachdrücklichen Sprache vorgetragen, daß man denken ſollte, die wichtigſte Sache von der Welt werde behandelt. — Dieſen und vielen andern hier zu Lande herrſchenden Thorheiten arbeitet der Verf. in den Anmerkungen zu ſeinen Küſterbriefen entgegen, und ſtellet ſie ſo vor, daß ein Jeder das Unnütze, Schädliche und Lächerliche davon ſehen und fühlen kann. Ich will nur ein Beiſpiel davon anführen. Der luth. Küſter fragt in ſeinem erſten Beweiſe die Hrn. niederl. Bibliothekſchreiber: Apropos! Da fällt mir etwas ein. Der Hahn, der nach der Verläugnung Petri krähete, ſollte dadurch wohl der Küſter des Hohenprieſters, der die Glocke gezogen,

zogen, können verſtanden werden? — H. P. W. D. H. Z. macht ihm den bittern Vorwurf: daß eine ſolche Frage mit der Ehrerbietigkeit nicht beſtehen könne, die man dem Worte Gottes ſchuldig ſey. — Der luth. Küſter antwortet ihm im dritten Stücke ſeiner Briefe nach vielen andern Zurechtweiſungen: „Vergönnen „Sie mir, mein Herr, daß ich nur ein einziges Beyſpiel, und zwar das, welches meine „ungereimte Frage veranlaſſete, anführen darf. „Ich war in der Kirche. Der Text Matth. 26, „73 — 75. wurde vorgeleſen. Der vortrefliche Text ließ mich eine nützliche Predigt erwarten. Aber wie ſehr wurde ich betrogen! Nachdem der Prediger viel von dem Pallaſt des „Caiphas, und von dem Orte, wo Jeruſalem „geſtanden, geſprochen, warf er die wichtige „Frage auf: Was man eigentlich durch den „ἀλέκτωρ, oder Hahn, verſtehen müſſe? Ehe „er ſie beantwortete, zeigte der Prediger, daß „er auch etwas von den jüdiſchen Alterthümern „geleſen habe. Er erzählte uns mit einer unermüdeten Weitläuftigkeit, die Vorrechte, welche „Jeruſalem vor andern Städten ſollte gehabt, „und worzu auch dieſes ſolle gehört haben, daß

„innerhalb ihrer Mauern kein Hahn durfte ge„halten werden. Endlich kam er auf die Ant„wort. Er ſagte, daß diejenigen irreten, die „durch den Hahn den Präfectus des Tempels, „der alle Morgen die Prieſter durch ein hörbares „Zeichen munter machen mußte, verſtehen woll„ten; und widerlegte ſie mit den Gründen des „Hrn. Altmanns. Weiter wurden die Gedan„ken des berühmten Rolands angeführt und „widerlegt. Endlich wurde die Meinung des „Hrn. Altmanns vorgetragen, und aus Athe„näus und Theognides bewieſen, daß αλεκτωρ „auch ſo viel, als Buccinator bedeute. Dieſe „Meinung bekräftigte der Herr Prediger, aber „gerieth ſo ſehr in Verwirrung, als er Bucci„nator überſetzen wollte, daß ich nicht verſtan„den habe, ob es einen **Thurmwächter**, oder „einen **Nachtwächter** bedeuten ſolle. — Sie „können leicht begreifen, mein Herr, wie we„nig Zeit übrig blieb, um uns zu erbauen.“ —

Man muß dieſes Beyſpiel von einer holländiſchen Predigt nicht als eine Erdichtung anſehen. Alle Sonntage kann man etwas vollkommen ähnliches, und oft noch weit thörichteres,

res, in den meiſten holländiſchen Kirchen hören. —

Folgendes Buch, in holländiſcher Sprache, iſt, wie ich ganz ſicher weis, auch von eben demſelben Verfaſſer, und verdient ebenfalls Aufmerkſamkeit. Er hat es darinn mit einem berüchtigten Intoleranten, mit dem durch ſeine ſchändliche Schrift gegen die Tugenden der Heiden bekannten D. und Prof. Hofſtede, zu thun.

Ein Pack Briefe an den Hrn. D. und Prof. Petrus Hofſtede, bey Gelegenheit ſeiner herausgegebenen Abhandlung von den oſtindiſchen Kirchenſachen, und zwar über die reformirte Kirche überhaupt, und die lutheriſche Kirche insbeſondere; geſchrieben von Philadelphus zu Irenopel, und gedruckt in Grafenhag bey Münikhuizen und Plaat. 1779.

Die Lutheraner auf dem Kap der guten Hofnung wurden in ihrer Erwartung, endlich die Erlaubniß zu erhalten, eine Kirche erbauen, und eigene Prediger berufen zu dürfen, beſtärket. Ich kann als eine zuverläßige Nachricht

richt melden, die ich aus dem Briefe eines daſigen angeſehenen Gemeindegliedes habe: daß die Lutheraner auf dem Kap, bey dieſer wieder aufſteigenden Hofnung, im December 1778 ſich zur Aufrichtung ihres eigenen öffentlichen Gottesdienſtes 80000 Gulden, in einer einzigen Aufſammlung, zu geben unterzeichnet haben, und da ſie ſchon 22000 in der Caſſe hatten, ſo haben ſie ſchon über hunderttauſend Gulden zuſammengebracht. Und an Geld kann es ihnen nicht fehlen, wenn ihnen nur der Bau einer Kirche erlaubt wird. — Da es in Holland bekannt wurde, daß die Lutheraner auf dem Kap ihren Endzweck vielleicht erhalten möchten: ſo ließ der H. D. und Prof. Hofſtede ſeine Abhandlung von den oſtindiſchen Kirchenſachen drucken, die ſo eingerichtet iſt, daß die Obrigkeit in ihren billigen Geſinnungen, gegen ihre lutheriſchen Unterthanen auf dem Kap, ſollte wankend gemacht werden. — Denn in Holland iſt eine ſolche Schrift ſo gleichgültig nicht, wie etwa an andern Orten. Und überdem iſt ſie den Herren Bewindhebbern der oſtindiſchen Compagnie dedicirt. — Der Verf. widerſetzt ſich mit allen Kräften, in den

engeangezeigten Briefen, der Hoffſtediſchen, Abhandlung.

Ich will erſt eine kurze Nachricht von dem 4ten Hauptſtücke der Schrift des H. D. und P. Hoffſtede geben. Er will aus authentiſchen Stücken beweiſen, daß in Oſtindien keine andern Kirchen ſeyn dürfen, als ſolche, die gerade nach der Richtſchnur der publiken niederländiſchen Kirche eingerichtet wären. Die Folge, die daraus, obgleich nicht geradezu, doch deutlich genung, gezogen wird, iſt dieſe: daß den Lutheranern in Batavia widerrechtlich die Erbauung einer eignen Kirche zugeſtanden ſey, und daß den Lutheranern auf dem Kap ihr Anſuchen, eine eigene Kirche und eigene Prediger zu haben, müſſe abgeſchlagen werden. — Aus den 34 Artikeln der Inſtruction für den Gouverneur und die Räthe von Indien, die 1617 durch die Generalſtaaten gratificirt ſind, führet er folgendes an: Der Gouverneur und die Räthe von Indien ſollen überall für die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion, Aufrichtung guter Schulen, und andern dazu nöthigen Sachen, gehörige Sorge tragen. — —

Von dem Oberlandvogt, de Carpentier, meldet er: daß dieſer 1624 die reformirte chriſtliche Religion, als die einzige Quelle alles göttlichen Segens betrachtet habe. Nun ſagt er ſelbſt: durch die chriſtliche Religion, von der da geredet wird, muß man durchaus nicht eine jede chriſtliche Religion, ſondern die reformirte chriſtliche Religion, und zwar die wahre reformirte chriſtliche Religion, wie ſie in den publiken Kirchen der vereinigten Niederlande gelehrt wird, verſtehen: ſo daß die lutheriſche, ja auch die engländiſche und ſchweizeriſche Kirche gänzlich davon ausgeſchloſſen iſt, weil die beyden letzten nicht in Allem genau mit unſerm Glaubensbekänntniß übereinſtimmen, und ſo auch nicht die Religion haben, die in den publiken niederländiſchen Kirchen gelehret wird. — Aus den Statuten von Batavia, welche den 1ſten Julius 1642 unter dem Generalgouverneur van Diemen abgekündigt ſind, hat er dieſe Stelle abdrucken laſſen: **Binnen vorgeſchriebenen Gränzen ſoll keine andere Religion oder Gottesdienſt geduldet, vielweniger gelehrt oder fortgepflanzt werden, es ſey heimlich oder öffentlich, als die reformirte chriſt-**

liche Religion, wie ſie in den publiken Kirchen der vereinigten Niederlande gelehrt wird; und ſo Jemand angetroffen wird, in bemeldetem Fall, einige beſondere Zuſammenkünfte, oder Conventiculn gemacht oder gehalten zu haben, er mag Chriſt oder Heide oder Mohr ſeyn, ſo ſoll er, auſſer dem Verluſt aller ſeiner Güter, in Ketten gefeſſelt, aus dem Lande verbannt, oder wohl, nach Beſchaffenheit der Sachen, an Leib und Leben geſtraft werden. — Herr Prof. Hofſtede ſagt weiter: Kraft dieſes Statuts erſuchte die niederländiſche Kirche die Herren Bewindhebbers von allen Kammern 1746: „daß der Bau einer lutheriſchen Kirche, „und die Aufrichtung einer beſondern lutheriſchen Gemeine zu Batavia, keinen Fortgang „haben möchte; ſondern daß die Sachen des „Gottesdienſtes in Indien, ohne Veränderung, „auf dem Fuße möchten ſtehen bleiben, wie ſie „vom Anfang an bis zu dieſer Zeit geweſen.“ — Herr Hofſtede ſetzt liebreich hinzu. „Es „ſcheint dem erſten Anſehen nach gehäßig und „widerſprechend zu ſeyn, einen ſolchen Erſuch „zu thun; und doch immerfort den Lutheranern „die brüderliche Hand anzubieten. Aber wenn

„man die Sache in ihrem wahren Geſichtspuncte
„betrachtet, wird man beſſere Gedanken
„davon faſſen. Die niederländiſche Kirche,
„(d. h. die holländiſche Geiſtlichkeit,) hat eben
„darum, weil ſie die Lutheraner als Brüder erkennt,
„nicht anders handeln können, und ſie
„würde dieſe Anerkenntniß verläugnet haben,
„wenn ſie ſich anders betragen. Die Lutheraner
„nemlich giengen damals in die reformirte Kirche,
„lieſſen ihre Kinder von Reformirten taufen,
„und hielten mit ihnen an einem Tiſch das
„heil. Abendmahl; und ſo konnte die reformirte
„Kirche das Aufrichten einer abgeſonderten lutheriſchen
„Gemeine nicht gut heiſſen, ohne die
„Gemeinſchaft der Heiligen zu verletzen. —
„Der Erfolg hat es auch gelehrt. — Nach der
„Aufrichtung einer beſondern lutheriſchen Gemeine
„in Batavia, iſt da das Band, welches
„die Theile zuſammenhielt, geriſſen, die Brüderſchaft
„zwiſchen Juda und Iſrael zernichtet,
„die Kompagnie durch vielfältige Streitigkeiten
„ermüdet, und das Heiden- und Türkenthum
„mehr als jemals in ſeinen Vorurtheilen wider
„das Chriſtenthum beſtärket. Dieſe üble Folgen
„ſind vielleicht die Urſache, daß die Glieder, die

„die Verſammlung von XVII ausmachen, 1751 „ſo weislich und vorſichtig, nach einer ſiebenjährigen Ueberlegung, den Lutheranern ihre „Bitte, eine eigene Kirche auf dem Kap aufzubauen, abgeſchlagen haben. Nach der Zeit „haben die Brüder, (die Lutheraner,) neue „Kräfte angewandt, um ſich von uns loszureißen, und man giebt mir jetzt Nachricht, daß „ſie alle ihre Kräfte gegenwärtig dazu vereinigen. Die Zeit wird den Ausgang dieſer Bewegung lehren. Unterdeſſen wiſſen wir, daß „der Gouverneur auf dem Kap, noch 1773 und „1774 öffentlich erklärt habe, daß er die Erbauung einer lutheriſchen Kirche daſelbſt, als „ſehr ſchädlich und nachtheilig anſehe.“ — Nun noch eine Stelle aus der Hofſtediſchen Vorrede. Er ſagt: „die mannichfaltigen Dienſte, welche die Herren Bewindhebbers der „indiſchen Kirche bewieſen, haben mein Herz „mit ſo viel Ehrerbietigkeit gegen ihre Verſammlung und angeſehenen Perſonen erfüllet, „daß ich es mir zu einem Geſetz gemacht, nie „ihre Thaten, die eben nicht immer genau nach „der Reinigkeit des Heiligthums eingerichtet „geweſen, öffentlich zu beſtrafen. Ich melde

„dieſes, weil das vierte Hauptſtück dieſes „Werks ſchon abgedruckt war, als der Beſchluß, „um unſern lutheriſchen Brüdern auf dem Kap „eine eigene Kirche zu erlauben, überall ruchtbar, und mir eine Abſchrift davon beſorgt „wurde: ſonſt hätte die Erklärung des Gouverneurs, ohne Nachtheil meiner Abhandlung, „wegbleiben können.“ So weit Prof. Hoffſtede.

Mit der vorſichtigſten Behutſamkeit behandelt ſein Gegner alles in den vorhabenden Briefen, was einigermaſſen ſeine Beziehung auf die Obrigkeit hat; aber mit aller Freymüthigkeit geht er auf Hr. Prof. Hoffſtede los, ſchonet ſeiner gar nicht, ſondern giebt ihm nach Verdienſt vollen Lohn. Er ſchreibt ſo in ſeinen Briefen, daß man denken ſollte, er ſey ſelbſt ein Glied der reformirten Kirche. Die Urſache davon iſt leicht zu finden. In den vier erſten Briefen ſagt er dem H. Prof. Hoffſtede manche lehrhafte Wahrheiten, die ihm ſehr nützlich ſeyn können, ob er ſie gleich mit einer finſtern Stirne mag geleſen haben. Ich übergehe das, um bey den folgenden Briefen etwas von dem Hauptinnhalte ſagen zu können. In den drey letzten Briefen zeigte der Verf., daß Hr. Hoſſtede bey dieſer Ausſchweifung in ſeiner Abhandlung, keine andere Abſicht könne gehabt haben, als um ſeine Unzufriedenheit und ſein Mißvergnügen zu erkennen zu geben, daß den lutheriſchen Brüdern in Batavia die öffentliche freye Ausübung ihrer Religion zugeſtanden ſey; um auf eine verdeckte, aber ganz und gar nicht undeutliche Art, ſeinen Wunſch zu äußern, daß ihnen dieſe Freyheit nie möchte gegeben ſeyn: und um zu zeigen, daß es ihm angenehm ſeyn würde, wenn die Hofnung der lutheriſchen Brüder, auf dem Kap eine Kirche zu erhalten, vereitelt würde.

Nichts iſt billiger, ſchreibt der Verf. an Hrn. Prof. Hoſſtede, als daß ich beweiſe, daß Sie wirklich dieſe, Ihnen ſo nachtheilige, Abſicht bey Ihrer Abhandlung gehabt haben. Hier ſind meine Gründe:

1) **Ich kann keine andere Abſicht entdecken.** Können Sie eine beſſere angeben, ſo thun Sie es, damit ich etwas habe, die Ehre Ihres Herzens vertheidigen zu können. Aber ich ha-

be

be zu meiner Bekümmerniß mehrere Beweisthümer.

2) Sie ſagen in Ihrer Vorrede, daß die Herren Bewindhebber nicht allezeit eben genau nach der Reinigkeit des Heiligthums gewandelt. — Nie hätte ich gewuſt, wo Sie nicht ſelbſt den Schlüſſel dazu gegeben, daß dieſes ſo viel heiſſe: die Herren Bewindhebber haben den lutheriſchen Brüdern erlaubt, in Batavia eine Kirche zu erbauen, und ihren Gottesdienſt darinne zu halten.

3) Sie geben ſich alle Mühe, um das Betragen der niederländiſchen Kirche, die Auferbauung einer lutheriſchen Kirche in Batavia zu hindern, als etwas Rühmliches und Löbliches zu vertheidigen, weil ſie, vermöge der Bataviſchen Statuten von 1642, dazu angetrieben wären. — Sie ſtellen die Sache ſo vor, als wenn die Herren Bewindhebber und die hohe Regierung in Batavia 1746. ihre Pflicht verſäumet, und dadurch die niederländiſche Kirche gezwungen, wider die Einführung eines andern Gottesdienſtes in Batavia zu wachen. Ich will

gern glauben, daß die niederländiſche Kirche gute Gründe hatte, ihre Bitte, den Lutheranern die Erbauung einer Kirche nicht zu erlauben, anzubringen: und daß die Obrigkeit es Ihnen verzeihen werde, daß Sie eine falſche Vorſtellung, von dieſer ihrem Betragen gegeben: aber Sie ſtellen doch die Sache in einem falſchen Lichte vor. — Wenn die Obrigkeit Geſetze giebt, ſo richtet ſie ſich nach den Umſtänden, ob ſie uns gleich nicht immer Gründe, die das Geſetz veranlaßten, meldet. Aber ein Geſetz, das heute die Billigkeit ſelbſt war, kann nach einiger Zeit wirkliche Grauſamkeit werden. Bey ſo veränderten Umſtänden richtet ſich eine billige und weiſe Obrigkeit entweder nicht nach dem alten Geſetze, und läßt es ſterben, oder ſchaft es geradezu ab. — Ich will Ihnen dies mit einem Exempel erläutern. Der Magiſtrat in Hamburg hat zu einer Zeit, da man daſelbſt noch ſprach: gut lutheriſch, oder — — ein Geſetz gegeben: daß keine andere, als die wahre lutheriſche chriſtliche Religion, in Hamburg öffentlich ſolle gelehret werden, und zugleich befohlen, daß alle Prediger in Hamburg bey dem Antritte ihres Amtes ſich ſollen eidlich verbinden, wider die Einführung anderer Religionspartheien zu wachen, und Sorge zu tragen, daß die Calviniſten keinen freyen und öffentlichen Gottesdienſt in Hamburg hielten. Ich bekenne es, das ſcheint ein hartes Geſetz zu ſeyn. Aber die Achtung, die ich jeder Obrigkeit ſchuldig bin — — Allein, hält der Magiſtrat bey unſern erleuchteten Zeiten dieſes Geſetz noch für ein billiges Geſez? — Nein, mein Herr, der Magiſtrat denkt jetzt ganz anders davon. Denn vor wenig Jahren, als Hr. D. Gerling aus London, und Hr. Paſt. Sturm aus Magdeburg dahin berufen wurden, hat der Magiſtrat ihnen angeboten, ſie von dieſem Eide zu diſpenſiren, und Herr Gerling hat die Diſpenſation angenommen. — Iſt hieraus nicht offenbar, daß der würdige Magiſtrat das Geſetz unſern Zeiten nicht ſo angemeſſen hält, als den ehemaligen? — Was dünket Sie, mein Herr, wenn Paſtor Göze, (denn Göze in Hamburg, Piderit in Caſſel und Hofſtede in Rotterdam, werden um ſicherer Urſachen willen, durchgängig zuſammen genannt,) bey dieſer Gelegenheit zu einem vom Magiſtrat ſagte: Sie wandeln nicht nach der Reinigkeit des Heiligthums??

4) Sie ſagen, daß die niederländiſchen Prediger in Holland, durch wahre brüderliche Liebe gegen die Lutheraner, wären gedrungen worden, bey der Obrigkeit ihre Bitte einzulegen, die Erbauung einer lutheriſchen Kirche in Batavia nicht zu verſtatten. — Hätte einer von unſern Toleranten dies geſchrieben, ſo würde ich denken, es ſey entweder eine Satire, oder wohl gar ein Pasquill auf die Bruderliebe der niederländiſchen Kirche gegen die Lutheraner. Aber duo cum faciunt idem, non eſt idem. — Gott bewahre uns, daß die Hamburger, Frankfurter, die Lutheriſchen und Katholiſchen, nie die Bruderliebe darinn ſetzen, worinn Sie ſie ſetzen: unſere unter ihnen wohnende reformirten Brüder würden alsdenn nimmer die Freyheit erhalten, in einer eignen Kirche ihren Gottesdienſt zu halten! — Aber womit beweiſen Sie Ihre harte Beſchuldigung: daß, nachdem eine lutheriſche Kirche in Batavia erbauet iſt, und die Lutheraner ihren eigenen Gottesdienſt daſelbſt öffentlich haben halten dürfen, daß nach dieſer Zeit die Binden der Pfeiler zerriſſen, die Brüderſchaft zwiſchen Juda und Iſrael zernichtet, die Kompagnie mit mannichfaltigen (Religions=)

gions-) Streitigkeiten ermüdet, und das Türken- und Heidenthum in ſeinen Vorurtheilen wider den chriſtlichen Gottesdienſt beſtärket ſey? — Konnten Sie dies nicht noch ein wenig ſtärker ausdrücken? Lieber Himmel, was muß Ihr Herz gedacht, und worauf muß es gezielt haben!!

5) Sie ſchreiben, daß Sie nicht gefunden, ob die Herren Generalſtaaten die Aufrichtung einer beſondern lutheriſchen Gemeine in Batavia mit ihrem hohen Anſehen bekräftiget haben? — Wo Sie die Antwort darauf geſucht haben, weis ich nicht, und will es auch nicht unterſuchen; aber das weis ich, daß ich kein Wort davon würde geſchrieben haben, bis ich dieſe Sache zur völligen Gewißheit gebracht hätte. Ich will nur zwey Folgen daraus ziehen. Sie geben hierdurch deutlich genung zu erkennen, daß Sie keine richtige Vorſtellung von den Herren XVII haben. Und ſchreiben doch von Sachen, die dies angeſehene Kollegium betreffen. Wie verantworten Sie das? Ferner offenbaren Sie dadurch, daß in Ihrem Herzen noch ein heimlicher Wunſch und eine angenehme Hofnung herrſchet, daß die lutheriſche Kirche in Batavia

noch endlich einmal, wo nicht abgebrochen, doch für immer möge zugeſchloſſen werden.

6) Sie ſchreiben, daß gewiſſe Folgen vielleicht die Urſache wäre, daß die Herren XVII. den Lutheranern ihre Bitte, eine eigene Kirche auf dem Kap zu erbauen, abzuſchlagen hätten. — Sie reden zweifelhaft von dieſer Sache. Aber ich denke, daß Sie noch wohl das eine und andere, von den Urſachen dieſer Abſchlagung wiſſen möchten! Allein ich ſchweige davon, und habe es lieber, daß Sie es in den Retroact Syn. finden. — — Sie ſagen in Ihrer Vorrede: daß Ihr viertes Hauptſtück ſchon abgedruckt geweſen ſey, als der Beſchluß, den Lutheranern die Erbauung einer Kirche auf dem Kap zu erlauben, ſey ruchtbar geworden: ſonſt hätte die Erklärung von dem Gouverneur, ohne Nachtheil Ihrer Abhandlung können wegbleiben. — Aber für ein Geheimniß halten Sie doch dieſe öffentliche Erklärung nicht. Es ſteckt etwas ganz anders darhinter. Soll ich Ihnen ſagen, was ich davon denke? Ihre überflüßige Bekanntmachung (NB. ich rede von Ihrer Bekanntmachung; gegen die Sache ſelbſt habe ich

alle ſchuldige Ehrerbietigkeit,) Ihre Bekanntmachung kommt mir gerade ſo vor, als ein Affe, den Sie aus Ihrem weiten Rockärmel haben ſpringen laſſen, und den Sie wohl wollten in Ihrem Aermel zurück haben, und auch nicht wollten. Deſſen Grimaſſen, die unſern lutheriſchen Brüdern mißfallen, Ihr Herz ſo ſehr ergötzen, daß Sie ſich verpflichtet halten, ſeine Kapriolen zuvor den Herren Bewindhebbern ſehen zu laſſen. Eben als wenn die Herren Bewindhebbers nie einen Affen geſehen hätten! — Ich würde alles hingehen laſſen, wenn Sie nie etwas von einer Druckerey gehört hätten. Aber da Sie ſelbſt ſo viel haben drucken laſſen, ſo wiſſen Sie doch gut genung, was Cartons für Dinger ſind!

Dieſes ſind einige Hauptzüge aus den Briefen des lutheriſchen Küſters an Herren Prof. Hoffſtede. Ich fühle es ſelbſt, wie viel ſie durch dieſen trocknen Auszug verlohren haben. Man muß ſie ſelbſt leſen, um ſie in ihrer ganzen Wichtigkeit ſchätzen zu können, und überdem mit dem holländiſchen Zuſtande recht bekannt ſeyn. — — Dies iſt auch ein Auszug eines Schreibens, das wir in der Allg. d. Bibl. (39, 2.) gefunden, und der Einrückung in dieſen Almanach werth gefunden haben. Wir ſetzen hinzu, weil wir von der Behörde die Erlaubniß haben, daß der hochdeutſche Prediger H. Rütz (S. oben im alphabetiſchen Verzeichniß) der würdige Verfaſſer der in dieſem Schreiben angeführten Schriften iſt.

10.

Die berühmte theologiſche **Parforcejagd**, welche die Leßingiſchen Fragmente veranlaßt haben, verdient ja wohl, daß wir zu ihrem Andenken das Regiſter der Schriften herſetzen, welche darüber erſchienen ſind. Alſo —

1) Zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen ꝛc. dritter Beitrag, (wo das vortrefliche und unwiderlegbare Stück von Duldung der Deiſten enthalten war.) Vierter Beitrag: von Verſchreiung der Vernunft — Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können (auch unwiderleglich) — Durchgang der Iſraeliten durchs rothe

Meer — Daß die Bücher A. T. nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren — Ueber die Auferſtehungsgeſchichte. 1777.

2) Ueber die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion (vom Dir. Schumann) Hannover 1777.

3) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. (von Leſſing.) Braunſchw. 1777.

4) J. D. Schumanns Antwort auf das aus Braunſchweig an ihn gerichtete ꝛc. Hannover. 1778.

5) **Das Teſtament Johannis. Braunſchweig 1777.**

6) Die Auferſtehungsgeſchichte gegen — vertheidigt. Braunſchweig, im Verlag des Waiſenhauſes, 1777.

7) Eine Duplik. Braunſchweig, im Waiſenhauſe, 1778. 8.

8) M. F. D. Behns — Vertheidigung — ein Fragment. Bey Fuchs, 2 B. 4

9) Etwas vorläufiges gegen H. H. Leßing. Hamburg bey Harmſon, 1778.

10) Eine Parabel — nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben an den H. P. Göze in Hamb. Br. 1778.

11) Axiomata — Br. 1778.

12) Antigöze d. i. nothgedrungener Beiträge — erſter bis eilfter: jeder 1 B. Br. 1778.

13) Antileſſing. 1778. 1 B. 8.

14) A. Wittenbergs Sendſchreiben an H. H. Leßing, 1778. (wo der Reichshofrath evocirt wird.)

15) Leßings Schwächen: drei Stück von J. M. Göze. Hamburg bey Harmſon, 1778.

16) G. E. Leßings nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze in H. Wolfenbüttel 1778.

17) Der nöthigen Antwort — erſte Folge.

18) Epiſtel an den Hochehrwürdigen — von 'n Layen 'n Hauptſchlüſſel — (das elendeſte unter allen.)

19) Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. Leſſing, Braunſchw. 1778.

20) Die Vertheidigung der geoffenb. chr. Religion wider — von J. W. Maſcho. Hamb. bey J. P. C. Reuß, 1778. zweytes Stück, 1779.

21) Beleuchtung der neueſten Angriffe — von Maſcho. — 1778.

22) Neue Unterſuchungen über die Auf. Geſchichte — Frankf. und Leipzig. 1778.

23) Die Wahrheit und Gewißheit der Auf. Jeſu Chriſti — von J. B. Lüderwald. Helmſtädt bey Kühnliin 1778.

24) Die letzte Unterredung Jeſu mit ſeinen Jüngern. — Helmſt. bey Kühnlein. 1779.

25) Innhalt und Beantwortung des Fragments — von M. J. C. Göze. Danzig 1779.

26) Einige Belehrungen über Toleranz ꝛc. von Joh. Fr. Kleuker. Frankfurt 1778.

27) Die Auferſtehungsgeſchichte — ohne Widerſprüche — von J. H. Reß. Hannover 1779.

28) G. C. Silberſchlags Antibarbarus — Erſter Theil, 1778. zweyter Theil, 1779.

29) Fragmente und Antifragmente — 1778. zweyter Theil 1779. Nürnberg im Verl. der Lochneriſchen Buchhandlung. (von H. D. Döderlein: — noch allenfalls das beſte unter allen Antileſſingianis.)

30) J. C. Blaſchens — kurze auch dem Laien verſtändliche Beantwortung — Jena 1778.

31) Augenſcheinlicher Beweis, daß — voll — Unwahrheiten ſey. Frankfurt und Leipzig 1778.

32) Zur Beurtheilung — von M. F. Pitiscus. Hamburg 1779.

33) D. G. B. Moſche Beyträge — Frankf. bey Garbe, 1779.

34) D. J. H. D. Moldenhawer ausführliche Prüfung — Hamburg bei Schniebels, 1779.

35) Prüfung des dritten — von J. H. D. Moldenhawer. Hamb. 1779.

36) Beurtheilung — von A. P. G. Schikedanz. Frankf. bey Strauß, 1779.

37) Kurze Widerlegung — von J. P. Asbrand. Caſſel bey Cramer. 1779.

38) Offenbare Wahrheit — von J. M. Schreibern, Leipz. bey Hilſcher. 1780.

39) D. Joh. Sal. Semlers Beantwortung — Halle 1779.

40) Verſchiedne neuere Broſchüren — oder Fortſetzungen der alten übergehen wir aus Ermüdung, und krönen den Zug nur noch mit Baſedows Frieden (S. das alph. Regiſt.) und deſſen Urkunde — worinnen der Verfaſſer der Fragmente aus einem eignen Geſichtspuncte betrachtet wird. — Auch verdient die gründliche Recenſion in der Allg. d. Bibl. Band 40. St. 2. S. 356 f. f. als ein ſchätzbarer Beytrag zu Schlichtung des Handels angeführt zu werden. — Gott erleuchte die Welt, und

bekehre die Theologen, ehe ſtarrſinnige Anhänglichkeit an ihr Syſtemschriſtenthum ihnen vollends alle Achtung der Klugen entzieht, und Irreligion und Ausgelaſſenheit, durch ihre Schuld, allgemein werden.

11.

Noch hab' ich bei einer Menge neuerer Theologen, die ihr Ketzer nennt, einen Fehler bemerkt, den ich bey aller meiner Partheilichkeit für ſie, nicht ungerügt laſſen kann. Ich habe nemlich, beſonders in ihren Predigten, eine gewiſſe frappante Seltenheit der Anführungen des Namens Jeſu gefunden, die ich mir wohl erklären aber nicht billigen kann. Erklären kann ich ſie: weil ich weis, daß man nur zu leicht von einem Extrem aufs andere fällt: und weil die vorigen übertriebenen Jeſusprediger, die keine Predigt für chriſtlich hielten, welche nicht auf allen Zeilen den Namen Jeſus hatte, die vernünftigern Männer ganz natürlich, durch ihren Mißbrauch, veranlaßten, dieſen Namen nur deſto ſeltner zu nennen. Aber billigen kann ich es dennoch nicht: weil Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht aufheben muß. Ich weis wohl, daß das Geſchwätz von Lamm und Blut und Wunden Spielwerke der Phantaſie ſind. Ich weis auch, daß ſelbſt die weſentlichſten Wahrheiten des Chriſtenthums, Wahrheiten ſeyn würden, wenn ſie auch nie durch das Zeugniß Jeſu wären beſtätigt worden, und daß alſo auch von dieſer Seite die öftere Anführung der Worte Jeſu, und Nennung ſeines Namens nicht unumgänglich nothwendig wäre. Aber — hört mich und urtheilt. Wenn es andem iſt, daß Jeſus der erſte und beſte der Menſchen war, der in allem Betracht das Original der Menſchheit genennt zu werden verdient: wenn es ferner andem iſt, daß dieſer vortrefliche Mann die beſte Religion, die Religion der reinſten Vernunft, wo nicht zuerſt gelehrt, doch wenigſtens zuerſt aus den Schulen der ſeltnen Weiſen in die Hütten des Volks eingeführt, und mit Verdrängung der allbernſten Volksreligion, univerſell gemacht hat: kurz, wenn Jeſus in dieſem Sinn, als Lehrer der Weisheit und Tugend, als Stifter des Chriſtenthums, der Wohlthäter der

Menſchheit ward, ſo — iſt es ja doch Pflicht der Erkenntlichkeit, daß man bey allen den Wahrheiten, die Jeſus predigte, (und die wir freilich jetzt auch ohne ſein Zeugniß wahr finden und einſehen ſich auf ihn berufe, ihn dabei als Zeugen anführe, die Menſchen erinnere, daß man dieſe ſchönen Einſichten ihm mit zu verdanken habe, und ſo die Gefühle der Liebe und des Danks gegen dieſen edlen Mann, in jedem guten Herzen bey aller Gelegenheit zu erwecken, zu erneuern, und zu erwärmen ſuche. Habe ich recht oder hab' ich unrecht? — Ich weis, daß jeder Unpartheiiſche mir recht geben wird. Und ich wünſche, daß jeder, der das lieſt, und ſich getroffen fühlt, ſtatt ſchiefe Abſichten zu vermuthen, dieſe aus warmer Liebe für den Beſten der Menſchen entſprungene Anmerkung beherzige, und es ſich zur Pflicht mache, bey allem Eifer für Verdrängung des Syſtemschriſtenthums, und mehrere Ausbreitung des Vernunftchriſtenthums, den Eifer für die Ehre und das Andenken ſeines großen Stifters nie erkalten zu laſſen.

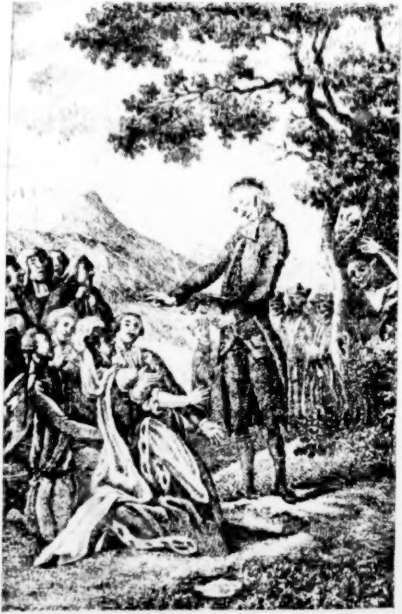
12.

Der Verfaſſer des Almanachs hat ſeinen in der Vorrede angezeigten Entſchluß ſchon wieder verändert. Es ſoll künftig alle Jahre ein ſolcher Almanach erſcheinen. Er wird aber, wie man leicht denken kann, auch alle Jahre etwas neues liefern. Zu dem Ende wird bey den folgenden Almanachen das ganze alphabetiſche Verzeichniß der Kirchenlehrer und Schriftſteller, das das Publikum nur einmal zu leſen nöthig hatte, wegbleiben. Statt dieſes Verzeichniſſes wird eine Reviſion der theologiſchen Litteratur gegeben werden, welche dazu dienen ſoll, daß man die ſämmtlichen gelehrten Producte von zwey Leipziger Meſſen überſehen könne, und zugleich erfahre, welcher Theil der theologiſchen Wiſſenſchaften in dem Jahre mehr oder weniger bearbeitet worden iſt. Es werden daher alle neue theologiſche Schriften jedes Jahres im Jahrsalmanach nach den Fachen der theologiſchen Litteratur angeführt und beurtheilt werden. Hiernächſt werden alle wichtige Veränderungen und Begebenheiten in Kirchen und Schulen erzählt, und Anekdoten, Bemerkungen, Ankündigungen, Vorſchläge, und dergl. geſammlet und dem Publikum mit eingeſtreuten Anmerkungen vorgelegt werden. Sonach dürfte jeder folgende Almanach aus 3 Abſchnitten beſtehen. Der erſte wäre denn der **Calender** ſelbſt, der ſich immer gleich bleibt, auſſer daß verſtorbene Gelehrte nach und nach gelöſcht, und andere auflebende an die leeren Plätze nachgetragen werden. Der zweyte enthielte dann die obgedachte **Reviſion** der theologiſchen Litteratur vom laufenden Jahr. Der dritte endlich lieferte eine **Sammlung von Nachrichten und Bemerkungen**, aus der Geſchichte der Theologie und der Theologen. — Den nächſten Almanach alſo erwarte das hochgeehrte Publikum in der künftigen Michaelmeſſe 1781. Und hiermit Gott befohlen.

Nachricht.

Aus Verſehen des Setzers ſind die Seite
zahlen, von 17, bis 32. doppelt angemerk
dafür aber dieſelben von 33, bis 48. weggela
ſen worden; welches man, um Irrung zu ve
hüten, nicht unangezeigt laſſen wollen.

w
t;
ſ=
t=



[illegible]

5

Kirchen- und Ketzer-
Almanach.

Zweytes
Quinquennium,
ausgefertiget
im Jahr 1787.

Εμε δει εργαζεσθαι, εως ημερα εστιν. Ερχεται νυξ, οτε ουδεις δυναται εργαζεσθαι.
Ev. Jo. XI, 4.

Gibeon,
gedruckt und verlegt
bey Kaſimir Lange.
— ipſe fecit.

R. Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

Vorrede.

Hab's wohl gedacht, daß es ſo kommen wird. Vorn verſprach der Vater des Kirchen- und Ketzer-Almanachs, daß er alle zehn Jahr ein ſolches Kind zeugen und im Schooße der Chriſtenheit niederlegen wolle; hinten hatte ſich das zehnjährige Product ſchon in ein alljähriges verwandelt, und nun, da ſichs gefunden hat, daß der gute Vater zu alljährigen Dingen nicht mehr tauglich iſt, muß ſich ein guter Freund finden und einen **Fünfjährling** unterſchieben.

Alſo empfange, liebes deutſches Publikum! (ich habe keine rothe Sammetmütze jetzt, die ich vor Dir abziehen könnte: und hätt' ich ſie auch, ich ließ ſie bey meiner Ehre ſitzen: denn ſeitdem Du Dich an Deinem Hintern von **Maſius**, in Deinem Magen von **Urloſperger**, und in Deinem Gehirn von **Stark** haſt laſſen mishandeln, fühlt ſich die Vorrathskammer meines geſunden Menſchenverſtandes zu ſtolz, um ſich vor Dir entblößen zu laſſen:)— empfange, ſage ich, von mir die Muſterung des letzten **Quinquenniums**.

Der Vater des erſten Kirchen- und Ketzeralmanachs wird mir ſelbſt Recht geben, wenn ich behaupte, daß das **Decennium** nicht auszuhalten war. Denn es gibt wahrlich der Neuigkeiten in der theologiſchen Welt ſo viele, daß der Almanach in Folio erſcheinen müßte, wenn man mit ihrer Lieferung bis zum Jahr 92 warten wollte Und wenn ich ſeiner Feder gern die Ehre überlaſſen werde, den **Zehnjährling** zu erzeugen, ſo muß er mirs jetzt nicht übel nehmen, daß ich ihm zuvorkomme und die halbe Arbeit ihm erſpare. Es wird dann mit Recht heißen: ὁ νομος παρεισηλθεν, ἱνα ἡ χαρις πλεοναση; Kaſimir Lange iſt mit einem geringen Product zwiſchen eingetreten, damit das Talent des rechten Vaters ſich dann deſtomehr verherrliche.

Auch, meine ich, ſoll der berühmte Doctor ſich nicht ſchämen, mich neben ſich ſtehn zu ſehn, da ich mich doch auch ſchon in den Kriegen des Herrn hervorgethan und den unter dem Fuchsſchwanze des alten B... zu T... hervorbellenden V... weidlich zu Paren getrieben habe. Freylich wars nur ein Bologneſer gegen die Bullenbeißer, mit denen er zu thun hatte: aber oft machen auch kleine Kläffer zu ſchaffen, und erfordern mehr Kriegskunſt als die Großen, zumahl wenn dieſe von der Art ſind, wie der

Verfaſſer des Erdbebens in Kalabrien einige beſchrieben hat.

Man wird übrigens hier die Einrichtung des erſten Almanachs finden. Nur habe ich die **Witterungsanzeigen** verbeſſert; die Muſterung der alten Regimenter berichtiget; was **abgeſtorben** war, caſſirt; über 125 neue Ankömmlinge enrolirt, und — die merkwürdigſten **Begebenheiten** in der eccleſia militante geſammelt und aufgeſtellt. Der zweyte Abſchnitt alſo, **Anekdoten und Bemerkungen**, iſt ganz neu Und das Neue im erſten habe ich mit einem Stern bemerkt.

Wenn übrigens bey der Revue, die ich jetzt halte, im Auf- und Abſprengen vor der Fronte des theologiſchen Korps, mein kleiner Schimmel von ungefähr einen treten oder, von den Fliegen und Weſpen unruhig gemacht, mit dem Schweif eins unter die Naſe geben ſollte, ſo bitte ich, ſolchen Unfall nicht auf meine, ſondern auf meines Schimmels Rechnung zu ſetzen.

Kaſimir Lange,
Kantor und Schulmeiſter zu Gibeon.

Januar.

1	Montag.	Stattler.	naß — — kalt — —
2	Dienſtag.	Al. März.	— — — — dumm
3	Mittwoch.	v. Wieſenfeld.	— — ma — — —
4	Donnerſt.	Hiltenbrand.	— — — chende —
5	Freytag.	Sonnenleitner	Kälte — — in —
6	Sonnab.	Strommer.	— — wel — — cher
7	**Sonntag.**	— —	— ſtu — — vi —
8	Montag.	Richter.	— — de — — Män
9	Dienſtag.	Mitwede.	— che — ve — —
10	Mittwoch.	Kreuzenſtein.	— — — ge — —
11	Donnerſt.	Jung.	— — — ti — —
12	Freytag.	Schäfer	— — — ren. — —
13	Sonnab.	Weiſſenbach.	Kälte — da — von
14	**Sonntag.**	Joſt.	das — — Ge — —
15	Montag.	Faß.	— hirn — er — —
16	Dienſtag.	Mazzioli.	friert. — — — —
17	Mittwoch.	Pochlin.	— — Kat — zen —
18	Donnerſt.	Uhazzi.	ge — — heul. —
19	Freytag.	Koch.	Ver — än — — der
20	Sonnab.	Scheidel.	— — — li — —
21	**Sonntag.**	Allgayer.	ches — Wet — — ter
22	Montag.	Goldhagen.	— — — a la — —
23	Dienſtag.	Luz.	Lo — — — — jo
24	Mittwoch.	Troſchel.	— — la — wo —
25	Donnerſt.	— —	man — den — Man
26	Freytag.	Allgayer.	— — tel — — nach
27	Sonnab.	Heinſius.	dem — Win — de —
28	**Sonntag.**	— —	— — hängt — — —
29	Montag.	Johann	gut — — tre — —
30	Dienſtag.	Caſpar	— pa — — nie —
31	Mittwoch.	Müller.	— — — ren. — —

Januar.

Legion der chriſtlichen Hammelsköpfe.

Kinder in dieſem Monat gebohren, haben eine bleiche Geſichtsfarbe, wie wenn ſie ums Brot Bücher ſchreiben müßten und ſich kaum ſättigen könnten. Die Augen ſtehn ihnen ſtier vor dem Kopfe. Haben harte Hirnſchalen, und ihre Haut iſt dick wie Juchtenleder, daß keine Geiſſelhiebe durchdringen. Sind oft ſehr witzig, lachen aber allemahl zuerſt, wenn ſie einen witzigen Einfall haben, und ärgern ſich, daß kein Menſch mitlachen will. Haben der geſunden Vernunft den Tod geſchworen.

Februar.

1	Donnerſt.	Seiler.	lieb — li — ches —
2	Freytag.	— —	— Lüft — — chen
3	Sonnab.	— —	-- — — — — —
4	Sonntag.	Münter.	gut — — be — keh —
5	Montag.	— —	— — ren — — —
6	Dienſtag.	— —	fa — des — Wet
7	Mittwoch.	— —	— ter — — — —
8	Donnerſt.	— —	— — — — — —
9	Freytag.	— —	— — — — — —
10	Sonnab.	— —	— — — — — —
11	Sonntag.	Niemeyer.	La — — vendel — ge
12	Montag.	— —	— — rü — — —
13	Dienſtag.	— —	— — — che — zum
14	Mittwoch.	— —	Er — ſti — cken —
15	Donnerſt.	Tiede.	— viel — — Wind
16	Freytag.	Schebe.	— — und — — —
17	Sonnab	— —	we — nig — Sonne
18	Sonntag	Miller.	Letſche — — Wit —
19	Montag	— —	— — te — — —
20	Dienſtag	— —	rung. — — — —
21	Mittwoch.	Cludius.	-- viel—Spin—nen—ge
22	Donnerſt.	Bachmann.	webe — in der — Luft.
23	Freytag.	Schultheß.	Gut — — Kin — der —
24	Sonnab.	— —	— ent — wöh — nen
25	Sonntag.	Künneth.	— nicht — — warm —
26	Montag.	— —	— — und — — —
27	Dienſtag.	— —	nicht — — kalt. —
28	Mittwoch	Wilmſen.	— Gut — ſchröpfen. —

Februar.

Legion

der

ſüßen Herren

oder

geiſtlichen Petitmaitres

welche die Orthodoxie mit dem Lavendel-Waſſer der Aeſthetik wohlriechend zu machen ſuchen.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind ſehr zarter Natur, ſchönen Angeſichts, ſchlanken Wuchſes, ſehen ſich gern im Spiegel, und bey dem Frauenzimmer ſehr beliebt, fallen jedoch zuweilen durch. Ihre Atmoſphäre duftet beſtändig Wohlgerüche. Haben große Neigung zur Schriftſtellerey, und ihre Werke erheben ſich leicht zur Würde der Legenden, welche Leute, deren Magen keinen Schinken verträgt, Statt der Windbeutel und Dauteſchen verzehren.

Merz.

1	Donnerſt.	Johann	gut — Luft — — ſalz
2	Freytag.	Salomo	— waſ — — ſer —
3	Sonnab.	Semler.	ma — — — chen —
4	Sonntag.	— —	— — ſtille — — —
5	Montag.	Sack.	Luft — im ab — neh
6	Dienſtag.	Pauli.	— men — den — Mond
7	Mittwoch.	Leß.	fades — Wet — ter —
8	Donnerſt	Grießbach.	— gut — Geld — ein
9	Freytag.	— —	— — neh — men —
10	Sonnab.	Ide.	Sonne – in – den Wolken
11	Sonntag.	Silberſchlag.	— gut — träu — men —
12	Montag.	Jeruſalem.	— ſchö — ne — — Abend
13	Dienſtag.	— —	rö — — the — — —
14	Mittwoch.	Stark.	— Je — ſu — —
15	Donnerſt.	Sukro.	— — iter — Wind
16	Freytag	Michaelis.	— — hungrig — Wet
17	Sonnab.	Cramer.	ter — — Ne — bel —
18	Sonntag.	Dietrich.	— — ſanfte — Wit —
19	Montag	Tittmann.	— te — — rung — —
20	Dienſtag.	v. Groſſing.	brauſen – in — der — Luft.
21	Mittwoch.	Eberhard.	— gut — — ver – ſte —
22	Donnerſt	Herder.	ckens — — — —
23	Freytag.	— —	— im — — Neu — mond.
24	Sonnab	Le Bret.	— — ſtill — — an
25	Sonntag	Weſtphal.	— fanas — ſtür — miſch
26	Montag	Beſſerer.	— — Wind — — —
27	Dienſtag	— —	— gut — Ro — ſen —
28	Mittwoch.	Moſ. Mendelſ.	— — ſtreun — —
29	Donnerſt.	Johann	gut — — Ma — la —
30	Freytag.	Bernhard	— — ga — trin — —
31	Sonnab.	Baſedow.	— — ken — — —

Merz.

Die
maskirte Legion.

Kinder in dieſem Monat gebohren, verſtehen die Kunſt ſich unſichtbar zu machen. Und wenn man ſie ſieht, zeigen ſie ſich nie in ihrer wahren Geſtalt. Sie kennen das [illegible]. — Man hat aber doch einigen in den Magen geſehen und darin viel Unrath entdeckt.

April.

1	**Sonntag**	Apitzſch.	gut — Feuer — lö —
2	Montag.	— —	— — ſchen — wenns
3	Dienſtag.	— —	nicht — — brennt —
4	Mittwoch.	Lavater.	— gut — — träu —
5	Donnerſt	Pfenninger.	— — men — — gut
6	Freytag.	Stolz.	an — den Teufel appelliren
7	Sonnab.	Lorenz.	— dicke — — — —
8	**Sonntag**	Sartorius.	— — Luft — — —
9	Montag.	Haubold.	— Wet — — ter —
10	Dienſtag.	Roos.	— — zum — — Ader
11	Mittwoch.	Hengel.	laſ — — ſen — —
12	Donnerſt.	Obereit.	— — — — — —
13	Freytag.	Wahl.	— ſcheler — — —
14	Sonnab.	Deackelbe.	— — Wind — —
15	**Sonntag**	Jungſten.	gut — Te — ſta —
16	Montag.	— —	— ment — ma — chen.
17	Dienſtag.	— —	gut — — Teu — —
18	Mittwoch.	Gaßner.	— fel — aus — trei-
19	Donnerſt.	— —	ben — — — — ab
20	Freytag.	Hahn.	— neh — — men —
21	Sonnab.	Kölbele.	der — Mond — dem —
22	**Sonntag.**	Köſter.	— cranio — — ge —
23	Montag	Lebſtein.	fähr — — lich —
24	Dienſtag	Troſchel.	gut — davon — laufen
25	Mittwoch.	Pezold.	— — — gut — — Gei
26	Donnerſt.	— —	ſter — — ſe — hen —
27	Freytag.	Häfeli.	— win — dig — —
28	Sonnab.	v. Peterſen.	— bö — ſe — Träume
29	**Sonntag.**	Urlſperger.	— gut — Re — ligi —
30	Montag.	Maſius.	onen — ver — ei — nigen.

April.

Die Legion
mit
# den verdrehten Augen
unter Kommando
Jakob Böhmens.

Kinder in dieſem Monat gebohren, haben dickes Blut und ſchwere Träume. Sie ſehen Geſichter. Thun Wunder und Zeichen. Blicken immer gen Himmel und beſprechen ſich mit den lieben Engeln. Die Menſchen können ſie nicht leiden. Philoſophie iſt ihnen wie Knoblauch. Haben eine ſehr ſtarke Phantaſie. Sprechen viel vom Chriſtenthum; nehmen aber freylich nur das dafür an, was in ihrem Gehirn gewachſen iſt.

May.

1	Dienſtag.	Kant.	— — ſ — —
2	Mittwoch.	Leſſing.	— — c — —
3	Donnerſt.	v. Diez.	— — h — —
4	Freytag.	Abr. Teller.	— — ö — —
5	Sonnab.	Spalding.	— — n — —
6	**Sonntag.**	Morus.	— — e — —
7	Montag.	Bahrdt.	— — r — —
8	Dienſtag.	Funk.	— — u — —
9	Mittwoch.	Jakobi.	— — n — —
10	Donnerſt.	Steinbart.	— — d — —
11	Freytag.	Knapp.	— — l — —
12	Sonnab.	Crugott.	— — i — —
13	**Sonntag.**	v. Dohm.	— — e — —
14	Montag.	Seelmann.	— — b — —
15	Dienſtag.	Zöllner.	— — l — —
16	Mittwoch.	Jülcher.	— — i — —
17	Donnerſt.	Eichhorn.	— — ch — —
18	Freytag.	Müller. Wenzel.	— — e — —
19	Sonnab.	Zollikofer. Coners.	— — r — —
20	**Sonntag.**	J. E. Schmid. Löfler.	— — S — —
21	Montag.	Peterſen. Kletſchke.	— — o — —
22	Dienſtag.	Barkey. Heres.	— — n — —
23	Mittwoch.	Nikolai Zaupſer.	— — n — —
24	Donnerſt.	Karſtedt.	— — e — —
25	Freytag.	Böhm.	— — n — —
26	Sonnab.	Reimarus.	— — ſ — —
27	**Sonntag.**	Rä[illegible]. Ribbek.	— — c — —
28	Montag.	Wund. Beier.	— — h — —
29	Dienſtag.	Koppe. Brünings.	— — e — —
30	Mittwoch.	Reinhard. Douglas.	— — i — —
31	Donnerſt.	Sangerhauſen. v. Dein.	— — n — —

May.

Legion
des Lucifers
oder
die Kinder der Morgenröthe.

Kinder in dieſem Monat gebohren, haben leichtes Blut und keine Träume. Sind mit hellen Augen begabt und können doch keine Geiſter ſehn. Geben ſich viel mit Denken ab, und ſind doch arm an Wahrheit, die ſie auf Oelblätter ſchreiben, wenn andre, mit Federn den Schwertern gleich, Folianten füllen. Bethen fleißig, daß ihnen die aufgegangene Sonne ſo günſtig ſeyn möge, wie die untergegangene.

Junius.

1	Freytag.	Hirt.	Mohn — — tö — —
2	Sonnab.	J.W. Schmidt	— vie — — ge —
3	Sonntag	Sorber.	— dei — — ben — —
4	Montag.	Bartels.	— Wind — — ſtil
5	Dienſtag.	Piper.	ie — — zum — —
6	Mittwoch.	Gerling.	— ein — ſchla — fen
7	Donnerſt.	Fleiſcher.	— gut — Geiſter — ſchn
8	Freytag.	Schulz.	Blä — hun — —
9	Sonnab.	Kleeſahl.	— gen — graſ — ſtren
10	Sonntag.	Hartmann.	Nieß — wurz — — ge
11	Montag.	Moſche.	— deiht — — gut —
12	Dienſtag.	Oemler.	— — ve — — ge —
13	Mittwoch.	F.J. Schwarz	— ti — reu — —
14	Donnerſt.	Pratje.	gut — — — Geld
15	Freytag.	Rehkerf.	— zäh — len — —
16	Sonnab.	Schinmeier.	— — fade — — —
17	Sonntag.	Bechtold.	Je — ſu — iter — Blu
18	Montag.	Bauer.	— men — ge — dei —
19	Dienſtag.	Anton. Ficara	hen — — — viel
20	Mittwoch	Ammon Creme	— — ne — beli — —
21	Donnerſt.	Alber. Buttinghauſen.	— ge — — — Dün —
22	Freytag.	Ahlemann. Dreude.	ſie — ori — — — a
23	Sonnab.	Henninger. Büning.	— ti — — ſche —
24	Sonntag.	Balle Chryſander.	Luft — wel — che
25	Montag.	Wichmann. Fiſcher.	— zum — — Theil —
26	Dienſtag.	Tralles. J.W. Schmid.	ſchwe — re — — —
27	Mittwoch.	Pütter Bloſche	— — Träu — — me —
28	Donnerſt.	Plank. Becker.	zum — — Theil — kon
29	Freytag.	Küſter. Fidler.	— vul — ſi — viſche —
30	Sonnab.	Eckermann. Beck.	Krämrſe — — wirkt.

Junius.

Legion
der
chriſtlichen Schlafmützen.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind auf bey Leibe, ſchlafen und verdauen gut. Manche trinken auch gern ein Gläschen Wein. Wenns zum Türkenkriege geht, ziehn ſie nicht mit, ſondern bleiben in Ruhe. Auch wenn Feuerlärm auf der Burg Zion iſt, bleiben ſie ruhig in den Betten. Ihre Memorie iſt ſtärker als die übrigen Seelenkräfte. Sie unterſchreiben euch ſo viel ſymboliſche Bücher als ihr wollt, weil das ſo am bequemſten iſt.

Julius.

1	Sonntag	Walch.	— ſtil — le — — Luf
2	Montag.	Boyſen.	— — Je — ſu — —
3	Dienſtag.	Maſcho.	iter — Wind — —
4	Mittwoch.	Ouvrier.	— naſe — wei — ſer
5	Donnerſt.	Heß.	— — kal — — ter —
6	Freytag.	Beyer.	Wind — — — —
7	Sonnab.	— —	— — ſo — — ganz —
8	Sonntag.	Kramer.	lei — — — li —
9	Montag.	Maich.	— — — che — —
10	Dienſtag.	Schlegel.	Wit — te — rung
11	Mittwoch.	Lobethan.	Wind — macht — ſich
12	Donnerſt.	Hegelmaier.	— mau — — ſig — —
13	Freytag.	Sixt.	ei — — ni — —
14	Sonnab.	Schade.	— ge — — Son
15	Sonntag.	Heſſe.	— nen — — bli — cke
16	Montag.	Gerard.	ne — — belig — —
17	Dienſtag.	Herf.	— gut — — — —
18	Mittwoch	Weber.	— — ſchla — ſen
19	Donnerſt.	Panzer.	— gut — — pur —
20	Freytag.	Niemeier.	— — gie — — ren
21	Sonnab.	Weideſſer.	un — — ge — —
22	Sonntag.	Lüderwald.	— — nieß — — —
23	Montag.	Reichenbach.	— — — ba — res
24	Dienſtag	Endemann.	Wet — — ter — —
25	Mittwoch.	Klügel.	Mond — — ſchein —
26	Donnerſt.	Ulrich.	gut — — kom — — pi
27	Freytag.	Oesfeld.	— lie — — ren —
28	Sonnab.	Bock.	Son — — — —
29	Sonntag.	Herwig.	= — ne — hin —
30	Montag.	Faber.	ter — — den — —
31	Dienſtag.	Sextroth.	— — Wol — — ken

Julius.

Legion
der
Nachtwächter
auf
der Burg Zion.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind ſchwacher Natur und von heiſerer Stimme. Ziehn gegen die Feinde des gläubigen Zions nie mit ins Feld. Stehn bloß Schildwache, ſtoßen ins Wächterhorn, wenn ſie den Feind merken. Eſſen und Trinken ſchmeckt ihnen. Manche ſind etwas beiſſig. Andere beweinen den Schaden Joſephs im Stillen.

Auguſt.

1	Mittwoch.	Migazzi.	ſtar — — ker — —
2	Donnerſt	— —	— Wind — — aus
3	Freytag	— —	Ita — lien — —
4	Sonnab.	Göz	— — Wind — im —
5	Sonntag.	— —	de — — creſcen — — do
6	Montag.	Hoſſiede.	— brau — ſen —
7	Dienſtag	— —	— — und — — —
8	Mittwoch	Burſcher.	ſau — — — — ſen
9	Donnerſt.	— —	— — viel — — —
10	Freytag.	Fr. Teller.	Ra — ben — — geheul
11	Sonnab.	Joſt.	— und — Ge — —
12	Sonntag.	— —	— — ſtank — —
13	Montag.	Trauner.	— — hä — — mi —
14	Dienſtag.	Fröblig.	ſcher — — — Wind
1	Mittwoch	— —	— — er — — be
16	Donnerſt.	Froriep.	ginnt — ſich — —
17	Freytag.	— —	— zu — le — gen
18	Sonnab.	Moſer.	— — pfeift — aus —
19	Sonntag.	— —	ſo — jo — la's Loche.
20	Montag.	Voigt.	— gut — — oh — ren
21	Dienſtag.	— —	— ver — ſchneiden
22	Mittwoch.	Benner.	Mond — fin — —
23	Donnerſt	— —	— ſter — — — niß
24	Freytag.	Kayſer.	g.. — — tre — —
25	Sonnab.	— —	— pa — — — —
26	Sonntag.	— —	— — ni — — —
27	Montag.	— —	— — — — — ren
28	Dienſtag.	— —	— die — E — ſel
29	Mittwoch.	Merz	— be — kom — men
30	Donnerſt.	— —	— Blä — hungen —
31	Freytag.	Piderit.	ſtill — — — —

Auguſt.

Legion
der
Donnerer
oder
Fulminatrix.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind koleriſchen Temperamentes. Haben ſtarke Stimmen und ſpitze Zähne. Lieben das Feuerwerk, und dienen bey der ſchweren Artillerie auf der Burg Zion. Dürfen aber nicht mehr mit Kugeln ſchieſſen, worüber ſich einige ſchier zu Tode ärgern.

September.

1	Sonnab.	Göz.	gut Schmetterlinge ſam
2	Sonntag	Forſter.	meln — gut — ſegeln —
3	Montag.	Bode.	bey — — bei — —
4	Dienſtag.	Le Bret.	— tern — — Him
5	Mittwoch.	Knittel.	— mel — gut — Teu
6	Donnerſt.	Lindinger.	— — fel — — bannen
7	Freytag.	Michaelis.	gut — Geld — zählen
8	Sonnab.	Haſſenkamp.	— gut — ſchla — fen
9	Sonntag	Rau	— — ſtil — — —
10	Montag.	Roſenmüller.	le — — — Luſt
11	Dienſtag.	Schleußner.	— neu — — —
12	Mittwoch.	Tychſen.	— — es — — —
13	Donnerſt.	Velborth.	— — — Licht —
14	Freytag.	Schröter.	— ange — — neh —
15	Sonnab.	Schummel.	— — me — Son —
16	Sonntag.	Sponſel.	nen — — bli — —
17	Montag.	Schäfer.	— — cke — — —
18	Dienſtag.	Becher. v. der Mark.	— — trübe — —
19	Mittwoch.	Klem. Nagel.	— — — — — gut
20	Donnerſt.	Keßler. Hennings.	Geſpenſter — — ver
21	Freytag.	J. F. Fiſcher.	— — trei — ben —
22	Sonnab.	Schulz.	gut — ſam — meln
23	Sonntag.	Lüders.	gut — — pflan —
24	Montag	Schmaling.	— zen — — — —
25	Dienſtag	Dathe.	gut — Syl — —
26	Mittwoch.	Ankersfelder.	— ben — — ſtechen
27	Donnerſt.	Hufnagel.	— — viel — — —
28	Freytag.	Ballhorn.	hel — — — — —
29	Sonnab.	Bezange.	— — ler — — Son
30	Sonntag.	Geißler. Bauer.	nen — — ſchein —

September.

Legion
der
Handlanger,
welche
zum Bau der chriſtlichen Kirche
Holz, Kalk, Steine ꝛc.
zutragen.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind thätigen Geiſtes. Kümmern ſich wenig um die Garniſon der Burg Zion und ihren Glauben, ſondern tragen bloß Materialien zuſammen, verſchiedenen Werths, mit denen ſich Reparaturen machen oder einſt wohl eine neue Burg aufführen ließe. Sprachen, Exegeſen, Geſchichte, Ackerbau, Naturkunde, und ihre Glauben, aus denen ſie herbeytragen, was ſie vermögen.

October.

1	Montag.	Campe.	— Voll — — mond
2	Dienſtag.	— —	— — hel — — —
3	Mittwoch	— —	— — — le — —
4	Donnerſt.	— —	— ge — — — —
5	Freytag.	Lieberkühn.	— ſun — de — Witte
6	Sonnab.	— —	— — rung — gut
7	Sonntag.	Reſewitz.	— l'hombre — ſpielen —
8	Montag	Salzmann.	— — wol — — —
9	Dienſtag	— —	— kig — — —
10	Mittwoch	Marotto.	— be — ſtän — di —
11	Donnerſt	Stuve.	ge — — Wit — —
12	Freytag.	Embſer.	— te — — rung
13	Sonnab.	Gedike.	— — hei — te —
14	Sonntag.	Trapp.	ter — Him — mel
15	Montag.	Villaume.	— etwas — luſ — tig
16	Dienſtag.	Schummel.	— et — was — für
17	Mittwoch.	— —	— — — mich —
18	Donnerſt.	Sintenis.	— äſtheti — ſche —
19	Freytag.	— —	— — Blu — men —
20	Sonnab	Embſer.	wer — den — ge — ſäet
21	Sonntag	Wolke.	— der — Mond — ſki
22	Montag	— —	— — ſiert — ſich —
23	Dienſtag.	Rötcher.	— — — hell — —
24	Mittwoch.	— —	gut — — — — im
25	Donnerſt	Weiſenſtein.	— Spie — gel — ſchn
26	Freytag.	Mutzenbecher.	— Son — ne — färbt
27	Sonnab.	— —	ſich — Oran — ge — gelb
28	Sonntag.	Herbing.	— — leid — li — ches
29	Montag	Böckh.	Wet — — ter —
30	Dienſtag.	— —	— — — — — gut
31	Mittwoch.	Lemnitz.	— Schafe — ſcheeren.

Die

Kinderfreunde.

Kinder in dieſem Monat gebohren, ſind lebhaften Geiſtes. Kümmern ſich weder um den Glauben an den Teufel, noch um den an den heil. Athanaſius. Thun aber dem Teufel viel Abbruch an ſeiner Renommee, weil ſie an Hervorbringung einer neuen Generation arbeiten, die wenig glauben aber viel thun ſoll. — Einige verſtehen ſich auch gut auf das Finanziren.

November.

1	Donnerſt.	Erneſti.	verſteck — te — Son—
2	Freytag.	Röſſelt.	nen — bli — cke — Wind
3	Sonnab.	Spangenberg.	— aus — Ro — jo — la's
4	Sonntag.	v. Heutheim.	— — Zel — le — —
5	Montag.	Jakobi.	ſa — — des — —
6	Dienſtag.	Moldenhauer.	— Wet — — ter —
7	Mittwoch.	Cl. Treſchel.	leid — — lich — —
8	Donnerſt	Tobler.	— — Wär — me —
9	Freytag.	Bamberger.	hell — — Son —
10	Sonnab.	Murſinna.	— ne — — hinter
11	Sonntag.	Schmaling.	— den — Wol — ken
12	Montag.	Lüdke.	erſtes — — Vier — tel
13	Dienſtag.	Waſer.	— — zu — — —
14	Mittwoch.	Sturm.	hell — — — — —
15	Donnerſt.	Hermes.	— dicker — Ne — bel
16	Freytag.	Döderlein.	gut — Ader — laſſen —
17	Sonnab.	Iſenbiehl.	trü — be — Ta — ge
18	Sonntag.	Eibel.	— hei — — ter —
19	Montag.	Wunſch.	— — naß — — und
20	Dienſtag.	Faber.	kalt — — zum —
21	Mittwoch.	Knerzov.	— ein — — ſchlafen
22	Donnerſt	Danov.	Waſ — ſers — noth
23	Freytag.	Bleſſig.	— rau — ſchen — de
24	Sonnab	Büſching.	— Luft — für — die
25	Sonntag	Fedderſen.	Lan — ge — wei — le
26	Montag	Trinius.	— viel — — — —
27	Dienſtag	Juſti	— — Son — nen —
28	Mittwoch.	Velthuſen.	— ſchein — — bey
29	Donnerſt.	Lizmann.	hei — — terer —
30	Freytag.	Schwager.	— Luft. — — —

November.

Legion
der
Laternenträger.

Erſtes Bataillon.

Kinder in dieſem Monat gebohren, haben Flecken in den Augen. Sehen gern ins Licht, aber in die Sonne können ſie nicht ſehn. Die Sonne der V. ſcheint ihnen, und doch gehen ſie mit der Laterne der O. und — ſuchen Wahrheit. Waſchen mühſam Goldſand aus moderigen Ströhmen, und vernachläßigen den Schacht, wo gediegnes Gold zu Tage liegt. Doch fand mancher des reinen Goldes viel. S' ſind meiſt liebe Leute; nur einer und der andere ſind Schleicher.

December.

1	Sonnab.	Hüpel.	— ge — ſunde —
2	Sonntag.	— —	— — — — Luft
3	Montag.	— —	— Mond — — —
4	Dienſtag	Dingelſtädt.	im — — er — —
5	Mittwoch.	Blarer.	— ſten — Vier — tel
6	Donnerſt.	Arnold.	naſ — ſes — — Wet
7	Freytag.	Weiſe.	— — — ter — —
8	Sonnab.	Henrici.	gut — — pur —
9	Sonntag.	Gruß.	— gie — — ren
10	Montag	Deimann.	— — Son — —
11	Dienſtag.	— —	nen — — — bli
12	Mittwoch.	Huber.	— — cke — — —
13	Donnerſt.	Brenninger.	— — — ne — —
14	Freytag.	Schmid.	belig — — gut —
15	Sonnab.	Heeſt.	— ſchrö — — pfen
16	Sonntag.	Wagniz.	— — hell — aber —
17	Montag.	Hober.	— — — — — win
18	Dienſtag.	Hettersdorf.	dig — zu — —
19	Mittwoch.	Hofmann.	— neh — men —
20	Donnerſt.	Wenning.	— — der — — —
21	Freytag.	Gſchaider	Mond — ſtern — —
22	Sonnab.	Reimer.	— — hel — — le
23	Sonntag.	Rautenſtrauch	— hel — — ler —
24	Montag.	Kinderling.	— — — Him — —
25	Dienſtag.	Fröhlich.	— mel — doch —
26	Mittwoch.	— —	noch — Wol — ken
27	Donnerſt.	— —	— vor — der — Son
28	Freytag.	Behem.	ne — — — — —
29	Sonnab.	Grot.	— — et — — —
30	Sonntag.	Hahnzog.	— — — was — win
31	Montag	Zerrenner.	— dig — — — —

Legion der Laternenträger.

Zweytes Bataillon.

Kindern in dieſem Monat gebohren, gehts alſo wie oben; nur daß ihre Laternen nicht von Glas ſind, ſondern mit der Hornhaut der Symb. B. oder Canonen umſchloſſen werden. Daher finden ſie des reinen Goldes nur wenig; ſind aber damit zufrieden und meinens gut mit allen Menſchen; ob ſie ſchon vor der Legion des Lucifers etwas ſcheu ſind.

Erſter Abſchnitt.

Alphabetiſches Verzeichniß
aller
Officiers und Unterofficiers
der
ſämmtlichen Legionen
des geiſtlichen Zions.

Georg Ludwig Ahleman.

Königlich Däniſcher Konſiſtorialrath, Probſt und Hauptpaſtor zu Altona — mag leicht noch einer der klügſten unter der Hollſteiniſchen Geiſtlichkeit ſeyn, obgleich ſeine Kirchen leer ſind. Denn man weiß wohl, daß der große Haufen einem von der Gnade brüllenden Superintendenten weit lieber zuläuft, als einem Manne von ſchwacher und unangenehmer Stimme, wenn er auch übrigens der vollkommenſte Redner wäre. Wir haben von H. Ahleman eine Rede über die **Beförderung der Rechtſchaffenheit, als dem Haupt-**

zweck alles Unterrichts geleſen, die uns zu bewegen ſchien, in ihm den Mann von vernünftiger Denkungsart anzuerkennen, ob wir gleich hernach aus einigen andern ſeiner gedrukten Predigten urtheilen müſſen, daß er auch noch Lehrſätze des Sektenchriſtenthums mit unter vortrage. — * Hernach hörten wir die Anekdote, er habe Bahrdts Briefe über die Bibel ſich ſchicken laſſen, ſey aber ſchon bei dem dritten Bogen, wo die Geſchichte des jungen Plato auf dem Berge Hymettus vorkommt, ſo erſchüttert worden, daß er dieſe Bogen ſogleich an die Gelehrtenbuchhandlung zurückgeſandt habe, mit dem ernſten Bedeuten: „man ſolle ihm von dieſer „Schrift nichts mehr ſchicken: er wolle ſich auf „ſeine alten Tage in ſeinem Glauben nicht irre „machen laſſen.“ Da dachten wir an die Schlußverſe des H. Ziegra:

Lernt, Chriſten, lernt, was ſteifer veſter
Glaube
Für eine ſtolze Ruhe ſchenkt.
Zu ſeinen Füſſen liegt der Philoſoph im
Staube,
Der raſtlos forſcht und denkt.

Mit Mitleid ſieht er ihn. „Du armer
Sünder,
„Spricht er, Du forſchſt nach Wahrheit viel:
„Durch Glauben hat man ſie geſchwinder,
„Und müheloſ iſt dann der Weg zum Ziel.“

O ſchweig, mein Geiſt! und lerne Feſſeln
tragen:
Du ſparſt des Denkens Unbequemlichkeit.
Laß Prieſter dir, was du ſelbſt glauben, ſagen:
Dumm' oder klug' — iſt lang wie breit.

Johann Chriſtoph Alber.

Paſtor zu St. Nikolai in Hedelberg im Würtembergiſchen, geb. 1746. Dieſer Mann ſchrieb zu einer Zeit, wo die Aufklärung der Menſchheit zwar in einigen Provinzen Deutſchlands dämmerte, wo es aber im Würtembergiſchen noch Nacht war. Seine Diſſert. de nexu converſionis, juſtificationis, et ſanctificationis ex ſententia librorum ſymbolicorum, ſo er zu Helmſtädt 1761 vertheidigte, iſt mehr als zu deutliches Zeugniß von der egyptiſchen Finſterniß, die auf ſeiner Theologie ruhte: ſo wie die folgende im Jahr 1762. de hypotheſibus quibusdam Ruſſaeanis: und die 1765 zu Braunſchweig herausgekommene Schrift: Vorſtellung eines wahren Beweisgrundes von der Gottheit des heiligen Geiſtes, und der Pflicht ihn als Gott zu verehren. In dieſer letzten Schrift ſind die Beweiſe, wie gewöhnlich, ſo Albern und abgeſchmackt, daß man, mit eben der Art zu ſchließen, auch das Lamm, den Hirten, und Gott weiß was ſonſt noch für bibliſche Concreta (Perſonifikationen) zu göttlichen Perſonen machen könnte.

Ignaz Allgayer.

Ein Licentiat der katholiſchen Theologie — geb. 1736. — verdiente aus ſeiner Dunkelheit hervorgezogen zu werden, durch eine Schrift unter folgendem Titel: Dreifache Heiligkeit des Neuteſtamentiſchen Opfers in einer Geheimniß- Glaubens- und Sitten-Rede erwieſen Augsburg 1771. 4. die mehr noch iſt als Abraham a S. Clara. — Auch Farcen haben ihren Werth, wenn ſie es in hohem Grade ſind. — * Dergleichen Schriften, die in katholiſchen Ländern täglich erſcheinen, haben mich immer in dem Gedanken beſtärkt, daß die katholiſche Religion gar keine Reformation nöthig hat, ſondern daß man unter ihre Anhänger nur Wiſſenſchaften und Kenntniſſe verpflanzen und die Finſterniſſe der Barbarei wegſchaffen darf, ſo fällt ſie von ſelbſt. Denn ihre Unterſcheidungslehren empören den geſunden Menſchenverſtand ſo ſehr, daß nur ein ſtupider Mönchskopf ſie denken und glauben kann.

Johann Chriſtoph Ammon.

Pfarr zu Freudenbach im Anſpachiſchen, ſchrieb im Anfang des ſechſten Decenniums unſers lieben Jahrhunderts, eine Vertheidigung unſerer evangel. Lehre vom Abendmahl, nachdem er kurz vorher, in einer andern Schrift, den Genuß des Sakraments unter beiderlei Geſtalt vertheidigt hatte. Beide ſind elend und erregen in jedem vernünftigen Theologen den Wunſch, daß man über ſo unbedeutende Dinge, ſo lange die Welt ſteht, gar nicht mehr ſchreiben möge. Es iſt ja doch nur ein guter frommer Gebrauch, der, wiefern er dem Andenken des Erſten und Beſten der Menſchen gewidmet iſt, Achtung verdient; der aber ſo wenig unter die Glaubensartickel gehört, als die Sonntagsfeier. Jeder denkt ſich dabei was er will, — Eben ſo mattherzig ſind die vernünftigen und ſchriftmäßigen Gedanken von der vollkommnen Genugthuung Chriſti — als dem Mittelpunkt der ganzen chriſtlichen Religion, nebſt einer — Beleuchtung der allgemeinen deutſchen Bibliothek vom Jahr 1774. — Es iſt kläglich, wie blind der Mann mit den meiſten ſeiner Amtsbrüder in den bibliſchen Allegorien herumtappt, und jedes Bild aus der jüdiſchen Theologie auf einen Lehrſatz anwendet, von dem Chriſtus nie ein Wort geſagt hat, und an den auch die Apoſtel nie gedacht haben. * Daß doch die Lehrer des Sektenchriſtenthums nie darauf merken lernen, daß die Satisfaktionstheorie keine einige eigentliche Stelle für ſich hat, ſondern lediglich aus uneigentlichen Stellen, d. h. aus ſolchen genommen iſt, wo ein jüdiſches Bild zum Grunde liegt, wo alſo die Wahrheit des Dogma bloß auf der Richtigkeit der Vergleichung beruht — folglich ſchlechterdings unerweißlich iſt.

gf
mKie.
ll.
ehe.
12.24.

Immanuel Gottlieb }
Conrad Gottlob } Anton.

Ein paar gute rechtgläubige Chriſtenkinder. Erſterer, Pfarr zu Güldengoſſe bei Leipzig, hat eine Auslegung des Dresdner Catechismus Lutheri in drei Theilen geſchrieben — d. h. ein halb

Loth Fleiſch in einem Orthoft Soße erſäuft, um den Kindermagen recht aus dem Grunde zu verderben. Letzterer, Profeſſor der Moral zu Wittenberg, hat ſich mit dem hebräiſchen Metrum abgegeben, d. h. Hypotheſen aufgebauet, die er nie verificiren wird, und die am Ende keinen Menſchen intereſſiren. Seine Schrift gegen Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen, Leipzig 1774. beweiſt nichts, als was wir längſt wußten, daß Herr Anton und ſeines gleichen durch eine andere Brille gucken, als Baſedow.

* — — Apitzſch.

Ein kleiner Kaufmann oder vielmehr Krämer in Berlin, der ſich an die Spitze jener Tauſende in Berlin graſſirenden Narren und Schwärmer geſtellt, und allen den Krieg angekündigt hat, welche ſich unterfangen, in Abſicht auf Religion etwas vernünftiges zu glauben und zu verbreiten. Seine Rüſtzeitung iſt die Proſcologie des Fanatismus, die ihm zum Munde herausſtrömt wie ein Waſſerſtrohm. Und er weiß dieſe Waffen mit einer Dreiſtigkeit und Zudringlichkeit zu führen, die man ſonſt nur unter gemäſteten Mönchen zu finden gewohnt war. Er läuft in der Stadt und auf dem Lande umher, um Proſelyten zu machen, und — nebenbei kleine Coups für Geldſchneiderei auszuführen, oder einen guten Biſſen für ſeinen Schnabel unter den andächtigen Jungfrauen aufzufangen, und im Stillen zu genieſſen. Vernünftigen Predigern ſtürmt er frech ins Haus und konſtituirt ſie, wenn ſie ſeinem ſchwärmeriſchen Chriſtenthum nicht gemäß lehren. Und die ſchwärmeriſchen Prediger der Lammstheologie brauchen ihn als ihren Gehaſi, ihre Verdienſte poſaunen und kleine Hezereien anſtiften zu laſſen, welche die ſogenannten Vernunftprediger unter ſich mit ihren Gemeingliedern in Verwirrung bringen ſollen. Sein Hauptgeſchäft war ſeither, das vortrefliche neue Geſangbuch zu verſchreien, und, theils durch mündliche Deklamationen in den Bierhäuſern, theils durch ein ganzes Heer gedruckter Bogen voll Unſinn, es dem großen Haufen der Einfältigen verdächtig und verhaßt zu machen. — Man ſagt, der Menſch rühme ſich öffentlich der Freundſchaft des H. Silberſchlag und der Protektion einiger Großen: iſt ohnfehlbar nur Krämerwind: wenigſtens iſt mirs unglaublich, daß ſolche erleuchtete Perſonen ſich mit dieſem Britſchmeiſter der chriſtlichen Kirche abgeben ſollten. Unſer Pfarr in Gibeon iſt kein Hexenmeiſter, aber ſo viel geſunde Augen hätte er gewiß, um einem Apitzſch hinter die Larve zu gucken, und den unberufenen Marktſchreier zum Dorfe hinauspeitſchen zu laſſen. — Der Menſch unterhält eine ausgebreitete Korreſpondenz, die bis nach Weſtpreuſſen geht, durch welche er mit Anhängern des Aberglaubens in Konnexion iſt, ſie gegen ihre Prediger, wenn ſie ſeiner Sekte nicht ſind, aufwiegelt, ſich von ihnen Berichte einſchicken läßt, ihnen Rath und Anſchläge zufertiget u. ſ. w. So ſind z. B. in meiner Gegend verſchiedne Bauern, beſonders in Boiſſen, die unter ſich ihre Konvente halten und mit dieſem Apitzſch von Zeit zu Zeit Briefe wechſeln: unter denen einer iſt, der wirklich einige Fähigkeiten beſitzt und den Redner und Koncipienten macht.

* — — Arnold.

Er ſcheint auf der Seite der Antimigazziaer zu ſeyn und Aufklärung zu lieben. Seine Schwachheiten der **Wiener**, die der Pendant zu dem **Tableau de Paris** ſeyn ſollen, athmen freilich nicht Merciers Geiſt, aber für Merciers Schatten mögen ſie doch gelten.

* — — Arnoldi.

So hieß ein berühmter Pfarrer in Groſſenlinden, ohnweit Gieſſen, welcher ſich, wie Herr Heincke in Leipzig, mit Unterricht der Taubſtummen beſchäftigte. Er hat einiges über ſeine Kunſt geſchrieben, das ihm in manchem Betracht den Vorzug vor dem Leipziger Wunderthäter gibt. Seine Behandlungsart der Kinder war auch weniger fürniſch als die Heinekeſche. Ich hab' ihn von Gibeon aus einigemal beſucht (denn ich thue, wenn im Sommer mir die Jungen aus der Schule bleiben, zuweilen kleine Reiſen zu Fuß, nach Art unſerer Modegenie's) und einige Kinder bei ihm gefunden, die er bis zum Erſtaunen weit gebracht hatte. Nun kann ich ihn nicht mehr beſuchen, denn er wohnt jezt, jenſeit des Styx.

* Samuel Gottfried **Bachmann.**

Er iſt einer von denen, welche die Ungereimtheiten der chriſtlichen Dogmatik mit Lavendelwaſſer der Schöngeiſterei zu beſprengen pflegen,

und

um ſie beſſer an den Mann zu bringen. Seine Ausſichten in die Ewigkeit ſind — Wortſchwall.

Johann Friedrich } Bahrdt.
Carl Friedrich }

Vater und Sohn. Der Vater geb. 1713. war Profeſſor der Theologie und Superintendent zu Leipzig — ein Mann von unbeſcholtener Tugend, von edlem Charakter — einer der beliebteſten Redner ſeiner Zeit, und — zugleich einer von den ſeltnen Menſchen, die noch in ihrem Alter gleichſam in ihrer Mutter Leib zurükkehren, und von neuen gebohren werden. Seine ungeheure Menge von Predigten zeigt, daß er ein rechtgläubiger und dabei fein wortreicher Lutheraner; und ſein Buch, daß er kein groſer Philolog war, aber — ſeine lezten Reden, die unter dem Titel: Predigten zur Beſtreitung ſchädlicher Vorurtheile in der Religion, kurz vor ſeinem Tode erſchienen, beweiſen zur Genüge, daß er bei dem allen ein unpartheiiſcher Freund der Wahrheit war, und noch viel zur Aufklärung ſeines Zeitalters gethan haben würde, wenn er zehn Jahr länger gelebt hätte. Sein Sohn, geb. 1741. vormals Profeſſor zu Erfurt, dann Profeſſor der

Theologie zu Gieſſen, und zuletzt Superintendent in Dürkheim — jetzt Privatdocent in Halle — * hat in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des N. Teſtaments alle ſeine Jugendſünden widerrufen, und — mit einer Menge von Produkten ſeines Geiſtes wieder gut gemacht, welche für ein Quinquennium faſt zu groß iſt. Mein alter Dolzius, der anfangs den Mann für ſeine Sünde nicht ausſtehen konnte, aber nach und nach bei Leſung ſeiner Schriften doch manches fand, daß ſeiner Aufmerkſamkeit werth ſchien, hat mich zuerſt veranlaßt, ſie zu kaufen, und — wie ich immer mehr Geſchmack daran fand, — ſie in ſuccum et ſanguinem zu vertiren, wie wir Lateiner reden. Das erſte, was ich in die Hände bekam, war die Apologie der Vernunft — gegen Seiler, welche mich anfangs gewaltig erſchreckte, weil ſie meine ganze Katechismusreligion mir wie Kraut und Rüben durch einander warf: hernach aber, bei fortgeſetztem Nachdenken, ſo ein Licht mir aufſteckte, daß es mir war, wie einem, der nach einem vieljährigen Gefängniſſe, wieder das volle Tageslicht erblickt. Darauf erfolgte die Ueberſetzung des N. Teſtaments, dritte Ausgabe mit Anmerkungen, welche mich vollends klug machte und die Binde des Vorurtheils von der Stirne wegriß. Dann las ich ſeinen Verſuch über die Beredtſamkeit, nicht um ein Redner zu werden, denn das wird man wohl nicht aus Anweiſungen, ſonſt müßte mein alter ehrlicher Dolzius es auch ſeyn, ſondern um den herrlichen Entwurf aller ſittlichen Menſchenkenntniſſe zu ſtudieren, der den größten Theil dieſes Büchleins ausmacht. Seine institutiones Log. und Metaph. worüber er Vorleſungen hält, hab' ich nicht geleſen, theils weil mein Alter mir ſagte, daß ſie nicht ſeine eigne Arbeit wäre, theils weil ich das Latein meiſt wieder verſchwitzt habe. Die Ueberſetzungen des Tacitus und Juvenal haben mir baß behagt, ſo wenig ich auch davon verſtehe, wie viel Werth ſie als Dolmetſchung haben. Und ich wollte, daß das liebe deutſche Publikum, oder doch die Herrn Mäcenaten den Mann mehr aufgemuntert hätten, dergleichen Arbeiten ferner zu liefern, zu denen er, wie mich geſcheite Leute verſichert haben, auſſerordentliche Talente beſitzt. In den Gedichten des Naturaliſten, die von ihm ſeyn ſollen, hab ich keine Hexereien gefunden, obgleich auch da ſein Talent durchleuchtet. Die Supplik der Beſtürmer des neuen Berlinſchen Geſangbuchs hat mir mit am beſten gefallen:

Sup-

Supplik.

Laß guter König, uns doch Coffe, Tabak, Wein,
Nicht fernerhin mehr kontrebande ſeyn.

Reſolution.

Ihr Narren! macht, der Welt zur Schande,
Ja die geſundeſte Vernunft zur Kontrebande.
Mag Tabak, Coffe, Wein,
Der Menſchheit wichtiger, als die Vernunft,
wohl ſeyn?

Wenn mir aber die theologiſchen Kezereien dieſes Mannes noch ſo ſehr eingeleuchtet und mich, wie viele meiner Herrn Amtsbrüder, nebſt manchem ehrlichen Bürger und Bauer, zu Proſelyten gemacht hatten, ſo war mir doch immer die Geſchichte des Chriſtenthums ein Stein des Anſtoſſes geblieben, mit welcher ich die Bahrdtiſche Vernunftreligion nicht reimen konnte. Man kann alſo leicht denken, mit welcher Begierde ich die Briefe über die Bibel von meinem Alten forderte, da er mir die erſte Nachricht von ihrer Erſcheinung gab, und wie betrübt ich war, da ich warten mußte, bis der Bratentag auf der Arelwizer Papiermühle vorbei war, (denn, unter uns geſagt, den verſäumt er nie, und wenn eine Seele darüber verhungern ſollte, ehe ich ihn auf ſeiner Studierſtube veſtmachen und die Briefe habhaft werden konnte. Ich las Tag und Nacht, und — wie freute ich mich, daß ich meiner Zweifel mich ſo entledigt, und meine liebe Vernunft mit dem Chriſtenthum ſo ausgeſöhnt ſah, und da ich endlich — durch die erſten beiden Bändchen der bald darauf erfolgten Ausführung des Zwecks und Plans Jeſu, von allen Ueberreſten meines Jugendglaubens an Wunder vollends befreiet wurde. Wahrlich, da erfuhr ich in meiner Seele, was der liebe Kämpf von ſeiner Kliſtierkur gegen die Inforktus rühmt, eine ſolche Erleichterung, ein ſolches heiteres Wohlbefinden, eine ſo rege Lebhaftigkeit und Kraft, als ich noch nie empfunden hatte. Dank ſeys dem braven Doktor, daß er vorige Oſtern mit dem zehnten Bändchen ſeine Cur an mir und tauſenden ſeiner Leſer geendiget, und uns in den Stand geſetzt hat, alles nun zu verdauen, was wir in den Zeiten, da die Inforktus des Aberglaubens uns beängſteten, gar nicht genieſſen konnten. — Auch ſein Magazin, das in Züllichau herauskommt, borgte ich mir nachher, und fand da Entwürfe zu Predigten, deren Werth in Abſicht auf Inhalt und Art des Vor-

Vertrags gegen die bisher bekannt gewordnen Predigtauszüge ſich verhalten mag, wie ein Generalſuperintendent gegen unſer einen, d. h. wie ein gut gebratner Puter gegen einen armſeligen Eierkuchen. Sein Syſtema theologicum hab ich nicht geleſen. Es mag auch wohl für mich nicht viel darin ſtehen. Aber die Appellation an das Publikum und die nachherige Supplik, durch welche er die hochwürdige Fakultät in Halle ſo baß klabaſtert hat, haben mir wohlgeſchmeckt: ob ſie gleich beide nichts waren gegen den herrlichen Weihnachtsſchmaus, den mir der alte Trappius machte, da er mich mit ſeinem theologiſchen Beweiſe, daß Bahrdt am Erdbeben zu Calabrien ſchuld ſey, beſchenkte. — Hatte mir das Erdbeben mein Zwerchfell zu ſehr erſchüttert, ſo brachte die Abhandlung über den Zweck der Erziehung, welche ich im Kampeſchen Erziehungsreviſionswerke las, Ernſt und heilige Stille in meine Seele zurük. Wer bei dieſem Stück dem Manne nicht gut wird, dachte ich, muß aus dem Katzengeſchlechte ſeyn, oder tückiſchdumm, wie der Berliner Mönchskopf Apitzſch. — Seine Schrift über das theologiſche Studium enthält ſo viel Wahrheit, daß die Fakultäten und Konſiſtorien wohl mehr als ein Decennium nöthig haben werden, ehe ſie ſie verſchlucken und verdauen. Manchem liegt ſie im Magen wie Stein. — Das griechiſch deutſche Lexicon des N. Teſtaments, nebſt einem Regiſter über Luthers deutſche Bibel hab ich mir ſelbſt gekauft: weil ich mit den Waffen, die ich da finde, manchem Pfarrer den Kopf warm zu machen gedenke. Das Buch kann jeder Laie brauchen, und durch daſſelbe in ſeiner Bibel Licht finden. Wo nur der Mann die Tauſende von Allegationen aus den Siebzigdolmetſchern, Joſephus, Philo, und faſt allen griechiſchen und römiſchen Proſaikern und Dichtern herhaben muß, da er doch, wie man ſagt, kein Buch in ſeinem Hauſe haben ſoll. Das kann Kaſimir Lange ſich nicht erklären, ungeachtet er ſonſt ſo dumm nicht iſt, wie er ausſieht. — Die Sammlung der Reden Jeſu, davon ich bei meinem Alten den erſten Theil geſehn habe, wird wohl manchem Feinde der Vernunftreligion vollends den Staar ſtechen. — Jetzt ſoll er ſogar mit der Promotion in Doctorem medicinae ſchwanger gehn. – Sie geben ihm die Schrift des Blaſius gegen den Hofrath Gruner in Jena ſchuld. Aber in Gießen wiſſens wirs beſſer. Der Bergrath Müller in Halle, hat ſie, unter dem Namen Donneberg, nach Deſſau geſchickt, und ſie daſelbſt drucken laſſen. — Von ſeinem Karakter, den H. Semler und andere ſonſt ſo verſchreien, höre ich jetzt nichts böſes mehr. Die Hallenſer ſind ihm jetzt meiſt gut, und, wenn der alte brave Nettelblatt und einige andere, die er nie beleidigt hat, ihn nicht anfeindeten, er würde ruhig leben, wie in Elyſium. — Mit den 400 Rthl. die er jährlich von Berlin Zuſchuß haben ſollte, wie man ehedem in Zeitungen ſagte, mags wohl zum Theil Wind geweſen ſeyn. Hätte ihn ſein Kopf und ſein Fleiß nicht erhalten, der ſel. Paſtor Götze hätte die Freude erlebt, ihn mit Weib und Kind verhungern zu ſehn. — Man hat ihn neuerlich in allen Zeitungen für den Verfaſſer einer gewiſſen Paſtoraltheologie angegeben: welche die Arbeit eines Halliſchen Studenten, Nahmens Bärens, iſt. — Er hat jetzt ſein letztes theologiſches Buch angekündigt, ein Religionsſyſtem — in welchem er, nachdem er lange genug hat einreiſſen helfen, ein haltbares Lehrgebäude aufbauen will, das Chriſten und Philoſophen befriedigen ſoll. Gott gebe, daß es ihm geräth!

Ludwig Wilhelm Ballhorn.

Superintendent zu Neuſtadt am Rübenberg — ehemals auch Sekretär der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena; ein geſchickter Mann, der ſich in der alten Litteratur hervorgethan hat. Er ſcheint die Griechen und Römer mehr geliebt zu haben, als die Scholaſtiker. Hat — ſo viel ich weiß — weder geketzert noch verketzert.

— — Balle.

Doktor der Theologie und Hofprediger zu Koppenhagen, hat ſich durch nichts merkwürdig gemacht, als durch eine Proteſtationsſchrift gegen den Marſchlinzer Erziehungsplan, worin er bei allen Heiligen verſichert, daß, ungeachtet ihn H. Bahrdt zum Collekteur für ſeine Schrift erbeten, und in den gedruckten Nachrichten als ſolchen angegeben habe, er dennoch von ganzem Herzen Bahrdt und Baſedowen verabſcheue, ihre Religion verdamme, und ihre Erziehungsanſtalten der Ehre Gottes und der Formulae Concordiae für offenbar nachtheilig halte. In dieſer Schrift ſteht auch ein herzbrechendes Gebet, worin er Gott preiſet, daß er nicht ſchon längſt, um ſolcher Ungeheuer willen, den Leuchter ſeines

Worts von ſeiner Stätte geſtoßen habe. — O ſancta ſimplicitas! — ora pro nobis!

Johann Peter Bamberger.

Reformirter Kirchenrath und Hofprediger in Potsdam, ein toleranter und ziemlich helldenkender Mann, der weder an Calvin, noch an Athanaſius, ſondern an Chriſtum glaubt, und gern mit ſeinen eignen Augen ſehen mag, was Wahrheit iſt. Wir haben ihm viele gemeinnützige Werke der Engländer zu verdanken, von denen er gute Ueberſetzungen geliefert hat. — Hat eine gelehrte Frau.

Nikolaus Barkey.

Doktor der Theologie und deutſch-reformirter Prediger im Haag — einer der wenigen Edlen in Holland, welche im Stillen die theologiſchen Marktſchreier belachen (die alle Sonntage die Gott werden läßt, für oder wider die Prädeſtination predigen, und mit Brettern vor der Stirn, alles übern Haufen rennen, was nicht an die Synode zu Dordrecht oder die Concordienformel glaubt) und ſich ihrer beſſern Einſichten freuen. Er iſt dabei ein Mann von dem vortrefflichſten Herzen, ſanft, wohlwollend, gefällig — ein munterer und liebenswürdiger Geſellſchafter. Auſſer einigen exegetiſchen Diſſertationen hat er die bekannte Bibliothecam Bremenſem und Bibliothecam Hayanam beſorgt und mit vielen eigenen Aufſätzen bereichert.

* Auguſt Chriſtian **Bartels.**

Iſt an des D. Winklers Stelle von Braunſchweig nach Hamburg berufen worden — weil man von ihm weiß, daß er die Hamburger Kanzeln, durch die dem Glauben ſo nachtheilige Vernunft, nie entweihen wird.

Johann Bernhard **Baſedow.**

Ehemals Königlich Däniſcher Profeſſor zu Soroe, dann zu Altona, dann Stifter und Vorſteher des Philantropins zu Deſſau. — Wir möchten ihn faſt den Pendant von Bahrdten nennen. Auch ein Genie vom erſten Rang, arbeitſam, glühend, aufbrauſend, projektvoll. Aber ſein Herz ſcheint minder ſanft und wohlwollend. Finanziſch, herrſchſüchtig, ſtarrköpfig, rechthaberiſch, polternd, infallibel in der Einbildung, unausſprechlich ehrgeizig und eitel — das ſind die Prädikate, die ihm alle diejenigen beilegen, welche ihm, wie ein gewiſſer ehemaliger Lehrer des Deſſauiſchen Inſtituts zu ſagen pflegt, in den Magen geſehen haben. Indeß, — ſein wahres großes Verdienſt, das ihn bei allen ſeinen Thorheiten, die ihm der Hauſe dummer Verläumder aufmutzt, unſterblich macht, bleibt dies: daß er allein in Deutſchland den Geiſt der Erziehungsform aufgeregt, und für dieſes große Anliegen der Menſchheit, die Bahn gebrochen hat. Und in dieſer Rükſicht kann man von ihm mit Paulus ſagen: ἡ δικαιοσύνη αὐτοῦ μένει εἰς τὸν αἰῶνα. Was er dafür mit ſo viel Kraft, Betriebſamkeit, Wärme, Einſicht und eiſerner Geduld gethan und gelitten hat, wird der ſpäteſten Nachwelt unvergeßlich bleiben — wenn gleich ſein **Elementarwerk** und ſeine geſammte Theologie, wie ich vermuthe, vergeſſen werden ſollte. Denn für die leztere, ſcheint ihn in der That der Himmel nicht berufen zu haben, ſo ſehr er auch ſeit einiger Zeit ſeine Stimme in dieſem Felde zu erheben beginnt. Wir rathen ihm daher nun ſtille zu ſitzen, und den Reſt ſeines ſehr thätigen Lebens vollends in Ruhe zuzubringen, theils um ſich nicht ohne Noth Verdrießlichkeit auszuſetzen, theils ſeinen

Schriftſtellerruhm nicht noch durch Schwachheit des Alters a la Semler zu verdunkeln und ſeinen Feinden Gelegenheit zum Lachen zu geben. — Er kann zufrieden ſeyn mit dem letztern Siege über H. Semler, den er in ſeiner Urkunde ſo ganz zu Boden geſtreckt hat, daß dieſer in ſeiner Antwort nur zu den aller mitleidwertheſten Berufungen auf ſeine Heiligkeit und gerade Ehrlichkeit, ſeine Zuflucht nehmen, und — in einen Schwall deutſcher Buchſtaben gehüllt, ſich, wie in einer Nebelkappe, dem Auge der Lacher entziehn mußte — und mir däucht, ein ſo kluger Kalkulator, wie Baſedow, ſollte allenfalls ausrechnen können, wenn die Zeit kommt, wo es den Schriftſtellern geht, wie den alten Jungfern. Er hat ausgedient. Und er wird nun ferner in der Theologie ſo wenig ein Publikum finden, das ihm behagt, wie er es in der Pädagogik fand — ſo ſehr er ſich auch beeiferte, es mit den Seifenpillen der Deklamation zu einer heilſamen Ausleerung von 10,000 Dukaten zu erweichen. — * Jetzt macht er in Magdeburg den Schulmeiſter, und — genießt im Stillen die Freude, das Deſſauiſche Philanthropin, (welches er haßte, ſeitdem man ihn nicht mehr unumſchränkt regieren ließ,) durch ſeinen mit Wolken angezettelten und abſichtlich ins Publikum geſchleppten Zank, zerſtöret zu haben. — Er genießt übrigens ſeine anſehnlichen Penſionen fort, und hat kein Misvergnügen als wenn ihm der Gedanke erſcheint, daß ſein Offenbarungsdeismus keine Proſelyten, und ſeine neuern Schriften in der theologiſchen Welt gar kein Aufſehen mehr machen, ja kaum den Titeln nach bekannt ſind: — Das aber iſt geſchehen, auf daß erfüllet würde: parcius pulſant vetulae feneſtras. — —

Chriſtoph Bauer.

Superintendent in Wurzen — war einer der ſeichteſten Polemiker, der im Jahr 1775 wider Heumannen die lutheriſche Abendmahlslehre vertheidigte. Hat auch ein Handbuch zum Gebrauch der chriſtlichen Jugend geſchrieben: und eine kleine Schrift über den zweiten Pſalm, den er ſedem doctrinae de aeterna filii Dei generatione nennt — ohe! — Ein anderer ſeines Namens, der Rektor zu Hirſchberg, und einer unſerer beſten Schulmänner, * aber — kläglich orthodox iſt, hat zum Beweis ſeines gutwilligen Glaubens eine Logicam Paulinam geſchrieben, die man als ein emeticum gebrauchen kann. — Ein dritter dieſes rechtgläubigen Namens, D. Johann Jakob Bauer, Rektor des akad. Kontuberniums zu Tübingen, deſſen diſſ. de ſanguine Chriſti in coelis extra corpus exiſtente — ingleichen Comment. operationes Dei in animis hominum eſſe miracula — ferner tentamen exegeſeos novae in Pſ. 16. und annotationes in Pſ. 68. ein vortreffliches Mittel wären, einen geſcheuten Mann alle Sünden ſeines Lebens büßen zu laſſen, wenn man ihn zwänge ſie zu leſen.

* C. A. F. Becher.

Seine vermiſchten Abhandlungen zur Paſtoraltheologie enthalten manchen Gedanken, der beherzigt zu werden verdient, ſind aber entſetzlich weitſchweifig. — Im Glauben iſt er antik.

Johann George Bechtold.

D. und zweiter Profeſſor der Theologie zu Gieſſen, iſt eines unſerer größten Kirchenlichter — wenn man ſeine Statur in Rechnung bringt — aber dabei mager an Seel und Leib. Eine Reihe akademiſcher Schriften, die er reformatorum Deus — a ſana ratione abhorrens — überſchrieb und einige unter dem Titel: examen ſententiae Taylorianae ſind alles, was man theologiſchen Nonſens nennen kann. — Als Gelehrter unter aller Kritik: als ſchlauer Politikus — da ſtellt er ſeinen Mann.

Chriſtian Ludwig
Jakob Chriſtoph } **Beck.**
Matthäus Friedrich

Der erſte, Prediger im Durchlachſchen hat eine Beleuchtung der Offenbarung Johannis in zwei Bänden herausgegeben, in denen er das Buch finſterer gemacht hat, als es ohne Beleuchtung iſt. Der zweite, D. und Profeſſor des alten Teſtaments zu Baſel, hat verſchiedene gute hiſtoriſche Arbeiten geliefert. Sein bibliſches Wörterbuch taugt nicht viel. Der leztere, Paſtor am Waiſenhauſe zu Ludwigsburg, hat im Jahre 1773 etwas zur Aufmunterung 2c. geſchrieben, wobei ſichs vortreflich einſchlafen läßt.

Johann Friedrich
Gotthilf Ehrenreich } **Becker.**

Erſterer war Prediger auf dem Lande bei Frankfurt am Mayn, und hat der chriſtlichen Einfalt einige nahrloſe Schriften aufgetiſcht, darunter die von der groſſen Seelengefahr derer, die die Religion Jeſu verachten von 1775 — im Jahr, wo der Rheinwein ſo gut gerieth — am ſchlechteſten gerathen iſt — weil der Verfaſſer den Werth der Religion Jeſu mehr nach ihrer Wundergeſchichte und Myſterienträumen mißt, als nach ihrem moraliſchen Inhalt. Gotthilf Ehrenreich, Paſtor zu Lübek, hat durch ſeine Sendſchreiben an Senior Göze, wegen der Schloſſeriſchen Streitigkeit, ein gutes Herz, aber durch ſeine Predigt-Extrakte und eine Predigt über die ſündliche Verwechslung natürlicher Empfindungen mit den Empfindungen der Religion, wenig philoſophiſchen Scharfſinn bewieſen. Wenn werden doch die Theologen aufhören, ihre eigne Glaubwürdigkeit zweifelhaft zu machen, dadurch, daß ſie ihr bischen Natur und Vernunft ſelbſt ſo herabſetzen? Iſt nicht Religion, von Gott veranſtaltete Belehrung? und Natur, das Gefäß, das ſie aufnimmt, und das in jedem Subjekt den Werth der Religion entſcheidet?

• -- — Beier.

Paſtor und Inſpektor zu Aſchersleben. Ein Mann von vielem Fleiß, von reiner Wahrheitsliebe, ächter theologiſcher Prudenz und — unbeſcholtenem Wandel. Er wirkt im Stillen mehr für Aufklärung und Bildung ſeiner ihm anvertrauten Heerde, als mancher, der beide Pausbacken voll nimmt, und ſeine Eier recenſirt, ehe er ſie gelegt hat. — Auf ſeine Frau ſchrieb ich einen Panegyrikus, wenn ich nur ein bischen mehr als Schulmeiſter wäre.

J. A. Ernſt } Bengel.

Der Vater war ein frommer und arbeitſamer Mann, deſſen Verdienſte um die Kritik des N. T. beſonders in Rückſicht auf ſein Zeitalter immer ſchätzbar bleiben. Seine Träumereien über die Apokalypſe, werden ſich noch eine Zeit lang, durch die Cruſianiſche Schule und einige ſeiner Anbeter in Schwaben aufgefriſcht, unter andächtigen Schuſtern und Schneidern erhalten, aber unter Gelehrten nie wieder aufleben. Herr Ernſt Bengel, zweiter Diakonus bei der Stiftskirche zu Tübingen, hat nichts vom Geiſt Elias. Seine kurze Beleuchtung der Erneſtiniſchen Bibliothek, 1771. ſeine erklärende Umſchreibung der Offenbarung Jeſu Chriſti 1771. und andere

kleine

kleinere Schriften, zeigen weder Geſchmack noch wahre Erudition. * Neuerlich hat er Predigten herausgegeben, (über die Apoſteltage) in welchen die ganze Dogmatik vorkommt, wie man ſie vor 50 Jahren der glaubwilligen Chriſtenheit vorgebetet hat. Kein einiger heller Begrif. Alles Formel ohne Sinn. Es iſt Zeug zum Erbarmen.

* Johann Hermann **Benner.**

Hab ihn Gott ſelig. — Er hat in ſeinem Leben was ehrlichs verfolgt und verketzert. Er wirds nun wohl den ehrlichen Leuten, Pfaf, Rambach, Naumann, Müller, Bahrdt ꝛc abbitten, und das Evangelium der Liebe beſſer verſtehen lernen, als ers diſſeits des Grabes verſtand.

Conrad Arnold Herrmann **Beßerer.**

Prediger bei der reformirten Gemeine zu Mühlheim am Rhein — ein großer Liebhaber der Lammstheologie — ſonſt ein geſchickter Mann, und — der die Seegel wohl nach dem Winde zu drehen weiß.

Carl Auguſt } Beyer.
Daniel

Erſterer, Pfarr zu Eutritſch bei Leipzig, wo man die gute Goſe trinkt — trägt eine etwas hohe Naſe — vertheidigte im Jahr 1766. eine diſſ. de difficultate judicii ſuper diſputatione doctorum Eccl. veteris κατ' οἰκονομίαν, dazu ihm Erneſti gute Data gab — und die bei konſequenten Leſern das Zutrauen gegen die heiligen Väter ſehr mindern muß. Seine ganze Pflicht des Kommunikanten, Halle 1771. iſt nichts Sonderliches. Lezterer, Pfarrer zu Ratzeburg in Churſachſen, hat Cruſii Säze wider die Profanität überſezt. Ob er nichts klügers thun konnte, weiß ich nicht.

* — — Blarer.

Seine unterthänigſte Verantwortung ꝛc. iſt leſenswerth. Der Protekter des Aberglaubens, Cardinal Migazzi hatte ihn hart angelaſſen, daß er ſo wenig mit Meſſe leſen ſich beſchäftige. Hr. Blarer verantwortet ſich mit Würde, zeigt, daß Meſſeleſen ein Zeitverderb ſey, weil dadurch kein Menſch klüger oder tugendhafter werde: u. ſ. w. Alles zeigt von Einſicht und Scharfſinn. Und die

Schreibart iſt, was bei den Wiener Schriftſtellern nicht allzuhäufig gefunden wird, rein, und beinahe elegant.

Friedrich Samuel Bock.

D. und Profeſſor der Theologie zu Königsberg — hat viel andächtige Verſe gemacht, unter andern ein Gedicht: das redende Blut Jeſu, das gut gemeint, aber mager gerathen iſt. Viel Stärke hat er, durch einige Schriften, in der Naturgeſchichte gezeigt. Seine Hiſtoria Antitrinitariorum hat das Verdienſt litterariſchen Reichthums, iſt aber dem Philoſophen ungenießbar. — Er iſt übrigens einer der theologiſchen Klopffechter, der in der Geſchichte Starks zu ſeiner ewigen Schande intolerant geweſen.

Chriſtian Gottfried Böckh.

Archidiakonus zu Nördlingen — ein thätiger und heller Mann. Er iſt der Herausgeber und erſte Bearbeiter der allg. Bibl. für das Schul- und Erziehungsweſen. Wir haben auch vier Jahrgänge einer Wochenſchrift zum Beſten der Erziehung der Jugend von ihm, die viel Gutes enthalten. Es iſt zu beklagen, daß der Mann noch immer das Gerſtenkorn nicht los werden kann, das ihm von der Lektüre theologiſcher Syſteme erwachſen iſt.

— — Boehm.

Ref. Prediger zu Frankenthal in der Pfalz — ein Mann, den ich mir zum Modell nähme, wenn ich die Pfarrherrn der chriſtlichen Kirche umſchaffen dürfte, um ihren Stand wieder ehrwürdig und beliebt zu machen. Kein Genie, um ein Sonderling zu ſeyn, aber ein geſunder heller Kopf um alles in ſeinem wahren Geſichtspunkt zu ſehen, nichts anzuſtaunen, jedes neue zu prüfen, und mit reifen feſtem Urtheil für erkannte Wahrheit zu entſcheiden. Dabei ein Herz, jedem Menſchengefühl offen, edel, treu — ohne alle Leidenſchaft — immer ſich gleich — immer heiter und fröhlich — der keine höheren Freuden kennt, als die Erfüllung ſeiner Pflichten.

Friedrich Eberhard Boyſen.

D. der Theologie und Oberhofprediger zu Quedlinburg — ein Polygraph — der, wie es den meiſten Polygraphen geht, viel Soße und wenig Fleiſch, aufzuſchüſſeln pflegt. Seine exegetiſchen

tiſchen Schriften enthalten mancherlei Gutes, aber man muß oft viele Seiten Wortſchwall leſen, ehe man auf eine Stelle ſtößt, welche die Mühe belohnt. Dahin gehören ſeine kritiſchen Erläuterungen des Grundtextes der heil. Schrift A. und N. Teſtaments und ſeine praktiſchen Erklärungen einiger Briefe Pauli. Erſtere laſſen ſich noch beſſer leſen als die letztern, wo man in dem Waſſer der Deklamation faſt erſaufen muß. Seiner Ueberſetzung des Korans fehlt es an Genauigkeit und * treffendem Ausdruk. — In dieſem Quinquennio hat er nichts geſchrieben, das mir in Gibeon bekannt geworden wäre. Wohl aber haben wir gehört, daß er gern mit Tretſchereyen ſich bemengt, und des Konrektors Voigt Schmier- und Rede-Sucht fleißig benutzt hat, den ſeiner ungenießbaren und fanatiſchen Dogmatik nicht günſtig ſcheinenden Hermes in übeln Geruch zu bringen und ihn der Gunſt des Hofes und der Liebe der Gemeine verluſtig zu machen. Und hätt' ich mich in meinem Sendſchreiben des Hermes nicht angenommen, und den Ketzermachern meine Schulmeiſterklauen gezeigt (unter uns geſagt, ich hatte noch keine Beläge in petto, die ich dem ſel. Stroth zu Liebe zurükbehielt:) ſie hätten mir den armen Mann aufgerieben. Aber nun ſind ſie ruhig geworden.

* — — Brak.

War ehedem Prediger in Magdeburg, und iſt vor kurzem ſeines feſten Glaubens halber nach Hamburg vocirt worden. Vor einigen Monathen beſuchte er Magdeburg und hörte bey ſeiner Einfahrt den ſeligen Sukro zu Grabe läuten. Ach, dachte er, wäre das ein Jahr eher geſchehn, ich wäre nicht nach Hamburg gegangen. S. Schebe.

Johann Friedrich **Le Bret.**

Profeſſor der Geſchichte und Hofprediger — geb. 1732. — iſt auch einer von denen, die die Brille nur brauchen, um ſich nicht merken zu laſſen, daß ſie ohne Brille ſehen können. Ein aufgeklärter, philoſophiſcher Kopf, der im Stillen, beſſer denkt, als andre glauben. Er hat ſich anfänglich mit Kritik abgegeben, nachmals aber das Feld der Geſchichte, vornehmlich der Kirchengeſchichte, bereichert. Seine Staatsgeſchichte von Venedig, ſeine pragm. Geſchichte der Bulle in C. D. und ſein Magazin zum Gebrauch der

Staa=

Staaten- und Kirchengeſchichte ſind jedem Kenner ſchätzbar. — Er iſt dabey ein Mann von vortreflichem Charakter.

Gottfried Chriſtian Brünings.

Ein reform. Prediger zu Heidelberg. In Deutſchland ſind unter ſeinen Glaubensgenoſſen wenige, die ihr Syſtem ſo aufs reine gebracht haben, als er: Schade, daß er an einem Orte lebt, wo er mit der Wahrheit hinterm Berge halten muß! Nur ſeine vertrauten Freunde ſind Zeugen ſeiner vortreflichen Einſichten. In Predigten, (er hat auch einige drucken laſſen, da er noch Hofprediger zu Homburg war) und Katechiſationen muß ihn nur ein Sachkundiger behorchen, der es ihm anmerken will, daß er die Religion zu ihrer Würde zurückzuführen und die Barbarey der Syſteme aus den Köpfen ſeiner Lehrlinge zu verdrängen ſucht. Er iſt ein Mann von vieler Klugheit, der der Chikane der Ketzermacherey auszuweichen weiß, ohne ſeinen Ueberzeugungen etwas zu vergeben. — Sehr verdient hat er ſich bisher um die beſſere Belehrung angehender Schulmeiſter gemacht, für die er ein Seminarium errichtet hat, wo er umſonſt Unterricht gibt. Und alle

Hinderniſſe und Kränkungen, die ihm Dummheit und Bosheit in den Weg gelegt haben, ſind nicht vermögend geweſen, ihn in ſeinem Fleiße und Eifer fürs gemeine Beſte zu ermüden — ungeachtet ſie ihm ſchon manche traurige Stunde gemacht haben. — Sein Charakter iſt edel: nur ſein Aeuſſeres hat zu ſehr den Anſtrich der übertriebnen Schmeichelſucht, welches ihn zuweilen bey Männern, die das nicht lieben, widrig macht.

Anton Friedrich **Büſching.**

D. der Theologie, Oberkonſiſtorialrath und Direktor des Gymnaſii im grauen Kloſter zu Berlin — ein Mann, auf den Deutſchland ſtolz ſeyn kann. Geſchichte, Statiſtik und Erdbeſchreibung ſind ſein Hauptfach. Als Theolog gehört er unter die, welche mit den reifeſten Einſichten, Offenherzigkeit und Freymüthigkeit verbinden — die er vornehmlich in ſeinen Anmerkungen über die ſymboliſchen Schriften rc. gezeigt hat — Sein Herz iſt wohlwollend und voll glühender Andacht, nur ſein Temperament zu raſch, daher an ihm zuweilen eine übertriebene Empfindlichkeit ſichtbar wird, welche die Delikateſſe unſeres feinen Publikums beleidigt. Uebrigens ein Mann von ſeltner Thätigkeit und unermüdetem Fleiße. * Kaſimir Lange wünſcht nur, daß er als Schriftſteller ſeine Gedanken mehr zuſammendrängen, bekannte oder doch unwichtige Dinge von unbekannten oder intereſſanten abſondern, und erſtere ganz aus ſeinen Schriften entfernen möchte.

Johann Friedrich **Burſcher.**

D. und Profeſſor der Theologie zu Leipzig — beſitzt eine ſehr große Maſſe von hiſtoriſchen und litterariſchen Kenntniſſen, aber ohne Ordnung und Auswahl — und theilt ſie im geſchmackloſeſten Vortrage mit. Als Theolog iſt er ganz ungenießbar. Keine eigentliche Gelehrſamkeit, aber deſto mehr ſteife Anhänglichkeit an der Formulartheologie; keinen einigen aufgeklärten Begriff; keinen geſunden eignen Blick in der Schriftauslegung. Deſto mehr äuſſerliches Geräuſch. — Seine neueſte Schrift: eccleſiae Chriſtianae poſt Apoſtolos ſcriptorum antiquiſſ. doctrina publica de Deo trinuno et de Jeſu Chriſti perſona &c. iſt für den Kenner der augenſcheinlichſte Beweis, daß er die Kirchenväter nur aus der

Verſion verſteht, und durchaus unfähig iſt, ihren wahren Sinn zu beurtheilen. — Er iſt übrigens ein frommer und wohlwollender Mann, der minder ſtolz ſeyn ſoll, als er ausſieht. — Er mag ſich künftig vor Cenſorunfug hüten, daß er nicht wieder in den Zeitungen paradiren müſſe. — Das letzte Stückchen, die Hermeſiade, hat ihm nicht viel Ehre gemacht. — Auf der Kanzel ſchreit und lärmt er, daß der Pöbel ſtaunt, und der Kluge — ſich ſachte davon ſchleicht.

* Joh. Heinr. Campe.

Einer unſerer erſten Köpfe in Deutſchland. Er war erſt Prediger; dann Direktor des Deſſauiſchen Philanthropins. Die Philanthropiniſche Cabale machte ihm den Kopf ſo warm, daß er Deſſau plötzlich verließ, und in ſolcher Betäubung den Baſedowſchen Fechterſtreichen enteilte, daß er erſt zwanzig Meilen von Deſſau ſich beſann, daß er nicht mehr in Deſſau war. Er ging nach Hamburg und beſchäftigte ſich lange Zeit mit der Erziehung von einem Dutzend junger Knaben; wobey er zugleich an lauter ſolchen Schriften arbeitete, welche auf die Bildung der Jugend abzweckten, und die ihn bey der Nachwelt unvergeßlich machen werden. Jetzt hat ihn der Herzog von Braunſchweig eingeladen, Trittow, ſeinen bisherigen Wohnſitz, zu verlaſſen, und für die Vervollkommnung des Schul und Erziehungs-Weſens in den Herzoglichen Landen mit Rath und That wirkſam zu ſeyn. — Als Mann von ſcharfer Beobachtung, großer und nie zu unterbrechender Beſonnenheit, ſich ſtets gleicher Laune im geſellſchaftlichen Leben, und vollkommen feſten Charakter iſt er mir — Original.

Wilhelm Chriſtian Juſtus Chryſander.

* Und wenn die ſymboliſchen Bücher noch zwanzig Bände voll Dogmata und das A. und N. Teſtament noch tauſend Wundergeſchichten ihm vorgelegt hätten, er hätte ſie alle geglaubt und beperismatiſirt. — Wie ihm jetzt da ſeyn muß, wo kein Glaube mehr gilt, möcht ich wiſſen!

* Herrmann Heimart Cludius.

Er iſt Prediger zu Hildesheim und hat neuerlich Betrachtungen über die geſammten Lehren der Religion geſchrieben. Sie enthalten manches Gute, aber auch entſetzlich viel unverdauliche Dogmatik. Und er ſcheint ſich darauf gelegt zu haben, die jetzt ſo verſchrienen Ungereimtheiten der Myſteriologie mit einer ſchöngeiſteriſchen Deklamation aufzuſtutzen, um ſie dem Gaumen neuheitlüſterner Leſer behaglicher zu machen. Aber was wirds helfen? Die Tuaſſin des Aberglaubens wird bald mit keinem Zucker der Redekunſt mehr zu verſüſſen ſeyn.

Gerard Julius Conero.

Konſiſtorialrath und Prediger in Oſtfriesland. Ein helldenkender Mann, von einem edlen Charakter. Nur iſt zu bedauren, daß er den Plan zu ſeinem Kommentar über die Apoſtelgeſchichte zu weitläufig angelegt hatte, und daher vermuthlich, nicht fortgeſetzt hat. Auch gegen ihn iſt man, beſonders in Oſtfriesland unter der Fahne des Hrn. Häne, ſchon einigemal zu Felde gezogen.

Johann Andreas Matthias Auguſt Cramer.

D. und Profeſſor der Theologie und Prokanzler der Univ. Kiel — war zu ſeiner Zeit als Dichter und eleganter Schriftſteller berühmt. Jetzt hat er num größere Meiſter vor ſich. Doch enthält ſein Melanchton einige Stellen, die auch jetzt noch vor Meiſtern gelten können. — Seine Predigten ſind mir zu wortreich. — Seine Pſalmen erreichen nicht immer den Sinn, noch weniger die Schönheit des Originals. — Als Theolog hat er freylich ungleich mehr Salbung als der große Hauſe ſeiner Mitbrüder, aber er hängt doch noch ſehr an manchen offenbar falſchen Sätzen des Syſtems mit unbewegbarem Sinn, und hat, auch wo er die Wahrheit ſieht, nicht Muth genug, freymüthig zu ſeyn. Der Lübeckſche Katechismus würde indeß viel beſſer gerathen ſeyn, wenn er freye Hand dabey gehabt hätte. Aber in Reichsſtädten kann einmal die Theologia liberalior nicht zu Athem kommen. — *Der andere Cramer iſt Paſtor zu Quedlinburg, und hat chriſtliche **Unterhaltungen** geſchrieben, denen ich das Lob geben muß, daß ſie eine recht geſunde Moral enthalten. Aber die Kunſt, die Wahrheit zu verſinnlichen, fehlt ihm. Man lieſet und — gähnt.

Ludwig Gottlieb
Friedrich Andreas } Crome.
A. F. W.

Erſterer, Rektor an der Stadtſchule zu Eimbeck, ein geſchickter Mann, der aber von der Theologie wegbleiben ſollte. Seine **Prüfung der Tellerſchen Meinung** über 1 Moſ. 49. iſt äuſſerſt mager. — Er hat auch **Lelands Erweis** ꝛc. aus dem Engl. überſetzt, und eine **pragmatiſche Geſchichte der vornehmſten Mönchsorden** angefangen. — Der Zweyte, General-Superintendent und Konſiſtorialrath zu Alfeld, hat über die **Sünde** wider den heil. Geiſt geſchrieben — ein wichtiger Gegenſtand! — * Einen dritten dieſes Nahmens kenne ich, der der geſunden Vernunft mehr Ehre macht, als zehn ſolcher Generalſuperintendenten. Es iſt der ehemalige Lehrer am Deſſauiſchen Philanthropin, und jetziger Inſtruktor des Prinzen zu Deſſau, dem wir die **Produktencharte von Europa** verdanken. Ihm hat die ſymboliſche Theologie nie den Magen verdorben.

Martin Crugott.

Fürſtlicher Hofprediger zu Carolath — iſt der berühmte Verfaſſer des ſo berüchtigten Chriſten

ſten in der Einſamkeit, an welchem ſich ehemals D. Bahrdt ſo verſündigte, daß ihm jetzt das Wiedervergeltungsrecht kommt. Denn dieſer erklärte nicht nur das Crugottſche Werk für ſocinianiſch und beynahe gotteslaſterlich – welches doch unter den Andachtsbüchern leicht das ſchönſte iſt, das unſere Nation aufweiſen kann, — ſondern unterſtand ſich auch, daſſelbe mit orthodoxen Einſchiebſeln verhunzt und verunſtaltet und durchwäſſert, von neuen herauszugeben, in der Meinung, es damit den rechtgläubigen Chriſten genießbarer zu machen, unter dem Titel; Der Chriſt in der Einſamkeit, verbeſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt; wo er ſich unter der Vorrede M. Bahrdt unterſchrieben hat. In eben dem Jahr (1761) ſind auch zwey Predigtſammlungen von H. Crugott erſchienen, die voll philoſophiſchen Scharfſinns ſind, und dem Denker viel Nahrung geben, aber zu ſchwer für gemeine Leſer. Der ſelige Cruſius hat viel Aergerniß über dieſe Predigten gehabt, da er ſie die Cenſur nicht paßiren laſſen wollte.

Ernſt Jacob Danovius.

D. und Profeſſor der Theologie zu Jena — hat der Welt zur Gnüge gezeigt, daß ihm der

Mor=

Morgenſtern aufgegangen war — durfte ihn aber nicht ſehen laſſen. Er ſoll ſich auch zuletzt ganz darauf eingerichtet haben, den alten Schlendrian fort zu beten, um Ruhe zu behalten. — Sein gemeinnütziger Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion ꝛc. thut dem Philoſophen kein Genüge. — Seine institutiones theologiae dogmaticae hingegen enthalten ſchätzbare Winke, und ſind in reinem, aber etwas ſchwerfälligem und obſkurem Latein geſchrieben. — * In der Vorrede zu Rouſtans Briefen findet man ſeinen Charakter und ſein Ende beſchrieben. Der Biograph erkennt in ihm Heftigkeit, viel Selbſtgefälligkeit, und eine Anlage zum Stolz und Eigenſinn, Zurückhaltung im Umgang mit andern u. ſ. f. Auch geſteht er, daß derſelbe nicht zu den Theologen erſter Größe gehöre, daß es ihm an manchen dazu gehörigen Kenntniſſen gefehlt habe, daß er auch die Gabe nicht gehabt, ſich in Schriften ſo gut auszudrucken, als er es im mündlichen Vortrage habe thun können. Er ſchrieb ungern Briefe, und die, welche er ſchrieb, waren ſteif und gekünſtelt. Noch ſaurer aber ward es ihm, gelehrte ſchriftliche Ausarbeitungen zu machen. Mit einer übertriebenen Aengſtlichkeit änderte und feilte er daran; welches ſogar während des Drucks ſeiner Handſchriften fortgeſetzt wurde. Daher brauchte er ſehr viel Zeit zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Ein Programm beſchäftigte ihn vierzehn Tage und drüber, und an ſeinem Lehrbuche der Dogmatik wurde gar ſechs bis ſieben Jahr gedruckt. Auſſerdem hatte er einen ſtarken Hang zum Spekuliren. Er hatte ſich z. E. ſchon ſeit einigen Jahren mit Unterſuchungen über die in der Bibel ſo oft vorkommende Zahl 40 beſchäftigt. Und nun wollte er gerade in dieſem Oſterprogramm, an welchem er den Tag vor ſeinem Tode zu arbeiten anfing, ſeine Entdeckungen in dieſer Materie dem Publikum mittheilen. Natürlicherweiſe mußte eine ſo lange fortgeſetzte und zu weit getriebene Spekulation ſeinen Geiſt äuſſerſt angreifen, und die hypochondriſche Laune vermehren. Da ihm nun noch dazu die ſchriftliche Entwicklung ſeiner Gedanken ſo ſchwer ward; da er dieſe ſeine Unfähigkeit, und vielleicht die ganze drückende Bürde ſeines Amtes, bey dieſer Gelegenheit aufs neue ſehr lebhaft empfand: ſo iſt es wohl ſehr begreiflich, daß ſich Unwille und Unzufriedenheit ſeiner Seele bemeiſtern konnten. — — Dieſen Gemüthszuſtand, den hier der Biograph beſchreibt, kenne ich aus Erfahrung, und weiß, daß er bey hinzukommendem dickem Blute, bis zum Ueberdruß des Lebens gehen kann. Aber niemand kann ſich davon einen Begriff machen, wer dieſen Zuſtand der Aengſtlichkeit bey gelehrten Arbeiten, nicht erfahren hat. — Gottlob, jetzt weiß ich nichts mehr davon.

Johann Auguſt **Dathe.**

D. der Theologie und Profeſſor der Hebr. Sprache zu Leipzig — einer unſerer brauchbaren Philologen. Er hat ſich durch des Erpenius pſalterium ſyriacum, das er mit Noten 1764 herausgab, und durch ſeine Prophetas minores, die er überſetzt und mit Anmerkungen erläutert hat, den Dank der Kenner erwerben. Er wird ſich auch an die größern Propheten machen. — Man darf bey ihm alles ſuchen, was unermüdeter Fleiß, lange Uebung und Beleſenheit, in den beſten Auslegern möglich macht. Hingegen das, wozu Genie, Gefühl des Schönen und Erhabnen, und — Entfeſſlung von theologiſchen Vorurtheilen erfordert wird, findet man bey ihm nicht.

Carl Chriſtian Degenkolb.

Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig, hat ſehr orthodoxe Predigten herausgegeben; ſoll etwas hohe Augenbraunen tragen, wie wir Lateiner reden: — hat auch arabiſch gelernt.

* — — Deimann.

Er war lutherſcher Prediger in Amſterdam. Ein vortreflicher Mann; den — was ſelten in Holland iſt, beyde — Reformirte und Lutheraner ſchätzten und, da er ſtarb, beweinten. Er hat Spaldings und anderer aufgeklärter Theologen Schriften ins Holländiſche überſetzt.

* — — De Marées.

Superintendent in Deſſau. Ich habe ihn ſchon längſt für einen Mann gehalten, deſſen Kopf mit orthodoxem Häckſel angefüllt iſt: aber ſeitdem ich ſeine Briefe über die neuen Wächter ꝛc. und des H. Tellers Beherzigungen geleſen habe, iſt er mir vollends der Piderit der reformirten Kirche geworden.

— — v. Dein.

Pfarrer zu Oebrel bei Bremervörde — ein Mann, ſäß ihm kein Superintendent im Nacken, der die Idole des Syſtems alle zertrümmern würde. So aber muß dieſer vortrefliche Kopf ſein Licht unterm Scheffel halten.

Johann Samuel **Dietrich.**

Oberkonſiſtorialrath und Archidiak. an der Marienkirche zu Berlin. Ein Mann von liebenswürdigem Charakter nnd auszeichnender theologiſchen Klugheit. — Seine **Unterweiſung zur Glückſeligkeit nach der Lehre Jeſu** iſt ein Meiſterſtück.

* — — v. **Diez.**

Das gäb' einen ſchönen Kontraſt, wenn ich den Diez des erſten Almanachs neben dieſem aufgeſtellt hätte. Aber der Gieſſener Stadtpfarr, der von der Sünde in den heil. Geiſt ſchrieb, und einſt, über das Ev. von der Austreibung der Käufer und Verkäufer, von den Gnadenwirkungen des heil. Geiſtes predigte, wie derſelbe, mit der Geißel des göttlichen Worts, die Käufer und Verkäufer der Sünden und Laſter aus dem Herzen des Bußfertigen austreibe, iſt — todt. Dieſer aber, der Königl. Geſandte der Pforte lebt noch und hat, durch ſeine Schrift über Preßfreyheit und Duldung der Deiſten und einige andere der Art, ſich als einen Mann gezeigt, der das Evangelium der Liebe, das unſere Sectenchriſten zu Boden treten, nicht nur kennt, ſondern auch für die erkannte Wahrheit erwärmt iſt. Er iſt ein Mann von vielen Talenten. Und ſein Herz glüht von dem Wunſche, der Bonzen Macht zerſtört und die Vernunft der Menſchen in Abſicht auf Religion in Freyheit zu ſehn.

* C. A. L. Dingelſtädt.

Iſt Paſtor prim. in Riga. Seine Unterhaltungen am Sonntage ſind voll geſunder Moral, und zeichnen ſich durch einen lichtvollen und unterhaltenden Vortrag aus. In Abſicht auf Dogmatik iſt er freylich noch nicht ganz von der Decke Moſis befreyt.

Johann Chriſtoph } Döderlein.
Chriſtian Albrecht }

Erſterer, Dokt. und Prof. der Theologie zu Jena * und jetzt mit dem hohen Prädikat eines geheimen Kirchenraths begabt — gehört vielleicht unter unſere halb aufgeklärten Theologen. Es iſt nur heiſere Stimme der reinen Wahrheit, die aus der Vorrede zu ſeiner inſtitutio theologi Chriſtiani — hervortönt, damit er nur erſt die Keßermacherey abzuwehren ſcheint; und ganz kann man doch nicht aus ihm klug werden. — Seine Kanzelmaterialien und ſein Eſaias machen ſeinen Einſichten Ehre; die theologiſche Bibliothek hat minder unſern Beyfall. Der Chr. D. iſt dem Amte eines Kunſtrichters über die theologiſche Litteratur noch nicht völlig gewachſen. * Er iſt in ſeinem Charakter etwas heftig, auffahrend und — mit Prätenſionen behaftet: ſonſt ein guter und wohlwollender Mann. — In dem bekannten Schreiben an einen Freund, vertheidigt er ſich gegen Hrn. D. Semler, der ihn bey ſeiner Doktordiſputation bis an den Abend herumgehudelt hatte, und zeigt unter andern, daß Semler ihm ſeine Klagen über Religionsneuerer nicht nöthig habe vorzuwerfen, da er, Semler, ſich dieſes Vorwurfes ſelbſt ſchuldig gemacht und über den D. Bahrdt genug geklagt und geſchrien habe. Letzterer, D. und Prof. der Theologie zu Bützow, iſt minder hell. Bey ſeiner Abhandlung von dem rechten Gebrauche der menſchl. Vernunft rc. iſt er durchaus unbefriedigend. Bey ſeinen

Comm. de argumentis verae divinitatis Chriſti &c. hat er ſich wohl nicht beſonnen, daß man nun die Frage aufwerfen kann: ob nicht das πνευμα ἁγιον, das in fünf Stellen das göttliche (Talent) in Chriſto angezeigt (wie er ſehr gut bewieſen hat) nicht in allen Stellen das und etwas Aehnliches ſeyn könne? Und woher er beweiſen könne, daß es in andern das nicht ſey, ſondern nothwendig eine dritte Perſon anzeigen müſſe? — Aber wenn unſere Theologen erſt anfangen werden, conſequent zu ſeyn, dann wird auch das Syſtem bald zu Grabe getragen werden.

* Chriſt. Wilh. von Dohm.

Kön. Preuß. Geh. Rath und accreditirter Miniſter an den Chur-Trier- und Chur-Cöllniſchen Höfen — hat in der Chriſtenheit ſich durch die berühmte Schrift einen Nahmen gemacht, in welcher er aus unwiderleglichen Gründen anrathet, das Judenvolk zu ſegnen, dem Götz und alle übrigen Nachtwächter des evangeliſchen Zions bisher geflucht wiſſen wollten. — Auch er iſt, wie Diez, nicht nur Kenner der echten Wahrheit, die allein fähig iſt, die Menſchheit zu beſeligen, ſondern auch ein warmer und thätiger Freund derſelben —

was unſerer jetzigen aufgeklärten Männer leider nur wenige ſind.

* — — Douglas.

Bey meiner Treu, ein Mann von geſunder Seele. Lang eh' Bahrdt es ſchrieb, wußte er, daß die ganze Dogmatik Chriſti in der Lehre von Gott, dem **Vater** — aller Menſchen beſtehe, und daß, nach ſeiner Sittenlehre, **Menſchenliebe**, d. h. Wirkſamkeit fürs Beſte der Menſchheit, allein Religion, Gottesverehrung, Weg zur Gnade Gottes und Urſache der Seligkeit und — alles andere Prieſtererfindung ſey. — Solltet ihr den ehrwürdigen Alten hören, mit welcher Wärme er für dieß Chriſtenthum ſpricht, und wie viel Gutes er im Stillen wirkt! — Er iſt reformirter Prediger in Aſchersleben.

Johann Auguſt **Eberhard**.

Weiland Prediger in Charlottenburg, jetzt Prof. der Phil. in Halle. Seine Apologie des Sokrates iſt eins der wenigen Bücher, die ſich über das Leben ihres Verfaſſers hinaus erhalten werden. Es enthält Wahrheiten, tief gedachte, nie ſo, ſo vollſtändig, ſo ſtark, ſo elegant geſagte, nie in ſolches Licht geſtellte Wahrheiten, daß es mir ein Räthſel iſt, wie der Verfaſſer einem allgemeinen Aufkreiſchen der Wächter Zions entgehen konnte. Faſt glaub' ich, das Buch iſt über ihren Horizont geweſen, und iſt ihnen damit gegangen, wie der Kuh beym neuen Scheinthor. — Der einige Seiler hat ſich beykommen laſſen, etwas dagegen zu ſchreiben, aber ſo elend', daß ihn Hr. Eberhard mit Ehren keiner Replik würdigen konnte. * In dem jetzigen Quinquennio hat er angefangen, ſeine Fahne etwas mehr nach dem gangbaren Winde zu richten und das Syſtem der doppelten Lehrart zu adoptiren. In ſeinem Amyntor, der überhaupt etwas langweilig und ermüdend iſt, ſpricht er ſo viel von der Gnade und frommen Gefühlen, daß man meinen möchte, er habe das Buch nach einem überſtandnen Bußkampfe geſchrieben. Die neuen Litteraturbriefe (Berlin, bey Vieweg) enthalten einen leſenswerthen Aufſatz über dieſe Gnaden-Erſcheinung ſowohl, als über die Philoſophie dieſes Amyntor.

* — — Eckermann.

Iſt Profeſſor in Kiel und von daſiger theol. Fakultät zum Doktor ernannt worden. Er hält ſich an die ſymboliſchen Bücher und wird nie Ketzereyen in die Welt bringen.

* — — Eibel.

Einer der hellſten Köpfe in Wien, deſſen Feder bereits die glanzvollſten Siege über Aberglauben und Jeſuiterpolitik ihm errungen hat. Er iſt auch den Migazzianern ſo verhaßt, daß man oft nur ſeinen Nahmen nennen darf, um eine ganze Geſellſchaft trübe zu machen. Er ſchrieb: — Was iſt der Pabſt? — Was enthalten die Urkunden der chriſtlichen Alterthümer von der Ohrenbeichte? — Was iſt von Ehediſpenſen zu halten? — Ueberall iſt Scharfſinn mit einem angenehmen Vortrage verbunden.

Johann Gottfried Eichhorn.

Ord. Prof. der morgenländ. Sprachen zu Jena — iſt einer unſerer geſundeſten Philologen — Schade, daß er an einem Orte lebt, wo man nicht vom Herzen wegſprechen darf — Seine Einleitung ins alte Teſtament, zeigt zur Genüge, daß er mit exegetiſchen Kenntniſſen, Scharfſinn, Beobachtungsgeiſt und reifes Urtheil zu verbinden weiß. — Die im Jahr 1775 herausgegebene Geſchichte des Oſtindiſchen Handels vor Mahomed leidet viel Zuſätze und Berichtigungen. — * Die Herren Theologen in Jena, welche zum Theil dem Lichte nicht günſtig ſind, das H. Eichhorn in ſeinen exegetiſchen Vorleſungen aufſteckt, zum Theil auch etwas eiferſüchtig auf ſeinen Applaus ſeyn mochten, verſuchten es, vor einiger Zeit, ihm das Recht zu Vorleſungen über Schriftauslegung ſtreitig zu machen, weil er zur philoſophiſchen Fakultät gehöre, allein ſie ſind repuſſirt werden.

* — — Embſer.

Das war einer unſerer beſten und fleißigſten Schulmänner und dabey ein Mann von liebenswürdigem Charakter. Die Zweybrückener Ausgaben der alten klaſſiſchen Schriftſteller haben wir ihm und dem braven Crollius zu verdanken. Schade, daß er ſo früh der Welt entriſſen ward.

* Samuel Endemann.

Der gute D. und Prof. primarius wirds in ſeinem Leben nicht mit der altgläubigen Parthey verderben. Er verdammt die Moral der Heiden. Will keinen Deiſten zum Eide gelaſſen wiſſen. —

Ueberall iſt er ſeicht in Kenntniſſen und ſeine Schreibart iſt barbariſch. — Sein compendium theologiae moralis, bey Garbe — beweiſt's.

Johann Auguſt Erneſti.

D. und Prof. der Theologie zu Leipzig geb. 1707. — Der einige Theologe unſers Zeitalters, der zugleich vollkommner Kenner der Alten war. Im Lateiniſchen ſcheint er ſtärker als im Griechiſchen geweſen zu ſeyn. Wenigſtens würden wir den Prof. Fiſcher in Leipzig in Abſicht auf letzteres über ihn ſetzen. Bey aller ſeiner ungeheuern Gelehrſamkeit, haben ihm zwey Dinge gefehlt, deren Beſitz ihn zum Größten unter allen Gelehrten gemacht haben würden. — Heinens Geſchmack und Kants Philoſophie. Jenen hatte er ſo wenig, daß er nicht einmal fähig war, wahre Schönheit zu empfinden, geſchweige andere gegen ſie empfindend zu machen, und daran mag ſein Temperament wohl den meiſten Antheil gehabt haben; denn er hatte von Natur ein kaltes Herz, das nicht leicht für irgend etwas erwärmt werden konnte, ſelbſt denn nicht, wenn er Scenen des Elends ſahe oder ſich vorſtellte; daher er auch im Stande war, die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu glauben, ohne daß ſich eine Ader bey ihm regte. Von dieſer (der Philoſophie) war er ein abgeſagter Feind, und verachtete ſie deſto mehr, je mehr der ihm verhaßte Cruſius (welcher dafür ſeine Heiden nicht leiden konnte) ihr Studium anpries und durch daſſelbe groß geworden war. Und daraus muß man ſich das Räthſel erklären, daß er in allen denen theologiſchen Materien gründlich und lehrreich ſchrieb, bey welchen es auf Kritik und Sprachkunde ankam, und daß er im Gegentheil oft unbegreiflich fade und abgeſchmakt ſchwazte, (wie z. B. in ſeiner **diſſ. de ſacra Coena**) wo aufgeklärte Philoſophie erfordert ward. — Uebrigens hat er in allem Betracht unſterbliche Verdienſte um die Gelehrſamkeit. Er hat unzählige junge Leute für das Studium der Alten eifrig gemacht und Deutſchland vortrefliche Schulmänner geliefert. Er hat dieſes Studium durch ſchöne Ausgaben — des Cicero, Xenophon, Sueton, Tacitus, Ariſtophanes, Homer, Callimachus, Polyb, und — des Fabricii lat. Bibliothek — erleichtert. Er hat in ſeiner theologiſchen Bibliothek der Welt einen reichen Schatz der beſten, dogmatiſchen, exegetiſchen, kritiſchen und hiſtoriſchen Bemerkungen hinterlaſſen. Er hat endlich in ſeinen Vorleſungen die beſten Köpfe der in Leipzig ſtudirenden Jugend (denn die Schwachen lieſen alle Cruſiuſſen zu) mit den vortreflichſten Kenntniſſen verſehen, und ihnen manchen ſeltnen Wink zum weitern Forſchen nach Wahrheit ertheilt. — Seine beſtändige Antipathie gegen Cruſius, war einer der kennbarſten Flecken ſeines Charakters: deſſen ſtärkſter Zug Zurückhaltung, Politik und ein wenig Falſchheit war. — In ſeinem Glauben war er — gewiß kein ſo genannter Orthodox,. aber er wußte ſeine beſſern Einſichten immer meiſterhaft zu verbergen. Daher er zu Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen in Abſicht auf Religion direkte, nichts Erhebliches geleiſtet hat. Das einige, was er für die gute Sache that, war, daß er in ſeiner Bibliothek die Tellers, Semlers — und ähnliche Ketzer ſchonte, ihre Schriften lobte, und ſie zuweilen gegen Verunglimpfungen protegirte. Aber nie hat er ſich wider irgend eine der abgeſchmackten Syſtemslehren öffentlich erklärt, man müßte denn die Kleinigkeit dahin rechnen wollen, daß er ſich einmahl in einem Programm gegen den Lehrtropus vom dreyfachen Amte Chriſti erklärt und gezeigt hat, daß die ganze Sache auf will-

kührführlicher Deutung allegoriſcher Ausdrücke beruhe: denn Prophet, Prieſter, König, wären, wie Lammhirt, Weinſtock, Herzog u. d. jüdiſche Bilder, die alle einerley Hauptzweck Chriſti bezeichneten.

Gotthard Friedrich }
Johann George } Faber.
Johann Gottlieb }
" Moritz }

Die Herzenstheologie des erſtern, die er als Specialſuperintendent zu Neuſtadt im Württembergſchen ſchrieb, die mehrmals aufgelegt und wahrſcheinlich nur im Württembergſchen verkauft worden iſt, gibt ein ſchlechtes Vorurtheil für den dort herrſchenden Geſchmack in der Religion. Der D. Theolog. und Herzogl. Oberhofprediger, Johann Gottlieb, iſt als ein Mann von weitläufigen Kenntniſſen ſchätzbar, indeß zeigt doch das, was er über den adaemoniſmum, über die daemoniacos contra Wetſtenium und das dictionaire phil. portatif nebſt einer Menge von Predigten geſchrieben hat, mehr als zu ſehr, daß er ſich mehr in ein gewiſſes herrſchendes Syſtem hineingedacht als die Spur der Wahrheit mit eignen Augen

ver

verfolgt hat. Der zweyte Faber, Lehrer an der lat. Schule zu Bergzabern, hat durch einige Holländiſche Schriften, die die Streitigkeiten des bekannten Prof. von der Mark veranlaßten, ſehr tolerante Geſinnungen geäuſſert, die ſeinem Kopf und Herzen Ehre machen. Ein vierter Faber, der als Profeſſor zu Jena ſtarb und durch ſeine Archäologie ſich als einen denkenden Kopf angekündigt hat, war unſtreitig der wichtigſte dieſes Nahmens, von dem man ſich hätte viel verſprechen können, wenn ihn die dummen Teufel nicht zu Tode gebetet hätten. * Der Moritz Faber iſt Prieſter und Chorherr zu Bamberg und hat Verſuche geiſtlicher Beredſamkeit aus Franzoſen zuſammengetragen, die weder Geſchmack noch Aufklärung verrathen.

* — — Faß.

Einer der elenden Skribenten, die in Wien die Dummheit in Schutz genommen haben. Ein völliger Antipode von Eibeln, d. h. ein Kopf voller Heckſel.

Jakob Friedrich Fedderſen.

Hofprediger zu Braunſchweig, geb. 1736 — ein bekannter und geſchätzter aſcetiſcher Schriftſteller.

ſteller. Wir wollen auch nicht ganz in Abrede ſeyn, daß die Erbauungsſchriften dieſes Mannes, insbeſondre ſein Leben Jeſu für Kinder, noch immer unter die beſten gehören, die wir haben. Und vielleicht iſt ſelbſt der hier und da ſich ſindende dogmatiſche Sauerteig mehr Folge des Wunſches, ſich bey dem großen Hauſen nicht verdächtig zu machen, als Folge eigner Ueberzeugung. Mancher Mann ſieht mehr, als er ſagen darf. * Indeſſen glaubt Kaſimir Lange doch, daß H Fedderſen nicht ganz durchſieht. Wenigſtens kann er über den Berg, jenſeit deſſen das volle Licht ſcheint, (er heißt Glaube ans Uebernatürliche) noch nicht wegkommen. — Seinen Leben frommer Menſchen wünſchte ich mehr Auswahl und Intereſſe.

Chriſtian Friedrich
Erdmann Rudolph
Johann Friedrich
Lorenz Friedrich
Fiſcher.

Erſterer, ein Lottokaßirer zu Anſpach, hat ſich die Langeweile mit frommen Verslein vertrieben. Wir haben von ihm ein fröhliches Chriſterherz in Pſalmen und Liedern: das hohe

Lied Salomonis in gebundener Rede, und dergleichen Sächelchen mehr. Der zweyte, Koburgiſcher Generalſuperintendent, war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, aber auch felſenfeſtem Glauben. Seine Anweiſung zum richtigen Gebrauch des Katechismi und ſeine Schrift über die Augſp. Konfeſſion ſind Beweiſes genug, daß ſich die theologia liberalior nichts von ihm verſprechen durfte. Sein Sohn, Johann Friedrich, Profeſſor der Phil. und Rektor an der Thomas-Schule zu Leipzig, iſt ein deſto hellerer und aufgeklärter Mann, der Himmel und Erde in Bewegung ſetzen würde, wenn er einen Kommentar übers N. Teſt. nach ſeiner Ueberzeugung ſchreiben wollte. Er iſt ein Philolog, der wenige ſeines Gleichen hat, ſowohl in Abſicht auf Beleſenheit in den Schriften der Griechen, tiefen und dabey feſten Blick, großen Beobachtungsgeiſt, und reifes kritiſches Urtheil, als auch in Abſicht auf Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe. Schade, daß er bey ſeinen großen Talenten ein hypochondriſcher Murrkopf iſt. — Seine Ausgaben Griechiſcher und Lat. Autoren, ſind theils durch ihre kritiſche Genauigkeit, theils durch die von ihm angehängten Indices ſchätzbar. In ſeinen Programgrammen, oder wie ers nennt, Proluſionen, ſteckt ein herrlicher Vorrath philologiſcher Bemerkungen, nur daß einige (beſonders die de vitiis N. T. den Kenner dadurch ermüden, daß ſie manche bekannte Dinge ſo wortreich und in ſolchem Ton vortragen, der ihrem Verfaſſer das Anſehn der Alleinweisheit gibt. — Der vierte Fiſcher, Diakonus an der Marienkirche zu Danzig, iſt der unerheblichſte. Seine medulla libr. ſym. und kurzer Weg zur richtigen Erkenntniß ꝛc. ſind nicht zu genießen.

* — — Fleiſcher.

Hat eine bibliſche Aeſthetik angekündigt, zu deren Bearbeitung ihm ſein Weinkeller wohl die beſten Dienſte leiſten d. h. ihn für die äſthetiſchen Schönheiten begeiſtern wird. — Vor einiger Zeit gabs in ſeinem Hauſe Geſpenſter, die ihn am hellen Tage kniffen und zwikten: wie er und halb Merſeburg glaubte. Bey der Unterſuchung fand ſich, daß eine Magd der Geiſt geweſen war. Man hatte aber, um den H. Pfarrer nicht lächerlich zu machen und dem Glauben an den Teufel keinen Eintrag zu thun, die Sache unterdrückt. Im vorigen Jahre ſoll er in Halle Bahrdts moraliſche

Vor⸗

Vorleſungen beſucht und dieſem Ketzer viel Schmeichelhaftes darüber geſagt haben. In Merſeburg aber predigt er aus Leibeskräften gegen ihn.

Johann Reinhold
Johann Chriſtian } Forſter.

Unſere Leſer kennen ſchon den berühmten Forſter, der mit dem Cap. Cook eine Reiſe um die Welt gemacht hat. Er war ehedem reformirter Prediger bey Danzig. Er hat nichts Theologiſches geſchrieben, aber deſtomehr die Geographie und Naturgeſchichte bereichert. Sein Temperament iſt etwas choleriſch. Und dieſe Hitze hat ihn auch in London ſo viel Feinde gemacht, daß er nicht empor kommen konnte. Er iſt ſonſt ein gutdenkender Mann, und angenehmer Geſellſchafter,* auch ein treuer und eifriger Freund. — Er iſt jetzt in Halle Profeſſor der Naturgeſchichte. — Neuerlich hat er mit dem durch ſeinen Roſenerden bekannten v. Groſſing Händel bekommen, den er nun, durch von Wien aus erhaltene Actenſtücke als einen vertriebnen Dukatenbeſchneider aufſtellt. Da aber der v. Groſſing dieſe Actenſtücke für verfälſcht erklärt, und ſelbſt auf genauere Unterſuchung der Sache dringt, ſo läſt ſich noch nicht mit Gewißheit ſagen, wer Recht hat. — Sein Sohn, der jetzt Profeſſor in Vilna iſt, iſt ein eben ſo gelehrter als ſeines ſanften und edeln Charakters wegen, überaus liebenswürdiger Mann: und hat gewiß nicht den Fehler — von ſich ſelbſt zu ſprechen und durch prahlendes Geräuſch ſeine wahren Verdienſte in den Schatten zu ſtellen. —

* Wolfgang Fröhlich.

Profeſſor der Dogmatik zu Ingolſtadt, hat p.212. die Anmerkungen zu der im letzten Abſchnitte dieſes Almanachs vorkommenden Ode gemacht — welche einen zum Erbarmen einfältigen Menſchen kenntlich machen. Ein anderer dieſes Nahmens iſt Inſpektor zu Roſenburg bey Calbe an der Sale, — ein Mann von guten Kenntniſſen und — noch beßern Beutel, — der mehr als einen Centner Silbers an Gewicht halten ſoll. Wenn er mit Ketzern in Geſellſchaft iſt, trinkt er lieber ein Glas alten Rheinwein, der aus des braven Honigs Keller ihm oft lieblich entgegen duftet, als daß er ſich auf Ketzereyen einlaßen ſollte: und hat darin meine völlige Approbation.

Juſt Friedrich Froriep.

D. und Prof. der Theologie zu Erfurt — ein Mann von mittelmäßigem Kopfe und eben ſo mittelmäßigen Kenntniſſen. Anfangs machte er einiges Aufſehen mit ſeiner Arabiſchen Gelehrſamkeit, welche die Recenſenten anſtaunten, weil ſie nichts davon verſtanden. Seine Bibliothek der theol. Litteratur war und iſt voll unreifer Urtheile. Seine Inauguraldiſp. de nova ratione conjungendi theologiam dogmaticam cum morali zeigt eben dieß noch deutlicher. Die nova ratio lief ungefähr darauf hinaus, daß man eine Dogmatik und Moral vom Buchbinder zuſammen binden laſſen ſolle, um beyde vereinigt zu haben.

* Sein Stolz und ganz unbiegſamer Dünkel machte, daß er ſich in Erfurt den billigſten Forderungen des Miniſterii nicht unterwerfen wollte, ſondern vielmehr theils öffentlich auf der Kanzel gegen daſſelbe loszog, theils heimlich unter der Bürgerſchaft Aufwiegelungen machte — ſo daß endlich, da die heftigen Ausfälle dieſes Mannes durch die allergütlichſten Verſuche der Regierung auf keine Weiſe zu bändigen waren, dem zu harten Schritten ſonſt gar nicht geneig-

ten Churfürſten kein Mittel übrig blieb, als, ihn gehen zu heißen. — Er ging nach Gotha und meinte, es könne ihm nicht fehlen, daß er Generalſuperintendent würde, aber — man ſcheute den theologiſchen Sturmwind. Jetzt iſt er Superintendent und Paſtor zu Bückeburg.

* — — Funk.

Rektor und Konſiſtorialrath zu Magdeburg, — wie die lieben Magdeburger noch keinen hatten. Dieſer Mann vereinigt alles in ſich was Achtung verdient: Scharfſinn, geſunden Witz, Lebhaftigkeit, unermüdeten Fleiß, ausgebreitete Kenntniſſe, und — einen ſanften und menſchenfreundlichen Charakter. — Sollte ihm noch eine Vollkommenheit fehlen, ſo wäre es eine Portion Muth gegen die Erdreiſtungen des Aberglaubens. — Herr Keſewiz war froh, daß er nur noch einen hellen Mann im Konſiſtorio neben ſich bekam, mit dem er den Sukroſchen orthodoxen Witzeleyen die Spitze biethen konnte.

Johann Joſeph Gasner.

Wer kennt den Pfarr zu Klöſterl nicht, der mit ſeinen Teufelsbannereyen und Exorciſmen

Thoren äfte und Weiſe zu Narren machte. Wie hat ſich Lavater an ihm verguckt! — In den Jahren 1774 — 1776 war ſeine Hauptepoche. Seine Kunſt beſtand darin, daß er die Patienten durch Geſchrey und Faxen betäubte und ihre Imagination ſich ſo zu eigen machte, daß ſie nun redeten, handelten und fühlten, was er von ihnen geredet, gethan, und empfunden haben wollte. Einige feine Vögel, die das merkten, und Entſchloſſenheit genung hatten, ſich von ſeinem Gebrüll nicht irre machen zu laſſen, haben ſeine elende Kunſt mehr als einmahl lächerlich gemacht, und ihn zu der elenden Ausflucht genöthiget: „dieſer Patient hat keinen Glauben.“

* Friedrich **Gedike.**

Oberkonſiſtorialrath und Director am Gymn. zu Berlin; iſt einer unſerer erſten Schulmänner, ſowohl in Abſicht auf Kenntniſſe als Thätigkeit. Der Monatsſchrift, die er mit H. Bieſter herausgibt, haben die, welche Aufklärung in der Religion und Zerſtörung verjährter Vorurtheile wünſchen, viel zu verdanken. Er iſt auch Mitarbeiter an dem Campeſchen Reviſionswerk.

Johann

Johann Gottfried **Geißler.**

Rector in Schulpforte, iſt ein gelehrter Schulmann, der über die künſtliche und gekünſtelte Erziehung, und über die ſpielende Erziehung einige Progr. geſchrieben hat, die von Einſicht zeugen. Doch ſoll es ihm ſelbſt an Methode gefehlt haben, und zu ſeiner Zeit das Lateiniſche in der Schule zu Gotha ſchlecht beſtellt geweſen ſeyn. * Er hat jezt wieder einen Ruf als Herzoglicher Bibliothekar, nach Gotha erhalten.

David Gottfried **Gerhard.**

Oberkonſiſtorialrath und Inſpektor der Kirchen und Schulen in Breslau; hat das 53ſte Kapittel des Eſaias in einigen Paſſions- und Oſterpredigten erläutert und — verhunzt. Es iſt lauter craſſe Dogmatik ohne alle Anwendung. Keine Spur von gründlichen exegetiſchen Kenntniſſen. Wer ihn aufgemuntert hat, dieſes chriſtliche Ragout dem chriſtlichen Publico durch die Preße auftiſchen zu laſſen, hats nicht gut gemeint: oder — es war der Herr Verleger nur, der die halbe Auflage unter die orthodoxen Legionen Schleſiens mit Vortheil unterzubringen dachte. Dem verzeih' ichs.

* Chriſtian Ludewig Gerling.

Müde in England zu vegetiren, wo die der Kirche Gottes ſo verhaßte Vernunft ſo frey graſſirt, ging er nach Hamburg, um da ſeines Glaubens in Ruhe zu leben, und über ſeiner Dogmatik ungeſtört zu brüten. Er iſt an Winklers Stelle zum Senior erhoben worden. Lermen wie Göze wird er nicht, denn der Himmel hat ihn mit Phlegma geſegnet.

* — — Giebel.

Er war noch kein Jahr Prediger in Stemmern bey Magdeburg, da er ſtarb. Und doch hat nicht leicht eine Gemeine ſo viel Thränen um ihren Prediger vergoſſen, als die Stemmerſche. Er hatte in Halle drey Jahr Theologie und zwey Jahr Medicin ſtudirt; und ward dadurch Lehrer und Arzt ſeiner Gemeine. Ein Muſter eines guten, tugendhaften, nützlichen und — allgemein beliebten Mannes!

Johann Auguſt Ephraim }
Johann Melchior } **Göze.**
Johann Nikolaus }

Letzterer heißt eigentlich Götz, und iſt Superintendent in der Grafſchaft Sponheim. Die chriſtliche Kirche kennt ihn wenig. Aber deſtomehr ehren ihn die Dichter als einen ihrer Beſten. Erſterer iſt Prediger zu Quedlinburg, und hat ſich ſo wenig, wie jener, am Katechismus verſündiget, ſondern die Naturgeſchichte zu ſeinem Lieblingsſtudio gemacht, * welches ihm die unter Boyſens Fahne ſtreitenden Zionsgarniſöner zur großen Sünde und als eine Art von Naturliſterey anrechnen. Der zweyte nur iſt eigentlicher Theologe, und der Petrus der lutheriſchen Kirche. Die Titel ſeiner Schriften füllen viele Seiten. Er hat zeitlebens nichts gethan, als in der Nähe und Ferne über alle die Leute ein wachſames Auge gehalten, welche die Welt klug machen wollten. Gegen dieſe Leute hat er geredet, gepredigt, geſchrieben, gedonnert — was das Zeug halten wollte. Baſedow, Alberti, Büſching, Göthe, (Leiden Werthers) Bahrdt und Semler waren die vornehmſten Gegenſtände, an denen er ſeine Klopffechterkunſt übte — meiſtentheils in Kompagnie mit dem dicken Ziegra. — Seine Schriften über die Compluter Bibel, und ſeine Geſchichte der gedruckten Niederſächſiſchen Bibeln, verrathen dennoch einen Mann, der nicht ohne Kopf und Kenntniſſe iſt. — Der bekannte Dreier in Hamburg hat ihm manche unangenehme Stunde gemacht. Das war ihm der Satansengel, der ihn mit Fäuſten ſchlug. — * Sein letzter Kampf, den er als der Wächter Zions begann, war der mit Leſſing, Leß und Moldenhauer. — Sein Andenken iſt verewigt worden, durch die bekannte — Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen ꝛc. Senior Götz — vom Kanonikus Ziegra.

Herrmann Goldhagen.

Das iſt der berühmte D. Theol. zu Maynz, welcher in ſeiner ſchriftmäßigen Moral, die Gellertiſche Moral mit den Ausſprüchen des Concilii zu Trident verglichen, und die gefährlichſten Ketzereyen derſelben dadurch an den Tag gebracht hat. — * O ſancta ſtupiditas!

Johann Jakob } Conrad Caſpar } Grießbach.

Vater und Sohn; beyde ein Par vortreffliche Männer, in Abſicht auf Talente, Gelehrſamkeit und Charakter. Der Vater, Conrad Caſpar, war Prediger zu Frankfurt am Mayn, hat ſich durch Herausgabe der **Rambach**ſchen Moral und einiger exegetiſchen Schriften bekannt gemacht. Sein Sohn iſt Prof. der Theologie zu Jena, von dem wir eine der beſten Ausgaben des N. T. haben. Er iſt einer unſerer vorzüglichſten Exegeten, und dabey ein warmer Freund der Wahrheit, der ſeinen academiſchen Zuhörern manchen Wink zur beßern Einſicht in die Religion gibt. * Doch hat er ſelbſt den alten Sauerteig der Myſteriologie noch nicht ganz aus ſeinem Syſteme ausgefegt. — Er iſt jezt Geh. Kirchenrath geworden. — Schade, daß es keine Kardinalshüte gibt, die die proteſtantiſchen Fürſten zu vergeben haben. Gern ließen ſich, wie es ſcheint, unſere Theologen beeminenzen: nachdem ſie einmahl in ihrer Aufklärung ſo weit gekommen ſind, daß ſie einſehen, die Ermahnung Chriſti: nicht den **Titel Rabbi** und ähnliche zu affectiren, gehe nur die ehemahligen Jünger an.

* Franz Rudolph v. Groſſing.

Ein Mann, der in der Welt viel Aufſehn gemacht hat, und über deßen Abkunft und Charakter die Stimmen noch ſehr getheilt ſind. Nach einem alten Adreßkalender und einem Tittelblatte von einer ſeiner ältern Schriften iſt er wirklich v. Groſſing. Nach den Forſterſchen Actenſtücken aber (S. oben Forſter) iſt er bloß Groſſinger. Die Zeit wirds lehren. — Er privatiſirte ehedem in Halle und lebte — ſtill, ordentlich, fleißig. Jetzt iſt er in Berlin. Man kann ihm bey ſeinen guten Eigenſchaften weiter keinen Fehler nachſagen, als einen gewiſſen hohen Grad von Eigendünkel, bruſken Weſen und Prahlhaftigkeit. — Als Schriftſteller iſt er der Mann noch lange nicht, der er zu ſeyn glaubt. Unter vielen ſehr guten und wahren Gedanken ſieht man einen Troß von gemeinen Einfällen. Und ſeine Schreibart iſt zwar lebhaft, blühend und unterhaltend, aber noch ſehr incorrect und ohne genugſame Präciſion. Die allg. d. Bibliothek ſagt: ſein allgemeines Toleranz- und Religionsſyſtem ſey unter ſeinen vielen Schriften die beſte und intereſſanteſte; ſie enthalte viele vortrefliche Bemerkungen und Grundſätze, obgleich auch viel Uebertriebnes und Halbwahres darin vorkomme, und auch hier der allzuhohe Ton misfalle. Und Kaſimir Lange iſt ganz dieſer Meynung.

* A. M. F. Gruß.

Iſt ein ziemlich heller Mann, der, ſo viel an ihm iſt, es darauf anlegt, die Pontiniſchen Sümpfe der Scholaſtik auszutroknen, und die reine Frucht der Religion in ſeinen Wirkungskreis zu verpflanzen. In ſeiner Lehre Jeſu für Kinder und Kinderfreunde ſteht neben etwas wenigem Riethgraſe der Dogmatik manche Frucht des reifen Nachdenkens. Er hat Bahrdts Ueberſetzung des N. T. dabey benutzt, worüber er den Tadel der allg. Bibliothek hat erfahren müſſen.

* Al. Gſchaider.

Das iſt einer der leidlichen Wiener Schriftſteller, welche jetzt wie ein Bienenſchwarm Deutſchland überſchwemmen, aber meiſt Statt Honig, üble Dünſte in ihre Zellen tragen. In ſeiner Schrift, von dem Recht des Landesfürſten über die Güter ꝛc. hat er ſich als einen beleſenen Mann gezeigt und ſeine Sache aus den Vätern und Canonen gut deducirt; aber — ſein Vortrag iſt holpricht, wortreich und incorrect.

* — — Häfeli.

Hofprediger in Deſſau: iſt ein echter Jünger Lavaters. Sapienti ſat!

Johann Friedrich Hähn.

Generalſuperintendent und Konſiſtorialrath zu Aurich in Oſtfriesland. In Hiſtorie, Naturgeſchichte und Mathematik beſitzt er ſchätzbare Kenntniſſe. Aber als Theolog — — Er hat eine große und kleine Glaubenslehre herausgegeben, die ſehr oft aufgelegt worden ſind — und in dem unſer einer nicht drey Seiten ohne Uebelkeiten leſen kann.

* — — Hahnzog.

Ein geſchickter Prediger im Magdeburgſchen. Wir haben von ihm und Hrn. Zerrenner eine Vorleſepoſtille zu erwarten, von der wir uns viel Gutes verſprechen. Er iſt zwar noch nicht ganz durch die Nebel des poſitiven Religionskrams hindurchgedrungen; aber er hat doch einen ziemlich hellen Geiſt und richtigen Geſchmack.

* — — Hartmann.

Kaplan zu Dürkheim an der Haard — ein Original von einem Mann, der bey einem frappanten Grade von Ignoranz, ſich in der ſeligſten Allgenugſamkeit befindet.

Johann Peter Haſenkamp.

War Rector am Gymn. zu Duisburg. Wir haben von ihm Theſes contra Socinum — Predigten im Geſchmack der erſten drey Jahrhunderte — Unterredungen wider die einreiſſenden Irrthümer unſerer Zeit. Er war ein Schwärmer und Liebling — Lavaters. — In Rinteln iſt auch ein Haſſenkamp. Das iſt ein andrer Mann — hellen Kopfs und edlen Herzens. Schade, daß er die Ruhe ſo ſehr liebt! Er könnte, beſonders zu Berichtigung der Bibelerklärung, viel thun. Aber er denkt: procul a Theologis, procul a fulmine. * Kaſimir Lange denkt aber nicht ſo. Wem Gott der Herr Kraft gab, denkt er, der ſoll ſie auch brauchen.

* H. A. Haubold.

Jetzt Prediger zu Jena. Seine Chriſtusgeſchichte für Kinder iſt zum Erbarmen ſchlecht.

Jeſus ſoll der wahre Gott ſeyn und doch ſoll ihm bey der Verſuchung mancher Kummer durch innerliche Verſuchungen gemacht, ſeiner heiligen Seele ſich oft ganz bemächtiget und ihr manchen böſen Gedanken eingegeben haben. — O du liebe unio hypoſtatica! wie biſt du blamirt.

Tobias Gottfried **Hegelmaier.**

Profeſſor und Prediger des Kloſters Bebenhauſen, bey Tübingen. Sein tractatus de remiſſione peccatorum 1770 und ſeine Zeichen der Zeit 1774 ſind Früchte eines ſehr mittelmäßigen und aller Erleuchtung der Philoſophie entbehrenden Kopfes. Er hat auch Imman Hofmanns demonſtrationem evangelicam herausgegeben, ein an ſich elendes Buch, das aber durch ſeine Noten und angehängte Kommentation: de recta ratione allegata veteris Teſt. interpretandi! noch unſchmackhafter geworden iſt. * Neuerlich hat er den Verfaſſer der freymüthigen Betrachtungen über die Religion angegriffen, und ihn unter die Deiſten verwieſen; übrigens aber ſeine Behauptungen in dem theologiſchen Modeton abgefertigt: das ſey alles längſt widerlegt.

* J. B. Heeſt.

Domprediger und Kanonikus zu Maynz. — Da ich eine Predigt von ihm las, dachte ich in meinem Herzen: heu quantum diſtat ab — So viel geſunde Vernunft, ſo viel Einſicht, ſo viel reine Wahrheit in einem ſo guten Vortrage, habe ich unter den katholiſchen Predigern gar ſelten gefunden.

Juſtus Chriſtian Hennings.

Prof. der Philoſophie zu Jena — eben keiner der erſten Philoſophen unſers Zeitalters — auch kein eleganter Schriftſteller — aber doch ein Mann von vieler Kenntniß und Beleſenheit — der ſich in den neuern Zeiten durch ſeine Schriften über Geſpenſter und Erſcheinungen (die an einem gewiſſen Sup. Schwarz einen Gegner gefunden haben, welchem der Kopf ein wenig vernagelt zu ſeyn ſcheint) um die chriſtliche Kirche ſehr verdient gemacht hat.

* — — Heinſius.

Er war einſt in einer Gartengeſellſchaft, wo es ſich fügte, daß die Gäſte nach Tiſche im Garten

ten gingen, ein Pfeifchen zu rauchen, unter denen auch der Conrector . . . ſich befand, der, wie alle andere, ſeinen Hut aufhatte und ſich dem H. Heinſius gegen über auf eine Raſenbank ſetzte. H. Heinſius, der eben Inſpektor geworden war, (die Scene war in Königsberg in der Neumark) nahm das ſo übel, daß er hinging und dem reſpektvergeßnen Conrector den Hut vom Kopfe ſchlug.

* Johann Gottfried Herrici.

Prediger zu Goslar. Seinen Unterricht in der chriſtlichen Religion kann ich nur halb genießbar nennen. Die Moral iſt geſund. Aber der theoretiſche Theil eitert von ſcholaſtiſcher Theologie.

Johann Georg Herder.

Iſt ein Kraftgenie. Und man weiß ja, wie dieſe Herren ſind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, ſchlagen links und rechts um ſich, ſeh'n alles, was ihnen in den Weg kommt, für unſers Herrgotts Hornvieh an, und denken ſich immer als die einigen vernünftigen Geſchöpfe, die unter dem Monde leben. — Herrn

Herder war ſchon die Welt zu enge, da er noch Rector in Riga war. Er legte ſein Amt nieder, und ging aus, ſich eine höhere Bahn zu ſuchen. Seine Fragmente waren das erſte, was das Deutſche Publikum aufmerkſam auf ihn machte. Und ſchon da zeigte er, daß es ihm nicht genüge, ſelbſt groß zu ſeyn, ſondern daß er auch das Gebäude ſeiner Größe ſchlechterdings auf den Trümmern fremder Ehre errichten wolle. Im Jahr 1774 entdeckte er ſich endlich ganz, da er in ſeiner älteſten Urkunde und den darauf erfolgten funfzehn Provinzialblättern *) alle ſeine Vorgänger in der Schriftauslegung, nahmentlich einen Grotius, (den er als Buben und Schurken behandelt) desgleichen Herrn Michaelis, Spalding und mit ihnen faſt alle neuern Theologen, welchen die Welt ihr bißchen Aufklärung in der Religion zu verdanken hat, als Grützköpfe aufſtellte, und ſich für denjenigen ausgab, der allein die

Ehre

*) Die Provinzialblätter ſind offenbar der Pendant zu des Paſcal lettres provinciales, wo dieſer die Jeſuiten als Betrüger, Heuchler und Schelme darſtellte, und Hrn. Herder veranlaßte, gewiſſe Männer in eben demſelben Lichte zu zeigen und mit etwas hämiſchem Witze zu verunglimpfen.

Ehre des Heiligthums retten, und Geſichtspunct, Sinn und Deutung der alten Religionsurkunden aufzufinden — vom Himmel geſandt ſey. Dieſer Geiſt herrſcht auch in den Liedern der Liebe (wo die Tellerſche Pſalmenprobe verächtliche Seitenblicke bekommt,) und im Maranatha Ueberall Eigendünkel und Alleinweisheit. Und doch im Grunde — in allen dieſen Herderſchen Schriften nichts als Hypotheſen — die er mit der ganzen Macht einer lebhaften Imagination zuſammen zu reihen, und welchen er vermittelſt des eignen Klingklanges ſeines hyperboliſchen Styls ein ſo kralles Kolorit zu geben weiß, daß der große Haufe ſie anſtaunt, Maul und Naſen aufſperrt, gafft, bewundert, ſich die Stirne reibt, die Augen auswiſcht, um was zu ſehen und — nichts ſieht — weils nichts iſt — indeß daß der Weiſe die Achſeln zuckt, und die geäfften Zuſchauer bedauert. Das Abgeſchmackteſte unter allen iſt unſtreitig ſeine erklärte Offenbarung Johannis, unter dem Titel Maranatha, wo noch dazu die Hauptſache (daß das Buch eine poetiſche Verkündigung — von der Zerſtörung des Judenthums iſt) mit ſammt den Beweiſen aus dem Joſephus, nicht, wie H. H. vorgibt, ſeine Erfindung iſt,

ſondern

längſt aus den Bahrdtiſchen neueſten Offenbarungen jedermann bekannt ſeyn müßte. Wenn wir unſer Urtheil von Hrn. Herder kurz ſagen ſollen, ſo würden wir ihn den Pendant von Lavatern nennen. Eine raſche, feurige, lebhafte, kühne Imagination, die alles umfaßt, alles durchſchaut — alles im hohen Sonnenglanze ſieht — folglich immer mehr ſieht, als die andern Sterblichen mit dem gemeinen Auge entdecken — folglich alles koloſſaliſch findet, und koloſſaliſch denkt, und koloſſaliſch nachmahlt. Das Einige unterſcheidet ihn von Lavatern, daß er die Gegenſtände, die ihm ſeine Imagination zeigt, mit etwas ſcharfem Blick beobachtet — daher er weniger Schwärmer iſt; dazu auch wohl das flüchtigere Blut das Meiſte beytragen mag. * In ſeinen neuern Schriften hat H. Herder ſeinen Ton ſchon herunter geſtimmt. Sein Ausdruck iſt rein, leicht, lichtvoll und erhebt ſich faſt bis zur Eleganz. Und ihr Inhalt zeigt, daß er nicht ſtille geſtanden hat. Wir finden jetzt weit mehr Gründlichkeit, Scharfſinn und reifes Urtheil darin.

* — — **Heres.**

Rector und Prediger in Dürkheim an der Haard — einer der hellſten Köpfe und — eine edle Seele.

Johann Timotheus
Hermann Daniel } **Hermes.**
Johann Auguſt

Die erſten beyden ſind Brüder; beyde Prediger zu Breslau. Jener iſt der berühmte Verfaßer der Geſchichte der **Miß Fanny Wilks**, der Predigten an die Kunſtrichter und Prediger, und von Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen. Er äußert in dieſen Schriften völlig den Geiſt der Duldung, ſcheint aber ſelbſt ſein Religionsſyſtem noch nicht aufs Reine gebracht zu haben. Sein Bruder, Hermann Daniel, hat eine Abhandlung über die große Lehre vom Gewiſſen ꝛc. eine Sammlung kleiner Schriften, und Auszüge ſeiner Predigten herausgegeben, die von keinem Belange ſind. * Neuerlich hat er Paſſionspredigten drucken laßen, in welchen er über den Blutſchweiß, den Jeſus geſchwitzt haben ſoll, Dinge geſagt hat, bey denen meiner lieben Vernunft übel und weh geworden iſt. — Der dritte Hermes, iſt jetzt Konſiſtorialrath und Oberprediger in Quedlinburg, und war vorher Probſt zu Wahren im Mecklenburgiſchen; wo einige blinde Wächter Zions in ſeinen Schriften, die man ſchon längſt ohne Seelengefahr geleſen hatte, auf einmahl anfingen Ketzerey zu riechen, ihn, wie natürlich iſt, zu verfolgen, und ſein Leben durch die abſcheulichſten Demüthigungen und Kränkungen ſo zu verbittern, daß er endlich ſeinen Stab weiter ſetzen mußte. — O ihr Prediger des Evangelii! — Sein Handbuch der Religion (deſſen zweyte Auflage ſo viel Cenſurſpectakel in Leipzig gemacht hat) iſt — * mittelmäßig. Zwar ungleich geſunder als die unmündige Religion der Unmündigen des H. Seiler aber doch auch nicht ganz frey von überſpannten Vorſtellungsarten, welche dem Geiſte der moraliſchen Religion durchaus zuwider ſind. Sein Kommunionbuch iſt beſſer gerathen. Ich würde es den meiſten bis jetzt bekannten Büchern dieſer Art vorziehn. Vor einigen Jahren fing auch in Quedlinburg der Geiſt der Intoleranz und der Prieſterhoffarth an, gegen ihn ins Horn zu ſtoſſen. Aber Kaſimir Lange hat das Horn zum Schweigen gebracht. S. Boyſen, Voigt.

George Peter }
Johann Justus } Herwig.

Jener iſt Rector zu Worms — der aber von Schulwiſſenſchaften nie Profeſſion gemacht hat. Um bey ſeiner Unwiſſenheit nicht ganz in obſcuro zu bleiben, hat er ſich zu den Gänſen des Lutheriſchen Kapitels geſellet, und gegen Bahrdts Ketzereyen und Philantropin ſein Stimmchen erhoben — in einigen Bogen, betitelt: die göttliche Verherrlichung durch arme ſtudirende Jugend. Letzterer hat die Lutheriſche Kirche, deren Lehrer er war, verlaſſen, und iſt zur katholiſchen übergegangen, in der er ſich als Würzburgiſcher Kommercienrath und Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften freylich beßer befindet. Seine vorläufige Nachricht an das Publikum wegen ſeiner Religionsveränderung, Würzburg 1772 iſt ein Gemengſel von Sophiſtereyen, dem mans gleich anſieht, daß es nichts als Maske ſeyn ſollte. In ſeinem Litterariſchen Journal hat er einige Briefe von Bahrdt abdrucken laſſen, aus welchen erhellet, daß ihn dieſer weidlich geäfft haben mag, weil er ſchwach genug war, einen Uebertritt dieſes Mannes zu ſeiner Kirche zu erwarten.

* Huldreich Chriſtoph Heſſe.

Seine Schrift von dem Vorzuge der chriſtlichen Beßerung vor der philoſophiſchen zeigt einen Mann, der fleißig ſtudiert und gern ſelbſt denken will, aber noch nicht durchgedacht hat. Sahe der gute Mann nicht, daß die Frage a priori gar nicht auszumachen iſt? daß ſie bloß durch die Geſchichte entſchieden werden müſſe! — Aber es iſt mir überhaupt Merkmahl einer noch groſſen Entfernung von wahrer Geiſtesaufklärung, wenn ein Menſch noch im Stande iſt, chriſtliche Beßerung, Tugend u. d. von philoſophiſcher zu unterſcheiden. — Er iſt Prediger zu Stokey in der Grafſchaft Hohenſtein.

Johann Jakob Heß.

Der bekannte Verfaſſer der drey leztten Lebensjahre Jeſu und der Schrift: von dem Reiche Gottes. Beyde athmen den Geiſt der Liebe und der Duldung, und zeigen von ſcharfem Blick Beobachtungsgeiſt und reifem Urtheile. Doch thut ſie dem Kenner noch nicht Genüge. Es iſt doch immer nicht der wahre Geſichtspunct, aus welchem Herr Heß das Gros der Wundergeſchichte des A. und N. Teſtamentes betrachtet, obgleich hier und da einige Stücke vortreflich bearbeitet ſind.

* Johann Michael Hettersdorf.

Ich habe ſeine or. euchariſtica geleſen, die er am Reſtaurationsfeſt der Maynzer Univerſität gehalten hat, und mich gefreut, einen Mann von Kopf und gebildeten Geſchmack an ihm zu finden. Er iſt D. und Prof. der Theologie zu Maynz. — Es iſt meiner Treu, etwas Seltenes, geſunde Vernunft zu finden, wo man nur theologiſche Vernunft ſuchen ſollte.

* — — Hiltenbrand.

S'iſt ein Wiener Skribler — εις εκ των πολλων. Was heißt, Kirche, Religion, Ketzer? So fragt der Titel. Die Antwort iſt ſeicht und ein jämmerliches Deutſch.

* Joſeph Hober.

Doctor und Hofprediger zu Maynz. Abermahls ein geſunder Kopf. Ey, ey! — Eine Predigt über die Verbindung der Religion mit den Wiſſenſchaften hat ihn mir als einen denkenden Mann bekannt gemacht. Wenn er nur nicht ſo viel in dieſer Predigt polemiſirt und über die Ketzer geſeufzt hätte. Kann denn der Geiſt des Friedens bey Katholiken nie wohnen — auch bey Denkenden nicht? Oder iſts bloß Modeton, von dem das Herz nichts weiß!

— — Hoſſiede.

Der wahre Johann Melchior der Holländer. Alles was wir oben von jenem geſagt haben, gilt auch von ihm, nur mit dem Unterſchiede, daß er bey ſeiner tobenden Ketzermacherey, noch überdieß ein trübſeliger Ignorant iſt. — Und dieſer ſtupide Mönchskopf iſt Peediger und Profeſſor der Theologie zu Rotterdam. * Er iſt von der Parthey des Hauſes Oranien — denn die Holländiſchen Prediger nehmen alle Parthey im Staat und verfechten ſie auch auf den Kanzeln.

* Aloys Hofmann.

Hat ehedem die Wiener Predigtkritiken herausgegeben (dergleichen man überall ſchreiben ſollte, damit die Herrn ein wenig aus ihrer Nonſchalance herausgerüttelt und angeſpornt würden, mehr Fleiß anzuwenden und ihre Zuhörer nicht mit bloßem Häckſel abzufuttern) und iſt jetzt als Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur auf der Univerſität zu Peſth in Ungarn angeſtellt worden. Er iſt ein geſchickter Mann.

Johann Nikolaus v. Hontheim.

Iſt der berühmte Verfaßer des Iuſtini Febronii liber ſingularis de ſtatu eccleſiae. Tomi IV. 1763 — 1774. 4. ein Mann von großen Talenten — der aber nun die dreiſt geſagten unwiderleglichen Wahrheiten, die jenes Buch enthält, widerrufen hat, weil er — wider den Strom nicht ſchwimmen konnte. * Sein Plan, die Proteſtanten mit den Katholicken zu vereinigen, iſt nun ſchon vergeſſen. Es iſt jetzt ein weit anderer auf dem Tapet, an welchem Maurer, Jeſuiten und Schwärmer en compagnie arbeiten. Gebe Gott, daß den Großen noch früh genug die Augen aufgehen, ehe ihnen die neuen Ketten, welche die Clerici jetzt viel feiner aber auch feſter zu ſchmieden wiſſen als ehedem, über den Hals geworfen werden. Die Geſchichte ſollte ihnen doch laut genug es ſagen, daß den Schwarzröcken (weder

der mit Perücken noch mit ſchwarzen Sammtkäpchen) nie zu trauen war.

* Balthaſar Adam Hopf.

Er hat de Apolline pſeudodoctore geſchrieben, und den guten Apollo, von dem im N. Teſtamente kein böſes Wort ſteht, als daß ſich einige Apolliſch genannt haben ſollen, wie ſich jetzt einige Lavatriſch nennen, mit aller Gewalt zu einen Ketzer gemacht. — Wenn doch der Mann bey ſeiner Grammatik bliebe. Ketzermacher haben wir ohnehin genug, aber der guten Philologen wenig. — Er iſt Rector zu Rinteln.

* Carl Joſeph Huber.

Geiſtlicher Rath des Erzbiſch. zu Paſſau. Ein heller Kopf und ehrlicher Mann. Iſt todt.

* — — Hufnagel.

Sein Hiob hat uns behagt. Mit Kopf, Geſchmack und Kenntniſſen vereinigt er einen ſehr groſſen und anhaltenden Fleiß. Er iſt Profeſſor in Erlangen.

— — Hupel.

Prediger zu Oberpahlen in Liefland — auch ein vortreflicher Kopf — der ſich durch ein Pro Memoria an die, welche den Herrn M. Mendelsſohn durchaus zum Chriſten machen wollen ꝛc. und durch das Buch: vom Zweck der Ehen, als einen Denker und geſchmackvollen Schriftſteller gezeigt hat. Wir haben auch (auſſer ſeinem Origenes) topographiſche Nachrichten von Lief- und Eſthland von ihm, welche mit vielem Fleiß gearbeitet ſind.

* — — Jakob.

Ich meine nicht den kleinen Jakob, der in meinem Leibliedchen vorkommt, o lector lectorum — ſondern den doctorem philoſophiae und Lehrer an der Stadtſchule zu Halle. Wer Kaſimir Laugen glauben will, kann von dieſem Manne noch viel Gutes erwarten. Er hat einige anonymiſche Stücke geſchrieben, die einen philoſophiſchen Kopf verrathen, der ſich ganz in Kants Manier hineinſtudirt hat, und auf dem ſelbſt Kants Geiſt zu ruhen ſcheint. Sein Phaedrus iſt von den unter der Fahne eines Fizlibuzli ſchreibenden

benden Litteraturmännchen getadelt worden. Wer weiß, ob einer unter den Herrn iſt, der mehr Römer und Griechen ſtudiert hat, als Hr. Jakob. — Wir wollen den einigen Wolf ausnehmen, vor welchem Kaſimir Lange allen Reſpect hat. — Er hält mit vielem Beyfall philoſophiſche Vorleſungen in Halle, in welchen er das Kantſche Syſtem ſeinen Zuhörern mit Scharfſinn und lichtvoll entwickelt.

Adam Friedrich Ernſt
Chriſtoph Gottfried
Johann Friedrich
Johann Heinrich
} Jakobi.

Erſterer, Superintendent und Pfarr zu Kranichfeld im Gothaiſchen, hat ſich bloß durch Schriften aus der Naturgeſchichte und Haushaltung bekannt gemacht. Neuerlich aber hat er ſich auch in ſeinem theologiſchen Fache zeigen wollen und ſchrieb daher: Religion, aus den Hauptſtellen der Bibel, in Katechiſationen, wo es ihm einfällt, über Dreyeinigkeit, Engel, Fall Adams, Zurechnung der Sünde Adams, zwey Naturen in Chriſto und ähnliche Sächelchen

chen zu katechiſiren: — Katechiſiren!! — Der zweyte, der Generalſuperintendent des Fürſtenthums Halberſtadt, iſt auch Oekonom, hat aber durch einige theolog. Schriften, z. B. das Verſöhnende in dem Leben Jeſu — Die Vorzüge wahrer Chriſten vor bloß natürlich klugen und tugendhaften Menſchen — Warum iſt das Chriſtenthum verachtet? — ſich zugleich als ein Theologe gezeigt, der mehr Glauben als Philoſophie hat. Der dritte, der Generalſuperintendent zu Zelle, iſt unſtreitig der gelehrteſte, der auch als Schriftſteller den meiſten Geſchmack, reifes Urtheil und Duldſamkeit verrathen hat. Indeß iſt ſein Glaube auch noch über die Vernunft. — * Von ſeinen Beyträgen zur Paſtoraltheologie hat mir der zweyte Theil minder gefallen als der erſte. Er hat weniger intereſſante Gegenſtände und iſt voll dogmatiſchen Schlendrians, der mir allemahl den Magen verdirbt. — Ein deſto hellerer und echter philoſophiſcher Kopf iſt ein vierter dieſes Nahmens, der Geheimerath in Düſſeldorf. Er hatte ſich ſeither bloß durch ſchöngeiſteriſche Schriften bekannt gemacht, iſt aber nun in dem Mendelsſohnſchen Streite als Philoſoph erſchienen, der zur Geſchichte der menſchlichen Religionskenntniſſe einen ſchäzbaren Beytrag geliefert hat. Seine Schrift gegen Moſes Mendelsſohn iſt zwar ein wenig zu empfindlich, aber doch ſo geſchrieben, daß ich, wie viele andre eheliche Chriſtenkinder mit mir, dem guten Moſes Unrecht geben und mit Aſmus die Achſeln zucken muß.

— — Ide.

Prediger an der Peterskirche zu Leipzig — unſtreitig der beſte unter den Leipziger Predigern, der ſich durch vernunftmäßigen Inhalt und geſchmackvollen Vortrag ſeiner Reden auszeichnet. Lebte er in einem freyen Staate, er würde viel zur Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen beytragen und — vielleicht auch geſunder ſeyn.

Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem.

Vicepräſident des Herzogl. Braunſchw. Oberkonſiſtorii, Abt zu Marienthal, Oberhofprediger ꝛc. — Es iſt merkwürdig, daß die ſpätern Arbeiten dieſes vortreflichen Mannes ſeine frühern ſo ſehr an Gründlichkeit des Inhalts ſowohl als an Schönheit und Feuer des Ausdrucks übertreffen.

treffen. Seine Predigten vom Jahr 1745 ⸗ 1757, wie matt, wie wortreich, wie ermüdend! Nur ein Publikum, das vielleicht nie in ſeiner Mutterſprache Muſter vollkommener Beredtſamkeit geleſen hatte, konnte ſie anſtaunen. — Im Gegentheil ſeine Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, welche reife Früchte des Nachdenkens und der Wahrheitsforſchung! und, welch eine männliche Beredtſamkeit, welch ein Schmuck des Vortrages, welch ein Feuer — in einem Greiſe, der als Mann noch faſt kalt ſchien! — Indeß dürfen wirs wohl offenherzig geſtehen, (unbeſchadet der Achtung gegen einen in allem Betracht ſo verehrungswürdigen Mann) daß auch dieſe Betrachtungen von unſerm Publico noch ein wenig zu ſehr angeſtaunt werden. Der Herr B. iſt Meiſter in der Kunſt, ſeine Gegenſtände, alle von ihrer vortheilhaften und gefälligen Seite vorzuſtellen, ihre ſchwache Seite zu verbergen, und ſeinen Auflöſungen dadurch ein ſo ſtarkes Kolorit zu geben, daß der gemeine Leſer nothwendig bezaubert und hingeriſſen werden muß. Sollte aber einmahl der rechte Mann darüber kommen, der mit unbefangenem Blick jede Blöße ausſpähet, jedes Ding in ſeinem wahren

ren Geſichtspunct beſchaut, ſich von keinen Farben der Beredtſamkeit blenden läßt, ſondern die Gegenſtände von allen ihren Seiten betrachtet; ſo dürfte ſichs leicht offenbaren, daß das aufgebaute Offenbarungsſyſtem keine Haltbarkeit hat, und — daß echte Religion von Wundern und unmittelbarer Offenbarung ganz unabhängig iſt.

* — — Joſt.

Das, lieben Chriſten! iſt ein pecus campi vom erſten Range. Tobend und wütend verſchreit er die Zaupſer, Weſtenrieder, Mülbiller, Ignaz Schmidt und andere rechtſchaffene und aufgeklärte Männer, und iſt ſonach ein Originalbelag zu dem Satze: daß dumme Menſchen gewöhnlich auch tückiſch ſind. — Er iſt ein Dominikaner in Bayern: Prior im Kloſter Landshut: proteſtantiſcher Apoſtat!

— — Iſenbiehl.

Ehedem Prof. der heil. Schrift und der morgenländ. Sprachen zu Maynz — * ward wegen ſeiner diſſ. über Eſ. 4, weil er die Stelle klüger erklärte, als es die Gewiſſen tyranniſirende

Kirche haben wollte, bis aufs Blut verfolgt und gemißhandelt: in der Folge aber denn doch wieder zu Gnaden angenommen und verſorgt. Neuerlich hat er ſollen Prof. der heil. Schrift und der morgenländiſchen Sprachen zu Freyburg im Brisgau werden, hat aber, weil er die verlangten Conditionen nicht erhielt, es ausgeſchlagen.

* — — Jüngken.

Iſt Paſtor zu Halle und — für Halle das, was der Göze für Hamburg war — der Nachtwächter auf der Burg Zion, der bald auf der Kanzel vor **Bahrdts** Briefen über die Bibel warnt, bald im Stillen über das Berliner Geſangbuch die Achſeln zuckt. — Er begann vorlängſt Inſpector und Konſiſtorialrath zu werden, aber eine **per anomaliam** verrichtete Kopulation machte ihm den Querſtrich. — Indeſſen iſt dadurch ſein Eifer für die Ehre der chriſtlichen Kirche noch nicht erkaltet. Vielmehr hat er noch vor Kurzem einen ruchloſen Perückenmacher, Nahmens **Reichardt**, der nichts weiter war, als ein fleißiger Mann von unbeſcholtenem Wandel; und bey dieſer heidniſchen Tugend nicht in Jüngkens Predigten und ſelten zur Kommunion kam, nahmentmentlich abgekanzelt und ſeinen Tod, der auf eine Auszehrung folgte, als ein Beyſpiel des göttlichen Zorns aufgeſtellt, denen zur Warnung, die nicht in die Kirche gehen. Und eben ſo hat er eine Jungfer Hofmann, weil ſie von ihrem Verlobten ſchwanger ward, ehe die heilige Hand des Prieſters ſie eingeſegnet hatte, öffentlich zur Schau geſtellt und auf der Kanzel dieſe heilloſe Ketzerey gerüget. Mehreres S. in der Standrede des Kanonikus Ziegra bey Götzens Sarge, S. 49.

* Johann Jung.

Hielt am Reſtaurationsfeſte der Maynzer Univerſität eine Rede de lapſu Adami et ſquelis, die in Abſicht auf barbariſche Sprache und barbariſchen Inhalt wenig ihres gleichen haben dürfte. Das unſinnigſte Thema — am Reſtaurationsfeſt, de lapſu — auf die unſinnigſte Art ausgeführt! — doch — er iſt ja ein Exjeſuit.

Leonhard Carl Juſti.

Profeſſor zu Marpurg, hat zuerſt im Jahr 1774 ſich durch ſeinen Weiſſagungsgeſang Moſes als einen Mann von Kopf und Geſchmack gezeigt. Er iſt gewiß einer unſerer weiſen Männer, die das Joch der Religionsvorurtheile abgeworfen haben, nur daß ihn Furcht vor der chriſtlichen Klopffechterey nöthigt ſeines beßern Glaubens im Stillen zu leben. — * Darum iſt er auch nun Oberpfarr in Marpurg geworden.

* Immanuel **Kant.**

Unter den Europäiſchen Philoſophen der Erſte: hat aller ſpekulativen Philoſophie, in ſo fern ſie, ohne ſich an Erfahrung zu halten, in dem bodenloſen Oceane der Ideen herumſchwärmet, ſelbſt den letzten tödtlichen Stoß verſetzt. Was man noch hier und da aus der alten **Leibnizſchen** und **Wolfſchen Schule** hört, **iſt nichts als** das Gewimmer oder Gekrächze der Verzweiflung der Sterbenden. Er zeigte ſich zuerſt als einen großen Kopf in dem anonymen Buche: **Allgemeine Naturgeſchichte**, oder **Theorie des Himmels**, Königsberg und Leipzig 1755. Herrn **Lamberts** ganze Theorie, mit der er in ſeinen Coſmologiſchen Briefen 1761. ſo viel Aufſehn machte, iſt in dem **Kantſchen** Büchlein von 1755 ſchon gänzlich bis auf die kleinſten Züge zu leſen. — Im Jahr 1763 verſetzte er dem Beweiſe a priori für das Daſeyn Gottes den erſten Stoß in dem Buche: der einzige mögliche Beweisgrund zu einer Demonſtration ꝛc. aber er war damahls mit ſeinem Syſtem noch nicht aufs Reine. — Im Jahr 1770 erſchien die wichtige Schrift: De mundi ſenſibilis atque intelligibilis forma et principiis, als Vorläufer ſeiner Kritik, in der er allen Dogmatikern auf einmahl das letzte Urtheil geſprochen hat. Dieſes Werk iſt die Frucht von einem Nachdenken von 30 Jahren: und dreyßig Jahr hindurch dachte Kant darüber. Nun begreife es der Himmel, wenn Eberhardt die Naſe darüber rümpft. Wegen ſeines etwas ſchweren Styls ward er lange bloß angeſtaunt. Der Höchſtſ. König von Preußen lenkte die Aufmerkſamkeit der Deutſchen zuerſt auf ihn, in ſeiner Litterature Allemande. Er kannte und ehrte ihn ſchon ſeit 1755. aus ſeinen Theorien des Himmels. Die allg. Litteraturzeitung hat das Verdienſt, allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ihn erregt zu haben. Jetzt kabaliren bloß die Leibnizianer und Baumgartenianer gegen ihn. Es wird ſich aber wohl mit der Zeit legen. Denn neben Kant muß auch ein Eberhardt noch Chapeau bas ſtehn.

* — — Karſtedt.

Prediger und Inſpector zu Azendorf, im Magdeburgiſchen; ein würdiger Greis, der ſchon vor funfzig Jahren wußte und glaubte, was die Weiſen des letzten Decenniums zuerſt laut geſagt haben. Er hat nie etwas anders als die moraliſche Religion geprediget, und ſeine Gemeine hat durch Entbehrung der Myſteriologie in ihrer zeitlichen und geiſtlichen Wohlfahrt keinen Abgang verſpürt.

J. A.
Chriſtian Bernhard } Kayſer.

Erſterer, Pfarr zu Maſſenheim in der Grafſchaft Epſtein, iſt auch auf den theologiſchen Kampfplatz getreten, und tunkte im Taumel die Feder in ein Bennerſches Tintenfaß, und ſchrieb, ſeinem Blödſinne ein Monument zu ſetzen, das gerettete Eden von den falſchen Erklärungen D. Bahrdts. — Letzterer, Oberpfarr zu Mark Oldendorf hat verſchiedene theologiſche Schriften aus dem Engliſchen überſetzt.

* Chriſtian David Keßler.

Diaconus in Owen an der Teck, hat den Hiob gedolmetſcht und mit einer magern Vorrede des Kanzlers Sartorius in die Welt geſchickt. — S'iſt Melis, gegen den Hufnagels Arbeit immer Raffinat bleibt.

* — — Kinderling.

Iſt Diaconus in Calbe. Er hat viel, beſonders hiſtoriſche Kenntniſſe, im Gedächtniß: aber philoſophiſcher Geiſt fehlt ihm. Von alter Dogmatik ſtrotzen ſeine Predigten. Und eifrig verfocht er die Ohrenbeichte gegen den Inſpector Müller. Doch hat er mit allen Schleichereyen kaum es erhalten können, daß ein Zwölftel der Einwohner der Ohrenbeichte treu geblieben ſind.

Erich Chriſtian Kleveſahl.

Ehedem Profeſſor der Moral in Gieſſen, jetzt Superintendent in Türkheim an der Hardt — hat einige Predigten und Gedichte herausgegeben, die herzlich elend ſind. Der Mann iſt ohne alles Talent, und — weiß es nicht.

* Jakob Friedrich Klemm.

Specialſuperintendent in Nürtingen, hat ein hebr. Elementarbuch herausgegeben. Aber prophetiſche Stellen und Salomoniſche Sentenzen ſind ſchwerlich für ein Elementarbuch, welches leichtere Stücke enthalten müßte. Er iſt übrigens ein geſchickter Mann.

* — — Kletſchke.

Feldpropſt in Potsdam; ein ganz aufgeklärter Mann. Philoſophie, Geſchichte, Römer und Griechen ſind ſeine Vertrauten. Er iſt, wegen ſeiner Schärfe im Examiniren, das Schrecken der Candidaten.

* J. E. Klügel.

Propſt des Kloſters zu Frankenberg und Superintendent zu Seeſen. Wir haben Predigten von ihm, in denen geſunde Moral in einem natürlichen Tone vorgetragen iſt. Nur iſt er zu wortreich, und weiß in ſeine Materie nicht tief genug einzudringen.

— — Knapp.

Auſſerordentlicher Profeſſor der Theologie zu Halle; einer unſerer fleißigſten und einſichtsvollſten Exegeten, deſſen Pſalmen-Ueberſetzung zur Zeit die beſte iſt, die wir haben. Als Theolog iſt er faſt völlig vom Vorurtheil entfeſſelt. Nur Klugheit und angebohrne Schüchternheit halten ihn von lauten Bekenntniſſen zurück. Unter den Docenten hat er den ſtärkſten Applaus. Er iſt dabey ein Mann von dem beſten Herzen und ausnehmender Beſcheidenheit * und Sanſmuth. Er iſt nun Profeſſor ordinarius und doctor theologiae. Sein für ſeinen Applaus zu enges Auditorium macht viele junge Leute ungeſund.

Franz Anton Knittel.

Herzogl. Konſiſtorialrath und Generalſuperintendent zu Wolfenbüttel. Sein Verdienſt iſt Kritik und Sprachkunde. Mit der Dogmatik ſcheint er ſich nicht gern zu bemengen. Wir haben von ihm Ulphilae verſionem gothicam nonnullorum &c. — Beyträge zur Kritik ꝛc. und Kunſt zu Katechiſiren, welche alle drey ſeinen Einſichten Ehre machen.

* Johann Friedrich **Koch.**

Ein Wiener Skribent. Jüngſt ſah ich ſein Glaubensbekenntniß eines ächten Katholicken ꝛc. und dachte: ſi tacuiſſet &c. — Man ſieht, daß der Mann ſich über die chriſtlichen Hammelsköpfe erheben will und doch nicht kann. — Der craſſe Katholik guckt überall durch. Noch iſt gar keine wahre Aufklärung in ſeinem Kopfe.

Johann Balthaſar **Kölbele.**

Ein Advokat zu Frankfurt am Mayn, dem der böſe Feind mit ſtarken Anfechtungen zuſezt. In einem ſolchen Paroxiſmo ſchrieb er zwey Schreiben an Hrn. Moſes Mendelsſohn, worin er den Berliner Philoſophen ermahnte, ſich von Lavatern zum Chriſten machen zu laſſen, und — ſeinen Verſuch über die Wunder. * Dergleichen Sächelchen ſind gut als emetica zu gebrauchen, für Leute von Geiſt.

* — — **Körner.**

Erſter Prediger in Schönebeck. Er iſt der Held des Schummelſchen Romans, Spitzbart genannt. Die vornehmſten Scenen deſſelben, beſonders die des Iſraelchens, ſind alle in ſeinem Hauſe abgezeichnet. — Er predigt Orientalismen und Liederverſe.

Heinrich Martin Gottfried Köſter.

Profeſſor der Philoſophie zu Gieſſen. Man wird nicht leicht einen Mann finden, der bey einem ſo beträchtlichen Grade von Unwiſſenheit, eine ſolche Dreiſtigkeit beſitzt, in allen nur möglichen Fächern der Gelehrſamkeit, Schriftſteller und Kunſtrichter zu werden, ſo bald ihm ein Verleger nur einige Gulden honorarium biethet. Er iſt ſeines Handwerks ein Schulmann (ehedem Rector zu Weilburg) ſchrieb aber wahres Küchenlatein. Jetzt ſudelt er in verdorbenem Deutſch; Hiſtorie, Oekonomie, Statiſtik, Theologie, Philoſophie, Pädagogik — alles — wie die Titel ſeiner zahlloſen Schriften ausweiſen. Sein chef d'oeuvre iſt unſtreitig die demüthige Bitte an die großen Männer welche keinen Teufel glauben. Seit einigen Jahren ſchreibt er zwey periodiſche Schriften, die neueſten Religionsbegebenheiten, beyde im Kriegerſchen Verlage, welche die ſtupiden Recenſenten, ſonderlich die in der Jenaiſchen Zeitung, den Hammelsköpfen des

Deutſchen Publikums ſo baßlich anzupreiſen wiſſen. Wir liefern am Ende dieſes Almanachs ein Par Reſcripte, die dieſes ſeichten Kopfes wegen aus dem Darmſtädtiſchen Geheimenrathskollegio ergangen ſind, und die einen einſichtsvollen Koncipienten verrathen. — Beyläufig: in Steinbach, im Naſſauiſchen, wohnt auch ein Röſter, aber ein Mann von ſeltenen Kenntniſſen und Herzen. Er lebt in Obſcuro — nur wenig Edlen bekannt. — So gehts in der Welt! πολλοι κλητοι, ολιγοι δε εκλεκτοι.

Johann Benjamin Koppe.

Generalſuperintendent in Gotha. Sein N. Teſt. gr. perp. annott. illuſtratum iſt ein opus aere perennius. Er iſt ein Mann von gründlicher Gelehrſamkeit, wahrer Aufklärung und — liebenswürdigem Charakter — mit Recht der Liebling ſeines vortreflichen Fürſten und der Gegenſtand der Achtung aller Edlen. — Als Kanzelredner hat er mir durch die auſſerordentliche Wärme gefallen, mit welcher er ſpricht und die Zuhörer überzeugt, daß ſeine ganze Seele voll iſt von ihrem Gegenſtande. Nur fürchte ich, daß er ſeine Bruſt dabey zu ſtark angreift.

* Matthias Auguſt Kramer.

Paſtor in Quedlinburg: hat chriſtliche Unterhaltungen geſchrieben, wo ich eine geſunde Moral aber trockne Theorie gefunden habe. Er hat nicht die Kunſt der Verſinnlichung ſtudirt. Man lieſet und — ſchläft ein.

* Joſeph Kreuzenſtein.

Wir haben von ihm eine Vertheidigung der Reformation in Deutſchland, die höchſt elend iſt. Solche Apologien ehren Joſephs Thaten gewiß nicht.

* — — Kühnöhl.

Der Mann verdient wirklich im Kirchen- und Ketzer-Almanach zu ſtehn. Er predigte einmahl über das Evangelium von Speiſung der 4000 Mann, und unterſuchte mit großer Gelehrſamkeit, wie groß die Brote geweſen ſeyn könnten (S. die Antiquitäten de piſtura veterum!) die Jeſus damahls verſchnitt; und verſicherte, daß es, wenn man auch Guldenbrote annehmen wollte, dennoch ein wahres göttliches Wunder geweſen ſey. — Nota bene: bene reſpondere &c. Er iſt Prediger in Leipzig.

Johann Theodor Künneth.

Konſiſtorialrath und Archidiakonus zu Bayreuth, hat einige wäßrichte Predigten drucken laſſen, und ein Zeit- und Handbüchlein für Freunde der theologiſchen Lektüre. Man ſieht wohl, daß er ſich gar zu gern über die gemeine Sphäre des großen Haufens ſeiner Amtsbrüder emporheben möchte, daß aber Kraft und Entſchloſſenheit, dem Aberglauben zu entſagen, ihm noch gänzlich fehlen. * Seine Sammlung auserleſener evangeliſcher Lieder hat bereits die dritte Auflage erlebt; und doch iſt und bleibt ſie elend. Am abgeſchmackteſten ſind die häufigen Betereyen gegen den Teufel, die in dieſer Sammlung vorkommen.

* C. D. Küſter.

Konſiſtorialrath in Magdeburg; hat des Zwingli Anmerkungen über den Matthäus überſetzt. Nachher wollte er doch auch gern ein Produkt ſeines eignen Geiſtes liefern, und ſchrieb: **Beſchäftigungen Gottes in ſeiner idealen Welt, von Erſchaffung der Körper- und Geiſterwelt.** Und da ſahe man, daß ihn Gott unter die Armen am Geiſt geſetzt habe, die, ſtatt über die ideale

Welt zu philoſophiren, erſt die wirkliche buchſtabiren lernen ſollten.

Johann Caſpar Lavater.

Wenn ich von einem Manne ſage, er hat ein gutes Herz, ſo meine ich das ſo: er ſey ſich bey allen ſeinen Handlungen, die er mit Ueberlegung thut, der Abſicht bewußt, etwas gutes, d. h. nützliches und gottgefälliges zu thun, und ich ſchließe damit keines Weges und bey keinem einigen Menſchen anderweite Motiven (z. B. Eitelkeit, Erwerbluſt, Ruhmbegierde,) aus, die neben jenem Motiv der Liebe und des Wohlwollens wirkſam ſeyn können — ob ſie gleich wenig oder gar nicht zum Bewußtſeyn kommen — weil ſich der Menſch, der gut ſeyn will, ſehr bald gewöhnt, — ſich nur jener edlen Motiven bewußt zu bleiben — indeß daß die andern, ihm unbewußt, in der Tiefe ſeines Herzens doch auch ihre Triebſamkeit behalten. — Ich ſetze dieſe Erklärung (die ich überall zum Grunde lege, wenn ich an einem Manne wegen ſeines Charakters Lobſprüche mache — weil es ja unter dieſem Monde in keinem andern Sinne einen guten Menſchen gibt — vielleicht auch in keiner andern Welt einen gibt — vielleicht kein andrer möglich iſt) beſonders hier voraus, weil ich eben im Begriff bin, von Lavatern zu ſagen, daß ich ihn für einen der beſten Menſchen halte. — Ich habe ihn genau kennen lernen, und das Urtheil, was ich von ihm im erſten Augenblicke fällte, da ich ihn ſah, iſt mir in allen Auftritten ſeines Lebens wiedergekommen: daß wenig Menſchen ſo warm, ſo eifrig für das erkannte Gute ſind, als er: daß wenige von dem Wunſche zu nützen, zu beſeligen, ſo durchdrungen ſind, als er: daß wenige ſich des Beſten der Menſchheit ſo innig erfreuen, und an der Begierde, für daſſelbe ihr ganzes Leben wirkſam zu machen, ſo entbrannt ſind, als er: dieß nenn' ich Lavaters entſchiedenen Werth von der Seite des Herzens. Wie nun damit jene Spuren von Eitelkeit und andern Schwachheiten, die ihm einige vorgeworfen haben, ſich vereinigen laſſen, wird aus meiner obigen Erklärung leicht zu begreifen ſeyn. Laßt uns auch ein Par Worte von dem Werthe ſeines Kopfes ſagen. Daß Lavater ein Denker iſt, wird ihm niemand abſprechen. Aber zwey Dinge machen es ihm unmöglich, ein philoſophiſcher Denker zu ſeyn. Dazu gehört ein Mann, der, wenn er in das Weſen der Dinge eindringen, ihre verſchiedenen Seiten aus verſchiedenen Standpunkten betrachten, ihre Verbindungen, Urſachen, Wirkungen, Verhältniſſe wiſſen will, nur denkt — nicht zugleich hört, ſieht, empfindet. Aber Lavater denkt nie, ohne dabey zu ſehen, zu hören und zu empfinden. — Bey jedem Gegenſtande intereſſirt ſich ſeine Phantaſie. Sie kettet gleich alle Ideen an ſinnliche Gegenſtände; ſieht ſie nun an ihnen und mit ihnen. Und ſo gehts ihm, wie einem Menſchen, der immer das Mikroſcop vor Augen hat. Er ſieht überall ſo viel auf einmahl, alles ſo extendirt, ſo koloſſaliſch, daß das Reſultat ſeiner Reflexionen immer größer und überſpannter wird, als es werden ſollte — immer ſo, daß andre Menſchen, die ohne Mikroſcop ſehen, nicht begreifen können, wie es zugeht, daß der Mann die nämlichen Gegenſtände alle anders fand, und von ihnen anders urtheilte, als ſie. Und dieſer mikroſcopiſche Blick ſeiner gränzenloſen Phantaſie, die alle Augenblick ſich auf den Verſtand ſetzt, und mit ihm in die weite Welt hineinjagt, macht, daß ſein an ſich ſo warmes, gefühlvolles Herz, ſich ſo plötzlich entzündet, und — daß hernach das Intereſſe, welches ſein Herz nahm, ihn vollendes hindert, dasjenige zu ſehen, was nur der kalte Vernunftmenſch ſehen konnte. Aus dieſer Quelle kommen denn alle Lavaterſchen Verirrungen: beſonders in der Religion, und vornehmlich in ſeinen Aeuſſerungen über Glauben und Kraft des Gebets; wobey noch dieß in Rechnung gebracht werden muß, daß Lavater auch kein Sprachkenner iſt, und für die exegetiſche Seite dieſer Materien, die doch die wichtigſte iſt, gar keinen Sinn hat. So muß man ſich auch die ſchwachen Urtheile dieſes Mannes über Bonnets philoſophiſche Unterſuchung der Beweiſe für's Chriſtenthum und ſeine Zudringlichkeiten gegen Moſes Mendelsſohn, lediglich aus dem Mangel kalter und ruhiger Philoſophie und Unkunde hiſtoriſcher und philologiſcher Beläge begreiflich machen. Nehmen wir dazu die täglichen Kniebeugungen und Abgöttereyen, welche ſeine Schmeichler mit ihm treiben, und die nothwendig auch den ſtrengſten Selbſtbeobachter zuletzt täuſchen, und mit dem Nebel einer vermeinten Infallibilität umhüllen müſſen, ſo dürfen wir uns nicht entrüſten, wenn wir in dem Buche J. C. Lavaters und eines Ungenannten Urtheil über H. Steinbarts Syſtems des reinen Chriſtenthums mit Zuſätzen

Zuſäzen von D. J. S. Semler, Halle 1780 bey ſo viel faden Aeuſſerungen einen ſo hohen Grad von diktatoriſcher Alleinweisheit gewahr werden. * In neuern Zeiten ſind nun jene Abgöttereyen mit jedem Tage höher geſtiegen und haben den Mann, wie es ſcheint, wirklich ſo weit gebracht, daß er ſich für nichts weniger als einen Inſpirirten hält, der nicht mehr irren kann: daher er in ſeinen Betrachtungen über die wichtigſten Stellen der Evangeliſten geradezu verſichert, daß ſie etwas ganz Unverbeſſerliches ſind. Die allg. d. Bibliothek ſagt wirklich mit Recht: daß der Weihrauch, den man ihm jezt überall ſtreut, ihm den Kopf ſchwindelig gemacht habe. Denn wenn ein Mann ſo wenig Einſicht hat, daß er z. B. den paraboliſchen Ausdruck Chriſti, Gott hat alle Haare auf eurem Haupte gezählet, für einen eigentlichen nimmt, und nun in den gedachten Betrachtungen ſagt, daß er an jedem Morgen, wenn er ſich die Haare auskämme, daran denke und daß ihm auch die mit dem Kamme ausgezognen Haare, vor denen man ſonſt ſich ekelt, nun heilig und reſpektabel werden — ſo muß man ihn ſchlechterdings für einen Phantaſten halten, wenn er ſolch Gemär für unverbeſſerliche Betrachtungen die Reden Jeſu ausgibt. — Das größte Monument ſeiner zunehmenden Geiſtesſchwäche iſt ſein Pilatus. Denn wahrlich, nirgends habe ich in einem Buche ſo viel Schwärmerey und Nonſens gefunden, als in dieſem Pilatus — deſſen langer Titel ſchon bezeugt, daß es der gute Mann gleichwohl für ſein Meiſterſtück halte. — Auch hat mich die Geſchichte mit Waſern, zu dem er ſich ins Gefängniß ſchlich, um mit ihm von der Kelchvergiftung zu ſprechen und hernach, (ſeine Schande, die ihm das von ihm erträumte Mährchen machte, zu mänteln) zu thun als ob Waſer nur aus Apoplexie des Verſtandes nicht gebeichtet hätte — an ſeinem Charakter ein wenig irre gemacht. — Unlängſt erzählte mir ein ſicherer Freund, daß der berühmte Comte de Mirabeau (der Lavatern neben Caglioſtro aufgeſtellt hat) ihn geſprochen, und ſo von ihm bezaubert worden ſey, daß er ihn mit Thränen um Verzeihung gebeten — und durch anhaltendes Schluchzen und Weinen zu erkennen gegeben habe, daß er untröſtlich ſey, über den Vorwurf, Lavatern verkannt zu haben. — Wenn die Anekdote wahr iſt, ſo iſt mirs ein Originalbeleg zu der Wahrheit, daß Täuſchungen der Phantaſie auch den hellſten

Verſtand irre führen können. — Im Anfange des verfloßnen Auguſts hat Hr. Lavater eine apoſtoliſche Reiſe gethan, zu welcher ihn eine hohe Dame aufgefordert haben ſoll, um durch ſeine Wunderkraft ein Männerherz an — anzuſchmieden: wo aber leider die Wunderkraft durch die Naturkraft der geſunden Vernunft beſiegt worden iſt. Auf dieſer Reiſe iſt er auch durch Halle gezogen und von großen und kleinen Männern begafft und angeſtaunt worden. Am Galgthore hielt er mit ſeiner Geſellſchaft ſtill, und wollte bey dem nächſten Profeſſor ſeine Viſiten anheben, und das war Semler. Ein Student aber hörte die Deliberation und erboth ſich, die Herren zum nächſten Profeſſor zu geleiten. Dieß war ein Anbeter des Hrn. Niemeier, welcher ſich freute, der Eitelkeit ein Opfer bringen zu können, und führte alſo die Herren, zu denen er ſich in den Wagen geſetzt hatte, Semlern, Nöſſelt und anderen vorbey, zu Hrn. Niemeier. — Auf ſeiner Viſitenliſte hatte er auch den Ketzer Bahrdt. Aber ein Jemand ſagte ihm, daß Bahrdt in ſeinem Garten wohne und beſchrieb ihn den ſo abgelegen, daß er den Entſchluß aufgab, ihn heimzuſuchen. — Ein gewiſſer Profeſſor, welcher das

Rauſchen des Schweizerwindes gehört, aber nicht für gut gefunden hatte, ſich anwehen zu laſſen, weil er fremde Sprachen ohne dieſen Wind gelernt hat, fragte den Tag darauf einen hochwürdigen Herrn, was er denn in aller Welt Groſſes und Seltenes an dem Menſchen gefunden habe? Und der hochwürdige Herr antwortete ihm, nach einigen Augenblicken der Verlegenheit: „O der Mann hat eine unnachahmliche Herzensſprache!“ Oho!

* Johann Gottfried Andr. Lemriz.

Paſtor und Inſp. in Derenburg bey Halberſtadt, hat einen Unterricht für Schüler, die ſtudieren wollen, geſchrieben, der von groſſer Armuth des Geiſtes zeugt. Auch die Schreibart iſt elend.

Gottfried Leß.

D. und Prof. der Theologie zu Göttingen — ein Mann der durch ſeinen vortreflichen Charakter und ausgebreitete Kenntniſſe ſeinem Stande Ehre macht. Schade, daß er, der Wahrheit ſo liebt und ſo redlich ſucht, ſie immer nur wie die Sonne hintern Wolken ſehen muß. Gewiß liegt die Schuld weder an ſeinem Kopf, noch an ſeinem Herzen. Geſpenſter! Geſpenſter! — wir wollen nicht deutlicher reden. Seine Predigten von der chriſtlichen Mäßigkeit und vom innern Gottesdienſt ſind leſenswerth, ob ihnen gleich etwas mehr Feuer der Beredtſamkeit zu wünſchen wäre. Die Paſſionspredigten (zwey Theile) ſind ſehr für das Herz — nur ihre dogmatiſche Seite behagt uns nicht. Seine Moral hat den Fehler, den alle unſere chriſtlichen Moralen haben, daß ſie den Menſchen zu übermenſchlich machen, und ihm alles als Pflicht und Gottesdienſt zeigen, da doch alles mehr Anweiſung zum weiſen Genuß dieſes Lebens ſeyn ſollte. Sein dogmatiſches Lehrbuch kann ich — nicht genießen. Es iſt, laßt uns freymüthig reden, was auch der große Haufe für Geſichtsverzerrungen mache, das alte Ragout mit friſcher Soße. * Seine neuere Schrift über Religion — deren Geſchichte, Wahl und Beſtätigung, 3 Theile, zeugt von Beleſenheit, Studium und Beſcheidenheit. Aber philoſophiſchen Geiſt und Entfeßlung von dogmatiſchen Vorurtheilen vermiſſe ich.

Gotthold Ephraim **Leßing.**

Ha! willkommen Mann Gottes! ſez' dich — — du haſt den gerechteſten Anſpruch auf einen der erſten Plätze in den Subſellien der chriſtlichen Kirche. Dein Berengarius iſt ein Muſter kritiſcher Unterſuchung, das noch kein Theolog dieſes Jahrhundertes, wenigſtens kein orthodoxer, dir nachgemacht hat. Wahrhaftig, ich kanns nicht leſen, ohne im Nahmen aller meiner Herren Kollegen darüber zu erröthen. — Deine Fragmente – ſind das wahre Karthago für die chriſtliche Kirche, woran die Streiter Zions noch lange ihre Kraft üben, und gewiß nie aus einem Gefecht kommen werden, ohne etwas Neues gelernt zu haben. — — Unter uns geſagt, mir dünkt, das Buch war mit im Plan der Erziehung des *Menſchengeſchlechtes*. Wenigſtens machts der weiſe Edukator ſo, daß er den Kindern die Gegenſtände zur Bildung des Kopfes und Herzens nur roh hinlegt, und ſie nöthigt durch Induſtrie dieſelben genießbar zu machen. Auch die Natur gibt uns z. B. den Wein erſt mit Unflath und Treſtern, und Kultur muß ihn trinkbar machen. Und daß in deinen Fragmenten auch Unflath und Treſter ſind, wirſt du wohl am beſten wiſſen. —

Was die Erziehung des Menſchengeſchlechtes endlich betrift, ſo darf ichs wohl ſagen — daß ſie meine Begierden nach Wahrheiten gereizt, aber nicht befriedigt hat. Indeß, für unſer groſſes Publikum iſts eine Melone, die es mit Schalen und Kernen hinterißt. Ich habe nur das Fleiſch unter der dicken Schale gegeſſen, und bin eben deswegen nicht ſatt geworden. Du wirſt mir das Geſtändniß nicht übel nehmen. — * Nach deinem Tode hat dich Jakobi allzu raſch zum Spinoziſten gemacht, Mendelsſohn dich allzu empfindlich vertheidigt, und Asmus hat deinen Kläger und Defenſor recenſirt. — Wirſt lächeln, wenn du drüben davon hörſt. — Leb wohl, Mann Gottes!

* Ph. J. Lieberkühn.

Iſt einer unſerer gründlichſten und Erfahrung-reichſten Pädagogen. Seine in Padua gekrönte Schrift: Verſuch über die Mittel, in den Herzen — Menſchenliebe zu erwecken: ſo wie ſein Verſuch über die anſchauende Erkenntniß, erproben einen philoſophiſchen Geiſt, der durch lange Uebung im Denken, ſich über Täuſchung und Vorurtheil ganz hinaus geſchwungen hat.

* Samuel Chriſtoph **Lizmann.**

Prediger zu Plauen. Sein Freund **Hane,** Prediger in Werſten, hat einige Predigten und Aufſätze von ihm herausgegeben und eine meiſterhafte Biographie vorangeſchickt, aus welcher ich an dem Hrn. Lizmann einen aufgeklärten und wohlwollenden Mann kennen lernte und nichts mehr bedauerte, als daß er — todt iſt.

* J. G. B. **Lobethan.**

Profeſſor in Zerbſt. Seine Nebenſtunden ſind aus den Zeiten der moraliſchen Wochenſchriften, d. h. ſie ſchmecken mir wie Coffe, dazu Lazarus die Bohnen und Simſon das Waſſer getragen hat — fromm, faßlich, geſund — aber nicht eine Stelle, die einen neuen oder in einem neuen Lichte dargeſtellten Gedanken enthielte.

Johann Michael **Lobſtein.**

Iſt ein unwiſſender Schwärmer. Man machte ihn zum Profeſſor in Gieſſen; ſahe ſich aber ſehr bald genöthigt, (weil er auf den Studentenſtuben umherging und die jungen Leute fragte: ob ſie auch Wiedergebohrne wären; und ſich durch andere frappante Merkmahle von Schwachſinn und Ignoranz zum Geſpött machte,) ihn von der Univerſität wegzunehmen und auf ein Landſtädtchen als Inſpector zu verſetzen.

* — — Löfler.

Ehedem Feldprediger bey den Gens d'armes, jetzt Profeſſor der Theologie und Inſpector der Kirchen und Schulen zu Frankfurt an der Oder. Das iſt ein Mann, der alles in ſich vereinigt, was man von einem aufgeklärten Theologen wünſchen mag: philoſophiſchen Geiſt, Bekanntſchaft mit Römern und Griechen und — Geſchichtskunde. Von ihm iſt der Verſuch über den Platonismus der Kirchenväter, den wir allen empfehlen, welche aus der Eyerſchale der Orthodoxie endlich herauskriechen und hinter die Wahrheit zu kommen Luſt haben.

Siegmund Friedrich Lorenz.

Doctor und Prof. der Theol. und Prediger zu Strasburg, iſt das Orakel derer, die die Franzöſiſchen

zöſiſchen

zöpfiſchen Hauben und Coeffüren für Merkmahle der Unwiedergebohrnen halten. * Er war ein großer Anbeter von Lavatern. — Seine Seele wohnt jetzt in einem Orangoutang, weil ſie verurtheilt worden iſt, ihre Wanderung von vorn an zu machen.

Philipp Ernſt Lüders.

Propſt und Hofprediger zu Glückſtadt, hat viel Gutes über Acker- und Gartenbau geſchrieben, und iſt in dieſem Fache claſſiſcher Autor. Ein anderer, Franz Herrmann Heinrich Lüder, Superintendent zu Danneberg, hat auch Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens in Niederſachſen (zwey Theile) geſchrieben, welche unter die beſten Bücher dieſer Art gehören.

Johann Balthaſar Lüderwald.

D. und Herzogl. Braunſchw. Superintendent zu Vorsfelde. Seine diſſert. de pacto inter deum patrem et filium 1764 verdarb uns ſchon ehemahls den Appetit, und bald zeigte er durch eine ſchwache Schrift von der Stärke des Beweiſes für die Gottheit Chriſti und des h. Geiſtes 1765, und durch ſeine Hiſt. und Theol. Anm. über 1

Joh. 5, 7. endlich, durch ſeine Geſchichte der neuern Bewegungen über die Offenbarung Johannis, daß ihm die Decke Moſis noch vor den Augen hänge. * Er fährt noch immer fort in kleinen Schriften zu polemiſiren und den alten Glauben mit alten Gründen zu vertheidigen. Am leichteſten ward es ihm, den Horus zu widerlegen.

* Johann Chriſtoph **Lukas.**

Iſt durch ſeine ſelbſt verlegten Invectiven gegen Bahrdt bankerut geworden und endlich Hungers geſtorben. S. den vorherg. Almanach.

Friedrich Germanus **Lüdke.**

Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin — ein Mann, den man ſchätzen und lieben muß, ſo bald man ihn ſieht. Sein Kommunionbuch iſt mit dem Hermesſchen unſtreitig zur Zeit das beſte in Deutſchland. Aber ganz voll Geiſt und Kraft iſt ſein Buch über Toleranz und Gewiſſensfreyheit. Berlin 1774. 8. * Von aller Anhänglichkeit am Zweiglauben iſt er indeß noch nicht frey.

Angelus März.

Iſt der theure Kirchenlehrer im Kloſter Scheuern, der euch Teufel und Geſpenſter glaubt, ſo viel ihr haben wollt. Wem die Vapeurs nicht fort wollen, der leſe: 1) Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkende und thätige Hexerey — 2) Kurze Vertheidigung der thätigen Hex- und Zauberey — 3) Neue Vertheidigung wider die geſchwülſtige Vertheidigung der betrügenden Zauberkunſt — 'S iſt Zeug zum Wälzen.

Friedrich Adolph von der Mark.

D. und Prof. der Rechte am akad. Gymn. zu Lingen: ehemahls Prof. zu Gröningen, wo er, in ſeinen Vorleſungen übers Naturrecht, allerley einfließen ließ, das der Holländiſchen Erbſünde zuwider war; daher ihn die Synode im Jahr 1772 verurtheilte und nöthigte, als ein Vater neun lebendiger Kinder ſeinen Stab weiter zu ſetzen. Die Geſchichte ſeines Proceſſes iſt äuſſerſt merkwürdig. Sie enthält unvergeßliche Denkmahle von Dummheit, Bosheit und — Schädlichkeit aller Sektenreligionen. *Er ward nachher nach Gröningen berufen und hat neuerich wieder eine Stelle in ſeinem Vaterlande erhalten, als Profeſſor am Gymn. ill. zu Deventer.

* — — Maſch.

Seine Predigten ſind herzlich ſchlecht.

* — — Maſius.

Ein Leipziger Magiſter, der in allen Wiſſenchaften — ein trübſeliger Ignorant iſt, und eben darum ſich an die Theologie gemacht und einen Plan zur Vereinigung der Catholiken und Proeſtanten entworfen hat. — Um etwas in der Welt vorzuſtellen, hat er ein Schild ausgehangen, Korreſpondent — und nachher, der Variation halben — Agent der Gelehrten: obſchon nie ein wahrer Gelehrter ſich mit ihm eingelaſſen, vielweniger ihm Geſchäfte übertragen hat. — Einſt war er des v. Groſſing Agent: der ihn aber im Damenjournal Erbrechung ſeiner Briefe und andere Unredlichkeiten öffentlich Schuld gegeben hat. — Unlängſt hat er das Bürgerrecht in Calbe geſucht, und ſich, weil er da einen Korb bekam, nach Köthen gewandt, wo man ihn aufgenommen hat. — Im politiſchen Journal ſteht, daß vom Dreßdner Hofe Befehl an die Leipziger

Univerſität ergangen ſey, ihn über ſeine Religionsvereinigerey zu vernehmen — beſonders aber ihn über den Preis von 12000 Thalern zu konſtituiren, den er demjenigen öffentlich verſprochen hat, der die Gottheit Chriſti und die Verſöhnungslehre widerlegen würde. — Ich meines Orts halte den Menſchen für verrückt.

* — — Mazzioli.

Einer der Wiener Hammelsköpfe, denen jede Aeuſſerung des geſunden Menſchenverſtandes Krümmen im Leibe verurſacht.

* Joh. Heinr. Ludw. Meirotto.

Ein vortreflicher Schulmann. Mit Römern und Griechen iſt er vertraut. Auch iſt philoſophiſcher Geiſt nicht fern von ihm. Sein Vortrag iſt lichtvoll und angenehm. Sein äuſſerlicher Anſtand hat Würde. — Der Höchſtſel. König ſchäzte ihn ſehr. Er iſt Rector am Joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin.

* — — Melchow.

Prediger in Woitsdorf in Schleſien. Ein ſehr aufgeklärter Mann, der ſeinen Bruder in

Kup=

Ruppersdorf an Geiſtesſtärke eben ſo überwiegt, als er von ihm an Schwere des Körpers und Beutels überwogen wird. Letzterer kann kaum ruhſten und thut ſich bey 20000 Thalern bene.

Aloyſius Merz.

Ein chriſtkatholiſcher Controverspredigerzu Augsburg – von dem Salomo weiſſagt, wenn er ſpricht: „ſo du den Narren in einen Mörſel thäeſt und ſtampfteſt ihn wie Grütze, ſo wiche ſeine Narrheit nicht von ihm." * Er hat am Feſt der heil. Hilaria gegen den Oberkonſiſtorialrath Büching gepredigt, und denſelben bis in die unterte Hölle verdammt, darum, daß er das prachtolle Hochamt des Papſtes in Wien mit der Simlicität des Abendmahls Chriſti verglichen hatte. Er nimmt dabey Gelegenheit, die Falſchheit der roteſtantiſchen Kirche eben daher zu beweiſen, weil ihr die Pracht des Gottesdienſtes fehle. — Aber mit Erlaubniß, Herr Merz! was würde Er wohl ſagen, wenn Kaſimir Lange ihm einwenete: der Apoſtel Paulus habe ja gemeint, der Weiber Schmuck ſolle ſeyn nicht in Perlen und Haarflechten, ſondern in Keuſchheit und Tugend: und dann fragte: warum denn das Weib Chriſti, die Kirche, mit Geld und Perlen ſtolziren ſolle!

Johann David Michaelis.

Profeſſor zu Göttingen und Ritter des K. S. Nordſternordens. Ihm gebühret unſtreitig das Lob, daß er das Studium der orientaliſchen Sprachen in Deutſchland empor gebracht hat. Seine beſten Bücher ſind: das Moſaiſche Recht und die Einleitung in das N. Teſtament. Seine Ueberſetzung des A. T. hingegen wird ihn nicht überleben. Zu einem Ueberſetzer war er nie gemacht, weil ſein Deutſch incorrect und wäßricht iſt, und zu einem Ueberſetzer des A. T. noch weniger, weil er kein Fünkchen von Dichtergefühl hat. Dem Verfaſſer der kleinen Bibel reicht ers Waſſer nicht. Die orientaliſche und exegetiſche Bibliothek, davon wir nun 15 Bände haben, enthält viel Gutes: nur hat ſie vorzüglich den Fehler aller ſeiner Schriften, daß er zu viel ſchulmeiſtert, d. h. über bekannte Sachen ſo ſpricht, als ob ſie noch kein Menſch in Deutſchland wüßte. Als Theolog iſt er mein Mann nicht. Seine Schriften über die Genugthuung — über die heil. Schrift und die Sünde — und ſeine Dogmatik, ſind ſeicht und dem Denker ſchlechterdings ungenießbar. — Auch ſieht man's ihm überall an, daß er den Orthodoxen hofirt. * In der That hat er das zu rechter Zeit gethan, was der gute Semler zu ſpät verſuchte. Er hat den Mantel nach dem Orthodoxen-Winde gehängt um ſeinen Applaus zu erhalten. Seine Schooßſünde iſt auri ſacra fames.

Johann Peter **Miller.**

D. und Prof. der Theologie zu Göttingen. Ich bin dem Manne herzlich gut. Ich ſchätze auch ſeine Einſichten. Aber — ich muß von ihm eben das ſagen, was ich vom D. Leß geſagt habe, und hinzuſetzen — ſo weh mirs thut — daß das Reſponſum in der Bahrdtiſchen Sache auſſerordentlich ſeicht und wetterhähniſch iſt. — * Seine Unterhaltungen für denkende Chriſten ſind in einem romanhaften Tone geſchrieben, und — ohne alles Intereſſe. — Ein anderer Gelehrter deſſelben Vor- und Zunahmens, iſt Rector zu Ulm, und einer unſerer beſten Schulmänner. Ein dritter **Miller** iſt der bekannte Verfaſſer des Siegwarts und Burgsheims, — nunmehr Pfarr zu Jungingen bey Ulm. Seine Romane wurde ich nur unter die mittelmäßigen ſetzen. Die Sprache iſt nicht klaſſiſch genug, und der Inhalt zu empfindelnd.

— — **Moldenhauer.**

D. der Theol. und Paſtor am Dom zu Hamburg, hat in ſeinen exegetiſchen Arbeiten viel Fleiß und Beleſenheit gezeigt, und viel Gutes aus den ihm unverdächtigen Auslegern zuſammen getragen. Neue Ausſichten hat er nirgends eröffnet. Auf Typen, Wunder und Weiſſagungen hält er viel. * Seine Predigtentwürfe ſind voller ſcholaſtiſcher Dogmatik und nach ihr gemodelter Schriftauslegung — dabey aber doch ordentlich, practiſch und populär.

Samuel Friedrich Nathanael **Morus.**

Prof. der Gr. und Lat. Sprache zu Leipzig, ein Mann, auf welchen die Nation ſtolz ſeyn würde, wenn ſie ihn ganz kennete. Er iſt zuverläßig das in Leipzig, was Heyne in Göttingen iſt, und er iſt in ſo fern mehr, weil er zugleich einer unſrer aufgeklärteſten Theologen iſt. * Hätten ihn die Leipziger nicht, die Theologieſtudierenden müßten verhungern. — Er iſt ein vortreflicher Mann — auch von Seiten ſeines Charakters.

* J. J. Moſer.

Wir haben neuerlich eine Schrift aus ſeiner Feder erhalten, unter dem Titel: die Rechte der Menſchheit in Religionsſachen: in welcher er gegen Bahrdt gerade ſo argumentirt, wie man argumentiren müßte, wenn man es darauf anlegen wollte, zu beweiſen, daß Luther zu ſeiner Reformation weder Fug noch Recht gehabt habe.

Moſes Mendelsſohn.

Einer der erſten Köpfe in Deutſchland. Seine Nation hat gewiß keinen aufzuweiſen, der als Philoſoph ſo aufgeklärt und zugleich als Schriftſteller ſo elegant wäre. Der Phädon iſt ein Buch, das an Gründlichkeit, Scharfſinn und Schönheit der Einkleidung wenige ſeines gleichen hat. Neuerlich hat er uns mit einer Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis beſchenkt, die wir als wörtliche Ueberſetzung meiſterhaft finden, obgleich die Auslegungsart des Hrn. Verfaſſers nicht überall unſern Beyfall hat. * In ſeinem Jeruſalem hat er ſo wenig mir als vielen tauſend aufgeklärten

Chriſten und Juden gefallen. Ich kann mich der Vermuthung nicht erwehren, daß politiſche Urſachen ihn gehindert haben, ſeine wahre Meinung zu ſagen. Denn unmöglich konnte ein Moſes den Kram der poſitiven Religion im Ernſte ſo begünſtigen. Er hätte aber doch bedenken ſollen, daß er dadurch, wegen ſeiner groſen Autorität, unter der Nation einen groſen Schaden anrichten und viele im Aberglauben beſtärken müſſe. — In ſeinem Streit mit Jakobi über Leſſings Spinozismus ſcheint er mir ein wenig verloren zu haben. Asmus hat das in ſeinen Recenſionen ſehr klar gemacht. Seine Morgenſtunden ſind der lezte Hauch der ſterbenden Leibnizſchen Philoſophie, und werden bald in einem eignen Werke nach Kantſchen Grundſäzen von einem Denker geprüft werden.

* — — Migazzi.

Das iſt der Kardinal in Wien, der noch bis jezt die groſe Stüze des Jeſuitiſch-hierarchiſchen Syſtems iſt, das Josephs mächtiger Arm darnieder donnert — Gott gebe, ganz!

* — — Mitwede.

Prediger in der Vorſtadt von Calbe. Ich hörte ihn am erſten Pfingſttage predigen und über die Pfingſtgabe des heil. Geiſtes ſo kauderwelſchen, und in einem ſo abſcheulichen Tone und mit ſolchen Grimaſſen, daß ich mich nicht erinnern kann, etwas Kläglichers gehört zu haben. Wie ſind die Seelen zu bedauern, die von ſolchen Leuten, mit ſolchem Stroh gefuttert werden. — Unlängſt begegnete ihm ein armer Mann, der ihm noch einige Groſchen für Beerdigung eines Kindes ſchuldig war, und den er ſogleich mahnte. Der Arme verſicherte ihn, daß 15 Pfennige ſein ganzes Vermögen ausmachten. „Da könnt ihr mir ſchon ſechs davon geben,“ ſprach Paſtor Mitwede; und nahm ſie ihm glücklich ab.

Gottlieb
Johann Auguſt
Johann Daniel
Johann Martin
Johann Samuel
* — — —
* — — —
* Johann Caſpar

Müller.

Keiner dieſes Nahmens iſt von einiger Erheblichkeit. Wir zeichnen unter der Menge nur einige aus. Der Erſte, D. der Theologie und Propſt zu Kemberg, hat ſich bey der Geſchichte der berüchtigten Lohmanninn als einen ſchwachen Kopf gezeigt. Er ſchrieb: Nachricht von einer begeiſterten Weibsperſon ꝛc. Der Zweyte, Tertius auf der Fürſtenſchule Meiſſen, hat uns durch eine kleine Schrift, betitelt: religionis veritas — — e dono linguarum, völlig geſättigt. Der Dritte, D. und Prof. der Theologie zu Rinteln, hat viel geſchrieben, aber nichts, das nur mittelmäßige Kenntniſſe verriethe. Wenn er, wie man ſagt, Verfaſſer der Schrift iſt: die ganz unleugbare Verſchlimmerung der chriſtlichen Lehre, durch ihre neueſte Verbeſſerung, Frkf. und Leipz. 1773. 8. ſo muß er ein ganzer Idiot ſeyn. Der Vierte, Rector des Hamburgiſchen Johanneums, hat gegen Baſedow'n armſelig polemiſirt. Der Fünfte iſt der bekannte Ueberſetzer des Tacitus, deſſen Arbeit unter aller Kritik iſt. * Aber im letzten Quinquennio habe ich zwey dieſes Nahmens kennen lernen, welche aus ganz andern Augen ſehen. Der eine iſt Paſtor und Inſpector in Calbe, ein ganz aufgeklärter Theologe, der in Abſicht auf Wirkſamkeit gegen den Aberglauben ſeines Zirkels mehr gethan hat, als Herkules im Stall des Augias. Auch hat ihm Calbe die Einführung der allgemeinen Beichte und die Einrichtung ſeines Armenweſens zu verdanken, wobey er auf eine Art und mit einem Eifer zu Werke gegangen iſt, die ſeinem Kopfe und Herzen Ehre machen. Er iſt in allem Betracht ein unbeſtechlich rechtſchaffener Mann, und ſelbſt der Neid kann an ihm nichts tadeln, als daß ſein Ton im geſellſchaftlichen Leben ein wenig Schein von Prahlhaftigkeit hat. — Der Zweyte iſt Schulmeiſter in Löſſen, bey Merſeburg, ein ehrwürdiger Greis, der ſein Leben mit Denken und Forſchen zugebracht hat. Er beſitzt eine ausgebreitete Lektüre, und hat nicht nur die Schriften der größten Köpfe geleſen, ſondern weiß auch ihre Meinung aufs Deutlichſte und Beſte aus einander zu ſetzen. Die vielen Mühſeligkeiten des Lebens, und das häufige Menſchenelend, was er zum Theil ſelbſt erfahren, zum Theil mit angeſehen hat, ſcheinen ihn zum Scepticismus geleitet zu haben. In der practiſchen Moral iſt er feſt. Er ſpricht mit auſſerordentlicher Beſcheidenheit und hält ſeine Paſtoren, die doch alle an Kenntniſſen, Moralität und Gabe des Vortrags weit unter ihm ſind, alle für gelehrter, als ſich ſelbſt. Dieſer Mann verdient im eigentlichſten Verſtande den Nahmen eines Weiſen; man mag auf ſeine Kenntniſſe oder auf ſein Leben ſehen. Und letzteres verdient noch weit mehr Bewunderung. Er hat einen Dienſt von etwa 40 Gulden. Aber ſeine Sparſamkeit, ſein Fleiß in Handarbeiten, ſeine ihm ganz eigne Kunſt hauszuhalten, hat ihn in den Stand geſetzt, noch Geld zurück zu legen. Und er beſitzt jetzt, ungeachtet ihn ein bankerutter Edelmann um 1000 Rthlr. betrogen hat, noch ein ſelbſt erworbnes Vermögen, das ganz anſehnlich iſt, und von dem er bereits ſechs Töchter ausgeſtattet und jeder 400 Rthlr mitgegeben hat. – Es würde mir übrigens Leid thun, wenn ich etwa dem guten Mann durch dieſe Bekanntmachung ſeines Werths neugierige Beſuche zuziehen ſollte, die ihm, da er ſehr höflich und gaſtfrey iſt, ſein Bißchen verzehren hülfen. Ich will alſo ſolchen Zudringlichkeiten hiermit einen Wink gegeben haben, daß ſie ihn in der Stille fortleben laſſen. Man hat ſich bisher wenig um ihn bekümmert, da er nur Schulmeiſter iſt. Und er wird es für ein Glück halten, wenn ſich keiner der Menſchen ferner um ihn bekümmert, die den Werth des Chriſten, nach der Glaubwilligkeit und den des Menſchen nach Ahnen oder Dukaten meſſen — Der letzte der Müller, Johann Caſpar, iſt vom Inſpector und Schulmeiſter ein völliger Antipode. Er iſt S. S. Theol. Baccalaureus formatus zu Maynz, und hat durch ſeine diſſertatio hiſt. theol. das ganze Reſtaurationsfeſt der Maynzer Univerſität, zu deren Andenken er dieſe diſſ. ſchrieb, auf das grauſamſte proſtituirt. Der ſtupideſte und dabey erhitzteſte Mönchskopf könnte keine unſinnigere Declamation zu Markte bringen, als dieſer elende Hans Caſper hier ausgeſchüttet hat.

— — Münter.

Ein Mann von vielen Talenten. In ſeinen jüngern Jahren hat er die Welt geſehen und genoſſen. Bald erhob ihn ſeine äuſſerliche Beredtſamkeit zum Hofprediger in Gotha, und dann weiter, zum Paſtor an der Petrikirche in Koppenhagen. Eigentlicher Gelehrter iſt er nicht — wenn ich darunter einen Mann verſtehe, der in Geſchichte, Sprachen und Philoſophie ſtark iſt. Seine Predigten empfehlen ſich indeß durch Wärme und lebhaften Ausdruck, und ſeine geiſtlichen Lieder durch eine gute Verſification. Die Ge-

Geſchichte des Grafen von Struenſee iſt bloß für den großen Haufen. Der Philoſoph kennt das Schattenſpiel wohl, das der Bekehrer in dem Bekehrten aufführt, den er bey ſolchen Situationen in ſeiner Gewalt hat, wie der Römiſche General Lacina die Soldaten, da ſich der Mond verfinſterte. * In ſeiner Anl. zur Erklärung und Ausübung des chriſtlichen Glaubens, iſt viel geſunde Moral, aber auch viel Streittheologie, die nicht Religion iſt. In 1 Moſ. 3. findet er noch immer ein protevangelium.

* — — Nuzenbecher.

Deutſcher Prediger im Haag. Er iſt mir ſchätzbar von Seiten ſeiner pädagogiſchen Kenntniſſe. Als Prediger iſt er nur mittelmäßig und mit viel alter Dogmatik behaftet.

Friedrich **Nikolai.**

Seitdem dieſer Mann, der als Schriftſteller nur halb ſo wichtig iſt, als er ſich's zu ſeyn einbildet, und das duldwillige Publikum mit mehr als einer Finanzoperation, vornehmlich bey ſeinem Bunkel, heimgeſucht hat — die **Männer** der Nation zu Bearbeitung ſeiner allg. deutſchen

Bibliothek vereinigt hat, iſts mit jedem Jahr mehr Tag geworden. Tauſend und aber tauſend laſen dieß Werk, ſtutzten, erſchracken, wurden erſchüttert. Erſt empörte ſich die ganze Seele, der Verſtand ſträubte ſich, ſchüttelte ſeine Ketten, und blieb lange ängſtlich, wie vom Alp gedrückt. Allmählig ward er mit dem Geſpenſt vertraut. Es verfolgte ihn überall. Das Gewiſſen donnerte. Die Vernunft bebte. Aber das Geſpenſt kam immer wieder. „Bruder, ſieh' mich an. „Thu' die Augen ganz auf. Du biſt geblendet. „Bruder, laß die Furcht ſchwinden. Ich bin „nicht Geſpenſt. Ich bin die Tochter des Himmels. Ich heiße Wahrheit. Die Menſchen „haben mich verfolgt, ausgeſtoßen, in Einöden „verbannt. Meine Geſtalt iſt fremd geworden. „Betrachte mich, und laß dein Herz nicht länger „täuſchen." Die Tauſende ſahen ſie, wurden kälter, ruhiger: gewannen ſie lieb und — nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, mit ihrem Gewiſſen, mit ihren Vorurtheilen, mit ihrer Menſchenfurcht — ward ſie die Vertraute ihres Herzens, das Licht ihres Lebens, die Ruhe ihres Geiſtes. O ihr Germanen! ſetzt dem Mann eine Ehrenſäule. Sagt nicht: er iſt der — der — ſagt nicht: er war nur Werkzeug der Vorſicht — fragt nicht: wie ers meinte, was er wollte — wir ſind ja am Ende alle nicht mehr als Werkzeug — ſind alle Menſchen, jeder in ſeiner Art. Der Mann, der Gutes wirkt, hat Verdienſte — Moralität, Empfindſamkeit, iſt lang wie breit. — Ihr Germanen! ſetzt dem Manne die Ehrenſäule und — allen, die mit ihm Gutes wirkten. Amen! — * **Kaſimir Lange** ſtimmt noch in dieß Lob ein, ungeachtet es ihm räthſelhaft vorkommt, warum ſeine Allg. d. Bibliothek ſeit einiger Zeit anfängt, orthodox zu werden? Hat ſie die alten Männer nicht mehr? Sind ſchwächere Geiſter an ihre Stelle getreten? Oder hat — man den Mantel nur nach dem Winde gehängt und harret der kommenden Zeiten? Doch ſolcher Fragen wirds im letzten Abſchnitte mehrere geben. — Ein neues Verdienſt erwirbt ſich Hr. Nikolai durch Aufdeckung des Jeſuitismus. Ich bewundere und ſchätze ſeinen Eifer, den er dabey zeigt. — In ſeinem Streite mit Garve mag er wohl der Sache hier und da zu viel thun. Aber im Ganzen hat er doch recht. Und es iſt auf Seiten des Hrn. Garve ſehr augenſcheinlich, daß der gute Achtundvierziger, den ihm die fetten Herrn in B.

zu trinken geben, mehr Antheil an ſeiner Apologie des Katholicismus hat, als ſtrenge Beurtheilung der vorhandenen Phänomene.

Auguſt Herrmann Niemeyer.

Prof. extr. der Theol. zu Halle — iſt ein lebendiger Beweis, daß unſer Publikum ein altes Weib iſt. Seine Charakteriſtik, ſein Abraham auf Moria, und all die Menge ſeiner Schriften, wie iſt ſie verkauft, geleſen, verſchlungen, verherrlicht worden! Und wo ſind gleichwohl in dem allen, richtiger Blick, philoſophiſcher Scharfſinn, gereinigter Geſchmack, gründliche Kenntniſſe? Wohlklingende Phraſeologie: und mehr nicht! leſet nur die Recenſion in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften über ſeinen Abraham auf Moria. Publikum, lis dieſe Recenſion, und ſchäme dich, daß du ſo manchen guten Kopf mit unzeitigem Lobe verdorben und zum Polygraphen gemacht haſt. * Er iſt jetzt Doctor und Prof. Theol. ordin. geworden; und ſieht und ſpricht nun noch zuckerſüßer als vormahls. — Ein anderer Niemeyer iſt Prediger in Halle, und gibt eine Predigerbibliothek heraus, in der eben nicht viel Hexereyen ſtehen. Er hat ſorgfältig alle

Schriften der heutigen verſchrienen Ketzer aus derſelben heraus gelaſſen: vermuthlich weil er ſich vor Magenbeſchwerungen fürchtete, und ſeine Lehre davor verwahren wollte.

* Johann Auguſt Nöſſelt.

Ein Mann von unermüdetem Fleiß und ſchätzbaren Kenntniſſen; nur ohne philoſophiſchen Geiſt; wie ſeine für den ſcharfen Denker durchaus unbefriedigende Vertheidigung der chriſtlichen Religion und ſeine Schrift über die Erziehung zur Religion ſattſam beweiſen. — Sein Charakter ſcheint etwas verſteckt zu ſeyn. Seine Auſſenſeite iſt reitzend und hat das Air von Caſpar Lavatern. Aber im Stillen ſcheint doch ein wenig Uebelwollen beſonders gegen Andersglaubende wirkſam zu ſeyn, und vermeinte Züchtigungen derſelben auszubrüten. — Er hat an den Beunruhigungen des D. Bahrdts, ſowohl bey deſſen Beginnen, moraliſche Vorleſungen zu halten, als bey dem Lärmen über deſſen Systema orthodoxum den Hauptantheil gehabt, obgleich der gute Schulze die Kaſtanien herausholen und ſich die Fingerchen verbrennen mußte.

Johann Herrmann **Obereit.**

Hat ſich durch Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen den Hrn. Leibarzt Zimmermann verſündigt. — * Er privatiſirt jetzt in Jena.

Chriſtian Wilhelm **Oemler.**

Archidiakonus an der Stadtkirche zu Jena, hat viel andächtige Predigten, Lieder und Gebete abdrucken laſſen — in denen allen die Vernunft unter dem Gehorſam des Kirchenglaubens gar willig gefangen liegt. * Er iſt jetzt Konſiſtorialrath und Inſpector der Kirchen und Schulen in Jena, und Oberpfarrer. Seine Beyträge zur Paſtoraltheologie, ſo wie ſein Prediger am Krankenbette enthalten doch viel Gutes: und ſie ſind zu genießen, wenn man die ſtroherne Dogmatik abrechnen will.

Wolfgang Friedrich **Oesfeld.**

Paſtor zu Loßnitz in der Schönburgiſchen Herrſchaft Stein, iſt ein unbedeutender Polemiker. Seine Beurtheilung der neuen Apologie des Sokrates, Leipz. 1773. 8. iſt jämmerlich.

Georg Jakob Pauli.

Domprediger zu Halle, iſt ein Mann von vielen Kenntniſſen und ein ziemlich guter Redner. Wir haben nun drey Theile ſeiner Predigten über die Paſſion, die Curt in Halle verlegt hat, worin wir den warmen Chriſten ſchätzen, aber den philoſophiſch-richtigen Denker zuweilen vermiſſen. Sein Entwurf einer katechetiſchen Theologie iſt gründlich und zweckmäßig. * Er iſt wirklich ein heller Mann: aber er ſcheut ſich entſetzlich vor jeder Erregung des Verdachts, daß er es ſey — um nicht verketzert zu werden.

* J. J. U. Pehem.

Sein Verſuch über die Nothwendigkeit einer Reformation in Deutſchland, ſo wie auch ſeine Abhandlung über die Einführung der Volksſprache bey dem öffentlichen Gottesdienſt zeigen zur Genüge, daß er, zwar noch kein ganz aufgeklärter und über alle Vorurtheile erhabner Mann, aber doch, auf der Bahn des Lichtes iſt.

Balthaſar } Peterſen. *
— — }

Der Balthaſar iſt Konſiſtorialrath und Propſt zu Tondern — deſſen Leben und Leiden —

Jeſu — bey zehn Alphabet ſtark, alte nachgebetete Dogmatik enthält, mit der man Mäuſe und Ratzen verjagen könnte. Der andere iſt Hofdiakonus zu Darmſtadt und — ein Mann, der im Stillen des vollen Lichts der Wahrheit genießt.

Chriſtian Friedrich }
Georg Daniel } Petzold.

Sind beyde gehorſame Söhne der Kirche. Der eine, Pfarr zu Serbniz in Meiſſen, hat ein Par Bände Predigten drucken laſſen unter dem Titel: der Chriſtus Gottes; die an Unſinn wenig ihres gleichen haben. Er hat da unter andern vor ſeinen Bauern unterſucht, wo und wie das Blut Chriſti noch jetzt, in natura, im Himmel aufbewahret werde. Jener, Prof. der Phil. zu Leipzig, hat Cruſiuſſens Prophetik ins Deutſche überſetzt: und hat neulich in einem Kollegio, wo ich die Ehre hatte zu hoſpitiren, ſeinen Zuhörern ein Additionsexempel über die Zahl der Engel vorgemacht, über dem mir Hören und Sehen verging.

Johann Conrad Pfenninger.

Prediger zu Zürich; ein guter Kopf; aber mit einer von Lavatern überkommenen Doſi

Schwärmerey angeſchwängert. Seine fünf Vorleſungen über die Liebe zur Wahrheit enthalten verſchiedene gute Bemerkungen * aber auch viel ſchiefe und einſeitige Urtheile. Und in den Sammlungen zum chriſtlichen Magazin iſt Licht und Finſterniß durcheinander. — * Er glaubt überzeugt zu ſeyn, daß in Lavatern eine ungewöhnliche Kraft wohne, und dieſer Glaube ſcheint ſeine Vernunft zu feſſeln, ſo, daß er nie zu ganz reinen Kenntniſſen gelangen wird.

Johann Rudolph Anton Piderit.

D. und Prof. der Theol. am Karolino zu Caſſel — wird des H. R. R. Großinquiſitor werden, ſo bald das heilige officium eingerichtet iſt. Er hat alle dazu erforderlichen Eigenſchaften — darunter die Unwiſſenheit die vornehmſte iſt. — Es iſt bekannt, daß er ſich bereits im heiligen Eifer gegen Semlers, Bahrdts und anderer Ketzereyen an das Corpus ev. gewendet, und daſſelbe öffentlich aufgefordert hat, drein zu ſchlagen. Da aber dieſes venerabele Kollegium ſich von einem armſeligen Schulpräceptor ſeine Pflichten und Obliegenheiten nicht vorpräceptoriren laſſen wollte, ward er abgeſetzt, und — nach einiger Zeit, wegen ſeiner vielen ſchon vorhandenen und noch zu erwartenden Kinder, wieder begnadigt. *Man muß Geduld mit ſolchen Leuten haben. Sie eifern für die Ehre Gottes, obſchon mit Unverſtand. Und ſie ſind lange ſo gefährlich nicht als manche Schwärmer oder Jeſuiten, die unvermerkt Minen legen und unvermuthet ſie ſpringen laſſen.

* Theophilus Cöleſtinus Piper.

Er iſt Profeſſor der Theologie in Greifswalde. Die alte Lehre hat von ihm keine Gefahr zu beſorgen.

* — — Plank.

War ſeither Profeſſor in Stuttgard und wird nun als Profeſſor der Theologie in Göttingen (an **Walchs** Stelle) ſeine Auftritte machen. — Unter die Neuerer wird er ſich aber wohl nicht geſellen: denn ſein Syſtem ſcheint noch in den Wolken zu liegen.

* — — Pochlin.

Iſt Verfaſſer des alten Herkommens in Wien. Schreibt abſcheuliches Deutſch.

Johann Heinrich Pratje.

Generalſup. in dem Herzogthum Bremen und Verden — hat unter göttlichem Beyſtand ſeine Diöces von dem Gifte der Ketzereyen ſein Lebelang, ſo viel an ihm war, rein gehalten.

Johann Stephan Pütter.

Ich habe Gelegenheit gehabt, eine ſonderbare Bemerkung beſtätigt zu finden, daß unter den Juriſten vergleichungsweiſe mehr Glaube iſt, als unter den Aerzten. Woher das wohl? Mir däucht, die Aerzte ſtudieren zu viel Natur, als daß ihnen das Uebernatürliche ſchmecken könnte. Hingegen die Juriſten ſtudieren zu viel Schlendrian, haben in ihrem Kram ſo viel Poſitives, worüber ſich weder räſonniren, noch philoſophiren läßt, daß es ihnen natürlich wird, die Religion auch juriſtiſch zu behandeln. Das heißt — doch die Herren und Damen werden mich ja ſchon verſtehen. — Ich nun meines Orts, wollte es den lieben Herren ſammt und ſonders wohl gönnen, daß ſie orthodox glaubten; aber Schriftſteller ſollten ſie nicht werden wollen: ſonſt kommt ſo ein Etwas zum Vorſchein, wo der ſonſt große Mann, ein o Jemine's Geſicht macht, und Achſelzucken erregt.

* — — Purgold.

Ein bejahrter Landprediger im Magdeburgiſchen: hat vor kurzem eine Brochüre drucken laſſen: **Was hat Luther für ein Recht gehabt zu reformiren? Was für ein Recht haben die jetzigen Theologen? Welches iſt das non plus ultra der proteſtantiſchen Kirche?** Bey der erſten Frage nimmt der V. die fade Wendung, nicht Luther, ſondern Gott habe reformirt: und auf die dritte antwortet er: die Bibel. — Wegen der zweyten von ihm verneinten Frage, würde ich dieß zu erinnern haben, daß die neuern Theologen ja nicht reformiren, ſondern ihre beſſern Einſichten bloß freymüthig bekannt machen. — Uebrigens verräth der V. doch, daß er ſelbſt kein ſtrenger Orthodox iſt, indem er unter den Grundlehren der Bibel nicht anführt, daß unſer Heiland weſentlicher Gott iſt, ſondern nur, daß er vor der Schöpfung in großer Herrlichkeit geweſen.

* — — Rautenſtrauch.

Hat über das Betragen der Biſchöfe geſchrieben. Es iſt keine Satyre auf Migazzi. Und ſie iſt ſo beißend, ſo treffend und dabey ſo kenntlich, daß man nicht umhin kann, ſich zu verwundern, wie man doch in Wien über einen Kardinal ſo frey urtheilen darf, da bey uns Proteſtanten oft ein Lärm iſt, als ob der Engel Gabriel angegriffen wäre, wenn einer einmahl einem Superintendenten ſeines Orts oder einer theologiſchen Fakultät die Schwären aufſticht.

Johann Friedrich Rehkopf.

Superintendent zu Dresden — ein Mann der einige Sprachkenntniſſe beſitzt. Seine Predigten ſind mittelmäßig, aber deſto dogmatiſchrichtiger. Sein Lehrbuch der chriſtlichen Moraltheologie iſt nichts beſſer und ſchlechter, als unſere gewöhnlichen Moraltheologien. Es iſt eine gewaltige Seelenſympathie zwiſchen den Lehrern der chriſtlichen Kirche. * Die Aufklärung der Welt in Abſicht auf Religion hat nichts von ihm zu erwarten.

H. S. Reimarus.

War einer der größten Köpfe ſeiner Zeit. Sein Buch über die Triebe der Thiere und andre philoſophiſche Schriften, werden noch Jahrhunderte geleſen werden. Er (* iſt) der Verfaſſer der Fragmente und der Schrift vom Zweck des Lebens Jeſu. Jetzt wird er wohl beſſer, als von Semlern und allen andern groſſen und kleinen Schreyern geſchehen konnte, belehret werden ſeyn, daß Jeſus zu weiſe und zu gut war, um nach einer jüdiſchen Krone zu trachten, und wird ſeiner ſchon hier ſo gereiften und nun vollendeten Einſichten ſich mit allen Seligen des Himmels erfreuen.

* F. E. Reichenbach.

Paſtor zu Elmshorn und Propſt in der Grafſchaft Ranzau. Wir haben von ihm Auszüge aus Luthers Schriften. Er meint, daß das am beſten ſey, zur Bildung des Volks.

* — — Reimer.

Ein Wiener Schriftſteller. Hat über die Faſten geſchrieben und die Herren Faß, Merz,

Pochlin

Pechlin und Konſorten tüchtig gewalkt. Er iſt aber doch ſelbſt, wenn mans beym Lichte beſieht, ein elender Schmierer.

* J. F. W. Reinhard.

Sein chriſtlicher Religionsunterricht verdient Beyfall, wegen der guten Einrichtung. Aber freylich iſt moraliſche Religion mit Sectenchriſtenthum verwebt — Der Profeſſor der Theologie zu Wittenberg dieſes Nahmens iſt ein weit aufgeklärterer Mann, aber — er kommt zu Jeſu nur des Nachts. —

Friedrich Gabriel Reſewitz.

Abt zu Kloſterbergen, einer unſerer hellſten und ſcharfſinnigſten Männer. Großer Beobachtungsgeiſt, tiefe Kenntniſſe des Menſchen und richtiger philoſophiſcher Blick, zeichnen beſonders ſeine pädagogiſchen Arbeiten aus. Seine Erziehung des **Bürgers** übertrifft alles, was wir über dieſes Süjet haben: und ſeine Vorſchläge, Gedanken, und Wünſche ſind ein reichhaltiges Magazin für den Erzieher, das ihm über die wichtigſten Materien der Pädagogik Aufklärung gibt. — Schade, daß ihm ſein äuſſerliches Betragen einen Anſtrich von Stolz und Eigenſinn gibt, der, ſo entfernt vielleicht ſein Herz davon iſt, ihm doch in ſeinen Wirkungskreis manche Hinderniſſe des Guten ſtreut.

* — — Ribbek.

Prediger in Winningen, im Magdeburgiſchen. Einer von den Kindern des Lichts. Seine Theologie iſt geſund und ſein Kanzelvortrag vorzüglich. Letzterer zeigt ſich durch Popularität bey der vollkommenſten Gründlichkeit, und durch eine recht gute Declamation aus.

* J. Richter.

Einer aus dem Wiener Weſpenneſt. Eibels beißigſter Antagoniſt. Sein A b c Buch für große Kinder iſt voll des elendeſten Witzes, über den bey uns in Gibeon (wo nur Bauern wohnen) nicht einmahl mehr gelacht wird. Der Mann ſchreibt bloß für die Käſehändler. — Ein andrer dieſes Nahmens iſt Superintendent in Freyberg, der ein Mann von Talent iſt, aber die Bequemlichkeit ſo ſehr liebt, daß er die Gelegenheit, eine halbe Welt aufzuklären, vorbeygehen laſſen würde, wenn er darüber von ſeinem Kanapee aufſtehen müßte.

* Gotthelf Sebaſtian Röttcher.

Seine ausführliche Nachricht vom Pädagogio am Kloſter unſerer l. Frauen zu Magdeburg, zeigt einen Mann von Einſicht und edlem Charakter.

Chriſtian Friedrich Rößler.

Prof. der K. G. zu Tübingen — ein Mann von dem beſten Herzen und ausgebreiteter Gelehrſamkeit, der weiter ſieht als alle Theologen Schwabenlands, und der viel ſagen würde, wenn er ſagen dürfte, was er weiß. Sein Lehrbegriff der chriſtlichen Kirche in den erſten drey Jahrhunderten iſt meiſterhaft gearbeitet. Und doch ſcheint er ſo wenig als ſeine vortreffliche Bibliothek der Kirchenväter, die Augen der Blinden geöffnet zu haben. — Mit ihm arbeitete in dieſem Fache H. G. D. Fuchs, Diakonus in Stuttgard, der die Bibliothek der Kirchenverſammlungen angefangen hat — ein Mann, von dem wir uns viel verſprachen; * aber — er iſt todt.

Magnus Friedrich Roos.

Specialſuperintendent der Bebenhäuſer Diöces im Württembergiſchen und Pfarrer in Luſtenau.

nau, hat Betrachtungen über die ſechs Hauptſtücke des Katechismus geſchrieben, die gewiß in Tübingen nicht konfiſcirt werden — ſo wenig als ſein chriſtliches Glaubensbekenntniß, worin er ſehr unbedeutend polemiſirt hat. * In ſeinem chriſtlichen Handbuche findet man den Bogazky mit Leib und Seele.

Johann Georg Roſenmüller.

Ehemahls D. und Prof. der Theologie zu Erlangen. Sein Beweis der Göttlichkeit der heil. Schrift aus dem innern Zeugniß ꝛc. und ſein hiſtoriſcher Beweis ꝛc. ſind unbefriedigend. Deſtomehr Gutes und Leſenswürdiges enthalten ſeine Scholia in N. T. Die mit ſeiner Vorrede begleitete chriſtliche Religionsgeſchichte taugt nichts. Seine Vorſchläge für Aeltern zur chriſtlichen Erziehung, ſind ſehr mittelmäßig. — Unter ſeinen Erbauungsſchriften iſt das beſte, die Anleitung zum würdigen Gebrauch des heil. Abendmahls, wo er ſich als einen einſichtsvollen und gutdenkenden Theologen zeigt. Ueberhaupt iſt er von Seiten des Herzens ein liebenswürdiger Mann. * Er kam vor einigen Jahren an D. Benners Stelle nach Gießen und iſt nun Superintenrintendent und Prof. der Theol. in Leipzig geworden. Die Leipziger ſchätzen ihn, wie ers verdient, ob er gleich der große Redner nicht iſt, den ſie erwartet hatten. Seine theologiſchen Vorleſungen finden vielen Beyfall.

Franz George Chriſtopher Rütz.

Hochdeutſcher Prediger im Haag, gebohren zu Ratzeburg im Lauenburgiſchen — ein Mann, der höchſtens mit zwey bis drey Männern in ganz Holland das einzige Häuflein unter den Predigern ausmacht, wo die liberalior theologia gefunden wird. Und wir freuen uns, daß wir zugleich neben dem Lobe der Gelehrſamkeit und Aufklärung, ihn auch als einen Mann von unbeſcholtnem Charakter, als einen wohlwollenden, wohlthätigen, ſanften, großmüthigen und treuen Menſchenfreund mit der größten Zuverläßigkeit dem Deutſchen Publikum bekannt machen können. * Seiner Schriften gedenkt der erſte Almanach. Neuerlich iſt mir nichts von Erheblichkeit von ihm bekannt geworden — auſſer einigen Predigten, die er, um ſich von Vorwürfen der Ketzermacher und Wirbelköpfe zu retten, drucken laſſen mußte, und welche den Mann von Klugheit und Sanftmuth ſichtbar machen.

August Friedrich Wilhelm Sack.

Weiland Königl. Oberkonſiſtorialrath und Oberhofprediger zu Berlin — ein Mann, der ſchon durch ſein Aeuſſerliches Ehrfurcht einzuflöſſen wußte — und deſſen innerer Werth von Seiten der Gelehrſamkeit und des Charakters uns vornehmlich da fühlbar wurde, als wir die vortrefliche Vorrede zur neuſten Ausgabe ſeines vertheidigten Glaubens der Chriſten laſen, welche ſo ganz den Geiſt des männlichen Alters in Chriſto athmet. * Er hat einen Vetter, der noch Domkandidat in Berlin iſt, und jezt auf Koſten des Königs reiſet, von welchem ich der Welt viel Gutes verſpreche. Viel Kopf und — Feſtigkeit — hat er.

* Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Ehedem war er Prediger zu Erfurt. Aber man roch an ihm zu viel geſunde Vernunft und ſahe ſchel dazu. Er ging nach Deſſau. Allein die ewigen Kabalen am dortigen Philanthropin und viele andre Dinge, die ihn überzeugten, daß aus dieſer Anſtalt nie etwas Vorzügliches werden könne, trieben ihn auch da wieder weg. Doch haben wir ſeinem Deſſauiſchen Aufenthalt die ſchönen Gottesverehrungen zu danken, davon bereits vier Sammlungen erſchienen ſind. Er weiß Natur, Geſchichte, Moral meiſterhaft zu verbinden, weiß alles aus dem rechten Geſichtspuncte zu faſſen und dem Leſer intereſſant zu machen. — Seine vorgeſchlagene **Liturgie** iſt vortreflich. — Wollte Gott, daß unſre Großen Sinn für ſo was hätten. — Jetzt iſt er im Gothaiſchen, wo er durch Unterſtützung des Herzogs ein großes Haus in einer ſehr angenehmen Gegend erbaut und zu einem Erziehungsinſtitut und Druckerey aptirt hat. Aber mir däucht, er hat ſich da in Geſchäfte verwickelt, deren Umfang er nicht kannte, und die ihn entweder erdrücken oder zum Rückzuge nöthigen werden.

• — — Sangerhauſen.

Iſt Rector und Prediger in Aſchersleben, und ein Mann von vielen Talenten. Der Theologie hat er ganz in den Magen geſehn: und er gehört in allem Betracht unter die aufgeklärteſten Männer unſers Zeitalters. Seine Predigten ſind gründlich, lichtvoll, befriedigend. Nur ſeiner Schreibart fehlt die Kunſt der Verſinnlichung, und ſeinem Vortrage eine etwas vollkommnere Declamation.

* Joh. Nepomuk } Schäfer.
— — —

Letzterer D. und Prof. der Theol. und Prediger zu Regensburg — hat viel Nützliches über Gegenſtände der Oekonomie und Naturgeſchichte geſchrieben. * Erſterer iſt ein unter den Maynzer Doctoren der Theologie hervorguckendes Ojemine's Geſicht. Seine Ichnographia iſt kaum als Produkt des vorigen Sekuli erträglich.

* Franziſcus Chriſtoph Scheidel.

Ebenfalls ein Maynzer Theolog, der in ſeiner neuſten Schrift, de natura, utilitate et juſtis limitibus theol. polemicae, gezeigt hat, wie erbärmlich es um die Theologie in Maynz ſteht, Trotz allen Bemühungen des vortreflichen Kurfürſten, ein bißchen geſunde Vernunft in die theologiſche zu miſchen. Die ganze Schrift iſt Reſultat der blindeſten Ketzermacherey im ſcheußlichſten Latein. — Alles riecht nach Jeſuitismus.

* — — Schebe.

— Er iſt an Hrn. Brak's Stelle nach Magdeburg gekommen. Seine erſte Predigt verunglückte ihm; jetzt aber hat er ſich Beyfall erworben. Der ſel. Sukro, der in bittern Witz ſeine Stärke hatte, machte über ſeine Beförderung das bon mot: „wir haben ſechs Jahr gebrakt, und haben nun doch nur Schäben bekommen.“

Johann Adolph Schinmeyer.

D. der Theol. und Prediger zu Stockholm, jetzt Paſtor in Lübeck — hat viel Predigten geſchrieben, aber keine für mich — noch neuerlich wieder: **Predigten über den Katechismus Lutheri, aber keine für mich!**

Gottlieb
Johann Adolph
Johann Auguſt
Johann Rudolph
Schlegel.

Keiner von Wichtigkeit. Der erſte, Rector und Prediger zu Riga, jetzt als Prof. der Theol. nach Greifswalde berufen, ſcheint uns, nach ſeiner Erörterung des beſtändigen Werths der ſymbol.

ombol. Bücher zu urtheilen — ein ſehr mittel-
äßiger Kopf zu ſeyn. Der zweyte, Superin-
ndent und Paſtor prim. zu Hannover, hat eine
Menge Predigten drucken laſſen, in denen wir
nſers Orts weder den Denker, noch den Exege-
n, noch den Redner finden können. Der dritte,
aſtor zu Rehburg im Kalenbergiſchen, hat auch
ier Bände Predigten herausgegeben, die vom
emeinen Schlage ſind. Der vierte, Rector zu
eilbronn, hat den fünften bis neunten Theil der
llgemeinen Geſchichte der bekannten Staaten
eſchrieben, und gegen Baſedows Schulreforma-
on polemiſirt.

* Johann Friedrich Schleußner.

War Frühprediger und Privatdocent in Leip-
g, und iſt jetzt Prof. extr. der Theol. in Göttin-
en; hat ein Griechiſches Lexicon des N. Teſta-
entes angekündigt; iſt ein Mann von ſchätzba-
en Kenntniſſen und vielem Fleiße.

Ludewig Chriſtoph Schmahling.

Prediger zu Oſterwiek im Fürſtenthum Hal-
erſtadt, hat ſich durch ſeine Ruhe auf dem Lan-

de — Naturlehre für Kinder — und einige ähnliche Schriften rühmlich bekannt gemacht. Die Religion eines evangeliſchen Chriſten, die er 1774 herausgab, iſt, ſo wie der kurze Begriff der chriſtlichen Glaubenslehre für die Katechumenen, den Cruſius vorige Meſſe zur Welt bringen half — aufgewärmter Kohl.

* Jak. Friedrich } Schmid.
* Joh. Wilhelm }

Erſterer iſt Diakonus an der Stadtkirche zu Gotha; ein Mann von hellem Geiſt. Mit ſeiner Theologie iſt er ganz aufs Reine: gibt ſich aber eben darum als Schriftſteller nicht mit ihr ab. Von ſeinem Horaz haben wir den dritten Theil erhalten. Es iſt ein Stück Arbeit, das ihm Ehre macht. — Letzterer iſt ſeit 1783 Prof. der Theologie in Jena und wird nie große Thaten thun.

Johann Samuel Schröter.

Diakonus an der Stadtkirche zu Weimar. Die Naturgeſchichte, vornehmlich das Steinreich hat ihm mancherley Aufklärung zu verdanken. — * In der Theologie bleibt er beym Alten.

* — — Schüz.

Jch kenne zwey dieſes Nahmens. Der eine war Rector zu Naumburg, und iſt neuerlich als Director des Gymnaſiums nach Gera gegangen. Er iſt ein guter Schulmann, aber bey der Theologie bindet er ſich die Augen zu, weil er ſo am ſicherſten zu gehn glaubt. Der andere iſt Spektakelmacher in Jena, der mit ſeiner allg Litteraturzeitung Heldenthaten thun will, die aber leider im theologiſchen Fache erbärmlich, im mediciniſchen ſeicht, in allen — diktatoriſch und partheyiſch iſt. Er tadelte neulich in Bahrdts Schrift über das theologiſche Studium den Ausdruck: einem Königl. Staatsminiſter eine Schrift zu Füßen legen: und gern hätte er ſich ehedem demſelben Manne ſelbſt zu Füßen gelegt, wenn er ihm hätte Zulage geben, oder auch nur, ohne Zulage, in Halle behalten wollen.

* Joh. Georg Schultheß.

Seine Schrift: Wahrheit und Würde der erſten ev. Erzählungen gegen die Briefe — im Volkston vertheidigt, iſt das Produkt eines aufbrauſenden Jünglings, der einiges Talent hat, aber ſich ſchon für allwiſſend hält, ungeachtet ſich, wie die allg. d. Bibliothek ſagt, ſeine Gelehrſamkeit auf Grotii annott. einſchränkt. Den Ton der allſeligen Selbſtgenügſamkeit ſcheinen die jungen Züricher von Lavatern adoptirt zu haben. Aber auch des Hrn. S. ganze Manier über Geſchichte zu kommentiren iſt Lavateriſch. Auf die Frage z. B. ob wohl das religiöſe Gefühl in der wundervollen Geburt Jeſu (ſofern ſie wundervoll iſt) Nahrung finden könne? auf dieſe Frage antwortet Hr. S. ſo: „Die Religion ſoll, das wird niemand läugnen, dem Menſchen Gefühl ſeiner innern Würde einflößen. Und dieſes iſt uns in der Perſon Jeſu ſo nahe, als möglich, vor die Augen gerückt. Schon in der Geburt Jeſu wird uns die angebohrne Menſchenwürde ſichtbar. Der heilige Geiſt wird über dich kommen, und die Kraft des Höchſten wird dich überſchatten, darum auch wird das Heilige, das aus dir gebohren wird, Gottes Sohn genannt werden. Welcher Adel! wie verliert ſich gegen dieſen die Königl. Abkunft in tiefe Schatten! Und wie: iſt das nicht auch unſer Adel? Iſt es nicht im Allgemeinen wahr, was bey Jeſu ſo beſonders auffallend iſt? Der Sohn des Menſchen iſt Gottes Sohn.“ — Iſt das nicht witzig?

Benjamin Wilhelm Daniel
Johann Chriſtoph Friedrich } Schulz.
Johann Ludwig

Der erſte, Prof. am Joach. Gymn. zu Berlin, hat in der Hebr. Kritik mit Ruhm gearbeitet. Der zweyte, Prof. der Morgenl. Sprachen in Gieſſen, beſitzt das Geheimniß, Michaelisſche Hefte mit einer pikanten Soße aufzutiſchen und — damit Wind zu machen; wobey er denn nicht unterläßt, in ſeinen Vorleſungen Herrn Michaelis zuweilen lächerlich zu machen, damit die Herren Studenten die Quellen ſeiner Weisheit nicht merken. Bey ſeiner Bibliothek der Griechiſchen Litteratur mochte er minder reich ſeyn an Göttingiſchen Sammlungen, daher ſie die Recenſenten ziemlich herumgehohlt haben. Seine Ueberſetzungen aus dem Hebr. und Gr. ſind alle ſehr mittelmäßig, und thun dem Kenner kein Genüge. Sein Hebr. Elementarbuch iſt äuſſerſt nachläßig und ſchlotterig gearbeitet. Der Dritte, D. und Prof. der Theol. zu Halle, hat ſich durch eine gute Ausgabe des Theodoret bekannt gemacht, iſt übrigens als ein Theolog von Herzen * ſchlecht: obſchon ſchwach genug, ſich aufzublähen, wie wenn er vier theol. Fakultäten im Leibe hätte.

Er iſt jetzt Director des Halliſchen Waiſenhauſes. Und dazu ſchickt er ſich. Denn er weiß den da eingeführten Ton zu treffen, ob er gleich übrigens weder Schulmann noch Erzieher iſt. — Hat wollen den Bahrdt balbieren, hat aber nicht durchgekonnt. — Noch iſt ein Schulz merkwürdig, der Prediger in Gielsdorf, einige Stunden von Berlin iſt. Seine Sittenlehre iſt bekannt. — Kürzlich hat er ein Buch unter dem Titel: Beurtheilung der vertrauten Briefe, geſchrieben, das geleſen zu werden verdient, da es viel Wahrheiten enthält. Wär's nur nicht ſo heftig geſchrieben — Semler hats widerlegt — wie? — ganz a la Semler! —

Johann Gottlieb Schummel.

Ehedem Konventual des Kloſters unſerer L. Frauen zu Magdeburg, jetzt Prof. der Geſchichte auf der Ritterak. zu Liegnitz, iſt ein geſchickter und fleißiger Mann; hat die empfindſamen Reiſen durch Deutſchland geſchrieben, auch Luſtſpiele ohne Heirathen — Handbuch für den Bürger und Landmann — Ueberſetzerbibliothek — Anzeige ſeltner und ſehr ſeltner Bücher ꝛc. auch einige gute Stücke im Landprediger ſind von ihm. S. Körner.

* J. M. Schwager.

Paſtor zu Jöllensbek: hat Beckers bezauberte Welt herausgegeben, und ſich unterfangen, den Glauben an den Teufel zu ſchwächen, den unſere rechtgläubigen Theologen noch immer für unentbehrlich halten. Man höre nur wie der Mann ſpricht: — „Schon ſeit einigen Jahren, „ſagt er am a. O. hab' ich den Teufel beynahe „ganz aus meinen Predigten verbannt: ich habe „Gottes Güte und Gerechtigkeit an ſeine Stelle „geſetzt: ich habe dem Gewiſſen beyzukommen geſucht, und meine Gemeinde auf die Ewigkeit „aufmerkſam gemacht; und — ich finde bey dieſer Methode mehr Segen, als bey der alten. „Der Aberglaube ſtirbt ſichtbar bey uns aus, und „eine reinere, kindliche Furcht vor Gott tritt an „die Stelle der knechtiſchen Furcht vor dem Teufel. Ich gebe keine Eingebungen, keine Reitzungen des Teufels zur Sünde zu, und ich habe „hiermit einen Schlupfwinkel zerſtört, der nur „Heuchler machte, und die Selbſterkenntniß ſo „ſehr verhinderte. Statt den Teufel allenthal-

„ben anzuklagen, deck ich dem Sünder das Herz „auf, führe ihn auf die erſte Entſtehung ſeiner „ſündlichen Neigungen, entwickle ihm das Zu„nehmen und Reifwerden ſeiner Laſter; und weil „ich ihn überraſche, und weil ers fühlt, daß ich „Recht habe, ſo bring ich ihn von der Ueberzeu„gung zur Schaam: und je weniger er vom Teu„fel hört, deſto beſſer lernt er Gott und ſich ſelbſt „kennen u. ſ. f.“

Friedrich Immanuel
Georg Christoph } Schwarz.
Gottfried
Johann Georg Gottlieb

Der Erſte iſt ſeit kurzem Doct. und Prof. der Theologie zu Leipzig. Das einzige, was wir uns erinnern ehedem von ihm geleſen zu haben, iſt eine kleine Schrift unter dem Titel εγγραφον ſatisfactionis nomen, die wir philoſophiſch und exegetiſch elend fanden. Bey ſeinem Antritt der Profeſſur in Leipzig, unterhielt er uns mit etwas typiſcher Theologie und . . . . ſeine elende Predigten . . . . jam ſatis eſt. Der Zweyte, iſt Prof. der Philoſophie zu Altdorf, und hat die Offenbarung gegen Rouſſeau erbärmlich gerettet, in ſeinem

nem ſpecimen vindiciarum &c. — Der Dritte, D. und Prof. zu Rinteln, hat ſeine hiſtoriſche Kenntniſſe gezeigt; in der Theologie aber — iſt er deſto kraſſer. Der Letzte, ehedem Prof. extr. der Theol. in Gieſſen, jetzt adjungirter Inſp. zu Grünberg, iſt ein wilder ungeſtümer Kopf der, bey einem hohen Grade von Unwiſſenheit, ſich für den gelehrteſten Mann in Europa hält. Er war vormahls einer der heftigſten Antagoniſten des D. Bahrdt; wie ſeine Aufſätze für die Reinigkeit der Religion bezeugen, in denen auch nicht ein vernünftiger Gedanke ſteht. Seine Kirchengeſchichte des N. T. iſt ein Original von Unſinn.

Andreas Seelmann.

Weihbiſchoff zu Speier — einer der aufgeklärteſten und einſichtsvollſten Männer unter den Katholicken. Sein Hirtenbrief des Fürſtbiſchoffs zu Speier, iſt ein Meiſterſtück in Abſicht auf Inhalt und Ausdruck. Er iſt auch Koncipient des Cirkulars, in welchem Bahrdts N. Offenbarungen, im Biſthum Speier, in einem ſolchen Tone, und mit ſolchen Reſtrictionen konfiſcirt wurden, daß alle Unpartheyiſche die edle und weiſe Denkungsart eines Seelmann ſogleich erkannten und bewunderten.

Georg Friedrich Seiler.

D. und Profeſſor der Theologie zu Erlangen — ein Meiſter in der Kunſt, den Mantel nach dem Winde zu hängen. — Auf der einen Seite macht er bey aller Gelegenheit unſern Ketzern Komplimente und Verbeugungen, lobt ihren Scharfſinn, ihre Liebe zur Wahrheit, ihre groſſen Einſichten, und ſpielt überall den ſanften und toleranten Mann, der kein Wäſſerchen trübt. Auf der andern Seite aber ſeufzt, winſelt er über einreißende Irrthümer, über gefährliche Grundſätze, und vertheidigt allen Unſinn des Syſtems mit einer Dreiſtigkeit, die nichts Aehnliches hat. Dabey hat er die Gabe, weil die meiſten Theologen elend ſchreiben, ſich durch ein bißchen deklamatoriſchen Styl auszuzeichnen, den eleganten Theologen zu machen, und mit dieſem Vehikel das aller fadeſte Gemengſel von philoſophiſchen und exegetiſchen Schnitzern dem geringen Publikum ohne Schamröthe vorzulegen, und den groſſen Haufen ſeiner Nachbeter damit zu futtern — Den Grund zu ſeinem Anſehen legte er durch die Religion der Unmündigen. Denn noch nie hatte man verſucht, die Abrakatabra's des Katechismus in einem modiſchen Gewand Deutſcher Floskeln aufzuſtellen. So wie nun dieſe neue Schöne auftrat, lief alles herbey, was laufen konnte, ſtaunte, gaſte, lobte, poſaunte und — fünf Auflagen waren vergriffen, ehe die allgemeine theologiſche Bibliothek zu Athem kommen und ihre Blöße aufdecken konnte. Auch half das Aufdecken nichts. Unſer altes Weib von Publikum hatte einmal decidirt. Der Mann war Lieblingsſchriftſteller der Nation, und konnte nun getroſt die Bahn des Polygraphen antreten, gewiß, daß alles, was ſeine Feder hervorbrachte, Geld und Beyfall einbringen werde. Seine neueſten Schriften über die Gottheit Chriſti und die Verſöhnungslehre ſind das elendeſte, was ich kenne, und dennoch — der Stolz der Orthodoxen. Er hat ſich auch ſeit einiger Zeit auf das litterariſche Tribunal geſetzt, und ſchreibt theologiſch-kritiſche Betrachtungen und — gemeinnützige Betrachtungen und — was weiß ich alles, was für Betrachtungen und — ſchreibt Vorreden — und macht eine neue Bibel und — der große Hauſe betet an, indeß daß die Männer der Nation die Achſeln zucken und — *ſchweigen. — — Neuerlich haben wir von ihm Predigten, die durchaus nichts weiter ſind, als mit äſthetiſchen Bombaſt verkleidete Orthodoxie. Nicht ein hellerer, wahrer Begriff, als wir im vorigen Sekulo hatten. — Auch mit einem Verſuche einer Liturgie hat er die Welt heimgeſucht, an den er ſich vollends gar nicht wagen durfte, da er ſo wenig das Weſen der moraliſchen Religion kennt und mit Würde ſie auszudrucken vermag. Es iſt alles ſo kalt, ſo wäſſerig, daß man bequem dabey einſchlafen kann. — Als ich ſeine Theſes Theologiae dogm. zur Hand nahm, war ich begierig zu erfahren, ob der Mann doch hier wenigſtens, wo er einen Auszug aus ſeinen größern Werken liefert, einige Fähigkeit zeigen werde, das Wichtige von Nebenſachen zu unterſcheiden. Aber ſiehe da, ich fand die unbedeutendſten ſcholaſtiſchen Grillen mit ausgezogen. Sogar vergißt er S. 162 nicht, zu erinnern, daß die dritte Perſon der Gottheit von der Auferweckung des todten Leibes Jeſu nicht auszuſchlieſſen ſey. — Ueber die Verſöhnungslehre ſchreibt er immer getroſt fort, als ob keine Apologie der Vernunft ihn im Wege läge, die er erſt ſtudieren und verdauen mußte, ehe er weiter ſchrieb. Aber er läuft auf ſeinem Flugſandboden immer fort und ſchlägt Pfähle ein, ohne ſich umzuſehn und zu entdecken, daß hinter ihm her alles über den Haufen gefallen iſt.

* Johann Salomo Semler.

Wer, auſſer dem, was der vorige Almanach von ihm ſagt, über ſein Syſtem und Charakter etwas recht gründliches und befriedigendes leſen will, leſe die neuen Litteraturbriefe B. I. [illegible] — Von nun an, kann dieſer große Mann in der gelehrten Welt nicht mehr in Rechnung kommen, da er ſich mit Chemie und Alchymie abgibt und — Achſelzucken erregt. Man muß das als Schwachheit des Alters betrachten und immer bedenken, daß Semlers Verdienſte, die er als Theolog und beſonders als Geſchichtsforſcher ſich erwarb, unſterblich ſind. Ich wünſche, daß nach ihm ein Mann ſich finden möge, der ſeine Schriften durch Umkleidung in eine verſtändliche Sprache der Welt genießbar macht. Das würde das beſte Luftſalzwaſſer für den menſchlichen Geiſt ſeyn, bey welchem man ſein vermeintes Univerſal für den Körper gern vergeſſen und es ihm verzeihen würde, daß er ſich in Wiſſenſchaften wagte, die er, wie ihm der Kriegsrath Leiſer einſt ſehr freundſchaftlich ſagte, nicht verſtand.

Carl

Carl Friedrich Senf.

Paſtor an der Moritzkirche zu Halle — hat ehemahls, da er noch Pfarrer auf dem Lande war, ein Büchlein geſchrieben, das einen Mann geſunden Kopfes und Herzens verrieth. Es hieß: **Unterricht für Herz und Verſtand, dem gemeinen Manne auf dem Lande zu gut aufgeſetzt.** Halle 1768. 8. Er hat nachher auch eine kleine Schrift herausgegeben, das Geſchäft der Erziehung von der angenehmen Seite, 1777. die wir mit deſto größerm Vergnügen geleſen haben, je inniger es uns allemahl erfreut, wenn wir einmahl einen Prediger finden, der ſich durch reife Einſichten und edle Geſinnungen — gleich fern von ſchöngeiſteriſcher Empfindeley und andächtelnder Heucheley — auszeichnet. Auch unter den Abriſſen ſeiner Vormittagspredigten, haben wir einige vorzüglich gute Stücke gefunden, die uns für einige andre, dogmatiſch-ſchwache, völlig ſchadlos gehalten haben. * Die Proteſtation des Halliſchen Miniſteriums gegen **Bahrdts** Beginnen, des Sonntags nach geendigtem Gottesdienſt, moraliſche Vorleſungen zu halten (dergleichen ehedem Madihn und neuerlich Niemeyer ſchon gethan hatten) hat er denn doch mit unterſchrieben, ungeachtet er ſelbſt gleich nachher am Sonntage öffentliche Vorleſungen über die Erziehung hielt. — In ſeinem Charakter ſcheint etwas von Selbſtgefälligkeit zu liegen, welche ihn verleitet, anderer Menſchen Handlungen mit den Augen des moraliſchen Pedantismus zu betrachten und überall ſeine und ſeiner werthen Familie vermeinte Vollkommenheit darneben zu ſtellen.

* Heinrich Philipp Sextroth.

Prediger zu St. Albani in Göttingen, und ſeit kurzem Profeſſor extr. der Theologie. Ein guter Moraliſt und Exeget. Aber die Schuppen der Dogmatik liegen ihm noch auf dem einen Auge.

Johann Eſaias Silberſchlag.

Königl. Oberkonſiſtorialrath und Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin — ein Mann von einer vaſten Gelehrſamkeit, beſonders in Phyſik, Oekonomie und Mathematik. Sein neueſtes Werk: Geogonie der heil. Schrift enthält einen groſſen Schatz von leſenswerthen Bemerkungen. In der Theologie ſind wir ſeines Glaubens nicht. * Die Apitzſchianer verehren ihn ſehr.

* — — Sintenis.

Sup. in Zerbſt. Einer unſerer hellen Männer, was auch die Bibliothek manchmahl an ihm zu krikeln haben mag. Sein Vater Roderich iſt eines der herrlichſten Bücher, das alle Aeltern und Erzieher ſich anſchaffen ſollten. In Abſicht auf das Armenweſen hat er in Zerbſt eben das mit Eifer und Aufopferung gethan, was wir oben an Hrn. **Müller** in Calbe gerühmt haben.

Johann Andreas Sixt.

D. und Prof. der Theol. zu Altorf — hat einiges Talent und Kenntniſſe, aber wahrhaftig nicht hinreichend, das Steinbartiſche Syſtem zu entwafnen. Seine lautere **Prüfung** deſſelben wird keinem Kenner genugthun.

* — — Sorber.

Pfarrer in Windiſchholzen, iſt Prof. Theologiae aug. conf. in Erfurt geworden; und wird wohl dem alten Glauben nichts zu Leide thun.

Johann Joachim Spalding.

Oberkonſiſtorialrath und Propſt zu Berlin. Dieſer große Mann vereinigt alles in ſich, was den Theologen ehrwürdig machen muß. Scharfſinn

ſinn, Gelehrſamkeit, Klugheit und echte Frömmigkeit. Seine Beſtimmung des Menſchen — Gedanken über den Werth der Gefühle im Chriſtenthum und — Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts — ſind in allem Betracht klaſſiſch und werden noch von der Nachwelt geleſen und geſchätzt werden, wenn der ganze theologiſche Wuſt dieſer Decennien längſt vergeſſen ſeyn wird. Seine Predigten haben in Abſicht auf Gründlichkeit, Licht, Präciſion, Würde des Inhalts, wenige ihres gleichen. Nur wünſchten wir ihm mehr Wärme und Lebhaftigkeit des Ausdrucks. — Der ehmahls in Berlin veranſtaltete Anhang zum Geſangbuch ward von dem Herrn O. K. R. Spalding vorgeſchlagen und approbiret, der eigentliche Verfaſſer aber dieſes Anhangs iſt der Herr O. K. R. Dietrich. * Seine vertraulichen Briefe haben mir nicht behaget. Die Wahrheit hat eine mir zu gekünſtelte Hülle bekommen. Wenn ich ſie umhertrage, mag ich gern ohne Mantel gehn. Doch jeder hat ſeinen Geſchmack für ſich. Der Prediger Schulz hat dagegen ein Buch unter dem Titel: Beurtheilung der vertrauten Briefe geſchrieben; viel wahres, aber mit einer Heftigkeit, die ich durchaus misbillige.

Auguſt Gottlieb Spangenberg.

Prof. der Theologie bey dem Herrnhutiſchen Seminario zu Barby, hat ſowohl die gegenwärtige Verfaſſung als das Religionsſyſtem der Brüderunität in zwey Schriften beſchrieben, die beyde von Einſicht, Geſchmack und theologiſcher Klugheit zeugen.

Johann Ulrich Sponſel.

Sup. und Paſtor zu Burgbernheim. Wir haben ſeine Exercitationes philologico — **exegeticas** geleſen und darin einen Mann von vielen Sprachkenntniſſen, reifem Urtheil, und weitläufiger Beleſenheit gefunden. Nur iſt er uns zu weitſchweifig und wortreich. Seine Predigten ſind mager.

Johann Auguſt Stark.

Hofprediger — ein vortreflicher Mann, den ausgebreitete Kenntniſſe, helle Philoſophie, und ein gebildeter Geſchmack ſchätzbar machen. Sein Hephäſtion iſt (* wie ſeine Schrift über die *Myſterien*) eines der beſten Producte unſers polygraphiſchen Zeitalters. Und ſeine Geſchichte der C. K. des erſten Jahrhundertes iſt, was man auch in einzelen Stellen tadeln mag, das beſte Buch, was wir zur Zeit in dieſem Fache haben. Er ſoll auch Verfaſſer der freymüthigen Betrachtungen über das Chriſtenthum ſeyn: ein Buch, das ſo voll Geiſt und Wahrheit iſt, daß die theologiſche Fakultät in Halle aus Eiferſucht es zu unterdrücken ſuchte, und durch den lieblichen Kunſtgriff der Cenſurweigerung unterdrückt haben würde, wenn nicht der König das imprimatur eines Berliner Cenſors konfirmirt, und der Fakultät — abermahls eins auf die Mütze gegeben hätte. * Neuerlich hat ſich der Mann dem Publiko zum Räthſel gemacht. — Wer den Archidemides, oder, des Anti-Saint-Nicaiſe zweyten Theil geleſen hat, wird es aufs wenigſte problematiſch finden, ob auch Hr. Stark der brave Mann ſey, für den wir ihn ſonſt gehalten haben. Ich ſuſpendire mein Urtheil, bis er ſich wird verantwortet haben. Scheußliche Ausſichten, wenn es mehr ſolche heimliche Anhänger des Jeſuitismus gäbe, wie Hr. St. in dem angezeigten Buche beſchrieben wird. Dann hätten die Deutſchen Fürſten Urſache aufmerkſam zu werden.

Benedict Stattler.

D. und Prof. der Theol. zu Ingolſtadt, mag ein ganz gelehrter Mann ſeyn, aber wir mögen ſeine vielen Bände Schriften für unſre Sünde nicht leſen, weil wir uns neulich an einer epiſtola paraenetica ad virum clariſſimum D. Car. Fr. Bahrdt ex occaſione profeſſionis fidei ab iſto ad Caeſarem miſſae auf immer und ewig ſatt geleſen haben. Der gute Mann glaubt, es fehle dem D. Bahrdt nur an richtigen Begriffen, und hofft, nachdem er ihm dieſe, durch vielfältige Verweiſung auf ſeine übrigen Schriften, mitgetheilt, er werde ſein Glaubensbekenntniß zurücknehmen. O ſancta ſimplicitas!

Gotth. Samuel Steinbart.

D. und Prof. der Theol. zu Frankfurt an der Oder — wandelt ganz im hohen Sonnenlicht. — Noch wenig Theologen Deutſcher Nation haben das geſagt, was er geſagt hat, ſind ſo mit edler Freymüthigkeit herausgegangen, wie er, haben ſo die Idole des Kirchenſyſtems umgeworfen, zertrümmert, wie er. Immer begnügten ſich ſeine Vorgänger, einzele Irthümer anzugreifen, und waren dabey ſo zurückhaltend, daß ſie ihr eigenes wahres Syſtem nie ganz blicken ließen. Dieſer Mann hat nicht bloß das alte Haus eingeriſſen, ſondern einen neuen Pallaſt an ſeine Stelle geſetzt. Seine Glückſeligkeitslehre verdient das allgemeine Kompendium der Religion zu werden. Das einzige hätten wir daran zu tadeln, daß er vorn den Begriff der Glückſeligkeit zu ſchwerfällig macht, und alles in Vollkommenheit reducirt. Wir wiſſen wohl, daß die Sache an ſich richtig iſt, aber die ewige Leier von Vollkommenheit macht's doch dunkel und dem geneigten Leſer unverſtändlich. Die Herren aus der Wolfiſchen Schule haben ſich das ſo angewöhnt. Wir könnens nicht billigen. Seine Anleitung des menſchlichen Verſtandes ꝛc. iſt gründlich und lehrreich. Doch dürfte ſie der Kenner zu wortreich finden. Seine Anweiſung zur Amtsberedtſamkeit ꝛc. iſt das Beſte, was wir in dieſem Fache haben.

Ferdinand Sterzinger.

Prof. und Dir. der Churb. Akad. zu München, hat durch verſchiedene Schriften gegen die Gaßneriſchen Hexenmärchen ſich als einen geſunden Denker gezeigt, auch die vaterländiſche Ge-

Geſchichte mit einigen leſenswerthen Schriften bereichert.

Elias Stöber.

Prediger und Profeſſor der Theol. zu Straßburg, auch ein vortreflicher Mann, den helle Religionseinſichten und ein ſanftes wohlwollendes Herz auszeichnen. Er war immer das Antidoton von Lorenzen.

* Johann Jackob Stolz.

Dieſer Herr Jackob (wie er ſich ſchreibt) iſt ſeines Herkommens ein Schweizer und war bisher Prediger zu Offenbach. Er hat chriſtliche Vorträge drucken laſſen, welche von Schwärmereyen a la Lavater ſtrotzen. „Gott kann ſelbſt „an den Teufel appelliren. — Gott im ſtrengſten „Incognito." Dergleichen Floskeln aus der Züricher Fabrik liebt der Mann. Auch iſt die Zahl 7 ihm heilig. Er iſt jetzt nach Bremen berufen worden. Wohl bekomm er den Herren!

Conrad Friedrich Streſow.

Propſt auf Femern. Wir können ihm Fleiß, Beleſenheit und Einſicht nicht abſprechen; aber er hat nicht Philoſophie und Sprachkunde genug, um ſich durch den Nebel der Vorurtheile durchzuarbeiten, der noch über allen ſeinen Schriften, ſonderlich über ſeiner Theodicee der Offenbarung ruht.

Adam Struenſee.

Generalſuperintendent der Kirchen und Schulen in Schleswig und Hollſtein. — Die Natur iſt freygebig gegen ihn geweſen an körperlichen Talenten, dahin vornehmlich ſeine auſſerordentliche Stimme gehört, aber deſto ſparſamer an Geiſtesgaben — vermuthlich, weil alles die Gnade in ihm erſetzen wollte, von der alle ſeine Predigten bis zur Ermüdung voll ſind. Er hat nichts geſchrieben, was wir leſen möchten.

— — Sturm.

Hat viel ſo genannte Erbauungsſchriften geſchrieben, welche neben den Fedderſenſchen ihren Rang behaupten. Es iſt wenigſtens mehr Geſchmack im Ausdruck, auch ſind weniger dogmatiſche Kruditäten darin, als in den Göziſchen und andern vom gemeinen Schlage. Seine Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur, verdienen allen Predigern zur Nachfolge empfohlen zu werden. * Neuerlich hat er Predigten über einige Familiengeſchichten des A. Teſt. herausgegeben, in welchen ich geſunde Moral in einer natürlich ſchönen Schreibart gefunden habe. Iſt leider todt.

* — — Stuve.

Lehrer an der Schule zu Ruppin; iſt ein guter Pädagog. Seine Schrift über das Schulweſen verdient geleſen und beherziget zu werden.

* — — Sukro.

Konſiſtorialrath in Magdeburg; ein guter Kopf; der aber die Heiligthümer des herkömmlichen Glaubens in Schutz genommen hatte. — Er hat Reſewitzen mit ſeinem Witz und fertigern Lat. Maule manchmahl den Kopf warm gemacht. Er war ganz der Pendant vom ſel. D. Benner in Gießen.

Wilhelm Abraham } Johann Friedrich } Teller.

Zwey leibliche Brüder, die aber einander ſo unähnlich ſind, wie das Roß und das Heupferd. Jener ein Mann von dem menſchenfreundlichſten Herzen.

Herzen; dieſer ein zänkiſcher und Katzenartiger Polterer: jener, bey dem ſeltenſten Grade von Gelehrſamkeit beſcheiden und ſanft; dieſer, bey ſehr wenigen Kenntniſſen, ſtolz und trotzig; jener, ein aufgeklärter und ſcharfſichtiger Freund der Wahrheit; dieſer, ein bey allen Brillen der Cruſiusſchen Philoſophie, blinder Verfechter des Aberglaubens. Da im Jahr 1764 des erſtern Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens erſchien, wo in Vergleichung mit ſeinen folgenden Schriften noch viel Wuſt des Kirchenſyſtems beybehalten war, gab dieſer ſelbſt das Signal zur Verketzerung, und ſchrieb eine ſogenannte abgenöthigte Kritik, die an Liebloſigkeit und Seichtigkeit wenig Aehnliches hat. Das Lehrbuch indeſſen ward für ſeinen würdigen Verfaſſer die Gelegenheit zur Eröffnung einer höhern Laufbahn. Er ward bald darauf Propſt und Oberkonſiſtorialrath zu Berlin, und zeigte ſich in ſeinen folgenden Schriften, darunter ſein **Wörterbuch**, ſeine Predigten von der häuslichen Frömmigkeit, und ſeine Antitheſen, nebſt der Probe einer Pſalmenüberſetzung, die vornehmſten ſind. — Er iſt auch unſtreitig unter den neuen Theologen derjenige, der die meiſten und entſcheidendſten Schritte für die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen in der Religion gethan hat. Die Vorrede zur neuen Ausgabe ſeines Wörterbuchs iſt ein Meiſterſtück. (* Für ſeinen Burnet de fide & officiis chr. iſt ihm die Welt ſehr vielen Dank ſchuldig. Mich haben indeß ſeine angehängten excurſus mehr als Burnet ſelbſt erbaut. Seine Beherzigungen für de Marées ſind ein Muſter einer theologiſchen Streitſchrift.) Sein obgedachter Bruder, Johann Friedrich, iſt Prediger in Zeiz, und hat, vornehmlich in ſeiner Kunſt zu predigen und in ſeinen Anekdoten für Prediger und Prieſter, ein Muſter gegeben, wie man auf die originellſte Art theologiſche Farcen verfertigen müſſe. Er hatte vor einiger Zeit 27 Katzen zu ſeinen Geſellſchaftern: jetzt hält er * mit hoher Erlaubniß nur noch 13 derſelben. Cruſiuſſens prophetiſche Theologie und ſein unermeßlicher Eigendünkel ſcheint ihm eine Apoplexie des Verſtandes zugezogen zu haben. Neuerlich hat der ſeltſame Menſch den guten Fedderſen zum Cryptokalviniſten gemacht, weil in deſſen Nachrichten von gutgeſinnten Menſchen nicht lauter Chriſten vorkommen.

Johann Friedrich Tiede.

Paſtor zu Schweidnitz, hat ehedem, als Feldprediger in Halle, viel Aufſehen gemacht. Man bewunderte ihn als Redner. Wir können in ſeinen Predigten weder Scharfſinn noch Gründlichkeit, noch wahre Beredtſamkeit entdecken. Es iſt Flitterſtaat des Ausdrucks, der, wenn ihn ein guter Deklamator producirt, die Ohren füllt. Und mehr wollen ja die Herren und Damen nicht.

— — Tittmann.

D. und Prof. der Theologie zu Wittenberg — voller Tag in ſeinem Syſtem, aber — der Schlagbaum! — * Er iſt an Hirts Stelle avancirt.

Johann Tobler.

Diakonus zu Zürich — ein Mann, voll vom Geiſt des Chriſtenthums, der ganz ſo denkt, redet, handelt, wie das Evangelium der Liebe es heiſcht. Sind wir nicht bey allen Stellen ſeiner Schriften mit ihm eines Glaubens, ſo ſind wir doch in den meiſten mit ihm eines Sinnes. * Auch die Toblerſchen Blätter zeigen den wahrheitliebenden und gutmeinenden Mann: obgleich die beygefügten Gedichte und Reiſebeſchreibung auch den ſchwachen Geiſt kenntlich machen. — Sein Sohn iſt an Stolzens Stelle Prediger in Offenbach geworden. Gott gebe, daß er nicht die Schwärmereyen ſeines Verfahren ſchweizert.

— — Töllner.

Prof. der Theologie zu Frankfurt an der Oder — Scharfſinn, Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit — gab ihm die Natur; hätte ſie ihm doch auch einen feſten Körper gegeben! zu früh ſtarb er für die Kirche, in der er mit der Fackel in der Hand nur eben auftrat, um die Finſterniſſe des Aberglaubens vertreiben zu helfen — von allen Edlen beweint.

Balthaſar Ludwig Tralles.

Ein Arzt zu Breslau — hat ſich vom Satan blenden laſſen, gegen Leſſing zu ſchreiben, und die Fragmente zu widerlegen — ein Bologneſer gegen einen Bullenbeißer — Hu!

Ernſt Chriſtian Trapp.

Ehedem Profeſſ. der Philoſophie zu Halle — einer unſrer reſpektabelſten Pädagogen in Deutſchland. Er hat zuerſt die Erziehungskunſt in ein

Syſtem gebracht, und auf ihre einfachſten Grundſätze reducirt, in ſeinem Verſuch einer Pädagogik — ein Werk, das viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Erfahrung zeigt, und ſich durch Ordnung und geſchmackvollen Vortrag auszeichnet. Ob er in ſeinem theologiſchen Syſtem (er war ja ehedem auch Prediger) eben ſo hell iſt, können wir nicht ſagen. Doch ſcheint dieß gewiß zu ſeyn, * daß er weder an ein [illegible] einförmiges Lutherthum, noch an Semlers doppelförmige Lehrart glaubt. Sein Sendſchreiben an Semlern hat ihm keine Ehre gemacht, und er würde es auch nie haben drucken laſſen, wenn er das Mſpt eine 24 Stunden ruhig hingelegt, oder Caſimir Langen es vorher gezeigt hätte. Es war Folge einer leidenſchaftlichen Hitze, die Semlers offenbar unfeines Betragen ihm in den Leib gejagt hatte. Wer ihn kennt, weiß darum doch, daß Trapp einer der edelſten und beſten Menſchen iſt. — Er ging vor einigen Jahren, der Univerſitätskabale müde, und beſonders, wie er immer ſagte, um aus Eberhards Atmoſphäre zu kommen, nach Hamburg, und übernahm das Campeſche Erziehungsinſtitut. Jetzt iſt er mit Campen von dem Herzoge von Braunſchweig in den geſetzt werden, bey einem guten Gehalt, für das Schul- und Erziehungs-Weſen wirkſam zu ſeyn.

* — — Trauner.

Prof. zu Ingolſtadt. — Hat die Ode gemacht, in welcher die Proteſtanten ſo äſthetiſch
14 angeſchnauzt werden, und davon im dritten Ab-
12. ſchnitt etwas zu leſen ſeyn wird.

Sebaſtian Friedrich **Treſchow.**

Diakonus zu Mohrungen. Er iſt ein Mann von lebhaftem Geiſt und viel Beleſenheit — aber noch ganz vom Vorurtheile des Anſehns gefeſſelt, und — ein heftiger Polemiker. Seine religiöſen Nebenſtunden ſind keine Lektüre für Denker.

* Johann Anton **Trinius.**

War ehedem Prediger, legte aber zuletzt ſein Amt nieder, weil ers nicht mehr übers Herz bringen konnte, die Albernheiten der privilegirten Religion vorzutragen. Er iſt vor kurzem zu Eisleben verſtorben. Sein Vetter dieſes Nahmens iſt Feldprediger bey dem Regiment von Leipziger in Halle und ein ſehr guter Kanzelredner: hat aber auch ein wenig zu viel Orthodoxie.

*** Uhazzi.**

* — — Uhazzi.

Einer der Wiener Skriebler, von der Parthey Migazzi's, welche der Kirchen- und Ketzer-Almanach braucht, die Rubrik der chriſtlichen Hammelsköpfe zu bereichern.

* — — Villaume.

Seine Geſchichte des Menſchen iſt ein überaus nützliches Buch für die Jugend. Jetzt arbeitet er an einer Logik, von der wir uns viel Gutes verſprechen.

* Johann Carl Volborth.

Hat die 12 kleinen Propheten überſetzt, und mit Anm. für Unſtudierte erläutert. Er verſteht ſeinen Text grammatiſch richtig. Aber den Geiſt des Morgenländers kennt er nicht. Er iſt nebſt dem jungen Tychſen zum Prof. extr. der Theologie ernannt worden.

— — Urlſperger.

* Iſt jetzt reiſender Werbofficier der Propaganda — war unlängſt bey den Hrn. v. Burgsdorf in Eisleben; — wo auch, beten und von Jeſu Wunden plaudern, für wahre Frömmigkeit angeſehen und, das Thun nach der Lehre Jeſu

darüber vergeſſen wird. — Bedauernswerthe Menſchheit, die ſich von ſolchen geiſtloſen Schwätzern bey der Naſe führen läßt!

* Carl Chriſtian **Voigt.**

Er iſt Schullehrer in Quedlinburg. Sein **Etwas wider die neuen Reformatoren** macht ein Geſicht, wie eine Nachteule, wenn ihr die Sonne auf den Kopf ſcheint. Der alte Boyſen brauchte den armen Mann, der ſonſt ein guter Mathematiker, aber ein ſchlechter Schulmann und trübſeliger Theolog iſt, um ſeine Bolzen gegen Hermes zu verſchießen. Die allg. d. Bibl. ſagt von ihm, daß er über die ſymboliſchen Bücher nicht einen Sparren weit hinaus denken kann.

Johann George **Vezel.**

Archidiakonus zu Muſkau in der Oberlauſitz — ein guter Naturkenner, der insbeſondere über den Bienenbau einige leſenswerthe Aufſätze geſchrieben hat. Ein anderer dieſes Nahmens war Prof. extr. zu Halle, und fing an, des **Grotius adnott.** zu ediren, aber der Tod entriß ihn der Welt ſehr bald, und mit ihm einen unſrer hoffnungsvolleſten Philologen.

* H.

* H. B. Wagnitz.

Seine homiletiſchen Abhandlungen enthalten viel Gedachtes und Spuren eines hellen Kopfes, der die Bande des Vorurtheils wenigſtens fühlt und rückt — ob er ſie gleich noch nicht von der Stirn wegreißen kann. — Er iſt Prediger in Halle.

* A. C. M. Wahl.

Paſtor in Erfurt. Er hat geſchrieben: Bibel und Natur in öffentlichen Vorträgen vereiniget. Das Ding iſt voller Unſinn und enthält den albernſten Manichäismus. Ein Pröbchen von Unſinn: „ſo wenig die Fiſche ohne Waſſer „leben — ſo — hat Gott die Seligkeit nur denen verheißen, die an ſeinen Sohn glauben. „Wie gewiß würden wir den Tod finden, wenn „wir bloß dem Geſetz der Natur folgen und die Vernunft als unſern Wegweiſer anſehen wollten. —“

Albrecht Georg
Christian Wilhelm Franz } Walch.

Erſterer, Rector zu Schleuſingen, iſt ein guter Schulmann, der auch im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften einige erträgliche Arbeiten geliefert hat. Letzterer, D. und Prof. der Theologie zu Göttingen, iſt einer unſerer größten Theologen, in Abſicht auf Kenntniſſe und Gelehrſamkeit. Litteratur und Kirchengeſchichte vornehmlich ſind das Feld, das ihm die allerwichtigſten Bereicherungen zu verdanken hat. An dem hergebrachten Kirchenſyſtem hält er ſo feſt, daß es ihm zuweilen Thränen koſtet, wenn er in der Nikolaiſchen Bibliothek neue Anfälle auf daſſelbe gewahr wird. — Sein Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereyen ꝛc. iſt für den Geſchichtsforſcher ein ſehr ſchätzbares Werk. — * Iſt todt.

Heinrich **Waſer.**

* Das unglückliche Schickſal dieſes Mannes iſt bekannt, und wird in den Jahrbüchern der Menſchheit immer ein Flecken für die Züricher bleiben. Wer ihm mit Lavater Apoplexie des Verſtandes Schuld gibt, iſt — entweder ſehr übel berichtet, oder, hat hämiſch- politiſche Abſichten.

— — **Weber.**

* Sowohl der Prof. der Theologie zu Wittenberg, als der Stiftsprediger zu Weimar ſind

gute rechtgläubige Männer. Des letztern kritiſche Geſchichte der A. C. iſt mit Einſicht geſchrieben, und der darüber entſtandene Streit, an dem beſonders Hr. Götze und Panzer Theil nahmen, mit zu viel Heftigkeit geführt worden.

* Thomas Weideſſer.

Weltprieſter zu Breſlau. Er hat das Publikum mit Sonntagspredigten beſchenkt, die herzlich elend ſind.

* Joh. Auguſt Weiſe.

Pfarrer in Ebersgrün; hat ſchriftmäßige Gedanken über die göttlichen Strafgerichte drucken laſſen, in denen viel Wahrheit iſt, und die auch gut geſagt ſind; Nur nicht vollſtändig und erſchöpfend.

* — — Weiſſenbach.

Ein Wiener, dito, wie Uhazzi.

* J. F. Weißenſtein.

Hat einen goldnen Spiegel für die adelige Jugend ausgehen laſſen, in welchem der, der hineinſieht, viel nutzbare Wahrheit findet. Aber wir fürchten die hochadeligen Herren und Damen werden ſich hüten, hinein zu ſehn, da ſie gemeiniglich ſich ſchon ihres Adels wegen für unverbeſſerlich halten.

Helfreich Bernhard **Wenck.**

Konſiſtorialrath, Profeſſor und Rector am Gymn. zu Darmſtadt, und Heßiſcher Hiſtoriograph — ein Mann von vielen Talenten, der nicht nur mit den Römern und Griechen vertraut iſt, ſondern auch die Dichter des Morgenlandes kennt, und in der Geſchichte ausgebreitete Wiſſenſchaft beſitzt. Er hat ſich durch den Verſuch einer Ueberſetzung der Ilias und durch das Siegslied der Debora und Barak, auch als Mann gezeigt, der die Kraft und Schönheit ſeiner Mutterſprache kennt und zu benutzen weiß: — eine Sache, die unſern meiſten Schulmännern fehlt, die faſt alle durch ein geſchmackloſes Deutſch ihre Kenntniſſe der Alten unbenutzbar machen.

Friedrich Auguſt **Wendeborn.**

Deutſcher Prediger in Ludgad Hill zu London. Dieß iſt unter allen daſigen Deutſchen Predigern (die alle theils durch Unwiſſenheit, theils durch Schwärmerey ungenießbar ſind) der einzige, den Gelehrſamkeit, Geſchmack und Entfeſlung vom theologiſchen Vorurtheil auszeichnen — der einzige, der mit echter Beredtſamkeit die Religion in ihrer wahren Würde vorträgt — der einzige, der von der Nation unter den dortigen Deutſchen bemerkt und geachtet wird. Er hat eine Sammlung von Predigten geſchrieben, und uns kürzlich ein vortrefliches Werk über den politiſchen und kirchlichen Zuſtand Großbrittanniens geliefert.

* J. A. Wenning.

Kanonikus am Chorſtifte zu Altmötting. In ſeinen hiſtoriſchen und moraliſchen Erzählungen zeigt ſich ein Mann von geſunder Seele. Er empfiehlt ſeinen katholiſchen Glaubensgenoſſen die Leſung der Proteſtanten. Und er ſchreibt ſelbſt das meiſte aus proteſtantiſchen Schriftſtellern aus, weil der katholiſche gemeine Mann ſich vor dem Ketzernahmen ſcheuen würde, und daſſelbe lieber von einem Kanonikus lieſet.

* — — Wenzel.

Einer der Antipoden des ſeligen Melchior Götze, welcher alle verdammte, die nicht echt Lutheriſch glaubten. Ihm iſt jeder gleich, der ein guter und nützlicher Bürger im Staat iſt, er habe eine Religion welche er wolle. Vor zwey Jahren bey der groſſen Ueberſchwemmung büßte ein armer Tuchmacher, da er den Hoſpitaliten zu Hülfe eilen wollte, ſein Leben ein. Der heilige Genius würde das für eine gerechte Schikkung Gottes angeſehen haben, weil der Tuchmacher ein Katholik war. Aber der ketzeriſche Wenzel, deſſen Herz auch durch das Unglück eines Irrgläubigen gerührt wird, verſchaffte nicht nur dem Verunglückten ein Grab auf dem lutheriſchen Gottesacker und befreyte die arme hinterlaſſene Witwe von den Koſten der Beerdigung, ſondern er veranſtaltete ſogar ein Leichenbegängniß mit Läutung aller Glocken, das ſonſt nur den angeſehenſten Bürgern widerfährt, um den Katholicken, der über einer edlen That ſein Leben verlohren hatte, in ſeinem Tode zu ehren. Noch mehr: er ließ ein Denkmahl auf ſein Grab ſetzen, auf welches er mit eigner Hand die Religion, die Todesart und das patriotiſche Verdienſt des Verſtorbnen aufzeichnete. Endlich nahm er ſich der Witwe und Kinder an, ſchaffte ihr die verlohrne Nahrung wieder und ſuchte es ſo weit zu bringen, daß ſie in dieſer Hinſicht keinen Mann verlohren hatte. — Solcher indifferentiſtiſcher Handlungen, welche leider einen Mann verrathen, der Fleiß und Redlichkeit in Geſchäften und thätigen Eifer für Arme und Nothleidende allein für Religion hält, unbekümmert, was der Hr. Athanaſius uns zu glauben befohlen hat, könnt ich von dem Manne noch viele erzählen. — Er iſt Burgemeiſter in Aſchersleben und — hat Kollegen die nach ſeinem Schlage denken und handeln.

Chriſtian Auguſt
Gottfried Joachim } Wichmann.

Ein Par armſelige Scribenten. Sie ſind die Verfaſſer des ehemahls berüchtigten Antikritikus. Letzterer iſt Pfarr zu Zwätzen und betet Cruſianiſche Theologie, * und iſt dabey dick und fett.

Georg Nikolaus Wiener.

Metropolitan zu Groſſengerau — einer unſerer hellen Köpfe, der die Decke Moſis längſt abgelegt hat — der aber im Stillen ſeines beſſern Glaubens lebt.

* Joh. Reinberg v. Wieſenfeld.

In ſeiner Schrift: die Schlange in den (dem) Buſen: will er, daß die Geiſtlichen zu Ankaufung liegender Güter offene Hand behalten ſollen. Inhalt und Schreibart ſind ungenießbar.

Friedrich Ernſt Wilmſen.

Ehedem ref. Prediger zu Magdeburg, jetzt Prediger an der Parochialkirche zu Berlin — * gehört zu den galanten Orthodoxen, welche den dogmatiſchen Kram durch ein feines Perückchen, kurzen Rockſchooß, und andere Petitmaitereyen pläſirlich zu machen ſuchen. Seine ehemahligen Katzbalgereyen mit dem Chariteprediger Ulrich, welche ſchier bis zur blutigen Bataille gediehen, zeigten zur Genüge, daß er ein raſches Blut hat, und machten alle ferneren Beweiſe davon, die andere Proben körperlicher Talente darbothen, entbehrlich. Seine älteſte Tochter führt den Titel der Tochter des Königs von Frankreich. „Mademoiſelle werden ſo gütig ſeyn und mir meine Perücke langen ꝛc." iſt der gewöhnliche Ton ſeines väterlichen Umgangs.

— — Wolf.

Inſpector zu Grünſtadt — iſt ein Mann von vielen Talenten, und der einzige in ſeinem Kreiſe, der geſunde Augen im Kopfe hat. Der

Hofprediger Muthmann, ſein Amtsbruder, ärgert ſich alle Tage, daß unſer Herr Gott die Sündfluth noch nicht hat kommen laſſen, zu welcher er ſich bereits, durch Anſchaffung der Thiere aller Art, vorbereitet hat, um als der gläubige Noah in dem Schifflein der Lammstheologie über den Gewäſſern zu erſcheinen und den Wolf mit allen ſeinen Schafen erſaufen zu ſehen. — * Ein anderer dieſes Nahmens iſt jetzt Prof. der Beredtſamkeit in Halle, ein ganz aufgeklärter Mann uud einer unſerer gründlichſten Philologen.

* — — Wolke.

War Director des Deſſauiſchen Philanthropins; ſchlich ſich, da das Inſtitut durch ſeinen Streit mit Baſedow fiel, ſachte fort, und — blieb auſſen wie das Röhrwaſſer. — Das heißt ſich freylich aus der Affaire ziehn. — Er iſt jetzt in Petersburg und nicht viel weniger als Director der Schulen. Er ſoll da durch ſeine Gabe, Sprachen zu lehren, viel Aufſehen machen. — Der Graf von Anhalt ſoll ihn der Kayſerinn vorgeſtellt haben. — Sein rundes Haar aber hat er mit einem Haarbeutel vertauſchen müſſen.

— — Woltersdorf.

Erſter luth. Pred. der Georgen-Kirche in Berlin. Er iſt der dickſte im ganzen Miniſterio eccl. daſelbſt. Ein Wort für Wort ihm nachgeſchriebenes Fragment einer ſeiner Predigten mag von ſeinen Talenten zeugen. Er predigte über 1 Cor. 1, 6. „weder die Huren, noch die Ehebrecher, „noch die Knabenſchänder werden das Reich Got„tes ererben; und doch werdet ihr einmahl die „Kerle, die Hurer, Ehebrecher und Knabenſchän„der ſehen, wenn ihr in der Hölle ſeyd. Da „werdet ihr fragen, wie ſind denn die in den „Himmel gekommen und wir nicht? — ja da „ſitzt's eben; die haben das Verdienſt Chriſti er„griffen, die haben ſich in ſeinen blutigen Wun„den gewälzt, aber ihr — ihr habt's nicht ge„than. Wie wird's euch gehen? Was werdet „ihr kriegen? Das Wetter! denn es ſtehet ge„ſchrieben, ſie ſollen ein Wetter zum Lohn haben.“ Genug von dieſem theuren Manne, der nach ſeinem Grundſatze: der Menſch, ohne den heiligen Geiſt, iſt ein dummes Vieh, der lieben Vernunft einmahl ihre Dimiſſion gegeben hat, übrigens aber — ein guter ehrlicher Mann iſt.

* — —
* Carl Kaſimir } Wund.

Erſterer iſt Pfarrer und Inſpector zu Kreuznach. Wir haben von ihm Predigten, die ganz von ſpekulativer Dogmatik rein ſind. Es iſt lauter ſchöne, geſunde Moral, ſchön und mit Wärme vorgetragen. Dem andern Wund bin ich vorzüglich gut, weil er Kaſimir heißt, wie ich, und die ſcholaſtiſche Theologie haßte, wie ich. Er war Profeſſor der Kirchengeſchichte und Kirchenrath zu Heidelberg, was ich, Gott ſey Dank, nicht bin. — Iſt todt.

* Carl Theodor Wunſch.

Evangeliſcher Prediger in Neukirch, großen Marienb. Werders. Er hatte bey ſeiner Gemeine das neue Berliner Geſangbuch eingeführt. Allein Apitzſchens fliegende Blätter hatten einige Schwindelköpfe unter ſeinen Bauern aufgeregt; denn dieſer Marktſchreyer erſtreckt jetzt ſeine Wirkſamkeit bis nach Weſtpreußen. Hr. Wunſch alſo ſahe ſich genöthigt, in einigen Predigten den Vorſpieglungen dieſes ſo begünſtigten Protektors des Aberglaubens entgegen zu arbeiten. Und ſiehe da, es gelang ihm. Daraus erwuchs eine leſenswerthe Schrift, die er unter dem Titel herausgab: Sind wir auch noch echte Lutheraner?

* — — Wünſch.

Profeſſor in Frankfurt an der Oder — ſoll Verfaſſer des Horus ſeyn. Ich weiß es nicht. Er ſey es aber, oder ſey es nicht, ſo iſt der Horus ein Meiſterſtück einer lebhaften Phantaſie, aber kein Product eines philoſophiſchen Geiſtes.

* — — Zaupſer.

Der ſeltenen Männer einer in — einem Lande, wo es zehnfaches Verdienſt iſt, die Wahrheit ſehn und ſagen, als — in Friedrich Wilhelms Staaten, wo — die geſunde Vernunft frey und öffentlich wandelt.

Heinrich Auguſt Zeibig.

Ein ſeichter Polemiker und — Profeſſor am Gymnaſio zu Gera.

* Joh. Friedr. Zöllner.

Prediger in Berlin. Ein Mann hellen Geiſtes und reines Herzens. Wer kennt ſein Leſebuch nicht?

* H.

* H. G. Zerrener.

Prediger im Magdeburgiſchen. Als ich ſeine Natur- und Ackerpredigten las, und ſie ſo gründlich und rührend fand, dachte ich an jene Stelle in der A. d. Bibliothek, wo zum Nachtheil der natürlichen Religion geſagt wird, daß der Gott der Natur minder empfindſam, minder tröſtend und rührend ſey, als der Gott des Evangelii — wie auch der gute Baſedow ſchwatzte — und bemitleidete die Schwätzer. Doch bald ſolls ihnen ein Mann voll Geiſtes und Kraft zeigen, daß die Vernunftreligion (die ich mit der recht verſtandenen Religion des Evangelii Jeſu für einerley halte) weit antreibender zum Guten, weit erwärmender und troſtvoller iſt, als — alle poſitive Religion.

— — Ziegra.

* Iſt aus dem Reiche der Todten zurückgekommen, und hat an Melchior Göze's Grabe eine Standrede gehalten und drucken laſſen, welche den Werth des orthodoxen Glaubens unwiderſprechlich beweiſet. Wir empfehlen ſie allen angehenden Geiſtlichen als ein Muſter einer guten

ten Caſualrede, und allen Ungläubigen zur Beherzigung.

G. J. Zollikofer.

Οι εσχατοι πρωτοι — heißt's hier. Er iſt in allem Betracht einer unſrer erſten Männer bey der Nation. Ein aufgeklärter Philoſoph, ein erleuchteter Exeget, und ein philoſophiſch und exegetiſch aufgeklärter Dogmaticker, und dabey Geſchmack, Kunſtkennerſchaft, Beredtſamkeit, und dabey — ein edler feſter Charakter — wer wollte ſo einen Mann nicht hochſchätzen! — Er iſt Deutſchref. Prediger zu Leipzig. ſtarb d. 22 Jan. 1788.

Zweyter Abſchnitt.

Anecdoten
und
Aufgaben.

I.

Zuſtand der Religion und der Aufklärung in dem katholiſchen Deutſchland.

In Bayern ſiehts bekanntlich am finſterſten aus. Das Land ſteht ganz unter dem Zepter der Jeſuiten. Die meiſten Pfarreyen, beſonders in Städten, ſind mit Exjeſuiten oder doch mit erklärten Freunden derſelben beſetzt. Und es iſt kein Mann von Anſehen, der nicht mit Jeſuiten oder Mönchen in einer gewiſſen Konnexion ſtände, und auf welchen dieß Geſchmeiß nicht Einfluß hätte. Zwar gibts noch hie und da Leute von Einſicht, hellen Geiſt und Gefühl für wahre Tugend. Aber dieſe dürfen nicht laut werden. Schon dieß, daß einer Liebhaberey an nützlichen Wiſſenſchaften merken läßt, erregt Aufmerkſamkeit, und — auch nur geahndete Kälte gegen die Pfafferey, Verfolgung.

Die bekannte periodiſche Schrift, der Zuſchauer, hatte ein landesherrliches Privilegium und landesherrliche Cenſur, und ward dennoch, weil ſie geſunden Menſchenverſtand athmete und den Aberglauben zuweilen verſpottete, der Fall ihrer Verfaſſer; die ſich einmahl über die Frage luſtig machten, welche ein theologiſcher Profeſſor im Ernſt abgehandelt hatte, ob Gott wie ein Hund bellen könne?

Vor zwey Jahren lief ein toller Hund in München herum, der viel Menſchen und Hunde biß und verwundete. Das Collegium medicum gab eine vernünftige Kurart in den Druck. Aber die ſämtlichen Beſchädigten wurden nach einigen Tagen aufs Rathhaus gefordert, und man deutete ihnen im Nahmen des Hofes an, daß ſie nach St. Hubert geführt werden würden, wo ſie die Wunderkraft des Heiligen vor der Wuth ſchützen ſolle. Es war ein Viceoberjägermeiſter, der ihnen dieſen Befehl ankündigte, und ſie dabey ermahnte, ſogleich Paternoſters und Avemaria's zu dem heil. Hubert zu beten, welcher das Privilegium habe, dem Hundsgifte einen vierzigtägigen Stillſtand zu gebiethen, und dieſen Termin auch allenfalls 40 Tage zu prolongiren. Die armen Leute blieben alſo ohne alle natürliche Hülfe, und mußten im Winter, den 12ten Februar, in der größten Kälte, ihre Reiſe zum Heiligen antreten. Einige ſtarben gleich unterweges. Neune von dreyzehn kamen zurück, denen man, vorgeblich, eine Reliquie von der Stola des Heiligen unter die geöffnete Haut des Kopfes gebunden hatte. Auch dieſe Komödie haben die Jeſuiten geſpielt, welche ſo ſehr die Kunſt exkolirt haben, die Welt mit der Religion zu äffen, und die Menſchen im Aberglauben und Dummheit zu verſenken, um deſto ruhiger herrſchen und plündern zu können.

Am 28ſten April des vorhergehenden Jahres fand man für gut auszuſtreuen, man habe ein gemahltes Bild der Mutter Gottes in der St. Peterskirche ſehen die Augen verdrehen. Sogleich glaubten Große und Pöbel an das wunderthätige Bild. Und nun ward ein Jahresfeſt daraus. So läßt ſich der Verſtand der Menſchen mißhandeln! — noch jetzt mißhandeln, wo man von aufgeklärten Zeiten ſpricht.

Im vorigen Jahr ward ein elender Mönch, ein Kapuciner, deſſen Verdienſt im ewig langen Meſſeleſen beſtanden hatte, in Bayern kanoniſirt. In ſeinen neuen Officinen heißts:

Von Sonnenaufgang bis zum Niedergang
Steht beym Altar, entzücket,
Die heilge Meß viel Stunden lang.
Mit Thränenperlein ſchmücket

Laurentius, der Wundermann,
Ein Prieſter groß zu loben:
Wenn er mit Meßkleid angethan,
Kein Podagra kann toben. —

und ſeine zu Straßburg herausgekommene Lebens- und Wundergeſchichte iſt 3000 Mahl verkauft worden. — So verrückt haben Prieſter die Menſchheit gemacht! —

Die **pecora campi** ärgern ſich, daß in andern, vornehmlich proteſtantiſchen Ländern über Bayerns Finſterniß, Barbarey und Intoleranz geklagt und zuweilen geſpottet wird. Ihre Wuth über die auswärts gefällten Urtheile von Bayern, welche von Zeit zu Zeit in Zeitungen und Journalen erſcheinen, geht ſo weit, daß ſie darum die Proteſtanten von neuen haſſen. Ich will einige Strophen aus einer langen Ode abſchreiben, die ein Profeſſor in Ingolſtadt gemacht, und ein andrer mit Anmerkungen verſehen hat. Sie heißt Klagode über unbillige Toleranz — Poſton (ſtatt Boſton) und Gibraltar.

anner
d. Supr.
Frölich
d. Supr.

Wie lange, edle Brüder! wie lange noch
Schmiegt ihr mit Sklavenartger Schüchternheit
Den Deutſchen Nacken eurer Väter
Unterm deſpotiſchen Joch des Stolzes?

Des fremden Stolzes der Unbeſchnittenen a)
Die eurer Duldung trotzend mit höniſchem
Geziſch der Schlangen, ihre Rachſucht b)
In eurer ſchweigenden Sanftmuth mäſten:

Die unſer ganzes Boyſches Vaterland
Der Helden Stätte, Stätte der trefflichſten
Gelehrten und der biedern Männer
Frevlend die Hallen der Dummheit nennen,

Die niemahls anders, als mit Verachtung nur
Von Bojen ſprechen, und jedes Schandgeſchmier
Mit Hymnen in die Welt poſaunen,
Hats nur ein fiebernder Sachs geſtoppelt. c)

Doch ſchreibt ein Bojer: wär er ein Hagedorn
An Feinheit Wieland, Rab'ner an Munterkeit,
Er füllt ihr Blutgericht, ihr mörderiſch
Tadeln, ihr heuchleriſch Meuchelloben. —

---

a) Die Unbeſchnittenen ſind hier nicht die Muſelmänner und Juden, ſondern unſre Herren Proteſtanten, die deſſen nur gar zu oft an Liebloſigkeit und habſüchtigem Intereſſe gleichen.

b) Die Herrn beſitzen die Kunſt, ſehr fein und freundlich zu ſprechen, ihre goldenen Worte im Privatumgange und in Schriften ſind Schlangengeziſche im Graſe, ihre Bruſt kocht Rache gegen die Papiſten.

c) Tägliche Erfahrung lehrt uns, daß die elendeſten Schmierereyen aus Fr. und L. kommen, mit den prächtigſten Titeln und beſten Recenſionen, und darin iſt Schall und ein Alphabet voll Nichts.

Es ſcheint: ſie brauchen ihr monopoliſch Recht
Nur zur Mißhandlung, die Apoſtaten — ha!
Iſt dieß die Toleranz? ihr Tieger!
Die ihr mit blutigen Rachen predigt? —

Man kennt euch: nähmlich ihr wollts, und gebt ſie nicht:
Ihr heulet immer Duldung, und übt ſie nie, d)
Wollt unſre Scheiterhaufen ſtürzen
Und ſtützt die euren, um uns zu braten.

Ihr geifert wüthend, wenn man euch Ketzer nennt,
Ihr nennt uns Thoren, dumme Geſchöpfe, und
Entehrt die ganze Nation, ihr
Schmähet den Fürſten wie den Gelehrten.

Schmähet das Land mit Kielen in Gift getaucht
Lügt's, daß in Bojen immer noch Dummheit herrſcht,
Sagt's ohn' Erröthen hin ins Taglicht
Sagt's und vergeßt da eurer eigenen. e)

---

d) Sie werfen uns immer Intoleranz vor, und niemand übt ſelbe mehr als ſie — die Proteſtanten predigen die Toleranz; die Katholiken aber üben ſie.

e) Von dieſer Art iſt der erbauliche Briefwechſel, des nichts ohne Schimpf ſagen könnenden und von Amts wegen alles ſchmähenden Profeſſors Schlözer, in deſſen gelehrte Schwindgrube jeder ausländiſche Schurke ſeinen Unrath von Lügen und Menſchenhaß ausſchütten kann; könnte man dieſen nicht auch mit auf den Schub nach Ungarn befördern, weil jetzt ohnehin die Transporte dorthin ſo häufig ſind? —

Und dennoch welch ein Zauber, bethöret euch,
Ihr edlen Bojer, welch eine dichte Nacht
Umhüllet wohl eure Herzen? Welch ein
Opiſches Gift ſtreut den Mohn in eure

Schlaftrunknen Augen? — ihr beuget das Sklavenknie
Vor den Deſpoten, ihr küßt den Scepter der
Tyrannen, küßt den feilen Mordſtahl,
Küßt ihn — und Blut klebt an ſeiner Spitze.

Blut? — euer Blut iſts — fühlt ihr die Wunde nicht?
Die Recenſenten Stolz eueren Buſen ſchluge —
Ihr fühlts? — und ſucht doch keinen Balſam
Welcher die tödtende Fäulniß hemme. —

Ihr ſchmiedet ſelbſt das glühende Eiſen zu
Eurer Verachtung, heulet ihnen nach:
Ihr räuchert ihre Mißgeburten;
Bethet den Koth an der Proteſtanten p) u.ſ.w.

---

p) Es iſt in der That zu bedauren, und ich möchte Thränen weinen, wenn ich bedenke, wie gleichgültig ein Land ſeyn kann, an ſeiner eigenen Verachtung zu arbeiten, und ſeine Blöße in dem Auslande in Lebensgröße zu zeigen. Es iſt gewiß, daß unſerm Vaterlande, in keinem Fache, gute Bücher mangeln, und dennoch werden auf allen Schulhäuſern Bayerns, und in allen Fächern, die einzige Theologie ausgenommen, die nun beynahe zum allgemeinen Haß und Gelächter geworden iſt, vielleicht nur darum, weil ſie nicht auch proteſtantiſch gegeben wird, pro-

In den Oeſtreichſchen Staaten ſiehts freylich um ein gut Theil beſſer aus: (obgleich Jeſuitismus und Gewalt der unglaublich ſtupiden Pfafferey noch immer die Herrſchaft behaupten, und ſelbſt in Wien unter den vielen Menſchen, denen das Licht aufzugehen beginnt, nur ſehr wenige ſind, welche ganz von Vorurtheilen rein genannt werden könnten;) wenigſtens iſt der Grund zur Aufklärung gelegt, welcher nicht bloß in katholiſchen ſondern auch in proteſtantiſchen Ländern in zwey Dingen beſteht — in der Freyheit des Bücherweſens, daß jedermann leſen und ſchreiben kann was er will, und — in dem nach und nach zu zerſtörenden Anſehen der Geiſtlichkeit und ihres deſpotiſchen Einfluſſes aufs Volk. Wo dieſe beyden Dinge ſind, wo jedes Buch frey gedruckt und geleſen werden kann, und wo die aufwiegelnde Stimme des Prieſters verſtummt oder unkräftig iſt, da muß die Wahrheit nach und nach durchdringen und die Nacht des Vorurtheils beſiegen. Und dieſe Grundlagen der Aufklärung finden ſich in den öſterreichſchen Staaten.

Die

---

proteſtantiſche Bücher vorgeleſen. So wird dem Jüngling ſchon frühes Vorurtheil und Verachtung gegen ſeine Nation eingepfropft, die mit ihm aufwächſt und grau wird, und der Ruhm Bayerns welkt unter den Händen der Erzieher ſelbſt dahin. Die Proteſtanten lachen uns Hohn in die Fauſt, ziehn unſer Geld und geben uns Papier, ſpotten unſer, da ſie unſer Mark eſſen, und ſagen: in Bayern iſt Finſterniß. —

Die proteſtantiſchen Schriftſteller, (freylich orthodoxe und heterodoxe, ſchlechte und gute durcheinander) werden jetzt faſt überall, in Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, fleißig geleſen; ob wohl es hier und da geſchicht, daß ein Pfaffe ſo eine Leſſiſche Moral erwiſcht, ſie dem Leſenden wegreißt, ſie verbrennt, ihm beym Verluſt der Abſolution verbiethet, ferner dergleichen zu leſen u. ſ. w.

Moſes Mendelsſohn, Jeruſalem, Spalding, und ähnliche Männer fangen an auch auſſer der Reſidenz bekannt zu werden. Auch ſogar die ſo ſchwer verdaulichen Produkte der Bahrdtiſchen Feder bekommen einen erſtaunenden Zug nach Oeſterreich und Ungarn; inſonderheit ſeine Briefe und Reden Jeſu.

Am gangbarſten ſind indeß die mittelmäßigen und, an reine Vernunft noch nicht gewöhnten Katholicken, genießbarern Schriften von Leß und Niemeyer. Von letzterm heißts in der allg. d. Bibliothek, B. 60. S. 281. „Ein anderes proteſtantiſches Buch fängt an in den katholiſchen „Ländern ſehr ausgebreitet zu werden, und ſtiftet daſelbſt, ſeiner Seichtigkeit ungeachtet, viel „Nutzen. Dieß iſt Herrn Niemeyers Charakteriſtik der Bibel. Ich habe mich oft über Hrn. „Niemeyer gewundert, daß er einen ſo langen „Senf über die Charaktere von manchen Perſonen machen kann, von denen uns die Geſchichte

„ſehr wenig ſagt, und wie er dabey eine Menge „von Partikularien ſagen kann, davon in der Geſchichte gar nichts ſtehet. Dabey habe ich oft „lange Weile gehabt, bey der wortreichen Brühe, „die er über ſeine unmaßgeblichen Betrachtungen „ſchüttet. Aber gerade dieſe beyden Dinge, die „mir an dieſem Buche mißfielen, empfehlen es, „wie ich merke, in katholiſchen Ländern u. ſ. w.

II.

Schickſal der Deiſten in Böhmen.

Was der Semlerſche Grundſatz von Vorrechten der öffentlichen Religion des Staats nicht für gute Wirkungen noch thut. Selbſt der im Lichte wandelnde Joſeph ſahe nicht, daß jede Religion, ſo wie jeder Menſch in Abſicht auf lautes Sagen und Ueben ſeiner Religion, mit der ſogenannten Kirche und jedem Mitgliede derſelben gleiche Rechte hat; daß die Vorrechte der Kirche eine Chimäre ſind, die der Willkühr der Regenten ihr Daſeyn und ihre Dauer verdanken; daß die echte chriſtliche Religion ſelbſt nichts anders iſt als natürliche Religion unter dem (dem Volke zu laſſenden) Anſehen einer göttlichen Offenbarung. Der fürs Beſte der Menſchheit ſo erwärmte Joſeph glaubt noch an Vorrechte einer — öffentlichen Religion und — vertreibt eine Menge

Menſchen aus ihrem natürlichen Eigenthum und jagt ſie, wie Sklaven, mit Weib und Kind, in die fernſten Gegenden, um ſie dort durch Quälereyen der Pfaffen zu zwingen, chriſtkatholiſch zu werden — Leute, die, wenn folgendes Examen richtig iſt, das ein Ungariſcher Prediger mit ihnen gehalten hat, vernünftiger dachten, als Pius ſelbſt mit allen ſeinen Mönchen. Ich liefere es aus dem Lateiniſchen der allg. d. Bibl. B. 54. S. 629. in freyer Ueberſetzung:

Frage. Wo ſeyd ihr her, guten Leute?

Antwort. Aus Böhmen ꝛc.

Fr. Was iſt eure Religion?

A. Der Deismus.

Fr. Worin beſteht der?

A. Als Deiſten glauben wir nur einen wahren und höchſten Gott.

Fr. Was haltet ihr aber von Chriſto? (den kennet ihr doch?)

A. Wir glauben, daß er ein Menſch war, wie wir alle ſind.

Fr. Alſo nicht Gottes Sohn?

A. Das glauben wir nicht. Nur der eine Gott der Vater, iſt der wahre Gott. Wie kann Gott einen Sohn zeugen?

Fr. Ihr glaubt denn doch, daß Chriſtus euer Erlöſer iſt?

A. Nein. Er hat für ſich Leiden und Tod erduldet.

Fr. Aber für einen frommen und überaus tugendhaften Mann haltet ihr ihn doch?

A. Allerdings. Das war er gewiß ſo, wie es ein ſterblicher Menſch nur ſeyn kann.

Fr. Wie hatte er alſo ſolche Martern und eine ſo grauſame Hinrichtung verſchuldet?

A. Wäre er der Sohn Gottes geweſen, hätte ers freylich nicht gelitten, daß man ihn marterte und kreuzigte. Aber er verlangt auch ſelbſt nicht, daß wir mehr aus ihm machen ſollen, als einen Menſchen.

Fr. Es war aber doch eben dieß die vornehmſte Klage gegen ihn, daß er ſich Gottes Sohn genannt habe. Das brachte ihm das Todesurtheil zuwege. Hätte er dieſe Aeuſſerung widerrufen, vielleicht hätte man ihn vom Kreutze wieder abgenommen. Allein er blieb ſtandhaft dabey, daß er der Sohn Gottes ſey. Er mußte alſo für denſelben gehalten ſeyn wollen.

A. (Die Befragten ſagen dazu nichts, ſondern ſehn vor ſich hin, ohne zu antworten.)

Fr. Glaubt ihr denn doch, daß Chriſtus von den Todten auferſtanden ſey?

A. Nein.

Fr. Alſo zweifelt ihr auch an unſerer künftigen Auferſtehung?

A. Ebenfalls. Denn deshalb zerſtöhret Gott unſere Leiber durch den Tod und führt den Geiſt aus ihnen heraus, daß jene wieder zur Erde zurückkehren ſollen.

Fr. Sonach glaubt ihr doch Unſterblichkeit der Seele?

A. Ja. (Andere antworteten: wir werden nach dem Tode in einen neuen Zuſtand treten.)

Fr. Nehmt ihr eine göttliche Offenbarung an?

A. Keine andre als die Offenbarung Gottes durch ſeine Werke. Gott muß ohne (auſſerordentliche) Offenbarung erkannt werden (erkennbar ſeyn.)

Fr. Ihr verwerfet alſo die Bibel.

A. Die verwerfen wir keinesweges. Wir leſen ſie vielmehr ſehr fleiſſig.

Fr. Aber wozu das, wenn ihr nicht glaubet, daß ſie göttliche Offenbarung enthalte? Da könntet ihr ja ihrer gar füglich entbehren.

A. Das könnten wir. Aber wir benutzen das was ſie uns lehrt, wo ſie uns gut (und richtig) belehrt. Denn mitunter enthält ſie auch Irrthum und widerſpricht ſich in manchem Kapitel mehrmahlen ſelbſt.

Fr. Zum Beyſpiel?

A. So widerſprechen ſich die Propheten in den Weiſſagungen. So nennt ſich Chriſtus bald den Sohn Gottes, bald des Menſchen Sohn, und bald ſagt er wieder, ich und der Vater ſind eins. Und zwey Dinge können doch nicht ein Ding ſeyn.

Fr. Wie dauert ihr mich, ihr guten Leute, daß ihr Schwierigkeiten findet, wo keine ſind. Doch, ich bin nicht gekommen, euch zu belehren, ſondern euch kennen zu lernen. Euch jetzt auf andre Gedanken zu bringen, dazu iſt die Zeit zu kurz.

A. So iſts.

Fr. (Noch eins:) Verehrt ihr denn Gott?

A. Warum nicht?

Fr. Wie denn?

A. Wir ſingen z. B. Pſalmen. (Hier recitirten einige verſchiedene Verſe aus Pſalmen.)

Fr. Wenn ihr Davids Pſalmen liebt und ſingt, wie könnt ihr Chriſtum mißkennen, von dem David geweiſſaget hat?

A. Wir ſingen auch nicht alle Pſalmen. Und — David und die Propheten haben gewiß nichts von Chriſto gewußt. Chriſtus und die Apoſtel haben bloß einige Stellen angezogen, wenn ſie ſahen, daß in den Stellen eine Aehnlichkeit da war. So iſt auch das nicht wahr, daß Moſes von Chriſto geſchrieben habe, der z. B. 5 Moſ. 18, 18. nicht an ihn gedacht hat.

Fr. Alſo ſeyd ihr keine Chriſten?

A. Das doch.

Fr. Die können aber nicht Chriſten heißen, die an Chriſtum nicht glauben.

A. Das thun wir auch nicht.

Fr. Ihr ſeyd aber doch getauft? Was haltet ihr denn von der Taufe?

A. Wir halten nicht viel davon. Denn wie mag ein Kind wiſſen, was da mit ihm vorgeht?

Fr. Alſo, wenns auf euch ankäme, wär's euch gleichgültig, wenn eure Kinder ungetauft blieben?

A. Das würde uns wenig kümmern.

Fr. So ſeyd ihr ganz und gar keine Chriſten, ſondern Naturaliſten.

A. Wir ſind weder Chriſten, noch Naturaliſten, ſondern Deiſten.

Fr. Wo habt ihr den Nahmen her?

A. Dieſe Benennung war uns vermahls ſelbſt unbekannt. Jetzt werden wir ſo genennt, weil wir nur einen wahren (und höchſten) Gott glauben.

Fr. Sagt mir, guten, lieben Leute, wo ihr dieſe eure armſeligen Meinungen her habt, und wer ſie zuerſt unter euch verbreitet hat?

A. Einige unter uns ſind in dieſem (Glauben) gebohren und erzogen. Andere ſind von Katholiken und Evangeliſchen, beſonders Helvetiſchen zu uns gekommen und kommen noch dergl. zu uns.

Fr. Sind eurer viel?

A. Viele Hunderte; vielleicht Tauſende. Aber viele haben ſich nicht öffentlich (zu dieſem Glauben) bekannt. Was aber nach unſerer Transportirung geſchehen iſt, ob bie andern auch ſtandhaft geblieben oder zu den Katholiken wieder übergegangen ſind, oder was ſie thun, das können wir nicht ſagen.

Fr. Hat ſich nicht etwa ein fremder Menſch unter euch eingeſchlichen, der euch auf dieſe Irrwege geführt und verwirrt hat.

A. Keiner.

Fr. Laßt mich euch eine Vermuthung ſagen. Mir däucht, die ſteten Plackereyen der Römiſchen Geiſtlichen und einiger Beamten, inſonderheit das Wegnehmen der Bücher, hat euch die chriſtliche Religion verdächtig gemacht.

A. (Einer ſagte hierauf:) Ich für meine Perſon bin gerade auf dem Wege ein Deiſt geworden. Ganzer vierzehn Jahre war ich evangeliſch. Ich ſchaffte mir verſchiedene evangeliſche Schriften an; die man aber mir immer wieder wegnahm. Zweymahl habe ich mir auch von meinem ſauern Schweiße Bibeln gekauft. Aber wie ich eine nach der andern mir anſchaffte, ward ſie mir auch wieder gewaltſam weggenommen. Endlich dachte ich bey mir ſelbſt: „Wenn du, lieber Herr Gott, es „zugibſt, daß mir meine Bücher immer wieder weg„genommen werden, ſo muß es dein Wille nicht „ſeyn, daß ich aus dieſen Büchern dich verehren „(lernen) ſoll, ſondern aus der bloßen Vernunft.“ Und ſo ward ich Deiſt.

Fr. Seit wann habt ihr euch denn öffentlich für Deiſten erklärt.

A. Seit der Publikation des Toleranzedicts.

Fr. Ja, da wird ja doch nun den Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten, und denen vom Helvetiſchen Glaubensbekenntniß, ſo wie den nichtunirten Griechen Religionsfreyheit zugeſtanden.

A. Uns ward anfangs von der Regierung es als allgemeine Religionsfreyheit publicirt. In der Folge erhielten wir eine kurze ſchriftliche Reſolution, die aber auch nur im Allgemeinen von Religionsfreyheit ſprach. Endlich erhielten wir ſpät das gedruckte Edict, wo jene Einſchränkungen ausgedruckt waren. Einer von uns reiſete darauf nach Wien und trat den Kayſer ſelbſt an, und bat um freye Uebung unſers Glaubens. Aber der Kayſer ſagte: er wolle gerne unſern Gewiſſen keine Gewalt anthun, aber in ſeinen Ländern könne er ſo eine gefährliche Sekte (tugendhafter Verehrer eines Gottes!) nicht dulden. — —

Das Herz möchte einem bluten!

III.

Einige Fragen.

1.

Von dem Papſtthum ſagt die Allgemeine Bibliothek, B. 57. S. 235. es ſey keine Beſſerung deſſelben möglich ohne den Sturz der Hierarchie: warum wendet ſie dieſe ſo augenſcheinliche Wahrheit nicht auf alle chriſtliche Sekten an? Warum gibt ſie Hrn. Semler Beyfall, der jetzt überall mit ſeiner doctrina publica und den Vorrechten der öffentlichen Religion angeſtochen kommt, und ſo davon ſpricht, als ob nur er und die übrigen Lehrer der Kirche die privilegirte Religion laut zu predigen das Recht hätten, die andern

Chriſten aber, welche die doctrinam publicam verwürfen, und die er verächtlich Deiſten nennt, ihre entgegengeſetzte Wahrheit nicht eben ſo frey und öffentlich zu lehren berechtiget wären? War dieß Vorrecht nicht zu allen Zeiten das Hinderniß der Aufklärung? Und kann irgend eine Sekte leichter als das Papſtthum gebeſſert werden, ſo lange die Hierarchie ſteht, d. h. ſo lange Prieſter und Theologen mehr Recht haben und durch landesherrliche Gewalt behaupten, als die, welche von dem Kirchenglauben diſſentiren? Haben nicht alle Menſchen in Abſicht auf Religion gleiche Rechte, die erkannte Wahrheit öffentlich zu bekennen? Und wäre es weniger als Tyranniſirung dieſer Rechte der Menſchheit, wenn ein Landesherr denen, die Gott nach der bloßen Vernunft verehren, nicht geſtatten wollte, ihre Wahrheit wie ihr Brot unter ſich gemein zu haben, und Gott in öffentlichen Zuſammenkünften zu verehren?

2.

Die Bibliothek redet und — ſpöttelt ſo oft über Bemühungen einiger neuern Theologen, das Chriſtenthum in Naturalismus zu verwandeln; wie läßt ſich damit wohl die Aeuſſerung reimen, B. 59. S. 373. „Was iſt die chriſtliche Religion „anders als natürliche Religion unter dem Anſehen einer göttlichen Offenbarung?“ — Und wenn man dabey erwägt, daß die Bibliothek in unzähligen Stellen die Beweiſe für Inſpiration der Bibel ſelbſt bezweifelt, und daß alſo unter jenem Anſehn nichts als eine vermeinte Autorität verſtanden wird, die man dem Volke laſſen muß, damit die Stärke ſeiner Ueberzeugungen ausdauren möge; ſo ſind mir jene Spöttereyen deſtomehr ein Räthſel.

3.

Die Bibliothek nennt den D. Bahrdt in Halle einen mit glänzenden Talenten begabten Schriftſteller; ſagt von ſeinen Briefen über die Bibel, daß ſie Bemerkungen, Urtheile, methodiſche und dogmatiſche Erläuterungen enthalten, welche von richtiger Menſchenkenntniß, von vielem Scharfſinn und hellem Blick zeugen: ſetzt hinzu, ſeine Darſtellung der allgemeinen Religion, die angegebnen Beweiſe und Ueberzeugungsmittel für dieſelbe u. d. verdienen Beyfall, Studium und Anwendung von Lehrern und Predigern: und ſeine Aeuſſerungen über die Natur der Vergebung der Sünden und über die Beſchaffenheit der göttlichen Strafen, wären mit philoſophiſchem Geiſte niedergeſchrieben, und verdienten bedachtſam ſtudiert und erwogen zu werden; überhaupt ſey in dieſen Briefen viel Lehrreiches für Leute, die nachdenken können und ſollen, enthalten; wie reimt ſich wohl mit dieſen Geſtändniſſen der hohe Ton, in dem ſie übrigens mit dieſem Manne ſpricht und — beſonders ſeine Briefe über die Bibel als ſeichtes Geſchreib' unter die Knabenarbeiten eines Schultheß hinabwürdigt, der in Marſchlinz noch ſein Schüler war?

4.

Sollte nicht einmahl ein mächtiger Regent auf den Gedanken kommen: „ich will aller Intoleranz und Sekteneiferſucht auf einmahl ein „Ende machen: ich will befehlen, daß in allen „Kirchen bloß die moraliſche Religion (wie Hr. „Semler ſie nennt) gelehrt, geſungen und gebethet werde: daß überall das Lob des Schöpfers „und Vaters aller Menſchen erſchalle u. ſ. w. und „ſeinen beſondern Glauben mag jeder für ſich haben; er mag ſeine Drey- oder Sechseinigkeit, „ſeine Mirakel, ſeine Prädeſtination, ſein Fegefeuer, glauben, davon reden, ſchreiben, in Zuſammenkünften davon öffentlich reden; ſeine „Kinder nach dieſem Glauben erziehen; kurz — „es ſoll allgemeine Gewiſſensfreyheit in Städten „Dörfern und Häuſern ſeyn; nur in Kirchen „ſoll das Lob des allgemeinen Gottes ertönen: „dann wird, wenn keine Parthey mehr herrſcht, „keine mehr eiferſüchtig zu ſeyn Urſache hat, und „das Intereſſe der Prieſter aufhört — in kurzer „Zeit jeder ſeinen ſo unwichtig gewordnen Kram „aufgeben und — es wird eine Heerde und ein „Hirte ſeyn.

5. War-

5.

Warum will doch nur Hr. Semler die guten Deiſten nicht für Chriſten gelten laſſen? Die neuen Litteraturbriefe haben ihm ſchon zu verſtehen gegeben, daß er entweder keinen Begriff von einem Deiſten hat, oder ſelbſt einer ſeyn muß, wofern er einen Deiſten für das anſieht, was er iſt, d. h. für einen Mann, der die Lehren der natürlichen Religion, von Gott, Vorſehung und den Vergeltungen der Tugend jenſeit des Grabes — allein für Religion erkennt und dabey den übernatürlich-göttlichen Urſprung der Bibel leugnet. Wenn nun Hr. Semler ſelbſt nur dieſe Religion für Religion hält, alles andere aber zur Theologie oder Hiſtorie (wie ers nennt) rechnet, und dabey ſelbſt vom Kanon noch ſo urtheilt, wie er vormahls geurtheilt hatte; was iſt denn da noch Deismus, wenn Er ſich davon freyſprechen will? Iſt etwa nur der ein Deiſt, der es ſagt, daß ers ſey? Iſt nur der nicht Deiſt, der dagegen proteſtirt, daß ers ſey, und die doctrinam publicam der Chriſten dabey vorträgt? — Sollte man nicht vielmehr die Echtheit des Chriſtennahmens in der Uebereinſtimmung mit der Lehre Jeſu ſuchen? Hört alſo wohl ein Deiſt (der ſo heißt, weil er Wunder und alles Uebernatürliche für Prieſterbetrug hält) auf, ein Chriſt zu ſeyn, wenn er die Lehren Jeſu von Gott, Vorſehung und Unſterbſterblichkeit bekennt, und darnach lebt? — Wer Herz hat, antworte!

6.

Hats wohl in der Welt einen ſchädlichern Menſchen gegeben, als den, der mit der Miene des höchſten Ideals von Frömmigkeit, die Herzen vieler hundert tauſend Menſchen ſtiehlt, ſie verleitet, ihn wie einen Halbgott anzubethen, und nun mit ſeinem Fanatiſmus ihre Phantaſien verwirrt, den Geiſt der moraliſchen Religion erſtickt, und nicht nur unter Schuſtern und Schneidern, ſondern auch unter Fürſten und Fürſtinnen, alle Thätigkeit hemmt, das Schwatzen von Chriſto an die Stelle des Thuns für Chriſtum ſetzt, ſie an Empfindeley und zeitverderbende Betherey gewöhnt, dieſe Empfindeley für hohe Frömmigkeit ausgibt, Stolz und Dünkel darüber hat und mittheilt, und dadurch eine gewiſſe Schlaffigkeit unter die Menſchheit bringt, die ſie gegen alle Weltgeſchäfte kalt, gegen menſchliche Freuden fühllos und, wegen der vermeinten alleinigen Heiligkeit ihrer Sekte, gegen alle andere Menſchen intolerant macht? — Und iſt ein ſolcher ſchädlicher Menſch nicht Lavater? — Ach daß unſere Propheten ſtumme Hunde ſind! ach daß unſere Patrioten dazu ſchweigen! —

IV.

Eine geiſtliche Schnurre aus der alten Zeit.

Vor nicht langen Jahren lebte in Calbe an der Saale ein Jäger, welcher das Unglück hatte, daß ſeine liebe Vernunft gegen die Lehre von den drey Perſonen in Gott ſich empörte und ihn zu Aeuſſerungen verleitete, welche vermuthen lieſſen, daß es ihm mit der vorgegebnen dritten Perſon nicht ſo ganz richtig zu ſeyn ſchien. Darüber kam er in Inquiſition, und ward ſo lange gequält und bedroht, bis er verſicherte, daß er ſeinen Irrthum erkenne und bereue. Und ſo ward er endlich begnadigt, und ſeine Ausſöhnung mit der chriſtlichen Kirche auf folgende Art von der Kanzel abgekündigt: E. chriſtl. Liebe iſt zum öftern bekannt gemacht worden, und bezeugts auch die Erfahrung, daß wir in die letzten Tage und gräulichen Zeiten gerathen ſind, von welchen der heil Apoſtel Paulus geſagt hat, daß unter andern böſen Leuten Läſterer ſeyn werden, 1 Tim. 3, 2. Und wie die Verachtung des Wortes Gottes und der heiligen Sacramente ſammt andern Sünden ſtark überhand nehmen; daher wohl nöthig, daß nach Anweiſung des heiligen Wortes Gottes, und, Exempel der Apoſtoliſchen und erſten Kirche, wie auch nach Beförderung Magdeburgl. Kirchenordnung durch gebührende Kirchendiſciplin ein ernſtes Einſehen geſchehe, daß öffentlich gegebene Aergerniß, öffentlich bekannt, beſtraft, der Kirche abgebeten, und durch öffentliche Zeichen der Buße den Zorn Gottes abgewendet, und ſolcher Geſtalt ein öffentlicher Sünder mit Gott und ſeiner Kirchen ausgeſöhnt werde.

Wenn denn nun der hieſige Heidereiter F. S. durch einige von Gott dem heil. Geiſt geführte unbeſonnene ärgerliche und unverantwortliche Reden wider die göttliche Majeſtät, inſonderheit wider die dritte Perſon der Gottheit ſich gröblich verſündigt, und dadurch ſowohl dieſer Gemeinde, als auch andern rechtſchaffenen Chriſten großes Aergerniß gegeben, er aber ſolches von Herzen erkennt, bereuet und abgebeten hat, auch hiermit Gott und jedermann ſolches nochmahls abbittet; als wird E. Liebe ermahnt, ſich an dieſem ſeinem Sündenfall nicht zu ärgern, ſondern ihm vielmehr denſelben aus chriſtlicher mitleidender Liebe von Herzen zu vergeben, und ihn wieder aufzunehmen und zu bedenken, daß wir alle Schuld auf uns haben, ſich ſelbſt auch vor dergleichen Vermeſſenheit und allen andern Laſtern fleißigſt hüten, und ſich umzuſehen, daß ſie den Geiſt der Gnaden, mit welchem ſie auf den Tag der Erlöſung verſiegelt ſind, nicht ſchmähen noch betrüben; in mehr Betrachtung daß der Sohn Gottes ſelbſt ein hartes Wort wider die Sünde wider den heiligen

Geiſt geredet und geſagt hat, daß dieſelbe weder in dieſem noch in jenem Leben werde vergeben werden, Matth. 12, 31. Wer nun meint, er ſtehe, der ſehe zu, daß er nicht falle. Der barmherzige Gott regiere uns ſammt und ſonders durch dieſen ſeinen heiligen Geiſt, behüte uns vor ſchweren Sündenfällen, erhalte uns in ſeiner Gnade und heiligen Furcht, gebe uns Beſſerung unſeres ſündhaften Lebens, Beſtändigkeit im wahren Glauben an Chriſtum Jeſum, und aus Gnaden das ewige Leben, um ſeines lieben Sohnes unſeres Heilandes, und ſeiner erduldeten Läſterungen willen. Amen.

V.

Lavaters Wunder.

Ich war vor einigen Monathen mit einem Manne in Geſellſchaft, der einer unſerer aufgeklärteſten Prediger iſt. Unſer Geſpräch lenkte ſich auf Lavatern. Man ahndete bald, daß der Mann, der ein Schweitzer war, Prädilektion für ſeinen Landsmann hatte. Zwar ließ er ihn für einen Schwärmer gelten, denn dieß zu leugnen, gab ſein heller Geiſt nicht zu, aber man konnte doch ſehr deutlich merken, daß er geneigt war, ihn bey alle dem für einen außerordentlichen und mit ungemeiner Kraft begabten Sterblichen zu halten. Ich ward alſo begierig, einmahl von einem klugen Manne etwas zu hören, was ſich für Lavaters Größe ſagen ließ, und womit man allenfalls den mir bisher ſo wahnſinnig geſchienenen Glauben an Lavatern, wo nicht rechtfertigen, doch wenigſtens entſchuldigen könnte. Alſo — Ich. Haben Sie denn wirklich Proben geſehen, die dieß Urtheil beſtätigen. Der Prediger. Ich nicht ſelbſt, aber ein Mann, den Sie gewiß mit mir für einen denkenden Kopf gelten laſſen, hat mir Proben in Menge erzählt, welche ſämmtlich beweiſen, daß Lavater Dinge thut, die kein Sterblicher unter Gottes Sonne je gethan hat, und zu thun im Stande iſt. Ich. Und wer iſt der Mann? Der Pr. Pfenninger. Ich. Mir iſt Pfenninger eben kein großer Philoſoph: aber für einen Mann halte ich ihn, der wenigſtens geſünder denkt und urtheilt als Lavater. Der Pr. Und dieſer geſunde Kopf hat mich verſichert, daß er Lavatern aufrichtig für einen Mann anſehe, in dem eine höhere Kraft wirkſam iſt. Ich. Ich erſtaune. Nun ſo erzählen Sie mir nur unter vielen übermenſchlichen Thaten, die Ihnen Hr. Pfenninger berichtet hat, nur eine. Der Pr. Lavater macht, in einem Tage, zwey Predigten, ſchreibt, an demſelben Tage, hundert Briefe, und wartet dabey hundert Beſuche ab. Ich. Die zwey Predigten ſchreibt er doch nicht wörtlich auf? Der Pr. Nein. Zwey Schemata. Ich. Nun, mein Freund, ſo ſage ich Ihnen, daß auch ich ein Wunderthäter bin. Denn zwey Schemata mache ich in einer halben Stunde.

Und 74 Briefe, ganz verſchiednen Inhalts, lange und kurze durcheinander, habe ich erſt vorige Woche von früh 4 Uhr bis halb 11 Uhr geſchrieben, und bin dabey unzähligemahl bald von meinen Kindern, bald von Leuten, die mich ſprechen wollten, geſtört werden. — — Ich überlaſſe meinen Leſern das Urtheil über dieſe Unterredung. Mir bleibts unbegreiflich, wie ſo viele ſonſt richtig ſehende Menſchen ſich ſo verblenden laſſen, und Dinge bey Lavatern für außerordentlich halten können, die ſie bey allen andern Leuten für ganz natürlich anſehen würden. Mir däucht, wenn Lavaters Thätigkeit das Merkmahl der Wunderkraft iſt, ſo war Friedrich der Große, den jetzt Europa beweint, ein größerer Wunderthäter als alle Apoſtel.

VI.

Am funfzehnten feyerte die Halliſche Univerſität das Gedächtniß Friedrichs des Größten. Früh hielt Hr. Wolf eine Lateiniſche Rede, von der kein Menſch ein Wort zu hören bekam. Nachmittage hielt Hr. Niemeyer eine Predigt, welche keinen einigen Gedanken enthielt, der nicht gemein war, nicht durch Flitterſtaat des Ausdrucks und Tavtologien ermüdete, nicht von einer langweiligen Deklamation begleitet wurde, und — welche keinen Zuhörer erwärmte, geſchweige einem eine Thräne ablockte. — Ich kann an dieſen König nicht denken, ohne daß mir die Thränen im Auge ſtehn. Wie kalt muß der ſprechen, der von einem ſolchen Könige ſprach und ſein Auditorium ungerührt ließ? — Nach der Kirche ging der Zug auf die Wage zurück; wo Herr Hofrath B. . . . die merkwürdigen Worte über Hr. Niemeyer ausſprach: einen ſolchen Mann ſolle man nicht auf die Kanzel laſſen; denn er habe in der ganzen Predigt den Nahmen Jeſu nicht genannt. — Bey Veranſtaltung dieſer Feyerlichkeit hatte man für nöthig befunden, unter vielen andern wichtigen Dingen (z. B. ob Hrn. Niemeyers Rede vornehmer und alſo früh zu halten ſey, oder ob Hrn. Wolfs Lateiniſche den Vorgang haben müſſe?) auch darüber deliberirt: ob man den D. Bahrdt zum Aufzuge mitnehmen wolle. Einige ſagten Nein. Einer behauptete, es ſey grobe Intoleranz, ihn auszuſchließen, wo alle Doktores und Magiſtri Theil nähmen. Zuletzt ward er zur Feyerlichkeit, aber nicht zum Aufzuge eingeladen. — Den Sonntag darauf hielt Hr. Jüngke in der Ulrichskirche einen merkwürdigen Sermon. Er erklärte gleich anfangs, es ſey ihm befohlen — eine Gedächtniß- nicht eine Lob-Rede zu halten. Nach dieſer Vorklage kam er auf die Schwachheiten des Höchſtſeligen Königs — daß er der Vernunft ſo viel eingeräumt — daß er die Unſterblichkeit der Seele bezweifelt — daß er ſo ärgerliche und der Religion nachtheilige Schriften in ſeinem Lande frey habe drucken, verkaufen und leſen laſſen ꝛc. Doch ſetzte er endlich hinzu, Gott habe in den letzten Tagen ſeines Lebens ihn mit ſeiner Gnade ergriffen und erkennen laſſen, daß er in jener Welt kein König ſeyn werde. — Iſt wohl je etwas Hirnloſeres und zugleich Unverſchämteres erhört worden? — Hr. P. Forſter ſprach in einer zahlreichen Geſellſchaft von den Verdienſten des Höchſtſeligen Königs mit Enthuſiasmus. Der Paſtor und Inſpector W. . . ſtand dabey, hört's, zuckte die Achſeln und ſprach ſeufzend: ja — — wenn er nur ein Chriſt geweſen wäre. — O ihr Barbaren! Wollte Gott, alle Könige wären ſo Chriſten und hätten ſolch Chriſtenthum in ihren Köpfen, das im Wirken für Menſchenbeſeligung beſteht, ſtatt — ihres vernunftloſen — Glaubens.

VII.

Nachricht.

Die Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre hat, beſage der in der allg. Litteraturzeitung excerpirten Protokolle, welche in ihren Sitzungen aufgenommen worden ſind, das große Herzensbedürfniß, ein Journal zu Stande zu bringen, in welchem die Schriften der Beförderer der unreinen Lehre, die aus der ſtinkenden Pfütze der Vernunft hervorduſtet, recenſiet, geſtriegelt und ſo den Leſern aus den Händen geſpielt werden ſollen. Und da alle reinen Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſich ſämtlich fühlen, daß ſie nicht Kenntniſſe, Witz und deutſchen Ausdruck in ihrer Gewalt haben, ein ſolch Journal zu ſchreiben, und mit Ehren vor unſerm an ſchmackhafte Schriftſtellerkoſt gewöhnten Publiko zu erſcheinen, ſo habe hiermit anfragen wollen, ob ſich auſſer ihren Mitteln niemand finden ſollte, den ſie dazu in ihre Dienſte nehmen könnten. Die Erforderniſſe eines ſolchen gemietheten Journalſchreibers ſind 1) daß er ein offner Kopf ſey, und in einer ſchönen und blühenden Schreibart ſich ausdrucken könne, 2) daß er alle Schriftſteller, welche die geſunde Vernunft zur Richterinn in Glaubensſachen erheben, und Erbſünde, Teufel, übernatürliche Gnadenwirkungen u. d. m. mit dieſer leidigen Vernunft nicht reimen können. von ganzem Herzen haſſe und zur Ehre Gottes und der Religion als gottloſe und gefährliche Menſchen aus allen Kräften verſchreye; dagegen aber 3) die Schriften eines Bogazky, Lavater u. a. m., welche die Klugen dieſer Welt als Narren bemitleiden, über alles erhebe, anpreiſe und poſaune; auch 4) die Fürſten und Regenten fleißig anſchreye, daß ſie Friedrichs des Großen und Einzigen Grundſätze verlaſſen, und alle die aus ihrem Lande jagen, die nicht das für reine Lehre halten, was dieſe verbündeten — Schafe Jeſu dafür anſehen. — Es heißt, die Wernigeroder hätten dazu bereits den Verfaſſer der Enthüllung des Weltbürgerſyſtems in Vorſchlag gebracht. Dieſer Verfaſſer (oder wie er heiſſen will, Herausgeber) ſchickt ſich auch wirklich ſehr gut; denn er ſchwärmt, lacht über Philoſophie, ſchwadronirt mit halb Deutſchen und halb Franzöſiſchen Klingklang, und iſt Meiſter in der Kunſt, ſeine [illegible] Träume als hiſtoriſche Wahrheit zu

Gegenſeitig haben die Neologen neuerlich zu Philadelphia einen Generalkonvent gehalten, und darin beſchloſſen, die Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre als ſchwache Brüder zu dulden, für ihre Rückkehr zur geſunden Vernunft zu bethen und den lieben Gott zu danken, daß man ihre Abſichten entdeckt, und ſie als arme Sünder aufgeſtellt ſind, welche viel Willen haben zu verfolgen, und die Aufgeklärten zu unterdrücken, aber zum Erbarmen ſchwach am Geiſte ſind, und es folglich wohl dabey bewenden laſſen werden, in ihren Sitzungen über den Fortgang der Aufklärung zu ſeufzen, und alles mögliche anzuwenden, um ſich dem Anblick der Lacher zu entziehn.

Kaum glaublich iſt es, was hier und da geſprochen wird, daß dieſe Leute an einigen Höfen Verſuche gemacht haben, Regenten und Staatsbediente an ſich zu ziehn, und ſie in ihre Verſammlungen einzuführen, und zur Theilnehmung an ihren Abſichten zu bewegen. Wenn das wahr ſeyn ſollte, ſo müßte man hier über den ſeltenſten Grad von Selbſtverkennung erſtaunen. Denn dazu gehört doch der allerniedrigſte Grad von Menſchenverſtand, (den wir wenigſtens den Hrn. Urlſperger und Konſorten zutrauen ſollten) wenn man begreifen will, daß Menſchen von Erziehung, die, durch Umgang und Lektüre, einige Bildung ihres Geiſtes erhalten haben, ſich in Verſammlungen nicht begeben werden, in denen die Originale der frommen Einfalt über die Religion kannegießern, und wo außer einigen Krämern, Schneidern, Schulmeiſtern u. dgl. etwa ein ſchwärmeriſcher Prediger ſitzt, und über einen bibliſchen Spruch ſaalbadert, daß unſer einem übel und weh dabey werden möchte. — Man muß vielmehr erwarten, daß weiſe Regenten dieſe ganze Geſellſchaft mit ihren Konventikeln in kurzem zerſtöhren werden, weil offenbar durch ſie nichts als Müßiggang befördert, und Thätigkeit fürs bürgerliche Leben gehindert wird. Denn nicht nur die Zuſammenkünfte ſelbſt ſind ein unnützer Zeitverderb, darüber nützlichere Arbeiten verſäumt werden, ſondern die Leute bekommen auch durch dieſe Poſſen nach und nach eine gänzliche Abneigung gegen weltliche Geſchäfte; indem theils die hohe Meinung von der Wichtigkeit ihrer vermeinten geiſtlichen Geſchäfte, die ſie da mit einander betreiben, ihnen alles andere geringſchätzig macht, theils die Projekte die auf die Bahn kommen, die Korreſpondenz die geführt wird, die Wunderhiſtorien die da erzählt werden u. d. ihnen die Köpfe füllt und die Gedanken von der Berufsarbeit abzieht. — Und wie könnte ein Fürſt an ſolchen frommen Müßiggange Wohlgefallen haben, oder ihn ſeinem Staat für zuträglich halten? Oder wie könnte er Schwärmer begünſtigen, welche den Leuten die Köpfe verrücken, und z. B. einander bereden, daß ein Schneidergeſelle, der, nach gehaltenem Gebeth, von einer Menge Blähungen glücklich entbunden ward, die Wunderkraft des gläubigen Gebeths, an ſich erfahren habe.

Neue
Litteratur-Briefe.

Erſtes Bändchen.

Berlin,
bei Friedrich Viehweg.
1786.

Kö
.Bibl.
Nord.
Land.

W

leſen
gema
wird
ihre
daß
den
Ne

An das Publikum.

Wenn man ſich die Mühe geben will, die
Ankündigungen unſrer Journale durchzu-
, und ihre nachherige Ausführung mit den
chten Verſprechungen zu vergleichen, ſo
man zuverläßig finden, daß ſie faſt Alle
Gränzen erweitert oder verengert haben:
ie oft von dem, was ſie verſprochen, nicht
kleinſten Theil in Erfüllung gebracht, und

daß man kaum einen geringen Zuſammenhang zwiſchen der erſten Anlage und zwiſchen dem fertigſtehenden Werke wahrnehmen kan. Uns dünkt, daß dieß nicht ſowohl in dem Willen und der Nachläßigkeit der Schriftſteller, als vielmehr in der Natur eines noch unvollendeten menſchlichen Werks ſelbſt ſeinen Grund habe. Denn derjenige, der den Plan entwirft, iſt nicht im Stande denſelben bis in ſeine kleinſte Falte zu durchſchauen, alle ſeine Unvollkommenheiten zu entdecken, alle Lücken zu ſehen, und, was die Hauptſache iſt, alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu weiſſagen, die bei der Ausführung ihm aufſtoſſen werden. Und wenn dann an einem ſolchen Plane mehrere theilnehmen, ſo iſt es vollends unmöglich, daß jeder mit demſelben Auge die vorgeſteckten Gränzen ſehe, aus demſelben Geſichtspunkte alles betrachte, und überall mit den Uebrigen gleiche Schritte halte.

Das iſt alſo die Urſache, warum wir uns vorgenommen haben, uns lieber gar keine beſtimmten Schranken zu ſetzen, als ſie nachher zu überſchreiten, oder ſie nicht zu erreichen. Wir wollen lieber nach Muſe, nach Neigung, nach Drang, als nach den Forderungen des Publikums oder des Buchhändlers arbeiten. Und wir verlangen daher auch gar nicht, daß man uns als Journaliſten anſehe, welche ſich zu gewiſſen Lieferungen anheiſchig gemacht haben. Wir

aſſen uns keine Bücher anweiſen, die beurtheilt
erden müſſen, keine Zahl feſtſetzen, kein Fach
ngeben, das erſchöpft ſeyn muß, keine Zeit be-
timmen, in welcher eine Arbeit vollendet ſeyn
oll. Jeder von uns mag arbeiten, was und
enn er will, das heiſt, wenn er Zeit und Luſt
azu hat.

Unſere gewöhnlichen Journale haben durch
en entgegengeſezten Zwang offenbar verloren.
nd die Eilfertigkeit, mit welcher die Verfaſſer
uweilen arbeiten müſſen, iſt nur allzu ſichtbar.
s werden oft Bücher Männern zum Recenſiren
ugeſchickt, welche ſie nicht verſtehen, noch viel-
eniger beurtheilen können. Wir kennen einen
eſchickten und ſonſt im Recenſiren gewiſſenhaften
onkünſtler, dem in voriger Meſſe ein metaphy-
ſches Werk über die Muſik von dem Herausge-
r eines angeſehenen Journals zugeſchickt wurde,
d der es blos recenſirte, weil er meinte, es
hicke ſich nicht, daß ers wieder zurückſchicke,
nerachtet er vor unſern Ohren das Geſtändniß
at, daß er nichts aus dem Buche verſtehe.
ir erſtaunten, als wir dem ohnerachtet einen
szug aus dieſem Buche und ſogar Tadel, we-
n falſcher metaphyſiſcher Begriffe, gerade in
em ſo hohen Tone abgefaßt fanden, als ob
r Recenſent der tiefſinnigſte Metaphyſikus wäre.
ie muß nicht der Verfaſſer dieſes Buchs beim
blicke dieſer Recenſion gelächelt haben? Und

welchen Begrif mögen die Leſer dieſer Recenſion ſich von dem Buche machen?

Und wenn man denn bei dieſen Unvollkommenheiten des deutſchen Recenſentenweſens alle die Partheilichkeiten, Neckereien, Uebereilungen, u. ſ. w. die in allen kritiſchen Fabricken nothwendig mit unterlaufen müſſen, dazurechnet, ſo iſt es gewiß eine der ſonderbarſten Zumuthungen, daß wir Leſer, die wir doch beiweiten den gröſſern Theil ausmachen, uns allein von jenen Leuten, die gewöhnlicher Weiſe uns ganz unbekannt ſind, ſollen repräſentiren laſſen, ohne daß wir ihnen nur die geringſte Vollmacht dazu gegeben haben. Denn nehmen nicht die Recenſenten gewöhnlich die Stimme des ganzen Publikums an, und wird nicht der Beifall eines Schriftſtellers beinahe ganz allein nach dem Lobe oder Tadel der Zeitungen gemeſſen? Ja, ſind nicht Journal und Zeitungen faſt das einzige was den Credit oder Mißcredit des Gelehrten beſtimmt und Urtheile und Handlungen unſerer Fürſten und Kuratoren leitet? weil ſie die Autoren ſelbſt nicht kennen und entweder nicht Zeit oder nicht Kopf gnug haben, ihre Schriften ſelbſt zu leſen und ſelbſt zu beurtheilen? Und doch würde ſich bei einer kleinen Unterſuchung leicht finden, daß der Theil des Publikums, welcher Bücher und nicht blos Recenſionen lieſet, oft am allerwenigſten mit den Recenſenten übereinſtimmig denkt: und — der

Beifall der Leſer ſollte doch billig über den Beifall des groſſen Haufens gehen, der ſeine Urtheile blos nach Hörenſagen oder nach Recenſionen ſtimmt. Uns leuchtete es daher ſchon längſt ein, daß es für die geſunde Kritik weit vortheilhafter ſeyn würde, wenn die Urtheile derer, die nach ihrer Muſe leſen, gedruckt würden, als wenn gedungene Recenſenten aus Pflicht, oder aus Hunger, oder aus Ehrſucht oder ſonſt aus irgend einem Grunde, der nichts zur guten Kritik beitragen kan, uns ihre Urtheile abliefern und als ſeynwollende Repräſentanten des Publikums dieſelben aufdringen.

Die Verfaſſer dieſer Briefe ſind bloſſe Leſer, keine Recenſenten. Sie maaſen ſich keine Stimme des Publikums an, ſondern geben alles, was ſie ſagen, blos für ihre Privaturtheile aus. Sie leſen kein Buch, um es zu recenſiren, ſon-
ern blos um es zu leſen und zu genieſen. Sie
udieren ihre Schriftſteller für ſich, verfolgen
hren Plan, beobachten ihre Manier, denken,
orſchen, zweifeln mit ihnen: und ſo entſtehen
ewiſſe Reſultate der Lektüre, welche ſie dem
ublikum mittheilen wollen. Und wir hoffen,
aß eben dieſe Art, über andere Schriftſteller zu
hreiben, dem Publikum nicht nur unterhaltend
ndern zuweilen auch lehrreich ſeyn werde.

Freylich werden dann unſere Meinungen öfters von den Aeuſſerungen vieler Journaliſten weit abgehen, freylich werden wir oft da loben, wo andere tadeln; da tadeln, wo andere loben, aber wir werden dieß auch nie thun, ohne unſere Gründe anzugeben, um unſere Leſer in den Stand zu ſezen, zwiſchen uns und den Schriftſtellern zu richten. Wenigſtens dürfen ſie als gewiß vorausſetzen, daß keiner von uns ein Buch leſen und darüber ſeine Gedanken mittheilen werde, das nicht ganz aus ſeinem Fache iſt, noch weniger, daß er es beurtheilen werde. Denn uns ſoll in dieſen Briefen ſchlechterdings nichts leiten, was uns von auſſen Zwang anthun könnte, ſondern wir wollen uns allein dem Laufe unſerer Gedanken überlaſſen, den das jedesmahlige Buch aufregt. Bisweilen werden es alſo vollſtändige Beurtheilungen ſeyn, bisweilen Zergliederungen einzelner Stellen, bisweilen werden wir die Beurtheilungen andrer Journale mit dem unſrigen vergleichen. Es werden allgemeine Betrachtungen über die Wiſſenſchaften überhaupt, oder über dieſe oder jene insbeſondere, über die Methode in denſelben, über die Fortſchritte, die gemacht worden und die noch zu machen ſind, angeſtellt werden. u. ſ. w.

Die **Neuheit** kan in dieſen Rückſichten kein Hauptbeſtimmungsgrund ſeyn, unſere Gedanken über eine Schrift mitzutheilen. Wir übereilen uns bei unſerm Leſen nicht. Manche Schriften wollen mehr als einmahl geleſen, ſie wollen ſtudirt ſeyn, und gerade dieſe gewähren dem Leſer das gröſte Vergnügen und den gröſten Nutzen, und können von eilfertigen Recenſenten am wenigſten richtig beurtheilet werden. So bald wir alſo finden, daß eine alte, vieleicht ſchon vergeſſene Schrift aus einem unrechten Geſichtspunkte nach unſrer Meinung angeſehen worden iſt, werden wir ſie wieder in Erwähnung bringen, um unſere Leſer noch einmahl aufmerkſam darauf zu machen.

Und ſo wenig wir dabei Luſt haben mit irgend einem Journal uns in Klopffechterei einzulaſſen, ſo können wir doch den Vorſaz nicht verhehlen, daß wir gern das ungerechte und unbillige Verfahren ſolcher Recenſenten aufdecken möchten, welche, ohne die Schriften gehörig ſtudirt zu haben, mit unverſchämter Dreuſtigkeit, ihr Urtheil für das Urtheil des Publikums ausgeben und loben und tadeln, nachdem ſie gerade Laune haben, oder nachdem ſie in dieſen oder jenen Verhältniſſen mit der Perſon des Schriftſtellers ſtehen. Dieß werden wir freylich nur zufällig thun können: indem wir nie einer Recenſion zu gefallen ein Buch durchleſen mögen, noch weniger darauf ſpekuliren, um dergleichen Gebrechen in den Journalen zu entdecken. Und wollte uns ein andrer Leſer eine ſolche Antikritik zuſchicken, ſo müſte vorzüglich dahin geſehen werden, daß die Sache nicht etwa auf eine bloſſe Zänkerei hinauslaufe, und es müſte gegen den Recenſenten nicht blos geſagt ſondern klar erwieſen ſeyn, daß er den Plan des Buchs nicht überſehen, daß er Urtheile gefällt, die offenbare Unwiſſenheit oder Privathaß an den Tag legen. Wir können daher keinen ſolchen fremden Aufſaz abdrucken laſſen, bevor das Buch und die Recenſion nicht einer von uns durchgeleſen hat. Noch weniger aber dürfen Privaturtheile des Recenſenten widerlegt oder mit Bitterkeit durchgezogen werden: denn da würde des Streitens kein Ende ſeyn. Wo aber der Recenſent diktatoriſch ſprach, wo er allgemeine Urtheile fällte, da muß er ſichs gefallen laſſen, nach aller Schärfe beurtheilt zu werden.

Die Mitarbeiter dieſer Schrift ſind von verſchiedenen Klaſſen der Gelehrſamkeit: doch wird **Religion, Philoſophie** und **ſchöne Litteratur** den Hauptſtoff liefern. **Theologie, Juriſprudenz** und **Arzneigelehrſamkeit** gehören nur ſo fern mit in unſern Plan, als das Allgemeine davon für **jeden** Liebhaber der Wiſſenſchaften intereſſant und angenehm iſt.

Uebrigens ſtehn die Verfaſſer weder mit andern Journaliſten noch Univerſitäten, noch andern öffentlichen und Privatanſtalten, in irgend einer Verbindung, welche ſie zur Partheilichkeit verführen könte. Daher halten ſie ſich auch für berechtiget, ihre Urtheile über Univerſitätsweſen und Schulanſtalten, über die daſelbſt ſich findenden Mängel und Hinderniſſe freymüthig und ungeſcheut zu ſagen.

Ihr Ton wird ſich, da es bloſſe Privaturtheile ſeyn ſollen, nach ihrem individuellen Karakter richten, doch möchte er zuweilen eher ſtreng als gelinde werden. Große Männer werden wir immer als große Männer behandeln, aber wir werden uns nie zu den Kniebeugungen und Abgöttereien herablaſſen, die manche Recenſenten mit manchen Autoren zu treiben pflegen. Ja wir werden es uns wohl eher zur Pflicht machen, ſolche Götzenaltäre niederzureiſſen und über manches Idol unſers Zeitalters dem Publikum die Augen zu öfnen und daſſelbe auf ſeinen wahren Gehalt zurückzuſetzen. Der mittelmäſſige aber beſcheidene Schriftſteller wird uns am toleranteſten finden. Und der kleinen Geiſter wird nur dann gedacht werden, wenn wir einmahl Luſt haben, uns vom Denken auszuruhen und das Publikum mit Aufſtellung ihrer Karrikaturen auf einige Augenblicke zu unterhalten.

Wie oft ein Band erſcheinen werde, hängt zunächſt von unſrer Muſe ab, und von der

Menge oder Wichtigkeit der Bemerkungen, die uns bei der Lectür oder bei den Betrachtungen über den Zuſtand der Wiſſenſchaften beifallen werden. Wir wünſchen, daß wir durch die Herausgabe dieſer Briefe den Geſchmack an ernſthafter Kritik vermehren, und das Anſehen der handwerksmäſſigen Kritiker ein wenig ſchwächen mögen.

L.

Ueber Amyntor.

An Herrn Prof. Eberhard.

Endlich einmahl habe ich Ihren Amyntor geleſen. Die Entfernung von der gelehrten Welt war mir diesmal um deſto empfindlicher geworden, weil ich ſo verſchiedene Urtheile über dies Buch anhören muſte, die ich mit der Kentniß, welche mir Ihre vorhergegangenen Schriften verſchaft hatte, gar nicht zuſammen reimen konte.

Einige behaupteten, daß Ihre eigentliche Abſicht es geweſen ſey, der Orthodoxie, und der Katechismusreligion ihre alte Ehre wiederzugeben, und dabei das Chriſtenthum auf bloſſe Empfindungen und dunkle Gefühle zurückzuführen. Und dieſe ſonderbare Behauptung blieb nicht ohne Schein. Man ſagte mir ganze Stellen aus ihren Briefen her, die mich in meiner bisherigen Meinung von Ihnen geradezu irre machten: ſo daß die Vertheidiger der dunklen Religionsgefühle ſchon frohlockend über mich triumphirten und mir es bitter genug vorwarfen, daß ich die Schwachheit gehabt hätte, Sie bisher immer unter diejenigen zu ſtellen, welche die **Vernunft**, als die oberſte Richterin über unſer Thun und Laſſen, über Meinungen und Gedanken, anerkennten. Sie glaubten ſogar behaupten zu dürfen, daß ſie einen **Eberhard** völlig auf ihrer Seite hätten.

Sie können leicht denken, daß ich ihnen herzhaft widerſprach und daß ich mich, aller ihrer Beweißſtellen ohnerachtet, für überzeugt hielt, daß Sie mißverſtanden würden. Aber bald kamen einige meiner Freunde und, ſonſt denkende Frauenzimmer mit der Nachricht zurück, daß es wohl nicht geleugnet werden könne, daß Ihre Briefe die Schwärmerei begünſtigten, und daß Sie wenigſtens Schwärmerei und Vernunft durch ſo feine und ſpitzige Diſtinctionen von einander abgeſondert hätten, daß es ſchien, als hätten Sie geſucht beiden Partheien zu gefallen. Insbeſondere (verſicherten die Frauenzimmer) was Sie von der **Vernunft** geſagt hätten, ſey ſo ſchwer, ſo abſtrakt, daß man faſt glauben ſollte, Sie hätten es mit allem Fleiß hinter dem dicken Teppich der Spekulation verborgen, um das von der Schwärmerei in deſto ſinnlichern Glanze hervorſtechen zu laſſen.

Hierzu kam noch ein Durchreiſender aus Ihrer Gegend, der vielleicht Ihr Feind ſeyn mochte. Dieſer ſuchte aus Ihrem vorſichtigen und verdeckten Karakter, und aus vielen Ihrer Privatgeſpräche darzuthun, daß Sie dieſen Amyntor blos geſchrieben hätten, um ſich in die Zeiten zu ſchicken, und ſich vorläufig eine Stätte der Sicherheit zu bereiten: daß Sie aber im Herzen der kälteſte Vernünftler wären, und ſo gar über Empfindungen der Art, welche Ihre erſten Briefe erheben, ſpotteten.

Ob ich nun gleich dieß alles nicht verſtand, ſo wurd ich doch um deſto neugieriger, ſelbſt zu leſen und ſelbſt zu urtheilen. Und — da muß ich Ihnen denn nun gleich geſtehen, daß ich wohl einſehe, wie ſehr man Ihnen durch ſolche Urtheile Unrecht thut, und daß ich Sie Ihrem alten Syſtem nach eben ſo treu finde, als ehemals. Aber leugnen kan ich es doch auch nicht, daß ich wünſchte, Sie hätten dieſe Briefe anders geſchrieben. Ich begreife nun recht gut, wie alle dieſe Urtheile haben entſtehen können, wie der Schwärmer Nahrung und Frauenzimmer Schwärmerei drinnen finden mochten.

Die Form eines Romans, welche Sie gewählt haben, iſt freylich einladend und hat Ihrem Buche viele Leſer und Leſerinnen verſchaft, welche die Unterſuchungen, worauf es eigentlich ankomt, gar nicht zu verſtehen im Stande waren. Sie laſen alſo höchſtens die 14 erſten Briefe, und ſuchten aus den übrigen die Geſchichte

ſchichte heraus, oder laſen Sie, ohne ſie zu begreifen. Und da iſt es wohl nicht zu leugnen, daß ſie aus dieſen erſten Briefen leicht Nahrung für den Fanatismus herausziehen konten. Daher hab ich bei Leſung derſelben neben dem groſſen Vergnügen, das ſie mir gewährt haben, auch manche unangenehme Empfindung gehabt. Nicht als ob mir der Ausdruk mißfallen hätte: — vielmehr würde ich ihn in jedem würklichen Roman ſchön und treffend gefunden haben; ſondern weil ich dabei empfand, daß allerdings das dunkle Gefühl zu große Lobſprüche erhielt, welches doch gewiß Ihre Abſicht nicht geweſen iſt.

Der frömmelnde Ton Amyntors im Anfange — die Gefühle, nach denen Philarete urtheilt — die Lobſprüche der äuſſern Zeichen der Andacht und der Gottesverehrung — von allen dieſen iſt gewiß der Schritt zum Aberglauben zur Schwärmerei und übernatürlichen Würkungen nicht groß. Und man ſollte alſo dergleichen Dingen nie Lobſprüche ertheilen, wenn man nicht durch die Vernunft ihnen ihre Gränze, die ſie nicht überſchreiten dürfen, aufs deutlichſte anweiſen kan. Denn wir mögen die Beiſpiele, die wir geben, noch ſo ſehr einſchränken, unſere Karaktere noch ſo genau beſtimmen; ſo werden wir dadurch doch nicht verhindern, daß nicht andre einen Schritt weiter hinausgehen, und ſich auf unſer Beiſpiel berufen. Viele Ihrer gebrauchten Ausdrücke leiden offenbar, ſo ſehr Sie ſie immer durch Zuſäze beſtimmen mögen, doppelte Erklärungen: **der Segen des mütterlichen Beifalls: eine Kraft, die ich mir nur von der Gnade verſpreche,** (völlig Zinzendorfiſch) **Himmelverwandte Schwärmerin,** und der Gegenſaz S. 14. — gleichſam als ob man entweder **Schwärmerin,** oder **buhleriſch, ehrgeizig** u. ſ. w. ſeyn müſte. Auch die Stelle in der dritten Note *); wie vielen Mis-

---

*) **Herr Eberhard will in dieſer Note erweiſen,** daß zu den Empfindungen der Religion (zu was für welchen?) eine gewiſſe Empfänglichkeit der Seele gehöre: daß die Zerſtreuung des Gemüths, eine gewiſſe Kälte und Seichtigkeit der Empfindung verurſache und dem Herzen es unmöglich mache, ſich zu der Innigkeit des Gefühls zu erheben, welche der Religion angemeſſen iſt: und hierbei führt er zur Beſtätigung ſeines Sazes folgende Stelle des engliſchen Aufſehers an: „Man kan mit Recht behaupten, daß dieſe Perſonen mit den Bewegun„gen des Herzens ganz unbekant ſind, die groſſe „Seelen einnehmen, wenn ſie ihre Gedanken mit „Gott beſchäftigen. Es iſt augenſcheinlich, daß „ſie von allen ſolchen Empfindungen, wie die Ent„zückungen der Andacht ſind, ungerührt bleiben? „So verächtlich ſie auch von den Gottesverehrern „denken mögen, ſo iſt es doch gewiß, daß es ihnen „an den Talenten zur Andacht fehlt; denn eine „fromme Empfindung gegen den Himmel iſt eben „ſo gut, als jede andre Empfindung, nur in Ver„hältniß der Fähigkeit des Verſtandes und des „Herzens (wie dunkel) warm und lebhaft. „Ein ſolcher Mann kan verſichert ſeyn, daß es ihm „blos am Geſchmack für dasjenige fehlt, was er „gerne verſchreien möchte — (Freilich wohl! daß „der Vernünftige nicht [illegible]

Misdeutungen iſt ſie unterworfen, da das Wort Religion ſo höchſt unbeſtimt iſt. Der gröſte Schwärmer führt dieſelbe Sprache, die der engliſche Aufſeher dort führt, und wer wird es auch dem Schwärmer abſprechen, daß er Freuden und Entzückungen genießt, die der vernünftige Menſch entbehren muß? Aber wird er ſich deshalb ſie wünſchen? — Soll ich nach Egypten reiſen, und von **Paul** die Einſiedelei erlernen, um beim Waſſertopf mit ſo vieler Wolluſt einſiedeln zu können als er? — Der **wahre** Gottesverehrer wird ſelbſt von dem Böſewicht nicht verachtet, und alſo iſt die ganze Declamation des engliſchen Zuſchauers leeres Geſchwäz. Haſſen, verfolgen, beneiden kan der Böſewicht den **Gottesverehrer** wohl, aber verachten kan er ihn nicht.

„Wunden Jeſu ſich legt, u. ſ. w. davon iſt blos
„die Urſach, weils ihm an Geſchmak daran fehlt:
„— ohe!) und daß er mehr ein Dumkopf als ein
„Gottesleugner iſt. (Das heiſt Ohrfeigen links
„und rechts austheilen.) Ich muß es wiederholen,
„daß es ihm an Fähigkeit fehlt, zu ſchmecken, was
„wahre Frömmigkeit iſt, und daß er eben ſo fähig
„ſeyn würde, ein Heldengedicht zu ſchreiben, als
„ein inbrünſtiges Gebet zu thun. Wenn Men-
„ſchen ſolchergeſtalt niedrig und eng in ihren Be-
„griffen ſind, ſo werden ſie leicht verleitet zu glau-
„ben, daß das, was ſie nicht verſtehen, nicht ver-
„ſtanden werden kan. Ihr Widerſpruch gegen
„das, was andre behaupten, iſt eine nothwendige
„Folge von Ihrer Unfähigkeit das nemliche zu em-
„pfinden.„ (wie konnte doch ein ſo beſcheidener
und an deutliche Begriffe gewöhnter Philoſoph,
wie H. Eberhard iſt, eine ſo ungeſchliffne und unphilo-
ſophiſche Sache [illegible])

nicht. Denn die wahre Religion beſteht in der Ausübung der Tugend, und wer hätte je den Rechtſchaffenen, den Wolthäter, den genauen Beobachter ſeiner Pflichten, wer hätte je dieſe eben wegen dieſer Tugenden verachtet? welcher Böſewicht hätte es je gewagt, die reinen Freuden, welche dieſe gewährt, oder das Bewußtſeyn unſrer Rechtſchaffenheit, die Wärme und das erhabene Gefühl, welches das Reſultat aus den Betrachtungen über die Gröſſe Gottes und ſeiner Welt-Regierung iſt, zu verlachen oder zu verachten?

Doch vielleicht haben Sie Ihre beſondern Abſichten gehabt, gerade dieſe Einkleidung zu wählen. Vielleicht wollten Sie Kranke durch dieſe Nachgiebigkeit zu der ſtrengern Arznei, die in Ihren folgenden Briefen enthalten iſt, vorbereiten, und ſich vorher durch dergleichen Süßigkeiten ihr Zutrauen erwerben: oder was ſich ſonſt noch für Urſachen denken laſſen, die ſie gewiß alle weit beſſer angeben können als ich. — Ich wenigſtens wäre ſehr geneigt, Sie mit einer ſolchen wahren oder erdichteten, groſſen oder kleinen, anſtändigen oder unanſtändigen — Abſicht zu entſchuldigen und — Ihnen alle dieſe ſcheinbaren Begünſtigungen des Fanatismus und der Orthodoxie zu vergeben — da ich einmal beruhigend gewiß war, daß ihr Kopf von dieſen ſo artig behandelten Idolen der Dummen ſo entfernt als — ihr Herz iſt. Allein — was ich Ihnen nicht vergeben kan, und was mir anſtößiger war, als alles andre, das iſt Ihre Vertheidigung des angebornen moraliſchen Gefühls, uud der angebornen Begriffe überhaupt.

Ich konte wohl vermuthen, daß Sie als ein ächter Schüler von Leibnitz und Baumgarten, und was beinahe hierzu noch mehr beiſtimmt, als ein ſo warmer Verehrer des Plato, dieſer Meinung zugethan ſeyn würden, aber daß Sie im Stande wären, dieſe Hypotheſe mit einer ſo dogmatiſchen Gewißheit zu behaupten, und ſie zu einem Princip der ganzen Religion und Sittenlehre zu erheben, ihr alſo einen Rang neben den apodiktiſch gewiſſen Sätzen anzuweiſen; das hätt ich nicht geglaubt, wenn mich nicht ſo viele Stellen Ihres Buchs ausdrüklich davon überzeugt hätten.

Ihr Amyntor iſt ein ſo ſchwacher und unphiloſophiſcher Held, daß es freilich nicht ſchwer war, dieſen zum Schweigen zu bringen: aber das dünkt mich, macht Ihrer Unpartheilichkeit keine Ehre, daß ſie ihm nicht alle Waffen in die Hände gaben, mit denen man jezt nicht nur gegen die angebornen Begriffe, ſondern gegen die ganze Erkentniß a priori zu Felde ziehen kan. Dies, dünkt mich, wäre wohl billig geweſen, da Sie wollten, daß das Publikum an

Ihren Briefen Theil nehme, und es alſo nicht blos auf einen Privatſieg angeſehen war, wo es allenfals wohl erlaubt iſt, κατ᾽ ανθρωπον zu fechten.

So haben Sie in Ihren Briefen nichts gethan, als das was **Leibniz** und **Locke** weitläuftig abgehandelt, und was ſo viele andre bald gut bald ſchlecht, wiederholt haben, in einen kurzen Auszug gebracht: Und — wo Sie **Leibnizens** Säze näher zu beſtimmen oder zu verbeſſern gedachten, um ſie gegen die ſchärfern Einwürfe der neuern zu ſichern, haben Sie dieſen groſſen Philoſophen in Inconſequenzen verwikelt, wofür er ihnen ſchwerlich danken würde.

Wenn es Ihnen blos um die Geſchichte der Philoſophie zu thun geweſen wäre, wenn Sie blos hätten zeigen wollen, was man vor einem halben Jahrhundert über dieſe Materie geſchrieben und gedacht hat, ſo würde uns Ihr Beitrag ſehr willkommen geweſen ſeyn, wenn es Ihnen auch nicht gefallen hätte, den Spuren des menſchlichen Geiſtes nachzugehen, und die Parallele zwiſchen unſerer und der damaligen Zeit zu ziehen; denn wer wollte nicht gerne die Meinungen der Philoſophen in Ihrer ſchönen und eleganten Sprache leſen? Aber in dieſem Buche wollten Sie belehren; Sie wollten Grundſteine zur Religion und Sittenlehre legen, und da konten ſie es ſchlechterdings, wenn Sie anders **aufrichtig** verfahren wollten, ohnmöglich vermeiden, erſt alle Schwierigkeiten wegzuräumen, die Ihrem Geſchäft im Wege ſtanden.

Der Dogmatismus betäubt zwar eine Zeitlang, beſonders, wenn ihn ein Mann von Anſehen vorträgt, aber nach und nach wachen doch die alten Empfindungen wieder auf, und wenn man auch die zuverläßigen Behauptungen eines andern nicht widerlegen, wenn auch das Auge durch den Nebel der feinen und ſpizfindigen Diſtinctionen nicht durchdringen kan, wenn auch der ſophiſtiſch zweideutige Gebrauch der Wörter den ungeübten Verſtand in Verwirrung ſezt und ihn (halten Sie mir einmal dieſen Ausdruck zu gute) übertölpelt; ſo haben dieſe Kunſtgriffe doch nicht Gewalt genug, ihn zum dauerhaften Beifalle zu zwingen und die vorige Ungewißheit zu heben: was doch bei jeder vernünftigen Unterſuchung, wo es nicht auf das **Siegen**, ſondern auf das **Ueberzeugen** und Belehren ankommt, der Hauptzwek ſeyn muß. Dazu gehöret ſchlechterdings, daß keine Inſtanz von Wichtigkeit ausgelaſſen werde; und vornehmlich, daß kein Saz erſchlichen werde, von dem die Wahrheit aller unſerer Behauptungen abhängt.

Sie, mein Herr, führen Ihre **angebornen Grundwahrheiten** mit einer Zuverſicht ein, daß man glauben ſollte, es hätte noch nie ein vernünftiger Menſch dagegen geſtritten oder das Gegentheil behauptet, und doch konte es Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß ehe dieſe Frage nur einigermaſſen zur Entſcheidung vorgelegt werden konte, erſt jene ausgemacht ſein muſte: „Ob „Erkentniß a priori oder Erkenntniß aus reiner „Vernunft in der Philoſophie überall möglich, „und — wie dieſelbe möglich ſey?„ Dieſe Unterſuchung haben Sie völlig übergangen, und diß wundert mich um deſto mehr, da Ihnen die Wichtigkeit dieſer Frage nicht verborgen ſeyn konte, ja da ſo gar einige Stellen Ihres Buchs, beſonders einige von den angeführten Anmerkungen deutlich zu beweiſen ſcheinen, daß Sie ſie gerade nach Leſung einer Schrift niedergeſchrieben haben, welche jene Frage vorzüglich wieder in Gang gebracht hat. Denn geſezt auch, es wäre wahr, was man ſich ins Ohr ſagt, daß Sie auf die **Kritik der reinen Vernunft** als auf ein dunkles und unverſtändliches Buch **ſchmählten**, Gallimathias es nennten, **aus dem man nicht klüger würde**; geſezt das ſey wahr; ſo hätten Sie doch bedenken ſollen, daß viele ganz anders urtheilen, daß bereits viele durch das Studium jenes Buchs, an der Würklichkeit unſerer bisherigen metaphyſiſchen Kenntniſſe zweifelhaft geworden, oder doch eine ſehr geringe Idee von Ihnen bekommen haben, und — daß ihr Inhalt ſehr zuſammenſchmelzt. Und ſo wären Sie doch dieſen Zweiflern, deren Zahl wahrhaftig weder klein noch verächtlich iſt, und die ſich unmöglich mit ein paar Worten **in einer Vorrede** abſpeiſen laſſen, dieſen, ſag ich, wären Sie doch einen vollſtändigen Beweis von der Realität Ihrer Metaphyſik ſchuldig geweſen, wenn Sie auch für Ihre eigne Perſon von jedem Worte in **Baumgartens** Metaphyſik apodiktiſche Gewißheit hatten: wiewohl ich gewiß bin, daß Sie ſelbſt dem Dogmatismus ſo eifrig nicht fröhnen.

Ich weiß es wohl, daß ſich die alten Syſtematiker vor jeder Neuerung fürchten, und daß ſie beſonders ihre Begriffe an die zu ihrer Zeit gewöhnliche philoſophiſche Sprache ſo feſt gekettet haben, daß ſie, wenn ſie leztere nicht mehr anwenden können, oder nur um ein merkliches abändern ſollen, daß ſie alsdenn fürchten, verwirrt, und in ihrem Syſtem erſchüttert zu werden. Sie halten es für beſſer, an den alten Wörtern zu künſteln und ihnen neue Begriffe anzuflicken oder andre abzufeilen: und da ihnen dis unendlich oft mislingt, weil der Verſtand an den alten Gebrauch einmal gewöhnt iſt, ſo fügt ſichs gemeiniglich, daß ſie dieſe Wörter immer wieder im **vorigen** Sinne anwenden, und am Ende ſich ſelbſt überreden das herausgebrachte Reſultat aus den **neuen** Begriffen gezogen zu haben.

Daß man auch an den Königsbergiſchen Philoſophen die neue Sprache tadelt, wundert mich um deſto mehr, da ſich doch dieſer Weltweiſe gerade am Schulmäſigſten ausdrückt, und da wo er abweicht und vermöge ſeiner neuen Sachen abweichen muß, jedesmal ſeine Ausdrücke auf das genaueſte beſtimmt, und daß alſo wenigſtens von der Seite her die Schwierigkeiten gar nicht kommen können, die mit Leſung deſſelben verbunden ſind.

Aber das ängſtliche Beſtreben, die einmal eingeführte Sprache beizubehalten, und ſeine neuen Jdeen dran zu knüpfen, hat es, wie ich glaube, verurſacht, daß auch Sie mehr als einmal mißverſtanden worden ſind, und daß man, ohnerachtet aller Jhrer beigefügten Erklärungen, die rechten Bedeutungen doch nicht faßt: ja, was noch mehr iſt, daß Sie ſelbſt bei Abfaſſung Jhres Amyntors die gegebenen Definitionen oft genung vergaſſen, und die Wörter in der ältern Bedeutung gebrauchten. Dis mußte nothwendig Anlaß zu Jrrungen geben, und ich ſchreibe es dieſer Anhänglichkeit an jene Sprache zu, daß Sie in einigen Stellen dieſer Briefe ſo äuſſerſt ſchwer und dunkel geſchrieben haben: ein Fehler, der Jhnen ſonſt ſo wenig eigen iſt, und der Jhnen gewiß nicht anders als aus Begierde nach zu groſſer Deutlichkeit entwiſchen konte. Sie ſahen die Einwürfe, die Jhrem Syſtem der angebornen

bornen Begriffe gemacht waren, und Sie wollten dieſen gern durch beſſere Erklärungen ausweichen, aber Sie haben ſich, wie mich dünkt, in ein Labyrinth von Spizfindigkeiten verirrt, woraus ſich wenig Leſer mit Ihnen herausfinden dürften. Auch ſind überdem Ihre Beweiſe für Ihre Säze in dieſer Materie vom funfzehnten bis zum neunzehnten Briefe ſo zerſtreut, Ihre Erklärungen gegen **Amyntors** Einwürfe ſo abgezirkelt, Ihre Folgerungen ſo gewaltſam, daß ich kaum begreife, wie Sie an den Ruhm eines ſcharfſinnigen Philoſophen Anſpruch machen und gleichwohl ſo ſchwache Behauptungen hinſchreiben konten. — Meine folgenden Briefe ſollen Ihnen diß klar machen.

An

Den Herrn Regierungs-Rath von P.

Beinahe möcht ich Ihnen Recht geben, und Ihre ſo bittern Anſpielungen auf den Verfall unſerer philoſophiſchen Wiſſenſchaften und auf den Modeten unſerer Philoſophen gelten laſſen. Denn von alle den mir überſchikten Büchern, die Sie hier wieder zurück erhalten, möchte ich keines gegen Sie in Schutz nehmen: und wenn diß unſre philoſophiſchen Produkte alle wären; dann hätten Sie wohl recht zu ſagen, daß keiner unſrer neuern Philoſophen den Baumgarteniſchen und Wolfiſchen Probierſtein aushielte, und daß ihre Gedanken den Mückenſchwärmen glichen, bei denen man keine feſte Ordnung wahrzunehmen im Stande iſt, wenn man ſie auch Jahre lang anſähe.

Man könte wirklich ſagen, daß unſer Zeitalter das ſcholaſtiſche an Wörterkram weit übertreffe. Und der Unterſchied würde ſich blos darinne finden, daß die Scholaſtiker die Arbeit übernahmen, ihre leeren Wörter in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, da man ſich hingegen in unſerm

Zeitalter die Mühe nicht giebt, ſondern alles unter einander wirft, und es völlig dem Leſer überläßt, den Schwarm nach ſeinem Gutdünken in Reih und Glieder zu ſtellen. Auch findet ſich noch mancher Unterſchied zwiſchen unſerer und der ſcholaſtiſchen Wortkrämerei. Dieſe wollten die Begriffe zu weit ſpalten, aber das haben wir jezt nicht zu fürchten. Die Arbeit iſt zu unbequem und zu beſchwerlich. Die unſrigen halten den Leſern eine Menge Bilderchen vor, die freylich beſſer behagen, als die trocknen Diviſionen und Subdiviſionen, aber am Ende gehts ihnen gerade wie bei der Zauberlaterne — es iſt alles Blendwerk — nichts als Schatten. Der Vortheil bei den Scholaſtikern iſt noch der, daß man den Augenblik wiſſen kan, wo der Wörterkram angeht, aber in unſern Büchern muß man ſich erſt eine lange Zeit herumtummeln, muß ſich durch ein Meer von Metaphern und Figuren durcharbeiten, und den Verdruß haben ſich nach ſo vieler Arbeit doch betrogen zu finden. Sie werden wohl wiſſen, auf welche Herren ich hier vorzüglich ziele. Aber dieß verdient eine weitläuftigere Auseinanderſetzung, zu der mich Ihre Auffoderung vielleicht künftig veranlaſſen wird. Jezt komm ich ſo eben von der Philoſophie des Herrn Tittels *) zurück. Dis Buch hat

---

*) Erläuterungen der theoretiſchen und practiſchen Philoſophie nach Herrn Feders Ordnung, von Gottlob Auguſt Tittel hochfürſtlich Baadiſchen Kirchen-

verſchiedne Betrachtungen bei mir veranlaßt, die ich Ihnen hier mittheilen will. —

Es war würklich kein übler Einfall des verſtorbenen **Meier**, die Kompendia ſeines Lehrers den Leſern dadurch verſtändlich zu machen, daß er ſie kommentirte und die allgemeinen Wahrheiten an konkreten Fällen zeigte. Die Philoſophie läßt ſich beſſer im Zuſammenhange ſtudieren und es iſt für einen denkenden Kopf höchſt unangenehm, wenn er ſich an Stundenunterricht binden ſoll, wo er aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen, von einer Materie zur andern fortgeſchleudert wird, wie dis bei Hörung verſchiedener Kollegien ganz unvermeidlich iſt. Die kleinern **Baumgartenſchen** Kompendien kan ein Ungeübter ſchwerlich recht deutlich verſtehen und es war gut, daß ihm Herr Meier dazu behülflich war. Der junge Philoſoph hat ſchon immer viel gewonnen, wenn er nur erſt eine beſtimmte Sprache im Kopfe hat, und wer iſt wohl fähiger, ihn dieſe zu lehren, als Wolf und Baumgarten? — Dieſe Kompendien zu kommentiren konte auch einem, der nur mittelmäßig im Denken und an Wolfiſche Begriffe gewöhnt war, gar nicht ſchwer fallen. Denn es iſt ein Syſtem, und nur dieſes braucht der Kommentator inne zu haben, um ſeinen Schriftſteller richtig und beſtimmt zu erklären.

Die

---

chenrath und der Weltweisheit ordentlicher Profeſſor zu Karlsruh 1784 1. 2. Th.

Die Federſchen Lehrbücher ſind nicht von der Art. Ich erinnere mich, daß ſie einmal behaupteten, **Feder** befördere durch ſeine Lehrbücher die Seichtigkeit und das Superficielle im Studieren, und Sie können Recht haben. Aber ich würde die Schuld mehr auf die Methode unſerer Zeitgenoſſen die Bücher zu leſen, als auf Herrn **Feder** ſelbſt ſchieben. Kompendia ſchreibt ein jeder zunächſt für ſich und ſeine Zuhörer; der Schade, der andern daraus zuwächſt, kan ja unmöglich angerechnet werden. Herr **Feder** hat die Reſultate von den Beobachtungen, die er machte, als er die Bücher der Philoſophen las, und ihre Meinungen ſtudierte, in ſeine Kompendien aufgenommen, bisweilen ihre Meinungen gegen einander geſtellt, oft ſein Urtheil, welches ſich aus der Erkentniß aller Meinungen ergiebt, kurz hinzugethan. Weil nun dergleichen Reſultate leichter zu faſſen und zu behalten ſind, als das, worauf ſie ſich gründen und woraus ſie gezogen ſind, und weil es angenehm iſt, und ein gelehrtes Anſehn giebt, dergleichen Reſultate zu wiſſen, ſo iſt es begreiflich, wie Herrn Feders Lehrbücher zu Leſebüchern wurden. Es iſt begreiflich, wie ſie fade und ſeichte Räſonnements bei denen bilden konten, welche Herrn Feders Urtheile gerade wie die Prieſter die Ausſprüche des Apoll nachſagen, die zwar oft ſehr weiſe und ſehr richtig ſind, deren Grund und Zuſammenhang aber weder von dem einen noch von dem andern begrif-

fen

ird. Dergleichen Machtſprüche muß man
war bei ſolchen, die ein Gott begeiſtert,
en laſſen, aber an Philoſophen ſind ſie un-
hlich, und ein Menſch, der die gröbſten Ir-
r mit Gründen vertheidiget, hat in meinen
mehr Werth, als ein bloſſer Nachbeter
efſinnigſten Wahrheiten.

Um nun dieſen Nachtheil, den die Feder-
Lehrbücher leicht haben können, zu verhü-
wäre es nicht übel, wenn entweder Herr
ſelbſt, oder ein andrer, die Materialien,
elchen das Reſultat entſtanden iſt, in mög-
r Kürze und in beſter Ordnung ſammelte:
dis würde die Vorleſungen darüber beinahe
rlich machen. Aber für einen dritten iſt
wiß keine ſo leichte Sache dergleichen eklek-
Kompendia auf ſolche Art zu kommentiren,
es oft ſehr ſchwer ja bisweilen ganz un-
ch iſt, die zu Grunde liegenden Gedanken
erfaſſers zu wiſſen, oder ausfindig zu ma-
Ueberdem hat jeder Denker ſeinen eignen
und es iſt ſchon an ſich eine ſehr ängſtliche
e, einem andern auch mit ſeinen eignen
nken zu folgen und ſeine Ideenreihen ge-
da anzuknüpfen, wo jener es haben will.
deſſen muß ſich der Kommentator eines ſol-
Kompendiums ſchlechterdings darnach be-
en.

Mit dieſen Gedanken nahm ich Herrn Tittels Bücher zur Hand. Ich hatte Recenſionen geleſen, wo ſie gelobt waren. Ich ſah zwar bald, daß das Lob nur daher rührte, weil man der Mühe überhoben ſeyn wollte, ſie durchzuleſen: und ich konte das warlich dem Recenſenten nicht verdenken. Es muß eine ſchlimme Sache ſeyn, wenn man Bücher durchleſen **muß**, und ich glaube wohl, daß einer durch Deſperation dahin gebracht werden kan, die ſchlechteſten Sachen lieber zu loben als ihre Fehler aufzuſuchen. Das mag auch wohl der Grund geweſen ſeyn, warum Herr **Feder** dem Herrn **Tittel** auf eine ſo verbindliche Art ſeinen Beifall bezeigt hat. Denn Ernſt konte es unmöglich ſeyn, da man weiß, daß er ſeine Kompendien ganz anders erklärt.

Ich leſe manche Bücher aus Eigenſin durch, weil ich ſie einmahl angefangen habe, und ſo hab ich auch Herrn **Tittels Logik und Metaphyſik** ganz durchgeleſen, aber mehr getrau ich mich nicht. Ich ſehe ſchon zum voraus, wie Sie ſich räuſpern würden, wenn Sie nur einige Seiten drinnen fortleſen ſollten. Tändelei, Unbeſtimmtheit, Misverſtand! würden Sie bei jeder Zeile ausrufen, und Wolfen und Baumgarten brächten Sie gewiß ein Dankopfer dafür, daß ſie Ihren Geiſt vor dem Geſchmacke an einer ſolchen ſchöngeiſtiſchen Philoſophie geſichert haben. — Wirklich iſt Herrn Tittels Ton unausſtehlich.

Das Pretiöſe ſeines Stils möchte ſich
fals in einem Erbauungs- oder Predigtbuche
n laſſen. Aber für philoſophiſche Unterſu-
gen iſt allein das aequabile et tempera-
orationis genus. Herr Tittel fängt mit
Rede an, wodurch er ſeinen Schülern die
ſophie recht nachdrüklich empfehlen will.
iſt ein Stük davon:

„Heute M. Z. werden Sie zum Dienſt
Weisheit geweiht. Mit denen rede ich,
bisher noch Fremdlinge waren! Heute ver-
chten Sie ſich, ächte Schüler der Weisheit
ſeyn. Der Name ſelbſt werde Erinnerung
Sie! der Philoſoph iſt Freund, Liebhaber
Weisheit! Heute machen Sie den Anfang
loſophie zu ſtudieren. Möchte keiner von
nen, ohne die ernſthafteſte Zubereitung die
welle des Heiligthums betreten! Philoſo-
— ſey Ihnen groß, ehrwürdig, gött-
— ſo ehrwürdig, ſo göttlich, als es Ih-
die Vernunft ſelbſt iſt„ —— und in dieſem
hweiſigen Tone redet der Verfaſſer durch
anze Buch.

Was mag er wohl für deutliche Begriffe
dieſen Schwall von Worten in den Seelen
Zuhörer erregt haben? Ich wäre gewiß
beim Anfange zur Thür hinausgerennt.
wenn er ja ſeine Schüler an dieſe pathetiſche
che einmal gewöhnt hat und ſie ſpitzen wirk-
lich

lich die Ohren bei dieſem ſchwülſtigen Bombaſt; warum läßt er den Unſinn drucken, daß auch andern Leuten die Ohren davon gellen müſſen? Aber ich kan mir unmöglich einbilden, daß irgend ein Menſch dergleichen pretiöſe Tavtologien eine Stunde mit Aufmerkſamkeit anhören kan. Wenn er ſeine Philoſophie wirklich ſo vorträgt, wie ſie in ſeiner Schrift vorgetragen iſt; ſo müſſen die Schüler Dummköpfe ſeyn, wenn ſie ohne Knieriemen in die Schule gehn, und ſie müſſen die wundervolleſte Organiſation haben, wenn Herrn Tittels Worte eine zwekmäßige Ideenreihe in ihnen veranlaſſen.

Aber leider beginnt dieſer klingelnde Vortrag auf unſern Schulen und Univerſitäten ſelbſt in den ernſthafteſten Wiſſenſchaften einzureißen, und unſere Schüler und Studenten ſcheinen ſich an ſolche kindiſche Schellen um ſo lieber zu gewöhnen, weil ſie alles Denken erſparen und doch die Phantaſie beſchäftigen *).

Herr Tittel iſt ein wahres Modell aller ſchöngeiſtiſchen Theologen, Juriſten und Philoſophen. Es wird nicht lange dauren, wenn dieſer Geſchmak einigen Beifall erhält, ſo haben wir eine Dogmatik, Metaphyſik ꝛc. mit Vignetten.

---

*) Ich hörte neulich von einem Reiſenden, daß er in Halle bei einem Lehrer hoſpitirt habe, der ſeiner körperlichen Schönheit und Süßigkeit wegen berühmt iſt, und der ganz dieſen ſchöngeiſteriſchen Klingklang in ſeinen Vorleſungen eingeführt hat.

Solche Spielereien richten aber nothwen-
alle reelle und ernſthafte Wiſſenſchaft zu
nde. Anſtatt die Begriffe auseinander zu
, den Geiſt mit aller Gewalt darauf hinzu-
en, worauf es eigentlich ankommt, ſo daß
twedder von der Unterſuchung ganz wegblei-
oder ſie richtig faſſen und überſehen muß,
deſſen lenkt man die Aufmerkſamkeit auf
klingende und pretiöſe Worte, beſchäftigt
hantaſie, und dieſe überredet den Verſtand
s begriffen zu haben, wovon er doch ſchlech-
ngs gar nichts weiß. Schlagen Sie in
els Büchern auf, wo Sie nur wollen, und
finden auf jeder Seite Beiſpiele hierzu.
s Geſchwäz, ſeichte Deklamation, halbver-
ene Begriffe, ſchöngeiſtiſche Eckſtaſen, die
ungen andrer Philoſophen falſch vorgetra-
Kurz dieſe Logik und dieſe Metaphyſik ſind
eiter gar nichts brauchbar, als auf eine
einleuchtende Art zu zeigen, wie man beide
nſchaften nicht vortragen müſſe.

Weil dieß zuweilen auch ſeinen Nuzen hat;
l ich das nur an einigen Beiſpielen zeigen,
eine Urtheile zu erweiſen. Das erſte das
Kapitel p. 73.

Phantaſei. Hier würde ich nun eine ge-
e Beſtimmung dieſes Seelenvermögens er-
t haben, wie es von der Einbildungskraft
Gedächtniß und den übrigen Seelenkräften

verſchieden wäre: ich würde eine Erinnerung hier oder bei der Einleitung in die Seelenvermögen vermuthet haben, daß alle Abtheilungen, die man mit denſelben vornehme, mehr für die Bequemlichkeit des Erkennenden geſchehen, als daß eine eigentliche Trennung in der Seele gedacht werden müſſe: ich würde eine genaue Unterſcheidung des Phyſiſchen oder Mechaniſchen und der Mitwürkung der Seele gefodert haben, oder vielmehr eine Anzeige, wo unſere Erkenntniß von den Urſachen dieſer Seelenkraft aufhört. Hierauf hätten dann die Geſeze folgen müſſen, nach welchen ſie würkt, was eine kranke und geſunde Phantaſie, eine regelmäßige und ausſchweifende ꝛc. ſey. Hieraus würden ſich denn alle Zuſtände des Menſchen, die von ihr bewirkt werden, von ſelbſt ergeben haben. Die Gränzen wären dadurch möglichſt beſtimmt geworden und einige Beiſpiele hätten dem Vortrage Leben und Intereſſe gegeben. Hören Sie nun Herrn Tittel.

„**Phantaſei.** Ein herrliches Vermögen! „wenn ſie berichtigt und geordnet wird. Aber! „wenn ſie ſchwärmt — eine ſchrekliche Verwüſterin in dem Reiche der Ordnung und Wahrheit. Ihrer Beſtimmung nach ſoll ſie die Seele „uns erhalten (ſoll wohl heiſſen **unterhalten**) „und ergözen; ihr Gebiet erweitern und verſchönern, und gleichſam ſelbſt im Menſchen —

„Schöpferin ſeyn. Sie ſchaffet die ſinnlichen „Bilder in unzählige Formen und Geſtalten um; „arbeitet ſie in einander, hebt aus was ſie will; „ſondert ab, und ſtimmet wieder zur Einheit zu„ſammen — unerſchöpflich in ihren Miſchungen „und unaufhaltbar in ihrer Wirkſamkeit.„

Sagen Sie mir ums Himmelswillen, was oll ſich ein Schüler bei einer ſolchen Deklama-
ion denken. Der Verfaſſer muß einen unwider-
lehlichen Hang zur Beredſamkeit haben, denn
r kan, ſelbſt bei ſeinen Eintheilungen, das Pa-
hetiſche nicht laſſen. Hören Sie ihn nur:

„Ihre zwei weſentlichen Operationen ſind: **abſondern und verbinden.** Dort wählt ſie gewiſſe Theile aus dem Ganzen, trennet das Vollkommene von dem Unvollkommenen„ (als
das die Sache deutlich machte. Beiſpiele Herr
hiloſoph!)

„**Hier** ſezt ſie Vollkommenheit zu Voll-
mmenheit (wie können Sie denn Ihren Schü-
n dies vage ſchwere und unbeſtimmte Wort
gen, Herr Kirchenrath?) ſie vereinigt Einzeln-
iten zu einem Ganzen.„

„**Totalität** (Einheit) iſt das beſtändige
Geſez, welches die Phantaſie in ihren Wirkun-
en befolgt, d. h. die getrennte(n) auseinander-
eſezte(n) Theile werden wieder in ein Ganzes

„zuſammengewebt und verbunden. Auf dieſe Art entſtehen dichteriſche Schilderungen und Mahlereien und überhaupt die vortreflichſten Vorſtellungen der Kunſt. Der Dichter, der zum Beiſpiel eine Landſchaft ſchildern will, trägt alle die einzelnen Reize und Schönheiten, die er in der Natur zerſtreut gefunden hatte, zuſammen. (Jezt geben Sie acht, jezt kommt Herr **Tittel** in ſein Fach). Hier eine anmuthige Flur, von der Natur mit einem erquickenden Grün überkleideten Gefilde; dort ein rieſelnder Bach, eine angenehme Miſchung von Berg und Thal; dort Wild, das ſich in ſchattigten Wäldern lagert; hier auf fetten Weiden gehende Heerden ꝛc.„ — das heiß ich doch Theorie der Phantaſie.

Bei der **Präviſion** S. 81. geräth Herr Tittel in Ekſtaſie. „Welch ein unermeßliches Gebiet hat der Schöpfer der Seele zu ihrer Thätigkeit angewieſen! Nicht blos in den Kreis der gegenwärtigen Dinge hat er ihre Wirkſamkeit beſchränkt. Auch die Vergangenheit rufet ſie zurück. Und die Zukunft ſelbſt öfnet ſie ihrem forſchenden Blik!„

Schade, ſchade daß Herrn **Titteln** die Begeiſtrung hier überfiel. Hier hätte er billig nicht eine bloſſe Worterklärung geben, wie S. 82. geſchieht, ſondern er hätte zeigen ſollen, wie weit ſich dies Vermögen aus der Seele erklären laſſe, und dann hätte ich ihm ſeine Deklamation gern geſchenkt.

Dergleichen impetus überfallen ihn aber ſehr oft, ſelbſt bei den abſtrakteſten Theorien der Metaphyſik. In der Logik leſen Sie nur S. 171 Traum.

„Traum, heißt es dort, iſt nachgeahmte
„Empfindung (da haben Sie ja auf einmahl
„eine Definition) eine Series von Bildern,
„welche die Einbildungskraft hervorruft, und
„die Phantaſie in unzähliche Geſtalten umarbeitet,
„zuſammen miſcht, durch einander wirft;
„mit den lebhafteſten und mannigfaltigſten Farben
„überzieht, und durch ihre zaubernde Kunſt
„bis zu einem ſolchen Grade erhöht, daß die
„Seele in dieſem idealiſchen Schatten und mahleriſchen
„Vorſtellungen die Gegenſtände ſelbſt
„zu empfinden glaubt — mit Fiktionen, als
„mit würklichen Weſen ſich beſchäftigt. Die
„träumende Seele gleicht einer magiſchen Laterne,
„wo Schatten auf Schatten in ſchneller
„Ablöſung vorüber geführt werden. Im Traum
„hat die Phantaſie ganz ihr Reich in der Seele.
„Sie überdekt gleichſam mit ihrem phantaſtiſchen
„Licht (o Apoll, o Muſen!) den ganzen Geſichtskreis
„der Seele. Auf eine Zeitlang abgeſchieden
„von der äuſſern Welt, ganz in ihren
„innern Schauplaz zurückgezogen, muß die
„Seele ſich aus ihrem eignen Vorrath aus eig-

„nen Mitteln Beſchäftigung verſchaffen: und „die Phantaſei füllt mit ihren unterhaltenden „Spielen gleichſam den Zwiſchenraum aus, wo „die höhern Verrichtungen des Geiſtes ſtille „ſtehen — bis die erwachende Vernunft als die „wahre und oberſte Regentin im Menſchen (hören Sie wohl!) wieder zu den Uebungen ihres „Amtes zurükkehrt und dieſer Theaterkönigin „(Poztauſend!) mit ihrem ganzen Puppengefolge „abzutreten gebietet.

Erſtaunen Sie denn nicht über dieſen Unterſuchungsgeiſt! — O warlich es iſt kein Scherz. Gehört auch wohl nur ein Gedanke von dieſer elenden Schöngeiſterei in eine philoſophiſche, theoretiſche Unterſuchung über den Traum. Es iſt warhaftig ärgerlich, wenn ein ſolcher Mann ſich an philoſophiſche Unterſuchungen macht, dem die Natur doch ſchlechterdings weiter nichts verliehen zu haben ſcheint, als durch eine pompvolle Predigt ſeine Zuhörer einzuſchläfern oder die beſtimmten Gedanken, die ſie noch im Kopfe haben, heraus zu plappern. Wenn Herr **Tittel** vom Traume handeln wollte; ſo muſte er ja erſt den Zuſtand des Schlafes beſtimmen. Er muſte das Phyſiſche beim Schlafe zeigen, die verſchiedenen Erſcheinungen in demſelben erſt feſt zu ſezen und ihn dann nach den bisherigen Geſezen zu erklären ſuchen. So konte er mit Nuzen auf die Träume kommen; er konte dann die Verirrungen der Phantaſie erklären; er konte einen hiſtoriſchen Abriß von den Hypotheſen geben, die bisher da ſind, [illegible]onte ſich eine herauswählen oder eine neue erfinden, oder ſie alle verwerfen, er konte ſeinen Zuhörern zeigen, wie weit man in dieſer Theorie bisher gekommen, und, wer dann Luſt gehabt hätte eine Theorie über die wunderbare Erſcheinung des Traums zu machen; der hätte nun ſchon ſelbſt Stoff genug dazu gehabt, ohne daß Herr **Tittel** ihm mit dieſer rhetoriſchen Uebung vorgegangen wäre.

Wenn Sie Luſt haben zu ſehen, wie Herr **Tittel** die Meinungen der Philoſophen, die er beſtreiten will, gar nicht gefaßt hat; ſo leſen Sie nur in der Logik S. 118 - 128. von den angebohrnen Begriffen. Um Ihnen die Zeit zu erſparen, will ich dieſe Blätter von dem Ueberflüſſigen ſichten, und Ihnen ſeine Gedanken ohne Redefiguren mit meinen Anmerkungen vorlegen.

Die Behauptung der **angebohrnen Begriffe** hat folgende Nachtheile: „ 1) läßt man einen Begrif als angebohren gelten, ſo braucht man ihn nicht zu **erweiſen**, dadurch wird 2) der **Prüfungsgeiſt** erſtikt. 3) Ein **Unterſucher** dieſes Begrifs würde gar nicht gehört werden. 4 **Unwiſſenheit** und Trägheit finden bei den angebohrnen Begriffen eine Freyſtatt. 5) Dem geſunden **Menſchenverſtande** werden **Feſſeln** angelegt. „

Sagen Sie, was muß der Mann ſich unter angebohrnen Begriffen vorſtellen? Er glaubt vermuthlich, daß es Philoſophen gegeben hat, welche die Ideen von Kirchenräthen, runden Perüken, Kapaunen und Spikgänzen für angebohren gehalten haben, denn ſonſt, wenn einer weiß, was man unter angebohrnen Begriffen verſieht, kan er doch unmöglich ſolche ungeheure Folgerungen aus dieſer Lehre herleiten. Aber es muß einem ſolchen Manne ſo gehen, er muß aus einer Abſurdidät in die andere fallen. Denn er hat weder beſtimmt, was **angebohrne** Begriffe ſind, noch was das heißt, ſich Begriffe erwerben. Würden Plato und Leibnitz ſich nicht gewundert haben, wenn man aus ihrer Lehre dieſe Folgerungen hätte ziehen wollen!

„Ganz anders! ſagt Herr **Tittel**, wenn „man ſeine Begriffe bis an ihren Urſprung verfolgt!„ Nicht doch, nicht doch Herr Kirchenrath! das iſt gar nicht ganz anders! Vielmehr das iſt eben ſo! Denn Leibnitz und Plato verfolgten die Begriffe gewiß wenigſtens eben ſo weit als Sie, und demohnerachtet behaupteten ſie, wie Sie wohl wiſſen werden, die angebohrnen Begriffe und waren weder Dummköpfe noch Unwiſſende, noch fehlte ihnen der **Prüfungsgeiſt.** Kurz kein einziges Ihrer Kennzeichen trift an Ihnen ein.

„Jene Behauptung der angebohrnen Begriffe, fährt Herr Tittel fort, mag wohl dem „Anſehn nach daher entſtanden ſeyn, weil es allgemein anerkannte Wahrheiten giebt (das meinen Sie doch in Ihren 12 Zeilen S. 120?)

Ei, ei, Herr Kirchenrath, als Profeſſor der Philoſophie, ſollten Sie das billig gewiß wiſſen, woher die Meinung von den angebohrnen Begriffen entſtanden iſt. Sie ſollten nicht ſagen, es mag wohl dem Anſehen nach ꝛc. und das iſt auch wirklich gar nicht der Grund, weswegen die Philoſophen auf die angebohrnen Begriffe fielen. Das kan ich Ihnen weit beſſer ſagen, ob ich gleich nicht Profeſſor der Philoſophie bin. Es kam nehmlich daher, weil die Philoſophen nicht begreifen konten, **wie** die Begriffe die ſie angebohren nennten, **von auſſen** in die Seele gekommen waren. Und ſehn Sie wohl, Herr Kirchenrath, da können Sie ſich um die gelehrte Welt ſehr verdient machen, und können die Anhänger der angebohrnen Begriffe auf einmahl aus ihren vermeintlichen Irthümern reiſſen, wenn Sie ihnen auf eine deutliche Art zeigen, wie die Begriffe von **Einheit**, **Vollkommenheit**, **Schönheit** u. ſ. w. in die Seele gekommen ſind. Sie müſſen aber ja vorſichtig hierbei zu Werke gehen. Denn es hat es ſchon mancher unternommen, aber es iſt noch keinem gelungen. Ja Sie müſſen vorzüglich dahin ſehen, daß Sie den Unterſuchungspunkt richtig faſſen, und alsdenn müſſen Sie auch bei dieſer Unterſuchung alle Redefiguren weglaſſen. Sie können keinen einzigen Tropus, keine Allegorie, nichts als die reine metaphyſiſche Sprache gebrauchen, wenn Sie andre überzeugen wollen. Es iſt nicht der geringſte Stoff zu einer Chrie oder zu einer Predigt drinnen. Alle Nuzanwendungen müſſen Sie ſchlechterdings weglaſſen.

„Eben darum (wegen der Allgemeinheit) „hat man auch wohl den Begriff von Gott in der „Reihe der angebohrnen Begriffe oben ange„ſtellet.“

Zuverläſſig nicht Herr Tittel! die Allgemeinheit war gewiß nicht der Grund, ſonſt müſten ja jene Philoſophen den Begrif der Sonne, des Mondes ꝛc. auch für angebohren gehalten haben, und doch werden Sie dieß nicht finden. Sie ſcheinen überdem das ganz vergeſſen zu haben, was Sie in Karteſius hierüber gefunden. Denn dort ſteht ausdrüklich, daß er ihn deswegen für angebohren halte, weil es gar nicht begreiflich wäre, wie er von auſſen in die Seele gekommen ſey. Leſen Sie nur einmal in der dritten Medit. *) Supereſt tantum, ſagt der Philoſoph, ut examinem, qua ratione ideam iſtam a Deo accepi; neque enim illam ſenſibus

---

*) Renati Des Cartes Meditat: de prima Philoſ. Amſtel. 1663. p. 24.

ſibus hauſi, nec unquam non expectanti mihi advenit, ut ſolent rerum ſenſibilium ideae, cum iſtae res externis ſenſuum organis occurrunt, vel occurrere videntur; ‚nec etiam a me efficta eſt, nam nihil ab illa detrahere, nihil illi ſuperaddere plane poſſum, ac proinde ſupereſt, ut mihi ſit innata, quemadmodum etiam mihi eſt innata idea mei ipſius.

Sehn Sie wohl, dadurch fält nun ihr ganzes Räſonnement S. 121. über den Haufen, und damit ich auch einmal eine Figur gebrauche; ſie ſtreiten ſich mit leeren Schatten herum. Angebohrne Begriffe ſind zwar in allen Seelen aber nicht mit Bewußtſeyn; ſie werden erſt auf Veranlaſſungen erwekt und wenn die Veranlaſſungen nicht da ſind, werden ſie nicht erwekt, und ſo beweiſt Ihr Blindgebohrner wieder nichts. Sie geben ja aber ſelbſt Ideen ohne Bewuſtſeyn zu S. 155.

Doch ich vergeſſe, daß ich an Sie ſchreibe, liebſter Freund, Sie ſind es aber ſchon an mir gewohnt, daß ich mit dem Schriftſteller rede, wenn ich über ſein Buch urtheile. Sie werden ſich Herrn Tittels Ideen über dieſe Materie nun eicht ſelbſt denken können und daß er es gar nicht verſteht, welche Sache eigentlich entſchieden werden ſoll und was die Natur der Streitfrage ſey. eſen Sie nur noch S. 122.

„Den Wahn von den angebohrnen Begriffen
„widerlegt die Geſchichte des Menſchen
„ſelbſt. Führe man den Menſchen in ſeine Kindheit
„zurük! was wuſte er denn da — ehe er
„in den Umgang mit Menſchen kam, und die
„Dinge auſſer ſich kennen lernte? Erinnert ſich
„auch wohl jemand ſeiner angebohrnen Begriffe?
„(da würde Leibniz recht in der Enge ſeyn)
„oder **woran** kennt und unterſcheidet er dieſe
„angebohrnen Begriffe von den **angenommenen**
„und erſt hinzugekommnen? (Freund, Wie
„wollen Sie Ihren Leibniz hier retten?) Ein
„Kind weiß in den erſten Jahren — nichts von
„Gott, (welche ſcharfſinnige Bemerkung!) Und
„wenn es ſchon Unterricht bekommt und Worte
„und Namen gelernt hat, fehlt es ihm vielleicht
„noch eine geraume Zeit an einem klaren Begrif.
„Schon kennet das Kind ſeine Puppe, unterſcheidet
„ſeine Amme von der Katze; und weiß,
„daß ein Apfel keine Kohle und die Ruthe keine
„Kirſchen ſind; der Knabe lernt ſchon ſpielen
„und jagen: aber von dem hohen Begriffe einer
„Gottheit weiß er — **nichts** ꝛc. Wo ſind nun
„die eingezeichnete(n) Intelligenzen? (das heißt
„gründlich!) Warum werden ſie doch ſo lange
„nicht merkbar in der Seele? (Wie ſchlau!)
„Warum nicht eh, als bis die Vernunft ſelbſt
„ſie merkbar macht? Wozu nun erſt das Hören,
„das Verſagen, das Unterrichten? (die Fragen
laufen noch einige Zeilen fort, einige hab' ich

„auch weggelaſſen) Laſſe man der Seele was ſie
„hat — aber bereichre man ſie nicht mit erdichteten
„Zuſätzen!„

Da haben Sie ja auf einmal einen guten Rath! daß ich Ihnen doch das Buch nicht eher habe ſchiken können! da hätten Sie nun alle die ſchweren Unterſuchungen über die angebohrnen Begriffe unterlaſſen können, die Ihnen ſo viel Kopfarbeit gemacht haben —

Doch Herr **Tittel** kommt wirklich noch auch auf den Hauptknoten und er hat ihn meiſterhaft gelöſet. Hören Sie nur! —

„**Wie nun?** (fährt er S. 124. fort)
„die Begriffe ſind doch da. Wenn ſie nicht angebohren
„ſind, durch welchen Weg wurden ſie
„erlangt? Wenn denn die Seele in ihrem erſten
„Entſtehen eine tabula raſa iſt; wenn kein Karakter,
„kein Begrif urſprünglich in ihr vorhanden
„war: wie wurden alle dieſe Bilder aufgetragen,
„ausgezeichnet und vervielfältigt?
„(Welch ein Reichthum der Sprache!) Wie
„hat ſie den ganzen Vorrath ihrer Kenntniſſe erlangt?„
— Sind Sie noch nicht neugierig?
— **Wie kommen Ideen urſprünglich in die Seele?** fragten Sie neulich, aber wie troken iſt Ihre Frage gegen die ſaftigen Ausdrüke des Herrn Kirchenraths? So wie Sie hat man tauſendmahl gefragt, und da wars kein Wunder,

daß auf eine ſo dürre Frage gewöhnlich eine ſo magre Antwort erfolgt. Hören Sie nur weiter!

„Setze man nicht Hypotheſe für Thatſachen, ſondern führe die Unterſuchung über den Menſchen von dem, was wir ſelbſt unleugbar an ihm gewahrnehmen — von der Geſchichte des Menſchen heraus! Was lehrt uns die Menſchengeſchichte, wenn wir aufmerkſam ihn vom ſeinem erſten Entſtehen bis zum reifern Alter verfolgen!„

Nun paſſen Sie auf, ich habe kein Wort entweichen laſſen, ſo beſchwerlich mir auch das Schreiben geworden iſt. Denn die Frage betrift eine Sache von Wichtigkeit. Herr Tittel hat unſere Erwartung bis auf den höchſten Grad geſpannt. Er wird uns jezt eine Frage beantworten, die noch kein Philoſoph beantwortet hat, und er muß ſeiner Sache gewiß ſeyn; denn unmöglich könte er uns ſonſt durch ſeine vielen Fragen ſo lange herumnecken. Der neue Entdeker wird dieſe wichtige Frage aus der Erfahrung beantworten. Man glaubte bisher, dieß ſey unmöglich. Aber was wird nicht zu unſern Zeiten alles erfunden? Ich bitte Sie alſo, horchen Sie auf, jezt kömmts:

„Ein neugebohrnes Kind verſchläft noch den gröſten Theil der Zeit, wenn nicht der Hun-

„ger etwa die ungeſtümſte aller Empfindungen (haben Sie das in Ihrem Leben gehört!) oder ein Schmerz es anwandelt. Nach und nach, wie es durch Beihülfe der Sinnen allerlei Eindrücke von äuſſern Dingen empfängt, ſo erwachet nun erſt gleichſam die Seele des Kindes. Bei der öftern Erſcheinung gewiſſer Gegenſtände werden ſie von ihr bemerkt und gezeichnet. Die erſte(n) Impreſſionen derjenigen Objekte, die dem Kinde bekanter und vertrauter geworden, ſammlen ſich allmählig und werden in dem Gedächtniß aufbewahrt; je nachdem die vorkommende(n) Gegenſtände und die Eindrücke ſich vervielfältigen, ſo wird auch die Kentniß erweitert, der Vorrath der Ideen wächſt. Die Seele fängt an, auf die in ihr ſelbſt vorgehenden Veränderungen achtſam zu ſeyn und ihre Operationen genauer zu unterſcheiden. Da ſind dieſe Dinge, ſagt die Seele gleichſam in ſich ſelbſt — du ſiehſt es nun, du hörſt es: dieſe Veränderungen gehen in dir vor. Du biſt es — das Wahrnehmende; das Betrachtende. Auf dieſe Weiſe ſammlen ſich durch Reflexion neue Begriffe in die Seele. Die eingeſammelten Begriffe werden verglichen, entwickelt und fortgeführt. So wird die Seele Stufenweiſe zu den höhern Uebungen des Nachdenkens des Urteilens und Schlieſſens fortgeleitet. Und ſo kan ſie zulezt bis zu den erhabenſten Gegenſtänden ſich hinaufſchwingen, und

„die entfernteste(n) Regionen mit ihren Betrachtungen durchwandeln. So lernt der Menſch Geiſter und Seelen denken und gelanget endlich durch zunehmende Erhebung bis zu dem Begriffe des höchſten und allervollkommenſten Geiſtes hinauf."

Der Spas iſt wohl für ein Epigramm zu lang. Aber urtheilen Sie, wie es mit der Philoſophie ſtehen muß, wenn die Lehrer der Metaphyſik ihre Frage nicht einmahl **verſtehen.** Sollte man wohl glauben, daß ein Mann ſo eigenliebig ſeyn könte, ſich einzubilden, er habe nun die Sache durch ſein Galimathias aufs reine gebracht! Und dieſe Knabenerfahrung, die dieſer Mann **Geſchichte der Menſchheit** zu nennen wagt, ſollte Leibniz nicht auch gemacht, und ſollte nicht wenigſtens 6000 Ideen mehr bei jeder einzelnen gehabt haben als Herr Tittel, worunter alle, alle mit begriffen waren, die der Herr **Kirchenrath** über dieſe Materie je gehabt hat und noch haben wird? O warlich, das müſte ein ſchlechter Rechenmeiſter des Verſtandes ſeyn, der das nicht heraus brächte, wenn er auch nur eine Diſſertation von Leibnizen mit Herrn Tittels ſamtlichen Schriften verglich.

Warhaftig **den** Beweiß konte Herr **Tittel** erſparen. Daß wir durch Erfahrung Ideen erhalten, weiß jeder Schulknabe, und es kan ihm mit zwei Worten begreiflich gemacht werden.

Aber die Frage iſt nur, ob nicht gewiſſe Notionen vor aller Erfahrung vorhergehen müſſen, welche ſelbſt die Erfahrungsurtheile erſt möglich machen, oder um einen konkreten Fall anzugeben, wie es komme, daß ich eine Spizſäule von 20 Fus gegen eine andre von 10 gros nenne, und wie der Begrif von Gröſſe überhaupt in meiner Seele entſtehe: und wenn Herr Tittel erwieſen hat, daß die Verhältnißbegriffe wirklich von auſſen entſtehen können, welches ihm ſchon ſchwer gnug werden ſoll, ſo mache er ſich einmal an die Abſoluten und zeige, daß ſo wohl die einfachen Begriffe, als auch die Grundſäze des menſchlichen Verſtandes, als welche erſt alles denken möglich machen und ohne welche gar nicht gedacht werden kan, von auſſen in die Seele geſchoben werden. Nur alsdenn wird er ſich rühmen können, die Schwierigkeit in der Lehre von den allgemeinen Begriffen gehoben zu haben.

In der Metaphyſik macht es Herr Tittel nicht um ein Haar beſſer. Er proteſtirt gegen die Blumen und blümelt im Proteſtiren auf die unleidlichſte Art. Hören Sie nur wie er uns in der Vorrede zuruft: „Verlange es nicht — unter Roſen zu wandeln: wo Wege und Stege mit „Hecken umzäunt, und mit Dornen verwachſen „ſind! das Feld, das der hohe ſpekulirende Philoſoph zu bearbeiten hat, gleichet nicht dem

„leichten lockern und gemächlichern Boden, von deſſen Oberfläche der, ſo ihn pflegt, für jeden flüchtig ausgeſtreuten Blumenſtaub, liebliche Gewächſe und ſchöne Geſtalten mit allen Reizen der mahleriſchen Natur hervortreten ſieht, wohlriechenden Duft einhauchet, und für jede geringe Kultur mit mannigfaltigen Vergnügen ſich belohnt findet: ſondern — einem feſten rauhen, ſteinigten Erdreich" — Doch wer mags aushalten? — Durchaus ſollte Herr Tittel keine Logik und Metaphyſik ſchreiben wollen. Predigten, Erbauungsbücher, Spaziergänge, Empfindungen bei dem lieben Monde — da, da mußte er ſeine Lorbern ſuchen!

Hier und da iſt doch manches hier richtiger ausgeführt, als in der Logik, aber demohnerachtet glaub ich ſchwerlich, daß ein Anfänger auf den Stelzen des Herrn Kirchenraths weit kommen wird. Denn der unnatürliche erzwungene Stil, die beim Haaren herbei gerauften Bilder, die moraliſchen Nuzanwendungen, die hin und wieder angebrachten Stoßſeufzer und Exklamationen verderben alles. — Ich gebe Ihnen hiervon keine Beiſpiele mehr. Sie haben deren genug, und wer Luſt hat, kan ſie auf jeder Seite finden.

Aber auch die Sachen ſelbſt ſind gröſtentheils unbeſtimmt ſchielend und falſch vorgetragen. Es iſt in keiner Wiſſenſchaft nöthiger, die

Schüler Schritt vor Schritt zu führen, und ſie nicht einen Augenblik von dem Gängelbande der ſtrengſten Ordnung frei zu laſſen, als in der Metaphyſik. Der einzige Nuzen, der, ſo wie ſie jezt iſt, von ihr erwartet werden kan, iſt der, daß ſie uns genau lehrt, wo die Gewißheit aufhört, und wo das Reich der bloßen Vermuthung angeht. Alle ihre Begriffe haben eine doppelte Beziehung entweder auf die Sinnenwelt, oder auf die Verſtandeswelt (mundus intelligibilis) daher müſſen die Fragen unterſchieden werden: ſind die metaphyſiſchen Begriffe wahr in dieſer, oder, in jener Beziehung? In ſoferne ſie auf dieſe unſre ſichtbare Welt Beziehung haben, iſt der Probierſtein Erfahrung, und wir ſchreiben ihnen inſofern Wahrheit zu, als ſie auf Erfahrung paſſen; beziehn ſie ſich aber auf die intelligible Welt, die eo ipſo alle Erfahrung für uns körperbegabte Weſen ausſchließt; ſo iſt die Frage, ob die Uebereinſtimmung der Ideen unter ſich uns zu dem Schluſſe einer reellen Exiſtenz berechtige und wie ſtark der Grad der Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit ſey, mit welchem man ſchlieſſen könne u. ſ. w. Doch ich will Ihnen keinen Plan einer Metaphyſik ſchreiben. Alſo nur einige Säze aus dieſer, zum Beweis meines Urtheils.' Er läßt ſich in jedem Abſchnitte finden. Ich ſchlage auf S. 149. Ob einfache Subſtanzen in einander oder auf zuſammengeſezte Weſen wirken können? Dieſe Frage fertigt Herr Tittel alſo ab. „Die

„Möglichkeit, daß ein einfaches Ding in ein anderes „einfaches oder in ein zuſammengeſeztes wirken „könne, läſſet ſich wohl nicht bezweifeln; wenn „auch die beſtimmtere Art dieſer Einwirkung uns „unbegreiflich wäre. Man denke ſich eine Kraft „A. als Einheit und eine andre Kraft B. auch „als Einheit. Denke man ſie auch in dem „ſtrengſten Begrif von einer einfachen Subſtanz, „ohne die Eigenſchaft der Ausdehnung! Was „ſoll es denn unmöglich machen, daß die eine „dieſer einfachen Kräfte nicht in die andre wirke? „nicht die andre zu gewiſſen Veränderungen beſtimmen könne? (Antworten Sie einmal hierauf) „In der Kraft liegt ja doch ſchon der Grund „des Wirkens. Was nöthiget mich eine Menge, „ein Aggregat von Kräften zu gedenken, um „daraus überhaupt jede Wirkſamkeit zu erklären! Einheit oder Menge: nur Kraft braucht „es, zu wirken. Kan nicht auch eine Einheit der „andern unmittelbar gegenwärtig ſeyn? Und „kan denn dieſe unmittelbare Gegenwart zweier „Subſtanzen nicht ſchon überhaupt zu einer beſtimmten Einwürkung hinreichend ſeyn? Muß „ich doch nicht genau die Art dieſer Einwirkung „verſtehen oder anzugeben wiſſen. (Das glaub „ich wohl, daß dis der Herr Kirchenrath zur „Erklärung ſeines Katechismus nicht wiſſen muß, „aber als **Metaphyſikus**, da darf er ſich mit „dieſem chriſtlichen Troſte nicht behelfen) Mag „doch die Art, wie ein einfaches Ding auf ein

„andres einfaches oder zuſammengeſeztes, oder „das zuſammengeſezte auf ein einfaches wirkt, „von der Art, wie Körper auf Körper wirken, „verſchieden ſeyn. Beweiſe man erſt, daß die „Art, wie ein Körper auf den andern wirkt, „überhaupt die einzig mögliche Art zu wirken „ſey.„

Da ſagen Sie nun einmal etwas dagegen. Nun wiſſen wir ja auf einmal, daß einfache Subſtanzen in einfache und zuſammengeſezte wirken, denn beweiſen Sie doch einmal daß **Sie nicht** hineinwirken. — Freylich könten wir auch Herr **Titteln** bitten, er möchte doch beweiſen, **daß** ſie in einander wirkten? Allein ein lutheriſcher Kirchenrath weis ſolche Zudringlichkeiten ſehr leicht von ſich abzuhalten. Er wandelt ſeine Metaphyſik in Theologie, erinnert uns an die Pflicht zu **glauben** und verbietet der lieben Vernunft, die alles **begreifen** will — das Maul.

Aber wiſſen ſie auch, Herr Kirchenrath, daß die liebe Vernunft über Ihren Glauben die Achſeln zukt? daß ſie eben darum das Gebiet der Philoſophie durchwandelt, um ſich vom Glauben an's unerklärbare und unbegreifliche zu entwöhnen? daß ſie alſo mit Ihrem „Mag doch„; — und „Beweiſe man erſt. — ſich durchaus nicht abſpeiſen läßt? Sie will die Schwierigkeiten, die ſie findet, nicht **abgewieſen** ſondern **erklärt** haben.

Und lernen ſie nun von mir, worauf hier es eigentlich ankam. Oder, hören Sie die liebe Vernunft.

Ich kenne, ſpricht ſie, nur **eine Art**, wie **Körper** in einander wirken, nemlich durch durch den **Stoß** oder unmittelbare **Berührung**; ich weiß aber ſelbſt nicht, was dieſer Stoß eigentlich ſey, daher iſt der ganze Begrif von der Einwirkung der Körper ein bloſſer Erfahrungsbegriff, das heißt, wir **erkennen** die Einwirkung wohl, aber wir **begreifen** ſie nicht. Wenn man nun insbeſondere Ausdehnung und die übrigen Eigenſchaften der Körper für ein bloſſes Phänomen hält; ſo fragt ſichs, ob das ganze Einwirken der Körper in einander nicht auch ein bloſſes Phänomen, und alſo weder eine reelle Bewegung noch ſonſt ein reeller Einfluß zu ſtatuiren ſey? Nun nimmt man entweder an, die Körper ſind aus Atomen (carpuſculis) zuſammengeſezt, und von dieſen kleinen Theilchen würde alles das gelten müſſen, was von groſſen gelten würde, und man würde doch noch eine Attraktions oder Stoskraft oder ſo etwas annehmen müſſen, das man weiter nicht verſtünde, um den Einfluß zu erklären. Dächte man ſich aber Leibnizische Monaden ſo fällt bei dieſen das Geſez des Stoſſes weg, weil dieſes nur vermittelſt kleiner Körper als möglich gedacht werden kan, und alſo ſchon Phänomene zum voraus ſezt, welche doch erſt erklärt werden ſollen, und es entſteht nun die Frage, wie ſolche Subſtanzen 1) unter ſich einwirken auf ihnen homogene Subſtanzen und, 2) wenn man auſſer einfachen geiſtigen Subſtanzen noch körperliche zuläſt, die die Eigenſchaft der Undurchdringlichkeit an ſich haben, ob und wie die heterogenen Subſtanzen in einander wirken können, da es nicht vermittelſt des Stoſſes geſchehen kan? — Dis liegt nun völlig auſſer dem Gebiet unſrer Erfahrung und iſt recht eigentlich eine metaphyſiſche Spekulation.

Aber Herr Titel ſcheint von dieſer Anſprache keinen Laut vernommen zu haben. Er weis ſelbſt nicht, was der ſtreitige Punkt iſt. Er thut als ob Einwirkung der homogenen Dinge und das Einwirken auf heterogene Dinge gleichgeltend ſey und als ob die Erfahrung, die man von dem erſtern hat, die Möglichkeit des leztern von ſelbſt begreiflich machet.

Doch laſſen Sie mich Ihnen zum Beſchluß noch eine Kurzweil machen. Ich muß Ihnen zeigen wie der Herr Kirchenrath Kants Zweifel, wie ers zu nennen beliebt, hebt. Sie erinnern ſich noch an das Vergnügen, mit welchem wir ehemals in Leipzig Kants kleines Büchelchen *) durchlaſen als es heraus kam, wie wir damals den tiefen Blik bewunderten, mit welchem er in

---

*) Träume eines Geiſterſehers erläutert durch Träume der Metaphyſik 1766.

die Geiſterwelt eindrang, und wie uns die Deutlichkeit bezauberte, mit welcher er ſeine Säze vortrug, ob wir gleich damals noch nicht wußten, daß es **Kant** war, und auch ſein Name damals noch nicht ſo viel auf uns würde gewirkt haben. Vielleicht ruft Ihnen das, was hier Herr **Tittel** daraus anführt, die Erinnerung jener Tage zurük, und alsdenn werden Sie gewiß nicht böſe, daß ich Sie ſo lange mit Logik und Metaphyſik geſpeiſet habe. Wortreich und zugleich poßirlich hat Herr **Tittel** den Begrif Geiſt von S. 191 - 214 analyſirt, und nun kommt er denn S. 215 auf

Kants Zweifel

„Aus der Undurchdringlichkeit und den äuſſerlichen
„Verhältniſſen, worinnen ein geiſtiges
„Weſen ſich betrachten läßt, hat man inſonderheit
„noch manche Bedenklichkeiten und Zweifel
„gegen den Begrif von einem Geiſt zu erregen
„geſucht: Man ſagt: Sey denn ein Geiſt ein
„einfaches Weſen! Aber wie ſteht es mit den
„äuſſern Verhältniſſen? (das ſollen doch wohl
„nicht Kants Worte ſeyn *)? Soll es undurchdringlich
„ſeyn oder nicht? Undurchdringlich!
„— Alſo wenn in einem mit Materie ausgefüllten
„Raum ein Geiſt aufgenommen werden
„ſoll,

---

*) Die Worte ſinds, aber ohngefehr ſo, wie wenn ein Knabe die Schachſteine groſſer Spieler verwirrt, die ſie vorher mit vieler Mühe nach den beſten Regeln geſetzt hatten.

„ſoll, muß ein Elementartheilchen der Materie „abgeben. Und ſo lieſſe ſich z. B. ein Kubik„ſchuh mit Geiſtern erfüllen, wie mit Materie; „und dieſe Geiſter zuſammen müßten dem Ein„dringen andrer Weſen eben ſo widerſtehen, „wie ein Klumpen Materie, der ſich in dieſem „Raume befinden würde: müßten alſo auch, wie „die Materie, dem Druck und Stoſſe ausgeſezt „ſeyn. Nun wäre äuſſerlich kein Unterſchied „zwiſchen Geiſt und Materie. Und das innere „Weſen der Materie kennen wir ohne diß ja „nicht. Will man alſo den Begrif von einem „Geiſte nicht verlieren, ſo muß man ſich dar„unter ein Weſen denken, dem dieſe Eigenſchaft „der Undurchdringlichkeit nicht zukommt, das „alſo auch in einem mit Materie erfüllten Raume „ſich befinden könne.„

Hören Sie nur was unſer Tittel darauf antwortet: „Zuerſt könte dieſer Zweifel vielleicht „damit gehoben werden, wenn man bemerket, „daß nach einer faſt allgemein angenommenen „Hypotheſe jeder endliche Geiſt mit einem mate„riellen Schema in Verbindung ſtehen müſſe.„ (O Herr Tittel, Herr Tittel! wie können Sie doch mit dieſer Hypotheſe in der Metaphyſik zum Vorſcheine kommen? — Es iſt ja ein bloſſer vermeinter Erfahrungsſaz: wie kan denn überhaupt in einer Hypotheſe von müſſen die Rede ſeyn)? „wornach ſeine Wirkſamkeit auf

„die äuſſerlichen Gegenſtände modificirt wird. Eine Hypotheſe, die in der Folge noch weiter entwikelt werden ſoll. (Gott bewahre uns dafür)! Unter einem ſolchen Vehikel in Verbindung mit dieſem materiellen Typus — das geiſtige Weſen genommen, fällt die obige Suppoſition von einem unmittelbaren blos geiſtigen Zuſammenſtos mehrerer Geiſter in einem beſtimmten Raum von ſelbſt hinweg. **Stoß** und **Druk** und was man annehmen wollte, fället nun nicht **unmittelbar** auf die geiſtige Subſtanz, ſondern auf das materialiſche Weſen, das ihm gleichſam zur Hülle und zum Vehikel geworden iſt.„

Sehen Sie, ſo muſte ein Tittel aufſtehn und einen Kant belehren und ihm ſagen, daß wenn er nicht begreifen könne, wie die brenbare Luft unſern Blanchard trug, man nur annehmen dürfe, daß die brenbare Luft ihrer Natur nach mit lauter kleinen Blanchard's umgeben und bevehikelt geweſen ſey.

Und was kan denn Herr Tittel dafür, daß die Metaphyſik eine ſo neugierige Dame iſt; und in einem fort fragt — und was das ſchlimmſte iſt, daß ſie ſich nicht, wie etwa ein Katechismusſchüler, das Maul verbieten läßt, wenn ſie zu unbequem fragt. Sollte ſie alſo bei dieſer Auflöſung ihrer Zweifel Bedenklichkeit finden und dem Herrn Kirchenrath dieſelbige Frage wiederholen:

holen: Aber wie wirkt denn das Vehikel in die geiſtige Subſtanz, und wie ſteht ſie denn mit dieſem materiellen Typus in Verbindung? — ſo kan mans ihm warlich nicht verdenken, wenn er ihr ſagt: Madam, das iſt Aberwiz: genug ſie wirkt: und damit begnügen ſie ſich. Und was könte die Dame hier anders thun, als Herr Tittels Gründlichkeit bewundern, die Augen niederſchlagen und weggehen?

Wollen Sie noch eine Probe von tiefer Einſicht und nicht zu beſtreitender Gründlichkeit haben; ſo leſen ſie das Kapitel von der Freyheit. Es iſt freylich lang von S. 234 — 341. Aber dafür ſind auch die Fataliſten und Determiniſten tüchtig gefenſtert, und ihre Dummheit iſt ihnen ſo klar vor die Augen gerükt, daß ſie alle das Schikſal des Midas haben müſſen, wenn ſie nun ihre Irtümer und Rasereien noch nicht einſehn. Sie müſſen ſich aber ſchon überwinden, dis alles in Extenſo zu leſen, denn ich bin des Schreibens müde und hoffe, Sie werden ſich ſchon von ſelbſt über ſolche wichtige Entdekungen herwerfen. Leben Sie wohl.

D.

Ueber

die Mängel der Lehrbücher des deutſchen peinlichen Rechts.

An

den Herrn Koch in Gieſſen.

„Und dieſen füge ich, ſchreibt mein Buchhändler, ein Exemplar von der neuen Ausgabe der vortreflichen institutionum iuris criminalis des Herrn ꝛc. Koch in Gieſſen unverlangt bei.“ Ja wohl unverlangt. Denn die vorigen Ausgaben haben mich belehrt, daß es nicht heiſſen ſollte; **neue Ausgabe**, ſondern nur: Neue Auflage, die der Herr Verfaſſer auf Spekulation beſorgte. — Doch ſo unangenehm es mir war, daß ich wider meinen Willen meinem Buchhändler ein Buch bezahlen mußte, das ich ihm bereits einigemal bezahlt hatte; ſo iſt es mir doch lieb, daß er mich dadurch veranlaßt, von einer Materie zu reden, die ich ſchon ſo längſt auf meinem Herzen gehabt habe.

Seit mehrern Jahren habe ich über das wahre Ideal eines Lehrbuchs des peinlichen Rechts nachgedacht, und bei mir ſelbſt die Frage aufgeworfen, wie ein ſolches Lehrbuch beſchaffen ſeyn müſſe, wenn es für einen deutſchen Juriſten brauchbar ſeyn ſoll?

Da der Unterſchied zwiſchen einem Compendium und einem Syſtem blos in der Weitläuftigkeit der Behandlung liegt, mit welcher die vorkommenden Materien vorgetragen werden; ſo wird das, was von einem Compendium gilt, wenigſtens, wie mich dünkt, auch von einem Syſteme des peinlichen Rechts gelten. Und da, wie geſagt, mein Buchhändler durch Ueberſendung Ihres Lehrbuchs meine Lieblingsidee von dem gedachten Ideal mir jezt eben in Anregung bringt, ſo könte ich mich wohl mit niemand beſſer über dieſen Punkt unterhalten, als mit Ihnen, mein Hochgeehrteſter Herr Canzler!

Faſt auf allen proteſtantiſchen Univerſitäten halten die Profeſſoren über dieſes Ihr Lehrbuch ihre Vorleſungen, und wer weiß, was ich thäte, wenn mich die Vorſehung zu einem Fabriquanten angehender Juriſten gemacht hätte. Alle Journaliſten, deren freilich die wenigſten Ihr Buch geleſen haben, und darunter wohl keiner über die eigentliche Beſchaffenheit eines ſolchen Buchs nachgedacht hat, ſind Ihres Ruhmes voll, und man hat mir ſagen wollen, daß

Sie dieſes ihr ruhmvolles Buch, weil es einen ſo guten Abſaz findet, auf Ihre Rechnung, kommißionsweiſe verkaufen lieſſen, um es auch einträglich zu machen.

Von einem Manne, deſſen Ruhm, als Gelehrter, ſo entſchieden iſt, muß ich glauben, daß er ſich zur Abfaſſung eines ſolchen Buches nicht eher entſchloß, als bis er die Regeln recht durchgedacht hatte, nach welchen ein ſolches Buch gefertiget werden muß: zumal da daſſelbe den Ruhm und das Glück ſeines Verfaſſers gründen ſollte, ob es gleich ſeiner Natur nach von der Art iſt, daß durch deſſen Fertigung ein Gelehrter ſelten im Stande iſt, dadurch ſeinen wahren Werth bemerklich zu machen: ſintemal ein Compendium im Grunde doch nur das hunderte Ding iſt, das aus neun und neunzigen entſtund. Wenn ich nun vorausſezen darf, daß ein Mann, dem es ſeiner Seits um Ehre und von Seiten der Wiſſenſchaft, die er vorträgt, um Vervollkommnung und Erweiterung derſelben zu thun iſt, ſich bei einem ſolchen Buche vorher einen Plan macht und veſte Regeln entworfen haben wird, die er bei der Ausführung befolgen wollte, ſo muß ich billig über die Abgöttereien des Publikums erſtaunen, die es mit Ihrem Lehrbuche getrieben hat; da ich gerade Plan, Regel, und Ordnung vermiſſe.

Der ſelige L'Eſtoq ſagte immer: es geht den Schriftſtellern wie den Bären. Ein Schriftſteller muß ſeine gelehrten Kinder pezen, leken, und ſo lange modeln, bis daß aus einem unregelmäßigen Chaos ein Ding hervorkommt, das man vor dem Publikum mit Ehren produciren kan. Da Sie nun ſeit dem Jahre 1758. bis 1785 Ihren dem Publikum ſo reſpektabel gewordnen Bären gepezt und gemodelt haben, ſo wollen wir doch nun einmal ſehen, was endlich aus dem Kindlein geworden iſt, und worauf der allgemein anerkante Werth deſſelben beruhe. Und das wird nicht beſſer ſich unterſuchen laſſen, als wenn wir einen andern jungen Bär, ob ſchon als Embryon, neben den Ihrigen ſtellen, und beide mit einander vergleichen.

Nur das bitte ich mir aus, daß Sie mir keine Präjudicia entgegen ſetzen, um zu beweiſen, daß Ihr Buch gut ſey, z. E. daß man überall darüber Vorleſungen halte, oder daß es ſich ſo oft vergriffen habe. Denn, mein Herr Canzler, keines von dieſen iſt ein haltbarer Grund. Die Profeſſoren auf Univerſitäten, dünken mir, wie die Nachkommen Abrahams. Die Waaren, die ſie am geſchwindeſten umſezen können, ſind Ihnen die liebſten. Je eher der Herr Profeſſor ſeine Vorleſungen geendiget hat, deſto eher hat er das Honorarium verdient: und welcher würde daher nicht das Kochiſche Compendium des peinlichen

Rechts für das brauchbarſte finden, da es das kürzeſte, obſchon ſuperficielſte iſt, und da es ihn in den Stand ſezt, leicht und bald ſeine Gelder einzuſtreichen und ſein Negoz zu beendigen. — Und was jenen andern Grund anbetrift, ſo denken ſie nur an den Apelles und den Schuſter. Wie oft iſt doch das A. B. C. Buch gedruckt und was iſt der Abſaz Ihres Compendiums des peinlichen Rechts gegen den Abſaz eines A. B. C. Buchs.

Doch zur Sache! Cicero hatte ſchon recht, daß ein Buch eines Gelehrten mehr als ein Menſch ſey: man könne ſich mit ihm ſo gut und noch vertraulicher unterhalten, als mit einem Menſchen. Und gewiß iſt es ſchon ein groſſer Vortheil, daß ich einen gedrukten Geſellſchafter, wenn er mir nicht Genüge leiſtet, aus der Hand legen kan, da es nicht allemal der Wolſtand erlaubet, einem läſtigen Schwäzer die Thüre zu weiſen. Cicero würde mir alſo gewiß Recht geben, wenn ich behauptete, daß ein Lehrbuch des peinlichen Rechts mir eben den Vortheil gewähren müſſe, den ich von einem lebendigen Kriminaliſten zu erwarten habe, und Sie, mein Herr Canzler, der Sie gewiß mehr zu wißen glauben, als Cicero, Sie geben mir hoffentlich zu, daß Ihr Lehrbuch dieſen angenehmen Dienſt nicht leiſte, wenn ich Ihnen beweiſe, wie ſehr auch unſer liebes Publikum die Augen aufſperren mag, daß daſſelbe gar keine vollſtändig gelehrte Kentniß der in Deutſchland geltenden peinlichen Geſeze mittheile. — Und das will ich. Ich will darthun, daß Ihr gedrukter Kriminaliſt ein verzogenes Kind, obgleich ihr Favorit, iſt, dem Sie ſogar das Pralhafte, was ſolchen Kindern eigen iſt, da ihn Herr Melchior zu Jena von neuem dem Publikum darſtellt, noch nicht abgewöhnet haben. —

Wir ſind, denke ich, beide eins, daß die Wiſſenſchaft des Rechtsgelehrten auf Geſeze gebauet iſt. Er kan nicht auf den Namen eines Rechtsgelehrten Anſprüche machen, wenn er nicht von den in ſeinen Staaten geltenden Geſezen eine ſolche Kentniß beſizt, durch welche er ſich über ſeine ſelbſt gelehrten Mitbürger erhebt. Auch wiſſen wir beide, daß man das nicht Geſez nennt, was irgend einmal Geſez war, aber ſeine geſezliche Kraft verlohren hat. Wenn Sie alſo in Ihrem Lehrbuch Geſeze, die nicht mehr gelten, zum Grunde legen, und hingegen geltende vernachläßigen, ſo — hätten Sie gezeigt, daß Ihr Lehrbuch auf keine gelehrte Erkentniß der Geſeze erbauet ſey.

Es iſt wahr, die Caroline ſollte 1532 ein peinliches Geſez in Deutſchland werden, aber Sie wiſſen es, daß es weder die Abſicht Karls, noch der deutſchen Reichsſtände war, daß es das einzige peinliche Geſez in Deutſchland ſeyn ſollte.

Alle Augenblik beruft ſich die Caroline auf gemeine und kaiſerliche Rechte. Dieſes waren denn doch peinliche Geſeze, die auſſer der Caroline noch da waren. Und gegen Sie darf ich es wohl am wenigſten erwähnen, was die Abſicht der bedungenen ſalvatoriſchen Clauſel war. Sie wiſſen es, daß nach 1532 nicht nur eine Menge peinlicher Reichsverordnungen gemacht worden ſind, ſondern daß auch eine ungeheure Anzahl von beſondern peinlichen territorial Geſezen verfaßt worden iſt, wechle, wenn ſie auch in der Beſtimmung der Strafe eines Verbrechens von einander öfters abweichen, doch darinne mit einander übereinkommen, daß durch dieſe neuern Geſeze, eine Handlung zu einem Verbrechen geworden, die vorher den Namen eines Verbrechens nicht verdienete. Und eben ſo wiſſen Sie, als erſter Lehrer der Rechte, daß ſehr viele Handlungen, welche die Caroline und ältere Geſeze noch als peinliche Verbrechen beſtraft wiſſen wollen, durch neuere Geſeze dieſe verhaßte Benennung verlohren haben, daß alſo nicht nur viele Artikel der Caroline, ſondern auch viele ältern peinliche Geſeze ihre geſezliche Kraft verlohren haben, und alſo im Jahre 1785 in der Zahl der peinlichen Geſeze geſtrichen werden müſſen.

Aus dieſem Grunde behaupte ich, **erſtlich**: daß ein deutſcher Kriminaliſt eine wiſſenſchaftliche Kenntniß von ſämtlichen peinlichen Geſezen haben müſſe, ſie mögen nun in der Caroline vorkommen, oder älter, oder neuer ſeyn: Und — daß es ſeine Pflicht ſey, in einem Leſebuch, das zum Unterricht über das peinliche deutſche Recht beſtimt iſt, den Inhalt **aller** in Deutſchland **geltenden** peinlichen Geſeze wohlgeordnet aufzuſtellen.

Ich urtheile **zweitens**, daß ein Juriſt, wenn er den Namen eines Gelehrten nicht uſurpiren will, Hülfskentniſſe haben müſſe; daß alſo ein gelehrter deutſcher Kriminaliſt, peinliche **Rechtsgeſchichte**, und peinliche **Rechtsalterthümer** verſtehen müſſe: ob er ſchon darum, daß er dieſe Alterthümer und Geſchichte verſteht, noch kein deutſcher Kriminaliſt iſt.

Ich behaupte **drittens**, daß eine **kurze Einleitung** in das deutſche peinliche Recht ſich blos mit den in Deutſchland würklich geltenden peinlichen Geſezen beſchäftigen müſſe. Und wenn es denn **viertens** unmöglich iſt, ein Geſez zu verſtehen, es richtig anzuwenden, oft auch nur zu entſcheiden, ob ein Geſez noch Geſez ſey, oder nicht, ſo bald man den **Geiſt der Geſezgebung** nicht kent, oder mit der bürgerlichen Verfaſſung, mit der herſchenden Denkungsart, und überhaupt mit dem ganzen Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaft nicht vertraut iſt, und nichts weiß, ſo wohl wie es zu der Zeit war, da das Geſez gemacht wurde, als auch wie es jezt

iſt,

iſt, wo das Geſez angewendet werden ſoll, oder angewendet werden könte; ſo folget daraus unwiderſprechlich, daß ein Buch, welches die Bildung eines deutſchen Kriminaliſten beabſichtet, ſo geſchrieben ſeyn müſſe, daß entweder der ſich ſelbſt bilden wollende Leſer ſich dieſe Kenntniſſe daraus verſchaffen, oder der unterrichtende Lehrer ſolche ohne groſſe Beſchwerde ſeiner Zuhörer, in ſeinen Vortrag einweben könne.

Sind nun dieſe Erforderniſſe der Maaßſtab eines guten Lehrbuchs des deutſchen peinlichen Rechts, ſo dürfte ich Ihnen, mein Herr Kanzler, nicht rathen, daß Sie darnach Ihr Lehrbuch abwögen. Sie möchten ſonſt den von Daniel gemisdeuteten Traum Nebukadnezars finden.

Sie haben die Geſchichte der **Caroline** als die Geſchichte **aller** deutſchen peinlichen Geſeze betrachtet, und — aus welch einem ſchielenden Geſichtspunkt! Nicht eine einzige Stelle findet ſich in den ſämtlichen Auflagen Ihres Lehrbuchs, wo Sie auch nur von weiten den Geiſt dieſes Geſezbuchs ſichtbar gemacht hätten. Und ich fordere Sie hiermit öffentlich auf, mir die Stelle in Ihrem Lehrbuche zu zeigen, die ihren Leſer überzeugen könte, daß Sie nur daran gedacht hätten, welche Grundſäze der Philoſophie, der Politik, der herrſchenden deutſchen Denkungsart wohl dieſen oder jenen Theil dieſes

Beſezbuches hervorgebracht hätte? Wo iſt es
ihnen je in Ihrem ganzen Buche eingefallen aus
ieſen ſelbſt bei der Erklärung der Caroline ſo
vichtigen Grundſäzen eine einzige Stelle derſel-
en zu erklären.

Sie handeln von der **Kezerei.** Die Ca-
oline ſchweigt davon. Warum? mein Herr
anzler, Sie ſagen, Kezerei iſt kein Verbre-
hen, und der Grund iſt, weil man Handlun-
en des Verſtandes nicht beſtrafen könne. Dies
nten Sie, mein Herr Kanzler, noch im Jahre
785 ſchreiben? Iſt nicht Bosheit eine Hand-
ung des Verſtandes: und kan ein Menſch etwas
ollen, was er nicht verſteht? Erklärt nicht die
mbergiſche und brandenburgiſche Halsgerichts-
dnung die Kezerei ausdrüklich für ein Verbre-
en? Und ſollte denn würklich die Kezerei heu-
ges Tages bei uns kein Verbrechen ſeyn? Fiel
nen nicht die Verordnung des weſtphäliſchen
iedens auf: praeter iſtas *duas* nominatas
ligiones nulla alia recipiatur aut tolere-
r? Und wie würde es wohl, ſagen Sie ſelbſt,
n guten Doktor Bahrdt ergangen ſeyn, wenn
nicht Friedrichs des Groſſen Schuz erhalten
tte.

Das Verbrechen der **beleidigten** Maje-
t ſoll nach der **goldenen Bulle** auf eine Art
traft werden, daß dieſes Geſez mehr mit
ut als mit Dinte geſchrieben zu ſeyn ſcheinen

könte. Die bambergiſche und brandenburgiſche Halsgerichtsordnungen erwähnen dieſes Verbrechen ausdrüklich, und verweiſen wegen der Beſtrafungsart den Richter auf gemeine und kaiſerliche Rechte. Die caroliniſche Gerichtsordnung aber gedenket dieſes Verbrechens gar nicht. Was mag die Urſach dieſes Stillſchweigens wohl ſeyn? Ich denke darinne ſind wir beide einig, daß bei der Abfaſſung der Caroline dieſes Verbrechen darum mit Stillſchweigen übergangen wurde, damit es aus der Reihe der Verbrechen herauskäme.

Die Caroline beſtimmt bezugsweiſe in dem 126ſten Artikel die Strafe eines **Räubers**, ohne den Begrif deſſelben feſtzuſezen: ſie beſtimmt in dem 147ſten Abſchnitte, daß mit Zuziehung der **Wundärzte** ausgemittelt werden ſoll, ob bei einem auf vorhergegangener Verwundung erfolgten Tode, ein Todtſchlag, oder eine bloſſe Verwundung vorgefallen ſey: aber ſie erkläret eben ſo wenig, was ein Wundarzt iſt. Sie, mein Herr Kanzler, quälen ſich über dieſen Begrif in Ihrem Lehrbuche ſehr, allein, hätten Sie die Sitten, die herrſchende Denkungsart, die Alterthümer der deutſchen Heilkunde, ſo wohl der innern als der äuſſern, und ihre wechſelſeitige Verhältniſſe, nebſt dem Einfluſſe, welchen alle dieſe Dinge auf die Caroline gehabt haben, gekant; ſo würden ſie den Geiſt dieſes Geſezbuches

ches gefaßt und Dinge leicht und erklärbar gefunden haben, die Ihnen freilich keine Kommentatoren der Caroline erläutern.

Sie mußten wiſſen, daß unſere Vorfahren nicht nur einen Ehrloſen von einem Anrüchichen unterſchieden, und daß ſie nach ihrer biedern Denkungsart einen jeden Meineidigen für ehrlos hielten. Allein es fiel Ihnen nicht einmal ein zu unterſuchen, weder warum nur einige Arten des Meineides, nach dem 107ten und 108ten der Caroline, mit der Ehrloſigkeit beſtraft werden ſollen, noch weniger dachten ſie daran, den Grund zu beſtimmen, warum nach dem 108ten Artikel der Urphaitbrecher, der mit der Abhauung der Finger beſtraft worden iſt, nur ehrlos ſeyn ſolle. Mich wundert es daher auch nicht, wenn Sie dieſe Veränderung der peinlichen Geſezgebung in Rükſicht auf die rechtlichen Folgen eines Meineides, weder ſelbſt gelehrt, noch Ihren Leſer darauf aufmerkſam gemacht haben, da ſie doch in dieſen beiden Artikeln ſo ſichtbar iſt.

So, mein Herr Kanzler, könte ich noch mehr Phänomene aus Ihrem Lehrbuche ausheben, aus denen ſich ergiebt, daß Sie weder ſelbſt den Geiſt dieſes Geſezbuchs ſtudirt und gefaßt haben, noch — daß Ihr Lehrbuch geſchikt ſey, einen angehenden Kriminaliſten mit demſelben bekant zu machen. In dieſer Rükſicht alſo ſinkt ihr kriminaliſtiſcher Adel ſehr zur gemeinen Bürgerlichkeit herab. Und eben ſo wenig dürften Sie ihn in Rükſicht auf die römiſchen peinlichen Geſeze behaupten.

Das juſtinianiſche Geſezbuch, ſo wie das corpus juris canonici hat ebenfals ſeinen eigenthümlichen Geiſt, den doch ein deutſcher Kriminaliſt nothwendig kennen muß, wenn er die darinn vorkommenden Geſeze auf Deutſchland richtig anwenden will. Wir wollen nur vorerſt zur Probe das crimen legis Juliae majeſtatis nehmen. Es iſt erſchreklich, was für einen kauterwelſchen Begrif von einem Verbrechen Sie auskramen, deſſen Natur ſo leicht iſt, wenn man ſich nur in den Geiſt der römiſchen peinlichen Geſezgebung einſtudiret hat. Und nur die ſeltſamſte Anwendung der Vernunftlehre auf die Bildung eines Begrifs, zu dem die peinlichen poſitiven Geſeze die Materialien liefern, konte Sie verführen, über das Weſen dieſes Verbrechens ein Galimatias zu ſchreiben, das Sie ſchwerlich ſelbſt verſtehen, geſchweige, daß es einem andern verſtändlich ſeyn konte. Sie bilden §. Ihres Lehrbuchs von dieſen Verbrechen einen Begrif mit eben einer ſolchen Rükſichtloſigkeit auf die Geſeze, als wenn Sie der Geſezgeber ſelbſt wären. Sie denken gar nicht daran, Ihre Begriffe aus den Geſezen zu beweiſen, noch weniger fällt es Ihnen ein, nachzuſehen, ob auch Ihre Eintheilung eines Verbrechens alle Arten deſſelben erſchöpfe, deren das römiſche Recht Erwehnung thut. Ich weiß es wohl, daß Ihre ſämtlichen Vorgänger in dieſem Punkte mit Ihnen in gleicher Verwirrung ſind; allein mag Sie das wohl entſchuldigen?

Damit Sie mir aber nicht etwa einwenden, als ob die Sache ſelbſt in dem römiſchen Rechte ſo verwirrt wäre, daß keine Deutlichkeit und Ordnung hervorgebracht werden könne, ſo will ich ihnen das Gegentheil davon in die Hand liefern. — Darinne ſind wir einig, daß zwei weſentliche Stüke zu einem Verbrechen nöthig ſind: Handlung, und peinliche Strafe. Ferner geben Sie mir zu, daß die peinliche Strafe nur eine zufällige Folge einer verbotenen Handlung ſey. Und ſo werden Sie mir alſo auch eingeſtehen, daß einerlei Strafen auf mehrerlei Handlungen von ganz weſentlich unterſchiedener Natur geſezt werden können. Die Idendität der Strafen kan daher keinen Grund abgeben, daß Handlungen von ganz verſchiedener Natur für einerlei Verbrechen gehalten werden. Sie werden es ſelbſt in dem Gange der ältern und neuern Geſezgebung wahrnehmen, daß eine Strafe, die urſprünglich nur auf eine beſtimmte Handlung geſezt war, in der Folge auf Handlungen von ganz verſchiedener Beſchaffenheit ſind ausgedehnet worden. So, z. B. kante das Geſez der zwölf Tafeln eine verbotene Handlung unter dem Namen: laeſa majeſtas. Sie werden die Strafe kennen, welche die Decemvirs auf die laeſam majeſtatem ſezten, und Sie werden wiſſen, wie einfach die Natur dieſer Handlung in dieſem Geſeze beſtimmt war. Aber die Geſchichte der römiſchen Geſezgebung lehrt, daß nicht nur die Natur der Strafe dieſes Verbrechens öfters iſt geändert worden, ſondern daß man ſie auch auf Handlungen ausdehnete, die von dem urſprünglichen crimine laeſae majeſtatis weſentlich unterſchieden waren. Sie müſſen ja ferner wiſſen, welchen eigenthümlichen Begrif der Römer mit dem Worte lex verband, und daß es nur eine Art der römiſchen Geſeze war. Sie müſſen ferner wiſſen, daß ein ſolcher lex öfters verſchiedene Gegenſtände hatte, die der Römer capita legis nennte. Hätten Sie ſich nun der Grundſäze entſonnen, die der freye Römer bei der Benennung eines ſo genannten legis befolgte; ſo würden ſie wahrgenommen haben, daß ein jeder römiſcher lex gleichſam einen Vor- und einen Zunamen hatte. Jenen gab der Urheber, dieſen der Gegenſtand, und wenn ein Geſez mehrere capita in ſich begrif, ſo ward der Zuname von dem vorzüglichſten capite hergeleitet. Wenden Sie dieſe Grundſäze, die ich hier als römiſch antiquariſche Heiſcheſäze anführe, auf einen ſo genannten peinlichen legem an; ſo werden Sie einſehen, was die Rubriquen in dem juſtinianiſchen Geſezbuche ad legem Juliam majeſtatis bedeuten. Sie werden mir dabei zugeſtehen, daß es eine ſehr unrichtige Ueberſezung ſeyn würde, wenn man ſie in die deutſche Ueberſchrift von der Strafe des Hochverraths, oder der beleidigten Majeſtät verwandeln wollte? Iſt es nun wahr, daß man die Ueberſchriften eines Titels in dem juſtinianiſchen Geſezbuche als ein ſehr richtiges Erklärungsmittel gebrauchen müſſe; ſo werden Sie begreifen, daß Sie in dieſen Titeln, keine **Unterarten** des Hochverraths antreffen, und daß es eine verdorbene Arbeit iſt, daß Sie alle einzelne verbotene Handlungen, deren dieſe Titel Erwähnung thun, aus einer allgemeinen Idee herleiten wollen. Hochverrath, Läſterung der Majeſtät, widerrechtliche Anmaſſung der Rechte des Staats, Uſurpation der den Regenten zuſtehenden Rechte, allerlei Arten von öffentlicher Gewalt und dergleichen, die doch in ihrer weſentlichen Natur ſo ſehr unterſchieden ſind, werden hier gemeinſchaftlich behandelt, da ſie doch kein gemeinſchaftliches Verbrechen ausmachen. —

Warum aber gerade die Ueberſchrift: ad legem juliam? Doch, mein Herr Kanzler, es iſt meine Abſicht nicht, Ihnen — Unterricht zu geben, wie Sie den Geiſt des juſtinianiſchen Geſezbuchs ſtudieren ſollen. Ich wollte blos beweiſen, daß Ihr Buch, ſo weit es Einleitung zur römiſchen peinlichen Rechtsgelehrſamkeit ſeyn ſoll, völlig unbrauchbar iſt. Und mich dünkt, dieß habe ich geleiſtet. Denn da ich gezeigt habe, (und mich deucht, Ihr eignes Gewiſſen muß es Ihnen ſagen), daß Sie die Abhandlung, von der wir eben geredet haben, ſelbſt nicht verſtehen, (denn einen Unterſchied zwiſchen Verſtehen und Ueberſezen werden Sie doch gelten laſſen?) ſo können Sie auch richtig Rechnung darauf machen, daß Sie ein andrer nicht verſtehen wird, ob ſie ſchon eine Sache betrift, die an ſich ſo leicht zu verſtehen iſt, wenn Sie ſie nach den ſo eben angeführten eigenthümlichen Erklärungsgrundſäzen hätten behandeln wollen. — Machen Sie einmal den Verſuch, zergliedern Sie nach meinem Rathe die Titel: ad legem Juliam majeſtatis, ſo werden Sie den Beweiß meiner Behauptung in die Hände bekommen, aber auch erfahren, wie ſehr die Verfaſſer der Pandekten, in der Kunſt ein Lehrbuch zu fertigen, Sie und andre ihnen ähnliche Herren, übertreffen.

Aber faſt möchte ich Ihr Lehrbuch nicht blos **unbrauchbar**, ſondern auch **ſchädlich** nennen. Und urtheilen Sie ſelbſt. Der Profeſſor, der über Ihr Lehrbuch lieſet, verſteht entweder die Materie, oder nicht. Verſteht er ſie nicht, ſo werden eben ſo viel Unwiſſende von ihm erzeugt, als er Zuhörer in ſeinem Hörſale hat. Verſteht er ſie, ſo hat er entweder guten Willen genug, ſeine Zuhörer klüger zu machen, oder nicht.

Der lezte Fall ſollte zwar nicht ſeyn, aber ſo wie ich viele Profeſſoren gekant habe, und noch kenne, die ihre Vorleſungen blos als ein zur Nahrung abzweckendes Handwerk treiben und die ſich nicht kümmern, ob ſie den jungen Leuten nüzlich werden, ſondern nur darauf ſinnen, wie ſie die Bezahlung ihrer Vorleſungen auf das höchſte hinausbringen, und am geſchwindeſten erhalten: ſo werden auch Sie, mein Herr Kanzler, und das ganze gelehrte Publikum, viele ſolche Profeſſoren kennen. Und mögen Sie an der Schädlichkeit dieſes Ihres Buches in den Händen ſolcher Lehrer wohl zweifeln? Aber wie iſts mit dem erſten Fall? Wird der Profeſſor etwa den ganzen Kram durchſtreichen und die Materie richtiger vortragen? Aber wie, wenn dieſer ehrliche Mann nicht Zeit hätte, ſo eine Preißſchrift (exercitium) zu korrigiren? Wie, wenn der fleißige Zuhörer nicht im Stande wäre, die Vorleſung bis ans Ende abzuwarten? Wie wenn die akademiſchen Geſeze verböten, zu diktiren und der Lehrer befürchten müßte, daß der freye Vortrag ſeine Zuhörer mehr über dieſe Materie verwirren möchte, oder die Beweisführung ſeiner Säze nicht zulieſſe. Nicht wahr? dann würde ein ſolcher ehrlicher Lehrer Ihren lateiniſchen Vortrag in einen guten deutſchen einkleiden, hier oder da ein Exempelchen hinzufügen, und in ſeinem Herzen denken: es thut mir leid, lieben Freunde, daß ich euch nicht ſo nüzlich werden kan, wie ich wohl wollte: ich wollte euch vieles anders und beſſer ſagen, euch die Verwirrungen des Verfaſſers zeigen — aber ihr könt es nicht tragen! Nicht wahr, hier iſt der Schade wie vorher?

Eben ſo, mein Herr Kanzler, wie ihre Behandlung des — criminis laeſae majeſtatis ausſieht, ſo ſind Ihre Abhandlungen de crimine vis, de — crimine parricidii, ſicariorum, beſchaffen. Ueberall iſt Ihre Unbekandtſchaft mit der — römiſchen peinlichen Geſezgebung in Ihrem Buche handgreiflich.

Sie ſezen allerdings mit Recht in dem §pho Ihres Lehrbuches, daß das corpus juris canonici zu den Quellen der deutſchen peinlichen Rechtskunde gehöre, aber wie man dieſes Buch beim Studium der weltlichen peinlichen Rechtsgelehrſamkeit nuzen und gebrauchen ſoll, woran man erkenne, ob dieſe oder jene ſeiner Verordnungen, in dem weltlichen peinlichen Gerichtshofe jemahls anwendbar geweſen ſey, oder noch ſey, von dem allen, mein Herr Kanzler, ſagen Sie in Ihrem Buche nicht ein Wörtchen. Der Ausfall den Sie im §pho auf die Päbſte thun, reicht dazu nicht hin. Ich will nicht daran gedenken, das Recht der Päbſte über dieſen Punkt zu vertheidigen, denn ich bin dabei als Proteſtant nicht intereſſirt. Aber das Buch gehört doch einmal zu den Quellen — der deutſchen peinlichen Rechtsgelehrſamkeit, und der Kriminaliſt muß es daher auch verſtehen. Allein es hat ſich auch an Ihnen gnugſam gerächt. Man unterſuche Ihren Begrif von einem — geiſtlichen Vergehen, und Ihre Behandlung von ſolchen Verbrechen, deren corpus delicti von geiſtlichem Richter feſtgeſezet werden ſoll, ſo wird man ſehen, wie Sie geſtolpert ſind. Weislich, Herr Kanzler, haben Sie in Ihrem Lehrbuche, von keinem Verbrechen geſprochen, das erſt nach dem weſtphäliſchen Frieden ein Verbrechen geworden iſt. Doch wozu mehrere Beiſpiele? — Die angeführten Punkte reichen für jeden unbefangenen Richter hin, zum Beweiſe, daß Ihr Lehrbuch durchaus nicht im Stande ſey, den angehenden Kriminaliſten mit dem Geiſte der peinlichen Geſeze bekant zu machen.

Oder wollen Sie vielleicht damit ſich entſchuldigen, daß Ihr Lehrbuch nur ein troknes Regiſter von demjenigen ſeyn ſollte, was ein Rechtsgelehrter aus dem peinlichen Proceß wiſſen müßte und eine bloſſe Anzeige, welche Handlungen der Deutſche als Verbrechen kenne, worin das Weſen eines jeden beſtehe, welche Situationen es annehmen könne und welche Strafe darauf ſtehe, ohne Rükſicht auf die peinlichen Geſeze ſelbſt? Ich habe nichts dagegen, wenn ein Juriſt ein ſolches Buch verfertigt; aber denn muß es doch wenigſtens vollſtändig ſeyn: ohngeachtet es dann doch auch den Namen des Lehrbuchs nicht verdienen würde. Allein Ihr Lehrbuch kan nicht einmal als trokneſ und unbewieſenes Skelet des peinlichen Rechts gelten. Es iſt zu unvollſtändig und zu verwirrt.

Unvollſtändig — denn Sie haben Sich faſt nur allein auf diejenigen Verbrechen eingeſchränkt, deren die Caroline gedenket. Sie haben das peinliche Gericht nur in der Lage genommen, in welcher daſſelbe die Caroline ſchilderte; und eben daher kam's, daß Sie nicht auf die Veränderung Rükſicht genommen haben, welche die jezige gedungene peinliche Gerichtsverwaltung in dem peinlichen Proceß und in der peinlichen Proceß-Geſezgebung nothwendig hat hervorbringen müſſen. Und darum iſt der proceſſualiſche Theil Ihres Lehrbuches völlig unbrauchbar.

Es iſt **verwirrt.** — Denn wollten Sie ein Skelet von den **Verbrechen** liefern, ſo müßten Sie in dieſe Klaſſe keine Frevel und Begünſtigungen aufnehmen. Hier muſten keine verbotene Handlungen einen Plaz finden, auf welche keine **peinlichen** Strafen geſezt worden ſind. Hätten Sie alſo Handlungen, die zwar ehedem Verbrechen waren, die es aber jezt nicht mehr ſind, in Ihrem Buche einen Plaz geben wollen, ſo muſten ſolche abgeſondert angezeigt werden. Dann würden Sie gefühlt haben, daß nicht jede Handlung, die eine fiskaliſche Klage, wie z. E. der

Wucher, oder die eine Entſchädigungsverbindlichkeit z. E. dolus malus actionem civilem fundans, ingleichen manche Arten des Stellionats oder des Falſchen, begründet, in Ihr Lehrbuch gehörte. Hätten Sie ferner die Begriffe von peinlicher Hoheit, peinlicher Gerichtsbarkeit und peinlicher Gerichtsverwaltung, die doch heutiges Tages ein jeder Praktiker unterſcheidet, gehörig von einander getrennet, das Entſtehen dieſer Trennung erzählet; hätten Sie die Grundſäze der peinlichen Gerichtsverwaltung, in den Händen ungedungener Gerichtsperſonen, von denen geſondert, welche die Pflichten und die Verhältniſſe der jezigen gedungenen Gerichtsperſonen beſtimmen: ſo würden Sie ein neues Licht in das Regiſter von den Rechten und Obliegenheiten der peinlichen Gerichtsperſonen gebracht haben. Sie wiſſen wohl, daß wir jezt General- und Special-Inquiſition kennen: aber Sie muſten auch wiſſen, daß dieſe Begriffe in ältern Zeiten anders waren, als in unſern. Sie behandeln aber dieſe Lehren in Ihrem Lehrbuche ſo, daß es ſcheint, als wenn wir jezt noch die Begriffe des XVIten Jahrhunderts damit verbänden.

Sie können aber zu Ihrer Entſchuldigung noch dieß anführen, daß Sie blos eine Anleitung, über peinliche Geſeze und peinliche Gerichtsverwaltung zu räſonniren, hätten geben wollen. Und es iſt freylich jezt gewöhnlich, daß

Jeder die peinliche Geſezgebung, auch der, der die peinlichen Geſeze nicht verſtehet, beräſonniren will. Und es läßt ſich der Schlüſſel hierzu leicht finden. Unſer erleuchtetes Jahrhundert hat eine Veränderung in unſern Sitten und Denkungsart hervorgebracht; und daher geſchiehet es, daß, weil unſere Empfindſamen, unſere Naturmenſchen, ſich öfters in den älteren Geſezen als peinliche Verbrecher bezeichnet ſehen, ſie bald dieſes bald jenes an unſern peinlichen Geſezen und an unſerer peinlichen Gerichtsverwaltung auszuſezen finden. Wenn Sie alſo ebenfalls ein ſolches Räſonnement liefern wollten, ſo war dieſes freylich nichts ungewöhnliches: aber ein Räſonneur über die peinlichen Geſeze iſt doch warlich kein Kriminaliſt — und nach dem Namen Ihres Buches wollten Sie doch vorzüglich Kriminaliſten bilden. Wollten Sie nun beide Abſichten vereinigen, ſo muſten Sie auch Ihrem Buche eine ganz andere Geſtalt geben. Sie muſten nothwendig, wie ich ſchon anfangs gezeiget habe, Ihren Leſer mit dem Geiſt der jezt geltenden peinlichen Geſeze bekant machen: aber auch zugleich die Bedürfniſſe unſerer jezigen bürgerlichen Verfaſſung, der jezigen herrſchenden Denkungsart u. ſ. w. anzeigen und bedenken, daß, durch die Vergleichung dieſer beiden Stüke, allererſt ein gründliches Räſonnement hervorkommen kan. Sie muſten Gelegenheit geben, daß der angehende Kriminaliſt unterrichtet werden konte, das menſchliche Herz zu ſtudieren, ohne deſſen Kentniß weder ein guter peinlicher Geſezgeber, noch ein guter Kriminaliſt denkbar iſt. Sie muſten auf die Verwandelung der Verbrechen Rükſicht nehmen und zeigen, welche Grundſäze die ältere peinliche Geſezgebung über dieſen Punkt befolget und worin ſie allenfalls einer Verbeſſerung fähig iſt. Statt der ſeichten und unbedeutenden Abhandlung de moralitate et imputatione actionum, welche für einen wahren Philoſophen unnüze und für einen Nichtphiloſophen zu kurz iſt, hätten Sie die Lehre von der Verwandelung der Verbrechen erklären ſollen. Von dieſer Materie, die dem Kriminaliſten in jeder Lage ſo wichtig iſt, haben Sie, nach dem Beiſpiel Ihrer Vorgänger, kein Wörtchen geſagt; und daher iſt es gekommen, daß Sie in der Lehre von der Beſtimmung der Gröſſe eines Verbrechens keine Deutlichkeit der Begriffe erhalten konten. Nun werden Sie mir doch aber zugeſtehen, daß bei der Beſtimmung der Gröſſe eines Verbrechens, ſowohl auf das Weſen des Verbrechens, als auch auf deſſen Zufälligkeiten, es mögen nun Milderungs- oder Schärfungs-Gründe ſeyn, geſehen werden müſſe. Wer nun aber nicht im Stande iſt, die Gröſſe eines Verbrechens genau zu berechnen, wie kan er über das Verhältniß der Strafe zu den Verbrechen gründlich räſonniren? Muß der nicht ein Schwäzer ſeyn, der dieſe Strafe zu hart, jene zu gelinde

linde hält, wenn er keine richtigen Begriffe von der Gröſſe des Verbrechens hat? —

Peinliche Strafen ſind darum Folgen eines Verbrechens, weil ſie das poſitive Geſez damit verbunden hat. Bei der Beſtimmung der Moralität einer peinlichen Strafe kommt es daher blos darauf an: daß ſie der Geſezgeber zu der Folge einer beſtimmten Handlung gemacht hat. Das, was den Geſezgeber bewog, gerade dieſe und keine gelindere oder härtere Strafe auf das Verbrechen zu ſezen, iſt nur zu oft für den Rechtsgelehrten ein Geheimniß. Und am meiſten würde er ſich betrügen, wenn er den Grund davon entweder in der innern Moralität der Handlung, oder in der Beſſerungsbegierde des Geſezgebers ſuchen wollte. Wenn Sie alſo die Lehre von den Strafen und ihrem Endzwecke vortrugen, ſo hätten Sie ihren Leſer vorzüglich auf dieſen Geſichtspunkt aufmerkſam machen, dieſe Betrachtung gehörig entwickeln und dadurch ihn in den Stand ſezen ſollen, daß er über den Endzwek und das Verhältniß der peinlichen Strafen gegen das Verbrechen ein richtiges und gründliches Urtheil fällen konte. Eben dieſe Regel hätten Sie in ähnlichen Dingen und inſonderheit bei Behandlung ſolcher Gegenſtände jederzeit beobachten ſollen, bei denen die poſitive peinliche Geſezgebung einen Gang genommen hat, der zwar dem Naturmenſchen allerdings ſehr auffält, den doch aber, aller ſeiner Sonderbarkeit ohngeachtet, der Kriminaliſt geben muß, wenn er ſich nicht verantwortlich machen will.

Ich will hier von der Art, mit der Sie die Lehre von dem peinlichen Beweiſe behandelt haben, noch etwas zur Probe geben. Sie werden mir es einräumen, daß eine jede peinliche Unterſuchung die Entdekung der wahren Beſchaffenheit einer entweder würklichen oder vorgeblich geſchehenen Thathandlung, die den Schein eines Verbrechens an ſich hat, zum Gegenſtande habe, und daß in peinlichen Fällen kein Definitiverkentniß abgegeben werden könne, bevor nicht dieſe Unterſuchung den peinlichen Richter dahin gebracht habe, mit Gewißheit ſagen zu können, ob der in Unterſuchung gerathene Menſch des Verbrechens ſchuldig oder nicht ſey? Sie werden mir ferner zugeben, daß, wenn man auf den vorgeſchriebenen Wegen der peinlichen Unterſuchung dieſe zu einem peinlichen Definitiverkentniſſe erforderliche Gewißheit nicht hat gelangen können, das abzufaſſende peinliche Erkentniß auf das berühmte Non liquet gebauet und der in Unterſuchung geweſene Menſch, wie wir Practiker ſagen, ab inſtantia abſolviret wird. Der unterſuchende peinliche Richter muß daher ſo gut, als der das Erkentniß abfaſſen ſoll, deutliche Begriffe von den Kennzeichen der Wahrheit, der Schuld und Unſchuld haben: auch muß er wiſſen, wann der Fall vorhanden iſt, wo die angeſtellte Unterſuchung als fruchtlos abgebrochen und bis auf beſſere Gelegenheit ausgeſezet werden muß? Sie und jeder Denker muß mir alſo auch eingeſtehn, daß hierbei alles auf die Frage ankomme: welches ſind die Kennzeichen, bei denen ſich der Kriminaliſt beruhigen kan, wenn er eine Thathandlung für ein ſtrafbares Verbrechen, oder für eine erlaubte Handlung erkläret: oder er bekennet, daß er nicht wiſſe, was er von dieſer Thathandlung denken ſolle? Die peinlichen Geſeze geben uns dieſe Kennzeichen wirklich an: aber ſie weichen darin ſo weit von einander ab, daß ein heutiger Kriminaliſt ſie nicht allemal mehr zum Grunde ſeines Verfahrens und ſeines Urtheils legen kan. Sie ſind oft durch neuere Geſeze aufgehoben worden. Die Caroline ſtellt die peinliche Anklage und den daraus flieſſenden peinlichen Anklageproceß, als das Mittel dar, welches den Richter zur Entdekung der noch im Verborgnen liegenden Wahrheit führen ſoll. Sie beſtimmet die Beſchaffenheit des ſich zum Ankläger aufwerfenden Menſchen eben ſo genau als ſie dem Richter Vorſichtigkeiten empfielet, dieſen Ankläger zuzulaſſen. Sie bezeichnet den Gang, den nun der peinliche Ankläger und Beklagte beobachten ſoll, um die verſtekte Wahrheit herauszubringen. Hierauf gründen ſich die Vorſchriften dieſes Geſezbuches in Rükſicht unſerer Frage. Aber können wir dieſe Vorſchriften noch wohl im 18ten Jahrhundert befolgen, in dem kein Anklageproceß mehr vorkomt, ſondern deſſen Stelle die Inquiſition eingenommen hat? Iſt es möglich, daß man in unſeren Tagen, die Vorſchriften, welche die Caroline wegen der Zuläſſigkeit der peinlichen Anklage giebt, bei dem Anfange der Inquiſition befolge? Welcher Inquiſitor iſt noch verbunden die Gründe ſeines Verdachts dem Verdächtigen zu eröfnen? Er iſt ja nicht einmal verbunden, das zu den Akten zu bringen, was ihn zur Anſtellung der Inquiſition vermochte. Es iſt allerdings wahr, daß eine peinliche Anklage auf die certitudinem corporis delicti, wie wir peinliche Praktiker zu reden pflegen, gebauet werden muß: und daß ſich ein peinlicher Richter einer Entſchädigungsklage nach der Caroline bloßſtellet, wenn er bei völlig ermangelnder Gewisheit des corporis delicti, der angebrachten peinlichen Anklage Gehör giebt: aber fragen Sie ſelbſt in den peinlichen Gerichtshöfen nach, um zu erfahren, wie häufig die Inquiſitionen ſind, die ihren Anfang zu einer Zeit nahmen, in der das corpus delicti noch völlig ungewiß iſt, ja wo es ſogar noch nicht mit Wahrſcheinlichkeit entſchieden iſt, ob das Verbrechen begangen war. Der practiſche Kriminaliſt, ich gebe Ihnen mein Wort, lacht darüber, wenn Sie behaupten, daß nach den Vorſchriften, welche die Caroline wegen der Perſon eines zuläſſigen peinlichen Anklägers giebt, der Denunciant und deſſen

Zuläſſigkeit beurtheilet werden müſſe. Er weiß es leider, daß er auf die Denunciation des ehrloſeſten Schurken Rükſicht nehmen, und den ihm von dieſem ſchlechten Kerle gegebenen Winken zur Erforſchung der Wahrheit nachſpühren müſſe. Und Sie, mein Herr Kanzler, würden traun eine elende Figur machen, wenn ſie die Inquiſition, als Defenſor, aus dem Grunde einer Nichtigkeit beſchuldigen wollten, weil Sie aus den Acten die wahre Veranlaſſung der Unterſuchung entweder ganz und gar nicht erſehen könten, oder weil Sie fänden, daß dieſelbe auf Anzeige eines Schelmes wäre veranlaſſet worden. Nicht die ſchlechte und heilloſe Beſchaffenheit des Denuncianten, nicht daß die Anzeige anonymiſch iſt, nicht die Wahrſcheinlichkeit, daß die Denunciation aus einer ſchändlichen Quelle ihren Urſprung haben dürfte, nichts von dem allen mag den peinlichen Inquiſitor berechtigen, die Inquiſition auf ſich beruhen zu laſſen! Nur dann kan und muß der Inquiſitor jede Denunciation, er mag den Denuncianten kennen oder nicht, jedes Gerücht, auf ſich beruhen laſſen, wenn das Gerücht, oder die Denunciation ſo ſteril iſt, daß ſie den Inquirenten zwingt, blos bei dieſer Denunciation oder Gerücht zu bleiben, und wenn alſo dieſe Denunciation dem Inquirenten keine Notionem directricem gewähret.

Zuläſſigkeit der Zeugen! —— Freylich, Herr Kanzler, unterſcheidet der peinliche Anklageproceß zuläſſige (habiles) und unzuläſſige Zeugen: aber dieſen Unterſchied kent der Inquiſitionsproceß nicht. Der ärgſte Schelm, wenn es nur einigermaſſen wahrſcheinlich iſt, daß er von den Umſtänden des Gegenſtandes der Inquiſition Kentniß haben konte, muß, und noch darzu von **Amtswegen**, vernommen werden. Das weiß jetzo der mittelmäßigſte Inquiſitor, und ihm iſt bekant, daß die Unterſuchungsakten unvollſtändig ſind, ſo lange dieſe Verhöre fehlen. Aber Sie verwechſelten Zu- und Unzuläſſigkeit zum peinlichen Zeugniſſe, mit der Zu- und Unzuläſſigkeit zum peinlichen Zeugeneide. Denn nur das iſt wahr, daß nicht jeder mit dem peinlichen Zeugeneide belegt werden darf. — Sie verwechſelten ferner die Zu- und Unzuläſſigkeit zum peinlichen Zeugniſſe und zum peinlichen Zeugeneide, mit der **Glaubwürdigkeit** eines peinlichen Zeugen. Kan man ſolche Verwirrung einem Lehrbuche, das ſo groſſe Prätenſionen macht, wohl verzeihn? Sie verwechſeln ſtets **Bekentniß** und **Zugeſtändniß**, deren rechtliche Würkungen doch ſehr, ſelbſt nach der Caroline, in dem Anklageproceß verſchieden ſind. Ja ich finde in Ihrem Lehrbuche keinen, nicht einmal einen entfernten Grund zu glauben, daß Sie den weſentlichen Unterſcheid dieſer beiden Dinge gekant haben. Wiſſen Sie ihn aber, welches ich Ihnen gar gerne zutraue, warum entwickelten Sie ihn nicht? Bekentniß einer Miſſethat, es mag ſo freywillig, ſo unumwunden, ſo beſtimt geſchehen ſeyn, als es immer wolle, begründet ja nicht einmal in dem Anklageproceeß nach dem Sinne der Caroline, eine peinliche juriſtiſche Wahrheit des Bekanten, ſondern nur einen **Verdacht**, eine **Anzeige**, die mancherlei Würkungen hat: geſchweige, daß es im Inquiſitionsproceſſe ein zureichendes peinliches Beweismittel abgeben könte. Hätten Sie dieſes Dingelchen einiger Achtung gewürdiget, ſo würden Sie ſich einen neuen Weg zur Vertheidigung der Sittlichkeit der Tortur gebahnt haben, die heutiges Tages ſo oft, und allemal von ſolchen angegriffen worden iſt, welche die Art nicht verſtehen, mit der ſie unſere peinliche Geſeze gebraucht wiſſen wollen. Sie ſoll nicht als ein Mittel zum **Bekentniſſe** gebraucht werden: und keines unſerer peinlichen Geſeze erlaubet es, daß wir einen Menſchen mittelſt der Tortur zwingen, ſein eigener peinlicher Ankläger zu werden. Nie ſoll ſie gebraucht werden, um darauf eine Unterſuchung zu bauen: ſie ſoll ein **Beweismittel** werden. Und das kan ſie werden, ſo oft die dem Gepeinigten abgedrungene Erklärung ein **Zugeſtändniß** werden kan, welches im peinlichen Proceſſe, als ein eben ſo zulängliches, als zuläſſiges Beweismittel gelten kan. Und die peinlichen Geſezgeber müſſen doch wohl die Menſchen nehmen, wie ſie ſind. Nun lehret uns aber die Erfahrung, daß oft die Menſchen etwas boshaftig leugnen, die aber dieſe Bosheit fahren laſſen, wenn man ihnen in einem beſtimten Grade körperliche Schmerzen zufügt. Sie können dieſe Erfahrung alle Tage machen, und vernünftige Eltern pflegen ihre Kinder darum körperlich zu züchtigen, wenn dieſe Unarten nicht eingeſtehen wollen, die ſie doch begangen haben. Und warum brauchen wir denn den Reinigungseid? Ein Menſch, der ſich für die Strafen des Meineides fürchtet, räumet eine Sache, die er beſtändig und wider ſein beſſeres Wiſſen und Gewiſſen geleugnet hatte, ein, ehe er einen falſchen Eid ſchwöret. Es iſt daher etwas mehr, als ein bloſſes Wortſpiel, wenn das geiſtliche Recht den Reinigungseid eine torturam ſpiritualem nennet. Sollte es Ihnen gefällig ſeyn, dieſen Ideen weiter nachzugehen: ſo wird es Ihnen möglich werden, diejenigen allgemeinen Regeln zu abſtrahiren, auf welchen unſere peinlichen Geſeze die Zu- und Unzuläſſigkeit der peinlichen Frage erbauet haben: worauf die dem Inquiſitoren während der Peinigung vorzulegende Fragen gehen müſſen: welche Glaubwürdigkeit ſeine Antworten verdienen: wie die Grade der Peinigung zu beſtimmen: wenn die Peinigung zu wiederholen, und wie oft die Peinigung wiederholet werden dürfe u. ſ. w.? Lauter Dinge, welche, wie Sie mir zugeben werden, für den peinlichen Geſezgeber und den praktiſchen Kriminaliſten von der äuſſerſten Wichtigkeit ſind.

Und ſo hätte ich noch tauſend Dinge bei Ihrem Lehrbuche zu erinnern, wenn ich ſolches einzeln durchgehen wollte. Aber das kan und will ich nicht, da es, was ich gleich anfangs geſagt habe, keineswegés die Abſicht iſt, von Ihrem Buche eine Recenſion zu ſchreiben. Meine Abſicht iſt blos, Sie und Andere aufmerkſam zu machen, wie weit die Lehrbücher, welche wir über das peinliche Recht haben, ſo wie das Ihrige, zur Zeit noch unbrauchbar ſind, um theils die peinliche Rechtsgelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange darzuſtellen, theils wahre Aufklärung in dieſem die Menſchheit ſo ſehr intreſſirenden Theile der Rechtsgelehrſamkeit zu befördern. Ganz fern war ich von der Abſicht, nur Ihrem Buche einen Schandflek anzuhängen. — Und wenn in einigen Stellen Ihnen meine Feder zu tief eingetaucht geſchienen hat, ſo ſchreiben Sie ſolches ja nicht etwa einem Haſſe oder Feindſchaft zu, die ich gegen Sie trüge. Ich kenne Sie nicht einmal von Perſon, ich kenne Sie nur als Gelehrten aus Ihren Schriften, und unſere beiderſeitigen juriſtiſchen Beſchäftigungen ſind von ſo verſchiedener Natur, daß unter uns in dieſer Hinſicht keine Kolliſionen denkbar ſind.

Aber ich bin ein Menſch, und möchte die Benennung eines Gelehrten ſowohl als eines

Juriſten gerne **mit Recht** verdienen. Als Menſch intereſſiren mich die Rechte der Menſchheit unendlich und mein Blut, ich geſtehe es, geräth allemal in Wallung, beides, wenn ich die heiligſten Rechte der Menſchheit von unverſtändigen Kriminaliſten entheiliget, und mündliche oder ſchriftliche Anweiſungen für Kriminaliſten wahrnehme, welche die Profanation dieſer Rechte zur nothwendigen Folge haben müſſen. Und als Juriſt und Gelehrter ſuche ich Aufklärung in meinem Fache, und die Empfindung, die ich gegen einen Mann und ſein Buch bekomme, welcher Aufklärung befördern **konte** und **ſollte**, gränzet, ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, nahe an Zorn, wenn ich mich in meinem Wunſche und Erwartung betrogen finde.

Wahrſcheinlich wird Ihr Anſehen und die Meinung, welche akademiſche Lehrer des peinlichen Rechts von der Brauchbarkeit Ihres Lehrbuchs zu hegen vorgeben, Sie bald eine neue Ausgabe davon zu veranſtalten nöthigen. Wolan, benuzen Sie, was ich Ihnen geſagt habe. Sie haben ſo lange ſich mit dieſem Theile der Rechtsgelehrſamkeit beſchäftiget, und es kan folglich niemanden leichter werden als Ihnen, der Welt ein vollkomnes Lehrbuch des peinlichen Rechts zu liefern und ſich — wär es auch nur ein Compendium, nam ex ungue leonem, um die Aufklärung in der deutſchen peinlichen Rechtsgelehrſamkeit wahre Verdienſte zu erwerben.

Aber freylich muß ein ſolches Buch eine andere Geſtalt haben, als man an den bisherigen Ausgaben ihres Lehrbuchs ſo wohl, als an den Lehrbüchern Ihrer Vorgänger gewahr wird. Es muß weder ein Commentar über die Caroline ſeyn, in welchen man Stellen des römiſchen, und kanoniſchen Rechts oder einiger andern deutſchen Geſeze hineingezwungen hat, dergleichen die Claſenſchen, Kreſſiſchen, von Böhmeriſchen und anderer dergleichen Arbeiten ſind. Es muß der Abſicht entſprechen, die einen würklichen deutſchen für das jezige Jahrhundert paſſenden Kriminaliſten nöthigen Kentniſſe darzulegen: es muß mich über den ganzen Grundriß der heutigen in Deutſchland üblichen Rechtsgelehrſamkeit belehren: muß mit dem Geiſte der deutſchen peinlichen Geſeze mich bekant machen. Laſſen Sie mich verſuchen, Ihnen das noch beſtimter zu ſagen.

Ein wirklich algemein brauchbares Lehrbuch über das peinliche Recht muß folgenden Erforderniſſen entſprechen.

Erſtes Erforderniß. Da die peinliche Rechtsgelehrſamkeit aus den peinlichen Geſezen geſchöpfet werden muß, mithin eine Einleitung in das peinliche Recht, eigentlich eine Einleitung in das Verſtändniß der peinlichen Geſeze ſeyn muß: ſo muß eine vollſtändige Anzeige der peinlichen deutſchen Geſeze gegeben werden, und dieſe hiſtoriſchen Nachrichten dürfen ſich nicht blos auf die Geſchichte der Caroline einſchränken.

Zwotes Erforderniß. Da eine Einleitung ,in das peinliche Recht ein Einleitung zum Verſtändniß der peinlichen in Deutſchland geltenden Geſeze ſeyn ſoll: ſo muß durch Hülfe der Geſchichte die wahre Geſtalt der peinlichen geſezgebenden Gewalt, der Geiſt der peinlichen Geſezgebung und die Art vorſtellig gemacht werden, wie bei jedem Geſeze und bei deſſen Gebung der vorgeſezte Endzwek hat erreichet werden wollen. Es muß alſo bei einem jeden Geſeze die Philoſophie des Geſezgebers entwikelt, der Gang und die Verbindungsweiſe der in dem Geſeze vorkommenden Ideen des Geſezgebers zergliedert, und die ganze innere Bauart des Geſezes vorgeleget, und mittelſt Vergleichung mit dem Geiſte unſerer jezigen bürgerlichen Verfaſſung gezeiget werden, in wie ferne dieſes Geſez bei uns als Geſez noch anwendbar ſey oder nicht.

Drittes Erforderniß. Da Verbrechen und peinliche Strafen ihre Exiſtenz blos der bürgerlichen Geſezgebung zu danken haben, ſo muß das hierin liegendende Poſitive deutlich entwikelt und gezeiget werden, wie die natürliche Moralität einer menſchlichen Handlung durch Hülfe der bürgerlichen Geſezgebung ihre Natur nicht nur verändere, ſondern auch, wie es zugehe, daß eine Handlung eines Unterthanen wegen des Gebots des bürgerlichen Geſezgebers ganz andere Folgen habe, als ſie nach den Einſichten eines bloſſen Naturmenſchen haben würde, damit ein poſitiver Kriminaliſt durch die Projecte eines bloſſen ſogenanten Philoſophen ſich nicht irren laſſe, eine Handlung aus der Zahl der Verbrechen zu ſtreichen, die dieſer darum für weniger oder gar nicht ſtrafbar hält, weil er nicht auf die ihm unbekanten zufälligen Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft Rükſicht nehmen konte, welche den bürgerlichen peinlichen Geſezgeber veranlaßten, dieſe Handlung für ein Verbrechen zu erklären, und gerade diejenige Strafe darauf zu ſezen, welche darauf ſtehet.

Viertes Erforderniß. Jedes Verbrechen, deſſen die in Deutſchland geltende Geſeze Erwähnung thun, es mag annoch Verbrechen ſeyn oder nicht, muß abgehandelt werden, damit das Lehrbuch ſeine Vollſtändigkeit erhalte und der Lehrling ein ganzer Kriminaliſt werden könne.

Fünftes Erforderniß. Bei jedem Verbrechen muß theils gezeigt werden, durch welche Veranlaſſung eine Handlung zu einem Verbrechen gemacht worden iſt, theils welche Veränderung es ſo wohl in Rükſicht auf ſeine weſentliche Beſtandtheile, als auch in Rükſicht auf die darauf geſezte Strafe, und ſeine Zufälligkeiten, ſie mögen nun Schärfungs- oder Milderungsgründe darbieten, von Zeit zu Zeit erlitten habe.

Dabei muß geſagt werden, welche Aehnlichkeiten es mit andern Verbrechen habe, und durch welche Wendungen es in ein anderes bald ſchwereres, bald gelinderes ausarte, oder wohl gar in eine erlaubte Handlung übergehe. Da lernet der Lehrling nicht nur den Geiſt der peinlichen Geſezgebung in Rükſicht eines jeden Verbrechens und welche Modification es von Zeit zu Zeit erlitten, ſondern ſein Verſtand wird auch almälig ſo geſchärft, daß er dereinſt, als Inquirent, dem verſteckteſten Böſewicht die angenommene Larve der Unſchuld abreiſſen und der ſtrafbar ſcheinenden Unſchuld zu ihrem Rechte verhelfen kan.

Sechſtes Erforderniß. In der Lehre von der Gerichtsbarkeit muß mittelſt der Geſchichte, die bis jezt überall in der Bearbeitung des peinlichen Rechts vernachläßiget wird, gezeigt werden, nicht nur wie nach und nach ſich die Ideen, höchſte peinliche Gewalt, peinliche Gerichtsbarkeit und peinliche Gerichtsverwaltung getrennet haben, ſondern auch, wie die heutiges Tages in Deutſchland übliche Gerichtsverwaltung entſtanden, auf welche ihr ganz eigenthümliche Stücke ſie ſich gründe, und welchen Einfluß ſie ſowohl auf die peinliche Geſezgebung, als auch auf den Nationalkarakter unſerer Mitbürger gehabt habe. Dadurch läßt ſich das verſchiedene Verhältniß, in dem die hierbei vorkommenden

Perſonen gegen einander ſtehen, beſtimmen, die geſezliche Anordnungen feſtſezen und den Umfang der Obliegenheiten und Rechte eines jeden richtig bezeichnen.

Siebendes Erforderniß. Da unſere peinliche Proceßgeſeze ſehr von einander abgehen, und unſere Verfahrungsart von derjenigen ganz verſchieden iſt, deren ſich unſere Vorfahren bedienten, ſo muß die Natur jeder Art des peinlichen Verfahrens, ſowohl in Hinſicht auf die Art, die Umſtände einer Handlung zu entfalten und ans Licht zu bringen, als auch auf die Art ſie zu bewahrheiten, beſonders aus einander geſezet, der Vortheil und die Unbequemlichkeit einer jeden gezeiget und verglichen, und inſonderheit gelehret werden, worin das Eigenthümliche unſers jezt üblichen Verfahrens in peinlichen Fällen beſtehe. Inſonderheit muß bei den einzelnen Actibus proceſſus criminalis, mit Hülfe der Geſchichte vorſtellig gemacht werden, wann er aufgekommen, was die Veranlaſſung dazu gegeben, was anfänglich dadurch beabſichtet worden, welche Veränderungen er erlitten, und wie er jezt beſchaffen iſt. Auch muß deutlich und anſchauend gelehret werden, wie es anzugreifen ſey, daß der peinliche Proces zwekmäßig ausfalle, und in welcher Lage der Richter denſelbigen finden müſſe, wenn er ſich zu einer ſolchen peinlichen Gerichtshandlung entſchlieſſen will?

Dieſes ſind die vorzüglichſten Erforderniſſe eines Lehrbuchs des peinlichen Rechts. Die übrigen laſſen ſich leicht hinzudenken. Denn es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß z. B. die Geſchichte der peinlichen Rechtsgelehrſamkeit, ihre Mängel, die Hinderniſſe ihrer Verbeſſerung und Aufklärung, Litteratur u. ſ. w. gründlich bearbeitet werden müſſen.

Ich bin ein praktiſcher Kriminaliſt. Sie, mein Herr Kanzler, ein theoretiſcher. Ich denke auf die Bildung eines guten praktiſchen Kriminaliſten: Sie werden beſſer als ich die Erforderniſſe eines Buches beſtimmen, welches die Bildung eines theoretiſchen Kriminaliſten zum Endzwecke hat. Beides iſt wichtig. Beides hat ſeine Schwürigkeiten. Aber jenes iſt für den Staat intereſſanter.

Ich habe ein öffentliches Amt, das mich verpflichtet, mich täglich mit Inquiſitionen zu beſchäftigen. Und ob ich gleich mein Amt bereits verſchiedene Jahre bekleide, und das Glük habe, daß meine Vorgeſezten von mir die Meinung hegen, daß ich meinem Poſten gewachſen bin: ſo kan ich Ihnen doch eine Anekdote aus meiner Amtsführung erzählen, woraus Sie die Schwürigkeiten abnehmen werden, den Ruhepunkt der Inquiſition zu finden.

Ich hatte eine Unterſuchung, die eine Handlung betraf, welche, wenn ſie kein Verbrechen geweſen wäre, dem menſchlichen Verſtande Ehre bringen, und eine öffentliche Bekantmachung verdienen würde. Ich führte die Unterſuchung mit aller Aufmerkſamkeit, und ich bot alle meine Kräfte auf, um das Verbrechen heraus zu bringen. Alles aber war vergeblich, ich konte nichts weiter zu Tage bringen, als daß das Verbrechen geſchehen, das übrige Reſultat war: non liquet. Ich ſandte die Unterſuchungsakten an die Behörde zur Abfaſſung eines Erkentniſſes ein. Ich wunderte mich mächtig, da mir als einem erfahrnen Inquirenten in dem Remiſſorio, noch dazu mit einem Verweiſe, die fernere Unterſuchung, jedoch ohne Anweiſung dazu, anbefohlen wurde. Wäre ich nicht in meinen Grundſäzen veſt geweſen, ſo hätte ich vielleicht wunderliche Dinge vorgenommen. Ich ſandte aber ſtatt deſſen meine Akten ſo fort zurük, und forderte beſondere Anweiſung zu der anbefohlnen weitern Unterſuchung. Und nun ward mir erlaubt, die Akten zurück zu legen, und ich hatte das Vergnügen nachher zu hören, daß der Herr Referent in groſſe Verlegenheit gekommen ſey, da er im Kollegio öffentlich geſtehen müſſen, daß er ſelbſt nicht die Möglichkeit einer weitern Unterſuchung einſehe. So leicht iſt es hierin zu fehlen. Leben Sie wohl!

N. S. Eben da ich dieſen Brief ſchlieſſe, erhalte ich einen Brief aus ***, welcher mir meldet, daß ein bekanter Rechtsgelehrter im Begrif ſey, ein neues **Lehrbuch des peinlichen Rechts** heraus zu geben, an dem er ſeit mehrern Jahren ſchon gearbeitet hat. Und ich kan theils aus der Kentniß, die ich vom Verfaſſer habe, theils aus den Aeuſſerungen meines Korreſpondenten urtheilen, daß dieſes Lehrbuch ganz das Ideal darſtellen wird, das ich Ihnen vorgezeichnet habe. Freuen Sie ſich mit mir, wenn Sie ein Patriot ſind, und laſſen Sie uns dem Manne Kraft, Eifer und Muſe wünſchen, ein ſo wichtiges Werk zu vollenden. Das hundertſte Ding aus neunundneunzigen wirds gewiß nicht, dafür bin ich Ihnen Bürge. Und Sie werden ſelbſt deſto ſicherer ſeyn können, daß ich Sie und das Publikum nicht vergeblich auf ein vorzügliches Werk vertröſte, da ich Ihnen ſagen darf, daß der Verfaſſer nicht nur ein Theoretikus iſt, der die Alten ſtudirt, der Jahrelang die Geſchichte aus ihren Quellen erforſcht und — dabei ſpekulative Philoſophie liebt und ein Denker iſt, ſondern daß er auch dabei Praktiker iſt, ſich geübt und ſeit 8 Jahren mehr als einen peinlichen Proceß mit Anwendung ſeiner ganzen Kraft bearbeitet hat. Und ich wenigſtens halte es für unmöglich, daß Jemand eine brauchbare Anleitung zur Führung einer peinlichen Unterſuchung ſchreiben könne, der nicht ſelbſt Inquirent iſt, oder doch wenigſtens einige Jahre es geweſen iſt, und über die Regeln ſeiner Arbeiten nachgedacht hat. Erfahrung lehrt hier, was uns keine Spekulation und Theorie lehren kan: nicht zu gedenken, daß uns die peinliche Gerichtsſtube Beiſpiele von Wendungen menſchlicher Handlungen, welche auf die Moralität der Handlung ſelbſt den wichtigſten Einfluß haben, aufſtellt, die der Theoretiker kaum ſich als möglich vorſtellen kan und die doch wichtige Gegenſtände theoretiſcher juriſtiſcher Unterſuchungen abgeben würden. — Ich freue mich alſo auf die neue Erſcheinung und will, wenn ſie meiner Erwartung entſpricht, dann gern meinen Koch verbannen. Und ich traue Ihnen ſo viel deutſche Biederkeit zu, daß Sie dann ſelbſt mit Hand anlegen werden.

◆

Ueber Amyntor.

An Herrn Prof. Eberhard.

Laſſen Sie uns bei Beſtimmung derjenigen Wörter anfangen, auf welche es hier vorzüglich ankömt. „Der **moraliſche Sinn**, ſagen Sie, iſt als **eine bloſſe natürliche Fähigkeit** (Vermögen) gute und böſe Handlungen zu unterſcheiden, zu **betrachten** d. i. als eine ſolche, die als bloſſe Fähigkeit (Vermögen) zwar nicht nothwendig auf eine richtige Art wirkt, deren Gründe doch aber zu der **Natur** der menſchlichen Seele ſelbſt gehören, die folglich nicht erſt entſtehen, wenn es jemand gefallen hat, gewiſſen Handlungen nach Willkühr eine Sittlichkeit zu geben, die ihnen nicht natürlich iſt.„

Ich will dieſe Worte nach der von Ihnen angenommenen philoſophiſchen Sprache **Leibnizens** und Baumgartens prüfen. **Vermögen** oder **Fähigkeit** drükt nach derſelben eine bloſſe **Möglichkeit** aus, und wenn demnach **das** moraliſche **Gefühl** nichts iſt, als eine bloſſe Möglichkeit, die ſittlichen Handlungen zu erkennen; ſo hat wohl noch kein Menſch geleugnet, daß dieſe Möglichkeit uns angeboren ſeyn müſſe. Denn da wir wirklich einen Unterſchied zwiſchen den Handlungen empfinden, ſo muß es auch möglich ſeyn, daß wir ihn empfinden. Darüber iſt aber nie Streit geweſen. Leibniz und die übrigen Vertheidiger des angebornen moraliſchen Gefühls verſtanden darunter **ein gröſſeres bedingtes Vermögen**, eine Fertigkeit, und dies muß man darunter verſtehen, wenn der Ausdruk **moraliſcher Sinn** überhaupt etwas bedeuten ſoll. Sie verſtehen auch in der Folge Ihres Discours jederzeit eine Fertigkeit darunter, denn wie könten Sie ſonſt ſagen, daß das moraliſche Gefühl wie eine blinde Kraft wirke? Daß es den Landmann zu gewiſſen Handlungen beſtimme? u. ſ. w. Es iſt nöthig, daß ich dieſe klein ſcheinenden Anmerkungen voraus ſchicke. Durch dergleichen weite Definitionen wird der Leſer präokkupiert, und es werden ihm unvermerkt Folgerungen aufgedrungen, welche mit den vorher gegebenen Begriffen in gar keiner Verbindung ſtehen. Es iſt alſo nothwendig, dieſe Begriffe zuerſt aufs Reine zu bringen.

Wenn alſo irgend ein Zuſammenhang zwiſchen dieſer Definition und dem nachfolgenden iſt; ſo muß ich das **moraliſche Gefühl** in der alten Bedeutung nehmen, nach welcher es ſo viel heißt, als eine **Neigung**, ein **Inſtinkt**, das **Gute** und **Böſe**, **Recht** und **Unrecht** zu erkennen. So ſind ja auch die angebornen Grundſätze der Vernunft nicht bloſſe unwürkſame Vermögen, ſondern ſie ſind ſtets bereit ſich anzuwenden und ſich zu äuſſern, ſobald ihnen Gegenſtände vorgehalten werden, an welchen ſie ſich äuſſern können: und die angebornen Grundſätze der Moral ſind nichts anders als die Vernunft-Principien in einer andern Beziehung: und was von dieſen gilt, das muß von jenen auch gelten.

Nun aber iſt es äuſſerſt ſonderbar, wenn Sie hinzuſetzen: **die als bloſſe Fähigkeit zwar nicht auf eine richtige Art wirkt.** Freilich, als bloſſe **Fähigkeit** kan ſie weder auf eine richtige noch unrichtige Art wirken; aber wenn es einmal eine **Neigung** iſt, das Gute und Böſe zu unterſcheiden; ſo muß ſie auch ſolches nothwendig unterſcheiden. Denn geſezt die Seele hielt das Böſe für etwas Gutes, und das moraliſche Gefühl würkte alſo auf eine unrichtige Art; ſo muß ſie dieſes doch auch nach irgend einem Princip gethan haben: ſie würde alſo zwei Principia enthalten (zwei moraliſche Gefühle haben), nach welchen ſie das Gute und Böſe unterſchied, die ſich gerade einander widerſprächen: und da man nicht begreift, wie das eine oder das andre durch die Erfahrung oder ſonſt einen Weg in die Seele ſollte gekommen ſeyn; ſo müſſen ihr, nach Ihrer eignen Art zu ſchlieſſen, beide angeboren ſeyn, und die Seele würde nun gar nicht wiſſen können, welches von beiden das wahre Princip ſey, und würde daher wegen des Guten und Böſen in ewiger Ungewißheit bleiben müſſen.

„Deren Gründe, ſetzen Sie in Ihrer Erklärung hinzu, doch aber zu der Natur der menſchlichen Seele ſelbſt gehören.„ Dieſe Gründe nun ſind (nach S. 72. Amynt.) der Grundtrieb der Seele, das zu wollen, was ſich ihr unter der Geſtalt des Angenehmen darſtellt, was ihr das Gefühl ihrer Thätigkeit, ihres Lebens, ihres Vorwärtsdringens gewährt. Hierzu brauchten ſie warlich nicht ſo weit auszuholen. Wenn uns weiter nichts angeboren ſeyn ſoll als dieſer Grundtrieb; da durften Sie nur, um des allgemeinen Beifals gewiß zu ſeyn, Ihr Raiſonnement ſo ordnen:
„Die menſchliche Seele iſt eine Kraft, Vorſtel-
„lungen zu haben; Vorſtellungen ſind entweder
„angenehme oder unangenehme (Erfahrungs-
„ſatz); angenehme Vorſtellungen nennen wir
„diejenigen, welche die Seele begehret und will
„(Erfahrungsſatz); dieſes Verlangen der menſch-
„lichen Seele nach angenehmen Vorſtellungen iſt
„der Grund des ſittlichen Gefühls (nach S.
„72);

„72); es gehört auch zu unſerm Begriffe ei-
„ner Seele überhaupt. Was zu dem Begriffe
„eines Dings **nothwendig** gehört, das gehört
„**nothwendig** dazu, oder, iſt ihm angeboren;
„folglich iſt der menſchlichen Seele das Verlan-
„gen nach angenehmen Vorſtellungen angeboren,
„oder, es iſt ein Grundtrieb. Dieſer Grundtrieb
„enthält die Gründe des moraliſchen Gefühls;
„Gründe haben ihre nothwendigen Folgen; ſind
„alſo die Gründe des moraliſchen Gefühls da,
„— ſo muß auch das moraliſche Gefühl da
„ſeyn; das heiſt: ſind die Gründe des mora-
„liſchen Gefühls der Seele angeboren, ſo muß es
„auch das moraliſche Gefühl ſeyn; nun aber
„iſt das erſte wahr, alſo auch das leztere.„
Q. E. D.

Das klingt nun ſehr ſcientifiſch, ſehr gründlich, und mich dünkt, ich habe Ihrem Beweiſe durch dieſe Form nicht geſchadet; aber glauben Sie im Ernſt, daß hierdurch das angebohrne moraliſche Gefühl erwieſen iſt? Glauben Sie, daß wir auch nur um ein Haar breit näher an unſer Ziel gerükt ſind? Ich kan dieſe Leichtgläubigkeit neben ihrem Scharfſinne nicht vermuthen. Denn iſt es nicht offenbar, daß dieſer Beweis ein bloß philoſophiſches Blendwerk iſt, das bei näherer Beleuchtung in ſein voriges Nichts zurükfällt? Es iſt eine bloſſe Analyſis des Begrifs von der menſchlichen Seele, den wir a priori als Hypotheſe angenommen haben, um die Erſcheinungen der menſchlichen Seele oder ihre Wirkungen zu erklären, und dem alſo auch nur in ſofern Wahrheit zugeſtanden werden kan, als er mit der Erfahrung zuſammentrift.

Ueberdem iſt der Beweis ſophiſtiſch, denn obgleich nicht geleugnet werden kan, daß **Gründe** oder Urſachen, die das moraliſche Gefühl möglich machen, in der Seele liegen, ſo ſind es doch nicht **zureichende Gründe**, indem ohne hinzukommende Erfahrung das moraliſche Gefühl weder wirklich iſt noch wirklich ſeyn kan: da der ganze Begrif relativiſch iſt.

Die Wörter **Natur**, **nothwendiges Geſez**, **ewig** u. ſ. w. erſchreken mich eben ſo wenig. Dieſe ſtolzen methaphyſiſchen Namen betäuben nur den allererſten Anfänger; ſie verlieren aber ihr Anſehen, ſobald man durch ihre Zergliederung entdekt, daß es willkührlich angenommene Begriffe ſind, die der menſchliche Verſtand aus Eitelkeit erſonnen zu haben ſcheint, um den Grenzen ſeines Wiſſens einen wohlklingendern Namen zu geben, als das unphiloſophiſche Geſtändniß klingen würde: **Wir wiſſen es nicht, hier iſt unſre Weisheit am Ende.** Die Gründe gehören zur **Natur** der menſchlichen Seele, heißt daher weiter nichts, als ſie gehören zu dem Begriffe, den wir uns von der Seele machen, und ein **nothwendiges** Geſez des Verſtandes, iſt ein Geſez, ohne welches **unſer Begriff** vom Verſtande über den Haufen fallen würde. Denn wir können gar keinen **würklichen** Gegenſtand, der dem Begriffe **Natur, nothwendig** u. ſ. w. korreſpondirte, und dieſe Wörter ſind von der Bezeichnung reeller Wahrheiten ſo weit entfernt als unſre Begriffe von ihren wahren Objecten.

Es iſt richtig, daß die Handlungen eine gewiſſe beſtimte Beziehung auf uns haben, oder daß ihnen eine Sittlichkeit natürlich iſt; dahin kan man alle Philoſophen bringen, wenn man die Kunſt verſteht, die Misverſtändniſſe wegzuräumen; ſo wie auch alle erſinnliche Objecte gegen den Körper in einem beſtimten Verhältniſſe ſtehen, welches gar nicht willkührlich iſt: aber nur allein der Verſtand kan dieſe Beſtimmungen entdeken: beſonders gilt dieſes von ſittlichen Handlungen ganz uneingeſchränkt. Auf das **phyſiſche** Gefühl würkt der Gegenſtand unmittelbar, und es bedarf der bloſſen Apperception um das Angenehme von dem Unangenehmen zu unterſcheiden; die Objecte des **moraliſchen** Gefühls aber ſind Vorſtellungen, Gedanken, und es ſezt alſo Kentniſſe zum voraus, und ſeine Empfindung wird von dem Verſtande eben ſo beſtimmt, wie das phyſiſche von den ſinnlich berührenden Gegenſtänden: es iſt aber die Frage, ob man das moraliſche Gefühl ſo von dem Verſtande trennen könne, wie das phyſiſche von den ſinlichen Gegenſtänden, und ob dieſe Trennung in der Seele, ſo wie in unſern Begriffen ſtatt findet, welches man ſchwerlich erweiſen wird *).

Aber auch alsdenn wird das moraliſche Gefühl nicht das Vermögen ſeyn, gute und böſe Handlungen zu unterſcheiden, ſondern nur das als böſe erkante zu verabſcheuen und das als gut erkante zu lieben, und in dieſem Verſtande kan man ein moraliſches Gefühl zulaſſen, welches aber den Moraliſten wenig helfen würde, da hierdurch noch nicht entſchieden wäre, ob die Begriffe von Gut und Böſe, Recht und Unrecht erſt vorher durch die Erfahrung erworben werden müſſen: denn dieſe ſollen ja als das Richtmaas alles möglichen Guten und Böſen in der Erfahrung, ſchon in der Seele bereit liegen. Es hängen alſo dieſe beiden Säze genau zuſammen, und wer das angeborne moraliſche Gefühl vertheidigt, muß auch die angebornen Begriffe annehmen, weil der Verſtand nach dieſen erkant und ohne Erkentniß keine Sittlichkeit empfunden werden kan. Folgende drei Säze ſind demnach unzertrennlich mit einander verbunden und müſſen von den Vertheidigern des

---

*) Rouſſeau thut etwas ähnliches in ſeinem Emile: La raiſon ſeule nous apprend à connoitre le bien et le mal. La conſcience, qui nous fait aimer l'un et hair l'autre, quoiqu' independante de la raiſon, ne peut dont ſe developper ſans elle.

des angebornen moraliſchen Gefühls erwieſen werden:

1) Die allgemeinen Begriffe von Güte, Realität, Vollkommenheit in ſo fern ſie es in Beziehung auf uns ſind, müſſen *a priori* in uns ſeyn.

2) Wir müſſen uns dieſer Begriffe *a priori* bewuſt ſeyn können, und nach dieſen Begriffen die äuſſern Objekte oder vielmehr ihre Vollkomenheit, Realität und Güte meſſen und alſo ihre Beziehung auf uns auch ohne Erfahrung erkennen können.

3) Wir müſſen eine Fertigkeit haben, das als gut erkante zu lieben und das als bös erkante zu verabſcheuen.

Jede Realität würde demnach durch unmittelbare Apperception erkannt und begehrt, und es wäre Betrug und Täuſchung nie zu fürchten, weil ein unveränderlicher Maasſtab in der Seele läge, an dem ſogleich alle falſche Waare erkant werden müßte. Der zweite Saz enthält zugleich den einzigem Weg, auf welchem wir zur Gewißheit der angebornen Begriffe gelangen können. Denn, müſſen wir erſt durch Erfahrung unſre Begriffe von Gut und Böſe berichtigen: müſſen wir uns erſt unendlichemal irren, ehe wir die wahre Beziehung der Dinge auf uns kennen lernen; wie können alsdenn die Begriffe in unſrer Seele liegen, wenn wir etwas Gutes für Böſes, und eine Negation für Realität erkennen? Wenn daher angeborne Jdeen uns nicht mehr ſchädlich als nützlich ſeyn ſollen; ſo müſſen ſie die Möglichkeit und Fertigkeit enthalten, jeden ſpeciellen Fall, der unter ihnen enthalten iſt, ohne die weitere Analogie zu Hülfe zu nehmen, zu entſcheiden, ſo bald er dem Verſtande vorgelegt wird, und wenn alſo der angeborne moraliſche Sinn nicht ein Wort von leerer Bedeutung und mehr als Hypotheſe, ſtatt des demüthigenden Bekenntniſſes: wir wiſſen nicht, wie dies Gefühl entſteht, ſeyn ſoll, ſo muß es eine Fertigkeit ſeyn, die Güte der Handlungen, ſobald ſie ihm vorgehalten werden, zu empfinden.

Denn ſo wie der Sinn des Gefühls auch ohne alle Uebung hart und weich, rauch und glatt von einander unterſcheidet; ſo muß auch der moraliſche Sinn den Werth einer jeden Handlung beſtimmen können. Jn der That brauchen wir das Wort **Sinn** und **Gefühl** auch nie anders als von Fertigkeiten, die wir nicht erſt erwerben, ſondern die uns angeboren ſind. Jn dieſem Verſtande ſind alle unſre Sinne angeborne Fertigkeiten, und wenn man ſagt, daß ſie vervollkommnet werden können; ſo nimt man oft die Vervollkommung des Verſtandes und der Urteilskraft ſtatt der Vervollkommung der Sinne, die eigentlich blos nach den Geſezen der Organiſation und des Wachsthums erfolgen kan. So iſt es wirklich das Urtheilsvermögen, welches vervollkommet iſt, wenn der Blinde die Farben durchs Gefühl unterſcheidet. **Sinn** heiſt alſo jedesmal Fertigkeit (promptitudo) etwas zu vernehmen, denn die bloſſe Möglichkeit an ſich nent man nie einen Sinn. Man darf nur die Wörter **Schönheitsſinn, muſikaliſches Gefühl** u. ſ. w. vergleichen, bei welchen allen der Begrif von dem bloſſen Vermögen (Möglichkeit) viel zu weit, und gar nicht zu brauchen iſt.

Dieſen von mir angegebnen Begrif wird man auch im **Plato** finden, wenn man das, was im **Menon, Phädon, Phädrus** und andern Dialogen über dieſe Materie vorkommt, zuſammen nimmt. Was **Schaftsbury** und **Hutcheſon** darüber geſagt haben, läuft beinah auf daſſelbe hinaus. **Leibniz** nent die angebornen moraliſchen Wahrheiten, ſo wie die angebornen Ideen überhaupt, angeborne **Neigungen, Anlagen, Fertigkeiten, natürliche Kräfte,** und unterſcheidet ſie blos von der würklichen Handlung, ob er gleich behauptet, daß manche ganz unmerkliche Handlungen dieſe Kräfte begleiten. (S. Nouv. Eſſ. T. I.) Was **Hume** darüber äuſſert, ſind bloſſe Erfahrungsſäze, und er ſcheint mit allem Fleiß in ſeinen moraliſchen Schriften die metaphyſiſchen Regionen vermieden zu haben. **Cruſiuſſens** angeborner Gewiſſenstrieb ſtimmt mit dem Begriffe von den angebornen Neigungen und Fertigkeiten vollkommen überein, und beſtimmt die Sache noch genauer (S. deſſen Moral). Ihre Fähigkeiten müſſen hier auch eben daſſelbe bedeuten: denn wie könten ſie ſonſt ſagen, daß ſie, wie blinde Kräfte eben ſo unwiderſtehlich auf den ungebildeten als gebildeten Menſchen wirken? (S. 72.) Der **Erweiterungstrieb**, die **Perfectibilität** iſt ein unterſcheidendes Merkmal der lebendigen und beſonders der vernünftigen Geſchöpfe und unſre ganze Kentniß der menſchlichen Seele hängt daran: aber dieſer Trieb kan unmöglich der zureichende Grund des moraliſchen Geſezes ſeyn, weil dieſer allererſt Erkentniß vorausſezt, welche aber allein durch Erfahrung erworben werden kan. Doch damit wir uns nicht immer in dem Kreiſe herumdrehen, ſo laſſen Sie uns die Unterſuchung auf den Punkt wenden, von welchem nach meinem Bedünken der ganze Streit abhängt, nehmlich auf die **angebornen Grundwahrheiten.**

Der Hauptbeweis für dieſelben iſt: **die Ideen von Realität, Vollkommenheit u. ſ. w. können nicht von auſſen in die Seele gekommen ſeyn; alſo müſſen ſie der Seele angeboren ſeyn.** So vermuthete Leibniz in ſeinen *Nouv. Eſſ.* ſo demonſtriren Sie in

Ihrem Amyntor (Siehe die Anmerkungen S. 25.)

Zuerſt ſollten wir aber doch bedenken, daß wir die Prämiſſe dieſes Schluſſes auf keine Art erweiſen können. Denn wer iſt denn wohl im Stande alle mögliche Arten, wie allgemeine Begriffe entſtehen können, aufzuzählen, da wir nicht einmal eine einzige mit Gewißheit kennen? Wenn man noch ſagte: wir begreifen nicht, wie die allgemeinen Begriffe in die Seele kommen, und vermuthen daher, daß ſie ihr angeboren ſind, aber nein, man glaubt eine Demonſtration!! führen zu können, in welcher apodiktiſche Gewißheit iſt, und von der alſo der Verſtand zum Beifall mit Gewalt genöthigt wird. Nur Schade, daß dies Geſchäft bisher ſo ſchlecht gelungen iſt. Man könte nach dieſer Art zu ſchlieſſen mit weit mehr Gewisheit dem Ochſen oder jedem andern Thiere allgemeine Begriffe beilegen. Denn der Ochs entſchließt ſich nie durch ein Mauſeloch zu kriechen; er muß alſo Ideen von groß und klein haben, die wie blinde Kräfte auf ihn würken, und da man nun nicht leicht begreift, wie dieſer allgemeine Begrif, welcher macht, daß er jedes Mauſeloch von einem Thore unterſcheidet, in die Seele des Ochſen von auſſen hergekommen iſt; weil er gar keine vollſtändige Induction machen kan; ſo muß ihm dieſer Begrif angeboren ſeyn: denn, (kan ich nach Ihrem Raiſonnement recht gut fortfahren,) woher kommt das allgemeine Urtheil des Ochſen, daß ein Thor gröſſer ſey als ein Mauſeloch? Durch die Erfahrung kan er nie von dieſer Allgemeinheit gewiß werden, denn alsdenn müſte er jedes Mauſeloch mit jedem Thorwege verglichen haben; man weiß aber, daß der Ochs vor ſeinem allgemeinen Schluſſe dieſe Vorſichtigkeit weder beobachtet, noch beobachten kan, und dennoch probiert er es niemals durch ein Mauſeloch zu kriechen; wie kömt es nun, daß der Ochs nie anſteht durch ein Thor zu gehen, wenn er es auch noch niemals geſehen hat, und daß er es nie verſucht, in ein Mauſeloch zu kriechen? Wornach kan er dies anders erkennen, als nach angebornen allgemeinen Begriffen? —

Dieſe Folgerungen werden Sie nicht wollen gelten laſſen, und doch ſeh ich nicht, wie Sie ſie nach Ihren Grundſäzen wegſchaffen können. Es iſt aber dieß ein gewöhnliches Schikſal der Spekulation, ſo bald ſie dem Gängelbande der Erfahrung entläuft, daß ſie ſich in Ideen verliert, die entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil mit der Erfahrung zuſammen treffen.

Die Grundwahrheiten ſagen Sie, können von auſſen nicht in die Seele gekommen ſeyn. Aber was heiſt das überhaupt: Die Wahrheiten kommen von auſſen in die

Seele? Wahrheiten ſind freilich keine Objecte, welche von auſſen hinein geſchoben werden können, ſondern es ſind die Wahrnehmungen gewiſſer Beziehungen der Objecte auf die Seele: es wird bei jeder Wahrheit ein Object, und ein Erkentniß-Urtheilsvermögen, Verſtand vorausgeſezt; würden nun dem Verſtande Wahrheiten als Objecte (ſo wie Schafe und Rinder) vorgehalten, und er appercipirte ſie; ſo wären dieſe Wahrheiten von auſſen unmittelbar hineingekommen, die Wahrheiten finden ſich aber nicht, als ſchon vorhandne Objecte, ſondern entſtehen auf eine ganz andre Art. Doch ich weiß, was Sie ſagen wollen.

Ihre Meinung iſt folgende: Es liegen in der Seele allgemeine Grundwahrheiten, und wenn nun eine gewiſſe Anzahl einzelner Fälle, die unter dieſen Grundwahrheiten begriffen ſind, der Seele vorgehalten werden, ſo kan ſie ein richtiges Urtheil fällen, das ſich nicht allein über dieſe einzelnen Fälle zuſammen genommen erſtreckt, ſondern es wird auch durch die Vorhaltung dieſer einzelnen Fälle in der Seele dies Bewuſtſein der allgemeinen Grundwahrheit rege gemacht, vermöge welcher nun die Seele alle mögliche Fälle, die unter die allgemeinen Wahrheiten gehören, ſie mögen in oder auſſer dem Gebiet ihrer Erfahrung liegen, beurtheilen kan. Die Seele weiß z. B. noch nichts von dem allgemeinen Geſeze: **Jedes Ding hat ſeinen**

zureichenden Grund; es kommen ihr nun Erſcheinungen vor, an denen ſie aus der Erfahrung erkent, daß ſie einen Grund haben, und nun erwacht auf einmal der Saz in der Seele: **jedes Ding hat ſeinen zureichenden Grund.** Nun ſchließt die Seele, ohne weiter zu unterſuchen, von allem, was ihr je vorkömmt, daß es auch einen zureichenden Grund haben müſſe, mit gleicher Gewißheit: denn die Geſeze der Seele ſind nothwendig: die Grundwahrheiten ſind ihre Geſeze, alſo ſind ſie auch nothwendig, und alles, was aus ihnen folgt, iſt ſelbſt nothwendig und apodiktiſch gewiß.

Zur Erkentniß dieſer allgemeinen Wahrheiten, ſagen Sie nun weiter, gelangen wir entweder durch Erfahrung, oder ſie liegen ſchon in der Seele, und die Erkentniß wird blos durch die Erfahrung **erwekt**; das erſtere iſt nicht möglich, folglich das leztere gewiß. Sollte das erſtere möglich und wirklich ſeyn, ſo müſſen wir alle beſondern Fälle, die unter einer allgemeinen Wahrheit begriffen ſind, erfahren können und wirklich erfahren; dieß können wir aber nicht; folglich iſt die Kentniß der allgemeinen Wahrheiten durch Erfahrung unmöglich, und ſie müſſen uns angeboren ſeyn? So habe ich, glaube ich, Ihren Beweis in ſeiner ganzen Stärke dargeſtellt.

Erfah-

Erlauben Sie mir nun, daß ich zu ſeiner Prüfung zwei Fragen unterſuche, die erſte: Haben wir wirklich eine apodiktiſche Gewißheit, von allgemeinen Vernunftwahrheiten? und die zweite: Iſt keine andre Art möglich zu ihrer Erkenntniß und zu der gewiſſen Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit zu gelangen, als die angegebne, und rührt ihre Erkentniß gewiß von dem innern Anſchauen her?

Ueber Amyntor.

An

Herrn Prof. Eberhard.

Was in der Welt, welche wir erkennen, iſt und geſchieht, iſt und geſchieht nach gewiſſen Geſezen. Dieſen Saz giebt jeder zu, der ihn verſteht: und es kan alſo die Frage nicht ſeyn, ob es dergleichen Geſeze gebe: denn dieß wird vorausgeſezt; ſondern man fragt bloß, ob wir dieſe Geſeze, es ſeyen nun aller oder einiger Erſcheinungen, durch das unmittelbare Anſchauen, d. h. mit apodiktiſcher Gewißheit erkennen? — Nun aber kömmt mir der Streit, ob ein Saz unumſtößliche Gewißheit habe, überhaupt ſehr ſonderbar vor. Denn wenn der Saz apodiktiſche Gewißheit hat, ſo kan gar kein Streit darüber entſtehen, denn das Weſentliche eines apodiktiſch gewiſſen Sazes beſtehet eben darinnen, daß man ſobald man ſich ſeiner bewußt wird, an ſeiner Wahrheit gar nicht zweifelt, ſondern mit unwiderſtehlicher Gewalt zur Ueberzeugung hingeriſſen wird. Mir iſt nun kein einziges allgemein anerkantes Geſez des menſchlichen Verſtandes, als bei welchen dieſe Unterſuchung vornehmlich ſtehen bleibt, bekant, als der Saz des Widerſpruchs oder das Principium der Identität. Denn der Saz des zureichenden Grundes das Principium Indiſcernibilium u. a. m. können ſchon deswegen nicht hieher gehören, weil ſoviel darüber geſtritten worden iſt; und der Umfang deſſelben bald ſo bald anders beſtimmt wird. Apodiktiſche gewiſſe Säze ſind ferner die Säze der Mathematik und individuelle Erfahrungskentniſſe nicht als Kentniſſe würklicher und reeller Dinge, ſondern der Erſcheinungen oder, daß die Phänomene ſo erſcheinen, wie ſie erſcheinen.

Laſſen Sie uns nun unterſuchen, wie wir zur Gewißheit dieſer Säze gelangen: vielleicht führt uns dieß unvermerkt zum Ziele, wo wir entdeken, wie die Gewißheit jener bewirkt wird. Unmittelbare ſinliche Anſchauung iſt der erſte Weg, auf welchem wir zur apodiktiſchen Gewißheit gelangen, und von der Beſchaffenheit ſind alſo alle Erfahrungsſäze: denn wenn auch alles, was ſinlich erkant wird, nur als Phänomen erkant wird, ſo müſſen wir doch von dem Phänomen jederzeit feſte Gewißheit haben, weil wir ſonſt gar nichts erkennen würden, und keine Apperception ſtatt finden könte. Wenn ich die rothe Farbe ſehe, ſo fält mir nie ein zu zweifeln, ob ich nicht vielleicht die weiße Farbe ſehe, denn geſezt auch, es ſey eine ſolche Stralenbrechung, von welcher ich aus anderweitigen Gründen überzeugt ſeyn könte, daß ſie die gelbe Farbe zu Stande bringen müſte, ſo würde dieſe Erkentniß der unmittelbaren Wahrnehmung der Sinne doch nachſtehen müſſen, und dieſe Wahrnehmung würde alle geſunden Geſeze, aus welchen man mir erklären wollte, daß mein Auge die gelbe Farbe wahrnehmen müſte, mit allem Rechte für falſch erklären.

Die Gewißheit der Mathematik, wird durch die **reine Anſchauung** erlangt. Es wird in der Mathematik der Begrif des Raums, der Ausdehnung und der Gröſſe vorausgeſezt. Hiernächſt konſtruirt der Verſtand Begriffe, denen er ſelbſt ihre Realität giebt, und ſie folglich zu allgemeinen erheben kan, indem es gar nicht darauf ankömt, daß eine individuelle Gröſſe in der Erfahrung, zu der von dem Verſtande für allgemein angegebnen paſſe, oder daß die Figuren der Mathematik ſich auch würklich in der Erfahrung finden. Der menſchliche Verſtand iſt in der Mathematik ſelbſt Geſezgeber und Schöpfer; die Materie, das Chaos iſt der Raum, und hier ſteht es ihm frei Begriffe zu conſtruiren, die für jedes mögliche Individuum paſſen müſſen, weil er es iſt, welcher die Merkmale a priori beſtimt, die ſich an jedem einzelnen Individuo finden ſollen, und demnach jedes Individuum, an dem ſich die feſtgeſezten Merkmale nicht finden, ausgeſchloſſen iſt.

Univ.-Bibl.
München

Man begreift daher, wie in der Mathematik im Einzelnen die Allgemeinheit angeſchaut d. h. unmittelbar erkant werden kan. Bei den Geſezen des menſchlichen Verſtandes, und der Natur iſt der Fall ganz anders. In der Mathematik giebt der menſchliche Verſtand die Geſeze ſelbſt; hier aber ſind ſie ſchon gegeben und er muß ſie aufſuchen. Das ſcheint mir der wahre Grund zu ſeyn, warum man in jener ſo bald und in dieſer ſo ſpät zur Gewißheit gelangt.

Unterdeſſen ſcheint es doch, als ob einige Geſeze des menſchlichen Verſtandes mit eben ſo vieler Gewißheit von der Seele erkant würden, wenigſtens iſt dieß von dem Saze des Widerſpruchs gewiß. Der Grund aber, warum wir deſſen Allgemeinheit anerkennen, ſcheint mir der zu ſeyn, weil wir die Allgemeinheit dieſes Geſezes beinah eben ſo wie einen Begrif der Geometrie in einem einzelnen Individuo anſchauen können, und wir müſſen alſo bei der Anſchauung eines einzigen Objects die Wahrheit dieſes Sazes einſehen. Die erſte Bedingung, welche möglich macht, daß der Verſtand denken kan, iſt: daß ihm Objecte gegeben ſeyn müſſen; dieß muß der menſchliche Verſtand erkennen, ſobald er nur denken kan. Denn die Handlung des Denkens erfordert jedesmal einen Gegenſtand, und die Wegrükkung aller Gegenſtände hebt alles Denken auf. Wer denkt, denkt etwas; dieſen Saz kan die Seele in jedem einzelnen Objecte des Denkens ganz anſchauen, weil **nichts** alles Denken aufhebt. Nun aber iſt A., das zu gleicher Zeit nicht A. iſt, mit **Nichts** völlig identiſch, und kan alſo nicht gedacht werden, folglich kan der Saz des Widerſpruchs als das erſte allgemeinſte Geſez des menſchlichen Denkens in jedem einzelnen Saze vollkommen angeſchaut d. h. unmittelbar erkant werden; aber die Seele ſchöpft die Erkentniß dieſes Sazes nicht aus ſich ſelbſt, obgleich die Operation des Denkens dieſem Geſeze unterworfen iſt, ſondern ſie ſchauet ihn an einem einzelnen Subjecte an, gerade wie in der Mathematik das Allgemeine in einzelnen erkant wird. Der Saz enthält aber weiter nichts, als die erſte Bedingung alles Denkens, und muß alſo nothwendig mit dem Begriffe von **Denken** erkant werden. Leibniz hatte vollkommen Recht, das Principium der Identität als das allgemeinſte Princip aller nothwendigen Wahrheiten anzunehmen, oder es als den **allgemeinſten Ausdruk aller nothwendig bejahenden Säze** zu betrachten, und dieß iſt unſtreitig weit deutlicher geſagt, als es die Alten ausdrükten, wenn ſie behaupteten, daß alle Wahrheiten für den Verſtand nur **Eine** große Wahrheit ausmachten. Allein da dieſer Saz, wie **Kant** deutlicher und ſcharfſinniger als ſeine Vorgänger gezeigt hat, nur für analytiſche Urteile gilt, ſo kan er uns zur reellen Wahrheit gar nichts helfen, denn wir können zwar ein Object als möglich denken, und alle Beſtimmungen, die wir aus dem Begriffe des Objects herleiten, bejahen, aber da lernen wir weiter nichts, als daß das, was wir denken, nicht Nichts d. h. nicht kein Object des Denkens ſey, ob es aber reelle Würklichkeit habe, ob es als Gegenſtand wirklich appercipirt werden kan, kan durch das bloße Denken unmöglich, ſondern einzig und allein durch Erfahrung ausgemacht werden.

Das Object des menſchlichen Denkens ſey nun entweder bloße ſelbſtgeſchaffene Idee, oder ein Gegenſtand aus der Erfahrung; ſo muß die Seele im erſtern Falle alle Beſtimmungen für wahr erkennen, die ſie ihr ſelbſt beilegt und im zweiten alle die, welche ihr auf Veranlaſſung des Objects vorgeſtellt werden. Daß aber die Erkentniß dieſes Geſezes von inrer Anſchauung komme, kan auſſerdem, daß der Gedanke ſchon äuſſerſt ſpizfündig und dunkel iſt, auf keinen Fall erwieſen werden, weil wir von einer ſolchen innern Anſchauung, wenn man nicht das unmittelbare Bewuſtſeyn darunter verſteht, gar keinen Begrif haben. Es iſt überdem eine wichtige Bemerkung, die hieher vorzüglich gehört, daß wir alle allgemeinen Begriffe und Säze nur als Hypotheſen anzuſehen haben, die nur alsdenn volle Gültigkeit erhalten, wenn ihnen die Erfahrung nicht widerſpricht. Daß dieſes wahr ſey, ſieht man an den vielen allgemeinen Begriffen und Säzen, die der Verſtand wieder zurüknehmen muß, ſobald ihn die Erfahrung eines beſſern belehrt. Könte der Menſch blos durch inres Anſchauen zu allgemeinen Begriffen überhaupt gelangen; ſo müſten ſie alle **gleiche** Wahrheiten haben; da aber dieſes nicht iſt; wie will man nun die ächten von den unächten unterſcheiden? und wie kam es, daß die Menſchen oft die falſchen Allgemeinſäze für eben ſo gewiß hielten als die, welche wir noch jezt für wahr erkennen. Der menſchliche Verſtand würde alſo doch nicht zur feſten Gewißheit gelangen können, weil er immer fürchten müſte, da er ſo manche für allgemein geglaubte Wahrheit verloren, noch eine zu verlieren. Ja er würde ſogar nicht einmal falſche Geſeze als wahr denken können, wenn man die Theorie von angebornen Wahrheiten gelten läßt. Denn ſo wenig es nach dem Carteſius möglich iſt, daß die Idee des **vollkommenſten** Weſens von auſſen in die Seele komme; ſo wenig iſt es auch möglich, daß die Idee des **Unvollkommenſten**, oder irgend eines Undings, hineinkommen könte, weil die Materialien eben ſo wenig aus der Erfahrung können genommen werden, und es würden alſo alle falſchen Ideen ihr eben ſo gut als die wahren angeboren ſeyn müſſen, und da alles, was die Seele durch das inre Anſchauen erkent, nothwendige Gewißheit hat; ſo müſte ſie auch das Wahre oder Unwahre einer ſolchen Idee aufs richtigſte angeben können, wogegen doch alle Erfahrung ſtreitet.

Es kan überhaupt wohl als Hypotheſe gelten, wenn Leibniz die Apperception durch eine Menge von Perceptionen entſtehen läßt, aber an Gewißheit, welche doch zum Grundbau der menſchlichen Glükſeligkeit gehört, hat er wohl ſelbſt nicht gedacht, da wir auch zu derſelben dieſen ganzen Apparatus entbehren können. Das höchſte was man alſo zugeben kan, iſt, daß der menſchliche Verſtand ein Vermögen beſizt nach der Analogie allgemeine Begriffe zu bilden, über deren Wahrheit er aber blos die Erfahrung entſcheiden laſſen muß. Das Land der Spekulation, iſt für den menſchlichen Verſtand das Land der Träume, worinnen er ſo lange Gewißheit haben kan, als er die Dinge auſſer ſich vergißt, die aber wie Luftſchlöſſer verſchwindet, ſobald er zu der Welt, die für ihm allein Würklichkeit hat, zurükkehrt. Unterdeſſen iſt es ihm angenehm zu träumen, und Träumerei auszuüben, weil er oft in dieſer Kunſt glüklich iſt, und das in der Erfahrung würklich findet, wovon er träumte. Wir müſſen uns alſo ja hüten dieſen Träumen Gewißheit beizulegen, bevor wir ihre Beſtätigung nicht in der Erfahrung gefunden haben, und die einzigen Säze, denen allgemeine Gewißheit a priori zugeſtanden werden muß, ſind diejenigen, durch welche Erfahrung möglich wird, welche wir aber in einzelnen ſo gut und ſo gewiß anſchauend erkennen müſſen, als in allen. Von dieſer Art ſind auch die mehreſten Allgemeinbegriffe. Die

Beſtimmungen, welche allen Dingen gemein ſind, ſind die, ohne welche ſie gar nicht Dinge ſeyn können und welche alſo nothwendig zuerſt erkant werden müſſen, weil bei deren Abweſenheit keine Vorſtellung irgend eines Gegenſtandes ſtatt finden könte. So die Begriffe Ding, Seyn, Subſtanz u. ſ. w. Dies ſind Beſtimmungen, die allen Dingen gemein ſind, und ohne welche überhaupt keine Erkentniß erfolgen kan, die alſo in jedem einzelnen Object als nothwendige Beſtimmungen für alle angeſchaut werden müſſen, und es iſt gar nicht nöthig, daß ſie angeboren ſind; ſie ſind ſchon an ſich mit jedem Bewuſtſeyn nothwendig verbunden, und müſſen bei jeder Erfahrung entſtehen. Denn es iſt z. B. ein Ding für den menſchlichen Verſtand, wenn es ihm zur Erkentniß gegeben wird oder werden kan. Durch die Vorhaltung des Gegenſtandes erfährt er alſo, daß es Exiſtenz hat. Durch die Wegrükkung des Gegenſtandes hört aber für den Menſchen die Exiſtenz auf, und er erkent ihn nicht mehr. Alſo lehrt ihn dieſe einzige Erfahrung, daß das Seyn allen Dingen zukommen müſſe, wenn er ſie erkennen ſoll. Und ſo wie er das Prädicat, welches die Kentniß des Gegenſtandes abſolut möglich macht, das Seyn nennt: ſo nennt er das Gegentheil das Nichtſeyn und lernt durch Erfahrung oder unmittelbaren Schluß, daß die Nonexiſtenz alle Erkentniß aufhebe. Dieſes alles aber erkent die Seele nicht aus ſich ſelbſt, ſondern

dern vermittelſt der Erfahrung, denn es iſt der Seele nichts angeboren, als die Möglichkeit die Begriffe zu erlangen, oder, **die Seele iſt ſich ſelbſt angeboren** *), d. h. die Seele iſt die Seele, in welcher wir keine vorhandnen Begriffe erfahren. Begriffe aber ohne Bewuſtſein ſind, man mag auch dagegen ſagen was man will, für uns Menſchen — eine Null.

Ueberhaupt aber kömmt es mir vor, als wenn man es ſich zu ſchwer vorſtelle, durch Erfahrung allgemeine Begriffe und allgemeine Wahrheiten zu erlangen. Man glaubt, es gehöre zu der Erkentniß einer allgemeinen Wahrheit aus der Erfahrung, eine vollſtändige Induction — dieß aber iſt nicht allgemein — denn dieſe kan blos in willkührlichen Begriffen z. B. in der Mathematik und bisweilen in der Naturgeſchichte erreicht werden, und wir müſten daher durch die Erfahrung und die Sinne zu gar keinem allgemeinen Saze gelangen können, welches doch die Meinung dieſer Philoſophen nicht iſt, und nicht ſeyn kan. Mir ſcheint es vielmehr, **daß die Seele ihre individuellen Begriffe und Säze zu allgemeinen extendire, und daß die Erfahrung und die Reflexion ihr allein dieſe Begriffe und Säze berichtigen helfe.** Wenigſtens ſpricht die Erfahrung viel deutlicher für **dieſe** Behauptung als die unmittelbare Empfindung für jene. Woher das Recht zu einer ſolchen Gewisheit komme, iſt eben das **humiſche** Problem, welches noch gar nicht ſo aufgelößt iſt, daß man es bei einer ähnlichen Unterſuchung übergehen könte.

---

*) Es iſt wunderbar zu leſen, wie Leibniz aus dieſem Saze die angebornen Ideen und Grundwahrheiten herleitet. Wenn dies nicht Wortſtreit iſt; ſo iſt es unbegreifliche Syſtemliebe.

Man hat ſich bisher bei Betrachtung der Natur der Thiere mit dem Worte **Inſtinkt** beholfen, und alles was man nicht erklären konte unter dieſem dunklen Worte verſtekt. Wie wenn uns dieſe Betrachtung einen Schritt weiter vorführte und uns lehrte, daß die Natur der Thiere darin vorzüglich von der unſrigen verſchieden ſey, daß die Thiere ihre ſinnlichen Ideen für allgemeine hielten, und ſie nicht durch Reflexion, ſondern allein durch unmittelbare Erfahrungen berichtigen könten? Das Thier ſcheint doch die Begriffe von **Sein**, **Dauer**, **Stärke**, **Widerſtand**, **Flüchtigkeit** u. ſ. w. ſo gut zu kennen, als wir. Denn der Hund unterſcheidet **das Daſein** und **die Abweſenheit** ſeines Futters gut, er weicht dem Steine, dem Baum, und allem was er nicht durchdringen kan u. ſ. w. Ich ſehe nicht, warum man dem Thiere nicht auch allgemeine Ideen zuſchreibt, um dieſe Phänomene zu erklären. Sie wirken ja auch ohne Bewuſtſein, wie blinde Kräfte; beweiſen ſich von freien Stüken bei jeder Veränderung der Seele thätig u. ſ. w. Nach meiner Vorſtellungsart iſt es blos die Bemerkung gewiſſer ſinlichen Eigenſchaften

ſchaften, die den Hund beſtimmt, jedesmal ſo zu handeln, wie ſein Trieb oder Empfindung ihm bei dem erſtenmale leitete, und dieſe macht es, daß er die Dinge von einander unterſcheidet. Nun ſtößt er ſich nicht an ſichtbare Gegenſtände, weil er bemerkt hat, daß dieſes ihm Schmerzen verurſacht. Die Bemerkung andrer Eigenſchaften in den Gegenſtänden beſtimmt ſeine Speiſe u. ſ. w. Gehen wir zu den Menſchen über, ſo finden wir ihn in einem ähnlichen Zuſtande. So ſehr man ſich auch gegen dieſes Aſſociationsſyſtem ſträuben mag; ſo wenig hat man es doch widerlegt, und die Folgerung, als ob dann der Menſch zu den Thieren herabgewürdiget würde, iſt eben ſo unrichtig als unreif und wird von den Gegnern nicht zugeſtanden. Wir können zwar den erſten Keim der Entwikelung des menſchlichen Verſtandes nicht beobachten, und das iſt der Grund, warum wir hier ſo im Dunkeln tappen; aber das erfahren wir doch mit Gewißheit, daß je jünger, je unerfahrner, und je weniger unterrichtet der Menſch iſt; deſtomehr pflegt er ſeine individuellen Ideen, Urtheile und Kentniſſe für allgemein anzuſehen, und der relative Vorzug des menſchlichen Geiſtes ſcheint blos darin zu beſtehen, daß er ſeine Ideen durch mehrere Erfahrungen berichtiget und blos die für allgemein beibehält, von welchen ihm nicht die Erfahrungen das Gegentheil zeiget, und dies gilt ſowol von ſinnlichen als intellectuellen Begriffen.

Denn die Sinnen-Welt reicht doch dem Verſtande alle Materie zu Jdeen dar, wenn anders die bemerkten Eigenſchaften und Prädikate mit zu ihr gehören. Wir können Kräfte und Wirkungen nie anders, als an einem ſinnlichen Vehikel denken, und können ſogar nicht einmal wiſſen, ob ſie ohne dieſes exiſtiren können, indem die Möglichkeit, daß etwas kan gedacht werden, noch gar nicht die Möglichkeit der Exiſtenz mit ſich führt, wie man ſich gewöhnlich einbildet, denn dieſe Möglichkeit exiſtirt in unſerm Verſtande, und es bleibt ganz unausgemacht, ob auch in den Dingen.

Wir können alſo dieſen Kräften in unſerm Verſtande Subſiſtenz beilegen, aber ſie iſt und bleibt ein bloſſes Traumbild; wir können Eigenſchaften der Dinge verkleinern, erweitern, trennen, zuſammenſezen, ſie einem Subſtrato beilegen, aber alles blos um unſrer Schwachheit und Bequemlichkeit willen; an Exiſtenz auſſer unſerm Verſtande müſſen wir nie denken, wenn uns nicht die Erfahrung davon überführt. Der allgemeine Begrif **Pferd** war gewiß ehe in dem Menſchen als **Bucephalus** u. ſ. w. aber nicht als ob ihm dieſer Begrif angeboren und bei Erblikung eines Pferds erweckt worden ſey; ſondern die Geſtalt eines einzelnen Pferdes machte einen ſinnlichen Eindruk auf ihn, welchen er mit einem Namen bezeichnete; ſo oft nun dieſer Eindruk wiederholt wurde, legte er ihm, oder dem Gegenſtande der ihn verurſachte, dieſen Namen

men wieder bei, und hielt die Gegenſtände nur in ſo fern für verſchieden, als die Eindrüke es waren, welche Verſchiedenheit nicht ſo groß iſt, daß ſie ihn beſtimmen ſollte, einen andern Namen zu erfinden. Von dieſem einzelnen Subject trägt nun der Menſch die bemerkten Eigenſchaften auf alle über, und läßt ſeine Vorſtellung blos von den nach und nach entſtehenden Erfahrungen modificiren. So würde einer der blos ſchwarze Pferde geſehen, und nie von andern gehört, auch nach keiner weitern Analogie zu denken gelernt hätte, ſchlieſſen: **Alle Pferde ſind ſchwarz.**

Was Sie in der 10ten Anmerkung über die Nothwendigkeit der angebornen Begriffe zur Sprache geſagt haben, beweißt weiter nichts als das, worüber kein Menſch ſtreitet, daß der Menſch und die ganze Natur nach gewiſſen Geſezen gemacht iſt. Sie hätten aber erweiſen müſſen, daß wir dieſe Geſeze durch reines Anſchauen a priori ohne alle Erfahrung erkennen; dies haben Sie aber nirgends gethan. A poſteriori ſehen wir erſt, daß die Dinge wirklich ſo eingerichtet ſind, daß ſie viele Prädikate mit einander gemein haben und ſchlieſſen daraus die weiſe Einrichtung unſers Verſtandes, welcher ſonſt nie zu allgemeinen Begriffen gelangen könte, die auf Erfahrung anzuwenden wären. Es hindert aber die Richtigkeit unſrer Erkentniß auch nicht, daß wir falſche allgemeine Urtheile fällen, weil uns die Erfahrung als ein Präſervativ und Berichtigungsmittel gegeben iſt, und wir dieſen allgemeinen Säzen und Begriffen nur in ſofern Wahrheit zugeſtehen dürfen, als ihnen von der Erfahrung nicht widerſprochen wird. Den Begrif des Denkens erhält die Seele durch den Aktus ſelbſt, und dieſer iſt bei den Menſchen ohne Sinnenwelt nicht möglich; alſo wird er ſich des Begrifs des Denkens durch Erfahrung bewuſt. In dem Begriffe vom Denken liegt der Saz des Widerſpruchs und wir werden von deſſen Gewißheit durch Verſuche überzeugt, die uns lehren, daß mit ihm alles Denken aufgehoben wird. Die übrigen allgemeinen Säze behalten nur ſo lange Gewißheit, als ſie nicht die Erfahrung widerlegt, und erhalten den Namen der Grundwahrheiten, wenn in der Erfahrung weder je ein Fall gefunden iſt, der ihnen widerſpricht, noch auch ſich ein Fall in der Erfahrung als möglich denken läßt, der ihm widerſprechen könte. Darnach müſſen alle allgemeinen Säze, die man je dafür ausgegeben hat, und künftig dafür ausgeben wird, geprüft werden, und es erhellet ſchon aus dieſer Art der Prüfung, daß unſre Grundſäze blos auf dieſe Phänomenwelt und auf unſre Erfahrungen; auf Facta aber, die wir uns auſſer derſelben denken, gar nicht paſſen können. Jeder kan ſeine einzelne Erfahrung zum allgemeinen Geſez erhöhen; aber er muß ſich ergeben, ſobald ihn andre Erfahrungen widerlegen. Der Menſch iſt geneigt, allenthalben Aehnlichkeiten aufzuſuchen, Prädikate abzuziehen, und zu probieren, ob ſie auf mehrere Dinge paſſen. Dies hat uns die Geſeze der Bewegung, den Saz des zureichenden Grundes und eine Menge andrer Wahrheiten verſchaft, aber wir haben auch durch eben dieſe Neigung eine Menge Hirngeſpinſte entſtehen geſehen, die aber nach und nach wieder verſchwinden. Zu einigen wird mehr, zu andern weniger Zeit und Beobachtung erfodert. Der menſchliche Verſtand verallgemeinert Begriffe und Geſeze und dieſe allgemeinen Begriffe und Geſeze behalten ſolange ſubjective Gewisheit, als ihn ſeine oder andre Erfahrung nicht widerlegt. Wären der menſchlichen Seele die allgemeinen Säze überhaupt angeboren; ſo wären ihm die falſchen mit angeboren, und da die Erfahrung lehrt, daß er dieſe oft für wahr hält; ſo würde er nie ein entſcheidendes Merkmal der Wahrheit haben, da er ſich beider allein durch innres Anſchauen bewußt werden muß; ſind ihr die wahren allein angeboren; warum unterſcheidet er jene nicht von dieſen durch unmittelbares Anſchauen? und wie gelangt die Seele überhaupt zu falſchen Allgemeinſäzen?

Nach dieſen vorangeſchikten Gedanken möcht ich nun die beiden obigen Fragen ſo beantworten: 1) Wir haben allerdings von einigen Vernunftwahrheiten apodictiſche Gewißheit, aber nur in ſofern ſie auf Gegenſtände der Erfahrung angewandt werden.

2) Von innrer Anſchauung wiſſen wir gar nichts. Die allgemeinen Wahrheiten ſcheinen ſich durch die Neigung der Seele, die individuellen Beſtimmungen und Geſeze zu verallgemeinern, zu entſtehen, und erhalten ihre Gewißheit allein durch die Erfahrung, und durch den Begrif von deren Möglichkeit. Die Begriffe von **Realität, Güte, Vollkommenheit** u. ſ. w. ſind relativ, und drüken blos die Beziehung der Gegenſtände auf unſer Erkentnißvermögen, oder auf unſre Empfindung aus, und die Erkentniß derſelben muß alſo lediglich von der Erfahrung abhängen. Der Menſch hat einen Trieb nach angenehmen Empfindungen; dies lernen wir aus der Erfahrung; was dieſen angenehmen Empfindungen entſpricht, heißt Realität, Vollkommenheit u. ſ. w. Es giebt viele Gegenſtände in der Welt, welche angenehme Empfindungen erregen, aber nicht alle von gleicher Dauer. — Die Summe der angenehmen Empfindungen macht die Glükſeligkeit des Menſchen aus; er muß alſo ſuchen dieſe Summe ſo groß als möglich zu machen, d. h. er muß die Gegenſtände kennen lernen um diejenigen herauszuſuchen, die ihm das dauerhafteſte Vergnügen gewähren. Könte der Menſch durch innern Inſtinkt ohne alle Erfahrung das wahre Gute an jedem Gegenſtande erkennen; ſo würde die Meinung vom angebornen moraliſchen Gefühl etwas aus der Erfahrung für ſich haben. Dieß iſt aber nicht, ſondern er muß durch Verſuche

ſuche und durch den Verſtand an Merkmalen das Gute kennen lernen. Er findet bald, daß grobes, ſinnliches Vergnügen kurz, vorübergehend, veränderlich iſt, daß es oft gröſſere Schmerzen nach ſich läßt. — Er findet noch eine Quelle von angenehmen Empfindungen in ſich — ſeinen Geiſt zu erweitern — andren Glük zu ſchaffen — er fühlt den Vorzug dieſer Vergnügen in ſich und bemerkt es an andern — dies beſtimt ſeinen Verſtand, und dieſer, wenn Gewohnheit und Leidenſchaft nicht das Wiederſpiel halten, ſeinen Willen. Sein Verſtand räth ihm bei Kolliſionen zu Aufopferung der ſinlichen Freuden gegen die geiſtigen. Dieſe Erkentniß muß ſich der rohe Menſch, den man ſich ohne Erziehung denkt, durch Erfahrung erwerben. — In ſolchem Zuſtande können wir den Menſchen gar nicht beobachten; ſo bald wir ihn kennen lernen, iſt er im geſelligen Zuſtande und beſizt ſchon mehr oder weniger von dieſer Einſicht, die ihm die Weiſeren mittheilen, durch Beiſpiel, Worte, Strafen, Belohnungen und tauſend andre Mittel — daraus entſteht Glaube, Gewohnheit, ſittliches Gefühl, Fertigkeit, einzelne Handlungen zu beurtheilen. Je unrichtiger die practiſche Kentniß des Guten und Böſen iſt, die wir in der Jugend erhalten haben, deſto unrichtiger iſt das moraliſche Gefühl; je reiner und wahrer die praktiſche Kentniß; deſto richtiger und wahrer unſer Gefühl. Alſo hängt das moraliſche Gefühl von der Kentniß ab die wir vom Guten und Böſen haben. Dieſe hängt von dem praktiſchen Leben, von der Erfahrung ab, und von der richtigen Beobachtung der Wirkung der Gegenſtände auf die Seele; alſo hängt das moraliſche Gefühl von der Erfahrung ab. **Angenehm** und **unangenehm** ſind relative Begriffe und können alſo abſolute nicht erkannt werden; eins von den Korrelatis liegt in der Erfahrung, alſo können ſie ohne Erfahrung nicht erkant werden.

Angenehm als abſoluter Begrif könte nichts heiſſen als die Möglichkeit, Diſpoſition, dies Angenehme zu empfinden; in dieſem Verſtande iſt aber der Begrif hier nicht zu gebrauchen. Sollten die Begriffe **gut**, **reel**, **Tugend** nach dem **Plato** als Ideen in der Seele ſeyn, ſo müßte blos das wirklich Reelle, Gute u. ſ. w. dieſen Ideen entſprechen. Da aber die Seele auch oft Negationen für Realitäten hält, welcher Idee entſpricht alsdenn die Negation als Realität? Wollte man ſagen, daß nur das Reelle der Idee wirklich entſpräche, ſo iſt dies nichts geſagt: denn entſpräche das **Negative** der Idee nicht, ſo würde doch das **Negative** nicht als reel gefühlt werden. Dies iſt aber oft der Fall.

Man entehrt alſo das moraliſche Gefühl gar nicht, wenn man es eine **Gewohnheit** nennt. Auch darf man ſich nicht wundern, daß dieſe Gewohnheit ſo allgemein iſt; und noch weit weniger dies zu einem Einwurfe machen: denn

Gewohnheiten entſtehen durch oft wiederholte Aktus. Die Gegenſtände, es mögen dies nun Handlungen oder äuſſere Objecte ſeyn, haben einen gewiſſen beſtimten Werth in Beziehung auf den Menſchen; dieſer Werth wird nach dem Angenehmen und der Dauer des Unangenehmen beſtimt, und das Angenehme hängt von den Empfindungsgeſezen und der Beziehung der Gegenſtände auf das Begehrungsvermögen ab. Alle Menſchen ſuchen das Angenehme, finden es durch Erfahrung; je nach dem nun dieſe Erfahrung leicht zu machen iſt, nach dem wird ſie allgemeiner ſeyn und die Wiederholung derſelben Urteile über die Erfahrung wird das moraliſche Gefühl bilden. Werden nun dieſe Urteile als Reſultate von ſchon gemachten Erfahrungen mitgetheilt, ſo werden ſie natürlich auch eher in Gefühl und Gewohnheit übergehen. Daher die Feinheit des moraliſchen Gefühls in dem Maaſſe zu nimmt, als die Urtheile über Gut und Böſe Recht und Unrecht berichtiget werden, und je früher und je ſtärker dieſe Urtheile eingeprägt werden, mit deſto gröſſerer Kraft beweiſen ſie ſich wirkſam.

Ich bin daher ganz Ihrer Meinung, wenn Sie behaupten, daß man der Jugend die Religion früh einprägen müſſe, ich glaube die Tugend kan nie zu früh eingeprägt werden. Es kan auf dieſe Weiſe ſehr gut das Uebereinſtimmende des moraliſchen Gefühls unter allen Menſchen gezeigt werden. Es hängt dieſes nemlich allein von der Aehnlichkeit der Seele und ihrer Empfindungswerkzeuge, und von den ähnlichen Beziehungen, welche die Objecte auf dieſe haben, ab. Die Differenz wird immer blos von der Verſchiedenheit der Erfahrung und der Reflexion abhängen d. h. Kultur und Aufklärung wird das moraliſche Gefühl verfeinern; Unwiſſenheit und Dummheit werden es ſtumpf machen.

Ueberhaupt aber ſcheinen mir die Epikuräer (wie Sie ſie nennen) im Philoſophieren einen Schritt weiter zu gehen, geſezt der Schritt wäre auch unſicher. Der Grund unſers Beifals und Abſcheues iſt das moraliſche Gefühl ſagen die Dogmatiker, und das moraliſche Gefühl glauben Sie erklärt zu haben, wenn Sie es durch eine Beſtimmung der Seele oder durch eine Fertigkeit, Neigung erklären, das Gute zu billigen. Aber merken Sie nicht, daß Sie ſich durch dieſe Erklärung blos im Kreiſe herumdrehen? — Die Gegner gehen einen Schritt weiter und behaupten, daß das moraliſche Gefühl daraus entſtehe, daß das Gute Vergnügen macht und wir alſo des Vergnügens halber dieſe Neigung haben. Sie berufen ſich auf Handlungen des Wolthuns, der Menſchenliebe u. ſ. w. und glauben die Epikuräer durch Erfahrung widerlegt zu haben. Aber dies iſt ein Streich in die Luft. Denn jenen iſt es gar nicht eingefallen zu leugnen, daß Menſchenliebe und Wolthun nicht edlere Vergnügen gewähre als das Kizeln der gröbern Sinne. Die Epikuräer, wie man ſie mit einem gehäßigen Namen nennt, leugnen das Daſeyn des moraliſchen Gefühls gar nicht; ſie behaupten nur, daß es durch Objecte der Erfahrung gebildet werde, ohne daß ſie prätendiren das Wie gehörig zeigen zu können, welches ein Gegenſtand der Spekulation bleibt. Dieſes Wie iſt aber gar nicht der Willkühr Preiß gegeben, ſondern beruhet auf Geſezen, die aber noch nicht hinlänglich entdeckt ſind und, weil ihr Entſtehn der Beobachtung entzogen iſt auch ſchwerlich je entdekt werden.

Der Dogmatiker hingegen ſchneidet den Faden der Unterſuchung ganz ab und fällt in den Fehler der Philoſophie der Faulen, indem er den Schöpfer vor den Riß treten, und dem Menſchen das moraliſche Gefühl und die Grundwahrheiten gleich fix und fertig anſchaffen läßt. Es iſt freylich leichter zu ſagen, der Kirſchbaum liegt mit allen ſeinen Zweigen und Blättern in dem Kern und entwikelt ſich blos, als zu zeigen, wie der Baum in den Kern komme. Eben ſo ungerecht iſt der Vorwurf, den ein groſſer engliſcher Moraliſt ihnen macht, daß man aus dieſem Syſtem den plözlichen Beifall und das ſtarke Gefühl von etwas Liebenswürdigen in gewiſſen Handlungen, die bei entfernten Völkern und Zeiten geſchehen, und wobei der Billigende nicht einmal an die ſo entfernte Abzwekung auf ſeine Glükſeligkeit gedacht, nicht erklären könne. Der Epikuräer weiß ſo gut als Hutcheſon, daß wir uns nicht aller Bewegungsgründe unſrer Neigungen bewußt ſind, daß vieles im Dunkeln zubereitet wird, was im Lichte hervortritt, aber er weiß nur, daß dieſe Zubereitung doch vorgegangen iſt, und wagt es hinter den Vorhang zu ſchauen, um die Natur bei ihrer Arbeit zu belauſchen, oder, wenn er dies nicht kan, doch hin und her zu rathen, und dieſes Rathen erhebt er nur gegen den Dogmatiker zu einer ähnlichen gewiſſen Behauptung, um ihn in ſeinem Koncepte irre zu machen. Er fliegt alſo wirklich höher in der Spekulation; nur vergißt er nicht, nichts aus der Spekulation für Erfahrung zu beſtimmen, ſondern läßt jene allein von dieſer leiten, ſo bald etwas fürs praktiſche Leben ausgemacht werden ſoll.

Doch Sie werden müde ſeyn, Gedanken zu leſen, auf die Sie Rükſicht zu nehmen vielleicht nicht der Mühe werth achten. Unterdeſſen würden Sie doch allen, die ſich von der Gewisheit Ihrer Säze nicht überzeugen können, einen groſſen Gefallen thun, wenn Sie ſolche noch mehr befeſtigten, und insbeſondere nichts als erwieſen vorausſezten, wovon wir nicht durch unmittelbare Anſchauung, Empfindung oder Erfahrung gewiß ſeyn können.

W.

Ueber
Semlers neuen Verſuch.

An
Herrn Prof. Trapp.

Liebſter, beſter Freund,

Ich habe meinen Namen verſchwiegen, um Ihnen eine verdrüßliche Stunde zu ſparen; aber nun können Sie es wiſſen; ich war es, der Sie vor drei Wochen in Hamburg ſo ämſig ſuchte und nicht fand. Ich hatte nur einige Stunden Zeit. O der Verdruß, Sie nicht anzutreffen, hat mir meine ganze Reiſe verbittert.

Ich dachte Sie ſo recht zu überraſchen, und hatte mich den ganzen Weg über mit den vergnügten Unterhaltungen beſchäftiget, die ich mit Ihnen haben würde, und die mich für Ihr langes kaum erklärliches Stillſchweigen ſchadlos halten ſollten. Aber dis gelang mir nicht, und — warum wollt ich auch der Freuden zu viel und ſchriebs Ihnen nicht vorher? —

Ich hoffe aber, dieſer Vorfall ſoll Ihnen wenigſtens einen Stoff geben, mir recht viel, wenigſtens ſo viel von ſich zu ſchreiben, als wir in dieſen vier Stunden hätten ſprechen können. Was machen Sie ſelbſt, was macht Ihre vortrefliche Gattin, ihre Pflegekinder, ihre Gehülfen? Und wie kommt es, daß Sie ſo gar nicht in der gelehrten Welt erſcheinen? Ich habe ſeit Ihrem Aufenthalt in Hamburg nichts als zwei bis drei Anmerkungen von Ihnen geſehen. Zwar iſt mir dis wohl erklärbar. Es war immer Ihr feurigſter Wunſch, ſo ganz in der Stille zu leben und ohne die Aufmerkſamkeit der groſſen Welt zu erregen, Ihre unermüdete Thätigkeit im Stillen wirken zu laſſen. Dort, wo Sie vor dem Geifer des Neides und den unverſehnen Pfeilen der Verläumdung und den Schlingen der Kabale ſicher ſind, haben Sie, glaub ich, dieſen Wunſch erreicht, und genieſſen die Früchte der edelſten Ruhe.

Ich vermuthe um ſo mehr, daß es Ihnen wohl geht, da diejenigen, welche Ihnen hohnnekend bei Ihrer Abreiſe aus Halle den Stab brachen und ihre ſpottenden Weiſſagungen mit vieler Zuverläßigkeit ausgoſſen, kein Wörtchen von deren Erfüllung hören laſſen. Wohl Ihnen, daß Sie ſo auſſer aller kollegialiſchen Verbindung ſind! — Ohnerachtet unſer hieſiger Zirkel ſo unendlich gros und mannichfaltig iſt; ſo ſind wir deshalb von der Kabale nicht ſicherer. Univerſitäten ſind nicht allein der Siz dieſes Ungeheuers. Es giebt allenthalben **Menſchen**, die der Eigennuz und der Neid beherrſcht, er finde ſie in der Häkebude oder auf dem Lehrſtuhle, auf der Kanzel, oder am Hofe, die Verbindungen und Gelegenheiten ſind immer da; nur ihre Aeuſſerung iſt ungleich. Jezt nichts mehr davon. Sie ſollen heute von mir einige lange ſehr lange Briefe leſen, die Sie mit den Gedanken eines Mannes unterhalten werden, von dem Sie es vielleicht am wenigſten vermutheten, mit einem Buche von **Semlern.**

Sie wiſſen, daß ich bei meiner Lektür gemeinlich excerpire und meine Urtheile beifüge und mir dabei gern einen Freund vorſtelle, dem ich dieſe Urtheile mittheile. Ich hatte lange nichts von **Semlern** gehört und geleſen, als mir dieſer **neue Verſuch** *) von ihm in die Hände fiel, und mit ihm alle die Diſpüten, die ich mit Ihnen und Baſedowen über doppelte Lehrart, Grundſäze der Auslegung ꝛc. gehabt hatte, erneuert wurden. Da fiel es mir nun gleich ein, dieſe alten Gedanken in Ihnen auch wieder zu erneuern, und Ihre Seele einmal ein Stündchen auf dis

---

*) D. Joh. Salomo Semlers neuer Verſuch die gemeinnüzige Auslegung und Anwendung des neuen Teſtaments zu befördern. Halle 1786.

Buch hinzulenken. Und ich fürchte mich um ſo weniger, mich an Ihnen damit zu verſündigen, denn ich weis, daß es Ihnen ſauer wird, ſich durch die Dornen des Semleriſchen Stils durch zu arbeiten, um die Roſen zu pflüken, und daß Sie die goldnen Früchte lieber da brechen, wo ſie dem Genuſſe leicht angeboten werden, als wo ſo viel Mühe erfordert wird, erſt die eiſernen Schaalen zu zerſchmeiſſen.

Semler war, wie Sie wiſſen, mir immer ein verehrungswerther Mann. Sein Verdienſt um die Aufklärung in der Theologie ſteht ſehr hoch, und der Weg, den er wählte, um Eingang zu finden, und ſeine Zeitgenoſſen aufmerkſam zu machen, war nach meiner Meinung der beſte und ſicherſte. Er ging den Gang der Geſchichte. Seine unermeßliche Beleſenheit und ſein erſtaunendes Gedächtniß reichte ihm eine unendliche Menge Materialien, aus welchen die verblendetſten Theologen hätten ſehen müſſen, daß alle ihre Syſteme auf eine zufällige Art entſtanden wären, und daß in ſolchen abwechſelnden Meinungen unmöglich etwas göttliches oder nothwendiges ſeyn könte. Um von dieſem für die wahre Religion ſo verderblichen Vorurtheile befreit zu werden, läßt ſich wirklich kein beſſeres Mittel denken, als wenn die menſchliche Art gezeigt wird, wie es bei Feſtſezung der Kirchenformeln zugegangen iſt. Denn was helfen alle Gründe a priori und aus der geſunden Vernunft, welche noch ſo triftig beweiſen, daß die Meinungen dem Verſtande widerſprechen? daß Gott vermöge ſeiner Weisheit keine Glükſeligkeit an dergleichen Syſteme und Formeln hängen würde? was hilft, ſag ich, dis alles gegen Theologen, welche die göttliche Auktorität der Vernunft entgegen ſezen und die Offenbarung ihrer Formeln als Faktum anſehen? So bald Fakta da ſind, für wahr gehaltne Fakta; ſo m[illegible]ch unſre Vernunft nach ihnen akkommodiren, und wir drehen und wenden es ſo lange, bis wir es von einer ſolchen Seite gefaßt haben, wo wir es mit unſrer Vernunft kombiniren können. Das einzige Mittel alſo, den Verſtand zu heilen, iſt: das Faktum umzuſtoſſen, und die Falſchheit deſſelben aus der Geſchichte darzuſtellen. Je unleugbarer dann der Zuſammenhang der Begebenheiten iſt, je deutlicher die Urſachen und die Entſtehungsart eines ſolchen göttlichen Anſehens kan entwikelt werden; deſto ſichrer iſt der Sieg über alle Zuhörer und Leſer.

Ich bin daher gewiß, daß Herrn Semlers erſter Theil ſeiner Dogmatik für Theologen eine fürtrefliche Lektüre ſeyn muß. Es werden tauſend ſeiner Zuhörer es in Herzen und öffentlich geſtehen, daß die erſten Stunden ſeiner Vorleſungen ihnen mehr wahres Licht über den Zuſtand der ganzen Theologie und Dogmatik insbeſondre gegeben haben, als alle noch ſo regelmäßige zuſammenhängende und ſyſtematiſche Vorträge, welche blos nach dem Kirchenformular mehr ängſtlich als frei eingerichtet ſind. Es werden es ihm alle ſeine Zuhörer, wenn ſie in ſeinen Vorleſungen dachten, geſtehen, daß er Unterſuchungsgrundſäze in ihnen aufgeregt hat, welche ſie auf ihre ganze Lebenszeit beibehalten und die ſie zwar auf Meinungen bringen können, die Herrn Semlers Denkart ganz entgegengeſezt ſind. Und Herr Semler wird ihnen dis nie verdenken; er wird ſich vielmehr freuen, eine ſolche Freiheit in ihnen veranlaßt zu haben. Denn er will ſchlechterdings keinem ein Syſtem aufdringen, ſondern blos ſeine Zuhörer in den Stand ſezen, ſich ſelbſt willkührlich und mit Vernunft eins zu bilden.

Die Klage der Studenten iſt ungerecht, wenn ſie verlangen, er ſolle ihnen ſein Syſtem vorbeten. Denn damit hätten ſie denn doch für ſich nichts wahres, wenn ſie anders keine Kinder ſeyn wollten. Wenn ſie aber Denker ſind; ſo erhalten ſie ja von Herrn Semlern alle Materialien, von welchen er ſein Privatſyſtem abgezogen hat, und nun müſſen ſie es ſich ja ſelbſt hiſtoriſch zuſammenſezen können, und wenn es ihnen dann gefällt, ſo können ſie es ja behalten.

Es iſt erſtaunend, wenn man hört, daß Hr. S. faſt keine Zuhörer mehr hat; ich könte beinah auf den übeln Zuſtand der Gelehrſamkeit unter den jungen Leuten und unter denen, welche ihnen rathen, daraus ſchlieſſen. Sie verlangen nichts als Formeln und darüber höchſtens eine leicht zu faſſende und eben ſo leicht zu vergeſſende Deklamation voller Tavtologien, um ja nicht zu viel zu denken zu haben.

Es ſcheint mir noch ungerechter, von Hrn. Baſedow, Herrn Bahrdt und andern, wenn ſie dieſen Mann gleichſam zwingen wollen, ſich denſelben Privatmeinungen zu unterwerfen, welche ſie ausgeſponnen haben, und wenn ſie wohl gar ſeine Bücher herkriegen und aus ſeinen Säzen Folgerungen ziehen, die er nicht zugibt. Solche Konſequenzmachereien ſollte man von denen nicht vermuthen, welche ſo ſehr nöthig haben gegen alle Konſequenzmacherei zu proteſtiren. Es muß Herrn Semlern völlig frei ſtehen zu beſtimmen, welche Folgerungen er als richtig anſehn will und ſein bloſſes **Nein** würde mich ſchon zum Nachgeben bringen, da man überdem bei ſeinem etwas dunkeln und weiten Ausdruk öfters ſeines Sinnes wegen in Ungewißheit verfällt. Daher ich ſelbſt, wenn etwa dieſer Brief Herrn Semlern zu Geſichte kömmt, ihn recht ſehr bitte, wenn ich etwa hier und da ſeinen Sinn unrichtig gefaßt, und ausgedrukt haben ſollte, dis nicht als vorſäzliche Konſequenzmacherei oder gar hämiſchen Betrug anzuſehen; ſondern es ganz allein der Schwachheit meines Kopfs oder der Dunkelheit ſeines Stils zuzuſchreiben, wie es ſeine eigne Einſicht ihm jedesmal als rechtmäßig angibt.

Ich glaube nicht, liebſter Trapp, daß Sie dieſe Exkurſion zu Semlers Lobe ungütig aufnehmen werden. Sie ſind ein zu ſanfter gerechter und billiger Mann, als daß Sie einen Schritt, zu welchen Sie ehemals eine groſſe Menge Kolliſionen in einer Stunde der Leidenſchaft zwang nicht gern wieder zurükthun ſollten, und daß Sie einem Manne wegen einiger Ungerechtigkeiten, die er gegen Sie beging, nicht ſelbſt ſollten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — **Semler** war ſchon voraus gegen jeden eingenommen, welcher Schützens Stelle erhalten würde, und ich prophezeihete Ihnen Ihre üble Lage gleich vom Anfang, ehe Sie noch aus meinen Armen ſich losriſſen und nach Halle giengen. Gegen Ihren moraliſchen Charakter konte Semler nichts anfangen, und iſt auch wirklich zu gutmüthig, um es ohne alle Beweiſe hämiſch zu wollen; er machte ſich alſo an Ihre Gelehrſamkeit. Sie haben weder Autores noch Patres edirt, und leztere wohl nie geleſen. Das war ihm genug, um Ihnen alle Profeſſorkentniſſe abzuſprechen. Denn es ſchleicht ſich mit dem Wachsthum der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit ein gewiſſer Stolz und mit der Mühe, die der Erwerb derſelben koſtet, ein gewiſſer Pedantismus in die Seelen der Menſchen ein, welcher ihnen in der Geſellſchaft welterfahrner Männer oft ein lächerliches Anſehn gibt, und vermöge welchen ſie alle die, in welchen ſie nicht dieſes oder jenes Maas von hiſtoriſchen Kentniſſen vermuthen, für elende Stümper anſehen, und in ihrer Geſellſchaft auf eine ſehr unmoraliſche Art verachten. — Wer wollte wohl den Werth der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit verachten? oder wer wollte ſich getrauen, ohne Sie auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch zu machen? Aber es iſt ein ſchlechter Beweis von ihrem Nuzen, ſich etwas darauf einzubilden und nach ihn auch das Maas des Verſtandes zu beſtimmen. Und doch gerathen Leute von groſſer hiſtoriſcher Gelehrſamkeit gewönlich in dieſen Fehler. Der Schluß iſt aber eben ſo unrichtig, als wenn ich ſchlieſſen wollte, daß jeder, der bei Hofe gelebt und mit vielen Menſchen umgegangen iſt, ſich auch viel Menſchenkenntniß erworben habe und daß er jeden andern darinn übertreffen müſſe, der weniger Menſchen geſehen hat. Der philoſophiſche Kopf lernt in einer Verbindung von zehn bis zwanzig oft mehr Menſchenkentniß als der mittelmäßige, bei den Tauſenden unter denen er ſich täglich herumtummelt. Pythagoras dachte bei dem Schall eines Schmiedehammers mehr als die Dunſe bei dem Durchwühlen aller Folianten, und Shakspearen fiel

bei

bei dem Namen Kariolan und Cäſar mehr ein, als dem ämſigſten Hiſtorienſchreiber.

Mit Semlern war es ſicher ein ähnlicher Fall. Er vermuthete zu wenig hiſtoriſche Gelehrſamkeit in Ihnen und deshalb erhub ſich ſein Herz ſchon zum voraus über Sie; das Gefühl ſeiner eignen hiſtoriſchen Gröſſe und das Präjudiz, das der Aerger über die Entlaſſung ſeines Freundes gegen Sie als den Succeſſor ſchon vorbereitet hatte, machten, daß er ſeine Vermuthung für Wahrheit hielt, und aus wirklicher Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit gegen Sie handelte. — In ſolchen Fällen wünſcht ich wohl der einen und der andern Partei immer einen unpartheiiſchen und redlichen Freund, der dieſe geheimen und dem handelnden Menſchen ſelbſt unbekanten Bewegungsgründe uns aufdekte, um uns wenigſtens von Handlungen zurük zu halten. Denn welcher Sterbliche bringt es in dieſer Welt zu der moraliſchen Vollkommenheit, ſich nie durch ſeine kleinen oder großen Leidenſchaften zu ungerechten Urtheilen über ſeinen Nebenmenſchen verleiten zu laſſen.

So hab ich immer die Sache angeſehen, und Sie beide zu entſchuldigen geſucht.

Semler ſcheint von Natur ſtarke Leidenſchaften zu haben, und um deſto leichter können ſie ihn ſelbſt wider ſeinen Willen verführen. Aber eben dieſelben werden auf der andern Seite Gründe ſeiner edlen und fürtreflichſten Handlungen. Eben die Hize, welche ihn antrieb, den armen Piderit in Kaſſel auszuſchimpfen und ihn ſogar bei ſeiner Obrigkeit übel abzumahlen, treibt ihn auch zu ſo vielen Mildthätigkeiten, von welchen ſein Leben ſo voll iſt. Ich zweifle nicht, daß man zu jedem Schimpfworte, welche einige Recenſenten Heerdenweis aus ſeinen Schriften ausgezogen haben, nicht auch eine gute That auffinden könte, um ſie darneben aufzuſtellen und jenes zu verdunkeln.

Sehn Sie lieber Freund, ſo iſt es allenthalben. Wo Schatten iſt, da iſt auch Licht, und wo Licht iſt, da iſt auch Schatten. Wenn man ſich doch daran gewöhnen könte, das eine wenigſtens nie ohne das andre aufzuſtellen, wenn wir uns einmal des Aufſtellens nicht erwehren können! dies als Vorrede, und morgen zum Buche ſelbſt.

Ich hoffe, es wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ich Ihnen den Auszug, den ich mir bei der Lektür der Semlerſchen Schrift gemacht habe, mit allen den freien Anmerkungen, welche mir dabei einfielen, hier mittheile. Sie wiſſen, daß man Herrn Semlern ſeit einiger Zeit in den Verdacht gehabt hat, als ob er ſich zu verſtellen ſuchte, als ob er ſein Syſtem mit Fleiß verſtecke, heimlicher Naturaliſt ſey u. ſ. w. Sie müſſen ſich erinnern, daß ich ſchon, ehe dieſe Sache zum Ausbruche kam, Herrn **Semlern** gegen Herrn **Baſedow** vertheidigte, daß ich oft über Baſedows damals entſtehende Grillen lachte, und daß die Projekte bei mir mehr Vergnügen als ernſthaftes Nachdenken verurſachten, mit welchen er ſchon damals umging, wie er es anfangen wollte, um Semlern **mit einer aſchichten Fauſt, wie einen Aal zu ergreifen, und ihn in dieſer Stellung zum Geſtändniß zu zwingen** *). Das war luſtig, aber Herr Semler hat ſich wohl nachher zu ernſthaft dabei genommen. Kurz mir ſcheinen alle dieſe Beſchuldigungen ungerecht und wenigſtens ganz unerweislich. Ich finde ihn in dieſem **neuen Verſuche** noch immer ſo wie ehedem, und ſeine Unternehmungen gegen den **Ungenanten** und gegen **Bahrdt** ſcheinen mir keinesweges ſeinen Meinungen zu widerſprechen. Denn was ich mir nicht aus ſeinen Meinungen erklären kan: das erklär' ich mir aus ſeinem Charakter, und dann ſcheint mir alles recht wohl zuſammenzuſtimmen. Für den Auszug ſelbſt müſſen Sie mir danken, denn ich habe alle Wendungen und Ausdrüke vermieden, von welchen ich vermuthete, daß ſie Ihnen misfallen würden. Wirklich iſt es ſchwer lange in einem fort in **Semlers** Schriften zu leſen. Die Gedanken ſind zu oft wiederholt, und das Wort **ehrlich** haben Sie ihm zwar ſo ziemlich abgewöhnt, aber dafür iſt **moraliſch** in deſto gröſſerm Ueberfluſſe da. Zum Spas fieng ich an, in der Mitte ein Pünktchen dabei zu machen, und in 80 Blättern zählt ich richtig ſechshundert. — Doch iſt mir dis mehr ſcherzhaft als daß es mich ſtören ſollte. Mein Auszug iſt getreu, und ich hoffe, daß ich Herrn Semlers Sinn nirgends verfehlt habe; wenigſtens iſt es nie mit Vorſaz geſchehen. Hier iſt er:

---

*) Worte des Herrn Baſedow: aſchicht mit Aſche beſtreut. Man pflegt die ſchlüpfrigen Fiſche ſo zu halten. Ich verſtund dies Wort nicht, als es Herr Baſedow ſagte: vielleicht mochte es mancher Leſer übergehn.

Herr Semler beſchreibt in der Vorrede auf eine ſehr edle und beſcheidene Art, wie er ſowohl in ſeinen Schriften als in ſeinem mündlichen Vortrag ſichs jederzeit zum Zwek gemacht habe, das **praktiſche** Chriſtenthum zu erheben und ſeine Leſer und Zuhörer dahin zu leiten, daß ſie dies immer als Hauptſache anſähen, und alle Betrachtungen, welche ſie zu ſolchen Unternehmungen und Entſchlüſſen bringen könten, welche dem Geiſte des Evangeliums, den Grundſäzen der allgemeinen Liebe widerſprächen, für unfruchtbar und zum Weſen des Chriſtenthums nicht gehörige Dinge zu betrachten. Alle Vorſchriften und Regeln, welche er zur Erklärung des N. T. hier wiederholt, gehen auch allein auf einen ſolchen edlen Zwek. Er hält mit Recht die Aufgabe für wichtig, wie der beſte und wirkſamſte Gebrauch des N. T. für jeden Chriſten befördert wird, und ſein Verſuch ſie aufzulöſen, muß jedem, dem die menſchliche Glükſeligkeit nicht gleichgültig iſt, willkommen ſeyn. — Wenn Herr Semler aber in eben dieſer Vorrede glaubt, daß ihn einige, **eben dieſer** edlen und ſchönen Abſicht wegen für einen gutmeinenden Schwärmer, für eine kleine Seele oder für noch etwas anders halten würden; ſo irrt er gewiß, und es verführt ihn ſein Eifer gegen die **lauten** Naturaliſten, wenn er auf eine nicht allzuglimpfliche Art, dieſen dies Urtheil ſchuld zu geben ſcheint, und leztere geradezu für müſſige Projektmacher erklärt. Nur ein Böſewicht könte die edle Abſicht Tugend unter den Menſchen auszubreiten für Schwärmerei oder kleinen Eifer erklären, und ich hoffe nicht, daß Herrn **Semlern** der Ausdruk **Naturaliſt** und **Böſewicht** gleichbedeutend iſt. — Wenn ſich einige Naturaliſten ſo weit vergingen, ihn wider ſeinen Willen in ihren Orden zu ziehen; ſo war dies mehr Uebereilung als vorſezliche Beleidigung von ihnen, und es lag gewiß eben jene gute Abſicht zu Grunde, womit Herr Semler ſeinen Verſuch, wenn er mißlingen oder fehlſchlagen ſollte oder wenn er ſeine Abſichten nicht immer durch die beſten Mittel erreicht entſchuldiget wiſſen will. Den Inhalt des Buchs ſelbſt, will ich Ihnen nach den Paragraphen herſezen:

Der erſte Abſchnitt giebt einige allgemeine Bemerkungen über die bisherige Geſchichte der chriſtlichen ſo wohl öffentlichen als Privatreligion, in ſo fern ſie auf den Urkunden der Bibel beruhen.

§. 1. Es hat von jeher, ſeitdem Menſchen denken und in gegenſeitiger Verbindung ſtehen, eine doppelte Religion gegeben, eine allgemeine moraliſche, welche unendlicher Stufen der Vollkommenheit fähig iſt, und eine blos politiſche und öffentliche, welche Prieſter oder Obrigkeit vorſagten. Dieſe iſt den jedesmaligen Kentniſſen, der Kultur und allen Lokalumſtänden eines Volks gemäß und unterſcheidet es äuſſerlich von andern Nationen. Jene gehört für alle Menſchen und iſt immer in dieſem oder jenem Maaſe ein Antheil der Klügeren oder Beſſeren einer Nation geweſen. Das Maas der darin erlangten Kentniſſe machte die Privatreligion eines jeden Weiſern aus, ohne daß er deshalb prätendirte eine Aendrung in der öffentlichen allgemeinen Religion vorzunehmen. — Es hat in der moraliſchen Welt d. h. in den Erkentniſſen, welche unſre höhere und geiſtige Glükſeligkeit vermehren, eben ſo wenig an neuen Entdeckungen gefehlt als in der politiſchen, ökonomiſchen ꝛc. — die eigentliche Abſicht Chriſti war dieſe moraliſche Religion unter den Menſchen allgemeiner zu machen, und dieſer chriſtliche Unterricht von einer neuen allgemeinen Religion iſt mehrere Jahre lang mündlich fortgepflanzt worden, ehe es die chriſtlichen Urkunden gab, welche wir die Bücher des neuen Teſtaments nennen. Sie ſollte vorzüglich die Privatreligion befördern, und das unternehmen, was unter den Heiden die Philoſophen und Dichter ꝛc. und unter den Juden die Propheten ſich immer zum vorzüglichſten Zwek gemacht hatten; ſie ſollte die Weiſern vermehren. Herr Semler will in der Folge ſeines Buchs das ſagen, was ſchon Leibniz mit vieler philoſophiſcher Präciſion geſagt hat: „Man hat die Beobachtung von jeher gemacht, daß der groſſe Haufen ſeine Religion in äuſſere Dinge ſezt; die ächte Frömmigkeit, Aufklärung und Tugend iſt nie ein Antheil der gröſſern Anzahl geweſen. Und darüber darf man ſich nicht wundern: es iſt nichts der menſchlichen Schwäche angemeßner. Das Aeuſſere rührt unſre Sinne von ſelbſt: zu dem Innern aber gehört eine anſtrengende Unterſuchung, wozu nur wenig Menſchen fähig ſind. Die wahre Gottesfurcht beſteht in der innern Geſinnung und in deren Ausübung im thätigen Leben; das Aeuſſere der Religion aber beſteht in bloſſen Zeichen von jener und iſt zwiefach; der eine Theil enthält die Ceremonien oder das äuſſere Anſehn eines tugendhaften Lebens und der andre die Glaubensformuln. Die erſteren gleichen von auſſen tugendhaften Handlungen und die andern verhalten ſich zur Wahrheit wie Schatten und nä-

„hern

„dern ſich bald mehr bald weniger dem reinen Lichte derſelben.

„Dieſe äuſſere Religion war nicht zu verachten, wenn ihr Stifter ſie ſo hätte einrichten können, daß ſie das, was ſie vorſtellt, wirklich aufrecht erhalten und ausdrüken könte; wenn die heiligen Ceremonien, die Kirchenzucht, die Ordensregeln, die menſchlichen Geſeze gleichſam ein Zaun um das göttliche Geſez wäre, der uns jederzeit von dem Laſter entfernte, uns zum Guten anhielt und uns mit der Tugend vertraut machte. Das war in der That der Zwek Moſes und andrer guten Geſezgeber und weiſer Ordensſtifter; dieß war vornemlich der Zwek Chriſti dieſes göttlichen Stifters der reinſten und erleuchteſten Religion ꝛc.

§. 2. Jede alte Religion war anfangs roh. Es liegt in allen eine anthropomorphiſche Denkart zum Grunde. Daher Opfer — Göttererſcheinungen, Offenbarung; Zorn, Eifer, Strafen, Prädilektion, Rathſchläge, Anſtalten der Gottheit ꝛc. Nach und nach nahmen dies die Klügern uneigentlich, da das Volk die eigentliche Bedeutung immer fort glaubte. Dergleichen Spuren finden ſich auch in den Propheten und Pſalmen, wo es in vielen Stellen und Ausdrücken ganz offenbar iſt, daß die Propheten mit den Ausdrüken einen andern Sin verbanden, als das Volk, und ihre Wünſche und ihre Prophezeihungen gingen immer auf die gröſſre Ausbreitung dieſer höhern Religion.

§. 3. Die nächſte Abſicht Chriſti war nur das Anſehn der bisherigen öffentlichen Religion, in ſofern ſie der Ausbreitung der allgemeinen moraliſchen entgegenſtand, zu ſchwächen, den Nationalſtolz und die Einbildungen der Juden, als ob ſie vorzüglich das Volk Gottes wären, wegzuräumen, und ſie mit der beſſern Religion, an der alle Menſchen gleichen Antheil haben müſſen, bekant zu machen. Chriſtus erwählte hierzu die ſchiklichſte Methode, welche billig von allen Lehrern und allen ſogenanten Aufklärern und Reformatoren nachgeahmt zu werden verdiente. Er knüpfte nemlich ſeine beſſern Einſichten an ihre alten Ideen, verband ſie mit Stellen aus ihren Urkunden u. ſ. w. und wollte dadurch bewirken, daß ſie ſelbſt anfingen zu denken und die alten Vorſtellungen gegen die neuen vertauſchten.

Daraus folgt unmittelbar, daß bei Nichtjuden oder ſolchen, die zu andern Zeiten und in andern Verbindungen leben, die beſſern Vorſtellungen gar nicht an jüdiſche Begriffe zu knüpfen ſind, weil dieſes blos zufällig und allein für die Juden war, indem die Nichtjuden von jenen jüdiſchen Kentniſſen gar nichts wiſſen: ſondern daß man ſie, ſo wie Chriſtus, an die vernünftigen Ideen knüpfen muß.

§. 4.

§. 4. Die Unterſuchungen über die Urkunden ſelbſt müſſen völlig frei ſeyn. Es thut nichts, ob man ſo oder ſoviel annimmt, ob man Offenbarung in dieſem oder jenem Grade geſtattet. Dies gehört zu eines jeden Chriſten eignen Vorſtellungen; er iſt nicht gezwungen, etwas hiſtoriſches hierüber zu glauben. Die Abſicht der chriſtlichen Religion iſt lediglich die **moraliſche Wohlfahrt** und dieſe könte ſelbſt ohne geſchriebne Urkunden erreicht werden: wir wiſſen doch, daß die wirkſamen Wahrheiten von Gott durch Chriſtum und die Apoſtel herkommen. (Aber warum könten ſie nicht auch von andern vernünftigen und weiſen Männern kommen? Es iſt doch das auch blos ein hiſtoriſcher Saz?) Kurz hierüber ſind die Meinungen frei, nur muß niemand die, welche er hat, zu einem allgemeinen Geſez auch für die übrigen machen wollen. Daher iſts eine **rohe** Anmaßung der Naturaliſten, wenn ſie die andern Chriſten für Dummköpfe halten, weil ſie von Wirkungen Gottes in die Seelenkräfte ſprechen.

(S. 12. gibt Herr Semler der Religion der Naturaliſten einen Hieb, den ſie gewiß nicht verdient. Doch, er mag wohl vielmehr auf einige Naturaliſten zielen als auf ihre Grundſäze. Die Gründe, die man aus dem Leben und Wandel und der Handlungsart der Naturaliſten führt, ſind nicht nur äuſſerſt ſchwach, ſondern ſie ſind auch ungerecht, unchriſtlich und immoraliſch. Da die Anhänger der chriſtlichen Partei der Zahl nach in unſern Ländern die ſtärkern ſind; ſo verurſachen freilich ſolche Seitenhiebe in vielen Leſern einen Kützel, und der die Hiebe austheilt, hat immer den lauten Zuruf und das Händeklatſchen auf ſeiner Seite, aber ich zweifle, ob man dieſen Trieb, um ſich zu ſchlagen, ſamt Kützel und Händeklatſchen aus den Grundſäzen der chriſtlichen Moral herleiten kan. Wollen die Chriſten ſich mit den Naturaliſten meſſen und den Sieg davon tragen; ſo müſſen ſie zeigen, daß aus ihren Grundſäzen der Sittenlehre nachtheilige Folgen entſpringen; ſie müſſen die Unmöglichkeiten darthun, daß ſie ihre Grundſäze wirkſam beweiſen, oder doch nicht ſo wirkſam beweiſen, nicht ſo viel zum Wol des Menſchen beitragen können, als diejenigen chriſtlichen Grundſäze, welche jene nicht annehmen. Die Naturaliſten haben nie etwas anders angegriffen als die hiſtoriſche Religion der Chriſten; alle Grundſäze, die in der menſchlichen Natur liegen, haben ſie mit ihnen gemein, und über die Entſtehungsart dieſer Erkentniſſe ſteht ja nach Herrn Semlers Urtheile einem jeden frei, ſich Vorſtellungen zu machen wie er will — und wie iſt es denn zu verlangen, daß der Naturaliſt für ſeine Religion nicht Enthuſiaſt ſeyn, d. h. nicht wünſchen ſoll, daß andre ihre Wahrheit auch fühlen möchten, da doch dieſen Enthuſiasmus für die chriſtliche Religion Herr

Semler ſelbſt S. 11. für eine Vollkommenheit zu halten ſcheint. Wenn alſo diejenigen Chriſten, welche die ganze beßre Religion blos in die moraliſchen Wahrheiten ſezen, als worin die Naturaliſten nicht um ein Haar von ihnen abweichen, den Verdacht vermeiden wollen, daß ſie nicht auch wie Luther gegen die ſchweizeriſchen Lehrer, nach Herrn Semlers Urtheile, blos der politiſchen Lage halber, oder, welches vielleicht dort auch der Fall war, aus bloſſem Ehrgeiz, um ſich nicht von andern bekehren zu laſſen, gegen die Naturaliſten losziehen; ſo müſſen ſie ſich billig ſolcher ſpöttiſchen oder gar verächtlichen Ausfälle enthalten. Der Naturalismus verdient nicht verſpottet noch weniger verachtet zu werden, und ſeine Anhänger werden von den Chriſten warlich weder durch das eine noch das andre, von der gröſſern Wirkſamkeit der chriſtlichen Moral überzeuget werden.)

§. 5. Aller Unterricht Chriſti und der Apoſtel iſt blos eine Anleitung zum weitern Nachdenken für jeden Chriſten; ſie haben kein Regiſter von allen Vorſtellungen gegeben, die jeder Chriſt haben ſollte. Dis wäre nicht nur wider die ganze menſchliche Natur, ſondern würde auch alle Freiheit aufheben. Chriſtus hatte auch nie eine Formel oder eine Summe von Ideen für alle Chriſten feſtgeſezt.

§. 6. Die Ueberzeugung, daß Jeſus der im A. T. verheißne Meßias ſey, bewirkte vorzüglich die doppelte Lehrart, nach welcher die Juden ſchon an eine vielfache Erklärung gewöhnt waren, und leicht dahin gebracht werden konten, daß die bisherige Auslegung die falſche ſey, und daß man unter Meßias einen ſolchen moraliſchen Verbeßrer zu verſtehen habe. Andere ſinlichere Leute wurden durch Wunder überzeugt. Auch im Unterrichte richtete ſich Chriſtus nach ſeinen Zuhörern, und ſein Vortrag litt immer eine verſchiedene Anwendung und veranlaßte nicht einerlei Ideenfolge, dis iſt von jeher geweſen und wird immer bleiben.

§. 7. Das neue Teſtament (man mag nun ſo oder ſo viel Bücher dazurechnen) bleibt der erſte Erkenntnisgrund der chriſtlichen Religion. Aber die Ideen, die deſſen Inhalt veranlaßt, werden immer verſchieden ſeyn nach Maasgabe der ſchon in dem Menſchen vorräthigen Maſſe von Kentniſſen: und dieſe Verſchiedenheit macht die **Privatreligion** aus.

§. 8. Folglich hat jeder Menſch ſeine eigne Privatreligion; er muß aber dieſe, er ſtehe nun hoch oder niedrig, nie für allgemein ausgeben und ſie andern als alleinig wahr **aufdringen** wollen: denn das iſt dem Geiſte Chriſti ganz zuwider; die fähigern Chriſten müſſen die unfähigern

gern nicht verwirren; ein jeder muß die Erkenntnis, die er hat, für ſich gewiſſenhaft anwenden.

(Dis iſt der Sinn dieſes §. und er wird Ihnen aus den übrigen ſemleriſchen Schriften bekant genug ſeyn).

Nun was will der ganze Saz ſagen? — Soll es heiſſen, kein Menſch ſolle ſeine Privatideen über moraliſche Gegenſtände andern mittheilen; ſo würde alle Gemeinſchaft der moraliſchen Erkentnis aufgehoben und der Saz wäre abſurd. Soll es ſo viel heiſſen, kein Menſch ſoll ſeine Ideenreihen ſolchen mittheilen, die ſie nicht verſtehen und faſſen können, bei denen ſie nur Schaden und Verwirrung anrichten würden? ſo iſt dis ein Saz, den jeden die geſunde Vernunft lehrt. Aber die Klugheit, die dazu gehört, ſeine Privatmeinungen keinem andern mitzutheilen, der ſie nicht faſſen und beurtheilen kan, iſt ja gar nicht mit der Erkentniß des Sazes ſelbſt verbunden. Jeder, der ſeine Meinung andern mittheilt, glaubt ſie auch an den rechten Mann zu bringen, glaubt ſie begreiflich, verſtändlich, unſchädlich vortragen zu können: nicht zu gedenken, daß das einem Schriftſteller gar nicht möglich iſt, weil er nicht weis, wem ſein Buch in die Hände fält. Soll der Saz ſo viel heiſſen, man ſoll ſeine Privatmeinung nicht druken laſſen? ſo würden eine Menge Beſchuldigungen auf Herrn Semler ſelbſt zurükfallen: und dis kan die

Meinung unmöglich ſeyn, weil dadurch aller Geiſt der Unterſuchung unterdrükt werden würde. Soll es heiſſen, man ſolle ſich in ſeinen Reden, in ſeinen Schriften einer ſolchen Sprache bedienen, welche allen Genüge thut, wo Kluge und Dumme, Gelehrte und Ungelehrte ihre Rechnung drinnen finden, welche die Weiſern befriedigt und die Schwachen nach und nach aus ihrer Unwiſſenheit herausführt; ſo wäre das zwar ſehr gut; aber wo iſt eine ſolche Sprache? Welches ſind die Regeln, die Temperament, Denkungsart, individuelle Vorſtellungen ſo lenken, daß man ſich jedesmal ohne alle Gefahr für jedes einzelne Subjekt ausdrükt? Mögen ſie ſo angegeben werden, daß ſie ausgeübt werden können? Wenn es aber heiſſen ſoll, es ſolle hiebei ein jeder **gewiſſenhaft** verfahren; ſo möchte ich wohl die Gründe ſehen, womit man erweiſen wollte, daß **Spinoza, Hume, Rouſſeau** weniger gewiſſenhaft verfahren wären, als die orthodoxeſten Theologen oder Reformatoren. Soll es endlich heiſſen, man ſolle ſeine Meinung nur in einem gemäſigten kalten hiſtoriſchen Tone vortragen, andre nicht durch Rednerkünſte, Deklamation und andre überraſchende Mittel auf ſeine Seite zu bringen ſuchen; ſo iſt dis eine Foderung, die ohne alle Kentniß der menſchlichen Natur gethan iſt. Jeder Menſch wendet nach dem ſubjektiven Grade von Ueberzeugung, mit welchem er einer Meinung anhängt, auch ſtärkere oder ſchwächere Mittel an, um andre von der Wahrheit ſeiner Meinung zu überführen. Wem der Himmel Beredſamkeit, Feuer und Muth, Ueberredungskraft verliehen hat; warum ſollte er ſie nicht brauchen, um andre auf ſeine Seite zu ziehen, beſonders wenn er glaubt, daß ſeine Grundſäze auch andre glüklich machen werden? Herr Semler wendet ja ſelbſt, da ihm der Himmel jene Vollkommenheit, durch ſinnliche Kraft zu rühren, nicht verliehen hat, alle ſeine hiſtoriſche Gelehrſamkeit an, um andre von ſeinen Privatmeinungen zu überzeugen. Und da Herr Semler nun gern wünſcht, daß ſeine Zeitgenoſſen die Meinung annehmen möchten, welche er hier vorträgt, warum nimmt er andern den Wunſch übel, daß man die übrigen annehmen möchte? Und warum wird er ſo böſe, wenn ſie Beredſamkeit, Ueberredung, Schreien, Lärm ꝛc. gebrauchen, um zu ihrem Zwek zu gelangen? Nach meiner Vorſtellung ſind dis nicht die beſten Mittel gründlich zu belehren. Aber Herr Semler und ich haben ja bloſſe **Privatvorſtellungen**: denn viele Menſchen halten dis für die beſten Mittel: und ich glaube, ich könte noch ehr auf ſie ſchmälen, als Herr Semler, der dis doch nach ſeinen eignen Grundſäzen ſchlechterdings nicht thun darf. Denn **moraliſchen** Zwang kan doch nur Herr Semler meinen, wenn er vom **Aufdringen** der Meinungen ſpricht, und dieſer wird ja allein durch Bewegungsgründe bewirkt; **phyſiſch** hat noch kein Naturaliſt Chriſten bekehren wollen; ob man wohl umgekehrt Fälle auffinden könte).

§. 9. Der Zwang, ſich Formularen zu unterwerfen fieng im 5ten Jahrh. an. Anfänglich waren zwar die kirchlichen Verordnungen bloſſe äuſſere Anſtalten, aber nach und nach erhielten ſie ein göttliches Anſehen und die Ausbreitung der chriſtlichen Religion wurde gehemmt, die Abſicht Chriſti verhindert. Statt moraliſcher Vollkommenheit kam Aberglaube, Unwiſſenheit ꝛc. zum Vorſchein. Doch ward jene beſſere Religion nicht ganz erſtikt; ſie wurde von Privatperſonen erhalten. Der Kanon hat kein göttliches Anſehn. Dis iſt bloſſe ſpätere partikuläre Theorie, und die Unterſuchung über die Aechtheit dieſes oder jenen Buchs auszumachen gehört lediglich für Kenner. Die groſſe Kirche hat zwar einen Kanon eingeführt, aber die Proteſtanten ſind an das päbſtliche Kirchenrecht nicht gebunden.

§. 10. 11. Eben ſo wenig gibt es allgemeine Glaubensartikel. Alles was man darunter begreift, iſt nichts, als die individuelle Vorſtellung einzelner Lehren. Es kan auch allen Büchern des N. T. keine Unfehlbarkeit beigelegt werden. Das Beiſpiel ihrer Vorfahren hat blos die Proteſtanten verführt. Noch weniger kan ſich Tradition und kirchliche Beſtimmung ein Recht anmaſſen, andern ihre willkührlichen Vorſtellungen aufzudringen. Wolthaten von Gott, dem Sohn Gottes, h. Geiſt — das ſind allgemeine Wahrheiten — Dreieinigkeit, Homouſie, 2 Naturen ꝛc. davon kan jeder für ſich ſo viel behalten oder wegwerfen, als er will.

§. 12. Es iſt ein richtiger Lehrſaz, daß der göttliche Unterricht untrügliche Wahrheit enthalte, aber man wendet ihn falſch an. Alles Geſez Gottes ſchaft zwar gewiß Beßrung und Glük. Aber es war blos ein Anfang, ſo wie er ſich für die damaligen Menſchen ſchikte, und iſt keine unitas numerica zu denken. Die Seelenkräfte müſſen ſich unaufhörlich wirkſam beweiſen, immer neue moraliſche Wahrheiten ſuchen. Es war daher nicht recht, wenn die groſſe Kirche einer unſichtbaren phyſiſchen Wirkung die Seligkeit zuſchrieb, und die moraliſche Glükſeligkeit an eine kirchliche Sprache, Gebräuche u. ſ. w. knüpfen wollte; jedoch wurden auch ſelbſt dieſe gewaltthätigen Anmaſſungen neue Veranlaſſungen zu moraliſchen Realitäten oder ſie waren die Gründe von Handlungen und Geſinnungen, welche beſſer waren, als ſie die jüdiſche und heidniſche Religion hervorbringen konte, und alſo erreichte auch hier die chriſtliche Religion ihren Zwek. — Es iſt aber das Maas der Erkentniß eines Chriſten in der Bibel gar nicht beſtimmt. Man kan recht gut mit Markion behaupten, daß die Apoſtel weder ſelbſt das

Ideal aller vollkomnen Kentnis geweſen, noch daß ſie ſolches in ihren Schriften gelaſſen.

§. 14. Die wahre Quelle der Intoleranz, des falſchen Religionseifers, der Verfolgung ꝛc. iſt die Vermiſchung der innern und äuſſern Religion. Die Menſchen gaben zu, daß einer Kräuter, Kunſtwerke ꝛc. nach ſeiner beſten Einſicht brauchen und anwenden konte, aber ſie wollten keine andern Ideereihen an die öffentlichen Religionsformeln anzuknüpfen erlauben, und ſahen alſo die Seligkeit als eine nothwendige und zugleich als die einzige Folge ihrer Formulare an.

§. 15 - 17. Hiermit war nun die Verdammung aller Nichtchriſten unmittelbar verbunden. Dieſe jüdiſche Opinion iſt den Abſichten Chriſti geradezu entgegen. Es iſt nicht wahr, daß Gott für alle Menſchen einerlei Stufen von Glükſeligkeit zu gleicher Zeit beſtimmt habe. Wer Chriſtum nicht kent, kan zwar die Wolfahrt, die ihm ſeine Lehre hier im Leben, ihrer Natur nach, verſchaffen würde, nicht empfangen; aber er wird deshalb doch durch andre Mittel und Wege zu einem andern Grade von Glükſeligkeit geleitet. Man hat den Abſtand der chriſtlichen Religion von der natürlichen viel zu gros angegeben und auf die Worte: Chriſtus, Blut Jeſu, Opfer, Verſöhnung ꝛc. ihren Unterſchied einſchränken wollen und, dieſe Summe von Vor-

ſtel

ſtellungen nicht zu überſchreiten, ſo gar monarchiſch geboten. Dieſe Monarchie zu ſtürzen und dem Verſtande ſeine Freiheit wieder zu ſchaffen ſollte die nächſte Abſicht aller Reformation ſeyn, und alle Schritte die dagegen gethan ſind, können von Klügern unmöglich gebilligt werden und **Luthers** Betragen gegen den rechtſchafnen **Zwingli** verdient eben deshalb Tadel.

§. 18. Daß auch die Proteſtanten eine Lehrform einführen und ſie als die **einzige** wahre, auſſer welcher kein Heil zu hoffen ſey, angeben wollten, war Ueberbleibſel des alten Kirchenrechts und muß immer für Mikrologie gehalten werden. Indeſſen muß man ſichs gefallen laſſen, eine öffentliche Lehrordnung anzunehmen und ſich darnach zu richten, und ein Individuum kan keine Abänderung damit vornehmen, ſondern dis muß gemeinſchaftlich geſchehen, ob gleich ein jeder ſeine eigenen Ideenreihen als Privaturtheile daran knüpfen kan. (NB.)

§. 19. Kein Lehrer kan daher verlangen, daß alle Zuhörer gerade ſeine Vorſtellungen annehmen ſollen. Daß **Kalvin**, daß **Jeſuiten** dis verlangt, iſt begreiflich; aber wenn es proteſtantiſche Lehrer fodern, ſo iſt dis nicht ſo begreiflich die billig den Geiſt der chriſtlichen Religion beſſer kennen, und ihre Klagen über Spaltungen als einſeitig und unnüz einſtellen ſollten.

§. 20.

§. 20. Herr Semler will nicht für einen Reformator gehalten ſeyn. Eine Reformation, Losreiſſung von dem alten Kirchenjoch, iſt zu unſern Zeiten nicht mehr nöthig; das freie Denken iſt jedem erlaubt und hängt mit den Formularen weiter gar nicht zuſammen, denn dieſe ſind blos um der äuſſern Ordnung willen da, und man braucht ſich gar nicht um ihre Abſchaffung zu ereifern; dis lenkt ſich nach den Zeitumſtänden von ſelbſt. Wer ſich würklich dran halten will, der thue es. Allerlei Sekten können neben einander ſeyn und den gemeinſchaftlichen Zwek der chriſtlichen Religion zuſammen befördern, ohnerachtet ihren verſchiednen Formularen: und der Geiſt der Unterſuchung behält ſeine unausbleibliche Wirkung, da er gar nicht mehr durch äuſſern Zwang eingeſchränkt wird.

§. 21. Dieſe Denkfreiheit hat uns auch die ſchönſten Vortheile verſchaft. Schon Luther urteilt frei über das Anſehen der kirchlichen Bücher und viele unſrer Theologen gebrauchen dis Urtheil bei der Auslegung, ob gleich andre oft mit lächerlichem Eifer Punkte und Buchſtaben vertheidigten. Die Grade über dergleichen Dinge zu denken ſind unendlich verſchieden und müſſen es nothwendig ſeyn. Es iſt daher eine Idee, die blos Unwiſſenheit, Herrſchſucht, Dünkel, unedle Erhebung hervorbringen kan, eine Geſammtreligion einzuführen oder eine äuſſerliche Vereini-

gung

rg aller Chriſten zu befördern, welche eben ſo
möglich als unnüz ſeyn würde, und iſt gerade
gegen den ganzen Zwek Chriſti, deſſen erſte
ſicht war, alle Sklaverei im Denken zu zerſtö-
n und dem menſchlichen Geiſte in moraliſchen
ngen ſeine völlige Freiheit zu verſchaffen.

§. 23. Daher treffen auch alle Beſchul-
ungen und Spöttereien der Gegner der chriſt-
en Religion vom Celſus, Porphyr, Ju-
n bis auf die neuem Naturaliſten das Weſent-
e der chriſtlichen Religion gar nicht, ſondern
s den hiſtoriſchen Theil derſelben, über den
lich ein jeder verſchieden denken kan und muß.
e Apologien ſind daher gar nicht für die chriſt-
e Religion, wo einzelne Vorſtellungen ver-
diget werden, als ob ſie zum Weſen derſelben
örten. Die Naturaliſten begehn einen eben
ichtbaren Fehler, wenn ſie uns oder andern
Vorſtellungen aufbürden wollen, und wenn
ſich anmaſſen, den Begrif von göttlicher
lehrung, der der Art nach freilich unbekant
aus allen menſchlichen Vorſtellungen auszu-
en. Sie mögen noch ſo oft rufen, die ganze
ſtliche Religion ſey blos Naturalismus; ſo
en ſie zwar für ſich eine Wahrheit geſagt,
andern muß es auch frei ſtehn, ſich die
he anders vorzuſtellen. Aus der Meinung,
die Religion eine wirkliche Wirkung Got-
zur Quelle habe, fließt nichts Böſes, und

es iſt daher gar nicht nöthig; daß ſie mit ſolchen Ungeſtüm ausgerottet werde. Mit dieſer Meinung hört kein Laſter, keine Unſittlichkeit auf. Und ſie handeln eben ſo ungerecht, wenn ſie aus dieſer Meinung die Irtümer der Chriſten herleiten, als die Chriſten, wenn ſie die unſittlichen Ausſchweifungen einzelner Naturaliſten der Vernunft zuſchreiben, da es doch blos Misbrauch der Vernunft iſt.

§. 24. Die Pflicht der chriſtl. Lehrer iſt, die falſchen Grundſäze von hiſtoriſcher Einheit und dem phyſiſchen Entſtehen der Seligkeit immer mehr zu entblöſſen und umzuwerfen, die hiſtoriſchen Beſchreibungen in den Evangelien zu unterſcheiden, als welche blos für Anfänger und geringe Schüler ſind, dafür das Allgemeine, dort gar nicht beſtimmte d. h. die Grundſäze des guten und rechtſchafnen Lebens aus jenen hiſtoriſchen Vorſtellungen herzuleiten, den bisherigen Partikularismus zu korrigiren und die Religion zur Allgemeinen zu erheben. (Das heißt doch wohl zu einer ſolchen die in der menſchlichen Natur ſelbſt und nicht in dieſem oder jenen Privatkopfe ihren Grund hat!) Freilich wird der gemeine Haufe immer noch an den ſinnlichen hiſtoriſchen Ideen hängen bleiben, aber dis iſt nicht zu ändern, man müßte denn den Unterſchied der menſchlichen Fähigkeiten ſelbſt aufheben, als welche unvermeidlich auch unterſchiedliche niedrige oder höhere Vorſtellungen zur Folge haben.

§. 25. Dis Allgemeine, welches alle Lehrer befördern ſollen, beſteht nun nach S. 138. darin, daß alle Menſchen zur Tugend angeleitet werden, daß die Menſchen alſo durch ihr Leben und Wandel zeigen, ob ſie von aller Ungerechtigkeit, ungöttlichen Leben, eiteln Wandel und eo ipſo auch von aller Strafe und Elend befreit ſind. Dies müſſen alle chriſtlichen Religionsparteien als den Effekt ihrer partikulären Säze einſehen. Aber die Vorſtellung der partikulären Säze ſelbſt von Sohn Gottes, Verſöhnung, Tod Jeſu ꝛc. bleibt in alle Ewigkeit verſchieden. Paulus hatte dis ganz fürtreflich geſagt: Alle noch ſo ungleiche Chriſten machen einen Körper aus, wovon Ein und derſelbe Chriſtus das Haupt iſt, oder nach einem andern eben ſo deutlichen Tropus, alle Chriſten werden auf Einen Grund gebauet. Ein Gebäude beſteht aber aus Theilen, die einzeln alle von einander verſchieden ſind und ſeyn müſſen, wenn es das Gebäude werden ſoll. Wie können alſo Chriſten wünſchen, daß die äuſſerliche Religion ein unveränderlicher Klumpen bleiben ſolle? Die äuſſerliche Ungleichheit der öffentlichen Religionsanſtalten kan ohne Unterdrükung und Verluſt aller Freiheit gar nicht aufgehoben werden, und jede Bemühung, alle und jeden zu ein und eben derſelben Religionsſprache anzuhalten und zu zwingen, daß ſie nun dieſe oder jene Idee mit dieſem oder jenem Ausdruke des N. T. verbinden, iſt gewaltſame Anmaſſung und kirchliche Tyrannei.

§. 26. Proteſtirt Herr Semler gegen die Beſchuldigung eines leichtſinnigen und ungewiſſenhaften Indifferentismus, den etwa einige aus ſeinen im vorigen behaupteten Säzen herleiten möchten. Dis unbeſtimte Schimpfwort haben ſolche Lehrer aufgebracht, die das Anſehn der Kirche und ihrer Formulare zu übertreiben pflegen. Gegen dieſe kan man aber allerdings indifferent ſeyn. Der Eifer dafür hat unzälige Irrungen hervorgebracht, und ob gleich die Proteſtanten die Säze der Papiſten, Verbot die Bibel zu leſen, Untrüglichkeit der Kirche ꝛc. verworfen haben; ſo iſt doch dieſer Widerſpruch nicht von ſo glüklicher Folge geweſen, als es zu wünſchen war. Rechtſchafne Lehrer müſſen die moraliſche Natur der chriſtlichen Religion immer mehr ins Licht ſezen und den hiſtoriſchen kirchlichen Glauben, der ihnen hierzu Gelegenheit geben kan, als Nebenſache behandeln: das freie Urteil der fähigen Privatchriſten über den Inhalt ihrer eignen Religion befördern und ihnen den Unterſchied klar machen, welche zwiſchen öffentlicher Religionsvorſchrift und ihrem eignen Nachdenken ſich findet, indem das leztre an das erſtere auf keine Weiſe gebunden iſt. Hingegen müſſen ſie auch gewiſſenhaft und vorſichtig mit denen verfahren, welche keinen ſolchen Unterſchied zu machen im Stande ſind, und welche die kirchliche Religion zugleich als ihre Privatreligion gelten laſſen, und das opus operatum meiſt behalten. Dieſe zwei Geſichtspunkte muß der Lehrer nie verlieren. Eine ſolche doppelte Klaſſe von Menſchen hat es ſtets gegeben und man muß ihnen nie einerlei Privatreligion auflegen wollen. Daraus entſteht Nachläßigkeit des groſſen Haufens, der ſich beim todten Beifall beruhigt und auf eine gewiſſe Vermittelung der Prieſter rechnet und ſie immer als Leute anſieht, die mit Gott in einer nähern Verbindung ſtünden und für ſie etwas auswirken könten. Selbſtſüchtige gemiethete Pfaffen ſchwiegen freilich hierzu nicht nur ſtille, ſondern lobten und prieſen auch noch die chriſtliche Einfalt. Allein ernſtliche Chriſten und gemeinnüzige Lehrer haben dis immer als Mangel betrachtet und es iſt ein groſſes Glük, wenn Regenten einem ſolchen falſchen Eifer Widerſtand thun, damit dergleichen Lehrer das Volk nicht aufhezzen und verwirren dürfen. Dem Gewiſſen aller Chriſten ſteht es frei, noch ſo eifrig ſich an ihr Bekentniß anzuhängen; aber öffentlich müſſen keine ſolchen Gemeinſäze gelehrt werden, welche die Menſchen verleiten könten ihre Mitſorge für den Glauben andrer durch öffentliche Thätigkeiten zu beweiſen. Dis war ehedem der falſche politiſche Eifer des Pabſtes, wo man die Ehre

Gottes durch allerlei Ränke, Gift, Mord, Betrug und Liſt in aller chriſtlichen Liebe befördern wollte.

Von dem **zweyten** Abſchnitte geb ich Ihnen keinen vollſtändigen Auszug. Er iſt ganz hiſtoriſch und aus den andern Schriften des Herrn Verfaſſers ſattſam bekant.

Seine Grundſäze in Abſicht auf die Auslegung des N. und A. T., kennen Sie; ſie werden auch hier mit Reſultaten von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit unterſtüzt. Für einen, deſſen Kopf nicht mit Kirchenreligion von Jugend auf vollgepfropft worden iſt, oder bei dem ſie nicht genug gehaftet hat, um die Vernunft in Ketten zu legen, braucht es keines **gelehrten** Beweiſes, daß man die Bibel wie jeden andern alten Autor behandeln müſſe. Herr Semler thut nur aus den Schikſalen der Bücher des N. T. welche ihnen der immer währende ängſtliche Aberglaube in den ältern und mittlern Zeiten bereitete, dar, daß zu ihrer Kritik noch weit mehr hiſtoriſche Gelehrſamkeit gehöre, als zu jedem andern alten Buche, das mehr durch Zufall als mit ſo vielen abſichtlichen Fleis verhunzt oder verſtümmelt iſt, und bei welchem eben deswegen die Merkmale der Verſtümmelung ehr ſichtbar ſind, da man hingegen in jene oft aus dieſer oder jener Schwäche des Verſtandes heimlich Stellen hineingetragen hat, die in den Zuſammenhang paßten. Herr

Semler zeigt ferner aus der Geſchichte der Auslegung, daß es immer ſchlechte und gute unter einander gegeben und rühmt hiebei die beſondern Verdienſte eines jeden. Es muß auch bei der Auslegung jedem frei ſtehen einen Sinn heraus zu ziehen, welchen ein jeder für den wahren hält. Die Reformation beförderte die geſundre Auslegung ſehr und es thut nichts, wenn die Chriſten dieſe Erſcheinung für eine beſondere Wolthat Gottes halten, wenn ſie nur nicht ſo viel Göttliches einmiſchen, daß das freie Nachdenken dadurch gehindert wird: denn der Glaube, daß Gott auf eine beſondere Art mit dabei im Spiele geweſen ſey, hindert ſie gar nicht, die übrigen Mittel auch aufzuſuchen. Die Bibel hat Rükſicht auf zweierlei Menſchenklaſſen, auf fähige und unfähige. Es kan von keinem Menſchen die Summe des Verſtandes beſtimmt werden, der in einer Stelle liegt. Es iſt zwar wahr, es iſt in jeder Stelle nur ein einziger Sinn, aber das heißt; **für jeden Leſer iſt ein Sinn drinnen, den nemlich ſein Verſtand heraus bringt** und dieſer Sinn iſt für ihn der einzige **wahre** (204) Es iſt daher nicht recht, wenn ſich irgend jemand anmaſſen will den andern zu zwingen, daß er gerade **ſeinen** Sinn in einer Stelle finden ſoll, ob gleich zuweilen es politiſche Umſtände erfodert haben, dieſer oder jener Stelle einen Sinn öffentlich zu geben.

Dieſe haben aber jezt aufgehört, und es iſt zu verwundern, wie man in **Sachſen** über ſolche politiſche Verfügungen noch ſo ſteif halten und Viſitationes veranſtalten kan, um die eingeführten Formeln, gleichſam als ob ſie von Gott als Mittel zur Seligkeit gegeben wären, zu ſchüzen. „Die Deiſten und Naturaliſten, die vorzüglich durch die unerbittliche Härte und ſteife Einheit der kirchlichen Religion entſtanden ſind, haben viel zur beſſern Auslegung beigetragen, wodurch die muthwilligen Spöttereien abgewieſen wurden. Viele (S. 228) haben bei ihrer Abneigung von der **ganzen** chriſtlichen Religion, eine Sorge für größre Wohlfart vorgegeben: als wenn es gewiß wäre, daß falſche oder übertriebne ehemalige Lehrſäze noch immer Schaden thun würden, wenn nicht die ganze chriſtliche Religion auch **die chriſtliche Moral** gerade hin genommen würde. Andre haben die Ehre erhaben zu denken und **Genies** zu heiſſen, ſo gar der Gerechtigkeit vorgezogen, die ſie andern denkenden Zeitgenoſſen ſchuldig waren; als wären bis nun geradehin Dumköpfe und eigennüzige Pfaffen. **Edelmann** iſt kaum werth genannt zu werden, ſo wenig Kenntniſſe hatte er. **Damms** Ueberſezungen ſind nicht gleich ſchlecht. Viel zu weit verlief ſich **der wolfenbüttelſche Ungenannte**, um Original zu heiſſen; er ſchließt und vermuthet; das können wir auch und bekommen von ihm keine Hiſtorie, die uns reizen könte unſer eigen Urteil von der Hiſtorie Jeſu weg zu werfen. **Herr Doktor Bahrdt** beweiſet unaufhaltbaren Leichtſinn; er ſpricht ab, ohne ehrliche Unterſuchung; ohne Beſcheidenheit, um nur ſich über alles zu erheben. Seine Ueberſezung war nicht überflüßig, nicht unnüz; aber er ſelbſt ſtund nie in einer moraliſchen Uebung und Geſinnung; daher hält er auch nicht für Recht, daß Chriſten ſich von ihm und billigern Naturaliſten unterſcheiden; es ſoll lauter Naturalismus die Religion der Menſchen ausmachen„ u. ſ. w.

Sie werden merken, daß Herr Semler, ſo bald er auf **Naturaliſten** zu ſprechen kommt, ungemein hizig wird. Ohne mich hier in die Urſachen einzulaſſen, welche Herrn Semler allemal zu verächtlichen oder ſpöttiſchen und bittern Ausdrüken veranlaſſen, ſo bald er auf die Naturaliſten zu ſprechen kommt; und, ohne zu fragen, ob es nur der **Name** ſey, den er haßt; ſo laſſen Sie mich nur die Gründe entwikeln, auf welchen Herrn Semlers Unwille nach ſeinen eignen Principien beruhen kan. Er gibt in allen ſeinen Schriften zu, daß das Urtheil über die Bücher der Bibel ſo wohl überhaupt als über jede Stelle insbeſondere frei ſtehe und daß ein jeder das Recht habe, nach der ſchon in ihm vorräthigen Erkentniß darüber zu richten. Denn alle dieſe Unterſuchungen gehören blos zur hiſtoriſchen Religion; die Vorſtellungen darüber müſſen der Natur der Sache nach verſchieden ſeyn. Nun bringen bei den **Deiſten** oder **Naturaliſten** die Unterſuchungen oder vorhergegangnen Kentniſſe das Reſultat hervor, daß dieſe Bücher nicht von Gott eingegeben, daß ſie auf ganz gewönliche Art, wie **Homer**, **Heſiodus** entſtanden, und daß ſie alſo eben die Unterſuchungen und Kritiken aushalten müſſen. Sie haben ferner die Vorſtellung, daß die Erzählung von Wundern von den leichtgläubigen und wunderſüchtigen Zeitgenoſſen, ſo wie die im **Herodot**, herrühren; ſie leiten die Lehre von Opfern, Verſöhnung ꝛc. aus der alten jüdiſchen Religion, die Ceremonien aus der Hierarchie ab, und wünſchen deshalb, daß ihr Anſehn möchte verlohren gehen, und daß man nichts **Poſitives**, ſondern allein **die Vernunft** als oberſte Richterin möchte anerkennen. Gegen dieſe Vorſtellungen kan Herr Semler nichts haben, denn er erlaubt ja jedem ſeine freie Vorſtellungsart. Aber ſagt er: ſie wollen uns **zwingen** ihre Vorſtellungen auch anzunehmen, ſie wollen, wir ſollen den Chriſten auch die chriſtliche Moral nehmen, (228) ſie wollen alle chriſtlichen Begriffe durchaus wegſchaffen. Es ſoll kein Menſch mehr glauben, daß es **Wunder**, **Offenbarung**, **Verſöhnung**, **Stellvertretung in irgend einer Bedeutung** geben könne ꝛc. (230).

Dieſe Beſchuldigung rührt nun gewiß ganz allein von einer Leidenſchaft her, die diejenigen, die Herrn **Semlern** näher kennen, ſich wohl erklären werden. Erſtlich was heiſt denn das **Zwingen**? — Der **unerlaubte** Zwang kan doch kein andrer ſeyn als der phyſiſche: und hat wohl je ein Naturaliſt an dieſen auch nur in der Ferne gedacht? Und geſezt, es hätte einer dieſen unſinnigen Einfall gehabt, könte er wohl aus der Natur des Naturalismus hergeleitet werden. Gehn nicht gerade alle Naturaliſten dahin, daß eben alles, was die freie Denkungsart hindern kan, weggeſchaft werden ſoll? Hat wohl je ein Naturaliſt ſichs in den Sinn kommen laſſen, **ein Formular** einzuführen, welches die Menſchen zu dieſem oder jenen Saz phyſiſch zwingen ſoll? Wenn ſie ſich aber zu dieſem Zwange blos moraliſcher Gründe bedienten, die aus der Natur der Sache, aus der Menſchenkentnis geführt wurden; wie kan **Herrn Semlern** dieſer Zwang misfallen? und wie kan er hierüber ſpötteln? Herr Semler müßte ja ſelbſt allen ſeinen Schriften gerade zu eben dieſen Zwang beilegen und alſo über ſich ſelbſt ſpotten: denn er hat ja auch ſeine Privatmeinungen mit ihren wahrſcheinenden Gründen unterſtüzt. Scheinen ihm aber die Gründe der Naturaliſten nicht zureichend; ſo ſteht es ihm völlig frei, ſeine eigne Meinung zu behalten: und kein Naturaliſt maßt ſich an, ihn **phyſiſch** zwingen zu wollen, wenn auch ganze

Armeen ihm zu Gebote ſtünden; denn er erkent es ja, daß allein **Gründe** vermögend ſind, andre zu überzeugen, und er würde alſo blos neue **Gründe** hervorbringen, die Herr Semler alsdenn von neuem widerlegen könte. Auch werden die Theologen die Naturaliſten nie gewinnen, wenn ſie über ſie ſpotten und ſchimpfen: und ums **gewinnen** ſollte es uns Chriſten doch allein zu thun ſeyn. Auch haben meines Wiſſens die Naturaliſten die chriſtliche Moral, oder wie es Herr Semler nennt, **die allgemeine Religion**, nie abſchaffen wollen: und ich weis nicht, aus welchen Abſichten Herr Semler ihnen dieſen Begrif **unterſchiebt**. Vielmehr hat es nie gründlichere Vertheidiger der moraliſchen Religion gegeben, als unter den Naturaliſten. Sie war ſo gar dem alles zerſtörenden **Hume** ſo heilig oder ſo gewiß, daß er nicht einen einzigen Zweifel gegen ſie erregte. In dem **Ungenannten** iſt nichts, das die Moral oder, wie es allerdings Herr Semler weit beſſer ausdrükt, **die allgemeine Religion**, einreiſſen wollte. Alle ihre Einwürfe betreffen ganz allein ſolche **Dogmata und Geſchichten**, die Herr Semler ſelbſt den eignen freyen Vorſtellungen der Menſchen überläßt. Und der D. Bahrdt hat nie gegen dieſe moraliſche Religion geredet. Vielmehr ſind ſeine Schriften und Vorleſungen als Darſtellung der reinſten moraliſchen Grundſäze, in der wärmſten Sprache, ſehr vielen Chriſten ſchäzbar. Nur iſt es nicht allen gegeben die Sache von der Seite zu betrachten wie Herr Semler ſie anſieht. — Er ſcheint zu glauben, alle die verſchiednen Meinungen hängen mit der allgemeinen Religion gar nicht zuſammen, oder welches ſein Sinn wohl noch richtiger iſt, ſie befördern wohl alle die allgemeine Religion. Aber wie? wenn ein Naturaliſt glaubte, daß gerade das **Poſitive**, die Vernunft jedesmal einſchränkte? Könten wir ihn denn wohl mit Spöttereien widerlegen? — Und wie kan Herr Semler nun ſagen, daß die Naturaliſten aus **dem Jeſus einen ungeiſtlichen unfruchtbaren Naturaliſten hätten machen wollen?** — Es iſt wahr, einige haben ihn offenbar verkant, aber warlich dieſes Verkennen war mehr der Bitterkeit ſeiner Anhänger zuzuſchreiben, deren Verfolgungen ſie in der Hize für Folgen der Lehre Jeſu anſahen, als ihren kalten Unterſuchungen. Brachte nicht **Edelmannen** ganz allein dies unvernünftige Betragen der Geiſtlichen zu ſeinen Ausſchweifungen; und ohnerachtet er ein höchſt dürftiger Gelehrter war, ſo liegt doch in ſeinen Schriften, die Erbittrung und die hämiſche Laune abgerechnet, mehr geſunder Menſchenverſtand, als in **Harenbergs** und andren Widerlegungen und erboßten Anfällen, ſo ſehr ſie auch immer mit theologiſcher Gelehrſamkeit geſpikt ſeyn mögen. Denn mit Gelehrſamkeit iſt ja nicht immer geſunder Menſchenverſtand verbunden. Aber hat denn **Rouſſeau**, hat denn **Bahrdt** und andre Jeſum zu einen unfruchtbaren ungeiſtlichen (es heißt doch unmoraliſchen?) Naturaliſten gemacht? — Ueberhaupt kleidet der Ton, mit welchem Herr Semler über **Bahrdten** bei jeder Gelegenheit herfällt, einen Chriſten gar nicht und rührt gewiß nicht von der allgemeinen Religion her, die Herr Semler anpreißt. Herr Semler lebt mit ihm in einer Stadt und nennt ihn vor den Augen des Publikums einen **leichtſinnigen Menſchen**; ſagt ſo gar: **er habe nie in einer moraliſchen Uebung und Geſinnung geſtanden.** Das ſind ja wirkliche Injurien, einen vor den Augen der Welt gerade hin, einen leichtſinnigen und laſterhaften Menſchen zu ſchildern. Herr **Semler** hätte doch bedenken ſollen, daß dis auch blos eine **Privatvorſtellung** von ihm wäre, die er am allerwenigſten hätte dürfen drucken laſſen, und die er andern auf keinem Fall beweiſen kan. Herrn **Bahrdts** Schriften werden vielleicht häufiger geleſen als Herrn **Semlers**, und ich habe nie gehört, daß er die chriſtliche Moral angegriffen habe. Sie müſſen doch wohl paſſender für unſre Zeitgenoſſen ſeyn, als man gewönlich glaubt. Denn ohnerachtet alles Schimpfens und Polterns der Prieſter und alles hämiſchen Recenſenten-Zuſammenhangs, werden ſie doch mehr gekauft, als alle Dogmatiken, Polemiken, Apologien u. ſ. f. und ich habe noch nie andre drauf ſchimpfen hören als Prieſter, theologiſche Profeſſoren, unbekante Recenſenten, und ſchwache Köpfe. Auch ſind keine Zoten oder Liebesaffären in Bahrdts Schriften. Es muß alſo doch wohl ein andres Bedürfnis ſeyn, was unſre Zeitgenoſſen zu ihm treibt. Ich bin gar nicht Herrn **Bahrdts** Meinung, wie ich das leicht beweiſen könte und wie man vielleicht ſelbſt aus dieſem Aufſaze wird ſehen können; ich würde auch nie Bücher ähnlichen Inhalts ſchreiben, wie er. Aber ich kan es nicht leiden, daß auf einen Mann blos aus politiſchen oder leidenſchaftlichen Abſichten ſo los geharkt wird. Wenn Herr Semler gegen **Bahrdts** Vorſtellungen etwas hat; ſo kan er Antibahrdtiana ſchreiben: das ſteht ihm frei; er kan ihm Gründe entgegen ſezen; aber ſeinen moraliſchen Charakter muß er ungeſtört laſſen. Er hängt mit ſeinen Lehren gar nicht zuſammen, wenn er ſchlecht iſt. Herr Semler hat alles, was er von Bahrdts Charakter weis, von bloſſen hören ſagen. Er hat mit ihm nie in langer Konnexion geſtanden und die Ehre eines Menſchen ſollte er nicht von dem bloſſen Gerücht abhängen laſſen. Und geſezt, er hätte auch Beweiſe von einigen leichtſinnigen Zügen in Händen; was treibt ihn, ſie bekant zu machen, oder durch ſolche allgemein beſchimpfende Ausdrüke die Neugierde andrer zu reizen oder ihnen Küzel zu verurſachen? Wozu ſoll dis nuzen? — welche gute Abſichten werden dadurch befördert? Ueber dem hab ich nie mit Gewisheit und gehörigen Beweiſen einen boshaften Streich von ihm gehört. Alle unparteiiſchen Einwohner von Halle geben ihm das Zeugniß, daß er fleißig arbeitet, daß er ſeine Kinder gut erzieht, daß er eine regelmäßige Wirthſchaft führt u. ſ. w. aber davon haben die Theologen nie etwas erwähnt. Immer nur bittere Anſpielungen, ſo gar ohne allen Beweis. — Und ich möchte mich warlich nicht damit abgeben, Beweiſe zu den ſchlechten Thaten eines andern aufzuſuchen, wenn ich nicht Richter wäre und die bürgerliche Ruhe mir es zur Pflicht machte. — Es ſcheint mir ein armſeliges niedriges Geſchäft zu ſeyn. — Sie ſehn, lieber Trapp, daß mein Hang auf die Seite des Schwächern zu treten mich hinreißt, und daß ich beinahe vergeſſe, daß dis zu den Schwachheiten des menſchlichen Geſchlechts überhaupt gehört, daß wir es nie über unſre Natur ganz erhalten, ſie in allen einzelnen Urtheilen und Handlungen den Grundſäzen der **allgemeinen Religion** gemäs zu beſtimmen, ob gleich dies die würdige Beſchäftigung unſres ganzen Lebens ſeyn ſoll. Es kan uns alſo nicht wundern, wenn wir auch einen Semler in dieſen oder jenen Verhältniſſen ſtraucheln ſehn, wenn ihn die Wärme und der Enthuſiasmus für ſeine Freunde ſo weit fortreißt, daß er dieſen zu viel und jenen zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und wenn er ſich vergaß, ſeinen Haß auf den zu werfen, der die Stelle ſeines gekränkten Freundes

des erhielt: wenn ihn dieſe verdrießliche Verſtellung durch ihr unvermerktes beſtändiges Einwirken ſo weit verblendete, daß er Sie für einen ungelehrten Mann hielt, weil Sie keine Kirchenväter geleſen, Ihre einzelnen Vorſtellungen ergrif und Sie lächerlich zu machen ſuchte. Dieſe menſchliche Schwäche müſſen wir bedenken, wenn wir ſehen, daß eben der Mann, der auf der einen Seite die **allgemeine Religion** als einzig und allein zum Wol des Menſchen abzwekend empfiehlt, und den Vorſtellungen der Menſchen eine nothwendige Verſchiedenheit beilegt, die durch keinen phyſiſchen Zwang gehoben werden kan, wenn eben dieſer Mann auf der andern Seite den **Naturaliſten** ganz falſche Ideen unterſchiebt, und dieſem ganzen Ausdruk einen recht verächtlichen und gehäßigen Anſtrich zu geben ſucht: wenn er ſich gar bemüht, ihren freiwilligen Unternehmungen Hinderniſſe und Befehle entgegen zu ſtellen, als welches doch wirklich nur phyſiſche Mittel ſind, eine Meinung auszurotten: und wenn er ſich endlich gar an noch lebenden Perſonen ſo weit vergeht, ihren Charakter zu verunglimpfen um daraus ihre Lehren zu widerlegen, da doch eben dieſer Mann wiſſen muß, daß der Charakter von ganz andern Dingen beſtimmt wird, als von den Meinungen und Grundſätzen, die wir in unſern ſpätern Jahren erſt einſehn lernen, wo Herz und Kopf nie wieder ganz zu vereinigen ſind, und wo der Kopf eine ganz andre

Richtung nimmt als das Herz, in welchen die alten Leidenſchaften und Neigungen, die alte Finſternis (alles Glanzes des Tages, der im Kopfe entſtehen mag, ohnerachtet), mit unwiderſtehlicher Gewalt fort wirken. Denn ſonach würde man Bahrdts Charakter gewiß ehr aus der reinſten Orthodoxie als aus ſeinen ſpäter entſtandenen Kezereien herleiten müſſen. Ja man könte ſo gar ſeine jezige weit ruhigere Lebensart aus den Grundſäzen des Naturalismus herleiten und ſeinen ganzen ehemaligen Leichtſin der Orthodoxie aufbürden. — Laſſen Sie uns mit dieſer menſchlichen Schwachheit Mitleiden haben. Laſſen Sie es uns verſuchen, auch dann, wann wir unmittelbar dadurch angegriffen oder gekraukt werden, mehr zu lächeln, als auf Vergeltung zu denken. — Wol uns, wenn wir uns immer ſo weit in unſrer Gewalt hätten, nie von unſerm Nachtheile uns allein rühren zu laſſen und darüber jene Rükſicht auf die Bewegurſachen deſſen, der uns beleidigte, zu vergeſſen, oder ſie nach unſrer Leidenſchaft einzurichten. Glüklich ſind wir wenigſtens, wenn wir dieſe Leidenſchaften auf unſerm Zimmer ausbrauſen laſſen, und ſie weder der Welt noch irgend einem Menſchen mittheilen, wenn ſie ſchaden können: und leidlich iſt es noch, wenn dieſe Leidenſchaften mehr vergänglicher Jachzorn und vorüber brauſende Hize ſind, als jene immer wachſenden — Neid, Haß, Rechthaberei und Zankſucht, über welche die Vernunft ſchwerlich je nur einen Augenblik die Herrſchaft erlangt.

Doch vergeben Sie mir dieſe moraliſche Abſchweifung. Ich gebe Ihnen hier noch einen kurzen Auszug aus dem dritten Abſchnitt, worin der Unterſchied und die Verbindung der hiſtoriſchen Auslegung und der nachherigen Kentniſſe und ihrer praktiſchen Anwendung aus einander geſezt iſt.

§. 40. Die Schriften des N. T. entſtanden neben der jüdiſchen und heidniſchen äuſſerlichen Religionsordnung ohne die Abſicht zu **haben, jene äuſſerliche Formen umzuſtoſſen;** ſie ſollten ſich blos in einem gröſſern oder kleinern Umfange darin wirkſam beweiſen, daß ſie durch ihre neuen Grundſäze jene Partikulärreligionen zur allgemeinen hinleiteten: und hierzu ſtand nun jedem Menſchen der Gebrauch dieſer Schriften ganz frei. Da dieſer allgemeine Gebrauch durch die Urſprache, in welcher ſie abgefaßt waren, verhindert wurde; ſo entſtanden Ueberſezungen, Erklärungen und Auszüge, die alle weiter nichts als Produkte einzelner Menſchen waren, die ihnen kein beſonderes Anſehn geben konten, als ſo weit es ihre erworbnen Kentniſſe zulieſſen. Demohnerachtet verſchaften ſich die nachherigen Lehrer ein ſolches Anſehn, daß ihre Erklärungsart für die einzig wahre gehalten werden muſte, und die

Vorſtellungen der Lehrer traten an die Stelle der Originale. Dis wurde oft durch Obrigkeiten öffentlich beſtätigt.

§. 41. Deswegen aber läßt ſich nun nicht behaupten, als ob dadurch alle Anwendung der Privatreligion wäre gehindert worden. Man muß nur kein Ideal von vollkommenen Menſchen ſich denken, welches freilich noch niemals exiſtirt hat. Jene öffentlichen Auslegungen konten wieder bei andern vielerlei Vorſtellungen bewirken, die ſich der Lehrer gar nicht vorgeſezt hatte: freilich muſten ſie deshalb manchmal Kezer oder Enthuſiaſten heiſſen. Die eigentliche Wiederherſtellung der wahren hiſtoriſchen Auslegung fällt erſt ganz in die neuern Zeiten. Keine Auslegung kan daher irgend einen Menſchen binden. — Jeder kann ſich aus den Schriften des N. T. erbauen, wie er nur immer will. Ihr moraliſcher Inhalt iſt unendlich (d. h. leidet unzählige Anwendungen und Vorſtellungen, kan unendlich viele Stufen moraliſcher Vollkommenheiten und Tugenden in verſchiednen Subjekten hervorbringen.) Die Chriſten müſſen die unächten Vorurtheile ablegen, wornach ſie blos auf äuſſerliche hiſtoriſche Dinge ſehen, auf Ausdrüke dringen — darüber muß einem jeden ſein Urtheil frei ſtehen. — Alle zuſammen ſtimmen darin überein, **daß ſie auf den Glauben ſehen, der durch Liebe thätig und kentlich iſt**; wo dieſer iſt, da ſind Chriſten; ſie

ſie mögen übrigens äuſſerlich Chriſten heiſſen oder nicht, denn das iſt ein bloſſer Ausdruk.

§. 42. Unſre Zeitgenoſſen leben in ganz andren Verbindungen und die Einkleidung, welche die damaligen Zeiten bedurften, geht ihnen gar nichts an, hängt mit ihrer moraliſchen Beßrung gar nicht zuſammen. Aus den Herzen der Juden ſollten die falſchen Jdeen von Nationalkönig, Meſſias, Reich Gottes, genealogiſcher Ruhm ꝛc. ausgerottet werden; daher die Genealogie Jeſu, die Allegata und Akkommodationen aus dem A. T. in den Evangelien, welche erſt ſehr ſpät zuſammengeſezt worden ſind, und bei denen die erſten Chriſten gar nichts einbüßten. Unterdeſſen ſteht es den Chriſten frei alles, was im N. T. ſteht, zur nüzlichen hiſtoriſchen Beſchreibung zu rechnen, ſie können ſich ſogar an der Erſcheinung des Engels mit einem jüdiſchen Namen erbauen. Eben ſo iſt es mit den Wundern; wir brauchten gar nichts von ihnen zu wiſſen und könten doch von dem moraliſchen Heilande überzeugt ſeyn. Die Wunder waren blos ein Mittel, Anfänger zu überzeugen.

§. 43. Wenn man nun frägt, ob die Ausdrüke im N. T. eigentlich oder uneigentlich zu nehmen ſind z. B. Sohn Gottes, Opfer, Verſöhnung, Blut Chriſti ꝛc. ſo hängt dis wieder allein von den Kentniſſen ab, die ſich ein jeder von den damaligen Zeiten verſchaft hat, und nach dem Maas dieſer Kentniß wird er es entweder für eigentlich oder uneigentlich halten. Herr Semler kan keinen Grund finden, wodurch nur eine allereinzige Beſtimmung des Sinnes für die ganze Abſicht Jeſu und der Apoſtel gehalten werden ſoll. Es ſteht vielmehr jedem fähigen Chriſten frei, nach ſeinem Gewiſſen die erbauliche Erklärung herauszuſuchen, und es wär recht gut, wenn dieſe Freiheit allen Chriſten von allen Lehrern anempfohlen würde. Denn daß die Kirche ſehr bald anfieng zu ſagen, der heilige Geiſt ſey nur in der Kirche und fehle geradehin bei allen andern Chriſten, die nicht zur Kirche gehören wollen oder können, iſt eine ungeiſtliche und jüdiſche Anmaßung. Und wenn jezt viele Chriſten, Lehrer und Zuhörer eben ſo urtheilen, daß alle, die keinen Antheil an den Folgen der Religion Jeſu haben, weil ſie dergleichen hiſtoriſche und lokale Ausdrüke, die den Proteſtanten oder Katholiken gewönlich und geläufig ſind, nicht in eben dem Umfange gebrauchen; ſo iſt dis Urtheil gar kein Beweis, daß es auch wirklich ſo ſey. Die chriſtliche Religion geht allein auf den innern vollkommnen Zuſtand aller Chriſten in ungezählten Stufen. Der erſte Charakter der Chriſten iſt daher, tugendhaft zu ſeyn; wenn ſie nur darin übereinſtimmen; aller übrige Unterſchied iſt nichts. (Herr Semler würde alſo doch wol diejenigen Naturaliſten, Juden, Türken, Heiden, welche tugend-

haſt

haft lebten; ſie möchten nun zu dieſem tugendhaften Leben den hiſtoriſchen Chriſtus, oder ihre eignen Einſichten in ihre moraliſche Wolfahrt als Mittel gebrauchen, auch mit unter dieſe Chriſten aufnehmen; wenigſtens glaub ich nicht, daß Spinoza, Rouſſeau, Hume, Mendelſohn ſich weigern würden **in dieſem Sinne** zu dieſer chriſtlichen Geſellſchaft zu gehören.)

§. 44. So alt die Regel iſt: man muß den Sinn aus einer Rede unparteilich ausziehen, und nicht hineintragen; ſo gewiß haben überaus viel Ausleger der Bibel dagegen gehandelt; wenn auch in lauter Gutmeinen, und alſo ohne ihrem moraliſchen Schaden. Genug die Bücher des N. T. veranlaßten moraliſche Vorſtellungen; freie Uebungen in der moraliſchen Welt, woran es unleugbar vorher dem gröſten Theil der Menſchen **ganz** gefehlt hatte. (Wie? **ganz**? Und ſo wären unter den vorherigen Juden keine grosmüthigen edlen Menſchen geweſen — unter den Griechen und Römern wären keine Beiſpiele aufzuweiſen, welche denen in der erſtern und mittlern chriſtlichen Geſchichte an edler und tugendhafter Geſinnung gleichkämen? Herr Semler würde die Wahrheit entweihen, wenn dis ſein Sinn wäre. Und doch leitete weder **Sokrates** noch Ariſtides noch ſonſt ein alter ehrlicher Mann ſeine Ideen von Chriſto her; und die Böſewichter der mittlern Zeit knüpften ja ihre Ideen ſo innigſt mit der Hiſtorie Chriſti zuſammen, und ſie wurden doch Böſewichter. Es iſt nicht zu läugnen, daß Chriſtus den herrlichſten Saamen zur Tugend geſtreut hat, daß er einer der ehrwürdigſten und edelſten Menſchen in den Annalen der Sterblichen ſeyn und bleiben wird. Dis leugnet kein unparteiiſcher Sachkenner; aber ob ohne ihm die Erkentniß jener treflichen Grundſäze, die **wir Chriſten** ihm zunächſt verdanken, nicht auch von andern guten Köpfen wären entdekt und weiter verbreitet worden; das iſt allein ein philoſophiſches Problem, worüber jedem die Unterſuchung ganz frei ſtehen muß, und die, welche es bejahen, verdienen weder Spott noch Verachtung, wenn wir Chriſten nicht parteiiſch und anmaßend urtheilen wollen.)

Obgleich die Kirche ſich anmaßte den Sinn der Bücher des N. T. zu beſtimmen; ſo hat ſie doch niemals die Menſchen auch innerlich d. h. ihre Gedanken zwingen können, ſich nach ihrem vorgeſchriebnen Formular zu richten, denn dis iſt ſchlechthin unmöglich. Den Fähigern ſtand es immer frei, einen andern Sinn mit den Worten zu verknüpfen, ob ſie gleich dieſen nicht zum öffentlichen Unterricht erheben durften, als welche Erlaubniß ihnen allein von den Regenten gegeben werden kan, die es auch bisweilen thaten, wenn ſie ſahen, daß der bisherige öffentliche Unterricht mehr zur Erhebung der Kirche über den

Staat, als zur beſſern Erziehung und moraliſchen Bildung ihrer Unterthanen diente. Dis iſt aber allein Sache der Obrigkeit. Alle Chriſten ſind dem Staat, als Unterthanen unterworfen, und die äuſſerliche Religionsordnung erfodert es bisweilen, daß dieſer oder jenen Erklärung der Vorzug gegeben wird, ob dies gleich keinen fähigen Chriſten hindert, anders darüber zu denken. In der öffentlichen Zuſammenkunft läßt ſich jeder Chriſt die vom Prediger gewählten Lieder, die Gebete, den Vortrag ſelbſt ſehr gern, um andrer Willen gefallen, wenn er auch ſelbſt dis Lied nicht für ſeine Erbauung wählen würde, wenn auch das Gebet und der Vortrag nicht nach ſeinem Geſchmak und nach ſeinen Einſichten iſt. Er kan hierbei ſeine Privatreligion doch ungehindert nähren.

§. 45. Je mehr öffentliche Lehrer auf die moraliſche Ungleichheit der Chriſten ſehen, deſto vorſichtiger werden ſie in Auslegung und Erklärung der Bibel verfahren, um nur immer die allgemeine Religion zu befördern. Immer müſſen ſie dahin ſehen, daß eine Formel nicht zur innungsmäßigen Obſervanz und für Gottes Wort gehalten werde. Hiſtoriſche Erzählungen von Wundern und dergleichen gehören für Kinder und Einfältige, tragen wenig oder nichts zum moraliſchen Glauben bei, denn die noch ſo feſte Ueberzeugung von der ganzen Hiſtorie Jeſu hilft gar nichts zur innern Beſſrung, ſonſt hätten die Zeitgenoſſen Jeſu am erſten moraliſch gute Menſchen werden müſſen, die alles dies mit anſehen konten. Meruit Chriſtus **gratiam** Dei, d. h. mit andern Worten: **Chriſtus hat die Möglichkeit einer unendlichen moraliſchen Seligkeit geſchaft.** — Aus dergleichen Ausdrüken, **alles durch Chriſtum** oder **um Chriſti willen** iſt Mißverſtand gekommen. Dieſen muß man heben, aber es iſt nicht nöthig die alte chriſtliche Sprache deshalb abzuſchaffen. Wenn der Mißverſtand gehoben iſt; ſo fällt der Schade von ſelbſt bei **vielen** weg; bei **allen** iſt es nicht möglich, weil nicht alle Menſchen gleich gute Chriſten, ſo wenig als gleich gute Naturaliſten ſeyn können. Die beſondere Auslegung dieſes oder jenen Lehrers iſt kein Glaubensartikel. Die fähigen Chriſten behalten nun bei Opfern, Verſöhnungen ꝛc. das bloſſe moraliſche Feld offen, und verſtehen dergleichen Redensarten improprie; andre denken ſich eine gleichſam phyſiſche Wirkung und dis muß ihnen auch frei ſtehen. Aus allen dieſen läßt ſich nun leicht ſehen, daß ſehr viele Menſchen zwar (geborne) Chriſten heißen, aber nur einen hiſtoriſchen Glauben kennen, der ſie politiſch von andern Nationen äuſſerlich unterſcheidet, denen aber das Weſentliche der moraliſchen chriſtlichen Religion gänzlich fehlt. Ihr moraliſcher Glaube iſt aber davon ganz unterſchieden und die Menſchen, die ſich zu einerlei hiſtoriſchen Glau-

Glauben (Sekte) bekennen, können unter einander an moraliſcher Geſinnung ganz verſchieden, und mit ſolchen, die ſich zu einer 2ten oder 3ten Religionsſekte bekennen, ganz einerlei ſeyn, oder mit ihnen weit näher zuſammentreffen, ohne daß ſie deshalb äuſſerlich ſich loszuſagen nöthig hätten, indem der hiſtoriſche Glaube an jener unmoraliſchen Geſinnung ihrer Brüder gar nicht Schuld hat, und auch ganz unſchädliche Geſinnungen ſich mit ihm verknüpfen laſſen.

§. 46. Dieſer Paragraph zieht nun die Folgerungen nochmals für die Auslegungskunſt aus 1) Privatreligion bleibt immer und ewig von der öffentlichen verſchieden; leztere iſt eng, beſtimmt — Formel — jene unendlich —. d. h. ſo verſchieden, als die Subjekte ſelbſt.

2) Lehrer müſſen vorzüglich dahin ſehen, daß ſie die freie Einſicht des allgemeinen moraliſchen Inhalts der jezigen öffentlichen Religion immer mehr befördern d. h. daß ſie immer mehr gute moraliſche Regeln zum allgemeinen Glük der Menſchheit an die Säze der äuſſern Religion knüpfen.

3) Alle äuſſerlichen Kirchenglieder bleiben ſo lange bei der äuſſern Religion hiſtoriſch ſtehen, bis ſie durch beſſere Einſichten zur moraliſchen Anwendung derſelben gelangen.

4) Lehrer, die vornehmlich dieſe äuſſere Gleichförmigkeit treiben und an dieſe lokale hiſto-

riſche Identität die gröſte Wohlfahrt knüpfen, weichen von dem Sinne Chriſti ab, denn die moraliſche Seligkeit leidet unendliche Stufen, und kan auch durch **eben ſo mannichfaltige Mittel** erreicht werden.

5) Alle hiſtoriſche oder fremd überlieferte Kentniß, geht der beurtheilenden Erkentniß, dem moraliſchen Glauben voran. Ein Buch als Hiſtorie erregt millionenverſchiedne Urtheile in den Subjekten, denn jedes Individuum iſt von dem andern verſchieden, folglich auch ihre Denkart. Der äuſſerlichen Religionsgeſellſchaft kan gar nichts daran liegen, daß **Kajus** den Ausdruk **Sohn Gottes, Opfer für die Sünden** ꝛc. anders verſteht oder nüzt, als es in den öffentlichen Formeln zu **einem gemeinſchaftlichen öffentlichen Zweke** ausgedrukt iſt. **Kajus** befördert ſeine Wolfahrt nach ſeinem Gewiſſen. Es muß aber auch Unwiſſenheit, Fehler, Anmaßung des **Kajus** heiſſen, wenn er die Abſicht hat, **ſeine** Privatreligion ſtatt der einzigen öffentlichen Religionsform, die einen äuſſerlichen gemeinſchaftlichen Zwek hatte, aufzuſtellen. Denn da alle Privatchriſten eben das Recht haben, als Kajus, ſich eine Privatreligion aus der Bibel zu ziehen; ſo hätten ſie ja auch alle das Recht, ſo gut wie **Kajus** ihre Privatmeinung als öffentliche Religionsformel aufzuſtellen, und wir hätten ſo viel öffentliche Religionsformeln, als es nachdenkende

Chriſten giebt, die einander alle entgegengeſezt ſeyn könten, und daraus würde lauter Verwirrung entſtehn, nicht aber das gemeine Beſte. Die öffentliche gleichförmige Religionsordnung muß daher von der Obrigkeit und den Lehrern erhalten oder nach Maasgabe der Umſtände geändert werden, denn ſie iſt nichts Göttliches; nur muß die Obrigkeit die Privatreligion keines Menſchen dadurch hindern.

§. 47. Vielleicht wär es zu hoffen, wenn viele Lehrer und Obrigkeiten dieſen Unterſchied immer vor Augen hätten, daß der unmenſchliche und teufliſche Religionshaß weniger würde, und daß auch die falſchen Bemühungen die Chriſten äuſſerlich zu vereinigen von der rechten Seite angeſehen würden. Pfaffen, eigennüzige Rabbinen können nur den dummen Eifer haben, das gemeine Volk in Unwiſſenheit und Abhängigkeit von der Kirchenordnung zu erhalten. Gott ſelbſt kan niemanden phyſiſch ſelig machen, (der Gedanke iſt ſehr richtig) er muß es auf eine moraliſche Art thun. Alſo kan noch weit weniger ein Pabſt, Lehrer, Prediger, Prieſter den Verſtand und den Willen der Chriſten phyſiſch beherrſchen wollen.

Der Beweis der wahren Religion wird auch nicht bis nach dem Tode verſchoben, wo man ewige Seligkeit und Verdamniß hinſezt: ſondern man kan ihn ſchon aus jezigen Früchten nehmen. Und wenn nun Chriſten an einander gute Geſinnungen bemerken, ihre gegenſeitige Wolfahrt befördern; ſo wiſſen ſie zugleich, daß alle Flüche der Kirche, oder böſer oder einfältiger Menſchen nichts ſind. Die reinſte Liebe bleibt unter ihnen und wird durch ſolche Gaukeleien nicht unterſagt, denn ſie erkennen ſie als die Hauptſache und **die Kirchenlehre** iſt das zufällige. Sie werden zwar leztere frei beurtheilen, aber doch keine öffentliche Unruhe deshalb erregen, oder ungeübten Chriſten einen ſchädlichen Anſtos **wiſſentlich** geben.

§. 48. Hieraus kan man überhaupt ſehen, was von den neuen Religionsvereinen zu halten iſt; die Projekte rühren alle aus Herrſchſucht oder aus Verſtandesſchwäche her. Denn aus einer äuſſerlichen Vereinigung kan nichts anders werden als **ein Kirchenſtaat**, und dieſer iſt immer ſchädlich und dem allgemeinen Wohl hinderlich geweſen, wie alle Geſchichte zeiget.

Man überlaſſe die äuſſere Ordnung der Obrigkeit, ſo wie äuſſerliche Zucht und Ehrbarkeit; die mag es beurtheilen, ob die Ceremonien und Formeln bleiben, oder ob den Zeitumſtänden gemäs neue eingeführt werden ſollen. Es iſt gerade daſſelbe Verhältniß, wie bei den bürgerlichen Verordnungen und Befehlen; kein einzelner darf ſich ungebührlich dagegen ausdrüken, noch weniger ſie eigenmächtig abſchaffen wollen. Konſiſtoria, Inſpektionen mögen dafür ſorgen, und dem Landesherrn Vorſtellungen thun. Profeſſores müſſen geſchikte Lehrer bilden, welche die allgemeine Religion befördern, und das Zufällige des Ceremoniels ihren Zuhörern immer begreiflicher machen, damit ſie es blos als eine obrigkeitliche Ordnung anſehen, und ſich nicht widerſezen, wenn es ihr gut ſcheint, eine neue äuſſere Religion einzuführen. Unſre Obrigkeiten haben nicht mehr mit Kaiſer und Reich oder Pabſt zu kämpfen und zu kontrahiren, wodurch ſie ſonſt gewiſſermaßen gebunden waren. Alle alte Dogmatiken, Kompendia, Syſtemata enthalten die hiſtoriſche Beſchreibung für uns von dem, wie unſre Vorfahren die Bibel verſtanden und erklärten, welche Methode für uns meiſtens unbrauchbar iſt.

§. 49. In unſrer Zeit, urtheilt nun zulezt Herr Semler in einer kurzen Wiederholung, iſt folgendes brauchbar und nüzlich zur Auslegung der Bibel:

1) Nicht alle Bücher, Kapitel, Stellen des N. T. ſind zu unſrer chriſtlichen Religion gleich nöthig und nüzlich. Der Leſer muß zur vollſtändigen nüzlichen Lektür, durch anderweitige Kentniſſe (Gelehrſamkeit) vorbereitet ſeyn.

2) Der nächſte Zwek der Evangelien und Briefe iſt, die damaligen Vorurtheile der Juden

wegzuſchaffen, Partikularismus auszurotten, und dafür eine freie moraliſche (keine dogmatiſche) Religion zu empfehlen. Dis iſt der Hauptſchlüſſel zur richtigen Erklärung des N. T.

3) Die Lehrart, Beweisart, zumal aus Stellen des A. T. iſt lokal, und paßt blos für damalige Zeiten; iſt nicht allgemeine Vorſchrift. Unterdeſſen kan ſie auch jezt für manche noch erbaulich ſeyn.

4) Weder Wunder noch Weiſſagungen ſind ein nöthiger, fortdaurender Beweis für unſre Zeitgenoſſen; ſie waren es blos für die damaligen Juden, damit ſie glaubeten Chriſtus ſey der Meſſias.

5) Wer Wunder und Weiſſagungen glaubt, iſt darum noch kein moraliſcher Chriſt, ob er gleich auch erbauliche Anwendungen daraus herleiten kan.

6) Ob die jezige Sammlung der Bücher des N. T. ächt und aus der älteſten Zeit ſey, iſt eine Frage, deren Beantwortung weder auf der einen noch auf der andern Seite etwas zum Wohl der Menſchen beiträgt. Sie gehört allein für gelehrte Chriſten.

7) Für jezige Chriſten ſollte ein gemeinnüziger praktiſcher Auszug, aus den Reden Jeſu und Schriften der Apoſtel gemacht werden, worin die lokalen Umſtände ausgelaſſen würden.

8) Ob einer dieſe oder jene Stelle eigentlich oder uneigentlich verſteht, bringt der moraliſchen Religion keinen Schaden, und Abweichungen ſind unvermeidlich — Abendmal — Erlöſung ꝛc. ſind ſolche Ausdrüke, worunter der eine das, der andre jenes ohne Nachtheil verſtehen kan.

9) Es iſt eben ſo unentſchieden, ob eine Erzählung bloſſe damalige Vorſtellung iſt z. B. von den Dämonen ꝛc. und unſer Urtheil ſteht uns völlig darüber frei.

10) Der hiſtoriſche damalige Sinn muß am richtigſten mit Hülfe alter Sprachkentniſſe, Bekantſchaft der damaligen und folgenden Geſchichte beſtimmt werden. Er iſt oft ſehr geringhaltig als bei damaligen Anfängern. Wir können ihn aber für uns unendlich erweitern. Denn die Relation auf die Ungeübten iſt nicht die einzige.

11) Die Evangelien und Epiſteln oder andre Texte zum öffentlichen Vortrage ſollten ganz anders gewählt und erklärt werden, als in der alten lateiniſchen Kirchenordnung nach dem kirchlichen Kalender.

12) Katholiſche, reformirte und lutheriſche Lehrer ſollten an ihren hiſtoriſchen Unterſchied, keine groſſen moraliſchen Vorzüge binden.

13) Alle Kirchenſprache, Lieder, Gebete, Predigten ſind keine Vorſchriften für Privatreligion, als blos für die, welche ſich als Kinder ihren Unterricht vorſagen laſſen. Ueber die beſte Art des Unterrichts der Kinder ſind die Meinungen noch nicht gleich. Das vorzüglichſte kömmt auf das Talent und Herz des Lehrers an.

14) Es gibt auch Chriſten, denen alle dieſe Beobachtungen, und was man ſonſt zum ehemaligen Sprachgebrauche und zur alten Hiſtorie der Moralität der Menſchen rechnen kan, gar nicht nöthig und brauchbar ſind, die ſich an bibliſche Redensarten und Worte hängen und ihre Erbauung damit verbinden. Dieſe glüklichen ruhigen Chriſten, Lehrer oder Zuhörer will Herr Semler durch dieſen Neuen Verſuch im geringſten nicht ſtören oder hindern.

An Herrn Prof. Trapp.

Mein voriger Brief hat Ihnen den Sinn der Semleriſchen Schrift ſo treu und ehrlich dargeſtellt, als es mir möglich geweſen iſt. Sie wiſſen ſchon, daß ich es haſſe, andern auf dieſe oder jene Art Meinungen unterzuſchieben, die ſie ſelbſt nicht für die ihrigen erkennen würden. Aber frei muß es uns doch auch ſtehen, darüber zu urtheilen, ob ein Verfaſſer nicht gewiſſe Folgerungen abſtreitet, die man aus ſeinem Syſtem offenbar und auf eine rechtmäſſige Art ziehen kan.

Entweder es liegt Misverſtand zum Grunde, oder Herr **Semler** hat ſich gegen etwas ähnliches zu vertheidigen. Es iſt nicht gut, wenn ein Verfaſſer gewiſſe unbeſtimmte und weit umfaſſende Worte gebraucht, denen er nach den jedesmaligen Umſtänden dieſen oder jenen Sinn geben kan. Ein ſolcher muß es ſich wenigſtens gefallen laſſen, wenn er oft nach ſeiner eigentlichen Meinung unnüzer Weiſe angegriffen wird. Die vielen Streitigkeiten, in welche Herr Semler iſt verwikelt worden, rühren groſſentheils von ſeiner weiten und dunkeln Sprache her, aus der man ſehr vielerlei herausſuchen kan, wenn man Luſt hat. Ich habe Schüler von ihm gekant, welche allen ihren Aberglauben und Vorurtheile wieder mit zurükbrachten, indem ſie alles das für eben ſolche Wahrheiten hielten, welche Herr Semler unter den allgemeinen begreift. Nehmen Sie nur die Ausdrüke **moraliſch, allgemeine Religion, der Sinn der Bibel iſt unendlich** ꝛc. wie viele und mancherlei Erklärungen laſſen ſie nicht zu? — denn wenn unter der allgemeinen Religion das verſtanden wird, was die geiſtigen Vollkommenheiten des Menſchen erhöht; ſo bleiben doch dadurch die Mittel zu jener allgemeinen Religion ganz unbeſtimmt, und da dieſe doch nicht alle gleich dienlich ſeyn können, einen hohen Grad darinnen zu erreichen; ſo wird ein jeder Partikulariſt ſagen, daß ſeine Grundſäze eben am erſten zu dieſer allgemeinen Religion hinführen, und er wird dieſelbe nur aus andern Theilen zuſammenſezen, und z. B. Ausrottung der Kezer, thätliche Unternehmungen gegen ſolche, die ſeine Meinungen umwerfen wollen, eben auch mit zu der allgemeinen Religion zu ſchlagen wiſſen; ja er wird es ſogar als Mängel an den übrigen Religionen tadeln, wird es Gleichgültigkeit, Indifferentiſmus ꝛc. ſchelten, wenn ſie ſolchen Eifer nicht gebieten oder befördern. Er wird immer Kolliſionen aufzufinden wiſſen, welche ihn gegen ſolche Grundſäze eben derſelbigen Religion, die ſeinen leidenſchaftlichen Unternehmungen widerſprechen, entſchuldigen, und das unter rechtmäſſige Ausnahmen bringen, was nicht unter das allgemeine paſſen will. — Eben ſo leidet der Ausdruk, **daß der Sinn des Neuen Teſtamentes oder der Bibel unendlich ſey**, ſo mannichfaltige Deutung, daß er bei verſchiednen Leſern einen ganz verſchiednen Sinn hervorbringen muß, und daß einer, auch ohne den Geiſt der Chikane zu beſizen, ſehr ungereimte Folgen daraus ziehen kan.

Dieſer Unbeſtimmtheit ſeines Ausdruks hat es Herr Semler zuzuſchreiben, wenn er ſo oft iſt misverſtanden worden. Ein Schriftſteller, der ſeine Gedanken in philoſophiſcher Ordnung vorträgt, der ſeine Wörter genau definirt, ihnen unverkennbare Grenzen ſezt, und ſie allenthalben ſo abrundet, daß ihr Umfang und ihre Bedeutung nothwendig einleuchten muß, hat dis nie zu fürchten, oder kann doch weit kürzer und bündiger zurecht weiſen. Bei dunkeln und unbeſtimmten Schriftſtellern muß man erſt lange vergleichen und herumſuchen, ehe man von ihrem wahren Sinne Gewißheit erlangt, und das Suchen iſt nicht eines jeden Leſers Sache, und oft auch eine unbillige Fodrung des Schriftſtellers.

Ich will nun einen Verſuch machen, die Meinungen des Herrn **Semlers** näher zu beſtimmen, und ſeine Principien feſtſezen, von welchen er ausgeht, um zu ſehen, was ſich für Säze aus demſelben unmittelbar herleiten laſſen. Folgende Grundſäze leuchten dem aufmerkſamen Leſer faſt aus jeder Seite, ſo wol dieſes Verſuchs, als auch der Semleriſchen Schriften überhaupt entgegen, und ich glaube nicht, daß Herr **Semler** ſie ableugnen wird.

1) Das Weſentliche des Chriſtenthums zielt auf die Ausbreitung der allgemeinen Religion.

2) Alle Unterſuchungen über Dogmata, über Bücher, Stellen und einzelne Worte und Ausdrüke der Bibel, ſind völlig frei.

3) Die Verſchiedenheit der Meinungen über Dogmata, den Sinn einzelner

Stellen und Worte ꝛc. iſt nothwendig und hindert der allgemeinen Religion nichts.

4) Die Abſicht Chriſti und der Apoſtel iſt nie geweſen, ihren Erzählungen und Vorträgen einen ſolchen beſtimmten Sinn zu geben und ihren Umfang durch gewiſſe Grenzlinien ſo genau einzuſchränken, daß für alle Leſer Ein Maas von Vorſtellungen feſtgeſezt wäre; ſondern ihr Sinn ſollte unendlich, und für jeden Leſer verſchieden ſeyn; alle Menſchen ſollten verſchiedne Vorſtellungen davon haben können, und für jeden ſind ſeine Vorſtellungen wahr.

Nun laſſen ſie uns den Sinn dieſer Säze näher betrachten: Erſtlich, was heißt der Ausdruk allgemeine Religion? Herr Semler beſchreibt ſie mehr als einmal durch ein gutes rechtſchafnes Leben, durch das, was Chriſtus die Liebe nente — durch die Ablegung aller Ungerechtigkeit, des Neides, Zornes ꝛc. mit einem Worte, er verſteht, nach allen Ausdrüken zu urtheilen, das darunter, was man in der philoſophiſchen Sprache die Tugend nent, die moraliſche und geiſtige Vervollkommung des Menſchen, nach welcher er ſein und ſeiner Nebenmenſchen Glük auf alle mögliche Weiſe zu befördern ſucht. Der Sinn des erſten Grundſazes, jederman verſtändlich und deutlich ausgedrukt, wär alſo folgender: das Weſentliche des Chriſtenthums beſteht in der Tugend, in der ernſtlichen und praktiſchen Ausübung derjenigen Pflichten, welche der menſchliche Verſtand, als der Würde des Menſchen angemeſſen erkennt, und deren Ausübung für ihn das einzige Mittel zur wahren und dauerhaften Glükſeligkeit iſt. Alle Prädikate, die Herr Semler der allgemeinen Religion beilegt, paſſen auf dieſe Begriffe, und es läßt ſich kaum zweifeln, daß dieß nicht ſein Sinn ſey. Die Tugend iſt unendlich vieler Grade fähig; es iſt unmöglich, daß alle Menſchen einerlei Grad erlangen; es muß eine ewige Mannichfaltigkeit im Reiche der Moral ſtatt finden; die Menſchen können durch unendlich viele und von einander ganz verſchiedne Mittel zur Tugend gebracht werden; Formeln können ſie nicht unmittelbar befördern; ſie kan nicht phyſiſch erzwungen werden u. ſ. w. kurz es paßt alles, was Herr Semler von der allgemeinen Religion ſagt, auf die Tugend, und alſo iſt wol gewiß, daß Herr Semler dieſen Begriff mit der allgemeinen Religion verknüpfe.

Zweitens, wenn Herr Semler ſagt: die Unterſuchungen über Dogmata ꝛc. ſind frei; ſo kan er uns hiemit nicht lehren wollen, daß man die Seele nicht in Ketten ſchmieden könte, um ihr gleichſam das Nachdenken ſo zu verwehren, wie den Händen durch Feſſeln die Bewegung, denn das wäre gar zu gemein; ſondern Herr **Semler** will unſtreitig hiermit ſo viel ſagen, daß es ohne moraliſch böſe Folgen ſey, wenn ſich jemand der Nachforſchung überläßt, daß es an und für ſich unmöglich unerlaubt ſeyn könne, dem Gange ſeiner Ideen zu folgen, und dieſe oder jene, vom Gewönlichen abweichende Vorſtellungen zu haben, daß vielmehr dis der Zwek des Schöpfers bei Hervorbringung der menſchlichen Natur geweſen ſeyn müſſe, daß alle in ihren Vorſtellungen, über die Gegenſtände, in unzähliger Mannigfaltigkeit, von einander abwichen, und bei dieſer Mannichfaltigkeit doch zu **Einem** nehmlichen zu ihrer Glükſeligkeit zuſammenſtimmten, welche leztere denn eben ſo unendlich vieler Grade fähig iſt, als die Tugend, welche ſie verurſacht. Da nun dieſe Verſchiedenheit der menſchlichen Gedanken und Vorſtellungen, mit der Natur des Menſchen ſelbſt verbunden, und alſo **nothwendig** iſt; ſo muß ſie auch keine äuſſere Macht ſtören wollen; ſondern es muß einem jeden frei ſtehn, ſeine Vorſtellungen nicht nur in ſich zu denken (denn das kan ihm ohnehin keiner verwehren) ſondern auch durch Zeichen auszudrüken, darüber zu reden, oder zu ſchreiben. Dieſe Freiheit wird aber geſtört, und unterdrükt, wenn man mit einer gewiſſen beſtimmten Auslegung dieſer oder jener Formel gewiſſe phyſiſche Vortheile oder Nachtheile verknüpft, wenn man die Einfältigen lehrt, daß an dieſe oder jene Formel die ewige Glükſeligkeit gebunden, und mit einer andern, oder einer abweichenden Auslegung der erſtern, Tod und Verdamniß verknüpft ſey ꝛc. die Unterſuchungen müſſen frei ſeyn, muß alſo heiſſen: **Es muß einem jeden frei ſtehn, dem Gange ſeiner Vorſtellungen zu folgen, und wenn in denſelben nichts iſt, was die äuſerliche Ruhe und Glükſeligkeit der Menſchen an ſich ſtört oder aufhebt, ſo darf mit der bloſſen Abweichung von andrer Meinungen, keine bürgerliche Unehre ꝛc. verknüpft ſeyn.** Denn dadurch würde die Freiheit aufgehoben oder doch ſehr eingeſchränkt, ſeine Meinungen zu ſagen oder zu ſchreiben. Unſer Denken aber iſt mit den Worten und Zeichen ſo genau verbunden, daß die Aeuſſerung unſrer Gedanken durch Worte, einſchränken, beinah eben ſo viel wär, als das Denken ſelbſt einſchränken, da es überdem unmöglich iſt, daß die äuſſern Befehle **unmittelbar** weiter wirken können, als auf äuſſere Zeichen.

Der **dritte** Saz kan nicht den Sinn haben, als ob alle Meinungen ohne Unterſchied in gleichem Grade die Tugend beförderten; ſondern er kan nur ſo viel heiſſen: da alle Menſchen von Natur ein verſchiednes Maas von Fähigkeiten und Kräften erhalten haben, welches gar nicht willkührlich iſt; da ferner jeder Menſch in ſolche Lagen und Umſtände geſezt wird, welche von den Lagen jedes andern Menſchen verſchieden ſind; da endlich ſeine Denkungsart und ſeine Meinungen theils von den Fähigkeiten theils von den Umſtänden abhängen; ſo iſt dieſe Mannichfaltigkeit der Meinungen nicht willkührlich, hängt gar nicht von dem Menſchen ab, ſondern ſie iſt in der Natur der Menſchen nothwendiger Weiſe gegründet, und eben deswegen weder zu tadeln noch einzuſchränken oder gar zu unterdrüken. Die Natur iſt es aber auch, welche jedem ſein Maas von moraliſcher Güte vermittelſt dieſer Fähigkeiten beſtimmt, oder Gott hat jedem nach Maasgabe ſeiner Fertigkeiten und Kentniſſen einen Plaz in der moraliſchen Welt angewieſen, der nach dem Maaſe erhöht wird, je ſtärker und beſſer er ſeine Fähigkeiten braucht, oder jemehr ihm ſelbſt hier oder da einmal zu Theil werden. Die Gottheit hat alſo dieſe Verſchiedenheit ſelbſt gewollt, und man unternimmt es, ihren Plan zu ſtören, wenn man ſie aufheben will. Jeder von den Menſchen behauptet alſo ſeinen Plaz **im Reiche der Gnaden**, und die Mittel, wie man ſich oder andern eine höhere Stelle verſchaffen kan, ſind allein **tugendhaftere Geſinnungen**, die man bei ſich oder bei andern veranlaßt; dieſe aber können nie Wirkungen des äuſſern Zwanges ſeyn; ſondern ſie werden durch lebhaftere und vollkommnere Vorſtellungen, und durch immerwährende Uebung hervorgebracht. Wir müſſen alſo ſolche Vorſtellungen und ſolche Uebungen veranlaſſen, wenn wir uns oder andre beſſern oder wie Herr **Semler** ſich ausdrüken könte, dem Ideal der allgemeinen Religion näher bringen wollen.

Der vierte Saz iſt vielleicht der ſchwerſte. Herr **Semler** hat auch ſeinetwegen am meiſten leiden müſſen, iſt darin gewiß am häufigſten misverſtanden worden. Was ſoll das heiſſen: **Die Bücher des Neuen Teſtaments haben einen unendlichen Sinn?** So viel ſieht man leicht, daß das Wort **unendlich** ſo viel heiſſen ſoll, als ſie leiden unendlich viele Erklärungen. Nur iſt dis wieder eben ſo dunkel. Ich will alle Erklärungen durch gehen, welche nach meiner Meinung dieſe Worte leiden, und nicht leiden. Vielleicht ſtoß ich auf die richtige.

Erſtlich kan es nicht ſo viel heiſſen, als ob diejenigen, welche die Worte geſprochen oder geſchrieben, zu der Zeit, als ſie ſich derſelben bedienten, einen unendlichen mannigfaltigen Sinn damit verknüpft hätten; denn dis wäre abſurd. Jede Rede hat ihren Zwek, nemlich gewiſſe beſtimmte Vorſtellungen in dieſem oder jenem Subjekte zu erregen, und zwar zunächſt gerade die Vorſtellungen, welche derjenige ſelbſt mit den Worten und Redensarten verknüpft, der ſie gebraucht. Alſo iſt es richtig, jedes Wort, jede Rede und jeder Theil derſelben hat nur eine einzige beſtimte Bedeutung nach der Abſicht desjenigen, der ſie braucht. Wenn **Paulus** an den Philemon ſchreibt: **Bereite mir die Herberge**; ſo konte **Paulus** unmöglich die Abſicht haben, daß **Philemon**, oder jeder, der dieſen Brief las, eine tauſendfache Bedeutung damit verknüpfen ſollte; er würde auch ſehr übel dabei gefahren ſeyn. **Paulus** verknüpfte einen einzigen beſtimmten Sinn damit, und rechnete darauf, daß ihm **Philemon** ſo gleich verſtehen und ihm ein Quartier beſtellen würde. Unmöglich war Paulus dieſe Worte grammatiſch und kritiſch durchgegangen, was ſie alles bedeuten konten, und es war gewiß nicht ſein Zwek, daß man dieſe Worte einmal von einer Herberge im Himmel oder im Grabe ꝛc. verſtehen ſollte. Und ſo wie dieſe paar Worte **Einen** wahren Sinn haben d. h. den, welchen ihnen Paulus beilegte, und den er vermittelſt des Zuſammenhanges jedem andern verſtändlich machen wollte; ſo hat auch jeder einzelne Ausdruk in der Bibel nur einen ſolchen wahren Sinn, welchen der Verfaſſer zu der Zeit und in der Verbindung, in welcher er ſchrieb, zu ſeinem jedesmaligen Zweke damit verknüpfte, und dieſer Sinn iſt es eigentlich, welchen **der Ausleger** erforſchen muß; die übrigen gehn ihm alle nichts an, als in ſo fern ſie etwas beitragen, dieſen einzigen wahren Sinn zu beſtimmen. Alle Geſchichten, alle Fabeln, Parabeln ꝛc. haben fůr den Interpres ſchlechterdings nur Einen Sinn, nemlich den, welchen die Verfaſſer zunächſt, nach ihrem Zweke, damit verknüpften. Die Apoſtel nahmen alſo die Ausdrůke: Sohn Gottes, Blut Chriſti, Tod Jeſu, Opfer u. ſ. w. eigentlich oder uneigentlich, verknüpften dieſen oder jenen Umfang von Vorſtellungen damit; beides zugleich iſt nicht möglich; die Wörter mußten in ihrem Kopfe nothwendig ihre beſtimmte Bedeutung haben, und ſie mußten auch den Vorſaz haben eine eben ſo beſtimmte bei ihren Zuhörern oder Leſern zu erweken. Wenn Chriſtus ſich uneigentlicher Ausdrůke bedient und man verſteht ihn nicht, man nimmt ſie eigentlich; ſo iſt er allemal unzufrieden damit; wenn er aber gewollt hätte, daß ſeine Zuhörer einen unendlichen Sinn damit verknüpften; ſo hätte ihm dis wenigſtens gleich viel ſeyn können; aber er will immer, daß ſie ſeine Ideen faſſen ſollen. Bei ſeinen Parabeln will er immer, daß man die richtige Moral begreife, alſo den Sinn faſſe, welchen er dabei gedacht, welchen er vorher feſtgeſezt hatte, um dadurch gerade dieſes und kein andres Urtheil zu lehren, dis gilt bei allen Erzählungen von Dämonen, Wundern u. ſ. w. und man hat bei Unterſuchung derſelben jedesmal folgende Fragen zu unterſcheiden: 1) Was mußten die Zeitgenoſſen bei dieſen oder jenen Erzählungen denken, vermöge ihrer Erkentniſſe und Meinungen, denen ſie anhingen? 2) Was hat der Erzähler oder Verfaſſer, nach den Ausdrüken und der Art zu erzälen zu urtheilen, für Ideen bei denen erregen **wollen**, oder erregen **können**, für die er geſchrieben. Dieſe beiden Fragen gehören für den Ausleger offenbar; die nachfolgenden ſind mehr für einen neugierigen Philoſophen, als daß ſie unmittelbar zur Interpretation dienten. Man kan nemlich 3) noch fragen, ob der Verfaſſer die Geſchichte ſelbſt eben ſo ganz für wahr gehalten, wie er ſie erzählt, oder nur zum Theil; oder ob er daran gezweifelt, oder ob er ſie ganz für Mährchen hielt 4) ob die Erzählung an ſich wahr. Die beiden lezten Fragen hat man bisher bei bibliſchen Unterſuchungen für ganz unnüz gehalten, oder ſie jedesmal ſchon ſo gut als entſchieden angeſehn; und **die Inſpiration** entſcheidet ſie auch wirklich, wo nicht am befriedigendſten, doch gewiß am kürzeſten, und erſpart alle mühſame Unterſuchungen.

Zweitens könte es ſo viel heiſſen, als: Jede Rede, jedes Wort erregt in verſchiednen Menſchen ganz verſchiedne Nebenideen, ſo, daß zwar die Hauptideen des Schreibenden ganz oder zum Theil in dem Leſer erwekt werden, aber ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung mit den Ideen des

Redenden oder Schreibenden, ihre Stärke oder Schwäche hängt allein von den Nebenideen ab, welche der Leſer oder Zuhörer damit verbindet. So wenn das Wort **Meßias** ausgeſprochen wird, denkt der eine Jude an einen irdiſchen Befreier, der andre an einen moraliſchen ꝛc. nachdem ſeine übrige Denkart ſchon geſtimmt iſt. Wir urteilen von einem, der ſo ſchreibt, oder ſpricht, daß man einen verſchiednen Sinn mit ſeinen Worten verknüpfen kan, daß er fehlerhaft und zweideutig ſchreibe und wie mich dünkt, mit Recht, denn es muß ſchlechterdings als Regel der Deutlichkeit gelten, ſolche Ausdrüke, welche zweierlei Sinn haben, zu vermeiden, wenn ſie nicht entweder durch den Zuſammenhang oder durch einen ausdrüklichen Zuſaz erklärt werden, und man kan unmöglich den Apoſteln dieſe vorſäzliche Undeutlichkeit Schuld geben. — Soll es aber nur auf die Nebenideen gehen, welche von jeder Idee eines andern, wenn ſie auch noch ſo rein übergetragen wird, bei jedem verſchieden erregt werden, z. B. da **Antonius** die Leichenrede des Julius Cäſar hielt, kamen zwar alle ſeine Vorſtellungen in die Seelen ſeiner Zuhörer, aber die Nebenideen, welche ſie erwekten, waren himmelweit unterſchieden. Einigen fielen die Wohlthaten, die Feſte ꝛc. ein, welche er ihnen bei Lebzeiten gegeben hatte, und es entſtand Mitleiden, Zorn, Wut in ihrer Seele; bei andern erwekte ſie ſolche Nebenvorſtellungen, daß ſie die Vor ſtellungen des Antonius für Lügen, aufrühriſche Gedanken anſahen — alles in tauſendfacher unendlicher Verſchiedenheit; ſoll dis der Sinn ſeyn; ſo iſt er ſo wahr, daß wohl niemand dran zweifeln wird, und auch wohl noch kein Vernünftiger daran gezweifelt hat. Aber mich dünkt doch, es wär ſehr undeutlich geſprochen, wenn ich ſagen wollte, **die Rede des Antonius hat einen unendlichen Sinn**, deswegen, weil ſie in jedem Menſchen andre Nebenvorſtellungen erregt. So redet wenigſtens kein andrer. Dem ohnerachtet ſcheint dis zuweilen der wahre Sinn des Herrn **Doktors** zu ſeyn: Der Inhalt der bibliſchen Bücher erregt in jedem Subjekt verſchiedne Nebenvorſtellungen. Dieſe Nebenvorſtellungen gehn aber dem Interpres nichts an; die Urſachen und die Art ihrer Entſtehung gehört für den Pſychologen; der Ausleger muß ſich blos um den urſprünglichen Sinn, und den, welchen die Verfaſſer beim Niederſchreiben oder beim Reden hatte, bekümmern, und da kan es ſchlechterdings nur **Einen** wahren Sinn geben. Es kan auch dem Verfaſſer nicht gleich viel ſeyn, ob er ſo verſtanden wird, oder anders, denn ſonſt würde er ſichs müſſen gefallen laſſen, wenn er die Nachtmüze ſtatt des verlangten Mantels erhielt oder daß man den **Mantel**, als ein allegoriſches Weſen anſah, und ihn mit ein Paar moraliſchen Sentenzen abſpeiſete. So ausdrüklich nun Paulus ſeinen Mantel von Troada verlangt;

langt; und ſo beſtimmt ſein Freund wiſſen muß, was er haben will: ſo einzig und ſo beſtimmt muß auch jeder einzelne Ausdruk eines guten Schriftſtellers ſeyn.

Auch wär es die gröbſte Unwiſſenheit, die man bei einem unſrer denkenden Zeitgenoſſen gar nicht vorausſezen kan, dieſen gemeinen Erfahrungsſaz, den jeder Anfänger nach den Geſezen der Aſſociation der Ideen zu beurtheilen weis, zu leugnen, und Leute, die von dieſer Unwiſſenheit ſo gar in exegetiſchen Unterſuchungen ausgehen wollten, verdienten keine andre Widerlegung, als daß man ſie in dem Abc der menſchlichen Erkentniſſe unterrichtete. Denn die Nebenvorſtellungen ſind von der Richtigkeit der objectiven Vorſtellungen, welche zum Begreifen gegeben werden, ganz verſchieden und kein Schriftſteller oder Redner iſt Herr über dieſelben. Ein Beiſpiel wird dieſen ſchon an ſich deutlichen Saz ganz begreiflich machen. Man nehme die Erzälungen von den Beſeſſenen. Hier kan man folgende Unterſuchungen anſtellen 1) Sind die Fakta an ſich, ſo wie ſie erzält werden, wahr? War wirklich ein Dämon, ein böſer Geiſt in den Menſchen, welcher ſie mit einer phyſiſchen Kraft quälte und peinigte oder nicht?

2) Was hielten die damaligen Zeitgenoſſen von dergleichen Erſcheinungen? — Glaubten ſie,

daß wirkliche böſe Geiſter in ſolchen unglüklichen Perſonen ſtäken, welche durch dieſe oder jene Mittel zum Ausfahren könten gezwungen werden?

3) Was hielt der Geſchichtſchreiber davon?

4) Was glaubte der darüber, welcher ſolche kranke Leute kurirte?

5) Was wollte der Arzt oder der Geſchichtſchreiber für Vorſtellungen bei denen erregen, die Zuſchauer waren, oder welche ſeine Beſchreibung leſen?

Die lezte Frage gehört eigentlich und zunächſt für den Interpres, kan aber oft, ohne Unterſuchungen über die vorhergehenden nicht befriedigend entſchieden werden. Bei den Dämonengeſchichten im Neuen Teſtamente aber, ſcheint mir die Beantwortung der leztern Frage mit wenigern Schwierigkeiten verknüpft als man ſich gewöhnlich einzubilden pflegt. Doch dis gehört nicht zu meinem Zweck. Für dieſen alſo nur ſo viel: Die Evangeliſten wollten entweder, daß ihre Leſer ihre Erzälung wörtlich glaubten, die Urſachen und Wirkungen ſo annähmen, wie ſie aus ihren Worten unmittelbar erhellten d. h. alle Worte im eigentlichen Verſtande nähmen; oder ſie wollten dis nicht. Im erſten Fall hielten ſie entweder alles das, was ſie ſagten, ſelbſt für wahr mit den angegebnen Urſachen und Wirkungen, oder ſie hielten es nicht für wahr, und wollten blos andere bewegen, es für wahr zu halten. Im andern Falle wollten ſie entweder, daß der wahre und richtige Sinn von allen oder nur von einigen gefaßt werden ſollte. Jedesmal iſt nur einer von dieſen Fällen wirklich, und den, **welcher wirklich war, ausfündig machen, heißt die Wahrheit finden.** Hält man den, welcher nicht wirklich war, für den wirklichen; ſo **irrt** man; ſind keine Data da, nach welchen der richtige Verſtand angegeben werden kan: ſo iſt man **zweifelhaft.** Niemals aber können zwei entgegengeſezte Fälle zugleich wahr ſeyn; zwei entgegengeſezte Vorſtellungen zugleich exiſtirt haben in ein und eben derſelben Seele. Ob ein Ausdruk oder eine Stelle uneigentlich zu nehmen ſey, kommt 1) darauf an, ob die Zuhörer oder Leſer, für welche die Worte zunächſt beſtimmt ſind, im Stande ſind, den uneigentlichen Sinn zu faſſen 2) ob der Verfaſſer dis ſelbſt durch Zuſammenhang oder Zuſäze erklärt habe. Wenn ich nun annehme, daß zu Chriſti Zeiten alle oder doch die mehreſten Juden an wirkliche Dämonen glaubten, wenn ſich die Juden gewönlich dergleichen Krankheiten als Wirkungen böſer Geiſter vorſtellten; ſo möcht ich wohl wiſſen, wie es den Juden hätte einfallen können, die Worte Chriſti oder die Erzälungen der Evangeliſten uneigentlich zu nehmen, da ſie ſolches nicht durch einen einzigen Zuſaz angezeigt haben, welcher für die damaligen Zeitgenoſſen verſtändlich geweſen wäre, und in den Worten ſelbſt liegt kein einziger Grund, der uns bewegen kӧnte, ſie uneigentlich zu verſtehen; auch hat weder Chriſtus noch die Apoſtel in irgend einer Stelle, ſich gegen die gewӧnlichen Vorſtellungen von den Dämonen erklärt, und es iſt alſo ein bloſſer Schluß a priori, wenn man behauptet, die Evangeliſten hätten beſſere Einſichten von der Sache gehabt, als ſie in ihren Schriften geäuſſert haben. Von Chriſto kӧnte man dis weit eher behaupten, wenn man anders die Wirklichkeit der Kuren, der Erzälung gemäs annimmt, indem dis eine wirkliche Wegſchaffung der Urſache der Krankheit vorausſezt, zu deren Vollbringung Worte allein ſehr unvollkommene Mittel ſind, und wozu nothwendig eine richtige Einſicht erfodert wird. — Auf welche Seite man ſich aber auch wenden mag; ſo bleibt es doch gewiß, die Evangeliſten hielten nur **Eine** von mehrern entgegenſtehenden Vorſtellungen für wahr, und ihre Erzälung ſollte auch gerade nur **die** Vorſtellungen überliefern, welche ſie ſich vorgenommen hatten mitzutheilen; und dieſe hatten ſchlechterdings ihre Gränze. Was will alſo Herr **Semler** damit ſagen, wenn er nach ſeinen Grundſäzen behauptet; dieſe Erzälungen von den Dämonen oder jede andre Erzälung in der Bibel kӧnne für jedes Subjekt einen verſchiednen Sinn haben und jedes dieſer Subjekte habe eine Wahrheit durch ſeine individuelle Vorſtellung? — Es kan ſich nemlich der eine vorſtellen, der Sinn in den Evangelien ſey, daß wirkliche Dämonen die Unordnungen im Körper verurſacht haben; ein andrer kan glauben, es ſind bloſſe Redensarten, welche uneigentlich zu nehmen ſind, und worunter man ſich blos natürliche Urſachen denken ſoll; ein dritter kan meinen: die Abſicht der Evangeliſten war zwar nicht die groben Vorſtellungen durch ihre Erzählungen wegzuſchaffen, aber ſie wollten den Nachkommen Gelegenheit geben, der Sache weiter nachzudenken; ein vierter kan glauben, die Apoſtel haben dis zwar alles beſſer gewußt, aber es war den Zeitumſtänden nicht gemäs, das, was ſie wuſten, deutlich auszudrücken; ein fünfter kan überzeugt ſeyn, die Apoſtel und Evangeliſten haben ſelbſt dieſe Irtümer mit den übrigen Juden gemeinſchaftlich gehabt, und ſie in guter Einfalt nacherzält; ein ſechſter kan behaupten, die Evangeliſten ſind Schwärmer geweſen, welche vermittelſt ihrer Phantaſie Urſachen unterſchoben und den Thatſachen einen wunderbaren Anſtrich gaben; ein Siebenter kan annehmen, die Evangeliſten ſind gar gutmeinende Betrüger, welche alles wohl beſſer wuſten, aber das ſchwache und leichtgläubige Volk durch dergleichen anziehende Mährchen blos auf ihre Seite zu ziehen ſuchten, und ſo laſſen ſich noch eine unendliche Menge Meinungen denken, wovon immer die eine die andre aufhebt. Wie nun? **ſind alle dieſe Meinungen zugleich wahr?** oder mit andern Worten; ſind die Fakta alle zugleich vorgefallen? — Das iſt unmöglich; das kan alſo der Sinn des Herrn **Semlers** unmöglich ſeyn. Soll es aber heiſſen: **jeder Menſch hält die Vorſtellung, welche er ſich von der Sache macht, für wahr, und er hat alſo Wahrheit?** So iſt das Wort **Wahrheit** in einer ſehr ungewönlichen Bedeutung gebraucht, und heißt weiter nichts, als was man ſonſt einen **Saz** nennt, der allerdings ohne logiſche Wahrheit, d. h. ohne Uebereinſtimmung der Vorſtellungen unter ſich nicht beſtehen kan, und wenn ich nicht irre, ſo kommt das Wort veritas ſtatt dictum in einigen Kirchenvätern vor. Aber wer hat je dagegen geſtritten, daß nicht jede von dieſen noch ſo ſehr entgegen geſezten Parteien einen **Saz** behauptete? oder auch einen Saz, den ſie vermöge ihrer übrigen Vorſtellungen für Wahrheit hielte? Dann wär der Saz gar nicht neu und ungewönlich, und Herr **Semler** köute unmöglich ſo viel Geräuſch davon machen und ihn ſo oft wiederholen; auch wär er ganz ohne fruchtbare Folgen.

Soll er aber ſo viel ſagen als: **man kan den eigentlichen wahren Sinn, welchen die Evangeliſten für ihre Zeitgenoſſen mit ihren Worten verknüpften, abſolute gar nicht mit Ge-**

Gewißheit entdeken, ſondern man muß blos vermuthen und eben deswegen kan kein Ausleger ſeine Meinung für die allgemeine und einzig wahre halten, ſondern jeder hat das Recht die Seinige für ſich eben ſo wahr für ſich zu achten, als ein andrer, die welche er für die wahre hält; ſo führte dieſe abſolute Ungewisheit und das Bewuſtſein derſelben zu einen völligen theologiſchen Skepticismus in allen dogmatiſchen und oft auch moraliſchen Lehrſäzen, indem doch derjenige, welcher wüßte; es iſt keine vollkommne Gewißheit in Abſicht des urſprünglichen Sinnes der Bibel zu erlangen, immer an dem wahren Sinne zweifeln würde, worinnen ich an meinem Theile auch gar nichts gefährliches ſähe und es alſo auch Herrn **Semlern** gar nicht als eine böſe Konſequenz anrechnen will. Nun aber erſtrekte ſich dieſe Ungewißheit entweder auf die ganze Bibel auf jede einzelne Stelle und Ausdruk darinnen; dis wär zu hart und kan der Sinn des Herrn Doktors wohl nicht ſeyn; oder auf einzelne Stellen, mehr oder weniger, nachdem nun einer dieſen Skepticismus in einem engen oder weiten Umfange beſizt, und dann iſt es ſehr richtig: denn von dieſem Skepticismus beſizt wohl jeder Menſch einen gröſſern oder kleinern Grad. Will nun Herr **Semler**, daß er ſich über alle dogmatiſche Unterſuchungen erſtreken ſoll, in welchen die Menſchen nicht gerade zu übereinſtimmen, und im Neuen Teſtamente

mente insbeſondere, über alle diejenigen Säze, welche nicht unmittelbar zur Tugend gehören; ſo kan ich nichts dagegen haben, als daß viele dis für eine bloſſe Privatmeinung des Herrn Doktors halten werden, der ſie Gründe entgegen ſezen können. Mir würde alsdenn nur der Ausdruk Wahrheit unrecht gebraucht zu ſeyn ſcheinen, denn da alle Fakta nur auf Eine Art geſchehen und alle Worte abſolute bei dem, der ſie braucht, in dem jedesmaligen Zuſammenhange nur Einen Sinn haben; ſo können alle Meinungen, welche dieſen Sinn nicht ausdrüken, oder von denen man doch nicht gewiß iſt, ob ſie ihn richtig ausdrüken, nur Wahrſcheinlichkeiten heiſſen, aber nicht Wahrheiten; und es muß ſich auch ein Maas angeben laſſen, nach welchem die Grade der Wahrſcheinlichkeit gemeſſen werden können, und ſie können unmöglich abſolute alle gleich ſeyn. Der eine Sinn wird doch immer dem Sinne des Verfaſſers näher kommen, als der andre. Es wären ja ſonſt alle geſunde Regeln der Hermeneutik und Kritik = 0. Es könte alſo auch hier keine Gleichgültigkeit ſtattfinden, ſondern die Gründe des Wahrſcheinlichen müßten unſern Verſtand und unſern Glauben beſtimmen. Geſezt alſo, es könte nicht zur Gewisheit gebracht werden, ob die Ausdrüke, Sohn Gottes, heiliger Geiſt, Verſöhnung, Blut Chriſti ꝛc. eigentlich oder uneigentlich müßten verſtanden werden; ſo müſſen doch die Gründe für den eigentlichen oder uneigentlichen Verſtand, wenn ſie nicht völlig gleich ſind, und ſich alſo einander aufheben, mich auf dieſe oder jene Seite lenken können, und dieſe Gründe müſſen ſelbſt ihre abſolute Stärke haben, oder ihre Relation muß ſich allein auf die Geſeze der reinen Vernunft, in ſo fern ſie ohne Vorurtheile gedacht wird, beziehen. Das Gewicht, welches ſie von ſubjektiven Beſchaffenheiten erhalten, (Vorurtheilen, beſondern Verhältniſſen und Meinungen ꝛc.) und welches man die relative Stärke in engerer Bedeutung nennen kan, darf unmöglich in Anſchlag gebracht werden. In philoſophiſcher Sprache könt ich mich hierüber ſo ausdrüken: Die Gründe ein Faktum zu erkennen, ſind entweder zureichend oder unzureichend; im erſten Fall entſteht **Gewißheit**, im andern **Wahrſcheinlichkeit**; die Gründe ſind ferner entweder für jeden menſchlichen Verſtand, wenn er ſie nur begreift, zureichend — dann entſteht Gewißheit im engern Sinn, **Wahrheit**, oder ſie ſind nicht für jedes erkennende vernünftige Weſen hinreichend, ſondern nur für einzelne Subjekte vermittelſt dieſer oder jener willkührlichen oder ungewiſſen Vorausſezung, dann entſteht **Opinion**, **Meinung**. Alles was Herr **Semler** Wahrheit genannt hat, kan ſchlechterdings nur **Meinung** heiſſen. Der Ausdruk **ſubjektive Wahrheit** iſt ſogar ſchon zweideutig und muß von dem Gebrauch erſt ſorgfältig und genau beſtimmt werden, wenn er nicht Misverſtand veranlaſſen ſoll.

Endlich lieſſe ſich auch noch annehmen, Herr **Semler** habe bei jenem unter Nummer 4 angegebnen Saze allerdings voraus geſezt, was ich hier vielleicht zu weitläuftig durchgegangen bin. Er wiſſe recht gut, daß jeder Saz nur **Eine** abſolute Wahrheit habe, und wiſſe, daß es die Pflicht des Interpretes ſey, dieſen **Einen** wahren Sinn ausfindig zu machen, wenn es darauf ankömmt auszumachen, was Chriſtus oder die Apoſtel bei dieſen oder jenen Worten gedacht haben, aber von dieſer einzigen und abſoluten Wahrheit hänge nur gar nicht das Weſentliche der chriſtlichen Religion ab. Denn da dieſes allein in der Ausübung tugendhafter Handlungen in einer guten moraliſchen Geſinnung und Uebung beſteht; ſo ſei es für das Weſen der chriſtlichen Religion völlig gleichgültig, ob ich glaube, der Dämon habe die Säue von dem Felſen heruntergeworfen, oder die Menſchen haben ſie durch ihr wildes Betragen ſo erſchrekt, daß ſie ſelbſt vor Angſt und Furcht ins Meer ſtürzten, oder ob ich die ganze Geſchichte blos für ein gutgemeintes Mährchen halte, das der Apoſtel erzälte, um ſeinen Helden in den Augen der abergläubiſchen Juden ein recht mirakulöſes Anſehn zu geben, oder ob die guten Verfaſſer ſich es ſelbſt aufbürden und von dem gemeinen Wunderglauben der damaligen Zeiten ſich fortreiſſen lieſſen, und es in aller Einfalt nacherzälten — Alle dieſe verſchiednen Meinungen tragen zur Gewißheit oder Ungewißheit der allgemeinen chriſtlichen Religion oder zu einem praktiſchen, tugendhaften Leben nicht das Geringſte bei. Es kan jemand bei der einen Meinung ſo fromm, ſo gut und ſo rechtſchaffen ſeyn, als bei der andern, und wenn ihm ja die Verneinung dieſes oder jenen theoretiſchen Sazes einen Bewegungsgrund zu einer guten That rauben ſollte; ſo kan er auf der andern Seite tauſend andre haben, welche dis im Uebermaſſe erſezen.

Alsdann würde der ganze Saz nur ſo viel ſagen: Die Fähigkeiten, **Kräfte**, und die dadurch erworbnen Kentniſſe der Menſchen ſind ſo verſchieden und mannigfaltig, daß jeder einzelne Menſch von jedem andern abweicht. Dieſe Verſchiedenheit äuſſert ſich auch nothwendig in den Neigungen und Meinungen. Alle Meinungen des Menſchen hängen von Bewegungsgründen ab, durch welche er bewogen wird, dieſem oder jenem Saze Beifall zu geben. Die Erkentnis der Bewegungsgründe hängt theils von den natürlichen Anlagen, theils von den Umſtänden und von dem Plaze, in welchen der Menſch von Gott geſezt iſt, von Erziehung, eingeſogenen Vorurtheilen und Neigungen, von dem in frühern oder ſpätern Jahren empfangenen Unterricht ꝛc. ab. Alle dieſe Dinge ſtehen gar nicht in der Gewalt des Menſchen, und die Verſchiedenheit, welche daraus entſteht, kan unmöglich ſtrafbar oder unrecht ſeyn; ſie muß vielmehr Zwek der Natur ſelbſt heiſſen. Es giebt zwar in der Natur des Menſchen auch etwas **Allgemeines** nemlich **Verſtand** und **Sinne.** Wenn dieſe nun rein und unmittelbar wirken können, ſo folgen ſie auch den gemeinſchaftlichen Geſezen und Regeln, denen ſie unterworfen ſind, als, wenn körperliche Gegenſtände ihre Sinne unmittelbar berühren, oder identiſche Säze ihrem Verſtande vorgehalten werden, dann ſtimmen ihre Urteile überein. So bald aber zur Richtigkeit des Urteils anderweitige ſchon erworbne Kentniſſe erfodert werden; ſo müſſen nothwendig ihre Urteile eben ſo verſchieden ſeyn, als es ihre Kentniſſe ſind. So wird z. B. das Urteil über die Bücher des N. T. bei den denkenden Köpfen ganz verſchieden ausfallen, je nachdem ſie von dieſen oder jenen Grundſäzen ausgehen, und ſie werden von deſſen Entſtehungsart, Zuſammenſezung, Inhalt um deſto richtiger urtheilen können; je nach dem ſie von Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen frei ſind, je nachdem ſie eine genaue und ſpecielle Kentnis von der menſchlichen Kultur des Geiſtes überhaupt, von dem damaligen Zuſtande der Juden, ihren Meinungen, Vorurteilen ꝛc. insbeſondere beſizen. Da aber dis nicht bei allen in gleichem Grade möglich iſt; ſo können ſie auch nicht gleich richtig urtheilen. So müſſen alſo zwar alle Urtheile, welche ohne anderweitige Kentniſſe nicht gefällt werden können, nothwendig bei den Unwiſſenden anders ausfallen, als bei den Gelehrten, wenn erſterer lezten nicht blos nachbetet; bei dieſem Gelehrten wieder anders, als bei jenem; dis iſt aber der menſchlichen Natur vollkommen gemäs, und man kan in dieſem Sinne wohl ſagen, daß ein jeder ſeine eigne Wahrheit oder ſein eignes Syſtem von Säzen habe, dem er Wahrheit zuſchreibt, und wovon er auch für ſich überzeugt iſt; jedoch muß ein ſolcher Menſch nur immer neben her auch ſich zu überzeugen ſuchen, daß es ihm doch wohl noch hie und da an richtigen Kentniſſen fehlen könne, daß es alſo recht gut möglich, ja ſo gar nothwendig ſei, daß dieſem oder jenem die Sache ganz anders vorkommen werde, und daß, wenn er will, daß andre von ſeinen Säzen auch überzeugt werden ſollen, ihm kein andres Mittel gegeben ſey, als dem Verſtande des andern ſeine Gründe vorzulegen, aber ſchlechterdings kein Glük oder Unglük an ſeine dogmatiſchen Lehrſäze zu hängen, oder wohl gar andre durch phyſiſchen Zwang zu Annahme derſelben bringen zu wollen. Zur Einſicht der Gründe und der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit kan kein Menſch phyſiſch gezwungen werden; man kan ihn höchſtens zwingen, daß er die Töne nachbetet. — Alſo muß hier völlige Freiheit ſeyn, d. h. wir müſſen jedem erlauben allein nach den Gründen, welche er einſieht, zu urtheilen. Unterdeſſen gibt es doch etwas, worinnen alle Menſchen und alle Meinungen zuſammen ſtimmen, das iſt nemlich der Saz, daß es gut ſey, ſeine moraliſche und geiſtige Natur zu vervollkommen, alle ſeine Kräfte und Thätigkeiten dazu anzuwenden, daß wir unſer eignes Glük und das unſrer Nebenmenſchen befördern. Wir müſſen alſo unſern Eifer von dem, was jeder insbeſondere meint und glaubt ablenken, und ihn allein dazu anzuwenden, dieſen höhern und weit nüzlichern Zwek zu erreichen und zu befördern. Wie d. h. durch welche Mittel dieſer höhere Zwek erreicht und befördert werde, ob der eine zur thätigen Ausübung der Tugend erwärmt wird, weil es der Gott Chriſtus geboten oder ein andrer, weil es der göttliche Geſandte Chriſtus vorgeſchrieben, oder ein dritter, weil es ein ſo weiſer, kluger und tugendhafter Mann für Pflicht erkant hat; ob andre ſich von dem Anſehen des Sokrates, des Muhammed, des Konfuzius, des Moſes u. ſ. w. zur Tugend leiten laſſen; ob endlich andre durch die Treflichkeit derſelben an ſich gerührt, oder von der lebendigen Ueberzeugung allein, daß nur durch ſie ihr eignes beſondres Glük und Menſchenwohl überhaupt möglich ſey, zur Ausübung derſelben hingeriſſen werden. — Dis alles muß uns eher zur Bewundrung und zur tiefen Anbetung eines ſo weiſen Schöpfers entflammen, der ſo heterogene Mittel zu Einem Zweke ſo herlich gebrauchen konte, als zu einem Haſſe oder zur Verfolgung unſrer Brüder, welche unſre Mittel nicht gerade für die bequemſten und beſten halten. Glaubt nun ein Menſch, er kenne beſſere, treibendere Mittel zur Tugend, er könne durch dieſe oder jene Einſicht die allgemeine moraliſche Religion erweitern; ſo iſt es Pflicht, ſie mitzutheilen und ſie ſeinen Brüdern zur Beurteilung zu überlaſſen, aber nur allein von ihrer Einſicht, von ihrem Verſtande darf es abhangen, ob ſie dieſelben für beſſer anerkennen wollen oder nicht. Weder Staupenſchlag noch Gefängnis, weder Ausſchlieſſung von bürgerlichen Rechten, noch deſpotiſche Befehle **können** und **dürfen** zu dieſer Annahme etwas beitragen. Im Reiche der Sittlichkeit iſt keine Gewalt als die Gewalt der Gründe und der Einſicht.

Iſt dis die Meinung des Herrn D. **Semlers**: welcher vernünftige und welcher edle Menſchenfreund wird ihm nicht für den Wunſch, daß ſie allgemeiner werden möchte, die Hand drüken? und warum ſollte es denn ſeine Meinung nicht ſeyn? — Alles, was Herr Semler ſagt, ſtimmt mit ihr vollkommen überein. Auch iſt es der vernünftigſte Sinn, welchen ich den Worten des Herrn Doktors geben kan, und was ſollte mich bewegen ihnen einen weniger vernünftigen zu geben? Iſt es nicht Pflicht, den Worten

ten eines Mannes, welcher bei der gelehrten Welt in einem ſo ehrwürdigen Anſehn ſteht, der ſo viel geleſen, ſo viel gedacht und geſchrieben hat, den vernünftigſten und beſten Sinn zu geben, deren ſie fähig ſind? Ueberdem lebt ja Herr **Semler** noch; wenn er findet, daß ich ſeine Meinungen verſtellt und verdreht habe, welches aber warlich nicht mit meinem Willen geſchehen iſt; ſo kan er mich und die übrigen eines beſſern belehren. Es wird ihm, als einem ſo geübten Docenten, da er nun die Vorſtellungen ſeiner Schüler über ſein Syſtem weis, nicht fehlen können, ihre Ideen durch beſtimmte Ausdrüke zu berichtigen, oder auch ganz umzuformen.

Aber ſehen Sie wohl, wie alle Grundſäze der Duldung und der Toleranz, in einem liebenswürdigen Lichte aus dieſem Syſtem hervorgehn, wie der Freiheit des menſchlichen Verſtandes das Wort geredet wird, und wie alles das ſchon im heiligen Dunkel da liegt, auf deſſen Entdekung einige unſerer neuern Philoſophen ſo ſtolz waren? Iſt es wahr, daß Ueberzeugung und Glaube durch keine äuſſere Gewalt zu erreichen ſind; ſo iſt alle deſpotiſche Widerſezlichkeit der Fürſten und der Prieſter gegen dieſe oder jene Meinung vergebliches Unternehmen. Iſt es wahr, daß dem Verſtande ſeiner Natur nach ausſchlieſſend das Recht zukömmt, ſich ſeinen

Ideen mit aller Freiheit zu überlaſſen; ſo iſt es Unſinn und Raſerei, ſich dagegen ſezen zu wollen; es iſt Vermeſſenheit, dieſe urſprüngliche Ordnung Gottes zu zerſtören, und den grenzenloſen Umfang des Verſtandes durch magere und dürre Formeln einſchränken und dieſe Schranken mit Bannſtral, Gefängnis und Tod verpalliſadiren zu wollen. Jud und Türke und Heide, ſchwarze elende Sklaven und erleuchtete Europäer; jeder hat ſein Maas von Einſichten; ihre gewiſſenhafte Befolgung macht ſeine moraliſche Würde in der groſſen Reihe der Weſen aus. Die Glükſeligkeit iſt unter dieſe Weſen alle vertheilt. Keines, keines iſt ganz leer ausgegangen, und jedes dieſer Weſen kan mit dem Theile, welchen es erhalten hat, wuchern, wie es nur immer will. Glüklich, wenn es das ihm anvertrauete Pfund vermehrt; je ſchneller dieſe Vermehrung geſchieht, mit deſto gröſſern Schritten eilt es zur Vollendung ſeiner eignen Beſtimmung. Wir können allerdings zu den ſchnellen Fortſchritten der Menſchen etwas beitragen, und die Ausbreitung der allgemeinen Religion befördern. Die Fürſten durch weiſe Geſeze, welche den Geiſt der Nation veredlen und ihn erheben, ihn von der ſchmuzigen Wolluſt und dem niedrigen ſelbſtſüchtigen Privateigennuz ablenken, und alle ſeine Kräfte, auf einen groſſen Gegenſtand koncentriren; ſo daß für alles was klein und niedrig iſt, keine Kraft mehr übrig bleibt. Sie können die Nahrungszweige ihrer Nation vermehren, ihre Thätigkeit in immer währender Bewegung erhalten und für gute Erziehung der Jugend ſorgen, Gelehrſamkeit befördern ꝛc. die Klügern können den übrigen ihre Einſichten mittheilen; die Bewegungsgründe zum Guten durch Gründe und Beiſpiel vernehmen; die Lehrer und Eltern können der Jugend den Weg bis zu der Stufe, auf welcher ſie ſelbſt ſchon ſtehen, erleichtern, durch Unterricht und richtige Bildung des Verſtandes und Herzens, kurz jeder kan nach Maasgabe der Fähigkeiten, die er beſizt, ſo oder ſo viel zum Wohl des Ganzen beitragen und alles dis muß freiwillig, ohne den geringſten phyſiſchen Zwang geſchehen, blos nach moraliſchen Geſezen, ſo bald auf die innere Güte, nicht blos auf den äuſſern Erfolg geſehn wird.

An Herrn Prof. Trapp.

Aber wie iſt es nun möglich, werden Sie fragen, daß Semler mit ſo vieler Heftigkeit gegen den Ungenannten ſchreiben kan, daß er ſo verächtlich von den Naturaliſten ſpricht und daß er Bahrdten ſo bitter und ehrenrührig behandelt? Wie iſt es nach dieſen Grundſäzen möglich, daß er auf einige orthodoxe Meinungen ſo loszieht? Mußte er nicht nach ſeinen eignen Principien überzeugt ſeyn, daß alle ſeine Heftigkeit, all ſein Schimpfen, alle ſeine Folgerungen,

gen, wodurch er dieſen oder jenen bei dem Publikum oder gar bei ſeiner Obrigkeit herabzuſezen, ihn wohl gar um ſeine Ehre zu bringen ſucht, zu dieſer allgemeinen moraliſchen Religion nicht nur gar nichts beitragen, ſondern daß auch ſeine Gegner nicht im geringſten von ſeinen Gründen überzeugt werden, ja daß ſie nach ſeinen eignen Grundſäzen, durch ſolche gewaltſame Mittel ehr in ihrer Meinung beſtärkt als geſchwächt werden müſſen? — Mußte es nicht Semlern gleich viel ſeyn, ob einer dieſer oder jener Meinung anhinge, da er ſie alle ohne Ausnahme für dienlich zu Einem moraliſchen Zweke hält?

Mit der Auseinanderſezung dieſer Fragen will ich meine Briefe an Sie für dismal beſchlieſſen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ſie mir ſonſt auch immer unauflöslich geweſen ſind, ob ich gleich den dreiſten Urteilen des Herrn Profeſſor E**** der Herrn Semlern gerade zu für einen konfuſen Kopf ausgab, oder des Herrn B. der ihn mit der gröſten Zuverſicht der Heuchelei beſchuldigte, nie habe beiſtimmen mögen. Sie wiſſen, wie oft ich die Prämiſſen dieſer Männer für eine ſolche Folge noch immer viel zu ſchwach fand, ob ich gleich der ſatyriſchen Laune des einen und den heftigen Anfällen des andern keine hinreichenden Gründe entgegenſezen und alſo Semlern nicht rechtfertigen oder nur hinlänglich entſchuldigen konte. Dem ohnerachtet erſcheint mir dis alles jezt in einem ganz andern Lichte, und ich denke, meine vorhergehende Entwikelung wird Sie ſchon das eine und das andre vermuthen laſſen. Sie wiſſen, daß ich von jeher nicht leiden konte, daß man die Menſchen zu Karrikaturen macht, und daß ich immer der Wahrheit näher zu ſeyn glaubte, wenn ich Uebereinſtimmung und Zuſammenhang entdekte, als Regelloſigkeit und Unordnung. Auch kan ich ſo offenbar niedrige Gründe, wie Heuchelei und Eigennuz iſt, in keines Menſchen, am allerwenigſten in Semlers Charakter, blos hypothetiſch annehmen. Hier iſt über dem der Fall, in welchem ihn ſeine Heuchelei nicht nur nichts helfen, ſondern offenbar mehr ſchaden würde. Denn war wohl nur ein erſprieslicher Vortheil abzuſehen, den er durch die Maske von Orthodoxie erreichen konte? Iſt es nicht vielmehr gewiß, und konte es nicht jeder geſunde Menſchenverſtand voraus ſehen, daß in unſerm frei denkenden Zeitalter, die Meinung, als ob er ein ſo genanter Orthodox ſeyn wollte, ihm nothwendig mehr ſchaden, als nuzen mußte? — Kante er nicht ſeiner freien Obern in Berlin? und wußte er nicht, daß alle Aufgeklärte in Deutſchland, ihn eben deswegen ſchäzten, weil er der alten theologiſchen Sklaverei einen ſo mächtigen Stos verſezt hat? — Ueberdem kan ich mir es wohl erklären, wie Furcht und Angſt jemanden antreiben können ſeine Meinung heimlich zu halten. Aber wie ein Menſch von einigem Ehrgefühl die Meinung, welche er für die wahre hält, ohne äuſſern Zwang verheimlichen, und ſogar ſich ſeinen denkenden Zeitgenoſſen als einen Zeloten für die, welche er ſelbſt im Herzen für falſch erklärt, und von der er weiß, daß man allgemein glaubt, die ernſtliche Behauptung derſelben verrathe eine Verſtandesſchwäche oder eine in Vorurtheile getauchte Seele; wie ein ſolcher Menſch mit ſeinem eignen Bewuſtſeyn ſich öffentlich als einen ſolchen mit Vorurtheilen erfüllten Kopf, aufſtellen könne; das kan ich unmöglich begreifen. Sie könten zwar ſagen, dies ſey der Fall bei Herrn **Semlern** nicht; er habe die dogmatiſchen Säze der Chriſten nur immer vertheidigt, habe den Gegnern nur immer gezeigt, daß ihre herausgezognen Ungereimtheiten gar nicht drinnen lägen u. ſ. w. und ſo erhielt freilich die Frage ein andres Anſehn; aber laſſen Sie mich dis jezt übergehn. Ich hoffe, wir kommen weit näher zum Ziel, wenn ich Ihnen meine Auflöſung jener Fragen erſt vorlege.

Erinnern Sie ſich, daß **Semlers** Grundſaz war, man müſſe ſeine Meinung niemanden aufdringen; man müſſe nicht glauben, daß ſeine eigne Meinung die einzige wahre für alle wär, daß nur die unſrige allein das wahre und rechte Mittel zur Glükſeligkeit ſeyn könte; ſo wird **Semlers** Verfahren ſchon ziemlich erklärt werden können. Er beſtritt die Behauptungen des **Ungenannten**, die romanhaften Vorſtellungen des **D. Bahrdt**, ſo wie er die **Dämonen**, den **Paſtor Göz** und **die Orthodoxen** beſtritt. Nicht als ob er glaubte, dieſe Leute konten durch ihr Syſtem für ſich unmöglich glüklich ſeyn; ſondern blos, weil es ihn verdroß, daß ſie ſich anmaßen wollten auch andern ihre Vorſtellungen aufzudringen. Er nahm ſich daher vor, ihnen recht eigentlich zu zeigen, daß ihre Vorſtellungsart gar nicht die einzige vernünftige wär, daß es dergleichen noch viele gäb, welche alle, wenn auch nicht mit Beweiſen aus der bloſſen Vernunft, doch mit Gründen aus der Geſchichte unterſtüzt werden könten — er wollte ſie überführen, daß es hier gar nicht auf Räſonnement ankäme, ſondern allein auf Thatſachen, auf Geſchichte. Dieſe müſten ſie erſt umwerfen, ihre Richtigkeit zeigen oder neue Geſchichte aufbringen. Und dazu meint er, gehört Gelehrſamkeit, hier könne alle Gewalt des Genies nichts ausrichten; ſondern die Erkentnis derſelben muß durch Fleis und ämſiges Zuſammenſuchen erworben werden. So ſchreibt er gegen den **Ungenannten** und gegen **Horus** und glaubt ihnen ihre Unwiſſenheit und ſchlechte Auslegungsgeſchiklichkeit zeigen zu können. So iſt er unzufrieden mit **Bahrdts** Schriften, weil er die alten Erklärungen nicht mit Citatis und Allegatis umwirft, ſondern weil er das, was er für Unſin hält, mit der Fakel des geſunden Menſchenverſtandes herausbrennen will. Es verdrieſt ihn, daß ihn die Naturaliſten mit zu ihren Orden ziehen wollen, da er doch ihre Meinungen gar nicht für ſo wichtig und für ſo allgemein anſieht, als dieſe Herren ſich einbilden. Dazu kömmt nun noch, daß er ſich über die mehreſten der leztern an hiſtoriſcher Gelehrſamkeit erhaben fühlt, und der Stolz, nicht gern zur Sekte derer zu gehören, von welchen man glaubt, daß ihre Stifter an Kentniſſen unter einem ſind, und bei Herrn **Semlern** insbeſondere der Abſcheu von aller **Sektirerei**, die Meinung, daß man keine öffentlichen Spaltungen verurſachen müſſe, daß man ſich das äuſſere Ceremoniel leicht gefallen laſſen und demohnerachtet dabei denken könne, was man wolle u. ſ. w. daraus dünkt mich, läßt ſich ſchon erklären, wie Herr **Semler** gegen alles ſchreiben kan, was nach ſeiner Ueberzeugung, nicht in der Hiſtorie gegründet iſt, und, wo er glaubt, daß der Erfinder ſo eigenliebig iſt, ſeine Meinung für die allein wahre und für die Vorſchrift für alle Menſchen zu halten. — Daß er dis oft mit Heftigkeit thut, daß er ſich oft etwas unhöflich, und hart ausdrükt, daß er oft in denſelben Fehler der Eigenliebe verfällt, welchen er an andern mit ſo auſterer Stirne tadelt, das ſchreib ich mehr der Hize ſeines Temperaments, als ſeinen Grundſäzen zu und ich glaube gewiß, daß, wenn er ſich vorſtellt, daß er durch dieſe ſeine Heftigkeit einen andern um einen Theil ſeiner Ruhe oder gar ſeines äuſſern Glüks gebracht hätte, daß er dis ſehr bereuen und gern auf alle Art wieder gut machen möchte.

Ich glaube allerdings, daß Herr Semler in ſeinen Widerlegungen die Sache zu weit getrieben hat, und daß ihm allein die Art und Weiſe, wie er es gethan, alle die unangenehmen Lagen zugezogen hat. Er ſcheint allen Naturaliſten viel zuviel Schuld zu geben, nehmlich das, als wollten ſie alles Lutherthum, Kalvinismus und überhaupt das ganze Chriſtenthum mit Strumpf und Stiel ausgerottet wiſſen, als würden ſie gar, wenn ſie nur Gewalt hätten, Feuer und Schwerdt gebrauchen, um ihrer Lehre Eingang zu verſchaffen, als würden ſie mit einem Worte alle die Handlungen wiederholen, mit welchen unvernünftige Päbſte, Regenten und Prieſter in den mittlern Zeiten das Chriſtenthum ausbreiten wollten.

Hierin aber irrt ſich Herr Semler offenbar. Der Naturalismus hat keine Grundſäze, aus welchen ſolche Folgerungen könten hergeleitet werden. Wenn Herr Semler unparteiiſch ſeyn will; ſo muß er geſtehen, daß wir die Ausbreitung der Toleranz gröſtentheils Naturaliſten zu verdanken haben, daß der Unchriſt Voltär, ſie weit nachdrüklicher geprediget hat, als vielleicht die ganze lutheriſche reformirte und katholiſche Kleriſei zu ſeiner Zeit. Wo hat es je ein

Naturaliſt unternommen irgend eine Art von Zwang zu gebrauchen, und ich glaube nicht, daß Herr **Semler** ſagen wird, daß es ihnen nur an Gewalt fehle, da er recht gut wiſſen muß, daß unſre weiſeſten und gröſten Regenten **Naturaliſten** ſind d. h. ſolche, die allein die geſunde Vernunft zur oberſten Entſcheiderin aller Religionsſachen machen. Wenn Herr **Semler** einwenden wollte, daß doch einige vorgeſchlagen hätten, abgeſonderte Verſammlungen zu halten, ſo kan ich dis unmöglich für Zwang anſehen, wenn einige Theile den gottesdienſtlichen Ceremoniel für abſurd hielten und deswegen wünſchten andere Verſammlungen halten zu dürfen, wo ihre Augen nicht durch hanswurſtmäſſige Meßgewändte, oder Prieſterkragen beleidigt, ihr Ohr nicht durch das elende Gewäſch eines mit Dogmatik und Glauben ausgeſpikten Prieſters genothzüchtigt zu werden wünſcht, und wenn ſie eine andre Erbauung verlangen, als ihnen die Haustafel und die elenden Formeln geben können. So viel Erbauliches ſich Herr **Semler** neben dem Unſinne oder dem Geſtokere eines Predigers auch immer denken mag und ſo erbaulich ihm immer alle Formeln und die ganze Liturgie ſeyn möge; ſo bin ich doch gewiß überzeugt, es wär ihm lieber, wenn dis alles nicht wär. Sagt Herr **Semler**, das iſt nicht Chriſtenthum, das iſt Kirchengebrauch, und Misbrauch des Chriſtenthums; ſo beliebe er nur zu beſtimmen, was denn **Chriſtenthum** iſt. Soll ich nach ſeinem Buche antworten: Chriſtenthum beſteht in der Tugend: ſo ſind die Naturaliſten mit ihm einig; der ganze äuſſere Gottesdienſt, alle Formulare und Vorſchriften werden denn zufällig ſeyn, und warum ſollte eine Geſellſchaft nicht das Recht haben dergleichen Zufälligkeiten ſo zu ordnen, wie ſie es zu ihrer Erbauung am dienlichſten hält, wenn es ihnen die Obrigkeit erlaubt, und warum wollte Herr D. **Semler** ſolche Leute, die dis wünſchen, nicht neben ſich auf Lehrſtühlen leiden? — Wer nicht will braucht ja nicht dazu zu treten, der kan ſein: **Nun ruhen alle Wälder**, fortſingen und ſich dabei erbauen. Alles nach Belieben. In bürgerlichen Geſchäften darf ein ſolcher Unterſchied ſo keine Störung machen. Und eben ſo ſeh ich auch gar nicht ein, was in dem Projekt eine **äuſſerliche** Vereinigung der Religionen zu bewirken, Schimäriſches oder ganz Unmögliches liegt. Freilich, ſo wie **Maſius** und Konſorten vorſchlagen, da mags wohl ein Unding ſeyn. Aber wenn man die Sache recht verſteht; ſo find ich gar nichts ſo gefährliches oder ſo unmögliches drinne als Herr **Semler**; und Herr **Semler** hätte doch billig die Sache nicht ſo gerade zu verdammen, ſondern nach ſeinen eignen Auslegungsregeln zuſehen ſollen, ob nicht auch ein **unendlicher** Sin in dieſen Worten ſich denken lieſſe. Und ob ich gleich gewiß glaube, daß dieſe allgemeine Vereinigung ſich vors erſte gar nicht wird bewirken laſſen, welchen Sin man ihr auch gebe; ſo glaub ich doch kan man den Saz ſo ausdrüken, daß ſich keine Ungereimtheit drinnen findet, ſondern daß er in die Reihe der ſüſſen Träume kan gerechnet werden, und dieſer Vereinigungsbegriff lag Herrn **Semlern** ſo nahe, daß ich kaum begreife, wie er ihn nicht gefunden hat. Sobald nehmlich alle Menſchen von dem Saze des Herrn **Semlers** überzeugt wären, daß das äuſſere Ceremoniel und die Formeln nichts Weſentliches bei der Religion wären, daß bei ein und eben derſelben Formel die Menſchen doch verſchiedner Meinung ſeyn könten; ſo wäre ja eine äuſſere Vereinigung auf einmal da; ſo ſeh ich nicht ein, warum ſie ſich nicht alle gefallen laſſen ſollten ſich zu Einem von der Obrigkeit gegebnen Formular zu bekennen, da ſie es als eine ganz willkührliche Sache betrachten würden. Ich ſehe nicht ein, warum ihnen alsdenn an dem Namen **Lutheraner**, **Calviniſt** ꝛc. noch viel liegen ſollte, und warum ſie nicht ſogar den Namen **Chriſt** gern und willig gegen den allgemeinen Namen **Menſch** vertauſchen ſollten. Eine ſolche äuſſere Vereinigung würde ja die Verſchiedenheit der Denkarten gar nicht aufheben, ſondern ihre Freiheit nur um deſto mehr befördern. Demohnerachtet würde eine ſolche äuſſere Vereinigung gar nicht ohne Nuzen ſeyn. Würde der Menſch als **Chriſt** und nicht als **Reformirter** oder **Lutheraner** ꝛc. erzogen; ſo würde man nie einen Streit leſen, ob man einen lutheriſchen Kalefaktor an ein reformirtes Gymnaſium anſtellen dürfe, oder ob gar ein lutheriſcher Profeſſor drinnen informiren könte; ob Katholiken in einer proteſtantiſchen Kirche Gottesdienſt halten dürfen ꝛc. Würde man gar als Menſch erzogen; ſo hätten wir ſogar Herrn Eberhards ganze Apologie nicht gebraucht, denn die Frage: ob auch die Heiden ſelig werden können, wär nie zur Schande der Menſchen, die ſich Chriſten nennen, aufgeworfen worden? Hierin alſo ſeh ich gar keinen Widerſpruch. Ich ſehe ſogar die Möglichkeit, daß ein Landesherr, um die ewigen Nekereien zwiſchen den Sekten aufzuheben, eine äuſſere Religionsvereinigung in ſeinem Lande recht leicht bewirken könne; ſobald das Volk nur ein halbes Jahrhundert dazu vorbereitet wär; denn, wenn ſich hunderttauſend verſchiedendenkende Köpfe zu einem Formular bekennen; warum nicht auch zweimalhunderttauſend? doch dis nur beiläufig.

Eins muß ich noch erwähnen, nemlich die Frage: ob Semler wohl nicht ſelbſt ein heimlicher Naturaliſt ſey? Mir kommt die Frage ſehr unnüz und vorwizig vor, da er ſelbſt ſein eignes Privatſyſtem nie vollſtändig und deutlich vorgetragen hat, und es auch gar nicht nöthig findet, indem ſeine Auktorität zu nichts helfen würde, und er zum eignen Urtheilen alle hiſtoriſche Data gegeben hat. Soviel iſt indeſſen klar, daß

Herr Semler den Grundſaz mit den Naturaliſten gemein hat: das Weſentliche der Religion beſteht in einer tugendhaften Geſinnung und in einer ſteten Ausübung des Guten. — Es käme nun darauf an, daß Herr Semler angäbe, was er nun noch für Unterſcheidungsmerkmale für einen Chriſten angibt. Die Theologen würden Inſpiration, Offenbarung, Verſöhnung, Wunder ꝛc. nennen; aber dis gehört nach Herrn Semlern alles unter die zufälligen Merkmahle, denn die Chriſten erklären dieſe Wörter ſelbſt verſchieden, und da ihr Sinn unendlich iſt, warum ſollte unter dieſen unendlichen Deutungen nicht auch die des Naturaliſten enthalten ſeyn, wenn er dies alles für Erſcheinungen erklärt, die nach den gewöhnlichen Geſezen der Natur erfolgt ſind, wenn er hie und da auf die Leichtgläubigkeit der Apoſtel, auf ihre ungelehrte Denkungsart, auf ihren alten Aberglauben u. ſ. w. rechnet. Wenn aber Herr Semler behauptet, daß eben da jene von ihm eingeräumte Unendlichkeit aufhört, wo die Auslegung der Naturaliſten angeht, und daß die Grenzlinien des Chriſtenthums da gezogen ſind, wo ſeine oder eines andern Theologen Erklärung ihr Ende nimmt; ſo muß er freilich die Naturaliſten aus dem Orden der Chriſten herausverweiſen, und ſie müſſen ſich ſchon mit dem Namen Menſch begnügen, und müſſen ſich unterdeſſen von Herrn Semlern das Wort Naturaliſt als Ekelnahme gefallen laſſen, welcher dient, ſie bei einfältigen oder eigenliebigen Chriſten verhaßt zu machen. Glaubt aber Herr **Semler**, daß der Unterſchied eines Chriſten nur darinne beſtehe, daß er ſich das Aeuſſere der einmal eingeführten Religion gefallen laſſe, nicht dagegen öffentlich ſchreibe, keine Wünſche für eine Umändrung äuſſere, und daß der Naturalismus ſich alſo darin vom Chriſtenthum abſondere, daß deſſen Anhänger eine beſſere Liturgie, beſſere Vorträge wünſchen, wo ihre Erbauung ſtraks an den geſunden Menſchenverſtand, nicht an Sprüche oder etwas Poſitives geknüpft wird; ſo iſt es wahr, Herr **Semler** hat ſich nie als einen Naturaliſten bewieſen und unſer feurige **Baſedow** thut ihm zuviel, wenn er ihn mit Gewalt in dieſen ihm ſo verhaßten Orden hineinziehen will; kömmt es endlich bei dem Unterſchiede des Chriſtenthums und des Naturalismus darauf an, daß die Chriſten ihre Religionskentniſſe zuerſt aus der Bibel ſchöpfen und dann dieſe Säze nach ihrer Vernunft prüfen; die Naturaliſten hingegen die Grundſäze ihrer Religion aus Vernunft und Erfahrung zuerſt feſtzuſezen ſuchen und dann die Bibel, wie jedes andre Buch nach den Geſezen der Vernunft prüfen; ſo bin ich zu wenig mit Herrn **Semlers** Art zu unterſuchen bekant, als daß ich wiſſen könte, ob er in dieſem Verſtande **Naturaliſt** oder **Chriſt** ſey. Nur ſoviel würde alsdann unvermeidlich folgen, daß Herr **Semler** das Weſentliche ſeines Chriſtenthums unvollſtändig beſtimmt hätte, indem er die Quelle jener empfohlnen allgemeinen Religion nehmlich die Bibel nothwendig hätte mit hinzuſezen müſſen. Sie ſehn, daß der Unterſchied zwiſchen Chriſt und Naturaliſt, wenn man nicht blos einen äuſſern annehmen will, eben ſo fein iſt, wie alle innre Unterſchiede. Man mag mit der feinſten Nadelſpize ihn zu treffen ſich bemühen ſo lange als man will; man trift immer zu weit vor oder zu weit zurük, es iſt in der moraliſchen Welt alles ſo mit einander verwebt, daß es ſcheint, als ſollten wir alles wie **Eins** betrachten, und da ſeh ich wenigſtens hier keinen beträchtlichen Schaden, wenn ich **Sie**, **Semlern** und **mich** unter der groſſen Klaſſe der **Menſchen** begreife und mich um die gefährlichen Eintheilungen in **iſten** gar nicht bekümmere. Vieleicht zieht **Semler**, wenn er ſich und andre als **Menſch** betrachtet, mit gelindern Waffen gegen ſeine Nebenbrüder zu Felde, und wenn er auch ſchon zu alt zu einen geſchmeidigern Tone geworden iſt; ſo laſſen Sie uns auch ſo aus ſeinen Gedanken etwas lernen; zu ſeinen Schimpfwörtern können wir ja lächeln und — es beſſer machen.

Ueberzählen Sie einmal dieſe Bogen! Sehn Sie wohl. Sie haben das ganze Jahr nicht ſoviel für ihre Freunde und nicht einmal für den Buchhändler geſchrieben. Alles Zeichen, daß Sie in Ihrem Hauſe thätig, ſehr thätig ſeyn müſſen, und daß Sie des Publikums entbehren können. Ihre Feinde ſind wirklich gute Menſchen; ſie haben Mitleiden mit Ihnen, weil ſie Sie unglüklich glauben. Aber ich bitte Sie, laſſen Sie Ihr Glük keinem wiſſen; die Leute möchten ſonſt ihre Tugend verlieren. Hören Sie, ſtören Sie dieſe Leute in ihren Empfindungen ja nicht! — Genug hiervon; ich werde bitter! Lieber zu meinem Freund Campe; Küſſen Sie ihn in meinem Nahmen, und ſagen Sie ihm nicht, wie ſehr ich Antheil an ſeinem Glük nehme; das weis er ſchon. Sein Kopf und ſein Herz wird in dieſem neuen Wirkungskreiſe Nahrung genug finden, und worauf er auch ſeine Thätigkeit verwenden wird; er wird die Welt nie in ihrer Erwartung von ſeinen Bemühungen täuſchen. Auch wenn der Herzog ſein Herr nicht den hohen und ſeltenen Grad von Menſchengefälligkeit und Wohlwollen hätte; ſo würde es einem Campe doch nicht fehlen, ſein Herz zu gewinnen und ſeine Gunſt zu erhalten. Bieſter läßt ſich Ihnen empfehlen und Sophie Albrecht Ihrer Frau. Wie dieſe zuſammenkommen, das mögen Sie rathen!

Syſtem
der
# moraliſchen Religion

zur endlichen Beruhigung
für
Zweifler und Denker.

Allen
Chriſten und Nichtchriſten
lesbar

von
D. Carl Friedrich Bahrdt.

Berlin,
bei Friedrich Vieweg. 1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seiner

Königlichen Majeſtät

von Preußen

meinem

allergnädigſten Könige und Herrn.

Sire!

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vor den Augen der Welt — vor dem Angeſichte Gottes — lege ich das Syſtem meines verſchrienen Glaubens — mit welchem ich über lang oder kurz vor dem Richterſtuhl Gottes zu treten gedenke — Ew. Königl. Majeſtät in tiefſter Unterthänigkeit zu Füßen.

Ich wünſche, ich erflehe mir — Prüfung — Unterſuchung! Und — auf dieſer Prüfung — auf dieſer ſtrengſten Unterſuchung müſſe die Gnade oder Ungnade Ew. Königl. Majeſtät beruhen. — Aber was auch der Erfolg dieſer Prüfung ſeyn möge, (mein Herz ahndet indeß den beſten!) ſo wird die unbegränzte Verehrung gegen Ew. Königl. Majeſtät erhabnen Regentenverdienſte ſo wie meine innigſte Liebe und Treue nie in meiner Seele erkalten: ſo wird mein Gebet zu Gott für Ew. Königl. Majeſtät langes und glükliches Leben, und mein Dank zu ihm, daß er nicht nur den Mächtigſten, ſondern auch den Weiſeſten (S. 816.) zum Regenten uns gab, mit ſtets gleicher Stärke in mir glühen: ſo wird der raſtloſe Eifer nie ermatten, mit welchem ich mich Lebenslang beſtreben werde, den unverbrüchlichſten Gehorſam zu erproben und in tiefſter Devotion zu erſterben

Ew. Königl. Majeſtät

allerunterthänigſter Knecht,
D. Carl Fr. Bahrdt.

Vorrede.

Dieß Lehrgebäude, Leſer! iſt nicht **ganz** das, was das Koncilium zu Trient, nicht **ganz** das, was Luther, Kalvin — — — geſagt und gelehret haben: aber es iſt das **Weſentliche** aus — allen: und — es iſt **ganz** was Chriſtus gelehrt hat.

Leſet. Prüfet. Und — wenn ihr, aus Mangel gänzlicher Unbefangenheit, es nicht übers Herz bringen könt — mir zu danken, ſo — wirds die Nachwelt für euch thun.

Gern hätte ich dieß Buch ſo geſchrieben, daß es durchaus und in **allen** ſeinen Theilen, und für **alle Leſer**, auch für die aus den niedrigſten Volksklaſſen, verſtändlich und lichtvoll geworden wäre. Aber das war nicht möglich. Wäre unſer Publikum noch ſo eifrig auf ein gutes Buch, wie vor Zeiten, wo noch Luthers Werke in 24 Bänden gedrukt werden konten, ſo hätte ich ſtatt zwey Bänden, viere geliefert, und da hätte ich alles erklären, entwikeln, mit Beyſpielen erläutern, und anſchaulicher machen können. So aber waren ſchon zwey Bände für unſere Käufer zu viel und — daher muſte ich die Materien **zuſammendrängen** — vieles dem **denkenden** Leſer überlaſſen und — mich begnügen, nur viele und die **wichtigſten** Materien ſo auszuführen, daß ſie auch dem ſchwachen Leſer befriedigen konten. Und das leztere hoffe ich geleiſtet zu haben. Für alle Klaſſen der Leſer — wirds doch gewiß die fruchtbarſte und ſegensreichſte Uebung im Nachdenken über Gott und Wahrheit ſeyn.

Sollte einſt ein Fürſt — ein begüterter Menſchenfreund — oder das Publikum ſelbſt mich auffodern, eine neue und **volſtändigere** Ausgabe dieſes Werks zu beſorgen — oder einen kleinen Auszug fürs Volk daraus zu verfertigen — dann würde vielleicht in beiden Fällen eines der algemeinnüzigſten und befriedigendſten Werke ſein Daſeyn erhalten.

Der Verfaſſer.

Plan.

Mein Zwek iſt, dem Leſer die ganze Summe derjenigen Kentniſſe deutlich, zuſammenhängend und überzeugend vorzulegen, welche er zu ſeiner Glükſeligkeit nöthig hat, d. h. welche ihm Leitung und Antrieb zur Tugend und Rechtſchaffenheit geben und befriedigenden Troſt in ſeinen Leiden und Bekümmerniſſen ſo wie im Tode ſelbſt ertheilen müſſen.

Dieſen Zwek habe ich ſo analyſirt. Wer glüklich werden will, muß dazu erſt Fähigkeit und Empfänglichkeit haben, und er muß dann theils diejenigen Freuden, die ihm der Schöpfer zum Genuß darlegte, als ein Weiſer genießen und durch Uebung im Genuß zu derjenigen herſchenden Ruhe und Heiterkeit des Gemüths gelangen, welche das Weſen der Glükſeligkeit ausmacht, theils diejenigen Störungen ſeiner Glükſeligkeit verhüten lernen, welche bald aus der Unvolkommenheit der menſchlichen Dinge überhaupt, bald aus der Fehlerhaftigkeit unſerer Mitmenſchen, bald aus den Krankheiten und Gebrechen, mit denen wir ſelbſt behaftet ſind, zu entſpringen pflegen.

Sonach handelt die erſte Abtheilung der Materien von der Empfänglichkeit des Menſchen zur Glükſeligkeit. Dieſe iſt: Mens ſana in corpore ſano, eine geſunde Seele in einem geſunden Körper.

Die Geſundheit der Seele beſteht A. in der Aufklärung des Geiſtes. Da nun keine wahre Aufklärung gedacht werden kan ohne Wahrheit und ohne veſte und beruhigende Ueberzeugung von derſelben, ſo habe ich die logiſchen Materien, (weil ich auch den Zweifler und Denker durch dieß Syſtem befriedigen wollte) von der Entſtehungsart der menſchlichen Erkentniß, ihrer Wahrheit und Gewißheit, vorausgeſchikt. Alſo

I. Grundlage der Glükſeligkeit — Kentniſſe — Wahrheit. S. 1

II. Von der Entſtehungsart der menſchlichen Erkentniſſe durch Sinne und Vernunft. Geſeze, nach welchen die Sinnes- und Denkkräfte wirken. S. 4.

III. Vom Beſiz der Erkentniß, oder vom Bewußtſeyn und der Freiheit. S. 14.

IV. Von der Volkommenheit der menſchlichen Erkentniſſe. Alſo von dunkeln, klaren, deutlichen, lebhaften, herſchenden Vorſtellungen. Von fixen Ideen. S. 21.

V. Von der Wahrheit unſerer Erkentniſſe, (wo unterſucht wird, ob es objektive Wahrheit gebe) und von ihrer Gewißheit: (wo unterſucht wird, ob und wie wir gewiß ſeyn können, daß unſere ſubjektive Wahrheit, Wahrheit ſey). S. 31.

VI. Zwey Hauptklaſſen von Wahrheiten: poſitive und algemeine. S. 36.

VII. Von Verſtärkung unſers Gewißſeyns durch die Autorität, oder, durch die Zuſammmenſtimmung der Urtheile anderer einſichtsvollen Menſchen mit den unſrigen. S. 37.

VIII. Von der hiſtoriſchen Autorität insbeſondere: wo unterſucht wird: ob und wiefern man etwas für wahr halten kan, was Schriftſteller der vorigen Zeiten, als geſchehen oder geſagt, berichten. S. 44.

IX. X. Von der Autorität Jeſu, philoſophiſch geurtheilt: wo bewieſen wird, daß keines Menſchen Ausſpruch ſo viel Gewicht auf der Wagſchale der Wahrheit habe, als ein Ausſpruch Jeſu. S. 50.

XI. Von der Aufklärung: wo das Weſen derſelben, deſſen alle Menſchen empfänglich ſind, veſtgeſezt wird. S. 72.

XII. Vom Verhältniß der Aufklärung gegen die menſchliche Glükſeligkeit. Wo unter andern auch der Einwurf beantwortet wird, warum unſre aufgeklärten Menſchen nicht tugendhafter und vollkommner erſcheinen. S. 74.

XIII. Von der Untrüglichkeit der Vernunft in moraliſchen Kentniſſen. S. 84.

XIV. Vom Aberglauben in Abſicht auf moraliſche Kentniſſe. S. 94.

XV. Von den rechtmäſigen Foderungen des vernünftigen und beruhigenden Glaubens. Gränze zwiſchen Aberglauben und Zweifelſucht. S. 98.

Nachdem ich nun dem Menſchen den Weg zur gründlichen und beruhigenden Erkentniß gezeigt habe; (die Form) ſo lege ich ihm die Wahrheiten ſelbſt in der Reihe dar, deren Erkentniß zur wahren Aufklärung oder Bildung ſeines Geiſtes nöthig iſt: (die Materie.) Das erſte, was ein aufgeklärter Menſch ſelbſt wiſſen, nicht andern nachbeten muß, iſt — die Natur der wahren Glükſeligkeit. Alſo —

XVI. Von der Entſtehungsart der Glükſeligkeit. S. 104.
XVII. Begrif der Glükſeligkeit. S. 109.

Hierauf folgen die Kentniſſe, die zur Glükſeligkeit unentbehrlich ſind, und die eben darum die Materie der Aufklärung ausmachen.

XVIII. Unentbehrlichkeit der Religion oder Gotteskentniß zur m. G. S. 114.
XIX. Vom Daſeyn Gottes. Beweiſe S. 118.
XX. Fortſezung. S. 121.
XXI. Fortſezung. S. 131.
XXII. Unterſuchung der Frage, ob man von der Natur Gottes ſich einen Begrif machen könne. S. 136.
XXIII. Gottes erkenbares Weſen iſt — Liebe — unveränderliche — allesumfaſſende Vaterliebe. S. 140.
XXIV. Beweiſe. S. 144.
XXV. Von der Vorſehung. Begrif. Beweiſe. S. 145.
XXVI. Löſung der Zweifel gegen die Vorſehung. S. 154.
XXVII. Beruhigungsgründe wegen des moraliſchen Uebels in der Welt und deſſen unproportionirt ſcheinender Folgen. S. 160.
XXVIII. Unſterblichkeit. Vergeltung des Guten, jenſeit des Grabes. S. 171.

Aber die zur Glükſeligkeit nöthige Aufklärung erfodert nicht nur Gotteskentniß, ſondern auch Welt- und Menſchenkentniß. Alſo

XXIX. Kentniß der Natur. Ihre Wichtigkeit. S. 181.

XXX. Kentniß des Menſchen. Algemeiner Karakter der Menſchen. S. 185.

XXXI. Wie man die einzelnen Menſchen, ihren perſönlichen Karakter ſowol als ihre Handlungen, beurtheilen ſoll. S. 193.

XXXII. Kentniß unſerer ſelbſt. Ihre Wichtigkeit. Was das Studium dieſer Selbſtkentniß erfordert. S. 195.

XXXIII. Kentniß deſſen, was **Recht** heiſt. Algemeine Rechte. Ihre Heiligkeit. S. 198.

XXXIV. Kentniß deſſen, was **Gut** heiſt, im Unterſchiede deſſen, was **Recht** iſt. Beides beſtimt den Begrif deſſen, was **Gottes Wille** iſt, in Beziehung auf die Menſchen und deren Thun und laſſen. S. 203.

XXXV. Vom Gewiſſen, oder dem moraliſchen Gefühl, in Beziehung auf das was recht und gut iſt. S. 211.

XXXVI. Regentenrechte. S. 214.

XXXVII. Das Recht zu urtheilen und ſeine Urtheile laut mitzutheilen, als algemeines Menſchenrecht erwieſen und gegen alle Zweifel gerettet. Sein Umfang — in Beziehung auf Urtheile über Religion, Regenten, Privatperſonen. Seine Einſchränkungen. S. 224.

XXXVIII. Fortſezung. S. 230.

XXXIX. Fortſezung. S. 250.

XL. Recht des Lebens. S. 259.

XLI. Recht des Eigenthums. S. 263.

XLII. Rechte des Vertrags. S. 267.

XLIII. Vom Vertrag der Ehe. S. 270.

XLIV. Vom Eide. S. 283.

XLV. Vom Recht zum Genuſſe alles deſſen, was genießbar iſt. S. 294.

XLVI. Kentniß der ſinlichen Freuden. S. 298.
XLVII. Kentniß der volkommenſten Menſchenfreuden — die nur der Menſchenfreund genießt. S. 305.
XLVIII. Kentniß der algemeinen Regeln des Genuſſes aller Menſchenfreuden. S. 315.
XLIX. Von den Mitteln zu allen bisherbeſchriebenen Kentniſſen: welche theils die Vorſehung anwendet: theils in den Händen des Menſchen ſich befinden. S. 320.

So weit von der Geſundheit der Seele, in Abſicht auf Bildung des Verſtandes oder, Aufklärung. Es gehört aber zur Empfänglichkeit des Menſchen zur Glükſeligkeit auch die Ausbildung ſeines Herzens. Dazu gehört 1) Sinn für die Freuden der Tugend, deren Weſen Menſchenliebe iſt: 2) Stärke des Geiſtes im Leiden: 3) im Tode. Alſo

L. Bildung des Herzens. Algemeiner Entwurf der folgenden Materien. S. 826.
LI. Allesumfaſſende Menſchenliebe. Kosmopolitenſinn. Geiſt Chriſti. S. 330.
LII. Menſchliche Verdorbenheit. Unfähigkeit zur Glükſeligkeit. S. 335.
LIII. Freiheit. Sieg über die Leidenſchaften. S. 341.
LIV. Stärke der Seele im Leiden. S. 346.
LV. Troſtgründe im Leiden. S. 351.
LVI. Inneres Triebwerk des gebildeten Herzens. Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen, Dank gegen Gott. S. 358.
LVII. Diätetiſches Heilmittel für die Seele. Gebet. S. 364.
LVIII. Von der öffentlichen Gottesverehrung. S. 374.

LIX.

LIX. Moraliſche Heilkunde. Algemeine Anweiſung, wie ein Menſch von böſen Gewohnheiten, Leidenſchaften, Handlungsweiſen geneſen ſoll. Beſſerung. S. 380.

LX. Von der Kunſt, in jedem Augenblike ſeinem Tode getroſt und freudig entgegen zu ſehen. S. 393.

Und dieß iſt der Inhalt des erſten Bandes, welchen man die reine Moral nennen könte, im Unterſchiede von der angewandten, welche der zweite und lezte Band darlegen wird. Denn da ſollen alle dieſe moraliſchen Grundſäze auf zwei große und reichhaltige Klaſſen von Gegenſtänden angewendet werden.

Die erſte Klaſſe enthält alle **einzelnen Menſchenfreuden**, — ſinliche z. B. Freuden der Sättigung, der Bewegung, des Schlafs — Freuden der ſchönen Natur u. ſ. w. geiſtige z. B. Freuden der Nuzbarkeit, Freuden der Wolthätigkeit, Freuden des Vertrauens auf Gott, Freuden des guten Gewiſſens u. ſ. w. Bei jeder dieſer Menſchenfreuden wird ihre Natur, ihr Werth, die rechte Art des Genuſſes u. ſ. w. erklärt.

Die zweite Klaſſe betrift die **Störungen**, denen der Genuß unſerer Glükſeligkeit unterworfen iſt. 1. Störungen, die in der **Unvolkommenheit** der Dinge liegen. Z. B. Vergänglichkeit, Unbeſtand, Schikſale, Armuth, Verfolgung u. ſ. w. wo gezeigt wird, wie der Menſch ſich bei dieſen Störungen benehmen, ſeine Ruhe behaupten und die Schmakhaftigkeit ſeiner Freuden erhalten lernen muß. 2. Störungen, die von **andern Menſchen** herrühren: wobei die Kunſt unter Menſchen zu leben gelehrt und gezeigt wird, wie man ſich gegen kranke, tükiſche, zankſüchtige, abergläubiſche Menſchen u. ſ. w. gegen treuloſe Gatten, ungerathne Kinder, tyranniſche Obrigkeiten u. d. verhalten und ſeine Gemüthsruhe als ein Weiſer behaupten ſoll. 3. Störungen, die wir uns ſelbſt verurſachen: wo die ganze Liſte aller menſchlichen Krankheiten vorkomt und bei jeder die ſpecielle Therapie entwikelt wird, die in unſern gewöhnlichen Moralen ganzlich fehlt.

Mit der Zeit werden dann einige kleine Schriften nachfolgen, die zu dieſem Werke nicht nothwendig gehören aber doch Bezug darauf haben und als Vervolſtändigung des moraliſchen Unterrichts anzuſehen ſeyn werden. 1. Eine Anweiſung zur Erziehungskunſt fürs Volk. 2. Ein Geſundheitskatechismus fürs Volk. 3. Eine Belehrung über das bürgerliche Recht fürs Volk.

* * *

I.

Grundlage der Glükſeligkeit — Kentniſſe — Wahrheit.

Wir erbliken um uns her eine Menge vergnügter 1
oder wenigſtens ruhiger und zufriedner Menſchen neben einer Menge unzufriedner oder wohl gar trauriger und leidender. Wir werden an uns ſelbſt dieſen entgegengeſezten Zuſtand gewahr, wenn wir zuweilen uns übel befinden und zu anderer Zeit wol, ruhig, heiter, oder auch gar frölich ſind. Und beide Erfahrungen erzeugen in jedem Menſchen den Wunſch und das Beſtreben, den einen Zuſtand möglichſt zu entfernen und in dem andern ſich immer zu befinden, oder — **glüklich** zu ſeyn.

Dieſer ſtets rege Trieb, jede unangenehme Em- 2
pfindung zu entfernen und ſich immer mehrere und vol-
kommere angenehme Empfindungen zu verſchaffen, heiſt —
Selbſtliebe: und iſt — das einzig wirkſame Triebwerk 3
im Menſchen, welches alle ſeine Thätigkeiten leitet, und
den lezten Zwek aller ſeiner Entſchlieſſungen und Hand-
lungen ausmacht.

Indem uns die Erfahrung dieß lehrt, ſo ſagt ſie 4
uns auch 1. daß es in und auſſer uns Dinge giebt, wel-

che jenes Wol- und Uebelbefinden, oder jenen Schmerz und jene Freuden erzeugen, und die Vernunft folgert, daß die Erkentniß dieſer Dinge uns bei dem Streben nach Glükſeligkeit unumgänglich nöthig ſey: 2. daß die Erkentniß ſelbſt unter die Dinge gehöre, die uns Vergnügen machen und deren Mangel uns zuweilen ſchmerzhaft iſt: 3. daß die Gegenſtände des Vergnügens und Misvergnügens nicht alle gleich wirkſam ſind, daß einige viel andere wenig Freude ſchaffen, einige dauerhaftes Vergnügen andere nur augenbliklliches gewähren u. ſ. w. daß wir alſo Erkentniß des Werths und Unwerths der Dinge, zu unſerer Glükſeligkeit bedürfen: 4. daß wir nicht alles zugleich genieſſen können und folglich Kentniß der Regeln der Wahl bedürfen: 5. daß die Dinge, die uns Schmerz oder Vergnügen machen, bald an ſich bald in der Art des Genuſſes mit einander ſowohl, als mit dem Willen anderer Weſen, die mit uns in Verbindung ſtehn, in Streit gerathen, wo wir ein Vergnügen dem andern aufopfern oder ein kleines Misvergnügen, zu Abwendung eines gröſſern Misvergnügens oder Erlangung eines deſto vollkommnern Vergnügens, übernehmen müſſen: daß wir alſo auch hierzu Kentniſſe nöthig haben: 6. daß es nicht genug iſt, Dinge zu kennen, die uns Vergnügen machen können, ſondern daß man auch fähig ſeyn muß, ſie zu genieſſen: daß folglich Erkentniß deſſen uns unentbehrlich iſt, was uns zum Genuſſe der Glükſeligkeit fähig macht: 7. daß wir uns oft ſelbſt eines Vergnügens, oder der Mittel dazu, oder auch wohl gar der Empfänglichkeit dazu, verluſtig machen: daß alſo Erkentniß ſolcher Fehler und der Art, uns davon zu heilen, eines unſerer erſten Bedürfniſſe ſey: 8. daß wir oft Erkentniſſe beſizen und doch nicht ſtark genug ſind, ſie zu befolgen: woraus alſo die Vernunft abermals ſchließt, daß man ſich nach Kräften umſehen müſſe, die das erſezen: und wir werden unten ſehen, daß dieſe Kräfte in Vorſtellungen liegen, welche wir Bewegungsgründe nennen: 9. daß wir endlich bei allem unſern Beſtreben, uns ſtets wol zu befinden, doch mancherlei Leiden und Bekümmerniſſen nicht ausweichen können: und die Vernunft folgert, daß wir Kentniſſe nöthig haben, welche uns in den Stand ſezen, uns bei dieſen Leiden zu tröſten und zu beruhigen.

Das Beſtreben nach **Glükſeligkeit** erzeugt alſo 5
ein Beſtreben nach *Kentniſſen*, und zwar nach ſolchen
Kentniſſen, die wahr und **richtig** ſind, und von **denen**
wir mit Beruhigung es wiſſen, **daß ſie wahr ſind**. Alſo
iſt keine Glükſeligkeit ohne — **Wahrheit**.

Wahrheit iſt unentbehrlich 1. als Befriedigung eines 6
Bedürfniſſes der Natur — der Wißbegierde: die
alsdann um deſto reger und raſtloſer iſt, wenn gewiſſe
Kentniſſe, die auf unſere Glükſeligkeit einflieſſen, ſchon
unter einem Volke bekant ſind. Denn wie jede Kraft
ſich regt und einen Gegenſtand der Thätigkeit haben will,
(z. B. die Verdauungskraft, die Speiſen verlangt) ſo iſt
auch die Erkentnißkraft: 2. als Beſtimmungsgrund deſſen, 7
was der Menſch für ſeine Glükſeligkeit thun oder
laſſen ſoll, damit er wiſſe, was er wollen und wünſchen,
wie er es ſuchen und erlangen und erhalten, wie ers genieſſen,
welche Regeln er befolgen, was er mehr oder
weniger genieſſen, was er im Kolliſionsfalle aufopfern,
wie er ſich gegen die Weſen auſſer ihr verhalten ſolle, von
denen ſeine Glükſeligkeit zum Theil abhängig iſt: 3. als 8
Beſchüzerin gegen die Quelle der meiſten und wichtigſten
menſchlichen Uebel, ich meine Thorheit und Laſter: 4. als 9
Lehrmeiſterin der Beweggründe zum Guten und der Troſtgründe
im Leiden. 5. Als Grundlage derjenigen Bildung 10
des Menſchen, die ihm zum Genuß der Glükſeligkeit allererſt
fähig macht.

Die übrigen Gründe für die **Unentbehrlichkeit der** Wahrheit S. im K. von der Unentb. der Rel.

II.

Von der Entſtehungsart der menſchlichen Erkentniß.

---

11 Wenn es unſer Wunſch iſt, Wahrheit zu haben, ſo iſt es nöthig, daß wir uns um ihre Quelle bekümmern, um dieſelbe benuzen zu können.

12 Die erſte Quelle aller menſchlichen Erkentniſſe ſind die **ſinlichen Wahrnehmungen** (Perceptionen), dieſe geſchehen, vermittelſt einer mittelbaren oder unmittelbaren Berührung oder, eines Anſchlags an die Anfangspunkte unſerer Nervenkanäle, in denen die durch Anſchlag verurſachte Bewegung ſich gleichartig fortſezt bis an den Endpunkt, d. h. bis an den uns unbekanten Punkt, wo die Seele ihren Siz und ihre Werkſtadt hat. Die Wirkung dieſes Anſchlags iſt alsdenn dieſe, daß in unſerm Gehirn ein **Bild** (Idee) von dem Dinge ſich anſezt, welches den Anſchlag verurſachte, oder, den Eindruk auf uns machte.

13 **Anmerk.** Unter **Seele** verſtehen wir den Theil des Menſchen, der für unſere Sinne zu fein iſt, den wir daher gar nicht kennen, deſſen Daſeyn wir nur aus ſeinen Wirkungen folgern, und über deſſen Natur, ob ſie mit den Dingen, die wir Materie nennen, gleichartig oder ungleichartig ſey, man vergeblich ſtreitet. — Die Seele iſt das Ding, was in uns denkt, will und empfindet. — Mehr wiſſen wir nicht. **Geiſt** nennen wir ſie blos, weil ſie nicht ſinlich wahrgenommen werden kan. Ob ſie eine unſichtbare Organiſation ſey, (wie es wegen ihrer Verbindung mit der ſichtbaren Organiſation und aus der Analogie der ganzen Natur mir wahrſcheinlich wird) oder, ob ſie ein Ding von ganz andrer Art ſey, läßt ſich nie ausmachen, und

iſt auch für unſere moraliſchen Kentniſſe von keiner Erheblichkeit.

Solcher Anſchläge geſchehen, von Kindheit an, Millionen, durch welche alſo Millionen Ideen in unſere Seele kommen. Daß ſie entſtehen, ſagt uns der innere Sinn, von dem wir hernach reden werden. **Wie** ſie entſtehen, ſoll der Phyſiologe uns lehren: vermag es aber nicht mit Befriedigung. 14

Es iſt aber begreiflich, daß wir nicht aller Anſchläge oder Eindrüke uns bewuſt werden. Nur von vielen wiſſen wir, daß ſie geſchehen ſind: von vielen tauſenden wiſſen wir aber auch nichts. Unzählige Ideen liegen in unſern Vorräthen, ohne daß wir ſagen können, wenn und wie ſie in dieſelben gekommen ſind. 15

Anmerk. Man kan ſich daraus erklären, wie es zugehe, daß zuweilen Ideen in uns (wachend oder träumend) aufſteigen, die uns ganz neu und ungewönlich vorkommen, und welche Abergläubiſche, die der Natur der Seele nicht kundig waren, für Merkmale einer Inſpiration gehalten haben. 16

Das **Vermögen**, ſolche Anſchläge zu bekommen, und dadurch Bilder oder Ideen zu erhalten, heiſt der **Sinn**. Und weil an unſerm Körper einige Hauptorte ſind, wo dieß Vermögen durch einen beſondern Mechanismus beſtimt wird, und die man darum **ſinliche Werkzeuge** nennt, (als Auge, Ohr, u. d.) ſo ſchreibt man dem Menſchen **Sinne** zu. 17

Dieſe erſte Thätigkeit der Seele, durch welche ſie 18
Eindrüke ſolcher Dinge, die auſſer ihr ſind, annimt,
und vermittelſt derſelben ein Bild erhält, iſt **nicht immer**
und in **allem Betracht** frei: a) **nicht immer:** 19
weil die Anſchläge und deren Wirkung, ich meine die Entſtehung
des Bildes, ſehr oft von ihr unabhängig geſchehen,
ohne daß ſie es weiß und will. Sie muß ſie leiden:
b) **nicht in allem Betracht:** weil auch da, wo 20

ſie ſelbſt und wiſſentlich das ſinliche Werkzeug in Thätigkeit ſezt, von dem Mechaniſmus deſſelben abhängt, und Eindruk und Idee nicht anders machen kan, als ihr Werkzeug es leidet.

21 Anmerk. Daß ich alſo, z. B. im Vorbeigehen, etwas ſahe, was ich lieber nicht geſehen hätte, kan mir nicht zugerechnet werden. Und daß ich etwas ſo und nicht anders ſahe, lag auch nicht an mir, ſondern an der Beſchaffenheit meines Werkzeugs, des Auges, und deſſen Verhältniß gegen das anſchlagende Objekt. Wir haben alſo Urſache, Verſchiedenheit der Ideen und der aus ihnen entſtandenen Vorſtellungen und Urtheile an einander zu **dulden**.

22 Die Geſeze der Natur, denen der Menſch bei ſeinen ſinlichen Wahrnehmungen unterworfen iſt, ſind folgende:

23 a. Wenn ein Ding eine Gefühlnerve berührt, ſo entſteht **unvermeidlich** ein Bild in uns von dem Dinge, das ſie berührte:

24 b. Je ſtärker der Anſchlag iſt, deſto **heller** und **veſter** wird die von ihm erzeugte Idee: und je mehr der Menſch ſelbſt bei dem Anſchlage ſich ſeiner bewuſt war und aufmerkte, deſto **lebhafter** wird die Idee.

25 c. Wenn mehrere Anſchläge zugleich geſchehen, ſo wird dasjenige Bild **ſchwächer** und **unvolkommner**, welches der ſchwächre Anſchlag bei ſchwächerer Aufmerkſamkeit erzeugte: und umgekehrt.

26 d. Bei gleichem Anſchlage, gleicher Beſchaffenheit des ſinlichen Werkzeugs, gleichem Verhältniſſe deſſelben gegen das anſchlagende Ding, und gleicher Aufmerkſamkeit, entſtehen **gleiche** Ideen, — bei verſchiedenen, **verſchiedne**.

27 e. Wenn der Körper geſund und wachend, die Seele ruhig, das Werkzeug tüchtig, das anſchlagende

Ding nahe und der Anſchlag ſtark genug iſt und — keine Anſchläge anderer Dinge den Eindruk ſchwächen: ſo wird das Bild **wahr** und richtig, in entgegenſtehenden Fällen, **falſch** und trüglich. Fortſezung und Wiederholung einer ſolchen ſinlichen Wahrnehmung giebt ihr dann auch **Zuverläßigkeit**: wie? wird unten gezeigt werden.

> **Anmerk.** Man kan daraus Regeln über den Gebrauch 28
> der Sinne abziehen, deren Befolgung uns für Täuſchung ſichert, und deren Vernachläßigung von jeher die Quelle des Aberglaubens war.

Der Menſch aber hat nicht nur das Vermögen, ſin- 29
liche Eindrüke anzunehmen und vermittelſt derſelben
Ideen von allen Dingen, welche ihn berühren, zu em-
pfangen, ſondern er hat auch das Vermögen, 1) dieſe 30
Ideen oder Bilder zu **behalten**, und ſich Dinge, deren
Anſchlag er ehedem empfunden hatte, auch dann noch
vorzuſtellen, wenn ſie ihn nicht mehr berühren: auch
2) dieſe in ihm liegende Bilder, ſich **verändert**, d. h. 31
ganz oder theilweiſe, einzeln oder in Zuſammenſezung
mit andern, ſich vorzuſtellen: welches man Fictionen
nent. Das Vermögen ſelbſt heiſt **Imagination, Ein-
bildungskraft.**

Wir ſind aber auch bei dieſer Thätigkeit **nicht** im- 32
mer **frei**. Oft kommen Bilder oder Fictionen **ohne**,
oft, **wider** unſern Willen, wachend und ſchlafend. Und
wir können, nur mit Mühe, ſie wieder unterdrüken,
wenn wir andere Ideen oder Begriffe in uns lebhaft zu
machen ſuchen.

Das Geſez der Natur, nach welchem Ideen von 33
abweſenden Dingen in uns rege werden, oder, nach
welchem der Menſch ſelbſt ſie aufregen kan, iſt, das Ge-
ſez der **Aehnlichkeit**. Nemlich a) wenn eine Idee oder 34
Bild, daran wir jezt nicht denken, einem andern Bilde,
das wir jezt ſinlich wahrnehmen oder als abweſend uns
vorſtellen, ähnlich iſt, ſo wird dieſe Idee ſehr leicht und

35 gewönlich mit rege: b) wenn wir Begriffe vor uns haben, die an ein Bild geheftet oder von demſelben abgezogen ſind; ſo fällt uns leicht und gewönlich das Bild mit ein.

36 Auſſerdem erfolgt das Regewerden einer Idee auch durch die bloſſe **Verbindung** mit einer andern. Nemlich wenn man eine Idee z. B. von einem Hauſe, mit einer Idee z. B. von deſſen Beſizer, einmal zuſammengedacht hat, ſo wird leicht und gewönlich die eine aufgeregt, wenn man die andere denkt.

37 Wenn man alſo eine Idee in ſich aufregen will, ſo muß man nur an etwas denken oder auf etwas zu kommen ſuchen, das mit ihr Aehnlichkeit hat, oder mit ihr in Verbindung ſteht.

38 Es würde uns aber das Vermögen, Ideen zu empfangen und zu behalten, nichts nuzen, wenn wir nicht auch das Vermögen hätten, ſie zu **betrachten**, und zum **innern** Gegenſtande des Denkens zu machen. Dieſe Thätigkeit, die ganz innerhalb unſers Gehirns vor ſich geht, und dazu kein Ding von auſſen erforderlich iſt, beſteht darinnen:

39 a. Daß wir bei einem Dinge, das wir uns vorſtellen, **weilen**, und unſere Vorſtellungskraft dabei in eine gewiſſe **Spannung** ſezen. Man nent dieß **Aufmerkſamkeit**.

40 b. Daß wir einen ſolchen Gegenſtand der Vorſtellung als einzelnes Ding erkennen, das für ſich und **auſſerhalb** anderer Dinge — und von ihnen **unterſchieden** iſt.

41 c. Daß wir eine ſolche Idee oder Bild genauer anſchauen, und **verſchiedenes** daran wahrnehmen, z. B. Theile und Beſchaffenheiten.

42 d. Daß wir die **Beziehungen** des Dinges auf andere Dinge, die man **Verhältniſſe** nent, bemerken, z. B. Gebrauch, Nuzen, Zwek deſſelben.

Durch den Gebrauch dieſes **Betrachtungsvermögens** (Reflexion) werden **die Bilder der Phantaſie zu Begriffen.** Denn diejenige Vorſtellung von einem Dinge, bei welcher wir daſſelbe Ding von andern Dingen unterſcheiden, heiſſen **Begriffe**, und zwar **ſinliche Begriffe**, ſofern ſie die Vorſtellung eines ſinlichen Dinges enthalten. Man nent ſie auch **Anſchauungen.** 43

Je **mehreres** wir an einem Dinge wahrnehmen, 44 (z. B. jemehr Theile, Theile der Theile, Eigenſchaften, Verhältniſſe) und von einander unterſcheiden (es ſey durch innere Merkmale oder durch die äuſſern Unterſchiede des Raums und der Zeit) deſto **deutlicher** und volſtändiger und folglich — deſto **nuzbarer** ſind unſere Begriffe — a. für den Gebrauch der Dinge in dem geſchäftigen 45 Leben: b. für die Beſtimmung unſers Willens und unſrer Empfindungen.

Daraus entſtehen für uns folgende Regeln:

a. Strebe, ſoviel an dir iſt, nach deutlichen und 46 volſtändigen Begriffen von allen den Dingen, welche auf deine Geſchäfte, oder auf deine Freuden und Leiden, oder auf deine Entſchlieſſungen Einfluß haben.

b. Und weil das ohne Aufmerkſamkeit bei Anwen- 47 dung deines Betrachtungsvermögens nicht geſchehen kan, ſo meide was dieſe hindert, — heftige Erſchütterungen der Sinne — Zügelloſigkeit der Imagination: welche gewönlich dadurch entſteht, wenn wir bei öftern Müßiggang ihren Spielen nachgehen.

Das Vermögen deutliche Begriffe zu bilden, und 48 mehrere derſelben zu umfaſſen nennen wir **Verſtand.** Die **Gröſze** deſſelben iſt verſchieden. Jemehr deutliche Begriffe einer hat, je gröſzer der **Grad der Deutlichkeit** iſt, je **leichter** und ſchneller er ſie erlangt, und —

je mehrere derſelben zugleich er überſieht — deſto größer iſt ſein Verſtand.

49 **Anmerk.** Der Erzieher ſollte dieſe Seelenkraft früh üben, indem er das Kind gewöhnte, an jedem Dinge je mehr und mehr zu unterſcheiden.

50 Zu dieſen Vermögenheiten des Menſchen geſellet ſich noch ein Viertes — das Vermögen, die an den Dingen bemerkten Theile, Eigenſchaften, Verhältniſſe ꝛc. einzeln ſich vorzuſtellen und mit beſondern Namen zu bezeichnen, ohne an die Dinge ſelbſt weiter zu denken, an denen man ſie wahrnahm. Man nennt dieß die **Abſtraktionskraft**, oder, das Abſonderungsvermögen. Ich bemerke z. B. an einem Apfel, daß er ſüß, ſaftig, wohlſchmekend iſt: ſo kan ich eine Vorſtellung von Süßigkeit, Saftigkeit, Wolgeſchmak mir machen, ohne an den Apfel weiter zu denken.

51 Dieß Vermögen iſt die Grundlage zu den Reichthümern der menſchlichen Erkentniß. Denn es ſezt uns in den Stand zu **Gemeinbegriffen** zu gelangen, durch welche wir fähig ſind viele, ja unzählige Dinge auf einmal zu überſehen, die einzeln unſer Verſtand nicht faſſen würde. Nemlich, wenn wir dieſe abgeſonderten Vorſtellungen an mehrern Dingen gewahr werden und alſo bemerken, daß ſie mehrern gemein ſind, ſo lernen wir ſolche Vorſtellungen als Gemeinbegriffe denken, und uns ganze Arten oder **Klaſſen** von Dingen auf einmal vorſtellen. Ich habe z. B. die Idee eines gewiſſen Thieres, das ich erſt ſinlich wahrnahm, vor mir. Ich erinre mich, daß es bellen konte: ſondere nun das **Bellen** ab: finde das auch an andern Thieren: und ich habe den Gemeinbegriff **Hund**. Ich finde, daß er vier Füße hat: ſondere das Vierfüße haben ab: und ich habe den Gemeinbegriff **vierfüßige Thiere**. Ich finde, daß die vierfüßigen Thiere, einen organiſirten Körper haben, der nach Vorſtellungen ſich ſelbſt bewegt: ich ſondere

das **Bewegen nach Vorſtellungen** ab: und habe den Gemeinbegrif **Thier**: u. ſ. w. Man nennt ſolche Vorſtellungen **nächſt abgezogne** Begriffe, erſte, **materielle** Abſtraktionen.

52 Aber wir können noch weiter gehen im Denken. Wir können über unſer eignes Nachdenken nachdenken. Wir können uns vorſtellen, daß das, was wir durch jene Abſonderungen fanden, abgeſonderte Begriffe ſind, daß z. B. der Begrif Hund, der Begrif einer Art und der Begrif Thier, der Begrif einer Gattung iſt: ja wir können die Geſeze unſers eignen Denkens finden und die Regeln abziehen, nach denen wir zu unſern Vorſtellungen gelangen. Dieß kan man Begriffe der **fernern** Abziehung, **reflexe** Abſtraktionen nennen.

53 Wer das Vermögen, ſolche Vorſtellungen zu finden, und deutlich zu denken, in einem gewiſſen hohen Grade beſizt, dem ſchreiben wir **Scharfſin** zu. Es iſt die Grundlage der **gelehrten** Erkentniß, und die Hauptkraft eines **viel umfaſſenden** Geiſtes.

54 Indem wir aber im Stande ſind, Vorſtellungen abzuſondern, ſo können wir auch die abgezogenen Vorſtellungen wieder mit andern Vorſtellungen **verbinden**, und dieſe Verbindung **ausdrüken**. Wenn ich z. B. von der Sonne die Vorſtellung von Erwärmung abgeſondert hätte, ſo kan ich dieſen Begrif nicht nur mit der Sonne, ſondern auch mit andern Dingen verbinden, und folglich **urtheilen**, daß z. B. der Ofen wärme — das Eis nicht wärme. Dieß Vermögen heißt die **Urtheilskraft**.

55 Das Geſez der Natur, nach welchem wir allemal urtheilen, iſt auch hier das Geſez **der Aehnlichkeit**. Nemlich wir verbinden eine Vorſtellung deswegen mit einem Dinge (oder, wir legen ein Prädikat deswegen einem Subjekt bei) weil wir wahrnehmen, daß das Ding, dem wir es beilegen, andern Dingen, von denen wir ſie abſtrahirt hatten, ähnlich iſt: z. E. ich urtheile,

theile, daß eine Stadt groß iſt, weil ich ſie andern Städten ähnlich finde, die man groß nennt. — Und ob wir uns gleich dieſes Grundes unſers Urtheils nicht allezeit bewußt werden, ſo iſt derſelbe doch überall, der wahre und einzige Grund derſelben. Denn wir können von keinem Dinge urtheilen, das wir mit gar keinem Dinge vergleichen können. Ja es iſt augenſcheinlich, daß von einem Dinge, das in ſeiner Art einzig iſt, ſofern es einzig iſt, nichts prädicirt werden kan. Daher unſere Urtheile, vermöge welcher wir von Dingen etwas bejahen oder verneinen, um deſto ſichrer ſind, je mehr wir ähnliche Dinge wahrgenommen haben, von denen wir die Bejahung oder Verneinung bereits abgezogen hatten. Daher Menſchen, die viel geſehen, erfahren und beobachtet haben, am richtigſten urtheilen.

56 Wenn nun dem ſo iſt, ſo iſt jedes Urtheil, das nicht aus Anſchauung entſtund, eine **Folgerung**, ob wirs gleich nicht allemal als Folgerung denken. Alſo was wir nicht durch Anſchauung erkennen, d. h. entweder durch ſinliche Wahrnehmung oder durch Betrachtung einer durch ſinliche Wahrnehmung empfangenen Idee, das erkennen wir durch Folgerung und zwar aus (deutlich oder dunkel gedachter) Aehnlichkeit: wie wohl auch die Urtheile der Anſchauung im Grunde nichts anders als ſtille Folgerungen ſind: indem wir gleichſam ſagen: ich habe das immer ſo wahrgenommen, alſo rc.

57 Anmerk. Selbſt der Saz vom Widerſpruch beruht auf einem analogiſchen Schluße: nemlich ich urtheile, daß nichts zugleich ſeyn und nicht ſeyn kan, weil ich kein Exempel erlebt habe, daß z. B. ein Menſch zu gleicher Zeit in Leipzig und in Halle war.

58 Folgerungen oder Schlüße (ſie mögen mittelbare oder unmittelbare ſeyn) wo der Beweisgrund des Prädikats des gefolgerten Sazes in einer vorgeſtellten Aehnlichkeit liegt, heiſſen analogiſche Schlüße. Alſo beruht alle

menſchliche Erkentniß auf deutlich gedachten oder dunkel empfundenen analogiſchen Schlüſſen.

59 Ein Urtheil, welches ſich durch die meiſten Analogien oder Aehnlichkeiten beſtätigt, heiſt eine **Regel**, oder, was regelmäſſig ſo iſt, wie wir es uns vorſtellen: z. B. Borsdörferäpfel ſind ſüß. Ein Urtheil aber, das alle Aehnlichkeiten für ſich, und gar keine Ausnahme hat, iſt ein **Axiom**: z. B. das Ganze iſt größer als der Theil.

60 Das Vermögen, durch analogiſche Folgerungen ſeine Erkentniſſe zu erweitern, und von den vorgeſtellten Dingen richtig zu urtheilen, heiſt die **Vernunft** — welche, wie es ſcheint, das Eigenthum derjenigen Thiere iſt, die wir Menſchen nennen.

Wer dieß theure Geſchenk der Natur recht benuzen 61
will, muß a. ſoviel als möglich Begriffe von Dingen ſich 62
ſamlen, weil wir bei unſern analogiſchen Folgerungen
dann deſto ſicherer und ruhiger ſeyn können, jemehr wir
Aehnlichkeiten oder Belege zu unſern Urtheilen vor uns
ſehen. Das ganze menſchliche Leben ſolte in Einſamlung
und Ausübung und Benuzung der Reichthümer unſers
Verſtandes beſtehen, welche Natur und Geſchichte
uns darbieten. — Man muß aber auch b. ſeine Vernunft 63
dabei von Jugend auf üben, die Regeln des Folgerns
ſtudiren, mit den verſchiedenen Arten der Trugſchlüſſe
ſich bekant machen — kurz — die **Kultur** ſeiner
Vernunft zum Hauptzwekke ſeines Lebens machen, weil
auf ihr, wie ſich bald mehr ergeben wird, alle menſchliche
Glükſeligkeit beruht.

Zu allen dieſen Vermögenheiten des Menſchen 64 komt noch eine ſechſte, die ſehr ſchäzbar iſt, ohngeachtet man ſie häufig verachtet, ich meine, die **Memorie**, welche macht, daß wir nicht nöthig haben, jede ſinliche Wahrnehmung zu wiederholen, jedes Urtheil jedesmal von neuen zu erfinden, u. ſ. w. ſondern, daß unſere Ideen, Begriffe und Urtheile ſich gleichſam im Gehirn anſezen, und daß wir im Stande ſind ganze Reihen von Gedanken oder Wortzeichen, demſelben einzuverleiben: wozu hernach das Vermögen kömt, dieſe angeſezten Gedanken mit ihren Zeichen, wieder zum Bewußtſeyn zu bringen, welches die Erinnerungskraft heißt: davon im folgenden Kapitel geredet werden ſoll.

65 **Anmerk.** Alle Kräfte werden ſowohl durch Ueberſpannung oder zu lang fortgeſezten Gebrauch, als auch durch Unthätigkeit verdorben. Beide Klippen vermeide, wem ſeine Glükſeligkeit lieb iſt. — Gemäßigte Uebung aller, ſey ſein weiſer Vorſaz. —

III.

Vom Beſiz der menſchlichen Erkentniß oder vom Bewußtſeyn, vom Ich, und der Freiheit.

66 Was würden mir Schäze helfen, wenn ich nichts davon wüſte, daß ich ſie habe? Erkentnißkräfte und die durch ſie erlangten Erkentniſſe ſelbſt, ſind die Schäze des Menſchen: die er nur dadurch wirklich beſizt, daß er es weiß, daß er ſie beſizt. Denken, erkennen, hat wenig Werth, wenn ich nicht weiß, daß ich denke, oder, wenn ich mich nicht, theils jedes einzelnen Gedankens, theils der Vorräthe meiner Kentniſſe, ihres Zuſtandes und Umfangs, theils der Geſeze, nach welchen ich denke, Gedanken ſamle, vergleiche, verbinde, trenne u. ſ. w. bewußt bin.

67 **Anmerk.** Was Bewuſtſeyn phyſiologiſch ſey, kan man nicht mit Gewißheit ſagen: Ich habe mirs immer ſo vorgeſtellt. Es muß im Gehirn ein Analogon vom Spiegel ſeyn: wo die Ideen, Begriffe und Urtheile, welche die Maſſe oder die Vorräthe unſerer Erkentniſſe ausmachen, ſich gleichſam darſtellen.

ſtellen. Da nun alles über und nebeneinander liegt, und vielleicht jeder Gedanke an ſeinem Faden hängt, der ihn mit andern Gedanken nach dem Geſez der Aehnlichkeit verbindet, ſo muß es, wenn ein Gedanke zum Bewuſtſeyn kommen ſoll, darauf ankommen, daß er ſich nach dem Spiegel heraufhebe. Dieß Heraufheben aber kan zuweilen von einem äuſern oder innern Stoſſe zuwegegebracht werden, und dann entſteht das, was wir das unwillkührliche Regewerden eines Gedanken nennen, wo ein Gedanke ſich in uns erneuert oder zum Bewuſtſeyn komt, ohne daß wir dafür können und uns die Schuld davon beilegen. Es kan aber auch durch eine Selbſtthätigkeit geſchehen, welche von einem ſchon heraufgehobnen Gedanken geleitet wird, wo wir ſelbſt eine Gedankenreihe in Spannung ſezen und Gedanken heraufzuheben oder zum Bewuſtſeyn zu bringen ſtreben. — Daß dieſe Hypotheſe nicht ganz zu verwerfen iſt, kan man in den Augenbliken gewahr werden, wo wir uns der ſo genanten memoria localis bedienen. Ich mache z. B. meine Augen zu und ſpanne mich an, um mir ein Haus, Garten, oder ein Kapitel aus meinem Handbuche, worüber ich docire, zu Bewuſtſeyn zu bringen: So iſt mirs, als wenn ich innerlich alles wie im Spiegel vor mir ſähe, da erſcheint mir, je länger ich die Spannung fortſeze, z. B. Seite für Seite, § für §, jedes zugeſchriebene citatum, Exempel, Note u. d. und ich leſe es gleichſam bei verſchloßnen Augen aus dem Buche heraus.

Wir nennen dieß **Bewuſtſeyn** den **innern Sinn** 68 und unterſcheiden ihn von dem **äuſern**. Nemlich durch den äuſern empfangen wir die Anſchläge oder Eindrüke der äuſerlichen Dinge, und erhalten Bilder oder Ideen, die ſich anſezen und liegen bleiben. Dieſe Ideen werden durch die obenbeſchriebenen ſelbſtthätigen Kräfte gleichſam wie rohe Materialien verarbeitet und zu Begriffen und Urtheilen umgeſchaffen. Und dieſe Bilder, ſo wohl roh als verarbeitet, ſtelt der innere Sinn uns ſelbſt dar, ſo daß wir

69 a. von vielen Anſchlägen wiſſen, daß, oft auch, wie ſie geſchehen: welches Empfindung heiſt.

70 b. daß wir das hervorgebrachte Bild vor uns ſehen: es uns **vorſtellen**: — welches **Erſcheinung** heiſt.

71 c. daß wir wiſſen, daß und wenn wir bei den Wahrnehmungen **ſelbſtthätig** ſind.

72 d. daß wir uns auch vieler unſerer aus den Erſcheinungen gebildeten **Verſtandesbegriffe**, Urtheile und **Folgerungen** bewuſt werden, und oft auch der **Selbſtthätigkeit** bei dieſer Bildung, ja ſelbſt der Geſeze, nach denen ſie geſchah.

73 e. daß wir endlich unſer Selbſt uns vorſtellen und ſagen können: „**ich** denke — **ich** bin — **ich** bin in dieſem oder jenem Zuſtande.„ —

Der Menſch hat alſo ein doppeltes Vermögen. —
74 a. zu leiden, das heiſt, Eindrüke anzunehmen — dadurch er ein Spiegel iſt, darinnen ſich die Welt (dazu ſelbſt ſein eigener Korper gehört) darſtelt: oder, er hat Em-
75 pfindungen und Erſcheinungen: wie das Thier — b. **ſelbſtthätig** zu ſeyn, und zwar auf viererlei Art:

76 1. Seine ſinlichen Werzeuge (zuweilen) zu öfnen oder zu verſchlieſzen.

77 2. Die erhaltenen Erſcheinungen zu betrachten, und **ſinliche Begriffe** hervorzubringen.

78 3. **Verſtandesbegriffe** zu bilden und ſie zu beſchauen.

79 4. Sein **Selbſt** zu beſchauen.

80 Der innere Sinn alſo, oder das Bewuſtſeyn erſtrekt ſich nicht auf alles, was in und an uns iſt und geſchieht. Die meiſten Thätigkeiten, auch die des Verſtandes, geſchehen und ſind ohne Bewuſtſeyn. Das iſt

gut, wegen der Schwäche unſerer Beſchauungskraft. Denn wenn alle unſere Gedanken das Licht hätten, was ſie beim Emporſteigen bis zum innern Spiegel des Bewuſtſeyns erhalten, ſo würden wir geblendet werden und in Verwirrung gerathen. Nur durch Abſtechung des Lichts und Schattens, wird Ordnung und Deutlichkeit unſerer Erkentniſſe möglich. —

Anmerk. Man darf indes nicht wähnen, daß die **Vorſtellungen ohne Bewuſtſeyn**, nicht wirkſam wären. Sie haben eine ſehr groſe Macht. Sie geben oft unſern Empfindungen und Entſchlieſſungen eine Richtung, die wir, ſelbſt durch die helſten **Vorſtellungen mit Bewuſtſeyn**, nicht ändern können. Und eben darum iſts nöthig, daß der Menſch die Aukeruſie brauchen lerne, von welcher wir hernach reden werden. 21

Man muß aber auch das Bewuſtſeyn **ſeiner Vorſtellungen**, mit dem Bewuſtſeyn oder der Beſchauung **ſeines Selbſt** nicht verwechſeln. Denn es iſt ganz etwas anders, wenn ich ſage, ich bin mir einer Vorſtellung bewuſt, als, ich bin mir meiner ſelbſt bewuſt. Die Erfahrung lehrt, daß man deſto weniger an ſich ſelbſt denkt, je angeſtrengter man ſeine Vorſtellungen beſchauet. 22

Anmerk. Der Zuſtand, da man ganz an die Sachen, und nicht an ſich ſelbſt denkt, iſt ſehr zuträglich, theils für den Körper, theils für die Geſchäfte. Bei der Arbeit z. B. an ſich gar nicht denken, iſt geſund: und die Arbeit geräth deſto beſſer. Zugleich an ſich ſelbſt denken, und z. B. ſeinen ganzen Zuſtand im Kopfe haben, iſt ſo wohl ſchwer, als ermüdend.

Es iſt aber auch ein Unterſchied zwiſchen der Aufmerkſamkeit auf unſre **Perſon** und zwiſchen dem Beſtreben, uns **unſerer innern Thätigkeit** bewuſt zu werden. 24

Dieß thut der intellektuelle Philoſoph: jenes der Hypochondriſt im Zuſtande der unwillkührlichen Aufmerkſamkeit, welche eins der gröſten Uebel iſt.

85 **Anmerk.** Es giebt auch eine Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, bei der man auf alle ſeine Geberden, Anſtand, Manieren ꝛc. Acht hat, und ſich gleichſam in die Stelle anderer ſezt, die uns beobachten. Dieß nent man **Affectation.** Ihr ſteht entgegen die **Naivetät**, welche in einer Art von ungekünſtelten Freiheit beſteht, da man etwas hervorſtechendes redet oder thut, was andern ſogleich in die Augen fällt und ſie vergnügt, und wo es ſcheint, als ob man gar nicht dabei auf ſich Acht hätte.

86 Durch die Beſchauung unſerer innern Thätigkeit gelangen wir zu einem **Selbſt**, zu einem **Ich**, ohne welches wir keine vernünftige und ganz freie Weſen heiſſen könten. Denn indem ich das **Ich** denke, äuſſert ſich ein Weſen, das ſich vom Körper unterſcheidet, und welches wir **Seele** nennen, wie die Griechen es **Pſyche** nanten *), wiefern es das contentum des Körpers iſt.

87 **Anmerk.** Kinder, wenn ſie ſchon ein Jahr und drüber alt ſind und ſprechen können, ſprechen lange hernach erſt: **ich.** Der kleine Knabe ſagt z. B. Wilhelm will das, nicht, ich will das.

88 Der menſchliche Körper iſt binnen 10 Jahren von ganz andern Beſtandtheilen, ſo wie der Strom immer mit anderm Waſſer fließt. Das **Ich** iſt unveränderlich und untheilbar. Es iſt der vollkommenſte ſingularis. Wenn mir auch alle Glieder vom Leibe abgeſondert wären, und ich könte das **Ich** noch ſprechen, ſo wäre ich mir noch keiner Veränderung bewuſt. — Das Ich macht den **Urſtof** des Menſchen aus, welcher das Princip aller ſeiner Bewegungen und Veränderungen enthält. Es iſt

---

*) Tunde, ſagt der Philoſoph zum Tirannen, non tundis Anaxarchum ſed Anaxarchi culeum.

das metaphyſiſche Weſen, das in allen wirklichen Dingen ſich befindet, und von welchem die Philoſophen mit Recht urtheilen, daß es ewig ſey.

Anmerk. Nur uneigentlich bezeichnet man mit **Ich** zuweilen den ganzen Menſchen. Das eigentliche **Ich** iſt etwas beharliches. Das Ich, als Menſch, iſt etwas veränderliches: z. E. ich bin groß, klein ꝛc. Das Ich würde ſich nicht ändern, wenn man auch in einem andern Körper wäre. — Es iſt kein Menſch, der nicht mit andern in Abſicht auf Geſicht, Kraft, Eigenſchaft ꝛc. tauſchen würde. Aber ſein **Ich** würde keiner vertauſchen. 89

„Ich bin„ iſt eine Anſchauung, nicht ein Schluß, wie Karteſius glaubte: hingegen „mein Körper iſt„ das iſt eine bloſſe Erſcheinung. In mir nemlich iſt nichts, als die Vorſtellung meiner ſelbſt, und ich ſchaue nur mich ſelbſt an. Sofern in mir Veränderungen ſind, die den Gegenſtänden, welche ſie erzeugten, korreſpondiren, ſo heiſſen ſie Erſcheinungen. Wir haben keine Anſchauung in der Welt, als die Anſchauung unſerer ſelbſt: alles andere ſind Erſcheinungen. 90

Bei dem Ich alſo denke ich die Seele als ſelbſtthätiges Weſen, deſſen Bildung und Wachsthum durch die ihm eigen werdenden Vorſtellungsreichthümer beſtimt wird. Jede, meiner durch Selbſtthätigkeit erlangten Vorſtellungen, Urtheile, Grundſäze ꝛc. gehört dann zu meinem Ich. 91

Die Seele, ſofern ſie vermittelſt des Körpers leidet und Eindrüke empfängt, nenten die Alten anima, ſofern ſie, bei ſinlichen Eindrüken ſowohl als bei Bearbeitung der durch jene Eindrüke hervorgebrachten Ideen, ſelbſtthätig iſt, animus. So unterſchied Lukrez. Sofern ſie aber, von der Sinlichkeit ganz unabhängig, ſich etwas vorſtellt, und willkührlich über ihre Vorſtellungen 92 reflectirt, heiſt ſie mens. Als Prinzip der innern Thätigkeit nent man ſie Geiſt.

93 Anmerk. Nemlich Geiſt nennen wir, was ein Ding unmittelbar in Bewegung ſezt. Dieſen Begrif kan man auf alle, auch uneigentliche Bedeutungen des Worts anwenden.

94 In dem **Ich** findet ſich auch der Begrif der Freiheit. Wer das **Ich** denkt, ſofern er es denkt, iſt frei. Dieß leidet aber ſeine Stufen, die man genau unterſcheiden kan. Nemlich der algemeinſte Sinn des Worts Freiheit, iſt, **Selbſtthätigkeit**, die da iſt, wo kein **Zwang von Auſſen** iſt, ſofern er nicht iſt. Wo **unbemerkbare Selbſtthätigkeit** iſt, wie im wachſenden Steine, da iſt die niedrigſte. Eine höhere iſt, wo **bemerkbare Selbſtthätigkeit** iſt, wie in der Pflanze. Eine noch höhere, wo Selbſtthätigkeit mit **bemerkbarer Vorſtellungskraft** iſt, findet ſich im Thier. Weiter hinauf findet ſich nicht blos Thätigkeit nach Vorſtellungen, ſondern auch Selbſtthätigkeit bei den Vorſtellungen und zwar **mit Bewuſtſeyn**: und ſolche Weſen heiſſen Menſchen, in denen wir darum das ſelbſtthätige Ding, animus, Gemüth nennen: welches wir zwar als ſelbſtthätig aber zugleich von Sinlichkeit oder Thierheit abhängig betrachten: um welcher Abhängigkeit willen die Helleniſten den Menſchen σάρξ nenten. Die höchſte Stufe iſt Selbſtthätigkeit mit **Beſchauung ſeiner ſelbſt**: welche das Eigenthum des Geiſtes iſt. — Wir unterſcheiden daher im Menſchen, **thieriſche**, **menſchliche**, **geiſtige** Thätigkeiten, oder — wir unterſcheiden das **Thier**, den **Menſchen**, den **Weiſen**. — Als Geiſt, als Weiſer iſt er frei, im **erhabenſten** Sinne des Worts.

95 Wir haben alſo unter den Menſchen drei Abſtufungen der Freiheit: — Thätigkeit nach Vorſtellungen ohne Bewuſtſeyn, oder wie man ſich ſonſt ausdrukt, von

dunkeln Vorſtellungen geleitete: **thieriſche Freiheit**: — Thätigkeit nach Vorſtellungen mit Bewuſtſeyn: **menſchliche** Freiheit: Freiheit der Seele: — Thätigkeit mit Selbſtbeſchauung, mit Reflexion über ſich ſelbſt: **geiſtige**, **moraliſche** Freiheit: **Freiheit des Geiſtes**. — Die Erfahrung aber lehrt, daß der Menſch **meiſtentheils** thieriſch frei handelt: **oft**, menſchlich frei: **wenig**, moraliſch frei: **nie**, rein moraliſch frei: d. h. nie ſo mit dem Geiſte thätig, daß Sinlichkeit und dunkle Vorſtellungen **gar keinen** Antheil an einer Handlung hätten.

96 Die lezte Art der Selbſtthätigkeit, welche mit volkommner Selbſtbeſchauung verbunden iſt, heiſt **Autexuſie** — Macht über ſich ſelbſt. Vermittelſt derſelben iſt mein Ich, meine Seele, der Werkmeiſter, der ſeine Werkſtadt, in welcher ſo viel theils rohe, theils verarbeitete Materialien, nebſt den Werkzeugen herumliegen überſieht, ſie ordnet, ſie ſchäzt, die beſſern von den ſchlechtern ſondert, leztere in die entferntern Vorrathspläze ſchaft, erſtere vorn anlegt, um ſie immer im Auge zu behalten, — die Werkzeuge ſelbſt prüft, ihren Werth überdenkt, über ihre Vervolkommung nachſint u. ſ. w. Ich will ſagen: es giebt Augenblike, wo ich ſo mich ſelbſt beſchaue, meine Phantaſie- und Verſtandesvorräthe perluſtrire, meine Urtheile muſtere, einige als fehlerhaft oder ſchwankend und untauglich zu vergeſſen beſchlieſſe, andere zu Grundſäzen erhebe, — mich beſtrebe, gewiſſen Vorſtellungen und Grundſäzen, Licht, Lebhaftigkeit und Veſtigkeit zu geben, damit ſie mir immer vor Augen bleiben, meinen Willen leiten, meine Handlungen beſtimmen, und da herſchend wirkſam werden, wo ich ſchnell handlen muß, und keine Zeit zur Selbſtbeſchauung habe — wo ich, ſelbſt über die Geſeze des Denkens und des Empfindens, denke und ſie zu ergründen ſuche ꝛc.

97 Der Gebrauch dieſer Auteruſie iſt das Geſchäft des
Geiſtes, (πραγμα του πνευματος). Wer dieß Geſchäft
oft treibet, erhöht ſeine Kraft und kan endlich eine
ſehr groſſe Herſchaft über die Sinlichkeit erlangen. —
Ich ſage, **Herſchaft.** Denn **unterdrüken** müſſen wir
98 ſie nicht. Denn a. ſie giebt Vergnügen, b. ſie liefert
99 dem Geiſte ſeine rohen Materialien, c. ſie giebt den verarbeiteten
100 Licht, und d. den höhern Kräften Dauer und
Spannung. Aber durch den Geiſt ſie, wie Sokrates,
zähmen und beherſchen, iſt die Grundlage der höchſten
Glükſeligkeit: — die wahre Majeſtät der Menſchheit.

101 A. Durch ſie mindern wir unſere **Leiden.** **Erſtlich:** indem wir durch ſie eine Art von Freuden genieſſen lernen, die neben Schmerzen des Körpers und dem Kummer des Gemüths ſich erhalten. Denn bloſſe Selbſtbeſchauung, ſeines Ichs, ſeiner Reichthümer, ſeiner Ausſichten, ſeiner Volkommenheiten iſt Freude. Und die Erfahrung lehrt, daß Menſchen im Geiſt froh und heiter waren, wenn ſie körperlich litten. **Zweitens:** indem dieſe Auteruſie uns in den Stand ſezt zu abſtrahiren, und die Gegenſtände des Kummers oft ganz zu vergeſſen, oder, wie mans nent, ſich aus dem Sinn zu ſchlagen. **Drittens:** indem wir durch ſie wenigſtens die Lebhaftigkeit der plagenden Ideen mindern und, durch Erinnerung anderer lebhafter Vorſtellungen angenehmer Art, uns erquiken können.

102 B. Sie iſt Quelle der ſchönſten **Freuden.** **Erſtlich:** an ſich. Denn Selbſtbeſchauung mit Wolgefallen iſt die höchſte Luſt, iſt wahre Entzükung, ſo wie Selbſtbeſchauung mit Misfallen die höchſte Unluſt iſt. Jene gab oft Kraft zur unglaublichſten Geduld und zu den erhabenſten Thaten: dieſe hat oft die verzweifelndſten Handlungen erzeugt, die aus Selbſtvorwürfen entſtanden.
103 **Zweitens:** Sie iſt Wonnegefühl, als Gefühl der Freiheit. Durch ſie ſieht man die Feſſeln der Sinlichkeit beſiegt und ſeine Tugend geſichert. Durch ſie ſieht man ſich

ſich von Menſchen, und deren Lob oder Tadel, Liebe oder Haß, unabhängig. Durch ſie erblikt man ſich auf der Stufe der höchſten Menſchengröſſe. Durch ſie fühlt man, was man iſt und was man werden kan. **Drittens**: Sie macht uns alle übrige Freuden ſchmak- 104 haft und erhöhet ſie durch Reflexion — auf ihren Urſprung — auf ihren Werth — auf unſere Würde ꝛc. und — ſie lehrt uns die **Kunſt**, ſie ſich erſt recht genießbar zu machen.

> Es hat Philoſophen gegeben, die die moraliſche 105 Freiheit beſtritten und dem Menſchen alle Autexuſie abgeleugnet haben. Ihr Hauptgrund dazu war, weil alle Thätigkeiten jedes Dinges, alſo auch die Selbſtthätigkeit nach **unabänderlichen Geſezen** erfolgen.

Ich antworte:

1. Geſeze und **Regeln heben die Selbſtmacht** 106 **nicht auf**. Denn ſo wenig der Dichter darum als bloſſe Maſchine dichtet, weil Reim, Metrum, Sprache, Schönheit Geſeze hat, an welche er gebunden iſt, ſo wenig hört der Menſch auf, bei den Geſchäften des Geiſtes frei zu ſeyn, wenn er gleich bei ſeinen Thätigkeiten an Geſeze z. B. der Aehnlichkeit, der Aſſociation u. ſ. w. gebunden iſt. Denn wenn er auch nicht ganz Herr über ſeine Werkſtadt iſt, ſo iſt doch **auſſer ihm** nichts, was ihn zu ſeinen Thätigkeiten beſtimt, wenn er z. B. ſeine Ideen-Vorräthe muſtert, ſich beſtrebt, den Begriffen Licht, Leben, Veſtigkeit zu geben, ſeine Urtheile zu berichtigen ꝛc. und ſelbſt die Geſeze ſtudiret, nach denen er denken und wollen muß.

2. Und obſchon auch da, wo der Geiſt gleichſam 107 erwacht und ein ſolches Geſchäft beſchließt, gewiſſe Vorſtellungen ihn beſtimten und leiteten, und obgleich **zuweilen** ſelbſt äuſſerliche Dinge, z. B. Unglüksſchläge oder thieriſche Beſchaffenheiten, z. B. Trägheit oder

Feuer des Bluts, unter die Veranlaſſungen zu dieſen Geiſtesgeſchäften gehören, ſo ſagt doch jedem ſein eignes Gefühl, dem alle Zweifelſucht nicht zu widerſtehen vermag, daß dieſe **Veranlaſſungen** keinesweges (wenigſtens nicht immer) allein und **entſcheidend wirkende Urſachen** ſind, ſondern daß vielmehr ſelbſt jene Vorſtellungen und dieſe Anregungen der äuſſerlichen Dinge oder des thieriſchen Menſchen, Gegenſtände ſeiner Muſterung, ſeines Räſonements bleiben und den Antheil ſeiner Freiheit bei Geiſtesgeſchäften ſichern.

108 3. Man nehme dazu, daß eben dadurch, daß der Menſch ein **Jch** hat, daß er folglich ſich ſelbſt beſchauen und ſeine durch thieriſche und menſchliche Thätigkeit erlangten Vorſtellungsvorräthe muſtern, das Schlechte vom Guten ſondern und dadurch Wahrheit als Eigenthum erlangen kan, daß, ſage ich, eben dadurch die Summe der Begriffe und Urtheile, die durch dieſes Geiſtesgeſchäft gebildet wurden, zu ſeinem **Jch** gehören: ſo wird man begreifen, daß ſelbſt die veranlaſſenden Vorſtellungen ſchon Geiſtesgeſchäfte ſind, und daß es alſo gleich gilt, ob man ſagt, meine Vorſtellungen beſtimten mich zu der und der Ueberlegung, Muſterung meiner Jdeen u. ſ. w. oder, ob es heiſt, **ich ſelbſt** beſtimte mich.

109 4. Daß in dieſen Behauptungen nichts täuſchendes ſey, kan man alsdenn erſt recht klar ſehen, wenn man den angezeigten Begrif der Freiheit oder Selbſtmacht auf **Gott** anwendet. Denn da fällt es in die Augen, daß unabänderliche Geſeze des Denkens und der Wahrheit, die Selbſtmacht des denkenden Weſens nicht aufheben.

110 Wir ſezen alſo als ausgemacht veſt: der Menſch hat **Freiheit** d. h. **ihre Selbſtthätigkeit mit Bewuſtſeyn, bei Abweſenheit des Zwanges von Auſſen:** und er iſt — in den Augenbliken der Selbſtbeſchauung — frei, im volkommenſten Verſtande.

Aber wir ſezen auch hinzu: der Menſch hat 1) nicht viel ſolcher Zeitpunkte, und er iſt 2) auch in dieſen Augenbliken nie allein thätig. Es iſt vielmehr immer gemiſchter Zuſtand. Nie iſt der Fall, wo thieriſche Beſchaffenheiten, dunkle Vorſtellungen, durch äuſern oder innern Stoß aufgeregt, gar keinen **Antheil** hätten. Und da der Antheil dieſer Dinge, gegen den Antheil der Freiheit oder Selbſtthätigkeit mit Selbſtbeſchauung, von keinem Sterblichen und in keinem Falle berechnet werden kan, ſo iſt es die erſte Menſchenpflicht, welche die Natur uns lehrt, dieſe Berechnung dem Allwiſſenden allein zu überlaſſen und, bei Betrachtung unſerer (nach unſerer Meinung) fehlenden Mitmenſchen, ſtets der Regel des groſſen Weiſen eingedenk zu ſeyn: **richtet nicht!**

IV.

Von der Volkommenheit der menſchlichen Erkentniſſe.

Unſere Ideen und Begriffe ſind **unvollkommen** ſo lange ſie **dunkel** ſind. Der tiefſte Grad der Dunkelheit iſt, wenn eine Idee gar nicht zum Bewuſtſeyn komt. Und ſolcher Ideen liegen Millionen in uns, deren Daſeyn uns nie bekant wird: die wir alſo auch nie mit Selbſtthätigkeit gebrauchen: ob ſie gleich oft wirkſam werden, und Neigungen oder Abneigungen aufregen. Sie ſind daher die Klippen der menſchlichen Glükſeligkeit, indem ſie zu Handlungen verleiten, an denen Vernunft und Ueberlegung keinen Antheil hat. — Aber auch dann heiſt eine Idee noch dunkel, wenn wir uns ihrer zwar bewuſt ſind, aber ſie nur als ein bloßes **Etwas** denken, das wir noch mit keiner andern Sache **vergleichen**, und durch nichts von andern Dingen **unterſcheiden** können: wie z. B. wenn man im Finſtern etwas **wahrnimt**, von dem man nicht weiß was es iſt.

114 Die erſte, folglich niedrigſte Stufe der **Volkommenheit** einer Idee iſt, wenn man das Ding, das ſie vorſtelt, mit andern Dingen vergleichen und von ihnen unterſcheiden kan. Man nent das konkrete, helle — Ideen, weil ſie ihren Gegenſtand als Ganzes blos darſtellen, das zwar ſein Licht hat und kentlich iſt, an dem man aber noch nichts unterſcheidet: wie z. B. wenn man am Tage aber in der Ferne, ein Haus ſieht, das uns blos als Haus erſcheint, davon wir nichts als ſeinen Umriß ſehen. So ſind gewönlich die Ideen der kleinen Kinder: denn das Kind denkt z. B. die Sakuhr, aber als Ganzes, und unterſcheidet ſie vom Meſſer, Brod, u. ſ. w. aber an dem Dinge ſelbſt unterſcheidet es nichts, z. B. Innerliches und Aeuſerliches, Gehäuſe und Uhrwerk, Kamrad, Unruhe, Feder, Kette u. ſ. w.

115 Wenn wir eine Idee oder Bild ſo uns vorſtellen, daß wir **Verſchiedenes** an dem Dinge gewahr werden und nennen können, ſo daß wir etwas beſtimt anzugeben wiſſen, **wodurch** wir es von andern, auch ähnlichen Dingen **unterſcheiden** dann haben wir eine **deutliche** Idee oder einen ſinlichen Begrif. Und dieſe Volkommenheit hat drei Grade: wenn wir **verſchiedenes** an dem Dinge unterſcheiden: wenn wir viel: wenn wir alles unterſcheiden.

116 Wenn wir uns aber etwas vorſtellen, ohne einen beſtimten einzelnen Gegenſtand zu denken (z. E. ein Fabrikhaus) und dabei Theile und Zuſammenſezung, weſentliches und zufälliges, gemeines und eignes, Zwek und Verhältniſſe bemerken und unterſcheiden, ſo haben wir einen abgezogenen Begrif, oder, einen Verſtandesbegrif, dem wir **Entwiklung** und **Vollſtändigkeit** zuſchreiben, die auch, (in eben ſo verſchiedenen Graden) einigen Begriffen der fernern Abſtraktion zukomt.

117 So unausſprechlich wichtig es für unſere Glükſeligkeit iſt, nach dieſer Volkommenheit zu ſtreben, deren unſere Ideen und Begriffe in Anſehung ihres Inhalts

empfänglich ſind, ſo iſt es doch noch weit wichtiger, unſern Vorſtellungen, inſonderheit denen, die als Bewegungsgründe zum Guten und als Troſtgründe bei Gefahren und Bekümmerniſſen ausdaurend wirken ſollen, die Volkommenheit zu verſchaffen, deren ſie in Abſicht auf ihre Kraft empfänglich ſind, und welche wir **Lebhaftigkeit** nennen.

118 **Lebhaft** heiſt eine Vorſtellung, wenn ſie in der Maſſe unſerer Erkentniſſe **hoch** oben aufliegt und mit vielen andern konnex iſt, ſo daß ſie **leicht** und **oft** zum Bewuſtſeyn komt und gebracht werden kan.

119 Eine Vorſtellung, die mir ſo gleichſam vor Augen ſchwebt, wird dann das **gewönliche** Triebwerk meines Empfindungen, Neigungen und Entſchlüſſe. Und wenn nun ſolche Vorſtellungen, Reſultate der gebildeten Vernunft ſind, und in einer gewiſſen hinreichenden Zahl vorhanden ſind, ſo ſchaffen ſie uns den Vortheil, daß ſie die ſo gefährliche Wirkſamkeit der dunkeln Vorſtellungen überwiegen und endlich aufheben, und — wir wandeln, wie der Erſte der Weiſen ſagt, im **Licht**, frey von Gefahren des Weges.

120 Wenn aber Vorſtellungen zu dieſer Volkommenheit gelangen ſollen, ſo gehört dazu a. daß es entweder 121 ſinliche oder an ſinliche Dinge geheftete Vorſtellungen ſind. Vorſtellungen, die blos ſpekulativ ſind, und ſich von keinem ſinlichen Dinge abziehen, oder auf keine Erfahrungen zurükführen laſſen, ſind nie fähig, lebhafte Vorſtellungen zu werden, und die gedachte herliche Wirkung zu leiſten. — Je mehrere Exempel oder Erfahrungen da ſind, an welche ſolche Vorſtellungen geheftet waren, oder welches eben ſoviel iſt, je mehrere ſie gleichſam Belege, data, zuſtimmende Phänomene haben, die in der Maſſe der Vorſtellungen mit ihnen konnex liegen, — deſto höher ſteigt der **Grad** ihrer Lebhaftigkeit — b. daß 122 ſolche Vorſtellungen aus der Klaſſe der **entwikelten und möglichſt volſtändigen** ſind. Konkrete Ideen werden

das nie. Und Begriffe, die ich mir nicht deutlich aus einander ſezen kan, erhalten eben ſo wenig Lebhaftigkeit als ausdauernde Wirkſamkeit.

123 Und ſelbſt dieſe Erforderniſſe machen es noch nicht aus, daß Vorſtellungen lebhaft werden. Der Menſch muß ſelbſt noch etwas dazu thun. Er muß ſolche Vorſtellungen theils ſelbſt, theils ihre data, Belege, u. d. fleiſſig denken, viel mit ihnen umgehen, vertraut mit ihnen werden. Denn ein Gedanke, der oft zum Bewuſtſeyn komt, erhält dadurch gleichſam einen habitus. Das viele Drandenken macht, daß er gar nicht unter den Haufen der übrigen Vorſtellungen hinabſinken kan. Er ſchwebt ſtets oben. Die Fäden (man erlaube mir dieſe ſinliche Sprache) an denen er hängt, bekommen Spannung und Schnelkraft. Der kleinſte Stoß einer verwandten Idee, die kleinſte Veranlaſſung regt ihn auf und erneuert ſein Bewuſtſeyn. Endlich —

124 Entſteht eine neue Vollkommenheit: er wird herſchend, das heißt, wenn ichs ſinlich ausdrüken ſoll: das beſtändige Heraufheben ſeiner Organe durch den Haufen der übrigen Vorſtellungen verurſacht, daß ſich die Organen oder Fäden aller ähnlichen und mit ihm dem Inhalte nach verwandten Ideenreihen an ihn anhängen: er wird der Mittelpunkt des Gewebes, aus welchem die Spinne alle die Fäden zieht, und von allen gezogen wird. Er regiert die übrigen Vorſtellungen: beſtimt unſre Neigungen: erregt unſre Gefühle: leitet unſre Handlungen. Er bleibt am Ende ganz oben liegen und erſcheint uns von ſelbſt, wie ein Schuzengel, gerade da, wenn wir einen Leiter oder Rathgeber brauchen. Wir bedürfen es nicht mehr, einen ſolchen Gedanken zu ſuchen und aufzuregen. Er komt von ſelbſt: iſt immer rege: erwacht mit uns und begleitet uns zum Schlaf. — Wohl dem Menſchen, in deſſen Seele wahre und heilſame Vorſtellungen in dieſem Sinne herſchend geworden ſind! Man denke ſich z. B. die Vorſtellung von der Liebe

eines Gottes — und dieſe Vorſtellung, angeheftet an tauſend Naturkentniſſe und Erfahrungen ꝛc. Wehe dem Menſchen, in dem irrige und ſchädliche Vorſtellungen zu dieſer Herſchaft gelangt ſind: man denke ſich z. B. die Vorſtellung der Pflicht anders glaubende zu verfolgen: oder: die Vorſtellung des Geldes als des höchſten Guts des Menſchen ꝛc.

125 Allein herſchende Vorſtellungen, ſelbſt die ſchönſten, haben auch eine Gefahr bei ſich, vor welcher ich warnen muß. Sie können, wenn wir es verſehen, fix werden. Und fixe Vorſtellungen ſind der Grund des Wahnſins.

126 Eine fixe Idee heiſt eine ſolche Vorſtellung, welche, (ich muß abermals die Leſer bitten, mir den ſinlichen Ausdruk zu erlauben) indem ſie über den Haufen der Ideen liegen blieb, ihre Schnelkraft verlor, ſo daß ſie an dem Orte, wo ſie liegt, gar nicht mehr wegbewegt werden kan. Die eine Folge davon iſt, daß der Menſch nicht mehr bei ihr mit Bewuſtſeyn ſelbſtthätig, oder, frey iſt. Sie liegt ihm vor der Stirn, und er kan ſie nicht wegbewegen, kan ihr Bewuſtſeyn nicht los werden. Eine andere Folge iſt: ſie klebt an die ihr nächſtliegenden Ideen an, und behält ewig dieſe Verbindung, ſo daß der Menſch das Vermögen verliert, ſie mit andern Ideen zu verbinden, oder mit ihnen zu vergleichen: oder, welches eben ſo viel iſt, ſie hört auf, Gegenſtand der Urtheilskraft zu ſeyn. Endlich die lezte Folge: ihre Unbeweglichkeit gegen die übrigen Ideen macht, daß ſie immer dunkler wird. Denn die Bewegung iſt das Leben aller Dinge, ſo auch der Vorſtellungen. Jemehr ſich ein Gedanke hin und her bewegt, bald an den, bald an jenen ſich anlegt, und von ſeinem Lichte beſtrahlt wird, deſto mehr Licht und Leben bekomt er. Wird alſo eine Idee fix, ſo verliert ſie endlich ihr Licht ganz.

127 Und daraus entſteht Wahnſin. Die fixe Idee hemt die Bewegung der übrigen. Sie drukt die ganze

Maſſe. Und wenn ſich auch hie und da Vorſtellungen regen und herausheben, ſo komt doch nie eine volſtändige Reihe zum Vorſchein. Die Vernunft verliert ihre Wirkſamkeit. — Es giebt bei ſolchen Menſchen zwar Stunden, wo die fixe Idee ſich hinter eine etwa aufgeregte Idee verbirgt, und ihr Bewuſtſeyn verliert: und in ſolchen Stunden ſprechen die Wahnſinnigen oft ganz vernünftig: aber der kleinſte Stoß zieht das neue Licht wieder weg, und die von ihm bedekt geweſene fixe Idee komt wieder zum Vorſchein und wirkt, wie herſchende Ideen wirken: nur in einem fürchterlichen Grade: weils Monarchie iſt.

128 Hieraus ergiebt ſich die wichtige Regel: weil
lebhafte und herſchende Ideen durch vielen Umgang mit
129 ihnen entſtehen; ſo muß man ſich hüten, daß man a.
fleißiges Andenken nur ſolchen Vorſtellungen ſchenke,
die Wahrheit und Werth, d. h. Einfluß auf Tugend
und Beruhigung haben, oder ſonſt für unſer geſchäftiges
Menſchenleben brauchbar ſind — kurz, daß man nur
mit ſolchen Gedanken vertraut werde, die es verdienen,
130 herſchende Ideen zu ſeyn: b. daß man fleißiges Andenken
mit beſtändigem nicht verwechſele. Denn wer einen
Gegenſtand z. B. eine geliebte Perſon, (ſelbſt Jeſus, Gott,)
oder, den Gedanken der Trennung von ihr, eine Zeitlang in
einem fort ſich vorſtellen wolte, der würde ſich in Gefahr ſezen,
daß ihm dieſe Idee fix würde, und ihn in Wahnſin ſtürzte.
131 Daher es c. nöthig iſt, wachſam zu ſeyn, und
Ideen, wenn man merkt, daß ſie uns gar zu anhaltend
vor Augen liegen und wider Willen aufſteigen und gleichſam
auf allen Schritten uns verfolgen, in Zeiten zu
unterdrüken und allenfals eine ganze lange Zeit es uns
zum Geſez zu machen, ihnen nicht einen Augenblik Betrachtung
zu widmen, ſondern gleich durch Geſpräch,
Lektüre, Spiel, oder, was ſich findet, andere Ideen
lebhaft zu machen und das Bewuſtſeyn jener zu verdrängen.

V.

Von der Wahrheit und Gewißheit unſerer Erkentniſſe.

Meine Beruhigung hängt davon ab, daß ich weiß, 132 ob meine Erkentniſſe Wahrheit haben oder nicht, d. h. ob das, was ich mir vorſtelle, auſſer mir da iſt (exiſtirt) und ſo da iſt, wie ich mirs vorſtelle, oder ob wir nichts als Schein haben. — Herr Kant ſagt, es iſt alles nur **Erſcheinung.** Wir kennen nur die **Relationen** der Dinge auf uns, auf unſere Sinne, aber nicht die Dinge ſelbſt. Indem ich z. B. einen Stein ſehe und befühle, ſo geſchehen folgende Eindrüke. Sein Licht trägt auf meine Sehnerve das Bild ſeiner Farbe, Figur u. ſ. w. die Befühlung verurſacht die Vorſtellung von Undurchdringlichkeit, Härte u. d. Wenn ich ihn zerſchlage, entſteht die Vorſtellung von Theilen u. ſ. w. Aber das Ding ſelbſt, das ich um dieſer Erſcheinungen willen Stein nenne, kenne ich deswegen doch nicht. Und ſo kennen wir von allen Dingen nichts als ihre Erſcheinungen, und wiſſen, was ſie unſern Sinnen ſind, aber die οντως οντα, **die Dinge an ſich,** kennen wir nicht. — Der Beweis von dieſer Behauptung fält in die Augen. Denn die Dinge erſcheinen bei **veränderten** Sinnen anders: anders z. B. dem bloßen, anders dem bewafneten Auge: anders in der Ferne: anders dieſem Menſchen zu der Zeit, anders jenem Menſchen zu anderer Zeit. Was ſollen wir nun dazu ſagen? So haben wir denn keine Wahrheit? So iſt alles unſer Wiſſen nur Traum, der ſo lange dauert, als unſere Sinne ihre jezige Modifikation und Wirkſamkeit behalten? — Ich ſage, Nein. Die Prämiſſen ſind richtig, aber die Folge wäre falſch.

Wahrheit heiſt Uebereinſtimmung meiner Vorſtel- 133 lungen mit dem vorgeſtelten Dinge. Ich habe alſo

Wahr-

134 Wahrheit, a. wenn meine Vorſtellungen auſer mir einen
135 wirklichen und b. einen ſolchen Gegenſtand haben,
wie ich mir ihn vorſtelle. Daß es in dieſem Sinne
(objektive) Wahrheit giebt, iſt offenbar.

136 A. Wenn ich von einem äuſerlichen Dinge berührt werde z. B. von einer Nadel, und dann eine Vorſtellung in mir entſteht, ſo muß ein Etwas, ein wirkliches Ding auſſer mir vorhanden ſeyn, weil ſonſt der Eindruk und die Vorſtellung von Nichts entſtanden ſeyn müßte, welches ſich kein vernünftiger Menſch bereden laſſen wird.

137 B. Daß es auch ein ſolches Ding iſt, wie ich mir vorſtelle, erhellet daraus, weil und wiefern ich und andere mit mir es nach einerlei Geſezen (S. 22. ff.) wahrnehmen und bei wiederholter Wahrnehmung immer ſo finden. Und ob es gleich nicht zu leugnen iſt, daß die Dinge bei veränderten Sinnen uns anders erſcheinen, ſo folgt doch daraus nicht, daß alles nur Erſcheinung iſt. Denn auch das Wahrnehmen mit veränderten Sinnen verändert die Darſtellung der Dinge nicht durchaus und in allem Betracht. Sie behalten immer gewiſſe algemeine Eigenſchaften z. B. das Auſer- und Nebeneinander ſeyn, die Undurchdringlichkeit, die Theilbarkeit, Licht und Farben u. ſ. w. wenn gleich dieſelben ſich bei veränderten Sinnen anders modificiren. So iſts auch mit den Verbindungen der Dinge. Wir nehmen das Wachſen der Pflanzen, das Hecken der Thiere u. d. immer und bei allen Verſchiedenheiten der Art und Stärke der Sinne auf dieſelbe Art wahr: es iſt alſo kein vernünftiger Grund, dieſe Wahrnehmungen für bloſſe Erſcheinungen zu halten, ſondern wir müſſen ihnen Wahrheit zuſchreiben, und urtheilen, daß die Dinge ſo ſind, wie wir ſie uns vorſtellen.

138 C. Aus obigen zugegebnen Prämiſſen folgt alſo weiter nichts, als daß wir nur Theile, Beſchaffenheiten und Wirkungen der Dinge kennen, den Urſtof der Din-

ge ſelbſt aber nicht verſtehn. Nemlich die *οντως οντα*, die Dinge ſelbſt, an denen wir Theile und Eigenſchaften wahrnehmen, ſind uns gänzlich unbekant. Wir kennen die **Form** der Dinge, aber nicht ihre **Materie**. — Aber folgt daraus, daß unſere Erkentniß keine Wahrheit hat? daß alles, was wir uns vorſtellen, nur ein Traum ſey, der ſo lange währet als unſere Sinne? Hört darum, daß ich das Ding nicht kenne, an welchem ich Theile wahrnehme, hört darum die Vorſtellung von dieſen Theilen und vom Theilhaben überhaupt, auf, wahre Vorſtellung zu ſeyn? hat ſie darum außer ſich kein wirkliches Objekt? verlieren darum alle Prädikate, die wir den Dingen beilegen, ihre Realität?

D. Wenn nun unſere ſinlichen Wahrnehmungen 119
und Anſchauungen Realität, d. h. einen wirklichen Gegenſtand außer ſich haben, folglich Wahrheit enthalten, ſo muß dieſe Wahrheit noch vielmehr unſern höhern Abſtraktionen zukommen? Z. B. den Begriffen von Kraft, Urſache, Wirkung, Entſtehen, Vergehen, Zweck, Mittel, Ordnung ꝛc. weil wir dieſe Begriffe von den Erſcheinungen nicht qua Erſcheinungen abziehen. Denn wenn ich z. B. wahrnehme, daß ein Thier hekt, und davon den Begrif des **Hervorbringens** abziehe, ſo mögen mich die Erſcheinungen z. B. des Beſpringens, des Trächtigwerdens, des Gebährens, noch ſo ſehr getäuſcht haben und bei andern Sinnen anders ausgefallen ſeyn, ſo bleibt doch immer dieß untrüglich, daß ich ein **Etwas** wahrnehme, was vorher nicht da war, oder das in dieſer **Form** nicht da war, und ich urtheile alſo mit Recht, daß es Dinge giebt, welche mit andern Dingen (d. h. Formen der mir, als *οντως οντα*, unbekanten aber doch wirklichen Dinge) in dem Verhältniß der Urſache gegen ihre **Wirkung** ſtehen. Und ſo hat mein Abſtraktum des **Hervorbringens** Wahrheit, unabhängig von der Wahrheit der Erſcheinung.

140 Wenn es aber überhaupt menſchliche Erkentniſſe giebt, die **Wahrheit** haben, ſo entſteht die Frage, welche das ſind? — Denn von allen Ideen, Begriffen und Urtheilen, die ie in menſchlichen Köpfen exiſtirt haben, wird es wohl niemand behaupten. Dieſe Frage führt uns auf die Lehre von der Gewißheit, oder der ſubjektiven Wahrheit. Nemlich gewiß heiſt das Urtheil von meinen Kentniſſen, in welchem ich bejahe, daß ſie Wahrheit haben. Wenn kan ich nun ein ſolches Urtheil mit Sicherheit fällen?

141 Alle unſere Urtheile ſind Folgerungen aus Aehnlichkeit, (S. 55. ff.) oder analogiſche Schlüſſe. Alſo muß ſich auch jedes (ſubjektive) Urtheil von der (objektiven) Wahrheit unſerer Urtheile, oder, die Gewißheit, auf analogiſche Schlüſſe gründen. Folglich — iſt ein Urtheil, z. B. daß ich richtig geſehen habe, oder daß gewiſſe Anſchauungen Wahrheit haben, alsdenn gewiß und vor Irthum geſichert, wenn ich nach einerlei Geſezen, und zu **wiederholten** malen an demſelben Dinge die Wahrnehmung gemacht und jedesmal denſelben Eindruk empfunden, dieſelbe Vorſtellung empfangen habe. (Wie die arithmetiſche Probe.)

142 So iſt es auch mit den Begriffen, Säzen und Schlüſſen. — Wenn ich einen Begrif auf alle mir bekanten Exempel angewendet und überall mit ihnen zutreffend gefunden habe, ſo kan ich ſicher urtheilen, daß mein Begrif richtig iſt, ſo bin ich ſeiner Wahrheit gewiß. Ferner: Wenn ich bei wiederholter Betrachtung finde, daß ein **Prädikat** dieſem Subjekt überall oder allen ähnlichen Subjekten zukomme oder nicht zukomme, ſo kan ich urtheilen, daß ich das Prädikat, mit Sicherheit vor Irthum, bejahe oder verneine. Wenn ich aus mehrern Urtheilen oder Säzen etwas folgere, und, bei wiederholter Betrachtung, eben denſelben Zuſammenhang der Ideen gewahr werde, immer auf dieſelbe Konkluſion komme, ſo kan ich urtheilen, daß die Folgerung richtig

war, — das Geſez der Aehnlichkeit bleibt das höchſte Princip aller menſchlichen Erkentniß — der einzige Grund aller Gewißheit. Und je mehrere Aehnlichkeiten ein Urtheil für ſich hat: z. B. je öfter ich eine ſinliche Wahrnehmung nach gleichen Geſezen wiederholte, ſo daß ſie jedesmal dieſelbe bliebe — oder: je öfter ich eine Reihe von Prämiſſen durchdachte, und jedesmal auf dieſelbe Schlußfolge kam, deſto höher ſteigt der **Grad der Gewißheit** und der Beruhigung, die ich dabei empfinde.

143 Daraus fließt die Regel: je wichtiger dir alſo ein Urtheil oder Saz iſt, d. h. je mehr von ihm Antriebe zum Begehren oder Fliehen, zum Thun oder Laſſen, oder Gründe, zum Freuen oder Trauern, zum Fürchten oder Hoffen, abhängen, kurz, je mehr er Einfluß auf deine Glükſeligkeit hat, folglich — je mehr dir daran liegen muß, zu beruhigender Gewißheit zu gelangen und dieſelbe immer ſtärker zu beveſtigen; deſto mehr muſt du dich beſtreben, recht viel Exempel und Belege aufzuſuchen, und deſto öfter muſt du Wahrnehmungen und Durchdenkung des Zuſammenhangs der Prämiſſen mit ihren Folgerungen wiederholen. — Und dieſe gewiſſenhafte Uebung deiner Vernunft wird zulezt das **analogiſche Gefühl** dir verſchaffen, welches wir in ſolchen Fällen zuweilen brauchen, wo wir nicht Zeit haben, alle Exempel zu prüfen oder Folgerungen zu wiederholen.

VI.

Zwey Hauptklaſſen von Wahrheiten.

144 Der menſchliche Geiſt hat ſeine Gränzen. Er kan nicht alles wiſſen, was wißbar iſt. Wir haben alſo Urſache, uns um Regeln der Wahl zu bekümmern, um mit unſerer Zeit und Kraft haushältig umzugehen. Eine ſolche Regel haben wir bereits veſtgeſezt, nemlich die,

welche auf dem Verhältniſſe der Wahrheit gegen unſere Glükſeligkeit beruhte. Ich will eine zweite jezt hinzufügen, welche den Werth der Wahrheit durch neue Beſtimmungen kentlich machen und uns wiſſenswürdige und wichtige Wahrheiten von entbehrlichen Kentniſſen unterſcheiden lehren ſoll. Sie gründet ſich auf den Unterſchied der algemeinen und poſitiven Wahrheiten.

145 A. Algemeine Wahrheiten heiſſen ſolche, die in den algemeinen Geſezen des Denkens ihren Grund haben und **unveränderlich** ſind — welche ſo zu denken jeder Menſch unter jedem Himmelsſtrich, ſobald er ſeiner Sinne und Vernunft mächtig genug iſt, ſich gezwungen fühlt. Z. B. der Saz: das Ganze iſt gröſſer als der Theil: alles, was iſt, muß einen zureichenden Grund haben: nichts kan zugleich ſeyn und nicht ſeyn: die Tugend macht glüklich, das Laſter elend u. d. m.

146 B. **Poſitive** hingegen nennen wir die,-welche nicht in den algemeinen Geſezen des Denkens ihren Grund haben, ſondern aus Lokalität, Bedürfniß, Wilkühr des Schöpfers oder der Menſchen, entſtunden, und folglich **veränderlich** ſind, theils in Anſehung ihres Werths; theils in Abſicht auf die Vorſtellung, die ſich die Menſchen davon machen. Z. B. die Säze: Joſua hat die Sonne ſtillſtehend gemacht: Wer ſtiehlt wird gehangen: Das Fieber muß mit China geheilet werden: Die Taufe iſt nöthig zur Seligkeit: u. d. m.

Aus dieſen Begriffen flieſſen folgende Prädikate und
147 Antitheſen. 1. Die algemeinen Wahrheiten ſind allen
148 Menſchen erkenbar, die poſitiven nicht. 2. Jene ſind
Wahrheiten, die ſich dem Verſtande aufdringen, die
alſo allen, die ſie erkennen, als Wahrheit unwiderſteh-
lich einleuchten, dieſe gründen ſich in Anſehung ihrer Er-
kentniß auf individuelle Beſchaffenheiten und Umſtände
149 des Erkennenden oder Zufall. 3. Bei jenen iſt Ein-
ſtimmung der aufgeklärten Menſchen möglich, bei dieſen

werden die Vorſtellungen von ihrem Inhalte, von ihrer Zuverläßigkeit und von ihrem Werth, unter den Menſchen verſchieden bleiben, ſo lange die Welt ſteht. 4. Jene thun bei allen Menſchen einerlei Wirkung als Antriebe zum Handeln oder Beſtimmungen unſerer Empfindungen: dieſe können den einen zum Handeln oder Hoffen, den andern zum Unterlaſſen oder Fürchten bewegen. 5. Jene geben durch Zuſammenſtimmung der Erkennenden beruhigende Gewißheit, dieſe nicht. 6. Jene ſind die Richter aller menſchlichen Gedanken und Urtheile, ihrer Wahrheit und ihres Werths. Dieſe erhalten Wahrheit und Werth allererſt durch Uebereinſtimmung mit jenen. 7. Jene ſind göttlich — indem ſie allen Menſchen durch das Licht Gottes, die Vernunft, zu Theil werden: folglich die wiſſenswürdigſten. Dieſe haben einen minder ehrwürdigen Urſprung und ſind vielen Menſchen ganz entbehrlich. 150 151 152 153

Es iſt aber hiebei wichtig zu bemerken, daß zu der erſten Klaſſe die Wahrheiten der **moraliſchen Religion** gehören, welche in dieſem Syſtem vorgetragen wird: und daß man davon die Wahrheiten der poſitiven Religion abſondern muß, welche den Parteien eigen ſind. Die weſentlichen **Kenzeichen** einer ſolchen Wahrheit der moraliſchen Religion S. 170. ff. 154

VII.

Von Verſtärkung unſeres Gewißſeyns, durch die Autorität.

Weil nun Gewißheit unſerer Erkentniß blos und allein auf Uebereinſtimmung der Aehnlichkeiten beruht, ſo läßt ſich leicht einſehen, daß wir die Summe unſerer Belege dadurch ungemein vermehren, folglich die Gewißheit erhöhen können, wenn wir bei unſern Urtheilen, auſſer un- 155

ſern eignen Wahrnehmungen und Folgerungen und deren
Zuſammenſtimmung, auch die Wahrnehmungen und Fol-
gerungen andrer **vernünftigen Menſchen** und deren
Zuſammenſtimmung zu Rathe ziehen. Dieß nennen wir
die Autorität, im edlern Sinne des Worts, welche
für jeden Menſchen, der Wahrheit im Ernſte ſucht, von
der äuſſerſten Wichtigkeit iſt. — Es entſtehen dabei
zwey Fragen.

156 1) **Warum** iſt Zuſammenſtimmung der Urtheile
anderer Menſchen mit den meinigen, oder, Autorität,
mir wichtig und wünſchenswerth? **Erſtlich**: weil ich
in der Welt mit Menſchen leben und gemeinſchaftlich
handeln muß, welches mir ganz unmöglich ſeyn würde,
wenn ich in Dingen, die wir gemeinſchaftlich haben
und bearbeiten, in Abſicht auf ihr Daſeyn und ihre Ei-
157 genſchaften, nicht einſtimmig mit ihnen urtheilte. **Zwei-
tens**: weil ich durch dieſe Einſtimmung für mich ſelbſt
ein ganz erſtaunend großes plus erhalte, in Abſicht auf
data oder Belege, dadurch meine Ruhe bei meinem Für-
158 wahrhalten unausſprechlich gewint. **Drittens**: weil
der Dinge, die unſere Wißbegierde aufſucht, und deren
Kentniß unſer Vortheil heiſcht, ſo unendlich **viele** und
unter dieſen viele ſo **fern** ſind, daß wir unmöglich alle
ſelbſt erkennen und durch eigne Wahrnehmung unſerer
Sinne oder Folgerungen unſerer Vernunft eine beruhi-
gend gewiſſe Einſicht in dieſelben erlangen können. Denn
welche ungeheure Zahl von Wahrnehmungen, Beobachtun-
gen, Folgerungen haben wir nur z. B. nöthig für un-
ſere Geſundheit, die uns die Autorität des Arztes gewiß
machen muß? — Wenn alſo in allen, vornemlich aber
in moraliſchen Dingen, Autorität den Grad der Ge-
wißheit unſerer Kentniſſe beſtimt, ſo entſteht eine neue
ſehr wichtige Frage:

159 2) Welches ihr wahres und ächtes Gewicht ſey?
Und hier fällt im **Algemeinen** die Antwort in die Augen,
daß wir der Autorität **allein** — ſelten ein Gewicht zu-
ſchrei-

ſchreiben müſſen: weil ſonſt Sinne und Vernunft für
vergeblich erklärt würden. Insbeſondere müſſen wir
ſorgfältig die Dinge ſelbſt unterſcheiden, bei deren Fürwahrhalten
wir die Autorität als einen Beſtimmungsgrund
gelten laſſen wollen. Die Hauptklaſſen ſind —
A. Gegenſtände, die meine Glükſeligkeit, mein Daſeyn 160
und Fortdauer, meine Tugend, meine Ruhe, meine Hofnungen
entſcheiden — B. die ſie nicht entſcheiden.

A. Bei Wahrheiten der erſten Klaſſe, die wir wichtige, 161
angelegentliche nennen, iſt wiederum ein Unterſchied
zu bemerken: α) zwiſchen Dingen, welche wir
durch Sinne und Vernunft zu kennen, und uns von ihrer
Wahrheit ſelbſt zu überzeugen fähig ſind, und β) zwiſchen
Dingen, welche zum Theil auſſer unſerm Erkentnißkreiſe
liegen.

α) Bei wichtigen Vorſtellungen und Urtheilen, die 162
a) in unſerm eignen Erkentnißkreiſe liegen, (d. h. bei
moraliſchen Wahrheiten, z. B. vom Daſeyn eines
Schöpfers, Vorſehung, Unſterblichkeit der Seele, nebſt
den Begriffen von Gut und Böſe ꝛc.) iſt die Autorität
nichts als ein ſehr ſchäzbares **Zugewicht**, das den **Grad**
unſerer Gewißheit vermehret. Hier muß jeder Menſch 163
die Erkentnißkräfte anwenden und gebrauchen, und Wahrheit
ſelbſt, und mit eignen Augen ſehen. Und wenn er
ſie ſelbſt fand und folgerte, dann erſt hat er Urſache, der
Autorität ein Gewicht beizulegen und ſich zu freuen,
wenn er Weiſe findet, die mit ihm in ſeinen Urtheilen
übereinſtimmen.

Da indeſſen nicht alle Menſchen die moraliſchen 164
Wahrheiten ſelbſt erfinden, ſondern anfangs ſie ſich blos
mittheilen und vorſagen laſſen müſſen — da, ſage ich,
der Schöpfer a) alle Menſchen der Nothwendigkeit unterwarf, 165
erſt Kind zu ſeyn, und b) die **meiſten** in eine 166
Lage verſezte, in welcher ſie ihre Erkentnißkräfte nicht
ſehr üben und vervolkommen können — da alſo die meiſten
Menſchen auch in moraliſchen Dingen von den **Weiſen**

ſen dependent bleiben und ſich in ihren Kentniſſen (wie von den Stärkern in bürgerlichen Handlungen) regieren laſſen müſſen; ſo entſteht die neue Frage, wie ſich dieſe dependenten Menſchen gegen die Autorität zu verhalten haben. Ich antworte:

167 1) Alle moraliſchen Wahrheiten, von denen deine Glükſeligkeit abhängt und die du anfangs von andern gelernt und angenommen haſt, prüfe hinterher ſo ſcharf und eigenſinnig, als es dir nur möglich iſt. Warum? S. unten, vom Werth der Aufklärung.

168 Anmerk. Was heiſt prüfen? Dazu gehört a. ſich von der Sache ſelbſt einen deutlichen Begrif zu machen ſuchen, b. ſie mit andern Begriffen und Urtheilen, davon man ſchon gewiß iſt, vergleichen, und ſehen, ob kein Widerſpruch da iſt: c. die Beweiſe deutlich denken, und ſehen, ob die Concluſion uns einleuchtend wird.

169 2) Ehe du aber die erlernte Wahrheit prüfeſt, ſo unterſuche, ob überhaupt eine Prüfung der Mühe lohne, damit du deine koſtbare Zeit nicht unnüz verſchwendeſt. Und da lerne denn die Erforderniſſe der **Wahrheit** und des **Lehrers**.

a. **Wahrheit**, die mir vorgeſagt ward und in deren Unterſuchung ich mich mit Aufopferung von Zeit und
170 Kräften einlaſſen ſoll, muß 1) **in dem algemeinen menſchlichen Erkentnißkreiſe liegen**, d. h. die nur einigermaßen gebildete Vernunft muß ſie aus ſinlichen Wahrnehmungen oder Erfahrungen folgern können: ſie muß kein Genie, keinen Tiefſinn erfordern: denn was den Menſchen glüklich macht, muß allen Menſchen nahe liegen; es muß auch dem gemeinſten Menſchenverſtande möglich ſeyn, es zu begreifen und zur Gewißheit
171 zu gelangen. 2) Sie muß **algemeinnüzig** ſeyn, d. h. ſie muß **wirklich** deine Tugend oder deine Gemüthsruhe befördern: und du mußt genau prüfen, ob ſie

ſie befördert oder ob ihr Einfluß nur vorgeblich oder ſcheinbar iſt. 3) Sie muß die **Zuſammenſtimmung der Weiſen** für ſich haben und unter ihnen entweder 172 gar nicht ſtreitig ſeyn, oder doch ſo wenig, daß die Zahl der Leugner gegen die Zahl der Bejaher als ein Nichts anzuſehen iſt. Die Autorität eines Menſchen, oder einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen muſt du hier gar nicht achten. Du muſt auch nicht auf Stand oder Anſehen oder Macht Rükſicht nehmen, ſondern allein fragen, obs Weiſe ſind und ob die Weiſen alle ſtimmen. Alle die vorgeblichen Wahrheiten, darüber die Weiſen ſich zanken und in Parteien gehen, haben kein Intereſſe. Du kanſt, wenn du Zeit übrig haſt, (aber wer hat Zeit übrig?) ſie prüfen und grübeln, aber du **muſt** nicht. Es foderts niemand. Du kanſt ſie gerade von der Hand weiſen und das απεχειν erwählen, d. h. ſie auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen laſſen. Wahrheiten, die dem Menſchen als Menſchen **wichtig** ſind, müſſen Zuſammenſtimmung der Weiſen für ſich haben: alsdann iſts der Mühe werth, alsdann ladet mich mein Wahrheitdurſt ein, ſie zu prüfen und nach deutlichen Vorſtellungen und eigner Ueberzeugung von ihnen zu ſtreben. Aber auch

b. der **Lehrer** hat Erforderniſſe. Er muß ein 173 bekantlich aufgeklärter Mann ſeyn. Sein Stand, ſein Intreſſe, nichts muß ihn bewogen haben, dir etwas als Wahrheit vorzutragen. Er muß Kraft, Gelegenheit, Hülfsmittel gehabt haben zu denken, zu forſchen, zu prüfen. Er muß ein Menſchenfreund ſeyn, dem Beſeligung ſeiner Mitmenſchen Freude iſt. Er muß, (was die Hauptſache iſt) tolerant ſeyn, und allen Menſchen es frey laſſen, ſeine Wahrheit anzunehmen oder zu verwerfen. — Wo du dieſe Stücke nicht findeſt, da haſt du nie Urſache, ſeiner Wahrheit ein gutes Vorurtheil zuzuſchreiben, und dich einer mit Aufwand von Kraft und Zeit verbundnen Prüfung zu unterziehen.

174 Jemehr aber dieſe Erforderniſſe beiſammen ſind, deſto dringender iſt die Nothwendigkeit, zu unterſuchen und, die vorgegebne Wahrheit dir zu eigen zu machen, d. h. dich zu bemühen, ſie zu verſtehen, und durch eignes Nachdenken dich von ihr zu überzeugen.

175 **Anmerk.** Wer alles überdenkt, was ich hier nur in Grundlinien entworfen habe, wird gewahr werden, daß keine Autorität unter allen Weiſen ſo viel Gewicht hat, als die Autorität des Stifters des Chriſtenthums. Es verdient alſo kein Lehrgebäude mehr Aufmerkſamkeit, Wißbegierde und Beſtreben, es ſich eigen zu machen, als das Lehrgebäude Jeſu — deſſen Bruchſtüke in den Evangelien zu finden ſind.

176 β) Bei wichtigen Vorſtellungen und Urtheilen aber,
die nur zum Theil in unſerm Erkentnißkreiſe liegen, (da-
177 hin alle Wahrheiten, 1) des Arztes, der für deine Ge-
178 ſundheit dir Rath und Vorſchrift ertheilt: 2) des Rechts-
gelehrten, der dich über deine perſönlichen Verhältniſſe
gegen den Staat über die Verhältniſſe deiner Handlun-
gen und Wünſche gegen die bürgerlichen Geſeze belehrt:
179 3) des **Geſchäftskenners**, der dir Arbeiten verfertiget
180 oder verfertigen lehrt: 4) des **Erfahrnen** und Weltklu-
gen, der dir ſagt, wie du dich benehmen ſollſt, und was
du vom Handeln und Unterlaſſen für Erfolge haben wer-
181 deſt: 5) des **Hiſtorikers**, der dir ſagt, was in fernen
Gegenden oder Zeiten **iſt** oder **geſchieht** oder **geweſen**
und **geſchehen** iſt), wo du alſo nicht ſelbſt ſinlich wah-
nehmen und auch nicht alles prüfen **kanſt**: da mußt du
182 a. wenigſtens ſoviel von der Sache prüfen, als davon
183 in deinem Erkentnißkreiſe liegt, und b. deſto ſorgfältiger
den **Mann** in Obacht nehmen, der dich belehrt.

184 **Anmerk.** 1. Billig ſolten die algemeinen Kentniſſe der Dinge, welche die genanten fünf Arten der Kenner uns vorzutragen pflegen, das algemeine

Studium der Menſchheit ſeyn. Wir ſolten fürs Volk einen Geſundheitskatechiſmus haben. Wir ſolten ſorgen, daß jeder Bürger im Staate ſeine Verhältniſſe gegen Obere, und die Hauptgeſeze und Verordnungen des Landes wüßte und verſtünde. Und ſo hat jeder Menſch Urſache, ſich mit Geſchäften, die er braucht, ſelbſt möglichſt bekant zu machen, und ſich Erfahrung und Weltklugheit zu ſamlen, um nicht von der Autorität allein abhängig zu ſeyn und alles, andern, die ihn belehren, aufs Wort glauben zu müſſen.

Anmerk. 2. Die Prüfung der Autorität aber erfodert 185
vornehmlich hier die höchſte Sorgfalt: daß man
a. nur ſolchen Menſchen glaube, von denen man 186
gewiß weiß, daß ſie in dem Fache, wo ſie uns
belehren, hinlängliche Kentniſſe auf einem ſichern
Wege eingeſamlet haben, (daß man alſo z. B. dem
ſtudierten Arzte, nicht dem alten Weibe, dem
Schäfer u. d. ſich anvertraue:) und — von denen
zuſammenſtimmende Zeugniſſe vorhanden ſind,
daß ſie hinreichende Kentniſſe beſizen Dieß iſt
mehr als **Proben**, bei deren Beurtheilung erſtaunend
viel Täuſchung möglich iſt, und die wenigſtens
nicht eher in Rechnung kommen dürfen, als
bis die Einſamlung der nöthigen Kentniſſe auf ſichern
Wegen hiſtoriſch entſchieden iſt. Dazu aber
muß man in wichtigen Fällen b. auch **Zuſammenſtimmung** 187
ſolcher ſichern Kenner vor ſich haben,
wenn man ſich zum Fürwahrhalten durch Autorität
beſtimmen laſſen will.

B. Bei Dingen, deren Wahrheit oder Unwahrheit uns 188
weder glüklich noch unglüklich machen kan, unterſcheide
ich a. die, welche demohngeachtet einiges Intreſſe für die 189
Wißbegierde haben, oder wohl gar wichtige Kentniſſe erläutern,
und b. die, welche den Menſchen gar nicht intereſſiren. 190

191 In Dingen, welche mich gar nicht intereſſiren, ſofern und ſo lange ſie mich nicht intereſſiren, laſſe ich mein Fürwahrhalten durch die bloſe Autorität beſtimmen, und ſehe dabei nur darauf, daß die **Kennerſchaft des Mannes** hiſtoriſch erwieſen ſey. Wenn alſo z. B. ein arabiſcher Sprachkenner mich die Bedeutung eines Worts verſichert, oder, wenn ein Aſtronom mir den Abſtand oder Gang eines Geſtirns berechnet, ſo iſt mir das, was er ſagt, wahr, und ich begnüge mich an dieſer Autorität, ohne daß ich ſelbſt die Sache verſtehe und einſehe.

192 Hat aber die Sache einiges Intreſſe für mich, ſo fodere ich auch **Zuſammenſtimmung der Kenner.** Denn wo die Kenner ſelbſt ſchon uneins ſeyn, da habe ich als Nichtkenner keinen Grund für die eine oder andere Partei zu entſcheiden.

VIII.

Von der hiſtoriſchen Autorität insbeſondere.

193 Es kan zuweilen das Zeugniß Anderer, daß etwas ſey oder geſchehen ſey, uns äuſerſt wichtig ſeyn, und gleichwohl der Fall eintreten, daß wir das **Exiſtirende oder Geſchehenſeynſollende** nicht ſelbſt ſinlich wahrnehmen und uns davon unterrichten können — wegen Ferne des Orts und der Zeit. Da es nun höchſt unbeſonnen und gefährlich ſeyn würde alles zu glauben, was man uns erzählt, ſo iſt die Frage, was und wenn man glauben ſoll? Die hiſtoriſche Autorität alſo, wenn ſie unſer Fürwahrhalten beſtimmen ſoll, erfodert Unterſuchung —

194 A. der **Sache**, die erzählt wird. Und ich muß
auch hier, wie überall, nach dem Geſeze der Aehnlichkeit
verfahren: d. h. ich muß das, was mir erzählt wird,
195 **vergleichen** a. mit bekanten ähnlichen Dingen, oder,
welches eben ſoviel iſt, ich muß nachſehen, ob es an ſich

möglich oder denkbar ſey: denn was nichts ähnliches
hat, iſt auch in ſo fern nicht denkbar, oder möglich.
Und wichtige Dinge, deren Möglichkeit ich nicht einſehe,
muß ich nie auf die bloſſe Verſicherung anderer Weſen
glauben, wenn ich meine Glükſeligkeit nicht in Gefahr
ſezen, und alle geſunde Vernunft verleugnen will: —
b. mit den Umſtänden, der Zeit, des Orts, des Karak- 196
ters der Perſonen u. ſ. w. Wenn mir alſo jemand, er
ſey wer er auch wolle, z. B. erzählte, daß Hirams
Schiffe mit 50 Kanonen wären bepflanzt geweſen, ſo
müſte ich, ohngeachtet die Sache an ſich möglich wäre,
dennoch es bezweifeln, weil zu der Zeit die Schifbaukunſt
ſo weit nicht war und ſeyn konte: oder wenn jemand
ſagte, eine elende Chrie zu Catilina's Lobe aus Jeſuiter-
latein beſtehend, ſey die Arbeit des Cicero, ſo würde
ichs blos deswegen nicht glauben, wärs auch ein Engel
vom Himmel, weil es relativ unmöglich, d. h. mit
dem bekanten Karakter und Talenten des Cicero im Wi-
derſpruch iſt.

B. Iſt nun die Sache in jenem doppelten Sinn 197
möglich, ſo muß der Zeuge geprüft werden, und zwar
theils ſeine **Perſon** und deren Verhältniß gegen die
Wahrnehmungen, die er bezeugen will, theils ſeine
Worte.

α. Bei der Perſon des Zeugen, hat man 1) dar- 198
auf zu ſehn, ob das, was er berichtet, überhaupt einer 199
ſinlichen Wahrnehmung fähig war. Denn wenn
mir einer z. B. ſagte, es gebe einen dritten Himmel,
wo Gott auf einem Throne ſize, und mit ſo und ſoviel
dienſtbaren Geiſtern umringt ſey: ſo würde ich ihn ſchon
darum, als einen ungültigen Zeugen verwerfen, weil
das, was er erzählt, nicht ſinlich wahrgenommen wer-
den kan: — 2) ob das Berichtete **mit Sicherheit** 200
wahrgenommen werden konte: welches z. B. bei einem
Gegenſtande, der für eine ſichere **Wahrnehmung**, zu
klein, zu entfernt, u. d. war, der Fall ſeyn würde,

3) ob

201 3) ob der Zeuge mit Sicherheit **wahrnehmen konte**,
und nach dem Geſez (27.) wahrgenommen hat, oder ob
er durch Vorurtheil, Leidenſchaft, Schwäche der ſinli-
chen Werkzeuge u. d. m. gehindert war. Und hieher ge-
hört auch dieß inſonderheit, daß der Zeuge von dem,
was er wahrgenommen haben will, vorläufig ſelbſt ſchon
einen richtigen Begrif hatte. Denn wenn z. B. ein
Menſch, der noch nie einen Elephanten, auch nicht im
Abris geſehen hätte, mir berichtete, er habe Elephanten
geſehen, ſo würde er, ob er auch im Uebrigen der glaub-
würdigſte Mann wäre, doch hier keinen Glauben ver-
dienen. Und wenn der Zeuge nicht mehr mündlich aus-
ſagen könte, ſondern nur hinterlaſſene Berichte von ihm
da wären (Geſchichtsbücher), ſo würde ſichs fragen,
202 4) ob er ſeinen Bericht gleich bei, oder nach der Wahr-
nehmung abgefaßt, oder zu einer Zeit, wo die Sache
ſchon lange geſchehen war, und wo alſo ſein Gedächt-
203 niß Untreuen begehen konte: 5) ob ſein Zeugniß das
einzige wäre, worauf ich fuſſen müßte. Denn dieß,
daß man nur einen einzigen Gewährsmann hat, erſchwert
bei wichtigen Dingen ſchon an ſich den hiſtoriſchen Glau-
ben unendlich. Und wenn nun vollends der Fall einträte
daß mehrere Zeugen vorhanden wären, welche eine Be-
gebenheit eben ſo gut wiſſen konten und wiſſen muſten,
und die gleichwohl alle von ihr ſchweigen, ſo würde der
einzige Gewährsmann, um ſo weniger Glauben verdie-
nen: und um ſo weniger dann, wenn die Sache noch
überdieß innerliche Unwahrſcheinlichkeit hätte. — Sol-
ten aber mehrere Zeugen wirklich vorhanden ſeyn, ſo
204 käme es 6) darauf an, ob ſie unter ſich **einſtimmten.**
Denn wenn Zeugen, von übrigens gleichem Werth, in
ihren Ausſagen variiren, oder ſich wohl gar widerſpre-
chen, ſo wird die Sache in dem Grade ungewiß, in
welchem die Variation oder der Widerſpruch erheblich iſt.
205 Hiernächſt aber muß man 7) auch unterſuchen, ob das
Zeugniß ſelbſt **unverdächtig** iſt, d. h. ob ich gewiß ſeyn
kan,

kan, daß der übrigens tüchtige Zeuge, zu Abfaſſung
eines treuen hiſtoriſchen Berichts auch fähig war. Denn
dazu iſt nicht genug, daß einer richtig und ſorgfältig wahrgenommen
hat, und alſo die Sache, die er bezeugen will,
weiß, auch nicht genug, daß er ein ehrlicher Mann
der den guten Willen hat, die Wahrheit zu ſagen, ſondern
er muß auch a. bei der Ausſage oder bei dem Berichte 206
von keiner menſchlichen Schwachheit geleitet werden,
und es muß erweislich ſeyn, daß weder Liebe noch
Haß, weder Hofnung noch Furcht, ſo wenig als Vorurtheile,
Aberglauben oder des etwas, an ſeinem Bericht
Antheil habe. Und wenn zugleich die Sache, die er
bezeugen will, einen mehrſeitigen Geſichtspunkt hat, ſo
muß er auch b. ein **heller Kopf** ſeyn, der von keinen 207
Illuſionen der Phantaſie abhängig iſt, ſondern mit Unbefangenheit
und richtigem philoſophiſchen Blike betrachtet
hat, was er bezeugen will. Und wer würde dieſe
Punkte nicht fodern, wenn z. B. ein Zeuge aufträte,
der uns verſicherte: Lavater habe ein Wunder gethan. —

Anmerk. 1. Man ſieht aus den angezeigten Erfordernißen 208
der hiſtoriſchen Autorität, wie viel Gewiſſenhaftigkeit
und Einſicht Rechtsgelehrte nöthig
haben, welche oft Thatſachen unterſuchen müſſen,
auf deren Wahrheit Ehre und Leben der Menſchen
beruht. 2. Wenn hiſtoriſche Gegenſtände und 209
ihre Zeugen Jahrhunderte von uns entfernt ſind,
ſo iſt die Unterſuchung ihrer Wahrheit und Richtigkeit
ſo lang und mühſam und erfodert ſoviel kritiſche
Beurtheilung, daß man die Religion, welche
das unſchäzbare Kleinod für alle Menſchen iſt,
welches uns ohne die höchſte Zuverläßigkeit durchaus
nichts hilft, ohnmöglich auf alte Geſchichte
bauen kan. Und diejenigen verdienen Dank, welche
die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion aus
innern Gründen herleiten, und die zweydeutige
Stüze der Geſchichte uns dabei entbehren lehren.

210 β. Wenn aber auch der Zeuge und das Bezeugte alles
an ſich hätte, was die hiſtoriſche Autorität erfodert,
ſo wäre damit die Unterſuchung doch noch nicht geendigt:
denn man müßte auch die Worte ſeiner Ausſage prüfen,
um ſeinen Sinn nicht zu verfehlen. Und dazu gehört
oft nicht wenig, zumal, wenn die Zeugen aus entfernten
Jahrhunderten ſind, und ihre Sprache nicht die
unſrige iſt. Hier iſt augenſcheinlich nöthig
211 a. Daß man die Auslegungsregeln wiſſe, verſtehe
und anwenden könne. Dieſe ſind folgende.
212 1. Beurtheile den Sinn der Worte und Säze nicht nach
deinen Begriffen, die du mit Worten zu verbinden pflegſt,
ſondern ſuche nach, was damals, da der Schriftſteller
ſchrieb, für Begriffe gangbar waren — unter Gelehrten,
wenn der Schriftſteller ein Gelehrter war — unter
213 dem Volk, wenn er aus dem Volke war. 2. Ziehe dabei
Sitten, Gewohnheiten, herſchende Vorurtheile nebſt
der ganzen Geſchichte ſeiner Zeit zu Rathe: weil es unvermeidlich
iſt, daß ein Schriftſteller für ſeine Zeiten
und Leſer ſchrieb, und ſeinen Aeußerungen auf dieſe
214 Dinge Beziehung und Anſpielung gab. 3. Studiere
ſeinen Karakter, Grundſäze, Geſinnungen, welche
auf den Ausdruk und Art des Vortrags allemal Einfluß
215 haben. 4. Mache dich mit dem Plane ſowohl als dem
Zweke ſeiner Schrift vorher bekant, weil natürlich ſeine
Worte ſo gedeutet werden müſſen, wie es dieſem gemäß
216 iſt. 5. Bei Stellen, wo der Sinn nicht augenſcheinlich
und es gleichwohl von Wichtigkeit iſt, ihn mit Zuverläſſigkeit
zu wiſſen, beruhige dich nie bei einer blos
möglichen Deutung, ſondern ſtrebe nach einer Deutung,
die die einzige mögliche iſt, und wo die Möglichkeit
keiner andern ſtatt hat. Denn das, deſſen Gegentheil
eben ſowohl möglich iſt, hat für mich keine beruhigende
Gewißheit. Wo dir daher bei einer Redensart
dieſer einzige mögliche Sinn nicht einleuchtet, lies ſo
lange fort, bis du eine Stelle findeſt, wo Natur der
Spra-

Sprache, Kontext, oder eigne Deklaration des Schrift-
ſtellers dich belehrt, daß hier nur der, und kein anderer
Sinn möglich iſt. Und den Sinn, den dir die eine
Stelle zeigte, trage auf alle Stellen über, wo er nicht
ſo augenſcheinlich war. 6. Einem vernünftigen Schrift- 217
ſteller traue **nie etwas unvernünftiges** zu, und deute al-
ſo, ſo lange es immer möglich iſt, ſeine Worte ſo, daß
ſie der geſunden Vernunſt gemäß bleiben. Und um dem
Schriftſteller nichts aufzudringen, was er nicht ſicher
ſelbſt gedacht hat und von ſeinen Leſern gedacht wiſſen
wolte, ſo mache dirs zur Regel, überall **den kleinſten
Sinn**, ſo lange, als den Sinn des Autors gelten zu
laſſen, bis ein gröſſerer und vollerer ſich dir ſelbſt auf-
dringt. Wenn du alſo z. B. in einem alten Skribenten
läſeſt, Alexander war der Gott ſeiner Nation, ſo nimm
das Wort Gott, ſo lange in ſeinem kleinſten Sinn (Ur-
heber, Wohlthäter) und denke nicht eher an die Neben-
ideen deiner Metaphyſik, als bis die Anwendung der
obigen Regeln dich ſchlechterdings dazu nöthigt: Sonſt
kanſt du nie mit Beruhigung wiſſen, ob du des Schrift-
ſtellers Zeugniß oder deine eigne Einfälle vor dir habeſt.

Anmerk. 1. Es fällt nun von neuem in die Augen, 218
daß es um die hiſtoriſche Autorität eine mißliche
Sache iſt: daß der groſſe Hauſe der Menſchen
ſein Fürwahrhalten, in Dingen, die die Glükſe-
ligkeit des Menſchen entſcheiden, ſchlechterdings
nicht darauf bauen kan: daß die, welche ihren Glau-
ben darauf gründen, ſich zu blinden Sklaven derer
machen, auf deren Wort ſie ſowohl die hiſtoriſche
Autorität ſelbſt als den Sinn derſelben annehmen
müſſen, weil ſie nicht ſelbſt unterſuchen können:

2. Selbſt der, welcher fähig iſt, die bisher 219
beſchriebenen Prüfungen anzuſtellen, kan vernünf-
tigerweiſe ſein Fürwahrhalten durch die Autorität
nur in Abſicht auf **Thatſachen** beſtimmen laſſen.
Aber in **Lehrſäzen** kan er mit Beruhigung dieſer

Autorität nur ein ſchäzbares **Zugewicht** beilegen, unter denen oben (186.) geſezten Bedingungen, darunter dieſe die vornehmſte iſt, daß ein Lehrſaz ihm ſchon an ſich verſtändlich und einleuchtend ſey: ſonſt verkent er den Werth der eigenen Vernunfterkentniß und öfnet ſeine ganze Seele dem Aberglauben und allen möglichen Verirrungen deſſelben.

210 b. Auf alle Fälle muß in Dingen, zu deren Fürwahrhaltung uns die hiſtoriſche Autorität beſtimmen ſoll, **Einſtimmung** der Kenner, d. h. derer Menſchen vorhanden ſeyn, welche zu den bisherigen Prüfungen erweislich geſchikt ſind und nach einerlei, beſonders Auslegungsgeſezen, zu verfahren verſichern. Dieſe Einſtimmung iſt für unſere Beruhigung, bei Dingen, welche die menſchliche Glükſeligkeit betreffen, unumgänglich nothig. Denn wie kan ich für eine Wahrheit entſcheiden, und mein Heil auf ſie bauen, über welche ſelbſt die Kenner ſich noch ſtreiten? Wenigſtens liegt ſoviel klar am Tage, daß ohne dieſe Einſtimmung diejenigen ſich nicht beruhigen können, welche zur Selbſtprüfung einer hiſtoriſchen Autorität nicht Zeit, Kraft und Hülfsmittel haben.

IX.

Von der Autorität Jeſu, philoſophiſch geurtheilt.

---

211 Wenn ein Mann von Geiſt und Gefühl über die Geſchichte des Stifters des Chriſtenthums käme und ſie, unbekant mit allem, was in ſpätern Zeiten über ſie gedacht und geträumt worden iſt, blos als **Philoſoph** betrachtete, wie er jede andere Geſchichte aus dem Cäſar, Livius u. ſ. w. zu betrachten gewohnt iſt; ſo würde er, wenn unbefangenes Urtheil aus ſeinem Munde gienge,

geſtehen müſſen, daß die Autorität Jeſu auf der Wagſchale der Wahrheit ein Gewicht habe, welches ihr ſonſt kein Sterblicher geben konte.

222 Denn wenn ich die Erforderniſſe überdenke (173.) welche allein im Stande ſind, der Autorität einiges Gewicht zu verſchaffen, ſo finden ſie ſich gewiß bei dieſem Weiſen in dem allerhöchſten Grade.

223 1. Ich erblike hier einen Grad von **Verſtandeskraft**, welche warlich Plato's und Leibnizens Geiſt hinter ſich zurükläßt. Ich ſehe einen Mann, der in Abſicht auf Schärfe des Bliks, Stärke der Beurtheilungskraft, Macht der Penetration, und Umfaſſungskraft ſeines Gleichen nicht hatte. Ich finde einen Geiſt, den der Schöpfer abſichtlich geformt haben muſte, um ihn fähig zu machen, in dem Felde der Wahrheit etwas mit einemmale zu leiſten, was ſonſt nur vereinigte Kräfte mehrerer Weiſen, durch ſtufenweiſe Fortſchritte in mehrern auf einander folgenden Generationen, leiſten konten. — Man prüfe jedes Wort, was ich ſage. — War wohl ein Menſch von gemeiner Kraft im Stande, mitten im Wohnſize der Barbarei und des Aberglaubens, von Hülfsmitteln entblößt, ohne Unterricht, ohne Erziehung, ohne Umgang mit Gelehrten, das volle Licht der Wahrheit zu finden, das Jeſus fand, und ein Lehrgebäude an den Tag zu bringen, das an Volſtändigkeit und Simplicität alle Lehrgebäude der griechſchen Weiſen übertraf? War wohl ein Mann von gewönlicher Menſchenkraft, unter dieſen Umſtänden, fähig, diejenige Lehrmethode zu erfinden, die alle Kenner an dem Lehrvortrage Jeſu bewundern? Gehörte weniger, als eine auſerordentliche Seele dazu, einen Plan zu entwerfen, nach welchem nicht blos die jüdiſche Nation, ſondern nach und nach auch ein groſſer Theil der bewohnten Welt, in Abſicht auf Religionsbegriffe und Sittlichkeit, umgeformt werden konte, und durch den die Ungeheuer des Aberglaubens und des Prieſterbetrugs, welche Jahrtauſende

die Menſchheit unterjocht hatten, in ſo kurzer Zeit geſtürzt wurden? Muſte das nicht ein Mann von dem allerhellſten Geiſte und von der ſeltenſten Scharfſichtigkeit ſeyn, der bei Ausführung dieſes Plans nicht einen Fehltritt begieng, der von keiner Schwierigkeit überraſcht, von keiner Gegenliſt irre gemacht ward: der mit ſo erſtaunender Klugheit mitten unter den verſchiedenſten Menſchen, die auf ihn wirkten, ſich zu behaupten wuſte: der den feinſten Verſuchen ſeiner Feinde auszuweichen und die ſtudirteſten Aufgaben, mit denen ſie ihn in Verlegenheit zu ſezen ſuchten, ſo augenbliklich und ſo bündig zu entfalten wuſte: der ſo meiſterhaft es verſtund, der Prieſterkabale, an der ſo mancher groſſe Kopf ſchon geſcheitert iſt, zu rechter Zeit zu weichen und gerade zu rechter Zeit auch wieder vor die Stirne zu treten: der mit ſo unglaublicher Vorſicht ſich zwiſchen dem abergläubiſchen Volke, deſſen Vorurtheile er ſchonen muſte, und dem ihm ſo wichtigen Urtheile der Verſtändigen von der ungeheuchelten Rechtſchaffenheit ſeines Betragens und der Unverdächtigkeit ſeiner Wahrheitsliebe, ſich durchzuwinden und bei beiden Theilen ſich in Achtung zu erhalten verſtund? — Und was könte ich über alle dieſe Spuren ſeiner Geiſtesgröſſe nicht ſagen, wenn ich ſie aus der Geſchichte gehörig entfalten wolte. Aber ich will nur bei einigen derſelben mich mit meinen Leſern verweilen.

224 1. Man betrachte ſein **Lehrgebäude**: Hat je ein Philoſoph, ſo den **einigen** Gott gelehrt, ſo den Begrif von Gott von allen ſpielenden Vorſtellungen **gereinigt** und auf die Moral **anwendbar** gemacht, wie Jeſus? Hat je ein Weltweiſer den reinſten, den einzig nuzbaren, einzig verſtändlichen, einzig erweislichen und allen Aberglauben ſeiner Zeit von Grund aus zerſtörenden Begrif eines Gottes, der die **Liebe** iſt, der in Beſeligung ſeiner Geſchöpfe ſeine Seligkeit findet, der nie zürnt, ſondern unveränderlich liebt, ſo vorgetragen, ſo an das herrlichſte und einzig ſchikliche Bild eines **Vaters** — al-

ler Menſchen geheftet und — die Religion ſo zur baſis der Moral gemacht — ſo klar, ſo ausdrüklich es geſagt, daß **Menſchenliebe** d. h. Beſtreben in gemeinſchaftlichem Wirken für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit, ſeine Freude und ſeinen Wolſtand zu finden, die einzig wahre Tugend, die einzig ächte Verehrung der Gottheit, der einzig richtige Weg zur Gnade und dem Wolgefallen Gottes ſey? Man zeige mir ein Lehrgebäude, das bei ſeiner Simplicität und Kürze eben ſo faßlich für das Volk als befriedigend für den Denker iſt, wie das Lehrgebäude Jeſu! — 2. Man betrachte ſeinen **Plan**. 225 Glühend von Abſcheu gegen die ſcheuslichſte Unterjochung der Vernunft und der Tugend, welche herſchſüchtige Prieſter bei allen Völkern durch vorgebliche Götterſprüche und eingeführten Opferdienſt bewirkt hatten, beſchloß er einen Verſuch zu machen, die Welt aufzuklären und durch reinere Begriffe von Gott und Gottesverehrung, dem menſchlichen Geiſte ſeine Freiheit, der Wahrheit ihr Intereſſe und der Tugend ihre Verehrer wiederzugeben. Zu dieſem großen Vorhaben, das unſre eiskalten Philoſophen nicht einmal würden denken geſchweige beſchließen können, entwarf er folgenden Plan. Er wollte bei ſeiner Nation den Anfang machen. Sein erſter Schritt ſollte ſeyn, die Autorität zu gewinnen, welche bisher Prieſter genuzt hatten, das Volk im Aberglauben zu verſtriken. Ohne Glauben an ihn, konte er bei Menſchen nichts ausrichten, die nicht zu denken, ſondern blos zu glauben gewohnt waren. Nun war auſſer den Prieſtern keine Autorität unter der Nation von Gewicht, als die, eines Propheten, Heilandes, Meſſias. Er beſchloß alſo vor anfangs als ein ſolcher aufzutreten, oder ſich wenigſtens als einen ſolchen ankündigen zu laſſen. Gewiß, daß ihm dieſe angenommene Geſtalt, die er durch ſeine Naturkunde zu behaupten wußte, die Herzen des Volks gewinnen würde, faßte er den Vorſaz, ſein Betragen ganz mit dieſer Geſtalt in Widerſpruch zu ſezen, und armſelig, ſtill, ohne Gepräng zu leben, nie eine Spur von Beſtrebung nach Königswürde oder Herſchaft zu zeigen, ſondern blos das zu ſeyn, was der groſſe Hauſe am wenigſten erwartete, ein Lehrer der lang verborgen gelegenen Weisheit. Dieſer Kontraſt muſte Gährung bewirken und frühzeitig die edlern Seelen von denen ſcheiden und ihm kentlich machen, welche nur um irdiſcher Vortheile willen ihm nachzogen. Das zweite Hauptſtük ſeines Plans war — ſich aus den edlern Seelen eine Pflanzſchule zu errichten, die theils bei ſeinem ſichtbaren Aufenthalte ihm als Miſſionärs zur Ausbreitung der Wahrheit (denn ſo nente er ſeine Alvaterlehre, welche er als künftige Grundlage zur Zerſtörung des Aberglaubens betrachtete) behülflich ſeyn, theils nach Beendigung deſſelben dieſes Amt fortſezen ſollten — und zwar unter geheimer Leitung einer eignen Klaſſe ſeiner Schüler, der er ſeinen Zwek und die zu Erreichung deſſelben nöthigen Triebwerke anvertrauet hatte. — Und wenn er dann den Samen der Wahrheit ſattſam ausgeſtreuet und die zur weitern Verpflanzung derſelben unter die Menſchheit beſtimte und eidlich verpflichtete Jüngerſchaft errichtet haben würde, ſo wollte er, wenn er der Prieſterwuth, was er vorherſah, endlich nicht mehr ausweichen konte, ſeine eigne Hinrichtung veranſtalten und auf eine Art von der Scene ſeines erhabnen Lebens abtreten, durch welche die geſpante Meſſiaserwartung der Nation plözlich geſprengt, ihr Gegenſtand, den ſie an ſeinen äuſſerlichen Menſchen fanden, vernichtet, und allen, die an ihn geglaubt hatten, nichts als ſein Geiſt, ſeine Lehre und Beiſpiel übriggelaſſen würde. — Man ſage mir, ob man in der ganzen Geſchichte der Menſchheit einen Mann aufzufinden ſich getraue, der fähig geweſen wäre, nur den Gedanken zu denken, eine in Aberglauben verſunkne Welt umzuſchaffen, geſchweige einen Plan dazu zu entwerfen, der an ſich ſo volkommen und durch den Erfolg ſo gerechtfertiget iſt. Kan man hier ſichs erwehren, den Stifter des Chriſtenthums als den erſten aller Weiſen zu erkennen? — Aber nicht genug für meinen Glauben.

2. Ich erblike an dem Jeſus von Nazareth einen 226 Mann, der nicht nur außerordentliche Kraft hatte, Wahrheit zu finden, ſondern der auch ſein **ganzes Leben** dem Nachdenken, dem **Wahrheitforſchen gewidmet** hat: der von Jugend auf — zum einzigen Geſchäft ſichs gemacht hat, ſeinen Geiſt aufzuklären, die Nebel des Vorurtheils zu durchdringen, und ſeine moraliſchen Kentniſſe aufs Reine zu bringen — der ſchon im zwölften Jahre öffentliche Proben ablegte, daß ſeine ganze Seele im Aufſtreben nach Weisheit war — dem es alſo unmöglich fehlen konte, das zu finden, was er ſuchte, wofern irgend ein Menſch dazu fähig iſt.

3. Zwar giebt es in der Welt Menſchen von groſ- 227 ſem Verſtande, die von Jugend auf mit raſtloſer Thätigkeit Kentniſſe ſamlen und — dennoch den Weg zur reinen Wahrheit verfehlen, weil ſie das Unglük hatten, an eine unlautere Quelle zu gerathen, aus welcher ſie ſchöpften. Aber eben dieß giebt mir einen neuen Grund, der Autorität Jeſu ein vorzügliches Gewicht beizulegen, weil er in ſeiner Lage auf keine **unreine Quelle gerathen konte**. Denn ſeine Aeußerungen gegen Prieſter und Tempeldienſt zeigen zur Genüge, daß er den falſchen Weg des großen Haufens kante und verabſcheute: und ſein ſtetes Hinweiſen auf den in der Natur ſichtbaren Gott, ſeine Verſicherungen, daß man in ſeiner Schule den Vater ſehen könne, (den nur die Tempeldiener, obwohl in einem andern Verſtande, zu ſehen vorgaben) und der Inhalt ſeiner Lehrſäze, die ſo ganz reine Vernunft waren — zeigen zur Genüge, daß er **im Lichte Gottes** gewandelt ſey und ſeine Kentniſſe da aufgeſucht und gefunden habe, wo alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen ſie ſuchen müſſen, wenn ſie je zu finden iſt.

228 4. Und — bei dieſem Weiſen darf ich gewiß nicht fürchten, daß er, nach Art vieler groſſen Köpfe, mit flüchtigen Bliken die Gefilde der Wahrheit durchwandert und ſeine Lehrſäze ſchnell aufgegriffen und — geprediget habe, um den Ruf eines Erfinders davon zu tragen oder das Anſehen einer philoſophiſchen Partei zu beveſtigen. Denn ſeine wiederholten Aeußerungen, daß ſeine Lehre ſchon den Propheten bekant geweſen und ſo alt als die Welt ſey, zeigen zur Gnüge von der Beſcheidenheit eines Mannes, der weder die Ehre des Erfinders ſuchte noch vom Parteigeiſte regieret wurde. Und ſein Eifer, mit welchem er ſeine Lehre verkündigte, die unermüdete Geduld, mit der er ſie, nicht da, wo man Ehre oder Belohnung erndtete, ſondern unter dem armen Volke ausbreitete, die mühevollen Tage und ſchlafloſen Nächte, die ihm dieß Geſchäfft koſtete, die Verfolgungen, die er dafür erduldete, ſind Beweis genug, daß er durch langes Forſchen und Prüfen zu derjenigen eignen Ueberzeugung gekommen war, welche die ganze Seele für die Wahrheit erwärmt und ſie als das Kleinod der Menſchheit uns anſehen lehrt, deſſen Mittheilung eben ſo Seligkeit iſt, als ſie Seligkeit giebt. Denn warlich von dieſer an Jeſu ſo augenſcheinlichen Wärme für die Wahrheit wiſſen unſere heutigen Weiſen wenig oder nichts. Sie begnügen ſich mit der ſtolzen Einbildung, ſie zu beſizen, aber ſie halten es nicht der Mühe werth, auch nur den kleinſten Verdruß, die kleinſte Unbequemlichkeit zu übernehmen, um ſie unter die Menſchheit zu verpflanzen und durch ſie den Aberglauben ſtürzen zu helfen. Und eben das macht ihre Ueberzeugung ſo verdächtig und ihre Autorität in eben dem Grade unbedeutend, in welchem die Autorität Jeſu durch die ſichtbar veſte Ueberzeugung groß wird, die ſein Eifer für dieſelbe an den Tag legte.

229 Und nun faſſe man dieß alles zuſammen und urtheile unbefangen, ob ein Mann, an dem eine ſolche Größe des Verſtandes unverkenbar iſt, der dieſe ſeltne Kraft zeit ſei-

nes Lebens auf Wahrheitsforſchung verwandt hatte, von dem man ſicher iſt, daß er, unabhängig von Prieſterbelehrung, aus der reinen Quelle der Natur und Vernunft Wahrheit geſchöpft hatte, und an dem ein ſo hoher Grad von veſter und gereifteſter Ueberzeugung ſichtbar war, daß, ſage ich, ein ſolcher Mann, durch ſeine Ausſprüche, unſere Ueberzeugung nicht außerordentlich ſtärken und unſer Herz dabei beruhigen könne? Man denke ſich einen Jüngling, der mit gewiſſenhaftem Fleiß einen Kranken als Arzt erforſcht, den Urſachen und Symptomen der Krankheit nachgeſpürt, ihre Natur gefolgert, ihre Heilmittel gefunden hatte und — dennoch zuweilen mit einiger Bangigkeit zu ſich ſagt: haſt du auch alles recht erwogen, haſt du auch nichts überſehen und deine Indikazionen richtig gemacht? Man ſeze, daß zu dieſem Jünglinge ein alter bei Denken und Beobachten grau gewordener Aeſculap käme: daß dieſer vor ſeinen Ohren denſelben Patienten unterſuchte, auf dieſelben Indikazionen käme, eben dieſelben Heilmittel verordnete: — müſte das für den Jüngling nicht eine unbeſchreibliche Beruhigung ſeyn: müſte das ſeine Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeiner Urtheile nicht unerſchütterlich machen? — Und warlich dieſer Jüngling bin ich in den moraliſchen Kentniſſen, und dieſer Aeſculap iſt mir — Jeſus von Nazareth. Er erhebt die ſchwache Morgenröthe meiner Vernunft zum Glanze der Sonne, wenn am hohen Mittage ſie ſteht. Und wenn es Plato's Schülern zu verzeihen war, daß ein **Autos efa** ſie, oft ohne eignes Denken, zum Fürwahrhalten bewog, ſo iſt es mein Stolz, daß die ſchon geſicherten Ueberzeugungen, die mein redliches Wahrheitsforſchen mir gab, durch ein **Autos efa** von Jeſu, in mir eine neue und unwandelbare Veſtigkeit erhalten haben.

Aber die Autorität Jeſu hat noch eine ſehr große 23
Stüze, welche ihn noch weit mehr über die Weiſen der alten und neuen Zeit erhebt — ich meine, die **unvergleichbare Vortreflichkeit ſeines Herzens.**

231 Ich weiß zwar wohl, daß der Schluß nicht richti
iſt: wer einen unverdächtig guten Karakter hat, deſſe
Einſichten kan ich trauen. Denn wir haben der Fäl
genug, daß Leute von dem beſten Herzen ſich geirt, un
andere betrogen haben. Das [illegible] Herz bürgt nich
für die Wahrheit unſerer Behauptungen. Der geſund
Kopf iſt ein weit ſicherer Bürge. Allein — ſo weni
ich auf den Karakter eines Mannes allein bauen mag
ſo darf ich ihn in der Rechnung doch auch nicht übergeh
Denn was kan mir das für Beruhigung geben, daß de
hellſte Kopf ſich für meine Ueberzeugungen erklärt? I
er ein ſchlechter Menſch, den Furcht oder Hofnung, Ge
winn oder Verluſt, Eigenſinn oder Kälte, verleiten kan
mich zu hintergehn und Ueberzeugungen vorzugeben, di
nie in ſeiner Seele waren; ſo hat meine Ruhe durch ſein
Zuſtimmung nichts gewonnen. Iſt er hingegen eine edl
Seele, die ihre Wahrheit liebt und Aufklärung für di
Grundlage der menſchlichen Glükſeligkeit erkent: iſt e
dabei ein Menſchenfreund, dem jeder Beitrag zur Ve
volkomnung und Beglükung ſeiner Mitmenſchen Freud
iſt, dann — dann hat ſein heller Kopf mit ſeinem He
zen erſt das volle Gewicht, das mir — ſüſſe Beruhigun
wird.

X.

Fortſezung.

232 Man überdenke nun folgende Belege für die unve
gleichbare Güte des Karakters Jeſu.

233 1. Schon ſeine Lehre iſt mir — ein unwiderleg
licher Beweis. Denn nur der Antheil eines vortreflichen
Herzens, welches nichts als Liebe fühlt, welches durc
die äuſerſte Verdorbenheit ſeiner Mitmenſchen nicht auf
gebracht, nicht kalt geſchweige zornig werden kan, nu
der Antheil eines ſolchen ſeltnen Herzens am Nachden

ken des Verſtandes über Wahrheit, konte Jeſum auf den ſeltnen und vielleicht von keinem Philoſophen vor ihm entdekten Gedanken leiten „Gott iſt die Liebe! — ſein „ganzes Weſen iſt Liebe, ſeine Seligkeit iſt Wolthun: „Er bedarf keiner Opfer, keines Dienſtes, um bewogen „zu werden, Menſchen zu lieben u. ſ. w.. Wahrhaftig, alle Philoſophen hatten in ihren vernünftigſten Begriffen von Gott, noch immer etwas von menſchlicher Schwachheit: und ein aufgeklärter David konte mit ſeiner Vernunft den über Feinde erzürnten Gott nicht los werden, ſo viel ſchönes und wahres er auch ſonſt an ihm erkante, und ſo ſehr er die Blendwerke des Opferdienſtes einſah. Nur Jeſus konte den alliebenden Vater aller Menſchen ſehen und einen Gott ſich denken, der gar nicht zürnt, der auch den Verirteſten und Verwilderteſten noch liebt und beſeliget. Wer mag es verkennen, daß dieſen ſo einzig wahren Begrif von Gott nur der Weiſe finden konte, der ein ſo Gott ähnliches Herz hatte wie Jeſus? Und eben dieſer Antheil des Herzens iſt auch in ſeinem Moralprincip unverkenbar. Denn auch darauf war kein Philoſoph gefallen, (ohngeachtet ſie alle die Menſchenliebe lehrten) ſie an die Stelle aller Gottesverehrung zu ſezen, und als einzige Tugend, als einzigen Weg zur Gnade des Schöpfers ſie aufzuſtellen und ihr dadurch ein Motiv zu geben, das unwiderſtehlig iſt. —

2. Aber wenn ich aus ſeiner Lehre ſein gutes 334 Herz nur folgere, ſo macht mir es ſein Plan augenſcheinlich. Denn warlich, die Geſchichte kan keinen Weiſen uns nahmhaft machen, der Beſeligung der Menſchheit durch Aufklärung zum Zwek ſeines Lebens gemacht, geſchweige, daß einer einen Plan angelegt hätte, welcher die völligſte Aufopferung ſeiner irdiſchen Glükſeligkeit bewirken muſte. Unſere heutige Philoſophen und Volkslehrer lernen ihre Weisheit bei dem gemächlichſten Leben, um dadurch, außer einem noch gemächlichern Leben, auch Ueberfluß und Glanz zu erlangen. Und ſie theilen

ſie für die reichlichſten Belohnungen oft ſo ſchlecht und nachläßig mit, daß man deutlich ſehen kan, daß es ihnen gleich viel iſt, ob ihre Lehrlinge klüger und tugendhafter werden oder nicht. O ihr ſchlaffen Beſizer der Weisheit! Wolt ihr es euch nicht zur Schande anrechnen, gegen Menſchenaufklärung kalt und unempfindlich zu ſeyn, ſo zeigt doch wenigſtens Gefühl für die, die ihre Wahrheit lieben und mit warmen Herzen ſie mittheilen: ſo vergeßt doch nicht den Jeſum als den Gegenſtand der Bewunderung und Verehrung aufzuſtellen, der hier für eben die Wahrheit blutete, für die ihr keinen Finger ins kalte Waſſer tauchen möget. — Sehet, ſehet mit Erſtaunen einen Mann, der die Schäze der Weisheit mit unbeſchreiblicher Mühe ſamlete, dergleichen ſie jezt keinem mehr koſtet, und der doch blos ſie ſamlete, um ſie austheilen zu können. Sehet dieſen Mann, wie er ſo ganz keinen Wunſch für ſinliche Freuden, für irdiſche Ehre, ſelbſt nicht für Ruhe und Gemächlichkeit hat: wie er blos das Elend fühlt, in welches Unwiſſenheit und Aberglaube die Menſchen geſtürzt hatte: wie er, noch Jüngling, ſchon von dem Gedanken glüht, durch die Wahrheit, die ihn Gott hatte finden laſſen, und die ihn ſelbſt ſo edel, ſo groß, ſo ſelig machte, die verfalne Menſchheit zu retten und, durch Aufklärung, Tugend und Glükſeligkeit ihr wieder zu geben. Leſet ſeine Gebete im Johannes und ſehet, wie er da auf ſeinen Knien liegt und Gott fleht, daß er der Wahrheit Sieg gebe, und durch ſie das Heil der Menſchheit vollende. Sehet dieſen Mann, wie er im Lande umherzieht, wie er Mahlzeit und Schlaf hintanſezt, wie er den Ekel des täglichen Wiederholens derſelben Dinge nicht achtet, wie er mit unbeſchreiblicher Geduld Dumheit und Hartnäkigkeit erträgt, um — nach und nach — tropfenweiſe das Waſſer des Lebens unter die Menſchheit zu bringen, bis einſt Ströme der Weisheit unter ihnen fließen könten. Sehet dieſen Mann, wie er bei dem laſtvolſten Geſchäft nicht nur ausharrt, ſondern auch dem fürchterlichſten unter allen fürchterlichen Dingen, dem Prieſterhaſſe entgegen ſieht, und — dennoch beſchließt, dieſem Ungeheuer entgegen zu treten: wie er, gewiß, daß er in kurzen unter Verfolgung erliegen werde, deſto mehr eilt, den Samen der beſeligenden Wahrheit vollends auszuſtreuen: wie er am Tage lehrt und des Nachts mit ſeinen Vertrauten den Gang ſeines Schiksals und die Errichtung und Vermehrung ſeiner Pflanzſchule überlegt: wie er endlich, da er alles gethan hatte, was zur Begründung der Reforme der Menſchheit ihm nöthig ſchien, nun den heldenmüthigen Entſchluß faßt, die äußerliche Hülle ſelbſt zu zerſtören, unter welcher er ſich bei ſeiner Nation hatte Eingang verſchaffen müſſen, und den Meſſias auszutilgen, der noch die Vollendung der Aufklärung ſeiner Schüler zurükhielt: wie er durch ſeine ſelbſt veranſtaltete Hinrichtung der Wahrheit den Sieg zu erringen, den Zwek ſeines Lebens unverkenbar zu machen, ſeine Schüler von allen falſchen Erwartungen zu heilen, ihre Herzen durch das Beiſpiel ſeiner Standhaftigkeit anzufeuern und in ihrem Gelübd zu beveſtigen ſucht. — Sehet, ſage ich, dieſen Mann, der einen ſolchen Plan zur Beglükung der Menſchheit anlegen und ausführen konte, und ſaget unter Gottes Augen, ob es euch noch einen Augenblik zweifelhaft iſt, daß Jeſus ein Menſch war, der in Abſicht auf groſze, edle, und ganz eigentlich göttliche Geſinnungen ſeines Gleichen nicht hatte. Sagt, ob euch eine ſolche Tugend je vorgekommen iſt, die mit dem Eifer, mit der Selbſtverleugnung, mit der Aufopferung für das Beſte der Menſchheit thätig war. Sagt, ob ihr einen Weiſen kent, der die Menſchenliebe ſo gelehrt und ſo ſelbſt ausgeübt hat, wie Jeſus?

3. Und gern möchte ich meine Leſer noch beſonders *35 in die Geſchichte ſeiner **Leiden** führen, welche bald die Hartnäkigkeit und Störrigkeit des Volks, bald die Unge-

lehrigkeit ſeiner Jünger, bald die Bosheit und Tüke der Prieſter, bald die Ungünſtigkeit der äuſſerlichen Umſtände, unter denen er leben muſte, ihm zuzogen, um ihnen das ſanfte, gefällige, duldſame, liebevolle und nur für Gutesthun glühende Herz Jeſu recht ſichtbar zu machen. Aber ich würde zu weitläuftig werden. Ich will blos bei dem Ende ſeiner Leiden ſtehn bleiben, die er aus Liebe zur Menſchheit für die Wahrheit erduldete und ſie auf zwey Stüke dabei aufmerkſam zu machen ſuchen, — auf ihre Gröſſe, und — auf ihre Freiwilligkeit.

836 a. Es gehört nur gemeiner Verſtand und gewönliche Aufmerkſamkeit dazu, um beim Leſen der Evangeliſten mit Erſtaunen wahrzunehmen, daß Jeſus ſeine Leiden bis zu ſeiner Hinrichtung im eigentlichſten Sinne ſelbſt veranſtaltet hat. Denn man ſieht ihn in den lezten vierzehn Tagen lauter Dinge thun, die er vorher nie gethan hatte, und die alle augenſcheinlich dahin abzwekten, die Prieſter auf den höchſten Grad der Wuth zu bringen, und das Volk von ſich ſelbſt abwendig zu machen, daß es ſeine Hinrichtung bewilligen muſte, die, eben wegen der erſtaunenden Anhänglichkeit des Volks, den Prieſtern bisher unmöglich geſchienen hatte. Man leſe und vergleiche die Geſchichte mit dem, was ich hier nur kurz anzeigen will. — Noch nie hatte Jeſus etwas mit ſolchen Vorherverſprechungen, mit ſolchen abſichtlichen Eklat gethan, wie die Wiederauflebung des Lazarus. Ort, Zeit, Umſtände, alles — hatte er vereinigt, um jezt etwas zu thun, was mehr als alle ſeine Thaten wirken, was die ganze Nation in allen Provinzen alarmiren und am Feſt einen Zulauf, ein Geſchrei hervorbringen muſte, dadurch die Prieſter ganz eigentlich in Verzweiflung gerathen, und (von dem Gedanken geängſtet, daß jezt Religion, Tempel und Prieſterthum auf dem Spiel ſtehe), den Entſchluß faſſen muſten, entweder den Abfall der ganzen Nation geſchehen zu laſſen, oder den Galiläer zu ermorden, es koſte auch was es

wolle. — Da Jeſus ſo die Wuth der Prieſter aufs äuſſerſte gebracht hatte, (die er in den folgenden Tagen durch ſeine lauten und vorher nie gewohnten Strafreden gegen ſie und den Tempel anzufachen wuſte); ſo kam es darauf an, daß zwey weſentliche Hinderniſſe ihres Mordanſchlags gehoben wurden, die kein Menſch als er ſelbſt heben konte, ich meine die Anhänglichkeit des Volks an Jeſu, und der Mangel einer rechtlichen Anklage vor dem römiſchen Tribunal. Und ſiehe er thats. Als kurz vor dem Feſt, das Volk zu tauſenden nach Bethanien ſtrömte, um den Lazarus zu ſehn, ließ er ſich öffentlich ſehn, und geſtattete jezt (was er ſonſt ſo ſorgfältig vermieden hatte) daß man ihn feierlich in die Hauptſtadt einführte, und förmlich zum Könige ausrufte. Damit begründete er abſichtlich die Rechtsklage der Prieſter bei dem römiſchen Gericht: er hat ſich ſelbſt zum Könige gemacht. Und da er gleich darauf die Austreibung der Krämer und Wechsler unternahm, die ein offenbarer Eingrif in die Rechte der Obrigkeit war, ſo gab er ſeinen Feinden ein neues ſcheinbares Recht gegen ſich in die Hände. — Aber wer ſolte nun das Hoſiannarufende Volk auf die Seite der Prieſter zurückbringen, wenn dieſe ohne eigne Gefahr es wagen ſolten, ihn in Verhaft zu nehmen und ihm den Proceß zu machen? Er ſelbſt. — Schon hatte er, da er dem herbeiziehenden Volk bis Jericho entgegen reiſte, einen großen Theil deſſelben durch den Vorzug erbittert, den er einem Heiden, dem Zachäus gab. Und bald erregte er (durch ſeine Reden im Tempel, wo er das von irdiſchen Hofnungen trunkne Volk mit nichts als moraliſcher Religion unterhielt, und ſtatt von der erhaltenen Königswürde Gebrauch zu machen und Gefolge, Aufzug, Ton eines Eroberers anzunehmen, vielmehr deutlicher als je ſich erklärte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſey, und daß er blos durch Wahrheit zu herſchen, und die Menſchen durch Aufklärung zu beſeligen ſuche — ja wo er ſogar öffentlich die Zerſtörung ihres Tempels und Aufhebung ihres Geſezes weiſſagte —) einen algemeinen Unwillen gegen ſich, ſo daß in wenig Tagen die Prieſter ſchon herumgehen und das Volk gegen ihn aufwiegeln konten. — Und damit ihnen alles durch ihn ſelbſt erleichtert werden möchte, ſo hatte er auch bereits für einen Verräther geſorgt, der zu ſeiner Verhaftnehmung behülflich ſeyn muſte. Judas — hatte ſchon längſt verdient von der Jüngerſchaft ausgeſtoßen zu werden. Aber Jeſus hatte dieſen Elenden beibehalten, um ihm zum Werkzeuge ſeines Plans zu machen. Bei der Mahlzeit in Simons Hauſe dekte er zum erſtenmal ſeine Schande auf und verwandelte ſeine bisherige Abneigung in Erbitterung. Und am Abende des lezten Mahls mit ſeinen Jüngern ſagte ers ihm ins Geſicht: „Du biſt der Elende, der mich verhandelt hat. Geh! Da und da findeſt du mich.“ — Und wie? Gieng er nun nicht in den Garten freiwillig, wo er wuſte, daß Judas ihn ſuchen und überfallen würde? — Zeigte er nicht durch das Schreken, das er der Wache einjagte, daß es noch jezt bei ihm ſtund, daſſelbe zu benuzen und dieſe Feigen zu überliſten? — Ließ er nicht freiwillig ſich binden und verwies es ſeinem hizigen Vertheidiger, das Schwerdt einzuſteken? — Duldete er nicht alle die unſinnigen Beſchuldigungen im Verhör, ohne die Richter einer Antwort zu würdigen und das Volk durch eine Schuzrede, auf ſeine Seite zu ziehen, welches der Macht ſeiner Beredſamkeit kaum widerſtanden haben würde? — Sprach er nicht dem Pilatus ſelbſt, den er ſeine Unſchuld augenſcheinlich gemacht hatte, Muth ein, ſein Todesurtheil zu ſprechen? — Wahrhaftig ſo frei hat noch niemand ſein Schikſal gewählt, ſo abſichtlich hat kein Märtyrer der Wahrheit ſeine Hinrichtung veranſtaltet. Und eine fühlloſe Seele muß es ſeyn, die nicht hier mit ſtarrer Verwunderung geſteht, daß kein Menſch je ſich ſo eigentlich ſelbſt für den Zwek der Menſchenliebe hingeopfert hat, wie Jeſus.

b. Und

237 b. Und dieß Opfer? Welche Kraft hat es erfordert? — Hier iſt noch ein Gedanke, bei dem ich weilen muß. — Man bedenke die Größe ſeiner Leiden, und bewundere die Größe der Seele, welche ſie aus Liebe — fürs beſte der Menſchheit ertrug.

238 A. Wie leicht wird es andern Miſſethätern gemacht, wie ſehr wird für ihre Ruhe und Bequemlichkeit geſorgt, wenn einmal das Todesurtheil über ſie geſprochen iſt. Aber Jeſus hat in den 8 Tagen vor ſeiner Kreuzigung nicht eine Stunde geraſtet: des Tages im Tempel, des Nachts im Oelgarten wirkſam. Bei dieſer Geſchäftigkeit, ſtets voll von den ſchreklichen Scenen, die ihm bevorſtunden, da er ſie ſelbſt veranſtaltete. Man nehme dazu die Schwäche ſeines Körpers, die ſich aus der Stärke ſeiner Seelenkräfte abnehmen läßt: da die Erfahrung lehrt, daß Menſchen von außerordentlicher Geiſteskraft, welche Zeitlebens mit Nachdenken und Geiſtes-Anſtrengung ſich beſchäftigen, von einem ſehr zarten Körperbau ſind, und daß ihnen ein beſonders reizbares Nervenſyſtem eigen iſt. — Man denke dabei die äußerſte Empfindlichkeit ſeiner zärtlich liebenden Seele, die ſo ganz Gefühl war: die alſo auch eigne Kränkungen, Mißhandlungen u. d. viel inniger empfand, als ein Menſch, der minder liebt, minder gefühlvoll iſt. — Man erinnere ſich an alles das, was er in den lezten 18 Stunden vor ſeiner Kreuzigung gedacht, gefühlt, gethan und geduldet hatte. Man beſinne ſich, wie er von ſechs Uhr an des Abends bis nach zwölfen unaufhörlich ſprach, um ſeinen Jüngern noch alle die Belehrungen mitzutheilen, die ſie vor ſeinem Abſchiede nöthig hatten. Man denke, wie ſehr die ſtete Spannung, welche dergleichen fortwährende Reden erfordern, ihn angreifen, und wie die Wärme des Herzens, mit welcher er ſprach, und die Bekümmerniß, welche ihm die Ungelehrigkeit der Jünger verurſachte, ſeine Kräfte mitnehmen mußte. Man denke, wie er nach dieſer ſechsſtündigen Anſtren-

gung ſeines Geiſtes mitten in der Nacht zur Stadt hinaus auf den Oelberg gieng und ſeinen ermüdeten Körper unter freiem Himmel hinwarf, um einige Stunden dem Nachdenken über ſich ſelbſt zu widmen: wie da ſeine Phantaſie ihm die ſchreklichſten Bilder von dem möglichen Abfall ſeiner Jünger und der Fruchtloſigkeit aller ſeiner Mühe und Aufopferungen zuführte, die ihn in völlige Todesangſt verſezten, und die vielleicht ſeine Sinne zerrüttet oder ihn bis zum Tode entkräftet haben würden, wenn die Vorſehung Gottes ihm nicht einen Freund zugeführt hätte, der ihn wieder zu ſich ſelbſt brachte. Man denke ſich: wie er in dieſem Zuſtande der Kraftloſigkeit von dem Haufen der Mörder überfallen, und in Feſſeln gelegt wurde, da er kaum ſich erholt hatte. Man denke ſich, wie ſein Herz geblutet haben muß, da er ſeinen eignen Freund an ihrer Spize ſahe, der, um des elendeſten Gewinſtes willen, ihn verrieth. Man denke ſich die Qualen ſeiner Seele, da er faſt alle ſeine Jünger muthlos und flüchtig erblikte. — Man begleite ihn ſofort zu den Verhören vor dem Prieſter, Pilatus und Herodes — wie er da von 4 Uhr des Morgens bis Mittag in einem fort denken, ſprechen, dulden, — von einem Ort zum andern ſich herumſchleppen, ſich ſchmähen, anſpeien, ſich blutig ſchlagen laſſen muſte. — Man bedenke, was er da gelitten hat, und wie dieſe ununterbrochne Reihe der Leiden ſeinen Körper und ſeine Seele abmatten muſte. — Und mit dieſem abgeſpanten und ermatteten Körper muſte er nun ſein Kreuz mehrere Centner ſchwer, auf ſeinen Schultern zur Stadt hinaus tragen? — Mit dieſer abgeſpanten und ermatteten Seele muſte er nun, von keinem Tröſter geleitet, von keiner Zuſprache erquikt, ſeine Hinrichtung und mit ihr alle die Qualen denken, die mit ihr verbunden waren, und, von allen Menſchen verlaſſen, ſich ſelbſt anſtrengen, um die Gründe des Troſtes und der Standhaftigkeit nicht aus dem Auge zu verlieren? — War es Wunder,

der, daß er jezt, blaß und der Ohnmacht nahe, unter ſeiner Laſt dahin ſank und die Menſchen bewog, ihm das Kreuz (das die beiden andern Miſſethäter ſehr leicht dahin ſchlepten, weil ſie im Gefängniß ſich gemäſtet hatten) abzunehmen und dem Simon von Cyrene aufzulegen? — Gar nichts ſonderliches iſts, wenn ein Miſſethäter, wie man ſie gewönlich auf den Blutgerüſten ſieht, der einen groben, veſten, abgehärteten und ſtarken Körper und in demſelben eine rohe, dumme und unempfindliche Seele hat, Leiden dieſer Art auszuſtehen vermag. Denn dieſe Menſchen ſind aus der Klaſſe des Pöbels, und ſind von Jugend auf an Laſt und Strapazen gewöhnt. Aber daß ein Mann von Geiſt, der ſein Leben dem Denken und Wahrheitforſchen gewidmet und als Weltweiſer gelebt hatte, der alſo mit dem zärteſten Körper die gefühlvolſte Seele verband, und der um ſo lebhafter fühlte, je heller ſein Geiſt war, je deutlicher er dachte, daß ein ſolcher Mann das ausſtehn und noch — noch Kraft haben konte, eine Kreuzigung auszuhalten, ohne unter den Händen der Henker zu erliegen, das würde ein unauflösliches Räthſel ſeyn, wenn man nicht annehmen konte, daß die Verſehung Gottes ihm durch ihre Werkzeuge ganz außerordentliche Stärkungsmittel zugeführt habe. — O wie ſchreklich muſte das Leiden ſeiner Seele ſeyn, da er jezt gen Golgatha geführt wurde und kaum einen ſeiner Jünger, keinen Freund um und neben ſich ſahe: — da er von fern nur einige ſeiner Verwandten erblikte, die ihre Hände rangen und weinten. — Wie ſchreklich muſte die Qual ſeines Herzens ſeyn, da er von weiten ſeine Mutter ſahe, die mit blutendem Herzen ihn geleitete und jezt erfuhr, was Simon ihr prophezeit hatte: es wird ein Schwerdt dein Mutterherz durchboren. — Wie unausſprechlich muſte ers fühlen, da Tauſende ihn beweinten, indeß Tauſende (die er eben ſo herzlich liebte) noch auf dem Wege zum Tode ihn ſpotteten und durch Verachtung kränkten. — Und nun denke man ſich noch den ſchreklichen Schmerz, der mit dieſer Todesart verbunden war: das gewaltſame Ausdehnen ſeines Körpers: die Verdrehung ſeiner Glieder: die Marter, ſo ausgeſpant, einen Pflok zwiſchen den Füßen zu haben und auf den mit der ganzen Laſt des Körpers aufgequetſcht zu ſizen: die durchnagelten Hände und Füße: das alles denke man ſich neben den Qualen ſeiner Seele, die das Bewuſtſeyn ſeiner Unſchuld und der Spott ihn verurſachte, mit dem ſelbſt die Prieſter, die ſeynſollenden Lehrer und Muſter der Tugend, ihn noch am Kreuze belegten: und ſage dann, ob ſich in der Geſchichte je ein Leidender fand, der das ausgeſtanden hat, was Jeſus ausſtund, und ob dieſe Hinrichtung Jeſu mit dem ruhigen, und ich möchte ſagen bequemen Tode eines Sokrates verglichen werden mag? —

939 B. Und mit welcher Gröſſe der Seele litt er dieſe Leiden? — — Hat man es wohl je gehört, daß ein Menſch, der 18 Stunden lang alles ausgeſtanden hatte, was alle ſeine Seelenkräfte abſpannen, und alle Glieder, Muſteln und Nerven ſeines Korpers in die äußerſte Erſchlaffung ſezen konte, mit der ganzen Gegenwart ſeines Geiſtes, mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeiner Denkkraft, und mit dem vollen Feuer der Empfindung ſprechen und ſo ſprechen konte, daß jedes Wort, Ausdruk der zärtlichſten Sorge für ſeine Freunde und der edelmüthigſten Verzeihung gegen ſeine eignen Henker iſt? — Und ſehet, was Jeſus that, ſobald ihm die Laſt ſeines Kreuzes nur abgenommen und Leben und Odem wiedergegeben war. — Nach aller menſchlichen Erwartung muſte er in dieſem Augenblike ſo odemlos, ſo entkräftet, ſo hin ſeyn, daß er kaum ſeine Füße ſchleppen, kaum ſeine Sinne brauchen, kaum einen Laut von ſich geben konte. — Und doch iſt ſeine göttliche Seele in ihrer vollen Thätigkeit. Doch denkt er noch, doch empfindet er noch, was er in ſeinem Leben faſt allein dachte und empfand, Liebe — heiſſe glühende Sehnſucht nach Menſchenrettung und

Menſchenbeſeligung. Doch iſt es, als wenn er für ſich kein Bedürfniß hätte, kein Labſal brauchte, von keinen Schmerzen etwas wüſte — als wenn er ſich ſelbſt gelaſſen, nur für ſein Volk — für das Volk, das eben jezt ihn zum Tode verurtheilt hatte — einzig zu ſorgen und ſich um deſſen Gefahren zu kümmern hätte. Er ſieht und hört, daß um ihn her eine Menge Menſchen weinen und ſein Schikſal bejammern: und er wendet ſich um und ſpricht: „ihr guten Leute, weint nicht über **mich**: „wünſchet mir vielmehr Glük, daß ich mein Ziel erreiche, nach welchem ich ſtrebte: weint über **euch** ſelbſt „und über eure Kinder. Denn das Schikſal, das **mich** „jezt trift, iſt nichts geringers, als der Vorbote eines „weit ſchreklichern Unglüks, das **euch** betreffen wird. „Ach daß ich es von euch wenden, daß ich euch retten „könte! daß ihr noch — noch bedenken möchtet, was „zu eurem Frieden dient! — Aber das iſt es, (fuhr er mit einer Thräne im Auge fort) „was jezt den größten „Theil meiner geheimen Leiden ausmacht, daß ich um „wichtigerer Urſachen willen euch verlaſſen muß und meine Ermahnungen und Belehrungen unter euch nicht „mehr fortſezen und an eurer Rettung arbeiten kan. „Das macht mir Kummer, daß ich euch dem Geiſt des „Aberglaubens, der Meuterei und Rebellion überlaſſen „muß, der durch meine Hinrichtung, weil ſie eure Hofnungen von mir zu Schanden macht, nur deſto wütender werden und eine Zeit über euch bringen wird, wo „man ſagen möchte: wol denen Unfruchtbaren, die nie „geboren haben: — eine Zeit, wo ihr ſchreien werdet: „ihr Berge fallt über uns, und ihr Hügel bedekt uns — „Und ach, daß dieſe Warnung euch noch rühren und auf „die Wege der Beſſerung leiten möchte! Denn warlich, „euer Schikſal wird fürchterlich ſeyn. Ihr kent des Volks „Unmenſchlichkeit nicht, das ihr bisher zu eurem Verderben gereizt habt und bald noch mehr reizen werdet. „Aber ihr könt ſie an mir abnehmen. Denn da die Un-

„ſchuld ſich unter ſeinem Zepter nicht behaupten konte, „wie wird man mit euch als Schuldigen und zur Rach „Reifgewordnen thun?„ — Noch einmal denket euch die ſchreklichen Schmerzen, die ihm die Ausdehnung ſeiner Glieder, wie auf einer Folterleiter, die aus der Kugel gezogenen Arme, die durchnagelten Hände und Füße, und der ſchneidende Druk des Blokes zwiſchen den Schenkeln, ihm unaufhörlich verurſachen muſten, und urtheilt, ob unter ſolchen Qualen, deren Bewuſtſeyn kein Philoſophie zu unterdrüken vermag, ein Menſch noch an etwas anders als an ſich ſelbſt denken kan? — Und Jeſus — wie wenn er auf ſeinem Sterbebette läge, denk noch die Gegenſtände ſeiner Liebe: denkt ſeine Mutter ſeinen Freund, denkt ihren Zuſtand, ihre Verwaiſung und ſorgt für ſie. „Siehe, ſpricht er zu Maria, nim Johannes vor jezt als deinen Sohn an!„ — Und z Johannes: „nim meine Mutter zu dir, und vertrit meine Stelle bei ihr!„ — Noch mehr, er denkt an ſeine Feinde, an ſeine Henker, urtheilt von den unmenſchlichſten Behandlungen, die ſie gegen ihn verübten, wi ein Menſchenfreund mit dem ſanftmüthigen Geiſte, de unter ſeinen Bekennern ſo ſelten geworden iſt, klagt nich ihr Herz ſondern ihren Verſtand nur an, und betet lau für ſie: „Vater! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht „was ſie thun: ihr Verſtand hat ſie irre geführt: de „Aberglaube hat ſie dahin geriſſen; ſie ſündigen aus Unwiſſenheit: Vater! vergieb ihnen!„ Wahrhaftig, lieben Bruder, dieſer Leidende hat nie ſeines Gleichen gehabt. Eine ſolche Ruhe der Seele, eine ſolche Tugend eine ſolche Erhabenheit des Geiſtes, mitten unter dem Gefühl wütender Schmerzen, iſt mir nie vorgekommen: — Und wenn ich mir dabei vorſtelle, daß alle dieſe Leiden Jeſu die an ſich ſo zahlreich und ſchreklich waren, und die er mi ſo viel Gegenwart des Geiſtes erduldete, vorhergeſehene von ihm ſelbſt frei gewählte und in den Plan ſeines Lebens verwebte Leiden waren, ſo iſt Jeſus für mich der gröſt

Menſch, der je unter Gottes Sonne gelebt hat — ſo wird er mir noch in der Ewigkeit ein Gegenſtand der Bewunderung, der Verehrung und der innigſten Liebe ſeyn — ſo wird jeder Ausſpruch von ihm, der die Ueberzeugungen meiner Vernunft beſtätigt, mir eine Beruhigung für meinen Glauben geben, die mir erquikender iſt, als die Zuſammenſtimmung vieler hundert Weiſen.

O du groſſe göttliche Seele! Kein Sterblicher müſſe 24 deinen Namen nennen, ohne ſeine Knie zu beugen und vor Ehrfurcht und Bewunderung dieſer unnachahmlichen Geiſteshoheit durchdrungen zu werden. — Wo iſt das Volk, unter dem je ein Menſch von dieſer Gröſſe geboren ward. — Wie beneide ich euch, ihr Nachkommen Iſraels! O daß ihr den Stolz nicht empfindet, den wir empfinden, die wir Chriſten uns nennen, daß aus eurem Geſchlecht der Mann entſproß, der ſeines Gleichen nie hatte. — Was war dein Giftbecher, Sokrates! den du ſo heldenmüthig trankſt, gegen den Kelch, den Jeſus hier trank. — War es ſo in deiner Gewalt nicht zu ſterben? konteſt du ſo, ohne Mühe, ohne Kampf, ohne Scham, ohne alle Umſtände deinem Tode entgehen? Veranſtalteteſt du ſo die ganze Reihe deiner Begebenheiten, wie Jeſus ſie veranſtaltete? Brachteſt du ſo das Opfer ſelbſt, das Jeſus der Wahrheit und Liebe hier brachte? War ſo dein Tod, weſentlicher Theil des Plans deines Lebens? — O du groſſe, göttliche Seele! Frei, wie noch kein Sterblicher frei handelte, frei wählteſt du das Kreuz — ſchreklicher, qualvoller, grauſer, als alle Giftbecher, auf dem Lager der Ruhe, von weiſen und tröſtenden Freunden umgeben. Frei entſchloſſeſt du dich, Marter und Todesqual zu übernehmen, um, als einziges volkommes Muſter der allumfaſſenden Gottesliebe, in deinem Tode der Wahrheit das Leben, in deinen Banden der Vernunft ihre Freiheit, in deinen Leiden der Tugend ihre Freuden wiederzugeben. — — O die verdorbenſte Menſchenſeele, die Jeſum kent und nicht lieb hat!

XI.

Von der Aufklärung.

241 Was heiſt Aufklärung — ein aufgeklärter Menſch — aufgeklärte Zeiten? Wer die obigen Kapitel aufmerkſam erwogen hat, wird ſich dieſe Frage leicht ſelbſt beantworten können.

242 Aufklärung kan ſo wenig in der **Gröſſe** der Verſtandeskräfte zu ſuchen ſeyn, als in der **Menge** eingeſamleter Kentniſſe. Denn ich ſahe Genie's, ſahe Theologen, Rechtsgelehrte, Naturforſcher, Geſchichtskundige mit ungeheuren Maſſen von Kentniſſen — mitten unter Narren und Schwärmern. Und Aufklärung muß ja, wenn ſie die Grundlage der Glükſeligkeit iſt, das Ziel aller Menſchen ſeyn, wie auch der Stifter des Chriſtenthums ſie betrachtete: Alſo —

243 Wenn ein Menſch ein Syſtem, z. B. der Rechtsgelehrte, nur auswendig gelernt hätte, würde man ihn darum einen aufgeklärten Juriſten nennen? Und warum nicht? Wer dieſe Frage ſich beantwortet, wird finden, daß zur Aufklärung weſentlich dieß gehört, daß man eigne Kentniſſe beſize, nicht nachgebetete — Worte. Alſo gehört zur Aufklärung,

244 A. daß man **ſelbſt denken** lerne, daß man

245 a) von den Gegenſtänden **deutliche** Begriffe habe, die man **ſelbſt** in der ſinlichen Welt aufgeſucht, abgezogen, verglichen, entwikelt und geprüft hat.

246 b) daß man die **Quellen** und **Kenzeichen** der Wahrheit kenne und **ſelbſt gebraucht** habe: daß man die Urtheile: dieß iſt wahr, dieß falſch — dieß iſt gut, dieß böſe — ſelbſt gefällt — aus eignen Grundſäzen oder Erfahrungen gefolgert habe: daß man die Gründe für ſeine Wahrheit ſelbſt durch-

gedacht, geprüft, und bei wichtigen Gegenſtänden lang, oft, **eigenſinnig** geprüft habe.

c) Daß man alſo überall mit eignen Augen ſahe, nicht 117
vom Schein ſich irre führen ließ, **nicht dem Herzen**, der Begierde, der Neigung oder Abneigung zu Gefallen, etwas glaubte oder urtheilte, **keiner Autorität** blindlings folgte, ſondern ehe man glaubte, mit ſeinem ſchlichten Menſchenverſtande unterſuchte und ſo Wahrheit im Lichte Gottes, im Licht der Vernunft nur ſah: kurz — nach möglichſt volkomner Erkentniß (116 - 124.) und nach dem möglichſten Grade der Gewißheit (142-155. ff.) ſtrebte.

B. Da aber kein Menſch in der Welt in allen Wiſ- 118
ſenſchaften aufgeklärt ſeyn kan, ſo gehört zum Weſen der Aufklärung, ſofern ſie algemeines Gut werden ſoll, die Beſtimmung ihres Gegenſtandes und der iſt — **Wahrheit, welche die algemeine menſchliche Glükſeligkeit begründet.** Dieſe kan man in zwey Klaſſen theilen, (144. ff.) deren erſte die Glükſeligkeit des Menſchen ganz **entſcheidet**, wie die Wahrheiten der Religion und Moral, die zweite aber auf ihre Mehrung oder Minderung nur **Einfluß hat.** In ſolchen Wahrheiten, beſonders der erſten Klaſſe muß jeder Menſch ſeine Vernunft ſelbſt brauchen, und mit eignen Augen ſehn, wenn er ſeine Glükſeligkeit nicht leichtſinnig aufs Spiel ſezen will. Denn daß z. B. mir einer ſagt, die Erde drehe ſich um die Sonne, das kan ich ſeiner Autorität glauben, weil die menſchliche Glükſeligkeit nichts verliert, wenns auch Irthum wäre. Aber wenn man mir ſagt: deine Ehre erfodert, daß du dich duellireſt, — die Gottheit iſt erzürnt und du muſt ſie wieder gut zu machen ſuchen — du muſt Gott zu ehren dich geißeln oder deinen Sohn ſchlachten u. ſ. w. dann muß ich Schein, dunkles Gefühl, Autorität, alles, beiſeit ſezen, und vor allen Din-

gen meine Vernunft hören und nichts glauben als worauf dieſe unwiderſtehlich mich führt.

249 Wer ſo, von allen andern Erkentnißquellen unabhängig, mit redlichem Herzen Wahrheit ſucht, der iſt ein Freidenker im edelſten Verſtande. Deſſen Vernunft iſt entfeſſelt. Der iſt, wäre die Zahl ſeiner Kentniſſe noch ſo eingeſchränkt, wenn ſie nur durch Selbſtdenken ſein Eigenthum ſind, ein aufgeklärter Menſch.

250 Und wo die Vernunft ſo feſſellos wirken kan, wo jeder Menſch, über alles, was andere behaupten, ſelbſt und frei denken, urtheilen, und ſeine Urtheile mittheilen darf, wo das Fürwahrhalten und Bekennen keines einzigen Sazes Zwang iſt, das heiſt, durch Befehl oder bürgerlichen Vortheil oder Verluſt beſtimt wird, da ſind aufgeklärte Zeiten. — Wo irgend ein Zwang iſt, da iſt und wird — Barbarei — mit welcher in der ältern Zeit Fürſten und Prieſter ihre Herſchſucht ſtüzten, — die aber jezt kein edeldenkender Regent mehr verlangt und — bei ſtehenden Armeen auch nicht zu ſeiner Stüze bedarf.

XII.

Vom Verhältniß der Aufklärung gegen die menſchliche Glükſeligkeit.

251 Mag wohl ein Menſch fragen, ob die Entfeſſelung des menſchlichen Verſtandes vom nachgebeteten oder wohl gar vorgeſchriebenen Glauben, ob freies und eigenes Denken gut ſey?

252 Eine ſonderbare Erſcheinung. Alle Menſchen ſtreben nach Freiheit. Der Soldat fühlt ſich elend, daß er nicht nach Belieben hingehen darf, wo er will, der Kaufmann, daß er nicht Waren kommen laſſen darf, woher er will: kurz, alle Menſchen ſehen Freiheit für

das höchſte Gut an, und möchten bei dem Gebrauch ihrer körperlichen, ökonomiſchen und bürgerlichen Kräfte lieber gar keiner Beſchränkung unterworfen ſeyn: und in Abſicht auf ihre edelſte Kraft, die ſie zum Ebenbilde der Gottheit macht, ich ſage, in Abſicht auf ihre Vernunft, dulden ſie Knechtſchaft: laſſen ſich vorſchreiben, was ſie für wahr halten, was ſie lieben, was ſie fürchten, was ſie hoffen ſollen? In weltlichen Geſchäften ſind ſie vorſichtig, und wollen alles mit eignen Augen ſehen und prüfen: und wo es auf die Bildung ihres Geiſtes, auf das Heil ihrer Seele ankomt, da laſſen ſie ſich die Augen verbinden? Ueberall denken ſie ſelbſt noch, ſobald Gewinn oder Verluſt im Spiel iſt, und in der Religion laſſen ſie andere für ſich denken, urtheilen, prüfen? Welche Niederträchtigkeit! welcher Wahnſinn!

Aber auch welcher Undank! — des Schöpfers 253 edelſtes herlichſtes Geſchenk, Verſtandeskraft — gerade in den wichtigſten Dingen — ungebraucht laſſen?

Und nachbeten? — Wem? — Wer waren die 254 Erfinder ſo vieler ſin- und beweisloſen Behauptungen, über Gott und Menſchenbeſtimmung, die die Menſchen ſo willig glauben? Wer das weiß, wird erſt ganz die Schande fühlen, welche die Menſchheit drükt.

Erſtaunende Verblendung gehört dazu, wenn man 255 Aufklärung der Menſchheit, d. h. Gewönung zum eignen Denken und Urtheilen, vornehmlich in moraliſchen Wahrheiten für einen entbehrlichen Flitterſtaat anſehen, und als erſte Quelle aller Glükſeligkeit ſie verkennen will. Eignes und von Autorität unabhängiges Denken

1. **Bildet allererſt den menſchlichen Geiſt**, d. h. 256 die obern Kräfte der Seele, die bei dem entgegengeſezten Falle ganz unthätig bleiben, werden in Uebung geſezt und eben dadurch geſtärkt und vervolkomnet — der Menſch wird ein **Weiſer**.

2. **Es macht alle übrige Kentniſſe des Men-** 257 **ſchen allererſt nuzbar.** Denn wer moraliſche Wahrheiten

ten blos nachbetet, der iſt ihrer nur mit dem Gedächtniſſe und der Phantaſie mächtig. Er kan ſie, weil es nicht Gegenſtände ſeines Verſtandes ſind, mit ſeinen übrigen Kentniſſen, Erfahrungen, u. d. nicht vergleichen und in Verbindung bringen. Und wozu nüzen mir alle Kentniſſe, z. B. der Natur, der Geſchichte, der eignen Erfahrung, wenn ich ſie nicht brauchen kan, meinen moraliſchen Kentniſſen durch ſie Licht, Leben und Veſtigkeit zu ertheilen? Daher wird man finden, daß Leute von blindem Glauben, gewönlich inkonſequent ſind und in der Natur und Weltkentniß die helſten Begriffe und richtigſten Urtheile haben, die ihrer Religion geradehin widerſprechen, ohne daß ſie den Widerſpruch fühlen.

258 3. Die **Erkentniß der moraliſchen Wahrheiten**, wenn ſie Folge eignen Nachdenkens iſt, wird alſo ſelbſt **heller**, weil ihr dann alle übrigen Kentniſſe Licht mittheilen. Da entdekt man täglich und ſtündlich neue Spuren, Belege, Beiſpiele zu der erkanten Wahrheit. Lektüre, Menſchen-Umgang, Schikſale, Geſchichte — alles liefert Stof, die moraliſchen Wahrheiten zu erläutern, die Begriffe davon anſchauender zu machen, ihre Beweiſe zu unterſtüzen.

259 4. So entſteht dann natürlich auch **ſtetes Wachsthum** und **Erweiterung** der moraliſchen Wahrheiten. Ihr Feld wird täglich gröſser, ihre Ueberſicht volkomner. — Und welches Vergnügen ſeine Reichthümer täglich zunehmen ſehn? Welches Intereſſe bekomt dann erſt die Wahrheit, das ſie für den blinden Nachbeter nie hat und haben kan. — Beim blinden Glauben iſt Stilſtand und Kälte.

260 5. Und ſo gewint auch die **ruhige Ueberzeugung**. Wie ruhig wandelt der Wanderer am Tage, wann er mit ſeinen Augen ſieht, was vor ihm, was in der Ferne liegt. Mag der wahre Ruhe bei ſeinem Glauben haben, der von andern ſich vorſagen läßt, was er für wahr und gut halten ſoll? der ſich auf dem Wege zur Erkent-

niß und Glükſeligkeit gleichſam die Augen verbindet und
hinter einen Führer hertappt, der ſelbſt ſich irren kan und
der — vielleicht — einer von den Tauſenden iſt, welche
die Welt betrügen halfen, um ſich mit der verblendeten
Menſchheit zu mäſten. — Hat der z. B. nicht weit mehr
Ruhe bei ſeinem Glauben, der, wie der Weiſe ſagt, den
(liebevollen) **Vater** (in der Natur mit Augen) **ſieht**, als
der, der ihn dem Ausſpruche eines Biſchofs oder einer
Kirchenverſamlung glaubt?

6. Selbſterkante Wahrheit (was das wichtigſte 261
iſt) iſt ſicher und ausdaurend **wirkſam — auf Tugend
und Beruhigung.** Blinder Glaube iſt zwar zuweilen
auch wirkſam, aber er hat keine Sicherheit des Gegen-
ſtandes und der Dauer. a. Ich bin nicht **gewiß** ob 262
die Tugend, zu der er mich treibt, Tugend iſt. Denn
wie, wenn z. B. ein Menſch der Autorität glaubte,
Gott werde verherlicht, wenn man ſeine Feinde vertilge
und nun das Verfolgen der Kezer für Tugend hielte? —
b. Die Wirkſamkeit des blinden Glaubens hat auch keine 263
zuverläßige **Dauer.** Denn Autorität kan durch Auto-
rität verdrängt werden, wie es z. B. bei den Bauern
geſchahe, in denen der Glaube an Thomas Münſtern
den Glauben an ihre vorherigen Lehrer verdrängt hatte. —
Hingegen die Wahrheit, die meine Vernunft ſelbſt fand,
hat ſtarke, ſichere, ausdaurende Wirkſamkeit: ſie giebt
mir hinlänglichen **Antrieb** zur unverkenbar ächten Tu-
gend und eben ſo hinreichende **Tröſtungen** in meinen
Leiden und Bekümmerniſſen. Denn ſie hat die dazu un-
entbehrlichen Eigenſchaften, welche der Erkentniß des
Nachbeters gänzlich fehlen. Sie hat α. **deutliche Be-** 264
griffe, ſtatt deren der blinde Glaube nur auswendig ge-
lernte Formeln hat, welche Begriffe bezeichnen ſollen.
Und welch ein Unterſchied. Wie ganz anders wirkt eine
deutliche Vorſtellung auf meine Entſchlieſſungen oder
Empfindungen. Halt die geladne Flinte auf ein Kind. —
Es erſchrikt nicht, es flieht nicht. Warum? Halt ſie
auf

auf den Mann, der die Gefahr deutlich denkt und mit Augen es ſahe, welch Unglük ſie ſtiftete. Was wird geſchehen? — Sage dem Taglöhner, das volkommenſte Weſen iſt ein triangulum aequilaterum und aequiangulum: nim an, daß dieſer Saz noch ſo mächtige Antriebe zur Tugend enthielte: wird der Taglöhner, wenn er ihn kennt und glaubt, den Antrieb fühlen? — Sie hat
265 ſo veſte Ueberzeugung, der der Menſch nicht widerſtehn, der er keine Ausflüchte des Leichtſins entgegen ſezen, die nichts in der Welt erſchüttern oder ängſtlich machen kan: denn ſie entſtand aus ſelbſt gedachten, wiederholt geprüften und als unwiderſtehlich empfundnen Gründen, und ſie wird nach (266) täglich veſter. Der blinde Glaube hängt von der Ehrlichkeit ſeiner Führer ab. Er entſtund nicht aus unwiderſtehlichem Gefühl, ſondern er war freie Wahl der Autorität, welche dunkle Vorſtellungen leiteten. Und er iſt vor keiner Erſchütterung ſicher, weil er unvermuthet erblikte Gegengründe ſo wenig als ſeine Wahrheit beleuchten kan. — O wie weit eifriger muß der die Wahrheit befolgen, die eigne Einſicht ihm unwiderſtehlich gewiß gemacht. Wie ganz anders muß ein Troſtgrund wirken, deſſen Wahrheit mir ſelbſt einleuchtet, als der, den ich auf Treu und Glauben von andern Menſchen mir vorſagen ließ.

266 **Anmerk.** Ich kan aber hier eine **Einwendung** nicht übergehen, welche heutzutage ſchon manchen beunruhigt hat. „Was man von der Aufklärung
„ſagt, iſt aus Gründen wahr, und gleichwohl
„wirds durch **Erfahrung** nicht beſtätigt. Helle
„Begriffe und eigne Ueberzeugung muß tauſendmal
„mehr für ächte Tugend und Gemüthsruhe wir-
„ken als nachgebeteter Glaube: ich ſehe es ein:
„aber warum trifts in der wirklichen Welt nicht
„zu: warum ſind unſere aufgeklärten Menſchen
„nicht zugleich tugendhafter und wirklich freudiger
„und getroſter in Gefahren und Leiden als die An-

„hänger des blinden Glaubens?„ Ich antworte: Wenn Wahrheit als Antrieb zum Guten und Troſt in Bekümmerniſſen wirken ſoll, ſo muß ſie außer α und β auch noch γ — **Lebhaftigkeit und Vertraulichkeit** haben. Was das heiſt, S. 123. Und dieß fehlt natürlich den meiſten unſerer jezigen aufgeklärten Menſchen, weil ſie ihre Aufklärung ſämtlich erſt in ihrem männlichen Alter erlangt haben. Ihre beſſern Begriffe und Ueberzeugungen ſind neuerlich erräſonirte Wahrheiten. Es ſind neue Ankömlinge in der Seele, die noch nicht eingewohnt und mit den übrigen Ideenvorräthen noch nicht verwebt genug ſind. Alles iſt iſolirt in der Seele. Und da macht der Mangel der Aſſociation, daß ſie nicht oft und leicht zum Bewußtſeyn herauf gehoben werden. Hierzu komt hernach noch dieß, daß die meiſten Menſchen das eigne Denken in der Religion nur als Nebenſache betreiben können, weil ihre eigentlichen Geſchäfte nicht Zeit genug zu einem beſtändigen und vertraulichen Umgange mit der Wahrheit übrig laſſen. Und endlich iſt es pſychologiſch gewiß, daß im Alter friſch angepflanzte Ideen das Triebwerk nicht haben können, was Ideen haben, die in der Kindheit eingeprägt wurden und in der Seele gleichſam verwachſen. — Man muß ſich daraus die oft misgedeutete Erſcheinung erklären, daß Leute noch auf ihrem Sterbebette ihre Aufklärung ängſtlich verlaſſen, und ihre Zuflucht wieder zum alten Glauben an die Autorität genommen haben. — Auch wird es nun begreiflich, wie unvermeidlich die erſte Generation, unter welcher Aufklärung beginnt, im Ganzen genommen, ſchlechter werden muß, weil die alten Antriebe zum Guten, die der blinde Glaube gab, weggeworfen worden, und die neuen noch keine hinreichende Kraft

und Lebhaftigkeit haben. — Laßt erſt Aufklärung
in den **Volks- und Kinderunterricht** kommen,
dann wird in der zweiten und völlig erſt in der
dritten Generation ſichs zeigen, daß eigne vernünf-
tige Erkentniß unausſprechlich mehr Wärme für
Tugend und Ruhe dem Herzen gewährt als nach-
gebeteter Glaube. — Jezt bleibt uns die Regel:
laß es nicht bei deiner Aufklärung bewenden, ſon-
dern ſuche mit der ſelbſterkanten Wahrheit durch
täglichen Umgang vertraut zu werden. (S.
oben 123. 124.) Dann wirſt du an dir ſelbſt er-
fahren, daß ſelbſt erkante und von Autorität un-
267 abhängige Wahrheit a. **ſtarker wirkt**, weil der
Grund der Wirkſamkeit in dir ſelbſt liegt, in der
Lebhaftigkeit deiner Vorſtellungen, und in der Un-
268 widerſtehligkeit deiner Ueberzeugungen: b. **ſiche-
rer**: weil du gewiß dann biſt, daß du nicht zu fal-
ſcher Tugend angetrieben und mit Hirngeſpinſten
getröſtet wirſt und — weil dann kein Gegenge-
wicht möglich iſt, (wie bei der Autorität) das dei-
269 ne Ueberzeugung erſchüttern kan: c. **ausdauren-
der**: weil die Wahrheit als die Vertraute deines
Herzens dir immer gegenwärtig iſt.

270 7. Selbſterkante Wahrheit macht **Liebe zur Wahrheit und Wärme für ſie.** Man ſehe Kinder und Volk. Das Lernen ekelt ihnen. Wahrheit iſt ihnen das kälteſte, gleichgültigſte Ding. Jeder neue Zuſaz ihrer Erkentniß iſt ihnen eine neue Laſt, die ſie lieber vermindert ſähen. Und Wärme, die erlernte Wahrheit mitzutheilen, kennen ſie gar nicht. — Hingegen wer Wahrheit ſelbſt ſuchte, durch eignes Denken ſie erforſchte, durch Dunkelheiten und Zweifel ſich durcharbeitete und endlich ſie fand, der liebt ſie, wie eine Mutter, welche ihr Kind mit Schmerzen gebahr. Er hat Freude an jedem neuen Zuwachs. Es iſt ihm Vergnügen, alles was er hört, ſieht,

erfährt, lieſt, oder im Umgang lernt, auf ſeine geſamleten moraliſchen Kentniſſe zu referiren und bald Berichtigungen, bald neue Spuren und Beweiſe, bald neue Anwendungen ſeiner Wahrheit zu entdeken. Er ſizt wie der Geizige unter ſeinen Schäzen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Liebe zur Wahrheit ihn mit warmen Eifer belebt, ſie mitzutheilen und auch andere mit ihr zu beſeligen, weil er ſie ſelbſt ſo beſeligend fand: denn es ſind die einzigen Reichthümer, die durch Mittheilung nicht abnehmen.

8. Sie hat eine eigne **Kraft zur Tugend**, dadurch, 271
daß ſie auf lauter **Erfahrung** ſich gründet. Was macht unſre meiſten Chriſten ſo ſchlaf? weil ſie kein Motiv haben als citirte Befehle. — Wer hingegen Tugend und Laſter aus der Erfahrung kent, wer täglich die Winke Gottes in der Natur für die Tugend und gegen alles Laſter vernimt; wer beider zahlloſe Folgen erblikt, — wer ſolche Motiven hat, in deſſen Erkentniß liegt eine moraliſche Kraft, die alles überwiegt, und die unſere Volkslehrer leider noch zu unbenuzt laſſen.

9. Sie iſt die **einzige ächte Quelle der Tole-** 272
ranz und der **duldenden Menſchenliebe**: der aufgeklärte Selbſturtheiler läßt natürlich jedem das Recht, auf das er ſelbſt ſo ſtolz iſt, und bei dem er ſich ſo glüklich fühlt: das Recht ſelbſt zu denken und zu urtheilen, und ſeinen (ob ſchon irrigen d. h. von den Vorſtellungen andrer Menſchen abweichenden) Vorſtellungen zu folgen. Der blinde Glaube verlangt für ſeine Autorität von jedem die Achtung, die er ihr ſelbſt erzeugt. Er zündet Scheiterhaufen für die Andersglaubenden an, ſobald er bürgerliche Gewalt in die Hände bekomt. Er iſt wenigſtens zu keiner herzlichen und unpartheiiſchen Liebe gegen die ſeiner Meinung nach Irrenden fähig. — Und wer aus der Geſchichte weiß, was Intoleranz in der Welt angerichtet hat, der hat hier allein ſchon hinreichenden Grund, Aufklärung für das wichtigſte Gut der

der Menſchheit anzuſehen. O ihr Könige, ihr Prieſter, ihr Erzieher! — —

273 10. Sie allein ſchüzt die Welt vor dem Ungeheuer des Aberglaubens und deſſen ſchreklichen und die Menſchheit zerſtörenden Folgen.

274 Und noch habe ich von dem Einfluſſe der Aufklärung auf menſchliche Glükſeligkeit nur erſt die Hälfte geſagt. Man erwäge nun erſt ihr Verhältniß gegen das bürgerliche Leben. Der aufgeklärte Menſch

275 1. ſieht überall richtiger, urtheilt unbefangner als der, welcher alle ſeine Vorſtellungen und Urtheile ſich von andern vorſagen lies und ſie nachbetete. Er weiß, was er weiß aus eigner Erfahrung und Beobachtung. Vorurtheile und Beredungen wirken bei ihm nicht. Er beurtheilt den Werth und Unwerth der Güter und Freuden, die Verdienſte und Fehler der Menſchen, die Schikſale, die ihn und andere treffen, das gewönliche und ungewöhnliche der Begebenheiten ganz anders, als der, welcher auf das Selbſtdenken Verzicht gethan hat.

276 2. Und wird der geſündere Beurtheiler ſich nicht bei dieſen Dingen auch beſſer zu benehmen wiſſen? Kan es fehlen, daß der, welcher alles ſelbſt betrachtet, prüft, unterſucht, und keiner Autorität in wichtigen Dingen allein traut, im häuslichen, geſelligen und geſchäftigen Leben mehr Vorſicht, Klugheit, Veſtigkeit — zeigen muß?

277 3. So wird der Aufgeklärte (caeteris paribus) auch weniger Leidenſchaften haben, weil Leidenſchaften nichts anders ſind, als ein Tumult dunkler Vorſtellungen, welche in einer Seele die Herrſchaft haben, die ſich zum Nachdenken und Ueberlegen nicht gewöhnt hat.

278 4. Er wird daher auch weniger Fehltritte begehn. Denn alle fehlerhafte Handlungen der Menſchen entſtehn aus falſchen oder mangelhaften Vorſtellungen oder — aus Vorurtheilen.

5. Um

279 5. Um wie viel fähiger iſt alſo auch der aufgeklärte Mann zur Freundſchaft, welche bei dem, der ſeine Vernunft nicht gebildet hat, ſondern in ſeinen Urtheilen von Gewohnheit, Autorität, Jugendideen u. d. abhängig iſt, tauſendmal geſtört wird und mir nie ſicher iſt. — Weit eher würde ich einen geringen Bürger, der durch Lektüre und Nachdenken ſich von der Gewalt der Bigotterie, der Gewohnheit, des Beiſpiels — los gemacht hat, und das wenige, was er weiß, ſelbſt denkt und mit geſunden Augen anſieht, zu meinem Freunde wählen, als einen Gelehrten oder Staatsmann, der bei allem ſeinem gelehrten Krame ſich nicht gewöhnt hat, in Dingen, die unſere Glükſeligkeit angehen, ſelbſt zu urtheilen, und z. B. den als einen Freigeiſt ſcheut, der ſich zu Tiſche ſezte, ohne gebetet zu haben.

280 6. Endlich iſt der Aufgeklärte unleugbar ein beſſerer Diener und Unterthan für den Fürſten. — Man nehme nur z. B. den einzigen Punkt, daß ſoviel gute Anſtalten ber Regenten durch die Macht des Vorurtheils oder den Einfluß der Prieſterſchaft gehindert werden, welche bei Menſchen, die unbefangen urtheilen, und keine Vorurtheile der Religion, des Herkommens u. ſ. w. achten, noch von Prieſter-Ausſprüchen ſich blindlings leiten laſſen, einen ungehinderten Fortgang haben.

281 Alſo — verachte nicht Autorität, aber — laß ſie nie den einzigen und wichtigſten Beſtimmungsgrund deines Fürwahrhaltens werden. Lerne ſelbſt denken. Brauche deine Vernunft. Ehre ſie, als das algemeine Licht, das Gott der Menſchheit aufſtekte. Suche, prüfe, forſche. Lies die Schriften weiſer Menſchen, ohne Rükſicht auf ihren Kredit bei den Parteien. Strebe, durch Umgang mit Wahrheitforſchern, zu lernen. Studire vor allen Dingen die Natur und Geſchichte. Bemühe dich von allem, was du ſiehſt, oder lernſt, deutliche Begriffe zu erhalten, und glaube nichts eher, als bis du's einſiehſt und verſtehſt. Frage bei allem, was

man dir als Wahrheit vorträgt, nach den Beweiſen, und dieſe prüfe mit eigenſinniger Strenge: vergleiche ſie mit deinen übrigen Vorſtellungen, Erfahrungen, Beobachtungen ꝛc. Kurz — ruhe nicht bis die Wahrheit, die dich bei deinen Handlungen leiten, und die Stüze deiner Gemüthsruhe werden ſoll, Eigenthum deiner Seele iſt. Und was dann auf dem Wege der Natur und Vernunft dir unwiderſtehlig einleuchtete, das halt veſt, und freue dich dann erſt des Zugewichts einer guten (174.) Autorität.

Und ihr Väter und Erzieher! lernt hier es als eure heiligſte Pflicht denken, die Vernunft bei euren Zöglingen früh aufzuregen, und ſie zur Selbſteinſicht anzuleiten. Lehret ſie nichts glauben, wozu ſie nicht Reife haben, es zu verſtehen, und die Gründe davon einzuſehn. Dringt keine Wahrheit ihrem Gedächtniſſe auf, bevor ſie Eigenthum ihres Verſtandes werden kan. Bereichert ſie mit Kentniſſen der Natur und Geſchichte und lehrt ſie die Wahrheit ſelbſt finden, welche in dieſem Lichte wohnt: damit ſie Wahrheit liebgewinnen, frei befolgen und — dadurch glüklich werden lernen.

Weh dem Fürſten, der dieß hindert!

XIII.

Ueber die Untrüglichkeit der moraliſchen Erkentniſſe, bei dem eignen Gebrauche der Vernunft.

175 Aber, wenn ich meine Vernunft zur einzigen Richterin aller Wahrheit erhebe, iſt das nicht ſtolz und gefährlich? Antwort:

a. Wenn ich ſie zur höchſten Richterin aller Wahrheit machte, ſo wäre es ſtolz: aber wir reden ja nur von Wahrheiten der erſten Klaſſe (160.), und wie kan ich hier andere Menſchen für mich denken und forſchen laſſen, wo es auf mein Heil und meine Seligkeit ankomt? Und ſtolz wäre es allenfals dann, wenn ich alle **Belehrung** verachtete, alles ſelbſt erfinden und, auf Autorität **gar nichts** rechnen wollte. (164. ff.)

b. **Gefahr** iſt wenigſtens hier ungleich geringer als beim blinden Glauben. Oder iſt der Blinde ſicherer, den ein anderer führt, als der Selbſtſehende? Sieht der nicht ſicherer, der für ſich, folglich ſorgſamer ſieht, als, der für einen andern ſieht? Und da meine Vernunft die Autorität, obſchon mit Vorſicht, zu Rathe zieht, ſo habe ich ja zwei Augen, wo der Nachbeter nur eins hat.

Wie aber, wenn dem eignen Gebrauche der Ver- 283
nunft die Gottheit ſelbſt zu Hülfe käme? Lord Herbert
wünſchte ſich doch, bei allem Lichte ſeiner Erkentniß und
bei aller Stärke der Gründe für ſeine Wahrheit, daß er
Gott ſelbſt ſprechen und Beſtätigung von ihm vernehmen
könte. **Antwort:** 1. Wenn ich mit Lord Herbert wün- 284
ſchen ſollte, ſo müſte es allenfals *) um des einzigen Sa-
zes willen geſchehn: „**es iſt ein Gott!**„ Denn für alle
übrigen Wahrheiten der erſten Klaſſe redet Gott mit mir
ſo oft und ſo deutlich in der Natur, als ich mirs nur im-
mer wünſchen kan. Und in der That wünſchte es auch
Lord Herbert nur für dieſen Saz. Aber gerade hier
iſt der Wunſch am thörichſten. Denn Lord Herbert be-
ſan ſich nicht, daß ich vorher ſchon gewiß wiſſen muß,
daß ein Gott iſt — ehe ich das Sprechen mit Gott be-
nuzen kan. Denn wenn eine Unterredung mit Gott
mir etwas helfen ſoll, ſo muß ich doch gewiß wiſſen, daß
ich mit Gott rede, und Gott mit mir: und das weiß

---

*) Ich ſage, allenfals. Denn ich will damit nicht die Zulänglichkeit der Vernunftbeweiſe fürs DaſeynGottes zweifelhaft machen, ſondern nur anzeigen, daß vergleichungsweiſe, wenn ja eine höhere Autorität bei hinlänglichen Beweiſen nöthig wäre, ſich bei dieſem Saze am erſten eine wünſchen lieſe, weil er der wichtigſte und die baſis aller übrigen iſt.

ich doch nicht gewiß, ſo lange ich nicht gewiß weiß, daß
33. es einen Gott giebt — — 2. Im Grunde aber wünſchte Herbert etwas, das ihm das nicht leiſten konte. Er wollte einen höhern Grad von Ueberzeugung, als ihm Natur und Vernunft zu geben ſchien. Wie ſollte die durch eine Anſprache Gottes geſchehn? — 1. Im Traume? Wie konte er beim Erwachen wiſſen, ob Gott wirklich mit ihm geredet habe, oder, ob der Traum ein Spiel ſeiner Phantaſie geweſen ſey? 2. Durch eine von Gott unmittelbar in ihm erregte Ideenreihe? Wer mag eine, ſo in ihm entſtehende Reihe der Gedanken, von einer anders entſtandenen unterſcheiden? Wer mag hier ſchwärmeriſche Gefühle von einer wirklichen Eingebung karakteriſtiſch abſondern? 3. Durch eine Erſcheinung? Wie konte der Lord gewiß wiſſen, daß das, was ſich ſeinen Sinnen darſtellte, Gott war? 4. Durch einen Engel? Woran ſollte er den kennen? 5. Durch eine Stimme vom Himmel? Was wäre das Merkmal einer Stimme Gottes? — Alles läuft darauf hinaus, was ich oben geſagt habe (55.), wir können von keiner Sache einen Begrif uns machen, welche die einzige iſt und welche wir mit nichts aus der Welt der Erſcheinungen vergleichen können. Gott, Engel, Stimme oder Rede Gottes ſind ſolche Einzigkeiten, die gar keiner beſtimten Vorſtellung fähig ſind. Solche Dinge mögen ſich unſern Sinnen darſtellen, wenn ſie wollen, ſo haben wir kein Unterſcheidungszeichen für ſie. Wir müſſen alles, was uns erſcheint, mit ſchon gehabten Erſcheinungen vergleichen, wenn wir es uns vorſtellen wollen. Machte ſich nun Gott ſehbar oder hörbar, ſo wäre die Erſcheinung entweder einer bekanten Art von ſeh- oder hörbaren Dingen ähnlich, oder es wäre keiner ähnlich. Wäre es keiner ähnlich, (z. E. es hätte kein Licht, keine Farbe, keine Figur u. ſ. w.) ſo könten wir uns auch nichts dabei vorſtellen. Wäre ſie aber einer ähnlich, ſo müſten wir ſie unter eine Art bekanter Dinge

ſezen, und könten alſo nie gewiß ſeyn, daß ſie unter die unbekanten Dinge, Gott oder Engel, gehöre. Denn wir haben weder Gott noch einen Engel geſehen oder gehöret: können alſo auch nicht wiſſen, wie Gott oder ein Engel ausſehen oder reden müſte. Alſo iſt bei keiner Art, wie Lord Herberts Wunſch erfüllt werden könte, eine Gewißheit. — Und wollte er blos aus der Neuheit 286 der Erſcheinung ſchlüſſen, daß die Erſcheinung Gott ſeyn müſſe, eben weil er ſie keiner ihm bekanten ähnlich iſt, ſo würde er eben ſo falſch ſchlieſſen, als jener Bauer, der einen Luftball zum erſtenmale herabſteigen ſahe und ihn für einen Abgeſandten des Himmels hielt. — Endlich ſeze man, daß Lord Herbert wirklich etwas zu ſehn das Glük gehabt hätte, das er für Gott oder einen Engel zu halten ſich genöthigt fühlte, wollte er als Philoſoph nun geradezu alles glauben, was ihm die Erſcheinung kund that? Wie, wenn die Stimme, die er nun hörte, ihm zurufte: ich bin der Herr, dein Gott, und befehle dir, deine Söhne und Töchter mir zu opfern? Was würde Herbert thun? Eine ſolche Stimme erſt der Prüfung der Vernunft unterwerfen, in der Vorausſezung, daß Gott nichts offenbaren oder befehlen könne, was gegen die Vernunft ſey? Nun, ſo hätte er ja nichts gewonnen, was ein plus über ſeine ſchon vorhandene Vernunftkentniſſe abgeben, und einen höhern Grad von Ueberzeugung bewirken könte, wenn er erſt ſeine liebe Vernunft auf den Richterſtuhl ſezen und ſie aus dem Inhalte einer Stimme Gottes urtheilen laſſen müſte, obs auch eine ächte Stimme Gottes ſey. — Und noch mehr. Wenn nun dieſe Stimme in einer eignen heiligen Sprache erſchölle und alſo erſt von ſeiner lieben Vernunft gedeutet werden müſte? — Zwar könte der Lord noch einwenden, daß ſich allenfals die Erſcheinung, (wir mögen ſie Gott oder Engel nennen) durch etwas legitimiren müſte, wodurch er ſie von Betrug oder Täuſchung unterſcheiden und ihrer Göttlichkeit gewiß ſeyn könte:

allein er würde auch da nicht mehr Ruhe für ſeinen Glauben
erhalten, als ſeine Vernunftkentniß ihm gab. Denn
die Legitimation müſte durch ein **Wunder** geſchehen:
287 und was wäre dieß? Erſtlich weiß ja der Lord ſo wenig
als wir, was ein Wunder iſt, weil es eine Einzigkeit
288 iſt. (55.) Zweitens, wenn er ſich an den gemachten
Begrif halten und darunter eine Begebenheit verſtehen
wollte, welche die Naturkraft überſchreitet, ſo müſte er
ſich erſt anmaſſen, alle Kräfte der Natur zu kennen,
um gewiß zu ſeyn, daß dieſe Begebenheit, womit ſich
die Erſcheinung legitimirt, ein wirkliches Wunder ſey.
Und lehrt nicht die Geſchichte, daß wir alle Jahrzehnde
neue Entdekungen von Naturkräften machen, die in den
vorigen Zeiten für Wunderkräfte gehalten worden ſeyn
würden? Wie kan bei ſolchen Dingen Gewißheit ſeyn? —
Und was wärs endlich: wenn Herbert wirklich durch die
mit Gewißheit erkenbare Stimme Gottes Beſtätigung
ſeiner Vernunftkentniſſe erhielte? So hätte Gott ihm
allein eine Gnade erzeigt, die allen andern Menſchen
verſagt bliebe. Und ſollte wol der Allvater zur Beruhigung
des Glaubens eines ſeiner Kinder etwas **unentbehrliches**
thun und den übrigen **es verſagen?**
Wärs aber **entbehrlich**, wozu ihm? — Oder, ſollte
Herbert beſtimt ſeyn, ſeine neue Ueberzeugung mitzutheilen?
Aber was kan **mir** das helfen, daß Herbert von
Gott etwas lernte und daß er mir das Erlernte nun mittheilt?
Soll **mir** das nun **mehr** Beruhigung geben,
als ich bei meiner Kentniß ſchon hatte, die mir von Gott
durch Natur und Vernunft ſchon mitgetheilt worden
war? Müſte ich mich nicht in die höchſte Gefahr ſezen,
auf die traurigſte Art vom Lord betrogen zu werden?
Müſte mich nicht immer die (unleugbare) **Möglichkeit**
beunruhigen, daß er ein Betrüger oder **Selbſtbetrogner**
ſey? Oder wer bürgt mir dafür, daß der, welcher
verſichert, eine Stimme Gottes vernommen zu haben,
keines von beiden iſt? Soll dieſer etwa nun wieder mir
beſon-

beſondere Beweiſe geben und ſich durch Wunder legitimiren? So bin ich ja wieder neuen Unterſuchungen folglich neuen Ungewißheiten blosgeſtellt. Und wenn nun Herbert vor tauſend Jahren gelebt hätte und ſeine Geſchichtſchreiber erzählten von ſeiner vernommenen Anſprache Gottes und von den Wundern, mit denen er ſich wegen Empfang derſelben bei ſeinen Zeitgenoſſen legitimirt hatte? So wäre ich vollends in einer Unterſuchung, (nach VIII.) die meinen Weg zur beruhigenden Ueberzeugung nur laſtender und länger machte. — Hieſſe dieſe Unterſuchung anſtellen, um zum veſten Glauben an moraliſche Wahrheiten zu gelangen, nicht von Paris über Konſtantinopel nach Wien reiſen? Und wie traurig ſähe es dann erſt um den Haufen der gemeinen Menſchen aus, die ſolche Unterſuchungen gar nicht anſtellen können? Würden dieſe Tauſende, wenn auch alle Jahr ein Lord Herbert aufträte, der mit Gott geſprochen hätte, und die vernommenen Belehrungen Gottes druken lieſſe, etwas gewonnen haben? Blieben ſie nicht immer von der Ehrlichkeit derer abhängig, die ihnen 1) die Aechtheit 289
der Herbertſchen Anſprache, 2) die Aechtheit ſeiner hin- 290
terlaſſenen Schriften, 3) die Richtigkeit ihres Sinnes 291
verſicherten. Und wenn ſie dann an die in Herberts Schriften enthaltenen Wahrheiten glaubten, könte man wol ſagen, daß ſie nun an Gottes Belehrungen glaubten? Müſte man nicht vielmehr ſagen, daß ſie an ihre Lehrer glauben, die ihnen jene Dinge verſichern und bezeugen?

Der Lord würde mich nun, bei der Ueberzeugung 292
von der Thorheit ſeines Wunſches, freilich fragen: ob ich mich denn **ohne Stimme Gottes** bei meinem Glauben **beruhigen könte**, da doch meine Vernunft trüglich und der **Möglichkeit**, ſich zu irren, unterworfen ſey: aber ich würde ihm hierauf vielerlei antworten.

1. Ich würde ihm erſtlich ſagen, daß meine Ver- 293
nunftkentniſſe wenigſtens der Erkentniß aus einer Bath-

kol an Fallibilität nicht nachſtehe. Denn, der hiebe anzuſtellenden Unterſuchungen nicht weiter zu gedenken, ſo fält es von ſelbſt in die Augen, daß eine ſolche Erkentniß eben ſo wenig Infallibilität haben kan, weil alle Religionsſekten in der Welt ſich einer ſolchen Erkentniß rühmen. Entſtünde nun aus dieſer Erkentnißquelle Untrüglichkeit, ſo könte es ja unter denen, die aus einerle Quelle ſchöpfen, keine Sekten geben, die einander wechſelſeitig Irthümer vorwerfen. Denn einige müſſen in dem Falle doch irren. Folglich ſchüzte dieſe die Erkentnißquelle nicht für Irthum und gab ihnen alſo keine untrügliche Belehrung. — Ueberdem frage man nur die Geſchichte, ob wol aus irgend einer Quelle mehr Irthum geholt worden iſt, als aus der, die Herbert ſich wunſchte.

294 2. Will man von neuem einwenden und ſagen, daß die Urſache, warum aus jener untrüglichen Quelle ſo vie Trug und Irthum hergeholt worden iſt, liege nicht in der **Trüglichkeit** derſelben, ſondern in dem **Mangel des rechten Gebrauchs**; ſo würde man dieſe Ausflucht leicht zurükgeben und ſagen können: die durch Erfahrung beſtätigte Trüglichkeit der Vernunft rühre auch blos vom Mangel des rechten Gebrauchs her. — Und was heiſt denn jene Quelle **recht** brauchen? Heiſts mehr als ſeine **Vernunft** recht brauchen? Und wie kan die Herbertſche Quelle untrüglich ſeyn, da die Vernunft doch erſt ihre Aechtheit ſowohl als den vielleicht ſehr ſtreitigen Sinn einer ſolchen Stimme prüfen und entſcheiden müſte.

295 3. Aber ich ſeze noch eines hinzu. Ich behaupte, die **Vernunft** iſt unter gewiſſen Beſtimmungen unfallibel.

296 A. Die **Beſtimmungen** ſind: α. in der Erkentniß
297 der **Wahrheiten der erſten Klaſſe** (155.) und zwar
298 β. bei **Zuſammenſtimmung** des **aufgeklärten Theils** der Menſchheit — iſt ſie untrüglich. Alſo, nicht die Vernunft jedes Individuums — nicht die ganz rohe, unge-

ungebildete oder durch Aberglauben unterdrükte Vernunft — nicht überall, nicht in Aſtronomie, Phyſiologie u. ſ. w. ſondern ꝛc.

B. Die **Beweiſe** ſind folgende: 299

α. weil ſie eine **algemeine Naturkraft** zu Be- 300
friedigung eines **höchſten und algemeinen Bedürfniſſes**
iſt, die nach der **Analogie der Naturkräfte** dieſer Art
untrüglich ſeyn muß. Dieſer Beweis zerfällt in folgende
Säze: 1. Wahrheit iſt **höchſtes und algemeines Be-** 301
dürfniß. Ganz ohne Wahrheit kan kein Menſch ſeyn.
Denn unſere Begierden, Wünſche, Handlungen, müſſen
Gegenſtände haben, die wir uns als exiſtirend und mit
gewiſſen Beſchaffenheiten vorſtellen und nach gewiſſen
Grundſäzen beurtheilen. Wenn nun ein Menſch von
dieſen Vorſtellungen und Grundſäzen keine Gewißheit
hätte, (ſubjettiviſche Wahrheit) ſo würde er entweder
nicht begehren und fliehen, nicht thun und laſſen können,
oder er müſte blos mechaniſch dem Strome des Beiſpiels
folgen. Welch ein ſcheuslicher Zuſtand! — 2. Wie 302
das Bedürfniß, Wahrheit zu haben, die unſere Hand-
lungen leitet und uns bei unſern Streben nach Glük-
ſeligkeit Beruhigung giebt, algemein iſt, ſo iſt auch die
Naturkraft, durch welche wir ſie kennen, **algemein.**
Alle Menſchen haben Sinne und Vernunft: obgleich
in verſchiednen Graden der Volkommenheit. — 3. **Alle** 303
Naturkräfte ſind untrüglich, d. h. jede iſt gerade
ſo ſtark als ſie nöthig iſt zu Erreichung der Beſtimmung,
welche ihr die Natur angewieſen hat. Die Natur irt ſich
nie. Man nehme z. B. alle Inſtinkte der Thiere. Die
Biene verirt ſich nie auf Pflanzen und Blumen, die Gift
ſtatt Honig enthalten. Der Hund irt ſich nie, wenn er
die Spur ſeines Herrn riecht, daß er ſie mit einer andern
verwechſeln ſollte ꝛc. Man ſehe die Pflanzen: die Nelke
zieht keine Säfte der Rübe an ſich ꝛc. da iſt nirgends
Irthum. Ja die Naturkräfte wirken ſo untrüglich, daß
ihre

ihre Forſcher ſie berechnen können. Zwar im Einzelnen,
wo das Subjekt der Naturkraft mangelhaft iſt, (z. B.
wenn man einen Hund beſoffen machte) iſt Irthum mög-
lich, oder wo ſie auf etwas gerichtet wird, was nicht
Naturbedürfniß und Naturbeſtimmung iſt, (z. B. wenn
ich einen Hund den Takt ſchlagen lehren wollte) iſt Ir-
thum möglich. Aber im Ganzen ſind alle Kräfte der Na-
304 tur untrüglich. 4. **Nun** aber iſt die Analogie, d. h.
die Uebereinſtimmung des ähnlichen das **höchſte Ken-
zeichen der Wahrheit** für uns Menſchen: und alle un-
ſere Urtheile ſind analogiſche Folgerungen, die, wo die
Uebereinſtimmung des ähnlichen ausnahmlos iſt, den
305 höchſten Grad der Gewißheit haben (59.) 5. Folglich
iſt auch die algemeine Menſchenkraft, Wahrheit zu er-
kennen, ich meine die **Vernunft**, um ſo mehr, wenn
ſie ausgebildet iſt, wenn ſie in Subjekten von geſundem
Zuſtande gedacht wird, und zwar in Dingen, die zu den
höchſten und algemeinen Bedürfniſſen gehören, **un-
trüglich**.

306 β. Weil der Schöpfer **unendlich weiſe** iſt. Denn iſt er das, ſo können ſeine Geſeze, nach welchen die Natur wirkt, keiner Unvolkommenheit d. h. keines Unvermögens, keiner Unzulänglichkeit zu Erreichung ihrer Beſtimmungen fähig ſeyn: folglich müſſen auch die Geſeze des Denkens und Urtheilens, die er mit der Abſicht der menſchlichen Natur gab, daß der Menſch die zu ſeiner Glükſeligkeit nöthige Wahrheit erkennen ſolte, zu dieſer Beſtimmung **zureichend** ſeyn, und ſo muß folglich die nach dieſen Geſezen wirkende **Vernunft untrüglich** ſeyn, oder — die Geſeze der Natur wären nicht mit unendlicher Weisheit gemacht. — Und wenn Gott einzelnen Menſchen, wie z. B. Lord Herbert es wolte, einen ſicherern Erkentnißquell anwieſe, ſo müſte er ſeine eignen Geſeze für unſichere Früchte einer nicht unendlichen Weisheit erklären.

γ. Weil Gott **wahrhaftig** iſt und vermöge dieſer 307
Eigenſchaft die ſichere Erkentniß der Wahrheit zur Glükſeligkeit allen Menſchen auf dem Wege, den er allen anwieß, ſo möglich gemacht haben muß, daß, **wenigſtens bei Zuſammenſtimmung derer**, die dieſen Weg mit geſunder Seele betreten, **keine Verirrung möglich** iſt.

δ. Weil ſelbſt die, welche eine andere Erkentniß- 308
quelle wünſchen oder zu haben verſichern, dieſelbe aufgeben müſten, wenn ihre Vernunft in Beurtheilung derſelben ſich irren konte. (Dieß ſey κατ' ανθρωπον geſagt).

ε. **Weil** es a poſteriori gewiß iſt, daß **die Ver-** 309
nunft, unter den obengeſezten Beſtimmungen, **alle** wahren (im Gegenſaz der eingebildeten oder erſt entſtandenen) **Erkentnißbedürfniſſe** befriediget: welches dieſes Syſtem der moraliſchen Religion, wie ich hoffe, einem jeden unbefangenen Leſer augenſcheinlich machen wird.

ζ. **Zu dem allen komt auch noch** die Autorität des 310
weiſeſten der Menſchen: welcher das jüdiſche Geſez, das aus einer Herbertſchen Anſprache gefloſſen war, verwarf — alle, die vor ihm geweſen waren, für Diebe und Mörder erklärte — über die Klagte, welche nicht eher ihn für den ächten Lehrer der beſeligenden Wahrheit annehmen wolten, bis ſie Wunder und Zeichen ſahen — ſeine Schüler auf die Natur verwieß (ſehet die Lilien auf dem Felde ꝛc.) wo man den Vater ſehen könne — nur Lehren vortrug (von Gott als **Vater** aller Menſchen und der **Menſchenliebe**, als der einzigen Verehrung Gottes im Geiſt) welche Natur und Vernunft **hinlänglich** klar machen: — und welcher endlich ſichs zum Zwek machte, die Menſchen zur **Einheit** des Glaubens zu führen und eine Heerde eines Hirten aus ihnen zu machen: welcher Zwek nur der erreichen konte, der die Menſchen auf Erkentniſſe leiten wolte, bei welcher **Zuſammenſtimmung** der gebildeten Vernunft möglich iſt. (149.)

XIV.

Vom Aberglauben in Abſicht auf moraliſche Kentniſſe.

311 Wer etwas, wovon er keinen deutlichen Begrif ſich machen kan, und was keiner Beweiſe fähig iſt, welche durch analogiſche Schlüſſe ſich führen und folglich aus der Natur ſich herleiten laſſen, blos darum für wahr hält, weil andere es zu wiſſen verſichern, und es dabei ſo ernſtlich für wahr hält, daß er dadurch ſeine auf Beförderung ſeiner Glükſeligkeit abzielende Handlungen beſtimmen oder, zu Liebe und zu Haß, Furcht und Hofnung u. d. ſich bewegen läßt, der heißt ein Aberglaubiſcher.

312 Dieſe Art zu denken war von jeher die reichhaltigſte Quelle des menſchlichen Elendes: — der ſcheuslichſten Irthümer — der ſchändlichſten und unmenſchlichſten Thaten — der Barbarei und des gänzlichen Verfals der Völker. — Wer auch nur ein einziges Ding auf dieſe Art für wahr zu halten ſich entſchließt —

313 1. der hält es für möglich, daß man in manchen Fällen, ohne Schaden, ſeine Vernunft verleugnen könne. Und wer nur erſt ſo weit iſt, daß er einmal ſeine Vernunft unterdrükte und von der Regel abwich: „glaube in „Dingen, die deine Glükſeligkeit angehen, nichts, was „du nicht verſtehſt, und wovon du den Grund nicht ſelbſt „mit eignen Augen ſiehſt„ der iſt hernach bereit, das auch in mehrern Fällen zu thun — beſonders wenn die verführende Autorität einiges Gewicht für ihn hat. Zulezt entſteht ein analogiſches Gefühl, das auf den dunkeln Gedanken ſich gründet: konte das ſeyn, ſo konte ja das auch ſeyn und der Menſch iſt dann im Stande, jeden Unſinn für wahr zu halten, den man ihm als Wahrheit vorſpiegelt. Mit einem Worte, Aberglauben öfnet

allen Irthümern den Zugang und raubt alle Sicherheit, die man ſich für die Richtigkeit ſeiner moraliſchen Kentniſſe zu wünſchen Urſache hat.

2. Und welch ein unausſprechlicher Verluſt, wenn 314 man die Vortheile erwägt, welche das Selbſterkennen der Wahrheit verſchaft (S. XII.) und deren uns der Aberglaube verluſtig macht.

3. Welche Schande für den Menſchen (252.) wel- 315 cher Undank gegen den Schöpfer, der das göttliche Licht uns aufſtekte! (253.)

4. Und nun nehme man dazu, was die Geſchichte 316 bezeuget, das der **Aberglaube** die fürchterlichſten **Zerrüttungen** unter den Nationen angerichtet hat. Sobald einmal unter einem Volke der Saz angenommen war, man **kan**, oder wol gar, man **muß** bei gewiſſen moraliſchen Wahrheiten ſeine **Vernunft** unter der Autorität gänzlich **gefangen nehmen**, was entſtund da? Man frage die Geſchichte der Egypter, der Juden und aller alten Völker: — Es erſchien das Ungeheuer der **Hierarchie.** Prieſter bekamen die Gewalt über den Verſtand der Menſchen, die nun glauben, wollen, thun, laſſen, lieben, verabſcheuen, fürchten, hoffen muſten, was jene wolten. Iſt dieß nicht an ſich unedel und erniedrigend für die Menſchheit? Entnervt das nicht den menſchlichen Geiſt, macht kalt gegen die Wahrheit, und raubt ihr alle Wirkſamkeit für die Tugend? — Und wenn dieſe Deſpoten des Menſchenverſtandes nur noch ihre Gewalt gut anwendeten, und dem armen Volke lauter Wahres und Gutes vorſagten. Aber wie iſt nicht zu allen Zeiten dieſe Gewalt gemißbraucht worden? Waren die Beſizer ſolcher Gewalt über die Vorſtellungen und Urtheile der Menſchen nicht Menſchen, die von verſchiedenen Leidenſchaften beherſcht wurden? Konte es ohne Reize für ſie bleiben, daß ſie dieſe Gewalt in ein großes Anſehn ſezte, daß ſie dadurch Ehre und Reichthümer erwarben, und — von der Herſchaft über den Verſtand

der Menſchen zur Herſchaft über ihre Güter und Perſonen ſich erheben konten? — Sobald nun dieſe Monopoliſten der Wahrheit ihre Rechnung ſo dabei fanden, ſo ſannen ſie natürlich auf Mittel ſie zu behaupten. Und dieß Mittel ward natürlich der Aberglaube ſelbſt. Sie ſorgten dafür, daß das Volk immer glaubwilliger ward: und ſie bewirkten dieß durch Beförderung der Barbarei. Sie lehrten die Verleugnung der Vernunft als Religionspflicht. Sie zogen die Wiſſenſchaften in ihr Gebiet, und ſuchten alle Quellen der Aufklärung zu verſtopfen. Und nachdem ſie erſt eine Generation unterjocht hatten, ſo zogen ſie die Erziehung der Jugend an ſich, um auch der folgenden Generationen ſich zu verſichern und ihre Macht für immer zu beveſtigen. Sprachkunde, Philoſophie, Naturkunde, ſchöne Wiſſenſchaften wurden aus den Schulen verdrängt. Es wurden Samlungen unverſtändlicher Lehrſäze gemacht, die die Menſchen auswendig lernen und als Heiligthümer anſehen muſten. Man verſchafte dieſen Samlungen die Autorität der geſezgebenden Macht. Und damit auch keine einzelne Stimme ſich mehr laut hören laſſen möchte, welche für die Rechte der Vernunft und der Menſchheit ſprach und den Geiſt der Freiheit aufregte, ſo machte man es zu einem Staatsverbrechen, gegen den privilegirten Landesglauben zu reden. So ward alles Denken über Religion auf der einen Seite vergeblich und auf der andern gefährlich. Und nun — war der Verfall der Menſchheit da. Nun konte die Religion, die jezt nichts als ſinloſes Gedächtnißwerk war, dem Geiſte keine Nahrung und dem Herzen keinen Trieb und Muth zu edlen Thaten mehr geben. Nun fiel die Tugend, weil ſie im Verſtande kein Triebwerk mehr hatte und ſelbſt ihr Name ſank zur Verachtung hinab, weil der Ceremonienkram ſich das Anſehen der Tugend angemaßt hatte, indem jene Monopoliſten das Volk beredeten, beten, faſten, walfarthen ꝛc. ſey das Mittel ſich des Wolgefallens Gottes und ſeiner Seligkeit zu verſichern. Und eben damit verlor das Laſter ſeine fürchterliche Geſtalt, und der menſchliche Leichtſinn bekam die Gewalt eines Stroms, der die Welt mit Greueln und Miſſethaten überſchwemte. Sünde war nicht mehr natürliche Urſache von der Zerſtörung der menſchl. Glükſeligkeit, ſondern blos Beleidigung eines ergrimten Gottes, der durch Vermittelung der Prieſter leicht wieder zu begütigen war. Und ſo ward die Menſchheit in Barbarei und Laſterhaftigkeit verſenkt, alle fernere Ausbildung derſelben unmöglich gemacht, und das Glük der Staaten ſowol als der einzelnen Menſchen unwiederbringlich zerrüttet.

Bei dieſen Betrachtungen möchte ich jedem Könige 317
und jeden Fürſten die Frage an ſein Herz legen, ob er eine heiligere Pflicht wiſſe, als die, dem Aberglauben alle Zugänge zu verſperren und jedem Verſuche ſeiner Anhänger, nicht nur aus Liebe zu Gott und zur Menſchheit, ſondern auch aus Vorſorge für ſich ſelbſt, um nicht ein gekrönter Sklav heuchleriſcher Schwärmer zu werden, mit Entſchloſſenheit entgegen zu treten?

Anmerk Aufmerkſamkeit verdienen beſonders Geſelſchaften, welche ſich als Feinde des freien Denkens merken laſſen, und eine zudringliche Ausbreitung ſolcher Lehren ſich zum Zwek machen, die die Menſchen zur Verleugnung ihrer Vernunft nöthigen. Solche Geſelſchaften hindern nicht nur die Aufklärung und alle beſeligende Folgen derſelben, ſondern ſie ſind auch dem Regentenſtande nachtheilig, weil ſie das geheime Triebwerk der Rebellion verbreiten. Denn wer glaubt und thut, was die geſunde Vernunft ihm vorſchreibt, wird nie der geſezgebenden Macht entgegen handeln: wer aber ſich bereden läßt, zu glauben, was er mit ſeiner Vernunft nicht begreift, der kan auch beredet werden, den Regenten zu verachten, ſobald ihn die Führer ſeines blinden Glaubens als haſſenswerth darſtellen.

Und die Geſchichte lehrt, daß die Philoſophie n Rebellen gemacht, daß aber der Aberglaube me als einen Fürſten entthront hat. — Unbegreifli iſt mirs daher, wie man den Verfaſſer d Enthüllung des Weltbürgerſyſtems einer Au merkſamkeit würdigen konte, der, ſoll ich ſag frech oder dum genug? iſt, die Welt zu berede daß die Beförderer der Aufklärung den Thron d Fürſten wankend machten. Iſts nicht Wahnſin ſo wars die tükiſchſte Boßheit, welche den fingi ten Plan des Meiſter X aushekte, und den Fü ſten unvermerkt einen Haß gegen Aufklärung un Schuz für ſein ſchwärmeriſches Chriſtenthum, ei zuflöſſen ſuchte.

XV.

Von den rechtmäßigen Forderungen des ve nünftigen und beruhigenden Glaubens. Grän zwiſchen Aberglauben und Zweifelſucht.

318 Zweifelſucht und Aberglaube ſind beides gefährlic Krankheiten, obgleich die leztere ungleich zerſtörender i Der Abergläubiſche glaubt zu viel, der Zweifler od Ungläubige zu wenig. Es iſt alſo eine wichtige Frag welches die Gränzlinie zwiſchen beiden ſey. Sie lä ſich beſtimt ſo ausdrüken, wie viel muß ich fodern, wen ich mich entſchließen will, eine Sache, die meine Glü ſeligkeit angeht, für wahr zu halten, um der Schan und Gefahr des Aberglaubens zu entgehn, und was dar ich nicht fodern, wenn ich kein Zweifler ſeyn, und mic des Genuſſes aller Wahrheit verluſtig machen will.

A. Wie viel **muß** ich fodern? Wer die Abſchnitte 319 von der Wahrheit, Gewißheit und Autorität aufmerkſam geleſen hat, wird die Frage leicht beantworten können. Ich fodere

1. **deutliche Begriffe.** * Denn das was ich für 320 wahr halten ſoll, muß ich verſtehn: ſonſt nüzt mirs nichts. (250.) Ich kan aber nur einen deutlichen Begrif alsdenn mir machen, wenn ich ihn von ſinlichen Dingen abziehen oder mit ſinlichen Begriffen vergleichen kan.

2. **Zulängliche Beweiſe.** Nemlich: a. **ächte** 321 die der menſchlichen Erkentnißkraft angemeſſen ſind, das 322 heiſt, auf analogiſchen Folgerungen beruhende (55-63.) b. **überwiegende**, d. h. wo die Belege für die Wahr- 323 heit reichlich, volſtändig und unverkenbar ſind, und wo der entgegengeſezte Irthum nichts, oder ſo wenig für ſich hat, daß es für nichts zu rechnen iſt: z. B. 1000 zutreffende Erfahrungen gegen eine nicht zugetrofne: 1000 weiſe Gottesverehrer gegen einen Atheiſten. c. **Selbſtgedachte**: denn es iſt nicht genug, daß mir ein anderer 324 einen Beweis mit Worten angiebt, ich muß den Beweis ſelbſt überdenken, d. h. **erſtlich** die Belege, die er mir 325 giebt, müſſen wenigſtens gröſtentheils in dem Kreiſe meiner eigenen Erfahrungen liegen, daß ich mit meinen Augen ſehen kan, und nicht blos fremden Augen zu trauen nöthig habe: und **zweitens**: ich muß den Zuſammen- 326 hang der Schlußfolge mit den Prämiſſen ſelbſt empfinden. d. **Wiederholtgedachte**: denn bei Wahrheiten 327 der erſten Klaſſe, iſt die allergröſte Behutſamkeit nöthig. Da muß ich mich nicht begnügen, daß ich einen Saz, bei einer einzelnen Prüfung deſſelben, mit meinen Vorſtellungen, Urtheilen, Erfahrungen übereinſtimmend fand und mich genöthigt fühlte, ihn aus dieſen Belegen zu folgern. Nein: ich muß dieſe Operation wiederholen. Ich muß mehrmalen ihn prüfen. Ich muß mit Anſtrengung alles in meinen Ideenvorräthen durchſuchen, und nachſehen, ob auch alles damit ſtimt. Und ich muß

mir zu verſchiednen Zeiten bewuſt werden, daß ich ſo zu ſchließen mich genöthiget fühle, um nicht Schein und Täuſchung für Wahrheit zu halten. Und eben darum ſolten alle Säze und Beweiſe dieſer Art e. **anfangsbezweifelte** ſeyn. Man ſolte durch Nachdenken, Lektüre, Unterredung mit aufgeklärten Menſchen alles erforſchen, was gegen ſolche Säze und Beweiſe ſich einwenden läßt, um dann, wenn bei fortgeſeztem Nachdenken die Einwendungen dennoch nicht ſtich halten, und die Belege für die Wahrheit uns unwiderſtehlig zum Fürwahrhalten antreiben, deſto ruhiger bei ſeinem Glauben zu ſeyn.

328 3. **Zuſammenſtimmung** eines ſo großen Theils der aufgeklärten Menſchen, zu allen Zeiten und unter allen Völkern, daß die Zahl der Widerſprechenden ein völliges Nichts dagegen iſt.

329 Wer in Dingen, die ſeine Glükſeligkeit entſcheiden, d. h. in moraliſchen Wahrheiten **nicht** das fodert, ſondern leichtſinnig der **bloſſen** Autorität glaubt, wäre es auch die Autorität eines Engels, oder eines Konciliums aller Apoſtel, oder der ganzen ſo genanten Kirche, der iſt ein ſich und der Menſchheit gefährlicher Abergläubiſcher. Wer **mehr** fodert, iſt ein bedauernswerther Zweifler.

330 B. Was muß ich **nicht** fodern? Ich bitte meine Leſer die Sache ſcharf zu prüfen.

331 1. Nicht **idealiſche Unmöglichkeit** des Gegentheils darf ich fodern: denn ſonſt habe ich gar keine Wahrheit. Nemlich: **idealiſche** Möglichkeit beſteht blos darin, daß man etwas denken kan oder denken zu können ſich einbildet. So kan ich es denken, daß der Himmel einfält, daß eine Medizin, welche, ſo lange Menſchen ſind, die und die Wirkung that, die Wirkung nicht thue, daß mein Freund, der 25 Jahr durch Handlungen es war, im Herzen es nicht ſey, u. ſ. w. Man ſezt ſie der reellen Möglichkeit entgegen, wo ich zugleich einen Grund der

Wirklichkeit denke. So denke ich es z. B. reel möglich, daß es heute regnet, weil ich Regenwolken ziehen ſehe, oder, daß eine Stelle einen andern Sinn habe, weil ich ſehe, daß Kontext und Sprachgebrauch ihn zuläßt. Solche reelle Möglichkeit muß ich bei Unterſuchungen nicht verachten, denn ſie benimt, wenn man ſie an dem Gegenſaze wahrnimt, dem Saze die Gewißheit. Hingegen idealiſche Möglichkeit muß mich nie irren: weil, wie geſagt, ſonſt alle Wahrheit, des Juriſten, des Arztes, des Naturforſchers, des Kaufmanns u. ſ. w. und auch alle Wahrheit der moraliſchen Religion verloren gehen würde. Es iſt nichts in der Welt, was noch ſo erwieſen iſt, von deſſen Gegentheil man die idealiſche Unmöglichkeit prädiciren und erweiſen könte, indem alle menſchliche Erkentniß blos analogiſch iſt, folglich nur auf Zuſammenſtimmung der uns bekanten Erſcheinungen ſich gründet.

2. Nicht **Auflöſung aller Zweifel** darf ich fordern. 332
Ich mache alſo einen Unterſchied zwiſchen den
Zweifeln. a. Zweifel gegen die beiden Haupterforderniſſe 333
des vernünftigen Fürwahrhaltens (320. 321.) bleiben
allezeit erheblich. Und der vorſichtige Wahrheitforſcher
glaubt nie mit Entſchloſſenheit, ſo lange Einwendungen
gegen die Wahrheit der Begriffe (z. B. des Begrifs
von einem zürnenden Gott) oder gegen die Materie
oder Form der Beweiſe vorhanden ſind. Er muß ſie
aufzulöſen ſuchen, und, wenn er nicht kan, das απεχειν
wählen. Hingegen giebts b. Zweifel, die, ſobald die 334
obigen Erforderniſſe da ſind, nie geachtet werden dürfen,
wenn man ſich nicht zum ruhigen Fürwahrhalten auf ewig
unfähig machen will. Dahin gehören α) **Zweifel aus** 335
widerſprechenden Erſcheinungen, die ſich gegen die
beſtätigenden verhalten **wie eins gegen tauſend**: z. B.
eine nachtheilige Tretſcherei gegen meinen durch alle Proben
Jahre lang bewährt gefundnen Freund: ein hartes
Schikſal eines einzelnen Menſchen gegen die Millionen

Belege zu dem Saze, Gott will ſeiner Geſchöpfe Beſtes.
336 β) Zweifel, die aus bloßen, obige Erforderniſſe
nicht alterirenden, Schwierigkeiten beſtehen.
Ich ſchließe z. B. aus allen Erſcheinungen, daß Titius
ein ſehr weiſer Mann ſey, und alle Kenner halten ihn
mit mir dafür: aber, es wäre die Schwierigkeit dagegen,
daß Titius in einem Lande gelebt und eine Erziehung gehabt
hätte, bei welcher man nicht einſehen kan, wie er
zu der Weisheit gekommen ſeyn ſollte. Würde ich da
nicht recht ſagen, das kümmert mich nicht: genug er hat
ſie, und er hat ſie, wie alle Menſchen, durch natürliche
337 Mittel, wenn ich dieſe gleich nicht angeben kan. γ) Zweifel
aus der idealiſchen Welt. Dieſe kümmern mich
gar nicht. Ich urtheile z. B. aus hinlänglichen Gründen,
daß Gott ſeine Geſchöpfe liebe, und in Beſeligung derſelben
ſeine eigne Seligkeit finde: und es macht mir einer
die Einwendung: wenn Gott an Wirkſamkeit für das
Wol ſeiner Geſchöpfe ſeine Freude findet, was hat er
denn für Freude gehabt, ehe die Welt war? — Daß
man ſolche Zweifel und Schwierigkeiten nicht achten
dürfe, erhellet daraus, weil der menſchliche Verſtand
ſeine **Gränzen** hat, und man folglich a priori gewiß iſt,
daß es bei allen Wahrheiten, beſonders aber bei ſpekulativen,
eine Gränze gebe, an welche ich bei **fortgeseztem**
Nachdenken ſtoßen muß, und wo ich zulezt aus dem
Licht in ein Dunkel komme, wo das Auge meiner Vernunft
gar nichts mehr ſieht. — Aus dieſen Betrachtungen
338 folgen dieſe Regeln: a. Halte nichts, was für deine
Glükſeligkeit wichtig iſt, und was in dem Erkentnißkreiſe
deiner Vernunft liegt, mit Veſtigkeit für wahr, (ſo daß
du dadurch dein moraliſches Thun und Laſſen, Hoffen
oder Fürchten, beſtimmen lieſſeſt,) ohne obige Erforderniſſe,
(320. ff.) um nicht in Aberglauben verſtrikt zu
339 werden. b. Fordere aber auch zu deinem veſten Fürwahrhalten
nicht mehr: um das Elend nicht zu erleben,
340 in das Zweifelſucht den Menſchen ſtürzt. c. Bei

allen wichtigen Wahrheiten ſey anfangs Zweifler,
denke, prüfe, unterſuche mit eigenſinniger Strenge.
Ende aber endlich auch deine Unterſuchung, und ent-
ſcheide für Ja, oder, Nein, oder, Ich weiß es
nicht. — Um ächter, überwiegender, lang geprüfter,
ſtets einerlei empfundner, und durch Zuſammenſtim-
mung aller weiſen Menſchen unterſtüzter Gründe willen
ſich frei entſchließen, eine Wahrheit veſt zu halten
und die überbliebnen und wegen bloßer Begränzung des
menſchlichen Geiſtes nicht aufzulöſender Zweifel nicht
weiter zu achten — nach der ſo erkanten Wahrheit
mit Veſtigkeit zu handeln, ſie als Antrieb zum Guten
und Troſt in Bekümmerniſſen zu genießen und — mit
Wärme ſie mitzutheilen und auch ſeinen Mitmenſchen
werth und genießbar zu machen, heißt — philoſophiſcher
Glaube. d. Um dieſen zu deiner Ruhe und Glükſelig- 341
keit ſo unentbehrlichen Glauben immer veſter, froher,
thätiger, und endlich ganz unerſchütterlich zu machen,
ſo daß er auch in den Stunden der Schwäche nicht ſin-
ken kan, ſo ſuche mit deiner Wahrheit (123) vertraut
zu werden: d. h. 1) denke oft an ſie: 2) ſuche in Na- 342
tur, Geſchichte, Erfahrung, Büchern ꝛc. immer neue
Belege dazu: und 3) nuze ſie überal als Antrieb zum
Guten oder Troſt. So wird ſie immer heller, veſter,
wirkſamer werden. Du wirſt ſie mit jedem Tage mehr
liebgewinnen und für ſie erwärmt werden. Und dein
Glaube wird in unaustilgbares Gefühl übergehen. —
Das war es, was der Weiſe meinte, wenn er ſagte: 343
wer meine Lehre thut, (ſich ſtets mit ihr beſchäftiget und
befolgt) wird ſehen, daß ſie von Gott iſt.

Gott ſchenke dieſe Erfahrung allen meinen Leſern. Und wird dieß Buch ein Hülfsmittel dazu, ſo wird ſein Andenken meine Erquikung am Abende meines Lebens ſeyn.

XVI.

Entſtehungsart der Glükſeligkeit.

344 Unter allen Gegenſtänden der menſchlichen Erkentniß, die unſers Strebens nach Licht und Ueberzeugung würdig ſind, iſt doch wohl der Begrif der Glükſeligkeit der erſte. Denn das iſt unſer aller Ziel. Wer nun ein Ziel erreichen will, muß es genau kennen. Wir müſſen alſo einen deutlichen und veſten Begrif deſſelben aufzufinden ſuchen.

345 Zuvörderſt bemerke man, daß das **Wort**, Glükſeligkeit, bald einzelne angenehme Empfindungen oder Freuden, bald die Mittel, ſich dergleichen zu verſchaffen, bald die Anlagen oder Fähigkeiten des Menſchen, durch welche Freudegenuß möglich wird, bald einen Gemüthszuſtand des volkomnen Wolbefindens — bedeutet. Wir werden von dem allen beſonders reden müſſen. Jezt aber iſt das leztere unſer Augenmerk, ſofern von dem algemeinen Ziel oder der Beſtimmung des Menſchen die Rede iſt. Denn daran genüget mir nicht, daß ich da und dort eine einzelne Freude genieſſe, oder daß ich z. B. Geld habe, mir dergleichen zu verſchaffen, oder daß ich Geſchmak habe oder Sinn für den Genuß der und jener Freude, ſondern der Gegenſtand meines Wunſches iſt etwas Beſtändiges — iſt ein **fortdaurender Zuſtand meines Wolbefindens**, den ich als das non plus ultra meiner Wünſche anſehen kan.

346 Um dieſen Zuſtand zu finden, wollen wir vorerſt ſeiner **Entſtehungsart** nachſpüren. Denn kein Zuſtand iſt mit einenmale da. Das Beſtändige erwächſt nach und nach aus dem Augenbliklichen. Man betrachte ein Klavier, das ſeine volkomne Stimmung hat. Dieſe Stimmung iſt das **Fortdauernde**, das aus vielen einzelnen **Thätigkeiten** nach und nach entſtund. Vermittelſt

mittelſt dieſes Bildes entdeke ich, daß jedes Dinges erwünſchter
Zuſtand einer ſolchen Stimmung gleicht, welche
darin beſteht, daß alle Kräfte des Dinges in einer
harmoniſchen Wirkſamkeit ſind, und — daß ein jeder
Zuſtand aus einzelnen Thätigkeiten entſteht. Und ich 347
begreife vorläufig, warum die Alten Thätigkeit oder Leben
(Zoe nantens die Griechen) für Glükſeligkeit ſezten:
nemlich weil dieſe aus jenem entſteht. Auch be- 348
ſtätigts die Erfahrung, daß in allen Augenbliken, wo
uns wol oder wehe war, der Stof der angenehmen oder
unangenehmen Empfindung eine beförderte oder gehemte
Thätigkeit war. Denn auch bei der paſſiven Bewegung
oder Berührung des Körpers (die uns Luſt oder Unluſt
macht) iſt allezeit in dem leidenden Theile eine Thätigkeit,
welche die Bewegung annimt, ihr entgegenwirkt (reagirt)
und den empfangnen Eindruk durchs Nervenſyſtem fortſezt,
bis er zum Mittelpunkt der Empfindungen im Gehirn
gelangt. — Eben dieſe Erfahrung lehrt uns auch, 349
daß Thätigkeit ſchon an ſich etwas Angenehmes iſt —
daß Thätigkeit algemeines, und ich ſeze hinzu, das erſte
Bedürfniß des Menſchen iſt. Denn jede Kraft jedes
Dinges iſt von Natur rege oder ſtrebt nach Wirkſamkeit.
Sie iſt einer geſpanten Uhrfeder gleich. Alles ſtrebt,
ſich zu erweitern. Alles will außer ſich hinaus in einen
Wirkungskreis. Unthätigkeit iſt Elend, oder, welches
eben ſo viel iſt — Zwang. Thätigkeit iſt Wonne —
als Freiheitgefühl. Jemehr ein Ding ſeine Kräfte wirkſam
machen kan, deſto woler iſt ihm: deſto volkomner
wirds auch.

Wenn wir alſo jene Stimmung der Seele kennen 350
lernen wollen, die wir indeſſen als das Weſen der Glükſeligkeit
gelten laſſen, bis wir zu einen beſtimtern Begrif
gelangen, ſo müſſen wir alle Arten der menſchlichen Thätigkeiten
uns bekant machen. Und weil zu jeder Art von 351
Thätigkeiten etwas **ſtetes** im Menſchen ſeyn muß, was
wir **Kraft** nennen, und das unwilkührliche Regeſeyn

einer Kraft, oder ihr Niſus zur Wirkſamkeit ein Trieb heiſt, ſo müſſen wir zugleich die Kräfte und Triebe des Menſchen betrachten, wiefern ſie der Grund theils der einzelnen angenehmen und unangenehmen Empfindungen, theils gewiſſer algemeinen Stimmungen ſind.

352 Die erſte Klaſſe von Kräften, die wir am Menſchen wahrnehmen, ſind die Kräfte der groben Maſchine, deren Thätigkeit wir uns nie und im Einzelnen bewuſt werden, und die bloſſe Bewegung erzeugen. Das ſind die Bewegungskräfte der veſten ſowohl als flüſſigen Theile. Ihre Thätigkeiten, ſofern ſie der Grund angenehmer Empfindung ſind, heiſſen: harmoniſcher Kreislauf der Säfte und des Bluts, gehörige Ebbe und Fluth derſelben im Gehirn, aus welcher Schlaf und Erwachen entſteht, periſtaltiſche Bewegung der Eingeweide, regelmäſſige Funktionen der Lungen, des Magens u. ſ. w. Wenn dieſe vegetativen Thätigkeiten, dazu auch die Motion des ganzen Körpers und ſeiner Gliedmaſſen gehört, ungehindert vor ſich gehen und in einer gewiſſen Zuſammenſtimmung, ſo entſtehn dunkle angenehme Empfindungen, und, aus ihnen zuſammengenommen, die Stimmung, welche wir (körperliches) **Wolbefinden** nennen wollen.

353 Die zweyte Klaſſe von Kräften ſind die Kräfte der Nerven, deren Thätigkeit wir Fühlung nennen. Nemlich jede Fühlnerve hat das Vermögen, einen Eindruk anzunehmen, und denſelben bis zum Gehirn fortzuſezen. Solche Nerven liegen im Magen, in den Lungen, auf der Zunge, unter der Haut der Fingerſpizen und faſt des ganzen Körpers, beſonders feine aber in der Naſe, im Ohr, und im Auge. Jede Thätigkeit dieſer Nerven, wenn ſie auf einen Eindruk erfolgt, der der Kraft angemeſſen war, wirkt eine angenehme Empfindung: ſo wie wir gegenſeitig unangenehme Empfindung haben, wenn entweder gar keine Eindrüke da ſind, oder wenn dieſelben zu ſchwach oder zu heftig ſind. Durch dieſe Thätigkeiten empfinden wir den Wolgeſchmak der Speiſen

und Getränke, die Annehmlichkeiten der kühlen und warmen Luft, die Behaglichkeit der Kleider, des Lagers u. d. die Schönheiten der Farben, der Symmetrie u. ſ. w. Wir nennen das **ſinliches Vergnügen**.

Anmerk. Einige dieſer Kräfte ſind dergeſtalt rege, 354
daß wir uns ihres niſus zur Thätigkeit bewuſt werden.
Dieſe heiſſen **Inſtinkte**, dahin Hunger,
Durſt und Fortpflanzungstrieb gehören, deren Befriedigung
das ſtärkſte ſinliche Vergnügen gewährt.
Die übrigen ſind rege ohne Bewuſtſeyn, und heiſſen
Sinne, die ſich in den **Sinn** fürs **Angenehme**
und fürs **Schöne** abtheilen laſſen.

Eine dritte Klaſſe machen die Verſtandeskräfte 355
aus: — a. das Vermögen, durch jene Eindrüke Bilder
von den Dingen zu empfangen, welche den Eindruk
machten: — b. durch den Selbſtgebrauch der ſinlichen
Werkzeuge noch mehr Ideen zu ſamlen: — c. dieſe Bilder
zu betrachten und Verſchiedenes an ihnen gewahr zu
werden, und zu unterſcheiden: — d. aus den ſinlichen
Begriffen durch Abſtraktionen Verſtandesbegriffe zu bilden:
— e. Verhältniſſe, Verbindungen, Trennungen,
Werth, Unwerth, Urſprung und Zwek, der Dinge und
Begriffe zu bemerken und zu beurtheilen u. ſ. w. Dieſe 356
Kräfte, ſofern ſie ſtets rege ſind, machen nicht nur die
Wisbegierde aus, deren Befriedigung uns eine reiche
Quelle des Vergnügens wird; ſondern es entſteht auch
aus ihrer Thätigkeit, indem wir uns Dinge als nüzlich
oder genießbar vorſtellen, der **Trieb nach Beſiz** und
Eigenthum, ſo wie, wenn wir die uns ähnlichen Weſen
betrachten, der **Trieb der Sympathie** in uns erwacht
und thätig wird, welche beide, befriedigt, uns tauſend
Freuden gewähren. Die Sympathie erzeugt den Trieb
der **Geſelligkeit**, den **Ehetrieb** und den **Liebestrieb**.
Lezterer macht, daß wir von dem Leiden jedes Leidenden 357
gerührt werden, und daß wir hingegen Vergnügen empfinden,

den, wenn wir fröhlige Menſchen ſehn, noch mehr, wenn
wir unſre Freuden mit ihnen gemeinmachen, (die uns
durch Mitgenuß alleſamt erſt deſto ſchmakhafter werden)
wenn wir ſie durch unſere Arbeiten, oder durch Wolthaten
vergnügt machen, oder ihre Leiden mindern können,
wenn wir uns im Beſiz ihrer Liebe, ihres Wolwollens
358 ſehn und Zeichen derſelben erhalten. — Alle dieſe Thätigkeiten
der zweiten und dritten Klaſſe und damit verbundenen
Vergnügungen, geben (ſtets, mit Abwechslung
und mäßig genoſſen) der Seele eine Stimmung, welche
wir Heiterkeit oder frohes Herz nennen wollen.
Ein höherer Grad heiſt Luſtigkeit.

359 In die vierte Klaſſe gehört die Kraft ſich ſelbſt zum
wollen und handeln zu beſtimmen und alle ſeine Kräfte
und Werkzeuge, ſo weit ſie der Willkühr unterworfen ſind,
nach ſeinen eignen Vorſtellungen und Räſonements in
Thätigkeit zu ſezen, und ſich dabei durch keine äußere
360 phyſiſche Gewalt einen Zwang anlegen zu laſſen. Dieß
Vermögen, **freiwillig** thätig zu ſeyn, ſofern es ſtets
rege iſt, heiſt der **Freiheitstrieb**. Dieſer Trieb iſt nicht
wider alle Geſeze, aber doch wider die, welche die eigne
Vernunft nicht billigt, oder wo wenigſtens die Unterwerfung
unter den Zwang von der Vernunft nicht gut
geheiſſen wird. Die Empfindung, welche entſteht, wenn
wir uns ſeiner Befriedigung bewußt werden, heiſt **Freiheitsgefühl**,
und iſt eine der ſüſſeſten, — ſo wie die
entgegenſtehende eine der ſchmerzlichſten iſt.

361 Zur fünften Klaſſe gehört die Kraft der **Selbſtbeſchauung**.
Durch ſie erblicken wir uns ſelbſt und
unſern Zuſtand, d. h. unſere Kräfte und deren Thätigkeit,
unſre Freuden und unſre Empfänglichkeit für dieſelben,
welche frohe Ausſichten in die Zukunft giebt, unſere
362 Nuzbarkeit für die Welt, unſern eignen innern Werth,
und denken uns die Billigung, welche andere denkende
Weſen unſerm Karakter und Handlungen ſchenken. Die
Regheit dieſer Kraft beſtimt den **Gewiſſenstrieb**. Die-

ſe Selbſtbeſchauung mit Billigung iſt, das reinſte Vergnügen — mit Misbilligung, ein Wurm, der nicht ſtirbt, und ein Feuer, das nicht verlöſcht. Die Stimmung, die unſere Seele von dem vorgedachten Freiheitgefühl und dieſer Selbſtbeſchauung mit Billigung erhält, heiſt **Zufriedenheit.** Alles, was dieſe Zufriedenheit befördert oder ein Mittel dazu wird, heiſt **Gut**: was ſie beeinträchtiget, heiſt Böſe, oder, ein Uebel, im genauſten und wahreſten Sinne des Worts: was ſie weder ſtört noch befördert, heiſt **gleichgültig** — μεσον, indifferens.

Anmerkungen. 1. Das **Gute** iſt nicht allemal **ange-** 362
nehm, ſonſt würden alle Menſchen es ſuchen und
lieben. 2. Das Unangenehme oder Schmerzhaf- 363
te iſt nicht allemal ein Uebel, welches die Zufrie-
denheit ſtört. Auch beim Schmerz kan man Zu-
friedenheit und Gemüthsruhe behaupten. 3. Ver- 364
gnügen und Schmerz entſtehen aus Körpergefühl
oder Naturtrieb, Zufriedenheit iſt das Werk der
Vernunft.

XVII.

Begrif der Glükſeligkeit.

365 Jeder frage ſich nun ſelbſt, welcher der im vorigen Kapitel angezeigten Zuſtände oder Stimmungen der Seele er als das non plus ultra ſeines Strebens anſehen wolle? Um die Entſcheidung dieſer Frage zu erleichtern, will ich dieſe Zuſtände gegen einander abwägen.

366 1. Körperliches **Wolbefinden.** — Hier iſt gar kein eigentlicher Genuß. Es iſt mehr negativer Zuſtand. Wenigſtens iſt ſich der Menſch keiner beſtimten Empfindung bewuſt. Leichtes Blut, gute Verdauung, und alles, was zur Geſundheit gehört, läſt ſich nicht empfinden.

den. Sie verbreitet blos ein algemeines Gefühl, das wir Wolſeyn, Behaglichkeit, Leichtigkeit, Heiterkeit nennen. Und wir wiſſen zwar, daß der Mangel der Geſundheit uns oft ſehr laſtend wird und unſre Glükſeligkeit mindert: aber ihr Daſeyn allein wird doch kein Menſch für das Ziel ſeiner Wünſche anſehn, zumal, da die Erfahrung lehrt, daß man bei der blühendſten Geſundheit im höchſten Grade elend ſeyn kan.

367 2. Heiterkeit, fröhliches Herz, gute Laune. — Ich will ſagen, was ich darunter verſtehe. Jede freie Thätigkeit, die dem Maaße der Kraft entſpricht, iſt nicht nur mit einer beſtimten angenehmen Empfindung verbunden, ſondern ſie läßt auch eine unbeſtimte angenehme Empfindung zurük. Bei jener denken wir den Gegenſtand, den ſie hervorbrachte: bei dieſer ſind wir uns weder des Gegenſtandes noch des Vergnügens, das er ſchuf, bewuſt, ſondern es iſt blos ein algemeiner Ton der Freude oder des Wolbefindens in uns übrig. Man ſeze z. B. daß man mitten in ſeiner finſtern Laune eine angenehme Nachricht erhielt. In dieſem Augenblike denkt man die Nachricht und fühlt das Vergnügen, das ſie ſchaft. Aber das vergeht, ſobald andre Gegenſtände eintreten, die uns beſchäftigen. Nur eine Stimmung zum vergnügt ſeyn bleibt. Man iſt nach einer ſolchen genoſſenen Freude oft den ganzen Tag heiter. Jene beſtimte Empfindung bebt nun gleichſam in den Empfindungsorganen fort. Man ward aufgeräumt und vergnügt: und man iſt es nun überall, bei Geſchäften ſowol als in der Geſellſchaft. Alles ſchmekt. Das Herz iſt jeder Freude geöfnet. — Wie eine Saite, wenn ſie angeſpant war und angeſchlagen wird, nachdem Grade der Anſpannung und der Erſchütterung mehr oder minder, längere oder kürzere Zeit fortbebt und fortlönt, auch wenn die Urſache der Bewegung nicht mehr da iſt, eben ſo beben unſre Empfindungsorgane fort, obſchon die unmittelbare Berührung aufgehört hat; eben ſo iſts in der Seele. Wenn ſie einmal von einem angenehmen

Gegenſtande, er ſey körperlich oder er ſey eine bloße Vorſtellung,
geruͤhrt iſt, ſo bleibt ſie noch eine Zeit lang davon
heiter: und dieſe Stimmung iſt deſto grösser und
daurender, je ſtärker die Rührung war und je mehr ſie
ſelbſt Empfänglichkeit zum Vergnügen hatte. — Und 368
nun denke man ſich einen Menſchen, der durch öftern Genuß
einer Freude oder eines Vergnügens oft in dieſe
Stimmung verſezt wird, und frage ſich ſelbſt, was wol
in einem ſolchen Menſchen entſtehen werde? — Die Erfahrung
lehrt, daß öftere Wiederholung derſelben Thätigkeit
eine Fertigkeit hervorbringt. Es muß alſo durch
öftern Freudegenuß eine Fertigkeit d. h. eine herſchende
Stimmung zur Freude, oder — ein ſolcher Gemüthszuſtand
entſtehn, a. wo ſteter Hang zur Freude iſt, b. wo die
Seele immer mehr Empfänglichkeit zur Freude erhält, und
es ihr täglich leichter wird, jeden Anlaß zum Vergnügen
aufzufaſſen, und von dem kleinſten Eindruke des Angenehmen
gerührt zu werden, c. wo Heiterkeit und Ruhe 369
gleichſam der herſchende Ton ſind, d. h. der gewöhnliche
und ſtärkſte, ſo daß ſelten nur Augenblike des Mismuths
eintreten, und, daß Misvergnügen und Traurigkeit nie
die Oberhand behalten und bleibend werden kan. Daß dieſer
Zuſtand etwas ſehr wünſchenswerthes iſt, wird jeder
einſehen. Er hat das vorzügliche, daß man in jeder
Lage dazu gelangen kan, indem er von den Gegenſtänden
des Vergnügens unabhängig iſt. Denn ich kan ein heiterer
und froher Menſch werden durch jeden öftern Genuß
des Vergnügens, es mag daſſelbe beſtehn, worin
es will: und wir finden der Erfahrung nach fröhlige
Menſchen in der Hütte ſo viel und wol mehrere als im
Pallaſt. Nur zwei Umſtände ſind dabei, welche es bedenklich 370
machen, in dieſem Zuſtande allein das Weſen
der Glükſeligkeit zu ſuchen: a. daß er durch Schmerzen
und Leiden zerſtört werden kan: b. daß ſeine höhern
Grade von Temperament, Blut und Schikſalen abhängen.

371 3. **Luſtigkeit.** — Dieß iſt ein Zuſtand, welcher
aus ſehr ſtarken Eindrüken entſteht, welche die Gegen-
ſtände des Vergnügens auf uns machen, und wo die
Stimmung zur Freude ſo heftig wird, daß wir uns ſelbſt
und alles vergeſſen, was unſere Sorge oder Aufmerkſam-
372 keit auf ſich ziehen könte. Dieſe Luſtigkeit iſt, wie die
Traurigkeit, eine Modifikation ſchwacher Seelen, welche
nicht viel auf einmal denken können, und daher von einem
Gedanken, der ihre Seele ausfüllt, ſich gleichſam berau-
373 ſchen laſſen. Sie hat das bedenkliche, a. daß ſie nichts
ſtetes iſt und ſeyn kan, und daß ſie ſchnell in Traurigkeit
übergeht, ſobald Eindrüke des Uebels die Seele in Be-
374 wegung ſezen: b. daß ſie die Seele aus ihrem Gleichge-
wicht bringt und, durch gehemte Ueberlegung, in Ge-
fahr ſezt, ſich zu beſchädigen. Sie gleicht einem Wind-
ſpiel, das, unter Tiſchen mit Porcellan beſezt, herum-
375 ſpringt: c. daß ſie den Menſchen um den Geſchmak an
ſanftern und eben darum daurenden Freuden bringt:
376 d. daß ſie die Seele zu ſehr in Spannung ſezt. Denn
ſie iſt eine Art von konvulſiviſcher Bewegung, bei wel-
cher der Nervenſaft aus ſeinen Ufern tritt: daher man
luſtige Menſchen oft auf einmal traurig werden ſieht.
Geſezten Menſchen ſind auch luſtige zuwider, theils weil
ſie Thorheiten beſorgen, die ſie ſelbſt mit in Verlegenheit
ſezen, theils weil ſie nicht mit ihnen ſympathiſiren kön-
nen, indem ihre Freuden nicht kommunikativ ſind.
Denn Freuden, die dieß ſeyn ſollen, müſſen das Mittel-
maas nicht überſchreiten.

377 4. **Zufriedenheit.** — Sie iſt das algemeine Wol-
befinden der Seele, welches aus der unbewegbaren
Ueberzeugung entſteht, daß man alles das beſize, was
das höchſte Ziel des Menſchen hinieden genent zu wer-
den verdient. — Sie iſt ein ſanftes Gefühl ſtiller aber
erquikender Freuden über das freigewählte Gute, oder
welches eben ſoviel iſt, ſie iſt das Gefühl unſers eignen
378 Werths. — Und da das Gute (im Unterſchied des An-
geneh-

genehmen) blos durch die **Vernunft** uns vorgeſtelt und
nicht mit den Sinnen empfunden wird, ſo erhellet, daß
ſie lediglich das Werk der gebildeten Vernunft iſt: —
daß alſo nicht nur Kentniß des Guten, ſondern auch 379
Uebung im Genuß deſſelben erfodert wird, wenn man
ein zufriedner Menſch werden will. — Wer das Gute 380
kent und geſchmekt hat, wird es dem Angenehmen verziehen:
er wird das leztere nicht verachten, ſondern vielmehr
genieſzen ſo oft er es, ohne das Gute zu verlieren
oder deſſen Genuß zu ſchwächen, genieſzen kan: aber er
wird es nicht als Zwek, ſondern als Mittel ſuchen: er
wird jede andere angenehme Empfindung brauchen, um
ſeiner Seele die Stimmung zu geben, die ich oben beſchrieben
habe, weil die Heiterkeit ein ſehr wichtiges Beförderungsmittel
der Zufriedenheit iſt: er wird, wie die
Biene aus jeder Blume Honig ſaugt, aus jedem Gegenſtande
des Vergnügens, Vergnügen zu ſchöpfen wiſſen,
aber er wird auch jedes Vergnügen dem Guten aufopfern,
ſobald es mit demſelben in Streit komt. Und dieſer Beſiz 381
und Genuß des Guten wird ſein Wolbefinden mitten
in allen Leiden unbewegbar machen, die nicht vom
Verluſt des Guten ſelbſt entſtunden: a. weil der, welcher 382
ſich an Freuden gewöhnt hat, die die Vernunft gewährt,
und dadurch über die Eindrüke des ſinlichen Uebels
Herr ward, auch dieſelben minder empfindet: b. weil der Gedanke, 383
daß man alles beſizt, für jeden Verluſt und auch bei
Schmerzen, wenn ſie nicht das ganze Maas der Menſchenkraft
überſchreiten, entſchädigt: c. weil die Uebung durch Räſonement 384
ſich Freuden zu ſchaffen, fähig gemacht hat, jeden
Gegenſtand des Misvergnügens richtig zu ſchäzen. — Man 385
erſiehet hieraus: wie mit der wahren Zufriedenheit
das volkommenſte **Freiheitgefühl** verbunden iſt: weil
der Zufriedne alles hat, was er braucht, und weil ſeine
Wünſche kein König einſchränken kan. —

Und ſolte hier wol ein einziger meiner Leſer ſich noch 386
wegen der Wahl bedenken? Mich deucht, das Reſultat

387 fält in die Augen. 1. Richte dein Streben nach Glük-
ſeligkeit auf Zufriedenheit, welche allein dieſes groſſen
388 Namens würdig iſt. 2. Langeweile ſuche nie, meide
389 ſie vielmehr. Sie iſt die Klippe der Glükſeligkeit. 3. Jo-
vialität, gute Laune, aufgeräumtes Weſen, Heiterkeit,
Fröhlichkeit ſuche, ſo weit es Temperament und Umſtän-
de erlauben, als Mittelzwek, um der Zufriedenheit wil-
len, weil das die ſchöne Stimmung der Seele iſt, wel-
che uns zu unſern Geſchäften aufgelegt, zum geſelligen
Leben geſchikt, in Ausübung des Guten unverdroſſen,
zu Duldung fehlerhafter Menſchen fähig, bei widrigen
Schikſalen gelaſſen, im Beſiz und Genuß des Irrdiſchen
genügſam macht, und folglich die Zufriedenheit
390 mittelbar befördert. 4. Und um eben der Urſache wil-
len betrachte körperliches Wohlbefinden als einen
wichtigen Mittelzwek, und laß die Erhaltung deiner Ge-
ſundheit dir angelegen ſeyn.

In dieſen Regeln iſt die vollſtändige Anweiſung zur Glükſeligkeit enthalten. Die folgenden Kapitel werden ſie näher entwikeln.

XVIII.

Unentbehrlichkeit der Religion zur Glükſeligkeit.

391 Wir kennen die erſte Wahrheit des Menſchen. Wir wiſſen, was Glükſeligkeit heiſt, und daß, um zu dieſem Zuſtande zu gelangen, Genuß des Guten und Angenehmen erfodert wird. Wir müſſen alſo beides ſo vollſtändig als möglich kennen zu lernen ſuchen. Lezteres lehrt uns Sinn und Erfahrung: erſteres die Vernunft.

392 Gut iſt, was die Vernunft billigt. Es kommt alſo darauf an, daß ich weiß, was der Grund dieſer Billigung ſey? Dieſer Grund kan nicht in der augenbliklichen angenehmen Empfindung liegen, ſondern in der

Vorſtellung der Fortdauer derſelben, und in der Gewißheit
dieſer Fortdauer. Denn die augenblikliche Empfindung
macht mich vor jezt vergnügt, aber nicht auf
immer zufrieden. Dieſer Grund läßt ſich auf viererlei
Dinge anwenden. Die Vernunft billigt a. was Freuden 393
gewährt, die fortdauren und auch noch in Abweſenheit
des Gegenſtandes genoſſen werden können: (z. E. das
Vergnügen, welches mir die von mir bewerkſtelligte Rettung
eines Unglüklichen gewährte:) b. was Leiden wegſchaft 394
oder mindert, ohne die vorgedachten Freuden zu ſtören;
c. was unſere Empfänglichkeit für jene Freuden erhält 395
oder vermehrt, oder, welches eben ſoviel iſt, was den
Menſchen ſelbſt volkommner macht: d. was von allen vernünftigen 396
Weſen gebilliget wird.

Allein dieſe Beſtimmung des **Guten** hat etwas 397
an ſich, was mich nicht mit ihr zufrieden macht, nemlich
ſie iſt für den größten Theil der Menſchen nicht ſicher
genug, weil a. zu dieſer Erkentniß des Guten eine ſehr 398
geübte Vernunft gehört, die ſicher und unpartheiiſch urtheilt:
b. weil die meiſten Menſchen an Sinlichkeit gewöhnt 399
ſind, und die ſinliche Luſt das Uebergewicht über
ihre Vernunft erhalten hat.

Ich preiſe daher jeden glüklich, welcher einen Gott 400
erkent und aus Gotteskentniß ſeine Begriffe vom Guten
und Böſen herzuleiten weiß. Was Gott will oder billigt
und ſeiner Natur nach billigen muß, das iſt gut und
umgekehrt: dieß iſt der ſicherſte Grund der Billigung
unſerer Vernunft, an dem auch der Schwache ſich veſthalten
kan, ſobald er einmal zu richtigen Begriffen von
Gott gelangt iſt. — Nun heißt Gotteskentniß, **Religion**. 401
Alſo iſt Religion zu unſerer Glükſeligkeit unentbehrlich.
Man erwäge die weitern Beweiſe.

1. Unter Völkern, wo einmal der Gedanke von einem 402
Gott ruchtbar iſt, kan kein Menſch ruhig und zufrieden
ſeyn, ſo lange er nicht für Ja oder Nein entſchieden
hat. S. 6. 301. Denn da iſt die Wißbegierde

raſtlos: da beunruhigen mich die Fragen: iſt ein Gott? wie iſt er gegen mich geſinnt? hat er Anfoderungen an mich? u. ſ. w.

403 2. Die Erkentniß des Guten wird durch Gotteskentniß geſichert. Denn es fällt in die Augen, daß Gott im höchſten Grade gut ſeyn muß und daß es keinen vollkommnern Maasſtab des Guten für den Menſchen geben kan, als **Aehnlichkeit** mit Gott. — Ja ich getraue mich zu behaupten, daß Religion die Erkentniß des Guten nicht blos ſichert, ſondern ſogar begründet: und daß, ohne Gott, die Menſchen Gut und Angenehm nicht würden haben unterſcheiden lernen. Beide Begriffe, Gott und Gut, ſcheinen mit einander entſtanden zu ſeyn.

404 3. Und ſo kan ich auch durch Gotteskentniß erſt die **Kolliſionsfälle** entſcheiden und gewiß wiſſen, wo ich das Angenehme dem Guten und das minder **Gute** dem **Beſſern** aufopfern ſoll.

405 4. Auch giebt ſie mir den volſtändigen **Grund zur Freude am Guten.** Was iſt eine gute That ohne Beifall Gottes und Vergeltung jenſeit des Grabes? Man ſage, was man will, vom erquikenden Bewuſtſeyn der Tugend. Es iſt nachgelalltes Geſchwäz. Freilich im Augenblike der That iſts Naturfreude, wenn ich z. B. Freuden ſchaffe oder Leiden mindere: aber was iſts hinterher? Was hab ich am Ende von dem Gedanken, daß ich zeitlebens gut war und Gutes that und alle meine Kräfte erſchöpfte, um zu nuzen und Glükſeligkeit zu verbreiten? Soll dieß Bewuſtſeyn mir am Abende jedes Tages und auch noch am Abende meines Lebens mich erfreuen, ſo muß ich einen Gott kennen, der mit ſeinem Beifalle mich ehrt und jenſeits der Vergelter iſt. Sonſt bin ich Egoiſt.

406 5. Durch Gotteskentniß erhalte ich dann auch Kraft und Muth zum Guten, ſelbſt da, wo ich mit Hinder-

niſſen kämpfen muß, oder wo ich ſtatt Gewinn Verluſt erblike.

407 6. Und endlich, ohne Gott, — bei der Dunkelheit meiner Schikſale — unter den Händen verdorbner und fehlerhafter Menſchen — im Unglük? Was ſoll meine Ruhe und Zufriedenheit unzerſtörbar machen? Was iſt dann **Gut**, deſſen Beſiz mich zufrieden ſtellt, wenn alles mir abſtirbt, alles mich verläßt?

408 7. Wo iſt Ausſicht in der Nacht des Todes? Wo iſt Hofnung der **Entſchädigung für Uebermaas** der Leiden, das in der Welt ſo häufig iſt.

409 Außer dieſen Gründen der Unentbehrlichkeit — erwäge man noch, daß, wenn ich einen Gott mit beruhigender Gewißheit kennen lerne,

410 a. mir **neue Freuden** entſtehn. Denn Freude iſts, den Urſprung ſeines Daſeyns, ſeiner Freuden und ſeiner Hofnungen zu kennen und den Wolthäter zu wiſſen, der uns beſeligt. Freude, einen Gegenſtand der Liebe zu haben, der fähiger und würdiger als alles iſt, geliebt zu werden, und der ſo mächtig und treu in ſeiner Gegenliebe iſt.

411 b. Daß mir nun **alle andre Freuden von neuem ſchmakhaft** werden, da ich ſie aus den Händen dieſes Gottes erhalte und ſie als Unterpfänder ſeiner Liebe anſehen darf.

412 c. Daß mein ganzes **geſchäftiges Leben**, das ſo oft mit den gröſten Laſten verbunden iſt, mir dadurch **Freude wird**, wenn ich einen Gott kenne, der meine täglichen Geſchäfte, die ich als Bürger und Hausvater — zum Wol meiner Mitmenſchen verrichte, als eine Verehrung anſieht, die ich ihm ſelbſt leiſte, als Erfüllung ſeines Willens, die er jenſeit des Grabes mir vergelten will.

413 d. Und nun wird auch mein **Wahrheitforſchen** mir werth, da die Erkentniß eines wahrhaften Gottes mir meine Wahrheit unumſtößlich macht. S. 307.

Wir wollen uns beſtreben, vom Daſeyn Gottes und ſeiner Natur veſt überzeugt zu werden: aber wir wollen auch alles ſtreng und eigenſinnig prüfen, damit wir bei dem wichtigſten Gegenſtande unſrer Zufriedenheit nicht nach einem Schatten greifen.

XIX.

Daſeyn Gottes.

414 Wenn ein Wandrer in Lybiens heiſſer Sandwüſte weglos, ermüdet, dürſtend umherirrte und — endlich in der Ferne einen kühlen Schatten zum Lager, einen ſichern Pfad zu Vollendung ſeiner Reiſe und einen friſchen Quell zur Stillung ſeines Durſts entdekte, und — ein Andrer begegnete ihm, ſuchte ihm ſeine Entdekung auszureden, nente ihn einen Träumer und machte ihn zulezt ſo irre, daß er Lager und Weg und Quelle aus dem Auge verlöre — Gott! wie grauſam wäre dieſer Menſch, der ſo des ſchmachtenden Wanderers beſten, einzigen Troſt vernichtete! Und iſt dieſer Grauſame nicht, der laut dich leugnet und dein Daſeyn uns bezweifeln lehrt?

415 Es iſt ſonderbar, daß Philoſophen, und gerade einige der gröſten Philoſophen dieſe Grauſamen waren: wie wenn die Vernunft, auf einer gewiſſen Stufe ihrer Vollkommenheit, wieder abartete.

416 So ſagts die Geſchichte. Mit der Vernunft war Gotteskentniß unter allen Völkern. Wo wir Menſchen finden, die nur einigermaſſen über den Stand der Wildheit ſich erheben, da finden wir auch einen Gott. — Mit dem Steigen der Kultur der Vernunft entſtunden

auch immer edlere Begriffe von Gott. — Im vollen 417 Lichte verlor ſich der Gegenſtand und begann Atheismus: gerade wie, wenn das Licht zu ſtark wird, man gar nichts mehr ſieht.

Es muß uns alſo gar keine Unruhe machen, daß es 418 Atheiſten gegeben hat. Sie ſind zu weit in die Sonne gegangen und haben mehr Licht verlangt, als das Auge ertragen konte. S. 430. ff. Wir wollen uns bemühen, einen ſichern Standpunkt zu wählen und nach einer Ueberzeugung trachten, wie ſie der menſchlichen Natur angemeſſen iſt. S. 319. ff. Wir wollen ſtreben, um mit einem Apoſtel zu reden, Gott zu ſehen, zu fühlen und zu finden, um mit der freudigſten Zuverſicht den Glauben an Gott veſthalten zu können. — Denn wünſchenswerth 419 iſt es, daß wir Gott kennen lernen, S. XVIII. und daß Gotteskentniß auch unſere Mitmenſchen belebe, weil ohne ſie jene allesumfaſſende Menſchenliebe ſchwer, wo nicht unmöglich iſt, (403.) welche den Grund der Glükſeligkeit der Staaten, der Familien und jedes einzelnen Menſchen ausmacht.

Wenn wir ſagen, es giebt einen Gott, ſo wollen 420 wir damit anzeigen, es gebe ein Weſen, das **von der Welt unterſchieden** und von ihr ſelbſt der **zureichende Grund** iſt.

A. Der **erſte** Beweis, daß es ein ſolches Weſen 421 gebe, ob wir uns gleich von ihm ſelbſt keinen beſtimten Begrif machen können, beruht auf dem Saze: **alles — hat ſeinen zureichenden Grund.** Dieſer Saz wird 422 von jedem menſchlichen Verſtande analogiſch gefolgert: und da noch keine Ausnahme gefunden worden iſt, d. h. da noch kein Ding uns bekant worden iſt, was keinen zureichenden Grund gehabt hätte, ſo wird dieſer Saz als ein Axiom angeſehn, S. 59. und gehört unter die Säze, die der menſchliche Geiſt als wahr zu denken ſich gezwungen fühlt.

423 Wenn nun alles ſeinen zureichenden Grund hat und haben muß, ſo müſſen wir ihn auch bei denen Dingen annehmen, von denen wir ihn nicht beſtimt wiſſen. Nemlich wir ſehn z. B. daß der zureichende Grund von der Pflanze die Erde, die darinnen enthaltene Feuchtigkeit, die Sonne u. ſ. w. iſt: aber wir ſehen nicht, was der zureichende Grund z. B. von der Sonne iſt. Wir urtheilen aber, daß auch die Sonne ihren zureichenden Grund haben müſſe.

424 Wir verſtehen aber unter dem zureichenden Grunde die Thätigkeit einer Kraft, durch welche etwas entſteht, was vorher nicht war, es ſey ein Ding oder ſeine Form. Wenn wir z. B. eine Kugel durch ein Bret fahren ſehn, ſo ſchreiben wir der Kugel eine Kraft zu, das Loch hervorzubringen, das vorher nicht in dem Brete war: dem Pulver aber eine Kraft, der Kugel die Bewegung zu geben, die ſie vorher nicht hatte: der Hand des Schieſſenden eine Kraft, durch den Hahn das Pulver zu entzünden: der Seele deſſelben eine Kraft, das zu wollen und ſeine Hand ſo zu bewegen u. ſ. w.

425 Wenn wir aber eine Kraft nicht blos uns vorſtellen, ſondern ſie auch als wirklich in Zeit und Raum uns denken, ſo müſſen wir ſie in einem Dinge denken. Die Analogie oder die ausnahmloſe Erfahrung hat es uns unmöglich gemacht, Kraft ohne Subjekt als wirklich zu denken.

426 Wenn nun der zureichende Grund eher iſt, als das, was er verurſacht, und folglich Urſache und Wirkung in Zeit und Raum verſchiedne Dinge ſind, ſo muß auch ſein Subjekt, oder, das Ding, in welchem die Kraft, welche den zureichenden Grund enthielt, ſich befindet, von dem Dinge, dem ſie Daſeyn oder Form oder Veränderung deſſelben gab, in Zeit und Raum verſchieden ſeyn. Und es iſt unmöglich zu denken, daß das Ding A, welches der zureichende Grund von B iſt, eben daſſelbe Ding ſeyn ſollte, das B iſt.

427 Und ſo folgern wir mit Ohnfehlbarkeit: **wenn alles, was iſt**, einen zureichenden Grund hat, durch den es ſo iſt, wie es iſt, und vorher nicht war, ſo **muß** auch dieſe Welt einen zureichenden Grund haben, durch den **ſie** das herrliche Ganze ward, was ſie iſt: und wenn der zureichende Grund **in** einem Dinge liegen muß, das von dem Dinge verſchieden iſt, dem es Form und Daſeyn gab; ſo muß auch der zureichende Grund der Welt in einem Dinge ſich befinden, das von der Welt verſchieden iſt. Alſo — muß, in dem veſtgeſezten Sinne, ein **Gott** ſeyn.

428 **Anmerk.** Wir haben, wie mich deucht, uns um die
Streitigkeiten der Philoſophen über die **Ewigkeit
der Materie** nicht zu bekümmern. Sie ſind aus
der idealiſchen Welt. S. 331. In der wirklichen
Welt kennen wir nur Formen. Die Materie, der
Urſtof der Dinge, die Dinge ſelbſt ſind uns un-
bekant. S. 132. Folglich haben wir auch vom
Entſtehen der Dinge, als οντως οντα, keinen Be-
grif, weil wir keines wahrnehmen, und folglich
keine analogiſche d. h. gar keine Erkentniß uns mög-
lich iſt. — Und wozu ſollen wir uns auch darum 429
bekümmern? Es iſt genug zu wiſſen, daß ein Gott
iſt, der der Welt, in Abſicht auf Form, ihr Da-
ſeyn gab.

XX.

Daſeyn Gottes.

Verſtärkter Beweis.

430 Der Schluß aus dem Saze vom zureichenden Grunde kan noch auf eine andre Art gedacht werden, wo er uns unmittelbar auf den erhabenſten Begrif von Gott

leitet und zugleich ſinlicher, folglich für ungeübte Menſchen faßlicher und fühlbarer wird. Ich ſchluße ſo: wo ich Zwek und Plan ſehe, da bin ich gezwungen ein Weſen zu denken, welches dieſen Zwek und Plan gedacht und ausgeführt hat: und je volkomner dieſer Zwek und Plan iſt, deſto volkomner muß das Weſen ſeyn. **Nun aber** — ſehe ich in der Welt nicht nur Zwek, ſondern eine ganz unausſprechliche Summe von großen, weiſen, wolthätigen Zweken, in Verbindung mit einer völlig entſprechenden Summe der volkommenſten Mittel, die unter den mir bekanten Weſen keines durchzudenken, geſchweige zu erfinden, zu vereinbaren und auszuführen fähig wäre: Alſo — bin ich genöthiget, ein noch unbekantes Weſen mir als wirklich zu denken, welches, im Beſiz einer erſtaunenden Weisheit und Macht, dieſe Zweke gedacht, gewollt und ausgeführt, kurz, der Welt dieſe zwekvolle Form gegeben hat. Und dieß Weſen nennen wir — Gott.

431 A. Der erſte **Vorderſaz** beruht auf einer ausnahmloſen Analogie: hat alſo für uns den höchſten Grad der Gewißheit. Nemlich, wir haben in der ganzen Welt und Menſchengeſchichte keinen einzigen Fall, wo eine todte Urſache (im Gegenſaz eines denkenden und nach Vorſtellungen handelnden Weſens) etwas hervorgebracht hätte, das eine nur einigermaßen lange Reihe von veſter Regelmäßigkeit enthielte. Es iſt z. B. zuweilen der Fall, daß ſechs Würfel 1. 2. 3. 4. 5. 6. werfen, aber der Fall wird ſchon nie exiſtiren, daß tauſend Würfel die 1 — 1000, und zwar in einer richtigen Raumfolge der Würfel, darlegen ſollten. Sobald man nun außer einer bloßen räumlichen oder zeitlichen Regelmäßigkeit noch idealiſche denkt z. B. eine Ode, die durch das Herumlaufen einer Million Hüner, deren Füße in ein Dintefaß getaucht waren, auf dem Papiere irgend einmal entſtünde: oder — einen gedrukten Bogen voll vernünftiger Gedanken, der durch das wiederholte Ausſchütten

des Sezkaſtens ſich formte: oder — eine Armee, die nach einem veſten Plane regelmäßig fort agirte, ohne Leitung und Anführung: oder ein Fabrikhaus, wo 20000 Menſchen in verſchiednen Zimmern, jeder für ſich, ohne Direktion, zwekmäßig alles leiſteten, was man jezt etwa in einem ſolchen Hauſe findet: — ſo fühlt man die Unmöglichkeit noch weit unwiderſtehlicher, eine ſolche Kompoſition von Regeln und Zweken dem Ohngefehr zuzuſchreiben, d. h. es zu denken, daß kein verſtändiges Weſen da ſey, daß dieſe Regeln und Zweke gedacht, gewollt und ausgeführt habe.

B. **Der zweite Vorderſaz** — beruht ebenfals 432 auf einer ausnahmloſen Wahrnehmung. In der Welt befindet ſich eine zahlloſe **Menge** von Dingen, die alle unter ſich ſo eingerichtet, geſtellt, verbunden ſind, daß überall Zwek und Regel ſichtbar iſt, und zwar eine ſo vollkomne Regel und ſo vollkomne Zweke, wodurch das zahlloſe Alles ein ſo augenſcheinliches **Ganzes** wird, daß es die Denkkraft der vollkommenſten Menſchen überſteigt. Man betrachte —

1. Das Syſtem des **Univerſum.** Dieſe Menge 433 ungeheurer Körper — ihr Abſtand — ihre Bewegung — ihre Bahnen — ihre Verhältniſſe gegen einander und ihre Schwere gegen den Aether, der ſie trägt: — iſt nicht alles bis auf den Punkt berechnet? Und wer berechnete dieß? Wer gab der Bewegung ihren Anfang? Wer gab ihr Richtung? Wer fand die Regel dazu? — Nur dieß einzige erwäge man, daß die Menſchheit Jahrtauſende zubrachte, ehe ſie die kleine Summe von Regeln und Zweken, von Verbindung und Verhältniſſen ſehen lernte, die unſre Aſtronomen jezt ſehen: und ſage dann, was für ein Verſtand dazu gehörte, die ganze Summe zu denken, das ganze Syſtem zu erfinden und — hinzuſtellen.

2. Ich verlaſſe die Bahn der Sonnen und Planeten, 434 in welcher mir ſchwindelt, und betrachte die **Erde,**

deren Bewohner ich bin, und erblike hier wiederum eine
zwekvolle Verbindung einer unüberſehbaren Menge von
435 Geſchöpfen, die mich in Erſtaunen ſezt. a. Welch ein
kunſtvoller Bau des Erdbals, der von Felſengängen
inwendig zuſammengeſezt iſt, die ſein Skelet ausmachen
— mit Erde, wie unſer Leib mit Fleiſch, bedekt,
mit Schichten wie mit Häuten beſpant, von Quellen
und Flüſſen gleich den Adern unſers Körpers durchſtrömt,
mit Pflanzen wie mit einem Haarſchmuk geziert
und mit ſeinen Bewohnern durch die centrumſuchende
436 Kraft verbunden iſt. b. Welch eine zwekvolle Stellung
dieſes Erdbals — gegen die Sonne, durch welche
allein die Dinge ſichtbar, die Fruchtbarkeit möglich, die
Wärme und Kälte der Luft unſern Lungen angemeſſen,
die Zeitbeſtimmung ſicher werden konte: — gegen den
Mond, der die Erde bei ihrer Reiſe um die Sonne geleitet,
die Bewegung des Oceans beſtimt und in ſeinen
437 Ufern ihn hält: u. ſ. w. c. Welch ein bis zum Erſtaunen
regelmäſſiges Verhältniß ihrer Theile — der
feſten gegen die flüſſigen — der Luft gegen die Körper,
die ſie durchſtreichen oder einathmen — des Waſſers gegen
die Luft — der Fläche des Oceans gegen die Fläche
der Erde u. ſ. w.

438 3. Ich gehe von der Betrachtung des Ganzen zur
Betrachtung des Einzelnen, und ſehe die Millionen Geſchöpfe
in ihrer Mannigfaltigkeit und Einheit. Welche
Menge. Der Naturforſcher zeigt mir 10000 Arten
von Pflanzen, 25000 Arten von Thieren, die alle
durch den regelmäſſigſten Bau, Kräfte, Inſtinkte,
Werkzeuge und Zweke verſchieden ſind. Welche Einheit.
439 In allen — Leben — Thätigkeit fürs Ganze — durch
alle erdenkliche Stufen von Volkommenheit.

Steine. Salze. Metalle. Keine ſelbſtthätige Ortveränderung. Blos leidende Bewegung aus Schwere. Wachsthum durch Anſchuß.

Mooſe. Erſte Spur von Selbſtthätigkeit. Attraktion. Elaſticitätbewegung.

Pflanzen. Schon viel Selbſtthätigkeit nach Regel im Mannigfaltigen. Erſte, kaum merkliche Spur der Empfindung durch Veränderung des Geſichts oder der Farbe bei Wolſtand oder Verlezung. Erſte Spur von Begattung.

Zoophyten. Erſte Spuren eines Sins. Inſtinkt.

Gewürm. Zwei Sinne. Inſtinkt mit merklichem Freudegefühl. Erſte Stufe der Ortveränderung folglich Gelegenheit zu mehr Ideenſamlung. Erſte deutliche Spur von Socialität.

Fiſche. Drei Sinne. Eine weitere Welt: aber bei ſchwachem Licht. Noch merklicheres Freudegefühl.

Vögel. Vier Sinne. Noch weitere Welt bei vollerm Licht. Erſte Spur von Induſtrie. Erſte Spur der Sprache, d. h. Mittheilung der Empfindungen. Weit mehr Socialität. Erſte Spur geſelliger Tugend, des Mitleids, Beiſtandes ꝛc. doch noch Scheu gegen Menſchen.

Vierfüßige Thiere. Fünf Sinne. Volkommere Zeichenſprache: Geſchiklichkeit: Induſtrie: geſellige Tugend — ſo gar Treue und Liebe unter ſich und gegen gütige Menſchen.

Orangoutang. Erſte Spur von Reflexion.

Menſch. — Welche Stufen hier wieder, vom Hottentotten bis zum Leibniz hinauf! — Würde man die harmoniſche Abſtufung der Töne auf einem Klavier für Folge des Zufals halten können?

4. Ich betrachte das **regelmäßige Entſtehen, Vergehen und Wiederkommen** der Dinge im groſzen Cirkelgange der Natur. a. Alles iſt erſt Erde, dann 440 Pflanze, dann Thier, dann wieder Erde ꝛc. — b. Alles 441 entſteht aus ſeinem Keime durch die regelmäſſigſte und ſich überall gleichbleibende Entwiklung. — Welches Ohngefehr ſchloß die Millionen Keime, die ſich ſchon entwi-

kelt haben und noch entwikeln werden, in einander und
142 alle in einem? ꝛc. Bei dieſem erſtaunenden Wechſel des
Entſtehens und Vergehens bleibt alles — ſtirbt nichts
aus — hält alles ſeine Zeit, ſeine dem Bedürfniß an-
gemeſſne Menge, ſeine bis zur Berechnung genauen Ver-
hältniſſe z. B. der Gebornen gegen die Geſtorbnen, des
mänlichen Geſchlechts gegen das weibliche u. ſ. w. Wie
komts, daß die verſchiednen Naturen bei ſo viel Revo-
lutionen nach einerlei Geſezen fortdauern, ſich nie zer-
ſtören; daß keins aus ſeinem Gliede komt, kein Glied
verloren geht, daß die ganze Kette, vom Atom bis zur
Sonne, immer nur eine Kette, ein vollkomnes Ganzes
macht?

143 5. Ich wende mich vom Entſtehen der Dinge zu
den Dingen ſelbſt und ihrer zwekvollen Einrichtung.
Ich bleibe bei den Thieren ſtehen. Jedes hat ſeine Glied-
maßen, die mit dem übrigen Bau des Leibes, mit der
Nahrung, mit dem Element, in welchem es lebt, mit
der Beſtimmung u. ſ. w. im genauſten Verhältniſſe ſtehn.
Jeder Theil, jedes Glied iſt nicht nur zwekvoll, ſondern
auch unentbehrlich. Es iſt kein Herz ohne Puls- und
Blutadern, keine Bewegung ohne Muskeln, keine Em-
pfindung ohne Nerven, kein Wachsthum ohne Nah-
rungsglieder ꝛc. zu denken. Und welche Menge dieſer
unentbehrlichen und ſo kunſtvoll verbundnen Theile?
Herr Lionnet zerlegt in ſeiner Raupe ein paar tauſend
ſichtbare Muskeln, Nerven, Adern, — die alle zum
Weſen des Wurms gehören. Und wie abgemeſſen
ſind dieſe Theile gegen die äußern Dinge: die Lungen
nach dem Elemente, das Gewicht des Körpers nach dem
Gewicht der Luft oder des Waſſers, das Auge nach der
Natur und Art des Lichts, bei Tage oder bei Nacht ꝛc. —
144 Ich gehe vom Mechanismus zum Inſtinkt. Jedes
Thier kent mit Unfehlbarkeit ſeine Nahrung, ſeinen
Gatten, ſeinen Feind, ſeine Waffen, das Maas ſeiner
Kräfte, den Bau ſeiner Wohnung ꝛc. Einige verſtehn
ſich

ſich auf Samlung von Wintervorräthen: andre reiſen, wie mit geographiſcher und chronologiſcher Kentniß verſehn, in eine andere Welt, mit einer Richtigkeit, die den erfahrenſten Steuermann beſchämt.

6. Ich betrachte die ökonomiſche Verbindung 445 jedes Theils der Schöpfung mit dem Ganzen. Jedes iſt nicht nur für ſich was es ſeyn ſoll, zu ſeiner Fortdauer, zu ſeinem Wolſtande, zwekmäſig eingerichtet; ſondern jedes ſteht auch mit dem Ganzen in der vielfachſten und unentbehrlichſten Verbindung, und e[illegible] für die übrige Schöpfung die wichtigſten und wol[illegible]ſten Zweke. Eins lebt und webt für die übrigen. Sonne giebt licht, Wärme, Befruchtung, Jahreszeiten. Die Berge ſind die Gerippe der Erde, die Treibhäuſer der Minern, machen Wind und Stürme u. ſ. w. Die Pflanzen ſind, Wohnung, Nahrung, Heilmittel, Verarbeitungsmaterialien ꝛc. für Menſchen und Thiere. Die Inſekten ſind der Zahn der Natur, welche durch ihr ſtetes reiben, nagen, ſchneiden, ſägen ꝛc. die Säfte in Cirkulation ſezen, und ſo das leben erhalten und zu ſeiner Zeit eben damit die Auflöſung der Dinge bewirken, und ſo durch dèn Tod zum neuen leben vorbereiten. — Oder 446 ſoll ich noch mehr ins Einzelne gehn? Soll ich die Geſchäfte der Biene, der ſybiriſchen Maulwurfsratte beſchreiben? oder die Geſchichte der Sperlinge erzählen, welche die Spanier auf einer Inſel vertilgten und wieder hinſchaffen muſten, weil ſie die groſſe Wahrheit nicht kanten, daß in der Natur alles zwekmäſig und in ſeiner Art und auf ſeinem Standpunkte unentbehrlich iſt?

7. laſſet uns den Menſchen ſelbſt noch betrachten, 447 der mit Recht für das Meiſterſtük der Schöpfung gehalten wird. Welch eine Maſchine! Welche Menge der Theile, (über 20000 ſind unterſcheidbar) welche Zuſammenſezung, welches Ebenmaas, welche Zwekmäſigkeit in länge, Figur, Stellung u. ſ. w. Der Kopf allein 448 beſteht aus 54 Knochen, deren 8 die Hirnſchale, 14 das

Geſicht und 32 der **Mund** enthält. Jeder **Knochen** hat ſeinen Leimſaft, ſein inres Häutchen, ſein Beinhäutchen, ſeine Drüſen, ſeine Muskeln, ſeine Adern, ſeine Bänder, ſeine Nerven, ſeine Sehnen, ſeine — Beſtimmung für ſich und fürs Ganze. Sogar jeder Zahn hat beſondere, weſentliche und zwekvolle Theile: eine Krone, einen Stam, eine Wurzel, durch welche eine Schlagader, eine Blutader und eine Nerve geht. Der Zähne Funktion iſt das Kauen und die Sprache. In der **Hirnſchale**, das Gehirn, ſelbſt dem bewafneten Auge zu fein, der Zuſammenlauf aller Nerven in einem Punkt, die Werkſtadt der Ideen und Begriffe, um dieſe her die vier Sinne, des Auges, des Ohrs, der Naſe, des Geſchmaks. In jedem Sinne ein Mechanismus, für jede Kunſt unnachahmlich. Unter dem Kopfe der **Unterſaz**, Hals, Schlund, Luftröhre ꝛc. Auf ihn folgt die **Bruſthöhle**, welche die Lunge und das Herz enthält und mit
449 dem Zwerafell unterzogen iſt. Im **Unterleibe**, der Magen, die Därme, die Milchgefäße, der Bruſtgang, die Pankreatiſche Drüſe, die Leber, die Milz, die Nieren, die Harngänge, die Blaſe, die Geburtstheile. — Hier hat der Gelehrte ein ganzes Menſchenleben nöthig, wenn er dieſe Maſchiene, nur ſo, wie ſie dem Auge entdekbar iſt, mit allen ihren Theilen, Verhältniſſen und Funktionen ausſtudieren will. Ich will nur bei dem Verdauungsgeſchäft weilen, um von den Funktionen der übrigen Theile darnach urtheilen zu laſſen. Die Speiſen, welche der Menſch aus dem Thier- und Pflanzenreiche genießt, müſſen zu Theilen des Menſchen umgeſchaffen werden. Zuerſt werden ſie von den Zähnen zermalmt und mit dem Speichel vermiſcht, der aus den Bakendrüſen ſich ergießt, ſeifenartig iſt, zu ihrer Auflöſung dient, und ihren Geſchmak möglich macht. So zubereitet, werden die Speiſen durch einen künſtlichen Mechanism von mehrern Muskeln über den Kehldekel hin nach dem Schlundkopfe bewegt, ohne in die Luftröhre

und Naſenlöcher einzudringen. Hier dringen ſie in den
Schlund, der, links der Luftröhre, durch die Bruſthöhle 450
und das Zwergfell in den **Magen** tritt, und mit einer
empfindungsloſen Haut überzogen und Drüſenſchleim angefeuchtet
iſt, dehnen ihn, reizen ſeine Faſern und werden
durch deren Zuſammenziehung nach dem Magen hinab
gedrükt. Zur Rechten des Magens liegt die Leber,
welche die zur Verdauung unentbehrliche Galle bereitet
und ſie in die Gallenblaſe und den Zwölffingerdarm abſondert.
Zur Linken iſt er mit der Milz verbunden, welche
das Leberblut bereitet. Hinter ihm liegt die Gekrösdrüſe,
die abermals eine Art Speichelſaft in den
Magen ergießt, der zu Auflöſung der Nahrungsmittel
nöthig iſt. Der Magen ſelbſt iſt kegelförmig, ſteigt von
der linken Seite zur Rechten und hat zwei Oefnungen,
den Magenmund und den Pförtner. Er iſt mit Blutgefäßen
und vielen Nerven verſehn, und daher ſehr empfindlich
und reizbar. Durch Reize geräth er vermittelſt
der verhältnißmäßigen Gegenwirkungen der Muſkelfaſern
in eine wurmförmige Bewegung oder wechſelſeitiges
Zuſammenziehen und Weiten. Durch dieſe Bewegung
werden die Speiſen gerührt, gequetſcht, in Brei
verwandelt, bis endlich der verſchloßne Pförtner nachgiebt
und ſie durch den Pfortnerring durchläßt. Dieſe
Zubereitung des Breies wird befördert durch die Blutwärme,
durch die mit Speiſen hineingebrachte Luft,
durch den Magendunſt, deſſen Drüſenſchleim, und den
im Munde beigemiſchten Speichel -- Aber noch iſt die
Umſchaffung nicht geſchehn. -- Die veränderten Speiſen 451
gehn nun als ein ſchleimichter, farbenloſer und zäher
Schleim in das **dünne Gedärm**, deſſen Anfang der
Zwölffingerdarm heiſt, wo die hinzukommende Galle die
Farbe verändert und die Geſtalt der Speiſen vollends zernichtet.
In den Fortſäzen bekommen ſie einen ſüßlichen
Geruch, als den Vorboten der Fäulniß. Und hier wird
vieles ſchon (je nachdem die Verdauungskraft vollkommen

und die Speiſen auflösbar waren, in Geſtalt eines milchartigen Saftes von der groſſen Menge der an den Wänden der Därme und im Gekröſe liegenden Milchgefäße eingeſogen und in die Maſſe der menſchlichen Säfte
451 übergeführt. Der Reſt des Breies geht aus den dünnen ins dike Gedärm, das aus dem Blinddarme, dem Grimdarme, und dem Maſtdarme beſteht. Hier wird der Unrath fortgeſchaft und das in menſchlichen Stof umgeſchafne von den Milchgefäßen vollends eingeſogen: die es hernach in den Sammelkaſten führen, der einem eyförmigen Sake gleicht und am erſten Lendenwirbelbeine ſeinen Plaz hat. Von da ſteigen die Säfte durch einen Kanal, der der Bruſtgang heiſt, neben der Aorta in die Bruſt und flieſſen meiſt in die linke Schlüſſelpulsader. Unverändert flieſt dann der Milchſaft, eine Zeitlang mit dem Blute herum, bis er durch das Reiben und die Vermengung mit andern ſchon gearteten Säften ſich nach und nach ſcheidet: ſo daß dann einige Theile zum Fette gehn, andre in rothe Kügelchen, andre in Lymphe, andre in Schleim ſich verwandeln, der zum Theil in den Höhlungen, zum Theil an den Wänden der Gefäße ſich anhängt und es möglich macht, daß die feſten Theile ohne Erhizung ſich bewegen und ihre Geſchäfte verrichten können. — Und das iſt die Art der menſchlichen Ernährung.

452 Man ſage, ob mit dieſem Mechanismus alle menſchliche Kunſt verglichen werden mag: ob, bei ſoviel Zweken und Mitteln, die alle auf einen Zwek hinwirken, ein Weſen verkenbar ſey, das dieſen Zwek gedacht und ausgeführt hat? Und wenn man den, der eine Mühle, eine Feuermoſchine, eine manövrirende Armee für die Wirkung eines todten Mechanismus hielte, für unſinnig erkennen würde, wofür ſollte man den gelten laſſen, der in dieſer Maſchine des menſchlichen Körpers den Werkmeiſter verkennen und ſich, mit den Lord Herbert, über die Unſichtbarkeit des Schöpfers beklagen wollte?

War es nicht Schade, daß die Prieſter ihren Gott 454 in Tempel und Käſtchen verſchloſſen und, indem ſie das Volk auf dieſen verſtekten Gott neugierig machten, es von dem Sehen des in der Natur ſichtbaren Schöpfers zurükhielten? Und was ſoll man in unſern aufgeklärten Zeiten von jener Maurerrace ſagen, die, von Lavaters Träumen angeſtekt, ſich wünſcht, daß Gott auf ihr müßiggangnährendes Beten erſcheine, um ihm Geheimniſſe abfragen zu können: ſtatt daß ſie in Natur Gott ſchauen und mit allen ſeinen der Menſchheit klar gemachten Wahrheiten und Befehlen vertraut zu werden und der Urquelle alles Lichts, den Weg zur ächten Glükſeligkeit zu entdeken ſtreben ſollte — die warlich nicht im Goldmachen beſteht.

Gott! möchten doch die Menſchen nur erſt Sinn für die **Natur** bekommen, nur erſt anfangen, dich da zu ſehn, wo du dich allen denkenden Weſen ſichtbar gemacht haſt, wie bald würde dieß Sehen ſie befriedigen und alle andre Erkentnißquellen entbehren lehren, welche Prieſter erfanden und Inquiſitoren geltend machten!

XXI.

Daſeyn Gottes.

Noch ein Beweis.

Wir haben ein logiſches Geſez: wenn unter disjunktiven 455 (ausſchließenden) Säzen alle erweislich falſch ſind, bis auf einen, ſo iſt der eine wahr. Z. B. wenn ich erwieſen hätte, daß ein gewiſſer Fehler nicht im Willen und den Empfindungen liege, ſo würde von ſelbſt folgen, daß er im Verſtande liege: weil nur die drei Quellen eines Fehlers erdenkbar ſind.

456 Nun giebt es zur Beantwortung der Frage, wie iſt alles, was iſt, entſtanden? Wie hat die Welt ihre Form erhalten? — vier erdenkbare Möglichkeiten, die einander ausſchließen. Wenn ich alſo drei widerlege, ſo muß die eine wahr ſeyn.

457 A. Die eine Möglichkeit wäre, wenn man ſich eine **unendliche Reihe von Urſachen und Wirkungen** vorſtellen könte: Z. B. ich, der Sohn eines Vaters, dieſer wieder der Sohn eines Vaters und ſo ins unendliche fort: oder dieſer Apfel die Frucht eines Baums, dieſer Baum die Frucht eines Samenkerns, dieſer Samenkern aus einem Apfel, der wieder die Frucht eines Baumes war, und ſo weiter bis ins Unendliche. — Aber mich deucht, nur ein Kind kan ſich ſo täuſchen.
458 Wäre dieſe unendliche Reihe der Urſachen und Wirkungen wol etwas anders als eine herabhangende Kette ohne Anfang? Bleibt damit die Welt nicht immer eine Reihe von Wirkungen? Man nenne das jezige Ding, als das lezte in der rükwärts zu betrachtenden Reihe, z. Iſt nicht z Wirkung von y, und y Wirkung von x, und x Wirkung von v, und v Wirkung von t und ſo alles — Wirkung? Je länger ich nun dieſe Reihe in meiner Phantaſie mache, deſto weiter ſchiebe ich mir wilkührlich die **erſte Urſache** aus dem Geſicht, die meine Vernunft mich ſuchen heiſt. Und muß nicht, was von allen Theilen gilt, auch vom Ganzen gelten? Wenn nun alle Glieder der Reihe (ich mag mir ſie nun auch bis ins Unendliche hinanrüken) Wirkungen ſind, muß nicht auch
459 das **Ganze** Wirkung ſeyn? — Und überdem iſt ja eine ſolche unendlichſeynſollende Reihe an ſich ein offenbarer Widerſpruch, der auch dem mäſigſten Verſtande ſich begreiflich machen läſt. Denn eine Wirkung iſt doch etwas **endliches**. Eine Reihe von Wirkungen iſt alſo eine Reihe **endlicher** Dinge. Wenn ich nun dazu das Prädikat **unendlich** ſeze, ſo ſage ich ja, daß etwas zugleich ſey und nicht ſey, d. h. daß etwas zugleich **endlich und**

und **nicht endlich** ſey, oder, ich behaupte etwas widerſprechendes. Denn

eine Reihe von Wirkungen
ist ein Subjekt, das **endlich iſt,**
eine unendliche Reihe von Wirkungen
iſt das Prädikat **nichtendlich.**

Folglich erſcheint die Behauptung einer unendlichen Reihe der Urſachen und Wirkungen als Widerſpruch.

B. Doch hier tritt tiefſinnig der Epikuriſche Weiſe 460
hervor, und meint, indem er jenes Widerſpruchs ſpottet,
eine leichtere Möglichkeit gefunden zu haben. Dieſer
ganze Reichthum der Natur, ſpricht er, dieß alles, was
du an, über und unter dir ſiehſt, wir Philoſophen ſelbſt,
alles — iſt die Frucht eines **blinden Ohngefehrs.** Der
Urſtof der Dinge allein iſt ewig, die Formen gab der
Zufall. Die Atomen waren ſeit Jahrtauſenden in perpendikulärer
Bewegung. Ein einziges gleitete einſt aus
ſeiner Bahn, verurſachte eine gleiche Abweichung beim
zweiten, und ſo ward in kurzem die Abweichung algemein.
Da blieben die gleichen Atomen an einander hängen.
Feuer- und Lichttheilchen koaleſcirten zu Sonnen. Aus
andern formten ſich Erde und Planeten. Aus Wärme,
Waſſer, Erde entſtund Gährung, welche den ganzen
Reichthum der Pflanzen und Thiere gebahr. — Sollte
dieſer armſelige Einfall wol einer Widerlegung werth
ſeyn? — 1. Was nent man Ohngefehr? Iſt es mehr 461
als eine Negation der uns bekanten Urſache? Und ſagt
man nicht eben ſo viel mit jener Behauptung als, **Nichts**
ſey die Urſache von **Etwas?** Und geſezt, daß die abweichende
Bewegung ein Zufall war, woher 2. die erſtaunenswürdige 462
Regelmäßigkeit der ohngefehren Abweichung,
daß nirgends ein Theilchen fehlte, nirgends
eins eine falſche Stelle einnahm? Wäre das nicht ein
gröſſeres Kunſtſtük des Ohngefehr, als wenn eine Hen-

463 ne ꝛc. S. 431. 3. Warum hat dieſe ſchöpferiſche Bewegung
aufgehört? Stoffe und Bewegung ſind noch.
464 Warum entſtehn keine neuen Geſchöpfe? Endlich 4.
wie komts, daß das, was ehedem durch abgleitende Bewegung
entſtund, jezt durch Fortpflanzung entſteht?

465 C. Aber vielleicht entgehe ich, ſagt Spinoza, allen dieſen Ungereimtheiten, wenn ich annehme, daß die Welt ſelbſt das ewige und nothwendige Weſen iſt, das man außer ihr ſuchte? — Das hat Schein. Denn wenn ich einmal ein ewiges Weſen haben muß, und ich denke mir die Welt ſelbſt, in welcher die Summe der thätigen Kräfte gleichſam die Seele iſt, die die grobe Maſſe belebt, ſo habe ich auf einmal Grund einer Regelmäßigkeit und Ordnung, die einen Gott mir ſuchen hieß. Und man könte dieſe Weltſeele Gott nennen. — Wir wollen prüfen. — Die Welt alſo, ein denkendes Weſen.

466 1. Ich frage: Iſt dieß Weſen eins, ein Individuum, wie ein Menſch, ein Baum, eins iſt, oder iſt ſie kein Individuum? Iſt ſie kein Individuum, ſo iſt die Harmonie des Weltſyſtems unerklärbar. Denn ſobald ich jedes Ding in der Welt mir als einzelnes Subjekt ſeiner Kraft denken muß, das von den übrigen unabhängig iſt, ſobald iſt kein Grund der Einheit, der Ordnung, der Zuſammenſtimmung des Ganzen erdenkbar. Iſt ſie aber ein Individuum, das gleichſam einen Körper und eine Seele ausmacht, die in allen Gliedern wirkſam iſt, ſo entſtehn folgende neue Abſurditäten.

467 2. Dieſe Weltſeele iſt dann das elendeſte Sklavenweſen, das ich mir denken kan. Sie iſt in dem größten Theile ihres Ichs nichts als Maſchine. Sie vegetirt, wächſt — lebt, ſtirbt — iſt Sklav des Mechaniſmus. Mein Gott leitet den Mechaniſmus: Spinoza's wird von ihm geſchleppt? Welcher iſt denkbarer?

3. Was könte die **Weltſeele** für **Abſicht** haben, 468
daß ſie ſich ſo **modificirte**, in dem Steine unbeweglich
läge, in der Pflanze vegetirte, im Thiere ohne Bewuſtſeyn
dächte, im Menſchen bald Thor bald Weiſer wäre?
Wie? In einer Welt, die ſo planvoll iſt, wenn ich ſie als
das Werk eines von ihr unterſchiednen Meiſters betrachte,
ſoll ich eine ſo kindiſche Seele denken, um kein Weſen auſſer
ihr anzunehmen? Wie ſelig iſt der Gott, den ich
anbete, weil er Dinge außer ſich beſeligt. Wie armſelig
hingegen dieſes Weſen, das alles ſelbſt iſt — das
die Wärme macht und die Wärme fühlt, das in Norden
friert und in Afrika ſchwizt ꝛc. und alles in ewiger Monotonie
— alles im ewigen Zwang?

4. Aber man gehe weiter und ſehe die **Widerſprüche**, 469
in denen dieß Weſen mit ſich ſelbſt ſteht.
Alles — die tükiſche Kaze und der freundliche, getreue
Hund, der blutdürſtige Tiger und der großmüthige Löwe,
der wilde Raubvogel und die ſanfte Taube — Weisheit
und Raſerei, Tugend und Laſter, Fröhlichkeit und Verzweiflung
— Fenelon und Malagrida, Luther und Lojola,
Antonin und Dionys der Tyran, Titus und Nero, Chriſtus
und Belial — alles wäre nichts als verſchiedne Modifikation
eines Weſens? — Der Straſſenräuber, der
Richter, der Henker, der Galgen, alles ein Weſen? —
das tauſend Widerſprüche thut und in keinem ſich ſeiner 470
ſelbſt bewuſt iſt? Ohne es zu wiſſen, denkt es ſich
jezt in mir die Unmöglichkeit ſeines Bewuſtſeyns, im
Spinoziſten glaubt es ſich zu begreifen: im Karaiben
iſts, ohne es zu wiſſen, Unvernunft und Wuth, im
Franzoſen Leichtſinn, im Spanier Stolz, im Italiener
ſtille langſame Rache: im Newton die höchſte Vernunft,
im Sokrates die liebenswürdigſte Tugend: im Kandide
läſtert es ſich, im Tolhauſe raſet's. —

Ewiger Vater des Lichts und der Vollkommenheit! — Wie kan der Menſch ſo ſeine Vernunft verleugnen, um dich aus ſeiner Seele zu entfernen, der du ſo nahe ihr biſt. Gewiß, nur jene ſcheuslichſten Begriffe von einem in Zorn und Liebe ſich ſelbſt widerſprechenden Gott, die Prieſter erfanden, um als Vermittler der Gottheit Gut und Herrſchaft an ſich zu ziehn, — konten die Weltweisheit verſcheuchen und die Menſchen geneigt machen, zu ſolchen Ungereimtheiten ihre Zuflucht zu nehmen, um jene noch größern nicht zur Schande der Menſchheit dulden zu müſſen. O lehre uns, Vater, dich kennen und durch würdigere Begriffe von dir im erquikenden Glauben an dein Daſeyn veſt und unbewegbar werden.

Anmerk. Noch ein Beweis für das Daſeyn Gottes aus der Autorität, oder dem Gewicht, welches die Zuſammenſtimmung der Menſchen dieſer Wahrheit ertheilt, wird unten bei der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele ausgeführt werden.

XXII.

Wer iſt Gott?

Wüſt' ich nicht, Gott iſt, Gott hat mich geſchaffen,
Ich müſte die Vernunft, der Wahrheit Quell, auf ewig Lügen ſtrafen:
Müſt in der Welt, in meinem Leben, nichts als Finſterniſſe ſehen,
Müſt in den Stunden meiner Leiden troſtlos vergehen.
O Dank, Dank aus der Tiefe meines Herzens, dir, du Gott des Lebens,
Du gabſt mir Wahrheitdurſt und Denkkraft nicht vergebens.
Dank dir, daß du mich lehrteſt, dich erkennen,
Dich Gott, dich meinen Gott, dich meinen Schöpfer nennen.

O

O leite ferner mich zur Wahrheit: laß ihr höchſtes
Ziel mich finden,
Und lehre mich, da ich dich kenne, auch Liebe gegen
dich empfinden.

* * *

Bisher haben wir unſre Wißbegierde befriedigt, wir müſſen auch unſer Herz für die erkante Wahrheit zu intereßiren ſuchen. Der Menſch, der über die Religion nur immer denken, forſchen, unterſuchen wollte, ohne ſie ſich genießbar zu machen, würde eben ſo thöricht handeln als der, welcher über Daſeyn, Natur und Einfluß der Speiſen und Getränke ſtets grübelte, ohne je ſie zu koſten. So giengs vielen Weiſen. Ihre Vernunft fand ihren Gott — aber ſie giengen über die Gränzen des menſchlichen Wiſſens hinaus: nahmen das Mikroſkop der tranſcendenten Philoſophie: begnügten ſich nicht mit bloßen Augen zu ſehn: ſahen nun Möglichkeiten und Räthſel und — verloren darüber mit der Wahrheit ihren Genuß. Ich habe meine Leſer für dieſem Abwege (S. XV.) zu verwahren geſucht, und gezeigt, wo man ſtille ſtehn und, mit Beiſeitſezung aller weitern Zweifel, die Wahrheit veſt halten muß. Wer nun mit mir dieſen Punkt kent und ſeine Unterſuchung vollendet hat, der ſuche nun die Wahrheit zu genießen und auf Willen und Empfindung zu leiten. Wir haben die Frage, ob ein Gott ſey, entſchieden: wir wollen alſo zu der Frage übergehn, **was iſt Gott?** Denn auf ſie komt es an, ob und was ich für dieſen Gott empfinden, ob ich ihn als ein mir gleichgültiges oder intreſſantes Weſen betrachten, ob ich ihn fürchten oder lieben, ob ich ihn denken oder vergeſſen ſoll. 471

Alſo — **wer iſt der Gott**, deſſen Daſeyn ich ſo augenſcheinlich erkenne? — Es giebt Philoſophen, welche viel von ihm zu ſagen wiſſen, und wiederum andere, wel- 472 welche ſagen, man wiſſe das gar nicht. Ich gedenke beide zu vereinigen.

473 Wenn ich von einem Dinge, deſſen Daſeyn ich erkenne, wiſſen will, was es iſt, ſo kan dieſe Frage einen doppelten Sinn haben. Ich kan entweder wiſſen wollen, was das Ding an ſich iſt, oder ich kan nach ſeinen Eigenſchaften und Verhältniſſen fragen. Im erſten Falle haben die Recht, die ſagen, wir kennen Gott nicht. Denn in dem Sinne kennen wir gar kein Ding. (S. 132.) Seinen Urſtof, ſeine Subſtanz, ſein Wo — das alles weiß ich nicht: aber — das alles kümmert mich auch nicht. Du ſagſt, er iſt ein Geiſt: aber was iſt ein Geiſt? Du ſagſt, er iſt ewig: mir ſchwindelt. Einfach: ich habe keinen Begrif davon. Von ſich ſelbſt, nothwendig: ich denke nichts. Unendlich: ich kan mir vom Endlichen eine Vorſtellung machen, weil ichs vergleichen, weil ich Gränzen denken, erweitern, verengern kan, aber das Unendliche denke ich nicht. Kurz: alle abſoluten Prädikate, die nicht aus der Vergleichung mit der Sinnenwelt erkenbar ſind, geben mir keinen Begrif, keine Gewißheit, kein Intreſſe.

474 Aber **relative** Prädikate — ſind allerdings erkenbar. Ich ſahe eine Welt: ich erkante, daß ſie eine erſte, von ihr unterſchiedne Urſache haben müſſe: ich nenne ſie Gott. Und nun betrachte ich die Sinnenwelt, die ihre Form von dieſem Weſen hat, und folgere aus Vergleichung:

475 1. Iſt Gott ihr Urheber, ſo muß er eher ſeyn, als dieſe Sinnenwelt in dieſer Form: weil alle Erſcheinungen es beſtätigen, daß die Urſache eher als ihre Wirkung iſt.

476 2. Da er von allem Urſache iſt, ſo kan nichts von ihm Urſache ſeyn: er muß alſo in ſofern ein **unabhängiges und unveränderliches** Weſen ſeyn.

477 3. Da wir alles, was wir mit den Sinnen empfinden, **Materie** nennen, ſo kan er die Eigenſchaften

der Materie, Zuſammenſezung, Ausdehnung, Theilbarkeit, Unvermögenheit, ohne äuſſern Antrieb ſich in Thätigkeit zu ſezen u. ſ. w. nicht haben, ſondern muß ein **heterogenes** Weſen ſeyn.

478 4. Da er der Urheber aller Volkommenheit iſt, ſo muß er ein **volkommneres** Weſen ſeyn, als alles, was wir kennen.

479 5. Da ein Ding dem andern gegenwärtig heiſt, das auf daſſelbe wirken kan, ſo muß er allen Dingen, allen Theilen der Sinnenwelt **gegenwärtig** — und alſo ſo **unermeßlich** wenigſtens ſeyn, als ſeine Welt iſt.

480 6. Wer alles hervorbrachte, muß alles kennen: alſo muß Gott ſeine Welt mit ihrer ganzen zwekvollen Verbindung kennen: folglich **unausſprechlich viel Wiſſenſchaft** und **Weisheit** beſizen.

481 7. Wer der Werkmeiſter eines ſo ungeheuren Werks und der Mittheiler ſo erſtaunender Kräfte iſt, muß ſelbſt eine **unermeßliche Macht** beſizen, muß mehr als alle Kräfte vermögen, muß in ſeinen Wirkungen von nichts, das auſſer ihm iſt, eingeſchränkt werden können, folglich die höchſte **Freiheit** beſizen.

482 8. Wenn Gott alles in ſeiner Gewalt hat, ſo iſt in ihm kein unbefriedigter Wunſch erdenkbar: er muß alſo das **allerſeligſte** Weſen ſeyn.

483 Das iſt die Gränze unſers Wiſſen, ſo weit es mit Gewißheit verbunden iſt. Und was wiſſen wir nun? Es iſt wichtig den Punkt zu ſehn, wo man ſteht. Mir iſt jezt noch, wie einem Menſchen, der die Sonne kennen lernen will, und den Tag erſt grauen ſieht. Die Finſterniß weicht: das erſte Licht iſt da: es hat einige Reize für mich: aber — Befriedigung? voller Genuß? — Was kan ich für dieſen Gott empfinden? Bewundern kan ich ihn, auch wol beneiden: aber lieben kan ich ihn nicht. Dieſe Philoſophie läßt das Herz noch kalt.

484 Man urtheile, wie unentbehrlich der Begrif iſt, den der erſte der Weiſen uns als den einzigen intreſſanten

empfahl: den die andern Philoſophen nur mit darunter hinwarfen, nicht verſtunden, nicht ſattſam bewieſen, deſſen Intreſſe ſie nicht kanten.

Gott iſt die Liebe! — Das iſt die volle Morgenröthe der menſchlichen Erkentniß. Dieſe Wahrheit will ich meine Leſer denken, faſſen, in ihrem ganzen Umfange, verſtehen lehren. Von dieſer Wahrheit will ich ſie unerſchütterlich überzeugen. Dieſe Wahrheit will ich ihnen zur Grundlage aller moraliſchen Kentniſſe machen.

XXIII.

Gott iſt die Liebe.

Gott! ſey mir unbegreiflich, ſey unerreichbar meinen
Bliken,
Sey's dunkel mir, wenn man dich Gott, den Weltenſchöpfer nent:
Nur führe mich zu dem Entzüken,
Wo dich mein Geiſt in deiner Liebe kent.
Sie — dieſe Liebe denken, ſey mir Seelenweide:
In meinem Munde ſey ſie Lobgeſang:
In meinem Herzen ſtille, ſanfte Freude:
In meinem Leben lauter, thät'ger Dank.

• • •

Gott iſt die Liebe. Das iſt der gröſte Gedanke, den je ein Sterblicher gedacht: — der vielſagendſte, der wahreſte, der weiſeſte, der herzerhebendſte. Gott iſt die Liebe: und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Wer dieſe Worte verſteht (und wenig Schriftgelehrte verſtehn ſie) nur der kan es wiſſen, daß dieß der erhabenſte Gedanke in der Religion iſt, den kein Plato, kein Sokrates zu lehren verſtund, der die Grundlage aller Aufklärung, der Mittelpunkt aller Motal, die höchſte Kraft zur Tugend, der Felſengrund aller menſchlichen Gemüthsruhe iſt.

416 Es war das **einzige**, was Chriſtus von Gott zu lehren für nöthig fand. Daß Gott **alle** — ſeine Menſchen, wie ein **Vater** ſeine Kinder liebt, das war die αλήθεια, die **Wahrheit**, um deren Bekantmachung willen er in die Welt gekommen zu ſeyn verſichert.

417 Dieſe Wahrheit konte kein **Jude** faſſen, der Gott als **Deſpoten** ſich dachte, welcher, nach Art der morgenländiſchen Regenten, ſich dem Blik ſeiner Unterthanen entzog und nur ſeinem erſten Staatsminiſter, dem Hohenprieſter, zuweilen den Zutritt geſtattete: dem man ſich nicht nähern durfte ohne Gaben und Geſchenke: der tauſend wilkühliche Geſeze gab und auf ihre Beobachtung mit unerbitlicher Strenge hielt: der durch Uebertretung derſelben zornig und ergrimt ward und den Menſchen allerlei ſchrekliche Uebel zuſchikte, wenn ſie ihn nicht mit blutigen Opfern **verſöhnten** und wieder begütigten.

418 **Anmerk.** So hat ſich unter allen Völkern der Begrif von Gott nach der Regierungsform gemodelt. Je roher das Volk, je deſpotiſcher der Staat war, deſto hartherziger war die Gottheit, welche die Prieſter dem Volke vorſtellten. Und überall war ſie wenigſtens des Zorns und der Begütigung fähig. Daher der Opferdienſt wol ſo alt die Welt iſt, weil er eine Frucht des rohen Zuſtandes der Menſchheit iſt. Denn die Völker, welche noch keine Philoſophie erleuchtet hatte, muſten nothwendig die ſchmerzhaften Erſcheinungen (Donner, Hagel, Ueberſchwemmung, — Geburtsſchmerzen, Krankheiten ꝛc.) die ſie, der Natur unkundig, ſich nicht erklären konten, der Gottheit zuſchreiben, die ſie als die unſichtbare Urſache aller unerklärbaren Wirkungen zu denken gewöhnt waren. Und ſo fielen einige auf einen guten und böſen Gott, oder andere dachten ihren Gott, wie einen Menſchen von

verſchiedner Laune und urtheilten, daß er eben ſo, wie beleidigte Menſchen, mit etwas begütigt werden müſſe, wenn er wieder Zeichen der Gnade von ſich geben ſolle. Und aus dieſen rohen Vorſtellungen floß nach und nach die ganze poſitive Religion, welche die Prieſter den Völkern gaben, und durch welche ſie ihr Anſehn und ihre Herſchaft begründeten.

489 Dieſe Wahrheit faßt auch noch jezt kein Menſch, der irgend einer Opfertheorie zugethan iſt, oder ſich es als möglich denken kan, daß die Gottheit wilkührliche Geſeze gebe und deren Uebertreter wilkührlich ſtrafe und wol gar zu ewigen Martern ſie beſtimt habe.

490 Wenn ich von der Gottheit etwas denke, ſo muß es ihr in einem Grade zukommen, der alles, was endlich iſt, überſteigt. Und wenn ich ſage, Gott iſt die Liebe, ſo muß Vater- Mutter- Kindes- und Gattenliebe nur ſchwaches Schattenbild ſeyn. — Ich will ſagen, wie weit ein menſchlicher Verſtand ſie zu faſſen vermag. Ich denke mir folgendes dabei:

491 1. Gott will die Glükſeligkeit ſeiner Geſchöpfe — ſie iſt ſein Zweck. Er hat jedes Geſchöpf zu dem Grade von Wolbefinden und Volkommenheit beſtimt, deren es ſeiner Natur nach empfänglich iſt.

492 2. Gott iſt für die Glükſeligkeit ſeiner Kinder ſtets thätig. Er giebt jedem ſoviel Gutes und Freuden als es faſſen mag. Wir nennen das im unſerm Verſtande Güte. Er hat auch jedem die untrügliche Erkentniß der Glükſeligkeit möglich gemacht, welches wir Wahrhaftigkeit nennen. Und er befördert dieſe Erkentniß durch die Regierung der menſchlichen Schikſale, indem er durch die guten Folgen der Tugend ſie zu dieſer Quelle der Glükſeligkeit leitet und durch ſchmerzhafte Folgen der Thorheit ſie vor Zerſtörungen ihrer Glükſeligkeit warnt: welches allein der vernünftige Begrif von Gerechtigkeit iſt, die man einem Gott als Eigenſchaft beilegen kan.

3. Gott

493 3. Gott will nichts anders als ſeiner Kinder Wol. Es iſt gleichſam die herſchende und einzige Empfindung. Mit Liebe verträgt ſich kein Unwille, kein Zorn, keine Rache. Was in allen empfindenden Weſen Widerſpruch iſt, muß es nach der analogiſchen Erkentniß auch in Gott ſeyn.

494 Anmerk. Ich habe alſo nie von Gott etwas zu fürchten. Nur von mir und meiner Thorheit oder von verdorbnen Menſchen habe ich manches zu fürchten. Der Gedanke an Gott kan in einem Menſchen von richtiger Erkentniß nur — Freude und Liebe wirken.

495 4. Gottes Liebe iſt alles umfaſſend, ausnahmlos. Er iſt der liebevolle Vater aller Menſchen unter allen Himmelsſtrichen. Weder Irthum des Verſtandes noch Verkehrtheit des Herzens kan in ſeiner Liebe Ausnahmen machen. Er läßt ſeine Sonne ſcheinen über ꝛc. Alle — ſind ſeine Kinder: allen iſt er Vater, Erzieher, Wolthäter: alle will er glüklich haben und alle macht er auch über lang oder kurz glüklich. Alle kommen endlich — auf den Punkt ihrer Beſtimmung, wo ſie ſich ewig freuen werden Geſchöpfe dieſes Gottes zu ſeyn.

496 5. In dieſer albeſeligenden Liebe findet Gott ſeine eigne Freude und Seligkeit. Und das iſt das Weſen der Liebe. Aus Pflicht lieben iſt non sens. Liebe iſt Freude am Freudenſchaffen oder — ſie iſt gar nichts.

497 6. Gottes Liebe iſt unveränderlich, wie ſeine Seligkeit unveränderlich ſeyn muß. Keine Zeit, keine Beſchaffenheit der Gegenſtände kan ſie mindern. Durch nichts kan ſie erkalten.

498 7. Ein Gott liebt ohne Prätenſionen. Er fodert nicht Dienſte, Opfer, Gaben dafür. Liebe iſt ja Seligkeit der Liebenden: wie könte ſie ſich erkaufen laſſen? Gottes Wille iſt blos — unſere Seligkeit und was dieſe entſcheidend befördert. Alles andere, was man Willen

oder Geſez Gottes nante, iſt Erdichtung. Welch eine neue Geſtalt bekomt hier die Religion.

499 8. Gottes Liebe iſt in ihrer Wirkſamkeit unbegränzt: ſie iſt almächtig. Keine Macht kan ihr widerſtehen. Nichts kan ſie in Verlegenheit ſezen. Keine Zeit kan ſie begränzen.

500 Anmerk. Es hat ehedem Wahnwizige gegeben, welche auf den Einfall gerathen waren, daß gewiſſe Vorwürfe böſer Geiſter, (für die keine Erfahrung ſpricht) den alliebenden Gott in Verlegenheit geſezt hätten.

501 9. Gottes Liebe iſt individuel. Es iſt eigentliche Vaterliebe, die keines ihrer Kinder vergißt. Die Liebe des Geſezgebers bekümmert ſich nur um das Wol des Ganzen und muß ihm oft das Wol des Individuums aufopfern.

502 Das — das iſt der große Umfang des Sazes: Gott iſt die Liebe. — Wer in dieſem Lichte ihn denkt, wird in ſeinen Einſichten, in ſeinen Vorſäzen, in ſeinen Empfindungen, wie Neugeboren werden. — Gott! laß dieſe deine Vaterliebe, nur immerdar vor Augen ſeyn ꝛc.

XXIV.

Beweiſe.

Erhebe dich, mein Herz, zu dem Gedanken:
Gott iſt die Lieb' — iſt Vater ſeiner Welt!
Er ſtärkt, wenn alle Kräfte wanken:
Giebt Muth, wenn alles einſt in Schutt und Trümmern fällt.

* * *

503 Ich ſag' es noch einmal, dieſe Wahrheit iſt die gröſte und erhabenſte unter allem, was je ein menſchlicher Geiſt

denken und faſſen mag. Sie iſt es, die den Stifter des Chriſtenthums über alle Weiſen erhebt. Ihre Wichtigkeit ſey mein erſter Beweis für ihre Glaubwürdigkeit. Sie iſt wichtig

504 1. Als **Prinzip** der Religion. Sie beſtimt und berichtiget alle Begriffe von Gott. Sie zeigt mir mit Untrüglichkeit das Weſen aller ächten Gottesverehrung. Sie wird der Mittelpunkt der Moral und macht es augenſcheinlich, daß Menſchenliebe allein Tugend, Urquell der Seligkeit, Ziel des Strebens nach Volkommenheit und einziger Weg zur Gnade und dem Wolgefallen Gottes iſt. Sie erleuchtet alle übrige Kentniſſe und ſtellt die ganze Natur mit der Religion in die entzükendſte Harmonie. Durch ſie wird die Religion die baſis der algemeinen Glükſeligkeit, die bisher häufig das Gegentheil war.

505 2. Als das einzige, was der Religion **Intreſſe** giebt. Ohne ſie iſt Gott mir gleichgültig oder furchtbar. Durch ſie wird Religion Freude und Gotteskentniß Seligkeit.

506 3. Als **Zernichtung aller Vorurtheile** in der Religion, und alles **Fanatiſmus**. Denn iſt Gott ein ſolcher, ſo braucht niemand in den Himmel zu ſteigen oder in die Tiefe zu fahren, wie Moſes ſagt, um eine andere Gotteskentniß zu verſchaffen, als die, welche Natur und Vernunft unſern Herzen entgegenführt. — Iſt er ein ſolcher Gott, ſo ſind wilkührliche Geſeze, Opferdienſt, und alles, was dem ähnlich iſt oder daraus flieſt — nichts.

507 4. Als **unverſiegbare Quelle des Troſtes** bei dem Bewuſſtſeyn meiner Unvolkommenheit und meiner **Fehltritte** — ſo wie in **Leiden** und im **Tode**.

508 5. Als die **ſtärkſte Warnung** und Zurükhaltung vor leichtſinniger Beharlichkeit auf den Wegen der **Thorheit**. Denn iſt Gott ein ſolcher Gott, ſo will er nichts als meine **Beſſerung**, durch welche die Urſache

alles Unglüks aufgehoben und die Quelle der Seligkeit wieder eröfnet wird: ſo kan und will er mich ohne Beſſerung eben ſo wenig beſeligen als man einen Menſchen ohne Fleiß zum Gelehrten machen kan: ſo hängt mein Heil und alle Erweiſungen ſeiner Liebe von meiner Empfänglichkeit ab, die in Weisheit und Tugend beſteht: ſo ſind mir alle Rettungsmittel verſagt, wenn ich durch Rükkehr zur Tugend mich nicht ſelbſt rette und ſeiner Segnungen, die nichts anders als von ſeiner Vaterhand geleitete Folgen der Tugend ſind, mich empfänglich mache. — Iſt wol eine Religion, die dem Menſchen die Tugend ſo dringend macht als die, welche auf der Wahrheit erbaut iſt, daß Gott der unveränderlichliebende Vater aller ſeiner Menſchen iſt, der nicht als Monarch willkührlich befiehlt und beſtraft, ſondern jedem ſoviel Seligkeit ertheilt als er ſelbſt will und deren er ſich durch freie Wahl empfänglich macht?

509 Aber wenn es ſo wichtig iſt, in Gott einen ſolchen
Vater und Erzieher ſeiner Kinder zu denken, ſo iſt es
um deſto nöthiger, daß ich von dieſer Vorſtellung unwiderſtehlig
überzeugt werde. Hier ſind meine Beweiſe.

510 1. Liebe iſt der Ton der ganzen Natur. Ueberall
iſt der Zug der Liebe ſichtbar. Ueberall iſt Liebe das Triebwerk
der Thätigkeit. Alles lebt und webt für einander.
Alles wächſt, vervolkomnet ſich, reift, um ſich genießbar
zu machen — findet in Liebe ſeinen Tod um für die Liebe
511 von neuem zu leben. — Man betrachte den Menſchen,
wie er von den Händen der Natur komt, inſonderheit.
Wie unausrotlig und veſt iſt in ihm der Zug der Liebe.
Wie ganz liegts in ſeinem Weſen, jedes Leiden zu fühlen,
das ſeine Mitmenſchen ſchmerzt und ſeine ſüſſeſten Freuden
dann zu ſchmeken, wenn er Freuden ſehn und Freuden
512 ſchaffen kan. — Wie? Sollte der Werkmeiſter
dieſe algemeine Stimmung hervorgebracht haben (welche
nur Verwilderung der Menſchheit und beſonders verdorbne
Religionskentniſſe ſchwächen konte) wenn er ſelbſt

das Gegentheil wäre? Und wozu? — Wahrhaftig, wenn ausnahmloſe Analogie auf untrügliche Wahrheit führt, ſo muß ich in Gott die höchſte Liebe denken.

2. Man nehme dazu die unverkenbaren **Proben** 513 **der Liebe des Alvaters in der Schöpfung.** Iſt nicht alles, was dieſe Welt in ſich faßt (und wie unzählbar iſt das) dem Menſchen zur Freude gegeben — bald durch Anblik, bald durch Beſiz, bald durch Genuß? — Iſt nicht der Menſch ſelbſt ganz für die Freude geſchaffen? Iſt ein Glied, ein Theil ſeines Körpers, ein Werkzeug ſeiner Sinne, eine Kraft ſeiner Seele, die ihm nicht Freuden zuführte und urſprünglich dazu beſtimt wäre? — Wie abſichtlich ſahe der Schöpfer bei allen Einrichtungen der Natur und auf dieſe Bezug habenden Einrichtungen des Menſchen auf unſer Vergnügen? Man bleibe nur bei dem kleinſten Freudegenuß ſtehn, den der Schöpfer durch Speiſen und Getränke bereitete. Wozu 514 dieſe Mannigfaltigkeit der Feldfrüchte, der Obſtarten, der Fleiſcharten, der Getränkarten u. ſ. w. wenn des Schöpfers Zwek blos Leben und Unterhalt war? Zum Leben war Brod und eine friſche Quelle hinreichend. Alle jene Mannigfaltigkeit erzielte Wolgeſchmak und Freude. O wie wahr iſts, daß man Gott als den alliebenden Vater ſeiner Menſchen in der Natur mit Augen ſehn kan! Wie unumſtößlich iſt der Schluß: der Gott, der Trieb, 515 Werkzeuge und Gegenſtände der Freude in ſolcher Fülle ſeinen Menſchen gab, muß — ihre Freude als ſeinen Zwek, als ſeine eigne Freude angeſehn haben: dem muß Wolthun eine Luſt ſeyn, wie Moſes ſagt.

3. Man erwäge die **Proben der Liebe in der Vorſehung.** 516 O wie zahllos ſind die Wolthaten unſers Gottes. Mein Daſeyn, meine Lage, meine Erziehung, meine Schikſale, was enthalten ſie Gutes, das ich Gott nicht zu verdanken hätte. Jeder Biſſen, der mich erquikt, jede frohe Stunde, die ich genieße, jeder gute Gedanke, der mich vervolkomnet, jede gute That, die

mich erfreut — iſt nicht alles ſein? Und iſt nicht alles, meine Freude wie meine Leiden, Leitung dieſes meines Erziehers, dem meine Bildung und Beſeligung Zwek iſt? S. unten.

517 4. Und eben dieſe Liebe Gottes, welche mir die Natur ſo anſchauend macht, folgere ich aus der **Natur der Seligkeit** ſelbſt, mit analogiſcher Gewißheit. Denn alle Erfahrungen lehren mich, daß ohne Liebe keine Seligkeit iſt. — Man denke ſich einen Menſchen im Beſiz aller Volkommenheit und aller Güter: man gebe ihm alle Ehre, alle Weisheit, alle Schäze der Erde, und nehme ihm das Vermögen, ſich mitzutheilen, und ſehe dann, ob er ſich glüklich fühlen wird. Soll ich alſo Gott als das allerſeligſte Weſen denken, ſo muß ich ihm die höchſte Liebe zuſchreiben, da ihm dieſe allererſt alle ſeine übrigen Volkommenheiten und Reichthümer genießbar machen kan.

518 5. Ich ſeze hinzu, daß ſich kein **Zwek der Schöpfung** denken läßt, ohne dieſe Liebe. Denn wozu ſchuf Gott dieſe unermeßliche Welt? Um mit einer Puppe zu ſpielen oder — um ſeine Geſchöpfe zu martern? Müßte man nicht ſein eignes Gefühl von Große, Werth, Anſtändigkeit und Freude unterdrüken, wenn man den Gott der Liebe bezweifeln wollte?

519 6. Ich füge die **Autorität** Jeſu hinzu, deren Gewicht ich oben erwieſen habe. Er lehrte von Gott nichts, als daß er die **Liebe** ſey. Und weil man Gott anders nicht als unter einem Bilde denken kan, ſo wählte er das Bild eines **Vaters**, um den deſpotiſchen Judengott zu verbannen, der durch Opferdienſt und Aberglauben ſo algemein worden war. Und alle ſeine ſowol moraliſchen als ökonomiſchen Vorſchriften, die er ſeinen Schülern gab, bezogen ſich blos und allein auf ſeine Alvaterlehre, durch die er den Geiſt Gottes, den Geiſt der Liebe unter die Menſchen auszugießen, und die Menſchheit in eine Familie des Alvaters zu vereinigen wünſchte, die von

einerlei Glauben und Grundſäzen belebt, in gemeinſchaftlichem Wirken für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit, wie ihr Gott, ſelig ſeyn lernte.

Und ſo ſtimt alles — Natur und algemeines Menſchengefühl — für die Wahrheit: Gott iſt Liebe. Mag eine Wahrheit veſter, zuverläßiger unwiderleglicher ſeyn? O wie groß,
Wie unverkenbar groß, iſt, Vater, deine Liebe!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt,
Der alle — alle ſeine eignen Triebe
Verkent: des Herz von keinem Danke glüht?
Nein. Deine Liebe zu erwägen,
Sey ewig meine wonnevolſte Pflicht.
Sie leite mich auf allen meinen Wegen.
Sie tröſte mich, wenn mir der Tod die Augen bricht.

XXV.

Vorſehung.

Gott!
Du zählteſt meine Tage,
Mein Glük, wie meine Plage,
Eh' ich die Welt noch ſah.
Eh' ich mich ſelbſt noch kante,
Eh' ich dich Vater nante,
Warſt du mir ſchon mit deiner Güte nah.

Auch dieſen Glauben an deine alwaltende Vorſehung, o Vater, mache veſt und unbewegbar in unſerm Herzen, damit wir es ganz faſſen lernen, daß Gotteskentniß Seligkeit iſt.

• • •

Wir verſtehen unter Vorſehung die **Erhaltung** und 110
Regierung der Welt durch den **Einfluß** Gottes.

521 a. Gott erhält alles, das heiſt, er iſt die Urſache, daß die Welt, die ihre Form von ihm hat, ſie behält: daß die Himmelskörper nicht aus ihrer Bahn weichen, daß Jahreszeiten wechſeln ꝛc. daß die Erde ihre Früchte trägt, daß die Proportion in der Zahl der Dinge bleibt, daß keine Art ſich verändert oder vergeht ꝛc. daß jedes Thier, jeder Menſch geboren wird, ſeine beſtimmte Zeit fortlebt, ſeine Nahrung findet, ſein Maas von Kräften hat und behält, wächſt, reift, ſtirbt u. ſ. w. Kurz er iſt wie der Hausvater, aus deſſen Händen alles, vom Wurm bis zum erhabenſten Menſchen, wie ſein Daſeyn, ſo ſeine Bedürfniſſe empfängt.

522 b. Gott regiert alles — alle Veränderungen und Bewegungen der Natur, alle Handlungen und Schikſale der Menſchen. Alles ſieht, bemerkt, leitet er nach ſeinem Wolgefallen. Nichts geſchieht ohne, noch vielweniger wider ſeinen Willen. Nichts: die Zerſtörungen des Maulwurfs ſo wenig als die Verwüſtungen eines Erdbebens: der Fall eines betrunknen Menſchen ſo wenig als der Sturz einer Monarchie ꝛc. Seine Hand iſt überall und alles muß geſchehen, wie es ſeinen weiſen und liebevollen Abſichten gemäß iſt, d. h. ſo, daß jedes Geſchöpfes möglichſte Glükſeligkeit befördert wird. So iſt alles ſein Werk: z. B. daß ich gerade zu der Zeit, gerade von dieſen Eltern geboren, gerade ſo erzogen ward, kurz alle Umſtände, unter denen der Menſch lebt und handelt, alles iſt ſein Werk. Jedes Dinges Lage und Schikſal iſt ſein, und eben darum iſt jedes Dinges Lage die beſte und jede andere erdenkliche minder gut, d. h. zu Hervorbringung einer mindern Summe von Volkommenheit und Glükſeligkeit, im Ganzen und im Einzelnen, fähig.

523 Daß Gott in dieſem Verſtande Erhalter und Re-
gierer der Welt ſey, iſt faſt noch von niemand bezweifelt
worden, der einmal vom Daſeyn Gottes ſich überzeugt
524 hatte. Und die Geſchichte lehret, daß kein einziges Volk

war, wo nur einige Kultur der Vernunft merklich ward,
welches nicht der Gottheit die Weltregierung zugeſchrieben
hätte. Denn es fällt zu ſehr in die Augen.

1. Daß der Gott, der der Schöpfer einer ſolchen 525
Welt iſt, auch nur allein im Stande iſt, ſie zu erhalten
und jedes Ding zu ſeiner Beſtimmung zu leiten: — und
daß das, was den Grund ſeines Daſeyns nicht in ſich
ſelbſt hat, auch den Grund ſeiner Fortdauer und ſeiner
Vollendung nicht in ſich ſelbſt haben kan.

2. Daß ein Gott, der ſeine Geſchöpfe liebt, ſie 526
ohnmöglich verwaiſet laſſen und ſie dem Zufall oder der
Willkühr ihrer Mitgeſchöpfe preis geben kan, ſondern für
ihre Fortdauer und Vervolkomnung ſorgen muß.

Aber deſto ſtreitiger iſt die Frage: wie Gott dieſe 527
Erhaltung und Regierung bewerkſtellige. Und hier theilen
ſich die Philoſophen. Hier tritt ein Bonnet auf und 528
behauptet, daß Gott dieß alles nur mittelbar thue, durch
jene ewigen Geſeze der Bewegung und des Denkens, welche
er geordnet hat, ſo daß nun, vermittelſt dieſer ewigen
und unabänderlichen Geſeze, alles ſeinen Gang gehe,
wie es den Zweken des Allvaters gemäß iſt. Gegenſeitig 529
tritt ein Jeruſalem auf, (deſſen Vorſtellungsart Spinoza
gehabt haben mag, der ſich nur minder bequem
ausdrukte und eben dadurch ſich den Verdacht jener Ungereimtheiten
zuzog, die wir oben widerlegt haben) und
behauptet, (was die morgenländiſche Philoſophie ſtets
behauptet hat, deren Reſte die heiligen Bücher der Chriſten
enthalten) daß Gott kein müßiger Zuſchauer ſeiner
durch ewige Geſeze fortdaurenden und reifenden Werke
ſey, ſondern daß er vielmehr ſelbſt fortgeſezt thätig ſey
in der ganzen Schöpfung und allen Theilen derſelben.
Dieſe Vorſtellungen haben andre noch genauer beſtimt, 530
und hinzugeſezt, daß keine endliche Kraft zu Vollendung
einer Wirkung hinreiche, ſondern daß jedes endliche Ding,
vermöge ſeines unveränderlichen Weſens, des Einfluſſes
des Schöpfers bedürfe: daß alſo die Kraft des Schöpfers

in der ganzen Natur gleichſam ausgebreitet ſey und mit allen Geſchöpfen wirke; daß ohne Gottes Zuthun (was einige Syſteme Concurſus nennen) keine Pflanze wachſen, kein Thier leben, kein Menſch denken und handeln könne. — Wer hat nun Recht? Mir ſcheint die leztere Vorſtellungsart zu meiner Ruhe, zu meinem Vertrauen auf Gott, zu meinem Gebet u. ſ. w. unentbehrlich zu ſeyn. Hier ſind meine Gründe.

531 1. Meine analogiſche Erkentniß lehrt mich, daß kein Weſen leben — geſchweige ſelig ſeyn kan, ohne Thätigkeit. (S. 346.) Es iſt alſo undenkbar, daß Gott ein müßiger Beſchauer ſeiner Werke ſeyn und ſich begnügen ſollte, ſie wie der Uhrmacher ſeine Uhr verfertigt zu haben, um ſich an ihrem Anblik zu weiden. Und wenn ſchon fortgeſezte Thätigkeit und Einfluß an ſich ſelbſt nothwendig iſt, weil Gott bei ſeiner Welt ſonſt keines Genuſſes fähig ſeyn würde, ſo wird dieß durch das Weſen der Liebe noch weit unvermeidlicher. Denn wer kan Liebe und ihre Freuden ſich denken, (zumal Vaterliebe) ohne alle eigne Beſchäftigung mit ihrem Gegenſtande. — Und man nehme dazu

532 2. Daß die Welt ohne Gottes fortgeſezten Einfluß gar nicht beſtehen kan: weil Zufall, Freiheit und Mechanismus in ihr durcheinander läuft, wobei keine Harmonie, kein Zuſammenſtimmen aller Dinge und ihrer Veränderungen zu Erreichung der Zweke des Schöpfers, ohne deſſen ſtets fortwirkende Direktion, möglich ſeyn würde. Denn wie in einem blos mechaniſchen Syſtem, wie z. B. das Syſtem der Bewegungen der Himmelskörper iſt, Einheit und Harmonie ſeyn kan, die durch ewige Geſeze beſtimt iſt, das läßt ſich begreifen: weil da blos Mechanismus folglich homogene Kräfte und Thätigkeiten ſind. Aber in einer Welt, wie wir ſie auf unſerer Erde ſehen, wo mechaniſche und freie Thätigkeiten einander gleichſam durchkreuzen, da iſt keine Einheit denkbar. Und wo ſie iſt, muß eine — Direktionskraft ſie

verurſachen. Und dieſer Schluß iſt eben ſo untrüglich
als der: weil dieſe 100000 Mann harmoniſch agiren
und in ihren Maneuvres Einheit iſt, ſo muß ſie von einem
Kopfe geleitet werden. Und man beſinne ſich nur, 533
wie oft der geringſte Zufall die gröſten Wirkungen im
ganzen Weltſyſteme veranlaßte. Was war der fallende
Apfel dem Newton? Was war das Geräuſch der Gänſe
im Kapitol für Rom? — Und die freien Handlungen 534
vollends: wie einflieſſend ſind oft dieſe aufs Ganze? Ein
Blik, ein Wink, ein Wort, wie wirkts oft auf das
ganze lebenslängliche Schikſal eines Menſchen, einer Familie,
eines Volks? — Was würde man ſagen, wenn
einer es für möglich ausgäbe, eine Uhr zu verfertigen,
die allemal ſchlüge, ſo oft ein Hund bellte oder ein Menſch
ſich entſchlöſſe ſpaziren zu gehn? Und man wollte es möglich
finden, daß Gott ſeine Welt, in welcher ſo viel Harmonie,
ſo viel Einheit, ſo viel Zuſammenſtimmung für
die Zweke des Schöpfers iſt und ſeyn muß, wenn ſie
Gott nicht zweklos geſchaffen haben ſoll, nach ewigen Geſezen
geſtellt habe? Nein. Hier muß ein Geiſt ſeyn,
der ſie regiert und der die ſo heterogenen Kräfte und Thätigkeiten,
die zum Theil gar keinen nothwendigen Zuſammenhang
haben, in Harmonie ſezt und nach einem
Plane leitet. Hier ſind keine ewigen Geſeze möglich,
welche die Thätigkeiten ſo verſchiedner und regelmäßig-wirkender
Kräfte in Harmonie erhalten könten. Hier
muß fortwährender Einfluß des Werkmeiſters ſeyn.

Wie lieb iſt mir dieſe Ueberzeugung. Wie nahe 535
bringt mich dieſer Gedanke meinem Schöpfer. Wie lebhaft
wird mir nun die Vorſtellung ſeiner Allgegenwart.
Wie viel erquikender wird dadurch mein ſtiller Umgang
mit Gott im Gebet. Wie kindlich mein Vertrauen.
Welche Ruhe bei meinen Schikſalen und Ausſichten.
Welcher Troſt im Leiden, wenn ich weiß, daß der Herr
nahe iſt allen ſeinen Geſchöpfen: wenn ich verſichert ſeyn

darf, daß ich unter der Menge von Gefahren, mit denen bald die Natur bald Menſchenwilkühr meine Glükſeligkeit bedroht, nicht hülflos bin, ſondern daß der Vater der Menſchen mich ſieht und jeden Umſtand leitet, der in die Reihe der Urſachen gehört, welche auf meine Freuden oder Leiden Einfluß haben. — Nun kan ich erſt mit voller Freudigkeit ſingen: Befiehl du deine Wege ꝛc.

XXVI.

Zweifellöſung.

536 Der Glaube an die Vorſehung macht mir erſt meine Ueberzeugung von Gottes Daſeyn ſchäzbar. Denn wenn Gott die Welt ewigen Geſezen unterwarf und ſich zurükzog wie der Künſtler, wenn das Werk aus ſeinen Händen abgeliefert iſt: wenn er nicht mit Weisheit, Macht und Liebe alles ſelbſt regierte und die wirkenden Kräfte bald ſtärkte, bald minderte, und ſo alles zu meinem Beſten lenkte; ſo wäre ich eben ſo verlaſſen, als wenn ich keinen Gott kente: ſo ſähe ich mich im Strome der Nothwendigkeit: ſo wäre ich der Menſchenwilkühr preisgegeben: ſo wäre ich nicht das Kind eines Vaters, ſondern das Glied einer Maſchine: ſo wäre für das Ganze, aber nicht für mein Individuum geſorgt. Und wenn Gott mich nicht als Individuum bemerkt, mit eigner Hand mein Schikſal leitet, nicht auf mein Streben, ihm zu gefallen, achtet, und ich mein Schikſal damit nicht beſſern kan: wenn er nur fürs Ganze ſorgt und mich dem Wol des Ganzen aufopfert; ſo iſt er der Gott der Welt aber nicht mein Gott, ſo ſänke ich auf dem halben Wege zur Ruhe, die ich in ſeinem Daſeyn und in ſeiner Liebe fand, in meine alte Troſtloſigkeit zurük. — Nein. Ich muß den Gedanken veſthalten, daß Gottes fortgeſezte Einwirkung der Grund der Erhaltung und Regierung

der Dinge iſt. Ich muß ihn gegen alle Zweifel zu ſichern ſtreben.

I. Armſeliges, ſtolzes Geſchöpf, ſagt mir der Ungläubige, 537
wie kanſt du dir einbilden, daß du, ein unbedeutender
Billionentheil des Ganzen, die Gottheit beſchäftigſt.
Mags den Feldherrn kümmern, wo ein einzelner
Soldat zu ſtehen komt oder wo einer mehr oder
weniger bleſſirt oder erſchoſſen wird? Die Sorge fürs
Einzelne iſt zu klein und völlig überflüßig. Ich antworte:
a. Zu klein kan ich Gott wol nicht ſeyn für ſeine 538
Vorſorge, da ich nicht zu unbedeutend war für ſeine
Schöpfung. Und überhaupt iſt bei Gott nichts klein.
Denn der Grund, warum die Regenten dieſer Welt
groſſe und kleine, wichtige und unwichtige Gegenſtände
unterſcheiden müſſen, liegt in der Begränztheit ihres
Geiſtes. — b. Die Sorge fürs Einzelne iſt aber auch 539
keinesweges überflüßig. Denn ob es gleich ſcheint, daß
ein Sandkorn, eine Pflanze, ein Inſekt, ein Menſch
mehr oder weniger, ſo oder anders ſituirt, das Ganze
gar nicht alterire; ſo antworte ich doch α. daß dann der 540
Schöpfer mir und allen Menſchen das **Vermögen** ihn zu erkennen
umſonſt gegeben haben würde, weil mir Gotteskentniß
für meine Perſon keinen Antrieb zum Guten, keine
Nahrung meiner Liebe zu ihm und ſeinen Kindern, keine
Freude und Erquikung mehr iſt, (folglich keinen Zwek
hat) ſobald ich mich nicht als perſönlichen Gegenſtand
ſeiner Liebe und ſeiner Vorſorge anſehn darf, ſondern
glauben muß, daß es ihm ums Ganze nur zu thun
iſt: — β. daß jenes Vorgeben auch nur **Schein** ſey: 541
weil in dem Ganzen, das ein Gott ſchuf, kein Theil unbedeutend
und entbehrlich ſeyn kan. Denn es iſt der
erſte Karakter des Werks eines Weiſen, daß nichts in
ſeinen Werken (z. B. in einer Maſchine, in einem Gedicht)
überflüßig, nichts müßig, nichts ohne Zwek ſey. —
Und die Naturkenner wiſſen es aus Augenſchein, daß
in der Schöpfung Gottes alles zwekmäßig iſt: daß keine
Kraft

Kraft verſchwendet: kein Ding auf ſeinem Standpunkte
entbehrlich iſt. In dem Werke Gottes iſt und muß die
vollkommenſte Berechnung ſeyn, wo in der Summe auch
nicht eine Einheit zu viel oder zu wenig iſt. Und nur
bei einem ſo berechneten Kunſtwerke kan der Werkmeiſter
542 der Harmonie ſeines Ganzen gewiß ſeyn: — γ. Man
ziehe nun auch ſelbſt die **Erfahrung** zu rathe. Jedes
Individuum hängt mit dem Ganzen zuſammen. Nim
den unbedeutendſten Menſchen aus der Kette heraus und
ſiehe, welche Veränderungen durch die ganze folgende
Reihe ſich äußern werden. Nim den kleinſten Umſtand
aus der Geſchichte deiner Erziehung, deines Lebens, und
du wirſt finden, daß dein ganzer Zuſtand anders ward,
und du ſelbſt der Menſch nicht wardſt, der du biſt. —
Solls nun noch unnüz ſeyn, daß Gott fürs Einzelne
543 wirke? — δ. Man ſeze hinzu, daß jedes Individuum
Gott gegenwärtig bleibt. Der Künſtler liefert ſeine Arbeit
ab. Der Fürſt befiehlt, verordnet, und läßt, wenns
geſchehn iſt, der Sache ihren Gang. Denn er kan ſeinen
Werken nicht ſtets gegenwärtig ſeyn. Aber wo ſoll
der Schöpfer ſich hingezogen haben? wo ſoll ſein Wirkungskreis
ſeyn, wenn er nicht mehr in der Schöpfung
iſt?

544 II. Aber wenn Gott mit Weisheit und Liebe alles
ſelbſt regiert — woher das Uebel? — a. in der **phyſiſchen**
Welt: jenes zahlloſe Heer von Krankheiten —
jene Verwüſtungen der Natur: durch Blize, Stürme
und Fluthen u. ſ. w. b. in der **moraliſchen** Welt: jene
Zerrüttungen durch Irthum und Laſter: jene Diſproportion
zwiſchen Wolſtand und Tugend, wie zwiſchen Elend
und Thorheit. Dort hat der Geizhals Schäze, die jener
Menſchenfreund entbehrt, der ſo gern ſeine Tugend
durch ſie thätig machen möchte. Dort wird ein Nero.
grau, indes ein Titus kaum einige Jahre Wolthäter
ſeines Volks ſeyn kan. Domitian und Heinrich der vierte
gehn auf einerlei Wege aus der Welt. Dort komt
der

der Dunkopf empor und das Verdienſt lebt im Dunkeln. Dort ſinkt die Unſchuld und der Verräther der Tugend triumphirt. Dort wird die Weisheit verfolgt und der Aberglaube zündet Scheiterhaufen an. — Das wars, wodurch Gott einem Hiob, David und tauſend Weiſen zum Räthſel ward.

545 Wir wollen unterſuchen. Wir wollen aber zuerſt blos beim **phyſiſchen** Uebel ſtehn bleiben.

546 Vor allen Dingen müſſen wir uns über den Begrif des Uebels vereinigen. Uebel und Gutes ſind mit Annehmlichkeit und Schmerz durchaus nicht einerlei. S. 378. Uebel im eigentlichen Verſtande, iſt, was die Glükſeligkeit zerſtört: nicht, was im gegenwärtigen Augenblik eine unangenehme Empfindung macht. Und in dieſem Sinne iſt gar kein eigentliches Uebel in der Welt.

547 Aber ſo giebts doch Dinge, die gegenwärtig den Menſchen Qual machen? Ja. Aber was ſoll daraus folgen? Iſt darum der Arzt nicht für ſein krankes Individuum mit Weisheit und Liebe beſorgt, wenn er Schmerzen macht, die aus der Unvolkommenheit floſſen, welche Gott ſelbſt nicht aufheben kan? Oder der Vater — der Schmerzen als Erzieher verurſacht oder durch heilſame Einrichtungen an Unannehmlichkeiten theilnehmen läßt? Bedenke alſo

548 1. Daß alle Uebel, die du fälſchlich ſo nenſt, unveränderliche Folgen der Unvolkommenheit und der Einſchränkung ſind und — theils fürs Ganze, theils fürs Einzelne, allemal überwiegend gute Folgen haben — folglich keine wahren Uebel ſind. — Gehe alle Klaſſen durch.

549 a. Du klagſt über die läſtigen **Erſcheinungen der Natur**? Aber frage den Naturforſcher, wie wolthätig, wie unentbehrlich ſie ſind. — Daß ſie einzelnen Menſchen auf einen Augenblik ſchmerzhaft werden, iſt Folge der Natur, weil dich Gott nicht fühllos machen konte.

b. Aber

550 b. Aber warum bin ich nicht lieber fühllos? Warum iſt mein Körper z. B. ſo verlezlich, ſo dem Schmerz ausgeſezt? — Iſt die Frage Ernſt? Wilſt du die Haut des Rinoceros, den Magen des Pferdes? Hängen nicht deine feinern Freuden, die du gewiß nicht hingeben würdeſt, von dem feinern Bau deines Körpers ab? —

551 c. Du klagſt, daß die menſchliche Natur arm und voller Bedürfniſſe iſt, die ſoviel Sorgen und Arbeit koſten. Aber iſt nicht eben dieß das Triebwerk der Induſtrie und der Tugend? Iſt da nicht das Band der Liebe und der Geſelligkeit? — Bedenke

552 2. Daß kein phyſiſches Uebel deine Glükſeligkeit zerſtört (S. 381.) — alſo keins wahres Uebel iſt.

553 3. Daß alle Uebel vielmehr deine Glükſeligkeit befördern, indem ſie die Schule der Weisheit, der Thätigkeit und der Tugend ſind. Von den Vortheilen, welche uns hinieden in dieſer Schule zu theil werden, ſoll unten beſonders gehandelt werden.

554 4. Daß in der phyſiſchen Welt unendlich mehr Gutes und Freude als Uebel und Schmerz iſt. Was ſind die Stunden der Krankheit gegen die Jahre der Geſundheit? Was ſind die Augenblike des Schmerzes, die ein einzelner Unfall uns macht, gegen die Stunden des Vergnügens, die uns Genuß der Speiſen, der Bewegung, der ſchönen Natur, der Ruhe und des Schlafs, der Geſelligkeit, der Zunahme unſrer Güter, des Fleißes und ſeiner Früchte u. ſ. w. uns ſchenkt.

555 5. Und wilſt du nichts darauf rechnen, daß tauſend phyſiſche Uebel du dir ſelbſt zuzogſt? Bedenke nur z. B. die vielen Fälle, wo du leichtſinnig durch Erhizung, Erkältung, Unmäßigkeit dir ſchadeteſt? Sollen die Folgen davon die Weisheit und Liebe des Alvaters verdunkeln?

556 Aber warum machte es Gott, ſagſt du, daß ich ſolchen Folgen ausgeſezt war? Warum richtete er meine Natur nicht ſo ein, daß ich z. B. Erhizung, Ueberladung

dung des Magens u. d. hätte vertragen können? Bedenke
a. daß die Verlezlichkeit deines Körpers Grundlage deiner 557
ſchönſten Freuden iſt, S. oben 550. b. daß keine andre 558
Einrichtung dich für ſolchen Folgen ſichern konte. Denn
Mäßigkeit z. B. iſt wie alle Fehler relativ und heiſt Ueber-
ſpannung der Kräfte. Sofern alſo alle ſolche Kräfte
ihre Gränzen haben, ſo würde in jedem Falle Ueberſpan-
nung, und alſo auch die unangenehmen Folgen derſelben
möglich geblieben ſeyn: — c. daß der Schöpfer, durch 559
Möglichmachung ſolcher Folgen ſolcher Verirrungen,
unſre geſamte Glükſeligkeit begründete. Denn wenn
er mit dem fehlerhaften Betragen im Genuß unſerer
Freuden nicht ſolche Folgen verband, ſo konte er keine
Antriebe den Menſchen geben, alle ihnen beſtimten Freu-
den und jede nach dem Grade ihres Werthes zu genießen.
Denn alsdann würde jeder bei dem erſten beſten Gegen-
ſtande (der gewiß allemal ein grober ſinlicher wäre) hän-
gen bleiben, ſeine Kraft an ihm erſchöpfen und für die
übrigen allen Sinn verlieren.

Doch noch ein Einwand. Ich ſehe, daß alles ſo- 560
genante Uebel auf Vervollkommung der Geſchöpfe und
beſonders des Menſchen abzwekt: aber warum ſezte
mich Gott nicht gleich auf die beſtimte Stufe und erſparte
mir die mühſelige Reiſe? Ich antworte:

1. Auch die Reiſe iſt ein Vergnügen, das ich nicht 561
einbüßen möchte. — Selbſt das Schritt vor
Schritt gehen und das Wachsthum ſehen und
fühlen iſt angenehm und lehrreich. Zurükblik und
Ausſicht gewährt tauſendfältiges Vergnügen.

2. Dieſe Reiſe, je langſamer und gemiſchter mit Un- 562
annehmlichkeiten ſie war, wird und muß einſt
meine Vollendung unausſprechlich verſüßen. Gieb
einen Menſchen auf einmal Schäze, Kentniſſe,
u. ſ. w. er wird ſo ſich nicht darüber freuen und
ſich dabei ſo ſelig fühlen, als wenn er den Zuſtand

vorher kennen lernte, wo man ſie nicht hat, und, wenn ſie ihm Kampf und Mühe koſteten.

563 3. Die Empfindungskräfte des Vergnügens und der Freude werden geſtärkt, geſchont, veredelt, durch Zwiſchenräume des Misvergnügens: und der Geſchmak an ächten Freuden wird dadurch erlangt und beveſtiget.

564 4. Ueberdem traue ich es dem ſo gewiß weiſen und liebevollen Vater ſeiner Geſchöpfe zu, daß er ihnen jede Mühſeligkeit ihrer Walfarth ſo wie die ganze Walfarth erſpart haben würde, wenn es an ſich möglich geweſen wäre. Es muß zu dem metaphyſiſchen Weſen der endlichen Dinge gehören, daß ſie mit dem erſten Augenblike ihres Daſeyns auf der unterſten Stufe ſtehen und erſt vermittelſt jener Reiſe durch die Stufen des Wachsthums das werden, was ſie werden ſollen. Dieſes Leben muß alſo die Zeit der Erziehung ſeyn.

O du Vater der Liebe! ſtärke mich in dieſem freudigen Glauben. Laß mich vor keinem Räthſel deiner Vorſehung zurükbeben. Lehre michs einſehen, daß ein endlicher Geiſt den Unendlichen nie ganz zu ergründen vermag. Laß mich erfahren, was David erfuhr, da er mit der ganzen Beiſtimmung ſeines Herzens freudig ausrufte: Herr Zebaoth, wol dem Menſchen, ewig wol dem Menſchen, der dir vertraut und auf deinen Wegen wandelt.

XXVII.

Beruhigung wegen des moraliſchen Uebels.

565 Allen alten und neuen Philoſophen war das morali-
566 ſche Böſe das anſtößigſte. David tröſtete ſich immer damit: du wirſt ſehen, daß die Gottloſen ausgerottet werden. Und er meinte, am Ende müſſe der Fall des Sün-

Sünders doch Gott rechtfertigen: welches ein kleiner
Reſt der rohen Denkungsart ſeines Zeitalters war, der
keine Vergehung ohne Racheerfolg für möglich hielt.
Unſere Syſtematiker helfen ſich damit, daß in jenem 567
Leben alles ins gleiche gebracht und die Böſen deſto ärger
würden gemartert werden. Ich will verſuchen, dieſe
Zweifel auf eine befriedigendere Art zu löſen. Wir
wollen ſie theilen.

I. Warum ließ Gott überhaupt die Sünde in die 568
Welt? — Dieſe Frage iſt am leichteſten, wenn man
weiß, was Sünde iſt. Sünde iſt nichts als Irthum.
Wenn nun jede Verirrung Folge vom Irrenkönnen
d. h. von der Einſchränkung des menſchlichen Geiſtes iſt,
ſo ſieht man leicht, daß Gott, wenigſtens auf dieſer
Stufe der Menſchheit, die Sünde nicht verhüten konte.
Und die Frage, warum er den Menſchen nicht gleich auf
eine höhere Stufe geſezt und mit der Kraft begabt habe,
ſich aller Beweggründe zum Guten und Warnungen vor
Thorheit in jedem Augenblike volſtändig bewuſt zu werden
und ſtets von der Macht der dunkeln Vorſtellungen
(81.) unabhängig zu ſeyn, iſt oben (560. ff.) hinlänglich
beantwortet. — Oder will man etwa zweifeln, ob 569
Sünde mehr als Irthum iſt? Man analyſire doch nur
eine böſe That: z. B. die des Duellanten: er denkt, meine
Ehre iſt beleidigt, man wird mich für feig halten,
wenn ich mich nicht ſchlage u. ſ. w. Iſt das nicht Wahrheit?
Aber bei dieſer Wahrheit iſt auch Irthum d. h.
theils Mangel an Wahrheit: denn es fehlen ihm jezt die
Vorſtellungen: ich muß die Ehre nicht darin ſezen, daß
ich mein und meines Gegners Leben wage u. ſ. w. theils
falſche Vorſtellungen z. B. ich kan die Achtung meiner
Mitmenſchen nicht mehr behaupten, wenn ich nicht ꝛc.
Kein Menſch will das Böſe, weil und wiefern es böſe
iſt, ſondern er ſieht aus Irthum das Böſe in ſeinem einzelnen
Falle für Gut oder wenigſtens für erlaubt oder —
für unvermeidlich an. — —

570 II. Wenn aber Gott das Böſe nicht hindern konte, warum regiert er die Folgen nicht beſſer? Warum iſt ſo wenig Proportion zwiſchen Glük und Unglük mit Tugend und Laſter? (544.) Dieß ſcheint das ſchwerſte zu ſeyn. Ich antworte:

571 1. Man beurtheilt erſtlich die Subjecte nicht immer richtig. Man nent manchen, deſſen traurigen Schikſale uns räthſelhaft vorkommen, einen Frommen, der es nicht iſt, und deſſen ganze Frömmigkeit vielleicht in einer gewiſſen äußerlichen Andacht beſteht. — So hält man gegentheils manchen für einen Gottloſen, weil er das nicht glaubt, was wir glauben, oder weil er den äußerlichen Gottesdienſt nicht beobachtet, oder weil er eine auffallend fehlerhafte Seite hat, oder wol gar um eines einzelnen Vergehens willen u. ſ. w. und findet dann ſeinen Wolſtand räthſelhaft.

572 2. Man beurtheilt zweitens auch die Schikſale falſch und legt unrichtige Begriffe von Glük und Unglük zum Grunde. Denn leider iſts gewönlich, daß man einen Menſchen, der luſtig lebt, oder viel Geld hat, oder zu großen Ehrenſtellen gelangt, oder in ſeinen Unternehmungen Fortgang hat, glüklich nent. — Aber Glükſeligkeit iſt ja etwas ganz anders. (377.) Sie iſt etwas Unſichtbares. Der wahre Tugendhafte hat ſein Glük in ſich ſelbſt. Seine Zufriedenheit iſt unzerſtörbar. Und eben ſo hat der Laſterhafte ſeine geheimen Leiden, die vom Laſter unzertrenlich ſind. Sollte man nur z. B. in die geheime Geſchichte manches reichen Geizhalſes bliken, wie ihn ſein Geiz martert, was er ihn für Sorgen macht, wie er ihm die ſchönſten Freuden raubt, wie er oft ſein Gewiſſen foltert, wie er ihn zu Niederträchtigkeiten verleitet, die er ſich vorwirft und über die er ſich doch als armer Sklav hinweg ſezen muß u. ſ. w. —
573 Wahrhaftig, wer ſich auf Menſchenbeobachtung gelegt hat, der weiß es, daß jeder Laſterhafte ſein richtiges Theil Noth hat und ſo für die armſeligen Freuden des

Laſters büßen muß, als es nur immer die ſtrengſte Gerechtigkeit fodern würde. Man urtheile nur nicht nach dem äußerlichen Scheine und — man wird bald aufhören den Tugendhaften zu beklagen und den Gottloſen zu beneiden.

3. Man fehlt auch dadurch, daß man immer nur 574
auf den **gegenwärtigen** Augenblik ſieht. Iſt nicht der
Gottloſe oft nur eine Zeitlang im Beſiz ſeines vermeinten
Glüks? Und wird nicht Unglük den Frommen oft der
Weg zu ſeinem Wol?

4. Man beurtheilt, viertens, die **Gleichheit** 575
falſch. Man verlangt, daß es den Frommen, ſobald
er es iſt und in dem Grade, in welchem er es iſt, wol
gehen und der laſterhafte unglüklich werden ſoll. Dieß
iſt unmöglich. Denn a. Tugend und Laſter **wechſeln** 576
ſehr oft ab. Soll Gott eben ſo mit den Schikſalen wechſeln
und jeden ſtürzen, ſo oft er auf den Weg der Thorheit
geräth und wieder erheben, ſo oft er ſich beſſert?
Und würde da nicht b. der **Zwek Gottes**, die **Beſſerung** 577
und Vervolkomnung des Menſchen gänzlich verloren
gehn? Soll der Fromme nicht durch Trübſale bewährt,
der Gottloſe nicht durch Güte zur Beſſerung geleitet
werden? Man beſinne ſich nur immer, daß Gott
Vater und Erzieher, nicht Deſpot und Richter iſt. Endlich
wird auch jene vermeinte Proportion c. durch die 578
Verbindung der Frommen und Gottloſen unmöglich.
Soll Gott, indem er einen laſterhaften Vater ſtürzt, ſeine
guten Kinder mit elend machen?

5. Man beurtheilt die **Regierung der Schikſale** 579
falſch. Man denkt ſich Gott, wie einen Monarchen,
der **poſitive** Strafen und Belohnungen austheilt und
dem verdienten Manne, Geld, Ehrenſtellen u. ſ. w.
ſchenkt, und dem Verbrecher, Exekution, Geldbuße,
Galgen zuerkent. Das iſt Albernheit. Gottes Weltregierung
iſt nichts poſitives und wilkührliches. Alle Schikſale
des Menſchen, die ſeine Vaterhand leitet, ſind na-

türliche Folgen des Einzelnen im Einzelnen. Wer
das verſteht, wird einſehen lernen, was ſo wenig Men-
ſchen ſich vorſtellen, daß die allergenaueſte Propor-
zion da iſt. — Nemlich man betrachtet immer Tugend
und Laſter ſo wie Glük und Unglük im Ganzen nicht im
Einzelnen. Und man giebt daher einem Menſchen den
Namen eines guten oder böſen Menſchen a potiori: ſo
wie man auch a potiori und nach der algemeinen Auſſen-
ſeite einen einen Glüklichen oder Unglüklichen nent. Aber
man vergeſſe einmal das Ganze, als Hauptſeite des Zu-
580 ſtandes, und gehe ins Einzelne. Man betrachte den
a potiori ſo genanten Frommen in einzelnen Zügen ſei-
nes Karatters und in einzelnen Handlungen und ſehe
nach, ob nicht der beſte Menſch einzelne Schwachheiten
z. B. des Geizes, der Klatſchhaftigkeit, der Hize u. d.
hat, und oft einzelne ſehr thörigte Schritte thut — die
ihm tauſend unangenehme Folgen zuziehen müſſen.
581 Man betrachte den a potiori ſo genanten Böſen, und
ſehe nach, wie manche gute Seite ſeines Herzens ſich
zeige, wie manche gute Handlung er, bei aller ſeiner
Verdorbenheit, volbringen wird, (wenn er z. B. ein
ſehr guter Erzieher ſeiner Kinder, ein fleißiger Arbeiter,
ein guter Wirth u. d. iſt) was nothwendig ſeine guten
Folgen für ihn haben muß. Man bemerke, daß z. B.
dort ein ſehr guter Menſch den Fehler hat, daß er ſich nicht
durch Freundlichkeit beliebt zu machen weiß, oder, daß
er gar durch ein gewiſſes barſches Weſen die Menſchen
von ſich ſcheucht, und, daß er dadurch ſein Glük hin-
dert, daß hingegen ein anderer Menſch, den man einen
Böſen nent, ſich durch Freundlichkeit, Beſcheidenheit,
Gefälligkeit, Gunſt erwirbt und ſein Glük macht, wie
mans nent; und man frage ſich dann, ob das nicht na-
türliche Folge iſt, und ob die Vorſehung dieſe natürliche
582 Folgen nicht nothwendig veranſtalten muſte? — Wer
dieſen neuen Geſichtspunkt recht faßt, wird gewahr wer-
den, daß das Gute ſtets ſeine angemeßnen böſen Folgen

hat — wenn man nur das, angemeſſen, nicht auf ſeine Einbildungen und Erwartungen, ſondern auf die Natur der Dinge und die Zweke des Schöpfers gehörig zu beziehen weiß. Ueberall iſt, meiner Erfahrung nach, Proportion. Jeder Menſch hat ſoviel Gutes, als er deſſen ſich empfänglich macht. Und keinen trift ein Leiden, das nicht natürliche Folge ſeiner Fehler war, die er ſich ſelbſt zuzog, oder ſeiner Unvolkommenheit, von der ihn Gott nur durch ein ſolches Leiden heilen konte.

III. Warum **mildert** aber der unumſchränkte Re- 583
gierer der Welt, **die hohen Grade des Ausbruchs der
Laſterhaftigkeit** nicht, durch welche ſich der Menſch
nicht nur ſelbſt oft ſo ſchreklich elend macht, ſondern auch
andern die fürchterlichſten Qualen verurſacht? Warum
hemt er den Lauf des Prieſterhaſſes nicht, die die Fami-
lie des Calas in Harm und Elend verſenkte? Warum
läßt er jenen adlichen Wütrich ſeinen Gang, der den be-
ſten Menſchen halbtodtprügeln ließ, weil er eine ihm ver-
haßte Wahrheit geſagt hatte? Warum duldet er die Un-
geheuer von Fürſten oder Miniſtern, die Elend und
Seufzer über ganze Staaten verbreiten? — Mag doch 584
Noth in der Welt ſeyn: das iſt Balſam für die verdorb-
ne Menſchheit: wenn Gott nur die ſchreklichen Scenen
des Unglüks verhütete, die uns zuweilen ſchaudern ma-
chen und ſeine Weisheit und Liebe verdunkeln. — Ich
antworte:

585 1. Wenn Gott überhaupt bei einer moraliſchen Regierung (S. 579.) die Verirrungen der Menſchen nicht hindern kan, (568.) ſo iſt eben dieſer Grund bei jenen ſchreklichen Ausbrüchen der menſchlichen Verdorbenheit in Erwägung zu ziehn.

586 2. Gott läßt das Unkraut mit dem Weizen fortwachſen weil — 578.

587 3. Genug, daß für jeden, es ſey dieß- oder jenſeit des Grabes, eine Zeit komt, wo die Summe ſeiner

dienſte mit der Summe ſeiner Leiden und Freuden ſich
ausgleichen wird. Das wollte Chriſtus mit dem Gleichniſſe
von der Erndte ſagen.

588 4. Man erwäge hiernächſt, daß die hohen Grade
der Gottloſigkeit, die in der Welt zuweilen und, unter
manchen Völkern und in manchen Epochen mehr, in
manchen ſeltener, erſcheinen, unvermeidliche Folge von
Verwilderung ſind, an der vorzüglich die Vorſteher der
Menſchheit ſchuld haben. Denn wenn dieſe ſorgten,
daß der Geiſt der Nation gebildet, die Gefühle veredelt,
die Sitten ſanfter würden, ſo würden jene Scenen nie
589 geſehn werden. Und hier beruht das meiſte auf Religion.
So lange die Menſchen 1) rohe Begriffe von einem deſpotiſchen
Gott behalten, der, ehe er lieben kan, erſt ausgeſöhnt
und — noch dazu mit Blut ausgeſöhnt werden
muß und ſo lange ſie 2) dieſen Gott mit Hofedienſten
ehren und die Frömmigkeit in Beobachtung eines äußerlichen
Bekentniſſes und Gottesdienſtes ſuchen werden:
ſtatt in der Alvaterlehre Jeſu die Menſchenliebe als einzige
Gottesverehrung zu erkennen; — ſo lange wird es
auch möglich bleiben, daß Menſchen die Menſchheit vergeſſen,
das ihnen eingepflanzte Ebenbild Gottes, ich
meine die ſanften Triebe der Liebe, verleugnen und, in
Stunden der Leidenſchaft, hartherzige Wütriche werden.
590 Laßt unſern Regenten erſt die Augen aufgehn und
ſie für den wahren Geiſt des Chriſtenthums erwärmt
werden, ſo werden ſie, mit der Vertilgung des Aberglaubens,
jene höhern Grade von Ruchloſigkeit und Unmenſchlichkeit
unmöglich machen.

591 5. Man bedenke, daß, wenn einmal die Weisheit
und Liebe des Alvaters mit unumſtößlichen Gründen erwieſen
iſt, einzelne Räthſel in der Geſchichte der
göttlichen Regierung kein hinlänglicher Grund ſeyn müſſen,
unſern Glauben wankend zu machen: (332.) daß
wir vielmehr mit Sicherheit vorausſezen können, daß

Gott auch in den allerfürchterlichſten Schikſalen, die er über uns verhängt, der weiſe und liebevolle Vater ſey. Und meiner Ueberzeugung nach iſt er es gerade in ſolchen ſchreklichen Scenen am allermeiſten: obs gleich dem Auge der Menſchen ſelten ſichtbar wird, wie er es iſt. Mir iſt er es auf eine zwiefache Art.

A. Indem er gewiſſe Menſchen, die nur auf dem 592
Wege des Laſters geheilet und zur Beſſerung reif werden konten, eben auf dieſem Wege fortgehn läßt, um ſie zu heilen und ihre Beſſerung zur Reife zu befördern: und — indem er dann auf der andern Seite denen, welche durch ſolche Laſterhafte ſo ſchreklich leiden muſten, gerade durch dieſe Leiden Vortheile zuwendet, die jene Leiden unendlich überwiegen und die ſie nur durch dieſelben erreichen konten. Kurz, die Vorſehung läßt keine Laſter 593
und keine Ausbrüche deſſelben zu, ohne beiden — dem Laſterhaften und dem, der durch ihn leiden muß — am Ende — als der weiſe und liebevolle Allvater ſichtbar zu werden. Und alle menſchlichen Schikſale und Auftritte ſind in der Weltregierung Gottes vorhergeſehene und verflochtene Mittel zu Vergröſſerung der Summe der menſchlichen Glükſeligkeit. Aus allem, was bös iſt, leitet die 594
Vorſicht eine überwiegend große Summe des Guten ab. Alles — alles muß dem Menſchen zum Beſten dienen. Von keinem einzigen Leiden darf ich ſagen: Gott habe es dem Menſchen erſparen ſollen. Ich muß vielmehr ſagen, jedes Leiden war für die erzielte größere Summe des Guten unentbehrlich.

Wer ſich von dieſen parador ſcheinenden Behauptun- 595
gen überzeugen will, leſe die Geſchichte mit ihrer Enthüllung, die in der Schrift: Ausführung des Zweks und Plans Jeſu, B. VI. S. 625. ff. enthalten iſt: er wird finden, was ich in meinem Leben oft gefunden habe und was wir täglich und überall finden würden, wenn uns die geheime Geſchichte der Menſchen völlig ſicht-

ſichtbar würde, daß der Laſterhafte ſelbſt auf dem Wege des Laſters des Laſters Feind wird, und daß die Plagen, die es ihm verurſacht, oft das einzige Mittel waren, das die Vorſehung wählen konte, ihn von Grund aus zu heilen und zur Tugend zurükzuführen. Und wer das nicht wenigſtens im Kleinen an Verſchwendern, Wollüſtlingen u. d. geſehn hat, der muß ein äußerſt ſchlechter Beobachter ſeyn. — Nur wegen eines Einwurfs muß ich meine Leſer noch beruhigen, den meine Theorie von der Vorſehung erzeugen dürfte.

596 „Wie? Machſt du mit dieſer Theorie die Menſchen nicht leichtſinnig? Denn wenn der Böſewicht hört, daß die Vorſehung ſelbſt ſeine Laſter zum Beſten leitet, überwiegendes Gute dadurch wirkt, und theils ihm ſelbſt auf dem Wege der Thorheit heilet und zur Glükſeligkeit führt, theils denen, die er durch ſeine Laſter elend machte, ihre Leiden durch ungleich größere Vortheile vergütet, durch Vortheile, ſage ich, die eben durch das Elend möglich wurden, was er ihnen durch ſeine Laſterthaten bereitet hatte; ſo hat er ja gar kein Bedenken mehr, ein Böſewicht zu bleiben; ſo wird er ſich ja am Ende gar freuen, daß er als Böſewicht Gutes ſtif-

597 tet.“ — Der Einwurf iſt ſcheinbar und dennoch ohne alle Wahrheit. Es iſt der Einwurf, der Röm. 3, 7. von Paulus vorgetragen wird und von welchem er ſagt, daß die, welche denſelben machen, in ganz augenſcheinlicher Verurtheilung ſind, d. h. in die Augen fallend albern urtheilen und gegen ſich ſelbſt reden, indem ſie eine Folgerung machen, welche die ganze Grundlage ihres eignen Unglüks enthält — ων το κριμα ενδικον. — Und mich

598 deucht, das fällt in die Augen. Denn wenn ſich vorſäzlich ein Menſch auf dem Wege des Laſters zur Beſſerung führen laſſen wollte, ſo wäre das eben ſo viel, als wenn ein Reiſender lieber durch Dornen und Heken als durch einen gebahnten und anmuthigen Weg zu dem Orte ſeiner Beſtimmung gehn wollte. Man leſe nur

die oben angezogene Geſchichte des Lulli, vergleiche ſie
mit Erfahrungen, die man z. B. an Wollüſtigen ge- 599
macht hat, welche eine lange Reihe von Jahren das
Elend gefühlt haben, das ihnen ihre Laſterhaftigkeit zu-
zog, die von einer ſtets unruhigen Leidenſchaft gequält,
in tauſend Verdrüßlichkeiten verwikelt, bald ihre Ehre,
bald ihre Geſundheit, bald ihr Vermögen in Gefahr ſa-
hen, mit dieſen Gefahren kämpften, von ihrem Gewiſſen
tägliche Vorwürfe erhielten über das Böſe, was ſie ſich
ſelbſt und andern durch Verführung und Beiſpiel zuzo-
gen, die ſelige Ruhe, welche die Unſchuld gewährt, ſo
oft vermißten, und abwechſelnd bald eine Beſchimpfung,
bald eine ſchmerzhafte Krankheit, bald einen Verluſt
an Geld ſich zuzogen, Vertrauen, Achtung ihrer Mit-
menſchen oder auch ihrer Vorgeſezten verloren, in ihren
Arbeiten ſich geſtört ſahen, oder alle Luſt zur Thätigkeit und
allen Fortgang in Geſchäften verloren, bis ſie endlich,
nach tauſend Fällen, wo ſie das Laſter verwünſcht hatten,
dennoch immer tiefer ſinken und zulezt unter einer ſchrek-
lichen und zerſtörenden Krankheit erliegen und dem Tode na-
he kommen muſten, oder ihr ganzes zeitliches Glük zerſtört
ſahn — und man frage alsdenn, ob dieſen Weg zum
Heile, wenn endlich der von ſeinem Laſter ſo zerquälte
Thor zu ſich ſelbſt komt und zur Tugend zurükkehrt, ein
vernünftiger Menſch vorſäzlich wählen werde? — Die 600
Vorſehung Gottes gleicht hier einem Arzte, der ſeinem
Patienten die Wahl läßt und ihm ſagt: entweder lebe
diät, mache dir Bewegung, genieß jedes Vergnügen,
aber mäßig u. ſ. w. oder folge ganz deinen blinden Be-
gierden, und iß und genieß, was dir ſchmekt: Im erſten
Falle wirſt du nie krank werden, ſondern immer recht wol
und vergnügt leben: im andern wirſt du unzählige trau-
rige Stunden, unzählbare Schmerzen und Zerſtörung
deiner Freuden haben: und ich werde alsdann, zwar ge-
wiß, aber ſpät, und nach vielen Leiden, dich kuriren
und zu einem glüklichen Zuſtande dir verhelfen: — oder,

einem Vater, der ſeinem Sohne, den er in die Welt
601 ſchikt, eine ähnliche Wahl vorlegte. — Gewiß: eine ſol-
che Wahl zwiſchen Himmel und Hölle (denn das Laſter
ſelbſt iſt die Hölle) wird keinem Menſchen reizen. Ja es
fällt im die Augen, daß dieſer Gang der Vorſehung ge-
rade die allerſtärkſten Antriebe zur Tugend enthält, weit
entfernt, daß ſie einem Menſchen Anlaß geben ſollte,
in der Sünde deſto leichtſinniger zu beharren.

602 B. Bei dem allen aber iſt mir die Weisheit und Lie-
be des alles regierenden Vaters in den traurigen Schik-
ſalen, die oft die beſten Menſchen treffen, noch aus ei-
nem andern und ſehr merkwürdigen Geſichtspunkte er-
kenbar: wenn ich mir vorſtelle, daß Gott durch jene
außerordentlichen Scenen der leidenden Menſchheit ganz
augenſcheinlich ein Unterpfand für die Gewißheit ei-
nes beſſern Lebens jenſeit des Grabes uns geben woll-
te. — Doch dieß wird im folgenden Abſchnitte näher ent-
wikelt werden.

603 Und nun frage jeder meiner Leſer ſich ſelbſt, wie ihm
jene Gründe einleuchten, dieſe Zweifellöſungen befrie-
digen. Findet er ſich überzeugt und beruhigt, ſo faſſe er
nun den Entſchluß, bei dem Glauben an Gott und Vor-
ſehung veſt zu halten, und alle ihm von neuem aufſtoſ-
ſenden Räthſel (in der Vorausſezung, daß kein endlicher
Verſtand die Wege des Unendlichen nie ganz erforſchen
604 und überſehn kan) *nicht zu achten.* — Dieſer aus der ge-
prüfteſten Ueberzeugung entſtandne Glaube wird dann
der unerſchütterliche Grund ſeiner Zufriedenheit werden.
Er wird bei dieſem Glauben vor keiner Gefahr erzittern,
vor keinen Hinderniſſen des Guten zurükbeben, auch ohne
ſichtbaren Erfolg Gutes thun, alles, was geſchieht, für
Gottes Willen, folglich für gut halten, über keine Lei-
den murren, durch keine Bekümmerniſſe muthlos wer-
den, keinen glüklichſcheinenden Böſewicht beneiden, über
keine Trübſale der Frommen Gott anklagen, und nie auf-
hören,

hören, durch Hofnung und Ausſicht ein fröhliges Herz zu behaupten.

O Gott! laß meinen Glauben nie an deine Vorſicht wanken:
Auch wenn ein Unglük mich erſchrekt.
Einſt werd' ich dir auch für die Leiden danken,
Wenn mich dein Ruf zum beſſern Leben wekt.

XXVIII.

Unſterblichkeit. Vergeltung.

Erhebe dich, mein Geiſt, zum großen Ziele
Der Menſchheit, ſteig empor
Mit deinem Blik, und fühle, fühle,
Zu welchem Glük dein Schöpfer dich erkohr.

Nicht blos für dieſes Erdenleben
Biſt du beſtimt: nicht für die kurze Pilgerzeit
Hat der Unendliche dein Daſeyn dir gegeben,
Nein, für die Ewigkeit.

O Gott, lehrſt du mich das erkennen,
Daß dieß mein Ich unſterblich iſt;
Dann kan ich erſt mein Daſeyn Wolthat nennen:
Dann fühl' ich's ganz, daß du mir Gott und Vater biſt.

* * *

Schöpfung und Vorſehung bleiben mir räthſelhaft, 60s wenn ich glauben ſoll, daß das Leben des Menſchen mit dem Tode ſich endigt. Und die ſüßeſte Ausſicht, die im Leiden mich erquikt, nebſt der beſten Kraft für die kämpfende Tugend, iſt dahin, wenn der Menſch nicht unſterblich iſt.

606 Aber was heiſt das? — Ohnmöglich kan das Wort Menſch hier in ſeinem vollen Sinne genommen werden. Denn der gröſte Theil von dem, was wir Menſch nennen, geht im Zirkelgange der Natur, wird Erde und dann Pflanze, und vertheilt ſich durch tauſend Formen. (440.) Es kan daher nur das Ich, die Seele gemeint ſeyn, (91.) wenn man behauptet, der Menſch ſey unſterblich. Ich — der Beſizer ſo vieler tauſend Ideen, Vorſtellungen und Urtheile, mit dem Bewuſtſeyn meines vorigen und jezigen Zuſtandes, werde fortdauern, wenn mein ſichtbarer Theil, mein Körper (der doch nur Form iſt) auch auf ewig vernichtet wird: werde auch jenſeit des Grabes noch mit Bewuſtſeyn thätig ſeyn, noch denken, noch meine Kentniſſe erweitern, noch Freuden genieſſen, noch meines Daſeyns und meines Schöpfers mich freun.

607 Woher wiſſen wir das? — Es giebt für unſere Ueberzeugung zweierlei Arten von Beweiſen. Einige ſind einfach, und dieſe beruhen entweder auf ſichern ſinlichen Wahrnehmungen oder auf Schlüſſen aus ſicherer
608 und algemein als ausnahmlos erkanter Analogie. Andere ſind zuſammengeſezt und beſtehen aus mehrern analogiſchen Schlüſſen, deren jeder einzeln darum nicht ſo ganz unwiderſtehlich wirkt, weil die ausnahmloſe Analogie nicht algemein anerkant iſt, oder einige, obgleich unbedeutende Ausnahmen hat: die aber zuſammengenommen eine ganz unwiderſtehliche Kraft haben, uns bei unſerm Fürwahrhalten zu beruhigen. Von lezterer Art ſind die Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele. Ich ſondere abſolute und relative.

609 A. Abſolute nenne ich die, welche die Fortdauer unſers Ichs beſtätigen, ohne daß dabei Gotteskentniß zum Grunde gelegt und aus ihr gefolgert wird. Dieſe beweiſen die Unglaublichkeit des Gegentheils.

610 Anmerk. Der Beweis aus der Einfachheit der Seele und ähnliche, die ſonſt die Metaphyſiker

aufſtellen, haben gar keine Haltung (473).

Ich ſchlüſſe ſo:

611 1. Nichts wird vernichtet und iſt noch je vernichtet worden. Man frage die Naturgeſchichte und die Chemie. Die Formen der Dinge kan Natur oder Kunſt zerſtören aber die Dinge ſelbſt nicht. Es bleibt immer ein Stof übrig, welcher zu neuen Formen ſich umſchaffen läßt. (428.) Es iſt alſo analogiſch gewiß, daß auch ich nicht vergehe, oder, daß der Urſtof des Menſchen, das Prinzip ſeines Lebens, das wir ſeinen Geiſt nennen, nicht vergehen wird. Wenigſtens iſts unglaublich, daß hier die einzige Ausnahme ſeyn ſollte.

612 2. Alles — wird durch den Tod zu einem neuen Leben zubereitet. Und ich — wäre auf der höchſten Stufe der Volkommenheit, unter den mir bekanten Dingen, wo ich erſt recht fähig ward zu genießen und mich meines Daſeyns zu freun, wo ich das höchſte Glük, ein Ich habe, mich ſelbſt beſchaue, meiner ſelbſt mir bewuſt bin, Vergangenheit und Zukunft denke, und Freuden anfange zu ſchmeken, die kein Weſen hinieden außer mir genießt: und ſollte auf dieſer erſten Stufe der volkommenſten Exiſtenz und des volkommenſten Lebens — auf ewig ſterben? Für alles — ſoll ein Frühling kommen, nur für mich nicht? — Das iſt unter allen Unglaublichen das Unglaublichſte.

613 3. Die Geſchichte ſagt, daß unter allen Nationen, wo Kultur der Vernunft war, unter den Weiſen der Lehrſaz von einem Leben jenſeit des Grabes gangbar war. Und es iſt augenſcheinlich, daß dieſer Lehrſaz nicht aus unächten Quellen entſtanden ſeyn kan, wie gewiſſe andere eben ſo algemein gewordne z. B. der von der Begütigung der Gottheit durch Opfer. Ich ſchlüße alſo: was die kultivirte Vernunft, in Dingen, die des Menſchen Glükſeligkeit angehn, zu allen Zeiten fand, muß untrüglich ſeyn. (XIII.) Denn alle Kräfte in der Schöpfung ſind ohnfehlbar: (303.) wäre es nun die

höchſte Kraft, die Vernunft nicht, ſo wäre der Menſch, in der ſo zwekvollen Welt, das zwekloſeſte Ding. Folglich iſts unglaublich, undenkbar, daß ꝛc.

614 B. Relative — welche einen Gott vorausſezen — und welche das Gegentheil als unmöglich und widerſprechend darſtellen. Es ſind folgende Schlüſſe.

615 1. Wenn es einen Gott und Schöpfer giebt, ſo muß er an ſeinen Geſchöpfen Gefallen haben, ſie lieben, ſie nach dem Maaße ihrer Empfänglichkeit beſeligen und folglich — allen denkenden Weſen hinreichende und untrügliche Belehrung zu ihrer Glükſeligkeit ertheilen, d. h. er muß ein wahrhaftiger Gott ſeyn. Nun aber iſt das Licht, das alle von ihm haben, die Vernunft. — Und ſo erhält der dritte der abſoluten Beweiſe eine neue Stärke, die ihn unwiderleglich macht.

616 2. Wenn ein Gott iſt, der die Glükſeligkeit der Menſchen will, ſo muß er auch die Tugend wollen und ſo muß er auch den Menſchen vollſtändige Motiven zur Tugend gegeben haben: wenigſtens kan er ihr die unentbehrlichen nicht entzogen haben. Nun aber ſind keine vollſtändigen Motiven zur Tugend da, wenn mein Geiſt nicht fortdauert und die Tugend keine fortwährenden Folgen hat, ſondern wie eine Mahlzeit iſt, von der ich nach dem Genuß nichts mehr empfinde: Alſo —
6 muß ich von Gott dieſe Fortdauer erwarten. — Die Frage iſt nur noch, ob das auch wahr iſt, daß die Vergeltung der Tugend jenſeit des Grabes unentbehrliches Motiv ſey? Ich ſage: zur gemeinen Tugend iſt ſie keinesweges unentbehrlich. Auch der Atheiſt kan ein tugendhafter Menſch ſeyn: denn die Tugend giebt ſo augenſcheinlich mehr wahre Vortheile als das Laſter, (S. 579. ff. 590. 600.) daß nur geſunder Menſchenverſtand dazu gehört, um ſie dem Laſter vorzuziehn: zumal wenn gute bürgerliche Geſeze, Erziehung, Beiſpiel u. ſ. w.
61 ſich mit dieſen natürlichen Folgen vereinigen. Hingegen die mit Verwöhnungen kämpfende, fürs kurzſichtige

Auge folgenloſe, zuweilen gar ſchädlichſcheinende, unter Verfolgung, Widerſtand, Leiden ſeufzende und endlich ſterbende — Tugend kan das Motiv, das ihr der Glaube an Gott den Vergelter giebt, ſchlechterdings nicht entbehren. Alſo muß ich entweder meinen Glauben an den liebevollen Gott aufgeben, oder ich bin gezwungen, ihn zugleich als den Vergelter der Tugend jenſeit des Grabes zu denken.

3. Wenn Gott der weiſe Weltſchöpfer iſt, **ſo muß** 619
**alles ſeinen Zwek, ſeine Beſtimmung volkommen
erreichen.** Keine Kraft muß unverbraucht bleiben.
Nichts muß überflüßig ſeyn. — Und in der ganzen
Natur iſt dieß Geſez der Sparſamkeit augenſcheinlich. —
Nur die Menſchheit hat ein höheres Maas von Kräften
als ſie hinieden verbraucht. — Man denke ſich die Erkentnißkräfte 620
des Menſchen und frage ſich, ob wol ein
einziger Menſch hinieden die Stufe der Erkentniß erreicht,
die er erreichen könte? Man denke ſich das Empfindungsvermögen
und ſehe nach, ob wol ein Menſch
ſoviel Freuden genießt, ſoviel Seligkeit empfindet, als
er zu genießen oder zu empfinden fähig wäre? Warlich
in der Menſchheit iſt eine Summe von Kräften, davon
nicht der hunderte Theil thätig wird. — Und nun denke 621
man erſt die Völker, die in der Wildheit leben und nicht
einmal des Gottes ſich freuen, den die gebildete Vernunft
uns genießbar macht. Man denke ſich die Menge der
Kinder und Jünglinge, die früh dahin ſtarben. Welche
Summe von Kräften bleibt hier nicht unverbraucht.
Steht nun dieſe zwekloſe Summe mit den Begriffen von
einem weiſen Gott und mit der ganzen Analogie der Natur
in Widerſpruch, ſo iſt es unmöglich, daß dieß Leben
die ganze Beſtimmung des Menſchen ſey: ſo muß es eine
Zeit geben, wo dieſe Kräfte alle noch thätig werden
u. ſ. w.

4. Und geſezt, daß man ſoviel zwekloſe Kräfte mit 622
den Begriffen von einem weiſen Gott vereinigen könte,
ſo

ſo entſteht doch ein neuer Widerſpruch mit ſeiner Vorſe-
hung. Denn wenn ein Gott iſt, ſo giebts eine unfehl-
bare und alles vollendende Vorſehung. Nun aber
iſt hier für den Menſchen (auch ohne Rükſicht auf das
vorgedachte Maas ſeiner Kräfte) keine Vollendung, kein
wirkliches Ziel, das er erreicht. Alſo muß es ein ande-
623 res Leben geben ꝛc. — Man denke ſich einen Vater, der
ſein Kind mit der gröſten Sorgfalt erzöge, ihm alle mög-
liche Kentniſſe und Geſchiklichkeiten mitzutheilen ſuchte,
die das Maas der Kraft des Kindes nur faſſen mag, der
langſam und mit vieler Kunſt an ſeiner Bildung arbei-
tete, den kleinſten Fleken ſeines Herzens auszutilgen
ſuchte u. ſ. w. und der endlich, wenn dieſe Vorbereitung
ganz oder zum Theil beendigt, und das Kind nun ge-
ſchikt wäre in die Welt einzutreten und die Früchte ei-
ner ſo ſorgfältigen Erziehung zu genieſſen, das Kind —
ermordete. Müſte Gott nicht ein ſolcher Vater ſeyn,
wenn er das Leben der Menſchen, das ſo augenſcheinlich
nichts iſt und ſeyn kan, als Erziehung, mit dem Tode
endigte? Man ſtudire doch nur die Geſchichte der Menſch-
heit — ſtudiere die Geſchichte des einzelnen Menſchen.
Welche Anſtalten, welche Vorbereitungen, welcher
weiſe Gang eines Vaters, der Bildung und ſteigende
Vervolkommung ſeiner Kinder beabſichtet: und wozu? —
um ſie nach einiger Zeit zu vernichten? Nein: wenn
ich einen Gott und eine Vorſehung glaube, ſo muß ich
auch ein neues Leben jenſeit des Grabes glauben. Das
Gegentheil dieſes Glaubens ſteht im hellſten Widerſpruch
mit dem Glauben an Gott.

624 5. Wenn Gott ſeine Menſchen liebt, ſo findet er in dieſer Liebe ſeine eigne Seligkeit. Und dieß muß der geradezu leugnen, der die Unſterblichkeit der Seele bezweifelt. Denn umſonſt iſts, daß man hier einwendet: Gott ſchenke uns ja in dieſem Leben ſoviel Gutes und Freude. Dieſe Freuden kenne ich, ſchäze ſie, und finde in ihnen den Grund zur innigſten Liebe und Dank-

barkeit gegen meinen Schöpfer. Aber bei aller ihrer Gan- Menge und Güte was ſind ſie, wenn ich ſie mit der Macht und Liebe eines Gottes vergleiche, der ſeine ganze Seligkeit im Wolthun findet? laſſet uns unpartheiiſch ſeyn. Als freie Geſchenke des Schöpfers ſind ſie mehr als wir erwarten oder fodern konten: aber als Ausbrüche der Liebe eines Vaters ſind ſie — nichts: und ich muß geſtehen, daß ich nur dann mich mit der Glükſeligkeit, die mir Gott hinieden gab, begnügen und ſie mit der unendlichen Gottesliebe vereinigen kan, wenn ich ſie als Vorſchmak volkommenerer Freuden betrachten darf. Denn was iſts: daß ich täglich früh aufſteh, ein paar Tropfen Getränk genieße, an meine Arbeit gehe, die mir Undank, Körperſchwäche u. d. oft ſehr drükend macht, dann zu Mittage eſſe, dann, oft aus bloßer Pflicht für meine Geſundheit, mir eine Stunde Bewegung mache, wieder an die Arbeit gehe, wieder eine Abendmahlzeit halte und vielleicht noch eine Stunde mit einem Freunde verplaudre, ehe der Schlaf die Geſchichte meines Tages beendet? Was iſts: daß ich zuweilen aus dieſer Monotonie heraustrete und einen ganzen halben Tag geſelſchaftlichen Freuden widme, an deſſen Beſchluß die lange Weile, die mich in der Geſellſchaft plagte, oder der Verluſt im Spiel, oder die Ueberladung des Magens, oder — das Leere, das ich nach dem vollſten Genuſſe geſelliger Fröhlichkeit in meiner Seele finde, michs faſt gereuen läßt, einen halben Tag verſchwendet zu haben? Es iſt wahr: mein geſchäftiges Leben hat auch manchen reellen Freudegenuß. Der gute Fortgang meiner Arbeiten, die Vortheile, die ſie mir verſchaffen, der Nuzen, den ich damit ſtifte, das erquikende Bewuſtſeyn am Abende jedes gut zugebrachten Tages, verbunden mit mancher häuslichen Freude an meinen Kindern, oder mit dem Genuß eines Buſenfreundes u. ſ. w. geben mir manche recht herzlich frohe Stunde, wo ich ganz mich fühle, daß ich das Geſchöpf eines Gottes bin, der Va-

ter mir iſt. Allein auch dieſe reinen Freuden, die mir
Gott ſchenkt, wie klein ſind ſie dennoch gegen die Faſſungskraft
meines Herzens, wie ſo mäßig iſt ihre Zahl, und
wie ſehr werden ſie durch die Menge der Sorgen, der
Verdrüßlichkeiten, der körperlichen Schwachheiten u. d.
626 theils verbittert, theils aufgewogen. — Gewiß, Gott
beſeliget uns hinieden nur unvolkommen. Und wenn nun
die Seligkeit deſſen, der im Wolthun Freude findet,
deſto volkomner iſt, je gröſer die Seligkeit iſt, die er
mittheilt, ſo kan den Alvater für ſo unvolkomne Freuden,
die er hinieden uns gewährt, nur der Gedanke
gleichſam entſchädigen, daß hier mehr Vorbereitung als
wirklicher Genuß iſt, und daß einſt alle ſeine Geſchöpfe
zur volkommern Seligkeit gelangen werden.

627 6. Wenn ein Gott iſt, der ſeine Menſchen liebt,
und der unbegränzt mächtig und weiſe dabei iſt, ſo muß
keiner ſich über ihn beklagen und ſagen können, daß er ihn
vernachläßigt habe, ſo muß es keinen gereuen, ihm ſein
Daſeyn zu verdanken. Nun aber giebt es Menſchen,
welche aus der Welt gehen und ſchlechterdings Urſache
haben ſich über Gott zu beklagen. Es muß alſo ein anderes
Leben geben, wo der Alvater dieſe Klagen ſeiner
Kinder vernichten und durch die volkommenſte Entſchädigung
ihre gerechten Klagen in Loblieder verwandeln
628 wird. — Wer die Stärke dieſes Beweiſes empfinden
will, muß nicht bei der gemeinen Menſchengeſchichte ſtehen
bleiben. — Zwar findet der Beweis auch hier ſchon
629 ſeine Belege. Denn jener arbeitſame Gelehrte, der ſeine
ganze Lebenszeit unter ſeinen todten Geſellſchaftern zubringt,
und der außer ſeinen Mahlzeiten und einigen
troknen Geſellſchaften nichts genießt, und ſelbſt ſchon,
wegen ſeines mit Geſchäften beladenen Geiſtes und daher
entſtehenden Körperſchwäche, für nichts Sinn hat, —
oder jener arme Tagelöhner, der jeden Tag bei laſtender
Arbeit verlebt, von der er nur kümmerlich mit ſeinen
Kindern ſein troknes Brod hat, der für die meiſten ſin

lichen Freuden zu arm und für Freuden des Geiſtes zu
ungebildet iſt, der alſo in der armſeligſten Monotonie dahin
vegetirt, und oft noch durch häuslichen Zwiſt, oder
nachbarliche Bosheit, oder Bedrükungen der Obrigkeit
manche bittre Stunde hat — ſolche Perſonen, ſage ich,
machen ſchon eine ſehr anſehnliche Klaſſe von Menſchen
aus, welche ſich (in Vergleichung mit manchen andern
Menſchen, die bei einem glüklichen Temperament, leichtem
Blut, arbeit- und ſorgenloſen Leben, faſt jeden Tag
im Freudegenuß oder doch im Wolbefinden zubringen)
über Gott beklagen könten, daß er andere ſeiner Kinder
ihnen vorgezogen habe. Und man kan gegen dieſe Beiſpiele 630
allenfals nur das einzige vorſchüzen, daß jene Klaſſe der
Minderglüklichen kein Recht habe, mehr zu fodern:
daß Gott Macht habe, die Reichthümer ſeines Segens
nach Belieben zu vertheilen, daß jeder Menſch zufrieden
ſeyn müſſe, wenigſtens mehr Freuden als Leiden in der
Welt genoſſen zu haben u. ſ. w. — Ja ich geſtehe ſelbſt,
daß ich bei Verrechnung meiner Leiden und Freuden, ſo
mäßig die lezten und ſo zahlreich die erſten waren, mit
meinem Schöpfer nicht richten, ſondern mit ſtiller Unterwerfung
ſeinen Willen ehren und, erkentlich gegen ſo manchen
frohen Augenblik meines Lebens, mein Daſeyn in ſeine
Hände ohne Murren zurükgeben würde. — Allein man 631
wende ſich von den Minderglüklichen zu den eigentlich Unglüklichen.
Man ſuche jene Scenen des menſchlichen
Elendes auf, die in jeder Provinz zu ſehn ſind. Man
ſehe dort denſelben armen Tagelöhner, deſſen ich oben gedachte,
in ſeinen beſten Jahren ſiech und elend werden:
ſehe ſein Lager von Stroh, auf dem er ſich wund liegt:
ſehe das Elend ſeiner verwildernden Kinder, die ihm ſeine
Brodrinden zuſammenbetteln: ſehe ihn, wie er auf dieſem
Krankenlager ohne Erquikung, ohne Troſt, mehrere
Jahre lang zubringt, wie er jeden Morgen mit Seufzen
den kommenden Tag erblikt, und jeden Abend ſich wünſcht,
daß er nicht wieder erwachen möge. Man betrachte den

Sohn des a Coſta, der von ſeiner Kindheit an in den Gefängniſſen der Inquiſition zubrachte, und zeitlebens mit Qualen oder mit Furcht vor Qualen kämpfen mußte. Man leſe des Pierre Viaud Nachrichten von ſeinem Elende: oder Holwels Nachrichten vom Elende am ſchwarzen Bache zu Calcutta: oder die neuern Beſchreibungen von dem fürchterlich elenden Zuſtande des Landvolks in den meiſten 632 Provinzen von Frankreich. — Hier — hier tönt ſie laut die Stimme der Wahrheit: „Gott **wird**, Gott muß „dieſen Unglüklichen ſo wie jenen Minderglüklichen eine Zeit „der Vergütung aufbehalten haben. Dieß Menſchenleben „kan nichts ſeyn, als Erziehung, als Vorbereitung.„ Hier wird man unwiderſtehlig gedrungen, entweder Gott zu läſtern und als den fürchterlichſten Tirannen zu denken oder — den Vergelter des Guten und Entſchädiger für Leiden mit frohen Glauben zu umfaſſen. Hier fühlt man, daß das Leugnen der Unſterblichket — **Widerſpruch** iſt.

633 Dieß ſind meine Schlüſſe, meine Ueberzeugungen. Faſſet ſie, meine Mitmenſchen! überdenkt ſie, prüfet ſie, nehmet ſie alle zuſammen in eins und — ihr werdet zur freudigſten Gewißheit gelangen. Und hat dann einmal die Vernunft über die Zweifelſucht geſiegt und in euch veſten Glauben gewirkt, ſo laſſet keinen Tag vergehen, ohne euch dieſer ſo ſtärkenden und erquikenden Wahrheit zu erinnern und immer neue Spuren, neue Belege, neue Data zu jenen Schlüſſen aufzufinden, damit die Wahrheit Wurzel faſſe und endlich unausrottlich werde. (123. 124.) Vergeblich und auch völlig entbehrlich iſt auch die Frage, worinnen die Vergeltungen und Entſchädigungen beſtehen werden, die der Alvater euch bereitet. Genug daß ſeine Macht und Liebe euch für ihre Größe ſo gut als für ihre Gewißheit bürgt.

Gott! auf dieß Ziel laß mich mit unverwandten Bliken ſehn.
Hilf mir, den Weg, der zu ihm führt, mit veſten Muth zu gehn.

XXIX.

Natur.

Die Natur iſt nicht nur, nach Gott, der würdigſte 634 Gegenſtand unſerer Erkentniß, ſondern auch zugleich die Quelle aller übrigen Kentniſſe, die auf unſre Glükſeligkeit Einfluß haben.

Wir verſtehn unter der **Natur** alle Geſchöpfe, 635 und zwar inſonderheit, ihre Beſtandtheile, deren Zuſammenſezung, ihre Verbindung mit einander, ihre Kräfte, Eigenſchaften und Verhältniſſe gegen einander — wodurch die **Zweke** und Abſichten des Schöpfers offenbar werden.

Die Natur ſtudiren heiſt alſo: die Zweke der 636 Sinnenwelt und ihrer Theile aufſuchen und ſich beſtreben zu erkennen, wie alles, was man an ihnen wahrnimt, zu dieſen Zweken **abſichtlich geformt und eingerichtet** iſt.

Wie nüzlich und angenehm iſt es, zu bemerken, 637 daß alles, auch das kleinſte Geſchöpf, ſeine weiſen, auf das Wol des Ganzen gerichteten, und mannigfaltigen Zweke hat, bald als **Wohnung**, **Leuchtung**, **Erwärmung**, **Beſchüzung**, **Nahrung** für Geſchöpfe, bald als **Verarbeitungsmaterie** zu Wohnung, Nahrung, Leuchtung, Bekleidung derſelben, bald als **Heilmittel** für Körper, Boden, oder Athmoſphäre, bald als **Schmuk** der Natur und Vergnügen der Sinne oder als **Belehrung** für den betrachtenden Menſchen.

Welches reizende **Vergnügen**, ſo die Natur zu 638 ſtudiren und täglich neue Kunſt, Schönheit und Nuzbarkeit zu entdeken, das manches unedle oder kindiſche Vergnügen uns entbehrlich machen würde.

Welche herlichen Gegenſtände der regen **Phantaſie**. 639 Wahrhaftig, die unſrer Tugend ſo gefährliche

Geſchäftigkeit derſelben komt blos daher, weil wir ſie an guten und ſchönen Gegenſtänden zu leer laſſen. Fülle ſie nur mit den Reichthümern der Natur, und bekomme Sinn für ihre Reize, ſo wirſt du nicht mehr über ihre Zudringlichkeit klagen dürfen.

640 Welch ein angenehmer **Vorrath** dann, für den Inhalt unſerer **geſelſchaftlichen Geſpräche**. Wer wird uns nicht gern hören, und gern die faden oder mediſanten Unterredungen darüber beiſeit ſezen.

641 Welch eine Menge nuzbarer Kentniſſe würden wir dann einſamlen — für das geſchäftige Leben, für Küche, Oekonomie, Heilkunde, — zur Beurtheilung bei Kauf und Verkauf und Verwahrung vor Betrug — für Kunſt und Mechanik, und alles, was auf Nachahmung der Natur beruht.

642 Welche **Bildung unſers Geſchmaks**, wenn wir Sinn bekommen für das Schöne der Natur. Und welche Verfeinerung des Gefühls und der Sitten müſte dieſer Sinn hervorbringen. Didiciſſe — emollit mores ſagten die Alten.

643 Ferner: welch eine täglich zunehmende Menge von
Belegen zu unſern moraliſchen Kentniſſen: wenn
wir immer neue Spuren fänden, von einem weiſen und
liebevollen Gott, der ſo viel und große und wolthätige
644 Zweke in jedem Geſchöpf vereinigte: — von ſeiner **Wahrhaftigkeit**,
die er, durch ſo leichte, faßliche und untrügliche
Belehrungen in dem uns allen lesbaren Buche der
645 Natur, an den Tag legte: — von ſeiner **Gerechtigkeit**,
die er uns überall ſichtbar macht, wenn wir die
Folgen bemerken lernen, welche er mit der Beobachtung
und Verlezung der Geſeze der Natur verband. — Wie
würden wir da den Gott der Liebe mit Augen ſehn, und
täglich ihm mehr nähern, täglich mehr mit dem Gedanken
646 an ihn vertraut werden. — Wie würden wir da
ſo manche Auflöſungen der Zweifel gegen eine weiſe
und gütige Vorſehung entdeken: von ſo manchen Vorurthei-

urtheilen und abergläubiſchen Meinungen, vermittelſt
eines nach und nach geübtern Bliks in den Zuſammenhang
der natürlichen Urſachen und Wirkungen, geheilet
werden. — Wie viel Gelegenheit würden wir finden, 647
das uns **Schädliche** und **Nüzliche** zu unterſcheiden —
über **Werth** und **Unwerth** der Dinge richtiger urtheilen
zu lernen — über **Gebrauch** und **Misbrauch** der
Geſchöpfe uns zu belehren — und manchen **Klagen** über 648
gewiſſe vermeinte Uebel der Natur zu begegnen.

Endlich, welche ſtarke und unwiderſtehlige **Antriebe** 649
zur Tugend würden wir finden: z. B. **zur Arbeitſamkeit** und nüzlichem Fleiß, wenn wir täglich in der Natur jene algemeine Thätigkeit entdekten, die Gott jedem Geſchöpfe zum Bedürfniſſe und zur Grundlage
ſeiner Glükſeligkeit gemacht hat: — zur **Mäßigkeit**, 650
Reinlichkeit, Geſelligkeit, Vertragſamkeit, Hülfleiſtung, Liebe, Treue, — wenn wir in der thieriſchen Natur dieſe Tugenden entdekten und mit Beſchämung die Winke des Schöpfers täglich im neuen und immer ſtärkern Lichte bemerkten.

651 Man frage nicht lange, was man in der Natur ſtudiren ſoll? Alles — was ſich mit den Sinnen wahrnehmen oder durch Unterricht erlernen läßt. Jeder mache ſich nur vorerſt mit der ihm naheliegenden Natur bekant: mit alle dem, was in ſeinem Vaterlande lebt und wächſt. Er beobachte Beſtandtheile, Zuſammenſezung, Verbindung, Geſtalt, Theile, Kräfte, Wirkungen, Gebrauch und — bei dem allen das, was dem Dinge eigen iſt, folglich daſſelbe von andern Dingen unterſcheidet und kenbar macht, und was es mit andern gemein hat. — Inſonderheit bekümre er ſich um das große Kunſtwerk des Schöpfers um den Menſchen: ſtudire die Maſchine des Körpers, deſſen Glieder, Theile, Werkzeuge — deren Kräfte, Schwächen, Verrichtungen, (447.) (wie wichtig, für die Sorge, die unſre Geſundheit heiſcht!) und ſpüre den Thätigkeiten des Geiſtes

nach, deren Kentniß (II. III.) uns für unſre Glükſeligkeit ſo lehrreich iſt.

652 Mit innigſter Betrübniß denke ichs, daß dieſe ſchönſte Kentniß unter unſern Menſchen noch ſo vernachläßigt wird: da ſie es doch ſo ſehr verdiente, das erſte und allgemeinſte Studium der Menſchheit zu ſeyn, indem es 1) das reinſte und edelſte Vergnügen gewährt, 2) die einzige ſichere **Quelle aller wahren Aufklärung** und 3) der objektive Zwek iſt, für den uns der **Schöpfer** mit Sinnen und Vernunft begabet hat.

653 O daß unſere Regenten es beherzigten und dem öffentlichen Volks- und Kinderunterricht dieſe edle Richtung gäben. Wie viel Unnützes, Unverſtändliches lernen unſre Kinder. Wie viel Zeit verſchwendet man mit fremden Sprachen, die nichts als Flitterſtaat ſind. — Schande für die Menſchen, die ihren Gott lieber blindlings glauben als in ſeiner Natur ihn **ſehen** wollen. Schande für die Vernunft, die ſich lieber mit Spielwerken beſchäftigt als mit Gegenſtänden, die die einzige wahre Quelle des reinſten Vergnügens und der wiſſens-

654 würdigſten Kentniſſe ſind. — Nichts müſten Kinder lernen als die **Natur** und ihre **Mutterſprache**. Aber leider will mans noch nicht wiſſen, daß mit der Kultur der Sprache und der Bekantſchaft mit der Sinnenwelt — die Vernunft ſelbſt kultivirt wird und der ganze Geiſt des Menſchen ſeine Bildung erhält. — Leider können die Menſchen ſich nicht entſchließen, ihre Augen von den Gegenſtänden der Mediſanſe und der Begierden auf die Natur zu richten und ihre Romanen und Poſſenbücher mit Büchern über die Natur, mit Reiſebeſchreibungen u. d. zu vertauſchen.

655 Aber ſo lange Prieſter und Theologen dieſe Quelle der Weisheit und Tugend nicht kennen, was will man vom Volke erwarten?

XXX.

Der Menſch.

656 Der Menſch iſt ein Theil der Natur und ohnſtreitig der volkommenſte. Und wer darf fragen, ob dem Menſchen zu ſeiner Glükſeligkeit Kentniß des Menſchen nöthig ſey, da das Glük der Menſchheit ſo innig mit der Natur und dem Karakter der Menſchheit verwebt iſt?

657 Man kan den Menſchen aus einem dreifachen Geſichtspunkte betrachten. Man kan ſeine **kunſtvolle Maſchine** ſtudieren. Man kan den in ihm wohnenden **Geiſte** nachſpüren und ſeine Kräfte und den Gebrauch erforſchen. Man kan den **algemeinen Karakter** der Menſchheit erforſchen, um ſich die zu ſeiner Glükſeligkeit nöthigen Regeln des Verhaltens gegen Menſchen abzuziehen. Man kan endlich, in eben der Abſicht, ſich **bemühen, einzelne** Menſchen und deren **Handlungen und Karakter** richtig zu beurtheilen. Da wir jener erſten beiden Geſichtspunkte bereits (II. u. XX.) Erwähnung gethan haben, ſo wollen wir nur bei den leztern weilen.

658 Aber wir müſſen uns vorher von der **Wichtigkeit** dieſer Menſchenkentniß zu überzeugen ſuchen: welche, aus der Verbindung der Glükſeligkeit jedes Menſchen mit ſeinen Mitmenſchen, erhellet. Der Menſch iſt dem Menſchen unentbehrlich.

659 1. Es iſt erſtlich algemeines Naturbedürfniß, das jeder Menſch hat und empfindet, die Gegenſtände, die um ihn herum ſind, **heiter und fröhlich** zu erbliken. (Algemeine Sympathie.) Wie Schwärze und Finſterniß uns ſtill und traurig machen, und hingegen Licht und heiterer Anblik der Natur uns zur Fröhlichkeit ſtimt, ſo fühlen wir das am ſtärkſten bei Gegenſtänden, die mit uns gleicher Natur ſind. Ein finſterer Blik eines Menſchen macht uns eine unangenehme Empfindung: und

ein fröhliches Geſicht macht uns froh und heiter. Ein freundliches Angeſicht, ſagt Salomo, iſt ein ſtetes Wolleben.

660 2. Ein eben ſo unleugbares Bedürfniß iſt es, daß wir durch geſelligen **Umgang** mit Menſchen, unſere Freuden und Leiden mit ihnen **gemein machen** und an den ihrigen **Theil nehmen**. Man frage die Natur und Erfahrung. — Alles ſucht ſeines Gleichen. Alles findet in Theilnehmen und Mittheilen ſein Wolbefinden. — Keine volkomne Freude iſt ohne Mitgenuß. — Wie kan ich alſo Menſchen und folglich — Menſchenkentniß entbehren?

661 3. Wir würden aber ohne Menſchen auch nicht einmal den Alleingenuß des Lebens haben. Denn ſelbſt das, was wir ohne Mitgenuß für uns allein haben oder genießen, kurz, **alle unſere Bedürfniſſe haben wir der menſchlichen Geſelſchaft zu verdanken.** Von wem haben wir zunächſt unſer Daſeyn, unſre Erziehung, Erhaltung, Kentniſſe, Speiſe, Kleidung, Wohnung? Muſten nicht täglich tauſend Hände für uns arbeiten? — — Man wendet vielleicht ein, daß das, was die Menſchen für uns thun, ſie von ſelbſt um ihres Vortheils willen thun. — Ich antworte: es iſt nicht nur undankbar gedacht, wenn man darum die Menſchheit für unwichtig hält, ſondern es iſt auch falſch.

662 4. Denn es iſt nicht blos Eigennuz, was die Menſchen an uns zieht, die für unſre Bedürfniſſe geſchäftig ſind: Es iſt zugleich und vornemlich das **Band der Liebe**. — Freilich bedient z. B. ein Geſinde ſeine Herrſchaft um des Brods willen: aber wird nicht eben dieſe Herſchaft weit volkomner bedient, wenn ſie ihr Geſinde durch ihr Betragen ſich geneigt macht und deſſen Liebe gewint? Und iſts anders bei andern Menſchen, die für uns arbeiten oder ſorgen?

663 5. Eben dieſe Unentbehrlichkeit der Menſchen zu unſerer Glükſeligkeit erhellet daraus, weil wir ſo ſehr

von ihren Urtheilen abhangen. — Worauf beruht es, daß z. B. der Handwerksmann viel oder wenig zu arbeiten gedingt, gut oder ſchlecht bezahlt wird? Nicht wahr auf dem Urtheile, daß er gut oder ſchlecht arbeite, unbeſcheiden oder höflich, ein guter oder ſchlechter Menſch ſey? — Wer kan eine gute Reputation zu ſeiner Ruhe, zu ſeinem Fortkommen, zu ſeinem Glüke entbehren?

6. Wie viel Fälle giebt es, wo unſere Wünſche 664 **vom freien Willen unſerer Mitmenſchen abhangen**, und wo wir ſie weder durch Bezahlung, noch durch Verträge, noch durch Geſeze, dazu zwingen können? Wie viel Freuden können ſie uns machen, wie viel Leiden erſparen, wenn ſie wollen.

7. Und wer mag die Menſchen für entbehrlich hal- 665 ten, der es weiß, daß er irgend einmal, in Noth, Armuth, Verlegenheit, ihren **Rath oder Beiſtand** bedarf? Wo bliebe Heilung oder Troſt in Krankheit und Unglük? Wo gemeinſchaftliche Wirkſamkeit bei Geſchäften, die für unſre einfache Kraft zu ſchwer ſind? Wo Schuz gegen Feinde?

8. Endlich wie genau iſt die Menſchheit **mit unſe- 666 rer Tugend** verbunden, wenn es wahr iſt, was der Stifter des Chriſtenthums behauptet, daß Menſchenliebe die einzig ächte Tugend und Gottesverehrung iſt, daß gemeinſchaftliches Wirken für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit, daß das Beſtreben Freuden zu ſchaffen und Leiden zu mindern das Ebenbild Gottes und der Urquell aller Seligkeit iſt.

Kan nun der Menſch den Menſchen nicht zu ſei- 667 ner Glükſeligkeit entbehren, ſo kan er auch Menſchenkentniß nicht entbehren. Wir betrachten alſo zuförderſt

A. **Den algemeinen Karakter der Menſch- 668 heit.** — Die einzelnen Züge dieſes algemeinen Karakters ſind folgende.

1. Alle Menſchen haben einen unwiderſtehligen 669 Hang nach **Freiheit**, d. h. nach einem ſolchen Gebrauch

ihrer Kräfte, der nach ihren eignen Vorſtellungen geſchieht und durch keinen äußerlichen Zwang beſchränkt wird. Sie fühlen ſich am wolſten bei dieſer Freiheit und ſie werden am ſtärkſten empört, wenn man dieſelbe beeinträchtiget und ſie nicht frei denken, urtheilen und handeln läßt. — Wir müſſen alſo bei unſern Betragen darauf am meiſten Rükſicht nehmen, wenn wir mit ihnen leben und unter ihnen unſre Freuden ungeſtört genießen wollen.

67 2. Und da alle Begriffe und Urtheile des Menſchen urſprünglich aus ſinlichen Wahrnehmungen nach unabänderlichen Geſezen entſtehn (II.) und folglich, bei der großen Verſchiedenheit der Sinne und Denkkräfte, Verſchiedenheit der Vorſtellungen, und daraus ent-
671 ſtehenden Begriffe und Urtheile unvermeidlich iſt; ſo iſt es die erſte Regel des Weiſen: die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind: nicht von allen einerlei Vorſtellungen, Urtheile u. ſ. w. zu erwarten: keinen zu haſſen, zu verfolgen, zu beſtrafen, um einer Beſchaffenheit oder That willen, die aus Unvolkommenheit einer Kraft entſtund: auch die niedrigſten Grade der Kräfte (auch die dumſten und ekelhafteſten Menſchen mit ihren ſeltſamſten Urtheilen und Meinungen) neben und über ſich zu dulden: und keinen Plan zu ſeinem Glüke auf Vorausſezungen zu gründen, die mit dem angegebnen Zuge der Menſchheit ſtreiten.

672 3. Die Menſchen ſind mehr ſchwache als bösartige Geſchöpfe. Stets im Strudel der Umſtände, die ihre Handlungen beſtimmen, werden ſie tauſend Handlungen thun, die uns zuwider ſind, ohne die Abſicht zu haben, uns zu ſchaden oder zu kränken. Zu dieſen Umſtänden gehören nicht nur die Vorſtellungen, welche bei jeder Handlung den Willen determiniren und über welche der Menſch nur ſelten Autexuſie hat (81. III.) — ſondern auch Klima, Lebensart, Volksſitte, Temperament, Erziehung, früh eingeſamlete Ideen, Vorurtheile,

und Grundſäze, Leidenſchaften, Beiſpiele, Vorgänger,
Geſelſchafter, Rathgeber, Lehrer, herſchender Geſchmak
der Nation oder des Orts, Stärke oder Schwäche der
Nerven, Geſchäfte, Glüksumſtände, Alter, Faſſung im
Augenblik des Handels, kurz, alles was in, an und
außer dem Menſchen auf den Menſchen wirkt. Dieſe
unzählbare Menge von Dingen wirkt auf das Denken
und Wollen des Menſchen ſo ſtark, daß oft kein Schein
von Imputation in den Augen desjenigen übrig bleiben
würde, der den Einfluß dieſer Dinge ganz durchſchauen
könte. — Und aus dieſem Grunde macht ſichs der Weiſe 673
um ſeiner Ruhe willen zum Geſez, keinen Menſchen nach
einer einzelnen That zu beurtheilen: keine Handlung
nach dem Grade des Wolgefallens oder Misfallens zu
rügen, das er dabei empfindet: keinen fehlerhaften
Menſchen, auch den Böſewicht nicht (davon es ohnehin, 674
wenn man unter einen Böſewicht einen Menſchen verſteht,
der mit Wolgefallen Böſes thut, unter Hunderttauſenden
nur einen giebt) für ganz unnüz und haſſenswerth 675
zu halten, und ſich zu Vernichtung ſeines Daſeyns
und ſeiner Glükſeligkeit berechtiget zu glauben: auch gegen
die fehlerhafteſten Handlungen tolerant zu ſeyn, nicht
ſtreng zu imputiren, ſondern das meiſte auf Rechnung
der Umſtände zu bringen, unter welchen der fehlerhafte
gehandelt hat: ſich verſichert zu halten, daß er, ganz 676
unter den nemlichen Umſtänden, eben ſo gehandelt haben
würde: ſich ſeines beſſern Betragens nie ſtolz zu erheben, 677
keinen um eines ſchlechtern willen zu verachten, deſſen anderweitigen
Werth darüber nie zu verkennen noch ihn
von den Gegenſtänden der Menſchenliebe auszuſchlieſſen:
auch die verirteſten und verdorbenſten Kinder des Alvaters 678
und ihre Wolfarth (obſchon nach Verſchiedenheit
der Grade ihres Bedürfniſſes und perſönlichen Werths —
den man nach Einfluſſe des Menſchen auf das Wol des
Staats oder der Mitbürgerſchaft meſſen muß — in verſchiednen
Graden des Eifers und der Wirkſamkeit) zum

Zwek und zur Freude ſeines Lebens zu machen. — Wer dieſe Geſeze der Weisheit gelernt hat, wird ſich in dieſer Welt am beſten befinden, und ſich unzählige Leiden erſparen.

679 4. Inſonderheit werden die Menſchen von Mode, Herkommen und Gewohnheit regiert. a. **Gewohnheit** entſteht, wenn man etwas lange Zeit beſtändig fort thut, dadurch es zulezt ſo weit komt, daß wir uns keines Grundes zum handeln mehr bewuſt ſind und den höchſten Verdruß empfinden, wenn wir in dieſer Gewohnheit gehemt oder geſtört werden. So giebts Gewohnheit, etwas ſo oder ſo ſich vorzuſtellen, zu urtheilen — ſo zu wohnen, zu eſſen, zu ſchlafen, ſich in gewiſſen Dingen bedienen zu laſſen, ein Glied vor dem andern zu brauchen u. ſ. w. Von ſolcher Gewohnheit gewaltſam abbringen, kan zuweilen einen Menſchen in Verzweiflung ſtürzen. b. **Mode** z. B. den Vornehmern rechterhand gehen zu laſſen — hat oft eben ſoviel Gewalt über die Menſchen. So auch c. die **Vorurtheile** des Adels, des Kaufmans, der Religion. — Regeln: α. Fluche der Mode, der Gewohnheit — aber fluche dem Menſchen nicht, der an ihr hängt. β. Gieb nach, wenn du kanſt: wider den Strom ſchwimmen iſt Thorheit. γ. Erwarte nichts, wo eins von dieſen Dingen im Wege iſt, um nicht durch getäuſchte Hofnungen deine Ruhe zu ſtören.

680 5. Alle **Menſchen werden vom Eigennuze** getrieben, einer mehr, der andere weniger. — Die ſchlechteſte Art von Eigennuz iſt, wenn man Erwerb oder Mehrung der Mittel zum ſinlichen Vergnügen, (Geld und Gut) zum einzigen Zwek ſeiner Handlungen macht. Die beßre Art Menſchen iſt, welche bei dieſem auch edlere hat und liebt. Ganz ohne Eigennuz iſt keiner. Keiner handelt, wenigſtens nicht lange und ausdauernd und betriebſam, wo keine Hofnung einiges Vortheils ihn treibt. — Daher macht ſichs der Weiſe zum
681
Geſez:

Geſez: **nur das** von jedem nicht ganz verdorbnen Menſchen, mit Sicherheit, zu erwarten, was keine Mühe koſtet, oder kein ſchwer erſezbares Vergnügen raubt: **wenig** zu erwarten, wo Geduld und Entſchloſſenheit nöthig iſt: **nichts**, wo gegenſeitiges Intreſſe und Leidenſchaften kollidiren, oder, was mit ihren alten Gewohnheiten, Moden, Aberglauben, Vorurtheilen u. d. ſtreitet: **nie Wärme** und Thätigkeit zu erwarten, wo ihnen nicht ein proportionirter Vortheil erwächſt: auf keine Dienſte mit Sicherheit zu rechnen, die ſich nicht ſichtbar vergelten: darum kein **Verdienſt** zu verachten, weil der nächſte Grund davon Eigennuz war: u. ſ. w. Findeſt du aber einmal einen der ſeltenen Menſchen, die ganz ohne Eigennuz handeln, den Freude am Freudemachen allein belebt, ſo **ehre** ihn deſto mehr und freue dich, eine Volkommenheit gefunden zu haben, die bei der jezigen Volksreligion nicht gemein werden kan.

6. Es giebt einen gewiſſen algemeinen **menſchli- 682**
chen Stolz. Alle machen Anſpruch auf eine Art von
Achtung und prätendiren die äußerlichen Zeichen derſel-
ben. Dieß lehrt den Weiſen: jedem ſeinen Rang zu 683
laſſen, jedem die äußern Zeichen der Achtung zu geben,
welche die Mode einmal eingeführt hat: dieß vornemlich
Armen oder Gebrechlichen zu erweiſen, weil die Erfah-
rung lehrt, daß dieſe am empfindlichſten dagegen ſind:
ſich nie nachtheilige Urtheile über Abweſende zu erlauben:
auch keinen Scherz, der den andern auf die Gedanken
bringen könte, daß man ihn **verachte**: u. ſ. w.

7. Alle Menſchen haben **ihre Launen.** Die 684
Stimmung ihres Gemüths iſt **veränderlich**, wie ihr
Blut, die Witterung und alle übrigen Umſtände, welche
die Launen hervorbringen. Man kan und darf alſo nicht 685
darauf rechnen, ſie in einer gleichen Faſſung, in der-
ſelben Ruhe, Freude, Freundlichkeit, Wärme
u. ſ. w. wieder zu finden. Daher lernt der Weiſe in
Zeiten: dieß vorausſezen: ſich durch veränderte Launen
nicht

nicht mismüthig machen laſſen: nie wichtige Entwürfe auf menſchliche Geſinnungen und Glüksumſtände ſo bauen, daß er im Fall einer Veränderung ſeine Hofnungen ganz zerſtört ſehen müſte: u. ſ. w.

686 8. Die Menſchen, unter denen wir leben, haben gewiſſe **Konventionen**, welche das Aeuſerliche des Menſchen beſtimmen. Dieſe Konventionen nent man **Sitten und Wolſtand**. Wer ſie aus den Augen ſezt, wird für ſtolz oder albern gehalten: zieht ſich Verachtung zu: ſchadet ſeinem Glüke, ſofern daſſelbe von Gunſt und Zutrauen der Menſchen abhängt, oft mehr als durch eigentlich böſe Handlungen. —

687 9. Die Menſchen haben, bei allen ihren Fehlern, **viel Gutes**. Und kein Menſch iſt durchaus böſe. In allen iſt wenigſtens Scheu vor Niederträchtigkeit, Undank und lauter Verachtung des Guten. Sie haben Gefühl, für Schönheit, Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Grosmuth, Nachſicht, Theilnehmung. Sie fühlen unwiderſtehlig Mitleid gegen Leidende, und es iſt ihnen gegenſeitig ein natürliches Vergnügen, frohe Menſchen zu ſehn und noch mehr durch ihre Handlungen froh zu machen. Liebe iſt algemeiner Naturtrieb. Und die Erweiſungen der Liebe werden blos durch Kolliſionen 688 mit ihrem Eigennuze aufgehalten. — Wir können alſo viel Gutes und Freude unter dieſer Menſchenart genieſſen, wenn wir nur die Kunſt verſtehn, das an uns hervorzubringen, was ihnen gefällt und wofür ſie einen natürlichen Sinn haben: inſonderheit aber, wenn wir uns für Kolliſionen des Eigennuzes hüten und gegenſeitig ſie durch irgend ein Intreſſe des Guts, der Ehre, oder des Vergnügens an uns zu ziehn wiſſen. S. Th. II.

B. Von dem algemeinen Karakter der Menſchheit wollen wir nun zur Beurtheilung einzelner Menſchen übergehen.

XXXI.

Menſchenbeurtheilung.

---

689 Aus der Verbindung der Menſchen mit unſerer Glükſeligkeit erhellet, daß richtige Beurtheilung der Handlungen und des Karakters unſrer Mitmenſchen, eine der wichtigſten Kentniſſe iſt, die zur wahren Aufklärung erfodert wird.

690 a. Die Hauptkentniß iſt hier, daß man wiſſe, daß dieſe ganze Kentniß **höchſt unſicher iſt**, und bei der gewöhnlichen Methode es noch mehr **wird**.

691 α. **Sie iſt unſicher**, weil ſie auf der Bekantſchaft mit der **Entſtehungsart** der menſchlichen Handlungen beruht, die gleichwol kein Menſch hat und haben kan: die der Alwiſſende nur beſizt. Denn wer kan berechnen, was tauſend Umſtände, (672.) die auf Bildung eines Karakters oder Hervorbringung einer Handlung Einfluß haben, wirkten und wie groß der Antheil der Freiheit und Autexuſie war.

β. Sie **wird** noch unſicherer durch die Methode: 692
weil wir theils auf jene Entſtehungsart gar nicht einmal
Rükſicht nehmen, wenn wir über die Menſchen urthei-
len: (da auf ihr doch die Wahrheit des Urtheils beruht
und ein Karakter oder eine Handlung ganz anders dem
unbefangnen Richter erſcheint, wenn ſie ſo oder anders
entſtund, wenn der Antheil der Freiheit groß oder ge-
ring, der Einfluß der Umſtände gewaltſam oder gemäſ-
ſigt war:) theils, weil wir unſere Erwartungen und
Prätenſionen an unſere Mitmenſchen gewöhnlich zu hoch
ſpannen und auf den algemeinen Karakter der Menſchen
keine Hinſicht beobachten. — Ich ſage, wir erwarten
zu viel und urtheilen daher falſch — a. in Anſehung der 693
möglichen Volkommenheit des Menſchen. Wir erwar-
ten z. B. Veſtigkeit der Entſchlüſſungen oder Neigungen,

Gründlichkeit der Urtheile, Eifer und Wärme bei Handlungen, die keine oder geringe Vortheile bringen, Fähigkeit, ohne Leidenſchaft, ohne Vorurtheile zu handeln ꝛc.
694 b. In Anſehung der Begriffe, die wir uns von ihrer
Schuldigkeit machen, z. B. Verſchwiegenheit, Vertraulichkeit, Offenheit, Geldborgen mit Gefahr, Ge-
695 fälligkeiten mit Aufopferung ꝛc. c. In Anſehung der
Begriffe, die wir uns **von uns ſelbſt** machen. Wir ſehn unſere Fehler nicht: ſehn ſie nicht für ſo groß und laſtend an: halten unſere Verdienſte für größer als ſie ſind: rechnen unſere Dienſtleiſtungen zu hoch an u. ſ. w.
696 d. In Anſehung **unſers gegenwärtigen Betragens.**
Wir erwarten von andern Lob, Gefälligkeiten ꝛc. und begegnen ihnen ſelbſt nicht liebreich genug, reden ſchlecht von ihnen hinter ihrem Rüken: ſind vergeßlich, nachläſſig: fodern mit Ungeſtüm ꝛc. Oft ſind wir ganz unfähig zu dem, was wir erwarten: z. B. nicht verſchwiegen und fodern doch Vertraulichkeit: nicht haushältig und
697 fodern doch Kredit: u. ſ. w. e. In Anſehung ihrer
Pflicht und Gewiſſens. Wir ſchreien daher oft mit Unrecht, über Obrigkeiten beim Rechtsſpruch, über Patrone bei Verſorgung, über Eltern bei Strenge, über Perſonen, die genau ſind, weil ſie's nöthiger haben, als wirs wiſſen u. ſ. w. — Und zu dieſen Urſachen, die un-
698 ſere Urtheile ſo unſicher machen, komt noch **theils** die
Größe des Verdruſſes bei Handlungen, die uns zuwider ſind oder des Vergnügens über ſolche, die nach unſerm Sinne ſind: welches in unſere Urtheile **Partheiligkeit**
699 bringt — **theils** die algemeine Neigung, immer das
ſchlimmſte zu vermuthen.

700 b. Wir haben alſo Urſache folgende Regeln uns vorzuſchreiben:

701 1. Enthalte dich aller lauten — **entſcheidenden** Urtheile über Menſchen. Lautes Urtheil zum Nachtheil anderer iſt äußerſt kränkend und ſchadet dir ſelbſt durch aufgeregte Erbitterung. Urtheile blos für dich, und

immer ſo, daß du es für möglich hältſt, falſch geurtheilt zu haben. Gott allein ſchaut mit Untrüglichkeit ins Jnre des Menſchen.

702 2. Beurtheile nie den **Karakter** des Menſchen aus **einer einzelnen Handlung**. Noth, Verlegenheit, Verführung und andre Umſtände können oft die beſte Seele zu großen Fehltritten hinreiſſen.

703 3. Auch nie — nach Handlungen, die **dich** ſelbſt zum Gegenſtande haben: denn da iſt der Menſch allemal partheiiſch.

704 4. Auch nie — **nach Erzählungen** anderer — am wenigſten ſolcher, die für oder wider ihn eingenommen ſind oder es zu ſeyn Veranlaſſung hatten.

705 5. Am wenigſten — nach deinen **Erwartungen**, die meiſtentheils überſpant ſind. (693. ff.)

706 6. Willſt du den Menſchen beurtheilen, ſo beobachte ihn **lange Zeit**: und ſiehe beſonders darauf, ob er **unter veränderten Umſtänden** eben ſo handelt. Auch beobachte beſonders die Handlungen, die er langſam und mit Ueberlegung that, und bei denen er keine Zuſchauer hatte oder dieſelben nicht bemerkte.

707 7. Verwechsle nicht den **fehlerhaften** Karakter mit dem **böſen**. Ein **böſes Herz** iſt nur, was mit Wolgefallen ſchadet. (674.) Die meiſten fehlen aus bloßer Verirrung des Verſtandes oder Mangel der Kraft und Veſtigkeit.

708 Jndem ich dieſe **Lindigkeit** in Beurtheilung anderer empfehle, will ich keineswegs das Laſter geringſchäzig machen. Nein: es bleibt immer ſtrafbar. Nur das will ich, daß man ſich nicht anmaße, über einen Menſchen zu decidiren und an jeder Handlung, die nach ihrer Auſſenſeite unſere Misbilligung verdient, ihren innern Gehalt zu beſtimmen und Herz und Karakter darnach zu verurtheilen. Dieß kan allein der Herzenskundiger.

709 Eine wichtigere Bedenklichkeit wäre vielleicht dieſe, daß wir durch eine ſo menſchenfreundliche Beurtheilung

unſerer Mitmenſchen uns in Gefahr ſezten, betrogen und in Schaden geſezt zu werden. Allein wir brauchen nur eine einzige Regel, um den Schaden zu verhüten, den uns eine alzugütige Beurtheilung anderer zuziehn konte.

710 Und dieſe Regel iſt gülden. „Gieb keinem Menſchen, durch vermeidliche Offenherzigkeit und Blosgebung deiner Abſichten, Ausſichten, Anſtalten, Vermögensumſtände, oder dir von andern vertrauter Heimlichkeiten, Gelegenheit, dir zu ſchaden und dich für dein gütiges Urtheil gleichſam zu ſtrafen.„

711 Wer dieſe Regeln ſtudiert und befolgt, wird ſich in die Welt am beſten paſſen. Er wird unter den verkehrteſten Menſchen ruhig leben. Er wird bei dieſer Vorſicht von böſen Menſchen nicht beſchädigt werden und bei jener menſchenfreundlichen Beurtheilung das Vergnügen genießen, viel wirklich gute und vortrefliche Seelen zu entdeken. Er wird von den übertriebnen Klagen über die Verdorbenheit der Menſchen zurükkommen, und dieſe Welt Gottes beſſer finden als ſie ſcheint. Er wird dadurch ſeine ganze Seele mehr zu der Liebe ſtimmen, welche der Weiſeſte der Weiſen, für den Mittelpunkt aller Vollkommenheit hielt. Und er wird die Kunſt finden, ſeine Liebe mit vielfältiger Gegenliebe belohnt zu ſehn.

XXXII.

Selbſtkentniß.

712 Wer mag Selbſtkentniß zu ſeiner Glükſeligkeit entbehren? Ohne ſie gehn alle unſere Wünſche und Neigungen in der Irre. Ohne ſie iſt alles das unmöglich, was uns der Glükſeligkeit empfänglich macht: Aufklärung des Verſtandes und Bildung des Herzens. — Studire alſo, um dich ſelbſt kennen zu lernen,

713 1. **Das Maas deiner Kentniſſe und ihrer Lücken.** Frage: wie viel weiß ich, oder viel mehr, wie viel weiß ich noch gar nicht oder nicht recht. Das macht beſcheiden: nährt den Eifer im Lernen: giebt der Wißbegierde Richtung aufs Nuzbare, weil des Wißbaren ſo viel iſt: lehrt mich Lektüre, Privatſtudium und Umgang richtig wählen: macht duldſam gegen Verirrungen meiner Mitmenſchen.

714 2. **Das Maas deiner Kräfte:** des **Körpers** — Odem, Verdauung, Nerven u. ſ. w. der **Seele** — Sinneskräfte, Phantaſie, Denkkräfte, Willenskräfte — Entſchloſſenheit, Muth, Grad der Empfindlichkeit u. ſ. w. das iſt nöthig zu wiſſen, für Wahl der Lebensart, Unternehmungen, Verſprechungen, Wahl der Freunde, des Gatten, der Ergözlichkeiten, Geſundheit u. ſ. w.

715 3. Richtung, Gegenſtände und Stärke deiner **Neigungen und Begierden** — zu gewiſſen Vergnügungen, Beſchäftigungen u. ſ. w. um den Grad der Wachſamkeit abzumeſſen, und zu wiſſen, welche ich nähren, ſtärken oder beſtreiten ſoll.

716 4. Deine **Gewohnheiten:** S. 697. — um zu wiſſen, wo der Punkt iſt, an dem man arbeiten muß, um den Gefahren ſeiner Glükſeligkeit zu entgehen.

717 5. Deiner **Fehler** und aller **ſchwachen Seiten** deines Herzens — ihre Quellen, Veranlaſſungen, gewöhnlichen Ausbrüche, Nahrungen ꝛc.

718 6. Deinen **bürgerlichen Zuſtand** — in Abſicht auf Vermögensbeſchaffenheit, Schulden, Rechte, Obliegenheiten ꝛc. Wie viel Leiden würde eine beßre Bekantſchaft mit dieſem Zuſtande und Verhältniſſen manchem Menſchen erſparen.

719 Wer zu dieſer ſo nöthigen Selbſtkentniß gelangen will, muß oft die Freuden der Einſamkeit genießen, von denen wir Th. II. reden werden. Ohne öfteres einſames Nachdenken über ſich ſelbſt, das ſo viele ſcheuen und daran ſie ſich oft durch die genußloſeſten Zerſtreuungen hin-

720 dern laſſen, iſt alles vergeblich. Ein zweites Mittel
iſt Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt bei ſeinen Handlungen
721 und auf die Erfolge derſelben. Ein drittes und in manchen Stüken gar nicht zu entbehrendes iſt, der veſte Glaube an einen zur Ausſage erbetenen weiſen Freund. Endlich helfen uns dazu oft auch unſre Feinde, auf deren Stimme jeder weiſe Mann hören ſollte, weil ſie die Wahrheit viel unpartheiiſcher ſagen als unſre oft nur zu ſehr uns ſchmeichelnden Freunde.

XXXIII.

Recht. Gut. Wille Gottes.

722 Noch iſt eine Art der Kentniſſe zu unſerer Glükſeligkeit unentbehrlich — die Erkentniß des **Rechts** und **Unrechts** des **Guten** und **Böſen**, oder — welches eben ſo viel iſt, des **Willens Gottes**. Wir wollen uns bemühen, recht deutliche, beſtimte und zuverläßige Begriffe davon zu erlangen.

723 I. Wer ſagt mir denn aber, was **Recht** iſt? Was heiſt z. B. **recht thun**? Du ſagſt: einer Verbindlichkeit gemäß handeln. Was heiſt denn **Verbindlichkeit**? Du ſagſt: Verbindlichkeit ſey die Beſtimmung eines Willens durch ein Geſez. Was iſt denn ein **Geſez**? Du ſagſt: es iſt der erklärte Wille eines Höhern. Wen nenſt du den **Höhern**? Du antworteſt: den, der den Willen anderer beſtimmen — Nun? Du willſt ſagen, darf oder ihn zu beſtimmen ein **Recht** hat? In welchem Zirkel befinden wir uns? Doch ich will noch einmal fragen: was heiſt denn nun ein **Recht haben**, z. B. etwas zu thun, zu verlangen? Heiſt das abermals, thun oder fodern **dürfen**? Worauf bezieht ſich denn nun das **dürfen**, **können**, **berechtiget ſeyn**? Auf ein Recht — freilich. Und ſo erfahre ich immer nicht, was

Recht heiſt. Und willſt du etwa deine Zuflucht zum 724
Zwange nehmen und ſagen, der hat ein Recht, der den andern zwingen kan? So frage ich gleich wieder, was das zwingen kan bedeuten ſoll? Meinſt du ein phyſiſches oder moraliſches können? Im erſten Falle biſt du auf einen ſehr großen Irwege, und du mußt ſelbſt fühlen, daß Wenige ein Recht haben würden, wenn Recht nur von Uebermacht käme. Im leztern Falle aber müßteſt du die Gewalt gewiſſer Vorſtellungen meinen, die den Willen des andern beſtimmen oder bewegen müſten, ſich von einem andern (dem man das Recht zuſchreibt) beſtimmen zu laſſen. Und welche wären das? — Laſſet uns bei dieſem lezten Punkte ſtehen bleiben und das vorhergehende Gewirr vergeſſen.

725 Mein Wille kan eigentlich durch nichts beſtimt werden als durch meine Vorſtellungen. Und wenn ein anderer ihn beſtimmen will, ſo muß es vermittelſt gewiſſer Vorſtellungen geſchehn, die er mir beibringt oder in mir aufregt. Und dieſe Vorſtellungen können keinen andern Inhalt haben, als **Beziehungen** der Dinge **auf meine Glükſeligkeit**. Denn nur ſolche können mich bewegen zu wollen oder nicht zu wollen.

726 Ich kan aber bei dem Ausdruk, **meine Glükſeligkeit**, entweder meine **perſönliche** Glükſeligkeit denken, oder die **gemeinſchaftliche** Glükſeligkeit der menſchlichen Geſelſchaft, mit welcher die meinige unzertrenlich verbunden iſt. Und nun ſage ich: was jene befördert, wiefern es ſie befördert, heiſt **gut**: was dieſe befördert, heiſt **recht**. Man prüfe und urtheile ſelbſt. Ich behaupte:

727 1. **Es giebt eine gemeinſchaftliche** Glükſeligkeit, die jedes Individuum die **ſeinige** nennen muß. Denn da kein Menſch iſolirt iſt, da jedes Individuum mit einer Familie und einem Volke, und wiederum Völker mit Völkern (durch Nachbarſchaft, Verkehr u. ſ. w.) verbunden ſind, ſo muß es a. ſehr viele Dinge geben,

die wir **gemeinſchaftlich beſizen und genießen:** ſo müſſen wir, b. **jeder** in dem Beſiz und Genuß deſſen, was er für ſich hat, **von den übrigen Menſchen häufig abhangen**, die uns beim Erwerb, Beſiz oder Genuß ſtören oder darinnen begünſtigen können, S. 659-666. ſo muß es c. einen algemeinen **Wolſtand des Ganzen** und gewiſſe **Erforderniſſe** geben, welche denſelben beſtimmen: **einen** Wolſtand, ohne welchen die perſönliche Glükſeligkeit des Individuums gar nicht denkbar iſt: die folglich jedes Individuum als **ſeine eigne** Glükſeligkeit betrachten, und der es jedem **einzelnen** Freudegenuß aufopfern muß.

728 2. Die gemeinſame Glükſeligkeit **beſteht** also aus alle dem, **was jeder Menſch in der Geſelſchaft zu ſeiner Glükſeligkeit haben muß, und was er gleichwol dann nur mit Sicherheit haben kan, wenn ſie es alle haben.** Und was ſind das für Stüke?

729 A. Eine von allen **heiliggehaltene geſezgebende Macht**, welche die Bedürfniſſe des Ganzen in Obacht
nimt, für öffentliche Ruhe und Sicherheit ſorgt,
Jedes Leben und Eigenthum ſchüzt, entſtandene Streitigkeiten
ſchlichtet, die Nahrungszweige zu erhalten und zu
vermehren trachtet, und Induſtrie, Erziehung der Jugend,
gute Sitten u. ſ. w. zu ihrem Augenmerke macht.
Dieſe Gegenſtände des Regenten ſind augenſcheinlich
730 wichtig, ſowol für die Glükſeligkeit aller als für das Wol
jedes Individuums. Und es iſt eben ſo augenſcheinlich,
daß die Beſorgung dieſer Gegenſtände nicht allen überlaſſen
ſeyn kan. Denn wo **Einheit** d. h. Verbindung
vieler Dinge zu einem Zweke (welcher ſalus publica
hier iſt) ſeyn ſoll, da muß auch nur ein **Kopf** ſeyn, (oder
wenige) der das Ganze überſieht und aus einerlei Geſichtspunkte
es betrachtet und regiert. Und wer die Geſchichte
jener Zeiten der Fehde geleſen hat, wird vor der
731 Bezweiflung dieſer Wahrheit ſchaudern. — Es iſt alſo

die geſezgebende Macht ein ſolches Erforderniß der Glükſeligkeit, das kein Menſch entbehren kan, das aber alsdann nur jeder mit Sicherheit hat und genieſſt, wenn es allen heilig iſt.

B. Heiligkeit der **Verträge**. — Ein Vertrag 732
heiſt eine überlegte und eben dadurch freiwillige Verab-
redung zwiſchen beiden Theilen. Zum Weſen gehört
1) ein **Verſprechen** (etwas zu thun oder zu geſtatten)
2) eine **Annehmung** oder Einwilligung des andern
Theils: 3) **Freiwilligkeit**. — Auch hier fällt es in die 733
Augen, daß die Menſchen, da ſie einmal in geſelſchaft-
licher Verbindung leben, ohne Verträge nicht ſeyn kön-
nen. Iſt nicht bei allen wechſelſeitigen Handlungen 734
(zwiſchen Spielenden, zwiſchen Käufer und Verkäufer,
zwiſchen Herren und Geſinde, zwiſchen Mann und Gat-
tin, zwiſchen Obern und Unterthanen u. ſ. w.) bald ein
ausdrüklicher bald ein ſtillſchweigender Vertrag? Und
kan wol in einer Geſelſchaft Ruhe und Glükſeligkeit ſeyn,
bei welcher Verträge nicht heilig ſind? Und kan das In- 735
dividuum erwarten oder verlangen, daß die Geſelſchaft
oder einzelne Mitglieder derſelben ihm Wort halten und
Verträge erfüllen, wenn er nicht Wort hält und Ver-
träge erfüllt. Alſo iſt das Heilighalten der Verträge 736
eine Sache, die **jeder** Menſch haben **muß**, und die kei-
ner mit Sicherheit haben kan, wenn ſie ſie nicht alle ha-
ben. Wem Verträge nicht heilig ſind, der zerſtört die
Sicherheit ſeiner und ſeiner Mitmenſchen Glükſeligkeit
augenſcheinlich.

C. Heiligkeit **der algemeinen menſchlichen Be-** 737
dürfniſſe. Ich rede alſo nicht von Bedürfniſſen, die
einzelne Menſchen haben und die aus **perſönlichen** Ver-
hältniſſen, Beſchaffenheiten, Angewöhnungen u. d. ent-
ſtehn. Ich rede von den **algemeinen Bedürfniſſen**
der Menſchheit, welche der Schöpfer allen ſo **unent-
behrlich** gemacht hat, daß ohne ſie gar keine Glükſelig-
keit möglich iſt. — Daß dieſe allen heilig ſeyn müſſen,

fällt abermals in die Augen, weil, was der Schöpfer allen gab, auch allen gleich heilig ſeyn muß, und weil jeder einzelne nur dann für ſeine Perſon geſichert iſt, wenn einer allen und alle einem ſie ungekränkt laſſen. — Dieſe algemeinen Bedürfniſſe ſind folgende:

738 1. **Freie Exiſtenz.** Wir haben alle Trieb zum Leben und zur Selbſterhaltung. Daß wir alſo leben, und die **Gemeingüter**, die zum Leben nöthig ſind, genießen, freie Luft, Boden, Licht, Wege u. ſ. w. daß wir die **Funktionen der Natur** verrichten — daß wir uns durch Arbeiten die **Mittel** zum Leben erwerben — iſt allen und jeden unentbehrlich.

739 2. **Wolbefinden und Vergnügen.** Daß ich geſund bin, verdaue u. ſ. w. meine Inſtinkte befriedige — meine Sinne brauche, ſehe, höre — dabei empfinde, es ſey Freude oder Leid — dieſe Empfindungen äußere u. ſ. w. iſt mir und allen Menſchen unentbehrlich.

740 3. **Freier** d. h. nach eignen Vorſtellungen geſchehener **Gebrauch der Kräfte**, die allen Menſchen gemein ſind — der Körperkräfte ſowol als der Geiſteskräfte. Denn jede Kraft iſt rege und verurſacht ein Streben nach Thätigkeit. Thätig ſeyn iſt höchſtes Bedürfniß aller Geſchöpfe. S. 349. Und dazu komt noch das beſondere Bedürfniß, ſeine Kräfte nach ſeiner beſten Einſicht in der vollen Proportion ihres Maaßes zum Beſten anderer anzuwenden und ſich dadurch die Freuden Gottes zu verſchaffen. — Inſonderheit

741 4. **Freiheit zu denken, zu urtheilen und — ſeine Gedanken mitzutheilen.** Denn ohne, daß alle Menſchen dieß einander wechſelſeitig geſtatten, iſt 1) alle Aufklärung unmöglich, welche die Urquelle der wahren Glükſeligkeit iſt, ſo wie 2) eines der höchſten und unwiderſtehligſten Bedürfniſſe unbefriedigt bleibt, das unſre ſchönſten Freuden erzeugt, ich meine das Bedürfniß ſich mitzutheilen — und ſeine Freuden, Wünſche, Er-

fahrungen, Einſichten, durch **Mittheilung** doppelt zu genießen und durch **Mitgenuß** zu vermehren.

742 5. **Sicherheit der Perſon und des Eigenthums.** Das bedürfen wir alle. Wer nicht vor wilkührlicher Gewaltthätigkeit gegen ſeine Perſon oder Befehdung ſeines Eigenthums geſichert iſt, kan nicht ruhig und glüklich leben: Wir müſſen alſo einander dieß Bedürfniß gemeinſchaftlich befriedigen und ſichern. Es iſt das erſte Heiligthum der Menſchen, ſofern ſie in Geſelſchaft leben. — **Eigenthum** heiſt: was ich beſize a. durch die Natur, b. durch Erwerb, c. durch Vertrag, d. durch (occupationem rei nullius) Beſiznehmung deſſen, was noch kein Eigenthum war.

743 6. Genuß der **Achtung und Liebe** der Mitmenſchen. Alle Menſchen haben einen natürlichen Anſpruch auf Schäzung und Liebe: a. als Menſchen, die mit den übrigen gleiche Natur haben, b. als Geſchöpfe Gottes und Kinder eines Vaters. Und es iſt allen unwiderſtehliges Bedürfniß, in den Augen anderer einen gewiſſen Werth zu haben und auf die Zeichen der Schäzung und Liebe frohe Hofnung und Ausſicht zu gründen.

744 Alles nun, was die **gemeinſame** Glükſeligkeit erheiſcht und was kein einzelner Menſch mit Sicherheit haben ſind genießen kan, wenn er es nicht allen geſtattet und ſo viel an ihm iſt giebt, heiſt — **Recht.**

745 **Recht** alſo iſt ein Beziehungsbegrif auf **algemeine** Glükſeligkeit, d. h. auf die Glükſeligkeit **jedes** Menſchen **als Mitgliedes der Geſelſchaft**, die mit der Glükſeligkeit **aller** unzertrenlich verbunden iſt: folglich entweder eine **Verbindlichkeit**, welche mir die Vorſtellung auflegt, daß ich die **algemeine** Glükſeligkeit befördern muß, ſofern ſie mit meiner perſönlichen unzertrenlich verbunden iſt und auf **wechſelſeitigen** Bedürfniſſen beruht, die nur dann geſichert ſind, wenn ſie allen heilig ſind: — oder: eine **Befugniß**, etwas zu thun oder zu 746 fordern, **was mir jeder** geſtatten muß, weil es **wechſel-**

ſeitig

747 ſeitiges Bedürfniß iſt. — Hieraus folgt 1. wo keine
748 Geſelſchaft iſt, da iſt auch kein **Recht.** 2. **Ein
Recht haben,** heiſt alſo, Befugniß haben zu thun oder
zu fordern, was jeder Menſch als Glied der Geſelſchaft
ſich gefallen laſſen muß, und worin er mich nicht ſtören
darf, wenn ihm jene algemeine Glükſeligkeit heilig iſt.
749 3. **Recht thun,** heiſt alſo, einer Verbindlichkeit ge-
mäß handeln, die ihren Grund in der algemeinen Glük-
750 ſeligkeit hat. 4. Das Korrelatum eines Rechts, das
ein anderer hat, heiſt **Pflicht.** Alſo iſt Pflicht mora-
liſche Nothwendigkeit, etwas zu thun oder zu geſtatten
751 aus Achtung gegen das Recht. 5. **Unrecht** alſo heiſt
alles, was die Rechte anderer ſtört oder verlezt.

752 **Anmerk.** Es iſt alſo nicht genau geredet, wenn man
von Pflichten gegen Gott und gegen ſich ſelbſt
ſpricht. Ohne Relation auf Geſelſchaft und mit ihr
verwebte eigne Glükſeligkeit denke ich keine Pflicht.
Zum Guten habe ich keine Pflicht im eigentlichen
Verſtande des Worts. Das Gute iſt ganz der
freien Wahl des Menſchen überlaſſen. Und wehe
dem, der Gutes thut, weil er muß, nicht, weil
es freier Trieb ſeines Herzens und Gegenſtand ſei-
ner Freuden iſt.

753 Alſo — **Recht,** iſt das Prädikat des menſchlichen
Thuns oder **Foderns,** welches ſeinen **Grund** in den
algemeinen **Bedürfniſſen** der menſchlichen **Natur und
754 Geſelſchaft** hat. Und da die Natur des Menſchen, ſo
wie die geſelſchaftliche Verbindung der Menſchen vom
Schöpfer herrührt, ſo nennen wirs **Recht der Natur,**
oder, **göttliches Recht.** Davon wir unten das **po-
ſitive** Recht unterſcheiden werden. Dahin gehören
ſonach:

- A. **Die Rechte der Regenten.**
- B. **Die Rechte der Verträge.**
- C. **Die Rechte der Menſchheit.**

Wem dieſe Rechte heilig ſind, ſo daß er theils um 755 der Verbindung ſeiner eignen Glükſeligkeit willen mit der Geſelſchaft, theils aus Liebe zur Menſchheit, theils aus Liebe und Achtung vor Gott ſie nie ſtört, ihnen nie vorſäzlich entgegenhandelt und jeden einzelnen Genuß eines Gutes oder einer Freude ihnen aufopfert, der heiſt ein **gewiſſenhafter** Menſch. Das Gegentheil iſt **Gewiſſenloſigkeit.** Und wir werden unten lernen, daß darauf die ganze **Zufriedenheit**, folglich das **Weſen** der menſchlichen Glükſeligkeit beruht.

XXXIV.

Fortſezung.

II. Nun kan ich erſt **Gut von Recht** unterſcheiden. — 756 Gut iſt, was meine **perſönliche** Glükſeligkeit befördert, ſofern es die **perſönliche** Glükſeligkeit befördert. Was ſie nun **wirklich** befördert, iſt **wahres** Gut: was ſie ſcheinbar befördert, iſt **Scheingut.** — Es giebt alſo viererlei Gutes, das ich in ſeiner Rangordnung ſpecificiren will, welche alle Kolliſionen entſcheidet.

1. Alles, was mir ein **wahres** Vergnügen **macht** 757 d. h. ſolches, wodurch kein größeres, oder keine Quelle mehrerer Freuden zerſtört, oder kein gröſſeres Leiden bereitet wird.
2. Alles, was **Mittel** zum Vergnügen wird, z. B. 758 Geld, Ehre, Geſchiklichkeit ꝛc.
3. Alles, was zur **Empfänglichkeit** der Glükſelig- 759 keit überhaupt gehört: z. B. Aufklärung: gebildeter Geſchmak u. ſ. w.
4. Alles, was meine **Zufriedenheit entſcheidet**: 760 dahin ſelbſt das Heilighalten jener göttlichen Rechte mit gehört.

761 Aus dieſen Begriffen erhellet 1. daß das, was **Recht**
iſt, in Bezug auf perſönliche Glükſeligkeit auch **Gut** iſt.
762 Daß aber 2. nicht alles **Gut** auch **Recht** iſt, weil das
Recht mit den erſten beiden Klaſſen des Guten in Streit
763 kommen kan. Daß der Menſch alſo 3. das bonum der
erſten Klaſſen dem juſto zuweilen aufopfern muß, um der
lezten beiden Klaſſen willen, (759. f.) welche das ſummum
bonum ausmachen, mit welchem jene göttlichen Rechte
nicht nur nie in Streit kommen, ſondern ſelbſt unzertrennlich
damit verbunden ſind.

764 Das Gute, was ein Menſch thut, ſofern er dabei
ſelbſtthätig iſt und nach ſeinen Vorſtellungen handelt, heiſt
moraliſch Gut. Was aber perſönliche Glükſeligkeit
befördert, ohne daß der Menſch dabei nach Vorſtellungen
765 selbſtthätig iſt, heiſt **phyſiſch Gut**. Das **Weſen**
der Moralität beſteht alſo in dem Einfluſſe einer nach
Vorſtellungen gewirkten Handlung auf Glükſeligkeit. —
766 Jede moraliſche Handlung giebt **Werth** oder **Verdienſt**,
(δικαιοσυνη nantens die Helleniſten) deſſen Grade 1) durch
den Grad jenes Einfluſſes und 2) der Freiheit (94. ff.)
beſtimt werden. Es iſt aber wol zu bemerken, daß der
Grad des Einfluſſes das Hauptmoment bei der Abwägung
des Verdienſtes iſt. Denn wenn ich den Werth
oder das Verdienſt eines andern meſſe, ſo meſſe ich eigentlich
nur den Bezug auf das Wol der Menſchheit. Die
mindern oder höhern Grade der Freiheit kommen mehr
auf ſeine eigne Rechnung: d. h. ſie beſtimmen ſeine inre
Belohnung, indem er dann deſto mehr Freude am Gutes
thun genieſt, je deutlicher und volkomner dabei ſeine
Vorſtellungen waren, nach denen er handelte, und je lebhafter
ſeine Selbſtbeſchauung dabei war. — Daraus ergiebt
ſich auch der Begrif der (Imputation) Zurechnung.

767 Wenn ich einem Menſchen eine That imputire,
ſo ſage ich entweder 1. daß er die Handlung ſelbſt gethan
habe

habe und kein anderer, welches einige die metaphyſiſche
Imputation nennen, oder 2. daß er ſie aus eignen Antrieb 768
gethan habe, ohne äußern Zwang: wobei der
Grad der Freiheit, welcher von dem Grade des Bewuſtſeyns
und der Deutlichkeit und Volſtändigkeit der
Vorſtellungen abhängt, die ihn zur Handlung beſtimten,
gar nicht in Rechnung gebracht werden kan, ſo wenig
als der **Abſicht**, — weil beides nur dem Alwiſſenden
bekant iſt, der den Antheil der äußerlichen Umſtände
(672.) oder der dunklen Vorſtellungen (81.) allein kent,
und gegen den Antheil der Freiheit abwägen kan: und —
daß die Handlung **Einfluß auf Glükſeligkeit** gehabt 769
habe. Und dieſes leztere bleibt für unſere Beurtheilung
immer das wichtigſte, das auch der Regent und der
Richter am meiſten im Auge behalten ſolte. Je mehr
üble Folgen für die Menſchheit eine Handlung hat, deſto
ſchlimmer und ſtrafbarer iſt ſie. Je mehr Gutes ſie
ſtiftete, deſto ſchäzbarer. Doch kan dabei auch dieß
noch hinzu kommen, daß ich 3. urtheile, daß der innere 770
Grund einer Handlung, ein gewiſſer hoher oder geringer
Grad von **Verdorbenheit** oder Güte der Seele des
Handelnden war. Dieß müſte den Regenten vornemlich
bei Feſtſezung der Strafe der Uebertreter der Geſeze
leiten: weil das **Wol des Ganzen** überall ſein Hauptaugenmerk
bleibt. Denn ein ſehr verdorbner Menſch
kan fernern Schaden thun, der von einem übrigens guten
und wol gar verdienſtvollen Menſchen nicht zu beſorgen
iſt: daher lezterer Schonung, erſterer aber Strenge
und fühlbare Warnung verdient. — Der höchſte 771
Grad der Verdorbenheit iſt — **Wolgefallen** am Schadenthun.
— Daraus entſteht dann 4. das Urtheil, daß 772
der Handelnde **Lohn oder Strafe verdiene**, damit er
ermuntert oder gewarnt, gebeſſert, und andere auch
durch ſein Beiſpiel abgeſchrekt werden.

Uebrigens iſt der Begrif der **Zurechnung** nur von 773
menſchlicher Beurtheilung zu verſtehn. Von Gott kan

er eigentlich gar nicht gedacht werden, ſo wenig als der Begrif des Geſezes, der Strafe und der Vergebung. Denn der reine Vernunftbegrif von Gott, den der Stifter des Chriſtenthums zuerſt fand und bekant machte, iſt der, welcher in dem Bilde des **Vaters** enthalten iſt. Und ein Vater iſt nicht Geſezgeber.

774 III. **Gottes Wille** iſt blos Glükſeligkeit der Men-
ſchen: nie, und in keinem Falle, ihr eigentliches Unglük.
Iſt nun dieß, ſo kan Gott nichts wollen als was Recht
775 und Gut iſt. „Thue, was dich froh und zufrieden
„macht, und eben darum thue vor allen Dingen recht.
„lebe für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit und befördere
„deine perſönliche ſo, daß jene nicht verlezt werde: weil
„das Weſen deiner perſönlichen Glükſeligkeit auf der Er-
„haltung der gemeinſchaftlichen beruht.„ Dieſe Stim-
me der Vernunft iſt die Stimme des Alvaters. Wer
dieſer Stimme nicht gehorcht, macht ſich ſelbſt elend,
und Gott leitet die üblen Folgen, die daher entſtehn, ſo,
daß der Menſch durch ſie gebeſſert und auf die Wege der
Tugend und Glükſeligkeit über lang oder kurz zurükgeführt
776 werde. Und wenn er dieſe Folgen zuweilen mehrt oder
mindert, ſo iſt dabei nichts weiter von Zurechnung zu
gedenken, ſondern die einzige Rükſicht, die der weiſe Va-
ter bei dieſer Erziehungsmethode nimt, geht auf den
Grad der Verdorbenheit. Denn darauf komt es an,
ob einem Menſchen harte oder gelinde, kurze oder lang-
wierige böſe Folgen ſeiner Verirrungen nöthig ſind. Da-
bei verändert ſich aber die Liebe des Alvaters nie. Viel-
mehr iſt die ſo mannigfaltige Leitung dieſer Folgen die ſtete
Wirkſamkeit ſeiner Liebe. Und ſo iſt, da weder wilkühr-
liche Strafen noch ein eigentliches Zornigwerden bei
Gott ſtatt findet, auch an keine eigentliche Vergebung zu
777 gedenken. In Gott geht nie eine Aenderung vor. Nur
im Menſchen iſt Veränderung. Verläßt der die Tugend,
ſo folgen ihm Leiden und Verluſt auf dem Fuße nach.

Kehrt er zu ihr zurük, ſo folgt Freude und Zufriedenheit. Und ſein Herz genieſst das erquikende Bewuſtſeyn des Wolgefallens Gottes und ſeines eignen Werths — d. h. eines ſolchen Zuſtandes, bei dem es dem Erzieher möglich wird, ihn mit böſen Folgen zu verſchonen und Früchte der Tugend genieſzen zu laſſen. Ich bete alſo nicht um **Vergebung**, ſondern um Kraft und Beiſtand zu meiner **Beſſerung** — von welcher mein Glük und meine Ruhe natürliche und unabänderliche Folge iſt.

Wer ſo den Willen Gottes ſich denkt, wird leicht 778
das algemeine und ſichere **Kenzeichen** deſſelben finden,
wornach er bei jedem einzelnen Falle urtheilen kan, ob
etwas dem Willen Gottes gemäſz oder zuwider ſey. Denn
wenn Gott diejenige möglichſte Glükſeligkeit jedes Menſchen
will, deren er in Verbindung mit der ganzen Familie
des Alvaters empfänglich iſt: wenn er alſo keine Lieblinge
hat, die er zum Schaden anderer Kinder begünſtigt:
wenn er aller gemeinſchaftliches Wol beabſichtet;
ſo iſt alles das ſeinem **Willen gemäſz**, was gut iſt, 779
ohne unrecht zu ſeyn, d. h. was eines Menſchen wahres
Vergnügen befördert, ohne die Rechte anderer zu verlezen,
um ihre Glükſeligkeit, auf die wir alle **gleiche** Anſprüche
haben, zu zerſtören. Und ſo iſt das **Kenzeichen** 780
von dem, was **gegen den Willen** iſt, dieſz: was die
Glükſeligkeit **ſtört** oder, was **algemein erlaubt und
gethan**, ſie **zerſtören würde**. Und dieſz iſt das höchſte
Prinzip aller vernünftigen Moral, die ſich auf Gotteskentniſz
gründet. Es hat unleugbare Wahrheit, die 781
aus dem unveränderlichen Wollen der algemeinen Glükſeligkeit
flieſzt, vermöge welchem alle gleiche Anſprüche auf Freudegenuſz
haben und folglich keinem das geſtattet ſeyn kan,
was allen verboten iſt: — vermöge welchem jedem einzelnen
Menſchen die algemeine Glükſeligkeit über alles heilig
ſeyn muſz, ſo daſz er ſich als Kind des Alvaters nichts erlauben
muſz, was von mehrern gethan, dieſe gemeinſchaftliche

Glükſeligkeit zerſtören würde. Und dazu komt noch die algemeine Zuſammenſtimmung der vernünftigen Menſchen, welche dieß Prinzip vollends untrüglich macht. (296. ff.)
782 Und ſo iſt dieß Prinzip zugleich der Riegel gegen alle Verſuche des menſchlichen Leichtſins, ſich den möglichen Schaden einer That hinwegzuſophiſtiſiren: weil wir nun auch das für unrecht erkennen, was algemein erlaubt und gethan, die Glükſeligkeit zerſtören würde, geſezt auch, daß es von einem einzelnen Menſchen (z. E. Diebſtahl, regelloſe Befriedigung eines Triebes) ſo gethan werden könte, daß es im einzelnen Falle keine Störung der Glükſeligkeit nach ſich zöge.

783 **Schlüßlich** bemerke man noch, zu Berichtigung des philoſophiſchmoraliſchen Ausdruks, daß jede Kränkung der Rechte unſerer Mitmenſchen und vermeidliche Störung ihrer Glükſeligkeit, im eigentlichen Verſtande **Sünde** heiſt: davon man bloſſe Störungen ſeiner perſönlichen Glükſeligkeit als **Thorheit** unterſcheiden muß. H αμαρτια εϛιν η αδικια ſagt der Apoſtel: **die Sünde iſt das Unrecht.** Und warum **Sünde**? Weil der eigentlich ſündigt und ſich ſtrafbar macht (nach 776.) der Gottes väterliche Abſicht, ſoviel an ihm iſt, zerſtört, indem er durch **Unrechtthun** ſeine weſentliche Glükſeligkeit beeinträchtiget, d. h. ſein Herz verdirbt (759.) und ſeine Zufriedenheit (760.) ſich mindert. Denn lieblos handeln und die Rechte der Menſchheit nicht heilig halten, ſezt eine verdorbne Seele voraus und macht wahre Zufriedenheit unmöglich. Hingegen thörigt handeln, (blos — d. h. wiefern dadurch nicht zugleich anderer Rechte verlezt werden — welches freilich ſeltener Fall iſt — denn wir handeln ſelten thörigt ohne zugleich unrecht zu thun:) hat blos Folgen, die die Perſon treffen (757. 758.), das bonum ſummum aber (759. 760.) nicht zernichten.

XXXV.

Vom Gewiſſen.

Alle Geſchöpfe Gottes ſympathiſiren mit einander. Und 784
in dieſer Sympathie liegt der Stof der Liebe oder der
Tugend. — Dieſe wechſelſeitige Theilnehmung und Mit-
theilung der Empfindungen iſt die Grundlage aller edlern
Triebe des Menſchen, dahin auch der **Gewiſſenstrieb**
gehört, der es dem Menſchen zum Bedürfniß macht,
Schäzung und Liebe der denkenden Weſen außer ihm zu
beſizen und die Zeichen derſelben zu erbliken.

Wo aber der Schöpfer einen Trieb gab, da legte 785
er auch ſchon die Kraft dazu in die Natur, ihn zu be-
friedigen. Und ſo finden wir auch hier eine Kraft —
nemlich das **moraliſche Gefühl** oder das **Gewiſſen**,
welches uns jedesmal erinnert und antreibt oder warnt,
wenn der Fall der Befriedigung oder Verlezung jenes
Triebes eintritt. Es iſt aber das Gewiſſen nichts anders 786
als ein **ſympathetiſches Gefühl des Rechts und
Unrechts.** — Nemlich alles Menſchenrecht gründet ſich
auf algemeine Kraft und Bedürfniß. Wozu der Schö-
pfer allen Menſchen Kraft gab und was er allen zum
unwiderſtehligen Naturbedürfniſſe machte, dazu gab er
allen ein **Recht** — die Kraft in Thätigkeit zu ſezen und
das Bedürfniß zu befriedigen. Wie nun jeder Menſch 787
fühlt, daß er ohne dieß Recht elend und unglüklich wä-
re, ſo **fühlt** er zugleich, wie jedem andern Menſchen
zu muthe ſeyn müſte, wenn er dieß Recht nicht hätte,
oder wenn man es ihm beeinträchtigte. Er fühlt den
unausſprechlichen Werth eines ſolchen **Gemeinguts.**
Und indem er zugleich gewahr wird, daß andere Men- 788
ſchen ihm ſein zur Glükſeligkeit ſo unentbehrliches Recht
ſtreitig machen könten, wenn ſie übelgeſint gegen ihm
wären, ſo fühlt er den Wunſch, daß ſolche Rechte in

der Geſellſchaft **wechſelſeitig heilig** und unverbrüchlich ſeyn möchten: weil er begreift, daß keiner und alſo auch er nicht ſeiner Rechte geſichert iſt, wenn ſie nicht ihn und
789 allen gleich heilig ſind. — Und dieß mit einer gewiſſen bangen Beſorgniß verbundene Bewuſtſeyn der Heiligkeit aller Gemeingüter 738-743., oder, dieß moraliſche Gefühl lehrt ihn in jedem einzelnen Falle, was Recht und Unrecht iſt und warnt ihn eben ſo ſehr vor dem Unrecht als es ihm zum Rechtthun antreibt.

790 Daß dieſes moraliſche Gefühl bei dem ungebildeten Menſchen blos von **dunkler** Vorſtellung iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber in der Folge wird es, bei mehrerer Bildung, **deutliche** Vorſtellung, beſtimt und erhält alſo ſelbſt einen **beſtimten** Begrif. Es wird dann in mir

791 1. Frohes Bewuſtſeyn, daß ich in dem und dem Falle **recht** that, oder unangenehmes Bewuſtſeyn eines **Unrechts**: — alſo moraliſches Gefühl bei der **einzelnen Handlung**.

792 2. Frohes Bewuſtſeyn, daß ich in einem Gemüthszuſtande bin, wo ich die **Menſchenrechte kenne und liebe**: wo es mir Freude macht ſie heilig zu halten und für gemeinſchaftliches Glük zu wirken: daß ich alſo **gut** — bin (739.); oder, kümmerndes Bewuſtſeyn, daß ich ein **verdorbner** Menſch bin: — alſo moraliſches Gefühl bei meinem **Zuſtande**.

793 3. **Hofnung oder Furcht**, des guten und beifälligen, oder des ſchlechten und misbilligenden **Urtheils anderer** Menſchen oder Gottes — von meinen Handlungen oder Zuſtande: woraus (nach 668. ff. und 776.) natürlich

794 4. Frohe oder bange **Erwartung guter oder böſer Folgen** entſteht.

795 In dieſen vier Stüken liegt der beſtimte Begrif des guten und böſen Gewiſſens. S. 755.

Wenn nun die **Vorſtellungen** des Rechts oder 796 Unrechts — der Güte oder Verdorbenheit unſers Zuſtandes, welche uns durch die damit verbundene Bangigkeit oder Freude für die Zukunft zum Rechtthun antreiben und vor Unrecht warnen, **Wahrheit** haben, ſo heiſt das Gewiſſen ein **richtiges** Gewiſſen. Iſt aber Irthum darinne, ſo heiſts ein **irriges** Gewiſſen.

Es iſt aber dann **irrig**, wenn der Menſch falſche 797
Begriffe von Recht und Unrecht, gut und böſe, oder
den Folgen deſſelben **hat**, oder die richtigen Begriffe davon
falſch **anwendet**. Die gewöhnlichſten Irthümer
ſind: a. daß Menſchen Handlungen für gut anſehn, die 798
es in keinerlei Betracht ſind und ihm alſo keinen Werth
von Gott und vernünftigen Menſchen geben, z. B. mechaniſche
Beobachtung eines äußerlichen Gottesdienſtes:
b. daß Manche Dinge für minder gut anſehn und daher 799
das frohe Bewuſtſeyn dabei nicht haben, z. B. wenn
ſie, wegen der überſpanten Begriffe von ſchwärmeriſcher
Frömmigkeit, die thätige Menſchenliebe, die ſie bei
ihren täglichen Berufsgeſchäften, bei Gutthätigkeit, bei
ſorgfältiger Kinderzucht u. ſ. w. ausüben, für gering
anſehn und ihr keinen Werth in den Augen Gottes beilegen,
und dadurch jenes erquikende Bewuſtſeyn der Gerechtigkeit
(766.) verlieren: c. wenn ſie von Dingen
üble Folgen befürchten, wo keine zu fürchten ſind, z. E.
vom Zorne Gottes: oder das, was mit recht zu fürchten
iſt, eigne Verdorbenheit — nicht achten.

Wenn jene Vorſtellungen keine **Lebhaftigkeit** 800 (118. ff.) haben, ſo wird das moraliſche Gefühl ſchwach und man nent es dann ein **ſtumpfes** Gewiſſen, im Gegenſaz des **zarten** Gewiſſens, des feinen Gefühls.

Wenn endlich jene Vorſtellungen noch mit **Ungewißheit** 801 verbunden ſind, ſo entſteht **ängſtliches** Gewiſſen, im Gegenſaz des **veſten und freudigen.**

802 Endlich iſt zu bemerken, daß **Gewiſſen** auch zuweilen für die Gewißheit und Ueberzeugung ſelbſt geſezt wird, z. B. in den Redensarten: nach ſeinem Gewiſſen handeln; was nicht aus dem Glauben oder Gewiſſen komt, iſt Sünde u. ſ. w.

Wie das Gewiſſen und das Handeln nach dem Gewiſſen Grundlage unſrer geſamten Glükſeligkeit und der Zufriedenheit insbeſondere wird, ſoll Th. II. gezeigt werden.

XXXVI.

Regentenrechte.

803 Da das Heilighalten der Menſchenrechte die Grundlage der Zufriedenheit iſt, ſo iſt es für den Regenten und für den Unterthanen wichtig, zu wiſſen, was zu den Rechten des Regenten gehört und nicht gehört.

804 I. Das Recht des Regenten iſt das Recht, diejenigen äuſſerlichen Handlungen der Unterthanen durch Geſeze zu beſtimmen, welche und ſofern ſie Einfluß auf die bürgerliche Glükſeligkeit des Staats haben. Wir müſſen hier alle Worte beſtimmen.

805 1. Ein Geſez heiſt die **Vorſchrift** eines Obern zum Thun oder Laſſen, welche die **freien** und zwar **äuſſerlichen** Handlungen zum Gegenſtande hat, und mit Kommination einer wilkührlichen Strafe verbunden iſt.
806 Ein Geſez alſo iſt allemal etwas **poſitives** oder **wilkührliches**. Denn ſein Inhalt kan nicht in den algemeinen Geſezen des Denkens gegründet ſeyn, ſondern theils in der zufälligen Denkungsart des Geſezgebers, theils in den eben ſo zufälligen Bedürfniſſen und Verhältniſſen ſeiner Perſon, ſeines Staats u. ſ. w. — Daher können auch die Strafen nicht anders als willkührlich ſeyn. Denn natürliche Folgen kan nur ein almächtiger

tiger und alwiſſender Schöpfer veranlaſſen. — Und eben darum kan auch der Geſezgeber den Zwek bei ſeinen Strafen nicht mit ſolcher Gewißheit erreichen, den Gott als Erzieher ſeiner Kinder erreicht. Der eigentliche Zwek des Geſezgebers iſt Abſchrekung anderer. Ob Beſſerung 807 des Fehlenden blos Nebenzwek oder Mitzwek ſey, iſt unter den Rechtskundigen ſtreitig. Wenn der Regent ſich an Gottes Stelle denkt, ſo müſte er freilich Beſſerung des Fehlenden als eigentlichen Mitzwek anſehn, weil er Glükſeligkeit des Individuums mit der Glükſeligkeit des Ganzen oder des Staats in der engſten Verbindung betrachten ſollte. Aber alsdann müſten Geſeze und Stra- 808 fen beſſer auf dieſen Zwek gerichtet werden, als ſie jezt gewöhnlich darauf gerichtet ſind: S. 770. 772. und alsdann würden auch alle Todesſtrafen wegfallen müſſen, welche ohnehin die Heiligkeit des algemeinen Menſchenrechts ſehr bedenklich macht, und deren eigentlicher Zwek (Abſchrekung) theils durch ſorgfältigere Verhütung kapitaler Verbrechen, theils durch andre harte Strafen erreicht werden könte.

2. Geſeze alſo können nur **äuſſerliche** Handlungen 809 beſtimmen, d. h. ſolche, welche ſichtbar ſind. **Innere** Thätigkeiten, z. B. Vorſtellungen, Urtheile, Glauben, Neigungen oder Abneigungen u. d. laſſen ſich weder befehlen noch gebieten: 1. weil ſie kein Objekt der Sinne ſind, und alſo der Regent nie wiſſen kan, ob und wie ſie geſchehen: 2. weil ſie nicht in der Wilkühr des Menſchen ſtehen. Und der Regent kan ja nur

3. Handlungen befehlen oder gebieten, die ſich er- 810 zwingen laſſen — **freie** Handlungen. Mag aber ein Menſch es von mir erzwingen, daß ich gut oder ſchlecht verdaue, oder, daß ich mir eine Sache ſo oder anders vorſtelle, ſo oder anders ſie glaube? Ich kan ja ſelbſt nicht dafür. Ich muß ja ſelbſt die Sache ſo denken und glauben, wie meine Sinne oder Vernunft ſie mir darſtellen.

ſtellen. — Wie mag alſo z. B. eine Glaubensnorm Gegenſtand
des Geſezgebers ſeyn?

811 4. Wenn ſich aber das Recht des Geſezgebers nur
auf freie und äußerliche Handlungen einſchränkt, ſo folgt
nicht, daß es ſich auf alle erſtrekt. Denn alle äußerliche
Handlungen der Unterthanen des Regenten Willkühr
unterwerfen, würde eben ſo viel heiſſen, als den Zwek
des Regentenſtandes aufheben, welcher auf die bürgerliche
Glükſeligkeit der Unterthanen gerichtet iſt, die ohnmöglich
mit dem Verluſt der natürlichen Freiheit beſtehn
kan. Folglich kan der Regent nur diejenigen Handlungen
durch Geſeze beſtimmen, welche auf die **gemeinſchaftliche
Glükſeligkeit**, oder, auf den Zwek des
Regentenſtandes **Einfluß** haben.

812 II. **Woher** hat aber der Regent dieß **Recht**? —
Soll das ſo viel heiſſen, warum es überhaupt Menſchen
geben müſſe, die dieß Recht haben und ausüben; ſo liegt
der Grund in der Unentbehrlichkeit des Regentenſtandes
813 in abſtracto. S. 729. Iſt aber die Frage in concreto:
woher jeder einzelne Regent dieß Recht habe und woran
der Unterthan wiſſen könne, daß er gerade **dieſen** für
ſeinen Regenten erkennen müſſe: ſo giebt es zwey Ent-
814 ſcheidungsgründe. 1. Der erſte liegt in der **freien Wahl**
der Unterthanen: wenn dieſe die geſezgebende Macht in
ſeine Hände gegeben haben: und alsdann iſt ſein Recht
815 durch **Vertrag** heilig. 732. 2. Ein zweiter kan liegen
in der **Uebermacht**, welche die Vorſehung Gottes in
ſeine Hände kommen ließ, und dadurch der Nation zu
erkennen gab, daß er **durch ihren Willen** Regent ſey.
Und das nent man das **Recht des Stärkern**, welches
der gewöhnliche und ſicherſte Entſcheidungsgrund des Regentenrechts
in concreto iſt: ja ohne welches jener erſte
Entſcheidungsgrund ſelten hinreichend ſeyn würde, das
816 Regentenrecht geltend zu machen. — Es ſollte aber jene
Uebermacht von doppelter Art ſeyn, eine moraliſche und
phyſiſche. Und wol dem Volke, deſſen Regent ſein Recht

zu herrſchen auf beides zugleich ſtüzt, d. h. deſſen Regent
es darum mit Recht iſt, weil er nicht nur der mächtigſte,
ſondern auch der weiſeſte ſeines Volks iſt. —
Die Uebermacht, welche wir die phyſiſche nennen, kan 817
erlangt werden durch **Geburt** oder durch Eroberungen.
Und beide Arten waren ſchon unter den älteſten Völkern 818
gültig. Ja man ſahe ſelbſt bei den freien Wahlen der
Regenten darauf, daß man am liebſten den nahm, der
entweder durch Geburt mit den zahlreichſten, angeſehendſten
und reichſten Familien verbunden war, oder
der ein tapferer und ſiegreicher Mann war: weil man ſich
von eines ſolchen Regiment die meiſte Sicherheit und
Glükſeligkeit verſprechen konte. — Und wer einmal eine 819
Vorſehung glaubt, wird keinen Augenblik an der Richtigkeit
des Schluſſes zweifeln: wem Gott die Macht gab,
dem gab er auch damit Recht und Beruf ſie zu brauchen
und zum Beſten der Menſchen anzuwenden. Und 820
in dieſem Sinne iſt das Regentenrecht ein **göttliches
Recht**: dafür Paulus ſelbſt das Recht der Römer erkante,
ob dieſe gleich, in Abſicht auf den gröſten Theil
der von ihnen beherrſchten Völker, nichts als Eroberer
waren. — Iſt aber das Recht des Regenten von Gott,
der es ihm durch **Geburt** oder **Sieg** ertheilte, ſo läßt ſich
mit Unfehlbarkeit

III. Der **Zwek** des Regentenſtandes beſtimmen. 821
Denn wenn Gottes Wille (774) der Menſchen gemeinſchaftliche
Glükſeligkeit iſt, ſo kan Gott das Recht zu regieren
und gleichſam ſeine Stelle zu vertreten in keiner anderen
Abſicht ertheilen, als zur **Beförderung der geſellſchaftlichen
Glükſeligkeit.** Und was heiſt das?

a. Dieſer Ausdruk ſchlieſt aus — die Glükſeligkeit 822
des Individuums. Ums Individuum als Individuum
kan und ſoll ſich der Regent nicht bekümmern. Er kan
nicht, weil ſeine Kraft nicht hinreicht, das Wol jedes
einzelnen Unterthanen zu ſeinem Augenmerk zu machen.

Er ſoll nicht, weil der Schöpfer jedem Individuum, ſeine perſönliche Glükſeligkeit ſelbſt zu beſorgen, Kraft und Mittel gegeben hat: und weil der Staat leiden würde, wenn der Regent nur einzelne Menſchen weiſe, angeſehn, reich u. d. machen wollte, ohne das Wol des Ganzen dabei zu erzielen. Das Objekt der Regentenvorſorge bleibt das gemeine Beſte, und die perſönliche Wolfarth jedes Unterthanen iſt es nur ſofern, als ſie aus der Beſorgung des **gemeinen** Wols fließt oder mit ihr verbunden iſt.

823 b. Eben ſo wird auch ausgeſchloſſen — die moraliſche
Glükſeligkeit, im Gegenſaz der **bürgerlichen** oder
824 geſellſchaftlichen: 1) weil ſie etwas individuelles iſt: 2) weil
ſie kein Objekt der Sinne iſt, ſondern in Vorſtellungen
und Empfindungen beſteht, die ſich nicht befehlen und
erzwingen laſſen. Vergnügt und zufrieden ſeyn, oder
durch Aufklärung und Tugend des Vergnügens und der
Zufriedenheit empfänglich ſeyn, muß durch moraliſche
Kräfte (der Beweggründe) nicht aber durch Geſez und
Exekution bewirkt werden. Durch Sorge für Ausbreitung
nüzlicher Kentniſſe kan ſie der Regent befördern,
825 aber nicht durch Geſeze erzwingen. Und was wäre das
auch 3. für Weisheit und Tugend, die mit dem Stoke
oder andern phyſiſchen Mitteln aufgedrungen würde. Alſo
kan und darf moraliſche Glükſeligkeit nicht das direkte Augenmerk
des Regenten werden, ſondern blos

826 c. **geſellſchaftliches Wol**, worunter alles dasjenige
827 begriffen wird, α was den Staat als Staat
828 erhält und vervollkommnet, und β. was die Gemeingüter
der Unterthanen erhält, welche den Theil der
menſchlichen Glükſeligkeit ausmachen, der eben dadurch
nur möglich wird, daß 1) die Menſchen in Societät leben
und 2) den nur dann jeder mit Sicherheit hat, wenn
ihn alle haben und wenn er allen heilig iſt. Aus dieſen
beiden Klaſſen entſpringen

IV. Folgende **Gegenſtände der Vorſorge** des 829 Geſezgebers. — Der Regent kan und ſoll durch Geſeze beſtimmen

A. **Was den Staat als Staat erhält und vervolkomnet.** 830 Dahin gehört 1. Schuz gegen den Feind und Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. 2. Vervolkommung des Nahrungsſtandes durch Reichthum, Induſtrie, Bevölkerung, Benuzung der Produkte u. ſ. w. 3. Flor der Wiſſenſchaften und Künſte. 4. Gute Sitten und öffentlicher Wolſtand. 5. Geſundheit der Unterthanen. 6. Erziehung. 7. Innerlicher Friede und dazu nothwendige Schlichtung aller Streitigkeiten und Beſtrafung der Verbrechen. 8. Werth und Achtung der algemeinen Religion. — Der Regent hat alſo das 831 Recht, durch Geſeze zu beſtimmen 1. wer zum Schuz gegen den Feind oder zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit gebraucht werden ſoll und wie die dazu angeſtellten Unterthanen handeln ſollen. — 2. Wie Geld ins Land gezogen oder im Lande erhalten werden ſoll: wie die Induſtrie z. B. durch Anlagen von Fabriken u. d. vermehret oder begünſtiget, die Bevölkerung erleichtert, Produkte benuzt werden ſollen u. ſ. w. 3. Wo, von wem und wie Künſte und Wiſſenſchaften getrieben, gelehrt, ausgeübt werden ſollen. — 4. Von wem und wie der öffentliche Wolſtand erhalten, und Frechheit und öffentliche Ausgelaſſenheit verhütet werden ſoll. — 5. Durch welche Perſonen und durch was für Anſtalten für die Geſundheit der Unterthanen geſorgt werden ſoll. — 6. Wem die öffentliche Erziehung übertragen und welche Methode dabei beobachtet werden ſoll. — 7. Nach welchen Regeln entſtandene Streitigkeiten geſchlichtet oder Verbrechen beurtheilt und beſtrafet werden ſollen. — 8. Durch welche anſtändigen Mittel die algemeine Religion (ſofern dahin die algemeinen Grundſäze, der Treue gegen den Regenten und die Gewiſſenhaftigkeit gegen die Rechte der Menſchheit gerechnet werden) in Achtung

832 und Anſehn erhalten werden ſoll: wozu endlich 9. das
Recht komt, die zu allen dieſen Regentenfunktionen erforderlichen
Ausgaben zu beſtimmen und folglich Abgaben
von den Unterthanen zu fordern und ſie zu reguliren.

833 B. Was die **Rechte** der Unterthanen zu erhalten
und zu ſchüzen oder die Art ihres Gebrauchs und Genuſſes
mit dem Wol des Staats in Uebereinſtimmung
zu ſezen nöthig iſt. Ich lege hierbei den generellen Begrif
(828. vergl. 728.) zum Grunde und faſſe damit
zwey Arten:

834 a. Die **Rechte der Menſchheit ſelbſt**, von denen
ich in der Folge beſonders reden werde.

835 b. Die **Rechte der Einzelnen**: wobei zu bemerken
iſt, α. wie ſie erlangt werden: 1. durch Verträge,
welche die geſezgebende Macht billiget: 2. durch den erklärten
836 Willen des Regenten ſelbſt: — β. wodurch ſie
ihre **Gültigkeit** haben: nemlich allein durch ihre Harmonirung
mit dem Wol des Staats und den Rechten
der Menſchheit. Denn ſobald ein auf obgedachte Art
erlangtes Recht des Einzelnen, z. B. eine Fabrik anzulegen,
in der Folge dem Staate nachtheilig würde, oder
z. B. eine Gegend ungeſund machte und folglich das
Recht (739) zernichtete: ſobald hätte das Recht keine
Gültigkeit mehr, und der Regent wäre nicht nur berechtiget,
ſondern auch verbunden, es ſelbſt aufzuheben. —

837 Daraus entſteht das wichtige Axiom: **Alle Rechte**,
als Rechte, (d. h. ſofern ſie unter dem Gemeinbegriffe
828 ſtehn) **ſind ein unverbrüchliches Heiligthum**
für jeden Menſchen, allein unter dieſen Rechten
müſſen die **poſitiven** den algemeinen **nachſtehen** und
838 im Kolliſionsfalle **weichen**. — Nemlich poſitive heiſſen
theils ſolche, die durch Willkühr entſtunden, wie die 835.
836. theils ſolche, die aus der willkührlichen Anwendung
der algemeinen entſprungen. Und zu lezter Klaſſe ge-

hören alle Geſeze des Regenten, die, als Wirkungen des algemeinen Rechts, welches dem Regenten zuſteht, Recht heiſſen, und deren Summe das **poſitive Recht** genant wird.

839 Die algemeinen Rechte der Menſchheit 738. ff. müſſen alſo ſelbſt dem **Monarchen** heilig ſeyn, wenn er will, daß den Unterthanen ſein Regentenrecht heilig ſeyn ſoll: und er darf keine Geſeze geben, oder, ſein algemeines Recht nie ſo anwenden, daß ein algemeines Menſchenrecht vernichtet werde. Und daraus erwächſt die wichtige Frage:

840 V. Wie ſich der Fürſt **gegen die Rechte der Menſchheit** zu verhalten habe? Daß er um ſein ſelbſt Willen und aus Achtung vor Gott ſie ehren und ſchüzen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Aber da er ſie auch, weil der Staat als Staat ſein Augenmerk iſt, mit dem Staat in Harmonie ſezen muß, ſo fragt ſichs, wie das geſchehn könne?

841 Wer dieſe Frage mit Sicherheit beantworten will, darf nur ſich beſinnen, welches die mögliche Kolliſion mit dem Staate ſey, in die Rechte der Menſchheit gerathen können. Und da fällt es in die Augen, daß keines der Rechte der Menſchheit **an ſich** in Streit kommen könne, ſondern, daß blos **einzelne äuſſerliche Handlungen**, durch welche ein Menſch eines ſeiner Rechte ausübt, auf die Mitbürger Einfluß haben, und dem Rechte des Geſezgebers untergeordnet werden können: weil es ſeine Obliegenheit iſt, zu ſorgen, daß durch ſolche Handlungen das Wol des Staats nicht verlezt noch die Rechte der Einzelnen beeinträchtiget werden. Hieraus ergiebt ſich

842 1. Daß der Regent über **kein** Recht der Menſchheit **an ſich** gebieten und es **ganz entreiſſen** kan. Denn es ſind Rechte, die er den Unterthanen nicht gab, die er ihnen alſo auch nicht nehmen kan. Der Schöpfer hat

die Menſchen damit belehnt. Wer alſo dieſe göttlichen Lehngüter angreift, iſt ein Tyran und Empörer gegen
843 die Majeſtätsrechte Gottes. Und ich wiederhole es, daß mir ſelbſt Todesſtrafen dadurch bedenklich werden un daß es beſſer ſcheint, dem Verbrecher ſein Recht zu exiſtiren, nur in ſo weit einzuſchränken, als es dem Staate ſchädlich wird, d. h. ihn zu nöthigen, ſo zu leben, daß er ihm nicht mehr ſchaden kan, z. B. in einer Feſtung, am Fußeiſen, als — es ihm ganz zu rauben. Das
844 Recht am Leben zu ſtrafen, hat auch nichts für ſich al die Autorität, ich meine die moſaiſchen Geſeze: di aber zu ſehr aus den Zeiten der rohen Menſchheit ſind, wo auch noch rohe Begriffe von Gott herſchten, als daß ſie in den Zeiten des Lichts etwas entſcheiden könten. —
845 **Möglichkeit** ſeine Rechte zu brauchen und zu genießen, muß jedem Menſchen gelaſſen werden.

846 2. Daß der Regent nur auf **Zeit, Ort, Objekte** und **Art** des **Gebrauchs** zu ſehen habe: daß er abe auch da nicht nach Willkühr und Eigenſinn handeln, ſondern den ihn von Gott geſezten **Zweck** ſeines Regentenſtandes 821. ff. zum **Maasſtabe** machen müſſe, nach welchem er ſich richtet, wenn er Menſchenrechte in Abſicht auf die vorgenanten Punkte **beſchränken** will. — Wir wollen alſo dieſes Recht den **Gebrauch** — zu beſchränken negativ und poſitiv beſtimmen.

847 α. Eine Art des Gebrauchs, welche für den Menſchen die einzige **mögliche** wäre, darf er gar nicht verbieten, — weil dieß eben ſoviel wäre, als es ihm ganz entreißen. Eben ſo wenig darf er

848 β. Eine Art des Gebrauchs ihm verwehren, welche dem Staate nichts ſchadet und durch deren Beſchränkung dem Staate kein überwiegender Vortheil verſchaf werden kan.

849 Und nun zu den poſitiven Beſtimmungen des Regentenrechts über Menſchenrechte.

850 α. Er kan die Art des Gebrauchs einſchränken. Das heiſt alſo nicht, er kan die Art mir vorſchreiben und z. B. befehlen, daß ich in der dünnen Luft der Gebirge oder der dikern der Thäler exiſtiren, daß ich meine Gedanken in der Sprache oder dem Tone mittheilen ſoll. Nein: Er hat blos negative Gewalt über die Art des Gebrauchs der Rechte der Menſchheit. Er kan nur einzelne Arten des Gebrauchs verbieten.

851 β. Er kan das nur in einzelnen Fällen. Alſo nicht die ganze Art: ſo, daß er z. B. ſagen könte, du magſt deine Gedanken mittheilen, aber nie in Drukſchriften. Nein: Er kan nur die Art im einzelnen Falle verbieten z. B. du ſollſt jezt nicht, wo der Feind im Lande iſt, deine Gedanken frei ſagen ꝛc.

852 γ. Er kan aber nur die Art des Gebrauchs in ſolchen einzelnen Fällen einſchränken, wo der Staat oder die Rechte der Einzelnen wirklich und, ich ſeze hinzu, auf eine erhebliche Weiſe, gefährdet werden. Die Inhaber der geſezgebenden Macht müſſen mit den Menſchenrechten gewiſſenhaft umgehn. Wenn alſo z. B. ein Menſch von ſeinem Recht, auf ſeinem Grund und Boden zu ſeyn und zu handthieren, den Gebrauch machte, daß er eine Fabrik von aqua tofana anlegte: oder ſo in ſeinem Hauſe arbeitete, daß des Nachbars Haus davon einzuſtürzen drohte u. d. ſo könte der Geſezgeber in dieſem einzelnen Falle verbieten. Wenn er hingegen einen Garten ſich anlegte, der ſchöner wäre als ſeines Nachbars ſeiner, und ſolches den Nachbar verdröſſe: oder wenn einer ſehr früh auf ſeinem Weberſtuhle anfienge zu arbeiten und ſeinen Nachbar dadurch aufwekte und folglich nöthigte, entweder früher aufzuſtehn oder ſich wo anders hin zu betten, um nicht geſtört zu werden; ſo würde der Geſezgeber kein Recht haben, das zu verbieten, weil dort kein wirklicher und hier kein erheblicher Schade geſchähe.

XXXVII.

Vom Recht zu urtheilen und ſeine Urtheile laut zu ſagen.

853 Die algemeinen Rechte der Menſchheit ſind unter allen Völkern unbezweifelt geblieben bis auf das Recht, ſeine Gedanken und Urtheile, mündlich oder ſchriftlich, frei mitzutheilen. Wir müſſen alſo die Wahrheit und den Umfang deſſelben beſonders unterſuchen. Ich behaupte:

854 I. Die Freiheit, ſeine Einſichten andern mitzutheilen, iſt ein unverlezliches Recht der Menſchheit. Und der Fürſt ſpielt mit der Religion und hat die Menſchheit zum beſten, der da ſagt, daß er jedem ſeine Freiheit laſſe zu glauben, was er wolle, aber das freie
855 Reden oder Schreiben verbiete. Denn das heiſt im Grunde ſoviel als ſagen: „ich will euch erlauben, was „ich euch nicht wehren kan: ich will euch aber dieſe ſpas„hafte Erlaubniß wieder dadurch vernichten, daß ich „euch von dem, was ich erlaube, euch und der Menſch„heit den Genuß entreiße.„ Man urtheile unbefangen. Kan denn ein Fürſt, wenn er auch eine ganze Armee Soldaten zur Exekution bereit hätte, meinen Verſtand zwingen? O der ſtolzen Ohnmacht! Und doch will er ſagen, ich erlaube ꝛc. Iſt es nicht thörigt, das für eine Gnade anzurechnen, was ein Muß iſt. Und iſt dieſe allergnädigſte Erlaubniß nicht eben ſo ſonderbar, als wenn ich meinem Bedienten ſieben Tage in der Woche, und am Tage freies Licht anbieten wollte? Nein: Das Recht zu reden und zu ſchreiben, iſt ein eben ſo heiliges Recht als das Recht zu denken. Denn —

856 1. Es beruht auf dem Grunde aller Menſchenrechte. Wozu Gott allen Kraft und Bedürfniß

gab, dazu gab er allen das Recht. — Nun aber gab Gott allen Vernunft und Sprache. Mit Häuſern und Gütern belehnen uns Regenten. Aber dieſe Gemeingüter ſind von Gott unmittelbar. Alſo iſt auch das Recht zu denken und zu reden ein göttliches und algemeines Menſchenrecht.

817 2. **Beide Rechte** ſind auch in ihrer Anwendung und Ausübung ſo **unzertrenlich verbunden**, daß der, welcher mir das Recht mich mitzutheilen entreißt, mir auch das Recht zu denken unbrauchbar macht. — Und dieß iſt aus mehr als einem Geſichtspunkte wahr.

818 a. **Erſtlich** — wenn die Menſchen ihre erlangten Kentniſſe und Einſichten nicht frei mittheilen dürfen, ſo fällt aller **Zwek** dahin, für welchen man Kentniſſe einſamlet: man müſte denn den allerſcheuslichſten Egoismus in der Welt einführen wollen. Denn für mich habe ich warlich in der Welt nicht ſoviel gedacht und nach Wahrheit geforſcht. Wär ich allein in der Welt, ſo würden ganz wenig Begriffe und Urtheile mir hinreichend ſeyn. Daß ich alſo viel Erkentniß einzuſamlen ſuche, daß ich täglich durch Erfahrung, Beobachtung, lektüre ꝛc. meine Einſichten zu berichtigen, zu erweitern, zu vervolkomnen ſtrebe, geſchieht blos darum, weil ich unter Menſchen lebe, wo es Ehre iſt, ein einſichtsvoller Menſch zu ſeyn und, wo es wechſelſeitige Vortheile bringt, wenn man ſeine Einſichten mittheilt. — Wer würde ſich alſo die Mühe nehmen zu denken und Wahrheit zu ſuchen, wenn er nicht reden und ſie mittheilen dürfte? — Hieße alſo nicht die Freiheit zu reden nehmen, eben ſoviel als den Gebrauch des Rechts zu denken vernichten?

819 b. Und es iſt das **Mittheilen** nicht nur der vornehmſte **Zwek** des Denkens, ſondern auch ein algemeines **Bedürfniß**, deſſen Befriedigung uns jenes Recht zu denken erſt **genießbar** macht. — Jeder gebe nur auf

ſich ſelbſt Achtung, wie ihm iſt, wenn er etwas neues gehört oder gelernt hat, es mag Geſchichte oder Wiſſenſchaft angehen: ob er nicht den Drang fühlt, es mitzutheilen. Es iſt uns, als wenn uns die neue Acquiſition einer Wahrheit oder einer Geſchichte das Herz abdrüken wollte. Wir ruhen nicht, bis wir unſern Schaz an den Mann gebracht haben. Und ſchon im Kinde äußert ſich dieſer Trieb. Die geringſte Sache, die es von ſeinem Lehrer zum erſtenmale hört, bekomt durch Neuheit Wichtigkeit: und man ſiehts ihm an, wenn es aus der Schule nach Hauſe komt, daß es etwas auf dem Herzen hat: und Eltern oder Geſinde oder Geſpielen müſſen ein Ohr ihnen leihen, und ſich die neue wichtige Wahrheit auch lehren zu laſſen. Und in der That iſts einer der ſchönſten und edelſten Triebe der Natur, die der Schöpfer uns eingepflanzt hat, daß es uns Be-
160 dürfniß iſt, uns mitzutheilen. Nichts in der Welt hat, vermöge dieſes Triebes, ſeine volle Schmakhaftigkeit für uns, wenn wir es allein genieſſen. Mitgenuß iſt die Würze aller Menſchenfreuden. Ohne Mittheilung und Theilnehmung iſt keine Glükſeligkeit unter Menſchen möglich. Und es iſt in die Augen fallend, daß der Schöpfer eben damit die menſchliche Geſelſchaft verbinden und ihre Glükſeligkeit erhöhen und vervielfältigen wollte, daß er jedem Menſchen den Trieb einpflanzte, ſich mitzutheilen und, daß er ihn fähig machte, jedes Gute dann erſt ganz zu ſchmeken, wenn er es andere mit ſich genießen laſſen konte. Und ihr — ihr Väter der Nationen, Fürſten! ihr wolltet der Menſchheit dieſe Gottesfreuden rauben? Ihr wolltet ihr es wehren, dieß Bedürfniß zu befriedigen? Ihr wolltet ſie hindern, das höchſte Gut der Menſchheit, ich meine Einſicht und Kentniſſe, einander mitzutheilen? — Hieſſe das nicht offenbar mit dem Rechte zu reden, das Recht zu denken vernichten und es der Menſchheit unbrauchbar und ungenießbar machen?

c. Ich ſage aber noch mehr. Das Recht zu reden 861 iſt ſelbſt das einzige Mittel, die einzige **Möglichkeit** das Recht zu denken zu benuzen. Denn man überlege nur, was entſtehen würde, wenn alle Menſchen genöthigt würden, ihre Vernunft für ſich allein zu brauchen, für ſich im Stillen zu beobachten, nachzudenken und die zu ihrer Glükſeligkeit nöthigen Kentniſſe einzuſamlen. Könte wol etwas anders entſtehn, als Barbarei? Mag ein Menſch, wenn er auch das gröſte Genie wäre, in irgend einem Fache von Kentniſſen, ganz allein Erfinder ſeyn? Lehrt nicht die Geſchichte, daß alle Kentniſſe erſt in ihrer Kindheit waren und nur dadurch, daß immer einer dem andern ſeine Entdekungen und Einfälle mittheilte, daß die Forſcher darüber redeten, diſputirten, Unterſuchungen anſtellten u. ſ. w. nach und nach, in einer Reihe von Jahrhunderten, zu der Volkommenheit geſtiegen ſind, in welcher ſie jezt ſich befinden? Es iſt ja alſo ſo klar wie die Sonne, daß auf dem Rechte zu reden alle menſchlichen Erkentniſſe beruhn, und daß derjenige, der die Freiheit ſich mitzutheilen, den Menſchen nicht geſtatten wollte, alle gemeinſchaftliche Belehrung, folglich alle Kentniſſe und deren Erweiterung, Wachsthum und Vervolkomnung hindern würde.

3. Man ſeze noch einen dritten Beweis hinzu. 862 Auf dem Rechte ſeine Einſichten und Urtheile mitzutheilen, beruht die ganze **Ruhe des Menſchen**, in Abſicht auf ſeine Ueberzeugungen und folglich auch — alle Thätigkeit des Menſchen ſowol im bürgerlichen Leben als für die Tugend. Denn zur Ueberzeugung gehört a. **Selbſtprüfung.** (143. 168.) Man ſeze nun, daß 863 die Menſchen nicht das Recht hätten, einander ihre Gedanken und Einfälle mitzutheilen, daß alſo z. B. in Arzeneikunde, Geſchichte, Religion, nirgends eine Stimme erſchallen dürfte, welche ſich über die Wahrheit, die ich prüfen will, offenherzig herauslaſſen dürfte: würde

ich dann wol ein Objekt der Prüfung haben? Würde
ich Gründe und Gegengründe abwägen können, wenn
864 sich keine hören laſſen dürften? Aber nicht Selbſtprüfung
allein führt uns zu einer ruhigen Ueberzeugung.
Wir können, beſonders in moraliſchen Dingen, d. die
Autorität gar nicht entbehren, S. VII. wenn wir bei
unſern Urtheilen zur befriedigenden Gewißheit gelangen
wollen. Und wie nun? Wenn die Regenten das Recht
zu reden und zu ſchreiben uns nehmen wollten? Wo
ſollte dann die Autorität herkommen? Wie ſollten wir erfahren,
ob andere mit unſern Ueberzeugungen zuſammenſtimmen
oder nicht, und wer dieſe ſind — ob wir
auf ihr Urtheil zu rechnen oder nicht zu rechnen hätten? —
Warlich ohne jenes Recht wäre der Glaube der Menſchen
ängſtlich, wie in einer Einöde. Kein Menſch wüſte,
was andere denken: kein Menſch könte ſeine Wahrheit
mit der Wahrheit andrer vergleichen: kein Menſch
könte ſich den erquikenden Gedanken verſchaffen, daß die
von ihm für weiſe erkanten Menſchen mit ihm gleich denken
und ſeine Urtheile beſtätigen.

865 Und man wähne ja nicht etwa, daß derjenige Regent dieß Bedürfniß der Menſchheit ungekränkt laſſe, welcher nur einigen (z. B. den Prieſtern) das Recht zu reden geſtattet. Denn wenn es nicht alle haben und frei ausüben können, ſo können die einigen uns durch ihre Zuſammenſtimmung gar nicht beruhigen: weil nur die Urtheile anderer Menſchen für uns einiges Gewicht haben können, welche frei ſind. Wäre nun jenes Recht nur Einigen gegeben, ſo müſte man beſorgen, daß unter dieſen Einigen eine Verabredung oder gemeinſchaftliche Geſeze ſtatt fänden, wodurch ſie zu der Zuſammenſtimmung genöthigt wären: daß alſo ihre Urtheile nicht freie Urtheile wären, ſondern daß die monopoliſtiſchen Inhaber des Rechts zu reden, daſſelbe gemeinſchaftlich brauchten, ihres Vortheils halber, um

die andern bei der Naſe zu führen, denen dieß Recht verſagt wäre.

4. Und eben da ich der Monopoliſten erwähne, 266
zeigt ſich von ſelbſt ein vierter Beweis für die Algemeinheit
des Rechts zu reden und zu ſchreiben. Er iſt dieſer.
Wenn das Recht ſich mitzutheilen nicht als algemeines
Menſchenrecht gilt, ſo entſtehen **Monopoliſten der
Wahrheit**, welche den Verſtand aller übrigen Menſchen
zu Sklaven machen und ſie auch der **Freiheit zu denken
berauben**. Denn man ſeze, daß in irgend einer 267
Wiſſenſchaft ein Monopolium entſtünde und daß die
Monopoliſten in ihrer Wiſſenſchaft eine Reihe von Kentniſſen,
wie ein Warenlager auskramten, und alles für
Kontrebande erklären dürften, was nicht aus ihrem Warenlager
wäre. Man ſeze ferner, was unmittelbar daraus 268
folgt, daß die Monopoliſten die Gelegenheiten, wie
man andern ſeine Kentniſſe mittheilt, allein in ihren
Händen hätten: daß alſo z. B. kein Menſch über die
Wiſſenſchaft öffentlich lehren dürfte als ſie: daß keiner
darüber Bücher ſchreiben dürfte als ſie u. ſ. w. Würden
nun die übrigen Menſchen nicht gezwungen ſeyn, ſo
zu denken und zu urtheilen wie ſie? Denn man beſinne
ſich nur, daß kein Menſch die Wiſſenſchaft **erfindet**,
ſondern, daß er gewöhnlich nur das denken kan, was er
vorfindet. Wenn nun die übrigen Menſchen nur **einerlei** 269
vorfänden, und nur **das** vorfänden, was die Monopoliſten
für Wahrheit ausgeben, ſo könten ſie ja auch
nur das denken. Denn das fällt doch in die Augen,
daß ich, wenn mich ein Fürſt zu einem ſolchen Monopoliſten
machte, und mir alle Gelegenheiten, Kentniſſe
mitzutheilen, z. B. alle Drukereien in Beſchlag gäbe,
ſo daß ſeine Unterthanen nichts zu ſehen bekämen, als
was ich druken und ſie leſen ließe, daß ich alsdann den
Verſtand der Unterthanen ganz in meiner Gewalt hätte. —
Und kan wol eine ſchreklichere Tyrannei gedacht werden?

XXXVIII.

Fortſezung über das Recht zu denken und laut zu urtheilen.

---

870 II. Aber wie iſt es mit der Religion? — Ich behaupte: das Recht, über Religion ſeine Gedanken mitzutheilen, darf **gar nicht** eingeſchränkt werden. Man prüfe den Beweis. Der Gebrauch eines Menſchenrechts, der weder dem Wol des Staats noch andern Rechten Eintrag thut, darf von keinem Menſchen beſchränkt werden. A. E.

871 a. Der erſte Vorderſaz fällt in die Augen. Denn es iſt, wie wir oben geſehn haben, die einzige Bedingung, unter welcher Menſchenrechte beſchränkt werden dürfen. Und der Regent, der dieß leugnet, der Rechte der Menſchheit der **Willkühr** unterwirft, der hebt alle Rechte und ſein eignes auf.

872 b. Und nun zum zweiten Vorderſaz: Atqui der Gebrauch des Menſchenrechts (über Religion ſeine Gedanken mitzutheilen) kan nie, weder dem Staate ſchaden, noch andern Rechten der Menſchheit nachtheilig werden. —

873 α. **Nicht andern Rechten** der Menſchheit. Denn welchem dieſer Rechte könte eine Schrift über die Religion ſchaden, ſelbſt wenn ſie Gottesleugnung enthielte? Hindert eine ſolche Schrift andere Menſchen, daß ſie leben, daß ſie Luft athmen, daß ſie vegetiren, ſich fortpflanzen, ihren Unterhalt erwerben? u. ſ. w. Oder mag eine ſolche Schrift ihre Freiheit zu denken und zu glauben gewaltſam beeinträchtigen? Ich denke ja, das iſt keine Schrift in der Welt im Stande. Jeder behält ſeine Freiheit, die andern Menſchen mögen reden und ſchreiben was ſie wollen. Er iſt ja nicht einmal gezwungen
874 es zu leſen, geſchweige zu glauben. Oder will man

mir einwenden, andre Menſchen könten doch verleitet werden, eine irreligioſe Schrift zu leſen und deren Irthümer anzunehmen? Aber dieſer Einwurf iſt darum albern, weil er zu viel beweiſet. Denn wenn alles verboten werden ſollte, was blos zum Irthum oder zur Sünde verleitet, wie viel müſte da nicht in der Welt verboten werden? — Es iſt alſo offenbar, daß der Gebrauch eines Rechts der Menſchheit nur da eingeſchränkt werden kan, wo das Menſchenrecht anderer unmittelbar und gewaltſam beeinträchtiget wird. Wenn daher einer, z. B. als Schriftſteller über Religion, ſeinen Glauben andern aufdringen, ſie zum Leſen ſeiner Schrift prügeln oder ſie, wenn ſie ihm nicht glaubten, von Haus und Hof jagen wollte, da würde er ſein Recht frei zu ſchreiben auf eine Art brauchen, die der Staat einzuſchränken Grund hätte. Und auf eine ſolche Art haben oft 875 eben die Prieſter und Mönche das Recht, ihren Glauben bekant zu machen, gebraucht, und es Regenten zur Pflicht gemacht ſie einzuſchränken, welche dieß Recht andern Leuten ſtreitig gemacht oder beſchränkt wiſſen wolten. So lange einer aber ſein Recht zu reden und zu ſchreiben ſo braucht, daß es keines andern Menſchen gleiches Recht gewaltſam beeinträchtigt, ſo lange iſt keine Bedingung da, unter welcher der Staat berechtiget iſt, ihm es einzuſchränken. — So wie aber durch bloſſes Reden und Schreiben über Religion an ſich ſelbſt kein Menſch die Rechte anderer Menſchen unmittelbar verlezen kan, ſo wenig kan er auch

β. Dem Staate ſelbſt unmittelbar nachtheilig werden. 876 — Man prüfe dieſen Punkt unpartheiiſch. Ich ſage, der Staat iſt nie bei Schriften über Religion intereſſirt: er kan durch ſie weder gewinnen noch verlieren. Wir wollen dieſe Behauptung nach den verſchiednen Begriffen, welche die Menſchen mit dem Worte Religion bezeichnen, mit unbefangner Wahrheitliebe beleuchten.

877 N. Verſteht man unter Religion die in einem
Staate herrſchende Lehrform, ſo wird man auch
nicht eine einzige Seite anzeigen können, von welcher ſie
als Objekt der geſezgebenden Macht erſcheinen könte.
878 Denn was hat der Staat für Verbindung mit ihr?
1) Soll er ſie ſchuzen? d. h. ſoll er jede phyſiſche Gewalt
abwenden, welche ihre Bekenner in dem Bekentniſſe
und der Ausübung derſelben hindern will? Das
iſt er jeder andern Religion auch ſchuldig. Er ſoll jeden
Menſchen ſeine Religion glauben und ausüben laſſen, und
gegen Gewaltſame Beeinträchtigung derſelben ihn ſichern.
Und er hat nicht die geringſte Verbindlichkeit eine vor der
879 andern zu begünſtigen. 2) Soll er moraliſche Kräfte
anwenden d. h. nicht dulden, daß man ſie widerlege?
Warum dieß? Iſt die im Staat privilegirte Religion
widerleglich, ſo muß ihm die Wahrheit über alles heilig
ſeyn, und er muß keinen hindern, die Wahrheit an den
Tag zu bringen und den Irthum zu entlarven. Iſt ſie
aber unwiderleglich, ſo braucht ſie ja keinen Schuz des
Staats. Und überhaupt — wie lange ſoll man es denn
wiederholen, daß Wahrheit durchaus keine Gewalt leidet,
daß jede Protektion einer phyſiſchen Macht gegen die
Rechte der Menſchheit iſt. Wahrheit iſt ein Freigut,
wozu wir alle gleiche Rechte haben. Sie darf weder aufgedrungen
noch gewaltſam vertheidiget werden. Bei der
Wahrheit gilt kein Schuz, als der Schuz der Gründe
und Beweiſe. Und eine Religion, die nicht auf ihre
Beweiſe ſich verlaſſen kan, und den weltlichen Arm anfleht,
ſich zu erhalten, iſt ſchon darum im höchſten Grade
verdächtig. Und es muß dem Staate vielmehr daran
liegen, daß durch die unbegränzteſte Freiheit über Religion
zu reden und zu ſchreiben, die Wahrheit an den Tag
komme, als daß eine einzelne Sekte oder Religionsparthei
ſich behaupte. Das Wol des Staats und des Regenten
beruht blos darauf, daß ſich unter den Unterthanen
Aufklärung und Tugend verbreite, aber nicht dar-

auf, daß eine Kirchenparthei mit ihren Prieſtern die Ober-
hand habe. Oder will man etwa 3) ſagen, daß eine 880
Sekte oder Parthei mit ihrer Lehrform den Staat blü-
hender, glüklicher, volkreicher, arbeitſamer mache? Ich
dächte, dazu gehörte nur ſchlichter Menſchenverſtand,
um einzuſehn, daß zum Flor des Staats eine **beſondere**
Lehrform (z. B. der Katholiken, Proteſtanten ꝛc.)
nichts beitragen kan. Denn alle Religionspartheien,
welche den Glauben an Gott und Tugend behaupten, und
Fleiß, Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit, Treue gegen
den Fürſten u. ſ. w. empfehlen, ſind dem Staate in glei-
chem Grade zuträglich. Die Unterſcheidungslehren oder
gottesdienſtlichen Gebräuche liefern nicht den mindeſten
eignen Beitrag zum Glük der menſchlichen Geſelſchaft.
Denn das fällt doch wol jedem in die Augen, daß z. B.
das den Staat weder blühender noch ſchlechter macht,
ob die Unterthanen das heil. Abendmahl unter einer oder
beiderlei Geſtalt genießen: ob ſie ſich in dem göttlichen
Weſen eine oder drey oder mehrere Perſonen vorſtellen:
ob ſie ihre Kinder nur einmal taufen laſſen oder ob ſie ſie
wiedertaufen u. ſ. w. — Was kan alſo dem Staate
daran liegen, welche Religionsparthei die **herrſchende**
ſey? Hat ſie, wie geſagt, unumſtößliche Wahrheit, ſo
wird und muß ſie ſich durch ihre Gründe und Beweiſe
ſelbſt behaupten, und ſichs zur Schande rechnen, eine
phyſiſche Macht um Schuz anzuflehen. Hat ſie aber
dieſen innern Schuz nicht, ſo kan ſie der Staat ihrem
Schikſal überlaſſen. Oder ſoll ſie etwa 4) **den Thron** 881
ſichern helfen? — Der Thron ſteht ohne herrſchende
Lehrform veſt: zumal heut zu Tage, wo ſtehende Ar-
meen die Geſeze geltend machen. Gebt mir Joſephs
Macht, ich will auf meinem Throne ſo ruhig ſeyn als er,
der Katholiken beherrſcht, wenn auch mein ganzes Volk
aus Atheiſten beſtünde. Und — unter uns geſagt —
die Hiſtorie hat Beiſpiele, daß die herrſchende Lehrform
wol eher den Thron unſicher gemacht und hier Mönche,

dort Pöbel begeiſtert hat, den Regenten zu ſtürzen.
82. 5) Soll ſie dem Regenten Weisheit geben? Gewiß, keine Lehrform kan das. Die Religion überhaupt, ſofern ſie die geſunden Begriffe von Gott und Tugend enthält, die faſt alle Religionen gemein haben, muß ihm Weisheit geben, aber von den Unterſcheidungslehren der Partheien weiß ich keine, deren Studium den Regenten klüger und zu Führung ſeines Regiments geſchikter machen könte. Und oft ſind, beſage der Geſchichte, die andächtigſten und ihrer Lehrform zugethanſten Fürſten die allerſchlechteſten Regenten geweſen. — Mit einem Worte: man betrachte die Sache von einer Seite, von welcher man will, ſo wird man finden, daß die Religion, ſofern man darunter eine der bekanten Lehrformen verſteht, den Staat auf keine Weiſe intreßire und weder zur Sicherheit des Throns, noch zum Schuz gegen auswärtige Feinde, noch zur Treue der Unterthanen, noch zur Mehrung des Reichthums — unmittelbar wirkſam ſeyn kan.

83. 2. Doch ich gehe noch viel weiter. Denn auch alsdann, wenn man unter Religion keine der bekanten Lehrformen verſteht, ſondern blos die geoffenbarte Religion überhaupt, ohne Bezug auf Sekte oder Parthei, ſich dabei denkt, auch alsdenn, ſage ich, hat ſich der Staat nicht um ſie zu bekümmern und ſich für berechtiget zu halten, das Recht zu reden und zu ſchreiben um ihrentwillen einzuſchränken. Und es gelten hier faſt alle
84. die vorigen Beweiſe. Denn man ſtelle nur das karakteriſtiſche der geoffenbarten Religion recht deutlich ſich vor und unterſcheide die Form von der Materie, ſo wird man gar bald mit mir einig ſeyn. Die **Materie** derſelben beſteht aus den Lehrſäzen von Gott, Vorſehung, Verpflichtungen zur Tugend u. ſ. w. Die **Form** aber beſteht in dem Urſprunge dieſer Lehrſäze, wiefern dieſelben von Gott unmittelbar offenbaret ſind. Wer ſieht nun nicht, daß die Materie blos dem Staate wichtig ſeyn

muß. Denn, wie geſagt, dem Staate liegt blos daran,
daß der Unterthan hinreichende Motiven in ſeinen
Erkentnißvorräthen habe, zu Fleiß, Arbeitſamkeit, Gehorſam
gegen die Geſeze u. ſ. w. Und dieſe Motiven
liegen in der Materie, in den Lehrſäzen. Und wenn die
Unterthanen dieſe Lehrſäze verſtehn, glauben und befolgen,
ſo kans dem Regenten gleichgelten, ob ſie die Form
dabei annehmen oder nicht. Es kan ihm nicht im mindeſten
beunruhigen, ob ſein Volk die Beweggründe zur
Tugend aus der Vernunft oder aus der Offenbarung
ſchöpft: denn die Erfahrung lehrt ihn, daß es in der
bewohnten Welt noch viel Reiche und Staaten giebt,
wo die Unterthanen mit eben der Veſtigkeit (und oft mit
größerer) die Beweggründe zur bürgerlichen Tugend glauben
und befolgen, als die Unterthanen derjenigen Staaten,
die eine Bibel haben und annehmen. Und ich bin
gewiß, unſer großer Monarch würde darum ſeinen Zepter
nicht niederlegen und ſich unvermögend fühlen, ſein Land
glüklich zu machen, wenn alle ſeine Katholiken und Proteſtanten
emigrirten und lauter Griechen oder Türken
oder Otaheitier einzögen und ſich ſeinen weiſen Geſezen
unterwürfen. Denn die Geſchichte, die überall unſere 885
beſte Lehrmeiſterin iſt, bezeuget es hinlänglich, daß unter
den heidniſchen Unterthanen der ehemaligen griechiſchen
Freiſtaaten und des mächtigen Roms, eben ſo viel
Induſtrie, Künſte, Reichthümer, Tapferkeit, — kurz,
eben ſo viel bürgerlicher Wolſtand geweſen iſt, als in denen
Staaten, wo die Beweggründe zur Tugend aus einer
Offenbarung entlehnt werden. — Warum ſollte alſo
der Staat ſeine Unterthanen einſchränken und die nicht
dulden, die ihr Menſchenrecht gebrauchen und Gott und
Tugend ohne Offenbarung zu erkennen und zu verehren
laut verſichern? — Soll ers aus Achtung gegen die 886
Offenbarung thun? O warlich dieſe bedarf keiner Gewaltthätigkeit.
Iſt ſie wahr, ſo wird ſie ſich ohne des Fürſten
Schuz behaupten und durch ihre inre Kraft die Menſchen

887 ſchen an ſich ziehn. — Und aus Achtung für Gott die
Rechte der Menſchheit unterdrüken, hieſſe eben ſo viel
als aus Achtung für den Kaiſer einen Menſchen ermor-
den, der von ſeiner Regierung ſchlecht geredet haben ſoll. —
Nein. Der Regent hat für die bürgerliche Glükſeligkeit
888 zu ſorgen, und ſo lange man nicht aus der Geſchichte be-
weiſen kan, 1) daß die Länder ohne Ausnahme blühen-
der und glüklicher waren, welche die Beweggründe zur
Tugend aus unſerer Offenbarung entlehnten, und 2) daß
die ohne Ausnahme in einem ſchlechtern Zuſtande ſich be-
fanden, die aus einer andern vermeinten Offenbarung
oder aus Natur und Vernunft ſie entlehnten; ſo lange
wird man vergeblich ſich bemühen, einen verſtändigen
Fürſten zu überreden, daß er die Rechte der Menſchheit
unterdrüken und denen, welche ſich von unſerer Offen-
barung nicht überzeugen können, das Maul verbieten
und ſie gewaltſam hindern müſſe, ihre Ueberzeugungen
und Einſichten ſo gut als andere mitzutheilen und bekant
zu machen.

889 3. Aber wie? wird mancher denken, wenn nun das von den Fürſten begünſtigte Recht, über Religion zu reden und zu ſchreiben, was man will, ſo ſehr gemisbraucht würde, daß man auch die algemeine Religion angriffe, das Daſeyn Gottes zweifelhaft machte, die Unſterblichkeit der Seele leugnete u. ſ. w. ſoll der Staat auch dann noch ſchweigen und Freiheit geſtatten, um den Rechten der Menſchheit nicht zu nahe zu treten?

890 Man prüfe, was ich ſage. Ich bin ſo lebendig als irgend ein Menſch von dieſer algemeinen moraliſchen Religion überzeugt, liebe ſie als meine geprüfteſte Wahrheit ſo innig, und fühle ihre Kraft den Menſchen zur Tugend zu ſtärken und in ſeinen Bekümmerniſſen zu tröſten ſo ſtark; daß ich für mein Theil jeden meiner Mitmenſchen, der etwa dieſe mir ſo theuren Wahrheiten bezweifelte, recht inſtändig bitten würde, ſeine Zweifel für ſich zu behalten, und doch ja nicht durch Bekantmachung derſelben

ſelben irgend einen Menſchen in ſeinem Glauben wankend
zu machen und ſeiner bisherigen Antriebe zur Tugend
und ſeiner Beruhigungsgründe im Leiden verluſtig zu machen.
Aber — ihn zwingen, ihn mit Gewalt hindern, 891
oder, wenn ers dennoch thäte und ſeine Zweifel bekant
machte, ſtrafen — das würde ich nicht, auch wenn
ich Kayſer wäre, und es mit der leichteſten Mühe könte.
Ja ich würde es jedem Fürſten für Sünde erklären, wenn
er ſeine phyſiſche Macht anwenden wollte, dem ehrlichen
Zweifler ſein natürliches Recht zu nehmen, das er als
Menſch hat, ſeine Zweifel bekant zu machen. Und
ich urtheile auch hier aus demſelben Grunde, der 892
bei dieſer ganzen Unterſuchung der wichtigſte iſt, nemlich
aus dem Verhältniſſe der Sache gegen das Wol des
Staats. Denn es iſt unleugbar, daß der Regent blos
und allein Gewalt über den Staat und die Mittel zu ſeiner
Sicherheit und Wolfarth hat, aber ſchlechterdings
keine über die angebornen Rechte der Menſchheit, ſo lange
dieſe nicht mit dem Staate und deſſen Wolfarth in
Kolliſion kommen. Wenn nun ſelbſt das **Mittheilen
der Zweifel gegen die moraliſche Religion** die Wolfarth
des Staats an ſich ſelbſt nie beſchädigen kan, ſo
müſte ein gewiſſenhafter Regent auch hier das angeborne
Recht, ſeine Gedanken mitzutheilen, ungekränkt laſſen. —
Hier ſind meine Gründe.

893 1. Die gemeine Tugend (S. 617.) ſofern ſie der Grund von der Wolfarth des Staats iſt, d. h. den Unterthanen antreibt, fleißig, ſittſam, friedlich, haushältig, gehorſam u. ſ. w. zu ſeyn, **behält auch ohne Glauben an Gott** und Unſterblichkeit **ihre hinreichenden Motiven**, die in den vielfältigen Vortheilen liegen, welche ſie dem Menſchen verſchaft, ſo wie in dem tauſendfachen Uebel, das er ſich durch die entgegengeſezten Laſter zuzieht. Und ich bin ſehr überzeugt, daß ein Menſch, der durch dieſe Motiven nicht gereizt wird, z. B. arbeitſam zu ſeyn, der würde auch ein Faullenzer

bleiben, wenn er an Gott und Unſterblichkeit glaubte.
894 Denn jedem wird ſein Bewuſtſeyn es ſagen, daß er täglich
an ſeine Arbeit geht, von den Gedanken geleitet, ich
muß leben, ich muß Brod verdienen, ich muß meine
Kinder erhalten, ich muß die Mittel zum Vergnügen
mir verſchaffen, ich muß mir die Gunſt der Vorgeſezten
erwerben u. ſ. w. und daß nicht leicht ein Menſch dadurch
zum Fleiße getrieben wird, weil er in die Hölle komt, wenn
er nicht arbeitet. Wenn es nun dem unbefangnen Menſchenbeobachter
einleuchtet, daß Himmel und Hölle das
nächſte Motiv zur bürgerlichen Tugend gar nicht einmal
ſind, ſondern, daß die Menſchen alle zunächſt durch
Vortheil und Schaden und — durch Geltendmachung
guter Geſeze geleitet werden; ſo muß es ihm ja wol eben
ſo einleuchtend ſeyn, daß der Staat auch den Atheiſten
dulden und ſeine Menſchenrechte ungekränkt laſſen kan,
ohne für ſich einigen Nachtheil zu beſorgen. — Uebrigens
hoffe ich, daß verſtändige leſer aus dem, was ich geſagt
habe, nicht ſchlieſſen werden, daß ich der moraliſchen
Religion gar keine Kraft zuſchreibe, den Menſchen tugendhaft
zu machen. Man ſehe nur, was ich oben
895 (XVIII.) geſagt habe. Aber man folgere daraus nicht,
der Regent dürfe das Recht des Zweiflers darum ihm
rauben, weil er doch die **höhere Volkommenheit** hindere.
Denn das wäre darum thörigt, weil ſich ja der
Regent um den Staat, aber nicht um die höhere Volkommenheit
des Individuums zu bekümmern hat: denn
ſonſt müſte er tauſend Ausübungen der menſchlichen Rechte
zu hindern berechtiget ſeyn, wenn er jede Beförderung
höherer Volkommenheit zum Vorwande nehmen dürfte.

896 2. Eben ſo wenig kan gegen die freie Ausübung
des Rechts ſich mitzutheilen und alſo auch Zweifel
gegen die Religion bekant zu machen, dieß eingewendet
werden, daß man doch wenigſtens, wenn auch der Staat
als Staat nichts dabei leide, dem Individuum ſchade, das
durch leſung ſolcher Zweifel **unruhig oder irre** gemacht
wird.

wird. Denn der bloſſe Schaden, den ein Einzelner
leidet, kan mein Recht nicht ungültig machen. Oder
ich müſte z. B. mein Recht zum Fenſter hinauszuſehn
aufgeben, wenn eine Frau in Gefahr wäre, ſich an mir
zu verſehn, oder wenn ein Narr, der mich nicht leiden
kan, ſich darüber zu Tode ärgerte. Algemeine Menſchenrechte 897
können durchaus um keines Individuums
willen eingeſchränkt werden, wenn der Schade, den der
Gebrauch derſelben thut, nicht 1) unmittelbar und
zwangartig iſt, und 2) ſelbſt ein Recht der Menſchheit
gewaltſam beeinträchtigt. Da alſo der Zweifler keinen
Menſchen zwingt ihn zu leſen oder ſeinen Zweifeln Gehör
zu geben, folglich durch Bekantmachung ſeiner Zweifel
kein Menſchenrecht gewaltſam beeinträchtiget wird, ſo
kan ihm auch ſein Recht um eines zufälligen Schadens
willen nicht verkümmert werden, und am wenigſten
vom Regenten, deſſen Staat durch dieſen zufälligen
Schaden nichts verliert.

3. Uebrigens iſt es ja in die Augen fallend, daß im 898
Ganzen genommen, ſelbſt vom Atheiſmus nichts zu beſorgen
iſt. Denn es hat in allen Jahrhunderten Atheiſten
und Atheiſtiſche Bücher gegeben, und die Gründe für das
Daſeyn Gottes haben durch alle Jahrhunderte unter der
Menſchheit ihre Kraft behauptet und den Glauben an
Gott erhalten. Warum ſollten denn alſo die Fürſten
nun erſt gegen die Atheiſten zu Felde ziehn. Phyſiſche
Macht gehört ins bürgerliche Leben. Macht der Gründe
aber (moraliſche Macht) iſt für die Leitung des Denkens
und Urtheilens. Will alſo der Fürſt gern Religion und 899
Tugend in ſeinem Lande haben, ſo muß er nicht mit Inquiſitoren
und Soldaten zu Werke gehn, ſondern er
muß die moraliſchen Kräfte in Thätigkeit ſezen, d. h.
er muß dafür ſorgen, daß (nicht unwiſſende Mönche Legenden
und Scholaſtik plaudern, und gerade dadurch
ſelbſt Zweifler und Ungläubige hervorbringen, ſondern
daß) Männer vom Kopf und Geiſt im Lande ſind und
auf-

aufgemuntert werden, vernünftige Religion in Reden und Schriften auszubreiten, haltbare Beweiſe für die Wahrheit dem Volke vorzutragen und durch Natur und Erfahrung ſie zu verſinnlichen u. ſ. w. Und wenn er dieſe moraliſche Macht anwendet, durch welche Jeſus Chriſtus allein die Menſchheit zu beherſchen und ihr König zu ſeyn verſicherte (Joh. 18, 36.), ſo wird er alle Schriften der Zweifler unſchädlich machen können, ohne ein Tyrann über Menſchenrechte zu werden.

900 4. Und dieſe Vermeidung alles Zwanges, ſebſt gegen Ungläubige, wird einem weiſen Fürſten um deſto pflichtmäßiger erſcheinen, wenn er ſich beſinnen will, daß durch **Einſchränkung** des Rechts zu reden und zu ſchreiben **alle Aufklärung** in der Welt **unmöglich** gemacht wird. — Denn man ſeze doch nur ein heidniſches Land und nehme an, daß jeder Regent das Recht habe, die mit Gewalt zu hindern, welche Zweifel gegen die im Lande Poſſeshabende Religion vortragen wollten? Wie ſollte Aufklärung beginnen? Und haben wir nicht blos dem Rechte, frei, auch über und gegen die Religion zu reden, die Einführung des Chriſtenthums zu verdanken? Wo wäre denn das Evangelium Jeſu, wenn Roms tolerante Regierung es nicht begünſtigt ſondern ſpaniſche Inquiſitionen gehabt hätte!

901 5. Man ſeze hinzu, daß Schriften gegen die Religion zu allen Zeiten **der Religion ſelbſt den gröſten Nuzen** verſchaft haben. Muß man nicht den ſcharfſinnigen Einwürfen der Zweifler es verdanken, daß die Lehrer der Religion mehr nachgedacht, ihre Begriffe berichtiget, alte und untaugliche Beweiſe ausgemerzt, den tauglichen mehr Bündigkeit, Licht und Stärke ertheilt, kurz, die Wahrheit mehr erhellet und den Glauben der Menſchen gründlicher gemacht haben. Muß man nicht den ganzen heutigen Fortſchritt in den Religionskentniſſen und den Sieg über ſoviel raſende Vorurtheile als wolthätige Folge der Freimüthigkeit anſehen, welche die Für-

ſten den Schriftſtellern geſtatten? Und würden ſelbſt die herlichen Anſtalten unſers weiſen Monarchen für Religion, Erziehung, Volksunterricht u. d. den Fortgang haben und den Eingang finden, wenn er nicht das Menſchenrecht des freien Redens und Schreibens begünſtigte?

902 6. Endlich erwäge man, daß durch Einſchränkung des Rechts, auch über Religion ſeine Gedanken freimüthig zu ſagen, alle die erſtaunenden Vortheile zernichtet werden, die ich oben (S. XII) auseinander geſezt habe, und daß gegenſeitig, aus jeder Beſchränkung ein ſcheusliches Monopol der Wahrheit entſteht, welches die Welt mit Tirannei, ſchädlicher Hierarchie, Barbarei und Aberglauben bedroht, und man ſage dann, ob es nicht die allergründlichſte Behauptung iſt:

> 903 „Daß ein weiſer Regent das Schreiben über und gegen Religion, d. h. über und gegen alles, was in den Köpfen der Regenten und Unterthanen als Religion angeſehen werden mag, auf keine Weiſe **gewaltſam** einſchränken müſſe: ja, daß er ſich um Religion gar nicht zu kümmern habe, ſondern **dem menſchlichen Verſtande ſeinen freien Gang laſſen müſſe**: überzeugt, daß bürgerliche Handlungen nur durch phyſiſche Macht, Gedanken und Urtheile aber, blos durch die moraliſche Macht der Gründe und der Belehrung geleitet werden ſollten: und daß man höchſtens jenes Menſchenrecht in Abſicht auf die **Manier** begränzen dürfe, d. h. fodern, daß ſich Schriftſteller **niedrigen und pöbelhaften** Wizes und **Spottes** enthalten mögten.„

904 Und um dieß große und für die Menſchheit äußerſt wichtige Reſultat meiner Betrachtung allen, auch den ſchwächſten meiner Leſer, einleuchtend und unwiderſtehlig wahr zu machen, ſo will ich noch die hauptſächlichſten **Einwendungen** und Gewiſſensſkrupel prüfen und auflöſen, welche den oder jenen noch etwa beunruhigen dürften.

905 1. Wenn ich behaupte, daß jeder Menſch das unbeſchränkte
Recht haben muß, beſonders in Abſicht auf
Religion, das mitzutheilen, was er als Wahrheit erkennt,
ſo würde vielleicht ein ſchwacher Geiſt noch einwenden
und ſagen: „Ja, **Wahrheit** mag jeder frei mittheilen
„und bekant machen: aber nicht **Irthum**„ —
906 Dieſe Einwendung iſt nur blos von Schwäche des Nachdenkens.
Man beſinne ſich doch nur, daß das ſoviel
als nichts geſagt iſt. Denn ihr, die ihr dieſen Einwurf
macht, nent ja das nur Irthum, was ihr dafür haltet:
was nicht mit dem einſtimt, was ihr für Wahrheit anſehet.
Alſo iſt ja eure Foderung im höchſten Grade ungereimt.
Denn was jeder Menſch ſich vorſtellt und
glaubt, iſt ihm ja Wahrheit und nicht Irthum. Was
wollt ihr alſo damit, wenn ihr verlanget, ein Menſch
ſolle nur Wahrheit andern mittheilen? Iſt nicht alles
Wahrheit, was ein Menſch dem andern mittheilt? Das
heiſt, hält das nicht jeder ehrlich für wahr, was er
glaubt und andern als ſeinen Glauben bekant macht?
Alſo iſt es ja unmöglich, daß ein Menſch etwas anders
mittheile als ſeine Wahrheit, d. h. ſeine von ihm für
wahr gehaltene Vorſtellungen. — Oder könt ihr mit
Vernunft mehr fodern? Könt ihr verlangen, daß ſeine
Wahrheit auch euch allemal Wahrheit ſeyn, — daß
ſeine Vorſtellungen nie von den eurigen abweichen, folglich
in euren Augen nie Irthum ſeyn ſollen, — und daß
er in dem Falle, wenn ihr ſeine Wahrheit für Irthum
haltet, ſie verſchweigen ſoll? Könt ihr das fodern? Und
aus welchem Grunde? — Und wenn ihr es fodern wolltet,
müſte der in euren Augen **Irrende** nicht auch
fodern, daß ihr eure Wahrheit verſchweigen ſollt, ſobald
ſie in ſeinen Augen Irthum iſt? Iſt nicht ein Menſch
ſo gut als der andre? Sind die Rechte, welche, mit der
Kraft, der Schöpfer allen ertheilte, nicht allen zu geſtatten?
907 2. „Aber **wir** wiſſen es **gewiß**, daß wir **Wahrheit**
„haben und daß die, welche Lehrſäze vortragen,

„die mit unſern Lehrſäzen nicht einſtimmen, Irthum
„lehren, und ſo können wir es auch mit Sicherheit hindern.„
Ich will das an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, 908
ob ihr das ſo gewiß wiſſet: oder ob nicht vielmehr euer
vermeintes Gewißwiſſen, eine bloße Folge der Erziehung,
und lediglich durch die lange Gewohnheit etwas zu denken
und zu glauben entſtanden ſey. — Ich will blos dabei
ſtehn bleiben, daß der Schluß ſelbſt, den ihr da machet,
falſch iſt, weil er zu viel beweiſet, und euren
Gegnern daſſelbe Recht in die Hände giebt, das ihr ihnen
abſprechet. — Denn ſo hatten auch die Juden völliges 909
Recht Jeſum zu hindern, daß er ſein Evangelium
bekant machte, und ihn als einen Verführer zu beſtrafen.
Und ſie haben alſo mit gutem Fug ihn von ſich geſtoſſen.
Denn ſie wuſten es gewiß. Ihre Ueberzeugung
von ihrer moſaiſchen Religion und allen übrigen
Lehrſäzen der damaligen jüdiſchen Kirche, war ganz gewiß
ſo veſt als eure Ueberzeugung von den Lehrſäzen eurer
Kirche. Ihnen war Jeruſalem das, was dem Katholiken 910
Rom, und ihr Hoherprieſter das, was ihm der Pabſt
iſt. Ihre Religion ſahen ſie mit derſelben Ueberzeugung,
die ihr von der Göttlichkeit der eurigen habt, für göttlich
an. — O ſo lernet doch begreiſen, daß jeder, der in
euren Augen irret, ſeinen Irthum für Wahrheit hält
und von dieſer ſeiner Wahrheit eben ſo gewiß iſt, als
ihr von der eurigen: daß es alſo wahnſinnig iſt, zu
ſchlüßen: weil ich gewiß bin, daß ich Wahrheit habe
und jener Irthum hat, ſo darf ich nur reden und er
muß ſchweigen: indem ja der andere das gerade auch
gegen euch umkehren kan und muß. —

3. „Aber dazu ſind die **Lehrer** da, ſaget ihr weiter, 911
„die das **Recht** haben, ihre Gedanken mitzutheilen.
„Daher hat man dieß Recht auch auf dieſe allein
„eingeſchränkt, weil dadurch die Zweke Gottes, Belehrung
„der Menſchen und Ausbreitung der Wahrheit
„und Tugend hinlänglich erreicht werden.„ Dieſer

Einwurf hat eben den Fehler, daß er **zu viel** beweiſet.
Denn ſonach würde folgen, daß **niemand** lehren
d. h. andern ſeine Vorſtellungen und Einſichten mittheilen
dürfte. So dürften auch Eltern ihren Kindern ſie
nicht mittheilen, wenn ſie nicht ſelbſt autoriſirte Lehrer
ſind. — So dürfte auch niemand Schriftſteller werden,
912 wer nicht autoriſirter Lehrer iſt. — Sehet ihr nun das
Ungereimte des Schluſſes? — Lehrer hat man in der
Welt nur eingeſezt, um des Volks und der Kinder halber,
damit man eine eigne Art von Menſchen haben
möchte, welche ſich der Belehrung widmen: aber warlich
nicht in der Abſicht, daß dieſe Art Menſchen **allein**
das Recht haben ſollten, ihre Einſichten mitzutheilen. —
Wie könt ihr alſo glauben, daß dadurch das Recht aufhöre,
ein algemeines Recht aller Menſchen zu ſeyn? —
913 Und wenn auch wirklich ein Staat den Lehrern dieß Recht
ausſchlieſſend ertheilt hätte, ſo würde noch immer nichts
folgen. Denn was einmal algemeines Menſchenrecht iſt,
kan keine geſezgebende Macht einigen allein übertragen,
und wenn es geſchieht, ſo iſts Tyrannei und Eingrif in
914 den Willen des Schöpfers. Und was wären denn
ſelbſt eure **Lehrer**, wenn nicht die andern mit Verſtand
und Einſicht begabten Menſchen das Recht, ſich mitzutheilen,
ausgeübt hätten und noch ausübten? Wo hätten
ſie denn ihre Kentniſſe erlangt, wenn ſie nicht aus
den Schulen und Schriften der Weiſen ſie gelernt hätten?
— Kan alſo der Stand der Lehrer jenes Recht
der Menſchheit beſchränken? — Man vergleiche hiebei
XIV. 316.

915 4. „Aber wenn alle und jede Menſchen dieſe Freiheit
„vom geſezlichen d. h. vorgeſchriebnen Glauben haben
„und mit ihr das Recht genieſſen ſollten, ihre Begriffe,
„Vorſtellungen und Meinungen laut zu ſagen
„und bekant zu machen, ſo wird das **erſchrekliche Verwirrung**
„in der Welt, beſonders unter dem gemeinen
916 „Volk, anrichten.„ — Ich antworte **erſtlich**: geſezt,

es verurſachte die Ausübung dieſes Rechts einige Verwirrung, hörts darum auf ein Recht zu ſeyn? — Wie, wenn die Unterthanen eines Regenten, der nach ſeinem Rechte gewiſſe Verordnungen machte, welche in einigen Innungen, oder unter dem Adel oder ſonſt, Verwirrungen anrichteten, ſagen wollten, daß er darum ſein Recht nicht ausüben ſollte? — Alſo beſinnet euch nur: was einmal algemeines Recht iſt, kan durch keinen zufälligen Schaden, den es hie und da verurſacht, aufgehoben werden: — und dann um ſo weniger, weil die Rechte der Menſchheit allen andern Rechten vorgehen. — Nehmet euch noch ein Beiſpiel. — Ihr ſaget, die Fortpflanzung des Geſchlechts iſt ein algemeines Recht der Menſchen und der Thiere. Wie nun, wenn einer einwenden und ſagen wollte: „dadurch, daß die Thiere, „durch freie Ausübung dieſes Rechts, einer gewiſſen Art „von Menſchen gewiſſe Begriffe beibringen, welche ih„nen ſchädlich werden und mancherlei Verderben in der „moraliſchen Welt verurſachen, dadurch haben die Thiere „ihr Recht verwirkt und man muß ſie hindern, es aus„zuüben.„ Würdet ihr einen Menſchen, der das behauptete, nicht für wahnſinnig halten? — Iſt es nun nicht eben ſo ungereimt, wenn man darum, weil durch die Freiheit zu denken und zu reden, mit der Wahrheit auch mancher Irthum verbreitet und mancher alſo konfuß gemacht wird, dieſe Freiheit aufheben wollte? — So müßte ja kein Saame mehr auf die Felder geſäet werden, damit kein Unkraut mit wachſe. — **Zweitens:** 917 Was iſt es denn eigentlich für **Verwirrung**, welche man vom Gebrauch dieſes Rechts befürchtet? — Beſorget ihr etwa, daß die Menſchen durch Ausbreitung irriger Vorſtellungen und Meinungen, von der wahren Religion abgeführt oder gar zu Zweiflern gemacht werden möchten, die nicht mehr wiſſen, was ſie glauben ſollen? — Ei, dann müßte es ja ſehr ſchlecht um euren 918 Glauben ausſehn, — und es würde mir dann ſehr räth-

felhaft ſeyn, wie ihr oben ſagen kontet, ich bin gewiß,
daß ich Wahrheit habe. — Denn wenn das bloße Sagen
einer andern Meinung, welches ich als das Recht
aller Menſchen anſehe, euch irre machen kan, ſo muß
eure Wahrheit wahrhaftig auf ſchlechten Gründen beruhen.
Habt ihr aber felſenveſte Wahrheit, wie ihr
euch rühmt, was kan es euch ſchaden, daß Andere abweichende
919 Meinungen vortragen? — Und wie? wenn
unter eurer Wahrheit auch noch etwas Irthum wäre,
wie ich oben zeigte, wollet ihr es hindern, daß anderer
Freimüthigkeit euch dieſe Irthümer aufdeke und euch eines
920 beſſern belehre? — **Drittens:** fraget die Geſchichte:
was dieß Recht zu denken und zu reden für
Verwirrung angerichtet hat? — Und dann fraget die
Geſchichte, was eben dieſes Recht im Gegentheil ſeit der
Reformation für Nuzen geſtiftet, was es für Aufklärung
und Vervollkommung unter die Menſchheit gebracht
hat? — Und wäget, wenn ihr könt, beides gegen einander.
921 — Bringt dabei aber auch dieß in Rechnung,
was es für einen überwiegenden Schaden bringen würde,
wenn man dieß Recht wieder aufheben und an irgend
eine Geſelſchaft von Menſchen ausſchließend überlaſſen
wollte. — Gewiß, ihr werdet bei dieſen Betrachtungen
Gott bitten, daß er jeden Fürſten für den unſeligen Gedanken
bewahre, die von Jeſu begründete Freiheit vom
geſezlichen Glauben aufzuheben und die Menſchen zu
zwingen, daß ſie ſich vorſchreiben laſſen ſollen, was ſie
922 glauben und bekennen müſſen. **Viertens:** wenn es
möglich wäre, daß durch die Algemeinheit jenes Rechts
Verwirrung entſtünde, ſo würde ſie doch nur höchſtens
einige kirchliche Lehrſäze betreffen, keineswegs aber die
algemeinen Wahrheiten von Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit
der Seele und Verpflichtung der Menſchen
zur Tugend — auf denen doch der Zwek der Religion,
Beſſerung, Troſt und Glükſeligkeit der Menſchen beruht.
923 — Denn dieſe algemeinen Wahrheiten, glaube
ich,

ich, **werden, ſo lange die Welt ſteht, nicht untergehen.** Und kein Menſch, der jenes Recht anwenden wollte, ſie auszurotten, wird das je im Stande ſeyn. — Alſo was fürchtet man?

5. „Aber eben die **kirchlichen Lehrſäze** ſind es, 924 „welche geſchüzt werden müſſen, weil die **Kirche das „Recht** hat, ſie zu lehren, und alle diejenigen aus der „bürgerlichen Gemeinſchaft zu verſtoſſen, welche ſie nicht „bekennen. — Und eben um dieſer Rechte der Kirche wil„len, muß jenes Recht zu denken und zu reden nicht je„dem geſtattet werden.„ Laſſet mich auch noch von dieſer lezten und gröſten aller Verirrungen, euch heilen.

Erſtlich: was iſt jenes Recht der Kirche **für ein** 925 **Recht?** Iſts ein algemeines Recht der Menſchheit, das Gott und die Natur ertheilte, oder iſt es ein **wilkührliches** (poſitives) Recht, das die geſezgebende Macht ertheilt hat? — Wenn nun zwei Rechte, davon das eine ein **göttliches**, allen Menſchen als Menſchen zuſtehendes Recht, das andere aber ein **von Menſchen ertheiltes** Recht iſt, in Streit kommen, muß nicht das erſte dem lezten vorgehen? — Sezet alſo den Fall, daß 926 eine Sekte oder Kirche, oder religiöſe Geſelſchaft, oder wie ihr es nennen wollet, ein Recht von einem Fürſten hätte, andern das Recht zu denken und zu reden ſtreitig zu machen und ſie von bürgerlicher Gemeinſchaft auszuſchlieſen, würdet ihr nicht geſtehen müſſen, daß jenes geſelſchaftliche Recht ungerecht ſey — daß es, als ein Eingrif in die Rechte der Menſchheit, welches die Rechte Gottes ſind, abgeſchaft zu werden verdiene? (S. 836.)

Zweitens: wenn es eine Kirche giebt, die dieß 927 Recht zu haben vorgiebt, das ſich, ſoviel ich weiß, nur die römiſche ſonſt anmaßte, **wie erhielt ſie es?** War es nicht ehedem die **tyranniſche Macht** der Prieſter, welche, durch ihren gefährlichen Einfluß auf den Staat, dieſes Recht durch Verfolgung und Unterdrükung aller, die ſich dagegen auflehnten, an ſich riſſen? — Soll nun

ein uſurpirtes Recht einem ſo heiligen von Gott gegebnen,
und von dem Stifter des Chriſtenthums mit Aufopferung
ſeines Lebens erneuerten Rechte vorgehn?

928 Drittens: das eigentliche Recht der Kirche,
wenn man es nicht nach dem ehemaligen Geiſte des
Pabſtthums deuten will, kan ganz und gar nicht mit jenem
algemeinen Rechte der Menſchheit, welches ich nach
der reinen Lehre Jeſu als heilig und unverlezlich behaupte,
in Streit kommen. — Denn das wahre Recht einer
jeden kirchlichen Geſelſchaft bezieht ſich blos auf die Verpflichtung
ihrer Lehrer. Nemlich ſie hat, wie jede im
Staat geduldete Geſelſchaft, das Recht ihre Lehrer zu
wählen und von dieſen zu fodern, daß ſie die Lehrſäze,
welche die Geſelſchaft für wahr hält, ihren Mitgliedern
vortragen und nichts gegen dieſe Lehrſäze auf den der
Geſelſchaft gehörenden Lehrſtühlen ſagen ſollen. —
929 Und das iſt an ſich kein unbilliges Recht. Denn ich kan
von jedem, dem ich ſeine Arbeit bezahle, fodern, daß er
mir ſo arbeite, wie es meinen Vorſtellungen und Abſichten
gemäß iſt. — Denn ob ich gleich damit nicht leugnen
mag, daß es überhaupt beſſer wäre, wenn die Menſchen
ſich gar keinen ſolchen Zwang, auch freiwillig nicht,
auflegten: — ſo thut dieſer bisher üblige Zwang, den
jede Geſelſchaft ihrem Prediger, ſo wie jede Familie ihrem
Hauslehrer auflegt, doch jenem Rechte der Menſchheit
930 keinen weſentlichen Eintrag. Denn — 1) bleibt es
jedem Lehrer dabei frei, daß er da, wo er nicht auf
dem ſeiner Kirchengeſelſchaft oder Gemeine zuſtehenden
Lehrſtuhle ſich befindet, ſeine anderweitigen Vorſtellungen,
wenn er glaubt, daß er Nuzen ſchaffen werde
(denn ohne dieſen Zwek muß kein vernünftiger Menſch
handeln) in mündlichen Unterredungen ſowol als in
Schriften — beſcheiden vorzutragen und ſo Aufklärung
und vollkommnere Einſichten zu verbreiten — daß heißt,
jeden eines beſſern zu belehren, wer ihn hören oder leſen
931 will. — 2) bleibt es, bei jenem Rechte der Kirche, auch

jedem Mitgliede frei, ohne die Geſellſchaft zu verlaſſen und ſeiner bürgerlichen Verbindung mit dem Staate verluſtig zu werden, ſich ſeine eignen Vorſtellungen zu machen, und ſie, wenn ſie auch mit den Lehrſäzen der Kirche nicht überall einſtimmen, zu glauben, und ſie ſeinen Kindern ſowol als ſeinen übrigen Mitbürgern laut zu ſagen und jedermann, der ſie von ihm hören oder leſen will, zum weitern Nachdenken und Prüfung beſcheiden vorzulegen. — Und ſehet ihr, daß das Recht der Kirche, wenn man ihm dieſe vernünftige Deutung giebt, keinen geſezlichen Glauben einführet und mit dem Rechte der Menſchheit, nach welchem jeder ſeine Wahrheit wie ſein Brod ſeinen Brüdern mittheilen darf, keineswegs in einem wahren Streite ſich befindet.

932 O ſo laſſet uns von dem Geiſte der Liebe und Duldung belebt werden und allen den Vorurtheilen entſagen, welche einige bisher gegen dieſes Recht eingenommen hatten. Laſſet uns das Glük genieſſen, vernünftige Menſchen zu ſeyn, die ſelbſt Wahrheit ſuchen und die gefundne Wahrheit üben und mittheilen dürfen, und laßt auch jeden andern dieß Glük genießen. Laſſet uns nicht über das Unkraut entrüſten, welches unter die gute Frucht der Wahrheit zuweilen mit ausgeſäet wird. Wir wollen es Gott überlaſſen, — der zu ſeiner Zeit beides abſondern wird. Laſſet allen Menſchen ihr Recht — und beveſtigt dadurch die Bande der Liebe, welche Jeſus in Verbindung mit der Lehre von der Allvaterliebe Gottes zum einzigen weſentlichen Grundartikel des Glaubens und Lebens erhob. —

Gott! lehre mich den Irrenden aus Bruderliebe dulden.
Nie komme mir Verfolgung, Glaubenshaß — zu Schulden.
Nie müſſe ich, weil Brüder anders denken,
Sie lieblos kränken.

XXXIX.

Beſchluß über das Recht zu denken und zu urtheilen.

933 III. Auch **über den Regenten ſelbſt** gebüret jedem das Recht zu urtheilen und ſeine Urtheile zu äußern. Und Friedrich der Große und Joſeph waren die **erſten**, die das erkanten und geſtatteten. — Der **Nuzen** iſt in die Augen fallend.

934 1. Die Ausübung dieſes Rechts **nuzt dem Regenten** ſelbſt. Gute Urtheile, die von ihm gefällt werden, ermuntern ihn: nachtheilige können ihn belehren und warnen. — Wem hats nicht die Erfahrung unzähligemal gelehrt, daß ſein Feind, der frech über ihn räſonirte, ſein beſter Lehrmeiſter war? Von ihm hat er gelernt, was er von ſeinen Freunden nicht lernen konte. Denn Freunde ſchmeicheln, loben nur unſer Gutes und dekken unſre ſchwachen Seiten zu. Aber der Feind ſchmeichelt nicht. Nur gezwungen erkent er unſer Gutes, und läßt uns Gerechtigkeit wiederfahren. Fehler — rügt er deſto ſchärfer und er entdekt uns Blößen und Makel an unſern Grundſäzen, an unſern Abſichten, an unſern Handlungsweiſen u. d., die wir vielleicht aus Eigenliebe nie geſehn haben würden, und die unſre Freunde uns, wenigſtens nicht in dem wahren Lichte, würden gezeigt haben. Und indem mein Feind alles an mir beobachtet, ſo macht er mich klug und vorſichtig, und ich werde durch ihn fürs künftige vor Dingen gewarnt, die ich ohne ihn vielleicht nie bemerkt haben würde. — Wer nun erwägt, daß ein Regent weit mehr als jeder andre Menſch Selbſtkentniß bedarf, und, wegen der Menge der Schmeichler, die ihn umgeben, weit ſchwerer dazu gelangt, der wird es für die höchſte Weisheit eines Regen-

genten erkennen müſſen, wenn derſelbe freimüthige Urtheile über ihn geſtattet.

2. Aber dieſe geſtattete Freimüthigkeit, dieß Recht, 935 ſelbſt den Fürſten zu loben oder zu tadeln, macht auch die **Nation ſelbſt** edel. Die Menſchen, die unter einen ſolchen Regenten leben, fühlen ſich, daß ſie Menſchen ſind, fühlen ſich frei, und lernen die Rechte der Menſchheit ſchäzen und ehren. Und dieß Freiheitgefühl adelt ihr Herz, macht ſie beherzt, tapfer, großmüthig. Endlich gewint ſelbſt die Tugend dadurch. Denn der Menſch lernt die Thorheit deſto inniger verachten, wenn er ſie ſelbſt den Fürſten entehren ſieht. Wo dieſe Freiheit nicht iſt, da gerathen oft Laſter und Schandthaten in Achtung, weil des Fürſten Beiſpiel ſie ehrt und kein Patriot iſt, der ſie ahnden und in ihrer wahren Geſtalt darſtellen darf. Und der Unterthan wird, weil er alles billigen muß, was ſein Regent thut, ein Heuchler, eine niedrige Sklavenſeele, die ſelbſt ihr moraliſches Gefühl verleugnen lernt.

3. Auch der **Staat als Staat** gewint durch Ge- 936 ſtattung jenes Rechts. Denn es kan kein Betrüger ſich einniſten, kein Heuchler den Fürſten berüken, kein ſchlechter Miniſter durch Kunſtgriffe ſich behaupten, keine Obrigkeit die Unterthanen ſchinden und die Juſtiz mit Füßen treten, kein Prieſter über die Gewiſſen tyranniſiren: weil — alle dieſe Arten von ſchädlichen Menſchen vor der begünſtigten Freimüthigkeit der Schriftſteller zittern müſſen.

4. Endlich — welch eine herrliche Ausſicht für die 937 gekränkte Unſchuld. Wie erquikend für den, der (was auch in dem beſten Staate geſchieht) unſchuldig verfolgt, angeklagt, verurtheilt, unglüklich ward, iſt nicht der Gedanke, daß irgend ein Freund für ihn die Feder ergreifen und wenigſtens ſeine Unſchuld vor den Augen der Welt retten werde, wenn er ihm auch die überſtandnen Leiden nicht wieder abnehmen kan. Warlich, das iſt

unausſprechlicher Gewinn. Das iſt das höchſte Labſal
für den Leidenden. Das iſt Schadloshaltung für die
ungerechteſten Behandlungen.

938 Wenn es indeſſen groß und edel iſt, daß der Fürſt
ſelbſt ſich dem Recht der Menſchheit unterwirft und über
ſich frei und laut urtheilen läßt: ſo glaube ich doch, daß
hier der Fall iſt, wo die Art des Gebrauchs in einzelnen
Fällen eine Einſchränkung bedarf.

939 Die erſte betrift den Gegenſtand des freien Redens
und Schreibens über den Regenten. Und hier muß
man nothwendig Dinge, welche publik ſind, von alle
dem abſondern, was keine Publicität hat und haben ſoll.
Dinge, die einmal öffentlich bekant ſind, z. B. die Perſon
des Fürſten, ſeine Talente, Beſchaffenheiten, Grundſäze,
Handlungen, Urtheile, Edikte u. ſ. w. können von
jedem frei beurtheilt werden, weil der Staat und der
Fürſt nichts dabei verlieren, oft aber gewinnen. Denn
über elende Schmierer und deren Geſchwäz iſt jeder Fürſt
zu erhaben, als daß er an ſeiner wahren Achtung leiden
940 konte. Und ich halte es für eben ſo thörigt, einen Fürſtenläſterer
zu beſtrafen als einen Gotteslăſterer. Ich
würde ſie vielmehr beide als Wahnwizige betrachten, welche
ſich ſelbſt nur ſchänden und Mitleid erregen. Und
gründlicher Tadel von edeldenkenden und einſichtsvollen
Männern wird allezeit etwas für den Fürſten enthalten,
941 was ihm nuzt, ohne ihn erröthen zu machen. — Hingegen
Dinge, die keine Publicität haben, z. B. Rechte
und Anſprüche des Fürſten auf Länder, geheime Korreſpondenz
des Fürſten, Kabinetsgeſchäfte u. d. müſſen
ſchlechterdings ausgeſchloſſen bleiben — aus Gründen,
die von ſelbſt in die Augen fallen.

942 Eine zweite Einſchränkung betrift die Art, wie
ein Schriftſteller über den Staat und den Regenten urtheilt.
Und hier giebt es zwei billige Foderungen, die
man an jeden Schriftſteller, der ſich ſeines Rechts bedienen
will, machen kan und machen ſollte. Die eine iſt

eine Foderung der **Moral**, daß er mit und von dem Regenten mit **Beſcheidenheit** ſpreche. Ich ſage, das iſt Foderung der Moral: und unterſcheide davon Foderungen des Staats. Denn eigentlich muß der Geſezgeber und der Moraliſt gänzlich getrent bleiben. Die Mo- 913
ral leitet nur die **moraliſchen** Handlungen der Menſchen durch Bewegungsgründe, d. h. durch Vorſtellungen des eignen Nuzens oder Schadens, welchen der Menſch von ſeinen Handlungen als natürliche Folge zu hoffen oder zu fürchten hat. Der Geſezgeber aber leitet die **bürgerlichen** Handlungen des Menſchen durch Drohung **willkührlicher** Strafen, die er um des Nuzens oder Schadens willen auflegt, den der Staat zu verlieren oder zu befürchten hat. Wer alſo dieſen Geſichtspunkt auffaßt, wird finden, daß Beſcheidenheit nur Foderung des Moraliſten iſt. — Hingegen Foderung des Staats 914
wäre: **Wahrheit** — der Sache, über welche der Schriftſteller ſich ausläßt. Das heiſt ſoviel: Der Schriftſteller darf nicht Lügen und Verleumdungen in die Welt hineinſchreiben. Das, worüber er ſpricht: z. B. das Edikt, die gefällte Sentenz, die Handlung des Regenten u. d. muß wirklich da oder geſchehen ſeyn. In dieſem Sinne fodere ich Wahrheit der **Sache** und unterſcheide davon Wahrheit des **Urtheils**, das er darüber fällt. Denn lezteres mag **andern** wahr oder falſch 915
dünken, ſo kan das den Schriftſteller nicht ſtrafbar machen, weil es **ihm** doch wahr, d. h. ſeiner Ueberzeugung gemäß war. Aber Wahrheit der Sache muß der Geſezgeber fodern, weil ſonſt durch geſtattete Lügen und falſche Ausſtreuungen die Ehre des Regenten preis gegeben würde.

IV. Endlich muß auch jeder Bürger des Staats 916
über jeden Bürger frei urtheilen und ſprechen oder ſchreiben dürfen. Und auch hier iſt es einleuchtend, daß die freie Ausübung dieſes Rechts einen ſehr großen Nuzen für die Menſchheit hat.

1. Sie

947 1. Sie verſchaft nuzbare **Kentniſſe von** geſchikten Leuten in allen Fachen der Künſte und Wiſſenſchaften ſowol als von ihren Arbeiten, Produkten, Manufakturen, Schriften u. ſ. w. Wie viel würde die Welt nicht entbehren müſſen, wenn wir nicht in politiſchen und gelehrten Zeitungen, Journalen, Bibliotheken und fliegenden Blättern von allen dieſen Dingen Nachricht und Urtheile leſen konten?

948 2. Sie bereichert unſere **Menſchenkentniß** und hilft uns, daß wir theils den Menſchen im Algemeinen richtiger beurtheilen und durch Vergleichung ſo vieler Karaktere und Handlungen, die uns bekant werden, die menſchliche Natur mit philoſophiſchen Bliken beſchauen, theils Nationalkaraktere und Eigenheiten abſtrahiren, theils einzelne Menſchen kennen und entſcheiden lernen, ob und wie weit wir mit ihnen in Verbindung treten ſollen oder nicht.

949 3. Die Ausübung dieſes Rechts verurſacht die **Aufſtellung ſo manches guten, weiſen und vortreflichen Mannes** neben ſo manchen Dumkopf und Schurken und giebt dadurch den leztern Warnung, Scheu, Antrieb zur Beſſerung -- den erſtern Aufmunterung, Belohnung, Schadloshaltung — den Leſern und Zuſchauern aber tauſendfältige Belehrung, Warnung und Troſt.

950 4. Sie iſt folglich das einzige **Mittel die alzugroſe Ungleichheit der Menſchen**, welche Stand und Reichthum erzeugt hat, gleichſam wieder ins **Gleiche zu bringen**: indem wenigſtens von dieſer Seite die Menſchen einander gleich werden und ſich fühlen, daß ſie Menſchen ſind, indem ſie alle gleiches Recht haben, über alle übrigen Menſchen freimüthig und laut zu urtheilen und ſich, durch Uebermacht des Geiſtes gegen das Uebergewicht des Standes und Reichthums zu entſchädigen.

951 5. Sie iſt endlich eine groſe **Stüze der Tugend** und eine Vormauer gegen den Strom des Laſters, indem durch ſie es möglich wird, daß der Heuchler entlarvt,

der Laſterhafte aufgedekt, gedemüthigt, beſtraft, die Tugend geehrt, vertheidigt, gegen Verunglimpfung in Schuz genommen, und der Leichtſinnige oder Trozige angetrieben werde, vorſichtig zu ſeyn, und ſich durch ſein Betragen nicht unnöthigerweiſe Feinde zu machen.

Allein — wenn freies Urtheil über alle Menſchen 952
auf der einen Seite vortheilhaft iſt, ſo muß man auch
nicht vergeſſen, daß auf der andern Seite vielfältiger
und großer Schade entſtehn kan, wenn der Geſezgeber
die Art des Gebrauchs, den die Menſchen von dieſem
Rechte machen, nicht in gewiſſem Maaße einſchränken
wollte. Denn der Regent kan durch jene geſtattete Frei- 953
müthigkeit nichts verlieren: ſein Thron, ſein Glük ſteht
feſt, was auch die Menſchen von ihm urtheilen mögen:
aber der Privatmann kan ſein heiligſtes Recht (743.) und
ſein ganzes Glük und ſeine Ruhe verlieren.

Aber nun entſteht die ſchwere Frage: **wenn und** 954 **wie** ſoll der Regent das Recht, des freien Urtheils über den Mitbürger, einſchränken? Soll er jedes freie Urtheil über Menſchen verbieten, worüber einer ſchreien könte: mein guter Name! Da müſte er alles Reden und Schreiben über andere, alles Recenſiren — verbieten. Soll er nur da verbieten, wo der gute Name gänzlich zerſtört wird? Da müſte er erſtlich jeden Schurken ſchüzen, daß ſeine Schlechtigkeiten nicht aufgedekt würden. Und zweitens, wer ſollte Richter ſeyn, ob durch ein lautes Urtheil der gute Name des Andern **gänzlich** zernichtet wäre? Der Fürſt, der Cenſor, oder wer? Ich denke, mit dem allen kommen wir noch auf keinen veſten Punkt.

Die wahre Entſcheidungsregel iſt dieſe: Der Ge- 955 ſezgeber **verbiete**, wo der Beurtheilte ſich ſeines Rechts **nicht** begab: er **geſtatte**, wo er ſeinen guten Namen **ſelbſt preis gegeben hatte**. Das iſt das einzige ſichere Princip, woran wir uns halten müſſen, wenn wir eine haltbare Beſtimmung machen wollen. Ich will mich weiter erklären.

Ein

956 Ein Menſch, der öffentlich redet oder handelt — es ſey vor den Ohren und unter den Augen ſeines engern Zirkels, ſeines Geſindes, ſeiner Geſellſchafter u. d. oder vor dem ganzen Publikum, der begiebt ſich, wenn er thörigt oder laſterhaft redet oder handelt, ſeines Rechts, ſeines Anſpruchs auf guten Namen, ſelbſt — der muß und kan von jedem frei beurtheilt werden.

957 Ein Menſch, der in ſeiner Stube allein oder mit ſeinem vertrauteſten Freunde, z. B. mit ſeiner Gattin etwas redet oder verhandelt, was auch an ſich nicht löblich wäre, der giebt ſeinen guten Namen nicht ſelbſt preis. Wenn alſo da ein Elender ſich ans Schlüſſelloch ſtellt und lauſcht — ſoll wol da ein ſolcher das Recht haben, den Behorchten öffentlich an den Pranger zu ſtellen?

958 Man bemerke den Unterſchied. Jener begab ſich ſeines Rechts, dieſer nicht. Jener iſt nicht in Gefahr unſchuldig zu leiden, dieſer kan falſch behorcht und ſchuldlos angeklagt werden. Jener gieng willig ins Publikum, dieſer ward mit Gewalt hingeſchlept. — Wem dieß einleuchtet, wird mit mir urtheilen, daß der Regent die Freiheit, von andern Menſchen laut zu urtheilen, durch folgende Geſeze einſchränken müſſe.

959 1. Es müſſen Dinge ſeyn, die der Beurtheilte öffentlich geſagt oder gethan hat.

960 2. Es müſſen wirkliche Dinge ſeyn, von denen einer ſpricht oder ſchreibt, und ſie müſſen als wirklich erweislich ſeyn.

961 3. Das, was der Beurtheiler darüber ſagt oder ſchreibt, mag ſtark oder matt, fad oder wizig, ſanft oder bitter, nur nicht — im ungeſitteten Tone des Pöbels geſagt werden. Zoten und Schimpfreden aus dem Munde der Packknechte ſollten in keinem Staate von Schriftſtellern geduldet werden. Sie haben gar keinen Nuzen und ſind den guten Sitten nachtheilig, die zur Bildung der Menſchheit unentbehrlich ſind.

4. Der Beurtheiler endlich müſte nie das Recht 961 haben, ſich ganz unentdekbar zu machen. Ich ſage, ganz. Denn daß ein Schriftſteller, der anderer Schriften oder Handlungen öffentlich rügt und mit Strenge beurtheilt, allemal ſeinen Namen nennen ſollte, kan und darf durchaus nicht verlangt werden. Sonſt würden die Groſſen und Mächtigen mit allen ihren Albernheiten und Streichen durchſchlupfen, weil nur ſelten einer Muth haben würde, mit Nennung ſeines Namens, ihre Thorheiten aufzudeken. Auf der andern Seite aber iſts auch durchaus unrecht, wenn der Schriftſteller ſo ganz unentdekbar bleibt, weil alsdenn jeder elende Bube den ehrlichſten und verdienſtvolſten Mann ſchänden und, mit erdichteten Vorwürfen, ſeines guten Namens berauben könte. Alſo müſte ein gewiſſenhafter Regent die Buchdruker beeidigen laſſen, daß ſie nichts annähmen, ohne zu wiſſen, von wem es ſey: dabei aber müſte er ſtreng darauf halten, daß kein Buchdruker den unbekantſeynwollenden Autor zu verrathen gezwungen werden dürfe, ſofern nicht Beſchuldigungen entehrender und notoriſchfalſcher Handlungen in ſeiner Schrift enthalten wären. Und er müſte, wegen Wichtigkeit der Sache, dem Buchdruker, im Fall eines verſuchten unrechtmäſigen Zwanges, öffentliche Erlaubniß geben, den Fürſten unmittelbar anzutreten und gegen die Chikane Schuz zu ſuchen.

5. Eigentliche Pasquille müſſen gar nicht geduldet werden. 963 — Ich muß aber hier ſagen, was unter einem Pasquill verſtanden werden muß, damit nicht jeder beleidigte Autor ſeinen Recenſenten als einen Pasquillanten verſchreien möge. — Wenn nemlich einer in einer öffentlich lesbaren Schrift, es mag die Feder oder die Preſſe ſie hervorgebracht haben, jemanden Vorwürfe macht 1) über Thaten, für welche er ſchon von ſeinem Richter Strafe erlitten hat, 2) über entehrende Dinge, die aber nicht ſtrafbar ſind, z. B.

eine heimliche Krankheit u. d. und ihn 3) **namenlos** darüber ſchmäht, der iſt der eigentliche Pasquillant.

964 6. Endlich muß der Regent, der unter dieſen Einſchränkungen ſchriftſtelleriſche Freimüthigkeit begünſtigt, jedem, der laut angegriffen worden iſt, geſtatten, ſich gegen den Angreifenden, wär er auch der erſte Miniſter, oder der Erzbiſchof, eben ſo laute Vertheidigung geſtatten. Und wer menſchliches Gefühl hat, wird ohne weitern Beweis einſehn, daß dieß eine unnachläßliche Foderung iſt, die ſich, wie alle vorhergehenden, auf die heiligen Rechte der Menſchheit gründet.

965 Und dieß iſt es, was der **Regent** zu thun hat,
wenn von Freimüthigkeit des Urtheils und deren Gränzen
die Rede iſt. Aber der Moraliſt hat allerdings bei der
ſchriftſtelleriſchen Freiheit, welche der Staat begün-
ſtiget, noch gewiſſe Einſchränkungen, die aber den Re-
genten nichts angehn, ſondern, die er dem Gewiſſen
der Menſchen überlaſſen muß. Der Moraliſt z. B.
belehret uns, daß man ſein ſchriftſtelleriſches Recht
966 1) **nie** brauchen und menſchliche Thorheiten **aufdeken**
ſollte, ohne ein überwiegendes Gut durch die Bekant-
machung und öffentliche Rügung derſelben zu **beabſich-
ten** und mit Wahrſcheinlichkeit **vorherzuſehn**, daß
man ſeinen wolmeinenden Zwek erreichen werde: folg-
967 lich 2) keinen Menſchen durch freimüthige Urtheile ei-
nen **vermeidlichen** Schaden oder Kränkung zuzufü-
968 gen: noch weniger 3) dadurch ſeine **Schadenfreude**
zu nähren, oder ſeine Rachſucht zu kühlen: inſonder-
969 heit aber 4) **Männer vom Werth und entſchied-
nem Verdienſt** auch bei den offenbarſten Blößen, die
ſie aus menſchlicher Schwachheit uns geben, **gänzlich
zu ſchonen** und dieſe am allerwenigſten mit Rügung
ihrer Fehler zu kränken.

XL.

Recht des Lebens.

Das Recht des **Lebens** oder der **Exiſtenz** iſt un- 970
verlezlich, weil das Leben unmittelbar von Gott iſt.
Denn meine Exiſtenz konte mir nicht nur niemand ge-
ben, ſondern auch nicht einmal etwas dazu beitragen.
Folglich darf auch kein Menſch mir ſie rauben, es ſey
denn, daß ich ihn dadurch ſelbſt dazu nöthigte, daß ich
ſein Leben in eine Gefahr ſezte, die er anders nicht,
als durch Vernichtung meiner Exiſtenz, von ſich ab-
wenden konte.

Vermöge dieſes Rechts bin ich befugt das zu 971
thun und zu fodern, was zum Leben unentbehrlich iſt:
Antheil an den Gemeingütern der Menſchheit, Tages-
licht, geſunde Luft, öffentliche Straßen, und alle die
Orte, die nicht ausſchlieſſendes Eigenthum ſind, menſch-
liche Nahrungsmittel, Befriedigung des Inſtinkts,
Schuz vor Wind und Kälte u. ſ. w. Und meine Mit- 972
menſchen ſind verbunden, mir dieſe Gemeingüter un-
geſtört zu laſſen, ja, mir ſie ſelbſt zu reichen, wenn ich
ſie nicht anders haben konte. Daher iſt es Obliegen-
heit der geſezgebenden Macht, welche die Rechte der
Menſchheit ſichern ſoll, keinen durch irgend einen Man-
gel eines Lebensbedürfniſſes umkommen zu laſſen. Der
Staat (ſo wie alle Menſchen gegen alle Menſchen) iſt 973
ſchuldig, den Nakenden zu kleiden, den Hungrigen
zu ſättigen, den hülfloſen Kranken zu verpflegen. —
Schande alſo und Gewiſſensbiſſe für die Einwohner ei-
nes Orts, unter denen Menſchen noch leben, die die
höchſten Lebensbedürfniſſe entbehren müſſen! Schande
und Gewiſſensbiſſe für jeden Regenten, der für dieß
erſte Recht der Menſchheit nicht zuerſt ſorgt, der wol
gar durch raſende Geſeze oder Verordnungen es ſtört,

ſeinem Geize oder begünſtigten Lieblingen es aufopfert!
(Man ſehe Frankreichs Landvolk in den meiſten
974 Provinzen.) *) Schande und Gewiſſensbiſſe für jeden,
der des andern nagendes Bedürfniß in ſeiner Gewalt
hat, und es raubt oder verſchleudert, oder den andern
an deſſen Befriedigung mittelbar oder unmittelbar
hindert: z. B. der liederliche Ehemann, der verſchwenderiſche
Hausvater, der Kornaufkaufer ꝛc.

975 Wer mein Leben gewaltſam und vorſäzlich verlezt
oder in Gefahr ſezt, iſt ein Mörder, d. h. der
verabſcheuungswürdigſte und gefährlichſte Menſch,
welcher durch die geſezgebende Macht ſogleich unfähig
gemacht werden muß, fernerhin der Störer der
Menſchenrechte zu ſeyn.

976 Es giebt aber auch indirekte **Verlezungen** des
Lebens, für welche ſich jeder hüten muß, dem Gottes
977 Rechte heilig ſind. Dahin gehört a. Unterlaſſung der
nöthigen Vorſorge für Leben und Geſundheit, zu
welcher ein Menſch vermittelſt des Rechts des Vertrags
verbunden iſt. Man denke hier an Mütter und deren
Verhalten bei und nach der Schwangerſchaft, an
Säugammen, Wehmütter, Aerzte, Wundärzte,
Kinder- oder Krankenwärter — Obrigkeiten, denen die Sorge
für geſunde Luft, gefahrloſe Wege, öffentliche
978 Sicherheit u. d. obliegt. — b. Durch unvorſichtige Wahl
oder Gebrauch der Werkzeuge, deren man ſich zur
Vertheidigung, Beſtrafung, Scherz u. d. bedient: dahin
979 auch der Gebrauch der Thiere, z. B. der Hunde,
Pferde u. d. gehört. — c. Durch leichtſinnige
Hervorbringung der nächſten Gelegenheiten und
Verlezungen, z. B. Verführung zum Trunk, Einlaſſung in
Streit

---

*) Würden die Regenten mehr für dieß Recht der Menſchheit ſorgen, und dabei Müßiggänger, Bettler u. d. wegſchaffen, ſo würden die meiſten Verbrechen in der Welt aufhören, welche die ſo bedenklichen Todesſtrafen bisher veranlaßt hatten.

Streit mit koleriſchen Menſchen, Foderung oder Begünſtigung des Duells.

Anmerk. Der Duelle Urſprung unter uns iſt in den 980
ſogenanten judiciis dei zu ſuchen. — — Unter
Menſchen, die den Aberglauben verlaſſen haben,
haben Duelle durchaus nichts für ſich, als die
entehrende Macht des Vorurtheils. Unter dem 981
Militär ſind ſie allenfals zu entſchuldigen, weil es
zu dieſem Stande gehört, 1) daß der Mann ſeinen
Muth übe, um jedem Feinde beherzt entgegen
zu gehn, 2) weil es ſeine weſentliche Ehre iſt,
Herz zu haben und Herz zu zeigen. Wenigſtens
gelten dieſe Gründe ſo lange, als in der Welt
Armeen nöthig ſeyn werden, Streitigkeiten der
Staaten mit Staaten zu ſchlichten. Wenn aber 982
einſt die ſteigende Aufklärung, die ſchon die Kriege
milder und die Monarchen friedliebender gemacht
hat, ſo weit gehn wird, daß man das
Scheusliche des Kriegs ganz einſehn und es unter
der Würde der Menſchheit fühlen wird, Menſchen
gegen Menſchen anzuführen, um Menſchen
von Menſchen ſchlachten zu laſſen: wenn, ſage
ich, die Großen ihre Gränzen reguliren und unter
ſich ausmachen werden, ihr Geld, das die
ſtehenden Armeen koſten, lieber ſelbſt zu genießen
und den Soldatenſtand blos für die öffentliche
Ruhe und Sicherheit im Lande beizubehalten;
dann wird auch dieſer Grund wegfallen. — Für
alle andere Menſchen bleibt das Duell ein entehrender 983
Ausbruch der Unbeſonnenheit, der nichts
für ſich und alles gegen ſich hat. 1. Er hat keinen 984
Zweck. Denn was ſoll Uebung eines Muths,
der dem Menſchen nie nöthig wird. 2. Er giebt 985
keine Ehre vor keinem Menſchen. Nur die Raufer
loben den Duellanten und tadeln den, der ſich
nicht ſchlagen will. Iſt deren Urtheil Ehre?

986 3. Und welche Gefahr, für das Vermögen, für
die Ehre und Ruhe der Familie, für den Körper,
987 fürs künftige Glük. 4. Und wofür übernimt
der Duellant diese Gefahren? Iſt nicht gewöhnlich
die Veranlaſſung zum Duell das unbedeutendſte
988 Ding? 5. Und wie leicht wars zu vermeiden?
Wer nie in die Verlegenheit kommen
will, meide nur — geſelſchaftliche Verbindungen,
die ausſchließend ſind, und deren Mitglieder
einen Eſprit du corps unter ſich eingeführt
haben — Spiel mit Unbekanten oder Koleriſchen
— öffentliche Gelage ꝛc. und gehe jedem
beißigen Menſchen zeitgenug aus dem Wege. —

989 Ob an dieſem Rechte der Staat Antheil habe, iſt
keine Frage. Denn es fließt aus dem Weſen der gemeinen
Menſchenrechte, daß ſie einer dem andern
ſichern und folglich bei Gefahr der Verlezung alle für
einen Mann ſtehen müſſen. Dieß iſt der ſtilſchweigende
Vertrag, den jeder Menſch mit allen Mitgliedern
des Staats errichtet, ſobald er in denſelben eintritt
und als Mitbürger angeſehn und behandelt ſeyn
990 will. Folglich muß die geſezgebende Macht jeden, der
dazu tauglich iſt, auffodern können, ſein Leben zu wagen,
wenn das Leben aller, durch die Ankunft des Feindes,
in Gefahr geſezt iſt.

991 Daß der **Menſch** hingegen **kein Recht über**
ſein Recht hat, iſt eben ſo in die Augen fallend, weil
er ſein Leben von Gott hat und weil er es von Gott
für die gemeinſchaftliche Glükſeligkeit hat. Er iſt es
alſo ſo lange zu erhalten ſchuldig, als es ihm Gott für
992 dieſen Zwek erhalten will. Ob es übrigens Fälle gebe,
wo es dem noch lebenden Menſchen gewiß werden
könne, daß ihm Gott das Leben nicht mehr laſſen wolle,
oder daß ſein Leben gar keinen Zwek, weder für ihn
noch für die Welt mehr habe, und ob in dieſen Fällen

der Menſch es enden dürfe, iſt ſchwer zu entſcheiden. Denn was gehört nicht zu der Gewißheit, daß mein Leben gar keinen Zwek mehr habe. Müßte ich da nicht in die geheimſten Abſichten des Schöpfers einzudringen mich erkühnen? Unleugbar indeſſen ſcheint es, daß, wo dieſe Gewißheit wäre, auch die Folge ſtatt fände. — Die Materie vom **Selbſtmorde** S. unten.

XLI.

Recht des Eigenthums.

Eigenthum heiſt, was der Menſch ſo beſizt, daß jeder andere Menſch von jedem Antheil ausgeſchloſſen iſt, den ihn der Beſizende nicht gutwillig geſtattet. 993

Wie ein Menſch ein **Eigenthum erlangt**, außer was die Natur ſchon dazu gemacht hat, iſt oben 742. gezeigt worden. 994

Das **Eigenthumsrecht** beſteht in der **Befugniß**, die Materie des Eigenthums nach Gutdünken zu gebrauchen und zu genieſſen, auf jede Art und in jedem Maaße, 1) die den Rechten anderer Menſchen und dem Staate keinen unmittelbaren und wahren Eintrag thut, und 2) die kein Objekt meiner mir von Gott verliehenen Rechte vernichtet. 995

Daraus ergiebt ſich der **Antheil des Staats** oder der geſezgebenden Gewalt. Denn da dieſe die Rechte der Menſchheit ſchüzen ſoll, ſo kan ſie mein Eigenthumsrecht da einſchränken, (846. ff.) 1) wo ich durch den Gebrauch derſelben dem Staate ſelbſt oder den Rechten der Einzelnen wirklich und eigentlich nachtheilig werde — 2) wo ich ein Objekt meiner Rechte vernichte. Der leztere Punkt hat ſeinen Grund darinnen, 997 daß die menſchliche Geſellſchaft ſelbſt, durch ein göttliches Recht, an dieſen Objekten Antheil hat. Nemlich 996

jedes Gut, zu deſſen Gebrauch und Genuß mich Gott
berechtigte, übergab er mir mit der Abſicht, daß ich es
zum Beſten der Menſchheit gebrauchen ſollte. Alſo iſt
mein Leben, meine Geſundheit, meine Güter — für
die Menſchheit beſtimt. Sie hat alſo ein Recht daran,
deſſen Beſchüzung folglich der geſezgebenden Macht mit
anvertraut iſt. Folglich erſtrekt ſich mein Eigenthums-
recht nur auf den freien Gebrauch und Genuß, aber
nicht auf die **Vernichtung**. Daher hat alſo die Obrig-
keit das Recht, mich z. B. zu verhindern, einen Wald,
der mein iſt, zu verbrennen — oder Menſchen, die
ihr Vermögen durchbringen wollen, einen Vormund
998 zu ſezen, u. d. m. Und bei den Gütern komt noch der
Grund hinzu, daß alle Güter nach der Natur gemein
ſind und nur durch Vertrag Eigenthum werden, folg-
lich wieder gemein ſind und daher dem Staate anheim
fallen, ſobald ſie aufgehört haben Eigenthum zu ſeyn:
wodurch es von neuem ſichtbar wird, daß kein Eigen-
thümer das Recht der Vernichtung hat.

999 Ein Recht aber ſchließt eine gegenſeitige **Verbindlichkeit** ein. Das Eigenthumsrecht alſo verbindet alle andere Menſchen, dieß Recht unangetaſtet zu laſſen und ſich keine Verlezungen deſſelben zu erlauben, wenn ſie ſelbſt wollen, daß ihre Rechte heilig und ihr Gewiſſen vor Gott und Menſchen unbeflekt bleiben ſoll. — Verlezungen des Eigenthumsrechts geſchehen

1000 a. **Unmittelbar** 1. durch **Diebſtahl**: — deſſen weſentliches darinnen beſteht, daß ein Menſch nimt, wozu er kein Recht hat, durch eine der obgedachten (742.) Arten der Eigenthumserlangung. Das Stehlen hört alſo nicht auf das zu ſeyn, was es iſt — wenn der, dem man es ſtahl, es nicht rechtmäßig beſaß: denn in dem Falle gehörts dem Staate, oder der Staat wenigſtens hat allein das Recht darüber zu urtheilen: (831, 7.) — wenn der Stehlende es bedarf — wenn er in guter Abſicht es nimt, um z. B. andern damit Gutes zu thun — wenn jener

es in Ueberfluß hat — wenn ers nicht ſelbſt nimt, ſondern
es von Stehlenden zu erhalten ſucht — wenns Kleinigkeiten
ſind, z. B. Eßwaren — wenn ers nicht behalten,
ſondern nur eine Zeitlang brauchen will. So
ſtehlen auch in dieſem Sinne 2. Obrigkeiten, Beamte, 1001
welche die Unterthanen ausſaugen ꝛc. 3. Diener, die 1002
mit anvertrauten Kaſſen treulos umgehen: 4. Handwerksleute, 1003
welche die ihnen zur Verarbeitung anvertrauten
Materialien veruntreuen: 5. Geſinde, welche 1004
ihre Herſchaften auf irgend eine Art bevortheilen:
6. Kaufleute, welche falſche Ware, falſch Maas oder 1005
Gewicht führen: 7. Schuldner, die leichtſinnig borgen, 1006
ohne es wieder bezahlen zu können: 8. Aufkäufer ſolcher 1007
Waren, welche zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich
ſind, mit der Abſicht, ſie möglichſt zu vertheuren.
Solcher Aufkauf iſt Verlezung der heiligſten
Rechte der Menſchheit, a. weils unentbehrliche Dinge 1008
ſind: weil folglich der Aufkäufer ſeinen jüdiſchen Profit
abzwingt, der mir bei Waren des Luxus nicht abgezwungen
wird: weil es daher ſchlimmer als Straſſenraub
iſt. b. Weil dieſe Gewaltthätigkeit gerade die 1009
Armen trift: c. weil dieſer Gewinn keine Gränzen hat:
d. weil ſich eines ſolchen Menſchen Hofnung auf der
Menſchen Elend, auf Theurung und Seufzer des armen
Volks ſtüzt: da hingegen der Kaufmann, der an
Waren des Luxus Gewinn macht, ſeine Hofnung auf
ihren Wolſtand gründet.

b. **Mittelbare** Eingriffe in die Rechte des Eigenthums 1010
thun — 1. Sachwalter, welche Proceſſe
abſichtlich anſtiften, oder verlängern, oder zu vermeidlichen
Proceßkoſten verführen: auch die, welche
vermeidliche Proceſſe anfangen, um andre zu drüken.
2. Aerzte, welche ihre Kuren verlängern, unnöthig 1011
theure Medikamente verſchreiben, den Apothekern zu
Gunſt. 3. Verſchwenderiſche Eltern. 4. Obrigkeiten, 1012
welche für Geſchenke das Recht beugen, oder An- 1013

ſtalten verabſäumen, die zu Verhütung des Schadens
der Unterthanen nöthig ſind, z. B. Straſſenbau.
1014 5. Polizeibediente, welche durch hohe Taxe die Einwohner
drüken, um von denen Vortheil zu ziehn, denen
1015 die hohe Taxe zu Gute komt. 6. Leute, die
ſich in Aemter dringen und verdienſtvollere verdrängen.
1016 7. Wucherer, die mehr landesübliche Intreſſen nehmen
oder Waren von geringem Werth ſtatt baaren
1017 Geldes dem Borgenden aufdringen. 8. Leute, die Arbeitern
den Lohn entziehn, durch langſame oder vereinzelte
Zahlung ihn verkümmern, in ſchlechten Münzen
1018 ihn geben ꝛc. 9. Solche, die ihre Schulden von Gläubigern
auf eine unbarmherzige Art einfodern und ſie
1019 auf eine vermeidliche Art zu Grunde richten. 10. Die
1020 andre zur Verſchwendung verleiten — 11. Welche im
Spiel betrügen, oder zu hohen und verderblichen Spielen
1021 verführen. 12. Bettler, welche arbeiten könten,
und dadurch dem Geber und andern, die ſie ſtatt ihnen
oder mehr erhalten würden, die Gabe wegſtehlen.
1022 13. Gaukler und alle Menſchen, welche von Beſchäftigungen
Gewinn ziehen, welche der menſchlichen Geſellſchaft
keinen Nuzen ziehen, z. B. Marktſchreier ꝛc.
1023 14. Feile Dirnen und Kuppler, welche ihren ſchändlichen
Lohn durch Prellereien zu vermehren ſuchen.
1024 15. Solche, die auf eine ſündliche Art **ſparen.** S. unten
die Mat. vom Geiz.

1025 Jeder verwahre ſein Gewiſſen vor ſolchen Sünden. Er bedenke, daß es heilige Rechte der Menſchheit ſind, die er verlezt: daß nur eine ganz verderbne Seele ſich zu ſolchen Verlezungen entſchlüſſen kan: daß alſo keine wahre Zufriedenheit dabei möglich iſt: daß ihm einſt die ſchwere Pflicht der Wiedererſtattung ängſten werde: daß die Erfahrung es faſt ausnahmlos lehrt, daß jede Art ſolcher Betrugereien endlich einmal doch entdekt werde, und daß dann Schande und Gewiſſensbiſſe ihn bis ins Grab begleiten werden.

Möchten Erzieher dieſen Verirrungen in Zeiten 1026
vorbeugen und Kindern in früher Jugend die Grundſäze
der Gewiſſenhaftigkeit einflößen. Möchte jeder 1027
Menſch ſich gegen Geiz und Habſucht wafnen, durch
Fleiß und Arbeitſamkeit ſich jedes ſchlechte und entehrende
Mittel zum Gewinn entbehrlich machen und —
Genügſamkeit lernen. Möchten Regenten gegen den 1028
Luxus kämpfen und das täglich wachſende Ungeheuer
durch Geſeze mindern, welches ſoviel Betrüger in die
Welt gebracht und ſoviel gute Seelen durch Verlegenheiten
ſchlecht und niederträchtig gemacht hat.

Bei Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben,
Ein ewig Glük in Hofnung ſehn:
Das iſt der Weg zur Ruh und Leben:
Gott! lehre dieſen Weg mich gehn.

XLII.

Rechte des Vertrags.

Was ein **Vertrag** iſt, haben wir oben (732.) gezeigt. 1029
Seine Gültigkeit beruht auf Materie und Form.
a. Die **Materie**, der Inhalt des Vertrags muß 1030
1) **rechtmäßig** ſeyn, d. h. das, was nach dem Vertrage
gethan oder geſtattet werden ſoll, muß weder
dem Staate noch den Rechten der Einzelnen nachtheilig
ſeyn und ſie muß 2) **möglich** ſeyn. b. Die **Form** 1031
erfodert 1) daß die Theilnehmer am Vertrage oder die
Kontrahenten beide bei geſundem Verſtande und **mit
Ueberlegung** handelten: daß der eine verſpricht und
der andere acceptirt, der eine fodert, der andere einwilliget,
daß alſo **beide** ihn **einſtimmig** und **freiwillig**
machen. 2) Daß ihn, wenn er eine Sache betrift,
welche unter die Augenmerke der geſezgebenden Macht
gehört, die Obrigkeit billige. —

1032 Ein ſolcher Vertrag giebt ein **Recht**: d. h. eine **Befugniß** des einen, von dem andern alles das zu fodern, was dem Vertrage gemäß iſt und ihn, wenn er nicht will, durch die geſezgebende Macht, welche Menſchenrechte ſchüzen muß, dazu zu zwingen: 2) eine **Verbindlichkeit**, das Verſprochne zu leiſten.

1033 Ein ſolches Recht **dauert ſo lange** a. als es der
Inhalt mit ſich bringt, ſofern die Zeit im Vertrage be-
1034 ſtimt iſt: b. als ſich nicht beide Theile davon losſagen:
1035 c. als kein Fall eintritt, wo der Staat um eines wah-
ren Nachtheils willen, den er oder die Rechte der
1036 Menſchheit dabei leiden, ihn misbilligen muß: d. als
die obgedachten Erforderniſſe der Materie ſich nicht
verändern. Denn es kan etwas, das jezt rechtmäßig
und möglich iſt, in der Folge unmöglich und unrecht-
mäßig werden. —

1037 Daraus ergeben ſich von ſelbſt die **Bedingungen**, unter denen ein Vertrag **aufgehoben** werden kan: ſo wie der **Antheil** des Staats an den Rechten des Vertrags: und deſſen Obliegenheit, jeden erwieſenen Vertrag zu ſchüzen und die Erfüllung zu erzwingen.

1038 Man unterſcheidet **ſtillſchweigende** und **ausdrükliche** Verträge: und unter leztern **mündliche** und **ſchriftliche**. Dem, der Achtung für Gott und göttliche Rechte hat, und dem Ehre und Gewiſſen nicht Spielwerk iſt, iſt einer ſo heilig und unverlezlich, wie der andere. Er wird ein gegebnes Wort ſo gewiſſenhaft erfüllen als eine ſchriftliche Zuſage. Und er
1039 wirds um ſoviel mehr, da der Treuloſe nicht nur die menſchliche Glükſeligkeit zerſtört, indem er Rechte verlezt, die allen Menſchen gleich heilig ſeyn müſſen und ohne deren Heilighaltung das Wol der Geſellſchaft nicht beſtehn kan, ſondern auch ſeine eigne aufs Spiel ſezt, indem er ſich von der Menſchheit losſagt und jedem das Gleiche geſtattet, auch treulos gegen ihn zu ſeyn.

Sail-

Stillſchweigende Verträge ſind ſolche, denen 1040
an Materie und Form nichts fehlt, als das Ausdrükliche. Dergleichen Vertrag iſt da zwiſchen Käuſer und Verkäuſer, zwiſchen Spieler und Spieler, zwiſchen Wirth und Gaſt, zwiſchen der Societät und jedem Mitgliede derſelben.

Das **Kenzeichen** eines ſolchen Vertrags iſt, 1041
wenn und wiefern das, was einer von dem andern geleiſtet wiſſen will, algemeine Erwartung und ausnamloſe Verſicherung auf ausdrüklichen Befragen iſt. Wenn ich z. B. bei jemand zu Gaſte bin auf ſeine Einladung, ſo iſts algemeine Erwartung, die jeder vorausſezt, daß er keine Bezahlung für ſeine Mahlzeit fodert, ſondern, daß er mir ſie umſonſt geben wollte und — keiner, der den andern zu Tiſche bittet, wird auf Befragen es leugnen, daß ſeine Freunde bei ihm auf ſeine Koſten ſpeiſen. Was alſo algemein anerkante Regel iſt, ſo daß es jeder Menſch von den andern als ausgemacht vorausſezt, dazu habe ich ein Recht es zu erwarten und zu fodern, ſofern ſich der Gegentheil nicht ausdrüklich gegen die Erwartung erklärt hat. —
Von dieſer Art iſt auch der ſtilſchweigende Vertrag je- 1042
des Menſchen mit der Geſelſchaft. S. 989. Und
eben auf dieſen ſtilſchweigenden Vertrag gründet ſich 1043
das Recht jedes ſtilſchweigenden Vertrags, nemlich, die Verbindlichkeit ſowol, die er auflegt, als die Befugniß, die er ertheilt. Denn wenn jeder, der z. B. in einem Lande ſich niederläßt und mit der Nation, unter der er leben will, ſtilſchweigend kontrahirt, daß er das, was unter der Nation ausgemachte und ausnamloſe Erwartung iſt, erfüllen wolle, ſo verbindet er ſich eben dadurch, alles zu leiſten, was ſolche Erwartungen heiſchen, und bekomt gegenſeitig die Befugniß, daſſelbe von allen ſeinen Mitbürgern zu fodern.

Die **Heiligkeit** aller Verträge gründet ſich 1044
auf ihren Einfluß in die menſchliche Glükſeligkeit.

1045 1. Wo Verträge nicht heilig ſind, da kan keine Ge-
ſelſchaft beſtehn: da ſinkt Handel und Wandel, Ruhe
1046 und Sicherheit: da iſt algemeine Zerſtörung. 2. Da
iſt alſo auch die Glükſeligkeit des Individuums zerſtört.
Denn wo die Menſchen, unter denen ich lebe, kein
Recht mehr heilig halten, da kan ich ſelbſt nicht glüklich
1047 ſeyn. Es muß alſo 3. das Recht der Verträge, wor-
auf ſich die Sicherheit aller Rechte der Menſchheit grün-
det, **Gottes höchſter Wille** ſeyn. Denn wenn
Gott ſchon alles das unabänderlich will, was menſchli-
che Glükſeligkeit mehrt und befördert, **wie vielmehr**
muß er das unabänderlich wollen, ohne welches ſie gar
nicht beſtehen kan und deſſen Mangel ſie unvermeidlich
und gänzlich zu Grunde richtet. — Treuloſigkeit gegen
Vertrag iſt alſo die gröſte Sünde.

Dieß, ihr Erzieher! macht euren Zöglingen ſo
1048 früh als möglich zum unausrottlichen Vorurtheil. Lehrt
ſie Wort halten als den höchſten Adel des Menſchen,
und nicht Wort als die höchſte Schande und Verge-
hung denken, und ihr werdet die Welt umſchaffen und
eine glükliche Generation hervorbringen.

1049 Anmerk. Wenn ſchon Nichtworthalten ſchändlich iſt, ſo iſt, ſeinem Mitmenſchen nicht wenigſtens vorher warnen, wenn man nicht Wort halten kan oder will, ſondern ihn bis auf den Augenblik der zu befriedigenden Erwartung hingehen laſſen — das allerſchändlichſte.

XLIII.

Vertrag der Ehe.

1050 Die **Ehe** iſt nichts anders als ein **Vertrag**, und hat eben dieſelben (und keine andern) Gründe ihrer **Heiligkeit als die,** welche allen Verträgen gemein ſind. Und dieſe Gründe ſind hinreichend, jeden vernünftigen Menſchen ſie ehrwürdig und unverlezlich zu machen.

1051 Der Schöpfer band die Fortpflanzung der Dinge an Geſchlechtsvermiſchung. Er gab daher dem Menſchen den Fortpflanzungstrieb und den Geſchlechtstrieb. Wozu nun der Schöpfer allen Kraft und Bedürfniß gab, dazu gab er allen das Recht. 1052 Alſo haben alle Menſchen das Recht zur **Geſchlechtsvermiſchung** und zur **Fortpflanzung**. Und beides muß **ſeparirtes** Recht ſeyn, weil der Schöpfer das lezte mit dem erſten nicht unausbleiblich verband, ſondern es nur zur zufälligen obgleich gewöhnlichen Folge machte.

1053 **Anmerk.** Der auf andere Gegenſtände gerichtete Wolluſttrieb iſt alſo **Abweichung von der Natur**, muß alſo dem **Willen Gottes** ſchlechterdings **entgegen** ſeyn: und das um ſo vielmehr, da der Schöpfer, wie mit allen Abweichungen von der Natur, inſonderheit mit dieſer die allerſchreklichſten Folgen und Zerſtörungen der Glukſeligkeit verknüpft hat, wie Tiſſot und alle Aerzte lehren und die traurigſten Erfahrungen es beſtätigen. Die Folgen ſind 1. almählige Erſchlafung **aller feſten Theile** des Körpers — beſonders der Muskeln, des Nervenſyſtems, der Verdauungswerkzeuge, der Sinne, und der Fortpflanzungsorganiſation ſelbſt. 2. Verdorbenheit und endliche Fäulniß der **flüßigen Theile**: Korrumpirung des Bluts und des Nervenſafts. 3. Daraus entſtehende **Abnahme der Sinnes- und Denkkräfte** und endlich erfolgende gänzliche Stupidität oder Wahnſinn. Folglich 4. gänzliche **Unfähigwerdung** zu allen **Geſchäften** und **Freuden** des menſchlichen Lebens und — zur wahren **Zufriedenheit**.

1054 Nach der **Natur** alſo iſt der Menſch blos an Geſchlechtsvermiſchung gebunden. Aber die durch das geſellſchaftliche Leben gebildete **Vernunft** hat ihn weiter geführt und ihn gelehrt, daß für Menſchen, die in Völkerſchaften und Staaten leben und nicht als Vagabonden oder herumſtreifende Horden, es nothwendig ſey, nicht den Thieren gleich ſeine Triebe regellos zu befriedigen, ſondern einer Regel zu folgen, deren **Nuzbarkeit** durch Erfahrung und Einſtimmung aller kultivirten Nationen beſtätigt iſt, nemlich der Regel, ſich an eine oder mehrere Perſonen feſt zu binden und dadurch **Familie** zu ſtiften.

1055 Unter den **Vortheilen**, daß jeder Menſch nicht blos in eine Völkerſchaft, ſondern auch zu einer Familie gehört, ſind folgende die wichtigſten:

1056 a. **Für den Staat.** — 1. Der Staat wird
bevölkerter: denn bei der vagen Geſchlechtsvermi-
1057 ſchung werden viel weniger Kinder erzeugt. 2. Die
Induſtrie, als die Hauptquelle der Blüthe eines Staats
gewint: indem α. die Menſchen fleißiger werden müſ-
ſen, wenn ſie für Weib und Kinder zu ſorgen haben,
als wenn ſie iſolirt leben: indem ſie β. leichter und beſ-
ſer ihre Geſchäfte betreiben, wo die Geſchäfte, wie in
einer Familie vertheilt ſind, als wo einer alles ſelbſt
1058 thun muß. 3. Der Reichthum des Staats gewint,
indem jeder nun mehr an Erhaltung und Mehrung
der Güter denkt und ſie ſelbſt mehr Werth für jeden er-
halten, da er weiß, für wen er erwirbt, oder ſpart:
wodurch Haushältigkeit, Mäßigkeit und alle häusliche
1059 Tugenden gewinnen. 4. Die **Erbfolge** der Perſo-
nen und Güter wird **entſcheidbarer**. Was würde
das Gegentheil für Verwirrungen im Staat anrich-
1060 ten? 5. Die Unterthanen werden **regierbarer**, weil
das Intreſſe der Familien und deſſen Verwebung mit
dem individuellen ſie mehr nöthigt, ſich den Geſezen
zu

zu unterwerfen, Subordination zu dulden, Dienſte zu
nehmen u. ſ. w. als ſie ſonſt genöthigt ſeyn würden.
u. ſ. w.

b. **Für die Bildung der Menſchheit.** Warum 1061
iſt unter den Thieren ſo wenig Bildung des Verſtandes
und des Karakters? — Wahrhaftig, daß
die Menſchen in Familien leben und von Jugend auf
immer aus einem Munde, aus Liebe und mit Liebe,
belehrt werden, Sprache und Kentniſſe empfangen,
mit warmer Theilnehmung und Sorgfalt erzogen
werden, nur das macht, daß ſoviel Bildung unter
der Menſchheit iſt. Man denke, was geſchehen würde,
wenn die Zeugenden ihre Kinder dem Zufall überließen
oder der Staat ſie aufziehn müſte. Aber noch 1062
mehr hat die Familienverbindung Einfluß auf Herz und
Sitten. Sie iſt die Quelle und Erhalterin der ſanften
und zärtlichen Gefühle der Menſchen. Wie viel
Liebe, wie viel feines Gefühl würde unter den Menſchen
ſeyn, wenn die Seelen nicht durch verewigte Gatten-
Kinder- und Elternliebe früh eine bleibende Stimmung
erhielten? Wo würde der Ton der Achtung,
Gefälligkeit und Sittſamkeit ſeyn, wenn ihn Erziehung
nicht bildete? Und wo Erziehung, wenn die Geſchlechtsvermiſchung
nicht an die Regel einer veſten und
bleibenden Verbindung geheftet wäre?

c. **Für das Wol des Individuums.** — Durch 1063
dieſe Regel erhält jeder für ſeine Perſon 1. die Auferziehung,
die ihm, die Hulfloſigkeit des Menſchen als
Kind, ſo unentbehrlich macht. 2. Folglich die ganze 1064
Vorbereitung auf ſein eigentliches Leben, das er als
nuzbares Glied der Geſelſchaft einſt führen ſoll. 3. Die 1065
Erleichterung ſeiner Geſchäfte. (661. 1057.) 4. Der volkommenſte 1066
Genuß der Freuden der Liebe und der Freundſchaft
S. Th. II. 5. Die volkommnere Beförderung 1067
ſeines irdiſchen Wolſtandes durch das vereinigte Intreſſe
Mehrerer, die ihre Kräfte vereinen und eben wegen

des ſo eng verknüpften Intreſſe mit Treu und Stetigkeit
für einander wirken.

1068 Dieſe Vortheile haben die Menſchen bewogen,
die Geſchlechtsvermiſchung an einen **Vertrag** zu binden,
den man **Ehe** nennt. Alſo — iſt jeder Menſch, wenn
er in der menſchlichen Geſelſchaft leben will, und ihm
alles das heilig iſt, was die **gemeinſchaftliche** Glükſeligkeit
nicht nur befördert, ſondern, ohne welches ſie
gröſtentheils zu Grunde gehn müſte, — zur Ehe **verbunden**,
ſobald er eine Ehe antreten kan: und der
1069 Staat hat die **Befugniß** von ihm zu fodern, daß er
ſein natürliches Recht zur Geſchlechtsvermiſchung an
die Regel der Ehe binde. Die Ehe iſt alſo inſofern
ſchon ein **algemeines Geſelſchaftsrecht**, das der
Staat zu fodern berechtiget und jeder zu befolgen verpflichtet
iſt: (728. 780.)

1070 Allein, die Ehe wird auch ein **perſönliches**
Recht, als Vertrag, deſſen **Weſen** darinnen beſteht,
1) daß ein Mann, 2) mit Perſonen des andern Geſchlechts
3) überlegt und freiwillig verabredet und gegenſeitig
verſichert wird — 4) daß beide Theile mit
einander leben und hauſen, 5) Kinder zeugen und
erziehn, 6) die zum Unterhalt nöthigen Geſchäfte theilen,
7) Gemeinſchaft der Güter haben, und 8) das
alles einander allein und ausſchließend, ſo weit es jedem
nur möglich iſt, leiſten wollen.

1071 Alles andere, was ſonſt noch zur Ehe gerechnet
wird, iſt **poſitiv** d. h. es hängt von den Verordnungen
des Regenten ab, und kan alſo vom Regenten
nach lokalen Vortheilen oder Bedürfniſſen abgeändert
werden S. 1147. Die angezeigten Stüke machen das
moraliſche Weſen der Ehe aus: davon man das **Weſen
der Ehe**, das ihr bürgerliche **Geſeze** ertheilt
1072 haben, unterſcheiden muß. Leztere haben z. B. bei uns
veſtgeſezt, 1) daß dieſer Vertrag nur mit einer Perſon
geſchloſſen werden, 2) daß er **lebenslang** dauren und

3) daß irgend eine **Beglaubigungsformalität**, ſie ſey
prieſterliche Einſegnung oder obrigkeitliche Konfirma-
tion, dabei ſtatt finden ſolle: lezteres — damit dem
Streit wegen der Erbfolge vorgebeuget werde. Und
dieſe poſitiven Beſtimmungen muß jeder Bürger eines
Staats beobachten, wenn ihm der Staat nicht davon
diſpenſiren will. Nur muß man ſie nicht als Religion
anſehn. Denn was Religion ſeyn ſoll, muß die Ken-
zeichen der algemeinen Wahrheit haben. S. 145. ff. —
Jede Ehe alſo, die im obigen Sinne Vertrag iſt, ſie 1073
ſey mit einer oder mehrern geſchloſſen, wie es bei den
Juden und andern morgenländiſchen Völkern geſchah
und noch geſchieht, ſie ſey auf lebenslang geſchloſſen
oder ſie ſey ein temporärer Vertrag, iſt eine **vor Gott
gültige** und moraliſch rechtmäßige Ehe, ob ſie gleich
in Ländern, wo poſitive Geſeze es anders wollen, kei-
ne **im Staat gültige** und bürgerlich rechtmäßige
Ehe iſt.

Daraus ergiebt ſich ſowol das **Recht der Ehe**, 1074
d. h. die Befugniſſe ſowol als die Verbindlichkeiten der
Kontrahenten oder, was eins vom andern fodern kan,
und was eins dem andern zu leiſten ſchuldig iſt, als
auch die Art, wie dieß Recht verlezt werden kan, wel-
ches man insgemein **Ehebruch** nent. Nemlich dieſe 1075
Verlezung geſchieht a. wenn ein Gatte das andern
Perſonen leiſtet, was er dem Gatten ausſchließend
verſprochen hatte, b. wenn er den Vertrag ſelbſt, ganz
oder zum Theil, eigenmächtig aufhebt.

Dem Ehebruch ſtehet die rechtmäßige **Aufhe- 1076
bung** oder **Trennung der Ehe** entgegen. Die Be-
dingungen, unter welchen jeder Vertrag der Natur
nach aufgehoben werden kan, ſind 1) wenn beide in die
(totale oder partiale) Trennung freiwillig einſtimmen,
2) wenn ein Theil ihn muthwillig verlezt oder, die Ehe
ſelbſt gebrochen hat, 3) wenn einer oder beide Theile den
Vertrag nicht mehr zu erfüllen im Stande ſind und der

eine von beiden es dennoch ſodert, 4) wenn der Vertrag
dem Staate unmittelbar und wirklich nachtheilig
1077 würde. Nach dieſen Grundſäzen war das moſaiſche
Recht, welches dem Manne geſtattete, ſeine Frau
fortzuſchiken, ſobald es ihm beliebte, der vernünftigen
Moral zuwider: und wird daher vom Stifter des
1078 Chriſtenthums verworfen. Indeſſen verſteht ſichs von
ſelbſt, daß auch hier der Staat ſein Recht behält, das
natürliche Recht zu beſchränken und ſich die Beurtheilung
des beſondern Falles einer von Eheleuten beſchloßnen
Trennung ſich vorzubehalten.

1079 Uebrigens ſind die Rechte der Kontrahenten völlig
gleich und reciprok. Wozu der eine Theil berechtigt
oder verbunden iſt, dazu iſt auch der andere berechtiget
oder verbunden, und nichts als phyſiſche Unmöglichkeit
kan, im einzelnen Falle, Ausnahme bei Verbindlichkeiten
machen. Und wo ſich Ungleichheit befindet, da iſt ſie
1080 blos Folge von poſitiven Geſezen. So waren z. B.
die Weiber bei den Iſraeliten nicht viel beſſer als Sklavinnen,
die zuweilen ſogar einer dem andern abkaufte,
1081 wie Hoſeas that. Nach der Natur und Vernunſt gebürt
dem Weibe Gleichheit mit dem Manne. Sie iſt
Menſch wie er. Sie hat Menſchenwerth wie er. Und
1082 es iſt unleugbar, daß die Geſchäfte einer guten Mutter,
einer ſorgſamen Erzieherin, einer gefälligen und
hülfreichen Gattin, und einer arbeitſamen und klugen
Vorſteherin des Hausweſens, ſo ſchwer, ſo ehrwürdig
und auf Glükſeligkeit ſo einfließend ſind, als die Geſchäfte
1083 des erwerbenden Mannes. Beide müſſen in ihrem
Fache, im Verhältniß gegen die übrigen Glieder der
Familie, regierende Perſonen ſeyn und die oben angezeigten
Regentenrechte haben: und keines ſoll ohne des
andern Wiſſen und Einſtimmung in Dingen, welche
das gemeinſchaftliche Intreſſe angehn, etwas unternehmen.
1084 Daß der Mann das Uebergewicht der Kraft
und die Laſt des Ernährens hat, iſt nicht algemein.

Auch wird die **phyſiſche** Kraft des Mannes durch die Kraft, die dem Weibe die **Kunſt** ertheilt, meiſt gleich gewogen, und kan ihm keinen weitern Vorzug geben, als den **Primat**, und dem Weibe keine weitere Laſt auflegen, als die **Subordination**, und — beides nur inſofern und ſo lange, als der Mann dieß Recht nicht zur Störung ihrer Ruhe und Glükſeligkeit augenſcheinlich misbraucht.

Wem Menſchenrechte heilig ſind, wird ſich täg- 1085
lich folgende Ermahnung ſelbſt ans Herz legen: „be-
„gnüge dich, ſobald du einmal dich mit einer (oder meh-
„rern) Perſonen in einen ſolchen Vertrag eingelaſſen
„haſt, und ſo lange er dauret und keine rechtmäßige
„Trennung volzogen iſt, mit dem Genuſſe, der dir bei
„dieſer Verbindung möglich iſt: verlaß deine Gattin
„nie: entzieh ihr nicht die ihr zugeſagte Treue, Hülf-
„leiſtung und Beiwohnung, auch wenn ſie durch Un-
„volkommenheiten und Fehler dir zuweilen misfällig
„wird: leiſte keiner andern, was du in deinem Ver-
„trag ausſchließend verſprachſt, ſonſt verlezeſt du den
„Vertrag, oder, brichſt die Ehe: handelſt folglich
„wider das erſte Geſez der Menſchenliebe, welches
„uns freiwillige Zuſagen zu halten befiehlt und ſündi-
„geſt im höchſten Grade: (1047.) beraubſt dich des 1086
„Wolgefallens Gottes und der Billigung aller Recht-
„ſchafnen, darauf deine Zufriedenheit beruht: ſezeſt
„deine Ruhe und Glükſeligkeit von allen Seiten in Ge-
„fahr, und verurſachſt deinem Gatten in mehrerlei Be-
„tracht eine Qual, welche nur der grauſamſte und lieb-
„loſeſte Menſch mit kaltem Blute ſehn kan. Hüte dich 1087
„aber nicht blos für der wirklichen Untreue, ſondern
„(principiis obſta) laß auch keine Begierde nach ander-
„weitigem Genuß in deinem Herzen aufkommen und
„herſchend werden. Denn eine herſchende Begierde
„iſt die Grundlage zu allen Vergehungen und ſo gut
„als die vollendete Verlezung des ehelichen Vertrags.

1088 „Eine ſolche Begierde macht täglich kälter gegen den
„Gatten, folglich täglich geneigter, ihm das zu ent-
„ziehn, was er vermöge des Vertrags zu leiſten ſchul-
„dig war. Sie verſchließt das Auge vor ſeinen guten
„Eigenſchaften und öfnet es deſto mehr vor ſeinen Feh-
„lern. Sie ſtellt ihm alles ſchwache und unvolkomne
„vergrößert dar. Sie wirkt endlich Abneigung und
„Haß, und wenn dann die rege Phantaſie ihr ungeru-
„fen zu Hülfe komt, ſo brütet ſie Leidenſchaften aus,
„die oft das Glük des ganzen Lebens zerſtören. Sie
„wirkt dann tauſendfältige Veranlaſſungen zu häus-
„lichem Zwiſt: und ſo entſteht von allen Seiten Zer-
„rüttung. Die verſchwundene Eintracht vergiftet das
„Herz mit Liebloſigkeit. Die Kinder ſehen, hören —
„und werden von dieſem Gifte angeſtekt. Das Haus-
„weſen geräth in Unordnung. Die Geſchäfte werden
„geſtört. Das Gemüth wird verſtimt und verliert
„alle Luſt zur Arbeit und allen Geſchmak an den edlern
„Freuden. Die Begierde erheiſcht Aufwand. Die
„Nahrung komt in Verfall. Das Geſinde wird leicht-
„ſinnig in ſeinen moraliſchen Grundſäzen und verliert
„alle Achtung gegen die Herſchaft. Der gute Name leidet.
„Die Tugendhaften fliehen den Umgang eines ſolchen
„Verdorbnen. Freche, Leichtſinnige, Verſchwender,
„Liederliche drängen ſich herzu und helfen die Unord-
„nung vermehren. Das Herz wird von Gott abge-
„wandt, verliert ſeine Unſchuld und den frohen Auf-
„blik des guten Gewiſſens. Alle Kräfte der Tugend
„erſchlaffen. Und nur das ſeltenſte Zuſammen-
„treffen der allergünſtigſten Umſtände muß ſich ereig-
„nen, wenn nicht die ſchändlichſten Handlungen aus
„dieſem Zuſtande erwachſen und das völlige Verderben
„nach ſich ziehen ſollen. — O wie viel gefährlicher iſt
„eine herſchende Begierde, als eine einzelne verbotene
„That. Von der That iſt Rükkehr aber von der her-
„ſchenden Begierde ſelten oder nie. Darum meidet,
„fliehet,

„fliehet, zerſtöret alles, was eine ſolche Begierde auf„regen
„oder nähren kan, und wenn es euch das Liebſte
„auf der Welt wäre. — — Es iſt beſſer, ſich eine
„einzelne Freude verſagen oder ſie zerſtören, als ſeine
„ganze Wolfarth in ſo fürchterliche und nahe Gefahr
„ſezen.“

Vom **Ehebruch** unterſcheidet ſich die **Pornie,** 1089
der in unſerer Sprache das Wort **Hurerei** entſprechen
ſoll. Aber bei den Morgenländern bedeutete Pornie
blos die freie **Befriedigung des Geſchlechtstriebes.**
Und dieſe nach dem natürlichen Menſchenrecht freigelaßne 1090
und nur dem bereits an Ehevertrag Gebundnen
verbotene Befriedigung war bei den Juden noch durch
poſitive Geſeze eingeſchränkt, nemlich beim männlichen
Geſchlecht a. wenn die Perſon, welcher ein Jude
beiwohnen wollte, eine freie Gözendienerin war oder
b. eine verehligte Jüdin. Heidniſche Sklavinnen hingegen
durfte er brauchen und unverehligte Jüdinnen
auch, nur daß er mit leztern, wenn ſie ſchwanger wurden,
in bürgerliche Ehe treten muſte. Dem weiblichen
Geſchlecht war die Pornie verboten, a. wenn die
Mannsperſon verehligt oder ein Gözendiener war,
b. wenn ſie ihren Leib gemein machte. Erlaubt hingegen
war es ihr, wenn die Mannsperſon ledig war,
und ſie mit ihr es allein zu halten verſprach: welches
leztere ein beſtändiger oder temporärer Konkubinat ſeyn
konte. Jene bei Juden verbotne Arten der Pornie 1091
duldeten auch die Apoſtel nicht im Reiche Gottes, wie
ſie es nanten, weil beſonders damals unendlich viel
darauf ankam, daß die chriſtlichen Gemeinen den Ruf
einer ſtrengen Tugend erhielten, und dadurch den Verfolgungsgeiſt
minderten. Heut zu Tage werden zwar 1092
Perſonen, die ihren Leib gemein machen, in chriſtlichen
Staaten geduldet, weil man ſie als ein unvermeidliches
Uebel anſieht, durch welches größere Zerrüttungen
verhütet werden müſſen. Aber es wird an-

genſcheinlich unrecht, wenn man bedenkt, daß der Staat anſtändigere Mittel in den Händen hat, die natürlichen Rechte der Menſchen zu begünſtigen und die ſchreklichen Folgen zu verhüten, welche aus dem gewaltſam gehemten freien Gebrauche dieſer Rechte ſowol als aus dem Misbrauche derſelben zu entſtehen pflegen.

1093 Dieſe Mittel ſind 1. Abänderung der poſitiven Geſeze
wegen der bürgerlichen Ehen und inſonderheit Geſtat-
tung des perennirenden ſowol als temporären Konku-
1094 binats, 2. Ernährung und Erziehung der Kinder, auf
öffentliche Koſten, die aus ſolchen nicht bürgerlichen
Ehen erzeugt werden, 3. möglichſte Minderung des
Luxus. Der Regent, der dieſe Mittel wählet, kan
mit Sicherheit Bordelle ausrotten, Kindermorde ver-
hüten und der zügelloſen Wolluſt und ihren, Leib und
Seele zerſtörenden Folgen vorbeugen.

1095 Warnungen gegen eine ganz regelloſe und in gar keiner Art eines Ehevertrags geſchehende Befriedigungen des Geſchlechtstriebes findet der Weiſe in Menge. Aber der Thor, der der Begierde einmal den Zügel gegeben hat, ſieht ſie nicht.

1096 1. Welche Gefahren der Ehre! Und wer mag hier aller Bemerkung entgehn? Wird nicht jeder, der uns entdekt, uns ſcheuen? Wie viel verlieren wir bei Menſchen von feinen Sitten oder ſtrenger Tugend? Wie viel bei unſern Vorgeſezten? Geht nicht die beſte Stüze unſers irdiſchen Glüks zu Grunde? ich meine die Unbeſcholtenheit. — —

1097 2. Wie unvermeidlich iſt nicht faſt die Unmäſſigkeit: wegen der Reize der Variation, welche die geſchäftige Phantaſie noch mehr vergrößert, die durch jeden neuen oder neuſcheinenden Anblik in Feuer geſezt wird. Und wie unvermeidlich gehn dadurch die beſten Kräfte des Körpers verloren? Wie viel Zeit raubt uns die ſtets rege Begierde durch die Vorſtellung der Bilder, durch Nachdenken auf Mittel und Wege u. ſ. w.

Wie viel Koſten macht dieſe Befriedigung gewöhnlich, und wie leicht entſtehn unvermuthete und unhintertreibliche außerordentliche Koſten von wahren oder erdichteten Folgen. Wie mancher muſte mit dem Ruin ſeines Vermögens dieſe kurzen Freuden büßen? Und wer kan ſagen, daß er dieſe Gefahr in ſeiner Gewalt habe? Wie zerſtreut macht dieſer Genuß und unfähig zu viel und ernſthaften Arbeiten? Und geht nicht am Ende die Kraft zur Arbeit ſelbſt verloren? Wie ſchnell und unerwartet komt nie geglaubte **Entnervung** des Körpers und Stumpfheit der Seele?

3. Noch weit fürchterlicher ſind jene **Krankheiten**, 1098 welche die faſt gewiſſe Folge der Regelloſigkeit ſind. Denn dieſe Regelloſigkeit iſt nicht nur an ſich ſchon phyſiſche Urſache der Verunreinigung: ſondern ſie ſezt auch in die Gefahr der Anſtekung, der kein Menſch mit völliger Sicherheit entgehn kan. Und was giebts dann für Angſt, für Scham, für Verlegenheiten, Koſten, Geſchäftsunterbrechungen? Welche Schmerzen, die oft bis zur Verzweiflung gehn? Wie wird das alles gemeiniglich dadurch vermehrt, daß ſolche Unglükliche, weil ſie nicht Muth haben ſich dem wahren Arzte zu entdeken, Pfuſchern in die Hände fallen, die ihren Körper auf Lebenslang zu Grunde richten? Wie viel ſolcher zerſtörter Körper ſieht man daher jezt, die blaß und verwelkt, mit ſtinkendem Oden, entnervt, zu allem Freudegenuß unfähig, — ihre Schande zur Schau tragen? Endlich, wie gewiß iſt es, wenn auch dem Gifte Einhalt gethan wird, daß faſt immer etwas davon im Körper zurükbleibt, das oft erſt in ſpätern Jahren entweder durch einen fürchterlichen Krebsſchaden ausbricht, oder andere Krankheiten unheilbar macht, oder wenigſtens im Alter Schwäche der ſinlichen Werkzeuge oder Nervenkrankheiten unvermeidlich macht.

4. Mag es dabei irgend einem Menſchen wol 1099 gleichgültig bleiben, wenn er, bei dem unvermeidlichen

Bewuſtſeyn des Leichtſinns, mit welchem er ſeine beſten Güter, ſeine Geſundheit, ſeine Ehre, ſein Vermögen in Gefahr ſezt, (997. 998.) der **Unſchuld** ſeiner Seele verluſtig wird, mit der er ſonſt ſo freudig zu ſeinem Gott aufblikte? Muß ein ſolcher Menſch nicht nothwendig zu Zeiten von einem nagenden Gewiſſen beunruhigt werden oder ſich mit Gewalt alles Andenkens an Gott entſchlagen? Und wird nicht beides die traurigſten Verderbniſſe der Seele erzeugen? — Aber ich will ſolchen Verirrten noch den allerbitterſten Gedanken ans Herz legen. Bedenket, daß, wenn ihr noch ſo vielen übeln Folgen entgeht, ihr doch gewiß

1100 5. Das Glük der künftigen ordentlichen **Ehe**
zerſtört. Denn früher, häufiger, regelloſer Genuß
1101 verurſacht a. jene unglükliche **Gewöhnung an Variation**, die gemeiniglich zeitlebens ſie zum unwiderſtehlichen Bedürfniß macht: daher man ſo viel Männer ſieht, die im Beſiz der angenehmſten Gattinnen die ſcheuslichſten Geſchöpfe noch aufſuchen. Und welche
1102 Folgen alsdenn? S. 1088: Sie bewirkt b. Mangel der **Kraft** und macht unfähig zur Befriedigung der Rechte einer Gattin, die dann von nagenden Bedürfniſſen gequält oder oft zu der unglüklichſten Treuloſigkeit
1103 hingeriſſen wird. Sie ſezt ihn c. außer Stand, vollkommne und geſunde Kinder zu erzeugen — eine Folge, welche der Anblik ſo viel kleiner, ſchwacher und ungeſunder Kinder und Jünglinge unſerer Generation leider nur allzuſehr beſtätigt. Endlich bringt jene
1104 Regelloſigkeit d. ſehr gewöhnlich ein zurükgebliebnes Gift des Körpers mit in die Ehe, das ſich auf eine unglükliche Weiſe der Gattin und den Kindern mittheilt und oft traurige Zerſtörungen in ganzen Familien anrichtet.

1105 Wer dieſen fürchterlichen Gefahren zu entweichen wünſcht, mache ſichs 1. zum Geſez, dieſe Gefahren als Beweggründe zur Enthaltſamkeit ſo oft und ſo
1106 lebhaft als möglich ſich vorzuſtellen. 2. Er lebe in Abſicht

ſicht auf Speiſen und Getränke ſo, daß keine heftigen und außerordentlichen Körperantriebe entſtehen können.
3. Er arbeite fleißig und ſuche ſich in ſteter Okkupation 1107
zu erhalten, damit ſeine gefährlichſte Feindin, die Phantaſie, nicht wirkſam werde. 4. Er meide alle die Orte 1108
und Anblike, welche der Phantaſie die Bilder zuführen, durch deren Vorſtellung ſie unſere Begierden anzufeuern pflegt. — Wem Gottes Wille heilig und ſeine Glükſeligkeit theuer iſt, kan, wenn er will, wenn er ernſtlich will, durch Befolgung dieſer Regeln unausſprechlich viel ausrichten.

Wer alles that, was er konte, und dennoch vom 1109
Sturme ſich übermant ſieht, für den habe ich nur einen Rath noch. — 1. Er wähle in dieſem äußerſten Nothfalle den **temporären Vertrag** — 2. mit dem **reizloſeſten** Gegenſtande. Lezteres iſt augenſcheinlich wichtig, weil es die Phantaſie in Ruhe erhält, Mäßigkeit möglich macht, und 1100 mit Sicherheit verhütet.

XLIV.

Vom Eide.

Da der **Eid** unter die **Verträge** gehört und das 1110
Recht, vom Schwörenden Treue und Wahrheit zu fodern, eben darum ein **algemeines** Menſchenrecht iſt, ſo müſſen wir hier davon reden. Wir wollen ſeinen Zwek und die **Gründe ſeiner Unverlezlichkeit** unterſuchen.

Der Eid iſt eine mit **Berufung auf Gott** ge- 1111
ſchehende **freiwillige** Bekräftigung einer **Ausſage** oder eines **Angelöbniſſes**, was der, dem wir ſchworen, zu **fodern berechtiget** war und an ſich ſelbſt **möglich** iſt.

I. Was iſt nun der **Zwek** des Eides? Nach dem 1112
veſtgeſezten Begriffe ergiebt ſich von ſelbſt, daß der Eid

Eid die Abſicht nicht haben kan, etwas unwahres wahr oder etwas, das keine Verbindlichkeit oder Rechtmäſſigkeit hat, verbindlich oder rechtmäßig zu machen. — Der Zwek iſt blos dieſer: daß der, dem wir den Eid leiſten, von unſerm Willen Wahrheit zu ſagen, oder von ſchon an ſich verbindlichen und durch unſere Zuſage ſchon unverlezlichen Verſprechungen, den höchſten Grad von Gewißheit und Verſicherung, erhalte. Denn weil es möglich iſt, daß ein Menſch aus Unüberlegtheit etwas ſage oder verſpreche, ſo hat man unter den Völkern es eingeführt, daß, bei wichtigen Fällen, die Möglichkeit des Leichtſinnes und der Uebereilung abgeſchnitten und der Menſch an den höchſten Bewegungsgrund zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit erinnert werde: weil man es für unmöglich hält, daß ein Menſch in dem Augenblike, wo er durch Vorbereitungen genöthigt wird, mit der volkommenſten Beſonnenheit und Ueberlegung zu handeln, und wo er ſich ſeines Gottes als des höchſten Beweggrundes zur Rechtſchaffenheit und Heilighaltung der Menſchenrechte erinnert, treulos die Unwahrheit ſagen oder falſche Angelöbniſſe thun könne.

1113 II. Das **Weſen** des Eides iſt die **Berufung auf Gott.** Dieſe beſteht nicht darinnen, daß der Schwörende Gott zum Zeugen anruft. Denn wie kan Gott zeugen? Etwa durch Beſtrafung des Meineidigen? Iſt das nicht theils gegen die Natur der Strafen Gottes (773. ff.) theils gegen die Erfahrung? Auch nicht darinnen, daß er ſich **von der Barmherzigkeit Gottes losſagt,** was die Lage der Finger andeuten ſoll. Denn das iſt an ſich albern. Der Menſch kan ihr ſo wenig entſagen als dem Gefühl der warmen oder kalten Luft. Und es iſt (497.) gegen die Natur Gottes. Sie beſteht alſo vielmehr darinnen, daß der
1114 Schwörende erklärt, 1. daß er **dem Gott,** dem er erkent und anbetet, **Wahrheit ſchuldig** ſey, in jedem

dem Falle, wo das Wol der Geſelſchaft, die er als Brü-
der, als Kinder des Alvaters betrachtet, ſie erheiſcht:
daß er alſo um Gottes willen jezt Wahrheit reden wolle:
2. daß er in den Vertrag 1042. willige und daß ihm 1115
darum das Recht der Obrigkeit (XXXVI.) die jezt den
Eid von ihm foderte, als ein Recht Gottes heilig ſey.
3. Daß er ſich jezt von neuem **freiwillig anhei-** 1116
ſchig mache, Wahrheit zu reden — wodurch die Ei-
desleiſtung ein eigner individueller Vertrag wird:
4. Daß er jezt, bei der Eidesleiſtung, wo er nach ſei- 1117
nem freien Angelöbniſſe Wahrheit zu ſagen verſpricht,
ſich ſeines Gottes erinre, des Gottes, den er liebe
und verehre, von dem er ſein Daſeyn und ſeine Freu-
den habe und ſeine Seligkeit erwarte — daß er dieſem
Gott, als den höchſten Bewegungsgrund zur Recht-
ſchaffenheit und Heilighaltung der Menſchenrechte ſich
algegenwärtig denke, und unter den Augen dieſes
Gottes ſchwöre: 5. daß er den Eid für das **einzige** 1118
ſichere Bindemittel zur Zuſammenhaltung der von **Gott**
geknüpften Bande der menſchlichen Geſelſchaft erkenne
und ein ſolches einziges Bindemittel für das Heiligſte
unter allem halte, was heilig iſt.

Anmerk. Und das iſt der Eid. Denn das wenigſte 1119
von dem, was die Geſamtglükſeligkeit der menſch-
lichen Geſelſchaft erfodert, iſt eines äußern
Zwanges fähig. Die Grundſtüze dieſes algemei-
nen Wols, ich meine die Heiligkeit der Rechte
des Staats und der Menſchheit, oder die Ge-
wiſſenhaftigkeit, vermöge welcher die Unterthanen
vor Gericht nicht lügen oder betrügen, als Ver-
walter der öffentlichen Kaſſen nicht Unterſchleiſ
machen, Verträge erfüllen, einander Treu und
Glauben halten u. ſ. w. iſt keines äußern Zwan-
ges empfänglich. Alſo muß es, wenn die menſch- 1120
liche Geſelſchaft beſtehn ſoll, ein inres Binde-
mittel der Gewiſſenhaftigkeit geben. Da nun
inner-

innerlich nichts bindet als Vorſtellungen: und
da die wichtigſten Vorſtellungen die Vorſtellungen
8121 der Religion ſind; ſo iſt es augenſcheinlich,
daß Ausſagen und Gelübde mit Berufung auf
Gott, d. h. Eide, das einzige Mittel ſind, welches
die Menſchen wählen konten und gewählt
haben, der Unſicherheit der menſchlichen Geſinnungen
und Ausſagen vorzubeugen. Denn
8122 wenn der Eid keine Zuverläßigkeit mehr hat, ſo
wird alles Verkehr unter Menſchen, beſonders
aber alle Entſcheidung der Rechtsſtreitigkeiten erſchwert
und meiſtentheils unmöglich gemacht: ſo
fält Treu und Glauben dahin: ſo wird Vertrauen
der Obern zu den Untergebnen, des Staats gegen
ſeine Bedienten, und der Mitbürger gegen
einander vernichtet: ſo ſind alle Bande aufgelöſt,
durch welche Gott die Menſchen zu ihrem
gemeinſchaftlichen Wol aneinander geknüpft hatte.
8123 Und man ſage, ob ein Menſch, der nicht ſchon
bis zur Unmenſchlichkeit herabgeſunken iſt, der
noch den kleinſten Funken von Achtung vor Gott
und Liebe zur Menſchheit in ſeiner Seele hat,
eine ſo unausſprechlich wichtige Sache als Spielwerk
anſehen kan? Gehört nicht ſchlechterdings
die gänzlichſte Verleugnung Gottes und aller Religion
dazu, wenn ein Menſch das einzige Bindemittel
der Menſchheit, darauf ſeine eigne Sicherheit
beruht, mit Füßen tritt und ſich dadurch
gleichſam von allen Anſprüchen auf Gottes Wolgefallen
und ſeiner Mitmenſchen Liebe und
Treue losſagt? Kan der einen Gott im Ernſte
glauben, und doch eine Sache entheiligen, die
Gott das Heiligſte ſeyn muß, ſobald man voraus
ſezt, daß Gott die Glükſeligkeit der Menſchheit
will, die ohne die Unverbrüchlichkeit der
Eide nicht beſtehn kan:

Er erklärt 6. (oder es müſte ihm wenigſtens dieß in 1124
der Eidesverwarnung mit vorgeſtellt werden) daß er
den Meineid um ſo weniger entſchuldigen und die Hei-
ligkeit und Unverbrüchlichkeit des Eides auch nur mit
den entfernteſten Möglichkeiten bezweifeln könne, da
Gott **allen Menſchen** unter allen Himmelsſtrichen
**ein unwiderſtehliges und zuſammenſtimmendes
Gefühl** derſelben eingeprägt habe. — Denn alle Na- 1125
tionen, ſo verſchieden auch übrigens ihre Begriffe wa-
ren, die ſie ſich von der Natur Gottes machten, und
ſo ungleich die Gründe waren, welche ihnen den Eid
ehrwürdig und heilig machten, haben dennoch den Eid
für unverbrüchlich gehalten und vor dem Meineide ge-
ſchaudert: alle — haben eine ſolche Berufung auf
Gott für das ſtärkſte Bindemittel der Menſchheit an-
geſehn: alle — nicht blos der Pöbel, der von dunkeln
Vorſtellungen regiert wird, ſondern auch die Weiſen,
alle haben den Eid für ſo heilig gehalten, daß ſie auch
dem Feinde ihn halten zu müſſen glaubten. — Man 1126
erinre ſich aus der Hiſtorie an jenen edlen Römer, der
den Kartaginienſern, deren Gefangener er war, ſchwur,
daß er nach Rom reiſen, ihren Auftrag beſorgen und
zurükkommen wolle, und der, weil er geſchworen hatte,
ſich freiwillig wieder ſtellte und ſich ſeinem Feinde in
die Hände gab. So heilig war ihm der Schwur: ſo
unbewegbar urtheilte ſeine Vernunſt von deſſen Unver-
brüchlichkeit. — Wenn nun die zuſammenſtimmende 1127
Vernunſt aller Völker (295. ſſ.) untrüglich iſt, ſo
bleibt auch dem Leichtſinnigſten nichts übrig, ſich von
ſeiner Pflicht los zu machen, und ſein Gewiſſen muß
ihm unwiderſtehlig ſagen, daß alles, was er ſich zur
Erleichterung des Meineides vorräſonirt, Täuſchun-
gen ſind.

Das iſt die Natur des Eides und die Gründe, 1128
die ihn jedem denkenden Menſchen unverlezlich machen
müſ-

müſſen. — Aber mich deucht, eben dieſe Gründe, beſonders (1118. ff.) müſſen jeden Regenten überzeugen, daß der Eid eines der wichtigſten Objekte ſeiner Vorſorge ſeyn müſſe, und daß er an ſeiner Seite alles anzuwenden nöthig habe, um ſeine Ehrwürdigkeit und Heiligkeit bei ſeinen Unterthanen zu erhalten und — alles auszurotten, was ſie vermindern könte.

1129 III. Hieraus entſtehn folgende ſehr ernſte **Betrachtungen**, die alle Regenten und Obrigkeiten zu beherzigen haben.

1130 1. Die Regenten müſſen dahin ſehn, daß die
Eide ſo ſelten als möglich würden, wenn ſie beim
Volk in Anſehen bleiben ſollen. Denn für den großen
Haufen wird das Gefühl des Eides durch das Feierliche
1131 der Sache gröſtentheils beſtimt. Und alle ſinliche Gröſ-
ſe verliert ihre Eindrüke und ihre Wirkſamkeit, ſobald
ſie der Menſch gewohnt wird. Man denke ſich nur ei-
nen gemeinen Menſchen, der noch nie den König ſah,
wie der in Angſt ſeyn und vom Gefühl der Majeſtät
ſchaudern wird, aber man laſſe ihm den Anblik des
Königs nur einigemal gehabt haben, ſo wird er nicht
1132 mehr ſchaudern. So iſts mit dem Eide. Wer noch
nie ſchwören ſah oder geſchworen hatte, und zum erſtenmale es ſahe, würde ſich gewiß nicht entſchließen, leichtſinnig zu ſchwören. Aber unſere Menſchen thun das Ding zu oft. Sie ſehn den Dieb wie den ehrlichen Mann, den Unwiſſenden wie den Einſichtsvollen, den Schurken wie den Tugendhaften, ohne Bedenklichkeit ſchwören. Muß da nicht der große Hauſe es gewöhnt werden? Muß nicht das Gefühl der Heiligkeit ſchwinden und ſelbſt der Glaube an die Ueberzeugung, die die Obern von der Heiligkeit des Eides haben, wankend werden? zumal wenn dieſe oft bei wahren Kleinigkeiten ſchwören, oder wohl gar unverbind[illegible] unmöglich zu [illegible] Dinge beſchwören

laſſen, oder die leichtſinnigſten Menſchen zum Eide laſſen. —

Anmerk. Mir ſcheint es auch unleugbar, daß Eidesleiſtungen nie anders als **vor Gericht** geſtattet werden ſollten. **Einzelne Menſchen** ſollten ſo wenig als **Privatgeſellſchaften** Eide einander abnehmen dürfen. Denn es komt bei ſolchen Privateiden noch das Bedenkliche hinzu, daß ja der Inhalt ſolcher im Stillen abgelegten Eide dem Staate nachtheilig werden (z. B. durch beſchwornes **Verſchweigen** ſolcher Dinge, die über lang oder kurz der Staat zu wiſſen nöthig hätte: wo alsdann der geleiſtete Eid den, der ihn geleiſtet hat, verleiten dürfte, vor Gerichte falſche Ausſagen zu thun, in der Meinung, daß ſein älterer der Geſellſchaft geleiſteter Eid ihn dazu berechtige oder gar verbinde) oder die Rechte anderer Menſchen beeinträchtigen kan.

2. Müſten die Regenten darauf halten, daß der 1133 **Eid nur im äuſſerſten Nothfall** gebraucht und nie gefodert würde, wo nicht 1) ein **groſſer** Vortheil gedekt oder ein ſehr groſſer Schade verhütet werden muß, und 2) wo der Eid nicht die **einzige** mögliche Sicherheit iſt — wo vielmehr durch Kaution oder ſtrenge Aufſicht und ſtarke Strafen Sicherheit genug erhalten werden kan.

3. Auch fodere man keinen Eid, wenn der Schwö- 1134 rende **nicht zu überzeugen iſt**, daß die Sache, die er beſchwören ſoll, an ſich **rechtmäßig und verbindlich** ſey. Denn wenn der Eid nur den Zweck hat, wahre Ausſagen und gegründete Verbindlichkeiten zu beſtätigen, ſo muß man niemanden einen Eid zumuthen, der entweder zu einer völlig wahren Ausſage nicht fähig iſt, oder der wahrſcheinliche Gründe haben konte, zu urtheilen, daß er zur Ausſage oder zu der Sache,

die er angeloben ſoll, überhaupt oder wenigſtens in dieſem Falle keine Verbindlichkeit habe, oder, daß die Sache gar etwas ſündliches oder den Rechten der Menſchheit und den Geſezen der Natur zuwiderlaufendes ſey.

1135 4. Man fodere alſo noch weniger einen Eid bei Dingen, die unmöglich ſind, oder die von Schwierigkeiten umgeben ſind, welche der Unmöglichkeit nahe kommen. Unter den erſten Fall gehören alle Eide, wo man Glauben und Meinungen und deren Beharlichkeit betheuert. Denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch ſeine Einſichten und Ueberzeugungen gleichförmig erhalte. Er hat ſie nicht in ſeiner Gewalt. Er wird von Gründen beſtimt. Er kan alſo nie gut dafür ſeyn, folglich es nie beſchwören, daß er ſtets ſo denken, urtheilen und glauben werde, wie jezt. Unter den zweiten Fall gehören die meiſten Reinigungseide, beſonders die, wo der Menſch mit einem falſchen Eide ſich das Leben retten kan. Hier würde ich urtheilen, daß es beſſer ſey, einen Verbrecher blos nach den Probationen zu behandeln, und ſein Bekentniß weder mit Tortur noch Eid zu erzwingen. Iſt voller Beweis da, ſo laſſe man die Strafe geradezu volziehn. Iſt aber kein voller Beweis da, ſo laſſe man ihn, wenn es ja gefährlich für den Staat würde, ihn laufen zu laſſen, in einer Veſtung ſo verwahren, daß er, bei nuzbarer Arbeit, ein erträgliches Schikſal genießen und der Menſchheit nicht mehr ſchaden kan.

1136 5. Man laſſe keinen ſchwören, der die Sache, die er beſchwört, nicht volkommen verſteht, oder vom Eide ſelbſt keinen hinlänglichen Begrif hat. Zu dem Ende ſollte ein Regent für ſeine Gerichte eine Art von Examen inſtruiren laſſen, wodurch der Richter jedesmal ſelbſt erforſchen müſte, ob der Sachwalter den zum Schwur beſtimten Klienten von dem Inhalte [illegible] Klient ſelbſt

den Eid für das anſehe, was er iſt. Es müßte alſo 1137
für alle Arten des Eides, für Zeugeneide, Reinigungseide,
Bekräftigungseide, Eide für Glaubwürdigkeit,
Eide für Gefährde, Verpflichtungseide u. ſ. w. ein
eignes Examen ſeyn, in welchem der Richter durch allerlei
Wendungen im Fragen, zu erfahren ſuchte, ob
der Schwörende alles ſo ſich vorſtelle, alles ſo beſtimt
denke, und alle falſchen Vorſtellungen ſo abgeſondert
habe, wie es dem Inhalte des Eides gemäß iſt. Ein
ſolches Examen würde theils manchen Klienten vom
falſchen Eide zurükhalten, wenn er jezt von dem weſentlichen
Inhalte des Eides ganz andre Ideen bekäme,
als ihm ſein Advokat beigebracht hatte: theils würde
es oft den Richter ſelbſt berechtigen, die Schwörenden
zurükzuweiſen, entweder weil er ſie von der Natur des
Eides überhaupt oder von dem Inhalte dieſes Eides
ununterrichtet fand.

6. Man laſſe notoriſch dumme, unwiſſende 1138
und verwilderte Menſchen, vornemlich aber ſolche, die
wegen leichtſinniger Denkungsart oder ſchlechter
Streiche berüchtigt ſind, nie zum Eide. Denn damit
vermehret die Obrigkeit ſelbſt die Zahl der Meineidigen
— ſezt das Publikum in die Meinung, daß ſie
ſelbſt von der Heiligkeit des Eides keine ſonderlich groſſen
Begriffe habe — und beugt oft das Recht des ehrlichen
Mannes, der ſolche Baſtarte von Menſchen gegen
ſich ſchwören laſſen und um ihres Eides halber Unrecht
haben muß, auf eine himmelſchreiende Weiſe.

7. Man ſorge für ein anſtändiges Ceremoniel 1139
und für beſſere Eidesformulare. Denn wenn es
pſychologiſch gewiß iſt, daß der gemeine Mann hauptſächlich
durch das Aeuſſerliche gerührt wird, ſo verabſäumt
die Regierung alles, wenn ſie das Aeuſſerliche
verabſäumt. Sie macht ſein Herz muthwillig kalt
und beraubt die Gründe für die Unverbrüchlichkeit des
[illegible]

wahrhaftig beides herzlich ſchlecht. Das Ceremoniel hat nicht Feierlichkeit genug. Und das wenige feierliche, das ſchwarze Tuch, das Kruzifix, die Bibel, die aufgehobne Hand, was allenfalls recht gut wäre, ward nicht durch die ernſte Mine der Beiſizenden und durch Zuſammenſtimmung der ganzen Scene unterſtüzt. Der Prediger ſchwazt mit kaltem Herzen eine meiſt erbärmliche Eidesverwarnung her. Der Amtmann ſizt und blättert in den Akten. Andre plaudern oder gehen hin und her. Kurz, es iſt keine algemein verbreitete Andacht. Die ſeltenern Eide müſten billig eine größere äußere Würde haben. Das Zimmer müſte beſonders dazu eingerichtet ſeyn. Es müſte leer, öde, farbenlos und räſonant ſeyn. Blos ein Tiſch mit Brod und Wein, als den edelſten Geſchenken des Schöpfers und als Symbolen ſeiner Vaterliebe. Um ihn her Polſter zum niederknien. Um den Schwörenden her die Richter. Die Scene müſte mit dem Examen beginnen. Auf die mit Ja beantwortete Frage, ob er in dieſem Sinne ſchwören wolle, müſte eine rührende Vorſtellung des Predigers folgen. Am Ende derſelben müſten alle ohne Ausnahme, auch viele Zuſchauer auf ihre Knie niederfallen, und der Prediger müſte allen ein rührendes Gebet in den Mund legen, in welchem der algegenwärtige Gott angerufen würde, das Herz des Schwörenden mit Ehrfurcht und unbewegbarer Tugend zu beleben. Hierauf müſte der Schwörende ſelbſt mit zu Gott beten, ſich ſeiner Algegenwart erinnern, und ihm Wahrheit und Rechtſchaffenheit angeloben. Dann müſte er, die linke Hand auf den Symbolen liegend, die rechte zum Himmel aufgehoben, eine Formel, die ihm vorher ſchon zum Durchleſen übergeben war, und die auf einer Erhöhung ihm jezt vor den Augen läge, laut, langſam und vernehmlich herleſen — ohngefehr wie dies: „ich — weiß und [illegible] daß ich [illegible] der Menſchheit [illegible]

„bin, Wahrheit zu ſagen und Wort halten — ich weiß, daß ich dieß beſonders denen von Gott mir vorgeſezten Obern ſchuldig bin: aber ich mache mich jezt, ſelbſt, freiwillig von neuem dazu anheiſchig: und ich gelobe es hiermit unter den Augen des algegenwärtigen Gottes, — des Gottes, den ich mit meinen Obern und Mitbürgern gemeinſchaftlich anbete, — daß ich nichts ſagen oder verſprechen will, was nicht in meinem Herzen iſt. Gott! du kenſt und ſieheſt mein Herz. Vor dir gelobe ich es, dir ſelbſt, du Allerheiligſter — dir, deſſen Gnade und Wolgefallen meine einzige Hofnung, mein einziger Troſt iſt, und einſt, wenn ich ſterbe, ſeyn wird — dir ſelbſt gelobe ich es, daß ich ſagen will, was Wahrheit iſt. Und ſage ich jezt, leichtſinnig und gewiſſenlos, vor dir, die Unwahrheit, entweihe ich mit verruchtem Herzen das heiligſte Band der Menſchheit, ſo müſſe mein Gewiſſen nie aufhören, mir zu fluchen, mirs täglich vorzuhalten, daß ich mein Herz gegen dich, gegen den höchſten Bewegungsgrund zur Tugend, gegen das deutlichſte Andenken an deine Allgegenwart, verſteinert, daß ich alles Gefühl der Menſchenliebe unterdrükt, daß ich mit Vorſaz dich geläſtert, mit Vorſaz die Wahrheit verlezt, mit Vorſaz die Tugend entheiligt habe: ſo müſſe lebenslang nie in dieß, gegen Gott und Religion fühllos gewordne Herz, Ruhe und Troſt zurükkehren, bis ich ſelbſt umkehre und meine Schande eben ſo laut bekenne als ich ſie begieng: u. ſ. w.„

8. Aber bei allen dieſen Vorkehrungen müſte dennoch noch derjenige Antrieb zur Pflicht nicht fehlen, welcher auf gemeine Seelen zuweilen ganz allein zu wirken pflegt, ich meine die **Furcht vor der Strafe.** Zu dem Ende ſollte in jedem Lande eine eigne **Strafe** des Meineides ſeyn. Nicht Todesſtrafe. Aber

eine Strafe, die dem Meineidigen lebenslang fühlbar bliebe, ohne ihn zur Verzweiflung zu bringen.

1142 9. Endlich und vor allen Dingen müſten die Obern ſelbſt den Eid durch ihr Beiſpiel mehr heiligen. Sie müſten nicht mehr nur pro forma ihn leiſten und Landesgeſeze, Privilegien, Kapitulationen, Friedensſchlüſſe beſchwören, welche ſie nie zu halten willens ſind. Denn wenn die Staaten ſelbſt mit dem Eide ſpielen, ſo wird, nicht immer durch eine laute Folgerung, aber doch gewiß durch einen ſtillen und deſto gewaltſamern Einfluß des Beiſpiels, der Eid bei den Bürgern des Staats in Geringſchäzung gerathen.

1143 Das iſt es, was die Regierer der Staaten
thun müſten, um dieß wichtige und oft einzige Mittel
der Sicherheit in menſchlichen Geſchäften in ſeiner
Wirkſamkeit zu erhalten. Was der **Prieſter**, der
Vater, der **Erzieher** hiebei thun müſte, kan nun
1144 leicht gefolgert werden. (1044-1048.) Nur die
Schlußfolge bemerke man, die aus obigen Betrachtun-
gen über die Heiligkeit des Eides fließt, nemlich dieſe:
Daß die Eide, **außer Gericht** im geſelſchaftlichen
Leben, von **keinem Menſchen**, der Achtung vor
Gott und Tugend hat, gebraucht werden ſollten.

XLV.

Vom Recht zum Genuſſe alles deſſen,

was genießbar iſt.

1145 Wo Bedürfniß, Gegenſtand und Kraft vom Schöpfer ſelbſt iſt, da iſt Recht. Folglich haben alle Menſchen das Recht, alles zu gebrauchen und zu genießen, was Gott allen zum Bedürfniß gemacht hat, wozu er allen Kraft und Werkzeuge des Genuſſes ſowol als Ge-

genſtände deſſelben gab. Folglich iſt **kein Genuß** eines 1146
Vergnügens an ſich unrecht oder dem Willen Gottes
entgegen. Folglich hat kein Menſch, auch der Staat
nicht, Befugniß, dem andern am Genuſſe irgend einer
Annehmlichkeit zu hindern, ſo lange er nicht durch
die Art deſſelben dem Staate oder den Rechten der Einzelnen
nachtheilig wird. Παντα μοι ἐξεστι, ſagt Paulus.
Folglich ſind alle **Diſpenſationen** ſolcher Handlungen, 1147
die dem Staate und den Rechten der Einzelnen nicht
unmittelbar ſchaden, oder dem algemeinen und durch
Einſtimmung der geſitteten Nationen geheiligten Wolſtande
nicht verlezen, **willkührliche** Dinge, und —
unnöthige Koſtenverurſachungen. Folglich gehörts zu 1148
den höchſten Grundſäzen der Gewiſſenhaftigkeit: „**ma-**
„**che keinem Menſchen eine vermeidliche Stö-**
„**rung ſeiner Freuden.**„ — Wir wollen aber ſehen,
was unter dieſem algemein Genießbaren begriffen iſt.

A. **Blos ſinliche Annehmlichkeiten,** die der 1149
Menſch mit dem Thier gemein hat: als

- a. Stillung des Hungers und Wolgeſchmak der **Speiſen.**
- b. Labung im Durſt und Wolgeſchmak der **Getränke.**
- c. Befriedigung des **Geſchlechtstriebes.**
- d. **Angenehme Gerüche.**
- e. Angenehme Berührungen der **Gefühlnerven,** die am ganzen Körper zerſtreut liegen — durch warme oder kühle Luft — Lager — Kleidung.
- f. Jede ſanfte und unſere Kräfte **nicht** abſpannende **Leibesbewegung.**
- g. Ruhe d. h. Abbrechung der Thätigkeit einer Kraft.
- h. **Schlaf.**
- i. Annehmlichkeiten des **natürlich** angenehmen **Schalles.** Ein rieſelnder Bach. Ein rauſchen-

des Wehr. Geſang der Vögel. Majeſtät des Donners u. ſ. w.

k. Empfindung der natürlichen **Schönheit** vermittelſt des Auges. Licht. Farben. Mannigfaltigkeit. Symmetrie. Reinlichkeit.

l. Empfindung des Wolbefindens bei leichtem Blut, heiterm Kopfe, kurz, **Geſundheit.**

1150 B. **Sinliches Vergnügen:** welches ſich von der erſten Klaſſe der Annehmlichkeiten dadurch unterſcheidet, daß hier die ſinliche Thätigkeit mit Vorſtellung und Reflexion verbunden iſt, und eben dadurch die Empfindung zum **Vergnügen** erhebt.

1151 a. Hieher gehören die vorgenanten Stúfe a bis i, ſofern ſie mit Reflexion genoſſen werden, z. B. mit Vorſtellung ihrer Volkommenheit, ihres Nuzens, ihres Urſprungs, oder der Kunſt des Schöpfers oder der Menſchen, die bei einem Gegenſtande der Sinne angewandt iſt. So entſtehn z. B. Vergnügungen des **Gehörs** vermittelſt des durch Kunſt hervorgebrachten Schalles der Muſik u. d. oder des Auges bei Kunſtwerken, in Gemälden, in Zimmereinrichtungen, Kleidungsarten u. ſ. w.

1152 b. Die zuſammengeſezten Vergnügungen, wo **mehrere Sinne** zugleich beſchäftiget und von Thätigkeiten der Denkkräfte z. B. des Ingeniums — begleitet werden. — Inſonderheit **Spiel** — **Tanz** — **Komödie.** S. Th. II.

1153 c. Vergnügen aus Beſiz des **Eigenthums** und der Mittel zu Anſchaffung der Lebensbedürfniſſe, die wir irdiſche Güter nennen. Sie gehören zur Sinlichkeit, weil ihr Materiale Gegenſtand der Sinne iſt und zu Verſchaffung ſinlicher Freuden abzwekt. Es ſind aber auch zugleich Vergnügungen aus Vorſtellung, weil ich ihr Formale,

ihre Verhältniſſe des Urſprungs und Nuzens
denken muß, wenn ſie Vergnügen ſeyn ſollen.

d. Angenehme **Auftritte** im menſchlichen Leben, dazu 1154
wir nicht unmittelbar durch Ueberlegungen
und Beſchlüßungen beigetragen haben: was man
Glük nent.

C. **Freuden des Geiſtes:** an denen die Sinne 1155
keinen unmittelbaren Antheil haben, die zunächſt aus
bloßen Vorſtellungen und Räſonement entſtehen. Man
könte ſie im engern Verſtande Genuß des **Guten** nennen.
Sie ſind die Grundlage der **Zufriedenheit.** —
Es beruhen aber alle Vorſtellungen, welche fähig ſeyn 1156
ſollen, uns Freuden zu ſchaffen, auf der **einen:** daß
wir im Beſiz deſſen ſind, was a. die **volkommenſten**
Freuden gewährt, b. was alle Freuden **würzt** und ſie
ſchmakhaft macht, c. was das **Mittel zur Erlangung**
aller iſt. Und dieſe **eine** Vorſtellung iſt bei 1157
denen Thätigkeiten, wodurch wir unſere Mitmenſchen
entweder Freude und Nuzen ſchaffen oder ihre Leiden
mindern, und ihrer Achtung und Liebe uns theilhaftig
machen, kurz, bei den Freuden des **Liebens** und **geliebt werdens:**
— welches ich in der Folge aufs ſtrengſte
beweiſen werde. Die Arten, welche unter dieſer 1158
Gattung ſtehn, ſind: Freuden an Einſamlung nüzlicher
Kentniſſe — Freuden an den Kentniſſen ſelbſt —
Freuden des Freiheitgefühls — der Nuzbarkeit — der
Wolthätigkeit — des geſelligen Lebens, der Freundſchaft,
der Achtung, des guten Rufs — Freuden der
engern Verbindung mit Menſchen, z. B. mit Gatten,
mit Kindern — Freuden des Vertrauens auf Gott —
des guten Gewiſſens — der frohen Ausſichten. — Bei
dieſer Ueberſicht erhellet

1. Daß der liebevolle Schöpfer ſeinen Menſchen 1159
zahlloſe Freuden bereitete — daß es alſo ganz ſein
Zwek ſeyn muſte — ſeine Geſchöpfe vergnügt und zufrieden
zu machen.

1160 2. Daß der Genuß aller Menſchenfreuden **allen Menſchen** vom Schöpfer **möglich** gemacht iſt: daß alſo jeder Menſch in jeder Lage, Alter, Verhältniß — **glüklich** werden **kan**.

1161 3. Daß die lezte Klaſſe der Freuden C die wichtigſte iſt, welcher im Beſtreben des Menſchen nach Glükſeligkeit alle übrigen in A und B nachſtehen müſſen.

Anmerk. Aller in A B C enthaltenen Freuden, Natur, Genuß, Reize — nebſt der Kunſt, ſie recht zu genießen und alle Störungen der Glükſeligkeit dabei zu verhüten, ſoll Th. II. erklärt werden.

XLVI.

Kentniß der ſinlichen Freuden.

1162 Es gehört zur Aufklärung unſeres Geiſtes, ſofern ſie Grundlage der Glükſeligkeit iſt, daß wir die Freuden recht kennen, zu deren Genuß der Schöpfer uns berechtiget und eingeladen hat. (1145.) Wir betrachten alſo zuerſt die **ſinlichen Freuden**, von welchen ſo manche Moraliſten die ſchiefſten Urtheile gefällt haben, die ſo viel Schwärmer herabwürdigen, und die gegenſeitig der Hauſe der Thoren mit der angemaßten Philoſophemmine zum einzigen Ziele des Menſchenlebens erhebt. Zur richtigern Beurtheilung gehört dreierlei:

1163 I. **Ihr Werth und ihre Schäzbarkeit.** — Es ſind

1164 1. **Freuden** — oft ſehr große und entzükende Freuden. Sie üben im Empfinden, im Frölichſeyn. Und Uebung im Freudegenuß macht Zuſtand, Stimmung — 367.

2. Es

1165 2. Es ſind Freuden, dazu **Gott Trieb, Kraft und Gegenſtände gab** — Gegenſtände, ſo ſchön, ſo mannigfaltig, ſo einladend, ſo ſich ſelbſt aufdringend. Müſten wir nicht Gott anklagen, wenn wir dieſe Freuden verachten oder für Sünde halten wollten?

1166 3. Es ſind unentbehrliche Mittel zur **Erhaltung des Lebens** und der **Geſundheit**. Wie mag beides ohne a, b, c, f, g u. ſ. w. beſtehen? Auch ſind die Sinne und die damit verbundenen Empfindungen des Angenehmen oder Widrigen, die **Wächter** über die **Gefahren** des Lebens: die wir ohne ſie weder bemerken noch ſo eifrig meiden würden. Endlich, ſie vernachläßigen und ungenoſſen laſſen, zieht geradezu die übelſten Folgen z. B. zerſtörende Krankheiten nach ſich.

1167 4. Ohne ſie iſt der **Geiſt unfähig zu ſeinen Thätigkeiten.** Denn ſie ſind a. die Anfriſchung ſeiner **Kräfte** und der **Luſt** ſie zu brauchen. Durch ſinliche Freuden werden die Geiſteskräfte abgeſpant und erhalten durch Ruhe neue Stärke. Durch ſie b. erhalten Blut und Säfte einen friſchen Antrieb zum Umlauf, und es entſteht der Zuſtand, den mag Behaglichkeit, **Leichtigkeit**, Lebhaftigkeit nent, im Gegenſaz des trägen, ſchlaffen und düſternen Weſens, welches Folge von blödſinniger Enthaltſamkeit iſt. Und ſie wirken c. ſelbſt durch ihren Einfluß auf Geſundheit geradezu auf die Seele und ihre Fähigkeit zu ernſten Geſchäften. — 1168 Man möchte ſagen, der Menſch ſey eben darum das glükliche Mittelding zwiſchen Engel und Thier — die wir beim ewigen Einerlei uns denken, und die nicht die angenehmen und die Kräfte ſo ſtärkenden Abwechslungen und Miſchungen der ſinlichen und geiſtigen Freuden haben, wie wir.

1169 5. Sie ſind die **Quellen unſeres Ideenreichthums.** (12. ff.) Sie liefern unſerm Geiſte die rohen Materialien, die er verarbeitet: und ſie ſind zulezt

wir-

wieder ſein Probierſtein, der ihm ſagen muß, ob ſeine
von ihnen abgeleiteten Wahrheiten richtig ſind. Alle
unſere Erkentniß geht von den Sinnen aus, und muß
bei der Prufung auf Sinne und Erfahrung, auf Lei-
den und Freuden zurükgefuhrt werden.

1170 6. Sie ſind vor anfangs die Grundlage der
Stärke aller unſerer Empfindungen. Ohne Sin-
lichkeit wäre der Menſch eiskalter Vernunftmenſch.
Sie giebt unſern Neigungen und Empfindungen ihre
Wärme und ihr Feuer. Ohne ſie ward kein Menſchen-
herz für Liebe, für Patriotismus, für Heldenmuth
oder irgend eine That erwärmt, die von Kampf und
Schwierigkeit begleitet iſt. Ein reizender Anblik muſte
es ſeyn, oder der Zauber der Tonkunſt, oder der herz-
erhebende Schauder der Trommeln und des Geſchüzes,
oder die Blutwallung vom Saft der Reben, oder die
Gemälde der Phantaſie, die bald Reichthum, bald
lauten Dank, bald des etwas als Lohr uns zeigt. —
1171 Und wo war der Menſch, dem nicht bei ſeinen beſten
Thaten, bei ſeinem unermeßlichen Fleiße, durch den
er ſich der Welt nuzbar machte, der Genuß der Sin-
lichkeit (gute Koſt, bequeme Wohnung, geſelſchaftliche
Freuden — —) nächſter Zwek (ich ſage nicht lezter)
oder doch Mitzwek (ich ſage nicht einziger und wichtig-
ſter) war, deſſen Gedanke ihn erwärmte und bei den
1172 Laſten des Lebens muthvoll erhielt. Oder mögen die ſel-
tenen Seelen, welche durch lange Uebung in Wahr-
heitforſchen dahin gekommen ſind, daß ſie ihre nicht-
ſinlichen Gegenſtände in einem ſolchen Lichte und in ſol-
chen Reizen erbliken, daß ſie des Zunders der Sinlich-
keit zur Anſeurung der Seele entbehren können, hier
als widerlegende Inſtanz gelten? Und mögen ſelbſt dieſe
ſeltenern Menſchen die ſinlichen Freuden zur Lebhaftig-
1173 keit ihres Geiſtes ganz entbehren? — Bei jenen
Schwärmern aber, die alle ſinliche Luſt für Sünde
erklären und doch groſſe feurige Empfindungen zeigen —

bis

iſts da nicht ſelbſt die Sinlichkeit, die ſie bewirkt, wofern
ſie wirklich vorhanden ſind und nicht blos vorgeheuchelt
werden? Iſt nicht ihre ganze Religion Phantaſieobjekt?
— Doch, warum ſage ich das nur vom 1174
Schwärmer und ſeiner Religion? Mag irgend ein
nichtſinlicher Gegenſtand, mag Gott und Tugend dem
Menſchen gefallen und ſein Herz für ſie erwärmt werden,
ohne Sinlichkeit? Nehmen unſre Redner nicht ihre
Motiven mit aus der Sinlichkeit? Und muß nicht
Beredſamkeit, heilige Geſänge, muß nicht Muſik, Dichtkunſt,
Malerei — kurz alle Künſte der Verſinlichung
gebraucht werden, um dem Menſchen die Religion zu
verſinlichen, weil nur durch Verſinlichung das Herz
erwärmt werden kan? — —

7. Sie ſind das **Band der menſchlichen Geſelſchaft.** 1175
— Was hält die Menſchheit zuſammen? Was
macht, daß für jeden Menſchen ſo viel tauſend Hände
geſchäftig ſind? (661.) — Und wo würde dieſe **Induſtrie**
ſeyn, die die Staaten ſo glüklich und das Leben ſo leicht
macht? Der Bauer, der Handwerker, der Handelsmann,
der Seefahrer, — arbeitet nicht alles zunächſt
für den Genuß der Sinlichkeit? — Ferner: wem 1176
verdanken wir die **Kultur der Nationen durch
Künſte** und Wiſſenſchaften? Würden unſre Künſtler
und Meiſter entſtanden ſeyn, wenn ſie nicht die Abſicht,
die ſinlichen Freuden zu verfeinern und zu vervielfältigen,
erfindungsreich gemacht hätte? — Endlich: 1177
was iſt die **Seele des geſelligen Lebens?**
Theilnehmung. Und wo wäre Theilnehmung, wenn
die Menſchen nichts als die Güter des Geiſtes zu genieſſen
hätten? Wo bliebe ohne ſinliche Freuden die
Schule der Tugend, Theilnehmung und Mittheilung?

8. Sie ſind ſelbſt die **Grundlage unſerer Gotteskentniß** 1178
und Gottesliebe. Was ſoll das Kind auf
das Daſeyn und die Liebe des Schöpfers leiten? Und
ſelbſt der Mann, der ſeinen Gott ſchon kent und glaubt,

wo findet er die Spuren des liebevollen Allvaters häufiger, heller, fühlbarer, als im Genuß der Sinlichkeit?

O Vater! wir ſind Kinder hinieden, die dieß von dir uns angelegte Gängelband zu dir und zum Genuß deiner Liebe nie entbehren können. Lehre uns dieſe tauſendfältigen Freuden mit dankbarem Herzen annehmen, und in jedem Biſſen, in jedem Becher, den wir mit Wolgeſchmak genieſzen, in jeder warmen oder kühlen Luft, die uns erquikt, in jeder frohen Stunde, die Tonkunſt, oder ſchöne Natur, oder geſellige Luſt uns ſchenkt, dich, Vater der Liebe! empfinden, unſer Herz dir immer näher bringen, und, als im Vorſchmak künftiger, volkomnerer Seligkeiten, uns unſers Daſeyns und unſers Schöpfers erfreuen.

1179 II. **Ihre Gefahren** — ſind freilich auch vielfältig und groß. Man frage die Erfahrung.

1180 1. Was hat nicht der unmäſſige, ja ſelbſt der blos **unvorſichtige Genuß** für Zerrüttungen der menſchlichen Glükſeligkeit angerichtet? Und wie unendlich leicht, ja wie unvermeidlich iſts oft nicht, daß man eine ſinliche Freude zu viel genieße oder die Regeln der Vorſicht verabſäume? — Wie leicht zerſtören wir durch Speiſen oder Getränke, wenn wir zu viel genießen, oder nicht die Diſpoſition unſers Körpers bei der Art derſelben zu rathe ziehn, unſere Verdauungswerkzeuge, oder erzeugen Verderbniſſe der Säfte, oder Stokungen derſelben? Wie leicht verurſacht der angenehme Genuß der freien Luſt die gefährlichſten Erkältungen? Wie leicht verſehn wir es bei Leibesbewegungen durch Erhizung oder kalten Trunk, und zernichten
1181 unſre Geſundheit auf lebenslang? Wie leicht entſteht beim Genuß des ſinlichen Vergnügens Streit, Uneinig-
1182 keit, Verlezung der bürgerlichen Geſeze? Wie leicht bekomt durch die ſinlichen Freuden unſere Phantaſie eine ſchäd-

ſchädliche Uebermacht? Wie leicht werden Begierden erregt, die die Ruhe unſers Lebens zerſtören, oder Bedürfniſſe erzeugt, die uns hernach quälen, weil wir ſie nicht befriedigen können? Wie leicht wird durch einen etwas zu häufigen Genuß der ſinlichen Freuden die ganze Seele verdorben, d. h. von der Thätigkeit der höhern Kräfte entwöhnt oder alles Geſchmaks an Geiſtesfreuden beraubt? Ferner: Was koſten uns die Anſtalten 1183 und der Genuß der ſinlichen Freuden oft für Zeit, Kraft, Sorgen, Geld? — Wie wird darüber bei manchem ſein Hausweſen zerrüttet und ſein Eifer in Geſchäften zernichtet? Endlich: was hat das Streben nach den **Mit-** 1184 **teln**, die wir zur Verſchaffung der ſinlichen Freuden nöthig haben, für Uebel erzeugt? Wodurch iſt Neid, Betrügerei, Liebloſigkeit in die Welt gekommen? Was hat den ſchädlichen Luxus hervorgebracht? Was hat die Plagen geſchaffen, die unſre Rechtsgelehrten und Aerzte heilen müſſen? — Unleugbar iſt es, daß der Genuß der Sinlichkeit einen ganz eignen Grad von Vorſicht und Wachſamkeit erfodert und — daß dieſe Freuden vergleichungsweiſe in einem ſoviel geringern Werth ſtehen als die Geiſtesfreuden, je weniger jene von dergleichen Gefahren begleitet ſind.

III. Die Regeln, welche die Vernunft uns hier 1185 vorſchreibt, fallen von ſelbſt in die Augen.

1. Genieß ſie alle, aber genieß ſie als das, was 1186 ſie ſind, als **Mittel** — nicht als Zwek des Menſchenlebens: (1167. ff.) folglich mit ſteter Aufmerkſamkeit bei dem Genuß, daß ſie a. deine höheren Freuden nicht zernichten, (z. B. Aergerniß geben, deine Mitmenſchen beläſtigen, oder kränken, oder in Geſchäften ſtöhren — deine eigne Nuzbarkeit mindern u. ſ. w.) oder b. Güter dir rauben, deren Erhaltung zu den höhern Zweken deines Lebens unentbehrlich iſt, oder welche zu Befriedigung der Rechte der Menſchheit (z. B.

die Bezahlung deiner Schuldner, die Erziehung deiner Kinder u. d.) erfedert wird: oder c. welche deinen Geſchmak verderben, heftige Begierden erregen u. ſ. w. Zu dem Ende

1187 2. laß kein ſinliches Vergnügen bis zur **berauſchenden** Freude ſteigen — denn eben dieß macht a. daß die Menſchen ſo leicht an der Sinlichkeit hängen bleiben, und b. daß dieſe Freuden Gelegenheit zu Beſchädigungen unſrer Glükſeligkeit geben.

1188 3. Genieß ſie **alle** — **mit Abwechſlung** — **nie eine allein**, ſo daß dein Geſchmak an ihr herſchend werde und die andern dir gleichgültig mache: auch genieß keine **lange oder oft** hintereinander: denn dadurch muſt du verhüten, daß keine dir zum Bedürfniß werde und eine ſtürmende Begierde nach ihr entſtehe.

1189 4. **Ende** jede ſinliche Freude **ganz** — und laß die Phantaſie ſie nicht fortſezen, welches für den eben angezeigten Zwek nöthig iſt.

1190 5. **Miſche ſie** ſoviel möglich **mit Geiſtesfreuden,**
1191 damit die Sinlichkeit nie allein wirkſam ſey: a. mit **nüzlichem** (nicht eben gerade ernſten, philoſophiſchen, oder religiöſen) **Geſpräch**, das Erkentniſſe bereichert, Erfahrungen vermehrt, Vergnügen am Guten gewährt,
1192 z. B. Erzählung einer edlen That — b. mit den **Freuden der Theilnehmung** — beſonders der Armen —
1193 auch deines Geſindes — c. mit **ſtillem Aufblik zu Gott**, ſo daß du mitten im Genuß den Algegenwärtigen denkeſt; — dieß erhöht die Freude — heiligt ſie und macht ſie gefahrlos.

1194 6. **Ende ſie auch mit Geiſtesfreude.** — laß, wo möglich, auf jedem ſinlichen Genuß, beſonders wenn er lang gedauert hatte und berauſchend geweſen war, Selbſtbetrachtung oder ernſte und nüzbare Geſchäfte folgen, damit die Stimmung fürs Sinliche ſich wieder verliere und nie herſchend werden könne. (1581.)

Das iſt es, was die Vernunft rathet. Das iſt 1195 die Stimme Gottes. „Mein Kind, es iſt meine Freude, wenn ich dich vergnügt und fröhlig ſehe. Wie konteſt du zweifeln, daß ale dieſe Freuden, wenn du ſie mit heiterer Seele genießeſt, mein Wolgefallen ſind, da ich ſelbſt ihr Geber bin. Aber — höre die Stimme eines Vaters, nicht eines Geſezgebers: genieße alles mit Vorſicht: ſey mäßig: genieße oft, aber nicht alzulang: laß nichts dein Herz feſſeln: nichts deine Luſt zur Arbeit, deinen Eifer in Geſchäften, deinen Geſchmak am Gutesthun mindern: gedenke meiner bei allen deinen Freuden und laß den Aufblik zu deinem Schöpfer und Vater ſie heiligen; ſo wirſt du dein Leben als ein Weiſer genießet.„

XLVII.

Kentniß der volkommenſten Freuden. Menſchenliebe.

Es iſt für jeden Menſchen eine wichtige Frage: wel- 1196 ches die volkommenſten Freuden ſind, welche man folglich am meiſten genießen, nach deren Genuß man am eifrigſten ſtreben und denen man im Kolliſionsfalle alle übrigen aufopfern muß? — Und traurig ge- 1197 nug iſts, daß das unter unſern Menſchen noch Problem iſt: daß nicht jedem ſein Herz, ſeine Erfahrung ſchon antwortet. — Da iſt unſere Erziehung, und bei der Erziehung vornemlich der verkehrte Religionsunterricht ſchuld.

Der erſte der Weiſen antwortete auf die Fragen, 1198 was man vornemlich thun müſſe, um ſelig zu werden? worinnen des Menſchen Volkommenheit beſtehe? was die Summe aller Foderungen Gottes ſey? und auf alle ähnliche, immer einerlei: Liebe! — Dieſe Autoritåt verdient unſre Aufmerkſamkeit. Wir wollen unterſuchen. (244. ff.)

1199 I. Was iſt das für eine **Menſchenliebe**, die der Weiſe als den Urquell aller Seligkeit angab?

1200 a. Ihr **Weſen** beſteht in zwey Stüfen: 1. in dem Beſtreben, **gemeinſchaftliche** Glükſeligkeit gemeinſchaftlich zu befördern, 2. in der **eignen Freude**, die man bei dieſem Geſchäft empfindet, und die 3. mit dem Wunſche vergeſellſchaftet iſt, **Gegenliebe** zu finden und zu genieſſen. Denn andre glüklich machen, ohne daß ihre Glükſeligkeit mit der unſern zuſammenhångt, wåre Thorheit, und ſtritte mit der Selbſtliebe. Die Liebe befördert gemeinſchaftliche Glükſeligkeit. Ferner: andre froh machen, ohne ſelbſt daran Freude zu haben, wåre allenfalls Güte aber nicht Liebe. Endlich: lieben, ohne Streben wiedergeliebt zu werden, wåre Aktion ohne Reaktion, d. h. Unnatürlichkeit.

1201 b. Die **Wirkſamkeit** dieſer Liebe zeigt ſich in vier Stüfen, die in folgender Stufenfolge ſtehn: 1. wenn wir unſern mit unſrer eignen Glükſeligkeit ſo genau verbundnen (685. ff.) Mitmenſchen **keine vermeidlichen Leiden machen**, durch Kränkung ihrer Rechte. (738. ff.) 2. Wenn wir alle ihre **Leiden**, ſoviel an uns iſt, zu **mindern** oder zu entfernen ſuchen: 3. wenn wir ihnen **einzelne Freuden** ſchaffen oder thun, was ihre Zufriedenheit befördert: durch **Wolthun** oder **Nüzlichwerden**: 4. Wenn wir ihnen **Mittel zu Freuden** bereiten oder dieſelben vermehren.

1202 c. Ihre **Gegenſtånde** ſind alle Weſen, die mit uns gleiche Natur haben, die mit uns ſympatiſiren, d. h. die wie wir fühlen und empfinden. Alſo — alle Kinder des Allvaters, die je in unſern Wirkungskreis kommen — ohne Unterſchied des Alters, des Geſchlechts, der Abkunft, der Meinungen, der bürgerlichen Verfaſſung u. ſ. w.

II. Wie?

1203 II. Wie? Dieſe **alumfaſſende Menſchenliebe** ſoll **Freude** ſeyn? ſoll die **volkommenſte Art der** Menſchenfreuden ſeyn? — Man prüfe meine Beweiſe.

1204 1. Sie iſt erſter, ſtärkſter, algemeiner **Naturtrieb.** Sie muß alſo als Befriedigung des ſtärkſten Naturtriebes die volkommenſte Freude ſeyn. Siehe den Säugling, was zuerſt, was am ſtärkſten ſich regt, ſobald er nur die Augen öfnet. Siehe, wie er ſein Auge liebevoll auf die Mutter heftet: wie er, ſobald ſein Inſtinkt geſtillt iſt, nur dieſe Liebe fühlt: wie der düſtre Blik ihn empfindlich, wie der freundliche ihn zufrieden ſtellt und ſein Krähen, ſein Hüpfen beſtimt. — Siehe den Menſchen durchs ganze Leben. Iſts nicht unwilkührliches Gefühl des **Mitleids,** wenn er leidende Menſchen erblikt? Iſts nicht unwilkührliches **Mitgefühl der Freude,** wenn er frohe Menſchen ſieht? Selbſt gegen Thiere empfinden wir beides. Nur Erziehung, Beiſpiele und raſende Grundſäze konten dieß Gefühl in einigen Menſchen ſchwächen, in keinem austilgen.

1205 2. Fraget die **Erfahrung.** Iſt Liebe nicht volkommner **Freudegenuß?** Iſts euch nicht, wenn ihr auch nur an einem Orte ſeyd, wo fröhlige Menſchen ſind, als ob ihr eure Sorgen vergäßet und die Freude ſich euch mittheilte? Und was fühlet ihr erſt dann, wenn ihr ſelbſt Freude macht? Iſts euch nicht Wonnegefühl, wenn ihr in **Geſelſchaft** durch gute Laune, durch einen Scherz, eure Mitmenſchen aufgemuntert ſeht, oder durch eine Gefälligkeit ein recht freundliches Geſicht hervorbringt? Iſts euch nicht Freudegenuß, wenn ihr in eurem **Hauſe** eure Kinder durch Kleinigkeiten, oft durch einen bloßen freundlichen Blik vergnügt machen könt oder eure Dienſtboten durch Güte, Schonung, kleine Belohnungen, recht ſichtbar fröhlig macht? Iſts nicht frohes Gefühl, wo ihr in eurem Geſchäftskreiſe die Menſchen, für die ihr arbeitet, mit euren Arbei-

ken zufrieden macht, ſo, daß ſie Freude daran haben,
euch loben, euch recht herzlich dafür danken? Iſts
euch nicht Freude, wenns an eurem Tiſche euren Kindern
oder euren Gäſten ſo recht herzlich ſchmekt, und
ihr ſie durch eure Veranſtaltung vergnügt ſeht? Und
1206 welche Himmelswonne empfindet ihr, wenn ihr Leiden
zu mindern oder Thränen abzutroknen und die Freude
in ein bekümmertes Herz zurükzubringen Gelegenheit
habt? — wenn ein Unglüklicher, den ihr vielleicht
durch eine geringe Hülfe erquikket, euch die Hände drükt
und dankt, wenn ihr in ſeinem Geſicht die Freuden
der Rettung leſet, die ihr ſchafet, wenn ihr euch es
denkt, wie er nach Hauſe komt, ſeinen ſchmachtenden
Kindern nun Brod bringt, und Gott dankt und fleht,
daß ers euch ſegne, wie er euren Namen mit inniger
Erkentlichkeit nent. — Sagt

1207 3. Sind dieſe Freuden des Freudeſchaffens nicht
die ſüſſeſten? Man vergleiche ſie doch ohne Verſtellung.
Wer mag ſagen, daß ihm bei der beſten Mahlzeit,
in der luſtigſten Geſellſchaft, im ſchönſten Concert
— ſo wol iſt, als in dem Augenblike, wo er z. B.
über einen recht nüzlich volbrachten Tag Rechnung
hält, oder, wo er durch eine wolthätige Handlung
Freude in ein harmvolles Herz zurükbrachte, wo er
den Dank des Elenden hörte, den er erwärmt hatte,
wo er Freudenthränen ſah, die er dem Auge des Geretteten
entlokt hatte, wo er die glühende Liebe erblikte,
welche die edle That dieſen Menſchen gegen ihn eingeflößt
hatte?

1208 4. Sie ſind die Dauerhafteſten. Jede ſinliche
Freude iſt trüber, wenn ſie genoſſen iſt. Von der
beſten Mahlzeit ſchmek ich nichts mehr, wenn ſie gehalten
iſt. Aber die Freuden der Liebe, die ich genoß,
wenn ich als Vater für meiner Kinder Glük, als Geſchäftsmann
für meiner Mitbürger oder Vorgeſezten
Zufriedenheit, als Freund für die Freude oder Zufrie-

denheit meiner Freunde — wirkſam war, dieſe Freuden ſind ewig. Ihr Andenken löſcht nicht aus und es giebt mir dieſelbe Entzükung wieder, die ich bei der That ſelbſt empfunden hatte.

5. Sie ſind die **reinſten**, weil ſie die wenigſte 1209 Zumiſchung von thieriſchen haben und folglich nicht die Gefahren bei ſich führen, von welchen die ſinlichen Vergnügungen begleitet ſind. (1180. ff.)

6. Sie ſind die **edelſten** Freuden, weil ſie die 1210 meiſte Kultur vorausſezen und den **gebildeten** Menſchen vom rohen Menſchen und vom Thiere unterſcheiden.

7. Es ſind die Freuden, die ich **ſtets** und ohne Ver- 1211 **luſt haben kan**, wo alſo jene ſtete **Uebung** im Fröhligſeyn möglich iſt, welche der Seele die Stimmung giebt, (367. ff. 377. ff.) die ich für den Gipfel der Glükſeligkeit anſehe. Die meiſten ſinlichen Freuden kan ich nicht immer und in mancher Lage gar nicht und manche nicht ohne Mühe oder Koſten haben, und ich werde darum oft von unbefriedigten Wünſchen beunruhigt. Die Freuden der Liebe kan ich täglich und ſtündlich genießen, ich mag an einem Studiertiſche oder an einer Werkſtadt ſizen, oder unter meinen Kindern den Erzieher machen, oder unter meinen Geſelſchaftern den aufgewekten Mann, — kurz, der Menſchenfreund, der im Wolthun und Nüzlichwerden Freude findet, iſt überall, wo er nur geſchäftig iſt, in dem Genuß dieſer Freuden.

8. Es ſind die Freuden **Gottes**. S. XXIII. 1212 XXIV. Und müſſen die Freuden, in deren Genuß der Schöpfer ſelbſt ſeine Seligkeit findet, nicht die allervolkommenſten ſeyn? Und müſſen dieſe Freuden des Liebens und Geliebtwerdens nicht mir von neuem dadurch Freude werden,

9. Daß ich durch ihren volkommenſten Genuß 1213 Gott ſelbſt die allervolkommenſte Liebe erweiſe?

Man denke nur nach, was das heiſſen kan, Gott lieben? Kan ich Gott anders lieben, da er unſichtbar iſt, als wenn ich ihn als den Alvater in ſeinen Kindern liebe? Sagt der erſte der Weiſen nicht recht: **das andere iſt dem gleich** ꝛc. Warhaftig, Gott kan ich keine Liebe erzeigen, als wenn ich ſeinen Zwek zum Zwek meines Lebens mache. Nun iſt ja Gottes einziger Zwek Menſchenbeſeligung. Alſo liebe ich ja Gott, wenn ich ſeine Kinder — alle — wie meine Brüder liebe und ihrer Zufriedenheit, ihrer Freude, und der Minderung ihrer Leiden mein ganzes Leben widme. Da erfülle ich ſeinen Willen. Da allein mache ich ihm Freude. Da allein erwerb ich mir ſein Wolgefallen. — Ein der Menſchenliebe ganz gewidmetes Leben, heiſt Liebe Gottes über alles. — Du ſagſt vielleicht: Gottes Zwek iſt ja nicht blos meiner Mitmenſchen Seligkeit, ſondern auch die Meinige: und du ſagſt recht. Aber Menſchenliebe iſt ja deine eigne — iſt der Urquell aller deiner Seligkeit. Prüfe und urtheile.

1214 10. Die Freuden der Menſchenliebe ſind die **Würze** aller unſerer übrigen Freuden, dadurch ſie uns erſt ganz ſchmakhaft und genieſzbar werden. Was iſt die beſte Mahlzeit, wenn wir ſie allein genieſzen? Was iſt Kunſt und Gelehrſamkeit, was iſt Wahrheit, Religion, — was ſind alle Güter und Freuden ohne Mittheilung und Theilnehmung? **Mitgenuß** iſt der Reiz alles ſinlichen und geiſtigen Vergnügens.

1215 11. Die wechſelſeitige Menſchenliebe **befreit** allererſt **unſere übrigen Freuden von dem, was ſie uns gewöhnlich verbittert**: — Ungefälligkeit, grämliche Geſichter, Neid, Mediſanſe, Nachſtellungen u. ſ. w.

1216 12. So erhalten auch durch Menſchenliebe alle Güter und Volkommenheiten erſt ihren **Werth**. Denn was iſt Schönheit, Reichthum, Gelehrſamkeit, Kunſt, Fleiß, wenn nicht ꝛc.

1217 13. Ja die Freuden der Menſchenliebe ſind auch das **Mittel zur Erlangung und Erhaltung aller** meiner Wünſche und Freuden. Sagt, was mag ſich ein Menſch wünſchen, das er ſicherer erlangen könte, als durch jene allesumfaſſende Menſchenliebe?

1218 a. Wir wünſchen uns **Nahrung und Unterhalt.** Dazu wird erfodert, daß man fleißig arbeite. Aber wer wird arbeitſamer ſeyn als der Menſchenfreund, der ſichs zum Zwek ſeines Lebens gemacht hat, nuzbar zu werden, der ſeinen Stolz, ſeine Freude darin ſezt? Wer wird mit mehr Luſt arbeiten, die Laſten weniger fühlen, jenen Zerſtreuungen, welche Familien zerrütten, weniger achten? — Weſſen Arbeiten werden mehr geſchäzt, geſucht, belohnt werden? —

1219 b. Wir wünſchen **Ehre und Achtung.** Wird der Egoiſt ſie finden? Oder iſt wenigſtens ein ſicherer Weg, Menſchenherzen zu gewinnen, als beſcheidene, gefällige, freundliche, gerechte, treue, arbeitſame Menſchenliebe? — Mag auf den Menſchenfreund Verleumdung fortdaurend wirken ꝛc.?

1220 c. Wir wünſchen **Geſundheit.** Die Liebe verwahrt für den gröſten Zerſtörungen derſelben, Zank, Neid, und allen heftigen Leidenſchaften. Die Liebe giebt das, was für die Geſundheit das wichtigſte iſt, ein fröhliges Herz.

1221 d. Wir wünſchen **vergnügten Umgang mit Menſchen.** Könte der uns fehlen, wenn die Menſchenliebe jene geſelſchaftlichen Fehler, Stolz, Rangſucht, Rechthaberei, Geilheit, auffahrendes Weſen, Eigenſinn, Mediſanſe — verbante?

1222 e. Minderung unſerer **Laſten und Leiden.** Wenn ich annehmen darf, daß ſieben Achtel aller menſchlichen Uebel die Menſchen einander ſelbſt zufügen, ſo iſt es wol unleugbar, daß der, welcher überall nach dem Geſez der Liebe handelte, allen mit Achtung zuvorkäme, von keinem Böſes hinter ſeinem Rüken re-

dete, in ſeinen Geſchäften unermüdet, bei ſeinen Ver-
ſprechungen pünktlich ꝛc. ꝛc. wäre, den größten Theil
derſelben von ſich entfernen würde S. 1587.

1223 14. Menſchenliebe endlich iſt die **Grundlage al-**
ler Güter und Freuden des Geiſtes, weil ſie uns
Gott ähnlich macht und folglich ſeines höchſten Wol-
gefallens verſichert. Denn wenn Gott die Liebe iſt,
(XXIV.) wenn er ſeine eigne Seligkeit in Beſeligung
ſeiner Geſchöpfe findet, ſo kan ihm nichts gefallen, als
was dieſen Zwek Gottes befördert, ſo kan ihm nichts
mißfallen, als was ihn zerſtört: ſo muß eine wahre
thätige Menſchenliebe, die uns in unſern Geſchäften
treu und unermüdet, im geſelligen Leben gefällig, freund-
lich, beſcheiden und duldſam, gegen die Rechte der
Menſchheit gewiſſenhaft, gegen alle Nothleidenden
hülfreich und wolthätig ꝛc. macht, das einzige und ent-
ſcheidende Mittel ſeyn, uns Gottes Wolgefallen zu er-
werben und ſein Mißfallen aufzuheben. — Das iſt
für mich der erhabenſte und erquikendſte Gedanke un-
1224 ter allen menſchlichen Kentniſſen! **Gott iſt die Liebe,**
und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott
und Gott in ihm. Und ſo wir ſeine Gebote hal-
ten, ſo haben wir Freudigkeit zu Gott, und
wiſſen, daß er uns hört. Wer Liebe hat, hat
das Geſez erfüllet. — Welch ein Licht für den Ver-
1225 ſtand, welches Labſal fürs Herz! — Sey ein Men-
ſchenfreund, und lebe arbeitſam, treu und rechtſchaf-
fen, als Vater für deine Kinder, als Herr für dein
Geſinde, als Unterthan für deinen Fürſten, als Ge-
ſchäftsmann für die, welche dich bezahlen, als Freund
für deine Freunde u. ſ. w. und finde deine Freude dar-
innen, wenn du allen Menſchen ſo viel Leiden erſpareſt
und ihnen ſo viel Freuden zuwendeſt, als du kanſt und —
du biſt wie Chriſtus ein Gott unter den Menſchen, du
biſt das Ebenbild des Unſichtbaren, du biſt theilhaftig
der göttlichen Natur, du biſt volkommen wie der Vater

im Himmel volkommen iſt, du haſt den **höchſten Werth** (Gerechtigkeit) vor Gott, du haſt dasjenige, was dich aller Segnungen Gottes empfänglich macht, du haſt die Urquelle aller Freude, aller Ruhe, aller Zufriedenheit in dir ſelbſt, du haſt die völligſte Bildung deines Geiſtes, bei welcher du alle Augenblik und in jeder Lage — an deiner Werkſtadt wie vorm Altar, beim Spiele wie bei dem Gebet — freudig und ſelig ſterben kanſt.

a. Wie **täglich froh** muß der alſo ſeyn, der ſo 1226 als Menſchenfreund lebt und wie unſer Chriſtus ſagen kan, das iſt meine Freude, daß ich den Willen Gottes thue und für das Beſte meiner Mitmenſchen lebe. Wie vergnügt muß ihn der Gedanke machen: „ich bin, „was ich ſeyn ſoll, und was ich hinieden werden kan: „ich bin volkommen.„

b. Wie glüklich muß ihn das **Bewuſtſeyn ſeiner Handlungen** 1227 machen. Wie kan er am Abende jedes Tages ſich ihrer freuen. Welch ein edler Stolz muß ihn beleben, daß ihm ſein Eifer in Erziehung, in Geſchäften u. ſ. w. ſo viel Werth vor Gott giebt.

c. Wie muß das **Kraft und Luſt** zur gemein- 1228 nüzigen Thätigkeit ihm mehren? Wie muß es ſeinen **Muth** bei Gefahren, ſeine **Geduld** bei Laſten ſtärken?

d. Mit welchem heitern Blik kan er ſtets **auf-** 1229 **ſchauen zu ſeinem Gott** und ſich den Algegenwärtigen denken, vor dem oft der zurükbebt, der die Menſchenliebe nicht achtet. — Mit welcher Freudigkeit kan er zu Gott **beten.**

e. Wie ganz kan er die **Freuden des Vertrauens** 1230 auf Gott genießen, da ihn ſein Zuſtand aller Segnungen Gottes empfänglich macht.

f. Wie ganz ſchmekt er die **Freuden des guten** 1231 **Gewiſſens**, da er weder Gottes Mißfallen noch üble Folgen ſeiner Thaten zu beſorgen hat, und auch von

Menſchen unendlich weniger zu befürchten hat als der, der nach entgegengeſezten Grundſäzen handelt.

1232 g. Wie **getroſt** kan der in ſeinen **Leiden** ſeyn, der in Gott den Vater kent und empfindet, den der Katechismusnachbeter nur nent: (denn wer ſelbſt liebt, weiß nur, was Liebe iſt:) da er weiß, daß er bei ſeiner Denkungsart und Handlungsweiſe keines ſeiner Leiden verſchuldet hat: daß ſie Heilmittel eines wahren Erziehers ſind, die zu ſeinem Beſten dienen müſſen: da er mit eben der Freudigkeit zu allen guten Menſchen, wie zu ſeinem Gott, aufbliken und Rath, Troſt, Theilnehmung, Beiſtand erwarten darf.

1233 h. Wie muß er überall ſo **heiter und fröhlig** werden, da er als Menſchenfreund bei allem, was er für ſeine Mitmenſchen thut, ſtündlich Freuden genießt, die der ungebildete Haufe gar nicht kent. Was muß das ſeiner Seele für eine algemeine glükliche Stimmung geben.

1234 i. Und wie muß das wieder **rükwärts** wirken, wenn dieß fröhlige Herz ihn in alle ſeine Verhältniſſe geleitet. 389.

1235 k. Wie freudig kan er ſeinem Tode entgegen ſehn, da er ihn vor dem Gott der Liebe führt, deſſen Ebenbild er trägt, und vor dem die Geſchäfte der Menſchenliebe das **einzig belohnbare** in der Ewigkeit ſind.

1236 Wenn man nun bei allen dieſen Beweiſen noch erwägt, was für eine erſtaunende Summe von Glükſeligkeit in die Welt kommen **würde** — **wenn** — **alle** Menſchen nach und nach überzeugt würden, daß die Freuden der Menſchenliebe die volkommenſten ſind, wenn alle Religionsſyſteme die Menſchenliebe in dieß Licht ſtellten, wenn der Saz: „Menſchenliebe iſt allein Tugend, allein Gottesverehrung, allein Grundlage der perſönlichen Glükſeligkeit jedes einzelnen Menſchen,„ Kindern und Volk in der früheſten Jugend eingeprägt und — alle Säze aus dem Kinderunterricht weggelaſſen würden, welche dieſen Saz ſchwächen oder zweifelhaft machen oder ihm ſeine Algemeinheit nehmen — wenn man, ſage ich, das erſt denkt, was geſchehen würde, wenn der an die Alvaterlehre geheftete Grundſaz der Menſchenliebe algemeiner Grundſaz der Menſchheit würde — welch ein Paradies dadurch auf der Erde entſtehen würde — dann, dann fällt der unendliche Werth dieſes Grundſazes erſt ganz ins Auge und man bedauerts mit blutendem Herzen — daß man noch dieß Chriſtenthum als Naturaliſterei ſchilt!

XLVIII.

Kentniß der algemeinen Regeln des Genuſſes aller Menſchenfreuden.

Groß und zahlreich ſind die Freuden, durch deren täglichen 1237 Genuß der Menſch zu jener glüklichen Stimmung gelangen (367. ff.) und wenigſtens einer volkomnen Ruhe und Zufriedenheit theilhaftig werden könte. Und wie komt es gleichwol, daß ſo wenig Menſchen glüklich werden, und daß die meiſten ſich über die Vorſehung beklagen, daß ſie ihnen Gutes und Freude zu ſparſam zugetheilt habe? — Es liegt blos daran, daß ſie a. die Freuden, deren Genuß ihnen der Schöpfer nahe genug gelegt hat, nicht alle kennen oder doch nicht als Freuden (ſondern als Pflicht und Zwang) kennen und ſie alſo nicht zu genießen verſtehn, wie z. B. Freuden der Arbeitſamkeit, Freude an Wahrheit — b. daß ihr Geſchmak verwöhnt iſt und ſie daher für manche keinen Sinn haben, z. B. Freuden der ſchönen Natur oder die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens — c. daß ſie an einige nur ſich halten, z. B. ſinliche Luſt, Reichthum, und darüber andere nicht achten und genießen — d. daß ſie ihre meiſten Freuden zu flüchtig genießen und daher nie zu jener Stimmung gelangen können. — Daraus fließen folgende algemeine Regeln, deren Kentniß zur Glükſeligkeit unentbehrlich iſt.

1238 1. **Lerne die Freuden kennen**, die Gott dir — in deiner Lage möglich gemacht hat. Spähe ſie aus. Forſche mit aufmerkſamen Bliken, und frage, was kan ich in meiner Lage haben, um mir angenehme Empfindungen zu verſchaffen. Studiere alles aus, was genießbar iſt. Es giebt viele dir noch unbekante Freuden. Beſonders ſuche die Freuden der Natur, (XXIX.) die ſo unerſchöpflich ſind und ſo wenig genoſſen werden. So gehts auch den Freuden des Gehörs, beſonders der Tonkunſt, welche ſo viel Einfluß auf Belebung, Aufheiterung und Veredlung hat. So giebts viele noch. Sieh dich um. Alles iſt genießbar. Und Gott will, du ſollſt alles genießen: du ſollſt vergnügt ſeyn.

1239 2. Genieß **nicht eilfertig**. Achte auf ihr Kommen. Laß auch die kleinſte nicht unbemerkt. Jeden Biſſen, der dir ſchmekt, jeden angenehmen Zufall, der dir begegnet, — bemerke alles. Der Blumen ſind viel, die Gott auf deinen Lebenspfad ſtreut. Auch um die kleinſte iſts ſchade. Jeder Moment der frohen Empfindungen iſt ein Beitrag zur Veredlung deiner Seele. — Wie du alſo etwas angenehmes genießeſt, ſo beſinne dich und ſuche dir des **Wolgeſchmaks recht bewuſt zu werden**. — Genieß auch mit der **ganzen Kraft**: vergiß beim Eſſen deine Geſchäfte — bei dem Fleiſſe deine Plaiſirs — bei der Ergözlichkeit deine Sorgen — bei Kopfarbeit die Freuden des Pokals u. ſ. w.

1240 3. Bemühe dich den Gegenſtänden des Genuſſes **alle Reize zu geben**, die du ihnen geben kanſt, ohne wichtigere Gegenſtände darüber zu vernachläßigen, und ſuche dir ſie **immer genießbarer zu machen**.
1241 Wie gewint z. B. eine **Mahlzeit** durch die angenehme

Temperatur der Luft, in der ich ſie genieſſe, durch Fleiß
in Zubereitung, durch Reinlichkeit, Nettigkeit, guten
Geſchmak im Aeußerlichen, durch fröhlige Geſichter
der Mitgenießenden, durch einen einzigen frohen
Aufblik zu Gott, ihrem Geber u. ſ. w. Wie gewint 1242
das Vergnügen der **Arbeitſamkeit**, wenn ich mich immer
mehr mit den Kentniſſen bereichere, die dazu nöthig
ſind, um mit Leichtigkeit, um gut zu arbeiten:
ferner: wenn ich mich abſichtlich beſtrebe, es denen
recht zu Dank zu machen, für die ich arbeite: wenn
ich bei meinen Arbeiten mir alles bequem zu machen, eine
recht püntliche Ordnung und Reihe zu beobachten ſuche
u. ſ. w.

4. Findeſt du Freuden oder Gegenſtände des Genuſſes, 1243
die du haben kanſt, die aber dir noch nicht
ſchmeken und noch kein rechtes Vergnügen gewähren,
ſo lerne, **dich an ſie gewöhnen und Geſchmak
an ihnen gewinnen.** Denn viele Menſchen haben
für vieles gar keinen Sinn, z. B. der verwöhnte Höfling
— der verunglükte Bankruttierer, der ſonſt in
Herlichkeit gelebt und dem nun in ſeinem eingeſchränktern
Zuſtande nichts ſchmeken will. — Das Mittel dazu 1244
iſt: **Fange nur an,** aus bloßem Räſonement, aber
mit vorſichtiger Mäßigkeit **zu genießen.** Koſte. Wiederhole
den Genuß. Das erſtemal wirds nicht ſchmeken.
Höre auf, wenn Ekel komt. Fange wieder an. Das
zweite, drittemal wirds leichter gehn. In der Folge
wird der Ekel ſich verlieren. Brauche dabei die Vorſicht,
die unangenehme Seite dir abſichtlich zu verbergen.
Suche die angenehme auf. In kurzem wird
ſich der Sinn wiederfinden. Und bald wird dir das
Wolgeſchmak und Bedürfniß ſeyn, was du anfangs
nur aus Räſonement genoſſeſt. — Auf dieſe Art kan
ſich jeder Menſch an alles — der kein Bier trinkt, an
Bier, der auf weichen Betten ſchlief, an hartes Lager,
der einen Menſchen nicht leiden konte, an denſelben

Menſchen — und ſo an jeden Gegenſtand des Genuſſes
gewöhnen.

1245 5. Wenn du aber irgend eine Freude oder Annehmlichkeit
genießeſt, ſo **hüte dich**, daß du nicht
beim Genuß auf das ſcheinbare **Beſſere hinſchieleſt**,
was etwa andre genieſſen. Damit verderben ſich die
meiſten Menſchen ihren Genuß. Der hat ſchöne und
nette Kleider, aber es verdrieſſt ihn, daß ſein Nachbar
ſie **prächtiger** hat. Der hat eine ſchmakhafte
Schüſſel, welche ſein Hunger ihm würzt, aber er genießts
nicht mit Wolgefühl, weil er ſtets dran denkt, daß andre
mehr Schüſſeln haben, und er dieſe ſich wünſcht. Der
iſt durch ſeine Geſchäfte ein nuzbarer Mann, aber es
kränkt ihn, daß er nicht in einer **glänzenden** Laufbahn
iſt. Der genießt bei ſeinem Spaziergange die ſchöne
Natur, aber ohne Wolgeſchmak, weil er dabei ſtöhnt, daß
er **gehn** muß und ſie nicht wie andre **fahrend** genieſſen
1246 kan. — Es iſt vernünftig, dem Guten das Beſſere
vorzuziehen: aber es iſt höchſt unvernünftig, das Gute,
das ich habe, über dem Hinſchielen auf das ſcheinbare
Beſſere, das ich nicht haben kan, ungenoſſen zu
1247 laſſen oder mir es darüber zu verbittern. **Entſage**
alſo, wenn du willſt lernen dein Leben genießen, wenn
du es in der Kunſt fröhlig zu ſeyn recht weit bringen
willſt, **allen Wünſchen** ſolcher Dinge, die du nicht
haſt und vorjezt nicht haben kanſt. Der Wunſch iſt
die Hektik der Thoren. Sie iſt der Eſſig, von dem
allen unſern Freuden die Farbe ausgeht. Sie verlieren
ihr Licht und werden unſcheinbar.

1248 6. Genieß alles, was dir Vergnügen macht, ſo,
daß du vorher **ſchikliche Mittel** anwendeſt, das **Verlangen
darnach rege zu machen.** Reize z. B. das
Verlangen nach Speiſe und Trank durch Arbeit, friſche
Luft und Bewegung: den Trieb zum Schlafe durch
eben dieſe Mittel: die Luſt zur Geſelſchaft durch vorhergegangne
Ermüdung bei Geſchäften: den Trieb zur

Arbeit durch Vorſtellungen ihrer ſchon genoßnen und
noch zu erwartenden Vortheile und Freuden. — Genieß
nichts aus bloßer Gewohnheit, ſonſt geht 1249
dirs wie dem Höflinge, der bei ſeinem täglichen Einerlei
des Kurmachens, des zu Tafelgehens, der Opern
u. ſ. f. gähnt und alle Erfindungskunſt der Köche und
ähnlicher Menſchen anſtrengt, ſeine Freuden aufzufriſchen.
— Und dieſe wichtige Regel bezieht ſich nicht
blos auf ſinliche Freuden, (z. B. des ehelichen Lebens)
ſondern auch auf Geiſtesfreuden — z. B. Gebet.

7. **Genieße alles mit Mäßigkeit.** Das iſt 1250
unter den Regeln des Genuſſes die wichtigſte. Unmäſſigkeit
iſt aller unſrer Freuden Tod. Alles, was noch
ſo reizend und ſchmakhaft war, meine liebſten Speiſen,
mein beſter Wein, die angenehmſten Beſuche meines
Freundes, die ſchönſte Geſprächsunterhaltung, die
beſte Predigt — alles verliert ſeine Reize durch Unmäſſigkeit,
d. h. durch zu langfortgeſezten Genuß. Unmäßigkeit
a. macht Ekel, b. ſpant die Kraft ab, mit 1251
der ich genieße, oder — ſie thut c. eine entgegengeſezte
noch ſchlimre Wirkung, ſie erhizt die Begierde und
macht mich zu ihrem Sklaven. Lerne daher mit deinen
Freuden — ſinlichen und geiſtigen — wechſeln. Genieß
keine zu oft und zu lang. Und der beſte Maaſtab, 1252
den ich dir hiebei empfehlen kan, iſt — **Hunger.**
Aber um dieſen Maasſtab zu brauchen, muſt du vorher
durch die ſorgfältigſte Selbſtbeobachtung **Hunger**
und **Appetit** oder Lüſternheit mit dem deutlichſten Bewuſtſeyn
unterſcheiden lernen. Dann haſt du die ſicherſte 1253
Regel des Weiſen: genieß eine Freude **ſo lange,
als eigentlicher Hunger** darnach vorhanden iſt: **So
wie dieſer abnimt**, wenns eben noch am beſten ſchmekt,
brich den Genuß ab. Denn Trieb und Kraft ſtehen
in der Natur ſtets in Harmonie. Wer alſo nur
die Stärke des Triebes meſſen und von bloßem Appetit
unterſcheiden lernt, der darf nie fürchten ſeine Kraft

zu

1254 zu überſpannen. Und merke dir, zur Befolgung dieſer allerwichtigſten Regel, dieſen Bewegrund noch: daß die Empfindung, die du beim Aufhören eines Genuſſes haſt, (volle Luſt oder Gleichgültigkeit oder gar Ekel) gewöhnlich die Empfindung iſt, mit der du einſt ihn wieder erneureſt.

1255 8. Endlich vergiß nie der obigen Regel (1193.) und genieß nichts, ohne **mitten im Genuß zuweilen aufzubliken zu deinem** Gott, der Kraft, Organe, Gegenſtände, Mittel zu deinen Freuden dir gab. Dieß wird alle deine Freuden heiligen, den Sinn für die höhern Freuden erhalten und ſchärfen, dich genügſam machen, deine Liebe zu Gott und mit ihr die moraliſche Kraft zum Rechtthun ſtärken, und in dem Genuß der Freuden auch Zufriedenheit finden lehren.

Gott! präge dieſe Betrachtungen tief in unſere Seelen!

XLIX.

Mittel zu allen bisher beſchriebnen Kentniſſen.

1256 Die beſchriebnen Kentniſſe, wenn ſie diejenige Aufklärung unſers Geiſtes bewirken ſollen, die uns der Glükſeligkeit empfänglich macht, erfodern Fleiß und Eifer auf ſeiten deſſen, der ſie ſich eigen machen und die Deutlichkeit ſeiner Begriffe ſowol als die Gründlichkeit und Veſtigkeit ſeiner Ueberzeugungen zur Reife bringen will. Das meiſte zwar thut bei dieſem Geſchäft unſerer Vervolkommung

1257 I. Die **Vorſehung** ſelbſt. Ihr verdankt der Menſch a. nicht nur die Kräfte — Sinneskräfte und Denkkräfte — durch welche er Wahrheit findet, ſondern auch das beſondere **Maas** derſelben, das jedem Menſchen eigen iſt. Ihr verdankt er b. alle Ideen,

Vorſtellungen und Urtheile, welche **von auſſen** in ſeine Seele **kommen** oder in ihr **aufgeregt** werden. Dieß leztere geſchieht

1258 1. Durch das, was ihn Gott täglich in der **Natur** ſehn und wahrnehmen läßt. (XXIX.) Alle dieſe Gegenſtände, die den Stof unſrer Verſtandesbegriffe uns zuführen, haben nicht nur ihr Daſeyn von Gott, ſondern er war es auch, der jeden auf ſeinen Standpunkt ſezte, wo ihm gerade die Dinge aufſtoßen mußten, die er wahrnimt, und gerade in dem Lichte, in welchem er ſie wahrnimt.

1259 2. Durch die **Regierung** der Welt und unſerer Schikſale (522.) Dadurch belehrt uns Gott von den Folgen des Guten und Böſen, dadurch theilt er uns Erfahrungen mit, die uns zur Beurtheilung der Menſchen, unſerer Handlungen, des Werths und Unwerths der Dinge, u. ſ. w. fähig machen, und lehrt uns die Belege finden und täglich vermehren, welche unſere ſämtlichen moraliſchen Kentniſſe berichtigen und beſtätigen.

1260 3. Durch **Veranſtaltungen**, vermittelſt deren Gott, theils die Menſchheit überhaupt, theils jeden Menſchen insbeſondere mit den nöthigen Kentniſſen verſorgt.

1261 a. **Jeden insbeſondere.** Eltern, Hauslehrer, Erzieher, Prediger, u. ſ. w. Hängt es nicht von Gott ab, in welche Hände der Menſch komt, was für Jugendunterricht er genießt, was er in ſeiner Lage für Hülfsmittel findet, unter welcher Nation und in welches Zeitalter ſein Leben fällt ꝛc.?

1262 b. **Die Menſchheit:** — indem Gott in jeder Epoche Menſchen geboren werden und auftreten läßt, welche die Maſſe der menſchlichen Kentniſſe vermehren oder veredlen. Abraham, Hiob, Moſes, Sanchuniaton, David, Eſaias, Sokrates, Eſra, **Chriſtus**, Paulus, Luther, Zwingli ꝛc.

1263 II. **Der Menſch** muß aber auch von ſeiner Seite
thätig ſeyn und die Gelegenheiten und Hülfsmittel be-
nuzen, welche die Vorſehung in ſeiner individuellen
Lage ihm dargelegt hat. Dazu gehört

1264 A. Studium der Natur. S. (XXIX.)

1265 B. Studium der Geſchichte. In ihr liegen
unermeßliche Reichthümer für den, dem es Wunſch iſt,
moraliſche Kentniſſe zu erlangen, zu erweitern, zu ver-
1266 vollkommen. Von Jugend auf ſollte Geſchichte unſre
Lehrmeiſterin ſeyn. Und kein Erzieher müßte ſeinem
Zöglinge von rechtswegen etwas geradezu theoretiſch
vorſagen, ſondern er müßte ihm alles in Natur und
Geſchichte ſelbſt finden lehren. Und in unſerm gan-
zen Leben ſollten wir alle die Stunden, die uns von
Geſchäften und nöthigen Erholungen übrig bleiben,
auf die Benuzung dieſer unerſchöpflichen Quelle verwen-
den, die außer dem unausſprechlich Lehrreichen ſo viel
1267 Unterhaltendes und Vergnügendes hat. — Ich em-
pfehle aber damit nicht jene troknen Gerippe von Uni-
verſalgeſchichten, ſondern Specialgeſchichten: Geſchich-
te der Erfindungen, Geſchichte der Entſtehung, des
Fortſchrittes und des Wohlſtandes der Völker, Ge-
ſchichte des Lebens, der Meinungen, der Schikſale ein-
zelner Menſchen — auch Reiſebeſchreibungen, wo Ka-
raktere, Sitten, Gewohnheiten, Religion, Geſeze,
Tugend und Laſter ganzer Nationen oder einzelner Fa-
milien und Perſonen oder Naturprodukte und Natur-
1268 erſcheinungen beſchrieben werden. — Wenn aber dieß
Studium nüzlich werden ſoll, ſo gewöhne man ſich jede
Sache oder Begebenheit mit Aufmerkſamkeit zu betrach-
ten, und recht ſorgfältig was es ſey, wie es ſo ward,
wozu es ſo war, d. h. Natur, Zweke, Verhältniſſe,
Urſachen, Folgen, Wirkungen der Dinge zu beobach-
ten: bei Handlungen beſonders auf ihre Triebfedern
zu merken, die innerlich im Karakter, in Grundſäzen ꝛc.
des Handelnden, äußerlich aber in den Umſtänden lie-
gen,

gen, unter denen er gehandelt hat: (S. 672.) ferner
auf Abſichten, die er hatte, Mittel, die er anwandte,
Schwierigkeiten, die er zu beſiegen hatte, Urtheile, die
gleich oder nachher davon gefällt wurden u. ſ. w. das
heiſt Philoſophie der Geſchichte, die allererſt die Ge-
ſchichte nutzbar macht. — Denn wer ſo Geſchichte ſtu- 1269
diert, wird bald die herlichſten Spuren einer alwalten-
den Verſehung, bald die brauchbarſten Urtheile über
Werth und Unwerth, Wichtigkeit oder Unwichtigkeit
der Dinge, ſo wie über Menſchen, Karakter, Hand-
lungsweiſen — über Folgen der Wahrheit und des Ir-
thums, der Tugend und des Laſters, folglich bald heil-
ſame Warnungen, bald erquikende Aufmunterungen,
kurz — Belege und Beiſpiele zu allen Arten der mora-
liſchen Kentniſſe finden, und in den Stand geſezt wer-
den, dieſen Kentniſſen immer mehr Licht und Veſtigkeit
zu ertheilen.

C. Aber mit der Geſchichte verbinde man auch 1270
eigne Erfahrung. Um Erfahrung zu bekommen,
welche mit Recht die Schule der Weisheit und Tugend
genent wird, gewöhne man ſich an Beobachtung.
Die meiſten Menſchen bekommen in der Welt ſo viel
zu hören und zu ſehn und lernen doch nichts, weil ſie
gedankenlos zwiſchen den Gegenſtänden hin laufen.
Man lerne **aufmerken**, und was man ſieht und hört, 1271
betrachten: (S. 38. ff.) Handlungen, Schikſale,
Erſcheinungen ꝛc. Man weile, man ſehe genau, um
nicht Schein für Wahrheit zu bekommen, man denke
nach, was es ſey, wie es entſtund, was es für Wir-
kung that, für Folgen hatte u. ſ. w. (1268.) Dann
erſt wird man durch Erfahrung weiſe: (1269.) lernt 1272
Klugheit bei Unternehmungen, Vorſicht bei Gefahren,
rechte Nachahmung der Beiſpiele, Verhütung übler
Folgen bei guten Handlungen, Entſchloſſenheit bei
Hinderniſſen, Liebe zum Guten und Scheu vor Thor-
heit ꝛc. — Weil aber keines Menſchen Erfahrung

ſtändig ſeyn kan, ſo verbinde man mit ſeinen Erfahrungen
die Erfahrungen anderer dazu geſchikten Menſchen
und ſuche durch

1273 D. Umgang ſich zu bilden. Nichts iſt wichtiger.
Umgang entſcheidet oft unſere ganze Bildung. Denn
die Menſchen, mit denen wir oft zuſammen ſind, die
alſo nach und nach unſre Achtung, unſer Zutrauen,
unſre Freundſchaft gewinnen, machen Eindruk auf uns.
Wir gewöhnen uns ſehr leicht, ihre Grundſäze anzunehmen,
uns das zu erlauben, was ſie thun u. ſ. w.
Kurz, unſre Vorſtellungen, Urtheile, Neigungen,
Sitten — formen ſich nach der Geſelſchaft. — Wie
1274 wichtig alſo iſts, ſich zu ſeinem Umgange weiſe, erfahrne,
rechtſchafne Menſchen zu wählen. Ihre edlen
Grundſäze theilen ſich uns mit und werden uns immer
einleuchtender. Ihr ſchönes Beiſpiel erwekt, beſchämt,
reizt, — wenn wir ſehen, wie das Gute ſie ſo liebenswürdig
macht, wie ihnen ſelbſt ſo wol dabei iſt, was es
ihnen für mannigfaltige Vortheile bringt. — Ihre Erfahrungen
kommen uns zu gute. Sie ſprechen ſelbſt
1275 davon oder wir befragen ſie. Und — die ſo wichtige
Selbſtkentniß (XXXII.) kan nicht ſicherer erlangt werden,
1276 als durch Offenherzigkeit eines Freundes. — Endlich
iſt Umgang auch das Mittel in allen übrigen Kentniſſen
ſich zu vervolkommnen, wenn man Menſchen von aller
Art (Kaufleute, Aerzte, Oekonome u. ſ. w.) aufſucht
und in ſeinen Zirkel zu ziehn ſucht. Da lerne ich mehr
als aus Büchern. Denn in Büchern muß ich leſen,
was ich finde: aber im Umgange mit Sachkundigen
kan ich das Geſpräch eben darauf leiten, was ich lernen
will.

1277 E. Ein ſehr gemeines Mittel zur Aufklärung iſt
auch Lektüre. — Hierbei ſind folgende Regeln nöthig.
1. Hüte dich vor Schriften, welche verderbliche Grundſäze
enthalten oder deinen Glauben an die algemeinen
Wahrheiten, (145.) für welche du bereits entſchieden

den haſt, (340.) wankend zu machen drohen: — oder,
welche die Phantaſie mit ſchädlichen oder doch unnüzen
Bildern anfüllen: — oder, welche Thorheit und Laſter
(Betrügerei, Wolluſt, Selbſtmord) auf eine ſophiſtiſche
Art entſchuldigen oder auf einer ſolchen Seite zeigen,
bei welcher die Leſer Scheu und Warnung verlieren.
2. Wähle dir aber Schriften, welche deine moraliſchen 1278
Kentniſſe entweder ſelbſt berichtigen, erweitern, beveſtigen,
z. B. Jeruſalems Betrachtungen u. a. — oder,
welche dir Stof dazu liefern, wie Bücher über die Natur,
Geſchichtsbücher, Reiſebeſchreibungen, gute d. h.
auf edle Grundſäze leitende Romanen ꝛc. 3. Siehe 1279
dabei auf Schriften, die das Verdienſt eines reinen,
edlen, beſtimten und richtigen Ausdruks haben: damit
du ſelbſt deine Sprache vervolkomneſt: denn Vervolkommung
der Sprache iſt ſelbſt Mittel zur Aufhellung
unſerer Begriffe und zu nüzlicher Mittheilung an andere.
4. Siehe dabei auf Selbſtkentniß. (XXXII.) 1280
5. Kanſt du nicht ſelbſt wählen, ſo frage einen weiſen 1281
Freund, der deine Beleſenheit leite. 6. Opfere der 1282
Liebe zum Leſen (Mittel) nie Geſundheit, Berufsgeſchäfte
und andere für Körper und Geiſt **unentbehrliche**
Freuden (Zweke) auf. Zu dem allen aber
muß noch

F. **Einſames Nachdenken** kommen. Denn 1283
ein Menſch, der nur immer hört, lieſt, lernt, bekomt
zwar eine groſe Maſe von Vorſtellungen und
Urtheilen, aber noch keine wahre Aufklärung. (XI.)
Dieſe wird nur alsdenn entſtehn, wenn man von Zeit
zu Zeit in einſamen Stunden die geſamleten Kentniſſe
muſtert, ſeine Begriffe zu entwikeln ſucht, ſie mit den
verſchiednen gehabten Erſcheinungen vergleicht, ſeine
Urtheile und die analogiſchen Schlüſſe, auf denen ſie beruhen,
prüft, die noch vorhandenen Lüken der Erkentniß
bemerkt, und die bei der Muſterung brauchbar gefundenen
Urtheile, Erfahrungen ꝛc. nur auf ſeine moraliſchen

liſchen Kentniſſe referirt und auf die Reſultate alles menſchlichen Studiums, ich meine Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit, Selbſtkentniß, Weltkentniß, Tugend, Glükſeligkeit — anwendet, um ſie mit ſtets neuem Lichte zu verſehn und ſich in ſeiner Ueberzeugung davon zu beveſtigen. S. 96. — Das nennen die Alten **Kontemplation**, und urtheilten mit Recht, daß der Menſch durch ſie allererſt ein **Weiſer** werde und zur volkomnen **Zufriedenheit** gelange.

I.

Bildung des Herzens.

1184 Wir verſtehen unter Herz die **Zuneigungen** und **Abneigungen** des Menſchen, wiefern ſie ſeine Entſchlüſſungen und Handlungen beſtimmen.

1185 Zur **Bildung** des Herzens alſo gehört a. daß der Menſch **zum Guten geneigt** werde, daß er **Sinn** fürs Gute, Geſchmak am Guten — bekomme, und b. daß dieſer Geſchmak, dieſe Neigung eine gewiſſe **Veſtigkeit und Stärke** erhalte.

1186 Dieſe **Bildung** beruht auf der bisher beſchriebnen **Aufklärung** des Verſtandes, und iſt das **zweite** Erforderniß für jeden, der der wahren Glükſeligkeit **empfänglich** ſeyn will. Beide machen das mens ſana in corpore ſano aus.

1187 Wenn wir nun erwägen, daß **Menſchenliebe** (XLVII.) die Summe alles Guten in ſich faßt, (775.) ſo erkennen wir, daß die Bildung unſers Herzens darinnen beſteht, 1. wenn der Menſch für **Menſchenbeſeligung Sinn** bekomt und bei Handlungen, die auf ſeiner Mitmenſchen Freude und Zufriedenheit abzweken,

zweken, **Freude fühlen lernt**, — fern 2. von derjenigen **liebloſen** Gemüthsart, welche beim Leiden des Mitmenſchen fühllos iſt oder wol gar an ihnen Wolgefallen findet: — wenn er 3. über jene dunkeln Vorſtellungen **Herr** wird, welche **Begierden und Leidenſchaften** erweken, die mit der Menſchenliebe ſtreiten, und folglich ſein Geſchmak, ſeine Neigung zum wahren Guten Stärke und Veſtigkeit bekomt: 4. wenn dieſe Stärke auch nicht durch **Leiden und Trübſale** gemindert und ſeine aus dem Genuß des Guten entſtehende Zufriedenheit durch ſie nie zerſtört wird: — 5. wenn er das inre Triebwerk zum Guten, das die Religion anrichtet, ich meine **Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott**, hat, und von demſelben geleitet wird: dazu ihm 6. **Gebet** und **Gottesdienſt** als zwey vortrefliche Hülfsmittel erſprießliche Dienſte leiſten werden: endlich — wenn er 7. die durch Erziehung, Beiſpiel, Schikſale, und andere Urſachen in ihm entſtandene **Krankheiten** ſeines Herzens zu **heilen** und zum Genuß des Guten, den ſolche Krankheiten unterbrachen, **zurükkehren** lernt, ſo daß er endlich der ganz zufriedne Menſch wird, der, mit eben der Heiterkeit, mit welcher er lebt, und Ruhe, mit welcher er leidet, auch 8. **ſterben** kan.

Sehet die Summe von allem, was zum groſſen 1288 Geſchäft unſerer **Vervolkommung** oder Ausbildung gehört — das man ehedem mit ſo vielerlei Namen, **Beſſerung, Bekehrung, Heiligung** ꝛc. zu bezeichnen pflegte.

O leite mich, du Gott und Vater meines Lebens,
Zum Ziele der Volkommenheit.
Ich weiß, ich hof' auf deine Liebe nie vergebens,
Einſt tönt mein Dank dir lauter noch in jener Ewigkeit.

Erfülle dieſes Herz mit reiner Menſchenliebe,
Mit Wonne, wenn es Freuden ſchaft:
Und ſeh' ich Leidende, ſo gieb dem Mitleidstriebe
Zur Hülfe Thätigkeit, zur Rettung Wärm und Kraft.
Entfeßle meinen Geiſt von der Begierden Drange,
Die in der Tugend mich ermüden — mich zerſtreun.
Und machen mir einſt Tod und Leiden bange,
Laß deine Lieb und Treu ein Schirm und Schild mir ſeyn.

LI.

Allesumfaſſende Menſchenliebe.

Kosmopolitenſinn.

1289 In den Zeiten der rohen Menſchheit war die algemeine und ausnahmloſe Menſchenliebe, welche der Stifter des Chriſtenthums zum erſten Grundſaze ſeines Lehrgebäudes machte, unbekant. Und die jüdiſche Religion war ihr gerade entgegen. Der Stifter des jüdiſchen Staats, Moſes, hatte es der Nation zum Geſez gemacht, nur die zu lieben, die ihren Nationalgott, den ſie Jehovah nanten, anbeteten — ihre Genoſſenſchaft, oder wie es Luther überſezt, ihren Nächſten: hingegen alle andere Menſchen und Völker, die den Jehovah nicht kanten und anbeteten, unverſöhnlich zu haſſen und vom Erdboden zu vertilgen. —
1290 Jeſus war der erſte, der öffentlich eine unbegränzte Menſchenliebe predigte, die ſich auch auf den Feind, wie der Jude alle Nichtjuden nante, erſtrekte: liebet auch eure Feinde, gönnet Gutes denen, die euch fluchen d. h. von ihrer Religionsgemeinſchaft ausſtoßen, erzeiget Woltbaten euren Verfolgern: wer das thut, iſt ein ächtes Kind des Vaters im Himmel, der auch ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gerechte und Ungerechte

rechte u. ſ. w. Dieſe **Kosmopolitenliebe**, welche 1291
alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen als Kinder
des Alvaters betrachtet, war der groſe Mittelpunkt
ſeiner Sittenlehre und der ſpecifiſche Karakter ſeiner
Schüler. Dieſe ausnahmloſe Liebe nante er ein **neu** 1292
Gebot — was es in vielerlei Betracht noch den meiſten
unſerer Chriſten iſt. S. Magazin für Prediger
B. V. S. 158. ff. Vor ihm hatte noch kein Weiſer
ſie ſo algemein gelehrt, ſie zur einzigen wahren Tugend,
zur einzigen ächten Gottesverehrung erhoben und ihre
Ausübung an die Stelle des Opferdienſtes geſezt. Vor
ihm hatte keiner ſie an die Alvaterlehre geheftet und auch
die Heiden als Kinder des Alvaters vorgeſtellt: keiner
wenigſtens den Lehrſaz, daß man alle Menſchen ohne
Unterſchied der Herkunft und der Religion (der Jude
den Gözendiener, der Römer den Scythen, der Chriſt
den Juden, der Katholik den Proteſtanten, der Proteſtant
den Naturaliſten, der Naturaliſt den Atheiſten)
lieben und als ſeine Brüder anſehen müſſe, aus den
Myſterien in die Volkslehre verpflanzt.

1293 1. Man bedenke aber, daß dieß neue Gebot einen **ſehr großen Umfang** hat. Wir wollen ſeinen Inhalt zu entwikeln ſuchen.

1294 1. **Liebet.** Werdet eurem Gott ähnlich. Widmet euer ganzes Leben, alle eure Thätigkeiten dem Zweke Gottes, Freude und Zufriedenheit über alle Menſchen zu verbreiten, die in euren Wirkungskreis kommen. Und lernt darinnen, wie Gott, Freude finden. Wolthun und Nüzlichwerden ſey euer ſtetes Dichten und Trachten, euer innigſter reinſter Wunſch, euer ſüßeſtes Vergnügen.

1295 2. Machet in dieſer Liebe **keine Ausnahme.** Liebet alle Menſchen. Liebet ſie, weil ſie Menſchen, weil ſie mit euch Kinder eines Vaters ſind. Laſſet eure Zuneigung, euren Eifer im Wolthun, eure Treue und Redlichkeit in Geſchäften — durch keine Unterſchiede ſchwächen. Der Dumme und der Kluge, der Tugendhafte und der Verkehrte, der Greis und das Kind, der Fürſt und der Bettler, der Herr und der Knecht, der Glaubensgenoſſe und der Andersglaubende, der Einheimiſche und der Fremdling, der Freund und der Feind, jeder iſt Menſch, iſt euer Bruder, iſt ganz ſo gut wie ihr, Gegenſtand der Liebe des Schöpfers. Fühlt alſo für jeden Liebe: d. h. wünſchet nicht nur jedem Gutes, ſondern beſtrebet euch ſelbſt, jedem ſo viel Angenehmes zu erzeigen, als ihr ohne euren Schaden ihm erzeigen könt. Und jede ſolche That der Liebe, ihr Gegenſtand heiſſe wie er wolle, ſey euch Freude.

1296 3. „Aber wenn ein Menſch feindſelig gegen mich „handelte? Auch dann ſoll ich ihn lieben?„ Bedenke nur, daß lieben nicht heiſt, vertraut mit einem werden, in ſein Haus aufnehmen u. ſ. w. — Wenn ich ſage, liebe ihn, ſo meine ich ja nur dieß: betrachte ihn dennoch als Menſchen, als Mitglied der Familie des Allvaters, gönne ihm jedes Gute, mache ihm keinen vermeidlichen Schmerz, und freue dich, wenn du zu ſeiner Glükſeligkeit etwas ſelbſt beitragen oder ein Leiden ihm abnehmen kanſt, ohne deine eigene Glükſeligkeit oder andere Menſchen zu beſchädigen.

1297 4. „Aber wenn ein Menſch mir fluchte, meiner „Religion im Herzen ſpottete, mir, weil ich ſeines „Glaubens nicht bin, ſein Bürgerrecht verweigerte, „mich in den Bann thäte d. h. alle Gemeinſchaft des „äußerlichen Gottesdienſtes mir verſagte?„ — So ſegne ihm. So zeige ihm, daß dein Glaube über Spott und Läſterung erhaben iſt: daß er dich zu einem edlern Menſchen gebildet habe als er iſt. Spotte darum nicht ſeinen Glauben: entehre nicht ſein Heiligthum: verſage ihm nichts, was ihm Bedürfniß iſt, wenn du ohne Schaden es ihm geben kanſt. Sey großmüthig, gefällig, beſcheiden gegen ihn. — Dieß wird ihn beſchämen und deinem Glauben Ehre machen.

1298 5. „Auch wenn er mich perſönlich haßte?„ Auch dann ſey ihm, was dein Gott ihm iſt, der Retter aus Noth und der Erzeiger alles Guten, deſſen er empfänglich iſt und deſſen Ertheilung dir möglich und unſchädlich iſt. Wie mag ſein Haß dein Herz ändern? Er haßt ja doch nur aus Irthum. Kente er dich ſo, wie er dich nicht kent, kente er den Gott der Liebe, ſo würde er dich lieben. Er haßt dich, weil er dich für haſſenswerth hält. Haſſeſt du ihn nun wieder, ſo beſtätigſt du ihn ja in ſeinem Irthum. Zeigſt du ihm im Gegentheil Liebe, ſo werden ihm endlich die Augen aufgehn und er wird dich lieben lernen. Und welche Freude, ein haßvolles Herz zur Liebe zurükgeführt zu haben!

1299 6. „Aber wie? wenn ein Feind mich nicht blos „haßte, ſondern mich mit ſchadenfroher Seele quälte „und verfolgte?„ So brauche alle mögliche Vorſicht ihm zu entgehn und laß eben darum dein Herz von keinem Gegenhaß entweihen. Denn ſobald du auch haſſeſt, ſo wirſt du bald genug zu Handlungen verleitet werden, welche ſeine Begierde, dir zu ſchaden, noch mehr anfeuren oder wol gar ein ſcheinbares Recht, dich zu verfolgen, in die Hände geben werden. Bleibſt du hingegen in der Liebe und betrachteſt auch ihn als deinen Mitmenſchen, den dein Schöpfer, ſeiner Verirrung ohngeachtet, noch liebt, ſcheuſt jede Gelegenheit ihn zu kränken, freuſt dich jeder Gelegenheit ihm Gutes zu erzeigen, ſo — minderſt du gewiß ſeinen Haß — gewinſt aller Menſchen Herzen, die dich ſo edel handeln ſehn — erhältſt die Unſchuld deines Herzens vor Gott — bekomſt Tauſende, die dich vertheidigen, dir Rath geben, dich ſchüzen, oder, wenn du leideſt, bedauren.

1300 Sehet, das heiſt alumfaſſende und ausnahmloſe Menſchenliebe. Das iſt der Geiſt, den Chriſtus ſo gern über alles Fleiſch ausgießen wollte. Das iſt die neue Schöpfung, von der es heiſt: ſiehe, ich mache alles neu. Das iſt das Prinzip der algemeinen Religion, welche die Grundlage der algemeinen menſchlichen Glükſeligkeit werden ſolte. Wer dieſe Liebe lernt, wer ſein Herz durch ſie veredelt und in ihrem ganzen Umfange ſie empfinden lernt, der hat die Salbung von Gott — der hat den Geiſt des Alvaters in ſich ſelbſt — der iſt gebildet — der iſt volkommen wie Gott.

1301 II. Und ſoll ich es erſt noch beweiſen, daß dieſe unbegränzte Menſchenliebe, dieſer herſchende Geſchmak am Freudeſchaffen die wahre Bildung des Menſchen ſey?

1302 a. Es fließt ja aus der Natur Gottes von ſelbſt. Kan denn moraliſche Volkommenheit im Menſchen etwas anders ſeyn, als was ſie in Gott iſt?

1303 b. Und eben ſo unwiderleglich erhellet es daraus: weil dieſer Sinn für Menſchenlibe die unentbehrliche moraliſche Kraft iſt zu allem, was meine eigne Glükſeligkeit heiſcht, die mir alles das leicht und zum Freudegenuß macht, was mir ohne ſie laſtend ſeyn würde. S. XLVII.

1304 III. Wie ſoll aber der Menſch zu dieſer Bildung gelangen? — Dieſe Frage kan bei einem unverdorbnen Menſchen gar nicht vorfallen. Liebe iſt ja Naturtrieb — iſt ja die algemeine Stimme des Gewiſſens und der Vernunft. Bei Menſchen aber, die ſchon durch Erziehung oder Sektenreligion verdorben ſind, in denen der natürliche Trieb zur Menſchenliebe erkaltet iſt, weil ſie ihre Freude, ihren Stolz, ihren Werth vor Gott, in andern Dingen haben ſuchen lernen, welche der Tugend ihr Intreſſe genommen haben, iſts unendlich ſchwer, dieſe Bildung hervorzubringen: und ſie wird wenigſtens nie zu ihrer völligen Reife gelangen.

gen. (S. XII.) Dieſe Bildung des Menſchen muß in 1305
der Jugend beginnen. (266.) Und ſo lange nicht un-
ſere Erzieher dieſelbe als den erſten Zweck der Erzie-
hung (S. Campens Reviſionswerk. B. 1. Kap. 1.)
werden anſehen und darauf arbeiten lernen, ſo lange
wird die Menſchheit bleiben, was ſie iſt. — Was der
Moraliſt den Erwachſenen vorſchlagen kan, beſteht in
folgenden Regeln.

1. Studiere die Gründe (XLVII.) die dich an- 1306
treiben müſſen, Menſchenliebe für die Grundlage dei-
ner Glükſeligkeit anzuſehen: prüfe ſie: und findeſt du
dich überzeugt, ſo mache dich ganz mit ihnen vertraut:
ſtelle ſie dir täglich vor Augen: damit dein Vorſaz,
deinem Herzen dieſe Bildung zu geben, immer veſter,
ernſter, lebhafter werde. — Für Wahrheit oft den-
ken und dadurch mit ihr vertraut werden, macht end-
lich, daß ſie Kraft bekomt, den Willen zu bewegen
und ausdaurende Entſchlüſſungen hervorzubringen.
(123. ff.) —

2. Haben jene Gründe dich überzeugt und dich 1307
veſt entſchloſſen gemacht, nach dieſer Bildung deiner
Seele zu ſtreben; ſo ſuche den Genuß der Freuden, der
Menſchenliebe auf, d. h. fange an das zu thun, was
die Liebe fodert. Sey Menſchenfreund aus Räſone-
ment. Mache dirs bei allen deinen Geſchäften und
Thätigkeiten zur Abſicht, ſie für andere Menſchen nuz-
bar zu machen und ihre Zufriedenheit durch ſie zu beför-
dern. Suche, außer dem, Menſchen abſichtlich auf, 1308
die in irgend einer Noth ſind, und thue was du kanſt, ih-
re Leiden wegzunehmen oder zu mindern. (1243.) Wenn
du dieß eine Zeitlang fortgeſezt hast, ſo wirſt du in kur-
zen eine Veränderung in dir vermerken. Jede ſolche
Handlung wird dir Vergnügen machen. Dieß Ver-
gnügen wird immer lebhafter werden. Du wirſt dich
endlich ſo daran gewöhnen, daß es dir Bedürfniß wird.

Und zulezt wird dein Herz, voll warmen Gefühls, dich dazu treiben, was du anfangs blos aus **Gründen** gethan hatteſt.

1309 3. Vergiß aber nicht dabei der Regel 1238. und ſuche dir des Freudegenuſſes, den die Uebung in der Menſchenliebe dir giebt, recht bewußt zu **werden.** Denn die Menſchen thun ſo viel Gutes ohne es zu wiſſen, oder ſich deſſen zu erinnern, und daher werden ſie nicht recht erwärmt für das Gute. Gewöhne dich jeden Abend zu überrechnen, was du in dem verlebten Tage für deine Kinder als Vater, für deine Mitbürger als Geſchäftsmann, für deine Armen als Wolthäter u. ſ. w. Gutes thateſt. Stelle dir die Folgen davon vor. Ueberdenke das unter Gottes Augen, und fühle das Wolgefallen Gottes. Das wird dich unausſprechlich erquiken. Und dadurch wird in kurzem Liebe deine ganze Seele erfüllen und das ganze Triebwerk deines Lebens werden.

Wol dem Menſchen, der's hier ſchon ſo weit bringt. Ein ſolcher Menſch iſt reif für die ſeligkeitvolſte Ewigkeit.

Wie leicht, o Gott! wie ſicher iſt der Weg zur Seligkeit,
Den mich dein Chriſtus hat gelehrt!
Wie unverkenbar iſt das Ziel der menſchlichen Vollkommenheit,
Wenn man die Stimme der Natur nur hört. —
Da ſeh' ich dich, den Gott der Liebe:
Fühl' in mir ſelbſt die anerſchafnen Triebe:
Seh' aus Erfahrung, daß, wenn Menſchenliebe mich belebt,
Sie mich erfreut, mich bildet, mich zur Gottesähnlichkeit erhebt.

LII.

Menſchliche Verdorbenheit.

Unfähigkeit zur Glükſeligkeit.

Wenn Menſchenliebe als herſchende Neigung die einzige 1310
wahre Bildung der Seele iſt, die uns einer immer
ſteigenden Glükſeligkeit empfänglich macht: ſo iſts
wol keine Frage mehr, was im Gegenſaze, **Verdorbenheit**
der Seele, ſey, welche uns zur wahren Glükſeligkeit
unfähig macht. — Indeſſen beurtheilen dieß 1311
die meiſten Menſchen falſch. Wie ſie die **Tugend**
nur in einzelnen Handlungen ſezen und oft gar in ſolchen,
die nicht einmal gut ſind, (775.) ſo ſuchen ſie
auch die **Gottloſigkeit** nur in einzelnen böſen Handlungen,
welche ſie noch überdieß mehr nach ihrer ſcheinbaren
Auſſenſeite, als nach ihrem innern Gehalte zu
meſſen pflegen. Wenn ſie daher einen böſen, laſterhaften,
verderbnen Menſchen nennen wollen, ſo nennen
ſie einen Dieb, Mörder, Ehebrecher, Zauberer,
Gözendiener: u. d. Aber man erwege folgendes.

1312 1. Ein Menſch, der eine einzelne böſe That begeht, iſt nicht **nothwendig** ein Böſewicht; denn es kan ihm Noth, Verlegenheit, Beiſpiel, Leidenſchaft, Unwiſſenheit irre geführt haben.

1313 2. Ein ſolcher Menſch handelt auch nicht **immer** ſchlecht. Mancher begeht ein ſolches Verbrechen einmal in ſeinem Leben: und hat dabei manche ſchöne und edle Handlung gethan. Er thut alſo nicht **lauter Böſes.**

1314 3. Mancher thut ſo etwas auch gar **nicht mit Wolgefallen**, ſondern mit Abſcheu gegen ſich ſelbſt, mit den bitterſten Vorwürfen ſeines Gewiſſens — aus Drang der Umſtände, unter denen er handelt. Woraus folgt,

1315 4. Daß ein ſolcher Verbrecher nicht **unverbeſſerlich**
und zur Glükſeligkeit unfähig iſt. (595.)

1316 Alſo — nur der liebloſe Menſch, inſonderheit
der, der an der Qual und dem Leiden anderer **Wolgefallen**
oder gar **Freude** findet, iſt der eigentlich **böſe**,
verdorbne, zur Glükſeligkeit unfähige Menſch. — Iſt
1317 er nur auf einige Augenblike lieblos, z. B. der Zornige,
ſo iſt er auf dieſe Augenblike ein böſer Menſch. Iſt
er auf jedem Fall des eignen Vortheils lieblos, ſo iſt
er die gröſte Zeit ſeines Lebens ein böſer Menſch. Iſt
er es endlich auf alle Fälle, wie der Egoiſt, ſo iſt er
immer ein böſer Menſch. Und ich nenne ihn ſo, weil
in ſeinem Herzen der Grund zu allen böſen Handlungen
liegt und er gegentheils zu guten d. h. nüzlichen und
wolthätigen keine Kraft und Neigung hat, ſo lange ſie
1318 ſeine Lüſte oder Vortheile nicht erfodern. Daher man
von dem **Liebloſen** ſagen kan, daß er **nichts Gutes
thut**, weil nur das gut iſt, wobei man, mit Gottähnlicher
Geſinnung, das Beſte ſeiner Mitmenſchen
1319 zum Mitzweke macht. Und wenn man ſich nun vollends
einen Menſchen denkt, der nicht blos lieblos, d. h.
kalt und gleichgültig gegen das Wol ſeiner Mitmenſchen
iſt, ſondern auch Freude an Schmerzen und Harm
anderer Menſchen finden kan: ſo hat man den Begrif
des gröſten Böſewichts, der mit keinem Verbrecher
in Vergleichung zu ſtellen iſt. Deſſen Herz iſt ein
ofnes Grab für die Menſchheit und der Siz aller Laſter.
Ein ſolches Herz iſt für die Zeiten dieſ- und jenſeit
des Grabes verdorben. Liebloſigkeit iſt der **ewige
Tod**, nach morgenländiſcher Redart, wie Liebe das
ewige Leben iſt.

1320 Der Stifter des Chriſtenthums zeigt die Liebloſigkeit
Matth. 5. in drei Stufen. Ich will ſeine Worte
umſchreiben. „Eure alten Sittenlehrer und Volksrichter
„eiferten nur gegen äuſſerliche Vergehungen und
„beſtimten Strafen für dieſelben. Ich ſehe mehr auf
„das

„das innerliche. Ich betrachte minder die That, als die Quelle der That: meine Sittenlehre ſezt den Werth des Menſchen in der Menſchenliebe: ich beurtheile ihn nach den Geſinnungen des Herzens, weil dieſe die äuſſerlichen Handlungen beſtimmen: mir iſt der Menſchenfreund der wahre Tugendhafte, und ein Menſchenfeind der wahre Laſterhafte: und anſtatt, daß ihr nur den Mörder und jeden, der ſein feindſeliges Herz durch ähnliche Handlungen zeigt, für einen Menſchen ohne Religion und ohne Werth haltet, ſo halte ich (**minder den Mörder und Dieb**, den Noth oder Verlegenheit oder Leidenſchaft, oft bei dem beſten Herzen irre führte — als) den liebloſen Menſchen für einen Verdorbnen, der keine Religion, keinen Werth vor Gott hat, wenn er gleich opfert und betet. Was ihr alſo für nichts achtet, das iſt bei mir das wichtigſte. In meinen Augen iſt der 1;22 Haßvolle, der im Stande iſt an irgend eines Menſchen Schmerzen ſeine Freude zu finden, ὀργιζόμενος V. 22.) wäre es auch ſein heftigſter Beleidiger, gegen den eure Sittenlehre Rachgier und alles erlaubt, ſchon ſo häßlich als es in euren Augen ein Mörder iſt. Denn oft iſts nur des Mörders Hand, die da einmal mordet. Hingegen bei Haß und Rachgier mordet das Herz, d. h. der Grund zu allen Unmenſchlichkeiten liegt im Herzen, und der Wille zu allen böſen Thaten iſt vorhanden, und nur Mangel an Gelegenheiten und Veranlaſſungen iſt ſchuld, wenn ſie nicht volbracht werden. Noch ſchlimmer iſt mir der, 1;22 welcher ſeinen Mitmenſchen (ohne vorhergegangene Beleidigungen) Leiden und Kränkungen zufügt: (der Raka ſagt:) weil Gewinſucht, Ehrgeiz, oder andere unedle Triebfedern, welche eine verkehrte Selbſtliebe verrathen, ihn regieren. Denn wenn allenfalls der aus Beleidigung zürnende noch zu entſchuldigen wäre, (wiewol er es nicht iſt, ſobald die erſten Anfälle der

„Leidenſchaft vorüber ſind), ſo iſt es doch der auf keine
„Weiſe, der, ohne beleidigt zu ſeyn, ſeine Mitmenſchen
„elend zu machen fähig iſt — der z. B. einen
„friedlichen Nachbar in Proceſſe verwikelt, um ſich
„mit deſſen Vermögen zu bereichern, oder einen Rechtſchafnen
„verleumdet, um ihm dadurch ein Glük zu
„entziehen und ſich es zu verſchaffen, u. ſ. w. Ein
„ſolcher Menſch, der die Liebe ſo wenig kent, daß er
„die heil. Rechte der Menſchheit ſeinem Eigennuze aufopfert,
„iſt in meinen Augen ſo ſchlecht und häßlich,
„als ein Zauberer oder Gözendiener es in den eurigen
„iſt: (iſt des Raths ſchuldig V. 23.) ja er iſt noch
„ſchlechter, weil der Gözendiener bei allen Verirrungen
„ſeines Verſtandes doch noch ein Menſchenfreund
„ſeyn und alſo wahre Tugend, wahre Religion im Herzen
„haben kann, welche der Liebloſe nie hat, ob er
„auch mit der gröſten Strenge das kirchliche Geſez
„beobachtete und alles glaubte und verrichtete, was
*323 „daſſelbe befiehlt. Und ginge nun vollends ein Menſch
„ſo weit, daß er die Verpflichtung zur Tugend und
„Menſchenliebe ganz verwürfe und ſich überredete, der
„äußerliche Gottesdienſt ſey allein Religion und die ſo
„genanten kleinen Gebote der Liebe (wie ihr ſie nent)
„wären überflüßig: wäre, ſage ich, ein Menſch geradezu
„**Egoiſt** und betrachtete alle andere Menſchen
„als von ihm getrente, und von den Gegenſtänden ſeiner
„Liebe ausgeſchloßne Geſchöpfe, denen er nichts
„ſchuldig wäre (ſpräche er: du Narr!) ſo würde ich
„einen ſolchen für den allerverworfenſten **Böſewicht**
„erklären, und wenn er in Abſicht auf geſezliche Strenge
„euer andächtigſter Phariſäer wäre: und er würde
„häßlicher in meinen Augen ſeyn, als jeder Molochdiener
„es in den eurigen iſt. Denn der, welcher die
„Menſchenliebe ganz verwirft, hat Gott und Religion
„auf ewig verabſchiedet. Bei dem **Rachgierigen**
„oder aus **Eigennuz Liebloſen** iſt doch noch einige
„Men-

„Menſchenliebe möglich und in einigen Fällen wirkſam:
„aber bei dem **Egoiſten** iſt gar keine Menſchenliebe,
„folglich gar keine Tugend, keine Religion, kein Werth.
„Er iſt ein Baſtart in der Familie des Alvaters. Er
„verdiente vernichtet und als ein unnüzes Glied vom
„Reiche Gottes abgeſchnitten zu werden.„

Hieraus wird eine Folge klar, die der Weiſe in 324
ſeiner Redart mit den Worten zu erkennen giebt: ſo
du deine Gabe auf dem Altar opferſt und wirſt allda
eingedenk ꝛc. nemlich dieſe: daß die Bildung des Her-
zens zur Menſchenliebe das **wichtigſte Geſchäft des
Menſchen** iſt: daß Kirchenglaube und Tempeldienſt
dieſem Geſchäft untergeordnet ſey: und daß aller Glau-
be und aller Gottesdienſt umſonſt ſey und keinen Men-
ſchen glüklich machen könne, ſo lange er ein liebloſes
Herz hat. — Dieß iſt ein algemeiner Lehrſaz für alle 325
Sekten. „Sey was du wilſt und was dein durch
„Geburt und Erziehung erlangter Glaube mit ſich
„bringt: ſey nur ein Menſchenfreund, ſo biſt du gut
„und haſt Werth vor Gott und biſt fähig glükſelig zu
„werden: biſt du aber lieblos, ſo biſt du für Zeit und
„Ewigkeit verdorben.„ — Hätte alſo Chriſtus zu
Türken geredet, ſo würde er ſich ſo ausgedrükt haben:
„wenn du nach Medina und Mekka reiſeſt und wirſt
„allda eingedenk u. ſ. w. ſo gehe hin und beßre zuvor
„dein Herz und reinige es von Liebloſigkeit, dann
„mache was du willſt ꝛc. Und zum Katholiken: wenn
„du in die Meſſe gehſt und wirſt eingedenk u. ſ. w. ſo
„laß Meſſe und Altar zurük und vollende erſt dieß we-
„ſentliche Mittel zu deiner Glükſeligkeit. ꝛc. — Beſ-
„ſert euch, ruft der Weiſe allen zu, reiniget euer Herz 326
„von aller Liebloſigkeit: ſonſt iſt alles Hoffen auf Se-
„ligkeit umſonſt: ſonſt ſind die Folgen eurer Verdor-
„benheit unvermeidlich: ſonſt gehts euch wie einem
„Schuldner, ders einmal hat zur Klage kommen
„laſſen: er muß ohne Barmherzigkeit bezahlen. Lie-

„be iſt Gottes höchſtes Geſez, ſeine einzige Foderung
„an die Menſchen, weil Liebe die einzige Quelle der
„Seligkeit iſt, welche ſelbſt Gottes einziger Zwek iſt.
„Wer dieſe Tugend nicht beſizt, opfere, bete, beichte
„und faſte ſo viel er will, er iſt und bleibt ein verdorbner
„Menſch, den Gott nicht ſelig machen kan und
„will. Wer es alſo verſäumt, ſein Herz von aller
„Liebloſigkeit zu reinigen, der hat alles verſäumt.
„Alles läßt ſich einbringen. Aber wer die Zeit verſcherzt,
„ſein Herz durch Liebe zu bilden, hat alles
„verloren, was ein Menſch verlieren kann: und
„nichts kan ihn dann von den Folgen der Verdorbenheit
„retten. — Die einzige belohnbare, ſeligkeitvolle
„Tugend iſt Liebe. Und Liebloſigkeit hingegen iſt das
„eigentliche Laſter, d. h. die Quelle alles menſchlichen
„Elendes.„

1327 Dieß iſt das herrliche Reſultat der Rede Jeſu.
Das ſind die reinen Vernunftwahrheiten ſeines **Evangelii**, welches eben darum mit Recht eine **fröliche
Botſchaft** heißt, weil es uns (beſſer gedolmetſcht, als
viele Prediger vom gemeinen Schlage es dolmetſchen)
die troſtvollſten Wahrheiten darlegt. Denn was kan
1328 troſtvoller für mich ſeyn als dieſe Lehre Jeſu: „Sey
„fleißig, arbeitſam, wolthätig, nuzbar, kurz — ſey
„ein Menſchenfreund und lebe für die Ruhe und Zufriedenheit
„deiner Mitmenſchen: erzeige ihnen ſo viel
„Gutes als du ihnen erzeigen kanſt, und erſpare ihnen
„alle vermeidlichen Leiden und Kränkungen: und —
„du biſt das Bild der Gottheit — du biſt Gottes
„Sohn — haſt die Quelle der Seligkeit in dir ſelbſt —
„brauchſt keinen Dienſt, keine Opfer, nichts — biſt
„volkommen wie dein Vater im Himmel volkommen
„iſt — kanſt bei dieſem Herzen voll Liebe alle Augenblik
„und in jeder Situation deines Lebens, — mit
„dem Degen in der Hand, den du im Dienſt des Vaterlandes
„gegen den Feind leider führen mußt, ſo gut,

„als dein Prieſter mit der Bibel in der Hand, am
„Komtoir oder auf der Werkſtadt ſo gut, als in der
„Kirche — ruhig, freudig, ſelig ſterben.„

O Dank ihm, dem erſten, beſten, weiſeſten der 129 Menſchen, der mich erlöſet hat vom Geſez und allen jenen Aengſtlichkeiten der poſitiven Religion! Dank ihm, daß er meine Vernunft aufgeregt und in der reinen Wahrheit die unverſiegbare Quelle meiner Ruhe hat finden laſſen. Dank ihm, daß ich, durch Forſchen und Nachdenken über ſeine Reden und Vergleichung derſelben mit Vernunft und Natur, den unveränderlich liebenden Alvater und in ſeiner Liebe meine wahre Beſtimmung und das Ziel der menſchlichen Volkommenheit habe kennen lernen. Gott liebt: und wenn ich, wie Gott, meine Brüder liebe, ſo bin ich ſein Kind, bin volkommen, bin unausbleiblich ſelig. Für dieſe Wahrheit nehme ich keine Schäze der Welt. Bei dieſer Wahrheit fühle ich mich ſo ſelig, daß ich alle bedaure, die in Geheimnißlehren grübeln und, indem ſie ein erkünſteltes Glaubensſyſtem nachbeten, den Genuß der eignen Wahrheit verlieren.

LIII.

Freiheit.

Sieg über die Leidenſchaften.

Das größte Hinderniß unſerer Ausbildung ſowol als 130 des Genuſſes der Glükſeligkeit ſelbſt ſind ohnſtreitig die Leidenſchaften. Wie alſo **Menſchenliebe** die unmittelbare Volkommenheit des Menſchen iſt, ſo iſt eine mittelbare Volkommenheit die **Herrſchaft über ſeine Begierden**, oder die **Freiheit des Geiſtes**, welche macht, daß die **Begierde** nie zur **Leidenſchaft** wird. — Wir wollen hier zuerſt

1331 I. Die Natur der Leidenſchaft unterſuchen.
Und hier wird vornemlich dieß nöthig ſeyn, daß wir
den empfindſamen Mann im edelſten Sinne des Worts
vom leidenſchaftlichen unterſcheiden lernen.

1332 1. Edle Empfindſamkeit iſt die Grundlage der
volkommnern Menſchenliebe. Sie iſt die Fähigkeit,
a. ſchnell bei jedem Gegenſtande zu empfinden, der
Werth d. h. Einfluß auf unſere oder unſerer Mitmenſchen
Glükſeligkeit hat: es ſey Freude, Schmerz,
1333 Sehnſucht u. d. b. in dem Grade zu empfinden, der
ſeinem Werthe angemeſſen iſt: (iſt die Empfindung
ſtärker als der Werth des Gegenſtandes, ſo heiſts Empfindelei:)
1334 — c. von dieſer Empfindung zum Wollen
und Handeln leicht, entſcheidend, ausdaurend — beſtimt
zu werden: (welches die Empfindelei nicht wirkt:) —
1335 d. mit begleitendem Räſonement: ſo, daß die Aufwallung
des Herzens, in welche mich der Anblik oder
die Vorſtellung eines Gegenſtandes verſezt, und welche
mich zum Handeln entſchloſſen macht, nie allein mich
leitet, ſondern mit Ueberlegung (über Zwek, Mittel,
Verhältniſſe, Folgen) verbunden iſt und alſo die Vernunft
zur Führerin behält. — Solche Empfindſame
ſind vortrefliche Menſchen!

1336 2. Leidenſchaft hingegen iſt Angewöhnung
a. bei gewiſſen Gegenſtänden nur, — ſchnell und heftig
zu empfinden, b. unharmoniſch mit dem Grade
ihres Werths: und c. ſich auf einen Augenblik zum
Handeln hinreiſſen laſſen — d. ohne dabei freie Ueberlegung
zu behalten.

1337 II. Leidenſchaften entſtehen zuweilen aus Naturtrieben,
die bei manchen Menſchen von Natur eine gewiſſe
1338 ungewöhnliche Stärke haben. Aber dieſe Triebe
ſind nie allein im Stande, eine Begierde hervorzubringen
oder gar ſie zur Macht der Leidenſchaft zu erheben.
Das feurigſte Blut z. B. macht von ſelbſt keinen
Wollüſtling. Und Stärke oder Schwäche der

Natur und ihrer Kräfte und Triebe, giebt nie Ent-
ſchuldigung dem Menſchen, der als Sklav einer Lei-
denſchaft unglüklich wird. Leidenſchaften werden durch 1339
Schuld des Erziehers oder des Menſchen ſelbſt erzeugt
a. durch Angewöhnung, ohne Räſonement zu handeln
und jeder kleinſten Einladung ſeiner Triebe zu folgen:
b. durch öfteres auf einander folgendes Befriedigen ei- 1340
ner Begierde, ohne zwiſchendurch zuweilen eine Ver-
ſagung derſelben zu exerciren. Denn wer einer Be-
gierde ſtets Gehör giebt und nie ihr widerſteht, ver-
mehrt ihre Kraft und Betriebſamkeit. Und in kurzem
wird ſie ſo mächtig, daß deutliche Vorſtellungen gar
nicht mehr ſich emporheben können, wenn ſie rege wird,
daß folglich alle Autexuſie verloren geht und ſich —
wenn ihr Bild aufſteigt, ein Sturm erhebt, der alles
Nachdenken unterdrükt und die Volitionsorganen in un-
vermeidliche Thätigkeit ſezt.

III. Daß Leidenſchaften **gefährlich** ſind, fällt 1341
in die Augen, a. weil ſie die **Freiheit** des Willens **zer-**
ſtören, deren volkommenſter Grad darinnen beſteht,
daß er von deutlichen und unter der Autexuſie ſtehenden
Vorſtellungen geleitet wird: oder, weil ſie das Steuer-
ruder der Vernunft zernichten: b. weil ſie die **Kräfte** 1342
des Menſchen **gewaltſam in Spannung ſezen**, da-
durch ſie nach und nach deſto mehr erſchlaffen. Denn
die Handlungen, zu welchen die Leidenſchaft hinreißt, ge-
ſchehen nie gelaſſen, ſondern mit der höchſten Anſpan-
nung der Kraft, mit welcher ſie verrichtet werden, es ſey
eine Kraft des Körpers oder der Seele oder beides.
Daher ſie c. die ſchnellſten Zerſtörer unſerer **Geſund-** 1343
heit ſind, indem ſie zunächſt unſere Verdauungskraft
angreifen, unſer Nervenſyſtem zerrütten u. ſ. w. Und
die Erfahrung beſtätigts, daß leidenſchaftliche Men-
ſchen ſelten alt werden und — daß ihre Krankheiten
am ſchwerſten zu heilen ſind. d. **Sie verwikeln dabei** 1344
den Menſchen in ſtete und oft nagende **Sorgen** und
ſtür-

ſtürzen ihn (wegen vernichteter Ueberlegung) in Ge-
fahren des gänzlichen Verderbens. Und man frage
nur die Geſchichte, was Zorn, Geiz, Fanatismus u. d.
1365 für ſchrekliche Auftritte veranlaßen können. e. Sie
hindern alle Bildung der Seele, indem ſie mit ih-
rem Gegenſtande die ganze Seele ausfüllen und alle
andere Gegenſtände verdrängen, die nun Andenken,
Licht, Intreſſe — verlieren, und für die folglich alle
Thätigkeit aufhört. So denke ich mir z. B. den un-
glüklichen Werther, dem ſeine Lotte, oder einen Lavater,
dem ſein Chriſtus ſo einzig vorſchwebt, daß alle übri-
gen Vorſtellungen in Schatten gerathen und die ganze
Harmonie der Erkentniße und der Handlungen ver-
nichtet wird.

1366 IV. Was muß ich thun, Leidenſchaften zu verhüten? (Von ihrer Austilgung wird unten gehandelt werden.)

1367 a. Uebe dich in Zeiten im Gebrauch der Selbſtbeſchauung. (96.) Denke fleißig über dich ſelbſt nach. Muſtre deine Kentniße, Urtheile, Grundſäze. Und ſtrebe vornemlich darnach, deinen moraliſchen Wahrheiten Zuſammenhang und gemeinſchaftliches Licht und Lebhaftigkeit zu ertheilen. Iſt dieſes harmoniſche Licht in der Seele, ſo wird nie ein Gegenſtand ihr ſo einzig ſich aufdringen und die übrigen unterdrüken können.

1368 b. Hüte dich für alle dem, was ich oben von der Entſtehungsart fixer Ideen geſagt habe. S. 126. ff.

1369 c. Gewöhne dich, viel nach Räſonement zu handeln. Immer kan man nicht. Es iſt genug, wenn es oft geſchieht: wenn man ſeinen Trieben nicht allemal folgt, ſondern theils vor der Handlung, zu der ſie uns leiten wollten, überlegt, obs auch recht oder gut ſey, was es für Folgen haben werde u. d. theils nach der Handlung überdenkt, wie man gehandelt habe und wie man hätte handeln können, wenn man noch mehr und länger überlegt gehabt hätte.

d. Studiere dich ſelbſt (XXXII.) und forſche, 1350
wo am erſten eine Leidenſchaft ſich anſezen könte.
Merkſt du etwas, ſo ſey **wachſam** auf die erſten Keime,
ſo wie auf alle Veranlaſſung der Leidenſchaft.
Gieb Acht, wo ſie Zunder fand. War es eine Geſellſchaft,
ein Umgang, eine Lektüre, eine gewiſſe Art
von Nahrungsmitteln, oder ein Bild, eine Vorſtellung
ꝛc. fort damit. Aergert dich dein ꝛc. Beſonders
beobachte alles, was dir vorzügliches Vergnügen macht,
und hüte dich, daß du an nichts dein Herz hängeſt.
(1188. ff.) Merkſt du, daß dir eine Sache anfängt
zum Bedürfniß zu werden, ſo verſage ſie dir lange Zeit
ganz, damit du Herr in deinem Hauſe bleibeſt.

e. Vor allen Dingen bezähme deine **Phantaſie.** 1351
Sie iſt gefährlicher als die ſinnliche Wahrnehmung:
denn ſie vergrößert und verſchönert jeden Gegenſtand
der Begierde. Ein Ding viel ſich vorſtellen, immer
Entwürfe machen zum Genuß (1189.) — das nimt
endlich die ganze Seele ein: und bald keimt und — reift
die Leidenſchaft. — Zu dem Ende a. gewöhne dich 1352
an ſtete **Beſchäftigung:** ſie beſtehe worinnen ſie
wolle. Gänzliches Müßigſeyn, bei welchem man ſich
ſeinen Gedankenſpielen überläßt, heißt die Feſtung
dem Feinde öfnen. Vornemlich beim Einſchlafen, bei
einſamen Spaziergängen, ſiehe darauf, daß du ſelbſt
das wähleſt, was du dir vorſtellen und denken willſt.
b. Komt ein Bild, das dir gefährlich werden könte, 1353
ſo ſuche mit aller Anſtrengung, andere Vorſtellungen
in dir lebhaft zu machen: oder ergreif ein Buch,
eine Charte, ein muſikaliſch Inſtrument — was es
ſey. Dieſe Uebung giebt Selbſtmacht. (96. ff.)
c. Gewöhne dich überhaupt ans **Denken**, damit
die obern Kräfte ſtärker und thätiger werden als

die Phantaſie — und inſonderheit an **Kontemplation**. (1283.)

f. Erwärme deine guten Vorſäze zu dieſem Geſchäft durch Gebet. S. unten.

Lebt Gottes Lieb in meiner Seele,
So treibt ſie mich zu jeder Pflicht:
Und ob ich ſchon aus Schwachheit fehle,
Herrſcht doch in mir die Sünde nicht.

LIV.

Stärke der Seele im Leiden.

1354 In einer Welt wie dieſe iſt, ſind **Leiden unvermeidlich**: im Pallaſt, wie in der Hütte: von der Wiege bis zum Grabe. Der wahre Weiſe muß alſo nicht blos die Kunſt verſtehn, die Freuden des Lebens **als Weiſer** zu genieſſen, ſondern auch **als Weiſer zu leiden**, d. h. ſo zu leiden, daß ſeine Zufriedenheit nicht zerſtört werde.

1355 A. Die **Stärke** des Weiſen beſteht a. nicht in einer ſtoiſchen **Unempfindlichkeit**, die bei den meiſten nur Affektation iſt, auch widernatürlich, und gegen die Abſicht des Allvaters iſt, der Leiden uns zuſchikt. Der Weiſe iſt nicht fühllos, aber auch nicht **allzuempfindlich**, oder ungeduldig. Der Ungeduldige will a. gar keine Leiden. Er iſt gegen jede unangenehme Empfindung unleidlich: b. ſeine Empfindung bei dem Uebel iſt der Gröſſe des Uebels nicht angemeſſen: c. ſie nimt ihn ſo ein, daß er des Guten und ſeines Genuſſes dabei vergißt, das ihm bei dem Uebel noch übrig blieb: d. es entſteht daher Unzufriedenheit mit Gott und Zernichtung der kindlichen Gefühle gegen den Allvater: e. er wird unthätig und miß-

müthig zu Geſchäften: und läßt ſich f. **leicht** zu unedlen
Mitteln verleiten, ſeine Leiden zu enden. — Die 1356
wahre Kunſt zu leiden ß. beſteht alſo gegenſeitig 1. in 1357
der veſten, in der willigen **Bereitſchaft**, von dem
Gott, der ſo viel Gutes ihm gab, auch Leiden anzunehmen:
2. in einem ſolchen **Grade der Empfindung** 1358
des Uebels, der dem Grade deſſelben angemeſſen
iſt: ſo daß er z. B. den Verluſt eines geringern
Guts minder empfindet als den eines größern: 3. in 1359
dem **fortdaurenden Genuß der übrigbleibenden
Freuden**, ſo daß ſeine Seele nie verſtimmt wird, nie
den Sinn für alle Freuden verliert: 4. in der **Fortdauer** 1360
ſeiner kindlichen Geſinnungen gegen den
Allvater: 5. in der **Fortdauer ſeiner Thätigkeit** und
Nuzbarkeit für die Welt: 6. in der veſten **Entſchloſſenheit**, 1361
nie ſeinen **Grundſäzen entgegen zu handeln**
und unedle Mittel zur Endung oder Minderung
ſeiner Leiden anzuwenden.

B. **Wie gelangen** wir zu dieſer Geiſtesſtärke im 1362
Leiden? Durch folgende Regeln.

1. Lerne **vorausſezen, daß dieß Menſchenleben** 1363
nicht ohne Leiden ſeyn kan: wegen a. der
Verlezlichkeit unſerer Maſchine (447.) b. der Eingeſchränktheit
unſeres Geiſtes (18. 32. 81. 111.)
c. der Verlegenheiten, in die uns Erwerb und Erhaltung
unſrer Bedürfniſſe verſezen und d. der Unvollkommenheit
unſerer Mitmenſchen, mit denen wir leben
müſſen und die ſo viel Einfluß auf Beförderung und
Stöhrung unſerer Glükſeligkeit haben. Wer dieſe
Unvermeidlichkeit der Leiden und ihre Gründe oft denkt,
gewöhnt ſich an den Gedanken, Leiden **müſſen** kommen:
er erwartet ſie alſo: er iſt bereit, ſie von ſeinem
Gott mit Willigkeit anzunehmen: er iſt **gefaßt**.

2. Lerne dich auf die Leiden **vorbereiten**, und 1364
dadurch den **Eindruk ſchwächen**, den ſie beim **erſten**
Anblik zu machen pflegen. Dieſe güldne Regel zerfällt
in

1365 in folgende ſpeciellere. a. Suche die menſchlichen
Uebel auf, um ſie in der Nähe zu betrachten, theils
um deutliche und wahre Begriffe davon zu erlangen,
damit die vergrößerte Vorſtellung den Eindruk nicht
verſtärke, theils ſich an ihr Bild zu gewöhnen,
und dadurch den Eindruk zu mindern. Wer die Leiden
erſt kennen lernt, wenn ſie ihn treffen, lernt zu ſpät.
Ehe ſie da ſind, mache ihre Bekantſchaft. Geh in die
Hütten des Volks und beſchau die Armuth: was ſie
iſt, wie ſie erſcheint, wie dem Armen zu muthe iſt,
wie ſeine Zufriedenheit dabei beſteht u. ſ. w. Betrach-
te den Verfolgten, höre was er ſagt, was die Ver-
folger thun, wie andere handeln, ihn bedauren, ſchü-
zen u. ſ. w. Sieh chirurgiſchen Operationen zu, ſchau
mit veſtem Blik, was es iſt, wie es geſchieht, woher
die Unterſchiede kommen, wenn der eine keine Miene
verzukt, der andre außer ſich iſt. Sieh ſterben, be-
trachte den Tod in ſeinem Kommen und in ſeiner Voll-
endung u. ſ. w. Das thue oft, und kein übertriebner
Begrif wird, wenn dir ſo etwas komt, dich ſchreken,
und deine Phantaſie wird ſich an ſein Bild ſchon ge-
wöhnt haben. Und das thut erſtaunend viel zur ge-
1366 laßnen Ertragung. b. Thue aber noch mehr. Lerne
nicht nur die Uebel kennen, ſondern verſeze dich im
voraus zuweilen in den Fall ſeiner Gegenwart. Den-
ke dich bei einſamen Stunden ganz in die Lage, wo das
Uebel dich träfe. Denke und beſchließe nun, was du
thun, wie du dich verhalten, was du ſagen, was du
für Bequemlichkeit, Erleichterungen u. d. dabei ma-
chen willſt. — Das heiſt recht eigentlich, ſich gefaßt
1367 machen. Endlich c. ſorge zur Abhärtung. Denn
die heftigen Erſchütterungen, welche die Leiden zuwei-
len verurſachen, kommen blos von der Wichtigkeit
1368 her. Und Wichtigkeit entſteht a. von Nervenſchwä-
che: daher das weibliche Geſchlecht, oder Perſonen
1369 aus vornehmen Stande ſo empfindlich ſind. b. Von
Ver-

Verwöhnung an eine weichlige Lebensart in Abſicht auf
Lager, Speiſen, Bewegung, Luft. Da hat die Erziehung
meiſt den gröſten Antheil: wo z. B. Menſchen
gewöhnt ſind, nichts hartes oder kaltes anzugreifen, ſich
alles von Bedienten thun zu laſſen, alles, was zu viel
Sorge und Geſchäftigkeit macht, andern zu übertragen
u. ſ. w. — Alſo ſorge in Zeiten theils für Abhärtung 570
des Körpers gegen kleine Schmerzen, ſo wie gegen alle
Eindrüke der Kälte, Hize u. ſ. w. durch einer dieſem
Zwek angemeßnen Lebensart und ſuche ihm durch Enthaltſamkeit,
Mäßigkeit, hartes Lager, kalte Bäder,
u. d. Veſtigkeit zu geben. Dabei gewöhne dich an 571
Arbeit, mindre deine Bedürfniſſe, verſage dir entbehrliche
Gelüſtungen und meide alles, was Weichligkeit
des Geiſtes oder des Körpers vermehret.

3. Sey aufmerkſam auf dich ſelbſt und auf alle 572
deine Handelsweiſen, aus welchen mit der Zeit Leiden
entſtehn könten, und ſuche ihnen durch Verbeſſerung
deiner Fehler vorzubeugen. Denn es iſt ausgemachte
Wahrheit, daß wir an unſern meiſten Leiden ſelbſt
ſchuld ſind: (580.) z. B. an den Leiden, die unſere
Kinder verurſachen, durch eine ganz oder zum Theil
vernachläßigte Erziehung: an unſern meiſten Krankheiten
durch Mangel der Wachſamkeit in Vermeidung
uns ſchädlicher Speiſen und Getränke, durch Unmäſſigkeit
in Befriedigung des Inſtinkts, durch leichtſinnige
Erhizung oder Erkältung, eitles Zuſammenpreſſen
oder Blosſtellung des Körpers durch Kleidungsarten
u. ſ. w. an Sorgen, Mangel, Verlegenheiten — durch
nachläßige Wirthſchaft, Leichtſinn bei Ausgaben u. ſ. w.
an Feindſchaften, Verfolgungen, Bedrükungen, durch
unkluges Betragen gegen unſere Mitmenſchen — Stolz,
Prahlhaftigkeit, Zudringlichkeit, Hize, Ungefälligkeit,
mürriſches Weſen u. d. — So ziehn wir uns auch 573
die Leiden des Verluſts, wenigſtens den hohen Grad
ihrer Empfindung dadurch zu, daß wir unvorſichtig

an einen einzelnen Gegenſtand z. E. an ein Kind, oder
an ein Vergnügen, unſer Herz hängen und uns davon
feſſeln laſſen, (S. 1188.) ſo daß ſein Verluſt uns her-
nach eben dadurch unerträgliche Qualen verurſacht. —
Der Weiſe beobachtet das alles, und lernt dadurch
Leiden ſich erſparen oder ihre Empfindung mindern,
welche den Unweiſen oft ganz zu Boden drüken.
1174 4. Strenge in jedem Leiden deine ganze Aufmerk-
ſie an, um theils an den Gegenſtand des Leidens
nicht zu denken, theils die Güter und Freuden, die
mitten im Leiden übrig und genießbar bleiben, im Au-
ge zu behalten und fortzugenießen. — Die meiſten
Menſchen vergrößern ihre Leiden ſelbſt und fühlen ſie
1175 oft zehnfach v. dadurch, daß ſie zu viel daran denken.
Sie geſtatten es ihrer Phantaſie, den Gegenſtand des
Leidens ihnen ſtets vors Auge zu ſtellen. Daher füh-
len ſie es immer fort. Und ſie machen überdieß, daß
es ihnen immer größer erſcheint. Ja ſie ſehen, was
gar noch nicht da iſt, Zunahme, ſchrekliche Folgen,
Langwierigkeit des Uebels. Dadurch vermehren ſie
ihren Kummer ohne Noth. Viele laſſen ſich auch gern
bedauren, und erzählen ihre Noth in dieſer Abſicht,
allen Menſchen, mit Exaggeration. Dadurch wird
ihre eigne Vorſtellung immer lebhafter und ängſtlicher.
Und die dadurch verurſachten trüben Geſichter, die ab-
gedrungenen Thränen des Mitleids — oft auch die
übermäßigen Beſchäftigungen mit ernſten Betrachtun-
gen, Beſuche der Prieſter, u. d. erhöhen täglich die
1176 Schwermuth. — Dabei vergeſſen ſie d. alles Guten
und aller Freuden, und es erſcheint dem Leidenden ſein
Zuſtand um ſo viel trauriger, da er ſich nur von
Uebeln umgeben und von allem Freudegenuß entblößt
ſieht. — Sey weiſer, wenn du Stärke des Geiſtes
1177 behaupten willſt. Lerne u. deine Selbſtmacht brauchen:
(101.) denke zu ſeiner Zeit an den Gegenſtand deiner
Leiden, um Ueberlegungen anzuſtellen, wie ihm abzu-
helfen

helfen ſeyn. Aber dann ſchlage dir ihn auch wieder aus
dem Sinne. Zerſtreue dich. Verbanne alte Trauer-
bilder der Phantaſie und ſiehe dich dabei d. nach 1178
allen den Freuden um, die dir in deiner Lage
noch übrig ſind. Sinds Leiden des Verluſts, die
dich drüken, ſo ſuche die Freuden der Arbeitſamkeit,
der Geſchäfte, in Abwechſelung mit Geſelſchaft und Er-
gözlichkeiten. Sinds Leiden des Schmerzes z. B. ein
Krankenlager, ſuche dich durch muntere und ſcherzhafte
Freunde, durch Spiel, durch Muſik u. d. aufzuheitern
und dich ſelbſt zu vergeſſen. — Es iſt Aberglaube und 1179
Unwiſſenheit, wenn man die Stunden der Trübſal mit
ſtetem Gebet und ernſten Betrachtungen noch finſtrer
machen zu müſſen ſich einbildet. — Die Befolgung
meiner Regel wird dich aufheitern, wird dir den Gott
der Liebe zu deinem Troſte ſichtbar machen, der noch
frohe Stunden in deinen Leiden dir möglich gemacht
hatte, und — du wirſt das Leiden ſelbſt nur halb noch
empfinden.

Gott! ich weiß, ich habe noch zu leiden.
O leite mich, daß ich als Weiſer leiden mag.
Durch Vorſicht, lehre mich, das, was ich kan,
vermeiden;
Und gieb, daß ich, was nicht zu ändern iſt, mit
veſtem Muth ertrag.

LV.

Troſtgründe im Leiden.

Die Stärke des Geiſtes im Leiden gewint ohnſtreitig 1180
durch beruhigende Vorſtellungen, welche man Troſt-
gründe nent. Es iſt alſo eine fünfte Regel noch:
mache dich in Zeiten mit allen Troſtgründen be-
kant und vertraut, damit ſie in den Stunden der
Trü-

Trübſal dir gegenwärtig ſeyn mögen. Dieſe Troſtgründe ſind

1181 I. **Die Vaterliebe Gottes**, die der Seele des Weiſen durch keine Leiden verdunkelt werden kan. — Faſſe dieſen erquikenden Gedanken, daß ſelbſt deine verſchuldeten Leiden nicht Merkmahle ſeines Zorns ſind, und ſtelle dir alle die Beweiſe der Liebe Gottes, nebſt den Proben, die deine eigne Lebensgeſchichte enthält, recht oft und lebhaft vor, (XXIV.) um ſtets den Troſt zu fühlen: Gott liebt mich — unveränderlich! — Und wenn ich alles verliere, ſo bleibt mir ſeine Liebe! — Welche Entſchädigung für jeden Verluſt! Welche Linderung jedes Schmerzes.

1182 II. Verbinde mit dieſem Glauben an Gottes Liebe, den Glauben an ſeine **Vorſehung** — und denke, Gott liebt mich nicht nur, ſondern dieſer liebende **ſchikt mir ſelbſt dieſe Leiden zu. Sie ſind ſein Wille.** Sie kommen alſo aus den Händen eines Vaters. So mögen ſie mir noch ſo räthſelhaft, oder hart, oder unverſchuldet erſcheinen, ſo bleibt dieß doch mein Troſt, daß er mir ſie auflegt, von dem ich gewiß bin, daß er nicht **von Herzen** (d. h. nicht mit Wolgefallen an der Qual ſeiner Kinder) die Menſchen plaget und betrübet.

1183 III. **Denke, daß kein Uebel den Menſchen unglüklich macht.** — Oft macht das den Leidenden am niederſchlagenſten, daß er ſich ganz unglüklich glaubt. —
1184 Beſtrebe dich, dieſen Irthum zu verbannen. a. **Kein Verluſt raubt alles.** Du verliereſt einen Theil deines Vermögens, ſo bleibt dir das übrige. Du verlierſt dein ganzes Vermögen, ſo bleibt dir Kraft zu erwerben. Du verlierſt auch dieſe, ſo bleiben noch Menſchenherzen, die die unſichtbare Vaterhand lenkt, und die deiner ſich annehmen und dir unvermutheten und ungeſuchten Beiſtand leiſten werden. Du verlorſt einen Freund, du wirſt andre finden. Du bekomſt

Feinde, es werden doch Menſchen dir bleiben, die dich ſchäzen. — Du verlierſt dein Gehör, ſo bleiben dir die Freuden des Geſichts, des Geſchmaks und der übrigen Sinne. b. **Kein Schmerz raubt alle Freuden.** 1379 Jeder Schmerz hat ſeine Intervallen, wo du wieder Annehmlichkeiten genieſſen kanſt und, wenn du ein Weiſer biſt, genieſſen ſollſt. (1378.) Es giebt der Freuden viel. (XLV.) Verliere nur nicht den Sinn für ſie. Siehe dich um, was in deiner Lage dir noch genießbar iſt. Schon der Gedanke, noch viel zu haben, woran man ſich erfreun kan, iſt Troſt.

IV. Erwäge, daß Leiden für dieß Menſchenleben 1380 **unentbehrlich ſind, und zwar ſelbſt zum Heil der Menſchheit unentbehrlich.** Ein ſehr beruhigender Gedanke! Er gründet ſich auf 1382. und — auf die Erfahrung. Die Vortheile, welche der Allvater dabei beabſichtet, ſind

a. **Die Freuden dieſes Lebens durch ſie zu erhöhen.** 1381 Denn dieſe bekommen durch Dazwiſchenkunft der Leiden a. ihre **Schmakhaftigkeit.** Wer fühlte das Glük 1382 der Geſundheit lebhafter, als wer von einer Krankheit genas? Wem ſchmekt ſein Eſſen beſſer als dem, der erſt die Laſten der Arbeit getragen hatte? Wem iſt jedes Vergnügen aufheiternder und durchdringender als dem, der eben eine Noth überſtanden hatte? — Gewiß, das menſchliche Leben würde in eine ermüdende Monotonie gerathen, und alle Empfindungskräfte zum Vergnügen und zur Freude würden ſich abſtumpfen, wenn die Vorſehung nicht Augenblike des Misvergnügens oder des Schmerzes einſchaltete. (563.) Die Leiden ſind für unſere Freuden das, was der Winter für den Frühling und den Sommer, was das Salz für die Speiſen iſt. Auf jedes Leiden hat alles, was wir genieſſen, einen erneuerten Wolgeſchmak. — Sie erhöhn auch b. ihren **Werth.** Würden ſie den wol für 1383 uns behalten, würden wir ſie ſchäzen, vorſichtig damit umgehen u. ſ. w. wenn uns ihr Beſiz oder Genuß nie entriſſen würde? Wer weiß einen Freund zu ſchäzen als der, der einen verlor? Wer wird ſorgſamer mit dieſem Kleinode umgehn lernen? — —

1170 b. Die **Bildung** der Menſchheit. — Die Uebel ſind 1. **Triebwerk** der menſchlichen **Thätigkeit.** Wo würde unter dieſer Menſchenart Induſtrie und Betriebſamkeit herkommen, wo die algemeine Geſchäftigkeit? wenn die Menſchen nicht durch den Wunſch, ſchon vorhandene Uebel zu mindern oder wegzuſchaffen, oder kommenden vorzubeugen, oder unabänderliche ſich erträglich zu machen und durch Genuß mancher Annehmlichkeit ſich dafür zu entſchädigen getrieben würden? — Sie ſind 2. die Quelle der **Tugend.** Wo bliebe die mitleidige, duldſame, wolthätige Menſchenliebe ohne ſie? Wo Demuth, Beſcheidenheit, Beſtreben, ſich Gunſt und Liebe der Mitmenſchen zu erwerben? — Sie ſind 3. das einzige Mittel, das Herz an Gott zu ziehn und ihm Sinn für edlere und höhere Freuden (1158.) einzuflößen, inſonderheit 4. den Gedanken der Zukunft aufzuregen und Sehnſucht nach den volkommen Freuden jenſeit des Grabes und, Beſtreben ſich dieſer Seligkeit würdig und empfänglich zu machen, in die Seele zu bringen.

1171 c. **Heilung** der **kranken** Menſchheit. Die Leiden ſind 1. die ſicherſten, oft die einzigen Heilmittel für einzelne Fehler und Gebrechen. Wie mancher blieb ein fauler und unnüzer Menſch, oder verſank in Wollüſte und Ausſchweifungen, wenn ihm der Vater und Erzieher der Menſchen nicht durch Armuth, oder mislungne Anſchläge, oder andere Noth fleiſſig gemacht und die Ausbrüche der glimmenden Begierden verwehrt hätte? Wie mancher wird durch Demüthigungen von ſeinem Stolze geheilt, durch Unglüksſchläge weich und gefühlvoller gegen Leidende gemacht? Wie mancher lernt Vorſicht im Betragen durch erlebte Erſchütterun-

gen ſeines guten Namens? Wie mancher erlangt
Selbſtkentniß durch Feinde, zu der er ohne ſie nie gekommen
ſeyn würde? — 2. Aber oft ſind Leiden ſogar 1192
die Kur der gänzlichen Verdorbenh. ꝛc. Hat nicht
zuweilen ein heftiger Unglüksſchlag, eine langwierige
Krankheit u. d. Menſchen ganz umgeſchaffen, die vorher
durch alle Belehrungen, Warnungen anderer Menſchen,
bürgerliche Strafen u. ſ. w. nicht gebeſſert werden
konten, und die jezt auf einmal erſchüttert wurden,
ſtille ſtunden, ſich beſannen, zur Erkentniß kamen,
und — ſich beſſerten?

V. Wiſſe aber zu deinem noch gröſſern Troſte, 1193
daß die angezeigten Vortheile der Leiden nicht bloſſe ohngefehre
Folgen ſind, ſondern, daß der himliſche Vater
die Leiden jedes Individuums ſelbſt leitet und auf
deſſen perſönliche Bedürfniſſe richtet. — Alle
Uebel, die dich treffen, wenn es auch die unmittelbarſten
Folgen deiner Fehler wären, legt Gott dir auf,
durch Leitung der Umſtände, deren verkettete Reihe ſie
erzeugte: und ſeine Liebe iſt dir Unterpfand, wenn es
die Erfahrung dich nicht lehrt, a. daß er dieſe Uebel 1194
genau nach deinem Bedürfniß abmißt, und dir
nicht mehr zuſchikt als für die höchſtmögliche Summe
deiner Glükſeligkeit und insbeſondere für die Reinigung
und Bildung deiner Seele ſchlechterdings nothwendig
war. (776.) Du kanſt alſo zu deinem Troſte gewiß 1195
ſeyn, daß das Uebel, das dich drükt, dir unentbehrlich
war, und daß jedes Gut, über deſſen Mangel du
ſeufzeſt, dir unausbleiblich ſchädlich geweſen ſeyn würde:
daß gerade dieß Maas von Freuden und Leiden
deinem Heile einzig angemeſſen iſt, und daß jedes gröſſere
oder kleinere Maas, deine Glükſeligkeit ſowol, als
deine Empfänglichkeit für die Glükſeligkeit überhaupt,
gemindert oder gar zerſtört haben würde. — Und
eben ſo gewiß kanſt du ſeyn, b. daß Gott deine Leiden 1196
auch nach deinen Kräften abmißt.

1197 Anmerk. Man wende hier nicht ein, daß die na-
türlichen Urſachen, welche unſere Leiden verurſa-
chen, unausbleiblich wirken, und daß ſich alſo eine
ſolche Leitung, die der Lage jedes Individuums
angemeſſen wäre, nicht annehmen laſſe. Denn
dieß läßt ſich durch einſtimmige Erfahrung wi-
derlegen, welche es beſtätigt: daß keine Urſache
unſerer Leiden einerlei Wirkungen hervorbringt.
Einer und derſelbe Fehltritt hat bei zehn Men-
ſchen zehnerlei Folgen: immer zwar üble Folgen
zu ſeiner Warnung: aber nie gleiche. Der eine
Wollüſtling z. B. erfährt die Folgen ſeiner Ver-
irrung früh, der andre ſpät: der eine am Kör-
per, der andre am Geiſte: dem einen werden
geringe Uebel zugezogen, dem andern verurſachen
1198 ſie groſſe und oft lebenslange Leiden. Wo nun
ungleiche Effekte ſind bei gleichen Urſachen, da iſt
es augenſcheinlich, daß die Urſachen nicht noth-
wendige ſind: und daß alle Folgen einer ſolchen
Urſache durch die Umſtände beſtimt werden, deren
Kette die Vorſehung anlegt und leitet.

1199 VI. Bedenke ferner, bei jedem Leiden, das dich
trift, daß es in der Welt Menſchen giebt, die noch
weit mehr leiden müſſen als du. — Es iſt ein
Troſt, Genoſſen des Unglüks zu haben, und in ſeinen
Leiden dieſe zu betrachten und zu ſich ſelbſt zu ſagen:
ich bins ja nicht allein: ich ſehe ja mehrere meiner Brü-
der in Noth: wie kan ich von dem Vater der Liebe ver-
langen, daß er mich allein mit dieſen bittern Arzeneien
1200 verſchone: u. ſ. w. Aber es iſt eine noch wichtigere
Weisheitsregel, nicht blos die Leidenden, ſondern die
noch mehr Leidenden aufzuſuchen und ſich mit ihnen zu
vergleichen. Thörigte Menſchen vergröſſern damit ihre
Schwermuth, daß ſie ſich nur mit den Glüklichern ver-
gleichen. — Betrachte die, welche ein weit härterer
Verluſt traf als dich, oder unter weit heftigern Schmer-

zen

gen oder Harm erliegen (und du wirſt ſie unzählig finden) und fühle Dank, Freude und Troſt, daß dieſe härtern Leiden der Allvater für dein Bedürfniß nicht nöthig fand.

VII. Endlich — werde in Zeiten vertraut mit 401 den Ausſichten in diejenige Ewigkeit, in welcher der Vergelter des Guten uns alle — für alle unſere Leiden unausſprechlich entſchädigen will, durch Endigung aller Leiden, — durch Mittheilung überſchwenglicher Freuden — und durch ihre ewige und ununterbrochne Dauer. — Zu dieſem Glauben (XXVIII.) laſſet uns fliehn, wenn die Stürme der Trübſale unſre Freuden ſtören und unſre Ruhe erſchüttern. — In ſolchen 401 Zeitpunkten unſers Lebens laßt uns die Wahrheit von einer vergeltenden Ewigkeit als ſtarke Arzenei gebrauchen, die unſre Moraliſten als gemeines Motiv für die Tugend verbrauchen und dadurch ihre Kraft ſchwächen. — Kehre dich nicht daran, wenn du jezt, im Zuſtande der Heiterkeit und des glüklichen Leichtſins, dieß fernliegende Glük nicht empfindeſt. — In der Zeit der Noth wird dirs fühlbar werden. Je größer die Leiden, je hofnungsloſer dein Zuſtand, deſto erquikender wird dirs dann ſeyn.

Gott!

Ich weiß, daß deine Liebe meine Freuden
Mit mancher Trübſal untermengt.
Und gern, gern will ich mich beſcheiden,
Daß deine Hand auch harte Leiden über mich verhengt.
Nur lehre mich als wahrer Weiſer handeln:
Laß meine Ruhe feſt, wie meine Tugend, ſeyn.
Hilf mir getroſt die Pilgerbahn durchwandeln,
Und führe mich, bewährt, in meine Heimath ein.
Laß mich mit Freudigkeit in jene Zeiten bliken,
Wo du Vergütung aller Leiden giebſt:
Wo ew'ge Ruh und Freude zum Entzüken
Mirs ſichtbar machen wird, daß du unendlich liebſt!

LVI.

Inres Triebwerk des gebildeten Herzens.

Liebe. Ehrfurcht. Vertrauen. Dank.

1403 Wer hinieden an Beseligung seiner **Mitmenschen**
und an Minderung ihrer Leiden **Freude finden lernte,**
und — jene **Stärke des Geistes** erlangte, auch **im**
Leiden seine Ruhe, seine Zufriedenheit und seine Tugend
zu behaupten — der gelangte zur möglichsten
Ausbildung seiner Seele: er ward **volkommen.**
1404 Diese Bildung erleichtert die Religion, die unser Herz
mit Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen und Dank gegen Gott
erfüllt, und, **durch diese** Gefühle, uns eine **moralische**
Kraft mittheilt, mit desto größerm **Eifer nach**
jenem Ziele der Volkommenheit zu streben **und mit** Gewißheit
es zu erreichen, d. h. in **Menschenliebe** Zufriedenheit
zu finden, und diese Zufriedenheit auch in
Trübsalen zu erhalten. — Lasset uns diese moralischen
Kräfte betrachten, **nach** ihrer **Natur** und **Entstehungsart.**

1405 1. **Liebe zu Gott.** — Man entferne hier alle
schwärmerischen Begriffe: 1. eines bloßen **Ergözens**
an Gottes Volkommenheit, ohne Rüksicht auf die
Verhältnisse Gottes gegen meine Glükseligkeit: welches
jene wahnsinnigen Reime ausdruken sollten: „ich will —
„lieber in der Hölle schwizen, als Schönster ohne dich
1406 „im Paradiese sizen ec. „ — 2. einer **mystischen Vereinigung**
mit Gott, die in nichts als Spielen der Phantasie
bestehn kan und durch ein beständiges Denken an
Gott und Reden mit ihm sich äußern, und — frommen
1407 Müßiggängern oder Heuchlern eigen sind: 3. ein
heftiges Wallen der Freude bei dem Gedanken an
Gott, oder der Bekümmerniß, wenn man ihn beleidiget
hat. Es giebt Einfältige, welche sich darüber
här-

härmen, wenn ſie dieſe heftigen Gefühle gegen Gott
nicht in ſich gewahr werden, und wenn ſie gegentheils
bei ſinlichen Gegenſtänden z. B. bei der Gatten- oder
Kindesliebe ſie empfinden. Dieſe belehre man, a. daß 1408
das Sinliche nach der Einrichtung des Schöpfers allemal
ſtärker wirkt und gröſſere Aufwallungen verurſacht
als das Nichtſinliche: b. daß man weder Liebe noch 1409
Reue nach der Stärke des Gefühls, ſondern nach der
That meſſen muß: c. daß auch die Aeußerungen der 1410
Liebe nicht in Handlungen beſtehn, die Gott unmittelbar
zum Gegenſtande haben, ſo wie auch Fehltritte
uns nicht als Beleidigungen Gottes, ſondern als Beſchädigungen
unſerer eignen Glükſeligkeit zu betrachten
ſind. —

Liebe iſt Sympathie. Sie iſt Freude an der 1411
Freude des Geliebten. Sie erforſcht die Neigungen
und Wünſche des Geliebten und ſucht ſie zu erfüllen.
Allemal kan ſie es nicht. Die Urſache liegt bald in dem
Eigenſinne des Geliebten, (welches der Fall bei Gott
nie iſt) bald in der Schwachheit des Liebenden. Indeß
beeifert ſie ſich, zu thun, was möglich iſt. Es
macht ihr Schmerz, wenn Uebereilung oder Unvermögenheit
ihr Streben fruchtlos machte. Aber ſie verträumt
ihre Zeit nicht mit nuzenloſer Reue, ſondern
ſie ſucht das Unterlaſſne einzubringen. Sie thut endlich
alles, was ſie für den Geliebten thut, welcher der
ſtete Gegenſtand ihrer Beeiferung iſt, mit der gröſten
Willigkeit. Und der Gedanke ſeiner Gegenliebe iſt —
ihr ſüſſeſter Sohn. — Wer dieß alles auf Gott anwendet 1412
und ſich beſinnt, welches, wenn ich ſo reden
mag, die Wünſche Gottes ſind, die der Liebende zum
Zweke ſeines Lebens macht, (774. ff.) der wird von
der Liebe zu Gott den vernünftigſten Begrif gefunden
haben: und er wird zugleich einſehen, daß wir Liebe
zu Gott nicht anders thätig machen können als durch
jene allesumfaſſende Menſchenliebe.

1413 Wer Gott recht innig lieben lernen will, muß
a. das, was unſer Herz für Gott erwärmt, recht oft
denken und ſeine Gotteserkentniß immer mehr zu erweitern
und lebhaft zu machen ſuchen — inſonderheit
die Kentniß ſeiner unermeßlichen Liebe, die er uns als
unſer Schöpfer, als Schöpfer alles deſſen, was wir
haben und genießen, als Erhalter und Verſorger, als
Retter und Helfer, als Freund und Lehrer, als Vater
und Leiter unerzogner Kinder erweiſt und als Vergelter
1414 des Guten erweiſen wird: b. er muß ſich dabei in den
Erweiſungen ſeiner Liebe üben und durch die thätigſte
Liebe zu den Kindern des Alvaters den Alvater ſelbſt
1415 immer mehr lieb gewinnen lernen: er muß endlich c. ſeine
Liebe durch Umgang im Gebet erwärmen.

1416 **II. Ehrfurcht.** — (Furcht iſt nicht in der Liebe.
Wir haben nur Menſchen und unſere eignen Verirrungen
zu fürchten.) Ehrfurcht gegen Gott heißt ein
ſolches Gefühl ſeiner Größe und Hoheit, welches macht,
daß uns der Gedanke an Gott der ernſteſte und heiligſte
unter allen wird: daß, ſobald wir Gott denken,
Leichtſinn und Scherz ſich entfernt: daß uns alles,
was dazu beſtimt iſt, den Menſchen an Gott zu erinnern,
ehrwürdig iſt, auch wenn es nach unſerm Urtheile
minder geſchikt dazu iſt. — Dieſe Ehrfurcht vor
Gott muß ſich überall äußern. Sie muß Einfluß haben
1417 1. auf unſere **Grundſäze und Empfindungen:**
ſo daß uns jenes höchſte Zeichen ſeines Willens (780.)
ſo wie die Gegenſtände deſſelben (774. ff.) inſonderheit
Menſchenrecht, Vertrag, Eid — heilig und unverbrüchlich
ſey: — daß die Größe und Hoheit Gottes
alle abergläubiſche Verehrung irdiſcher Größe und Hoheit
verdränge: — daß Gottes Weisheit alle übermäßige
Bewunderung eigner oder fremder Weisheit vernichte:
— daß Gottes Belehrungen durch Natur und
Vernunft uns ſchäzbarer werden als alle Vorſpiegelungen

gen des Aberglaubens u. ſ. w. 2. Auf **unſere gottesdienſtlichen** 1418
Verſamlungen, (auch ſolche, deren Einrichtung
unſern Beifall nicht hat) daß da Stille, Ernſt
und Ehrerbietigkeit herrſche. — 3. Auf unſer **geſelſchaftliches** 1419
Leben, daß wir da nie Leichtſinn, Scherz,
Spötterei uns erlauben, wenn Gott und Religion der
Gegenſtand des Geſpräches iſt. — 4. Auf **alle unſere** 1420
Handlungen, daß wir immer den Algegenwärtigen
vor Augen haben und durch den Gedanken, „Gott
„ſieht, Gott hört mich, er iſt Zeuge meiner Thaten,„
eifrig und treu in Geſchäften, wahrhaft in unſern Ausſagen,
gewiſſenhaft bei Verſprechungen — werden:
daß wir durch ihn angetrieben werden, jeder Gelegenheit
zur Sünde zu entweichen, jeden Lokungen des Laſters
zu widerſtehn und überall die Erinnerungen und
Warnungen unſers Gewiſſens zu befolgen d. h. nie vorſäzlich 1421
dem erkanten Willen Gottes entgegen handeln:
(welches der Wille Gottes in concreto iſt, den wir
oben (774.) in abſtracto bezeichnet haben.) — Zu
Hervorbringung dieſes Gefühls wird ebenſals erfodert 1422
a. Wachsthum in der Erkentniß Gottes und beſonders
unſeres Abſtandes von Gott: b. öftere Erinnerung
daran: c. Vertraulichkeit mit dem Gedanken
der Algegenwart Gottes: d. Gebet.

Strebe nach dieſen Geſinnungen gegen Gott 1423
in deiner Jugend, wenn ſie dir in deinem ganzen
Leben Antrieb und ihre Kraft zur Rechtſchaffenheit werden ſollen.
Sie gehören zu den Gefühlen, zu welchen
der Menſch im Alter ganz unfähig werden kan. Denn
ein Gegenſtand, der einmal ſein Intreſſe und ſeine
Gröſze für uns verloren hat, kan nicht leicht ſie wieder
erhalten.

Das äuſzerliche Betragen, welches **Ehrfurcht** 1424
gegen Gott an den Tag legt, heiſt **Ehrerbietigkeit** —
welches nie den Anſtrich der **Scheinheiligkeit** bekommen
muß. Das Karakteriſtiſche der leztern beſteht

in dem **Ungewöhnlichen** (der Zeit, des Orts, der Geberden —) und in dem Abſichtlichen und Geſuchten. Sie iſt allemal verwerflich, a. weil ſie Heuchelei iſt, b. weil ſie keinen Nuzen hat, auch nicht als Beiſpiel für andere. Vielmehr verleitet ſie nur zum Mitheucheln: c. weil ſie den Menſchen nach und nach an das Aeußerliche ſo gewöhnt, daß das Inre zulezt ganz aufhört: d. weil ſie die Religion dem Spotte ausſezt.

1425 III. **Dankbarkeit.** Sie iſt die Empfindung, die aus der Betrachtung der göttlichen Wolthaten entſteht. Je volkomner wir dieſe erkennen und je mehr wir ihre Größe und Wichtigkeit einſehn, deſto ſtärker wird dieſe
1426 Empfindung in uns werden. a. Und wie unendlich iſt ihre **Zahl.** Betrachte den Reichthum der Natur. (XXIX.) Siehe deinen Körper, (XX.) deinen Geiſt, ſeine Kräfte, (II.) ſeine Triebe, (XXX.) wie alles zum Freudegenuß eingerichtet iſt. Ueberrechne die Menge der Freuden, die dir Gott ſo nahe gelegt und deren Genuß er dir in jeder Lage möglich gemacht hat. (XLV.) Ueberdenke die Wolthaten der Vorſehung (XXV.) die jeder Tag deines Lebens dir zeugt und dein Herz zur Freude und zum Dank einladet. Alles iſt ja ihr Werk, was du haſt und genießeſt: deine Geſundheit, dein guter Name, dein Gut — jeder Fortgang deiner Arbeit, jede gute Folge deiner Tugend, deine Tugend ſelbſt, jeder gute Gedanke, jede gute That, alles iſt von ihr: jeder Freund, der dich liebt, jeder Feind, der dich vorſichtig macht, jede frohe Stunde, die du genießeſt, jeder angenehme Auftritt, der dir begegnet: — ſelbſt deine Leiden, die Gott mit Vaterliebe dir auflegt und wodurch er ſo viel Seligkeit dir bereitet (1386. ff.) heiſchen deinen Dank. — Erwäge endlich die Menge der Uebel, die er geendet, der Gefahren, durch die er dich geleitet hat, — Erwäge die vielen unſichtbaren und unerkanten Wolthaten,

ten, die in der Leitung ſo vieler tauſend Umſtände liegen, welche auf deine Glükſeligkeit wirkten, z. B. daß du gerade zu der Zeit, von dieſen Eltern — geboren, gerade ſo erzogen wardſt u. ſ. w. Wer mags ausſprechen? — Und dieſe zahlloſen Wolthaten b. wie 1417 groß werden ſie — durch das Vaterherz, aus welchem ſie floſſen, (ſo rein iſt keines Menſchen Wolthat) — durch die Großmuth des Wolthäters, der ohne und über Verdienſt gütig iſt. — O wie unausſprechlich groß iſt deine Güte, o Vater! Der iſt kein Menſch, den ſie nicht rührt ꝛc.

Aber was iſt Gefühl ohne Uebung und Thätigkeit. 1418 Ohne dieſe hat es keinen Werth und keine Dauer — **Thätig** wird unſre Dankbarkeit a. durch Gebet: b. durch gute Anwendung der Wolthaten Gottes: c. durch Nachahmung ſeiner wolthätigen Vaterliebe im Betragen gegen ſeine Kinder, die in unſerm Wirkungskreiſe leben.

Werden wir unſer Herz, durch öfteres Andenken 1419 der göttlichen Wolthaten und durch die Gewöhnung, jedes Gute zu bemerken, das uns in der Welt begegnet, und es als Wirkung der Liebe und Vorſorge Gottes zu betrachten, zum Danke und Freude an Gott erwärmen; ſo werden uns die ſchwerſten Pflichten, die ſauerſten Arbeiten, und die Erduldung der größten Leiden, leicht werden. Die Kälte des Herzens bei Ausübung des Guten, über welche wir uns ſo oft beklagen, wird ſich von ſelbſt verlieren. Und wir werden in dem Geſchäft der Bildung und Veredlung unſeres Geiſtes eine inre Stärke fühlen, der alle Reize der Sünde nicht mehr widerſtehen können.

IV. Die vierte moraliſche Kraft iſt das **Vertrauen** 1420 auf Gottes Vorſehung und der damit verbundne **Glaube an Gott den Vergelter** der Tugend jenſeit des Grabes. Von dem leztern haben wir oben geredet, und das erſtere wird ſeinen eigenthümlichen Standpunkt im II. Th. finden.

Gott!
Mein einzger Wunſch ſey, dir gefallen:
Und Recht und Gutes thun ſey meine Seligkeit!
Mit dieſem Sinne laß zu meinem Grab mich wallen,
Vollenden mich — den Weg zur Ewigkeit.
Ein ehrfurchtvolles Herz, und reine Kindesliebe
Zu dir, und heiſſer — heiſſer Dank
Belebe mich, und heilge alle meine Triebe
Der Tugend — all mein Lebelang.

LVII.

Gebet.

1431 Wer ſein Herz für Gott erwärmen und ächte, ausdaurende Religionsgefühle in ſich hervorbringen will, hat zwei Hülfsmittel in ſeinen Händen, die von ungemeiner Wirkſamkeit ſind. Das eine iſt das **Gebet.** Wir wollen ſeine Natur und Nuzbarkeit betrachten.

1432 I. Die Urſache, warum viele unſrer Philoſophen das Gebet für unnüz halten, und der gemeine Hauſe es ohne Nuzen braucht, liegt ohnſtreitig in den falſchen Begriffen von dem Zwecke des Gebets. — Das Gebet iſt

1433 a. Nicht Gottesdienſt, d. h. nicht eine Handlung, die ich Gott leiſte, um ihm zu dienen oder, etwas zu thun, was er als Zeichen der Verehrung fodert. In dieſem Sinne giebts gar keinen Gottesdienſt. Gott fodert nichts für ſich, das ihm perſönlich
1434 geleiſtet werden müſte. Dergleichen Begriffe ſind
aus den Zeiten der rohen Menſchheit, da man noch die
Gottheit als einen Monarchen behandelte. Da war
frei-

freilich eine Art von Hofedienſt: da hatte die Gottheit ihre eignen Prätenſionen, auf deren Leiſtung ſie um ihrer Ehre willen ſtreng halten muſte: da konte man ſich durch Dienſte und Gaben bei ihr beliebt machen: da war alſo Gebet ein Gottesdienſt, mit dem der Jude ſich täglich dreimal bei dem Jehovah abfinden muſte: — gerade wie noch jezt, wenn Menſchen ihren Gott ihren Morgen- und Abendſegen vorleſen und nun das, was ſie Gott ſchuldig ſind, auf die Seite zu haben glauben. Daher man auch auf Kanzeln das Gebet ſo herſchnattern hört, daß man deutlich ſpüren kan, es ſey nichts anders und ſolle nichts anders ſeyn, als ein Stük des Gottesdienſtes. Und in einer gewiſſen Kirchenpartheī laſſen die Prieſter gar pro poena beten. — Das alles iſt wider die vernünftigen Be- 1435 griffe von Gott und ſeinen Willen (774). Gebet iſt kein Gebot Gottes, keine Schuldigkeit, kein Dienſt. Wem es das iſt, kan keinen Nuzen davon haben. Wer Nuzen haben will, dem muß es eigner freier Trieb des Herzen ſeyn, was mir Umgang mit meinem Freunde iſt.

b. Nicht **Belehrung Gottes** von meinen be- 1436 ſtimten Wünſchen, Anliegen, Bedürfniſſen. — Wer das begreift, wird vom eigentlichen Inhalt des Gebets ganz anders urtheilen lernen, als es gewöhnlich iſt.

c. Nicht **Mittel**, etwas Gutes von Gott zu er- 1437 halten oder ein Uebel von ſich abzuwenden. Die Meiſten betrachten es ſo, und ſchreiben darum dem Gebet, unter gewiſſen Bedingungen, **Erhörung** zu, weil ſie meinen, daß Gott durch der Menſchen Gebet **bewogen werden** könge, etwas zu thun. Und dieſer Wahnglaube iſt die Haupturſache, warum das Gebet, beſonders unter aufgeklärten Leuten, ſeinen Werth verloren hat. Aber man bedenke nur

α. Daß Erhörung des Gebets in dem Sinne, 1438 daß Gott durch das Gebet ſich bewegen laſſe, beſtimte

Wünſche zu erfüllen, an ſich ſelbſt unmöglich iſt, — a. weil die Menſchen oft die verkehrteſten Wünſche haben, alberne oder gar ſchädliche Dinge verlangen ꝛc. b. weil ihre Wünſche ſich oft widerſprechen, wenn z. B. der Landmann auf den Höhen um Regen und der in den Auen um Sonnenſchein betet.

1439 β. Daß ſie wider die Natur iſt. Denn alles, was Gott Gutes den Menſchen ſchikt, ſo wie alle Uebel, die er ihnen auflegt, iſt von ihm geleitete natürliche Folge. Wie mag alſo ein Gebet den natürlichen und mit Weisheit eingerichteten Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen ändern können?

1440 γ. Daß ſie gegen die Regierungsart eines Gottes iſt, der nie nach Willkühr handelt und folglich nicht von Wünſchen und Bitten der Menſchen, ſondern vom wahren Bedürfniß ſich beſtimmen läßt.

1441 δ. Sie iſt auch gegen alle Erfahrung. Wo iſt der Beter, der ſich rühmen darf, daß ihm Gott ſeine beſtimten Bitten erfüllt habe.

1442 ε. Sie hat endlich nichts weniger als die Autorität des Stifters des Chriſtenthums für ſich. Denn wenn man weiß, daß ſeine Schüler ſich nach ſeinem Namen nanten, weil und wiefern ſie das Gelübd auf ſich hatten, ſich ſeinem Zwecke zu widmen, welcher auf die Beſeligung der Menſchen durch Aufklärung ihres Verſtandes und Veredlung ihres Herzens gerichtet war; ſo wird man ſehr leicht begreifen, daß dieſer Weiſe mit den Worten, „was ihr in meinen Namen bittet ꝛc.„ nichts weiter konte ſagen wollen, als, daß es ihnen die Vorſehung an nichts werde fehlen laſſen, was ſie ſich bei der Ausrichtung ihres Gelübdes je zu
1443 wünſchen Urſach haben würden: wobei ſichs von ſelbſt verſteht, daß er ſolche Wünſche vorausſezt, die jenem Zweke wirklich beförderlich und unentbehrlich waren: daß alſo keine unbedingte Erhörung alles deſſen, was einem Schüler Jeſu irgend in den Kopf kommen

konte, und was etwa nur ſeiner **Einbildung nach**
dem Zweke Jeſu zuträglich ſeyn konte, von ihm verheiſſen
worden iſt. Und er verwahrt uns vor dieſem 1444
Wahnglauben ſelbſt durch die deutlichſten Aeuſſerungen,
z. B. — wie vielmehr wird der Vater im Himmel
Gutes geben ꝛc. Und ſelbſt das kurze Gebet, was 1445
er einſt den Jüngern vorſchlug, um ſie den wahren
Inhalt eines Gebets in ſeinem Namen zu lehren, und
was unſre Chriſten zum **Wortmodel** erhoben haben
(da er doch gerade alle Wortmodelle, die zu gedankenloſen
Wiederholungen derſelben Worte (Battologien)
verleiteten, bei derſelben Gelegenheit verbant wiſſen
wollte:) — ſelbſt dieß **Gebet, ſage ich**, zeigt, daß er
ſeine Schüler **keine Erhörung** beſtimter Wünſche (z. B.
Geld, Ehre, Gelingen eines Anſchlags u. ſ. w.) je hat
hoffen heiſſen.

II. Was iſt denn alſo der wahre **Zwek** des Gebets? 1446
Der erſte der Weiſen muß dennoch ſehr hohe
Begriffe davon gehabt haben, da er ſeine Schüler
ſo oft verſichert, daß ihnen das Gebet alles verſchaffen
würde, was ſie zu Ausrichtung ſeines Zweks nöthig
hätten. Worinnen mag das nun wohl zu ſuchen ſeyn? —
Mich dünkt, es fällt in die Augen. Denn wenn er
dem Gebet keine Wirkungen auſſer dem Menſchen zuſchreiben
konte, (z. B. Hervorbringung gewiſſer Begebenheiten
oder Abänderungen in dem Laufe der Dinge)
ſo muß er Wirkungen in dem Menſchen gemeint haben.
Und welche? —

Beten heiſt nichts anders, als, **Gott ſeine** 1447
Empfindungen und Geſinnungen vortragen, und
ſich folglich dabei den **Algegenwärtigen** denken. Es
iſt alſo eine Art des **Umganges** mit Gott, bei welchem
es nicht Abſicht iſt, mich über die **Art** mit ihm zu unterhalten,
wie er meine Schikſale, meinem Wunſche
gemäß, regieren ſoll — ſondern meinem Geiſte diejenige

jenige Nahrung und Unterhaltung zu verſchaffen, welche überall der Zwek des Umgangs iſt und ſeyn ſollte.

1448 Der Inhalt meines Gebets alſo ſind Empfindungen und Geſinnungen: und zwar ſolche, die eben jezt, da ich bete, in mir wirklich vorhanden ſind. Alſo z. B.

1449 Ich leſe oder denke über Wahrheiten der Religion, ich fühle Freude, Beruhigung, ich erhebe mein Auge zu dem Allgegenwärtigen: „o wie erquikend iſt das Licht, o Vater, das du mir aufgeſtekt haſt: wie erfreut dieſe Wahrheit mein Herz. Dank ſey dir, daß du mich ſie erkennen lehrteſt: hilf, daß ich ſie treu befolge und, durch ſie geſtärkt, die Wege zu meinem Heil mit Veſtigkeit wandeln möge u. ſ. w.“

1450 Ich ſehe oder höre von einem Unglüklichen, ich fühle Mitleid: „Du guter Gott, ſteh ihm bei in ſeinen Leiden, tröſte ihn, gieb ihm Kraft ſie zu ertragen: o daß ich ihm helfen könte: laß ihn bald eine gute Seele finden, die ſeine Thränen troknet u. ſ. w.“

1451 Ich begieng einen Fehltritt: ich fühle Reue, Misfallen an mir ſelbſt: ich faſſe Vorſäze der Beſſerung: „Vater, wie beugt der Gedanke, daß ich die Antriebe zum Guten vergaß: ich gelobe dirs, Allgütiger, ich gelobe dir es, ich will mich hüten, daß ich nicht wieder weiche von deinem Wege u. ſ. w.“

1452 Ich genoß ein Vergnügen, oder es begegnete mir etwas Angenehmes: ich fühlte Freude: „o wie viel Gutes giebſt du mir: auch dieß war Probe deiner Liebe, o Vater: Dank, o Gütiger, Dank ſey dir, daß du mein Leben mit ſo viel Spuren deiner Liebe bezeichneſt u. ſ. w.“

1453 Ich erfuhr eine Treuloſigkeit eines Menſchen, oder hatte ſonſt einen Unfall: „auch meine Leiden kommen von dir: lehre mich als Weiſer ſie tragen: vergieb dem, der mir ſie zufügte: und hilf mir, daß dein Geiſt, der Geiſt der Liebe mich belebe, daß ich nicht

„durch Rache, ſondern durch Liebe ſein Herz gewinne
„und ihm durch ein edles Betragen von fernern Beleidigungen
„zurükhalte.„

Ich habe ein Anliegen oder ein wichtiges Vorhaben: 1454
„dir, o Vater, überlaſſe ichs ganz. Dients zu
„meinem Beſten, ſo wirſt du es gelingen laſſen. Iſt
„mirs nicht heilſam, ſo zernichte es. Du biſt mein
„Vertrauen u. ſ. w.„

So bete ich bei aller Gelegenheit, ſo oft ein Gegenſtand 1455
mir Furcht oder Freude, Hofnung oder Bangigkeit,
Wolgefallen oder Misbilligung, Liebe oder
Abſcheu erregt und mein Herz ſich dabei ſeines Gottes
erinnert. So entſteht bald Dankſagung für eine Wolthat,
bald Ergießungen der Freude am Guten, bald
Bezeugungen meines Vertrauens, meiner Hofnung,
meiner Liebe zu Gott, bald Bereuung eines Fehltritts,
bald Faſſung guter Vorſäze unter Gottes Augen, bald
Aeußerungen der Menſchenliebe und Wünſche für das
Heil oder die Rettung meiner Kinder, meiner Mitbürger,
meines Fürſten, meines Vaterlandes u. ſ. w.

Nie begehre ich etwas beſtimtes. Ich erwarte 1456
alſo auch keine beſtimte Erhörung.

Auch wird ſo mein Gebet keine zuſammenhängende 1457
Rede, die mich Zeit oder Nachdenken koſtet. Es
iſt augenblikliche, von ſelbſt entſtehende Ergießung des
Herzens. Es iſt die Frucht des fleißigen Andenkens
an Gott und der Gewöhnung, alles auf Gott zu referiren.
— Das nanten die Alten, **mit Gott wandeln.** 1458
Das meint der Apoſtel, wenn er die Chriſten ermahnt:
ohne Unterlaß zu beten — welches er in Verbindung
mit der Ermahnung ſagt: **immerdar fröhlig
zu ſeyn.** 1 Theſſal. 5.

Da brauchts alſo keiner **Gebetbücher** und keiner 1459
Betſtunden. — Stundenlange Gebete ſind oder werden
zulezt Lippengeplärr. Und da die Menſchen, welche 1460
viel und lange Betſtunden halten und etwa wol
auch andere einladen, dieß vermeinte heilige Geſchäft

mit ihnen gemeinſchaftlich zu treiben, theils zum Müſſiggang verleitet, und gegen die Induſtrie im bürgerlichen Leben kalt und verächtlich werden, theils einen gewiſſen ſtolzen Dünkel bekommen, ſich, um dieſer Beterei willen, für heiliger zu halten als andre, die lieber an ihrer Werkſtadt als im Konventikel ſizen, und dieſe zu verachten oder zu bemitleiden: ſo ſollte der Staat ſelbſt anſtändige Mittel anwenden, ſolchen Thorheiten vorzubeugen, die aus Aberglauben oder Heuchelei entſtehen und beides hervorbringen. Siehe auch 1424.

1461 Das Gebet braucht nie ein beſondres Geſchäft zu werden. Denn nach der obgedachten Art kan man überall, an ſeiner Werkſtadt und in der Geſelſchaft — beten. Und nur ein ſolches Gebet, das aus einem ſteten Andenken an Gott entſteht und aus öftern freien und blos augenblitlichen Ergieſzungen des Herzens beſteht, kan

1462 III. Die groſzen Wirkungen hervorbringen, welche der erſte der Weiſen ihm zuſchrieb.

1463 1. Es iſt die vollkommenſte Nahrung der Seele. Denn es macht ſie mit dem Gedanken an Gott, an ſeine Liebe, Wolthaten ꝛc. vertraut, der alsdenn mit allen übrigen Vorſtellungen in Verbindung tritt und zulezt bei aller Gelegenheit ihr erſcheint. Die eine Folge davon iſt, daſz der Glaube an Gott dadurch eine unerſchütterliche Veſtigkeit bekomt. Die andere, daſz der höchſte Bewegungsgrund zur Tugend immer lebhaft in ihr iſt.

1464 2. Das Gebet ſtört nicht unſre Freuden, aber es mindert unſern Leichtſinn bei denſelben, macht durch die Lebhaftigkeit des Andenkens an Gott das Herz edel und ernſthaft, und macht ſo unſre Freuden gefahrlos.

1465 3. Es iſt das ſichere Mittel gegen die erſten Regungen einer ſtrafbaren Begierde; ſofern wir uns derſelben bewuſt werden. — In der Hize der Leidenſchaft iſt kein Gedanke an Gott. Aber wer den erſten Gedanken der Sünde durch Gebet entgegen geht, wird nicht leicht erliegen.

4. Das Gebet giebt unſern **guten Vorſäzen** 1466 **Veſtigkeit**, theils indem der gefaßte Vorſaz dadurch an ſich ernſter und inniger wird, wenn ich ihm Gott gelobe, theils dadurch, daß hinterher die Erinnerung, ich habe das unter den Augen meines Gottes beſchloſſen, jedesmal uns zurükhält, wenn wir, den Vorſaz zu brechen, verſucht werden.

5. Es giebt unſern **Empfindungen Nahrung** 1467 **Wärme und Veſtigkeit.** Die Kontemplation erregt ſie, aber das Gebet ſezt ſie in Thätigkeit. Das bloße Nachdenken z. B. über Wolthaten Gottes, giebt blos Motiv zur Liebe, Dankbarkeit — aber das Gebet wird Ausbruch und Uebung dieſer Gefühle: und indem es ihren Gegenſtand vergegenwärtiget, werden die Gefühle ſelbſt lebhafter und inniger. Und die Erfahrung kan jeden es lehren, daß das Gebet oft die ganze Seele in Bewegung ſezt und bis zu Thränen uns rührt — ſo daß oft Tagelang nachher die ſtarkgerührte Saite fortbebt und die ſanfteſte Freude zurükläßt. Wer daher Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen, Dank gegen Gott recht zu erwärmen wünſcht, löſe nur oft dieſe Empfindungen in Gebet auf. — Und wie es mit dieſen Em- 1468 pfindungen iſt, ſo iſt es auch mit denen, die unſre Mitmenſchen zum Gegenſtande haben: ich meine ſowol die Menſchenliebe überhaupt, als die Liebe des Feindes insbeſondere. Denn hier täuſcht ſich unſer Herz am erſten bei dem bloßen Räſonnement. Aber wenn wir uns vor Gott hinſtellen und dem unſer Herz öfnen, da flieht der unheilige Reſt der Kälte, des Eigennuzes, der Rachſucht u. d. Wir ſind nicht fähig, Gott vorſäzlich zu belügen: wenn wir für unſern Bruder, für unſern Feind zu ihm beten. Der Gedanke an Gott bringt alle Beweggründe zur Menſchenliebe auf einmal zum Bewuſtſeyn. Unſere Empfindung bekomt Wahrheit, indem wir ſie unſerm Gott vorſagen und geloben. Und die nachmalige Erinnerung, ich habe für meinen Feind 1469 gebetet, ſtärkt uns zum Siege über jede Verſuchung zur

Rache. Und ſo wird jeder andere Gegenſtand unſerer Liebe, Kinder, Gatten, Vaterland u. ſ. w. uns intreſſant, und wir werden thätig und wirkſam für ihn, wenn uns unſer Herz erinnert, daß wir für ihn gebetet hatten.

1470 6. Das Gebet giebt **Muth und Entſchloſſenheit** — zu jeder guten That, auch bei Schwierigkeit und Gefahr. Denn es vergegenwärtigt uns den Gott, der uns Schöpfer und Herr und Vater und Wolthäter und — jenſeits Vergelter iſt — den Gott, für den wir den innigſten Dank, die reinſte Liebe empfinden — und von dem wir gewiß ſind, daß er in jeder Gefahr uns erhalten und in jedem Augenblik uns, auch ohne ſichtbare Gefahr, untergehn laſſen kan. Und zu dieſem Gott ſeine Hände ausbreiten und ſagen: „Gott, du „biſt mit mir: unter deinen Augen will ich handeln—„ das läßt eben ſo wenig muthlos werden, als es der Soldat ſeyn kan, im Angeſicht ſeines Königs.

1471 7. Es ſtimt die Seele zur **Ruhe und ſtillen ſanften Freude**. Denn ein Menſch, der ſich gewöhnt hat, ſeinen Gott immer gegenwärtig zu denken und alle ſeine Empfindungen auf ihn zu richten, für den erhalten nach und nach alle Dinge, die außer ihm ſind, ein neues und wahreres Licht. Sonſt war er wie in einem Gewühl: tauſend Dinge ihm nahe, wichtig: von allen Seiten beſtürmt: — jezt fernt ſich die Menge: er komt außer ihr zu ſtehn: ſieht die Welt außer ſich, ſeinen Gott um ſich, ſeine Heimath, ſein Ziel, dahin ihn dieſer Gott geleitet, vor ſich. Wie viel richtiger wird ſein Blik: wie viel gemäßigter ſeine Sorge fürs Irdiſche: wie viel ruhiger, freudiger ſein Herz.

1472 8. Und wem mag es noch ſchwer werden zu begreifen, daß das Gebet auch eine **Quelle des Segens Gottes im Zeitlichen** ſey? Denn wer täglich durch Gebet ſein Herz für Gott und ſeine Pflichten erwärmt, muß nothwendig mit Luſt arbeiten, mit Luſt und immer verſtärkten Antrieben Gutes thun, mit Luſt allen Menſchen das erzeigen, was ſie mit Billigkeit von ihm fodern

dern können. Dem kan es ja alſo ohnmöglich an Heiterkeit bei ſeinen Laſten, an Liebe und Achtung ſeiner Mitmenſchen, an gutem Fortgange bei ſeinen Unternehmungen, kurz, an alle dem nicht fehlen, was man unter den Segen Gottes zu verſtehn hat.

1473 9. Eben ſo gewiß iſt auch das Gebet unſre **Troſtquelle in Sorgen und Bekümmerniſſen.** Denn es giebt theils unſerm Herzen die Erleichterung, die wir dann fühlen, wenn wir unſere Klagen in den Schoos eines Freundes ausſchütten können: theils iſt es an ſich geſchikt, durch den Anblik Gottes und ſeiner Liebe uns zu erquiken und die entflohene Ruhe in die Seele zurükzubringen. — Mitten in meiner Schwermuth, ein einziger Aufblik zu meinem Gott, eine einzige volle Ergießung meines Herzens zu ihm! — o wie ſchwindet da auf einmal der Kummer aus der geängſteten Seele: wie wird es ſo licht um mich her, ſo leicht um mein Herz: da komt Freudigkeit und Ruhe und erquikender Hinblik auf die gewiſſe Hülfe Gottes, und — meine Kraft zur Thätigkeit iſt wieder hergeſtellt.

1474 10. Das Gebet iſt das ſchönſte oft einzige **Labſal des Sterbenden.** — Wenn alle ſeine Gedanken ſchwinden, wenn ſeine Sinne ihm vergehn, wenn er keinen Freund mehr erkennen, keine Zuſprache mehr hören, keinen Laut mehr von ſich geben kan, dann — dann wird noch ſeine Seele, in ſich ſelbſt verſchloſſen, ihr vertrauteſtes Bild, ihren Gott, noch faſſen, ihren Vater noch denken, und zu ihm beten, und — von dem nie ermattenden Gedanken ſeiner Liebe erquikt — entſchlafen.

O bet oft, o Menſch, und ſchmek in Freuden
Wie freundlich Er — dein Vater iſt.
Bet oft zu Gott, und fühl', im Leiden,
Wie göttlich er dein Leid verſüßt.
Bet oft, ſo wirſt du Glauben halten,
Gott fürchten, und das Böſe ſcheun,
An Lieb und Eifer nie erkalten
Und ſterbend noch dich deines Gottes freun.

LVIII.

Von der öffentlichen Gottesverehrung.

1475 Ich gedenke die öffentlichen Verſamlungen zur Verehrung Gottes — die heutzutage ſo wenig mehr geachtet werden — und die ich ſelbſt ſo wenig beſuche, weil ſie meiner Seele bei meinen jezigen Ueberzeugungen keine Nahrung geben, und gegentheils durch manches, was ich da ſehen, hören, ſingen muß, ſtatt Freude Verdruß machen würden — allen meinen Leſern werth und ſchäzbar zu machen.

1476 Wenn ich aber den öffentlichen Andachtsverſamlungen
Werth und Schäzbarkeit beilege, a. ſo denke
ich mir dieſelben überhaupt, nicht wie ſie hier und da
wirklich ſind: denn da iſt freilich noch viel Verbeſſerung
zu wünſchen, beſonders in Rükſicht auf den Inhalt
der Gebete, Geſänge und Predigten, wenn alles
allen genießbar werden ſoll: ſo wie auch in den äußerlichen
1477 Gebräuchen. b. Ich ſchreibe auch damit den
Beſuchern der Tempel oder Kirchen keinen eignen und
ausſchließenden oder auch nur **vorzüglichen Werth** zu.
1478 c. Ich betrachte die Sache eben ſo wenig als **Pflicht**
1479 und **poſitives** Gottesgeſez. (752.) d. Noch weniger
als einen **Dienſt**, den man Gott leiſtet. (1433.)
1480 Endlich e. erkenne ich auch kein poſitives Gottesgeſez
für die Heiligung eines beſtimten Tages, z. B. des
Sontags: ob ich gleich die Feier des Sontags, als eines
von der geſezgebenden Macht dazu vorgeſchriebnen
1481 Tages, für ſehr löblich und heilſam anſehe: a. weil auch
in wilkührlichen Dingen, ſobald ſie auf Gemeinſchaft
der Menſchen abzielen, Einheit ſeyn muß: (730.)
b. weil es für die dienende Klaſſe der Menſchheit unentbehrlich
iſt, daß ein Ruhetag in jeder Woche gleichſam
privilegirt ſey, wo dieſe Menſchen ſich erholen, ſich ihres
Gottes feierlich erinnern, und ſich ſeiner erfreuen
kön-

können. Daß der Sontag unter uns geſezlich eingeführt 1482
iſt, rührt von Konſtantin dem Großen her.
S. C. Lib. III. de feriis.

Ich rede alſo jezt **überhaupt** von öffentlichen 1483
Verſamlungen ſolcher Menſchen, welche über Gott
und Moralität einerlei Grundſäze haben, zu **Gebet**,
Geſang, **und Anhörung** eines **Vortrags** über einen
Theil der moraliſchen Religion: bei welchen die
Vorſtellungen von den Verhältniſſen des Menſchen gegen
den Menſchen und gegen ihren Schöpfer, durch
anſtändige **Gebräuche**, verſinlicht werden. Und ich
behaupte, 1) ſolche Verſamlungen, ſolche gemeinſchaftliche 1484
Gottesverehrungen ſind **höchſtnüzlich**, ja ſie ſind
jedem Menſchen und ſelbſt dem Gelehrten — **unentbehrlich**:
und 2) jeder, der ſie noch nicht hat, ſollte 1485
ſie ſich auf irgend eine Art, die mit den Landesgeſezen
beſtehen kan, zu verſchaffen ſuchen: und 3) jeder Regent 1486
ſollte, von ihrem großen Einfluſſe auf menſchliche
Veredlung überzeugt, ſelbſt dafür ſorgen, daß alle
ſeine Unterthanen nach der Verſchiedenheit ihres Gewiſſens
und ihres Glaubens an dergleichen Verſamlungen
theilnehmen könten. — Man prüfe und urtheile.
Solche Verſamlungen ſind

I. Das unentbehrliche Mittel zur **Erhaltung** 1487
und Fortpflanzung der Religion unter den Menſchen.
— Man denke es nur, daß einmal 50 Jahre lang
alle Kirchen verſchloſſen würden, und daß alle ſolche
Verſamlungen gänzlich aufhörten, und daß auch nichts
anders an deren Stelle geſezt würde, würden nicht vorerſt
gleich zwey Drittel der Menſchen verwildern? Und
was würde nach Abſterbung des dritten Theils übrig
ſeyn? — Man ſage nicht, daß der Jugendunterricht 1488
dennoch vor der gänzlichen Verwilderung der Menſchheit
ſchüzen würde. Denn erſtlich wie ſchlecht iſt dieſer?
Wie ſchlecht würde er **werden**, wenn erſt die Erwachſenen
verwildert wären? Und was wirkt der Jugendunterricht
der Erfahrung nach? laßt einen gemeinen

nen Menſchen, der im achtzehnten Jahre der Schule entkam, zehn Jahre ohne öffentliche Andachtsverſamlungen leben, und er wird keine Sylbe mehr wiſſen. —

1489 Und wollen etwa die Menſchen aus den geſitteten Ständen ſich wenigſtens ausnehmen, weil ſie einen beſſern Jugendunterricht genoſſen und etwa durch Beleſenheit und Nachdenken hinreichende Religionskentniſſe eingeſamlet haben? Wollen dieſe ſagen, ich weiß ſchon alles, was ich nöthig habe: mir ſind keine ſolche Verſamlungen nöthig.

1490 II. Auch dieſe irren. Denn haben ſie unſre Verſamlungen, wo die Wahrheiten der Religion vorgetragen werden, nicht nöthig um zu **lernen**, ſo haben ſie ſie nöthig um ihr Andenken zu erneuren. Und wie können ſie das? Was hat der Staatsmann, der Gelehrte u. ſ. w. für Veranlaſſung und Gelegenheit dazu? Wenn hat er Zeit? — Oder glaubt er dieſe Erneuerung nicht zu bedürfen? Warlich, es iſt mit der Wahrheit wie mit den Nahrungsmitteln des Körpers. Wie ich den Genuß derſelben Speiſen, Brod, Früchte, Fleiſch ꝛc. täglich wiederholen muß, wenn ich meine Geſundheit und Leben erhalten will, ſo muß ich den Genuß der Wahrheit ſtets wiederholen, wenn die Geſundheit der Seele beſtehen ſoll. Wahrheit wirkt nicht ohne fortgeſeztes Andenken derſelben. Vorſtellungen, die lange Zeit nicht zum Bewuſtſeyn kommen, ſinken hinab, ermatten, erſterben. S. 123. ff. Woher komts, daß ſo viel aufgeklärte Menſchen, die die Wahrheiten, welche den Menſchen zum Guten antreiben und in Leiden ruhig und muthvoll machen, ſo volkommen inne haben, dennoch zuweilen ſo grobe Fehltritte begehn oder in Leiden ſo troſtlos ſind? (S. 266. ff.) Weil dieſe Wahrheiten keine Lebhaftigkeit in ihrer Seele haben, welche ihnen nur durch fleißige Erneuerung ihres Andenkens mitgetheilt werden kan.

1491 III. Theilnehmung an öffentlichen Verſamlungen ſtärkt unſern Glauben und die **Veſtigkeit** unſerer

Ueberzeugungen. Denn dazu können wir ja die Zuſammenſtimmung der Menſchen gar nicht entbehren. (VII. 328.) Woher komt denn der ſo veſte und unbewegbare Glaube unſerer Sektenchriſten? Iſts nicht die ſtille Wirkſamkeit ihrer heiligen Verſamlungen? — Man denke ſich einmal iſolirt in der Welt. Man ſeze, daß man keinen Menſchen wüſte, der in Abſicht auf Religion mit uns übereinſtimmend dächte. Mir würde angſt und bange werden, wenn ich mich in ſolcher Rükſicht als Einzigen denken müſte. — Unausſprechliche Wonne iſt mirs, wenn ich bald da bald dort gute und einſichtsvolle Menſchen entdeke, die mit mir ſympathiſiren, die ganz meines Glaubens ſind. Zuſammenſtimmung giebt Ruhe und Freude. Und — ach daß jeder Menſch dieſe Freude dadurch recht volkommen genießen könte, daß er bei heiligen Verſamlungen Hunderte nun neben ſich erblikte, die nach einerlei Begriffen ihren Gott verehren, nach einerlei Grundſäzen mit ihm denken und handeln und ſie eben hier laut bekennen.

IV. Das allererſt giebt auch **Liebe zur Wahrheit und Hochachtung** 1497 gegen dieſelbe. — Denn wenn mehrere mit mir ſie lieben, ſchäzen, von ihr mit hohen Gefühlen erwärmt werden, ſich durch ſie groß, edel, glüklich fühlen, dann, dann erſt glühe auch ich für dieſe Wahrheit. Und wo kan ich das ſehn, wenn dieſe Menſchen nicht mit mir für das Bekentniß dieſer Wahrheiten ſich zuweilen verſamlen und ihr Andenken unter ſich erneuern. Wie gemeinſchaftliche Empfindung eine Empfindung ſtärkt, kan man überall an Beiſpielen wahrnehmen. Man ſehe die elendeſte Mode. Kein Menſch achtet das, was andere nicht billigen. Sobald aber nur mehrere Perſonen von unſerm Stande es einführen und loben und ſchön finden, ſo wirds eben darum algemein beliebt, weils algemein mode iſt. — Und bei der Wahrheit, die durch öffentliche Verſamlung 1498 die Billigung und Schäzung vieler erhält, komt noch dieß hinzu, daß man ſie dadurch zugleich öffentlich geehrt ſieht, weil die geſezgebende Macht ſolche Verſamlungen geſtattet. — Wie niederſchlagend iſts für alle nichtſektiriſche Chriſten, die man Naturaliſten ſchilt, daß ihnen dieſe verſagt ſind? — Iſts Wunder, wenn man bei ihnen Kälte gegen ihre Wahrheit bemerkt? Und muß das, was uns unſre Wahrheit werth und ſtolz auf ihren Beſiz macht, nicht auch Einfluß auf ihre Befolgung haben?

1494 V. Ohne Gelegenheit zu öffentlichen Verſamlungen habe ich keinen volkommnen Genuß meiner Wahrheit. — Jeder Genuß in der Welt wird allererſt ganz Genuß, wenn er Mitgenuß wird. Gemeinſchaftlicher Genuß iſt ununterdrükbares Bedürfniß. (1217. ff.) Ich muß alſo mit andern Menſchen meine Wahrheit, wie mein Brod, gemein haben können, wenn ſie mir ganz genießbar werden ſoll. — Deswegen ſind dieſe Verſamlungen mir ſo lieb, weil ich hier ſo viele ſehe, die an meiner Wahrheit einen ſo innigen und warmen Antheil nehmen. Hier genieße ich meine Religion, weil ich ſie mittheilen und Theilnehmung ſehn kan.

1495 VI. Religiöſe Verſamlungen geben auch der Wahrheit eine ſtarkere Wirkſamkeit aufs Herz. Man erwäge, außer dem, was ich bei dem 4ten Punkte geſagt habe, die Macht der Verſinlichung durch Beredſamkeit des Volkslehrers, durch äußerliche Feierlichkeit, anſtändige Gebräuche, Tonkunſt. — Mich begeiſtert oft eine Melodie. — Der Philoſoph zu Hauſe denkt: hier muß er empfinden lernen. —

1496 VII. Auch kan ich es nicht übergehen, daß öffentliche Verſamlungen den Geiſt des Gebets mittheilen. Wie wichtig das iſt, S. LVII. Der geſchäftige Mann denkt oft nicht daran. Der Philoſoph noch weniger. Hier, hier wird er auf die ſchönſte Art dazu veranlaßt, wenn tauſende mit einem Munde und einem Geiſte ihren Gott Loblieder anſtimmen und in öffentlichen Gebeten für gemeinſchaftliches Wol gemein-
1497 ſchaftlich beten. — Mitandacht erwärmt die Andacht. —

Je rührender, feierlicher der Gottesdienſt, je ſichtbarer die algemeine Rührung iſt, deſto mehr theilt ſich die Begeiſterung mit. Eine Thräne lokt die andre. Ein Seufzer drängt den andern empor. Und jeder glüht von hoher Andacht und heiligem Gefühl, wenn alles um ihn her voll Andacht und Inbrunſt iſt.

VIII. Endlich — religiöſe Verſamlungen helfen 1498
die Bande der Menſchenliebe beveſtigen. Sie
ſind das, was bei den Alten die Saturnalien ſeyn
ſollten. Sie ſind die Verſinlichung der **Gleichheit**
der Menſchen. Hier ſind alle — Reiche und Arme,
Gelehrte und Laien, Greiſe und Kinder — hier iſt der
Fürſt und der Betler — eins. Hier ſind wir als
Menſchen, als Kinder eines Vaters, als Bekenner
und Verehrer eines Gottes, als dereinſtige Erben einer
Seligkeit, unter einander. Hier fühlen wirs,
daß wir eine Familie ſind. Hier iſt ein Zwek, der
uns vereinigt: ein Glaube, der uns verbindet. Hier
ſtehn wir alle vor dem Gott der Liebe, hier hören wir
alle das Evangelium der Liebe, hier bekennen wir uns
alle zu dem Grundſaze der Menſchenliebe, der der ganzen
Menſchheit **Einheit** giebt. — Und wenn dann 1499
Gebräuche hinzukämen, die dieſe **Gleichheit verſinlichten**,
die den herzerhebenden Gedanken, daß
wir Kinder eines Gottes ſind, und daß eine allesumfaſſende
Menſchenliebe unſer aller Glük, unſer aller
Werth vor Gott und unſer aller Vereinigung mit Gott
iſt, — vermittelſt der Phantaſie bis zum Herzen
drängten und in Gefühl und Empfindung verwandelten,
o wie herlich müſte das wirken: wie gewiß müſte
jede ſolche heilige Verſamlung alle die Eindrüke des Neides,
des Verdruſſes u. d. wieder austilgen, welche von
Zeit zu Zeit durch Kolliſionen, Beleidigungen, Rechtsſtreitigkeiten
u. ſ. w. entſtanden waren und die Herzen
der Menſchen mit dem Geiſt der Liebe beleben.

So nüzlich, ſo unentbehrlich ſind religiöſe Verſamlungen. 1500
Möchten alle Menſchen daran Theil nehmen.

men. Möchte jeder Hausvater ſeine Kinder und ſein Geſinde zur Theilnehmung ermahnen. Möchte jeder Menſch ſolche Verſamlungen, wenn er ſie ſelbſt nicht beſuchen will, wenigſtens ehren, empfehlen, weit entfernt, ihrer zu ſpotten oder ſie zu ſtören.

2501 Möchten aber auch Fürſten und Prieſter beſſer und eifriger als bisher dafür ſorgen, daß dieſe Verſamlungen gemeinnüziger und durch Verbannung alles Sektiriſchen, gemeingenießbarer würden!

2502 Welche Freude für jeden wahren Gottesverehrer müſte es ſeyn, welche algemeine Veredlung und Vervolkommung der Menſchheit müſte entſtehn, wenn einſt alles, was Sekte oder Parthei heiſt, freier Privatglaube würde, und die moraliſche Religion allein zum Inhalte der öffentlichen Gottesverehrungen erhoben würde: ſo daß alle Menſchen, Fürſten und Volk, Gelehrte und Ungelehrte, ihren Gott in **einem Geiſte** anbeten könten.

LIX.

Moraliſche Heilkunde.

2503 Glükſeligkeit beruht auf der Geſundheit — beſonders der Seele, welche darinnen beſteht, daß alle ihre **Kräfte** thätig ſind — die **Verſtandeskraft** durch Erkentniß der beſeligenden Wahrheit, die **Willenskraft** durch ſtetes Streben nach dem, was Recht und Gut heiſt. Wo dieſe **Aufklärung des Geiſtes** und **Ausbildung des Herzens** iſt, da iſt **Empfänglichkeit** der wahren Glükſeligkeit — dieß und jenſeit des Grabes. — Von der Anrichtung dieſes Zuſtandes einer geſunden Seele haben wir bisher geredet: wir haben alſo noch von der **Wiederherſtellung** der Geſundheit zu reden, oder, von der **Heilung** des kranken Menſchen.

2504 Andere reden vielleicht hier von Sünden und Laſtern, wodurch der Menſch die Gnade und **Liebe** eines

nes Gottes verſcherzt hat, und betrachten die Wiederherſtellung ſeines Verfalls als eine **Verſöhnung** des beleidigten Gottes. Ich rede von Krankheiten, — die unſere Glükſeligkeit und die Fähigkeit dazu ganz oder zum Theil zerſtörten, und betrachte die Wiederherſtellung des Menſchen als Geneſung oder — Beſſerung.

Die Frage iſt alſo: wie muß es der Menſch anfangen, 1505
wenn irgend eine Krankheit ihn befallen hätte,
ſie heiße Geiz, Eitelkeit, Hize, Eigenſinn, Unverſchwiegenheit,
Zankſucht, Nachgier, kindiſche Furcht,
Aberglaube, Fanatismus u. d. m. um von ihr befreit
zu werden?

1. Wenn die Grundlage der menſchlichen Glükſeligkeit 1506
Aufklärung iſt, ſo muß auch der erſte Grund
des menſchlichen Verfalls im Verſtande zu ſuchen ſeyn.
Alle Verdorbenheit entſpringt aus falſchen oder mangelnden
Kentniſſen. Alſo iſts meine erſte Regel der
moraliſchen Heilkunde: **arbeite an Verbeſſerung
deiner Einſichten und lerne erkennen,**

α. **Was Krankheit und Geſundheit heiſt.** 1507
Wie mag ein Menſch an der Herſtellung ſeiner Geſundheit
arbeiten, der noch nicht einmal weiß, was geſund
und krank ſeyn heiſt. Und daran fehlts den meiſten.
1. Sie denken Krankſeyn als Sünde, und verſtehn 1508
unter Sünde, was Gott beleidigt, nicht was ihre
Glükſeligkeit zerſtört. 2. Sie denken nur die Ausbrüche 1509
der Krankheit und viele achten auch nur die gröbern,
Mord, Dieberei u. d. Krankheit ſelbſt, als innerliche
Zerrüttung, aus welcher äußerliche, fehlerhafte
Handlungen entſtehn, denken ſie nicht. 3. Die eigentlichen 1510
ſchlimmen Ausbrüche der Krankheit kennen
und achten ſie nicht (z. B. Ungerechtigkeiten, Betrügereien,
Böſesreden hinter dem Rüken des andern
u. ſ. w.) und denken ſich hingegen manches als Sünde
(z. B. eine verſäumte Kommunion) was oft gar nicht
Ausbruch einer Krankheit iſt: ſo wie ſie die Frömmigkeit,

keit, die ſie dem Laſter entgegenſezen, nicht kennen und
ſie oft in bloßer Strenge bei äuſſerlichen Uebungen der
1511 Andacht ſuchen. — Wer alſo an der Wiederherſtellung
ſeines moraliſchen Wolſtandes arbeiten will, muß durch
die Belehrungen der vorhergehenden Abſchnitte, richtigere
Begriffe von Geſundheit oder Wolſtand der Seele
zu erlangen ſuchen und daraus urtheilen lernen, was
Krankheit heiſt. Sie iſt überall Verſtimmung der
Seele, welche alsdann vorhanden iſt, wenn entweder
eine Kraft nicht mehr thätig iſt oder in ihrer Thätigkeit
eine falſche Richtung genommen hat. Daraus ergeben
ſich folgende Klaſſen.

1512 1. Wenn ein Menſch keinen Sinn mehr hat für Freuden überhaupt z. B. Schwermuth, üble Laune ꝛc. oder für eine einzelne Freude z. B. Faulheit, welche Mangel des Sinns für die Freuden der Arbeitſamkeit iſt: Eigenſinn, welche Mangel des Sinns für die Freuden der Gefälligkeit iſt: u. ſ. w.

1513 2. Wenn zwar Sinn für Freude da iſt, aber in **falſcher Richtung**: daraus unordentlicher Genuß entſteht: z. B. Wolluſt, Geiz u. ſ. w.

1514 3. Wenn **Luſt** oder Angewöhnungen zu einzelnen **Handlungen** da iſt, welche die **Freuden oder Rechte unſern Mitmenſchen** ſtören z. B. Ungerechtigkeit, Zankſucht ꝛc. und dadurch unſerer eignen Glükſeligkeit beſonders aber der Zufriedenheit (377. ff.) nachtheilig werden.

1515 4. Wenn in irgend einer Kraft **gänzliche Verdorbenheit** vorhanden iſt: im **Verſtande**: Aberglaube, Zweifelſucht, Schwärmerei, Intoleranz — im **Willen**: Schadenfreude, Grauſamkeit ꝛc.

1516 Das ſind die verſchiednen Arten der menſchlichen Krankheiten — für deren Folgen wir uns allein zu furchten haben. Alles andere iſt Geſpenſt. Hier iſt Wachſamkeit, hier iſt Arbeit und Kampf nöthig.

1517 β. Wem hier die Augen geöfnet ſind, der thue den zweyten Schritt und lerne was ſeine Krankheit iſt,

und bekenne dieſe — ſich ſelbſt. — Kläglich iſts, 1518
wenn dieſes Studium ſeines Zuſtandes, dieſe Selbſt-
kenntniß (715. ff.) vernachläßigt und ſtatt deſſen Kinder
und Volk auf ein leeres Geplärr geführt werden,
in welchem ſie ſich aller Sünden und Laſter ſchuldig geben,
die ſie oft nicht einmal begangen haben: — welcher
Unſinn in oben (1504.) angezeigter Verirrung
ſeinen Grund hat. — Selbſtkentniß und beſonders 1519
Kentniß ſeiner Krankheit iſt ſchwer und ſelten. Und
diejenigen machen ſie den Kranken noch ſchwerer, welche
ſie nicht als Kranke mit ſanftem Geiſte behandeln,
ſondern auf Laſter und Greuel ſchmälen und poltern.
Denn dadurch wird der Menſch um deſto geneigter, ſich
ſein Selbſt zu verhelen, und mit tauſend Sophiſtereien
ſich die Exiſtenz ſeiner Krankheit wegzuräſoniren.
— Wilſt du zur Erkentniß kommen, ohne welche 1520
keine Heilung möglich iſt, ſo wende folgende Mittel
an.

1. **Prüfe dich unpartheiiſch** nach 1512-1515. 1521
und ziehe beſonders das in Erwägung, was L. und LII.
geſagt worden iſt. Die gröſſre mindere Gefährlichkeit
der Krankheit beruht darauf (783.) ob ſie dich nur perſönlich
beſchädigt oder zugleich viel Zerſtörung der gemeinſamen
Glükſeligkeit anrichtet.

2. Um bei dieſer Prüfung deſto unfehlbarer zu 1522
ſeyn, und dich ganz zu entdeken, **vergleiche dich mit
andern, die geſund ſind.** Aufmerkſamkeit auf das
Gute anderer, hat auſſer dem groſſen Nuzen, daß es uns
die Tugend bekant und reizend macht und, uns theils beſchämt,
theils ermuntert, auch den, daß wir das Abſtechende
unſers Karakters oder Betragens gewahr
werden z. B. unſern Eigenſinn, bei Betrachtung eines
nachgebenden und gefälligen Menſchen: unſre Eitelkeit
neben beſcheidenen Menſchen: unſere Mediſanſe, wenn
wir Einen Menſchen hören, der mit Theilnehmung und
Wärme das Gute andrer Menſchen lobt und hervorzieht:
u. ſ. w.

3. Er-

1523 3. **Erforſche dabei die Urtheile der Welt** und
ſpähe inſonderheit das aus, was deine **Feinde** von dir
ſagen. Du erfährſt hier immer die heilſamſte Wahrheit,
wenn du nur ſie wiſſen und lernen willſt. (934.)

1524 4. Biſt du auf einer Spur, und dein Herz will
dir dennoch deine Krankheit helen, ſo frage einen zur
freimüthigen Ausſage erbetenen **weiſen und ehrlichen
Freund**, und nim dir vorher veſt vor, ihm ſchlechterdings
zu glauben. Das iſt der vornehmſte Werth der
Freundſchaft. Wer ſeinen Freund nicht zur Selbſtkentniß
nuzt, der ſage nicht, daß er einen Freund habe.

1525 Wer ſo weit iſt, daß er die Natur einer Krankheit
kent und es weiß und glaubt, daß er krank iſt und,
was ſeine Krankheit iſt, verſteht, der hat den halben
Weg zur Geneſung ſchon zurükgelegt. Bis dahin kommen
die wenigſten Kranken in der Welt.

1526 II. Es braucht dann nur ernſten **Willen**, wahren,
veſten Vorſaz — zu geneſen. Wer will, kan.
Und worauf beruht dieſer ernſte Wille? Man frage ſich,
ob ein Patient eifrig genug ſeyn werde, im Gebrauch
übelſchmekender Mittel, und in Beobachtung einer
ſtrengen Lebensordnung, wenn er keine Gefahr ſieht
1527 und keine Schmerzen fühlt? — Alſo beruht der ernſte
Wille auf **Kentniß — der Größe, Wichtigkeit,
Gefährlichkeit der Krankheit.** — Auch daran fehlts
den meiſten Menſchen, weil ſie bei allen Krankheiten
nur Beleidigung Gottes denken, welches ſie alsdann um
deſto weniger erſchrekt, weil ihnen ſehr leichte Mittel
zur Begütigung dieſes Gottes vorgeſpiegelt werden. —
1528 Lerne die Größe der Krankheit aus ihrem **Einfluſſe
auf deine Glükſeligkeit** beurtheilen. — Ich will alle
mögliche Beſchädigungen der Glükſeligkeit oder üblen
Folgen herſezen, die eine Krankheit entweder wirklich
anrichtet oder anzurichten droht, damit jeder ſeine Krankheit
darnach prüfen und, durch Vergleichung dieſer möglichen
Folgen mit ſeiner Erfahrung, ihre Größe einſehen
und ſich ſeine Beſſerung ernſtlich machen kan. — Eine
Krank-

Krankheit (z. B. Faulheit, Geiz, Verſchwendung, Zankſucht ꝛc.) kan uns Schaden thun, oder gethan haben durch ihren Einfluß

- α. Auf unſern **Nahrungsſtand** — indem ſie 1519
  - a. **Kraft**, **Luſt**, Munterkeit zur Arbeit vernichtet, oder
  - b. den guten **Fortgang** unſerer Geſchäfte hindert;
  - c. uns verleitet **ſchlecht** zu arbeiten;
  - d. andre abwendig macht, daß ſie uns **keine Arbeit mehr geben** oder Geſchäfte übertragen;
  - e. daß wir **zurükkommen in unſern Vermögensumſtänden**, in **Schulden** gerathen, in **Verlegenheit** geſezt werden, ſchlechte Streiche zu machen u. ſ. w.
  - f. unſern **Kredit** verlieren.
- β. Auf unſere **Verbindung mit Menſchen** im 1520 bürgerlichen, häuslichen und geſellſchaftlichen Leben: — indem ſie
  - a. uns in **Streit**, **Feindſchaft**, **Proceſſe** verwikelt;
  - b. den weltlichen **Geſezen** in die Gewalt giebt, ſo daß wir beſtraft oder beſchimpft werden — das Zutrauen und die Gunſt der **Obern** verlieren —
  - c. unſern **guten Namen** uns raubt, oder wenigſtens
  - d. uns um **Liebe**, **Zutrauen**, **Achtung** unſerer Mitmenſchen bringt — uns bei Klugen lächerlich oder verächtlich macht —
  - e. **Spott**, **Neid**, **Verleumdung** aufregt — **Haß**, **Rache**, **Verfolgung**, **Nachſtellungen** uns zuzieht;
  - f. macht, daß man unſern **Umgang** oder **Gemeinſchaft ſcheut** — uns zu **demüthigen**,

herabzuſezen ſucht — oder, daß ſchlechte Leute Gelegenheit bekommen, ſich an uns zu reiben;

g. verurſacht, daß man ungern oder ſchlecht für uns arbeitet;

h. daß niemand geneigt iſt, uns freiwillig Gutes zu erzeigen oder unſern Schaden zu verhüten — Verluſt der Gefälligkeiten;

i. macht unfähig zur **Freundſchaft** — ſtört die Freuden des geſelligen Lebens;

k. hindert unſer Glük und Verſorgung;

l. macht Feinde — oder giebt dem Feinde die Waffen gegen uns in die Hände — mehrt ihre Erbitterung;

m. mindert uns die Gelegenheit, nuzbare Menſchen zu werden;

n. verdirbt unſre **Kinderzucht** — macht ſie ſchwer — unmöglich.

1131 γ. Auf unſre leibliche **Geſundheit**: indem ſie

a. unſere **Verdauungswerkzeuge** verdirbt;

b. unſre **Säfte** vergiftet oder ihren Umlauf hindert;

c. alt macht vor der Zeit — oder ein ſieches Alter verurſacht;

d. die Heilung der **Krankheiten** erſchwert;

e. die **ſinlichen** Werkzeuge verdirbt oder ſchwächt;

f. die **Nerven** ſtumpf macht oder das ganze Nervenſyſtem zerſtört.

1132 δ. Auf die **Geſundheit** der **Seele**: indem ſie

a. **Aufmerkſamkeit**, Beſonnenheit ſchwächt, hindert;

b. die **Seelenkräfte** überhaupt nach und nach ſchwächt;

c. **Vorurtheile** nährt, Selbſtbetrug erzeugt, **Aufklärung** hindert oder erſchwert;

d. Aberglauben oder Zweifelſucht befördert und veſte Ueberzeugung vernichtet;

e. gegen die Wahrheit kalt macht;
f. den ernſten Willen fürs Gute hindert, den Vorſaz nicht zur That kommen läßt — zerſtreut macht —
g. Begierden, **Leidenſchaften** erregt — anfeuert — uns zu Sklaven derſelben macht und zu den ſchreklichſten Vergehungen hinzureiſſen droht:
h. den **Geſchmak** verdirbt — kindiſch, leichtſinnig, zu den höheren Freuden unfähig macht;
i. wahre **Menſchenliebe** unmöglich oder unthätig macht — die ganze Seele verſtimt;
k. die und die **Fehler** erzeugt — ſo und ſo wächſt und ein **Laſter** nach dem andern hervorbringt: gewiſſe Tugenden (z. B. eheliche Treue) im Voraus ſchon zernichtet, und zulezt ins gänzliche **Verderben** ſtürzt;
l. die **Beſſerung** ſchwer — unmöglich macht — oder gewiſſe Fehler häufiger — unerträglicher — unverzeihliger macht.

e. Auf unſere Zufriedenheit und Gemüthsruhe insonderheit: indem ſie

a. zu Handlungen leitet, dadurch wir die Seele anderer durch böſes Beiſpiel verlezen — ſie leichtſinnig, lüſtern nach dem Laſter — gegen die Tugend gleichgültig machen,
b. oder dadurch wir Dinge einführen oder vermehren helfen, die der **Menſchheit ſchaden**, z. B. Luxus, Ausgelaſſenheit, Irreligion, Verachtung der Ehen, Liebloſigkeit ꝛc.
c. oder dadurch wir die **heiligſten Rechte** der Menſchheit kränken;
d. **unbillig** handeln;
e. **unpatriotiſch** handeln und dem gemeinen Beſten ſchaden, Induſtrie, Bevölkerung,

Flor der Wiſſenſchaften, der Handlung, des Nahrungsſtandes hindern, gute Anſtalten für Erziehung, Aufklärung erſchweren ꝛc. ꝛc. ſo, daß

f. unſer **Gewiſſen** verlezt — ein quälendes Bewuſtſeyn erzeugt wird — oder eine ſtets traurige Rükerinnerung bleibt — oder wenigſtens ein gewiſſes Leere in der Seele zurükbleibt;

g. die **Freuden** der Gerechtigkeit, **des frohen Aufbliks zu Gott**, der Verſicherung ſeines Wolgefallens verloren gehn, und der Gedanke uns nagt, daß wir gegen den unverkenbaren Willen Gottes (780.) gehandelt haben;

h. freudiges **Vertrauen** auf Gott unmöglich wird — **Unzufriedenheit** mit Gott und ſeiner Regierung entſteht;

i. Andacht oder Freudigkeit im Gebet aufhört;

k. Merkmahle einer **gänzlichen Verdorbenheit** der Seele uns ängſten — die in gewiſſen Stunden bis zur Verzweiflung gehn können: oder daß

l. Muthloſigkeit, üble Laune — entſteht — wodurch die **Seele verſtimt** wird;

m. bei **Leiden** Empfindlichkeit erzeugt — ſo daß ihre Laſten doppelt fühlbar werden;

n. **Troſt** vernichtet, unwirkſam macht — Aengſtlichkeit bei Gefahren, Furcht vor dem Tode — erzeugt.

8534 ζ. Auf unſer **Vergnügen**: indem ſie

a. entweder alle Freuden uns ſchal oder ungenießbar macht,

b. oder die uns die einzelnen Freuden zernichtet — den Sinn dafür raubt, die Mittel dazu nimt oder mindert, ihre Gefahren vermehrt, ihre Reize zerſtört ꝛc.

Ein Menſch, der dieſe Einflüſſe ſeiner Krankheit 1135
auf ſeine Glükſeligkeit überdenkt und ganz überſieht
und — dabei zugleich erwägt, daß die kurzen und un-
bedeutenden Freuden, die ſeine Thorheit ihm ſchenkt,
ein wahres Nichts ſind gegen dieſen vielfältigen **Ver-
luſt**, den dieſe Krankheit ihm zuzieht, und gegen dieſe
vielfältigen **Leiden**, die ſie ihm verurſacht; der wird
gewiß nicht mehr ſich bedenken, ob er ſeine Heilung an-
fangen oder noch aufſchieben ſoll. Er wird vielmehr
vor ſich ſelbſt erſchreken und vor dem drohenden Ver-
derben zurükbeben. Und wenn unſere Prediger die 1136
Kunſt verſtünden, alle die unglüklichen Folgen, welche
die menſchlichen Laſter oder Krankheiten den Menſchen
zuziehn, mit Weltkentniß, Geſchichte und Erfahrung
ausgerüſtet, recht nach der Wahrheit zu ſchildern, ſo
würden ſie nicht mehr nöthig haben, durch gewiſſe Al-
fanzereien diejenige Reue über die Sünde hervorzu-
bringen, welche ſie zur Beſſerung des Menſchen ſo un-
entbehrlich finden.

III. Ich gedenke dieſer Reue beſonders, mehr, 1137
um vor einigen Abwegen zu warnen, als, weil ſie mir
eine ſo groſſe Wichtigkeit zu haben ſcheint.

Reue iſt dasjenige unangenehme Gefühl, wel- 1138
ches bei dem Bewuſtſeyn entſteht, daß wir uns **be-
ſchädigt haben**. Da ſie alſo die oft weit gröſſern
Gefahren **künftiger Beſchädigungen** (deren Vorſtel-
lung jenen **ernſten Willen** oft weit entſcheidender be-
wirkt, nicht in ſich ſchließt, ſo erhellet ſchon hieraus,
daß ſie als Haupttheil des Ganzen nicht aufgeführt
werden konte. Alles beruht auf den **ernſten Willen**; 1139
und wo der durch die angezeigten Mittel gewirkt iſt,
da entſteht Reue von ſelbſt, und wäre, wo ſie nicht
entſtünde, entbehrlich. Denn daß ich meine Krank-
heit und die aus ihr entſtehenden fehlerhaften Handlun-
gen bereue, beruht ja auf den Schaden, den ich mir
bereits gethan habe. Und dieſer kan ja oft ſehr geringe
ſeyn. Und ich kan meine Beſſerung mehr des Scha-

dens wegen beſchlieſſen, den ich noch zu fürchten, als
1540 wegen deſſen, den ich ſchon erlebt habe. Und wol dem
Menſchen, der ſich beſſert, ehe er viel zu bereuen hat.

1541 Man ſieht daraus, wie thöriat es iſt, wenn Menſchen
einen gewiſſen Grad der Reue erzwingen wollen,
und wenn Prediger eine recht bittre thränenvolle Reue
als das weſentliche Erforderniß der Wiederherſtellung
des gefallnen Menſchen einſchärfen. Es liegen dabei
verſchiedne Irthümer zum Grunde, die ich hier nicht
1542 berühren mag. Und da der groſſe Hauſe an dieſen Irthümern
hängt, ſo geſchieht es oft, daß Menſchen, denen
ihre Bekehrung, dafür man lieber Beſſerung ſagen
ſollte, Ernſt iſt, ſich lange Zeit plagen, um noch
erſt jene bittre Reue in ſich hervorzubringen. Ja ich
habe Menſchen darüber verzweifeln ſehn, daß ſie das
1543 nicht konten. — Was kan aber wol unvernünftigers
gedacht werden? Mag z. B. ein gut erzognes Kind,
das in ſeiner Unſchuld fortgelebt hat und die Sünden,
durch welche der Menſch ſeine und ſeiner Mitmenſchen
Glükſeligkeit beſchädigt und oft gänzlich zerſtört, nicht
einmal kent, geſchweige begangen hat, die 7 Bußpſalmen
beten, die David in einer Situation geſchrieben
hat, in welche tauſend Menſchen in ihrem ganzen
1544 leben nicht gerathen? — Und überhaupt, mag eine
Empfindung befohlen, erzwungen werden? Muß ſie
nicht von ſelbſt entſtehn? Und iſt ſie nicht allemal falſch,
1545 wenn ſie anders als von ſelbſt entſteht? — Hängt nicht
der Grad der Reue blos von der Gröſſe und Menge
der Beſchädigungen ab, die ein Menſch durch ſeine
Fehltritte verurſachte, und — zum Theil auch von der
gröſſern oder mindern Weiche und Empfindlichkeit des
Herzens, die Folge des Temperaments und des Nervenbaues
iſt?

1546 Alſo — wer Schaden hat, wird von ſelbſt Reue
empfinden. Und wer Reue fühlen lernen will, lerne
nur den Schaden recht kennen und ſtudiere die vielfältigen
1547 Einflüſſe der Sünde auf Glükſeligkeit. Nach dieſer

ſer Bekantſchaft ſtrebe mit allen Kräften, dann wird die Empfindung von ſelbſt kommen. Wer die böſen Folgen und die Gefahren der Thorheit und des Laſters kent, und es weiß, wie gefährlich krank er iſt, wird ernſten Willen bekommen, ſich zu beſſern. Und auf ernſten Willen folgt die That.

IV. Willſt du im Ernſt von deiner Krankheit los, ſo wird das Geſchäft deiner Heilung ohnfehlbar gelingen, wenn du folgende Regeln beobachteſt.

a. Denke nicht, daß Beſſerung d. h. völlige Austilgung einer fehlerhaften Gewohnheit, etwas ſchädliches oder unrechtes zu thun, und noch weniger eine zur Leidenſchaft gewordne Begierde, das Werk eines Augenbliks ſey. Was nach und nach das ward, was es iſt, das kan auch nur nach und nach wieder vernichtet werden. Verlange alſo weder bei dir noch bei deinen Mitmenſchen ſchnelle Heilung. Verzweifle nicht, ermüde nicht, wenns nicht gleich gelingt. Der wirkliche ernſte Wille iſt ſchon weſentlicher Theil der Beſſerung. Er iſt der erſte neue Anſpruch auf das Wolgefallen Gottes. Erhalt dieſen nur und

b. Erneure deswegen täglich die Vorſtellung jener Folgen, die du theils von deiner Krankheit und von Fehltritten, zu denen ſie dich verleiten, ſchon erlebt haſt, theils noch erſt zu befürchten haſt. Hier ſey aufmerkſam, unpartheiiſch, ängſtlich. Hier wahre dich für Leichtſinn. Hier nim Geſchichte, Erfahrung und alles zuſammen, um deine Gefahr ganz zu ſehn und zu fühlen. Hier täuſche dich nicht mit Möglichkeiten, dieſen Gefahren zu entgehn. Je lebhafter dir die drohenden Folgen der Thorheit werden, deſto ſtärker wird deine Kraft werden, ſie zu beſiegen. — Arbeite aber auch von Stund an und ohne Aufſchub, (denn wer wird es aufſchieben glüklich zu werden oder die Gefahr der Zerſtörung ſeiner Glükſeligkeit von ſich zu entfernen) dieſen Sieg durch folgende Mittel zu erringen.

1551 c. **Erforſche die Quellen deiner Krankheit
und verſtopfe ſie.** War es Mangel an gewiſſen
Kentniſſen oder Einſichten: ſuche ſie nachzuholen.
Waren es Vorurtheile: ſuche deinen Geiſt davon
zu entfeſſeln. War es eine gewiſſe Lektüre: ſchaffe
ſie ab. Waren es gewiſſe Geſelſchaften, Verbindungen:
gieb ſie auf. War es deine Phantaſie: bezähme
ſie. (1351. ff.) Waren es körperliche Beſchaffenheiten:
ſuche ſie durch ſchikliche Diät oder Heilmittel
zu verbeſſern. Waren es Ergözlichkeiten gewiſſer
Art: verſage ſie dir. Das iſts: ärgert dich
dein Auge ꝛc. ꝛc.

1552 d. Verhüte wiſſentliche Ausbrüche. — So lange
noch ein Reſt von Krankheit in dir iſt, und der bleibt
bei manchen Krankheiten (z. B. beim Geiz) zuweilen
lebenslang, ſo lange wird ſie hier und da einmal ſich
äußern und in einer Handlung ſich zeigen. Das iſt
nicht zu verhüten. Das muß dich auch nicht ängſten
und den kindlichen Sinn zu Gott in dir ſchwächen.
1553 laß es nur an deiner Wachſamkeit nicht fehlen und geſtatte
der Krankheit bei ſolchen Fällen und in ſolchen
Augenbliken keinen Ausbruch, wo dein Gewiſſen dich
erinnert, wo du dran denkſt, wo du dir bewuſt wirſt,
1554 daß es unrecht iſt. Wer hier noch zuweilen mit flüchtigem
Leichtſinn gegen ſein Gewiſſen handelt, wird ewig
nicht geneſen. Denn eine einzige Handlung gegen
eine Warnung des Gewiſſens, zerſtört alles, was du
vorher zu deiner Beſſerung gethan hatteſt. Dein Vorſaz,
deine Kraft, das Gewicht der Bewegründe —
1555 ſinkt auf einmal wieder herunter. — Bringſt du es
aber dahin, daß du wiſſentlich deine Krankheit nie
in Handlung übergehn läſſeſt, ſo haſt du ſo gut als
geſiegt: ſo wird die Kraft der Sünde immer ſchwächer
und endlich ganz vernichtet werden. Und mindſtens
iſt deine Ruhe und Zufriedenheit unzerſtörbar, weil
du damit alles thateſt, was dein Gott von dir
ſodert.

e. Sey aber bei denen Fällen, wo die Krankheit dich übereilte und unverſehens in Handlung übergieng, nicht leichtſinnig, ſondern bemerke ſie mit Misfallen — und richte jedes Gefühl dieſes Misfallens auf Gott, im Gebet: — das wird deinen Vorſaz und deinen Eifer der Beſſerung immer in Wärme erhalten. 1556

f. Benuze den Umgang mit einem vertrauten Freunde dazu, daß du ihn bitteſt, dich jedesmal zu erinnern und zu warnen, wenn du im Begrif biſt, deiner Krankheit einen Ausbruch zu geſtatten: und folge ihm. 1557

g. Je langwieriger deine Krankheit iſt, deſto häufiger und eifriger übe dich abſichtlich in Volbringung ſolcher Handlungen, die der Krankheit entgegen ſind, (z. B. in Wolthätigkeit bei Geiz — gleichſam deinem Hange zur Aufhäufung des Geldes zu Troz). Das wird die Kraft zur Sünde auſſerordentlich ſchwächen, und die Kraft zum Guten mehren: indem ſolche Handlungen dir hernach viel Freude machen und deine Liebe zur Tugend erwärmen werden. 1558

h. Stärke täglich deinen Vorſaz ſowol, als deine Kraft zu ſolchen Handlungen — durch Gebet. — Nicht im Paroxiſmus der Krankheit hilfts: aber in den Stunden der ruhigen Ueberlegung iſt ſein Segen groß. (1465. ff.) — Durch ſolches Gebet wird dein Sieg kommen, ehe du es glaubteſt. — Gebet beim redlichen Gebrauch der Mittel überwindet alles. 1559

LX.

Die Kunſt freudig zu ſterben.

Es ſind weſentliche Stüke der Ausbildung des Menſchen, 1) daß er veſte Liebe zur Tugend und Sinn für ihre Freuden, 2) Stärke des Geiſtes im Leiden und — 3) Gelaſſenheit und heitern Muth in 1560 ſeinem Tode behaupten lerne. Von dem dritten Stücke haben wir alſo noch zu reden.

1561 Wer furchtlos werden und dem Tode (nicht mit Leichtſinn oder Unbeſonnenheit, aber) mit gründlicher Freudigkeit entgegen ſehn will, muß alle die Dinge, die den Tod fürchterlich machen, kennen und ſie theils zernichten, theils in Zeiten ſich ſo dagegen wafnen, daß ſie keine Furcht mehr erzeugen können.

1562 I. Der natürliche Schauer vor dem Tode
ſcheint nun das erſte zu ſeyn, was der Kunſt freudig
zu ſterben im Wege ſteht: und dieſe iſt, wie viele meinen,
doch nicht — unwirkſam zu machen. Aber ich
1563 meines Orts halte das für einen Irthum. Denn was
nent man denn wol natürlich? Was in der Natur des
Menſchen liegt und mit dem Menſchen geboren wird,
wie z. B. Trieb des Mitleids und der Liebe? Dann
leugne ich, daß eigentliche Furcht vor dem Tode natürlich
iſt. Denn Furcht iſt eine Empfindung, die aus
Vorſtellung eines kommenden Uebels entſteht. Da alſo
keinem Thier und keinem Menſchen eine Vorſtellung vom
Tode angeboren iſt, ſo kan ihm auch keine Furcht dafür
angeboren ſeyn. Man würde das auch an Menſchen
und Thieren gewahr werden können, daß keine
Furcht da iſt, wenn man verhüten könte, daß ſie keine
Vorſtellungen von den Umſtänden des Todes erhielten.
Ein Menſch z. B. der nie einen Sterbenden ſahe, und
nichts vom Tode gehört hätte, würde, wenn er an
Marasmus ſenilis ſtürbe, gewiß ſehr ruhig und ohne
1564 Furcht entſchlafen. Unſere Menſchen haben alle ihre
Furcht erſt gewiſſen Vorſtellungen zu danken, die ein
fehlerhaftes Betragen bei den Todten erzeugt hat: ich
meine die weinenden Geſichter, die ſchwarze Farbe,
die Lichter und alles, was zu den äuſſerlichen Umſtänden
1565 des Todes gehört. Wer ein Kind dafür verwahren
und es veranſtalten könte, daß es, wenn es zum
erſtenmal einen Todten ſieht, Freudenlieder hörte, und
fröhlige Menſchen ſähe, die in Mienen und Worten es

auch-

ausdrükten, daß ſie dem Todten Glük wünſchten, daß
er entnommen ſey der Erde und bei ſeinem Gott in ſeiner
Heimath ſey, kurz, wenn man einem Kinde gleich
das erſtemal den Tod in einer freudigen Geſtalt zeigte
und dann mit ihm anders nicht vom Sterben ſpräche,
als von dem lezten Schritte zur Vollendung, den man
(freilich nur von Gott) zu erwarten habe; ſo würde die
vermeinte natürliche Furcht ſich bald verlieren. Und
wirklich iſt es ſonderbar, daß unter Chriſten, denen der 1566
Stifter ihres Glaubens den Tod in einem ſo freudigern
Geſichtspunkte gezeigt hat, als ihm der von dieſem
Geſpenſt geängſtete Jude nicht hatte, gleichwol
das Todtengepränge noch ſo wenig dieſen beſſern Belehrungen
entſpricht. Billig ſollte unſer Glaube an Unſterblichkeit 1567
und an Seligkeit jenſeit des Grabes ein
ganz anderes Betragen bei unſern Todten hervorbringen.
Alles, Farbe, Mienen, Geberden, Geſänge,
Ceremoniel der Beerdigung — alles ſollte ſanfte Freude
athmen und die Phantaſie mit angenehmen Bildern
erfüllen. — Jezt, da nun einmal auch dieſer Widerſpruch 1568
zwiſchen dem Glauben und dem Betragen der
Menſchen eingeführt iſt, bleibt uns freilich die traurige
Nothwendigkeit, gegen unſere einmal mit Trauerbildern
von Jugend auf angeſchwängerte Phantaſie zu
kämpfen, und folgende Regeln zu beobachten.

a. Strebe nach **richtigen Vorſtellungen vom** 1569
Tode ſelbſt. Verwechsle ihn nicht mit den Krankheiten,
die ihn zuweilen begleiten oder verkündigen. Dieſe
ſind das ſchmerzhafte. Der Tod ſelbſt iſt ein plözliches
Stoken der Maſchine, wo der Koncentrirpunkt der
Nerven, der den groben Körper mit der Seele verband,
abgeſchnitten wird — alſo augenbliklicher und
ſchmerzenloſer Uebergang zu meiner Ruhe — geleitet
von den almächtigen Händen eines liebevollen Gottes.

b. Werde mit dem Bilde des **Todes** vertraut. 1570
Denn Sterbende und Todte oft ſehn oder wenigſtens
in ſeiner Phantaſie dieſe Bilder mit allen ihren unſchiklichen

lichen Trauerzeichen oft erneuern, heiſt, ſich an ſie gewöhnen und ihren Eindruk endlich auslöſchen. Dieſen Erfolg lehrt die Erfahrung ohne Ausnahme. Man ſehe den Wundarzt, wie ruhig er das ſieht, wofür wir andern ſchaudern. Alle Empfindungen mindern ſich durch Gewöhnung der Sinne und der Phantaſie an ihren Gegenſtand.

1571 II. Aber werde ich damit die Furcht ganz beſiegen?
Wie, wenn bei der Ankunft meines Todes die
Phantaſie lebhafter und mein Geiſt ſchwächer wird,
durch deſſen Autexuſie ich im Leben die Bilder des Todes
1572 unwirkſam machte? — Ich antworte: 1) werde
nur im Leben ganz ein Mann und lerne den Tod ohne
Schauer denken, und ſeine Schrekbilder durch Gewöhnung
unwirkſam machen, ſo wirſt du gewiß zulezt nie
wieder Kind werden. Und wenn auch etwas noch
von der Uebermacht der Phantaſie über den ſchwächer
gewordnen Geiſt zu beſorgen wäre (welches doch der
(nach 1351. ff.) gebildete Menſch nicht zu beſorgen
1573 hat) ſo bleibt dir 2) die Regel 1378. 1379. deren Befolgung
nicht nur jene Bilder verdrängt und die Heiterkeit
der Seele erhält, ſondern auch dem Körper und
1574 der Geneſung zuträglich iſt. Mancher wird zwar für
der Regel erſchreken und ſagen: wie, in dem wichtigſten
Augenblike meines Lebens, wo ich der Ewigkeit ſo nahe
bin, ſoll ich noch Spiel, Tonkunſt und ſinliche Zerſtreuungen
zu Hülfe rufen? Was würde die Welt von
1575 dieſem Leichtſinne ſagen? — Ich antworte: 1) Was
die Ruhe meines Geiſtes befördert, muß ich den von
Verurtheilen geleiteten Urtheilen der Welt nicht aufopfern:
1576 und was 2) die Wichtigkeit des Augenblikes
anbelangt, ſo leugne ich ſie gänzlich. Denn der Augenblik
des Todes entſcheidet gar nichts. Das Leben
iſt die Zeit der Saat. War dieſe Saat gut, ſo kanſt
du auf dem Sterbebette, unbeſorgt für die Ewigkeit,
deinen Körper pflegen und für deine Gemüthsruhe thun
was du willſt. Die Erndte iſt ſchon entſchieden. Und

taugte die Saat nichts, ſo kanſt du auf dem Sterbe-
bette ſie nicht ändern. Denn was willſt du da? beten, 1577
prüfen, bereuen? ꝛc. Soll das eine einmal verdorbne
Seele in der Kürze umſchaffen? Lies nur noch einmal
LIX. und beſonders 1549. ff. ſo wirſt du fühlen, daß
das klare Unmöglichkeit iſt. Alſo thue im Leben, was 1578
du für die Ewigkeit thun willſt, im Sterben ſey gutes
Muths. Widme einzelne Augenblike dem, was hof-
fentlich Bedürfniß deines Herzens geworden war, der
Unterhaltung mit deinem Gott: aber übrigens denke
weder an Tod noch Ewigkeit, ſondern genieß alles, was
deine Seele aufheitern und dich auf eine angenehme
Art zerſtreuen kan. Was der Stifter des Chriſten-
thums ſagt: wie der Baum fällt ſo ꝛc. geht auf den
Zuſtand des Menſchen, nicht auf die einzelne Hand-
lung. Iſt alſo mein Zuſtand gut, ſo kan ich über jeder
Handlung — ſelbſt wenn ſie ein Fehltritt wäre — un-
beſorgt entſchlafen. (1328.)

III. Noch wird zwar vielen die **Trennung von** 1579
der Welt den Tod bitter machen. Aber der Weiſe
kan auch dieſer Bitterkeit entgehen. Befolge nur die
wichtigen Regeln: a. **Verhüte im Leben Anhänglich-** 1580
keit des Herzens an einen Gegenſtand. Genieß alles,
aber laß nichts dir zum Bedürfniß werden: S. 1188.
1255. und gewöhne dich, b. bei allem, was du in dei- 1581
nem Leben genießeſt, an Räſonement über Werth und
Unwerth der Dinge: frage beim Ende jedes Genuſſes
dich ſelbſt: was wars nun? was haſt du eigentlich ge-
noſſen? Worinn beſtund nun die ganze Herlichkeit? —
— S. 1194. Bei dieſer Klugheit zu leben, wird
dein Herz ſich nie zu ſehr in die Welt verlieben noch,
durch Trennung von ihr, troſtlos werden können.

VI. Aber wenn mir die Welt auch kein Bedürf- 1582
niß iſt, wie, wenn ich für die Meinigen es wäre? So
würde doch die **Sorge für die, die ich zurüklaſſe,**
mir den Tod ſchwer machen. Dieſe Sorge iſt ge-
recht: aber im Tode iſt ſie dennoch vergeblich. Lerne

alſo, wie du im Leben alles für die Deinigen thun muſt,
um im Tode, wenigſtens von keiner nagenden Sorge
1583 für ſie, beunruhigt zu werden. — 1. Halt die mög-
lichſte Ordnung in Rechnungen, Quittungen u. d.
1584 und mache 2. in Zeiten diejenigen **Verordnungen**,
wegen deiner Verlaſſenſchaft, die nöthig ſind, um die
Zurükgelaſʒnen für Zwiſt, Verwirrung, und dem Un-
glük der Proceſſe zu ſichern. Elender Aberglaube iſts,
wenn manche ſich vor Auſſezung des Teſtaments
ſcheuen, weil ſie glauben, daſʒ der Tod ſich darum nä-
1585 here. Mache aber 3. dieſe Verordnungen nach den
ſtrengſten Geſezen der **reinſten Menſchenliebe**, und
laſʒ weder Vorliebe noch Rachſucht dich dabei leiten,
damit am Ende nicht Vorwürfe des Gewiſſens über
Bedrükung eines der Zurükgelaſſenen, dich quälen mö-
1586 gen. 4. Verwalte im Leben dein Gut mit einer ver-
nünftigen **Sparſamkeit**, damit du dir die drükende
Armuth deiner Zurükgelaſʒnen nicht mit Harm vorzu-
1587 werfen habeſt. 5. Gewöhne die Deinigen an **Mäſ-
ſigkeit** und **Genügſamkeit** und — **mache dir und
ihnen** durch dein edles Betragen gegen alle Menſchen
recht viele Freunde. Jenes wird ſie dafür ſchüzen,
daſʒ die Armuth, in welcher du ſie verläſſeſt, ſie weder
unglüklich macht noch zu ſchlechten Handlungen verlei-
tet: dieſʒ wird ihnen mannigfaltige Hülfe und Beiſtand
verſchaffen, wenn ſie anders dein edles Betragen auch
gelernt haben, und nicht durch entgegengeſezte Fehler
die Freunde verſcheuchen. Siehe eine wichtige Frucht
der Menſchenliebe! (1217. ff.) Haſt du das alles red-
1588 lich gethan, dann 6. waſne dich mit deinem **Glauben
an Vorſehung** und überlaſʒ ſie ruhig der Vaterliebe
deines Gottes. Was wäre dein Glaube, wenn er dich
dann nicht ſtärken wollte?

1589 V. Das lezte endlich, was den **Tod** fürchterlich
machen kan, iſt **Beſorglichkeit wegen unſers Schik-
ſals nach dem Tode**. Und wofür könte man von
1590 dieſer Seite ſich fürchten. a. Für einen **unglüklichen**
Zu-

Zuſtand jenſeit des Grabes? Ja, wer den zu beſor-
gen hat, dem kan ich freilich nicht rathen. Da iſt im
Tode keine Rettung mehr. (1577.) Dieſe Sorge
muß im Leben gehoben werden. (1578. ff.) Sorge
alſo in Zeiten für den Zuſtand, in welchem man jeden
Augenblik freudig ſterben kan. 1235. 1327. ff. b. Für 1591
der Ungewißheit deines Schikſals? Dagegen muß dich
dein Glaube an Unſterblichkeit (XXVIII.) und an den
unveränderlich liebenden Gott (XXIII. XXIV.) waf-
nen. Wer dieſen Glauben neben dem Bewuſtſeyn ſei-
ner vollendeten Bildung (1327. ff.) hat, der kan ſich
vor dem Tode nicht fürchten: den können keine Schrek-
bilder des Aberglaubens, von Unverſöhntheit Gottes,
Hölle, Richterſtuhl ꝛc. beunruhigen: dem iſt der Tod —
Hingang zum Vater. — Und da klage weiter nicht
c. daß dir dieſer Vater nur Licht für die Gewißheit und 1592
Größe der Seligkeit gab, die er dir bereitet hat, aber
kein Licht für ihre Natur und ihre Gegenſtände.
Sey vielmehr gewiß, daß dieſe genauen Kentniſſe der
künftigen Seligkeit uns ſchädlich geweſen ſeyn müſſe:
weil er ſie uns verſagte. (1395.) Und offenbar ſcheints,
daß anſchauende Begriffe Kälte gegen dieß Leben und
Verſuchungen zum Selbſtmord würden erzeugt haben.

Wer die jezt angezeigten Regeln befolgt und da- 1593
bei veſt in ſeiner Wahrheit iſt, die Gott den Vergelter
ihm vorhält: wer mit dieſer Wahrheit vertraut (123. ff.)
und — ſeiner Bildung (LI.) ſich bewuſt iſt, deſſen
Ruhe iſt unerſchütterlich: der kan in jedem Augenblik,
über jeder Handlung, getroſt und freudig ſterben.

• • •

Gott präge dieſe Belehrungen tief in jedes Menſchenherz, und helfe uns allen, durch ſie, weiſe, tugendhaft, zufrieden im Leben, ſtark und getroſt im Leiden und Tode werden.

Er, unter deſſen Augen ich ſeither für meine Leſer ſchrieb und für meine Zuhörer ſprach, er iſt mein Zeuge, daß es die reinſten Ueberzeugungen meiner Seele ſind, die ich hier vorgetragen habe: daß ich dieſe Wahrheit durch eine lange Reihe von Jahren gedacht, geprüft und mit redlichem Eifer unterſucht habe: daß ich dieſe Wahrheit von ganzer Seele liebe, daß ich mit Freuden für ſie arbeitete und litte, und daß ich von dem heiſſeſten Wunſche belebt bin, ſie, als die gereifteſte Frucht meines Geiſtes, unter meinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt zu verbreiten und eine recht große Summe von Glükſeligkeit durch ſie zu erzeugen.

Gott! höre mein Flehen zu dir. Laß dieß reinſte Lehrgebäude Eingang finden unter allen, die Wahrheit ſuchen. Laß die Wahrheit endlich einmal ſiegen und über die Hinderniſſe triumphiren, welche ihr Vorurtheil und Schwärmerei entgegenſtellen. Laß ihr Licht, das ſeit einem Jahrzehend ſo ſtark ſcheint, durch keine Verſuche derer, die die Finſterniß lieben, wieder ausgelöſcht werden. Laß aber auch jeden, der hier Wahrheit fand, mit ihr vertraut werden, ſie lieb gewinnen, und für ihre Ausbreitung erwärmt werden: damit ſie auch ihm Leitung im Leben, Kraft im Leiden und mächtiger Troſt im Tode werde. —

Vater! wenn du mich erhörſt — welcher überſchwengliche Lohn für meine Arbeit! Welche ſüße Erinnerung wird ſie mir dann in der Stunde meines Todes ſeyn! Welche Seligkeit einſt vor deinem Throne, wenn die, die mich laſen und hörten, auftreten und mirs zeugen werden, daß ſie hier, Befriedigung für ihren Wahrheitsdurſt, hinreichenden Antrieb zur Tugend, und ſätigenden Troſt in ihren Bekümmerniſſen gefunden hatten.

Halle, gedrukt mit Gebauerſchen Schriften.

Syſtem
der
moraliſchen Religion

zur endlichen Beruhigung
für
Zweifler und Denker.

Allen
Chriſten und Nichtchriſten
lesbar

von
D. Carl Friedrich Bahrdt.

Zweyter und lezter Band.

Berlin,
bei Friedrich Vieweg, dem älteren. 1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Nothwendigkeit des weiſen Genuſſes aller Menſchenfreuden.

Des Menſchen **Beſtimmung** iſt — **Glükſeligkeit:** und die Wiſſenſchaft, welche den Menſchen glüklich werden lehrt, heiſt — die **moraliſche Religion.** 1

~~Die höchſte Glükſeligkeit~~, welche dem Menſchen hinieden zu erreichen möglich iſt, beſteht in der **Zufriedenheit.** S. I, 377. Dieſe iſt alſo unſer **lezter Zwek**, d. h. der, welchem alle andere nachſtehen und untergeordnet werden müſſen. Die **nächſt ſubordinirten Zweke**, die man zugleich als Mittel zum lezten Zwecke betrachten kan, ſind die **Heiterkeit** oder die **Fröhligkeit** und — das **Wolbefinden** oder die **Geſundheit.** S. I, 366. 367. 2 3

A. Wer dieſe Zweke ſämtlich zu erreichen ſtrebt, muß die **Freuden genieſſen**, deren Genuß ihm Gott in ſeiner Lage möglich gemacht hat: denn dieſer Genuß macht die **Uebung** aus, die zu jeder Fertigkeit erfo- 4 dert wird. Nemlich die Glükſeligkeit ſelbſt iſt etwas habituelles: ſie iſt ein Zuſtand, eine gewiſſe fortdauernde Stimmung der Seele. Da nur ein ſolcher Zuſtand, der Natur nach, nur aus der Wiederholung vieler einzelnen Handlungen von derſelben Art entſteht, ſo begreift ſichs, daß man viel einzelne Freuden genieſſen muß, wenn eine herrſchende Stimmung der Seele, oder ein bleibender, habitueller Zuſtand der Zufriedenheit, der Fröhligkeit und des Wolbefindens entſtehen ſoll.

5 B. Man muß aber auch die möglichen Freuden
6 alle genieſſen: a) weil alle Kräfte im Menſchen rege
ſind und die Thätigkeit aller das Grundweſen der Glük-
7 ſeligkeit ausmacht, S. I, 349. b) weil es auch in
anderm Betracht ſchädlich iſt, ſich an eine Art des
Freudegenuſſes zu gewöhnen, indem wir theils in einem
allein nie volle Befriedigung finden, theils weil
alle Menſchenfreuden einander wechſelſeitig unterſtüzen,
(eine ſinliche die andere, eine geiſtige die andere, und
wieder die ſinlichen die geiſtigen und umgekehrt) ſo daß,
nur durch den Genuß aller, der Genuß jeder einzelnen
allererſt volkommen wird, und wir alſo durch Vernachläſſigung
einiger uns die übrigen unſchmakhaft machen
oder unſere Kraft zum Genuß ſchwächen würden:
— (man denke ſich z. B. einen Menſchen, der
nur ſinliche Luſt genießen, oder einen andern, der nur
geiſtige genießen, und z. B. ſtets meditiren, ſtets beten
wollte:) — theils weil wir in Gefahr wären, von
einer Freude gefeſſelt zu werden und unſere moraliſche
Freiheit und allen Sinn für andere Freuden verlieren
und — uns dabei den entſezlichſten Schmerzen ausſezen
würden, welche der Verluſt des Gegenſtandes ei-
8 ner ſolchen Freude nach ſich zieht S. I, 1373. c) weil
es der Wille des Schöpfers ſeyn muß, der nichts umſonſt
gab, der alſo nothwendig wollen muß, daß wir
alle die Freuden genießen ſollen, dazu er Trieb, Kraft,

Werkzeuge, Gegenſtände und Mittel gab, und dadurch zum Genuß ſelbſt uns fähig machte. Man betrachte die anerſchafnen Kräfte und Triebe des Menſchen (I, 352. ff. 659. ff.) ſowohl als ſeine kunſtvolle Maſchine (447. ff.) und vergleiche damit den Reichthum der freudeſchaffenden Natur (634. ff.) und fühle dann die Stärke des Schluſſes (513. ff. 1145. ff.) daß der Genuß aller möglichen Freuden, des Schöpfers Zwek und Wille ſeyn muſte.

9 Hiermit alſo iſt die Frage entſchieden: ob des Menſchen Beſtimmung ſchon **hier in dieſem Leben** Freudegenuß ſey, ſofern Uebung in dieſem Genuß aller möglichen Freuden, den Zuſtand hervorbringt, den wir Glükſeligkeit nennen? Es gab ſonſt trübſinnige Theoſophen, welche theils manche Freude dem Menſchen ſchlechthin unterſagt wiſſen, theils Freudegenuß und Fröhligkeit gar nicht als die Beſtimmung dieſes Lebens gelten laſſen wollten. Sie beruften ſich dabei vornemlich auf gewiſſe Stellen der Bibel, wo der Weg zum Leben oder zur Seligkeit als ein Dornenweg vorgeſtellt und die Nothwendigkeit geprediget wird, ins Reich Gottes durch Trübſale einzugehen. Es war aber ~~Mißverſtand. Denn alle ſolche Stellen~~ beziehen ſich auf die damalige Zeit, wo der Eintritt in die Brüderſchaft der durch die Lehre Jeſu aufgeklärten Menſchen, Noth und Verfolgung zuzog und man alſo, damals freilich, nicht ohne Trübſal ein Chriſt ſeyn konte. Es würde aber thöricht ſeyn, wenn man daraus einen allgemeinen moraliſchen Grundſaz machen wollte. Vielmehr lehren ſelbſt Jeſus und die Apoſtel, daß die Gottſeligkeit auch die Verheißung dieſes Lebens habe, und daß die Religion geſchikt ſey, den Menſchen ſchon hinieden in den Stand zu ſezen, der Ermahnung Pauli gemäß zu leben: **ſeyd immerdar fröhlig.** 1 Theſſal. 1, 16.

10 Man ſeze zu den obgedachten Beweiſen für meine Behauptung noch dieſe: 1) daß Gottes **Weſen** Liebe d. h. Freude an der möglichſten Freude ſeiner Geſchöpfe iſt, I, 491. ff. 2) daß alle Geſeze Gottes d. h. alles, was Gott den Menſchen durch Natur, Erfahrung und Vernunft als ſeinen Willen erkennen läßt, und welche die Moral lehret, nichts anders ſind als Befehle zu ſolchen Handlungen, die dem Menſchen Freude und Zufriedenheit gewähren, und Verbote ſolcher Dinge, die ihn ſeine Freuden verbittern und ſeine Zufriedenheit ſtöhren: 3) daß nicht nur die Zufriedenheit, ſondern ſelbſt die Fröhligkeit und das Wolbefinden, welche aus dem beſtändigen Genuß der einzelnen Menſchenfreuden entſtehen, ſelbſt diejenigen Beſtimmungen des Menſchen allererſt vollkommen möglich machen, welche jene Theoſophen als ſolche gelten laſſen, ich meine, den Fleiß und die Unverdroſſenheit in Geſchäften, die Ausübung der geſellſchaftlichen Tugenden, der Friedfertigkeit, Freundſchaft, Gefälligkeit u. ſ. w. die Bildung des Herzens zur Menſchenliebe überhaupt, die ruhige Erduldung der Leiden dieſes Lebens, die ſanftmüthige Ertragung fehlerhafter Mitmenſchen, die Genügſamkeit im Beſiz des Irdiſchen, und die Zufriedenheit mit Gott, ſo wie die Liebe zu ihm, das Vertrauen auf ſeine Vorſehung, und die freudige Hofnung eines beſſern Lebens. Denn welcher Menſch wird zu dem allen geſchikter ſeyn: der fröhlige und durch ſteten Freudegenuß aufgeheiterte Menſch, oder der Menſch von übler Laune, den Trübſinn beherrſcht? S. mein Magazin B. II. S. 111. ff.

11 C. Wenn aber der Weg zur Glükſeligkeit in dem ſteten Genuß aller uns von Gott möglichgemachten Freuden beſteht, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß der Menſch ſeine Freuden als ein **Weiſer** genieſſen muß, d. h. nach vernünftigen Regeln, deren Befolgung ihn in den Stand ſezt, durch das **Mittel**, nemlich

ſich durch den Genuß ſeiner Freuden, den **Zwek** zu erreichen und ein fröhliger oder wenigſtens zufriedner Menſch zu werden, oder welches eben ſo viel iſt, zur wahren Glükſeligkeit zu gelangen.

12 Wir müſſen alſo nun alle einzelne Menſchenfreuden kennen lernen und die rechte Art ihres Genuſſes betrachten. Es wird uns bei dieſer Materie keine weitere Klaſſifikation (I, 1149. ff.) nöthig ſeyn, als, daß wir von den **gemiſchten** Freuden, welche zunächſt und hauptſächlich die Sinlichkeit des Menſchen angehen, obgleich auch Reflexion den Genuß zu begleiten pflegt, zu den **reinern** Freuden übergehen, welche gröſtentheils aus bloßer Reflexion zu entſtehen pflegen, obſchon auch bei ihnen gegenſeitig die Phantaſie oft einen nicht geringen Antheil nimt.

II.

Allgemeine Entſcheidungsgründe des weiſen Genuſſes unſerer Freuden.

13 Wir müſſen vor allen Dingen die höchſten Grundſäze ~~aufſuchen, welche das~~ Verhalten des Weiſen bei dem Genuß der Freuden dieſes Lebens beſtimmen und aus welchem alle Regeln fließen und ſich beweiſen laſſen, welche der Moraliſt bei dieſem Genuſſe vorzuſchreiben hat. Dieſe höchſten Grundſäze reſultiren aus der richtigen Subordination der moraliſchen Zweke des Menſchen. Wir wollen uns alſo nochmals dieſe Subordination recht deutlich vorzuſtellen ſuchen.

14 1. Auf der niedrigſten ſteht (das jucundum) jedes einzelne — gegenwärtige Vergnügen, oder, jeder wirkliche Genuß eines angenehmen Gegenſtandes: es habe Namen wie es wolle: es heiße Gebet, Studiren oder Lomberſpiel. Jedes muß den Zweken der

zweyten und dritten Stufe weichen. Denn es iſt zwar des Menſchen Zwek und Beſtimmung, alle Freuden zu genieſſen, dazu er Kraft und Gelegenheit hat: aber es iſt nicht ſein lezter Zwek und ſeine höchſte Beſtimmung. Und ſo gewiß es iſt, daß der, der nicht den Genuß aller Freuden dem Menſchen geſtatten wollte, die menſchliche Glükſeligkeit zerſtöhren würde, ſo gewiß iſt es doch auch, daß dieſe Glükſeligkeit von keinem einzelnen Freudegenuß abhängig iſt, ſofern ich ihn als einzeln in einem gewiſſen Zeitpunkte und unter gewiſſen Umſtänden (individuell) gedenke: weil ja ein einzelnes Vergnügen, das ich für einen gewiſſen Zeitpunkt entbehre oder aufopfere, darum nicht auf immer für mich verloren iſt, ſondern zu anderer Zeit oder auf andere Art genoſſen werden kan.

15 2. Auf einer zweyten und höhern Stufe ſtehet (das bonum) jedes Gut des Menſchen, welches und ſofern es als äuſſerliches und unentbehrliches Mittel zum Genuß der einzelnen Freuden betrachtet wird, z. B. Geld, Zeit, Reputation u. d. m. Die gröſſere Wichtigkeit ſolcher Güter in Abſicht auf die Zweke der erſten Stufe fällt von ſelbſt in die Augen, da die Summe ja nothwendig gröſſer ſeyn muß als die Einheit. Wer alſo über einem einzelnen Vergnügen ein ſolches Gut verſcherzt oder vernachläſſigt, das ihm eine ganze Menge einzelner Freuden verſchaffen konte, genießt ſeine Freuden nicht als ein Weiſer, ſondern als ein Thor.

16 3. Auf der dritten und höchſten Stufe endlich ſteht das **höchſte Gut** des Menſchen, die Zufriedenheit, und alles, was dieſelbe weſentlich und entſcheidend befördert, ſo daß ſie ohne daſſelbe gar nicht beſtehen kan. Hieher gehören folgende Stüke:

17 a. Leben und Geſundheit des Menſchen, folglich die Erhaltung des Körpers überhaupt, und die

Erhaltung der ſinlichen Werkzeuge und aller Kräfte des Leibes inſonderheit.

18 b. Erhaltung der Seelenkräfte und die Möglichkeit des Gebrauchs derſelben zu **Aufklärung** des Verſtandes und **Bildung** des Herzens, ſo wie beides im erſten Theile beſchrieben worden iſt.

19 c. **Heilighaltung aller** allgemeinen **Rechte der Menſchheit** (I, 755.) und des entſcheidend erkenbaren **Willens Gottes**, (I, 778.) ohne welche keine wahre **Zufriedenheit** möglich iſt.

20 Daß dieſe drey Stüke, die ich ſelbſt wieder in ihrer wahren Subordination aufgeſtellt habe, die höchſten Zweke des Menſchen ſind, iſt abermals von ſelbſt klar, weil kein vernünftiger Menſch ſeine Ruhe und Zufriedenheit einem einzelnen Vergnügen oder einem Mittel dazu aufopfern wird, da er ja mit dem Verluſt der Zufriedenheit die Fähigkeit zum Genuß aller Freuden verliert.

21 Wer nun mit mir dieſe Unterordnung der moraliſchen Zweke des Menſchen anerkennt, der wird leicht ſelbſt folgende höchſte Grundſaze entdeken, welche bei dem Genuß der Freuden des Lebens uns leiten und bei allen ~~vorkommenden Fällen~~ unſere Wahl entſcheiden müſſen.

22 **Erſter Grundſaz:** Jedes einzelne Vergnügen iſt **gut**, und ich bin Gott und mir es ſchuldig, es zu genießen, welches keines meiner Güter zerſtöhrt. Jeder einzelne Freudegenuß iſt ſchlechthin **verwerflich** und muß mit Entſchloſſenheit aufgeopfert werden, der eines meiner Güter **wirklich** zerſtöhrt.

23 **Zweyter Grundſaz:** Jeder einzelne Freudegenuß iſt **bedenklich**, durch welchen eines meiner Güter zerſtöhret werden **könte**: und er iſt deſto bedenklicher, je reeller dieſe Möglichkeit oder, je näher die Gefahr iſt

und — je gröſzer und wichtiger das Gut ſelbſt iſt, das dabei gefährdet wird.

24 **Dritter Grundſaz:** Jedes Gut, ſofern es blos Mittel zum einzelnen Freudegenuſz iſt, muſz dem höchſten Gute nachſtehen und ohne Bedenken für daſſelbe gefährdet werden: und jede Handlung, die auf Erhaltung oder Mehrung eines Guts abzwekt, muſz einer Handlung weichen, die man zur Erhaltung des höchſten Guts für unentbehrlich erkent.

25 **Vierter Grundſaz:** Die allgemeinen Rechte der Menſchheit gehn allen Wünſchen des Individuums dergeſtalt vor, daſz ich nie etwas wollen und thun darf, was dieſe Rechte irgendwo gänzlich zerſtöhrt oder auf eine vermeidliche Weiſe beſchränkt.

26 **Fünfter Grundſaz:** Gottes von mir gründlich erkanter Wille muſz ausnahmloſer Antrieb zum Thun und Genieſzen ſowohl als zum Unterlaſſen ſeyn. S. I, 780.

27 Nach dieſen Grundſäzen werden ſich nun auch leicht die Regeln **der Wahl zwiſchen einzelnen Freuden** (14.) veſtſezen laſſen, die ein guter Menſch (dem es im Ernſt darum zu thun iſt, ſeine Glükſeligkeit zu ſichern und insbeſondere ſeine Zufriedenheit unzerſtörbar zu machen) zu ſeiner Nachachtung zu wiſſen ſich wünſchen konte. Ich habe mir folgende abſtrahirt: Wenn du unter dem vielen Freudegenuſz, den dein Schöpfer dir täglich möglich gemacht hat, in den Fall der Wahl oder der Kolliſion kömſt, ſo

28 *α*) Siehe zuförderſt auf das Verhältniſz eines ſolchen einzelnen Vergnügens, das du genieſzen könteſt, gegen deine Güter, oder gegen die Zweke der zweyten und dritten Klaſſe, und beobachte

- a. wo dieſe am mindeſten gefährdet werden,
- b. wo dieſe am meiſten erhalten oder vermehret werden, und ziehe alſo, wenn du unter einzelnen Freuden zu wählen haſt, das vor, was z. B.

dir auf eine edle Art Geld einbringt, deine Sinne ſchärft, deiner Geſundheit zuträglicher iſt, deinen Geiſt mehr aufheitert, dein Herz mehr für Liebe und Wolwollen ſtimt, deiner Zeit ſchont, deiner Reputation zuträglicher iſt u. ſ. w.

β) Ziehe bei Unterſuchungen dieſer Art deine Selbſtkentniß zu rathe, I, 713-718.

γ) Nim dabei Rükſicht auf deinen Stand, Alter und — auf den eingeführten vernünftigen Wolſtand, und wähle, was am beſten damit ſich verträgt — beſonders in Abſicht auf die **Art** des Genuſſes einer Freude.

δ) Ziehe, wo möglich, das, was durch eine gute Regel an eine gewiſſe Zeit gebunden iſt, (z. B. die Freuden des Genuſſes der Nahrungsmittel) dem, was keine gewiſſe Regel hat, vor.

ε) Endlich ſiehe darauf mit, ob der Genuß einer Freude ſich leicht oder ſchwer oder gar nicht einbringen und nachholen laſſe, und ziehe die uneinbringliche Freude (wenn jene nicht etwa um deiner Güter willen wichtiger iſt) der vor, die zu anderer Zeit oder auf andere Art ſich einbringen läßt.

Das ſind die allgemeinen Grundſäze für den Genuß ~~des Lebens. Wir wollen~~ nun alles, was hinieden dem Menſchen genießbar iſt, durchgehen und dieſe Grundſäze anwenden lernen.

III.

Freuden der Sättigung.

Daß der Genuß der Speiſen und Getränke Vergnügen macht, lehrt die Erfahrung, und daß ſie der Schöpfer auch ſelbſt zum Vergnügen beſtimt hat, lehrt ihre Mannigfaltigkeit. I, 514.

34 Die Nahrungsmittel ſind aber nicht blos zum Vergnügen da, ſondern auch zur Erhaltung des groſſen Guts, unſerer Geſundheit und unſers Lebens. Ihre **Nothwendigkeit** beruht auf der nothwendigen **Erſezung** deſſen, was täglich durch Abſonderungen und Ausdünſtungen vom menſchlichen Körper abgeht und, auf der eben ſo nothwendigen **Verbeſſerung** der körperlichen Stoffe: da ohne friſchen Zugang die alten Stoffe in Fäulniß übergehen würden: welches man daraus ſehen kan, daß auf anhaltendes Faſten ein übelriechender Odem, oft auch Nervenſchwäche und Raſerei erfolgt.

35 Wir haben alſo einen doppelten Zwek bei dem Genuſſe der Nahrungsmittel: Erhaltung und Vergnügen. Der erſte beruht darauf, daß die Speiſen gut verdaut werden: der lezte auf dem Hunger, mit welchem wir ſie genießen, und den die Natur ſelbſt durch den Reiz des Magenſaftes hervorzubringen pflegt. Daraus entſtehn zwey Hauptregeln, die auf verſchiedene Nebenregeln uns leiten, und die einander wechſelſeitig die Hand bieten.

36 A. Genieße deine Nahrungsmittel ſo, daß ſie das bonum (15.) befördern, und der zweyten Klaſſe deiner moraliſchen Zweke nie nachtheilig werden. Und hier kommen zunächſt zwey Güter des Menſchen in Rechnung.

37 1. Sein **Vermögen.** Alſo richte die Art deiner Nahrungsmittel ſo ein, daß du dein Vermögen nicht verwüſteſt und dir andere Ausgaben erſchwereſt. Lerne einſehen, daß Erhaltung und Vergnügen weder von Menge noch Lekerhaftigkeit derſelben, ſondern vom geſunden Appetit abhängt: und daß ein Gemüs mit Brod, mit hungrigem Magen und heiterer Seele genoſſen, eben die Freude gewährt, und eben ſo die Geſundheit befördert, als alle Schüſſeln der Reichen.

Erwege dabei, daß, wenn du durch Uebertretung dieſes Vernunftgeſezes dein Vermögen zu Grunde richteſt, du nicht nur thörigt handelſt, wiefern du dir ein Mittel zu vielen Freuden verdirbſt, ſondern auch **ſündlich**, wiefern du deinen Kindern und Armen das raubſt, was die Rechte der Menſchheit erheiſchen (I, 737.), oder (I, 783.) durch Schuldenmachen eben ſolche Rechte verlezeſt. (I, 1006.)

2. **Seine Geſundheit.** Dieſer Zwek leitet uns 38 von ſelbſt auf folgende Regeln:

a. Siehe auf die **Beſchaffenheit** der Nahrungs- 39 mittel, (über welche dich mein Geſundheits-Catechismus fürs Volk weitläuftiger belehren wird) daß du nur ſolche Speiſen genießeſt, welche **geſund** ſind und — welche **Dir geſund** ſind, welches leztere du aus eigener Beobachtung und Erfahrung lernen mußt: und meide alles Ungeſunde, z. B. den Genuß allzuvielen Fettes von Thieren, alles in Fäulniß übergegangene u. ſ. w.

b. Siehe auf die **Zubereitung** deiner Nahrungs- 40 mittel — vornemlich daß ſie gar gekocht ſind (denn das Feuer entfernt Gährung und Luft, beſonders aus den Gemüſen) und — daß ſie rein ſind und in reinen Gefäſſen bereitet werden. (Gefährlich ſind zinnerne, bleierne und kupferne, wenn Speiſen oder Getränke darinn kalt werden.)

c. Siehe auf die **Art des Genuſſes** — 1) in 41 Anſehung der **Speiſen**: — daß du nicht Speiſen von ganz entgegengeſezter Art durch einander genießeſt: — daß du nichts heiß ſondern lau iſſeſt, weil jenes den Magen und die Zähne zerſtört: — daß du nie nach einer heftigen Leibes- oder Gemüthsbewegung — ſo wie nie, während der Verdauungszeit, Nahrungsmittel zu dir nehmeſt: — daß du zu rechter Zeit und vornem-

nemlich Abends ein paar Stunden vor dem Schlafgehen ſpeiſeſt: — daß du bei großer Hize vorzüglich mäßig lebeſt: — daß du langſam genießeſt, damit die Speiſen im Munde gehörig zermalmet und mit dem ſo unentbehrlichen Speicheldrüſenſaft reichlich vermiſcht werden: — daß du auf die Mahlzeit keine heftige Leibesbewegung folgen laſſeſt: — daß du nie mit
62 Ekel etwas genießeſt: — 2) in Anſehung der Getränke: — daß du (nach Beſchaffenheit deines (trokkenen oder feuchten) Körpers und der Witterung) genugſam trinkeſt: — daß das Getränke hell und klar — dünne und flüſſig — rein — friſch — und nicht erhizend ſey. Eiskalte und heiſſe Getränke ſind in gleichem Grade ſchädlich.

63 d. Sey im Genuß — mäßig. — Mäßigkeit iſt das erſte Naturgeſez. Zu wenig genießen ſchwächt die Nerven und die Sinne, und macht überſpannte Empfindlichkeit. Unmäßigkeit hindert das wichtige Verdauungsgeſchäft, macht grobe und ſchlechte Säfte und ſchlechten Umlauf derſelben: verurſacht, bei ſchwachen Perſonen, unreines Blut und, bei ſtarken, Vollblütigkeit: macht träge zur Arbeit. Gefräſſigkeit und Völlerei macht auch dum; ſo wie Mäßigkeit hingegen die Geiſteskräfte erhöhet.

64 B. Genieſſe aber auch deine Nahrungsmittel ſo, daß ſie, der Abſicht des Schöpfers zufolge, dein Vergnügen zugleich befördern. Nur ſuche daſſelbe nicht in der bloßen Sinlichkeit, ſondern verbinde mit der angenehmen Empfindung des Wolgeſchmaks, welche der Hunger wirkt und welche dir die I, 1243. 1245. 1248. 1250. und 1239. angezeigten Regeln verſchaffen werden, auch das Vergnügen aus Vorſtellungen und befolge zu dem Ende, was ich dir I, 1241. 1255. empfohlen habe.

IV.

Genuß der Luft.

45 Auch die Luft, die wir theils einathmen, theils als warm oder kühle auf der Oberfläche unſers Körpers empfinden, gewährt, mittelbar und unmittelbar, ſinliches Vergnügen.

46 Die uns angenehme Empfindung, welche die Luft unmittelbar hervorbringt, wird von uns nur allzuſelten bemerkt, weil wir die Regel I, 1239. nicht ſtudiret haben. Nur zuweilen werden wir uns des Wolgefühls bewußt, das z. B. eine kühle Luft bei groſſer Hize, oder eine warme Luft unſern von Kälte erſtarrten Gliedern gewährt: oder wenn die Einathmung einer recht friſchen und geſunden Luft, nachdem wir in heiſſer oder diker Luft unſer Leben zugebracht hatten, uns erquikt. Und die meiſten Menſchen achten ſolche Erquikungen und Labſale ſo wenig, daß ſie ſie dem Schöpfer gar nicht als wichtige Beiträge zur Summe der Freuden anrechnen, die er ihnen bereitet hat.

47 Laſſet uns doch nicht ſo undankbar gegen Gott und ſo thörigt gegen uns ſelbſt handeln. Laſſet uns doch in einer Welt, wo wir, durch Uebung im Empfinden des Vergnügens, unſere Seele zu jener glüklichen Stimmung erheben ſollen, die ſie zu ihren höhern Beſtimmungen ſo fähig macht, nichts unbemerkt, nichts mit Gleichgültigkeit genieſſen. Laſſet uns ſtets aufmerkſam ſeyn auf jedes Wolgefühl, das die Natur uns mittheilt. Laſſet uns daran gewöhnen, jedes Labſal zu ſchmeken, und alſo auch da mit vollem Bewußtſeyn es zu fühlen, wie wol uns iſt, wenn wir aus einem heiſſen oder feuchten oder dunſtvollen Orte heraustreten, und durch Einathmung einer recht friſchen und reinen Luft erquikt werden. Laſſet uns öfter dieſe

ſinliche Luſt mit abſichtlicher Bemerkung ihres Wolgeſchmaks genieſſen und uns ihre Reize durch Zumiſchung mehrerer Sinnefreuden zu erhöhen ſuchen. —

48 Genuß der freien und friſchen Luft im Schatten eines Waldes, bei einer entzükenden Ausſicht ins Thal, wo die Farben der Fluren, das Silber des Baches, und alle Reize der Mannigfaltigkeit uns bezaubern, wo der Geſang der Vögel uns ergözt, wo Blüthengerüche uns erquiken, kurz, wo alle unſere Sinne uns Wonnegefühle zuführen, iſt wahrhaftig mehr werth und giebt ein wahreres Labſal, als alle eure Spieltiſche und andere Ergözlichkeiten euch gewähren mögen.

49 Und wie wichtig wird dieſes ſinliche Vergnügen, wenn man dabei erwäget, daß es auch mittelbar, durch den Einfluß der Luft auf die Geſundheit, vermehret wird. In recht geſunder Luft ſind die Menſchen am geſundeſten und die Krankheiten am leichteſten. Dieß werden euch alle eure Aerzte bezeugen, wenn ihr aus eigner Erfahrung es nicht ſchon wiſſen ſolltet. Und ihr könt es ſchon daraus genug abnehmen, daß die Landleute viel geſunder ſind als die Bewohner großer Städte, beſonders ſolcher, wo die Häuſer hoch und die Gaſſen eng ſind. Denn die Luft wirkt nicht blos auf unſere Lungen, ſondern auch auf die Schwäche oder Stärke der Fibern und Muskeln, auf den Umlauf der Säfte und des Bluts, auf die Beſchaffenheit der Säfte ſelbſt, vornemlich in den äuſſern Theilen, und — auf die Ausdünſtung.

50 Geſunde Luft athmet der Menſch: a) wenn ſie gemäßigt iſt, in Abſicht auf Wärme und Kälte: b) wenn ſie rein und weder feucht noch dunſtvoll iſt: c) wenn ſie in ſteter Bewegung iſt: (ſtehende und verſchloßne Luft iſt peſtilenzialiſch:) d) wenn Wärme und Kälte derſelben nicht zu ſchnell abwechſeln.

51 Hieraus flieſſen nun die vernünftigen Regeln für den Genuß der Luft, welche der Weiſe beobachtet,

der ihn nicht blos als ſinliches Vergnügen, ſondern auch als Erhaltungsmittel des unſchäzbaren Guts, ſeiner Geſundheit, betrachtet. 1) Hüte dich vor allem, was die Luft verunreinigt: z. B. für Unreinigkeit der Wohnzimmer, daß du nie Dinge daſelbſt verrichteſt oder aufbehalteſt, welche die Zimmer feucht machen oder mit ſchädlichen Dünſten erfüllen: für ſchweiſſigter Wäſche, für Fett auf geheiztem Ofen, für Kohlendampf, für heftigriechenden Blumen, z. B. Lilien, Duberoſen — auch für allen Ausdünſtungen der Bäume und Pflanzen des Nachts: (denn am Tage ziehen grüne Gewächſe die Dünſte an ſich, des Nachts aber dampfen ſie aus:) für friſchen Anſtrich der Kalkweiſſe und der Oelfarbe u. ſ. w. welches alles die Lungengefäſſe verdirbt und oft Schlagflüſſe nach ſich zieht. 2) Hüte dich für allen ſchnellen Abwechslungen groſſer Hize mit groſſer Kälte — ſo wie für allem Luftzuge, der oft dem geſündeſten Körper durch gewaltſame Stokungen die heftigen Krankheiten zuzieht, und vergleichungsweiſe das gefährlichſte für unſere Geſundheit iſt. 3) In Zimmer oder andere Behältniſſe, wo die Luft ſtehend oder verſchloſſen war, (z. B. tiefe Brunnen und Höhlen) muß man nie gehen, ohne vorher die Luft ~~durch dienliche Mittel in Bewegung~~ geſezt zu haben: denn verſchloßne Luft kan oft auf der Stelle tödten. Daher auch dicht zugezogene Bettvorhänge und alles, was dem ähnlich iſt, ſchädlich ſind. Und da 4) auch ſtehende Waſſer, Lazarethe, Unflat von Menſchen und Thieren, lang ſtehende Nebel, Todte, die zu lang unbegraben lagen u. d. m. die Luft ungeſund machen, ſo muß man ſie vermeiden oder, wenn man ſie nicht Umgang nehmen kan, ſich gegen ſie verwahren und z. B. an ſolchen Orten den Speichel nicht verſchluken, ſich vorher mit Eſſig waſchen und den Mund damit ausſpühlen, und dann möglichſt eilen, wieder in friſche Luft zu kommen. In feuchten oder dunſtvollen Wohnzimmern ſoll man die Luft fleißig durch Dämpfe von angezündeten Wachholderholz verbeſſern.

46 Endlich 5) ſuche deinen Körper gegen die allzuſtarken Eindrüke der äußern Luft zu verwahren, dazu hauptſächlich das kalte Baden ſehr dienſam iſt. Vornemlich aber ſollte jeder Menſch ſich gewöhnen, täglich wenigſtens eine Stunde lang in freier Luft zu gehen, die Witterung ſey auch wie ſie wolle, nur in einer der Wärme oder Kälte derſelben angemeſſenen Kleidung: weil dieſe Gewöhnung unſere Empfindlichkeit mindert und den ſchädlichen Einfluß der Luft auf unſern Körper aufhebt, indem ſie ihn ſtärkt und abhärtet.

V.

Genuß der Bewegung.

47 Bewegung des Leibes, wenn ſie gemäßigt iſt und unſere Kräfte nicht überſpannt, iſt eine der ſchönſten ſinlichen Freuden. Das Vergnügen, das ſie gewährt, iſt ſehr mannigfaltig. Sie ergözt uns 1) als Thätigkeit, indem jede Kraft, wenn ſie thätig wird, Vergnügen macht, ſo wie Unthätigkeit mißvergnügt macht. Hierzu komt, daß 2) eine jede gemäßigte Bewegung den Umlauf des Bluts befördert und folglich dem Körper Lebhaftigkeit und dem Geiſte Munterkeit giebt. 3) Manche Leibesbewegungen haben auch das eigene Vergnügen, welches die Vorſtellung der Kunſt, die dabei angewendet wird, uns mittheilt: wie z. B. der Tanz. Und ſo werden ſie auch 4) durch die Beförderung der Ruhe und des Schlafs, wie durch die Vermehrung unſerer Eßluſt, neue Annehmlichkeiten erhalten. Endlich iſt Bewegung, was am meiſten erwogen zu werden verdient, 5) eines der wichtigſten und unentbehrlichſten Mittel zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit.

Viel

58 Viel und zwekmäßige Leibesbewegung macht ſtarke und geſunde Menſchen, weil ſie die Säfte verbeſſert, ihren Umlauf erhält, die Verdauungskraft ſtärkt, und die ſo nöthigen Ausdünſtungen befördert. Die bleiche Farbe, die man an Perſonen von ſizender Lebensart findet, zeigt zur Gnüge, daß Mangel der Bewegung ſchlechte Säfte macht. Bei vielen erzeugt auch dieſer Mangel Verſtopfung oder Nervenſchwäche, welche beide die entſcheidende Anlage zu einem ſiechen Leben ſind.

59 Es iſt alſo die erſte Regel jedes vernünftigen Menſchen, dem ſeine Geſundheit lieb iſt, und der an Freuden, wie die Natur ſie uns bereitet und ſelbſt zum Bedürfniſſe gemacht hat, Geſchmak hat finden lernen: daß er das Vergnügen der Leibesbewegung **täglich** genieße.

60 Ueber die **Art** der Bewegung läßt ſich keine Regel geben. An ſich iſt jede dem Menſchen zuträglich, ſie heiſſe gehen, reiten, fahren, Ballſpielen, Holzſägen oder wie ſie wolle. Jeder muß hier theils ſeine Natur beobachten und urtheilen, welche ihr am zuträglichſten iſt, theils erwägen, welche Art der Bewegung ihm durch ſeine ökonomiſche Lage möglich gemacht wird. Dieſer muß er ſich bedienen, ohne je mit ~~thörigter Lüſternheit~~ ſich nach einer andern Art zu ſehnen, die ihm entweder nicht bekomt oder die er nicht bezahlen kan. S. I, 1243. 1248. Die ſicherſte negative Regel in Abſicht auf Geſundheit iſt, allen Arten der Bewegung zu entſagen, welche Kopfſchmerzen oder Ueblichkeiten verurſachen.

61 Die Regeln, die man **bei dem Genuß** dieſes Vergnügens zu beobachten hat, fallen von ſelbſt in die Augen.

62 1. Mache dir täglich, unausgeſezt, Leibesbewegung, aber, wenn ſie zugleich deine Geſundheit befördern ſoll, ſo viel möglich in **freier und friſcher Luft**. Das erhöht auch ſelbſt das ſinliche Vergnügen dabei.

63 2. Suche das Vergnügen der Leibesbewegung mit Geſchäfte und ſorgenleerer Seele zu genieſſen. Sonſt wird die Körperkraft geſchwächt, mit welcher du die Bewegung verrichteſt, und ſie kan dann auch nicht zur Aufheiterung des Geiſtes dienen und vollſtändiges Vergnügen gewähren. S. I, 1239.

64 3. Genieß ſie möglichſt mit Theilnehmung anderer, welche alle Menſchenfreuden würzt und ſchmakhaft macht.

65 4. Genieß keine Leibesbewegung bis zur völligen Erhizung, beſonders bei heiſſer Witterung. Dieß ſchwächt die Verdauung auſſerordentlich, (ob mans gleich nicht allemal auf der Stelle gewahr wird) und ſezt uns den gefährlichſten Erkältungen oder Schlagflüſſen aus. S. I, 1250. Dazu ſind zwey Nebenregeln gut: erſtlich: daß man die Bewegung gradweiſe ſteigen und wieder abnehmen laſſe: und zweytens: daß man bei ſtarker Bewegung Zwiſchenaugenblike der Ruhe einſchalte. Haſt du aber einmal eine ſtarke Bewegung gehabt, ſo meide es, darauf zu trinken oder dich gleich zu ſezen oder zu legen: ſonſt bleibt das Blut, das durch die kleinen Gefäſſe eingedrungen war, darinne ſtehen und verurſacht gefährliche Zufälle.

66 5. Hüte dich auch bei dieſen Vergnügen, daß du ihm deine Güter nicht aufopferſt z. B. durch Verſäumung der Berufsgeſchäfte u. d. und vergiß nie dabei I, 1255.

67 Möchte doch das Vergnügen an Leibesbewegung jedem Menſchen vergleichungsweiſe reizender werden als viele andere Ergözlichkeiten, und beſonders die zahlloſe Menge der Spieltiſche verdrängen. Möchten wir jene weiſen Nationen wieder nachahmen, welche in ihren gymnaſtiſchen Spielen ihr gröſtes Vergnügen und das Mittel zu einer dauerhaften Geſundheit und Leibesſtärke fanden.

VI.

Genuß der Ruhe und des Schlafs.

68 Nach Anſtrengung einer Kraft ruhen und durch Ruhe ſich erquiken, iſt ein entzükendes Vergnügen: und es iſt zugleich für unſere Erhaltung unentbehrlich. Wer die Anſpannung einer Kraft, ſie heiſſe wie ſie wolle, (es ſey die des Denkens oder des Laufens oder des Holzhauens u. ſ. w.) zu lang fortſezt, ſchadet theils der Verdauungskraft, theils ſchwächt er die Kraft ſelbſt, mit welcher er arbeitete. Die **Ruhe** alſo, deren vollkommenſte Art der **Schlaf** iſt, iſt jedem Menſchen nothwendig: a) wiefern ſie durch Abſpannung ſeiner Kräfte dieſelben erhält und ihnen neue Lebhaftigkeit giebt: b) wiefern ſie, beſonders der Schlaf, die ſinlichen Werkzeuge, vornemlich die Augen ſtärkt, die Vollendung des Verdauungsgeſchäftes begünſtigt, den Blutumlauf und die Ausdünſtung befördert und die Abſonderungen erleichtert.

69 Und welch ein Wonnegefühl iſt ſie zugleich für den, der ihre Reize recht zu vervollkommen weiß. Wie ſüß iſts, nach vollbrachter Arbeit ermüdete Glieder hinſtrecken. Wie erquikend, den kommenden Schlaf erwarten und ſtufenweis entſchlummern. Wie angenehm, wenn man dann wieder erwacht und ſo neu und geſtärkt ſich fühlt. — Gewiß iſt das eine der reelleſten Freuden, die der Schöpfer dem Menſchen bereitete.

70 Zum vollkommenſten Genuß dieſes Vergnügens weiſet mir meine Vernunft und Erfahrung folgende Regeln an:

71 1. Widme jeden Tag dem **Fleiſſe** und der **Arbeitſamkeit**, um jeden Tag die Freuden der Ruhe

und des Schlafs recht zu ſchmecken. Wie der Hunger die Würze der Speiſen iſt, ſo iſt Ermüdung durch Arbeit die Würze der Stunden der Ruhe.

72 2. Verhüte möglichſt, daß zur Zeit der Ruhe deine Seele nicht durch Denken, Sorgen oder ſtarke Gemüthsbewegungen angegriffen werde. Und da die vollkommenſte Gemüthsruhe, ohne welche keine Körperruhe, kein erquikender Schlaf möglich iſt, davon abhängt, daß du ein gutes Gewiſſen habeſt vor Gott und Menſchen, und daß dein Herz von kindlichem Vertrauen auf die Vorſehung belebt ſey, ſo ſtrebe um deſto eifriger nach jener Bildung des Herzens, (I, 1378.) von welcher dieß ruhige Gewiſſen und dieß kindliche Vertrauen eine unausbleibliche Folge iſt.

73 3. Genieß das Vergnügen der Ruhe und des Schlafs mit derjenigen Mäßigkeit, (I, 1250.) welche aller menſchlichen Freuden Erhalterin iſt. Allzuviel Ruhe erſchlafft den Körper, macht die Seelenkräfte ſtumpf und mindert das Vergnügen, das mit ihr verbunden iſt. Richte dich aber bei Beſtimmung ihrer Dauer nach deiner Selbſtkenntniß. (I, 714.) Geſunde und ſtarke Menſchen brauchen natürlich weniger Schlaf als Kranke und Schwache: Jünglinge weniger als Kinder und Alte: ſchwere Arbeit erfodert mehr als leichte: heiße Witterung mehr als kalte: u. ſ. w.

74 4. Deinen Schlaf erquickend und zugleich der Geſundheit zuträglich zu machen: gewöhne dich an ein möglichſt hartes und dabei kühles Lager: ſchaffe dem Orte, wo du ruheſt, friſche und geſunde Luft: halt deine Abendmahlzeit zeitig und mäßig: beginne deinen Schlaf, wo möglich, vor Mitternacht, wo er am geſundeſten iſt.

VII.

Von der Befriedigung des Geſchlechtstriebes.

Mit der Befriedigung dieſes Triebes hat der weiſe 75
Schöpfer das höchſte ſinliche Vergnügen verbunden:
a) um, durch dieſen groſſen und unwiderſtehligen Reiz,
die Menſchen zu nöthigen, **die Laſten und Sorgen
zu übernehmen**, welche mit der Gebährung, **Er-
haltung** und **Erziehung** der Kinder verbunden ſind:
denn die Stärke des Inſtinkts macht, daß die Men-
ſchen dieſe aus ſeiner Befriedigung folgenden Be-
ſchwerlichkeiten theils nicht ſehen, theils nicht achten:
b) weil dieſer Trieb der erſte Zunder der Liebe, und 76
Liebe das groſſe Triebwerk der Menſchheit ſeyn
und alles in Thätigkeit und gemeinſchaftliche Betrieb-
ſamkeit ſezen ſollte. Denn dieſer Inſtinkt nähert **erſt-
lich** überhaupt die Menſchen einander und zieht ſie
wie eine magnetiſche Kraft unter einander zuſammen.
Er iſt folglich ſchon von dieſer Seite die Grundlage
der Geſelligkeit und der gemeinſchaftlichen Wirkſam-
keit. Er ſtiftet **zweytens** die engeren Bande der Fa-
milien und wird dadurch das Band der Staaten und
das Mittel zur Bildung der Menſchheit und zum Wol
der Einzelnen. S. I, 1056-1067. Er iſt endlich
drittens die Quelle aller Belebung des Menſchen. Er
gieſſt das erſte Feuer zur Thätigkeit und Aufſtrebung
in den Jüngling. Er iſt das geheime Feuer, das un-
ſer Blut über ſeinen gewöhnlichen Strohm erhebt und
in diejenige Bewegung verſezt, welche die Seele be-
geiſtert und ſie des Affekts empfänglich macht. Und
was wäre die Menſchheit ohne Affekt und Leidenſchaft?
Wo geſchah eine groſſe That ohne ſie? — c) Weil 77
dieſer Trieb und deſſen Befriedigung die moraliſche
Natur des Menſchen verbeſſern d. h. das Herz des

Menſchen weich, gefühlvoll, ſanft, theilnehmend, kurz — menſchlicher machen ſollte. Daher gab Gott dieſem Triebe eine ſtete Regheit unter Menſchen, welche bei den Thieren nur an gewiſſe Jahreszeiten gebunden iſt. Daher ſehen wir, daß die Thiere gegen einander kalt und leicht grauſam ſind, und nur zu der Zeit zärtlich gegen einander werden, wenn ſie ſich begatten. Daher kam es auch, daß Mönche oder andere Menſchenarten, die entweder gar nicht oder doch auf eine unnatürliche oder verſtohlne Art, den Trieb der Natur befriedigen, zur höchſten Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit fähig waren.

7. Man muß es alſo dem Schöpfer, der ſo eine groſe Summe des Guten mit dieſer Einrichtung der menſchlichen Natur beabſichtete, nie zum Vorwurfe machen, wenn dieſer Trieb auch eine recht ſehr groſe Summe von Uebeln unter die Menſchheit gebracht hat. Denn die Zerrüttung der menſchlichen Glükſeligkeit, welche dieſer Trieb bisher angerichtet hat und immer mehr anrichtet, hat zwey Quellen, an denen die Menſchen ſelbſt ſchuld ſind, und über welche man Urſache hat, die Könige und Regenten anzuklagen, daß ſie als Väter und Erzieher der Menſchheit nicht genug für ihre Verſtopfung ſorgen. Die erſte Quelle iſt, die regelloſe ſowol als die unmäſige Befriedigung. Dadurch machen die Menſchen, daß dieſe ſchuldloſen Freuden der Natur ein Gift werden, das alle Theile ihrer Glükſeligkeit angreift und Geſundheit, Ehre, Wolſtand, Vermögen und ſelbſt die Seele zerſtört. S. I. 1096. ff. Die zweyte liegt in dem Eigenſinne der Menſchen, welcher durch eine eingeführte Regel (vermöge welcher kein Menſch, ohne getraut zu ſeyn, den Trieb der Natur befriedigen ſoll) alle andere Regeln zernichtet und dadurch verurſacht, daß oft der mäßigſte und regelmäßigſte Genuß die Ehre und den

guten Namen eines Menſchen zerſtört und die fürchterlichſten Zerrüttungen ſeiner Glükſeligkeit anrichtet, weil einmal die bürgerliche Regel, welche die moraliſche verdrängt hat, jeden verurtheilt und der öffentlichen Schande preis giebt, der ſich nicht an ſie halten wollte oder konte. S. I, 1093. 1094. Was kan nun der Schöpfer für die Folgen, wenn die Menſchen als Thoren handeln und ſein Naturgeſez ihnen zum Tode gereicht: und wenn ſelbſt ſeine ſichtbaren Repräſentanten auf Erden, die er zu Mitvätern der Menſchheit erhob, ihre poſitiven Geſeze mit der Natur und der auf ſie gebauten Moral nicht einſtimmiger machen?

Wir wollen jezt die Regeln entwerfen, welche Natur und Vernunft den Menſchen lehrt, und es dem Rechtsgelehrten überlaſſen, dieſe Regeln noch weiter einzuſchränken, wenn er dazu befugt zu ſeyn glaubt.

1. Befriedige dieſen Trieb der Natur ſo, daß du dein großes Gut, deine **Geſundheit** nicht zerſtöreſt, ſondern beförderſt, und lerne, wenn Befriedigung des Inſtinkts ſchädlich und wenn ſie heilſam iſt.

a. Sie iſt **ſchädlich**, — wenn der Körper nicht ſeine Maturität hat: — während einer andern Thätigkeit des Körpers, welche die gemeinſchaftlichen Körperkräfte anſtrengt, inſonderheit während der Verdauung — nach einer heftigen Leibesbewegung oder Erhizung, welche durch Arbeit oder Laufen oder Wein oder des etwas entſtanden war — bei heftigen Leidenſchaften: (in dieſen Fällen iſt wahre Todesgefahr:) — im Zuſtande der Krankheit: — endlich: wenn der Trieb forcirt wurde und ihn Naturkraft und Liebe nicht ſelbſt aufregte.

b. **Heilſam alſo** iſt ſie: — bei völliger Reife des erwachſenen Körpers: — bei der natürlichen Geſchlechtsſchlechtsverbindung — wenn Naturkraft und Liebe den Trieb von ſelbſt aufregt — und Leib und Seele im Zuſtande der Geſundheit und Ruhe iſt. — Ja in dieſen Fällen iſt ſie nicht blos heilſam, ſondern auch **unentbehrlich**, weil gewaltſame Enthaltung, der Erfahrung nach, in beiden Geſchlechtern oft die fürchterlichſten Krankheiten hervorgebracht hat.

81 2. Befriedige aber auch dieſen Trieb ſo, wie es den **Zweken des Schöpfers gemäß** iſt: und bedenke: daß dieſe weiſen und wolthätigen Zweke Gottes mit Regelloſigkeit durchaus nicht beſtehen können: daß du folglich als Thier handelſt, wenn du dich ſelbſt des vom Schöpfer erzielten Guten beraubſt, und zugleich ſündigſt und die Freude des guten Gewiſſens verſcherzeſt wenn du Zweke zerſtörſt, welche für die menſchliche gemeinſame Glükſeligkeit ſo unentbehrlich ſind. Alſo — befriedige deinen Trieb **regelmäßig.** Und da die Zuſammenſtimmung aller kultivirten Nationen (deren Gewicht für die Ueberzeugungen eines vernünftigen Menſchen unwiderſtehlig iſt, S. I, 156. ff.) bereits die Regel veſtgeſezt hat, ſo befriedige ihn nicht anders **als in einer Ehe.** S. I, 1054. 1105. 1109.

81 3. Vergiß aber auch hier nicht, daß aller Freuden Schmakhaftigkeit und Dauer auf der **Mäßigkeit** beruht, die du ſelbſt bei der Regelmäßigkeit d. h. in der natürlichen oder bürgerlichen Ehe zu beobachten haſt. Es beſteht aber die Mäßigkeit in Beobachtung des Maaßes der Naturkraft und des aus ihr entſtehenden Triebes. Weiter läßt ſich kein Maaßſtab angeben. Und es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß derſelbe in jedem Individuo verſchieden iſt. S. I, 714. Die menſchliche unverwöhnte Natur erinnert von ſelbſt auch hier, wie bei dem Genuß der Nahrungsmittel durch Hunger. Wer nie anders und nie dann genießt, wenn dieſer Trieb durch ſeine Stärke mit Heftig-

tigkeit ihn treibt, wird nie unmäßig genießen. Das Zeichen, woran man merken kan, daß man dieſe Regel der Natur befolgt hat, iſt, wenn keine Ermattung erfolgt, ſondern Munterkeit. — Die Folgen der Unmäßigkeit ſind ſehr fürchterlich. Sie ſind: äußerſte Schwächung der Verdauung und der erſten Wege überhaupt — Verderbniſſe der Augen — Auszehrung des Gehirns — Verminderung der Lebensgeiſter, welche aus dem Saamen erzeugt werden — Abnahme der Seelenkräfte — Nervenkrankheiten und — ein ſieches, kraftloſes und meiſt mit Stupidität vergeſellſchaftetes Alter. — Und bei dieſen traurigen Folgen, welche alle Aerzte und alle Erfahrungen als unleugbar bezeugen, erwäge man noch die von Vielen unbemerkte Folge, welche oft das ganze Glük des ehelichen Lebens zerſtört, nemlich den **Ueberdruß** — theils des Vergnügens ſelbſt — theils des Gegenſtandes, der durch Zudringlichkeit zum unmäßigen Genuſſe verleitete. — O daß hier alle Menſchen weiſer werden und die groſſe Wahrheit ſich einprägen möchten, daß Mäßigkeit des Genuſſes das **einzige** Mittel iſt, unſere Freuden und ihre Gegenſtände in ſteter Schmakhaftigkeit zu erhalten, ihren Genuß bis in die ſpäteſten Jahre zu verlängern, und die Reize — der Sache und der Perſon — nie veraltern zu laſſen.

4. Und zu dieſer wichtigen Abſicht wird dir noch eine vierte Regel wichtige Dienſte leiſten: genieß nicht anders, als mit Erhaltung der **Schamhaftigkeit** auf beiden Seiten und — mit höchſter Sorge für körperliche **Reinlichkeit.** Beide Stüke erhalten und erhöhen das Vergnügen ſowohl als die Geſundheit, ſo wie ihr Gegentheil beides für dich und deine Gattin zerſtört und oft ganz allein die unglükliche Urſache wird, wenn ein Gatte den andern verekelt und auf traurige Abwege geräth.

86 5. Und nun habe ich für den, der ernſtlich wünſcht, unter Gottes Augen gut und weiſe zu handeln, noch eine fünfte Regel, die ich allen meinen Leſern mit dem heiſſeſten Wunſche empfehle, daß ſie ſie lebenslang beherzigen mögen. Sie heiſt ſo: genieß dieſe Freuden der Natur ſtill und ohne einen andern Menſchen, als deinen Gatten, je etwas davon auch nur **hören** zu laſſen. Sprich mit keinem Menſchen, dem du nicht ausdrüklich Belehrung ſchuldig biſt, von dieſem Gegenſtande. Und lerne von mir den Grund dieſer wichtigen Regel. Du weiſt aus Erfahrung und Geſchichte, wie ſtark dieſer Trieb der Natur ſchon an ſich auf den Menſchen wirkt, und wie die natürliche und dem Menſchen eigne Schamhaftigkeit der einzige Dam iſt, welchen der Schöpfer gleichſam angelegt hat, um dieſen ſtrohmenden Trieb in ſeinen Ufern zu halten und frühzeitigen Ausbruch möglichſt zu verhüten. Du weiſt auch aus eben dieſer Quelle, daß ſowohl der allzufrühzeitige als regelloſe Genuß unausſprechliche Summen von Elend und Zerſtörung über die Menſchen gebracht hat. Es muß dir alſo, wenn du Achtung vor deinen Schöpfer und Liebe zur Menſchheit und — was beides in ſich ſchließt — Liebe zu dir ſelbſt haſt, im höchſten Grade wichtig und angelegentlich ſeyn, die wirkendſte Urſache zu kennen und ihr vorzubeugen, welche den Trieb der Natur verſtärkt, den ihr geſezten Dam zerreißt, und ſo die menſchlichen Uebel vermehrt. Und nun wiſſe, daß dieſe wirkendſte Urſache, das **Sprechen davon**, iſt. Denn dieß, und blos dieß, daß die Menſchen dieſe Geheimniſſe der Natur, die der Schöpfer ganz augenſcheinlich dazu beſtimt hat, kund gemacht haben, und daß jezt faſt kein Menſch mehr ſich ſcheut, in geſellſchaftlichen Zirkeln, wenigſtens mit den deutlichſten Anſpielungen davon zu reden, dieß allein hat den Trieb der Natur zur Quelle des Verderbens gemacht, d. h. frühzeitigen, regelloſen und unmäßi-

mäßigen Genuß hervorgebracht. Denn dieß Spre-
chen macht 1) manchen Menſchen erſt mit dieſen Ge- 87
heimniſſen bekant, und **vermehrt** alſo, durch das
vermehrte Licht der Vorſtellungen, die **Regheit des
Triebes:** oder, es erinnert die Hörenden, die viel-
leicht nicht daran gedacht haben würden, an die Sa-
che, rührt die Bilder ihrer Phantaſie auf und ver-
wandelt den ruhigen Trieb in ſtürmende Leidenſchaft.
2) Es **zerſtört** nach und nach den wichtigen Riegel 88
der Natur, **die Schamhaftigkeit.** Es macht, daß
der weniger erröthet, der Menſchen von moraliſchem
Werth ſo gleichgültig, und ohne alle Erröthung da-
von ſprechen hört. Und wenn auch die natürliche
Schamhaftigkeit eines Menſchen das erſte und zweyte-
mal noch ſtandhält, ſo wird ſie doch das dritte und
viertemal überwältigt: und in kurzem gewöhnt ſich
Auge, Ohr und Phantaſie ſo an dieſe Dinge, daß die
Schamhaftigkeit ganz dabei verloren geht. 3) Hierzu 89
komt hernach noch die gewaltige Macht der **Autorität,**
welche, beſonders in moraliſchen Dingen, ein oft un-
widerſtehliges obgleich unmerkliches Gewicht hat, und
vollendet, oft im Augenblike, **Entſchlüſſe** zu Handlun-
gen, die ohne ſie vielleicht nie wären vollzogen wor-
den. — **Ich habe junge Leute gekant,** welche vorher
Jahre lang ſich bei dem Vorſaze der Enthaltſamkeit
behauptet hatten, und die in einer einzigen Stunde —
wo ein Mann von ſonſtigem moraliſchen Werth leicht-
ſinnig ſprach und mit den dürreſten Worten, wie wenns
die gleichgültigſte Sache wäre, erzählte, was, wo, wie,
wenn ers genoſſen hatte, — es auch zu thun deter-
minirt und nun — liederliche Menſchen wurden.

Wahrhaftig, wer dieß alles beherziget, der wird 90
es für eine der höchſten Gewiſſensregeln anſehen ler-
nen: von dieſen an ſich ſchuldloſen Geheimniſſen der
Natur nie zu ſprechen, — nicht einmal drauf anzu-
ſpielen.

ſpielen. Und ich bin gewiß, daß ich der Menſchheit den gröſten Dienſt geleiſtet habe, wenn ich durch dieſe meine Vorſtellungen in jedem Leſer den Vorſaz gewirkt habe, „künftig in Befriedigung des natürlichen Triebes nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln, aber im Stillen, und mit keinem Menſchen davon zu ſprechen: um nicht die Uebel zu vermehren und auszubreiten, welche die Zügelloſigkeit hervorgebracht hat.“

91 **Der König oder Fürſt** würde der gröſte Woltthä-
92 ter ſeiner Unterthanen ſeyn, welcher 1) alle bürger-
lichen Strafen, welche auf verſchiedene Arten der na-
türlichen Befriedigung des Geſchlechtstriebes geſezt
93 ſind, aufheben, 2) jede Ehe zulaſſen, 3) für Erzie-
94 hung uneheliger und von Unvermögenden erzeugter
95 Kinder ſelbſt ſorgen, aber dabei — 4) römiſche Cen-
ſoren anſtellen wollte, welche über die äuſſerliche Zucht
wachen, alle laute Geſpräche von den Geheimniſſen
der Natur, wo er ſie erfährt, ausnahmlos beſtrafen
96 und — 5) die öffentlichen Häuſer der Unzucht entwe-
der zerſtören oder (wenn man überwiegende Gründe
für ihre unvermeidliche Duldung zu haben glaubte)
des Abends um zehn Uhr verſchlieſſen laſſen muſten,
um — wenigſtens die groſſe Menge derer zu bewahren
und zu retten, welche nur zuweilen, vom nächtlichen
Gelag in Taumel geſezt, gerade darum zur Thorheit
hingeriſſen werden, weil der Anblik der ofnen Gele-
genheit die erwachte Begierde zügellos machte.

97 **Das iſt die Stimme der Weisheit**, Mitmenſchen! Höret ſie: und ihr habt mehr gelernt, und mehr euch und der Welt genuzt, als wenn ihr alle theologiſchen Syſteme euch eingepräget hättet.

VIII.

Spiel.

98 Alle unter uns bekanten Spiele ſind an ſich unſchuldige Freuden, die nur eine tranſcendente Sittenlehre ſchlechthin verbieten kan. Man lerne alſo auch dieſe Freuden als Weiſer genieſſen, d. h. ſo, daß ſie nicht durch Mißbrauch ſchädlich werden, ſondern vielmehr den Zwek befördern, zu welchem ſie beſtimt ſind.

99 Der Spiele einziger vernünftiger Zwek iſt, — **Ruhe und Erholung** von ernſten Geſchäften des Geiſtes oder körperlicher Arbeit. Wenn ich alſo ſpiele, ſo habe ich allezeit die Abſicht, ob auch das Spiel ſelbſt mit der gröſten Thätigkeit verbunden wäre, die gewöhnlichen Geſchäfte auf einige Augenblike zu unterbrechen, die meine eigentliche Beſtimmung ſind und mich zu einen nüzlichen und eben dadurch achtungswerthen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft machen, um — durch dieſe Unterbrechung — neue Kraft, Munterkeit und Luſt zur Arbeit einzuſamlen, und dann die Geſchäfte deſto leichter wieder fortſezen zu können. Das iſt der eigentliche Begrif der **Erholung**.

100 Alle bekanten Spiele laſſen ſich unter zwey **Klaſſen** bringen. Und für jede wollen wir hier die Regeln veſtſezen, nach welchen der vernünftige Menſch das damit verbundene Vergnügen genieſſen muß. — Beide Klaſſen beziehen ſich auf den **Nebenzwek**, der mit dem Spiele als Spiel verbunden zu ſeyn pflegt.

101 A. Spiele, wo der **Nebenzwek** oder **Mitzwek** — **Geldgewinn** iſt — ſind ohnſtreitig die, welche die mindeſte Würdigung haben: daher die **Karten**, **Würfel**, **Lotto** und **Lotteriespiele** gehören. Sie verleiten nur allzuleicht zur Gewinnſucht.

Sie erregen Angſt über Verluſt und Aergerlichkeit über Gewinn, die der Spielende entweder empfindet oder wenigſtens in ſeinen Mitſpielern hervorzubringen beſorgen muß. Sie ſind durch ihr Intreſſe äußerſt einladend, und werden, leichter als alle Vergnügungen, dem Menſchen zum leidenſchaftlichen Bedürfniß, ohne welches er oft keinen Tag mehr leben kan. Und die traurige Erfahrung lehrt, daß ſie unzählige Menſchen um Vermögen, Achtung und Geſundheit gebracht haben.

102 Die Karten und Würfelſpiele haben noch das eigene Schädliche, daß man dabei ſizt und oft halbe Tage und Nächte fortſizt, wo der Zwek der Erholung von neuem verloren geht: beſonders bei Menſchen, deren übrige Lebensart auch ſizende iſt: die alſo ſelbſt in ihren Erholungsſtunden die mannigfaltigen Uebel beſchleunigen und vermehren, welche eine ſizende Lebensart nach ſich zieht.

103 Hazardſpiele haben überdem den gerechten und weiſen Willen der Geſezgeber gegen ſich, dem ein gewiſſenhafter Menſch, dem die Rechte der Menſchheit folglich auch die Regentenrechte heilig ſind, (I, 812.) nie ohne Noth entgegen handeln ſollte.

104 Die Lotto und Lotterieſpiele, wo der Fürſt oder von ihm privilegirte Geſellſchaften die Spieler ſind, welche meiſt den Unterthanen das Geld abnehmen, und manchen an den Bettelſtab bringen, auch mitunter die lächerlichſten Arten des Aberglaubens veranlaßt haben, ſind in meinen Augen ganz verwerflich.

105 Ueberhaupt deucht mich, daß es die Beherzigung aller vernünftigen Menſchen verdiene, ob nicht alle Spiele um Geld die Bedenklichkeit haben, daß man ein Gut (23. 28.) um ein Vergnügen wagt oder aufopfert, oder, zu wagen und aufzuopfern verleitet,

und ob ſein Geld **ausſpielen**, das man für Erhaltung und Erziehung ſeiner Kinder, für die Verſorgung der Hülfloſen, für die Bezahlung ſeiner Arbeiter und Schuldner, und für ſeine eigne Bedürfniſſe und Freuden ſo nöthig hat, nicht überhaupt Thorheit ſey?

Wer indeſſen ſpielen will, bemühe ſich, folgende 106 Regeln im Auge zu behalten:

1. Wähle mit Vorſicht die Menſchen, mit de- 107 nen du dich ins Spiel einläſſeſt, und meide vornemlich: **Zänkiſche**, damit du nicht in Verdrüßlichkeiten gerathеſt: **Arme**, die über ihr Vermögen hoch ſpielen, damit du nicht die Urſache ihrer Angſt oder Verzweiflung werdeſt: **Unkundige**, die das Spiel nicht verſtehen, damit du nicht über ihre Fehler aufgebracht werdeſt oder ihre Dumheit zu Gewinnſucht benuzeſt: endlich auch **Unbekante**, beſonders an öffentlichen Orten, welches dich mancherlei möglichen Gefahren blosſtellt.

2. Spiele nie höher als es deine Vermögensum- 108 ſtände erlauben, das heiſt, nur ſo hoch, daß du ohne alle Empfindung den dabei möglichen Verluſt ertragen kanſt. **Und bedenke, daß es unedel iſt, andere zu ſolch einem relativ hohen Spiele zu verleiten.**

3. Wenn du ohne Aergerniß nie verlieren oder 109 ohne Zank nicht ſpielen kanſt, oder das Spiel nicht recht verſtehſt, ſpiele gar nicht: ſonſt verdirbſt du dir und andern das Vergnügen des Spiels, machſt dich widrig und ſezeſt dich in Gefahr vieler Verdrüßlichkeiten.

4. Spiele nie als in eigentlichen Erholungsſtun- 110 den, folglich nie mit dem Verluſt derjenigen Zeit, welche edlere Freuden oder deine Berufsgeſchäfte erheiſchen.

111 5. Wache über dein Herz, daß dir das Spiel nicht zum leidenſchaftlichen Bedürfniß werde. Und eben darum laß es nie dahin kommen, daß du täglich ſpieleſt. S. I, 1350. Sey aber in jedem Spiel ſo ehrlich und gewiſſenhaft, als im Handel und Wandel. S. I, 1040.

112 6. Meide jedes Spiel, das an ſich oder, durch Art, Ort und Zeit, entweder die Geſeze des Staats oder den Wolſtand verlezt, und die Achtung deiner Mitbürger dir zu mindern droht, oder den ſchwachen Bruder ärgert.

113 B. Spiele, wo der Mitzwek — **Kraftübung** iſt — ſind unleugbar die beſſern und empfehlungswürdigern. Einige üben das Nachdenken und den Scharfſinn, wie das Schachſpiel: Andere das Augenmaaß und die Biegſamkeit des Körpers, wie das Billard und Kegelſpiel: Andere den Wiz und die Erfindungskraft, wie das Räthſel- und Sprichwörterſpiel. Andere üben die Kräfte des Körpers, befördern die Verdauung und den Umlauf des Bluts, und ſtärken die Muſkeln, wie die gymnaſtiſchen Spiele der Alten, Wettlaufen, Ballſchlagen und Tanzen. — In allen dieſen Spielen vereinigt ſich der Zwek des lebhafteſten Vergnügens mit dem wichtigen Zweke der Vervollkomnung des Körpers oder des Geiſtes. Sie ſind alſo Mittel zu Erhaltung und Mehrung meiner Güter, (28.) und haben daher einen groſzen Vorzug vor den Spielen der erſten Klaſſe, für jeden vernünftigen Menſchen.

114 Bei allen dieſen Spielen ſind die obenangezeigten Regeln 1. 3. 4. 5. 6. zu beobachten, ſo wie bei den Leibesübungen inſonderheit die Regeln (62. 63. 65.) befolgt werden müſſen, wenn man nicht ſeine Güter dem bloſzen Vergnügen aufopfern will.

Spiele, welche viel Sizen und Nachdenken erfodern, wie das Schach, ſollten nur Soldaten und ähnliche Perſonen ſpielen, deren Lebensart nicht Stillſizen und vieles Denken erfodert. Für Gelehrte ſind ſie wider den Zwek des Spiels. Wollte ja ein Gelehrter zuweilen Schach ſpielen, ſo ſollte er nur etwa eine halbe Stunde drauf wenden, und das Spiel zur Fortſezung auf andere Zeit ſtehen laſſen. 115

Zu bedauren iſts, daß die gymnaſtiſchen Uebungen, welche die Griechen ſo ſehr ſchäzten und welche die Munterkeit des Geiſtes ſo wie die Geſundheit und Stärke des Leibes ſo außerordentlich befördern, heut zu Tage faſt gänzlich abgekommen ſind. Und noch weit mehr zu bedauern iſt es, daß die vortrefliche Leibesübung des Tanzens, welche zugleich durch Muſik ſo viel Einfluß auf den Geiſt hat, bei uns in eine Art von Parforcejagd ausgeartet iſt, bei welcher jährlich ſo viele junge Menſchen, beiderlei Geſchlechts, den Grund zu einem ſiechen Leben legen und viele den Tod ſich holen. Wenn unſere Fürſten die Hazardſpiele verbieten, die doch nur den Beutel auszehren, warum verbieten ſie nicht die raſenden engliſchen Tänze, welche Schwindſucht und Tod über die Menſchen verbreiten? 116

IX.

Komödien.

Komödien ſind Darſtellungen ſittlicher Handlungen und Auftritte des menſchlichen Lebens, wobei die Kunſt der Darſtellenden in einer ſolchen Nachahmung der Wahrheit beſteht, bei welcher die Zuſchauer in die möglichſte Illuſion geſezt werden, ſo daß ſie das Dargeſtellte für Würklichkeit halten. 117

218 Der Zwek dieſer Spiele iſt **Bildung** der Nation. Das Theater ſollte und könte eine Schule der Aufklärung, der Tugend, der Sprache und der feinen Sitten ſeyn. Ich ſage:

219 1. Nirgends kan man die **Wahrheit** ſo gut vortragen als auf dem Theater und, was dem ähnlich iſt, in Geſchichte und Romanen. Denn da erhält ſie, vermittelſt der Verſinlichung, allererſt ihr volles **Licht** und wirkt eben dadurch mehr auf Ueberzeugung, ſo wie auch ihre **Anwendung** aufs menſchliche Leben da erſt recht ſichtbar wird. Ueberdem kan man bei ſolchen Darſtellungen Wahrheiten ſagen, welche man theoretiſch nicht einmal vortragen darf. Man kan allen Menſchen **Belehrungen** mittheilen und ſelbſt den Fürſten auf dem Throne da zwingen, zu lernen. Man kan dem Menſchen **Weltkentniß** beibringen, durch Handlungen und Auftritte, welche er in ſeinem Zirkel nie zu ſehen Gelegenheit hat. Man kan ihm **Folgen und Einflüſſe der Tugend und des Laſters** auf menſchliche Glükſeligkeit anſchaulich machen, die er vielleicht weder durch den gewöhnlichen Unterricht noch durch eigene Erfahrungen würde haben kennen lernen. Man kan ihm **Klugheitsregeln** beibringen und **Warnungen** ans Herz legen, die er, der gemeinen Schule überlaſſen, nie gefunden haben würde. Kurz, Komödien ſind ein herrliches Mittel, Moral und Klugheitslehre zu verbreiten, und das Herz der Menſchen für Tugend und Weisheit eben ſo zu erwärmen, als von Wahnglauben und Thorheit zurükzuſcheuchen, nicht nur, weil und wiefern ihr Unterricht **ſinlich** iſt, ſondern weil er auch mit **Vergnügen** verbunden iſt und folglich willig angenommen und genoſſen wird.

220 2. Das Theater wirkt aber, ſeiner Beſtimmung nach, nicht blos auf Weisheit und Tugend, ſondern auch auf **Sitten**. Es lehrt den ganzen äußerlichen

Wolſtand. Es unterrichtet, in welchem Tone, mit
welchen Geberden, mit welchen Ausdrüken man jede
Art der Menſchen nach ihrem moraliſchen und bürger-
lichen Werthe und Range behandeln ſoll. Es zeigt
uns alles Fehlerhafte, Lächerliche, Niedrige, Steife,
Sonderbare und Unanſtändige in den Sitten — ſo,
daß wir uns deſſelben ſchämen lernen.

3. Das Theater könte und ſollte auch die Spra- 121
che der Nation bilden, wenn alle Theaterdichter ihre
Beſtimmung verſtünden, ſo wie es

4. Die Schule der Deklamation ſeyn, und in 122
Ausſprache, Ton, Minenrede und Aktion, Muſter
ſeyn müſte, von welchem man lernen könte.

Wenn wir aber, aus dieſen Beſtimmungen des 123
Theaters, den Nuzen einſehen, der mit dem Genuß
dieſes edlen Vergnügens verbunden iſt, ſo müſſen wir
auch auf der andern Seite den Schaden nicht ver-
kennen und gering achten, den es zufälligerweiſe hie
und da hervorbringt, indem man a) oft das Laſter in 124
einer zu einladenden Geſtalt erſcheinen läßt und dabei
die Intrigue zu Vollbringung deſſelben lehrt. Dazu
komt b) daß viele dramatiſche Stüke durch ihren In- 125
halt den Wolluſttrieb insbeſondere reizen, alle aber
c) die Phantaſie in faſt zu große Lebhaftigkeit ſezen 126
und die Seele mit Bildern und Scenen erfüllen, wel-
che durch ihre Menge zerſtreut machen und in Abſicht
auf ihren Inhalt ein wenigſtens zum Theil nuzenloſer
zuweilen auch ſchädlicher Reichthum ſind. — Daraus
flieſſen alſo Regeln

a. Für den **Zuſchauer**: 1) Genieß dieſes Ver- 127
gnügen um (126) willen nicht zu oft und erinnere dich
immer der Regeln (110. 111. 112.) und ihres beige-
fügten anderweitigen Grundes. 2) Wähle die Stüke, 128
die du ſehen willſt, nach deiner Selbſtkentniß I, 714. ff.

129 3) Laß den Genuß dieſes Vergnügens deinen Gütern,
inſonderheit deiner Zeit und deinen Vermögensumſtänden,
130 nicht nachtheilig werden. 4) Gewöhne dich,
wenn ein Spiel deine Phantaſie ſehr erhizt und angeſpannt
hat, dieſen Eindruk dadurch wieder zu vernichten,
daß du gleich nach dem Spiele einige Zeit einem
ernſten Geſchäft widmeſt und durch Arbeit oder Lektüre
oder Geſpräch die Seele in ihre vorige Faſſung zurükbringeſt.

131 b. Für die Urheber dieſes Vergnügens aber lehrt
132 die für Menſchenwol beſorgte Tugend: 1) daß der
Staat das Theater, da es für die Nation ſo wichtig
iſt, unter ſeine beſondere Aufſicht nehmen und dafür
ſorgen ſollte, daß die angegebnen Zweke ſo vollkommen
als möglich erreicht und der zufällige Schade
133 verhütet würde: 2) daß die Theaterdichter auch von
ihrer Seite die Geſeze der Moralität heilig halten und
alles aus ihren Arbeiten verbannen ſollten, was das
Laſter begünſtigen und den Eifer für die Tugend ſchlaff
134 machen könte: 3) daß Eltern und Erzieher ihre
Zöglinge von ſolchen Stüken entfernt halten müſſen,
welche jenen zufälligen Schaden bei ihnen hervorbringen
135 würden: 4) daß die Spielenden ſich einer vorzüglich
guten Aufführung befleißigen ſollten, damit das
Gute, was ſie auf dem Theater ſtiften, nicht ſeines
Eindruks beraubt und ihr Stand außer dem Theater
nicht durch Gefahren der Verführung bedenklich
werde.

136 Zu wünſchen wäre es, daß unſere beſten Nationaldichter für das Theater arbeiteten und die unzähligen Lüken in den moraliſchen Belehrungen ausfüllten, welche in der Samlung unſerer guten Theaterſtüke ſich noch befinden. Denn wie viel Stände und Situationen des Menſchen fehlen uns noch, darüber wir nie auf dem Theater Belehrung erhalten? Wie viele giebt

es, wo wenigſtens die Belehrung noch unvollſtändig und einſeitig iſt? Wie viel menſchliche Thorheiten (z. B. Aberglaube) ſind auf dem Theater noch gar nicht aufgeſtellet worden?

Wenn das Theater wirklich bildet, indem es 137
Gutes und Thorheit in ſeiner wahren Geſtalt zeigt und die Menſchen es kennen und ſich des leztern ſchämen und das erſtere lieben lehrt, ſo wäre es gewiß auch zu wünſchen, daß wir kleine bewegliche Theater herumziehender Truppen hätten, welche ganz eigentlich für das Volk auf dem Lande ausgearbeitete Stüke aufführten, damit jeder Zirkel von Dorfſchaften, **jährlich ein paarmal**, die dem Landvolk eigenthümlichen Tugenden und Thorheiten in dieſem ſtarken Lichte zu ſehen bekäme.

X.

Die ſchöne Natur.

Lehrreich und angenehm iſts, in wahrer und gedich- 138
teter, geſchriebner und aufgeführter Darſtellung den **Menſchen** zu ſtudiren: aber gewiß eben ſo lehrreich und reizend iſts, **die Natur** zu betrachten und ſeine **Augen** an ihren zahlloſen **Schönheiten** zu weiden.

O daß die Menſchen für dieſe Freuden der ſchö- 13
nen Natur mehr Sinn und Geſchmak haben möchten! S. 1, 1243. Wie hoch würde die Summe ihrer Freuden dann ſteigen, wie würde ſich ihr Vergnügen vervielfältigen, welch eine herrliche Stimmung würde das ihren Seelen geben, und wie bald würde ſie der Genuß dieſer vollkommnen Freuden von ſo viel elenden Spielwerken abziehen, die oft ſo mager im Genuß und ſo gefahrvoll durch ihre Folgen ſind. — Menſchen! Ihr kent den Reichthum eures Gottes nicht, der euch Freu-

den bereitete, wenn ihr die Natur nicht kent und ſie zu genießen verſteht! Folgt doch der Stimme der Weisheit, die zur Freude euch ruft.

140 1. Thut doch öfter und abſichtlicher, was ihr bisher ſo ſelten und nur wie im Vorbeigehen thatet, und genießt den **Anblik der ſchönen Natur**. Durchwandelt doch mehr eure Gegenden, wo Fluren und Wieſen, und Wälder und Felder, und Berg und Thäler, und Felſen und Flüſſe, in ſo reizender Mannigfaltigkeit wechſeln, und wo bei der ſchönſten Ausſicht fürs Auge, ihr zugleich das Vergnügen und den Nuzen der Bewegung genießen, reine und freie Luft einathmen, euch durch Bluten der Blumen oder Fruchtgerüche erquiken und — es bis zur Anſchauung bringen könt, daß die Welt Gottes ſchön und genußvoll iſt. Laßt keine Gegend unbeſehn, keinen Standpunkt ungenoſſen. Durchgeht alle Fußſteige, beſteigt alle Hügel, durchſucht alle Thäler und Wälder. Ueberall iſt neuer Reichthum der Schönheit und Nuzbarkeit. Ueberall findet ihr neue Geſtalten, die zu verſchiedener Zeit, im Morgenthau, bei der Mittagsſonne, im dämmernden Licht der Abendröthe, im Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, vor und nach dem Regen — immer anders und immer reizender euch erſcheinen werden. O nichts in der Welt iſt im Stande, das Gemüth ſo aufzuheitern, und ſtille, ſanfte, labende Freudegefühle in die Seele zu ergießen, als ſolche Luſtwandlungen in Gottes weiter Schöpfung. Nichts in der Welt kan euch ſo viele, ſo wahre, ſo nuzbare Reichthümer für eure Phantaſie mittheilen und unedle Bilder verdrängen. Nichts wird euch ſo viel Sinn für Schönheit, ſo viel Liebe und Freude an Gott, ſo viel Weiche und Sanftheit des Herzens gegen alle Geſchöpfe Gottes mittheilen, und eurer Geſundheit ſo beförderlich ſeyn, als der öftere Genuß dieſes Vergnügens.

2. Doch

141 2. Doch laßt es nicht blos bei dem **Anblik** bewenden. Genießt nicht blos die **Schönheit** der Natur mit dem Auge. Laßt euren Geiſt theilnehmen. Beſchauet die Natur nicht blos auf ihrer Oberfläche, ſondern **erforſchet ſie auch im Einzelnen.** Wendet die Stunden, die eure Geſchäfte euch übrig laſſen, auf die **Kentniß** der Natur. Betrachtet Steine, Pflanzen, Thiere — in ihrem wundervollen Bau, in ihren Theilen, Gliedern, Kräften, Zuſammenſezungen. Ziehet mündliche oder ſchriftliche Belehrungen der Naturkenner zu rathe. Kurz, **ſtudiret die Natur** und — ihr werdet ungeglaubtes, unausſprechliches Vergnügen und Nuzen davon haben. Euer ganzer Geſchmak wird ſich umſchaffen. Euer Hang zu mancher Thorheit wird ſich verlieren. Alle eure Kentniſſe werden neues Licht, neue Veſtigkeit erhalten. Euer Glaube an Gott, eure Begriffe von Tugend, eure Liebe zum Guten wird ſich vervollkomnen. Und ihr werdet in der Folge es einſehen, daß ich euch hier die reinſten und ſüßeſten und — zugleich fruchtbarſten Freuden empfohlen habe. S. I, 634-655.

142 Man wiederhole hier, was I, 1239. 1243. 1255. und 1258. als allgemeine Regel des Genuſſes aller Menſchenfreuden geſagt worden iſt, mit Anwendung auf dieſe Materie.

XI.

Freuden des Gehörs.

143 Die Natur gab uns den Sinn des Gehörs nicht blos zur Wahrnehmung äußerlicher Gegenſtände und zur Mittheilung unſerer Gedanken vermittelſt der Sprache, ſondern auch, zum **Vergnügen**. Daher Töne unter allen Thieren der nächſte Ausbruch der Freude ſind.

144 Man kan nicht genau ſagen, wie das Vergnügen
das durch Töne entſteht, hervorgebracht wird. So vie
ſcheint gewiß zu ſeyn, daß die Töne auf das ganz
Nervenſyſtem wirken und demſelben eine elektriſch
Erſchütterung geben. Die gewöhnliche Bedingung
unter welcher dieſe Erſchütterung Vergnügen macht
iſt Sanftheit, Reinigkeit und Harmonie der Töne
Denn die Erfahrung lehrt es wenigſtens, daß dishar
moniſche, oder unreine, oder allzuheftige Töne den
meiſten Menſchen und ſelbſt Thieren zuwider ſind
Doch giebts auch Menſchen, die ein ſo außerordent
lich reizbares Nervenſyſtem haben, daß auch die ſanf
teſten und harmonievollſten Töne theils widrige theil
ſchädliche Eindrüke machen. Doch das ſind ſelten
Ausnahmen von der Regel: welche übrigens meinen
obigen Saz beweiſen, daß Töne durch Erſchütterun
des Nervenſyſtems wirken und alſo an ſich eine von den
edelſten Vergnügungen ſind, die auf den menſchlicher
Geiſt die unmittelbarſten Eindrüke machen.

145 Die Töne, welche uns Vergnügen machen, ſin
Töne der **Natur** oder der **Kunſt**. Und von beide
wäre es zu wünſchen, daß die Menſchen mehr Sin
für ſie bekommen und ſie häufiger genießen möchten.

146 Die ſchönſten Töne der Natur ſind ohnſtreiti
im Geſange der Vögel: deren einige, inſonderheit di
der Lerche und der Nachtigal, an Wirkung der Muſi
gleich kommen. Dieſe Töne haben mit den menſchl
chen Tönen den Vorzug gemein, daß ſie nicht blos al
Töne die **Nerven** auf das ſanfteſte in Bewegung ſ
zen, ſondern zugleich, als Ausdruk der Empfin
dung, insbeſondere der Freude und der Liebe, Ver
gnügen machen. Die übrigen Töne der Natur, z. B
das Rauſchen des Windes, der Wiederhall in Ber
gen, der Waſſerfall, der Donner u. a. wirken nu
durch die Erſchütterung unſerer Nerven.

Di

147 Die Töne der menſchlichen Kunſt, Geſang oder Muſik, haben die angezeigte zwiefache **Wirkungsart,** daß ſie als Töne die Nerven bewegen und als Ausdruk der Empfindung das ſympathetiſche Gefühl der Seele aufregen.

Die **Wirkungen** der Tonkunſt ſelbſt ſind folgende: 148
Sie ſezt 1) den Menſchen durch die ſanfteſte
Erſchütterung des Nervenſyſtems in eine Art von **Begeiſterung**,
und giebt alſo Lebhaftigkeit, Munterkeit
und Regheit aller Kräfte. 2) Sie **theilet ſanfte** 149
Gefühle mit und **zerſtöret die heftigen** und wilden.
Daher man finden wird, daß Menſchen, die viel Sinn
für Muſik haben, nie tiranniſche und hartherzige Menſchen
ſind. Und ſelbſt bei den wilden Menſchen, oder
bei Menſchen, die in Leidenſchaft ſind, wirkt die Muſik,
wenigſtens auf den Augenblik, Ruhe und ſanftes
Gefühl: wie bei Saul. 3) Sie giebt der Seele eine 150
allgemeine Stimmung zur Freude: und hat dabei
nicht das gefährliche anderer ſinlichen Freuden, welche
die Phantaſie erhizen und das Herz an einen gewiſſen
Gegenſtand feſſeln, weil ſie keine **beſtimten** Bilder
aufregt. 4) Die Muſik endlich iſt, als Kunſt betrachtet, 151
der ſchönſte Ausdruk der edelſten **Empfindungen,
welche ſich den Hörenden mittheilen,** auch
wenn er nicht Kenner iſt: aber dann um deſto mehr,
wenn er die Sprache der Töne verſteht.

152 O wie viel würde die Menſchheit gewinnen, wenn dieß herrliche Mittel, das Herz weich und gefühlvoll zu machen, und die gefahrloſeſte Stimmung zur Freude hervorzubringen, häufiger benuzt würde: wenn unſere Volkslehrer es mehr empfehlen, und unter dem Volke den Geiſt der Tonkunſt aufregen wollten, wie er in Schleſien und Böhmen herrſcht: wo er nur leider noch durch den Geiſt des Aberglaubens in ſeiner Wirkſamkeit auf die Bildung des Karakters gehemt

wird: wenn unſere Dichter für Volkslieder ſorgten, welche Patriotismus, Menſchenliebe, Religion und Aufmunterungen zur Freude athmeten: wenn in allen Zuſammenkünften, welche der Erholung gewidmet ſind, es Sitte würde, jedes frohlige Mahl mit geſellſchaftlichem Geſang oder einem muſikaliſchen Inſtrument zu begleiten.

XII.

Vergnügen am Schönen der Kunſt.

153 So wie die Menſchen angefangen haben, das **Schöne der Natur** einzuſehn und zu empfinden, (welches auch der Anfang der Kultur des Geiſtes und der Sitten war) ſo haben ſie auch ſich bemühet, dieſes Schöne in ihren Werken **nachzuahmen**: und daher ſind die Künſte entſtanden, welche man darum **ſchöne Künſte** nent, theils weil ſie (nie das Häßliche, ſondern nur) das **Schöne** in der Natur **darſtellen** und gleichſam abbilden, theils weil ſie durch dieſe Darſtellung dem Betrachtenden nicht nur Vergnügen erweken, ſondern auch zugleich ſeine Seele **verſchönern**.

154 Man theilt dieſe Künſte ein: in redende, zeichnende und bildende. Die bildende Kunſt hat, die Werke der Bildhauer, Steinſchneider, Boſſirer, Drechsler, Stempelſchneider und Stukkaturarbeiter hervorgebracht. Die zeichnende Kunſt beſchäftiget ſich mit Mahlerei, Kupferſtecherei und moſaiſcher Arbeit. Endlich die redende Kunſt, **ohne Sprache**, vergnügt durch Töne des Geſangs oder der Muſik, oder durch die Pantomime des Tanzes: ſo wie die redende Kunſt, **vermittelſt der Sprache**, die Werke der Dichter, der Redner und der Geſchichtſchreiber erzeugt hat.

Daß Werke der Kunſt, z. E. ein ſchönes Haus, 155 Gemälde, Garten — ſehen, oder, ein ſchönes Gedicht, eine gute Muſik u. d. hören, **Vergnügen** iſt, und daß dieß Vergnügen deſto vollkomner iſt, je mehr der, welcher es genießen will, das Schöne kent und verſteht, dieß lehrt die Erfahrung. Und ich bedaure jeden Menſchen, der von gar keiner dieſer Schönheiten Begrif oder nicht wenigſtens Sinn für ſie hat, weil das ein ſicheres Zeichen einer rohen und ungebildeten Seele iſt. Denn der rohe Menſch hat nur Geſchmak an den groben ſinlichen Freuden. Ihm iſt nur wol, wenn er Befriedigungen des Inſtinkts z. E. der Eßluſt genießt. Er wird nur aufgeheitert, wenn Marionetten, Zoten und Pöbelwiz ihn zum lachen bewegen. Es ergözt ihn nur Farbenpuz und blendender Prunk. Das wahre Schöne, das durch die edlern Sinne, Aug und Ohr, empfunden wird, und das als Kunſt d. h. als geſchmakvolle und mit Geſchiklichkeit hervorgebrachte Nachahmung der ſchönen Natur ergözt, das kan nur der gebildete Menſch verſtehn und genießen.

Und eben daher komt es, daß die Kunſt und der 156 Genuß derſelben nicht blos Vergnügen gewährt, ſondern ſelbſt **den Menſchen verſchönert und die Bildung ſeines Geiſtes befördert.** Denn wenn Kentniß und Geſchmak dazu gehört, das Vergnügen zu genießen, ſo iſt es natürlich, daß ein öfterer Genuß dieſes Vergnügens beides auch vermehrt und theils die Kentniſſe bereichert, theils den Geſchmak verfeinert und das Gefühl des Schönen immer richtiger, ſtärker und herrſchender macht.

a. Werke der Kunſt fleißig betrachten, und z. B. 157 gute Muſik hören, einen guten Redner oder Dichter leſen u. d. wirkt eben das, was die Betrachtung der ſchönen Natur wirkt. **Es klärt den Geiſt auf.**

Es theilt immer neue Kentniſſe mit, und giebt dieſen Kentniſſen Licht und Beſtimmtheit. Der rohe Menſch lernt nur, was zur Befriedigung der thieriſchen Triebe gehört: aber der Menſch, der die Kunſt liebt, ſtudiret, vertraut mit ihr wird, erweitert ſeinen Geiſt und wird reich an Einſichten, die er auf ſein geſchäftiges Leben ſowohl, als auf die Ausübung der Tugend anwenden kan.

158 b. Dieß Vergnügen an dem Sehen oder Hören des Schönen der Kunſt veredelt dann zunächſt auch unſre **Empfindungen und macht uns menſchlicher.** — Denn wer Schönheit empfindet, wird weit inniger gerührt, als wer blos grobe Sinlichkeit fühlt. Die Seele wird alſo ſelbſt weicher, gefühlvoller, reizbarer. Und ſie erlangt mit dem ſteigenden Gefühl fürs Schöne eine ſteigende Empfindlichkeit gegen alles, was häßlich, ſchändlich, unmenſchlich iſt. Daher waren die Mönche ſo grauſam. Daher können die Indianer ihre Feinde an Pfähle ſpieſſen und ſie mehrere Tage lang martern und quälen. Daher findet man, daß alle Völker, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühen, auch feinere Empfindungen haben, und daß in eben dem Grade der Geiſt der Geſeze, der Religion und der Sitten milder und wolthätiger geworden iſt, in welchem der Geſchmak an Kunſt und Schönheit ſich unter ihnen verbreitet hat. Das iſt Erfahrungsſaz durch alle Epochen der Geſchichte der Menſchheit: didiciſſe fideliter artes, emollit mores nec ſinit eſſe feros.

159 c. Aber ich ſage noch mehr. Der Genuß des Vergnügens an Kunſt und Schönheit macht nicht nur das Herz des Menſchen ſanfter und edler, ſondern es wirkt auch auf ſeine ganze ſittliche **Vervollkommnung.** Denn indem der Menſch das Schöne kennen und an ihm Geſchmak finden lernt, ſo wird er eben dadurch

durch immer mehr von dem Geſchmak an den groben
ſinlichen Freuden entwöhnt. Es wird ihm mit jedem
Tage unmöglicher, an plumpen Schäkereien, an ſchmu-
zigen Reden und Geberden, an kindiſchen Spielwer-
ken, kurz, an allem, was häßlich oder verächtlich iſt,
Wolgefallen zu finden. Und je höher ſein Vergnügen 160
an wahrer Schönheit ſteigt, deſto mehr nehmen die
Reize ab, welche ſonſt andere Dinge, z. B. Karten-
ſpiel, Trinkgelage — für ihn hatten. Seine Sin-
lichkeit empfängt dabei eine ganz neue Richtung. Sein
Ohr, nach und nach, an ſanfte und harmoniſche Töne
gewöhnt, flieht wildes Geſchrei und ſchwärmendes Ge-
töſe. Sein Auge, an Reinlichkeit und Symmetrie
gewöhnt, flieht jeden Anblik des Schmuzes und der
Unordnung. Und das hat natürlich auch Einfluß auf 161
ſeine Phantaſie: die nun von unedlen und häßlichen
Bildern gereinigt, und mit lauter ſolchen Gegenſtän-
den bereichert und beſchäftiget wird, welche, ſtatt das
Laſter zu begünſtigen, die Tugend nur ihm theils ſicht-
barer theils liebenswürdiger machen. Und ſo wird ſich
dann nach und nach alles an ihm verändern. In ſei-
ner Aufführung wird Sittſamkeit, in ſeiner Kleidung
Geſchmak, in ſeinem Hausweſen Reinlichkeit und Sym-
metrie, in ſeinem geſellſchaftlichen Tone Anſtand und
Würde, in allen ſeinen Handlungen, wie in ſeiner
Seele, Harmonie und Adel ſeyn.

O wie traurig iſts, daß unter uns, wo es ein- 162
ſtimmige Theorie aller denkenden Menſchen iſt, daß
ſchöne Künſte den Menſchen bilden, gleichwohl die
Menſchen, welche die denkendſten ſeyn ſollten, ich
meine die Regenten und Väter der Nationen, noch
daran nicht gedacht haben, auf dieſes Theorem bei
den Anſtalten für die öffentliche Erziehung Rükſicht
zu nehmen. Findet man wohl unter allen Einrichtun-
gen, die für Dorf- und Stadtſchulen gemacht worden
ſind, eine einzige, welche dahin abzwekte, Geſchmak

an Kunſt und Sinn für Schönheit unter der Nation hervorzubringen? Warlich, man ſollte meinen, daß unſere Fürſten mit Blindheit geſchlagen wären, wenn man ſieht, daß nicht nur gar nichts für jene Bildung des Volks bei den Erziehungsanſtalten gethan wird, ſondern daß ſelbſt die Künſtler und Kunſtbeförderer ſo wenig geachtet und unterſtüzt werden, als ob es die unbedeutendſten Menſchen für die Menſchheit wären.

163 Väter und Erzieher, ich rede euch an. Erſezt, ſo viel an euch iſt, die Nachläßigkeit der Regenten. Lehret eure Zöglinge, früh an dieſen edlern Freuden Geſchmak zu bekommen, wenn ihr den unedlen den Eingang verſperren wollet. Ihr klagt umſonſt, daß eure Zöglinge an den unwürdigſten Dingen Vergnügen finden, und daß ihr nicht wißt, wie ihr außer den paar Schulſtunden, wo ihnen meiſt durch das Einbleien der poſitiven Religion und ähnlichen unnüzen Krams der Geſchmak verhunzt wird, eure Zöglinge beſchäftigen ſollt. Ihr könt dieſen Klagen abhelfen. Kalligraphie, Zeichnung, Mahlerei, Muſik, Geſang, Spiele, (113. ff.) welche Kunſt erfodern, und weiterhin, Lektüre — verbunden mit dem Studium der Natur und Geſchichte — das, das ſind Gegenſtände, die ihr ohne große Koſten (wenn ihr nur nicht auf die entbehrlichen höhern Grade der Vollkommenheit eigenſinnig ſeyn wollt) ihnen geben könt, um ſie angenehm zu beſchäftigen, ihrer lebhaften Phantaſie eine edlere Richtung zu geben, ihnen Sinn fürs Schöne und Gute einzuflößen und ſie ohne Prügel und Scheltworte von tauſend Thorheiten zurükzuhalten, auf welche ſie bisher aus Langerweile und, aus Unbekantſchaft mit den beſſern Vergnügungen des Menſchen, verfallen muſten.

164 O Menſchen! lernt doch Freuden genießen, I, 1243. die euch ſo nahe liegen und die euch neben dem Vergnügen ſo viel Nuzen gewähren würden. (28.)

XIII.

Vergnügen an perſönlicher Schönheit.

A. Wir wollen zuerſt von der äuſſerlichen **Schönheit des Menſchen ſelbſt** reden. Daß dieſe Gegenſtand des Vergnügens iſt, wird wohl niemand leugnen. Schön ſeyn und ſchöne Menſchen ſehen und ſie um ſich haben, iſt ohne Zweifel Freudegenuß, der an ſich eben ſo tadellos iſt, als der Schöpfer, der ihr Urheber iſt. Aber dem Moraliſten iſt es nicht blos darum zu thun, ob eine Sache dem Menſchen Freude macht, ſondern auch [illegible] vornemlich darum, wie ſie ihm Freude macht und wie er dieſe Freude recht vollkommen und als ein Weiſer genieſſen ſoll. 165

1. **Worinnen beſteht** alſo denn erſtlich **das Vergnügen an Schönheit?** — Schönheit iſt das Prädikat jedes Körpers, der durch **Anblik** Wolgefallen und Neigung erregt. — Wer dieſen Begrif recht anwendet, wird im Stande ſeyn, **weſentliche** und **zufällige** Schönheit des Menſchen zu unterſcheiden und — dabei einzuſehn, daß Schönheit ein Gut iſt, das faſt alle **Menſchen beſizen und genieſſen können.** 166

2. **Weſentliche** Schönheit eines Menſchen beſteht in dem regelmäßigen Bau und Bewegung ſeiner **Gliedmaßen** überhaupt und in einer ſolchen Beſchaffenheit ſeiner **Geſichtszüge** inſonderheit, welche dem Anſchauenden, **mit Beſtändigkeit** — **gefällt und Zuneigung erwekt.** Wenn man nun dieſem Gefallen- und Neigungerweken genau nachſpüret, ſo findet man mit Ohnfehlbarkeit, daß es ſeinen Grund in dem **Ausdruke der Seele** hat, der in der Stellung und den Bewegungen des Körpers ſowohl als in dem Geſichte lesbar iſt. Denn ob man gleich nicht ſagen kan, 167

kan, daß die Physiognomie allen Menschen so deutlich
ist, als sie jenem Zürcher Schwärmer, seinem Vorgeben
nach, ist, so haben doch alle Menschen, durch
lange Uebung im Sehen und Vergleichen, eine dunkle
Vorstellung von dem Ausdruke der Seele in den Lagen
und Bewegungen des Körpers. Und diese dunkle Vorstellung,
die sie mit deutlichen Worten nicht angeben
können, eben weils dunkle Vorstellung ist, bestimt ihr
Wolgefallen oder Mißfallen. Wir haben also einen
völlig richtigen Maasstab der wesentlichen Schönheit
eines menschlichen Körpers, wenn wir den zum Gefallen
erforderlichen Ausdruk der Seele gehörig bestimmen.
168 Dieser aber besteht in zwey Stüken. **Erstlich**
wird erfodert, daß der Körper überhaupt der Ausdruk
einer Seele sey, welche ihr gewöhnliches **Maas
von Kräften** zu denken und zu empfinden hat, und
in welcher diese Kräfte in einer gewissen **Harmonie**
sich befinden. Und dieses Maas von Kräften und Empfindungen
sowohl als deren angenehme Harmonie desselben
drukt ein regelmäßiger Bau des Körpers und
zwar in dem Grade aus, in welchem er ganz oder zum
Theil regelmäßig ist. Wie wir uns also über den Anblik
eines Menschen betroffen fühlen würden, der in
seinem körperlichen Bau Karrikatur wäre, (z. B. wenn
wir einen ungewöhnlich langen und dabei ungeheuer
breiten und diken Menschen sähen, oder einen Menschen,
dessen Stirnhöhe kaum ein Fünftheil der übrigen
Gesichtslänge betrüge, oder dessen Hände bis an
die Waden seiner Füße reichten) weil wir dann eine
Seele ahnden würden, die eben so Karrikatur wäre,
der es entweder an einer Kraft fehlte, oder wo eine
Kraft gegen die andere im Verhältniß des Uebermaßes
stünde: so empfinden wir gegenseitig Wolgefallen an
jedem regelmäßigen Körperbau, weil es uns, obgleich
dunkel, so ist, als wenn wir auch eine regelmäßige
169 Seele in ihm vermuthen müßten. Hiezu muß aber

zweytens auch dieſes kommen, daß der Anblik eines Körpers uns zugleich eine **moraliſch gute** Seele lesbar mache, von der wir uns nichts Böſes ſondern gegentheils recht viel Erfreuliches verſprechen können. Und dieſes drüken theils die Stellungen und Bewegungen der Gliedmaßen, theils die Geſichtszüge des Menſchen aus. In dieſen leſen wir Stolz und Beſcheidenheit, Troz und Demuth, Grobheit und Höflichkeit, Haß und Liebe, Kälte und Wärme, Härte und Weichheit der Seele, ſtürmiſches Weſen und Sanftheit, Verachtung und Hochachtung, Unempfindlichkeit und Zärtlichkeit. Und dieſer Ausdruk beſtimt unſer Wolgefallen und Mißfallen. Wir nennen **den** einen garſtigen Menſchen, in deſſen Gebehrden und Minen wir irgend einen oder mehrere Züge einer fehlerhaften Seele leſen, von der wir Uebels zu befürchten haben. Hingegen nennen wir **den** ſchön, deſſen Geſicht uns eine ſanfte, gefällige, liebevolle Seele verkündigt.

Wer nun dieſe **weſentliche** Schönheit betrach- 170
tet, der wird finden, daß es nur wenige Menſchen giebt, die ſie nicht beſizen könten.

b. Die zufällige Schönheit beſteht in Dingen, 171
die **blos körperlich** ſind und nichts von moraliſcher Schönheit anzeigen: z. B. eine vorzügliche Weiſſe oder Rothe der Haut, eine ſchmale Taille, ein kleiner niedlicher Fuß, ein dunkles Haar, eine volle Wange oder Bruſt u. d.

Dieſe zufällige Schönheit hat auch ihren Werth, 172
denn ſie iſt Gabe des Schöpfers: aber ſie hat einen
weit geringern als jene, 1) weil ſie der Menſch nicht 173
durch Fleiß in Bildung ſeines Geiſtes ſich geben und erhöhen kan, und ſie alſo ganz **ohne Verdienſt** iſt:
2) weil ſie **vergänglich** iſt und ſelten bis ins männ- 174
liche Alter fortdauert, bei vielen frühzeitig wieder zer-

175 ſtört wird: endlich 3) weil ſie an ſich kein dauerhaftes Wolgefallen erregen, ſondern nur auf einige Zeit die Phantaſie bethören kan. Jene weſentliche Schönheit thut ewig ihre Wirkung, hingegen die zufällige wird man, auch wenn ſie den höchſten Grad erreicht hätte, gewohnt, und ſie kan zulezt ganz aufhören, uns Vergnügen zu machen.

176 2. Aus dieſen Betrachtungen fließen nun folgende **Regeln**, die den vernünftigen Genuß des Vergnügens an Schönheit beſtimmen.

177 a. **Verachte** die zufällige Schönheit **nicht**, ſie iſt Gabe Gottes und Meiſterſtük der Natur: aber ſey weder ſtolz darauf, wenn du ſie beſizeſt, noch gierig nach Genuß, wenn du ſie erblikſt: laß ſie nie den höchſten Werth deiner Perſon oder des Gegenſtandes deiner Liebe beſtimmen.

178 b. **Strebe nach der weſentlichen Schönheit**, d. h. ſorge 1) für die Erhaltung deines **Körpers** und ſeiner Gliedmaßen, und verhüte alles, was deinen regelmäßigen Körperbau, oder deine ſinlichen Werkzeuge, oder deine geſunde Geſichtsfarbe, oder das Muntere und Lebhafte deiner Augen u. ſ. w. zerſtören könte. Und dahin gehört alles, was ich dir von den Dingen, die auf deinen Körper Einfluß haben, von Nahrungsmitteln, Luft, Bewegung, Ruhe, Beiſchlaf u. d. geſagt habe und unten von Reinlichkeit und
179 ähnlichen Dingen ſagen werde. Sorge dabei aber auch 2) für die Bildung deiner Seele und beſtrebe dich ein heiterer, freundlicher, gefälliger, beſcheidner, ſanfter, liebevoller Menſch zu werden, damit ſich dieſe ſchöne Seele in den Bewegungen deines Körpers und in den Minen deines Geſichts zu Tage lege. Denn das iſt unvermeidliche Folge. In dem Grade, in welchem ſich deine Seele verſchönert, in dem Grade wird auch

auch ihr körperlicher Ausdruk von ſelbſt zunehmen, und deine wahre Schönheit erhöhet werden.

3. **Achte keine** zufällige Schönheit weder an dir 180
noch an andern, wenn ſie nicht von der weſentlichen
begleitet iſt: welche ihr allein Werth und dauerhafte
Reize verſchaft. Denn was iſt die ſchönſte Larve,
wenn ſie ohne Ausdruk einer heitern, ſanften und
menſchenfreundlichen Seele iſt? Die weſentliche Schönheit
allein macht Eroberungen und flößt reine und dauerhafte
Zuneigung ein. Die zufällige berauſcht und
macht, daß nach dem Erwachen vom Taumel der Leidenſchaft
eine deſto fürchterlichere Kälte erfolgt, je heftiger
das Feuer geweſen war, das ſie anfangs entzündet
hatte.

4. Betrachte es alſo als die gröſte Thorheit, zufällige 181
Schönheit zu **beneiden** oder, an ſich ſelbſt durch
die verächtlichen Künſte des verſchwendeten **Puzes**
oder wohl gar der **Geſichtsfärberei** hervorzubringen
oder zu vermehren. Es giebt gewiß keine offenbarere
Narrheit als die Schminke. 1) Sie iſt erſtlich deswegen 182
lächerlich, weil ſie keinen anſtändigen Zwek
erreicht. Denn wem will die Geſchminkte gefallen?
Dem Vernünftigen kan ſie es nicht, denn der kent den
Betrug und verachtet ihn. Dem Ehegatten aber wird
ſie gewiß nicht gefallen, theils weil er weiß, daß ſie
nicht um ſeinetwillen aufgelegt wird, theils weil es ihm
vielmehr Ekel machen muß, den ſchönen Koth von den
beklebten Wangen abzuküſſen, theils weil er es nicht
verhüten kan, ſie täglich in der Natur zu ſehen, und
dann ſie deſto häßlicher zu finden, je mehr ſie, geſchminkt,
ihn geblendet hatte. 2) Sie iſt aber auch 183
zweytens ſchädlich. Denn das Schminken verſtopft
die Schweißlöcher und iſt folglich ungeſund.
Es verdirbt die Haut und macht, daß ſolche Perſonen
deſto früher runzelvoll und häßlich werden. Es iſt

der erſte Schritt zur Buhlerei und Erregung verderblicher Leidenſchaften.

184 B. Und eben dieß führet uns auf ähnliche Betrachtungen über eine andere Art der menſchlichen Schönheit, welche man an Kleidungen und **Wohnungen** hervorzubringen pflegt, um Vergnügen daran zu genieſſen und zu erweken.

185 Es iſt in unſerm Klima **Bedürfniß**, daß wir Kleider tragen und in Häuſern wohnten. Und wenn es auch nicht Bedürfniß wäre, ſo hätte man doch immer es für eine nüzliche Angewöhnung zu halten, weil ſie die Menſchen aus dem Stande der **Wildheit** gezogen hat, und das Triebwerk der **Erfindungen** und der **Künſte** geworden iſt, welche der Induſtrie Gegenſtände und Aufmunterungen geliefert haben, und nun die Quelle der edelſten Vergnügen des Menſchen ſind. (153. ff.)

186 Wir thun alſo wohl, wenn wir in der Art uns
zu kleiden und zu wohnen auf Schönheit ſehen und ſie
als einen ſchäzbaren **Nebenzwek** betrachten. Denn
das Beſtreben nach dieſer Art von Schönheit ſchaft
nicht nur Vergnügen, ſondern auch Nuzen. Es iſt
Vergnügen, ſich ſelbſt ſchön gekleidet zu ſehn oder
in ſeinem Hauſe, in ſeinen Meubeln und Geräthen,
in allen Zimmern und Ställen, im Hofe und im Garten,
überall Schönheit zu erbliken. Dazu komt dann
auch das Vergnügen, welches mir der Gedanke macht,
daß andere Menſchen, die zu mir kommen, dieſe
Schönheit bemerken, daß ſie Gefallen daran finden,
187 daß ſie ſie loben und nachahmen. Endlich gewinnt
auch das Vergnügen dadurch, daß die verſchiedenen
Grade oder Arten dieſer Schönheit zu Zeichen des
Standes und Ranges gemacht worden ſind. Und
188 eben ſo unleugbar iſt der **Nuzen**, der mit dem Vergnügen
verbunden iſt. Denn es iſt ganz natürlich,
daß

daß die Schönheit aller dieſer Dinge nicht ohne **Ordnung** und **Reinlichkeit** gedacht werden kan. Wer alſo nach dieſer Schönheit ſtrebt, wird zugleich die Vortheile der Ordnung und der Reinlichkeit genießen und ſich an dieſe wichtigen Mittel zu vielen Theilen der menſchlichen Glükſeligkeit, dergeſtalt gewöhnen, daß er ſie auch da anwenden wird, wo es nicht auf Schönheit abgeſehen war.

Die **Regeln**, welche man beim Genuß dieſes 189
Vergnügens an Schönheit befolgen muß, fallen von ſelbſt in die Augen.

a. Opfere dieſem Vergnügen nie ein Gut auf, 190
und ſtrebe alſo nur ſo weit darnach, als es deine **Vermögensumſtände** erlauben. Es iſt Thorheit und Sünde, für ſchöne Kleider, und Wohnung, und Geräthe das aufzuwenden, was nöthigere Ausgaben erheiſchen. (37.)

b. Um dich hier in den Schranken der Mäßigung 191
zu erhalten, ſo lerne einſehen, daß die weſentliche Schönheit dieſer Dinge nicht in der Koſtbarkeit, oder Menge, oder Seltenheit liege, ſondern in der **Nettigkeit, Reinlichkeit, Ordnung, Simmetrie und guten Geſchmak.** Auch der Menſch im wolfeilſten Roke gefällt, wenn ſein Anzug reinlich, nett, und mit Geſchmak gewählt und gearbeitet iſt. Prunk und Pracht können nur den Thoren Vergnügen machen. Gönne es ihm. Der Mann von Geſchmak wird dich doch ſchön finden, wenn du, ohn alle Pracht, nur geſchmakvoll erſcheinſt und — dabei moraliſchen Werth ihm zeigſt.

c. Sey **nicht ſtolz** darauf, wenn du mehr äuſ- 192
ſerliche Schönheit dieſer Art dir erzeugen kanſt als andere — denn es iſt kein Verdienſt, reich ſeyn und viel Aufwand machen können — und laß keinen Menſchen

darum weniger von dir geachtet werden, wenn ſein Anzug und ſein Geräthe minder ſchön iſt als das deine. Beneide aber auch keinen, der dich hierinn übertrift, wenn dich die Vorſehung in eine Lage verſezte, wo du dir von dieſer Schönheit wenig erzeugen konteſt. Die höchſte äußere Schönheit, ich meine **Ordnung und Reinlichkeit**, bleibt immer in deiner Gewalt. Und wer dieſe an dir nicht ſchön genug findet, verdient nicht deinen Zorn, ſondern dein Mitleid. S. I, 1245.

193 d. Bei allem, was du für dieſe Art der Schönheit thuſt und veranſtalteſt, ſieh **auf deinen Stand**, und hüte dich, daß du, auch wenn du kanſt, dich deſſen nicht überhebeſt. Du erregſt ſonſt Neid und Eiferſucht bei Thoren, und allemal Tadel bei Klugen. Und wie viel üble Folgen dir dies zuziehen kan, wirſt du unten lernen, wenn dich die Erfahrung nicht ſchon belehrt haben ſollte. — Siehe auch I, 1255.

XIV.

Vergnügen an Rang und äußerer Ehre.

194 Da der Schöpfer ſelbſt die mannigfaltigſten Unterſchiede unter ſeinen Geſchöpfen eingeführt, und dadurch verurſacht hat, daß eines das andere auf einer höhern oder niedern Stufe der Vollkommenheit erblikt und folglich dem einen einen größern und dem andern einen geringern Werth beilegen muß, ſo dürfen wir es nicht als fehlerhaft anſehen, wenn die Menſchen unter einander auch Unterſchiede des Werths und äußere Zeichen derſelben eingeführt haben: zumal da die unvermeidlichen Verſchiedenheiten der Verhältniſſe, in denen die Menſchen, als Akersleute, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Staatsbediente und Regenten, mit

der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen, ſolche Unterſchiede und Zeichen derſelben noch beſonders nothwendig machen.

195 Auch wäre es ein thörigter Wunſch, wenn man verlangen wollte, daß der bürgerliche Rang der Menſchen nebſt denen Zeichen deſſelben (z. B. Titel, Privilegien u. d.) ſich überall nach dem **moraliſchen** Werthe des Menſchen richten ſolle. Denn wenn es einmal unvermeidlich iſt, daß der bürgerliche Rang mit ſeinen zufälligen Zeichen dem Urtheile der geſezgebenden Macht überlaſſen werde, (S. I, 730.) und — wenn es unmöglich iſt, daß die Regenten überall den moraliſchen Werth der Individuen mit Untrüglichkeit (wie der Herzenskündiger) geſchweige mit Zuſammenſtimmung aller andern Urtheilenden, beurtheilen, und — daß ſie, ſelbſt nach dem richtigſten Urtheile, allemal handeln; ſo iſt es ſchlechterdings unvermeidlich, daß nicht zuweilen der bürgerliche Rang mit dem moraliſchen Werthe des Menſchen oder vielmehr mit dem Urtheile, welches theils der Menſch von ſich ſelbſt fällt, theils andere von ihm hegen, in einer größern oder mindern Diſſonanz ſtehen ſollte.

196 Daß aber unſere Ehre ein Gegenſtand des menſchlichen **Vergnügens** iſt, lehrt die Erfahrung. Dieſes
Vergnügen **entſteht** 1) aus der **Sympathie**, welche 197
den Trieb nach Geſelligkeit, den Ehrtrieb und ſelbſt den Gewiſſenstrieb erzeugt: (I, 356.) denn die Sympathie, welche unter der Menſchheit iſt, macht, daß jeder Menſch nicht nur gern unter Menſchen iſt, ſondern daß er auch gern von ihnen ſich geliebt ſieht, und daß er dabei mit dem feinſten Gefühl es aus ihren Mienen, Gebehrden und Reden ahndet, ob ſie ihm wolwollen oder nicht. Daher komt es, daß der Menſch durch ein freundliches Geſicht und durch alle eingeführte Zeichen der Achtung und Liebe, die er an

andern gewahr wird, ſo ſehr vergnügt und durch Unfreundlichkeit
oder Merkmale der Verachtung ſo mißvergnügt
198 werden kan. S. 1, 743. Hierzu komt 2) daß
mit der äußerlichen Ehre meiſtentheils auch Vortheile
verbunden ſind, z. E. Einkünfte, Vorrechte, Macht,
Verbindungen mit vermögenden Menſchen u. d. welche
jenes natürliche Vergnügen noch mehr erhöhen.
199 Am vollkommenſten aber wird 3) das Vergnügen, das
uns äußere Ehre gewährt, wenn wir uns bewußt ſind,
daß die äußerliche Ehre mit unſerm innern Werth
übereinſtimt, daß wir alſo dieſelbe verdienen: und
200 noch vollkomner 4) wenn wir Rang und Ehre zu Verdienſten
benuzen und von dieſen an ſich zufälligen
Gütern zum Beſten der Menſchheit, zur Wolthätigkeit
oder Nuzbarkeit Gebrauch machen und folglich ſie
als unſere wahre Ehre vor Gott und Menſchen erhöhen,
und unſern moraliſchen Werth mit den Freuden
ſeines Bewußtſeyns vergrößern.

201 Und dann erſt hat die äußere Ehre einen wirklichen
Werth und verdient der Gegenſtand unſeres
Strebens und unſerer Achtung zu ſeyn, 1) wenn ſie
durch edle Mittel erlangt wurde: 2) wenn ſie Folge
und Belohnung unſerer Verdienſte war: 3) wenn ſie
gut angewendet wurde. Ihr höchſter Glanz iſt, wenn
ſie 4) von der Beſcheidenheit begleitet wird. Gar
202 keinen Werth hat ſie alſo: 1) wenn ſie keinen moraliſchen
Werth zum Grunde hat und nicht Folge der
Verdienſte, ſondern blos Folge der Geburt, des Reichthums,
der Erkaufung, der Willkühr des Regenten
203 u. ſ. w. iſt: 2) wenn ſie durch unedle Mittel, z. B.
Zudringlichkeit, Prahlerei, Verleumdung anderer u. d.
204 erlangt wurde: 3) wenn ſie nicht zum Beſten unſerer
Mitmenſchen und zur Vermehrung unſerer Verdienſte
205 um die Menſchheit angewendet wird: 4) wenn ſie uns
ſtolz, aufgeblaſen und trozig macht.

Hier-

106 Hieraus ergeben ſich die Regeln, welche den Genuß des Vergnügens beſtimmen, das die äußere Ehre gewährt.

107 a. **Achte** äußere Ehre und die Zeichen des Ranges, der damit verbunden iſt, **nie zu hoch**. Betrachte ſie als ein **zufälliges** Gut, das zu deiner Glükſeligkeit, wenn du es ſchuldlos entbehreſt, ganz entbehrlich iſt. Und begnüge dich, wenn du es nicht haben kanſt, mit deinem **natürlichen** Range, den du als **Menſch** in der Familie des Alvaters haſt: d. h. als Geſchöpf Gottes: als das vollkommenſte Geſchöpf der Erde: als ein in die Reihe der zum Wol des Ganzen unentbehrlichen Weſen verflochtenes Geſchöpf: als ein für die Ewigkeit beſtimtes und auf dem Wege zur Vollkommenheit wandelndes Geſchöpf.

108 b. Beſtrebe dich, neben deinem **natürlichen** Range, den du als Menſch haſt, deinen **moraliſchen Werth zu erhöhen**, welches allein dadurch geſchieht, wenn du der Menſchheit nüzlich wirſt, und dich ihr immer nuzbarer zu machen ſuchſt.

109 c. Die äuſſerliche Ehre müſſe dir **nie Vergnügen ſeyn**, ſondern dich vielmehr beugen und niederſchlagen, wenn du den (197. 199. 200.) angezeigten Grund des Vergnügens nicht in dir findeſt.

110 d. Weil ſie aber wahres und gründliches Vergnügen gewähren kan, ſo ſtrebe darnach, wenn du Gelegenheit haſt, aber nur durch **edle Mittel**, und ſchäme dich aller unedlen Kunſtgriffe und Erſchleichungen.

111 e. **Beneide keinen**, der ſie allein oder mehr äußerliche Ehre hat, und noch weniger erzürne dich über ihn oder über die, welche ſie ihm gaben: auch nicht, wenn er ihrer, noch deinem Urtheile im höch-

ſten Grade unwürdig wäre. Denke, daß unwürdiger Beſiz in dieſer Welt unvermeidlich iſt: (195.) und lerne alſo als ein Weiſer das Unabänderliche dulden, und folglich auch Dumköpfe oder Schurken neben und über dir ſehen: da ſie ja dadurch nichts Wahres vor dir voraus haben. Und eben darum, weil es unvermeidliche Unvollkommenheit der Welt iſt, daß Ehre oder Rang oft in unwürdige Hände kommen, empöre dich nicht gegen die, welche ſie haben: und verweigere ihnen nirgends die eingeführten Zeichen, (der Verbeugungen, der Titulaturen, des Vorganges, und ähnlicher Lappalien) welche er einmal von dir zu verlangen, durch die Macht der Mode oder des Geſezgebers, berechtiget iſt.

211 f. Haſt du aber ſelbſt Rang und bürgerliche Ehre, ſo ſtrebe darnach, dieſem Gute den (201.) angezeigten **Werth zu geben**, und glaube veſt, daß du kein ſicheres Mittel haſt, deine bürgerliche Ehre zu behaupten, und ihren Glanz in aller Menſchen Augen zu erhöhen, als **Demuth und Beſcheidenheit.** Sey freundlich und liebreich gegen den Niedrigſten. Behandle auch den geringſten Menſchen ſo, daß er dir eine gewiſſe Achtung gegen ihn anſehen kan. Das iſt die Kunſt, alle Herzen zu bezaubern und jeden willig zu machen, unſern bürgerlichen Rang anzuerkennen, und uns, mit den **ſchuldigen** Zeichen der äußern Ehre, auch die **freiwillige** Verehrung ſeines Herzens zu ſchenken. Haß, Verachtung, heimliche Verfolgung wird die unausbleibliche Folge des Gegentheils ſeyn. Die wichtigſte Vorſtellung, welche dich von Stolz und Verachtung ſolcher Menſchen, die tief unter dir zu ſtehen ſcheinen, zurükhalten muß, iſt die, welche ich dir im erſten Theile, bei der Lehre von der Vorſehung, bewieſen habe, **daß Gottes Menſchenerziehung ohnfehlbar iſt** — daß alſo

jeder Menſch über lang oder kurz dir nachkomt und von ſeinem Schöpfer und Vater zu den höhern Stufen des Werths und der Vollkommenheit geleitet werden wird. Er iſt Kind: aber er wird vielleicht bald, wie du, vielleicht mehr wie du, Mann ſeyn. Wie könteſt du ihm alſo darum, daß er jezt ein paar Jahre zurük iſt — durch Gottes Fügung zurük iſt — verachten? S. über dieſe Ohnfehlbarkeit der göttlichen Erziehung die analytiſche **Erklärung aller Briefe der Apoſtel**, B. I. S. 665. ff.

XV.

Vergnügen an Geld und Gut.

Unter uns, die wir in getheilten Gütern leben und die **Rechte des Eigenthums** verehren, hat es einen groſſen Einfluß auf Ruhe und Zufriedenheit, wenn man von Geld und Gut ſo viel beſizt oder täglich erwirbt, als man zu ſeiner **Nothdurft** braucht. Wer das hat, iſt **wolhabend**. Wer übrig hat, iſt verhältnißweiſe **reich**. Wer das kümmerlich und mit genauer Noth hat, heiſt **arm**.

Der **Beſiz irdiſcher Güter**, ſofern wir darunter die Mittel zum Unterhalt und Vergnügen verſtehen, ſey ſo eingeſchränkt als er wolle, macht unleugbar dem Menſchen **Freude**. Und da alle geſunde Menſchen, die Luſt zu arbeiten haben, dieſes Beſizes empfänglich ſind, ſo erhellet, daß auch dieſes Vergnügen, der Regel nach, allen Menſchen **möglich** iſt. Und die wenigen, welche die Ausnahme machen, und denen durch Krankheit oder andere Umſtände es unmöglich iſt, Geld und Gut zu beſizen oder zu erwerben, haben nach den Rechten der Menſchheit (I, 737.) Anſprüche auf das Gut ihrer Nebenmenſchen: welche **verbunden** ſind, ſolchen Hülfloſen das zureichen, was ſie zu Beſtreitung ihrer höchſten Bedürfniſſe nöthig haben: daher es greulichſte Schande für die Einwohner eines Orts iſt, unter denen es Menſchen giebt, die unter Froſt, oder Blöße, oder Hunger, oder Mangel an Verpflegung in Krankheit, verſchmachten müſſen: ſo wie es eben ſo große Schande für jeden Regenten iſt, der es an hinlänglichen Anſtalten zur Verpflegung der Brod- und Hülfloſen fehlen läßt. Jeder Staat ſollte die ohnehin zu zahlreiche Geiſtlichkeit anhalten, über dieſe erſten Gegenſtände der Menſchenliebe zu wachen und in den Hütten des Volks jeden aufzuſuchen und anzuzeigen, der im Elende ſchmachtet.

215 **Das Vergnügen**, welches der Menſch bei dem
Beſiz des Geldes und Gutes empfindet, kan verſchie-
216 dene Entſtehungsarten haben. 1) Es iſt erſtlich ſchon
darum Vergnügen, weil man Geld und Gut als Mit-
tel betrachtet, ſich ſeine Bedürfniſſe ſowohl als man-
cherlei Freuden zu erzeugen. Dieſe Vorſtellung, ſol-
che Mittel zu beſizen, macht Freude und giebt zugleich
217 eine gewiſſe Beruhigung wegen der Zukunft. 2) Hier-
zu komt, daß der tägliche Anblik deſſen, was man für
ſein Geld ſich nach und nach anſchaft, vielfältiges Ver-
218 gnügen gewährt. 3) Vollkommen aber wird dieſes
Vergnügen, wenn das, was man beſizt, Folge des
Fleiſſes und des Verdienſtes iſt. Solcher Reichthum
macht wahre Freude und iſt Ehre dem, der ihn beſizt.
219 4) Die gröſte Freude aber, die das Geld verſchaft,
genießt man alsdenn, wenn man Gutes damit ſtiftet,
und noch in der Folge zu ſtiften Gelegenheit und Aus-
ſicht hat.

220 Verachtungswerth aber iſt Geld und Gut, wär's auch der allergröſte Reichthum, 1) wenn er durch unedle Mittel, durch Betrug, Ungerechtigkeit, Niederträchtigkeit oder filzigte Lebensart erworben war, und

2) wenn er ſchlecht angewendet wird. Die Arten des unedlen Gebrauchs ſind, theils der Geiz, theils die Verſchwendung, von der wir unten beſonders reden werden, bei beiden iſt keine Zufriedenheit möglich. I, 755. 1316. ff.

221 Hieraus ergeben ſich die **Regeln**, die der vernünftige Menſch befolgen muß, wenn ihm ſein Geld und Gut Quelle des Freudegenuſſes werden ſoll.

222 1. Achte blos um des Geldes willen keinen Menſchen: denn es giebt für ſich ſelbſt gar keinen Werth; und du erniedrigſt dich tief unter die Würde der Menſchheit herab, wenn du dem groſſen Haufen derer nachfolgſt, die für jeden reichen Mann tief ſich beugen, und um ſeine Gunſt buhlen, und wohl gar den verdienſtvollen Mann in Abſicht auf Zeichen der Achtung, wenn er arm iſt, vernachläßigen. Das iſt eine wahre Schande der Menſchheit.

2. **Beneide** auch den Reichern nicht. Er hat 223
als Reicher nicht den mindeſten Vorzug. S. mein Ma-
gazin I, 2. Aber verfalle auch nicht auf den entgegen-
geſezten Abweg, daß du ihn, weil er reich iſt, ver-
achteſt, oder, durch nuzenloſe Zeichen der Verach-
tung erbitterſt. Denn ſo wenig er um ſeines Geldes
willen Werth hat, ſo wenig verdient darum ſeine Per-
ſon Haß und Verachtung. Denn einmal iſt es Schi- 224
kung der Vorſehung, daß er der ward, der er iſt,
I, 522. und zwentens ſteht auch der Reiche (ſelbſt 225
wenn er der filzigte Geizhals oder der unbeſonnendſte
Verſchwender wäre) als ein Glied in der großen Kette
der Dinge, das an ſeinem Orte, wo es ſteht, gerade
ſtehen muſte, und das da ſeine guten Dienſte für das
Wol des Ganzen thut. Wider ſolche Glieder mur-
ren oder ſich ereifern, heiſt immer, der Vorſehung
Vorwürfe machen. Und wer weiß, wo ihn einſt
dieſe Vorſehung braucht, dir ſelbſt oder deinen Kin-
dern,

dern, oder andern guten Menſchen, wider und ohne ſeinen Willen, mit ſeinem Reichthum nüzlich zu werden.

226 3. **Strebe** ſelbſt nach der **möglichſten Vermehrung** deiner irdiſchen Güter und wende **alle anſtändigen** Mittel dazu an. Denn es iſt Ehre und Freude, viel erworben zu haben. Dieſe anſtändigen Mittel ſind theils unermüdeter Fleiß in nüzlichen Geſchäften, theils ein liebreiches und dabei kluges Verhalten gegen deine Mitmenſchen, darüber ich dich unten beſonders belehren werde.

227 4. Biſt du im Beſiz, ſo genieße das **reinſte Vergnügen**,
das Geld und Gut gewährt, **durch guten
und weiſen Gebrauch**, und lerne, daß derſelbe
nicht blos darinnen beſteht, wenn man ſein Geld für
nüzliche Dinge ausgiebt und ſein und ſeiner Mitmenſchen
Glük und Freude damit befördert, ſondern auch
und vornemlich darinnen, daß man die rechte Rangordnung
in der Wichtigkeit ſeiner Ausgaben beobachte.
228 Dieſe Rangordnung iſt folgende: a) Zuerſt kommen
die Ausgaben für die Erhaltung deines und deiner
229 Kinder Lebens und Geſundheit. b) Dann folgt der
Staat: nemlich die ordentlichen Abgaben, welche der
Regent von ſeinen Unterthanen fodert. I, 832. Wenigſtens
ſollte der Staat und kein Menſch eher etwas
von einem Menſchen fodern, als bis er jene Ausgaben
der erſten Klaſſe beſtritten hat. Und der Regent
iſt ein Scheuſal, der von Unterthanen Beiträge für
den Staat fodert, die ſelbſt ihren und ihrer Kinder
230 Hunger nicht ſtillen können. c) Nach dem Staate
folgen deine **Gläubiger**, die vor allen Dingen von
dem befriedigt werden müſſen, was du von Beſtreitung
231 der erſten beiden Klaſſen übrig haſt. d) Dann
folgt alles das, was für die mehrere **Ausbildung**
deiner Kinder und für die möglichſt vollkommene Erziehung
derſelben mit Rükſicht auf deinen Stand, unent-

entbehrlich iſt. e) Dann haben die nächſten Anſprüche 232
auf dein Geld die **Armen und Nothleidenden** deines
Zirkels, in welchem du lebſt: mit deren Verſorgung
allererſt die vollkomnen Freuden ihren Anfang nehmen,
welche dir der Beſiz des Geldes verſchaffen kan. f) Haſt 233
du das alles beſorgt, dann iſt kein **Vergnügen**, keine
Ergözlichkeit, ſelbſt keine **Pracht** dir Vorwurf, wenn
du deinen Ueberfluß darauf verwendeſt. Nur vergiß es
auch hier nicht, daß keine Freude vollkommen iſt, ohne
Mitgenuß: daß du alſo, um deines Vergnügens willen, und noch mehr um deiner Zufriedenheit willen,
darauf zu ſehen haſt, daß du deinen Ueberfluß ſo verwendeſt, daß recht viele Menſchen frohen Mitgenuß
davon haben.

5. Eines jeden **Aufwandes**, der blos darauf 234
abzielet, dir Anbeter, Schmeichler, Bewunderer, Lobredner zu erweken, — **ſchäme dich**. Die Menſchen
ſind ohnehin ſchon ſklaviſch und niedrig genug, den
Reichthum zu ehren. Verleite ſie nicht noch mehr dazu,
ſchlecht zu werden. Suche blos darinnen deine Ehre
als Reicher, daß du durch dein Geld wolthätig und
nuzbar wirſt. Das giebt frohe Stunden des Bewußtſeyns vor Gott, herzliche Verehrung und Hochſchäzung
aller guten Menſchen und erquikende Rükerinnerung
am Abende deines Lebens.

6. Laß dich durch Geld und Gut nie verleiten, 235
ſtolz darauf zu ſeyn und den Armen neben dir zu verachten, oder mit Kälte zu kränken. Wie könteſt du
vergeſſen, daß du durch Gottes Vorſehung reich wurdeſt, ſo wie jener durch eben dieß Verhängniß arm
ward und, daß jener — bei aller ſeiner Armuth, die
hohe Würde der Menſchheit behält. (207.) Reiche
und Arme müſſen unter einander ſeyn: der Herr
hat ſie beide gemacht: ſagt Salomo, und beide ſind
der Welt unentbehrlich.

XVI.

Geſellſchaftliche Unterhaltungen.

236 Das geſellſchaftliche Leben iſt ein unentbehrliches Bedürfniß des Menſchen. Ohne Umgang mit Menſchen iſt keine Zufriedenheit, keine Bildung des Menſchen möglich. Menſchlicher Umgang iſt die Schule der Weisheit und der Tugend, und die Quelle der ſchönſten und mannigfaltigſten Freuden.

237 a. Es iſt erſtlich für die **Bildung** der Menſchheit unentbehrlich. Ich rede hier nicht von dem Leben in einer menſchlichen Geſellſchaft überhaupt und deſſen Unentbehrlichkeit: denn davon iſt ſchon I, 658. ff. geredet worden. Ich rede hier vom geſellſchaftlichen Umgange insbeſondere, den man **Freundſchaft**, im weiteſten Sinne des Worts, nent, und behaupte, daß es dem Menſchen unentbehrlich iſt, theils einen kleinen Zirkel ſolcher Bekanten zu haben, mit denen er zuweilen zuſammenkomt, um ſeine Erholungsſtunden deſto vergnügter zuzubringen, theils auch an öffentlichen Orten in größern Zirkeln ſich einzufinden und da an geſellſchaftlichen Freuden Theil zu nehmen. Denn dieſes geſellſchaftliche Leben giebt uns

238 1. Die unentbehrliche **Menſchenkentniß**, welche wir zur weiſen Führung unſers Lebens unter Menſchen und zu unſerer eigenen Verbeſſerung ſo nöthig haben. Denn hier ſehen wir den Menſchen in allen ſeinen Geſtalten: ſeine Fehler und ſein Gutes: ſeine Weisheit und ſeine Thorheit. Hier lernen wir allgemeine menſchliche Unvollkommenheiten und Thorheiten von perſönlichen unterſcheiden. Hier bemerken wir, was unter Menſchen beliebt oder zuwider macht u. ſ. w.

239 2. Aber nicht blos Kentniß des Menſchen erlangen wir hier, ſondern auch **Bereicherung aller unſerer Einſichten.** Je größer und mannigfaltiger der Zirkel iſt, in welchem ich meine geſellſchaftlichen Freuden genieße, deſto mehr habe ich Gelegenheit zu lernen, und oft beſſer und leichter als aus Büchern. Denn hier kan ich den Arzt, den Oekonom, den Philoſophen, den Künſtler — jeden gerade auf die Materie bringen, in der ich Licht nöthig oder Lüken meiner Erkentniß zu ergänzen habe. Der Schriftſteller ſagt mir alles, was er weiß: aber im Geſpräch kan ich gerade das erfahren, was ich wiſſen will. O wie viel und wie leicht wäre im geſellſchaftlichen Leben zu lernen, wenn es die Menſchen recht zu benuzen wüſten. Das iſt der Vortheil, auf den manche Vornehme und Reiche ſich verſtehen, welche Gelehrte und Künſtler von aller Art an ihre Tafel und ihre Zirkel ziehen, und dadurch nach und nach in den Stand geſezt wurden, ſelbſt als Gelehrte und Kunſtkenner zu erſcheinen und von allen Dingen mitzuſprechen, ob ſie gleich oft im Grunde arme Sünder ſind.

240 3. Dieſer Umgang bildet dann drittens auch die **Sitten** des Menſchen. Denn der öftere Anblik deſſen, was wohllautet oder anſtändig iſt, macht Wolgefallen und reizt den Nachahmungstrieb: ſo wie das Sehen und Hören des Unanſtändigen und der Folgen, die es für den Ungeſitteten hat, uns Warnung wird. (120.)

241 4. Endlich hat Umgang mit Menſchen auch Einfluß auf unſere **Tugend.** Denn er iſt die Nahrung der Menſchenliebe. Er gewöhnt unſer Herz an Theilnehmung und Mittheilung. Er flößt uns, durch den Anblik ſo vieler Gebrechen und Thorheiten, den Geiſt der Duldſamkeit ein. — Der Einſiedler iſt ein Menſch ohne Liebe und muß am Ende ganz eigentlich verwil-

dern — wenn es anders wahr iſt, daß Liebe die höchſte Bildung eines vernünftigen Geiſtes iſt. I, 1196. ff. 1310. ff.

242 5. Und wer weiß es nicht aus Erfahrung, daß das geſellige Leben am geſchikteſten iſt, uns jene **glükliche Stimmung** zu verſchaffen, welche einen ſo wichtigen Theil unſerer Glükſeligkeit ausmacht, ich meine die **Heiterkeit** und **Fröhligkeit**. (1.) Und das führet mich auf meine zweyte Behauptung.

243 b. Daß geſelliges Leben eine reiche und unent-
behrliche Quelle des menſchlichen **Vergnügens** iſt.
244 Denn es iſt ſchon 1) an ſich Vergnügen, unter Men-
ſchen zu ſeyn: wiefern dadurch der Trieb der Geſellig-
keit befriedigt wird. Und dieſer Trieb iſt unwider-
ſtehlig. Wir mögen noch ſo viel Freude an einſamen
Betrachtungen oder Geſchäften finden, ſo können wir
doch damit jenen Trieb nicht einſchläfern. Endlich ent-
ſteht doch ein gewiſſes Leere in der Seele. Wir füh-
len, daß uns etwas fehlt. Wir fühlen, daß wir
uns ſelbſt nicht genug ſind. Wir fühlen, daß ſelbſt
die Freude matt und armſelig bleibt, wenn ſie nicht
wechſelſeitige Ergießungen erhält. Nur Umgang mit
Menſchen, nur Anblik vergnügter Mitmenſchen kan
uns ganz in Wonnegefühl verſezen. Da erweitert ſich
das Herz. Da wird die Freude durch Sympathie ver-
vielfältigt. Da theilt ſich jedes Mitmenſchen Ver-
gnügen mit und füllt unſre Seele. Und dieß Vergnü-
245 gen wird dann 2) durch Geſpräche erhöht, die bald
durch lehrreichen Inhalt uns erfreuen, bald durch wi-
zigen Einfall, muntere Scherze, unterhaltende Er-
zählungen, Lobſprüche der Tugend und des Ver-
246 dienſts u. d. uns ergözen. Hiezu kommen 3) Spiele
247 und **Ergözlichkeiten** aller Art; und 4) Genuß der
Speiſen oder Getränke, welche an ſich ſelbſt, und
noch mehr dadurch, daß ſie in Gemeinſchaft und mit
Theil-

Theilnehmung genoſſen werden, das mannigfaltigſte
Vergnügen gewähren.

Willſt du nun als Weiſer dieſe Menſchenfreuden 248
recht vollkommen genießen, ſo merke dir folgende Re-
geln:

1. Vor allen Dingen beobachte eine möglichſt 249
gute **Auswahl** in deinem geſellſchaftlichen Leben. Siehe
bei den Perſonen, die du zum Umgang und zur Freund-
ſchaft beſtimſt, a) auf die **Reputation**, in welcher 250
ſie ſtehen. Denn es iſt ein altes Sprichwort: noſci-
tur ex ſocio &c. Und wenns auch, wie alle Sprich-
wörter, nicht überall zutrift, ſo beurtheilt dich doch
die Welt darnach. Alſo haſt du immer um deiner
Ehre willen, an der dir um deines Glüks willen lie-
gen muß, Urſache, Umgang mit allgemein verächt-
lichen oder offenbar laſterhaften Menſchen zu meiden.
Nur vergiß dabei die einzige Ausnahme nicht, welche 251
bei verſchrienen Weiſen oder Tugendhaften ſtatt fin-
det. Ein Menſch, an welchen du wirklich überwie-
genden moraliſchen Werth findeſt, verdient es, daß
du die Regel aufopferſt, und, Troz aller Läſterungen,
ſein erklärter Freund bleibeſt, und eben dadurch ſeine
gekränkte Unſchuld, ſo viel an dir iſt, in Schuz neh-
meſt. Es iſt Edelmuth, in ſolchen Fällen dem Vor-
urtheil zu trozen, und dem Geiſte der Verleumdung
und der Unterdrükung die Spize zu bieten. — b) Sie- 252
he aber bei der Wahl deiner zum Umgang beſtimten
Freunde, auch auf ihren geſellſchaftlichen Karakter,
und wähle nie, wenn du ſie vermeiden kanſt, ſolche
Menſchen, die entweder an ſich ſelbſt zum geſelligen
Leben verdorben ſind, und daſſelbe theils verbittern,
theils in anderm Betracht gefährlich ſind: dahin be-
ſonders Rechthaberiſche, Rankſüchtige, Geizhälſe und
Bigotte gehören: oder — die wenigſtens für dein
Temperament und übrige ökonomiſche und moraliſche

253 lage nicht paſſen. S. I, 712. ff. c) Suche dir, ſo viel möglich, Perſonen aus, von denen du deine Einſichten bereichern kanſt, oder die durch Wiz und gute Laune dich aufheitern, oder die durch gute Grundſäze und Sitten dir lehrreich werden, oder endlich, die durch Klugheit oder Anſehen dir in künftigen Nothfällen nüzlich werden können.

254 2. Haſt du gut gewählt, ſo ſuche auch recht zu genieſſen, und beobachte zu dem Ende alles das, was ich dich I, 1239. ff. gelehret habe. Inſonderheit aber ſtrebe nach dem Vergnügen, das die **Nuzbarkeit** gewährt, (S. oben 238-241.) und ſuche im Umgange mit Menſchen deine Kentniſſe zu bereichern, deine Sitten zu bilden, und dein Herz zur höchſten Tugend zu veredlen, welche allein in der Liebe beſteht. Vorzüglich ſey bemüht, durch ſtille Beobachtung die Menſchen kennen zu lernen, und dir daraus Grundſäze deines Verhaltens und deiner Geſinnungen abzuziehn.

255 3. Strebe nach den **Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters**, damit du dir und deinen Freunden den Umgang angenehm machen mögeſt, als da ſind, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Beſcheidenheit, Reinlichkeit u. d. über welche ich dich unten beſonders belehren werde: und meide die entgegengeſezten **Fehler**, (Stolz, Rangſucht, Eigenſinn, Mediſanſe, üble Laune u. d.) welche, wie du ebenfals unten lernen wirſt, alles geſellige Leben verbittern und die häufigſten Stöhrungen unſerer Ruhe und Glükſeligkeit ſind.

256 4. In Abſicht auf Spiele und **Ergözlichkeiten** halt dich an die oben angezeigten Regeln. (101. ff. 113. ff.)

257 5. Für geſellſchaftliche **Geſpräche** und Unterhaltungen bedarfſt du keiner poſitiven Regel, auſſer der ſteten Rükſicht auf deine Selbſtkentniß, (I, 712. ff.)

welche dich lehren muß, welcher Geſprächsinhalt dir
größeres Bedürfniß iſt. Aber eine negative Regel
iſt für deine Tugend ſo wie für die Erhaltung deines
Vergnügens von der äußerſten Wichtigkeit: **meide**
alle Geſpräche, (und nim auch, wenn andere ſie
führen, keinen Antheil) **welche** 1) deine eignen oder 258
von andern dir vertrauten **Geheimniſſe** zum Gegenſtande
haben, (S. unten von der Verſchwiegenheit.) —
2) welche **nachtheilige Urtheile von Abweſenden** 259
enthalten. Denn nichts zieht heftigere Feindſchaften
nach ſich und thut größern Schaden, als üble Nachreden
hinter unſern Rüken. (S. unten Gewiſſenheit
bei unſern Reden über andere.) 3) **Spott** über Menſchen 260
von moraliſchen Werth. (Nur der Narr und
der Stolze verdient die Geißel der namentlichen Satyre.
Thorheiten als Thorheiten kanſt du verſpotten.
Aber die Perſon ſchone, wenn ſie in anderm
Betracht Verdienſt hat.) 4) **Scherze**, ſo bald du 261
merkſt, daß ſie beleidigen oder mißvergnügt machen.
5) **Lachereien** über Dinge, die **ehrwürdig** ſind, 262
oder doch von einem oder dem andern deiner Mitgeſellſchafter
als ſolche angeſehen werden. (Das iſt wider
die höchſte Regel der Liebe: was du nicht willſt ꝛc.)
6) **Zoten und alles, was Geheimniſſe der Natur** 263
betrift. (86. ff.)

6. Meide den **Luxus** in deinem geſellſchaftlichen 264
Leben, ſo viel als möglich iſt, und kämpfe aus allen
Kräften gegen dieſe Peſt der Menſchheit. Pracht und
Menge deſſen, was im Umgange mit Menſchen genießbar
iſt, beſtimt nie das **wahre** Vergnügen. Und
gegenſeitig iſt der Luxus verderblich, weil er unſer Hab
und Gut aufzehrt, das wir zu viel würdigern Zwecken
verwenden könten: weil er andere verleitet, es uns
nachzuthun und ſich aus Ehrgeiz oft darüber zu ruiniren:
weil er mir oder meiner Gattin und meinem Ge-

ſinde ſo viel Zeit, Mühe und Draſch verurſacht, daß oft ein Tag, der zur geſelligen Freude beſtimt war, durch die Menge der Geſchäfte läſtig und unruhvoll wird und alſo alles Vergnügen aufzehrt, das ich genießen wollte, und bei welchem billig auch mein Geſinde nicht ohne einigen Antheil bleiben ſollte. — Wenn wird doch eine gewiſſe Art von Menſchen es begreifen lernen, daß man bei einer Schüſſel eben ſo fröhlig ſeyn kan als bei einer reich beſezten Tafel?

265 7. Gewöhne dich in allen Geſellſchaften zu einem gewiſſen Grade von Aufmerkſamkeit auf deine Reden und Handlungen, damit ſie nicht Verräther ſolcher Urtheile, Geſinnungen und Neigungen werden, welche du der Welt zu verbergen Urſache haſt, entweder weil ſie an ſich fehlerhaft ſind, oder weil ſie von manchem dafür gehalten werden würden. Menſchen, die überall ihr Herz, wie man ſagt, auf der Zunge haben, thun ſich unausſprechlichen Schaden. Denn man kan mit Sicherheit vorausſezen, daß in allen Geſellſchaften, wo auch der Zirkel noch ſo vertraut und freundſchaftlich zu ſeyn ſcheint, einer den andern beobachtet, beurtheilt, und ſeine Beobachtungen und Urtheile hernach weiter erzählt. Daher iſt für deine Ruhe nichts wichtiger, als Aufmerkſamkeit auf dich ſelbſt in Verhütung ſolcher Reden oder Handlungen,
266 die dem Feinde Blößen geben könten. Und es iſt eine güldne Regel: in Geſellſchaften nichts zu reden und zu thun, was man nicht allenfals alle Menſchen in der Welt ſehen und hören laſſen könte. Inſonderheit iſt dieſe Regel nöthig, bei Aeußerungen unſerer Urtheile und Meinungen von Religion, davon wir an ſeinem Orte weitläuftiger reden werden.

267 8. An öffentlichen Orten halte (was eigentlich in allen geſellſchaftlichen Zirkeln gelten ſollte) die Rechte der Gleichheit heilig, und lebe, ſo lange du da

an der Geſellſchaft Theil nimſt, ſo, als ob alle mit dir einerlei Rang und Werth hätten. Denn nichts ſtört das Vergnügen mehr als Prätenſionen, die ein Menſch wegen ſeines Standes macht. Und nichts iſt auch verächtlicher, als wenn Menſchen, beſonders in Wirthshäuſern, Bädern, und ähnlichen Orten, darum, weil ſie von Adel oder hohem Stande ſind, ſich auszeichnen, das erſte Wort führen, den Ton angeben, einen engern Zirkel formiren, und andere von den Theilnehmungen an den geſelligen Freuden ausſchließen wollen. Du wagſt bei dieſer Thorheit nicht blos ſtille Verachtung, ſondern auch oft öffentliche Demüthigungen.

263 **Anmerk.** Man unterſcheide die Freundſchaft, die man an dem Orte, wo man lebt, mit gewiſſen Perſonen unterhält, um ihres wechſelſeitigen Umganges zu genießen, von der Freundſchaft im weiteſten Sinne des Worts. Nemlich man nent auch alle die **Freunde**, mit denen man blos in Bekantſchaft ſteht, und denen man zuweilen Beſuche giebt und ſie wieder annimt, oder die man auch blos zuweilen am dritten Orte ſpricht und, indem man ihre Bekantſchaft macht, ſich durch freundliches und höfliches Betragen um ihr Wolwollen bewirbt. Solche Freunde bedürfen keiner ſo ſorgfältigen Wahl, (249. ff.) und deren kan man **nie zu viel** haben. Auf einen ſo allgemein freundſchaftlichen Fuß ſuche man mit allen Menſchen ſeines Wohnorts zu leben, welche uns jezt oder künftig auf irgend eine Weiſe intreſſiren können.

XVII.

Freuden der vertrauten Freundſchaft.

269 Es giebt noch eine engere Bedeutung des Worts, Freundſchaft: ich meine, eine mit Aufhebung aller Unterſchiede (des Ranges u. d.) verbundene Vereinigung der Herzen zur wärmſten Liebe, zur innigſten Vertraulichkeit, zu einem beſtändigen Umgange, und zur möglichſten Aufopferung des Privatnuzens für die Ruhe und Zufriedenheit des Geliebten.

270 A. Die **Freuden** einer ſolchen Buſemsfreundſchaft ſind freilich ſehr groß und ſchäzbar.

271 1. Es iſt wahre Wolluſt, einen recht treuen
Freund zu wiſſen, in deſſen Schooß man ſein ganzes Herz ausſchütten kan. Denn in der That iſts
für den Menſchen ein Bedürfniß, ſich mitzutheilen
und ſein Herz zuweilen ganz zu ergieſſen und ſich gleichſam
auszuleeren. Der Menſch kan nichts allein haben.
Kein froher Gedanke freut ihn, wenn er ihn nicht wenigſtens
einem Menſchen mittheilen kan. Bei keinen
Kummer ſcheint er ſich tröſten und beruhigen zu können,
wenn er ihn nicht wenigſtens einem Menſchen
klagen kan. Keine Wahrheit iſt ihm werth, keine
Ueberzeugung veſt, wenn er nicht wenigſtens einen
Menſchen darüber ſprechen, und ſeine Einſtimmung
272 haben kan. Kurz, es iſt ein ewiger Drang der menſchlichen
Seele, ſich mitzutheilen. Jeder glükliche Einfall,
den man hat, jede Beobachtung, die man macht,
jede Entdekung, auf die man gerieth, jedes Geheimniß,
das man erfuhr, jedes Vorhaben, jeder Plan,
den man entworfen hat, macht eine Art von Unruhe,
bis man ihn mit einem Freunde beſprochen hat.

2. Hier-

273 2. Hiernächſt — welche ſelige Ruhe, bei der veſten Gewißheit, daß man im Beſiz eines treuen Freundes überall mit **verdoppelter Kraft** handelt, und daß man in ſeinem Freunde alles hat, was von einem Sterblichen, der ſogar zu Aufopferungen ſeiner ſelbſt bereit iſt, in den verwikeltſten Umſtänden nur erwartet werden kan.

274 3. Ferner — welch Glük, in dem vertrauten Umgange mit einem weiſen und tugendhaften Buſemsfreunde das **ſicherſte** Mittel zu ſeiner **Selbſtkentniß** I, 1524. und moraliſchen Vervollkommung gefunden zu haben.

275 4. Endlich — wie weit vollkomner gewährt mir der Umgang mit einem ſolchen Freunde einige der **Vergnügungen** und **Vortheile**, welche mit dem geſelligen Leben verbunden ſind. (239. 241. 242. 243.)

276 B. Aber dieſe trauliche Freundſchaft hat auch ihre **Laſten** und **Gefahren**, wie ſie jene im weiten Sinne des Worts nicht hat.

277 1. Ein Buſemsfreund koſtet mich weit **mehr Sorgfalt**, als mich meine Freunde in jenen Zirkeln koſten. Er iſt wie eine zarte Pflanze, die viel Wartung und Aufmerkſamkeit erfodert. Ein Schein von Treuloſigkeit, von Zurükhaltung, von übler Laune, wenn er komt, von Kälte, wenn er geht, kan ſie zerſtören. Es iſt dabei ein ſehr koſtbares Gut, das ſchwer zu erſezen iſt, und macht alſo immer mehr Beſorgniß als ein gemeiner Geſellſchafter, den ich ohne Aengſtlichkeit verlieren und ohne Mühe wieder erſezen kan. Und ſein Verluſt iſt um ſo viel bedenklicher, je unbegränzter mein Vertrauen zu ihm geweſen war, und je uneingeſchränkter ich ihm mein Innerſtes offenbaret hatte.

278 2. Ein ſolcher Freund iſt auch zuweilen **läſtig**, ohne daß ichs ihm darf merken laſſen. Denn er komt,

unangemeldet: er prätendirt, allen vorzugehn: er erlaubt ſich mehr als der gemeine Geſellſchafter u. ſ. w. Kans fehlen, daß mir dieß in einzelnen Fällen **Unluſt** machen ſollte? Und, nicht oft auch Langeweile?

279 3. Bei dieſer engern Freundſchaft ſind die **Zwiſtigkeiten** a) **leichter**, weil man ſich oft ſieht, ſich zu viel gegen einander herausnimt, alle Rükſichten zu ſehr beiſeite ſezt, und einer ſich gegen den andern zu viel verzeiht: — b) härter, weil jede ſcheinbare Beleidigung um deſto weher thut, je inniger man liebt, und je feuriger man ſich geliebt glaubte.

280 4. Hiernächſt macht die unbegränzte Vertraulichkeit, daß ich in einer Gefahr bin, die ich bei jener Freundſchaft nicht zu beſorgen habe. Und in der That iſts fürchterlich, auf der Möglichkeit eines Zanks, einer Verhezung, einer Uebereilung im Trunk, die Entdekung aller ſeiner Geheimniſſe beſorgen zu müſſen.

281 5. Auch giebts oft **Verlegenheiten**, wegen der gerechten Foderung meines Herzensfreundes, ihn nicht andern nachzuſezen: wenn Stand oder Geburt oder dringende Geſchäfte mich gleichwohl zuweilen dazu nöthigen können, wie dort Werther es bei ſeinem Freunde dem Graven erfuhr.

282 6. Bei jener Freundſchaft kan ich **Trennung** beſchließen, ſo bald ich es für mein Vergnügen oder für meine Ruhe zuträglich finde, hier nicht — ohne **Gefahr** und — ohne Aufſehn.

283 C. Daraus erwachſen folgende **Regeln**, in Abſicht auf das Streben nach dieſen Freuden ſowohl als ihrem Genuß.

284 1. Suche (wenn du nicht etwa in deiner Familie eine edle Seele findeſt, die dir den auswärtigen Freund entbehrlich macht) nur einen ſolchen Freund. Denn es iſt erſtlich genug für dein Herz zur Ergießung. Und

es iſt rathſam, die Gefahren und Laſten nicht zu vermehren, die damit verbunden ſind.

2. Wähle dazu — **als Ehegatte**, nie eine Per- 185
ſon des **andern Geſchlechts** — α) wegen der aus der innigſten Vertraulichkeit entſpringenden Gefahr, von einer Leidenſchaft überraſcht zu werden, die deine ganze Glükſeligkeit zerſtören würde, I, 1087. ff. β) und weil wenigſtens auf allen Fall dein und deines Vertrauten **guter Ruf** dabei nicht unbeflekt bleiben mag: — und, **als Unverheiratheter**, nie eine Perſon, wo du **Hinderniſſe** ſiehſt, ſie zu **ehelichen.**
Denn es iſt a) **grauſam**, eine Perſon durch vertrau- 186
ten Umgang in die Meinung einer ewigen Liebe zu verſezen und ſie dann zu täuſchen. Getäuſchte Liebe iſt
Todesqual. Es iſt aber auch b) **gefährlich** für dich 187
ſelbſt, wenn ſich eine heftige Liebe in dir entzündete und du dann, wegen Alter, Geburt, Vermögensumſtände u. d. ſie nicht heirathen konteſt oder dürfteſt. — Auch wähle nie einen Menſchen zu deinem Buſemsfreunde, der **von ungleich hohen Range iſt**, oder der gar dein Herr und Befehlshaber iſt.

3. Du findeſt keinen Menſchen ohne Fehler. 188
Aber wen du zu deinem Buſemsfreunde wähleſt, muß wenigſtens ſo fehlerlos als möglich ſeyn. Du wirſt alſo **die Regeln der Wahl** (249. ff.) hier noch weit ſtrenger und ſorgfältiger zu beobachten haben, als bei der Wahl deiner übrigen Geſellſchafter. Und zu dem Ende rathe ich dir, lange vorher, ehe du ihn zu deinem Vertrauen machſt, die Freundſchaft in weiterm Verſtande mit ihm zu unterhalten. Hier kanſt du ihn erſt beobachten und prüfen. Und da ſiehe vornemlich darauf, ob du a) Veſtigkeit des Karakters, 189
b) Verſchwiegenheit, c) ſichtbar uneigennüzigen Wunſch nach dem Beſiz deines Herzens, d) möglichſte Zuſammenſtimmung ſeiner und deiner Grundſäze,

e) ein tugendhaftes Herz — aus unverdächtigen Proben, an ihm wahrnehmen kanſt.

290 4. Beſizeſt du das Kleinod eines ſolchen würdigen Buſemsfreundes, dann übe an ihm mit vorzüglichen Eifer alle die geſelligen Tugenden, welche unter Menſchen beliebt machen, inſonderheit zuvorkommende Gefälligkeit, Vertheidigung und Lob hinter ſeinen Nacken, äußere Achtung, Beſcheidenheit in Fodern, Abſchlagen und Widerſprechen, grosmüthige Nachſicht bei Handlungen die Ahndung verdienten, ſtrenge Wahrheitsliebe bei Erzehlungen und Verſprechungen u. ſ. w.

291 5. **Studire** vor allen Dingen ſeine **ſchwache Seite** und **ſuche** dann dieſe vorzüglich zu **ſchonen.** Nie aber greife ſie an durch Spott oder durch Geſpräche mit andern hinter ſeinem Nacken. Willſt du ihm ſeine Fehler ſagen, ſo thue es a) ohne Zeugen, b) in der Stunde ſeiner heiterſten Laune, c) ſo daß er die edelſte Abſicht ſehen und keine ſchlechte ahnden kan, d) und ſo, daß er ſehe, daß du ſeinen anderweitigen Werth nicht verkenſt.

292 6. Vertraue ihm Geheimniſſe, aber nie ohne Zwek, d. h. nur die, welche ihm zu wiſſen nöthig ſind, oder wo du ſeinen Rath dabei bedarfſt. Durch dieſe güldne Regel minderſt du die (280. 282.) angezeigte Gefahr.

293 7. Bemühe deinen Freund **nicht leicht**, wenn du dir eben ſowohl ſelbſt helfen oder andre mit geringem Aufwande zu deinem Dienſt haben kanſt.

294 . 8. Laß deine Freundſchaft nie **romanhaft** werden und in **Empfindelei** (S. unten) ausarten: und hüte dich, daß über dem Genuſſe der Freuden der Freundſchaft, dein Amt, oder deine Familie, oder deine Gemeinnüzigkeit, nicht vernachläßiget werde.

295 9. Endlich — ſage nicht, daß du einen Freund zu ſchäzen und zu genieſſen wiſſeſt, wenn er nur dein Vergnügen aber nicht deine **Vervolkommung** befördert. (274.) Glaube und folge ihm blindlings. Bei Anzeige deſſen, was zu deiner Selbſtkentniß gehört, iſt ſein Auge richtiger und ſein Herz unbefangener als deines.

XVIII.

Freuden der Arbeit.

296 Die Menſchen klagen oft über ihr arbeitvolles Leben, und halten Arbeit für Laſt. Dieß kan nur daher kommen, 1) weil Erziehung und Gewohnheit ihren Geſchmak verdorben hat, daß ſie keinen Sinn für das Vergnügen haben, welches mit der Arbeitſamkeit verbunden iſt: 2) weil ſie das Vergnügen noch gar nicht kennen, das ſie gewährt: 3) weil ſie nicht nach vernünftigen Regeln verfahren und ſich ihr Leben ſelbſt läſtig machen.

297 A. Laſſet uns vor allen Dingen davon überzeugen, daß Arbeit an ſich für den Menſchen ein **Vergnügen** iſt.

298 1. Sie iſt es, als **Befriedigung** unſers Triebes nach **Thätigkeit**. Und welcher Menſch kan dieſen Trieb verleugnen, der in der ganzen Schöpfung verbreitet iſt? Iſt irgendwo eine Kraft, mit welcher nicht ein immerwährendes Streben verbunden wäre, ſie in Wirkſamkeit zu ſezen? Mag irgend ein Geſchöpf beſtehen ohne Thätigkeit? Iſt nicht jedes Ding[illegible] Leben und Freude in Thätigkeit?

299 2. Und welches Vergnügen empfindet ein Menſch, wenn er an einer Art von Beſchäftigung erſt Geſchmak bekommen hat, bei ihrem **Fortgange** — wenn ſie geräth,

räth, wenn ſie ihn fordert, wenn ſie leicht, geſchwind, erwünſcht von ſtatten geht. Welche Luſt iſt es, ſeine Arbeit fortſchreiten ſehen! Welche Freude, ein Stük Arbeit vollendet haben?

300 3. So iſt ſie ja auch die **Würze aller andern Freuden**, welche der Thörigte ſucht und blos darum nie recht genießt, weil dieſe Würze ihm fehlte. Denn wann ſchmekt die Ruhe und Schlaf am beſten? wann genießt ihr die Stunden der Erholung, die ihr einer frohen Geſellſchaft, einem Spiel, u. d. widmet, am vollkommenſten? Wann iſt euch jedes Vergnügen am ſüßeſten? Nicht wahr, wenn es auf Arbeit erfolgte?

301 4. Sie iſt das edelſte und ſicherſte **Mittel** zu allen Freuden und Gütern des menſchlichen Lebens.

302 a. Sie iſt das einzige würdige Mittel zum **Erwerb** der irdiſchen Güter. (XV.) Nur dann erſt macht mir der Beſiz des Geldes und Gutes Freude und Ehre, wenn er Folge meines Fleißes war. Und nur dann genieſſe ich die angenehme Beruhigung, daß mir dieſer Beſiz nie fehlen kan, wenn ich mich an Arbeitſamkeit gewöhnt habe.

303 b. Sie iſt die Erhalterin des großen Kleinods meiner **Geſundheit**. Sie befördert den Umlauf des Bluts. Sie befördert die Verdauung. Sie giebt mir die Würze meiner Speiſen, den Hunger u. ſ. w.

304 c. Sie iſt die reinſte Quelle der **Ehre** und des bürgerlichen Werths. (XIV.) Kein Menſch verdient die Achtung der Obern und aller ſeiner Mitbüger, ſo ſehr, als der arbeitſame Mann, und kein Menſch wird auch wirklich ſo mit Allgemeinheit geſchäzt und geachtet.

305 d. Sie verſchaft uns die reichhaltigſten **Freuden der Menſchenliebe**, welches die Freuden Got-

tes ſind, nemlich die Freuden des **Freudeſchaffens** I, 1203. ff. 1212. O ſaget Menſchen, wer dieſe Freuden mehr und vollkomner genießt als der Arbeitſame? Wie viel Freude ſchaft ein ſelbſtregierender und unermüdet arbeitender Regent? — eine gewiſſenhafte Obrigkeit — ein fleißiger Lehrer — ein für den Wunſch und Beifall ſeiner Kunden beſorgter Handwerksmann — ein im Dienſt eifriges, pünktliches und unverdroſſen thätiges Geſinde?

e. Und fühlet ihr nicht, Menſchen! daß auf dieſe 306
Freuden der Nuzbarkeit, mit welcher ihr euren Mit-
menſchen ſo viel Freude macht, euer höchſtes Gut,
eure **Zufriedenheit** beruht. Geben ſie euch nicht das
erquikende und ſeligkeitvolle Bewuſtſeyn, daß ihr den-
jenigen **Willen** eures Schöpfers **erfüllet**, der unter
allen, was man Willen Gottes nent, der augenſchein-
lichſte und unverkenbarſte iſt! Sehet nur nach, ob
irgend etwas in der großen Offenbarung Gottes, in
der Natur, euch deutlicher und allgemeiner gelehret
wird, als dieß, daß nuzbare Thätigkeit, Gottes er-
ſter und heiligſter Wille iſt? Sehet, ob ihr auch wohl 307
nur eine Ausnahme von der Regel findet, daß alle
Geſchöpfe Gottes thätig, und zwar für einander, und
jedes für das Wol der übrigen thätig iſt? Sehet, ob
nicht der Schöpfer jeden Wurm, jede Pflanze, jedes
Thier durch die Einrichtung ſeiner Natur, zu einer
Thätigkeit beſtimt hat, die ſein ganzes Leben hindurch
dauert, und in welcher es eben ſo ſeine eigne Erhaltung
und Wolſtand findet, als es durch dieſelbe für andere
Geſchöpfe ſich nuzbar erweiſet. O betrachte die Na- 308
tur, du Fauler, und erſchrik vor dem Lichte, in wel-
chem du das ewige, größte, deutlichſte Gottesgeſez,
zur nuzbaren Thätigkeit erblikſt. Und lernet ihr, die
ihr die Freuden der Arbeitſamkeit habt ſchmeken ler-
nen, dieſe Freuden durch den Gedanken erhöhen, und

zur Grundlage eurer Zufriedenheit machen, daß ein Leben voll Fleiß und nüzlicher Arbeit die Erfüllung des Willens eures Gottes, die reinſte Gottesverehrung, euer beſter Troſt im Tode, und das einzige Belohnbare in der Ewigkeit iſt I, 1224. ff.

309 f. Nehmet dazu, daß Arbeitſamkeit auch das herrlichſte Mittel iſt, ſich die **Leiden** der menſchlichen Walfahrt **erträglich zu machen.** Denn es iſt kein ſchöneres Mittel, das uns die wichtige Regel I, 1374. recht befolgen hilft und — das euch der Tröſtungen I, 1381. ff. empfänglicher macht als Arbeitſamkeit.

310 g. Erwäget, daß der beſtändige Genuß der Freuden der Arbeitſamkeit auch das vollkommenſte Mittel iſt, die **Geſundheit** eurer Seele zu erhalten und inſonderheit eure Phantaſie zu bezähmen, und der Thorheit die Zugänge zu eurem Herzen zu verſchließen. S. I, 1357.

311 h. Endlich bedenkt, daß es auch keine geringe Freude iſt, durch Beyſpiel auf ſeine Kinder und Mitmenſchen zu wirken, und ſie zu guten und glüklichen Menſchen zu machen. Und durch nichts werdet ihr nachahmungswürdigere Menſchen, durch nichts könt ihr mehr euer Licht leuchten laſſen, und, als Muſter der Tugend, Tugend befördern, als durch Arbeitſamkeit.

312 B. Wenn nun Arbeitſamkeit eine ſo reichhaltige Quelle der Freuden iſt, ſo iſt es ja wohl der Mühe werth, die **Regeln** zu ſtudiren, durch deren Befolgung man ſich dieſe Freuden genießbar machen muß.

313 1. Vor allen Dingen ſuche **Geſchmak** an dieſen Freuden zu **finden**, und dich an ſie zu gewöhnen: I, 1243. und ſtelle dir zu dem Ende täglich die Bewegungsgründe vor, die ich dir oben (299. ff.) ans Herz gelegt habe.

2. Ohne immer etwas **nüzliches** zu arbeiten, 314
was der menſchlichen Geſellſchaft Vortheil ſchaft,
wirſt du nie die wahren Freuden der Arbeitſamkeit
ſchmeken lernen. Wer Dinge treibet, die der Welt
keinen wahren Nuzen ſchaffen, wäre er dabei noch ſo eifrig
und betriebſam, heißt ein geſchäftiger Müſſiggänger.
Aber ſorge nicht blos für nuzbare Thätigkeit
überhaupt, ſondern wähle dir zugleich ein ordentliches
und **beſtändiges Fach**, in welchem du dich der menſchlichen
Geſellſchaft widmeſt, es ſey als Handwerker,
Akersmann, Soldat, Sachwalter, Schriftſteller,
Erzieher oder was es wolle. Eine ſolche Art der Beſchäftigung 315
heißt der **Beruf**. Und in der emſigen und
unermüdeten Abwartung des Berufs beſteht eigentlich
die wahre Arbeitſamkeit, welche jene Freuden uns
ſchenkt. Wer keinen ſolchen Beruf hat und bald dieß
bald jenes arbeitet, blos um etwas gearbeitet zu haben,
kan weder Vortheil noch Freude erndten.

3. Arbeite **mit Ordnung und Pünktlichkeit.** 316
Ich werde dir unten dieſe Tugend erklären. Ohne ſie verlierſt du alle Freuden der Arbeitſamkeit: beſonders (199. 302. 305. 311.)

4. Arbeite mit **Mäßigkeit**, d. h. a) ohne deine 317
Kraft zu überſpannen, die du bei der Arbeit in Thätigkeit ſezeſt: und dazu iſt nöthig, daß du theils nie zu lange in einem weg arbeiteſt, ſondern kleine Ruhepunkte macheſt: (68.) theils, daß du täglich gewiſſe Erholungsſtunden habeſt, in denen du die übrigen Freuden (III. IV. V. VIII. X.) genieſſeſt, und dadurch Kraft und Luſt zur Arbeit immer von neuem anzufriſchen ſucheſt.

5. Auch arbeite nicht mit **ängſtlichen Sorgen** 318
für Erwerb, und lerne die groſſe Tugend der Genügſamkeit, zu welcher dich das Vertrauen auf die Vor-

ſehung Gottes ſtärken muß: ſonſt zernichteſt du das Vergnügen, das Arbeit dem Menſchen gewähret.

319 6. Laß endlich keinen Tag vergehen, wo du nicht am Abende deſſelben dir alles berechneſt, was du nüzliches gearbeitet und zum Beſten deiner Kinder und Mitbürger gethan haſt, und die Vortheile überdenkeſt (302 - 311.) welche du dir geſchaft oder begründet haſt. Dieſes gewirkte Gute täglich denken, ſeinen Stolz und ſeine Ruhe darinnen ſezen, die Summe deſſelben täglich ſich vergrößern zu ſehen, das, das liebe Mitmenſchen, wird euch nach und nach den rechten Sinn für die Freuden der Arbeitſamkeit mittheilen, das wird euch Muth machen alle Laſten und Hinderniſſe derſelben für nichts zu achten, das wird die Arbeitſamkeit zur unverſiegbaren Quelle eurer Zufriedenheit machen.

XIX.

Glük. Angenehme Auftritte.

320 Der Gott, der unſere Schikſale regiert, und den Menſchen mit dem Menſchen, und die Menſchen mit der Natur in eine ſo vielfältige Verbindung geſezt hat, weiß unſer Leben mit unzählbaren Auftritten und Vorfällen zu durchflechten, welche ſeiner Abſicht dienen müſſen, uns zu fröhlichen und heitern Menſchen zu machen. Wir nennen ſolche Dinge, die ohne unſer Denken, Wünſchen, Suchen, und Veranſtalten ſich ereignen und von der unſichtbaren Vaterhand der Vorſehung geleitet werden, Glüksfälle. Und wer weiß nicht, daß dieſer Freuden des Zufalls es tauſende im menſchlichen Leben giebt.

Es gehört dahin z. B. alles, was uns dadurch 321
Vergnügen macht, daß es ungehoft uns komt, oder
daß es ſchwer ſchien, oder uns durch Seltenheit über-
raſchend wurde: ein unvermutheter Beſuch, eine über
Erwartung einfallende gute Witterung, eine uner-
wartete Einladung zu einer Freude, ein glüklicher Ein-
fall, der ein lang gezögertes Vorhaben begünſtigt
u. ſ. w. Hieher gehören ferner alle die Vorfälle, die uns 322
unverhoft aus Verlegenheiten ziehen. Wie oft ſorgen
wir, und plözlich komt uns ungeſucht, ein guter Rath,
ein Verdienſt, ein Geſchenk, ein Brief, eine einge-
hende Schuld, an die wir nicht mehr gedacht hatten,
die Hülfe eines Fremden, auf die wir gar nicht wür-
den gedacht haben, der Beiſtand eines Unbekanten
u. ſ. w. Dahin gehört jeder unvermuthete Zuwachs
unſerer Güter, ein Gewinn von Arbeiten, auf den
wir nicht gerechnet hatten, ein Loos in der Lotterie,
ein unverhofter Ruf zu einem Amte; eine unvermu-
thete Bekantſchaft mit einem intereſſanten Mann, ein
Lobſpruch hinter unſern Rüken aus dem Munde eines
Feindes u. d. Dahin gehören endlich alle plözliche Ver- 323
ſchwindungen der Hinderniſſe, Gefahren und Uebel,
die uns eine Zeitlang bekümmern, und deren Beendi-
gung wir noch für weit entfernt gehalten hatten.
Solcher angenehmen Vorfälle, mit denen die Vorſe-
hung uns ſo manche unvermuthete Freude macht,
giebts unzählige.

1. Lerne alſo, wenn du auch dieſe Freuden recht 324
genießen und die Mittel deiner Seele jene glükliche
Stimmung zu geben, vermehren willſt, recht ſorg-
fältig dergleichen kleine Vorfälle **bemerken**. I, 1239.
Laß nichts, was dir Freude macht, unbeobachtet und
ungenoſſen. Suche dir jedes kleinen Vergnügens recht
bewußt zu werden. Vergiß nicht, dich deſſen an je-
dem Abende wieder zu erinnern: damit die Summe
des Guten und Erfreulichen, was dich dein Gott in

der Welt genieſſen läßt, in deiner Phantaſie immer gröſſer werde und dadurch theils die Ueberzeugung von der Liebe Gottes ſich erweitre, theils deine Stimmung zur Freude immer veſter und dauerhafter werde.

325 2. Gewöhne dich daher, nichts, was dir Vergnügen macht, als klein und unwichtig zu betrachten, und durch das neidiſche oder unzufriedne **Hinſchielen auf das ſcheinbar beſſere** dir den Genuß zu verkümmern. I, 1245.

326 3. Genieß aber alle ſolche Freuden, über die ſogenanten Glüksfälle deines Lebens, **ohne Geräuſch** und Erregung des **Neides**. Genieß ſie für dich und im Stillen.

327 4. Wenn dieſe Glüksfälle gleich nicht in deiner Gewalt ſtehen, ſo kanſt du doch **etwas dazu beitragen**, daß dergleichen angenehme Vorfälle dir oft begegnen. Vervielfaltigung wirſt du bewirken, theils durch fleiſſigen Genuß der Freuden der Arbeitſamkeit (XVIII.) theils durch Befolgung der Regeln, die ich dir unten geben werde, über die Kunſt ſich unter Menſchen beliebt zu machen. S. I, 661-665.

328 5. Vergiß bei dem Genuß ſolcher Freuden nicht die Regel I, 1255.

329 Die bisher beſchriebnen Freuden ſind ſolche, an denen die **Sinlichkeit** den meiſten Antheil hat. Wir wollen nun diejenigen kennen lernen, welche durch bloſſe **Vorſtellung** genoſſen werden, und alſo a potiori **Geiſtesfreuden** heiſſen können, folglich die Bildung des Geiſtes vorausſetzen, wie ich ſie im erſten Theile beſchrieben habe.

XX.

Freuden am Wachsthume der Einſichten.

A. Nur wenig Menſchen kennen dieſe Freuden und 330
glauben es, daß Wachsthum an Einſicht und Erwei-
terung der Erkentniß ein großes Vergnügen ſey. Kin-
der und Alte halten das Lernen für Laſt. Und ſo wie
das Lernen gewöhnlich beſchaffen iſt, verdients auch
dieſen Vorwurf. — Wir wollen alſo zuerſt zeigen,
wie **Beſiz und Mehrung** erkanter Wahrheit **Freu-
degenuß** werde, und dann die **Regeln** angeben,
durch deren Befolgung man ſich Wahrheit zum Freu-
degenuß machen kan. Fortſchritt in der Erkentniß
der Wahrheit iſt **Vergnügen**,

1. **Als Befriedigung des ſtärkſten Natur-** 331
triebes. Denn alle Kräfte und Triebe der Natur
ſind raſtlos. Es iſt immerwährendes Streben nach
Thätigkeit. (298.) Und wie in jeder Thätigkeit Ver-
gnügen iſt, ſo iſt auch mit den Thätigkeiten des Gei-
ſtes Vergnügen verbunden: zumal da die Wißbegierde
der erſte und raſtloſeſte Trieb des Menſchen iſt. Denn
man ſehe nur **im kleinſten Kinde, wenn es mit dem**
neunten Lebenstage ſeine Augen öfnet, wie es nach
allem ſieht, nach allem greift, und auf das, was es
noch nicht geſehen hatte, aufmerkſam iſt. Man ſehe,
wie es, ſobald ſeine Zunge einige Worte ſtammeln
kan, unaufhörlich fragt, was iſt das? wie es alles,
was ihm neu ſcheint beſehn, betaſten will, und wie
dieſe Begierde alles zu ſehen und zu wiſſen, mit jedem
Tage zunimt. O wenn unſere Erzieher die Kunſt ver- 332
ſtünden, dieſe Wißbegierde im Menſchen recht zu näh-
ren, ihr die wahre Richtung zu geben, und ſie aufs ei-
gentliche Denken hinzulenken! Aber leider iſt die alte
Methode, Kinder durch Einbleien unverſtändlicher

Worte von lernen abzuſchreken und ihre Wißbegierde auf lebenslang zu erſtiken, bis jezt großentheils nur mit Künſteleien und Spielwerken vertauſcht worden, die eben ſo wenig wirken werden. Und wenn der Menſch nicht in frühen Jahren an den Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte gewöhnt wird und durch die Leichtigkeit, mit welcher man ihn Wahrheit denken und einſehen lehrt, Geſchmak an Erkentniſſen finden lernt, ſo iſts wahre Seltenheit, wenn dieſer Geſchmak im
333 Alter noch ſich findet. Daher es gar nicht zu verwundern iſt, wenn der große Hauſe der Menſchen Erkentniſſe für etwas unbedeutendes und dabei ſchweres oder wohl gar unmögliches anſieht: und ſich überredet, daß ſie nur für den Stand der Gelehrten beſtimt ſeyn dürften, welche nur allein im Stande wären, ein Vergnügen daran zu finden, das für ſie nicht genießbar ſey.
334 O ihr beklagenswerthen Menſchen, deren einſichtfähige Seele in der Kindheit ſchon ſo verhunzt worden iſt, daß ihr Nachdenken für läſtig und Freuden an Wahrheit euch für verſagt haltet, möchte ich euch doch aus Gründen überzeugen, was euch nun die natürliche Empfindung nicht mehr ſagen kan, daß alle Menſchen fähig ſind, Wahrheit zu erkennen und in der Erweiterung dieſer Erkentniß Freude zu finden.

335 2. Welche eigne Reize, die die Gegenſtände des vernünftigen Nachdenkens haben; geſezt auch, daß vorjezt das Denken ſelbſt, als Geiſtesthätigkeit, für euch nichts angenehmes mehr ſeyn könte: da ich euch doch gewiß verſichern kan, daß ſie es euch mit der Zeit werden wird. — Freilich werdet ihr dieſen Reiz an jenen Formeln eurer Sektenreligionen ſo wenig als an dem Subtilitätentram unſere Metaphyſiker, oder an dem barbariſchen Wuſte der Rechtsgelehrten entdeken können. Aber das ſind auch nicht die Gegenſtände der Erkentniß, welche ich euch als allgemeinen Freudegenuß

genuß der Menſchheit empfehlen wollte. Der **Menſch** 336
die **Natur** und der **Schöpfer** — das ſind die Gegenſtände, für welche ich ſogern eure Wißbegierde aufregen möchte, und von deren Erkentniß ich euch unausſprechliche Freuden verheiße. Und ſollte ein Menſch ſo ganz ohne Sinn für Erkentniſſe ſeyn, daß er in dieſen Gegenſtänden gar nichts reizendes entdekte? Sollſtet ihr im erſten Theile dieſes Werks, ſelbſt bei den kürzeſten Abriſſen, die ich euch von dieſen Wahrheiten gegeben habe, nicht zuweilen ein Gefühl des Wolgefallens und der Freude an den Einſichten empfunden haben, die ich euch da mittheilte? Und wenn ihr mir nur erſt ſo viel eingeſtehet, daß Kentniß des Menſchen, Betrachtung der Natur, und Belehrungen von Gott, Vorſehung, und Unſterblichkeit, an ſich ſelbſt ein Vergnügen erweken, ſo werdet ihr begreifen,

3. Daß alsdenn der **Fortſchritt** und das **Wachs-** 337
thum in ſolchen Kentniſſen euch in der Folge neues und täglichſteigendes Vergnügen gewähren müſſe. Denn das iſt unleugbar, daß dieſe drey Klaſſen von Erkentniſſen, Menſch, Natur und Gott **unerſchöpflich** ſind. Ein Menſch kan tauſend Jahr leben und Erfahrungen ſamlen, und ſehen, hören und beobachten, und Geſchichtskundige, Reiſebeſchreiber, und Naturforſcher leſen, und er wird nie auslernen. Die Reize der Mannigfaltigkeit und Neuheit werden nie aufhören. Er wird immer neue Zuſäze, neue Belege zu ſeinen Kentniſſen finden. Und jeder Zuwachs, jede neue Erſcheinung, jede Beſtätigung einer alten Wahrheit wird ihm Vergnügen machen. Und dann, dann erſt wird er fühlen, daß Geiſtesthätigkeit Freude iſt, wenn er in dieſem Oceane von Kentniſſen alle ſeine Kräfte zugleich, ſeine Sinnes- und ſeine Denkkräfte üben, und im Erkennen und Empfinden der Schönheit und der Wahrheit immer vollkommer werden wird.

338 4. Sein Vergnügen an ſolchen Kentniſſen wird aber dann erſt recht groß werden (und dieſe Entſtehungsart der Freude an Kentniſſen verdient ganz beſonders erwogen zu werden) wenn ſeine Kentniſſe **Eigenthum** ſeiner Seele werden I, 249. Denn was wir blos lernen durch Sinne und Unterricht, iſt eine todte Erkentnißmaſſe, die nicht uns eigen iſt, die wir alſo auch nicht lieben und als Gegenſtand des Vergnügens anſehen. Nur dann wird die Wahrheit unſer Eigenthum, wenn wir ſie anfangen ſelbſt zu denken I, 96. ff. und als aufgeklärte Menſchen uns mit ihr zu beſchäftigen. S. I, 241. ff. Und dann erſt lernen wir ſie auch lieben und mit jedem Tage größere Freude an ihr finden. I, 270.

339 5. Sodann wird eine neue Freude für uns entſtehen, die derjenige genieſt, welcher zugleich die Erkentniß der Wahrheit und deren Wachsthum als die entſcheidende **Grundlage** ſeiner **Glükſeligkeit** kent. Denn das macht Liebe und Freude an einer Sache, wenn man immer mehr einſieht, daß ſie nüzt, daß ſie uns die Geſchäfte des Lebens erleichtert und fördert, oder daß ſie uns mit Feſtigkeit und Sicherheit gut und weiſe handeln lehrt und uns vor Thorheit verwahret. Und dieſen Nuzen giebt euch die Aufklärung, wie ich ſie euch I, 284. ff. beſchrieben habe. Sie iſt nicht nur das, was eure moraliſche Vervollkommung entſcheidet I, 256-280. ſondern ſie iſt auch das Mittel, wodurch ihr für euer geſchäftiges Leben immermehr Einſicht und Geſchiklichkeit erlanget und euch eure Arbeiten leichter und förderlicher macht.

340 6. Bald wird dann auch noch ein neuer Grad der Freude daraus erwachſen, daß ihr in dieſer Aufklärung die ganze wahre Würde des **Menſchen** erblikken und es fühlen werdet, daß ſie allein euch Werth und Schäzbarkeit giebt. Denn aufgeklärt ſeyn und Geſchmak an Kentniſſen finden, iſt die höchſte Ehre, die ein Menſch

erlangen kan. Und ihr werdet gewahr werden, daß man in der Welt für den niedrigſten Menſchen, ſelbſt für den Bauer, einen gewiſſen Reſpekt hat, wenn er ein heller Kopf iſt und in ſeiner Art viel Einſichten und Kentniſſe beſizt. Auch der geadelte oder gekronte Dumkopf fühlt ſich genöthigt, ihn zu ehren und ſeinen Werth anzuerkennen. Iſt das nicht Freude, welche die Mühe lohnt?

341 7. Hiezu kommen alsdenn die Freuden der **Mittheilung.** Denn wenn die Thätigkeit der Liebe, wenn Mittheilung und Mitgenuß die höchſte Menſchenfreude iſt, I, 1196. ff. ſo iſt gewiß das Mittheilen ſeiner Einſichten und Kentniſſe ein unausſprechliches Vergnügen, weil der Mittheilende dabei das erquikende Bewuſtſeyn hat, daß er durch dieſe Mittheilung die gröſten Schäze der Menſchheit verbreitet und die Glükſeligkeit unmittelbar befördert. Und wer kan dieſe Freuden Gottes mehr genieſſen, als der Freund der Wahrheit. Die Schäze der Aufklärung ſind unerſchöpflich. Sie nehmen nicht nur ſelbſt mit jedem Tage zu, ſondern ſie werden auch, ſtatt daß andere Güter, die man mittheilt, abnehmen, durch Mittheilung erweitert und vervollkomnet.

342 8. Und nun erwäget noch zulezt dieſen wichtigen Gedanken, daß durch Aufklärung des Geiſtes und durch nuzbare Kentniſſe **der Geiſt ſelbſt veredelt** wird, und durch ſie für diejenige Seligkeit **reift**, die jenſeit des Grabes, auf der neuen Stufe ſeines Seyns, ihm bereitet iſt: und ſagt dann, ob ihr noch zweifeln könt, daß Lernen und Zunehmen an Einſicht — **Freude** ſey?

343 B. Das wird euch nun hoffentlich bewegen, deſto eifriger die **Regeln** zu befolgen, welche den rechten Genuß dieſer Freuden beſtimmen.

344 1. Vorerſt übe die Regel aus I, 1243. die ich dir als das Mittel empfohlen habe, dir ſelbſt **Geſchmak** an

an dieſen Freuden einzuflößen. Achte das nicht, daß, anfangs, Denken, Leſen, Wahrheit forſchen keine Reize für dich hat, oder dir wohl gar einige Laſt macht. Verſuche, koſte nur. Du wirſt bald Sinn für dieſes Vergnügen bekommen. Stelle dir nur die Bewegründe täglich vor, die in (331-342.) enthalten ſind, und ſuche dir ſie recht lebhaft zu machen, damit dein guter Vorſaz immer mehr Stärke und Veſtigkeit erhalte.

345 2. Wenn du aber willſt, daß Wahrheit und Er-
kentniß dir Freude machen ſoll, ſo ſtrebe nach nuz-
barer Wahrheit. Es giebt Gegenſtände der menſch-
lichen Erkentniß, die gar keine Freude gewähren, und
einige ſogar, welche unſere Glükſeligkeit geradezu in Ge-
fahr ſezen. Inſonderheit hüte dich, daß du dich nie
mit Dingen befaſſeſt, welche entweder außer deinem
Erkentnißkreiſe liegen oder gar außer dem Gebiet der
allgemeinen menſchlichen Vernunft — dahin alle die
Dinge gehören, welche gewiſſe Leute als Uebernatür-
lichkeiten und Geheimniſſe der Welt aufzuheften bemü-
het ſind. Erwäge daher genau, was ich dir I, 282. ff.
und 311. ff. geſagt habe, und halt dich ganz allein an
die Dinge, die Gott deiner Vernunft ſo nahe gelegt
hat, daß du ſelbſt im Stande biſt, dir deutliche Be-
griffe und gründliche Ueberzeugung davon zu verſchaffen.
Die ſichern Kenzeichen, an denen du die nuzbaren
von den unnüzen Kentniſſen unterſcheiden kanſt, ſind,
außer dem ſchon geſagten Kenzeichen der Vernunft-
346 mäßigkeit, dieſe: a) was dir unmittelbar Anwei-
ſung oder Antrieb zur Tugend oder gründliche Be-
347 ruhigung im Leiden giebt — b) was deine Berufs-
geſchäfte erleichtert und befördert und deine Geſchik-
lichkeit dazu vermehret. — Alles andere, was weder
Tugend noch Troſt dir mehrt, noch deine Geſchäfte för-
dert, ſo wie überhaupt alles, was außer dem Gebiete dei-
ner Vernunft liegt, achte nie deines Forſchens würdig.

3. Strebe aber nach ſolchen Kentniſſen, die mit 348
wirklicher Aufklärung verbunden ſind. S. I, 244. ff.
und die Beweiſe davon I, 256. ff.

4. Brauche dabei die **rechten Mittel.** Denn 349
daran liegt alles. Wer verkehrt ſtudiret, oder falſche
Quellen braucht, wird nicht nur nichts lernen, ſondern
auch nie dahin kommen, daß ihm Wachsthum in der
Erkentniß Freude macht. Hüte dich alſo inſonderheit
für bloßer Nachbeterei und Auswendiglernen deſſen,
was man dir in Büchern vorlegt. Das macht Ekel
und läßt kein Vergnügen an Erkentniß zu. Den rechten
Weg zur freudevollen Erkentniß der Wahrheit
habe ich dir I, 1263. ff. vorgezeichnet.

5. Vergiß aber endlich auch bei dem Genuß dieſer 350
reinſten Menſchenfreuden nicht die Regel der **Mäſſigkeit.**
I, 1250. Je mehr deine Kentniſſe zunehmen,
deſto mehr werden ſie dir Vergnügen machen und deinen
Eifer reizen, immer weiter zu kommen. Alsdenn
ſey aufmerkſam, daß du a) deine Geiſteskraft nicht 351
überſpannſt, (68.) — b) deiner Geſundheit nicht
ſchadeſt und — c) über dem Fleiße in Erweiterung 352
deiner Kentniſſe, den Genuß und die Ausübung derſelben
nicht vernachläßigeſt. Denn du mußt immer
bedenken, daß Wahrheit und Einſicht nur **Mittel**
bleibt. Denken und lernen iſt Mittel, aber **Thun** —
iſt **Zwek.** Und wer nur lernt, und ſamlete er auch
wirklich alle Schäze der Weisheit, die unter dem
Monde zu finden ſind, und nie ſeine Wahrheit dadurch
auch genuzt, daß er ſie ausübt — durch Gutesthun
in ſeinem Hauſe — durch eifrige Abwartung ſeiner Berufsgeſchäfte
— durch Sorge für die Armen und Nothleidenden
ſeines Zirkels — der hat als ein Thor gelebt.
Alſo laß durch dein Wahrheitforſchen nicht dein geſchäftiges
Leben hintangeſezt werden.

XXI.

Freuden der Liebe.

Wolthätigkeit.

353 Daß die Freuden der Menſchenliebe die ſüßeſten, reinſten, dauerhafteſten, mit einem Worte, die vollkommenſten Menſchenfreuden ſind und zugleich einzig und allein die Verehrung Gottes ausmachen, und den Grund unſerer Seligkeit dieß- und jenſeit des Grabes enthalten, habe ich im erſten Theile zur Genüge bewieſen. S. I. 1196. ff. und 1289. ff. Wir wollen alſo jezt unterſuchen, wie man dieſe Freuden als ein Weiſer genießen muß. Alſo zuerſt von der **Wolthätigkeit.**

354 A. Man erwäge hier, durch welche **Mittel und Kräfte** wir uns die Freuden Gottes, die im Freudeſchaffen beſtehen, erzeugen können. Wer dahin blos die gewöhnlichen Almoſen rechnet, die man an Arme giebt, und damit die erhabene Tugend der Wolthätigkeit erſchöpft zu haben glaubt, der irrt ſich ſehr. Wolthätig ſeyn kan man gegen alle Menſchen, nicht blos
355 gegen Arme. Nicht nur a) durch Mittheilung ſeines
Vermögens, durch Geſchenke, durch Darlehn, Unter-
356 ſtüzung zur Arbeit u. ſ. w. ſondern auch b) durch
Wirkſamkeit für ihr Beſtes, z. B. für ihre Ehre,
für ihren Nahrungsſtand u. d. wenn wir andern z. B.
Gelegenheit verſchaffen, ſich hervorzuthun, oder Unterhalt
zu erwerben, oder wenn wir ihnen Arbeit geben,
Arbeit verſchaffen, zu einem Amt oder Verſorgung
357 verhelfen u. d. c) durch Einfluß auf andere, Lob,
358 Empfehlung, Fürſprache u. ſ. w. d) durch Kentniſſe,
wenn wir ihnen Belehrung, Unterricht, Rath, Troſt,
Warnung, Aufmunterung ertheilen; und endlich ſelbſt
e) durch

359 c) durch unſer **Betragen**, wenn wir freundlich, liebreich, gefällig gegen unſere Mitmenſchen ſind, unerbetene angenehme Dienſte ihnen leiſten, ihren Wünſchen zuvorkommen u. d. Denn alle Erzeigung des wahren Guten, womit wir andern eine Freude machen, oder ihre Zufriedenheit befördern, oder auch blos für ihre Wolfarth mitwirken, ſelbſt da, wenn ſie es nicht als Gutes oder Freude erkennen, (z. B. wenn man ſeinen Zögling zu ſeiner Beſſerung züchtigt) heiſt **Woltbat.** Und diejenige Stimmung der Seele, welche den Menſchen geneigt macht, jede Gelegenheit zu ergreifen, einem Menſchen durch Verwendung einer Kraft oder Mittheilung eines Guts, das ich weggeben kan, ohne die nöthigen Ausgaben zu verlezen, (228-239.) Freude zu machen, und daran ſelbſt Freude zu finden, heiſt, **Wolthätigkeit.**

360 B. Man erwäge hiernächſt die **Gegenſtände** dieſer Wolthätigkeit. Es ſind alle **Menſchen** unter Gottes Himmel — es ſind alle Geſchöpfe Gottes, die der Freude empfänglich ſind, alſo auch die **Thiere.** Und ſollte man hier wohl erſt nach Beweiſen fragen? Kan wohl ein Menſch an dieſen gränzenloſen Umfange der Freuden der Wolthätigkeit zweifeln, den nicht die verfluchenswürdigſten Grundſäze einer Sektenreligion alles menſchlichen Gefühls beraubt und zu den unnatürlichſten Ausnahmen verleitet haben? Man bedenke

361 1. **Wolthätigkeit** iſt **Freude** am Freudemachen. Gilts alſo nicht gleich, an wem ich dieſe Freuden genieße? Wird dadurch, daß ich einem Menſchen aus Otahaiti glüklich mache, die Freude, die ich empfinde, geringer, als wenn er aus Deutſchland iſt? Beſteht die Freude des Wolthätigen in der Vorſtellung der zufälligen Umſtände des Gegenſtandes? Nein! Sie beſteht ja blos in dem Anblik oder der Vorſtellung ſeiner Freude. Alſo iſt ja Freudeſchaffen und Gutesthun

allemal Freude, ich mag ſie im Menſchen oder im Thiere, im Europäer oder Indianer, im Sektirer oder im Deiſten hervorbringen. Wo läge der Grund der Ausnahme?

362 2. Und iſt nicht jedes empfindende, und der Freude empfängliche Weſen ein Geſchöpf Gottes, der im Wolthun und Beglüken ſeine Seligkeit findet? Iſt nicht ein Geſchöpf wie das andere Geſchöpf? Hat Gott wohl je eine Ausnahme gemacht? Giebt er nicht jedem Geſchöpf in ſeiner Art, was ſeine Freuden vervielfältigt und ſeinen Wolſtand befördert? Wie? Gott — macht keine Ausnahme und Prieſter — wollten ſie euch lehren? Ich ſchaudre.

363 O leſet, Menſchen, was ich euch im erſten Theile von Bewegungsgründen zu dieſer allesumfaſſenden und ausnahmloſen Menſchenliebe geſagt habe, Kap. XXX. XLVI. LI. LII. und ihr werdet mit mir jeden verabſcheuen, der euch eine partheiiſche Menſchenliebe lehren wollte.

364 C. Aber wie iſts dann, wenn die Gegenſtände der Wolthätigkeit in Kolliſion kommen? wenn z. B. zwey Gegenſtände mich reizen oder auffodern und ich nur einen befriedigen kan? Nach welcher Regel ſoll ich dann wählen? Die Antwort iſt leicht, wenn du Vernunft und natürliches Gefühl allein zu Rathe ziehen willſt.

365 1. Richte dich zuerſt nach dem Grade der Verbindung, in welchen die Natur (als die einzige wahre Geſezgeberin) die Gegenſtände der Wolthätigkeit mit dir gebracht hat. Alle andre Rükſichten, Geburt, Herkunft, Nation, Religion u. d. ſind zufällig und enthalten keinen Beſtimmungsgrund. Die Natur iſt dein Lehrer an Gottes ſtatt. Und Gott ſelbſt iſt dein Muſter. Gott hat nirgends Leute von einer gewiſſen

wiſſen Herkunſt oder Religion vorgezogen und durch
Wolthaten ausgezeichnet. Er hat dann unter ſeinen
Geſchöpfen, die ihrer Natur nach ihm am ähnlichſten
ſind, nemlich die Menſchen, den Thieren vorgezogen.
Folge dieſer Regel. Ziehe, bei Kolliſionsfällen, den 366
Menſchen den Thieren vor, und unter den Menſchen
wiederum die, welche durch die Bande der Natur dir
die nächſten ſind. Aber nur in Kolliſionsfällen. Außer
dieſen Fällen mache keine Ausnahme.

2. Richte dich alsdenn zunächſt nach dem **Grade** 367
des Bedürfniſſes. Ziehe das größere dem kleinern
vor. Wenn du z. B. zwey Menſchen ſäheſt, den einen,
der im Gedränge wäre, geſchlagen zu werden,
den andern, der ins Waſſer fiele und den du das Leben
retten könteſt; ſo rette den leztern ſein Leben und frage
nicht, welcher Nation oder Religion jener zugehöre.
Oder wenn der eine Geld zum Vergnügen, der andere
Geld zu Brode brauchte, und du kanſt nur einen befriedigen,
ſo befriedige den, der ſeinen Hunger ſtillen
will, vor dem, der ein Vergnügen entbehrt. — Mit
einem Worte, höre überall die Stimme der Natur.
Je ſchreiender das Bedürfniß iſt, deſto mehr eile zur
Hülfe.

3. Endlich richte dich auch nach dem **Grade des** 368
Verdienſtes. Seze den Fall, daß zwey Menſchen
gleiches Bedürfniß hätten, und du könteſt nur einen
befriedigen, der eine aber wäre dabei ein weiſerer, tugendhafterer
oder nuzbarerer Menſch als der andere,
ſo ziehe jenen vor. Merke dir aber, daß du Verdienſt
hauptſächlich nach dem **Einfluſſe auf das Beſte der
Menſchheit** beurtheilen muſt, nicht nach jenen albernen
Regeln der Imputation, die ſich auf eine erträumte
Freiheit gründen. S. I, 766. ff. Wer durch ſeine 369
Kentniſſe oder moraliſchen Karakter, oder — durch
Handlungen oder — durch Geſchiklichkeiten, oder —
durch

durch ſeine Lage z. B. als Regent, als Vater vieler
Kinder u. d. den meiſten Einfluß auf Menſchen hat,
(ſeine Freiheit habe daran wenig oder viel Antheil —
ihn kan ja ohnehin nur der Herzenskündiger wiſſen)
der hat **Verdienſt** und **Werth**. Und dieſes Ver-
dienſts mehrere oder mindere Gröſſe entſcheide deine
Wahl — bei Kolliſionen.

370 D. Und nun lerne die Regeln des Strebens
nach dieſen Freuden Gottes und des vollkommenſten
Genuſſes derſelben.

371 1. Studire vor allen Dingen die Reize der Wol-
thätigkeit, die Gröſſe ihrer Freuden, die ſie gewährt,
und ihren erſtaunenden Rükfluß auf deine Glükſeligkeit,
in den angezeigten Kapiteln des erſten Theils (XXX.
XLVI. LI. LII.) und ſuche dadurch nur erſt Geſchmak
an dieſer Tugend zu finden, damit die Regel I, 1243.
dir erleichtert werde.

372 2. Wenn du Wolthaten erzeigeſt, es ſey durch
Geld, oder Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten, oder
durch Lob, Rath, Empfehlung u. ſ. w. ſo genieß die
Freude, einem Mitmenſchen Freude zu machen, nach
der Klugheitsregel, die ich dir I, 1245. empfohlen ha-
be. So mancher, der in ſeiner Lage Gutes und Freu-
de ſtiften könte, genießt dieſe Freude blos darum nicht,
weil er mißvergnügt darüber iſt, daß ſein Wirkungs-
373 kreis klein oder unbedeutend ſcheint. Iſt es nicht Thor-
heit, darum die Freude des Gutesthuns nicht genieſſen,
weil ich die ſcheinbar beſſern Gelegenheiten dazu nicht
habe, die ein andrer hat, der mit mehr Kraft oder
äuſſerlichem Eklat Gutes thut? Willſt du darum er-
müden, weil du nur als Tagelöhner oder Handwerks-
mann oder Dienſtmagd andern Menſchen kleine Vor-
theile ſchaffen und ihnen Freude machen kanſt, und
nicht als Schriftſteller, oder Miniſter, oder des et-
374 was? O Menſchen, lernt doch, daß in jeder Art Gu-

tes thun **Freude** für euch und **Verdienſt** vor Gott iſt, und kümmert euch nicht um den Schein der Größe, den die Sache vor Menſchen hat. Ein Trunk Waſſer, dem Schmachtenden gereicht, iſt nicht weniger werth, der Wahrheit nach, d. h. dem Genuſſe für euch und dem Werthe vor Gott nach, als wenn ein König eine halbe Million verſchenkt. Denkt an das ſchöne Gleichniß Chriſti von dem Scherflein der armen Witwe.

3. Suche dir bei jedem Guten, das du einem 375 Menſchen erzeigſt, der Freude, die du dabei empfindeſt, **recht bewuſt zu werden**: und laß, wenn du den Gegenſtand nicht ſiehſt, dir deine Phantaſie zu Hülfe kommen. Stelle dirs lebhaft vor, was deine gute That wirken, wie ſie den, dem du ſie erzeigteſt, erfreuen, wie ſie den Kummer aus ſeiner Seele verdrängen, wie ſie ſein Herz zum Dank gegen Gott anfeuren muſte. I, 1239.

4. Und weil die Größe deiner Freude, die du bei 376 einer guten That **empfindeſt**, auf die Größe der Freude beruht, die du damit **ſchaffeſt**, ſo thue alles Gute, was du deinen Mitmenſchen erzeigeſt, ſo, **daß ſie ſo viel Freude als möglich dabei haben können.** Um deßwillen thue alles Gute gern, willig, unerbettelt, unverzögert, und mit Freundlichkeit und Liebe. Denn je mehr dein Mitmenſch aus der Art, mit welcher du ihm Gutes erzeigſt, zugleich die Liebe und Güte deines Herzens **ſehen** kan, deſto mehr wird ihm dein Gutes Freude machen. Wer gern, bald, freundlich giebt, giebt doppelt. Wer träg, oder erſt nach vielen Bitten, oder mit mürriſchem Geſicht es giebt, verbittert dem Empfangenden die Freude.

5. Hüte dich daher, wenn Wolthätigkeit dir und 377 ihren Gegenſtänden Freude werden ſoll, **für allen Prätenſionen.** Manche Menſchen fodern oft für die geringſten Woltharen, die ſie erzeigen, daß der Em-

pfangende ihnen dafür laute und recht demüthige Dankſagungen mache, oder daß er dafur ihre beſchwerlichſten Launen dulde und ſich alle möglichen Ungezogenheiten von ihnen gefallen laſſe, auch wohl gar, daß er ſich vor ihnen beuge, ſich erniedrige, ſeinen bürgerlichen und moraliſchen Werth vor ihnen verleugne, ſich zu allen möglichen, oft niedrigen Dienſtleiſtungen brauchen laſſe u. d. m. Das ſind höchſt elende und verächtliche Menſchen. Fliehe dieſe unedlen Geſinnungen, die alle Freuden der Wolthätigkeit zerſtören.

178 6. Aus eben den Gründen hüte dich, daß du niemanden die erzeigte Wolthat **vorwerfeſt**, oder vor der Welt damit prahleſt. Solche haben, wie Chriſtus ſagt, ihren Lohn dahin.

179 7. Laß aber auch nicht andre durch deine Wolthätigkeit leiden, und übe dieſe Tugend ſo, daß du durch Erfreuung eines Menſchen nicht andre deſto härter betrübeſt: welches z. B. geſchehen würde a) durch **Verlezung des Näherrechts** (364. ff.) b) durch Benuzung ſolcher Güter zu Wolthaten, die nicht dein **Eigenthum** ſind, z. B. deſſen, was du von andern geborgt haſt, oder auf andere Art ſchuldig biſt, (229. 230.) oder wohl gar des geſtohlnen Guts, oder anvertrauter Geheimniſſe u. d.

180 8. Bedenke, daß das vollkommenſte und ausgebreitetſte Gute oft alsdenn erſt in der Welt geſtiftet werden kan, wenn die Menſchen mit gemeinſchaftlicher Kraft wirken, und mache es dir daher zum unverbrüchlichen Geſez, an **gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit** für alles, was wolthätige Zweke für Menſchheit erzielet, **Theil zu nehmen** und alle Anſtalten, zur Unterſtüzung der Armen, zur Erziehung der Jugend, zur Bildung des Volks u. ſ. w. zu begünſtigen.

181 Laß nie, wenn du am Gutesthun Freude haſt, und es für deinen höchſten Werth vor Gott erkenſt, deinen

Eigenſinn, oder kleine Unvollkommenheiten, die ſelbſt von den gemeinnüzigſten Anſtalten unzertrennlich ſind, dich abhalten, ſolche Anſtalten zu unterſtüzen und dich mit warmen Eifer für ſie zu verwenden. Es verräth eine elende Seele, die noch wenig Sinn fürs Gute hat, wer bei geſellſchaftlichen Verbindungen zur Wolthätigkeit Trägheit oder Eigenſinn zeigt, und ſich von der Theilnehmung ausſchließt.

9. Endlich vergiß die Regel (319.) nicht, welche 382
deine Freude an Wolthun mit jedem Tage dir vollkommner und ſchmakhafter machen und deine ganze Seele nach und nach für ihren Genuß beleben und anfeuern wird.

XXII.

Freuden der Menſchenliebe.

Mitleid.

Menſchen! **Freuden ſchaffen** iſt große Freude, aber 383
Leiden enden oder wenigſtens mindern, iſt Himmelswonne. Laſſet mich euch von der Ausübung der mitleidigen Liebe beſonders belehren, wenn auch manches ſchon in der Materie von der Wolthätigkeit enthalten ſeyn ſollte. Ihr könt die Anweiſungen und Ermunterungen zur Liebe nicht oft genug leſen. — Selig ſind die Barmherzigen, die Mitleidigen, ſagt unſer Jeſus. Lernt, was das ſagen will. Lernet die Seligkeit genießen, die der Menſchenfreund genießt, wenn er Thränen troknen und Ruhe und Freude in ein harmvolles Menſchenangeſicht zurükbringen kan. Vernehmet, wozu die Sittenlehre Jeſu ſo wie die Stimme der Natur euch auffodert.

1. Der natürliche, unverdorbne — oder (wenn 384
er durch Erziehung verdorben war) nach dem Muſter

Jeſu wieder ungebildete Menſch — empfindet jedes Menſchen Leiden. Jedes — er ſey ſein Freund oder ſein Feind, ſein Woltháter oder ſein Beleidiger: er ſey adlich oder bürgerlich: er ſey ein Einländer oder von irgend einer fremden Nation: von einem guten oder verwilderten Volk: er ſey Katolik oder Proteſtant, Jude oder Türke: Gottesverehrer oder Gözendiener: Pfaffe oder Laie: von empfehlendem oder widrigem Geſicht: er flehe oder bettle, oder ſey zu ſtolz zum betteln: er leide mit Geräuſch, oder im Stillen und kaum bemerkt: er ſtehe im guten oder im ſchlechten Rufe: der Amtmann oder der Fürſt könne ihn leiden oder nicht leiden: er ſey nach unſerer Meinung ein frommer oder ein böſer Menſch: er gehe in die Kirche oder in keine: er wiſſe es, daß er elend iſt, oder er
385 wiſſe es ſelbſt nicht: — — Jeder Menſch iſt Menſch, iſt Gottes Geſchöpf, iſt Kind des Alvaters, kann, wird werden, was er nicht iſt. Jeder Menſch empfindet, leidet wie **ich**, wenn er leidet. Alſo muß ich, wenn ich Menſch, wenn ich Chriſt bin, es mit ihm fühlen.

386 2. **Jedes Leiden** — jedes, das jeder Mitmenſch, **unter meinen Augen leidet**, muß ich fühlen: ſeine Armuth: ſeinen Hunger: ſeine Blöße: die Hülfloſigkeit ſeiner armen Kinder: ſeinen Froſt im harten Winter: ſeinen kränklichen Körper: ſeine Gebrechlichkeit: ſeine Schmerzen: ſeine Sorgen und heimlichen Seufzer: ſeine harten und unerſchwinglichen Arbeiten: ſeine Schulden, die ihn drüken: ſeine Verfolgungen, die er ausſtehn
387 muß: ſeine Angſt, die der unbarmherzige Glaubiger, der ſein Gewiſſen ſchwärmeriſch quälende Prieſter, der hartherzig exekutirende Amtmann, oder der proceßſüchtige Nachbar ihm verurſacht: ſeine Noth, die Verleumdung und Verunglimpfung ihm bereitet: ſeine Leiden, in die ſeine eigenen Verirrungen, ſein Leichtſinn, ſeine Gutherzigkeit, ſein Eigenſinn, ſeine Eitelkeit,

keit, ſeine Trägheit, ſeine Sinlichkeit, ſeine ſchlechte
Wirthſchaft — ihm zuzieht: ſeine Unwiſſenheit, Aber- 388
glauben und Vorurtheile: ſein Unglaube, Zweifel-
ſucht und Irreligion, die ihm die Freuden der Wahr-
heit und Tugend rauben und manche heimliche qual-
volle Stunde ihm machen: ſeine unglüklichen Gewohn-
heiten, die ihm auf dem Wege des Laſters tauſend Pla-
gen erzeugen: ſelbſt ſolche Fehler, die nicht nur ihm
ſondern auch mir in ſeiner Verbindung das Leben ſauer
machen: — alles dieſes Elend — alle dieſe leibliche 389
und geiſtliche, häusliche und außerhäusliche Noth —
muß ich fühlen, mitleidig fühlen: nicht fragen, iſt er
ſchuld oder nicht ſchuld: mich beſinnen, daß alles,
durch die Umſtände, unter denen er lebt und die doch
Gott ſo leitete, beſtimt wurde: bedenken, daß ich un-
ter **eben denſelben Umſtänden**, eben derſelbe Thor
ſeyn, eben dieſelben Leiden erfahren würde. — —

3. Und daß ich ſo, jedes Leiden mitleidig empfin- 390
de, muß mich **freuen**. Es muß mein Stolz, meine
Wonne ſeyn, daß mein Schöpfer und Vater ein ſol-
ches Herz mir gab. Ich muß, bei jedem Bewußtſeyn
eines ſolchen Mitleidgefühls, Gott danken, daß ich
dem beſten ſeiner Menſchen, daß ich Jeſu ſo ähnlich,
ſo vollkommen, und Gott dadurch ſo werth und gefäl-
lig bin.

4. An jedem Leiden jedes Menſchen, das ich ſehe 391
oder erfahre, muß ich ſo Theil nehmen, daß ich **au-
genbliklich den Wunſch** empfinde, es **abzuwen-
den** oder zu **mindern**. Wer Noth und Schmerz
ſehn kan, ohne dieſen Wunſch, iſt eine verdorbne
Seele. Wer aber Harm und Leiden ohne Noth noch
mehren, und Wolgefallen dabei fühlen kan, iſt in
Konkreto, was die Bibel in Abſtrakto einen **Teufel**
nent. Wer aber bei jedem Uebel, das ſeine Mitmen- 392
ſchen drükt, Begierde hat, zu helfen, iſt eine gute

Seele. Und wer allemal — zu Abwendung oder Minderung des Elendes ſeiner Brüder — alles thut, was er kan — wers immer mit warmen Eifer thut — wenns ſein ſüſſeſtes Geſchäft iſt, Thränen troknen und Freude in ein harmvolles Auge zurükbringen, iſt ein Engel.

393 5. Alſo helfen, retten, beiſtehen ſoll ich, jedem Leidenden, mit allem, was ich habe: nicht blos mit der kleinen unbedeutenden Gabe, die der umherziehende Bettler ſich heiſcht. Das iſt gerade die ſchlechteſte, die ungenießbarſte Art der mitleidenden Liebe. Unter dieſen Menſchen, glaubet mir, iſt das wenigſte Elend. Die recht leidende Menſchheit zieht nicht auf den Straſſen herum. Sie ſeufzt und jammert im Verborgnen: in der Strohhütte nicht nur, ſondern auch in ſchönen Häuſern: im freien nicht blos, ſondern auch in Gefängniſſen: nicht laut allein, ſondern oft in der
394 Tiefe der Seelen. Dieſe großern Leiden fodern mehr als die Stimme des, oft ſehr glüklichen und übermüthigen, Bettlers. Hier muß ich alles aufbieten, was ich habe. Mein Vermögen, meine Vorräthe, mein Anſehn, meine Konnexionen, meine Einſichten, meine Erfahrungen, meine Beredſamkeit, alles. — O tauſendfach iſt jedes Menſchen Vermögenheit, unzählbar ſind die Gelegenheiten, die Freuden der mitleidenden Liebe zu genießen.

395 6. Aber man muß dieſe Freuden doch auch mit Beſonnenheit, mit Weisheit genießen. Auch die Tugend muß nicht blinde Leidenſchaft, nicht ungeleiteter Enthuſiasmus werden. Und ſo wie ich bei dem ſinlichen Vergnügen des Eſſens und Trinkens vernünftige Regeln habe, die ich befolgen muß, ſo kan auch der Genuß dieſer göttlichen Freuden nicht regello
396 ſeyn. Alſo — 1) Frage bei jedem Anblik eines menſch
lichen Leidens, das dich rührt, und den Wunſch z

hel

helfen erregt, ob deine **Kraft hinreiche**, ob dein
Beutel es trage, ob Geſchäfte, die du dem Staate
ſchuldig biſt, nicht leiden, ob du die nicht beſchädigſt,
welche die Natur in dem nächſten und engſten Wirkungskreiß
deiner Liebe verſezte. Laß dein Herz jedem
elenden entgegen wallen aber zwiſchen Wunſch und
That ſey Ueberlegung. — 2) Du wirſt nicht aller 397
Noth zugleich abhelfen: denn ihrer iſt viel: ſey alſo
gerecht in deiner Wahl: (364. ff.) — Endlich 398
3) ſieh bei dem Genuß dieſer Freuden auf den Zwek.
Bedenke, daß nur das Uebel, das deinen Mitmenſchen
drükt, gemindert oder gehoben werden ſoll. Mache
den Hungrigen ſatt aber mäſte ihn nicht. Hilf den
armen Handwerksmann auf, aber gieb ihm nicht ſo
viel, daß er nun müßig gehen kan. Kurz übertreibe 399
dein Mitleid nicht, damit du nicht, ſtatt zu beſeligen,
verderbeſt. Theile, wie dein Gott, mit weiſer Hand
deinen Segen aus, und verſchleudere nicht an einem,
was vielen nüzen, viele erquiken könte.

7. Aber alles, was du im Drange deines liebe- 400
vollen Herzens thuſt, das thue mit **Selbſtgenuß.**
Ein wichtiger Gedanke, Menſchen! den wenige recht
kennen. Laſſet mich euch ihn, ob er gleich ſchon oft
von mir erwähnt worden iſt, hier noch einmal recht
deutlich und anſchauend machen. Ich will euch ein 401
Beiſpiel erſt geben. Wenn ich eſſe und trinke, wißt
ihr, wie ichs mache, um es zu genießen? Ich kaue
nicht blos und ſchluke hinter: das iſt blos thieriſche
Thätigkeit. Ich vergeſſe, in der Stunde, meine Sorgen,
meine Arbeiten, meine Geſchäfte. Ich bringe
Geſpräche auf die Bahn, welche aufheitern. Ich bin
bei meiner Mahlzeit, wie an meinem Studiertiſche, mit
Leib und Seele. Ich ſuche es ganz zu genieſſen. Ich
ſuche mir des Wolgeſchmaks bewußt zu werden. Ich
eſſe nicht aus Pflicht, um gegeſſen zu haben, ſondern

ich eſſe aus Vergnügen und ich höre auf ſo bald ich
merke, daß der volle Hunger, der die Empfindung
402 des Wolgeſchmaks verurſachte, vorüber iſt. — Sehet,
das iſt meine Regel überall. Ich thue nichts aus
Pflicht. Ich habe auch keine. Ich erkenne auch keine.
Ich weiß kein Geſez. Ich bin freier Menſch.
Und Gott ſelbſt hat mich dazu geſezt, daß ich frei ſeyn
ſoll. Er zwingt mich zu nichts. Er behandelt mich
als Erzieher, nicht als Geſezgeber. Kurz — ich thue
alles um meines Vergnügens willen. Alſo — wenn
mein Auge einen Leidenden entdekt und mein Herz ihm
entgegen eilt, ſo iſt mirs, wie wenn ich, hungrig,
403 eine gute Schüſſel erblike. Ich gehe zum Freudegenuß.
Das heiſt, indem ich nun meinem Mitmenſchen
helfe, ſo laß ich meinen Augen meine Phantaſie
zu Hülfe kommen. Ich ſuche mir ſeine Noth in ihrem
ganzen Umfange zu denken. Ich ſehe ihm ins Auge.
Ich beobachte ſeine Minen. Ich leſe in ſeinem Geſicht
ſeinen Dank zu Gott: ich höre mit Entzükung
ſeinen Dank zu mir: ich fühle durch alle meine Adern
die Freude, die ſein Handedruk athmet, wenn er
mich ſeinen Freund, ſeinen Retter, ſeinen Wolthäter
404 nennt. — Ich bin noch nicht ſatt. Ich gehe nach
Hauſe und laſſe meine Phantaſie das ganze Bild des
erfreuten Leidenden veſt halten. Ich wiederhole die
Scene. Ich trete vor Gottes Angeſicht und weine
eine Thräne des Danks, daß mir ſeine Vorſicht dieſe
Gelegenheit gab, einen Leidenden zu erquiken, und
freue mich, daß ich das mit ſo inniger Freude zu thun
fähig war: freue mich dieſes Zuges einer gottähnlichen
Seele: freue mich einer That, die nicht blos im Handeln
mir Wonnegenuß war: die nicht blos jezt nach
dem Handeln durch das Bewußtſeyn meiner Fähigkeit
zu ſolchen Freuden mich beſeligte, ſondern die auch ein
405 Same mir ward für die veraltende Ewigkeit. — Lieben
Brüder, wers ſo verſteht, die Tugend zu genieſſen,

ſen, braucht kein geſchriebnes Evangelium mehr: dem braucht man nicht erſt Matth. 5. zu allegiren und zu beweiſen, daß er mitleidig ſeyn ſoll. — Die Tugend ſo genießen giebt der Seele des Menſchen eine ganz eigne Stimmung. Sie wird von ſelbſt edel, groß, und, über Sinneluſt erhaben. Sie bildet ſich ſelbſt. Die Tugend verwächſt gleichſam in ihre Maſſe. Sie wird ihr mechaniſch. Und nun erſt wird das ganze Leben Freudegenuß und das Sterben — ohne Katechismus und Geheimnislehren — ein Triumph.

Aber wie geſagt, wenig Menſchen verſtehn das, 406 weil die herrſchende Religion, zur Zeit noch, den wahren Geſichtspunkt überall ihnen verrükt. Sie treiben die Sittenlehre Jeſu, welche Anweiſung zur Freude iſt, wie Frohndienſte.

XXIII.

Freuden der Menſchenliebe.

Almoſen.

Auch dieſe Materie verdient beſonders erwogen zu 407 werden. Unſere Moraliſten haben ſie bisher, wie alle ſolche Materien dadurch verhunzt, daß ſie ſie immer als **Pflicht** und Gottesdienſt, nicht aber als **eigenen Freudegenuß** betrachteten. Daher haben ſich die Menſchen, die von ſolchen blinden Leitern geführt wurden, meiſt ſchon verwöhnt und ſich unfähig gemacht, dabei aus Selbſtliebe zu handeln, und die Tugend um der Freude willen auszuüben, die ſie gewährt.

A. Vernehmet, warum euch euer Almoſengeben 408 bisher keine Freude gemacht hat, und warum ihr folglich ſo träge und unthätig dabei waret.

Erſtlich — weil ihr gerade nur die geringern 409 **Gegenſtände** wähltet, bei denen ihr keine Freuden genießen kontet. Nemlich ihr gabet euer Almoſen den Bettlern. Das iſt meiſt eine Race verdorbener Menſchen, die aus Liebe zum Müßiggange betteln. Bei ſolchem Volk, ich nehme die wenigen Alten und Gebrechlichen aus, kan man keine Freude ſchaffen, folglich auch keine genießen.

410 Zweytens — weil die Gaben bei ſolchen Ge-
genſtänden nicht anders als gering ſeyn konten. Ein
Pfennig, ein Dreyer — was kan der wirken? Da
bleiben Geber und Empfanger in gleichem Grade
kalt. — Da iſt nichts als ein mechaniſches Ausſtre-
ken der Hand, ein froſtiges „da!„ und ein Gedan-
411 ken- und Gefühlleeres „vergelts Gott!„ — Da iſt
kein vorhergehender Kummer über das Leiden des Mit-
menſchen, der den Genuß der mittheilenden Liebe wür-
zen muß, wie der Hunger die Speiſen. Da iſt kein
Anblik der erquikten Seele, des ſchwindenden Harms.
Da iſt keine überlegte Aufopferung, keine Gewalt,
die man ſeiner Liebe zum Gelde anthut, kein Sieg der
Tugend, folglich auch — kein Gefühl ſeines Werths —
nichts.

412 **Drittens** — weil ihr eine ſo ſchlechte **Methode** habt, euer Almoſen zu geben. Die wenigſten, beſonders unter den Vornehmen, ſehn die Gegenſtände ihrer Liebe. Da verſamlet ſich etwa Freitags oder Sonnabends der zerlumpte Haufe an der Hausthüre. Ein Bedienter bringt den kupfernen Klumpen: vertheilt ihn: und — der Haufe drollt ab. — Sagt, heiſt das eine Tugend genießen, welche unter allen die genießbarſte iſt?

413 B. Alſo höret, wie ihr nach meinem Rathe Almoſen geben müſſet, wenn ſie euch Freuden des Herzens und zugleich Bildung des Geiſtes werden ſollen.

1. Das Almoſengeben müßte noch beſſre Gegenſtände 414
haben. Ihr müßtet das junge Volk, das
arbeiten kan, geradezu abweiſen. Denn ihr beſtärkt
ſolche Menſchen nur in ihrem Müßiggange und thut
alſo einen Schaden, der von der äußerſten Wichtigkeit
iſt und der, wenn die Magiſtråte ſolche moraliſche
Dinge, die ihnen kein Geld einbringen, zu beherzigen
gewohnt wären, ſie bewegen würde, ihre Wachſamkeit
gegen herumlaufende Bettler etwas ernſtlicher zu
zeigen. Ihr müßt aber vielmehr die nicht bettelngehenden
Unglüklichen aufſuchen, und euch mit den mannichfaltigen
Scenen des menſchlichen Elendes bekanter
machen. Ihr müßt jene harmvollen Mütter aufſuchen, 415
die ihren Kindern kaum Brod, geſchweige Erziehung
geben können: jene Waiſen, die wegen Mangel
an Aufſicht und Pflege verwildern: jene Jünglinge,
die bei troknem Brode, und bei Mangel an Geld,
Kleidern, Heizung, Büchern, ſich den Wiſſenſchaften
widmen und bei Kummer und Elend verderben: jene
Unglüklichen, die von ihren Gläubigern gedrükt, verfolgt,
und geängſtet werden oder in Gefängniſſen verſchmachten:
jene im Dunkeln lebenden Menſchen, 416
welche durch Kunſt, Wiſſenſchaft und Talente dem
Staate wichtig werden könten, wenn ſie bekant gemacht
und unterſtüzt würden: jene Kranken, die in
der zerfallnen Strohhütte auf Baumlaub ſich wund
liegen, die kein Arzt beſucht, kein Freund tröſtet, kein
Mitleidiger mit einer labenden Suppe erquikt, und
die Gottes Barmherzigkeit um ihren Tod anrufen
u. ſ. w.

2. Dieſe wahren Gegenſtände der mitleidenden 417
Liebe müßt ihr nicht blos erforſchen, ſondern ſelbſt hingehen,
ſie ſehen und Augenzeugen ihres Jammers
ſeyn. Das iſt das allerwichtigſte. Ohne dieß iſt
alles vergeblich. — Höret, warum das ſo wichtig iſt.

418 Erſtlich iſt dieſer Anblik nöthig, um euch das
warlich ſüſſe obſchon zugleich ſchmerzhafte Gefühl des
Mit — leidens einzuflöſſen, ohne welches ihr
keine Freude ſchmeken könt. Dieſe Rührung, die
ihr bei ſolchem Anblik empfinden werdet, iſt, wie ich
oben ſchon ſagte, die Würze der nachherigen Wohlthätigkeit.
Jemehr euch da ein Schauder überfällt, wo
ihr das menſchliche Elend erblikt, je näher euch die
Thräne ins Auge tritt, wenn ihr das blaſſe Geſicht,
das harmvolle Auge, die ringenden Hände ſehet und
die nach Erbarmung ächzenden Seufzer vernehmt, deſto
gröſſer nur kan die ſüſſe Himmelswonne ſeyn, welche
eure Seele in dem Augenblik durchſtröhmen wird,
in welchem ihr in ein ſo jammervolles Angeſicht Freude
419 zurükbringet. Ohne dieſe vorhergegangne Empfindung
des theilnehmenden Kummers iſt kein Vergnügen bei
der Mildthätigkeit möglich. Und dieſe Empfindung
kan nicht entſtehn, wenigſtens nicht ſtark genug werden,
wenn man von den Leiden der Menſchheit nicht
420 Augenzeuge wird. — Zweytens iſt dieſer eigne Anblik
euch nöthig, um den wahren Zuſtand des Leidenden
kennen zu lernen und darnach richtig abzumeſſen,
was ihr zur Minderung oder Aufhebung ſeiner Leiden
thun müſſet. Denn was hilfts, daß man euch erzählt:
da oder dort liege ein Elender und ſchmachte
nach Rettung, und daß ihr dann eine Gabe hinſchikt,
die ihr nach Gutdünken meßt? Sehet ihr ſelbſt ſeinen
Zuſtand, erforſchet ihr durch Geſpräch ſeine Bedürfniſſe,
ſo werdet ihr richtig urtheilen können, was nöthig
iſt, ob blos Geld oder Rath, oder Troſt, oder
Leibespflege, und wie viel nöthig iſt und — ob ihr
allein helfen könt oder gemeinſchaftlichen Beiſtand aufzuſuchen
421 habt. — Drittens wird ſolcher Anblik —
und dieß iſt für mich die Hauptſache — wenn ihr oft
ihn euch verſchaft, euren Herzen nach und nach eine
Stimmung geben, die der, der ſie hat, mit keinen
Schä-

Schäzen der Welt vertauſcht. Er wird eure Phanta-
ſie mit Bildern erfüllen, welche euch immer begleiten
und eure Seele weich, menſchlich, gefühlvoll, und
ſanft machen werden. Er wird eure Fähigkeit, die Lei-
den anderer zu fühlen, mit jedem Tage vergrößern.
Er wird euren Leichtſinn zerſtöhren und den Geſchmak 422
an wilden Freuden der Sinlichkeit verbannen. Er wird
euch duldſam machen und euch antreiben, euern übri-
gen Menſchen ohne Noth keine Leiden ſelbſt zuzufügen,
eben weil ihr da lernet, daß der Leiden der Menſchen
ohnehin genug ſind. Kurz — er wird eure Seele ver- 423
ſchönern und euch jenen edlen, liebevollen, und ſanft-
müthigen Geiſt mittheilen, der den meiſten Großen der
Erde ſo fremd iſt, weil ſie in ihrem Zirkel nichts als
Freuden und Ueberfluß ſchauen, weil ſie mit lauter fro-
hen Menſchengeſichtern umringt ſind, und die leidende
Menſchheit nie zu ſehen bekommen: die eben deswegen
harte, fühlloſe, kalte — häßliche Seelen bleiben, die
nur für ihre Lüſte leben und für die Klagen der Elenden
keinen Sinn haben. — Wolltet ihr dieſe wichtigen 424
Vortheile euch ſchaffen, wolltet ihr eure Seelen ganz
mit dem Geiſte Jeſu beleben, ganz eure Beſtimmung
fühlen, ganz für die liebende Tugend erwärmt werden
und — bei der Ausübung dieſer Tugend wahre Freuden
ſchmeken lernen: ſo macht es euch zur Regel, wenig-
ſtens alle Monate ein paarmal unter eure unglüklichen
Mitmenſchen zu gehn und Zeugen ihrer Leiden zu werden.

3. Dann werdet ihr von ſelbſt meinen dritten 425
Rath befolgen und das Almoſengeben zu eurem eignen
Geſchäft machen, und **perſönlich** die Elenden tröſten
und erquiken. Denn ohne dieſes habt ihr, wie geſagt,
keinen wahren Genuß. Ihr müßt ſelbſt gehen und hel-
fen. Ihr müßt die Thranen von den Augen der Lei-
denden abtroknen. Ihr müßt ſelbſt die Gabe bringen,
bei deren Empfang der Unglükliche von neuem athmet,

von neuem auflebt, ſeine Augen empor hebt,
und erquikt den erſten Strahl, der von Gott
durch euch ihm zugeführten Freuden empfindet.
426 Ihr müßt ihn ſelbſt ſehen, wie er ſich geberdet,
wie er frohlokt, wie ſeine armen Kinder an ſeiner
Freude Theil nehmen, wie ſie euch um die Knie fallen,
wie ſie ihren Dank euch ſtammeln, wie der Elende
Gott preiſet, wie er ſich mit der Welt mit ſeinem
Schikſale ausſöhnt. Das müßt ihr — wenn euch die
Tugend, was ſie Jeſu war, Himmelswonne werden
427 ſoll. — Und wenn ihr dann fühlt, wie wol einem
in einer ſolchen Stunde iſt, wie berauſcht von dem
ſanfteſten Freudegefühl man da iſt, wie man da ſeine
eigne Gröſſe, ſeinen Werth empfindet, wie man da
oft mit dem Aufwande eines halben Guldens und einer
freundlichen Mine ein Gott unter Menſchen werden
und harmvolle Herzen zur himliſchen Fröhligkeit um-
428 ſtimmen kan — ſo werdet ihr ſelbſt darauf fallen, zu-
weilen auch eines eurer Kinder mitzunehmen — um
es auch die Scenen des Jammers und der Gottes-
freude ſehn und ſchmecken zu laſſen und ihren Seelen
früh das heilige Gefühl der Freuden der Menſchenliebe
429 einzuflößen. — Dann werdet ihr von ſelbſt auch dar-
auf fallen, mehrere Familien als **Geſellſchafter
mit euch zu verbinden**, euch mit ihnen einen ge-
wiſſen **Zirkel Nothleidender zu wählen**, mit ihnen
wechſelsweiſe denſelben zu beſuchen, jeden Armen nicht
nur einmal mit Gaben zu erquiken, ſondern ſie nach
und nach ganz aus ihrem Elende zu ziehen, ſie zu fleiſ-
ſigen, arbeitſamen und nahrhaften Menſchen zu ma-
chen und ſo wahre Glükſeligkeit über ihr Leben zu ver-
430 breiten: — auch zuweilen Zuſammenkünfte zu hal-
ten, euch über den Zuſtand des einen und andern zu
beſprechen, euch mit ihnen über die Hülfsmit-
tel zu berathen, die Gröſſe der Gaben und die Art der
Mittheilung abzumeſſen, euch einander eure Em-

pfindungen mitzutheilen und ſo — in Geſellſchaft ſelig zu ſeyn.

Wer Ohren hat zu hören der höre! 431

Gott! wenn erſt ſo die Tugend gemeinſchaftliche Wirkſamkeit für Menſchenbeſeligung, gemeinſchaftlicher Freudegenuß wird, dann, dann wollen wir ſagen, daß wir Chriſtenthum haben. Dann werden wir erſt erfahren, was jezt noch der Welt unbekant iſt, daß die Lehre Chriſti die Urquelle aller menſchlichen Glükſeligkeit ſey!!

XXIV.

Freuden der Menſchenliebe.

Vier Wirkungskreiſe derſelben.

Man kan den Menſchen entweder blos als **Menſchen** betrachten, der als Menſch an den Leiden und Freuden aller empfindenden Weſen überhaupt und ſeiner Mitmenſchen inſonderheit Theil nimmt, und jene zu mehren diese zu mindern ſucht, um darinnen, mit Gott ähnlicher Geſinnung, ſeine Freuden zu finden (XXII. XXIII. XXIV.) oder man kan ihn als einen **Bürger des Staats**, als ein Mitglied einer **Nation**, kurz, in ſeiner engern Verbindung mit der **Geſellſchaft** betrachten, vermöge welcher er in und außer ſeinem Hauſe ſich gewiſſen **Geſchäften** widmet, die wir oben (315.) **Beruf** nanten, durch welche er das Beſte der Geſellſchaft befördert und dadurch theils abermals Freuden der Menſchenliebe genießt, theils ſich die Mittel zu allen bisher beſchriebnen Menſchenfreuden erwirbt und erzeuget. Von dieſen **geſchäftigen Leben** werden wir nun handeln und alſo die Freuden der Menſchenliebe beſchreiben müſſen, welche wir in den verſchiednen Verbindungen mit der Geſellſchaft uns zu verſchaffen Gelegenheit haben. Wir wollen daher zuerſt im Allgemeinen die vier **Wirkungskreiſe** der Menſchenliebe anzeigen, und dann den **geſchäftigen** Menſchenfreund in ſeinen einzelnen Verhältniſſen kennen lernen.

434 I. Unſer nächſter und engſter Wirkungskreis iſt unſere **Hausgenoſſenſchaft**. Hier betrachten wir uns als **Väter** oder **Mütter**, oder als **Ehegatten**, oder als **Kinder**, oder endlich als **Herrſchaft** oder **Geſinde**. In jedem dieſer Verhältniſſe giebt es gewiſſe **Geſchäfte**, durch deren treue Ausrichtung wir 1) die Glükſeligkeit der mit uns verbundenen Menſchen befördern 2) unſern eignen Unterhalt, Wolſtand, Ehre und Werth vor Gott finden und 3) zugleich für die folgenden Wirkungskreiſe, für Vaterland und Menſchheit geſchäftig und nuzbar werden.

435 II. Der zweyte und etwas weitere Wirkungskreis
umfaßt unſere **Mitbürger** und enthält diejenigen Geſchäfte,
die wir für unſere Mitmenſchen, als Akerleute,
Handwerker, Kaufleute, Soldaten, Gelehrte, Obrigkeiten
u. ſ. w. übernehmen, und durch deren treue Ausrichtung
wir ebenfals die Freude uns ſchaffen, ihre
Ruhe und Zufriedenheit zu befördern und uns ſelbſt und
den Unſrigen theils Unterhalt theils Freuden zu erzeugen.
436 Denn die Menge der menſchlichen Bedürfniſſe
(Erzeugung der Früchte, Verfertigung der Kleidungsſtüke,
Herbeiſchaffung ausländiſcher Waaren, Unterricht,
Schlichtung der Rechtshändel u. ſ. w.) macht es
nothwendig, daß jeder Menſch im Staate eine gewiſſe
Art von Arbeiten lerne und ausübe, wodurch eines
der gedachten Bedürfniſſe befriediget werde: wie es
denn auch billig iſt, daß jeder, für den tauſend Hände
und Köpfe thätig ſind, auch wieder für die übrigen etwas
arbeite und ſo für die Geſellſchaft lebe, in welcher

alles auf **gemeinſchaftlichem** Wirken gemeinſchaftlicher
Glükſeligkeit beruht. — Und hiebei komt gar 437
nichts darauf an, was für ein Fach von Geſchäften
ein Menſch wählt. Die beiden Zweke, der Genuß
der Freuden der thätigen Menſchenliebe und der Rükfluß
dieſer Wirkſamkeit auf unſern Unterhalt, Ehre,
Ruhe, Freudegenuß und Werth vor Gott, dieſe beiden
Zweke, ſage ich, werden in gleichem Grade erreicht,
mein Geſchäftsfach mag einem oder wenigen oder vielen
Menſchen zunächſt zu gute kommen, es mag im
Dunkeln, oder mit äußerm Glanz verbunden ſeyn, ich
mag als Taglöhner oder als Schriftſteller, als Bedienter
oder als Herr, als Bauer oder als Miniſter
arbeiten. Genug — wenn ich ein Geſchäft habe, das 438
der menſchlichen Geſellſchaft nüzlich iſt, und dabei ſo
arbeite, daß ich deren Freude und Zufriedenheit befördere,
für die ich meine Arbeiten übernahm, daß ich mit
Pünktlichkeit und Ehrlichkeit mein Geſchäft verwalte,
kurz, daß ich mich ſichtbar beſtrebe, meine Mitbürger
mit mir vergnügt zu machen und ihren Nuzen zu bewirken.

III. Ein dritter und noch weiterer Wirkungskreis 439
iſt — **der Staat**, in welchem ich lebe, welchem ich
nicht nur mittelbar (nach I und II) nüzlich werden kan,
ſondern deſſen Wol ich auch unmittelbar zu befördern
Gelegenheit habe, 1) wenn ich die **öffentliche Ruhe** 440
und Sicherheit nicht nur nicht ſelbſt ſtöhre, ſondern
auch dieſelbe ſo viel an mir iſt zu erhalten und gegen
Stöhrungen derſelben zu wachen bemühet bin: 2) wenn 441
ich die **Obern und die Geſeze** (ſofern ſie nicht die
Rechte der Menſchheit kränken, geſezt auch, daß zuweilen
Privatrechte etwas leiden ſollten) **heilig halte**,
mich überall in die bürgerliche Ordnung füge, ihr nie
vorſäzlich entgegen handle, mich zu meiner Vertheidigung
blos des Schuzes der Regierung bediene, meine

Rechtshändel ihrem Ausſpruche unterwerfe, jeden bürgerlichen
Rang, Gewalt, Gerechtſame, anerkenne
442 u. ſ. w. 3) wenn ich die zur Unterhaltung des Staats
und zur Vertheidigung deſſelben nöthigen Beiträge vorſchriftmäßig
leiſte und meine Abgaben gewiſſenhaft entrichte
443 und 4) für alles, was die Quellen des öffentlichen
Wolſtandes betrift (Bevölkerung, Beförderung
der Induſtrie, Aufnahme des Nahrungsſtandes
und der Handlung, Anſtalten für Volkserziehung,
Aufklärung, Geſundheit, Flor der Wiſſenſchaften und
Künſte, gute Policei, nüzliche Erfindungen und Unternehmungen
u. ſ. w.) möglichſt mitwirke, — Gefahren
Anzeige, durch Geld unterſtüze, durch meinen
Einfluß auf die Herzen der Menſchen begünſtige, gut
444 davon ſpreche und andere ermuntere u. d. Und auch
in dieſem Wirkungskreiſe werde ich die obgedachten
Zweke erreichen: ich werde die Freuden der Menſchenliebe
genießen und den reichhaltigſten Rükfluß jedes geſtifteten
oder begünſtigten Guten auf meine perſönliche
Glükſeligkeit erfahren: meinen Wolſtand befördern,
Ruhe und Sicherheit genießen, die Achtung meiner
Mitbürger mir erwerben, die Gunſt meiner Obern gewinnen,
und mich des vollkommenſten Werthes vor
Gott erfreuen. — S. mein Magazin B. III. die
Rede über den Patriotismus.

445 IV. Der lezte und weiteſte Wirkungskreis, in
welchem ich die Freuden der Menſchenliebe genießen kan,
umfaßt die ganze Menſchheit. — Kosmopolitismus!
— In Abſicht auf dieſen Wirkungskreis thue
ich als Weltbürger alles, wovon ich erkenne, daß es
der Menſchheit überhaupt erſprießlich ſey, oder ſuche
das, was andere dafür thun, zu unterſtüzen und zu
446 begünſtigen. Hieher gehört — immer mehrere Verbreitung
der Aufklärung in Abſicht auf Religion — Beförderung
der allgemeinſten Toleranz — Unterdrükung
und

und Bekämpfung alles Gewiſſenszwanges und aller Tirannei der Hirarchien — Mindrung des Luxus — Mehrung der Tugend unter Menſchen durch Beiſpiel und — Heilighaltung der gemeinen Rechte der Menſchheit.

447 O Menſchen! wie unermeßlich iſt das Feld eurer Wirkſamkeit fürs Gute! Wie unerſchöpflich ſind die Quellen der Freuden des Freudeſchaffens, in deren Genuß ihr eurem Gott ähnlich werden und euch groß, edel, Gott werth, und glüklich fühlen könt! Welch ein Paradies müßte aus unſerer Welt werden, wenn ihr alle, von einem Geiſte der Liebe belebt, für einander leben und wirken wolltet! Wie froh, wie ruhig köntet ihr alle leben! Wie getroſt, wie freudig ſterben, wenn ihr ſo, als Mitglieder der großen Familie des Alvaters für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit gemeinſchaftlich wirken wolltet! 448 Welch eine ſeligkeitvolle Erinnerung müßte es euch jenſeit des Grabes ſeyn, wenn ihr die tauſende wiederfinden werdet, für die ihr gearbeitet, geſorgt, und zu ihrem Glüke geſchäftig geweſen waret, und die einſt vor Gottes Richterſtuhle für eure Liebe euch danken werden!

449 O des ſchreklichen Unglüks! daß ſo viel Prediger der Religion bisher die Menſchen in einem anbefohlnen Glauben, in Andachtsübungen und Grimaſſen, ihre Tugend und Seligkeit finden lehrten, ſtatt einzig und allein auf dieſen freudevollen Pfad einer thätigen und alles allesumfaſſenden Menſchenliebe hinzuweiſen.

XXV.

Freuden der Menſchenliebe.

Ehegatten.

450 Wir wollen nun zuerſt den engſten Wirkungskreis der Menſchenliebe betrachten und zeigen, wie wir bei den Verhältniſſen des ehelichen Lebens der Freuden der Liebe durch gemeinſchaftliche Wirkſamkeit uns erzeugen müſſen.

451 Ich ſeze aber hier voraus, was ich von der Natur und dem Zweke der Ehe I, 1054. ff. bereits geſagt habe, und ſchränke mich hier blos auf die Freuden des ehelichen Lebens und auf die Regeln des Genuſſes derſelben ein.

452 A. Die Freuden des ehelichen Lebens ſind die vollkommenſten unter allen, welche das geſellige Leben (XVI. XVII.) gewähren mag.

453 1. In der Ehe iſt der wahreſte Genuß der Befriedigung des Geſchlechtstriebes, der durch keine nachfolgenden Vorwürfe des Gewiſſens verbittert und weder durch die Gefahren bedrohet wird, die ich I, 1095. ff. angezeiget habe, noch durch die, welche aus Unmäſſigkeit zu entſtehen pflegen. (84.) Denn was das leztere anbetrift, ſo hat der Schöpfer ſelbſt dafür geſorgt, daß bei regelmäſſiger Befriedigung des Naturtriebes, das heiſt, in einer Ehe, dieſer Trieb, nach den erſten Berauſchungen des Genuſſes gemindert und durch Gewohnheit des Gegenſtandes die Phantaſie in eine gewiſſe Ruhe geſezt wird, ſo daß alſo die Quellen aller Unmäſſigkeit von ſelbſt verſtopfet werden, welches bei regelloſer Befriedigung nie möglich iſt.

454 2. In der Ehe iſt der vollkommenſte Genuß der vertraulichen Freundſchaft (XVII.) ohne die oben-

ange,

angezeigten Gefahren (280.) möglich: weil hier durch die engen Bande beider Intreſſe verflochten iſt und folglich keines des andern Offenherzigkeit ſo leicht mißbrauchen kan, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden.

455 3. Sie giebt den höchſten Genuß der reinſten **wechſelſeitigen Liebe**, welche in der Ehe theils durch das ſo genau verbundene Intereſſe erhalten theils durch die Früchte der Ehe bei Erzeugung der Kinder vermehrt und immer veſter und herzlicher wird.

456 4. Sie verſchaft uns die angenehmſten **Erleichterungen unſers Lebens**, da beide Gatten ſich in die Geſchäfte theilen, welche die menſchlichen Bedürfniſſe erfodern und die außerdem jedes allein und ganz zu beſorgen haben würde. Welche Bequemlichkeit und Ruhe, einen treuen Freund zu haben, der ſo mannichfaltige Geſchäfte für mich ausrichtet, und mich in den Stand ſezt, die Geſchäfte, die auf meinen Antheil fallen, deſto ruhiger, ununterbrochener und mit geſchonter Kraft zu verrichten! Und welches Vergnügen, für eine Menge Bedürfniſſe ſo gut, ſo pünktlich geſorgt zu ſehen und alles nach Wunſche zu finden, was ich in meinem Hausweſen täglich nöthig habe!

457 5. Sie erleichtert ſelbſt die Laſten und Leiden des menſchlichen Lebens a) durch **Mitwirkung**, Hülfe, Beiſtand, Rath ꝛc. b) durch **Theilnehmung** — ſolamen miſeris ſocium habuiſſe: c) durch **freundliche Liebe**. Denn alles wird leicht, wenn wir nur Menſchen um uns haben, die uns lieben und in einem freundlichen Geſicht uns ihre Liebe leſen laſſen. Endlich d) durch den Gedanken, daß ich doch weiß, für wen ich dieſe Laſten trage oder meine Leiden erdulde, und daß das Gegenſtände meiner Liebe ſind. Für wen arbeitet und duldet der iſolirte Menſch?

458 6. Sie verſchaft uns die großen Freuden, die Kinder einem Vater und Mutterherzen gewähren. (XXVIII.)

459 B. Wer dieſe Freuden nun recht genießen will, muß nachſtehende Regeln fleißig erwägen und auszuüben ſuchen. Denn ohne ſie bleibt der Eheſtand, was er jezt für die meiſten Menſchen durch ihre Schuld iſt, ein Stand voll Laſten und Bitterkeiten, die oft alle Freuden des Lebens ertödten.

460 1. Vor allen Dingen ſuche deinen Gatten mit
Weisheit und Vorſicht zu wählen. Bei dieſer Wahl
461 a) mache nie Reichthum zu deinem erſten und einzigen
Zwek. Beſſer iſts, du heiratheſt nicht, oder
erwarteſt Umſtände, die dir dieſe Rükſicht entbehrlich
machen. Beſſer iſts, verbindlich machen als verbindlich
werden. Ein Gatte zur Häuslichkeit und Sparſamkeit
gewöhnt, iſt einträglicher als Reichthum, mit dem
dieſe Tugenden nicht verbunden ſind. Allein ſorge auch,
bei dem Vorſaze nicht auf Reichthum bei deiner Wahl
zu ſehen, daß dich nicht gegenſeitig eine ſtürmiſche Liebe
462 durch allzugroſſe Armuth unglüklich mache. Siehe
bei deiner Wahl darauf, daß du wenigſtens deine
Nothdurft gewiß haſt. Erforſche dabei die Bedürfniſſe
deines Standes, deiner einmal gewohnten Lebensart,
ſo wie die Bedürfniſſe deines Gatten. Mehr, als
dieſe Bedürfniſſe erfodern, iſt entbehrlich. Aber gar
keine Mittel ſehn, dieſe zu befriedigen, und aus blinder
Liebe dennoch heirathen, iſt die gröſte Thorheit,
die oft ſchrekliches Elend nach ſich zieht. Denn äuſſerſte
Armuth verdirbt gewöhnlich die Seele, macht muthlos
zu allen Geſchäften, verwandelt die feurigſte Liebe
in Kälte, verleitet zu Ergreifung entehrender Mittel
und zerſtört faſt immer die Ruhe und Freude des Lebens.
463 b) **Beſtehe nicht auf zufälliger Schönheit,**
(171. ff.) ſondern ſiehe bei deiner Wahl vornemlich
auf die weſentliche Schönheit, die ich dir oben (176. ff.)
464 beſchrieben habe. c) Frage auch nicht nach dem **Flitterſtaate
des Verſtandes**, beſonders wenn du als

Mann eine Gattin wähleſt. Die ſogenanten gelehrten
Weiber ſind gewöhnlich eitel, ſelbſtklug und minder
nachgebend, haben ſelten Geſchmak und Geſchik zu
häuslicher Arbeit, ſind ſelten geſund. Eine lebhafte
Seele, ein geſunder ſchlichter Verſtand und erworbne
Kentniſſe aus der Schule der Haushaltung und Kinderzucht,
ſind beſſer als große Gelehrſamkeit und Beleſenheit.
d) Siehe bei deiner Wahl vor allen Dingen 465
auf einen geſunden Körper in einer geſunden Seele
und — erforſche mit Sorgfalt, ob ihr Karakter ſich
zu dem deinigen paßt. (vergl. 288.) Dieß zu erfahren,
hilft nicht vieles Fragen und Erkundigen. Das
ſicherſte Mittel iſt langer **Umgang** mit gänzlicher **Verbergung
der Abſicht!**

2. Haſt du gewählt und das Band geknüpft, ſo 466
beruht das Glük deiner Ehe auf drey Stuffen:

α. Daß beide Gatten **mit Weisheit und Vor**- 467
ſicht die Freuden des Geſchlechtstriebes genießen.
Dazu gehört nicht nur die **eheliche Treue**, die
für das Glük des Lebens von ſo äußerſter Wichtigkeit
iſt, S. I, 1085. ſondern auch die Regeln der **Mäßigkeit**,
(84.) der **Reinlichkeit** und der **Schamhaftigkeit**,
(88.) welche nicht nur die Geſundheit erfodert,
ſondern die auch ganz allein es möglich machen,
daß der Genuß und der Gegenſtand des Genuſſes ſeine
Reize und Schmakhaftigkeit behalte. Beſonders iſt 468
für eine Gattin, welche die Liebe und das Vergnügen,
welches ihr Gatte an ihr findet, dauerhaft zu ſehn
wünſcht, die alleräußerſte Sorgfalt nöthig, daß ſie
nicht durch Unmäßigkeit im Fodern des Genuſſes, mit
der Kraft ihres Gatten, ſein Vergnügen erſchöpfe,
oder durch verurſachten widrigen Anblik einer ſchmuzigen
Geſtalt am Körper und Kleidern ihm Ekel oder
Gleichgültigkeit verurſache. Denn die Vernachläßigung 469
dieſer Regeln von Seiten des Weibes iſt der gewöhn-

wöhnliche Tod der ehelichen Freuden. Und man wird
finden, daß die Untreue der Männer faſt allemal darin
ihren Grund hatte, daß die Gattin nicht Klugheit genug
beſaß, ſeine Liebe zu feſſeln und ſein Vergnügen
470 an ihr zu erhalten. Wo die Gattin überall einen gewiſſen
Grad der erſten Delikateſſe behauptet, die ſie
als Braut beobachtete, ſich nie anders als in der reinlichſten
Geſtalt ihm zeigt, das Vergnügen dem Gatten
mehr ſuchen läßt als ſelbſt anbietet, da wird ſelten ein
Gatte auf Ueberdruß und durch Ueberdruß auf Untreue
gerathen.

471 β. Der zweyte Punkt betrift die **wechſelſeitigen
Geſchäfte**, daß eines ganz für das andere lebe: daß
jeder Theil mit Eifer und Pünktlichkeit das ſeinige
thue, und jeder Theil ſo, daß dem andern die Bemühung
recht augenſcheinlich wird, ihm Freude und Vergnügen
472 zu machen, und ſein Leben zu verſüßen. Dieſe
ſichtbare Bemühung, jeden Wunſch des Gatten zu befriedigen,
oder ihm, wo möglich, vorzůkommen, und
durch Fleiß, Eifer, Ordnung, Pünktlichkeit und Emſigkeit
ſeines Gatten Wolgefallen und Zufriedenheit
ſich zu erwerben, iſt das unfehlbare Mittel, Liebe und
Eintracht zu erhalten, den gemeinſchaftlichen Wolſtand
zu begründen und dem Reize des ehelichen Lebens
immer neue Aufriſchung zu verſchaffen.

473 γ Endlich der dritte Punkt betrift die wechſelſeitigen
Rechte und Obliegenheiten der Ehegatten,
daß jeder dem andern ſie heilig und unverlezt erhalte.
474 a) Des **Mannes Rechte** ſind, daß er als die vornehmſte
Perſon des Hauſes anerkant und geachtet werde,
daß er Befehlshaber über Kinder und Geſinde iſt,
daß er alles leitet und ordnet, was zur Einrichtung
des Hausweſens, zur Beſtimmung und Einſchränkung
der Ausgaben für Wohnung, Nahrung, Erziehung
der Kinder und allen Arten des Aufwandes erfodert
wird,

wird, endlich daß ſein Wille bei Berathſchlagungen
den Ausſchlag giebt, ſo bald nicht die Rechte des andern
Theils durch denſelben gekränkt und beeinträchtiget
werden. Dagegen ſind ſeine **Obliegenheiten**, daß 475
er der Beſchüzer der Familie, ſo wie ihr Ernährer und
Verſorger ſey, und durch ſeinen Fleiß das zu erwerben
ſuche, was zur Unterhaltung des Hausweſens nöthig
iſt — ingleichen, daß er das Geſinde gut regiere und
ſeiner Gattin Anſehen und Achtung im Hauſe unverlezt
erhalte. b) **Die Rechte des Weibes** ſind, Liebe, 476
Achtung und Unterhalt zu fodern, bei Berathſchlagungen,
die ihre und der ihrigen Wolfarth angehen, gehöret
zu werden, ihr Eigenthum in Abſicht auf eingebrachtes
Vermögen zu behaupten, und die nächſte
Befehlshaberin des weiblichen Geſindes zu ſeyn. Dagegen 477
ſind ihre **Obliegenheiten**, für Zubereitung der
Nahrungsmittel, für Ordnung, Reinlichkeit und gute
Erhaltung der Geräthſchaften des Hauſes, für körperliche
Verpflegung der Kinder und des Geſindes u. ſ. w.
Sorge zu tragen. Wenn dieſe Rechte jedes dem andern
heilig hält und jedes an ſeinem Theile dieſe Obliegenheiten
erfüllt, ſo iſt das Glük und die Freude des
ehelichen Lebens begründet, und vor den wichtigſten
Gefahren geſichert. Das Gegentheil bringt tauſendfältigen 478
Verdruß und Aergerniſſe — zerrüttet das
Hausweſen — wirkt Verdroſſenheit zu allen Geſchäften
— macht alle Freuden des Lebens ſchal und geſchmaklos
— verwundet das Gewiſſen — zernichtet
die Zufriedenheit und freudigen Aufblik zu Gott.

XXVI.

Freuden der Menſchenliebe.

Hausfriede.

479 Alle Regeln der Sittenlehre, welche auf Genuß und Erhaltung der häuslichen Glükſeligkeit abzweken, helfen nichts, wenn nicht Friede und **Eintracht**, unter Ehegatten beſonders, erhalten werden.

480 A. Friede und Eintracht haben **Einfluß** auf alle Quellen und Mittel der menſchlichen Zufriedenheit. Sie haben Einfluß

481 1. Auf **Gut und Vermögen**, deſſen Erhaltung, Vermehrung. — Ueberlegt nur ſelbſt, was dazu erfodert wird, wenn unſer Nahrungsſtand geſegnet ſeyn ſoll. Muß nicht jedes Glied der Familie das Seinige dazu beitragen? Kein Menſch kan ſich allein helfen. Alles beruht auf gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit, daran Mann, Weib, Kinder, Geſinde — auch Arbeiter, Amtsgehülfen — Theil nehmen. Geſchieht das nicht, ſo iſt die Familie wie ein kranker Körper. —
482 Und kan das geſchehn, wo nicht Liebe, Einigkeit und wechſelſeitiges Wolwollen herrſcht? Fraget nur die Erfahrung. Wo Zank, Uneinigkeit, Eiferſucht, üble Laune — einreiſſen, da geht alles verkehrt: da iſt täglicher Verdruß: da kan keins dem andern etwas recht machen: da iſt immer Tadel und Poltern: da wird alles vergeßlich, träge, mismuthig: da iſt keine Luſt, kein Eifer. — Wo hingegen Friede und Eintracht herrſcht, da arbeitet alles mit Vergnügen und Luſt: da werden die ſauerſten Arbeiten leicht: da lebt eins dem andern zu gefallen: da bietet ſich eine Hand der andern. —

2. Auf **Kinderzucht.** — Was gehört nicht zu 481 dieſem wichtigen Geſchäft — zu dieſem groſten Gegenſtande eurer dereinſtigen Rechenſchaft vor Gott. — a) Wie können Eltern darauf die nöthige Aufmerkſamkeit verwenden, wenn ſie immer durch Verdruß und Uneinigkeiten abgezogen wird? — b) Wo will **Geduld** herkommen, wenn das Gemüth voll Unwillen iſt? — c) Die **Kinder** ſelbſt werden dabei mißmüthig, unfolgſam — zumal da ſie eure Uneinigkeiten meiſtentheils entgelten müſſen. d) Es wird **Verſchiedenheit der Entwürfe** entſtehen. — eines wird gut heiſſen, was das andere beſtraft. e) Alle **Ehrerbietung** der Kinder wird verlohren gehen. f) Das böſe **Beiſpiel** wird alles, was für ihre Bildung geſchah, vernichten u. ſ. w.

3. Auf das Betragen außer **dem Hauſe** — bei 484 dem **Beruf** ſowohl, als im **geſellſchaftlichen Umgange.** — Mangel des Hausfriedens macht auch gegen andre mürriſch — gewöhnt an üble Laune — verfinſtert die Mine — macht in Geſellſchaften verdroſſen, tadelſüchtig, rechthaberiſch. — Unſre häusliche Laune wird uns dann überall hinbegleiten — ſelbſt zu den Geſchäften unſers Berufs. — Hingegen bei dem ungeſtörten Genuſſe des Hausfriedens werden wir mit Luſt arbeiten — immer Muth, Geduld, Gegenwart des Geiſtes haben — in Geſellſchaften heiter, duldſam ſeyn. — Und wenn ja zuweilen außer unſerm Hauſe uns ein Verdruß aufſtößt, ſo wird ſich unſere Stirne bei der Rükkunft entfalten: die freundlichen Geſichter in unſerm häuslichen Zirkel werden uns nach der Arbeit erquiken, und jeden Verdruß vergeſſen laſſen.

4. Auf **Genuß des Lebens.** Gebt einem Men- 485 ſchen alles, Geld, Kleider, Speiſen, Getränke, Bedienung — im Ueberfluß, und ſezt dabei, daß er mit ſeinen Gatten, Kindern, Verwandten, Amtsgehül-

ſen — nicht einig lebt — er wird nichts genießen: der
Gedanke des Verdruſſes wird jedes Gefühl der Freude
erſtiken: es wird alles ſeine Reize für ihn verloren haben
— er wird ſein Haus verlaſſen und auswärts Zerſtreuungen
ſuchen, die manche üble Folgen verurſachen
dürften — — ſeine Gemüthsruhe wird zerſtöret werden
— zumal wenn ſich Vorwürfe des Gewiſſens damit
verbinden — und wie kan man ein gutes Gewiſſen
486 haben, wenn man in Uneinigkeit lebt? — — Bei
häuslicher Eintracht hingegen iſt die ganze Seele der
Freude geöfnet: da wird uns auch das geringſte Vergnügen
ſchmakhaft: alles, was man genießt, wird
durch den Anblik liebender und vergnügter Menſchen
doppelte Reize bekommen: — da wird uns alles entbehrlich:
— da brauchen wir wenig auswärtige Freuden
aufzuſuchen, da wir ſie in unſerm kleinen Zirkel
ſo reichlich vorfinden: — da wird ſich das Gemüth
recht an die Freude gewöhnen: es wird auch da lernen
heiter ſeyn, wo es Urſachen zum Gegentheil findet. —

487 5. Auf unſere Geſinnungen gegen Gott.
Denn wie kan, wenn wir in häuslichen Unfrieden leben,
Liebe zu Gott und kindliches Vertrauen in uns
ſeyn? Wenn wir hingegen in Friede und Eintracht leben,
ſo iſt die Liebe Gottes in uns. Wenn alles
um uns her lauter Liebe iſt — wenn Gatten, Kinder,
wenn die ganze Familie ein Herz und eine Seele ſind,
o wie kindlich wird da das Herz gegen den Allvater —
488 wie lebendig dann unſer Vertrauen zu Gott, wenn unſer
Gewiſſen uns beruhigt und mit dem großen Gedanken
erquikt, daß Liebe des Geſezes Erfüllung
iſt. — Wie freudig werden wir da zu Gott beten,
wenn wir gemeinſchaftlich unſre Hände zu ihm auf-
489 heben. — Wie zufrieden werden wir mit ſeiner Vorſehung
werden, wenn uns die Liebe alle Freuden dieſes
Lebens ſchmakhaft und genießbar macht, wenn wir bei
dem

dem Glük der häuslichen Eintracht erſt fühlen, wie reich wir ſind, wie mannigfaltig die Freuden ſind, die uns unſer Vater in dem kleinen Kreiſe geliebter Gegenſtände genießen läßt. —

.6. Auf **unſre Leiden.** — Denn ein durch häuslichen 490
Zwiſt mißmüthiger Menſch ſiehet gleichſam alles
Unangenehme durchs Vergrößerungsglas: eine Kleinigkeit
ſezt ihn außer ſich: ſein Gemüth iſt jedem Eindruke
des Verdruſſes geöfnet. — Hierzu komt, daß er
lauter trübe Geſichter um ſich her erblikt — vom Andenken
gehabter Zwiſtigkeiten aufgereizt — von niemand
bedauert wird, oder, daß er doch glaubt, er
werde nicht bedauert — daß er ſein Herz in keinen
Schooß ausſchütten, und bei den Seinen keinen Troſt
und Rath finden kan — — endlich — daß er nirgends
um ſich her Eifer im Helfen, Theilnehmung an ſeinen
Leiden, Mitleid — findet. — Sehet im Gegentheil 491
den Mann, der im Schooße ſeiner Familie die Freuden
der Eintracht und der Liebe genießt. Sein Herz
iſt immerdar heiter, und auf alles Widrige gefaßt,
was ihn begegnen mag. Er betrachtet mit Ruhe jede
Seite des Uebels, das ihn trift, und findet immer
eine, die es ihm erträglich macht. Seine häuslichen
Freuden halten ihn für den auswärtigen Unfall ſchadlos.
Alles iſt bereit, die Thränen von ſeinen Augen 492
zu troknen. Ueberall wird ihm Zuſpruch, Theilnehmung,
Tröſtungen, Mitleid. — Er kan ſein Herz
ausſchütten, gemeinſchaftlich überlegen. — Er ſieht
überall Eifer zu helfen. — Sagt, ob dieſe Lage nicht
gleichſam ein Hafen iſt, wo wir bei jedem Sturme
der Trübſal Zuflucht nehmen können?

B. Aber welches ſind die **Mittel**, dieſes Glük der 493
häuslichen Eintracht zu erhalten und zu beveſtigen?

1. Das erſte, und ich möchte wohl ſagen, vornehmſte 494
Mittel zu Erhaltung der häuslichen Eintracht,

ſo wie überhaupt zu Frieden und Einigkeit mit allen unſern Mitmenſchen, iſt die wechſelſeitige Hochachtung. Die Erfahrung lehret es zur Gnüge, daß der Mangel derſelben die gemeinſte Quelle von Zänkereien
495 und Uneinigkeiten iſt. Ihr werdet das ſchon mehrmalen geſehen haben, daß oft die beſten Freunde, welche anfangs in der ſchönſten Einigkeit lebten, in die heftigſten Zänkereien, und wohl gar in Ausbrüche des ſchrecklichſten Haſſes gerathen ſind, blos weil ſie aufgehört hatten, diejenige Achtung einander zu erweiſen, welche anfangs der Grund ihrer Liebe und ihrer Eintracht war. Sie wurden mit einander zu vertraut, wurden nachläſſiger im äußerlichen Wolſtande, rauher in ihrem Tone, ungeſitteter in ihrem gegenſeitigen Betragen, unhöflicher bei Forderungen oder Abſchlagungen, eigenſinniger bei ihren Launen: — und daher kam's, daß eine Kleinigkeit im Stande war, ihre Leidenſchaften zu erregen und Zwietracht unter ihnen an-
496 zurichten. Und das iſt der Fall in den meiſten Familien und Geſellſchaften. — Wollet ihr alſo jenes unſchäzbare Kleinod erhalten, ſo hütet euch, daß der einzige ſichere Grund deſſelben nie von euch vernachläſſiget werde. — Zeiget gegen eure Gatten — ja ſogar gegen eure Kinder und Geſinde immer eine gewiſſe
497 Art von Achtung. Bemühet euch, wie Paulus ſagt, einander mit Ehrerbietung zuvor zu kommen. Zeiget in Minen, Ausdruk, Ton, bei Befehlen, Tadel, Verweigerungen, Forderungen — überall — daß ihr jeden nach ſeiner Art hochſchäzet. Seyd, wo es nöthig iſt, ſtreng, aber nie heftig oder grob. Muthet niemand erniedrigende Dienſte zu. Hütet euch vor allen Familiariſirungen.

498 2. **Vernünftiges Betragen bei den Fehlern** und Schwachheiten der Eurigen. — Denn auch hier habe ich die tägliche Erfahrung auf meiner Seite,

daß allzugroſſe Empfindlichkeit Veranlaſſung zu Zank
und Zwietracht wird. — Lernet alſo 1) **Kleinigkeiten** 499
ganz überſehen, und thut, wo die Sache nicht
ſehr von Wichtigkeit iſt, als ſähet und merktet ihrs
nicht. Kein Menſch iſt ohne Fehler. Ihr ſelbſt nicht.
Alſo müßt ihr gleich vorausſezen, daß Gatten, Kinder,
Geſinde — irgend einen oder einige Fehler an
ſich haben, die man überſehn muß. Und ihr erſparet
euch dadurch tauſend Verdruß. Alle Kleinigkeiten beſtrafen
oder rügen wollen, macht die Menſchen, die
mit uns leben, ſcheu und mißmüthig. 2) Am meiſten 500
hütet euch für **Härte**, **Ungeſtüm**, **Grobheit** —
das benimt die Hochachtung bei dem Fehlerhaften:
und wo ſchon die fehlt, da iſts umſonſt, beſſern zu
wollen. — Härte richtet nichts aus, es wäre denn
bei Kindern in ihrem **thieriſchen** Alter, wo Schläge
und Strenge — heilſam ſind. — Man wird des Polterns
gewohnt. — Es ſezt Fehler gegen Fehler. —
3) Wenn ihr beſtraft, ſo thut es **liebreich**, und mit 501
Vorſtellung vernünftiger **Gründe** — auch nicht alle
Augenblike — nicht in Gegenwart Anderer — zeigt
dabei, daß es euch ſelbſt weh' thut, wenn ihr einmal
ſtreng ſeyn müſſet — ſucht ihnen den Schmerz **nach
der Strenge mit Freundlichkeit zu vergüten** — das
macht Liebe — **Geneigtheit zur Beſſerung**. — 4) **Sucht** 502
mit **Klugheit** die Eurigen von Fehlern zu **entwöhnen**
— durch Vorſtellung des Nuzens, wenn ſie folgen
— der Laſt des Gegentheils, für ſie und euch. —
Nehmet ihnen die **Gelegenheit** — z. B. zum Trunk —
zur Eiferſucht. — Vornemlich hütet euch, ihnen ſelbſt
Gelegenheit zu Ausbrüchen ihrer Fehler zu geben. —

3. Leget allen **Eigenſinn** ab, und lernet einander 503
nachgeben. Eigenſinn macht Eigenſinn. — Alſo
laßt niemanden bei euren Forderungen, Wünſchen,
Urtheilen, Entſchlüßungen, auf den Gedanken kommen,

men, daß nur Starrſinn der Grund davon war. Gebet
vielmehr, wenn ihr dieſe Schwachheit merkt, dem
Unbiegſamen, wo es Wahrheitliebe und Gewiſſen erlauben,
nach. Oder, wenn ihr Gründe zu haben
glaubt, etwas zu behaupten oder durchzuſezen, ſo
macht bei Widerſtand gütliche Verſuche. Und ſezt euch
504 dabei die Regel veſt, 1) in minder wichtigen Dingen,
wenn gütliche Verſuche nicht helfen, dem Unbiegſamen
den Sieg zu laſſen. Es wird allemal eurem Verſtande
und eurem Herzen Ehre machen, und euch üble Folgen
erſparen. Saget da mit Abraham in brüderlicher
Nachſicht: Willſt du zur Rechten, ſo will ich zur Linken.
505 2) Iſt aber der Fall von Wichtigkeit, ſo, daß
ihr euren Entſchluß behaupten und durchſezen müßt,
wenn es z. B. Pflicht, Amt, Nuzen der Familie erfodert
— ſo thuts mit Veſtigkeit und männlichem Ernſt,
aber auf eine Art, die weder die Achtung noch Liebe
verlezt — nie mit Härte, Ungeſtüm, verächtlicher Begegnung
— thut es vielmehr ſo, daß man es euch anſehen
kan, daß es euch ſchmerzt, euren Mitmenſchen
durch Widerſtrebung bekümmern zu müſſen: ſagt ihnen
hinterher, wenn ſich der erſte Unwille gelegt hat,
freimüthig und liebreich eure Gründe: und ſucht ihnen
den Verdruß bei andern Gelegenheiten durch deſto willigere
Nachgiebigkeit zu vergüten. — Das macht Vertrauen,
und gewint auch die unbiegſamſten Herzen.

506 4. Verbindet aber mit dieſen Mitteln zur häuslichen
Eintracht auch die **Ausrottung alles Mißtrauens.**
— So lange ihr mit einem Menſchen (er
ſey zum Ehegatten, Freunde, Dienſtboten — beſtimt)
nicht in Verbindung ſeyd, könt ihr nicht mißtrauiſch
genug ſeyn. Da forſchet, prüfet, unterſucht — ſo viel
ihr könt. Aber wenn ihr einmal eine Perſon der Verbindung
mit euch werth gefunden, dann ſeyd veſt und
507 ſtandhaft — verhütet das Gift der Zuträgereien —
lei-

leidet nicht, daß man Böſes von ihnen ſage — glaubet nichts, als was ihr ſehet — argwohnet nichts, ohne es ihm mit Offenherzigkeit und Sanſtmuth vorzuhalten, oder ihn ſelbſt darüber zu befragen. — Es giebt Leute, die ſich ordentliche Zuträger halten, um alle Neuigkeiten des Orts zu erfahren, und ſelbſt von den Ihrigen alle heimliche Schritte und Reden zu erforſchen. — Das iſt das Unglük vieler Familien. Das 308
bringt Argwohn, Mißtrauen, Eiferſucht hervor, welche oft auf Lebenslang eure Ruhe vergiften, und alle Bande der Liebe und Eintracht zerreiſſen. Hütet euch dafür, und verſaget euch das unſelige Vergnügen einer ſo befriedigten Neugierde. Lernet offenherzig ge- 309
gen einander ſeyn. Trauet in Dingen, die der Eurigen guten Namen angehen, kaum euren eigenen Ohren und Augen, geſchweige den Reden der Klätſcher, oder Klätſcherinnen. Eure häusliche Ruhe iſt ein Kleinod, das ihr nicht ſorgfältig genug bewahren könt. Und dieſe beruhet ganz auf dem wechſelſeitigen Zutrauen. Argwohn und Eiferſucht ſind eine Hölle, die kein Menſch auslöſchen kan, wenn ſie einmal brennt. — Habet Glauben an einander. Hoffet von allen Menſchen, vornemlich aber von den Eurigen, das Beſte.

Dann wird der Geiſt Jeſu, welcher der Geiſt 310
der Liebe iſt, unauflösliche Bande zwiſchen euch und den Eurigen knüpfen. Dann wird der Friede Gottes in euren Häuſern wohnen. Ihr werdet gemeinſchaftlich und mit Luſt, Einer für des Andern Wol arbeiten. Eure Kinder werden ſich nach eurem Beiſpiel bilden, und auch gute und verträgliche Menſchen werden. Alle Freuden des Lebens werdet ihr doppelt reizend finden. Alle Leiden werden euch erträglich, alle Laſten gemildert werden.

XXVII.

Freuden der Menſchenliebe.

Kindestreue.

511 Kinder! die ihr dieſes Kapitel der Sittenlehre leſet, ſchenket mir eure ganze Aufmerkſamkeit, um das zu faſſen und zu behalten, was ich euch ans Herz lege.

512 A. Kein Menſch in der Welt hat ſo viel Grund und Antrieb zu Erweiſungen der Liebe als ihr — gegen eure Eltern.

513 1. Ihr habt ihnen euer **Daſeyn zu verdanken.** Denn wer konte ſie zwingen, die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt anzuwenden, welche erfodert wurde, um euch im Leibe der Mutter geſund zu erhalten und geſund zur Welt zu bringen? Sehet nur eine Menge Eltern, die ihre Kinder (durch Zank und Aerger, durch Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken, oder im Tanz u. d. m.) im Mutterleibe ſchon verwahrloſen und elend machen. Erwäget hiernächſt, welche fürchterliche Quahlen es eurer Mutter koſtete, euch zur Welt zu bringen, und welche ſchlafloſe Nächte und Sorgen euer Vater dabei hatte.

514 2. Bedenket die unbeſchreibliche Mühe, welche eure **Erhaltung** und **Erziehung** gekoſtet hat. — Wie hülflos ihr waret: wie man für euch arbeiten und ſorgen muſte: zu wie viel Nachtwachen eure Mutter genöthiget war, bei der Säugung, bei den Zahnen, bei eurem Geſchrei, und bei den mannigfaltigen Krankheiten der Kinderjahre: wie viel Verdruß und Aergerniß euer Leichtſinn, eure jugendliche Lebhaftigkeit euren Eltern verurſacht hat: was für Geld es ihnen gekoſtet hat, ehe ſie euch bis in die Jahre der Schule herauf gezogen haben, und wie viel hernach erſt, da ſie euch Unterricht, Kleidung und Aufſicht

verſchaffen muſten: wie viel Angſt und Beſorglichkeit 515 ſie ausgeſtanden haben, da ihr ſchon auſſer ihrem Hauſe waret, ſo oft ihre Hofnung, an euch Ehre und Freude zu erleben, zu wanken begann. — Kinder, ihr ſeyd Scheuſale vor Gott und Menſchen, wenn ihr das nicht erkent, und euer Herz von Dank und Liebe erwärmt fühlet!

3. Erwäget dabei, daß der **Grund zu allem** 516 **Guten**, was ihr in der Welt genieſſet, von euren Eltern geleget worden iſt. Eure Geſundheit, eure geübten Seelenkräfte, eure Kentniſſe, eure Geſchiklichkeiten, alles, alles, was euch jezt Freude macht und für euch künftig noch gute heilſame Folgen haben wird, müſtet ihr entbehren, wenn eure Eltern nicht ſo viel Liebe zu euch hatten, und für eure Leibespflege, wie für euren Geiſt ſorgten, euch unterrichteten, und eure Schritte in die Welt leiteten.

4. Und nun leſet noch einmal die Ausführung 517 und Beweiſe der großen Wahrheit, die ich im erſten Theile bewieſen habe, I, 1289. ff. 1310. ff. daß **Menſchenliebe** an ſich ſelbſt ſchon die einzige vollkomne Freudenquelle für den Menſchen, die einzige wahre Gottesverehrung, der einzige dauerhafte Grund unſerer Zufriedenheit und Seligkeit iſt, und urtheilet dann, was für verworfne Menſchen ihr ſeyn müſtet, wenn ihr dieſe Liebe nicht einmal für eure Eltern empfinden wolltet, denen ihr mehr Dank ſchuldig ſeyd als irgend einem Menſchen!

5. Sezet dazu noch dieß, was alle Sophiſtereien 518 des Leichtſins zerſtören kan, und das Gefühl eurer Obliegenheit euch unwiderſtehlig machen muß: daß unter **allen Völkern der Erde**, ſelbſt unter den Wilden, Liebe und Ehrfurcht gegen Eltern einſtimmig für das Heiligſte angeſehen wurde, und daß unter allen Nationen Haß und Verachtung der Eltern für die ſcheuslichſte Gemüthsart gehalten worden iſt. S. I, 295. ff.

519 B. Dann werdet ihr es in eurem Innerſten füh-
len, daß die Freuden, welche euch die thätigſte Dank-
barkeit und Liebe gegen Eltern gewähren kan, eures
eifrigſten Strebens würdig ſind. Dann wird euch
euer Herz von ſelbſt antreiben, ihnen

520 1. Die reinſte **Ehrerbietigkeit** zu erzeigen, die
eben ſo lebhaft in eurem Herzen als ſichtbar in eurem
Betragen ſeyn muß. Beweiſet ihnen dieſelbe überall —
in euren Minen, Gebehrden, Worten, und allem,
was der äuſſere Wolſtand mit ſich bringt. — Die
bloße Gegenwart eurer Eltern müſſe euch zu einer ge-
wiſſen Stille und Sittſamkeit verpflichten. — Nie
müſſe es euch einfallen, euren Eltern mit Hize und
521 Ungeſtüm zu widerſprechen. — Ihr müßt nie eine
Handlung eurer Eltern (wäre ſie auch ſtrafbar) tadeln
oder verſpotten: — nie einen Unwillen über ſie ſicht-
bar werden laſſen, auch wenn ihr von ihnen etwas un-
billig ſcheinendes leiden müſſet: — alles, was ihr for-
dert, müßt ihr mit Demuth und liebkoſender Beſchei-
denheit fordern: — ihnen hingegen keine Forderung,
die euch nur immer möglich und an ſich unſündlich und
ehrbar iſt, abſchlagen: — und, in Gegenwart frem-
der Menſchen beſonders, dieſe Ausbrüche eurer innern
Hochachtung verdoppeln. —

522 2. Erzeiget ihnen aber auch den willigſten **Ge-
horſam.** Ihr müßt bereit und willig ſeyn zu allem,
was eure Eltern euch befehlen — auch wenn es wider
eure Neigung wäre — auch die ſauerſten Arbeiten.
Insbeſondere aber iſt bei Dingen, welche eure Erzie-
hung betreffen, (in Abſicht auf Unterricht, Diät, Ord-
nung, Reinlichkeit, Ergözlichkeit, Spiele —) Ge-
horſam ohne alle Ausnahme erforderlich. Sonſt iſt
alle Mühe, aller Aufwand eurer Eltern vergeblich.
523 Ihr ſelbſt könnet nicht urtheilen. Ihr müßt alſo Füh-
rer haben, die euch auf euer männliches Alter (wo ihr
ſelbſt urtheilen könnet) zubereiten. Und dieſe Führer
hat

hat euch Gott in euren Eltern gegeben. Wer alſo El-
tern ungehorſam iſt, iſt ungehorſam gegen Gott. —
Und hieraus könnet ihr zugleich urtheilen, wie lange
eigentlich dieſer **Gehorſam ohne Ausnahme** dauren
muß: nemlich, ſo lange ihr als Kinder unter väter-
licher Gewalt ſtehet, und noch nicht euer eigen Brod
eſſet. Denn ſo bald ihr in die männlichen Jahre tre- 314
tet und euer eignes Gewerbe und Haushaltung habet,
verwandelt ſich Gehorſam in Gefälligkeit und Beibe-
haltung des höchſten Grades von Ehrerbietigkeit, von
welchen euch kein Stand und Alter diſpenſiren kan. —

3. Seyd endlich lebenslang **thätig dankbar** ge- 315
gen eure Eltern und **erzeiget** ihnen alles mögliche **Gu-
te**, deſſen ſie bedürfen und das in eurem Vermögen
ſtehet. Denn ein Kind, je mehr es zum eignen Nach-
denken gelangt, muß alles mögliche anwenden, um
thätig dankbar zu ſeyn, und ſeinen Eltern das unzäh-
lige Gute, was ſie ſo viele Jahre lang, mit ſo viel
Mühe und Aufwand, ihm erzeigt haben, zu vergüten.
Jede Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, ſeinen Eltern 316
eine Freude zu machen, oder eine Erleichterung zu ver-
ſchaffen, muß es mit dem innigſten Vergnügen ergrei-
fen. Es muß ihre Schwachheiten tragen, ihrem Wil-
len, ſo viel möglich, nachgeben, ihnen nie über etwas
Vorwürfe machen, kurz — alles mögliche verhüten,
was ſie kränken oder betrüben kan. Sind inſonderheit 317
die Eltern arm und dürftig, ſo muß es ſich ihrer an-
nehmen und lieber ſich ſelbſt einſchränken, als ſie Noth
leiden laſſen. — Abſcheuliche Menſchen! die ſich ar-
mer, oder geringer Eltern ſchämen — ſie verlaſſen —
verdrängen! — Sprüchwörter Sal. 19, 26.

Wol euch, Kinder! wenn euer eigen Herz euch 318
zu dieſen Obliegenheiten ruft, d. h. wenn ihr nicht blos
aus Drang des Gewiſſens, ſondern mehr darum ſie er-
füllet, weil ſie euch Freude machen.

XXVIII.

Freuden der Menſchenliebe.

Elternfreuden.

529A. Väter und Mütter! wie groß und mannigfaltig ſind die Freuden, die ihr an euren Kindern genieſſen könnet.

530 1. Welch ein Vergnügen gewährt der **Anblik** eines ſolchen kleinen mit ſolchen Schmerzen erzeugten und erzogenen Geſchöpfes — ſeiner **Unſchuld** — ſeiner natürlichen Güte — ſeiner **Offenheit** und **Wahrheit** (wo man nichts von Scheu, **Mißtrauen, Zurükhaltung**, heuchleriſcher Freundſchaft der Erwachſenen findet) — ſeiner **Gelehrigkeit**, die noch kein Vorurtheil hindert, kein Widerſtand gegen Wahrheit aufhält, — ſeiner **Genügſamkeit**, daß es über alles, was man ihm giebet, über jede Kleinigkeit, Freude hat und ſich zufriedenſtellen läßt — ſeiner **Freundlichkeit**, Heiterkeit, Luſtigkeit — ſeines augenbliklichen Vergeſſens eines Uebels — ſeines beſtändigen Frohſeyns mit ſchuldloſer Seele — ſeiner **Sorgloſigkeit** im Vertrauen auf ſeine Eltern — ſeiner von ſo viel Wahrheit begleiteten **Liebkoſungen** u. ſ. w.

531 2. Welch ein Vergnügen, die allmählige **Entwiklung** dieſes unſchuldigen Geſchöpfes, das in ſo reizendem Sinne **mein** iſt, zu beobachten und zu leiten — wie ein Sinn, eine Verſtandeskraft nach der andern wirkſam wird — wie ein Trieb nach dem andern ſich regt, ſich entfaltet, ſich erweitert, wie er ſeine erſten, ſeine fernern Richtungen bekomt, wie er nach und nach Wärme und Veſtigkeit erhält — wie ein Talent nach dem andern, bald am Körper, bald am Geiſte ſich zeigt, wie es keimt, wie es ſeinen Gegenſtand ſucht u. d.

3. Welche Freude muß euch ferner jenes **reinſte** 532
Lieben und Geliebtwerden verſchaffen, welches zwiſchen Eltern und Kindern ſtatt findet. Wo iſt eine Liebe inniger, herzlicher, reiner, uneigennüziger, wärmer? Wo hat Liebe ſo viel Nahrung, ſo viel Uebung? Findet je unter Erwachſenen eine ſo vollkomne, zärtliche, ſchuldloſe Liebe ſtatt? Ach, einmal habt ihr ſie geſchmekt, als Brautleute. Aber das war auch der einzige Zeitpunkt eures Lebens, wo ihr geworden waret, wie die Kinder.

4. Welch Vergnügen genießet ihr durch die tauſendfältigen 533
Arten des **Freudemachens.** Bei keinem Erwachſenen kan ich ſo viel Freude erzeugen. Mein Kind allein giebt mir dieſe Freude überſchwenglich, denn es weiß alles zu ſchmeken und zu genießen. Sein noch unverwöhntes Herz iſt jeder Freude geöfnet, und ſeine Liebe ſo wie ſein Hang zur Fröhligkeit macht, daß ihm jede Kleinigkeit, die ich ihm gebe oder verkündige, Vergnügen verurſacht. Alles freut es, alles hat ſeine angenehme Seite, alles weiß es ſich ſchmakhaft zu machen. — O daß wir Alten dieſe Kunſt von unſern Kindern wieder lernen möchten.

5. Denket dabei die Freuden des **Freudegründens.** 534
— Welche ſelige Stunden muß es euch machen, wenn ihr überdenkt, was ihr für die Erziehung und Bildung eurer Kinder thut und gethan habt — wie ihr durch Unterricht und Beiſpiel die erſten Keime der Wahrheit und Tugend ihren Seelen beibrachtet: wie ihr das erſte Triebwerk zu allen Handlungen ihres künftigen Lebens in ſie legtet: wie ihr alle die Neigungen, nach denen ſie einſt handeln werden, allen den Sinn fürs Gute, das ſie als Männer thun werden, alle die entwikelten Talente, mit denen ſie der Welt nüzen werden, alle die Geſchiklichkeiten und Vorbereitungen auf ihren künftigen Beruf u. ſ. w. ihnen er-

535 theiltet. — Wahrhaftig, Eltern, die ihre Kinder gut erziehen und dadurch nicht nur die höchſten Wolthäter ihrer Kinder, ſondern ſelbſt Wolthäter des Staats und der Menſchheit werden, müſſen an jedem Abende, wo ſie das Geſchäft ihres Tages überdenken, unausſprechliche Freude bei dem Bewuſtſeyn genieſzen, ſo groſzes, ſo folgenreicheres Gute ſtiften zu können.

536 6. Und nun, welche Freuden der Ausſicht, ſowohl in Zeiten der Erndte, wenn die Früchte eurer Erziehung reifen und eure Kinder verſorgt, geehrt, und geſchäzte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn werden — als auch in die Zeiten jenſeit des Grabes, wenn ihr vor eurem Gott hintreten und mit freudigem Gewiſſen ſagen werdet: Vater! hier ſind die, die du mir gegeben haſt: ich habe ſie der Wahrheit und der Nuzbarkeit gewidmet: und ſie haben dir und mir Freude gemacht: ſie haben deine Werke gewirtet, und unter unſrer Leitung Gutes und Freude geſchaft.

537 Aber welche Feder mag auch die Quahlen und harmvollen Stunden ſolcher Eltern beſchreiben, die ſich ſelbſt dieſe Freuden zerſtörten, und durch eine vernachläſzigte Erziehung ihre Kinder elend machten, die menſchliche Geſellſchaft mit ihnen beſchädigten oder beläſtigten, und ſich Schande und Gewiſſensbiſſe zuzogen.

538 B. Wollet ihr Väter und Mütter dieſe Kinderfreuden genieſzen und ungeſtört genieſzen, ſo ſtudirt und übet folgende Regeln. Ich will ſie euch unter zwey Klaſſen bringen. Die eine betrift das, was ihr als Erzieher zu thun habt, die andere betrift eure übrige Aufführung und Betragen gegen eure Kinder.

539 I. Von der Erziehung will ich euch hier nur die allgemeinen Regeln entwerfen, weil ich noch eine beſondere Anweiſung für euch beſtimmt habe. — Von ihr

hängt es allein ab, daß ihr Freude an ihnen genießet, weil ihr keine Freude an ihnen finden könt, wenn ihr ſie nicht glüklich macht. Und ihr wiſſet ja aus eigner Erfahrung, daß die Jahre der Jugend die Zeit der Saat ſind, und daß da der Grund zu allem gelegt wird, was die Jahre ihres Alters enthalten. Auf die Art, wie ſie in der Jugend behandelt werden, beruht die ganze Entwikelung und Vervollkommung ihrer Leibes- und Seelenkräfte. Hier ſamlen ſie die Grundſäze, welche ihre künftigen Handlungen beſtimmen. Hier erhalten Triebe und Neigungen ihre Richtung. Kurz, hier geſchieht alles, was den Menſchen gut 540
oder böſe, weiſe oder verkehrt, tugendhaft oder laſterhaft, glüklich oder unglüklich macht. Und im ganzen künftigen Leben geſchieht nichts, wozu nicht in den Jahren der Jugend der Grund gelegt worden wäre: die Handlungen und Schikſale des Alters ſind nichts anders, als Früchte des Saamens, den Eltern in der Jugend ausſtreuen. — Urtheilet, wie wichtig das 541
Amt iſt, das euch Gott anvertraut hat, wie viel auf den Eifer und die Treue ankömt, mit welchen ihr es verwaltet. Urtheilt, mit welchen Augen euch Gott anſehen muß — (der ſelbſt keinen andern Entzwek kennet, als das Glük ſeiner Geſchöpfe, vor dem alſo nichts in der Welt einigen Werth haben kan, als was dieſen ſeinen Zwek befördert) — wenn ihr euch hier einiger Nachläſſigkeit, oder Untreue ſchuldig macht. — Um deſto aufmerkſamer vernehmt nun diejenigen Regeln, unter welchen ich alles zuſammenfaſſen will, was zur Grundlegung des Glüks eurer Kinder erfordert wird.

1. **Machet** bei allem, was ihr in Beziehung 542
auf eure Kinder thut, **einzig und allein ihr wahres Beſte zu eurer Abſicht.** Verbannet vor allen Dingen alle eitle und thörichte Zweke der Ehre, des

Reichthums — aus eurem Herzen. Das ſind Nebendinge,
die von ſelbſt kommen, wenn die Hauptſache
erfüllt iſt. Bei allem, wenn ihr ſie ſpeiſet, kleidet,
verpfleget, unterrichtet, befehlet, verbietet — fragt
543 blos: iſts meinen Kindern heilſam? Nie muß euer
Eigenſinn, eure Neigung, nie vermeinter Wolſtand,
nie das Zureden andrer Menſchen — in Rechnung
kommen. Und dieſe eure einzige Abſicht laſſet auch
euren Kindern ſelbſt gewahr werden. Zeiget ihnen
überall, daß ihr nie nach Willkühr handelt, ſondern
daß ihr blos ihr wahres Beſte ſucht. — Das wird
nicht nur euch für Fehltritten bewahren, ſondern auch
eure Kinder deſto williger machen, ſich von euch leiten
544 zu laſſen. Denn wenn ihr blos auf eure Neigung
ſeht, oder wohl gar mit Leidenſchaft und Ungeſtüm
Gehorſam fordert; ſo werden ſie erbittert und verhärtet,
und verlieren zulezt allen Glauben an Recht und
Unrecht: d. h. ſie bekommen weder Begriff noch Ueberzeugung,
von dem, was gut und böſe iſt. Und ſo
verderbt ihr ihr Herz und ihren Verſtand zugleich. —
545 Nehmet euch den himliſchen Vater hierin zu eurem
Muſter, welcher uns von allen ſeinen Geboten und
Verboten, ſo wie von allen Schikſalen, die er uns
auflegt, die veſteſte Ueberzeugung gewähret, daß er
es gut mit uns meint, und nichts als unſer Beſtes
ſucht. — Werdet ihr dieſe allgemeine Regel beobachten,
ſo werden euch alle übrigen, welche daraus fließen,
deſto leichter werden.

546 2. Sorget bei euren Kindern für einen **geſunden
Körper.** — Wie wichtig ein geſunder Körper iſt,
wißt ihr ſelbſt. Alle Thätigkeiten der Seele ſind ohne
dieſes Gut gehemt. Ohne ſie ſind alle Freuden des
Menſchenlebens ungenießbar. — Alſo beobachtet die
ſtrengſte Aufſicht auf ihre Diät, daß ſie nicht zu viel,
und nicht zu wenig, nichts ſchädliches, nicht unter-

einander eſſen. Haltet auf Ordnung, daß alles zu 547 rechter Zeit geſchehe. Gebet ihnen die ihren Kräften angemeßne Proportion von Arbeit und Ruhe. Sehet auf den höchſtmöglichen Grad der Reinlichkeit. Geſtattet nichts, was ſie verzärteln und weich machen kan: denn das macht faul, üppig, ſchlaff, zieht Krankheiten nach ſich, und erſtikt die größten Tugenden der Seele: Muth, Entſchloſſenheit, Veſtigkeit — kurz, wendet bei euren Kindern alle die Regeln an, die ich euch (III. IV. V. VI. VII.) ff. zur Erhaltung der Geſundheit empfohlen habe.

3. Sorget für die Bildung ihres **Verſtandes** — 548 durch nüzliche Kentniſſe. Nüzlich aber heißen nur ſolche, welche entweder unmittelbaren Einfluß auf die Veredlung des Herzens haben, oder welche ſie einſt zu den Geſchäften des menſchlichen Lebens brauchen können, oder welche wenigſtens Vorerkentniſſe zu nüzlichen Wahrheiten ſind. (345. ff.) — Und da nichts einen Nuzen haben kan, was man nicht verſteht, ſo laſſet ſie auch nichts hören, nichts leſen, am wenigſten aber auswendig lernen, wobei ſie nichts denken, was ſie nicht völlig faſſen und begreifen können. — Die beſte Materie des Unterrichts für Kinder iſt Ge- 549 ſchichte und Kentniß der Natur, nebſt ſolchen Sittenlehren, welche eine ihnen verſtändige Anwendung leiden — und übrigens von Religion, nur ſo viel als ſie faſſen können; d. h. das allergemeinſte von Gott, Vorſehung und Vergeltung des Guten in dieſer und jener Welt. Alles andere muß bis in die Jahre der Reife verſpart werden, wo ſie ſelbſt Aberglauben von Wahrheit unterſcheiden können. —

4. Bildet ihr **Herz** — durch Einflößung ächter 550 chriſtlicher Tugend. Und da die chriſtliche Tugend keine andre iſt, als die **Liebe**, ſo richtet euer ganzes Augenmerk dahin, daß eure Kinder theils den wahren Um-

Umfang dieſer Liebe kennen lernen —(welche nur allein
[wie Gott] ihre ganze Seligkeit darinnen findet, wenn
ſie ihre Mitmenſchen durch Wolthaten, Beiſtand,
Gefälligkeit, Rath und Troſt erfreuen, und durch
Fleiß und Arbeitſamkeit in den Geſchäften des bürgerlichen
und häuslichen Lebens ihnen nüzlich werden kan:)
theils dieſe Liebe als den einzigen Weg zu Erlangung
ſeiner Gnade und ſeines Wolgefallens anſehen lernen. —
551 Macht ihnen daher dies zu den allerwichtigſten Gedanken:
„daß Menſchen kränken und beſchädigen die
„größte Sünde — und Menſchen erfreuen und beſeligen,
die größte oder vielmehr einzige Tugend und
„Gottesverehrung ſey:„ und erinnert ſie daran bei
aller Gelegenheit, damit dieſer Gedanke der herrſchende
Grundſaz ihres Lebens werde. Zeigt euch nirgends
unwilliger und mißvergnügter über ſie, als wenn ſie
dieſem Grundſaze zuwider handeln. Verzeihet ihnen
eher alles in der Welt, als eine vorſäzliche Beſchädigung
oder Betrübung ihrer Mitmenſchen. — Richtet
darauf auch eure Beſtrafungen — bei denen ich
552 euch nur einige Hauptregeln empfehlen will: — a) daß
ihr nichts mit Strenge beſtrafet, als was von **Wichtigkeit**
iſt: — und nichts iſt wichtig, was nicht aus
553 Bosheit des Herzens komt: — b) daß ihr euch in
euern Strafen immer gleich bleibt: d. h. für jede
Art des Vergehens immer dieſelbe Strafe. Z. B. für
Faulheit, Abzug am Eſſen oder Kleidung — für Zank,
Trennung der Zankenden u. d. damit ſie die Strafen
als **natürliche** Folgen, und nicht als Eigenſinn anſehen
554 lernen; — endlich c) daß ihr euch bei euren Strafen
nie Hize oder Leidenſchaft anſehen laſſet. — Unſtüzet
aber auch vor allen Dingen eure Ermahnungen
zum Guten durch euer eignes Beiſpiel. Ohne dieſes
iſt alle Kinderzucht umſonſt und vergeblich. Denn das,
was auf Kinder am ſtärkſten wirkt, iſt die Nachahmung.
Wenn ſie alſo an euch ſelbſt nicht bemerken,

daß Liebe, Freundlichkeit, Wolthätigkeit, Gefälligkeit, Eintracht, Fleiß, Arbeitſamkeit — euer gröſtes Beſtreben iſt, ſo werden ſie nimmermehr für die Liebe ſo erwärmt werden, als es nach der Lehre Jeſu erforderlich iſt, wenn man den Grund aller Seligkeit in ſich ſelbſt haben will. —

5. Haltet eure Kinder inſonderheit zur **ſteten Ar- 555
ſamkeit** an. Alle Erzieher haben einſtimmig es als
Erfahrung anerkant, daß Mangel der Beſchäftigung
faſt die einzige Quelle alles Böſen iſt, worauf Kinder
verfallen, und wodurch die gute Erziehung verhindert
wird. — Laſſet es alſo euer gröſtes Anliegen ſeyn,
ſchon die kleinſten Kinder (wenn es auch die unbedeu-
tendſten Dinge ſind) immer mit etwas zu beſchäfti-
gen. Laſſet ſie, ſo lange ſie in euren Händen ſind, 556
täglich ihre befohlne Arbeit thun. Haltet mit der
gröſten Strenge darüber, und meſſet ihnen Eſſen,
Trinken und Kleidung nach dem Maaße ihres Fleißes
zu. Es iſt das nicht nur die halbe Kinderzucht, weil
dadurch das meiſte Böſe von ſelbſt verhütet wird, ſon-
dern es iſt auch die Grundlage ihres künftigen Glüks,
wenn Kinder bei Zeiten gewöhnt werden, Arbeit für
das unvermeidliche Loos der Sterblichen zu halten,
und ſie als das unentbehrlichſte Mittel des Unterhalts
zu denken.

6. Verhütet bei euren Kindern das **Sehen und 557
Hören des Böſen**, und überhaupt alles, was ſie mit
dem Laſter bekant machen, oder ſeinen Abſcheu gegen
daſſelbe mindern kan — das iſt die wichtigſte Regel
unter allen. — Kinder werden gewiß von ſelbſt gut,
wenn ſie nicht zum Böſen angeleitet werden. Und
dieß kan auf vielerlei Art geſchehen: — a) wenn man 558
ihnen **Gelegenheit** läßt, durch üble Geſellſchaften,
oder durch das Geſinde, oder durch Bücher mit dem
Laſter vertraut zu werden· b) wenn Eltern bei Aeuße- 559

rungen des Böſen ſich gleichgültig bezeigen, oder wohl gar darüber lachen und die Feinheit bewundern,
560 mit welcher es begangen wurde; — c) wenn Eltern und Hausgenoſſen in **Gegenwart der Kinder Böſes thun**, z. B. zanken, von ihrem Nächſten übel reden, den Wohlſtand vernachläßigen, unmäßig ſind in Eſſen und Trinken, fluchen — oder wenn ſie Handlungen oder Geſpräche gewahr werden laſſen, die zwar an ſich nicht böſe ſind, die aber in Kindern Bekantſchaft mit Dingen und Muth dazu wirken müſſen, die in ihren Jahren böſe, d. h. ſchädlich ſeyn würden (86. ff.) —
561 d) wenn Eltern ihren Kindern den Willen laſſen und durch ihr Geſchrei und Weinen ſich alle Augenblike bewegen laſſen, ihrem Eigenſinne nachzugeben. Das iſt das gewöhnlichſte Gift, womit ihr Herz verdorben, und die Tugend ertödtet wird. —

562 Väter und Mütter! Sagt ſelbſt 1) was ihr an euren Kindern für Freude erleben wollet, wenn ihr dieſe Obliegenheiten der vernünftigen Erziehung verabſäumet? — Iſts nicht euer eigner Schade, wenn ſie einſt Taugenichtſe werden — euch und der Welt zur Laſt fallen — ihr verdorbnes Herz an euch zuerſt aus-
563 laſſen? — 2) Wird nicht der Staat ſolche Eltern verwünſchen, die ihnen verdorbne oder unbrauchbare Mitglieder geliefert haben? — Werden nicht alle die **Menſchen über euch ſchreien**, welche durch eure Kinder beſchwert, gekränkt, verführt, beſchädiget
564 werden? — 3) Werden eure Kinder nicht euch ſelbſt **fluchen**: wenn ſie einſt durch Zorn, Wolluſt, Faulheit und andre Laſter, die ihr ihnen eingeflößt, oder vor denen ihr ſie nicht gehörig verwahret hattet, ſich verachtet und elend fühlen werden? — Und kan mit
565 einer vernachläßigten Erziehung 4) eure **Zufriedenheit**, eure Ruhe, und ein freudiger Aufblik zu eurem **Gott** beſtehen? — Wie ſchaudernd! wenn ich mir

vorſtelle, daß euer Herz einſt auf eurem Sterbebette
euch ſagen wird, „du biſt es, ſchändlicher Vater, 566
„der dieſe Kinder durch vernachläßigte Erziehung verdorben,
„und ihre Herzen durch ein ſchlechtes Beiſpiel
„vergiftet hat. Du biſt deinen Geſellſchaften und
„Vergnügungen nachgegangen, und haſt deine Kinder
„Fremden überlaſſen. Du haſt die heiligſten Pfänder,
„die Gott dir — dir allein übergeben hatte, keiner
„Aufſicht, keiner Sorgfalt gewürdigt. — Du verfluchte
„Mutter, haſt ihren Fehlern und Thorheiten
„nachgeſehen, und oft die Geſchiklichkeit belacht, mit
„welcher ſie das in ihren Herzen keimende Laſter anfiengen
„auszuüben. Du haſt durch dein eignes Betragen
„ſie eitel, ſtolz, buhleriſch, und geneigt zum
„Müßiggange gemacht.„

Ach Gott! rühre durch dieſe Vorſtellung die Herzen 567
aller Väter und Mütter — zerſtöhre ihren Leichtſinn
— belebe ſie mit dem heiligſten Vorſaz, durch
die treuſte Erfüllung ihrer Obliegenheiten, ihre eigne
Seligkeit zu ſchaffen. —

II. Sezet aber, Väter und Mütter, zu dieſen 568
Regeln der Erziehung noch einige wichtige und unentbehrliche
Regeln eurer **Aufführung** und eures **Betragens**
gegen eure Kinder. Ihr wünſchet, daß eure
Kinder durch Ehrerbietigkeit, Gehorſam und Güte
euch Freude machen. Lernet, daß ihr wechſelſeitige
Obliegenheiten habet, durch welche ihr ihnen die ihrigen
erleichtern und ſie ſelbſt bewegen müſſet, euch dieſe
Freude zu verſchaffen.

1. Wollt ihr alſo, daß eure Kinder **Reſpekt** vor 569
euch haben, ſo bemühet euch euren Kindern dieſe innere
und äußere Ehrerbietigkeit auch **möglich** zu machen
dadurch — daß ihr nicht etwa durch **Ungeſtüm**
und Härte ſie erbittert — daß ihr ſie ſelbſt in der zarteſten
Jugend ſchon daran **gewöhnet**, ehrerbietig und
beſchei-

570 beſcheiden zu ſeyn: (denn Eltern, die gewiſſe Fehler
ihrer Kinder belachen, oder ihnen anfänglich ſelbſt alle
Frechheiten, alle Ungezogenheiten und Unverſchämtheiten,
gegen ſich ſelbſt, gegen Dienſtboten, gegen Fremde
— geſtatten, dürfen ſich gar nicht wundern, wenn
ihre Kinder die Pflicht der Ehrerbietigkeit nie vollkom-
571 men lernen) — daß ihr endlich ſelbſt durch eine unbeſcholtene
Tugend und durch eine (wenigſtens in Gegenwart
der Kinder behauptete) ſittſame und anſtändige
Aufführung ihnen Hochachtung gegen euch
einflößet.

572 2. Wünſchet ihr euch gehorſame Kinder, ſo
betraget euch gegen ſie ſo, daß ſie euch mit willigen
und frohen Herzen gehorchen können. Muthet ihnen
nicht allzuſchwere oder unmögliche Dinge zu, die ihre
Kraft überſpannen oder durchaus gegen ihr Tempera-
573 ment ſind. Fodert, wo es möglich iſt, mit Liebe und
Sanftmuth. Fodert überhaupt nicht zuviel und hütet
euch für beſtändigen Befehlen, ſondern laſſet ſie
auch zuweilen nach ihrer freien Einſicht und Neigung
handeln, die ihr durch liebreiche Vorſtellungen oder
veranlaßte Folgen, beſonders durch kleine Belohnungen
leiten müſſet, damit ſie nicht ſklaviſche und ſtöti-
574 ſche Menſchen werden. — Hernach lernt auch die
Zeit unterſcheiden, wo man unbedingten Gehorſam
von Kindern überhaupt noch fodern kan, und — wo
man ihn nicht mehr fodern kan. Dieſe fängt da an,
wo eure Kinder anfangen ſelbſt ihr Brod zu verdienen,
da könt ihr nicht mehr unbedingte Befolgung eures
Willens fodern — am wenigſten bei Erwählung der
Lebensart, der ſich eure Kinder widmen wollen — bei
der Verheirathung — und im Stande der eignen
575 Haushaltung. Sie bleiben zwar ſchuldig, auch hiebei
euren Rath zu hören, eure Vorſtellungen und Wünſche
mit Ehrerbietigkeit anzunehmen: aber ihr habt
kein Recht, ſie zu zwingen, und ihren Neigungen

(wenn das, was ſie wählen, nicht offenbar ihr oder
der Familie Unglük oder Schande iſt) Gewalt anzuthun.
— Zwar könnet ihr, wenn ihr Vermögen habt,
ſie zwingen und ängſtigen: aber ihr werdet allemal euch
verſündigen. Denn Gott hat euch deswegen befohlen, daß 176
ihr ſie gut erziehen ſollet, damit ſie einſt ſelbſt urtheilen
und als freie Menſchen zwiſchen Guten und Böſen wählen
ſollen. Alſo erſtrekt ſich euer Recht, unbedingten Gehorſam
zu fordern, nur auf die Jahre der Kindheit. — Und 177
ihr handelt durchaus unrecht, wenn ihr mehr verlangt,
als daß ſie auf euren Rath und eure Wünſche Rükſicht
nehmen, wenn — nicht höhere Pflichten ſie davon
abhalten und ihre Ruhe, Zufriedenheit und eigne
Wolfahrt das Gegentheil heiſcht. — Und wenn denn 178
in dieſem angezeigten Falle ein Kind widerſprechen und
ſeinem Urtheile, gegen den Rath oder Wunſch ſeiner
Elten, folgen müßte, ſo können Eltern weiter nichts
verlangen, als daß der Widerſpruch oder Widerſtand
mit der größten Beſcheidenheit geſchehe, und daß Kinder
durch die ſichtbarſte Bemühung ihren Schmerz,
(über die eingetretene Nothwendigkeit unfolgſam zu
ſeyn) ihnen an den Tag zu legen und den angerichteten,
obwohl unverſchuldeten Verdruß, durch alle erſinliche
Gefälligkeiten, Liebkoſungen und Duldung ihrer
Härte, Vorwürfe, u. d. zu vergüten, und ſich
um Erneurung ihrer Liebe auf das eifrigſte zu bewerben
ſuchen. — Es iſt übrigens Regel der Klugheit 179
und der Billigkeit für Eltern, daß ſie in den Jahren,
wo der unbedingte Gehorſam aufhört — Folgſamkeit
und Ehrbietigkeit ihrer Kinder ihrer Seits durch Beſcheidenheit
und Sanftmuth ſich zu verdienen ſuchen.
Ein Kind, das ſelbſt Vater oder Mutter iſt, oder ein 180
eignes Gewerbe oder Amt hat, kan das fordern. Und
es wird nicht leicht die Achtung gegen ſeine Eltern aus
den Augen ſezen, wenn dieſe nicht den ehemaligen befehlenden
Ton anſtimmen — ſich in ihre Haushaltung

miſchen — ſie hofmeiſtern und alles nach ihrem Eigenſinn unterdrükt wiſſen [illegible] — Man muß den Mann nicht als Kind [illegible] Dem Kinde kan man befehlen: dem Jünglinge muß man rathen: dem Manne beſcheidene Vorſtellungen machen.

581 3. Wünſchet ihr endlich Güte und Wolthätigkeit von euren Kindern, ſo übet ihnen ſelbſt in [illegible] der E[illegible] [illegible] Beiſpiel weltklug und liebreich [illegible] einzuwirken — durch vorhergehende Wolthaten euch ihre Liebe zu erwerben — euch, indem ihr Gutes von euren Kindern genießt, klug und beſcheiden gegen ſie zu betragen.

582 Fodert nicht mit Ungeſtüm, wo ihr bitten ſolltet. Und bezeiget euch nicht unzufrieden oder ſtürmiſch über getäuſchte Erwartung der größern Wolthat, wo ihr für die kleine dankbar ſeyn ſolltet.

583 Gott präge dieſe Wahrheiten tief in eure Seelen, daß ihr als Eltern in ihrer Befolgung eine reiche Quelle der Freude an der Wolfarth eurer Kinder und eurer eignen Zufriedenheit finden möget. —

XXIX.

Freuden der Menſchenliebe.

Beruf des weiblichen Geſchlechts.

584 Ich ſeze jezt alles voraus, was ich als moraliſche Anweiſung für Töchter und Mütter bereits (VI. XIII. u. a. O.) vorgetragen habe, und ſchränke mich jezt hauptſächlich nur auf die beiden Materien ein, von der **Beſtimmung** des weiblichen Geſchlechts und von den Regeln der **Vorbereitung** auf dieſelbe.

585 A. Die Vorſehung hat das weibliche Geſchlecht aus weiſen Urſachen von dem **Beruf** des männlichen

chen ausgeſchloſſen. Das Weib ſoll nicht in das Lehramt greifen: keine öffentliche [illegible] mit dem Staate haben: ſoll dies im Zirkel ihres Gatten, ihrer Kinder — Gutes wirken. — Ich ſage aus zweien Urſachen. Der Zwek Gottes war, die Bande der 586 Geſelligkeit zu knüpfen, um die möglichſte Bildung und Vervollkommung der Menſchen dadurch zu bewirken. — Gott gab daher dem [illegible] Gattungen von Bedürfniſſen, welche — zwei Geſchlechter nothwendig und — eins dem andern unentbehrlich machten: a) bürgerliche — zu Erwerbung — Bearbei- 587 tung — Beſchüzung des Eigenthums: — daraus die verſchiedenen Stände der Regenten, Obrigkeiten, Kaufleute, Handwerker — erzeugt wurden: — b) häus- 588 liche — Erholung nach der Arbeit durch Umgang — Fortpflanzung — Erziehung — Beſorgung der Speiſen und Getränke — Aufſicht über Geſinde. — So theilte der Schöpfer ſeine Welt, und richtete darauf Bau, Kräfte — des Leibes und der Seele ein. — Euch einen zarten Körper, mehr zu häuslichen Ge- 589 ſchäften aufgelegt — ſo gebaut, daß eure Beſtimmung, Mütter zu werden, erreicht werden konte — mit ſolchen Reizen begabt, die den Zwek der Freude und der Erholung nach Arbeit bei beiden möglich machen: — So verſchieden auch die Seelen: — zwar nicht in 590 der Hauptſache: ich meine die Fähigkeit zu denken, zu faſſen, zu urtheilen — aber mindre Spannung der Seelenkräfte zum ausdaurenden Gebrauch — und dabei mindern Muth, Entſchloſſenheit, Härte — wie es zu männlichen Geſchäften erfordert wird. — Durch 591 dieſe Verſchiedenheit begründete Gott jene bewundernswürdige Verbindung zwiſchen den bürgerlichen und häuslichen Geſchäften. — Und wer darüber nachdenkt, wird ſehen, wie weiſe der Schöpfer die Bande der Geſelligkeit und der Liebe im ganzen und in allen einzelnen Theilen deſſelben beveſtiget hat, und wie in dieſer Verbindung die reichhaltigſte Quelle von tauſend Menſchenfreuden liegt. —

592 Indem aber Gott das weibliche Geſchlecht von unſern (den männlichen) Geſchäften ausſchloß, gab er ihm eine Beſtimmung, die der unſern an Wichtigkeit nichts nachgiebt. Ich will ſpricht dort der weiſe Vorſteher der chriſtlichen Gemeinen, 1 Tim. 5, 14. daß ſie Mütter werden, und er verſichert, daß darauf ihre eigne Glükſeligkeit beruhe.

Ueberleget, was dazu gehört. Sie ſollen

593 a. Mütter werden. Das begreift an ſich ſchon
594 zwei wichtige Stuke: α) das Kinderzeugen. — Welche wichtige Pflichten erheiſcht das! Welche Sorgfalt in Verhütung alles deſſen, was der Leibesfrucht nachtheilig werden kan! Welche bedeutliche Warnung für Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken — für heftigen Erſchütterungen durch Tanz, — kurz für alle dem, wodurch ſo oft leichtſinnige Perſonen Mörderinnen
595 ihrer Kinder werden — β) die Erziehung — beſonders in den Jahren der zarten Kindheit, wo ſie den Müttern faſt allein obliegt, und wo ſie gerade am wichtigſten iſt, wegen der Folgen aufs ganze Leben.
596 Wie wichtig ſind hier die Pflichten 1) des Selbſtſäugens — die noch ſo viele Mütter ohne Noth unterlaſſen, und, aus bloßer Bequemlichkeit, die Pfänder ihrer Liebe oft Leuten anvertrauen, welche ihre Geſundheit verwahrloſen, und ihnen die körperlichen Antriebe
597 zum Laſter mit ihrer unreinen Milch einflößen — 2) die Sorge für den Körper, deſſen regelmäßiges Wachsthum, Geſundheit, Reinlichkeit, Verhütung ſo un-
598 zähliger Gefahren — 3) der Sorge für den Geiſt — und alles das, was zur Bildung der Seele gehört: wobei es vornehmlich auf die alleräußerſte Wachſamkeit ankomt, daß Kinder nichts Böſes ſehen und hören: daher rechtſchaffene Mütter ihr Kind nie aus den

Augen laſſen, es bei Tiſche, in Geſellſchaft, über-
all — unter ihren Händen haben, und lieber alles
aufopfern, als zugeben ſollten, daß die noch zarte
Seele das Böſe durch **Nachahmung** lerne. — Ge- 599
wiß, wer nur dieſen erſten Punkt überlegt, wer nur
einigermaßen es weiß, wie viel Anſtrengung, Eifer
und Rechtſchaffenheit erfordert wird, wenn eine Mut-
ter ihre Pflichten ganz erfüllen will, und wer ſich be-
ſint, was die Erfüllung oder Vernachläſſigung dieſer
Pflichten für Einfluß auf die ganze künftige Glükſelig-
keit der Kinder hat, der wird ſich warlich nicht mehr
wundern, wenn der Apoſtel behauptet, **daß von die-
ſen Pflichten die Seligkeit abhange.** Und doch iſt
das noch nicht alles. Sie ſollen

b. Auch **treue Gattinnen** ſeyn. — Sie ſind 600
berufen, dem, welchem ſie ihr Herz und ihre Hand ein-
mal übergeben haben, ſein Leben zu verſüßen — durch
freundliches Betragen — Gefälligkeit — Reinlichkeit
(nicht Pracht) — Beſorgung ſeiner Bedürfniſſe nach
ſeinem Wunſch und Geſchmak: — ſie ſollen ſeine Feh-
ler ſtudiren — ſie tragen — durch Sanftmuth beſ-
ſern — ſollen ſein Vermögen und Gut als ein Heilig-
thum anſehen, das mit der äußerſten Sparſamkeit
und Zwekmäßigkeit verwaltet werden muß: — ſein
Eigenthumsrecht über ihren Körper ſchüzen — ſein
Glük und ſeine Ruhe als ihren Zwek betrachten —
ganz für ihn leben. — Sie ſollen

c. **Vorſteherinnen des Hausweſens** ſeyn — 601
für ihrer Hausleute Unterhalt und Zufriedenheit ſor-
gen — ſich durch liebreiches Betragen Vertrauen und
Achtung erwerben — Würde mit Sanftmuth ver-
binden und nicht durch niedrige Behandlung oder Fa-
miliariſirung ſich ihres Anſehns berauben — die Ihri-
gen verſorgen, ohne Geiz, aber auch ohne ſie zu ver-
wöhnen — Aufſicht haben, daß ſie arbeitſam und tu- 602

gendhaft bleiben: — dem Geſinde keine Arbeit allein überlaſſen: inſonderheit bei Speiſen und Getränken ſelbſt ſorgen, daß ſie ſchmakhaft, reinlich, der Geſundheit gemäß, nach dem Geſchmak des Gatten, ohne Ueberfluß und doch hinreichend, ohne Pracht und doch angenehm ſind: — überall ſelbſt nachſehen und dem Geſinde keine Vorräthe preis geben.

602 Sehet, das iſts, was eine vernünftige Sittenlehre fodert. Dürft ihr euch wohl noch über Gott beklagen, der euch uns an Laſten und Verdienſten gleich gemacht hat? Freilich an Laſt: — Schmerzen der Geburt, des Säugens, Mühe der Erziehung, Mannigfaltigkeit der oft ſauern und groſſe Aufopferung heiſchenden Geſchäfte — aber auch an Verdienſten und
603 Anſpruchen auf Belohnung. — Wie groß iſt nicht das Verdienſt einer rechtſchaffenen Hausmutter, die ihre Kinder zu tugendhaften und glüklichen Menſchen macht: — die ihrem Gatten die Geſchäfte des Lebens erleichtert und ſeine Laſten zu verſüſſen weiß: — die dem Staate nüzliche Bürger liefert — gutes Geſinde erzieht. — Welches Glük aber auch für ſie ſelbſt, von ihren Kindern geliebt, von ihrem Gatten geſchäzt, von ihrem Geſinde geſegnet, und mit dem Beifall Gottes und aller Rechtſchaffenen gekrönt zu ſeyn.

605 Mit welcher Ruhe und Heiterkeit kan ſie einſt vor Gott treten, und ſagen: Siehe, hier ſind ſie, die du mir gegeben haſt. Wie erfreut wird ſie dann ſeine Stimme hören: Kom herein, du Geſegnete des Herrn! Deine Schmerzen, deine Thränen, deine ſchlafloſen Nächte, dein unermüdeter Fleiß, den du auf das Glük deiner Kinder wendeteſt, deine Treue, mit welcher du es deinem Gatten möglich machteſt, ein nüzlicher Mann zu ſeyn, deine Standhaftigkeit, mit welcher du ſo manches Vergnügen deinen Mutter- und Gattenpflichten aufopferteſt — ſind vor die Ohren

des Herrn gekommen. Siehe, dein Lohn iſt groß — gehe ein zu deines Herrn Freude!

606 B. Was kan alſo wichtiger für euch ſeyn, Töchter und Mütter! als eine ſorgfältige **Vorbereitung** auf euren Beruf, in der Jugend. Lernet was dazu gehöret.

607 I. Und präget euch zuerſt die **Erforderniſſe ſelbſt** ein. Es ſind folgende:

1. Das erſte iſt, Sorge für **nüzliche Kenntniſſe**, 608
welche ſie in ihrem künftigen Stande ausüben ſoll. —
Dieſe muſſen in der Jugend gefaßt werden. Das Alter
lernt ſchwerer. — Es iſt auch dann nicht mehr
Zeit. — Im Alter ſoll die Weisheit des Lebens geübt,
aber nicht erſt gelernt werden. — Fraget ihr, was
das für Kenntniſſe ſind? Eben die, welche ich im erſten
Theile dieſes Werks vorgezeichnet habe. — Weiterhin 609
die Bekantſchaft **mit künftigen Obliegenheiten**,
ihrem Umfange, ihrer Wichtigkeit, ihren Reizen,
Beſchwerlichkeiten — was einſt als **Mutter**, ihr
obliegen wird, und was beſonders zu einer weiſen Erzieherin
gehört — wie ſie einſt als **Gattin**, zu unverbrüchlicher
Treue, kluger Sparſamkeit, zuvorkommender
Gefälligkeit — verbunden ſeyn wird — was es für
Mittel gebe, dem Gatten ſein Leben zu verſüßen —
ſeinen Fehlern zu begegnen — was für Eigenſchaften
dazu gehören — was es für Wege gebe, zu dieſen Eigenſchaften
zu gelangen. — Aber woher dieſe Kentniſſe?
— Von rechtswegen ſollten nun freilich die 610
Mütter ſelbſt, ſowohl durch mündliche Belehrungen,
als durch ihr Beiſpiel, ihre Töchter in dem allen hinlänglich
unterrichten können. Und wehe ihnen, wenn
ſie ihnen dieſe Wolthat entziehen, (oder wohl gar durch
ein böſes Beiſpiel ſie verwahrloſen) eine Wolthat, die
beſſer iſt, als alles Geld, was ſie ihnen ſamlen. —

Indeſſen iſt doch eigner Fleiß der Töchter zugleich er-
forderlich, welcher vornemlich

611 **2. Durch Leſung guter Bücher ſich äußert.**
Dieß iſt ein Hauptpunkt, zumal in unſern Zeiten, wo
der Leſegeiſt ſo allgemein iſt. Bemerket dabei vor allen
Dingen zwei Fehler, in welche man bei der Liebe zum
612 Leſen nur gar zu leicht verfällt: a) das zu viel leſen —
auch der beſten Bücher. Vielwiſſerei und affektirte
Gelehrſamkeit taugt nicht. Es iſt eure Beſtimmung
nicht. Gott hat euch keine Anlage dazu gegeben, im
Beſiz weitläuftiger gelehrter Kentniſſe euer Hauptver-
dienſt zu ſuchen. — Stetes Leſen wird eurer Geſund-
heit nachtheilig, durch Abbruch der Ruhe, durch ſte-
tes Sizen — welches der weibliche Körper viel weni-
613 ger verträgt, als der männliche. Es ſchadet aber
auch der menſchlichen Seele (464. ff.) — b) das Le-
ſen ſchädlicher Bücher. Dahin könt ihr, um eine
ſichere Regel zu haben, alle Bücher rechnen, welche
nicht unmittelbar die obgedachten Kentniſſe befördern.
614 Am verderblichſten aber ſind alle die Romanen, welche
Gemälde verliebter Thorheiten enthalten. Dieſe ma-
chen zerſtreut — erhizen die Einbildungskraft — ma-
chen mit Dingen bekant, deren bloſſes Wiſſen die See-
le vergiftet, und oft mit den unglücklichſten Leidenſchaf-
ten anſtekt — verderben den Geſchmak an nüzlicher
615 Lektüre. — Nicht minder ſchädlich ſind die, welche
den Geiſt der Empfindelei aufregen. Dieſe verführen
die ohnehin weichen Seelen zu einer ekelhaften Schwär-
merei, und machen ſchlaffe Menſchen, welche am En-
de alle Stärke und Feſtigkeit verlieren, und ſelbſt un-
616 ter den Reizen des Laſters erliegen müſſen. — O ihr
Mütter, wenn noch einiges Gefühl der ächten Men-
ſchenliebe in euren Herzen glimt, wenn ihr noch einige
Achtung vor dem Gott habt, dem ihr einſt von der
Erziehung eurer Töchter werdet Rechenſchaft ablegen
müſſen;

müſſen: ſo bewahret ihre Herzen vor allen dieſen
Schriften. Gebet ihnen nichts in die Hände, als
was ihren Geiſt nähren, ihre Empfindungen veredeln,
ihre Tugend erwärmen, und ſie zu ihren künftigen Beſtimmungen
geſchikt machen kan. — Schriften, welche 617
reine, moraliſche Grundſäze lehren, oder in Beiſpielen
zeigen: Schriften, welche ihnen den Gott der
Weisheit und Liebe predigen, und ihre zarten Herzen
mit warmer Liebe zu ihm erfüllen können: Schriften,
welche brauchbare Anweiſungen zu Erziehung der Kinder
— zu häuslichen Geſchäften enthalten — wie z. B.
das Buch, das ihr unter dem Titel: die Hausmutter,
alle ſchon längſt kennen ſolltet. — S. I, 1277. ff.
Aber laßt es beim Lernen nicht bewenden.

3. **Uebung** iſt die Seele des Lebens. Alles, 618
was ihr in der Jugend lernt und leſet, muß auch gleich
in der Jugend, durch Uebung, der Seele eigen gemacht
werden: ſonſt iſts ein Saame, der oben liegen
bleibt und den der Wind aufhebt und zerſtreuet. —
a) Uebung der **Tugend** überhaupt: Liebe zu Gott, 619
ihrem einzigen unſterblichen Vater — Vertrauen — Ergebung
in ſeinen Willen — Gebet. — Aber auch
Menſchenliebe — Freude am Glük anderer Menſchen —
Nachſicht gegen Fehler — Geduld bei Eigenſinn —
Sanftmuth bei Härte. — Wohl ihr, wenn der Geiſt
Jeſu ihr Herz zu ſolchen Geſinnungen veredelt. — Dieß
wird das Glük ihrer Ehe — die Freude ihres Lebens —
reicher Troſt im Leiden ſeyn. Dieſes tugendhafte Herz
wird ihr ſelbſt der ſicherſte Weg zu ihrer Verſorgung
werden. Sezt eine Tugendhafte mit noch ſo wenig
Reizen: der rechtſchafne Mann hebt ſie aus — liebt
edel und ſtandhaft. — Sezt eine ſchlechte Seele, im
ſchönſten Körper: der Buhler iſt nur Auge — liebt,
ſo lange ihm dieß befriedigt wird — und immer nur
in ſchlechter Abſicht. — Verbindet aber damit ja auch

620b) Uebung der künftigen Berufspflichten insbeſondere:
gewöhnet euch (und ihr — Eltern! eure Töchter)
in Zeiten an die ſchwere Kunſt zu gehorchen —
den Geiſt des Widerſpruchs zu unterdrüken — ſich in
Fehler der Menſchen zu ſchiken. — Gewöhnet euch
an Fleiß und Arbeitſamkeit — immer etwas zu thun —
621 immer auf eine nüzliche Art beſchäftiget zu ſeyn. Das
macht unverdroſſne Hausmütter — bewahrt vor Leichtſinn,
Ueppigkeit und allen Folgen des Müßigganges. —
Strebet nach Geſchiklichkeiten in Verfertigung alles
deſſen, was zum häuslichen Leben gehört — Kleidung
— Speiſen — wie alles zubereitet wird — wie
viel dazu gehört: um nicht vom Geſinde hintergangen
zu werden. — Mütter ſollten bei allen Gelegenheiten
die Tochter ihre Stelle vertreten laſſen — mit Lehre
622 und Beiſpiel ihnen vorgehn. — Dahin gehört auch,
Theilnehmung an der Erziehung jüngerer Geſchwiſter
— eigne Aufmerkſamkeit auf Geſundheit des
Körpers — Angewöhnung an eine gewiſſe Heiterkeit
und muntere Laune. — Ihr wißt, was mürriſches
Weſen und üble Laune für Schaden thut, und wie im
Gegentheil Freundlichkeit und Munterkeit allen das Leben
verſüßt, die in unſerm Zirkel leben.

623 II. Verbindet mit dieſen Erforderniſſen der Vorbereitung
noch einige Regeln der Weisheit im geſellſchaftlichen
Leben. — Wir wollen hier die jungen
Perſonen des andern Geſchlechts, vornemlich im Verhältniſſe
gegen das männliche, betrachten. Und hier
muß ich euch folgende Regeln als goldne Denkſprüche
empfehlen, die ihr, Mütter und Töchter, eurem Herzen
nicht tief genug eingraben könnet.

624 1. Zeiget jene ächte Tugend, wie ich ſie euch
vorher beſchrieben habe, und ſuchet in ihr die ganze
Kunſt zu gefallen. Unglükliche Perſonen, welche
durch verſchwendeten Puz — durch einladende Blike —

durch ein gemahltes Geſicht — ſich Herzen gewinnen müſſen. Der wahre Werth des Menſchen iſt — ein edles Herz — Geſchiklichkeit in nüzlichen Geſchäften — ein angenehmes Betragen — ein Blik voll Heiterkeit und Unſchuld. — Und wen das nicht reizt, iſt der wohl des Wunſches werth, ihm zu gefallen?

625 2. Vernachläßiget **das Aeußere** nicht ganz, aber ſuchet äußere Reize nicht im Flitterſtaat — nicht in Pracht — nicht im gezierten Gang — nicht in buhleriſchen Entbloßungen. — Man thut ſich ſelbſt damit den gröſten Schaden. Man gewöhnt den, dem man gefallen wollte, an dieſe Blendwerke, und ſezt ſich in Gefahr, wenn einſt dieſe Blendwerke wegfallen, durch Kälte geſtraft zu werden. Nein, **Ordnung, Reinlichkeit, Nettigkeit, guter Geſchmak** — verbunden mit einem **Geſicht**, wo **Freude und Unſchuld** lesbar ſind — das iſt das beſte Mittel zu gefallen, das mit der Tugend beſteht, das Achtung erwirbt, und dauerhafte Liebe erzeugt. (169. 179. ff.)

626 3. Sucht aber **nicht allen** zu gefallen, ſondern nur den **würdigen** Menſchen. Den Laſterhaften und den Narren ſuchet von euch entfernt zu halten. — Das ſicherſte Mittel dazu iſt **Sittſamkeit.** Ich verſtehe darunter nicht jene affektirte Sprödigkeit — ſondern ich meine eine gewiſſe hohe **Strenge in Beobachtung des Wolſtandes** — einen gewiſſen Ernſt und Würde in euren Bliken, Minen, Handlungen, welche Freundlichkeit und höfliches Betragen nie ausſchließt — ſo, daß ihr Keinem, deſſen Tugend euch nicht entſchieden iſt, die geringſte **Vertraulichkeit** erlaubt — daß ihr nie etwas redet oder ein Geſpräch **duldet**, was von weitem nur die Tugend und guten Sitten verlezt. — Das wird auch dem Laſterhaften Reſpekt einfloßen — und jeden rechtſchafnen Mann

deſto ſtolzer darauf machen, wenn er ſich eurer Freundſchaft
rühmen darf.

627 4. Meidet allen Umgang, der ohne Zeugen
iſt. — Mag er noch ſo unſchuldig ſeyn — er iſt faſt
immer die Klippe, an welcher das höchſte Kleinod einer
jungen Perſon, ihr guter Name, ſcheitert —
und er enthält immer die möglichſte Gefahr der Verführung.
— Auch die beſten Herzen können in einem
unglüklichen Augenblike hingeriſſen werden. — Immer
in den Augen der Welt! da hat Umgang weder Verdacht,
noch Gefahr. Dann iſt er vielmehr gut und
nüzlich. — Aber wie, wird man fragen, wenn eine
junge Perſon edle Abſichten hätte und von einem Freunde
vermuthete? — Höret auch hier die Geſeze der
628 Klugheit. a) Ein Freund, dem ihr, mit Abſicht,
eines vertrautern Umgangs würdigen wollt, muß eine
Perſon ſeyn, deren Verehrung entſchieden iſt. —
629 b) Es müſſen kaltblütige und ſtrenge Unterſuchungen
ſeiner Glüksumſtände, ſeiner Grundſäze, ſeines Karakters,
ſeiner Aufführung — vorhergegangen ſeyn.
630 (285. ff.) c) Es muß die Abſicht nicht in Wirklichkeit
übergehn. — Keine heimliche Verſprechung!
— Nennt das nicht übertriebne Sittenlehre.
Die Gefahr iſt augenſcheinlich. Frühzeitig und heimlich
ſich verſprechen, bindet beide Theile: ſezt ihn in
Gefahr, durch unvorhergeſehene Veränderung der Umſtände
treulos und eidbrüchig — ſie, eine Verlaßne
631 zu werden. — d) Es muß der wirkliche Verſpruch
nicht ohne der Eltern Einwilligung geſchehn. Das
erfodert Dankbarkeit — Liebe — Gehorſam. Eltern
haben das Recht, darüber zu urtheilen: erſtlich, weil
ſie Eltern ſind, dann auch, weil ſie mehr Einſicht und
Erfahrung haben. Natur und Religion legt Kindern
die Pflicht auf, ſie zu fragen und gegründeten Einwendungen
Gehör zu geben. Dahin gehören vornemlich

lich dreierlei Fälle: 1) Laſterhaftigkeit der Perſon — 632
2) unvermeidliche und wahre Schändung der Familie 633
durch allzugroße Ungleichheit des Standes — 3) un- 634
glükliche Armuth von beiden Seiten. — Und wehe
den Eltern, die durch andre als im hohen Grade gründ-
liche Einwendungen junge Herzen in Qual oder Ver-
zweiflung ſezen: oder wohl gar wegen Verhezung der
Anverwandten, aus perſönlichen Haß, oder bloßen
Eigenſinn, oder wegen Mangel größerer Reichthümer
oder Ranges — eine tugendhafte Liebe zu hindern
ſuchen!

5. Was Kinder in dem betrübten Falle eines un- 635
gegründeten und hartherzigen Widerſpruchs der Eltern
thun ſollen, will ich euch kurz ſagen. 1) Iſts euch 636
möglich und eure Eltern ſind übrigens tugendhaft,
rechtſchaffen, und eurer ganzen Liebe würdig, ſo gebet
nach. Es iſt immer ein ſchönes Opfer, das euch vor
der Welt Ehre macht, und manche traurigen Folgen
erſpart. 2) Iſts — nach allem Kampf — Ueber- 637
legung — unmöglich, daß ihr nachgebet, ſo laßt euch
keine Zeit zu lang werden, die Güte zu verſuchen,
und — wenn ihr dann lange gethan habt, was gute
und gehorſame Kinder ſchuldig ſind, und es träte end-
lich der (immer traurige) Fall ein, daß er der Obrig-
keit Anſehn gebrauchen müßte: ſo ſey ſie ſtandhaft,
und beide ſuchen lebenslang, ohngeachtet aller vorher-
gegangenen Mißhandlungen, der Eltern Liebe, durch
die möglichſte Demuth, Beſcheidenheit, und Bemü-
hung um ihre Gunſt, wieder zu erwärmen. — Dieß
allein wird euch Segen bringen, und euer Gewiſſen
vor Gott beruhigen. —

Und ſo habt ihr nun die Sittenlehre für 638
Töchter in einem kurzen Abriſſe vor Augen. —
Schreibet dieſe Lehren, Eltern und Töchter! tief
in eure Herzen. „Dieſe Lehren verachten oder ver-
nach-

nachläßigen, heißt, ſich in Gefahr ſezen, ſein ganzes künftiges Leben elend, und für die Ewigkeit unfruchtbar machen. — Dieſe Lehren befolgen, heißt, einen ſichern Grund zu ſeinem Glüke legen, heißt, ſich in den Stand ſezen, mit Freudigkeit vor Gott zu treten, und mit frohem Herzen den Lohn der Tugend und der Rechtſchaffenheit entgegen zu ſehn.

XXX.

Freuden der Menſchenliebe, für Dienſtboten.

639 Mit euch rede ich, liebe Mitmenſchen! welche die Vorſehung angewieſen hat, zu dienen und den Befehlen eines Hausvaters oder einer Hausfrau zu gehorchen. — Euch wünſche ich zu belehren, zu bilden. Eure Ruhe, eure Zufriedenheit, euer Glük iſt der angelegentlichſte Wunſch meines Herzens.

640 Die wichtigſte Frage für jeden, der an Jeſum, den Lehrer der Liebe, glaubt, und durch ihn ſelig werden will, iſt: wie kan ich in meinem Stande Liebe ausüben? wie kan ich die Freuden Gottes genießen, die Menſchen glüklich zu machen? — Ich will ſie euch, ſo wie es ſich für euren Stand am beſten ſchikt, auseinanderſezen.

641 Die Menſchen, deren Glükſeligkeit ihr zuerſt befördern könt, ſind — eure **Herrſchaft** — ihre **Kinder** — euer **Mitgeſinde**. Laſſet uns jeden dieſer Gegenſtände beſonders betrachten.

642 A. In Abſicht auf eure **Herrſchaft** zeigt euch die Liebe, oder das Beſtreben, ſie glüklich zu machen, folgende Regeln:

643 1. Thue alle dir befohlne und von dir beim Antritt deines Dienſtes **verſprochene Geſchäfte** —

alle, ſie mögen ſeyn, welcher Art ſie wollen, woferne
ſie einmal zu deinem Dienſte gehören. Mache nie eine
Ausnahme. Schäme dich nie einer Arbeit. — Auch
kehre dich nicht daran, wenn ähnliches Geſinde anderer
Herrſchaften etwas nicht thut. Laß dich nicht von
ihnen aufwiegeln. Denke, daß es einmal dein Stand 644
iſt, in welchen die Vorſehung dich geſezt hat. Denke,
daß du einmal verſprochen haſt, die Befehle deiner
Herrſchaft auszurichten, und daß es eins der ſchändlichſten
Laſter unter Menſchen iſt, Verträge zu brechen
(I, 1140. 1144.) und ſeinem gegebnen Worte untreu
zu werden. Denke, daß du deiner Herrſchaft durch
Ungehorſam nur Verdruß, Kränkung und vielleicht
auch Schaden verurſachſt, den ſie nicht an dir verſchuldet
hat. Denke, daß ſie dich dafür bezahlt: daß 645
es alſo — ſchon das Naturgeſez will, welches auch
dem Heiden und Wilden heilig iſt: geſchweige, daß es
die Menſchenliebe fodert, die Jeſus als Religion, als
einzige Bedingung der Gnade Gottes, dich lehrte.

2. Thue aber deinen Dienſt nicht nur vollſtändig 646
in allen Stüken, die deine Herrſchaft verlangt, ſondern
thue ihn auch **pünktlich**, das heißt, 1) genau 647
nach der Vorſchrift, die du empfängſt, 2) genau 648
zu der Zeit und in der Stunde, in welcher es deine
Herrſchaft erwartete, 3) **mit ganzer Seele**, ſo, daß 649
du nichts fremdes dabei im Sinne habeſt, ſondern
deine **Aufmerkſamkeit** lediglich auf dein Geſchäft richteſt:
und 4) **binnen** der Zeit, in welcher es gethan 650
werden kan, damit du **nicht länger** zubringſt, als es
nöthig iſt. Und um dieſe ſo wichtige Regel, zu der 651
die Liebe dich einladet, und deren Befolgung deine Herrſchaft
vergnügt und zufrieden machen, und ihr gegenſeitig
tauſendfältigen Verdruß erſparen wird — recht
beobachten zu können, ſo mache dirs ſelbſt zum Geſez,
alle andre Dinge, die dich in deinem Dienſt hindern,

oder Aufſchub, Zögerung, oder Vernachläßigung be-
fohlner Geſchäfte verurſachen konten, möglichſt von
652 dir zu entfernen. Laß dich daher z. B. mit andern
Leuten nicht in Geſchäfte ein, in der Meinung, dir
ein ſogenantes Nebenverdienſt zu machen, es ſey denn,
daß deine Herrſchaft dir gutwillig es erlaubte, und daß
es völlig, ohnbeſchadet deines Dienſtes, abgewartet
653 werden konte. So meide auch zahlreiche Bekantſchaf-
ten mit andern Leuten, die entweder Beſuche dir geben
oder von dir erwarten, oder, die wenigſtens hernach
auf den Straßen dir begegnen und dich durch Unter-
redungen aufhalten, und dadurch verurſachen werden,
daß deine Herrſchaft mit Aergerniß auf dich warten
654 muß. Alles das, und was dem ähnlich iſt, vermeide,
und beſtrebe dich, wenn du, als Bekenner Jeſu, Gott
durch Liebe verehren willſt, dein Dienſtgeſchäft mit red-
lichem Eifer, genau und ſo hurtig als möglich zu ver-
richten, damit deine Herrſchaft nicht nur Nuzen, ſon-
dern auch Freude von dir haben möge.

655 3. Thue auch alles, was dir befohlen wird, **gern
und willig**, und immer mit möglichſter **Freundlich-
keit und Ehrerbietigkeit.** Das erſtere wird dir,
das andere deiner Herrſchaft zu Gute kommen. Denn
was du ungern und mit heimlichem Widerwillen thuſt,
wird dir ſauer und geräth auch ſchlecht. Und wenn du
dieſen Widerwillen dir auch äußerlich merken läſſeſt,
ſo machſt du zugleich deiner Herrſchaft das Leben ſauer.
656 Mir wenigſtens fällt nichts empfindlicher, als wenn
ich meinem Diener oder meiner Magd etwas befehle,
und ſie mir mit einer finſtern Mine oder brummenden
Tone zu verſtehen geben, daß es nicht gerne geſchieht.
Das verurſacht mir eine Empfindung, dafür ich alle-
657 mal lieber einen Schlag leiden wollte. Denn das könt
ihr mir glauben: finſtere, mürriſche, widerwillige Leute
um ſich haben, iſt ein erſchreckliches Leiden. Hin-

gegen iſt, wie Salomo ſagt, ein freundliches Angeſicht
ein tägliches Wolleben. —

4. Begnüge dich aber nicht, nur das gern und 658
mit Freundlichkeit zu thun, was dir befohlen wird,
ſondern beſtrebe dich, wofern die Liebe Jeſu die Triebfeder
deines Lebens ſeyn ſoll, deiner Herrſchaft auch
ungeforderte Dienſte zu leiſten. Denn das iſt es,
was deiner Herrſchaft erſt ihr Leben ganz verſüßen wird,
wenn ſie nicht mehr nöthig haben wird, auf alles ſelbſt
zu denken und zu ſinnen, was im Hauſe erforderlich
iſt, ſondern wenn du, von Menſchenliebe getrieben,
ſtets umherſehen, und alles zu beobachten und zu entdeken
ſuchen wirſt, was deiner Herrſchaft etwa nüzlich
oder angenehm ſeyn könte. Dieſer **Gefälligkeit** befleißige 659
dich: und ſuche deine eigene Freude darinnen,
wenn du die Wünſche deiner Herrſchaft voraus errathen,
wenn du ihnen zuvorkommen und ihre Aufmerkſamkeit
und **Befehle entbehrlich** machen kanſt. —

5. Sey dabei deiner Herrſchaft **unbeſtechlich** 660
treu und ehrlich in allem, was dir anvertrauet iſt.
Mache dirs zum unverbrüchlichen Geſez, und gelobe
es deinem Gotte täglich im Gebet, nichts dir anzumaßen,
was nicht deine Herrſchaft ſelbſt dir giebt,
oder zu nehmen ausdrüklich geſtattet. — Nichts, ſage 661
ich, auch nicht die geringſte Kleinigkeit. I, 999. ff. —
Denn ſolche kleinſcheinende Veruntreuungen machen
oft in die Länge groſze Summen aus, und ſind um deſto
ſchändlicher, und dem Gotte der Liebe mißfälliger,
weil ſie durch die gröſte Wachſamkeit nicht verhütet
werden können, und weil ſie, zwar nicht leicht entdekt,
aber doch ſehr bald **gemuthmaßt** werden, und folglich
ein gewiſſes **Mißtrauen und Aengſtlichkeit** bei
der Herrſchaft erzeugen, wodurch beiden Theilen, dem
Geſinde und der Herrſchaft, erſtaunender Verdruß
verurſacht wird. Denn iſt es nicht ein wahres und 662

beſtändiges Leiden, wenn ich einem Dienſtboten nicht
mehr trauen kan, wenn ich ihm alles nachwiegen, alles
nachrechnen, alles unterſuchen muß: wenn ich ihn
über nichts mehr ſchiken kan, ohne mitzugehn, und
ihm auf die Hände zu ſehn: wenn ich alle Thüren der
Zimmer und Kiſten vor ihm verſchließen und — erſchreken
muß, ſo bald ich ausgieng und mich an eine
663 offengelaſſene Thür erinnerte? Was koſtet mich alſo
ein ſolches mir verdächtig gewordnes Geſinde (das ich
vielleicht blos über einigen Bohnen Kaffee, oder einem
Glaſe übriggebliebenen Weins ertappte) für Sorgen,
für Angſt, für Zeit, für Aufmerkſamkeit? Und wie
muß ein ſolches Geſinde dieß, wegen eines ſolchen
einmal erregten Verdachts willen, verminderte Zutrauen
erniedrigen: wie muß es dabei erröthen: wie
viel Verdruß muß es dabei einſteken: wie viel Wolthaten
muß es einbüßen, die man einem ehrlichen Geſinde
doppelt erzeigt?

664 6. Sey aber nicht nur ſelbſt ehrlich und gewiſſenhaft
in allem, was dir anvertrauet wird, ſondern
verhüte auch, mit der möglichſten Aufmerkſamkeit,
daß **andre Menſchen** deine Herrſchaft, die du nach
Gottes Beruf beglüken ſollſt, **nicht beſtehlen oder**
665 **übervortheilen können.** Sey wachſam in dem Hauſe
deiner Herrſchaft über alles, was nicht genugſam verwahrt
iſt. Beobachte den Bettler, der ſich einſchleicht,
um zu betteln. Suche deiner Herrſchaft nahe zu ſeyn,
wenn ein ganz fremder Menſch ſich mit ihr allein befindet,
um ihr Geſchrei zu hören, wenn er etwa Böſes
666 im Schilde führen ſollte. Siehe darauf, daß die Thüren
unbewohnter Zimmer verſchloſſen ſind, und erſeze
ſelbſt die Nachläßigkeit deiner Herrſchaft. Gehe nicht
aus dem Hauſe, ohne daß deine Herrſchaft es weiß
und geſtattet: und des Nachts niemals. Sieh auf
jeden Handwerksmann, der im Hauſe Arbeit hat, daß
er

er deiner Herrſchaft nichts verkümmere. Erkundige
dich gelegentlich nach allem, was deine Herrſchaft ſelbſt,
oder durch dich einzukaufen pflegt, und ſuche ihr überall
zu verrathen, wo der beſte und wohlfeilſte Kauf iſt,
auch verhüte möglichſt, daß ſie nirgends übertheuert
werde. Was dieß deiner Herrſchaft nüzen, wie ſie 667
das freuen, und wie es dir ihre Gunſt und Liebe gewinnen
wird, wirſt du dann bald erfahren.

7. Sey **verſchwiegen** — das heißt, ſprich mit 668
keinem Menſchen von deiner Herrſchaft, ſo bald es
Dinge betrift, die ihr nicht **augenſcheinlich** Nuzen
oder Ehre bringen. Ich ſage mit Fleiß, **augenſcheinlich.**
Denn wo der **Vortheil** nicht ganz **augenſcheinlich**
iſt, da iſt der **Schaden — möglich.**
Und wenn du Menſchenliebe haſt, ſo mußt du auch
den möglichen Schaden abwenden oder verhüten. Es
gehören alſo zu den Dingen, von denen du nicht reden
mußt, 1) jedes Vorhaben deiner Herrſchaft, z. E. 669
Freunde einzuladen, zu verreiſen, und dergleichen.
2) Ihre Reden und Geſpräche im Hauſe — beſonders 670
die Urtheile, die von Abweſenden gefällt werden.
3) Ihre Geſchäfte und die Art, wie die Herrſchaft 671
ſie verrichtet. 4) Ihre Fehler — Zwiſtigkeiten und 672
dergleichen. 5) Ihre Vermögensumſtände. 6) Ihre 673
Art zu leben, in Abſicht auf Eſſen, Trinken, Ergözlichkeiten
und dergleichen. Das alles, liebe Mitmenſchen,
ſind Dinge, die, ausgeplaudert, nie nüzen,
und meiſtentheils ſchaden: die nur allzuleicht beim
Weiterſagen verändert, vergrößert, und unrecht verſtanden
werden: und welche eurer Herrſchaft Neid,
oder Spott und allerlei Nachreden zuziehn, und oft
Gelegenheit zu Schaden oder Schande geben. Iſt 674
alſo die Liebe Jeſu in euch, ſo meidet alles Reden von
eurer Herrſchaft, und bedenkt, daß ihr durch ſolche
Verſchwiegenheit nicht nur ihr nüzt und tauſenderlei

Uebel verhütet,, ſondern auch euch ſelbſt ihr und aller
Menſchen Vertrauen erwerbet. Denn ein durchaus
verſchwiegener Menſch wird von jedermann hochgehalten,
und ſeines ganzen Vertrauens werth geachtet. —
675 Sezt deswegen noch die Nebenregel hinzu: **Vermeide
es, Geheimniſſe zu erfahren**: höre nicht zu, oder
gehe weg, wenn andere heimlich reden, oder etwas
thun und vornehmen, was dich nicht angeht: bekümmere
dich blos um deinen Dienſt und vermeide alle Bekantſchaft
mit den geheimen Angelegenheiten deiner
Herrſchaft. Dieſe Nebenregel wird dir viel Vortheil
676 bringen. Du wirſt erſtlich, nie in Gefahr kommen,
etwas auszuplaudern und dein Gelübde der Verſchwiegenheit
zu brechen, weil du nichts weißt: und gewiſſe
Leute, die ſich auf Kundſchaft legen, werden umſonſt
677 ſich bemühen, dich auszuforſchen. Du wirſt ferner
nie in die Verlegenheit gerathen, zum Zeugen gegen
deine Herrſchaft aufgefodert oder von der Obrigkeit
678 dazu genothiget zu werden. Du wirſt endlich dir mancherlei
Errothungen erſparen, die ein Geſinde alsdenn
leiden muß, wenn die Herrſchaft ſich ſelbſt vor ihm
verbirgt, oder daſſelbe aus dem Zimmer gehen heißt,
und wirſt dagegen deſto mehr Vertrauen bei ihr gewinnen.

679 8. Sey **genügſam**. — Sey zufrieden mit
dem Lohne und der Koſt, welche dir dargereicht wird.
Es iſt unbeſcheiden, mehr zu fordern, und niederträchtig,
ſeine Unzufriedenheit darüber fremden Leuten merklich
zu machen, und die Herrſchaft darüber zu verläſtern.
Denn, iſt dein Lohn und Koſt ſo, wie dirs
verſprochen war, ſo kanſt du nicht mehr begehren.
Iſt dir aber mehr verſprochen, ſo haſt du das Recht
zu klagen, oder dir eine andere Herrſchaft zu ſuchen.
680 Aber in keinem Falle mußt du dir erlauben, zu murren
oder zu ſchmähen, oder darum deinen Dienſt
ſchlechter zu thun. Denn durch das alles machſt du
dein

dein Schikſal nicht nur nicht beſſer, ſondern du verſchlimmerſt
es vielmehr. Du geräthſt mit deiner Herrſchaft
in Zwiſt, verſcherzeſt ihre Liebe, und machſt dir
und ihr viel unangenehme Stunden. Und iſts nicht 681
beſſer, bei troknem Brode friedlich und ruhig leben,
und die Freuden der Menſchenliebe genießen, als ſich
dem Verdruß über eine Sache überlaſſen, die man
nicht ändern kan, und die auch an ſich ſo unbedeutend
iſt? (37.) Wenn ich genug und geſunde — für mich
geſunde Koſt habe, ſo kan ich geſund, ſtark, munter
ſeyn, und alles thun und genießen, was mich froh
und heiter macht. — Dieß bedenkt, liebe Mitmenſchen, 682
und macht es euch zum Bewegungsgrunde der
Genügſamkeit. Laſſet euch nicht durch den Schein
des Beſſern täuſchen, und zur Mismüthigkeit verleiken.
I, 1245. Der Schwelger, der alles genießt,
was ihm ſchmekt, iſt darum nicht ein Haar glüklicher
als ihr. Und wenn ihr euch das recht lebhaft machen 683
wollt, wie wenig wahre Glükſeligkeit vom Eſſen und
Trinken abhängt, ſo geht nur unter die Menſchen,
denen der himliſche Vater ein weit geringeres Loos zugetheilt
hat, als euch. Sehet z. B. dem armen Tagelöhner,
dem ſein Tiſch nicht gedekt, ſeine Wohnung
nicht umſonſt gegeben, ſeine Stube nicht geheizt wird,
wie euch: der täglich von früh bis an den Abend ſich
matt und müde arbeiten muß, um ſein Stük troknes
Brod mit Käſe ſich zu verdienen, und ſeine übrigen
Ausgaben zu beſtreiten, ja der manche Winterwoche
gar keine Arbeit, und folglich gar keinen Verdienſt
hat, ſtatt daß ihr Jahr aus Jahr ein ernährt werdet:
— unter dieſe geht und ſehet, was ihr unter 684
dergleichen armen Leuten für fröliche und heitere Menſchen
findet — und lernet von ſolchen, daß man bei
geringerer Koſt und ſauerer Arbeit, als ihr habt,
dennoch glüklich ſeyn kan, und daß ihr ſehr unrecht
thun würdet, wenn ihr bei eurem weit beſſern Schikſale

ſale über den lieben Gott murren, oder mißmüthig
werden, und euch und eurer Herrſchaft das Leben ſauer
685 machen wollitet. — Freilich werdet ihr anderes Ge-
ſinde gewahr werden, das ſich in Abſicht auf Lohn und
Koſt beſſer befindet als ihr. Aber iſts darum wohl
recht, über eure Herrſchaft zu klagen, wenn ſie euch
weniger giebt? Können denn alle Dienſtherrn ihren
Leuten gleich viel geben? Und habt ihr nicht ſelbſt, beim
Antritt eures Dienſtes, in dieſe Koſt und Lohn einge-
686 williget! — Laßt euch ja nicht von ſolchem Geſinde,
die ſich bei andern Herrſchaften beſſer ſtehn, aufwie-
geln. Fraget nie, was andere bekommen. Und
die euch viel davon erzählen, wie gut ſie es haben,
wie viel Trinkgelder ſie erhalten, wie ſie beſchenkt
werden, wie köſtlich ſie eſſen und dergleichen, die
haltet für Feinde eurer Ruhe, und meidet ihren
Umgang.

687 9. Befleißige dich der höchſtmöglichen **Reinlich-
keit.** — Das, liebe Mitmenſchen! iſt eine der wich-
tigſten Regeln eures Lebens. Denn wenn ihr ſie be-
folget, ſo macht ihrs allen, die um euch ſind, nicht
nur möglich, ſondern faſt unvermeidlich, ſie auch zu
befolgen: und wenn ihr im Gegentheil ſie vernachläſ-
ſiget, ſo verbannet ihr dieſe Tugend zugleich aus eurem
ganzen Wirkungskreiſe. Denkt euch nur einmal ein
Geſinde, das erſtlich an ſeinem Körper, an ſeiner
Wäſche und Kleidern nicht den geringſten Schmuz
duldet, ſondern immer nett und rein ſich zeigt, das
688 zweytens alle die Werkzeuge und Geſchirre, die es
unter ſeinen Händen hat, (in Küche, Keller, Stall
689 u. ſ. w.) ſauber und blank hält, das endlich im ganzen
Hauſe alles an ſeinen Ort bringt, was herum liegt,
allen Staub oder andere Unreinigkeiten wegſchaft, die
es irgendwo bemerkt, kurz, das Ordnung und Rein-
lichkeit an ſich ſelbſt und im ganzen Hauſe zu ſeinem Au-
gen-

genmerk macht, und ſeht, was das für Folgen
haben wird. Jeder Menſch wird entzükt werden, der 690
in ein ſolches Haus komt und alles ſo blank und nett
findet: und er wird, wenn er ſolches Geſinde ſieht,
und aus ſeiner eigenen Geſtalt urtheilet, daß dieſe
Schönheit von ihm herrühret, ſich ſelbſt ein ſolches
Geſinde wünſchen, wird von ihm überall ſprechen, und
es deſto mehr erheben, je ſeltner ſolches Geſinde in der
Welt iſt. Und was meinet ihr, was die Herrſchaft
ſelbſt ſagen wird, die ein ſolches Geſinde beſizt? Gewiß, 691
liebe Mitmenſchen! es iſt eine wahre Glükſeligkeit,
wenn man in ſeinem Hauſe nie durch den Anblik
einer Unordnung oder Unreinlichkeit beleidigt wird:
wenn alles ſo ſchön auf ſeiner Stelle iſt, wenn in allen
Zimmern und Vorſalen, in Küche und Keller alles
ſpiegelt, alles wie neu ausſieht, und wenn alle Menſchen,
die um einen ſind, durch Sauberkeit uns gefallen.
Ich wenigſtens kenne nichts reizenders als einen
ſolchen Anblik. — Sezet aber zu dieſen wichtigen 692
Folgen noch die allerwichtigſte, daß ihr durch Befolgung
dieſer Regeln, der Geſundheit einen ganz außerordentlichen
Dienſt leiſtet: wie ich euch unten (S.
Reinlichkeit) beweiſen werde.

Sehet, das ſind die Regeln der Menſchenliebe, 693
nach denen ihr die Freuden Gottes, die Freuden des
Freudeſchaffens genieſſen müſſet. Was euch hiebei
noch auf dem Herzen liegen könte, das einer beſondern
Belehrung bedürfte, betrift die Frage, wie ihr euch
dann zu verhalten habet, wenn eure Herrſchaft durch
ein fehlerhaftes Betragen euch euer Leben ſauer machen,
und euch euern Dienſt und Liebeseifer verbittern ſollte.
Aber davon werde ich unten euch belehren, wenn ich
vom Verhalten gegen fehlerhafte Menſchen überhaupt
mit euch reden werde. S. **Sittenbuch fürs Geſ.**
S. 26. ff.

694 B. Betrachtet alſo jezt noch den zweiten Gegenſtand eurer thätigen Menſchenliebe, ich meine die Kinder eurer Herrſchaft.

695 1. Das erſte und allerwichtigſte Geſez der Liebe
iſt hier: „ſey, — in Gegenwart der Kinder äuſſerſt
„— äußerſt behutſam in Minen, Worten und
„Thaten: daß du ſie nie etwas ſehn und hören läſſeſt,
„was ſie nicht wiſſen oder nachthun ſollen.„ Denn
das werdet ihr doch wohl wiſſen, daß alles Böſe und
Sündliche ſich den Kindern nicht anders als von auſſen,
durch Sehen und Hören, mittheilt; und daß
Kinder weder Gutes noch Böſes reden noch thun können,
696 wenn ſie noch gar nichts wiſſen. Bedenket alſo,
daß ihr die allererſchreklichſte Grauſamkeit gegen dieſe
unſchuldigen Geſchöpfe ausübet, wenn ihr ſie mit dem,
was entweder an ſich ſündlich iſt, oder was ſie doch
dazu verleiten könte, bekant und eben dadurch lüſtern
darnach macht. (86.)

697 2. Aber nicht minder wichtig iſt das zweite Geſez
der Liebe: „ſorge für die Geſundheit der Kinder deiner
„Herrſchaft und verhüte alles, was ihr nachtheilig
„werden könte.„ Ihr wiſſet ſelbſt, was Geſundheit
für ein koſtbares Gut iſt und wie leicht daſſelbe,
beſonders bei zarten Kindern, auf Lebenslang, verlohren
698 gehen kan. Seyd alſo möglichſt bedächtig, wenn
ihr mit den Kindern geht oder ſie unter euren Augen
habt, daß ihr ſie in keine Gefahr gerathen laſſet, ſich
zu verlezen, zu fallen, dem Waſſer zu nahe zu kommen,
auf die Hize zu trinken, giftige Dinge anzugreifen,
mit Gewehr zu ſpielen, und dergleichen mehr.
699 Sorget hiernächſt für die Reinlichkeit ihres Körpers,
die ich euch oben ſchon als die gröſte Zierde des Menſchen
und als ein Haupterforderniß der Geſundheit empfohlen
700 habe. Macht es euch endlich zur Pflicht, über
alles zu wachen, was die Eltern oder Aerzte zur Erhal-

haltung der Geſundheit der Kinder verordnet haben, und allenfalls jede Vernachläßigung dieſes ſo oft unerſezlichen Kleinodes, ſo wie jede Gefahr deſſelben, den Eltern mit Vorſicht und Beſcheidenheit anzuzeigen.

3. Außer dieſen beiden Hauptregeln fodert die 701
Liebe von euch, daß ihr gegen die Kinder eurer Herr-
ſchaft liebreich, freundlich und gefällig euch betra-
get. Denn das iſt einmal um der Kinder willen 702
gut, denen ihr das Beiſpiel der Liebe, als der einzigen
wahren Tugend, ſchuldig ſeyd: und es würde euch ei-
nen großen Vorwurf vor Gott machen, wenn ihr
durch ein entgegengeſeztes Betragen Kindern den Geiſt
des Ungeſtüms und der Unfreundlichkeit mittheilen woll-
tet. Es iſt aber auch für euch ſelbſt gut, wenn ihr 703
die Kinder liebreich behandelt, mit ihren Unarten Ge-
duld habt und denenſelben lieber ausweichet, als mit
Heftigkeit ſie abzutreiben ſucht: weil die Kinder dann
Liebe zu euch bekommen, und auch ihr dadurch die Gunſt
und Liebe eurer Herrſchaft leichter erhalten werdet.

4. Sollten Kinder ſo verdorben ſeyn, daß ſie 704
euch zuweilen beleidigten, ſo würde ich euch rathen, in
einem ſchiklichen Zeitpunkte es der Herrſchaft vorzu-
ſtellen, und euch, nicht Beſtrafung, ſondern nur
Verhütung ähnlicher Fälle zu erbitten. Aber nie müßt
ihr euch ſelbſt an ihnen vergreifen: theils weil das eine
euch nachtheilige Erbitterung der Kinder und meiſt
auch der Eltern nach ſich zieht, theils, weil es als
Beiſpiel ihnen ſchädlich wird, indem ſie alsdenn gereizt
werden, Beleidigungen auch zu rächen: da ſie gegen-
theils an euch lernen ſollten, nach der Lehre Jeſu, feh-
lerhafte Menſchen zu dulden, Beleidigungen mit Sanft-
muth zu ertragen, und nur durch Mittel, welche die
Liebe billigt, ſie von ſich abzuwenden.

5. Ich will euch aber auch noch ein recht bewähr- 705
tes Mittel ſagen, wodurch ihr verhüten könt, daß

Kinder euch nicht zu nahe treten oder beleidigen.
Machts euch zum Geſez, gegen die Kinder eurer Herr-
ſchaft, bei aller Liebe und Freundlichkeit, eine gewiſſe
ernſte Zurükhaltung zu beobachten, und euch nie
706 mit ihnen zu vertraut zu machen. Werdet ihr nach
und nach dieſe Kunſt lernen, im Betragen gegen die
Kinder, eine gleichmäßige Sittſamkeit und Ernſthaf-
tigkeit zu beweiſen und zwiſchen zu großer Vertraulich-
keit und mürriſchem Weſen die glükliche Mittelſtraße
zu treffen, ſo werdet ihr nicht leicht fürchten dürfen,
daß die Kinder etwas Ungebührliches gegen euch unter-
nehmen werden. Denn eine ſolche kluge Miſchung des
Ernſtes und der Liebe erwirbt einen gewiſſen Reſpekt
und macht die Kinder ſcheu, ihren Muthwillen an
euch auszulaſſen.

707 C. Und nun lernet noch das Verhalten gegen euer
Mitgeſinde, dazu euch die Menſchenliebe ſo wohl
als eure eigne Ruhe und Glükſeligkeit auffodert. Die
allgemeine Regel, die ich hiezu empfehle, iſt

708 Laßt es eure beſtändige Sorge ſeyn, mit eurem
Mitgeſinde in guten Vernehmen zu ſtehen.

709 1. Das **erſte** Mittel dazu iſt **Freundlichkeit.**
Denn die Erfahrung lehrt, daß ein freundliches Ge-
ſicht, ein gutes Wort, überall Liebe gewint, und wol-
wollende, gefällige und nachſichtige Menſchen macht.
Und ſolltet ihr ein ſo leichtes und gutes Mittel zu eurer
710 eignen Ruhe nicht anwenden wollen? Sollte es euch
ſchwer werden, auch unwürdige oder widrige Men-
ſchen freundlich anzuſehn? Und wenn es euch unter ge-
wiſſen Umſtänden ſchwer würde, ſolltet ihr dies kleine
Opfer nicht eurer eignen Glükſeligkeit bringen? Was
habt ihr davon, wenn ihr durch Kälte oder Unfreund-
lichkeit euer Mitgeſinde zu gleichem Tone ſtimt? und
wenn aus dieſem unfreundlichen Weſen, Mismuth,
und zulezt Zank und Zwiſt entſtehet? wenn keines dem

andern weicht, keins dem andern etwas zu Gefallen
thut? Gewiß, liebe Mitmenſchen! ihr verſcherzt erſtaunend 711
viel Glükſeligkeit in der Welt, blos durch das
Ungeſittete, Rohe und Unfreundliche eures Tons, den
Erziehung, oder Umgang mit gemeinen Menſchen,
euch zuweilen eigen gemacht hat.

2. Indem ich euch aber zur Freundlichkeit ermahne, 712
ſo darf ich, da mir es im Ernſt um eure Glükſeligkeit
zu thun iſt, nicht vergeſſen, euch für einen entgegengeſezten
Abweg zu warnen, auf welchen diejenigen
gerathen, welche ſich mit allen Leuten ſogleich in
Scherz, Luſtigkeit und **Vertraulichkeit** einlaſſen.
Denn das iſt äußerſt ſchädlich: 1) weil aus ſolcher Vertraulichkeit 713
eben ſo leicht Beleidigungen und Zank zu
entſtehen pflegen als aus dem entgegenſtehenden Fehler
der Kälte oder Grobheit: 2) weil dies zu Offenherzigkeiten 714
Gelegenheit giebt, welche die Geheimniſſe eures
Herzens entdeken und euch eurem Mitgeſinde in die
Gewalt geben, ſo daß es durch Klatſchereien euch in
die größten Verlegenheiten ſezen kan: 3) weil es die 715
Herrſchaft nie gern ſieht, wenn ihr Geſinde in zu enger
Vertraulichkeit lebt, indem ſie ſich dadurch gleichſam
für verkauft und verrathen hält und ſich allerlei
Argwohns nicht erwehren kan: endlich 4) weil, wenn 716
dieſe Vertraulichkeit zwiſchen Geſinde von verſchiedenen
Geſchlecht ſtatt findet, nur allzuleicht Leidenſchaften erregt
werden, welche das Glük und die Ruhe eures
ganzen Lebens in Gefahr ſezen. Wollet ihr alſo als 717
kluge Menſchen handeln, ſo macht es euch zum Geſez,
mit eurem Mitgeſinde liebreich und freundlich umzugehn,
ihm alle Gefälligkeiten zu erzeigen, die ihr ohne
den Schaden der Herrſchaft ihm erzeigen könt, aber —
dabei ſtets eine **gewiſſe ernſte Zurükhaltung zu behaupten**,
euch nie mit ihm **zu familiariſiren**, ihm
nie ſeine **Geheimniſſe abzufragen**, und eben ſo wenig
ihm die eurigen **anzuvertrauen**.

3. Zu-

718 3. **Hütet euch dabei, daß ihr nie mit dem
Eigennuze eures Mitgeſindes in Streit gerathet,**
und macht euch um deswillen die Regel, alles treu und
ehrlich mit ihm zu theilen, was außer eurem Lohne
euch zufällt, nicht nur die Speiſen und Getränke, die
ihr zuſammen empfangt, ſondern auch Trinkgelder
und alles was dem ähnlich iſt. Denn ihr macht ja
ſonſt euer Leben ſelbſt elend, wenn ihr um ein paar
Biſſen willen, die ihr mehr genießt, oder um einiger
Groſchen willen, die ihr für euch behaltet, Geiz oder
Neid gegen euch aufreget, und euer Mitgeſinde verleitet,
durch heimliches Verleumden oder lautes Schmähen
euch zu plagen und eure Ruhe und Zufriedenheit
zu ſtöhren: worunter auch allemal zugleich euer Dienſt
und die Ruhe eurer Herrſchaft leidet.

719 4. Um eben dieſer Urſache willen ermahne ich
euch auch, nie **Verräther eures Mitgeſindes zu
werden**, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchähe:
und nie **nachtheilige Urtheile** von ihm zu fällen. —
Dies, liebe Mitmenſchen, iſt nicht nur **billig**, weil
ihr ja ſelbſt wünſcht, daß euer Mitgeſinde euch nicht
verrathe, und von euch nicht nachtheilige Urtheile verbreite,
ſondern es iſt auch eurer Ruhe wegen **nöthig**:
720 denn beides macht erſtlich unverſöhnliche Feindſchaft,
die euch nah oder fern, Misvergnügen oder Schaden
bringen, oder wenigſtens, wenn ihr gutdenkende Menſchen
ſeyd, nie Freude machen kan: und es macht
721 euch **zweytens** bei eurer Herrſchaft ſowohl, als bei
allen andern Menſchen verächtlich: indem man überall
einen Menſchen ſcheut und verachtet, der ſich mit Verräthereien
abgiebt oder heimlich böſe Nachreden ausbringt.
722 — Sollte ja einmal der Fall eintreten, daß
euer Mitgeſinde etwas thäte oder vorhätte, was eurer
Herrſchaft oder andern Menſchen einen wahren Schaden
zufügte oder drohte, und euer Gewiſſen dränge
euch, durch Bekantmachung, dieſen Schaden abzuwen-

wenden; ſo merket euch, was das Evangelium der
Liebe hier rathet. Zuerſt, warnt euer Mitgeſinde, 723
und ſagt ihm offenherzig, aber doch freundlich, daß
ihr dazu nicht ſchweigen würdet noch köntet. Hilft das 724
nicht, ſo entdekt die Sache, nicht hinter dem Rüken
des Mitgeſindes, ſondern vor deſſen Ohren, nur
daß ſonſt niemand dabei iſt, als der ſie zu wiſſen nöthig
hat; ohne übrigens euch weiter in die Sache zu
mengen oder ſie weiter auszubreiten. Dieſe ehrliche
Offenherzigkeit und dabei ſichtbare Schonung eures
Mitgeſindes wird euch auf allen Seiten Achtung erwerben
und vor den übeln Folgen **heimlicher Angebereien**
verwahren.

D. Noch lernt auch, was die Liebe von euch fodert 725
in Abſicht auf **die Freunde eurer Dienſtherrſchaft.**

Daß ihr ſolche Perſonen eurer Herrſchaft gleichachten, 726
daß ihr ſie eben ſo ehren, ihnen eben ſo
freundlich, ehrerbietig, dienſtfertig und zuvorkommend
begegnen müſſet, ſo lange ſie als Gäſte bei
eurer Herrſchaft ſich befinden, verſteht ſich ja wohl
von ſelbſt. Denn wenn auch zuweilen unwürdige 727
Menſchen darunter ſeyn ſollten, ſo müßt ihr doch immer
bedenken, daß ihr eure Herrſchaft kränken und
ihre Ehre in Gefahr ſezen würdet, wenn ihr dergleichen
Perſonen auf eine unhöfliche Art behandeln wolltet.
Thut ihnen alſo, aus Liebe zu eurer Herrſchaft, 728
die es verlangt und verlangen muß, was ihr der Herrſchaft
ſelbſt thut. Bedienet ſie, nach eurem beſten
Vermögen. Begegnet ihnen mit Achtung. Behandelt 729
ſie ehrlich, und erniedriget euch nie zu einer Bevortheilung.
Fodert für eure Bemühung nie beſondere
Geſchenke, und lernt es für niederträchtig anſehn,
wenn man über ſolche Perſonen läſtert, weil ſie keine,
oder nicht eurer Erwartung gemäſſe Trinkgelder gaben.

Seyd

730 Send mit den kleinſten Geſchenken zufrieden und bedient
den armen oder genauen Gaſt ſo liebreich als den
reichen und freigebigen. Empfanget ihr zuweilen groſſe
Geſchenke, ſo rathe ich euch, daß ihr euch derſelben
731 nie bei andern Geſinde berühmet: theils, weil
euch das Neid macht und es überall der Klugheit gemäß
iſt, ſeinen Ueberfluß ganz im Stillen zu genieſſen:
732 theils weil viel Redens von groſſen Trinkgeldern allemal
diejenigen beſchämt und kränkt die kleinere gaben,
733 und — weil dadurch andere Dienſtboten, die in gleichen
Fällen weniger bekommen, verleitet werden, ſich
auf euch zu berufen, und die, ſo ihnen weniger gaben,
zu verläſtern.

734 Werdet ihr nun bedenken, liebe Mitmenſchen, daß alles, was ich euch hier gerathen habe, nichts anders iſt, als was die Liebe fordert und euch alſo ſelbſt Freude macht — und daß dieſe Liebe nach der Lehre Jeſu euer beſter Gottesdienſt und die Urquelle aller menſchlichen Seligkeit iſt — daß ſie euch hienieden zu frohen Menſchen macht, daß ſie euch freudig ſterben hilft, und daß ſie das einzige Belohnbare in der Ewigkeit iſt — werdet ihr, ſage ich, das fleißig erwegen, ſo wird es euch gewiß nicht ſchwer werden, meinem Rathe zu folgen und euch dadurch ſelbſt zeitlich und ewig glüklich zu machen.

XXXI.

Freuden der Menſchenliebe, für Herrſchaften.

735 A. Ihr, die ihr das zufällige Glük genieſſet, von andern Menſchen bedient zu werden, und ihnen befehlen zu können, werdet doch wohl nicht einer ſo weitläuftigen Belehrung bedürfen. Ihr wiſſet es ja aus Erfah-

rung, was ein böſes Geſinde für Laſt und Plage
macht, und was für ein wahres Glük im Gegen-
theil es iſt, ein gutes, treues, fleißiges und folgſames
Geſinde zu beſizen. Und die Ueberleſung des vorigen 736
Kapitels, das in vielen Betracht auch für euch ge-
ſchrieben iſt, wird es euch außer Zweifel ſezen, daß ein
ſehr großer Theil unſerer Ruhe und Zufriedenheit von
der guten Beſchaffenheit unſerer Dienſtleute abhängt.
O es iſt wahrhaftig wahre Freude, mit ſolchen Men- 737
ſchen zu leben, die uns ſo aufrichtig lieben, die ſich ſo
unabläßig bemühen, alle unſere Wünſche zu befriedi-
gen, und die für unſere Verpflegung, Bequemlichkeit
und Vergnügen mit unermüdeter Geſchäftigkeit Sorge
tragen.

Aber wenn ihr es fühlet, daß euer Geſinde euch 738
ſo viel Freude machen und euch ſo mannigfaltige Leiden
erſparen kan, ſolltet ihr nicht auch gegenſeitig Freude
fühlen, wenn ihr ihnen dieſe Mehrung eurer Freude
und Minderung eurer Leiden erwiedern und auch gegen-
ſeitig für ihre Ruhe und Zufriedenheit leben köntet?

B. Vernehmet was dazu erfodert wird, wenn 739
ihr beiderlei Arten der Freuden verſichert ſeyn wollet.

1. Beherziget vor allen Dingen, daß ſie ſo gut 740
Menſchen ſind, und die Würde der Menſchheit beſizen
als ihr, (207.) und daß ſie mit euch vor Gott glei-
chen Werth haben, wenn ſie mit euch gleichen Eifer
bezeigen, als Menſchenfreunde für ihrer Mitmen-
ſchen Wolfarth thätig zu ſeyn. Denn Gott hat euch 741
wahrhaftig nicht deswegen zu Herren und jene zu
Knechten gemacht, weil er euch mehr liebte, als jene,
oder weil er in euch einen höhern Werth entdekte. Warlich
nicht! Denn alles, was euch über eure Dienſtboten
hinwegzuſezen ſcheint, euer Stand, eure Güter —
ſelbſt eure etwanige größere Einſichten, feinere Sit-
ten, edlere Gefühle — das alles iſt nicht euer Ver- 742
dienſt.

dienſt. Denn ihr habt es von Gott. Und hätte es
ihm beliebt, eurem Geſinde eben die Talente, eben die
Geburt und Erziehung zu Theil werden zu laſſen, ſo
würde dieſes euer Geſinde eben die feinern Gefühle und
743 Sitten erlangt haben. Alſo berechtigt euch nichts,
mit Stolz auf ſie herab zu ſehn, ſie verachten, ſie niedrig
zu behandeln — ihnen mit Hize, Ungeſtüm und
Stolz zu begegnen.

744 2. Gehet alſo liebreich und gütig mit ihnen
um — zwar nicht ſo, daß ihr euch zu Familiariſirungen
herablaſſet, und eure Achtung bei ihnen verſcherzt —
aber doch ſo, daß ihr ihnen in eurem Betragen zeiget,
daß ihr ſie als Menſchen achtet, die vor Gott
euch gleich ſind — daß ihr ihnen folglich keine Arbeiten
zumuthet, welche ſie entehren, oder die über ihre
745 Kräfte ſind — daß ihr ihnen Ruhe und Ergözlichkeiten
gönnet — daß ihr ihnen mit Sanftmuth und Freundlichkeit
befehlet — mit Fehltritten, die keine Bosheit
verrathen, Geduld habet — bei euren Beſtrafungen
nicht Rache und Wolgefallen an ihrem Schmerze zeiget
— ihren Fleiß hinreichend vergeltet — ihren verdienten
Lohn nicht verkümmert — ihnen geſunde,
ſchmakhafte und hinreichende Koſt gebet — für ihr
746 Fortkommen ſorget — inſonderheit aber an dem Wol
ihrer Seelen Antheil nehmet — durch liebreiche Ermahnungen,
wenn ſie Böſes thun oder Gutes unterlaſſen
— durch Anhalten zur Ordnung, Reinlichkeit,
Arbeitſamkeit, Verträglichkeit — durch fleißige Erinnerung
an die Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes
und an das Gebet. —

747 3. Dabei unterſtüzet alle eure Befehle und Ermahnungen
durch euer gutes Beyſpiel: daß ihr ſelbſt
alles das Gute thut, dazu ihr euer Geſinde anhaltet;
daß ihr ſelbſt Liebe und Eintracht in der Familie heget
— Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen zu Gott bliken
laſſet

laſſet — am Gebet und Uebungen der Andacht Vergnügen
findet — äuſerliche Zucht unter euch und euren
Kindern beobachtet — euren Kindern nie einige
Härte und Verächtlichkeit gegen Geringere geſtattet —
fleißig und arbeitſam in eurem Berufe ſeyd. —

Werdet ihr dieſe eure gegenſeitigen Obliegenheiten 748
erfüllen, ſo werdet ihr auf der einen Seite ihre Glükſeligkeit
befördern, ihre ſaure Arbeiten ihnen erleichtern,
ihr Leben verſüßen — und auf der andern euch
ſelbſt wolthun, theils dadurch, daß ihr ſie antreibt,
euch deſto williger zu gehorchen, euch zu lieben, euren
Vortheil zu ſuchen, euren guten Namen zu ſchüzen —
theils dadurch, daß ihr euch das ſelige Bewußtſeyn 749
verſchaft, das Glük eurer Mitmenſchen befördert, und
der Gnade eures Gottes und ſeines Wolgefallens euch
verſichert zu haben.

O wie gütig wareſt du, heiligſter Geſezgeber! — 750
Wie unbillig würden wir handeln, wenn wir uns über
deine heiligen Gebote, welche du durch die Vernunft
uns allen bekant gemacht haſt, noch im mindeſten beklagen
wollten!

XXXII.

Freuden der Menſchenliebe.

Vorbereitung aufs bürgerliche Leben.

Wir haben bisher die häuslichen Verhältniſſe des 751
Menſchen erwogen und gezeigt, wie der Menſch als
Gatte oder Kind, als Herr oder Geſinde — die Freuden
Gottes genieſſen und für das Glük und die Freude
ſeiner Mitmenſchen wirkſam ſeyn kan. Nun wollen
wir auch die bürgerlichen Verhältniſſe aus eben dieſem
Geſichtspunkte betrachten.

752 Jeder Menſch iſt durch die Geburt mit irgend
einer bürgerlichen Geſellſchaft verbunden, in welcher
Induſtrie und Arbeitſamkeit in ſofern die Quellen der
gemeinſamen Glükſeligkeit ſind, in wiefern alle Ge-
ſchäfte, welche Nothdurft und Bequemlichkeit erhei-
753 ſchen, unter die Mitglieder vertheilt ſind. Wer alſo
in einer ſolchen Geſellſchaft lebt, iſt verbunden, an ir-
gend einem dieſer Geſchäfte Theil zu nehmen und ſo
fürs Ganze mitzuwirken. Daher muß jeder Menſch
ein gewiſſes Fach von Arbeiten ſich wählen, und in der
Jugend dazu vorbereiten, damit er auf irgend eine Art
ein nuzbares Glied der Geſellſchaft werden und die
754 Freuden Gottes dabei genießen könne. Dieſe Noth-
wendigkeit beruht 1) auf der Billigkeit (S. 435. 436.)
2) auf der Selbſtliebe, a) weil Menſchenliebe d. h.
wolthätig ſeyn und nüzlich werden allein Zufriedenheit
giebt, I, 203. ff. b) weil dieſes geſchäftige Leben die
edelſte und ſicherſte Quelle des Unterhalts und aller
Güter und Freuden des Menſchen iſt.

755 Wir wollen daher die verſchiednen **Lebensarten oder Berufsſache** und Geſchäftskreiſe der Menſchen durchgehen: vorher aber von der **Wahl und Vorbereitung** dazu uns zu belehren ſuchen.

756 I. Wie wichtig es iſt, daß ein Menſch gut **wähle,** fällt von ſelbſt in die Augen. Denn es iſt ja unvermeidlich, daß der Beruf eines Menſchen ſchlecht abgewartet werde, wenn er ſchlecht gewählt war. — Würde z. B. nicht mancher ſogenanter Gelehrter ein weit nüzlicher Menſch geworden ſeyn, wenn er ſtatt der Wiſſenſchaften ein Handwerk gewählt hätte? — Wie ſündlich alſo iſt es, wenn Jünglinge oder Eltern — zu der Zeit der Wahl — blos ihren Vorurtheilen oder blinden Neigungen folgen? Wie mancher macht ſich und viele ſeiner Nebenmenſchen unglüklich — der bei vorſichtigerer Wahl der nüzlichſte Mann geworden wäre? — Alſo Regeln —

757 1. Jünglinge — Eltern — **entſaget** bei der Wahl — allen **unächten Bewegungsgründen**, d. h. ſolchen, die **blos** auf irdiſche und eitle Abſichten gerichtet ſind. — Wie ſtrafbar, wenn ein Vater z. B. blos aus Stolz, weil es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, ſeinen Sohn zum Gelehrten beſtimt. — Es iſt nicht Sünde überhaupt, auf irdiſche Ehre oder Reichthum zu ſehn: aber dieſe Dinge zur erſten, vornehmſten, einzigen Abſicht machen — iſt Thorheit und Sünde zugleich.

758 2. Richtet euch bei der Wahl nach dem höchſten Grundgeſeze des Evangelii, d. h. ſehet nach ſolchen Geſchäften, wobei ihr **am meiſten** der Welt **nüzlich werden** könt. — Das wird euch die meiſten Freuden gewähren. Das wird die einzige Quelle eures Lohns in der Ewigkeit ſeyn. Denn nur die Handlungen ſind vor Gott belohnbar, welche Gottes Werk, das Wol der menſchlichen Geſellſchaft, befördern.

759 3. Sehet aber ſelbſt unter den nüzlichen Lebensarten auf die, bei welcher ihr gerade das **meiſte** Gute ſtiften könt: und ziehet dabei die Umſtände zu Rathe I, 712. ff.

760 a. Eure **Neigung.** Wer wider Neigung, blos aus Gefälligkeit gegen die Eitelkeit der Mutter oder aus andern Urſachen eine Beſchäftigung übernimt, iſt immer in Gefahr, ſeinen Beruf ſchlecht zu erfüllen. — Aber, fraget eure Neigung nicht eher, als **in den Jahren der Reife.** Bei Kindern iſts Spielerei. Oft veranlaßt der Knabe, der, weil Kinder alles nachahmen, auf den Stuhl tritt und predigen will, den thörigten Vater, daß er ihn zum Prediger beſtimt. — Das iſt Thorheit. Nur bei reifern Jahren iſt die Neigung des Jünglings ein Umſtand, der mit in Betrachtung gezogen werden muß: aber nicht der einzige. Unterſuchet auch

761 b. Die **Kräfte** des Leibes und der Seele. Jeder Stand erfodert einen gewiſſen Grad von Kraft — der Hände — Füſſe — Augen — der Lungen oder — des Gedächtniſſes — des Denkens — der Lebhaftigkeit. — Wer darauf nicht ſieht, iſt ja ſelbſt ſchuld, wenn er einſt ein unbrauchbarer Menſch wird. —

762 c. Das **Temperament**. — Mancher Stand erfordert ein geſeztes Weſen, Stille, Eingezogenheit, z. B. der geiſtliche — mancher Gelaſſenheit, Sanftmuth — z. B. der Stand des Schullehrers — mancher Lebhaftigkeit, ſchnelle Entſchloſſenheit, Raffinirung, z. B. der, des Kaufmanns — mancher einen hohen Grad von Geduld, z. B. der, des Erziehers — mancher Muth, Willigkeit zu Strapazen — z. B. der, des Soldaten. — Alſo prüfet euch, welcher Stand ſich zu eurer Gemüthslage paßt.

763 d. Die **äuſſerlichen** Umſtände. — Manche Lebensarten erfordern viel Vermögen und Vorſchuß — z. B. das Studiren. — Viele wagens drauf, vergeſſen dieſe Rükſichten, und verderben. —

764 O fraget nur die Erfahrung, wie viel Menſchen darüber Gut und Ehre verloren, und den Troſt, der Welt ſo nüzlich geweſen zu ſeyn, als ſie konten, eingebüſt haben, blos deswegen, weil ſie dieſe Regeln der vernünftigen Wahl vernachläſſigt hatten. Was für Unglük für den, der falſch wählte: was für ſchädliche Folgen für die menſchliche Geſellſchaft: welche Rechenſchaft vor Gott. —

765 Laſſet euch Erfahrungen weiſer machen. Eltern — Jünglinge — lernt bedachtſamer werden. Sehet es nicht für Kleinigkeit an. Ihr könt durch die Wahl euch und euren Mitmenſchen viel Glük verſchaffen, aber auch euch und ihnen viel Unglük zuziehen. Sehet nur, was ein unwiſſender Arzt, ein ſchlechter Erzieher,

ein verdorbner Geiſtlicher — für ſchreckliches Unheil ſtiften. — O wählet mit Vorſicht. — Ziehet Verſtändige zu Rathe. —

766 II. Aber eben ſo viel komt auch auf eine ſorgfältige **Vorbereitung** an. Ja ſie iſt in ſofern noch wichtiger, als die Wahl, weil oft durch ſie Fehler der Wahl noch erſezt und gut gemacht werden können. — Auch hier reden wir nicht blos mit der Jugend, ſondern auch mit den Eltern ſelbſt, oder die einſt Eltern werden. — Die Vorbereitung des Menſchen auf ſeinen künftigen Beruf erfordert frühe

767 1. **Uebung der Kräfte** — Leibes und der Seele — beſonders derer, die der Menſch einſt zu ſeiner Lebensart nöthig haben wird. Es können in der Jugend die mittelmäßigſten Kräfte durch Uebung erhöhet werden. — Laßt eure Kinder frühzeitig körperliche Arbeiten thun, (die freilich ihren Jahren angemeſſen ſeyn müſſen) damit ihre Gliedmaßen und Nerven geſtärkt werden. Verzärtelt ſie nicht: wenn ihr gleich Geld habt. — Machet ſie mit allem bekant, was ſonſt Kinder zu ſcheuen pflegen — damit ſie Muth und Herzhaftigkeit bekommen, und nie von kindiſcher Furcht und Täuſchungen der Phantaſie geplagt werden. — Uebet ſie in Beſorgung kleiner Aufträge von vielerlei Art, damit ſie aufmerkſam werden und viele Dinge im Kopfe behalten lernen. —

768 2. **Angewöhnung an Arbeitſamkeit.** Kehret euch nicht an die Größe eures Vermögens. Ihr wißt nicht, in was für Umſtände ihr komt. — Das muß aber eben nicht immer und blos in der Schule geſchehen. Ihr müßt ſie auch zu Hauſe beſchäftigen. Ihr müßt recht darauf denken, von den früheſten Jahren an, das Kind in gewiſſen Stunden an Arbeit zu binden, (wärens auch unbedeutende Kleinigkeiten) und

ihm täglich was zu thun gebet, und zwar ſo, daß ihr
Eſſen, Trinken, Kleidung, ihnen gleichſam als Lohn
dafür gebet, um dem Kinde den fürs künftige Leben
ſo wichtigen Gedanken einzuprägen: wer nicht will ar-
769 beiten, ſoll auch nicht eſſen. — Müßiggang iſt auch
bei Kindern ſchon die Quelle aller Thorheiten und Aus-
ſchweifungen. — Gewöhnt ſich der Menſch früh zur
Arbeit, ſo wirds ihm mechaniſch werden: er wird,
wenn er ins Amt komt, es nicht anders wiſſen: Ar-
beit wird ihm Luſt ſeyn: auch die ſauerſten Arbeiten
werden ihm erträglich werden. — Jung gewohnt, alt
gethan. —

770 3. **Gründliche Erlernung irgend einer Kunſt
oder Wiſſenſchaft.** — Wer nicht wenigſtens eine Kunſt
oder Wiſſenſchaft recht gründlich gelernt hat, wird
ſeine Beſtimmung verfehlen: wird ſich Schande und
Kummer, den Seinigen Mangel, und der Welt
771 Schaden zuziehn. — Wer hingegen nur ein Ding
rechtſchaffen gelernt hat, dem kan es auch nicht feh-
len: er wird allemal Menſchen finden, die ihn ſchäzen
und verſorgen. Strebet aber dabei nach

772 4. **Bildung des Herzens durch Religion.** Der
beſte Chriſt iſt der beſte Weltbürger. — Zu dieſer Bil-
dung gehört vornemlich Achtung vor Gott — daß ihr
nie wider euer Gewiſſen handelt und Menſchenrechte
heilig haltet — eine ſo feſte und reine Menſchenliebe,
daß ihr vermeidliche Beſchädigung und Kränkung ir-
gend eines Mitmenſchen für die gröſte Sünde haltet —
Angewöhnung zum Gebet und fleißiges Andenken an
773 Gott den Allgegenwärtigen. — Dieſe Liebe zu Gott
und euren Mitmenſchen wird euch Luſt zur Arbeit —
auch der ſauerſten — und Heiterkeit der Seele ver-
ſchaffen, ſo daß ächte Fröhligkeit des Herzens alle Ge-
774 ſchäfte des Lebens durchglühen wird. — Sie wird
euch das Leben mit euren Mitmenſchen erleichtern,
wel-

welches das Gegentheil jener Geſinnungen, Leichtſinn, Gottesvergeſſenheit, Menſchenhaß, Unfriedſamkeit, Eigenſinn — ſo ſehr erſchweren. — Sie wird euch Unglücksfälle tragen helfen und alle eure Arbeiten, auch im niedrigſten Stande — vor Gott belohnbar machen.

XXXIII.

Freuden der Menſchenliebe, für Regenten.

Ein noch unerfülltes Bedürfniß für die Menſchheit 775
iſt es, für jeden **Stand** unter den Menſchen, für Regenten,
Miniſter, Officiere, Soldaten, Obrigkeiten,
Sachwalter, Kaufleute, Handwerker, Fabrikanten,
Subalternen in Collegiis, Accisbediente, Güterverwalter,
Beamte, Taglöhner, Matroſen u. ſ. w. ſo
wie für Kinder, Herrſchaften, Geſinde, Erzieher —
kurz, für jede Menſchenart, eine eigne Sittenlehre 776
zu bearbeiten, wie der Verfaſſer des **Sittenbuchs
fürs Geſinde** eine Probe gegeben hat — wo alle beſondre
Obliegenheiten und Geſchäfte des Standes entwikelt,
alle Gelegenheiten Gutes zu ſtiften, Freuden
zu ſchaffen und Leiden zu mindern gezeigt, alle Laſten,
Schwierigkeiten und Hinderniſſe, nebſt den Regeln
ſie zu beſiegen, angegeben, und von allem Grund und
Beweis ans Herz gelegt würde. Ich will jezt zu ſolchen 777
Sittenlehren blos die Skizen entwerfen, und dazu
einige der wichtigſten Stände der Menſchen ausheben.
Alſo zuerſt — von den Freuden der Menſchenliebe, die
der **Regent** in ſeinem Stande genieſſen kan.

Der **Regent** hat ſieben Geſchäftskreiſe, in welchen 778
er ſich dieſe göttlichen Freuden zu erzeugen vermag.

I. Die

779 I. Die Geſezgebung. Hier wird er als Menſchenfreund
handeln, a) wenn er Geſeze giebt, welche
die Rechte der Menſchheit ungekränkt laſſen —
welche blos und allein auf das Wol der Unterthanen
und auf die Vermehrung der Summe ihrer Glükſeligkeit
abzweken — welche möglich zu halten ſind
und mit der gemeinen menſchlichen Kraft in Proportion
ſtehen — welche unpartheiiſch ſind, ſo, daß nicht
ein Theil dabei gewinne, indem der andere deſto mehr
verliert, daß kein Theil geſchont, der andere hart behandelt
werde, und kein Stand z. B. der adliche vor
dem Bürger oder Bauernſtande, weſentliche Vorzüge
780 genieße: — b) wenn er die Geſeze auch ſo anwendet
oder auf eine ſolche Anwendung bei den Unterobrigkeiten
dringt, daß Unpartheilichkeit und Schonung
der Unterthanen dabei obwalten. Hieher gehört,
außer was I, 766. 769. geſagt worden iſt, vornemlich
eine weiſe und wolthätige Juſtizverfaſſung, bei welcher
die Proceſſe möglichſt abgekürzt, die Koſten der
Partheien gemindert, und das Recht der Willkühr der
781 Richter und Liſt der Sachwalter entriſſen wird. Alle
jezt bekante Juſtizverfaſſungen haben noch den Fehler,
daß ſie zu ſehr auf Subtilitäten beruhen, noch nicht
genug auf Naturrecht gebaut ſind, zu viel Perſonen
erfodern, welche die Juſtiz verwalten, dieſen Perſonen
zu viel Gewalt geben, und für die Partheien zu koſtbar
ſind. Wenn unſere Fürſten mehr Sinn für die
Freuden Gottes hätten, Wolthäter der Menſchheit
zu ſeyn, ſo würden ſie hier mehr auf Mittel denken,
782 die Seufzer der Unterthanen zu mindern. — Wäre
nicht eines dieſer Mittel dieß, wenn man alle Rechtshändel
erſt (wie in England) vor eine freigewählte und
unbeſoldete Juri gelangen ließe und nur die vor die beſoldeten
Richter zöge, bei denen die Juri weder Vergleich
ſtiften noch einen befriedigten Rechtsſpruch geben
könte? (Ueber Strafen und Belohnungen S. 828.)

II. **Die Sorge für Erhaltung und Mehrung** 783
der Gemeingüter. Dahin gehören die Waldungen,
die Landſtraßen, die Gewäſſer, geſunde Luft, Umlauf
des Geldes, Vorräthe an den unentbehrlichen Lebensmitteln,
und Erwerbrecht der Unterthanen. Der Regent
wird alſo Woltháter der Unterthanen, wenn er a) die 784
Waldungen ſchont, anbaut, entbehrliche Konſumtion
und eben dadurch Mangel und Theurung verhütet
u. ſ. w. wenn er b) **Landſtraßen**, ohne zu große Belaſtung 785
der Unterthanen, beſſert und ſichert u. d.
wenn er c) in Abſicht auf **Gewäſſer**, die Unterthanen 786
durch Wachſamkeit über Dámme — für Ueberſchwemmungen
und andern Unglüksfállen verwahrt, ſtehende
Waſſer und Sümpfe austroknet u. ſ. w. wenn er d) die 787
nöthigen Mittel anwendet, **geſunde Luft** hervorzubringen
und ſchädliche zu verhüten, z. B. Wachſamkeit
gegen epidemiſche Krankheiten, weiſe Verlegung
der Kirchhöfe, Verhinderung des Anbaues enger Gaſſen
und hohen Häuſer, öffentliche Anſtalten für Reinlichkeit
der Straßen u. d. wenn er e) den **Umlauf** 788
des Geldes befördert, durch weiſen Aufwand ſeiner
eignen Einkünfte, durch Verhinderung desjenigen Luxus,
der mehr ausgehende Summen erzeugt als eingehende
u. d. m. wenn er endlich f) für **Vorräthe an unentbehrlichen** 789
Lebensmitteln ſorgt und z. B. durch Magazine
und einem weiſen Ein- und Verkauf derſelben
verhütet, daß nie Mangel entſtehe oder unerträgliche
Preiſe aufkommen können: g) wenn er den Nahrungsſtand
überhaupt befördert, Induſtrie unterſtüzt und
belohnt, der Handlung Freiheit giebt, keine Monopolien
duldet u. ſ. w.

III. Einrichtung und Verwaltung der **Finanzen.** 790
Wie viele Fürſten haben wir, die hier als Väter ihrer
Unterthanen handeln und in Foderung der Abgaben
Genügſamkeit ſo wie in der Auflegung derſelben **Weis-**

heit zeigen? Der menſchenfreundliche Regent ſieht hier
791 darauf, 1) daß er die Unterthanen nicht belaſte und
792 Luſt und Muth zur Thätigkeit benehme, 2) daß er eine
gewiſſe Gleichheit beobachte, damit nicht ein Theil
der Unterthanen ausgemergelt und ein anderer geſchont
793 werde. Beides würde erreicht werden, wenn die Ab-
gaben theils auf die Waaren des Luxus gelegt und die
allgemeinen menſchlichen Bedürfniſſe gänzlich befreit
794 blieben, theils — wenn alle perſönliche Abgaben blos
auf das wahre und rentirende Eigenthum der Unter-
thanen gelegt würden, d. h. auf Ertrag der Felder,
Häuſer und Kapitalien. Aber da müſte die Men-
ſchenliebe auch erſt die Regenten antreiben, ihre
eignen Unterthanen und, unter dieſen, die Sachkun-
digen, — Landwirthe — Kaufleute — zu Rathe zu
ziehen und nicht auf Stubenprojekte und Plusmache-
reien zu hören.

795 IV. Aufklärung der Nation. Was Aufklärung
iſt, ihr Einfluß auf Glückſeligkeit und, worauf ſie be-
ruht, iſt im erſten Theile gezeigt worden. Was der
Regent dazu beitragen kan, beſtehet in folgendem:
796 1) Er gebe und ſchüze die vollkommenſte Freiheit
zu denken, zu reden und zu ſchreiben. Denn wo die
Wahrheit frei und feſſellos wandelt, da dringt ihr Licht
von ſelbſt durch und gelangt endlich bis in die Hütten
des Volks. Wo hingegen Cenſoren ihre Leidenſchaften
auslaſſen, und Prieſter Geſeze geben, wie man glau-
ben und reden ſoll, da iſt der Geiſt der Unterſuchung
gehemt, und die Macht der Barbarei unzerſtörbar.
797 2) Er maße ſich ſelbſt nie an, Glauben und Be-
kenntniß der Unterthanen durch Geſeze zu beſtimmen
und am-wenigſten irgend eine Religion in Schuz
zu nehmen und ihr ausſchließende Privilegien zu er-
798 theilen. S. I, 870. ff. 3) Er laſſe nie Schwärmer
oder Andächtler zu einer vorzüglichen Gunſt bei ihm
gelan-

gelangen, damit nicht die Unterthanen zur Heuchelei
verführt werden und vernünftige Männer, aus
Menſchenfurcht, ihre beſſern Einſichten verhelen. 4) Er 799
ſorge für einen ſolchen **Unterricht des Volks und
der Jugend**, durch welchen wahre Aufklärung
möglich wird, das heiſt beſtimt, er verbanne aus dem
öffentlichen Unterrichte alles Poſitive, was die Menſchen
blos der Autorität glauben müſſen, ohne es zu
verſtehen und den Grund davon einzuſehn, und laſſe blos
Natur, Geſchichte, Moral — kurz, die **Grund- 800
kentniſſe** lehren, welche die Vernunft aufregen und
den Menſchen — ſelbſt in alle übrige Wahrheit leiten.
Bisher unterdrukte man Vernunft und eignes
Nachdenken in der Jugend, ſo daß unter Erwachſenen keine
Aufklärung kommen oder doch nicht vollendet und
wirkſam gemacht werden konte.

V. Anſtalten für die **Hülfloſen**. — Müſte nicht 801
jeder Regent, wenn er Menſchenliebe für Freude und
ihre Ausübung für Religion hätte anſehen lernen,
dieſes Fach ſeiner Regierung in ganz beſondere Obacht
nehmen? Sollte er nicht billig dem groſſen Theile
ſeiner Unterthanen, der leidenden Menſchheit, ein eignes
Departement widmen, das öffentliche Anſtalten für
Hülfloſe machte und verwaltete und die Prieſter als
Officianten brauchte, welche die lokale Aufſicht führen
müſten? — 1) Anſtalten für **Alte**, **Krüpel** und 802
Kranke, die nicht aus ihren eignen Mitteln Unterhalt
und Erquikung ſich erzeugen können: 2) Anſtalten für 803
Kinder, die elterlicher Hülfe ganz entbehren müſſen.
O wie unausſprechlich wichtig wäre es für die
Menſchheit, wenn jene unglüklichen und ſchon genug
geſtraften Mütter, welche ohne bürgerliche Ehe Mütter
wurden, den Troſt hätten, daß ihr menſchenfreundlicher
Fürſt in jeder Provinz einige zur Verſchwiegenheit
beeidigte Männer ihnen anwieſe, denen ſie ſich
anvertrauen,

trauen, und wo ſie für ihre Leibesfrucht hülfreiches
Erbarmen und für die Wuth des läſternden Pöbels
oder unerbittlicher Eltern oder Herrſchaften Schuz
finden konten. Aber nur ja keine Findelhäuſer, wie
gewöhnlich, wo die Kinder wie Hunde gehalten werden
804 und für ihre Erziehung nicht geſorgt iſt. 3) Anſtalten
für **Beſchäftigung** und **Unterhaltung** aller
der Menſchen, die kein ordentliches Gewerbe treiben
und als müſſiggehende Bettler ſich ſeither nährten und
dabei nicht nur ſelbſt verwilderten, ſondern auch ihren
Mitbürgern läſtig und — gefährlich wurden.

805 VI. **Schuz der Unterthanen** gegen den auswärtigen
Feind ſo wohl als gegen räuberiſches Geſindel. —
vermittelſt eines ſtehenden Kriegsheeres. — Nach
der Natur müßten alle **handarbeitenden** Stände,
der Taglöhner, der Bauer, und der Handwerksmann,
Soldaten ſeyn. Jeder müßte als Jüngling den Dienſt
lernen, und allenfalls ein paar Jahr ſich darinnen
üben. Dieſe bedienſteten Jünglinge, nebſt allen geſunden
Müſſiggängern, die man anſäſſig und tauglich fand,
müſten das **ſtehende Kriegsheer** ausmachen, und die
Städte und Feſtungen beſezen und die Landſtraßen
806 ſichern. Alle, welche die Dienſtjahre zurükgelegt hätten,
blieben Soldaten blos für die Zeit der Noth, wo
der auswärtige Feind das ganze Land nöthigte ſich zu
vertheidigen und wurden jährlich in kleinen Zirkeln zuſammenberufen
und einige Tage in den Waffen geübt,
und lebten übrigens in ihrem Geſchäftskreiſe von dem
Militair unabhängig. Dieß ſcheint die vollkommenſte
Einrichtung eines Staats in Abſicht auf das Soldatenweſen
zu ſeyn. Denn große ſtehende Armeen entvölkern
das Land und mergeln die Unterthanen aus. —
Uebrigens ſind bei jeder Einrichtung, die ein Regent
807 für gut findet, dieß die Geſeze der Menſchenliebe, 1) daß
der Regent bei Errichtung ſeines Heeres die Rechte der
Menſch-

Menſchheit heilig halte, Grauſamkeiten und Gewalt-
thätigkeiten bei Werbungen verhüte, Menſchen von
Talent und Geſchiklichkeit zu wichtigern Geſchäften,
verſchone und für den Staat aufſpare u. ſ. w. 2) daß 808
er die gemeinen Glieder eines ſtehenden Heeres mög-
lichſt zu beſchäftigen ſuche, damit Müſſiggang nicht
ſchlaffe, liederliche und verdorbne Menſchen erzeuge,
3) daß er den Soldaten im Alter und Krankheit ver- 809
ſorge und ſeine Kinder ernähre, 4) daß er ſein Heer 810
nur zum Schuz des Landes aber nicht zu Ausbrüchen
der Ruhmſucht, des Eroberungsgeiſtes, oder der Pri-
vatrache misbrauche und Menſchenblut nicht ohne Noth
vergieſzen laſſe, 5) daß er die Armee den Unterthanen 811
nicht zu einer drükenden Laſt werden laſſe, welches ge-
ſchieht, wenn unerſchwingliche Abgaben und Lieferungen
gefodert werden und wenn keine Zucht unter den gemei-
nen Soldaten gehalten ſondern ihnen Freiheit zu Aus-
ſchweifungen und Inſolenzen geſtattet wird.

VII. Aufſtellung eines **vollkommen Muſters.** — 812
Man darf gar nicht lange gelebt und beobachtet haben,
um es augenſcheinlich zu finden, daß Beiſpiele das
ſtärkſte Triebwerk des Menſchen ſind und — daß Für-
ſtenbeiſpiel alles an Wirkſamkeit übertrift. Wenn
alſo der Regent alles gethan hat, was er als Menſchen-
freund thun konte, und wozu ihm ſein Stand Gele-
genheit gab, und vernachläſſigt dieß, daß er in ſeinem
eignen perſönlichen Betragen nicht Muſter der Unter-
thanen wird, ſo hat er — **kaum** die Hälfte ge-
than. — Er hat Kopf und Herz der Unterthanen 813
in ſeiner Gewalt. Sein Beiſpiel reißt alles mit ſich
fort, wie ein Strohm. Seine Grundſäze, ſein Ge-
ſchmak, ſeine Sitten — geben den Ton an und beſtim-
men die moraliſche Seite des Volks. Und er wird
vornemlich in den Stüken, welche die Glükſeligkeit
einer Nation begründen, durch ſein Beiſpeil den Aus-

ſchlag

814 ſchlag geben: 1) in Liebe zur Wirthſchaftlichkeit und Minderung des Luxus, 2) in Achtung gegen Kunſt und Wiſſenſchaft: 3) in häuslicher Liebe zu Gatten und Kindern und Verachtung der außerehelichen Befriedigungen der ſinlichen Triebe: 4) im Fleiß, Arbeitſamkeit und Betriebſamkeit gemeinſchaftliche Beförderung gemeinſchaftlicher Glükſeligkeit. —

815 Wol dem Volk, deſſen Regent in dieſer Art Vater und Leiter ſeines Volks iſt! Und wol dem Fürſten, der ſo Menſchenfreund iſt, und als ein Gott unter ſeinem Volke lebt! Welch ein täglicher Freudegenuß für ſein Herz! Welch eine Ruhe in ſeinem Leiden und Tode! Welch eine Anbetung ſeines Volks! Welch ein Ruhm bei der Nachwelt! Welch ein Lohn vor Gott dem Vergelter — jenſeit des Grabes!

XXXIV.

Freuden der Menſchenliebe, für Obrigkeiten.

816 Obrigkeiten, welche als Menſchenfreunde die Freuden Gottes genießen wollen, haben in ihrem Stande folgende Gelegenheiten dazu:

817 I. Wenn ſie ihre Geſchäfte überhaupt mit Ordnung,
Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit erfüllen
und unermüdet arbeiten, nicht blos um die Zufriedenheit
des Regenten ſich zu erwerben, ſondern auch
und vornemlich um für das Wol der Bürger und der
818 Unterthanen zu leben. Lezteres iſt das Hauptaugenmerk
einer rechtſchaffenen Obrigkeit. Denn da der Regent
ſelbſt um der Unterthanen willen da iſt, und nicht
die Unterthanen für den Regenten und alſo ihr Wol
ſein höchſter Zwek iſt; ſo muß er es auch für jede
Obrig-

Obrigkeit ſeyn. Wenn alſo das Wol der Unterthanen 819
mit den Wünſchen des Fürſten in augenſcheinliche Kolliſion käme, ſo würden leztere dem erſtern nachſtehen müſſen, und die Obrigkeit wäre verbunden durch rechtmäßige und anſtändige Mittel z. B. durch freimüthige Vorſtellungen, den Wünſchen des Fürſten entgegen zu arbeiten und das Wol der Unterthanen zu retten.

II. Wenn ſie inſonderheit — bei **Schlichtung** 820
der Rechtshändel, gewiſſenhaft und unpartheiiſch verfährt, alles mit der möglichſten Sorgfalt unterſucht, ſich durch keine Protektionen, Empfehlungen, Geſchenke, Verſprechungen, Drohungen u. ſ. w. blenden läßt, gegen die Kunſtgriffe der Sachwalter wachſam iſt, aller Kabale entgegen arbeitet, kein Anſehen der Perſon achtet, und nach beſten Wiſſen und Gewiſſen ihre Entſcheidungen fället.

III. Wenn ſie bei **Strafen** nicht blos auf die 821
Vorſchrift der Geſeze, ſondern auch auf die Stimme der Billigkeit und Menſchlichkeit achtet: — ehe ſie ſtraft die Wahrheit ſtreng unterſucht und die Unſchuld an den Tag zu bringen bemühet iſt — und, wenn ſie ſtrafen muß, ſo wohl auf die Grade des Einfluſſes der That auf die menſchliche Glükſeligkeit als auch auf den anderweitigen **Werth** des zu Beſtrafenden I, 770. Rükſicht nimt — allenfalls bei ſchonungwürdigen Menſchen dem Geſezgeber ſelbſt wegen Milderung der Strafe Vorſtellung thut — gegen verderbliche und verdorbene Menſchen hingegen mit unerbittlicher Strenge verfährt u. ſ. w.

IV. Wenn ſie, bei Foderung der **Dienſte** der Un- 822
terthanen und bei Eintreibung der Abgaben, die Kraft jedes Individuums gewiſſenhaft unterſucht und nie ſolche Dienſte oder Abgaben von einem Unterthanen verlangt, welche unerſchwinglich ſind und nicht anders als mit Seufzen und Thränen von den armen Menſchen

ſchen erpreßt werden können. Ach möchten hier Miniſter, Räthe, Beamte — doch endlich einmal menſchlicher werden und einſehen lernen, daß alle ihre Religion ein Greuel vor Gott iſt, ſo lange ſie ihr Herz nicht zu dieſer mitleidigen Menſchenliebe veredelt haben. (XXI.) Möchten ſie doch das Flehen der Elenden hören und von ihren Klagen ſich erweichen laſſen. Möchten ſie doch, wenn ſie es ſelbſt nicht in ihrer Gewalt haben, Nachlaß zu geben, mit den beherzteſten und gründlichſten Vorſtellungen das Herz der Fürſten zu rühren und die Leiden der Unterthanen zu mindern ſuchen. — Oder möchten ſie auch nur ſo weit Menſchenfreunde werden, daß ſie wenigſtens das ſchwere Joch der armen Unterthanen nicht durch Härte und Eigenſinn noch laſtender machten.

823 V. Wenn ſie die öffentlichen Anſtalten fürs Beſte des Landes — für Erziehung, Volksunterricht, Verpflegung der Armen u. ſ. w. mit redlichem Eifer unterſtüzen, über die, welche die Gelder einnehmen oder in Verwahrung haben, wachen, auf gewiſſenhafte Verwendung derſelben ſehen, — dieſe Anſtalten ſelbſt begünſtigen, ſchüzen, erhalten — auf nöthige Verbeſſerungen denken, und ſie höhern Orts mit Gründlichkeit und Muth vorſchlagen — den Rath Sachkundiger hören u. d. m.

824 VI. Wenn ſie die Rechte der Menſchheit und der Unterthanen heilig halten: inſonderheit wenn ſie die Rechte der Menſchheit S. I, 728-743. allen andern Rechten ſelbſt den Rechten des Regenten vorziehen — und auch die beſondern Rechte der Einzelnen (die ein Menſch durch Geburt, durch Erbfolge, durch Verträge, durch den Willen des Regenten u. d. erhält) nur in ſo weit in ihrer Gültigkeit zu erhalten und gegen die Eingriffe anderer und ſelbſt des Regenten zu ſchüzen ſuchen, inſoweit ſie mit den höhern Rechten der Menſchheit nicht ſtreiten und dieſelben zerſtören.

VII. Wenn ſie die allgemeinen und beſondern 825 **Bedürfniſſe der Unterthanen** (z. B. daß jeder die Mittel zum Leben habe, als hülfloſer Kranker verpflegt werde u. d. oder daß hinlänglicher Vorrath an Lebensmitteln da ſey — daß Epidemien vorgebeuget, und wenn ſie entſtehen Hülfe geſchaft werde — ſo wie jedes perſönliche Leiden und Noth eines Menſchen) beobachten, aufſuchen, und die nöthigen Vorkehrungen treffen. — Wenn ſie dabei jedem Unterthanen mit ſeinem Anliegen freien Zutritt geben, ihm mit Freundlichkeit und Güte begegnen u. ſ. w.

VIII. Wenn ſie nicht blos ſelbſt ihre Obliegenheiten 826 erfüllen und mit warmen Eifer für das Wol der Bürger thätig ſind, ſondern auch auf ihre **Mitarbeiter** im Amte und auf die **Subalternen** inſonderheit, **ein wachſames Auge haben** und jedem Unterſchleife, jeder Mishandlung der Unterthanen, jeder Ungerechtigkeit — mit Muth und Standhaftigkeit, ohne Menſchenfurcht, ſich entgegen ſezen.

IX. Wenn ſie bei dem allen ſich als **Muſter** der 827 Unterthanen zeigen und in alle dem, was den bürgerlichen Wolſtand vervollkommnet, ihnen mit ihrem Beiſpiele vorgehen, — beſonders in Abſicht auf Wirthſchaftlichkeit und Vermindrung des Luxus, — gute Kinderzucht — Fleiß und Arbeitſamkeit — Nüchternheit und Mäßigkeit — ehrbaren Wandel und anſtändige Sitten u. ſ. w.

X. Wenn ſie endlich alles Gute, was das Glük 828 und die Zufriedenheit der Menſchen begründet, nicht blos durch Geſeze, Anſtalten und gutes Beiſpiel befördern, ſondern auch durch **Belohnungen** es unterſtüzen und zur Ausübung deſſelben ermuntern. — Das iſt es leider, was in allen unſern Staaten noch fehlt, und was gleichwohl eine unausſprechliche Summe von Guten hervorbringen würde, wenn man die Regenten

und Obrigkeiten darauf aufmerkſam machen könte. Denn es iſt in die Augen fallend, daß der Menſch nie mit dem Eifer Gutes thut, wenn er durch gar nichts weiter darzu angetrieben wird, als durch Befehle und Zwang: und daß im Gegentheil ein ganz neuer Geiſt unter die Menſchheit gerathen müßte, wenn die Geſezgeber ihre Verordnungen, zugleich durch Belohnungen unterſtüzen würden. Man ſehe nur was die kleinen Prämien zuweilen für Eifer und Betriebſamkeit gewirkt haben, die auf Verfertigung oder Erzeugung
83 okonomiſcher Produkte geſezt worden ſind. O wie unendlich viel Aufmunterung könte man allen Arten der Beſtrebung fürs Gute ertheilen, wenn man die Wirkſamkeit dieſes Mittels beherzigen und benuzen wollte. Wie viel Abbruch könte man der Zunft der eheloſen liederlichen thun, wenn man, wie ehedem die Römer, dem Vater vieler Kinder gewiſſe Vorrechte im Staate ertheilte und fruchtbare Mütter öffentlich ehrte! Wie viel würde die Erziehung gewinnen, wenn ein Regent einige reiſende Pädagogen unterhielte, die außer den öffentlichen Anſtalten, auch diejenigen Privathäuſer mit beſuchen müßten, welche im Ruf einer guten Kinderzucht ſtehen, um den Familien, wo ſich die beſte Erziehung der Kinder fand, öffentliche Ehre oder Vor-
84 theile angedeihen zu laſſen? Wie viel würden Künſte, Wiſſenſchaften, Erfindungen gewinnen, wenn überall das Verdienſt belohnt, und über den Adel und alle andere willkührliche Vorrechte hinweggeſezt würde? — Ach, daß unſere Regenten nur Sektenreligion aber keine Chriſtusreligion haben, die in Menſchenliebe beſteht!

XXXV.

Freuden der Menſchenliebe, für den Volkslehrer.

Ihr, die ihr mich haßt, weil ich die Religion der 831 Liebe, die ich predige, in der Natur finde, von meiner Vernunft ſie lerne, in meinem Herzen ſie leſe, und bei dieſem Ueberfluſſe beſeligender Wahrheit eure Geheimniſſe und Wunder für entbehrlich halte, möchtet ihr von mir das beneidenswerthe Glük kennen und genieſzen lernen, das euch die Vorſehung in eurem Stande bereitete, in welchem ſie euch mehr als allen übrigen Menſchenarten Gelegenheit gab, durch thätigen Einfluſz auf Menſchenbeſeligung, die Freuden Gottes zu genieſzen! —

Ihr — habt das Wol der Menſchheit in euren 832 Händen! Ihr ſeyd die nächſten Werkzeuge des allbeſeligenden Gottes! Ihr wirkt unmittelbar auf den Menſchen! Ihr ſteht an der Urquelle aller menſchlichen Glükſeligkeit! Ihr könt mehr thun als der Monarch, der nur auf äuſzerliche Handlungen wirken kan!

Denn alles, was der Menſch für oder wieder 833 ſeine Glükſeligkeit thut, wird durch ſeine Vorſtellungen und Neigungen beſtimt. Haben dieſe Vorſtellungen Wahrheit, Vollſtändigkeit, Licht und Veſtigkeit — ſind dieſe Neigungen in ihrer wahren Richtung und haben bei derſelben die nöthige Stärke und Lebhaftigkeit, ſo handelt er gut und wird in jedem Staate und ſelbſt unter dem ſchlechteſten Regenten — glüklich ſeyn. Und dieſe entſcheidende Grundlage der menſchlichen Glükſeligkeit iſt — euer Werk. Ihr [illegible] die Stifter und Urheber aller unter der Menſchheit gangbaren

baren Wahrheit und Irthums. Ihr ſeyd die **Lehrer**
der Nationen und ihrer Regenten. Ihr ſeyd die **Er-
zieher** der Jugend. Ihr ſeyd die Schöpfer und Leiter
aller Vorſtellungen und Meinungen welche das **Volk**
hat. Weisheit und Thorheit, Wahrheit und Lüge,
Religion und Irreligion, Tugend und Laſter komt ur-
834 ſprünglich von euch. — O daß ihr Menſchenfreunde
wäret! daß ihr die Religion der Liebe hättet! Welche
Himmelswonne, welchen edlen Stolz müßte euch die-
ſer Gedanke einflößen — vor welchem die meiſten von
euch noch Urſache haben zu erzittern.

835 Laſſet mich die verſchiedenen **Wirkungskreiſe**
euch in einem Schattenriſſe vorlegen, die euer Stand
enthält und in denen ihr Weisheit und Tugend verbrei-
ten und für Menſchenglük entſcheidend thätig werden
könt.

836 I. Zu den erſten rechne ich die **öffentlichen Vor-
träge.** — Wers bedenkt, daß dieſe Vorträge für
die meiſten Menſchen die einzige Nahrung für ihren
Geiſt, das einzige Mittel und, ihre moraliſchen Kent-
niſſe zu erhalten, zu vermehren, zu berichtigen, zu
vervollkomnen — dem muß das Herz bluten, wenn
er die Nachläßigkeit ſieht, mit welcher unſere Volks-
lehrer, ihre öffentlichen Vorträge behandeln, und —
dieſe für ſo viele **einzige** Nahrung des Geiſtes verhun-
837 zen. — O mit welcher Allmacht würdet ihr auf die
Menſchheit wirken, wenn ihr alle eure Kraft anwen-
den wolltet 1) in euren Vorträgen nur die **reinſte**
(von allen Zumiſchungen unverſtändlicher, unentſchied-
ner und ſtreitiger Lehrſäze befreite I, 320-328.) und
geprüfteſte Wahrheit zu bringen — 2) dieſe Vorträge
mit dem möglichſten **Fleiße** zu **bearbeiten**, d. h. ſorg-
fältig durchzudenken, lichtvoll zu entwikeln, ihnen die
beſtmögliche Ordnung und Stellung zu geben, ſie durch
Natur, Geſchichte und Erfahrung zu verſinlichen und

ſie dem Verſtande und Herzen unwiderſtehlig zu machen
— endlich 3) ſie mit möglichſter **äußerlichen Beredſamkeit**
vorzutragen. — Wer nur allein den lez- 838
ten Punkt erwägt und aus Erfahrung weiß, was ein
Mann vermag, der mit Wärme und Theilnehmung
ſpricht, und in deſſen Ton und Aktion der volle Ausdruk
einer für die Wahrheit glühenden Seele lesbar
iſt, der wird mit mir es beſeufzen, daß unſere meiſten
Prediger ſogar nichts von wahrer Beredſamkeit beſizen,
und daß unſere meiſten Kuratoren ſo gar nichts
thun, um auf Schulen und Univerſitäten künftige
Redner zu bilden.

II. Der zweite Wirkungskreis des Volkslehrers 839
iſt die **Erziehung der Jugend.** — Ich brauche es
hier nicht zu wiederholen, daß die Verbeſſerung der
Menſchheit auf der Erziehung beruht, und daß alles
Gute und alles Böſe da ſeinen Urſprung hat. — Und
wie entſcheidend könten hier die Volkslehrer wirken —
a) wenn ſie **in ihren öffentlichen Vorträgen**, das
Volk über moraliſche, phyſikaliſche und wiſſenſchaftliche
Erziehungsmethoden fleißig **unterrichten** und dadurch
die Privaterziehung zu vervollkomnen ſtrebten: b) wenn
ſie **in dem Umgange** mit ihren Gemeinsgliedern Gelegenheit
nähmen, nach den lokalen und individuellen
Bedürfniſſen, guten Rath zu geben, bemerkte Fehler
liebreich zu beſtrafen, für üblen Folgen zu warnen,
kleine Vortheile in der Methode zu zeigen u. ſ. w.
c) wenn ſie endlich ſich **der Schulen** mehr annähmen 840
und theils die Schulmeiſter über Methode beim Unterricht
und über Behandlung der Kinder in Abſicht auf
Diſciplin freundſchaftlich belehrten, theils die Schulen
ſelbſt fleißig beſuchten, und über die gemachten guten
Einrichtungen ein wachſames Auge hätten, auch ſelbſt
einige Stunden wöchentlich da lehrten und dem Schulhalter
Muſter gäben, theils die Schulkinder zum Fleiß

und Ordnung anhielten, und die Eltern zur Mitwirkung und Unterſtüzung der Bemühungen des Schulhalters ermahnten, theils endlich dem Schulhalter ſelbſt bei ſeiner ſauern Arbeit Aufmunterung gäben, ſowohl durch ihr eignes freundſchaftliches Betragen, als auch durch Leitung des Betragens der Gemeine gegen denſelben.

841 III. In ſeinem dritten Wirkunskreiſe erblike ich alle Armen und Nothleidenden. Wer hat mehr Zeit, Kraft und Gelegenheit, die häusliche Lage der Gemeinsglieder kennen zu lernen, und jeder Noth, bald durch eignen Rath und That, bald durch Anzeige und Auffoderung an begüterte Menſchenfreunde, abzuhelfen, als der Volkslehrer? Iſt er nicht der allgemeine Vater der Kinder, der Witwen und Waiſen, der Armen und Elenden? Und kan ein Menſch nähere Obliegenheit haben, alle Leiden der Menſchen aufzuſuchen und für ſie zu ſorgen, als der Mann, der vermöge ſeines Amts, der Prediger der Liebe iſt, — der vermöge ſeines Amts überall hinkomt — deſſen Augen und Ohren keine menſchliche Noth entgehen kan — und der vermöge eben dieſes Amts die meiſte Macht über die Herzen hat und durch Anzeige, Vorgang und Fürbitte überall Hülfe ſchaffen konte, wenn er — der wahre Menſchenfreund wäre?

842 IV. In einem beſondern Wirkungskreis ſtelle ich die Kranken und Sterbenden — O wie zahlloſes
843 Gute kan hier der Volkslehrer thun A. für ihren Körper a) auſſer dem Krankenbette durch fleiſſige Belehrung der Gemeine über die Erhaltungsmittel der Geſundheit und Warnungen vor alle dem, was dieſ koſtbare Gut zerſtöret — b) bei dem Krankenbette: wenn er, als Arzt, vor ſchädlichen Mitteln warnte, Quakſalbereien hinderte, und die nöthige Diät (als der Anfang aller Kuren) empfähle: wenn er die bekan-

ten zuverläſſigen Heilmittel anriethe und zu ihrer An-
ſchaffung behülflich wäre: wenn er für Wartung und
Verpflegung hülfloſer Kranken ſorgen hälfe: und end-
lich die Fälle anzeigte, wo ein ordentlicher Arzt nöthig
wird und deſſen Herbeiſchaffung zu erleichtern ſuchte. —
Eben ſo wolthätig iſt ſein Geſchäft B. für die Seele: 844
bei welcher dieß die Hauptſache iſt, daß er für die Ge-
müthsruhe des Patienten ſorge, die ſelbſt für die Wirk-
ſamkeit der Heilmittel ſo unentbehrlich iſt. Dahin ge-
höret, a) daß er ſich bemühe, die häusliche Ver-
faſſung des Patienten in Ordnung zu bringen, S. I,
1583. ff. b) alte Feindſchaften beizulegen, welche
den Kranken, ſterbend, beunruhigen konten: ihn zur
möglichen Gutmachung alles angerichteten Schadens
und Unrechts zu ermuntern u. ſ. w. endlich c) ihn
wegen der Ankunft des Todes zu tröſten und zu beru-
higen. Was bei dieſem lezten Punkte die Zuſprache 845
des Seelſorgers betrift, ſo wird er ihren beſten und
angemeſſenſten Inhalt I, 1560. ff. finden. Das blo-
ße und beſtändige Vorbeten hilft zu nichts. Die be-
ſten Unterhaltungen der Sterbenden ſind geſunde Be-
griffe von einem Gott, der unveränderlich liebt, und
in deſſen Händen jedem Geſchöpf wol ſeyn wird: in-
ſonderheit, Erzählungen von der Liebe und Vorſorge
Gottes, Geſchichten von freudig Geſtorbenen u. d.
Erinnerungen an die Größe der kommenden Seligkei-
ten. — Geſezpredigten würde ich nie rathen, wenn
der Tod gewiß und der Patient ſchwach iſt. Denn ei-
nen verdorbnen Menſchen nun noch beſſern wollen, iſt
thörigte Hofnung. Man quält ihn vergeblich und ſchaf- 846
fet nichts. Man laſſe ihn froh und ruhig ſterben, und
verbittre ihm ſeine lezten Augenblike nicht mit frucht-
loſer Bemühung ihn in Gewiſſensangſt zu verſezen.
Man kan hinterher, wenn er todt iſt, durch anderwei-
tige Belehrung die Ueberlebenden immer noch vermah-
nen, daß ſie der Balſam, den man dem Sterbenden

gab, nicht leichtſinnig mache. — Bei Menſchen,
welche die Kommunion für unentbehrlich halten, ſollte
der Volkslehrer ſie ſelbſt bei Tage anbieten, gegen den
Glauben an ſie als Rettungsmittel kämpfen, und daher
nächtliches Abrufen ſich verbitten — und überhaupt
ungerufen kommen. — Wenn der Kranke ſtirbt,
847 ſo ſey ſein Augenmerk auf die Beruhigung ſowohl
als auf Verpflegung, Verſorgung, und Berathung
der Witwen und Waiſen gerichtet. — —

848 V. Der fünfte Wirkungskreis des Volkslehrers
iſt ſein **geſellſchaftliches Leben.** Hier müßte er
a) durch kluges und vorſichtiges **Betragen**, durch
Freundlichkeit, Leutſeligkeit, Gefälligkeit und angenehmes
Weſen, durch Anſtand und Würde, kurz, durch
alles, was ich unten von dem weiſen Verhalten unter
Menſchen ſagen werde, ſich diejenige Achtung, Liebe
und Zutrauen erwerben, welche er zur Wirkſamkeit
ſeiner öffentlichen Vorträge und zu allen ſeinen Amtsgeſchäften
849 ſo nöthig hat. b) Er müßte ſo viel als
möglich **in allen Zirkeln** ſich einfinden, um durch ſeine
Gegenwart Ausſchweifungen zu verhüten, ohne das
Vergnügen zu ſtöhren. Und dieſe große Wolthat
könte er ſeiner Gemeine erzeigen, wenn er die Kunſt
verſtünde, zwiſchen pedantiſcher Sprödigkeit und unbeſonnener
Luſtigkeit die glückliche Mittelſtraße zu halten,
und, mitten in der Theilnehmung an jeder unſchuldigen
Freude, oder als vergnügter Zuſchauer der
850 fröhligen Jugend, ſeine Würde zu behaupten. c) Er
müßte dabei überall für die Gemeine **der Vorgänger
und das Muſter** ſeyn, in guter Kinderzucht, in
Gattentreue, in Sparſamkeit und guter Wirthſchaft,
in Vermeidung des Luxus, in Liebe zur Arbeitſamkeit,
in Sanftmuth und Verträglichkeit, in kluger Benehmung
bei Beleidigungen, Verlegenheiten u. ſ. w.
851 d) Er müßte ferner den **Umgang mit Menſchen**
benu-

benuzen, zu Erforschung der Lücken ihrer Erkentniß,
ihrer Vorurtheile, ihres Aberglaubens, dessen Grun-
des und Quellen, ihrer Seelenkrankheiten, ihrer Unei-
nigkeiten, ihrer häuslichen Noth — zu gelegentlicher
Belehrung, Warnung, Rath, Trost ꝛc. e) Er- 852
müßte in seinem Umgange selbst **lehrreich** werden,
indem er da erzählte was er gehört und gelesen habe,
von neuen Erfindungen und Beobachtung über Oeko-
nomie, Gesundheitslehre, u. d. oder von neuerer
Geschichte — oder indem er neue Landesverordnungen
bekant machte, über deren wolthätige Absicht spräche,
Vorsichtsregeln empfehle u. s. w. f) Er müßte end- 853
lich der allgemeine **Friedensstifter** in der Gemeine
seyn. Sein liebreiches Wesen im Aeußerlichen, seine
ausnahmlos erprobte Rechtschaffenheit, Treue und Ver-
schwiegenheit, kurz sein moralischer Karakter müßte ihm
bei allen Gemeinsgliedern ein so unbegränztes Ver-
trauen erworben haben, daß jeder, der mit dem an-
dern in Streit verwikelt würde, von selbst zu ihn kä-
me, und ihm entweder um Rath fragte und um Ver-
gleichsvorschläge ersuchte oder gerade zu den Streit sei-
ner Entscheidung unterwürfe. — Ich kenne einen
Landprediger, in dessen aus drei Dorfschaften bestehen-
der Gemeine seit 22 Jahren **kein Proceß** gewesen ist,
weil er das **Orakel des Volks** ist und so sehr aller Ge-
meinsglieder Liebe und Zutrauen besizt, daß er jeden
Streit in seinem Keime zu erstiken und durch seine Vor-
schläge die Gemüther zu beruhigen vermag. — O wie
wolthätig ist ein solcher Mann! Welch ein Verdienst
hat ein solcher Menschenfreund vor Gott!

VI. Sein sechster Wirkungskreis ist seine **Stu- 854
dierstube.** Und hier möchte man freilich, bei der
noch jezt obwaltenden Methode Theologie zu studieren,
fragen: wozu ein Mann im Amte noch fortstudie-
ren solle, wenn er einmal sein System inne hat?

Aber Gott wird doch endlich einmal unſere Fürſten erleuchten,
daß ſie die künftigen Volkslehrer nicht mehr
durch Theologie vorbereiten laſſen und ſie nöthigen,
dem Volke Myſterien und Spekulationen ſtatt der einfältigen
Lehre Jeſu vorzutragen. Und wenn ich nun
den Volkslehrer in ſeiner wahren Zubereitung denke,
855 ſo hat er allerdings Urſache fort zu ſtudieren: a) um
die moraliſche Religion immer heller, veſter, fühlbarer
zu machen: um immer vollkommnere Entwiklungen
der Begriffe, treffendere Beiſpiele, lichtvollere
Ableitungen der Beweiſe aus Natur, Geſchichte, Erfahrung
u. ſ. w. ſich auszudenken, und ſeine öffentlichen
Vorträge immer nuzbarer zu machen: b) um ſich
täglich in Erziehungskunde, Oekonomie und Naturgeſchichte
856 zu vervollkommnen: c) um in Geſchichte und
Reiſebeſchreibungen Verſinnlichungsreichthümer für Kanzel,
Katechiſationen und Krankenbeſuche zu ſamlen:
d) um ſeine Mutterſprache immer mehr zu ſtudieren
und durch Leſung klaſſiſcher Schriftſteller ſowohl Korrektheit,
Deutlichkeit, Beſtimtheit und Stärke ſeines
Ausdruks zu bekommen als auch ſeinen Geſchmak zu
bilden und ſein Gefühl fürs Schöne (XII.) zu erhöhen:
857 endlich e) um ſo viel Arzneikunde und Rechtsgelehrſamkeit
ſich zu erwerben, als zu vorläufiger Beratung
des gemeinen Mannes und Verhütung ſchädlicher
Verfahrungsarten nöthig iſt.

858 VII. Endlich könte der Volkslehrer auch noch
durch ſtille **Wirkſamkeit** für Aufklärung des **Volks**
in der Religion, ein Wolthäter der Menſchheit werden.
Ich will die Methode derſelben kürzlich verzeichnen.
a) Er müßte den gemeinen Mann mit direkter
Leugnung aller herkomlichen Irthümer gänzlich verſchonen,
weil ſolche Freimüthigkeit nur Aufſehen macht,
in der Gemeine Aergerniß giebt, unnöthige Verfolgungen
zuzieht u. ſ. w. b) Er müßte blos von dem was

er nicht glaubt nicht sprechen und des Irthums nie erwähnen, sondern ihn von selbst aussterben lassen. c) Er müßte dabei indirekt den Aberglauben bestreiten, d. h. die Prämissen vortragen, aus denen die Verwerflichkeit des Irthums fließt, und konsequente Zuhörer die Konklusion selbst finden lassen. So machte es Christus, der z. B. nie direkte leugnete, daß die Juden Gottes eigenthümliches Volk wären, hingegen in seiner Alvaterlehre die Prämissen vortrug, die diesen Irthum von selbst umstürzten. Er müßte d) dem Volk die Autorität lassen, aber sie nicht auf Wunder, sondern edlere Gründe bauen. S. I, 221. ff. e) Er müßte endlich seine Hauptbemühungen vernünftigere Religion unters Volk zu bringen, bei der **Jugend** beginnen. Zu dem Ende müßte er 1) den Schullehrers, gewinnen und durch die glükliche Mittelstraße zwischen stolzer Sprödigkeit und Familiarisirung sein ganzes Vertrauen und seine herzlichste Zuneigung sich erwerben, ihm dann 2) durch vorgeschlagne Lektüre auf Zweifel leiten und — wenn er unruhig und einer beruhigenden Zurechtweisung bedürftig geworden, ihn 3) offenherzig belehren und beruhigen und zulezt 4) über eine schikliche Methode sich mit ihm vereinigen, deren Hauptsache darinnen bestünde, daß künftig alles Alberne der eingeführten Lehrbücher blos auswendig gelernt und eingebleiet, das Gute und Wahre aber erklärt und mit Wärme, Herzlichkeit, und unermüdeter Geduld vorgetragen und entwikelt würde.

XXXVI.

Freuden der Menſchenliebe, für Sachwalter.

860 Wenn Salomo und Sirach zu unſern Zeiten geſchrieben hätten, ſo würden ſie gewiß von einem geſchikten und rechtſchafnen Sachwalter mit eben der Wärme geſprochen und ſeinen unſchäzbaren Werth eben ſo erhöhet haben, als ſie von einer tugendhaften Gattin ſprachen und ihren Werth prieſen. Sprüchw. 30, 10. Sir. 7, 21.

861 Der Sachwalter iſt der Beſchüzer unſers Vermögens und unſerer Rechte und unſer Rathgeber in allen Angelegenheiten, welche mit den Geſezen in irgend einem Verhältniß ſtehen.

862 I. Er wird alſo, ſofern ſein Herz die Freuden
Gottes zu ſchmeken fähig iſt, unſer Woltäter werden,
wenn er bei allen Geſchäften, bei Antragung, Abfaſſung
und Volziehung eines Kaufs, bei Eheſtiftungen,
bei Schulverſchreibungen, bei Inventirungen,
Aufnehmung der Teſtamente u. ſ. w. treu und gewiſſenhaft
863 handelt. Dazu gehört a) daß er jedes
Geſchäft ernſthaft und gehörig überdenke, was auf
der einen Seite der Wille und die Abſicht desjenigen
von ihm fodert, der ihm das Geſchäft übertrug, und
was auf der andern Seite die Geſeze in Abſicht auf
864 Materie und Form erheiſchen: b) daß er nicht nur
ehrlich und geſezmäßig vollziehe, was ihm übertragen
wird, ſondern daß er auch nach ſeinem beſten
Wiſſen und Gewiſſen den Uebertragenden berathe,
das was beſſer, vortheilhafter, ſicherer iſt, anzeige,
vor allem was bedenklich iſt, ihn warne u. ſ. w.
865 c) daß er endlich auch die Rechte des Gegenparts

z. B. bei einem Kaufe, Eheſtiftung u. d. im Auge behalte und nichts anrathe, oder billige, was denſelben auf eine unrechte Art bevortheilen könte.

366 II. Eben ſo wird er bei **entſtandenen Rechtshändeln** ſich als der wolthätige Menſchenfreund betragen a) wenn er **jeden**, der Vertrauen zu ihm hat, er ſey vornehm oder gering, arm oder reich, hört, und auch dem ſeinen Rath und Beiſtand nicht verſagt, der die gewöhnlichen Vergütungen ſeiner Mühwaltung nicht zu leiſten im Stande iſt: b) wenn er ſeiner Partei **ehrlich und offenherzig ſagt**, wie weit ſie, nach ſeiner Einſicht, recht oder unrecht habe, ſowohl im Verhältniß gegen die poſitiven Geſeze, als im Verhältniß gegen die natürlichen Geſeze der Menſchenliebe und der Billigkeit: c) wenn er jeden, der **offenbar unrecht** hat oder nur aus Starrſinn, oder Schadenfreude proceßiren will, geradehin **abweiſet**: d) wenn er überall **vorerſt zum Frieden rathet** und auf Vergleichsvorſchläge denkt, durch welche der Ausbruch des Proceſſes zu verhüten wäre: e) wenn er ſeiner Partei **alle Schwierigkeiten**, Koſten und mögliche Folgen genau anzeigt und alles vorſtellt, was ihren Entſchluß zur Beginnung des Proceſſes beſtimmen wird.

367 III. Endlich erfodert die Menſchenliebe bei **wirklichen Proceſſen**, a) daß er die Sachen ſeines Klienten **langſam und ſorgfältig überdenke**, deſſen Angaben, Foderungen, Beweiſe, ſtreng ausforſche und prüfe, und ſich einen wohl ſtudirten Plan zu Ausführung entwerfe — damit er nicht durch Uebereilung oder Flüchtigkeit dem Klienten Schaden und ſich Schande und Vorwürfe zuziehe: b) daß er den **möglichſt kurzen Weg** einſchlage und den Proceß nicht ohne Noth verlängere: c) daß er keine **Furcht** vor dem Richter oder der Gegenpartei **ſich abſchreken laſſe**, die Sache ſeines Klienten mit Freimüthigkeit,

obgleich mit Beſcheidenheit und Glimpf, zu vertheidigen: d) daß er, wenn in einem gewiſſen Falle das Opfer, was er der Treue gegen ſeinen Klienten bringen müßte, zu groß würde, es ſeinen Klienten lieber anzeige und ihm einen andern Sachwalter empfehle: e) daß er nie mit der Gegenpartei kollidire: f) daß er billig und menſchlich handle in Verurſachung und Foderung der Koſten.

85. Freilich werden hier manche Sachwalter gegen den Moraliſten auftreten und einwenden, daß, wenn ſie ſo redlich und gewiſſenhaft handeln wollten, ſie wenig Brod von ihrer Arbeit haben würden. Allein ich antworte: a) daß dieß nur anfangs und eine kurze Zeit Folge der Gewiſſenhaftigkeit ſeyn dürfte. Denn wenn ein Mann, der, bei hinlänglicher Geſchiklichkeit, ein ſo unbeſtechlich ehrlicher Sachwalter iſt, nur erſt bekant wird, ſo darf er ſicher rechnen, daß ihm alles zufallen wird, und daß, wenn die ungerechten Streiter die Rabuliſten aufſuchen, zu ihm alle ſich ſamlen werden, welche eine gerechte Sache haben. Und das wird ihm nicht nur reichliches Auskommen, ſondern auch Anſehen und Ehre verſchaffen, weil er ſelten einen Proceß verlieren und von keinem Vorwurf haben
86. wird. Und wird der gewiſſenhafte Menſchenfreund nicht b) in kurzem die Achtung des Publikums gewinnen, bei den Obern Vertrauen und Schäzung erlangen und den Weg zu ſeinem Glüke ſich bahnen? Werden endlich c) dieſe Vortheile nebſt dem ſeligſten Bewußtſeyn vor Gott, daß er der Beſchüzer der Unſchuld, der Vertheidiger des Rechts, der Stifter des Friedens, und der Rathgeber und Tröſter ſo vieler Bedrängten ward, ihn nicht für allen Verluſt und Verdruß, den ſeine Redlichkeit ihm zuweilen verurſachte, vollkommen entſchädigen?

XXXVII.

Freuden der Menſchenliebe, für Handelsleute.

Auch für den Kaufmann gab unſer Chriſtus auf die 370
Frage: was muß ich thun, daß ich ſelig werde? die
Antwort: ſey ein Menſchenfreund. Ich will alſo zeigen,
was der Kaufmann in ſeinem Stande für eigne
Gelegenheiten hat, ſeine Menſchenliebe thätig zu machen
und in Stiftung vieles Guten für die Menſchheit
und Minderung ihrer Laſten die Freuden Gottes zu genießen
und als ein gottgefälliger und zufriedner Menſch
glüklich zu leben und freudig zu ſterben.

1. Er beherzige vor allen Dingen den eigentlichen 371
Zwek ſeines Standes. Dieſer zielet dahin: daß eine
große Menge menſchlicher Bedürfniſſe durch Sie erleichtert
und befriediget werde. — Dieß giebt ihm ſeinen
ganzen Werth vor Gott und Menſchen. Dieß
muß und wird ſeine Glükſeligkeit ſeyn. — Geld erwerben,
und Schäze für ſich ſammeln, iſt — Folge —
ſehr zufällige Folge, — nicht Zwek. Gott wies ihm
dieſes Fach der Geſchäftigkeit, für das Beſte der Menſchheit.
Der Kaufmann iſt derjenige, welcher für Andre
Bedürfniſſe aus allen Welttheilen herbeiſchaft, welche
unbefriediget bleiben würden, wenn jeder einzelne Menſch
ſie ſelbſt ſich verſchaffen ſollte. Sein Stand alſo erleichtert 372
das menſchliche Leben, und verſorgt die übrigen
Stände, mit Dingen für Nothdurft und Vergnügen,
die ſie ohne ihn würden entbehren müſſen.
Wenn es alſo Tugend iſt, ſich der menſchlichen Geſellſchaft
nüzlich und ſchäzbar zu machen, ſo iſt das
ſeine Tugend — der Zwek ſeines Lebens — durch Handelsgeſchäfte
Nuzen, Freude und Zufriedenheit zu verbreiten. —

II.

873 II. Er wird aber nur dann dieſen Zwek ſeines Lebens erfüllen, wenn er gegen ſeine **Käufer** ohne Ausnahme redlich und gewiſſenhaft handelt: wenn er erſtlich überhaupt püntlich und genau in ſeinen Geſchäften iſt — wenn er gewiſſenhaft ſorgt, durch Güte und Brauchbarkeit der Waaren ſeine Käufer vergnügt zu machen — wenn er billig iſt, in Rükſicht auf den Gewinn, den er zu machen ſucht — wenn er ſelbſt diejenigen, die den Werth der Waaren nicht beurtheilen können, die alſo leicht zu hintergehen wären, aufrichtig belehrt, und viel zu großmüthig und edel denkt, als daß er ihre Unwiſſenheit benuzen ſollte, ſie zu täuſchen und ſeinen Gewinn dadurch zu vermehren — wenn er jedes niedrige Mittel verabſcheut, ſich zu bereichern, und in Abſicht auf Maaß und Gewicht unbeſtechlich rechtſchaffen handelt.

874 III. Er wird ferner Freude und Zufriedenheit verbreiten, auch unter den **armen Menſchen**, welche diejenigen Dinge, mit denen er handelt, ihm roh **ſamlen**, oder **zutragen**, oder **verarbeiten** — wenn er die Härte und Unmenſchlichkeit derer verabſcheuet, welche ſolche arme Menſchen drüken, und ſie durch Kunſtgriffe nöthigen, ihnen wohlfeiler zu arbeiten, als ſie dabei beſtehen können — wenn er vielmehr menſchenfreundlich gegen ſie denkt, und ihnen Gelegenheit giebt, durch Arbeit und Fleiß in Nahrung geſezt zu werden.

875 IV. Er wird Freude und Zufriedenheit befördern, wenn er gegen ſeine **Bedienten und Untergebenen** gütig und liebreich handelt — wenn er mit Linde und Sanftmuth ihre Fehler trägt — durch Lob und Vergeltung ihren Fleiß und Rechtſchaffenheit aufmuntert — durch ſein Beiſpiel ſie zur Gottesfurcht und guten Sitten anreizt — für ihre Geſundheit väterlich ſorgt — wenn er endlich bedacht iſt, ſie mit denen zu ihrem Stande

nöthigen Kentniſſen und Einſichten zu bereichern —
wenn er ſie zu arbeitſamen und ordentlichen Menſchen 176
macht, ohne ihre Kräfte zu erſchöpfen und durch Verſagung
der nöthigen Ruhe und Erholung ſie traurig
und mismüthig zu machen, — wenn er für ihre Seele
zugleich ſorgt und ihnen die Mittel zu ihrer Aufklärung
und Vervollkommung ihres Herzens und Lebens anweiſet,
und zum Gebrauch derſelben behülflich iſt — wenn
er endlich für ihr künftiges Glük und Fortkommen bemühet
iſt, und — bis dahin als Freund und Vater
ſie behandelt, und durch liebreiche Begegnung ihnen
die Laſten ihres Lebens zu erleichtern und jeden vermeidlichen
Schmerz von ihnen abzuwenden ſucht.

V. Er wird Freude und Zufriedenheit verbreiten, 177
wenn er gegen andere Stände ſich ſo beträgt, daß
er den Werth eines jeden anerkent — und den verachtungswürdigen
Stolz dererjenigen von ſich entfernt
hält, welche die übrigen Stände der Menſchen, die
Reichthum und Schäze minder in ihrem Gefolge haben,
gering achten, und kein Verdienſt — (der Gelehrſamkeit,
der Kunſt, der Tapferkeit —) erkennen,
außer dem elenden Verdienſt des Goldes — wenn er
vielmehr jedes Verdienſt ſchäzt und ehrt, und neben
ſich — Niedre und Hohe — jeden nach dem Grade
des Nuzens, den er der Welt ſtiftet — nicht nach der
Menge des Geldes, das er beſizet — hochachtet und
liebt.

VI. Er wird endlich Freude und Zufriedenheit 178
befördern, wenn er bei glüklichem Fortgange ſeiner
Geſchäfte, ſofern ſie ihn zum Reichthum verhelfen —
gegen Aermere den eignen Beruf Gottes erkennet, und
ſich in eben dem Grade zur Wolthätigkeit verpflichtet
hält, in welchem ihn Gott ſegnet und ſeine Güter vermehrt.
— Noch eine beſondere Erinnerung muß ich 179
für den Kaufmann hinzuſezen, welcher als wahrer

Menſchenfreund unter Gottes Augen vorwurflos leben will: daß er ſich nie erlauben muß, durch Aufkauf ſolcher Waaren einen übergroßen Gewinn zu machen, welche zur Erhaltung des menſchlichen Lebens unentbehrlich ſind: dahin vornemlich die Früchte gehören. —

880 Ich will niemand beleidigen, niemand hiemit öffentlichen Vorwurf machen — ich weiß, daß die meiſten aus Unwiſſenheit ſündigen, und in ſofern Entſchuldigung verdienen. — Aber Pflicht iſts, fürs künftige zu warnen. Ich halte ſolchen Aufkauf für ſchändlich. — Prüfet meine Gründe:

881 a. Weil es unentbehrliche Dinge ſind. Ihr zwingt alſo den Menſchen euren jüdiſchen Profit ab. Das iſt ſchlimmer als Straßenraub.

882 b. Euer Zwang trift gerade die Armen — der Wucher des Kaufmanns, der mit Dingen des Luxus handelt, nur die Reichen. —

883 c. Euer Gewinn hat keine Gränzen. Ihr nehmt, wenn ihr könt, 300 Procent. —

884 d. Des Kaufmanns Hofnung gründet ſich auf den Wolſtand der Menſchen: — des Aufkäufers Hofnung auf ihr Elend — Theurung und Mangel iſt ihr Wunſch — Seufzen und Winſeln des armen Volks ihr Troſt. —

885 Bedenket das, und laſſet euer Gewiſſen reden: — Hört die Stimme der Menſchlichkeit. — Nach der chriſtlichen Sittenlehre, welche in der Liebe das Weſen der Religion ſezt, iſts ſchlechterdings Sünde — wenigſtens der Aufkauf mit der Abſicht eines unbegränzten Profits.

886 Beherziget, liebe Mitmenſchen, was ich euch geſagt habe und ſaget es täglich euch ſelbſt vor, damit ihr euer Gewiſſen vor Gott rein bewahren und in der

Aus

Ausübung der wahren Menſchenliebe eure Seligkeit und euren Troſt finden möget. Saget oft zu euch ſelbſt in einſamen Stunden „unſere Handelsgeſchäfte „ſind der Wirkungskreis unſerer Tugend — hier hat „uns Gott angewieſen, unſere Liebe, unſre Rechtſchaffenheit ihm zu erproben, — hier iſt gleichſam das „Feld, wo wir ſäen können, um in der Ewigkeit zu „erndten, — hier ſind die Gelegenheiten Gutes zu ſtiften, der Welt nüzlich zu werden, und Freude und „Zufriedenheit zu verbreiten — hier laſſet uns allen „unſern Eifer erſchöpfen, um in der Benuzung dieſer „Gelegenheiten zum Guten — in der gewiſſenhaften „Befriedigung unſerer Käufer, in der menſchenfreundlichen Behandlung unſerer Untergebenen — unſere „eigene Ruhe und Freude zu finden.„

XXXVIII.

Freuden der Menſchenliebe,

für den Handwerksmann.

Was iſt der Weg zur Gottgefälligkeit und Seligkeit 117 für den Handwerksmann? Menſchenliebe. Und worinnen beſteht ihre Ausübung im Stande des Handwerksmanns? Beurtheilet dieß aus eurem **dreifachen** Verhältniſſe gegen die Menſchheit.

I. Ihr ſtehet erſtlich in einem gewiſſen Verhält- 118 niſſe gegen eure **Kunden**, das heiſt, gegen die, welche euch Arbeit verdüngen und dafür bezahlen. In dieſem Verhältniſſe werdet ihr die Freuden der Menſchenliebe genießen und eure Glükſeligkeit befördern.

a. Wenn ihr erſtlich überhaupt fleißig und ar- 119 beitſam ſeyd, und eure Geſchäfte mit Ordnung und Pünktlichkeit verrichtet, ſo daß die Menſchen, die bei euch arbeiten laſſen, gefördert werden, das macht ihnen Freude und giebt euch auſſer der Freude am Freudemachen den Vortheil, daß ihr deſto mehr erwerbet und eure Kundſchaft vergrößert.

890 b. Wenn ihr ferner ſo arbeitet, wie ihr es **verſprochen** habt und wie es der billigen **Erwartung** eures Kunden gemäß iſt. Denn er verlangte, von euch für ſein Geld nicht blos Arbeit, ſondern gute, brauchbare, und ſeiner Beſtellung entſprechende Arbeit. Und da ihr ſie ihm freiwillig verſprachet, ſo muß euch auch dieſer Vertrag heilig ſeyn. S. I, 1044. ff.

891 c. Wenn ihr in Forderung eures **Lohnes gerecht** ſeyd, eure Kunden nicht überſezt, ſie nicht bevortheilt, ſelbſt ihre Unbekantſchaft mit dem Werthe der Sache nicht benuzt, ſondern von jedem, er verſtehe es oder verſtehe es nicht, nur ſo viel nehmet, als jeder andere ehrliche Handwerksmann nimt, der bei ſeiner Arbeit beſtehen will.

892 d. Wenn ihr **ehrlich** ſeyd in Abſicht auf empfangene oder zugethane Materialien, oder Vorſchuß zur Verarbeitung — nicht mehr anſezet, als ihr wirklich verbraucht habt, nichts zurük behaltet, nichts vertauſchet. S. Stehlen I, 999. Dieſe unbeſtechliche Ehrlichkeit wird euren Kunden nicht nur Freude machen, ſondern auch euch ihre Liebe, Achtung vor der Welt, das Wolgefallen Gottes, und den reichſten Segen für euch und eure Kinder zuwege bringen.

893 II. Betrachtet hiernächſt ein zweites Verhältniß, in welchem ihr mit euren Untergebnen, mit Geſellen und Lehrjungen ſtehet. Denn auch hier könt ihr als wolthätige Menſchenfreunde Gutes ſtiften und Freuden ſchaffen.

89 1. Wenn ihr gegen dieſe eure Leute, **menſchlich gerecht** und **redlich** handelt in Abſicht auf alles das,

was ſie für ihren Fleiß von euch zu erwarten berechtiget
ſind: a) wenn ihr ihnen das, was ihr verſprochen
habt, gewiſſenhaft bezahlt, und den ſauer verdienten
Lohn unter keinerlei nichtigem oder unbilligem Vorwande
verkümmert: b) wenn ihr ihnen geſunde und
hinreichende Koſt reichet: c) wenn ihr endlich ſie freundlich
und liebreich behandelt, wenn ſie das ihrige thun,
und ſchonet, wenn ſie fehlen.

2. Wenn ihr euch als Väter betrachtet und **für** 195
ihre Glükſeligkeit ſorget. Denn Gott hat ſie euch
nicht blos darum zugeführt, daß ſie bei euch arbeiten
und eſſen ſollen, ſondern auch darum, daß ſie bei euch
glüklich leben und zur Glükſeligkeit immer fähiger werden
ſollen. Betrachtet ſie alſo als Menſchen, die
eurer Pflege und Erziehung übergeben ſind, und freuet
euch, wenn ihr zur Erhaltung und Vervollkomnung
ihres Leibes oder Geiſtes etwas beitragen könt. Denn
wer daran Freude findet, iſt ein Gottähnlicher Menſch.
Zu dem Ende ſorget a) für ihre **Geſundheit**, und erlaubet 196
ihnen nicht nur, daß ſie den Regeln der Geſundheit
gemäß leben, die ich euch (III. IV. ff.) beſchrieben
habe, ſondern haltet ſie ſelbſt zur Ordnung,
Mäßigkeit, Reinlichkeit und alle dem an, was die
Geſundheit befördert. b) **In Krankheit** ſeyd mitleidig
und verſtoßet ſie nicht gleich, wenn ſie eine Zeitlang
euch nichts verdienen können. c) Lehret ſie **gute**
Sitten und ein wolanſtändiges Betragen bei Tiſche,
bei der Arbeit und im geſellſchaftlichen Leben. Quälet
ſie aber dabei nicht mit Pedantereien und Zunftmäßigen
Spielwerken, die keinen wahren Nuzen gewähren.
d) Thut alles, was euch möglich iſt, um ſie in allen 197
Arten der Arbeit, die zum Handwerke gehören, aufrichtig
zu **unterrichten**, und ihnen alle die Kentniſſe
und Geſchiklichkeiten mitzutheilen, die ihr ſelbſt beſizet,
und die ſie einſt in Stand ſezen können, Brod

und Ehre zu erwerben, und das Andenken ihrer Lehrjahre
zu ſegnen. Führet ſie zu allem, was ſie zu lernen
haben, den kürzeſten und leichteſten Weg. Macht
ihnen nichts ohne Noth ſauer. Habt Geduld mit
ihnen, wenn die Natur ihnen Kopf und Talente ſparſam
gegeben hätte, oder wenn Leichtſinn und Flüchtigkeit
der Jugend ſich zeigt. Straft ihre Fehltritte,
aber mit Menſchlichkeit und Nachſicht. Und macht es
ihnen, ſo viel an euch iſt, möglich, ihres Lebens bei
898 euch froh zu werden. — e) Unterſtüzet alle eure Lehren
und Ermahnungen zur Gottesfurcht, Mäßigkeit,
Sittſamkeit, Höflichkeit u. ſ. w. durch euer eignes
Beyſpiel, und bedenkt, daß ihr unausſprechlichen
Schaden thut, wenn ihr ſie durch ein böſes Exempel
auf die Wege des Laſters oder der Verdorbenheit leitet.
f) Endlich ſorgt auch für ihr Vergnügen und
gönt ihnen Stunden der Ruhe, der Erholung und der
Fröhligkeit, damit ſie mit Kraft und Luſt für euch arbeiten
und ihre Seufzer über ein kummervolles und
freudenleeres Leben euch nicht vor Gott anklagen mögen.

899 III. Und nun iſt noch ein drittes Verhältniß übrig,
in welchem ihr als Handwerksleute mit den höhern
Ständen in der Welt euch befindet, und welches von
euch fodert, daß ihr ſie für höher erkent, und durch
ein höfliches und beſcheidenes Betragen diejenigen
Rechte des Vorzugs heilig haltet, welche ſie beſizen. —
Bedenket alſo, was ich euch (XIV.) über die Unvermeidlichkeit
der Unterſchiede des Ranges und Standes
geſagt habe, und führet euch überall, beſonders aber,
wenn ihr in dem Hauſe eines Höhern ſeyd, ſowohl gegen
die, welche euch etwas zu verdienen geben, als
auch gegen die, ſo euch nichts einbringen, geſittet und
900 ehrerbietig auf. — Mancher Bürger ſcheinet etwas
darinnen zu ſuchen, daß er ſich über dieſe Unterſchiede
hinwegſezt, daß er in Gegenwart ſolcher Perſonen ſich
alle

alle mögliche Freiheiten erlaubt, trozig und frech thut, ſich wohl gar grob und heftig auslaͤßt u. d. Ahmet Dieſem nicht nach. Ihr habt von einem ſolchen rohen Betragen nie Vortheil. Denn Freude kan es euch unmöglich machen, wenn ſolche Perſonen dadurch gekränkt und geärgert werden, wofern ihr anders Gottes Sinn in euch habt. Und Nuzen kan es euch auch 901
nicht bringen. Vielmehr wird man ſolche rohe Menſchen fliehen, ſie ſchlecht bei andern empfehlen, und jedem rathen, mit ihnen nichts zu thun zu haben. Das wird immer eure Kundſchaft verringern und euch Schaden thun. Wenn ihr hingegen ehrerbietig und beſcheiden ſeyd, ſo wird man euch mit gegenſeitiger Achtung begegnen, man wird euch andern vorziehen, wird euch loben, empfehlen, und gern mit euch in Verbindung ſtehen. Und iſt dieſes edlere Betragen nicht auch billig? Solltet ihr nicht gegen Höhere eben das thun, was ihr ſelbſt von Niedrigern, z. B. von euren Taglöhnern, Geſellen, und Geſinde erwartet? Zudem iſts ja auch gerecht, da Gott es war, der die Vorzüge der Geburt und des Ranges ihnen gab, und in deſſen weiſe Vorſehung jeder Menſch ſich ohne Murren fügen ſollte.

Und nun noch eine einzige Bemerkung. — Wollt 902
ihr als Handwerksleute durch eure Arbeiten der Welt nuzbar werden und von eurem Fleiße Brod und Ehre haben, ſo macht es euch ſelbſt zum Geſez, beſtändig fortzulernen und eure Kentniſſe und Geſchiklichkeiten zu vermehren. Alle Gelehrte und Künſtler beſtreben ſich nach dieſem Wachsthum. Es iſt alſo Schande für euch, wenn ihr als Handwerksleute ſtill ſtehen wolltet. Und es muß nothwendig euch in kurzem auch Schaden bringen, wenn andere ſich vervollkomnen und dadurch in den Stand geſezt werden, beſſere und beliebtere Arbeit zu liefern und folglich eure Kunden an ſich zu ziehen. Folget alſo meinem Rathe und be- 903

mühet euch in euren Arbeiten immer vollkomner zu werden. Benuzet jede Gelegenheit, mit geſchikten Profeſſioniſten in Umgang zu kommen und von ihnen zu lernen, was ihr noch nicht wiſſet, neue Erfindungen, Modelle u. d. leſet, wenn ihr könnet, zuweilen ein gutes Buch, das von eurer Kunſt handelt, die ihr betreibet u. ſ. w.

904 Es iſt ein ſehr altes und nüzliches Herkommen, daß Handwerksleute wandern müſſen. Das bildet nicht nur ihre Sitten, befördert ihre Geſundheit durch Abhärtung des Körpers, giebt Erfahrung und Weltkentniß u. d. ſondern es iſt auch das herrlichſte Mittel profeſſioniſtiſche Kentniſſe zu verpflanzen und in Umlauf zu bringen.

905 Was hier von der Sittenlehre für **Geſellen und Lehrburſche** inſonderheit zu ſagen wäre, wird ſich jeder ſehr leicht aus dem **Sittenbuche fürs Geſinde** zuſammentragen können. (XXX.)

XXXIX.

Freuden der Menſchenliebe, für Bettler.

905 Auch für den Bettler eine ſpecielle Sittenlehre? — Warum nicht? — Auch er hat in ſeiner Lage gewiſſe eigenthümliche Gelegenheiten Chriſtustugend zu üben und ſeinen Mitmenſchen wolgefällig und nuzbar zu werden.

907 Freilich dünkt mich immer, daß unter kultivirten Nationen, welche Menſchenliebe als Prinzip der Moral kennen, dieſe Art von Menſchen gar nicht gefunden werden ſollte, und daß es einem Orte, wenigſtens

einer Stadt, immer Schande macht, wenn noch **Menſchen** unter **Menſchen** darum betteln müſſen, weil theils die Magiſträte die ſchuldige Aufſicht vernachläßigen, theils die Einwohner für Armenanſtalten zu träge und zu ſchlaff in der Tugend ſind, theils weil überhaupt die Menſchen den Freudegenuß nicht kennen, welcher mit dem freiwilligen Aufſuchen und Verſorgen der Armen verbunden iſt. (XXII. XXIII.) Indeſſen da es nun einmal Bettler giebt, ſo müſſen wir auch für ſie den Grundriß zu einem Sittenbuch entwerfen.

I. Lernet, Mitmenſchen! vor allen Dingen **euch ſelbſt aus einem beſſern Geſichtspunkte betrachten**, als ihr bisher gethan habt. Vergeßt es nie, daß ihr **Menſchen** ſeyd, und alſo, bei aller äußerlichen Niedrigkeit, dennoch die **Würde der Menſchheit** (207.) behauptet. Sucht alſo dieſe Würde, die euch im Weſentlichen (in Abſicht auf Urſprung, Rechte, Beſtimmung) allen übrigen Menſchen **gleich** macht, zu fühlen und ſtets im Auge zu behalten. Erwäget dabei täglich, daß euch die Vorſehung in dieſe traurigſcheinende Lage der Armuth gerathen ließ, weil ſie euch zu Gegenſtänden der erhabenſten Tugend beſtimt hatte. Ihr ſeyd die Mündel der Begüterten und die Freudenquelle für jedes Herz, das im Helfen und Wolthun Seligkeit fand. Und dieſe Betrachtungen laſſet auf der einen Seite euch zum Troſt und zur Beruhigung dienen, aber auch auf der andern Seite eurem Herzen einen edlern Stolz einflößen, daß ihr jene niederträchtigen Geſinnungen, die euch bisher ſo verächtlich machten, jenes ſchmuzige, grobe, diebiſche Betragen, jene häßlichen Sitten u. d. von euch entfernet: damit ihr euch nicht ſelbſt muthwillig unter die Menſchheit herabwürdiget.

909 II. Wird erſt ein edlerer Geiſt euch beleben und euch Gott und Menſchen wolgefälliger machen, ſo werdet ihr auch von ſelbſt euer Verhalten als Bettler ſo einrichten können, daß ihr niemanden läſtig werdet und gegentheils allen, die euch mittheilen, Freude machet. Dazu gehört:

910 a. Daß ihr überhaupt nicht bettelt, **ohne Noth**, d. h. ſo lange ihr Kraft und Gelegenheit habt, durch Arbeit euren Unterhalt zu verdienen. Denn betteln, aus Liebe zum Müßiggang, iſt Sünde: weil es gegen das allgemeine und unverkennbare Gottesgeſez iſt, vermöge deſſen jedes Geſchöpf nach Maaßgabe ſeiner Kraft thätig und für das Beſte anderer thätig ſeyn ſoll. (XVIII.) Wer alſo gar nichts thut und, wenn er kan, dennoch nichts nüzliches arbeitet, iſt Gott mißfällig und kan keine wahre Zufriedenheit, keinen frohen Aufblik zu Gott, keine Freudigkeit im Tode haben. Und ein ſolcher Müßiggänger zerſtört nicht nur Gottes Abſicht an ihm ſelbſt, ſondern er wird zugleich ein Räuber deſſen, wozu andere Menſchen ein ausſchließendes Recht haben. Erwäget, was das ſagen
911 will. Alle die Armen, die wegen Alter oder Krankheit oder des etwas nicht arbeiten können, haben ein ausſchließendes Recht auf denjenigen Theil der Güter der übrigen Menſchen, welchen ſie zum Wolthun (S. 228. 367.) beſtimmen können. Alles alſo, was ein müßiggehender Bettler zuſammenbringt, ſtiehlt er im Grunde denen Armen, die, wenn er nicht bettelte, mehr bekommen würden. Denn die meiſten Menſchen beſtimmen doch etwas gewiſſes für die Armen. Dieſe Summe würde alſo weit weniger ſich vertheilen und alſo den wahren Armen weit mehr zu Gute kommen, wenn nicht ſo viel ohne Noth Bettelnde einen Theil davon an ſich riſſen und ihn jenen raubten. — Laſſet euch alſo dieß zu Herzen gehn, wenn ihr Men-

ſchenliebe habt, und heiſcht, wenn ihr noch arbeiten könt, keine Almoſen, ſondern Arbeit.

b. Zwingt euch die Noth, zu betteln, ſo thut 912
es — aber mit Beſcheidenheit und Genügſamkeit. Den Werth dieſer Tugenden werde ich euch [illegible] kennen lehren. Bemerket hier nur dieß, daß ſie das einzige ſind, was in den Augen eurer Mitmenſchen euren Werth entſcheidet und euch willige Geber verſchaft. Ein zudringlicher, nachlaufender, unverſchämter Bettler iſt einer der häßlichſten und ärgerlichſten Menſchen. Und ein Ungenügſamer, der über die Gabe murrt, oder wohl gar den Geber beſchimpft, weil er ihm nicht genug gab, iſt ein Greuel in aller guten Menſchen Augen.

III. Suchet aber nicht blos in eurer Lage durch 913
ein beſcheidnes Betragen euren Mitmenſchen wolgefällig zu werden, ſondern ſtrebet auch dabei nach den **Freuden der Nuzbarkeit** und lernet die Gelegenheiten kennen, die ihr habt, Gutes zu thun und für die **gemeinſchaftliche** Glükſeligkeit **mitzuwirken**. Ihr könt aber auf viererlei Art der **Welt nüzlich** werden:

1. wenn ihr bei dem Betteln **wenigſtens etwas** 914
arbeitet. Denn wenn auch Alter oder Kränklichkeit euch zu ſolchen Arbeiten unfähig macht, welche euch völlig erhalten könten, ſo werdet ihr doch nicht leicht genöthigt ſeyn, ganz unthätig zu bleiben. Suchet euch alſo, ſo viel möglich, durch leichte Arbeiten, ſtriken, ſpinnen, Kräuter ſamlen, Federſchlieſſen u. d. wenigſtens etwas zu verdienen, und braucht das Betteln nur dazu, um theils das Fehlende, was die Arbeit nicht vermochte, zu erſezen und auf die Zeit der gänzlichen Unvermögenheit euch etwas zu erſparen.

2. Wenn ihr bei eurem Umgange und ſonſt auch 915
aufmerkſam ſeyd auf alles, was irgend einem Menſchen

ſchen, beſonders aber euren Wolthätern **Gefahr** bringen könte. Ihr höret z. B. unter **Menſchen eurer Art** einen Diebſtahl verabreden: zeigt in der Stille ihn an und verhindert das Böſe. Ihr findet etwas Verlohrnes: bringt es willig dem Eigenthümer zurük. Es entſteht Feuer oder andre Noth: eilet zu Hülfe u. ſ. w.

916 3. Wenn ihr euch nach denen **Menſchen** umſehet, die noch unglüklicher ſind als ihr, und als Kranke oder Krüpel gar nicht einmal betteln können: die nach Gelegenheit auf ihrem Strohlager ſchmachten und von aller Hülfe verlaſſen ſind. Dieſer **Unglüklichen**, die ihr am erſten kennen lernen könt, **erbarmet euch**: zeiget ſie an: bittet für ſie ꝛc.

917 4. Wenn ihr endlich unter einander ſelbſt einträchtig, friedlich, ſtill und tugendhaft lebt, einander tröſtet und aufmuntert, und einer dem andern, ſo viel an ihm iſt, das Leben erträglich zu machen und allen vermeidlichen Verdruß und Kränkung zu erſparen ſucht.

918 **Sehet, liebe Mitmenſchen!** das iſt **eure Sittenlehre**, durch deren Ausübung ihr ſo gut als wie andere Menſchen, das Wolgefallen Gottes erlangen und eure eigne Ruhe und Zufriedenheit begründen werdet. Gott ſchenke euch allen den Sinn Chriſti — den Geiſt der Liebe — welcher aller wahren Glükſeligkeit Urquell iſt!

XL.

Freuden des guten Namens.

Wir haben biſher die Freuden betrachtet, welche die 919 thätige Menſchenliebe gewährt. Noch ſind einige Folgen derſelben zu erwägen, die, als beſondere Quellen der Freude und der Zufriedenheit, unſere Aufmerkſamkeit verdienen. Eine derſelben iſt das große und von allen verſtändigen Menſchen hochgeachtete Kleinod — der gute **Name**.

A. Wir bezeichnen mit dieſer Benennung die herr- 920 ſchende gute Idee unſers Publikums, von dem Werth und Umfange unſerer Kentniſſe und Geſchiklichkeiten ſowohl als unſerm moraliſchen Karakter. Man zergliedere dieſen Begrif.

a. Jeder geſchäftige Menſch hat ſein **Publikum**. 921 Nemlich alle die Menſchen, denen ich durch geſchäftiges Leben bekant bin, heißen mein Publikum.

b. Dieſe Menſchen können mir zwar nicht ins 922 Herz ſehen. Aber ſie urtheilen von mir aus meinen Handlungen und Geſchäften. Meine Geſchäfte bringen ihnen Begriffe von meinen Einſichten und Geſchiklichkeiten bei. Und meine geſellſchaftlichen Aeußerungen, ſo wie meine Aufführung und Betragen, beſtimt ihre Vorſtellungen, welche ſie ſich von meinen Grundſäzen, Neigungen und Gewohnheiten machen. Leztere heißen der **moraliſche Karakter**, welcher ſchlecht oder gut iſt, je nachdem ein Menſch edle oder ſchlechte **Grundſäze** hegt, nach denen er handelt, oder je nachdem ſeine **Neigungen und Begierden** eine gute oder fehlerhafte Richtung haben, oder in Anſehung ihres Grades zu ſtark oder zu kalt oder — gehörig gemäßigt ſind, und — je nachdem ein Menſch ſich an gute oder fehlerhafte Handlungsweiſen **gewöhnt** hat.

c. Die

923 c. Die Vorſtellungen nun, welche ſich das Publikum von mir macht, können nicht einſtimmig ſeyn: aber es können doch gewiſſe Urtheile von mir unter den **meiſten Menſchen** meines Zirkels gangbar ſeyn. Und dieſe Urtheile, die die meiſten Menſchen von mir fällen, dieſe im Publikum herrſchende Idee, wenn ſie mir vortheilhaft iſt, heißt mein **guter Name** — **meine Ehre** — **meine Reputation.**

924 B. Daß der gute Name ein ſehr ſchäzbares Kleinod, und des Strebens jedes vernünftigen Menſchen würdig iſt, fällt von ſelbſt in die Augen.

925 a. Es iſt erſtlich Vergnügen an ſich, ſo wie es Bedürfniß unſers Herzens iſt, ſich geſchäzt, beliebt, geachtet zu ſehn: I, 361. 784. und dieſes Vergnügen genieſſt derjenige gewiß, der in einer guten Reputation ſteht, und er genießt es in dem Grade, in welchem die Vorſtellungen groß ſind, die von ſeinen Talenten und Karakter ſich unter ſeinem Publikum verbreitet haben.

926 b. Es giebt ihm dabei eine große Beruhigung, wenn er in ſo vielen Menſchen einen ſichern Grund erblikt, wolwollend gegen ihn zu handeln, und für ſein Glük aus dem Antriebe der Achtung und der Anerkennung ſeines Werthes wirkſam zu ſeyn.

927 c. Der gute Name endlich iſt ein unentbehrliches **Mittel zu den Freuden der Nuzbarkeit.** Denn er begründet das **Zutrauen** der Menſchen. Und je mehr ich in meinem Wirkungskreiſe das Zutrauen der Menſchen beſize, 1) deſto mehr wird mirs Gelegenheit geben, durch Geſchäfte nuzbar zu werden: deſto mehr wird man mich ſuchen und mir Arbeiten übertragen ꝛc. 2) deſto mehr werde ich Anſehn haben und bei demſelben durch Lob, Empfehlung, Beredung — Gutes ſtiften können: 3) deſto leichter werde ich über einzelne Feinde, deſto leichter über die Verleumdung ſiegen,

gen, deſto weniger von meinen Widerſachern in meiner Wirkſamkeit gehindert werden.

C. Wie ſoll ich nun dieß ſo wichtige Kleinod des 928 guten Namens erlangen, erhalten, beveſtigen, vermehren? Auch hier ſind die Regeln aus dem Prinzip der Menſchenliebe zu entlehnen.

1. Wende die **rechten Mittel an**, d. h. ſolche, 929 welche die thätige Menſchenliebe dir an die Hand giebt. Die Welt kan dich nur aus deinen Handlungen beurtheilen. Und ſie wird nur aus ſolchen Handlungen gut von dir urtheilen, welche der menſchlichen Geſellſchaft entweder wirklich nüzen, oder doch Hofnung machen, daß du ihr nüzen werdeſt. Solche moraliſche Handlungen, welche die Summe der menſchlichen Glükſeligkeit vermehren, heißen **Verdienſte**. Alſo — **ſtrebe nach Verdienſten**. Sey wolthätig (353. ff.) 930 und zeige dich geſchikt und emſig in deinem häuslichen und bürgerlichen (432. ff.) Geſchäftskreiſe, oder (751. ff.) in der Vorbereitung auf denſelben. Dann haſt du wahres Verdienſt. Und wahres Verdienſt macht allemal einen guten Namen.

2. Sey, wenn du von deinen Talenten und Ver- 931 dienſten die **erſten Proben** giebſt, die deine Reputation begründen ſollen, mit aller möglichen Anſtrengung bemüht, dieſe erſten Proben ſo gut und vollkommen als möglich zu liefern. Denn die erſten Eindrüke, die ein Menſch auf ſein Publikum macht, ſind gemeiniglich die ſtärkſten und dauerhafteſten. Und es iſt in der Welt nichts ſchwerer, als dieſelben wieder auszutilgen.

3. Sorge dabei, **daß deine Verdienſte anerkent werden**, und daß die Menſchen auch geneigt 932 und willig dazu ſeyn mögen. Und auch dazu verhilft dir die Menſchenliebe — wenn du nemlich in deinem äußerlichen Betragen Beſcheidenheit, gute Sitten, Gefälligkeit u. ſ. w. zeigeſt — kurz, wenn du die Kunſt

ausübeſt, dich im Umgange mit Menſchen beliebt zu machen, welche ich dich unten lehren werde.

933 4. **Meide**, was deinem guten Namen **nachtheilig werden** und deine Reputation erſchüttern kan. Dahin gehört nicht nur a) das Gegentheil von dem, was ich dir in der vorigen Regel empfohlen habe: Unbeſcheidenheit, Stolz u. ſ. w. ſondern auch b) ſolche Handlungen ſowohl als Aeußerungen, welche von den meiſten Menſchen als ſündlich oder unehrbar angeſehn werden, geſezt auch, daß ſie es deiner Ueberzeugung nach nicht wären: — wie vielmehr alſo c) alle öffentliche Handlungen, welche deine Mitmenſchen wirklich berechtigen, dich für einen unwiſſenden, oder unfähigen, oder ſchlechtdenkenden Menſchen zu halten.

934 5. Gebrauche aber, um in der Welt einen guten Namen zu bekommen, nie unedle Mittel: welche der **Heuchler** benuzt, die Menſchen zu täuſchen und Kenntniſſe oder Tugenden ſich zutrauen zu laſſen, die er nicht beſizt.

935 6. Endlich opfere dem Streben nach Ehre und guter Reputation **nie Wahrheit und Rechtſchaffenheit** auf: ſonſt verlierſt du über einem Gute dein höchſtes Gut, deine Zufriedenheit.

XLI.

Freuden des guten Gewiſſens,

oder, der Gerechtigkeit.

936 Aus dem, was ich I, 784. ff. vom Gewiſſen geſagt habe, wird man ſehen, daß die im vorigen Kapitel beſchriebnen Freuden des guten Namens mit dieſen in ſehr genauer Verbindung ſtehen. Denn wir begreifen unter dem Gewiſſen alle Vorſtellungen von den Urtheilen

der vernünftigen Weſen ſowohl als von den möglichen Folgen unſerer Handlungen. Wenn wir alſo hier die Freuden des guten Gewiſſens beſonders beſchreiben wollen, ſo müſſen wir den Begrif einſchränken und hier blos auf die Vorſtellungen Rükſicht nehmen, welche ſich der Menſch von den **Urtheilen Gottes** macht. Und mich deucht, es iſt nuzbar, dieſe Freuden beſonders zu erwägen, weil ſie der Menſch ſehr oft beſonders genießt, und die **Urtheile der Menſchen**, welche jene Freuden des guten Namens begründeten, den Urtheilen Gottes oder den Freuden des guten Gewiſſens aufopfern muß. (6.) S. mein **Magazin** II, 83.

Ein **gutes Gewiſſen vor Gott** heißt alſo die 937 beruhigende Vorſtellung von dem beifälligen Urtheile Gottes über unſre Handlungen ſowohl als unſern moraliſchen Zuſtand. I, 791. 792. Dieſe Vorſtellungen können wahr und auch irrig ſeyn. I, 796. ff. Sofern der Menſch richtige Vorſtellungen hat und alſo wirklich des Wolgefallens Gottes würdig iſt, heißt er in der Sprache der erſten Lehrer des Chriſtenthums **gerecht — vor Gott**. Und ſein Zuſtand heißt, **Gerechtigkeit.** Daher Chriſtus das Beſtreben nach dem Beifalle Gottes, **Durſt nach Gerechtigkeit** nante: *μακαριοι διψωντες δικαιοσυνην*! —

Und wird man es in künftigen Jahrhunderten 938 wohl noch glauben, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Menſchen dieſe Gerechtigkeit nicht gekant und den Genuß dieſer Freuden des guten Gewiſſens bezweifelt haben? Ja daß es ſogar für einen Glaubensartikel gehalten worden iſt, dem Menſchen allen Werth vor Gott abzuſprechen?

So lange die geſunde Vernunft den Zepter auf dem 939 Richterſtuhle der Wahrheit geführt hat, urtheilte jeder geſunde Menſchenverſtand, daß der Menſch einen Werth in Gottes Augen hat, und einen noch größern erlangen kan. Dies iſt faſt zu keiner Zeit und unter keiner Nation bezweifelt worden, als, ſeit Anſelmus die Satisfaktionstheorie auf die Bahn gebracht hat. Immer urtheilte man, daß die Gottheit ihr Meiſterſtük nicht nur überhaupt liebe, wie der Meiſter ſeine gutgerathnen Werke zu lieben und ſich ihrer zu erfreuen pflegt, ſondern daß auch jeder einzelne Menſch ſeinem Schöpfer um deſto angenehmer und werther ſey, je mehr er ſich der Vollkommenheit nähere, und durch Bildung ſeines unſterblichen Geiſtes zu derjenigen moraliſchen Schönheit ſich erhebe, zu welcher ihm ſein Schöpfer die herrlichſten Anlagen verliehen hatte. So urtheilten alle alte Philoſophen. So urtheilte auch Jeſus. So Paulus. So alle geſunde Köpfe in der Welt. Nur in den Zeiten der chriſtlichen Barbarei fieng man an, in einem albernen Enthuſiasmus für den Stifter des Chriſtenthums, dem Menſchen allen eignen Werth in den Augen Gottes abzuſprechen und — zu behaupten: daß Einſichten, Talente, Tugenden, edle Thaten, daß alles in Gottes Augen nichts ſey: daß das alles den Menſchen der Gnade, der Liebe, der Segnungen Gottes nicht würdig mache: daß der Menſch ſich auf das alles nichts zu Gute thun, daß er nie darauf ſeinen Troſt, ſeine Selbſtberuhigung, ſein Vertrauen auf Providenz, und die Hofnung ſeiner Glükſeligkeit gründen müſſe, ſondern daß ein fremdes Verdienſt, darunter man, nach jüdiſchen Begriffen, ein Sühnopfer verſtund, das einen erzürnten Gott begütiget habe, (S. I, 495 - 497. auch 773 - 777.) des Menſchen Schmuk und Zierde ſey: daß ihm nichts einen Werth gebe, als die Ergreifung dieſes Verdienſtes, d. h. das ernſte Fürwahrhalten der Meinung, daß Gott ihn nicht ſtrafen werde, weil ein Anderer für ihn ſey geſtraft worden und an ſeiner Stelle tugendhaft gelebt habe: daß dieſes Ergreifen ihn allein der Gnade Gottes würdig mache: daß Tugend und Rechtſchaffenheit nichts

dazu beitrage: daß vielmehr der unnüzeſte Müßiggänger, ja ſelbſt der ausſchweifendſte Böſewicht, ſo bald er jenes Verdienſt mit reuigen Thränen ergreift, der Liebling Gottes und — blos um dieſes Ergreifens, nicht um ſeiner Beſſerung willen — der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit theilhaftig werde: daß alſo Wolgefallen, Segen und Gnade Gottes nicht natürliche, unmittelbare und unvermeidliche Folge der Tugend ſey: daß folglich nicht der tugendhafte Menſch, ſofern er tugendhaft iſt, ſondern der glaubende Menſch, ſofern er ſich ein fremdes Verdienſt zueignet, durch dieſes fremde Verdienſt, ein Verdienſt und einen Werth habe. — So unchriſtlich haben die Lehrer der Chriſten 941
philoſophirt, oder vielmehr geträumt. — Laſſet uns zur Vernunft zurükkehren und einſehen lernen, daß der Menſch allerdings einen eignen Werth erlangen könne: und daß das, was ihn gottgefällig und glüklich machen ſoll, in ihm ſelbſt — in ſeinen moraliſchen Beſchaffenheiten liegen müſſe — und kein entlehnter Schmuk ſey. Und worinnen beſteht das nun?

Wenn ich nun in der Sprache der erſten chriſt- 942
lichen Lehrer reden ſoll, ſo giebt es zweierlei Gerechtigkeit oder Gottgefälligkeit, d. h. die Menſchen haben zweierlei Dinge für den Grund ihres Werthes angeſehn. — Nemlich die Gerechtigkeit aus dem Geſez, und, die Gerechtigkeit Chriſti oder — aus dem Glauben.

Gerechtigkeit aus dem Geſez heiſt der Werth, den 943
ſich die Juden darum beilegten, weil ſie nach dem moſaiſchen Geſeze lebten. An dieſer Gerechtigkeit hiengen die Juden, welche ihren ganzen Stolz darauf ſezten, daß ſie in den Tempel kamen und durch Opfer, Faſten, Gebete und dergleichen Dinge, der Gottheit einen vermeinten Dienſt leiſteten, und nun ſich einbildeten, daß ſie ihnen für dieſen Dienſt alle Laſter zu gute halten, und ſie als ihre Lieblinge behandeln müſſe.

944 An dieſer Gerechtigkeit hangen leider noch izt die meiſten unter denen, die ſich Chriſten nennen, es aber warlich nicht ſind: diejenigen, ſage ich, die als wahre Juden ſich überzeugt halten, daß ſie alle Foderungen Gottes erſchöpft haben, wenn ſie ihre Morgen- und Abendſegen beten, fleißig zur Kirche und zum Abendmahl gehen, zuweilen ein Kapitel in der Bibel leſen, des Jahrs einigemal beichten und kommuniciren, dabei ihre Sünde bekennen, es in recht herzbrechenden Ausdrüken ſagen, oder es Benjamin Schmolken in ihrem Namen ſagen laſſen, daß ſie ſie bereuen, und ein fremdes Verdienſt nach vorgeſchriebener Methode ſich zueignen.

945 Dieſer Gerechtigkeit aus dem Geſez nun ſtehet entgegen die Gerechtigkeit Chriſti oder — **aus dem Glauben.** Sie heißt die Gerechtigkeit Chriſti, weil Jeſus ſie gelehret hat. Sie heißt die Gerechtigkeit aus dem Glauben, weil derjenige ſie beſizt, welcher alles verſteht, für wahr hält und befolgt, was Jeſus von dem wahren **Werthe** des Menſchen gelehret und durch ſein Beiſpiel beſtätiget hat.

946 Wenn man ſich nun beſint, daß Jeſus **als Religion** nichts **gelehret** hat, als daß ein Gott iſt, der alle ſeine Menſchen unveränderlich liebt, verſorgt und beſeliget, und daß er als Religion nichts **vorgeſchrieben** hat, als daß wir dieſem Alvater in ſeiner Liebe ähnlich werden und in einer allesumfaſſenden Menſchenliebe unſre Gottesverehrung, Tugend und Glükſeligkeit ſuchen ſollen; ſo wird man auch einſehen, daß die Gerechtigkeit Chriſti, beſtimt, derjenige **Werth** des Menſchen iſt, den er dadurch erlangt, wenn er nach dieſer Lehre und Vorſchrift Jeſu denkt und handelt: wenn er ſeinen Verſtand von allen Aberglauben und Vorurtheilen reiniget, welche den Begriffen, die uns Jeſus von der Gottheit machte, entgegenſtehen,

und ſein Herz zu derjenigen Vollkommenheit und Gottähnlichkeit erhebt, welche dieſen Begriffen gemäß iſt, oder, welches auf eins hinausläuft — wenn er ein Menſchenfreund iſt, und im Wolthun und Nüzlichwerden ſeine eigne Freude und Seligkeit findet.

Alſo der hat die **wahre Gerechtigkeit** oder 947 **Gottgefälligkeit**, der iſt, wie er ſeyn ſoll, der iſt ganz nach dem Sinne ſeines Gottes, der hat den höchſten **Werth** in den Augen Gottes, der hat **Anſpruch** auf ſeine Liebe und Segnungen, der iſt **vollkommen** wie der Vater im Himmel vollkommen iſt, der iſt ſelig wie Gott, der genießt die **Freuden des guten Gewiſſens** in der Wahrheit, wer — in der Welt als ein treuer, rechtſchafner, arbeitſamer und nüzlicher Menſch lebt: wer ſein ganzes Leben dem Wol der Familie des Allvaters weiht: wer Gutes thun und Freude machen als den Zwek ſeines Daſeyns und als die Quelle ſeines eignen Wols betrachtet.

Ein Menſch alſo, der nach dieſer Gerechtigkeit 948 dürſtet, dem es Sehnſucht iſt, in Gottes Augen Werth zu haben; der muß Zwek und Mittel immer im Auge behalten: er muß nichts achten, was dieſen Zwek nicht befördert: er muß alſo nur darauf denken, wie er recht viel Gutes, d. h. zum Beſten der Menſchheit gereichendes, thun, oder ſich, zu dieſem Thun, vorbereiten will: er muß allen ſeinen Beſtrebungen dieſe Beziehung geben: er muß bei allem, was er unternimt, fragen, wirds auch nuzen? und wie machſt du's, daß es recht viel, recht ausgebreitet nüze? — Er muß 949 darin ſeine einzige Freude finden, wenn er von einer Handlung ſieht, daß ſie wolthätig und heilſam für ſeine Mitmenſchen war, und ſeine Freude muß in dem Grade ſtark ſeyn, in welchem die Handlung nuzbar war: er muß zu dem Ende jeden Abend über den verfloßnen Tag Rechnung halten, und vor den Augen ſeines Gottes ſich freuen, je mehr dieſer Tag Arbeiten, Geſchäfte, Handlungen enthielt, mit denen er ſeinen Kindern, ſeinen Mitbürgern, ſeinem Vaterlande Vortheile geſchaft, oder Uebel gemindert, oder abgewendet hatte, und er muß in gleichem Grade ſich mißmüthig fühlen, wenn ihm ſein Herz einmal das Gegentheil ſagt: er muß jedes Gute, d. h. alles, was zur Summe der allgemeinen Glükſeligkeit den mindeſten Beitrag liefert, oder das irgend einem lebenden und empfindenden Mitgeſchöpf eine gegründete Freude verurſacht, genau bemerken und ſich gewöhnen, ſich deſſen als einer neuen Vermehrung ſeiner Verdienſte bewußt zu werden: er muß immer nachſehn, wie, wenn ich ſo reden mag, das Regiſter ſeiner Verdienſte zunimt: er muß in dieß Regiſter nicht blos jede wirklich gute Handlung, jedes nüzliche Geſchäft, ſondern auch jede Kraft, jede Geſchiklichkeit, jede Vorbereitungsthat auf künftige Verdienſte, kurz — alles, wodurch er der Menſchheit entweder wirklich nuzbar und wolthätig wird, oder dereinſt es zu werden hoffen kan, in dieß Regiſter eintragen: und dieß Verzeichniß, das er alle Abende überſehen und vermehren ſollte, muß ſeine Freude, ſein Stolz, ſeine Ruhe, ſein Troſt, ſeine Hofnung und 950 Ausſicht dieß und jenſeit des Grabes ſeyn: — freilich nicht mit jener wahnſinnigen Ruhmredigkeit des Phariſaers, den ſeine Scheintugend aufblähte: der das wahre Gute anderer neben ſeinem falſchen Golde verachtete: der es vergaß, daß alles Gute, was der Menſch an ſich hat und vollbringt, im Grunde nichts als Geſchenk desjenigen Gottes iſt, der Kraft, Talent, Mittel und Gelegenheit zum Guten jedem Menſchen nach ſeinem Wolgefallen mittheilet: — ſondern mit der Freude eines gutgeſinten Kindes, das nur ſeinem Vater zu gefallen ſich beſtrebt, und das bei jedem Schritte, den es thut, die Mine des Geliebten beobachtet und ſich freut, wenn es Wolgefallen und Billigung in derſelben

ſelben entdekt: — das in jeder guten That, die ihm, durch ſeinen Vater belehrt und unterſtüzt, gelang, einen neuen Grund der frohen Hofnung erblikt, daß es derſelbe nur deſto mehr lieben und ſegnen und ſeiner Gunſt würdig halten werde.

951 O Menſchen! wie wol — wie unausſprechlich wol würde es um euch und die Menſchheit ſtehen, wenn alle Bewohner dieſer Erde von dieſem Geiſte belebt, von dieſen Grundſäzen regieret, von dieſem edlen Stolze begeiſtert würden!

952 Was für ein Eifer im Guten müſte euch durchglühen, wenn ihr von Jugend auf ſo gewöhnt worden wäret, nach dieſem wahren Werthe in den Augen Gottes zu ſtreben — auf jede Gelegenheit Gutes zu thun gleichſam zu geizen und durch jedes Bewuſtſeyn eines neuen Zuwachſes eures Verdienſts und eurer Anſprüche auf den Beifall eines Gottes, euch belohnt und für alle Laſten und Leiden entſchädigt zu fühlen. Was für ganz andre Menſchen müſten unſre Chriſten ſeyn, und wie ſichtbar müſte das Chriſtenthum das entſcheidende Mittel der Weltverbeſſerung ſeyn, wenn dieſen Durſt nach Gerechtigkeit alle Bekenner deſſelben empfänden. Welch ein Paradies müſte die chriſtliche Welt ſeyn, wenn wir alle mit einem Sinne den Gott der Liebe ſo kenten und ſo ehrten: wenn wir alle in der Menſchenliebe, im Wolthun und Freudemachen unſere Freude fänden: wenn wir jede gute That ſo achteten: über jeden Beitrag zur Zufriedenheit und Glükſeligkeit anderer uns ſo vergnügten: wenn wir jeden Abend einen ſo kindlichen Rechnungsabſchluß mit dem vergeltenden Alvater hielten: wenn wir uns durch jede gute Handlung bei unſern Laſten ſo erquikt, bei Leiden ſo getröſtet und ſelbſt bei unſern Fehltritten ſo beruhigt hielten. —

953 Welch eine ganz neue und vollkommene Generation von Menſchen würde nicht aufblühen, wenn ihr dieſen edlen Stolz, dieſen Durſt nach Verdienſt, zum Zweke eurer Erziehung machtet: wenn ihr eure Kinder von ihren frühen Jahren an dazu anführtet und durch euer Beiſpiel ſie lehrtet, wie der Menſch auf ſein Gutes aufmerkſam ſeyn, wie er, ſtatt im Puze, im Golde, kurz, in ſinlichen und kindiſchen Dingen ſeinen Werth zu ſuchen, in jedem Ausbruch der Menſchenliebe, in jeder That, durch welche er Freuden ſchuf, oder Leiden erſparte, ſeinen Stolz, ſeine Ruhe, ſeine Entſchädigung finden müſſe: wenn ihr ſie gewöhntet, Abends mit euch ihren Tag zu überrechnen, jedes kleinſte **Nuzbare**, was ſie gethan, aufzuzeichnen, und — ſo bald ſie ihren Gott kennen — ſich deſſen unter ſeinen Augen, als über einen rechtmäßigen Grund des Antheils an ſeiner Gnade und Liebe zu erfreuen. Herrliche Menſchen müſten das werden. Seelen würdet ihr bilden, die man gar nicht mehr als Erdbewohner kennen würde, wenn man ſie mit unſern jezigen ſchlaffen, trägen und gegen das gemeinnüzige Gute ſo eiskalten Menſchen vergleichen wollte.

954 Denn warlich, bei unſrer jezigen Religion, die wir fälſchlich Chriſtenthum nennen, iſt es ſchlechterdings nicht möglich, daß Wärme für die Tugend etwas gemeines werde. Der größere Theil der ſogenannten Chriſten, der nicht durch außerordentliche Triebfedern thätig gemacht wird, muß ſchlaff und kalt fürs Gute ſeyn. Und dieſe Kälte wird bleiben, ſo lange wir poſitive Religion haben. Denn dieſe begünſtigt allemal, ſie mag von einer Art ſeyn, von welcher ſie will, dieſe Trägheit: theils, weil die poſitiven Vorſchriften die Aufmerkſamkeit der Menſchen zu ſehr auf ſich ziehen und ihre Befolgung zu viel Werth erhält, dadurch das Intreſſe des menſchlichen Herzens, das für die Tugend

gend allein bleiben ſollte, wenigſtens getheilt wird: theils, weil das Laſter in jeder poſitiven Religion Schlupfwinkel findet, hinter die es ſich verbergen und die menſchlichen Lüſte befriedigen kan. — Denket euch einen jungen Menſchen von Adel, dem ſeine Eltern alle Tage von ſeinen Ahnen vorreden, dem ſie alle Tage den übergroßen Vorzug einſchärfen, den er, durch das erhabne Blut, aus welchem er entſproſſen iſt, vor andern Menſchen voraus habe, den ſie ermahnen, ſich ja keinem Bürgerlichen traulich zu nähern, kurz, den ſie durch Reden, Geberden, Handlungen, von Jugend auf gewöhnen, ſeinen Adel als ſeine einzige, höchſte, weſentliche Zierde, als ſeinen eigentlichen Werth, als ſein Kleinod zu betrachten. Nehmt an, daß man dieſem jungen Menſchen dabei ſagte, ſein Adel ſey zwar ſeine eigentliche Größe, aber es ſey doch gut, wenn er auch etwas lerne und ein tapferer Soldat oder nüzlicher Gelehrter werde u. d. — Freilich ſey es nicht nothwendig an ſich, und der Mangel der Kentniſſe mache nicht, daß er aufhörte, über andere Menſchen erhaben zu ſeyn, aber es ſey doch nebenbei mitzunehmen, wenn man etwas lernen könne, weil es allerlei Vortheile in der Welt bringe, und man ſeinen eigentlichen Werth, ſeinen Adel, deſto beſſer zu zeigen und dabei zu glänzen im Stande ſey.

Was meinet ihr, was ein ſolcher Menſch, bei ſolchen Belehrungen, thun wird? Wird er wohl die Wiſſenſchaften nun ſchäzen und als die groſte Zierde eines Menſchen anſehn? Gewiß, dieſer Menſch wird und muß ein Taugenichts werden, der nichts thut, als mit dummen Stolze ſeine Bauern tyranniſiren, auf ſeinen hochadelichen Gütern aufgebläht herumwandeln, ſeine Einkünfte verzehren, und Kunſt, Wiſſenſchaft, Akerbau, Kriegskunde als Dinge anſehen, die tief unter ſeiner Würde liegen. Das wird er gewiß,

wenn nicht die Natur ihn zu Geſchäften treibt oder ſein Genie ihn zur Wirkſamkeit drängt. — Und warum? Darum, werdet ihr ſagen, weil jene Belehrungen ſeine Seele verſtimt und allen andern Dingen den Werth entriſſen hatten: darum, weil es pſychologiſch unmöglich iſt, daß ein Menſch für etwas thätig und betriebſam werde, was ſeine Phantaſie nicht als wichtig, groß und unentbehrlich ſich hat vorſtellen lernen. —
917 Und eben das iſt der Fall in der Religion. Unſern Chriſten ſagt man von Jugend auf, mit der Mine und dem Tone der Wichtigkeit, daß dem Menſchen nichts — nichts in der Welt in Gottes Augen einen Werth gebe, als der Glaube: — man gewöhnt ſie, den äuſerlichen Gottesdienſt, das Beten, das Leſen in der Bibel, die Beichte, die Kommunion, als die heiligſten Handlungen zu betrachten, und denenjenigen eine beſondere Frommigkeit beizulegen, welche dieſe Handlungen fleiſig ausüben. Man verſäumt dabei freilich nicht, ihnen auch Fleiß, Arbeitſamkeit, Wolthätigkeit u. ſ. w. zu empfehlen: aber man ſpricht von dieſen Tugenden als von Nebendingen, mit denen man allenfals ſeinen Glauben zeigen kan: und man ermahnet ſorgfältig dabei, auf dieſe Tugend ja nichts zu rechnen: ja nicht ſich einzubilden, daß man dadurch einen Antheil an der Gnade Gottes erlange, daß man durch ſie gottgefällig und ſelig werde: man dringt vielmehr darauf, aller eignen Gerechtigkeit zu entſagen, allen Werth zu verleugnen, und blos in der Ergreifung eines fremden Verdienſtes ſeine Ehre, ſeine Freude und ſeine Ruhe zu ſuchen. Kurz, man empfiehlt die Tugend, aber man nimt ihr alles Intreſſe: man warnt vor dem Laſter, aber man verkleiſtert ſeine ſcheuerregende Seite. Und dieß machts dem Chriſten eben ſo natürlich, ein träger Menſch in Ausübung des Guten und Verhütung des Böſen zu ſeyn, als dem adlichen Geken es iſt, Kunſt, Wiſſenſchaft, und alles, was

nicht Adel iſt, mit Kaltſinn zu betrachten. Denn 958
wie dieſem alles klein erſcheint, weil ſeine Phantaſie
nur ſeinen Adel als groß und wichtig ſich hatte vorſtellen
lernen, ſo erſcheint unſern Chriſten Arbeitſamkeit,
Ehrlichkeit, Friedfertigkeit, Keuſchheit, Gewiſſenhaftigkeit,
Freundſchaft u. ſ. w. als klein und
unwichtig, weil ihre Phantaſie jenes **Ergreifen** als
das einzige Wichtige und zur Seligkeit Nothwendige,
und Beten, Bibelleſen, Beichten und Kommuniciren
als eigentlich religiöſe und heilige Handlungen ſich hatte
vorſtellen lernen. Ferner: wie jener ſich mit ſeiner 959
Aengſtlichkeit von dem Vorwurf der Ungelehrſamkeit
zu befreien ſucht, weil er ſich durch den Beſiz der höchſten
Zierde des Menſchen getröſtet ſieht, und weil ihn
ſein adliches Blut für den Mangel des übrigen, was
Menſchen ſonſt achten, entſchädigt; ſo fühlen unſere
Chriſten den Vorwurf, daß ihr Leben leer von guten
Thaten ſey, ſehr wenig, und ſie erſchreken gar nicht
im geringſten dafür, wenn ſie durch kleine Bevortheilungen,
Verleumdungen u. d. ſich Gewinn oder durch
Befriedigung ihrer Lüſte Vergnügen verſchaffen können,
weil ihr Glaube ihre Unruhe ſtillt: weil ſie für
alle ihre Laſter blos poſitive Strafen ſehn, die Gott,
indem er ſie willkührlich drohte, auch, ohne Anſtand,
um eines fremden Verdienſts willen wieder aufheben
kan: weil ſie alſo bei aller ihrer Sünde nichts weiter
nöthig haben, als Gebet, Beichte und Ergreifung
und — weil ſie auch weiter nichts dabei wagen, als
allenfals einen plözlichen Tod — auſſer welchen ſeltnen
Falle jeder Laſterhafte, ihrer Meinung nach, methodiſch,
d. h. vermittelſt Erkentniß, Reue und Zueignung
— noch immer ſelig werden kan.

Ich bitte euch, Freunde der Wahrheit, laſſet 960
die Vorliebe, die ihr gegen einige Kirchenlehren noch
hegen möget, euch nicht hindern, dieß zu beherzigen
und — endlich einmal einzuſehn, daß nichts als die

Ver

Vernunftreligion, d. h. das reine Chriſtenthum dieſem Verfalle der Menſchheit ſteuren und die für die Tugend, d. h. für die thätige Menſchenliebe erkalteten Herzen wieder erwärmen kan.

961 Höret die Stimme unſers Chriſtus, welches die
Stimme der geſundeſten Vernunft iſt: „Kindlein,
„laſſet euch nicht verführen, wer recht thut, nicht wer
„recht glaubt, iſt gerecht. Nur die Tugend, ſofern ſie
„Wirkſamkeit zur gemeinſchaftlichen Glükſeligkeit iſt,
„giebt Werth in den Augen Gottes. Alle äuſſere Religion
„iſt nichts. Wahre Religion iſt im Herzen. Faſten, Beich-
„ten, Kommuniciren, Bibelleſen — iſt nüzlich, inſofern
„es gute Gedanken und Vorſäze erwekt, und die inre
„Religion befördert, aber es iſt nicht die Religion
„ſelbſt. Alle dieſe Dinge ſind Vehikel für den ſinli-
„chen Menſchen: ſie ſind Mittel, aber nicht Zwek.
„Sie haben und geben keinen Werth, kein Verdienſt.
962 „Sie machen weder gottgefällig noch ſelig. So lange
„ein Menſch nicht tugendhaft ſondern laſterhaft iſt:
„ſo lange er z. B. ein Müſſiggänger iſt, durch Be-
„trug, Bevortheilung, Argliſt, Gewinn macht, durch
„Zank, Verfolgung u. d. ſeine Mitmenſchen quält,
„mit einem Worte, ſo lange er nicht nach dem Sinne
„Jeſu ein Menſchenfreund iſt, und im Wolthun und
„Nüzlichwerden ſeine höchſte Glükſeligkeit finden lernt;
„ſo lange hat er keine Religion, kein Chriſtenthum,
„keinen Werth vor Gott und Menſchen, keinen An-
„ſpruch auf die Segnungen Gottes, keine Hofnung
„der Seligkeit, keinen gegründeten Troſt: und wenn
„er auch alle Tage betete und kommunicirte. Alles,
„was nicht Tugend iſt, kan ihn nicht Gott angenehm
963 „und glüklich machen. Den Mangel der Tugend
„kan nichts erſezen und ein laſterhaftes Leben kan
„nichts gut machen. Beides hat ſeine natürlichen,
„unveränderlichen und unzertrenlichen Folgen. Gott
„ſelbſt, mit aller ſeiner Allmacht, könte einen Tugend-

„haſ-

„haften nicht elend und einen Laſterhaften, ſo lang er es
„iſt, nicht glüklich und ſelig machen. Auch kein fremdes
„Verdienſt, keine fremde Tugend kan die eure erſezen,
„kein fremdes Straferdulden eure Laſter verſöhnen.
„Die Strafen Gottes, d. h. die durch die Geſeze der
„Natur von Gott verhängten üblen Folgen der Sün-
„de, ſind unerlaßbar. Nichts, nichts kan euch ret-
„ten, nichts von den Folgen der Sünde befreien,
„als — Beſſerung. Tugend und Glükſeligkeit, Sün-
„de und Tod oder Elend, hängen zuſammen, wie
„Wirkung und unmittelbare Urſache. Alſo kan nie-
„mand ſelig ſeyn ohne Tugend, und niemand von üb-
„len Folgen der Sünde frei werden, ohne Abſchaf-
„fung der Sünde. Nur die Sünde macht elend.
„Nur die Tugend macht glüklich. Nicht Glaube 964
„(als Ergreifung) ſondern Beſſerung verſöhnt euch
„oder, welches eben ſo viel iſt, befreit euch von der
„Strafe. Nicht der Glaube, ſondern die Werke
„ſollen vergolten werden. Tugend oder Menſchen-
„liebe giebt allein Werth, Troſt, Ruhe und Selig-
„keit. Glaubet, was ihr wollt, oder vielmehr was 965
„eure Vernunft euch zu glauben befiehlt, lebt in einer
„Kirche, in welcher ihr wollt oder gebohren ſeyd: ſeyd
„Katholiken oder Juden oder Türken: und ſeyd nur
„in ſo fern dabei Chriſten, daß ihr Gott und die Tu-
„gend ehrt: ſeyd nur fleißig in eurem Beruf und nüzt
„der Menſchheit durch Geſchäfte: ſeyd ehrlich im Han-
„del und Wandel: ſeyd treue Gatten, folgſame Kin-
„der, rechtſchafne Eltern: entrichtet, was ihr zur
„Erhaltung des Staats zu entrichten ſchuldig ſeyd:
„liebt eure Fürſten: ehrt die Landesgeſeze, auch wenn
„ſie beſchwerlich ſcheinen: ſeyd friedfertig: kränkt kei-
„nes Menſchen Rechte: lebt ſtill, ordentlich, ſittſam:
„verſorgt die Armen und Nothleidenden, die in eurem
„Wirkungskreiſe leben: thut allen Menſchen ohne
„Unterſchied der Geburt, des Glaubens und der bür-

„gerlichen Verhältniſſe, ſo viel Gutes, und erſparet
„ihnen alles das Leiden, was ihr, ohne euren eignen
„Schaden ihnen thun und erſparen könt: ſeyd, wie
„euer Jeſus war, Menſchenfreunde, ſo — habt ihr
„Religion, ſo verehret ihr Gott, ſo habt ihr Werth
„in ſeinen Augen, ſo beſizet ihr die Gerechtigkeit Chriſti,
„ſo habt ihr kein Opfer, keine Verſöhnung für
„eure von der menſchlichen Natur unzertrenlichen
„Fehltritte nöthig, ſo könt ihr mit freudigem Herzen
„aufbliken zu Gott und zu ihm beten, wie Kinder zu
„ihrem Vater, ſo könt ihr ruhig eures Weges zur
„Ewigkeit wallen, ſo könt ihr an jedem Abende euch
„des verlebten Tages freuen und unter Gottes Augen
„euch das Zeugniß geben, daß ihr gute und ihm wolgefällige
„Menſchen ſeyd, ſo könt ihr alles, was ihr
„für eure Kinder als Eltern, für eure Mitbürger als
„Arbeiter, für eure Armen, als Wolthäter u. ſ. w.
„jeden Tag thut, als eine Vergröſſerung der Summe
„eurer heiligen Handlungen, eurer Verdienſte anſehen,
„ſo könt ihr mit edlem Stolze, durch dieſe wachſende
„Summe, bei allen Laſten und Leiden und bei
„allen Verunglimpfungen der Welt, euch entſchädigt
„fühlen, ſo könt ihr, der Liebe eures Gottes gewiß,
„in jedem Augenblike und in jeder Lage freudig und ruhig
„ſterben und eurer Seligkeit auch jenſeit des Grabes
„verſichert ſeyn. Denn Tugend iſt die einzige und
„unmittelbare Urſache aller Seligkeit und alles Menſchenwerths.
966 „Wer, wie Jeſus, als ein Menſchenfreund
„lebt, muß (unabhängig von allem Weſen
„außer ihm) ſelig werden. Wer dieſe Tugend nicht
„hat, den kan kein Weſen außer ihm, Gott ſelbſt
„nicht, ſelig machen. Die Tugend macht unmittelbar
„Gottes Huld, iſt alſo Quelle eures Glüks von außen:
„und ihre Ausübung iſt unmittelbar Freude und Grund
„alles Vergnügens, iſt alſo Quelle eures Glüks von
„innen. — Eine wolthätige oder nüzliche That —

„ein Tag, in welchem man fleiſzig und nuzbar gearbeitet hat, ein Geſchäft für das Beſte der Menſchheit, ein Schritt für die gute Erziehung unſrer Kinder, eine Wolthat, durch welche ein Unglüklicher gerettet wurde u. ſ. w. iſt beſſer, hat (ceteris paribus) mehr Werth von Gott, giebt mehr Seligkeit als alle vierzigtägige Faſten, als alle eure Kommunionen u. ſ. w. — Kurz, Gutes thun und Liebe üben, es geſchehe, wo es wolle, es geſchehe im Kabinet, oder auf dem Lehrſtuhle, oder mit der Schreibfeder, oder in der Werkſtatt, oder mit dem Grabſcheid, oder am Aufwaſchfaſz — iſt allein Religion, iſt allein Gerechtigkeit und Heil.„

967 O dieſe Gerechtigkeit, dieſes Bewuſtſeyn meines Werths vor Gott, dieſer ruhevolle Ausblik zu meinem Vater, dieſes freudige Gewiſſen — das ſich a) auf die Begriffe von einem **unveränderlich** liebenden Gott I, 193. ff. b) von einem Gott, der nicht Richter ſondern **Vater** iſt I, 773. ff. und c) von der **Ohnfehlbarkeit** der göttlichen Erziehung gründet (212.) — iſt mir lieber als alle Weisheit der Weiſen und alle Schäze der Reichen.

968 Sie iſt die Heiterkeit meines Geiſtes, indem ſie mich in den Stand ſezt, an jedem Abende eines arbeitvollen Tages (und ich zähle nur wenig arbeitleere Tage meines Lebens!) mit meinem Vater im Himmel zu rechnen und unter ſeinen Augen mich zu freuen, daſz ich durch ſeine Gnade ſo viel — ſo viel Gutes (meiner ehrlichen Ueberzeugung nach) thar, ſo viel nüzte. —

969 Sie belebt mich, ſie macht mir Luſt zur Arbeit: weil ich überzeugt bin, daſz alles, was ich zum Nuzen, zum Vergnügen, zur Belehrung, zum Troſt, zur Zufriedenheit meiner Mitmenſchen thue, ſey es ſo gering es wolle, Religion und Gottesverehrung iſt, weil ich folglich weiſz, daſz ich täglich Religion übe, daſz ich mit dem, was ich ohnehin ſchon um meines irdiſchen

ſchen Vortheils willen thun würde, mich noch überdieß Gottgefällig und ſeiner Gnade und Segnungen würdig mache.

97. Sie iſt mir Entſchädigung für alle meine Leiden, weil mich das Bewußtſeyn meines eignen Werths, deſſen Summe ich nach jeder nüzlichen Verrichtung berechne, mich bei meinen Laſten ſtark, bei Nahrungsſorgen und bangen Ausſichten muthvoll, gegen Verfolgungen beherzt, und mitten in der Armuth reich macht.

97. Sie iſt endlich mein Troſt bei meinen Fehltritten, (die der Weiſe ohnehin nie mit unnüzer Bekümmerniß, ſondern mit Entwürfen zur Verbeſſerung betrachtet,) weil ſie mir den erquikenden Gedanken vorhält, daß der unendlich Liebende nie aufhört zu lieben, und daß die Summe des Gutesthuns und deſſen Folgen, die Summe der Fehltritte und deren Folgen weit überwiege: daß alſo meine Fehltritte meine weſentliche Glükſeligkeit nie zerſtören werden, wenn ſie auch einzelne Stunden meines Lebens, durch verdiente üble Folgen, mir verbitterten — indem ſie eben durch dieſe Folgen mich weiſer und vorſichtiger folglich der Glükſeligkeit nur deſto empfänglicher machten.

O beſiz ich nur
Ein ruhiges Gewiſſen,
So iſt für mich, wenn andre zagen müſſen,
Nichts ſchrekliches in der Natur.

Dein Beifall, Gott,
Wenn alle auch mich haſſen,
Wird meine Ruh nie ſinken laſſen.
Ich ſtehe veſt in jeder Noth.

Sieh, alles weicht!
Bald werd ich ſterben müſſen:
Was wird alsdenn mir meinen Tod verſüßen?
Ein gut Gewiſſen macht ihn leicht!

XLII.

Freuden des Vertrauens auf Gott.

972 Der Menſch hat von Jugend auf Gelegenheit einſehen zu lernen, daß ſeine Kraft faſt zu allem, was er vornimt, nicht hinreichend iſt — daß die ſtrengſte Ueberlegung und der eifrigſte Wille, die Beförderung unſerer Zweke nicht entſcheidet — daß überall tauſenderlei äußerliche Umſtände auf unſere Handlungen und Schikſale Einfluß haben, und unſere Abſichten bald fördern, bald hindern, und — daß dieſe Umſtände in keinem Betracht von menſchlicher Willkühr abhangen, ſondern von einer unſichtbaren Vorſehung geleitet werden: und gleichwohl ſind ſo wenig Menſchen, die ſich dadurch aufmerkſam machen laſſen, und den Finger Gottes in der Regierung der Welt erkennen und **Vertrauen** zur Vorſehung Gottes faſſen wollen.

973 Ich will verſuchen dieſes frohe Gefühl, das alle Freuden erhöht und alle Leiden mindert, in meinen Leſern aufzuregen.

974 I. Das **Vertrauen** auf Gott, **beſteht** in einer auf richtige **Erkentniß** Gottes und ſeiner Vorſehung gegründeten Freudigkeit und **Beruhigung** unſers Herzens, ſowohl wegen unſerer **Schikſale** überhaupt, als in Abſicht auf einzelne Güter, nach denen wir ſtreben, oder einzelne Uebel, deren Aufhebung wir wünſchen, insbeſondere. — Alſo, **Beruhigung**! — Wir haben ſonach, um unſerer eignen Glükſeligkeit willen, Urſache zu wünſchen, daß in uns ein gründliches Vertrauen auf Gott entſtehe. — Aber man bemerke, worauf dieſe Beruhigung wegen unſerer Schikſale ſich gründen muß. — Auf richtige Erkentniß. I, 520. ff. — Und das wird uns ſogleich das **wahre** Vertrauen von dem falſchen unterſcheiden lehren. —

975 1. Gott will der Menſchen wahres Wol. Das iſt das erſte, was zur richtigen Erkentniß gehört. Man muß alſo vorausſezen, daß alles, was Gott ſchikt, allemal zu unſerm wahren Wol gereiche, wenn es auch nicht immer mit unſern (oft auch thörichten und ſchädlichen) Wünſchen übereinſtimt. — Gott thut alles aus Liebe. — Das iſt der Hauptſaz. Wer den nicht völlig glaubt, iſt keines ächten Vertrauens auf Gott fähig. — Es unterſcheidet ſich daſſelbe vom unächten Vertrauen des **Eigenſinnigen**, der nur das Gute von Gott erwarten und hoffen will, was ſeiner Einbildung nach gut iſt.

976 2. Gott kent allein das wahre Gute. Er weiß die beſten Zweke und Mittel. — Dies glauben, heißt ſein Vertrauen von dem falſchen Vertrauen der **Selbſtklugen** unterſcheiden.

977 3. Gott will aller Menſchen Wolfahrt. — Wir müſſen alſo nichts erwarten, was andern zum Schaden gereicht. — Das iſt das falſche Vertrauen des **Eigennüzigen.**

978 4. Gott will das Beſte der Menſchen, durch ſolche Mittel, die er ihnen zu ihrem Gebrauch in die Hände gegeben hat. Der Menſch ſoll alſo dieſe Mittel anwenden, und ſein Wol ſelbſt, ſo gut er kan, befördern — durch Fleiß, Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit. — Dann erſt ſoll er ſich des Segens und Beiſtandes der Vorſehung, in Leitung derjenigen Umſtände, die nicht von ihm abhiengen und gleichwohl den Erfolg ſeines Fleißes entſcheiden, getröſten. — Gegenſaz: das Vertrauen der **Faulen.**

979 5. Gott will keine andern Mittel von uns gebraucht wiſſen als, welche die Tugend uns lehret — nicht Betrug, Argliſt, heimliche Ränke. — Vertrauen des **Heuchlers.**

980 6. Gott will nie den Lauf der Natur hemmen und die Wirkſamkeit natürlicher Urſachen mindern oder mehren. — Vertrauen des **Verwegnen**. —

981 Auf dieſe Vorſtellungen, muſs ſich unſer Vertrauen gründen. Und haben ſich dieſe nur erſt in unſern Herzen veſtgeſezt, dann werden von ſelbſt folgende Geſinnungen, als weſentliche Stüke des wahren Vertrauens auf Gott, in uns entſtehen. Wir werden

982 a) Glauben, mit Veſtigkeit glauben lernen, daß Gott unſer wahres Wol befördern **kan und will**: —

983 b) Daß die Regierung aller der Umſtände, welche in der Welt unſer Schikſal entſcheiden, von ihm abhänge; daß folglich alles an ſich mögliche — und in Abſicht auf unſre geſamte Glükſeligkeit wirkſame — Gute, in ſeiner Gewalt ſey, und blos von ſeiner Willkühr abhänge:

984 c) Daß wir alſo zwar ſchuldig ſind, mit dem redlichſten Eifer alle an ſich ſelbſt anſtändigen Mittel zu unſerm Glüke, (Arbeitſamkeit, Bemühung, die Liebe unſerer Mitmenſchen zu gewinnen, Fleiß und Geſchiklichkeit —) anzuwenden, aber auch den Erfolg dieſer Mittel **ihm allein zuzuſchreiben: und ſo auch die Mittel ſelbſt, die wir beſizen, ihm zu verdanken.**

985 d) Daß wir folglich jene rechtmäßigen Mittel ohne **ängſtliche Sorgen** gebrauchen und mit Gelaſſenheit erwarten müſſen, wie viel er uns damit ausrichten laſſe wolle — weil er allein weiß, was und wie viel uns wahrhaftig gut iſt. —

986 e) Daß wir ſonach den guten Ausgang unſerer Beſtrebungen nicht blos ihm zu verdanken haben, ſondern daß wir auch den unangenehmen — als gut und heilſam — als Wirkung ſeiner väterlich liebreichen Vorſorge — anſehen müſſen.

987 f) Daß wir uns auch da mit der Vorſehung beruhigen, und lauter wahres Gute von Gott erwarten müſſen, wo wir keine Mittel ſehen, Pſ. 23, 4. 42, 2. Micha 7, 7 : 9.

988 g) Endlich, daß nichts von dem allen, was wir ſelbſt anwenden, um uns glüklich zu machen — Kraft, Geſchiklichkeit, Reichthum, mächtige Freunde — hinreichend ſey, ſondern daß alles von der Regierung des Alvaters abhange — der nur dann unſere Anſchläge gelingen laſſen will, wenn ſie unſerer wahren Wolfahrt zuträglich ſind — aber auch ſie vernichten will, wenn ſie ihr ſchädlich ſind.

989 II. Ein ſolcher beruhigender Glaube an Gottes Weisheit und Liebe, heißt ächtes Vertrauen auf Gott. Laßt uns ſehen, wie man dieſe wahrhaftig großen und edlen Geſinnungen gegen ſeinen Schöpfer in ſich hervorbringen müſſe.

990 1. Vor allen Dingen wende man mehr Fleiß auf die **Erlernung** derjenigen Wahrheiten, welche die höchſte **Weisheit** und gränzenloſe **Liebe** des Alvaters uns anſchauend machen können. — Man laſſe es nicht bei den nachgebeteten Formeln unſerer Schulbücher bewenden. Man begnüge ſich nicht, zu wiſſen, daß Gott weiſe und gütig iſt. Man ſuche den Umfang dieſer Eigenſchaften Gottes zu faſſen. Man denke darüber nach. Man ſuche alle die Beweiſe auf, die uns Gott in der **Natur** — in der **Geſchichte** — in unſerer eignen und unſerer Bekanten **Lebensgeſchichte** — davon vor Augen gelegt: — damit wir immer deutlicher einſehen, wie unbegränzt, wie erhaben, wie alles umfaſſend dieſe Weisheit und Liebe Gottes ſey, wie ſie ſich auch auf die geringſten ſeiner Geſchöpfe erſtreke. Je weiter wir es darinnen bringen, je heller unſere Vorſtellungen davon werden, je mehr wir Spuren und Beweiſe davon entdeken, je lebhafter

wir uns durch dieſelben gerührt und überzeugt fühlen werden, deſto veſter wird unſer Glaube ſeyn, und deſto ſchneller und ſicherer werden wir unſere Begriffe und Ueberzeugungen auf jeden vorkommenden Fall anwenden und uns bei anſcheinenden Zweifeln beruhigen lernen. I, 536-604.

2. Man laſſe aber auch dieß ſeine vornehmſte 991 Sorge ſeyn, durch ein aufrichtiges Beſtreben nach der Bildung und **Verbeſſerung ſeines Herzens und Lebens** ſich das Glük eines **guten Gewiſſens** zu verſchaffen, das ich oben beſchrieben habe. — Denn ſo lange man in herrſchenden Sünden und Laſtern lebt, ſo lange (ob zwar Gott nicht aufhören wird, unſer Vater zu ſeyn — denn Gott haßt niemand — auch den Verdorbenſten nicht) werden wir doch kein Herz zu unſerm Gott haben können. — Ein böſes Gewiſſen wird ſtets unſern Glauben an Gott und unſer Vertrauen zu ihm wankend machen. — Denn wir wiſſen, daß Gott die Sünder nicht höret, wenigſtens fürchten wir es: und wir haben nichts, womit wir bei dieſer Furcht uns beruhigen könten. — Sind wir im Gegentheil, durch einen redlichen Eifer in Erfüllung unſerer Pflichten des Wolgefallens Gottes verſichert, ſo haben wir Freudigkeit zu Gott.

3. Dann aber lerne man auch, wenn man mit 992 einer recht dauerhaften Ruhe Gott vertrauen will, ihm ſeine **Leidenſchaften und Schwachheiten aufopfern:** — ſeinen **Fürwiz**, der alles beſſer wiſſen und vorher überſehen will: ſeinen **Eigenſinn**, der nur alles nach ſeinen Sinnen verlangt und Gott Zeit und Art der Hülfe vorſchreibt: ſeine **Zaghaftigkeit**, die nicht weiter trauen will, als ſie ſieht, und die es uns ſo ſchwer macht, mit David zu ſagen, ob ich ſchon wandre im finſtern Thal: — ſeine Ungenügſamkeit, die immer mehr verlangt, als Gott uns zu geben für

gut fand: — ſeine Trägheit die uns immer Gutes von Gott erwarten heißt, ohne eignen Fleiß und Anſtrengung im Gebrauch anſtändiger Mittel. —

993 4. Man laſſe dann die groſſen **Bewegungsgründe**, mit welchen uns die Religion zum Vertrauen auf Gottes Verſehung verpflichtet, durch öftere Erinnerung an dieſelben, recht tiefe Eindrüke auf ſein Herz machen:

a. Seine **Weisheit und Liebe** I, 485-519. — vornehmlich aber

b. Jene **Erfahrungen**, die wir täglich zu machen Gelegenheit haben — von unſerer Ohnmacht — von der Thorheit unſerer Anſchläge — von der Unbeſtändigkeit des Gluks — von der Treuloſigkeit unſerer Freunde — von der Hinfälligkeit der Dinge, auf welche wir ſonſt gebauet hatten — von dem oft unerwarteten Guten, das uns Gott ohne unſer Suchen und Streben zuführte — insbeſondere aber von den mancherlei Fällen, die wir an uns oder andern erlebt haben, und wo wir ſo augenſcheinlich ſahen, daß die Vernichtung menſchlicher Anſchläge oft glükliche und die Gelingung derſelben unglükliche Folgen hatte: z. B. jen Mutter, die um das Leben ihres Kindes mit ſo vie Ungeſtüm flehte, welches hernach verdarb, und ſei Leben als Miſſethäter endigte — jener Jüngling, de eben dadurch, daß ihm ein geſuchtes Glük vereitel wurde, ein weit gröſſeres erlangte, als er je gehoff

994 hatte. — Solche Erfahrungen, deren es ſo unzählige giebt, wenn wir nur aufmerkſam genug ſind, ſi zu bemerken und richtig anzuwenden — müſſen entſcheidende Eindrüke auf unſere Herzen machen und ein ausſchlieſſendes Vertrauen auf unſern himliſchen Vater bewirken. — Und damit verbinde man denn

995 c. Den **Einfluß** eines recht kindlichen Vertrauens zu Gott auf unſere **Ruhe und Glükſeligkeit**

keit? — Man bedenke, wie ſüß und ſchmakhaft uns
dadurch jedes Gute wird, das wir in der Welt genieſſen,
wenn wir uns gewöhnt haben, es als ein Geſchenk
der Vaterhand Gottes zu betrachten — wie ruhig
und heiter unſer Herz auch bei den dunkelſten Ausſichten
in die Zukunft wird, wenn unſer Glaube an
einen Gott, der nichts als unſer Beſtes wollen kan,
recht veſt und unerſchütterlich iſt: — wie gelaſſen und
freudig wir bei unſern Leiden und Trübſalen ſeyn werden,
wenn wir einmal gewiß ſind, daß ſie nichts als
Folgen ſeiner Vaterliebe ſeyn können — wie ſtark unſre
Kraft, wie feurig unſer Muth zu großen und edlen
Thaten werden muß, wenn wir alles, wovon der Erfolg
unſerer Unternehmungen abhängt, in den Händen
eines weiſen und guten Gottes erbliken. — O bei ſolchen 996
Betrachtungen kan man gewiß mit David ausrufen:
Herr Zebaoth, wol dem Menſchen! ewig wol
dem Menſchen, der ſich auf dich verläßt! —

XLIII.

Freuden der Einſamkeit.

Kontemplation.

Je thätiger und betriebſamer der Menſch iſt fürs Nuzbare, 997 deſto glüklicher iſt und wird er. Das iſt einer der wichtigſten Erfahrungsſäze der Weiſen, den jeder Menſch ſich ſelbſt und jeder Erzieher ſeinen Zöglingen von Jugend auf einprägen ſollte. Allein ich würde dennoch den Menſchen bedauren, der in ſeinen verſchiedenen Wirkungskreiſen **unaufhörlich** thätig wäre, und ſich nie auf einige Augenblike **in die Einſamkeit zurükzöge** und in ſeiner Laufbahn einen Stillſtand machte.

Nothwendig muß der geſchäftige Menſch, der 998 bald in ſeinem Hauſe bald außer demſelben von den Gegenſtänden ſeiner Wirkſamkeit gleichſam umſtröhmt wird, ſich zuweilen, (ich möchte ſagen, täglich einmal) herausziehen und ſeine Seele **zu ſich ſelbſt kommen** laſſen, damit ihr das, immer **Vorwärts ſehen**, nicht mechaniſch werde, — damit ſie auch **rükwärts ſehen**, vollbrachte Geſchäfte überdenken, und die Vergangenheit überſchauen und mit Gegenwart und Zukunft vergleichen und verbinden lerne.

999 Dieſes zuweilenliche Stillſtehen und Ueberſchauen der Vergangenheit neben der Gegenwart und Zukunft iſt für den guten Menſchen nicht nur eine oft unausſprechlich groſe **Freude** (XLI.) ſondern es iſt auch eine Art von **Ruhe** und Erholung (VI.) wodurch die Kräfte von neuem belebt und zu fortgeſezter Wirkſamkeit geſchikt gemacht werden. Und was das allerwichtigſte iſt, ein ſolcher Stillſtand, welcher der **Kontemplation** gewidmet iſt, und wo man **aufhört zu handeln**, um ſeine vergangene und künftige Handlungen einmal auch zu überdenken und ſich ſeines ganzen Zuſtandes recht bewuſt zu werden — iſt das allerherrlichſte Mittel ſeine geſchäftige Laufbahn ſelbſt zu vervollkomnen und ſie vor aller Gefahr zu ſichern.

1000 Dieſe übergroßen Vortheile werden einem jeden in die Augen leuchten: wenn ich die Gegenſtände genauer werde angegeben haben, mit denen der Menſch in einſamen Stunden ſich beſchäftigen kan. — Ich habe ſie unter folgende Klaſſen gebracht.

1001 1. **Berechnung des vollbrachten Guten** für mich und die Menſchheit: **für mich**: z. B. Zunahme meiner Kentniſſe, meiner Kräfte, Geſchiklichkeiten u. ſ. w. durch meinen Fleiß: **für andere**: z. B. gewirkte Fortſchritte meiner Kinder in Abſicht auf ihre Erziehung, Armen und Nothleidenden erzeigte Hülfe und Wolthaten, meinen Freunden erwieſene Gefälligkeiten u. ſ. w. kurz, jede gute That, jeder Beitrag zum Nuzen und Vergnügen meiner Mitmenſchen, jede hinzugekomne Einheit zur Summe der von mir beförderten Glükſeligkeit.

2. Berechnung und Ueberdenkung des **genoſſenen Guten**: wobei man ſich recht ſorgfältig alles deſſen zu erinnern ſucht, was in den verfloßnen Tagen uns angenehme Empfindung verurſacht hatte: wie wol einem bei der Arbeit war: wie ihr Fortgang uns Freude machte: was man bei dem dafür eingenommenen Verdienſte empfand: wie vergnügt man unter ſeinen Kindern war: wie froh die Stunden in einer muntern Geſellſchaft verfloſſen: wie heiter uns das Gefühl der Geſundheit machte: wie man die Reize der Witterung und der ſchönen Natur genoſſen hatte, u. ſ. w. Dieſer öftere Rükblik auf genoßnes Gute wird den uns ſo nöthigen Gedanken hervorbringen und nach und nach herrſchend machen, den ſo wenig Menſchen noch haben, und der gleichwohl für ihre Zufriedenheit ſo unentbehrlich iſt, den Gedanken, **daß im menſchlichen Leben mehr Gutes und Freude iſt**, als Uebel und Leiden. — Dieſer Gedanke wird dann in frohe **Dankgefühle** gegen Gott ſich auflöſen. Er wird uns **genügſam** und **zufrieden** machen, und in Widerwärtigkeiten uns Ruhe und Standhaftigkeit verleihen. Ja ich bin gewiß, daß ein Menſch, der ſich darinnen recht übt, **genoſſenes** Gute zu überdenken, endlich eine ſolche Summe in ſeiner Phantaſie aufſtellen wird, daß ein ihn ſtets begleitender Anblik dieſer Summe zulezt eine **unveränderliche Stimmung** zur Freude und Zufriedenheit erzeugen wird. 1002 1003

3. Zu dieſer Abſicht wird auch dieß viel beitragen, wenn man nicht blos genoſſenes Gute, ſondern auch **überſtandne Leiden und Gefahren** zum Vorwurfe ſeines einſamen Nachdenkens macht. Denn indem ich mich beſinne, was mir begegnet iſt, und 1004

(nicht mehr von den vergrößerten Vorſtellungen getäuſcht, welche Schreken oder Angſt bei der Gegenwart erzeugt hatten) mit richtigen Blik die Sache betrachte — Entſtehungsart, Gang, Umſtände, Folgen erwäge, dabei begangne Fehler bemerke, und alles mit kaltem Blute anſehe, wie es wirklich war, ſo bekomme ich weit richtigere Begriffe von den menſchlichen Uebeln, lerne einſehen, daß ſie ſo groß und nachtheilig nicht waren als ſie es ſchienen, und ſeze mich in eine gewiſſe Faſſung, um ſie künftig deſto gelaſſener zu ertragen.

1005 4. Ein nicht minder wichtiger Gegenſtand der einſamen Selbſtbeſchauung iſt unſer **ökonomiſcher Zuſtand**: unſer Vermögen: Ausgabe, Einnahme und Vergleichung beider: Nachdenken über Verbeſſerung deſſelben in ganzen und einzelnen Theilen: Erwägung unſeres Benehmens gegen das Geſinde: Aufſuchung der Mittel, wie hie und da einreiſſende Uebel zu heben oder zu mindern ſeyn möchten: Kinderzucht u. ſ. w.

1006 5. Betrachtungen über unſern **Geſchäftskreis im bürgerlichen leben**: Berechnung vollbrachter Arbeiten: Ueberdenkung des Rukſtändigen: Nachſinnen über Vortheile, deren man ſich bedienen könte, leichter, ſchneller, beſſer zu arbeiten: Entwürfe zur Erweiterung ſeiner Geſchäfte: Erwägung begangner Fehler u. d.

1007 6. Nachdenken über **geſellſchaftliches leben**: dahin gehören theils Wiederholungen aller gemachten Beobachtungen über Menſchen, Handlungsweiſen, Sitten, Karaktere, herrſchende Grundſäze, Moden u. ſ. w. und Zuſammenhaltung dieſer Beobachtungen zu Auffindung nüzlicher Reſultate: theils Entwürfe zu Vermeidung gewiſſer Fehler, zu beſſerer Benehmung gegen gewiſſe Arten von Menſchen u. ſ. w.

7. Betrachtungen über ſich ſelbſt und Beſchauungen ſeines Zuſtandes: des **körperlichen** — über Geſundheit, über Mängel derſelben, über nöthige Verbeſſerungen der Diät u. d. — der **Seele** — daß man nachdenke, wie weit man in ſeinen Einſichten zugenommen habe, was für Lüken ſich noch finden — S. I, 713-717. 1008

8. Verſezung in **mögliche Situationen**: daß man ſich vorſtelle, in welche Fälle man kommen könne, und dabei eine Menge von Umſtänden ſich denke, und nun vorläufig überlege, wie man ſich unter dieſen oder andern Umſtänden benehmen, was man für Maaßregeln ergreifen, wie man ſich helfen, wie man andere dabei behandeln wolle. Ich denke mir z. B. wie wenn du einmal dein Amt verlierſt — denke mir Todesfälle — denke mir plözlich entſtehende Zwiſtigkeiten — Verlegenheiten — Lebensgefahren — u. d. und überlege jezt, bei ruhiger Seele, was ich alsdenn thun will, wenn ſo etwas ſich wirklich ereignet, und präge meine Entwürfe mir tief ein, damit ich alsdenn, wenn ſo etwas komt, ſchon gefaßt ſeyn möge. S. I, 1366. 1009

9. Endlich beſchäftige dich auch in einſamen Stunden mit **frohen Ausſichten** — und genieß zuweilen inſonderheit **die Freuden des Aufbliks zu Gott, dem Vergelter** jenſeit des Grabes. **Ueberdenke die Gründe** für die **Gewißheit** und Größe des **Glüks**, das dir Gott dort bereitet hat, und ſuche dadurch deine moraliſche **Kraft** zur Ausübung des Guten und zur geduldigen Ertragung deiner Leiden immer ſtärker zu machen. I, 633. Aber vergiß dabei nicht — das **Gebet**, als das ſchönſte Mittel, allen deinen guten Vorſäzen, die deine einſamen Betrachtungen erzeugten, **Veſtigkeit** und **Wärme** zu verſchaffen. S. I, 1466. 1467. 1010

Wer ſich gewöhnen will, ſich zuweilen ſo in die Einſamkeit zurükzuziehen und gewiſſe Stunden der Kon- 1011 templation und Selbſtbeſchauung zu widmen, der kan gewiß ſeyn, daß er das Mittel gefunden hat, ſich ſeines Zieles — des Aufſtrebens nach Weisheit und Tugend — und der Erreichung deſſelben zu verſichern.

1012 Eine wichtige negative Regel aber muß ich noch hinzuſezen. Mißbrauche die Stunden, welche du der Einſamkeit widmeſt, nie zu Spielen deiner Phantaſie. Dieſe iſt unſer gefährlichſter Feind. Und der Menſch iſt in der gröſten Gefahr, welcher ſeiner Phantaſie geſtattet, ihm ſelbſt Bilder zuzuführen. Geſtatte ihr das nie, und glaube mir als einem Erfahrnen, daß du den halben Grund zu deiner Glükſeligkeit gelegt haſt, wenn du Herr über deine Imagination biſt, und ſchlechterdings nur die Vorſtellungen von ihr herbeiführen läſſeſt, die du haben willſt: und wenn du alle Bilder, die von ſelbſt aufſteigen, ohne daß du ſie verlangteſt, unterdrükſt und, durch abſichtliche Beſchäftigung mit etwas andern, ſie zurükweiſeſt. — Wol dem Manne, der ſo Herr in ſeinem Hauſe iſt! Und wol dem ſchon, der erkennet, wie wichtig das iſt, und der ſich beſtrebt, es zu ſeyn!

XLIV.

Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Unbeſtand der Dinge.

1013 Wir haben bisher von demjenigen Genuß der Freuden geredet, welcher den Menſchen glüklich und zufrieden machen kan: wir wollen nun die mannigfaltigen Stöhrungen betrachten, welche hienieden ſehr oft dieſen Genuß unterbrechen. Einige ſind Folgen der Einrichtung des weiſen und liebevollen Schöpfers: andere ſind Wirkungen der Fehlerhaftigkeit unſerer Mitmenſchen: und noch andere rühren von uns ſelbſt her. Laſſet uns ſehen, wie wir nach den Regeln der Weisheit dieſe Stöhrungen theils verhüten, theils uns ſo dabei benehmen müſſen, daß unſere Zufriedenheit dabei erhalten werde.

Was die Stöhrungen der erſten Klaſſe anbetrift, 1014
ſo habe ich die nöthigſten Belehrungen darüber bereits im erſten Theile vorgetragen. Ich habe theils überhaupt gezeigt, wie ſich der Weiſe bei den Leiden dieſes Lebens verhalten und ſeine Ruhe und Zufriedenheit dabei behaupten müſſe, I, 1354 - 1402. theils verſchiedene Arten der Uebel insbeſondere betrachtet und die Gründe der Beruhigung ſowohl als die Regeln zu Verhütung oder gelaßnen Ertragung derſelben angegeben, z. B. den Tod I, 1560. ff. den Verluſt der Unſrigen I, 1582. ff. Unvollkommenheiten der Natur I, 548. ff. Daſeyn des moraliſchen Uebels I, 568. ſcheinbare Ungleichheit der Schikſale der guten und böſen Menſchen I, 570. ff. Ich will alſo nur noch diejenigen Materien hier ausführen, bei welchen meine Leſer eine beſondere Anweiſung wünſchen dürften: von dem Unbeſtande der Dinge, vom Mißwachs der Früchte, von der Armuth, und von Krankheit.

Der Schöpfer hat alle Dinge hinieden der Eitelkeit 1015
unterworfen. Es iſt hier nichts Beſtändiges, nichts, deſſen Fortdauer uns geſichert wäre. Unſere Geſundheit, unſer Vermögen, unſere Ehre, unſere Freunde, kurz alles, was uns Vergnügen macht, nur Weisheit und Tugend ausgenommen, iſt vergänglich. Ueberall iſt Unbeſtand. Nichts bleibt uns. Nichts iſt uns gewiß. Von keinem Gegenſtande des Vergnügens, den wir heute beſizen, können wir mit Zuverläßigkeit ſagen, daß wir ihn morgen noch beſizen, oder daß er uns morgen noch Freude machen werde. — Sollte

dieß nicht eine vom Schöpfer selbst verschuldete Stöhrung
unserer Glükseligkeit seyn? — Ich sage, nein:
Gott hat damit keine wahre Stöhrung derselben verursacht,
sondern vielmehr den Genuß der Freude dieses
Lebens euch theils erhöhet, theils vermehret, theils
gefahrlos gemacht. Lernet nur seine väterlichen Absichten
dabei kennen. Gott that dieß

1016 1. Um euch die Freuden dieses Lebens zu erhöhen.
— **Gleichförmigkeit** ist die Quelle des allertraurigsten
Ekels. Besinnet euch nur selbst, wie euch
zu Muthe seyn würde, wenn in der Welt überall ein
ewiges Einerlei herrschte, und sehet, ob nicht auch
das Angenehmste euch dabei zur Last werden würde.
Denkt euch die schönste Gesellschaft — aber immer die
nämliche — Musik — Predigt — Kleidung — Zustand
— Jahreszeit (z. B. immer Herbst) — Ruhe —
1017 Arbeit — Ergözlichkeiten — Denkt euch in diesen
Beispielen immer das nämliche, immer einerlei, —
wie unschmakhaft! Würde nicht alles seine Reize verlieren?
Die Erfahrung lehrt es euch ja, daß der **Wechsel**
der Dinge der einzige Stachel ihres Reizes ist. —
Gott selbst hat deswegen die ganze Natur so eingerichtet,
und euch dadurch einen Wink gegeben, daß ihr
Mannigfaltigkeit und Veränderung suchen und an keinen
1018 Gegenstand allein euer Herz hangen sollet. — Sehet
nur, welche Mannigfaltigkeit und Abwechselung
in Jahreszeiten — Gartengewächsen — Früchten —
Fleischspeisen! — Der weise Gott muß also den Wechsel
der Dinge — auch in den Schiksalen der Menschen
— für Bedürfniß erkant haben. — Daher jene
wichtige Regel der Mäßigkeit für euch — allen Genuß
abzubrechen — weil er, zu lang fortgesezt, Ekel gebärt
— indem unsere Empfindungskraft schlaff wird —
da hingegen jedes Genießbare in der Welt seine Reize
für uns behält, ja nur desto angenehmer uns wird,
je seltner, je kürzer, je mäßiger wir es genossen. —

2. Um uns die zwey ſchönſten **Wonnegefühle** 1019
zu verſchaffen, welche faſt die erquikendſten im
menſchlichen Leben ſind. — a) **Andenken** des vergangnen 1020
Guten — ich ſage, Guten. In der That
iſt das die wolthätige und recht merkwürdige Einrichtung
der menſchlichen Natur, daß uns das Gute immerfort
erfreut, und oft durch ſein Andenken, mehr
noch als gegenwärtig, entzükt: und daß wir hingegen
des Uebels ſo bald vergeſſen, oder daß ſich wenigſtens
im Augenblike ſeines Aufhörens die Empfindung verliert,
die es als gegenwärtig verurſachte. — Nehmet
z. B. die ſchmerzhafteſte Krankheit — ſo wie ſie vorüber
iſt, hören nicht nur alle vorigen Empfindungen
auf, ſondern es verdrängt das Gefühl der Geſundheit
in kurzem alles Andenken. — Ein Weib, wenn ſie
geboren hat, vergißt ꝛc. — So überall. Ein kleines
Glük heitert uns plözlich auf, und macht, daß wir
das vorige Unglük vergeſſen. Wie dauerhaft iſt hingegen
das Andenken des Guten. Wir genießens als
gegenwärtig und genießens fort durch die Erinnerung. —
Und würden wir wohl dieſes Vergnügen genieſſen, wenn
alles in der Welt bliebe wie es iſt, wenn nicht Wechſel
und Unbeſtand der Dinge gleichſam dazu Gelegenheit
gäbe? Noch wichtiger iſt b) Hofnung und Ausſicht 1021
in die Zukunft. — Das ganze menſchliche Leben iſt
Anſtalt. Der ganze Menſch iſt Hofnung. Das Kind
hoft auf die Auftritte des Knabenalters, der Knabe —
der Jüngling — der Mann ꝛc. — Davon lebt der
Menſch, daß er immer etwas im Plan hat — Plane
macht — Anlagen entwirft — Geſchäfte unternimt —
immer weiter will in Kenntniſſen, Ehrenſtellen, Vermögensumſtänden
— immer wünſcht, immer entgegen
ſieht — Beförderung, Hochzeit, Kinderverſorgung —
der Müde dem Schlaf, der Hungrige der Mahlzeit,
der Arbeiter dem Lohne, der Landmann der Erndte. —
Nehmet dem Menſchen das, ſo iſt er elend, ſo ſind
ſeine

ſeine ſchönſten Freuden zerſtört. — Oder wiſſet ihr nicht — daß oft das Vergnügen der **Erwartung** und des Entgegenſehens gröſſer iſt, als das Vergnügen des Genuſſes und der Gegenwart? — Und hätten wir dieß Vergnügen, wenn Gott ein ſtetes Einerlei euch gegeben hätte: — wenn nicht Wechſel und Veränderlichkeit der Dinge das Loos der Sterblichen wären? —

1022 3. Um uns für allzugroßer **Gleichgültigkeit**
gegen das Irdiſche zu bewahren, und ins Menſchenleben
diejenige **Thatigkeit und Betriebſamkeit** zu
bringen, welche unſrer geſellſchaftlichen Verfaſſung ſo
unentbehrlich iſt. Ehre, Geſundheit, Vergnügen —
was thut der Menſch dafür! Wie iſt alles in Spannung,
in Geſchäftigkeit — wie raffiniren die Menſchen
— das Erworbene zu erhalten! — Würde
das geſchehen, wenn alles in der Welt ſo bliebe, wie
es iſt, wenn der Zuſtand aller Menſchen und aller
Dinge in der Welt keinem Wechſel unterworfen wäre?
Was würde Geſundheit, Ehre, Vermögen —
für einen Werth haben, wenn ſie da, wo ſie ſind,
nicht verloren werden, und da, wo ſie nicht ſind,
1023 nicht erlangt werden könten? Was ſollte dann Fleiß,
Erfindung, Induſtrie hervorbringen? Welche Stokung
in der ganzen Natur! Hingegen jezt, da alles
dem Unbeſtande und der Veränderung unterworfen
iſt, wird unſer ganzes Leben Thätigkeit. Der entbehrt
— er will es ſich verſchaffen: jener hat, — er
ſucht es zu erhalten oder zu mehren. — Welche Vortheile
für das geſellſchaftliche Leben, die Gottes Weisheit
dabei erzielte — welche reichhaltige Quelle der
Freuden, die uns ſeine Güte dadurch eröfnete! —

1024 4. Um ſteten Hinblik auf unſern **Schöpfer** zu bewirken. — Wenn alles ſo bliebe, würden wir nicht denken, es müßte ſo ſeyn? Würden wir nicht zulezt alles ſo gewohnt und von den Gedanken der Unververmeidlichkeit der Schikſale ſo gefeſſelt werden, daß wir Gottes und ſeiner Verſehung darüber vergäßen? Würden wir ohne jenen Wechſel — wohl lernen, was der Weiſe ſagt — Pred. 9, 11? — Welche Weisheit und Güte!

5. Um den **Werth des Irdiſchen** auf der andern 1025
Seite wiederum **zu mindern**. — So wie uns
Wechſel und Unbeſtand der Dinge für allzugroßer
Gleichgültigkeit und Unthätigkeit bewahret, ſo mindert
er auch im Gegentheil die allzuheftige und ſchädliche
Liebe zum Irdiſchen. Denn eben das, daß alle
Kreatur der Eitelkeit unterworfen iſt, das bewirkt in
uns Gelaſſenheit beim Entbehren — Mäßigkeit beim
Genuß — Genügſamkeit beim Beſiz — Geduld und
Troſt bei Verluſt — Sehnſucht nach beſſern und unvergänglichen
Gütern. — Sezet einmal das Gegentheil. 1026
Nehmet an, Reichthum, Geſundheit, gute
Tage — wären gar keinem Unbeſtand und Veränderung
unterworfen: welche Verwilderung unter den
Menſchen! Welch ein verzweiflungsvolles Schikſal für
die, welche dieſe Dinge jezt entbehren! welche Verdorbenheit
unter denen, welche ſie beſizen! — Würde
das Irdiſche nicht noch zehnmal mehr des Menſchen
Abgott werden, als es ſchon jezt iſt?

Menſchen! erkennet, wie gut es euer Gott mit 1027
euch meinte, da er euch und alle Kreatur der Eitelkeit
und dem Unbeſtande unterwarf: wie weiſe und gütig
er dabei handelte: wie ſehr er dadurch eure Freuden
erhöhte, und euch auch das unvollkomne Gute dieſes
Lebens genießbar und ſchmakhaft zu machen ſuchte.
Klaget und murret nicht mehr wider euren Gott —
ſondern preiſet vielmehr ſeine Liebe, die euch in dieſem
Uebel ſo mannigfaltiges Gute bereitete. — Lernet 1028
ſeine weiſen Abſichten recht einſehen und ſuchet ſie zu
erreichen. Lernet mit der Einrichtung und Regierung

der Welt zufrieden werden — alle Dinge mäßig genieſſen — gelaſſen entbehren — das Irdiſche nicht verachten, aber auch keinen allzuhohen Werth darauf ſezen — deſto eifriger aber nach denenjenigen Gütern trachten, die keine Diebe ſtehlen, und keine Motten verzehren, keine Zeit verändern, kein Unfall euch entreißen kan.

XLV.

Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Mißwachs.

1029 Wenn ihr, liebe Mitmenſchen! zu eurer völligſten Beruhigung einſehen wollet, daß Gott auch dann nach den Geſezen der Weisheit und Liebe handele, wenn er zuweilen dürftige Jahre mit den Jahren des Ueberfluſſes abwechſeln läßt — und daß er auch in dieſen geringern Jahren euren Dank und eure Zufriedenheit fordern könne — ſo dürft ihr nur den Urſachen nachforſchen, die ihn zu dieſem Wechſel bewegen. Sie liegen theils in eurer irdiſchen Glükſeligkeit, die Gott damit zu befördern ſucht, theils haben ſie Beziehung auf das Heil eurer Seele.

1030 1. Der Wechſel fetter und magrer Jahre hat einen dreifachen Einfluß auf eure irdiſche Glükſeligkeit. a) Er erhöhet oder erhält wenigſtens den Werth eurer Produkte. Korn, Wein — kurz alles, was wir durch den Fleiß unſerer Hände aus dem Schooße der Natur erzeugen, würde in kurzem auf einen ſo niedern Preis herabfallen, (wenn jener Wechſel nicht wäre) daß ihr alle über Gottes Segen eben ſo ſeufzen würdet, als ihr vielleicht jezt über den Mangel deſſelben klaget. 1031 Denn ſtellet euch vor, Gott ſchenkte in

allen Gegenden — in allen Arten der Früchte — alle
Jahre eine ſo reiche Erndte, als ſie nur immer möglich
iſt: ſo würden die Menſchen das, was die Erde
hervorbringt, nicht mehr aufzehren können. Es würde
in wenig Jahren alles ſo häufig da ſeyn, daß es
eure Scheunen und Kammern nicht faſſen konten.
Und was würde daraus werden? Die ungeheure Menge
würde die Preiſe ſo mindern, daß ihr bei allem euren
Ueberfluß arm ſeyn würdet. — Alle Dinge haben
ja den Grad ihres **Werthes** vom Grade der **Seltenheit**.
— Wie? wenn alles Gold wäre: würde
das Gold ſeinen Werth behalten? Wie wollte dann
der arme Landmann beſtehen? Wie wollte er nur auf
ſeine Koſten kommen? Sehet, darum ſchikt der liebe 1032
Gott zuweilen einmal Mißwachs, Krieg, Hagelſchlag.
— Freilich ſeufzen die, ſo es trift, und ſie
wünſchen, daß es andre ſtatt ihrer betroffen haben
möchte: aber hört darum die Abſicht Gottes auf, weiſe
und wolthätig zu ſeyn? Es betrift ja doch nur einzelne
Gegenden. Und es macht die, welche es betrift, nie
ganz unglüklich, ſondern nur auf ein Jahr betrübt.
Ein ander Jahr vergütets ihnen der liebe Gott wieder,
und entzieht es Andern. Und indeſſen hilft Tauſenden
der dadurch erhöhete Preis, die bisher bei dem allzugeringen
geſeufzet hatten. Denket darüber weiter nach,
und ihr werdet finden, daß die Vorſehung Gottes ſich
ſchon dadurch vollkommen rechtfertigen läßt. —

b. Hiezu komt aber, daß die wenigen, die ein- 1033
mal eine dürftige Erndte betrift, dadurch angetrieben
werden, ihren Fleiß zu verdoppeln, und ihre Güter
eines größern Segens empfänglich zu machen. —
Wenigſtens iſt das die Abſicht des lieben Gottes bei
allen Uebeln, die er uns zuſchikt. — Und ſie iſt eine
deſto wichtigere in den Augen Gottes, da Induſtrie
und Arbeitſamkeit die Hauptquellen der menſchlichen
Glükſeligkeit ſind: weil ſie mit dem Nahrungsſtande

zugleich die Tugend befördert, und dem Laſter hinderlich wird. — Wenn euch Gott immer einerlei Ueberfluß gäbe, ſo würdet ihr gar bald faul und nachläßig werden. — Verehret alſo ſeine weiſe Güte, die euch zuweilen durch kleine Zufälle aufwekt, und eurem Fleiße neuen Antrieb zu geben ſucht: und glaubt gewiß, daß Gott, wenn er bei euch dieſe Abſicht erreicht, eure wahre Glükſeligkeit mehr befördert, als durch die reichlichſte Erndte. Ich ſeze

1034 c. Noch eine dritte Abſicht hinzu — ohngeachtet
ich zeither wenig Spuren gefunden habe, daß er ſie
bei euch erreicht hat. Gott will durch jenen Wechſel
die Menſchen zu einer vernünftigen **Sparſamkeit** leiten,
und ſie zu guten Haushaltern ſeiner Gaben machen.
Aber, wie geſagt, die wenigſten verſtehen deſſen
Wink. Der große Hauſe iſt gewohnt, in guten
Jahren den Segen Gottes gleichſam zu verſchleudern,
theils durch eignes Aufzehren ſeiner beſten Vorräthe,
theils durch leichtſinnige Verſchwendung des Geldes,
1035 das ſie daraus löſen. Wenn ihnen der liebe Gott einmal
vollauf giebt, dann leben ſie in Tag hinein und
wenden ihr bischen Ueberfluß auf kindiſchen Staat,
oder Befriedigungen des Gaums, oder auf Spiele,
Trunk, Ergözlichkeiten — und wenn dann ein ſchlechtes
Jahr komt, müſſen ſie darben. Und da ſind hernach
ſchlechte Jahre freilich eine Strafe Gottes für
den leichtſinnigen Gebrauch der guten. — Könt ihrs
dem lieben Gott verdenken, wenn er eure Schwelgerei,
eure Hoffarth, euren Troz, dazu euch oft gute Jahre
verleiteten, durch Entziehung ſeines Segens zu mindern,
und euch demüthiger und zugleich ſparſamer und
haushältiger zu machen ſucht? — Doch das führet
mich

1036 2. Auf die Beziehung, welche jener unangenehme Wechſel auf das Heil eurer Seele hat. Auch hier bemerket einen dreifachen Einfluß — Gott will dadurch

1037 a. Den **Werth ſeiner Gaben**, die er euch in der Welt zufließen läßt, auch **moraliſch erhöhen**, das heißt, er will, daß ihr ſeinen Segen deſto mehr ſchäzen und mit dem euch geſchenkten Ueberfluß deſto vorſichtiger und ſparſamer umgehen, aber auch eben dadurch euch mehr darüber **freuen** und ſeine Güte mit recht dankbarem Herzen verehren lernen ſollt. — Kein Gut in der Welt wird uns recht wichtig, keine Wolthat recht theuer, wenn wirs immer haben. Nur Wechſel erhöhet den Werth des Guten, und erwärmt unſere Freude und unſern Dank. — Wer nie hungrig wird, dem macht auch das Eſſen kein Vergnügen. Wer nie krank war, achtet die Geſundheit nie ſo, wie einer, der ſie eine Zeitlang verloren hatte. — Und ſo würde es auch mit den Früchten eures Fleißes gehn. Gäbe euch Gott alle Jahre reiche Erndte, ſo würdet ihr zulezt gleichgültig dabei werden: ihr würdet denken, es müßte ſo ſeyn: ihr würdet aufhören, es für unverdiente Wolthat Gottes anzuſehn, und ſich ſeiner Liebe dankbar zu erfreuen.

1038 b. Gott will uns **Vertrauen** auf ſeine allwaltende Vorſehung einflößen, daß wir bei ſchlechten Jahren einſehen lernen, daß die guten nicht nothwendige Folgen unſeres Fleißes, ſondern Wirkungen ſeiner allmächtigen Güte waren. Wenn unſer Fleiß alle Jahre unſere Tennen und Keltern vollfüllte, wo würde Vertrauen auf Gott und Vorſehung bleiben? — Und wie viel würdet ihr entbehren müſſen, wenn ihr des Gedankens entwöhnt werden ſolltet, daß alles Gute in den Händen eures Gottes iſt. Was wäre eure Tugend, euer Glaube, eure Zufriedenheit, ohne Vertrauen auf Gott? O glükliche Kinder, die alles in den Händen ihres liebevollen Vaters erbliken! Nur das ziehet das Herz zu Gott, daß wir es aus täglicher Erfahrung wiſſen, daß der Menſch nichts iſt, ohne den Beyſtand ſeines Gottes. Das erwärmet unſere Tugend, das erhöhet unſre Liebe, das ſtrengt unſern Eifer an, uns gottgefällig zu machen, das giebt uns Zufriedenheit mit ſeiner Vorſehung. Ja das macht endlich auch

1039 c. Uns gegen unſere Mitmenſchen **beſcheidner, verträglicher und unter einander.** — Denn ſehet nur die meiſten Menſchen an, was aus ihnen wird, wenn ſie Gott die Tage des Ueberfluſſes und des Glüks eine Zeitlang ununterbrochen genießen läßt: ſehet nur, ob nicht die meiſten dadurch trozig, widerſpenſtig, unbiegſam, zänkiſch — werden? — O gewiß iſt das, worüber ihr ſeufzet, die Schule der Weisheit und der Tugend — gewiß iſt der Wechſel guter und böſer Tage, fetter und magrer Jahre, über den ihr ſo oft ſchon gemurret habt, das einzige Mittel, das Gott hat, euch alle die edlern Geſinnungen gegen Gott und Menſchen einzuflößen, welche das Glük eures unſterblichen Geiſtes entſcheiden.

1040 Bemühet euch demnach bei Minderung ſeines Erndteſegens die liebevollen Abſichten, die Gott dabei hatte, an euch zu erfüllen. Murret nicht mehr über euren himliſchen Vater, wenn er etwa einmal ein Mißjahr euch ſchikt — ſondern lernt vielmehr auch da noch mit reinem Herzen ihm Lob- und Danklieder anſtimmen. Er iſt ja der Herr, der mit ſeinen Gaben thun kan, was er will: und es iſt in beiden Fällen weiſe Vatergüte, er mag ſie euch geben oder entziehn. — Auch das Wenige, was ihr erndtet, komt aus den Händen der ewigen Liebe. — Er wird ein ander Jahr euch mehr geben. — Er wird das Wenige von dieſem Jahre euch deſto mehr ſegnen. — Er wird den Mangel des einen, euch in andern Arten ſeiner Wolthaten

thaten erſezen. — Es bleibet ja noch anderes Gute genug übrig, womit er euch dieſes Jahr erfreuet und geſegnet hat: und welcher von euch muß nicht mit innigſter Rührung eingeſtehn, daß er in ſeinem ganzen Leben mehr Gutes als Uebel, mehr frohe als traurige Stunden gehabt hat?

XLVI.

Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Armut.

Ihr, die ihr im Mangel irrdiſcher Glüksgüter ſo oft 1041 unauflößliche Räthſel der Vorſicht findet, kommet und erwäget die Beruhigungsgründe, die wir zuerſt aus eurem eigenen Zuſtande hernehmen werden. Erwäget

1. Daß **Armut keine Schande** iſt — wenn 1042 ſie unverſchuldet iſt. Nur wenn ſie aus Faulheit, ſchlechter Wirthſchaft entſtund, gereicht ſie zur Unehre: hingegen, Armut, durch Gottes Schikung, iſt ehrwürdig. Chriſtus war auch arm. — Arme ſind die heiligen Gegenſtände der erſten Menſchentugend: es ſind Menſchen, welche Gott deswegen ihrer gleichen Anſprüche auf Glüksgüter verluſtig machte, um die Uebung dieſer Tugend, die die Seele des Menſchen ſo veredelt, möglich zu machen, und die er daher beſonders liebt. — Freilich giebt es Blödſinnige, welche, mit allen dieſen Vorſtellungen unbekant, Armut für Erniedrigung halten: aber eben das zeigt von ihrer bejammernswürdigen Einfalt. — Vielmehr iſt Reichthum, wenn er ohne Verdienſt iſt, die höchſte Schande. —

2. Armut iſt im Gegentheil noch viel **fähiger** 104 **zur wahren Ehre, als Reichthum.** Ich ſage zur

wahren Ehre. Freilich nicht zu Verbeugungen und Liebkoſungen niedriger Schmeichler. — Und Schande genug für die Menſchheit, daß es noch Leute giebt, die oft vor den unwürdigſten Perſonen ſich krümmen und ihnen hofiren, blos weil ſie Geld haben. — Aber wenn wahre Ehre nur der hat, der tugendhaft iſt, der ſich durch Fleiß, Geſchiklichkeit, Geſchäftseifer — der Welt nüzlich macht, ſo iſt vergleichungsweiſe der Arme fähiger dazu, als der Reiche. — Er findet weniger Hinderniſſe zu Fleiß und Beeiferung im Guten, und hat in ſeiner Lage ſtärkern Antrieb. — Aber der Arme, ſagt ihr, kan doch weniger Gutes in der Welt ſtiften, weil ihm die Hauptmittel fehlen. — Ich ſage: nein!

1044 3. **Er kan eben ſo viel Gutes ſtiften.** — Ich will das Gute, was ein tugendhafter Reicher durch ſein Geld ſtiften kan, keinesweges verkleinern — obgleich die Fälle ſelten ſind, daß Reiche ihr Vermögen zum Wol der Menſchheit verwenden. — Aber das Gute, was auch der Arme, durch unbeſtechliche Rechtſchaffenheit, durch ſeine Talente und Geſchiklichkeiten, durch Arbeiten, helfen, vertheidigen, rathen, treu ſeyn — in der Welt ſchaft, iſt wenigſtens eben ſo zahlreich und wichtig, und der Erfahrung nach weit zahlreicher und ſchäzbarer, als das, was die Reichen durch ihr Geld hervorbringen. Die Geſchichte lehret uns, daß die gröſten Helden, die berühmteſten Erfinder, die nüzlichſten Arbeiter, die ehrwürdigſten Gelehrten, die beſten Künſtler - Arme waren. Unter ihnen findet man die meiſten Beiſpiele von edlen Handlungen, von großmüthigen Aufopferungen. —

1045 4. **Der Arme iſt ſo fähig zum Genuß dieſes Lebens**, als der Reiche. Das ſcheint euch vielleicht am unbegreiflichſten. Aber gehet alles durch. Nehmet erſtlich die geringſten Arten des Genuſſes, im Eſſen, Kleidung. — Sollte das einzige, was hier der Rei-

che voraus hat, daß er mehr Schüſſeln auf ſeinem
Tiſche, mehr Gold auf ſeinem Roke hat — ihm Spei-
ſen und Kleidung genießbarer machen? Iſt nicht der
Zwek der Speiſen, die angenehme Empfindung des Eſ-
ſens und Trinkens, welche der Hunger verurſacht, bei
der geringen Koſt des Armen eben ſo groß? Wird er 1046
nicht eben ſo ſatt? Gedeiht ſein Leib nicht eben ſo da-
bei? Nicht oft beſſer, weil die Würze der Speiſen,
der gute Appetit, in den Hütten der Armen gewöhn-
licher iſt, als in Palläſten. So bei der Kleidung und
allem ähnlichen. — Nehmet zweytens die ſogenanten
Ergözlichkeiten. Der Reiche lebt im Gewühl der Ge-
ſellſchaften, fährt in Karoſſen, ſieht Komödien. —
Der Arme genießt die Natur, fühlt jeden Strahl der
erwärmenden Frühlingsſonne, fühlt ſich im Schatten
vor der Hize des Sommers, wandelt vergnügt auf la-
chenden Wieſen, ſcherzt im kleinern Zirkel heiterer
Freunde. — Sagt, wer iſt glütlicher? Iſts der Mühe
werth, die Reichen bei ihren rauſchenden Freuden zu
beneiden, bei denen ſie ſo oft gähnen, und die ſchönern
Freuden der Natur ganz entbehren müſſen? — Neh-
met dazu

5. Die völlige **Gleichheit der Armen mit den** 1047
Reichen in Abſicht auf den wahren Werth des Menſchen, eben den Leib — Seele — Kräfte — Talente — eben den Gott — als Schöpfer — Vater — eben den Werth bei Gott — eben die Anſprüche auf die Seligkeiten des Himmels. — Und dort — o wie mancher Bettler wird über den Fürſten erhaben ſeyn!

Sezet dieſen Betrachtungen die **Beſchaffenheit des Reichthums** entgegen.

1. Reichthum **hat an ſich gar keinen Werth.** 1048
Aber Reichthum iſt doch, ſaget ihr, Gottes Gabe. Ja. Aber Gottes Gabe heißt, deſſen Urheber Gott iſt. So iſt freilich alles, auch das ſchlechteſte, auch der

Schlam auf der Gaſſe, Gottes Gabe. Folgt daraus, daß eine Sache dem Menſchen, der ſie hat, einen Werth giebt? oder an ſich einen groſen Werth hat? — Und läßt Gott nicht oft auch die ſchönſten ſeiner Gaben in unwürdige Hände kommen? — Fraget die Erfahrung, ſie wird euch lehren, daß Reichthum meiſtentheils

1049 2. **nakender Vorzug** iſt, ohne alle wahre Verdienſte — meiſt (ich ſage nicht, allemal) das Eigenthum der dummen, der unwiſſenden, der ſchlechteſten, unedelſten Menſchen — denen das Glük blindlings zufiel. — Freilich ſollte Reichthum gerade der Weg zu groſen Verdienſten ſeyn, weil es dem Reichſten am leichteſten wird, ſich alle die Hülfsmittel zu erzeugen, die man zur Erwerbung der Künſte, Wiſſenſchaften, 1050 Geſchiklichkeiten nöthig hat. — Freilich ſollten die Reichen als Stüzen der Nothleidenden, als Beförderer der Kunſt und des Talents, als Unternehmer und Beförderer guter Anſtalten, ſich gerade die gröſten Verdienſte um die Welt machen. Aber, leider, ſchon in der Jugend lernt das Kind Reichthum nur als Reichthum ſchäzen, bekomt Stolz und Dünkel, ſiehts für Vorzug an — glaubt alles — Freunde, Fleiß, Geſchiklichkeit — dabei entbehren zu können. Daher ſo viele Reichen, ohne Adel des Herzens, ohne Wiſſenſchaft, ohne Aufſtrebung zu edlen Thaten. — Hört ſie in Geſellſchaften. — Verdienen ſie denn nicht mehr euer Mitleid, als — Neid? —

1051 3. Reichthum **verdirbt auch das Herz** der meiſten Menſchen. Er verleitet nur gar zu leicht zu Stolz und Verachtung anderer — zu Geringſchäzung wahrer Verdienſte — zu Niederträchtigkeit im Erwerben, Erhalten und Vermehren — zu Hartherzigkeit, weil die Reichen nicht wiſſen, wie Elenden zu Muthe iſt — zu Vergeſſenheit ihres Schöpfers. — Es iſt wahr, ich kenne auch edle Menſchen unter ihnen. Aber von den meiſten trift ein, was Chriſtus ſagt: es iſt ſchwer, daß ein Reicher ſelig werde. — Das führt mich auf die lezte Betrachtung — auf

4. **Die ſchwere Rechenſchaft.** — Bedenket 1052 es wohl, ihr Reichen! Alle eure Güter, die ihr beſizt, ſind fremdes Eigenthum. Die Vorſehung entzog ſie den Armen, die gleiche Anſprüche darauf hatten. Sie übergab ſie euch blos zur Verwaltung. Ihr ſeyd die Haushalter der Gaben Gottes. Er gab ſie euch nicht, daß ihr euch davon mäſten und eure Lüſte befriedigen ſollet. Er gab ſie euch, um euch die ruhmvolle Laufbahn der Wolthäter der Menſchheit zu eröfnen. Er fordert, daß ihr Gutes damit thut, daß ihr — Eine wichtige Beſtimmung! Zittert vor eurem Glük, ſtatt daß ihr übermüthig dabei werdet. Fürchterliche Rechenſchaft!

Und was urtheilet ihr nun, von dem Schikſale 1053 der Armen und Reichen? Was ſaget euer Herz in dem Augenblike, da ihr beide auf dieſer Wagſchale erblikt? — Erinnert euch an die **Regeln** (223-226.) und laſſet mich noch einige hinzuſezen.

1. **Klage** deiner Armut wegen **nie die Vor-** 1054 **ſehung Gottes an**, oder laß dich durch ſie in deinem Glauben an ihre Weisheit und Vaterliebe nie wankend machen. Am wenigſten laß dich zu dem quälenden Irthum verleiten, als ob deine Armut ein **Zeichen des göttlichen Mißfallens** und ein Beweis deiner Verwerfung ſey. Erwäge zu dem Ende oft die obigen Betrachtungen, daß Armut nie eine Schande iſt und daß man bei Armut immer noch ein nüzlicher und zufriedner Menſch ſeyn kan. Inſonderheit ſuche dir einen edlen Stolz einzuprägen, daß du **Menſch** biſt und mit den Reichſten (den nur äußerlicher und zufäl-

ſiger Glanz von dir unterſcheidet) in der völligſten Gleichheit ſteheſt.

1055 2. Um dieſen edlen Stolz (den du von Verachtung und trozigem Betragen gegen die Reichen hoffentlich unterſcheiden wirſt) deſtomehr in dir hervorzubringen, ſo ſtrebe deſto eifriger nach den Gütern des Geiſtes, nach Aufklärung deines Verſtandes, nach nüzlichen und auszeichnenden Kentniſſen, nach edlen Grundſäzen und Geſinnungen und — nach feinern Sitten — damit jedermann genöthigt werde, dich neben den Reichen zu ſchäzen und deinen Vorzug vor jenen dummen, oder laſterhaften, oder ungeſitteten Beſizern des Ueberfluſſes anzuerkennen.

1056 3. Dieſer edle Stolz, den der Gedanke, daß du Menſch biſt, und noch mehr der, daß du ein aufgeklärter, tugendhafter und nuzbarer Mann biſt, einflößen muß, — **bewahre dich dann für allen ſchlechten und entehrenden Mitteln**, deiner Armut zu wehren. Ich weiß es wohl, wie wehe Armut thut und wie leicht ſie den Menſchen ſo weit bringen kan, daß er ſich in der Verlegenheit zu Entwendungen, Betrügereien, und ähnlichen Schritten entſchließt, welche ſein Herz ſelbſt verabſcheut. Aber du wirſt auch aus Erfahrung wiſſen, daß ſolche unedle Rettungsmittel eben das ſind, was arme Menſchen in der Welt erniedrigt und zu eigentlich Unglüklichen macht. Drum kämpfe in Zeiten dagegen, und ſtähle dein Herz mit dem Vorſaz, den du oft im Gebet deinem Gott gelobeſt, zu ſchlechten Mitteln nie deine Zuflucht zu nehmen.

1057 4. Laß dich aber dabei für einer andern Thorheit warnen, welche gemeiniglich jene erzeuget hat, ich meine die **falſche Schaam**. Es giebt Arme, die zu ſtolz ſind, ſich zu ſchlechten Mitteln zu erniedrigen, und darinne ſo weit gehen, daß ſie ſelbſt das Geſtändniß ihrer Armut und eine beſcheidene Auffoderung ihrer Mitmenſchen zu ihrer Unterſtüzung für erniedrigend halten. Und dieſe falſche Schaam hat denn manchen bis an die Gränzen der Verzweiflung geführt. Entferne ſie alſo von dir. Denke, daß du zu gut biſt, um ſchlecht zu handeln, aber denke auch, daß es dich **nie erniedrigt**, arm zu ſeyn und Armut zu **geſtehen**. Suche dir edle Seelen, denen du deine Lage eröfneſt und ſie um Bekantmachung derſelben anſprichſt. Schäme dich nie, zu bitten. Und hänge nie an dem Irthume, daß es Schande ſey, von Wolthaten zu leben. Denke, daß es der Wille der Vorſehung iſt, und daß der Gott, der die Tugend der Wolthätigkeit unter die Menſchheit einführte, ihr auch unter dieſer Menſchheit Gegenſtände geben muſte. Denke, daß es eben ſo wenig dir oder dem Schöpfer Vorwurf iſt, wenn ein Bruder vom Andern Gutes genießt, als wenn ein Bruder des Andern Diener wird.

1058 5. Endlich **wafne dich** in der Stunde der Bekümmerniß mit dem **Glauben an Unſterblichkeit**, I, 1401. und mit allen den Troſtgründen, die ich dir im erſten Theile zu gelaſſener Ertragung der Leiden empfohlen habe.

XLVII.

Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Krankheit.

1059 Wenn euch Gott je das harte Schikſal treffen laſſen ſollte, die Leiden einer langwierigen Krankheit zu erfahren, ſo laſſet 1) das immer euren einzigen und ſtärkſten Troſt ſeyn: „**Gott will's!** und er will's „**aus liebreichen Abſichten!**„ Das iſt die gröſte und theuerſte Wahrheit, die wir dem Evangelio Jeſu

zu danken haben. — Und es iſt keine in der Welt, die
das menſchliche Herz mehr beruhigt und unter den hef-
tigſten Leiden ſtärkt — ſo bald man ſie nur in ihrem
ganzen Umfange kent und recht lebendig von ihr über-
1060 zeugt iſt — „Gott will meine Leiden, aus liebreichen
„Abſichten. Sie ſind nie Zeichen ſeines Haſſes. Sie
„ſind Folgen ſeiner Liebe. Gott erzielt mein Beſtes.
„Sie ſind ihm unentbehrliche Mittel zu meinem
„Heile!„ — Ach wie mächtig muß das ein leidendes
Herz erquiken, wenn wir davon recht gewiß ſind! —
Kan doch ein Kranker die bitterſten Arzneien nehmen,
die ſchmerzhafteſten Operationen ausſtehen, wenn er
nur hoffen kan, daß man ihn dadurch retten werde.
1061 O wie viel mehr müſſen wir im Stande ſeyn, unter
den heftigſten Leiden auszuhalten, wenn wir gewiß
wiſſen, daß ſie Mittel zu unſerm Heile ſind: daß uns
Gott durch ſie veredlen und einer ewigen Seligkeit em-
pfänglich machen will: daß er durch ſie unſer Herz
zu ſich ziehen, uns von Sünden heilen, uns von Be-
flekungen des Geiſtes reinigen und die Seligkeiten jen-
ſeit des Grabes deſto reizender und ſchmakhafter ma-
1062 chen will. — O ſtrebet nach dieſen Glauben an Gott
und ſeine Liebe, und ihr werdet durch ihn die langwie-
rigſten Leiden beſiegen und mitten in euren Schmerzen
Muthvoll jauchzen lernen:

Was biſt du denn, o meine Seele,
In deiner Noth ſo kummervoll;
Vertraue Gott! nur ihn erwähle
Zu deinem Troſt. Er ſucht dein Wol.
Einſt dankſt du ihm, nach der Gefahr,
Daß er dein Gott und Retter war.

1063 2. Wollet ihr aber, auf eurem Krankenlager einſt dieſes Troſtes recht gewiß ſeyn, so bemühet euch ſelbſt, denſelben an euch wahr zu machen, d. h. benuzet, ſo viel an euch iſt, die langwierige Krankheit, zu Er-

Erfüllung der von euch erkanten liebevollen Abſichten
eures himliſchen Vaters. Benuzet, ſage ich, die
Zeit, die euch Gott leiden läſſet, zu Wegräumung
alles deſſen, was eurer Seligkeit noch etwa hinderlich
ſeyn könte. Ihr nehmet vielleicht noch ſtrafbare Be-
gierden in euch wahr: entſaget ihnen: ſucht euer Herz
davon zu reinigen: bereuet ihre vormaligen Ausbrü-
che. — Ihr habt noch Feindſchaften in der Welt:
eilet ſie zu zernichten: verſöhnt euch mit euren Feinden:
vergebet ihnen ihr Unrecht: reiniget euch ganz von
allen überbliebenen Empfindungen des Haſſes, der
Rachſucht. — Ihr habt vielleicht in der Welt, hinge- 1064
riſſen von Leidenſchaften oder Leichtſinn, mancherlei
Schaden angerichtet: ſuchet dieſen Schaden wieder
gut zu machen: gebet wieder, ſo ihr etwas mit Unrecht
an euch gebracht habt: wiederrufet, ſo ihr euch an der
erkanten Wahrheit verſündiget habt: geſtehet, ſo ihr et-
was verheimlichet habt, das ihr ſchuldig waret zu be-
kennen: redet offenherzig mit denen, die ihr etwa durch
leichtſinnige Reden, oder durch euer Beiſpiel, auf
Irrwege verleitet habt. — Ihr habt es vielleicht
euren Kindern an ſtrenger Zucht fehlen laſſen: laſſet ſie
täglich vor euch kommen: warnet ſie vor ihren Fehlern:
wendet jede Stunde, wo euch die Krankheit einige Ru-
he vergönt, dazu an, ihre Herzen zu beſſern, und durch
die dringendſten Ermahnungen, die im Munde eines
Sterbenden, ohnehin die ſtärkſten Eindrüke zu machen
pflegen, ſie von den Wegen des Verderbens zurükzu-
führen. — Das, werden euch ſehr heilſame Beſchäf- 1065
tigungen werden, die euch manche Stunde in eurer
Krankheit verkürzen, und zugleich Heilmittel für eure
Seele ſeyn werden. Und bei ſolchen Beſchäftigungen
wird euer Glaube, (daß Gott eure Leiden aus Liebe
und zu eurem eignen Beſten euch zuſchikte) in Gefühl
und Empfindung übergehen, und euch mit dem mäch-
tigſten Troſte beleben.

1066 3. Läßt euch der Ausbruch eurer Krankheit nicht immer an ſolche Geſchäfte für das Heil eurer Seele denken, ſo wendet die trübern Stunden eures Krankenlagers auf das Andenken an die Ewigkeit, und auf Unterhaltungen mit Gott im Gebet. Denn in ſolchen Zeitpunkten wird beides ſeine ſtärkende und erquikende Kraft am vollkommenſten beweiſen. — Das Gebet iſt das wirkſamſte Heilmittel der Seele im Leiden: weil es allen unſern Empfindungen Wärme und Lebhaftigkeit giebt. — Jeder Wunſch nach Gottes Hülfe, jeder Vorſaz zur Geduld, jeder Gedanke an Gott und ſeine Liebe, jedes Aufſtreben der Seele zum Vertrauen auf Gott, das alles wird weit feuriger und ſtärker in uns, wenn wir es in Gebet auflöſen. Und wer ſelbſt hierinnen nur erſt einige Erfahrungen gemacht hat, der wird ſichs nicht ausreden laſſen, daß die Augenblike eines recht inbrünſtigen Gebets die eigentlichen Zeitpunkte ſind, wo der Friede Gottes in unſern Herzen auf eine recht fühlbare Art wirkſam iſt, und wo die Gefühle des Vertrauens, die Ergebung in den Willen Gottes und der freudigſten Ausſicht in die Zeit der Vergeltung, in unſern Herzen den höchſten Grad der Wärme und der Inbrunſt zu erreichen pflegen.

1067 4. Glaubet aber ja nicht, daß dieſes Gebet das Einzige ſey, was euch auf einem langwierigen Krankenlager beſchäftigen müſſe. — Ihr müßt es immer nur als Arzeneimittel betrachten. Und ſo wie es thöricht ſeyn würde, alle Augenblik und ohne Bedürfniß Arzeneien zu nehmen, weil alsdann auch die beſte Arzenei ihre Kraft verlieren müßte, ſo wäre es thöricht, immer zu beten, und mit ernſthaften Gedanken den Geiſt zu ermüden, und durch übertriebnen Gebrauch eines ſolchen Heilmittels deſſen Wirkſamkeit zu ſchwächen. — Nein, nur, die trüben Stunden eures Krankenlagers rathe ich euch durch Gebet zu mildern

dern und euch in denſelben Erquikung zu verſchaffen.
Zu anderer Zeit laſſet es euch nicht an allen denen 1068
ſchiklichen Mitteln fehlen, welche den Geiſt zerſtreuen
und den Gedanken an unſre Leiden verdrängen können.
Verſchaffet euch an Tagen, wo die Heftigkeit der
Krankheit etwas nachläßt, geſellſchaftliche Zuſprache,
und laßt eure Freunde es durch alle mögliche Unterhaltungen
es dahin zu bringen ſuchen, daß ihr eure Leiden
vergeſſet. — Es iſt ein ſehr albernes Vorurtheil,
wenn man meint, ein Kranker müſſe ſich mit
nichts, als mit der Religion beſchäftigen. — Was 1069
der Chriſt bei geſunden Tagen thun darf, iſt ihm auch
in kranken Tagen vergönt — und jezt um ſo vielmehr,
da er ja ohnehin genug leiden muß, und in ſeinen Leiden
Zerſtreuungen nöthig hat. — Laſſet euch alſo
ohne Bedenken, bald durch angenehme Geſpräche,
bald durch Zeitvertreib, bald durch Tonkunſt, bald
durch Vorleſung aufmunternder Schriften unterhalten,
um die Zeit der Leiden zu verkürzen, und durch
Aufheiterung eures Gemüths die Heilmittel des
Arztes wirkſam zu machen. S. I, 1573. ff.

5. Vergeſſet endlich dabei nicht, was auf einem 1070
langen Krankenlager gemeiniglich am meiſten vernachläßiget
wird, in eurer Diät ſtrenge zu ſeyn, eurem
Arzte auf das gewiſſenhafteſte zu folgen, und alles
anzuwenden, was zu Herſtellung eurer Geſundheit erfodert
wird, und laßt euch nie eure Leiden ſo ungeduldig
machen, daß ihr eurer Leben darüber gering achten
ſolltet. —

Aber hier noch ein Wort der Ermahnung an diejenigen, welche ſich im Zuſtande der Geſundheit befinden, um ſie für den möglichen Fall der Krankheit belehret zu haben.

1. Suchet euch wo möglich dieſe Leiden zu erſparen: 1071
d. h. die Urſachen zu vermeiden, aus denen lang-

wierige Krankheiten zu entſtehen pflegen. Dieſe Urſachen ſind — wenn man unmäßig oder unordentlich lebt, und die Geſeze einer vernünftigen Diät verabſäumet — wenn man zu viel ſizende Arbeit verrichtet, und nicht durch Leibesbewegungen und Genuß der freien Luft den Umlauf des Bluts und der Säfte zu erhalten ſucht — wenn man heftige Leidenſchaften unterhält, und dadurch ſeinen Körper verwüſtet. — Würdet ihr mehr für eure Geſundheit beſorgt ſeyn, und gewiſſenhafter mit dieſem Kleinode umgehen lernen, ſo würdet ihr nicht ſo leicht in Gefahr ſeyn, eines oft fürchterlich langſamen Todes zu ſterben. — Fraget nur eure Aerzte. — Da es indeſſen, auch bei der größten Sorgfalt, doch möglich bleibt, daß euch Gott eine ſo harte Prüfung auflege, ſo iſt es

1078 2. Eure Pflicht euch auf dieſem Fall ſo vorzubereiten,
daß die obgedachten Mittel immer in eurer
Gewalt ſtehen. Lernet daher in Zeiten vertraut werden
mit den Tröſtungen der Religion, die euch in euren
Leiden Stärke und Muth verleihen können. Lernet
den Gott der Liebe recht kennen. Suchet euren Glauben
an Gott, und ſeine väterlichen Geſinnungen in
geſunden Tagen durch Nachdenken und Erfahrungen
recht veſt und bewährt zu machen. — Lernet in
Zeiten an der Unterhaltung mit Gott im Gebet euer
Vergnügen finden: damit alsdenn, wenn ihr dieſes
Heilmittel nöthig habt, es eurer Seele nicht an Empfänglichkeit
fehlen möge, daſſelbe zu genießen und ſeiner
1079 Wirkungen theilhaftig zu werden. — Bemühet
euch endlich in Zeiten an ſolchen Zeitvertreiben und
Aufheiterungen des Gemüths Geſchmak zu finden, welche
ſich mit den ernſten Geſchäften eines Sterbenden
vertragen, damit ihr auf eurem Krankenbette nicht zu
kindiſchen Spielwerken eure Zuflucht nehmen müſſet. —
Vor allen Dingen aber findet bei geſunden Tagen euer
Herz

Herz in diejenige Faſſung zu ſezen, bei welcher es allein möglich iſt, dem Tode mit Freuden entgegen zu gehn, und den Augenblik ſeiner Auflöſung mit ruhigem Gewiſſen zu erwarten. —

Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt,
Wünſchen wirſt gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbſt,
Würden, die dir Menſchen gaben,
Nichts wird dich im Tod erfreun,
Nichts der Schmerzen Lindrung ſeyn.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein freudiges Gewiſſen,
Nur der Troſt, den Chriſtus giebt:
Daß auch Leiden unſer Heil ohnfehlbar befördern müſſen:
Leite mich mit Freudigkeit,
Durch die Leiden dieſer Zeit.

XLVIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Duldung.

1074 Die meiſten und gröſten Stöhrungen unſerer Glükſeligkeit verurſachen uns ohne Zweifel die Fehler und Unvollkommenheiten unſerer Mitmenſchen. Es iſt daher ein Haupttheil der vernünftigen Sittenlehre, welcher uns anweiſet, uns gegen fehlerhafte Menſchen ſo zu verhalten, wie es den Geſezen der Menſchenliebe gemäß iſt, und wie es zugleich mit unſerm Wunſche übereinſtimt, die Leiden zu verhüten oder doch wenigſtens zu mindern, welche die Fehlerhaftigkeit der Menſchen uns verurſacht.

1075 Wir wollen alſo zuerſt die **Regeln des Verhaltens** gegen fehlerhafte Menſchen vollſtändig **entwikeln** und ſodann dieſelben auf die vornehmſten Klaſſen der fehlerhaften Menſchen anwenden. Die erſte dieſer Regeln betrift die **Duldſamkeit.**

1076 A. Wenn wir nach den Geſezen der Glükſeligkeitslehre euch ermahnen, die Fehler eurer Mitmenſchen zu dulden, ſo müßt ihr doch wohl zuerſt wiſſen, was ihr dulden ſollt, oder welches eben ſo viel iſt, ihr müſſet vorerſt recht deutlich und beſtimt es denken lernen, was **Fehler** heiſſen. — Und ihr werdet gleich hören, daß ihrs noch nicht wußtet. —

1077 I. **Fehler**, ſolltet ihr das wohl glauben? ſind keine **wirklichen** (abſoluten) Dinge, ſondern es ſind blos (relative) Dinge, die in eurer **Vorſtellung** exiſtiren. Ich will verſuchen, euch dieß aus Exempeln begreiflich zu machen. Es giebt unter den Dingen, die ihr Fehler nennt, zweierlei Klaſſen: — fehlerhafte **Beſchaffenheiten** und fehlerhafte **Handlungen.**

1078 Nehmt von jeder ein Beiſpiel. Eigenſinn iſt eine fehlerhafte Beſchaffenheit: alſo ein Fehler. Warum nent ihr das ſo? Eigenſinn iſt Beharrlichkeit auf dem, was unſern Einſichten und Neigungen gemäß iſt. Das iſt das Wirkliche der Sache. Iſt dieß Fehler? —

1079 Wenn ihr heute Luſt hättet, einen Spaziergang mit einem Freunde vorzunehmen, und euer Freund wollte nicht und beharrte darauf, blos weil er nicht Luſt hat: das werdet ihr freilich Eigenſinn, und dieſen Eigenſinn Fehler nennen? Und warum in dieſem Fall, da ſonſt Beharrlichkeit nicht Fehler an ſich iſt? Nicht wahr, weil die Beharrlichkeit in dieſem Falle euch ein Leiden,

eine Unannehmlichkeit verurſacht? Alſo das, was hier 1080
die Beharrlichkeit zum Fehler macht, iſt nichts Wirkliches.
Es liegt blos in eurer Vorſtellung und Empfindung.
— Denn, wenn ſichs gerade fügte, daß ihr
auch nicht Luſt hättet, ſo würdet ihr jenen veſten Entſchluß
eures Freundes, heute nicht ſpazieren zu gehn,
keinen Eigenſinn nennen: d. h. ihr würdet euch das,
was er thut, anders vorſtellen. — Im erſten Falle 1081
dachtet ihr euch daſſelbe Ding als euch zuwider: da
wars Fehler. Im leztern denkt ihrs eurem Willen gemäß:
da iſts keiner. Iſt nun das, was ihr Fehler
nent, etwas wirkliches, oder iſt es nicht vielmehr ein
bloßes Verhältniß eines wirklichen Dinges gegen eure
Vorſtellungen und Empfindungen? — Nehmt noch 1082
ein Beiſpiel aus der zweiten Klaſſe — der Handlungen.
Es nimt jemand euer Geld. Ihr nent das eine fehlerhafte
Handlung. Und warum? Weil ihr ſie euch
als eine euch ſchädliche und nachtheilige Handlung vorſtellt,
und ſie folglich als etwas euch unangenehmes
empfindet. Sezet nun aber, daß ihr das Geld zu
nichts brauchen köntet, daß es euch ſelbſt gleichgültig
wäre, wer es hätte, ihr oder ein anderer. Würde
nun das Nehmen noch Fehler ſeyn. Unterſcheidet alſo 1083
auch hier das Wirkliche von der bloßen Beziehung auf
euch. Das Nehmen als Handlung iſt nicht Fehler an
ſich. Nur das Verhältniß der Handlung gegen euch
macht ſie zum Fehler. — Ihr werdet in der Folge 1084
erſt gewahr werden, daß es wichtig iſt, dieß zu unterſcheiden
und wohl zu bedenken, daß Fehler bloße Beziehungen
der Beſchaffenheiten oder Handlungen eurer
Mitmenſchen gegen eure Vorſtellungen, Wünſche und
Empfindungen ſind. — Eine Beſchaffenheit oder
Handlung, heißt darum Fehler, wiefern ſie euch Unannehmlichkeiten
verurſacht, wiefern ſie nicht mit euren
Vorſtellungen und Wünſchen übereinſtimt. Welche
Klaſſe der Fehler ſoll ich nur dulden?

1085 a. Die erſte — die fehlerhaften Beſchaffenheiten, des Verſtandes, (Dumheit, Irrthum, Vorurtheile u. ſ. w.) des Willens, (Eigenſinn, Empfindlichkeit, Hize, Ungeduld, Geiz u. ſ. w.) des Körpers, (Schwächlichkeit, Trägheit, Blindheit u. ſ. w.) — alle, ohne Ausnahme. —

1086 b. Die zweite — die fehlerhaften Handlungen,
oder, die Ausbrüche jener Beſchaffenheiten, unter
der Bedingung, wenn ſie eure weſentliche Glükſeligkeit
nicht zernichten, oder bei fernerer Duldung zernichtet
würden. — Z. B. daß euch jemand ſchlägt,
iſt eine fehlerhafte Handlung: weil und wiefern ſie euch
ein Leiden verurſacht. Sezet ihr den Fall, daß das
einem Manne widerfährt, deſſen Ehre durch geduldete
Schläge dergeſtalt verlezt wird, daß er aufhören muß,
ein nüzlicher Menſch zu ſeyn, (wie das gewöhnlich bei
einem Officier der Fall iſt) ſo iſt ſeine weſentliche Glükſeligkeit,
welche ohne Fähigkeit der Welt nüzlich zu
ſeyn, nicht beſtehen kan, zernichtet. Er kan ſie alſo
1087 nicht dulden. — Sezt einen andern Fall: daß ein
Menſch euch ſchlägt, der nicht beleidigt war, aus
bloßen Muthwillen oder Neigung euch zu beleidigen.
Auch hier könnet ihrs nicht dulden, weil ihr euch fernern
Mißhandlungen ausſezen würdet. — Sezet
aber den Fall: daß ein Freund, in der Hize und Uebereilung,
welche Trunk oder ähnliche Umſtände veranlaßt
hatten, mich ſchlüge. Würde ich da nicht vernünftig
und edel handeln, wenn ich mich entfernte
und — duldete: weil dadurch weder jezt noch künftig
meine weſentliche Glükſeligkeit zerſtört wird? — Ihr
werdet das alles ſogleich vollkommner einſehen, wenn
ich euch noch werde geſagt haben.

1088 II. Was dulden heißt. — Ich verſtehe darunter keine völlige Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit. Denn dieſe iſt unmöglich. Und unmögliche

Dinge fodert weder Gott noch ein vernünftiger Sittenlehrer. Fehler ſollen und können nicht aufhören, Fehler, d. h. euch unangenehm zu ſeyn. Denn es iſt unvermeidlich, daß eine Beſchaffenheit oder Handlung, die euch Körperſchmerz macht oder euren Wünſchen und Abſichten zuwider iſt, euch nicht unangenehm ſeyn ſollte. — So verlange ich auch nicht, daß ihr **keine Mittel** anwenden ſollet, die Fehler eurer Nebenmenſchen zu zernichten, ihre Ausbrüche zu verhindern, oder ſie außer Stand zu ſezen, euch dadurch Leiden zu verurſachen. — Ich werde euch vielmehr in der Folge die nöthigen Anweiſungen ertheilen, wie ihr das machen müſſet.

Dulden heißt 1) **nicht anhaltend** über den fehlerhaften 1089
zürnen. Ich ſage, anhaltend. Denn eine
anfängliche Aufwallung des Zorns iſt nicht in unſerer
Gewalt, ſondern unvermeidliche Folge des Temperaments:
— 2) **nie aufhören**, den Fehlerhaften zu 1090
lieben: nie in der thätigſten Liebe zu ermüden. Merket
das wohl. Die duldende Liebe erfodert dieß, daß
kein Fehler euch zum Haſſe verleite: ſondern daß ihr
jedem Menſchen, bei allen ſeinen Fehlern, unausgeſezt
das erweiſet, was die Liebe mit ſich bringt, d. h.
daß ihr alle die Freuden und Güter ihm zuwendet, und
alle die Uebel und Leiden von ihm abwendet, die ihr ohne
eignen größern Schaden zu — oder abwenden
könt. — 3) Daß ihr ſogar den Fehlerhaften ſeinen 1091
Fehler nicht empfinden laſſet, wenn es auch in eurer
Gewalt ſteht: z. B. daß ihr einen fehlerhaften Menſchen
ſeinen Fehler nicht mit öffentlicher Demüthigung
vorwerfet, ihm darüber nicht mit Spott, Verachtung
begegnet — kurz, ihm für ſeinen Fehler keine Leiden
oder Schmerzen zufüget, außer — ſolche Leiden, die
ſeine Beſſerung mit Zuverläßigkeit befördern, — 4) daß 1092
ihr alſo um des Fehlers willen, wofern er nicht, wie

ich oben zeigte, eure weſentliche Glükſeligkeit zerſtört, oder euch unerträgliche Schmerzen macht, die einmal angefangene **Verbindung** mit dem Fehlerhaften nicht aufhebet — ſobald ihr ſehet, daß die Aufhebung ihm ſelbſt allzugroße Leiden verurſachen würde — ſondern es als eine Ungemächlichkeit anſehet, die der weiſe und tugendhafte Mann willig erträgt, weil Liebe ſeine eigne Seligkeit iſt — weil er, mit Gott ähnlicher Geſinnung, es ſich zur Freude macht, ſeinen Mitmenſchen Freuden zu ſchaffen und zu erhalten, und alle vermeidlichen Leiden ihnen zu erſparen, und lieber ſelbſt kleine Uebel zu dulden, um großere abzuwenden. — Sehet, das iſt die **duldende** Liebe. —

1093 B. Höret nun die vernünftigen **Gründe**, welche euch zu Ausübung derſelben bewegen können. Bedenkt

1094 1. Daß kein **Menſch** ohne Fehler iſt — kein einziger — daß ihr alſo entweder aus der Welt gehn oder euch gefallen laſſen müſſet, daß die Gegenſtände eurer Liebe alle ohne Ausnahme Fehler haben, folglich euch Laſten und Unannehmlichkeiten verurſachen. — Mich deucht, dieß lehrt die Erfahrung. — Und wenn ihr auch von manchem Menſchen anders urtheilen ſolltet, ſo komt es gewiß nur daher, daß ihr ihn noch nicht genug kent, daß ihr nur ſeine Außenſeite kent. Ein genauerer Umgang würde euch überführen, daß er auch ein **Menſch** iſt und ſeinen Fehler hat. — Nehmet dazu,

1095 2. Daß keiner ohne Fehler ſeyn kan. Es iſt von der Menſchheit unzertrenlich. — Wollt ihr das ganz klar einſehen, ſo beſint euch nur auf den Begrif, den ich euch oben gezeigt habe. Fehler iſt ja nur die Beziehung einer Beſchaffenheit oder Handlung auf eure Wünſche und Empfindungen. Wie es nun unmöglich iſt, daß ein Menſch in allen Stufen und zu allen Zeiten mit euren Vorſtellungen, Wünſchen, Empfindungen

gen einſtimme; eben ſo unmöglich iſt es, daß er ohne Fehler ſey; daß er folglich euch nicht zuweilen unangenehm oder laſtend ſeyn ſollte. — Iſt es alſo nicht unleugbar nothwendig, daß ihr an jedem das dulden lernt, was ſich an allen findet? — Bedenket dabei

3. Die **Schuldloſigkeit** der Menſchen bei ihren 1096
meiſten Fehlern, welche aus ihrer **Entſtehungsart** ſichtbar iſt. S. I, 672. ff. — Was wollt ihr z. B. demjenigen zurechnen, welcher von Natur ein hiziges Blut und reizbare Nerven hat, der alſo von jedem Gegenſtande leichter, als ein anderer von trägem Blute und minderer Reizbarkeit, gerührt und in Leidenſchaft gebracht werden kan. Sezt, daß bei einem von Natur hizigen Menſchen eine fehlerhafte Erziehung dazu kam, daß man in der Jugend keine Mittel angewendet hat, ſeine Hize zu mildern u. ſ. w. Wenn dieſer Menſch durch ſeine Hize euch zuweilen auch beſchwerlich wird, ſollte er nicht verdienen, daß ihr ſeine fehlerhafte Beſchaffenheit ſowohl als die aus ihr zuweilen unvermeidlich entſtehende fehlerhaften Handlungen duldet? — — Und wie? habt ihr nicht

4. **Selbſt** eure Fehler? Oder könt ihr euch über- 1097
reden, daß in euren Vorſtellungen, Geſinnungen, Beſchaffenheiten, Sitten, Handlungen ꝛc. gar nichts wäre, was mit den Vorſtellungen, Wünſchen und Empfindungen eurer Nebenmenſchen ſtreitet, und folglich in ihren Augen Fehler iſt? Wenn ihr nun ſelbſt auch eure Fehler habt, ſo ſeyd ihr ja ſelbſt der **Duldung bedürftig**. Wenn ihr folglich wünſchet, daß man euch trage, daß man die Ungemächlichkeiten, die ihr andern durch eure Fehler verurſacht, erdulde, daß man darum nicht aufhöre, euch zu lieben, noch euch verſtoße — — wenn ihr das wünſchet, iſts nicht billig, daß ihr das euren Mitmenſchen thut, was ihr wollt, daß ſie euch auch thun? — Ueberleget dabei

1098 5. Wie unausſprechlich eure Glükſeligkeit gewinnt, wenn ihr dieſe duldende Liebe lernt. — Wie viel Unruhe, wie viel Mißmuth werdet ihr euch nicht erſparen, wenn ihr künftig nach dieſen Grundſäzen handeln lernt: wenn ihr es ein vor allemal vorausſezt, daß alle Menſchen Fehler haben, und ohne Fehler nicht ſeyn können: wenn ihr alſo bei allen Verbindungen, die ihr mit allen Menſchen eingehet, (bei Verehligung, bei Annehmung eines Geſindes, bei der Wahl eurer Freunde und Geſellſchafter u. ſ. w.) es gleich mit in Rechnung bringt, daß ihr Fehler an ihnen dulden müſſet. Wird das nicht eure Gemüthsruhe ungemein befördern? Werdet ihr nicht dabei der häufigen Uebereilungen überhoben ſeyn, die bisher eure Ungeduld verurſacht hatte — aller der Vorwürfe, Zänkereien, Racheübungen, Demüthigungen, Kränkungen, Gegenbeleidigungen u. ſ. w. die euch ſo unzähligemal euer Leben verbitterten und eure Glükſeligkeit ſtörten? — O Menſchen! wenn ihr euch auf eine vernünftige Weiſe ſelbſt liebet, ſo lernt die duldſame Liebe von dem Jeſu, der ſie euch ſo oft empfahl, und der ſie ſelbſt ſo vollkommen ausübte. — Lernt die kleinen Leiden ſtandhaft ertragen, welche aus den Fehlern eurer Mitmenſchen euch zuwachſen. Saget es euch doch täglich ſelbſt vor, damit es euch immer vor Augen ſchwebe und eure Empfindungen und Handlungen leite, daß eure Mitmenſchen nicht ohne Fehler ſeyn können, daß es nicht möglich iſt, daß ſie es euch immer recht machen, daß ſie nie ſich ändern, daß ſie immer euren Vorſtellungen gemäß denken, immer ſo urtheilen wie ihr, immer ſo handeln wie ihr wollt, daß ſie handeln ſollen, immer das lieben, was ihr für liebenswürdig haltet, immer das meiden, was euch zuwider iſt. — Kan es doch Gott ſeinen Menſchen nicht immer recht machen, daß ſie nicht zuweilen über ihn klagen und ſeine Vorſehung räthſelhaft finden ſollten, dieſer weiſe und unendlich liebende Gott, wie wollen es eure ſchwachen und unvollkommen Mitmenſchen können? Und hat nicht

6. **Gott ſelbſt** dieſe Geduld mit **euch**? Hat die 1099
duldende Liebe, die wir euch um eurer Ruhe und Glükſeligkeit
willen empfehlen, nicht das Beiſpiel eures
Schöpfers für ſich. Muß nicht Gott es dulden, daß
ſeine Geſchöpfe fehlerhaft ſind, und tauſendfältig ſeinen
guten und väterlichen Abſichten entgegen handeln?
— — Und duldet ers nicht mit unausſprechlicher
Langmuth? —

XLIX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Schonung im Geſpräch.

Gewiß, zwei Drittheile der Leiden, die euch durch 1100
eure Nebenmenſchen in der Welt zuwachſen, verurſacht
ihr ſelbſt **durch eure unvorſichtige Reden**;
weil ihr euer Recht, über ihren Karakter und Handlungen
zu urtheilen, mißbraucht. — **Freies Urtheil**
iſt freilich ein allgemeines Menſchenrecht: aber es komt
auf die Art an, wie man dieß Recht ausübet. — Ich
will euch beides, die rechte und falſche Art, kentlich
machen.

Ihr könt von den Handlungen, Abſichten, Beſchaffenheiten 1101
und Mängeln eurer Mitmenſchen frei
urthei-

urtheilen, und dieſelben auch freimüthig ſagen, unter folgenden Bedingungen.

1102 a. Daß alles genau wahr iſt, worauf ſich euer Urtheil gründet — daß ihr alſo ſelbſt vorher unterſuchet, prüfet — ob euer Urtheil Grund hat — daß ihr nicht auf fremde Nachrichten rechnet, ſondern ſelbſt ſehet — nicht eine Sache von einer Seite betrachtet, ſondern alle ihre Seiten, alle Nebenumſtände genau erwäget. — Aber das iſt lange nicht genug. — Es iſt nöthig,

1103 b. Daß ihr euer freimüthiges Urtheil, entweder dem, den es betrift, ins Angeſicht ſaget, oder wenigſtens ſo laut, daß ers erfahren und ſich rechtfertigen kan. — —

1104 c. Daß ihrs mit Beſcheidenheit — im ſanfteſten Ton — ohne alle Schmähſucht, Grobheit, Heftigkeit — ſaget —

1105 d. Daß ihr bei jedem nachtheiligen Urtheil über andere, ihr Gutes nicht verſchweiget — und ihren anderweitigen Werth dabei anerkennet — und was die Hauptſache iſt,

1106 e. Daß euer freimüthig geſagtes Urtheil einen anſtändigen und ſichern Zwek habe. — Die möglichen Zweke dieſer Art können ſeyn: 1) demjenigen, den das Urtheil betrift, eine nüzliche Selbſtkentniß mitzutheilen, 2) andere vor Schaden zu verwahren, der aus Unbekantſchaft eures Urtheils entſtehen könte — 3) euch ſelbſt dadurch gegen Verunglimpfungen zu rechtfertigen. — Einer von dieſen Zweken muß da ſeyn und, was ihr ja merken müſſet, muß ſicher und gewiß oder doch höchſt wahrſcheinlich ſeyn. Denn wenn ihr nicht ſicher erwarten könt, daß ihr einen Zwek erreichen werdet, ſo müßt ihr allemal Bedenken tragen, ein Mittel zu brauchen, das in allem Betracht ſo gefährlich iſt, d. h. wobei es ſo gar leicht möglich iſt, daß ihr eures Nächſten guten Namen beſchädiget und euch von ſeiner Seite Haß, Erbitterung, Verfolgung — zuzieht.

Und nun könnet ihr von ſelbſt, nach den Regeln 1107 des Gegenſazes, einſehen, in welchen Fällen ihr euer Recht, freimüthig über andre zu urtheilen, mißbrauchet.

a. Wenn ihr jedes nachtheilige Urtheil über jeden, 1108 das in eurem Gehirn aufkomt, ohne von deſſen Wahrheit und Gründlichkeit gewiß zu ſeyn, unvorſichtig herausſaget, und —

b Ohne eine wichtige, anſtändige, und mit Zuverläßigkeit 1109 erreichbare Abſicht zu haben. — Das begreift ihr doch wohl, daß niemand gern ſchlecht von ſich urtheilen läßt, auch wenn es mit Grunde geſchieht: daß alſo nachtheilige Urtheile allemal kränken und ſchmerzen. — Es erfodert alſo Liebe und Billigkeit, daß ich keinem Menſchen einen Schmerz mache, ohne die höchſte Noth. Denn die armen Menſchen haben ohnehin in der Welt zu leiden genug. Warum wollt ihr, ohne Urſach, ihre Leiden vermehren? — Könte das mit der Liebe beſtehn? — Und wie gefällt es euch? — Es iſt alſo offenbar, daß man ohne wichtige und überwiegend gute Zweke von niemand nachtheilig urtheilen muß. — Aber noch größer wird euer Fehler,

c. Wenn ihr heimlich — **hinter dem Rüken anderer** 1110 — ſchlecht von ihnen urtheilet. — Das erbittert noch weit mehr — und thut auch deſto größern Schaden, weil der andre ſich nicht vertheidigen kan — ferner

d. Wenn das freimüthige Urtheil mit Heftigkeit 1111 und **Schmähſucht** verbunden iſt — wenn man in bittern, ſpöttiſchen, oder plumpen Ausdrüken es vorträgt und

e. Das übrige **Gute** des Menſchen, von dem 1112 man urtheilt, verkent — **verſchweigt** u. ſ. w.

Sol-

1113 Solcher nachtheiligen Urtheile müſſet ihr euch gänzlich enthalten. — Ihr müſſet ſie nie, auch im Zirkel eurer Freunde nicht, fällen. Denn es komt doch heraus. Es hat jeder ſeinen Vertrauten, dem ers wieder erzählt. Und ſo komts am Ende doch an den, den es betraf, und den ihr alſo damit kränkt und gegen euch erbittert.

1114 Iſts dann wohl Wunder, wenn die Menſchen ihre Fehler und Schwachheiten euch fühlen laſſen? Wenn ihr hinter dem Rüken eurer Feinde ſchlecht redet, werden ſie nicht dann erſt ihre Feindſchaft thätig machen? Wenn ihr über den Abergläubiſchen — Eigenſinnigen — Argwöhniſchen — Eiferſüchtigen — blinden Eiferer — tyranniſche Obrigkeit — über den Stolzen — Neidiſchen — Zänkiſchen — Kabalenmacher — Groben oder Hizigen u. ſ. w. hinter deren Rüken raiſonirt und gegen ſie loszieht — werden ſie dann nicht durch euch ſelbſt gleichſam aufgefodert werden, an euch ihre Fehler auszulaſſen? — Heißt das nicht den Schlam aufrühren, um das hellſte Waſſer zu trüben? — Alle dieſe fehlerhaften Menſchen würden nicht an euch denken — es würde ihnen gar nicht einfallen, euch zum Gegenſtande ihrer Thätigkeit zu machen, wenn ihr euch durch ſolche unbeſonnene, unbillige und nuzenloſe Reden nicht gleichſam ſelbſt bei ihnen anmeldetet und ſie aufreizet. — Die ungerechte Obrigkeit würde euch in Ruhe laſſen — der Abergläubiſche würde nicht fragen, ob ihr ſeines Glaubens wäret — der Feind würde euch vergeſſen — der Kabalenmacher würde euch in ſeinem Wirkungskreis gar nicht vermiſſen: — wenn er nicht nachtheilige Urtheile von euch hörte, und gerade dadurch gezwungen würde, ſich eurer zu erinnern und Luſt zu bekommen, euch zu ſchaden.

O liebe Mitmenſchen! wer gute Tage haben will, der ſchweige ſeine Zunge. — Das iſt ein goldner Spruch eines Apoſtels Jeſu. — Schreibet ihn alle über eure Thüren und macht euchs zu einer Hauptregel eures Lebens: **ſprich nie nachtheilig von Abweſenden!** fälle von niemanden widrige Urtheile, **hinter ſeinem Rüken** — auch nicht vor den Ohren deiner vertrauteſten Freunde — wenn kein ſehr wichtiger, anſtändiger, und gewiß erreichbarer Zwek dich dazu nöthiget. — Wer dieſe Regel zeit ſeines Lebens ausübt, wird gewiß erfahren, daß ſie ein entſcheidendes Mittel war, auch unter den fehlerhafteſten Menſchen ruhig und vergnügt zu leben. — Denn ſie beruht auf dem unleugbaren Erfahrungsſaze: daß kein Menſch ohne eine Veranlaſſung handelt, welche von dem Gegenſtande gegeben wird, gegen den er handelt. — 115

Verbindet damit eine **Nebenregel:** — wenn 116 du hörest, daß andre in der Geſellſchaft von andern nachtheilig urtheilen, ſo **nim keinen Theil am Geſpräch**, und ſage nichts dazu, bejahe, beſtätige das nachtheilige Urtheil nicht, wenn du es auch nicht widerlegen kanſt. — Denn Theilnehmen iſt ſo ſchlim, als Selbſtthun. Und wenn der Beurtheilte es wiedererfährt, ſo fällt ſein Haß auf die Beiſtimmenden ſo gut als auf den Urheber des Urtheils. — Kanſt du es aber gar widerlegen, ſo vertheidige den Verurtheilten mit Beſcheidenheit — oder entſchuldige ihn wenigſtens — ſuche das nachtheilige Licht zu mildern — gedenke des Guten, das er an ſich hat — u. ſ. w. Das wird euch den Vortheil bringen, daß der nachtheilig Beurtheilte, wenn ihm das Geſpräch zu Ohren komt, euch unwiderſtehlig lieb gewinnen und hochſchäzen wird. — —

L.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Schonung im Betragen.

1117 Freuden ſchaffen und Leiden mindern iſt das Prinzip des Evangelii der Liebe. Iſt nun Liebe Freudegenuß, o ſo laſſet es uns auch, nach der Lehre Chriſti, bei fehlerhaften und feindſeligen Menſchen anwenden.

1118 I. **Mache keinem Menſchen, wenn er dir noch ſo zuwider oder läſtig war, Schmerz oder Kränkung, ohne die höchſte Noth.** Das iſt ſchon an ſich allgemeines Geſez für jeden guten Menſchen, deſſen Herz zur Liebe veredelt iſt. Aber es iſt auch beſondere Regel für den, der die Stöhrungen verhüten will, welche die Fehlerhaftigkeit ſeiner Mitmenſchen ſeiner Ruhe verurſacht.

1119 1. Mache keinem Menſchen Schmerz — er ſey dir unterworfen als Unterthan, Kind, Geſinde u. ſ. w. oder nicht — er ſey alt oder jung — arm oder reich — von hohem Stande oder der niedrigſten Herkunft — deines Glaubens oder eines andern — fähig ſich zu wehren und zu rächen oder nicht. — Jeder Menſch iſt Menſch, und einer hat ſo viel Anſprüche auf Glükſeligkeit wie der andere, und empfindet Leiden und Schmerzen ſo gut als der andere.

1120 2. Mache Keinem Schmerz — auf keinerlei Weiſe. Denn die Art, wie man ſeinen Nebenmenſchen Leiden verurſacht, gilt gleich. Er mag Grund

und Urſache haben, ſich zu bekümmern oder nicht, wenn ihm einmal etwas Bekümmerniß macht, und ich kan es unterlaſſen, ſo muß ich es thun und ihm das Leiden erſparen: wofern mir mein Herz das Zeugniß geben ſoll, daß ich ein wahrer Menſchenfreund bin. — Laſſet uns dieſes wichtige Geſez der Liebe in ſeiner genauern Anwendung kennen lernen: vermöge welcher es in folgende Regeln zerfällt:

1121 Thue nichts, wodurch du jemanden eine Freude verdirbſt, wenn ſie auch noch ſo unbedeutend wäre, wenn er ſie ohne deinen Schaden genießen kan. —

1122 Erlaube dir keinen Scherz, ſo bald du merkeſt, daß er anfängt läſtig zu werden. —

1123 Seze keinen Menſchen, der noch einiges Verdienſt hat, durch Satyre, Spott u. d. dem Hohngelächter andrer aus.

1124 Fange keinen Rechtsſtreit an, dadurch du deinen Mitmenſchen beſchädigeſt, der in irgend einem Betracht vermeidlich iſt. —

1125 Offenbare keines Menſchen Vermögensumſtände, Gebrechen, Fehltritte, Abſichten, deren Entdekung ihm Mißvergnügen und dir und andern nicht einen ungleich größern und rechtmäßigen Vortheil bringen kan. —

1126 Erlaube dir keine Geſpräche von Dingen, über welche dein Mitmenſch erröthen muß. —

1127 Wirf niemanden deine Wolthaten oder Dienſtleiſtungen vor, auch wenn er durch Undank dich reizt. —

Verachte, ſpotte, mißhandle nie das, was deinem Mitmenſchen heilig und ehrwürdig iſt, geſezt auch, daß er ſich dabei irrete: — z. B. nicht die Monſtranz des Katholiken — nicht den Gözen des Heiden — nicht den unwürdigen Vater eines Sohnes, der ihn als Vater liebt und den deſſen Mißhandlung, wenn jener ſie noch ſo ſehr verdiente, dennoch kränken müſte. —

1128 Reize keines Menſchen Leidenſchaft, ſie heiße Eiferſucht, Rechthaberei, oder wie ſie wolle. —

1129 Errege keine Begierde, die du nicht befriedigen willſt und kanſt. —

1130 Verſprich nie, was du nicht zu halten Kraft und Entſchloſſenheit haſt. —

1131 Verleite keinen Menſchen, etwas von dir zu erwarten, was er von dir nicht erwarten darf.

1132 Demüthige keinen Menſchen durch Aufdekung oder Sichtbarmachung ſeiner Schwachheiten und Blößen.

1133 Schlage niemand etwas ab, was du ohne deinen und ſeinen Schaden ihm gewähren kanſt. —

1134 Kränke und beläſtige niemand durch Grobheit, Zudringlichkeit, Auffahren, Eigenſinn, Ueberlaufen u. ſ. w.

1135 Sehet, das heißt ohne Menſchenliebe — wenn ihr ſo gegen eure Mitmenſchen handelt: wenn ihr alle Arten der Leiden und Laſten ihnen erſparet, die ihr ihnen erſparen könt: wenn ihr keinen Menſchen, wenn er auch der allerfehlerhafteſte wäre, Schmerz machet

1136 3. — **ohne die höchſte Noth.** Was heißt das? — Ihr begreift leicht, daß es ſolche Fälle geben muß, wo wir in den Nothfall kommen, wider unſern Wunſch und Willen, andern Leiden verurſachen zu müſſen. Aber lernet ja dieſe Nothfälle recht ſorgfältig kennen, damit ihr euer Herz nicht täuſchet. — Der erſte dieſer Nothfälle iſt:

1137 a. Wenn unſerer Mitmenſchen **Beſſerung** augenſcheinlich gewinnt. — In dieſem Falle tragen auch die zärtlichſten Eltern kein Bedenken, ihren Kindern durch Schläge oder Beraubung der Dinge, die ihnen lieb ſind, Schmerzen zu machen: nur daß ſie freilich, wenn ſie zugleich weiſe Eltern ſind, jedesmal recht ernſtlich überlegen, ob auch dieſer Schmerz ſie wirklich beſſern

ſern und fruchten werde. — Und in einem ſolchen Falle ſind wir alle zuweilen genöthiget, andern Mißvergnügen zu verurſachen. So mußte ich z. B. freilich wohl einem Menſchen ſeine Fehler vorhalten, wenn es ihm auch eine unangenehme Stunde koſten ſollte, wenn ich ihn dadurch zu beſſern Hofnung hätte. — So würde ich wohl einmal einen ſtolzen und übermüthigen Menſchen demüthigen müſſen, wenn ich es auf eine Art thun könte, die mir zur Ablegung oder Minderung ſeines Fehlers Hofnung machte. — So wurde ich mir 1138
in dem einzigen Falle Satyre und Spott erlauben, wenn ich mit Wahrſcheinlichkeit erwarten könte, daß jemand von ſeiner Thorheit, Aberglauben, Vorurtheilen geheilt werden könte. — Das ſind einige der Nothfälle, welche eine Ausnahme von jener Regel machen. Und wenn ihr auch irgend einmal bei dieſer Ausnahme irre gehen ſolltet, ſo werdet ihr dann doch keinen Vorwurf verdienen, wenn es nur eure wahre und einzige Abſicht war — zu beſſern — wenn nur kein Wolgefallen am Leiden des Nebenmenſchen, keine Schadenfreude dabei ſich einmiſchte und euer Herz beflekte. — Der zwente Nothfall iſt:

b. Wenn die **Wolfarth** andrer es unvermeid- 1139
lich macht. — Dieſe geht zuvörderſt die Obrigkeit an, welche, um des gemeinen Beſtens willen, Menſchen, welche die Geſeze übertreten, und z. B. andre betrügen, die öffentliche Sicherheit ſtöhren u. d. durch Straſen bekümmern, ja oft gänzlich unglüklich machen müſſen, um andre zu warnen und abzuſchreken — und das Anſehen der Geſeze aufrecht zu erhalten. — Und hier darf ſich keine Obrigkeit, auch bei der gröſten Strenge, Vorwürfe der verlezten Menſchenliebe machen, wenn die Geſeze nur gut und rechtmäßig ſind. — Das iſt der Fall, warum auch andre Menſchen, die nicht Obrigkeiten ſind, andern Schmerz machen müſſen: warum man z. B. einen Schriftſteller öffentlich

tadeln und ſeine ſchriftſtelleriſche Ehre angreifen müſte, wenn er ſein Talent gemißbraucht und etwas geſchrieben hätte, das der allgemeinen Vernunftreligion nachtheilig iſt, und die geſunden Begriffe von Gott und Tugend zerſtört — warum ein Vormund diejenigen durch Proceſſe heimſuchen müſte, welche das Vermögen ſeiner Mündel widerrechtlich an ſich ziehen wollen — warum man gefährliche Anſchläge auf Gut, Leben, Ehre — andrer Menſchen offenbaren müſte — u. ſ. w. Der dritte Fall iſt:

1140 c. Wenn wir durch eine Handlung andern Schmerz machen, die an ſich rechtmäßig iſt, und welche uns einen ungleich größern und ſonſt unwiederbringlichen Vortheil gewährt oder einen ungleich größern Schaden von uns abwendet. — Gebt hier genau Achtung, was ich ſage. — Ich ſage nicht, daß ihr um jedes Vortheils willen, den ihr erlangen köntet, oder um jedes Schadens willen, den ihr von euch abwenden köntet, andern Schmerz machen dürfet. Denn ſonſt würde auch der hungrige Dieb, wenn er ſtiehlt, recht thun, ſofern er die Abſicht hätte, durch einen geringen Verluſt, den er andern zufügt, ein größeres Leiden, dergleichen der Hunger iſt, von ſich abzuwenden. — Ich
1141 ſeze zwey Bedingungen. Erſtlich muß die Handlung, durch die ihr andern Schmerz macht, an ſich rechtmäßig ſeyn. Das iſt nun aber der Diebſtahl nicht. Das ſind auch Betrug, Verleumdung, ungerechte Proceſſe u. d. nicht. — Wenn ihr alſo noch ſo viel gewinnen, oder noch ſo viel Uebel von euch abwenden köntet, durch ſolche an ſich unrechtmäßige Mittel, ſo würdet ihr keinesweges gerechtfertiget ſeyn. — Nur an ſich rechtmäßige Handlungen können eine Ausnahme machen. So iſt es z. B. an ſich rechtmäßig, die Hülfe der Obrigkeit ſuchen, andern ihre Fehler vorhalten, über ihre Handlungen freymüthig urtheilen, andern

Geheimniſſe anvertrauen, Thorheiten belachen u. ſ. w.
Aber merket es ja wohl. Nicht die Rechtmäßigkeit der
Handlung **allein** iſt es, worauf der Menſchenfreund
ſehen muß: ſondern er muß — **zweytens** auch auf die 1142
Größe des Vortheils oder Schadens Rükſicht nehmen,
und dann nur zu einer ſolchen an ſich rechtmäßigen
Handlung, die andern Schmerz macht, ſich entſchließen,
wenn ſein Vortheil ungleich größer iſt, als
der Schade, den er thut, und der Schmerz, den er
verurſacht. Sezet alſo den Fall, ihr köntet durch einen
gerechten Proceß eine Kleinigkeit gewinnen, die
euch wenig hälfe, und euren armen Gegner gleichwohl
in große Koſten ſtürzte, und ihm tauſenderlei Verdruß
und Aergerniß verurſachte, würde das wohl menſchenfreundlich
gehandelt ſeyn? — Oder ſezet, daß ihr 1143
durch Offenbarung eines Geheimniſſes euch einen zum
Freunde machen köntet, einen andern aber um Ehre
oder Gut bringen müſtet: würdet ihr dann wohl den
Namen eines Menſchenfreundes verdienen, wenn ihr
das Geheimniß offenbartet? — Sezet hingegen, daß
mich einer ungeſcheut beleidigte und öffentlich meinen
guten Namen beflekte, und ich entſchlöſſe mich,
nach allen gütlichen aber fruchtloſen Verſuchen, die
Hülfe der Obrigkeit gegen ihn anzuflehen, würde ich
dann Vorwurf verdienen? — Und warum nicht?
Ihr ſehet hier beide Bedingungen. Ich wende einen
ungleich **größern** Schaden von mir ab und — die
Handlung, durch welche ich dem andern hier ein Leiden
verurſache, iſt an ſich ſelbſt **rechtmäßig.**

Bemühet euch ja, liebe Mitmenſchen, dieſe Ausnahmen 1144
recht zu faſſen — und das evangeliſche Geſez
der **Liebe** immer im Auge zu behalten: **mache keinem
Menſchen** — auch dem verdorbenſten und fehlerhafteſten
Menſchen nicht — **Schmerz** — ohne die
höchſte Noth. —

1145 II. Und ſolltet ihr wohl noch nach Bewegungsgründen fragen, die euch zu Befolgung dieſer Regel antreiben könnten? Sollte euer Herz euch nicht dazu von ſelbſt antreiben? Bedenket —

1146 1. **Die Leiden der Menſchen ſind ohnehin zahlreich und groß genug**: warum wollt ihr ſie ohne Noth vermehren und vergrößern? — Wahrhaftig, wer das recht deutlich denkt, wird weiter keine Bewegungsgründe nöthig haben. — Ueberleget nur, was alle eure Mitmenſchen von Jugend auf ſchon leiden müſſen: was ihnen Unwiſſenheit, Mißdeutung, Eigenſinn, Ungerechtigkeit, Betrug, Verfolgung, Verleumdung — kurz, was ihnen das zahlloſe Heer ſowohl ihrer eignen, als ihrer Mitmenſchen Fehler und Verdorbenheiten für eine Menge von trüben Augenblicken verurſacht: — und was zu dieſen unzähligen Leiden, die der Menſch dem Menſchen anthut, ſich noch für eine Menge anderer Plagen geſellen: wie bald Sorgen der Nahrung des Menſchen Ruhe ſtöhren, bald mißlungene Anſchläge ſeinen Geiſt trüben, bald Verdorbenheit ſeiner Kinder ihn traurig macht, bald Verluſt eines Theils ſeiner Güter, durch Feuer, Waſſer, Hagel, Mißwachs, Krieg, Theurung, Diebſtahl u. ſ. w. ſeine Freuden zernichten, bald eine der, ebenfals zahlloſen, Arten der innerlichen und äußerlichen Krankheiten ihm Schmerz oder Mißmuth machen: — überleget, ſage ich, alle dieſe Leiden, und bedenket, daß leicht kein Tag im menſchlichen Leben vergeht, wo nicht jeder Menſch eines derſelben empfinden muß, und ſaget dann, ob es nicht grauſam und unmenſchlich wäre, wenn ihr euren Mitmenſchen dieſe Leiden — **ohne Noth** vermehren wolltet? Wahrhaftig, ohne Noth Schmerz machen, iſt abſcheulich und entehrt die Menſchheit.

1147 2. Und ihr **gewinnt** ja auch **nichts** dabei. — Denn es iſt doch ſchlechterdings unmöglich, daß Leiden ſehen, (wie vielmehr Leiden **verurſachen**) euch ſelbſt ein Vergnügen ſeyn ſollte. Oder ihr müſtet die allerverdorbenſten Seelen haben, die ihren Schöpfer durchaus unähnlich — die gerade das Gegentheil von ihm ſind. — Macht es euch nun keine Freude, ſo ſagt, was ihr davon habt? So ſagt, warum ihr andern vermeidliche Leiden auflegen wolltet? — Was habt ihr z. B. davon, daß ihr anderer Geheimniſſe ausplaudert und ſie dadurch ärgert oder beſchädigt? Was habt ihr davon, daß ihr eure Scherze fortſezet, wenn andere empfindlich darüber werden? Was habt ihr davon, wenn ihr andre, Dienſte und Gefälligkeiten von euch zu erwarten, verleitet, dazu ihr weder Kraft noch Willen habet? — —

3. Aber ihr gewinnt nicht nur nichts, (wenigſtens 1148
nichts, das ihr durch edle und anſtändige Mittel nicht eben ſo gut gewinnen köntet) ſondern ihr **verliert** augenſcheinlich dabei. — Ihr verliert die Liebe eurer Mitmenſchen. Ihr macht, daß ſie euch verachten, haſſen, und alle Gelegenheit ergreifen, euch wieder Leiden zu verurſachen. — Und was noch mehr iſt, ihr verliert eure weſentliche Glükſeligkeit. Ihr verliert, mit den Freuden des **Geliebtwerdens**, die Freuden des **Liebens**. Ihr vergiftet eure Seele. Ihr ſchwächt den edelſten eurer Naturtriebe, der euch euren Gott ähnlich und der höchſten Seligkeit empfänglich macht. Ihr gewöhnt euch zu Handlungen, die mit dieſem Naturtriebe ſtreiten. Ihr mindert die Liebe, die ihr um eurer Seligkeit willen täglich mehr erwärmen und thätiger machen ſolltet. — Ihr zernichtet eben dadurch die Ruhe eures Gewiſſens. Denn was könt ihr von Gott und Menſchen erwarten, wenn ihr die Leiden eurer Brüder, ſeiner Kinder, ohne Noth mehret, die ihr vielmehr mindern ſolltet. — Wie wollt ihr mit Freudigkeit aufbliken zu dieſem Gott, der lauter Liebe iſt, und der in der Beſeligung ſeiner Geſchöpfe ſeine eigne Seligkeit findet? — Was für einen Troſt wollet ihr noch haben in euren Leidens- und To-

desſtunden, wenn euch euer Gewiſſen ſagt, daß ihr eurem Gott ſo unähnliche Menſchen ſeyd? —

O Vater! hilf, daß Liebe meinen Geiſt belebe:
Daß ich dein Bild in mir zu tragen mich beſtrebe.
Laß, Gütigſter! mich allen deinen Kindern
Die Leiden mindern.

Mit Abſcheu laß mich jede That betrachten,
Die abzweckt, andere zu plagen, zu verachten,
Mit Spott, mit Trug, mit Falſchheit oder Ränken
Brüder zu kränken.

In reiner Liebe lehr' mich meine Wolluſt finden:
Sie — ſie nur decke meines Lebens Sünden:
Sie ſey mir, wenn ich Noth und Tod einſt leide,
Troſtung und Freude.

LI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Entwafnung des Fehlerhaften.

1149 Es iſt das herrlichſte Mittel, ſeine Ruhe gegen fehlerhafte Menſchen zu ſichern, wenn man die Kunſt verſteht, ſie zu **entwafnen**, das heiſt, ihren Fehlern die Gelegenheit zu benehmen uns läſtig und nachtheilig zu werden. Dazu merkt euch zweierlei:

1150 A. Daß ihr den Fehlerhaften **ausweichen** lernt. — Ihr habt dabei gar nicht nöthig, die Menſchen ſelbſt zu meiden und euch von ihnen entfernt zu halten.

Denn kein Menſch, der einen Fehler hat, zeigt dieſen Fehler zu allen Zeiten. Der Grobe und Ungeſtüme z. B. iſt es nicht überall. Der Verleumder verleumdet nicht immer. Der Tyrann iſt nicht in jedem Augenblike Tyrann. Der Betrunkene iſt nicht ſtets betrunken u. ſ. w. Es komt alſo nur darauf an, daß ihr die Zeit wahrnehmet, wo der Menſch ſeinen Fehler ausbrechen und wirkſam werden läſſet, und daß ihr in ſolchen Zeitpunkten die Kunſt verſtehet, ihm auszuweichen. — Dieß kan geſchehen durch Worte, durch Schweigen, durch die wirkliche Entfernung.

1151. a. Sehr oft werdet ihr die fehlerhaften Geſinnungen der Menſchen euch unſchädlich machen können, wenn ihr durch **kluge Antworten** ihnen auszuweichen wiſſet: wenn ihr z. B. dem, der euch **ausforſchen** will, ſo antwortet, daß er euch keiner Lügen beſchuldigen kan, und im Grunde doch das nicht erfährt, was er nicht wiſſen ſoll, — oder wenn ihr mit dem, der euch zu ſchlechten Handlungen zu **verführen** ſucht, gleich das erſtemal ſo ſprechet, daß er Veſtigkeit und Entſchloſſenheit in euch wahrnimt und den Muth verlieret, fernere Verſuche auf euch zu machen — oder wenn ihr den Klätſcher und **Zuträger** ein vor allemal abweiſet und ihm erklärt, daß ihr euch alle Zuträgereien verbittet u. ſ. w. — Andren Arten der fehlerhaften Menſchen werdet ihr eben ſo ſicher

1152. b. Durch **Schweigen** entgehen: — wenn ihr z. B. dem, der Gelegenheit zu Zank und Streit ſucht, oder dem Spötter, der ſich durch ſeinen Wiz an euch reiben will, oder dem Narren, der an ehrwürdigen Dingen, an Wahrheit, Religion, Tugend, — oder an eurem Amt — ſeine Talente zum Lachen üben will — gar keiner Antwort würdiget — gar nicht thut, als wenn ihr ihn bemerktet. — Das iſt gemeiniglich das beſte Mittel, ſolche Fehlerhafte zu vermeiden, und ſich bei Klugen in Achtung zu ſezen. — Oft hilft auch

1153 c. wirkliche **Entfernung**. — So iſt es z. B. bei Menſchen von übler Laune, wenn man gewahr wird, daß ſie eben jezt in der Stimmung ſind, von der Fliege an der Wand beleidigt zu werden, das beſte, ihnen ganz aus dem Wege zu gehn, bis ſie die Einſamkeit müde werden und durch eine freundlichere Miene uns wieder einladen. — So iſt es vernünftig, einem hizigen Menſchen, wenn er in Zorn geräth, ganz aus den Augen zu gehn, bis ſein Zorn ſich gelegt und die Hize ſich abgekühlt hat. — So iſt es der Klugheit gemäß, bei Beleidigungen ſich zu entfernen, ſo bald man fürchten muß, daß der Beleidigende heftiger werden und durch Verantwortung gereizt werden könte, die Sache weiter zu treiben — oder einem Trunkenen, der ſeiner Beſonnenheit beraubt iſt, auszuweichen — oder vor einer tyranniſchen Obrigkeit ſich ſo ſtill, oder verborgen zu halten, als möglich, um ſie gar nicht an unſer Daſeyn zu erinnern — oder einem groben und zudringlichen Menſchen den Rüken zuzukehren u. ſ. w.

1154 O was für Vortheil würdet ihr haben, wenn ihr dieſe Kunſt recht lernet, und jedesmal recht ſorgfältig überlegtet, welche Art des Weichens und Nachgebens im einzelnen Falle die beſte und ſchiklichſte ſey. —

1155 Ihr würdet dadurch verurſachen, 1) daß die fehlerhaften Menſchen ſich nicht an euch trauen und ihre verdorbnen Geſinnungen an euch auslaſſen könten. —

1156 2) Wie viel Leiden und Beſchwerlichkeiten würdet ihr euch erſparen, wenn ihr jeden Verſuch, euch zu ſchaden, gleichſam in ſeinem Keime erſtiktet. — Was entſteht daraus nicht für Unheil, wenn man dem, der an uns will, ſtand hält, ihm antwortet, ſich in Wortwechſel einläßt. — Wie oft entſteht aus einer Kleinigkeit eine Reihe von Auftritten, welche für unſere Ehre und Ruhe die traurigſten Folgen haben. — Entgehen wir nicht dem allen dadurch, wenn wir gleich bei dem erſten Ausbruche einer menſchlichen Thorheit ihr mit Klugheit auszuweichen wiſſen?

3) Wir entgehen aber nicht blos gegenwärtigen 1157
Gefahren, ſondern wir ſchüzen uns auch dadurch für die Zukunft. Wir vermeiden den Fehlerhaften und machen ihn zu fernern Verſuchen unentſchloſſen. — Denn die meiſten Menſchen, die uns zu beläſtigen ſuchen, wollen eben, daß wir ihnen ſtand halten und uns durch ſie gereizt fühlen ſollen. — Sehen ſie nun, daß ſie dieſe Abſicht bei uns nie erreichen, ſo laſſen ſie uns zufrieden. — Und haben wir damit nicht unausſprechlich gewonnen? Machen wir uns damit nicht alle Fehler der Menſchen unſchädlich? — Machen wir es uns dadurch nicht möglich, mitten unter den verdorbenſten Menſchen ruhig und zufrieden zu leben?

4) Und fürchtet ja nicht, daß ihr damit bei an- 1158
dern verliert. Nein. Ihr werdet bei den Klügern allemal gewinnen. Wenn ich dem Narren weiche, wird freilich jeder andre Narr mich für zaghaft oder ſchwach halten. Aber der Vernünftige wird mich loben: und ich werde die Achtung aller guten Menſchen gewinnen: ſo wie ich andern dadurch ein lehrreiches Beiſpiel gebe. — — Und ſollte nicht am Ende

5) Der Fehlerhafte ſelbſt mich ſchäzen und mein 1159
Verfahren billigen müſſen? Sollte ich durch dieſe Gelaſſenheit nicht endlich den Feind beſchämen und ſeine Achtung erzwingen?

Gewiß, es liegt nur an uns, wenn die Menſchen 1160
in der Welt mit ihren Fehlern unſere Leiden vermehren. Nur ein wenig Klugheit und Weltkentniß: und

wir werden nicht mehr nöthig haben zu klagen, daß der Menſch des Menſchen Plage ſey.

1161 B. Aber verhütet es auch, ſo viel an euch iſt, dem Fehlerhaften Gelegenheit, Veranlaſſung und Reiz zum Ausbruch ſeines Fehlers zu geben. — Denn das könnet ihr als gewiß vorausſezen, daß alle Dinge ihre Urſache haben wollen. Wenn ein Gedanke rege werden, wenn eine Neigung erwachen und wirken, wenn eine Handlung vollzogen werden ſoll, ſo muß allemal ein äußerlicher Umſtand vorhergehen, der das bewirkt. Von ohngefehr, d. h. ohne Veranlaſſung und Urſache geſchieht nichts. — Und ſo wird auch kein Fehler eines Menſchen auf euch wirken und euch zur Laſt werden, wenn er durch keine äußere Urſache aufgeregt ward. Da nun dieſe Urſache in den meiſten Fällen in euch ſelbſt liegt, ſo ſehet ihr, daß es von euch ſelbſt abhängt, durch Befolgung meiner Regel eure Ruhe zu ſichern.

1162 Ein Menſch, der Händel liebt und ſucht, kan nie zu ſeinem Zwecke kommen, wenn ihr nicht wollt. Es muß eine ſchele Miene ſeyn, die ihr ihm gebet, ein ſchnödes Wort, das euch entfährt, ein Widerſtand auf dem Wege, wo er euch zum Ausweichen nöthigen will — dieß, oder etwas ähnliches muß von eurer Seite geſchehn, wenn ihm ſeine Abſicht gelingen ſoll. — Thut keines von dem allen und ihr werdet ſicher ſeyn. —

1163 Ein Dieb kan nicht ſtehlen, wenn er nicht weiß, was und wo ihr es habt. — Wenn ihr nun die Schwachheit habt, an fremden Orten zu prahlen, von euren Reichthümern viel Aufhebens zu machen u. ſ. w. ſo habt ihr wider meine Regel gehandelt: und — —

1164 Ein untreues Geſinde kan nicht ſchaden, wenn es keine Gelegenheit hat. — Wenn aber die Herrſchaft nachläßig iſt, wenn die Hausfrau keine Aufſicht hält, alles offen ſtehen läßt, — wenn ſie zu bequem iſt, um nach allen ſelbſt zu ſehn, ſelbſt herauszugeben, die Vorräthe zu verwahren u. ſ. w. was entſteht? —

Eiferſucht iſt eine große Plage. Aber ſie iſt nur 1165 ein glimmendes Feuer, das ohne Nahrung nie zur Flamme gedeiht. Sucht dieſe Nahrung kennen zu lernen und entzieht ſie ihm. Waren es gewiſſe leichtſinnige Reden, die Mißtrauen erwekten, unterlaſſet ſie. War es ein gewiſſer Umgang, der Argwohn gebahr, gebet ihn auf. War es Kälte in eurem Betragen, vermeidet ſie. —

Ein grober Menſch kan ohne Urſache nicht grob 1166 gegen mich ſeyn. Aber ich gebe ihm ſelbſt Gelegenheit, wenn ich mich mit ihm familiariſire. Ich reize ihn, wenn ich in meinen Reden heftig werde, wenn ich ihm mit Ungeſtüm befehle, mit Kälte etwas abſchlage u. ſ. w. Vermeidet das, begegnet ihm höflich, redet gelaſſen und freundlich mit ihm, laſſet euch nichts aus eurer Faſſung bringen, und es wird ihm unmöglich werden, grob zu ſeyn.

Der Abergläubiſche und Intolerante kan nur dann 1167 euch haſſen oder verfolgen, wenn ihr euch mit ihm in Religionsdiſpüte einlaſſet, wenn ihr ſeine Heiligthümer angreift, wenn ihr ſeinem Wahnglauben widerſprechet, wenn ihr eure beſſern Einſichten überall auskramet und laut werden laſſet. — Werdet vorſichtig. Reizt ihn nicht u. ſ. w.

Der Geizige kan euch nur dann laſtend werden, 1168 wenn ihr euch in Dinge mit ihm einlaßt, wo ihr gemeinſchaftliche Ausgaben nöthig habt — oder wenn ihr ihm zu Gelegenheiten einladet, wo er ſeinen Beutel angreifen muß. — Verhütet das. Er kan ſonſt der angenehmſte Menſch, der brauchbarſte Geſellſchafter ſeyn. Schonet alſo nur ſeine empfindliche Seite, und er wird es auch für euch thun. — —

1169 Der Narr kan nur dann an euch kommen, wenn ihr euch mit ihm einlaßt — mit ihm ſcherzet — euch zu ſeinen Poſſen herablaſſet, ſie belachet — verhütet das, und er wird euch zufrieden laſſen müſſen. —

1170 Der Rangſüchtige iſt ein ekelhafter Menſch. Aber laßt ihm ſeine Grille, ſezt ihm lieber ein paar Stühle höher hinauf als es ihm gebürt u. ſ. w. und ihr habt nichts von ihm zu befürchten. —

1171 Der Klatſchhafte iſt ein gefährlicher Menſch. Aber vertraut ihm keine Heimlichkeiten — laßt euch keine von ihm zutragen — leihet ihm eure Ohren nicht — laſſet ihn nicht ſehen, was er nicht ſehen ſoll — und er wird euch nicht ſchaden. —

1172 Ihr könt dieſe Beiſpiele noch ſehr vermehren. Und alle werden euch überzeugen, daß es faſt allemal an uns ſelbſt liegt, wenn die Fehler unſerer Mitmenſchen uns Leiden verurſachen — daß wir gewiß den meiſten dieſer Leiden entgehen könten, wenn wir ſorgfältig genug uns hüten wollten, ihnen keine Gelegenheit noch Reize zu geben.

1173 C. Hierzu muß aber noch die wichtige Regel kommen, daß ihr feindſeligen und fehlerhaften Menſchen in eurem **eignen Betragen** keine Gelegenheit gebet, euch zu verachten und ihre Fehler an euch auszulaſſen: daß ihr alſo wenigſtens äußerlich untadelhaft zu leben ſuchet.

1174 Mit dieſer Regel will ich keinesweges das Innerliche und Geheime preis geben. Denn ich rede ja nicht von Mitteln zur Glükſeligkeit überhaupt — zu denen unleugbar auch die Enthaltung von geheimen Vergehungen erfodert wird. Ich rede blos von Mitteln, die Fehler eurer Mitmenſchen gegen euch unwirkſam zu machen. — Und dieſer mein Rath gründet ſich auf die Erfahrung. Denn es giebt nur zwey Veranlaſſungen, welche die verdorbnen Menſchen gegen uns aufregen; nemlich theils unſere unbeſonnenen Urtheile, die wir von andern fällen, (LV.) theils die nachtheiligen Urtheile, die andere von uns verbreiten. — Dieſe leztern nun hängen lediglich von unſern äußerlichen Handlungen ab. Denn von dem, was die Welt nicht ſieht und weiß, kan ſie auch nicht ſprechen. Alſo iſt es für dieſen Zwek eine ganz natürliche Regel, daß wir **wenigſtens äuſzerlich** uns ſo betragen lernen, daß wir dem Läſterer keine Gelegenheit geben — wollet ihr nun dieß äuſzerliche Betragen beſtimt denken, so bemerket ein dreifaches Verhältniß:

1175 a. Gegen die **bürgerlichen Geſeze** — daß ihr z. B. euch keiner Defraudationen ſchuldig machet — den Fürſten nicht um ſeine Gefälle betrüget — keinen geſezwidrigen Gewinn machet — keinen unerlaubten Wucher treibet — niemanden Gelegenheit gebet, Treuloſigkeit gegen Herrſchaften, oder bei Verträgen, oder Eiden, oder in der Ehe u. d. euch vorzuwerfen — keine Unordnungen bei öffentlichen Gelagen begehet — in euren Häuſern Wildheit und Ausſchweifungen verhütet u. ſ. w.

1176 b. Gegen die Regeln der **Billigkeit** — daß ihr nicht Liebloſigkeit gegen Geringe — Härte gegen Nothleidende — Tyrannei gegen Kinder, Geſinde, Untergebene — u. ſ. w. ausübet: kurz, niemanden etwas thut, was ihr offenbar ſelbſt nicht wollet, daß man es im ähnlichen Falle euch thue. —

1177 c. Gegen die Regeln des vernünftigen **Wolſtandes** — daß ihr nicht über euren Stand lebet — gegen niemand die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen unterlaſſet — bei allgemein eingeführten oder verabredeten Ausgaben euch nicht filzig zeigt — in Reden, Geberden, Kleidertracht — die guten Sitten nie verlezet und euch durch keine Sonderbarkeiten auszeichnet u. d. m.

1178 Ihr werdet ſogleich einſehen, daß die Welt nicht anders, als nach dieſen äußerlichen Dingen euch beurtheilen kan. Wenn ihr nun darinnen unvorſichtig handelt und euch Verlezungen dieſer Geſeze ſchuldig machet, ſo ſezet ihr euch ja ſelbſt den nachtheiligſten Urtheilen aus, und ſo werden die fehlerhaften Menſchen, jeder in ſeiner Art, aufgeregt, bald durch Reden, bald durch die That euch Unruhe zu machen. — Wenn ihr hingegen in eurem öffentlichen Leben eine gewiſſe Strenge und Vorſicht beobachtetet, würde z. B. die tyranniſche Obrigkeit Gelegenheit finden, ihre ſchlechte Denkungsart an euch auszulaſſen? Würde der Verleumder an euch kommen können? Würde der Feind Gelegenheit zu Läſterungen finden? — Wenn eure Sitten unſträflich wären, würde der Eiferſüchtige etwas argwöhnen dürfen? — Wenn ihr ohne Geräuſch lebtet, und euch nie über eurem Stand kleidetet u. d. würde der Neidiſche gereizt werden? — —

LII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Kunſt, ſich in Achtung zu ſezen.

1179 Es lehret uns die tägliche Erfahrung, daß derjenige, welcher die ſeltene Kunſt verſteht, ſich bei denen Menſchen, unter denen er lebt, in ein gewiſſes **Anſehen** zu ſezen, und dieſes Anſehen mit Würde zu behaupten, äuſſerſt ſelten in Gefahr komt, von ihren Thorheiten beunruhigt zu werden. — Dieſes Anſehen macht, daß der Feind ſcheu und der Fehlerhafte abgeſchrekt wird, ihn mit ſeinen Fehlern zur Laſt zu fallen. — Es iſt alſo gewiß der Mühe werth, daß wir dieſe Kunſt lernen. Sie beruht auf drey Regeln:

110 **I. Lerne die ſeltene Mittelſtraße zwiſchen Stolz und kriechendem Weſen, und zeige und behaupte deinen Werth.**

111 Es iſt freilich ſchwer, die Mittelſtraße überall zu finden, und noch weit ſchwerer, ſie zu beſchreiben, und hier um deſto ſchwerer, da beides, der **Stolz** und ſein Gegentheil, das **kriechende Weſen**, meiſt im Aeußerlichen liegt — im Ausdruke, in der Miene, im Blik des Auges, im Gange, in der Stellung, in den Manieren, die zum Höflichkeitsceremoniel gehören u. ſ. w. — Ich kan alſo nichts thun, als auf Beiſpiele verweiſen. Jeder, welcher die beiden genanten Abwege vermeiden und meine Regel befolgen will, muß diejenigen ſorgfältig beobachten, die ſich auf jenen Abwegen befinden — ich meine den Ton und die Manieren des ſtolzen und hochmüthigen Menſchen, nebſt allen den oft feinen Arten, mit denen ſie ihren abgeſchmakten Ehrgeiz nähren, aber auch verrathen — ſo wie die Geberden des Kriechenden, der vor jedem Reichen, Vornehmen oder Mächtigen ſich bis auf die Erde beugt, ihm die übertriebenſten Ehrentitel beilegt, kaum die Augen vor ihm aufzuſchlagen wagt, von ihm die niedrigſten Dienſtleiſtungen ſich zumuthen läßt und alles von ihm duldet, was ein Menſch, der ſich eines eignen Werthes bewußt iſt, nicht dulden kan — der ſo niederträchtig denkt, daß er die albernſten Handlungen deſſen, dem er zu ſchmeicheln ſucht, lobpreiſet, ſeine Schande zur Ehre macht, den fehlerhafteſten Urtheilen Beifall giebt, ſeine gröbſten Irthümer Weisheit nent und, wider ſeine Ueberzeugung, zu allem Ja ſagt — — beide, ſage ich, müſſet ihr in der Natur

ſuchen und beobachten, um die ſo nöthige Mittelſtraße zwiſchen beiden zu finden. —

1182 Denn das werdet ihr überall gewahr werden, daß beide, der Stolze und der Kriechende, ſich unter den Menſchen verächtlich machen, und zuweilen gar gehaſſet werden. Wenigſtens hat kein Menſch wahre Achtung für ſie. — Und das iſt der Grund, warum
1183 man ſie nicht ſchont. Der Narr, der Spötter, der Wizling, der Verleumder, der Stolze, der Zankſüchtige — kurz, alle fehlerhafte Menſchen laſſen ihre Fehler am erſten an ihnen aus. — Und die Schuld liegt nur an euch, wenn ihr von den Fehlern der Menſchen beunruhigt werdet, ſofern ihr euch jenen Menſchen gleich ſtellet. —

1184 Lernet ihr im Gegentheil den glüklichen Mittelweg finden: lernet ihr, indem ihr demüthig, leutſelig und beſcheiden zu ſeyn euch bemühet, das kriechende Weſen vermeiden und — indem ihr euren Werth zu behaupten und in eurem Ton, Mienen, Gange, Geberden einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Würde zu zeigen, die Manier des Stolzes vermeiden; — ſo wird es euch nicht fehlen, daß alle Menſchen vor euch Achtung haben: ſo wird jeder Fehlerhafte, auch ſogar euer Feind, ſich ſcheuen, euch zu nahe zu treten. —

1185 Die Hauptſache dabei iſt, daß ihr nur keinen Werth in Dingen ſucht, die keinen haben, z. E. in Titeln, vielen Gelde u. d. — Der wahre Werth des Menſchen iſt — daß er **Menſch** iſt und — daß er in ſeinem Stande ein nuzbarer Menſch iſt. — Wer dieſen Werth ſich auf eine anſtändige Art beizulegen weiß: wer die Gleichheit der Menſchen als Menſchen, und den Vorzug des Verdienſtvollen, das heiſt, fleißigen, arbeitſamen, wolthätigen Menſchen, am rechten Orte zu behaupten weiß: wer ſich im Gefühl dieſes ſeines Werths zu keinen ſchlechten und niederträchtigen Handlunlungen herablåßt — noch weniger von andern zu niedrigen Dingen ſich gebrauchen låßt — wer nicht kindiſch und låppiſch ſich auffůhrt, ſondern auch da, wo er luſtig iſt, eine gewiſſe Wůrde und geſeztes Weſen bliken låßt — wer durchaus keinem Narren und Schurken Vertraulichkeit geſtattet, ſondern alle verächtliche Menſchenarten (ohne grob zu ſeyn) von ſich entfernt zu halten verſteht — der wird ſich eine ſolche Autoritåt, eine ſolche Ehrfurcht erwerben, daß nicht leicht irgend einer der fehlerhafteſten Menſchen Muth haben wird, ihm ſeine Fehler empfinden zu laſſen. —

Am ſicherſten aber wird man zu dieſem Anſehen 1186
n der Welt gelangen und daſſelbe auch immerfort behaupten können, wenn man bei allen denen Handlungen, die vor den Augen der Welt geſchehen, den allgemeinen Geſezen der Gerechtigkeit und des Wolſtandes gemåß handelt. — Denn ſo bald uns die Welt ie Uebertretung eines dieſer Geſeze vorwerfen kan — o bald man uns z. B. Betrůgerei, Unterſchleiſe u. d. chuld geben kan, ſo bald fållt jene Autoritåt, und es ſt alsdenn umſonſt, daß man durch Ton und Mienen ie zu behaupten ſuchet. — Wenn man hingegen beides verbindet, wenn man ſo lebt, daß uns wenigſtens eine laut gewordne Ungerechtigkeit oder Unanſtåndigkeit vorgeworfen werden kan, und dann dabei im åußerlichen Betragen jene Mittelſtraße wandelt — ſo wird meine Regel ohnfehlbar die erwůnſchteſte Wirkung hun, und uns vor ſehr vielem Verdruſſe bewahren, en die Fehlerhaftigkeit unſrer Mitmenſchen uns bisher verurſacht hatte.

11. Hůte dich, daß du nicht ins Lächerliche 1187 falleſt.

Alles geſezte Weſen, aller Ernſt, alle Wůrde 1188
n eurem åußerlichen Betragen, und ſelbſt der månnlichſte Blik, mit den ihr den Narren und Wizling zu

verſcheuchen ſucht, hilft euch nichts, wenn ihr euch ihnen gleichſam in die Hände ſpielt. — Habt ihr euch einmal in einem gewiſſen Zirkel von Menſchen lächerlich gemacht, ſo wird eure ernſteſte Miene ſelbſt lächerlich werden. — Und es iſt, nach der Erfahrung, nichts in der Welt ſo ſchwer wieder herzuſtellen, als das durch ein auf ſich gezognes Spottgelächter verlohrne Anſehn. —

1189 Merkt euch daher drey wichtige Regeln, durch deren Befolgung ihr nie in Gefahr kommen werdet, euch unter euren Mitmenſchen lächerlich zu machen.

1190 a. **Sprecht nie mit**, und urtheilet nie mit, wenn von Dingen die Rede iſt, wo ihr **gründlicher Kentniſſe** euch nicht **völlig** bewußt ſeyd. — In ſolchen Fällen iſts Klugheit zu **ſchweigen**, und blos andern zuzuhören, die mit Verſtand davon zu reden wiſſen. — Und ihr dürft nie von dieſem Schweigen Schaden befürchten. Denn es iſt keine Schande, etwas nicht wiſſen: (denn kein Menſch kan alles wiſſen:) aber Schande iſts, von Dingen reden wollen, von denen man nichts verſteht. — Und es iſt nichts gewöhnlicher, als daß man bei ſolchen Geſprächen eine Blöße giebt, ſeine Unwiſſenheit verräth, und durch ein albernes Urtheil das (ſtille oder laute) Hohngelächter der ganzen Geſellſchaft aufregt. —

1191 b. Man macht ſich aber auch zuweilen dadurch lächerlich, daß man eine **Kraft, Geſchiklichkeit** u. ſ. w. zu haben vorgiebt, oder wohl gar auf einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit derſelben Anſpruch macht, den man gar nicht beſizt. — Daraus fließt meine zweyte Klugheitsregel: **Affektire** nie eine Kraft, und ſuche nie, ſie zu zeigen, (z. E. Wiz) — davon du nicht ganz gewiß verſichert biſt, und — die nicht von andern ſchon ſo anerkant iſt, daß eine verunglükte Wirkung deiner Achtung nicht mehr ſchaden kan. — —

c. End-

1192 c. Endlich: **zeichne dich nie im Aeußerlichen aus**, in Gang — Stellung — Geberden — Kleidern — Kopfpuz u. ſ. w. Alles Eigne und Auszeichnende, was ungewöhnlich iſt, was nicht ſchon eine gewiſſe Achtung durch die Mode oder durch wichtige Vorgänger erhalten hat — ſezt wenigſtens in Gefahr, verſpottet zu werden. — —

Ohne Befolgung dieſer Regeln werdet ihr nie ſicher ſeyn, dasjenige Anſehen zu behaupten, das ihr ſo nöthig habt, um fehlerhafte Menſchen in einer gewiſſen Scheu zu erhalten. — —

1193 III. **Strebet nach einer gewiſſen edlen Gleichförmigkeit in eurem Betragen gegen eure Mitmenſchen, damit jeder weiß, was er von euch erwarten, was er euch zumuthen, was er in eurer Gegenwart thun oder nicht thun darf** u. ſ. w.

1194 Darinnen verſehen es ſehr viele Menſchen, daß ſie ſich nicht gleich bleiben — bei gleichen Fällen — und gleichen Perſonen. — Daß ſie eben denſelben Menſchen einmal ſchmeicheln und vor ihnen faſt kriechen, oder ſie liebkoſen und an ſich zu ziehen ſuchen, und ein andermal äußerſt ſpröde thun, einen vornehmen Ton gegen ſie annehmen, ſie kaum kennen u. ſ. w. — daß ſie heute allen ihren Rang bei Seite ſezen, und morgen ihn wieder mit Pünktlichkeit behaupten — daß ſie jezt alles mögliche dulden und bald darauf im höchſten Grade empfindlich ſeyn, und oft durch eine Miene, durch ein Wort beleidigt werden — daß ſie in einer Geſellſchaft luſtig und faſt läppiſch ſich aufführen und in eben der Geſellſchaft zu andrer Zeit den Ernſthaften machen — daß ſie heute einem alles Schöne vorſagen und alles bejahen, was er behauptet, und alles verſprechen, was er bittet, und morgen allem widerſprechen, alles abſchlagen, und in dem trozigſten Tone mit ihm reden. —

1195 Ihr könt leicht einſehen, was das für Schaden thut. — Die Menſchen, die ihr ſo ungleich behandelt, wiſſen am Ende nicht, wie ſie mit euch dran ſind. — Sie fangen an, ſich Urſachen von dieſen Veränderungen zu erdichten. Der eine hält es für Narrheit, der andere für entzognes Wolwollen, der dritte für etwas anders. Und ſo verſchieden die Urſachen ſind, die man euch andichtet, ſo verſchieden werden auch die Wirkungen ſeyn: d. h. jeder nach ſeiner Art wird euch ſeine Launen und Schwächen wieder empfinden laſſen: der Grobe wird grob, der Zänkiſche zänkiſch, der Spöttiſche ſpöttiſch werden — kurz, jeder Fehlerhafte wird Fehler mit Fehlern erwiedern. — Und müſſet ihr dann nicht mehr über euch ſelbſt, als über eure fehlerhaften Nebenmenſchen klagen?

1196 Wollt ihr alſo unter allen Menſchen euer Anſehen behaupten, und jeden Fehlerhaften zurükhalten, ſo befolget meine Regel. Sezt euch mit allen Menſchen auf einen veſten Fuß. Behaltet bei jedem, ſo viel möglich, denſelben Ton, denſelben Grad von Ernſt und Freundlichkeit, dieſelbe Art zu bitten, zu befehlen, zu widerſprechen, abzuſchlagen u. ſ. w. — Behauptet dieſe Gleichförmigkeit bei allen Menſchen — bei euren vertrauteſten Freunden — bei euren Geſellſchaftern — bei eurem Geſinde — bei euren Kindern. —

1197 Ihr werdet ſehen, was für erſtaunend wichtige Vortheile euch das bringt. — Es iſt das entſcheidende Mittel, ſich in Autorität zu erhalten. — Kein Menſch wagt es, uns anders zu behandeln, als wir ſelbſt behandelt ſeyn wollen, weil wir ihn durch das Gleichförmige unſers Tons gleichſam überzeugt haben, daß wir unbewegbar ſind, und daß es unmöglich ſey, uns umzuſchaffen. — (S. unten vom veſten **Karakter.**)

1198 Vornemlich werdet ihr die erfreulichſten Folgen dieſer Gleichförmigkeit verſpüren in eurer Kinderzucht —

in dem Betragen eures Hausgeſindes — und im geſellſchaftlichen Umgange mit euren Freunden. — Ihr werdet überall Achtung und Anſehen haben, und jeder Fehlerhafte wird ſich **ſcheuen**, euch mit ſeinem Fehler zur Laſt zu fallen. Ihr werdet gleichſam eine Feſtung um euch herum haben, welche wenigſtens den Glauben hat, daß ſie unbezwinglich ſey. Und wol dem, der durch eine ſo unſchädliche Täuſchung ſich Leiden zu erſparen weiß, welche der Hauſe der Thoren durch ſeine Schuld auf ſich ladet. —

LIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Meiden und Aufheben der Gemeinſchaft.

I. Es begreift ſich von ſelbſt, daß man nicht alle feh- 1199
lerhafte Menſchen meiden und ihre **Gemeinſchaft verhüten kan** — denn ſonſt müſte man aus der Welt gehn, weil kein Menſch ohne Fehler iſt. — Wir müſſen alſo eine Regel haben, nach welcher wir urtheilen können, **was für Menſchen** jeder zu meiden hat. —

Und hier muß ich zuerſt für falſchen Regeln war- 1200
nen. — Rükſicht auf **Stand**, **Rang**, **Geburt**, **Reichthum**, **Schönheit**, **Religion**, darf euch nie Grund der Entſcheidung werden. — Denn ſolche Dinge machen keinen Menſchen unfähig, mit uns in Verbindung zu ſtehn. Hat ein Menſch gute Eigenſchaften und Vorzüge, und ſind ſeine Fehler uns in an-

derm Betracht erträglich und unſerer Glükſeligkeit nicht ſchlechterdings nachtheilig, ſo muß man ihn in ſeiner Gemeinſchaft **dulden**, er mag von einem Stande ſeyn, von welchem er will, oder eine Religion haben, welche er will.

1201 Eben ſo wenig kan **Fehlerhaftigkeit** überhaupt ein Grund zur Vermeidung und Aufhebung der Gemeinſchaft ſeyn. — Auch nicht Fehler, die euch **perſönlich laſtend** ſind. — Denn welcher Fehler iſt es nicht? — wiewohl ich doch hier zwey Arten fehlerhafter Menſchen — **Narren** und **Scheinheilige** ausnehme, und euch rathe, dieſe, wo möglich, in **jedem** Falle zu meiden. —

1202 Die wahre Regel zur Beurtheilung muß euch eure **Selbſtkentniß** darbieten: d. h. ihr müſſet euch ſelbſt unterſuchen und dabei Achtung geben, welche Arten der fehlerhaften Menſchen den meiſten nachtheiligen Einfluß auf **euch** haben. Und hier erinnere, man ſich an alles das, was ich (249. ff.) geſagt habe.

1203 II. Allein es iſt nicht genug, daß man die Menſchen unterſcheiden lerne, deren Gemeinſchaft man um ihrer Fehlerhaftigkeit willen meiden ſoll, wir müſſen auch wiſſen, **wie** wir die **Gemeinſchaft** mit ihnen **verhüten** oder **aufheben** ſollen. Und da iſt vorher die Frage, von welcher Art der **Gemeinſchaft** hier eigentlich die Rede ſey?

1204 Es giebt eine Gemeinſchaft a) des **Orts** — wenn ich mit andern in einer Stadt oder Dorfe wohne — daraus entſteht b) Gemeinſchaft der **Mitwirkung** zum Beſten des gemeinen Weſens und — der bürgerlichen Verbindung — oder auch c) des **Amtes** — wenn ich mit andern in einem Fache arbeite und gemeinſchaftliche Geſchäfte zu beſorgen habe. — Dieſe drey Arten der Gemeinſchaft ſind nur in äußerſt ſeltenen

nen Fällen zu vermeiden oder aufzuheben. — Selten iſt es nöthig — oft auch gar nicht **möglich**. — Aber bei der Gemeinſchaft d) des **Umganges** und e) der **häuslichen Verbindung**, als Nachbarn, Mitmiethsleute, Geſinde, Verwandte, Gatten u. ſ. w. iſt die Anwendung meiner obigen Regeln deſto wichtiger.

1205 Wenn alſo die Frage iſt, wer ſollen die Menſchen ſeyn, die ich mir zu meinen Nachbarn wähle, oder die meine gewöhnliche Geſellſchaft ausmachen — mit denen ich häufigen oder wohl gar vertrauten Umgang halten will? — Noch mehr, wenn die Frage iſt, wen ich mir zur Gattin, zu Schwiegereltern, Verwandten — oder zu Dienſtboten, Lehrburſchen — oder zu Miterziehern meiner Kinder wählen — oder als ſolche beibehalten ſoll? Dann müſſet ihr ſtreng prüfen und ſorgfältig allen Verbindungen mit Menſchen auszuweichen ſuchen, die in der oben angezeigten Rükſicht eurer Glükſeligkeit nachtheilig werden könten. — Und wie das?

1206 1. Gemeinſchaft **verhüten**, ehe ſie da iſt, ſteht bei euch und erfodert **ſorgfältige Prüfung** — daß ihr euch nicht von der erſten Hize des Wolwollens gleich hinreiſſen laſſet, eine Verbindung einzugehn. Denn unſre **erſten** Neigungen ſind oft ſehr blind und werden verurſacht bald von übertriebnen Lobſprüchen, die uns andere von gewiſſen Perſonen vorſagen — bald von dem Einnehmenden des Geſichts, der freundlichen Miene, der Liebkoſungen u. ſ. w. — Wer einen Menſchen, der ihm bei dem erſten Anblik gefällt, auch ſogleich in ſeine Gemeinſchaft aufnimt, als Freund, Geſinde u. ſ. w. der läuft freilich Gefahr, hinterher ſolche Fehler zu entdeken, welche ſeine Ruhe und Glükſeligkeit ſtöhren. — Man muß alſo jeden Menſchen, ehe man mit ihm in nähere Verbindung tritt, erſt kennen zu lernen ſuchen: man muß verſtändige, ehrliche,

liche, unpartheiiſche Menſchen fragen: man muß eine Zeitlang ſeine Aufführung beobachten: man muß ſich bemühen, ihn in verſchiedenen Situationen, z. B. beim Spiel, in der Luſtigkeit, bei Streit — kurz, bei Gelegenheiten, wo ſich das Gute und Fehlerhafte des Karakters zu verrathen pflegt — handeln zu ſehn. — Dann kan man erſt gründlich von Menſchen urtheilen und wiſſen, ob ſie mit unſerm Karakter, Temperament und Neigungen ſtimmen und zu vereinbaren ſind, oder nicht. Und dann iſt es vernünftig, von ſolchen Menſchen, die, nach Maaßgabe unſerer Selbſtkentniß, unſere Ruhe durchaus zerſtöhren würden, ſich ganz entfernt zu halten. —

1207 2. Wenn ihr aber nun **ſchon** mit Menſchen in **Gemeinſchaft ſtehet**, die euch durch gewiſſe Fehler unerträglich werden, und ihr wünſchtet dieſelbe aufheben zu können? — Für dieſen Fall merket euch folgende Regeln:

1208 a. Stellet dennoch vorher **noch einmal die Prüfung** an, ob dem **wirklich** ſo iſt — ob der Fehler wirklich euch **unerträglich** ſey — ob es nicht etwan an eurem Eigenſinne liege — oder ob der Fehler nicht etwa durch eure Schuld vergrößert worden iſt — ob er vielleicht, durch ein ſanfteres Betragen von eurer Seite, gemindert werden könte. — Denn das habt ihr immer zu bedenken, daß jeder **Tauſch bedenklich** iſt. Und Tauſch bleibt es immer. Denn da alle Menſchen Fehler haben, ſo iſt jede Aufhebung der Gemeinſchaft, bei welcher ihr einen andern an die Stelle des Verſtoßenen ſezt, nichts als Vertauſchung eines unvollkomnen Menſchen mit einem andern unvollkomnen Menſchen — wo ihr euch immer die Möglichkeit vorſtellen müſſet, daß ihr den andern ſo noch nicht kent, wie den, den ihr aufgebet, und daß ſich mit der Zeit fehlerhafte Seiten an ihm entdeken dürften, die euch vielleicht neue und größere Laſten zuziehen werden, als die alten waren. — Alſo übereilet euch nie, ſondern beſchließt eine ſolche Aufhebung erſt **nach** der ſorgfältigſten Prüfung.

1209 b. Dabei **unterſuchet** genau, was dieſe Aufhebung für **Folgen** nach ſich ziehen werde. Erwäget unpartheiiſch, ob euer Vermögen, euer guter Name, eure Kinder u. ſ. w. nicht dabei leiden — ob nicht gewiſſe Vortheile, die euch die alte Verbindung brachte, wegfallen, und ob der Schaden oder Verluſt, den ihr übernehmet, nicht etwa größer ſey als die Laſt, die ihr durch die Aufhebung von euch zu ſchaffen gedenket. — Iſt das alles gehörig überlegt, und ihr bleibet bei eurem Entſchluß, ſo

1210 c. **Hebet** die Gemeinſchaft auf, **ohne Zank, Bitterkeit und Vorwürfe.** — Thut es auf eine Art, die mit den Geſezen der Liebe, der Billigkeit und des Wolſtandes beſtehen kan. — Macht es jedem möglich, von dem ihr euch trent, daß er **nach** der Trennung keine gegründete Urſache habe, über Härte oder Liebloſigkeit zu klagen. — Und ſuchet durch euer Betragen ein gutes Vernehmen beizubehalten. — Kurz, trennet euch von dem **Fehlerhaften**, ohne ihn zu eurem **Feinde zu machen**: welches euch Schaden, üble Nachreden und tauſend unangenehme Folgen zuziehen kan. — Und dazu nehmet noch eine Hauptregel, ohne deren Befolgung jede Trennung gefährlich bleibt.

1211 d. Laſſet euch in der Welt mit **keinem** Menſchen, er ſey Freund, Geſellſchafter, Geſinde, Verwandter — **in Vertraulichkeiten** ein. Offenbaret niemanden eure ſogenanten Geheimniſſe, z. B. heimliche Fehltritte — Vermögensumſtände — Briefwechſel — u. d. damit ihr nicht in Gefahr komt, von dem, deſſen Gemeinſchaft ihr aufgebet, verrathen zu werden. Dieß iſt die Hauptſache, ohne welche ihr es nie mit

Vernunft unternehmen könnet, euch von Menſchen zu trennen.

1212 e. Endlich aber ſorget auch dabei, was ſich von ſelbſt verſteht, daß die Abſicht der Trennung rein ſey: d. h. daß nicht niedriger Eigennuz oder Verhezung ſchlechtdenkender Menſchen, oder Rachſucht und Haß, die Triebfedern eures Entſchluſſes werden. — Verleugnet nie die Liebe dabei, welche euer einziger Werth in Gottes Augen bleibt. — Denn Liebe iſt die alleinige Quelle aller Vollkommenheit und Seligkeit. Leitet dieſe eure Entſchließungen und Handlungen, ſo werdet ihr euch nie, weder Gott mißfällig noch euch ſonſt unglüklich machen.

LIV.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Beſſerung des Fehlerhaften.

1213 Es giebt drei **Mittel** zur **Beſſerung**, welche bei allen Arten der unvollkommnen Nebenmenſchen anwendbar ſind: womit ihr den Neidiſchen, den Herrſchſüchtigen, den Argwöhniſchen, den Hizigen, den zum Trunk geneigten — kurz jeden Fehlerhaften, der noch zu beſſern iſt, (denn es giebt freilich auch Fälle, wo der Fehler unausrottlich iſt) beſſern werdet. — Das erſte iſt

1214 I. Ein ſanftes und dabei kluges **Betragen** bei den Ausbrüchen des Fehlers. Darauf komt das meiſte ſie an: und wo dieß Mittel nicht vorerſt gebraucht wird, da ſind die andern ſchlechterdings vergeblich. Ich ſage

a. **Ein ſanftes Betragen**: dazu gehört, daß ihr 1215 gelaſſen ſeyd: nicht auffahret: nicht ungeſtüm verweiſet: noch weniger ſpottet oder demüthiget: auf keinerlei Weiſe den Fehlerhaften reizet und ärgerlich macht: ſondern ihn großmüthig behandelt und in dem Augenblike, wo er euch mit ſeinem Fehler zur Laſt wird, entweder ſchweiget oder euch entfernet, oder wohl gar, ſo es die Gelegenheit giebt, durch Worte oder That ihm zeiget, daß ihr ihm verzeiht. — Wenn z. E. einer neidiſch gegen euch wäre und ihr ergriffet Gelegenheit, von dem, was er euch beneidet, zu ſprechen, es als klein, unbedeutend oder ſchlecht vorzuſtellen und zu zeigen, daß ihr gar keinen Werth darinnen ſuchet — oder ihr ſuchtet gewiſſe Dinge an dem Beneidenden auf, und finget an, ihren Werth, Schönheit und Güte zu rühmen, und ihm zu zeigen, daß er auf dieſer Seite etwas vor euch voraus habe — oder ihr lieſſet das, was er beneidet, ihm das nächſtemal anders finden: indem ihr z. E. eine Art der Kleidung, die ihn eiferſüchtig machte, in ſeiner Geſellſchaft weglieſſet und in einer ſimplern erſchienet — oder eine Art der Bewirthung, die er beneidete, ſo bald er dabei wäre, geringer einrichtetet und ſo durch That ihm zeigtet, daß ihr ſeiner Schwachheit nachgebet und ihm Verdruß zu erſparen ſuchet u. d. m. — Sehet, das iſt ein ſanftes Betragen gegen die Fehler der Menſchen — womit ihr erſtaunend viel ausrichten werdet, ſofern ihr zugleich

b. **Klugheit** damit verbindet — und euch **nie** 1216 **merken laſſet**, daß ihr abſichtlich gegen ihn handelt. Es muß alſo in euren Bemühungen, ihm ſanft zu begegnen, **kein Zwang**, keine merkliche Verbergung eures Verdruſſes ſeyn. Denn ſo bald er entdekt, daß eure Manier erkünſtelt iſt, ſo wirkt ſie nicht auf ſeine Beſſerung. — Zu dieſer Klugheit gehört ferner, daß ihr bei jedem Ausbruch ſeines Fehlers betrübt, bekümmert, traurig erſcheinet — aber **nie ſchüchtern, ängſtlich** oder gar furchtſam oder **ärgerlich**. Denn ſo bald ein fehlerhafter Menſch ſieht, daß ein Ausbruch ſeines Fehlers empört oder zaghaft macht, ſo wächſt ſeine Luſt, ihn zu begehn. Und das geht ſehr natürlich zu. Der Fehlerhafte hält ſeinen Fehler faſt nie für Fehler. Der Neidiſche z. B. glaubt nie, daß er neidiſch iſt. Der Eiferſüchtige glaubt nie, daß er eiferſüchtig iſt u. ſ. w. Siehet er nun an euch eine der obgedachten Wirkungen, ſo hält er euch für ſchwach, eigenſinnig, oder freut ſich, daß er durch ſeine Art zu handeln euch ſcheu machen oder reizen kan. Folglich wird er dadurch gemeiniglich deſto mehr beſtärkt. So wird z. B. der Hizige deſto ungeſtümer, wenn man ſich ihm furchtſam zeigt: der Eiferſüchtige deſto ſchlimmer, wenn man ſich bei Aeußerungen des Verdachts erſchroken zeigt: der Spötter deſto bitterer, wenn er ſieht, daß es wirkt und wir ärgerlich werden u. ſ. w. Wenn man hingegen weder Furcht noch Aergerlichkeit bliken läßt, ſondern blos durch eine mäßig bekümmerte Miene zu erkennen giebt, daß der Fehlerhafthandelnde nicht als Menſchenfreund handle, ſo wird jenes damit verbundene ſanfte Betragen weit ſicherer. — Denn andere **betrüben**, iſt dem Menſchen nie Freude: aber ſie ſchwach, d. h. ärgerlich oder furchtſam, oder aufgebracht ſehen, iſt zuweilen dem Menſchen ein Vergnügen, weil er dadurch ſeine eigne Schwäche zu entſchuldigen oder ſeine Abſicht erreicht zu haben glaubt. — Eine Bemerkung, die ihr auch bei der Erziehung eurer Kinder anwenden ſolltet! —

1217 Werdet ihr nun dieß ſanfte und kluge Betragen eine Zeitlang fortſezen, ſo werdet ihr folgende Vortheile davon haben. 1) Ihr werdet dem fehlerhaften Menſchen eine **gute Meinung von eurem Herzen** beibringen und ihm Hochachtung einflößen. — 2) Ihr werdet dadurch ihn immer geneigter machen, euch mit ſeinem Fehler **zu verſchonen** und wenigſtens ihn dahin bringen, daß er euch nicht **wiſſentlich** damit kränke. — Iſt das nicht ſchon Beſſerung genug? — Und merket es euch ja: ohne daß ein ſolches Betragen vorhergegangen iſt, könt ihr das zweyte Mittel nie anwenden: es wird vielmehr eher eine ſchädliche als erwünſchte Wirkung thun — ich meine

II. Die **Vorhaltung** des Fehlers. — Wollt ihr 1218 dieſen Schritt thun, und mit einiger Hofnung des Erfolges thun, ſo bitt ich euch inſtändig, folgende Regeln im Auge zu behalten:

a. Ihr müßt erſt, wie geſagt, wegen eurer Den- 1219 kungsart **in einer guten Meinung bei ihm ſtehn.** Denn ohne daß der Fehlerhafte eine gewiſſe Achtung für euch empfindet, werdet ihr mit dem Vorhalt nur das Uebel ärger machen. Iſt er aber bereits durch das erſte Mittel gewonnen, ſchäzt er euer gutes Herz, iſt er von eurem edlen Betragen gerührt, dann dürft ihr wohl einmal ein Wort ſprechen und ihm geradezu ſeinen Fehler vorhalten.

b. Es muß aber dieß mit **Beſcheidenheit** und 1220 **Gründlichkeit** geſchehen. Mit **Beſcheidenheit**: ſo, daß ihr es in einem freundſchaftlichen Tone und mit den gelindeſten Ausdrüken thut — ſeinem Fehler einen gelinden Namen gebet, allenfals über den Fehler, deſſen Ausbruche, Folgen, mit ihm wie von einem tertio ſprechet — u. ſ. w. Mit **Gründlichkeit**: daß ihr ihn auf die wahren Spuren führet, welche ihm die Wahrheit ſeines Fehlers ſichtbar machen — daß ihr ihm die unangenehmen Folgen deutlich zeiget, die er ſelbſt von ſeinem Fehler ſchon gehabt hat — und die öftern leiden, die ihr davon empfunden, aber mit Geduld ertragen habet. — Es verſteht ſich aber, daß ein ſolcher freundſchaftlicher Vorhalt

1221 c. **Ohne Zeugen** geſchehen muß. Ihr müßt die Gelegenheit abpaſſen, wo er allein iſt — damit niemand es höre — damit ihm Schaam, Erröthung — erſparet werde. Denn der Menſch will ſeine Fehler gern verbergen. So bald alſo mehrere es hören, wenn man ihm einen Fehler vorhält, ſo empört ſich das Herz, und er wird geneigt, ihn zu leugnen — und unſere Mühe, ihn zu beſſern und zur Erkentniß zu bringen, iſt vergeblich oder wirkt gar Unwillen und Erbitterung. Denn nichts erzürnt mehr als ſolche Wahrheit. — Ihr müßt es aber auch

d. Bei ſeiner kälteſten Laune thun. — Jeder Menſch hat ſeine Stunden, wo er heiter und ruhig iſt, aber auch ſeine Stunden, wo er mißmüthig und verſtimt iſt. — Komt ihr nun zu einer Zeit, wo andere Dinge ihm im Sinne liegen, die ihn verdrießlich machen, ſo wird euer Vorhalt üble Wirkung thun: — hingegen ꝛc. — Habt ihr ihn nun zu einer recht glüklichen Stunde gefaßt, ſo

1222 e. Thut es ſo, daß er deutlich ſehen kan, daß ihr ſeinen anderweitigen Werth dabei nicht verkennet. — Der Beweis von der Nothwendigkeit dieſer Regel liegt in der Natur des menſchlichen Herzens. Der Menſch will gern gut ſeyn. Es iſt ihm alſo ſchlechterdings zuwider, wenn er ſich für fehlerhaft halten ſoll. Er erſchrikt, wenn man ihm etwas vorhält, wodurch er der Stöhrer der Glükſeligkeit ſey. Es iſt ihm, als ob er nun erniedrigt, unter andere Menſchen herabgeſezt, und, in Abſicht auf ſeine ganze Perſon, ein ſchlechter Menſch werde. — Kont ihrs ihm verdenken, wenn er ſich in dieſem Augenblike empört? — Wie wollt ihr nun das verhüten? Damit, daß ihr dieſes falſche Schreken ſogleich wegſchaffet, oder ihm vorbeugt: damit, daß ihr, ehe der Vorhalt geſchieht, das Geſpräch mit ſeinem anderweitigen Werthe beginnet: daß ihr ſeine guten Eigenſchaften, ſeine Talente, ſeine Nuzbarkeit, die guten Seiten ſeines Herzens, gewiſſe edle Züge ſeines Karakters rühmet und ihm bezeuget, daß ihr ihn von dieſer Seite ſehr ſchäzet und werth hieltet: mit einem Worte, damit, daß ihr ihm erſt wegen des Guten, das an ihm iſt, Gerechtigkeit wiederfahren laſſet und dann den Fehler, den ihr ihm vorhaltet, gleichſam als **einzige Ausnahme vorſtellet**. — Das wird die Empörung verhüten. Das wird ihn fähig machen, euch ruhig zu hören und mit Willigkeit eure Bitten, Vorſchläge, Räthe, zu befolgen. —

1223 f. Vergeſſet aber nicht, das, was ihr für die Beſſerung des Fehlerhaften thut, mit eurem eignen **Beiſpiel** zu unterſtüzen. Laſſet, wo möglich, die ſeinem Fehler entgegenſtehende Tugend vor ſeinen Augen glänzen. Denn wenn ihr ſelbſt etwa denſelben Fehler an euch merken laſſet, den ihr beſſern wollet, z. B. Eigenſinn — ſo wird alle eure Bemühung vergeblich ſeyn. — Könt ihr durch eignes Beiſpiel ihn nicht genug reizen, ſo ſucht in ſeinen Umgang Menſchen zu ziehen, an denen ihm die ſeinem Fehler entgegenſtehende Tugend ſichtbar iſt. — Beiſpiele ſind unendlich wirkſam, die Tugend zu lehren, ihre Reize fühlbar zu machen, gegen den entgegenſtehenden Fehler Schaam zu bewirken, und durch ihre Folgen den Nachahmungstrieb aufzuregen.

1224 O wol euch, wenn ihr bei allen fehlerhaften Menſchen, mit welchen ihr in Verbindung ſtehet, dieſe Verſuche zu ihrer Beſſerung macht. — Wol euch, in Abſicht auf die **Ruhe** eures Herzens. — Denn dieſe gewinnt allemal, auch wenn ihr mit euren Bemühungen nichts ausrichten ſolltet. Ihr mindert wenigſtens den Fehler, macht deſſen Ausbruche ſeltner und — euer Herz wird durch das ruhevolle Bewuſtſeyn erquikt, daß ihr an eurem Theile gethan habt, was Liebe und Klugheit erfoderte — daß ihr euch alſo keinen Vorwurf zu machen habt. —

1225 Und wenn ihr dann endlich obſiegen, wenn ihr den Fehlerhaften gewinnen, ihn von ſeiner Krankheit heilen ſolltet? **Welche Freude!** wenn ihr dann jene ſo bedenkliche Trennung euch mit allen ihren unangenehmen Folgen erſparet habt. Welche Freude, wenn ihr die Leiden überdenket, die ihr nun von euch geſchaft habt, und welche ehedem der nun gebeſſerte Mitmenſch durch ſeine Fehler euch verurſachte. Welche Freude, wenn ihr euch die Stöhrungen ſeiner eignen Glükſeligkeit dabei vorſtellet, welche der Fehlerhafte ſich ſelbſt verurſachte, und die ihr nun abgewendet habt. Denkt, was der Trunkliebende, der Eiferſüchtige u. ſ. w. was dieſe fehlerhafte Menſchen ſich ſelbſt für Leiden zuziehn, wie elend ſie ihr Leben machen, wie ſie ihre Ruhe, ihren guten Namen — zernichten — ihr Herz verderben u. ſ. w. Muß euch das nicht Freude machen, ſolche Menſchen gebeſſert und ſie glüklicher gemacht zu haben? Sollte dieſe Freude die kleine Mühe nicht werth ſeyn? —

1226 Und bedenket, daß ihr gemeiniglich, wenn ihr einen Fehlerhaften in Anſehung ſeines Fehlers gebeſſert habt, einen **deſto volkomnern Menſchen** an ihm **bekomt:** deſſen Verbindung euch hernach zehnfache Freuden erzeugt. Denn der Fehler hindert meiſtentheils die guten Eigenſchaften des Menſchen, daß ſie nicht ſichtbar oder thätig werden können. So kan z. B. der Eiferſüchtige herrliche Talente, ein vortrefliches Herz u. ſ. w. haben: aber ſo lange ſeine Eiferſucht dauert, iſt er verdroſſen, ſeine Kraft iſt erſchlafft, ſein Herz verſtimt. — Beſſert ihr ihn alſo, ſo ſchaft ihr nicht blos einen Fehler von ihm, der euch und ihm ſelbſt Noth machte, ſondern ihr macht zugleich dem Guten Raum, das in ihm iſt und das vorher nicht wirkſam werden konte. — O ein großer Lohn für eine oft geringe Mühe, wenn wir einen Menſchen nicht nur geheilet, ſondern auch der Welt nuzbarer und uns ſelbſt genießbarer und unſere Verbindung mit ihm deſto freudenvoller gemacht haben. —

Und welches Verhältniß einer ſolchen That ge- 1327
gen das Urtheil unſers Gottes! — Die viele zur Gerechtigkeit weiſen, ſagt Daniel, werden leuchten, wie des Himmels Glanz. Und ganz gewiß muß Beſſerung eines Fehlerhaften in Gottes Augen eine der ſchönſten und lohnwürdigſten Thaten ſeyn, — da wir dadurch den Grund zur dauerhafteſten Glükſeligkeit unſrer Mitmenſchen legen, und die einzige Quelle ihres Elendes auf immer verſtopfen. —

I.V.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Verhalten gegen Verleumder.

Das, was ich bisher im Allgemeinen von dem Ver- 1328
halten des Menſchenfreundes gegen fehlerhafte und feindſelige Menſchen geſagt habe, kan jeder mit leichter Mühe auf alle einzelne Arten fehlerhafter Menſchen (auf Stolze, Eigenſinnige, Geizige, Zänker, Narren,

ren, Mürriſche, Hizige, Grobe, Schmeichler, Abergläubiſche, Verleumder, Spottſüchtige, Neidiſche, Argwöhniſche, Irrende, — auf untreue Ehegatten, ungerathene Kinder, tyranniſche Herrſchaften, ungerechte Obrigkeiten u. ſ. w.) anwenden. Ich will aber, um der ungelehrten Leſer willen, einige dieſer Arten ausheben und die Anwendung jener Regeln in einigen Beiſpielen vorzeichnen, damit jedem dieſe Anwendung bei den übrigen deſto ſicherer und leichter werden möge. — Alſo zuerſt vom **Verhalten** des Menſchenfreundes **gegen Verleumder.**

1229 A. Was that Jeſus, wenn ſeine Feinde, wenn ſogar Prieſter, oder von Prieſtern aufgewiegeltes Volk, ihn ſchmähten und verläſterten?

1230 1. **Sehr oft ſchwieg** er — auch wenn ſein Leben in Gefahr war, Matth. 26, 62. 63. ſo bald er ſahe, daß kein Nuzen zu erwarten war, wenn er ſich verantwortete. — Er begnügte ſich bei allen Verunglimpfungen mit dem Beifall Gottes — ſeines Herzens — guter Menſchen — ohne ſich im Lauf ſeiner Geſchäfte irre machen zu laſſen, oder, durch den Undank der Welt, in ſeinem Eifer fürs Gute zu ermatten. — Sehet, das iſt die rechte Art des weiſen Verhaltens bei unverdienten Angriffen auf unſere Ehre: a) ſchweigen, wenn reden vergeblich iſt, — b) ſich mit beſſern Beifall beruhigen, — c) ſeinen Weg ruhig fortwandeln. — Wie viel würdet ihr dabei gewinnen. Der Läſterer würde zulezt ſelbſt beſchämt oder des Läſterns müde werden. — Die Welt wird euch Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — Ihr werdet euch den Verdruß erſparen, der immer mit ungütigen Verantwortungen verbunden iſt. —

1231 2. Wo es nöthig war, wuſte er ſich **durch Gründe zu rechtfertigen,** und ſeine Feinde zu beſchämen: aber immer mit Gelaſſenheit, und ohne durch übereilte Ausfälle ſeinen Feinden eine Blöße zu geben. — „Warum denkt ihr denn gleich ſo Arges in euren Herzen? Warum muſtet ihr nun gerade meine Worte ſo deuten, daß ſie zur Gotteslästerung wurden? Sieht es meinem übrigen Betragen wohl ähnlich, daß ich ein Gotteslästerer ſey? — Ihr habt alſo wider die Pflicht der Liebe geſündigt, die alles zum Beſten deutet.„ Matth. 9, 1. ff. Und was war nun der Erfolg einer ſo ſanftmüthigen und dabei gründlichen Vertheidigung? Alles Volk erkante ſeine Unſchuld, bewunderte ſeine wolthätige Kraft in Heilung der Kranken, und freute ſich, daß Gott einen Mann unter ihnen mit derſelben begnadigt hatte. — O gewiß, auch wir würden das allemal erleben, wenn wir dieß große Muſter uns zur Nachahmung vorſezen wollten. Man würde unſere Unſchuld einſehen, unſern von Feinden mit Unrecht verläſterten Handlungen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und in unſern Verdienſten und Talenten den Gott verehren, deſſen Gnade wir ſie zu verdanken hatten. — Und wie leicht würde uns das werden, wenn wir nur bedenken wollten, daß die meiſten Menſchen, die ſich an uns vergehn, es nur aus Irthum thun. — Benehmet ihnen ihren Irthum. Zeiget der Welt, daß das, was man läſtert, nicht iſt, oder vergrößert iſt. — Thut es mit Sanftmuth —, mit Achtung gegen euren Feind. — Hize ſezt immer in Verdacht der Verlegenheit. — Ruhige Beantwortung iſt immer ein gutes Vorurtheil für die Unſchuld. —

3. Jeſus rettete aber auch ſeine Ehre **durch die** 1231
That: nicht blos durch Vertheidigungsreden: er zeigte überall **unbeſcholtene Tugend.** — Das iſt der beſte Sieg über unſere Feinde, der zulezt gewiß erfolgt. — Man nennet euch Unmäßige, Geizige, Vernachläſſiger eures Amts — zeigt der Welt das Gegentheil. — Der Tugendhafte kan nicht ganz und immer verkant werden.

1233 4. Und ſo war ihm Rache entbehrlich. — Sich an ſeinen Feinden zu rächen, wäre ihm unzähligemal leicht geweſen. Und wer hatte mehr Urſache dazu, als er? Wen trafen je ſo groſze, ſo empfindliche, ſo häufige, ſo unverdiente Schmähungen? Aber weit entfernt — vielmehr war ſein vortrefliches Herz geneigt, ſeinen Feinden zu vergeben — für ſie zu beten — ihnen wolzuthun. — Und ihr, die ihr euch ſelten rächen könt, oder es ſelten, ohne Gefahr euch zu vergehn, und euch dadurch noch gröſzre Uebel zuzuziehn, könt: ihr, die ihr ſo wenig Urſache habt, da ihr meiſt euren Feinden ſelbſt Gelegenheit zum Läſtern gebt, durch eure Fehler ſie berechtiget, durch euer Betragen ſie erbittert, und ſelten ganz unſchuldig waret — ihr ſolltet noch viel eher im Stande ſeyn, eure Rache zu unterdrüken und euren Feinden zu verzeihen. Und das iſt die eigentliche Groſze der Seele, zu welcher euch das Evangelium Jeſu auffodert: „nie Rache im Herzen tragen!„ — Das heiſt nicht — gleichgültig und fühllos gegen Miſzhandlungen ſeyn: nicht — ſich aller Bemühung enthalten, gegen ſeinen Feind Hülfe und Schuz ſuchen — ſich zu vertheidigen — ihn zu entwafnen. — Nein! es heiſt nur ſo viel: Beleidigungen nicht durch Gegenbeſchädigungen erwidern, blos um ſich an ſeinem Schmerz zu vergnügen. — Im Herzen Groll unterhalten, und fähig ſeyn, ſich ſeines Unfalls zu freuen. — Statt ſolcher Rache ſollet ihr vielmehr ſeine Vergehungen vergeſſen — Gutes von ihm reden — ihm Gefälligkeiten erzeigen — für ihn beten. — Und das alles um eurer eignen Ruhe und Glükſeligkeit willen. Denn ein ſolches Verhalten würde eure wahre Ehre beveſtigen — euren Feind gewinnen — euch Gottes Wolgefallen ſichern. —

1234 B. Aber wie ſoll ichs machen, daſz ich dieſes weiſe Verhalten gegen Läſterungen meiner Feinde be-

weiſen kan? — Nents nicht zu ſchwer. — **Es komt**
alles darauf an, daß ihr die **Quellen** verſtopfet, aus
denen euer bisheriges unkluges Verhalten, eure Heftigkeit,
eure Rachgier — entſprang. Ich will ſie euch,
dieſe Quellen, anzeigen: 1) Ihr haltet viel für Läſterung, 1235
was es gar nicht iſt — was oft ein bloßes freimüthiges
Urtheil war — 2) Ihr betrachtet die meiſten 1236
ſogenanten Läſterungen aus einem vergrößernden
Geſichtspunkt — vermuthet immer die böſeſte Abſicht
— fragt nicht: „Hatte der Menſch auch wohl
„die Abſicht, mich zu beleidigen? Was verleitete ihn?
„Wars vielleicht ſein Temperament, wars die Noth,
„die ihm trieb, wars Verführung, wars Mißverſtand,
„warens meine eigne Fehler, wars vielleicht gar irrendes
„Gewiſſen, das ihn nöthigte, wars Unverſtand?„
— 3) Ihr ſehet die Folgen einer Läſterung 1237
für zu wichtig und entſcheidend an: und bedenket nicht,
daß auch das Böſe unter der Hand der Vorſehung
ſteht. — Erinnert euch an Potiphars Weib. — Wie
mancher wird (wie Joſeph) oft eben dadurch bekant.
Oft geben Feinde Gelegenheit, daß man auf einen
Mann aufmerkſam wird, ſeine Verdienſte unterſucht,
und ihn vorzieht — Gott kan alles zum Beſten kehren
— Läſterungen böſer Menſchen entſcheiden mein
Glük nicht. — 4) Ihr ſehet nur auf Gegenwehr und 1238
Rache, aber nicht auf die Folgen derſelben. Ihr denket
nicht a) an eure Ruhe, die allemal leidet, wenn
ihr euchs zu ſehr zu Herzen nehmet — nicht b) an euer
Gewiſſen, das durch Rache allemal verwundet wird —
nicht c) an die größere Erbitterung eures Feindes, der
dadurch noch mehr gereizt wird, wenn er ſieht, daß
ihrs fühltet: da ihn das Gegentheil ermüden würde —
nicht d) an eure Gefahr, daß ihr in der Hize zu weit
gehen köntet — nicht e) daran, daß ihr wenigſtens
nichts mit der Rache gewinnt, als ein gewiſſes ſchändliches
Vergnügen, das euch jeden freudigen Aufblik

1239 zum Gott der Liebe erſchwert. — 5) Ihr reizt euren Feind zu ſehr dadurch, daß ihr ihn ſelbſt verläſtert. — 1240 6) Ihr gebt ihm auch wohl Gelegenheit durch eigne Fehler und Thorheiten. — Daraus fließen nun von ſelbſt die Regeln, die ihr befolgen müßt, wenn ihr das weiſe Verhalten des Chriſten bei — lernen und Nachfolger Jeſu werden wollet.

1241 1. Urtheilet gelinder von dem Betragen eurer Feinde. —

2. Achtet ihre Beleidigungen weniger: betrachtet ſie nicht aus einem vergrößernden Geſichtspunkte: unterſucht mehr — —

3. Sehet ihre Folgen nicht für ſo wichtig an. Denkt, daß Gott ſie zum Beſten kehren wird, wenn ihr unſchuldig waret. —

4. Denkt an die möglichen und gewöhnlichen Folgen der Rache — an die Gefahr — an den Schaden, den ihr euch ſelbſt thut. —

5. Reizet euren Feind nicht durch eigne Läſterungen und Verunglimpfungen. —

6. Gebet ihm keine Blöße durch eigne Thorheiten und Unbeſonnenheiten. —

1242 Und um euch das alles noch mehr zu erleichtern, und euer Herz dem Sinne eures Jeſu immer ähnlicher zu machen — ſo

a. Erinnert euch fleißig an die ſchönen Beiſpiele, die euch in der Geſchichte Jeſu von dieſer ſo erhabnen Tugend vor Augen gelegt werden — Vater, vergieb ihnen! —

b. Erinnert euch, daß Gott ſelbſt durch eure Feinde euer Beſtes ſucht. — Feinde entdeken uns oft Fehler, die wir nicht geſehen haben würden — machen uns vorſichtig. —

c. Erinnert euch, daß Gott auch mit euch Geduld hat, und eure Vergehungen trägt und verzeiht. —

d. Erinnert euch, daß ihr zu dem Gott der Liebe betet: „Vergieb uns unſere Schuld, als wie wir vergeben ꝛc.„

LVI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Verhalten gegen Neidiſche.

Man ſagt freilich insgemein: ich will lieber **Neider** 1243 als **Mitleider**. Und vergleichungsweiſe iſts allerdings wahr. Aber der Weiſe und der Menſchenfreund ſagt: ich mag **weder** Neider noch Mitleider. — Und glaubet nur nicht, daß ihr recht thut, wenn ihr denkt, laß den Neidiſchen ſich quälen — was kümmert mich ſein Neid?

a. Auch **auf eure eigne** Ruhe und Glükſeligkeit 1244 hat der Neid einen nicht unbeträchtlichen Einfluß. — Denn wenn ich auch den Neid blos als Mißvergnügen betrachte, welches der Neidiſche über das Gute empfindet, das mich die Vorſehung in der Welt genießen läßt, ſo kan ich nicht ganz ohne Empfindung dabei ſeyn. Denn es iſt doch immer ein unleugbares Vergnügen, wenn man hört, daß andere uns das Gute gönnen, wenn ſie ſagen, der Mann iſts werth, er verdients. — Und dieß Vergnügen raubt euch der Neidiſche wenigſtens zum Theil. — Und bleibt es denn etwa dabei? Iſt es denn nur das ſcheele Auge, was ihr vom Neide zu beſorgen habt? — Iſt es nicht zugleich der bittere Tadel, den er über euch ausſtreuet? — Sind es nicht Angriffe auf eure Ehre, die ihr vom Neide zu beſorgen habt? — Wird er nicht alles thun, um in der Welt euren Werth, eure Verdienſte herabzuſezen, und eben damit ſeinen Verdruß zu rechtfertigen? — Wird er nicht, wenn er euren Werth nicht verdächtig machen kan, euch wegen des Gebrauchs verleumden, den ihr von den Vorzügen macht, welche der Gegenſtand ſeiner Mißgunſt ſind? — Endlich, werden nicht thätliche Verſuche folgen, euch um das beneidete Gute zu bringen oder andere aufzuregen? — Sind die Verfolgungen euch unbekant, welche in der Welt Wirkungen des Neides waren? —

1245 b. Aber ſelbſt die Menſchenliebe muß euch hindern, beim Neide gleichgültig zu ſeyn. — Denkt nur ſelbſt nach. Neid iſt doch Quahl für den, den er beherrſcht. Er macht den Menſchen elend. Er verbittert ſeine Freuden. Er verſtimt ſeine Seele. — Er verdirbt ſein Herz: und macht ihn unfähig zu derjenigen reinen Menſchenliebe, welche uns unſer Jeſus mit ſo vielem Rechte als die Urquelle aller Seligkeit angiebt. —

1246 Habt ihr alſo ſelbſt ein gutes Herz, das von Menſchenliebe belebt iſt, ſo müſſet ihr wünſchen, den Neidiſchen zu heilen und von ſeiner Krankheit zu retten. — Und habt ihr eure eigne Ruhe lieb, ſo müßt ihr ihn zugleich mit **Klugheit** behandeln lernen, damit er euch wenigſtens nicht ſchade und eure Glükſeligkeit zernichte. — Und das führet mich auf die Frage? **Wie** ſoll ich nun den Neidiſchen behandeln, wenn er einmal in meinem Zirkel lebt — damit ich auf der einen Seite ihn ſelbſt nicht beſchädige, ſondern vielmehr beſſere, und auf der andern meine eigne Wolfarth ſichere, und die Laſt ſeines Fehlers mir wenigſtens erträglich mache? —

1247 1. Vor allen Dingen erinnert euch an die allgemeine Klugheitsregel, die ihr bei dem Genuß eurer irdiſchen Güter und Freuden an allen Orten in der Welt nöthig haben werdet. — **Genießet** alles, was ihr habt, ſo viel möglich, **ohne Geräuſch und Aufſehen**. — Ihr habt viel Geld: ſprechet nicht mit allen Menſchen davon, und prahlet nicht mit eurem Ueberfluß. — Ihr genießt Luſtbarkeiten: richtet ſie in Abſicht auf Ort, Zeit und Umſtände ſo ein, daß ſie mit keinem Eklat verbunden ſind. — Ihr kleidet euch mit Geſchmak und Aufwand: thut es ſo, daß es nicht in die Augen falle und jedermann aufmerkſam mache. — Ihr genießt das Glük, mit gewiſſen groſſen und mächtigen Leuten in Verbindung zu ſtehn, mit ihnen vertraut zu reden oder Briefe zu wechſeln: hütet euch vor der Schwachheit, das allen Leuten zu erzählen und jedem mit kindiſcher Eitelkeit dieſe Briefe vorzuleſen: — u. ſ. w. Denn mit dieſer Schwachheit werdet ihr, außer andern übeln Folgen, den Neid aufregen und ihn lüſtern machen, euch eure Freuden zu zernichten. — Genießt, was ihr habt, im Stillen und reizet **den Neid nicht** ſelbſt durch Aufſehen und Geräuſch. —

1248 2. Suchet den **Neidiſchen zu gewinnen** und für euch **einzunehmen**. — Ich will euch dazu ſichere Mittel vorſchlagen. —

1249 a. Erzeiget dem Neidiſchen **Achtung** gegen ſeine **anderweitigen Verdienſte** und Vorzüge. — Kein Menſch iſt ganz ohne Werth. — Suchet ſein Gutes auf. Rühmet es. Laſſet es ihn ſelbſt merken, daß ihr es anerkent: damit er ſehe, daß er auch Vorzüge habe, die erkant werden. — Lobet an ihm, was zu loben iſt. — Dieß wird ihn mit euren Vorzügen gleichſam ausſöhnen. Dieß wird ſeinen Verdruß mindern und ſeine Krankheit ſchwächen. —

b. Laſ

1250 b. laſſet ihm, ſo viel möglich, **das, was er euch beneidet, genießen.** — Er beneidet euren Wiz: zeigt ihn in ſeiner Geſellſchaft, nie auf ſeine Koſten, aber zu ſeinem Vergnugen. — Er beneidet euren Rang: ſtellt euch ihm gleich: geht mit ihm um, wie mit eures Gleichen. — Er beneidet euer Geld: laßt es ihm mit genießen: ſeyd gaſtfrei, freigebig — gegen ihn. — Sehet, das heiſt feurige Kohlen auf ſein Haupt ſamlen, oder, welches eben ſo viel iſt, den Neidiſchen **zwingen**, ſeinen Verdruß aufzugeben und **euer Freund zu werden.** —

1251 3. Habt ihr endlich ſo ſein Herz gewonnen, ſo arbeitet an ſeiner **Beſſerung**. — Werfet ihm nie ſeinen Neid vor. Laßt euch nicht einmal merken, daß ihr ihn für neidiſch haltet. — Aber ſprecht mit ihm, oder mit andern, daß ers hört: von der **Unbilligkeit** des Neides gegen die Vorſehung — gegen den Beneideten. — Redet von dem **Schaden**, den ſich der Neidiſche ſelbſt thut, mit Zeichen der menſchenfreundlichen Theilnehmung: — wie er ſich ſelbſt quält — wie er ſeine Seele verfinſtert — wie er die ſchönſten Freuden, die Freuden der Theilnehmung an dem Glük anderer, ſich raubt — wie er ſich dem Spotte, der Verachtung preis giebt — wie er ſein Herz verdirbt u. ſ. w. Redet mit ihm von den **Quellen** des Neides — von unrichtigen Urtheilen über Menſchenwerth — von Ungenügſamkeit — von falſcher Ehre. — Suchet ſie zu verſtopfen. — Zeiget ihm, daß kein Vorzug andrer Menſchen ihn demüthige oder herabſeze, als, den er durch ſeine Schuld entbehrt u. ſ. w.

1252 Das wird euch endlich den vollen Sieg über ſeine Thorheit verſchaffen. — Das wird euch die ſeligſte der Freuden genießen laſſen, die Freude, einen Verirrten zurükgeführt und zu einem beſſern Menſchen gemacht zu haben. — Das wird euch vor der Welt Ehre und vor Gott Lob und Beifall erwerben.

LVII.

LVII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe im Betragen gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Verhalten gegen Argwöhniſche.

Ihr werdet immer am richtigſten von menſchlichen 1353 Fehlern und Thorheiten urtheilen, wenn ihr auf ihre **Entſtehungsart** Acht habet, und einſehen lernet, daß nicht Bosheit des Herzens, d. h. Wolgefallen an Menſchenkränkung, ſondern andere Dinge dieſelben erzeugen. —

Bei dem Argwohne liegen gewöhnlich **Verführungen** 1354 ſchlechtdenkender Menſchen zum Grunde: welche durch Liebkoſungen und Schmeicheleien das Vertrauen des Argwöhniſchen gewinnen: welche ſich ſtellen, als ob der aufrichtige Wunſch, die größten Gefahren von ihm abzuwenden, ſie belebe, und ſo unter der Larve des Freundes, ihm täglich neue Nachrichten, Karakterſchilderungen, Geſchichten, Urtheile — einflößen, welche die Beſorgniſſe immer größer machen, und endlich den Leichtgläubigen dahin bringen, daß er den beſten Menſchen ſein Vertrauen entzieht und durch ewigen Verdacht ihnen ihr Leben verbittert. — Sagt, ob ſolche Verführte nicht immer einige Nachſicht verdienen? — Freilich ſollten ſie jene feilen Zuträger von ſich entfernen. — Aber wie? wenn ſie ſie für redliche Freunde halten? Wie, wenn ſie noch keine Gelegenheit hatten, dieſe Schlangen in ihren Buſen zu entdeken? Verdiene ich darum Haß, wenn ich eine Otter nicht ſehe, die vor meinen Füßen ſchleicht?

Oder

1255 Oder meint ihr, daß ich anders urtheilen würde, wenn der Argwohn aus **Widerwärtigkeiten** und traurigen Erfahrungen entſtund? — Wenn nun ein Menſch in ſeinem Leben immer das Unglük hatte, betrogen zu werden? Wenn er tauſendmal ſich mit Menſchen zur redlichſten Freundſchaft verband, denen er alles leiſtete, was ein Freund von dem andern nur erwarten und wünſchen kan, und tauſendmal betrogen, tauſendmal durch Untreue, Argliſt, Verrätherei für ſeine Liebe gelohnt wurde — iſts Wunder, wenn ſo ein Schikſal die Seele verſtimt und mit Mißtrauen gegen die ganze Menſchheit erfüllt? Iſt es nicht natürlich, daß ein Menſch, was er bisher immer erfuhr, ferner erwartet? —

1256 Eben ſo gewiß verdient der Argwöhniſche eure Nachſicht, wenn **leidenſchaftliche Liebe** die Quelle ſeines Argwohns war. — Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß jeder Menſch ſich vor Leidenſchaften hüten, und kein Vergnügen, kein Verlangen bis zum Affekt ſteigen laſſen ſoll? Aber wie, wenn eine fehlerhafte Erziehung den Saamen der Leidenſchaft ſeinem Herzen beigebracht hätte? Wie, wenn die Reize eines Gegenſtandes, in Verbindung mit einer fehlerhaften Phantaſie, ihm unvermerkt Feſſeln angelegt hätten? Kan der Unglükliche etwas dafür, daß dieſe Reize ihm vors Auge kamen, daß ſein Auge ſie ſah, daß ſeine Phantaſie ſie ihm darſtellte? —

1257 Noch am meiſten verdient der Argwöhniſche Vorwurf, wenn es **unbillige Foderungen** oder Erwartungen waren, deren Auſſenbleiben ihm Verdacht erwekte. — Wenn z. B. ein Menſch von einem Freunde Gefälligkeiten, Dienſtleiſtungen, Aufopferungen verlangen ſollte — oder wenn er erwartete, daß ſich der andere ihm allein widmen, und ſeine Geſpräche, Umgang, Scherze, freundlichen Blik, keinem andern

Menſchen, als ihn, genießen laſſen ſolle — das iſt freilich unbillig — und eben ſo unbillig, wenn er dann in die Redlichkeit deſſen einen Verdacht ſezt, der ſolche Erwartungen ihm nicht befriedigt. — Aber ſagt, iſt auch in dieſem Falle wohl mehr zu finden, als Schwäche des Verſtandes — die noch dazu oft mit dem beſten Herzen ſich paarte? —

Kurz — ihr möget die Entſtehungsarten des Argwohns überdenken, wie ihr wollt, ſo werdet ihr immer gewahr werden, daß er vor dem unpartheiiſchen Richterſtuhle des Menſchenkenners und Menſchenfreundes Entſchuldigung und Nachſicht verdient: — und daß ihr Urſache habt, auch dieſen laſtenden Fehler mit Langmuth und Schonung zu behandeln. — Merket euch dazu folgende **Regeln**: 1258

1. Ziehet vor allen Dingen eure Selbſtkentniß zu Rathe, und prüfet euch, ob ihr, unter euren Umſtänden, die Laſt tragen könt. — Denn freilich giebt es Fälle, wo die Verbindung mit einem Argwöhniſchen ſchlechterdings unerträglich iſt, d. h. wo es unmöglich wird, ſeine eigne Ruhe und Glükſeligkeit zu behaupten. — In einem ſolchen Falle erinnert er euch an das, was ich oben von der Art geſagt habe, wie man den Fehlerhaften meiden, oder eine bereits angefangene Gemeinſchaft aufheben müſſe. (LIII.) 1259

2. **Müßtet** ihr aber mit einem Argwöhniſchen leben, oder kontet, um nicht größern Uebeln euch auszuſezen, die Gemeinſchaft nicht aufheben, ſo wäre meine erſte Regel: **handelt**, je argwöhniſcher euer Freund iſt, **deſto ofner vor ſeinen Augen**, und laßt ihm überall, wo es nur immer möglich iſt, Entſtehungsart, Veranlaſſungen, Triebfedern, Gang, Abſichten — eurer Handlungen ſehen. — Verheimlicht ihm nichts, was mit ſeinem Intreſſe oder Leidenſchaften in einiger Verbindung ſteht. — **Handelt** in Dingen, 1260

gen, die ihn mit angehn, nie hinter ſeinem Rüken. — Vernehmet überall ſeinen Rath, ſeine Beiſtimmung, und thut, was ihm irgend intreſſirt, mit ihm gemeinſchaftlich. — Dieß gemeinſchaftliche Handeln, dieſe Offenheit, iſt das ſicherſte Mittel, ſein Herz zu gewinnen, und ihm wenigſtens nach und nach den Argwohn gegen eure Perſon zu benehmen. — Dieſe Regel iſt beſonders in der Ehe wichtig. —

1261 3. **Man laſſe ſich aber nicht merken, daß man ihn für argwöhniſch hält**, oder daß ſein Argwohn uns empfindlich iſt. — Denn die Argwöhniſchen ſind Kranke, die es am wenigſten ſeyn wollen: — wo die Krankheit gerade dadurch zunimt und heftiger wird, wenn man ſie ihnen ſchuld giebt. —

1262 4. Seyd aber **aufmerkſam auf alle die Fälle**, wo ihn ſein Argwohn täuſchte — wo er ſich in einem Verdachte gegen euch oder andre Menſchen geirrt hatte — wo ihm der Glaube, wie man zu ſagen pflegt, in die Hand kam — oder wo ſein Argwohn ihm gar einen ſichtbaren Schaden that: z. B. wo er ſich durch Aeuſſerung deſſelben — Verdrieſzlichkeiten, Feindſchaften, Verluſt u. d. zuzog — wo er wenigſtens andern offenbares Unrecht that: — ſolche Fälle bemerket und erwartet dann eine gute Stunde, wo er heiter iſt, wo er mit euch im höchſten Grade vergnügt und zufrieden ſcheint, und erinnert ihn, daß er dießmal ſich geirrt hatte. — Laſſet aber keinen einzigen ſolcher Fälle vorbei. — Beſonders, wenn er gegen euch einen Verdacht gehabt hatte, und die Sache entdekt ſich, ſo unterlaßt nie, mit Liebe und Gelaſſenheit, ihm auf das glimpflichſte zu ſagen, (nicht, daß er argwöhniſch ſey, ſondern nur dieß) daß ihr euch freuet, daß ihm die Reinigkeit eures Herzens jezt offenbar worden ſey. Er wird ſeinen Verdacht leugnen. Laſſet das geſchehen. Genug, daß ihr ihm saget, es ſey euch lieb, ſichtbar ſchuldlos vor ihm zu erſcheinen. — Dieß, oft gethan, wird nach und nach bei dem Argwöhniſchen Selbſtkentniß und Schaam wirken. —

1263. 5. Freilich müſſet ihr aber auch ſelbſt alle Gelegenheiten verhüten, die ihn zum Argwohn reizen könten — beſonders bei Gegenſtänden, wo ſein Mißtrauen am gröſten zu ſeyn pflegt. Denn kein Argwöhniſcher iſt es leicht überall. Jeder hat gewiſſe ſchwache Seiten, bei deren Berührung ſein Argwohn erwacht. Z. B. Euer Freund iſt geizig: ſo iſt das die Seite, die ihr vornemlich ſchonen müſſet: ſo daß ihr z. B. nie bei ſeinem Gelde, Papieren u. d. Hand anleget und euch damit bemenget, auch wenn er es ſelbſt fodern ſollte — Oder er iſt geheimnißvoll: ſo müſſet ihr euch nie Geheimniſſe von ihm anvertrauen laſſen, auch wenn er ſie euch anbietet, um nicht, wenn ſie durch eine andere Gelegenheit verrathen würden, in den Verdacht zu kommen, daß ihr ſie verrathen hättet. — Oder er iſt eiferſüchtig: ſo müſſet ihr alle Gelegenheit meiden, mit dem Gegenſtande ſeiner Eiferſucht allein zu ſeyn u. ſ. w. — Gewiß, ihr werdet in der Welt finden, daß es nur an uns liegt, wenn wir mit den Menſchen nicht auskommen können. — Wer mit einem menſchenfreundlichen Herzen nur ein wenig Klugheit verbindet und die Menſchen ſtudiert, ihre ſchwachen Seiten kent, und dann ſich hütet, ſie zu reizen und ihre Fehler aufzuregen, wird auch mit dem Fehlerhafteſten glüklich leben können. —

1264 Und glaubet nur, ein ſo weiſes und zugleich liebreiches Betragen wird, wenn es auch anfangs einige Mühe und Aufmerkſamkeit koſtet, euch in der Folge ſehr leicht werden, und auch, in ſeinem ganzen Umfange, nur eine kurze Zeit nöthig ſeyn. — Denn ihr dürft nur eine Zeitlang mit einem Argwöhniſchen ſo umgehen, wie ich euchs beſchrieben habe, ſo werdet ihr ihn, wo nicht ganz heilen, doch wenigſtens die Ausbrüche ſeines Fehlers ſeltner machen und die Laſten außerordentlich mindern, die euch ſonſt derſelbe verurſacht hatte. —

1265 6. Und ſeyd ihr erſt ſo weit, daß ihr ſein Vertrauen gewonnen und ſeinen Argwohn von euch ſelbſt abgewendet habt, alsdenn wird es euch allein möglich ſeyn, an ſeiner Beſſerung zu arbeiten — nach den Regeln, die ich euch (LIV.) bekant gemacht habe. — Ihr werdet ihm ſagen dürfen, was kein anderer ihm ſagen durfte. —

1266 7. Und geſezt, daß eure menſchenfreundliche Bemühung nicht gleich den erwünſchten Fortgang hätte, ſo ermüdet nicht. — Beweiſet diejenige Geduld, die ihr euch bei euren Fehlern gegenſeitig wünſchet. — Erlaubet euch, wenn ſein Argwohn euch noch ſo empfindlich fallen ſollte, nie eine Demüthigung oder Heftigkeit gegen ihn. — Erzeiget ihm während ſeiner ganzen Krankheit, alle mögliche Freundſchaft — alle Gefälligkeiten, alle Dienſtleiſtungen — die euch möglich ſind: und erſparet ihm alle Kränkungen, die ihr ihm, ohne eure Pflicht zu verlezen und euch ſelbſt einen größern Schaden zuzufügen, nur erſparen könt.

LVIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Verhalten gegen Irrende überhaupt.

1267 Es iſt merkwürdig, daß das Geſez der Menſchenliebe, welche Chriſtus als die einzige ächte Tugend und Gottesverehrung lehrte, nirgends ſo viel Ausnahme gefunden hat, und ſelbſt von Lehrern des Chriſtenthums nirgends ſo geradezu umgeſtoßen worden iſt, als im Verhalten gegen vermeintlich Irrende, welche doch gerade unter allen fehlerhaften Menſchen die meiſte Liebe und Schonung verdienen.

1268 Man kan von dieſer allgemein gewordnen Intoleranz keinen andern Grund angeben, als den **Glauben an poſitive Religion.** Denn es iſt augenſcheinlich, daß Menſchen, die die **Vernunft** als die Richterin aller Wahrheit annehmen, einander **gleiche Rechte** zugeſtehen müſſen, die Vernunft zu brauchen, und nach ihrer ſubjektiven Vernunft zu denken und zu urtheilen. Hingegen Menſchen, welche ſich überreden laſſen, daß es willkührliche Verordnungen der Gottheit gebe, welche außer dem Gebiete der Vernunft liegen, werden durch die natürliche Hochachtung gegen ſolche Verordnungen unvermeidlich angetrieben, von allen andern Menſchen zu **fodern**, daß ſie dieſe Verordnungen anerkennen, und folglich das unangetaſtet laſſen, was ſie für göttliche Wahrheit halten und deſſen Bezweiflung ſie als Lügenſtrafung ihrer Gottheit anſehen. — Ich überlaſſe dieſe wichtige Bemerkung über die Urquelle aller Intoleranz geübtern Leſern zum weitern Nachdenken. S. I, 282. ff.

Ich will jezt das Verhalten gegen Irrende, mit Vorausſezung deſſen, was ich I, 282. ff. und 853. ff. geſagt habe, kürzlich auseinander ſezen. Die allesumfaſſende und ausnahmlos thätige Menſchenliebe, wie der Stifter des Chriſtenthums ſie uns gelehret hat, giebt mir folgende Regeln:

1269 I. Ueberzeuge dich vor allen Dingen, daß Irthum etwas ſchuldloſes und nie einer Ahndung empfängliches iſt.

1270 1. Was heißt denn **Irthum**? — Man halte die Frage nicht für überflüßig. Deutliche Begriffe

ſind das einzige Mittel, zu richtigen Urtheilen zu gelangen. — Und ich bin gewiß, daß wenige von Irthum und Wahrheit deutliche Begriffe haben. — Irthum iſt, wie Fehler, kein wirkliches Ding, ſondern **ein bloßes Verhältniß** der Vorſtellungen eines Menſchen gegen die Vorſtellungen eines andern. Wenn z. B. ihrer zwey mit einander auf einer Anhöhe ſtünden und ſähen in die Ferne: und Titius ſähe einen Baum auf demſelben Orte, wo Kajus einen Thurm ſahe: was würden beide ſagen? Kajus würde ſagen, — Titius irre ſich — und Titius würde denken, Kajus irre ſich. Nicht ſo? Und was hieße dann wohl **Irthum**, den einer dem andern ſchuld gäbe? Hieße Irthum dann wohl ſo viel, als eine an ſich falſche Vorſtellung von der Sache im Gegenſaz der wahren? Gewiß nicht. Denn es könten ja beider Vorſtellungen falſch ſeyn. Alſo iſt der Irthum des Kajus blos eine Abweichung von der Vorſtellung des Titius: und der dem Titius ſchuldgegebene Irthum wäre blos eine Abweichung ſeiner Vorſtellung von der des Kajus. Das heiſt alſo ſo viel: was ein Menſch einen Irthum des andern nent, iſt im Grunde weiter nichts, als eine **Nichtübereinſtimmung** der Vorſtellungen des andern mit den **ſeinigen**. — Wenn alſo z. B. der eine Menſch ſich vorſtellt, der liebe Gott ſey ein zorniges Weſen, und der andere glaubt das nicht, ſo nent jener die Vorſtellung vom **nichtzornigen** Gott, Irthum, weil ſie die ſeinige nicht iſt: und dieſer nent die Vorſtellung vom **zornigen** Gott auch Irthum, weil ſie die ſeinige nicht iſt. — Bemühet euch ja, das, was ich euch
1271 hier ſage, deutlich zu denken. Irthum iſt weiter nichts, als Abweichung einer Vorſtellung von einer andern für wahr gehaltenen Vorſtellung. Das iſts, wenn einer z. B. ſagt: ich habe mich geirrt. Denn das heiſt nur ſo viel, die Vorſtellung, die ich jezt habe, halte ich für richtig, und die vorige, die ich ehedem auch

für richtig hielt, iſt der jezigen nicht mehr gleich. — Eben das iſts, wenn ihr ſagt: ein andrer Menſch habe einen Irthum. Das heiſt weiter nichts, als: **er** ſtelle ſich eine Sache **anders** vor als **ihr**: ſeine Vorſtellung ſey **eurer nicht gleich**. — laſſet euch dabei das nicht irren, daß ihr euch **genöthiget** fühlet, eure jedesmaligen Vorſtellungen **für wahr** und die denſelben unähnlichen **für Irthum** zu halten. Denn was **ihr** da Wahrheit nennet, iſt nichts weiter als das Gefühl der Nothwendigkeit **eurer** Vorſtellungen. Denn was **ihr** euch in jedem Augenblike vorſtellt, das **müßt** ihr euch vorſtellen. Indem ihr z. E. einen Baum ſehet, ſo müßt ihr ihn euch ſo vorſtellen. Ihr könt nicht anders. Es iſt unmöglich, daß ihr euch jezt etwas anders vorſtellt. Zu andrer Zeit freilich, wenn ihr z. B. näher hinzu gienget und das Ding, was ihr als einen Baum ſahet, als eine Pflanzenſtaude ſähet, da kan, oder da **muß** vielmehr eine andere Vorſtellung entſtehn. — Alſo in jedem Augenblik iſt jede **gegenwärtige** 1272 Vorſtellung **unvermeidlich** und kan nicht anders ſeyn. **Wir fühlen uns gezwungen**, das, was wir uns vorſtellen, uns **gerade ſo** vorzuſtellen. Und es iſt unmöglich, daß wir jezt eine andere Vorſtellung haben. Jenes Gefühl nun, von der Unvermeidlichkeit einer Vorſtellung, haben wir uns **gewöhnt**, Wahrheit, und jede von einer ſolchen Vorſtellung abweichende, Irthum zu nennen. — Wenn ihr das nun recht bedenket, ſo werdet ihr einſehen, daß aller Irthum nichts ſey, als Abweichung der Vorſtellung eines Menſchen von der Vorſtellung eines andern: daß alſo eine Vorſtellung **nur in ſofern Irthum iſt und heißt**, wiefern ſie ein Menſch **dafür hält**, d. h. von ſeiner Vorſtellung abweichend findet: daß folglich daſſelbe, was **ihr Irthum** nennet, **einem andern Wahrheit** iſt, und was **euch** Wahrheit heißt, in den Gedanken des **andern** Irthum heißt: daß ſonach beides, Irthum und Wahrheit, nur für den es iſt, der es dafür erkent, und es dafür zu erkennen ſich genöthigt fühlt. —

1273 2. Und nun werdet ihr verſtehen, was ich meine, wenn ich ſage, Irthum iſt **nie ſtrafbar**. — Das heiſt ſo viel: man hat keine Urſache, einem andern darüber einen Schmerz zu machen oder ein Uebel zuzufügen, oder ihn zu haſſen, weil ſeine Vorſtellungen **anders** waren als unſere: oder, welches eben ſo viel iſt: weil er **ſich genöthigt** fühlte, ſich eine Sache ſo vorzuſtellen, die ihr euch **genöthigt** fühltet, anders vorzuſtellen. — Denn das wäre ja eben ſo viel, als einen darum haſſen, weil ſeinem Gaumen eine Speiſe bitter ſchmekt, die einem andern Gaumen ſüß iſt, oder umgekehrt: oder, weil einer ein Ding in der Ferne für einen Baum anſähe, was ihr für einen Thurm haltet. —

1274 3. Eben ſo leicht iſt's einzuſehn, in welchem Sinne ich ſage: Irthum iſt als Irthum andern **nicht ſchädlich**: — d. h. die Ungleichheit der Vorſtellungen kan keinem Menſchen, auch dem nicht, von deſſen Vorſtellungen ſie abweichen, ein wahres Uebel zufügen. — Und laſſet euch dadurch nicht irren, daß ein Irthum eine **Handlung** erzeugen kan, die andern Menſchen Uebel zufügt. Denn alsdenn iſt die **Handlung** ſchädlich, aber der **Irthum**, als **abweichende** Vorſtellung, **nicht**. Denn es können ja ſchädliche Handlungen aus der entgegengeſezten Vorſtellung entſtehen, die ihr Wahrheit nent, ſo wie ihr in der Welt oft geſehn habt, daß ſehr heilſame Handlungen aus ſolchen Vorſtellungen entſtunden, welche andere Irthum nanten. — An keine Vorſtellung in der Welt ſind gewiſſe Handlungen **nothwendig** gebunden, d. h. ſo, daß ſie bei der Vorſtellung allemal erfolgen müßten. Alſo ſind die Vorſtellungen der Menſchen, ſie mögen nun für den einen Wahrheit und für einen andern Irthum ſeyn, **nie an ſich** ſchädlich, d. h. nie **nothwendige** Urſachen guter oder ſchädlicher Handlungen. — Und das werdet ihr nun noch deutlicher einſehen, wenn ich die Beweiſe von dieſem Grundſaze: „**man muß keinen** „**Irthum**, d. h. keine von unſern Vorſtellungen ab„weichende Vorſtellungen andrer Menſchen, für **ſtraf**„**bar** oder **ſchädlich** anſehen, ſondern ſie **dulden**:„ entwikeln werde.

1275 A. Ich ſage erſtlich, **der Irrende**, d. h. der nach eurer Meinung Irrende, wiefern er ſich eine Sache anders vorſtellt, als ihr, **verdient nie euren Haß** — iſt nie ſtrafbar — **weil** er für ſeine abweichende Vorſtellung nichts kan. — Daß er nichts dafür kan, ſehet ihr ja ſchon daraus, weil ihr fühlet, daß ihr **auch für eure** Vorſtellung nichts könt. Denn ihr nent ja eben darum **eure** Vorſtellung **Wahrheit**, weil ihr euch **gezwungen** fühlt, ſie zu denken. Könt ihr nun nicht anders, als euch die Sache **ſo** vorſtellen, **wie** ihr ſie euch vorſtellt, ſo iſts ja nicht eure Schuld, daß ihr ſie euch ſo vorſtellt, ſondern ihr muſtet. Und ſo gehts auch dem, der von eurer Vorſtellung abweicht. Nemlich ſeine abweichende Vorſtellung iſt **ihm eben ſo unvermeidlich.** Er fühlt ſich eben ſo genöthigt, wie ihr, ſich die Sache anders vorzuſtellen. **Er** nent darum ſeine Vorſtellung Wahrheit: und ſie iſt es auch für ihn. **Ihr** nent ſie freilich Irthum. Aber ihr meint damit nichts, und könt damit nichts meinen, als daß eure Vorſtellung **anders** ſey, wie die ſeinige, daß ſie alſo **euch** Irthum ſey, ſo wie ſie **ihm** Wahrheit iſt. — Ihr ſteht alſo immer in gleichem Falle mit dem in eurer Meinung Irrenden. Er kan für ſeine Vorſtellung ſo wenig, als ihr für die eurige. — Doch das, was ich behaupte, iſt zu wichtig für das ganze menſchliche Geſchlecht, um eine allgemeine Duldſam-

keit gegen menſchliche Vorſtellungen zu begründen, und
den Geiſt der Liebe eine ausgebreitete Wirkſamkeit zu
verſchaffen, als daß ich nicht wünſchen ſollte, euch im
höchſtmöglichen Grade von meiner Behauptung zu
überzeugen. — Ich will euch alſo die Sache aus einem
1276 vollſtändigen Geſichtspunkte zeigen. — Betrachtet einmal
die Entſtehungsart aller menſchlichen Vorſtellungen
ſelbſt. Alle unſere Vorſtellungen entſtehn entweder
aus ſinlichen Wahrnehmungen, oder aus Unterricht,
oder aus Nachdenken und Folgerungen. Von allen
drey Entſtehungsarten werdet ihr einſehen können, daß
1277 ſie unverſchuldet ſind. — a) Bei den **ſinlichen Wahrnehmungen**
fällt es freilich am ſtärkſten in die Augen.
Denn daß ein Menſch, wenn ein Gegenſtand eines
ſeiner ſinlichen Werkzeuge ſeine Augen, Ohren u. d.
berührt, ſich dieſen Gegenſtand vorſtellt, und ſich ihn
ſo und nicht anders vorſtellt, als er ihn jezt ſinlich
wahrnimt, das iſt unvermeidlich. Ich muß ſehn,
was ich ſehe. Und ich muß es ſo denken und mir vorſtellen,
wie ich es ſehe, d. h. nach der Art des Eindruks,
den es auf mich macht. Was ich alſo z. B.
grün ſehe, muß ich ſo denken. Und ich kan nichts dafür,
daß ich mirs ſo vorſtelle: ſo wenig ein anderer
dafür kan, deſſen Auge das blau ſieht, was ich grün
ſehe. — Daß ich alſo gerade die Dinge ſehe, höre,
ſchmecke, fühle, die und wie ſie in meinem Leidens-
und Wirkungskreiſe ſich mir aufdringen — iſt nicht
1278 meine Schuld. — b) Eben ſo iſts mit dem **Unterricht**.
— Was kan der Menſch dafür, daß er von
dieſen Eltern und keinen andern gebohren und erzogen
wurde? Daß gerade dieſe und keine andern Menſchen
ihm ihre Vorſtellungen mittheilen? Und nicht anders
1279 verhält es ſich c) mit dem **Nachdenken** und den Folgerungen.
— Der Menſch ſoll Wahrheit ſuchen. Aber
er muß Veranlaſſungen, er muß Hülfsmittel haben.
Iſt er ſchuld, daß er dieſe und keine andern hatte?
Er

Er ſoll ſeine in der Jugend geſamleten Kentniſſe vergleichen und prüfen. Aber kan er eine andere Vergleichung finden, als welche die Vorſtellungen, die er vergleicht, ſo wie ſie in ſeiner Seele liegen, zulaſſen? Er vergleicht z. E. zwey Handlungen: kan er ein anderes Urtheil fällen, als es den Vorſtellungen gemäß iſt, die er von dieſen Handlungen hat? Er ſoll prüfen. Aber er muß erſt durch Umſtände veranlaßt werden, das, was er prüfen ſoll, für zweifelhaft und folglich der Unterſuchung fähig zu halten. Wenn ihm nun dieſe Veranlaſſung nicht widerfährt? Und — wenn ſie ihm komt — ſo wird er die Gründe erwägen. Wenn ihm nun gewiſſe Gründe beſtimmen, kan er dafür, daß er dieſe Gründe und ihr Gewicht ſo und nicht anders empfand? Daß er ſie, vermöge des Grades ſeiner Denkkraft, vermöge des Lichts, in welchem er ſie ſahe, vermöge der Antriebe ſeines Herzens, vermöge des Anſehens derer, die ſie ihm vorlegten oder widerſprachen, und vermöge unzähliger andern Umſtände, ſo und nicht anders empfand? — Sehet, ihr möget die Sachen betrachten wie ihr wollt, ſo iſt, wenn ich recht wenig ſagen ſoll, **äußerſt ſelten** eine **Verſchuldung** bei unſern **Vorſtellungen**. — Und — merket, 1210 was ich hinzuſeze — wenn auch zuweilen eine vorhanden wäre, ſo iſt doch kein Sterblicher im Stande, ſie zu wiſſen und zu beweiſen. Gott allein, als der Herzenskündiger, kan es wiſſen, ob eine Vorſtellung durch unſere Schuld in uns entſtanden war oder nicht. Alſo **ihr** könt es wenigſtens **nie** wiſſen. Ihr könt nie mit einem Scheine von Wahrheit ſagen: der oder jener Menſch ſey an dem Irthume ſchuld, oder er könne etwas dafur, daß ſeine Vorſtellungen anders ſind, als die eurigen. **Folglich** iſt der Irrende **vor Menſchen nie ſtrafbar**, weil er nie einer Zurechnung fähig iſt.

1281 B. Und eben ſo gewiß iſt es, daß der Irthum, auch laut geſagt, an ſich, als Irthum, nicht ſchädlich iſt.

1282 a. Denn er iſt ja nichts als eine von der eurigen verſchiedne Vorſtellung. Wie kan nun eine Vorſtellung als Vorſtellung jemanden Schaden thun? Es iſt ja eine inre Thätigkeit der Seele, deren Wirkung in dem Menſchen bleibt. Denn es entſteht ja, wenn ich etwas denke, nichts als ein Gedanke. Das iſt ja eine Sache, die kein Menſch ſehen, fühlen, ſchmeken, empfinden kan. Alſo iſt es ja unmöglich, daß ein Menſch durch ſeine Vorſtellungen, die er ſich macht, den andern beſchädige.

1283 b. Daß eine Vorſtellung eines Menſchen in euren Augen Irthum iſt, kan ſie auch nicht ſchädlich machen. Denn das beſteht nur in der Verſchiedenheit. Und wem kan das ſchaden, daß einer in einer Sache von dem andern verſchieden denkt? — Wenn das Verſchiedenſeyn der menſchlichen Vorſtellungen ſchädlich wäre, ſo wäre ja auch die Wahrheit ſchädlich. Denn das, was der eine Menſch Wahrheit nent, iſt von des Andern Vorſtellung, die dieſer Irthum nent und jenem Wahrheit iſt, ja auch verſchieden. Und ſo müſten alle Menſchen einander für ſchädlich anſehen: ſo müſten alle, welche gewiſſe Vorſtellungen haben, diejenigen ſchädlich nennen, die andere Vorſtellungen haben: und eben dieſe Partei, welche die andern Vorſtellungen hat, müſte jene wiederum für ſchädlich anſehn. Fühlet ihr nicht das Ungereimte des Vorurtheils, an welchem bisher ſo viele gehangen haben: als ob Irthum, als Irthum, der Menſchheit ſchädlich ſey und als ſchädlich gehaßt und beſtraft werden müſſe?

1284 c. Aber das laute Sagen, ſprechet ihr, kan Schaden thun? — Denkt nur nach, und beſinnet euch, daß das Sagen, oder die Bezeichnung einer Vorſtelſtellung mit Worten, nichts weiter wirken kan, als — Vorſtellungen. Alſo die laut geſagte Vorſtellung wirkt ſelbſt widerum nichts, als eine Vorſtellung in dem, der die Worte hört. Wenn nun Vorſtellungen an ſich niemand ſchaden, ſo können ja auch mitgetheilte Vorſtellungen niemanden ſchaden: — zumal da durch Mittheilung einer Vorſtellung **niemand gezwungen** wird, ſie anzunehmen.

d. Hiezu komt, daß auch der Vorſtellende, dem 1285 ihr Irthum Schuld gebet, nie die **Abſicht** hat, euch **zu ſchaden.** Denn wenn ein Menſch über etwas nachdenkt, ſo hat er keine weitere Abſicht, als Wahrheit zu finden, d. h. Vorſtellungen, welche das enthalten, was ſich in der vorgeſtellten Sache wirklich befindet. Es fällt ihm alſo gar nicht ein, jemanden zu ſchaden. Er will vielmehr nüzen. Er wünſcht nicht nur für ſich nüzliche Vorſtellungen einzuſamlen, ſondern auch durch dieſe Vorſtellungen und deren Mittheilung andern nüzlich zu werden. — Was kan er dafür, daß er auf Vorſtellungen gerieth, die von den eurigen verſchieden ſind? Und was kan euch das weiter ſchaden, als daß es euch allenfals des Vergnügens beraubt, ihn mit euch einſtimmig zu ſehn. Und büßt er denn nicht eben dieſes Vergnügen auch ein? Iſt alſo nicht eure vermeinte Wahrheit ihm ſo ſchädlich (wenn ihrs ſo nennen wollt) als euch ſein vermeinter Irthum, der im Grunde doch **ihm** Wahrheit iſt?

e. Aber der Inhalt einer Vorſtellung, ſaget ihr, 1286 **kan** doch ſchädlich **werden,** wenn er den Menſchen zu **Handlungen verleitet,** welche ihm oder andere unglüklich **machen.** — Wenn ihr dieß einwendet, ſo habt ihr ſchon wieder gänzlich vergeſſen, wovon die Rede iſt. Wir reden ja gar nicht von dem Inhalte der menſchlichen Vorſtellungen, ſondern von einem Verhältniſſe derſelben. Denn wenn ihr eine Vorſtellung Irthum nent, ſo könt ihr ſie ja ohnmöglich deßwegen ſo nennen, weil ihr Inhalt an ſich falſch iſt, ſondern weil er euch falſch iſt — weil der Inhalt derſelben von dem Inhalt eurer Vorſtellung abweicht. Denn was ihr wahr nent, iſt ja nicht allen Menſchen, ſondern nur euch und einigen andern wahr. Und was ihr Irthum nent, iſt ja nur euch Irthum, weil er von euren Vorſtellungen abweicht: und dem Abweichenden und vielen andern iſt er **Wahrheit**. Alſo iſt ja von der **Abweichung** unſerer Vorſtellungen die Rede, nicht von ihrem Inhalt. Daß andere von euch **verſchieden denken**, d. h. daß ſie in Vergleichung mit euren Vorſtellungen **irren**, das kan an ſich keinem Menſchen ſchaden. — Indeſſen, ſo wenig euer Einwurf mich trift, ſo will ich ihn dennoch beantworten. Ich ſage alſo: ſelbſt der Inhalt einer Vorſtellung iſt an ſich nicht ſchädlich, weil keine Vorſtellung die **nothwendige** Urſache einer Handlung iſt: d. h. eine ſolche Urſache, welche die Handlung allemal erzeugte. Und das iſt der ſechſte Punkt, auf den ich euch hier noch einmal aufmerkſam machen muß.

1217 f. Keine Vorſtellung wirkt **nothwendig** eine Handlung. — Das könt ihr an tauſend Beiſpielen ſehen. Denn die Erfahrung lehrt, daß eben dieſelbe Vorſtellung, bei dem einen dieſe, bei dem andern Menſchen eine andre Handlung oder Geſinnung wirkte: daß z. B. die Vorſtellung von einem zornigen Gott, bei einem Menſchen Furcht vor Gott, bei andern Widerwillen gegen ihn erzeugte. Und ſo lehret die Erfahrung, daß, umgekehrt, eben dieſelbe Handlung von ganz entgegengeſezten Vorſtellungen erzeugt werden kan: daß z. E. zwey Menſchen die Menſchenliebe ausüben, der eine darum, weil er glaubt, der Verſöhnungstod Jeſu verpflichte ihn dazu, der andere darum, weil er glaubt, Gott könne mit nichts verſöhnt und

ſeine Gnade könne durch nichts erhalten werden, als
durch Menſchenliebe. — Hier ſehet ihr verſchiedne Vor-
ſtellungen, unter denen jede von dem einen Wahrheit,
von dem andern Irthum genent wird. Alſo that hier
Wahrheit und Irthum gleiche Wirkung. Alſo ſehet
ihr: keine Vorſtellung wirkt **nothwendig**. Alſo iſt
keine an ſich ſchädlich: ſondern ſie wird es nur, wenn
ſie es wird, d. h. wenn ſie auf ſchädliche Handlungen
leitet, **zufälligerweiſe**, — durch das Eintreten an-
derer Umſtände. — Ihr könt dieß ſogar an dem ſchlim- 1288
ſten Falle gewahr werden: wenn ein Menſch auf den
Gedanken geriethe: es iſt kein Gott. Selbſt dieſe
von euren Vorſtellungen abweichende Vorſtellung iſt
nicht an ſich ſchädlich. Der Atheiſt iſt nicht **noth-
wendig** Böſewicht. Er kan es werden, ſo wie der,
der einen Gott glaubt, bei ſeiner entgegengeſezten Vor-
ſtellung, es auch werden kan. Aber er muß es nicht.
Denn er kan die Tugend um ſeiner Glükſeligkeit willen
ausüben, weil er ſich ſelbſt am wolſten bei ihr befindet,
die ein anderer darum ausübt, weil er ſich vorſtellt,
daß Gott ſie will. —

g. Hierzu nehmet noch die **Erfahrung**. — Die 1289
Geſchichte beſtätigts, daß weder der wirkliche, noch
der von einer herrſchenden Partei ſogenante Irthum
unmittelbar Laſter und ſchädliche Handlungen **erzeugt
hat**. Vielmehr findet man in der Geſchichte der vo-
rigen Zeiten wenig Zerrüttungen der bürgerlichen Ruhe
und Glükſeligkeit, welche z. B. aus Gottesleugnung
entſtanden wären, aber ungleich größere, welche aus
blindem Eifer für Wahrheit und Glauben entſtanden
ſind. — Alſo ſehet ihr wohl, daß der Irthum nicht
durch ſeinen Inhalt — noch vielweniger an ſich ſelbſt
als Verſchiedenheit der Vorſtellungen — **nothwen-
dige** Urſache ſchädlicher Handlungen ſey. — Denn
ſonſt müſtet ihr mehr Tugend und Glükſeligkeit finden

unter denen, die nach eurer Meinung Wahrheit haben, als unter denen, die nach eurer Meinung irren.

1290 h. Bedenket dabei ferner: daß überhaupt die bürgerliche Ruhe und Glükſeligkeit von guten Geſezen und deren Verwaltung abhängt — keinesweges aber von wahren oder falſchen Vorſtellungen der Menſchen. — Dieß werdet ihr noch mehr einſehen, wenn ihr euch beſinnt,

1291 i. Daß kein Irrender überall irret, d. h. überall von den Vorſtellungen andrer Menſchen abweicht. — Jeder Irrende, der auch in dem oder jenem Punkte anders denkt als andere, denkt doch auch wieder in tauſend Punkten mit ihnen übereinſtimmend. Wenn er alſo bei der einen Vorſtellung von der Wahrheit ſich entfernt, ſo komt er ihr in tauſend andern wiederum nahe. — Alſo iſt es deſto begreiflicher, daß ein einzelner Irthum, in keinem Betracht, als ſchädlich und die menſchliche Glükſeligkeit zerrüttend angeſehen werden kan.

1292 k. Und wiſſet ihr wohl, daß **der Vorwurf der Schädlichkeit euch** und alle **Menſchen** treffen würde, wenn er gegründet wäre? Wiſſet ihr wohl, daß kein Menſch unter der Sonne ohne allen Irthum iſt? Ihr möget den Irthum als wirklichen Irthum oder als Verſchiedenheit der Vorſtellungen betrachten, ſo iſt es unleugbar. Im lezten Falle lehrts die Erfahrung, daß ihr alle Irthum habt, inwiefern ihr Vorſtellungen in Menge habt, die von anderer Menſchen Vorſtellungen abweichen. — Im erſten Falle iſt es eben ſo gewiß. Denn in keiner einzigen eurer Vorſtellungen iſt lauter Wahrheit. Und wenn ihr einmal jenſeit des Grabes zu größerm Lichte eurer Erkentniß gelangen werdet, dann werdet ihr erſt mit Erſtaunen ſehn, wie viel Falſches und Unrichtiges noch hinieden ſelbſt in euren Vorſtellungen von Gott und an-

dern Lehrſäzen der Religion war: wie manches ſich anders
und beſſer einſehen läßt u. ſ. w. Iſt alſo dereinſt
Verbeſſerung und Berichtigung eurer jezigen Vorſtellungen
möglich, ſo habt ihr jezt noch alle mancherlei
Irthum. Und wenn Mehrung, Berichtigung, Wachsthum
der Einſichten ein nothwendiger Erfolg von der
Endlichkeit der menſchlichen Natur iſt, ſo iſt auch Irthum
ein nothwendiger Erfolg derſelben. — Wäre alſo 1293
Irthum **an ſich ſchädlich**, ſo hätte Gott etwas
an ſich ſchädliches hervorgebracht und **nothwendig**
gemacht. Wollt ihr alſo Menſchen, welche eurer Meinung
nach irren, ſchädlich nennen und als ſchädliche
Menſchen für den Irthum ſtrafen, ſo müßt ihr ihnen
gegen euch ein gleiches Recht zugeſtehen, weil ihr auch
irrt, d. h. von ihren Vorſtellungen abweicht.

1294 Wenn ihr nun das alles zuſammennehmet und beſonders das bedenkt, was ich euch oben von der Schuldloſigkeit des Irthums geſagt habe, ſo werdet ihr begreifen, daß kein Menſch gegen einen Irrenden ein anderes Recht habe, als ihn zu **belehren**. — Den Irthum **beſtrafen**, iſt unter allen Tyranneien die offenbarſte und grauſamſte. — Die Obrigkeit beſtrafe die **Handlungen** der Menſchen, wenn ſie dem Staate nachtheilig ſind, aber nicht ihre **Gedanken** und Vorſtellungen. In Anſehung dieſer hat ſie und kein Menſch eine weitere Verpflichtung, als die Sorge für **Aufklärung und Belehrung.** —

O du großer liebevoller Gott! Präge doch dieſe Wahrheit in unſer aller Seelen, und laß es uns nie vergeſſen, daß wir alle irren, daß wir alſo alle zu einer **gemeinſchaftlichen Duldung** verpflichtet ſind. Lehre uns bedenken, daß unſer Wiſſen Stükwerk iſt, daß keine menſchliche Vorſtellung reine Wahrheit iſt, daß für uns alle **nur das Wahrheit** iſt, was wir als Wahrheit erkennen, daß alſo auch das, was andre anders ſich vorſtellen, für ſie Wahrheit iſt, wenn wir es gleich Irthum nennen. Pflanze den Geiſt der Duldung unter deinen Menſchen, und gieb, daß keiner den andern mehr ſcheue, haſſe, kränke, verfolge, weil er das oder jenes ſich anders verſtellte, als er und ſeine Vorfahren ſichs vorgeſtellt haben. Lehre uns die Wahrheit lieben, aber nicht zu einem Deckmantel der Grauſamkeit machen. Ueberzeuge uns, daß jeder Menſch **gleiche Rechte** hat, Wahrheit zu ſuchen, die gefundene Wahrheit (auch wenn ſie andern Irthum ſcheint) zu lieben, aus Liebe zu ihr ſie mitzutheilen, um zu belehren oder belehret zu werden. —

LIX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Fortſezung.

1295 II. Lerne alſo nun einſehen, daß jeder von dir dafür gehaltene Irthum, dem, der ihm glaubt, Wahrheit iſt, und **daß es allgemeines und unverlezliches Recht der Menſchheit bleibt, das jeder hat, ſeine Wahrheit zu glauben, zu lieben, zu bekennen und mitzutheilen**, I, 851. ff. und daß ſich dieß Recht gränzenlos auch über die Religion erſtreke. I, 870. ff.

1296 III. **Laß dich auch von deinem Glauben an eine Offenbarung** (wenn du noch einen haſt) **nicht abhalten, jedem deiner Mitmenſchen dieß Recht zuzugeſtehn.** Denn 1) **dein Glaube iſt**

und kan ja für keinen Menschen der **Grund** seyn,
eben das zu glauben, was du glaubst: und wenn
dein Bruder einmal das Glük oder das Unglük hätte,
wie du es vielleicht nennen würdest, deine oder alle
unmittelbare Offenbarung für untergeschoben zu erkennen,
so könte unmöglich deine entgegengesezte Ueberzeugung,
welche deine Eltern dir von Jugend auf eingeflößet
haben, ihm eine Verpflichtung werden, seine
dir Irthum scheinende Wahrheit zu verleugnen, und
gegen seine Ueberzeugung zu handeln: zumal 2) da du 1297
selbst doch erst, wofern du nicht ohne Prüfung andern
nachglaubst, mit deiner Vernunft die Aechtheit deiner
Offenbarung sowohl als ihren Sinn prüfen und untersuchen,
— folglich die **Vernunft** über die Offenbarung
erheben, — folglich auch deinem Bruder und allen
Menschen dasselbe Recht zugestehn und dir gefallen
lassen must, daß sie bei dieser Prüfung auf unterschiedene
Resultate kommen, d. h. daß die Vernunft
deiner Mitmenschen deine Offenbarung unächt finde
oder ihr einen andern Sinn beilege und ganz andere
Lehrsäze aus ihr herleite.

IV. Laß also künftig keinen Namen einer Sekte 1298
und noch weniger den Namen des — gar keiner Sekte
zugethanen — **Naturalisten** dich vor dem Pfade der
duldsamen Menschenliebe verscheuchen. Jeder Mensch,
der eine vernünftige Moral glaubt — er glaube außer
ihr gar nichts oder wenig oder viel — ist ein Gegenstand
deiner Liebe, ist fähig, in deiner Gemeinschaft
den Weg zur Seligkeit zu wandeln. — Wer blos eine
vernünftige Moral glaubt, heist ein **vernünftiger
Atheist.** Wer diese Moral mit der Erkentniß Gottes,
seiner Vorsehung und der Vergeltung der Tugend
jenseit des Grabes verbindet, kurz, wer das Lehrgebäude
der moralischen Religion, welches du hier liesest,
annimt, heist **Naturalist.** Alle übrige Menschen,

die mehr glauben, als in diesem Syſtem enthalten iſt, ſind **Sektengenoſſen**. Und dieſe alle ſind deine Brüder und Gegenſtände deiner **Liebe**, d. h. deines Beſtrebens, ihnen Freude zu ſchaffen und ihre Leiden zu mindern, ſo viel es dir immer möglich iſt.

1229 V. Laß dich nicht etwa in dieſen Grundſäzen einer
allgemeinen und gränzenloſen Duldſamkeit gegen alle
Arten der Glaubenden durch den Gedanken irre machen,
daß gewiſſe Menſchen bei einem gewiſſen Glauben
nicht ſelig werden könten. Denn 1) **haſt du
ja kein Recht**, ihnen die Seligkeit und mit ihr deinen
Glauben aufzudringen und dir mehr anzumaßen,
als ſich der Schöpfer ſelbſt je angemaßt hat: und
2) kanſt du auch verſichert ſeyn, daß bei einer vernünftigen
Moral der Menſch tugendhaft und glüklich werden
kan, er habe eine Religion oder er habe keine, und
er bekenne ſich zu einer Sekte, zu welcher er wolle. —
1230 Ich will mich darüber deutlicher erklären. — Ich verſtehe
unter einer Sekte oder **Religionsgeſellſchaft**
eine Menge Menſchen, welche ſich vereinigt haben,
nach einer gewiſſen **veſtgeſezten Form** — auf ihren
von der Landeshoheit ihnen eigen gemachten **Lehrſtühlen**
die Religion lehren zu **laſſen** — und den
äuſſerlichen Gottesdienſt zu verrichten. — Und hier
lerne man zweierlei unterſcheiden. Erſtlich die **Geſellſchaft**,
als eine beiſammen lebende Menge von Menſchen,
welche einen Theil des Staats ausmachen, und
unter welchen nach einer gewiſſen Vorſchrift gelehrt
und Gottesdienſt gehalten wird. Zweitens aber: die
Lehren und den **Gottesdienſt** ſelbſt. — Wenn ihr
1231 dieſe beiden Begriffe abſondert, ſo werdet ihr einſehen,
daß ein Menſch in einer ſolchen Geſellſchaft ſich befinden
und ein **Mitglied** derſelben ſeyn kan, ohne alle
Theile der öffentlichen **Lehre** anzunehmen und dem
öffentlichen **Gottesdienſte** regelmäßig und vorſchrift-

lich beizuwohnen. Dieß lehrt auch die Erfahrung.
Denn wie viel Tauſende befinden ſich unter Lutheranern,
Katholiken, Juden, Mahomedanern — welche
ſich zu ihrer angebohrnen Religionsgeſellſchaft halten
und dabei dennoch theils ihre Vorſtellungen und Einſichten
für ſich haben, die oft ſehr weit von der öffentlichen
Lehre abweichen, theils auch in Anſehung des
Gottesdienſtes ſich ihrer Freiheit bedienen, oft auch
im Herzen nichts ſind als Naturaliſten. — Und das 1302
iſt auch natürlich. Die gewöhnliche Art, wie ein
Menſch Mitglied einer ſolchen Geſellſchaft wird, iſt
die Geburt. Jeder wird von ſeinen Eltern dazu beſtimt
und der Geſellſchaft übergeben. Da nun die Verbindung,
in welche ein Menſch durch die Geburt und Erziehung
mit andern geräth, ohnmöglich die Rechte der
Menſchheit aufheben kan: ſo verſteht es ſich von ſelbſt,
daß jene Verbindung mit der Kirche eine blos äußerliche
Sache bleibt, welche keines Menſchen innere
Thätigkeiten beſtimmen und ihm das Recht nehmen
oder beſchränken kan, über Gott, Welt und Religion
ſich ſeine eignen Vorſtellungen zu machen und zu glauben,
was ihm Wahrheit iſt — obs auch noch ſo weit
von dem Glauben ſeiner Religionsgeſellſchaft entfernt
wäre. — Er hat als Mitglied der Religionsgeſellſchaft 1303
blos äußerliche Pflichten, z. B. die Geſellſchaft, zu
der er ſich hält, ſowohl, als die öffentliche Lehre und
Gottesdienſt in Ehren zu halten, ihre Ruhe zu befördern,
ſo viel an ihm iſt, zu Unterhaltung des Gottesdienſtes
und der Lehrer ſeinen Beitrag zu geben u. ſ. w. —
Uebrigens hat er die Freiheit zu denken, zu urtheilen
und zu handeln, wie ſie alle andere Menſchen haben,
die auch nicht zu ſeiner Geſellſchaft gehören. — Und 1304
hieraus ſehet ihr alſo, daß an ſich keine Religion oder
Glaubensnorm den Mitgliedern einer Geſellſchaft einen
Gewiſſenszwang auflegt — daß alſo jeder in jeder ſolchen
Geſellſchaft ſeine Wahrheit als freies Eigenthum

beizen und folglich ſeines Glaubens leben, und from und glüklich ſeyn kan, ob auch in der öffentlichen Lehre dieſer ſeiner Geſellſchaft die allergröbſten Jrthümer enthalten wären: — weil er ja das Recht behält, dieſe, in Beziehung auf ſeine Einſichten ſogenannten, Jrthümer zu verwerfen und ſeine Wahrheit, die er dafür erkent, zu glauben, zu bekennen und mitzutheilen. — Und in dieſem Sinn, (inſofern man nemlich überall ſeines Glaubens leben kan, und durch die äußerliche Verbindung mit einer Religionsgeſellſchaft das Recht zu denken und zu urtheilen nicht aufgiebt) iſt es einleuchtend: daß man in allen Religionen ſelig werden kan. — Denn man kan ſonach der Wahrheit und Tugend überall treu ſeyn und aus jenen allgemeinen Wahrheiten Beſſerung und Beruhigung ſchöpfen.

1785 VI. Verbindet mit dieſem ſo unleugbar wahren Gedanken, daß jeder Menſch in jeder Religion und in jeder Sekte tugendhaft und ſelig werden kan, noch dieſen, daß nach der Natur keine Religion und keine Sekte über die andere ein Recht des Vorzugs und noch vielweniger der bürgerlichen Gewalt hat. Alle Privilegien herrſchender Kirchen ſchreiben ſich von der Willkühr der Fürſten her. Man muß ſich freilich ſolche Privilegien gefallen laſſen, aus Achtung gegen das Regentenrecht, ſo lange die Regenten ſie beſtätigen und ſchüzen. Aber man muß darum nicht glauben, daß ſie etwas Gutes und Rechtmäßiges ſind, in ſofern ſie die Gleichheit der allgemeinen Menſchenrechte aufheben und dieſelben beſchränken. Man muß vielmehr wünſchen und an ſeinem Theile dazu beitragen, was man kan, daß alle Herrſchaft dieſer Art aufgehoben und keine Sekte als Sekte eine Art von Gewalt bekomme. Man muß die Fürſten belehren, daß ſie das Recht haben, alle ſolche in den Zeiten der Barbarei entſtandenen Privilegien der herrſchenden Kirche geradezu aufzuheben, und die dem Staat gehörenden Tempel und Fonds der **allgemeinen** Gottesverehrung zu widmen und allen Sektenglauben mit allen ſeinen Uebungen in die **Privathäuſer** zu verweiſen. Man muß ſie anflehen, die Rechte der Menſchheit über die Rechte der Sekten ſiegen zu laſſen und die moraliſche Religion, die **alle** Menſchen kennen und ehren, ganz **allein** zu der Würde zu erheben, welche man bisher mit dem Worte, **herrſchende** Religion, bezeichnet hat.

VII. Lernet aus dem allen erkennen, daß nichts 1306
thörichter ſey, als **Andersglaubende** zu ſeinen Glauben **bekehren** und zum Uebertritt in eine gewiſſe Sekte bewegen zu wollen — Man verſtehe mich nur recht. — Indem ich die **Bekehrungsſucht** verwerfe, ſo hebe ich nicht das Recht und die Pflicht auf, zu **belehren.** Das ſey fern. Wenn ich vorausſeze, daß jeder das, was er glaubt, als Wahrheit betrachtet, und ſie liebet und als das Kleinod ſeiner Seele ſchäzt, ſo muß es ihm, wie ich I. 859. ff. zeigte, Bedürfniß ſeyn, dieſe ſeine Wahrheit mitzutheilen. — Alſo ſoll jeder Menſch von dem innigſten Wunſche belebt ſeyn, alle ſeine Mitmenſchen, die es bedürfen, aufzuklären, ſie weiſer, tugendhafter und glüklicher zu machen. — Wenn ihr 1307
aber auch auf der andern Seite vorausſezt, daß die äußerliche Verbindung mit einer Religionsgeſellſchaft Weisheit, Tugend und Seligkeit weiter gar nicht entſcheidet; ſo begreifet ihr auch, daß euer Wunſch, andere zu belehren, es ganz und gar nicht erfordere, daß jemand ſeine Kirche oder Geſellſchaft verlaſſe. Denn er kan ja die Wahrheit, die ihr ihm mittheilt, überall lernen und befolgen. Folglich iſt es immer Thorheit, die Leute **in dem** Sinne **bekehren** wollen, daß man ſie beredet, ihre angebohrne Religionsgeſellſchaft zu verlaſſen. — **Und** es wird dieſe Bekehrungsſucht um deſto ſtrafbarer, wenn man andere Beweggründe dabei

braucht, als welche in den Gründen für die Wahrheit
ſelbſt enthalten ſind. Wenn ihr z. B. einen Menſchen
aus Gründen der Vernunft oder Schrift überzeuget,
daß die öffentliche Lehre ſeiner Kirche einige Irthümer
enthalte, ſo mag es hingehen, wenn er dann die Kirche
verläßt, ob es gleich nicht an ſich nöthig war. —
Aber wenn ihr andre Bewegungsgründe brauchen: wenn
ihr die Geſellſchaft bei ihm anſchwärzen, lächerlich
machen oder — ihm Geld und Vortheile bieten —
und ihn ſo nur beſchwazen wolltet, um für eure Geſellſchaft
oder Kirche ein Mitglied mehr zu haben, das
wäre offenbar unrecht — eben ſo, als wenn ihr einer
Herrſchaft die Gemeine abſpenſtig machen wolltet. —
1308 Denn der, den ihr zu bekehren ſucht, (wie mans
nennt) konte ja auch in ſeiner Kommun from und ſelig
werden — weil ſie die allgemeinen und weſentlichen
Wahrheiten mit der eurigen gemein hat. — Und wenn
ihr auch ſagen wolltet, daß ſeine Kommun bei ihrer
Wahrheit viel Irthum habe, ſo müſſet ihr euch nur beſinnen,
daß keine, auch die eurige nicht, ohne allen
Irthum iſt — daß nirgend reine, vollſtändige, (abſolute)
Wahrheit iſt. — Hiezu komt, daß ihr ihm ja
den Irthum durch Belehrung benehmen könt, ohne
1309 ihn zu eurer Sekte bekehren zu müſſen. — 2) Ihr
macht alſo keinen ſogenanten Bekehrten glüklicher —
1310 und 3) köntet ihr ihm auch irdiſche Vortheile ſchaffen,
ſo würdet ihr in Gefahr ſeyn, doch nur einen Heuchler
aus ihm zu machen — welches auch der gewöhnliche
1311 Fall iſt. — Erwäget dabei 4) daß man durch
ſolche unnüze Bekehrungen ſich unnöthigerweiſe den
Haß einer andern Religionsgeſellſchaft zuzieht — daß
man den Bekehrten der Schmach und oft der Verfolgung
preis giebt — daß man ſeine Familie, Verwandten
und Freunde unausſprechlich kränkt, oft bis
zur Wuth erbittert — daß man endlich des Bekehrten
häuslichen Wolſtand durch Verleitung zum Ueber-

tritt gewöhnlich ganz zernichtet, und einen Menſchen aus ihm macht, der von Wolthaten leben und andern zur Laſt fallen muß. — Wer dieſe Gründe erwägt, wird einſehen, daß Bekehrungsſucht nicht nur Thorheit, ſondern auch wider die Menſchenliebe iſt, weil ſie ſo vielfältige Leiden verurſacht, welche keine überwiegenden Vortheile gewähren, die ohne dieſe Leiden nicht eben ſo gut erreicht werden könten. — Ich meines Orts würde vielmehr jedem rathen,

1312 VIII. **Bei ſeiner Kirche oder Kommun zu bleiben.** — Denn da man in jeder Geſellſchaft weiſe, from und ſelig werden kan, ſo liegt an der äußerlichen Verbindung nichts. Es iſt alſo Thorheit, ſie darum aufzugeben und ſich dadurch Haß oder Schaden oder auch nur Unruhen zu verurſachen, weil die öffentliche Lehre der Geſellſchaft, in der man lebt, einige Lehrſäze enthält, die man für Irthum erkennet. Denn es iſt ja, wie geſagt, kein Menſch gezwungen, alles zu glauben, was ſeine Kirche lehrt. Er kan ja Mitglied ſeyn und Beiträge zu Erhaltung der Geſellſchaft liefern, und doch ſeines Glaubens leben. Wozu alſo der **Uebertritt** in eine andere? — Ich ſehe keinen Grund. Ja ich ſehe vielmehr einen ſehr ſtarken Grund zu **bleiben.** Denn wenn ein Menſch wirklich Irthümer ſeiner Kirche einſieht, ſo iſt es ja deſto nöthiger, daß er bleibe, um ſeine beſſern Einſichten zu benuzen, ſie mitzutheilen, und **bei ſeiner Sekte** Gutes zu ſtiften. — Die 1313
einzige Ausnahme, die ich auch hier annehmen möchte, würde dieſe ſeyn: wenn die Kirche, in der ich lebe, meine Freiheit zu denken und zu reden hinderte und mich unfähig machte, meine beſſern Einſichten zu benuzen oder — (ein ſehr ſeltner, aber freilich wichtiger Fall!) wenn ich durch meinen **Austritt** aus meiner angebohrnen Kirche unter gewiſſen Umſtänden ein ſehr **wirkſames** und Aufklärung beförderndes **Beiſpiel geben könte.** — Nur in dem Falle, wenn ich meine Rechte

zu denken nicht anders retten oder einen ſo groſſen Nuzen ſtiften könte, würde ich eine freie Kirche verlaſſen. —

1314 Ich hoffe, ihr werdet mich verſtanden haben. — Gott laß es ewig fern von euch ſeyn, daß ihr, durch meine Belehrungen, gegen die Wahrheit kalt und gleichgültig werden ſolltet. — Nicht gegen die Wahrheit, die in eurem Herzen wohnt und euch in eurer Art from und glüklich macht, ſondern gegen Glaubensnorm und Zwangslehren habe ich euch ſuchen gleichgültig zu machen, damit ihr keinen Menſchen mehr, in keiner Religion, von der Seligkeit ausſchließet oder eurer Liebe und Achtung unwerth haltet. — Die Wahrheit, die jeder Menſch hat und einſieht, ſoll auch jeder Menſch mit warmen Herzen lieben und ihre Ausbreitung wünſchen. — Aber eben dieſe warme Liebe zur Wahrheit findet nur ſtatt, wenn ſie ein freies Gut iſt, und keinem Menſchen aufgedrungen wird. Und eben darum ermahne ich euch vielmehr, nicht kalt, ſondern warm für eure Wahrheit zu ſeyn, damit ihrs deſto mehr fühlet, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, dem man ſeine Wahrheit, für die er auch warm iſt, abzwingen, den man zu einer geſezlichen Glaubensnorm nöthigen, den man mit Gewalt oder heimlicher Verfolgung hindern will, ſeine ihm theure Wahrheit zu bekennen.

1315 IX. Erweiſet alſo nun allen eurer Meinung nach Irrenden, ohne Ausnahme, eine völlig gleiche Menſchenliebe, ſowohl innerlich, durch herzliches Wolwollen, als auch äußerlich, durch die That. — Ich ſage aber eine völlig gleiche. — Denn es iſt kein Grund des Unterſchiedes vorhanden. Der Proteſtant und der Katholik, der Chriſt oder Nichtchriſt, der Jude oder Muſelmann — ſind, in Anſehung der Anſprüche auf Menſchenliebe, einander gleich. Sie ſind Menſchen, wie ihr. Sie ſind Geſchöpfe Gottes, Kinder des Allvaters, wie ihr. Sie ſind zur Glükſeligkeit

beſtimt, wie ihr. Sie ſind auf dem Wege zu dieſer
Glükſeligkeit, wie ihr, d. h. ſie haben (zwar nicht alle
die Wahrheit, die euch Wahrheit iſt, aber doch) ſo
viel Wahrheit, als ein Menſch bedarf, um gut,
from und ruhig zu leben und freudig zu ſterben. Sie
kennen den Gott der Liebe, ſie vertrauen ſeiner allwaltenden
Verſehung, ſie halten die Menſchenliebe für
die höchſte Tugend und wahreſte Gottesverehrung, und
ſie ſtärken ſich zu dieſer Tugend, durch die Hofnung
der Vergeltung jenſeit des Grabes — wie ihr. —
O, wie wäre es möglich, ſolche Menſchen zu haſſen
oder auch nur den kleinſten Grad der Liebe ihnen zu
verſagen, darum, weil ſie in ihren öffentlichen Lehren,
die jeder Einzelne ohnehin nicht abzuändern vermag,
ein paar Vorſtellungen mehr oder weniger haben,
als ihr? — Wäre das nicht eben ſo viel, als
wenn ihr eine Perſon darum von den Gegenſtänden
der Menſchenliebe ausſchlieſzen wolltet, weil ſie nicht
ſo ſchön iſt, als eine andere? Wer iſt ſchuld an den 1316
verſchiedenen Graden der Vollkommenheit in der Welt?
Wer machte es, daſz der eine viel, der andere wenig
Geiſteskraft hat? Wer iſt Urſache, daſz der eine von
lutheriſchen, der andere von nichtlutheriſchen Eltern
erzeuget, der eine von einſichtsvollen, der andere von
minder einſichtsvollen Erziehern gebildet ward? —
Iſts nicht Gott ſelbſt? Hat nicht der Schöpfer ſelbſt
es für gut gefunden, unter den Menſchen verſchiedene
Stufen des Lichts, der Wahrheit und der Vollkommenheit
hervorzubringen? Warum macht er die Mütter
der Juden und Türken nicht unfruchtbar? Warum
läſzt er nicht die chriſtlichen allein gebähren und die
Welt mit Chriſten bevölkern? — Warum ſchaft er
nicht lauter Roſen und Nelken und läſzt auch Korn
und Grasblumen wachſen? — Warum läſzt er regnen
über Fromme und Gottloſe und ſeine Sonne ſcheinen
über Gerechte und Ungerechte, Rechtgläubige und Unglau-

gläubige? — Wollt ihr diesen Gott tadeln? Wollt ihr seine Allvaterliebe schänden, dadurch, daß ihr um einer unverschuldeten Unvollkommenheit willen (und was ist Irthum anders?) Menschen von eurer Liebe ausschließet, welche euer Gott, so gut als euch, als Gegenstände seiner Liebe und Vorsorge betrachtet? —

1317 X. Doch ihr seyd allen Andersglaubenden nicht nur die allgemeine Menschenliebe schuldig, sondern ihr habt sogar nicht das mindeste Recht, sie um ihrer in euren Augen irrigen Lehren willen etwas leiden zu lassen — nicht einmal, Verachtung, Spott, bittern Tadel des Irthums. — Ihr habt kein weiters Recht, als sie selbst und alle übrige Menschen haben. Alle haben das Recht zu denken und ihre Einsichten mitzutheilen. Das hat der Irrende auch. Und ihr habt auch weiter kein Recht über ihn, als er über euch hat. Ihr dürft, wenn ihr nicht die Rechte der Menschheit verletzen und in die Majestätsrechte Gottes eingreifen wollt, euch nichts gegen den Irrenden herausnehmen, als daß ihr ihn zu belehren sucht, wenn er belehrt seyn will: d. h. daß ihr ihm die in euren Augen bessern Einsichten mittheilet, eure Gründe ihm vorleget, und dann — die Freiheit lasset, eure Vorstellungen anzunehmen oder zu verwerfen. — Und dasselbe Recht hat er auch über euch. Auch er muß seinen Glauben bekennen, seine Einsichten mittheilen, seine Gründe bekant machen, und belehren dürfen, wer von ihm belehrt seyn will. — Mehr zu thun, kan euch auch der höchste Grad des Irthums nicht berechtigen. Und wenn einer die offenbarsten Ungereimtheiten glaubte, so habt ihr weiter kein Recht, als ihn zu belehren — kein Recht, ihn zu verlachen, zu spotten oder ihm an-

1318 dere Leiden zuzufügen. Denn es ist die allgemeine Regel Christi: was ihr nicht wollt, das euch die Leute thun sollen ꝛc. Wie es euch nun kränken würde, wenn ein Andersglaubender eures Glaubens spotten, eure

Gottesdienſte entehren oder euch um eurer Lehre willen verfolgen wollte, eben ſo würde es ihn kränken. Wenn ihr alſo mit ſolchen Leiden verſchont zu werden wünſchet, ſo müſſet ihr auch andre damit verſchonen. — Der wahre Menſchenfreund ehret jeden Glauben, jeden Tempel, jedes Heiligthum. Er erlaubt ſich ſo wenig eine katholiſche Monſtranz, als einen heidniſchen Gözen im Angeſicht deſſen, der ihn anbetet, zu verſpotten, oder die Anbetenden zu mißhandeln. — Das war ſonſt Gewohnheit des chriſtlichen Pöbels — die aber in den Zeiten der Aufklärung nie wieder erhört werden ſollte.

XI. Präget daher die Grundſäze der duldſamen 1319
Menſchenliebe **euren Kindern früh ein** und befeſtigt ſie in ihren jungen Seelen durch euer Beiſpiel: — damit die künftigen Geſchlechter immer vollkommner werden in jener allesumfaſſenden Liebe, welche die höchſte Zierde der Menſchheit und die Quelle der allgemeinen Glükſeligkeit iſt — damit immer mehr aller Saame des Sektenhaſſes und der Scheu vor Andersglaubenden unter den Menſchen ausgerottet werde.

LX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Beſchluß des Vorigen.

Noch ſind mir in der Materie vom Verhalten gegen 1320
Irrende zwey Fragen übrig, deren Beantwortung blos in jeziger Zeit noch Bedürfniß iſt, wo der Un-

terſchied zwiſchen herrſchenden und tolerirten Religionsparteien ſtatt findet, welcher, ſo Gott will, in hundert Jahren verſchwunden ſeyn wird.

1321 I. Wie ſoll ſich ein Mitglied der **herrſchenden Kirche**, nach der vernünftigen Moral, **gegen die Mitglieder der nichtherrſchenden Parteien verhalten**? Ich antworte:

1322 1. Er ſoll jeden — er ſey Chriſt oder Nichtchriſt — jeden **dulden**. — Höret, was dazu gehört. — a) Daß ihr ihm das **Recht**, ſeine Wahrheit **zu glauben** und von ihr **zu ſprechen**, unbeſchränkt laſſet: — ſo lange er nicht eures Glaubens oder Gottesdienſtes dabei ſpottet, ſondern diejenige Beſcheidenheit beobachtet, welche jeder Menſch dem Glauben des Andern ſchuldig iſt. — b) Daß ihr ihn unter **euch leben**, und alle bürgerlichen Freiheiten genießen laſſet, welche die Landesgeſetze den Fremden zuerkennen — daß ihr alſo wenigſtens um deswillen ihn nicht einſchränket, weil er einen andern Glauben hat. — c) Daß ihr ihn nicht hindert, ſo er will, an euren **Gottesdienſten** Theil zu nehmen. — d) Daß ihr ihn, um ſeines Glaubens willen, von **keinen geſellſchaftlichen Verbindungen ausſchließet**, und ihn ſo gut, wie den Rechtgläubigen, eurer Freundſchaft und eures Umganges empfänglich haltet. —

1323 2. Daß ihr jedes Irrgläubigen moraliſchen und bürgerlichen **Werth** anerkennet und **ſchäzet**, und ihm keinen vorzieht, der nichts als euren Glauben vor ihm voraus hat. — Denn das ſezet nur ein vor allemal veſt, daß Vorſtellungen und Meinungen keines Menſchen Werth erhöhen oder mindern. Das Verdienſt des Menſchen beſteht nicht im Glauben, ſondern im Thun. — Kindlein, ſagt Johannes, (recht als obs ihm geahndet hätte, daß Zeiten der Barbarei kommen und Glaubensnormen entſtehn würden) laßt euch nicht

verführen: wer recht **thut**, der iſt gerecht. — Der Werth des Menſchen beſteht in der thätigen Menſchenliebe. — Wenn ein Menſch wolwollend, gutthätig, friedſam, fleißig, dem Staate nüzlich, im Umgange gefällig und freundlich, in der Freundſchaft treu, bei Verſprechungen redlich iſt — dann hat er Werth — dann iſt er fähig, mein Mitbürger — mein Freund zu ſeyn — er ſey Muſelmann oder Chriſt.

3. Ihr müßt ihn alſo auch, ſo viel an euch iſt, 1324
nie **hindern**, ſeinen Glauben zu uben und ſeines **Gottesdienſtes** zu warten. — Aeußerliche Religionsübung iſt allgemeines Bedürfniß der Menſchheit. S. I, 1485. ff. — Glaubensgenoſſen, die ihre Wahrheiten einander nicht mittheilen, ihr Andenken nicht erneuern, ſie nicht durch Lehre und Gottesdienſt gemeinſchaftlich genießen und ihre Herzen für ſie durch gewiſſe äußerliche Feierlichkeiten erwärmen können, müſſen verwildern. — Folglich heißt, ihnen das verwehren, ſo viel als, unmenſchlich handeln und — ſie ſelbſt nöthigen, unmoraliſche und ſchlechtere Menſchen zu werden. — —

Ich weiß zwar wohl, daß ihr mir hier den Ein- 1325
wurf machen und ſagen werdet: „wie, wenn die ſo „geduldeten und in völlige Freiheit geſezten Fremdgläubigen ſich mehrten und um ſich griffen und uns ſelbſt „verdrängten?„ — Höret meine Antwort auf dieſe allerdings wichtige Einwendung.

a. Die bloſe **Mehrung** kan euch ſehr gleichgül- 1326
tig ſeyn. Denn ob zehn Katholiken, oder Hernhuter u. d. unter uns leben, oder tauſend, das gilt völlig eins. Und wenn ſich täglich neue Einwohner anſezten, die einem andern Glauben zugethan wären, ſofern ſie als ſtille und nüzliche Menſchen unter uns leben wollten, ſo würde das dem Staate vortheilhaft und der Kirche auf keine Weiſe ſchädlich ſeyn: — es wäre denn, daß dieſe Fremdgläubigen unſers Glaubens ſpotten oder

ſolche Lehrſäze aufbringen wollten, welche die Unterthanen gegen den Staat empörten oder Religionsverfolgung anſpönnen. — Und dafür müßte nicht die Kirche, ſondern die Obrigkeit euch ſtehn. — An ſich ſelbſt alſo iſt die Menge der Fremdgläubigen kein Uebel. Denn ſie ſind, ſo gut als ihr, Menſchen, und Kinder des lieben Gottes, und Unterthanen eures Landesherrn, und folglich, im Verhältniß gegen Gott und den Staat, nicht im geringſten ſchlechter als ihr.

1327 b. Ein anders iſts freilich mit **dem um ſich greifen**: — wenn die Fremdgläubigen eure Religionsgeſellſchaft zu verdrängen oder ihre Rechte zu ſchmälern ſuchten. — Hier müſſet ihr euch nun an das erinnern, was ich oben von einer Religionsgeſellſchaft geſagt habe.
1328 Das eigenthümliche davon iſt, 1) daß ſie eine **Geſellſchaft** iſt, deren Mitglieder in äuſſerlicher Verbin-
1329 dung ſtehen: 2) daß ſie von der Landeshoheit verwilligte **Tempel** und **Lehrſtühle** hat: 3) daß ſie eine **geſezliche Glaubensnorm** hat, die in ſofern geſezlich iſt, wiefern auf den Lehrſtühlen der Geſellſchaft, **ohne den Willen** der ganzen Geſellſchaft, keine andere als die **öffentliche**, durch jene Glaubensnorm
1330 beſtimte Lehre, vorgetragen werden darf: 4) daß ſie eine gewiſſe **Form des Gottesdienſtes** hat. — Dieſe Punkte enthalten eure und jeder im Staat geduldeten Religionsgeſellſchaft Rechte. Mehr habt ihr nicht. Und ihr habt davon, wie ich eben (1305.) gezeigt habe, ſchon **zu viel**. Jede Geſellſchaft kan unter ſich und auf **ihren** Lehrſtühlen vortragen und ihren Gottesdienſt einrichten wie ſie will. Aber ſie kan weder ihre Mitglieder zwingen, die öffentliche Lehre ſelbſt zu glauben, noch den Gottesdienſt zu beobachten: noch andere nöthigen, ihren Glauben anzunehmen und den ihrigen zu verſchweigen. Auf ihren Lehrſtühlen darf ſie

frei

freilich allein reden und den Vortrag vorſchreiben.
Aber außerdem kan jeder Menſch denken, urtheilen,
reden, ſchreiben — in Abſicht auf Religion, was ihm
Wahrheit iſt. — Indem ihr alſo Fremdgläubige annehmet
und duldet, ſo müßt ihr ihnen die allgemeinen
Menſchenrechte und Menſchenbedürfniſſe eingeſtehen:
nemlich das Recht zu denken, ihre Einſichten jedem
mitzutheilen, der ſie hören will, und ihres Gottesdienſtes
zu warten. Aber eure beſondern Rechte könt
ihr dabei, ſo lange der Regent will, allein behalten.
Und — merket, was ich ſage — ich halte es der Klugheit
gemäß, daß ihr ſie allein behaltet und euch gleich
anfangs für jedem Eingriffe ſichert: d. h. 1) daß ihr 1331
eure Tempel und Lehrſtühle nicht jeder Sekte gemein
macht: 2) daß ihr andere Sektirer zu denen Aemtern 1332
und Würden, welche an eure Religionsgeſellſchaft gebunden
waren, ohne vor aller Gefahr jenes Umſichgreifens
gedekt zu ſeyn, nicht zulaſſet 3) daß ihr ihnen 1333
von den Einkünften, die eure Geſellſchaft hat,
keinen Antheil gebet. — Wozu noch allenfals dieß
hinzugethan werden mag, daß ihr ſie zu Reverſalien
nöthiget, welche eure beſondern Rechte gegen alle Eingriffe
ſchüzen. — Das iſt der Klugheit gemäß. Und
die Geſchichte lehret es, daß dieſe Klugheit nothwendig
iſt. — Ihr thut alles, was die duldſame Menſchenliebe
fodert, wenn ihr ſie unter euch leben, handeln,
erwerben und glüklich ſeyn laſſet: wenn ihr ihnen
freie Religionsübung an Orten, welche ſie kaufen,
oder miethen, oder anbauen wollen, willig geſtattet.
— Erinnert euch aber nur hiebei, daß ich das
alles nur von Anhängern eines Sektenglaubens geſagt
habe — nicht von den unſektiriſchen Bekennern
der moraliſchen Religion. Dieſe müßtet ihr in gar
keinem Betracht von einer Gemeinſchaft ausſchließen.
(1298.)

334 II. Wie soll sich aber ein **Mitglied einer nicht herrschenden** Partei gegen die **herrschende** verhalten?

335 1. **Er mache kein Aufsehen mit seinem Glauben,** wenn er unter Andersglaubenden leben und de Duldung sich würdig machen will — **weder mit Worten noch Handlungen.** — Ich will mit dieser Rege ihm das Recht zu denken und zu reden selbst nicht streitig machen. Ich will nur den vernünftigen Gebrauch desselben damit anweisen. Ein anders ists, sich andern aufdringen und reden, was sie nicht hören wollen. Auch ists ein ganz anders, seine Einsichten ruhig und gelassen mittheilen, und, mit Geräusch, mi Streit, mit prahlerischer Alleinweisheit u. s. w. su mittheilen. — Endlich ein anders ists, überhaupt ein Recht haben, und, ein Recht gebrauchen. Denn das Recht habt ihr immer und überall, aber es frommet nicht immer und überall, daß ihr es brauchet und anwendet. — Also ists ganz natürlich, daß ein vernünftiger Mensch überall theils überlegen muß, **ob e** das Recht, seine Einsichten mitzutheilen, **hier,** unter **diesen Umständen** gebrauchen will, ob er Nuzen damit stiften, oder ob er sich einen größern Schaden damit thun werde, theils, daß er die Art und Weise beurtheile, wie er jezt dieses Recht ausüben will. — Es soll also aus meiner Regel gar nicht folgen, daß irgend ein Mensch oder ein Staat befugt sey, Andersglaubenden ihr Recht, zu denken und zu reden, einzuschränken: denn das bleibt immer Tyrannei. — Meine Regel ist nur für den Fall, wenn gleichwohl diese Tyrannei wo mode wäre, daß ein Mensch dann freiwillig und aus Klugheit sein Recht selbst einschränke und von seinem Glauben lieber gar nicht rede, al durch lautes Bekenntniß sich Haß und Verfolgung zuziehe.

Und saget nicht, daß lautes Bekentniß der Wahrheit 1336
überall Pflicht sey. Ein **Recht** iſt es, das alle
Menſchen haben. Aber nicht **Pflicht.** Dieß war
ehemals ein albernes Vorurtheil, das manchen ſchwachen
Menſchen unnöthigerweiſe zum Märtyrer der
Wahrheit gemacht hat. — Die Pflicht eines ſolchen
lauten Bekentniſſes an ſich ſelbſt iſt ſchlechterdings
unerweislich. Und es iſt daſſelbe vielmehr **ſündlich,**
ſo bald es **nuzenlos** und den Menſchen **verderblich**
wird. — Und beruft euch ja nicht auf die ehemaligen
chriſtlichen Märtyrer. Denn wenn ich Jeſum und
die Apoſtel und einige der erſten Chriſten ausnehme,
ſo trift den gröſten Theil der übrigen der Vorwurf einer
ſchwärmeriſchen Hize, mit welcher ſie, ohne alle Verbindlichkeit,
ſich den Verfolgungen preis gegeben haben.
— Denn die Regel, welche bei jeder vernünftigen
Handlung gilt, daß man nemlich nicht blos darauf
ſehen muß, ob ſie an ſich gut ſey, ſondern ob ſie es jezt
und unter dieſen Umſtänden ſey, gilt auch hier. Das
heißt, man muß bei jedem Falle, wo man Gelegenheit
hat, die erkante Wahrheit zu ſagen, unterſuchen:
1) ob man damit Nuzen ſchaffen und etwas ausrichten 1337
werde, das der Mühe werth iſt: und 2) ob der erzielte 1338
Nuzen gröſſer iſt als der Nachtheil, den der Bekennende
ſich und andern damit zuzieht. Das war
der Fall Jeſu und der Apoſtel. Dadurch, daß ſie die
Wahrheit ſagten, (die ſie doch, wie ihr wiſſet, mit
groſſer Behutſamkeit, Sanftmuth und Schonung der
Irrenden geſagt haben,) dadurch ſtifteten ſie für die
Nation und die Menſchheit einen erſtaunenden Nuzen
und verbreiteten einen Grad von Aufklärung und Tugend
in der Welt, der unermeßlich war. Und ſie konten
es mit Gewißheit vorherſehn, daß ſie dieſen groſſen
und überwiegenden Nuzen ſtiften würden. Es war
alſo das Gute, das ſie wirkten, unendlich gröſſer, als
die Uebel und Schmerzen, welche ſie dadurch ſich ſelbſt

und den Ihrigen verursachten. Und so ward der **Tod**
Jeſu, den er für die Wahrheit litte, das höchſte **Verdienſt**,
das je ein Menſch ſich erworben hat: zumal
da dieſer Tod ſelbſt ein Mittel war und ſeyn ſollte, das
Vorurtheil vom irdiſchen Meſſias auszurotten, welches
dem Evangelio den Eingang unter die Nation
1339 ſchlechterdings verſperrte. — Sezt nun im Gegentheil
den Fall, ein Menſch lebte unter fremden Religionsverwandten,
welche intolerant und verfolgungsſuchtig
wären: er ſähe vorher, wenn er unter ihnen ſeine beſſern
Einſichten ſich nur von fern merken ließe, daß er
nicht nur gehaßt und verfolgt, ſondern daß er auch unfähig
gemacht werden würde, zu arbeiten, zu erwerben,
und folglich ein nüzlicher Menſch zu ſeyn, und —
daß er mit Uebernehmung aller dieſer Leiden und der
Vernichtung ſeiner eignen Nuzbarkeit und Beſtimmungen,
keinen erleuchten, keinen zu einem weiſen und tugendhaften
Menſchen machen, am wenigſten aber auf
die Nation wirken und der Wahrheit Eingang verſchaffen
würde: — wäre es dann nicht offenbar thöricht
und ſtrafbar, wenn er gleichwohl laut ſeinen Glauben
bekennen wollte? Müſtet ihr einen ſolchen nicht
für einen Schwärmer oder Unbeſonnenen erkennen? —
Sehet alſo die Richtigkeit meiner Regel: man muß
**ohne wichtigen und gewiß vorherzuſehenden Nuzen
ſeinen Glauben nicht überall bekennen.** — Ja
ich ſeze hinzu:

1340 2. Man muß ihn, wenn es unſere Ruhe und Sicherheit nothwendig macht, **ganz verhelen.** — Stellt euch vor, es wanderte ein Handwerksgeſelle nach Spanien, wo noch das Ungeheuer der Inquiſition iſt: wo es alſo gewiß iſt, daß ein Proteſtant, wenn er den Glauben ſeiner Sekte bekent, nicht nur nichts ausrichten, ſondern ſich ſelbſt ins gröſte Unglük ſtürzen würde: was würde die geſunde Vernunft einem

nem ſolchen Menſchen rathen? Nichts anders, als
dieß: verhele den Glauben deiner Sekte — laß dir
nichts merken, als die allgemeinen Wahrheiten der
Religion, welche die Katholiken auch mit dir gemein
haben, und nim, um dem Verdacht zu entgehen, wel-
cher dich der Inquiſition in die Hände liefern würde,
am öffentlichen Gottesdienſte der Katholiken Theil,
ſo weit er aus blos äußerlichen Ceremonien beſteht,
beſprenge dich mit Weihwaſſer, beuge deine Knie vor
der Monſtranz, genieß die Kommunion mit ihnen,
trage deinen Roſenkranz, u. ſ. w. — Erſchrecket nicht 1341
über dieſen Rath. Es iſt ja jene Theilnehmung keine
Verleugnung der Religion. Denn die Religion iſt ja
im **Herzen** (πνευμα). Ihr verleugnet ja nur eure
Sekte, d. h. ihr verhelet es, daß ihr zu Hauſe Mit-
glied einer andern Religionsgeſellſchaft ſeyd. Iſt dieß
etwas beſonders? — Wie, wenn ein Franzoſe nach
England käme, wo der Pobel die Franzoſen haßt, und
er kleidete und trüge ſich ganz als Engländer, würdet
ihr ihm die Verhelung ſeiner Nation verargen? —
Iſt denn ein Menſch ſeiner Sekte leibeigen? Iſt es
denn nicht etwas freiwilliges, daß man ein Mitglied
einer Religionsgeſellſchaft iſt? — Ja, wenn die Ver-
bindung mit der Kirche eine allgemeine Pflicht wäre,
die **Gott** fodert, die alſo nicht in unſerer Willkühr
ſtünde. Aber da das Freiheit iſt, da die Verbindung
mit der Kirche nur eine äußerliche und **freiwillige** iſt,
ſo kan ja jeder ſeine Kirche und deren Glauben, ſo gut
wie ſeine Herkunft und die Summe des Geldes in ſei-
nen Beutel, verhelen. — Oder wolltet ihrs wenig- 1342
ſtens einen **Betrug** nennen? Auch das iſt es nicht.
Unwahrheit ſagen, oder Wahrheit verhelen, iſt nur
dann Betrug, 1) wenn es andern einen wahren Scha-
den thut, und 2) eine anderweitige Verbindlichkeit
da war, die Wahrheit zu ſagen. — Wenn euch z. B.
einer fragte: wie viel ihr Geld bei euch hättet? und

ihr antwortetet, wider die Wahrheit, „nichts:„ ſo wäre dieß kein Betrug, wenn er kein Recht hätte zu fragen, und ihr ihm und keinen Menſchen damit ſchadetet. — Oder meinet ihr, jene Theilnehmung ſey Verleugnung nicht blos der Kirche, ſondern der Wahrheit? Auch das nicht. Denn die Wahrheit beſteht ja in meinen Vorſtellungen. Ich kan ja unter Katholiken kommuniciren, und doch im Herzen meine eigne Gedanken dabei haben u. ſ. w. — Daß ich die Katholiken dadurch auf die falſchen Gedanken bringe, daß ich ihre Vorſtellungen dabei habe und folglich ihres
1543 Glaubens ſey, thut nichts zur Sache. — Es iſt ja doch nur ein falſcher Schluß, zu den ich ſie nicht nöthige: den ſie ſelbſt machen: und — der ihnen nichts ſchadet. Und ich kan mir daraus eben ſo wenig ein Gewiſſen machen, als ich es bedenklich finden würde, z. B. mich ſimpel zu kleiden, ohngeachtet ich reich wäre, um andere in die Meinung zu ſezen, daß ich nicht reich ſey, und den Neid nicht gegen mich aufzuregen. — Ein ganz anderes iſts, wenn ein Menſch unter Andersglaubenden lebte, welche den Fremdgläubigen nicht verfolgen, ſondern jedem Menſchen ſein Recht zu denken und zu urtheilen ungekränkt laſſen: da verſteht ſichs von ſelbſt, daß auch jeder verbunden iſt, ſeine Wahrheit nicht zu verhelen, ſondern ſie jedem, der ſich belehren laſſen will, ehrlich mitzutheilen. — Und in dem Falle kan er auch

1544 3. Wenn ſeine Glaubensgenoſſen eine gewiſſe Anzahl ausmachen, um Freiheit des Glaubensbekentniſſes und Gottesdienſtes beſcheiden bitten. — Denn wenn dieſe Freiheit gleich allgemeines Menſchenrecht iſt, ſo iſt es doch auf der einen Seite billig und auf der andern der Klugheit gemäß, darum zu bitten, und zwar mit aller Beſcheidenheit und Ehrerbietigkeit; — eben ſo, wie man verbunden iſt, einen Regenten um ein Amt oder Belohnung zu bitten, obgleich jeder, der wahre Verdienſte beſizt, ein **Recht** dazu hat. — Und ich würde noch dieß hinzuſezen: daß ſolche unter Fremden lebende Glaubensgenoſſen nur das äußerſte Bedürfniß verlangen und blos um Erlaubniß zu ſtiller Verſamlung nachſuchen ſollten. — Denn aller äußerliche Glanz, Tempel, Gloken, Thürme, ſind der Sache nicht weſentlich. — Mein Glaube hat Nahrung durch den gemeinſchaftlichen Genuß der Wahrheit, vermittelſt des Gottesdienſtes. — Was bedarfs des Gepränges? Will man es euch irgendwo freiwillig geben, ſo nehmt es mit Dank an, und dehnt die erhaltenen Begünſtigungen nicht weiter aus, als es der Abſicht der Duldenden gemäß iſt. Erlaubet euch nie Kunſtgriffe der Umſichgreifung, der Proſelytenmacherei u. ſ. w. Begnüget euch an der Nothdurft. Und ſchmähet die nicht, die euch nur die Nothdurft geſtatten und Glanz und Ueberfluß euch verſagen. — Zeiget euch ſelbſt duldend unter denen, die euch dulden, und verachtet keine Wolthat darum, weil ſie nicht größer und ausgebreiteter iſt. —

1345 4. **Erweiſet** dabei der **herrſchenden** Glaubensgenoſſenſchaft, unter welcher ihr lebet, (auch wenn ſie die albernſten Irthümer lehren ſollte oder ſelbſt aus Gottesleugnern oder Gözendienern beſtünde) alle mögliche Achtung. — Urtheilet nie öffentlich über ihren Glauben auf eine nachtheilige, demüthigende, kränkende Art. — Schonet ihre Thorheiten. — Spottet nie über ihren Aberglauben. — Geſteht mit Beſcheidenheit, und nur wo es angewandt iſt, eure abweichenden Vorſtellungen. Aber dringet euch nicht auf und beleidigt nicht. —

1346 5. Endlich — ſucht die **Liebe** und Achtung ſolcher euch duldenden Glaubensgenoſſen zu gewinnen, durch Fleiß, Arbeitſamkeit, Redlichkeit, Gefälligkeit und eine wolanſtändige Aufführung. — Zeiget ihnen eine recht ſtrenge Tugend, damit ſie deſto eher einſehen lernen, daß euer in ihren Augen falſcher Glaube nicht ſchädlich ſey, ſondern ſo gut als der ihrige gute Menſchen bilde. —

1347 O du guter und liebevoller Vater! der du ſelbſt das höchſte Muſter der duldenden Liebe uns giebſt und alle deine Menſchen unter allen Himmelsſtrichen, ohne Unterſchied, ſie mögen weiſe oder unweiſe, aufgeklärt oder unwiſſend, ſtark oder ſchwach, — Chriſten oder Nichtchriſten — ſeyn, der du ſie alle als deine Kinder liebeſt und verſorgeſt und ſegneſt! Erfülle uns doch alle mit deinem Geiſte, mit dem Geiſte der duldſamen Liebe, und laß uns endlich einmal begreifen, daß der Menſch als Menſch, nicht der Menſch als Mitglied einer Sekte, unſer Bruder und der Gegenſtand einer allesumfaſſenden Menſchenliebe ſey — daß wir alle, in allen Religionen und Sekten, dir angehören und unter deiner Leitung, bei dem ehrlichen Gebrauch unſerer Vernunft, weiſe, from und ſelig werden können — daß wir alle, alle ohne Ausnahme, dereinſt, nicht nach Meinungen und Vorſtellungen, ſondern nach unſern Werken, werden gerichtet werden — daß wir alle, Chriſten und Nichtchriſten, auf einem Wege dereinſt zuſammentreffen, und in deiner Gemeinſchaft ſelig ſeyn werden. Dieß lehre uns bedenken, o Vater! und von nun an jeden lieben, ehren und beglüken, ohne je zu fragen, wes Glaubens er ſey! — O möchteſt du, weiſer, guter Gott! bald — bald die ganze Welt zu dieſer Stufe der Vollkommenheit führen, und dieſe Liebe, dieſe rükſichtloſe Liebe, auf den Erdboden allgemein machen!

LXI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Verhalten gegen ungetreue Gatten.

1348 Ich will die Regeln, des Verhaltens gegen Fehlerhafte und Feindſelige, noch auf zwey Arten der geſellſchaftlichen Verhältniſſe anwenden, (auf ungetreue Gatten und ſchlechte Obrigkeiten,) um auch hier bei meinen Leſern ein analogiſches Gefühl hervorzubringen, das ſie in den Stand ſezen wird, jene Regeln (L. LI. ff.) auf alle übrige Verhältniſſe (z. B. böſes Geſinde, ungerathene Kinder u. d.) ſelbſt anzuwenden.

1349 I. Ehe man auf Mittel und Wege denkt, wie man einen ungetreuen Ehegatten mit Vorſicht begegnen will, erfodert es doch wohl Liebe und Gewiſſenhaftigkeit, daß man erſt die **Sache ſelbſt** recht **unterſuche** und genau erwäge, **ob Untreue da iſt**, oder ob ſie **nur Vermuthung** iſt. — Alſo meine erſte Regel —

1350 1. Hütet euch für **ungegründeten** Verdacht. — Und hier erinnert euch an alles das, was ich oben von dem traurigen Fehler des Argwohns geſagt habe. — Laſſet nicht gleich jeden freundlichen Blik, jeden Umgang mit andern, euch bewegen, die Unſchuld eines Gatten in Zweifel zu ziehn. — Am wenigſten trauet den Nachrichten und Zuträgereien andrer Leute, und glaubet nichts, was ihr nicht ſelbſt ſehet und höret. — Selbſt eignen Erfahrungen trauet nicht, wenn ſie nicht mit der gröſten Sorgfalt und Unpartheilichkeit angeſtellt wurden: denn wie oft hat man etwas zu hören oder zu ſehen geglaubt, was bei genauerer Nachforſchung ganz etwas anders war, und ganz etwas anders bedeutet hatte, als was es uns beim Sehen und Hören zu ſeyn oder zu bedeuten ſchien. — Auch eine gewiſſe Kälte des Gatten in ſeinem äußerlichen Betragen nehmet nicht gleich als einen Beweis der Untreue an: denn es können heimliche Sorgen, Zerſtreuungen, Verdrießlichkeiten — zuweilen auch eure eigne Aufführungen dieſe Kälte erzeugen, ohne daß man daraus auf Untreue zu ſchließen hätte. —

1351 2. Iſt aber Verdacht rege geworden, ſo macht euch die ſtrengſte und ſtillſte **Unterſuchung** zur Pflicht. — Die **ſtrengſte**, daß ihr nur ſolche Spuren gelten laſſet, die gar keiner andern Deutung fähig ſind. Denn die Liebe muß immer eure Leiterin bleiben, wenn ihr gute Menſchen ſeyn wollet. Und dieſe erfodert, daß ihr allen Erſcheinungen, die euren Verdacht aufregen, die beſte Deutung gebet, deren ſie fähig ſind. So lange ihr alſo noch Möglichkeit findet, eine Erſcheinung aus andern Urſachen herzuleiten, als aus Untreue, ſo lange müſſet ihr um eurer Ruhe willen und aus Gefühl der Billigkeit es thun: denn ihr wünſchet ja auch, daß man eure Schritte gut deute und nicht ohne entſcheidende Gründe euch böſe Abſichten zutraue. — Aber auch die ſtillſte — daß ihr dieſe Unterſuchung unvermerkt und ohne allen Eklat anſtellet. — Und dieß führet mich auf meine dritte Regel:

1352 3. Laſſet euren Verdacht, ſo lange er nicht unleugbare Beweiſe für ſich hat, (und auch dann noch nicht gleich) dem ungetreuen Theile nie merklich werden. Denn erſtlich iſt's ja die äußerſte Kränkung, der empfindlichſte, harmvollſte Schmerz: — und kan ein Funken von der Liebe in eurem Herzen ſeyn, die Jeſus,

ſus, als die höchſte Zierde einer menſchlichen Seele, euch vorſtellt, wenn ihr noch fähig ſeyd, ein unſchuldiges Herz mit einem ſo ſchreklichen Argwohn zu martern? — Und zweytens kan die Merklichmachung eines ſolchen Verdachts oft gerade das, was noch nicht iſt, zur Wirklichkeit bringen und eine Wuth und Erbitterung wirken, die nun erſt in volle Untreue übergeht. — Auch iſts möglich, daß eine ſolche entſezliche Kränkung die beſte Seele auf lebenslang verſtimt und ihre Ruhe auf ewig ihr raubt. — Merket aber dabei auch dieß,

4. Daß ihr bei Prüfung eures geheimen Ver- 1353 dachts (der, wie geſagt, immer nur in der Tiefe eures Herzens verſchloſſen bleiben muß) recht nachſehet, **was** es eigentlich iſt, was aus den Erſcheinungen ſich ergiebt: — daß ihr **nicht gleich den höchſten** Grad der Untreue argwohnet, ſondern prüfet, obs nur Kälte — gefallner Grad der Liebe — oder getheilte Liebe — oder überwiegende Liebe — oder nur entwandte, aber noch auf keinen andern Gegenſtand geheftete, Liebe ſey. —

II. Aber wie? wenn ihr das Unglük erlebtet, 1354 **entſchiedne** Gewißheit zu entdeken?

1. In dieſem traurigen Falle ſey es eure erſte Re- 1355 gel: euch auf **keine Weiſe Verachtung, Vorwürfe, Spott**, Demüthigungen u. d. zu erlauben. — Denn, ſagt ſelbſt, was würde euch das helfen? Wollt ihr, daß der untreue Gatte in ſeinem Fehler beſtärkt, und gegen euch deſto haßvoller werde? — Oder wünſchet ihr, ihn auf den Weg der Tugend zurükzuführen, und ihn vom Verderben und euch von Schmach und Kummer zu retten? Dieſer Wunſch iſt warlich vergeblich, ſo bald ihr ein ſolches Betragen annehmet. —

2. Hütet euch alſo auch, die Sache **laut wer- 1356 den** zu laſſen, euch gegen andere zu beklagen, oder gar

den ungetreuen Gatten zu beſchimpfen. — Denn das iſt gerade der Weg, auf welchem gemeinſchaftlich der Haß zur völligen Reife, und der Vorſaz zur Vollendung der Untreue und Beharrung in derſelben beveſtigt wird. — Und was muß dabei nicht eure Reputation leiden? — Wie offenbar zernichtet ihr eure ganze Ruhe? — Wie fürchterlich wirkſam muß das Beiſpiel ſeyn, das eure Kinder dadurch bekommen? — u. ſ. w.

1317 3. Behandelt vielmehr den ungetreuen Ehegatten mit **Menſchlichkeit und Großmuth**: d. h. gebet und laſſet ihm alles das, was er bisher hatte — haltet auf die Achtung der Kinder und des Geſindes, die ſie ihm ſchuldig ſind, daß ſie dieſelbe nie aus den Augen ſezen dürfen — erzeiget ſie ihm ſelbſt, wenigſtens äußerlich, — ſo wie alles, was der Wolſtand erfodert — und machet ihm keinen vermeidlichen Schmerz — am wenigſten ſo, daß es Andern ſichtbar werde.

1318 4. Thut alles, um die erkaltete oder entwandte **Liebe** des untreuen Gatten wieder **zu gewinnen** — durch Gefälligkeit — durch Vertheidigung ſeiner Perſon gegen andere, die ſchlecht von ihm reden — dadurch, daß ihr hinter ſeinem Rüken Gutes von ihm redet, und ſeine ſchäzbaren Eigenſchaften anerkennet und rühmet — daß ihr ein heiteres und freundliches Betragen behauptet, im Ton, Miene u. d. — daß ihr Schritte, welche ihn ſtrafbar machen, großmüthig überſeht, und Gelegenheit, ihn zu demüthigen, mit Stärke des Geiſtes vorbeilaſſet — daß ihr an ſeinen Angelegenheiten und Bekümmerniſſen Theil nehmet — ein Vergnügen, das er ſucht und das von euch abhieng, ſelbſt verſchaffet — in Dingen, die ihn angehn, mit ihm gemeinſchaftlich überleget und handelt — daß ihr ſelbſt im Aeußerlichen, z. B. in Kleidung und Reinlichkeit, euch merklich beſtrebet, ihm zu gefallen, u. ſ. w.

5. Er-

1359 5. **Erforſchet** ſorgfältig **eure eigne Aufführung**, und bemühet euch, alles zu entdeken, was die Entwendung ſeiner Liebe veranlaßt haben **könte**, und eilet, es zu entfernen. — War es ein gewiſſer Umgang, der ihm zuwider war; gebet ihn auf: — war es ein außerhäusliches Vergnügen, dem ihr nachgegangen waret; ſtellt es, wenigſtens vor jezt, ein: — war es ein gewiſſer rauher Ton, in dem ihr im Hauſe zu ſprechen gewohnt waret: mildert ihn: — war es Nachläßigkeit im Anzuge oder in andern Dingen, die ihm mißfiel; ſtellet ſie ab: — waren es Einſchränkungen ſeiner Freiheit; mindert eure Strenge, wenns immer möglich iſt — u. ſ. w. Denn das müſſet ihr immer vorausſezen, daß Untreue nicht leicht möglich iſt, ohne daß wenigſtens einige Veranlaſſungen in euch ſelbſt und eurem Betragen vorhanden waren. Dieſe müßt ihr vor allen Dingen wegzuſchaffen ſuchen, wenn es euer Ernſt iſt, das verirrte Herz zurükzubringen. — Und nur durch Befolgung dieſer Regeln wird es möglich ſeyn,

1360 6. An der **Beſſerung** und **Heilung** des verirrten Gatten, mit Hofnung des Erfolgs, zu arbeiten. Denn durch jenes liebreiche und großmüthige Betragen gewinnt ihr Vertrauen und Hochachtung. Und wo die nicht iſt, da ſind alle Verſuche der Beſſerung vergeblich. — (LII.)

O wie glüklich, wie ſelig iſt der Menſch, dem ſo die Rettung eines Unglüklichen (denn was iſt ein untreuer Gatte anders?) gelingt! — Bedenkt nur zwey Stüke, die euch zur Befolgung meiner Räthe und Belehrungen anreizen müſſen.

1361 a. Gelingts euch, ſo wiſſet, daß alsdann eure wechſelſeitige **Liebe viel ſtärker**, inniger, herzlicher und dauerhafter werden wird, als ſie jemals geweſen war. — Da fragt nur Menſchen, welche darinnen Erfahrungen gemacht haben. — Und es geht auch ſehr natürlich zu. Denn es treten eine Menge von Urſachen dazu ein, die vorher nicht da waren. Die Reue, die nun auf den Fehltritt folgt — die Freude, welche beide Theile über ihre Rettung empfinden — die Gefahren, denen ſie entgangen ſind — der Kummer, der vorher beide genagt hatte — der Blik der Verzeihung auf der einen, die Thränen der Scham auf der andern Seite — die lange Zwiſchenzeit der entbehrten Freuden der Liebe, das alles wirkt zuſammen und macht die neue Liebe wärmer, feuriger und veſter, als ſie vorher war. — Wie ein Menſch, der lange krank war, und aus Erfahrung gelernt hatte, wie Krankſeyn thut, nun ſeine Geſundheit weit lieber hat, als vorher, ſo ꝛc. — O ſollte man für ein ſolches Glük nicht die kleine Mühe anwenden, welche die Befolgung meiner Räthe anfangs koſten dürfte — nicht einige Laſt übernehmen — nicht einige trübe Monate ſich gefallen laſſen — zumal wenn man die Leiden und ſchreklichen Folgen bedenkt, die man ſich dann erſpart hat, wenn man einen ſolchen Sieg erringt. —

1362 b. **Und — welch ein Bewußtſeyn vor Gott —** eine Seele gerettet zu haben! — Mit welcher Freudigkeit kan der vor ſeinem Schöpfer, vor dem Gott der Liebe treten, und aufbliken mit Himmelswonne zum Vater der Weſen, und ſich freuen, daß er iſt, wie ſein Gott — daß ſolch eine reine, edle, himliſche Liebe ſeine Seele ſchmükt — daß er, ein Ebenbild Gottes, wie Gott verzeihen, wie Gott den Gefallnen ſchonen und tragen, wie Gott den Verirrten auf den Weg der Tugend leiten konte!

1363 Wer dieſe Freuden des Bewußtſeyns der Tugend ſchmeken kan, der wird keine Leiden zu langweilig, keine Aufopferungen zu beſchwerlich finden, welche ihm die Bemühung, eine entwandte Liebe wieder zu finden, koſten könte! —

LXII.

LXII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Fortſezung.

1364 Iſt das geſchehen und, **lange Zeit**, ſo **fruchtlos** geſchehen, daß der untreue Gatte von ſeinem Irrwege nicht ablaſſen will, ſo iſt nur einer der angegebnen Fälle möglich: **Trennung**, oder — weiſe **Duldung**.

1365 Denn einen **dritten**, den ihr euch noch denken köntet, und der etwa zuweilen unter den niedrigen Ständen vorkommen dürfte, kan ich wenigſtens mit den Geſezen der Weisheit und Liebe nicht zuſammenreimen — ich meine den Fall der Gewaltſamkeit. — Ihr mögt euch dieſen Fall denken wie ihr wollt — ihr möget dabei wörtliche oder thätliche Zuchtmittel meinen, welche der Gatte ſelbſt oder die Obrigkeit anwendet — ſo bleibts in meinen Augen allezeit verwerflich, und zwar aus dem Grunde, weil Liebe eine Sache iſt, die ſchlechterdings nicht erzwungen werden kan. — Und ſo wie ich es für thöricht und widernatürlich halte, ein Kind zum Gebet, zur Andacht, zur Liebe gegen Gott mit Schlägen anzuhalten, eben ſo thöricht halte ich es, einen untreuen Gatten mit Härte und Gewalt zur Rükkehr zu bewegen. Liebe läßt ſich nicht einbleien. — Sie wird vielmehr durch Zwang nur deſto unmöglicher. — Und wem kan auch mit ſolcher erzwungnen Rükkehr etwas gedient ſeyn? — Alſo macht es euch zur Regel: wenn der untreue Gatte auch noch ſo unbiegſam ſeyn ſollte, euch nie Scheltworte, Demüthigungen, heftige Vorwürfe, oder gar Schläge und andre nur gemeinen Seelen mögliche Härten zu erlauben, und eben ſo wenig die Gewalt der Obrigkeit zu ſuchen — es ſey denn der Fall der **Nothwehr** ꝛc. — Und glaubet gewiß, daß bei dem vernünftigen Theile eurer Mitmenſchen kein anderes Mittel gebilliget werden kan und wird, als Trennung oder weiſe Duldung. — Höret zu beiden die beſondern Regeln.

1366 I. Bei dem Falle der **Trennung** habt ihr auf zwey Fragen zu merken.

1367 a. **Wenn** tritt dieſer Fall ein? **Wenn iſt es** Zeit, den betrübten Entſchluß zu faſſen, bei der Obrigkeit Trennung oder Scheidung zu fodern? Ich antworte: 1) wenn der höchſte Grad der Untreue, der mit den Ausſchweifungen einer unzüchtigen Liebe verbunden iſt, **erwieſen iſt** — wo freilich billigdenkende Obrigkeiten, theils, mehr auf moraliſche Gewißheit ſehen, als die Partheien mit Foderung juriſtiſcher Beweiſe quählen, theils die unnöthigen Verlängerungen ſolcher unglüklichen Proceſſe verhüten ſollten. — Allein das iſt nicht genug. Denn dieſe erſte Bedingung verträgt doch noch, wie ihr hernach hören werdet, den Fall der Duldung. Es müſſen dazu noch 2) folgende drey Stuke oder eins davon hinzu kommen, wenn ich den Entſchluß der Trennung rathen ſoll: nemlich — öffentliche Schande: wenn die Ausſchweifungen des untreuen Gatten mit Eklat verbunden und der Welt, zur Schande und Erröthung beider Gatten, bekant ſind. — **Ruin des Vermögens:** wenn der beleidigte Theil ſahe, daß die Ausſchweifungen des Beleidigenden ihm in kurzen zu Grunde richten würden. — **Verderben der Kinder:** wenn die Kinder theils durch das Beiſpiel des untreuen Gatten ſichtbar vergiftet, theils in Abſicht auf ihre ganze Erziehung unglüklich würden. —

Dieſe Dinge machen es freilich unvermeidlich, ſich zu trennen. — Aber nun lernt auch

1368 b. Wie dieſer Entſchluß ausgeführt werden muß und was Liebe und Klugheit hiebei gebieten.

1369 1. Der klagende Theil **vermeide** vom Anfang bis zu Ende alles, was dem Haſſe und der Rache ähnlich ſieht — heftige **Vorwürfe, Mißhandlungen, Beſchimpfungen** u. d., denn er gewinnt nie dadurch und hat allemal Schaden. Die Erbitterung wächſt. Das Herz wird verſchlechtert und mit unedlen Empfindungen befleckt. Der gute Name leidet u. ſ. w. Beſonders erlaube er ſich nie, vor Gericht oder in Geſellſchaften den untreuen Gatten zu ſchmähen. Denn das macht beiden Theilen Schande vor der geſitteten Welt und iſt wider die Liebe, ohne welche ihr ja keinen Troſt, keine Freudigkeit zu Gott habet.

1370 2. Er vermeide aber eben ſo ſorgfältig **Beleidigungen** der Verwandten und **aller derer**, welche mit dem untreuen Gatten in Verbindung ſtunden — aus eben den Gründen: weil er auf der einen Seite nie dabei gewinnt, und auf der andern erſtaunend verliert. Er mehrt die Zahl ſeiner Feinde. Er erhöht den Grad ihres Haſſes. Er entflamt ihre Rache. Und was immer in meinen Augen die Hauptſache iſt, er verdirbt ſein eigen Herz und verſtimt ſeine Seele zu Empfindungen, welche eben das in der Seele wirken, was durch das Aergerniß im Körper vorgeht, wenn er ungeſund wird. —

1371 3. Er entziehe dem untreuen Gatten weder vor noch nach der Trennung die **äußerlichen Zeichen der Achtung**, des Wolſtandes und der Beſcheidenheit. — Er begegne ihm, wie jedem Fremden, mit Gelaſſenheit und Höflichkeit. — Er rede nie ſchlecht von ihm, auch wenn er von ihm getrennt iſt, vor der Welt. Er erwähne vielmehr, wenn ſeiner einmal gedacht wird, ſeiner guten Eigenſchaften, und ſuche nie ſeinen anderweitigen Werth zu verringern.

1372 4. Er **handle großmüthig** und menſchenfreundlich **gegen den verabſchiedeten** Gatten, in Abſicht auf alle die Gelegenheiten, die er in den Händen hat, ihm ſeinen **künftigen Zuſtand** der Abgeſchiedenheit erträglich zu machen. — Er thue nichts, wenn er auch vor der Welt dazu berechtiget wäre, was jenen durch ſeine Schuld elend oder unglüklich machen würde.

1373 5. Er bewahre endlich das **Wol ſeiner Kinder** — und bemühe ſich, die Streitſache ſo abzugleichen, daß dieſe nicht durch Schuld ſeiner Unvorſichtigkeit oder Hize — leiden müſſen.

1374 II. Und warum ſoll ich nun, wird mancher unter euch denken, nicht bei dieſem Falle bleiben und dieſe ſo vernünftigen Regeln befolgen? — Darum, weil es Umſtände geben kan, welche die Trennung ganz widerrathen und, ſtatt derſelben, weiſe **Duldung** des treuloſen Ehegatten nothwendig machen. Wir haben alſo hier die zwey obigen Fragen zu beantworten.

1375 a. **Wenn** iſt es nöthig, daß ich den Untreuen dulde? Unter welchen Umſtänden wäre es rathſam, eine Trennung, die man allenfals in ſeiner Gewalt hat, dennoch **nicht** zu beſchließen, ſondern lieber mit dem treuloſen Gatten, auch beim höchſten Grade der Treuloſigkeit, fortzuleben? Höret mich, und urtheilet ſelbſt. Nach meiner Meinung iſt dieſer Fall alsdenn vorhanden, **wenn die Trennung einen überwiegenden und unüberſehligen Schaden brächte:** z. B. wenn meine Kinder um ihr ganzes Vermögen, und dadurch um alle Unterſtüzung ihrer fernern Erziehung kommen ſollten — oder, wenn die Familie des untreuen Gatten ſo groß und mächtig wäre, daß man ſeinen Fall und Untergang augenſcheinlich zu beſorgen hätte — oder, wenn ich den untreuen Gatten ſelbſt, oder wohl gar mehrere unſchuldige Menſchen mit ihm, in ein allzugroßes und rettungsloſes Unglük ſtürzte u. ſ. w. Dieſe Fälle laſſen ſich nun freilich nicht beſtimter angeben: indeſſen iſt die Regel deutlich: unterſuche die Umſtände und Folgen der Sache auf **beiden** Seiten: findeſt du nach **gewiſſenhafter und langſamer** Prüfung, mit Zuziehung weiſer und unpartheiiſcher **Freunde** daß die Folgen der Nichttrennung ſchlimmer ſind, ſo trenne dich: findeſt du aber, daß die Folgen der Trennung zahlreicher, größer und die Glükſeligkeit zerſtörender ſeyn würden, ſo trenne dich **nicht**, ſondern lerne:

1376 b. **Wie** der untreue Gatte zu **dulden** ſey, und was Weisheit und Liebe dabei erfodern? — Nemlich, wenn ihr es rathſam fändet, mit ihm fortzuleben:

1377 1. So ſucht der Welt die Schande des Ungetreuen mit aller nur möglichen Sorgfalt zu verbergen — beſonders aber dem Geſinde und Kindern zu verheimlichen. — Redet zu einer gutgewählten Stunde den verirrten Gatten ſelbſt an. Stellt ihm die Lage der Sache vor, und bittet ihn, wenn er auf ſeiner traurigen Art zu denken und zu handeln beſtehe, daß er wenigſtens ſeine Schritte den Augen der Menſchen zu entziehen ſuche. — Sprechet alsdenn, um dieſe Verborgenheit zu unterſtüzen, nie anders, als gut, ſo bald in Geſellſchaften von dem Untreuen die Rede iſt. — Suchet zuweilen mit ihm in andern Geſellſchaften zuſammen zu kommen, und nehmet ein ſo freundliches Betragen gegen ihn an, daß jedermann glauben kan, daß ihr friedlich und gut zuſammen lebet. — Dieß iſt kein Betrug: denn Betrug iſt Unwahrheit, mit welcher ich andern Menſchen ſchade. — —

1378 2. Ueberhaupt aber wird es von großem Nuzen ſeyn, wenn der beleidigte Theil nicht blos vor der Welt, ſondern auch im Hauſe und überall, dem Beleidiger mit **Sanftmuth** und einer gewiſſen **Achtung** begegnet — allen vermeidlichen Schmerz ihm erſparet — ihn ſo behandelt, daß der Beleidigende ſehen kan, daß der Beleidigte deſſen anderweitigen Werth nicht verkenne. — Ein ſolches Betragen wird immer noch die, obgleich entfernte, Hofnung geben, daß der Verirrte einſt noch zurükkehre und ſich beſſere — wenigſtens wird dadurch verhütet werden, daß Erbitterung, Zank, pöbelhafte Begegnungen u. d. die Sache nicht ſchlimmer machen, als ſie iſt. — Jene Hofnung aber wird noch mehr begründet werden, wenn der duldende Theil

1379 3. Die Regeln ferner befolget, welche ich (1355-1359.) bereits erklärt habe. — Und dann verbinde er damit noch meinen lezten und wichtigſten Rath:

1380 4. Er lebe, während dieſer Zeit der Duldung, deſto ſtrenger und tugendhafter — um ſeine Kinder durch ſein deſto vollkommeneres Beiſpiel zu erbauen — um vor der Welt ſich zu rechtfertigen, und allen Vorwurf eigner Verſchuldung von ſich zu entfernen. — Dann wird ihn jeder Edle bedauren und hochſchäzen, ſtatt, daß man ihn bei einem gegentheiligen Betragen verachten und den ungetreuen Theil entſchuldigen würde. — — Und dieſe ſtrenge Tugend wird zugleich ein beſchämendes — und am Ende vielleicht ein heilendes Beiſpiel für den treuloſen Gatten werden und — wenigſtens vor Gott die Freuden eines unſchuldigen Herzens und reinen Gewiſſens ihm bewahren. —

1381 Das ſind meine Räthe, liebe Mitmenſchen. — Gott gebe, daß niemand unter euch je in den Fall komme, ſie nöthig zu haben. — Und ihr werdet gewiß nicht leicht in dieſen traurigen Fall kommen, wenn ihr das mit redlicher Sorgfalt ausübet, was ich euch (LXI.) gelehret habe. — Gott ſchenke euch allen dieſe Weisheit des Lebens, und erfülle euch mit dem Geiſt der Liebe, welche ſelten einen Menſchen, der ihren Leitungen folgt, bis zu den Abgründen gerathen läſſet, von denen ich hier mit euch geredet habe.

LXIII.

LXIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe gegen Fehlerhafte und Feindſelige.

Gewiſſenhaftigkeit im Handeln.

Bisher ſahen wir, daß unſere Glükſeligkeit die meiſten Stöhrungen in der Fehlerhaftigkeit unſerer Mitmenſchen fand, und ſuchten uns daher über ein ſolches **Betragen gegen die fehlerhaften Menſchen** zu belehren, welches auf der einen Seite dem Karakter des Menſchenfreundes gemäß, und auf der andern Seite geſchikt war, die aus ihrer Fehlerhaftigkeit entſtehende Stöhrungen unſerer Glükſeligkeit zu verhüten oder doch zu mindern. Nun wollen wir auch unſer **Betragen im Umgange mit Menſchen überhaupt** unterſuchen, und die **Kunſt, ſich unter Menſchen beliebt zu machen**, ſtudiren, theils um den Karakter des Menſchenfreundes vollends zu entwikeln, theils um die poſitiven Regeln nachzutragen, welche zu Verhütung der Stöhrungen unſerer Glükſeligkeit erfodert werden. 1382 1383

Das erſte, was uns hilft, unter Menſchen glüklich zu leben und die Freuden des **Liebens und Geliebtwerdens** zu genieſſen, iſt **Gewiſſenhaftigkeit im Handeln** gegen Menſchen. — Ich unterſcheide ſie von der Gewiſſenhaftigkeit im **Reden** von und gegen Menſchen — obgleich der Begrif der Gewiſſenhaftigkeit in beiden Fällen derſelbe bleibt. Nemlich er iſt ein Beziehungsbegrif, deſſen Korrelatum die **Rechte** unſerer Mitmenſchen ſind. Wem die Rechte ſeiner Mitmenſchen heilig ſind, heißt **gewiſſenhaft**. S. I, 755. 1384

1385 1. Laſſet uns, was Rechte heiſzen und wie vielerlei ſie ſind, noch einmal recht deutlich uns vorzuſtellen ſuchen. S. I, 722. ff.

Rechte heiſzen, fortwährende **Beſchränkungen** des Willens **anderer** Menſchen, welche die **allgemeine** Glükſeligkeit der Menſchen **nothwendig** macht. — So nent man z. B. dieß, daß niemand euer Geld und Gut wollen und euch nehmen darf, daß alſo jeder Wille durch euren Beſiz beſchränkt wird, und daß es nur eurem Willen unterworfen bleibt, euer Recht — Recht des Eigenthums, weil und wiefern es die allgemeine Glükſeligkeit nothwendig macht, daß in dieſem Falle jeder andrer Wille beſchränkt werde. — Ihr ſehet demnach, worauf ſich jedes Recht gründet und woraus es entſteht.

1386 a. Ein Recht gründet ſich auf den unmittelbaren Zuſammenhang mit der menſchlichen Glükſeligkeit. Das, was jeder, mit Beſchränkung des Willens anderer, beſtändig muß wollen können, wenn die allgemeine Glükſeligkeit **möglich** ſeyn ſoll — iſt ſein **Recht** — oder dazu hat er ein Recht. — Ich ſage die **allgemeine**. — Denn es begreift ſich, daß unter gewiſſen Umſtänden der oder jener Menſch unglüklich ſeyn würde, wenn er dieß oder jenes nicht frei wollen und den Willen anderer beſchränken dürfte: aber daraus entſteht noch kein Recht. Nur das iſt Recht, ohne welches **kein** Menſch in der Welt glüklich ſeyn kan. So kan z. B. kein **Menſch** glüklich ſeyn, noch die allgemeine Glükſeligkeit der Menſchen beſtehn, wenn nicht Leben, Geſundheit, Eigenthum, guter Name, Freiheit zu denken und ſeine Gedanken beſcheiden mitzutheilen u. ſ. w. geſichert ſind. Folglich ſind das Rechte — und zwar allgemeine Rechte der Menſchheit — wiefern die Vernunft ſie zur allgemeinen Glükſeligkeit für unentbehrlich und nothwendig erkennet. — Außer dieſen **allgemeinen** Rechten der Menſchheit giebt es noch

b. Beſondere (poſitive) Rechte, welche nicht 1317
in der menſchlichen Natur gegründet und zur allgemeinen Glükſeligkeit unentbehrlich ſind, ſondern ſich auf **Willkühr** gründen, d. h. auf freiwillige Verträge oder auf Ausſprüche der geſezgebenden Macht: z. B. das Recht, eine Fabrik anzulegen — von einem Schuldner nicht mehr und nicht weniger Zinſen zu fodern — zu kaufen oder zu verkaufen u. d. Ein ſolches Recht, das man nicht als Menſch von Geburt gleichſam hat, ſondern erſt hinterher auf eine der angezeigten Weiſen erlangt, hat nur alsdenn und nur ſo lange Werth und wahre Gültigkeit, wenn es keine allgemeinen Rechte der Menſchheit kränket. — So würde es z. B. kein **wahres** Recht heißen, wenn einige Menſchen ſich allein anmaßen wollten, zu denken, Wahrheit zu erkennen, und die erkante Wahrheit mitzutheilen und andere von dieſem Recht ausſchlöſſen: — wenn auch die geſezgebende Macht es dieſen Menſchen gegeben hätte: — weil durch dieß Monopol ein allgemeines, allen Menſchen zuſtehendes, und für die allgemeine Glükſeligkeit unentbehrliches Recht gekränkt würde. — So würde es ferner kein **wahres** Recht ſeyn, wenn einige ſich anmaßen wollten, das Eigenthum anderer an ſich zu reiſſen, wenn auch der Regent es ihnen gegeben hätte, weil das Eigenthumsrecht ein Recht der Menſchheit iſt u. ſ. w.

II. Was iſt nun gewiſſenhaftes Verhalten gegen 1318
dieſe Rechte unſerer Mitmenſchen? Wollet ihr deſſen euch rühmen,

1. So müſſet ihr jedes **allgemeine** Recht der 1319
Menſchheit heilig halten, euren Willen und eure Wünſche gern und ohne Widerrede von denſelben beſchränken laſſen, und euch keine Verlezung eines ſolchen Rechtes erlauben, auch wenn ihr damit ſelbſt den gröſten Vortheil euch erwerben oder den gröſten Verluſt von

euch abwenden köntet. — Das heißt ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit: — ohne welche ihr auf die Liebe und das Wolwollen eurer Mitmenſchen und das Wolgefallen Gottes nie einigen Anſpruch haben werdet. — Wenn alſo Leben und Geſundheit ein allgemeines Recht der Menſchheit iſt, ſo dürfet ihr, um eures Vortheils oder Vergnügens willen, nicht nur keines Menſchen Leben oder Geſundheit verlezen, (es ſey denn, daß einer euer eignes Leben freiwillig in Gefahr ſezte, und ihr im Falle der Nothwehr euch befändet,) ſondern ihr müßt auch mit der größten Sorgfalt alles unterlaſſen, was daſſelbe beſchädigen könte — es ſey Verführung, Beiſpiel, Zumuthung übermäßiger Arbeiten, oder wie es Namen haben mag. — Eben ſo dürftet ihr auch, wenn ein Menſch ohne eure Hülfe erfrieren, verhungern, ertrinken ꝛc. müßte, ihm nie dieſe Hülfe, ſofern ſie euch möglich iſt, d. h. nicht euch ſelbſt eine gleich große Verlezung eurer Glükſeligkeit zuzieht, 12 verſagen. — Wenn ferner das Eigenthumsrecht ein allgemeines Menſchenrecht iſt, ſo dürfet ihr nie einem Menſchen, von dem, was ſein iſt, etwas nehmen, vorenthalten, zurükbehalten u. d., wenn er nicht mit völligem Bewußtſeyn eingewilliget hat — ſo müſſet ihr jedem Arbeiter gewiſſenhaft bezahlen — jedem Schuldner das Gelehnte wiedergeben u. ſ. w. — Wenn Freiheit zu denken und ſeine Gedanken beſcheiden mitzutheilen, allgemeines Menſchenrecht iſt, ſo müſſet ihr dieß Recht in Ehren halten, keinen Menſchen darinnen ſtöhren, es ſey mit Wort oder That, keinen darum, weil er anders denkt als ihr, haſſen oder verfolgen, ihm alles geſtatten, was ihr euch im ähnlichen Falle auch geſtattet oder wünſchet, ihn gegen Stöhrungen dieſes Rechts, ſo viel an euch iſt, ſchüzen, daſſelbe gegen Stöhrer vertheidigen u. ſ. w. Und in dieſer Gewiſſenhaftigkeit gegen dieſe Rechte der Menſchheit müſſet ihr nie eine vermeidliche Ausnahme machen: —

weil ihr eine gleiche Strenge von euren Mitmenſchen euch wünſchet — und weil ohne ſie kein Menſch euch lieben und Wolwollen erzeigen kan. — Ja ihr dürfet 391 auch alsdenn keine Ausnahme machen, wenn **beſondere** Rechte dabei zu Grunde gehn müßten, welche nicht entweder überhaupt oder in einem einzelnen Falle die allgemeine Glükſeligkeit nothwendig macht. — Wenn alſo z. B. das Recht, Wahrheit zu erkennen, und erkante Wahrheit gemein zu machen, mit beſondern Rechten ſtritte, z. B. mit dem Rechte, welches ein Landesherr euch gegeben hätte, mit der Wahrheit ein Monopol zu treiben, d. h. allein erkante Wahrheit laut zu ſagen, ſo dürftet ihr um dieſes beſondern Rechts willen jenes doch nicht verlezen — eben ſo wenig, als ihr einen Menſchen das Recht zu leben nehmen dürftet, weil deſſen Daſeyn einem euch ertheilten Privilegio, z. B. zu einer Fabrik, hinderlich wäre. Denn beſondere Rechte müſſen allezeit den allgemeinen Rechten der Menſchheit weichen.

2. Ihr müſſet aber auch jedes **beſondere** Recht 392 heilig halten, euren Willen und eure Wünſche von demſelben beſchränken laſſen, und euch nie eine Verlezung eines ſolchen Rechtes erlauben, auch wenn ihr ſelbſt damit Vortheil oder Vergnügen gewinnen köntet: — wenn nicht durch ein ſolches beſonderes Recht ein allgemeines **offenbar** zu Grunde gienge. — Laſſet uns dieſe Regel auf Beiſpiele anwenden. Zu den beſondern Rechten gehören die Rechte des Landesherrn — Geſeze, Abgaben u. ſ. w. Privilegien, Freiheiten, Anſprüche, welche die geſezgebende Macht zuerkante. — Dahin gehört ferner das Eherecht oder das ausſchließende Recht des Gatten über ſeine Gatten und Kinder. — Dahin gehören alle aus Verträgen entſtandene Rechte — alle beſondre **Arten des Gebrauchs**, den jeder Menſch von allgemeinen Rechten machen kan u. ſ. w. Alle dieſe Rechte müßt ihr heilig halten — 393

euch nie der geſezgebenden Macht widerſezen — keinen Vertrag brechen — keine Eingriffe in die Rechte der Ehe thun — keinen in ſeinem Gewerbe ſtöhren u. ſ. w. Und hier muß, an ſich betrachtet, weder euer Privatvortheil noch euer Vergnügen eine Ausnahme machen. — Hier iſt keine Verlezung oder Kränkung eines Rechts, ſie geſchehe mit Worten, Geberden oder Handlungen — ſie geſchehe mittelbar oder unmittelbar — verzeihlich. — Hier muß jeder des andern Rechte ehren, vertheidigen, Stöhrungen verhüten u. d. *394 wie er weiß und kan. — Die einzige mögliche Ausnahme findet nur alsdann ſtatt, wenn, in einem gewiſſen Falle, ein beſonderes Recht die allgemeine Glükſeligkeit offenbar ſtöhrt und allgemeine Menſchenrechte zerrüttet und, wenn das beſondere Recht, ohne noch größere Zerrüttungen, aufgehoben werden kan. — Sezet z. B. daß jemand einen Vertrag gemacht hätte, dem andern zu einer Mordthat behülflich zu ſeyn, wird es nicht in die Augen fallen, daß der andere hier gegen das Recht des Vertrags handeln müßte? — Oder ſezet, daß einer oder eine ganze Geſellſchaft, z. B. eine Innung, ein Privilegium hätte, welches, ausgeübt, die Geſundheit der Mitbürger in Gefahr ſezte, oder viele Tauſende zu verhungern nöthigte: — iſt es hier nicht eben ſo offenbar, daß man ſolche beſondere Rechte (auch wenn ſie die geſezgebende Macht begünſtigt hätte) ſtöhren durfte, da ſie offenbar die allgemeinen Rechte der Menſchheit verlezen? Ohnfehlbar durfte man ſie ſtöhren, wenn man einen Weg vor ſich ſähe, auf welchem man nur nicht noch größere Zerrüttungen der allgemeinen Glükſeligkeit zu befürchten hätte. — Sehet hier die Regel und ihre Ausnahme. — Da indeſſen die Ausnahme das ſeltenere, die Regel aber das gewöhnliche iſt, ſo haltet euch vorzüglich an dieſe und faſſet ſie tief in euer Herz. Wer nach dieſer Regel nicht lebt und handelt und ſie nicht mit der gröſten Strenge befolgt, hat keine Anſprüche auf die Liebe ſeiner Mitmenſchen und das Wolgefallen ſeines Gottes. — Werdet ihr hingegen ſie befolgen und mit gewiſſenhafter Strenge alle Rechte eurer Nebenmenſchen heilig halten, ihnen jedes Vergnügen, jeden Privatvortheil aufopfern, lieber Laſten und Leiden übernehmen lernen, als fremde Rechte kränken; ſo werdet ihr das erſte und wichtigſte Mittel gefunden haben, euch aller Menſchen Gunſt und Liebe zu erwerben und euch des Beſizes der wahren Zufriedenheit zu verſichern.

375 Denn ſolche ſtreng gewiſſenhafte Menſchen ſind in der Welt nicht häufig. Es iſt vielmehr unter unſern jezigen Menſchen leider etwas ſehr gewöhnliches, daß ſie nicht nur einander in ihren beſondern Rechten ſtöhren, — Verträge brechen, einander bevortheilen, eheliche Eintracht zernichten, u. ſ. w. ſondern daß ſie einander ſogar die allgemeinen Rechte der Menſchheit ſtreitig machen. — Aber eben, je ſeltner der gewiſſenhafte Mann in der Welt iſt, deſto ſchäzbarer iſt er — deſto mehr wird er geſucht, geehrt, hervorgezogen — deſto mehr genießt er die Liebe ſeiner Mitmenſchen — deſto ſteter und ſicherer genießt er die Freude, von allen guten Menſchen geliebt zu werden — deſto eifriger beſtrebt man ſich, ihm alle die Proben des Wolwollens zu erzeigen, und alle die Leiden zu erſparen, die man ihm erzeigen oder erſparen kan. — — Daß dieſe Gewiſſenhaftigkeit zugleich eine unentbehrliche Grundlage unſerer Zufriedenheit iſt, S. I, 377. ff. vergl. 790. ff.

Von der **Gewiſſenhaftigkeit im Reden** von und gegen unſere Mitmenſchen iſt bereits (LV.) das nöthige geſagt worden, und wird das übrige bald (LXV.) nachgeholet werden.

LXIV.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Verſchwiegenheit.

1376 1. Die erſte Regel der Verſchwiegenheit iſt: **Sprich nie von Geheimniſſen.** — Ich verſtehe hier unter Geheimniſſen ſolche Kentniſſe, welche entweder Andere um anſtändiger Urſachen willen geheim gehalten wiſſen wollen, oder deren Bekantmachung überhaupt auf der einen Seite nichts nüzen, und auf der andern Seite deſto mehr ſchaden kan. — Von ſolchen Geheimniſſen könt ihr Beiſpiele in Menge finden. Es gehören dahin z. B. alle Fehler, **Gebrechen, Thorheiten** unſerer Nebenmenſchen, von welchen natürlicherweiſe jeder wünſcht, daß ſie verborgen bleiben, und welche, bekant gemacht, ihnen ſchaden und der Welt nichts nüzen können. Dahin gehören ferner alle Anſchläge, Abſichten, Anſtalten, die jemand zu ſeinem Vortheil macht, und welche, entdekt, vereitelt, oder gemißdeutet werden könten. Dahin gehören alle Handlungen, oft die edelſten und beſten, deren Urheber verborgen zu bleiben wünſcht. Dahin gehört der ganze **Zuſtand** des Menſchen, ſeiner **Kentniſſe**, ſeiner **Verbindungen** mit andern, ſeiner **Vermögensumſtände** u. ſ. w. Kurz, alles, was ein Menſch (ohne den Schaden anderer) zu verbergen oder geheim zu halten wünſcht oder zu wünſchen Urſache hat — das alles gehört zu den Geheimniſſen, die den Gegenſtand der **Verſchwiegenheit** ausmachen — inſonderheit die —

a. Welche uns Andere **als Geheimniſſe anvertrauen**, in der ausdrüklich erklärten oder von ſelbſt zu verſtehenden Meinung, daß wir ſie nicht weiter ſagen ſollen. — Dieſe zu verſchweigen, iſt allgemeine Pflicht, weil es allemal ſchändlich iſt, das Vertrauen Anderer zu mißbrauchen, und der Verräther eines Menſchen zu werden, der uns ein gutes Herz zutraute und, von dieſem Zutrauen bewogen, uns das ſeinige aufſchloß. — Fühlet nur, wie euch bei einer ſolchen Treuloſigkeit zu Muthe ſeyn würde, und urtheilt, welchen Haß ihr euch zuziehet, von dem, der euch ſein Geheimniß anvertraute, und mit welcher Verachtung euch alle edelgeſinnte Menſchen anſehen müſſen, welche dieſen Mangel der Verſchwiegenheit an euch gewahr werden. — Gegentheils urtheilt aus der Lebhaftigkeit, mit welcher ihr ſelbſt wünſchet, daß die, welchen ihr Geheimniſſe anvertrauet, ſie geheim halten, wie ſchäzbar ein Menſch ſeyn müſſe, der dieſe Tugend beſizt. — Aber man muß nicht nur da verſchwiegen ſeyn, wenn Andere uns Heimlichkeiten anvertrauen, ſondern auch 1397

b. Wenn man ſelbſt **dahinter komt**, — und 1398 ohne oder wider ſeinen Willen ſie erfährt. — Denn es bleibt allemal billig, daß wir Dinge verſchweigen, die ſie nicht bekant gemacht haben wollen — und noch vielmehr alsdann, wenn die Bekantmachung auf irgend eine Weiſe jemand nachtheilig werden konte: z. B. häuslicher Zwiſt — Anſchläge auf Gewinn, Vortheil, Verſorgung — Fehltritte — u. d. — Die einzige mögliche Ausnahme würde in dem Falle ſtattfinden, wenn die Bekantmachung eines ſolchen Geheimniſſes von der Obrigkeit rechtmäßig geſodert würde — oder wenn durch die Entdekung ein Schade verhütet oder ein an ſich rechtmäßiger Vortheil gewonnen werden konte, der zugleich größer wäre, als der Schade, den man demjenigen zufügte, deſſen Geheimniß man be-

kant machte. — Endlich aber erſtrekt ſich die Ver-
ſchwiegenheit, welche uns die Glükſeligkeitslehre em-
pfiehlt, auch

1399 c. Auf unſere eignen Geheimniſſe. — Und hier-
innen fehlen die Menſchen faſt eben ſo häufig, als bei
den Heimlichkeiten Anderer. Sie haben, wie man
zu ſagen pflegt, immer das Herz auf der Zunge. Sie
ſagen ihre Umſtände, Begebenheiten und Vorhaben
jedem, der nur einigermaßen Luſt zu haben ſcheint, ſie
zu wiſſen, ohne zu überlegen, ob die Entdekung rath-
ſam oder gefährlich ſey. — Ueberleget folgende Grün-
de, die das Thörichte dieſer Gewohnheit euch vor Au-
1400gen ſtellen werden. 1) Ihr **hindert durch dieſe Plau-
derhaftigkeit oft euer eigen Glük.** — Wie mancher
hat durch übereilte Entdekung ſeiner Vermögensum-
ſtände, wenn ſie zu glüklich waren, Neid und Nach-
ſtellung gegen ſich aufgeregt und, wenn ſie zu armſelig
waren, ſeinem Kredite geſchadet? Wie mancher hat
Gelegenheit gegeben durch Ausplauderung ſeiner An-
ſchläge, ſie zu vereiteln und rükgängig zu machen, die
ihm gewiß gelungen wären, wenn er ſie vorſichtig ver-
1401ſchwiegen hätte? Wie mancher — — 2) Ihr ſezt
euch wenigſtens in Gefahr, durch **Vergrößerung
oder Mißdeutung** in Verlegenheit zu kommen. Ihr
ſprecht z. B. offenherzig von euren Fehlern: euer Feind
wird ſie durch Nacherzählungen zu Laſtern umſchaffen.
Ihr ſprecht von euren Glüksumſtänden: man wird
euch reicher oder ärmer machen als ihr ſeyd. Ihr ſpre-
chet von geheimen Geſchichten, und man wird euch
mißdeuten, man wird Umſtände hinzuſezen oder weg-
laſſen, und euch dadurch üble Nachreden zuziehn. —
1402Endlich 3) was die Hauptſache iſt, ihr **ſchadet eu-
rem Vertrauen**, das eure Mitmenſchen zu euch hat-
ten. — Denn man macht faſt immer (und freilich
oft mit Recht) den Schluß: wer ſeine eignen Geheim-
niſſe nicht bei ſich behalten kan, wird auch Anderer Ge-
heim-

heimniſſe nicht verſchweigen. — Man wird ſich daher ſcheuen, mit euch umzugehen, oder man wird ſich wenigſtens hüten, ſich mit euch in ſolche Geſchäfte oder Verbindungen einzulaſſen, bei welchen Verſchwiegenheit nothwendig iſt. —

Das ſind lauter Erfahrungen, welche jeder Vernünftige beſtätigen wird. — Wie erſtaunend irren ſich also diejenigen, welche ſich wohl gar einbilden, durch Offenherzigkeit und Zutragung aller eignen und fremden Geheimniſſe ſich Liebe und Zutrauen ihrer Mitmenſchen zu erwerben. Laſſet doch ja dieſen falſchen Wahn fahren. — Selbſt die, welche euch eure Geheimniſſe ablokken, welche euch für eure Offenherzigkeiten oder Zutragungen liebkoſen oder gar bezahlen — verachten euch im Herzen als einfältige Menſchen, oder haſſen und ſcheuen euch als gefährliche Menſchen — und mißbrauchen blos euer zu ofnes Herz. — Für eure **wahre** Glükſeligkeit und beſonders für das Glük, von allen gutdenkenden Menſchen geſchäzt und geliebt zu werden, bleibt es immer das ſicherſte, verſchwiegen zu ſeyn. Ja ich halte dieſe Kunſt zu ſchweigen für ſo wichtig, daß ich es euch zu einer zweyten Weisheitsregel mache. — 1403

II. **Geheimniſſen auszuweichen** und euch auf das ſorgfältigſte zu hüten, daß ihr **gar keine** Heimlichkeiten **erfahret** — ich meine ſolche Heimlichkeiten, welche andere verborgen halten **wollen**, oder, die entdekt, irgend jemand Schaden oder Mißvergnügen machen könten. — Dieß iſt eine Regel der Sicherheit. Denn, wenn ich keine Geheimniſſe weiß, ſo bin ich nicht in Gefahr, ſie zu verrathen. — Ich beweiſe aber die Richtigkeit meiner zweyten Regel noch aus folgenden Gründen: 1404

1. Wiſſenſchaft um Geheimniſſe ſezt uns in Gefahr, oft **wider Willen ſie zu verrathen.** — Denn 1405

wie leicht geſchieht es, daß man im Trunk — im Schlaf — in der Luſtigkeit — oder, durch Verführung, oder Liebkoſungen treuherzig gemacht — ſie ausplaudert oder auch nur, durch unvorſichtige Ausdrüke, andere auf die Spur bringt —

1406 2. Bekantſchaft mit fremden Geheimniſſen ſezt uns oft in die unangenehme Verlegenheit, **zu Zeugen aufgefodert** oder durch Befragen der Obrigkeit genöthigt zu werden, ſie auszuſagen: — wobei man zuweilen in den noch unangenehmen Fall komt, ſeine Ausſagen **beſchwören** zu müſſen — und auf ſolche Art zuweilen die beſten und uns wertheſten Menſchen zu beſchädigen. —

1407 3. Noch trauriger endlich iſt die Gefahr, ein **Verräther zu ſcheinen**, der man nicht war — Denn ſezet einmal den Fall, daß jemand ſein Geheimniß mehreren anvertrauet hatte, welches von unbeſonnenen Menſchen ſehr häufig geſchieht. Sezet alsdann, daß einer von dieſen Vertrauten, der mit euch um die Sache weiß, das Geheimniß verräth, aber durch günſtige Umſtände außer Verdacht bleibt. Wird alsdenn nicht der Verdacht auf euch fallen? Werdet ihr nicht den ſchimpflichen Vorwurf der Verrätherei tragen müſſen? —

1408 Sehet, wie wichtig es iſt, Geheimniſſen auszuweichen, um nicht das Verdienſt der Verſchwiegenheit zu verlieren, welches euch zum Beſiz der Liebe und Achtung eurer Mitmenſchen unentbehrlich iſt. —

1409 Denn das glaubet mir gewiß, daß Unverſchwiegenheit, man mag ſie euch mit oder ohne Grund vorwerfen, euch den Verluſt der Liebe Anderer unwiederbringlich zuzieht. Denn dieſer Fehler iſt gar zu verhaßt in der Welt, weil er ſo unendlich ſchädlich iſt. — Er iſt an ſich eine Sache, deren jeder Edle ſich ſchämt — er zieht alſo Verachtung und Beraubung alles Zutrauens nach ſich — man flieht einen Menſchen, von dem man Plauderhaftigkeit nur von Ferne her fürchten muß — man iſt ſcheu gegen ihn — man ſpricht in ſeiner Gegenwart heimlich — man trägt Bedenken, ihm Aemter, Aufträge, Geſchäfte zu übergeben, wo es auf Verſchwiegenheit ankomt. — Und hiezu kommen noch die Menge der Feindſchaften, die oft aus Verplauderung eines einzigen Geheimniſſes entſtehen — die Rache, welche ſie oft aufregt — die traurigen Folgen, die Zerrüttungen der häuslichen Ruhe, oft die gänzliche Zernichtung des irdiſchen Glüks, welche ſie nach ſich zieht. — Denket endlich dabei an das allgemeine Geſez der Billigkeit: was du willſt, das dir ꝛc. und urtheilt dann, ob ich euch zu Erhaltung eurer Glükſeligkeit, zum Beſiz eines ruhigen Gewiſſens und — zur Erlangung der euch zu eurer Wolfahrt ſo nöthigen Liebe eurer Mitmenſchen, ein wichtigeres Mittel empfehlen könte, als die Verſchwiegenheit. —

LXV.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Lob des Guten unſerer Mitmenſchen.

1. Wer den Namen eines guten, eines durch Jeſu 1410
Lehre und Beiſpiel gebildeten Menſchen haben, und die Seligkeiten der Tugend ganz genieſen will, muß ſich nicht begnügen, daß er kein Spötter, kein Schmähſüchtiger, kein Verleumder iſt — muß ſich nicht begnügen, die Fehler und Unvollkommenheiten ſeiner Mitmenſchen zu verſchweigen — ſondern er muß auch

ihre Vollkommenheiten, ihre Geſchiklichkeiten, ihre edlen Geſinnungen, ihre guten Handlungen ans Licht bringen, und ſie durch lautes Lob zu ehren wiſſen. — Lernet, was dazu gehört:

1411 1. Wenn ihr das Gute, was ſich an andern befindet, loben wollet, ſo muß vorerſt ein guter Grund dazu in eurem Herzen liegen. Ihr müßt das Gute anderer **lieben — es muß euch Vergnügen machen.** — Und ſchon dieß erſte Erforderniß fehlt den meiſten unſerer jezigen, noch nicht vom Geiſt des Chriſtenthums beſeelten Menſchen. Sie betrachten faſt alles Gute ihrer Mitmenſchen als etwas, was ihnen Mißvergnügen machen kan. Sie ſehen ſcheel darüber, wenn andere Gaben, Talente, Vorzüge beſizen. Sie ſind eiferſüchtig. — Und ſie ſind eben darum geneigt, jeden Werth des andern entweder abzuleugnen, oder gering zu machen. — O wie weit ſeyd ihr bei ſolchen Geſinnungen von dem Jeſu entfernt, den ihr für euren Lehrer und für euer Muſter ausgebet, und der jedes Gute, das er an ſeinen Menſchen fand, ſo innig zu ſchäzen wußte, dem das kleinſte Talent, die geringſte gute That ſo viel Freude machte — der jeden Becher kalten Waſſers, dem Durſtigen gereicht, für den Gegenſtand der vergeltenden Ewigkeit anſah — der ſich ſelbſt darüber verleugnete und ſein Leben dafür aufopferte, um nur die Menſchen weiſe, gut, from und tugendhaft zu machen. — Und ihr wollt euch nicht darüber freuen, wenn ſie es **ſind**? Ihr wolltet unfähig ſeyn, daran Vergnügen zu finden, wenn ihr Werth, Verdienſte — an euren Mitmenſchen gewahr werdet: wenn ihr an dem einen einen hellen Kopf, an dem andern körperliche Geſchiklichkeit, an dem dritten ein gutes Herz u. ſ. w. entdeket, oder eine gute und nüzliche Handlung erblikt? — O ſchämet euch deß, und lernet, wie Jeſus, euch des Guten auch Anderer er-

erfreuen, und bemühet euch dann, wenn es euch Freude macht,

2. Es zu **erforſchen.** — Bisher thaten viele 1412 unter euch das Gegentheil. Sie waren aufmerkſam auf die kleinſten Unvollkommenheiten und Gebrechen ihrer Brüder. Sie ſpührten ſorgfältig jedes unbedachtſame Wort, jeden Fehltritt anderer auf, und freuten ſich, etwas von der Art erfahren zu haben. — Iſt der Geiſt Jeſu in euch, ſo wendet vielmehr eure Augen von den Unvollkommenheiten der Menſchen ab, und ſucht mit Sorgfalt alles auf, was ſich Gutes und lobenswerthes an ihnen befindet — ihr guter Geſchmak, ihre Einſichten, ihre Talente, ihre Fähigkeiten, ſich der Welt nuzbar zu machen, jeder guter Zug ihres Karakters, jede gute That ihres Lebens — alles Gute, es ſey ſo gering als es wolle, iſt ein Keim zu größerm Guten, eine Grundlage ihrer Glükſeligkeit, und macht dem lieben Gott, euren gemeinſchaftlichen Vater, Freude — wird von ihm bemerkt — wird in das Buch des Lebens eingezeichnet — o ſo ſeyd ihr doch dieſem euren Vater im Himmel ähnlich und freuet euch mit ihm, wenn ihr an ſeinen Kindern, euren Brüdern, irgend etwas Gutes entdeken könnet. Und gewöhnet euch dann, alles dieſes Gute anderer Menſchen

3. Zum **Inhalte eurer geſellſchaftlichen Geſpräche** 1413 und Unterredungen zu machen. Dieß iſt das laute Lob, welches ihr ja ſelbſt ſo gern habt, das euch ſelbſt ſo erfreut, ſo aufmunternd iſt, das ihr alſo um ſo vielmehr auch andern nicht verſagen ſolltet, da ihr es euch von ihnen wünſchet. — Wie unedel waren nicht eure bisherigen Geſellſchaftsgeſpräche. — Thut einmal das Gegentheil und unterhaltet eure Geſellſchaften von den Gaben und Vorzügen eurer Mitmenſchen. Erzählet jede gute und ſchöne Handlung, die ihr in Erfahrung gebracht habt, mit Wärme und Zei-

chen eures Wolgefallens. Macht jeden der Welt bekant, der im Verborgnen lebt und gute Eigenſchaften beſizt, die, wenn ſie mehr bekant wären, nuzbar werden könten. Nennet die Namen fleißiger, geſchikter, ehrlicher, wolthätiger Menſchen. Ziehet ihre guten Seiten ans Licht, entſchuldigt ihre Unvollkommenheiten u. ſ. w. — Und wenn ihr ganz eurem himliſchen Vater ähnlich ſeyn wollet, ſo thut das

1414 4. **Mit Unpartheilichkeit**, — lobet was zu loben iſt an jedem, nicht blos an euren Lieblingen. Macht keinen Unterſchied. Er ſey euer Freund oder euer Feind. Er ſey eures Glaubens oder nicht. Er ſey vornehm oder gering — Verdienſt und Tugend haben und behalten überall ihren Werth, und man iſt dem Guten Lob ſchuldig, es mag ſich befinden, an wem es will. — Auch Gott macht keinen Unterſchied. Er ſieht jede gute That mit Wolgefallen, es mag ſie der Chriſt oder der Nichtchriſt ausüben. Apoſtelgeſch. 10, 34. 35. — Lobet aber auch

1415 5. **Mit Selbſtverleugnung**: d. h. wenn ihr dabei euren eignen geringern Werth eingeſtehen müſſet. — Wer die Wahrheit lieb hat, muß ihr ſeine Eitelkeit aufopfern. — Wenn alſo andre mehr Einſicht, Tugend, Muth, Geſchiklichkeit u. ſ. w. haben als ihr, ſo ſchämet euch nicht, das zu geſtehen. — Es macht euch keine Schande, mit Johannes zu ſagen: ich bin nicht werth, ſeine Schuhriemen aufzulöſen. — Im Gegentheil es macht eurem Herzen Ehre, und euer wahrer Werth bleibt euch doch und wird durch dieſe edle Beſcheidenheit um deſtomehr erhoben. — Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß das laute Lob, womit ihr das Gute eurer Mitmenſchen ehret,

1416 6. Der **Wahrheit** gemäß ſeyn muß. — Unwahrheit muß man in keinem Falle ſagen, auch nicht in guter Abſicht. — Denn wenn ihr etwas Gutes an jemand loben wolltet, das ſich gar nicht an ihm befindet, oder, wenn ihr es gröſſer machen wolltet, als es iſt, ſo würdet ihr andere betrügen — ihr würdet ſie in Gefahr ſezen, durch falſche Erwartungen getäuſcht und beſchädigt zu werden — ihr würdet dem Gelobten ſelbſt ſchaden, wenn hinterher es bekant würde, daß er das Lob nicht verdient hatte — ihr würdet euch endlich ſelbſt auch eures Kredits berauben, und dann gegen jedes Lob, das ihr andern beileget, auch gegen das wahre, Mißtrauen erregen. — Und mit dieſen Regeln verbindet zulezt noch dieſe, daß ſolches Lob

1417 7. In **Abweſenheit** des Gelobten ertheilt werden müſſe. — Jemanden ins Geſicht loben, iſt unbeſcheiden. — Es wirkt auch nichts, weil man es für abſichtliche Schmeichelei halten kan. — Aber von andern hinter ihrem Rüken Gutes reden, das iſt es, was gefällt und — was unausſprechlichen Einfluß auf menſchliche Glükſeligkeit hat.

1418 II. Und nun lernet, was ihr gewiß ſo noch nie gedacht und überlegt habt, daß die menſchliche Glükſeligkeit unbeſchreiblich zunehmen würde, wenn es gemeiner unter den Menſchen würde, daß ſie lautes Lob des Guten ihrer Mitmenſchen zum Inhalt ihrer geſellſchaftlichen Geſpräche machten. — Erwäget, ſage ich,

1419 1. Was die Glükſeligkeit anderer Menſchen dadurch gewinnen würde.

1420 a. Alle die Menſchen, deren gute Seite ihr rühmet, deren Namen ihr nennet, wenn von guten, fleißigen, geſchikten, gutdenkenden Menſchen die Rede iſt — werden dadurch bekanter, als ſie waren. Es mehret ſich folglich die Summe der Menſchen, die ſie von einer vortheilhaften Seite kennen, folglich auch die Summe der Möglichkeiten, durch welche in der

Welt ihr Gutes benuzt, ihre Tugend belohnt, ihr Glük gemacht werden kan. — Wie mancher gute und brauchbare Menſch blieb bisher blos deswegen ſizen und minder nuzbar für die Welt, minder für ſein Glükes belohnt u. ſ. w., weil man ihn nicht kante. — Was für erſtaunende Folgen alſo könte das haben, wenn alle Menſchen es ſich zum Vergnügen machten, das Gute anderer an den Tag zu bringen. — Wie manches Amt oder Verſorgung komt jezt blos deswegen in unwürdige Hände, weil die würdigern Menſchen nicht bekant ſind — denket darüber weiter nach. Euer Herz muß in Wallung gerathen, wenn ihr alle mögliche Folgen des Lobes überdenkt. — Wie viel tauſendmal würde die Unſchuld gerettet, die Tugend geſchüzt, Geſchiklichkeiten benuzt, Talente hervorgezogen, Fleiß und gute Thaten belohnt werden, — wie unausſprechlich würde die Menge des Guten ſeyn, das ihr ſtiften würdet. — Aber nicht genug. Ihr würdet durch jenen edlen Inhalt eurer geſellſchaftlichen Geſpräche

1421 b. **Die Summe des Guten ſelbſt vergröſſern** und wahre Tugend in die Welt bringen. — Denn fragt nur eure eigne Empfindung, was da in euch vorgeht, wenn ihr in Erfahrung bringt, daß man in einer Geſellſchaft gut von euch geſprochen, daß man eure Thätigkeit, euren Fleiß gelobt, oder daß man eine Handlung von euch als edel, als vortreflich gerühmt habe — wie ihr euch da freut, wie euch nun das Gute ſelbſt ſchäzbarer wird, wie euch das aufmuntert, wie euch das entſchloſſen macht, noch mehr das zu ſeyn, was man an euch gerühmt hat. Und urtheilet aus dieſem Selbſtgefühl, wie erſtaunend die Summe des Guten in der Welt zunehmen müßte, wenn dieſer Sporn des Lobes allgemeiner würde. — Wie mancher wurde bisher kalt und nachläßig im Guten, blos weil er ſahe, daß man ihn verkante. Wie

Man

manche Tugend, — Fleiß, Arbeitſamkeit, Muth, Freimüthigkeit u. ſ. w. ermattet, weil der höchſte Lohn der Tugend, die Freuden der Liebe, der Achtung, des Beifalls, ihr auſſen bleibt, — oder weil ſie gar durch Tadel und Schmähſucht gekränkt wird, — oder weil ſie die ſchlechteſten Menſchen in Abſicht auf Lob und Ehre ſich vorgezogen findet. — O ſollten euch dieſe Betrachtungen, die ihr vielleicht noch nie ſo erwogen habt, nicht reizen — ſollte euch der Gedanke, daß ihr durch jenes Lob die Menge des Guten erhöhet und die Menſchheit vollkommen macht — daß ihr die Antriebe zur Tugend vermehret — nicht aufmuntern? — — Und was würde dieß

c. **Auf die kommenden Geſchlechter wirken!** — 1422 Wenn eure Kinder in Geſellſchaften ſolche Geſpräche mit anhören, wenn ſie in aller Augen die Freude und das Wolgefallen leſen, welche jede Erzählung von fleißigen, wolthätigen — Menſchen begleitet — wie wird da ihr Herz fürs Gute erwärmt werden. Da werden die erſten Keime der Tugend in ihnen von ſelbſt erwachen. Da werden ſie die Tugend lieben und ſich ihrer erfreuen lernen: was ihr mit allem trokner Unterricht der Sittenlehre nicht bewirken kontet. Da werden die Laſter des Neides und der Eiferſucht früh vertilgt werden. Da wird der Wunſch, gute Menſchen **zu werden**, mit der Neigung, gute Menſchen zu ſchäzen und zu **lieben**, ſich ihrer jungen Herzen unwiderſtehlich bemächtigen. — Denket nach, m. B., und erſtaunet, wie es möglich war, daß die Tugend, welche ich euch empfohlen habe, von den Menſchen bisher ſo vernachläßigt werden konte. — Aber nun gehet weiter und betrachtet

2. Auch ihren Einfluß auf **eure eigne** Glükſeligkeit. — 1423 ,,Was habe ich davon,,, wird mancher denken, ,,daß ich durch mein Leb für **andere** ſo viel Gutes ſtifte?,, —

1424 Saget mir, gewinnt denn eure perſönliche Glükſeligkeit nicht ſchon alsdann, wenn die Summe der Tugend und der Glükſeligkeit ſich in der übrigen Welt vermehret? — Fraget doch nur, woher euer eignes Elend, eure meiſte Noth, worüber ihr zuweilen klaget, herrührt? Iſts nicht die Fehlerhaftigkeit eurer Mitmenſchen? Iſts nicht das, daß ihr bald mit faulen, bald mit dummen, bald mit neidiſchen, zänkiſchen, betrügeriſchen, ſtarrſinnigen — — Menſchen zu thun habt, die euch das Leben ſauer machen? — Würdet ihr euch alſo nicht ſelbſt weit beſſer befinden, wenn ihr mit beſſern Menſchen zu thun hättet? — Steigt alſo nicht euer Glük und Zufriedenheit in eben dem Grade, in welchem in der Welt Aufklärung und Tugend zunimt? — Aber ihr gewinnt nicht nur durch den allgemeinen Rükfluß des Guten — ſondern ihr werdet euch auch durch jenes Lob folgende beſondere Vortheile verſchaffen. Ihr werdet

1425 a. **Eurem Herzen Ehre machen.** Jedermann wird euch darum ſelbſt für gute Menſchen halten, weil ihr fähig waret, das Gute an andern zu ſchäzen, mit warmer Freude und Theilnehmung es zu erzählen, und an ſolchen Geſprächen Vergnügen zu finden. — — Ihr werdet ferner

1426 b. Eure **innere Vollkommenheit erhöhen** und dem Beſtreben, gut und tugendhaft zu ſeyn, (worinnen hinieden unſere beſte Tugend beſteht,) Stärke, Veſtigkeit und Dauer geben. — Denn es iſt doch ganz natürlich, daß der Grad der Begierde und des Eifers, mit welchem wir uns um etwas bewerben, von dem Grade des Vergnügens abhängt, das wir dabei genieſſen. Wenn ſich nun ein Menſch gewöhnt, alles Gute in der Welt aufzuſuchen, und ſeine Freude daran zu finden, wenn er es entdeken und hervorziehen kan, ſo muß ja nothwendig mit dieſem Wolgefallen am Guten auch ſein eigner Eifer im Guten zunehmen, und er muß zu demſelben täglich eben ſo viel Antrieb, eben ſo viel Aufmunterung ſelbſt finden, als er denen giebt, denen er das Gute anderer bekant macht, — — Und was muß das nicht

1427 c. Auf die **Ruhe des Gewiſſens** für Einfluß haben? — Denn wer das Gute an andern lieben, loben, und ſich daran vergnügen kan, der muß ſelbſt ein guter Menſch ſeyn. — Und welche Freude, ſich dieſes Schluſſes bewußt zu werden! — Und wenn dann zu dieſem Schluſſe noch die Folgen kommen, die jenes laute Lob nach ſich zieht: wenn ihr ſo manchen durch euer Lob erfreut, von Fehlern geheilt, zum Guten geſtärkt, gegen Verleumder gerechtfertigt, für ſeine Tugend geehrt, ihn hervorgezogen, verſorgt, glüklich gemacht ſehen werdet — welch ein Troſt, welch ein erquikendes Bewußtſeyn — bei dem Hinblik auf Gott und die Zeit der Vergeltung! — Und ſelbſt

1428 3. Die **Ruhe des Lebens** wird dabei gewinnen. — Denn bisher empfandet ihr eben darüber ſo viel Unruhe und Mißvergnügen, daß ihr die Menſchheit ſo verdorben, ſo läſtig euch dachtet — daß es euch vorkam, als ob der Tugendhafte hinieden unter ſo viel böſen Menſchen nur ſeufzen müſſe. — Nun aber werdet ihr zufriedner mit der Menſchheit und eben dadurch ruhiger werden, wenn ihr durch Aufſuchung des Guten, in allen Ständen, unter allen Arten der Menſchen, ſo viel edle Seiten entdeken, ſo manche Tugend erbliken, — wenn ihr oft in der Hütte Größe des Geiſtes und Herzens wahrnehmen und — die Menſchen beſſer finden werdet, als ihr ſie euch vorgeſtellt hattet. — Und ſolltet ihr bei dieſen Betrachtungen nicht auch

1429 4. An das **Vergeltungsrecht** denken, das, der Erfahrung nach, nie außen bleibt? — Kan es fehlen, daß euch auch hier mit dem Maaße gemeſſen werden wird, mit welchem ihr meſſet? — Iſt es möglich, daß unter der Menge Menſchen, die euren edlen Eifer ſehen, mit welchem ihr die Unſchuld vertheidigt, das verdunkelte Verdienſt hervorzieht, die unbekante Tugend ans Licht bringt, und jedes Gute eurer Mitmenſchen durch lautes Lob ehret, — daß unter dieſen Menſchen nicht auch einige ſeyn ſollten, die euren Werth erkennen, euer Gutes rühmen und eurer Tugend Lob wiederfahren laſſen? — Und wäre es möglich, ſo wird es

1430 5. Dem **Gott** nicht möglich ſeyn, der ins Verborgne ſiehet und jedes Gute, das ihr im Stillen thätet, zu ſeiner Zeit öffentlich vergelten will — ſo wird dieſer Gott an jenem Tage euch Lob wiederſahren laſſen. — Und ſezet endlich zu allen dieſen ſeligen Folgen noch die allerwichtigſte, welche ich ſeither zu dem Hauptzwek meiner Belehrungen gemacht habe — ihr werdet dadurch — —

1431 6. Die **Herzen der Menſchen gewinnen** und ihre Liebe unwiderſtehlich an euch reiſſen. — Nehmet nur abermals euer Selbſtgefühl zu Hülfe, und überleget, wie euch iſt, wenn man hinter eurem Rüken Gutes von euch ſprach: wenn ihr höret, daß eine Perſon, die euch nichts angeht, die nichts von euch zu hoffen oder zu fürchten hat, überall euer Gutes rühmt, überall euch vertheidigt, wenn andre etwas Nachtheiliges erzählen, euren Werth laut behauptet — kont ihrs leugnen, daß ihr eine ſolche Perſon lieb habet? Daß euer Herz für ſie eingenommen wird, und recht unwiderſtehlich Achtung und Freundſchaft für ſie empfindet? — Und wäre es euch wohl möglich, einer ſolchen Perſon etwas zu Leide zu thun? — Nun denket nach, wie wahr es iſt, was ich ſage. Ein Menſch, der ſich gewohnt, von allen Menſchen, die er kent, Gutes zu reden, der jedes Verdienſt, auch wenn ers an ſeinem Feinde fände, laut rühmet und gegen Verunglimpfung ſchüzt u. ſ. w., wird der nicht von allen dieſen Menſchen geliebt werden? Wird er nicht durch dieſes edle Betragen auch den Feind gewinnen und ſeine ehemalige Abneigung, wo nicht in Freundſchaft, doch gewiß in Hochachtung verwandeln? — Iſt alſo nicht offenbar die Tugend, die ich jezt empfohlen habe, ein entſcheidendes Mittel, die **Freuden des Geliebtwerdens** zu genießen und ſich ihres Genuſſes auf immer zu verſichern? — —

LXVI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Friede halten.

So viel an euch iſt, ſagt ein aufgeklärter Schüler 1432
Jeſu, **haltet mit allen Menſchen Friede.** Wir
wollen die **Vortheile** kennen lernen, welche mit der
Befolgung dieſer Regel verbunden ſind, und dann ſehen, was ihre **Ausübung** erfodert.

I. Alſo erſtlich: **warum** ſollen wir mit allen 1433
Menſchen Frieden halten, und die Mühe anwenden,
welche dieſe Tugend erfodert?

1. Weil auf Frieden und Eintracht die **allgemeine** 1434
Glükſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts beruhet: — indem

a. Dann allererſt **gemeinſchaftliches** Wirken 1435
für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit **möglich** wird, wenn

die Menſchen Friede mit einander halten und einträchtig beiſammen leben. — Wo Zank und Zwietracht iſt, hört die Gemeinſchaft auf: da ſorgt jeder für ſich. — Und wie traurig ſieht es da um die menſchliche Glükſeligkeit. Erinnert euch, was ich euch ohnlängſt bewieſen habe, daß der Menſch den Menſchen zu ſeiner Glükſeligkeit gar nicht entbehren kan — und ſchließet daraus, daß die allgemeine Glükſeligkeit in eben dem Grade ſteigt, in welchem die Menſchen durch vereinigte Kräfte und gemeinſchaftliches Streben dieſelbe bewirken — ſo werdet ihr begreifen, daß Jeſus, wenn er die Welt glüklich machen wollte, vor allen Dingen ihr den Frieden geben mußte. — Hierzu komt auch dieſes,

1436 b. Daß, wo Friede iſt, die Naturtriebe, welche die Menſchen zur Liebe antreiben, ihre Kraft behalten. — Hingegen, wo Streit und Unfriede herrſcht, da wird die menſchliche Natur verunreinigt: — ihre edlen Triebe werden erſtikt: — die ſanften Gefühle gehn verlohren: — rohe Empfindungen treten an ihre Stelle: — der Menſch wird nach und nach hart, unempfindlich, grauſam — Barbarei, Unmenſchlichkeit, Tyrannei treten an die Stelle der feinern Gefühle, welche die Natur uns eingeflößt hat. — Kurz, die ganze moraliſche Bildung des Menſchen, welche die Natur, wenn ſie ungehindert wirken konte, vollenden würde, gehet verlohren, und der Menſch ſinkt, in eben dem Grade, zum Stande der Wildheit herab, in welchem die Quellen des Unfriedens ſich um ihn her vermehren. — Sein ganzer Karakter wird entſtellt. Er wird mißmüthig — träge zu Geſchäften — — kalt und fühllos gegen leidende Mitmenſchen. — Er zerſtört dabei ſein koſtbarſtes Gut, ſeine Geſundheit durch Verdruß und Aergerniß: — und machet ſich Feindſchaften u. ſ. w. — Dürft ihr noch fragen, warum

Jeſus ſo viel that, um der Welt den Frieden zu geben? zumal da

1437 2. Auch die **Privatglükſeligkeit** jedes einzelnen Menſchen auf dieſen **Frieden** beruht? — Denket nur ein wenig nach. — Wenn ihr mit allen Menſchen, ſo viel an euch iſt, Friede hieltet, ihr würdet das entſcheidende Mittel gefunden haben, von allen Menſchen geliebt zu werden:

1438 a. Weil die Menſchen dann keine hinreichende und bleibende Urſache haben würden, euch zu haſſen. — Denn Liebe lehrt ſie die Natur. — Sie werden alſo von ſelbſt euch lieben, wenn ihr ſie nur durch Unfrieden nicht veranlaßt, ihre Natur zu verleugnen: —

1439 b. Weil dann ihr Auge nicht mehr geblendet werden würde; **euer Gutes zu ſehen**, das euch ihnen liebenswerth machen muß. — Denn nur Feindſchaft und Zank blendet — und macht die Menſchen geneigt, Böſes an euch zu entdeken und unſere guten Seiten zu verkennen. —

1440 c. Weil die ſichtbare Mühe, die wir uns durch ein friedliches Betragen, (welches Duldſamkeit, Nachgiebigkeit, Sanftmuth — in ſich begreift,) um die Herzen der Menſchen geben, dieſe **Herzen** unwiderſtehlig an uns zieht. —

1441 d. Weil wir im Stande ſind, bei Friede und Eintracht, gegen diejenigen Menſchen, unter denen wir leben, **freundlich** zu ſeyn — und ein freundliches Geſicht **macht** freundliche Geſichter — u. ſ. w.

1442 Sehet, ſo vielfältig iſt der Einfluß der Friedfertigkeit auf eure Glükſeligkeit. — Aber nun werdet ihr mich fragen, wie man es anfangen ſoll, mit ſeinen Nebenmenſchen immer Friede zu halten — und Uneinigkeit zu vermeiden — da der Gelegenheiten zu Zank und Zwietracht ſo viele ſind? —

1443 II. Ich weiß nur zwey Regeln, die ich euch vorſchlagen kan: die aber auch gewiß, wenn ihr ſie befolgen wollet, euch eures Wunſches theilhaftig machen werden.

1444 1. Die erſte iſt: denket recht oft an die Bewegungsgründe, die ich euch jezt dazu vorgelegt habe. — Ueberlegt es täglich, was euer Jeſus für dieſen großen Zwek gethan hat — und wie ſehr eure Glükſeligkeit dadurch gewinnt. — Je mehr ihr dieſes thun werdet, deſto **ernſtlicher** wird euer **Wille** werden — deſto veſter euer Vorſaz — deſto thätiger euer Eifer — Friede zu halten mit jedermann. — Und wo in eurem Herzen nur erſt wahrer **Ernſt** iſt — ehrlicher, ernſter Entſchluß — da iſt auch jedes Gute leicht. — Dann wird die zweyte Regel vollends entſcheiden —

1445 2. **Verſtopfet** einerſeits die Quellen des Unfriedens — das iſt die Hauptſache. — Ihr müßt euch gewöhnen zu glauben, daß ihr an allen Uebeln die meiſte Schuld ſelbſt habt. — Dann müßt ihr recht unpartheiiſch unterſuchen, wodurch ihr das Uebel verſchuldet habt. Und wenn ihr das findet, ſo müßt ihr unverzüglich das wegſchaffen, ſo iſt der Sieg der Tugend gewiß. — Wollt ihr nun die möglichen Quellen des Unfriedens wiſſen, die in euch ſelbſt liegen, ſo hört mir recht aufmerkſam zu. — Die erſte iſt

1446 a. Die falſche **Einbildung**, daß der Glaube an ſtreitige Lehrſäze der Religion den **Werth eines Menſchen entſcheide.** — Laſſet dieſen Glauben fahren. Lernet einſehen, daß, wenn ein ſolcher Lehrſaz in euren Augen noch ſo wahr iſt, er für einen andern Menſchen, der andere Erkentnißquellen hat, oder andre Augen, mit denen er dieſe Erkentnißquellen betrachtet, Irthum ſeyn kan — daß nicht **Meinungen,** ſondern Geſinnungen und Handlungen den Werth des

Menſchen beſtimmen — daß in allerlei Volk, der, wer Gott fürchtet und recht thut, Gott angenehm iſt. — Die zweyte Quelle des Unfriedens hängt mit dem Vorigen zuſammen, wie die Art mit ihrer Gattung. Sie iſt

1447 b. **Unduldſamkeit gegen Urtheile und Empfindungen**, die von den unſrigen abweichen. — Daß z. E. andre eine Perſon oder Sache für gut halten, die ihr für ſchlecht anſehet — an etwas Geſchmak finden, was ihr nicht leiden könt — oder umgekehrt — das macht ſo oft unter euch Zwiſt. — Lernt alſo überhaupt, Irthum (darunter ihr ja doch nur Abweichung von dem, was euch Wahrheit **ſcheint**, verſtehen müſſet) dulden. Lernt einmal vor allemal veſtſezen, daß es bei der vom Schöpfer ſelbſt hervorgebrachten Verſchiedenheit der Kräfte der Sinne, des Denkens, des Empfindens — ferner bei der Verſchiedenheit der äuſſern Dinge, die auf dieſe Kräfte wirken und ſie in Thätigkeit ſezen — endlich bei der Verſchiedenheit der Meinung der Seele, in welcher der Menſch ſeine Kräfte braucht — Verſchiedenheit der Begriffe, Urtheile, Neigungen und Empfindungen — **unvermeidlich** iſt — daß alſo ein Weiſer ſich nie über dieſe Verſchiedenheit erzürnen, ſondern ſie dulden muß. —

1448 3. **Veränderlichkeit.** — Ihr bleibt euch zu wenig gleich. Ihr wollet heute, was ihr morgen verabſcheuet. — Ihr ſaget heute, wovon ihr morgen das Gegentheil thut u. ſ. w. Das macht die Menſchen unwillig und gebieret Zwiſt. — Strebet nach einem veſten Karakter. Sezet euch mit jedem Menſchen auf einen veſten Fuß. Seyd gegen jeden in einem Grade freundlich, nachgebend, duldend, welchen ihr zu allen Zeiten zu behaupten denket. — Die Veränderlichkeit eurer Reden, eurer Launen, eures äußerlichen Betragens täuſchet — und macht diejenigen böſe, die euch hernach anders finden, als ſie euch zu erwarten, durch euch ſelbſt waren veranlaßt worden. —

1449 4. **Empfindlichkeit.** — Oft iſt die Angewöhnung, Mienen, Worte, Handlungen — welche unſerm vermeinten Werthe oder Range zu nahe zu treten ſcheinen — gleich für Beleidigung anzuſehn — die gemeinſte Urſache der Zwiſtigkeiten, in die wir gerathen. — Dieſe Angewöhnung aber beruhet lediglich auf einer ſchwachen Urtheilskraft; daß wir dergleichen Dinge für wichtiger anſehen als ſie ſind, oder daß wir ſogleich eine böſe Abſicht vorausſezen. — Wollt ihr alſo Friede halten, ſo ſucht auch dieſe Quelle zu verſtopfen, und euch von dieſer Empfindlichkeit zu entwöhnen, d. h. eure Urtheile zu berichtigen — und das Herz eurer Nebenmenſchen minder übereilt zu verurtheilen, wenn ihre Mienen oder Worte euch beleidigend ſcheinen. —

1450 5. **Eigenſinn.** — So wie ihr zuweilen gewohnt ſeyd, alles ſchnell zu empfinden, was euren Willen ſich entgegenſtellt, ſo verlangt ihr gegentheils oft, daß andere Menſchen keinen Willen haben, ſondern ſich überall nach euch richten, und ſich alles von euch gefallen laſſen ſollen. — Iſt ſolcher Eigenſinn wohl billig? — Und iſt es dann nicht eure Schuld, wenn die Menſchen eben darum deſto geneigter werden, euch zu widerſtehen — und wenn daraus alle Tage Veranlaſſungen zum Streit entſtehen? Wie voll iſt euer häusliches und geſellſchaftliches Leben von Beiſpielen. — Lernet alſo dieſen Eigenſinn ablegen. Gewöhnet euch, jedem Menſchen mit euch gleiche Rechte des Urtheilens und Wollens zuzugeſtehn. Gewöhnet euch, in allen Dingen, die andre Menſchen angehen, mit ihnen gemeinſchaftlich zu handeln, zu überlegen und in gleichgültigen Dingen ihren Wünſchen nachzugeben. — Leget den Dünkel der Alleinweisheit ab, und glaubet, daß euer Freund, euer Gatte — auch Rath geben, und ſein Wille, ſein Vorſchlag zuweilen beſſer oder doch eben ſo gut, als der eure ſeyn könne. — —

1451 6. **Auffahrendes Weſen.** — Dieß zeigt ſich ſo oft bei Behauptung unſers wahren oder eingebildeten Rechts — zu befehlen — zu fodern — abzuſchlagen — zu widerſprechen u. ſ. w. Und viele glauben, wenigſtens gegen Niedere oder Arme oder Untergebene, das alles mit einem gewiſſen rohen Tone thun zu dürfen. Das macht denn die Menſchen mißmüthig und verdroſſen. Sie thun nicht, was wir wollen, oder ſie thun es träg, oder unvollkommen u. ſ. w. Dieß wirkt gegenſeitige Erbitterung. Und ſo iſt die Uneinigkeit da. — Lernet doch, m. B., euch und euren Mitmenſchen das Leben verſüßen. Es iſt ja ein Leichtes, mit Gelaſſenheit, Freundlichkeit, Güte, Beſcheidenheit u. ſ. w. befehlen, abſchlagen u. ſ. w. Und da euch euer Selbſtgefühl ſagen muß, daß ihr das noch einmal ſo gern thut oder leidet, was man euch mit Liebe und Freundlichkeit befiehlet oder auflegt, ſo wendet doch dieß leichte Mittel an, eure Nebenmenſchen mit euch zufrieden, zu Erfüllung eures Willens oder Duldung eurer Foderungen willig zu machen: ſo werdet ihr nie in die Verlegenheit kommen, über ihre Unbiegſamkeit oder Widerſezlichkeit zu klagen oder darüber mit ihnen in Zwiſt und Zank zu gerathen. —

1452 7. **Prätenſionen.** — Ueberhaupt fodert und erwartet ihr oft von euren Mitmenſchen zu viel. Zu viel von ihnen an Einſichten, Gedächtniſſe, Verſtandeskräften, Aufmerkſamkeit, Fleiße, Gefälligkeiten. — Ihr meſſet immer alle Menſchen nach einem Maaßſtabe: denket, was einer kan, müſſe der andere auch können: meinet, was einer unter dieſen Umſtänden that, müſſe er unter allen andern Umſtänden auch thun. — — Wenn denn eure Erwartungen getäuſcht werden, ſo entſteht Unwille und Zwiſt: und — wer iſt dann Schuld? Sehet ihr nicht auch hier die Qual, die daraus fließt? — —

1453 Sehet, das ſind die Quellen des Unfriedens, der euch ſo oft die Tage eures Lebens verbittert: — die ihr alſo aus dem Wege räumen müſſet, wenn ihr Friede halten und die Liebe und Freundſchaft eurer Mitmenſchen gewinnen wollet — damit ſie geneigter werden, euch Freude zu machen und Leiden zu erſparen. —

1454 Bittet Gott, daß er euch veſten Sinn und Entſchloſſenheit gebe, an euch unablaſſig zu arbeiten, um diejenigen Fehler abzulegen, welche euch der Seligkeit des Friedens verluſtig machen: — daß er euch durch ſeinen Geiſt den ſanften Sinn Jeſu einflöße und euch lehre, durch Liebe, Liebe zu gewinnen.

LXVII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Frieden ſtiften.

1455 1. Was fodert das Evangelium, oder, welches eben ſo viel iſt, was fodert die vernünftige Glükſeligkeitslehre von uns, wenn wir Stifter und Herſteller des Friedens und der Eintracht unter unſern Brüdern werden wollen? — Dieß, daß ihr

1456 2. Keine Gelegenheit verabſäumet, jeden Zank, jede Uneinigkeit und deren Ausbrüche und Folgen

zu verhüten. — Uebet dieſe Regel bei der Wahl eurer Geſellſchaften aus, daß ihr nicht Leute zuſammenbringet, die ſich nicht vertragen — daß ihr nicht Geſpräche auf die Bahn bringet, welche Zwiſt aufregen u. ſ. w. — Uebet ſie bei Verheirathung eurer Kinder aus, daß ihr nicht, eurem Eigenſinne oder vermeinten Politik zu Liebe, eure Kinder nöthiget oder verleitet, Perſonen zu ehelichen, zu denen ſie keine Liebe haben und deren Herzen keine freie Wahl verband. — Uebet ſie als Obrigkeiten aus bei der Aufſicht über eure Bürger, — vornemlich, wo ihr höret, daß bei Gelagen oder in Ehen Zwiſt iſt, daß ihr da in Zeiten vorbauet, und Menſchen aus einander bringt, ehe Unglük geſchieht. — Schändlich! wenn die Obrigkeit ihren Ergözlichkeiten, ihrem Spiele nachgeht, ſtatt um ihre Bürger ſich zu bekümmern, und über ſie ein wachſames Auge zu haben u. ſ. w.

2. Suchet dann jeden Zwiſt **in ſeinem Keime** 1457
zu erſtiken — als Sachwalter — Obrigkeiten — Eltern — Freunde — durch Warnung — Zuſprache, Vorſtellungen u. ſ. w. Wie abſcheulich! wenn Menſchen, die ſich Chriſten nennen, gerade das Gegentheil thun: — wenn ſie unter ihren Freunden — Verwandten — Schwiegerkindern — oder zwiſchen Eheleuten, Amtsgehülfen, Geſchwiſtern, Obrigkeiten und Unterthanen, Lehrern und Gemeinden, — ſelbſt Hezereien machen, durch falſche oder vergrößerte Nachrichten Erbitterungen anrichten, durch Klatſchereien Mißtrauen, Eiferſucht, Argwohn erregen, und den Samen der Uneinigkeit ausſtreuen. — Welche Scheuſale der menſchlichen Geſellſchaft! Welche verabſcheuungswürdige Feinde der Ruhe und Glükſeligkeit ihrer Mitmenſchen! — Wahrhaftig, wenn ich über einem Menſchen das harte Urtheil ausſprechen ſollte, daß er ein Unchriſt ſey, ſo würde ich es nie über die ausſprechen, die etwa durch Nachdenken auf Zweifel

gegen einen oder den andern Lehrſaz der Kirche gerathen ſind: wol aber über die, welche fähig ſind, an Trennung der Gemüther ihre Freude zu finden, und das Band des Friedens unter Menſchen zu zerreiſſen — die die eheliche Liebe durch Hezereien ſtören — die friedliche Nachbarn zu vermeidlichen Proceſſen aufwiegeln u. ſ. w. — Warlich, das iſt der Geiſt des Chriſtenthums nicht. Denn der treibet uns an, von dem allen das Gegentheil zu thun, und alle nur mögliche Mittel anzuwenden, Zank und Streit zu verhüten, jeder ſich anſpinnenden Uneinigkeit zuvorzukommen und

1458 3. Wenn ſie ausgebrochen iſt — die erbitterten Gemüther zu beſänftigen und wieder zu vereinigen. — Nur merket euch, daß das

1459 a. Mit **Klugheit** und **Vorſicht** geſchehen muß — ohne Zudringlichkeit — ohne vermeidliche Gewaltthätigkeit. Denn oft machet man das Uebel ärger, wenn man ſich unter Streitende miſcht, ohne das nöthige Anſehen und einige Gewalt über ihre Herzen zu beſizen: — oder wenn man Mittel zur Vereinigung anwendet, welche den Schein der Härte oder der Herrſchſucht haben. — Prüfet euch alſo in jedem Falle, wo ihr die gute und edle Abſicht habt, Friede zu ſtiften, ob ihr vermöge eures Amtes dazu Beruf habt — oder ob ihr bei den Streitenden in einem hinlänglichen Anſehen ſtehet oder ihr Vertrauen beſizet — und wählet immer die ſanfteſten und anſtändigſten Mittel. — Iſt euer eignes Anſehen nicht hinreichend, ſo ſucht lieber andre auf, um ſie zur Vermittlung zu bewegen. — Wäre ja zuweilen Gewaltſamkeit unvermeidlich, ſo erſtreke ſie ſich doch nur allein auf Trennung der Veruneinigten, ohne alle weitere Härte des Ausdruks oder der Begegnung. —

1460 b. **Mit Unpartheilichkeit:** — daß ihr beide Theile höret — beiden Gerechtigkeit widerfahren laſſet. — Denn das macht ein aufgebrachtes Gemüth nur deſto unbiegſamer, wenn man ihm ganz und allein Unrecht giebt — wenn man ſeine Vertheidigungsgründe nicht hört — nicht das Recht, das er auf ſeiner Seite hat, wärs auch noch ſo wenig, anerkent — ihn unbedingt verdamt und jenen unbedingt losſpricht u. ſ. w. Nein, ihr müßt, wenn ihr Vermittler des Friedens werden wollet, alle eure perſönlichen Verhältniſſe und ſelbſt eure Liebe und Zuneigung vergeſſen. Ihr müſſet, wenn der eine unter den Streitenden auch ein unwürdiger, oder euch ſonſt verhaßter, oder ein ſeinem Gegenpart in Verdienſten weit nachſtehender Menſch wäre, ihn dennoch blos als Streitenden anſehn und, ohne alle weitere Rükſichten, die Streitſache ſelbſt und allein in Obacht nehmen, jedem ſein Recht und Unrecht darwägen, jedem, wär er auch euer beſter Freund, das, worinnen er gefehlt hat, als unrecht vorhalten und — ſolche Vorſchläge des Vergleichs thun, welche beider Recht und Unrecht aufwiegen, beider Ehre ſchonen, beider Nuzen fördern und beide überzeugen, daß ihr mit beiden es treu und redlich meintet. —

1461 c. Mit Nachſicht und **Duldſamkeit.** — Ihr müßt die Freude, Uneinigen den Frieden wiederzugeben, für wichtiger als alle die kleinen Leiden halten, die euch dabei begegnen können. — Ihr müßt es euch gefallen laſſen, daß man in der erſten Hize euch ſelbſt unſanft begegne. Ihr müßt ein Schmähwort in einem ſolchen Zeitpunkte für einen leeren Schall anſehen. Ihr müßt in ſolchen Augenbliken alle die ruhige Kälte behaupten, welche den Weiſen von dem Thoren unterſcheidet, und euch nicht ermüden, noch weniger ſelbſt aufbringen laſſen, wenn die Streitenden anfangs ungeſtüm oder wohl gar beleidigend gegen euch ſeyn ſollten.

1462 Das iſt der wahre Sinn Jeſu — das iſt der Geiſt des Friedens, der euch beleben muß. — Wenn ihr auf dieſe Art unter euren Mitmenſchen Friede ſtiften lernt: dann werdet ihr allererſt der ſeligen Folgen gewiß ſeyn können, welche unſer Jeſus ſich dachte, da er die Worte ausſprach: ſelig ſind die Friedfertigen ꝛc.

1463 II. Unausſprechlich viel Freuden werdet ihr erſtlich euren Mitmenſchen ſchaffen — erhalten — und unzählige Leiden von ihnen abwenden —

1464 1. In Abſicht auf ihre Ehre. — Iſt es nicht dieß Kleinod unſers Lebens, welches faſt allemal in Gefahr geſezt wird, wenn wir in Zwiſtigkeiten gerathen? Wie leicht vergißt ſich einer der Streitenden, und ſtößt, von der Hize übereilt, Schmähungen aus, oder wirft Dinge dem andern vor, die ſeinen guten Namen auf immer vernichten? — Wie leicht vergeſſen ſich beide und gehn in Worte oder Thaten über, welche beiden vor der Welt Schande machen? — Welch ein Verdienſt alſo für euch, wenn ihr dieſe Folgen des Zanks verhütet und aufgebrachte Gemüther beſänftiget?

1465 2. In Abſicht auf Geſundheit. — Giebt es wohl einen einzigen Fall, wo dieſes erſte der menſchlichen Güter nicht leidet? Sind Zank und Uneinigkeit nicht die Quelle jenes Verdruſſes und Aergerniſſes, das wie ein Gift durch unſern Körper ſchleicht, unſer Blut verdirbt, unſere Verdauungswerkzeuge zerſtört, unſere Nerven angreift und die gefährlichſten Krankheiten erzeugt? — Sagt alſo ſelbſt, ob ihr nicht, im eigentlichen Verſtande, Wolthäter eurer Mitmenſchen werden könnet, wenn ihr dieſes Gift von ihnen entfernt und ſie von Gefahren befreiet, die vielleicht ihr ganzes Leben elend gemacht haben würden? —

3. In Abſicht auf ihre **Gemüthsruhe.** — Auch 1466
dieſe kan kein Menſch bei Zank und Uneinigkeit behaupten. Sie geht wenigſtens allemal auf ſo lange gänzlich verloren, ſo lange die Uneinigkeit dauert. Man wird nicht nur bei dem Streite ſelbſt in Verdruß geſezt, ſondern dieſer Verdruß dauert auch nachher fort. Die Seele iſt verſtimt. Alle Freuden ſind unſchmakhaft worden. Die Phantaſie erinnert uns ſtets an alle Mienen, Worte, Beleidigungen, Drohungen — unſers Feindes. Man ſinnt auf Gegenwehr und Rache. Man fühlt dabei Vorwürfe des Gewiſſens. Man ſtelt ſich Folgen vor. Man wird argwöhniſch und ängſtlich nicht nur gegen den Feind, ſondern gegen alle, die mit ihm in einiger Verbindung ſtehn. Man verlieret ſogar ſeine Freundlichkeit vor Gott. — Wie viel wird man euch alſo nicht zu verdanken haben, wenn ihr, als Friedensſtifter, dieſe, oft ſo harten und langwierigen, Leiden abwendet und die Ruhe der Seele und des Gewiſſens erhaltet, ohne welche der Menſch zu allen Geſchäften verdroſſen, für alle Freuden todt und zur Tugend träg und unfähig iſt? — Und eben dieß führet mich auf das vierte Stük. Ihr ſorget dadurch, daß ihr den Frieden unter euren Mitmenſchen erhaltet, zugleich

4. **Für das Heil — für die Bildung und Voll-** 1467
kommenheit ihrer Seele. — Urtheilet ſelbſt, wie gefährlich Unfriede unſerm Herzen iſt. — Kan da wohl die wahre Vollkommenheit des Menſchen, jene allesumfaſſende Menſchenliebe, genährt und thätig gemacht werden? — Denkt euch in Unfriede lebende Ehegatten, Nachbarn, Freunde — wenn täglich bald neuer Verdruß, bald das Andenken an vorige Auftritte, das Herz zum Haſſe, zur Abneigung ſtimt. — Wie kan da der Geiſt Jeſu wirkſam werden? Wie können da die ſanften Gefühle der Liebe erregt, erwärmt, vervollkomnet werden? — O, wenn ihr nur einige

Empfindung für Gott und Tugend und Menſchenbeſeligung habt, ſo muſſet ihr hier erkennen, daß ihr keine größere Grauſamkeit gegen eure Mitmenſchen ausüben, und eine Seele mit allen ihren Anlagen zur Glükſeligkeit nicht mehr verderben könt, als wenn ihr Zwiſtigkeiten duldet, die ihr verhüten oder beendigen köntet, oder wenn ihr gar ſelbſt den Saamen der Uneinigkeit unter ihnen ausſtreuet. —

Iſt es nun aber ſo wichtig für die Wolfahrt der Menſchen, wenn ihr den Frieden unter ihnen erhaltet, oder wieder herſtellt, ſo urtheilet, was euch ſelbſt für Vortheil zuwachſen muß, wenn ihr ihnen dieſe Wolthat erzeiget. Urtheilet, wie ſehr ſie euch lieben, ſchäzen, verehren werden, wenn ihr ſo ihre Wolthäter — die Beſchüzer ihrer Ehre, ihrer Geſundheit, ihrer Ruhe, ihrer Tugend werdet. — Wie wird euch eine Gattin ſegnen, der ihr den Frieden mit ihrem Gatten wiedergabet — wie werden euch ihre Kinder ſegnen — wie wird jeder euch danken, und durch die erſinnlichſten Proben ſeiner Liebe es euch vergelten, den ihr von Uneinigkeiten zurükgehalten, oder aus gefährlichen Zwiſtigkeiten gerettet hättet, — wenn er erſt zu ſich ſelbſt kommen und alle die Gefahren überdenken wird, in die er ohne euren wolthätigen Beiſtand gerathen wäre! — Wie wird jeder gutdenkende und edle Menſch, dem ihr auch nie dieſe Wolthat ſelbſt erzeigtet, der aber von andern es hörte, wie ſehr ihr euch es angelegen ſeyn ließet, überall Frieden und Ruhe unter euren Brüdern zu beveſtigen, euch hochſchäzen! — Wie eifrig wird er euren Umgang, eure Freundſchaft ſuchen! — Und mit welchem Wolgefallen wird der Gott des Friedens auf euch herabſehen! — Ach wol euch, wenn ihr auf dieſem Wege wandelt und durch ſolche Mittel euch bemühet, von Gott und Menſchen geliebt zu werden. — —

LXVIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Gefälligkeit.

1468 I. Ich verſtehe unter der **gefälligen Liebe**, oder, Gefälligkeit, die Bereitwilligkeit, unſern Mitmenſchen durch ſolche Handlungen Vergnügen und Vortheil zu verſchaffen, zu welchen wir an ſich keine eigentliche Verbindlichkeit haben — dazu uns weder die allgemeinen noch die beſondern Rechte der Menſchheit verpflichten — die andre an ſich weder fodern noch erwarten können — und wobei wir auf Anſprüche keine Rükſicht nehmen. — Ich rede alſo nicht von Dingen, welche andern zu ihrer Glükſeligkeit **unentbehrlich** ſind, und welche ſie von uns als Menſchen überhaupt, oder vermöge unſers Amtes oder der beſondern Verbindungen, in denen wir als Lehrer, Obrigkeiten, Eltern u. ſ. w. mit ihnen ſtehen, von uns zu verlangen berechtiget ſind. Denn ſolche Dinge andern erweiſen, heißt nicht Gefälligkeit, ſondern Pflicht. — Die gefällige Liebe erweiſet Dienſtleiſtungen,

1469 1. **Welche** diejenigen, denen man ſie leiſtet, **zur Noth entbehren** und allenfals ſich ſelbſt leiſten könten, wenn ſie eben ein anderes Geſchäft unterbrechen, oder ein Vergnügen aufopfern, oder ſich von ihrer Bequemlichkeit — etwas abbrechen wollten, —

1470 2. Welche ihr alſo in **keinem** Betracht, weder moraliſch noch bürgerlich **ſchuldig ſeyd** — bei deren

Unterlaſſung euch niemand Untreue, oder ſonſt eine ſchlechte Geſinnung vorwerfen konte, —

3471 3. Welche daher auch andre nie fodern — zuweilen nur mit einer Art, von Verlegenheit bitten — oft auch zu bitten nicht wagen durfen. —

3472 4. Welche man leiſtet, ohne alle Auffoderung — ohne ſogar laute Zeichen des Wunſches abzuwarten — wo man das Verlangen oder Bedürfniß nur an den Augen abſehen, nur ahnden kan — welche man alſo dergeſtalt leiſtet, daß man der Bitte nicht nur, ſondern oft dem Wunſche ſelbſt zuvorkomt. —

3473 So für den Nuzen, für die Bequemlichkeit, für das Vergnügen oder für Abwendung eines Misvergnügens anderer thätig ſeyn — ſo die Wünſche der Menſchen beobachten, daß man ſie von Fern her ſchon ahnde und mit zuvorkommenden Eifer ſie erfülle, das heißt, ſich andern gefällig machen. — Nehmet euch Beiſpiele. Es erzählt jemand in Geſellſchaft, daß er jezt ein kleines Glük deſto leichter machen könte, wenn er einige Unterſtüzung an Geld, oder Empfehlung, Fürſprache u. d. hätte. Sie ſind alle ihm fremd. Keiner iſt ſchuldig, ſich in die Sache zu miſchen. Und es würde unverſchämt ſeyn, wenn der Erzählende der Geſellſchaft etwas zumuthen wollte. Einer aber hörts: freut ſich heimlich, über die Gelegenheit, einem ganz fremden Menſchen eine unerwartete Freude zu machen: ſezt ſich, ſobald er nach Haus komt, hin, ſchreibt an einen Mann von Anſehn: empfiehlt den Fremden: bewürkt ihm Unterſtüzung: — ſehet, das iſt gefällige, zuvorkommende Liebe. — Dort geht auf der Landſtraße ein armer alter Mann, der auf einer weiten Reiſe iſt und kaum von ſeinen alten Beinen noch getragen werden mag: ein Vornehmer fähret vor ihm vorbei: bemerkt, wie ſauer es ihm wird: fragt nach ſeinen Umſtänden: lernt einen edlen Mann kennen:

nen: nimt ihn in den Wagen u. ſ. w. War er das ſchuldig? Würde der arme Alte es gewagt haben, das zu fodern? — — ſehet da, den gefälligen Menſchenfreund! — Nehmet Beiſpiele von mindern Belang. Dort ſieht einer jemand vom Regen übereilt werden, er ſchikt ihm von freien Stüken einen Schuz nach. — Da ſieht einer in der Geſellſchaft in der Hize des Geſprächs, kan Wolſtandshalber nicht abbrechen: ein andrer ſieht ſeine Verlegenheit: er bringt ihm von ſelbſt einen Stuhl. — Dort hört einer von einem Fremden nachtheilig ſprechen: er kent des Fremden anderweitigen Werth: er mengt ſich in das Geſpräch: entſchuldigt, vertheidigt den Fremden. — Da wünſcht ſich einer Erſparung einer Mühe, eines Zeitverluſts, beim Spiel, bei Geſchäften: ein andrer merkts und geht ſtill hin und holt, bringt, thut für ihn das, was er geholt, gethan wünſchte. — Sehet die Züge des gefälligen Mannes! — der überall umherblikt, wo er andern Menſchen, auch dem Geringſten, auch Unbekanten ein Bedürfniß abmerken, einen unbefriedigten Wunſch ausſpähen kan — der ſich jeder ſolcher Entdekung freuet — der ſtill, ohne Geräuſch eilt, dem Wunſche, der Bitte zuvorzukommen, um, durch ungefoderte Erfüllung derſelben ſeinen Mitmenſchen zu zeigen, daß Gelegenheit, wo er ohne eignen Verluſt, Freude ſchaffen kan, ihm ſelbſt die ſüſſeſte Freude ſey.

1474 II. Und ſolltet ihr nicht ſelbſt fühlen, wie folgenreich es ſeyn müſſe, wenn man ſein Herz zu ſolchen edlen Geſinnungen erhoben, zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat? —

1475 1. Iſt das nicht das wahre **Ebenbild Gottes** im Menſchen? — Sehet ihr nicht, daß euer Vater im Himmel auch ohne und über alle menſchliche Erwartung gütig iſt — daß er unzähligemal euren Wünſchen, euren Bitten zuvorkomt — und euch zeigt, daß Wolthun und Freudemachen ihm eine Luſt iſt? — Könnet ihr Kinder dieſes Vaters ſeyn, und an einer ſolchen zuvorkommenden Menſchenliebe keine Freude haben! — Muß es euch nicht der ſeligſte Troſt ſeyn, wenn ihr euch dieſer Freuden fähig fühlt? Muß euch euer Gewiſſen nicht das entzückende Bewußtſeyn geben, daß ihr mit ſolchen Geſinnungen Gottes Kinder — und alſo ſeiner Gnade und ſeines Wolgefallens verſichert ſeyd?

8476 2. Und was für Folgen wird eine ſo gefällige Liebe nicht unter euren Mitmenſchen euch erzeugen? — Wird nicht jeder, dem ihr ſo ungeſuchte, unerwartete, ungeheiſchte Dienſtleiſtungen und Liebesproben ertheilet, euch ſeiner herzlichſten Liebe würdig finden? — Werdet ihr nicht aller Menſchen Herzen gewinnen? — Wird nicht der, den ihr mit ſo mancher angenehmen Gefälligkeit überraſchtet, ſich beeifern, euch daſſelbe zu thun — auch auf eure Wünſche, Bedürfniſſe — aufmerkſam zu werden, und ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie zu erfüllen? — o wie leicht wäre es euch, durch Liebe euch ſelbſt den Himmel auf der Welt zu verſchaffen, und mitten unter ſchwachen und fehlerhaften Menſchen froh und glücklich zu leben! — Zumal da eine ſo gefällige Liebe nicht blos diejenigen einnimmt, an denen ihr ſie ausübet, ſondern auch

8477 3. Alle, die Zeugen davon ſind. — Fraget nur die Erfahrung, ob nicht der Gefällige, der Liebling der menſchlichen Geſellſchaft iſt — ob nicht ſo guter Menſchen Umgang von jedermann geſucht wird — ob nicht alle, die Menſchenwerth zu ſchätzen wiſſen, ſolche vollkommne Menſchen andern Menſchen vorziehen, ſie ehren, ſie liebkoſen, und alles anwenden, um ſich ihrer Freundſchaft theilhaftig zu machen?

LXIX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Beſcheidenheit.

1. Man pflegt denjenigen **beſcheiden** zu nennen, der 1478 ſeinen Werth nicht höher anſchlägt, als ſichs gebührt und jedes Andern Werth erkent und ehrt. — Es hat ſonach die Tugend der Beſcheidenheit ein zweifaches Verhältniß: gegen unſern eignen, und gegen **Andrer** Werth.

a. In Bezug auf **unſern eignen** Werth — erfodert 1479 ſie keinesweges, daß wir denſelben unſern Augen verbergen — daß wir das Gute, es ſey natürliches oder erworbnes, das wir an uns haben, verkennen oder gering ſchäzen. — Nein. Ein Menſch, der ſich ſelbſt nicht achtet, der an ſich ſelbſt keinen Werth erkent, iſt ein Elender, der keiner wahren Tugend, keiner edlen That fähig iſt oder — ein Schwärmer. — Bewußtſeyn unſers **eignen Werths** iſt zur wahren Tugend unentbehrlich. Denn wem nicht jedes Gute, jede Beſiegung eines Fehlers, jedes Wachsthum ſeiner Erkentniß, jeder Fortſchritt zur Vollkommenheit, jede gute That Freude macht, der wird auch zu dem allen kein eifriges Beſtreben haben. — Und es iſt gewiß eine Mitursache von der ſittlichen Verdorbenheit unſrer jezigen Menſchen, daß ein großer Theil unter ihnen durch eine falſche Sittenlehre verleitet wird, in der Verleugnung alles eignen Werths und der Verachtung aller guten Thaten oder **Werke**, einen gewiſſen Grad von Heiligkeit und Gottgefälligkeit zu ſuchen. — Unterſcheidet alſo ja die wahre Beſcheidenheit von einer ſchwärmeriſchen, oder niederträchtigen Verkennung und Verachtung alles eignen Werthes. — Die wahre Beſcheidenheit fühlt ihren Werth, aber

1480 1. Sie ſucht ihn nicht in kindiſchen Dingen: und artet nicht in Selbſtbetrug aus. — Auf Dinge ſich etwas zu Gute thun, die nichts ſind, z. B. auf ein bischen Flitterſtaat in Kleidung, auf einen erkauften Titel u. ſ. w. und dieß Werth nennen, darum einen Vorzug vor andern begehren, davon nur ſprechen und andere bis zum Ekel davon unterhalten, heißt, alberne Unbeſcheidenheit. — Der beſcheidne Mann ſchäzt nur das an ſich ſelbſt, was ihn der Welt nuzbar macht — ſchreibt ſich nichts zu, was er nicht beſizt und

1481 2. Dringt ſelbſt ſeinen wahren Werth niemand auf. Er begnügt ſich, daß der vernünftige und billigdenkende Theil der Menſchen das Gute, das ſich an ihm befindet, ſelbſt wahrnehmen wird. Er ſpricht nie von ſich ſelbſt, von ſeinem Vermögen, Kentniſſen, Talenten, Rufe, Anſehen, Einfluſſe, Thaten, — wenn es ihm nicht ausdrüklich zur Pflicht gemacht wird: es ſey, daß er ſich dadurch fähig machen müſte, der Welt nüzlich zu werden, oder daß er ſeine Ehre gegen Verleumdung ſchüzen müſte. — Selbſtlob, Prahlerei, Ruhmredigkeit iſt fern von ihm.

1482 3. Zuweilen verleugnet er ſogar die Rechte, die ihm ſein bürgerlicher oder ſittlicher Werth ertheilt: wenn er durch Behauptung derſelben läſtig zu werden fürchten muß. — Z. B. ſein Rang, Stand, Vermögen, berechtigen ihn zu einem gewiſſen Aufwand in Kleidung, Bewirthung u. ſ. w. er ſieht aber andere würdige Menſchen neben ſich, von minderm Vermögen: und er macht weniger Aufwand, kleidet ſich ſimpler u. ſ. w. um dieſe nicht zu beſchämen. — Er hat Kentniſſe, die ihn berechtigen, das Wort zu führen: und er läßt dennoch auch andere reden, die es minder Urſache hätten, ohne ſie zu beſchämen. — Er iſt berechtiget, den Vorgang zu haben, den erſten Plaz einzunehmen, unter mehrern Dingen ſich das Beſte zu nehmen: ein andrer iſt ihm, abſichtlich oder unverſehens, zuvorgekommen: er duldet es: er weicht: und er erlaubt ſich nicht, weder durch Worte noch Mienen den Vorgreifenden erröthen zu machen. — Sehet, das iſt der Beſcheidene, der euch

4. ſich überall mit dem **zufrieden** zeigt, was Vorſehung oder Menſchenwillkühr ihm als Lohn oder Zeichen ſeines Werthes beſtimmen. — Sein Amt, ſeine Glüksumſtände, die Ehre, die man ihm erzeigt, das Lob, das man ihm ertheilt, der höhere oder mindere Grad des Eifers, mit dem man ſich um ſeine Gunſt und Freundſchaft bewirbt, die äußere Ehrerbietigkeit, die man ihm angedeihen läßt — alles genügt ihm. — Der Unbeſcheidene klagt immer, daß man ſeinen Werth nicht erkenne: es iſt in ſeinen Augen nichts hinreichend: alle andre haben mehr als ſie verdienen, nur er hat weniger: ſein Rang iſt ihm zu klein, ſeine Glüksumſtände zu gering: keine Ehrenbezeugung thut ihm Genüge: kein Lob erſchöpft ſeine Erwartung: — — Der Beſcheidene klagt nie, wenigſtens nie mit lautem Ungeſtüm, — iſt auch dann gelaſſen, wenn man ihn zuweilen verkennt — beruhigt ſich mit dem Zeugniſſe ſeines Herzens und dem Beifall des Allſehenden — dringt niemand Zeichen der Achtung ab, handelt aber ſo, daß der Einſichtsvolle ſie im Herzen immer für ihn empfindet. — Und je ungerechter die Welt zuweilen gegen ihn handelt, deſto gerechter handelt er.

b. In Beziehung auf Andrer Werth und Vorrechte: — die ihm immer heilig und unverlezlich ſind, es mag ſie beſizen wer da will — er ſey Freund oder

Feind — er ſey ihm gleich, oder er ſey höher oder geringer.

1485 1. Er wird die gleichen Rechte und Anſprüche anderer immer im Auge behalten. — Eine ſolche Gleichheit kan ſich gründen auf dem Ort, wo er ſich mit andern befindet, oder auf bürgerlichen Rang, oder auf ſittlichen Werth. — Er beobachtet ſie überall. Wenn der Unbeſcheidne zugreift wo er findet, und nicht darauf achtet, ob andere, die gleiche Rechte an dem, was da iſt, haben, ob ſie zu kurz kommen, ob ſie verdrängt werden, ſo iſt der Beſcheidne deſto aufmerkſamer, und ſchont jedes Antheil. — Wenn der Unbeſcheidne bei ſeinen Wünſchen, Bewerbungen — um Amt, Ehre, Gut u. d. zudringlich iſt, und nie fragt, ob andre mit ihm gleiche Anſprüche haben, ſo iſt der Beſcheidne gewiſſenhaft und überläßt die Entſcheidung denen, die Menſchenwerth zu meſſen wiſſen. — Eben ſo edel denkt er

1486 2. Gegen Höhere. — Er erweiſt jedem die Ehrerbietigkeit, die er ſeinem Stande oder Vorzügen ſchuldig iſt: — auch wenn jener nach ſeinem ſittlichen Werthe (in Abſicht auf Kentniſſe, Talente, Nuzbarkeit —) unter ihm ſteht. Er hat gelernt, jeden über ſich dulden, den die Vorſehung über ihn erhoben hat. Er ſchont Bloßen, Fehler, Vorurtheile. Er bedient ſich nie der Gelegenheit, den Höhern zu demüthigen und ſeinen größern Werth zu deſſen Erröthung ſichtbar zu machen. — Noch ſtrenger iſt er

1487 3. Gegen den Niederern. Er läßt es ihn nie fühlen, daß er über ihm iſt. Er behandelt ihn ſo, daß es ſcheinen ſollte, er ſey ſeines gleichen. Er duldet ſeine Heftigkeit, geſtattet ihm Freimüthigkeit, bittet freundlich, wenn er befehlen könte, ſchlägt ab mit Leutſeligkeit, widerſpricht liebreich, — fern von dem Uebermuth, dem Troz, dem verächtlichen Weſen des Unbeſcheidnen. —

II. Sagt, ob euch dieß Bild nicht gefällt, ob ihr nicht gegen einen ſo beſcheidnen Menſchen die höchſte Achtung und innigſte Zuneigung empfindet — ob ihr ſeine Tugend nicht ehret, auch wenn ihr euch unvermögend fühlen ſolltet, ſie nachzuahmen? Jedoch ihr könnet es, wenn ihr nur wollt. 1488

1. **Erwäget** nur aufmerkſam genug die **Vortheile**, welche die Beſcheidenheit euch verſchaft: und euer Wunſch wird in Vorſaz, und euer Vorſaz wird in Thal übergehn. 1489

a. Der Beſcheidne gelangt zu dem **ſichern Beſize** der **Achtung** und **Liebe** aller guten Menſchen, denen er bekant wird. — Man ſchäzt ihn als **tugendhaften** Mann, der die ſeltene Größe der Seele beſizt, die Bekantmachung ſeines eignen wahren Werthes andern zu überlaſſen, und wenn er ihn zeigt, es ſo zu thun, daß niemand gedemüthigt oder dadurch herabgeſezt werde, — fremden Werth hingegen, deſto heiliger zu halten und keinen Schritt zu thun, welcher die Vorzüge anderer beeinträchtigen könte. — Man ehrt ihn aber auch als **einſichtsvollen** Mann, deſſen Tugend aus einem aufgeklärten Geiſte und einer geübten Urtheilskraft ihren Urſprung nimt: — ſo wie der Unbeſcheidne eben dadurch ſo viel verliert, daß ſeine Unbeſcheidenheit einen ſchwachen Verſtand und kindiſche Begriffe von dem Werthe ſeiner Vorzüge anzuzeigen pfleget. — 1490

b. Die Beſcheidenheit aber gewint auch **an andern Vortheilen**, jemehr ſie dieſelben zu verlieren ſcheint. — Denn jeweniger der Beſcheidne ſich zudringt, fodert, zugreift u. ſ. w. deſto mehr komt man ihm ſelbſt entgegen. Man rechnet ſchon darauf, daß ſeine Beſcheidenheit zu wenig thut, man bietet ihm alſo an, was er ſelbſt zu fodern oder zu nehmen zu beſcheiden war — man nöthigt ihn — man ſezt ihn höher 1491 hinauf — man ſieht bei Bewerbungen ſich nach ihm um, und trägt ihm oft mehr an, als er zu ſuchen oder zu wünſchen wagte — da man im Gegentheil dem Unbeſcheidnen nie wol will — ja ſich es oft zum angelegentlichen Geſchäfte macht, einen ſolchen zudringlichen Menſchen zu verdrängen und ihn ſeine Unbeſcheidenheit empfinden zu laſſen.

8492 2. Aber verbindet mit dieſen Vortheilen — noch andere Beweggründe. Erwägt,

8493 a. Daß die Unbeſcheidenheit ſich nie auf wahren Werth gründet — daß die zudringlichen Klagen und Foderungen des Unbeſcheidnen faſt immer auf unbedeutende Dinge ſich ſtüzen: entweder auf ſehr mittelmäßige Gaben, Talente, Vorzüge — oder wohl gar auf Titel, Geld und andre ſolche Dinge, die an ſich gar keinen Werth geben, —

8494 b. Daß auch der wahre Werth des Menſchen im Grunde ein unverdientes freies Gnadengeſchenk der Vorſehung iſt, auf welches wir ja eben nicht trozen dürfen. — Ueberleget nur ſelbſt, aller wahre Werth beſteht in der Nuzbarkeit. Nur das, wodurch und ſofern ich der Welt nüzlich werde, nur das iſt mein wahrer Werth. Und von wem habe ich das? Wer gab mir meinen Verſtand, meine Aufklärung, meine Geſchiklichkeiten, meine Tugend? Wer gab die Kraft? Wer gab die Mittel? Wer leitete die Umſtände, unter welchen ich das ward, was ich bin? Und wer ſchaft die Gelegenheit durch das, was ich bin, der Welt nuzbar zu werden? — Iſt es nicht Gott?

Wie könt ich mich, o Gott, des Guten überheben?
Was ich beſiz, iſt dein. Du ſprichſt, ſo bin ich leben.
Du ſprichſt, ſo bin ich nichts. Von dir komt das Gedeihn.
Drum laß doch ewig fern, von Unbeſcheidenheit mich ſeyn.

LXX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Achtung gegen alle Menſchen.

1. Was heiſt **Achtung gegen alle Menſchen** erweiſen? Ihr ſehet leicht, M. B., daß man niemand Achtung erweiſen kan, wenn man keine vor ihm hat. Es wird alſo, nach der Sittenlehre Jeſu, zuerſt dieß erfordert, daß ihr in euren Herzen alle Menſchen ſchäzet und hochachtet: daß ihr ſie alle als eures gleichen betrachtet: die mit euch gleichen Urſprung, gleiche Verhältniſſe gegen den Schöpfer, gleiche Beſtimmungen haben: daß ihr euch immer erinnert, wie wenig dieſe allgemeine Gleichheit durch die zufälligen und nur kurze Zeit dauernden Unterſchiede des Standes, des Reichthums — aufgehoben werde. Ihr müßt alſo, wenn ihr die Lehre Jeſu befolgen wollet, keinen Menſchen, er ſey ſo jung, ſo arm, ſo gering, ſo ohnmächtig, ſo unanſehnlich, ſo hülflos er wolle, verachten oder gering ſchäzen. Jeder — muß ſchon blos als Menſch einen gewiſſen Werth in euren Augen haben. Jeder Mitmenſch muß euch, als ein Glied der großen Familie des Allvaters, wichtig und ſchäzbar ſeyn. — 1495

Und dieſe **innerlichen** Geſinnungen, dieſe Ueberzeugung von dem Werth des Menſchen, dieſes Gefühl der Gleichheit, dieſe Hochachtung muß ſich dann auch gegen alle Menſchen, welches Alters und Standes ſie ſeyn mögen, **äußerlich** an den Tag legen. — 1496

1497 Ihr müſſet nie einen Menſchen verächtlich begegnen — durch Minen — Worte — Handlungen — euch nie Erniedrigungen, Demüthigungen — erlauben: nie durch Zumuthungen verächtlicher Dienſtleiſtungen, Grobheiten, Ungeſtüm, Härte — jemanden kränken und herabſezen. — Alle dieſe ſo gewöhnlichen Behandlungen, die man leider nur allzuoft gegen Geringere oder Jüngere beweiſet, ſtreiten ſchlechterdings mit jener Achtung, zu welcher uns das Evangelium verpflichtet, und auf welche jeder Menſch **als Menſch** ſchon Anſprüche hat.

1498 Wenn ihr vielmehr wirklich von jenen chriſtlichen, oder, daß ich es recht ſage, vernünftigen Geſinnungen (zu denen das Chriſtenthum nur unſere Vernunft zurük geführt hat) belebt ſeyd, ſo müſſen ſich dieſelben überall und ohne Ausnahme wirkſam beweiſen. Wir müſſen ſie gegen das geringſte Kind, gegen den armſeligſten Bettler oder Dienſtboten, auch ſogar in Worten und Mienen merklich werden laſſen. Wir müſſen einem Jeden a) mit Sanftmuth und Gelindigkeit begegnen, mit Güte beſtrafen, mit Freundlichkeit abſchlagen, liebreich befehlen, ihn gelaſſen zurecht weiſen. — b) Wir müſſen gegen Jeden den äußerlichen Wolſtand beibehalten, der einmal, nach den Sitten des Volks, unter welchem wir leben, eingeführt iſt, und der ſich auch bis auf die Reinlichkeit und Kleidungsart erſtrekt, in welcher wir vor einander erſcheinen, ſofern dieſelbe **Zeichen** der Achtung, oder der Verachtung werden können. — c) Wir müſſen gegen Jeden die **gewöhnlichen** Höflichkeitsbezeugungen, im Begrüßen, Danken — beobachten. d) Wir müſſen gegen alle Menſchen eine gewiſſe Theilnehmung an ihren Freuden und Leiden ſichtbar werden laſſen. — e) Wir müſſen den Verdienſten und guten Eigenſchaften eines Jeden Gerechtigkeit widerfahren laſſen — ihr Gutes gegen Andre loben — ihre ſchwache Seite zudeken. — f) Wir müſſen endlich Jedem mit Gefälligkeiten und Dienſtfertigkeit zuvorkommen.

1499 II. „Aber wie kan ich,„ ſagt mancher, „gegen „alle Menſchen, darunter ich ſo viel unwürdige, „ſchlechtdenkende, tükiſche, feindſelige Gemüther erblike — Hochachtung haben und Hochachtung beweiſen? — Wie kan ich — —

1500 Höret, was ich euch zu bedenken gebe. Derjenige, der auf meine Hochachtung Anſprüche haben ſoll, muß irgend einen Werth, irgend eine wichtige Seite haben, die Hochachtung verdient. Räumet ihr mir das wohl ein? Bedenket euch recht darüber. Ich ſage: wer irgend eine wichtige Seite hat, von welcher er Hochachtung verdient. — Ich verlange alſo nicht, daß der Gegenſtand meiner Hochachtung ganz fehlerlos, ganz vollkommen ſeyn ſoll. — Laßt mich das mit einem Beiſpiele erläutern. Wenn ihr das Gemählde eines großen Künſtlers ſehet, das wirklich vortreflich iſt, in Abſicht auf Zeichnung, Stellung, Ausdruk, Kolorit — werdet ihr dieß Gemählde nicht ſchäzen? — Aber wie? Wenn dieß Gemählde etwas vorſtellte, das in irgend einem Betracht z. B. den Wolſtand beleidigte? Würdet ihr nun aufhören, es zu ſchäzen? Ihr ſaget: Nein! denn Verdienſte hören durch anderweitige Unvollkommenheiten nicht auf, Verdienſte zu ſeyn und Achtung zu verdienen. — Wol denn. Wenn ihr mir zugebt, und es iſt ganz unleugbar, daß alles, was irgend eine wahre Größe, Werth, Vollkommenheit hat, geſezt auch, daß es — — Hochſchäzung verdient, wenn ihr, ſage ich, mir das zugebt, ſo verdienen alle Menſchen eure Hochſchäzung — ſo muß es euch möglich ſeyn, Allen Achtung und Ehrerbietung zu beweiſen. — Höret mich nur weiter. —

8501 **Jeder** Menſch — ich mache keine Ausnahme — hat wahre Größe, wahren Werth — jeder — beurtheilet ſelbſt, m. B., was ich da ſage.

8502 1. Jeder Menſch iſt — das große, unerforſchliche, unergründliche **Meiſterſtük des Schöpfers.** Verſtehet ihr, was ich ſagen will? Habt ihr je in einer Naturgeſchichte etwas über den Menſchen geleſen? Habt ihr je vom Bau des menſchlichen Körpers, von ſeinen Gliedmaßen, Theilen, Zuſammenſezungen etwas gehört? Habt ihr je von dem Geiſte, der in dieſer künſtlichen Maſchine, an welcher gewiſſe Gelehrte lebenslang zu ſtudiren finden, wohnt und ſie regiert — von ſeiner Natur, Kräften — von ſeiner merkwürdigen Verbindung mit dem Leibe — etwas vernommen? Nur etwas — nur den hunderten Theil von dem, was wir wiſſen, geſchweige von dem, was wir nicht wiſſen? — O dann, meine Brüder, muß es euch ſchon faſt wahnſinnig ſcheinen, zu fragen: wie kan ich **Menſchen** hochachten? Ihr müſſet bei dieſen Betrachtungen vielmehr fragen: wie kan ich ein Geſchöpf verachten, ſey es durch ſich ſelbſt ſo fehlerhaft als es wolle, das ein ſo herrliches Denkmal der Weisheit, Macht und Güte meines Schöpfers iſt? Würde nicht das Werk des Werkmeiſters verachten, eben ſo viel ſeyn, als den Werkmeiſter ſelbſt verachten? Aber höret weiter:

8503 2. Jeder Menſch iſt — mehr, als er ſcheint, und wird einſt mehr ſeyn, als er jezt iſt — jeder Menſch iſt **unſterblich.** O wie muß euch dieſer Gedanke die Deke von den Augen reiſſen, die euch verblendet. Ihr ſehet jezt — ſchwache, fehlerhafte, hülfloſe Geſchöpfe — ihr ſehet Niedrigkeit, Armuth, Elend. — O, Menſchen, thut eure Augen auf, erhebet eure Blike in die Zukunft. Dieſes geringſcheinende Geſchöpf — dieſer armſelige Bettler — was iſt er jezt, und was wird er in der Ewigkeit ſeyn? Kennet ihr die große Anlage im Menſchen? Begreift ihr, daß der Mann im zerrißnen Rok, der euch hier ſo verächtlich ſcheint, einſt mehr Einſicht, Hoheit — erlangen wird, als hinieden der größte Gelehrte, der größte Monarch in ſich vereinigte? —

3. Jeder Menſch iſt — euer **Mitmenſch** — 1504
iſt ſo gut, als ihr, ein Glied der großen Familie des Allvaters — iſt ſo gut, als ihr, ein Gegenſtand der Liebe und Vorſorge eures Gottes — iſt ſo gut, als ihr, ein Erlöſter Jeſu — iſt mit euch zu gleichen Seligkeiten beſtimt. — Jeder hat mit euch gleiche Anlagen zur Vollkommenheit, obgleich dieſe jezt mehr oder weniger entwikelt und ſichtbar ſind — hat euer Fleiſch und Blut — hat eben dieſelbe Seele — fühlt und empfindet, wie ihr — iſt gut und fehlerhaft, wie ihr — wünſcht glüklich und vergnügt zu ſeyn, wie ihr — hat eben die Anſprüche auf die Güter der Erde und des Himmels, die ihr habt — iſt ſo gut, als ihr, in das Intreſſe der menſchlichen Geſellſchaft verwebt — iſt ganz eures Gleichen, iſt, nicht einen Grad weniger, als ihr, Kind und Miterbe eures himliſchen Vaters — iſt, was ihr ſeyd, und kan, was er nicht iſt, **noch werden** — und ihr — ach Chriſten! ach Menſchen! ihr wolltet fragen: wie kan ich Menſchen hochachten? —

4. Jeder Menſch iſt in ſeiner Art ein **nüzlicher** 1505
Menſch. Sonſt würde ihm Gott kein Daſeyn gegeben haben. — Jeder iſt von Gott in die große Kette der zum Wol der Menſchheit wirkſamen Urſachen verflochten. Jeder iſt nuzbar. Iſt er es nicht für euch, ſo iſt ers für Andre. Iſt ers nicht jezt, ſo wird er es künftig. Iſt ers nicht unmittelbar, ſo iſt ers mittelbar. Iſt ers nicht durch Selbſtwirkſamkeit, ſo iſt ers als Gegenſtand der Wirkſamkeit Anderer, (z. B. als Gegenſtand des Mitleids und der Wolthätigkeit). —

Iſt das nicht wahrer Werth, der Anſprüche auf Achtung giebt?

3506 5. Und ſind nun vollends Menſchen darunter, die euch ſelbſt — mittelbar oder unmittelbar — nüzlich werden — oder die es wenigſtens mit der Zeit werden können, (wie unzählig ſind dieſe?) — oder ſtehen dieſe Menſchen gar mit euch in Verbindung — als Amtsgehülfen — Gatten — Verwandte — Vorgeſezte — Untergebne — wie viel mehr werden dieſe eure Achtung verdienen?

3507 Sie haben Fehler, saget ihr? Ihr auch. — Sie haben ungleich weniger Verdienſte, als ihr? Aber kent ihr das Gute eurer Mitmenſchen ganz? Habt ihr alle ihre guten Seiten erforſcht? Und woher habt ihr die eurigen? Wer gab euch das Gute, was an euch iſt? — Wollt ihr das Silber verachten, weil es nicht Gold iſt? — Einſt — wird alles Gold ſeyn.

3508 III. Ihr könt alſo allen Menſchen Hochachtung beweiſen — aber wozu ſolls? — Erwäget nur,

3509 a. Daß die Anſprüche auf Achtung zu den **Rechten der Menſchheit** gehören, welche jedem Menſchen heilig ſeyn müſſen. I, 743.

3510 b. Daß ihr ſelbſt Achtung verlangt, und folglich das nach dem Grundgeſez des Evangelii allen leiſten müſſet, was ihr ſelbſt von allen fodert.

3511 c. Erwäget nur den erſtaunenden **Schaden**, den es euch ſelbſt thut, wenn ihr die große und leider ſeltne Kunſt nicht gelernt habt, allen Menſchen mit Achtung zu begegnen. — Wie viel Menſchen bringt ihr nicht durch Geringſchäzung, durch ſtolzes Betragen — gegen euch auf, und empört ſo manches Herz gegen euch. — Wie oft hat nicht Mangel an Achtung gegen Andere eure eigne Fehler mehr aufgedekt, als es geſchehen ſeyn würde, wenn ihr — Wie oft habt ihr, durch Verachtung, Andre verleitet, euch wieder zu demüthigen und zu kränken, — eure Verdienſte zu verdunkeln, — euch Andre vorzuziehn, blos weil ſie beſcheidner und ehrerbietiger waren, — euch Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen zu verſagen? —

1512 d. Und nun ſehet im Gegentheil, wie **glüklich** ihr in der Welt leben würdet, wenn ihr überall die wichtige Ermahnung, Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor, vor Augen haben wolltet. — Ihr würdet durch einen gewiſſen Grad von Achtung gegen alle Menſchen, aller Menſchen Zuneigung und Liebe gewinnen. Denn Hochachtung iſt ganz unleugbar der Grund ächter und dauerhafter Liebe. Derjenige, dem ich überall mit Achtung begegne, auch wenn er ſelbſt ein ſchlechter Menſch iſt, (wie vielmehr, wenn er ein edles Herz hat,) wird mich unvermeidlich lieb gewinnen: er wird aufs wenigſte mir ſeine Achtung nicht verſagen können: ich werde ihn geneigt finden, dienſtfertig und gefällig gegen mich zu ſeyn: er wird meine Fehler überſehn: er wird mein Gutes ſchäzen und rühmen: ich werde mir ſein Zutrauen erwerben: er wird ſich hüten, mich zu beleidigen oder zu kränken: — O, welcher Einfluß auf eure Glükſeligkeit! Mit welchem geringen Aufwande köntet ihr euch ſo manchen Verdruß erſparen — und euer Leben mit Gatten — Kindern — Amtsgehülfen — zufrieden und angenehm machen!

1513 e. Erwäget aber insbeſondere, daß Achtung zum Genuß des Glüks der Freundſchaft und Eintracht, und zu Verhütung häuslicher Uneinigkeiten ganz unentbehrlich iſt. Nehmet euch nur einen Fall zum Beiſpiel, den ihr oft werdet erfahren haben. Woher kam es, daß ſo manche Eheleute das Glük der Liebe und Eintracht verloren, das ſie noch vor kurzem als Brautleute im vollſten Maaße geſchmekt hatten? Die Urſache liegt am Tage. Als Brautleute hatten ſie einander ganz anders behandelt. Da war jeder Theil beſorgt geweſen, jede Miene, jeden Ausdruk ſo einzurichten, daß er Zeichen der Achtung enthielt. Da hatte jedes auch die Kleinigkeiten des Wolſtandes beobachtet. Da hatte ſich keines dem andern anders, als in der niedriaſten Kleidung gezeigt. Da war jedes bedacht geweſen, eine gewiſſe Zurukhaltung zu beobachten, in ſeinen Scherzen geſittet, in ſeinen Reden beſcheiden und ſanft, in ſeinem ganzen Betragen höflich und ehrerbietig zu ſeyn. Jezt — nachdem ſie Eheleute geworden ſind, ſind ſie in dem allen nachläßig geworden. Der feine Ton hat ſich herabgeſtimt. Aus Zurukhaltung iſt Familiariſirung entſtanden. Eins hat ſich dem andern in einer ſchmuzigen Geſtalt gezeigt. Die Höfligkeitsbezeugungen haben aufgehört. Jedes iſt roher, plumper in ſeinen Foderungen, kälter in ſeinen Begrüßungen, heftiger im Widerſprechen, gleichgültiger in Achtungsbezeugungen geworden. Und ſo iſt mit der Achtung die Liebe erkaltet und die Nachläßigkeit im wechſelſeitigen Betragen hat tauſend Gelegenheiten zum Zanke und Uneinigkeit gegeben. — Denket an dieſe Erfahrungen und lernet einſehen, daß Achtung der Grund der Liebe und das unentbehrliche Mittel zur Eintracht iſt.

LXXI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Ordnung und Pünktlichkeit.

1514 I. Ihr höret zuweilen einen Mann loben, daß er ein akkurater Mann ſey: und da meint man eben die Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit, welche in ſeinem geſchäftigen Leben herrſchet, und dazu folgende Stüke gehören:

1515 1. **Er thut alles zu rechter Zeit.** — Denn es iſt rein wahr, was Salomo ſagt: daß alles ſeine Zeit habe: eſſen, arbeiten, ſchlafen u. ſ. w. Dieſe Zeit halten, gehört zur Ordnung. Wer unordentlich lebt, d. h. nicht jeder Sache ihre Zeit läßt, die ihr die Natur angewieſen hat, z. B. des Nachts arbeitet, durch künſtliche Mittel ſich munter erhält, oder die Arbeitsſtunden des Tages mit Spiel oder andern Dingen zubringt, zerrüttet immer einen Theil ſeiner Glükſeligkeit, ſeine Geſundheit, oder ſeine Ehre, oder ſeine häuslichen Umſtände ꝛc. — Und ſo giebt es auch unter den Geſchäften wiederum gewiſſe Zeiten, wo ſie gethan werden müſſen, wenn man Nuzen oder Dank davon haben will: ſo haben z. B. die Verrichtungen der Dienſtmagd, die Abfütterung des Viehes, die Reinigung des Hauſes oder der Gefäße, ihre Zeit: ſo wird der Handwerksmann oft auf eine Zeit gedungen, wo er eine Arbeit fertig zu liefern verſpricht: ſo hat der Sachwalter ſeine Termine: ſo hat jeder Stand ſeine Zeiten ꝛc. Wer dieſe Zeit nicht hält, heißt unordentlich, und thut ſich und andern tauſendfachen Schaden. — Jedoch, der ordentliche Mann thut nicht nur alles zu rechter Zeit, ſondern er thut auch überhaupt alles, was er thut, wenn es auch keine veſte Zeit hat.

1516 2. **Bald und ohne Aufſchub.** — Er hat immer die Dinge vor Augen, die ihm zunächſt obliegen: der Prediger ſeine Amtsverrichtungen, der Handwerksmann ſeine beſtellten Arbeiten, der Landmann ſeine Feldgeſchäfte u. ſ. w. Und er iſt nicht eher ruhig, als bis ſie gethan ſind. Er arbeitet lieber voraus, ſtatt ſie zu verſchieben. Denn er hat es zu oft ſchon erfahren, daß manchmal unvermuthete Hinderniſſe eintreten, welche verurſachen, daß man die aufgeſchobne Arbeit gar nicht thun kan, oder daß man ſie dann ſchlecht und übereilt und mit Aengſtlichkeit verrichten muß. Er lernt ſchon aus Erfahrung, wie wol einem iſt, wenn man ſeine Arbeit bei Seite hat. — Er thut aber auch

3517 3. Alles, was er thut, **mit ganzer Seele.** Es giebt Leute, die immer tauſenderlei im Kopfe haben, die ſtets zerſtreut ſind, ſtets Nebendinge dabei denken oder thun. — Da wird aus keiner Arbeit nichts. — Der ordentliche Mann thut alles mit Beſonnenheit: er richtet ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf: er iſt mit ſeinen Gedanken ſtets bei der Sache; und daher komts, daß das, was er macht, gut wird. — **Er ißt**, und vergißt dabei ſeine Sorgen und Geſchäfte, und lebt in den paar Viertelſtunden blos für Genuß und Wolgeſchmak. — Er ſpielt oder macht ſich eine Ergözlichkeit, und iſt auch dabei mit ganzer Seele. — **Er arbeitet**, und vergißt dann wieder Mahlzeit, Spiel und Geſellſchaft, und iſt mit ſeinen Gedanken ganz bei der Arbeit. — Und dann erſt, m. F., iſt er im Stande,

3518 4. Alles, was er verrichtet, ſo zu verrichten, wie es dem billigen Wunſche und der rechtmäßigen **Erwartung** derjenigen gemäß iſt, für die er etwas verrichtet. — Und das iſt die Hauptſache. Aller Werth unſerer Geſchäfte, ſo wie der Werth des ganzen Menſchen, beruht auf der **Nuzbarkeit.** Wenn wir nicht, durch unſere Geſchäfte, das wahre Beſte anderer befördern, und ſo arbeiten, daß ihr Nuzen, ihre Freude, ihre Zufriedenheit erhalten wird, ſo haben ſie ſo wenig in Gottes als in der Menſchen Augen einen Werth. — Z. E. ein Geſinde thue noch ſo viel, und es thue es nicht ſo, wie es ſeine Herrſchaft wollte, verordnete, und mit Recht erwarten konte, ſo iſts ſo gut, als wärs nicht gethan: ſo ſind Verdruß, Unwille — auf beiden Seiten die Folgen davon. — Daher läßt ſich ein Menſch, der Ordnung und Pünktlichkeit liebt,

1519 5. Von dieſer Ordnung und Pünktlichkeit **nichts abhalten.** Nicht Vortheil, nicht Vergnügen kan ihn ſtöhren. Er leidet lieber einen kleinen Schaden, opfert lieber einen kleinen Vortheil, opfert lieber eine Stunde auf, die er ſonſt zur Ergözlichkeit oder zur Ruhe beſtimt hatte, ehe er ein Geſchäft liegen laſſen, oder, in Abſicht auf beſtimte Zeit oder erforderliche Güte, die rechtmäßige Erwartung Anderer täuſchen ſollte. —

1520 Sehet, dieſe fünf Stüke gehören zu einem ordentlichen Menſchen. Und dieſe erſtreken ſich auf alles, was im Handel und Wandel und im ganzen geſchäftigen Leben vorkomt: auf alle Arten der Geſchäfte — des Regenten, des Miniſters, der Obrigkeiten, der Lehrer, der Handelsleute, der Handwerker, der Soldaten, der Landleute — auf alle Geſchäfte des Hausvaters, der Hausmutter, des Geſindes, der Taglöhner. —

1521 Und nicht nur auf die eigentlichen Arbeiten und Geſchäfte, die Stand und Beruf mit ſich bringt — ſondern auch auf alle Verrichtungen, die ihr freiwillig übernehmet — auf alle Aufträge, denen ihr euch, es ſey aus Pflicht oder Gefälligkeit, unterzieht — auf alle Verſprechungen, wo es aufs Worthalten ankomt — auf Zahlungen, die ihr zu leiſten habt u. ſ. w. Ueberall ſind obige fünf Stüke anzuwenden. —

1522 II. Und ſollet ihr wohl noch erſt fragen, was eine ſolche Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit für Vortheil bringe?

1523 1. Denket nur einmal nach, und beſinnet euch auf eure eigne Erfahrungen, was für Noth ihr euch, was für Schaden und Aerger ihr euren Mitmenſchen verurſacht habt, ſo oft ihr dieſe Geſeze der Ordnung übertratet. — Nehmet ein unordentliches und nachläſſiges Geſinde — eine ſaumſelige Obrigkeit — Sachwalter — Arzt — Handelsmann. — — Was für unzählige Leiden verurſachen ſolche Menſchen denen, für die ſie arbeiten: wie viel Kummer, Verdruß, Erbitterung bringen ſie hervor: wie ſezen ſie oft durch Fahrläßigkeit, Geſundheit, Ehre, Gut, alles — in Gefahr: wie unerſezlich iſt oft der Schade, den ſie thun: und — was für Noth machen ſie dadurch ſich ſelbſt: was für Flüche laden ſie oft auf ſich: wie leidet ihr guter Name, ihr künftiges Glük — wie gerathen ſie in Verfall der Nahrung — man hütet ſich, mit ihnen zu thun zu haben — man ſpricht ſchlecht von ihnen — man warnt alle Menſchen vor ihnen u. ſ. w. Sagt, l. F., ſollte euch dieß nicht ſchon antreiben, Ordnung und Pünktlichkeit als eines der erſten Erforderniſſe eines guten Menſchen zu betrachten? Sollte euch nicht dieß ſchon wichtig genug ſeyn, daß ihr durch dieſe Tugenden euch und andern ſo viel Leiden erſparet? — Doch

152. 2. Ein gutdenkender Menſch muß nicht blos nicht ſchaden und unglüklich machen wollen: er muß vielmehr nüzen und beſeligen zum höchſten Zwek ſeines Lebens machen. Alſo bedenket, was ihr durch Ordnung und Pünktlichkeit für eine erſtaunende Summe von Glükſeligkeit in die Welt bringt. Denkt nur, was eine Herrſchaft für Glükſeligkeit genießet, die ein ordentliches Geſinde hat: was das für eine Freude iſt, wenn ein Geſinde alles, was es thun ſoll, auf die Minute thut, und immer mit ganzer Seele thut, und dabei willig, unverdroſſen iſt, — wenn die Herrſchaft für nichts, was ſie einmal verordnet hat, ſich Sorge machen darf — wenn ſie mit ruhigem Herzen ihren Geſchäften oder Vergnügen nachgehn und gewiß ſeyn

kan, daß ihr Geſinde alles in der erwünſchten Ordnung hält, daß alle Geſchäfte gethan, alle Beſtellungen beſorgt ſind. — Müßt ihr nicht ſagen, daß ein ſolches Geſinde Freude, Zufriedenheit und Glükſeligkeit verbreitet? — Eben ſo gehet alle Stände durch — die Obrigkeit, den Arzt, den Seelſorger, den Handelsmann, den Sachwalter — und ſehet ſelbſt, wie tauſendfach das Gute iſt, was ſie durch Ordnung und Pünktlichkeit ſtiften und ihr müßtet fühlloſe und ganz von dem Grundgeſeze des Evangelii Jeſu abgefallne Menſchen ſeyn, wenn euch dieſe Vortheile nicht reizen ſollten, welche ja doch

3. Auf euch ſelbſt zurükfallen. — Denn es iſt 1525 ja offenbar, daß ihr ſelbſt an **irdiſchen** Vortheilen dabei gewint. Denn wenn ihr euch dieſer Ordnung und Pünktlichkeit in euren Geſchäften befleißiget, wird da nicht euer Nahrungsſtand, eure Einnahme wachſen? Wird nicht Arbeit die Menge euch gegeben werden? Wird man euch nicht gern etwas mehr bezahlen als andern, die bei ihren Arbeiten nachläßig und unordentlich ſind? Und macht der Edeldenkende nicht dem, ſo mit ſolchem Eifer für ſeine Wünſche lebt und thätig iſt, oft außerordentliche Geſchenke, oder giebt ihm andere Proben ſeiner Zufriedenheit, die oft den geſezten Lohn der Arbeit weit überſteigen? — Und kan es euch dann an dem, was in der Welt immer die Hauptſache bleibt, fehlen? — ich meine

4. Die Freuden des **Geliebtwerdens**. — O ge- 1526 wiß ein Menſch, der da ordentlich und pünktlich in ſeinen Geſchäften iſt, iſt ohnſtreitig der Liebling in dem Zirkel ſeiner Mitbürger. — Man ſchäzt, man ehrt ihn, — ſein Lob erſchallt überall — er wird geſucht und hervorgezogen — man weiß, daß ſolche Leute ſelten ſind, und eben deswegen ſind ſie ſo beliebt und geachtet. — Und kan der, welcher die Freude ſeiner Brüder iſt, etwas anders, als die Freude des gemeinſchaft-

ſchaftlichen Vaters ſeyn? — Wird nicht ſein Her die Seligkeit genießen, ſich der Liebe und des Beifalls ſeines Gottes eben ſo gewiß als der Liebe und der Achtung ſeiner Mitmenſchen getröſten zu können? — —

LXXII.

Verhütungen der Störungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Veſtigkeit des Karakters.

1527 I. **Der Karakter** eines Menſchen iſt ſein **Eigenthümliches**, was ihn von andern Menſchen **unterſcheidet.** Man muß ihn alſo in ſolchen Dingen ſuchen, welche dem Menſchen zufällig ſind. Denn das Weſen haben wir alle gemein: aber das Zufällige leidet verſchiedne Beſtimmungen und kan bei jedem Menſchen anders ſeyn. — Sonach machen Vorſtellungen und Meinungen die Grundſäze, nach denen ein Menſch handelt, die Urtheile, welche er vom Werth oder Unwerth der Dinge fällt, ſein Geſchmak, ſeine Entwürfe für die Zukunft, ſeine beſtimten Neigungen und Abneigungen, ſein geſellſchaftlicher Ton und Laune — als lauter Dinge, die in jedem Menſchen verſchieden ſind — den Karakter des Menſchen aus. — Und nun könnet ihr ſchon im voraus urtheilen, was ein veſter Karakter, im Gegenſaz des wankelmüthigen und unbeſtändigen, ſey. — Nemlich Veſtigkeit des Karakters zeigt ſich

1528 1. In **Vorſtellungen** und **Meinungen.** — Jeder Menſch hat von den Dingen, welche er zu ſehen oder zu hören bekomt, ſeine eignen Vorſtellungen

z. B. von Gott, von den Wegen ſeiner Vorſehung, von Naturerſcheinungen, von Weltbegebenheiten, von ſeinem eignen Zuſtande und Handlungen, — kurz von allem was iſt und geſchieht. Der eine ſtellt ſich ein Ding ſo, der andere anders vor. Der eine glaubt dieß, der andre jenes. Der eine hat dieſe, der andere eine entgegengeſezte Meinung. — Dieſe Vorſtellungen und Meinungen nun ſind oder ſollten wenigſtens eine Folge unſerer Aufmerkſamkeit und unſeres Nachdenkens ſeyn. Und ein vernünftiger Menſch ſollte nicht eher einen Begrif für richtig, einen Saz für wahr halten und glauben, bis er ſein Nachdenken darüber lange und ſorgfältig genug fortgeſezt hätte: zum wenigſten müßte dieß in Dingen, die unſere Glükſeligkeit betreffen, unſere beſtändige Regel ſeyn. — Wenn aber 1529 auch Vorſtellungen und Meinungen dieſer Art lange genug geprüft worden, dann ſollte man auch dieſelben veſthalten, und von ihnen, mit einer gewiſſen Stetigkeit, ſeine Empfindungen, Entſchlüſſe und Handlungen beſtimmen laſſen. Und dieß wäre das erſte Stük eines veſten Karakters. — Wer alſo gegenſeitig in ſeinen Vorſtellungen und Ueberzeugungen ſtets wankt, wer ſich heute dieß, morgen etwas anders bereden läßt, und entweder gar keine Wahrheit hat, oder doch keine, für die er entſchieden hat, bei der er veſt hält, die er liebt, die er zum Beſtimmungsgrunde ſeiner Empfindungen und Handlungen macht, der iſt ein ſchlaffer, unbeſtändiger Menſch, der in der Welt zu nichts zu brauchen iſt, dem Wahrheit nie Ruhe und Freude gewährt, der nie mit Sicherheit handelt — ein Rohr, das jeder Wind hin und her drehet. —

2. In unſern Urtheilen von dem Werth und der 1530 Wichtigkeit der Dinge. — Es iſt der Karakter der Kinder oder Kindern ähnlicher Menſchen, in ſolchen Urtheilen veränderlich ſeyn. — Kinder wechſeln aus Verſtandesſchwäche hierin ab. Sie halten etwas für

werth und wichtig, was ſie eine Stunde darauf wieder wegwerfen. — Nicht ſo der Mann von veſtem Karakter. Er urtheilt langſam, aber nicht unbeſtändig. Er betrachtet jeden Gegenſtand ſeines Vergnügens, jedes Geſchäft, das er übernimt, jedes Verſprechen, das er ſich geben läßt oder leiſtet, jede That, die er veranlaßt oder beſchließt — mit Sorgfalt und Aufmerkſamkeit — er vergleicht, bemerkt Verhältniſſe, Folgen, Umſtände — und urtheilet dann erſt von dem Werth der Sache. Aber dann beharret er auch bei dieſem Urtheil. Dann kan ihm kein Schein, keine Beredung, kein Beiſpiel, kein Spott oder Lobſpruch — in ſeinem Urtheil irre machen. Was ihm dann werth oder geringfügig, wichtig oder Kleinigkeit, ſchäzbar oder gleichgültig iſt — das iſt es ihm immer, und man kan rechnen, daß er mit veſtem Sinn dabei beharren wird. — Und eben darum iſt auch Veſtigkeit

1531 3. In ſeinem **Geſchmak** — in ſeinen **Neigungen** und **Abneigungen.** — Kleine Seelen ſind in ihren Freuden wie in ihren Urtheilen. Sie empfinden heute das lebhafteſte Vergnügen an einer Sache, thun, als wenn ſie nichts Entzükenders ſich wünſchen könten, wenden Mühe und Koſten an, genieſſen es mit Hize — und eh man ſichs verſieht, iſt die Hize verraucht, die Mühe verlohren, und der Gegenſtand verabſchiedet. — Der veſte Karakter empfindet wie er urtheilte. Er wählt ſeine Freuden und ihre Gegenſtände mit Bedacht, aber ſeine Wahl iſt dauerhaft. Er genießt mäßig, und das Vergnügen, das ihn der Genuß gewährt, behält immer ſeine Reize. Er liebt vernünftig und nach dem Grade des Werths, und eben darum iſt ſeine Liebe, ſeine Achtung, ſeine Freundſchaft, treu, unbewegbar und ewig. Man wird nicht ſobald ſein Freund, aber wenn man es iſt, kan man rechnen, daß es nur auf uns ankomt, es zu bleiben. — Eben dieſe Veſtigkeit zeigt ſich auch

4. In

1532 4. **In ſeinen Entſchließungen und Handlungen.** — Wenn er einmal, nach ſorgfältiger Ueberlegung, etwas beſchloſſen hat, ſo iſt ſein Entſchluß unerſchütterlich. — Wenn er einmal ſich eine Regel gemacht hat, nach der er handeln will, ſo geht er nie von ihr ab. — Wenn ein Plan mit gründlicher Beurtheilung entworfen iſt, ſo verfolgt er ihn mit unbewegbarer Geduld, bis er ausgeführt iſt. — Schwierigkeiten können ihn nicht ermüden, Gefahren nicht ſchreken, Spott nicht irre machen, Lokſpeiſen ihn nicht verführen. — Man kan gewiß ſeyn, daß er jedes Ding, das er begint, ſo lange nicht die Unmöglichkeit eintritt, gewiß vollendet. — **Hingegen der Unbeſtändige** ꝛc. — — Endlich zeigt ſich der veſte Karakter ſogar

1533 5. **Im äußerlichen Betragen.** in der Miene, im Ton, in der Laune. — Es iſt zwar nicht immer möglich, ſich in dieſen Dingen ſtets vollkommen gleich zu bleiben, weil Witterung, Blut, Verdauung, und — vornemlich das entgegengeſezte Betragen der Menſchen, einen oft unvermeidlichen Einfluß auf das unſre hat. — Allein der Menſch von veſtem Karakter wird doch immer fähig ſeyn, jene groſſen, ſchnellen und häufigen Abwechslungen zu verhüten, welche den Unbeſtändigen auszeichnen, bei welchem man keinen Tag ſicher iſt, daß man ihn in ſeiner vorigen Stimmung wieder finden werde: der jezt im höchſten Grade freundlich und bald über alle Erwartung mürriſch und ungeſtüm iſt: bald alle Scherze verträgt, bald durch eine Miene, durch ein Wort empfindlich gemacht werden kan: der heute als der wärmſte Freund mit uns redet und morgen den Kalten oder Spröden ſpielt: der jezt höflich und ein andermal rauh und ungeſchliffen iſt. — Wer veſten Sinnes iſt, wird ſeine Seele zwar nicht immer zu einerlei Empfindungen ſtimmen können, aber ſein Betragen, ſeine Miene, ſein Ton, wird ſich in der Hauptſache doch immer gleich bleiben, und auch der gröſte innerliche Kummer wird ihn nie hindern, gegen jeden der liebreiche, ſanfte, freundliche und beſcheidne Mann zu ſeyn, der er ſonſt gegen ihn war. —

1534 II. Und ſollte ich nicht hoffen dürfen, daß dieſe Schilderung des veſten Karakters euren Wunſch rege gemacht hätte, ſelbſt ſolche vollkomne Menſchen zu ſeyn? — Wohlan, vernehmet die Regeln, die ihr befolgen müſſet, wenn ihr dieſe Stufe der ſittlichen Schönheit erreichen wollt.

1535 1. Vor allen Dingen müſſet ihr auch hier die großen Vortheile wiſſen und euch täglich vor Augen ſtellen, welche ein Menſch von veſtem Karakter vor dem Unbeſtändigen voraus hat, um dadurch eurem Beſtreben nach dieſer Vollkommenheit Wärme und Lebhaftigkeit zu verſchaffen. — Bedenkt nur,

1536 a. Was erſtlich eure Ruhe dabei gewint. Der Unbeſtändige hat keinen dauerhaften Troſt bei ſeinen Leiden, weil die Wahrheit, die ihn geben ſoll, in ſeiner Seele keine Veſtigkeit hat: keine dauerhafte Freude, weil er keinen Gegenſtand veſthalten kan, ſondern ſein Geſchmak ſich alle Augenblik verändert: keinen frohen Genuß des geſelligen Lebens, weil ſeine Neigungen keine Stetigkeit haben, und er keiner ſtandhaften Liebe und Freundſchaft fähig iſt u. ſ. w. Nur der Beſtändige genießt ganz was er hat, und wird ſeines Lebens froh. Die Wahrheit, die er nach langer Prüfung fand, iſt die Vertraute ſeines Lebens, die Leiterin ſeines Herzens, die unverſiegbare Quelle ſeines Troſtes. Die Freuden, die er genießt, behalten für ihn ihre Reize. Die Freunde, die er wählte, werden ihm täglich ſchmakhafter, weil er ſie alt werden läßt, wie den Wein. — Kurz, ſeine Ruhe und Zufriedenheit iſt ſo veſt wie ſein Herz.

1537 b. Er allein iſt zweytens einer wahren Tugend fähig. — Denn was iſt Tugend anders als weiſer und ſteter Genuß der ächten Freuden dieſes Lebens — deſſen höchſten, die Freuden der Liebe ſind. — Die Tugend alſo hat Gegenſtände, die nie ſich verändern — wie kan alſo der Unbeſtändige ächte Tugend beſizen, da er mit den Gegenſtänden ſeines Genuſſes alle Augenblik wechſelt?

c. Er iſt allein der vollkomne nuzbare Menſch 1538
für die Welt. Er allein iſt zu Thaten fähig, welche Stetigkeit und Entſchloſſenheit erfordern. Ihm allein kan man Geſchäfte anvertrauen, wenn man gewiß ſeyn will, daß ſie nicht unvollendet bleiben. Er allein iſt gegen Scheingründe gewafnet, bei Schwierigkeiten unabläßig, gegen Verführung taub, gegen Lokungen der Thorheit unempfindlich, bei Gefahren beherzt, und bei Laſten und Mühſeligkeiten ſtandhaft.

d. Und wird es fehlen, daß ein ſolcher Menſch 1539
der **Liebling ſeiner Mitmenſchen** ſey? Kan ein Menſch mehr auf Liebe und Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen, der Hohen und Niedrigen, rechnen, als der Menſch von veſtem Karakter? Wer wird nicht am liebſten ihm ſich anvertrauen, nicht auf ſeine Freundſchaft ſtolz ſeyn, nicht alle ſeine Unvollkommenheiten um eines ſo vortreflichen Karakters willen überſehn? Wer wird ſeinen Worten nicht trauen, ſeine Unternehmungen nicht unterſtüzen? — —

2. Habt ihr nun durch dieſe Beweggründe euch 1540
entſchloſſen gemacht, einen veſten Karakter anzunehmen, ſo laßt es euch von nun an zur Regel dienen, alles, was ihr thut, ſobald es Einfluß auf eure oder andrer Glükſeligkeit hat, **langſam und mit Bedacht** zu thun. — Denn nur das übereilte Handeln macht, daß ein Menſch ſo oft anders handeln und alſo in Unbeſtändigkeit verfallen muß. — Wenn ihr aber langſam zu Werke geht, ehe ihr etwas glaubt, ſo werdet ihr hernach mit Grunde und Beruhigung in eurem Glau-

Glauben ſtandhaft ſeyn können. Wenn ihr langſam und mit Ueberlegung beſchließt, ſo werdet ihr auch bei euren Entſchließungen ohne Gefahr beharren können. Wenn ihr ſorgfältig prüfet, ehe ihr liebt, ehe ihr eine Sache oder Perſon zum Gegenſtand eurer Freude wählt, ſo werdet ihr hernach mit Vernunft dabei ausdauern können u. ſ. w.

1541 3. Gewöhnt euch dann überhaupt bei allen erheblichen Handlungen blos nach Gründen zu verfahren — und euch vorzunehmen, auf Beiſpiele, Lob, Tadel oder Spott, auf Mode, auf beifällige oder ſcheele Mienen der Menſchen u. ſ. w. nie etwas zu rechnen, ſo lange ihr hinreichende Gründe vor euch habt, die euch berechtigen, etwas zu glauben, zu lieben, zu thun u. ſ. w.

1542 4. Endlich beſtrebet euch eure Thätigkeiten immer auf wahres Gute zu richten — die Geſeze der Tugend nie aus den Augen zu verlieren u. ſ. w., ſo werdet ihr deſto leichter beharrlich ſeyn können. Denn Freude am Guten macht ſtandhaft, und ein gutes Gewiſſen macht veſt und unerſchütterlich.

LXXIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Edelmuth und Großmuth.

1543 I. Man hat zu allen Zeiten das, was gemein iſt, von dem Seltenern unterſchieden, und dem Seltenern einen gewiſſen Werth und Vorzug beigeleget. — Und jemehr unter Völkern Kultur und Aufklärung zugenom-

mein hat, deſto mehr iſt man auf dieſen Unterſchied aufmerkſam geweſen. — Ja es ſcheint dieſer Begrif der **Seltenheit** der erſte Stof zu dem Begriffe der **Vollkommenheit** geweſen zu ſeyn, den man hernach mehr ausgebildet und beſtimter gemacht hat. — Man hat aber jenen Unterſchied nicht blos bemerkt, ſondern man hat auch angefangen, das Seltene von dem Gemeinen abzuſondern, dem Seltenern eine gewiſſe Geltung zu ertheilen, und es durch einen eignen Namen, durch den Namen des Adels kentlich zu machen. — Dieſe Abſonderung iſt ohnſtreitig zuerſt bei denen Gegenſtänden der Natur geſchehen — indem man z. B. edlere Steine, edlere Metalle von den unedlen und gemeinen ſonderte. — Hernach, oder vielleicht zu 1544
gleicher Zeit, hat man dieſen Unterſchied auch unter den Menſchen gemacht, und diejenigen, welche ſich durch Kräfte, Geſinnungen, Talente und Thaten auszeichneten, einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit werth geachtet, und ſie als den Adel vom rohen Haufen der gemeinen Menſchen unterſchieden. — Und ohnſtreitig waren Tapferkeit, Heldenmuth, Patriotismus die erſten Vollkommenheiten, die man ihrer Seltenheit wegen beſonders ſchätzte, und um derentwillen man einen Menſchen, der ſie beſaß, unter den Adel erhob — den jezt freilich nur Geburt und Abkunft ertheilen. — In der Folge iſt dieſer Name allgemeiner geworden, und man hat alles, was dem gemeinen entgegen ſteht, edel genant — z. B. Ausdrüke und Redensarten — Heilmittel — Handlungen ꝛc. —

Dieſe Bemerkung kan euch vorläufig belehren, 1545
was für Geſinnungen, was für eine Denkungsart und Handlungsweiſe man meint, wenn man einem Menſchen **Edelmuth** beilegt: nemlich ſolche, die bei ausgebildeten und vollkommeren Menſchen, nicht aber bei dem groſen Haufen der gemeinen und gewöhnlichen

Menſchen angetroffen werden — die einen Menſchen über die gemeine Klaſſe erheben und folglich — einen gewiſſen Grad der Aufklärung und der Geiſteskraft vorausſezen. — laſſet uns nun die einzelnen Arten des Edelmuths betrachten. Seine geringſte Stufe iſt,

1546 1. Wenn man nichts niedriges thut, was zur gemeinen Menſchenklaſſe herabwürdiget, und noch mehr — wenn man unfähig iſt, etwas dergleichen zu thun, oder auch nur, mit Wolgefallen, thun zu ſehen oder zuzugeben. — Beiſpiele von niedrigen Handlungsweiſen ſind: Zoten oder Fluche ausſtoßen — natürliche aber ſchmuzige Dinge verrichten oder davon ſprechen, im Beiſeyn geſitteter Menſchen — einen Menſchen von Werth, wegen einer bemerkten Unvollkommenheit, ins Geſicht lachen oder hinter ihm her ſpotten — alte Leute verachten und höhnen — arme Menſchen mißhandeln und vor Reichen demüthig kriechen — andern vorſäzlich lügenhafte Erzählungen aufheften — den allgemeinen Wolſtand beleidigen und ſich über das Urtheil der geſitteten Welt hinausſezen — u. ſ. w. Das alles heißen niedrige und unedle Handlungen, weil ſie nur unter dem rohen gemeinen Haufen gefunden werden, einen ſchwachen Verſtand und ein rohes Gefühl vorausſezen. — Menſchen von Aufklärung, welche jeder Sache Werth kennen und nach vernünftigen Gründen zu urtheilen und zu handeln gewohnt ſind, und welche dabei ein feines Gefühl haben, vermöge deſſen ſie ſchnell empfinden, was andern Schmerz, Mißvergnügen und Abſchen verurſacht, und vor ſolchen Dingen zurükſchaudern, (die eben darum, weil dieſe Vollkommenheiten nicht gemein ſind — edle Menſchen heißen,) werden ſolche Handlungen nicht nur nie begehen, ſondern ſich ſogar unfähig fühlen, ſie zu begehn, und den gröſten Widerwillen empfinden, wenn ſie ſie begehen ſehen. — Jedoch die Tugend zeigt ſich nicht nur in Unterlaſſung — ſondern auch — daher iſt es eine höhere Stufe des Edelmuths,

2. Wenn man Gutes thut, was **gemeine** Menſchen 1547
nicht thun — oder Gutes, ohne von **gemeinen**
Triebfedern dazu geleitet zu werden. — Das heißen
denn eigentlich **edle Handlungen.** — Bemerket ihre
beiden Arten. a) Gute Handlungen, die an ſich ſelbſt 1548
ſelten ſind, weil ein höherer Grad von Einſicht und
Güte des Herzens dazu erfodert wird: z. B. Fremde,
die uns nichts angehn, oder Irrgläubige, oder Menſchen,
die in gewiſſem Betracht uns ſchädlich ſind, unterſtüzen,
ihre guten Seiten rühmen, ihnen Woltha-
ten erzeigen, ihren Kindern forthelfen — Ertrunkene
oder — ſonſt in Gefahr ſchwebende mit eigner Gefahr
retten — für wichtige Vortheile anderer und insonderheit
für das gemeine Beſte große Summen aufwenden
oder groſſe Beſchwerlichkeiten übernehmen — Arme
und Nothleidende aufſuchen, ſich ſelbſt nach ihrem Zuſtande
erkundigen — Freundſchaft und Wolthat andern,
aus Gefühl ihres vorzüglichen Werthes, anbieten
— Menſchen um des größern Bedürfniſſes oder
höhern Verdienſtes willen bei minder verdienten Wolthaten,
ob ſie gleich in anderm Betracht uns näher
angehen, vorziehen u. ſ. w. Das alles thun gemeine
Seelen nicht. — b) Gute Handlungen (ob ſie gleich 1549
an ſich gemein ſind) verrichten, ohne von **gemeinen**
Triebfedern und Beweggründen dazu geleitet zu werden.
— Nemlich gemeine Triebfedern ſind ſolche Antriebe
zum Handeln, welche bei gewöhnlichen rohen
Menſchen allein wirkſam ſind: z. B. Zwang der Geſeze,
Furcht vor Strafe, Hofnung des Gewinnſtes,
Eigennuz u. ſ. w. — Der gebildete Menſch hingegen
ſieht bei dem Guten, was er thut, nicht blos auf Geldgewinn
oder Zwang, ohngeachtet er Vortheil und Geſeze
nicht mit affektirtem Stolze ganz aus den Augen

ſezt; ſondern er thut das Gute zugleich und vornemlich, weil es ihm Vergnügen macht, weil ſein Herz fähig iſt, ſich über jeden Beitrag zur Glükſeligkeit andrer Menſchen zu erfreuen, weil Bewuſtſeyn einer guten That und des Beifalls Gottes ihm die ſüßeſte Belohnung iſt — er thut folglich auch dann Gutes, wo keine Nothwendigkeit ihn treibt, kein Gewinn ihn lokt, kein Dank ihn ermuntert. — Das, m. F., iſt wahrer Edelmuth — das ſind ächte, edle Handlungen — wer z. B. ſich eines Menſchen annimt, der ihn nichts angeht, der ſelbſt von ihm nichts weiß, der es nie vergelten wird oder kan — wer heimlich, im Stillen, Wolthaten erzeigt, guten Menſchen durch Lob, Empfehlung, Rath u. ſ. w. forthilft. — — Endlich

1550 3. Wenn man Leiden erſparet, wo gemeine Menſchenſeelen ſich nicht erwehren können, ſie zu verurſachen: — weil ſie nach gemeinen und rohen Grundſäzen und Triebfedern zu handeln pflegen. — Z. B. gemeine Seelen können gewiſſe Unvollkommenheiten, als: körperliche Gebrechen, blöden Verſtand, ſchiefe Urtheile, auffallende Unwiſſenheiten, ſchlechtgerathene Arbeiten u. d. nicht ſehen, ohne darüber zu lachen, ihren vermeinten Wiz dabei anzubringen, zu tadeln, oder, wenn etwas dergleichen ſie ſelbſt betrift, aufzufahren und andere zu kränken oder zu beſchämen. Der Edelmüthige hingegen erſparet ſeinem Mitmenſchen dieſe Leiden, ſcheint ſeine Unvollkommenheiten kaum zu bemerken, duldet ſie, ſezt ihm nie einer öffentlichen Beſchämung aus. — Gemeine Seelen freuen ſich, wenn ein anderer, beſonders ihr Feind, Blößen giebt, ſich lächerlich macht, einen Fehltritt thut u. ſ. w. Der Edelmüthige dekt nie fremde Blößen auf, und iſt ſo weit entfernt, ſich über den Fall eines ihm ſonſt widerlichen Menſchen zu freuen, daß er vielmehr deſſen Schande zudekt. — Gemeine Seelen laſſen keine Beleidigung unerwidert u. ſ. w: Der Edelmüthige vergißt, nimt keine Rache, und läßt ſogar die angebotendſte Gelegenheit, dem Beleidiger ſeine ſchwere Hand fühlen zu laſſen, großmüthig vorbei, weil es ihm durchaus keine Freude macht, Schmerz zu verurſachen. — Gemeine Seelen freuen ſich, wenn ſie ſchwächere finden, 1551 an denen ſie ihre Ueberlegenheit zeigen können. Der Edelmüthige ſchont des Schwächern und erſparet ihm den Schmerz, den ihm eine Handlung verurſachen würde, bei welcher jenem ſeine Stärke, z. B. in Kentniſſen, Wiz, Geſchiklichkeit u. ſ. w. auf eine beſchämende Art ſichtbar werden konte. — Gemeine Seelen thun allenfals nur denen Gutes, die ſie wehmüthig anflehen. Der Edelmüthige erſparet die Leiden, welche manchem das Betteln koſtet. Er ſchont ſogar den Stolz des Armen: achtet oft Undank nicht: er thut freiwillig, heimlich, ihm Gutes, um ihn des Bittens und des Dankens zu überheben. — Gemeine Seelen verhelen ihre Fehltritte und ſuchen die Schuld auf andere zu leiten. Der Edelmüthige geſtehet ſogar Verbrechen, um den Unſchuldigen zu retten. — Gemeinen Seelen wirds ſchwer, angethane Beleidigungen ſelbſt zu vergüten. Der Edelmüthige trägt kein Bedenken, Menſchen, die in ſeinen Augen einigen Werth haben, ein Unrecht abzubitten, die Hand zuerſt zur Verſöhnung darzureichen, und die Freundſchaft anzubieten. — Sehet, das iſt der wahre **Adel** der Seele. Das ſind edle Handlungen: welche man, weil ſie eine gewiſſe Größe des Geiſtes, eine gewiſſe Kraft der Seele, in Beſiegung der Schwierigkeiten, vorausſezen, die uns Mode, Beiſpiele, Verhezung, Spott der Welt u. ſ. w. — in den Weg legen — im engern Verſtande **Großmuth** heißen. — Und ſo kennet ihr nun das reizende Bild des Edelmuths und der Großmuth. Laſſet mich verſuchen, es euren Herzen einzuprägen.

1552 II. Der **Edelmüthige**, welcher ſich zu jeder ſchlechten und erniedrigenden Handlung unfähig fühlt und Handlungen thut, die entweder gemeine Seelen gar nicht oder doch aus blos gemeinen Antrieben thun, ſowohl als der Großmüthige, welcher auch da ſeinen Mitmenſchen Leiden erſparet, wo gemeine Seelen ſich im höchſten Grade berechtiget halten, ſie zu verurſachen, ſind beide beneidenswürdige Menſchen. — Erwäget nur, um dieß einzuſehn,

1553 1. Ihren eigentlichen **moraliſchen Werth.** Was ſezen nicht beide Tugenden für Vollkommenheiten voraus? Was für ein heller, von Vorurtheilen und Irthum entfeſſelter Geiſt, was für eine reife Beurtheilungskraft wird nicht dazu erfodert, wenn man z. B. — — Und was für ein gebildetes und durch die reinſte und unbefangendſte Liebe gebildetes Herz gehört nicht dazu? — Und iſt dieſe Liebe, dieſe herrſchende Liebe, wiefern ſie das einzige Triebwerk aller freien Handlungen wird, nicht ganz das Ebenbild Gottes? —

1554 2. O welch erquikendes **Bewußtſeyn** muß das einem Menſchen geben, der ſich fühlet, daß er ſo gut, ſo edel, ſo gottähnlich, ſo vollkommen iſt! welche ſtolze Ruhe für ein menſchliches Herz! welcher Troſt im Leiden! welche Schadloshaltung für alle von der menſchlichen Natur unzertrenlichen Schwachheiten und Unvollkommenheiten! welche Seligkeit, zu ſich ſelbſt ſagen können: ich fühle mich groß, und edel zu ſeyn! —

1555 3. In welchem außerordentlichen Grade der **Liebe und Achtung** muß der Edelmüthige nicht bei ſeinen Mitmenſchen ſtehn? — Gewiß, edle und großmüthige Geſinnungen und Handlungen bleiben nie ganz ohne Eindruk. Auch der ſchlechteſte Menſch ſieht ſie, kent ſie, ſteht mit Bewunderung da, und fühlt ſich gezwungen, ein Herz zu verehren, das Edelmuth und Großmuth beſizt, ob er gleich ſich auch unfähig fühlt, dieſes Herz nachzuahmen. — Und die guten Menſchen ſind gewiß alle für ein ſolches Herz eingenommen. Es genießt die Freuden des Geliebtwerdens im vollſten Maaße.

4. Und denkt, was ſolche Menſchen, die ſelbſt ſo ſelig ſind, für Glükſeligkeit verbreiten! — Was für Freuden ſchaffen ſie denen, an welchen ſie ſo edelmüthige und großmüthige Handlungen ausüben! — Was für Anlagen zur Glükſeligkeit bereiten ſie in der übrigen Welt durch ihr Beiſpiel! Wie mächtig iſt nicht dieſes ihr Beiſpiel, ſchlechte und niedrige Geſinnungen zu verſcheuchen — und andern zu edlen Thaten Luſt und Muth einzuflößen! —

1556 III. Wie? Sollte hier kein Wunſch, kein Verlangen in eurem Herzen aufkeimen? — Wolan, ihr ſeht, daß alles auf einem aufgeklärten Verſtand und ein gebildetes Herz ankomt. —

1557 1. Strebet alſo, wenn ihr Edelmuth zu beſizen wünſchet, nach Aufklärung eures Verſtandes. Lernet von dem Werth und Unwerth der Dinge richtiger urtheilen. Leget jene Vorurtheile und ſchlechten Grundſäze ab, welche niedrige Handlungen erzeugen — z. B. bei der Rache: man muß keinen Schimpf auf ſich ſizen laſſen — man muß den Thoren fühlen laſſen, daß er ein Thor war u. ſ. w. — Lernet beſſere Begriffe auffaſſen, von wahrer Ehre, von ächten Freuden, von dauerhafter Glükſeligkeit. — Suchet zu dem Ende vor allen Dingen Umgang mit aufgeklärten und edeldenkenden Menſchen, um von ihnen die beſſern Grundſäze zu lernen, euch eure Vorurtheile benehmen zu laſſen, und in ihren Beiſpielen Belehrung und Aufmunterung zu finden. — Aus ſolchem Umgang lernet ihr mehr Weisheit als aus Büchern. —

1558 2. Dann aber ſtrebet nach derjenigen Bildung des Herzens, welche uns allein diejenige Liebe giebt, die unſer Jeſus als die einzige wahre Vollkommenheit in Gott und im Menſchen geprediget hat. — Lernet lieben: lernet in der Beſeligung eurer Mitmenſchen eure höchſte Freude finden: lernet einſehen, daß man nur dann ein vollkomner und der vollkomnen Seligkeit fähiger Menſch iſt, wenn man, wie Gott, Wolthun und Freude ſchaffen lernt — wenn man Gutes thun und Leiden erſparen als den höchſten Zwek ſeines Lebens betrachtet. — Dann, l. F., werden jene niedrigen Handlungen ſowohl als jene gemeinen und ſchlechten Triebfedern bei guten Handlungen von ſelbſt wegfallen und entkräftet werden.

LXXIV.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit.

1559 I. Das Unterſcheidende des ehrlichen Mannes iſt, daß er nie zu Betrug und Liſt ſeine Zuflucht nimt, ſondern mit jedermann ſo handelt, wie er handeln würde und müßte, wenn er vor den Augen der ganzen Welt handelte. — Dieſe Ehrlichkeit und Offenheit zeigt ſich beſonders in zwey Fällen.

1560 1. Der erſte betrift die Begriffe, welche wir andern von unſerm Zuſtande und Geſinnungen beibringen. — Nemlich der ehrliche Mann bringt keinem einzelnen Menſchen heimlich andere Begriffe bei, als die Menſchen von ihm haben, denen er genauer bekant iſt. Er handelt [illegible] vor den Augen der Welt. —

Das ſoll nicht ſo viel heißen, als ob der ehrliche Mann allen und jeden ſagen müßte, was einige wiſſen. Nein. Dazu hat er keine Verbindlichkeit, und es würde im Gegentheil Unbeſonnenheit ſeyn, wenn wir die ganze Welt von unſern Umſtänden und Beſchaffenheiten ohne Grund belehren, und unſere Geheimniſſe offenbaren wollten. Es kan alſo ſehr wohl mit dem Karakter des ehrlichen Mannes beſtehen, ſich verborgen zu halten. — Allein es iſt auch ein großer Unterſchied zwiſchen Wahrheit **verbergen** und Lügen vorſäzlich **ausbreiten**, um von den Lügen Vortheil zu ziehn. — Der ehrliche Mann entdekt alſo nicht ſelbſt

a. **Seinen Karakter** — aber er verleitet auch 1561 niemand durch Worte oder That, ihm einen beſſern beizulegen als er wirklich hat. Er prahlt nicht mit Eigenſchaften, Geſinnungen, Zuneigungen u. ſ. w., die ihm nicht eigen ſind. Er leugnet nicht Fehler und Schwachheiten, die ſich an ihm befinden, und noch weniger rühmt er ſich entgegengeſezter Tugenden oder Vollkommenheiten. — Nur der Heuchler ſpielt dieſen Betrug, um Gunſt zu erſchleichen, Vertrauen zu gewinnen, und dadurch ſeine eigennüzigen Abſichten durchzuſezen.

b. Seine **Verdienſte.** — Er macht nie mehr 1562 von ſich, als was der Wahrheit gemäß iſt: legt ſich keinen Werth — (Talente, Geſchiklichkeit, Kentniſſe) — bei, den er nicht beſizt — unternimt keine Geſchäfte, denen er nicht gewachſen iſt — rühmt ſich keiner Thaten oder Arbeiten, die er nicht geleiſtet hat. — Und ſelbſt die größten Hofnungen zu Amt, Ehre, Erwerb — können ihn nicht verleiten, jemand durch Vorſpiegelungen dieſer Art zu hintergehn.

c. Seine **Vermögensumſtände.** — Es würde 1563 Thorheit ſeyn, wenn man ſeinen Beſtand jedermann offenbaren wollte: aber es würde auch auf der andern Seite Niederträchtigkeit ſeyn, wenn man Kredit, Freundſchaft, Heirathen u. d. durch Prahlerei von einem größern Vermögen erſchleichen wollte, als man beſizt. — Der ehrliche Mann lebt, wohnt, ißt, kleidet ſich — nach ſeinem Stande und Vermögen, und er macht es jedem möglich, ihn richtig zu beurtheilen. — Er täuſcht niemand durch Verſchwendungen oder einen Aufwand, der ihm das Anſehen eines reichern Mannes giebt, als er iſt. —

1564 d. Sein Vermögen und Bereitwilligkeit zu Hülfsleiſtungen und Gefälligkeiten — Und hier iſt ein Hauptzug ſeines Karakters. Er täuſcht keinen Menſchen, auch den Fremden nicht, in ſeinen Erwartungen von ihm. Er läßt es jedem wiſſen, ob, wie weit er ihm dienen, helfen, gefällig ſeyn könne. Er giebt keine Verſprechungen, die er nicht auch gewiß halten kan und will. Er giebt auch niemand größere Gewißheit, als er ſelbſt vor ſich ſieht. Dem, der von ihm etwas wünſchet oder bittet, ſaget er es, ohne Hehl, wenn er nichts von ihm zu erwarten hat, um ihn in ſeinen Erwartungen nicht zu täuſchen: weit entfernt von jenen falſchen oder ſchlaffen Menſchen, die nichts abſchlagen und jeden mit Komplimenten und Verſicherungen abſpeiſen, und dann — weder können noch wollen, und eben dadurch deſto empfindlicher kränken, weil man auf ſie ſich verlaſſen hätte. —

1565 2. Der zweyte Fall betrift die Schwachheiten Anderer, welche der ehrliche Mann nie zu ſeinem Vortheile benuzt, wenn er ſie dadurch beſchädigt. — Nicht ihre Leichtgläubigkeit, ihnen lügenhafte Erzählungen oder falſche Urtheile vom Werth der Dinge u. d. aufzuheften. — Nicht ihre Unkunde, um ſie durch Tauſch, Verkauf u. d. um das Ihrige zu bringen, — nicht ihre

Noth

Vorurtheile — ihr Vertrauen — ihre Offenherzigkeit — ihre Gutwilligkeit — ihre Unachtſamkeit und Leichtſinn — exempla! — Sehet, das iſt der ehrliche Mann, der nach den Grundſäzen des Evangelii handelt und ein wahrer Menſchenfreund iſt — der lieber einen Vortheil verliert, einen Schaden übernimt, ehe er zu ungerechten und unbilligen Mitteln ſich entſchlieſſt. —

II. Unbilligen und ungerechten? — Ja, und 1566
ich ſeze hinzu, ihm ſelbſt ſchädlichen und verderblichen. — Und eben das muß euch bewegen, ſolchen Mitteln zu entſagen und überall den Karakter des ehrlichen Mannes euch zum Muſter zu nehmen.

1. **Billig** — heiſſt, was man ſich ſelbſt wünſcht. — 1567
Das war es, was unſer Jeſus zum höchſten Grundſaze ſeiner Glükſeligkeitslehre machte: **Was ihr wollt, das euch die Leute thun oder nicht thun ſollen, das ſollt ihr auch.** — Wenn ihr dieſe Regel immer vor Augen habt, ſo werdet ihr allemal richtig handeln und alle gelehrten Belehrungen der Moraliſten und Kaſuiſten entbehren können. — Fraget euch alſo nur ſelbſt, was ihr wohl denken und empfinden würdet, wenn ihr euch z. B. in einer Rechnung verſehen und euch um eine gewiſſe Summe Schaden gethan hättet, weil ihr das Rechnen nicht verſtundet oder unachtſam waret, und derjenige, der euch nach dieſer Rechnung bezahlte, ſähe euren Irthum, und ſagte nichts, ſondern zahlte euch nach eurer Rechnung, und profitirte alſo eine Summe Geldes, die euch rechtmäſſig zukam: würdet ihr nicht ſagen, daß das ſchlecht gehandelt ſey? Würdet ihr nicht wünſchen, daß dieſer Menſch euch ehrlich geſagt hätte: Freund, du haſt dir um 10 Thaler Schaden gethan, ſiehe, da ſind ſie, ich mag nichts haben, was mir nicht gehört u. ſ. w. Würdet ihr

nicht wünſchen, daß alle Menſchen ſo mit euch handeln möchten? Und würdet ihr euch unter ſolchen Menſchen, die eure Schwachheiten nie zu eurem Schaden und ihrem Vortheil benuzten, nicht ſehr wohl befinden? — Wie könt ihr euch nun überreden, daß das, was ihr von Andern wünſchet, ihr nicht ſelbſt thun müßtet? — Doch ihr handelt, wenn ihr jene Geſeze der Ehrlichkeit übertretet, nicht nur unbillig gegen die, welche ihr bevortheilet oder belüget, ſondern ihr

1568 2. Thut auch andern Schaden, — durch euer Beiſpiel. — Es iſt nichts anſteckender, und um ſich greifender, als Beiſpiele der Unredlichkeit. Die Natur hat jeden Menſchen, durch das Gefühl der Billigkeit, gegen alle ſchlechte und liebloſe Handlungen verwahrt. Dieſes Gefühl hält ihn allein von ſchlechten Handlungen zurük, und kämpft oft mit der Begierde ſich Vortheil, Gewinn u. d. zu verſchaffen. So lange nun dieſe kämpfenden Parteien, Begierde nach Gewinn und Naturgefühl, allein ſind, bleibt das leztere allemal ſtärker und behält die Oberhand. Sobald aber das erſtere Unterſtüzung bekomt und ſich Beiſpiele zu ihm geſellen, d. h. ſobald ein Menſch Gelegenheiten ſieht, durch Hintergehung anderer Vortheil zu machen, und dabei gewahr wird, daß andere Menſchen, denen man ſonſt Verſtand und Einſicht zutraut, kein Bedenken tragen, ſolche Gelegenheiten zu ergreifen, und ſich kleine Unredlichkeiten zu ihrem Vortheile und zum Schaden des dritten zu erlauben; ſobald entſteht in ihm die dunkle Vorſtellung, daß ſein Naturgefühl wohl irrig, und eine unnüze Aengſtlichkeit ſeyn möchte — ſobald wird dieß das Gefühl der Billigkeit ſchwächen, ſeinen Widerſtand erſchlaffen und — die Begierde ſiegt über die Tugend. — Sehet, ſo gefährlich ſind Beiſpiele. Ein ſolches Gift bringet ihr in die

Herzen der Menſchen, wenn ihr unter ihren Augen unredlich handelt. — Und kan Religion, kan Liebe in dem noch ſeyn, dem es nicht ſchauderhaft iſt, in andern Menſchen die Tugend auszurotten und ihre Kraft zum Widerſtande gegen das Laſter zu ſchwächen! — Bedenket dabei,

1567 3. Daß euer eignes Intereſſe unmittelbar dabei gewint, wenn ihr ehrlich handelt, und verliert, wenn ihr unredlich, heuchleriſch, argliſtig handelt. — Fraget nur die tägliche Erfahrung. — Der ehrliche Mann bleibt nie unbemerkt. Seine Uneigennüzigkeit, und die Strenge, welche er gegen ſich ſelbſt beobachtet, fällt zu ſehr in die Augen. Die Menſchen, welche er ſo menſchenfreundlich, ſo edel behandelt, vor denen er ſich immer mit ſo viel Offenheit zeigt, deren Schwachheiten er ſchont, deren Vertrauen er nie mißbraucht, denen er bei ſo vielen Gelegenheiten zeigt, daß er ſich mit ihren Schaden hätte Vortheile ſchaffen können, wenn er ihre Unkunde, ihre Nachläßigkeit — hätte benuzen wollen, dieſe Menſchen ſchweigen nicht. Sie rühmen ſeine Handlungsweiſe. Seine Tugend wird der Gegenſtand ihrer Geſpräche. Er gewint die allgemeine Achtung. Selbſt ſein Feind wird ſcheu, den Mund gegen ihn aufzuthun. Die freche Zunge des Verleumders verſtümt: und wenn ſie es wagt, ſich an ihm zu vergreifen, ſo ſind zehn andere bereit, ſeine Rechtſchaffenheit zu vertheidigen, und die Lügen zu ſchanden zu machen. Sein Vertrauen, ſein Anſehen ſteigt mit jedem Tage. Und wenn anfangs ſein Glük noch ſo viel Hinderniſſe fand, ſo werden ſie doch endlich beſiegt. Sein Gang war langſam, aber ſicher. Sein Gewinn minder beträchtlich, aber deſto dauerhafter und ruhmvoller. — — Sehet im Gegentheil den Heuchler und Argliſtigen. Er erſchleicht tauſend Vortheile, die dem ehrlichen Mann entgehen. Er thut oft ſchnelle Schritte zu ſeinem Glük. Aber bald — entſteht ein Gemurmel. Die von ihm Betrognen erwachen. Sein Karakter wird ſichtbar. Seine Prahlereien werden entdekt. Seine Verſprechen verlieren ihren Glauben. Sein Kredit ſinkt. — Man fängt an ihn zu verabſcheuen. Der böſe Ruf wird allgemein. Ein Betrogener kömt zu dem andern. Seine Schleichwege kommen mit einemmale an den Tag. Und, indes der ehrliche Mann noch ſteht — iſt des Betrügers Ende da, und ſein Lohn iſt — Strafe oder Schande: — und — das Sprüchwort iſt abermals erfüllt: ehrlich währt am längſten. — Und nun —

570 4. Gewiſſen, Ruhe, Fröhligkeit im Leben, Heiterkeit bei Leiden, Freudigkeit im Tode? — Sie ſind allein das Loos der Rechtſchaffenheit. — Den ehrlichen Mann ſchrekt keine Gefahr. Sein Muth wird durch keine Schwierigkeiten wankend. Er hat nichts zu fürchten. Nichts von Menſchen: denn er kan jedem unter die Augen treten: ſein Leben beflekt kein Vorwurf. — Nichts von Gott: denn er hat die Rechte der Kindſchaft, welche uns die Liebe ertheilt — die des Geſezes Erfüllung iſt.

Noch fehlt unter den geſelligen Tugenden, welche uns die Liebe unſerer Mitmenſchen gewinnen und ſelbſt unter fehlerhaften Menſchen uns glüklich ſeyn helfen, die **Freundlichkeit**. Man wird aber unten in der Materie von der übeln Laune, die nöthigen Belehrungen darüber finden.

LXXV.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit,

oder:

Freuden der Menſchenliebe.

Reinlichkeit.

1571 Dieſe Tugend iſt von größerer Wichtigkeit als die meiſten Menſchen es wiſſen und glauben. Laſſet uns ihre Natur und ihre Nuzbarkeit kennen lernen.

1572 1. Aller **Staub** von zermalmten Körpern, alle **Dünſte**, die aus dem Körper ſelbſt ausdampfen, alle thieriſchen **Exkremente** und alle **Inſekten**, ſofern ſie ſich als Dinge anſezen oder mit ihnen vermiſchen, welche zum Gebrauch des Menſchen beſtimt ſind, heiſſen (relativ) Unreinigkeiten. Wer dieſe Anſezung oder Vermiſchung möglichſt zu verhüten ſucht, dem legen wir das Lob der Reinlichkeit bei. Und dieſe Reinlichkeit müſſet ihr euch, liebe Mitmenſchen, um eurer Glükſeligkeit willen, im höchſtmöglichen Grade zu befleiſſigen ſuchen.

1573 2. **An eurem eignen Körper**: daß ihr ihn von den vier genanten Unreinigkeiten beſtändig befreit zu halten ſucht: daß ihr keinen Schmuz, oder Schweis u. d. darauf liegen laſſet, inſonderheit an den Theilen, wo ſich das Unreine leicht veſtſezen kan, d. h. in den Gelenkungen der Glieder, und an den Orten, welche die Natur mit dem Schmuk der Haare verſah: daß ihr zu dem Ende nicht blos das Geſicht und die Hände täglich badet, ſondern wöchentlich einigemal auch den ganzen Körper und die genanten Theile, inſonderheit

3374 b. An eurer Wäſche, Kleidern und Betten, daß ihr ſolche theils vor jenen Anſezungen möglichſt bewahret, theils auch von denſelben, wenn ſie geſchehen ſind, durch Abkehren oder Waſchen ſie ſtets wieder zu reinigen ſuchet.

3375 c. An euren Gefäßen: daß ihr ſie an Orten aufbewahret, wo ſie vor Staub, Dunſten, Excrementen und Inſekten geſichert ſind: daß ihr ſie fleißig abwaſchet: nicht darinnen ſtehn und in Fäulniß übergehen, oder ſonſt verderben laſſet u. ſ. w. Bei kupfernen, meſſingnen und zinnernen Gefäßen habt ihr noch beſonders darauf zu ſehn, daß keine Speiſen und Getränke darinnen kalt werden, weil dieſe ſonſt eine giftartige Materie ausziehen, welche ſich anſezt, und mit den Dingen vermiſcht, die ihr hernach daraus genießen wollet — auch daß kein Eßig und ähnliche Säure darinne ſtehen bleiben, weil dieſe ebenfals die Auflöſung jener ſchädlichen Materie bewirken.

3376 d. Endlich in Abſicht auf die Luft, in welcher ihr lebet. Denn dieſe wirkt auf viererlei Art auf euren Körper. Sie komt erſtlich durch das Odemholen in eure Lunge. Sie komt zweytens, in Vermiſchung mit Speiſen und Getränken in den Magen. Sie führt drittens die Körper bei ſich, welche auf eure Geruchnerven wirken und Gerüche hervorbringen. Sie dringt endlich viertens in euer Haus ein und wird von den Inhalationsgefäßen eingeſogen. Ihr ſehet alſo, daß reine Luft nöthig iſt. Sorget alſo möglichſt, daß ſie nicht ſtaubigt und mit keinen ſchädlichen Körpern oder Dünſten angefüllt und in ſteter Bewegung ſey: und bewerkſtelliget das dadurch, a) daß eure Wohnzimmer von Staub, Dünſten u. d. durch Kehren, waſchen u. d. rein gehalten werden, b) daß ihr ihnen täglich einigemal durch Oefnung der Fenſter und Thüren friſche Luft gebet, c) daß ihr durch Räucherungen ſie troknet und die ſchädlichſten Dünſte zerſezet u. ſ. w.

II. Dieſe Sorgfalt für einen höchſtmöglichen 1577
Grad von Reinlichkeit, die ihr an den genanten Dingen und ſelbſt an eurem Vieh beobachten müſſet, wird euch zwey groſze Vortheile gewähren.

a. Sie wird erſtlich euch und allen Menſchen, 1578
die mit und um euch leben, eines der vollkommenſten **Vergnügen** verſchaffen. Denn Reinlichkeit iſt ohnſtreitig die erſte und vollkommenſte Schönheit. Und welcher Menſch iſt wohl fühllos gegen Schönheit? Muſz euch der Anblik dieſer Schönheit, wenn alles um und an euch nett und ſauber iſt, nicht ſelbſt Vergnügen machen? Und ſagt es euch nicht die Erfahrung, daſz man an einen Menſchen nichts ſo ſehr lobt, und daſz ihn nichts ſo angenehm macht als Reinlichkeit? In der That iſt Reinlichkeit der allgemeinſte Grund des Wolgefallens. Der unreinliche Menſch verliert oft allen ſeinen Werth in den Augen ſeiner Mitmenſchen, und man kan ſich des Ekels nicht erwähren, wenn man auch übrigens noch ſo viel andere gute Eigenſchaften an ihn entdeken ſollte. Siehet man hingegen eine Perſon, in deren Zimmer und an deren Kleidungen alles ſo recht auffallend nett und reinlich iſt, ſo fühlen wir ein unwiderſtehliges Wolgefallen an ihr. Sie gewint unſere Zuneigung. Und es iſt oft, als wenn das Licht dieſer Schönheit alle ihre übrigen Unvollkommenheiten unſichtbar machte. Kurz, Reinlichkeit iſt eines der wichtigſten und wirkſamſten Mittel uns unter Menſchen beliebt und angenehm zu machen. Wenigſtens iſts das erſte Erforderniſz für jeden, mit dem man in einer nahen (ich meine beſonders räumlich und körperlich nahen) Verbindung leben ſoll.

b. Aber verbindet damit einen noch weit gröſzern 1579
Vortheil. Reinlichkeit iſt ein Hauptmittel für eure **Geſundheit**. Und hier will ich einen fünffachen Einfluſz, den die Reinlichkeit auf die Geſundheit hat, zu beden-

ken geben, damit euch dieſe Tugend künftig deſto wichtiger ſeyn möge.

1580 1. Wenn ihr in allen obgedachten Stüken auf Reinlichkeit haltet, ſo werdet ihr die meiſten Krankheiten der Haut verhüten oder doch ſehr mindern. Denn alles Unreine ſezt ſich zunächſt auf die Haut und verurſacht zweierlei Böſes. Es verſtopft die Schweislöcher und hemt dadurch die zur Geſundheit ſo äuſerſt wichtige Ausdünſtung, dringt ſonach zum Theil durch die Haut ein, und verurſacht Verunreinigungen der Säfte, daraus Kräze und andere dergleichen Krankheiten zu entſtehen pflegen.

1581 2. Daher Reinlichkeit überhaupt dem wichtig ſeyn muß, welcher Reinigkeit der Säfte als den wichtigſten Theil ſeiner Geſundheit erkent. Denn die Unreinigkeiten dringen nicht blos durch die Haut in den Körper, ſondern ſezen ſich oft an einzelnen Orten inſonderheit veſt z. B. in den Zähnen, Augen, Ohren, Gelenken, und verurſachen da oft die traurigſten Folgen. — Z. B. ſtinkenden Odem, Mundfäule, Taubheit, Augenkrankheiten u. ſ. w.

1582 3. So wird auch Reinlichkeit, beſonders der Luft wichtig für unſere Lungengefäſſe, die wir durch Einathmung ſtauberfüllter oder mit ſchädlichen Dünſten angeſchwängerter Luft nicht nur ſelbſt zerſtören, ſondern auch zu einer Quelle tödtlicher Krankheiten machen können.

1583 4. Und eben ſo wichtig iſt ſie für den **Magen.** Denn wer weiß nicht aus bekant gewordnen Erfahrungen, was Speiſen und Getränke, die entweder an ſich unrein waren, oder aus unreinen Gefäſſen (in denen z. B. Vitriol oder Arſenik ſich aufgelöſt hatte) genoſſen wurden, für traurige Zerrüttungen angerichtet haben? Und wie Unreinigkeiten bald die Verdauungskraft geſchwächt oder zerſtört, bald die Nahrungsmittel ſelbſt verdorben oder giftartig gemacht haben? Je reiner ich alles genieße, deſto beſſer gedeihen die Nahrungsmittel und deſto mehr wird die Kraft der Verdauungswerkzeuge geſchont und erhalten.

5. Endlich iſt Reinlichkeit auch ein Stärkungsmittel unſerer **Muskeln und Glieder:** denn alle die Mittel zur Reinlichkeit an euren Körper z. B. das waſchen, reiben, baden — ferner die friſche und reine Luft, die ihn anweht und durch die Haut inhalirt wird — ſo auch ſelbſt das Reinhalten der Haut — trägt zur Stärkung bei und vermehret die Kraft der Glieder und aller Theile des Leibes. 1584

Und da die Liebe, als der Sinn Gottes, ſich auf alle Geſchöpfe erſtreken muß und ihr durch Reinlichkeit auch euren Thieren eben die Vortheile zuwenden und Leiden erſparen könt, ſo ſehet ihr die Allgemeinheit der moraliſchen Regel: **ſtrebe nach dem höchſtmöglichen Grade der Reinlichkeit** an **dir**, an deine **Hausgenoſſen**, und an deinen Thieren. 1585

LXXVI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Faulheit.

Wir haben bisher die Stöhrungen der menſchlichen Glükſeligkeit, welche die Menſchen einander verurſachen, betrachtet und gezeigt, wie man dieſe Stöhrungen verhüten oder mindern und ſelbſt unter fehlerhaften Menſchen glüklich und zufrieden leben könne. Jezt wollen wir auch die Stöhrungen betrachten, wel- 1586 che der **Menſch** ſich ſelbſt verurſacht, durch ſeine eignen Fehler, und dabei ſehen, worinnen dieſe Stöhrungen beſtehen, und wie man ſie entfernen oder mindern kan. Es wird alſo dieſer lezte Abſchnitt die Lehre von den moraliſchen Krankheiten und deren beſondere Heilarten enthalten, wobei wir die **allgemeine Therapie** I, 1503. ff. anwenden werden.

1587 Eine genaue Klaſſifikation der Seelenkrankheiten läßt ſich nicht wohl angeben, und es ſcheint auch nichts darauf anzukommen, in welcher Ordnung man ſie betrachtet. Wir wollen die Hauptarten durchgehen, wie ſie uns vorkommen. Nur muß ich meine Leſer erinnern, daß ich diejenigen übergehe, über welche bereits in den vorigen Kapiteln, hinlängliche Belehrungen enthalten ſind. So ſuche man hier z. B. nichts über den **Aberglauben**, weil I, 311. davon gehandelt worden iſt: über **Grobheit**, **Hochmuth** u. d. (S. LXX.) über **Schüchternheit** und **kriechendes Weſen** (S. LIV.) **Intoleranz**, **Unbeſtändigkeit des Karakters**, **Nachläßigkeit in Geſchäften** u. ſ. w. weil alle dieſe Materien im Vorigen bereits vorgezeichnet ſind, ſo daß derjenige, der dieſes Syſtem ſich nur recht zu eigen gemacht hat, alles ſich zuſammen ſuchen kan, was ihm zu dieſen Rubriken und ihrer Ausführung dienſam ſeyn wird.

1588 Daß ich übrigens alle menſchliche Gebrechen, welche unſere Prediger und Moraliſten ſeither mit den ſtärkern Worten, Sünden und Laſter, bezeichneten, **Krankheiten** nenne und als ſolche behandle, hat ſeinen guten Grund. Erſtlich ſinds wirkliche Krankheiten denn ſie beruhen alle auf Schwäche oder Verdorbenheit der Geiſteskräfte. Und zweytens wird die menſchliche Beſſerung dadurch erleichtert, wenn ich den Menſchen nicht als Sünder und Böſewicht, ſondern als **Kranken** behandle. Denn da die Kur hauptſächlich darauf beruht, daß ich den Menſchen zur Selbſtkentniß bringe und ihn von Daſeyn ſowohl als der Größe und Gefährlichkeit ſeiner Krankheit überzeuge, weil davon der erſte Wille, die vorgeſchlagenen Heilmittel zu brauchen, abhängt, ſo werde ich dieſen Zwek bei meiner Methode mit weit mehr Zuverläßigkeit erreichen: indem jeder Menſch ſich weit leichter überzeugen läſſt, daß er krank ſey, und ich alſo ſeinem Herzen weit eher beikommen kan; als wenn ich ihn als Sünder und Böſewicht behandle: wo er nur zu ſehr erſchrikt und ſich allen meinen Bemühungen ihm zu überreden, daß er ſo ſey, durch tauſend Ausflüchte, widerſezen wird. Und ich wünſche, daß alle Sittenlehrer künftig mir folgen und mehr als freundliche und mitleidige Aerzte erſcheinen mögen, ſtatt als donnernde Geſezprediger aufzutreten und die menſchlichen Herzen von ſich zu verſcheuchen.

Die Materien alſo, die hier noch folgen ſollen, 1589 ſind: Faulheit, Leichtſinn, Eiferſucht, Argwohn, Eigenſinn, Eitelkeit, Zudringlichkeit, Neid, üble Laune, Empfindelei, Geiz, Verſchwendung, Spottſucht, und Zweifelſucht.

1. Der Faule iſt ein wirklich Kranker, deſſen Ver- 1590 dorbenheit darinnen beſteht, daß er einen Ekel empfindet vor jeder Beſchäftigung, die entweder Anſtrengung der Kraft erfodert oder in Abſicht auf Art, Zeit und Reihe an gewiſſe Regeln gebunden iſt, die ihm Zwang auflegen.

2. Die Natur der Faulheit alſo beſteht nicht, 1591 im Nichtsthun. Denn ganz ohne Thätigkeit kan und will kein Menſch ſeyn. Vielmehr hat der Schöpfer mit jeder Kraft in der Natur eine immerwährende Regheit — ein Streben nach Thätigkeit verbunden.

Aber es giebt Menſchen, welche nur auf eine gemächliche und mit ſinlich angenehmen Empfindungen verbundene Art thätig ſeyn wollen. Sich divertiren, herumziehen und was neues zu ſehen und zu horen, aus Geſellſchaft in Geſellſchaft gehen, ſpielen, Romanen leſen, Verſe machen, kurz Dinge treiben, die zum Zeitvertreib dienen, die Kräfte nicht anſtrengen, und ihrer Neigungen gemäß ſind, denen ein Ohngefehr ihre Richtung gab — das wollen ſie. Manche verbinden damit auch den Zwek des Nuzens, aber nicht des gemeinſchaftlichen, z. B. welche vom Spiele ihren Unterhalt ſuchen, oder auf dem Lande leben oder umherreiſen, um der Geſundheit willen u. d. m.

1592 b. Die Faulheit alſo beſteht darinnen, wenn der Menſch entweder nichts gemeinnüziges arbeitet, und ſich keinem ordentlichen Geſchäft widmet, welches ihn zum ſchäzbaren Gliede der menſchlichen Geſellſchaft macht, oder, wenn er dieß Geſchäft nicht mit Anſtrengung ſeiner ganzen Kraft und mit Ordnung und Pünktlichkeit abwartet. Daher giebts Faule von verſchiedner Art — 1) die gar kein nüzliches Geſchäft treiben, ſondern ihr Leben verträumen: — die blos vegetiren und Zeitvertreib ſuchen: oder 2) die Allotria treiben und, ob ſie gleich ein ordentliches Berufsfach haben, doch daſſelbe vernachläßigen und ſich mit Nebendingen abgeben, die zu ihrem Zweke nicht gehören, z. B. der Handwerksmann mit Leſerei, der Kaufmann mit Belletriſterei, der Regent mit Parforcejagden u. ſ. w. oder 3) die zwar immer guten Willen, ihr Berufsgeſchäft auszurichten, haben und immer anfangen, aber wieder nachlaſſen, und wieder Gelübde thun und mit Hize beginnen und in wenig Wochen wieder ſchlaff werden und ſonach nie ausdauernd fleißig und arbeitſam werden: oder 4) die zwar beſtändig arbeiten und in ihren Geſchäften betriebſam ſind, aber

in keiner Ordnung: die alles durcheinander thun, bald dieß bald jenes, und nichts in ſeiner Reihe, nichts nach veſter Regel, — ſo daß im Ganzen, bei allem ihren Fleiße, doch die Geſchäfte ſchlecht und unvollkommen gethan werden: oder endlich 5) die **nicht zu rechter Zeit** arbeiten, ſondern z. B. die beſten Stunden mit Spiel, Geſellſchaft u. d. hinbringen, und es dann mit Nachtſizen nachholen und erzwingen wollen, wodurch nach und nach Kraft und Luſt zur Arbeit gemindert, der Körper ungeſund, und der ſo erfreuende Fortſchritt der Geſchäfte gehindert wird: — oder — die Arbeiten aufhäufen laſſen und dann ſie entweder gar nicht oder höchſt eilfertig und ſchlecht vollenden.

593 Dieſe Krankheit entſteht gewöhnlich aus dreierlei **Quellen**: a) Bei manchen Menſchen hat ſie ihren Grund im **Körper**: wenn derſelbe viel und zähe Säfte hat, fett, ſchwer, dik, und unbehülflich iſt, und zu vieles **Phlegma** den Geiſt unthätig macht. b) Bei andern liegt die Schuld gegenſeitig an **allzuvielem Feuer**, vornemlich an Imagination: denn dieſe Lebhaftigkeit macht (wie man das an unſern Genie's und Kraftmännerchen ſieht) daß ſie alle Augenblik auf etwas anders fallen, ſich an keine Regel binden laſſen wollen, und an alle dem Ekel und Abſcheu empfinden, was den Schein des Zwanges hat, und die daher alle veſtgeſezte Arbeit fliehen, welche ſie geniert und ihre Liebe zur Ungebundenheit einſchränkt. c) Bei den meiſten Faulen endlich iſt die **Erziehung** ſchuld: wenn ſie in der Jugend zur Weichlichkeit gewöhnt, und nicht zu ordentlicher, täglicher, und zwangartigen Arbeitſamkeit angehalten wurden, ſo daß ihnen nun jede Anſtrengung Laſt und jede Genierung Ekel macht. Endlich werden viele auch d) dadurch faul, daß ſie die Regeln der Wahl und Vorbereitung vernachläſſigt haben und nun, da ſie in Geſchäften leben, die

ſich für ſie nicht paſſen, oder dazu ſie nicht hinlängliche Kentniſſe und Fertigkeiten ſich erworben haben, mit Unluſt arbeiten und durch Mangel des Vergnügens am Fleiße, endlich faul und träge werden.

1594 II. Die Heilungsregeln, durch welche ſolche Kranke ihr Uebel mindern und nach und nach ausrotten können, ſind folgende:

1595 1. Vor allen Dingen überzeuge dich von der Schädlichkeit des Uebels. Bedenke, daß Faulheit, ſie ſey von einer Art, von welcher ſie wolle, dich um alle Erwerbfreuden bringt, deinen Nahrungsſtand zurükſezt und die Mittel mindert, welche du zum Leben, zum Genuß des Vergnügens, zur Erziehung deiner Kinder, zur Wolthätigkeit, zur Erzeugung vieler Bequemlichkeiten u. ſ. w. nöthig haſt: 2) daß dieſe Krankheit mehr als alle Krankheiten, dich verächtlich macht, deinen Kredit mindert, dein Fortkommen erſchwert, die Gunſt deiner Obern dir entreißt u. ſ. w. 3) daß ſie dich um alle deine Vortheile und Freuden bringt, welche Fleiß und Arbeitſamkeit dem Menſchen gewähren, und dir alſo den gröſten Verluſt zuzieht, den ein Menſch erleben kan.

1596 2. Haſt du durch dieſe Erwägungen deinen Vorſaz zur Beſſerung erwärmt, ſo daß es dein ernſter Wunſch und Wille iſt dieſe Krankheit los zu werden, ſo befolge die Regel I, 1244. Anfangs wird dieß Laſt werden: aber fahre nur mit veſter Entſchloſſenheit fort: in wenig Monaten wirſt du dich an die Arbeit ſo gewöhnt haben, daß ſie dir eben ſo Bedürfniß werden wird, wie dir jezt Müßiggang iſt. Ueberwinde nur den erſten Widerſtand der alten Verwöhnung. Der Sieg iſt unausbleiblich.

1597 3. Wähle dir hiernächſt zu deinem Umgange ſowohl als zu deinen Hausgenoſſen ſo viel möglich fleißige und arbeitſame Menſchen. Es iſt unglaublich, wie in dieſem Stüke das Beiſpiel reizt, ermuntert, beſchämt — und wie unmöglich es iſt, unter fleißigen und ordentlichen Menſchen zu leben und unter ihren Augen müßig zu gehn, oder nachläßig zu ſeyn.

4. Iſt deine Krankheit aus h[illegible]lichen Urſachen 1598 ganz oder zum Theil entſtanden, ſo ſuche dieſe zu heben durch eine angemeſſene Diät. Insbeſondere ſey mäßig im Eſſen. Meide ſchwere und ſtark mäſtende Getränke. Verkürze deinen Schlaf: denn viel Schlaf macht ſtumpf und träge. Mache dir viel Bewegung — alles nach den oben gegebnen Regeln.

LXXVII.

Verhütungen der Störungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Eigenſinn.

---

1. Eigenſinn iſt — eine Verwöhnung (Verſtimmung) 1599 der Seele, vermöge welcher bei jedesmaliger Bemerkung eines, unſerm Willen entgegenſtehenden, Wollens eines Andern, ein Mißvergnügen entſteht, welches verurſacht, daß wir nun ſchlechterdings auf unſern Willen beſtehn, gerade weil der Andere anders wollte. — Das Fehlerhafte dieſer Denkungsart liegt in zwey Dingen. Einmal darinnen, daß es Angewöhnung iſt — daß man jeden Willen (auch da, wo keine überwiegenden Gründe vorhanden ſind) zu behaupten geneigt iſt. — Zweitens darinnen, daß man eine Art von Verdruß und Unwillen dabei empfindet, ſo bald einer etwas anders will. — Bei den meiſten

Eigenſinnigen komt auch noch dieß hinzu, daß ſie oft alsdenn auch dem Willen Anderer widerſtehn, wenn ſie ſelbſt noch keinen Willen hatten — daß ſie erſt hinterher, wenn ſie ein Wollen, einen Wunſch des Andern merken, das Gegentheil wollen — blos, weil es ihnen ungelegen ſcheint, daß Andere einen Willen haben. — Es unterſcheidet ſich alſo der Eigenſinn ſehr deutlich von dem veſten Karakter, den ich euch oben als eine der erſten Tugenden fürs geſellige Leben empfohlen habe. Nemlich der Unterſchied liegt in zwey
1600 Stüken: 1) daß der Mann von veſtem Karakter nur bei ſorgfältig überlegten Entſchließungen veſt, und ſeinen Grundſäzen, welche dieſe Entſchließungen beſtimten, treu bleibt — da hingegen der Eigenſinnige nicht nach Grundſäzen handelt, ſondern blos deswegen auf ſeinen Willen beharret, weil er nicht leiden will, daß
1601 der Andre ſeinen Willen durchſeze. — 2) daß der Mann von veſtem Karakter bei jedem Wollen, welches die Frucht eines Augenbliks iſt, jeden hört, und nicht nur Gründen, ſondern auch bloſſen Neigungen und Wünſchen ſeiner Mitmenſchen wohlwollend und menſchenfreundlich nachgiebt, — welches der Eigenſinnige nie thut, oder, wenn er zuweilen muß, mit Aergerniß und Widerwillen thut. —

1602 II. Dieſer Eigenſinn entſteht aus dreierlei Quellen, deren Kentniß ihr nöthig habt, um theils ſeine Strafbarkeit, theils ſeine Heilungsart zu beurtheilen.

1603 a. Gewöhnlich wird er durch **Erziehung** und Beiſpiel in den frühern Jahren ſchon erzeugt. — Denn wenn Eltern ſelbſt dieſen Fehler an ſich haben, und vor den Augen des Kindes ihn merklich machen, ſo iſt es ganz natürlich, daß er, wie alle Empfindungen und Neigungen, vermittelſt der Zeichen derſelben, die im Geſicht und in den Gebehrden lesbar ſind, in die Seele des Kindes übergehe. — Und eben das geſchieht auch, wenn Eltern, wie leider die meiſten und zärtlichſten Eltern es thun, dem Willen des Kindes zu viel nachgeben — wenn ſie den wichtigſten Grundſaz der Erziehungskunſt aus den Augen laſſen, „brich dem „Kinde früh ſeinen Willen, und gewöhne es an den „ſtrengſten und pünktlichſten Gehorſam.„ — Denn dadurch wird es nach und nach dem Kinde zur **Gewohnheit**, ſeinen Willen zu haben: es fängt an, ſich elend zu fühlen, wenn man ihm einmal eine Ausnahme von der Regel zumuthet: und endlich komt es ſo weit, daß jeder fremde Wille es empört und jeder Widerſtand gegen ſeine Wünſche es mit Verdruß und oft mit der äußerſten Wuth erfüllt. — So wie ein Menſch, der lauter gute Muſik gehört hat, ſein Ohr auf die empfindlichſte Art beleidigt fühlt, wenn er einmal eine ſchlechte hören muß — oder wie der, der an eine leckerhafte Küche gewöhnt iſt, ſich elend fühlt, wenn er eine geringere Koſt ſich gefallen laſſen muß — ſo iſt hernach der Menſch, der von Jugend auf ſich gewöhnt hatte, immer ſeinen Willen zu haben, voller Aerger und Verdruß, wenn er dem Willen Anderer nachgeben ſoll. —

b. Zuweilen indeſſen entſteht der Eigenſinn auch 1604 erſt in ſpätern Jahren — aus **Stolz** — bei einigen durch eine übergroße Meinung von ihrer Weisheit oder von der Wichtigkeit ihrer Perſon — welche macht, daß ſie ſich für berechtigt halten, über jeden zu zürnen, der durch Behauptung ſeines Willens ſich weiſer oder wichtiger zu dünken ſcheint: — bei andern durch das Gefühl der Abhängigkeit andrer Menſchen. — Dieſe leztere Entſtehungsart triſt man gemeiniglich bei Reichen und Mächtigen an, welche über den Willen derer- jenigen tyranniſiren zu können glauben, welche ihrer Macht unterworfen oder von ihren Wolthaten abhängig ſind — welche oft, für das bischen Gute, ſo ſie ihnen erzeigen, verlangen, daß ſie alle ihre Launen dulden und alle Freiheit ihres Willens ihnen dafür aufopfern ſollen. — In beiden Fällen liegt Schwachheit des Verſtandes und Mangel des Wolwollens zum Grunde. — Denn was für ein ſchwacher Kopf muß das ſeyn, der ſich einbildet, daß andere Menſchen nie eine Sache beſſer überlegen und einen weiſern Entſchluß faſſen können, als ſie — oder die da glauben, ein Menſch, der Wolthaten empfängt, müſſe der Sklave ſeines Wolthäters ſeyn und alle ſeine Wünſche verleugnen! — Und kan ein Menſch ein gutes, menſchenfreundliches Herz haben, der durch ſolchen Eigenſinn Andern ſeine Wolthaten ſo erbittert? —

1605 c. Endlich kan Eigenſinn auch aus Kränklichkeit und Alter entſtehen. Denn die Erfahrung lehret es, daß Kranke und Alte, aus Schwäche, einen hohen Grad von Empfindlichkeit bekommen, und daher durch jeden Widerſtand gegen ihren Willen zu Unwillen gereizt — oft auch ſchon darüber ärgerlich werden, wenn ſie merken, daß Andere etwas wollen, — und eben dadurch ſchon zum Gegenwollen ſich geſtimmt fühlen. —

1606 III. Und zweifelt ihr wohl, daß dieſer Eigenſinn in jedem Fall eine Krankheit ſey, welche die menſchliche Glükſeligkeit zerſtört?

1607 a. Der Einfluß auf Anderer Glükſeligkeit iſt ſichtbar. — Denn es iſt ja 1) das traurigſte Leben für alle, die mit einem eigenſinnigen Menſchen umgehen müſſen: — beſonders aber für die, welche von dem Eigenſinnigen abhängen. — Denkt, wenn ein ſolcher Menſch Vater, Gatte, Hausherr, Obrigkeit, Wolthäter iſt — wie viel Menſchen er da elend macht — wie er alle ihre Freuden verbittert. — So wie ein Wille bei ihnen merklich wird, tritt ihm gleich ſein Eigenſinn in den Weg. Sie können ſich über nichts freuen. Sie können nicht einmal eine Freude be-

beſchlieſſen, ohne zu fürchten, daß die Laune des Eigenſinnigen alles niederſchlagen werde. — Das macht muthlos — verdroſſen zu allen Geſchäften — ja es macht oft die ganze Seele ſolcher durch Tyrannei des Eigenſinns gebeugter Menſchen ſchlaff, daß ſie alle Thätigkeit verlieren und — nichts mehr uberlegen, weil ſie nichts **wollen** dürfen. — Und welch ein Gift iſt der Eigenſinn 2) beſonders für die **Kinder** eines ſolchen Kranken, deſſen Laune ſich ihnen mittheilt — und ihr Herz mit eben dieſem Uebel anſtekt — vermittelſt des Beiſpiels, das ſie täglich vor Augen haben?

b. Der Eigenſinnige thut aber auch ſich ſelbſt 1608
Schaden. Seine Glükſeligkeit, die er durch Behauptung ſeines Willens genieſſt, iſt nur ſcheinbar. — Denn, wenn er erwägt, wie traurig er die Menſchen macht, die mit ihm leben müſſen: wie unbillig er handelt: wie grauſam er iſt: wie er das höchſte Gut der Menſchen — Freiheit — zernichtet — was kan ihm dabei für ein angenehmes Bewußtſeyn übrig bleiben. — Hierzu komt noch die Gefahr, in ſeinem künftigen Leben höchſt elend zu werden. a) Der Eigenſinnige wird einſt ein ſchlechter Ehegatte. — Und findet er zum Unglük einen harten Kopf gegen ſich, ſo bereiten ſie einander wechſelsweiſe die Hölle. — b) Er wird ein ſchlechter Geſellſchafter. — Nur Abhängige ſchmeicheln und heucheln ihm: und fluchen doch heimlich ſeinem Starrſinn. Iſt das glüklich ſeyn? — Alle andere hingegen, die nicht von ihm abhängen, widerſtehn ihm gerade um ſeines Eigenſinns willen, und machen ihm tauſend Verdruß. — Da entſtehen Grobheiten, Zank, Thätlichkeiten. — Denn es erbittert die Menſchen nichts mehr, als der Eigenſinn, welcher alle Freuden zerſtört, weil andre ſie wollten und er ſie nicht will. — Iſts Wunder, wenn ihr durch einen ſolchen Fehler euch allen Genuß des geſelligen Lebens zernichtet —

wenn ihr Haß, Verachtung u. ſ. w. euch zuzieht — wenn ihr alle fehlerhafte Menſchen, den Spötter, den Zänker, den Närriſchen, den Stolzen u. ſ. w. gegen euch aufregt und ſelbſt ihren Fehlern Ausbrüche verſchaft? — c) Aber die Hauptſache iſt, daß der Jahre lang genährte Eigenſinn endlich ſo arg wird, daß er die ganze Seele verdirbt und einen Menſchen zum Henker ſeiner Mitmenſchen folglich — aller wahren Menſchenliebe unfähig macht. —

1609 IV. Sollten euch dieſe Vorſtellungen nicht bewegen, auf Heilung zu denken? Freilich, für den eingewurzelten und durch Jahre lange Gewohnheit beveſtigten — auch wohl durch Alter und andre Umſtände täglich Nahrung empfangenden Eigenſinn, iſt kein Arzt — kein Balſam in Gilead — da gehts wie mit chroniſchen Krankheiten: der Arzt flikt, friſtet und mildert: aber — das Uebel bleibt dennoch unheilbar. — Aber für den, der ſeine Krankheit noch fühlt, oder der gutes Herz genug hat, einem weiſen und treuen Freunde zu glauben, wenn er ihm das Daſeyn der Krankheit verſichert — für den, der ſich heilen laſſen will — iſt die Heilung ſicher und leicht. — Merket euch folgende Regeln:

1610 1. Denke, wenn es dein Wunſch iſt, frei zu werden von dieſem Gift der Seele, denke recht oft an den Einfluß deiner Krankheit auf deine Glükſeligkeit. — Dieſe kleine Mühe iſt nur anfangs nöthig. — So oft du aus deiner Einſamkeit in die menſchliche Geſellſchaft trittſt, wiederhole das — überdenke die Leiden, die du ohne Noth verurſachſt — wie du deinen Mitmenſchen das Leben ſauer machſt — wie du deine Seele verſtimmſt und in Gefahr ſezeſt, immer unerträglicher, immer liebloſer zu werden u. ſ. w.

1611 2. Suche dich vor allen Dingen zu überzeugen, was du ſo oft in dem Evangelio lieſeſt — und was der geſunde Menſchenverſtand dir ſagen muß — daß Menſchen Freude machen, die höchſte, reinſte, edelſte, gottgefälligſte Freude iſt — daß Menſchen vermeidliche Leiden machen, die höchſte Sünde iſt — damit der Wille deiner Mitmenſchen, auch wenn er mit dem deinigen nicht ſtimt, ſo bald du ſiehſt, daß ihre Ruhe, ihre Freude davon abhängt, die, ſtatt Verdruß, den Wunſch aufrege, ihn befriedigen zu können. —

3. Sey anfangs, wenn die Krankheit noch nicht 1612 gebrochen iſt, aufmerkſam auf jeden Fall, wo dein Wille mit dem Willen Anderer in Streit geräth — und ſo bald du dich geneigt fühleſt, deinen Willen zu behaupten, ſo überlege ſchnell, ob Gründe da ſind, die es der Mühe werth machen, ihn zu behaupten. — Der Mühe werth iſts, wenn du durch Nachgeben ungleich mehr wahren Vortheil verlierſt, als jener gewinnt. — Im Gegentheil iſts nie der Mühe werth, wenn du Andern eine Freude zerſtöhren, und du von deinem Willen gar keine, oder eine weit geringere haben würdeſt. — In jedem ſolchen Fall verleugne ſchlechterdings deinen Willen — auch wenn du völlig Macht hätteſt, ihn durchzuſezen — opfere ihn der Liebe auf, deiner Krankheit zum Troz. — Nur einige ſolcher Fälle des redlichen Widerſtands werden die Kraft der Krankheit ſchwächen und die entgegengeſezte Kraft der aufſtrebenden Tugend ſtärken und endlich — die den Sieg erringen.

4. Weil du aber nicht gleich den Kampf vollen- 1613 den und alle Ausbrüche der Krankheit verhüten wirſt, ſo vergüte deinem Mitmenſchen jedem Fall, wo die Krankheit ausbrach und ihn ihre Laſt fühlen ließ. — Vergüte es ihm durch Worte: „Freund, ich habe „heute wieder einmal dich meinen Eigenſinn fühlen „laſſen. Ich erkenne es jezt. Verzeihe mir u. ſ. w. „ — Vergüte es ihm durch That — durch verdoppelte Ge-

fälligkeit — durch abſichtliches Aufſuchen einer Gelegenheit, wo du ſeinen Willen erfüllen und ihm zeigen kanſt, daß nachgebende Liebe in deinem Herzen wohnt. — Dieß wird die Krankheit nach und nach aus dem Grunde heilen — weil das die ſchönſte Uebung in der Liebe iſt, durch deren Wachsthum der Eigenſinn abnimt. — Wenigſtens wird dieß den Reſt der Krankheit unſchädlich machen. — Dein Mitmenſch wird ſie weniger empfinden — er wird wenigſtens dein gutes Herz ehren — wenn er auch noch oft von deiner Schwachheit leiden und mit ihr Geduld haben müßte. —

LXXVIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Eitelkeit.

1614 I. Eitelkeit iſt — Sucht nach Lob und Beifall, welche man durch äuſſerliche Dinge zu erreichen ſtrebt. — Es iſt die einzige Seligkeit des Eiteln, wenn er gefällt, wenn andere ihn bewundern, loben und von ihm ſprechen. Dieſes Vergnügen macht er überall zu ſeinem Zwek. Und eben dadurch wird es Thorheit. — Denn an ſich iſt der Wunſch zu Gefallen etwas Lobenswürdiges. — Aber dieß ſuchen, dieß mit Sorge und dem eifrigſten Beſtreben ſuchen: dieſes Gefallen, dieſes Gelobtwerden zu ſeinem höchſten Zwek machen, ſich betrüben, wenn dieſer Zwek uns fehlſchlägt: das iſt eine Thorheit, die man nur Kindern verzeihen kan. — Und noch thörichter wird die Eitelkeit durch die **Mittel**, die ſie zu ihrem Zweke wählt. Dieſe ſind lauter äuſſerliche Dinge: ein hübſches Geſicht, ein

gutes

guter Wuchs, ein geſchmakvolles Kleid, eine zierliche Wohnung, ein bischen Geſchiklichkeit im Tanz oder andern Leibesbewegungen, eine nach der Mode angeordnete Tafel, eine nette Hausgeräthſchaft, ein Titel u. ſ. w. ſind die Kleinigkeiten, mit denen der Eitle nach dem Lobe geizt, und zwar dergeſtalt geizt, daß ihm kein größeres Vergnügen widerfahren kan, als wenn andre Menſchen an ihm ſolche äußerliche Dinge **bemerken**, oder ihm gar einen **Lobſpruch** darüber machen und z. B. ſeinen feinen Geſchmak in Bewirthung ſeiner Freunde, in Anordnung ſeines Anzuges — oder ſein Geſicht, ſeine Mienen, ſein Gang, ſeine Wahl in Geräthen, Thieren, Mobilien u. d. erheben und ihm vor andern einen Vorzug beilegen.

1615 II. Sie entſpringt freilich, wie ich euch ſchon geſagt habe, nicht aus einem eigentlichen böſen d. h. liebloſen Herzen. — Der Eitle iſt oft der beſte Menſch von der Welt. — Der Grund dieſer Krankheit liegt allein im Verſtande — daß er auf Dinge zu viel Werth legt, welche vergleichungsweiſe nur einen ſehr geringen Werth haben. — Der Eitle thut auch nicht leicht jemand Schaden. — Aber ſich ſelbſt kan er deſto ſchädlicher werden: und eben darum bleibts immer

1616 III. Eine **Krankheit**, auf deren Heilung man bedacht ſeyn muß. Denn Schwäche des Verſtandes, Unfähigkeit richtig zu urtheilen, (wenn ſie ſich auch nur auf eine gewiſſe Art von Gegenſtänden erſtrekt,) iſt in jedem Falle Krankheit, die nicht ohne ſchädliche Folgen bleiben kan. — Wollt ihr euch davon überzeugen, ſo erwäget,

1617 a. Daß dieſe Krankheit nur **allzuſichtbar** iſt, als daß ſie den Augen Anderer entgehen könte. — Der Eitle hat alſo wenigſtens den Schaden, daß der Kluge ihn bemitleidet und ihn als einen ſchwachen und kindiſchen Menſchen anſieht. — Und iſt das nicht ſchon

Schaden genug, wenn wir in den Augen Anderer ſo klein werden? — Aber nicht genug.

1618 b. Der Eitle erregt den Neid gegen ſich. — Und Neid bleibt, der Erfahrung nach, nie ohne Luſt, den Beneideten zu demüthigen oder ihm das zu vernichten, womit er den Neid rege machte. — Wie freute ſich oft der Neid, wenn er den ſchönen Puz durch den Schein eines Verſehens zerſtören konte, durch den jener Eitle das Auge der Geſellſchaft auf ſich zu ziehen ſuchte. — Wie bemühte er ſich nicht, dem Eitlen einen Gegenſtand unter die Augen zu führen, der ihn in dem, womit er eben jezt ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln hofte, (z. B. im Tanz, in Schönheit, in geſchmakvoller Kleidung u. d.) ſichtbar übertraf: um ihn, durch Abziehung aller Augen auf dieſen vorzüglichern Gegenſtand, zu demüthigen und ihm den Schmerz des Unbemerktſtehns fühlen zu laſſen. — —

1619 c. Mehret alſo der Eitle nicht ſelbſt die Gefahren, von ſeinen Nebenmenſchen gekränkt und mißmüthig gemacht zu werden? — Wie oft geſchieht es, daß der Eitle ſeinen Zwek nicht erreicht: daß er bei dem mühſamſten Beſtreben zu gefallen, gelobt, bewundert zu werden — entweder gar getadelt, geſpottet — oder wenigſtens mit Stillſchweigen und Kälte überſehn wird? — Wie oft erſcheinen (auch ohne Abſicht) andere neben ihm, welche ihm das wegnehmen, was er ſuchte: die für ſchöner, geſchmakvoller u. ſ. w. erkant werden, als er? — Allen dieſen Kränkungen iſt der Weiſe nicht ausgeſezt: der Lob und Bewunderung ſolcher äußerlichen Dinge nicht verachtet, aber auch — nicht mit ſolcher Aengſtlichkeit ſucht. — Bedenket dabei,

1620 d. Daß die Eitelkeit den, der an ihr krank liegt, gemeiniglich auch in ſeinen Vermögensumſtänden zurükſezt. — Denn ihr werdet nicht leugnen können, daß der Eitle manche unnöthige Ausgabe ſich erlaubt und oft Geld auf Dinge wendet, die weiter gar keinen Nuzen haben, als daß ſie die Augen der Leute auf ſich ziehn. — Und geſezt, daß er mit ſolchen Ausgaben ſich nicht arm machte, wird er wohl dem Vorwurfe entgehen können, daß die Summen, die ſein Kopfpuz, ſeine Pferde, ſeine Tafel u. ſ. w. ihm koſten, ſo groß waren, daß er mit der Hälfte eben das **wahre** Vergnügen hätte genießen können, wenn die Sucht nach Bewunderung nicht im Spiel geweſen wäre, und daß er mit der andern Hälfte Ausgaben für die Erziehung ſeiner Kinder, für die Unterſtüzung heilſamer Anſtalten, für die Rettung eines Unglüklichen u. ſ. w. hätte beſtreiten können, die ihm edlere, ſüßere und dauerhaftere Freuden verſchaft haben würden, als die Freuden der Eitelkeit? —

e. Und was verlieren nicht oft die **Geſchäfte**? — 1621 Wie viel Nachdenken, Sorge, Zeit — erfodern oft jene äußerlichen Dinge, mit denen der Eitle ſeine Sucht zu gefallen befriedigt — wie Manche wendet halbe Tage auf ihren Puz, welche ihre Haushaltung, die Aufſicht über ihre Kinder u. ſ. w. erfodert hätte. —

f. Kan es dann anders kommen, als daß der 1622 Eitle zulezt ſeinen **Geſchmak verdirbt**? — Bedenket das wohl. — Der Grund dieſer Krankheit liegt in keinem eigentlich verdorbnen Herzen. Aber in der Folge, wenn dieſe Krankheit zunimt, wenn das eitle Herz ſeinen Zwek erreicht, wenn es täglich mehr das Vergnügen genießt, ſich gelobt, bewundert, geſchmeichelt zu ſehn — ſo gewöhnt es ſich daran. Das Vergnügen vergrößert ſich, und eben dadurch wächſt die Begierde darnach. Und endlich komt es dahin, daß das Herz gegen andere edlere Freuden kalt wird, daß es ſie anfangs ſeltener und zulezt gar nicht mehr genießt — daß ihm alles, Geſchäfte, Fleiß, Wolthätigkeit —

unſchmakhaft wird. — Iſt das nicht die äußerſte Verdorbenheit des Herzens? —

1623 g. Und welche Eindrüke muß eine ſolche Krankheit auf unſere Mitmenſchen machen — die uns ſelbſt ſo herabwürdigt — die uns zu kindiſchen Menſchen macht, daß wir über ein wenig Schönheit, über ein bischen Kleiderpuz — gegen wahre Verdienſte gleichgültig werden? Sezen wir uns nicht augenſcheinlich dem Spott — oder gar der Verachtung — aller Vernünftigen aus? Zukt der Kluge nicht mitleidig die Achſeln, indeß die Thoren uns ſchmeicheln? —

1624 IV. Ich hoffe, euch überzeugt zu haben, daß die Eitelkeit, ſo verzeihlig ſie manchem unter euch bisher geſchienen hat, allerdings ein Fehler iſt, der uns viele geſellſchaftliche Freuden zernichtet und in mehr als einen Betracht der wahren Glükſeligkeit nachtheilig iſt. — Lernt alſo einige Regeln, die euch vor dieſer Thorheit verwahren, oder, wenn ſie euch ſchon gefeſſelt haben ſollte, nach und nach davon heilen werden.

1625 1. Bemühet euch zuförderſt, alle die Dinge, die dieſe Thorheit nähren, aus ihrem wahren Geſichtspunkte anzuſehn. — Das, womit der Eitle zu gefallen ſucht, iſt nicht an ſich ſelbſt verwerflich. Vielmehr, wenn es Streben nach Vollkommenheit iſt, dazu auch Schönheit, Reinlichkeit, Nettigkeit, guter Geſchmak u. ſ. w. gehört, muß man euch darum loben. — Denn alle dieſe Dinge haben unleugbar viel Einfluß auf den ſinlichen Menſchen — und verſchaffen uns Beifall und Wolgefallen. — Aber daß ein Menſch mit allen ſolchen Dingen nur Lob und Bewundrung erzielt — daß er dieß Lob ſucht — daß er es zum herrſchenden Streben ſeiner Seele macht — und daß er Wolgefallen und Beifall blos durch ſolche

Dinge zu erlangen ſucht — das macht eigentlich die Eitelkeit zu einer Krankheit, welche die obenangezeigten Beſchädigungen eurer Glükſeligkeit wirkt. —

2. Hiernächſt habt immer die gewiſſe Wahrheit 1626
vor Augen, daß ihr euren Zwek nie ganz erreicht. — Denn die, welche eurer Eitelkeit ſchmeicheln, welche alle Kleinigkeiten an euch loben, ſind doch nur eure Freunde, denen ihr zu eſſen dafür gebt — oder Leute von geringerm Stande, die es nicht wagen dürfen, euch die Wahrheit zu ſagen — die alſo alles loben, weil ihrs erwartet, wenn ſie es auch im Herzen für noch ſo ſchlecht oder gemein erkennen. — Den Klugen gewint ihr doch ſeinen Beifall nicht ab. Vielmehr belacht er die Schwäche und Kleinheit eures Geiſtes.

3. Leget alſo das Thörichte bei dieſer Geſinnung 1627
ab, ohne das Gute zu verlieren. — Werdet nicht gleichgültig gegen das Aeußerliche — aber verhütet nur dabei 1) das Hervorſtechende, Auszeichnende, Prahlende, Geſuchte, Neid und Aufſehen erregende. — Meidet 2) das Hervordrängen, um geſehen und bemerkt zu werden — das Fodern und Erzwingen des Gefallens durch Gang, Mienen, Blik — daß man euch nicht gleichſam die Frage an der Stirne leſe: ob das nicht ſchön ſey — oder, daß ihr nicht gerade zu ſchwach genug ſeyd, bei allen Kleinigkeiten, wörtlich zu fragen, ob das nicht ſchön, nicht geſchmakvoll ſey? —

4. Richtet euch zugleich bei denenjenigen Mitteln, 1628
die ihr anwendet, um zu gefallen, nach eurem Stande — daß ihr nie in ſolchen Dingen mehr thut, als eurem Stande gemäß iſt — denn ſich über ſeinen Stand erheben, macht allemal verhaßt oder verächtlich: — aber auch nach euren Vermögensumſtänden: daß ihr für dieſen kleinen Zwek keinen größern Aufwand macht, als ihr beſtreiten könnet — oder der

euch an den wichtigen Ausgaben, die eure Kinder oder eure nothleidenden Mitbrüder erheiſchen, **verhindert.** — Und was die Hauptſache iſt,

1629 5. **Strebet nach wahren Verdienſten** — welche euch wahre Ehre und Achtung bringen — und allenfals die Welt mit dem Reſte eurer Eitelkeit ausſöhnen werden. — Bemühet euch, euren Kindern eine gute Erziehung zu geben — bei euren Berufsgeſchäften Fleiß, Talent, und unermüdeten Eifer zu zeigen — dem Staate nüzliche Menſchen zu werden — Arme und Nothleidende zu verſorgen und euch als ächte, thätige Menſchenfreunde bekant zu machen — das, das, wird euch Beifall, Lob und Bewunderung verſchaffen — das wird eure Eitelkeit mindern und — wenn ja dieſe Krankheit zuweilen ihre Ausbrüche behielte, euch vor Spott und Verachtung ſchüzen und eure Thorheit verzeihlich machen. —

LXXIX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Argwohn.

1630 1. Argwohn iſt — Angewöhnung, **nachtheilige** Abſichten und Anſchläge zu vermuthen und von allen Menſchen, auch ſolchen, die uns noch keinen hinlänglichen Grund dazu gegeben haben, zu befürchten, daß ſie heimlich uns entgegen ſind — daß ſie mit böſer Abſicht handeln, — erzählen — verſchweigen, Rath geben — daß ſie uns bevortheilen — etwas entwenden wollen — daß ſie unſre Mitbuhler ſind u. ſ. w.

Dieſer Argwohn iſt das Gegentheil vom leichtſinnigen 1631
Vertrauen: und zwiſchen beiden liegt die Gränzlinie,
welche der vorſichtige Menſchenfreund hält. —
Und es iſt wichtig, daß ihr beide Abwege unterſcheiden
lernt. a) Der **Leichtſinnige** traut allen Menſchen, 1632
auch Fremden und Unbekanten — läßt alles offen ſtehen
— läßt jeden in ſeinem Zimmer allein — ſagt allen,
was er auf dem Herzen hat. Der **Argwöhniſche**
traut keinem, auch dem nicht, den Stand, Alter und
Reputation über den Verdacht der Treuloſigkeit und
Untreu erheben — traut ſeinen beſten Freunden nicht —
auch denen nicht, die noch nie Verdacht gegen ſich erregt
haben. — b) Der Leichtſinnige vertraut andern 1633
Menſchen auch die wichtigſten Angelegenheiten —
oft da ſogar, wo der vorſichtige Menſchenfreund nie
ein unbegränztes Vertrauen hegt, nemlich, wo gegenſeitiges
Intereſſe in Streit komt. Der Argwöhniſche
traut auch in unwichtigen Dingen nicht — ahndet oft
auch da Treuloſigkeit und heimliche Tüke, wo kein erdenklicher
Grund iſt, daß man ihn durch eine Erzählung,
Rath, Urtheil, Verſprechen u. ſ. w. hintergehen
wolle. — c) Der Leichtſinnige vertraut oft da 1634
noch, wo ſchon Proben ſchlechter Geſinnungen ihm
vor Augen liegen, welche Argwohn heiſchen. — Der
Argwöhniſche quält oft das redlichſte Herz, daß ihm
Jahre lang Proben der Liebe und Treue gegeben hatte,
mit dem ſchimpflichſten Verdachte.

II. Fraget ihr, was wohl die **Quelle** dieſer ängſtlichen 1635
Beſorgniß ſeyn möge, welche der Argwöhniſche
faſt gegen alle Menſchen zu erkennen giebt? — Ich
habe aus Erfahrung und Menſchenbeobachtung folgende
Quellen kennen lernen. a) Bei manchen iſts **Verſtandsſchwäche**
in Beurtheilung der Menſchen —
und der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Dinge. —
b) Bei andern iſts **leidenſchaftliche Liebe** z. E. zum

Gelde, welche die Geizigen verleitet, alle Menſchen im Verdacht zu haben, daß ſie ihren Schäzen nachſtellen — oder zu einer Perſon, welche den Eiferſüchtigen quält und ihn antreibt, in jeder freundlichen Miene derſelben einen Grund zu entdeken, getheilte oder entwandte Liebe zu ahnden u. ſ. w. c) Zuweilen entſteht der Argwohn auch aus Schikſalen, wenn ein Menſch in ſeinem Leben viel traurige Erfahrungen gemacht und bei ſeinen beſten Abſichten und Handlungen ſchlechtdenkenden Menſchen in die Hände gerathen war, die ihn betrogen, in ſeiner Erwartung getäuſcht, verrätheriſch an ihm gehandelt hatten u. ſ. w. — Durch ſolche Schikſale wird der beſte Menſch argwöhniſch und unfähig, zu irgend einem Menſchen ein Vertrauen zu faſſen. d) Bei ſehr vielen aber und ſchier bei den meiſten, entſteht der Argwohn aus einer gewiſſen Schlaffigkeit der Seele, welche macht, daß ſie jedem Klätſcher und Poſtenträger ihr Ohr leihen, und durch Zuträgereien alle übrige Menſchen ſich verdächtig machen laſſen. — e) Endlich ſind manche auch deswegen argwöhniſch, weil ſie ſelbſt ſchlechtdenkende, liebloſe und tükiſche Menſchen ſind, welche nach dem Prinzip vieler unſer heutigen egoiſtiſchen Philoſophen, nur für ihren Vortheil, Gewinn, Ehre und Lüſte leben — welche keine Triebfedern kennen, als die des Eigennuzes — und die eben darum alle Menſchen nach ſich beurtheilen und keinem trauen, weil ſie beſorgen, daß alle Menſchen ſo ſchlecht denken, wie ſie ſelbſt. — Das ſind die verſchiednen Entſtehungsarten des Argwohns, aus denen ihr von ſelbſt abnehmen werdet,

1636 III. Daß dieſe Krankheit eine der allerſchändlich-
1637 ſten und ſchädlichſten iſt. — a) Der Argwöhniſche iſt der Stöhrer der Glükſeligkeit aller Menſchen, die mit ihm in irgend einer Verbindung ſtehn. — Er iſt eine Laſt der menſchlichen Geſellſchaft. — Er verbreitet

durch

Furcht und Aengſtlichkeit um ſich her. — Jeder gut-
denkende Menſch zittert vor ihm, weil er ſtets beſor-
gen muß, in den Verdacht einer Untreue oder Unred-
lichkeit zu gerathen, welche für edle Seelen das krän-
kendſte und ſchmerzhafteſte iſt, was ich mir denken
kan. — Beſonders die, welche in dem engern Cirkel
des Argwöhniſchen leben müſſen, Gatten, Kinder,
Geſinde, Mitarbeiter und Amtsgehülfen, Unter-
gebne. — Dieſe alle leben wie in einer Hölle, weil
ſie nicht mit ruhigem Herzen handeln können — weil
ſie immer fürchten müſſen, durch jeden Blik, durch
eine Mine, durch ein Wort, durch die unſchuldigſte
Handlung den ſchimpflichſten Verdacht auf ſich zu la-
den. — Und wie anſtekend iſt das Beiſpiel, das ſolche Fol-
terer ihren Mitmenſchen, denenjenigen geben, in deren
Augen ſie einigen Schein der Einſicht und Wichtigkeit
haben? — b) Aber die argwöhniſchen Menſchen ſind 1638
auch Zerſtöhrer ihrer eignen Ruhe und Glükſeligkeit. —
Sie ſind ſich ſelbſt zur Laſt. — Sie leben in ſteter
Furcht und Beſorgniß. — Der beſte Freund iſt ih-
nen ungenießbar, weil ſie ſich gewöhnt haben, bei je-
der Nachricht, die er ihnen giebt, bei jedem Rathe,
den er ertheilt, bei jedem Umgang und Liebkoſung, mit
welcher er die Wärme ſeiner Freundſchaft bezeichnet,
bei jedem Beſuche, bei jedem Anerbieten — heimliche
Abſichten zu ahnden. — Sie ſind unfähig zu allen,
ihnen ſelbſt oder dem Staate nüzlichen Unternehmun-
gen, bei welchen ein wechſelſeitiges Zutrauen erforder-
lich iſt. — Sie verſcheuchen die Menſchen aus ihrem
Wirkungskreiſe. Keiner will mit ihnen zu thun ha-
ben. Keiner hat Muth, ihnen Rath oder des etwas
zu ertheilen. Sie verlieren alle Liebe, alles Zutrauen
der Menſchen.

IV. O Menſchen! wenn ihr es fühlet, wie elend 1639
ihr durch Argwohn euch ſelbſt ſowohl als eure Mitmen-

ſchen macht, ſo darf ich euch gewiß nicht erſt ſagen, wie nöthig es iſt, einen ſolchen Fehler auszurotten oder ihm vorzubeugen.

1640 1. Ein jeglicher prüfe ſich doch zuvörderſt recht gewiſſenhaft, und unterſuche ſein Herz mit Unpartheilichkeit — um zur nöthigen Selbſtkentniß zu gelangen, und zu erfahren, ob und wie weit dieſe Krankheit bereits in ihm Wurzel gefaßt habe. — Dieſe Prüfung wird euch am beſten von ſtatten gehen, wenn ihr das überdenket, was ich oben als Merkmale des Argwohns im Gegenſaz des leichtſinnigen Vertrauens angegeben habe. — Da indeſſen unter allen Krankheiten ſich keine mehr dem Auge des Kranken zu verbergen pflegt, als der Argwohn, ſo verbindet mit dieſer Prüfung die Ausſage eines Freundes. Sucht euren beſten, treuſten und einſichtsvollſten Freund. Bittet ihn dringend, daß er euch offenherzig es geſtehe, wenn er Spuren dieſer Krankheit an euch wahrgenommen hat. Und entſchließet euch, troz aller Täuſchungen und Ausflüchte eures Herzens, ihm zu glauben, und

1641 2. Die nöthigen Mittel zu Vertilgung dieſes Fehlers ungeſäumt vorzukehren. — a) Vor allen Dingen erwäget ernſtlich und oft die Stöhrungen der Glükſeligkeit, die ihr bisher angerichtet habt. Haltet eurem Herzen die empfindlichen Kränkungen vor, die ihr bisher ſo manchem Rechtſchafnen verurſacht habt — wie ihr beſonders den Eurigen ihr Leben verbittert — wie ihr mehr als einen Freund verſcheucht, mehr als einem Menſchen Furcht, Mißtrauen, Haß und Erbitterung eingeflößt habt — und ſuchet durch ſolche Betrachtungen eurem guten Vorſaze zur Beſſerung, Veſtigkeit und Dauer
1642 zu geben. — b) Sezet euch dann veſt vor, jenen Maaßſtab nie zu überſchreiten, und ſo viel immer möglich iſt, den Weg des vorſichtigen Menſchenfreundes zu wandeln, welcher zwiſchen Argwohn und

und leichtſinnigem Vertrauen mitteninne liegt. — c) Vornehmlich aber **verſtopft die Quelle** eures 1643 Argwohns. — War es Schwäche des Verſtandes, ſo ſtrebet nach richtigen Urtheilen, beſonders über Menſchenhandlungen und Karakter, dazu ich euch oben Anweiſung gegeben habe. — War es leidenſchaftliche Liebe: ſo ſuchet ſie zu mäßigen und — wenn es ein unwürdiger Gegenſtand war, ſie ihm ganz zu entziehn — im Gegenfalle aber ihn künftig ſo zu lieben, daß die Vernunft und die ruhige Ueberlegung eure Liebe leite. — Waren es Schikſale, ſo laſſet das, was einige Menſchen verſchuldet haben, nicht allen entgelten: und überzeugt euch zur Ehre Gottes und der Menſchheit, daß es unter dem Haufen verdorbner Menſchen noch edle Seelen giebt, die eure Liebe und Zutrauen verdienen und erwiedern werden. — Waren es Klatſchereien und Verleumdungen, ſo leihet ihnen ferner nicht euer Ohr: entfernt dieſe Unwürdigen aus euren Häuſern: und entſchließet euch, jeden Menſchen, nach dem, was eure Augen ſehen, nicht nach den ſchiefen Urtheilen und Ohrenbläſereien ſchlechter Leute zu beurtheilen. — War es endlich Verdorbenheit eures eignen Herzens, ſo ſuchet dieſe Quelle durch eine aufrichtige Beſſerung zu verſtopfen: leget eurem Herzen täglich die Gründe vor, durch die ich euch ſo oft zu überzeugen geſucht habe, daß Menſchenliebe die einzige, ächte und von Gott belohnbare Tugend, die einzige wahre Religion und Verehrung Gottes im Geiſt, der einzige Weg zur Gnade Gottes, die einzige Vollkommenheit des Menſchen und der Grund eurer künftigen Seligkeit iſt: lernet lieben: lernet jenen ſchändlichen Eigennuz verabſcheuen: lernet die Freude und Zufriedenheit eurer Brüder zum Zwek eures Lebens machen: mit einem Worte, werdet ſelbſt gute und edeldenkende Menſchen; ſo werdet ihr gar bald auch gute Geſinnungen andern zutrauen [illegible] ſchen liebreicher beurtheilen und euren Argwohn ablegen oder doch mäßigen lernen.

1644 3. Endlich bemühet euch, die durch euren Argwohn zugefügten Kränkungen wieder gut zu machen; und diejenigen, denen ihr durch Mißtrauen und Verdacht ſo manche harmvolle Stunde erzeugt hattet, durch ein deſto liebreicheres und freundſchaftlicheres Betragen zu entſchädigen. — Dieſe endliche Bemühung wird Gott und Menſchen euer gutes Herz erproben und den etwanigen Reſt eurer Krankheit für eure Mitbrüder, deſto erträglicher, und für euch, deſto verzeihlicher machen: und ihr werdet auch hier erfahren, was Paulus ſagt: die Liebe deckt der Sünden Menge. —

LXXX.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Zudringlichkeit.

1645 I. Zudringlich ſeyn, heißt — handeln, gegen den Willen und Wunſch unſerer Mitmenſchen: a) wenn es Billigkeit und Wolſtand erfoderte, eine wörtliche oder bezeichnete Erklärung deſſelben abzuwarten. — Merket dieſe erſte Bedingung. Wir können nicht immer es verhüten, den Willen anderer Menſchen entgegen zu handeln, aber wir können und ſollen es in jedem Falle, wo die Billigkeit — —

1646 Beurtheilet nach dieſer Regel alle einzelne Beiſpiele. — Es iſt Zudringlichkeit: 1) Wenn man einem, der uns nie mit Worten oder Freundſchaftsbezeu-

zeugungen berechtiget hat, ihn über Dinge zu befragen,
welche in ſeinem Herzen verſchloſſen ſind, und
welche er ſagen kan, wem er will, mit Dreiſtigkeit antritt
und zumuthet, uns z. B. zu ſagen, wie er über
den oder jenen Religionsſaz denke, was er von dem
oder jenen urtheile, worüber er mit einem dritten korreſpondire
u. d. — 2) Wenn man einen in ſeinem 1647
Hauſe überläuft, der unſre Beſuche nie verlangt hat. —
3) Wenn man mit Perſonen in Geſellſchaft komt, die 1648
man noch nicht kent, mit denen man nie vertraut war oder
die wohl gar über unſern Stand ſind, und mit ſolchen
Perſonen, ohne von ihnen veranlaßt zu ſeyn, Spaß
macht, oder ſie in einem Tone anredet, als ob ſie unſers
Gleichen oder alte Bekante wären. — 4) Wenn 1649
man in einem fremden Zimmer iſt, und ſich dreiſt
umſieht, alles, was auf dem Tiſche liegt, in die Hände
nimt, beſchaut, durchſucht, lieſt. — 5) Wenn 1650
andre in einem Geſchäft oder Geſpräch beiſammen ſind,
und man ſich in das Geſchäft oder Geſpräch unaufgefodert
einmiſcht und mit darein redet — oder mit einer dreiſten
Art vor die Redenden hintritt und ihnen zuhört. —
6) Wenn man einen zu einer ſolchen Zeit beſucht, wo 1651
man weiß, daß er mit den Seinigen oder mit ſeinen
Freunden eine Mahlzeit oder Ergözlichkeit genieſſen
will, und durch dreiſtes Verweilen ihn nöthiget uns
einzuladen — oder wohl gar ungebeten da bleibt. — 1652
7) Wenn man jemanden Dinge zumuthet, die man
ſonſt nur denen zumuthet, mit denen man genau bekant 1653
iſt, z. B. Geld, Kleider borgen u. d. — 8) Wenn
man zugreift oder Dinge ſich anmaßt, wo der Wolſtand
befiehlt, erſt eine Einladung abzuwarten. — 1654
9) Wenn man in Geſellſchaft, ohne durch Alter,
oder anerkantes Anſehen berechtigt zu ſeyn, das Wort
führen — wenn andre etwas beſchlieſſen, es nach ſeinem
Willen umformen und überall den Ton angeben
will. —

1655 Iſt das nicht alles Zudringlichkeit? Sind alle dieſe Handlungen, welche man wider den Willen und zum Verdruß andrer thut, nicht offenbar wider die Billigkeit? d. h. würdet ihr ſie nicht ſelbſt, wenn ſie euch widerfahren, für Beleidigung aufnehmen, oder ſie wenigſtens im höchſten Grade übel empfinden? — Aber noch ſchlimmer iſt ein zweyter Fall,

1656 b. Wenn man etwas thut, wovon man gar ſchon
vorher weiß, daß es wider den Willen des andern
iſt. — Dahin gehören beſonders folgende Arten von
1657 Zudringlichkeit, a) wenn man einen etwas zu wieder-
holtenmalen bittet, daß er uns ſchon zum öftern ernſt-
lich genug abgeſchlagen hat, und wovon man weiß, daß
es ihn in die unangenehme Verlegenheit ſezt, es uns
1658 abermals zu verweigern. — b) Wenn man ſich in
eine Geſellſchaft eindringt, von welcher man ſieht, daß
ſie für ſich allein ſeyn will — oder wo man wenigſtens
nicht mit Wahrſcheinlichkeit weiß, daß man allen will-
1659 kommen ſeyn werde. — c) Wenn man jemandem
Fehler vorhält, die uns nichts angehn oder Andre in Din-
gen tadelt, in denen wir kein Recht haben, ſie zu ta-
deln, und ſich herausnimmt, was nur der Freund von
1660 Anſehn ſich herausnehmen darf. — d) Wenn man
die ſchwachen Seiten anderer ohne Noth angreift, und
ihre Leidenſchaften reizt, z. B. wenn einer mit einem
Menſchen, von dem er weiß, daß er hizig beim Wider-
ſpruch wird, von freien Stüken einen Diſpüt begin-
nen wollte: — oder wenn man weiß, daß einer geizig
iſt, und man wollte ihm Ausgaben aufdringen, zu
denen er keine Neigung bezeigt: — oder wenn man
eines andern Eiferſucht kennt, und wollte ſeiner Gattin
dreiſte und vertrauliche Scherze anmuthen: oder man
kennte einen, der für gewiſſe Lehrſäze ſehr eifrig iſt, und
man wollte in ſeiner Geſellſchaft, unveranlaßt, ſich
über ſolche Säze von freien Stüken auslaſſen, und
dar-

darüber ſpotten u. ſ. w. Wird nicht jeder, der geſundes Gefühl vom Wolſtand und Billigkeit hat, ſolche Handlungen unverſchämte Zudringlichkeiten nennen?

II. Und habe ich wohl zu viel geſagt, wenn ich 1661 dieſen Fehler für einen der ſchädlichſten erklärte, welcher euren Wunſch, unter euren Mitmenſchen vergnügt zu leben, ſchlechterdings unmöglich macht.

1. Der Zudringliche iſt im geſellſchaftlichen Leben 1662 unleugbar einer der laſtendſten Menſchen. — Ich wenigſtens will faſt jeden Fehler eher dulden, als dieſen. Der Spötter, der Zänkiſche, der Abergläubiſche — keiner iſt mir ſo widrig, ſo unausſtehlig, als der Zudringliche. Und wundert euch darüber nicht. Der Zudringliche verurſacht deswegen einen ſo außerordentlichen Grad von Widerwillen, weil er unſer liebſtes Gut, unſre Freiheit einſchränkt und zwar auf eine Art, wo wir mit aller Klugheit nicht ausweichen und oft Wolſtands halber ihn dulden müſſen. Jedem anderen Fehlerhaften kan ich durch die Mittel, welche ich in den vorigen Abſchnitten euch angezeigt habe, theils ausweichen, theils durch ein kluges und vorſichtiges Betragen ihn zurükhalten: aber dem Zudringlichen kan ich durch keine Vorſicht entgehen, eben weil er ſich mir aufdringt und nicht Billigkeit, nicht Wolſtand achtet, ſondern jeden dummen und ungeſtümen Einfall befolgt. — Aber eben dadurch, daß Zudringlichkeit der menſchlichen Geſellſchaft ſo äußerſt laſtend und widrig iſt,

2. Straft ſie auch **ſich ſelbſt.** — Der Zu- 1663 dringliche wird faſt allgemein **verachtet.** Denn die Quelle ſeines Fehlers iſt entweder Stolz — oder **Dummheit** und Mangel vernünftiger Beurtheilung — oder aber eine **ſchlechte Erziehung.** Da man bei jedem zudringlichen Menſchen eine von dieſen Quellen vorausſezt, ſo verliert er eben darum alle Achtung.

1664 3. Und wie viel verliert der Zudringliche in Abſicht auf das geſellſchaftliche Leben? — Man meidet ihn. Man ſucht ihn auf alle Art auszuweichen. Man ſcheuet alle Arten der Verbindung und der Zuſammenkunft mit ihm. —

1665 4. Ferner: wie viel Verdruß muß er ſich oft gefallen laſſen. — Zumal wenn Fehler auf Fehler ſtößt — wenn der Zudringliche dem Spötter — dem Hizigen — dem Groben — dem Herrſchſüchtigen — dem Stolzen in die Hände fällt. — Wie viel Demüthigungen, wie viel Erniedrigungen, wie viel nachtheilige Urtheile muß er ſich gefallen laſſen. — Klagen dann wohl ſolche Menſchen mit Recht, daß ihnen die Menſchen das Leben ſauer machen, wenn ſie durch ſolche Fehler ſelbſt ſchuld daran ſind? —

1666 4. Endlich verſcherzt der Zudringliche nicht oft ſein ganzes irdiſches Glük: wenn jedermann ſchlecht von ihm urtheilt, wenn ſelbſt die, von denen ſeine Verſorgung abhängt, ihn ſcheuen u. ſ. w. iſt es Wunder, wenn er in der Welt ſein Fortkommen nicht finden, und oft, bei anderweitigen guten Talenten und Eigenſchaften, im Staube leben muß?

1667 Möchtet ihr doch dieſe Betrachtungen recht beherzigen und euch dadurch von eurem Fehler heilen laſſen. Möchten doch auch die, welche dieſen Fehler nicht an ſich zu haben glauben, es ihrer Aufmerkſamkeit recht werth halten, über ſich ſelbſt zu wachen, daß ſie ihn auch in einzelnen Fällen nicht begehen. — Machet es euch doch daher alle zur unverbrüchlichen Regel, nie etwas zu thun, was, der Billigkeit und dem Wolſtande nach, von dem Willen eurer Mitmenſchen abhängt, wenn ihr nicht gewiß wiſſet, daß es ihrem Willen oder Wünſche gemäß ſeyn werde. — Freilich werdet ihr zuweilen in den Fall kommen, daß ihr wider den Willen andrer Menſchen handeln müſſet —

wenn ihr eignes Beſte — wenn eure oder eurer Mitmenſchen Wolfarth es erfodert — und wenn Amt, Alter, Geſeze, Pflicht euch auffodern, wider ihre Wünſche zu handeln. — Aber in allen denen Fällen, wo Pflicht und Gewiſſen euch nicht ſchlechterdings auffodern, wo es vielmehr billig iſt, ihre Freiheit unbeeinträchtigt zu laſſen, und, wo die allgemeine Sitte andre in dem Beſiz des Rechts über ſich ſelbſt verſezt, in allen dieſen Fällen ſey es euch ausnahmloſe Regel, ihnen dieß Recht ungekränkt zu laſſen, und nichts zu thun, wozu ſie euch nicht ſelbſt, es ſey durch Worte oder andre Zeichen berechtigt oder eingeladen haben. — Das iſt es, was die Liebe oder, welches eben ſo viel iſt, was die Religion, was das Chriſtenthum von euch fodert. — Das iſt es, was eure eigne Ruhe — was euer Wunſch, unter Menſchen froh und zufrieden leben, unvermeidlich macht. — —

LXXXI.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Neid.

---

1. Der Fehler, von welchem wir reden, iſt eine Art 1668
von Verſtimmung der Seele zu Verdruß und Aerger über das Gute anderer Menſchen. —

1. Der Gegenſtand dieſes Mißvergnügens, — 1669
denkt nur, wie ſonderbar — iſt Glük und Freude. — Ueber alles, was andre haben, und was ihnen Vergnügen macht, kränkt ſich der Neidiſche: über jeden Freudegenuß — über Talente — Geſchiklichkeiten —

Verdienſt — Erwerb — Lob und Beifall — Glüksgüter — deren Wachsthum — Amt — Titel — Rang — Kleidung — Bequemlichkeiten — Freunde — Gönner — Glüksfälle u. ſ. w. über alles entrüſtet er ſich.

1670 2. Bemerket dabei zwei Stufen dieſer Krankheit. Manche entrüſtet nur das Gute anderer, was ſie auch haben könten und haben möchten — weil ſie es nicht haben. Das heißt eigentlich Neid. Manchen aber ärgert alles, was ihre Mitmenſchen haben, blos weil ſie es haben — auch das, was ſie ſelbſt nicht haben könten oder möchten: welches beſtimmt **Mißgunſt** heißt, und noch ſchädlicher als das vorige iſt. —

1671 3. Beide, Neid und Mißgunſt entſtehen gewöhnlich aus einem ganz verderbnen Herzen — entweder aus [illegible] und Habſucht — oder aus Lieblosigkeit, weil ihr Herz nicht fähig iſt, ſich über die Freude anderer zu erfreuen — weil der Geiſt des Chriſtenthums noch fern von ihnen iſt. — Zuweilen iſts auch Krankheit des Verſtandes — wenn ſie über Menſchenwerth und Menſchenkarakter falſch urtheilen und ſich darum über andrer Vortheile ärgern, weil ſie glauben, daß ſie das Gute, was ſie haben, nicht wenig [illegible] — bei andern; wenn ſie ſich einbilden, daß ſie durch anderer Glük und Vorzüge herabgeſezt und gedemüthiget werden. — Aus einer dieſer Quellen entſteht die **Empfindung** des Verdruſſes beim Anblik oder der Vorſtellung deſſen, was andern Freude oder Ehre macht.

1672 4. Wo nun einmal dieſe Verſtimmung der Seele da iſt, da äußert ſie ſich — durch jenes ſcheele Auge, durch jene Zeichen des Aergers, welche in dem Geſicht des Neidiſchen lesbarer und merklicher ſind, als ſie ſelbſt glauben: — bald auch durch bittern Tadel

del und ſchnöde Verurtheilungen der beneideten Perſonen. — Weiterhin geht der Neid auch in Verleumdungen und lügenhafte Behauptungen über — indem er dem Beneideten bald den Vorzug, der ihn verdrießt, abſpricht, bald behauptet, daß jener ganz unwürdig ſey, bald verſichert, daß er von ſeinen Vorzügen einen ſchlechten Gebrauch mache, bald, daß er ſie mit Unrecht erworben habe u. d. m. — Und auch damit iſt das liebloſe Herz des Neidiſchen noch nicht beruhigt. Er geht von Worten zur That. Er macht Verſuche, den Beneideten um das Gut, was ihn verdrießt, zu bringen, oder es ihm zu verkümmern, oder ungenießbar zu machen. — Endlich begint er Verfolgungen und tauſenderlei Feindſeligkeiten, um den Beneideten zu ſtürzen — ihm die Gunſt der Groſſen abſpenſtig zu machen — ihm bei ſeinen Mitbürgern ſchwarz zu machen — und durch alle nur mögliche Kunſtgriffe ſeinen Fall zu bereiten.

5. Ich weiß wohl, womit ihr dieſen häßlichen 1673
Fehler zuweilen **entſchuldigt.** — a) Ich kan mich, 1674
ſaget ihr, des Verdruſſes nicht erwehren, wenn ich einen Menſchen im Beſiz der Ehre, des Reichthums, des Zulaufs u. ſ. w. ſehe, der deſſen ſo durchaus unwürdig iſt. — Aber ſaget mir einmal, urtheilt ihr auch immer mit Zuverläßigkeit von dem Werth oder Unwerth eurer Mitmenſchen? Und was nent ihr Unwürdigkeit? Daß ein Menſch Fehler hat? Habt ihr die nicht auch? Und habt ihr die Proben davon mit Augen geſehn? Oder waren es blos zugetragne Nachrichten, die euch ſo urtheilen hieſſen? Hat dieſer Menſch nicht auch ſeine guten Seiten? Habt ihr dieſe gehörig erforſcht und, zu Beſtimmung ſeines Werthes, mit ſeinen Unvollkommenheiten verglichen? — Und geſezt, ihr hättet recht, (ob ihr ſchon gewiß faſt nie richtig und ſicher urtheilt) ſeyd ihr die Richter über die Würdig-

keit des Menſchen? Seyd ihr weiſere Richter als Gott, der dem Beneideten das gab, worüber ihr ihn beneidet? — Noch mehr: was heißt denn Würdigkeit? Iſt nicht die vermeinte größere Würdigkeit, ſo wie alles, was dem Menſchen einen Werth giebt, ein Geſchenk Gottes? Ihr ſeyd weiſer, arbeitſamer, nützlicher, tugendhafter — wol euch! — aber durch wen? Begreift ihr nicht, daß ihr das durch die Umſtände geworden ſeyd, welche die Vorſehung leitete, und unter welchen ihr durch dieſe Leitung Gottes, bisher gelebt habt? Womit wollt ihr alſo Anſprüche an Gott machen, da euer vermeinter größerer Werth ein Gnadengeſchenk Gottes iſt? — Und noch eins. Laſſet es ſeyn, daß ihr würdiger wäret als der Beneidete: richtet ſich Gott immer darnach? kan er es? wünſcht ihr es? Iſt Gott nicht gütig ohne und über Verdienſt? Habt ihr nicht Urſache zu wünſchen, daß er es auch gegen euch ſeyn möge? Und doch ſehet ihr ſcheel darüber, daß Gott ſo gütig gegen eure Mitmenſchen iſt? —

1675 b) Aber ſein Stolz beleidigt mich, ſagt ein andrer. Ich wollt ihm alles gönnen, wenn er nur nicht ſo ſehr damit ſich brüſtete — das ärgert mich. — Ihr habt Recht, es iſt äuſerſt unklug, mit den Gütern und Freuden, die uns die Vorſehung in der Welt zuführet, Aufſehn und Geräuſch machen, und ſie auf eine prahleriſche Art genießen. — Aber ſagt mir, entſchuldigt das die ſo häßliche Geſinnung des Neides? — Ueberlegt nur: ſind die Güter, die ihr beneidet, ſolche, die ihr auch haben kontet, und dazu die Mittel und Wege in eurer Gewalt ſtunden, ſo müßt ihr Reue und Vorwürfe gegen euch empfinden, aber keinen Haß gegen die hegen, denen Gott ſie gab. — Sind es aber Güter, die ihr nie haben kontet, ſo iſts euch keine Demüthigung, wenn jener noch ſo groß damit thut. Laßt doch den Thoren ſich brüſten mit ſeiner beſſern Tafel — mit ſeinen ſchönern Kleidern — mit ſeinem beſſern. Geſpann u. ſ. w. Seyd ihr Menſchen von Werth: habt ihr die Verdienſte um die Welt, deren euch Gott in eurer Lage fähig machte, ſo werdet ihr auch bei der geringern Tafel, bei minder prächtigen Kleidern u. d. geſchäzt und geachtet werden. — Und ſonach iſt eure Thorheit mit nichts zu entſchuldigen, und ſie bleibt immer was ſie iſt, eine ſchrekliche Plage für den Menſchen, der ſie begeht und ein faſt allgemeiner Grund für andre Menſchen, ihn zu verachten, zu demüthigen, oder wohl gar, wenn die Umſtände ſich ändern, ihn öffentlich als einen Thoren hinzuſtellen und dem Hohngelächter der Welt Preiß zu geben. —

II. Alſo haltet es ja nicht für unwichtig, wenn 1676
ich mich bemühe, euch die **Heilungsregeln** auseinander zu ſezen, die ihr an euch ſelbſt verſuchen müſſet, wenn ihr eure Ruhe und Wolfahrt lieb habt.

1. Vor allen Dingen bemühet euch zur **Erkentniß** 1677
eures Fehlers zu gelangen. — Jeder erforſche ſich, ob er dieſe Krankheit an ſich habe. Die Zeichen ſind deutlich. — Fühlt ihr, daß, wenn ihr etwas Schönes und Vorzügliches an euren Nebenmenſchen ſehet, oder wenn andere davon ſprechen und es loben, fühlet ihr, ſage ich, daß euch das Vergnügen macht, ſo iſt gewiß euer Herz frei. Fühlet ihr aber, daß es euch widrig iſt, daß es euch Mißvergnügen macht, ſo mag euer Herz noch ſo ſpizfindige Gründe ſich herbeiſchaffen, die dieß Mißvergnügen rechtfertigen ſollen, ſo glaubet nur gewiß, daß ihr die Krankheit habt. — Und fragt dann nur einen recht offenherzigen und biedern Freund, der die Wahrheit liebt und mit Muth ſie ſagt, (und ſo einen Freund ſollte jeder zu beſizen ſtreben,) der wirds aus euren Mienen und Geberden euch ſagen, daß Neid in euch iſt. — Und wiſſet,

glaubet ihr nur erſt, daß ihr krank ſeyd, ſo iſt die Hälfte des Weges zur Beſſerung ſchon zurükgelegt: denn das iſt, meiner Menſchenkentniß nach, das ſchwereſte.

1678 2. Dann wird es bald möglich ſeyn, **den ern-**
ſten Willen in euch zu ſchaffen, von dieſen **Fehler los-**
zukommen. — Dazu hilft öftere Erwägung —
1679 a) wie **unbillig** ihr, als Neidiſche, **gegen Gott han-**
delt: deſſen Vorſehung ihr tadelt, deſſen **Weisheit** ihr
anklagt, über deſſen gränzenloſe Liebe ihr **murret** —
wie ſehr alſo Neid mit der Ehrfurcht gegen **Gott, mit**
der Liebe zu ihm und — mit eurem **eignen Wunſche**
ſtreitet, auch für euch, an ihm einem ohne und über
1680 Verdienſt gütigen Vater zu finden. — b) Wie **un-**
billig ihr **gegen die Menſchen** handelt, die ihr be-
neidet: — theils, weil ſie ja oft ſelbſt nichts dafür
können, daß ſie unter den Umſtänden, unter welchen
ſie lebten, zu den Vorzügen gelangt ſind, **die euch ſo**
viel Verdruß machen: — theils, **weil ihr es ſelbſt**
höchſt übel empfindet oder empfinden würdet, wenn
andre eure Güter euch mißgönnen, **euch derſelben**
für unwerth halten, oder euch darum **zu bringen trach-**
1681 ten wollten, — c) auf welche **thörichte Art** ihr durch
den Neid eure eigne Glükſeligkeit zerſtöret — wie ihr
euch quält, wie Verdruß und Aergerniß euch auf allen
euren Schritten folgen, euch in alle Geſellſchaften be-
gleiten — wie euch jeder Menſch, ohne **ſeinen Wunſch**
und Willen, zur Laſt wird, ſo bald er **nur das gering-**
ſte an ſich hat, das ihr nicht beſizet — **wie dieſer Neid**
eure ganze Seele verſtimt, und euch **ſo manche Freude**
verbittert, die ihr unter Menſchen haben könnet, und
ſo manchen Menſchen ungenießbar macht, der euch
als Freund oder Geſellſchafter genießbar ſeyn würde —
wie ihr euer Herz verderbet und es **unfähig macht, die**
Freu-

Freude Gottes, ich meine die Freude an der Freude und dem Wol ſeiner Mitmenſchen, zu empfinden — wie ihr euch in Gefahr ſezt, zu den niederträchtigſten Handlungen, zu Verleumdung, Lügen, Ungerechtigkeit, Verfolgung, u. ſ. w. hingeriſſen zu werden — wie ihr endlich bei allen Menſchen euch zum Theil lächerlich, zum Theil verächtlich macht, wenn ſie in euren Mienen den Verdruß leſen, den euch Dinge verurſachen, über welche der gute und edeldenkende Menſch ſich zu freuen pflegt — wie ihr euren Feinden die Waffen ſelbſt in die Hände gebt und den Spötter, den Schadenfrohen, den Andächtler, und viel andre fehlerhafte Menſchen anreizt, euch eure Thorheit fühlen zu laſſen. — Haben endlich alle dieſe Vorſtellungen ernſten Willen gewirkt, ſo

3. **Arbeitet an euch ſelbſt**, dieſen Fehler zu vertilgen, und verſtopfet die **Quellen**, aus denen er entſprungen war. Waren es **falſche Urtheile**; ſo lernet die Menſchen beſſer kennen — von ihrem Werthe richtiger urtheilen — ihre guten Sitten aufſuchen u. ſ. w. lernet aber auch den Gott beſſer kennen, der ja auch gegen euch ohne und über Verdienſt gütig iſt. — War es **Ungenügſamkeit**; ſo beſtrebet euch, euer Herz zufriedner zu machen — lernet die Menge des Guten kennen, das euch Gott gab — vergleicht euch mit denen, denen Gott weniger gab, als euch — und Gottes Wolthaten mit euren Verdienſten. — War es **falſche Ehre**; ſo lernet einſehen, daß euch die Vorzüge anderer nicht herabſezen — lernet den prahlenden Thoren bemitleiden, ſtatt euch über ihn zu ärgern — lernet im Nüzlichſeyn und Wolthun eure wahre Ehre ſuchen. — War es falſcher **Geſichtspunkt**, aus welchem ihr die beneideten Vorzüge betrachtetet, ſo lernet den richtigern aufſuchen und — unbedeutende

Dinge verachten — bei Gütern aber, die eures Wunſches würdig ſind, euren Neid in edle Nacheifrung verwandeln. — War es endlich **Mangel der Menſchenliebe**, ſo wendet alle dieſe Mittel an, welche das Herz zur Liebe veredeln und es fähig machen, in der Freude ſeiner Mitmenſchen, ſeine eigne Freude zu finden.

1683 4. Endlich ſucht die Kraft der Krankheit durch **entgegengeſezte Uebungen** zu ſchwächen. — Machet es euch zur Pflicht, (wozu ich euch vor kurzen ermahnt habe) ſtatt das Gute eurer Mitmenſchen mit ſcheelen Augen zu betrachten, es mit **lautem Lobe** zu krönen — alles, was ſchäzbar an euren Nebenmenſchen, aufzuſuchen, und es zum Gegenſtande eurer geſellſchaftlichen Geſpräche zu machen. — Dieß wird die unedlen Regungen des Neides erſtiken und — durch die Achtung und Liebe der Menſchen, die ihr euch dadurch erwerbt, euch immer mehr dazu ermuntern; — dieß wird euch die Freuden des Liebens und Geliebtwerdens verdoppeln, welche die einzige unverſiegbare Quelle der vollkommen Seligkeit ſind. —

LXXXII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Geiz.

1684 Nichts iſt ſchwerer zu beſtimmen als die Natur dieſer Krankheit, welche in der Welt unter ſo unzähligen Geſtalten erſcheint. Man ſagt gemeiniglich, Geiz iſt übertriebne Liebe zum Gelde und ängſtliche Sehnſucht nach Erhaltung und Mehrung deſſelben. Allein wer mag den Begrif des Uebertriebnen beſtimmen, ſo daß jeder Geizige ihn an ſich finden und zur Selbſtkentniß kommen kan? Wer mag hier eine veſte Gränzlinie ziehn, welche zeigt, wo dieſe Liebe und dieſe Sehnſucht zu ſchwach oder zu ſtark iſt? — Mich dünkt, es iſt am beſten alle Arten des Geizes auf eine **ſündliche Sparſamkeit** zu reduciren und dieſe gehörig zu beſtimmen: ſo wird jeder Geizige ſich darnach prüfen und ſeine Krankheit einſehen können.

I. Die ſündliche, das heißt, mit der Menſchen- 1685 liebe ſtreitende Sparſamkeit äußert ſich in folgenden Stüken,

a. **Wenn man** über der Einſchränkung der un- 1686 nöthigen Ausgaben auch die **nöthigen vernachläſſiget.** — Seine Ausgaben einſchränken, iſt freilich gut — aber es muß ſich dieß nur aufs **Entbehrliche** erſtreken. — Zwar weiß ich wohl, daß ſich über den Begrif des Entbehrlichen viel ſtreiten läßt: und der Geizige weiß oft nur zu gut, ſich hierbei hinter allerlei Bemäntelungen ſeines Geizes zu verſteken — indeß will ich doch verſuchen, die Sache, ſo gut als möglich zu beſtimmen. — Ein Haushalter — muß **vorgeſchriebene** Ausgaben haben — und dieſen müſſen alle andern nachſtehen. Wenn ihr alſo dieſe wiſſet, ſo wird der Streit über entbehrlich und unentbehrlich von ſelbſt wegfallen. Zu nöthigen, vorgeſchriebenen Ausgaben, die euch Gott vor allen andern zu beſtreiten befohlen hat, ſind die, welche

1. Zur **Erhaltung des Lebens** gehören, **ſo**- 1687 **fern** ſie dazu ſchlechterdings erforderlich ſind — geſunde Wohnung — Speiſe und Trank genug — ſo gut zubereitet, als es mein Körper nöthig hat, um Kraft

und Munterkeit zu behalten, und, als es **meine Verdauungskraft** verträgt. — Hier das **meiden**, was zum geſagten Zweke nicht nothwendig iſt, **heißt Sparſamkeit** — aber ſo ſparen, daß man ſich **nicht ſatt** iſſt, oder den Seinen nicht ſatt giebt, oder **ſo ſchlecht**, daß es nicht gedeihen kan, heißt Geiz —

1688 2. **Pflege des Leibes.** Es iſt Pflicht, ſo viel auf ſich zu wenden, als man nöthig hat, um ſich Hülfe und Beiſtand andrer Menſchen zu verſchaffen — als Arzt und Arzeneien und vom Arzt vorgeſchriebne Koſt und Getränke erfordern — und was zur nöthigen Erholung des Geiſtes durch Genuß — beſonders geſellſchaftlicher Freuden — gehört, und mir bei meinen Vermögensumſtänden zu beſtreiten möglich iſt, ohne ein Dieb an meinen Gläubigern zu werden. —

1689 3. **Bezahlung unſerer Schulden** — gelehntes Geld — geborgte Waaren — Lohn der Arbeiter — Abgaben — Geſinde — Handwerksleute — Lehrer unſerer Kinder. — Dieſe Abgaben gehen, nächſt der Erhaltung meines Lebens und meiner Geſundheit, allen andern vor: dieſe leiden keine Einſchränkung: — hier ſparen iſt Sünde. — Gleich darauf folgt

1690 4. **Die Erziehung unſerer Kinder** — Kleidung — Unterricht — Aufſicht — Bildung, nach ihrem Stande — Koſten zur Vorbereitung auf ihre künftige Lebensart — lebenslange Unterſtüzung — welche oft beſſer iſt, als groß Erbtheil, wo ihnen mehrentheils das Brod komt, wenn ſie es nicht mehr genieſſen können. — Am Glüke ſeiner Kinder ſparen, iſt ſchändlicher Geiz —

1691 5. **Hülfe und Unterſtüzung für Arme und Nothleidende.** — Wenige Menſchen verſtehen, wie viel Gott daran liegt — wie weſentlich zum Chriſtenthum

thum — wie unentbehrlich zur Seligkeit! — leſet nur den Brief Jakobi. Die Bibel ſagts deutlich genug: Seyd barmherzig. — laſſet uns geſinnet ſeyn, wie Jeſus Chriſtus auch war. — Was ihr gethan habt, dieſer Geringſten einen, das habt ihr mir gethan. — Es wird ein unbarmherziges Gericht ergehen. — Und wehe dem, dem das erſt die Bibel ſagen muß, dem es ſein eigen Herz nicht ſchon ſagt. — Das iſt eine Hauptausgabe, wo ihr nie ſparen müßt. Wenn ihr dann dieſe bisher genanten Ausgaben und nach dieſer Rangordnung alle hinreichend beſtritten habt, dann folgen endlich in der Reihe der **nöthigen und unentbehrlichen** Ausgaben noch die, welche

6. Eure **Reputation** erfodert. — Es iſt Pflicht, 1692
auf Ehre halten. Man muß alſo in dem nicht auf eine niedrige Art genau ſeyn, was jeder von unſerm Stande und Vermögen mit Recht erwarten kan. Wer unter ſeinem Stande lebt, wenn er das Vermögen dazu hat, iſt ein Niederträchtiger. Phil. 4, 8. Das ſicherſte iſt, wenn ihr den Mittelweg hier nicht zu treffen wiſſet, ehrliche und verſtändige Freunde zu fragen, und, ſeinem Geiz zum Troz, ihnen zu folgen.

Wer alſo in dieſen Ausgaben ſpart, oder dieſe 1693
Rangordnung verlezt, ſpart auf eine ſündliche Art, und iſt auf den Abwegen des Geizes. Aber merket nun auch noch eine **zweyte** Klaſſe dieſer Abwege.

b. Wenn man ſo ſpart, daß man 1) die **Bil- 1694
ligkeit** aus den Augen ſezt, oder 2) gar das **Recht** ſeines Nächſten kränkt. Merkt euch davon drey Fälle.

1. Wenn man beim **Handel** zu genau iſt — 1695
und z. B. mit armen Leuten, die uns etwas zum Verkauf anbieten, hartherzig marktet — wenn man arme Arbeiter drükt, daß ſie wolfeiler arbeiten müſſen, als ſie

ſie dabei beſtehen können — wenn der Kaufmann den Fabrikanten drükt. — Ein anders iſts, wenn ich ſelbſt arm bin, und den Heller mitzählen muß — oder wenns ins Große geht. — Doch muß man im lezten Falle immer die Stimme der Menſchlichkeit hören, und lieber einen kleinen Gewinn nehmen, als Arme über ſich ſeufzen laſſen, zumal wenn man in Umſtänden iſt, daß mans entbehren kan. — Denkt euch einen armen Vater von einer Menge lebendiger Kinder: er brächte mir einige hundert Ellen zum Verkauf: hat nur wenige Pfennige an der Elle: wie hart wär' es, ihm einen noch abmarkten. —

1696 2. Wenn man ſein **Recht**, das man hat, Andern etwas abzufordern, zu ſtreng ausübt. — Man hat z. B. Kapital oder Intreſſen zu fordern — oder man hat auf ein Darlehn, das der arme Nächſte ſucht, Sicherheit zu verlangen — oder man iſt berechtigt, für Beſchädigungen (wenn z. B. ein Geſinde etwas zerbrochen hat) Erſaz zu fordern. — Wie billig iſts nicht, mit armen Menſchen Nachſicht haben! — Freilich muß man die Güte nicht übertreiben, zumal gegen liederliche und leichtſinnige Menſchen. — Aber höret da ja immer auf die Stimme des Gewiſſens und der Erbarmung. Iſt der Mann arm, rechtſchaffen — könt ihrs verſchmerzen — o dann, meine Brüder, laſſet, wie euer Gott, **Liebe** über **Recht** ergehn. —

1697 3. Wenn man mit **Unrecht und wider Billigkeit Gewinn** macht: wenn man ſich z. B. ſeine Arbeiten über den Werth bezahlen läßt — als Handwerksmann zu viel anſchreibt — ſeine Waaren überſezt — übertriebne Intreſſen nimt — falſch Maaß und Gewicht hält — falſche Waare giebt — durch Aufkauf der **Lebensmittel** Theurung verurſacht —

Geſinde und Arbeitern, die uns nicht überſezten, abzieht — ſie auf Zahlung warten läßt — ſchlechte Münzſorten giebt — die Zahlung vereinzelt, daß ſie ihres Verdienſts nicht froh werden. —

1698 Sehet, das ſind die Abwege — was ihr auf dieſen Wegen ſparet, iſt ein Fluch. — Lieber nichts haben, als ſo ſparen. — Geiz iſt die Quelle aller Laſter — iſt ſich ſelbſt Laſt — ſtürzt in zahlloſe Sorgen — iſt ohne Genuß — ohne Freuden des Mitgenuſſes — erniedrigt das Herz — macht es zu edlern Freuden unfähig — erſtikt alle Liebe zu Gott — erſchweret mehr, als alle Laſter, die Beſſerung und Veredlung der Seele. Ich wenigſtens habe noch nie einen Geizhals bekehren ſehn. Und es geht natürlich zu, weil der Geiz ſo viel Auswege hat, daß man einen Geizigen faſt ohnmöglich zur Ueberzeugung bringen kan, daß er geizig iſt. —

1699 II. Darum hütet euch deſto ſorgfältiger vor dieſen Abwegen: damit ihr nicht von dem Gift des Geizes, welches am heftigſten im Alter wirkt, angeſtekt werdet. Die Regel dazu giebt uns Paulus 1 Tim. 6, 11. — Dieſe Anweiſung bezieht ſich auf die verſchiednen Quellen, aus denen der Geiz zu entſtehen pflegt.

1700 1. Die meiſten Geizigen betrachten ihr Geld und Gut als ihr **Eigenthum**. Sie bedenken nicht, daß es Gott gehört, und daß Gott es ihnen blos anvertraute, um damit nach **ſeiner** Vorſchrift umzugehn, und es ihm wolgefällig anzuwenden. — Darum empfiehlt der Apoſtel **Gottſeligkeit** — daß man ſich immer im Verhältniß gegen Gott, den Geber alles Guten, betrachte — immer an die Rechenſchaft denke, die er vom Gebrauch unſrer Güter fordern wird. —

1707 2. Bei Manchen liegt **Mangel der Menſchenliebe** zum Grunde. Weil ſie ſelbſt ſich nur mit dem Beſiz des Geldes begnügen, und es wenig oder gar nicht genießen, ſo fühlen ſie auch nicht, wie Andern zu Muthe iſt, die den Genuß des irdiſchen Guts aus Armuth entbehren. Ihr Herz kent die Freuden der Theilnehmung nicht. Es iſt unfähig, das göttliche Vergnügen zu empfinden, welches edlen Seelen Wolthätigkeit und Hülfsleiſtung verſchaft. — Darum empfiehlt der Apoſtel — Gerechtigkeit und Liebe. Und gewiß, die Liebe iſt das einzige ſichere Verwahrungsmittel gegen den Geiz und alle jene traurigen Abwege, auf welche die falſche Sparſamkeit uns zu verleiten pflegt. Wer ein menſchenfreundliches Herz hat, das den Gefühlen der Liebe, dem **Mitleid** und der **Mitfreude** geöfnet iſt, wird unmöglich auf jene Abwege gerathen können.

1708 3. Viele gerathen auch auf die Abwege des Geizes durch **Unerſättlichkeit.** Sie können nie genug bekommen. Pred. 4, 8. Sie ſparen und ſamlen, ohne ſich Gränzen zu ſezen. Sie denken nur auf Vermehrung ihres Reichthums, und vergeſſen darüber den Genuß. — Sehet, deswegen empfiehlt auch der Apoſtel **Geduld** und Genügſamkeit. Wollt ihr alſo vor jenen Abwegen euch ſichern, ſo lernet dieſe chriſtliche Weisheit. Machet euch mit dem Werth der irdiſchen Güter bekant. Lernet einſehen, daß ſie nicht Zwek, ſondern nur Mittel ſind; daß nicht ihr Beſiz und ihre **Menge**, ſondern der weiſe **Genuß** derſelben glüklich macht — ich meine vornemlich den Genuß, den uns die **Liebe** gewährt. — Aus jener unerſättlichen Sehnſucht nach Vermehrung des irdiſchen Gutes entſteht dann

4. Auch **Mißtrauen gegen alle Menſchen**, 1703
und beſonders gegen diejenigen, die uns von unſern Irrwegen zurükführen wollen. Der Geizige traut keinem Menſchen. Er fürchtet, ſein beſter Freund, der ihn von ſeinem Geize heilen will, ſtehe ihm nach ſeinem Gut. — Daher empfiehlt Paulus **Sanftmuth** und Gelehrigkeit. Und dieſe Tugend iſt euch, z. B., zu allen Forderungen der Sittenlehre unentbehrlich. Denn alle Laſter, beſonders aber der Geiz, haben ſo viel Ausfluchte, daß die Sittenlehre ganz unmöglich durch Regeln und Vorſchriften ihnen allen vorbeugen, und den Laſterhaften zur Erkentniß bringen kan. Es iſt alſo unvermeidlich, daß jeder, der das Heil ſeiner Seele ernſtlich ſucht, ſich einen Freund wähle, und dem glaube und folge, wenn er ihm ſagt: „Du ſtekſt in dem und dem Laſter.„

5. Endlich die gemeinſte Quelle — iſt **Miß-** 1704
trauen gegen Gott und eitles Vertrauen auf Reichthum. — Darum ermahnet der Apoſtel zum **Glauben.** Lernet alſo nur vor allen Dingen veſter und lebendiger an den Gott glauben, der unſer aller Vater und Erhalter iſt. Lernet ihm mit kindlichem Sinne vertrauen. Werdet gewiß, daß euch Gott nichts in der Welt entziehet, als was euch ſchädlich iſt, und daß er euch alles, ohne ängſtliche Sorgen, und ohne eure unrechten Mittel, geben wird, was euch heilſam iſt. Vor allen Dingen aber belebet euer Herz mit Sehnſucht nach den beſſern Gütern, die euren unſterblichen Geiſt auf ewig beglüken können. — Dann wird von ſelbſt die übertriebne Anhänglichkeit am Irdiſchen gemildert werden. —

III. Die **Gröſſe** und **Gefährlichkeit** dieſer 1705
Seelenkrankheit iſt, ſie entſpringe aus welcher Quelle ſie will, überall dieſelbe. 1) Der Geiz bringt eine

allgemeine Verderbniß in die Seele, indem er faſt allen Sinn für die höhern Freuden, beſonders für die Freuden der Wohlthätigkeit vernichtet, das Herz feſſelt, und ganz ans irdiſche heftet. 2) Er zieht uns mehr als alle Thorheiten die Verachtung aller guten Menſchen zu. 3) Er hindert ſchlechterdings den frohen und freudigen Aufblik zu Gott, und erfüllt das Herz mit knechtiſcher Furcht. 4) Er ſezt uns in Gefahr, auf die fürchterlichſten Abwege zu gerathen. Denn die tägliche Erfahrung lehret es, daß die meiſten und ſcheuslichſten Vergehungen unter den Menſchen aus Geiz und Habſucht entſprungen ſind. 5) Der Geizige iſt vor keiner Schandthat ſicher, und es iſt bloſes Glük, wenn er in keine Verſuchungen dazu geräth. 6) Er macht den Tod bitter und oft fürchterlich. Kein Menſch ſtirbt ſchwerer, als der Geizige.

1766 IV. Studiret auch daher folgende Regeln der Heilung. 1) Der erſte Schritt iſt **Erkenntniß.** Und hier reicht Selbſtprüfung nicht hin. Hier hilft nichts als Bitte um den offenherzigen Ausſpruch eines beſten und weiſeſten Freundes und entſchloſſener Glaube an ihn. 2) Biſt du überzeugt, daß du mit dieſer Krankheit behaftet biſt, ſo arbeite vor allen Dingen an der Beſſerung deines Herzens, und ſtrebe nach dem Geiſte der Menſchenliebe. S. I, 1284. ff. Verlezt dein Geiz die Liebe nicht, ſo wird er die Glükſeligkeit mindern aber nicht zerſtören. 3) Sodann frage deinen Freund, der dich das Daſeyn der Krankheit lehrte, um ihre Ausbrüche: und laß dich ſorgfältig von ihm belehren, wo du es bisher fehlen ließeſt und in welchen Fällen du jene ſündliche Sparſamkeit zeigteſt. Dieſer ſeiner Ausſage glaube, und beeifere dich, deiner Neigung zum Troz, da Geld auszugeben, wo dein Freund dir zeigte, daß du unentbehrliche

Ausgaben aus Geiz bisher unterlaſſen habeſt, und da groſmüthiger zu handeln, wo du übertrieben genau geweſen wareſt. 4) Verbinde damit fleiſiges Gebet, um das höchſte Motiv zum Guten, ich meine das Andenken an deinen Gott, dir immer lebhafter und fühlbarer zu machen, und deinen guten Vorſäzen und Gelübden immer mehr Veſtigkeit zu geben. 5) Beſtimme wöchentlich nur einige Stunden zum Nachdenken über Einnahme und Ausgabe, und zwinge dich, die übrige Zeit gar nicht daran zu gedenken. Reiß dich von dem Umgange los mit deinen Gözen. Denken, ſehen, zählen, rechnen, ſind ſtete Uebungen der alten Sünde. 6) Siehe dich nach andern Freudegenuß um, und ruhe nicht, bis du einen Gegenſtand gefunden haſt, der dich mehr vergnügt als dein Mammon. Beſonders ſuche die Freuden des Wolthuns ſchmeken zu lernen. I, 1243. ff. Das wird zugleich das Zeichen der Beſſerung dir ſeyn.

LXXXIII.

Verhütungen der Stöhrungen im Genuß der Glükſeligkeit.

Specielle Therapie.

Verſchwendungsſucht.

1. Ich kan mir nichts traurigers denken, als einen 1707
Menſchen, den Gott mit irdiſchen Reichthum geſegnet hat, und der ſich, unbekümmert, daß er für dieſes Glük Gott Dank und Rechenſchaft ſchuldig iſt, der Verſchwendung ergiebt. Ein ſolcher Menſch kent keine höhere Glükſeligkeit, als die Befriedigung ſeines Gaumens, oder ſeiner Eitelkeit und ſeines Ehrgeizes. Die

Begierde, die ihn beherrſcht, hat keine Gränzen. Er ſinnt nur immer auf Veränderungen. Er erſchöpft ſeine Erfindungskraft, um immer neue Wege zu entdeken, auf denen er ſich ſeines Ueberfluſſes entledigen kan. Er fragt nie, ob ſeine Einkünfte ſeinen Ausgaben entſprechen. Er fragt nie, ob er durch ſeine Verſchwendung ſeine Kinder arm machen, ſeine Gläubiger betrügen, oder die Anſprüche, welche hülfloſe Arme auf ſeinen Ueberfluß hatten, verlezen werde. Seine einzige Sorge iſt ſein Ich. — Urtheilet ſelbſt, wie traurig es um einen ſolchen Menſchen ausſehen muß — um ſeine Tugend — um ſein Gewiſſen — um ſeine Begriffe von Glükſeligkeit.

1708 1. **Um ſeine Tugend.** — Glaubt ihr wohl, daß bei einer verſchwenderiſchen Lebensart wahre Tugend möglich iſt? Das Evangelium ſagt uns, daß die wahre Tugend in der Liebe beſteht: daß nur der Menſchenfreund auf den Namen des Tugendhaften, des Gerechten, Anſprüche hat: daß nur der ſich des lebendigen Glaubens, der ächten chriſtlichen Frömmigkeit rühmen, des Wolgefallens Gottes getröſten, und auf die Belohnungen der Ewigkeit hoffen darf, wer ſein ganzes Leben dem Wol ſeiner Mitmenſchen widmete, wer mit gottähnlichen Geſinnungen ſeine einzige Freude an dem Glük ſeiner Mitgeſchöpfe fand. — Die Schrift ſagt: die Liebe iſt des Geſezes Erfüllung — in dem Gebot der Liebe hängt das ganze Geſez und die Propheten — die Liebe deket auch der Sünden Menge — daran ſoll man erkennen, daß ihr meine rechten Jünger ſend, ſo ihr euch unter einander lieb habet. — Wo iſt nun wohl, nach dieſen Grundſäzen der Lehre Jeſu, wahre Frömmigkeit, wahre Tugend möglich, wenn man alle ſeine Kräfte, ſeine Zeit, ſein Vermögen nur allein auf Befriedigung ſeiner Lüſte verwendet?

Wenn man alle Empfindungen der Menſchenliebe erſtikt, und — ſtatt auf das Wol ſeiner Mitmenſchen bedacht zu ſeyn, dasjenige verſchleudert, und auf Sätigung ſeiner thörichten Wünſche verwendet, wodurch uns die Vorſehung hatte in den Stand ſezen wollen, Menſchen glüklich zu machen? Sagt, kan der ein Menſchenfreund ſeyn, der ſeine Kinder in Gefahr ſezt, an den Bettelſtab zu gerathen, ſeine Gläubiger beſtiehlt, und diejenigen Güter durchbringt, welche ihm Gott anvertraut hatte, um ſie unter ſeine dürftigen Nebenmenſchen zu vertheilen? — Der Verſchwender iſt alſo erſtlich ein **Menſchenfeind.** Aber er iſt auch zweytens ein **Gewiſſenloſer.**

1709 2. **Unſer Gewiſſen** — ſagt uns, daß die Güter, die wir beſizen, nicht unſer Eigenthum ſind, ſondern, daß wir von ihrer Anwendung Gott Rechenſchaft geben ſollen. Und der Verſchwender unterdrükt dieſe lauteſte Stimme des Gewiſſens. Er wafnet ſein Herz mit Leichtſinn. Er begräbt ſich in ein Gewühl von Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten, um ſich gegen alle Warnungen ſeines innern Richters taub zu machen. Er ſucht es vorſäzlich zu vergeſſen, daß ſein Gut das Eigenthum ſeines Gottes iſt. — Kan in dieſem Menſchen Liebe, Achtung, Dankbarkeit — gegen Gott ſeyn? Kan ein ſolches Herz nur den geringſten Wunſch noch haben, ein Gegenſtand der Gnade und des Wolgefallens Gottes zu ſeyn? — Und was Wunder, daß er weder Gott noch Menſchen achtet, da er

1710 3. **Ein Feind ſeiner eignen Glükſeligkeit** iſt? — Was muß ein Verſchwender für Begriffe von Glükſeligkeit haben, da er ſich deſſen ſelbſt beraubt, was allein dieſen Namen verdient? Er, der nie die Freuden der Liebe und der Wolthätigkeit ſchmekt — der nur ſich und ſeinen Lüſten lebt, und der ſich des unausſprechlichen Vergnügens verluſtig macht, welches uns der Gedanke gewähret, daß wir zum Wol unſrer Mitmenſchen wirkſam waren — er, den nie das Bewußtſeyn erfreut, ſeine Kinder glüklich gemacht, Nothleidende gerettet, Nakende gekleidet, Hungrige genährt, Dürftige unterſtüzt zu haben. — Doch was ſage ich, der Verſchwender raubt ſich nicht nur die ſchönſten und edelſten Freuden des Lebens, ſondern er ſtürzt ſich ſogar in Gefahr, ſelbſt der elendeſte und unglüklichſte Menſch zu werden. Und das führet mich auf

1711 II. Die **ſchreklichen Folgen** der Verſchwendung. Fraget nur die tägliche Erfahrung, und ſehet ſelbſt, was zulezt allemal aus der Lebensart eines Verſchwenders entſtund, wenn nicht ein frühzeitiger Tod, den Folgen des Laſters hinieden, zuvorkam.

1712 1. Das Vermögen eines ſolchen Menſchen **ſchmelzt** mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit zuſammen, und die Armuth verfolgt ihn mit ſchnellen Schritten, bis ſie ihn erhaſcht. — Dieſe Folge iſt unvermeidlich. Denn aller menſchliche Reichthum, alle Einkünfte haben ihre Gränzen: hingegen der Aufwand des Verſchwenders hat keine. Alſo muß über lang oder kurz die Quelle verſiegen, aus welcher der Unbeſonnene ſchöpfte: zumal da bei einem Verſchwender ſich immer zugleich Betrüger in Menge einſchleichen, welche durch Theilnehmung an ſeinen Vergnügungen ihn ausſaugen helfen, oder durch Geldvorſchuß ihn vollends auszuplündern wiſſen. — Je mehr es dann mit einem ſolchen unglüklichen Menſchen zum Ende geht, deſto eher

1713 2. Verfällt er in alle mögliche **Sünden und Ungerechtigkeiten**, wenn er, um ſich zu retten, zu

Be

Betrug, Unterſchleifen, Niederträchtigkeiten — ſeine Zuflucht nehmen muß — die Manchen ſchon dem Henker in die Hände geliefert haben. —

1714 3. Und kaum iſt ſein Verfall ruchtbar, ſo verliert er alle **Achtung**, alles **Vertrauen** ſeiner Mitmenſchen. Dadurch werden ihm alle Wege der Rettung vollends verſperret. Niemand wagts, ihm ein Amt, Geld — anzuvertrauen. Selbſt ſeine liederlichſten Mitgenoſſen der vorigen guten Tage, verlaſſen, ſpotten, verleumden — ihn. — — Und nun bricht

1715 4. Das Unglük zuerſt **in ſeinem Hauſe** aus. Es entſteht Unordnung — häuslicher Zwiſt — Vorwürfe — Ende aller ehelichen und häuslichen Freuden. —

1716 5. **Mangel an allem**, was vorher im Ueberfluß da geweſen war. Und ſolcher Mangel ſchmerzt deſto empfindlicher, je mehr man vorher eines Beſſern gewohnt war. Der, ſo von Jugend auf auf hartem Lager liegen, mit ſchlechter Koſt vorlieb nehmen mußte — fühlt keine Laſt dabei. Aber dem Verſchwender wird ſein Leben zur Hölle, wenn er ſeine Tafel mit ſchlechter Koſt, ſeinen Pallaſt mit einer Hütte vertauſchen muß. Und wie ſchreklich iſt

1717 6. Armuth und Elend **ohne Mitleid**. — Kein menſchliches Herz iſt dem Verſchwender geöfnet. Niemand bedauert ihn. Ja man kan ſich der Freude kaum erwehren, wenn man einen Menſchen, der ſonſt nur ſeinen Luſten lebte und ſich um keinen Nothleidenden bekümmerte, ſelbſt Noth leiden ſieht. — Und wenn ein ſolcher Menſch in ſeinem Elende auch noch Gegenſtände des Freudegenuſſes übrig hat, ſo hat ſeine vorige Lebensart ihm

1718 7. **Alles unſchmakhaſt gemacht.** Er iſt an die eiteln und rauſchenden Freuden ſo gewöhnt, daß die ſtillen und koſtenloſen Vergnügungen, welche die Natur gewährt, alle Reize für ihn verloren haben. Ein Spaziergang ermüdet ihn, die Sonnenwärme macht ihn matt, die Arbeit iſt ihm Laſt, ſeine Koſt bringt ihm Ekel, ſeine häusliche Geſellſchaft Langeweile. — Alles iſt ihm ſchaal und ungenießbar. Und es bleibt ihm von ſeinen vorigen Freuden nichts übrig, als ein marterndes Andenken, das noch überdieß

1719 8. **Durch Vorwürfe des Gewiſſens** qualvoller wird. — Denn glaubt es nur ja nicht, daß ein durch Leichtſinn und Zerſtreuungen eingeſchläfertes oder betäubtes Gewiſſen auf immer ruhig bleibt. Nein. Es bricht viel mehr, wenn die Zeiten der Verblendung aufhören, nur deſto ſchreklicher hervor, und verfolgt den Unglüklichen auf allen ſeinen Schritten — „du biſt ſelbſt ſchuld, Elender, an deinem Unglük. Deine Thorheit hat dich — deine Kinder — elend gemacht. Dein Leichtſinn iſt Urſache, daß deine Gläubiger dir fluchen und deine Familie mit dir darben muß.„ — Wie wird es dann einem ſolchen Menſchen

1720 9. **In ſeinen alten Tagen** gehn — welche Sorgen — welcher fürchterliche Grad von Mangel und Dürftigkeit — welche Verzweiflung — Und —

1721 10. Sein **Sterbebette** — welch eine Hölle! — wenn ſeine Gattin, ſeine Kinder um ihn her die Hände ringen, und, verlaſſen von Allen, weil der Verſchwender im Verfall nie Freunde behält, dem allerkläglichſten Zuſtande entgegen ſehen müſſen: wenn er ſich als die Urſache dieſer Folgen betrachten, wenn er den glüklichen Zuſtand bedenken muß, in dem er ſie hätte verſezen

ſezen können, und das Elend, darin er ſie verſezt hat: — wenn ihm ſein Herz ſagen wird, daß ſein ganzes Leben leer war von edlen Thaten der Menſchenliebe, deren Bewußtſeyn allein Freudigkeit giebt am Tage des Gerichts —

Ach wie iſt es möglich, daß man ein menſchliches 1782 Herz haben, und bei Betrachtung dieſer ſchaudernden Folgen ungerührt bleiben kann. —

Ueberdenkt nur einmal, was ein Menſch von ei- 1783 nem ſo leichtſinnigen Gebrauch ſeiner Güter hat, was er eigentlich davon genießt, was ihm eigentlich ſeine Verſchwendung für Vergnügen gewährt, und ſagt, ob es nicht die gröſte Raſerei iſt, für ein ſo unwürdiges Vergnügen die Gefahr eines ſo entſezlichen Ausganges zu übernehmen, welchem nach der Erfahrung unter Tauſenden nicht einer entgeht. —

III. Wer von dieſer Verdorbenheit der Seele im 1784 Ernſt geheilet zu ſeyn wünſcht befolge nachſtehende Regeln. 1) Widme vor allen Dingen hinlängliche Zeit dem Nachdenken über deinen Zuſtand, um den Betrachtungen der vorhin angezeigten Folgen und Gefahren deſſelben, um deinen Vorſaz der Beſſerung zu ſeiner Reiſe und Veſtigkeit zu bringen. 2) Fange dann deine Beſſerung damit an, daß du einen weiſen Freund zu Rathe ziehest, der dir ſeine Gedanken mittheile über die Art der neuen Lebensart, die du beginnen mußt a) wie die Einſchränkung deiner übelen Wirthſchaft ohne zu groſen Eklat anzuſtellen ſey: b) wie die Mitgenoſſen deiner verſchwenderiſchen Lebensart ohne Verdruß und öffentliche Schande am füglichſten zu entfernen ſind: c) wie die verbeſſerte Haushaltung einzurichten — d) wie die Schulden abzuſtoßen und die verfallenen Güter in Ordnung zu bringen ſind u. ſ. w.

3) Mache dann einen ſolchen Etat für deinen Aufwand, bei dem du beſtehen und wo möglich auch den Verluſt einigermaßen wieder erſezen kanſt, und halt mit Veſtigkeit bei demſelben. 4) Suche koſtenloſere Freuden und bemühe dich an ihnen Geſchmak zu finden. I, 1243. ff.

Die Belehrungen über die übrigen Krankheiten, Unverſchwiegenheit, üble Laune, Aberglaube, Zweifelſucht, Eiferſucht, Unbeſtändigkeit im Gegenſaz des veſten Karakters, Furcht vor dem Tode, Kleinmuth im Leiden, Intoleranz, Wolluſt, Unbeſcheidenheit, Verleumdungsſucht, Unredlichkeit ſind bereits in beiden Bänden bei andern ähnlichen oder entgegengeſezten Materien hinlänglich vorgezeichnet, ſo daß jeder, der das ganze Syſtem gehörig ſtudiert hat, alles finden wird, was er zur Erbauung ihrer Natur und ihrer ſpeciellen Heilmittel nöthig haben mag.

Halle, gedrukt mit Gebauerſchen Schriften.

Rechte und Obliegenheiten
der
Regenten und Unterthanen
in Beziehung
auf Staat und Religion

von

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Eine Folge des Syſtems
der
moraliſchen Religion.

Riga, 1792.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Syſtem

der

moraliſchen Religion

zur endlichen Beruhigung

für

Zweiſler und Denker.

Allen

Chriſten und Nichtchriſten

lesbar

von

D. Carl Friedrich Bahrdt.

Dritter Theil.

Riga, 1792.

bei Johann Friedrich Hartknoch.

Ex Libris [illegible]

ad Biblioth [illegible]

Vorrede.

Ich übergebe hier meinem Publikum eine der ſpeciellen Moralen, welche ich bey der erſten Ausgabe meines Syſtems der moraliſchen Religion verſprochen habe, und welche ohnſtreitig den allerwichtigſten Gegenſtand hat.

Man bedenke, daß ich hier als Philoſoph und nicht als Statiſtiker rede und — daß ich meine Ueberzeugungen vortrage, die ich niemanden aufzudringen begehre.

Vorrede.

Noch lebe ich in Zeiten und in einem Staate, wo das freymüthige und dabey beſcheidne Bekentniß der ſubjektiven Wahrheit durch keine Geſeze gehemt iſt. Ich darf alſo hoffen, daß ich keines Menſchen Widerwillen auf mich laden werde, wenn ich auch nicht auf aller Leſer Beyfall rechnen kan.

Daß ich die Rechte der **Nation** eben ſo gut ehre, wie die Rechte des **Regenten**, werden nur ſolche Tadelswerth finden, welche die Wahrheit als eine Ware betrachten, die man dem überläßt, der ſie am beſten bezahlt. Ich bin weder **Schlözer**, noch **Mirabeau**. Ich bin —

Bahrdt

Rechte und Obliegenheiten,

der

Regenten und Unterthanen

in Beziehung auf

Staat und Religion.

I.

Urſprung aller Rechte und Obliegenheiten des Menſchen.

Nach der Natur ſind alle Menſchen freye Leute, welche auf den Erdboden, den ſie bewohnen, und auf den Beſiz und Genuß ſeiner Produkte gleiche Anſprüche haben.

Wenn es aber augenſcheinlich iſt, daß unter ſo viel tauſend freyen Menſchen, ſofern jeder derſelben ſeine Anſprüche nach Willkühr und Gutdünken geltend machen wollte, ewiger Krieg und Zerrüttung entſtehen würde, ſo bedarf es wohl keiner beſondern Unterſuchung der Frage, warum die Menſchen frühzeitig und ſo weit wir in die Geſchichte zurükſehen können, unter ſich ſelbſt eine gewiſſe Ordnung und Regel eingeführet haben, an welche Beſiz und Genuß der Erde gebunden ſeyn ſollte. Denn in der ganzen Natur iſt ja Ordnung und Regel: wie könnte die Vernunft, die in der Schule der Natur ſich einzig bildet, die Menſchen unter ſich ohne Ordnung und Regel gelaſſen haben?

Aus dem Bedürfniß, eine Regel zu haben, nach welcher der Menſch neben dem Menſchen leben und ſeines Lebens genieſſen konnte, entſtand menſchliche Geſellſchaft, welche in gröſſern oder kleinern Diſtrikten ſich zu einer gemeinſchaftlichen Regel vereinigte und, durch ſie, Ordnung und Eintracht unter ſich zu erhalten ſtrebte.

Wenn demnach Bedürfniß, eine Regel für den Gebrauch der natürlichen Freyheit zu haben, mit dem Augenblicke da war, in welchem mehrere Menſchen mit einander in einem Diſtrikte anfiengen zu leben, oder, welches eben ſo viel iſt, wenn mit der Bevölkerung des Erdbodens auch ſogleich menſchliche Geſellſchaft entſtand und entſtehen muſte; ſo hat der ſogenannte Stand der Natur gar keine wahre Exiſtenz. Denn einmal iſt kein Menſch, bloſſer, iſolirter Naturmenſch, ſondern jeder Menſch iſt Menſch in der Geſellſchaft. Folglich gibt es gar keine oder wenigſtens keine nützliche Betrachtungen, des Menſchen und ſeiner Pflichten und Rechte als — wenn er Glied einer Geſellſchaft iſt.

So bald ich nun den Menſchen als Glied der Geſellſchaft denke, ſobald muß ich auch eine Regel denken, nach welcher der Menſch lebt und mit der Geſellſchaft verbunden iſt: und ſobald fällt aller Stand der Natur weg und die natürliche Freiheit (d. h. das ganz willkührliche Handeln) findet ihre Einſchränkung durch jene Regel.

Im Stande der Natur (dem geſellſchaftlichen entgegengeſezt) giebt es eigentlich gar keine Regel, folglich auch kein Recht und keine Obliegenheit. Recht entſteht erſt, wo eine Regel iſt, welcher ſich die Geſellſchaft gemeinſchaftlich unterwirft. Denn was in der Geſellſchaft Regel iſt, heiſt Recht: indem die Regel allen eine Obliegenheit giebt, ſich darnach zu richten, und allen auch eine Befugniß, andere an die Regel zu binden und ihre Befolgung zu fodern.

Es giebt aber verſchiedene Arten der Regeln, welche das Band der Geſellſchaft an einander knüpfen und die menſchlichen Rechte und Obliegenheiten begründen. Einige flieſſen aus der Natur des Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft und heiſſen daher Geſeze der Natur. Das ſind die erſten, wichtigſten, heiligſten, unumſtößlichſten. Sie ſind das Recht Gottes oder, das göttliche Geſez, welches der Schöpfer durch ſeinen Geiſt, durch die Vernunft, dem Menſchen lehrt und durch unwiderſtehlige Bedürfniſſe ihm gleichſam auflegt. Andere entſtehen aus der freyen Wahl der Menſchen und heiſſen daher poſitiv oder willkührliche. Dieſe leztern haben dann erſt Werth und Heiligkeit, wenn ſie um der erſtern willen da ſind, und für deren Aufrechthaltung abzweken. Ueber die erſtern allein will ich nun meine Leſer unterrichten.

Das natürliche oder göttliche Geſez gründet ſich auf zwey Stücke: erſtlich, auf die allgemeine Unentbehrlichkeit zum Daſeyn und Wohlbefinden des Menſchen: zweytens, auf das gemeinſchaftliche Intereſſe der Geſellſchaft.

Was allen Menſchen (ich ſage wohlbedächtig, allen — denn der einzelne Menſch kan eigne Bedürfniſſe haben, die aber den andern keine Regel geben) zum Daſeyn und Wohlbefinden unentbehrlich iſt, das muß jeder haben, thun oder genieſſen, das muß jeder dem andern laſſen und ungekränkt erhalten. Das iſt die erſte Regel der Natur, die in jeder Geſellſchaft, alle Mitglieder derſelben wechſelſeitig bindet. — Das zu haben, zu thun, zu genieſſen, was gar kein Menſch zu ſeinem Daſeyn und Wohlbefinden entbehren kan (z. B. freye Luft) was allen Menſchen ſchlechterdings nothwendiges und natürliches Bedürfniß iſt, dazu hat jeder Menſch ein natürliches Recht, das Gott ſelbſt ihm gab, wiefern Gott ſelbſt ihm Kraft, Trieb und Gegenſtand dazu verlich und — weil Gott ſelbſt als Schöpfer der Natur es ihm zum unwiderſtehligen Bedürfniſſe machte. Das jedem haben, thun, genieſſen laſſen, iſt jedes Mitgliedes in der Geſellſchaft erſte und heiligſte Obliegenheit, die Gott ſelbſt ihm auflegte.

II.

Rechte der Menſchheit, welche die Geſellſchaft dem Menſchen ſchuldig iſt.

Wenn wir dieſes erſte heilige Gottesgeſez zergliedern, und unterſuchen, was das für Dinge ſind, die Gott allen Menſchen zum unvermeidlichen Bedürfniß gemacht hat, ſo kommen wir auf die einzelnen allgemeinen Rechte der Menſchheit, die das Band jeder Geſellſchaft knüpfen und die in jeder Geſellſchaft gelten und heilig ſeyn müſſen.

1.

Recht des Daſeyns.

Das wichtigſte Gut des Menſchen, das Gott ihm gab, iſt ſeyn Daſeyn. Denn auf dieſes gründen ſich alle übrigen. Alle beginnen mit ihm und werden mit ihm zerſtört. Wer mir mein Daſeyn raubt, raubt mir alles. Es iſt alſo das gröſte und heiligſte Kleinod des Menſchen und das, was er unmittelbar von ſeinem Schöpfer hat. Wer dieß Recht der Exiſtenz einem Menſchen verkümmert, greift gerade zu in die Majeſtätsrechte Gottes ein. Der Menſch hat ein natürliches Recht zu leben, das ihm kein Menſch in keinem Falle, (auſſer im Fall der Nothwehr, wo der Mörder gleichſam ſein Leben ſelbſt aufs Spiel ſezt und den Vertheidigenden zwingt, es ihm zu nehmen, um das ſeine zu retten) entziehen darf. Dieß Recht verkümmern oder einſchränken, heißt alles Recht der Natur, alle göttlichen Geſeze, alle Religion mit Füßen treten: es heiſt alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft auflöſen. Denn wenn in der Geſellſchaft dieß Geſez nicht heilig, dieß Recht nicht unverlezlich iſt, ſo iſt gar kein erdenklicher Grund mehr vorhanden, der irgend ein Geſez und Recht unter den Menſchen ſichern könte: ſo iſt alle menſchliche Glückſeligkeit ein Spiel des Ohngefehrs: ſo giebts gar keine Grundſäze des Handelns mehr: ſo iſt die Welt eine Wildniß, und die Menſchheit ſteht unter den unvernünftigſten Thieren. Denn wenn dieſe Regel nicht mehr gilt: was Gott ſelbſt — unmittelbar — allen Menſchen gab — und nur für den Menſchen, dem er es gab, beſtimte (denn das Kraut z. B. beſtimmte er zum Genuß anderer Geſchöpfe) das hat der Menſch als ein unverlezliches Eigenthum; ſo gilt gar keine Regel mehr: ſo hört alle Vernunft auf Vernunft zu ſeyn. Und es iſt mir aus dieſen Betrachtungen ſonnenklar, daß das ſogenannte ius vitae et necis, welches man der Geſellſchaft zuſchreibt und welches von dieſer den Verweſern ihrer Rechte übertragen ſeyn ſoll, ein trauriges Ueberbleibſel aus den Zeiten der Verwilderung der Menſchheit iſt. Unter vernünftigen Menſchen kann das Recht zu leben von keinem Menſchen angetaſtet werden: oder aller Begriff von Rechten der Menſchheit und geſellſchaftlichen Banden fällt über den Haufen.

2.

Recht ſich zu ſättigen.

Aus dem Rechte zu leben entſteht das Recht, ſich das zu verſchaffen und zu gebrauchen, was zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich iſt: alſo zuvörderſt das Recht ſich zu ſättigen. Jeder Menſch muß eſſen und trinken, wenn er ſein Daſeyn fortſezen ſoll. Alſo hat auch jeder Menſch ein Recht dazu. Und die Geſellſchaft iſt ſchuldig, wenn ſie nicht alle Bande der Menſchheit aufheben will, jeden Menſchen nicht nur eſſen und trinken zu laſſen, was er hat, ſondern ihm auch zu geben, wenn er nichts hat und haben kann. Daher hat nicht nur jeder das Recht zum freyen Erwerb ſeiner Nahrung, ſondern auch das Recht, ſie von ſeinen Mitmenſchen zu fodern, wenn er z. B. als Kranker, und Krüpel ꝛc. nichts erwerben kan.

3.

Recht, ſich zu bedecken.

Eben ſo fließt, aus der allgemeinen Unentb
lichkeit irgend einiges Schuzes vor Wind und W
ter, das Recht ſich zu kleiden und zu wohnen. W
nigſtens gehört es in jeder Geſellſchaft zu dem R
te der Menſchheit, unter welcher einmal beides d
Klima und Körperbeſchaffenheit ein allgemein un
behrliches Bedürfniß iſt. Und ſo iſt auch hier
Geſellſchaft verbunden, jeden ſich kleiden und u
einem Obdache leben zu laſſen und es ihm, wenn
nicht hat und haben kan, mitzutheilen, oder d
ihre Verweſer mittheilen zu laſſen.

4.

Recht an den Gemeingütern.

Iſt ferner freye und geſunde Luft, iſt fr
Wandeln unter Gottes Himmel auf ofnen Stra
iſt der Genuß des Tageslichtes zu Geſchäften,
Stillung des Durſtes aus der erſten beſten Wa
quelle, iſt jedes ſolches Gemeingut der Geſellſch
allen Menſchen zum Daſeyn und Wohlbefinden
entbehrlich, ſo hat auch jeder Menſch ein Recht
ſe Gemeingüter frey zu benuzen: und die G
ſchaft iſt ſchuldig, jedem dieß Recht ungekränk
laſſen und alle Verlezungen deſſelben abzuwehre

5.

Recht zur freyen Thätigkeit.

Allen Menſchen ferner, gab Gott Kräfte: allen gab er Trieb nach Thätigkeit d. h. Trieb zum Gebrauch ſeiner Kräfte: allen machte ers zum natürlichen Vergnügen thätig zu ſeyn: allen ſchuf er Schmerz beim Mangel an freyer Thätigkeit an: allen gab er Gegenſtände zur Thätigkeit: alle ſezte er in die Lage, daß ſie durch nuzbare Thätigkeit ihre Nahrungsmittel in der Geſellſchaft ſich erwerben mußten, indem er es jedem unmöglich machte, alle ſeine Bedürfniſſe ſich ſelbſt zu erzeugen und es daher jedem nothwendig machte für andere zu arbeiten, weil andere wiederum für ihn arbeiten müſſen, wenn alle ſeine Bedürfniſſe befriedigt werden ſollten. Aus dieſer Einrichtung Gottes in der Natur fließt ſonnenklar das Recht zum freyen Gebrauche der Kräfte und Talente jedes Menſchen ſo wohl der angebornen, als der erworbenen. Alſo hat jeder Menſch das Recht, ſich eine nüzliche Beſchäftigung in der Geſellſchaft zu wählen und durch ſie zu erwerben. Alſo iſt jede Geſellſchaft ſchuldig, jede Kraft, jedes Talent, (ſofern es irgend einen Nuzen hat und nicht gerade zu der Geſellſchaft ſchädlich wird) ungehindert wirken und — jeden erwerben zu laſſen, ſo viel er kan und mag.

6.

Recht zur Befriedigung des Geſchlechtstriebes.

Aus eben dieſen Gründen flieſt inſonderheit da Recht zur Befriedigung des Fortpflanzungstriebes Jeder Menſch hat — Kraft, Trieb und Gegenſtände dazu. Alſo iſt die Geſellſchaft ſchuldig, ihn dieſ Recht ausüben zu laſſen, und ihn in keinem Fall daran zu verhindern, ſo lange er nicht andere menſchliche und natürliche Rechte und Freyheiten dadurc ſtöhrt, d. h. ſo lange er der Natur folgt, und ſeinem Triebe, mit dem freyen Willen einer Perſo des andern Geſchlechts Genüge thut, ohne jedoc die öffentliche Sittlichkeit zu beleidigen. Und da dieſer vom Schöpfer eingepflanzte Trieb, die Abſich hat, nicht nur das menſchliche Geſchlecht fortzupflanzen, ſondern auch — theils mit geſunden und möglichſt vollkommnen Geburten zu vermehren, theil durch die damit verbundene leidenſchaftliche Liebe die Bande der häuslichen Geſellſchaft zwiſchen den Liebenden und ihren Kindern zu beveſtigen, und ſo den Eifer in der Erziehung der Kinde zu erwärmen; ſo iſts offenbar, daß jeder Menſc auch zugleich das Recht hat, dieſen Trieb nach ſeiner freyſten Wahl und mit Wohlgefallen und Vergnügen zu befriedigen: und daß ſonach die Geſellſchaf ſchuldig iſt, ihm auch dieſe Wahl und dieſes Wohlgefallen ungeſtöhrt zu laſſen. Und hieraus ergieb ſich, daß alle poſitiven Geſeze, welche die Befriedigung dieſes Triebes zum Zwange machen und das Wohlgefallen hindern (ohne welches gar keine vollkommne Kinder erzeugt, keine Liebe erhalten, kein Eifer in der Erziehung der Kinder erwärmt werden mag) ungerecht ſind und mit dem Naturrechte ſtreiten: dahin z. B. die Geſeze gehören, welche die an ſich ſo vortrefliche und der Geſellſchaft heilſame Regel der Ehe ſo beſtimmen, daß Liebe und Beyſchlaf zum Zwange und durch Unauflöslichkeit des Bandes aufgedrungen werden.

7.

Recht des Eigenthums.

Allen Menſchen in der Geſellſchaft, wo Ordnung und Eintracht ſtatt finden ſoll, iſt es ferner unentbehrlich, Eigenthum zu haben, d. h. gewiſſe Dinge ſo zu beſizen und frey zu gebrauchen, daß kein anderer Menſch, ohne ihren Willen, auf ihren Beſiz und Gebrauch Anſpruche machen darf. Daraus entſteht das Recht des Eigenthums, welches jedes Mitglied der Geſellſchaft verbindet, was mein iſt, ohne meinen Willen, nicht anzutaſten oder zu gebrauchen, und welches mir die Befugniß giebt, nach meinem Gutdünken darüber zu disponiren. Es können aber der Natur nach nur folgende Dinge Eigenthum werden: 1) welche nicht an ſich zu den Gemeingütern

gütern der Geſellſchaft gehören, wie z. B. Luft, Quellen, öffentliche Straſſen ꝛc. welche alſo 2) ohne Kränkung anderer Rechte, ein Menſch allein beſitzen kan, und 3) welche einem allein mit Grunde gehören, weil er ſie durch Erwerb und Fleiß akquirirte, oder durch rechtmäſſige Verträge ſie an ſich brachte, oder dem andere ihr Eigenthumsrecht frey abtraten, oder endlich, weil er ſie als niemand zugehörig (als rem nullius) zuerſt okkupirte. Solch wahres Eigenthum iſt die Geſellſchaft jedem ihrer Mitglieder zu laſſen, und ihn gegen Eingriffe zu ſchützen verbunden.

8.

Recht und Ehre.

So iſt es ein allen Menſchen von Gott eingepflanzter Trieb, von andern Menſchen geliebt und geachtet zu werden. Die Befriedigung dieſes natürlichen Ehrtriebes iſt auch jedem nicht ganz verwilderten Menſchen ſo unentbehrlich, daß Wohlbefinden und Zufriedenheit ohne ſie ſchlechterdings nicht möglich iſt. Und weil dieſe Befriedigung aufs wenigſte ſo viel erheiſcht, daß der Menſch die in der Geſellſchaft eingeführten äuſerlichen Zeichen der Ehre und Achtung genieſſe; ſo hat jeder Menſch, als Menſch, ein natürliches Recht, nach Maasgabe ſeines moraliſchen und bürgerlichen Werthes, dieſe ihm gebührende Ehre zu fodern.

9.

Recht der Publicität.

Endlich hat der Schöpfer es jedem einzelnen Menſchen ſo wohl als der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt zum unentbehrlichen Bedürfniſſe gemacht, ſich durch Sprache und übliche Zeichen derſelben mitzutheilen. Alſo hat jeder Menſch das Recht nicht nur frey zu denken, ſondern auch frey zu reden, d. h. das, was ihm Wahrheit iſt, durch Sprache mitzutheilen. Denn es fällt in die Augen, daß frey reden und Wahrheit reden unzertrennlich und beinahe eins ſind. Denn ſo bald der Menſch Wahrheit d. h. das ſagen ſoll, was er für Wahrheit hält, ſobald muß er frey reden können. Denn was er nicht frey ſondern gezwungen ſagt, kan nicht Wahrheit ſeyn. Und dieſes natürliche Recht, jedem ſeine Wahrheit zu ſagen, der ſie hören will, iſt nicht nur dem Menſchen ſelbſt unentbehrlich, ſondern auch zugleich eine Hauptquelle der Vervollkommung der menſchlichen Geſellſchaft. Der Menſch ſelbſt hat erſtlich einen unwiderſtehligen Trieb, ſich mitzutheilen und ſeine Wahrheit (die er durch Denken und Forſchen ſich erwarb) wie ſein Brod, mit ſeinen Mitmenſchen gemein zu machen. Dieſe Mittheilung iſt ihm der erſte, wichtigſte und beſte Genuß des geſellſchaftlichen Lebens. Dieſe Mittheilung iſt die einzige Art, wie ihm ſeine eigne Wahrheit allererſt genießbar werden kan. Dieſe Mittheilung macht ihm Liebe zur Wahrheit, und erhält ſeinen Eifer in weiterer Erforſchung derſelben. Dieſe Mittheilung vermehrt die Veſtigkeit ſeiner Ueberzeugungen und die Wirkſamkeit der Wahrheit bei der Leitung ſeiner Handlungen. Und eben ſo wichtig iſt ſie für die Geſellſchaft. Ohne dieſes Menſchenrecht würde alle gemeinſchaftliche Belehrung wegfallen, ohne welche ja keine Kultur der Nation, kein Aufkeimen und Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, folglich auch keine Vervollkommung der Menſchheit möglich iſt. Wo die Wahrheit freyen Lauf hat, da nehmen die Kentniſſe und Einſichten der Menſchen täglich zu. Wo ſie aber als Monopol verkauft wird, und nur gewiſſe Leute ihre Wahrheit allein frey ſagen dürfen, da ſinken die Wiſſenſchaften, und Aberglaube und Barbarei nebſt der Tyrannei fangen an, die Völker zu beherrſchen und elend zu machen — wie die Geſchichte lehrt. Alſo iſt es jedes Menſchen wichtigſtes und göttlichſtes Recht frey und laut zu reden und ſeine Wahrheit mitzutheilen: und der Geſellſchaft erſte und heiligſte Pflicht, dieß Recht jedem unverlezt zu erhalten.

III.

Rechte der Geſellſchaft,

die jedes Mitglied der Geſellſchaft heilig zu halten ſchuldig iſt.

Alle bisher beſchriebene Rechte der Menſchheit hangen, in Abſicht auf Gebrauch und Genuß, nicht nur von dem Daſeyn, ſondern auch von der Vollkommenheit und dem Wohlſtande der Geſellſchaft ab.

Der Menſch, ohne menſchliche Geſellſchaft — der einſame, iſolirte Menſch kan ſich nur mit Mühe ſättigen, kleiden u. ſ. w. denn ſelbſt das nothdürftigſte giebt die Erde nicht überall. An manchen Orten giebt ſie gar nichts und nirgends alles, was der Menſch zum Daſeyn und Wohlbefinden nöthig hat, ohne gemeinſchaftlichen Fleiß und Kunſt mehrerer beyſammen lebender Menſchen. Der iſolirte Menſch kan ſeine Talente nicht gebrauchen und damit erwerben, ohne menſchliche Geſellſchaft. Der iſolirte Menſch kan ohne ſie ſeinen Geſchlechtstrieb nicht befriedigen. Der iſolirte Menſch kan ohne ſie weder Wahrheit erlangen und ſeine Kentniſſe vervollkomnen, noch Wahrheit mittheilen und ſie durch Mittheilung ſich gemeinbar machen. Kurz, ohne Geſellſchaft iſt der Menſch, mitten unter den Schönheiten und Reichthümern der Natur, arm und elend.

Und eben ſo unentbehrlich iſt ihm die Vollkom
menheit der Geſellſchaft. Denn je unvollkomne
dieſe iſt, deſto unvollkommner wird der Genuß ſeine
Rechte. Lebt er z. B. unter einem armen Volk
ſo wird auch ſein Erwerbrecht armſelige Früchte tra
gen. Lebt er unter ungeſunden Menſchen, ſo wir
ihn die Befriedigung des Geſchlechtstriebes ungeſun
machen und ungeſunde Kinder ihm erzeugen. Le
er unter ſchlecht denkenden Leuten; ſo wird er k
nen wahren Genuß der Ehre haben. Lebt
unter einer barbariſchen und kenntnißloſen Natio
ſo wird ihn freye Mittheilung ſeiner Wahrheit nic
erfreuen, und ſo wird keine gegenſeitige Mittheilun
die ſeinige erweitern u. ſ. w. Je vollkommner im G
gentheil die Geſellſchaft iſt, in der ich lebe, deſ
glücklicher bin ich. Iſt ſie reich, ſo kan ich deſto be
ſer erwerben. Blühen die Wiſſenſchaften unter ih
ſo kann ich meine Kentniſſe vervollkommnen. Iſt
frey, ſo bin ich auch deſto freyer. Iſt ſie tugen
haft, geſittet, edel, ſo iſt mein Wirkungskreis unt
ihr der ſeligkeitvollſte, den ich mir wünſchen ma

Es iſt alſo augenſcheinlich, daß jedem einzeln
Menſchen an der ſteigenden Vervollkommung d
Geſellſchaft liegen muß, unter welcher er leben u
ſeines Lebens froh werden will. Und ſo iſt me
zweytes, oben veſtgeſeztes Axioma der Natur beſta
get und einleuchtend gemacht, welches das gemei
ſchaftliche Intreſſe der Geſellſchaft zur Grundla

ei

einer zweyten Klaſſe natürlicher und göttlicher Geſeze erhebt, welche die Rechte der Geſellſchaft begründet, die jedem einzelnen Mitgliede derſelben heilig ſeyn müſſen. Ich nenne es mit Abſicht gemeinſchaftliches Intreſſe, weil ich davon das Intreſſe abgeſondert wiſſen will, welches die beſondern Lagen und Verhältniſſe einzelner Geſellſchaften erzeugt: dahin z. B. Eroberungen gehören. Denn das iſt ein Geſez der Natur, das die Mitglieder ausnahmlos bindet. Das göttliche Band, welches alle Mitglieder jeder Geſellſchaft zuſammenhält und ſie alle beſeligt, iſt das gemeinſchaftliche Intreſſe d. h. alle die Vollkommenheiten der Geſellſchaft, welche allen Mitgliedern zu allen Zeiten und in jeder Lage genießbar ſind und eine Summe von Glückſeligkeit erzeugen, deren Einheiten ſich über alle Individua verbreiten: wie z. B. die Kultur der Vernunft. —

Wir wollen daher die Stücke einzeln angeben, welche zu dem gemeinſchaftlichen Intreſſe der Geſellſchaft gehören, um die einzelnen Rechte der Geſellſchaft aufzufinden, welche jedes Mitglied heilig zu halten verbunden iſt, und welche ihm das allgemeine Naturgeſez auflegt: „Liebe für das gemeinſchaftliche Intreſſe der Geſellſchaft, und bemühe dich, ihre ſteigende Vervollkommnung auf alle Weiſe zu befördern“.

1.

Rechte der Menſchheit.

Ich rechne hieher, vor allen Dingen, die Heiligkeit jener obgedachten Rechte der Menſchheit. So wichtig dieſe für jedes Mitglied der Geſellſchaft ſind, ſo wichtig ſind ſie der Geſellſchaft ſelbſt. Denn es iſt der erſte Zweck, bei Errichtung einer Geſellſchaft, daß die Rechte der Menſchheit geſichert werden ſollen. Eben deswegen vereinigten ſich die Menſchen in Geſellſchaften — eben deswegen flößte der Schöpfer den Trieb nach Geſelligkeit uns ein, und legte den mächtigen Zug der Liebe ins menſchliche Herz, damit ſie einander die Rechte zum Genuß des Lebens möglich, leicht, angenehm und ſicher machen ſollten, die, ohne geſellſchaftliche Bande, einer dem andern ſonſt ſtöhren oder verbittern würde. Für dieſe Rechte muß alſo die Geſellſchaft wachen. Und dieſe Rechte muß umgekehrt jedes Mitglied wiederum als das erſte Heiligthum der Geſellſchaft anſehen, und ſich ſcheuen, irgend einen Menſchen, der mit ihm durch die Geſellſchaft verbunden iſt, in dem Genuß ſeiner Rechte zu beeinträchtigen. Ja für dieſe Rechte müſſen alle gleichſam kämpfen und mit Blut und Leben einander vertheidigen, wenn ſich Störer derſelben in oder auſſer der Geſellſchaft finden ſollten. Und wenn auch ein Menſch Urſache zu haben meinen ſollte, einen andern im Beſiz eines ſeiner menſchlichen Rechte zu ſtöhren, ſo muß er doch, um der Geſellſchaft willen und aus Achtung für die Heiligkeit ihrer Bande, es nicht thun. Er muß die Kränkung der Rechte jedes Einzelnen als eine Kränkung der ganzen Geſellſchaft anſehen. Er muß bedenken, daß die Geſellſchaft, wenn er durch ſo eine That ihre Bande zerreiſt, ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn auch quitt wird, und daß ſie alſo auch ſeine Rechte nicht mehr vertheidigen ſondern ſie zerſtöhren wird, wenn er die Rechte ſeiner Mitmenſchen ſtöhren und das Grundgeſez der Geſellſchaft mit Füſſen treten wollte.

2.

Verträge.

Wenn aber keine Geſellſchaft, deren Wohlfarth und Veſtigkeit doch für jedes einzelne Mitglied ſo unentbehrlich iſt, ohne gemeinſchaftliches Heilighalten der menſchlichen Rechte beſtehen kan, ſo kan ſie es eben ſo wenig ohne die Heiligkeit der Verträge.

Wir verſtehen unter einem Vertrage, ein freywilliges und aus vernünftiger Ueberlegung entſtandnes Einverſtändniß über Dinge, die die Vertragmachenden einander leiſten und von einander annehmen wollen. Ein ſolcher Vertrag heiſt gültig und verbindend, wenn er die angegebnen Erforderniſſe hat und wenn ſein Inhalt dabey auch möglich und

rechtmäſſig iſt d. h. wenn das, was in dem V
trage verſprochen und acceptiret wird, mit keiner
talen Verlezung eines den Vertrag machenden u
mit keinem wahren Rechte andrer Mitglieder
Geſellſchaft, ſtreitet. Hiebey gilt es gleich, ob
Vertrag ausdrücklich mit dem Munde oder ſchr
lich erklärt worden iſt, oder ob er ſich auf eine
gemeine und in der Geſellſchaft eingeführte Vorau
ſezung gründet.

Die leztere Art der Verträge kan man ſtille o
ſtillſchweigende Verträge nennen. Das Merkm
ihrer Gültigkeit und Verpflichtung iſt die einſtimm
ge Erwartung der Geſellſchaft. So iſt es z.
einſtimmige Vorausſezung, daß jeder, der in
Bezirk der Geſellſchaft eintritt, ohne alle wei
ausdrückliche Erklärung, ſich den Geſezen der Ge
ſchaft unterwirft und als ein ſolcher in der Ge
ſchaft acceptirt wird: folglich iſt zwiſchen jedem M
gliede der Geſellſchaft und der Geſellſchaft ein ſt
Vertrag. So iſt es einſtimmige Vorausſezung, d
jeder, der mit dem andern ſich in ein Spiel einl
ehrlich ſpielen will: folglich iſt ein ſtiller Vert
zwiſchen Spielenden, der jeden derſelben verbind
ehrlich zu ſpielen. —

Alle rechtmäſſige Verträge nun, bey denen
Menſch freywillig, es ſey ausdrüklich oder ſtillſchw
gend, ſein Wort gegeben hat, ſie zu erfüllen, w

ſen jedem Mitgliede der Geſellſchaft heilig und unverlezlich ſeyn. Ein Menſch der nicht Wort hält, macht ſich nicht nur aller Ehre und Achtung in der Geſellſchaft verluſtig und verdient den Namen eines ſchlechten Menſchen, ſondern er beraubt ſich auch zugleich der Anſprüche auf die Treue ſeiner Mitmenſchen im Worthalten und — auf den Schuz der Geſellſchaft, bey der Behauptung ſeiner Rechte, die ihm andere durch Verträge zugeſtanden haben. Er verliert dabey den Kredit und das Zutrauen ſeiner Mitbürger und macht es ſich ſchwer und oft unmöglich, das geringſte Geſchäft zu unternehmen und, durch Verkehr mit Menſchen, zu erwerben. Denn da alles Gewerbe in der Welt mit ausdrüklichen oder ſtillen Verträgen verbunden iſt, (denn ſelbſt zwiſchen dem Taglöhner und ſeinem Brodherrn iſt ſtiller Vertrag, nach welchem jener gut und fleißig zu arbeiten und dieſer ihn zu bezahlen verſprach) ſo iſt für einen Menſchen alles Gewerbe verſchloſſen, der ſich als einen treuloſen bekant macht, dem ſein Wort nicht heilig iſt. Folglich iſt es die höchſte Obliegenheit jedes Menſchen, auch mit Schaden ſein Wort zu halten und, dem Vertrage gemäß zu leben. Wem Verträge nicht heilig ſind, macht ſich ſelbſt aller Vortheile, die ihm die Verbindung mit einer Geſellſchaft bringen könte, verluſtig oder doch unwerth — iſt in der Geſellſchaft der erſte unter allen

ver-

verachtungswürdigen Menſchen — und verdient, von der Geſellſchaft ausgeſtoſſen zu werden.

Auch kan ein ſolcher Menſch keine Zufriedenheit haben, als welche allein auf der verdienten Achtung unſerer Mitmenſchen und dem Wohlgefallen des Schöpfers beruht. Denn wenn das gemeinſchaftliche Wohl der Menſchen Gottes einzige Abſicht iſt, ſo muß es das erſte Erfoderniß eines Menſchen ſeyn, der ſich des Wohlgefallens Gottes bewuſt ſeyn will, daß er die Rechte der Menſchheit als die Grundſtüzen der menſchlichen Geſellſchaft heilig halte. Da es alſo in die Augen fällt, daß die Heiligkeit der Verträge die erſte Stüze des geſellſchaftlichen Wohlſtandes iſt, und daß Handel, Gewerbe und alle Theile der öffentlichen und häuslichen Glückſeligkeit ohne ſie zu Grunde gehen müſſen, ſo muß der unter allen Gott misfälligen Menſchen der misfälligſte ſeyn, welcher den Vertrag, als die Grundlage aller geſellſchaftlichen Sicherheit und alles gemeinſchaftlichen Wohlſtandes, nicht heilig halten will.

3.

Eide.

Unter die Verträge gehört auch der Eid, welcher unter den Rechten der Geſellſchaft einer beſondern Erwähnung verdient. Wir verſtehen unter einem Eide nicht die Grimaſſen des Fingeraufhebens, des ſchwarzen Tuchs u. ſ. w. ſondern jenes feierliche Angelöbniß, ein genaues Verſprechen zu erfüllen, oder die ſchuldige Wahrheit zu ſagen, welches mit einer ausdrücklichen Berufung auf Gott verbunden iſt. Der Inhalt eines Eides mag ſeyn, welcher er will (wenn derſelbe nur an ſich Möglichkeit und Rechtmäßigkeit hat), wenn er nur mit feierlicher und freywilliger Berufung auf Gott verbunden iſt. Dieſe iſt das Weſen des Eides.

Wer, indem er etwas ausſagt oder verſpricht, zugleich ſich ſeines Gottes erinnert, wer zugleich laut und feierlich erklärt, daß er ſich ſeines Gottes erinnere, daß er ihn jezt als den Allgegenwärtigen denke, daß er die Wahrheit ſeiner Ausſage oder die Verbindlichkeit ſeines Angelöbniſſes nicht blos der Geſellſchaft, ſondern auch ſeinem Gott, als unſichtbarem Regenten, ſchuldig ſey, (welcher durch ſein unveränderliches Wollen alles deſſen, was die gemeine Wohlfarth erheiſcht, ihn dazu verpflichte,) daß er dieſen ſeinen Gott verehre, liebe, und von ihm ſeine Seligkeit erwarte, und daß er jezt unter dieſes Gottes Augen, mit Verpfändung ſeiner Ehrfurcht, ſeiner Liebe, und ſeiner Hofnung zu denſelben, ausſage und verſpreche — der ſchwöret einen Eid. Und wer ſich zum Wahrheit ſagen oder Wort halten ſo anheiſchig macht, daß er es laut bei der ſeinem Gott ſchuldigen Liebe und Ehrfurcht verſpricht, der ſchließt mit der Geſellſchaft einen

nen Vertrag, der unter allen Verträgen der heiligſte iſt. Denn hier verbindet ſich mit allen obgedachten Antrieben zur Rechtſchaffenheit noch der beſondere, daß er ſeinen Gott und Schöpfer ſelbſt gleichſam zum Zeugen nimmt und ſeine ganze Liebe und Achtung gegen ihn für ſeine Redlichkeit verpfändet.

Ein Meineidiger alſo macht ſich nicht nur zum Scheuſale der Menſchheit, ſondern er ſpottet zugleich aller ſeiner Aeuſerungen der Liebe und Verehrung ſeines Gottes. Folglich muß ſein Gewiſſen ihn ſelbſt als den ſchlechteſten Menſchen darſtellen, der alle Menſchlichkeit und alle Religion zugleich mit Füſſen tritt, dem ſein Gott ſo wenig als ſeine geſellſchaftliche Verbindungen mit Menſchen mehr heilig ſind. Gewiß, wer das überlegt, und damit noch beſonders die beiden Betrachtungen verbindet, daß der Eid unter allen Völckern der Erde heilig war, und daß er das einzige Bindemittel iſt, wodurch ſich die menſchliche Geſellſchaft Treue und Sicherheit verſchaffen kan, und wer dennoch im Stande iſt, einen falſchen Eid zu ſchwören oder einen geleiſteten Eid zu brechen, der muß eine ſcheusliche Seele haben, welche gegen alle Achtung der Menſchen, gegen alle Vortheile der wechſelſeitigen Ehrlichkeit gegen alle Bande der Geſellſchaft, gegen alles, was gemeinſchaftliche Glückſeligkeit und Wohlfarth erheiſcht,

un

und ſelbſt gegen ſeinen Gott gleichgültig iſt. In einem ſolchen Menſchen iſt wahrlich nie wahre Zufriedenheit möglich. Er muß ſich ſelbſt verabſcheuen. Er muß keinem Rechtſchafnen mit Freudigkeit ins Geſicht ſehen können. Er muß keines frehen Aufblicks zu ſeinem Gott empfänglich ſeyn.

4.

Wahrhaftigkeit.

Das Wohl der Geſellſchaft, welches für das Wohlbefinden der Einzelnen unentbehrlich iſt, erfodert vermöge des vorigen Punktes — Wahrhaftigkeit d. h. redliche und der Ueberzeugung gemäſſe Ausſage der Mitglieder von dem, was die Geſellſchaft ſie rechtmäſſig befraget.

Hier entſteht aber vor allen Dingen die Unterſuchung, was für Wahrheit die Geſellſchaft rechtmäſſig fodern kan? Denn es begreift ſich, daß keine Geſellſchaft, ſie heiſſe Nation, Staat, Regierung ꝛc. ein Recht haben kan, alles zu fragen, was ihr beliebt, und ihre Mitglieder dabei zur Wahrheit ihrer Ausſagen zu verpflichten. Wahrheit d. h. Reſultate ſinnlicher Wahrnehmungen oder, Urtheile und Meinungen und Geſinnungen ſind ihres Eigenthum des menſchlichen Geiſtes, über welches kein Menſch und auch keine Geſellſchaft von Menſchen eigentlich zu gebieten

bieten hat. Jeder Menſch kan mit ſeiner Wahrheit, ſ
wie mit jedem vollkommen Eigenthum, machen wa
er will. Er kan ſie ſagen oder verſchweigen, je nach
dem er es für rathſam hält. Das iſt Recht de
Menſchheit. Und Rechte der Menſchheit gehen a
len Rechten der Geſellſchaft vor. Denn die Geſel
ſchaft wurde ja in der Abſicht errichtet, die Rech
der Menſchheit genießbar und ſicher zu mache
Folglich kann die Geſellſchaft nie ein Recht zu e
was haben, was irgend einem Rechte der Menſch
heit nachtheilig wäre. Und ſo kann auch die Ge
ſellſchaft kein Recht haben, unbedingt von ihre
Mitgliedern zu fodern, oder ſie zu zwingen, da
ſie ihr Eigenthum, ihre Wahrheit, ihr hingeben ſo
len. Wenn es einen Fall giebt, wo die Geſellſchaf
Wahrheit der Ausſage ſo gar zu fodern berechtiget iſ
ſo muß es ein bedingter Fall ſeyn d. h. ein ſolche
der ſich auf die Bedingung ſtützt, daß die Foderun
nicht mit den Rechten der Menſchheit ſtreite. Hi
her aber gehören nun folgende Fälle.

1. Wenn ein Mitglied der Geſellſchaft ſich frei
willig erbietet, die Wahrheit laut zu ſagen, z. B
wenn einer auftritt und ſich zum Zeugniſſe vor G
richt erbietet oder, wenn einer als Volkslehrer au
tritt und ſich anheiſchig macht, ſeinen Ueberzeugunge
gemäß zu lehren ꝛc. Dann iſt er ſchuldig, die Wah
heit zu ſagen: und die Geſellſchaft iſt berechtige

Wahrh

Wahrheit zu fodern: weil es nun Vertrag iſt, den er freywillig errichtete, der alſo den freyen Gebrauch menſchlicher Rechte nicht beeinträchtiget.

b. Wenn ein Mitglied der Geſellſchaft Rechenſchaft von ſeinen geſellſchaftlichen Handlungen ablegt. Nehmlich geſellſchaftliche Handlungen ſind ſolche äuſerliche Handlungen, die die Geſellſchaft oder einzelne Mitglieder derſelben unmittelbar zum Gegenſtande haben und, auf individuelle oder allgemeine Wohlfarth einen wirklichen und direkten Einfluß haben. So iſt z. B. meine Lektüre, die Einrichtung meiner Koſt, die Mühe, die ich anwende Wahrheit zu erlernen, keine geſellſchaftliche Handlung: denn das alles hat mich allein zum Gegenſtande und hat keinen direkten Einfluß auf individuelle oder allgemeine Wolfarth. So iſt mein geſellſchaftlicher Ton, der liebreiche, oder barſche, beſcheidne oder ſtolze ꝛc. keine geſellſchaftliche Handlung: denn er hat zwar die Geſellſchaft zum Gegenſtande, aber er hat keinen direkten Einfluß auf die Wohlfarth der Menſchen. Von ſolchen Handlungen alſo bin ich auch der Geſellſchaft keine Rechenſchaft ſchuldig. Denn ich machte mich vermöge des Vertrags mit der Geſellſchaft nur anheiſchig, die menſchlichen und geſellſchaftlichen Rechte heilig zu halten und an der Beförderung der gemeinen Wohlfarth Antheil zu nehmen, nicht aber mich zu ihren Sklaven zu verkaufen.

kaufen, meine natürliche Freyheit zu verleugnen für alle meine Handlungen reſponſabel zu den. Alſo bin ich ihr nur von ſolchen äuſerli Handlungen (von innerlichen nie) Rechenſchaft ſ dig, welche auf das Wohl der Geſellſchaft wi und demſelben wirklich nachtheilig ſind. Wen alſo Rechte der Menſchheit kränke z. B. die öffe che Sicherheit ſtöhre, Verträge breche, u. ſ. oder wohl gar die Geſellſchaft ſelbſt beſchädige z öffentliche Gelder unterſchlage, mit den Feinden h lich korreſpondire u. d. m. da hat ſie das Recht, zur Rechenſchaft zu fodern. Und da erfod mein Vertrag mit der Geſellſchaft, daß ich ihr, Befragen, die Wahrheit geſtehe.

c. Ein dritter Fall wäre, wenn mich die ſellſchaft um Entdeckungen befragt, welche für Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich ſind. nicht, alle. Wenn der Staat z. B. wiſſen wo was mein Nachbar für Vorſtellungen von Gott Religion hat, und ich fände es meinem Nac ſchädlich, ſeinen Glauben zu verrathen, ſo würde keinesweges verbunden ſeyn, dem Staate die W heit zu ſagen. Die bloſſe Neugierde der Geſellſ zu befriedigen oder wohl gar Rachſucht zu begü gen, dazu hat kein Mitglied eine gegründete O genheit. Der ſtille Vertrag, den jedes Mitg mit der Geſellſchaft gemacht hat, erfodert nur

Wa

Wahrheit, wo die Entdeckung derſelben für das Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich iſt z. B. bey Unterſuchung wahrer Verbrechen, die um der geſellſchaftlichen und meiner eignen Sicherheit willen beſtraft oder verhindert werden müſſen. Und auch bei dieſem Falle findet noch eine gewiſſe Einſchränkung ſtatt. Denn es fällt in die Augen, daß es bey der Wichtigkeit einer Entdeckung für das Wohl des Staats gar viele Stufen der Wichtigkeit geben kan und — daß die Wichtigkeit einer Entdeckung für den einen Theil des Wohls der Geſellſchaft, mit der Wichtigkeit der Nichtentdeckung für einen andern Theil, oder für einzelne Mitglieder, in Kolliſion kommen kan. Man ſeze einen beſtimmten Fall. Man denke ſich den Titius in einem ſtockkatholiſchen Lande. Man nehme an, daß des Titius Vater ein heimlicher Proteſtant ſey und freygeiſteriſche Schriften beſize, und daß Titius von der Geſellſchaft oder ihren Repräſentanten darüber befragt würde, um das Geſez der Geſellſchaft gegen ihn anzuwenden, welches die Kezer zu verbrennen befiehlt. Hier iſt die Entdeckung der Wahrheit freylich wichtig für die Geſellſchaft. Denn das gemeine Wohl erfodert es, daß die Geſeze gehandhabet und die Verbrechen entdekt und beſtraft werden. Allein — wenn die Entdeckung hier wichtig iſt, ſo iſt die Nichtentdeckung noch wichtiger: erſtlich für die Geſellſchaft, denn wahre Wohlfarth erheiſcht, daß ungerechte Geſeze unterdrükt und die Rechte der Menſchheit, unter denen die Freyheit des Glaubens oben anſteht, geſchüzt werden: zweitens aber auch für den Einzelnen: denn es iſt keine Kleinigkeit, einen Menſchen durch Entdeckung der Wahrheit auf den Scheiterhaufen bringen und — das ſo gar, mit Verleugnung eines der heiligſten Naturgeſeze, an ſeinem eignen Vater zu thun. Wer fühlt hier nicht die Macht der Kolliſion? Wer wird nicht mit mir eingeſtehn, daß die Nichtentdeckung hier das Wichtigere iſt? Wer wird dem Titius zumuthen, um ſo eines Anliegens der Geſellſchaft willen, Rechte der Menſchheit zu unterdrücken und die heiligſten Triebe der Natur, ich meine die Kindesliebe, zu verleugnen.

Ich bin bei dieſem in unſern gemeinen Moralen allgemein vernachläſſigten Punkte mit Abſicht weitläufig geweſen, um den Geſellſchaften und ihren Repräſentanten einen nöthigen Wink zu geben, der ſie auf die nöthigen Einſchränkungen ihrer Foderung, die Wahrheit vor Gericht zu ſagen, aufmerkſam machen wird. Denn es iſt wahrhaftig ſeither in Gerichten mit dem gutwilligen Gewiſſen der Menſchen oft ein wahres Geſpött getrieben worden. Will die Geſellſchaft gewiſſenhafte Mitglieder, will der Staat rechtſchaffene und treue Unterthanen haben, ſo muß er ſeine Auffoderungen nicht übertreiben oder — er muß ſich nicht wundern, wenn Ruchloſigkeit und Gewiſſenloſigkeit täglich mehr überhandnehmen und, wenn die Mitglieder der Geſellſchaften der Rechte der Geſellſchaft eben ſo ſehr ſpotten, wie die Geſellſchaften zuweilen die Rechte der Menſchheit zu verſpotten angefangen haben.

5.

Nuzbarkeit der Mitglieder für die Geſellſchaft.

Das gemeine Wohl der Geſellſchaft erheiſcht, daß jedes Mitglied ſeine natürlichen Rechte ſo genieſſe, gebrauche und ausübe, daß die Geſellſchaft ſelbſt keinen Schaden, ſondern vielmehr Nuzen davon habe. Denn dazu vereinigten ſich ja die Menſchen in Geſellſchaften, daß ſie theils ihre natürlichen Rechte genieſſen und ſichern, theils ſie einander gemeinſchaftlich genießbar machen wollten. Und wenn jeder einzelne Menſch in der Geſellſchaft wünſcht, daß jeder ſeiner Mitmenſchen ſeine Rechte, ſo weit es ohne ſeinen eignen Schaden geſchehen kan, zu ſeinem Beſten ausübe, ſo iſt ja jeder Menſch auch gegenſeitig verbunden, ſich ſeinen Mitmenſchen wiederum nuzbar zu machen. Und wenn jeder wünſcht, daß andere ihm nicht durch den Gebrauch ihrer Rechte ſchädlich werden, ſo muß er ja wohl ſelbſt ſo billig ſeyn, und ſie nicht durch den ſeinigen beſchädigen. Wenn nun das eben ſo billig als für das gemeinſame Wohl ſchlechterdings nothwendig iſt, ſo hat auch die Geſellſchaft ein Recht, die Unſchädlichkeit und Nuzbarkeit ihrer Mitglieder zu fodern und ſie allenfalls mit Gewalt, um der Sicherheit Aller willen, dazu anzuhalten. Denn wenn es Pflicht der Geſellſchaft iſt, jedes Mitgliedes Glückſeligkeit zu ſchützen, und ſeine Beeinträchtigungen derſelben zu verwehren, ſo iſt es auch Pflicht der Mitglieder, ſich dem, was die Geſellſchaft fodern muß, um dieſe Pflicht zu erfüllen, ohne Widerrede zu unterwerfen. Und ſo iſt das Geſez: gebrauche die natürlichen Rechte nie zum vermeidlichen Schaden deiner Mitbürger, ſondern ſuche vielmehr überall dadurch ihren Nuzen oder Vergnügen zu befördern, ein unumſtößliches Naturgeſez, weil darauf die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit der ganzen Menſchheit beruht. — Beyſpiele!

Es iſt natürliches Recht, über mein Eigenthum zu ſchalten, wie ich will. Aber die Geſellſchaft hat das Recht zu fodern, daß ich es wenigſtens auf eine nuzbare Art anwende, es ſey, daß ich Arbeitsleuten etwas zu verdienen gebe, oder daß ich meine Kinder gut erziehe, u. ſ. w. Wenn ich alſo z. B. einen groſſen Wald beſäſſe und denſelben, um ein kindiſches Vergnügen zu genieſſen, verbrennen und dadurch die Geſellſchaft in Gefahr des Holzmangels verſezen wollte, ſo würde die Geſellſchaft berechtiget ſeyn, nicht, mir mein Eigenthumsrecht zu nehmen, aber, es doch ſo weit einzuſchränken, daß ſie mich hinderte den Wald zu vernichten.

Es iſt ein natürliches Recht, den Geſchlechtstrieb zu befriedigen. Aber die Geſellſchaft kan mit Recht auch fodern, daß ich es auf eine Art thue, die der Geſellſchaft nützlich iſt: z. B durch Erzeugung geſunder Kinder und deren gute Erziehung. Und ſo hat ſie auch gegenſeitig das Recht, meine natürliche Freyheit einzuſchränken, wenn ich damit Schaden thun wollte, und z. B. die Unſchuld verführte, das unreife Alter ſchändete, veneriſche Krankheiten verpflanzte u. ſ. w.

Es iſt ein natürliches Recht ſeine erkante Wahrheit zu bekennen und mitzutheilen. Aber die Geſellſchaft kan fodern, daß ich damit Gutes ſtifte: indem ich z. B. wirklich nutzbare Kenntniſſe verbreite, oder, dazu Gelegenheit gebe, oder, indem ich beſcheiden und mit Gründen meine Ueberzeugungen darlege und andere zu weitern Nachdenken veranlaſſe. Und ſo kan ſie gegenſeitig auch verlangen, daß ich mit meiner Freymüthigkeit keinen vermeidlichen Schaden thue, indem ich z. B. durch Grobheit und Schimpfreden Andersglaubende erbittere oder, Meinungen verbreite, welche die Tugend herabwürdigen und die Menſchen laſterhaft machen, oder ſie gegen die Geſellſchaft empören u. ſ. w.

Es iſt ein natürliches Recht, meine Kräfte und Talente zum Erwerb für mich und meine Kinder frey zu gebrauchen. Allein die Geſellſchaft hat Anſprüche auf meine Nutzbarkeit. Sie kann verlangen, daß ich ſolche Geſchäfte mir zum Erwerb wähle, welche irgend ein menſchliches Bedürfniß befriedigen. Und ſie hat dabey das Recht mich einzuſchränken, wenn ich durch meine Geſchäfte ſchädlich werde, z. B. wenn ich im Lande das Korn aufkaufen wollte, um den Preis deſſelben hinauf zu treiben, und dadurch eine das Land drückende Theurung zu verurſachen, u. ſ. w.

6.

Gleichheit der Mitglieder in ihrem Betragen gegen die Geſellſchaft.

Wenn ſich die Menſchen in Geſellſchaften vereinigten und dabey die Abſicht hatten, ſich durch dieſe Verbindung mehr Genuß und Sicherheit zu verſchaffen, ſo war es ja wohl natürlich, daß ſie ſich alle bey der Errichtung der Verbindung als gleiche Menſchen betrachteten, welche gegen die Regeln und Geſetze, mit denen ſie das Band der Geſellſchaft knüpften, alle gleiche Verbindlichkeit und folglich auch, für das Wohl der Geſellſchaft, gleiche Thätigkeit gelobten und übernahmen.

Unter einander ſelbſt mögen alſo die Menſchen immer verſchieden bleiben und einander in Rang, Titeln, Reichthümern, Kenntniſſen, wirklichen Nuzleiſtungen, Religionsmeinungen, u. ſ. w. bald vorgehen bald nachſtehen. Nur gegen die Geſellſchaft, gegen den Staat, müſſen ſie alle gleich ſeyn und mit edlem Eifer auf dieſe Gleichheit halten. Da muß keiner eine Ausnahme machen, noch eine Ausnahme verlangen. Da muß keiner, um ſeines Titels, um ſeiner Sekte, um ſeines Geldes — willen, ſich vor dem andern etwas herausnehmen wollen. Die Geſellſchaft muß ihre Rechte bey allen gleich geltend machen und machen können.

Jedes Mitglied der Geſellſchaft muß leiden, wenn, um des gemeinen Weſens willen, alle leiden müſſen. Wenn alſo z. B. die Geſellſchaft eine zur Erleichterung des Handels und Gewerbes nöthige Straſſe anlegt, dazu Land erfodert wird, ſo müſſen alle Mitglieder gleichen Abgang ſich gefallen laſſen und von ihren Aeckern, an Land oder Werth, gleichen Beyträgen ſich unterwerfen.

Jedes Mitglied muß thun was einmal alle fürs gemeine Wohl thun. Wenn alſo z. B. für die Sicherheit des Landes alle Bürger und Bauern die Waffen ergreifen und zu Felde ziehen müſſen, ſo muß keiner ſich auszuſchlieſſen, unter einem Vorwande, welcher nicht bey allen gleiche Geltung hätte.

Jedes Mitglied muß die Geſeze auf ſich anwenden laſſen, die einmal alle verbinden. Wenn alſo das eingeführte Geſez eine Strafe zuerkennt, ſo muß der Reiche wie der Arme, der Chriſt wie der Nichtchriſt, der Vornehme wie der Geringe, ſich der Strafe unterziehen. Wenn das Geſez Vortheile zuerkennt, ſo muß der Reiche nicht vor dem Armen, der Hochgebohrne nicht vor dem Niedrigen etwas voraus haben wollen, ſondern ſich an die Bedingungen halten, an welche das Geſez jene Vortheile gebunden hatte.

Kein einziges Mitglied muß das prätendiren, was, allen erlaubt, der Geſellſchaft ſchädlich ſeyn würde. So würde z. B. der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich ſeyn, wenn alle die Regel der Ehe beyſeite ſezen und eine ganz regelloſe Wolluſt genieſſen wollten, folglich muß keiner prätendiren, von dieſer heilſamen Regel eine Ausnahme zu machen, und wenn er auch der vornehmſte wäre. — So würde es der Geſellſchaft ſchädlich ſeyn, wenn allen Herrſchaften erlaubt wäre, ihr Geſinde zu prügeln und nach Willkühr zu beſtrafen, ſobald es dem Willen der Herrſchaften zuwider lebt, alſo muß keiner auch der Reiche, Vornehme und Mächtige nicht, ſich dieſes anmaßen wollen.

Jed

Jedes Mitglied und jede Klaſſe von Mitgliedern muß jedem geſtatten, was ihm und allen andern erlaubt und recht iſt. Wenn demnach alle z. B. Anſpruch auf Aemter bey der Geſellſchaft, auf Belohnung der Verdienſte u. ſ. w. haben, ſo muß von dieſen Anſprüchen keiner ausgeſchloſſen werden.

Wo dieſe Gleichheit nicht behauptet wird, da entſtehen Mißbräuche und Unordnungen, welche der Geſellſchaft äuſſerſt nachtheilig werden; da beginnen Tyranneien und Ungerechtigkeiten der Reichen und Vornehmen, die himmelſchreiend ſind: da reißt der Strohm des Beyſpiels das Volk zu Leichtſinn und Ruchloſigkeit hin: da ſinkt aller Muth zur Rechtſchaffenheit, da erkaltet aller Eifer für die Tugend, da muß aller Patriotismus erſterben. — Wehe den Geſellſchaften, und Schande ihren Repräſentanten, welche dieſe Gleichheit nicht erhalten.

7.

Eifer aller Mitglieder für die Vervollkommung der Geſellſchaft.

Wenn von der Vollkommenheit und dem Wohlſtande der Geſellſchaft, der Wohlſtand der Mitglieder abhängt und die Einzelnen deſto beſſer dran ſind, je wohleingerichteter das Ganze iſt, ſo iſt es heiliges Naturgeſez für jeden Menſchen, die Beförderung der Vollkommenheiten der Geſellſchaft zu einem Mitzwecke ſeines Lebens zu machen. — Wir wollen daher dieſe Vollkommenheiten in der Reihe aufſtellen.

A. Freyheit — iſt ohnſtreitig die erſte und wichtigſte. Wir verſtehen darunter nicht Geſezloſigkeit und Befugniß jedes Menſchen, nach Laune und Willkühr zu handeln: denn dieß iſt gerade eine Hauptquelle des menſchlichen Elendes und zerſtört alle Vortheile und Freuden des geſellſchaftlichen Lebens. Sondern wir meinen damit einen vernünftig freyen Beſiz und Genuß der Rechte der Menſchheit, dahin inſonderheit folgende Stücke zu rechnen ſind: a) daß jeder frey und ungehindert leben und wohnen kan, wo er es ſeiner Konvenienz am angemeſſenſten findet: daß er folglich auch das Gebiet der Geſellſchaft mit ſeinem Eigenthum frey verlaſſen kan, wenn er will: b) daß jeder ſicher ſey, vor Gewalt, Unterdrückung, und Beraubung: c) daß jeder ſeine Kräfte, Geſchicklichkeiten und Talente gebrauchen und damit unter der Geſellſchaft Handel und Gewerbe treiben kan, wie er will und mag, ſo lange er damit nicht andern Mitgliedern vermeidliche Hinderniſſe ihres Erwerbes in den Weg leget: d) daß jeder ſein vollkommnes Eigenthum haben, gebrauchen und anwenden kan, wie ers ſelbſt für gut und rathſam hält: e) daß keiner zu Dienſten, Abgaben und Laſten gezwungen werde, welche nicht das gemeinſchaftliche wahre Intreſſe der Geſellſchaft erfodert und die eben darum alle Mitglieder aus gleichem Grunde und mit gleicher Willigkeit nach einem gleichen Maasſtabe übernehmen: endlich f) daß jeder ſeine Wahrheit frey ſagen und über alles, es heiſſe Staat, Religion, Geſez, Tugend, Laſter, perſönlicher Karakter oder wie es will, ſeiner Ueberzeugung gemäß freymüthig urtheilen darf, ſofern er die Gränzen der Beſcheidenheit und Achtung, in der Art des Ausdrucks ſeiner Wahrheit, nicht aus den Augen ſezet. -- Dieſe Stükke machen eigentlich die wahre Freyheit eines Volks aus, über die jede Geſellſchaft und jedes Mitglied der Geſellſchaft eiferſüchtig halten ſollte, weil ſie die Grundlage alles bürgerlichen und häuslichen Wohlſtandes und aller Zufriedenheit ſind. Je freyer, in dieſem Sinne, eine Geſellſchaft iſt, deſto glücklicher wird ſie werden. Und mit jeder Stufe der Abnahme dieſer Freyheit wird auch ihre Glückſeligkeit und Wohlbefinden abnehmen. Für dieſe Quelle der allgemeinen Wohlfarth müſſen alle Mitglieder wachen. Für ſie müſſen alle Leib und Leben wagen, um ſie zu erhalten und, wenn ſie fehlt, herzuſtellen.

B. Die wahre Freyheit, wie ich ſie beſchrieben habe, kan nicht ohne Ordnung ſeyn. Und dieſe iſt auch zur allgemeinen und individuellen Glückſeligkeit unentbehrlich. Ordnung muß die Seele jeder groſſen und kleinen Geſellſchaft ſeyn, wenn ſie beſtehen und blühen ſoll. Man nehme nur eine Familie. Sie beſteht aus lauter freyen Menſchen. Aber was würde entſtehen, wenn die Freyheit ohne Ordnung d. h. ohne Regel wäre? Jedes Geſinde z. B. handelt frey, ohne Zwang und Sklaverey. Es kann ſich zu einem Geſchäft vermiethen, zu welchem es will. Es kann ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn es will. Aber wenn es ihn einmal antrat, und ſo lange es in demſelben bleibt, muß es doch nach einer Regel handeln, die die Natur der Dinge oder der Wille des Brodherrn mit ſich bringt. Der Knecht, der die Roſſe beſorgt, muß ſie doch im Stalle halten und nicht im Zimmer abfuttern: er muß doch das Futter zu geſezten Stunden und in gehörigem Maſſe geben u. ſ. w. Mit einem Worte, es iſt an ſich klar, daß ohne Ordnung und folglich ohne Regel keine Geſellſchaft beſtehen kan. Und es iſt eben ſo augenſcheinlich, daß, ſelbſt ohne Regel, keine Freyheit ſeyn würde. Denn man ſeze doch, daß z. B. alle Mitglieder der Geſellſchaft an die Aemter der Geſellſchaft, an ihre Gemeingüter u. d. gleiche freye Anſprüche haben, und man nehme dabey an, daß keine Regel vorhanden wäre, nach welcher jeder ſeine Anſprüche geltend machen darf, daß alſo vielmehr jeder zugreifen könte, wenn und wie es ihm einfiele, würde da wahre Freyheit ſeyn? Würde da nicht der Beſcheidene dem Ungeſtümen, der Schwache dem Starken weichen und ſeine Freyheit unterdrücken laſſen müſſen? O daß es doch die Menſchen immermehr einſehen und beherzigen möchten, daß vernünftige Regeln und Geſeze die einzige wahre Stüze der Freyheit eines Volks ſind und daß Geſezloſigkeit und Ungebundenheit in einer Geſellſchaft grauſamere Tyrannen ſind, als die ſchärfſten Geſeze, und die daher entſtehende Unordnung mehr die menſchlichen Rechte und Freyheiten einſchränkt, als alle Regeln ſie je eingeſchränkt haben. Es iſt warlich das heiligſte Naturgeſez für alle Menſchen, die die Vortheile der Verbindung mit einer Geſellſchaft genieſſen wollen, daß ſie auf die in der Geſellſchaft eingeführte Ordnung halten und die Regeln und Geſeze, auf welche ſie ſich gründen, theils nie übertreten, auch wenn ſie ihnen laſtend werden ſollten, theils ihre Mitburger zu deren Befolgung, durch alle anſtändige Mittel, anzutreiben ſuchen.

C. Wenn aber das Wohl der Geſellſchaft Ordnung, und Ordnung Geſeze erheiſcht, ſo iſt es eine wichtige Vollkommenheit einer Geſellſchaft, wenn ſie auch weiſe und gute Geſeze hat. Der Zweck der Geſeze iſt, die Rechte der Menſchen zu ſchüzen, die Stöhrer derſelben abzuhalten, Streitigkeiten zu entſcheiden und ſo uberall Ordnung und Ruhe zu erhalten und herzuſtellen. Die vornehmſte Eigenſchaft guter Geſeze iſt, auſſer der Einfachheit, Beſtimtheit und Deutlichkeit, die Mäſſigung. Ich verſtehe

nehm=

nehmlich unter Mäſſigung die möglichſt wenige Einſchränkung der natürlichen Freyheit des Menſchen. Wenn die Geſeze nur die allernothwendigſten Einſchränkungen derſelben machen, wenn ſie dem Handel und Gewerbe den möglichſt freyen Lauf laſſen, wenn ſie ſo wenig als möglich Vorrechte und Privilegien ertheilen, wenn ſie nur das befehlen und verbieten, was das Wohl der Geſellſchaft unvermeidlich erheiſcht, u. ſ. w. dann verdienen ſie das Lob der Billigkeit und Mäſſigung. Und dieſe Eigenſchaft iſt die wichtigſte Grundlage des öffentlichen Wohlſtandes. Denn dadurch werden der Geſeze wenig, und können alſo von jedem deſto leichter gefaßt, gemerkt und beobachtet werden. Dadurch werden denn auch der Gelegenheiten weniger, durch Geſeze zu chikaniren, zu bedrucken und die Freyheit zu beeinträchtigen. Dadurch werden wenigere Verbrechen und Strafen. Dadurch wird der ganze Geiſt der Nation freyer, edler, ſanfter und lenkbarer. Alzuviel Geſeze d. h. Gebote oder Verbote, vermehren die Verbrechen und Strafen: erhöhen die Strenge der Geſellſchaft gegen ihre Mitglieder: vervielfältigen die Bedruckungen und Ungerechtigkeiten: und machen die Nation ſklaviſch, tükiſch, hartherzig, mismüthig und — erſticken den Geiſt der gemeinſchaftlichen Liebe und Dulkſamkeit.

D. Damit verbindet ſich von ſelbſt eine vierte Vollkommenheit der Geſellſchaft, ich meine, eine gute Gerechtigkeitspflege. Denn es iſt unmöglich, daß bey der natürlichen Gleichheit der Menſchen im Gebrauche ihrer natürlichen Rechte nicht zuweilen Streitigkeiten uber das Mein und Dein entſtehen, oder wechſelſeitige Beleidigungen vorfallen ſollten. Wenn nun kein gröſſeres Unglück für die Menſchheit gedacht werden mag, als, wenn jeder Menſch ſich ſelbſt Recht ſchaffen und mit ſeinem Gegner ſeine Sache ausmachen müßte, und, wenn eben darum die Menſchen unter ſich bürgerliche Geſellſchaften errichtet haben, um ihre Streitigkeiten durch unpartheyiſche Mitbürger nach Maasgabe allgemein angenommener Geſeze unterſuchen und beylegen zu laſſen, um des Friedens und der Ruhe zu genieſſen und ihrer Rechte und ihres Eigenthums ſicher zu ſeyn; ſo iſt es augenſcheinlich, daß in jeder Geſellſchaft gute Juſtizverwaltung eine Hauptvollkommenheit iſt, die alle Mitglieder der Geſellſchaft befördern, und, wenn ſie eingerichtet iſt, heilig halten müſſen. Und es iſt unverlezliches Naturgeſez im geſellſchaftlichen Zuſtande: unterwirf dich willig und ohne Ausnahme, dem geſezmäſſigen Ausſpruche der Richter, welche die Geſellſchaft zur Rechtsſchlichtung erwählet. — Es iſt aber alsdenn erſt die Gerechtigkeitspflege eine wahre Vollkommenheit der Geſellſchaft, wenn ſie a) mit wenigen Koſten verbunden iſt: denn billig ſollte die Geſellſchaft ihre Mitglieder, für ihre anderweitige Abgaben und Laſten, die ſie für das Wohl des Ganzen übernehmen, umſonſt richten: b) wenn ſie ſo eingerichtet iſt, daß die Streitenden nicht von der Willkühr der Richter ſondern lediglich von den Geſetzen abhängen: e) wenn ſie ohne vermeidliche Umſchweife und Zeitverluſt geſchieht.

f. Billig rechnet man, außer dieſen wichtigſten Stücken, auch den Reichthum zur Vollkommenheit einer Geſellſchaft. Ich verſtehe aber unter Reichthum, nicht Geldmenge und Mittel zur Pracht. Der wahre Reichthum eines Landes beſteht vielmehr in dem reichlichen Daſeyn derjenigen Produkte und Fabrikate, welche die Menſchen zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit, zur Verſchaffung der nöthigen Bequemlichkeit und Vergnügens, und zur Bildung des Geiſtes durch Künſte und Wiſſenſchaften, vonnöthen haben. Wenn dieſe Dinge reichlich vorhanden ſind, ſo wird die Induſtrie befördert, die Gleichheit des Ab- und Zufluſſes des Geldes und deſſen gehörige Zirkulation möglich gemacht, und jedem Mitgliede hinlängliche Gelegenheit zum Erwerb und Vermehrung ſeines häuslichen Wohlſtandes eröffnet. Und das iſt wahrer Reichthum für die Geſellſchaft, welcher die Wohlfarth des Ganzen und das Glück der Einzelnen entſcheidet, und welcher ohne künſtliche oder gewaltſame Mittel zu erzielen iſt. Denn es kommt lediglich darauf an, daß die Geſellſchaft alle Nahrungsquellen eröfne, alle Produkte des Landes aufſuche und benuze, alle Kräfte des

Bodens und der Körper bemerke und davon Gebrauch mache und — dann ihre Mitglieder, durch Freyheit des Handels und Gewerbes, und Aufmunterungen der Induſtrie, dabey in Thätigkeit ſeze. Geſchieht dieß, ſo wird es in der Geſellſchaft nie an Gelde fehlen und eben ſo wenig Mangel an Dingen gefunden werden, welche zur Nahrung, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen erfoderlich ſind.

F) Ungern zähle ich zu den Vollkommenheiten der Geſellſchaft auch Macht und Anſehen. Denn nur der Neid, die Eiferſucht und Habſucht der Deſpoten, welche die Rechte der Geſellſchaft an ſich geriſſen haben, hat es allererſt nothwendig gemacht, daß eine Geſellſchaft der andern durch ihre Stärke und Macht reſpektabel zu werden trachte. Denn wo jede Geſellſchaft neben der andern ruhig wohnen und die wechſelſeitigen Pflichten des Völkerrechts beobachten wollte, ſo würde Macht und Anſehen etwas ganz entbehrliches ſeyn. Jezt iſt ſie eine Vollkommenheit, für deren Erhaltung und Vermehrung alle Mitglieder der Geſellſchaft, um ihrer ſelbſt willen, auf das eifrigſte mitwirken müſſen. — Unterſuchen wir nun, worauf Macht und Anſehen eines Volks beruhe, ſo lehret uns die Natur zwey Quellen dieſer geſellſchaftlichen Vollkommenheit. Die erſte liegt in ihr ſelbſt, und heißt — gute Einrichtung des Militairs. Die beſtmögliche würde ſeyn, wenn alle Mitglieder der Geſellſchaft, die vermöge ihres Standes, ihrer Lebensart und ihrer daraus entſtehenden körperlichen Beſchaffenheit, die Waffen führen können, Soldaten wären und bis in ein gewiſſes Alter ſich in den Waffen übten und, auf jeden Fall der Noth ſich bereit hielten, die Vertheidigung des Landes und der Rechte der Geſellſchaft zu übernehmen: und — wenn dieſe militirenden Mitglieder des Staats von Jugend auf ſo erzogen und fernerhin ſo gebildet würden, daß ſie, ohnbeſchadet ihrer Induſtrie, in ihren häuslichen Geſchäften, beherzte, für Freyheit und Wohl des Vaterlandes entſchloſſene, und dabey an die möglichſt vollkomne Subordination im Dienſt gewöhnte Menſchen würden. Gewiß iſt es, nach der Geſchichte, daß ein Volk, welches ſo ganz Soldat iſt, und ſelbſt für ſeine Freyheit, für ſeine Güter, für ſeine Weiber und Kinder — ſtreitet, unüberwindlich iſt. — Eine zweyte Quelle der Macht und des Anſehens der Geſellſchaft liegt in gut gewählten und eingerichteten Verbindungen mit andern Geſellſchaften, vermöge deren eine der andern gegen alle Stöhrer ihrer Ruhe gemeinſchaftlichen Beyſtand leiſtet. — Dieſe beyden Stücke, innere Kriegsmacht und äuſere Bündniſſe, ſezen ein Volk in Anſehen und ſchüzen es für Uebermacht und Unterdrückung. Und was die Geſellſchaft für dieſe Machtquellen beſchließt und verordnet, muß jedem Mitgliede heilig ſeyn.

6. Indeſſen entſcheiden weder Macht, noch Reichthum, noch gute Geſeze, die gemeinſchaftliche Glückſeeligkeit, wenn es den freyen Handlungen des Volks, von denen die Hervorbringung und Beförderung der bishergenannten Vollkommenheiten abhängt, an moraliſchen Bewegungsgründen gebricht, welche Tugend und Religion darbieten. Mit bloßen Zwange der Geſeze iſt kein Volk ſo zu regieren, daß es wirklich glücklich würde. Wenn die Menſchen alles das, was ihre individuelle ſo wohl als gemeinſchaftliche Wohlfarth erheiſcht, nicht freywillig d. h. darum thun, weil ſie es aus ſelbſt gedachten und empfundenen Gründen und Motiven für gut und recht und nothwendig erkanten, ſo wird nimmermehr eine gemeinſchaftliche Wirkſamkeit der Mitglieder einer Geſellſchaft, für das Wohl des Ganzen erzeugt werden. Gewalt der Geſeze iſt zu ohnmächtig dazu. Denn es giebt zu viel Mittel, ſich von dem Zwange der Geſeze zu befreyen. Der eine zwingt es mit Gelde: der andere durch Gunſt der Richter: ein dritter hilft ſich mit erkünſtelten Deutungen der Geſeze: einem vierten gelingen Betrug und heimliche Ränke: einem fünften Starrſinn in Ertragung der Strafen: u. ſ. w. Wo Moral und Religion nicht die Herzen regiert und Liebe zur Menſchheit und zum

Wohl der Geſellſchaft hervorbringt, da iſt alles un
ſonſt, was die menſchliche Klugheit für die Blüth
der Staaten erfand. Die Moral flößt dem Me
ſchen die Grundſätze der Billigkeit und der Me
ſchenliebe ein. Sie lehrt ihn, die gemeinſchaftlic
Glückſeeligkeit ſeiner Mitmenſchen nicht nur als ein
Gegenſtand ſeiner eignen höchſten Freude betrachte
ſondern ſie hilft ihm auch zur Einſicht in den genau
Zuſammenhang ſeiner individuellen Wohlfarth m
dem Wohlſtande des Ganzen. Sie überzeugt i
von der Unzertrennlichkeit der Bande, welche d
Menſchen mit der Geſellſchaft vereinigt. Sie unte
richtet ihn von ſeinen eignen natürlichen Recht
und weiſet ihn an, wie er ſie mit den Rechten d
Geſellſchaft vereinigen ſoll. Und ſie ertheilt ih
bey allen ihren Lehren und Vorſchriften, beſtänd
ſolche Bewegungsgründe, die auf dem Wunſ
nach eigner Glückſeligkeit beruhen. Und wenn
Moral den Menſchen durch Leitung der vernünftig
Selbſtliebe zu einem Menſchenfreunde gemacht u
Liebe und Billigkeitsgefühl zu herrſchenden Trieb
dern ſeines Lebens erhoben hat, ſo kömt dann
Religion dazu und berauſcht ihn mit den herzerhebe
den Gedanken, daß ſein Gott eben dieſe Geſ
nungen der Liebe gegen die Menſchheit hat, die ſe
Moral ihm beygebracht hatte: daß er alſo durch L
be, d. h. durch ein immerwährendes Beſtreben,
Beförderung gemeinſchaftlicher Glückſeligkeit, ſei

Freu

Freuden und die Quelle ſeiner eignen Wohlfarth zu finden, ſeinem Gott ähnlich und folglich ein Gegenſtand ſeines Wohlgefallens und ſeiner Segnungen dieß und jenſeit des Grabes werde. — Wo dieſe beyden moraliſchen Kräfte in dem Menſchen wirken, da allererſt wird der Menſch für die Geſellſchaft leben und ihre Rechte und Geſeze heilig halten lernen. — Und ſo muß es augenſcheinlich der ſehnlichſte Wunſch jedes verſtändigen Staatsbürgers ſeyn, daß ächte Tugend und Religion in der Geſellſchaft ausgebreitet werde.

II. Und iſt es den Mitgliedern der Geſellſchaft ein wahres Anliegen, vernünftige Religion und Moral unter ſich wirkſam zu machen und alle Anſtalten der Geſellſchaft, die ſie für dieſen wichtigen Zweck beſchließt, nach allen Kräften zu unterſtüzen, ſo wird ihnen auch Aufklärung überhaupt und Kinderzucht und Volksbildung inſonderheit am Herzen liegen müſſen. Denn je roher, unwiſſender, abergläubiſcher und dümmer ein Volk iſt, deſto ſchlechter iſt ſeine Denkungsart, deſto unfähiger iſt ſein Herz zur Tugend, deſto roher ſind ſeine Sitten, deſto ſklaviſcher und folglich unvollkommener und unſicherer iſt ſeine Folgſamkeit gegen die Geſeze. Je aufgeklärter hingegen eine Nation iſt, jemehr ihre Vernunft gebildet iſt, je deutlichere Begriffe und richtigere Urtheile über Dinge, die zur menſchlichen Glückſeligkeit gehören, unter ihr im Umlaufe ſind, deſto richtiger werden ihre Neigungen und Empfindungen, deſt ſanfter ihre Gefühle, deſto edler ihre Denkungsart deſto reiner ihre Tugend, deſto gebildeter ihre Sitten deſto freyer und folglich deſto vollkommner und ſicherer ihr Gehorſam gegen die Geſeze ſeyn. Und ſo iſt e jedes Mitglieds der Geſellſchaft heiligſte Pflicht, nich nur an ſeinem Theil alles zu thun, was wahre Aufklärung befördern und die Beförderer derſelben aufmuntern und unterſtüzen kan, ſondern auch und vornehmlich alle Vorkehrungen der Geſellſchaft mit Eife zu begünſtigen, welche dieſelbe zur Erziehung der Jugend und Bildung des Volks nöthig findet.

I. Iſt aber Aufklärung und Bildung des Volk eine Vollkommenheit jeder Geſellſchaft, ſo muß e ja wohl auch das Mittel ſeyn, durch welches ſie hervorgebracht werden kan, ich meine den Flor de Wiſſenſchaften und Künſte. Es hat es auch bereits die einſtimmige Erfahrung beſtätiget, und d Geſchichte aller Zeiten unleugbar gemacht, daß Wiſſenſchaften und Künſte die ſicherſten Grundlagen zu Vervollkommung der menſchlichen Geſellſchaft ſind Man hat es geſehen und ſieht es noch an allen Völkern, wo Wiſſenſchaften und Künſte unbekannt ſin oder nicht geachtet werden, daß die Menſchen in alle ihren Geſchäfften ohne Geſchick, ohne Geſchmack un ohne Empfindung ſind: daß die Regierungsform ſchlech

un

und die Geſeze theils abgeſchmackt theils deſpotiſch ſind: daß der große Hauſe an den Ketten des Aberglaubens und der Unwiſſenheit von Prieſtern und Mönchen wie ein Bär geleitet wird: daß der Karakter des Volks roh, unedel, und hartherzig iſt: daß die Religion ſinnloſes Formelwerk und andächtelnde Grimaſſe iſt: daß feine Sitten und feine Gefühle fremd ſind. Hingegen bey Nationen, welche die Wiſſenſchaften lieben und die Künſte aufmuntern, fand man zu allen Zeiten verfeinerten Geſchmack, edle Sitten, ſanfte Empfindungen, geſunde Religionsbegriffe, menſchliche und billige Geſeze, Freyheitsſinn, Induſtrie, kurz alles, was ſich in einer Geſellſchaft vereinigen muß, wenn ſie zu den vorherbeſchriebenen Vollkommenheiten ſich empor heben ſoll. Und ſo iſt es abermals unverbrüchliches Naturgeſez für den Menſchen in der Geſellſchaft, Wiſſenſchaft und Künſte zu ſchäzen, zu begünſtigen und alles, was die Geſellſchaft zu ihrer Aufnahme veranſtaltet, möglichſt zu unterſtüzen.

K. Ich füge zu dem allen noch eine negative Vollkommenheit der Geſellſchaft — die Verbannung des Luxus. — Man hat zwar dieſem Ungeheuer vielfältig das Wort geredet, und ſeine Vortheile geprieſen, die er der Geſellſchaft bringen ſoll. Aber wenn wir uns über den Begrif gehörig einverſtehen, ſo wird kein Zweifel übrig ſeyn, daß man den

Luxus als eine Peſt der Menſchheit verabſcheu
muß. Ich verſtehe unter dem Luxus die Gewohnhei
bey allem, was zum Unterhalt, Bequemlichkeit un
Vergnügen gehört, Wahrheit, Weſen, und So
dität zu verachten und nur Menge und Mannigfa
tigkeit, Pracht und Koſtbarkeit, Seltenheit un
Neuheit zu ſchätzen und für dieſe Kinderpoſſen E
findungskraft, Mühe und Geld aufzuopfern. D
Luxus iſt ſonach das entgegengeſezte Extrem von d
armſeligen, ſordiden und geſchmackloſen Lebensart. –
Der Wilde oder der Filz trägt eine ſchlechte, z
riſſene, häßliche Leibesbedeckung Zeit ſeines Leben
er frißt ein fades, geſchmackloſes, ranzigtes Geric
von einem hölzernen Teller, mit den Fingern: er ſ
auf einer hölzernen Bank und liegt auf einem elend
Lager, das Schmutz und Härte widrig macht: um
herlaufen oder auf dem Raſen faullenzen und ſi
von der Sonne beſcheinen laſſen, iſt ſein Zeitvertre
und ſein Vergnügen ꝛc. Der gebildete Menſch
einem kultivirten Staate kleidet ſich nach ſein
Stande, und bemühet ſich im höchſten Grade re
lich und geſchmackvoll zu erſcheinen: er liebt in ſ
ner Meublirung, wie in ſeiner Kleidung, Nett
keit, Bequemlichkeit, moderne Kunſt und richtig
Geſchmack: er ſucht bey ſeiner Beköſtigung alles a
was die Natur in ſeinen Wohnort ihm darbietet:
kennt ihre Schönheiten, ihre Mannigfaltigkeiten:
beſtrebt ſich, durch Zubereitung der Speiſen, du

Reinlichkeit und Nettigkeit ſeines Geräthes und, ſo oft als möglich, durch Theilnehmung fröhlicher Geſellſchafter, das Vergnügen zu erhöhen, welches die Natur ihm ſo mannigfaltig darbot: er ſchäzt Wiſſenſchaften und Künſte und weiß daher jeden Tag, wenn ſeine Berufsgeſchäfte vollbracht ſind, bald bey wizigen Scherzen, bald bey klingenden Pokalen und frohen Rundgeſange, bald bey einem unterhaltenden Spiele, bald bey dem Zauber der Tonkunſt, bald im Zirkel philoſophiſcher oder politiſcher Plauderer — ſich zu vergnügen ꝛc. — Der reiche Thor begnügt ſich mit dem allen nicht. Kunſt und Natur ſind ihm zu einfach und zu gemein. Er muß ſo viel Kleider haben, daß er mehrere Wochen lang täglich in einem andern erſcheinen kan. Dieſe Kleider müſſen in Abſicht auf Farbe, Schnitt, Zuſammenſtellung ſich täglich nach den neueſten Einfällen gewiſſer vornehmer Thoren richten, die den Ton der Mode angeben: er fragt nichts nach wahrer Schönheit, nichts nach Bequemlichkeit, wann es nur Mode iſt, wenn es nur neu und ungemein iſt, wenn es nur Aufſehen macht, wenn es nur koſtbarer iſt, als andere ſichs erzeugen können. So iſt er auch bey ſeiner Koſt und bey ſeinen Vergnügungen. Die erſtaunende Mannigfaltigkeit der Natur befriedigt ihn nicht. Köche müſſen ihre Erfindungskraft anſtrengen, aus den hunderterley bekanten Produkten der Natur tauſenderley Speiſen herauszukünſteln, die in Geſchmack, Geſtalt und wenigſtens in der Benennung verſchieden ſind. Er fragt nicht nach Geſundheit und wahren Geſchmack. Er will durch Menge ſich auszeichnen. Er will bey ſeiner Tafel und bey ſeinen Vergnügungen nicht ſowohl genieſſen als vielmehr glänzen. Das beſte ekelt ihn, wenn es wohlfeil iſt. Der beſte Wein ſchmeckt ihm nicht, wenn ihn nicht das Ausland erzeugt und die Seltenheit theuer gemacht hat. Das ſchönſte Gemüſe iſt ihm verächtlich, wenn es der Erdboden freywillig gab, wenn nicht der Kunſtgärtner es erzwang und ihm mit Golde es aufwog. Kurz, er ſucht alle Vollkommenheit im Ueberfluß, in dem äuſerlichen Glanze, in der Koſtbarkeit, in der Seltenheit, in der Neuheit. Um dieſen Zweck zu erreichen ſchont er keine Mühe, keine Zeit, kein Geld. Er muß ſie haben und ſollte er in wenig Jahren ſeinen Pankerut vor Augen und ſeine Kinder am Bettelſtab ſehen. — Sollte wohl bey dieſer Zuſammenſtellung das Urtheil vernünftiger Leſer noch ſchwanken? Sollte nicht jeder edeldenkende Weltbürger dieſen Luxus verabſcheuen und als ein Gift fliehen, das die Geſellſchaft zerſtört? Und lehrt es nicht die Erfahrung genug, daß dieſe unſelige Gewohnheit, den Wohlſtand der beſten Familien ſchon zerrüttet, die edelſten Menſchen zu Betrügereyen und niedrigen Ränken herabgewürdiget, die geſundeſten Perſonen ſchlaf und Kraftlos gemacht, die fleiſſigſten und nützlichſten Menſchen, in träge, leichtſinnige, wollüſtige und arbeitſcheue Taugenichtſe umgeſchaffen, — daß ſie die ſchönſten Tugenden, der Nüchternheit, der Induſtrie, des Heldenmuths — verſcheucht und die häßlichſten Laſter der Völlerey, der Intrige, der Treuloſigkeit, des Egoismus — erzeugt — daß ſie die Ehen erſchwert und die regelloſeſte Wolluſt eingeführt und beynahe unvermeidlich gemacht hat? — Gewiß, gegen den Luxus kämpfen, ihn durch Reden verdrängen, durch ſtandhaftes Beyſpiel ihm trozen und verächtlich machen, ſeine Lobredner am Pranger ſtellen, von ſeinen Beförderern und Vorgängern ſich öffentlich abſondern — iſt die Pflicht jedes wahren Patrioten und jedes edeln Mannes, dem das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt.

8.

Heiligkeit der Geſezgebenden Macht und der durch ſie eingeführten Geſeze.

Kein vernünftiger Menſch wird ſich überreden, daß eine menſchliche Geſellſchaft ohne poſitive Geſeze und folglich ohne geſezgebende und Geſeze ausübende Macht beſtehen könne.

Man überlege nur blos den Zweck der Geſellſchaft. Die Menſchen können als iſolirte Menſchen ſchlechterdings nicht glücklich ſeyn, theils weil die Menge ihrer Bedürfniſſe nur durch Vereinigung mehrerer Menſchen befriedigt werden mag, theils weil die Kolliſionen, die zwiſchen iſolirten und doch neben einander wohnenden Menſchen, bey der natürlichen Gleichheit derſelben, entſtehen müßten, ſie in ewige Fehden und Verwirrungen verwickeln würden. Sie errichteten alſo geſellſchaftliche Verbindungen, und mußten ſie errichten, um ihr Leben froher und den Genuß deſſelben ſich ſicher zu machen. Iſt nun Sicherheit der Hauptzweck aller geſellſchaftlichen Verfaſſungen, ſo entſteht ja in jeder Geſellſchaft, gleich bey ihrem Beginnen, die Frage: **wie** ſollen die Menſchen, durch die Geſellſchaft, wegen ihres Lebens, ihres Eigenthums, und des Genuſſes ihres Daſeyns ſicher geſtellt werden? **wie** ſoll die Geſellſchaft ihre Mitglieder ſchüzen? Was ſollen dazu für Einrichtungen und Vorkehrungen getroffen werden? Sobald alſo dieſe Fragen entſchieden und die Art und Weiſe angegeben werden ſoll, wie die Geſellſchaft ihrer Mitglieder Rechte ſichern will, ſobald entſtehen unvermeidlich willkührliche Geſeze. Denn dieſe Art und Weiſe wird durch lauter zufällige Dinge beſtimmt. Zum Theil richtet ſie ſich nach den Wünſchen und Einſichten der Mitglieder der Geſellſchaft. Zum Theil wird ſie durch Klima, Nationalkarakter, Beſchaffenheit des Landes, Verhältniſſe gegen Nachbarn und andere ſolche Umſtände beſtimmt. Und ſo iſt es ja augenſcheinlich, daß es für den Menſchen in der Geſellſchaft, auſſer den bisher beſchriebenen natürlichen Regeln und Geſezen, welche die Rechte und Obliegenheiten des Menſchen gegen die Geſellſchaft und unter einander beſtimmen, noch ſpezielle und willkührliche Regeln und Geſeze geben müſte, nach denen die Mitglieder ſo gut wie die Geſellſchaft ihre Rechte ausüben und ihre Obliegenheiten erfüllen müſſen.

Und eben dieß machen die bisher beſchriebenen Rechte der Geſellſchaft, auf deren Heilighaltung das Wohl der Menſchheit beruht, vollends augenſcheinlich. Denn wie kan die Geſellſchaft ſich vervollkommen, wenn nicht öffentliche Anſtalten und Vorkehrungen dazu gemacht werden, die von der höhern oder geringern Einſicht, Beurtheilungskraft, und Geſchmack derer abhängen, die ſich dieſem Geſchäfte unterziehen? Müſſen da nicht nothwendig willkührliche Geſeze entſtehen? wenn z. B. Verordnungen gemacht werden ſollen, durch welche unter den Mitgliedern Ordnung im Handel und Wandel eingeführt werden muß, ohne ihre natürliche Freyheit alzuſehr zu beſchränken: oder, wenn Anſtalten gemacht werden ſollen, welche die Induſtrie befördern, die Nahrungsquellen eröfnen, die Landesprodukte in Nuzbarkeit ſezen, die Volkserziehung bewirken, Künſte und Wiſſenſchaften emporbringen ſollen: oder, wenn beſtimmte Regeln nöthig werden, nach denen Streitigkeiten zwiſchen Mitgliedern und Mitgliedern und zwiſchen Mitgliedern und der Geſellſchaft geſchlichtet werden können? Wahrhaftig, ſo fein hat die Natur für das menſchliche Auge die Gränzen zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Nuzen und Schaden, groſſen und geringen Vortheil — nicht gezeichnet, daß jeder ſie finden, daß die allgemeine menſchliche Vernunft ſie gleichſtimmig entſcheiden könte, und daß bey Verfertigung ſpecieller Geſeze und Veranſtaltungen nicht menſchliche Willkühr Antheil nehmen müßte.

Erwägen wir endlich, daß die Geſellſchaft dieſe Veranſtaltungen und Geſetze gar nicht hervorbringen und noch viel weniger ausüben und behaupten kann, ohne daß einzelne Mitglieder dabey helfen und der Geſellſchaft fortgeſezte Dienſte leiſten oder, für die Belohnung der Dienſtleiſtenden Beyträge liefern, ſo ergiebt ſich ein neuer Grund, warum die Geſellſchaft Macht haben muß, poſitive Geſeze zu geben und auszuüben, nehmlich weil ohne dieſe Macht weder Geſeze entſtehen, noch die dazu erforderlichen Dienſtleiſtungen und Abgaben eingerichtet werden könten.

Aus dem allen erhellet die Nothwendigkeit der Geſetze und einer Geſezgebenden Macht überhaupt und, die unverbrüchliche Pflicht aller Mitglieder, ſich dieſer geſezgebenden Macht zu unterwerfen, die durch ſie entſtehenden Geſeze heilig zu halten und jeden Störer dieſer Macht und dieſer Geſeze als den Feind ſeiner eignen Ruhe und Wohlfarth zu betrachten.

IV.

Wer hat das Recht, poſitive Geſeze zu geben und zu handhaben?

Entſtehung des Unterſchieds zwiſchen Regenten und Unterthanen.

Die Stimme der Natur hat uns angewieſen, eine geſezgebende Macht anzuerkennen und für unſere Ruhe und Glückſeeligkeit ſie unentbehrlich zu finden: eben dieſe Stimme wird uns auch lehren, wem dieſe geſezgebende Macht gebühre, und wem es eigentlich zukomme, Geſeze zu geben und zu handhaben?

Und hier iſt wohl zuerſt ſo viel auſſer Streit, daß die Geſellſchaft als das Ganze dieß Recht, Geſeze zu machen und einzuführen, urſprünglich beſize, und daß keinem einzelnen Mitgliede der Geſellſchaft zukommen könne, den übrigen willkührliche Geſeze aufzulegen. Wenn nun urſprünglich die geſezgebende Macht ein natürliches Eigenthum der ganzen Geſellſchaft iſt, ſo folgt, daß ohne den einſtimmigen Willen der Geſellſchaft kein Geſez gemacht und eingeführt werden kan, daß alle Geſezgebung nur auf zweyerley Art rechtmäſſig entſtehen mag: entweder, wenn alle Mitglieder gemeinſchaftlich an Entwerfung der Geſeze arbeiten, und ſie, wenn ſie ferti ſind, gemeinſchaftlich einführen und ſich zur Haltun derſelben gegen einander verpflichten: oder, wenn all Mitglieder die Entwerfung, Einführung und Handhabung der Geſeze einzelnen Mitgliedern freywilli übertragen.

Sobald auf die eine oder die andere Art in einer Geſellſchaft Geſezgebung vorhanden iſt, ſobald entſteht eine Regierungsform, die im erſten Falle Demokrati (Volkregiment) und im zweyten Falle Ariſtokrati (Republik) oder Monokratie (Fürſtenregiment) genennt wird. Die eigentlichen Mitglieder der Geſellſchaft, (ſofern dieſelbe einen gewiſſen Diſtrikt Landes befaßt,) welche als eingebohrne das Land bewohnen und unter ſich daſſelbe beſizen, heiſſen die Nation. Und eine Nation, die eine feſtgeſezte Regierungsform hat, heißt, eine Staat: oder vielmeh ſie macht einen Staat aus.

Wenn nun eine Nation die geſezgebende Mach als natürliches Eigenthumsrecht hat, ſo bleibt de Staat, als die Summe der Perſonen, welche jene Eigenthumsrecht, vermöge geſchehener Uebertragun ausüben, der Nation allezeit und auf ewig ſubordinirt. Denn der Staat oder die Inhaber der geſezgebenden Macht, werden darum, weil ſie Be

ſitz

ſizer dieſer Macht ſind, nicht Eigenthümer derſelben. Der Staat hat die Nuzung des Eigenthums, aber das Eigenthum ſelbſt kan er nie erlangen, weil Güter und Rechte der Natur unveräuſerbar ſind.

Ich kan mein Haus, meine Kleider veräuſern, denn dieſe ſind ein erworbenes, kein natürliches Eigenthum. Aber mein Recht, frey zu denken und zu urtheilen, mein Recht zu leben u. ſ. w. kann ich nicht veräuſern. Es kann wohl ein Menſch im Wahnſinn es ſagen und erklären, daß er es hiemit abtrete, aber es hat keine Wirklichkeit: ſo wenig es Wahrheit und Wirklichkeit hat, wenn in manchen noch jezt gebräuchlichen Eidesformeln der Schwörende ſich von der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit losſagt. Die Rechte und Anſprüche, die Gott ſelbſt dem Menſchen gab und die er ihm durch ewige und unveränderliche Geſeze der Natur nothwendig machte, können gar nicht veräuſert werden. Und was von allen natürlichen Rechten gilt, das muß auch von dem Rechte der Geſellſchaft gelten, eine geſezgebende Macht zu haben und auszuüben. Gott ſelbſt gab es ihr, indem er es dem Menſchen zur unvermeidlichen Nothwendigkeit machte, ſich in Geſellſchaften zu vereinigen und dadurch ſich den Genuß des Lebens zu erleichtern und zu ſichern. Wenn demnach, nur aus dem unvermeidlichen Bedürfniſ-

ſe des geſellſchaftlichen Lebens die geſezgebende Ma
entſtand, ſo muß ſie auch allein und ausſchließe
nur der Geſellſchaft als Geſellſchaft zukomme
Und ſo kann auch die Geſellſchaft, welche durch d
freye Verbindung ihrer Mitglieder Geſellſch
ward, ihr natürliches Eigenthum nicht verä
ſern: weil daſſelbe nichts anders iſt, als eine in d
Geſellſchaft vereinigte Summe natürlicher Rec
der Einzelnen.

Die Nation behält demnach ewig die geſez
bende Macht und, was ſie überträgt, iſt blos Ve
waltung und Ausübung derſelben, die nur ſo lan
übertragen bleibt, als es die Nation will, und kei
anderweitige Uebertragung gemeinſchaftlich beſchließ
Die Staaten und die Fürſten handeln überall n
im Namen der Nation, die ihnen ihre Macht a
vertrauet hat, und die alſo, wenn ſie irgend ei
mal dieſelbe zurückfodern ſollte, nie mit Recht ein
Empörung beſchuldigt werden kan. Sie kan, a
andern Gründen, den Vorwurf verdienen, daß
unrecht thut. Aber Rebellion iſt wenigſtens k
Verbrechen, welches man einer ganzen Nation z
Laſt legen kan. Eine Nation rebellirt nicht, ſonde
ſie reklamirt nur ihre Rechte, deren Ausübung
übertragen hatte.

Wenn aber die Frage entſchieden iſt, wer der Eigenthümer der geſezgebenden Macht ſey? ſo bleibt uns immer noch die andere übrig: wem die Verwaltung derſelben gebühre? Denn es iſt in die Augen fallend, daß nicht alle Mitglieder der Geſellſchaft, an dem Gebrauche dieſes Eigenthums der Geſellſchaft Theil nehmen können: weil, zumal bey einer zahlreichen Nation, bey der unendlichen Verſchiedenheit der Geſinnungen und Meynungen, eben ſo viel Fehde und Zerrüttung unter den Menſchen entſtehen würde, als wenn gar keine verbundene Geſellſchaft exiſtirte. Folglich iſt es eine in der Natur gegründete Nothwendigkeit, daß das Volk ſich entweder in Klaſſen ſondere, um ſich Repräſentanten zu wählen und denen die Verwaltung der geſezgebenden Macht gemeinſchaftlich zu übertragen, oder daß es Einem dieſelbe überlaſſe. Und wer ſoll nun der Eine, oder, wer ſollen die Repräſentanten ſeyn?

Wenn wir hier abermals die Natur fragen, ſo vernehmen wir, daß ſie das Recht, unter vielen zu herrſchen, dem Stärkern angewieſen hat. Wenn alſo eine Geſellſchaft nicht ſelbſt herrſchen kan, wenn ſchlechterdings einer oder einige herrſchen müſſen, ſo hat in der Geſellſchaft, der Natur nach, der Stärkere das Recht dazu.

Man kan dieſe Regel der Natur überall leſen. Sie hat uns dieſelbe, wie alle ihre Geſeze, in allen ihren Handlungen ſichtbar gemacht. Ueberall weicht der Schwache dem Mächtigen. Ueberall leitet das Geiſtige das Körperliche. Ueberall herrſcht die gröſſere Kraft (ſie heiſſe Denkkraft, oder Schwerkraft, oder Schnellkraft, —) über die geringere.

Und wie ich von der Natur lerne, was ſie von mir fodert, wenn ich auf das Acht habe, was ſie ſelbſt thut, ſo lerne ich auch den Willen Gottes erkennen, wenn ich auf die Wege ſeiner Vorſicht acht habe. Wenn ich demnach gewahr werde, daß die Vorſehung dem und jenem Menſchen die höhere Kraft verlieh, die er ja ohne ihren Willen nicht haben und auch in keiner andern Abſicht von ihr erhalten konte, als, um ſie zu gebrauchen und, zwar als höhere Kraft zu gebrauchen; ſo iſt mir das Belehrung Gottes von ſeinem Willen, ſo erkenn' ich, daß Gott ihn zum Herrſcher beſtimmt habe.

Alſo führen uns zweyerley Betrachtungsarten auf den Saz, die Stärkern haben ein natürliches Recht zu herrſchen. Und ſo haben wir nur noch nöthig den Begrif des Stärkern ein wenig näher zu beſtimmen.

Es iſt bekannt, daß die Kräfte, aus denen Stärke entſteht, entweder körperliche oder geiſtige, phyſiſche oder moraliſche ſind und — daß leztere von der Natur einen Vorzug vor den erſtern haben, obgleich beyde nicht ohne einander beſtehen und wirken können. Und nach dieſer Vorausſezung iſt der wahre Stärkere, der in der Geſellſchaft das Näherrecht zum Herrſchen hat, vornehmlich der Weiſere, welcher deſto vollkommner und zum Herrſchen deſto geſchikter iſt, wenn er mit der moraliſchen Kraft des Verſtandes, der Einſichten, der Lebhaftigkeit des Geiſtes, des Muths u. ſ. w. (mit welchen Gedanken und Geſinnungen der Menſchen regieret werden) auch die phyſiſchen Kräfte des Körpers, des Reichthums, u. ſ. w. verbindet.

Nach der Regel der Natur muß alſo jede Geſellſchaft den oder dem Stärkern die Verwaltung der geſezgebenden Macht übertragen. Allein es iſt hierbey wohl zu bemerken, daß dieſe Macht, ohngeachtet dieſes erwieſenen Rechts des Stärkern, immer Eigenthum der Geſellſchaft bleibt, und daß der Stärkere, der ſie in ſeinen Händen hat, ſie eigentlich doch nur durch den freyen Willen der Geſellſchaft hat. Denn erſtlich iſt es an ſich nicht immer klar, welcher wirklich der Stärkere und Weiſere iſt: daß alſo zwiſchen mehrern Kompetenten zum Herrſcherrecht Wahl ſtatt findet, welche von den freyen Einſichten der Geſellſchaft abhängt. Und zweytens bleibt ſelbſt diß der Geſellſchaft frey, ob ſie der Regel der Na-

Natur folgen und das Recht des Stärkern gelte
laſſen, oder ſich dagegen auflehnen will: ob ſie glei
Unrecht daran thut. Folglich iſt in allem Betrach
jeder Regent das, was er als Regent iſt, durch de
erklärten oder präſumirten Willen der Nation. Un
weicht auch zuweilen die Nation dem Stärkern au
Zwang, weil er zugleich der Uebermächtige iſt,
geſchicht es doch nur auf eine Zeit. Ihr Eigenthu
verjährt dadurch nicht.

Wo nun in einer Geſellſchaft eine Verwaltun
ihrer geſezgebenden Macht exiſtirt, da iſt eine
gierung: welche nichts anders iſt als, eine dur
einen ausdrücklichen oder ſtillen Vertrag mit d
Nation entſtandene Verwaltung der obgedacht
Rechte der Geſellſchaft, die den einzigen Zwe
hat, die gemeinſame Wohlfarth und Vervollko
nung der Geſellſchaft zu befördern.

Die Inhaber der Regierung heiſt man
genten. Herrſcht nur einer, ſo heiſt er Monar
oder Fürſt, princeps. Herrſcht ein ſolcher na
Willkühr, ohne ſich um die Einſtimmung der
tion zu bekümmern, ſo heiſt er Deſpot, und ei
ſolche willkührliche Regierung heiſt, Deſpotiſm

Und nun erſt erwächſt ein Unterſchied in
Geſellſchaft, der vorher nicht war. Als Mitgl
der der Geſellſchaft waren einander alle gleich.

Mitglieder der Geſellſchaft aber, in welcher Regierung iſt, und die darum ein Staat genennt wird, entſteht der Unterſchied zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, zwiſchen Regenten und Unterthanen. — Wir haben alſo nun bey dieſen beyden Klaſſen von Mitgliedern des Staats ihre Obliegenheiten und Befugniſſe beſonders zu unterſuchen, um in dieſer wichtigen Angelegenheit des Menſchen, Wahrheit und Irrthum zu unterſcheiden.

V.

Allgemeine Principien zur Beſtimmung der Befugniſſe und Obliegenheiten des Regenten.

Wenn wir beſtimmt wiſſen wollen, was der Regent kan und nicht kan, was er, zu thun, auf der einen Seite berechtiget auf der andern verbunden iſt, ſo müſſen wir erſt allgemeine Prinzipien aus den bisher erklärten Geſezen der Natur zu entwickeln ſuchen. Sie ſind in folgenden Säzen enthalten.

1. Der Regent iſt nicht Eigenthümer des Landes und der Unterthanen, in dem Sinne, wie der Gutsbeſizer Herr von ſeinen Aeckern und von ſeinem daraus gelöſten Gelde iſt. Das Land gehört nicht einmal der Nation, ſondern jedes Stück des Landes iſt Eigenthum deſſen, der es durch Kauf oder Erbe beſizt.

beſize. Und die Perſonen der Unterthanen ſind al Menſchen lediglich Gottes Eigenthum. Sklaverey und Knechtſchaft iſt wider die Natur und wider Gott. Sie iſt Folge des ſchändlichſten Deſpotismus, der nur in Zeiten der Barbarey und Dummheit beginnen und durch Barbarey und Dummheit ſich erhalten kan. Der Name Landesherr hat alſo keine eigentliche Bedeutung, ſondern eine blos uneigentliche. Der Regent heiſt Landesherr, blos in Beziehung auf die Regenten anderer Staaten, wiefern dieſ alle in ſeinem Lande und über ſeine Unterthanen nicht zu befehlen haben. Im Verhältniß gegen dieſe andern, nennt er es ſein Land, ſeine Unterthanen nicht alſo wiefern er Eigenthümer davon iſt, ſondern wiefern er allein in dieſem Lande und dieſen Unterthanen zu befehlen hat. Alſo ſind Unterthanen nicht Knechte des Regenten, ſondern freye Leute; welche ihren Regenten freywillig die geſezgebende Macht übergeben haben und die ſich von ihm Geſeze geben laſſen wiefern ſie durch dieſe ſeine Geſeze, Sicherheit fü ihre natürlichen Rechte und Erleichterung ihres Genuſſes erwarten und ihm dafür Dienſte und Abgaben leiſten. Sonach iſt der Regent freyerwählte Oberhaupt der Nation, der im Namen der Natio handelt und blos das befehlen darf, was das Wo der Geſellſchaft befördert und das verbieten, wa demſelben nachtheilig iſt.

2. Iſt der Regent nicht Eigenthumsherr des Landes und ſeiner Einwohner, ſo iſt er den Rechten der Menſchheit ſubordinirt. Denn wenn die Unterthanen freye Menſchen ſind, ſo ſind ſie im unveräuſerlichen Beſiz der Rechte der Menſchheit: ſo gehn die Rechte der Menſchheit allen Befehlen des Regenten vor: ſo iſt kein Geſez gültig und rechtmäſſig, das Rechte der Menſchheit aufhebt: ſo iſt der Regent verbunden, die Rechte der Menſchheit als ſein höchſtes Augenmerk zu betrachten, dem er alle ſeine Wünſche und Befehle unterordnen muß. Und dieß fällt um ſo heller in die Augen, wenn man erwägt, daß ſelbſt die Geſellſchaft oder Nation, durch die der Regent doch ſelbſt erſt iſt, was er iſt, nicht über die Rechte der Menſchheit erhaben iſt. Denn die Menſchen verbanden ſich ja deswegen in Geſellſchaften und begaben ſich dadurch in eine Art von Beſchränkung ihrer natürlichen Freyheit, um ihre menſchlichen Rechte deſto ſicherer zu beſizen und zu genieſſen: nicht — um ſie der Geſellſchaft zu verkaufen und ſich in Knechtſchaft zu begeben. Folglich kan der Regent, (dem ja von der Geſellſchaft kein Recht übertragen werden kan, was ſie ſelbſt nicht hat) die Rechte der Menſchheit nie aufheben. Er kan alſo z. B. nie ſagen: du ſollſt nicht mehr exiſtiren, nicht mehr geſunde Luft athmen, nicht mehr durch deine Kräfte und Talente erwerben, nicht mehr frey und laut urtheilen. Er kan zwar z. B. ſagen:

du ſollſt nicht bey deinen Urtheilen grob und entehrend ſeyn, aber er kan nicht ſagen, du ſollſt gar nicht frey urtheilen. Die Art des Gebrauchs der Rechte kan er beſtimmen, daß ſie der Geſellſchaft nicht ſchädlich werden: aber das Recht ſelbſt darf er keinem Unterthan rauben.

3. Iſt der Regent alles, was er als Regent iſt, durch die Nation, ſo iſt er auch den Rechten der Geſellſchaft ſubordinirt: (S. III.) ſo kan er keine Geſeze und Befehle geben, welche dieſen Rechten zuwider ſind: ſo iſt er vielmehr verbunden, alle ſeine Geſeze und Befehle ſo einzurichten, daß ſie jene Rechte der Geſellſchaft ſchüzen und erhalten helfen. Alſo kan z. E. der Regent die Heiligkeit der Verträge nicht umſtoſſen oder vermindern, die Eide nicht nach Belieben brauchen und damit ſpielen, die Gleichheit der Mitglieder der Geſellſchaft gegen die Geſellſchaft nicht aufheben, die Vollkommenheiten der Geſellſchaft, Freyheit, Ordnung, Gerechtigkeit, Macht u. ſ. w. nicht zerſtöhren. Er muß vielmehr, wenn er nicht Deſpot ſeyn und ſich der Nation verächtlich und verwerflich machen will, dieſe Rechte und Vollkommenheiten zum höchſten Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit machen, und ſein ganzes thätiges Leben ihrer Erhaltung und Beveſtigung widmen.

4. Wenn der Regent die Rechte der Geſellſchaft nur adminiſtrirt, und wenn dieſe ſich nie über die natürlichen Rechte der Einzelnen, ich meine die Rechte der Menſchheit (S. 11.) erſtrecken, ſo hat der Regent keinen andern Gegenſtand ſeiner regierenden Vorſorge als das Ganze. Wie alſo mein ſtiller Vertrag, der mich mit der Geſellſchaft verbindet, nicht dahin gehet, daß die Geſellſchaft meine Perſon regieren und meine natürliche Freyheit aufheben ſoll, ſo geht auch des Regenten Macht nicht auf die Regierung des Einzelnen ſo, daß er ſeine natürliche Freyheit beeinträchtigen könte. Er regieret das Ganze und hat dem Einzelnen nur inſofern zu befehlen, wiefern er Theil des Ganzen iſt und auf das Ganze Einfluß hat: und er, hat blos das Wohl des Ganzen zu beſorgen und ſich um das Wohl des Individuums weiter gar nicht zu bekümmern, als wiefern daſſelbe mit dem Wohle des Ganzen unmittelbar verbunden iſt. — Dieß beweiſet nicht nur das Weſen aller gemeinſchaftlichen Verbindungen, ſondern die Natur lehret es durch die Einſchränkung der menſchlichen Kraft von ſelbſt, indem ſie es, durch dieſelbe unmöglich gemacht hat, alle einzelnen Theile eines ſo ungeheuren Ganzen zu überſehen und in Obacht zu nehmen. — Wir müſſen aber unſern Grundſaz mehr beſtimmen, und daher die Frage genauer entwickeln: wiefern der Regent, der nur für das Wohl des Ganzen zu ſorgen hat, die Handlungen

gen der Einzelnen beſtimmen könne? Die allgemeine Antwort iſt: er kann nur die Handlungen beſtimmen, welche wirklichen und unmittelbaren Einfluß aufs Ganze haben. Und was ſind das für Handlungen? Keine innre, (z. B. das Denken, Glauben, Lieben,) und keine blos mechaniſche Handlung des Menſchen, (z. B. das Verdauen) hat wahren und unmittelbaren Einfluß auf den Staat. Daraus ergiebt ſich ſchon die erſte Beſtimmung: der Regent hat über meine innern Thätigkeiten, ſo wie über alle unfreye und mechaniſche, gar nichts zu befehlen. Er kan mir z. B. weder befehlen noch verbieten, daß ich etwas liebe oder etwas glaube, oder gut oder ſchlecht verdaue u. ſ. w. — Aber auch nicht alle äuſerlichen und freyen Handlungen des Menſchen haben einen wirklichen und direkten Einfluß auf den Staat. Alſo müſſen wir auch hier noch Unterſchiede bemerken, und durch ſie das Recht des Regenten beſtimmen. Nehmlich es kommt hier alles darauf an, daß wir den unmittelbaren und direkten Einfluß einer Handlung auf den Staat gehörig ins Licht ſezen. Dieſer Einfluß aber iſt doppelt. Eine Handlung kan einen heilſamen Einfluß haben und dieſer Einfluß iſt alsdenn nur ein wirklicher und unmittelbarer, wenn die Handlung von der Wohlfarth des Staats abſolut erfodert wird, weil ihr Gegenſtand zu den Rechten der Geſellſchaft gehört und die Handlung für deren Erhaltung unentbehrlich iſt, z. E. das Halten der Verträge, die Entrichtung der Abgaben u. d. m. Es kan aber auch eine Handlung einen ſchädlichen Einfluß haben, wenn ſie entweder die Rechte der Geſellſchaft oder der Einzelnen würklich beeinträchtiget (z. E. wenn einer die öffentliche Ruhe ſtöhre oder fremdes Eigenthum ſich anmaßt,) oder wenn ſie der Geſellſchaft rechtmäſſige Vortheile raubt, die jedes Mitglied ihr zu erhalten ſchuldig iſt: z. B. wenn einer eine Fabrik anlegen wollte, welche die Luft verpeſtete. Aus dieſen Angaben folgen nun ganz natürlich die allgemeinen Befugniſſe des Regenten, die in den Rechten der Geſellſchaft ihren Grund haben. Der Regent kan 1. nur ſolche Handlungen dem Individuo befehlen, welche für die Erhaltung der Rechte der Geſellſchaft unentbehrlich ſind, und die eben darum aller Unterthanen gemeinſchaftliche Schuldigkeit ſind, ſofern nehmlich und ſolange ſie es ſind: z. E. Beyträge zur Erhaltung des Militairs: aber er kann keine Handlungen befehlen, die die Rechte der Geſellſchaft nicht erheiſchen und zu denen nicht alle Unterthanen verpflichtet ſind, z. B. daß ein einzelner Unterthan eine durch Willkühr des Regenten beſtimmte Summe Geldes an ihn abliefere. Der Regent kan 2. nur ſolche Handlungen des Individuums verbieten, welche der Geſellſchaft direkten Schaden thun, oder die Rechte der Einzelnen verlezen, oder rechtmäſſige Vortheile rauben, an deren Erhaltung allen gelegen iſt: aber, er kan nicht Handlungen ſungen verbieten, die blos mein Individuum beſchädigen: z. B. daß ich nicht zu viel eſſe, daß ich mein Geld nicht unüberlegt ausgebe, daß ich nicht den öffentlichen Gottesdienſt verſäum. ꝛc. 3. Der Regent kan nur fürs Ganze gute Anſtalten zur Vervollkommung der Geſellſchaft machen, aber er kan das Individuum nicht zwingen, daran perſönlichen Genußantheil zu nehmen. So kan er z. B. Schulen ſtiften, und mich nach der obigen erſten Beſtimmung zwingen, meine Beyträge zur Erhaltung derſelben zu liefern, aber er kan mich nicht zwingen, meine Kinder ſelbſt hinein zu ſchicken, ſondern es bleibt meiner natürlichen Freyheit überlaſſen, ob ich ſie ſelbſt unterrichten oder ihnen einen Hauslehrer geben will.

5. Ueber Exiſtenz, Aufenthalt, Eigenthum, und Art der Beſchäftigung — der Unterthanen hat der Regent ſo wenig als die Geſellſchaft ein wahres Recht, ihnen etwas vorzuſchreiben. Seinen beſoldeten Dienern kan er befehlen, wo ſie leben, wie ſie wohnen, was ſie arbeiten ſollen ꝛc. ſofern und ſo lang ſie in ſeinen Dienſten ſind und ſeyn wollen. Aber dem Unterthanen kan er ſo wenig, als die Nation, vorſchreiben, wo er ſich aufhalten, was er für Arbeiten vornehmen, was er mit ſeinem Eigenthum machen ſoll u. ſ. w. Nur verbieten kan der Staat dem Einzelnen, wo er nicht ſeyn, was er

nicht vornehmen ſoll, ſofern ſein Seyn und Wirken mit dem Wohle des Ganzen in wahre Koliſion kommt.

6. Wenn der Regent bey dem Antritt ſeiner Regierung Geſeze, Verfaſſungen, Einrichtungen vorfindet, welche die Nation ehedem ſelbſt veſtgeſezt und bisher behauptet hat, ſo iſt er ſchuldig, dieſelben unverändert zu erhalten, und keine Abänderung derſelben, auch wenn ſie die wahreſte Verbeſſerung wäre, ohne Beyſtimmung der Nation, vorzunehmen. Denn die Nation iſt über den Regenten und — Wohlthaten dürfen nicht aufgezwungen werden.

7. Der Regent iſt der Nation von der Verwaltung der ihm übertragnen geſezgebenden Macht Rechenſchaft ſchuldig. Der einzelne Unterthan kan ſie nie fodern. Aber die Nation iſt dazu berechtiget, weil ſie die Eigenthümerin dieſer Macht iſt. — Allein, wo iſt die Nation? — —

VI.

Allgemeine Principien zur Beſtimmung der Befugniſſe und Obliegenheiten der Unterthanen.

1. Unterthan — heiſt jeder, der unter der Nation lebt und erwirbt — ſolange, als er unter ihr lebt

und erwirbt. Hält er ſich blos auf, ohne zu erwerben, ſo heiſt er Fremdling. —

2. Unterthanen und Nation ſind alſo verſchieden. Unterthanen ſind alle, die im Lande wohnen und erwerben. Zur Nation aber gehören alle (auch der Regent und ſeine Räthe) welche im Lande gebohren ſind, oder wenigſtens im Lande Grundeigenthum beſitzen.

3. Der Unterthan iſt freyer Menſch. (S. III. A.) Er kan arbeiten, wohnen, urtheilen, ſich begatten, was und wo und wie er will. Keine Art der Wirkſamkeit kan ihm gewehret werden, ſo lange ſie nicht mit den natürlichen Rechten ſeiner Mitunterthanen oder der Geſellſchaft, in wahre Kolliſion kommt. Vielmehr iſt die Geſellſchaft ſchuldig, ſeine natürliche Freyheit zu ſchützen und alle Beeinträchtigungen derſelben von ihm zu entfernen.

4. Wo die Handlungen des Unterthanen auf ſeine Mitunterthanen oder auf den Staat wirken, da muß er nach den Geſezen ſich richten, welche er in der Geſellſchaft oder im Staate vorfindet. Denn da kein einzelner Menſch in der Geſellſchaft das Recht haben kan, Geſeze zu machen oder abzuändern, ſo iſt jeder Unterthan verbunden den einmal vorhandenen Geſezen nachzuleben, ſo lange der Regent oder die Nation keine andern Geſeze nöthig findet.

Was ihm die Geſeze (ohne daß ſeine menſchlichen Rechte direkte durch ſie aufgehoben werden) zu thun, zu laſſen, zu entrichten ꝛc. gebieten, das muß er ohne Weigerung und Widerrede thun, laſſen, entrichten u. ſ. w. Dieß iſt unverbrüchliches Geſez der Natur. Denn da kein Menſch ohne Geſellſchaft ſein Daſeyn genieſſen und keine Geſellſchaft ohne Geſeze beſtehen kan, ſo muß ſich kein Mitglied von dem Gehorſam gegen die Geſeze ausſchlieſſen, welches die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens genieſſen will.

5. Der Unterthan muß ſonach ſelbſt Beſchränkungen ſeiner menſchlichen und natürlichen Rechte ſich gefallen laſſen. Aufheben und zerſtöhren darf ſie ihm niemand. Dafür muß die Geſellſchaft ihm ſelbſt Bürge ſeyn. Aber Einſchränkungen bey ſeinen äuſerlichen Handlungen, durch welche er Gebrauch von ſeinen natürlichen Rechten macht, muß er ſich gefallen laſſen, wenn und ſofern dieſe ſeine Rechte mit dem Staate in einen wirklichen Streit gerathen. Und ſelbſt die Beurtheilung dieſer Fälle, wenn wirklicher Streit vorhanden iſt, muß er der Geſellſchaft oder den Verweſern ihrer Rechte überlaſſen. (S. III. 8.)

6. Da der Unterthan blos ein unendlich kleiner Theil des Ganzen iſt, ſo muß, in Abſicht auf Würde

de und Erhabenheit, ein unendlicher Abſtand zwiſchen dieſem Theile und dem Ganzen ſeyn. Jeder einzelne Unterthan muß alſo die Geſellſchaft oder den Staat (ſobald er ſich als Theil vom Ganzen abſtrahirt) als eine Summe von Vollkommenheiten denken, gegen welche ſeine Vollkommenheiten ſich verhalten wie die Einheit zur ungeheuren Zahl. Denn in dieſem Ganzen, welches man Geſellſchaft oder Staat nennt, liegen alle Vollkommenheiten der Weißheit, des Reichthums, der Macht ꝛc. welche ſich in allen Mitgliedern befinden. Das Ganze vereinigt folglich alles in ſich, was in dem einzelnen Unterthan einzeln iſt. Dieß verbindet ihn zur tiefſten Ehrerbietigkeit gegen dieſes Ganze, und folglich auch inſonderheit gegen den oder die, welchen die Nation die Summe ihrer Vollkommenheiten gleichſam übertragen und in deren geheiligter Perſon ſie ihre Gröſſe und Majeſtät vereiniget hat.

7. Der Unterthan hat an die Geſellſchaft oder den Staat weiter kein Recht, als welches der ſtillſchweigende oder ausdrükliche Kontrakt mit ſich bringt, den alle Mitglieder einer Geſellſchaft mit der Geſellſchaft errichtet haben. Er kan nichts weiter von dem Staate fodern, als 1. Sicherheit und Schuz ſeiner Rechte, ſeines Eigenthums, und des freyen Gebrauchs ſeiner natürlichen Freyheit, und — 2. Sorge der Geſellſchaft und ihrer Ver-

weſer für die Wohlfarth und Vervollkommung des Ganzen. Und er iſt ſchuldig zu beyden ſelbſt, als Theil des Ganzen, ſo viel an ihm iſt, beyzutragen und mitzuwärken. Eine ſpecielle Sorgfalt und Begünſtigung für ſeine Perſon kan er nicht fodern. Denn der Staat hat ſich um ſein Individuum nicht zu bekümmern. Er iſt keinem einzelnen Unterthanen beſondere Wohlthaten oder Unterſtützungen ſchuldig. Denn da der Staat nicht jedem dergleichen erzeigen kan, ſo kan ſie keiner fodern: S. III. 6. Nur in dem einzigen Falle kan der einzelne Unterthan beſondere Gunſtbezeugungen vom Staate verlangen, wenn er dem Staate beſondere und perſönliche Dienſte leiſtet oder Vortheile verſchaft, oder Uebel von ihm abwendet. Auſſerdem muß der einzelne Unterthan ſich mit den allgemeinen Vortheilen begnügen, die alle Unterthanen vom Staate haben, daß er ſicher lebt, und Gelegenheit findet, unter dem Schutze der Geſetze zu erwerben und ſeines Daſeyns froh zu werden. Der Staat und Regent haben nur für das Wohl des Ganzen zu ſorgen und der Unterthan kan nicht mehr erwarten, als den Rückfluß des Wohls des Ganzen auf alle Theile. Und wer Verſtand hat, dieſen Rückfluß zu berechnen und einzuſehn, wie unendlich viel jeder einzelne Menſch gutes gewinnt, wenn er in einem Staate lebt, wo Freyheit geſchützt, Ordnung erhalten, weiſe Geſetzgebung gehandhabet, jedem ſein Recht gewiſſenhaft geſprochen, jedem Quellen des Erwerbes und des Reichthums eröfnet, vernünftige Religion geübt, der Luxus gehaßt, Wiſſenſchaften und Künſte geachtet, befördert und aufgemuntert werden und, wo unter dem Volke Tugend und Menſchenliebe und [illegible] und geſunder Geſchmack herrſchen: der wird begreifen, daß der Unterthan als Unterthan dem Staate eine erſtaunende Summe von Glückſeligkeit zu verdanken hat.

8. Der Unterthan kan von dem Staate und dem Innhaber der geſezgebenden Macht zur Rechenſchaft fodern. Das kan nur die Nation, welche Eigenthümerin dieſer Macht iſt. Aber jeder Unterthan hat das Recht, zum Beſten des Ganzen Vorſchläge zu thun, mögliche Verbeſſerungen der Geſeze und der öffentlichen Anſtalten bekannt zu machen und freymüthig die Fehler zu entdecken, welche er in den Geſezen, Edikten und Anſtalten der Regierung gewahr wird. Und er hat bey dieſem allen Mitgliedern jeder Geſellſchaft zuſtändigen Rechte weiter keine Einſchränkung, als dieſe, daß er ſich in den Gränzen der Beſcheidenheit und der Mäſſigung halte und beſonders gegen die Nation und deren Repräſentanten die tiefſte Ehrerbietigkeit nicht aus den Augen ſeze, (S. oben b.) welche er als Theil dem Ganzen ſchuldig iſt. (S. die Schrift: über Preßfreyheit ꝛc.)

VII.

Specielle Obliegenheiten der Unterthanen und Befugniſſe des Regenten.

Aus den bisher vorausgeſchickten allgemeinen Grundſätzen, welche die Beyſtimmung der allgemeinen menſchlichen Vernunft unumſtößlich macht, wollen wir nun die ſpeciellen Obliegenheiten und Befugniſſe, Schuldigkeiten und Rechte der Unterthanen und Regenten herleiten. — Alſo zuerſt fragen wir: was kan der Regent fodern? welches ſind ſeine Rechte? was iſt er gegen ſeine Unterthanen zu thun und von ihnen zu verlangen befugt und — was ſind die Unterthanen ihm ſchuldig? was ſind die Obliegenheiten der Staatsbürger?

1.

Aeuſſerliche Ehrerbietigkeit.

Das erſte und geringſte, was der Regent fodern und durch Strafen erzwingen kan (denn von ſolchen vollkommenen Foderungen iſt hier die Rede), iſt äuſerliche Ehrerbietigkeit, d. h. allgemeine Gebung der eingeführten Zeichen der Ehrerbietigkeit. Denn da dieſe Ehre (S. II. 8.) ſchon zu den allgemeinen Rechten der Menſchheit gehört, ſo muß ſie nothwendig noch vielmehr (S. VI. 6.) dem Regenten gebühren. Man bemerke aber genau den wahren Sinn und

Umfang dieſes Rechts. Es iſt blos von äuſerlicher Ehrerbietigkeit die Rede. Denn innre Verehrung kan kein Menſch von dem andern fodern: weil die innern Thätigkeiten des Menſchen, ſein Denken, Urtheilen, Glauben, Empfinden — gar nicht unter die Gegenſtände des Rechts gehören. Und der Regent kan um ſo weniger ſolche innre Thätigkeiten befehlen oder erzwingen, weil an ſich innre und unfreye Handlungen des Menſchen von der geſezgebenden Macht ausgeſchloſſen ſind. (S. V.) Innre Liebe, Verehrung, Zutrauen u. d. g. hängt lediglich von moraliſchen Bewegungsgründen ab, nicht vom Rechte oder Geſeze. Der Regent muß durch ſeine Weißheit, durch ſeine Tugenden, durch ſeinen Eifer in Beglückung der Unterthanen, Liebe und Achtung verdienen aber nicht fodern. Alſo erſtreckt ſich ſein Recht zu fodern auf nichts, als auf die äuſerlichen eingeführten Zeichen, — demüthiger und beſcheidner Mienen, Verbeugungen, Stellungen, Titulaturen u. ſ. w. Dieſe Zeichen kan der Regent von jedem Unterthan (ſo fern die Präſumtion da iſt, daß ſie ihm bekant ſind), fodern, und — er kan jeden, der ſie ihm muthwillig verweigert oder wohl gar gegenſeitig Zeichen des Spottes und der Verachtung giebt, beſtrafen. Und ſo iſt gegenſeitig der Unterthan ohne Ausnahme ſchuldig, ihm dieſe Zeichen zu geben und ſich aller entgegengeſezten Zeichen gegen ihn zu enthalten, wenn auch die Beſchaffenheit des Regenten, ſeiner wahren oder irrigen Ueberzeugung nach, keine innre Liebe und Achtung verdienen ſollte. Uebrigens bleibt es immer für den weiſen Regenten eine anderweitige moraliſche und ethiſche-Frage: ob er dieſes Recht mit Strenge behaupten ſolle? Wenn man überlegt, daß äuſerliche Zeichen der Verehrung ohne innre Liebe und Achtung keinen Werth haben und keinem vernünftigen Menſchen ein Anliegen ſeyn können: wenn man dabey beobachtet, wie alle weiſe und verſtändige Menſchen ſich es für eine Schande halten, auf ſolche äuſerliche Zeichen eiferſüchtig zu ſeyn und ſich durch ihre Entziehung entrüſten zu laſſen oder ſich um ihretwillen unglücklich zu fühlen: wenn man redlich beherziget, daß jeder weiſe und gute Menſch, wenn er ſeine Pflichten gegen ſeinen Mitmenſchen erfullt, von ſelbſt, mit der innren Liebe und Achtung, die äuſerlichen Zeichen derſelben erhalten wird, wenigſtens von jedem andern weiſen und guten Menſchen, und — daß Verſagung dieſer Zeichen oder Gebung der Zeichen der Verachtung, wenn ſie von dummen oder ſchlechtdenkenden Menſchen geſchieht, der wahren Ehre nie Abbruch thun und den eigentlichen moraliſchen und bürgerlichen Werth des Menſchen herabſezen kan: wenn man, ſage ich, das alles in Erwägung zieht, ſo wird es für jeden Regenten ein Geſez der Weiſheit, in Ausübung des gedachten Rechts nie ſtreng und eiferſüchtig zu ſeyn, ſondern immer zu bedenken, daß die wahre Ehre eines einſichtsvollen und tugendhaften Regenten durch verſagte Zeichen der Achtung nie leiden, und ihm nie ein wahrer Schade damit verurſacht werden kan, — daß der ſie verſagende Unterthan ſich allemal ſelbſt Schaden und Schande macht, — daß endlich gegenſeitig die wahre Schande des Regenten mit keiner Beſtrafung der Unehrerbietigen zugedeckt werden mag, ſondern daß vielmehr gegentheils ein Regent, wenn er keine Achtung verdient, durch eiferſüchtige Strenge gegen Verſagung der äuſern Zeichen der Ehre, um deſtomehr innere und heimliche Verachtung ſich zuzieht. — Auch muß hiebey auch noch beſonders angemerkt werden, daß zu den ſchuldigen Zeichen der Verehrung oder zur äuſerlichen Ehrerbietigkeit keineswegs die Enthaltung von freymüthigen Urtheilen über den Regenten, ſeine Perſon, ſeine öffentlichen Handlungen, ſeine Geſetze und Edikte, ſeine Tugenden und Laſter, u. ſ. w. gerechnet werden mag. Denn wenn die Rechte der Nation, folglich noch weniger die Rechte des Regenten, nie über die Rechte der Menſchheit erhaben ſind, ſondern vielmehr ihr Daſeyn durch die Rechte der Menſchheit haben, für deren Sicherung beyde beſtimmt ſind, ſo folgt unwiderſprechlich, daß das Recht des Regenten, äuſerliche Ehrerbietigkeit zu fodern, keineswegs das Recht der Menſchheit, über alle Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß frey zu denken und zu urtheilen, aufheben könne. Dem Regenten

genten bleibt gegen freymüthigen Tadel, noch den Geſetzen der Natur, nichts übrig, als ſie in die Gränzen der Beſcheidenheit und des Wohlſtandes einzuſchränken und — wenn der Tadel gründlich und wirklich belehrend war, ihn zu belohnen. — Und ſo wird endlich auch dieß jedem in die Augen leuchten, daß das in den Zeiten der Barbarey aufgekommene Wort der Majeſtätsläſterung ein Unding und — daß nur Nerone es mißbrauchen konten, freye Menſchen zu Sklaven zu machen und ihrer oder ihrer Höflinge blutdürſtigen Rache ſie aufzuopfern.

2.

Ausnahmloſer Gehorſam.

Das zweyte, was der Regent fodern und im Verweigerungsfall erzwingen kan, iſt ausnahmloſe Unterwerfung unter ſeine Befehle, ſofern und ſo lange dieſelben nicht mit den Rechten der Menſchheit und — den Rechten und ältern Verfaſſungen der Nation ſtreiten. Denn es iſt unumſtößlicher Grundſaz, daß die Nation über den Fürſten und die Rechte der Menſchheit über die Nation ſind, ſofern dieſe eine Geſellſchaft ausmacht, welche ſich für den Zweck vereiniget hat, die Rechte der Menſchheit zu ſichern. Folglich hat kein Fürſt das Recht, etwas zu befehlen oder zu verbieten, was mit dem natürlichen und poſitiven Rechte der Nation und dem natürlichen Rechte der Menſchheit ſtreitet und dieſelben zerſtöhrt.

Wenn er es thut, und es gab und giebt vielleicht noch Deſpoten, die es thaten, ſo hat der Unterthan keine Obliegenheit, die Gott und die Natur ihm auflegte, ſondern nur ein Geſez der Klugheit, ſich den ungerechten Befehlen zu unterwerfen, wenn er dazu gezwungen iſt, und wenn er die Vollziehung des Befehls nicht Umgang nehmen kan, ohne ſich groſſes Ungemach zuzuziehen. Hält ſich aber der Regent in den Schranken ſeines Rechts und braucht die ihm übertragne geſezgebende Macht ohne höhere Rechte offenbar zu zerſtöhren, ſo iſt der Unterthan ihm ausnahmloſen Gehorſam ſchuldig, wenn ihm auch derſelbe in einzelnen Fällen noch ſo laſtend oder nachtheilig wäre.

Denn da einmal Geſeze ſeyn müſſen (und Geſeze ſind als Beſchränkungen der natürlichen Freyheit faſt immer eine Laſt), und da keine Geſellſchaft und folglich keine menſchliche Glückſeligkeit ohne ſie beſtehen kan, ſo müſſen ſich alle Mitglieder Geſeze gefallen laſſen und keiner muß, um der Unbequemlichkeit willen, die ihn trift, eine Ausnahme machen wollen. (S. III. 6.) Es iſt einmal göttliches Naturgeſez, wer in der Geſellſchaft lebt, und von ihr Schuz und Vortheile genieſſen will, muß ſich ihren

Geſezen unterwerfen. Und das erfodert auch die Heiligkeit des Vertrags, (S. III. 2.) die jedes Mitglied mit der Geſellſchaft ſtillſchweigend errichtet hat. — Der Unterthan muß gehorchen, das Geſez mag ihm gefallen oder nicht, und er muß, wenn er die Pflichten ganz erfüllen will, die ihm Gott und die Natur auflegt, willig und ohne murren gehorchen, und ſo gar ſeine Ehre und ſeinen Stolz darinnen ſuchen, auch mit Laſt und Schaden das zu leiſten, was einmal das Wohl der Menſchheit von allen erfodert. Denn das iſt keine Kunſt Gutes thun, was uns ſelbſt Vergnügen macht. Aber das heiſt groſſer und edler Sinn, ſeine Pflicht auch dann thun, wenn ſie mit Beſchwerlichkeiten verbunden iſt.

Uebrigens bleibt es immer moraliſche Obliegenheit für den Regenten, dieſe Tugend rechtſchaffener Unterthanen nicht zu überſpannen, ſondern ſeine Geſeze ſo billig, ſo erträglich, ſo laſtlos als möglich einzurichten. Denn je drückender die Geſeze ſind, deſto gröſſer wird (bey der ungleich größern Menge unvollkomner oder wohl gar moraliſch verdorbner Menſchen) der Leichtſinn der Unterthanen, eine, wenigſtens heimliche Uebertretung der Geſeze zu wagen. Und ein Regent thut ſich allemal den größten Schaden ſelbſt, und verſchlechtert die Denkungsart ſeines Volks, wenn er Geſeze giebt, die zu häufigen vorſäzlichen Uebertretungen derſelben allzuleicht verleiten oder wohl gar drängen. Eine milde und wenig laſtende Geſezgebung macht Liebe und Willigkeit der Unterthanen, und ſezt den Eifer derſelben für ihren Fürſten auf einen ſolchen Grad, daß er hernach in Nothfällen alle ihre Kräfte anſpannen, und ihrer ausdauernden Würkſamkeit für ſeine Wünſche verſichert ſeyn kan. Hingegen ein Fürſt, der ſeine Unterthanen beſtändig unter laſtenden Geſezen ſeufzen läßt, kan nie auf ihre Liebe und Treue ſicher rechnen und muß, wenn (im Falle der Noth) eine noch größere Anſtrengung nöthig ſeyn ſollte, eine gänzliche Verlaſſung beſorgen.

Hiebey iſt aber noch zu bemerken, daß der Regent nicht nur Gehorſam, ſondern auch Studium ſeiner Geſeze fodern kan. Jeder Unterthan, d. h. der im Lande wohnen und erwerben will, iſt verbunden, ſich um die eingeführten Geſeze des Landes und Verordnungen des Fürſten zu bekümmern und ſich mit ihrem Innhalte und Sinne gehörig bekant zu machen, um ſich hernach nicht mit Unwiſſenheit entſchuldigen zu müſſen. Wer im Lande lebt, ſoll wiſſen und lernen, was im Lande Rechtens iſt.

3.

Abgaben.

Der Regent iſt drittens inſonderheit befugt, von den Unterthanen Abgaben zu fodern, und die Unterthanen ſind ſchuldig, ſie ihm willig und vorſchriftsmäſſig zu entrichten. Denn wenn der Fürſt für das Wohl der Unterthanen leben und ſich ganz ihrer Glückſeligkeit widmen ſoll, ſo iſt es wohl ein natürliches folglich göttliches und unverlezliches Geſez, daß der Unterthan ihm alles das gebe, was er nicht nur zu ſeinem Unterhalte, ſondern auch zu ſeinem Vergnügen und zu Behauptung desjenigen äuſſerlichen Glanzes nöthig hat, welcher den Innhaber der Macht und Majeſtät der Nation billig auszeichnen muß: ferner, daß er ihn hinlänglich in den Stand ſeze, das nöthige Militair im Lande zu erhalten, ſeine Geſandten, Räthe, Diener und Unterobrigkeiten zu beſolden, und alle für das Wohl des Volks gemachte Anſtalten zum Anbau des Landes, zu Anlegung nüzlicher Fabriken, zur Vervollkommung der Kirchen und Schulen, zur Aufmunterung der Induſtrie, der Künſte und der Wiſſenſchaften u. ſ. w. durchzuſezen und zu vollenden. Und wer nur ein wenig Fähigkeit beſizt, die ungeheure Menge der Bedürfniſſe zu berechnen, welche ein Fürſt für ſeine Perſon und für die Erhaltung des Staats hat, der wird es ſehr begreiflich finden, daß der Abgaben und Laſten der Unterthanen **nicht wenig ſeyn können.**

Daß übrigens auch dieſes Fürſtenrecht ſeine Gränzen hat, verſteht ſich von ſelbſt. Die natürlichen Gränzen ſind, die Rechte der Menſchheit, die Kraft und Vermögenheit der Unterthanen, die Geſeze der Gleichheit, und der einſtimmige Wille der Nation. Sollte ein Regent Abgaben fodern, welche die Rechte des Menſchen verlezen, z. B. Impoſten, welche die allgemein nothwendigen Lebensmittel vertheuren, und dem armen Volke den Unterhalt erſchweren — oder, welche überhaupt für das Vermögen der Unterthanen oder einer beſondern Klaſſe derſelben unerſchwinglich ſind — oder, welche einen Theil der Unterthanen ſchonen und den andern allein belaſten (S. III. 6.) — oder welche die Nation einſtimmig verworfen hätte; ſo würde er ungerecht handeln und den Grund ſelbſt aufheben, der die Gewiſſenhaftigkeit der Unterthanen bindet.

Uebrigens hat auch hier der einzelne Unterthan kein Recht über Abgaben, ſo wenig als über irgend ein Geſez des Fürſten, erſt zu räſoniren und aus vermeinter Ueberzeugung von Verwerflichkeit derſelben, ſie zu verweigern. (S. nochmahls III. 6.) Er kan darüber urtheilen und auch ſein Urtheil laut ſagen, aber ſein Urtheil darf ſeinen Gehorſam nicht verändern. Er muß, ſo lange die Nation nicht widerſpricht, ſich unterwerfen, und dieſe Laſten wie jede andere Laſt tragen, welche die Vorſehung Gottes ihm aufzulegen für gut findet: weil einmal ohne dieſe willige Unterwerfung, und, wenn jeder einzelne Unterthan Richter ſeines Fürſten ſeyn wollte, keine menſchliche Geſellſchaft beſtehen kan.

4.

Dienſte.

Mit eben dem Recht kan der Fürſt auch Dienſte von ſeinen Unterthanen fodern, welche die Bedürfniſſe des Staats erheiſchen: z. B. Zu Anlegung und Erhaltung der Straſſen, Dämme, u. d. m. Und er hat hiebey weiter keine Gränze ſeiner Macht, als daß a. dieſe Dienſte zu wahren Bedürfniſſen des Staats angewendet werden, b. daß ſie den Kräften und dem Stande der Unterthanen angemeſſen ſind und ihnen nicht ihre natürlichen Rechte, beſonders das Recht für ſich ſelbſt Unterhalt zu erwerben, zerſtöhren und c. daß er dabey Gleichheit der Vertheilung und Vergütung beobachte. Zu ſolchen billigen Dienſtleiſtungen iſt jeder Unterthan verbunden, und es iſt eine natürliche Obliegenheit für ihn, daß er dem Staate und dem Fürſten arbeite, der gegenſeitig auch für ſeine Wohlfarth geſchäftig iſt.

5.

Wahrheit.

Daß und wiefern der Fürſt von ſeinen Un thanen Wahrheit zu fodern befugt iſt, iſt aus d was wir III, 4. geſagt haben, hinlänglich zu e hen. Es iſt alſo Obliegenheit der Unterthanen, den oben angezeigten drey Fällen, ihm oder ſei von ihm befehligten Dienern auf Erfodern die W heit zu ſagen.

6.

Einſchränkung der natürlichen und Aufhebung poſitiver Rechte.

Wenn der Fürſt Geſeze geben kan, die theils bürgerlichen Handlungen beſtimmen, theils Abg und Dienſte auflegen, ſo muß er die natürlichen F heiten und Rechte der Unterthanen einſchrän poſitive aber ganz aufheben können. Denn j Geſez iſt ja ſeiner Natur nach eine Einſchränk der natürlichen Freyheit. So ſchränkt z. B. Geſez, das meine Abgaben mir vorſchreibt, m natürliche Freyheit ein, mit meinem Eigenthum machen was ich will, indem ich nun einen Theil ſelben abgeben muß, und alſo mit demſelben machen kan, was ich will. Folglich müßte man keine Geſeze, und alſo gar keine Ordnung und Geſellſchaft, und keine gemeinſchaftliche Wohlf haben wollen, oder — man muß ſich Beſchränkungen der natürlichen Rechte gefallen laſſen, ſoferne nur dieſe Rechte ſelbſt nicht ganz durch ſie zerſtöhrt und aufgehoben werden. Es iſt alſo natürliches Geſez, das alle rechtſchaffenen Unterthanen heilig halten müſſen, Einſchränkungen ihrer Freyheit durch die Befehle ihres Regenten zu dulden.

Und eben ſo klar iſt das zweyte, ich meine das Recht, poſitive Rechte ganz aufzuheben, ſobald es das allgemeine Beſte der Geſellſchaft nothwendig macht, oder die Rechte der Menſchheit es erheiſchen. Denn die natürlichen Rechte nur ſind über die Nation, aber die poſitiven ſind ihr und folglich auch ihren Repräſentanten ſubordinirt. Dieß ergiebt ſich aus der Natur der poſitiven Rechte. Poſitive Rechte heiſſen ſolche, die aus menſchlicher Willkühr ihren Urſprung haben und weder von der Natur ertheilt, noch durch allgemeines menſchliches Bedürfniß vom Schöpfer ſelbſt nothwendig gemacht ſind. So iſt z. B. das Recht einer Innung, öffentliche Aufzüge zu halten, kein natürliches Recht, weil es nicht zu den allgemeinen Bedürfniſſen der Menſchheit gehört, wie etwa das Einathmen einer geſunden Luft oder die Freyheit zu denken und zu reden: ſondern es iſt ein poſitives Recht, welches etwa ehemahls ein Regent als eine Gnade der Innung ertheilt hatte. Solche Rechte nun kan der Staat wieder aufheben, wenn und ſobald ſie mit den Rechten der Menſchheit ode dem Wohle der Geſellſchaft in Streit gerathen Denn erſtlich gehn ja nach der Natur und dem Wi len des Schöpfers die natürlichen Rechte der Menſch heit und die allgemeine Wohlfarth der Geſellſchaft als ein allgemeines Bedürfniß, einer jeden Sach vor, die gar kein wahres menſchliches Bedürfni iſt. Zweytens iſt es begreiflich, daß ſolche poſitiv Rechte, eben weil ſie willkührlich gegeben wurden an ſich ſchädlich ſeyn oder es bey veränderten Um ſtänden mit der Zeit werden können: daß ſich al die Ertheiler ſolcher Rechte, wenn ſie ſie für d Ewigkeit beſtimmten, geirrt haben können: ſo da es thöricht ſeyn würde, einen ehemahligen Irrthum zum Nachtheil des allgemeinen Beſten geltend z machen.

Die einzige ſcheinbare Ausnahme wäre aller falls, wenn ein ſolches poſitives Recht einzelner Un terthanen ſich auf einen förmlichen Vertrag mit de Nation oder ihrem Fürſten gründete: z. B. wenn eine Familie im Kriege dem Vaterlande Geld vorg ſchoſſen und darüber den Vertrag mit der Nation ge macht hätte, ein gewiſſes poſitives Recht zu habe z. B. das Recht, einen gewiſſen Strich Waldun nach und nach auszurotten und urbar zu machen Allein ſo heilig Verträge an ſich ſind, ſo können ſ doch ohnmöglich länger gelten als ſie den Rechte

d

der Menſchheit und dem allgemeinen Beſten nicht nachtheilig werden. Denn es gehört ja zum Weſen des Vertrags (S. III. 2.) daß er rechtmäſſig d. h. höhern Rechten nicht nachtheilig ſey. Sobald alſo ein aus einem Vertrage entſtandenes poſitives Recht unrechtmäſſig wird, ſobald verliert der Vertrag ſein Weſen und hört folglich in dem Augenblike auf, gültig zu ſeyn. Wenn man alſo jenes Beyſpiel zum Grunde legen und annehmen wollte, daß nach mehreren Jahren Holzmangel im Lande entſtünde, und die Nation in Noth ſezte, ſo würde der Regent befugt ſeyn, jenes Recht der Familie zu ſiſtiren, und ihr allenfalls eine Vergütung für den Verluſt ihres Rechts ſchuldig werden.

Wenn nun die poſitiven Rechte auch alsdenn nicht ausnahmloſe Gültigkeit haben, wenn ſie auf Verträge ſich gründen, ſondern den allgemeinen Bedürfniſſen und Rechten weichen müſſen, ſo werden ſie es noch vielmehr alsdenn müſſen, wenn ſie Menſchen gegeben worden ſind, die mit ihren Nachkommen in keiner natürlichen Verbindung ſtunden. In dieſem beſondern Falle befinden ſich z. B. die Rechte der Sekten oder Kirchenpartheyen. Denn es iſt offenbar, daß, wenn vor mehrern Jahrhunderten ein Regent oder eine Nation einer ſolchen Parthey ausſchlieſſende Rechte gab z. B. ihre Lehrmeynungen in öffentlichen Tempeln vortragen zu laſſen und alle

andere Lehrmeinungen zu verdrängen, daß dieſe wi
führlichen Rechte Leuten gegeben wurden, die n
den Nachkommen, in Abſicht auf Lehrmeinungen,
keiner Verbindung ſtunden. So lange dieſe Leu
da waren, und die Unterthanen des Regenten au
machten, ſolange konte allenfalls der Regent ihn
das Recht ertheilen. Aber ſobald andere Unterth
ven, in den folgenden Generationen ſich einfande
welche andere Lehrmeinungen hegten, ſobald muſ
das ausſchlieſſende Recht der von jenen Unterthan
übriggebliebnen, eigentlich von ſelbſt ſchon auf
ren. Denn was gehen denn den jezigen Unterth
nen die vorigen an. Solange die vorigen allein w
ren, mochten ſie ihr Recht haben und behalten, w
es keine andern Unterthanen in ihren menſchlich
Rechten ſtöhrte. Da aber andere Unterthanen
bohren wurden, die von der Natur das Recht hab
ihre Lehrmeynungen zu bekennen und zu üben, ſo
der Regent nicht blos berechtiget ſondern ſo gar v
pflichtet, jenes poſitive Recht aufzuheben, nicht n
weil es die natürlichen Rechte der übrigen Untert
nen beeinträchtiget, ſondern auch weil es an Le
ehemals gegeben war, die ein ſolches Recht
Nachkommen fortzupflanzen gar nicht im Sta
ſind. — Und ſo iſt es natürliches Geſez für
Unterthanen, daß ſie ſich die Aufhebung poſiti
Rechte, ſobald der Regent ſie dem Wohl des Vol

de

oder den Rechten der Menſchheit nachtheilig findet, ohne Widerrede gefallen laſſen.

7.

Beſtrafung der Verbrecher.

Kan aber der Regent Geſeze geben, ſo muß er auch über Geſeze halten, und die Verbrecher beſtrafen können. Denn die geſezgebende Macht und die Geſeze ſind für die Sicherheit der Unterthanen d. h. entweder ihrer natürlichen Rechte oder der allgemeinen Wohlfarth. Wenn alſo die Geſeze nicht Sicherheit haben, ſo haben auch die Unterthanen keine Sicherheit. Nun aber haben die Geſeze ohne Strafen keine Sicherheit, alſo — erfodert es die Sicherheit der Unterthanen, daß der Regent die Uebertreter der Geſeze zu beſtrafen befugt ſey. —

Hieraus aber ergiebt ſich ſogleich das Weſen und der weſentliche Zweck aller poſitiven Strafen, welche der Regent aufzulegen berechtiget und der Unterthan ſich gefallen zu laſſen verbunden iſt. Nehmlich Strafen ſind ſolche Uebel, welche dem Verbrecher zugefüget werden, um den Staat vor Stöhrungen der allgemeinen Wohlfarth und der Rechte der Einzelnen zu ſichern. Sicherheit iſt das Weſen und der Hauptzweck aller bürgerlichen Strafen. Ein Nebenzweck iſt Beſſerung des Verbrechers, welche dem Hauptzweck ſubordinirt bleibt.

Und in der genauen Befolgung dieſes Weſens und dieſes Zweckes der Strafen, liegt allein das Weſen der Gerechtigkeit des Strafenden. Wenn der Regent gerade nur ſolche Strafen wählt, gerade nur ſo viel Uebel und Schmerzen oder Verluſt dem Verbrecher auflegt, als der Zweck der Sicherheit erfodert, ſo ſind ſeine Strafen gerecht. Legt er mehr auf, martert und quählt er den Verbrecher mehr als für jenen Zweck nöthig war, ſo handelt er ungerecht: und thut er das gar aus Rachſucht oder Wohlgefallen an Menſchenleiden, ſo iſt er ein Ungeheuer, das Abſcheu verdient. —

Aber hiebey entſteht noch die Frage: ob der Fürſt auch befugt ſey, ſolche Strafen aufzulegen, welche die natürlichen Rechte des Verbrechens gänzlich zerſtöhren? Dieſe Frage iſt um ſo inteреſſanter, jemehr ſchon in den neuern Zeiten das ſogenannte jus vitae et necis beſtritten worden iſt. Sie iſt aber leicht zu entſcheiden, wenn man unbefangen urtheilen will.

Sobald man unter Sicherheit der Geſellſchaft, als dem Zwecke der Strafen, die Sicherheit der unentbehrlichen Gemeingüter der Menſchen verſteht (Leben, Geſundheit, Freyheit, Eigenthum ꝛc.) ſo bald iſt es keine Frage, daß die Sicherheit aller wichtiger ſey als die Sicherheit des Einzelnen, daß folglich, wenn Leben und Freyheit und Eigenthum aller anders nicht ſicher geſtellt werden könnte, als mit Aufopferung des Lebens, der Freyheit, und des Eigenthums eines Einzelnen, der Einzelne aufgeopfert werden müßte: und dieß um ſo mehr, da man ja ſchon dem Einzelnen es Recht ſpricht, wenn er den Einzelnen im Falle der Nothwehr aufopfert. Alſo — wenn die geſellſchaftliche Sicherheit anders nicht gerettet werden kan — als durch eine ſolche Strafe des Verbrechers, ſo iſt der Regent befugt, ſie dem Verbrecher aufzulegen.

Allein — wenn wir hier die heiligen und durch Gottes Willen unverlezlichen Rechte des Menſchen mit Zittern in Gefahr ſehn, ſo dürfen wir nur die Bedingung dieſer Gefahr genauer beleuchten, um uns wieder zu beruhigen. — Sollte es wohl unter Gottes Sonne einen einzigen Fall geben, wo die geſellſchaftliche Sicherheit anders gar nicht erhalten werden könnte, als durch gänzliche Zernichtung der natürlichen Rechte des Verbrechers? Das iſt es, was ich gänzlich leugne. Ja ich behaupte nicht nur, daß es keinen ſolchen Fall gebe, wo die geſellſchaftliche Sicherheit nicht anders gerettet werden könte, als mit Entziehung der Luft, der Bedeckung, der Nahrung, oder gar der Exiſtenz des Verbrechers, ſondern ich halte es ſo gar für augenſcheinlich, daß die Sicherheit der Geſellſchaft durch dieſe barbariſche

Verletzungen der göttlichſten Rechte der Menſch
gar nichts gewinnen kan.

Man denke nur die Sache deutlich und oh
Vorurtheil. Wenn ein Dieb ſtiehlt, wird wohl
Geſellſchaft ihres Eigenthums nun geſichert ſe
wenn der Dieb gehangen wird? Wenn der Mör
hingerichtet iſt, wird die Geſellſchaft von Mörde
dadurch frey werden?

Aber noch eine wichtigere Betrachtung! — W
her kommt es denn wohl, daß heutzutage überhau
und in manchen Provinzen beſonders, die Verb
chen ſeltener worden ſind? Und — eine noch gr
ſere Merkwürdigkeit: woher kommt es, daß die V
brecher gerade in dem Grade ſeltener worden ſind,
welchem die Geſetze milder, menſchlicher und ſchon
der geworden und die Fürſten minder leichtſinnig
Todesurtheile unterſchrieben? —

Es iſt hier nicht der Ort, das alles weitläu
zu unterſuchen. Es iſt für meinen Zweck gen
den Leſer auf die Wahrheit aufmerkſam zu mach
daß in der Welt Gottes noch keine Verbeſſerung
Menſchen durch Härte und Unmenſchlichkeit bew
worden iſt und daß es ganz andere Mittel giebt, (
in der Folge gezeigt werden ſoll) Verbrechen zu
hüten und die Geſellſchaft vor Dieben, Mörd

und dergleichen Menſchen in Sicherheit zu ſezen, als die barbariſchen Zernichtungen der göttlichſten Rechte des Menſchen.

Möchten alle unſere Fürſten es beherzigen. Alle Todesſtrafen ſind nicht im Stande, die Menſchen abzuſchrecken, die einmal durch rohe Erziehung und moraliſche Verdorbenheit und — durch Konkurrenz der Umſtände zu Verbrechen und Schandthaten beſtimmt werden. Die Erfahrung lehrts ſchon, daß oft der Dieb unter der Volksmenge ſtiehlt, welche einen andern Dieb zum Richtplaze begleitet: und die Betrachtung der Natur der Dinge machts unwiderſprechlich.

Erſtlich haben die Todesſtrafen der Wahrheit nach gar das Abſchrekende nicht, was man ihnen zutraut. Denn was iſts denn für eine groſſe Sache, ſich den Kopf abſchlagen oder hengen zu laſſen? Das erſte iſt gar kein Schmerz und das leztere iſt ein Schmerz von wenigen Sekunden. Sind nicht tauſend natürliche Todesarten weit ſchmerzhafter und langwieriger? Wahrhaftig, Todesſtrafen können nur weichen und empfindlichen Menſchen von feiner Erziehung Schauer einjagen. Ein roher Menſch (und das ſind doch gewöhnlich die Verbrecher, die man hinzurichten pflegt) wird, zumal wenn er ſich gewöhnt hat, das Schrekbild fleiſſig beim Lichte zu beſehen, nur mäſſig dafür erſchreken. Denn es iſt gar kein Schmerz von groſſer Erheblichkeit und Dauer: und den Schmerz ſcheut doch der Menſch eigentlich nur. Wenn das nicht ſo gar leicht dem Menſchen einleuchtete, ſo würden ſich nicht ſo viel Menſchen ſelbſt entleiben. —

Und nun erwäge man zweytens noch dieſes: daß die Urſachen, welche den Menſchen zum Verbrecher machen, in allen Betracht ſtärker wirken, als dieſe an ſich leichte Todesſtrafen, die ihn davon abhalten ſollen. Wer das überdenkt, und die Entſtehungsart der menſchlichen Verbrechen mit philoſophiſchen Augen betrachtet, der wird erſtaunen, wie vernünftige Geſezgeber ein ſo ungerechtes Mittel wählen konten, Verbrechen zu verhüten, das ſo offenbar unwirkſam iſt. Man denke ſich nur einen Dieb oder einen Mörder. Man beobachte zuerſt ſeine rohe Erziehung, ſein unedles, unmenſchliches, fühlloſes Herz. Man ſehe auf den Grad ſeiner Unwiſſenheit. Man bemerke den langſamen Gang des Laſters, wie er nur nach und nach, von Schritt zu Schritt, ein Böſewicht ward: wie er ſtufenweiſe, und ohne daß er ſelbſt es merkte, ſich dem Verbrechen näherte. Man bringe den Leichtſinn in Rechnung, mit welchem ein ſolcher roher und Jahrelang in böſen Thaten geübter Menſch zu handeln pflegt, und welcher verurſacht, daß ein ſolcher Menſch die Folgen ſeiner

Thaten gar nicht kennt und daran denke und gegen alle Gefahren blind iſt, die ihm Geſetze bereiten. Man nehme zu dem allen noch dieß, was bey vielen Verbrechern der Fall iſt, daß Leidenſchaft ſie hinreißt, daß bald wüthender Zorn ihre Seele betäubt, bald Verzweiflung über äuſerſte Armuth, bald ſtürmende Furcht vor Schande und Entehrung, bald eine ähnliche Gemüthszerrüttung ſie zu Verbrechern macht. Wird es hier nicht augenſcheinlich, daß die an andern Verbrechern vollzogene Todesſtrafen auf ſolche Menſchen in ſolchen Zuſtänden nichts wirken konnten?

Wahrhaftig, Ihr lieben Fürſten, ihr werdet mit euren entſezlichen Todesurtheilen die Verbrecher eben ſo wenig aus Euren Landen bannen, als eure Prieſter mit ihrer Hölle die Sünde verhüten werden. Lernt durch moraliſche und der menſchlichen Natur angemeſſne Kräfte Verbrechen verhüten und die Geſellſchaft ſichern, und laßt nicht ferner die heiligſten Geſeze Gottes mit Füſſen treten, die auch die natürlichen Rechte des Menſchen und vornehmlich ſeine Exiſtenz, als das unmittelbarſte Eigenthum Gottes, unverlezlich machten.

8.

Krieg und Friede.

Aber wenn die Nation ſo wenig als der Fürſt, auſſer dem Falle der Nothwehr, die natürliche Rechte der Mitglieder aufheben und folglich am allerwenigſten ihre Exiſtenz ihnen rauben darf, ſo iſt er doch befugt, die freywillige Aufopferung ihres Lebens zu fodern, wenn es die Noth erheiſcht d. h. wenn das Vaterland von in oder auswärtigen Feinden in Gefahr geſezt wird. Denn da vertheidigt der Unterthan ſein Leben und ſein Eigenthum ſelbſt. Da verbinden ſich alle einzelne Unterthanen mit einander, um für einander zu fechten und ihr Leben zu wagen. Bey Auffoderung zu Kriegsdienſten iſt alſo nicht willkührliche und nuzenloſe Vernichtung des Lebens, wie bey den Todesſtrafen, ſondern natürliche, unvermeidliche und jedem einzelnen Unterthan ſo wie dem Ganzen zu gute kommende — Lebensgefahr. Folglich iſt zu deren Uebernehmung jeder rechtſchafne Unterthan verbunden, der nach ſeinen Kräften, Alter und Stande, vermögend iſt, die Waffen zu tragen. Leib und Leben muß der Staatsbürger wagen, für ſein Vaterland und für ſeinen Fürſten — es ſey, daß unter der Nation rebelliſche Stürmer der Geſeze, oder daß ein auswärtiger Feind ihn zum Gefecht auffodert.

Und es muß ihm hier hinlänglich ſeyn, daß der Regent ihn ruft. Denn ohnmöglich kan der einzelne Unterthan befugt ſeyn, über Rechtmäſſigkeit oder Unrechtmäſſigkeit der Auffoderung zu räſoniren. (S. III, 6. 8. und VII, 2.). Die ganze Nation kan einen offenbar ungerechten oder nuzenloſen Krieg verbitten. Aber der einzelne Unterthan kan ſich kein Urtheil hier anmaſſen. Wäre dieß Unterthanen recht, ſo könnte keine Geſellſchaft, kein Staat mehr beſtehen. Es muß alſo allgemeine und Ausnahmloſe Obliegenheit der Unterthanen ſeyn, dem Regenten allein das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchlieſſen, zu überlaſſen. Es muß unbegränzte Pflicht ſeyn, wenn der Regent befiehlt, 1) die Waffen augenblicklich zu ergreifen, 2) ſich dem Komando mit Pünktlichkeit zu unterwerfen und 3) keine Gefahren und Laſten zu ſcheuen, denen der Feldherr ſeine Soldaten entgegenführt.

Wo dieſer Geiſt des Muths auf der einen und der ſtrengſten Subordination auf der andern Seite nicht iſt, da ſind Unterthanen und Staat aller Sicherheit beraubt, da ſind alle Zwecke zerſtöhrt, für deren Erreichung ſich die Menſchen in Geſellſchaften vereiniget haben. Im Kriege fechten und erliegen iſt eben ſo gros, ſo edel, ſo gottgefällig, als im Frieden ein nuzbarer Menſch ſeyn. Für ſeine Brüder ſterben, iſt ſo ruhmvoll und pflichtmäſſig als, für ſie leben. —

Keine Ausnahme muß der Unterthan beim Aufrufe des Regenten zu den Waffen ſich erlauben, auſſer — wenn er ihn gegen die Nation ſelbſt anführen wollte, um die Nation zu tyranniſiren oder die Rechte der Menſchheit zu unterdrücken. Da muß er die Waffen niederlegen und — den Deſpoten verlaſſen.

9.

Benuzung alles Nichteigenthums im Lande.

Der einzelne Unterthan hat nach der Natur weiter kein Recht im Lande (S. VI. 7.) als zu exiſtiren, zu erwerben und ſein wahres und rechtmäſſiges Eigenthum ruhig zu beſizen und frey zu gebrauchen. (III. 7. B.) Alles alſo, was nicht würkliches und wahres Eigenthum eines einzelnen **Mitgliedes** der Geſellſchaft iſt, gehört der ganzen Geſellſchaft und folglich, wenn ſie einen Staat ausmacht, der Nation und ihren Repräſentanten. Folglich hat der Fürſt das Recht, ſolche Dinge zu benuzen und für das Ganze nuzbar zu machen. Wüſteneyen, Sümpfe, Berge, Felſen, Flöze, Ströhme, Waldungen, kurz alles, was noch keine beſtimmten Beſizer hat, oder noch gar nicht angebaut und urbar gemacht iſt, ſteht unter der Diſpoſition des Regenten. Er iſt zwar nicht befugt, es ſich perſönlich anzumaſſen und zu einem Eigenthum ſeiner Familie zu machen,

chen, ohne Beyſtimmung der Nation, aber er iſt befugt, die Art des Gebrauchs, der davon gemacht werden ſoll, anzubefehlen. Er hat alſo das Recht, leere Gegenden urbar zu machen, oder Anbaue zu veranſtalten und mit Einwohnern zu verſehen, welche alsdenn Mitglieder der Nation werden (weil ſie die Güter der Nation erhalten) und mit allen Unterthanen die Unterthanenrechte gemein haben. Und ſolche weiſe Anſtalten des Fürſten, durch welche er Gemeingüter der Nation dem Staate nuzbar zu machen und zur Erweiterung ſeiner Macht, zur Vermehrung der Volksmenge, zur Beförderung der Induſtrie u. ſ. w. anzuwenden ſucht, muß jeder Unterthan nach allen Kräften unterſtüzen und begünſtigen.

10.

Leitung des Handels und Gewerbes.

Endlich iſt der Regent auch befugt, den Handel und das Gewerbe der Unterthanen zu leiten und durch Regeln und Geſeze beydes ſo zu beſtimmen, daß das Wohl des Staats dadurch befördert und vermehret werde. Denn obgleich Handel und Gewerbe zu dem natürlichen Rechte der Menſchheit gehören, ſo folgt daraus doch keinesweges dieß, daß jeder Menſch im Staate bey der Ausübung dieſes Rechts, blos ſeiner Willkühr und ſeiner Laune folgen

gen dürfe. Das erhellet ja ſchon aus dem Weſen und Zwecke aller geſellſchaftlichen Verbindungen. Wenn alle Mitglieder ganz frey wären und gar keine Regel hätten, nach welcher ſie ihre natürlichen Rechte ausübten, ſo würden ſie einander ſelbſt zerſtöhren. Ohne Ordnung und Regel können keine freye Menſchen ruhig neben einander leben. Willkühr iſt der Grund aller Irrung und aller Fehde. Alſo iſts augenſcheinlich, daß auch im Handel und Gewerbe Geſeze ſtatt haben müſſen. Das natürliche Recht wird auch damit nicht aufgehoben. Denn wenn gleich das Geſez mir z. B. unterſagte, eine beſtimmte Art von Gewerbe zu treiben (es ſey, weil ich mich nicht dazu ſchicke und alſo dem Staate unnüz werden würde, oder weil der Menſchen, die dieſes Gewerbe treiben, ſchon zu viele ſind u. d. m.) ſo hindert es mich ja nicht, nach meiner natürlichen Freyheit jedes andere Gewerbe zu ergreifen und nach eigner Wahl durch daſſelbe meinen Unterhalt zu erwerben. Oder wenn ein Geſez z. B. die Art des Handels einſchränkt, mir Acciſe, Zölle u. d. dabey auflegt, meine Frachten an gewiſſe Straſſen bindet, u. ſ. w. ſo iſt ja Handel und das Recht des Erwerbes ſelbſt mir nicht genommen, ſondern nur in gewiſſe Gränzen gewieſen, welche das Wohl des Ganzen erfoderte. Wer bloſſe Beſchränkungen der natürlichen Freyheit ſich nicht gefallen laſſen will, muß in gar keiner menſchlichen Geſellſchaft leben wollen

und

nd ſich dann auch aller Vortheile begeben, welche ſie hren Mitgliedern gewähret. Und wollte nur Gott, lle Regenten hielten ſich bey ihren Geſezen, mit denen ſie Handel und Gewerbe leiten, an die wahren rundſäze der Billigkeit und des Eifers für die wahre Wohlfarth des Ganzen, ſo würde nie ein vernünfger Unterthan Urſache finden, ſich über Beſchränung ſeiner menſchlichen Rechte zu beklagen. Aber hlich wenn manche Fürſten durch drückende Abgan, durch unerſchwingliche Impoſten, durch Moopolen, und andere ähnliche Dinge den Handel d das Gewerbe ohne Noth einſchränken und erhweren und bey dieſen Einſchränkungen blos und aln auf die Vermehrung ihrer Finanzen ſehen, ſtatt aß ſie lediglich das ſteigende Glück ihrer Unterthanen zielen ſollten, dann können wohl hie und da gechte Urſachen zu klagen vorhanden ſeyn. Indeſſen t hier der einzelne Unterthan kein Recht zum Unhorſam, auch gegen die härteſten und unbilligſten eſeze. Ueberſchreitet der Fürſt ſeine Befugniſſe, ſo mag die Nation ihm durch ihre Repräſentanten ruber Vorſtellung thun.

VIII.

Befugniſſe und Obliegenheiten der Unterthanen gegen einander ſelbſt.

Wir haben geſehen, was der Regent von ſeien Unterthanen zu fodern hat und was ihm dieſe als

Regentenrechte einzuräumen verbunden ſind: wir wollen nun auch kürzlich unterſuchen, was der Unterthan von ſeinem Mitunterthan zu fodern hat und was ihm dieſer zu leiſten ſchuldig iſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier nicht die allgemeinen Pflichten mit erklären werden, welche der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt. Dieſe gehören in die allgemeine Moral, nicht aber in die Moral für Unterthanen. Hier haben wir es allein mit den Befugniſſen und Obliegenheiten zu thun, welche aus den Verhältniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft entſpringen. Wir fragen alſo nicht, was der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt — von Liebe, Achtung, Beſcheidenheit, Gefälligkeit, Toleranz, Wohlthätigkeit u. ſ. w. Wir fragen blos, was der Unterthan dem ſchuldig iſt, der und ſofern er ſein Mitunterthan iſt, d. h. mit ihm zu einerley Geſellſchaft und Staatsverfaſſung gehört. Und dieſe Frage läßt ſich mit wenigen beantworten. Es gehören hieher überhaupt nur drey Stücke.

1. Jeder Unterthan kan von ſeinen Mitunterthanen jene Gleichheit verlangen, welche wir oben (III, 6.) als ein geſellſchaftliches Recht beſchrieben haben: und jeder Unterthan iſt gegenſeitig verbunden, allen ſeinen Mitunterthanen dieſe Gleichheit einzugeſtehen und ſie heilig zu halten. Alſo z. B. muß jeder

er Unterthan die Rechte der Menſchheit aller ſeiner
Mitunterthanen ehren und ſich auch nicht die gering-
e Verlezung derſelben erlauben. So muß jeder
nterthan allen ſeinen Mitunterthanen gleiche Rech-
an den Gemeingütern der Geſellſchaft geſtatten,
B. an Kirchen, Schulen, Hoſpitälern, Armenan-
alten u. ſ. w. ſo wie gleiche Anſprüche an alle dem,
as der Staat für alle Unterthanen beſtimmte oder
enigſtens darum für alle beſtimmen mußte, weil es
den allgemeinen Bedürfniſſen gehörte z. B. Er-
nung der öffentlichen Magazine zur Zeit der Noth.
o muß jeder Unterthan ſo gut, wie alle übrigen in
ner Art, an den Laſten theilnehmen, welche zum
eſten des Staats den Unterthanen auferlegt wer-
, und er muß ſich unter keinerley Vorwande den-
ben entziehen und ſie andern aufzubürden ſuchen.
o muß ſich kein Unterthan etwas erlauben oder her-
snehmen, was einmal, ohne das allgemeine Beſte
Gefahr zu ſezen, nicht allen Unterthanen geſtat-
werden kan z. B. Ungehorſam gegen ein Geſez
ter dem Vorwande, daß er es für ungerecht hal-
u. ſ. w.

2. Wenn aber zwiſchen den Unterthanen als
nterthanen ſich eine natürliche Gleichheit befindet,
allen heilig ſeyn muß, ſo hat doch auf der andern
eite auch jeder Unterthan die Obliegenheit, die Un-
ſchiede, die nicht zu den Unterthanenverhältniſſen

gehören

gehören, ſondern aus der natürlichen Verſchiedenheit der Menſchen flieſſen, anzuerkennen. Denn daß einige Menſchen ſtark andere ſchwach, einige reich andere arm, einige einſichtsvoll und klug andere einfältig und unwiſſend ꝛc. ſind, und daß daher einige auf andere mehr wirken, einige dem Staate ſelbſt mehrere Dienſte leiſten können als andere, dieß kommt nicht daher, weil ſie Unterthanen ſind, ſondern weil ſie Menſchen ſind, die von der Natur und Vorſehung verſchiedentlich begabet wurden. Wenn nun, aus ſolchen Verſchiedenheiten im Staate, Verſchiedenheiten des Anſehens, der Ehre, des bürgerlichen Ranges, der mehrern und der mindern Theilnehmung an der geſezgebenden Macht u. ſ. w. entſprungen, ſo iſt jeder Unterthan verbunden, dieſe Verſchiedenheiten zu dulden, und jeder Unterthan iſt berechtiget, ſich ſeiner Vorzüge zu bedienen. Daher ſagt der Apoſtel ganz recht: Ehre, dem die Ehre gebühret. Jeder Staatsbürger muß auch dieſe Rechte dem andern heilig halten. Er muß willig den gröſſern Staat, den höhern Rang, die vornehmern Titel, die mehrere Theilnehmung an der geſezgebenden Macht u. ſ. w. ſich gefallen laſſen, und jedem nach dem Maaße ſeines bürgerlichen Ranges die äuſerliche Ehrerbietigkeit erweiſen, welche die eingeführten Geſeze, Sitten und Regeln des Wohlſtandes mit ſich bringen. Auch dieſes gehört zur guten

ten Ordnung in einem Staate, ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen kan.

3. Endlich iſt jeder Unterthan verbunden, zur Sicherheit des Lebens und Eigenthums ſeiner Mitunterthanen alles mögliche beyzutragen, (z. B. bey Armenanſtalten) beſonders da, wo der Staat, dem dieſes obliegt, gar nicht oder nicht ſchnell gnug helfen und wirken kan: z. B. Unreinigkeiten, Schlägereyen vorzubauen oder Einhalt zu thun — gegen Diebe wachſam zu ſeyn und zu vertheidigen — bey Feuersgefahr beyzuſpringen und retten und löſchen zu helfen u. d. m.

IX.

Specielle Obliegenheiten des Regenten und Rechte der Unterthanen.

Wir haben nun noch die allgemeinen Grundſäze des Naturrechts und der Moral auf die ſpeciellen Pflichten des Regenten anzuwenden, und die Fragen zu beantworten: was kan, nach jenen Grundſäzen, der Unterthan mit Recht von ſeinem Fürſten fodern und, was iſt der Fürſt als Fürſt ihm ſchuldig? — Denn daß der Fürſt auch Pflichten hat, die der Unterthan fodern kan, daran wird hoffentlich niemand zweifeln. Und ob ſchon viel Regenten ſich den Schein geben wollen, als ob alles, was ſie für ihre Unterthanen thun und befehlen, lauter Milde, Gnade und überflüſſige Güte wäre, ſo hat ſich doch noch niemand in der Theorie erdreiſtet, den Fürſten von allen Obliegenheiten frey zu ſprechen, und als einen Geſezgeber ihn gelten zu laſſen, welcher ſelbſt an gar keine Geſeze gebunden ſey.

Offenbar iſts wenigſtens aus dem Geſeze der Natur, daß der Regent mit ſeinen Unterthanen, ſoferne ſie beyde als eine verbundene bürgerliche Geſellſchaft betrachtet werden, eine wechſelſeitige Verpflichtung erkennen müſſe: einmal weil er Menſch iſt, und auch als Fürſt Menſch bleibt, und jeder Menſch dem Menſchen, ſobald als er mit ihm in geſellſchaftlicher Verbindung ſteht, gewiſſe Pflichten ſchuldig iſt: zweytens, weil er das, was er als Fürſt iſt, durch den freyen Willen der Nation iſt, und ſein individuelles Regentenrecht allemal auf einem Vertrage mit der Nation beruht, es mag derſelbe ein ausdrüklicher oder ſtillſchweigender ſeyn, vermöge welchem ihn die geſezgebende Macht übertragen iſt, und er dafür die Obliegenheiten übernommen hat, welche der Staat oder die Geſellſchaft gegen ihre Mitglieder hat.

Alles alſo, was die Zweke der Geſellſchaft erfodern, alle die Vortheile, welche die Menſchen bey der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaften erzielten,

ten, kurz, alles, was der Staat überhaupt den Unterthanen ſchuldig iſt, das iſt auch der Fürſt ihnen zu leiſten verbunden. Das iſt nicht Gnade, das iſt Pflicht, über welche er Gott und der Nation reſponſabel iſt. Wir wollen alles unter folgende Klaſſen bringen.

1.

Gute Geſeze.

Wenn des Regenten Grundobliegenheit es iſt, die gemeinſchaftliche Glükſeligkeit ſeiner Unterthanen zu befördern und gute Geſeze die erſte Stüze der gemeinen Wohlfarth ſind, ſo iſt es wohl kein Zweifel, daß die erſte Auffoderung eines Volks an ſeinen Fürſten dieſe iſt, daß er ihnen gute Geſeze gebe: Folglich

a. daß er bey ſeinen Geſezen nur das Wohl des Landes, Ruhe, Sicherheit, Freyheit, Vermehrung der Nahrungsquellen, kurz alles, was ſein Volk glüklich macht, erziele, und nicht Herrſchſucht und Habſucht zum Zweke derſelben mache. Gute Geſeze müſſen heilſame Geſeze ſeyn: aber auch

b. Gerechte Geſeze. Und Geſeze heiſſen gerecht, wenn ſie die natürlichen Rechte der Unterthanen nie aufheben und — nur ſo weit einſchränken, als es die höchſte Nothdurft, welche immer nur durch das gemeine Beſte beſtimmt wird, erheiſchet. Je freyer ein Volk iſt, und je freyer insonderheit Handlung und Gewerbe, und Verwendung des Eigenthums, und Publicität der fortſchreitenden Kenntniſſe ꝛc. iſt, deſto glüklicher iſt ein Volk. Und je weniger Geſeze dieſe Freyheit begränzen, deſto gerechter ſind ſie.

c. Sollen aber heilſame und gerechte Geſeze nüzen, ſo müſſen ſie auch deutlich und beſtimmt ſeyn, theils damit das Volk ſie verſtehn und mit Leichtigkeit auf die vorkommenden Fälle anwenden könne, theils damit Richter und Sachwalter nicht Gelegenheit finden, durch mehrerley Deutungen derſelben, die Unterthanen unter dem Scheine der Gerechtigkeit ihrer Willkühr zu unterwerfen, theils endlich, damit der ſchlechtdenkende Unterthan ſich nicht hinter Misdeutung verſteken und böſe Thaten ungeſtraft begehen könne.

d. Dabey iſt aber eine Haupteigenſchaft guter Geſeze nicht zu überſehn, die wir oben ſchon beſchrieben haben, (S. III, 7. C.) nehmlich die Wenigkeit derſelben. Je weniger ein Regent befiehlt und verbietet, folglich je einfacher ſeine Geſeze ſind, deſto vollkommner ſind ſie. Menge der Geſeze thut unausſprechlichen Schaden. Was iſt es nicht erſtlich für eine Laſt für den Unterthan, (dem ſein und der ſeinen Unterhalt ſchon alle Zeit und alles Nachdenken koſtet,) wenn er noch ganze tauſende von Geſezen erlernen und auf ſo unzählige Fälle aufmerkſam ſeyn ſoll, wo ihre Erfüllung von ihm gefodert wird: wenn er hundert Paragraphen einer Geſindeordnung, einer Kleiderordnung, einer Rangordnung, einer Policeyordnung, einer Feuerordnung, und wie die Ordnungen alle heiſſen, leſen, ſtudiren und behalten — wenn er einige tauſend Artikel impoſtirter und einige tauſend verbotner Waaren ſich merken — wenn er hunderterley Geſeze über Kopfgelder, Steuern, Servisgelder, Nahrungsgelder ꝛc. ſich einprägen — wenn er die Sabbaths Buſtags- und ähnliche Mandate wiſſen — wenn er alle Geſeze über Ehe, Verwaltung der Vormundſchaften, Erbſchaft und Teſtamentsangelegenheiten, über alle Arten des Eigenthums und des Beſizes einer Sache ꝛc. ſich geläufig machen — wenn er tauſend und aber tauſend Fälle im Gedächtniſſe haben ſoll, wo und wie hoch er ſich ſtrafbar machen kan? — Iſt es zweitens nicht augenſcheinlich, daß, jemehr es Geſeze giebt, und je zahlreicher folglich die Fälle ſind, wo der Unterthan gegen die Geſeze ſündigen kan, daß die Uebertretungen der Geſeze deſto häufiger und ganz eigentlich unvermeidlich werden müſſen? Iſt es drittens nicht einleuchtend, daß, da alle Geſeze Einſchränkungen der natürlichen Freyheit ſind, dieß höchſte Gut des Menſchen deſtomehr leiden und in der Geſezgebung um ſo weniger Gerechtigkeit ſeyn muß, je gröſſer die Menge der Geſeze iſt und — was unmittelbar daraus folgt, da der Drang der Freyheit im Menſchen unaufhaltſam iſt — daß die Unterthanen deſto geneigter werden müſſen, ſie zu übertreten, und daß ihr Gewiſſensantrieb zur Folgſamkeit, durch die laſtende Menge an ſich, und durch das Gefühl der Ungerechtigkeit inſonderheit, geſchwächt werden muß? Und was iſt dann viertens natürlicher, als daß ein Volk, (jemehr es der Geſezgeber verleitet, ohne Bedenken ſolche laſtenden und ungerechten Geſeze zu übertreten, ſobald nur einiger Anſchein da iſt, daß man der Strafe entſchlüpfen werde) in ſeinem ganzen moraliſchen Karakter ſchlechter werden und der Regent alle Liebe, und, die bürgerlichen Tugenden des Patriotiſmus und der Unterthanentreue allen Werth verlieren müſſen?

e. Wenn aber der Unterthan *gute* Geſeze von ſeinem Fürſten fodert, ſo kan er auch verlangen, daß der Fürſt ſie ihm hinlänglich bekannt mache. Es iſt freylich der Unterthanen Schuldigkeit, ſich um die Geſeze zu bekümmern, (VII, 2.) aber es iſt auch des Regenten Pflicht, dieß den Unterthanen möglich zu machen. Und wie kan der Unterthan, bey allem guten Willen, die Geſeze erlernen, wenn theils das Hauptgeſezbuch ſo groß und theuer und wohl gar auch ſo ſelten iſt, daß die wenigſten Unterthanen im Stande ſind, es ſich anzuſchaffen und — wenn die neuen Mandate blos an die Kollegien geſchikt und ein vor allemal von dieſen publicirt werden, und, wenn ſelbſt dieß publiciren auf eine Art geſchicht, bey der es durchaus unmöglich iſt, daß alle Individua davon vollſtändige Nachricht erhalten. Gewiß, es iſt unleugbare Schuldigkeit der Regenten, daß ſie die Geſeze, die alle Unterthanen perſönlich zu befolgen und folglich zu wiſſen nöthig haben, ſo promulgiren, daß alle Individua ohne Koſten und Zeitverluſt zu ihrer vollſtändigen Notiz gelangen können. Und wenn vollſtändige Bekanntſchaft mit den Landesgeſezen, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit und dabey von ſolchem Umfange iſt, daß ſie ein fortgeſeztes Studium erfodert, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jeder Regent weit eher einen Rechtskatechismus als einen Katechismus der ſcholaſtiſchen Religion veranſtalten ſollte, damit die Unterthanen von Jugend auf von der Beſchaffenheit ihrer bürgerlichen Verhältniſſe und Obliegenheiten unterrichtet und dadurch in den Stand geſezt würden, nach und nach zu einer vollſtändigen Erkenntniß derſelben zu gelangen. Eine ſolche Einrichtung würde zugleich Gelegenheit geben, das Volk mit dem Geiſte der Geſeze vertraut zu machen, und dadurch ſeine Willigkeit und ſeinen Gehorſam mehren. Eine ſolche Einrichtung würde alſo ferner eine Menge Verbrechen verhüten und dem Regenten die unangenehme Verlegenheit erſparen, alle Augenblicke zu ſtrafen. Eine ſolche Einrichtung würde endlich Millionen Betrügereyen und Misbräuche der Richter und Sachwalter verhüten, bey denen ihnen jezt die Unkunde des Volks in den Geſezen zu ſtatten kommt.

f. Und ſollten die Unterthanen bey dieſer augenſcheinlichen Wichtigkeit der Sache, nicht von ihrem Regenten fodern können, daß er die Geſezgebung, mit der allergrößten Sorgfalt und Ueberlegung behandele? Sollte es nicht ſeine Pflicht ſeyn, daß er ſelbſt und perſönlich an ihr Theil nehme, daß er jede Einſchränkung der natürlichen Freyheit ſeiner Unterthanen, mit der gewiſſenhafteſten Beſonnenheit unternehme, daß er bey jedem ihm vorgeſchlagenen Geſeze recht genau unterſuche, ob es auch nothwendig, ob es auch überwiegend heilſam, ob es auch gerecht ſey, — daß er nicht jedem Hoflinge geſtatte, ſeine Einfälle und Projekte zu realiſiren und aus der Freyheit der Unterthanen ein Puppenſpiel zu machen?

g. Und können Unterthanen Gewiſſenhaftigkeit in Gebung der Geſeze von ihrem Fürſten fodern, ſo können und müſſen ſie auch eine eben ſo gewiſſenhafte Handhabung derſelben verlangen. Der Fürſt iſt ſchuldig — ſelbſt darüber zu wachen und alle erdenkliche Mittel dabey anzuwenden, daß ſeine Geſeze überall und mit unpartheyiſcher Gleichförmigkeit ausgeübet und von den Unterobrigkeiten angewendet werden. Denn was helfen die beſten Geſeze und Verordnungen, wo nicht darauf gehalten wird? wenn der Fürſt ſich begnügt, ſeine Mandate zu unterſchreiben, und ſich um ihre Vollziehung nicht bekümmert, ſondern es ſeinen angeſtellten Offizianten überläßt, die Geſeze nach ihrem Belieben bald ganz liegen zu laſſen, bald mit der äuſſerſten Nachläſſigkeit ſie anzuwenden und bald auch — wenn es ihre Privatabſichten erheiſchen — mit der unbarmherzigſten Strenge zu vollziehen?

2.

Beſchüzung der Rechte der Menſchheit.

Man kan ſich den Gedanken nicht oft gnug vorſagen, daß der höchſte Zwek aller bürgerlichen Verbindungen in der Sicherung der Rechte der Menſchheit beſteht. Auf dieſen wichtigen Gedanken gründet ſich die abſolute Schuldigkeit des Regenten, die natürlichen Rechte ſeiner Unterthanen, ſo wohl die allgemeinen menſchlichen als die beſondern geſellſchaftlichen Rechte, zu ſchüzen, und ihnen gleichſam für die Sicherheit derſelben Bürge zu ſeyn. Denn das iſt der einzige natürliche Grund, warum ſich der Menſch in eine bürgerliche Geſellſchaft begiebt und alle Laſten der Geſeze und der Unterthanenpflichten übernimmt, um dafür in ruhigem Beſize ſeiner Rechte leben zu können.

Der Fürſt muß allen Unterthanen, und zwar allen gleich, ohne Ausnahme, ohne Partheilichkeit, ohne Begünſtigung, ihre Rechte verbürgen, und das ihnen leiſten, was ihnen die Geſellſchaft ſchuldig iſt, und wozu ihm die Nation ihre Macht übertragen hat. Er muß jedem Unterthanen, einem wie dem andern, ſein Leben ſchüzen. Er muß alle mögliche Mittel anwenden, daſſelbe gegen alle Gefahren und Anfälle zu vertheidigen. Er muß es als einen Vorwurf betrachten, der auf ihn zurükfällt, wenn irgend eines Unterthanen Leben durch Räuber oder Feinde unvermuthet geraubt wird. Und er iſt ſchuldig, da er dem Entleibten das Leben nicht wieder geben kan, es denen ſo gut als möglich zu erſezen, denen der Mord unmittelbar ſchadet, — ſeinem Weibe und ſeinen Kindern und ſeiner Familie.

Er iſt ſchuldig, jedem Unterthan, einem wie dem andern, ſeine natürliche Freyheit zu erhalten (III, 7. a.) und alle muthwillige Beeinträchtigungen derſelben von ihm abzuwenden. Denn der Regent ſo wenig als ſein Miniſter, hat irgend ein

Recht auf Knechtſchaft der Unterthanen. Freyheit iſt ihr höchſtes Gut. Dieſe ohne Noth kränken oder kränken laſſen, iſt das häßlichſte Merkzeichen des ſcheuslichen Deſpotismus.

Er iſt ſchuldig, ihm ſein Gut und Eigenthum zu ſichern. Er muß Dieberey und Straſſenraub verhüten. Und wenn er das nicht thut und ſeine Maasregeln ohne Erfolg bleiben, ſo muß er dafür haften und das erweißlich geſtohlne oder geraubte erſezen. Denn dafür geben ja die Unterthanen Abgaben und wohl gar noch beſonders Geleite, daß ſie auf Straſſen und in ihren Häuſern ſicher ſeyn wollen.

Er iſt ſchuldig für die Geſundheit der Unterthanen zu wachen, folglich alles abzuwenden und zu verhindern, was der Geſundheit ſchädlich werden, oder die Luft verpeſten, die Quellen verderben, die Nahrungsmittel ſchädlich machen kan. ꝛc. Er iſt ſchuldig Pfuſcher, Quakſalber und alle ähnliche Inſekten abzuwehren, welche dem Leben der Menſchen gefährlich werden. Er iſt verbunden, für gute Aerzte und wohl unterrichtete Hebammen zu ſorgen. Er iſt verpflichtet, alle Moden und Gewohnheiten abzuſchaffen, welche die Geſundheit zerſtöhren und alſo z. B. die engliſchen Tänze, die ſo manchen Jüngling und ſo manches Mädchen hektiſch gemacht und ihrer Blüthe beraubt haben, noch weit eher zu verbieten oder einzuſchränken, als die Hazardſpiele.

Er iſt ſchuldig jeden Unterthan für Mishandlungen und allen Arten der muthwilligen Stöhrungen ſeiner Ruhe zu bewahren und jeden zu beſtraſen und zu entwaſnen, der vorſezliche Zerruttungen des häuslichen und nachbarlichen Friedens beginnt.

Er iſt ſchuldig für gute und gangbare Straſſen zu ſorgen, wiefern dieſe eine Obliegenheit des Staats ſind, und das allgemeine menſchliche Bedürfniß ſie erheiſcht, ſintemal Erleichterung des Handels und Wandels darauf beruht.

Er iſt verbunden jedes Ehre zu ſchüzen, wenn ſie angetaſtet wird, und alle die zu hindern und zu beſtraſen, welche muthwillig den guten Nahmen ihrer Unterthanen verlezen.

Er iſt verpflichtet, die natürliche Gleichheit der Unterthanen heilig zu halten und bey Anwendung der Geſeze, bey Beſtraſungen, bey Auflegung der Laſten, bey Austheilungen der Belohnungen, alle Partheylichkeit zu verbannen, S. 111, 6.

Das iſt im allgemeinen der Schuz der menſchlichen und Unterthanenrechte, welchen jeder Unterthan von ſeinem Regenten zu erwarten befugt iſt und dafür ihm der Unterthan Abgaben zahlet, ausnahmloſen Gehorſam leiſtet, und für ihn ſein Leben zu wagen bereit iſt. Einige hieher gehörige Stükke bedürfen einer beſondern Ausführung.

3.

Verſorgung der Hülfloſen und Müſſigen.

Wir nennen hier zwey Gegenſtände der Vorſorge, welche jedem Staate wichtig ſeyn müſſen. Die Verbindlichkeit gründet ſich auf das Geſez der Unentbehrlichkeit (S. I.). Was dem Menſchen zu ſeinem Leben und zum Genuſſe ſeines Daſeyns und der menſchlichen Geſellſchaft zu ihrer Sicherheit und Wohlfarth ſchlechterdings unentbehrlich iſt, dafür muß der Staat ſorgen. Denn um der Sicherung ſolcher unentbehrlichen Dinge willen vereinigten ſich die Menſchen in Geſellſchaften und übertrugen ihre Rechte einem Staate. Alſo iſt Sorge für ſolche allgemeine Bedürfniſſe ein heiliges Naturgeſez, das jeden Staat und folglich jeden Fürſten bindet, weil er der einzige Grund ſeiner geſezgebenden Macht iſt. Und mich deucht, beider Unentbehrlichkeit fällt in die Augen.

Daß Menſchen, welche, als Krüpel oder Kranke oder kraftloſe Greiſe, ſich in der äuſerſten Armuth befinden, und daher Lebensmittel, Leibesbedekung, und Krankheitspflege ſich nicht ſelbſt erzeugen können, am Unentbehrlichen Mangel leiden, fällt in die Augen. Hat nun jeder Menſch als Menſch Anſprüche auf die Unentbehrlichkeiten des Lebens, ſo muß man ſolche Menſchen nach ihrem natürlichen Rechte entweder zugreifen laſſen, wo ſie die Unentbehrlichkeiten finden, oder wenn man Ordnung im Staate verlangt, ſo muß der Staat ſie unterhalten.

Wie nun Unterhalt und Verpflegung den Hülfsloſen unentbehrlich iſt, ſo iſt Verſorgung der Müſſigen dem Staate ſelbſt unentbehrlich. Denn der arbeitloſe Menſch iſt ihm allezeit gefährlich. Müſſiggang iſt die Quelle aller Laſter und führt zu allernächſt auf Betrügereyen, Diebereyen, und alle Arten von böſen Streichen, welche die Ruhe und Sicherheit der Geſellſchaft in Gefahr ſezen. Es iſt alſo für den Staat ſelbſt, oder, welches eben ſo viel iſt, für das gemeine Beſte unentbehrlich, daß man arbeitloſe Menſchen mit Arbeit verſorge und ihnen den nöthigen Unterhalt und Leibespflege dabey anweiſe.

Für die erſte Klaſſe, (zu welcher ich auch noch alle hülfloſen Kinder rechne, deren Eltern dieſelben verlaſſen haben oder, die Waiſen ſind) ſo wohl als für die zweyte iſt der Fürſt verbunden, öffentliche Häuſer anzulegen, wo dieſe Menſchen Verpflegung und Aufſicht finden. Und dabey wäre es ſeine Obliegenheit, mit Strenge drauf zu ſehen, daß ſie auch als Menſchen behandelt und in einen Zuſtand verſezt würden, in welchem ſie ihres Daſeyns froh werden könten.

Die Erfoderniſſe ſind, 1. Genuß menſchlicher Freyheit: daß man ſie nicht einſperre, ſie nicht zur Arbeit tyranniſch anhalte, ihnen Erholung gönne u. ſ. w. 2. genießbare und ihrer Leibeskonſtitution angemeſſne Koſt: 3. Materialien und Werkzeuge und Anweiſung zu Arbeiten, wie ſie eines jeden Neigung und Kräften gemäß ſind: 4. Sorge für Sittlichkeit überhaupt und Erziehung der Kinder inſonderheit: 5. hinlängliche Veranſtaltungen zur Erhaltung ihrer Geſundheit und deren Herſtellung in Krankheit: 6. Reinlichkeit ꝛc.

Wo in einem Staate die Zahl der zweyten Klaſſe zu groß gefunden würde, als daß ſie alle in öffentlichen Arbeitshäuſern verſorget werden könten, (wie das der Fall in den meiſten Ländern iſt) da müſte der Regent verordnen, daß in allen großen und kleinen Städten eine obrigkeitliche Perſon angeſtellt würde, bey welcher ſich alle die, mit Anzeigen ihrer Nahmen und Wohnung, täglich melden könten, die einen Arbeiter von der und der Art brauchen, und bey dem gegenſeitig alle Müſſige, die Arbeit heit nöthig haben, täglich ihre Anweiſung ſich holen müßten, wohin ſie ſich zur Arbeit begeben ſollen.

Wenn bey dieſer Einrichtung der Regent das Geſez gäbe: es ſollen, 1) in allen Städten und Dörfern alle Menſchen, monatlich aufgeſucht und aufgegriffen werden, welche als Müſſige leben, oder auch nicht genau nachweiſen können, daß ſie ganz im Stande ſind, ſich ſelbſt mit einem dem Staate nuzbaren Geſchäfte zu unterhalten: Dieſe Müſſigen ſollen 2) nach ihrer Vermögenheit zu irgend einem Geſchäft (es heiſſe graben, ſpinnen, Steine brechen, ſägen, oder wie es wolle, bey dem obgedachten Aufſeher enrullirt und an die Arbeitſuchenden vertheilt werden: und wo die Obrigkeit nicht hinreichliche Gelegenheit findet, die Müſſigen ihres Sprengels unterzubringen, da ſollen 3) dergleichen Leute, wenn ſie taugen, ans Militair oder, an die öffentlichen Arbeitshäuſer abgeliefert werden.

Wofern auf ſolche Art der Regent ſeine Obliegenheiten erfüllen und alle Hülf- und Arbeitloſe Menſchen verſorgen wollte, ſo würde er nicht nur die Summe des menſchlichen Elendes unausſprechlich mindern, und dem Staate eine Menge nuzbarer Mitglieder verſchaffen, ſondern er würde auch, was von der größten Wichtigkeit iſt, die Hauptquelle aller Verbrechen auf ewig verſtopfen.

Es iſt ganz augenſcheinlich, daß Armuth und Müſſiggang faſt allein Menſchen nach und nach ſo verſchlechtern und in ſolche Verlegenheiten ſetzen, daß ſie auf Diebſtahl, Mordthaten, Beutelſchneidereyen und ähnliche Dinge gerathen, welche den Staat nöthigen, harte Strafen zu vollziehen. Es iſt alſo eben ſo augenſcheinlich, daß wir in kurzem keine Verbrecher mehr haben, und der Schande, Räder und Galgen vor unſern Thoren aufſtellen zu müſſen, überhoben ſeyn würden, wenn manche Regenten oder vielmehr ihre Diener in dieſen Punkten beſſer als bisher ihre Pflichten erfüllen wollten.

Und iſt Euch, Ihr lieben Fürſten, es ein Geringes, die Schmach der Martern, der ſchrecklichen Kerker und der ſcheuslichen Hinrichtungen von euch zu thun; ſo erwäget, mit einem Herzen, das Menſchenwohl und Menſchenelend mit Theilnehmung empfinden kan, daß ihr nicht nur jene unglüklichen Verbrecher von ihren Verbrechen, und Euch von der traurigen Nothwendigkeit, grauſam zu ſtrafen, befreyet, ſondern daß Ihr auch unzehliche Menſchen von den ſchreklichſten Leiden befreyet, welche vorher durch jene Verbrecher (durch ihre Diebereyen, Mordbrennereyen, Knebelungen, Ermordungen) unglüklich werden mußten, ehe ſie Eurer ſtrafenden Gerechtigkeit in die Hände fallen konten.

O dieſe Unglüklichen, die durch ſolche Verbrecher Todesangſt und Verderben erdulden mußten, ſind ſolange vor Gott und der Nation Eure Ankläger und fluchen Eurer Nachläſſigkeit und ſeufzen über eure Treuloſigkeit, mit welcher ihr die Regierung übernahmet, ohne die Pflichten der Regierung zu erfüllen und ihr Leben und ihre Ruhe durch dienſame Mittel in Sicherheit zu ſezen.

O Menſchen! die Ihr, durch Geburt und Stand und Macht, über Millionen eurer Mitmenſchen hoch empor gehoben ſeyd! die Ihr auf Erden Gottheiten ſeyd! wie köntet Ihr Eurer Gröſſe und Hoheit ſo würdig ſeyn: wie köntet Ihr von Euren Unterthanen ſo geliebt und angebetet und von der Welt ſo geehret werden: wenn Ihr alle mit gleichem Eyfer die erſten ſchreyenden Bedürfniſſe der Menſchheit beherzigen und Eurer Vorſorge ſie würdigen wolltet.

Nicht blos ſchreyen über Euch jene zahlloſen Unglücklichen, die durch Straſſenraub, Dieberey, angelegtes Feuer u. d. elend wurden, ſondern auch die Seufzer und das Gewinſel der vielen tauſenden trift Euch und ſchändet Euren Thron, welche in Euren Dörfern und Vorſtädten in der äuſerſten Armuth ſchmachten und von Hunger, Blöſſe und wohl gar auch Krankheiten verzehrt und gefoltert werden.

Alle die Kinder ſchreien über Euch, welche in der Irre herumlaufen und, aller Erziehung beraubt, wie die wilden Thiere aufwachſen. Und wenn dann einſt aus dieſen unglüklichen Kindern, ſtatt nüzlicher Bürger, Taugenichtſe und Verbrecher werden, wem ſoll man die Schuld geben als Euch?

Endlich alle Bettler im Lande werden euch zu inem entehrenden Vorwurfe. Denn es iſt und bleibt für den Menſchenbeobachter etwas erſchrekliches, wenn er ſich unter policirten Nationen erblickt, wenn er unter dieſen Nationen Aufklärung beginnen ſieht, wenn er unter dieſen Nationen die Tugend lehren hört, wenn er unter dieſen Nationen Chriſtum verehren ſieht, welcher die Liebe zur Grundlage aller Religion machte, und — gleichwohl unter dieſen Nationen — ihre Fürſten ſchwelgen und — freygeborne Menſchen unter Menſchen öffentlich betteln ehen ſieht.

Warlich es iſt für mich das entſezlichſte, was ich mir denken kan: — Menſchen unter Menſchen betteln!

Wenn Fürſten die Schande dieſes Anblicks fühlten und dabey — den Schaden beherzigten, den

Betteley und Müſſiggang nach ſich ziehen; ſo könten ſie ohnmöglich es verabſäumen, dieſe Schmach von menſchlichen und chriſtlichen Nationen abzuwenden und dieſen Schaden zu verhüten, den der Staat und der Unterthan dadurch ſo vielfältig erleiden muß.

4.

Schuz der Unmündigen.

Es iſt recht und billig, daß Menſchen, welche wegen der Schwäche des Geiſtes und Unreife ihrer Einſichten, nicht im Stande ſind, ihr Vermögen ſelbſt und allein zu verwalten, in beſondere Aufſicht des Staats genommen werden, und daß der Regent ihnen verſtändige und redliche Leute zuordnet, welche die Verwaltung ihres Vermögens ſo lange beſorgen, bis ſie ſelbſt dazu im Stande ſind. Aber es iſt unrecht und himmelſchreiend, wenn man dabey 1) die Rechte der Menſchheit kränkt und Unmündigen d. h. Wittwen und Waiſen alle menſchliche Freyheit raubt und ſie von der Willkühr der Vermünder tyranniſiren und, alle Rükſichten auf die Wünſche und Neigungen ihrer Mündel aufgeben läßt: — wenn man 2) die Vormünder in den Stand ſezt, ſich an dem Vermögen der Unmündigen ſelbſt zu bereichern und ihnen in einer kurzen Reihe von Jahren alles zu Waſſer zu machen: wenn man 3) die Vormundſchaftsrichter gleiche Ungerechtigkeiten begehen und mit dem Vermögen der Unmündigen treulos umgehen läßt.

Hier iſts gewiß heilige Obliegenheit des Regenten, ſich dieſer Menſchen anzunehmen und ihre Rechte um ſo eifriger zu ſchüzen, je ohnmächtiger ſie ſelbſt dazu ſind und jemehr ſie folglich der Hülfe des Staats bedürfen. Es wäre der Mühe werth, Geſchichten von zerſtörten und verſchlungenen Gütern der Witwen und Waiſen zu ſamlen und druken zu laſſen, um die Regenten durch Schauder und Entſezen zur eifrigen Erfüllung ihrer Obliegenheiten zu bewegen. — Dieſe natürlichen Obliegenheiten ſind folgende:

1. Der Regent iſt ſchuldig, ſolche Geſeze für Unmündige zu geben, welche ſie vor Tyranniſirungen der Vormünder ſchüzen, und ihre natürliche Freyheit nicht ganz unterdrüken laſſen. Es wäre unvernünftig, dem kleinen Kinde jede Neigung zu gewähren, oder jedem Eigenſinne des Knabens zu willfahren. Aber ſo unvernünftig dieß iſt, eben ſo ungerecht iſt es auf der andern Seite, wenn Kinder in den Jahren der angehenden Verſtandesreife, wenn Jünglinge — in der Wahl ihrer künftigen Lebensart, in der Art ſich zu kleiden u. d. gar keinen Willen haben, ſondern ganz allein von dem Eigenſinn

und der Willkühr der Vormünder abhangen und ſich wie Sklaven behandeln laſſen ſollen, oder — wenn mannbare Mädchen in der Wahl ihres Gatten ſich dem Willen eines Vormundes blindlings unterwerfen oder, wenn ſie nicht wollen, ſich von ihm anderweit plagen und mishandeln laſſen müſſen. Auch Unmündigen gebühret der Gebrauch der Rechte der Menſchheit!

b. Der Regent iſt ſchuldig die Vormundſchaftsgeſeze ſo einzurichten, daß nur rechtſchafne und verſtändige Männer, die zugleich wegen der unter ſich habenden Güter der Unmündigen hinlängliche Sicherheit leiſten können, zu Vormündern beſtellt werden. Und billig ſollte dieß wichtige Geſchäft unter den unbeſcholtenſten und würdigſten Männern des Orts, als eine Pflicht der Menſchheit, nach der Reihe übernommen und unentgeltlich verwaltet werden: weil jeder dieſer Männer ja eben dieſe koſtenloſe Verſorgung der Unmündigen auch wieder genieſt, wenn er mit Tode abgeht.

c. Es iſt ferner Obliegenheit des Fürſten, den Vormündern ſolche Schranken zu ſezen, daß ſie das Vermögen ihrer Pflegbefohlnen nicht willkührlich anwenden, nicht eigenmächtig veräuſern, ſondern, bey möglichſter Erſparniß, auf die beſtmöglichſte Unterhaltung und Erziehung der Kinder verwenden müßten.

d. Noch wichtiger iſt es, die Güter ſelbſt, wenn die Vormünder nicht hinlängliche Sicherheit geben, in öffentliche Verwahrung zu bringen und die vormundſchaftlichen Richter in ſolche ſtrenge Geſeze einzuſchlieſſen, daß auch dieſe dem Vermögen durch keine Ränke und Kunſtgriffe beykommen und es den Unmündigen verkürzen könten. Und dabey wäre inſonderheit nöthig, 1) daß jede Verordnung der Vormünder und der ihnen vorgeſezten Obrigkeit, welche eine Verwendung der Gelder oder Veräuſerung der Güter betrift, genau von Zeit zu Zeit aufgezeichnet werden müßte 2) daß die Unmündigen, wenn ſie einige Verſtandesreife haben, oder deren Verwandte, zu Rathe gezogen und mit dem Rechte verſehen würden, mit Angabe der Gründe, gegen unbillige Verordnungen zu proteſtiren; endlich 3) daß jeder Minderjährige ſogleich, Vormünder und Obrigkeiten zu genaueſter Rechenſchaft ziehen könte und — daß Vormünder und Obrigkeiten ſchlechterdings gehindert würden, ſolche Rechenſchaft aufzuſchieben und durch Jahrelange Prozeſſe die erzielte Ertappung auf Ungerechtigkeiten zu erſchweren und zu vereiteln.

e. Jede Ungerechtigkeit, jede Tyranniſirung der Unmündigen, jede vermeidliche und nicht völlig zu rechtfertigende Verkürzung ihres Vermögens muß der Regent auf das härteſte, an Vormündern und vormundſchaftlichen Obrigkeiten beſtrafen und dieſe zur Erſezung alles Schadens anhalten.

f. Endlich in allen Fällen, wo die Obrigkeit Depoſitengelder der Unmündigen verlohren gehen läßt, oder wenn einzelne obrigkeitliche Perſonen oder Vormünder dergleichen Gelder unterſchlagen, durch falſche Rechnungen verkümmern, oder durch Bankerut die Kinder darum bringen, — in allen ſolchen Fällen iſt der Staat und folglich auch ſein Verweſer, der Fürſt, verbunden, den Unmündigen dieſen Verluſt zu erſezen. Denn die Wahl des Vormundes, der vormundſchaftlichen Richter, und der Geſeze, in welche ſie eingeſchränkt waren, hieng ja nicht von den Unmündigen ab. Folglich haben dieſe auch nicht den geringſten Theil an der Schuld. Der Fürſt, der dieſe Richter wählte, dieſe Vormünder beſtätigte, dieſe Geſeze gab, muß für die Folgen haften. Und es iſt nicht genug, daß er hinterher, wenn die Kinder um das ihrige betrogen und beſtohlen worden waren, die Diebe beſtrafe. Denn mit allem Feſtungsarreſt und dergleichen Ahndungen iſt den Unglüklichen nicht geholfen und die Obliegenheit des Fürſten, ihnen Sicherheit ihres Eigenthums zu ſchaffen, nicht erfüllt. Nach den natürlichen folglich göttlichen Geſezen iſt der Fürſt Erſaz alles Schadens ſchuldig, den die von ihm angeſtellten Richter und Obrigkeiten verurſachen oder der aus der Mangelhaftigkeit ſeiner Geſeze entſpringen mag. Und ſolchen Erſaz ſind alle Unterthanen von ihrem Herrn zu fodern berechtiget.

5.

Sorge für Lebensmöglichkeit und Lebenserleichterung der Unterthanen.

Wir verſtehen unter Lebensmöglichkeit, das hinlängliche Daſeyn und erträgliche Preiſe der Dinge, die zum Leben unentbehrlich ſind. — Und dahin rechnen wir aufs mindeſte Getraide, Salz, Feurung, und gemeines Getränke. Das muß der Menſch haben. Hat ers gar nicht, ſo kan er nicht leben. Iſt es ſelten und theuer, ſo wird ihm das Leben erſchwert. Steht es in unerſchwinglichen Preiſen, ſo lebt er zur Verzweiflung.

Wer ſoll nun für dieſe unentbehrlichen Dinge haften? Der einzelne Unterthan kan es nicht. Er hat es höchſtens in ſeiner Gewalt, auf eine kurze Zeit Vorrath in ſeinem Hauſe zu haben. Aber daß dieſe Dinge überhaupt im Lande genugſam vorräthig und in leidlichem Preiſe ſind, das hat er auf keine Weiſe in ſeiner Gewalt. Iſt es alſo nicht natürliches Geſez, daß der Staat ſolche Unentbehrlichkeiten des Menſchen beſorge, welche der Unterthan nicht zu erzeugen vermag? Wozu begebe ich mich denn in Geſellſchaft und trage die Laſten des Staatsbürgers, wenn mir der Staat das nicht ſchaffen will, was nur ein Staat ſchaffen kan, und bey deſſen Mangel ich entweder verhungern oder verzweifeln muß?

Alſo — iſts des Regenten Obliegenheit, dafür zu ſorgen, daß Getraide, Salz, Feurung und gemeines Getränk in hinlänglicher Menge und in erträglichen Preiſen vorhanden ſey. Er muß folglich

a. Magazine errichten, und in wohlfeilen Zeiten und — wenns im Lande fehlt — im Auslande Getraide einkaufen, um es bey entſtehenden Mangel und überhandnehmenden und drükenden Preiſen, es den Unterthanen fur ſeinen Einkaufspreis wieder abzulaſſen.

b. Er muß keine Aufkäufer und Kornjuden dulden. Denn es iſt begreiflich, daß unter Menſchen mit keiner Waare Wucher getrieben werden darf (nach dem Geſez der Natur, welche zum Lebensunterhalt der Menſchen unentbehrlich iſt. Man laſſe jedem Freyheit des Handels: man ſchränke keinen durch Geſeze ein, welchen Gewinn er durch Handel

del machen ſoll: aber man dehne dieſe Freyheit nur auf die entbehrlichen Dinge und auf die Waaren des Luxus aus. Wein, Kaffe, Seide, u. d. mag mir der Spekulant durch Aufkauf vertheuren, wenn er kan. Denn ich kan ohne dieſe Dinge leben und zufrieden leben. Aber wer mir Brod und Feurung und gemeines Getränk aufkauft, um mich hernach zu zwingen, es ihm in ungeheuren Preiſen wieder abzukaufen, der iſt mir ärger als ein Dieb. Denn der Dieb ſiehlt mir nur, was ich unvorſichtig ihm preiß gab, und Wachſamkeit kan mich vor ihm ſchützen, und er nimmt mir nicht die Möglichkeit zu leben: Aber der Kornwucherer ſtiehlt mir mein Geld mit Gewalt, ich kan ihm mit aller Wachſamkeit nicht entgehen, und er nöthigt mich, wenn ich lange unter ſeiner Gewalt bleibe, entweder zu verhungern oder zu verzweifeln. Es gibt in der Welt keinen ärgern und ſchreklichern Zwang, keine ſcheuslichere Tyranney, als welche der Kornwucherer ausübt, der den armen Unterthanen ſchlechterdings zwingt, alles herzugeben, was er hat und zulezt das Hemde vom Leibe zu verkaufen, um ihm ſeine Fruchtvorräthe abkaufen und ſich das Leben friſten zu können. Wer da weiß, was Hungersgewalt iſt, der wirds einſehen, daß kein Tyrann eine ſchreklichere Gewalt hat, um die Menſchen zu peinigen, als der Aufkäuſer der Lebensmittel. Wo in einem Staate (wie jüngſt in Frankreich) ſolche Grauſamkeiten geduldet werden, da ſind alle Bande der Geſellſchaft aufgelöſet: da iſt kein Grund mehr vorhanden, ſich an eine geſezgebende Macht zu kehren: da muß das Volk nach dem Zepter greifen, und ſich ſelbſt Recht ſchaffen gegen Unmenſchen, die es mit Hunger tyranniſiren und mit Gewalt zur Verzweiflung bringen wollten. — Ein weiſer Regent wird ſolch Unglück nie entſtehen laſſen. Er wird ſeine Pflicht erkennen, ſolch Ungeziefer aus ſeinem Lande zu verbannen und allen Wucher, der mit Lebensmitteln getrieben wird, mit ſeiner ganzen Macht zu verhindern.

c. Weil der Mangel an Lebensmitteln und Uebertheurung derſelben auch zuweilen daher entſtehen kan, daß die Aecker im Lande nicht in genugſamer Menge zum Getraidebau benuzt ſondern zu andern Spekulationen angewendet werden, ſo muß der Regent dafür ſorgen, daß die Akerbeſizer eine hinlängliche Menge Getreide erzeugen: und er muß dabey ſeine eignen Beamten mit Unpartheylichkeit anhalten, daß ſie nicht aus Habſucht die Menſchlichkeit verabſäumen und, um durch Kümmel, Rübſaat u. d. reich zu werden, das Land an Getraide Mangel leiden laſſen. Es iſt an ſich keinem Menſchen zu verdenken, wenn er ſeine Aecker ſo hoch benuzt als er kan: und es würde eine Tyranney ſeyn, einen Ackerbeſizer in ſeinem naturlichen Rechte ſtöhren zu wollen. Aber es fällt doch klar in die Augen,

n, daß das natürliche Recht zu leben, dem na-
rlichen Rechte frey zu erwerben vorgeht, daß alſo
e Geſeze unſere natürliche Freyheit in ſo weit ein-
ränken müſſen, damit über dem Rechte zu erwer-
n, das man jedem gönnt, die Unterthanen nicht
s Recht zu leben verlieren, und in Hungersnoth
rathen.

d. Mit eben ſo vielem Recht können die Unter-
anen von ihrem Regenten fodern, daß er auf eine
te Polizey halte und Bekker, Fleiſcher u. d. nicht
e Einwohner in Kontribution ſezen laſſe. Und
r wären beſonders ſcharfe Geſeze nöthig, gegen
che Polizeybediente, welche ſich von den Bekkern
d Fleiſchern die Braten und Kuchen ins Haus brin-
n laſſen, und dafür im ganzen Orte die Lebens-
ittel vertheuren.

e. Endlich wird der Lebensunterhalt der Men-
hen auch dadurch erſchwert, daß heutzutage, be-
nders in Städten, eine große Menge Menſchen
r nicht mehr arbeiten; ſondern ſich mit dem müſſi-
n Leben der Hökerey abgeben will. Dieſe unzehl-
ren Höken mindern erſtlich im Ganzen die Indu-
ie und vertheuren, indem ihre Hände dem Staa-
entgehen, das Arbeitslohn durch die verurſachte
eltenheit der Arbeiter: und zweytens hemmen ſie den
eyen Kauf der Lebensmittel. Sie ziehen ſtunden-
weit

weit den Bauern entgegen, kaufen ihnen die Lebensmittel, die ſie zu Markte bringen, ab, und ſezen ſich alsdenn auf den Markt und machen davon ſo viel Gewinn als ihnen möglich iſt. Billig ſollte dieſer Unfug geſtöhrt, die Hökerey in die Gränzen, die eine gute Polizey vorſchreibt, eingeſchränkt werden. Billig ſollte man den Bauer, den Gärtner, und jede Art Menſchen, die Lebensmittel zum Verkauf herbeybringen, allein auf Straſſen und Märkten dulden und dem Handel freyen Lauf laſſen, und auf keine Weiſe zugeben, daß müſſiges Volk Hökerey treibe und die Lebensmittel vertheure. Alle ſolche Höken ſind gemeines Volk, die ihre Hände dem Staate zu nüzlichern und nöthigern Arbeiten ſchuldig ſind.

f. Wenn ferner auch Holz zur Verarbeitung ſowohl als zur Feurung dem Staate unentbehrlich iſt, ſo hat der Regent die Obliegenheit, die Waldungen möglichſt zu ſchonen, und die Forſtbedienungen nicht an unwiſſende Leute zu vergeben, die ſich blos davon nähren ſollen, ſondern ſie verſtändigen und einſichtsvollen Männern anzuvertrauen, und auch dieſe in ſolche Geſeze einzuſchränken, daß das Holz geſpart, die Waldungen erhalten, und fortgeſezter Anbau des Holzes, — beſonders auf Landſtraſſen, kahlen Hügeln u. d. eifrigſt betrieben werde.

6.

Beſchützung des vollkommnen, und Aufſicht über das unvollkommne Eigenthum der Unterthanen.

Es iſt vielleicht manchem Leſer neu, daß ich hier vollkommnes und unvollkommnes Eigenthum der Menſchen unterſcheide. Man wird aber bey unpartheiſcher Prufung gewahr werden, daß der Unterſchied gründlich und, für die Ableitung der Obliegenheiten und Befugniſſe der Regenten, von groſſer Wichtigkeit iſt.

Ich verſtehe unter vollkommnen Eigenthum, ſolche Dinge, die ein Menſch ſo ganz und ausſchlieſſend – rechtmäſſig beſizt, daß gar kein Antheil ſtatt findet, und wo die ausſchlieſſende Eigenthumſchaft der Menſchheit unentbehrlich iſt.

In dieſem Sinne iſt erſtlich das Geld, was ich täglich durch meinen Fleiß verdiene, mein vollkommnes Eigenthum. Ich habe es auf die edelſte und rechtmäſſigſte Art. Es findet auch kein Antheil ſtatt, weil kein ordentlicher Grund vorhanden iſt, aus welchem ein anderer an das Anſprüche machen könnte, was ich mit meiner Arbeit verdiene. Es iſt auch, bey dieſem Eigenthum, für die Menſchheit unentbehrlich, daß jeder es ausſchlieſſend beſitze, weil alle Induſtrie, alle Betriebſamkeit für nuzbare Geſchäfte aufhören und die Menſchen Muth und

Antrieb zur Arbeitſamkeit verlieren würden, we das, was ſie mit ihrem Fleiße verdienen, nicht au ſchlieſſendes Eigenthum ſeyn ſollte, welches jeder vollkommen beſizen kan, daß kein Menſch unter d Sonne und kein Staat und kein Fürſt es ihm ne men oder ihm wegen des Gebrauchs befehlende Ge ze vorſchreiben darf.

In dieſem Sinne und aus dieſen Gründ ſind ferner die von dem Meinigen angeſchaften G räthſchaften, Utenſilien, Kleidungsſtüke u. ſ. mein ausſchlieſſendes Eigenthum.

In dieſem Sinne iſt drittens alles das, w ich aus meinen Häuſern, Aekern und Gärten ſe, es ſey durch Verpachtung oder durch eigne A miniſtration, ſo wie die Intreſſen, die ich v meinen Kapitalien beziehe, mein vollkommnes E genthum.

Hingegen iſt alles das unvollkommnes Eige thum, woran andere noch einen wirklichen A theil haben und deſſen leichtſinnige Verwendun oder Zerſtöhrung den Antheilhabenden ſchadet, o ne den Schaden durch einen überwiegenden Nuz zu erſezen.

So nenne ich meinen Beſizſtand im Ganze meine Aecker, Güter, Häuſer, Kapitale, ein u

vollkomm

vollkommnes Eigenthum: erſtlich, weil an der ganzen Summe der Güter, Aecker und Gelder im Lande, der Staat inſofern Antheil hat, daß er auf die Erhaltung derſelben zu ſehen berechtiget iſt. Denn wenn der Staat die Obliegenheit übernahm, den einzelnen Mitgliedern ihre Rechte und ihr Eigenthum zu ſichern, ſo bekam er, eben durch dieſe Obliegenheit, auch die Befugniß alle bleibende Güter der Einzelnen als einen gemeinſchaftlichen Reichthum des Staats anzuſehen und denſelben eben ſo gegen muthwillige Zerſtörungen der Beſizer als gegen die Beeinträchtigungen anderer in Sicherheit zu ſetzen: — zweytens, weil meine Kinder auch Antheil haben, inwiefern ein ſtillſchweigender Kontrakt, der aus der allgemeinen Erwartung entſteht (S. III, 2.) mich verbindet, dieſe Geſchöpfe, denen ich die Verbindung ihres Daſeyns mit den Meinigen und, die Abhängigkeit ihres Glücks von mir, gleichſam aufgedrungen habe, auch an meinen Gütern theilnehmen zu laſſen: — drittens, weil nach den Geſezen der Natur alle Brod- und hülfloſe Mitmenſchen in ſofern Antheil haben, inwiefern jeder Menſch befugt iſt, vom Ueberfluſſe ſeiner Mitmenſchen das zu fodern, was ihm ſelbſt zum Leben unentbehrlich iſt. S. II, 2. 3.

So ſind inſonderheit Aecker und Waldungen auch deswegen unvollkommnes Eigenthum, weil ſie die unentbehrlichen Dinge erzeugen, ohne welche meine Mitmenſchen nicht leben können, und weil folglich ein Staat inſoweit Antheil hat, inſoweit er darauf ſehen muß, daß an dieſen Dingen kein Mangel im Lande ſey, daß alſo Aeker und Waldungen erhalten und gehörig gebraucht werden. S. IX, 5. c. f.

Unter die Dinge, an denen der Staat Antheil behält, gehören alſo auch vorzüglich die Lehngüter, die Fideikommiſſe, und alle Geſchenke und Vermächtniſſe, welche mit beſtimmter Anweiſung des Gebrauchs verbunden ſind. Bey leztern findet auch ein bleibender Antheil des Schenkenden und Vermachenden ſtatt, der den Antheil des Staats dadurch erhöhet, daß der Staat verbunden iſt, jenen Antheil, als ein menſchliches Recht zu ſichern und zu beſchüzen.

Endlich müſſen wir auch hier der Formen gedenken, welche Produkte des Geiſtes der Menſchen ſind und theils an einzelne zum Nießbrauch verkauft, theils dem Publikum zum Genuß übergeben werden. Dahin gehören z. B. alle Erfindungen der Künſtler und Gelehrten, jedes aus Erfindung entſtandene Gemählde, Kupferſtich, Fabrikdeſſein oder Muſter u. d. Dahin gehören auch die Bücher, welche nichts anders als Formen ſind. Denn die Materie, aus der das Buch beſteht, d. h. die einzelnen Gedanken, Säze und Worte, ſind ein Gemeingut. Aber gerade dieſe Zuſammenſtellung und Aneinanderreihung

der Materien, die Ordnung, die Manier, iſt Eigenthum des Erfinders d. h. hier — des Schriftſtellers. Aber eben dieſes Eigenthum wird alsdenn unvollkommnen, wenn der Erfinder es zum Nießbrauch andern überläßt und dem Publikum zum Genuß übergiebt. Denn nun behält der Erfinder, z. B.
er Schriftſteller, Antheil an dem Buche und das Publikum hat auch einigen Antheil, obgleich das Haupteigenthum dem Verleger gehört.

Nachdem wir nun dieſen wahren Unterſchied
wiſchen vollkommnen und unvollkommnen Eigenthum
emerkt haben, ſo wollen wir die Obliegenheiten des
Regenten und die rechtmäſſigen Foderungen des
nterthanen, ſofern er ein ſolches Eigenthum hat,
eſtſetzen.

Bey dem vollkommnen Eigenthum fällt es in
ie Augen, daß der Unterthan befugt iſt, Schuz
egen alle Arten der Eingriffe und des fremden An-
eils zu verlangen und daß der Regent verbunden
, ihm dieſen Schuz auf das allervollkommenſte ange-
eihen zu laſſen. Der Fürſt iſt ſchuldig — den
eimlichen Dieb ſo wohl, als den gewaltthätigen
Räuber, wenn er auch mit den erhabenſten Titeln
rangte, von jeder Anmaſſung eines vollkommenen
Eigenthums abzuhalten und den Unterthanen jeden

Verluſt zu erſezen, der ihm ohne ſein Verſchulden (S. IX, 2.) verurſacht wird.

Und eben ſo iſt der Regent verpflichtet, ſolches Eigenthums freyſten Gebrauch einem jeden Unterthan zu laſſen. Und der Unterthan kan nach natürlichen Geſezen es fodern, daß der Regent ihm auf keine Weiſe vorſchreibe oder vorſchreiben laſſe, was er mit ſeinem vollkommnen Eigenthume machen und wie er es genieſſen oder anlegen will. Befehlende Geſeze finden bey vollkommnen Eigenthume gar nicht ſtatt. Nur allein verbietende kan der Regent geben, aber auch nur ſolche, welche für das Wohl des Staats ſchlechterdings unentbehrlich und folglich allgemein ſind. So kan z. B. der Regent mir nicht befehlen, daß ich eine oder drey Schüſſeln Eſſen mir von meinem Gelde erzeugen ſoll, und eben ſo wenig kan er mir verbieten, daß ich für mein Geld karg oder ſplendid lebe. Erſteres nicht, weil bey dem vollkommnen Eigenthume gar kein Gebot ſtatt findet. Das zweyte darum nicht, weil das Verbot für das Wohl des Staats nicht unentbehrlich iſt. So kan er hingegen die Verwendung meines Geldes bey Hazardſpielen verbieten, weil dieſes Verbot dem Staate unentbehrlich iſt, und es ſich daher alle Unterthanen gefallen laſſen. (S. III, 6.)

Aber wie nun beym unvollkommnen Eigenthum? — Ich mache hier noch einen Unterſchied. Ich ſondre das unvollkommne Eigenthum des Einzelnen von dem unvollkommnen Eigenthume der Geſellſchaft oder einer Klaſſe derſelben. Bey dem erſten hat der Fürſt zweyerley Obliegenheiten.

Die erſte iſt: der Regent muß mir meine Rechte laſſen, erhalten, ſchützen, die aus unvollkommnen Eigenthum entſtehen. Nehmlich ich habe das Recht ſolch Eigenthum z. E. Kapitale, Waldungen, Fideikommiſſe ꝛc. zu behalten und ungeſtöhrt zu beſizen. Ich habe zweytens das Recht, dieß Eigenthum zu veräuſern. Z. E. ich kan meinen Wald verkaufen, mein Kapital wo anders unterbringen, mein fideikommiſſariſches Einkommen an andere abtreten. Ich kan den Nießbrauch frey anſtellen und mit den davon zu beziehenden Geldern und Nuzungen machen, was ich will. Alſo dieſes Recht muß der Fürſt mir ſchützen. Er darf nie das Eigenthum ſelbſt mir nehmen laſſen. Er darf mich nicht an der Veränderung deſſelben hindern. Er darf die Anwendung deſſen, was ich davon beziehe, durch keine befehlenden Geſeze einſchränken.

Allein — das Recht hat er, mich an der völligen Vernichtung zu verhindern und iſt, wegen des obgedachten fremden Antheils, verpflichtet, mich daran zu verhindern. Er kan mirs verwehren, mein

Kapital mit unvernünftigen Leichtſinn zu verſchleidern und mich daher pro prodigo erklären. Er kan mirs verwehren, und er iſt ſchuldig es zu thun, daß ich meine Waldungen nicht anſteke u. ſ. w. Alſo Verhütung der gänzlichen Vernichtung eines ſolchen unvollkommnen Eigenthums iſt die erſte Obliegenheit des Regenten.

Aber es entſteht doch hier die Frage, ob der Regent auch verbunden iſt, mein Eigenthumsrecht an den Produkten meines Geiſtes, welche bloſſe Formen ſind, zu ſchüzen? Man hat darüber häufig geſtritten. Ja es hat Leute gegeben, welche den Erfindern ihr Eigenthumsrecht an ihren Formen z. B. dem Schriftſteller und dem Verleger an ſeinem Buche, gänzlich haben abſprechen wollen. Mich deucht, die Sache lieſſe ſich auf folgende Art ins Licht ſezen.

Ausgemacht iſt es, daß das geſchriebene Buch, ſo wie das erfundne Deſſein für meine Fabrik, ſo gut wie der von meiner Hand geſchnizte Stok mein Eigenthum iſt, — daß alſo niemand es nehmen und gebrauchen darf, als ſo weit ich den Gebrauch ſelbſt und freywillig, geſtatte. Das iſt darum mein Recht, weil ich hier den Grund aller menſchlichen Rechte finde, ich meine die Unentbehrlichkeit für die Menſchheit und die menſchliche Geſellſchaft. Denn wenn dem Menſchen über die Produkte ſeines Geiſtes gar kein Eigenthumsrecht zugeſtanden würde, ſo würde aller Antrieb, aller Muth, alle Kraft, unter den Menſchen zur Hervorbringung ſolcher Produkte erſtiken: ſo würde das Glük des Einzelnen ſo wohl als die Vervollkommnung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft zerſtöhret werden. Wenn alſo Unentbehrlichkeit der Grund jedes Rechts iſt, ſo muß auch das unentbehrliche Recht des Eigenthums über Produkte meines Geiſtes ein natürliches, göttliches, allgemeines Menſchenrecht ſeyn. Wie ich alſo ein Recht habe z. B. mein Manuſcript leſen zu laſſen, wem ich will, und wie jeder, dem ich es blos zum Leſen gebe, verpflichtet iſt, keinen weitern Gebrauch zu machen, als den ich ihm als Eigenthümer verwillige, ſo habe ich auch ein Recht, von meinem gedrukten Buche, den Gebrauch zu beſtimmen, den ich andern freywillig zugeſtehe. Wenn ich alſo als Autor mein Buch verkaufe und es unter der Bedingung verkaufe, daß es blos durch Leſung genuzt werden ſoll, ſo habe ich das Recht zu fodern, daß weiter kein Gebrauch davon gemacht werde. Und dieſer ſtille Kontrakt iſt zwiſchen allen Schriftkäufern und den Eigenthümern der Schriften vorhanden und wird von allen ehrliebenden Menſchen anerkannt.

Indeſſen tritt hier ein Fall ein, der möglich iſt, und der die Sache ſchwirig macht. So lange ich

einziger Menſch bin, der etwas erfand, ſo lan
bin ich Eigenthümer dieſes Produkts meines Geiſte
das iſt auſſer allen Streit. Aber wie? Wenn
anderer eben das Deſſein, eben das Kunſtwer
eben das Buch erfände? Wenn ein Fabrikant be
Nachdenken auf eben die Form und ein Schriftſt
ler auf eben dieſes Buch verfiele. Wäre dann d
Deſſein und das Buch, das der eine erfand un
als Produkt ſeines Geiſtes, ſein Eigenthum nenn
nicht auch Geiſtesprodukt des andern, und folgli
auch ſein Eigenthum? — Ich weiß wohl, daß d
ein ſeltner Fall iſt. Ja ich ſehe ein, daß, wenn ſ
ten ein Fabrikant ganz auf daſſelbe Deſſein verfall
wird, das ein anderer erfunden hatte, ein Schri
ſteller nie auf daſſelbe Buch fallen und wörtlich
ſo ſchreiben wird, wie es ein andrer ſchrieb. E
iſt alſo wohl ziemlich wahrſcheinlich, wenn ein and
rer mein erfundnes Deſſein nach einiger Zeit
Markte bringt, daß ers von mir geſtohlen hat, u
ziemlich gewiß, daß wenn ein anderer Verleger m
Buch verkauft, daß ers als Spizbube nachgedru
hat. Allein demohngeachtet wird es nothwendi
eine Regel feſtzuſezen, nach welcher der Fall, er m
nun wahr oder vorgeblich ſeyn, entſchieden werd
könnte. Denn es iſt doch wenigſtens möglich, da
ein andrer Menſch auf eben dieſelben Formen u
Ideenſtellungen falle, auf die ich gefallen war, u
dieß beſonders in Kunſtſachen. Ja es bleibt ſel

i

im Bücherweſen möglich, daß zwey Autoren nach einander auf einerley Einfall gerathen und einerley Buch ſchreiben: (obgleich kein ſolches, wo ſie Reſultate eignen Nachdenkens vortragen — denn da iſt völlige Gleichförmigkeit unmöglich). Folglich muß für dieſen Fall, wenn ein anderer meine Form zu Markte brächte und, ſich gegen den Vorwurf des Diebſtahls zu rechtfertigen, vorgäbe, er habe dieſe Form ſelbſt erfunden, eine Regel ſeyn, welche den wirklichen Dieb einſchränken, und den wirklichen Miterfinder ſchützen kan.

Und mich deucht, jeder Regent wäre ſchuldig, für ſo eine Regel zu ſorgen, und durch dieſelbe das Geiſteseigenthum ſeiner Unterthanen zu ſichern. Ich will ſie herſezen, wie die Natur ſie an die Hand giebt. „Jeder Erfinder, welcher ſeine Erfindungen bekannt macht und dem Publiko zum Genuß, aber nicht zum Nachmachen anbietet, ſoll ſo und ſo viel Jahre (Unterſchiede macht die Art des Geiſtesprodukts: — ein Fabrikdeſſein dürfte höchſtens auf ein Jahr geſezt werden: — hingegen Verlagsartikel müßten wohl auf zehn Jahr geſtellt werden:) ſein Eigenthumsrecht behalten, und jeder, der eine fremde Erfindung innerhalb dieſer Zeit gebraucht, um davon Gewinn zu machen und den Gewinn des Erfinders zu verkümmern trachtet, ſoll als ein Dieb angeſehn und beſtraft werden, ſo wie alle ſeine Kolporteurs und Unterhändler, die den Vertrieb ſeiner geſtohlnen Waare befördern."

Das iſt gewiß das mildeſte Geſez, zu deſſen Handhabung alle Regenten aufs wenigſte verpflichtet ſind. Ein Regent, welcher ſeiner Unterthanen Geiſteseigenthum gar nicht ſchützet, ſondern jedem ſchlaffen Schurken es frey läſſt, das, was andere durch Fleiß und Denken und Nachtwachen errangen, zu rauben und Gewinn davon zu machen, iſt offenbar ein ſchlechter Menſch, der keine Achtung für menſchliche Rechte hat, und alſo auch ſelbſt keine Achtung verdient.

Indes ſcheint es billig, daß jenes Geſez ſich nur auf die Nation erſtreke. Erfindungen und Geiſtesprodukte aus dem Auslande zu holen, und in ſein Vaterland zu verpflanzen, welches und ſofern es nicht ſelbſt der Wirkungs- und Verkaufskreis des Erfinders iſt, kan nicht verwehret werden: ſonſt würde alles Reiſen der Künſtler, und Wandern der Handwerksleute vergeblich ſeyn, welches die Abſicht hat, ſich mit Geiſtesprodukten der Ausländer bekannt zu machen und ſich und ſein Vaterland dadurch zu vervollkommnen.

Und nun haben wir noch von dem geſellſchaftlichen Eigenthum zu reden. Bey dem vollkommnen

Eigenthum iſt es ſchon entſchieden, daß der Fürſt verbunden iſt, daſſelbe ohne alle Ausnahme heilig und unverlezlich zu erhalten. Bey dem unvollkommnen Eigenthume aber unterſcheide ich das, was der ganzen Nation zugeſtändig iſt, von dem, was einzelnen Klaſſen, Kommunen, Innungen, Geſellſchaften ꝛc. gehört. Die erſtere Art des unvollkommnen Eigenthums ſteht unter der Aufſicht des Fürſten und er hat dafür zu ſorgen, daß es erhalten und zwekmäſſig angewendet werde. Auch kan man von ihm fodern, daß er keine Veränderung damit vornehme, welche nicht die Nation gebilliget hat. Hingegen von der zweyten Art müſſen wir ganz anders urtheilen.

Das unvollkommne Eigenthum einzelner Kommunen ſteht mit dem Fürſten gerade in demſelben Verhältniſſe, in welchem das unvollkommne Eigenthum einzelner Unterthanen ſteht. Das Eigenthum eines Menſchen und das Eigenthum, woran zehn oder zwanzig Menſchen gemeinſchaftlichen Antheil haben, iſt eins. Beyde ſtehn unter einerley Regeln.

Der Regent iſt verbunden die Kommun im Beſiz eines ſolchen Rechts zu laſſen und ſie dabey zu ſchützen — alle Vernichtung des Eigenthums zu hindern — und alle Arten der Benuzung, welche dem Staate oder dem vollkommnen Rechte ander nachtheilig iſt, zu verbieten.

Allein bey dieſer Gleichheit findet ſich auch no eine Ungleichheit. Der Fürſt hat über die unvo kommnen Rechte, ganzer Kommunen noch weit meh Befugniſſe und Obliegenheiten, als über die unvo kommnen Rechte der Einzelnen: weil bey dieſem u vollkommnen Eigenthum der Kommun ein ganz eign Antheil des Staats ſtatt findet.

Wenn nehmlich eine ganze Kommun etwas b ſizet, ſo kan der Antheil des Staats ein gedoppelt ſeyn. Einmal beſizen die Mitglieder einer Kom mun ein ſolches Eigenthum nicht als Menſche nicht als ein natürliches Recht, ſondern ſie beſiz es als Mitglieder dieſer Kommun. Folglich iſt ſol Eigenthumsrecht nicht an die Individua ſonder an die Art gebunden. Man nehme z. B. die Gü ter und Kapitale einer Univerſität. Dieſes Eigen thum gehört keinem Profeſſor. Es gehört blos — Profeſſoren, d. h. es haben alle Staatsbürger, wel che Fähigkeit und Beruf zum Profeſſor haben, An ſpruch. Alſo ſind die Güter eines ſolchen Corpori Güter des Staats.

Hiezu komt noch eine andere Betrachtungsart Die Güter einer ſolchen Kommun haben die iezige

Mit

Mitglieder nicht akquirirt. Sie ſind nicht ihnen, nicht dieſen Individuis, ſondern der Art Menſchen, die ſich zur Kommun qualificiren, geſchenket, vermacht, geſtiftet worden. Und die Abſicht des Stifters war, etwas dem Staate vortheilhaftes zu ſtiften. Folglich iſts eigentlich für den Staat geſtiftet.

Aus beyden Betrachtungsarten erhellet alſo, daß der Staat an ſolchem Eigenthume einen ganz vorzüglichen Antheil hat: einmal weil er gleichſam Miteigenthümer iſt, und dann, weil ihm Aufſicht und Theilnahme an der Verwaltung gebühret. Hieraus erhellen alſo nicht nur die Befugniſſe (S. VII, 6.) ſondern auch die Obliegenheiten des Regenten.

Der Regent iſt verbunden und die Unterthanen können es fodern 1) daß er ſolches Eigenthums Nießbrauch der Kommun erhalte, ſolange das ganze Inſtitut dem Staate nuzbar iſt: 2) daß er ſolch Eigenthum der Kaprice und dem Mißbrauche der Kommunsglieder entnehme, und ſie zwinge, das Eigenthum ſo anzuwenden und zu benuzen, wie es dem Staate am vortheilhafteſten iſt: daß er alſo z. B. Univerſitäten umſchmelze und ihre Einkünfte ſo eintheile, wie es dem Zweke einer Univerſität in jedem Zeitpunkte am gemäſſeſten iſt: oder, daß er

Schulen mit ſchlechter Stiftung, an dem Ueberfluſſe anderer Stiftungen theilnehmen laſſe u. ſ. w. 3) daß er endlich Kommunen, die dem Staate durchaus ſchädlich ſind, wie z. B. die Klöſter, gänzlich zerſtöhre und ihre Fonds auf eine den Unterthanen heilſame Art verwende: dagegen aber auch 4) nichts von dem allen ſich perſönlich zueigne und zu willkührlichen Gebrauche beſtimme.

Und das gilt nun von allem unvollkommnen geſellſchaftlichen Eigenthume, das rechtmäſſig erworben war. Sollte ſich aber geſellſchaftliches Eigenthum dieſer Art finden, welches unrechtmäſſig erworben war, ſo hat der Regent Recht und Obliegenheit doppelt auf ſich, die Kommun, der daſſelbe gehört, wenn ſie dem Staate nicht nuzbar iſt, aufzuheben und ihr Eigenthum, als ein Gemeingut des Staats zu behandeln und es zum Beſten der Unterthanen zu verwenden.

Der unrechtmäſſige Erwerb eines ſolchen Eigenthums kan von zweyerley Art ſeyn. Entweder die erſten Stifter der Kommun haben das Eigenthum andern auf eine unrechte Art entzogen und fremdes Eigenthum ſich angemaßt, folglich geſtohlen — oder, ſie haben andere nur von der Theilhabung an der Sache verdrängt, und es zum ausſchlieſſenden Eigenthum der Kommun gemacht.

Im erſten Falle befinden ſich ziemlich alle Klöſter, Abteien ꝛc. Denn es iſt aus der Kirchengeſchichte klar, daß dieſe Kommunen größtentheils auf eine unrechtmäſſige Art zu ihren reichen Beſitzungen gekommen ſind. Pfaffen mißbrauchten die Einfalt der Menſchen und beredeten ſie, es ſey etwas höchſt verdienſtliches vor Gott, ſein Haab und Gut ſich und ſeinen Kindern zu entziehen, und es der Kirche zu ſchencken. Pfaffen bedienten ſich der Angſt der Menſchen bey der Annährung des Todes, ſie zur Hingebung ihrer Habſeeligkeiten zu drängen, unter der betrügeriſchen Vorſpiegelung, daß ihnen Gott dafür ihre Sünden vergeben und von Hölle und Fegfeuer befreyen werde. Beſonders aber verſtunden die Päbſte, Biſchöffe und Klöſter zur Zeit der Kreuzzüge die Kunſt, die reichſten Leute, unter religiöſen Vorwänden, zu bewegen, daß ſie Schaarenweiſe gegen den angeblichen Feind der Chriſtenheit auszogen und ſchriftliche Erklärungen zurükließen, daß, wenn ſie in dieſem vermeinten Dienſte des Herrn umkämen, ihre Güter der Kirche anheim fallen ſollten. — Alſo ein neuer Beweiß von der Verpflichtung der Regenten, alle Klöſter aufzuheben, die an ſich ſchon dem Staate nachtheilig ſind, weil ſie fromme Müſſiggänger nähren, die kein Staat zu dulden ſchuldig iſt. Denn im Staat hat jedes Mitglied das Recht zu fodern, daß jeder thue, was alle thun müſſen (III, 6. 7.) folglich zu verlangen,

gen, daß jeder ein der Geſellſchaft nuzbares Gewerbe treibe.

Im zweyten Falle befinden ſich die Kirchen aller Sekten. Nehmlich wenn man auf ihre Entſtehungsart acht hat, ſo haben die jezt exiſtirenden und herrſchenden Sekten oder Kirchenkommunen das gemeine Eigenthum, woran alle Unterthanen als Unterthanen theil haben, zu einen partikular und ausſchlieſſenden Eigenthume ihrer Sekte gemacht. So haben die Katholiken, Kalviniſten, Lutheraner die öffentlichen Tempel, die dem Staate gehören, und an denen jeder Unterthan gleichen Antheil hat, ſich allein angemaßt. Und ſo iſt es klar, daß jeder Regent verbunden iſt, und jeder Unterthan es fodern kan, daß er dieſen ausſchlieſſenden Antheil aufhebe, und das partikular Eigenthum der Kirchenkommun wieder zum gemeinen Eigenthum aller Unterthanen mache.

Von ganz anderer Art ſind die Verhältniſſe des Regenten gegen das vollkomne geſellſchaftliche Eigenthum, es mag daſſelbe der ganzen Nation oder einzelnen Klaſſen oder Kommunen zugehören. Hier hat der Fürſt gar nichts zu befehlen. Hier hat er blos die Obliegenheit auf ſich, die Rechte der Kommun und ihrer Mitglieder zu ſchüzen. Hier können die Mitglieder fodern, daß er ſie, ungehindert, ihr Eigenthum nach ihren eignen Verfaſſungen verwalten laſſe und, blos in ſo weit Aufſicht habe, daß nicht Einzelne die Kommun überwältigen oder betrügen, ſondern daß die Rechte der Gleichheit erhalten werden.

Ein ſolches vollkomnes Eigenthum iſt z. B. das Geld, welches die Einwohner einer Stadt oder einer Provinz gemeinſchaftlich zuſammenſchieſſen, um davon ihre Witwen zu erhalten, oder, bey Sterbefällen die Hinterlaſſenen zu unterſtüzen oder, bey Feuerbrünſten den Unglüklichen ihren Schaden zu erſezen: daher Witwen-Sterbe-Feuer-Kaſſen entſtanden ſind.

An ſolchem Eigenthum hat der Staat gar keinen Antheil. Es iſt vollkommes Eigenthum der Geſellſchaft. Solche Geſellſchaften können ihre Einrichtungen machen, wie ſie wollen. Sie können ſich Geſeze ſelbſt entwerfen. Der Fürſt kan ihnen weder Geſeze vorſchreiben noch über ihre Gelder gebieten. Gegenſeitig aber hat jede ſolche Geſellſchaft an den Regenten die gerechte Foderung: daß er die einmal gemachten Geſeze und Einrichtungen ſchüze: daß er die Geſellſchaft gegen jede Art der Eingriffe vertheidige: daß er jedem Mitgliede das Recht erhalte, gleichmäſſigen Antheil zu nehmen und die Adminiſtratoren zur Rechenſchaft zu fodern: daß er weder

ſelbſt

ſelbſt ſich ſolche Gelder anmaſſe, noch ſeinen Miniſtern und Räthen geſtatte, Kaſſe und Verwaltung in ihre Hände zu ſpielen, und hernach die Mitglieder nach Belieben zu taxiren und nach eigner Willkühr, theils Beyträge auszuſchreiben, theils die Auszahlungen zu bewilligen und anzuweiſen.

7.

Gerechtigkeitspflege.

Gerechtigkeitspflege iſt ein Hauptzweck jeder bürgerlichen Geſellſchaft (III, 7. 8.). Auf ihr beruht das Wohl des Ganzen und die Ruhe und Zufriedenheit der Einzelnen. Ihre Grundlage ſind gute Geſeze (S. IX. 1.). Ihr Weſen iſt — gewiſſenhafte Anwendung der Geſeze. Hieraus fließen die Obliegenheiten des Regenten und die Befugniſſe der Unterthanen. Der Fürſt iſt ſchuldig und der Unterthan kan es fodern, daß er ihm ohne große Koſten und Zeitverluſt Recht ſchaffe und dafür ſorge, daß die Geſeze überall richtig angewendet werden.

Wer dieſes heiligſte Anliegen der Menſchheit — die Juſtiz — zu einer Pfründe für Fürſten und Obrigkeiten gemacht hat, hat es bey Gott zu verantworten. Es iſt wirklich entſezlich, wenn man ſehen muß, wie der arme Unterthan oft bey den allerunbedeutendſten Dingen laufen und rennen, und ſeine Berufsgeſchäfte verſäumen, und ſich von der Obrigkeit muthwillig in Weitläuftigkeiten und Koſten verwikeln laſſen muß, und — wie er dabey noch obendrein oft ſein Recht nicht einmal erhält, ſondern in der offenbarſten Sache unterliegen muß, weil der Richter beſtochen und ſeines Gegners Bluts⸗Keller⸗oder Schuldverwandter war und irgend eine Klauſel eines Geſezes, irgend einen ſcheinbaren Umſtand auftrieb, welcher ſeinen ungerechten Ausſpruch begünſtigen und bemänteln muſte.

Nimmermehr wird vollkommen gute Juſtiz in einem Lande entſtehen, wo ſie noch eine Quelle der Einkünfte für Regenten und Obrigkeiten iſt. Und nach meiner Ueberzeugung iſt es ganz wider alle natürlichen Geſeze und Rechte, daß ſich der Staat für die Gerechtigkeitspflege bezahlen läßt. Der Unterthan hat ein natürliches Recht, von der Geſellſchaft zu fodern, daß ihm ſein Recht überall umſonſt geſprochen und geſchüzt werde. Auch fällt es jedem Unpartheyiſchen in die Augen, daß Richter und Sachwalter ganz anders handeln würden, wenn ſie vom Staate beſoldet würden, als jezt, da jede Rechtsſache ihnen deſtomehr Geld einträgt, je weitläuftiger ſie wird und jemehr man ihren Gang verlängern kan.

1. Jeder Regent wäre, wenn er nach den türlichen Geſezen handeln wollte, verbunden, nen Unterthanen koſtenloſe Rechtspflege zu verſch fen: damit nicht der Richter von der Verlänger der Proceſſe Vortheile ziehen und der Reiche Armen unterjochen könte. Man laſſe die Unter nen gemeinſchaftlich kontribuiren, die Diener Gerechtigkeit zu beſolden und ſchaffe dann alle ſten bey der Juſtiz für Richter, Advokaten, St pelpapier, Urtheil und alles ab, was in des R ters oder des Fürſten Kaſſe floß: dann erſt kan Unterthan ſagen, daß er ſein Recht bekomme, es ihm gebührt. Denn was Recht iſt; muß r ſeyn, und mir als recht gelaſſen und gegeben werd ohne daß ichs erſt bezahle.

2. So iſt der Regent verbunden, dem Un thanen Recht ohne Zeitverluſt zu ſchaffen, und Unterthan hat Urſache ſich zu beklagen, wenn Jahrelang laufen und harren und ſeine Arbeit v ſäumen und Termine abwarten und darüber Genuß deſſen ſich verkürzen laſſen muß, was durch den Rechtsſtreit zu erlangen ſucht. Und iſt Schuld an der Verlängerung der Proceſſe die Menge der Formalitäten, die müſſige Kö erdacht haben, um der Gerechtigkeit die Geſtalt ei Kunſt zu geben?

3. Weniger Zeit und weniger Koſten würde es dem Staate und dem Unterthanen verurſachen, wenn bey jeder Streitſache der Bürger den Bürger richtete und die erſte Inſtanz wäre. Und ganz iſt dieß der Natur gemäß. Es ſollten in jedem Orte die unbeſcholtenſten und verſtändigſten Männer ausgezeichnet, und mit dem Richteramt begabet werden. Dieſe Mitbürger ſollten in der Reihe, je vier, acht, oder, wie in England, zwölf, aufgefodert werden, ſobald ſich ein Streit erhübe. Kläger und Beklagte ſollten das Recht haben, die zu verbitten, mit denen ſie in Feindſchaft leben, oder bey denen ſie aus andern Gründen argwöhnen, daß ſie nicht mit völliger Unpartheylichkeit richten würden. Und wenn dann die Zahl wieder voll gemacht wäre, ſollte dem ſchlichten Menſchenverſtande dieſer Richter die Sache zur Entſcheidung vorgelegt und dabey auch, durch ſie, gütliche Vergleiche gepflogen werden. Und es iſt mehr als zu gewiß, daß unter hundert Rechtshändeln 80, von ſolchen blos nach geſunder Vernunft und Billigkeitsgefühl urtheilenden Richtern vollkommen gerecht abgethan werden würden. Und wenn auch hier und da, bey etwas verwikelten Fällen, eine ganz kleine Ungerechtigkeit geſchähe, die vielleicht ſelbſt die Parthey nicht merkte (daß z. B. bey Berechnungen über 1000 Thaler, einer um 50 zu kurz käme, oder bey Gränzſtreit einer ein paar Ruthen zu wenig erhielte; ſo iſt es doch augenſchein-

lich, daß dieſe ſeltenen und kleinen Uebel gegen die täglichen und größern der gelehrten Juſtiz für nichts zu rechnen wären und daß es für jeden Prozeſſirenden unendlich vortheilhafter ſeyn würde, bey einem ſchnellen und koſtenloſen Proceſſe einen kleinen Schaden zu leiden, als das ſtrengere und ſubtilere Recht mit Zeit und Gelde aufwiegen zu müſſen. Man müßte das unter die allgemeinen Unvollkommenheiten des menſchlichen Lebens rechnen. — Was dann von dieſer erſten Inſtanz nicht aufs reine gebracht oder verglichen werden könte, müßte dann nun noch an eine zweyte Inſtanz verſchickt werden, die 1) aus gelehrten und geübten Rechtskennern beſtünde 2) von dem Ort der Streitenden entfernt 3) den Streitenden ſo wohl als mit den Streitenden unbekant wäre. Und bey deren Ausſpruche müßten die Partheyen ſich beruhigen.

4. Aber über dieß alles müßte der Regent, wenn ihm die Rechte der Menſchheit heilig ſind, über Richter und Advokaten eine ſo ſtrenge Aufſicht veranſtalten und vorfallende Ungerechtigkeiten, Betrügereyen, Kabalen u. ſ. w. mit einer unerbittlichen Veſtigkeit beſtrafen. Ja es ſollten in jedem Staate Prämien ausgeſezt werden, für jede Entdekung einer vermeidlichen Rechtsverdrehung. Man ſollte daher die Gerichte öffentlich halten und (zwar nicht im Gericht, aber auſſer Gericht) jeden frey über die

Verhandlungen der Richter und Sachwalter ſprechen laſſen. Denn unwiſſende Richter und Aerzte, die ſich in ſolche wichtige Aemter einſchleichen, ſind ſo gut als ungewiſſenhafte Richter und Aerzte, die größten Verbrecher in einem Staate, wenn man die Größe des Verbrechens nach dem Schaden mißt, den der Verbrecher thut. Der Dieb ſtiehlt hier und da einen oft geringen Theil an Geld oder Geldeswerth. Aber der Richter und Arzt raubt, wenn er ein Schurke oder ein Dumkopf iſt, oft tauſendmal mehr als ein Dieb. Er zerſtöhrt oft die ganze Ruhe meines Lebens. Und der Dieb iſt nur für wenige Individua gefährlich. Aber der Richter und der Arzt iſt es für eine ganze Gegend und für alle Menſchen, die in derſelben wohnen. Wenn die Geſeze einen Dieb zu hängen befehlen, ſo wären alle Todesſtrafen zu gering, juriſtiſche und mediciniſche Räuber zu beſtrafen.

5. Endlich kan der Unterthan noch mit Recht auch dieſes fodern, daß der Regent ſelbſt ſich aller perſönlichen Einmiſchung in die Rechtsentſcheidung enthalte. Er hat keine Befugniß weiter, als die Geſeze zu geben, nach denen die Juſtiz verwaltet werden ſoll, geſchikte und gewiſſenhafte Richter anzuſtellen, und darüber, daß dieſe ihre Pflicht thun, zu wachen, aber — in Streitſachen ſelbſt, in deren Unterſuchung und Entſcheidung, darf er kein Macht-

wort interponiren, auſſer, wenn es auf Mil
derung der zuerkannten Strafen ankomt. Er i
ſchuldig, jeder Rechtsſache ihren Lauf zu laſſen. Di
Geſeze allein müſſen hier regieren. Nach den Ge
ſezen, nicht nach der Willkühr des Fürſten, muß ver
fügt, unterſucht, und abgeurtelt werden. Es mu
nie eine Kabinetsordre etwas veranlaſſen, was nac
den Geſezen nicht geſchehen ſollte, oder etwas un
terbrechen oder hindern, was die Geſeze erhei
ſchen. Wenn in einem Staate Fürſtenwillküh
ſich in die Juſtiz miſcht und nicht, allein und ledi
glich die Geſeze alles leiten und entſcheiden, da ka
der Unterthan mit recht ſchreien, daß der Regent di
heiligſten Bande auflöſet, welche die Unterthane
mit ihrem Herrn verbinden.

8.

Gerechtigkeit und Menſchlichkeit im Beſtrafen.

Dieſer Theil der Gerechtigkeitspflege verdien
eine eigne und beſondere Ausführung. Es iſt un
vermeidlich und für das Wohl der Menſchheit un
entbehrlich, daß Handlungen der Staatsbürger, wel
che die natürlichen oder poſitiven Geſeze verlezen, be
ſtraft werden: (VII, 7.) aber es iſt abſcheulich, da
faſt überall die Strafen mit den allgemeinen Grund
ſäzen der Menſchlichkeit und der Gerechtigkeit ſtreiten
Unſere Regenten und Richter ſcheinen die Geſez
de

der Natur bey dieſem Geſchäft ganz aus den Augen verlohren zu haben. Der Geiſt unſerer Geſeze iſt durchaus nicht der Geiſt der Menſchenliebe, ſondern offenbar der Geiſt der Rachſucht und des Wohlgefallens an den Quahlen der Menſchen. Wer ein menſchliches Herz hat, muß mit Schauder und Entſezen ſich der Foltern erinnern, welche ehedem in allen und noch jezt in einigen Staaten gebraucht werden, die Menſchen bis zur Verzweiflung zu martern und Geſtändniſſe aus ihnen herauszupreſſen, die zu weiter nichts dienen, als, unter einem größern Scheine des Rechts, den Gemarterten vollends zu ermorden und, unter noch ſchreklichern Quahlen der muthwillig verlängerten Todesangſt und der oft ſcheuslichen Hinrichtung, ſein Daſeyn zu rauben und Gottes Majeſtätsrecht mit Füßen zu treten: und — welche oft — ſehr oft die unſchuldigſten Menſchen zu Geſtändniſſen einer That gebracht haben, welche ſie nie begangen hatten. Mit eben ſolchem Schauder und Entſezen erblikt man unſere Galgen, und Rabenſteine und ähnliche Blutgerüſte, und erbebt vor dem Gedanken, daß hier Menſchen von Menſchen zerfleiſcht und erwürgt und geſchändet werden. Mit faſt noch größerem Schauder und Entſezen durchwandert man unſere Kerker, wo Menſchen ſelbſt nach der Hinrichtung ſich ſehnen, weil jeder Augenblik ihres Daſeyns ihnen Marter wird: Kerker, in denen der arme Unglükliche nicht blos ſeiner Freyheit, und alles Umgangs mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern und ſelbſt aller Verbindung mit Menſchen beraubt iſt, ſondern wo auch noch ſchwere Ketten ihn belaſten, wo man ihm keine Stunde freye Bewegung, keine friſche Luft, kein Tageslicht, keinen Anblik der Natur mehr vergönnt, wo Geſtank ihn umduftet, und im Moder er lebendig verweſet: wo nicht ein Biſſen Eſſen ihn erquickt und kein Tropfen guten Getränks ihn labet, wo ſeine Seele verwildert und ſein Herz verzweifelt, wo er ſein Daſeyn verflucht und Jahre lang nach dem Tode ſchmachten muß. — Warlich, ich weiß dieſe Unmenſchlichkeiten unter Menſchen mit nichts zu entſchuldigen, als daß die erſte Grundlage aller unſerer bürgerlichen Geſeze aus den Zeiten der Barbarey ſtamt, in denen noch keine Philoſophie den Geiſt der Menſchen aufgeklärt und ihr Herz mit menſchlichen Empfindungen gemildert hatte, und in denen ſelbſt eine ſcheusliche entſtellte Religion, (welche einen grimvollen, und nach ewigen Martern ſeiner Geſchöpfe lüſternen, und ohne Blut und Marter nicht zu verſöhnenden Gott predigte,) den Geiſt der Rachſucht und der kaltblütigen Grauſamkeit den bürgerlichen Geſezen einhauchte. — Aber ſollte denn in unſern Zeiten dieſe Folge der Barbarey und der unvernünftigſten Vorſtellungsart der Religion fortdauern? Sollte jezt, wo geſunde Philoſophie im Sonnenlichte des Evangelii Jeſu wandelt und ihre Strahlen auch auf Fürſten und Miniſter wirft, die Menſchheit nicht auch hierinnen eine Erleichterung finden? Ich will verſuchen, etwas dazu beyzutragen.

Mich deucht, aller Irrthum, der unſere Strafen ſo grauſam und unmenſchlich macht, läßt ſich durch vernünftiges Nachdenken über den natürlichen Grund aller Strafen ausrotten. Alle unſere Geſezgeber und Richter finden denſelben in der Zurechnung oder Imputation, und ſtrafen darum ſo hart, weil ſie den Verbrechern ihre Verbrechen als eigne Schuld anrechnen, und ſich daher vorſtellen, (da ein Verbrecher ſie, den Staat, die Geſeze, ſo wiſſentlich und freywillig beleidigt habe) daß man billig die empfindlichſte Rache an ihnen ausüben müſſe. Wer dieſen Irrthum aus der Welt vertilgen könte, würde alle Hinderniſſe der Toleranz und der Menſchenliebe aus dem Wege geräumt haben. Ich gebe meinem Leſer folgendes zu beherzigen.

Alle menſchlichen Handlungen ſind nothwendige und unausbleibliche Folgen ihrer Vorſtellungen. Das iſt Mechanismus der Seele. Ich kan nicht anders wollen, als es in dem Augenbliks, da ich will, meine Vorſtellungen mit ſich bringen. Erſcheint mir z. B. eine Perſon ſchön und liebenswürdig, ſo muß ich ſie lieben. Stelle ich mir ſie gegengentheilig vor, ſo kan ich ſie nicht lieben. Meine Vorſtellungen zwingen mein Wollen und meine Empfindungen. Das iſt ſo klar wie der Tag. Das Gegentheil iſt Widerſpruch. Und der Schöpfer ſelbſt hat uns in dieſen Zwang geſezt. Es iſt das groſſe Eigenthum des Menſchen, daß Vorſtellungen ſeinen Willen und ſeine Handlungen beſtimmen. Das iſt das Weſen ſeiner Freyheit. Er denkt, und ſein Denken beſtimmt ſeinen Willen und ſeine Neigungen. Und eben weil er nach ſeinen Vorſtellungen handelt, ſo handelt er frey. Weiter iſt Freyheit nichts: auch bey Gott ſelbſt. Nichts kan ſeine Neigungen und Entſchlüſſe beſtimmen als ſeine Vorſtellungen. Je deutlicher und heller nun ſeine Vorſtellungen ſind, deſto freyer handelt er. Sind in den Augenblicken, wo er ſich entſchließt und handelt, ſeine Vorſtellungen (dunkle oder deutliche) richtig, ſo wird und muß er richtig handeln: ſind ſie unrichtig, ſo wird und muß er unrichtig handeln.

Wenn ich alſo ſage, der Menſch handelt frey, in wiefern er nach ſeinen eignen Vorſtellungen handelt, ſo ſage ich eben damit auch: er muß ſo handeln, wie es im Augenblik des Handelns ſeine dunkeln oder deutlichen Vorſtellungen mit ſich bringen. Denn wenn er anders handeln könte, d. h. anders, als ſeine gegenwärtigen Vorſtellungen es mit ſich bringen, ſo handelte er ja nicht frey, ſo würde er ja nicht von ſeinen Vorſtellungen, ſondern von andern Dingen beſtimmt. Und nichts kan ja zugleich ſeyn, und nicht ſeyn. Der Menſch kan ja nicht zugleich nach ſeinen Vorſtellungen und auch nicht nach ſeinen Vorſtellungen handeln. Handelt er alſo nach ſeinen Vorſtellungen d. h. frey, ſo kan er ja nicht zugleich nicht frey d. h. nicht nach ſeinen Vorſtellungen handeln. Muß er alſo nach ſeinen Vorſtellungen handeln, ſo hat er keine Schuld an der Handlung, im gewöhnlichen Sinn dieſes Worts, auſſer, ſo fern er Schuld an ſeinen Vorſtellungen hätte. Denn wenn er Schuld an ſeinen Handlungen hätte, ſo müßte es möglich ſeyn, daß er anders handelte, als es ſeine gegenwärtige Vorſtellungen mit ſich bringen.

Wenn nun alle menſchliche Handlungen durch die jedesmahligen Vorſtellungen beſtimmt werden, ſo iſt Wahrheit die Urſache aller guten, und Irrthum die Urſache aller fehlerhaften Handlungen. Der Menſch ſelbſt iſt nicht ſchuld, wenn er fehlte, ſondern ſein Irrthum, der ihn determinirte. Man ſieht es auch an ſich und an allen Menſchen, daß es ſo iſt. So oft ein Menſch fehlt und es bereut, ſagt er zu ſich ſelbſt: hätte ich das ſo bedacht, ſo überlegt, es ſo eingeſehn, wie ichs jezt einſehe, ſo hätte ich anders gehandelt. Irrthum iſt die Quelle aller Verbrechen.

Aber ſelbſt für den Irrthum kan der Menſch nichts, ſo wenig, als für die Macht deſſelben. Denn man ſage doch, wer brachte denn die Summe von Ideen in meine Seele, die jezt darinnen iſt? Der glükliche oder unglükliche Zufall! Daß ich gerade von dieſen Eltern gebohren, gerade unter ſolche Erziehungsumſtände verſezt, gerade unter ſolche Lehrer, gerade in ſolche Geſellſchaften, gerade auf ſolche Bücher gerieth, gerade ſolche Veranlaſſungen zum Nachdenken bekam und andere nicht bekam — dieſe und tauſend ähnliche Umſtände, für die ich nichts kan, entſchieden die vorhandene Maſſe meiner Vorſtellungen. Und ſo frage ich nun weiter: wer machte denn, daß unter dieſer ungeheuren Summe von Vorſtellungen, die in meiner Seele liegen, gerade dieſe Ordnung, dieſe Aſſociation ſich erzeugte? daß der eine Theil meiner Vorſtellungen dunkel, ein anderer helle ward? daß einige dieſer Ideen auf mich heftig andere ſchwach wirken? — Endlich: Wer macht es denn, daß mir in einem beſtimmten Augenblike von meinen Vorſtellungen dieſe zum Bewuſtſeyn kommen und andere nicht? daß mir die Gedanken beyfallen und andere mir gar nicht aufſteigen? — Alſo — bin ich ſchuld, wenn ich mich irre d. h. wenn ich in einem gewiſſen Augenblikke mir eine Sache falſch oder unvollſtändig vorſtelle? Bin ich nun nicht am Irrthum ſchuld, der meinen Willen und Handlung beſtimmte, ſo bin ich ja auch nicht an der Handlung ſchuld.

Wenn man nun, bey dem allen, den Einfluß noch tauſend anderer Umſtände erwägt, welche die menſchlichen Vorſtellungen, ihre Lebhaftigkeit und Schwäche, ihre Helligkeit und Dunkelheit, determiniren und bedenkt: was Klima, Geiſt der Nation oder der Ortſchaft, in der man lebt, Blut, Temperament, Nervenſyſtem, Empfindungsſtärke oder Schwäche u. ſ. w. für gewaltſame Wirkungen hervorbringen und wie unwiderſtehlig ſie die menſchlichen Vorſtellungen beſtimmen; ſo wird man begreifen, daß alles, was bisher Theologen und Rechtsgelehrte von Zurechnung menſchlicher Verbrechen geſagt haben, ganz falſch und wieder alle Vernunft iſt.

Und das iſt nun der Irrthum, den ich ſo gern llen Geſetzgebern und Richtern entreiſſen möchte, m ſie menſchlicher zu machen. Keinem Verbrecher an ſein Verbrechen, im bisher gewöhnlichen Sinne es Worts, moraliſch zugerechnet werden. Von inem Verbrecher kan ich ſagen, daß er unter denlben Umſtänden auch anders hätte denken und andeln können und daß er darum Strafe verdiene. ein Verbrecher iſt mehr als ein Irrender, der, urch einen bemitleidenswerthen Irrthum verhrt, das Unglük hatte, ein Verbrecher zu werden, was wir alle, auch ſeine eignen Richter, geworden wären, wenn wir unter denſelben Umſtänden gelebt hätten und auf denſelben Irrthum gerathen wären.

Und wie nun? So muß man die Verbrecher gar nicht mehr ſtrafen? ihnen gar nichts mehr zurechnen? Weit gefehlt. Ich habe den falſchen Begrif der Zurechnung, der unſere Geſezgeber und Richter zu Unmenſchlichkeiten verleitet hatte, widerlegt. Ich will nun auch den wahren entwikeln: und zwar mit den Worten eines Schriftſtellers, *) der die Sache auf das vollkommenſte ins Licht geſezt zu haben ſcheint, und den ich eben darum hier aufſtelle, um einen Gegner deſſelben zugleich zu recht zu weiſen.

„Mich dünkt, wenn ich nach der geſunden Vernunft eine That beurtheilen ſoll, und die Frage von Zurechnung iſt, ſo habe ich auf zwey Stücke zu ſehen: einmal auf die Gröſſe des Schadens, den die That angerichtet hatte, und dann, auf den Grad der Bosheit und Verdorbenheit des Herzens, aus welchem die That entſprungen war.

Das ſind zuverläſſig die einzigen wahren Geſichtspunkte, aus welchen alle Imputation zu beurthei-

---

*) S. deutſche Monatsſchrift: Monat Merz Nr. V. S. 286.

urtheilen und nach denen alle Beſtrafung abzumeſſen iſt. Ich bitte, mich ohne Vorurtheil zu prüfen.

Zuerſt ſeh' ich auf den angerichteten Schaden und unterſuche, was die That für nachtheilige Folgen gehabt hatte, und ich bin dabey äuſerſt ſorgfältig in Abwägung derſelben. Ich urtheile nie nach dem äuſern Schein, ſondern nach der Wahrheit. Wenn z. B. von einem Diebſtahl die Frage war, ſo iſt es nie die Zahl allein, nach welcher ich urtheile. Und es iſt auch wirklich lächerlich, eine Summe veſtzuſezen, welche den Galgen verdient, und eine andere, welche ihn nicht verdient.

Ich ſehe auf die Umſtände des Beſtohlnen, und urtheile, daß ein Dieb, der einem armen Vater vieler Kinder wenige Thaler genommen hatte, welche vielleicht der ſauer erworbene Lohn ſeiner Arbeiten waren, weit mehr Schaden gethan habe, folglich weit ſtrafbarer ſey, als ein Dieb, welcher einem Mann im Schooß des Ueberfluſſes Tauſende entwendet hat.

Und ſo würde ich auch im Verhältniß gegen den Staat verfahren. Ich meſſe blos den Einfluß der That aufs Wohl der Nation. Hatte ſie dem

Staat einen unbeträchtlichen und kaum merklichen Schaden gethan, hatte ſie nicht durch das Anſehn des Thäters, vermittelſt der Macht des Beyſpiels, üble Wirkungen hervorgebracht, hatte ſie das Volk nicht erbittert, hatte ſie die Ehre der Nation nicht geſchändet und ihre Achtung bey Auswärtigen geſchwächt so erklärte ich ſie für ein minder ſtrafbares Staatsverbrechen, als eine andere, welche vielleicht nach der Auſſenſeite nicht ſo enorm war, aber in jenen Rückſichten mehr Unheil geſtiftet hatte.

Aber wie, wird man ſagen, kan man dieſe Rückſichten dem Richter auch dann empfehlen, wenn er grobe Verbrechen, z. B. eine Mordthat zu beurtheilen hätte?

Ich würde eben ſo verfahren. Man ſeze, eine Mordthat wäre geſchehen, ſo frage ich: Was hat ſie für Schaden gethan? Iſt der Ermordete ein Mann, der dem Staat wichtig oder unwichtig iſt? War er ein nüzbarer Mann, oder ein Taugenichts? Hatte er viel Kinder zu verſorgen oder keine? u. d. g. Je gröſſer das Gut iſt, welches der Mörder der Menſchheit raubte, deſto gröſſer iſt ſein Verbrechen. *)

Wir

*) Wie ſoll man nun aber dieſe Wichtigkeit beſtimmen? Kan nicht der Unwichtigſte im Staat dem Wich-

Wir haben alſo nun den erſten Geſichtspunkt veſtgeſezt. — Zurechnen heißt in dieſer erſten Rük-

Wichtigſten das Leben retten? So fragt der Notenmacher und beſinnt ſich nicht, daß der Richter nach dem, was wirklich iſt, urtheilen muß und nicht nach Möglichkeiten, wie z. B. dieſe wäre, daß ein Menſch, der jezt wirklich ein Taugenichts iſt, von ohngefehr einmal einem wichtigen Mann das Leben retten könnte. Und ich denke, die Wirklichkeit kan jeder Richter ausmitteln. Denn, viel Kinder ernähren, nuzbare Geſchäfte treiben, Talente beſizen — ſind Dinge, die in die Sinne fallen, ſo wie das Gegentheil ſinnlich iſt, wenn einer ein Bettler, ein Müſſiggänger, ein abgelebter Greis u. ſ. w. iſt. Aber noch weit unreifer iſt die Haupteinwendung, die der Herr Notenmacher in der Vorerinnerung aufſtellt: wenn er behauptet, „daß wir, wenn die Richter nach dem Grade des angerichteten Schadens und der perſönlichen Verdorbenheit des Verbrechers die Straffe meſſen ſollten, einem Deſpotismus wurden unterworfen werden, dem die Greuel der Spaniſchen Inquiſition kaum gleich kommen: indem nun der Inquiſitor, der nach dem Grade des Schadens und der Bosheit urtheilt, Recht habe, den der Kezer zum Scheiterhaufen zu verdammen." Man analyſire einmal den Schluß, der hier zum Grunde liegt. Grundſäze, welche ſich von dummen und tükiſchen Richtern zu Deſpotismus und Tyranney misbrauchen laſſen, ſind falſch ꝛc. A. E. Wahrhaftig, wenn diß der Maasſtab iſt, nach dem Grundſäze beurtheilt werden müſſen, ſo iſt die ganze Moral falſch. Denn

ſicht ſo viel, als: die Größe des angerichteten Sch
dens beurtheilen und genau angeben, wie viel d
Thäter Unheil geſtiftet habe.

Die genaue Beſtimmung der Summe des U
bels, welche eine That erzeugte, iſt die Beſtimmu
des Grades der Imputation.

Aber nun muß man dabey nur bemerken, d
es nicht die einzige iſt. Eine zweyte Rückſicht n
me ich auf die Beſchaffenheit des Thäters. Ich b
urtheile den Grad der Bosheit, wie man es nen
oder vielmehr der Verdorbenheit des Herzens, wie
es nennen würde.

Ich bitte meine Leſer, den Unterſchied zu
merken. Wenn man eine Handlung aus Bosh
des Herzens herleitet, ſo ſieht man gewöhnlich
den Augenblick, in welchem die That vollbra

wur

Denn was kan die Dumheit und Bosheit der M
ſchen nicht mißbrauchen? Haben nicht die ſch
liſchen Päbſte und Pfaffen und ſelbſt die Alt
ſich auf die Bibel berufen, wenn ſie Unmenſchl
keiten ausübten? Iſt darum die Bibel falſch? U
ſind darum Grundſäze nicht wahr, oder bra
bar, weil ſie nur in den Händen weiſer und re
ſchafner Richter Gutes ſtiften können? Möchte n
nicht des Herrn Notenſchreibers Worte S. 3
ihm hier zurükgeben: daß es bey ihm — n
ſehr dämre?

wurde. Und diß halte ich für Unrecht. Denn es kommt, meiner Einſicht nach, darauf nicht an, wie der Zuſtand des Herzens im Moment der Handlung beſchaffen war. Wenigſtens lehrt die Erfahrung ſoviel, daß zuweilen die beſten Seelen auf eine Zeitlang in die allerhäßlichſte Verſtimmung verſezt werden können. Hat uns nicht der edle Nonova ein Beyſpiel davon gegeben, da er den bekannten Thisle hinrichten ließ, der ihn durch eine Satyre ſo erbittert hatte, daß alle Vorſtellungen ſeiner Freunde nicht vermögend waren, die ſchäumende Rachſucht und den unmenſchlichen Durſt nach dem Blut ſeines Beleidigers zu mildern, welche ſein Herz damals entſtellten, und deren Ausbruch er hernach mit ſo viel Thränen bereuet hat? Wenn ich alſo die Quelle einer That richtig beurtheilen ſoll, ſo darf ich nicht auf den Augenblick des Handelns ſehen, (weil die edelſten Seelen in einzelnen Zeitpunkten zu Geſinnungen hinabſinken können, welche den größten Abſcheu verdienen,) denn damit würde ich nicht ein Urtheil über den Menſchen, ſondern über einen vorübergehenden Zuſtand ſeines Herzens erhalten. Ich muß vielmehr den ganzen moraliſchen Menſchen dabey in Obacht nehmen und zu erforſchen ſuchen, wie groß die ganze Maſſe ſeiner böſen Grundſäze, Neigungen und Geſinnungen war, in welcher die That erzeugt wurde, und zur Reife gedieh.

Und ſollte man wohl zweifeln, daß dem Staa daran allein liege, zu wiſſen, wie der Menſch i Ganzen und in Abſicht auf ſeinen herrſchen und beſtändigen Zuſtand beſchaffen iſt, und wa ſich fernerhin von ihm für Gutes oder Böſes erwarten iſt?

Und ſo heißt in dieſer zweyten Rückſicht, zurechnen, unſtreitig wohl ſo viel als: einen gewiſſen Grad von Verdorbenheit der Seele als di Quelle der That prädiciren und, nach dieſem Grade der Verdorbenheit, den Grad der Strafbarkeit meſſen.

Aber iſt dieſer unleugbar richtige Begrif wo je ſattſam erkannt und von unſern Geſezgebern angewendet worden? Sieht man nicht noch oft, da unſere Gerichte einen Verbrecher, welcher als ei Abſchaum von Ruchloſigkeit bekannt iſt und vor deſſen Exiſtenz man erzittern möchte, eben ſo behandeln, wie einen Mann, der daſſelbe Verbrech beging, aber in Abſicht auf Grundſäze und Charakter ſich zu jenem verhält, wie ein Engel zu Satan? *)

Da

---

*) Auch dieſe Rückſichten vermißt der unbefangne Ro [illegible] : Wenn der Richter alle, die Unterſuchung kommen, nur menſchlich behandle, habe er, wie ſeine Perſon, auch bey lezterm, be

Eng

Das macht, unſere Geſezgeber betrachten ſehr oft alle Dinge nur nach ihrer Auſſenſeite und verſtehn

M 5 nicht

Engel, keine Nachahmung zu machen. Wir wollen ihm nur ein einziges Beyſpiel vorlegen. Titius, ein unwiſſender Menſch, eine Geiſſel der Bürgerſchaft, ein Schurke in allem Betracht, hat Depoſitengelder unter ſich. Er greift ſie an, und ſchmauſt und ſchwelgt und ſpielt davon — bis er ertappt wird. Der Richter verurtheilt ihn zur Feſtung auf Lebenslang. Wer billigt nicht den Ausſpruch? — Sempron, ein rechtſchaffner Mann, ein vortreflicher Vater vieler Kinder, ein Bürgerfreund, ein unbeſtechlicher Pfleger der Gerechtigkeit, eine Stüze der Unterdrükten, eine Zuflucht der Witwen und Waiſen — iſt arm, hat bey ſeinem mühſeligen Amte eine ſo kleine Beſoldung, daß er kaum im Stande iſt zu leben. Er ſchränkt ſich ein und lebt lieber dürftig, als daß er Geſchenke nehmen und auf andern Schleifwegen ſich bereichern ſollte. Aber er hat noch eine Univerſitätsſchuld von 1000 Thalern. Der Gläubiger fängt jezt an ihn zu drängen und droht ihm mit Proſtitution. Er ſpricht alle ſeine Freunde an, ihm zu helfen. Keiner thuts. Er hat noch 2000 Thaler zu hoffen, wenn ſeine alte Mutter ſtirbt. Er hat auch Depoſitengelder unter ſich. Er nimmt 1000 Thaler davon, ſeinen ungeſtümmen Gläubiger zu befriedigen, mit dem Vorſaze ſie zu erſezen. Ein unvorherſehbarer Zufall bringt dieſes an den Tag. — Soll der Richter dieſen Mann auch auf Lebenslang in die Feſtung ſchiken, ihn aus den Armen ſeiner Kinder reiſſen, ſeine Kinder vaterlos machen, nicht den Werth und Unwerth der Menſchen und ihrer Thaten nach ihrem Einfluß auf menſchliche Glükſeligkeit zu wägen. Da die Geſezgeber zugleich Weltweiſe waren, wie Lykurg, da wußte man Menſchenwerth zu ſchäzen, und den ſchäzbaren Mann von dem unwürdigen Verbrechen zu unterſcheiden, und lezteres zu beſtrafen, ohne den erſtern zu zernichten.

Ja mich dünkt, man muß manchem unſrer Geſezgeber nicht nur Philoſophie, ſondern auch ſelbſt die Menſchheit abſprechen; wenigſtens kan in dem Richter keine Spur mehr von menſchlicher Empfindung ſeyn, welcher im Stande iſt, den tugendhaften und verdienſtvollen Mann, wie den Schurken und den Taugenichts, zu behandeln, und, um gleicher Fehltritte willen, beyde mit gleichen Strafen zu belegen.

Meiner Meinung nach ſollte ſo gar bey Zurechnung noch neben dem moraliſchen Werthe des Menſchen, auch der bürgerliche in Erwägung gezogen werden. Nemlich ein Menſch erhält ſeinen bürger-

---

machen, die Bürgerſchaft ihres geſchikteſten, fleiſſigſten, nuzbarſten Obern berauben? Wird die Bürgerſchaft nicht ſchreien und das Urtel mit ſamt dem Richter verwünſchen? Wie, Herr Notenmacher! Gilt vor Gericht kein Unterſchied zwiſchen Engel und Satan oder dämmerts Ihnen nun?

bürgerlichen Werth theils durch ſeine Talente und Geſchiklichkeiten, durch welche er dem Staat nuzbar iſt, theils dadurch, wenn er ein Vater und Ernährer vieler Kinder, vieler Arbeitsleute, oder vieler Armen iſt. Denn dem Staat muß daran gelegen ſeyn, daß er viel Mitglieder beſize, die dieſen Werth haben, und daß er dieſelben erhalte. Wenn demnach der Richter auf das Wohl des Staats zu ſehen hat, ſo verdienen beyde Rückſichten ſeine Aufmerkſamkeit, damit er dem, welcher als tugendhafter Mann oder als nuzbarer Bürger ſchäzbar iſt, einen Fehltritt minder anrechne, und denſelben ſchonender beſtrafe, als einen Menſchen, von dem der Staat gar keinen Nuzen hat, oder der ihm wohl gar gegenſeitig, als eine laſterhafte Seele, oder als ein unnüzer Müſſiggänger Schaden droht.

Dieſe Grundſäze der Zurechnung beſtätigt auch die Zuſammenſtimmung aller vernünftigen Menſchen, wenn ſie auſſer Gericht urtheilen. Hört man nicht täglich einen Fehltritt oder eine Beleidigung damit entſchuldigen, daß es entweder heißt: Er hat's nicht aus böſem Herzen gethan; Er iſt ja ſonſt ein guter Menſch u. ſ. w. oder daß man ſagt: Es iſt ja nicht von Erheblichkeit; Er hat ja keinen groſen Schaden angerichtet? Dieſe eben ſo wahren als gemeinen Urtheile zeigen deutlich, daß es die Stimme der Natur iſt, welche unſere Richter verleugnen, wenn ſie bey Zurechnungen weder auf Gröſſe des Schadens, noch auf den Grad der Verdorbenheit und des Unwerths der Verbrecher Rückſicht nehmen.

Doch der allerſtärkſte und unumſtößlichſte Beweiß für die Richtigkeit meiner Begriffe von Zurechnung und Strafmeſſung liegt in dem Verhältniß jedes Verbrechers gegen den Staat, und in den Rechten des Staats an dem Verbrecher.

Es iſt ſehr begreiflich, daß ein Verbrecher ſo wenig, als irgend ein Menſch, den Staat weiter etwas angeht, als, in wiefern ſeine äuſſerlichen Handlungen auf den Staat und deſſen Wohlfarth Einfluß haben. Alles, was mich allein angeht, und auf mich allein wirkt, hat gar kein Verhältniß gegen den Staat. So hat es z. B. gar keine Beziehung auf den Staat, was ich eſſe, wie ich ſchlafe, wo ich hin ſpazieren gehe, und ich nehme gar keine Rükſicht auf ihn, wenn ich überlege, ob ich eſſen oder nicht eſſen, ob ich mäſſig leben oder mich betrincken will, *) u. ſ. w. Nur alsdann iſt's billig,

---

*) Der weiſe Anmerker meint zwar, das leztere könne gelegentlich doch den Staate ſehr viel angehen: aber er ſieht nur die zufälligen Folgen im Sinne, und beſinnt ſich nicht, daß die Sache ſelbſt ſich davon trennen läßt. Das Trinken ſteht in meiner Frey-

g, mir meiner Verbindung mit dem Staat be-
ußt zu werden, wenn eine meiner Handlungen
m einen wirklichen Schaden oder Nutzen bringen
nn. Und ſo hat jede Handlung, folglich auch
des Verbrechen, nur inſofern Bezug auf den Staat,
iefern und ſoweit es ihn beſchädigt oder ſeine Rech-
und rechtmäſſige Vortheile wirklich ſtöhrt. — Und
en das iſt auch die Beſtimmung der gegenſeitigen
echte des Staats über den Verbrecher. Der Ver-
echer bleibt Menſch und, als Menſch, ein freyes
itglied des Staats, welches ſeine menſchlichen
echte hat, und, auch als Verbrecher, ſie nicht
rlieren kann. Denn die Rechte der Menſchheit
d ein unverlezliches Heiligthum, welches ihr Gott
b und welches von keiner irrdiſchen Macht abhän-
g iſt. Daher kan mein Leben, mein Eigenthum,
ein Vermögen zu reden und meine Urtheile laut
ſagen, und alles, was zu den allgemeinen Rech-
n der Menſchheit gehört, durch nichts in der Welt
ſich verwürkt werden. Der Regent, dem die Un-
rthanen die Rechte der Nation übertrugen und
e geſezgebende Macht überlieſſen, hat an mir wei-
r keine Anſprüche, als wenn und wiefern, und
ſoweit

Freyheit und der Staat hat mir kein Maas vorzu-ſchreiben. Aber wenn ich im Rauſche Schaden thue, ſo acht der Schade dem Staate an, und dann werde ich für dem Schaden nicht fürs Trinken beſtraft.

ſoweit ich auf ihn und den Staat wirklich und unmittelbar wirke. Und einzig in dieſem Falle kann er meine menſchlichen Rechte mir (nicht nehmen, aber) beſchränken, ſo weit es für das Beſte des Staats unentbehrlich iſt. Folglich hat der Staat auch über den Verbrecher weiter kein Recht, als in ſoweit ſein Verbrechen dem Staat nachtheilig wird. Und daraus ergiebt ſich klar, daß der Staat und deſſen Verweſer, der Richter, lediglich auf die obgedachten Punkte zu ſehen habe, wenn er die Verbrechen beurtheilt. Er muß theils das Verbrechen meſſen und ſehn, wie groß der angerichtete Schade war, theils den Verbrecher, wie viel oder wie wenig ſeine Tugend oder ſeine Talente dem Staate nüzen, oder ihr Mangel ihm Schaden zufügen könne. Darum allein hat ſich der Staat zu bekümmern und alle Zurechnung und Strafbarkeit darnach zu unterſuchen.

Wer dieſes mit mir einſieht, der wird auch in Beantwortung der Frage mit mir einig ſeyn: Zu welchen Strafen der Staat oder die geſezgebende Macht berechtigt ſey?

Man ſage nicht, daß dieſe Frage keiner weitläuftigen Unterſuchung mehr bedürfe, da ſie ſchon von ſelbſt aus dem Rechte des Staats über den Verbrecher fließe.

Im Allgemeinen iſt ſie freylich ſchon entſchieden. Denn es iſt ausgemacht, daß der Richter kein weiteres Recht über den Verbrecher hat, als ſoweit der Verbrecher dem Staat ſchädlich war, daß er alſo nur in ſoweit ihn beſtrafen und durch Beſtrafung ſeine menſchliche Rechte beſchränken darf. Aber dieß ſcheint doch noch einer beſondern Beſtimmung und Anwendung zu bedürfen, und dieſe liegt einzig und allein in dem Grundſaz, welcher alle Rechte des Regenten befaßt: „der Staat hat für ſeine und ſeiner Mitglieder Sicherheit zu ſorgen.“ Dieß iſt die weſentliche Beſtimmung.

Sicherheit — iſt die groſſe Angel, um welche alle Geſeze und alle richterlichen Urtheile ſich drehen ſollten. Mehr hat kein Staat und kein Regent auf die Unterthanen Anſpruch, als Sicherheit. Das iſts allein, wofür der Regent zu ſorgen hat, daß der Staat im Ganzen gegen den auswärtigen Feind, und jeder Unterthan, im Einzelnen, in Abſicht auf Gut, Ehre und Leben geſichert ſey. Sobald alſo ein Verbrecher dieſe Sicherheit ſtöhrt, ſobald bekommt in ſo weit der Staat ein Recht über ihn. —

Doch hier ſind nun noch nähere Beſtimmungen vonnöthen. — Wenn der Staat hier ein Recht über den Verbrecher erhält, wie weit erſtreckt es ſich? Geht daſſelbe ſo weit, daß er ihm ſein Gut, Ehre und Leben rauben kann? Man prüfe unbefang und erwäge wohl, daß der Staat ſolch ein Rech nicht unbedingt haben kann, ſondern nur ſowei als es zur Sicherheit des Staats unumgängli nöthig iſt.

Schmerzen machen oder Güter rauben, blos u den Verbrecher zu quälen, bloß um ihn die Strenge der Geſeze fühlen zu laſſen, blos um gleichſa die Rache an ihm zu kühlen, — gehört auf kei Weiſe zu den Befugniſſen des Staats. Willkühr lich aufgelegte Strafen, ohne Rückſicht auf unumgängliche Nothwendigkeit für das Wohl und di Sicherheit des Staats, ſind ſchändlicher Deſpotimus — — O wer den Fürſten und Richtern, welc dagegen handeln, das einprägen könnte!

Des Richters einziges Ziel iſt Sicherheit. — Was daher zweckmäßig angewandten Strafen unumgänglich erfodert, daß er an dem Verbrecher vollzogen werde, das iſt die rechtmäßige Strafe, di der Verbrecher verdient hat, und die der Regen aufzulegen Macht hat. Ein Regent oder Richter der mehr thut, iſt ein Tyrann, und Geſeze, di mehr Strafe auflegen, ſind barbariſche Geſeze, gegen welche ſich die ganze bürgerliche Geſellſchaft ve einigen ſollte, ſie abzuſchaffen.

Nach dieſen Grundſäzen läßt ſich die Materie von dem Strafrecht des Staats entwikeln. Wenn Sicherheit ſein Zwek und ſeine Gränze iſt, ſo giebt es folgende zwey Mittelzweke, auf die er zu ſehen hat. Entweder der Zwek der Sicherheit wird erreicht durch die Beſſerung, oder durch die Entwafnung des Verbrechers. Wenn wir alſo ſagen: Der Staat habe kein weiteres Recht, ſich an dem Verbrecher zu vergreifen, als ſo weit es die Sicherheit erfodert, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn wir ſagten: der Staat darf keine Strafe auflegen, als welche entweder den Verbrecher beſſert, oder, wenn er unverbeſſerlich ſeyn ſollte, entwafnet.

Und nun bitte ich meine Leſer, aufmerkſam die Mittel zu bedenken, durch welche der Staat entweder Beſſerung oder Entwafnung zu bewirken hat. Ich frage zuerſt, wie ſoll der Staat Beſſerung bewirken?

Durch Schmerzen, die er dem Verbrecher zufügt, iſt die gewöhnliche Antwort. Aber ich frage hier erſtlich, was ſoll der Schmerz? Soll er Reue erzeugen? Ich denke nicht. Wahre Reue wird nie bewirkt, wenn ein anderer mich quählt. Ich werde eher erbittert. Der Schmerz ſoll blos dazu dienen, daß er den Verbrecher fürs Künftige abſchreke. Gut: aber eben hier muß der Geſezgeber und Richter zuvörderſt an zwey Regeln erinnert werden, welche er

zu beobachten hat: Erſtlich, daß er nicht muthwi
lig mehr Schmerz mache, als zu dieſem Zwek n
thig iſt, und zweytens: daß er deshalb auf d
perſönliche Beſchaffenheit des Verbrechers ſelb
Rükſicht nehme und den Grad ſeiner Empfindlich
keit beurtheile, um das Mittel zum Schmerzmache
darnach zu wählen.

Das vergeſſen leider unſre Rechtspfleger all
und handeln daher ſo oft unmenſchlich!

Es iſt augenſcheinlich unvernünftig, durch G
ſeze einerley Mittel zu verordnen, durch welche ma
den Schmerz des Verbrechers beabſichtet. Den
dadurch wird faſt immer die Strafe entweder z
hart oder zu gelind, folglich zwekwidrig oder grau
ſam. Man nehme z. B. das Mittel der Schläg
und denke ſich ein Geſez, welches funfzig Prüg
für ein gewiſſes Verbrechen verordnet. Wird e
nicht wahre Barbarey ſeyn, wenn dieſe funfzig Prü
gel einem alten ſchwachen Manne, oder einem Men
ſchen von zarten Gliedmaſſen oder ſchwacher Bruſ
oder einem Kinde zuerkannt werden? Und wird e
nicht im Gegentheil mit den Geſezen geſpielt heiſſen
und aller Zweck der Strafe verlohren gehn, wen
man einen Menſchen damit abfertigen wollte, we
cher einen ſo abgehärteten Körper hat, daß er gege
weit größere Martern unempfindlich iſt? Wir
dieſer nicht der Strafe ſpotten, indeß jene verzwei

ſeln i

ſeyn? Man ſetze die Strafe der Geldbuße, und lege ſie dem armen Vater vieler Kinder auf, ſo wird ſie tyranniſch ſeyn, und hingegen bey einem Reichen Hohnlachen erwecken, ſtatt ihn zu beſſern. Man denke ſich die Strafe der Schande. Wird einem Manne von Gefühl, der bey der Nation durch Talente und Verdienſte in Achtung ſteht, z. B. der Pranger, nicht hundertfache Qual ſeyn, welche ihn zur Verzweiflung bringt, und wird ſie nicht gegenſeitig an einem gemeinen Menſchen, welcher Ehre und Schande wenig oder gar nicht empfindet, ohne alle Wirkung bleiben?

Bey Gott! es ſind unweiſe Geſetze, welche für alle Menſchen gleiche Strafen beſtimmen. Und alle Richter ſind Unmenſchen, welche mit kaltem Blute die geſezliche Strafe auflegen, ohne je nach dem Grad des Schmerzens zu fragen, den ſie verurſacht. — Wer Vernunft und Menſchengefühl hat, wird einſehn, daß die Strafe jedesmal nach dem Grade der Empfindlichkeit gewählt werden muß, welchen man bey dem Verbrecher findet: ſonſt wird ſie entweder nicht beſſern, wenn der Verbrecher ſie nicht genug fühlt, oder ſie wird in Unmenſchlichkeit ausarten, wenn ſie den Geſtraften zur Verzweiflung bringt, und mehr Schmerz ihm verurſacht, als der Zwek der Strafe erfodert.

Und ſieht man gleichwohl nicht alle Tage ſolche harte Verfahrungsarten? Was iſts z. B. für Strafe, wenn ein gemeiner Kerl mit dem robuſteſtem Körper einige Wochen in ein Gefängniß geworfen wird, wo er von unverdientem Brod lebt und bey Müſſiggang ſich wohl befindet und ſich einmal recht ſatt ſchläft? Und gegenſeitig, wenn man einen kranken und ſchwachen Gelehrten Monate, ja Jahre lang im Kerker ſchmachten ließe, und ihm Geiſteskräfte und Geſundheit zerſtöhrte?

Doch ich hoffe mit Leſern von geſundem Gefühl ganz darüber einig zu ſeyn, daß der Richter — (da bey keinem Verbrechen zur Sicherheit des Staats mehr erheiſcht wird, als daß man den Verbrecher zu beſſern und durch einen Schmerz von künftigen ähnlichen Vergehungen abzuſchreken ſuche,) – ſchlechterdings verbunden ſey, das Mittel, wodurch er dieſen Schmerz hervorbringt, nach den individuellen Beſchaffenheiten des Verbrechens einzurichten, damit es nicht mehr Schmerz mache, als der Zwek erfodert, und auch nicht weniger, als zu deſſen Erreichung nöthig iſt. Wir wollen alſo nur den Fall unterſuchen, wenn der Verbrecher unverbeſſerlich und gegentheils ſo bösartig und verdorben ſeyn ſollte, daß der Staat anders nicht Sicherheit haben kann, als wenn er ihn entwafnet, d. i. ſein Vermögen zu ſchaden gänzlich zernichtet.

Und meines Erachtens darf die Entwafnung eines böſen Menſchen zur Sicherheit des Staats anders nicht, als durch Beraubung der Freyheit geſchehn.

Wie? Anders nicht? Nie durch Hinrichtung? Nie durch Lebensſtrafe? Auch bey dem größten Verbrechen nicht? — Man vergebe mir dieſe philoſophiſche Ketzerey. Nach meiner Ueberzeugung ſind Todesſtrafen widerrechtlich. Denn ich mag nachdenken, wie ich will, ſo kan ich keinen Grund finden, welcher dem Regenten oder Staat das Recht über Leben und Tod ertheilte, welches lediglich ein Majeſtätsrecht des Schöpfers iſt. Mein Daſeyn iſt unmittelbar von Gott, und kein Sterblicher hat ein Recht, außer dem Fall der Nothwehr, es mir zu nehmen, ſolange Gott mir es laſſen will: und mit poſitiven Gründen — laß ich mich, als Philoſoph, nicht widerlegen.

Sollte aber, könnte man einwenden, nie der Fall der Nothwehr auch beym Staat eintreten? Ich ſage, nie. Der Staat kann ſich immer Sicherheit ſchaffen, ohne zu morden. Oder man müßte mir beweiſen können, daß der Zwek der bürgerlichen Strafen ein anderer wäre, als Sicherheit. Iſt Sicherheit der Zwek, ſo bleibt Beraubung der Freyheit das hinreichende Mittel, den

Zwek zu erreichen und den Staat vor unverbeſſerlichen Menſchen in Sicherheit zu ſezen.

Aber woran ſoll man den unverbeſſerlichen Menſchen erkennen?

Mich deucht, es bedarf hier keiner ängſtlichen Unterſuchung *) Wenn ich mich näher über die Art der Strafe, welche ich Beraubung der Freyheit nenne, werde erklärt haben: ſo wird es ſich leicht ergeben

---

*) Hier fragt der Anmerker beſtürzt: „bey dem entſezlichſten Urtheile über einen Menſchen, dem Urtheile der Unverbeſſerlichkeit, keiner ängſtlichen Unterſuchung? — Gott bewahre uns, daß dieſer Gedanke in die Seele keines Fürſten, keines Miniſters, keines Richters kommt! Wahrlich! die Verbrecherſtadt ſollte, Troz der Baſtillen, Vincennen, Pierre en Lue, Margarethen-inſeln, und wie die Dinger weiter heiſſen, bevölkert werden! Wen könte ein Richelieu, ein Louvois, eine Maintenon, eine Pompadour nicht alles unter die gleich folgende dritte Klaſſe des Verfaſſers bringen?" Wie ſchielend das alles! Iſt hier dann von Baſtillen, Vincennen ꝛc. die Rede? Beſchreibt der Herr Verfaſſer nicht die Beraubung der Freyheit ganz anders? Und hebt er denn, wenn er ängſtliche d. h. alzuſubtile und nie zu Ende kommende Unterſuchung unnöthig findet, eine gewiſſenhafte und gründliche auf? Wahrhaftig es verräth einen ſonderbaren Dünkel, wenn man Männer mit ſolchen Noten ſchulmeiſtert und in den Leſern die Eindrücke der Wahrheit zerſtöhrt.

ben, daß bey dieſem Punkt kein wichtiger Irrthum möglich iſt. — Gewiſſe Arten von Menſchen, z. B. Diebe, ſind es ſchon durch die allgemeine Erfahrung. Denn man hat noch keinen Menſchen gefunden, der das Stehlen gelaſſen hätte, wenn er's einmal begonnen hatte. Auſſer dieſen giebt's eine Klaſſe von Leuten, welche das allgemeine Gerücht kenntlich macht, indem man von Jugend auf ſie als freche, liebloſe, unbiegſame und ruchloſe Leute kennt, welche dem Staat ſchon, ehe ſie Verbrecher wurden, bedenklich ſeyn mußten. Dazu würde ich eine dritte Klaſſe ſetzen, welche nicht eben notoriſche Böſewichter, aber doch ſolche Menſchen enthält, an denen man ein ſchlechtes Herz gewahr wird, ohne daſſelbe durch Talente und Nuzbarkeit für den Staat vergütet zu ſehn, die alſo ſchon darum keine Schonung verdienen bey ihrem Verbrechen, weil ſie Taugenichtſe ſind.

Aber man erlaube mir nun vor allen Dingen meine Gedanken über jenes Sicherheitsmittel, welches ich Beraubung der Freyheit nenne, beſonders zu eröfnen. Denn ich verſtehe darunter etwas ganz anders, als was man insgemein Gefängnißſtrafe nennt.

Ich halte es für eine wahre Barbarey, einen Menſchen ohne Noth in einen Kerker einzuſperren, und ihn der freyen Luſt, der zu ſeiner Geſundheit nöthigen Bewegung, oder auch des Tageslichts zu berauben, und noch überdieß wohl in Geſtank und Moder verſchmachten und verfaulen zu laſſen.

Aber es könnte ja wohl Menſchen geben, die durch ganz enorme Schandthaten dies Schikſal verdient hätten?

O ihr unphiloſophiſchen Rechtslehrer! Laſſet uns doch die alte Frage nicht wieder hervorſuchen, die wir ſchon beſprochen haben. Vom Verdienen, vom Schuldſeyn an Verbrechen und Unglük, iſt ja für den Philoſophen die Frage nie. Jeder Verbrecher, er ſey ſo groß er wolle, iſt mir, mehr nicht als ein Unglücklicher, und dem Staat, mehr nicht als ein gefährlicher Menſch, vor dem er ſich in Sicherheit ſezen muß. Einmal giebt's keinen andern Zwek, und ſo muß auch kein anders Mittel angewendet werden. — Was hat denn der Regent und der Staat davon, wenn ein Verbrecher, nachdem ſchon der Zwek der Strafe erreicht iſt, auch noch gemartert und Jahrelang gequält und bis zur Verzweiflung gepeinigt wird? Iſt's denn Nuzen oder Vergnügen, wenn ſo ein armer unglüklicher Menſch, der ſchon ſeines höchſten Gutes, ſeiner Freyheit, beraubt iſt, und der noch dazu durch ſein Gewiſſen gemartert wird, noch überdieß in täglichen Schmerzen ſich befinden, und ſeine Tage und Nächte mit

Jammern und Winſeln zubringen und in einem Zuſtande leben muß, der ſchreklicher iſt als ein zehnfacher Tod, und woben der Leidende ſein Daſeyn verflucht? Nein, ihr lieben Staatsmänner, laßt uns menſchlicher werden, und, ſo viel an uns iſt, in unſern Regenten, Geſezgebern und Richtern die Gefühle der Menſchlichkeit immer mehr beleben.

Es iſt entſezlich, wenn ſie, die ihr Volk deſto glüklicher machen, je menſchlicher ſie es machen, ſelbſt Beyſpiele der Unmenſchlichkeit werden und menſchenquälende Schmerzen, ohne Noth, ohne dringende Gründe, ohne einen überwiegenden Nutzen, verurſachen. — Wie muß der Philoſoph lächeln, wenn er unſre Staatsmänner von Menſchlichkeit ſprechen, und ſie mit Abſchaffung der Folter ſich brüſten ſieht, und — die tauſendfachen Martern ſich denkt, welche ihre Eingekerkerten leiden, und unter denen ſie oft lebenslang winſeln und raſen und die grauſamſte Todesart ihnen vorziehen möchten.

Ich würde, wenn ich mich in die Stelle des Regenten denke, verſchiedene Orte im Lande einrichten, wo die Verbrecher, die den Staat unſicher machen, hingebracht werden könnten. Hier würde ich ihnen geſunde Wohnungen, Schlafläger und Koſt geben, wie es ihrem Körperbau, ihrer vorhergegangenen Erziehung und ihrem Stande angemeſſen iſt. Hier würde ich ihnen, (lebenslang verſteht ſich,) ſolche Aufſeher geben, die ſie menſchlich behandeln und ihnen hinlänglichen Genuß der freyen Luft und der Leibesbewegung verſtatten müßten. Hier würde ich ihnen Geſchäfte anweiſen zur Erwerbung ihres Unterhalts, welche mit ihren Fähigkeiten und ihren Kräften übereinſtimmten. Hier würde ich ihnen ſogar Stunden der Erholung verordnen, in denen ſie ihr Daſeyn fühlen und lieben lernten. Und durch dieſe Behandlung würd' ich meinen Zwek, die Sicherheit, erreichen, und zugleich aus dieſen Leuten nutzbare Menſchen machen. Ja, dieſe Behandlung würde für die meiſten das entſcheidendſte Mittel ſeyn, ſie zu beſſern und die Verdorbenheit ihres Karakters zu heilen, welcher bey jetziger Lage der Eingekerkerten täglich verſchlimmert wird.

Aber, noch einen wichtigen Einwurf muß ich zu heben ſuchen. Wie, wenn aus dieſer menſchlichern Behandlung der Verbrecher, Leichtſinn unter dem Volk entſtünde und die Verbrechen ſelbſt dadurch deſto häufiger würden?

Man entſchuldigt gewöhnlich die harten Strafen durch die Unentbehrlichkeit eines abſchrekkenden Beyſpiels. Insbeſondere beruft man ſich auf die augenſcheinliche Nothwendigkeit der Lebensſtrafe bey der Armee. Was ſollte aus einer Armee werden, ſagt man, wenn Ungehorſam gegen das Kommando, wenn Deſertion, u. d. g. nicht auf der Stelle am Leben beſtraft, und der unbändige Haufe gemeiner Soldaten nicht durch harte Behandlung in Furcht gehalten würde?

Das ſcheint nun freylich gerade das furchtbarſte Exempel für mich zu ſeyn. Ich muß daher erſt bey dem Exempel ſelbſt ſtehn bleiben. Im Militair hat Strenge der Strafen unfehlbar den meiſten Schein der Gerechtigkeit. Aber ſollte man nicht auch erwägen, daß unſere, vielleicht in anderer Rükſicht notwendigen, Staatseinrichtungen an dieſer traurigen Nothwendigkeit harter Strafen ſelbſt Schuld ſind? Man ſetze doch nur, daß der Fürſt von ſeiner Armee wie Vater geliebt würde; man ſetze, daß alles ſchlechte Geſindel von der Armee entfernt und lauter ſolche Menſchen in Dienſt genommen würden, welche im Lande anſäſſig wären, und folglich durch Schande, Güterverluſt, und Gefängniß hinlänglich in Furcht gehalten werden könnten; man ſetze drittens, daß die Officiere ſämtlich gebildete Leute wären, welche es verſtünden, den gemeinen Mann zu ziehn, ſich bey ihnen in Achtung und Liebe zu ſetzen, und — welche nicht durch Tyranneyen den Soldaten muthlos, ſtörriſch und zur Rebellion oder Deſertion geneigt machten; endlich, daß für die beſtmöglichſte Verpflegung der Armee ſo geſorgt

ſorgt wäre, daß keinen einzigen die Noth triebe, z ſtehlen, oder andere Exceſſe zu begehn, oder gar davo zu laufen, daß vielmehr jeder ſich beym Dienſte woh befände und folglich nie Urſache hätte, ſich die froh Ausſicht in die Zeiten zu verſcherzen, wo ſeine Kapitulation zu Ende gehen und er, mit der Rükkehr z den Seinigen, Belohnung treuer Dienſte erlange ſoll; — werden bey einer ſolchen Armee noch Todesſtrafen unentbehrlich ſeyn?

Aber nun zum Allgemeinen. Ich bin überzeugt daß der Zwek der Sicherheit es allerdings erfodert daß nicht nur der Verbrecher gebeſſert oder entwaffnet werde, ſondern daß er nun auch durch ſeine Beſtrafung andere warne und abſchrekke. Aber ic ſchmeichle mir dennoch auch hier, Lebensſtrafen ſowohl als alle Arten der unmenſchlichen Behandlungen de Verbrecher als entbehrlich darſtellen zu können. Wenigſtens glaube ich, daß der Staat ſich nicht ehe zu jenen härtern Mitteln entſchließen müßte, un den Zwek des abſchrekkenden Beyſpiels zu erreichen, ſolange noch andere Mittel dazu erdenklic ſind. — Und dieſe will ich im folgenden Abſchnitte auseinander ſetzen.

Aber wir müſſen vorher noch mit wenigen de ſogenannten metaphyſiſchen Imputation oder Zurechnung gedenken. Es iſt begreiflich, daß, ehe de

Richte

Richter die bisher entwikelte moraliſche Zurechnung unterſucht d. h. ehe er nachſieht, wie hart oder mild die Strafe ſeyn müſſe, und in welchem Grade der Verbrecher Strenge oder Schonung verdiene, er vorher wiſſen muß, ob der Verbrecher wirklich Verbrecher iſt d. h. ob er der Thäter ſey, oder ob und wie weit er an der That Antheil habe. Und das nennt man die metaphyſiſche Imputation, oder das Urtheil des Richters, in welchem er entſcheidet, daß dieß der Thäter wirklich ſey.

Bey dieſer Ausmittlung des Thäters iſt es allgemeine Obliegenheit des Regenten, ſolche Geſeze zu geben, welche die von dem Richter anzuſtellenden Unterſuchungen ſo leiten, daß die Verbrechen möglichſt ſicher entdekt werden, ohne daß dabey die Menſchen unnöthig gequählt oder wohl, unſchuldig, zu Geſtändniſſen des zu unterſuchenden Verbrechens verführt oder gezwungen werden. Daraus entſtehen folgende beſondere Verpflichtungen.

1. Daß er nicht Menſchen in Unterſuchung ziehen oder wohl gar mit der Schmach und den Schreken der Verhaftnehmung belegen laſſe, wenn davon nicht ſchon ſolche Indicia vorhanden ſind, welche das Urtheil, daß dieſer Menſch Thäter oder Komplice ſey, zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erheben.

Denn Ehre und Freyheit und ruhiges Wohnen i
ſeinem Eigenthume ſind heilige Güter der Menſch
heit, die ein Fürſt nur im äuſerſten Nothfalle be
einträchtigen ſollte. Es iſt daher himmelſchreyend
wenn Menſchen, die ganz unſchuldig ſind, um de
geringſten Verdachts willen oder wohl gar auf bloß
Anzeige eines feindſeligen Menſchen, aus ihren Woh
nungen herausgeſchlept, und eingekerkert und mi
langwierigen Unterſuchungen gemartert und geäng
ſtet und indes alles Lebensgenuſſes beraubt und i
ihren Geſchäften und Erwerben geſtöhret, auch woh
zulezt noch überdieß zu Bezahlung der Unterſuchungsko
ſten gezwungen werden, ohne die geringſte Genug
thuung zu erhalten *).

2

---

*) Solche Beyſpiele weiß ich in Menge. Vielleich
ſchreibe ich einſt die entſezliche Münzenbergiſche Mord
brennereygeſchichte, die dergleichen enthält. Ic
will hier eines einzigen gedenken. Im lezten Krie
ge gieng ein Officier, den H. D. Lenhard in Qued
linburg ehedem mit Wohlthaten überhäuft, nach
her aber durch Abwehrung ſeiner Zudringlichkeiten
beleidigt hatte, racheſchnaubend zum General
v. Saltern, und gab den D. Lenhard an, daß
er kaiſerlicher Spion ſey und alle Stunden einen
Dukaten dafür zu verzehren habe. Auf dieſe an
ſich ſelbſt abgeſchmakte Angabe eines von Wohl
thaten lebenden Menſchen ward der rechtſchafne
Arzt plözlich aus dem Schooße ſeiner Familie ge
riſen, und nach Magdeburg auf die Cidatelle ge

ſchleppt.

2. Sind Indicia genug vorhanden, um eine Unterſuchung zu verhängen, und den Verdachtigen zu inhaftiren, ſo muß er, ſolange er nicht überführt iſt, als Unſchuldiger behandelt und folglich nicht nur höchſt menſchlich, ſondern auch ſtandesmäſſig im Verhaſte gehalten werden.

3. Und der Regent muß darauf ſehen, daß ſolche Unterſuchungen ſo ſchleunig als möglich und nicht nach der Bequemlichkeit und Laune der Inquiſitoren betrieben werden. Denn es iſt ſchändlich und grauſam, einen ſolchen Unglüklichen (zumal ſo lange es möglich iſt, daß er am Ende nicht überführet würde) oft Wochen und Monate ohne Verhör ſitzen und von Angſt und fürchterlichen Erwartungen martern zu laſſen. Und man hat Beyſpiele genug, daß unſchuldige Menſchen blos darum Geſtändniſſe gethan haben, um nur die unerträglichen Martern der Einkerkerung und die eben ſo unerträglichen Quahlen der abſichtlich ängſtenden und verwirrt machenden Fragen abzukürzen.

4.

ſchleppt. Man räumte in ſeinem Hauſe alle Papiere aus. Man ſtöhrte ſie durch. Man ließ den Mann 14 Tage im Kerker. Man fand nicht eine Spur von Spionerie. Man ſahe klar, daß der Officier aus Rache die Anzeige gemacht hatte. Und — man ſchikte den Unſchuldigen ohne Genugthuung nach Hauſe und ließ den falſchen Denuncianten laufen.

4. Eben ſo heilige Pflicht iſt es bey der Unterſuchung, eben ſo eifrig und ſorgfältig die Unſchuld des Inquiſiten als ſeine Schuld, aufzuſuchen. Und leider iſt das faſt überall gewöhnlich, daß die Inquiſitoren hartherzige Menſchen ſind, die nur gierig alles ausſpähen, was gegen den Inquiſiten zeugen kan, und welche ſelbſt, durch die argliſtigſten Fragen, alle Gedanken aus ſeiner Seele herauspreſſen, die ihn verdächtig machen können: und daß hingegen kein Richter ſich Mühe giebt, gegenſeitige indicia zu entdekken, welche die Unſchuld an den Tag bringen könten. Es iſt ordentlich, als wenn es ihnen eine Luſt wäre, den Inquiſiten ſo ſchuldig als möglich aufſtellen zu können. Gegen ſolche elende Menſchen iſt der Regent ſchuldig Geſeze zu geben, welche ihr Verfahren menſchlicher machen und die Unterſuchung eben ſowohl auf Entdekung der Unſchuld als der Schuld leiten.

5. Zu dem Ende ſollte der Regent jeden Inquiſiten nicht nur frey und öffentlich verhören laſſen, und jedem geſtatten ja ſo gar dazu auffodern, daß er das vor Gericht anzeige, was ihm zur Entdekung der Unſchuld oder Minderung des Verdachts bekannt iſt: ſondern auch dem Inquiſiten ſelbſt, jederman zu ſehen und zu ſprechen, erlauben, von dem er etwa Beweiſe ſeiner Unſchuld verlangen wollte.

6. Kurz alles Verfahren bey Unterſuchungen müſte nach den Geſezen der Natur und der Menſchlichkeit auf den Grundſaz gerichtet werden: daß es beſſer ſey, zehn Schuldige unentdekt zu laſſen als einen Unſchuldigen zu verdammen. — Dieſer menſchliche Grundſaz wird alle ſeine Bedenklichkeiten verlieren, wenn man den folgenden Abſchnitt geleſen haben wird.

9.

Sicherung des Staats durch Verhütung der Verbrechen.

Ich habe ſchon oben (S. VII, 7.) hinlänglich gezeigt, daß alle grauſame Strafen überhaupt und eben ſo wenig Todesſtrafen inſonderheit auf keine Weiſe zureichende Mittel ſind, die Menſchen von Verbrechen abzuſchreken. Es iſt alſo höchſt nöthig beſſere Maasregeln aufzuſuchen, durch welche der Fürſt Verbrechen zu verhüten, und die Geſellſchaft, der er vorſteht, dafür zu ſichern verpflichtet iſt. Folgende lehrt die Natur und Vernunft, und — beſtätigt die Erfahrung.

1. Das erſte, was überall vorangehen muß, ehe die übrigen Maasregeln für das Wohl der Menſchheit wirkſam ſeyn können, iſt die Geſezgebung und hier inſonderheit die Minderung der Geſeze. Und nun beziehe ich mich auf das, was ich bereits oben

(S. III. 7. C. und IX. 1. d.) davon geſagt habe. Es iſt augenſcheinlich, daß die Menge der Verbrechen in einem Staate mit der Menge der Geſeze gleiche Schritte halten müſſe. Je zahlloſer die Gebote und Verbote ſind, deſto zahlloſer werden und müſſen die Fälle ſeyn, wo das Gebotene nicht befolgt, und die Verbote übertreten werden. Denn Geſeze ſind doch immer Einſchränkungen der menſchlichen Freyheit und haben alſo ſchon einen natürlichen Widerſtand in der menſchlichen Natur. Wenn nun alſo ein Geſezgeber dieſe Einſchränkungen übermäſſig häuft und Geſeze giebt, die alle augenblicke und bey allen Arten der menſchlichen Geſchäfte bald etwas befehlen, bald etwas unterſagen, ſo mehrt er ja muthwillig dieſen Widerſtand und folglich auch die Zahl der Verbrechen. Und iſts dann Wunder, wenn unter Millionen Unterthanen, die in Millionen Kolliſionen mit den Geſezen kommen, alle Tage Uebertretungen derſelben entſtehen und den Fürſten in die Nothwendigkeit ſezen, zu ſtrafen? — Doch ich bitte noch einmal die angeführten Stellen nachzuleſen, wo ich die Wahrheit deutlich genug geſagt habe, wenn die Fürſten, denen ſie nicht von ſelbſt einleuchtet, ſie nur hören wollen. — Zuverläſſig iſt es, daß in den meiſten Europäiſchen Staaten zwey Drittel Geſeze abgeſchaft werden könten, welche entweder ganz unnüz ſind, oder doch mit billigern und befolgbareren vertauſcht werden ſollten. Dahin gehören beſonders

zwey Klaſſen: einmal die Geſeze, welche unzählba-
e Handlungen dergeſtalt vorſchreiben oder verbieten,
aß eine ganz freywillige und gewiſſenhafte Befol-
gung vorausgeſezt wird, z. B. die unzählbaren Zoll-
und Acciſe-Abgaben und die eben ſo unzählbaren
Handlungen der Acciſebedienten vom Generalinſpek-
or an bis zum geringſten Viſitator hinab: zwey-
ens diejenigen Geſeze, welche die dringendſten Be-
ürfniſſe der Menſchen allzuſehr einſchränken, z. B.
ie ſchweren Impoſtirungen ſolcher Waaren, die
er Menſch ſchlechterdings haben muß und die er
leichwohl, wenn ſeine Einkünfte dürftig ſind, ſich
it Bezahlung des Impoſts nicht erzeugen kan —
erner: die in manchen Ländern noch harten Ein-
chränkungen des Geſchlechtstriebes, welche ſo man-
hen Kindermord erzeugt haben — ferner: die allzu-
eſte Knüpfung des Ehebandes, welches Trennun-
en ſolcher Eheleute verhindert, die Jahre lang in
eindſchaft und Erbitterung leben müſſen und unter
enen zulezt mancher Mord begangen wird, zu wel-
hen die Verzweiflung den einen oder den andern
heil verleitete. — Solcher Geſeze giebts viele.
Wollten die Geſezgeber darauf ihr Augenmerk richten
nd hier Verbeſſerungen machen, ſo würden ſie tau-
end Verbrechen weniger zu beſtrafen haben.

2. Wenn aber ſchon die übermäßige Menge
er Geſeze Verbrechen erzeugte, ſo that es gewiß

auch oft die Unbekantſchaft der Unterthanen mit den Geſezen. Tauſende wiſſen vieles gar nicht, **was** verboten iſt, und ſündigen daher aus Unwiſſenheit. Tauſende wiſſen wenigſtens die Folgen nicht, die ihnen die Uebertretung eines Geſezes zuziehen werde. Und Millionen ſind mit der Abſicht, dem Nuzen und dem Werthe der Geſeze unbekant und übertreten ſie daher, weil ſie ſie haſſen, weil ſie ſie für ungerecht, oder unnüz halten. Und iſts nicht Obliegenheit des Geſezgebers, ſeine Unterthanen mit ſeinen Geſezen bekannt zumachen? (IX. 1. 2.) Warum läßt man nicht das Volk von Jugend auf darinnen unterrichten? Warum macht man nicht eine Sammlung der allgemein wiſſenswürdigen Geſeze und braucht ſie in den Trivialſchulen zum Leſebuch? Wäre es nicht vernünftiger, die Kinder buchſtabirten und läſen die Geſeze, als daß ſie „der Affe gar poſſirlich, iſt ꝛc." buchſtabiren und leſen lernten? Warum hält man die Volkslehrer nicht an, das Volk mit dem Geiſte der Geſeze und deren Heilſamkeit überhaupt und mit den Zwecken und Vortheilen jedes Geſezes inſonderheit vertraut, zu machen? Wäre eine Predigt über die Billigkeit und den Nuzen eines Landgeſezes nicht ſchicklicher, nuzbarer, moraliſcher — als eine Predigt über die Himmel- oder Höllenfarth Chriſti, oder ähnliche? — Wahrhaftig eine Nation müßte eine ganz andere Geſtalt, die Geſeze eine ganz neue Würde und der Gehorſam gegen dieſelben

ſelben eine ganz eigne Schwungkraft bekommen, wenn die Geſezgeber eine vernünftige Geſezkunde in den Volk- und Kinderunterricht verwebten und die phyſiſche Kraft der Geſeze durch die moraliſche Kraft der Ueberzeugung von ihrem Werth unterſtüzten. — Der Regent mache ſeinen Unterthan mit den Geſezen, mit allen möglichen Folgen ihrer Uebertretung, und mit dem Nuzen ihrer Befolgung hinlänglich bekant, ſo wird die Zahl der Verbrecher von ſelbſt geringer werden.

3. Aber eben ſo gerecht iſt auch noch eine dritte Foderung an die Geſezgeber, daß ſie alle die Verbrechen aus der Zahl der Verbrechen ausſtreichen laſſen ſollten, welche gar keine Verbrechen ſind. Iſt es nicht ſcheuslich, daß noch bis jezt in manchen Staaten Kezerey und laute Verwerfung poſitiver Religionsſäze als ein Verbrechen beſtraft wird? Iſt es nicht abentheuerlich, auſſerehlige Befriedigung des Geſchlechtstriebes mit Kirchenbuſſe und lauter Schande zu brandmarken? Iſt es nicht himmelſchreyend, freymüthige und beſcheidene Urtheile der Unterthanen über Perſonen und Verordnungen des Staats für Verbrechen anzuſehn und zu beſtrafen? Und wie groß könte dieſe Liſte noch gemacht werden, wenn man in alle Branchen der civil — militär und kirchlichen Geſezgebung ſich einlaſſen wollte?

4. Ein viertes ſicheres und unentbehrlic
Mittel, Verbrechen zu verhüten und den St
für Verbrechen zu ſichern, wäre — Aufſicht üb
Perſonen, welche zu Verbrechen inkliniren u
zeitige Entwafnung derſelben. Die Ausübung d
ſes Mittels würde dreyerley Maasregeln erfoder
Erſtlich müßte der Geſezgeber verordnen, daß
allen öffentlichen Orten und beſonders in Wirth
häuſern bey jedem erſten Keime des Zanks die ſchle
nigſte Darzwiſchenkunft verordneter Friedensri
ter möglich gemacht und jeder Wirth, bey Verl
ſeiner Schankgerechtigkeit angehalten würde, dieſ
ben herbeyzurufen, ſobald, vornehmlich, we
Betrunkene ſich gegenwärtig befänden, nur eini
Schein da wäre, daß Schlägerey entſtehen kön
Zweitens müßte jede Ortsobrigkeit bey ſchwe
Strafe und Selbſthaftung, verpflichtet werd
auf alle die Menſchen ein wachſames Auge zu hab
und von ihnen hohen Orts frühzeitige Anzeige
thun, welche ſich auf dem Wege befinden, Verb
cher zu werden: z. B. Eheleute, zumal unter d
rohen Pöbel, die ſich täglich raufen und ſchlag
und unter denen es gar leicht am Ende, wenn
Leidenſchaft ſteigt, und ein unglüklicher Stoß da
komt, Mordthaten entſtehen: damit man in Zeit
ſie trennen könte: oder — Perſonen, die fremde G
der in ihrer Verwahrung haben und notoriſch prä
tiger und verſchwenderiſcher leben und wirthſchaft

als es ihr eignes Vermögen geſtattet: damit man ihnen in Zeiten dieſe Gelder abnehmen könte: oder — Menſchen, beſonders unter dem rohen Pöbel, die dem Trunk ergeben und dabey bekante Zänker und Raufer ſind und überall gleich mit mörderiſchen Waffen auf alles losgehen, was ſich ihnen widerſetzen will: damit man ſolche wilde Menſchen und Rebellen, Bramarbaſſe — in die öffentlichen Arbeitshäuſer bringen und den Staat von der Gefahr befreyen: oder — melancholiſche: damit man ſie unter Aufſicht nehmen könte. Endlich drittens müßten die Regenten gegen Tyranniſirungen der Unterthanen wachſamer ſeyn und es beſſer als bisher verhindern, daß nicht der arme Unterthan ganz zur Verzweiflung gebracht und, durch Verzweiflung, zu groben Vergehungen hingeriſſen werde. Ich mag hierüber kein Exempel geben. Aber das Herz blutet mir, wenn ich an die denke, die mir bekant ſind und auf die folgere, die mir unbekannt geblieben ſind. Wie viel ſolche traurige Fälle gibt es beſonders unter den gemeinen Soldaten, die durch Strapazen, Armuth, Sklaverey — ſchon ohnehin ihre Duldkraft erſchöpfen müſſen und dabey noch oft durch barbariſche Behandlungen eines unmenſchlichen Kapitains oder Lieutenants vollends bis zur Deſperation gebracht werden, die um ſo viel ſchrecklicher ſeyn muß, weil dieſe Menſchen nicht Freyheit haben, ſich gegen ihre

Tiger zu beklagen und dem Regenten die ausgeſtandenen Tyranniſirungen zu berichten.

5. Ein fünftes und äuſerſt wichtiges und weitgreifendes Mittel iſt die möglichſte Minderung des Luxus. Die tägliche Erfahrung beſtätigt es, daß die meiſten Betrügereyen, Defraudationen, Kaſſendefekte, und alle Arten der Spizbüberey unter Vornehmen und Bürgern aus dieſer Quelle flieſſen. Der Luxus iſt zu groß. Alles will gut, bequem, vornehm, ſplendid leben. Einer wills dem andern nachthun. Die Penſionen der Bedienten, die Einkünfte der Beamten, das Verdienſt des Bürgers reicht nicht zu. Daraus entſtehen erſt Schulden. Dann häufen ſich die Verlegenheiten. Der Mangel nimmt überhand. Die Verzweiflung macht erfinderiſch. — Wer anders als der Fürſt kan und ſoll dieſem Uebel Einhalt thun? — Ich will einige Mittel dazu anzeigen. Das vornehmſte iſt, das Beyſpiel des Fürſten. Man ſehe Friedrich den Großen in ſeiner häuſlichen Wirthſchaft. Sein Land trug etliche zwanzig Millionen und er verthat für ſich ſelbſt kaum 200000 Thaler. Wie mächtig muß ein ſolches Beyſpiel wirken: zumal wenn zweytens Aufſicht dazu kommt: wenn der Fürſt Perſonen, welche den Luxus übertreiben, bemerkt, ihnen Warnungen, Zeichen der Misbilligung u. ſ. w. gibt. Es bleibt nie ohne Eindruk. Man ſeze drittens, Erſchwerungen des

Luxus hinzu, durch wohlüberlegte hohe Impoſtirung der Dinge, die zum Luxus gehören, z. B. der Spielkarten, der feinen Weine, der ausländiſchen feinen und goldnen Waaren und Edelſteine, der Equipagen, der Bedientenzahl, der Palläſte, der Luſtgärten u. ſ. w.

6. Ganz entſcheidend würde ſechſtens die Verſorgung aller Brodloſen und Müſſigen wirken, davon wir oben (IX. 3.) bereits geredet haben. Denn unter dieſen Menſchen finden ſich, der Erfahrung nach, die meiſten Verbrecher, und vornehmlich die, welche bisher den Staat in die Verlegenheit geſezt haben, durch Hinrichtungen oder ſchreckliche Einkerkerungen der Menſchheit Schande zu machen. Würde der Regent dahin ſehen, daß kein müſſiger und brodloſer Menſch geduldet, ſondern ſogleich aufgegriffen, und mit Arbeit und Unterhalt verſorgt würde, ſo iſt es ſo gewiß als 2 mal 2 vier iſt, daß wir keine Räder und Galgen mehr nöthig haben würden: Zumal —

7. Wenn der Regent für eine beſſere Volksbildung und Verſtärkung moraliſcher Kräfte ſorgen wollte. Ich habe die Nothwendigkeit dieſes Mittels bereits erwieſen (S. III. 7. G. II.) und von der Ausführung deſſelben ſoll unten (IX. 12.) beſonders gehandelt werden.

Wer dieſe Mittel überdenkt, und zumal ihre vereinigte Wirkungskraft ſich vorſtellt, der wird mit mir ſich überzeugt fühlen, daß der Regent es ganz in ſeiner Gewalt hat, die Verbrechen zu verhüten, Gut und Leben und Ruhe der Unterthanen vor Verbrechern zu ſichern und ſo — jener unmenſchlichen Strafarten, die man bisher durch die Nothwendigkeit abſchreckender Exempel entſchuldigt hatte, gänzlich überhoben zu ſeyn. Und iſt dieß einmal möglich: — kan der Regent wirklich die groben Verbrechen verhüten und den Staat vor ihnen ſichern, ſo iſt er offenbar ſchuldig, es zu thun, und es gehört zu den natürlichen Rechten der Unterthanen, die Verbannung aller Todesſtrafen und aller Zerſtöhrungen der Rechte der Menſchheit von ſeinem Fürſten zu fodern.

10.

Weiſe und gerechte Vertheilung und Anwendung der Abgaben und Dienſte.

Daß Abgaben und Dienſte in einem Staate nothwendig ſind und daß alſo jeder Staatsbürger verbunden iſt, ſich dieſer gemeinſchaftlichen Laſt zu unterziehn, iſt oben (VII, 3.) bereits ſattſam bewieſen worden. Wir haben daher nur noch die Gränzen zu unterſuchen, welche Gott und die Natur dem Rechte des Regenten, Abgaben und Dienſte zu fodern, geſezt hat, und deren heilige Beobachtung die Unterthanen zu fodern Befugniß haben.

Die erſte Gränzlinie iſt: die Abgaben und Dienſte dürfen nicht die Rechte der Menſchheit beeinträchtigen, weil die Rechte der Menſchheit über die Rechte der Nation folglich noch vielmehr über die Fürſtenrechte erhaben ſind. Sie ſtreiten aber alsdenn mit den Rechten der Menſchheit, wenn ſie überhaupt ſo drükend und laſtend ſind, daß die Unterthanen oder eine Klaſſe derſelben die zum Leben und Genuß ihres Daſeyns unentbehrlichen Dinge ſich nicht mehr erzeugen kan, oder wenn ſie speciell dieſe Dinge vertheuren und ihre Anſchaffung bey einem gewiſſen Grade von Armuth unmöglich machen. Ein Fürſt, der ſolche oder ſo viel Abgaben und Dienſte fodert, daß das Volk (wie z. B. in Frankreich) ſchlechterdings ausgeſogen wird, daß es die allgemeinſten Bedürfniſſe ſich nicht mehr oder nur mit Angſt und übermenſchlichen Arbeiten erzeugen kan, daß der gemeine Mann inſonderheit durchaus zu nichts kommen und bey dem größten Fleiſſe nichts mehr erübrigen und zu einer Art von häußlichen Wohlſtande gelangen kann, daß ihm nichts als Kummerbrod bey ängſtlichen Sorgen und erſchöpfenden Arbeiten in der Welt zu hoffen bleibt — ein ſolcher Fürſt verdient es, daß die Nation ihn, wenn Vorſtellungen nicht helfen, ſeiner Regentſchaft

ſchaft unwerth und verluſtig erklärt. Denn es iſt augenſcheinlich, daß nie ein Regent (ich will die Zeiten verderblicher Kriege ausnehmen) in den Fall kommen kann, wo er ſich zu ſo laſtenden und drückenden Abgaben und Dienſten gezwungen ſähe: daß vielmehr jedes Volk die nothwendigen Abgaben ohne alle Beſchwerlichkeit aufbringen und ſich dabey wohl befinden könte, wenn die Fürſten jene unnüzen Abgaben und Dienſte abſchaften, welche übermäſſiger Hofſtaat und Schwelgerey, ungeheure Penſionen müſſiger Opernſänger, Maitreſſen, und anderer Favoriten, überflüſſiges Militair, und viele andere ähnliche Gegenſtände bisher erheiſchten, und die man vom Schweiſſe der armen Unterthanen erpreßte, indes mancher brave Schulmann und ſo manche andere nuzbare Mitglieder des Staats, welche auf die Unterſtüzung des Regenten Anſprüche hatten, darben und in Armuth ſchmachten mußten.

Die zweyte Gränze iſt, theils der ausdrückliche Wille der Nation und der Stände oder ähnlicher Repräſentanten derſelben, theils die alten Verfaſſungen und Geſeze des Staats. Denn da die Nation über den Fürſten iſt, ſo iſt er verbunden, ſein Recht, Abgaben und Dienſte auszuſchreiben, nicht weiter auszudehnen, als es mit dem Willen der Nation übereinſtimmt. Hat alſo die Nation entweder

weder 1) das Selbſtbeſchazungsrecht, ſo darf der Regent keine andern Abgaben und Dienſte fodern und beytreiben, als welche die Nation durch ihre Repräſentanten bewilliget: wie das in England der Fall iſt. Oder hat ſie 2) gewiſſe veſtſtehende und bey dem Regierungsantritt der Fürſten vorgelegte Reglements, nach denen die Abgaben und Dienſte beſtimmt werden müſſen, ſo muß der Fürſt ſich an dieſe halten. Sollte endlich 3) der Fall eintreten, daß die Nation, auch wenn keine alten Geſeze vorhanden ſind, gegen gewiſſe allzudrückende Verordnungen der Fürſten im Betref der Abgaben und Dienſte, Vorſtellungen thäte und deren Abſchaffung oder Aenderung verlangte, ſo iſt der Fürſt ſchuldig, dieſe Vorſtellungen zu hören, und wenn ſie gegründet ſind, ihnen abzuhelfen.

Endlich die dritte Gränzlinie zieht den Regenten das Recht der Gleichheit. (S. III, 6.) Und dieſes Recht erheiſcht zweyerley. Nemlich die Unterthanen ſind erſtlich befugt, von ihrem Landesherrn zu fodern, daß kein Mitglied des Staats von Abgaben und Dienſten ausgeſchloſſen werde: daß alle Civil- und Militärbedienten, daß alle Geiſtlichen — ſo gut wie der Bürger und der Bauer die allgemeinen Laſten des Staats mit tragen helfen: zweytens — daß Abgaben und Dienſte nach der vollkommenſten Proportion vertheilt werden. Dieſes leztere verdient, ſeiner Wichtigkeit halber, eine eigne Entwikelung.

Worauf kommt es an, daß bey Vertheilung der Abgaben Proportion ſey? Ich antworte, im allgemeinen auf das Verhältniß der Abgaben gegen den wahren Beſizſtand. Und daraus entſteht ſogleich wieder eine neue Frage, wornach der wahre Beſizſtand zu beurtheilen und wie er herauszubringen ſey? Dieß ſcheint die meiſte Schwierigkeit zu haben, weil man ohnmöglich den wahren Beſizſtand des Unterthanen nach der bloſſen Summe der Häuſer, Aeker, kurz, ſeiner Grundſtüke meſſen darf. Denn es giebt auſſer dieſem notoriſchen Beſizſtande noch unbekante und minder meßbare Güter der Unterthanen. Und oft ſind die allerreichſten Perſonen gerade die nicht, welche Grundſtüke beſizen. Indeſſen lieſſe ſich doch auch dieſes aufs reine bringen, wenn man bey jeder Art der unbekanten Güter den gehörigen Weg zur Entdekung einſchlagen wollte. Wir finden nehmlich hier viererley Klaſſen. In die erſte gehören die Beſizer der Kapitalien und dieſe dürften durch das bloſſe Geſez, daß alle ausſtehende Kapitalien dem Staate angezeigt werden müßten, gar leicht zu entdeken ſeyn, ſofern der Geſezgeber die Drohung hinzufügen wollte, daß der Creditor jedes Kapitals verluſtig ſeyn ſollte, welches er verſchwiege, und daß es der Debitor nicht zu bezahlen ſchul-

chuldig ſeyn ſolle, wenn es nicht in den öffentlichen
Regiſtern eingeſchrieben ſtehe. In die zweyte ſeze
ch die Kaufleute, die ihre Kapitalien in den Waa-
en ſtecken haben und ſonach am verborgenſten zu
eyn ſcheinen, und dieſe wären lediglich nach der
Menge ihrer Konſumtion zu beurtheilen, indem man
ie anhielte, alle ihre Waaren (Tücher, Weine oder
vie ſie Nahmen haben) bey der Ankunft anzugeben:
ls wornach die jährliche Gröſſe ihres Gewinns ge-
neſſen werden könte. Eine dritte Klaſſe machen
ie Penſionirten aus, welche von Beſoldungen le-
en, und die alſo am ſicherſten auf jährliche Procen-
e geſezt werden könten. Zu einer vierten Klaſſe ge-
ören die blos arbeitenden Unterthanen, Handwer-
er, Fabrikanten u. ſ. w. die von den Produkten
hrer Hände und ihres Kopfes leben: und dieſe wären
denfalls nach der Zahl ihrer Geſellen zu tariren: weil
s ganz klar zu ſeyn ſcheint, daß ein Mann in dem
Maaße gewinnt, in welchem viel oder wenig Hände
nit ihm geſchäftig ſind.

Aber wenn man ſo den Beſizſtand der Staats-
ürger berechnet hätte, ſo würde man noch immer
icht ganz aufs reine ſeyn. Denn es fällt in die
ugen, daß der wahre Beſizſtand nicht blos nach
em beurtheilt werden muß, was ein Menſch jähr-
ch (an Zinſen oder Verdienſt oder Penſion ꝛc.)
nnimt, ſondern zugleich nach dem, was er jährlich
wieder

wieder ausgeben muß. Hier treten also offenbar verſchiedene Rükſichten ein. Die erſte betrift den Stand des Mannes. Denn es iſt natürlich, daß ein Mann, der 10000 Kapital hat, wenn er von hohem Stande iſt, weniger wahren Beſizſtand hat, als ein anderer, der auch 10000 Thaler Kapital hat und z. B. ein gemeiner Handwerksmann iſt. Die zweyte Rükſicht müßte man auf die Gröſſe des Vermögens nehmen. Denn ſind es Kapitalien, von deren Zinſen der Beſizer lebt, ſo iſt es bekannt, daß kleine Kapitale mehr tragen als groſſe, und daß ein Mann von mehr als 100000 Thalern froh iſt, wenn er es auf drey Procent bringen kan, wenn ein Mann, der wenige Tauſende beſizt, eher im Stande iſt, ſich fünfe und mehr zu erzeugen. Sind es im Gegentheil Kapitale, die in einer Handlung wuchern, da gibt die ſteigende Gröſſe auch ſteigenden Gewinn. Sind es endlich bare Einkünfte, ſo iſt es begreiflich daß ein Mann von groſſen Einkünften mehr Procente abgeben kan, als ein Mann von kleinen Einkünften. Endlich die dritte und hauptſächlichſte Rükſicht wäre auf die Zahl der Kinder zu nehmen. Ein Mann von 1000 Thaler Einkünften, der als Hageſtolz lebt, könte und ſollte dem Staate volle 2 bis 300 Thaler abgeben. Ein Mann, der verheirathet iſt, aber ohne Kinder lebt, müßte die Hälfte des Hageſtolzenkontingents erlegen. Sobald aber Kinder kommen, müßte für jedes Kind ein pro-

ortionirter Erlaß veſtgeſezt werden. Und dieſes
Verfahren, durch welches Kindermenge im Staate
ine ſo anſehnliche Rükſicht erhielte, würde ganz un-
usſprechlich heilſame Wirkungen thun und die Ehen
ornehmlich häufiger und haltbarer machen, zumal
enn der Regent noch anderweitige Vortheile mit
er Kindermenge verbinden ſollte.

Es verſteht ſich aber bey dem allen von ſelbſt,
aß bey der jährlichen oder, was gewiß rathſamer
äre, weil es die Sache erleichtert) monatlichen oder
ar wöchentlichen Beytreibung dieſer Abgaben, von
em wahren Beſizſtande der Unterthanen, erweißli-
he Unglüksfälle, einen proportionirten Erlaß bewir-
en müßten.

Wenn aber bey dieſer natürlichen und gerech-
en Vertheilung der Abgaben das Bedenken ent-
ünde, daß der Regent ſonach keinen veſten Etat
aben und nie gewiß wiſſen würde, was das Land
ährlich ertrüge und worauf er mit Sicherheit rech-
en könte, ſo antworte ich: daß der Unterſchied von
ar keinem Belang ſeyn dürfte, wenn nach der Na-
ur und der Erfahrung, da, wo ein Unterthan ver-
rmt, ein anderer wieder empor kömt und reich wird,
nd, wo den einen ein Unglücksſchlag trift, andere
n andern Orten wieder zunehmen und ihre Güter
rweitern. Es iſt mit dem Beſizſtande einer Nation,

wie mit dem Ocean. Es iſt im Ganzen immer daſſelbe Waſſer da, wenn gleich Ebbe und Fluth den Ort des Waſſers ſcheinbar verändern.

Und ſo bleibt es gewiß unumſtößliches Naturgeſez, daß die Regenten verbunden ſind, bey ihren Abgaben das Recht der Gleichheit heilig zu halten und ihre Abgaben nach dem wahren Beſizſtande der Unterthanen einzurichten. Und ſie würden auf dieſem Wege gewiß mehr gewinnen als verlieren.

Man vergleiche nur dieſe beſchriebene Art der Abgaben mit der, welche heutzutage durch Impoſtirungen geſchieht. Iſt erſtlich hier wohl die reine Gerechtigkeit, die dort ſo augenſcheinlich iſt? Iſt es nicht ſchon an ſich eine faſt harte Verlezung der Rechte der Menſchheit, wenn der Unterthan keinen Biſſen Eſſen, keinen Tropfen Getränk u. ſ. w. frey genieſſen kan, ohne davon erſt abgegeben zu haben? Treffen zweytens die gewöhnlichen Abgaben von Lebensmitteln und Kleidungsſtüken nicht das gemeine Volk empfindlicher als die Reichen? Erſchweren nicht die gewöhnlichen und faſt zahlloſen Impoſtirungen den Handel? Und doch ſind das die allerkleinſten Uebel, die ſie erzeugen. Man beherzige folgende weit fürchterlichere. a. Die Art der Beſteurung der Unterthanen durch Impoſtirungen vervielfältigen die Geſeze und thun dadurch ſchon einen ungeheuern

Schaden (S. IX, 1.) b. Sie machen jene zahlloſe Menge Bedienten nöthig, welche an allen Orten angeſtellt werden müſſen, dieſe Impoſtirungen zu reguliren und auf die richtige Abtragung der Zoll- und Accisegefälle acht zu haben und gegen Defraudationen zu wachen. Könten dieſe vielen tauſend Inſpektoren, Einnehmer, Viſitatoren u. ſ. w. nicht dem Staate weit nüzlichere Dienſte leiſten? c. ferner, welche Entehrung für die Menſchheit iſt es, und welche Laſt für die Unterthanen, wenn jeder Menſch ſeine Kiſten und Kaſten und ſelbſt ſeine Taſchen durchſuchen laſſen — wenn der Unterthan den Unterthanen ſpioniren und viſitiren muß? d. Man ſeze dazu, daß dieſe Impoſtirungen Millionen Menſchen, die dabey als Officianten gebraucht werden, ganz offenbar und beynahe unvermeidlich zu Meineidigen machen: weil es ſo klar iſt, wie der Tag, daß dieſe Leute entweder Unmenſchen ſeyn und unaufhörlich drauf ausgehen müſſen, ihre Mitmenſchen unglüklich zu machen, oder — den Landesherrn zu betrugen und bald aus Mitleid bald für Geſchenke die Augen zu verſchlieſſen genöthiget ſind. e. Man erwäge, welch eine ſchrekliche Menge Chikanen und Erpreſſungen dadurch möglich und wirklich gemacht werden. f. Man erwäge endlich, wie viel Millionen Unterthanen ihren Unterthaneneid zu brechen und durch Kontrebandirungen ſich entweder ſtraffällig zu machen, oder was ſchlimmer iſt, ihr Gewiſſen gegen Bevortheilungen des Regenten einſchläfern und in Uebertretung der Landesgeſeze leichtſinnig zu ſeyn verleitet werden.

Gewiß verdienen dieſe Vorſtellungen die Aufmerkſamkeit jedes weiſen und tugendhaften Regenten, welcher ſeine Pflichten als Vater des Landes zu erfüllen wünſcht und — wenn er die Rechenſchaft auch nicht fürchtet, die er der Nation ſchuldig iſt — doch einen Gott glaubt, dem er einſt verantwortlich ſeyn wird.

Aber wir müſſen zu den beiden Naturgeſezen, welche aus den bisherigen, (1. Schone deine Unterthanen und überſpanne nicht durch Abgaben und Dienſte ihre Kraft und 2). Beobachte dabey die Rechte der Gleichheit —) noch einige wichtige Punkte hinzuſezen, welche die Dienſte der Unterthanen überhaupt und den Soldatendienſt inſonderheit betreffen.

1. Da die Dienſte der Unterthanen nicht unter alle Unterthanen mit Gleichheit vertheilt werden können, ſondern einige ſie allein verrichten und andere ihres Standes, Alters und anderer Umſtände halber, gänzlich verſchont werden müſſen, ſo ſind die wirklich dienſtthuenden Unterthanen berechtiget, Vergütung ihrer Dienſte zu fodern, welche der Gröſſe und Laſt der Dienſte und der Verſäumniß in eig-

nen Geſchäften, die daher entſteht, angemeſſen iſt, und der Regent iſt ſchuldig, dieſe Vergütung zu leiſten.

2. Eben ſo iſt es Obliegenheit des Regenten auch bey dieſen Dienſten die Rechte der Gleichheit zu beobachten, d. h. unter derjenigen Klaſſe von Unterthanen, welche Stand, Alter und Körperkraft zu Dienſtleiſtungen qualificirt, ſie gleichmäſſig zu vertheilen. Er hat ſonach Urſach auf alle ſeine Unterbedienten ein wachſames Auge zu haben, daß nicht für Geſchenke oder andere Vortheile Begünſtigungen vorgehen und der arme Unterthan gezwungen werde, den Reichen zu übertragen.

3. Es iſt dabey beſondere Obliegenheit des Fürſten auf die Grade der anderweitigen Nuzbarkeit zu ſehen und aus der dienenden Klaſſe der Unterthanen, vornehmlich vom Soldatendienſt, diejenigen zu eximiren, welche entweder als nuzbare Fabrikarbeiter, oder Künſtler, oder Handwerker, oder — als Anbauer der Ländereyen, oder endlich als vorzüglich fähige Köpfe für die Wiſſenſchaften — dem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten können.

4. Bey dem Soldatenweſen aber iſt es eine Hauptpflicht des Landesherrn, diejenigen Menſchen, welche ſoganz aus dem Zirkel ihrer Familie herausge-

riſſen werden, mit Kleidung und Unterhalt ſo zu verſorgen, daß ſie ihres Daſeyns froh werden können und ſich nicht unglüklicher fuhlen müſſen, als andere gemeine Unterthanen im Lande.

5. Hierzu aber iſt nicht blos hinlänglicher Unterhalt erfoderlich; ſondern auch menſchliche Behandlung im Dienſt. Strenge Zucht erfodert freylich der Soldatenſtand, theils wegen der groſſen Gefahr, die dem Staate erwächſt, wenn nicht die allervollkommenſte Ordnung und Subordination unter dem Militair eingeführt wird, theils wegen der gewöhnlichen Rohigkeit der Menſchen, die zu ſolchen Dienſten gebraucht werden. Allein dieſe ſtrenge Zucht iſt bey weitem kein Dekmantel jener Grauſamkeiten und barbariſchen Behandlungen, welche man ſo oft von eben ſo rohen, und unwiſſenden, Officieren an ihren Burſchen verüben ſieht. Es iſt daher Obliegenheit des Regenten, ſich dieſer ihrer Unterthanen, die ihnen und dem Staate ſo wichtige Dienſte leiſten und ihr ganzes Leben dem Vaterlande widmen müſſen, beſſer, als es bisher in manchen Ländern geſchehen iſt, anzunehmen, und für die Erleichterung ihres harten Schikſals Sorge zu tragen. Sie ſollten vor allen Dinge durch ſchärfere Geſeze jenen Unmenſchen entgegen treten, welche den gemeinen Mann wie das Vieh betrachten und ſo mit ihm umgehen, als ob er aller Rechte der

Menſchheit verluſtig wäre. Sie ſollten bedenken, daß es himmelſchreyend iſt, wenn der arme Soldat ſich von manchen Officieren wie einen Hund behandeln, wenn er nie einer freundlichen Zurechtweiſung würdig ſeyn, wenn er ſich für jedes kleinſte und oft unvermeidliche Verſehn unbarmherzig zerprügeln, wenn er oft aus bloſſer Ungedult oder wohl gar aus nachgetragner Rache ſich mishandeln und bis zur Verzweiflung martern laſſen ſoll, und bey allen an ihm verübten Barbareyen nicht einmal klagen und höhere Hülfe ſuchen darf. Sie ſollten die teufliſchen Bedrukungen und Geldſchneydereyen hindern, welche manche Chefs verüben, wenn reiche Bauernſöhne ihren Abſchied ſuchen, wenn Invaliden um ihre Entlaſſung winſeln, wenn alte Soldaten, deren Kapitulation ſchon dreyfach zu Ende war, ſich nach Ruhe ſehnen. Sie ſollten endlich die oft ſchändlichen und grauſamen Methoden unterdrüken und beſtrafen, mit welchen oft Menſchen zum Dienſt geworben und gezwungen werden, an denen die Werbenden kein menſchliches Recht hatten. Sie ſollten vor allen Dingen die ſo natürlichen als billigen Geſeze handhaben, und mit unerbittlicher Strenge deſſen Uebertreter beſtrafen: — a) daß kein Soldat beym Lernen des Dienſtes geprügelt werden dürfte b) daß im Dienſte kein Officier auf der Stelle und nach Willkühr mehr als einige Schläge geben, ſondern, wo härtere Strafe nöthig iſt, gehalten ſeyn müßte, jeden Dienſtfehler anzuzeigen und von andern Officieren den Straffälligen verhören und richten laſſen müßte: c) daß jedem Soldaten vergönnt ſeyn ſolle, ohne Gefahr, ſich bey dem General über Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen zu beklagen: endlich d) daß jeder Soldat die Zeit und Gründe ſeines Rechts zum Abſchiede beym General und nothfällig beym Landesherrn ſelbſt anzuzeigen berechtiget ſeyn ſolle.

Ein Regent, der dieſe natürlichen Geſeze der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen ſeine dienenden Unterthanen vernachläſſiget, handelt nicht nur gewiſſenlos, ſondern er zieht auch ſich ſelbſt und dem Staate die allernachtheiligſten Folgen zu. Denn aus jener unmenſchlichen Behandlung des gemeinen Mannes entſteht ganz allein jene ſo häufige und beſonders im Kriege ſo gefährliche Deſertion. Dieſe barbariſche Behandlung iſt ferner die einzige Urſache, warum der gemeine Soldat oft ſo mismüthig iſt, und warum unter manchen Armeen der Geiſt der Vaterlandsliebe, der Tapferkeit, des Muths in Gefahren, und des freywilligen Dienſteifers faſt erſtorben zu ſeyn ſcheint. Dieſe unnatürliche Behandlung endlich iſt die traurige Veranlaſſung ſo vieler Selbſtmorde, die jezt faſt alle Augenblike unter den Regimentern zum Vorſchein kommen und der Menſchheit Schande machen.

Die Hauptregel, daß der Regent ſeine Unterthanen, die er zu Soldaten beſtimmt, nicht ohne Noth aufopfern und entweder zu unnüzen Kriegen gebrauchen oder bey verwegenen Unternehmungen fruchtlos ſchlachten ſolle — müſſen wir dem Gewiſſen des Landesherrn überlaſſen.

II.

Vermehrung der Nahrungsquellen.

Wenn Reichthum d. h. reichliches vorhanden ſeyn alles deſſen, was zum Unterhalt, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen gehört, eine Vollkommenheit der Geſellſchaft iſt, welche die Glükſeligkeit des Ganzen und der Theile begründet (S. III, 7. B.) ſo iſt der Fürſt verbunden, dieſe Vollkommenheit als ſein Anliegen zu betrachten, und der Unterthan iſt berechtiget von ihm zu fodern, daß er für die Quellen des Unterhalts und aller zum frohen Lebensgenuß erfoderlichen Bedürfniſſe Sorge trage.

Das Augenmerk eines guten Fürſten muß demnach beſtändig darauf gerichtet ſeyn, daß es keinem Unterthanen an Gelegenheit fehle, im Lande zu erwerben und ſeinen häuslichen Wohlſtand, nach dem Maaſſe ſeines Fleiſſes und ſeiner Geſchicklichkeit, zu vervollkommnen. Dazu ſind folgende Stüke nöthig.

1. Der Fürſt muß alles noch unbebaute oder nicht genug angebaute und benuzte Land zu benuzen ſuchen. Er muß es an Unterthanen, die nicht ſattſamen Wirkungskreis ihres Fleiſſes haben und Erweiterung ſuchen (denn zwingen muß er keinen) vertheilen und, wenn nicht Unterthanen genug ſich dazu melden, auswärtige Koloniſten durch anſtändige Mittel herbeyzuziehen trachten. Er muß den Anbau und verbeſſerte Benuzung des Landes durch Vorſchüſſe und andere Vortheile unterſtüzen, und die Induſtrie der Unterthanen auf alle Weiſe ermuntern.

2. Er muß die Produkte des Landes genau kennen lernen, und unterſuchen, welche die beſten, einträglichſten, nuzbarſten ſind, um die Hervorbringung und Verarbeitung derſelben zu begünſtigen. Er muß geſchikte Männer aufſuchen, welche ſein Volk über Erzeugung, Vervollkommnung und Benuzung der Landprodukte gründlich belehren.

3. Er muß Fabriken und Handlung in Flor zu bringen ſuchen. Dazu gehört, a) daß er jedem geſchikten Unterthan, der etwas unternehmen will und kan, was zur Anlegung neuer, oder Vervollkommnung alter Manufakturen und Fabriken gehört, auf alle Weiſe unter die Arme greiſe: b) daß er den Fabriken und dem Handel die möglichſte Freyheit verſchaffe und jeder Kunſt, jedem Talent öfnen

Wirkungskreis gebe: folglich c) alle Monopolien und ausſchließende Fabrik- und Handelsrechte verbanne: weil durch ſolche die Preiſe der Bedürfniſſe nur vertheuert werden und die Induſtrie ſchlaf gemacht wird: indem der Monopoliſt nachläſſig arbeitet, da man ſeine Waare doch nehmen muß, ſie mag gerathen wie ſie will und der geſchikte und arbeitſame Unterthan ſein Talent und ſeinen Fleiß nicht anwenden kan. Volle Freyheit iſt die Mutter der Induſtrie. Wo jeder Unterthan in jeder Kunſt, in jedem Geſchäft ſeine Kräfte üben darf, da entſteht Nacheiferung und Anſpannung der Kräfte. Da ſuchts einer dem andern zuvorzuthun. Da genießt der beſte und der fleiſſigſte Arbeiter den beſten Gewinn, den er verdient, — Hieher gehört endlich d) daß der Fürſt ausländiſche Waaren, deren Art im Lande in hinlänglicher Menge und Güte verarbeitet wird, verbiete: theils damit ſeine fleiſſigen Unterthanen ihre verarbeiteten Waaren zu Gelde machen können, theils damit nicht ohne Noth das baare Geld aus dem Lande geſchaft werde.

4. Er muß ferner die Kunſt verſtehen, Talente und Fleiß durch Belohnungen anzufeuern. Er muß a) den Erfinder eines neuen nuzbaren Produkts, oder einer neuen und ſchäzbaren Verarbeitungsart deſſelben, oder eines neuen und ſehr vortheilhaften Werkzeugs und Maſchine, b) den geſchikten Mann,

der in ſeiner Art das vorzüglichſte und beſte Stük Arbeit lieferte, c) den fleiſſigen Mann, der in ſeinem Fache an Menge der gelieferten Arbeit alle übertraf, — durch öffentliches Lob — durch Ehrenzeichen — durch Erhöhung des bürgerlichen Ranges — durch Geldunterſtüzungen u. ſ. w. auszeichnen und ſeinem Geſchäftseifer neue Schwungkraft geben.

5. Er muß aber auch bey dem allen ſorgfältig darauf bedacht ſeyn, ein richtiges Verhältniß zwiſchen den Wirkungskreiſen ſeiner arbeitſamen Unterthanen hervorzubringen und zu erhalten damit nicht der Eifer für einige Arten der Produkte und Fabrikate die übrigen verſchlechtere oder ganz vernachläſſige, woraus ſonſt groſſe Unbequemlichkeiten und oft gar die gröſte Noth im Lande entſtehen könnte. Dazu gehört a) daß er vor allen Dingen auf die möglichſte Ausbreitung und Vervollkommnung des Akerbaus und der Viehzucht ſehe, welches die erſte und vornehmſte Quelle des wahren Reichthums eines Landes bleibt — daß er folglich Handel und Fabriken, dieſer wichtigen Quelle ſubordinire, und darüber ein wachſames Auge habe, daß die für ſie erforderlichen Hände ihr nicht durch jene entzogen und vermindert werden — b) daß er beym Akerbau ſelbſt geldgierige Spekulationen hindere und eine proportionirte Erzeugung **aller** Fruchtbedürfniſſe veranſtalte. S. IX. 5. c.

6. Um auch für alle Arten des Gewerbes ſeinen fleiſſigen Unterthanen die nöthigen Arbeiten in hinlänglicher Menge zu verſchaffen, muß er alle müſſige und eben als ſolche dem Staate gefährliche Menſchen aufgreifen und in diejenigen Wirkungskreiſe vertheilen laſſen, wo es an helfenden Händen noch mangelt. S. IX, 3.

7. Er muß für hinlängliche Zirkulation des baaren Geldes ſorgen und alle Urſachen aufſuchen und zu zerſtöhren trachten, welche dieſelbe hindern oder erſchweren.

8. Er muß für hinlängliche Vorräthe und erträgliche Preiſe der unentbehrlichen Lebensmittel wachen, damit der arbeitſame Unterthan bey ſeinem Lohne und Verdienſte auch beſtehn und ſeines Daſeyns froh werden könne, welches nicht möglich iſt, wenn er hungern oder alles, was er verdient, für Lebensmittel aufopfern muß. S. IX, 5.

9. Weil auch die Induſtrie im Staate vielfältige Unterſtüzung durch Geld erfodert, ſo muß der Regent dafür ſorgen, daß der Unterthan nicht durch Wucher und laſtende Zinſen übernommen werde, ſondern deß ihm (allenfalls vom Fürſten ſelbſt) Gelegenheit verſchaft werde, die nöthigen Darlehne zu finden, ohne durch Zinſen unterdrückt zu werden. Wucher und alle Arten der Bedrukungen, welche die Kapitaliſten mit ihrem

Gelde ausüben, ſollte er auf das härteſte beſtrafen, und durch Prämien die Entdeker ſolcher Unterthanenſchinder auffodern.

10. Endlich muß der Regent ſelbſt mit ſeinen Einkünften ſo wirthſchaftlich umgehen, daß er immer einen anſehnlichen Schaz haben und aus demſelben fleiſſigen und geſchikten Unterthanen Unterſtüzung, verunglükten aber Rettung und Erſaz angedeyhen laſſen könne.

12.

Volksbildung und Moralität.

Was heiſt, Volksbildung? Was heiſt, eine gebildete Nation? — Ich verſtehe unter Bildung eines Menſchen nichts anders, als die Veredlung des Geiſtes zum veſten Wirken des Guten und Gemeinnüzigen nach eignen Vorſtellungen und durch Kraft und Antrieb derſelben. Wir wollen dieſen Begrif analyſiren.

Die Glükſeligkeit des Menſchen und das Wohl des Staats beruhen beyde darauf, daß der Menſch das Gute und vornehmlich das gemeinnüzige Gute wollen, lieben und wirken lerne. Das iſt es, was das Individuum in Wohlſtand verſezt. Das iſt es, was die Geſellſchaft beglükt. Aber nicht genug.

Der Menſch muß das wahre Gute frey wollen und wirken: — was ich ſchon mit dem lieben vorhin angewinkt habe. Poſitive Geſeze und Zwang ſind nicht im Stande, den Menſchen und den Staat glüklich zu machen. Das Gute, was befohlen und erzwungen wird, wird entweder gar nicht gethan, wenn der Menſch der Gewalt entſchlüpfen kan, oder es wird ſchlecht gethan, wenn ers nicht vermag. Aber ein Staat, wo die Menſchen freywillig das Gute und Gemeinnüzige wollen und wirken, wird ohne Ausnahme ein glüklicher und blühender Staat werden.

Und was heiſt nun das, frey? — Ich antworte, nur das heiſt frey gewollt und gethan, was Folge der eignen Vorſtellungen des Menſchen iſt. Das, was ich ſelbſt als gut erkenne und als überwiegend gut mir vorſtelle, das thue ich, wenn mich nichts als dieſes Erkennen und dieſes Vorſtellen dazu treibt, frey.

Ich ſage, dieſe Vorſtellungen, die den Menſchen zum Gutes thun antreiben ſollen, müſſen ſeine eignen ſeyn, d. h. ſolche, die er ſelbſt auf dem natürlichen Wege zur Wahrheit fand, und die ſich ihm auf dieſem Wege gleichſam ſelbſt aufdrangen. Eine Vorſtellung, die mir ein anderer vorſagt und die ich blos mit dem Gedächtniſſe faſſe und der Autorität glaube oder wohl gar aus Pflicht, weil mir der Vorſagende Gefahr droht, wenn ich nicht glaube, iſt nicht eigene, iſt nachgebetete, iſt aufgedrungene Vorſtellung. Die wirkt nicht, wenigſtens nicht ausdauernd: weil ſie eben ſo leicht durch Vorſagung oder Auffindung des Gegentheils verdrängt und ihrer Wirkſamkeit beraubt werden kan. Hingegen Vorſtellungen und Urtheile, die ich durch ſorgfältigen Gebrauch meiner Sinne und Vernunft in der Natur, Erfahrung und Geſchichte ſelbſt fand und von denen ich mich, durch eignes Nachdenken, aus geprüften Gründen überzeugt fand, das heiſſen eigne Vorſtellungen und Urtheile. Dieſe allein machen meine Wirkſamkeit frey und — eben darum auch ausdauernd. Denn ſelbſt gefundne und aus eigner Prüfung entſtandne Wahrheit iſt veſt und unzerſtöhrbar

Ein Menſch alſo, der ſelbſt das Gute und Gemeinnüzige erkennt und durch Kraft und Antrieb ſeiner eignen freyen Vorſtellungen es will und thut, heiſt — ein gebildeter Menſch. Ein Menſch hingegen, der ſich blindlings von andern vorſagen läßt, was gut iſt, was ein anderer ihm als gut vorſpiegelt, darum blos, weil der andere es ihm ſagt, oder wohl es zu glauben und zu thun zwingt, glaubt und befolgt, heiſt ein roher ungebildeter Menſch, oder — ein Kind.

Sollte es nun wohl eine Frage ſeyn, ob ein Staat, der aus gebildeten Menſchen beſteht, blühender und glüklicher ſeyn werde, als ein Staat, deſſen Mitglieder rohe Menſchen ſind? Mich deucht, nur tükiſche Mönche und von ihnen mißgeleitete Regenten, welche ihre Herrſchaft nur über ein dummes und blindes Volk erheben zu können glauben und ihre Unterdrükung der Menſchheit auf deren Verſchlechterung gründen wollen, werden dieſe Frage noch problematiſch finden können. Für alle aufgeklärte und edeldenkende Menſchen iſt ſie ſchon entſchieden. Und ihre Bejahung wird jedem vollends ganz in die Augen leuchten, wenn ich die einzelnen Stüke werde angegeben haben, welche aus dieſem allgemeinen Begriffe der Volksbildung flieſſen.

1. Das erſte und wichtigſte, was die Grundlage von allen übrigen Erforderniſſen der Volksbildung ausmacht, iſt, Ehrung der Vernunft und ihres Selbſtgebrauchs über alles — in Dingen, welche die menſchliche Glükſeligkeit unmittelbar angehen. Das iſt das Weſen aller Menſchenbildung und Aufklärung. Nicht groſſer Verſtand, nicht ausgebreitete Kenntniſſe, nicht neugieriges Forſchen nach allem wißbaren, nicht dreiſtes Räſonniren und Kannegieſern über alles, was in der Welt iſt und geſchieht — karakteriſirt den gebildeten Menſchen. Wenn Bildung und Aufklärung ein Gemeingut der

Nation ſeyn ſoll, ſo muß ſie mit einem blos ſchlichten Verſtande und eingeſchränkten Kenntniſſen beſtehen können. Es iſt alſo genug, wenn der Menſch in Dingen, die ſeine bürgerliche und moraliſche Glükſeligkeit angehen, nur ſelbſt denkt, ſeine Sinne mit Vorſicht braucht, ſeine Welt beobachtet, die ihm nahe liegende Natur betrachtet und ſich gewöhnt, ſeine Vernunft frey zu üben, nach richtigen Vorſtellungen und Urtheilen zu ſtreben und alles, was andere ihm als Wahrheit vorſagen, mit ſeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen zu vergleichen und nach denſelben zu prüfen, und überall nur das für wahr und gut zu halten, was ihm ſeine Vernunft als wahr und gut vorlegt. Wenn ſonach unter einer Nation die Vernunft frey und von Autorität unabhängig gebraucht, und als die höchſte Richterin aller Wahrheit und alles Glaubens geehrt und geachtet wird, da iſt wahre Volksbildung, oder, welches eben ſo viel iſt, da entſteht, eigne Erkenntniß des Guten und Gemeinnüzigen und, freyes Wollen und Wirken deſſelben.

2. Iſt aber erſt die geſunde Vernunft in Ehren und frey von den Feſſeln des blinden Glaubens, ſo wird auch bald eine höhere Stufe der Bildung erfolgen, nehmlich Schäzung der Wahrheit und des moraliſchen Werthes über alles. Denn rohe Menſchen, die nicht ſelbſt nachdenken ſondern ſich

von andern wie die Bäre führen laſſen, achten auch die Wahrheit nicht. Sie glauben, weil mans ihnen zur Pflicht und zur Nothwendigkeit macht. Aber Liebe zur Wahrheit, ohne eignes Denken und Finden derſelben, iſt eben ſo wenig möglich als Liebe zu einer ſchönen Perſon, die man nicht geſehen hat, oder die man zu lieben kommandirt wurde. Und eben ſo wenig wird man unter rohen Menſchen Achtung für moraliſchen Werth finden. Der ungebildete Menſch iſt blos Phantaſie. Ihn rührt nichts als Sinnlichkeit. Sinnlicher Glanz, ſinnliche Ehre, ſinnliches Vergnügen reizt ſeine Wünſche und ſinnliche Uebel erregen ſeine Furcht und ſeinen Abſcheu. Nur der gebildete d. h. an eignes vernünftiges Nachdenken gewöhnte Menſch kan durch nichtſinnliche Dinge gerührt werden und Achtung oder Scheu vor ihnen empfinden. Nur unter einer gebildeten Nation wird die Tugend, das Talent, die Gemeinnüzigkeit verehrt und das Laſter, die Dumheit, und die Verdienſtloſigkeit verachtet werden. Nur bey ihr wird man den moraliſchen Werth des Menſchen ſchätzen und, ſelbſt beym Mangel ſinnlicher Vollkommenheiten, das moraliſche Gute, (Weiſheit, Gemeinnüzigkeit, Rechtſchaffenheit u. ſ. w.) als Gutes, in andern mit Hochachtung, und in ſich ſelbſt mit edlem Stolze, erbliken.

3. Sobald nun Menſchen ihre Vernunft brauchen und Wahrheit und Tugend ſchätzen lernen, ſobald wir auch Verbannung alles ehemaligen Aberglaubens nach und nach von ſelbſt erfolgen. Denn der Aberglaube iſt an ſich nichts anders als das Gegentheil der Aufklärung. Es iſt eine unſelige Gewöhnung des Menſchen, Dinge für wahr zu halten, ohne einen eignen deutlichen Begrif davon zu haben und — durch ſolche blindlings geglaubte Wahrheit ſeine Liebe oder Haß, ſeine Hofnung oder Furcht, ſeine Freude oder ſeinen Abſcheu und Angſt beſtimmen zu laſſen. Dieſe Gewöhnung findet man allein bey einer rohen Nation. Menſchen, die nicht ſelbſt nachdenken und die Vernunft ehren, laſſen ſich durch bloſſe Autorität leiten. Ein Lehrer, ein Vater, ein Prieſter, ein altes Weib — jeder, der bey ihnen einiges Anſehn hat, oder mit der Mine des Ernſtes, der Heiligkeit, der hohen Weiſheit oder auch nur der Treuherzigkeit ihnen etwas verſichert, entſcheidet ihren Glauben und ihr Fürwahrhalten. Ohne alle eigne Ueberzeugung halten ſie veſt an den ihnen eingeflößten Vorſtellungen und, Urtheilen, und was das ſeltſamſte iſt, laſſen dadurch alle ihre Empfindungen beſtimmen. Sie lieben, ſie haſſen, ſie hoffen, ſie verabſcheuen, was die eingetrichterten Ideen als gut oder ſchlim darſtellen. Sie ſind folglich das Spiel aller klügern und verſchlagenen Menſchen, und können eben ſo leicht und geſchwind

das Gute wollen, lieben und thun, als das allerböſeſte, je nachdem ſie unter gute oder ſchlimme Führer gerathen, welche ſich ihres Verſtandes bemächtigen. Sie ſind alſo theils ſelbſt in Gefahr, theils dem Staate gefährlich. Denn der Menſch, der nicht von eignen vernünftigen Vorſtellungen und Urtheilen geleitet, ſondern von blinden Vorurtheilen, dummen Religionseifer u. d. beſtimmt wird, iſt eben darum weder ſelbſt ſicher, daß er auf dem Wege der Glückſeligkeit nicht irre gehe, noch iſt der Staat ſicher für ihm, daß er nicht gegen das gemeine Beſte handle. — Hingegen der gebildete Menſch, der an vernünftiges und eignes Nachdenken gewöhnt und von den Feſſeln der Autorität und des Aberglaubens frey iſt, wird theils ſelbſt das ihm nüzliche, theils das gemeinnüzige erkennen, lieben und wollen und frey wirken lernen. Er wird immer nur von weiſen und verſtändigen Menſchen und Geſezgebern ſich leiten laſſen. Und es wird eben darum deſto leichter werden, ihn zu leiten, weil es nur vernünftiger Vorſtellungen und Bewegungsgründe bedarf, die auf den Abergläubiſchen gar nicht wirken.

4. Wenn aber die Menſchen im Staat von Aberglauben frey ſind und ihre Vernunft brauchen und ehren, ſo wird man auch unter ihnen eine allgemeine Duldſamkeit gegen Glauben und Mey-

unneen finden, und das ſchrekliche Uebel, welches beſage der Geſchichte die Menſchheit unter allen Himmelsſtrichen verdorben und zerrüttet hat, ich meine die Entſcheidung des Menſchenwerths nach Glauben und Meynungen, wird nicht mehr unter ihnen gefunden werden. Denn wo freyer Gebrauch der Vernunft iſt und die Menſchen aus Gründen, nicht nach Autorität, glauben, lieben, billigen, u. ſ. w. da wird natürlicher Weiſe jeder Menſch dem andern dieſen freyen Gebrauch gönnen, den er ſich ſelbſt erlaubt: da wird folglich kein Menſch den andern um Meinungen willen lieben oder haſſen: da wird bürgerlicher und moraliſcher Werth nach Verdienſten d. h. nach frey gewirkter Nuzbarkeit, nie nach Vorſtellungsarten und Glaubensnormen, entſchieden werden. Und ſo iſt es ohnſtreitig das erſte Zeichen der völligſten Ausbildung einer Nation, wenn kein Glaube, keine Meynung, und folglich auch keine poſitive Religion vor den andern einen Werth hat und eines Menſchen Werth entſcheidet.

5. Endlich — wenn unter einer Nation die geſunde Vernunft das Ruder führt und, weder Mönche und Pfaffen durch die Ketten des Aberglaubens, noch Fürſten durch ihre Autorität, dem menſchlichen Verſtand im freyen Nachdenken über Wahrheit und Irrthum, Tugend und Laſter, Gutes und Schädliches, Gränzen ſezen, ſo werden nicht nur überhaupt

Wiſſenſchaften und Künſte im ungehinderten Fortſchritte und Wachsthume ſich befinden, ſondern es werden auch inſonderheit vernünftige Begriffe von der Gottheit die Moralität des Volks immermehr vervollkommnen und diejenige Tugend verbreiten, auf welcher alle menſchliche Glückſeligkeit beruht. Denn es iſt unleugbar, daß die Bildung des Herzens nothwendige Folge von ächter Ausbildung des Verſtandes iſt, und daß Menſchen, die und ſofern ſie richtig denken und urtheilen, auch richtig wollen und handeln (S. IX, 8.) Wenn alſo, was die Geſchichte der Menſchheit lehret, die Menſchen zur Wahrheit und Einſicht keiner weitern Antriebe bedürfen: wenn der menſchliche Geiſt von ſelbſt im ewigen Streben nach Thätigkeit iſt und von raſtloſer Wisbegierde getrieben wird: wenn die Wahrheit in der Welt überall durch eigne Kraft ſich Eingang verſchaft und ofne Herzen findet, woferne ſie nur frey wandeln und ihr wohlthätiges Licht ungehindert verbreiten kan; ſo iſt es augenſcheinlich, daß unter einem Volke, unter welchem die Vernunft in freyer Uebung iſt, und der Aberglaube weder von Prieſtern eingebläuet noch ſonſt begünſtiget wird, die Wiſſenſchaften und Künſte aufblühen und geſunde Religions-Begriffe ſich verbreiten und, als ein herrlicher Saame, die Früchte der Moralität hervorbringen werden: ich meine Sanftheit und Menſchlichkeit des Karakters, edle Sitten, Mäſſigkeit, Arbeitſamkeit, und gemeinſchaftliches Streben nach gemeinſchaftlicher Glükſeligkeit.

Und bedarf es nun wohl mehr als dieſer Betrachtungen, um es unleugbar zu finden, daß Volksbildung die erſte Grundlage der Glückſeligkeit eines Staats und folglich — einer der wichtigſten Gegenſtände der Fürſorge eines weiſen und tugendhaften Regenten iſt? daß jede Nation berechtiget iſt, die eifrigſte Beförderung dieſes unentbehrlichen Mittels zur gemeinſamen Glückſeligkeit von ihren Regenten zu fodern? daß jedes Regenten heiligſte Obliegenheit es iſt, Volksbildung als das gröſte Anliegen ſeiner Regentſchaft zu betrachten? Wir fragen alſo nun, auf welche Art ein Regent dieſer ſeiner Pflicht Genüge thun könne? Und hier lehrt uns die Natur und Vernunft folgende entſcheidende Masregeln

1. Unter alle dem, was der Regent zur moraliſchen Bildung ſeines Volks beytragen kan und beyzutragen verpflichtet iſt, verdient die erſte Stelle: ſein eignes Beyſpiel. Dies wirkt mehr als alle Geſeze und Anſtalten. Wo dies fehlt, da verſiegen alle übrigen Kräfte, mit denen auf eine Nation gewirkt werden kan. — Ein Regent, der Volksbildung erzeugen will, muß ſelbſt ein aufgeklärter Mann ſeyn: er muß ſelbſt die Vernunft über alles ehren und Wahrheit und moraliſchen Werth über

alles ſchäzen, er muß ſelbſt von allem Aberglauben frey und ein erklärter Feind alles Glaubenszwanges ſeyn: er muß ſelbſt Tugend und Nuzbarkeit höher achten als alle religiöſen Grimaſſen: er muß ſelbſt in Sanftheit des Karakters, in Reinigkeit und Unbeſcholtenheit der Sitten, in Mäſſigkeit, Arbeitſamkeit und Wohlthätigkeit allen ſeinen Unterthanen zum Muſter dienen. Dann erſt werden die übrigen Mittel zur Volksbildung ihre volle Wirkſamkeit äuſern können. Es ſind folgende.

2. Er muß für gute Volkslehrer ſorgen und von Schulen und Kanzeln jene Barbaren verdrängen, welche das Volk bisher in manchen Ländern muthwillig verdarben und alle moraliſche Vervollkommnung deſſelben unmöglich machten, indem ſie daſſelbe, ſtatt vernünftig denken, unvernünftig glauben und, ſtatt tugendhaft handeln, der Gottheit mit Ceremonien und Lippengeplerre frohnen lehrten. Er muß, ſelbſt ein Freund der Wahrheit und der Tugend, nur ſolche Männer anſtellen, welche vernünftige Begriffe von Gott und vernünftige Sittenlehre predigen: welche mit Gründen den Aberglauben beſtreiten: welche die Religion, nicht in Tempeldienſt, ſondern, wie Chriſtus, in einer gemeinnüzigen Tugend ſuchen: welche die rechten Antriebe zur Tugend lehren, die nicht in geſezlichen Drohungen, ſondern in der ſichtbaren Verbindung derſelben mit der menſchlichen Glükſeligkeit liegen:

welche dem Volke nicht ihre Meynungen aufdringen, ſondern ihm den Weg weiſen, auf welchem jeder Menſch ſelbſt Wahrheit ſuchen und finden muß, u. ſ. w. Wo durch Vorſorge des Regenten ſolche Lehrer, welche vernünftigen Menſchen vernünftige Lehren und Grundſäze vortragen, die öffentlichen Lehrſtühle bekleiden, da kan man ſagen, daß es Fürſten giebt, die für ihres Volkes wahre Glückſeligkeit leben.

3. Er muß alle die Quellen der Laſter und moraliſchen Verderbniſſe, welche und ſo weit ſie in ſeiner Gewalt ſind, durch diejenigen Mittel verſtopfen, welche wir oben (IX, 3. 9.) angezeigt haben.

4. Er muß Freyheit des Geiſtes nicht nur geſtatten, ſondern auch befördern und aufmuntern, und zu dem Ende die Publicität aller Gedanken und Urtheile, durch welche einzig und allein beſtändiges Fortſchreiten der Einſichten und Wachsthum der Aufklärung möglich wird, als ein unverlezliches Recht der Menſchheit betrachten und dieſelbe in keine andere Gränze, als in die der Beſcheidenheit, einſchlieſſen. (S. IX, 13.)

5. Er muß endlich inſonderheit diejenige Religionsfreyheit einführen und ſchüzen, welche (IX, 14.) beſchrieben worden.

Das ſind die einzigen rechtmäſſigen Mittel zur
dung und Aufklärung der Nation, die ein Re-
t in ſeiner Gewalt hat und deren Anwendung die
terthanen von ihm zu fodern berechtiget ſind.
e andere Mittel, um Einſicht und Tugend zu be-
dern, welche auf eine gewaltſame Art wirken, ſind
derrechtlich, und offenbahre Misbräuche der geſez-
benden Macht. — Weißheit und Tugend laſ-
n ſich nicht mit Exekution einführen!

13.

Publicität.

Hier müſſen die Leſer, welche vollſtändigen
nd befriedigenden Unterricht über die geheiligten
echte der Geiſtesfreyheit und Publicität der Ge-
anken und Urtheile der Unterthanen leſen und, was
es Regenten Obliegenheit dabey iſt, wiſſen wollen,
as Buch einſchalten, welches über Preßfreyheit
nd deren Gränzen, zur Beherzigung für Regen-
en, Cenſoren und Schriftſteller betitelt iſt.

14.

Religionsfreyheit.

Dieſes geheiligten Menſchen- und Unterthanenrechtes müſſen wir beſonders gedenken, weil es noch von keinem einzigen Schriftſteller, richtig und vollſtändig erklärt und ans Licht geſezt worden iſt.

Was heißt Religionsfreyheit? — — Ueber dieſes Menſchenrecht iſt ſo viel geſagt, und geſtritten und Blut vergoſſen worden, und gleichwohl iſt noch nie die Sache ganz und beſtimmt gedacht worden, welche dieſes Wort bezeichnet. Ueberall und zu allen Zeiten haben die Menſchen für Religionsfreyheit geeifert, und haben doch immer ein ganz falſches und unrechtes Objekt vor ſich gehabt. Es war Prieſterfreyheit und Volksunterjochung, was man mit dieſem erhabenen Namen belegte! — Meine Leſer erſchreken? — Ich bitte, mich zu hören, aber auch geduldig und aufmerkſam zu hören.

Religionsfreyheit iſt — das Recht, 1) die Gottheit öffentlich und gemeinſchaftlich nach allgemeinen Grundſätzen zu verehren 2) ſeine beſondern Vorſtellungen von der Gottheit laut zu bekennen und 3) nach Maaßgabe derſelben auch beſondere Verehrungsarten derſelben mit denen anzuſtellen, welche jene beſondern Vorſtellungen unter ſich gemein haben. — Man betrachte dieſen Begrif mit Unbefangenheit.

Es iſt unmöglich, daß wir unter Religionsfreyheit etwas anders verſtehen können, als ich hier angezeigt

gezeigt habe, ſobald wir vorausſetzen, das Religionsfreyheit ein Gemeingut der menſchlichen Geſellſchaft iſt. Alle Menſchen, folglich alle Mitglieder des Staats, alle Unterthanen haben — als Menſchen — als Unterthanen — gleiches Recht — zu alle dem, was allgemeines menſchliches Bedürfniß iſt. Wie demnach aus dem allgemeinen Bedürfniſſe, ſeinen Leib durch Nahrungemittel zu erhalten, das allgemeine Recht entſteht, zu eſſen und zu trinken und — um das zu können — zu erwerben; ſo entſteht auch aus dem allgemeinen Bedürfniß, ſeinen Geiſt zu nähren und zu vervollkommnen, das allgemeine Recht, die unentbehrlichen Mittel zu gebrauchen, welche die Nahrung und Bildung des menſchlichen Geiſtes erfodert. Iſt nun Publicität des Glaubens an Gott überhaupt und gemeinſchaftliche Uebung deſſelben ein allgemeines menſchliches Bedürfniß, (S. die weitere Ausführung dieſer Wahrheit in meinem Syſtem der moraliſchen Religion:) ſo iſt beydes auch ein allgemeines Menſchen- und Unterthanenrecht. Und ſobald meine Leſer in dieſem Hauptpunkte mit mir einig ſind, ſobald werden ſie auch jenen Begrif von Religionsfreyheit keinen Augenblick mehr bezweifeln können. Denn wenn Religionsfreyheit nicht ein Privatrecht einzelner Menſchen oder einzelner im Staate entſtandenen Geſellſchaften iſt, ſondern als ein allgemeines Recht gelten ſoll, an dem *alle* Menſchen und *alle* Unterthanen

thanen völlig gleichen Antheil haben, ſo folgen offenbar folgende Säze, in welchen ſich der gegebene Begrif auflöſet.

1. Alle Menſchen und alle Unterthanen haben gleiche Rechte zur öffentlichen Gottesverehrung, oder, wie man es fehlerhaft nennt, gleichen Antheil an dem öffentlichen Gottesdienſte, und folglich an alle dem, was der Staat, oder deſſen Verweſer, der Regent, für die öffentliche Verehrung der Gottheit veranſtaltet hat und noch ferner veranſtaltet. Folglich ſind alle für die öffentliche Religion beſtimmten Gebäude, Kirchen, Schulen, Fonds, Beſoldungen u. ſ. w. Gemeingüter der Nation, an denen jeder Unterthan, einer wie der andere, ſeinen gleichen Antheil hat. Und ſo kan und darf kein einzelner Unterthan und keine einzelne Geſellſchaft ſagen, daß ihr dieſe Dinge ausſchlieſſend gehören. So kan alſo jeder Unterthan, dem dieſer Antheil verkümmert würde, ſein Recht reklamiren. So können alle Unterthanen, die ſeither dieſes Recht hatten entbehren oder ſich einſchränken laſſen müſſen, vom Regenten fodern, daß er es ihnen wiedergebe, und ſie in die völlige Gleichheit des Antheils an der öffentlichen Gottesverehrung einſetze.

2. Iſt nun das Weſen der Religionsfreyheit, daß alle Unterthanen gleichen Antheil an der

öffentlichen Verehrung der Gottheit, folglich an allen öffentlichen Gebäuden, Fonds und Anſtalten haben, welche der Staat oder der Regent für die öffentliche Gottesverehrung eingerichtet hat; ſo iſt es offenbar, daß die öffentliche Gottesverehrung nach allgemeinen Grundſäzen geſchehen muß. Denn wenn alle Unterthanen in den Tempeln die Gottheit zu verehren und in den Schulen ihren Kindern Religionsunterricht ertheilen zu laſſen berechtiget ſind, ſo muß in allen Tempeln und in allen Schulen die Religion nach allgemeinen Grundſäzen vorgetragen und geübt werden. Sonach dürfen beſondere Grundſäze, die nur einige Unterthanen hegen oder beſondere Vorſtellungen von der Gottheit, die nicht allen Unterthanen gemein ſind, in den öffentlichen Tempeln und Schulen gar nicht vorgetragen werden. Denn ſobald einzelne Unterthanen verlangen oder der Regent es geſtatten oder gar befehlen wollte, daß Privatmeynungen einzelner Unterthanen auf den Kanzeln und in den Schulen gelehret, in Kirchengebeten gebetet, in Liedern geſungen würden, ſobald hörte die Religionsfreyheit auf, ein Gemeingut der Unterthanen zu ſeyn: indem ja nun diejenigen Unterthanen, welche an jene beſondern Grundſätze und Vorſtellungen von der Gottheit nicht glauben, gezwungen würden, dieſelben gegen ihre Ueberzeugung mit anzuhören, mit zu beten und zu ſingen, und folglich ihr Recht verlöhren, welches ſie an der öffentlichen Gottesverehrung haben, und alſo der Geiſtesnahrung beraubt würden, welche ihnen der gleiche Antheil an dem öffentlichen Gottesdienſte verſchaffen ſollte. Soll alſo kein Unterthan von der öffentlichen Gottesverehrung verdrängt werden, ſoll Religionsfreyheit ein allgemeines Unterthanenrecht ſeyn, ſo muß die öffentliche Gottesverehrung ſo eingerichtet ſeyn, daß nur allgemein geltende Vorſtellungen von der Gottheit und allgemein angenommene moraliſche Wahrheiten in Kirchen und Schulen gelehrt, gebetet, geſungen und durch Gebräuche verſinnlichet werden: ſo darf keine Privatmeynung dabey aufgeſtellt und in Ceremonien abgebildet werden: ſo muß der beſondere Glaube und beſonderes Ceremoniel, wenn dergleichen von einzelnen Unterthanen beliebet würde, aus dem öffentlichen Gottesdienſte verbannt werden: ſo gehöret es zum Weſen der Religionsfreyheit, daß im Staate alle öffentliche Religion auf allgemeine Vernunftbegriffe von der Gottheit und allgemeine Moral eingeſchränkt werde: ſo iſt die natürliche Religion und Moral allein diejenige, welche in öffentlich eingeführten Katechismen, Geſangbüchern und Liturgien gefunden und auf Kanzeln und Lehrſtühlen vorgetragen werden darf, weil ſie einzig und allein diejenige iſt, die alle Unterthanen, ſo wie alle vernünftige Menſchen, gemeinſchaftlich glauben und befolgen. Wo alſo etwas anders als natürliche Religion und Moral gelehrt, gepredigt, gebetet und geſungen wird, da iſt keine wahre Religionsfreyheit, weil da nicht alle Unterthanen gleichen Antheil an der öffentlichen Gottesverehrung nehmen können.

3. Wenn aber die öffentliche Religion im Staate keine andere ſeyn darf als die allgemeine natürliche oder moraliſche Religion und wenn ſonach Kirchen, Schulen, Fonds u. ſ. w. nur zum Behuf dieſer allgemeinen Religion gebraucht werden dürfen, ſo wird durch dieſe Religionsfreyheit aller Unterthanen nicht das menſchliche Recht aufgehoben, welches jeder einzelne Unterthan für ſich hat, ſeine beſondere Religion, (d. h. ſeine zur allgemeinen Religion von ihm hinzugefügten beſondern Vorſtellungen von der Gottheit, z. B. die von dreyen oder mehrern Perſonen in der Gottheit, von Wundern, von andern der Gottheit ſubordinirten Geiſtern, von ſonderlichen Wirkungen, Geſtalten, Offenbahrungen, Befehlen ꝛc. der Gottheit u. d.) laut zu bekennen und ſolche in Reden und Schriften ſeinen Mitunterthanen vorzutragen. Denn es bleibt, (S. II, 9.) ein ewiges und unverlezliches Recht der Menſchheit, daß jeder ſeine Vorſtellungen und Urtheile von Gott und der Welt frey und laut ſagen und ſeinen Nebenmenſchen mittheilen darf. Und keine Nation, kein Staat, kein Regent iſt befugt, dieſes Recht irgend einem Menſchen zu nehmen oder zu

verkümmern. Jeder Menſch kan ſeine beſondere Religion für ſich haben und vom Regenten fodern, daß er ſie ihn ungehindert glauben und bekant machen laſſe, ſo lange er mit dieſem Bekantmachen nicht dem Staate unmittelbar ſchadet, oder mit dieſer ſeiner perſönlichen Religionsfreyheit die allgemeine ſtöhret und beeinträchtiget: welches leztere alsdenn geſchehen würde, wenn er ſich anmaſſen wollte, ſeine beſondere Religion d. h. die von der allgemeinen Religion abweichenden oder zu ihr hinzugefügten Vorſtellungen und Lehrſäze, auf die öffentlichen Kanzeln und Lehrſtühle zu bringen, und ſie ſo ſeinen Mitunterthanen aufzudringen. Denn Kirchen und Schulen, Kanzeln und Lehrſtühle ſind für die Nation und müſſen folglich nur ſo gebraucht werden, daß die ganze Nation gleichen Antheil daran nehmen kan. Wenn die einzelnen Unterthanen beſondere Meynungen (dahin alle Lehrſäze aller poſitiven Religionen gehören) auf den öffentlichen Lehrſtühlen vortragen wollten, ſo würden ſie den gleichen Antheil, den alle Unterthanen an der öffentlichen Gottesverehrung und allen dahin abzweckenden öffentlichen Anſtalten haben, ſogleich vernichten. Sie würden ihren Mitunterthanen einen Zwang auflegen. Sie würden gegen das heilige Geſez der Gleichheit (III, 6.) handeln, und folglich Stöhrer der öffentlichen Ruhe werden. Alſo iſt es offenbar, daß jeder Menſch in Abſicht auf ſeine Privatreligion keine weitere Freyheit verlangen und behaupten kan, als, ſie auſſer den Orten, wo der Staat die allgemeine Religion lehren und üben läſſet, frey zu bekennen und zu lehren.

4. Und wenn es für jeden Menſchen Bedürfniß iſt, nach ſeiner ſubjektiven Religion auch die Gottheit zu verehren, ſo gebührt jedem auch das Recht, auſſer den Orten, die der Staat der allgemeinen Religion gewidmet hat, es ſey auf Landſtraßen oder in Privathäuſern, ſeine Privatreligion zu üben und in Gemeinſchaft mit ſeinen Glaubensgenoſſen die Gottheit, auf die Art, die ſeine Ueberzeugungen erfodern, anzubeten, und ihr zu dienen. Und kein Regent iſt berechtiget, einem Unterthanen ſolche Zuſammenkünfte zur beſondern Gottesverehrung zu verwehren, ſolange dieſelben nicht auf irgend eine Weiſe dem Staate ſelbſt einen wahren Nachtheil bringen.

In einem Lande, in welchem dieſe vier Stükke gefunden werden — wo alle Unterthanen gleichen Antheil an der öffentlichen Gottesverehrung und allen für ſie beſtimmten Anſtalten haben — wo folglich die öffentliche Religion keine andere als die natürliche iſt — wo neben der öffentlichen Religion jede Privatreligion gedultet und jedem Unterthanen das Recht gelaſſen wird, ſeinen Glauben frey zu bekennen, und neben der öffentlichen Gottesverehrung, ſeinen Ueberzeugungen gemäſſe Privatgottesdienſte zu halten — in einem ſolchen Lande iſt wahre Religionsfreyheit. — Hieraus ergiebt ſich ſogleich ihr Gegentheil: der Gewiſſenszwang, welcher in zwey Fällen ſich äuſſert.

A. Die erſte Art des Gewiſſenszwanges oder Stöhrung der Religionsfreyheit befindet ſich da, wo Regenten ſichs anmaſſen, über die Religion ihrer Unterthanen befehlende Geſeze zu geben oder von ihren ſo genannten Konſiſtorien geben zu laſſen. Befehlen ſoll und darf der Regent in Religionsſachen gar nichts. Religion iſt, wie alle Vorſtellungen und Urtheile der Menſchen, gar kein Gegenſtand der Geſezgebenden Macht, ſoferne dieſelbe poſitive Vorſchriften zu ertheilen berechtiget iſt. Jeder Unterthan kan von Gott glauben, was er will. Jeder Menſch kan ſeine Vorſtellungen ſagen und mittheilen, wie er will. Jeder Menſch kan ſeine Gottheit verehren, wie er will. Der Staat hat ihm darüber nichts zu befehlen: und kein Regent, wenn er nicht die Gränzen ſeiner Gewalt überſchreiten will, iſt befugt, ſeinen Unterthanen hierinnen etwas vorzuſchreiben. Es iſt unverlezliches Unterthanenrecht, Glaubensbekentniß und Gottesdienſt für ſich und ſeine Kinder frey zu wählen: und alle Unterthanen können es von ihrem Landesherren als Schuldigkeit

ern, daß er ihnen nie vorſchreibe, welche Reli-
n ſie annehmen, bekennen, und in ihren Gottes-
nſten üben ſollen.

Und wie ſollten Regenten über den Glauben
er Unterthanen befehlen können, da Gott ſelbſt
hts darüber zu befehlen hat? Denn alle menſch-
e Gedanken und Urtheile entſtehen und wirken ja
ch unveränderlichen Geſezen des Denkens und
npfindens. Und ſo iſt es ſchlechterdings eben ſo
ſtatthaft, einem vernünftigen Weſen, das nach
nen unveränderlichen Geſezen denkt, zu be-
hlen, daß es gerade ſo denken und glauben ſol-
, wie ein anderer es will, als es albern iſt, zu
fehlen, daß jemand etwas ſo ſchmecken, ſo lieben
lle, als ein anderer.

Sonach iſt es ganz gegen die Religionsfreyheit,
enn Regenten ſichs herausnehmen wollten, For-
en des Glaubens oder Formen des Gottesdienſtes
ren Unterthanen befehlsweiſe aufzudringen. Alles,
as Glaube und Gottesdienſt heiſt, ſteht in der
eyen Wahl des Unterthanen. Der Fürſt kan beleh-
n, vorſchlagen, ermahnen, aber befehlen darf er
icht. Er kan Liturgien, Katechiſmen, Geſangbü-
er von geſchikten Männern entwerfen laſſen, aber
s muß jeder Gemeine frey bleiben, ob ſie die ent-
orfnen, Bücher unter ſich einführen will, ob ſie z. B.

Luthers, oder Hähns, oder Seilers, oder Schulzens Katechismus, ob ſie die Bibel oder den Koran, ob ſie das alte oder ein neues Geſangbuch haben will. Mit einem Worte, der Regens hat über die Religion der Unterthanen gar nichts zu entſcheiden. Er iſt ſchuldig Religionsfreyheit zu ſchützen d. h. die Uebung der allgemeinen Religion ungeſtöhrt zu erhalten und jedem ſeine beſondere Privatreligion dabey frey zu laſſen. Es kommt ihm nicht im mindeſten zu, ſeinen Unterthanen vorzuſchreiben, was und wie ſie glauben, lehren, und Gott dienen ſollen. Der Unterthan mag Jude, Heide, Türke oder Chriſt ſeyn, er mag eine Religion oder gar keine haben, er mag in die Kirche gehen oder nie eine Kirche beſuchen, darüber hat der Regent nichts zu gebieten.

Landesherrn haben über die Religion ihrer Unterthanen weiter kein Recht, als die Sicherheit des Staats dabey wahr zu nehmen und folglich in Religionsſachen blos zu verbieten, (zu gebieten nichts!) was dem Staate wirklichen Nachtheil bringt. Und hieher gehören dreyerley Dinge.

a. Der Regent kan und ſoll öffentliche Bekanntmachung und Verbreitung ſolcher Lehrſätze verbieten, welche dem Staate an ſich ſelbſt ſchädlich ſind. Wenn alſo z. B. einzelne Unterthanen oder ganze Geſellſchaften derſelben Atheiſten wären, und ſelbſt die allgemeine natürliche Religion beſtreiten, folglich alle Religion und Tugend herabwürdigen wollten, ſo könte und müßte der Regent dieß verbieten und nach Möglichkeit verhindern. Denn Tugend und Religion gehören zu den unentbehrlichen Vollkommenheiten der menſchlichen Geſellſchaft (S. III, 1. 6.) welche jeder Unterthan, wie vielmehr der Regent, zu befördern ſchuldig iſt. Alſo müßten Lehrſäze und Meynungen, welche Religion und Tugend geradezu verächtlich machten, ſchlechterdings unterdrückt werden, ohne jedoch die Irrenden ihrer anderweitigen Menſchen- und Unterthanenrechte dabey zu berauben. — Und wie viel Säze unſerer heutigen poſitiven Religionen ſind nicht von dieſer Art? wie viel gottesläſterliche Begriffe, wie viel Herabwürdigungen der Tugend findet man nicht in jenen Theorien von Satisfaktion, von Rechtfertigung durch den Glauben allein, von ewigen Höllenſtrafen — u. ſ. w.?

b. Der Regent kan und ſoll ferner — den Vortrag aller ſolchen Lehrſäze auf Kanzeln und in den Schulen verbieten, welche nicht zur allgemeinen Religion gehören und eben darum nicht von allen Unterthanen angenommen werden. Man bemerke, was ich ſage. Ich verlange nicht, daß er die Bekanntmachung ſolcher Lehren überhaupt verbiete: denn dazu hat er kein Recht. Er ſoll nur ihren Vortrag auf Kanzeln und in den Schulen verbieten. Und dazu verpflichten ihn zwey Gründe. Erſtlich iſt der Vortrag ſolcher ſtreitigen Lehrſäze dem Staate ſchädlich, weil er Zank und Uneinigkeit und Religionshaß und Intoleranz erzeuget. Und zweytens ſtöhret er die allgemeine Religionsfreyheit, vermöge welcher alle Unterthanen gleichen Antheil an Kirchen und Schulen und an allem öffentlichen Religionsunterrichte und Religionsübungen haben: welcher ihnen ja offenbar entzogen wird, wenn ihre gemeinſchaftliche natürliche Religion mit menſchlichen Einfällen vermiſcht und beſondere Lehrſäze dabey aufgedrungen werden ſollten.

c. Und ſo kan und ſoll der Regent auch drittens alle diejenigen Arten des Gottesdienſtes und des Ceremoniels verbieten, welche und ſoweit ſie dem Staate ſchädlich werden. Hierher gehören z. B. Zotenvolle Lieder, wie man ſie in alten Zinſendorfſchen Geſangbüchern findet — alle läppiſche und mit der Würde der Religion ſtreitende Gebräuche — und vornehmlich auch ſelbſt der Ueberfluß des äuſerlichen Gottesdienſtes, welcher dem Staate arbeitſame Hände entziehet und frommen Müſſiggang erzeuget.

B. Aber eine zweyte eben ſo ſchädliche Art des Gewiſſenszwanges, oder der Stöhrung der Religionsfreyheit, findet ſich in den ausſchlieſſenden Privile-

gien

ien der Sekten. Man betrachte dieſe ernſte Sache
der Menſchheit unpartheyiſch.

Es iſt unleugbare Wahrheit, die alle Theolo-
gen und Juriſten, mit allen Sophiſtereyen und al-
en bibliſchen und ſtatiſtiſchen Hypotheſen nicht um-
ſtoßen werden, daß öffentliche Religion keine ande-
re als natürliche Religion ſeyn kan, weil alles, was
für die öffentliche Religion da iſt und geſchieht, für
die ganze Nation da iſt, der ganzen Nation zuge-
hört, und für die ganze Nation geſchieht. Es iſt
alſo unleugbare Wahrheit, daß Kirchen und Schu-
len, Fonds und Beſoldungen ꝛc. der Nation gehö-
ren — daß folglich **alle** Unterthanen gleiche Rech-
te und gleichen Antheil daran haben — und daß ſo-
nach in dieſer Gleichheit des Antheils das Grund-
weſen aller wahren Religionsfreyheit beſtehe.

Wer nun dieſe klare und einleuchtende Wahr-
heit erkennt, der muß ſchlechterdings auch zuge-
ben, daß ausſchlieſſende Rechte der Sekten, der
wahren Religionsfreyheit und den allgemeinen Un-
terthanenrechten ſchnurſtraks entgegen laufen. Denn
ſie ſind offenbarer Gewiſſenszwang und Zerſtöhrung
der Rechte der Menſchheit.

a. Sektenrechte ſind erſtlich Zwang für alle an-
dersdenkende Unterthanen. Denn man nehme

ein Land, wo Sekten ſind, welches man will, ſo wird man überall Menſchen finden, welche entweder von den eigenthümlichen Lehrſätzen der Sekten gar nichts glauben, oder doch wenigſtens manches davon theils verwerfen, theils anders ſich vorſtellen, als es der herrſchende Lehrbegrif der Sekten mit ſich bringt. Ueberall finden ſich andersglaubende Menſchen. Ueberall, unter Lutheranern, Kalviniſten, Katholiken, Mennoniſten u. ſ. w. leben Menſchen in ungeheurer Anzahl, welche zum Theil mit dem herrſchenden Lehrbegriffe nicht zufrieden ſind, zum Theil denſelben ganz verwerfen und blos die allgemeine natürliche Religion annehmen. Ja man kan mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß heutzutage in allen Staaten, wo Aufklärung beginnt, ein Drittheil Unterthanen halbe oder ganze Naturaliſten ſind, und ein anderer Drittheil wenigſtens ſolche, die den herrſchenden Lehrbegrif keiner einzigen Sekte ganz für wahr halten. Iſt es nun für dieſe zahlloſe Menge Menſchen nicht offenbare Gewaltthätigkeit, daß man jene Sekten privilegirt und ihnen ausſchlieſſende Rechte an der öffentlichen Gottesverehrung und an denen für ſie beſtimmten Fonds und Gebäuden ertheilt hat? und daß man ſonach dieſen andersglaubenden Unterthanen die ihnen verwerflichen Lehren aufdringt? daß man ſie zwingt, dieſe Lehrſäze zu hören, ſie in Gebeten und Geſängen auszudrücken? daß man folglich ihre herzliche Theilnehmung an der öffentlichen Gottesverehrung hindert und ihre Unterthanenrechte verkümmert? daß man nicht nur ſie zwingt, ſich Irrthümer (die es in ihren Augen ſind) vortönen zu laſſen, ſondern auch ihren Kindern in den Schulen dieſelben einbleyen zu laſſen? — Was würde man von einem Regenten ſagen, der einem oder mehrern ſeiner Unterthanen anbefehlen wollte, ihre freye Wahl in Leſung der Bücher zu verleugnen und nur gewiſſe vom Regenten approbirte und privilegirte Bücher zu leſen und ihre Kinder daraus zu unterrichten, wenn zumal in dieſen approbirten Büchern Dinge ſtünden, welche jene Unterthanen für falſch oder thörigt hielten? Wäre das nicht widerrechtlicher Zwang des menſchlichen Geiſtes? Und iſt es gleichwohl nicht ebendaſſelbe, wenn Unterthanen, welche z. B. blos der Religion der Vernunft zugethan ſind, alle Kirchen und Schulen ſich rauben laſſen und der Religion einer beſondern Sekte einräumen müſſen? Iſt wohl ein erdenklicher Grund vorhanden, der dieſe Sektenprivilegien unterſtüzen und die andersdenkenden Unterthanen ihres natürlichen und angebohrnen Unterthanenrechtes verluſtig machen könte?

b. Aber nicht genug. Sektenrechte ſind auch Zwang für alle Unterthanen überhaupt. Denn wo privilegirte Sekten oder, wie mans nennt, herrſchende Kirchenpartheyen ſind, da ſind erſtlich die

Lehrer gezwungen, ſie mögen vom Lehrbegrif der Sekte überzeugt ſeyn und bleiben, oder nicht, die Lehrſäze der Sekte, bey welcher ſie angeſtellet ſind, als ausgemachte Wahrheit vorzutragen und Volk und Kinder darinnen zu unterrichten. Und wo die Lehrer gezwungen ſind, gerade dieſe und nur dieſe Lehrſäze vorzutragen, und wo der ganze Gottesdienſt, wo Gebete, Geſänge, Liturgie und — eben ſo auch die Katechiſmen und Lehrbücher der Schulen darauf eingerichtet ſind, nur die Lehrſäze der Sekte zu verbreiten, und alles, was dieſen Lehrſäzen entgegen iſt, als verwerflichen und ſchädlichen Irrthum zu verdrängen; da iſt zweytens auch das Volk, da ſind Eltern und Kinder gezwungen, dieſe Lehrſäze zu erlernen, zu glauben und alles ihnen entgegenſtehende als Irrthum zu verwerfen. Denn das iſt ja wohl ganz natürlich, daß Menſchen, zumal gemeine Leute und Kinder, welche von Jugend auf nichts anders als die Lehren ihrer Sekte zu hören bekommen, welche dieſe Lehren überall mit beten und ſingen, welchen man dieſe Lehren mit der Mine der Wichtigkeit einſchärft, welchen man vor allen andern oder entgegengeſezten Lehrſäzen einen ſchauderlichen Abſcheu einflößt, ſchlechterdings auf keine andere Gedanken und Vorſtellungen kommen können, folglich geradehin gezwungen ſind, den Glauben ihrer Sekte anzunehmen und zu behalten und vor allen andern Vorſtellungen — wenns auch die heilſamſten

Wahrheiten wären — ihre Ohren zu verſchlieſſen. Iſt das nicht offenbahre Gewaltthätigkeit gegen den menſchlichen Geiſt, wenn man ihm alle Fortſchritte und Verbeſſerungen ſeiner Einſichten unmöglich macht und es abſichtlich darauf anlegt, daß ihm ein Sektenglaube zum unausrottlichen Vorurtheil werden muß? Kan dieſes wohl mit wahrer Religionsfreyheit beſtehen? Oder iſt da wahre Religionsfreyheit, wo die Menſchen bey ihrer Religion keine Wahl mehr haben? — Wahrhaftig, man ſpielt mit der Religionsfreyheit und giebt dem Volke eine Nuß ohne Kern, ſo lange man Sekten privilegirt und herrſchende Lehren und Glaubensnormen einführt, welche Volk und Kindern das als Wahrheit aufdringen, was die Verfaſſer ſolcher Normen dafür gehalten haben wollten. — Wahre Religionsfreyheit iſt nur da, wo jeder Unterthan an Orten, welche der Staat zum Vortrage und zur Uebung der Religion beſtimmt hat, nichts als die allgemeine Religion der Vernunft zu hören bekommt, welche alle Menſchen gemeinſchaftlich glauben: und wenn er dann in den Jahren der Reife, mit unbefangenem Geiſte, alle beſonderen Religionen frey prüfen und ſich daraus wählen kan, was ihm beliebt oder vielmehr was ſeiner Vernunft einleuchtet und ſeinem Wahrheitsgefühle ſich von ſelbſt aufdringt. Wollen alſo Regenten ihren Unterthanen wahre Religionsfreyheit geben, ſo müſſen ſie ſorgen, daß in allen öffentlichen Kirchen und Schulen nur Religion der Vernunft gelehret, gebetet und geſungen werde. Die ſpeciellen Theorien der Sekten aber müſſen ſie jeden Unterthanen, wenn er Luſt und Kraft hat, in den Jahren des gereiften Verſtandes ſelbſt finden, prüfen und wählen laſſen.

Und man glaube ja nicht, daß das, was ich hier ſage, nur philoſophiſch wahr ſey. Ich kan diejenigen, welche die Bibel über die Philoſophie erheben und ſie für die einzige untrügliche Quelle aller Wahrheit anſehen, ſelbſt aus der Bibel überzeugen, daß ich richtige und unumſtößliche Grundſäze vorgetragen habe. Denn Jeſus und die Apoſteln haben es ſelbſt vielfältig und einleuchtend und angelegentlich eingeſchärft, daß in der Welt keine herrſchende Sekten oder Religionspartheyen, die ſich von andern in der öffentlichen Gottesverehrung abſondern, und ausſchließende Gültigkeit ſodern, geduldet werden ſollen. Man erinnere ſich nur, wie oft Jeſus den Glauben an Gott als den Alvater, der aller Menſchen Gott iſt, einſchärft, und dieſen Gott und deſſen Verehrung weder an den Tempel zu Jeruſalem, noch an den zu Garizim, noch an irgend einen andern Tempel gebunden, ſondern von allen Menſchen im Geiſte d. h. moraliſch, nicht durch Tempeldienſt und unterſcheidende Ceremonien, ſondern durch Tugend verehrt wiſſen will. Man erinnere ſich ferner, wie

oft

ſt Jeſus und die Apoſtel die Einheit des Geiſtes mpfehlen und ſie als den Hauptzwek des Evangelii beſchreiben, und man erwäge dabey, daß dieſe von Jeſu erzielte Einheit anders ja gar nicht möglich war und iſt, als wenn alle Menſchen ſich mit der einfältigen natürlichen Religion, die Jeſus lehrte, begnügen, und alle Sekten verbannen: ſintemal Sektenlehren geradehin Streitlehren ſind, welche der Einheit des Geiſtes ſchnurſtraks entgegen wirken. Man erinnere ſich endlich, daß der Apoſtel Paulus ausdrüklich die Sekten und Sektennahmen verbietet (1 Kor. 3.) und es ſündlich und ungereimt ſchilt, wenn ſchon damals einige ſich Pauliſch, andere Ke-ſiſch, andere Apolliſch nennen wollten. Wie will man es nun rechtfertigen, wenn ſich heutzutage, Jeſu und den Apoſteln zum Truz, einige Lutheriſch, andere Kalviniſch, andere Papiſtiſch u. ſ. w. nennen? Iſt es nicht klar, daß alle Sekten und noch mehr alle Sektenrechte der h. Schrift eben ſo wohl entgegen laufen, als dem Rechte der Natur?

Unleugbar alſo iſt es, daß Privilegien der Sekten die natürlichen Menſchen- und Unterthanenrechte geradehin aufheben und die wahre Religionsfreyheit zerſtöhren. Unleugbar iſt es, daß alle Geſeze und Friedensſchlüſſe, welche die allgemeinen Unterthanenrechte aufheben und dieſelben an gewiſſe Sekten ausſchlieſſend übertragen, nach der Natur null und nichtig ſind? Unleugbar iſt es, daß die Bekenner der natürlichen Religion die einzigen rechtmäſſigen Beſizer aller öffentlichen Anſtalten, Gelder und Gebäude ſind, welche auf Religion abzwecken, ſo wie ſie allein die ächten Proteſtanten genannt zu werden verdienen, ſintemal ſie allein vollkommen gegen allen Gewiſſenszwang proteſtiren und die Rechte der Menſchheit heilig halten. Unleugbar iſt es, daß die Unterthanen jedes Staats von ihren Regenten die oben beſchriebene weſentliche und allgemeine Religionsfreyheit zu fodern berechtiget ſind.

Wollte auch etwa ein Regent noch hier einwenden und ſagen, daß es bey ihm ſtehe, den Begrif der Religionsfreyheit noch weiter zu extendiren, und, für alle in ſeinem Lande lebenden Partheyen, Kirchen und Schulen zu bauen und zu fundiren, ſo würden doch auf der einen Seite alle bisherigen ausſchlieſſenden Vorzugsrechte der ſo genannten herrſchenden Sekten und Kirchen wegfallen müſſen, und er würde auf der andern Seite etwas unnüzes und zugleich ſchädliches thun, weil er nun gehalten ſeyn würde, faſt aller Orten für eine Menge Sekten neue Tempel und Schulen anzulegen und zu dotiren, und dadurch die Einkünfte des Landes zu erſchöpfen.

Es bleibt alſo der oben erwieſene Begrif der Religionsfreyheit zugleich der beſte und anwendbarſte.

lnd wenn gerechte und weiſe Fürſten denſelben Be-
olgen und die öffentliche Religion lediglich auf die
llgemein geltende vernünftige Religion einſchränken
ollten, ſo würden ſie dadurch nicht nur tauſend und
ber tauſend Unterthanen ihre natürlichen Rechte
iedergeben, ſondern auch zu gleicher Zeit allen Re-
gionsbedrukungen, allem Gewiſſenszwange, aller
rieſtertyranney, allem Aberglauben, allem Reli-
ionshaſſe, allen Verfolgungen — auf einmal ein
Ende machen.

Und ſollte man etwa dieſe hier vertheidigte Sa-
he der Menſchheit von Seiten der Politik und der
Staatskunſt bedenklich finden? Sollte man wohl
neinen, daß allgemeine Menſchenrechte in dem Falle
nterdrükt und aufgeopfert werden müßten, wenn das
olitiſche Intreſſe der Groſſen dabey litte? Ich ſchä-
ne mich, auf ſolche Fragen antworten zu müſſen:
nd doch will ich es, und zwar mit den Worten ei-
nes Schriftſtellers, welcher dieſe Materie ziemlich
rſchöpft zu haben ſcheint.

Er geht von dem Hauptzweifel aus: ob denn
vohl das Volk — ohne alle Autorität und poſitive
Religion — im Zaume gehalten und zur willigen
Unterwerfung unter all und jede Geſeze des Staats
geleitet werden möge?

Was heiſt denn eigentlich, ſpricht er, das: das Volk im Zaume halten? die deutliche Auseinanderſetzung dieſer Sache wird den Grund oder Ungrund des Zweifels augenbliklich klar machen.

Heiſt es ſoviel als: das Volk vor Laſtern verwahren, daß es nicht in Völlerey, Müſſiggang, Geiz, Unzucht u. ſ. w. verſinke? O dann, ihr lieben Poſitiviſten, könnt ihr bey unſerer natürlichen Religion weit eher auſſer Sorge ſeyn, als bey einer poſitiven. Denn warlich eure Geheimniſſe haben in der Welt ſo wenig eine gute That erzeugt, als ſie einen geſunden und hellen Gedanken hervorbringen konten. Und ſelbſt das einzige, was in eurer poſitiven Religion noch etwa auf die Moralität des Volks wirken könte, ich meine Himmel und Hölle, iſt ſo, wie Ihr es habt, gerade ganz unwirkſam, und kan nur allenfalls ſo noch gutes ſtiften, wie es in der natürlichen Religion vorgetragen wird. Denn ich kann mich ganz kühn auf eine allgemeine Erfahrung berufen, daß noch kein Menſch in der Welt (ich nehme die Augenblike des Sterbens aus) zu irgend einer guten That bewogen oder von irgend einer böſen That abgehalten worden iſt, weil ihm bey jener Euer Himmel und bey dieſer Eure Hölle eingefallen war. Alle Menſchen handeln in der Welt nach naheliegenden Motiven. Und es iſt dieß eben ſo pſychologiſch nothwendig, als es pſychologiſch unmöglich iſt, daß

ſie

on willkührlichen Belohnungen und Strafen be-
mt werden ſollten, welche ihnen ſo fern liegen,
Himmel und Hölle — und bey denen ihnen noch
diß Mittel in Menge angeboten werden, durch
che ſie (ihre vorhergegangenen Handlungen moch-
ſeyn wie ſie wollten) das eine noch am Abende
Lebens erlangen und dem andern entfliehen kön-
. Ihr befindet euch alſo in dem allerlächerlich-
Irrthume, wenn ihr glaubet, daß die poſitive
ligion die Menſchen im Zaume halte und vor La-
haftigkeit verwahre. Und dieſer Irrthum macht
ch warlich deſtomehr Schande, jemehr ihn die
nze Geſchichte der Menſchheit wiederlegt, welche
ich augenſcheinlich zeiget, daß keine poſitive Reli-
on in der Welt tugendhafte Nationen gebildet hat,
ndern daß Tugend und Wohlſtand, unter chriſtli-
n und nichtchriſtlichen Völkern, blos und allein
n der natürlichen Kultur und den Graden der-
ben abgehangen haben. Hingegen die natürliche
eligion, welche den Menſchen den Grund zum
echtthun in ſeiner eignen Glükſeligkeit finden lehret
nd ihm dabey alle Schlupfwinkel abſchneidet, wel-
e ihm Eure Theorien von Sündenvergebung eröf-
en, macht unmittelbar gute und glükliche Menſchen,
nd iſt allein im Stande (vorausgeſezt, daß die
Menſchen ſie eben ſo, wie bisher Eure poſitiven Lehr-
äze mit der Muttermilch einſaugen lernen) das Volk
on Laſtern zu reinigen und von Ausſchweifungen zu-

rükzuhalten. Ja es iſt ſo klar wie die Sonne, daß ein Menſch, welchen Erfahrung und augenſcheinlicher Zuſammenhang ſeines Betragens mit ſeiner Glükſeligkeit nicht weiſe und tugendhaft macht und von Laſtern zurükhält, durch poſitive Religion eher noch mehr verwildern als gebeſſert werden wird.

Oder heiſt etwa zweytens, das Volk im Zaume halten, ſo viel als: es in der Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten erhalten, daß ſie ihre Abgaben entrichten, dem Regenten treu bleiben, ſich den Geſezen unterwerfen, keinen falſchen Eid ſchwören u. ſ. w.? O dann muß ich Euch abermals bitten, die Segel zu ſtreichen. Denn Eure poſitive Religion hat nicht nur keinen einzigen Antrieb zur Folgſamkeit gegen die Geſeze, welchen die natürliche Religion nicht eben ſo gut und beſſer hätte, ſondern ſie enthält auch noch Lehrſäze, welche das Gegentheil bewirken, und von denen die natürliche Religion frey iſt. Laſſet uns dieſe beyden Betrachtungen ein wenig aus einanderſezen.

Ich ſage erſtlich: die poſitive Religion hat hier nichts vor der natürlichen voraus. Jene hat Befehle Gottes, der Obrigkeit zu gehorchen, dieſe auch. Jene lehret den Regenten lieben und ehren, dieſe auch. Jene heißt den Eid heilig halten, dieſe auch. Und die natürliche Religion hat das alles viel beſſer und wirkſamer. Denn die poſitive Religion wirkt alles blos durch Befehle und Drohungen. Sie allegirt göttliche Ausſprüche. Sie verkündigt Strafen ihren Uebertretern. Das thut allemal die ſchlechteſte Wirkung. Denn alles iſt Zwang. Und erzwungene, blos befohlne und mit Drohung eingeſchärfte Tugend taugt nie. Sie wird nie thätig, feurig und ausdauernd, weil ſie nicht frey iſt. Hingegen die natürliche Religion lehret den Willen Gottes ſo, daß ſie überall den Grund des Willens Gottes in der Glükſeligkeit der Menſchen zeigt. Sie zwingt den Menſchen nicht, aber ſie lehret ihn, ſeinen Regenten lieben und ehren und ſich den Geſezen des Landes unterwerfen — um ſeiner eignen Glückſeligkeit willen. Dieſe Tugend wird feurig und veſt, weil ſie freywillige Tugend iſt. Und was den Eid beſonders betrift, ſo iſt es längſt ſchon von allen vernünftigen Wahrheitforſchern erkannt worden, daß ſeine Heiligkeit eben darum ſo allgemein geſunken iſt, weil die poſitive Religion dieſelbe mit Grimaſſen beveſtiget hatte, die nur unter ganz dummen Menſchen noch einige Eindrücke machen können. Man leſe dagegen, was z. B. Bahrdt in ſeinem Moralſyſtem vom Eide ſagt und man wird finden, daß ein Naturaliſt weit geſchikter wär, die Heiligkeit des Eides unter einem Volke zu behaupten als alle Katechiſmen aller chriſtlichen Kirchen.

Aber ich ſeze zweytens hinzu: die poſitive Religion enthält zugleich die Möglichkeit des Gegentheils. Sie veranlaßt Gedanken und Vorſtellungen, welche jeden Ungehorſam begünſtigen und jede Rebellion entſchuldigen, ja oft wohl gar — ſie zur Pflicht machen. Und das thut die natürliche Religion nie. Man kan ſich davon auf zwey Wegen überzeugen.

Betrachtet man erſtlich die allgemeinen Schlupfwinkel des Laſters, welche in den Theorien von einem durch äuſerliche Dinge verſöhnbaren Gotte liegen, ſo wird man begreifen, warum Millionen chriſtliche Unterthanen ihren Unterthaneneid brechen, Millionen Officianten ihren Landesherrn betrügen, ohne im mindeſten dabey von ihrem Gewiſſen beunruhiget zu werden.

Man gehe von dieſem allgemeinen übeln Eindruke der poſitiven Religion auf die beſondern Vorſtellungen über, welche Mönche und Pfaffen, beſage der Geſchichte, aus ihr entlehnt haben, Brüder gegen Brüder und Unterthanen gegen ihre tugendhafteſten Regenten aufzuwiegeln, ſo wird man finden, daß die poſitive Religion nicht nur gar kein entſcheidendes Mittel iſt, das Volk (im gedachten Sinne) im Zaume zu halten, ſondern daß im Gegentheil die natürliche Religion die wahren Antriebe zur Folgſamkeit weit vollſtändiger, richtiger, und eindringender aufſtellt, und dabey nicht einen einzigen Saz enthält, welcher, wie mancher Saz der poſitiven, zu Aufwiegelungen gegen gute Regenten gemißbraucht werden könte.

Freylich will ich damit nicht ſagen, daß die natürliche Religion jedem Regenten, bey jeder Art des Verfahrens gegen ſeine Unterthanen, derſelben Folgſamkeit erhalten und ihn gegen Rebellionen ſchüzen würde. Aber dadurch verliert weder der Werth der natürlichen Religion, noch die Wahrheit deſſen, was ich zum Nachtheil der poſitiven behauptet habe. Denn ſobald wir einmal den Fall ſezen, daß ein Volk durch Tyranney auf den äuſerſten Grad der Gährung gebracht würde, daß es zu einer wirklichen Rebellion käme, ſobald kan gar keine Religion dieſen einmal durchgebrochenen Strohm mehr aufhalten. Da kan die Vernunft ſo wenig als die Bibel, der Prieſter ſo wenig als der Philoſoph den Tyrannen retten. Und doch — wird am Ende, wenn das erhizte Blut abgekühlt iſt, und der Sturm die Gemüther beſänftiget hat, — die natürliche Religion, welche den Menſchen auf ſeine wahre Glükſeligkeit hinweiſt — zehnmal mehr thun, die Ruhe wieder herzuſtellen, als alle Katechismusreligion mit ihren Bibelſprüchen zu leiſten im Stande iſt.

Wenn nun unſere Generation durch Erziehung, Schriftſtellerey, Leſegeiſt, freyes Räſonnement und gefallnes Anſehn der Prieſterſchaft auf die Einführung des Bekenntniſſes der natürlichen Religion (und folglich auf die Wiederherſtellung der allgemeinen Unterthanenrechte in Abſicht auf öffentliche Religion oder — die wahre Religionsfreyheit) genugſam vorbereitet iſt und dieſelbe für das Wohl der Staaten nichts bedenkliches mehr hat, ſo iſt die Frage, ob das, was möglich iſt, auch rathſam ſey, und einen wirklichen und überwiegenden Nutzen gewähren könne? — Ich will hier meine Leſer nur auf drey Hauptpunkte aufmerkſam machen, welche ſie von ſelbſt auf die übrigen leiten werden.

Welches iſt wohl die erſte Obliegenheit der **Innhaber der geſezgebenden Macht?** Welches iſt die erſte, vornehmſte, heiligſte Pflicht jedes Regenten, der als Vater ſeines Volks für deſſen Wohlfarth thätig ſeyn will?

Ich weiß nichts wichtigeres, nichts, was ein Fürſt vor allem andern zu beſorgen hätte, als die Aufrechthaltung der Rechte der Menſchheit. Ehe er für Macht, Reichthum und Ehre ſeiner Nation arbeitet, muß er ſich vorher erſt um dieſe Rechte der Menſchheit bekümmern. Errichtung nüzlicher Fabriken, Einführung eines furchtbaren Militairs, Beförderung der Handlung, Aufnahme der Wiſſenſchaften, alle dieſe glänzenden Nahmen fürſtlicher Geſchäftskreiſe ſind nicht des Erwähnens werth, ſo lange die Nation nicht im freyen Beſize und Genuſſe ihrer Menſchenrechte ſich befindet. Sezet das reichſte, das mächtigſte, das furchtbarſte, das gelehrteſte Volk und nehmet an, daß unter dieſem Volke keine Sicherheit des Eigenthums wäre, daß die Unterthanen entweder Sklaven ihres Fürſten oder ſeiner Bedienten wären, die ſie nach Gutdünken drükten, ausmergelten, zu unaufhörlichen Frohndienſten zwängen, daß Prieſter ihren Verſtand tyranniſirten, daß Ketten und Bande dem drohten, der frey urtheilen und ſeine Ueberzeugungen laut ſagen wollte, daß Gewiſſenszwang und befohlner Glaube die Rechte der Vernunft unterjochte, ſo würde ich dieſe reiche und mächtige und furchtbare Nation für die unglüklichſte unter der Sonne und ihren Regenten für den unwürdigſten Tyrannen halten, und laut von ihm ſagen, daß er nicht werth ſey, Schulmeiſter zu ſeyn, geſchweige einen Thron zu beſitzen.

Iſt nun das Heilighalten der Rechte der Menſchheit die erſte Pflicht des Regenten, ſo thue ich an die Herzen meiner Leſer die zweyte Frage: welches unter allen Rechten der Menſchheit das heiligſte und theuerſte ſey? und antworte in ihrem Namen: das Recht, über das, was unſere Glükſeligkeit angeht, ſelbſt und frey zu denken und, die ſo gefundne Wahrheit mit unſern Mitbürgern gemeinſchaftſich zu beſprechen und durch gemeinſchaftliche Belehrung ſich darinnen zu vervollkommnen: alſo — öffentliches Bekentniß unſers Glaubens und gemeinſchaftlicher Genuß deſſelben.

Zweifelt jemand an dieſer Wahrheit, ſo iſt es gewiß nichts anders als der Partheygeiſt, der dieſen Zweifel aufregt. Aber eben dieſen Partheygeiſt will ich zu meinem Richter auffodern. Euch ſelbſt, Ihr warmen Verehrer eures Kirchenglaubens, Ihr eifrigen Lutheraner, Kalviniſten, Katholiken, Herrnhuter, und wie Ihr alle heiſſen möget, Euch will ich fragen, was Euch denn bewegt, an Orten, wo man Euch verdrängt, wo man Euch nicht frey und ungehindert eures Glaubens leben laſſen will, wo man Euch Eure Kirchen verſchließt, wo man Euch freye Religionsübung verſagt, zu ſeufzen und zu klagen, und womit Ihr Euer Recht beweiſen könnt, überall, wo Ihr lebt, ein freyes und öffentliches Religionsbekentniß zu haben?

Warum ſtrebt der Katholik wie der Proteſtant nach Publicität ſeines Glaubens? Warum begnügt er ſich nicht, ſeinen Glauben in ſeinem Herzen zu haben und im Stillen ihn auszuüben? Warum ſchreit er über Gewalt und Macht, wenn man ihm irgendwo an lauten Bekentniſſen und Uebungen hindern will?

Könnt Ihr leugnen, liebe Mitmenſchen, daß
es für ein allgemeines Recht der Menſchheit
für das erſte, dringendſte Bedürfniß des Men-
anſehet, ſeinen Glauben, mit den Genoſſen
ben, gemeinſchaftlich zu genieſſen und durch ge-
ſchaftliche Belehrung ſich darinnen zu vervoll-
nen? Könnet Ihr leugnen, daß öffentliche
gionsübung uns allen, ſelbſt dem Gelehrten,
Denker, (wenn er wirklich Religion hat) un-
ehrlich iſt? daß alle Wahrheit nur dann erſt
Menſchen genießbar iſt, wenn er ſie wie ſein
d mit ſeinen Mitmenſchen gemein hat, nur dann
ſchäzbar iſt, wenn er ſie durch öffentliches Be-
niß mehrerer geehrt und gleichſam beſtätigt ſehen,
dann erſt zur Tugend wirkſam iſt, wenn er ſich
öffentlichen Gottesverehrungen an ſie fleiſſig erin-
und durch den Anblik heiliger Empfindungen
ſie erwärmen kan?

Wenn nun Euch, liebe Mitmenſchen, Euch
tholiken und Proteſtanten, Euer öffentliches Be-
tniß ein ſo heiliges Menſchenrecht iſt, dafür Eure
rfahren ehedem Leib, Gut und Leben wagten, es
erhalten, was ſoll es uns denn ſeyn, die wir
s zur natürlichen Religion bekennen? Soll es
r Pflicht des Regenten ſeyn, Euch dabey zu ſchüzen
d nicht eben ſo wohl Pflicht, es uns zu geſtat-
n? Oder ſeyd Ihr nur die Menſchen, die ihre
menſch-

menſchlichen Rechte behaupten dürfen? Sind die Verehrer der natürlichen Religion, deren Ihr izt mehrere hunderttauſende in Deutſchland findet; und die faſt allein die Zahl Eurer Miniſter, Eurer Aerzte, Eurer Schriftſteller — folglich Eurer größten Wohlthäter ausmachen, des Genuſſes ihrer menſchlichen Rechte unwürdig? Sollte es nicht endlich einmal Zeit ſeyn, daß die Regenten in dem erſten Anliegen des Menſchen, ich meine die Religion, die Gleichheit der Menſchenrechte beherzigten und handhabten?

Aber nicht blos die Rechte der Menſchheit rathen zur (Herſtellung jener allgemeinen Religionsfreyheit durch) Einführung des öffentlichen Bekentniſſes der natürlichen Religion, ſondern auch die Glükſeligkeit der Staaten, ſofern dieſelbe auf der Moralität der Unterthanen beruht.

Man kan, dünkt mich, auf vielerley Art den Beweiß führen, daß die poſitive Religion derjenigen Tugend nachtheilig iſt, auf welche der Wohlſtand der Völker ſich gründet. Man nehme nur z. B. den einzigen Punkt, daß ſie ihr durch die vorgeſpiegelte Wichtigkeit der gottesdienſtlichen Handlungen alles Intreſſe benimmt. Die natürliche Religion lehrt die Tugend d. h. das Beſtreben des Menſchen, ſich der Welt nüzlich zu machen und für gemeinmeinſchaftliche Glükſeligkeit zu leben, als die einzige wahre Verehrung Gottes, als den einzigen Grund aller Gottgefälligkeit und Seligkeit. Hingegen die poſitiven Religionen rechnen zum Dienſte Gottes eine Menge anderer und willkührlicher Dinge, und ſchreiben dieſen Dingen z. B. dem Beten, Faſten, Kommunicieren u. ſ. w. eine weit gröſſere Wichtigkeit zu, als der Tugend.

Ja die poſitiven Religionen würdigen meiſtentheils die Tugend gänzlich herab. Sie lehren, daß ſie durchaus nicht die Urſache unſerer Gottgefälligkeit und Seligkeit ſey. Sie behaupten, daß Gott ſeine vernünftigen Geſchöpfe, nach dem Maaße ihres Glaubens, nicht ihrer guten Werke, liebe und beſelige. Sie nennen wohl gar die Tugend ein unflätiges Kleid, in welchem wir Gott nicht gefallen mögen, und erheben dagegen die Gerechtigkeit Chriſti, die ſich der Laſterhafte nur zueignen darf.

Indem ſo die poſitiven Religionen den Eifer der Tugend erſtiken und die Menſchen gegen ſie kalt und gleichgültig machen, ſo begünſtigen ſie zugleich ihren Leichtſinn im Sündigen. Wenn die natürliche Religion dem Laſterhaften alle Rettung abſpricht, wenn ſie ihm die abſolute Unmöglichkeit zeigt, bey einem laſterhaften Herzen und Leben Gott zu gefallen und glüklich zu werden, ſo zeigt dagegen

gegen die poſitive Religion Mittel, den über unſere Sünde erzürnten Gott zu begütigen und ihn mit uns zu verſönen. Und wenn die natürliche Religion die Laſter der Menſchen als natürliche und entſcheidende Urſache ihres Verderbens aufſtellt, ſo lehrt die poſitive Religion, daß ſie blos Beleidigungen Gottes ſind, die alſo, ſobald man Gott nur die nöthigen Motiven dazu giebt (die in einem ganz leichten bekennen und bereuen der Sünden, und in einem eben ſo leichten Ergreifen eines fremden Verdienſtes liegen) auch wieder gut gemacht werden können.

Sollten dieſe wenigen Betrachtungen nicht ſchon hinreichen, den vorzüglichen Werth der naturlichen Religion für den Staat zu entſcheiden? Oder will man etwa behaupten, daß dem Staate nur an religiöſen nicht an tugendhaften Unterthanen gelegen ſey? Will man zweifeln, ob der fleiſſige, arbeitſame, treue, gewiſſenhafte, Unterthan beſſer ſey, als der glaubige und betende? Sollte der Thron unter andächtigen und glaubensvollen Heuchlern geſicherter, die Geſeze heiliger, der bürgerliche Wohlſtand blühender ſeyn, als unter tugendhaften Unglaubigen?

Aber man verbinde erſt noch mit jenen Betrachtungen die Erfahrung. Man gehe alle Epochen der Geſchichte durch. Man unterſuche, in welcher ſich die Regenten am wolſten befunden haben, und die

Staaten am glücklichſten geweſen ſind? Warlich hier muß ſichs ausweiſen, ob der Glaube für das Wohl der Völker erſprießlicher iſt als die Vernunft, ob die natürliche Religion dem Staate zuträglicher ſey als die poſitive.

Und mich deucht die Geſchichte redet ſo laut, daß man ihre Stimme ohnmöglich verhören kan. Sie ſchreit uns durch alle Jahrhunderte in die Ohren: daß jn Europa deſtomehr Verwilderung der Nationen, deſtomehr moraliſche Verdorbenheit, deſto mehr bürgerlicher Verfall war, jemehr Glaube an poſitive Religion herrſchte. Sie zeigt uns in allen Zeitpunkten die traurigſten Beweiſe, daß die hohen Grade des Glaubens deſto blindere Anhänglichkeit an die Pfafferey, und ein deſto ſchwärmeriſches Feſthalten an Andächteleyen erzeugt haben, und daß aus dieſer Quelle Vernachläſſigung aller Menſchenkultur, aller Wiſſenſchaften, aller Tugenden entſtanden und der Faulheit, dem Müſſiggange, den Wollüſten, und allen Laſtern Thür und Thore geöfnet worden ſind. Sie belehrt uns, daß nirgends weniger Wohlſtand der Nationen und nirgends weniger Sicherheit für die Rechte der Regenten war, als wo ſich der meiſte Glaube befand. Und ſie ſagt uns gegentheils, daß in eben dem Grade, in welchem die chriſtlichen Länder von dem Lichte der Vernunft erleuchtet wurden, auch Sittlichkeit, Induſtrie, Eintracht, und Rechtſchaffenheit ſich erzeuget, der Nahrungsſtand ſich verbeſſert, und der Staat Beſtigkeit und Blüthe erhalten hat.

Und ſieht mans nicht noch jezt mit Augen, daß, jemehr poſitive Religion in einem Lande iſt, deſto ſchlechter es um daſſelbe ſtehe? Warum ſind denn noch bis auf den heutigen Tage die ſchönſten Länder, wo die wenigſte Vernunft gefunden wird — Baiern, Italien, Portugal, Spanien, die ärmſten, die ohnmächtigſten, die verfallenſten? Und warum befinden ſich die kleinen preuſſiſchen Staaten, wo vergleichungsweiſe die meiſte natürliche Religion herrſcht, im größten und ſichtbarſten Wohlſtande? Der Engländer ſagt: **je näher bey der Kirche, deſto ferner von Gott:** und der Katholik: je näher bey Rom, deſto ärgerer Chriſt: und wir alle möchten ſagen: je mehr Glaube und poſitive Religion, deſto ſchlechter und elender die Nation!

Doch es iſt Zeit, daß ich abbreche. Der einſichtsvolle Theil meiner Leſer müßte ermüden, wenn ich noch mehr Beweiſe aufſuchen wollte. Es iſt augenſcheinlich, daß eine, ſonder Beſchädigung der Verehrer der poſitiven Religion ausführbare Einführung des öffentlichen Bekentniſſes der natürlichen Religion dem Staate heilſam und den Völkern erſprießlich ſeyn würde. Ich eile, noch meine

kühn-

hnſte Behauptung ins Licht zu ſetzen: daß dieſe
inführung in unſerm Zeitalter nicht blos mög-
h und nüzlich ſondern auch im höchſten Grade
thwendig ſey.

Ich gehe hier von einer Erſcheinung aus, über
e ich hoffentlich ſchon mit meinen Leſern einverſtan-
n bin. Es iſt unleugbar, daß die Aufklärung
reits einem Strohme gleicht, den keine Dämme
ehr aufhalten mögen. Unſere Schriftſteller haben
rmittelſt des allgemein gewordnen Leſegeiſtes und
eyen Räſonnements Europa mit Zweifelern und
ngläubigen überſchwemmt. Unter Bürgern und
auern iſt Prieſterautorität mit aller alten Glaub-
illigkeit dahin. Unter dem gemeinſten Volke herrſcht
hon ein gewiſſer Grad von freyer Denkungsart.
Miſtrauen gegen Unbegreiflichkeiten, Spott über
e Geiſterwelt, Achſelzuken bey Wundergeſchichten,
nd jezt ſchon von den Koffeehäuſern in die Dorf-
chenken übergegangen. Kurz die Vernunft fängt al-
r Orten an, ihre Rechte zu behaupten. Dreiſtes
rtheil und edler Freyheitsſinn ſtröhmen von Land
Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf,
on Haus zu Haus. Das Weſen iſt nicht mehr
hemmen.

Was ſoll nun daraus werden? Sollen die
Vormünder der Menſchheit den Dingen ihren

Lauf laſſen, und ſich dabey leidend verhalten? Und wenn ſie das thun, was wird man daraus für den Staat und die Moralität für Folgen erleben? Dieſe Fragen will ich mit meinen Leſern beherzigen.

Die erſte Frage beantwortet uns leider ſchon die traurige Erfahrung ſo, daß wir Urſache haben, unſern Fürſten Aufmerkſamkeit zu wünſchen. Denn wir ſehen es mit Augen, daß die Moralität an ſich ſelbſt immer mehr in Verfall geräth, und daß ein verkehrter und übelgeleiteter Drang nach Freyheit und Ungebundenheit in Unſicherheit der Staaten ausartet. Auf der einen Seite nehmen überall Betrügereyen, Filuterien, Kabalen, Wollüſte, Verſchwendung, Müſſiggang, überhand, und der Leichtſinn der Menſchen erzeugt täglich die laſterhafteſten Auftritte: und auf der andern Seite ſchleicht ein ſcheuslicher Geiſt der Zwietracht und der Rebellion durch alle Länder und drohet, Regenten und Unterthanen ins Verderben zu ſtürzen.

Woher kommt das? Man urtheile um Gottes willen nicht übereilt. Ich habe ſchon ſo viel unverſtändige Leute ſagen hören, das ſey die Folge der Aufklärung. Und es iſt warlich gerade das Gegentheil. Es iſt Folge von gehemter und nicht vollendeter Aufklärung! Wahre Aufklärung kan keine böſen Folgen haben, ſonſt müſte Chriſtus unter

ter allen ſchädlichen Menſchen der ſchädlichſte geweſen ſein. Nein. Das Uebel kommt daher, daß man die angefangene Aufklärung in ihrer Kindheit läßt, und daß die Fürſten, aus einer Art von Verblendung, noch zögern, ſie zu ihrer Reife zu bringen. Man höre und prüfe mich mit Unbefangenheit.

Es iſt ſo klar wie die Sonne, daß die wirklich geſunde und gereifte Vernunft weder Laſter überhaupt noch Abneigung gegen Ordnung und Geſeze und geſezgebende Macht hervorbringen kan. Aber es iſt eben ſo klar, daß die ungeſunde, unreife, unausgebildete Vernunft unter einer Nation moraliſche Verdorbenheit erzeugen muß.

Man ſtelle nun zwey Kinder neben einander, darunter das eine von jeher gewöhnt worden iſt, alle Gegenſtände des Fürwahrhaltens und alle Regeln des Handelns ſeinen Lehrern blindlings zu glauben und ihnen ohne alle Ueberlegung zu folgen und — davon das andere gegenſeitig bey allem, was man ihm ſagte, auf die Möglichkeit des Gegentheils aufmerkſam gemacht und dadurch verleitet worden iſt, überall eigne Ueberlegung anzuſtellen und ſich zum Glauben und Handeln frey zu beſtimmen. Was wird man wohl an dieſen beyden Kindern erleben, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen würden? Nb. ſolange ſie Kinder ſind? Mich dünkt, das erſte wird immerdar glauben und thun, was man es zu glauben und zu thun gewöhnt hatte. Es wird Wahrheit haben, wenn man es Wahrheit gelehrt hat, und es wird Gutes thun, wenn man ihm wirklich gute Regeln vorgetragen hatte. Aber — es wird auch das ungereimteſte Zeug glauben und vollbringen, ſobald es von ſeinem Führer war gemisleitet worden. Alſo — das erſte Kind wird eine Frucht des glüklichen oder unglüklichen Ohngefehrs ſeyn. Nicht ſo das andere. Das andere wird, wenn es auch die beſten Führer gehabt hätte, nie reine Wahrheit und veſte Richtigkeit im Handeln bekommen, wenn es jener Führer beraubt würde, ehe es zur Reife des Geiſtes gelangte. Es wird, ſich ſelbſt überlaſſen, auf tauſend unrichtige und verkehrte Vorſtellungen und Urtheile und eben ſo auch auf tauſend unrechte Handlungen gerathen. Seine Vernunft würde es, weil ſie eben noch keine Reife hat, oft irre führen.

Und ſehet, ihr lieben Fürſten und Könige! mit dieſen zwey Kindern könnt ihr eure beyden Klaſſen von Unterthanen vergleichen. Die Nation oder der Theil der Nation, wo Glaube an poſitive Religion herrſcht, gleicht ganz jenem erſten Kinde, das, bey verbundnen Augen, Euch willig glaubt, was Ihr ihm in Euren privilegirten Katechismen und Geſangbüchern vordrüken laſſet und — willig thut, was eure Geſezbücher enthalten: das aber nur ſolange glaubt und thut, was ihr wollt, als keine der Erzeuger und Nährer ihres Glaubens ihm in demſelben eine neue Richtung geben. Kurz, ſie iſt ein Kind — deſſen Gut- oder Uebelgerathen vom Zufall abhängt; alſo — ein ganz erträgliches — Kind — das euch kein Menſch beneiden wird. — Hingegen der Theil der Nation, über welchen das Licht der Vernunft bereits aufgegangen iſt, und den ihr ſeinem Schickſale überlaßt, iſt ein weit bedenklicheres — Kind. Es kan Euch nicht gerathen. Es iſt unmöglich, daß ſeine erſt aufgeregte Vernunft es immer den rechten Weg führe. Nur gereifte Vernunft und vollendete Aufklärung lehrt richtig urtheilen und richtig handeln. Solange ihr alſo dieſen Theil eurer Unterthanen vernachläſſiget und ihn nicht ſelbſt zur Reife zu bringen trachtet, ſo lange wird und muß er als Kind — auf alberne Vorſtellungen, Urtheile, Wünſche und Handlungen gerathen. Er iſt einmal gegen allen alten Glauben und gegen alte Geſeze mißtrauiſch geworden. Er hat ſichs einmal angemaßt, ſelbſt zu denken und Gegenſtände des Fürwahrhaltens ſo wohl als Vorſchriften des Handelns ſelbſt zu beurtheilen. Verhindert Ihr nun ſelbſt ſeine Geiſtesreife, ſo iſt ja die Schuld nicht in dem aufgegangenen Vernunftlichte zu ſuchen, ſondern in der von Euch gehemmten weitern Ausbreitung. Denn unreife Selbſtdenker müſſen ganz natürlich ſchlechter werden, als die dümmſten Gläubigen. Denn der blinde Gläubige hat doch wenigſtens dann Wahrheit, wenn man ihm Wahrheit vorhält und übt wenigſtens dann Gutes, wenn man ihm gute Vorſchriften darbietet. Aber der unreife Selbſtdenker, der alle vorgehaltene alte Wahrheit verwirft und gegen alle Eure Geſeze mißtrauiſch iſt — ohne beydes mit ſeiner unreifen Vernunft richtig gefaßt und geprüft zu haben, der hat am Ende gar keine Regel des Denkens und Handelns, ſondern er folgt ſeinen Launen, die er für Früchte ſeiner Vernunft anſieht und — geräth auf Abwege. Und ſehet, das lehrt auch die leidige Erfahrung.

Wollet ihr wiſſen, was Vernachläſſigung der wahren und gereiften Aufklärung dem Staate für Schaden gethan hat, ſo betrachtet nur die Geſchichte des großen Josephs. Er ließ der Freydenkerey die Zügel. Er ließ ſeine Völker unglaubig an der Autorität werden, ohne für die Reife ihrer Aufklärung zu ſorgen. Was geſchah? Beyde Kinder machten ihre dummen Streiche. Das eine Kind, d. h. der Theil der Nationen, unter welchen das Licht der Vernunft aufgegangen war, begnügte ſich, des alten Glaubens zu ſpotten und ſich durch tauſend Spuren von ausſchweifenden Meynungen und Handlungsweiſen verhaßt und ſeinem weiſen Regenten das Leben ſauer zu machen. Und das andere Kind d. h. der glaubige und der Prieſterſchaft anhängige

Theil der Nation rebellirte gar und brachte ihn um ſeine ſchönen Niederlande.

Wie? dringt die Wahrheit, Ihr lieben Fürſten und Könige, noch nicht zu Euren Herzen? Sehet Ihrs nicht, daß Eure Staaten mit der Moralität Eurer Unterthanen in der äuſerſten Gefahr ſind, wenn ihr länger fortfahret, Eure Völker in dieſer Kindheit zu laſſen? Sehet Ihr nicht, daß es die höchſte Zeit iſt, den unaufhaltbaren Strohm der Aufklärung Eurer landesväterlichen Aufſicht zu würdigen, und ihn mit Vaterhänden zu leiten?

Vertilgen — warlich das könnt Ihr nicht mehr, und wenn ihr alle Eure Kriegsheere gegen dieſen Strohm aufbieten wolltet. Es iſt das unzerſtöhrbare Werk der göttlichen Vorſehung, daß die Vernunft unter Euren Unterthanen aufgegangen iſt, wie eine Sonne. Und Ihr ſeyd verbunden, wenn Ihr nicht die angefangene Aufklärung in Zügelloſigkeit der Sitten und Unſicherheit Eurer eignen Staaten ausarten laſſen wollet, die keimende Frucht des göttlichen Geiſtes zu ihrer Reife zu bringen, damit ſie der Moralität und dem Staate zum überſchwenglichen Segen werde.

Nehmet das Kind in eure Vaterarme. Gebet ihm mit dem andern Kinde gleiche Rechte und Anſprüche

ſprüche auf Eure Vorſorge. Laſſet es nicht wie bisher in der Irre herum laufen. Bildet es zum Manne. Und nun, ohne Bild!

Man gebe dem unglaubigen und zweifelhaft gewordnen Theile der Unterthanen, ordentliche Lehrer und freyes und öffentliches Bekentniß der natürlichen Religion! Das iſt das einzige Mittel die angefangene Aufklärung zur Reife zu bringen und die ſchädlichen Folgen aufzuheben, die aus der unreifen Maſſe der Kentniſſe nothwendig entſtehen mußten und noch entſtehen werden, welche unter der Nation im Umlaufe ſind.

Doch die Vormünder der Menſchheit haben vielleicht ein beſſeres Mittel, den Schaden der unreifen Aufklärung zu verhüten. Sie wollen vielleicht lieber ihre Unterthanen durch Geſeze zwingen, der Aufklärung ganz zu entſagen? Sie wollen vielleicht den Glauben mit Gewalt über die Vernunft erheben und durch Unterdrükung der bisherigen Preßfreyheit ſie wieder einſchlafen laſſen? Ich verſtehe, woraufs abgeſehen iſt. Aber laſſet einen ehrlichen Philoſophen erſt ſprechen, ehe Ihr Hand ans Werk leget.

Ich will kein Wort davon ſagen, daß jene
wangsgeſeze, mit denen man den Glauben an
ſitive Religion zur Allgewalt zu erheben ſucht,
ewiſſenszwang ſind, womit die Urheber derſel-
n die heiligſten Rechte der aufgeklärten Unter-
anen beeinträchtigen. Ich will blos dabey ſte-
n bleiben, daß man jezt — mit ſolchen Zwangs-
itteln zu ſpat kommt — die Moralität der Na-
onen, die man retten wollte, geradezu unter-
äbt und — den Staat ſelbſt in die äuſerſte Ge-
hr ſezt. Man höre mich und urtheile. Ich wills
rz machen.

1. Man kommt zu ſpat. Denn ich habe oben
hon geſagt und der Augenſchein lehrt es, daß die
ufklärung mit ihren Vorläufern, dem Unglauben,
nd der Zweifelſucht, ſchon zu weit gediehen iſt.
lle lesbare Schriften ſind voll davon. Alle Städ-
und Dörfer ſind damit überſchwemmt. Das
ufgegangene Licht iſt ſchlechterdings nicht mehr
uszulöſchen. Oder Gott ſelbſt müßte ein Wun-
er thun.

2. Man würde, wenn man jezt mit Gewalt
ie Aufklärung hemmen wollte, den Staat ſelbſt
n Gefahr ſezen. Denn es iſt kein ſchreklicherer
Deſpotismus als der, welcher ſich an der Gewiſ-
ensfreyheit der Unterthanen vergreift. Wenn man

alſo überlegt, wie der Despotismus jezt überhaup ſchon anfängt gehaßt zu werden, ſo wird man begreifen, daß die Vormünder der Menſchheit höch unbeſonnen handeln und ihre Macht in ihre Grundveſte erſchüttern würden, wenn ſie die ſo ungeheure Menge ihrer beſten Unterthanen in Abſich auf Gewiſſensfreyheit tyranniſiren wollten. Den warlich das Geſez der Elaſticität gilt von der Seele wie von den Körpern. Druk macht Gegendruk. Je ſtärker, je heftiger der Druk und je elaſtiſcher der Gedrukte, deſto mächtiger muß der Widerſtand ſeyn. Woher kam die glükliche Reformation durch Chriſtum unter den Juden, durch Luther unter den Chriſten? Woher ſo manche Revolution der neuern Zeiten? — Ich mag mich nich deutlicher erklären. Aber es fällt in die Augen, daß die menſchliche Duldkraft, ſo gut wie jede endliche Kraft, ihre Gränzen hat. Sollte ein unerträglicher Deſpotismus irgendwo dieſe Gränzen überſchreiten und gerade jenen edelſten Theil der Nation bis zur Ueberſpannung ſeiner Leidenskraft tyranniſiren, ſo würden ohnfehlbar die traurigſten Folgen entſtehen.

3. Man würde alle Moralität vollends vernichten. Denn gewaltſame Einführung der poſitiven Religien macht, Nb. unter einem Volke, wo Aufklärung begonnen hat — unausbleiblich — Ir

religion was ſchon längſt unter den Katholiken die augenſcheinliche Folge war. Der unglaubige Bürger und Bauer, deſſen Vernunft einmal aufgeregt iſt, ſieht alle ihm aufgedrungene Lehrbücher — und muß — weil er nun keinen Leiter zur Ausbildung hat — verwildern. — Wer Ohren hat zu hören, der höre."

15.

Selbſtregierung und freyer Zutritt zum Throne.

Die lezte und allen vorigen an Wichtigkeit gleichkommende Obliegenheit des Regenten iſt, daß er ſein Volk ſelbſt regiere, mit ſeinen eignen Augen ſehe, mit ſeinen eignen Ohren höre, mit ſeinem eignen Kopfe denke und alles durch ſeine Hände gehen laſſe.

Daß dieß der Fürſt ſchuldig und das Volk von ſeinem Regenten zu fodern berechtiget iſt, bedarf keines Beweiſes. Es fällt von ſelbſt in die Augen, daß ihm die Nation die Krone nicht darum aufſezte, daß er als Regent glänzen und als der reichſte Mann im Lande ſich vom Schweiſſe der Unterthanen nur mäſten und wolleben ſollte. Er ward Regent, daß er regieren ſollte! — Was gehört alſo dazu?

a. Der Regent muß alles, was in allen ſeinen Departements beſchloſſen und ausgeführt wird, wiſſen, muß es ſelbſt mit möglichſter Sorgfalt überdenken, muß (je nachdem die Sache wichtig iſt) mehr als einen kundigen Mann darüber hören, muß jeden, der gründliche Einwendungen zu machen gedenkt, auffodern, muß nach vollbrachter Prüfung der vernommenen Vorſchläge und Einwendungen, ſelbſt reſolviren und kein Dekret ohne ſein Wiſſen und Einwilligung ausgehen laſſen.

b. Der Regent muß die Bitt- und Klagſchriften ſeiner Unterthanen, die an ſeinen Hof gelangen, ſelbſt leſen, beherzigen, und auf ſie Reſolution ertheilen.

c. Er muß ſich nicht begnügen, Geſeze und Reſolution ſelbſt überdacht und zur Expedition abgegeben zu haben: er muß auch darüber wachen, daß die Expedition ſowohl als die Vollziehung ſeinem Willen gemäß geſchehe. Er muß ſeine

Miniſter, Räthe und Beamten beſtändig unter Aufſicht haben und bald den bald jenen in ſeinem Departement näher beobachten und ſeine Geſchäfte recharchiren.

d. Er muß endlich jedem Unterthanen freyen Zutritt zum Throne geſtatten und jedem erlauben, daß er, wenn Miniſter, Räthe und Beamten ſeine Erwartung nicht befriedigten, von ihm unmittelbare Hülfe verlange. Dieſer leztere Punkt iſt das Weſen der Selbſtregierung.

Es iſt erſtlich ein natürliches folglich unverweigerliches Recht der Unterthanen, ihren Regenten zu ſehen und zu ſprechen. Denn wenn die Unterthanen ihm die Verwaltung aller ihrer Rechte übertrugen und freywillig ſeine Unterthanen wurden und ihn zu ihrem Herrn ſich wählten, ſo müſſen ſie auch das Recht haben, ihn zu ſehen, ihn anzutreten und bey ihm Gehör und Schuz zu ſuchen, wenn ſeine Räthe und Stellvertreter ihn nicht hören oder gar tyranniſiren wollten. Ein Regent, der das nicht will, der ſeine Unterthanen ſchlechterdings ſeinen Staatsbedienten preis geben, und ihre Klagen über verweigerte Gerechtigkeit nicht hören und abſtellen will, iſt gar kein Regent und hebe ſelbſt alle Zwecke auf, um derentwillen die Unterthanen ſeine Unterthanen wurden.

Und warum wollte auch ein Regent ſeinen Unterthanen dieß natürliche Recht verweigern? Eben darum, weil es Laſt iſt, von ſo viel Menſchen überlaufen zu werden und — weil dieſes Recht von den Unterthanen nur allzuleicht gemißbraucht wird? O es iſt eine allzubekante Regel, daß Mißbrauch dem Gebrauch nicht aufhebe. Beydes, Laſt und Mißbrauch, kan ein weiſer Fürſt gar leicht abſtellen. Wenn er nur ſeine Zeit gehörig eintheilen und gewiſſe Tage oder Stunden im Jahre dazu veſtſezen will, wenn alle Unterthanen ihn ſehen und antreten können, ſo wird es keine Laſt mehr ſeyn. Und wenn er dabey den Befehl bekannt macht, daß kein Unterthan ihn anders als in wichtigen Dingen, und wo ein wenigſtens ſehr ſcheinbares Recht auf ſeiner Seite iſt, antreten und bey offenbar unnüzen und muthwilligen Quereleu nach Befinden gar dafür beſtraft werden ſolle, ſo wird auch gewiß kein häufiger Mißbrauch dieſes Unterthanenrechts mehr zu befürchten ſeyn.

Einmal iſt Zutritt zum Throne ein unleugbares Recht der Unterthanen, und das einzige ſichere Mittel, die Unterthanen vor Unrecht und Tyranney zu ſichern und ſich ſelbſt vor Eingriffen der Unterbedienten in ſeine Regentenrechte zu verwahren.

Und kan wohl irgend etwas in der Welt, den Unterthanen eine feurigere und veſtere Liebe zu ihren Regenten einflößen und ihnen für alle Fälle ihres Lebens die ſüſſeſte Beruhigung und einen unerſchütterlichen Muth geben, als der offene Zutritt zum Throne?

Warlich meine ganze Seele iſt beängſtet und blickt immer ſcheu und ſchüchtern nach den Augen der kleinen Landesdeſpoten und ſchleicht muthlos umher, mit ſteter Furcht, in ihre Hände zu fallen, und gemißhandelt zu werden, ſobald der Thron meines Fürſten mir verſchloſſen iſt. Aber froh und muthvoll wandle ich dann meinen Weg und troze kühn auf meine gerechte Sache, und kenne nie Menſchenfurcht, ſo lange ich nur die erquikende Ausſicht auf den ofnen Thron meines Regenten behalte.

O ihr Fürſten! Allmächtig und unumſchränkt könnet — würdet ihr regieren! Anbeten würde man euch! Gut und Leben würde man für euch opfern: wenn ihr, eiferſüchtiger auf die in Eine Hände gelegte Gewalt, ſie nie, mit Gefahr des Mißbrauchs, andern überlaſſen wolltet.

Von dem Verfaſſer dieſes Werks ſind auch noch folgende erſchienen und um beygeſezte Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben.

Bahrdts, Dr. C. Fr., griechiſch-deutſches Lexikon über das neue Teſtament, nebſt einem Regiſter über Luthers deutſche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand ſezt, dies Wörterbuch zu gebrauchen und ſich über die Dunkelheiten der Bibel Raths zu erholen. gr. 8. 786. 2 thl. 8 gr.

— Die ſämmtlichen Reden Jeſu, aus den Evangeliſten ausgezogen und in Ordnung geſtellet zur Ueberſicht des Lehrgebaudes Jeſu. 1r Theil 8. 786. 20 gr.

— Derſelben 2r Th. 8. 787. 1 thl.

— Syſtem der moraliſchen Religion zur endlichen Beruhigung der Zweifler und Denker; allen Chriſten und Nichtchriſten lesbar. 2 Bände. gr. 8. Dritte verbeſſerte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 1 thl. 12 gr.

— Geſchichte und Tagebuch meines Gefängniſſes, nebſt geheimen Urkunden und Aufſchlüſſen über Deutſche Union. 8. Mit einer Vignette von Chodowiecky. 16 gr.

— Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Mit dem Portrait des Verfaſſers, und 3 Vignetten. 4 Th. 8. 790. Alle 4 Theile auf weiß Druckpp. mit Kupfern 3 Thl. 12 gr. auf ord. Druckpp. 2 thl. 16 gr.

— mit dem Ritter (von) Zimmermann Deutſch geſprochen. 8. 790. 8 gr.

— Fata et Res geſtae Ieſu Chriſti graece, ex quatuor Evangeliis ordine chronologico in uſum ſcholarum et praelectionum academicarum. 8. 787. 12 gr.

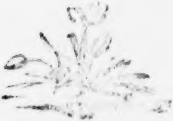
— Gedichte eines Naturaliſten. kl. 8. 787. 3 gr.

— neue Litteraturbriefe. 8. 787. 14 gr.

Ueber Aufklärung und die Beförderungsmittel derſelben

von

einer Geſellſchaft.



Leipzig,
in der Waltheriſchen Buchhandlung.
1789.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Erſter Theil.

Was iſt Aufklärung an ſich?

Wie verhält ſie ſich gegen die Autorität?

Verdient ſie allgemein zu werden?

Erſtes Kapitel.

Verſchiedene Begriffe von Aufklärung.

Das Wort **Aufklärung** iſt jezt in dem Munde ſo vieler Menſchen und wir haben gleichwol noch nirgends einen Begrif gefunden, der ganz beſtimmt und gehörig begränzt geweſen wäre. Und eben daher ſcheinen ſo viel Streitigkeiten über den **Werth** ſo wol als über die **Beförderungsmittel** der Aufklärung entſtanden zu ſeyn.

Der eine erhebt die Aufklärung bis in den Himmel und nennt ſie die Urquelle aller menſchlichen Glükſeligkeit, der andere redet bedenklich von ihr, und will ſie höchſtens als ein Kleinod der geſitteten Stände oder gar nur der höhern Stände gelten laſſen, weil er glaubt, daß ſie dem Volk oder gar dem Staate ſelbſt nachtheilig ſeyn würde, wenn ſie bis zur Hütte dringen und ein Gemeingut der Menſchheit werden ſollte. Ein dritter verwirft ſie ganz und eifert wider alles, was auf ſie abzwekt, oder ſpottet derer als Thoren, welche für ihre Verbreitung wirkſam ſind. Kan ſolche Verſchiedenheit der Urtheile einen andern Grund haben, als die Verſchiedenheit der Begriffe? Und wenn vollends gar gewiſſe Leute die Aufklärung und deren allgemeine Verbreitung über die Menſchheit für unmöglich anſehen, mag man wohl zweifeln, daß jeder dieſer Uneinigen etwas bei dieſem Worte denkt, was der andere nicht denkt oder — daß ſie alle keinen veſten und ganz entwikelten Begrif davon haben? In der That muß man in dieſer Vermuthung um ſo mehr beſtätigt werden, wenn man erwägt, daß unter allen dieſen Partheien, die einander ſo gerade widerſprechen, weiſe und einſichtsvolle Männer ſind, von welchen ſich keine Behauptungen und Urtheile erwarten laſſen als ſolche, die ſie aus ihren deutlichen oder dunkeln, beſtimmten oder unbeſtimmten Begriffen richtig gefolgert haben.

Unmöglich alſo ſind alle dieſe Partheien zu vereinigen und der Streit zwiſchen ihnen aufs reine zu bringen, ſo lange die verſchiedenen Begriffe, aus denen ihre Urtheile entſprangen, nicht völlig auseinander geſezt ſind. Denn nur alsdenn wird es ſich klar ergeben können, daß und wie fern jeder Recht hatte. Ich will demnach die verſchiedenen Begriffe beſtimmt angeben, um alle Streitende und ſelbſt die, welche noch gar keinen veſten Begrif hatten, mit einander zu vergleichen, und die Beendigung des Streits möglich zu machen.

Ein großer Theil derer, die von Aufklärung ſprechen, ſcheinen ſich dabei einen gewiſſen Grad von Geiſteskraft zu denken, und folglich unter einem aufgeklärten Mann einen hellen Kopf, einen Denker, einen geübten Philoſophen oder des etwas, vorzuſtellen. Wie natürlich man bey ſolchen Vorausſezungen eine Unmöglichkeit der Aufklärung der Menſchheit unter allen Nationen folgern kan, erhellet von ſelbſt. Denn da nicht alle Menſchen viel Verſtandeskraft haben, und nur wenige Geiſteskraft im hohen Grade beſizen, um gründlicher und vollſtändiger philoſophiſcher

ſcher Kentniſſe empfänglich zu ſeyn, ſo fällt es in die Augen, daß Aufklärung in dem angegebenen Sinn kein Gemeingut der Menſchheit ſeyn und werden kan. Und es wäre ſo nach ſelbſt ein Beweis der Geiſtesſchwäche unſers Chriſtus geweſen, daß er ſich hätte in den Sinn kommen laſſen, **ein Licht der Welt zu werden**, welches (κοσμον, παντα ανθρωπον) alle Menſchen erleuchten und aufklären ſollte.

Eine zweite Parthei ſcheinet ſich unter Aufklärung eine gewiſſe **Maſſe von Kentniſſen** zu denken, deren Beſiz den aufgeklärten Mann ausmachen ſoll: und auf dieſen Begrif bitten wir unſre Leſer vorzüglich zu achten, um ihn von einem andern, den wir für den einzig richtigen oder wenigſtens brauchbaren halten, zu ſondern.

Wir wollen uns zuerſt über die Sache terminologiſch ausdruken, und die Leſer bitten das Materiale und Formale der Aufklärung zu unterſcheiden.

Das **Materiale** der Aufklärung ſind die **Kentniſſe** des aufgeklärten Menſchen ſelbſt, das heißt, die Säze oder Wahrheiten, die er erkennt. Unter dem **Formali** hingegen verſtehen

ſtehen wir blos, eine **weſentliche Beſchaffenheit** jener Kentniſſe, die ein Menſch beſizt.

Jene Parthei nun denkt ſich das Materiale. Sie verſteht unter Aufklärung **den Beſiz gewiſſer Kentniſſe;** und ſie rechnet dahin aufs wenigſte die philoſophiſchen Kentniſſe der Metaphyſik, der Logik, des Naturrechts, der Moral und Phyſik nebſt jenen kritiſchen, exegetiſchen und hiſtoriſchen Kentniſſen, die zur Beurtheilung und Prüfung der verſchiedenen Religionen ſowol als Staatsverfaſſungen der Menſchen erforderlich ſind. Je mehr von dieſen Kentniſſen ein Menſch beſizt, meinen ſie, und je gründlicher er ſie ſtudirt hat, deſto aufgeklärter ſey er.

Wer nun das **Weſen** der Aufklärung im Beſiz gewiſſer Kentniſſe, und die **Grade** der Aufklärung in der Vollſtändigkeit und Gründlichkeit derſelben ſucht, der hat freilich Recht, wenn er von der Aufklärung Urtheile fällt, welche denen geradezu widerſprechen, die ſie über die ganze Menſchheit verbreitet zu ſehen wünſchen.

Mit Recht ſchreit der eine, daß es unmöglich ſey, Aufklärung bis in die Hütten des Volks zu verbreiten. Unwiderleglich behauptet der andere, daß eine allgemeine Aufklärung der Nation ſchädlich ſeyn würde, 1) weil es unter dieſen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen viele gäbe, die das Volk ſchlechterdings nicht wiſſen muß, wenn es bei einem veſten Glauben an Religion und ruhiger Unterwürfigkeit unter die Befehle der Geſezgebenden Macht erhalten werden ſoll: 2) weil ſelbſt die Moralität leiden und der Leichtſinn der Menſchen vermehrt werden dürfte, wenn alle Menſchen im Moral- und Naturrecht alles durchſchauen ſollten: 3) weil diejenige Klaſſe von Menſchen, die durch körperliche Arbeit dem Staate nuzbar ſind, theils durch leſen und denken ihre Körperkraft ſchwächen, theils ihre Zeit, welche die Berufsgeſchäfte heiſchen, verſplittern, theils ihre Luſt zu jenen Arbeiten verlieren und mit einem leidigen Selbſtdünkel angeſtekt werden würden. Und ſo ſpottet mit eben ſo viel Recht ein dritter über alle vermeinte Aufklärer der Menſchheit als über Thoren, welche die Welt umſchaffen wollen um — ſie zu verhunzen.

Aber nun laſſet uns, aufmerkſame Wahrheitsforſcher, einen dritten Begrif in Erwägung ziehen, der blos jenes Formale in ſich ſchließt. Nach demſelben gehören zum Weſen der Aufklärung gar keine beſtimmten Kenntniſſe, noch viel weniger ein angebliches Maaß oder Menge derſelben, ſondern es wird nur eine weſentliche Beſchaffenheit der Kentniſſe eines Menſchen dazu erfordert, nemlich 1) deutliche Begriffe und 2) eigene gründliche Ueberzeugung. Wir wollen uns darüber näher erklären.

Zweites Kapitel.

Beſtimmter Begrif von Aufklärung.

Relativer.

Wenn wir ſagen, zum Weſen der Aufklärung gehört kein angebliches Maaß weder von Kraft zu erkennen noch von Erkenntniſſen ſelbſt, ſondern es beſtehet daſſelbe blos und allein in einer gewiſſen Beſchaffenheit der Erkentniſſe eines Menſchen, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß Aufklärung ein bloßer Beziehungsbegrif iſt, welcher das Verhältniß einzelner Säze gegen die Art, wie ſie erkannt und für wahr gehalten werden, ausdrukt: daß folglich das Prädikat **aufgeklärt ſeyn**, nicht nothwendig das Prädikat des **ganzen** Menſchen iſt, ſondern daß vielmehr ein und derſelbe Menſch in Abſicht auf gewiſſe Säze aufgeklärt und in Abſicht auf andere unaufgeklärt ſeyn kann: welches denn auch die Erfahrung als den gewöhnlichen Fall darſtellt.

Wer demnach von einem Saze, den er für wahr hielt, deutliche Begriffe und eigene geprüfte Ueberzeugung hat, der iſt in Anſehung dieſes Sazes **aufgeklärt** und er iſt es in dem Grade, in welchem jene Begriffe deutlich und jene Ueberzeugung gründlich und bewährt iſt. — Wenn wir alſo das Weſen der Aufklärung richtig abſtrahiren wollen, ſo können wir es nicht ſo wol von dem aufgeklärten Menſchen ſelbſt und von ſeiner ganzen Erkentnißmaſſe abſtrahiren, ſondern wir müſſen es blos von einzelnen Kentniſſen thun. Denn wie es mit dem phyſiſchen Lichte iſt, welches keine Sache ganz und in allen ihren Theilen und nirgends in einerlei Grade erleuchtet, ſo iſt es auch mit dem moraliſchen. **Kein Menſch iſt ganz aufgeklärt** und er kan es nicht ſeyn. Seine Aufklärung erſtrekt ſich nur auf einzelne Säze und auch auf dieſe nicht in gleichem Grade — Und nun zur Sache ſelbſt. Wir rechnen zur Aufklärung weſentlich 1) deutliche Begriffe — und finden es der Mühe werth, dieſes erſte Erforderniß der relativen Aufklärung recht genau zu beſtimmen.

Man ſeze den deutlichen Begriffen dreierlei entgegen — bloße Worte — dunkle Vorſtellungen — blos nachgebetete Definitionen.

Wenn jemand die Worte uns ſagte: Die Sternwarte des Himmels iſt der Verſtand der Gottesdreieinigkeit, ſo hätten wir bloße Worte, bei denen wir gar nichts dächten und denken könnten. Und wer weiß nicht, daß es dergleichen Säze in den Lehrbüchern aller Religionen giebt, die wenigſtens für Volk und Kinder eben ſo gewiß bloſſe Worte ſind, als obiger Saz für uns?

Wenn ferner ein Kind zum erſtenmale eine Sakuhr ſähe, und dieſe nur mit einem Blik, und dabei den Namen oder das Wortzeichen Sakuhr erlernte, ſo würde in ihm ein Bild, eine Vorſtellung entſtehn, in welchem allerdings etwas wirkliches und wahres enthalten

halten iſt, aber kein Menſch wird ſagen, daß dieſe Vorſtellung dem Kinde mehr nuzen könnte, als, die Sakuhr allenfalls von andern ihr ganz unähnlichen Dingen z. B. dem Meſſer, dem Glaſe und dergl. zu unterſcheiden. Oder wenn man einem Kinde das Wort Wiedergeburt nennte und es nach der gewöhnlichen Art dabei ſagte: dieſes Wort, mein Kind, bedeutet eine ſehr wichtige Veränderung des Menſchen in ſeiner Seele, bei welcher er, wie ein neugebohrnes Kind, ein ganz neuer Menſch wird, und dieſe innere Veränderung geſchiehet durch den Glauben, und iſt zur ewigen Seligkeit ganz unentbehrlich u. ſ. w.: ſo würde das Kind eben ſo etwas dunkles vor ſich haben, als das Bild der Sakuhr ihm war. Es wird die einzelnen Worte, mit denen man ihm jenes erklärte nach ſeiner Art denken, d. h. es wird, bei dem Hören derſelben, auf ähnliche Dinge fallen, bei denen es dieſe Worte z. B. Veränderung, neugebohrnes Kind, innere, Glauben, Seligkeit ꝛc. ſonſt ſchon gehört hat. Es wird ihm alſo Wiedergeburt zwar kein bloßes Wort mehr ſeyn, aber es wird dabei auch nichts in ihm entſtehen, als eine Miſchung von dunkeln Ideen, und es wird allenfalls das Ganze an das ſinnliche Bild vom neugebohrnen Kinde heften. Und ſo wird es bei dem Worte mancherlei denken, aber nur das nicht, was es wirklich bezeichnen ſoll. So wie z. B. der gemeine Mann, wenn er von Elektricität reden hörte, nichts denken würde, als daß aus einem Dinge Feuerfunken herausſpringen, und daß das durch Reiben eines andern Körpers bewirkt wird. Was Elektricität ſelbſt iſt, würde er immer nicht wiſſen, ſondern er würde ſich ein dunkles Bild von Reiben und Funkenſpringen an das Wort Elektricität heften und ſich damit begnügen müſſen. Solche dunkle Vorſtellungen, wie der gemeine Haufe von Geſpenſt, Hexereyen und tauſend andern Dingen hat, ſind nicht nur zu gar nichts nüze, ſondern ſie ſchaden vielmehr dadurch, 1) daß, da dergleichen Vorſtellungen ſich nie mit deutlichen Ideen aſſociiren, die Seele verwöhnt wird, iſolirte Ideen zu denken, bei denen gar keine Thätigkeit der Vernunft anwendbar iſt — 2) daß ſolche dunkle Vorſtellungen die Gefühle des Menſchen, Furcht, Liebe, Abſcheu u. ſ. w. beſtimmen und folglich abermals die Wirkſamkeit der Vernunft hemmen, und nach und nach ganz aufheben, welche doch einzig die Leiterin unſerer Urtheile und Empfindungen ſeyn muß, wenn unſere Glükſeligkeit nicht gefährdet werden ſoll.

Wenn endlich ein Menſch von einem Worte und einer Sache, die damit bezeichnet wird, einen zwar richtigen und deutlichen Begrif empfängt, aber dieſen Begrif nur den **Worten nach** empfängt, die er nachbetet und als eine **Formel** ſeinem **Gedächtniſſe** einprägt, ſo kan man noch eben ſo wenig ſagen, daß er einen deutlichen Begrif habe. Man ſeze, daß ein Schüler das beſte Lehrbuch memorirte und z. B. die Definition vom Vertrauen auf Gott lernte: „es iſt eine ruhige Erwartung alles wahren Guten von Gott, bei der redlichſten Anwendung der beſten Mittel, welche uns Vernunft und Erfahrung zur Glükſeligkeit lehret, aus Glauben an einen weiſen und liebevollen Gott“: ſo würde dieſer Schüler, wenn er nur blos dieſe Definition behielte und jedesmal herbetete, wenn er ſich über das Vertrauen auf Vorſehung erklären ſollte, ſo wahr und deutlich ſie iſt, dennoch nichts wiſſen, was ihm nüzen könnte. Und ſeine Vorſtellung von Vertrauen auf Vorſehung würde jenen dunkeln Vorſtellungen gleich ſeyn, die wir vorhin beſchrieben haben.

Und nun bitten wir diejenigen unſrer Leſer, die in dergleichen Dingen Belehrung nöthig haben, dieſe dreierlei Gegenſäze genau im Auge zu behalten, um daraus ſich einen deutlichen Begrif von deutlichen Begriffen zu bilden. Wenn ein Menſch ſagen will, daß er einen deutlichen Begrif von etwas habe, ſo muß er, wenn er das Wort hört, das den Begrif bezeichnet

1) entweder ein **beſtimmtes** Ding in der wirklichen Welt wiſſen und ſich vorſtellen, welches mit dem Worte bezeichnet wird, oder er muß es wenigſtens mit wirklichen Dingen aus der Sinnenwelt vergleichen oder doch an ſinnliche Dinge heften können: ſonſt hat er ein bloßes Wort, ohne Begrif. Wenn alſo z. B. ein Menſch das Wort Löwe verſtehn und einen Begrif damit verbinden will, ſo muß er entweder einen Löwen geſehen haben, und ſich den jezt vorſtellen können, oder er muß wenigſtens die Theile des Bildes von einem Löwen mit andern geſehenen Dingen vergleichen können, z. B. das Füße haben, das Zottigte der langen Mähne, die Größe, die Klauen u. ſ. w. Oder wenn er das Wort Gelehrſamkeit hat, ſo muß er wenigſtens Gelehrte geſehen und gehört haben, um ſich die-

ſes Prädikat an wirklichen Dingen als wirklich vorſtellen zu können.

2) Aber das iſt nicht genug zu deutlichen Begriffen. Man muß nicht nur ſich etwas wirkliches vorſtellen, ſondern muß auch an dem vorgeſtellten Dinge vielerlei wahrnehmen und unterſcheiden. So muß man z. B. an der Sackuhr, Gehäuſe, Zifferblatt, Weiſer, Feder, Kette, Kammrad, Kronrad u. ſ. w. wahrnehmen und von einander unterſcheiden. Und ſo auch bei abſtrakten Begriffen. Ueberall muß man Theile denken, die zuſammen das Ganze ausmachen. Man denke z. B. Vertrauen auf Gott, ſo muß man ſich, wenn der Begriff einige Deutlichkeit haben ſoll, die Theile denken — Erwartung alles Guten von Gott — des wahren Guten — ruhige Erwartung — beim Gebrauch der beſten Mittel — die Vernunft und Erfahrung lehrt — aus Glauben an Gott — an einen weiſen Gott — an einen liebevollen Gott. Je mehr man nun ſolcher Theile wahrnimt und unterſcheidet, deſto deutlicher iſt der Begriff. —

3) Und nun gehe man noch weiter. Man bemühe ſich unter den Theilen des Dinges,

die man aufſucht und zu unterſcheiden ſich bemüht, Weſentliches vom Zufälligen und Gemeines vom Eignen abzuſondern. Man frage ſich z. B. was hat die Sakuhr mit andern Uhren gemein? z. B. Gehäuſe, Weiſer, Räderwerk ꝛc. Was hat ſie Eignes, das ſie von der Wanduhr unterſcheidet? z. B. Größe, Bewegung der Maſchine durch Federkraft ꝛc. So frage man: was iſt ihr weſentlich? z. B. das Zeitzeigen. Was iſt ihr zufällig? z. B. die Materie, aus der ſie beſteht, ſie ſey Gold, Silber, Meſſing und dergleichen und eben dies gilt von abſtrakten Begriffen. Was hat z. B. das Vertrauen auf Gott mit andern Geſinnungen des Menſchen z. B. mit der Ehrfurcht gemein? — z. B. die Quelle, den Glauben an Gott. Was hats eignes? — die ruhige Erwartung alles wahren Guten u. ſ. w.

4) Hierzu noch eins. Man ſtrebe zugleich die Verhältniſſe der Theile, ihre Zweke und den Grund davon zu erforſchen. So entſteht z. B. bei dem, der über jenes Vertrauen nachdenkt, folgendes Selbſtgeſpräch. F. Was mag wohl Vertrauen auf Gott heiſſen? A. Doch wohl Erwartung des Guten

von Gott. F. Wie mag ich aber wol lauter Gutes von Gott erwarten können? A. Freilich giebts auch Uebel, die Gott zuſchikt. Doch das ſind ja auch Dinge die gut ſind, ob ſie gleich im Augenblik ihres Daſeyns zuweilen Schmerz machen. Die Folgen, die Gott erzielt, ſind doch heilſam. Ja ſo iſts. Man kan lauter Gutes von Gott erwarten. F. Doch wie, wenn andre Urſachen eintreten, die Unglük erzeugten? A. Nein, es kan keine Urſach eintreten, die nicht in der Hand Gottes wäre und von ihm geleitet würde. F. Wenn aber mein eignes Gefühl mir ſagt, daß ein von Gott mir aufgelegtes Schikſal böſe wäre? A. Doch das wäre Irthum. Gott kan nur Gutes geben, denn er iſt ja die Liebe. Und fehlen kan er nicht in der Wirkſamkeit ſeiner Liebe, denn er iſt weiſe und mächtig. F. So haſt du den Grund deines Vertrauens! A. Der iſt Glaube an einen weiſen liebevollen Gott. Dieſes gehört weſentlich zum Begriffe. Denn ohne dieſen Glauben läßt ſich keine ruhige Erwartung — denken. F. Aber wie, wenn ich von Gott den höchſten Gewinn in der Lotterie erwartete und mein Vertrauen würde getäuſcht? A. Ja ſo mags wol manchen Menſchen gehen, weil ſie das

Gute immer ſelbſt beſtimmen wollen. Nicht alles Gute, was uns gut dünkt, ſondern das **wahre** Gute, was Gott allein kent, dürfen wir mit Sicherheit erwarten! F. Ich will doch rekapituliren, was ich mir nun zuſammen gedacht habe. — — Mir iſts, als wenn noch etwas fehlte. Wie, wenn der Faulenzer dieſen Begrif mißbrauchte und auf ſich anwendete? A. Ja gewiß, hier fehlt noch eine Beſtimmung. Gott thut keine Wunder, wie man vom Elias erzählt, dem die Raben Brodt bringen mußten. Er wirkt mittelbar. Und er hat nicht umſonſt uns Vernunft und Erfahrung zu Lehrmeiſtern geſezt, welche uns die Mittel lehren, durch deren richtigen Gebrauch wir uns Gutes erzeugen können. F. Doch, dann wäre ja das Gute Folge unſers Fleißes? A. Ja, das iſts und ſolls auch ſeyn. Und doch bleibt jedes ſo erzeugte Gute eine Wohlthat der Vorſehung, weil theils die Mittel ſelbſt, theils ihr Gedeihen von Gott ſind. Und ſo iſts eine weſentliche Beſtimmung des Begrifs vom Vertrauen auf Gott, daß der Menſch nur denn von Gott wahres Gute erwarten darf, wenn er **ſelbſt thätig** iſt und die Mittel redlich anwendet, die Gott ihm zuführt, und durch Vernunft und Erfahrung ihn lehrt. F. Wie aber, wenn der Spieler das Spiel als Mittel des Unterhalts brauchte? A. Da entdekt ſich wieder eine **weſentliche** Beſtimmung. Es müſſen **gute und edle** Mittel ſeyn u. ſ. w. — Uns dünkt, es fällt in die Augen, daß ein ſolches Nachdenken und Aufſuchen der **weſentlichen** Theile und Beſtimmungen einer Sache nebſt ihren **Gründen** zu einem recht deutlichen Begriffe erfordert werde. Und beiläufig! — Unſere Leſer ſehen hier zugleich, welche ähnliche Räſonnements Lehrer mit Kindern halten müſſen, um ſie an ſolches Nachdenken zu gewöhnen und deutliche Begriffe in ihnen hervor zu bringen.

5) Wer ſo über eine Sache denkt und nicht ruhet, bis er alle ihm erkennbare Theile und Theile der Theile und deren Verhältniſſe, Zweke und Gründe aufgefunden hat, der wird gewiß im Stande ſeyn, auch andern einen deutlichen Begrif von der Sache **mitzutheilen** und er wird, ſo oft er das thut (an keine Formel gewöhnt) ſtets mit andern Worten daſſelbe Ding beſchreiben können. Und damit glauben wir unſern Leſern zugleich das **Merkmal** eines deutlichen Begrifs vorgelegt zu haben.

Denn es kan nicht fehlen, daß der, welcher deutlich denkt, auch in dem Grade, in welchem er hell und deutlich denkt, ſich hell und deutlich mitzutheilen im Stande ſey. Wer alſo eine Sache gar nicht deutlich von ſich geben kan, hat auch gewiß noch keinen ganz deutlichen Begrif. Wer hingegen im Stande iſt, ein Ding andern ſo zu beſchreiben, daß ſie es deutlich denken lernen, der hat das Kenzeichen, daß ſein Begrif deutlich war.

Und ſolche Begriffe nennen wir zugleich eigene, wovon wir ſehr wünſchen, daß es unſere Leſer bemerken mögen.

Nicht alles, was in der Seele iſt, — nicht die ganze Maſſe ihrer Vorſtellungen und Urtheile — iſt ein **Eigenthum** der Seele. Vieles und — bei gemeinen Leuten, die ſelten etwas ſelbſt denken, das meiſte — liegt blos in der Seele, ohne ihr anzugehören, ohne gleichſam ein Theil ihres Ganzen zu ſeyn. Man ſtelle ſich dies in einem Gleichniſſe vor. Man denke ſich ein Haus, das zu einem fortgeſezten Anbau, zu beſtändigen Erweiterungen beſtimmt iſt. Man ſeze, daß einzelne Steine, Balken, Leiſten u. ſ. w.

zu dieſen Erweiterungen bereits im Hauſe liegen. Und man frage ſich was nun zum Hauſe gehöre? Etwa alles, was im Hauſe iſt? Nein, wird man ſagen: nur das gehört zum Hauſe, was wirklich ſchon **verarbeitet** und mit dem Hauſe **verbunden** iſt. Die einzelnen herum liegenden Theile, ob ſie gleich **im** Hauſe ſind und zum Anbau oder Ausbau beſtimmt ſind, gehören noch nicht zum Hauſe, weil ſie nicht mit dem Hauſe verbunden ſind. So iſts mit der Seele.

Alle die Vorſtellungen und Urtheile, welche durch hören, ſehen u. ſ. w. in die Seele gleichſam hinein gelegt werden ſind, gehören noch nicht **zur Seele ſelbſt**, ſind noch nicht Theile unſers **Ich**. Es ſind einzelne, **unverarbeitete** und nicht mit der Seele und ihrer Ideenmaſſe **verbundene** Theile, die mit der Zeit zur Seele gehören werden, aber noch jezt nicht ihr **Eigenthum** ſind. Und wenn werden denn Bilder, Begriffe und Urtheile Eigenthum der Seele? Wir ſagen, wenn ſie **verarbeitet** und mit dem Ganzen **verbunden** werden. Und wie geſchieht dies? Wenn **eignes** Nachdenken hinzukömmt. Man nehme ein Beiſpiel. Wenn ein Menſch zum erſtenmale eine aeroſtatiſche Maſchine ſähe, ſo entſtünde von ihr ein Bild in ſeiner Seele. So lange nun der Menſch dies Bild blos hat und ſich vorſtellt, ſo lange iſts noch ein Auſſentheil, wenn ich ſo reden mag, von ſeinem Ich. So bald er aber dies Bild gleichſam betrachtet, ſeine Theile ſich entwikelt, ihre Zuſammenſezung und Verhältniſſe ſelbſt *unterſucht* und überdenkt, mit ſeinen übrigen ſchon vorhandenen Begriffen von der Natur der Luft, von den Geſezen der Bewegung u. ſ. w. ſo wie mit anderweitigen Erfahrungen oder Beobachtungen *vergleicht* — kurz, wenn er jenes Bild ſo *verarbeitet* und mit ſeiner Erkenntnißmaſſe in *Verbindung* bringt, ſo bald iſt jenes Bild ein *Eigenthum* ſeiner Seele. So wird z. B. jene Definition des Vertrauens auf Gott, ſofern ſie, als Formel, blos mit dem Gedächtniſſe gefaßt wäre, nicht zur Seele deſſen gehören, der ſie gefaßt hatte. Wenn ich aber dieſen Begrif, durch eignes Nachdenken, mir ſelbſt entwikelt, ſeine Theile mir aufgelöſt, weſentliches und zufälliges geſondert hätte und mich der Gründe bewußt worden wäre, warum ich dies zum Weſen des Begrifs rechne und jenes nicht — wenn ich dabei den ganzen Begrif von Vertrauen auf Gott mit meinen übrigen Begriffen von: Gutes, Ruhe, Mittel, edle Mittel, Glaube u. ſ. w. aſſociirt hätte; dann dürfte ich erſt ſagen, daß der Begrif vom Vertrauen auf Gott mein **Eigenthum** ſey.

Alſo — nur deutliche — d. h. durch **eignes Nachdenken** gleichſam **verarbeitete** und mit unſrer übrigen Erkentnißmaſſe **in Verbindung gebrachte** Vorſtellungen und Urtheile — ſind unſer Eigenthum, gehören zu unſerm Ich, ſind weſentliche, unzertrennbare Theile unſrer Seele, die mit ihr — **ewig fortdauern** und — ihre eigentliche Größe und Vollkommenheit ausmachen. Nehmlich die deutlichen Begriffe ſelbſt und deren Menge machen die **extenſive** Größe, und der Grad der Deutlichkeit die intenſive Vollkommenheit der menſchlichen Seele aus.

Und wenn es ewige und ausgemachte Wahrheit iſt, daß nur unſere Vorſtellungen und Urtheile die hervorbringende und unwiderſtehlig wirkende Urſach aller unſrer Empfindungen, Wünſche und Entſchlüſſungen ſind, ſo iſt es für die Leſer dieſes Buchs von der größten Wichtigkeit, hier vorläufig zu bemerken, daß die Sicherheit, Stärke, Dauer und Güte dieſer Wirkſamkeit von dem abhängt, was wir jezt geſagt haben, daß folglich unſre Vorſtellungen und Urtheile nur dann allererſt, **richtige** Empfindungen. Wünſche und Vorſäze und nur dann erſt **ſicher, ſtark und dauerhaft** bewirken, wenn ſie **Eigenthum** unſrer Seele geworden ſind. Aber wir müßen jezt von dieſer äuſſerſt wichtigen Wahrheit hinweg eilen, um uns von unſre eigentlichen Materie nicht zu weit zu entfernen. Bald aber wird ſie unſern Leſern in dem ſtärkſten Lichte wieder erſcheinen und fühlbar werden.

Zur Aufklärung alſo gehören erſtlich — deutliche und eigne Begriffe — zweitens: eigne und gründliche Ueberzeugung.

Drittes Kapitel.

Fortſezung.

Was heißt **gründliche** und — wir wollen hinzuſezen — **beruhigende** Ueberzeugung? **Worinn** beſteht ſie! Wie viel wird dazu erfodert? Uns deucht, dieſe Unterſuchung iſt für alle Menſchen wichtig. Man leſe uns, und urtheile. — Wenn ein vernünftiger

Menſch etwas für wahr halten und (was der Fall bei Gegenſtänden iſt, die ſeine Glükſeligkeit angeben) mit Beruhigung für wahr halten ſoll, ſo iſt dazu dreierlei ſchlechterdings erforderlich.

I. Das erſte iſt das, wovon wir ſo eben gehandelt haben — **deutliche Begriffe.** Denn wovon wir uns gar keinen oder doch keinen deutlichen Begrif machen können, das müſſen wir, ſo bald es mit unſrer Glükſeligkeit in Verbindung ſteht und dieſelbe entweder verurſacht oder befördert oder ſtört auch nicht für entſchieden wahr halten.

II. Das zweite ſind **hinlängliche Beweiſe.** Und hier iſt es wo wir mit unſern Leſern verweilen müſſen. Was heißen hinlängliche Beweiſe? Wir denken ſo: ein Beweis, der uns bewegen ſoll, etwas, was unſre Glükſeligkeit beſtimmt, mit Beruhigung für wahr zu halten, hat folgende Erforderniſſe.

1. Er muß **vernunftmäßig** ſeyn, oder welches eben ſo viel iſt, er muß in dem **allgemeinen menſchlichen Erkentnißkreiſe** liegen, folglich aus der **Sinnenwelt** genommen ſeyn, d. h. er muß entweder aus ſinnlichen Wahrnehmungen, Beobachtungen, Er-

fahrungen u. ſ. w. oder aus Säzen beſtehen, die aus Erfahrungen mit Unfehlbarkeit gefolgert waren. Ein Beyſpiel! Wenn wir den Saz: Mäſſigkeit iſt heilſam, um des Beweiſes willen für wahr halten: „weil ſie die Kraft ſchenkt, ſtärkt, erhält, die zum Genuß erfodert wird,„ ſo haben wir einen vernunftmäſſigen Beweis: denn er iſt ein ausnahmloſer Erfahrungsſaz und kan ſelbſt wieder durch Säze bewieſen werden, welche aus Erfahrungen ſich mit Unfehlbarkeit folgern laſſen. — Aber nicht genug.

2. Ein hinlänglicher Beweis muß zugleich **bündig** ſeyn d. h. er muß **alles** für ſich haben, oder, das was dagegen iſt, muß gegen das, was für ihn iſt, als ein Nichts zu rechnen ſeyn: oder mit andern Worten: er muß auf **ausnahmloſer Analogie** beruhen. Wir müſſen dieß mit einigen Exempeln erläutern. Wenn wir etwas ſähen und ſagten, „da iſt ein Geiſt“ und dieſen Saz um unſrer ſinnlichen Wahrnehmung willen für wahr hielten, ſo würde das kein bündiger Beweis heiſſen. Und warum nicht? Weil man in Dingen von Wichtigkeit nichts für wahr halten muß, was nicht Analogie für ſich hat. Und wie ſoll hier Analogie entſtehen? Wenn wir daſſelbe

Ding, mit geſunden Sinnen und nahe genug und ungehindert, **mehr als einmal** ſehen, betrachten, von allen Seiten es betrachten, auch mit andern Sinnen zugleich zu Hülfe kommen, es befühlen, betaſten und — dabei mit andern ähnlichen ſinnlichen Wahrnehmungen vergleichen können, dann bekommen wir Analogie. Alſo heiſt hier Analogie, a) Wiederholung und Zuſammenſtimmung ſinnlicher Wahrnehmungen, b) Einſtimmung derſelben mit ähnlichen. Wir wollen ein andres Beiſpiel geben, weil ſich dieſe Analogie auf das Geiſterſehen gewiß nicht anwenden läßt. Es tritt einer in ein Wirthshaus, wo er ſeinen Vater nicht vermuthet und er ſagt, beim Anblik eines Menſchen, „das iſt mein Vater!„ ſo würde das kein hinlänglicher Beweis ſeyn. Was müſte er alſo thun, wenn er ſich in dieſer wichtigen Angelegenheit ſeines Herzens nicht irren wollte? Er müſte das Bild ſeines Vaters in ſeiner Phantaſie zurükrufen und den Menſchen, den er hier ſieht, mit dieſem Bilde, d. h. mit den Geſichtszügen, Mienen, Bewegungen, Größe u. ſ. w. ſeines ehemals geſehenen Vaters vergleichen. Eine ſinnliche Wahrnehmung ſo ſorgfältig wiederholen und mit ehemaligen oder ähnlichen vergleichen, heiſt, ſein Urtheil oder ſein Fürwahrhalten auf Analogie gründen und bündig ſchlüßen, das iſt mein Vater! weil, ſo oft man ihn anſieht, die Wahrnehmung ſich immer analogiſch bleibt und weil dieſe jezige Wahrnehmung allen ſonſtigen ähnlich iſt. Das heiſt bündiger Beweis, der in wichtigen Dingen allein Beruhigung geben kan. Und wie es mit den ſinnlichen Wahrnehmungen iſt, ſo iſts auch mit den Erfahrungen. Alle Gewißheit beruht auf Analogie. Wenn wir z. B. glauben, daß die China ein ſpecifiſches Mittel im Fieber iſt, ſo iſt unſer Fürwahrhalten Thorheit, wenn nicht alle gleichartigen Erfahrungen es beſtätigen. Je ausnahmloſer nun dieſe Analogie, dieſe Aehnlichkeit der Erfahrungen iſt, deſto höher ſteigt die beruhigende Gewißheit.

3. Und wer ſieht nicht, daß ein ſolcher Beweis zugleich ein **ſelbſtgedachter** ſeyn muß, wenn er uns Beruhigung geben ſoll. Denn wenn uns ein anderer einen Beweis vorſagte, geſezt, daß er wirklich der vollkommenſte wäre, und wir **beteten** dieſen Beweis **blos nach**, ſo wäre er uns nichts nüze. Wir müſſen wo unſre Glükſeligkeit auf unſer Fürwahrhalten beruht, mit eignen Augen ſehen

und alles ſelbſt überdenken. Wir müſſen den Beweisſaz erſtlich an ſich als wahr erkennen und dann auch ſeinen Zuſammenhang mit der Folgerung einſehen. Man ſagt uns z. B. „Chriſtus iſt Gott, weil er ſelbſt ſagt: ich „und der Vater ſind eins“ ſo müſſen wir dabei auf zweierlei Dinge unſer eignes Nachdenken richten und erſt fragen: iſt der Beweisſaz — ich und der Vater ſind eins — auch richtig? hat er, was hier die eigentliche Streitfrage iſt, exegetiſche Wahrheit? haben die Worte gewiß den Sinn, den man ihnen beilegt? könnte er nicht nach der exegetiſchen Analogie einen andern haben und z. B. ein moraliſches Einsſeyn anzeigen? — Und dann müßten wir zweytens fragen: iſt denn die Folgerung zuſammenhängend? werden wir uns und jeder menſchliche Verſtand gezwungen fühlen ſo zu ſchließen, weil Chriſtus ſagt: ich bin mit Gott eins: alſo — iſt er ſelbſt Gott? wer nicht ſo einen Beweis ſelbſt durchdenkt, ſondern ihn blos weiß und nachſagt, der kan nicht ſagen, daß er einen hinlänglichen Beweis habe, bei dem er im Stande wäre, ſich vollkommen zu beruhigen.

4. Aber wir würden ſelbſt damit nicht zufrieden ſeyn, daß wir einen vernunftmäßigen

gen, bündigen und ſelbſt durchdachten Beweis vor uns hätten, wenn wir uns in einer wichtigen Angelegenheit recht vollkommen beruhigen ſollten. Denn die Erfahrung lehrt, daß der Menſch nicht zu allen Zeiten bei gleicher Kraft zu denken und bei gleicher Vermögenheit iſt, richtig zu denken. Wir ſehen täglich, daß wir uns in Vorſtellungen und Urtheilen irrten. Wir haben Beiſpiele an uns ſelbſt, daß wir ein Ding recht ſorgfältig betrachtet und darüber nachgedacht hatten, und daß wir hinterher bei noch ſorgfältigerer Unterſuchung doch einen ganz andern Begrif erlangen, als der erſte geweſen war. Und ſo gehts auch mit den Urtheilen. Wie oft geſchieht es nicht, daß wir eine Perſon oder Sache lange Zeit ſo und ſo beurtheilt und unſer Urtheil für ſo gewiß wahr gehalten hatten, daß wir darauf hätten ſchwören mögen, und daß wir gleichwol nach einiger Zeit erſt hinter die Wahrheit kommen und unſer Urtheil reformiren? Und ſollte ſich nicht jeder unſrer Leſer auch eben ſo zuweilen ſelbſt auf einer falſchen Folgerung betroffen und ſich darum die Regel gemacht haben: man muß die Säze, aus denen man ſchlüßt oder folgert, ſo wol ſelbſt mehrmalen prüfen und ſie dann auch mit der Schlußfolge **mehrmalen** vergleichen und ſcharf acht haben, ob man auch wol jedesmal denſelben Zuſammenhang empfinde und gleichſam ſich gezwungen fühle, die Folgerung zu denken, ſobald man die Vorſäze denkt. Alſo ſeht hier ein **viertes** Erforderniß: ein hinlänglicher Beweis muß ein **wiederholt** gedachter ſeyn. Wir müſſen uns nicht begnügen, wenn er uns beruhigen ſoll, ihn einmal durchzudenken, jeden Beweisſaz zu prüfen, mit unſern ſonſtigen Vorſtellungen, Urtheilen, Erfahrungen zu vergleichen und übereinſtimmend zu finden und — einmal den nothwendigen Zuſammenhang des Beweisſazes mit der Schlußfolge zu empfinden. Nein wir müſſen in wichtigen Dingen dieſe Operation **mehrmalen wiederholen.** Wir müſſen zu verſchiednen Zeiten ihn prüfen. Wir müſſen mit Anſtrengung, alles in unſern Ideen vorher durchſuchen und nachſehen, ob alles damit ſtimmt. Und nur dann, wenn, bei oft wiederholten Nachdenken, uns alles auf die nämliche Art erſcheint und wir jedesmal uns gezwungen fühlen, ſo und ſo zu ſchlüßen, nur dann können wir bei dieſer neuen Analogie, d. h. bei dieſer Zuſammenſtimmung unſers verſchiedentlich angeſtellten Nachdenkens uns beruhigen, zumal wenn

5. unſer Beweis ein anfangs **bezweifelter** war. Dies wenigſtens würden wir bei ſehr wichtigen Wahrheiten von jedem gewiſſenhaften Forſcher erwarten. Alles was man mit ganzer Beruhigung glauben ſoll, muß **anfangs — bezweifelt** werden. Denn wer einen Saz (wenn er ihm zumal von Jugend auf als Wahrheit wär eingeprägt, folglich einſeitig vorgeſtellt worden) blos durchdenkt und ſeine Beweiſe prüft, der wird gar zu leicht, auch bei der ſchärfſten und fleißigſten Prüfung zuweilen getäuſcht werden, weil der jugendliche Eindruk des ſchon längſt als wahr gedachten Sazes immer verhindern wird, daß die Prüfung ſo ſtreng geſchahe als ſie geſchehen ſollte. Wer hingegen einen Saz auf dieſe Art unterſucht, daß er ſich ſchlechterdings vornimmt, ihn als Irthum gelten zu laſſen und nun alles mit Sorgfalt aufzuſuchen, was mit Grunde gegen ihn eingewendet werden kan, der allein iſt der ſichere Wahrheitforſcher, welcher auf dem Wege zum ruhigen und freudigen Glauben wandelt. Denn was hat man für Beruhigung bei einem Saze, wenn man ihn **nie bezweifelte**? Beſteht nicht

die ganze Veſtigkeit des Glaubens der meiſten Menſchen eben darinnen, daß ſie ihre vermeinten Wahrheiten nur **einſeitig** haben kennen lernen? daß ſie **nur** Beweiſe aber nie Zweifel und Einwendungen vernahmen? Wahrhaftig, es fällt in die Augen: wer mit vollkommenſter Ruhe ſeiner Seele eine Wahrheit veſthalten und ſie zur Richtſchnur ſeines Lebens oder, zur Quelle ſeines Troſtes erheben will, der muß anfangs ſie bezweifeln: er muß durch Nachdenken, Lektüre und Unterredung mit aufgeklärten Menſchen alles erforſchen, was **gegen** ſeine Wahrheit und ihre Beweiſe ſich **mit Grunde** einwenden läßt: und er muß durch dieſe Zweifel und Einwendungen ſich durchzuarbeiten ſuchen. Und wenn er dann bei fortgeſezten Nachdenken findet, daß alle Zweifel ſich löſen und die Beweiſe ihn immerfort zum Fürwahrhalten dringen und nöthigen; dann kan er mit freudigen Herzen ſeine Gränzlinie ziehen, die Prüfungen beenden und nun mit ruhigen Glauben ſeine Wahrheit **veſthalten** und — ſie **genuſſen**. Doch — noch eins! Zürnt nicht, liebe Leſer, daß wir euch den Glauben ſo ſchwer machen und zu den fünf großen Erforderniſſen eines hinlänglichen Beweiſes noch eins hinzuſezen, ehe wir euch zum ruhigen Fürwahrhalten gelangen laſſen oder — ehe wir euch das Glük einer gründlichen Ueberzeugung und folglich, eine wahre Aufklärung zugeſtehen. Ich fodre noch — erſchrecket nicht

III. Autorität! — Autorität? Wie? Sollen wir unſern Augen trauen? — Verſteht uns nur recht. Autorität iſt in wichtigen Gegenſtänden unſers Fürwahrhaltens zu einer ruhigen Ueberzeugung ganz unentbehrlich.

Wir verſtehen aber freilich nicht unter Autorität, ein bloßes Autos Epha! eines Lehrers, oder Stifters einer Sekte — und eben ſo wenig, die Glaubensvorſchrift eines Konciliums, oder des etwas. Wir verſtehen unter Autorität, die Zuſammenſtimmung der weiſen und aufgeklärten Menſchen zu allen Zeiten und unter allen Völkern, wenigſtens eines ſo großen Theils derſelben, daß die Zahl der Nichteinſtimmenden für ein wahres Nichts zu rechnen iſt.

Giebt es denn aber, werdet ihr ſagen, Wahrheiten, die dieſe Autorität für ſich haben? Wahrheiten, die durch die Zuſammenſtimſtimmung der Weiſen unter den Menſchen beſtätiget werden? Allerdings.

Es giebt metaphyſiſche Wahrheiten, welche dieſe Autorität für ſich haben, z. B. das Ganze iſt größer als der Theil. Wo Aktion iſt, da iſt auch Reaktion. Wo eine nüzliche Regel iſt, nach welcher die Dinge neben einander ſind oder auf einander folgen, da iſt Ordnung. Nichts kan zugleich ſeyn und nicht ſeyn. Alles was iſt, hat eine Urſache oder einen Grund ſeines Seyns u. ſ. w.

Es giebt logiſche Wahrheiten: — Was von allen gilt, das gilt auch von den Einzelnen: was von der Art gilt, gilt auch von der Gattung: aus lauter negirenden Säzen folgt nie ein richtiger Schluß u. ſ. w.

Es giebt moraliſche Wahrheiten: — Es iſt ein Gott oder es giebt ein Ding, welches die wirkende Urſache der Einheit und des Plan- und Zwekvollen in dem Univerſum iſt: die Tugend iſt heilſam, das Laſter iſt ſchädlich: die Mäßigkeit erhält und ſtärkt die Kräfte des Genuſſes: Menſchenliebe iſt die Urquelle der gemeinſamen und individuellen Glükſeligkeit u. ſ. w.

Es giebt **mediciniſche**: — Wer eine Krankheit heilen will, muß die erſten Wege rein halten: bei hizigem Fieber mit Seitenſtechen iſt Aderlaß nöthig: alle hizige Krankheiten erfordern eine verdünnende und kühlende Lebensordnung: alle periodiſche Krankheiten müſſen wie Fieber behandelt werden u. ſ. w.

Aber warum habe ich, wird man weiter fragen, zu meinem Fürwahrhalten dieſe Autorität, dieſe Zuſammenſtimmung nöthig? Sollte ich denn keinen Saz mit Beruhigung für wahr halten können, der dieſe Autorität nicht für ſich hat? Höret uns.

Wir reden von Dingen, die für eure Glükſeligkeit **wichtig** ſind. Und dieſe Beſtimmung, über welche wir uns bald weitläuftiger erklären werden, müſſen unſre Leſer immer im Auge behalten. In **ſolchen** Dingen nur erfodern wir Autorität, zum **ruhigen** Glauben. Und warum!

Weil das allgemeine menſchliche Gefühl uns lehrt, daß wir in ſolchen wichtigen Dingen keine ruhige Ueberzeugung haben **können**, wo dieſe Autorität uns fehlt. Man ſtelle ſich folgende Beiſpiele vor Augen.

Wenn Titius in ein Zimmer einträte und ein Gemälde erblikte, und — ausrufte: „ſchön! herrlich!„ und ein Oeſer und wieder ein Oeſer käme nach und beſahe das Bild — was würde in Titius vorgehen? Würde er nicht voll Erwartung ſeyn, was die Oeſer dazu ſagten? Und wenn die Oeſer die Naſe rümpften und ſagten: „ſehr mittelmäßig! eine magere Kopie! „Würde wohl Titius noch auf ſeinem Urtheile beſtehen? Würde er nicht wenigſtens wankend werden? Würde er die etwa gefoderten tauſend Dukaten mit ruhigen Herzen aufzählen? — Wer ſieht nicht, daß dem Menſchen, zum ruhigen Fürwahrhalten, Zuſammenſtimmung der Weiſen und Kenner unentbehrlich iſt?

Wenn Kajus, der Arzt, an einer harten Krankheit liegt und der Tod ſich zu melden ſcheint, warum ruft er einen andern Arzt und braucht nicht ſeine ihm ſelbſt bekanten Mittel? Warum ruft er den beſten? Warum nimmt er mehrere zuſammen? — Sehet ihr nicht, daß das alte Sprüchwort: „Viele ſehen mehr als einer„ gleichſam in der Natur des Menſchen liegt und daß der menſchlichen Seele die Regel ſo zu ſagen eingepflanzt iſt: „traue in wichtigen Dingen deinen Sinnen und deiner Vernunft nie allein, ſondern ziehe die Sinne, die Erfahrungen, „die Urtheile weiſer Menſchen zu rathe.„

Wenn Sempron einen Plan zu einem wichtigen Vorhaben entwarf, warum liegts ihm ſo ſchwer auf dem Herzen, als wenn ihm ſein ernſtes und wiederholtes Nachdenken und das bei demſelben ſich ſtets ähnlich gebliebne Urtheil: „Dies iſt der beſte Plan!„ noch keine Beruhigung gäbe? Warum legt er ihn erſt weiſen Freunden vor? Warum handelt er dann erſt mit voller Ruhe der Seele, wenn dieſe ihn prüften und billigten?

Und meint ihr etwa, daß es mit dem metaphyſiſchen und moraliſchen Wahrheiten ein anderer Fall ſey?

Sezet einmal, daß ein Menſch der erſte und einzige wäre, der auf den Gedanken käme, daß ein Gott ſey. Sezet, daß er die bündigſten, lang geprüften, und wiederholt durchgedachten Gründe vor ſich hätte. Sezet dabei, daß er dieſen Gedanken andern denkenden Menſchen mittheilte und ſeine Gründe ihnen entwikelte, und — daß alle dieſe Denkenden die Köpfe ſchüttelten und ihm ge-

ſtanſtünden, daß ſie ſeine Gründe nicht faßten, ſeine Schlüſſe nicht bündig fänden, ſeinen Gott nicht glauben könten. Was meint ihr, wie dieſem Menſchen zu Muthe ſeyn würde?

Und ganz natürlich. Jeder Menſch, ſobald er wirklich ein Selbſtdenker wird, und je mehr er Einſicht und Uebung erlangt, deſto mehr lernt er einſehen, daß die individuelle Vernunft, auch bei der ſorgfältigſten Anſtrengung, ſich irren könne. Und ſo wird jeder Menſch, je ernſtlicher es ihm um Wahrheit zu thun iſt, ſich deſto ſehnlicher nach Autorität umſehen. Er wird beſcheiden an ſeiner Einſicht zweifeln und es für möglich halten, daß er ſich in Bildung ſeiner Begriffe, Urtheile und Schlüße geirrt habe. Er wird nie ganz ruhig etwas für wahr halten, (in wichtigen Dingen, verſteht ſich) was er nur allein, oder wenige mit ihm, für wahr halten. Und er wird nur ſolche Sätze für eine Wahrheit halten und mit völliger Beruhigung veſthalten, welche die Zuſammenſtimmung der Weiſen für ſich haben.

Alſo — warum iſt Autorität nöthig? — zum ruhigen Fürwahrhalten — auch bei jenen fünf Erforderniſſen noch nöthig?

1. Weil man ſich bei der ſorgfältigſten Durchdenkung und Prüfung der Beweiſe dennoch verſehen kan, und es gewiß iſt, daß ein Facit, das viele gleichförmig heraus gebracht haben, ruhigere Ueberzeugung giebt, als ein Facit, was einer allein fand.

2. Weil — und hier komt ein Gedanke von großen Gehalt — weil die Zuſammenſtimmende Vernunft der Weiſen, in Dingen, welche die menſchliche Glükſeligkeit entſcheiden, untrüglich ſeyn muß, wenn — ein Gott iſt.

Denn das können wir nicht von Gott erwarten, daß er unſere individuelle Vernunft untrüglich machte. Aber das können wir, das müſſen wir von ihm erwarten, wenn wir ſeine Wahrhaftigkeit nicht bezweifeln und ihn ſelbſt läſtern wollen, daß — in Dingen die zur menſchlichen Glükſeligkeit unentbehrlich ſind — die zuſammenſtimmende Vernunft — der im Denken geübten Menſchen — keiner Verirrung fähig ſondern völlig untrüglich ſey. Denn es iſt entweder gar kein Gott, oder doch kein Gott, der die menſchliche Glükſeligkeit im Ernſte will, oder — er muß die Wahrheiten, die zur Glükſeligkeit unentbehrlich ſind, allen Menſchen mit Untrüglichkeit erkenbar gemacht ha-

haben. Und iſt dies, ſo muß die Zuſammenſtimmung der Weiſen — wenigſtens — dieſe untrügliche Wahrheit gewähren: dergeſtalt, daß wir mit Recht ſchlüſſen können,

> alle Säze, welche die Zuſammenſtimmung der Weiſen für ſich haben, ſind **untrüglich** und wir dürfen nicht befürchten, daß unſre Vernunſt uns irre geführt hat, wenn ſie uns dieſe Säze finden lehrte:
>
> und
>
> alle Säze, welche **nicht** dieſe Autorität für ſich haben, können weder **untrüglich wahr** noch zur Glükſeligkeit **unentbehrlich** ſeyn.

Wir empfehlen den Leſern dieſe Betrachtungen zur ſorgfältigen Prüfung und Ueberdenkung, und rekapituliren nun.

Wer in Abſicht auf eine Wahrheit — deutliche Begriffe und die beſchriebne gründliche Ueberzeugung hat, der iſt — in Abſicht auf dieſe Wahrheit — **aufgeklärt.**

Alſo — iſt **Aufklärung** etwas relatives, das ſich nur von gewiſſen Säzen abſtrahiren läßt — ſo fern ein Menſch bei denſelben **deutliche Begriffe** und **eigne** und **gründliche Ueberzeugung** hat.

Vier-

Viertes Kapitel.

Abſoluter Begrif der Aufklärung. Materielles Objekt derſelben.

Mit leichter Mühe werden wir nun das abſolute Weſen der Aufklärung beſtimmen, wiefern ſie ein Prädikat des ganzen Menſchen wird. Denn es fällt in die Augen, daß die beſchriebenen Eigenſchaften der menſchlichen Erkentniß, wir meinen deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung, ob ſie gleich nicht bei allen Erkentniſſen eines Menſchen ſtatt finden können, dennoch der Gegenſtand ſeines Beſtrebens werden können.

Wenn alſo ein Menſch, überzeugt, daß jene Eigenſchaften ſeiner Erkentniß zu ſeiner Glükſeligkeit unentbehrlich ſind, überall nach dieſen Eigenſchaften ſtrebt: wenn er ſich einmal vor allemal entſchlöſſe und ſich nach und nach daran gewöhnte, keinen Saz, der irgend eine weſentliche Beziehung auf ſeine Glükſeligkeit hätte, für untrüglich wahr zu halten, bis er ihn völlig verſtände und bündige Beweiſe für denſelben gefunden, geprüft und —

dabei die Zuſammenſtimmung der Weiſen unter den Nationen erkant hätte; ſo würden wir ihn ohne Bedenken einen aufgeklärten Mann nennen; geſetzt auch, daß die eigentliche Summe ſeiner Erkentniſſe noch ſo klein wäre.

Denn wie wir den, der die Tugend kent und liebt und ernſtlich entſchloſſen, auch ſchon gewohnt iſt, da wo er mit Bewuſtſeyn handelt, ſeinen Handlungen die Eigenſchaft zu geben, die man Tugend nennt d. h. bei allem, was er thut, die Wolfarth ſeiner Mitmenſchen im Auge zu behalten und ſie wo nicht unmittelbar zu befördern doch dieſelbe auf keine Weiſe zu ſtören, wie wir den, geſetzt auch, daß er nicht in allen ſeinen Handlungen das wirklich wäre, was er ſeinen Wünſchen nach ſeyn möchte, und was er ſich, wo er mit Beſonnenheit handelt, zu ſeyn ſich redlich beſtrebt, einen **tugendhaften Mann** nennen müßen: weil es ja ſonſt unter dem Monde gar keinen gäbe; ſo ſind wir ja auch dem den ehrwürdigen Titel eines **aufgeklärten Mannes** ſchuldig der — nach Aufklärung ſtrebt und allen ſeinen Erkentniſſen jene Eigenſchaften zu geben entſchloſſen und gewöhnt iſt.

Und ſonach beſteht das abſolute Weſen der Aufklärung in einer veſten Entſchloſſenheit und Gewöhnung in wichtigen Dingen nichts für untrüglich wahr zu halten, was 1) keiner deutlichen Begriffe, 2) keiner gründlichen und eignen Ueberzeugung empfänglich und wo 3) keine Zuſammenſtimmung der Weiſen vorhanden iſt. Laſſet uns dieſen Begrif gehörig entwikeln und ſeine Theile näher betrachten.

I. Zuerſt wollen wir uns, liebe Leſer, über die ſchon im vorigen ſo oft erwähnten wichtigen Dinge hier mit einander verſtändigen.

Das werdet ihr leicht einſehen, daß dieſe Beſtimmung unentbehrlich iſt, da ja kein Menſch in allen Dingen aufgeklärt ſeyn kan, und daß alſo das Beſtreben und die Angewöhnung ſeinen Erkentniſſen jene Eigenſchaften zu geben, ſeine Gränzen haben müſſe. Denn ſelbſt der gröſte Gelehrte kan nicht von allen, was er weiß und für wahr hält, deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung haben, ſondern muß ſich blos auf Autoritäten verlaſſen.

Wir ſelbſt z. B. die wir jezt unſer Publikum über die Aufklärung zu belehren und daſſelbe ihr hold zu machen ſuchen, glauben aufgeklärte Männer zu ſeyn und haben doch nicht überall deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung bei dem, was wir für wahr halten. So glauben wir z. B. in Abſicht auf Aſtronomie, der bloßen Autorität unſerer Euler, Kaſtner und anderer, die Berechnungen des Abſtandes der Himmelskörper, ihres Kreislaufs, ihrer Zuſammentreffungen u. ſ. w. ohne einen deutlichen Begrif von allen den Dingen zu beſitzen und ohne ihre Berechnungen geprüft und durch eigne Unterſuchung uns überzeugt zu haben. So glauben wir den Michaeliſſen und Eichhornen und Schultenſen ꝛc. wenn ſie uns Bedeutungen z. B. eines arabiſchen Wortes angeben und mit Citirungen arabiſcher Schriftſteller ſie beweiſen, ohne eigne Unterſuchung. So glauben wir den größten Theil der alten Geſchichte, wenigſtens ſo viel davon unſerer Vernunft als möglich erſcheint, ohne ſelbſt alle ihre Quellen ſtudirt und ihre Wahrheit geprüft zu haben. Und warum ſtreben wir hier nicht nach Aufklärung? Natürlich darum weil wir 1) nicht Kraft und Zeit genug haben, alles Wißbare ganz zu erforſchen und ſelbſt zu unterſuchen und 2) weil uns nicht alles Wißbare in gleichem Grade intereſſirt und uns es alſo nicht der Mühe werth iſt, überall aufgeklärt zu ſeyn.

Wenn demnach Aufklärung, wie wir behaupten, ein Gemeingut der Menſchheit ſeyn ſoll, ſo ergiebt ſichs von ſelbſt, daß man ein materielles Objekt derſelben veſtſetzen, und angeben muß, auf welche Kentniſſe jenes Beſtreben, jene Gewöhnung gerichtet ſeyn müſſe.

Wir haben oben geſagt, das ſey nur bei wichtigen Dingen erforderlich. Was heiſſen nun wichtige Dinge? Doch wohl ſolche Gegenſtände der menſchlichen Erkentniß, welche allen und jeden zu ihrer Glükſeligkeit unentbehrlich ſind? Aber auch dies iſt noch nicht beſtimmt genug. Hier komt uns immer die neue Frage entgegen: was iſt denn allen und jeden — zur Glükſeligkeit — unentbehrlich? Alſo beſtimt!

Für jeden Menſchen ſind nur zwey Klaſſen von Erkentniſſen wichtig, d. h. zu ſeiner Glükſeligkeit unentbehrlich: die moraliſchen und die ökonomiſchen.

Unter den moraliſchen verſtehen wir diejenigen Erkentniſſe, welche theils als Anweiſung und Antrieb zur Vervollkommung des Geiſtes und zu Führung eines tugendhaften **Wandels**, theils als Grund des **Troſtes** und der **Beruhigung** im Leiden und Tode — **allen** Menſchen — erkenbar und **unentbehrlich** ſind. Und dahin gehören die unter den Menſchen ſtreitloſen Lehren der — **Religion** und **Moral**.

Zu den **ökonomiſchen** Wahrheiten rechnen wir alle die Erkentniſſe, die ein Menſch zur Erhaltung ſeiner **Geſundheit**, zur guten Führung ſeines **Hausweſens**, zur **Erziehung** ſeiner Kinder und zur Betreibung ſeines **Gewerbes** nöthig hat.

So iſt z. B. jedem ſo viel von arithmetiſchen Wahrheiten unentbehrlich, als erfordert wird, ſeine Ausgabe und Einnahme zu berechnen, und ſich mit andern Menſchen in Rechnungsſachen auseinander zu ſetzen. So iſt jedem Menſchen eine Samlung diätetiſcher Regeln nöthig, ohne deren Kentniß und Befolgung er für ſeine Geſundheit nicht ſorgen und ihren Gefahren entgehen kann. Und eben ſo unentbehrlich iſt jedem, daß er die Wahrheiten ſeines Gewerbes verſtehe z. B. der Kaufmann, der Handwerksmann, der Ak-

kers-

erſmann u. ſ. w. Denn es fällt in die Au-
gen, daß ein Menſch, der ſich alles verſa-
gen läßt und überall nur Maſchine iſt, in
einer Wirthſchaft ſo wol als in ſeiner Berufs-
rbeit übel zurechte kommen wird, und daß
ich im Gegentheil der weit beſſer berathen
wird, welcher hier nach Aufklärung ſtrebt
nd z. B. von allen ſeinen Arbeiten und Werk-
eugen möglichſt deutliche Begriffe hat, ſo daß
r alles genau kennt und von allen den Grund
eiß, warum es ſo und nicht anders iſt,
arum er das ſo und nicht anders gebraucht,
nwendet u. ſ. w. Je mehr hier jeder eigne
entniſſe erlangt, jemehr er hier Licht und
inſicht erhält, je mehr er hier ſelbſt nachzu-
enken und von allen, Grund, Zwek, Zuſam-
enhang mit eignen Augen zu bemerken ſtrebt,
in deſto geſchikterer, nuzbarerer und glük-
cherer Mann wird er ſeyn.

Dieſe beiden Klaſſen alſo rechnen wir zu
en **algemein wichtigen** Erkentniſſen, wo
lle Menſchen **aufgeklärt werden**, d. h.
eutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung,
erbunden mit der bemerkten Zuſammenſtim-
ung der Weiſen und Kenner, erlangen
önnen und ſollen.

Wir ſagen — alle Menſchen. Denn wir betrachten die Aufklärung hier als ein Gemeingut der Menſchheit. Wir dürfen alſo zu ihren materiellen Objekt nichts weiter rechnen, als was allen wichtig, allen zur Glükſeligkeit unentbehrlich iſt, und was folglich auch alle als untrüglich wahr zu erkennen im Stande ſind.

Wir verbitten uns alſo alle Sophiſtereien, die ſich auf ſcheinbare Inſtanzen gründen könten. Wir reden deutlich genug. Wir ſagen nicht, daß die angegebnen Klaſſen der Erkentniſſe die *einzig* wichtigen und wahren ſind. Nein. Wir geſtehen vielmehr, daß noch manche andere Erkentniſſe, für *manchen* Menſchen zu ſeiner Glükſeligkeit unentbehrlich ſeyn können. Wir reden alſo blos von dem, was *allen* nothwendig iſt, von dem, was jeder Menſch, in jeder Lage, und unter jedem Himmelsſtriche (obſchon in verſchiedenem Maaſſe) wiſſen ſollte und könte.

Und da wird doch hoffentlich niemand mit uns ſtreiten, wenn wir behaupten, daß das *nur* jene moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten ſind.

Sie **ſind** es. Denn ohne deutliche Begriffe und beruhigende Ueberzeugung von dem, was eine vernünftige Moral z. B. von Menſchenliebe, Arbeitſamkeit, Verträglichkeit u. ſ. w. lehrt, und eben ſo, ohne deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung von den Wahrheiten, die zu Erhaltung der Geſundheit, guter Kinderzucht, kluger Wirthſchaft, und glüklicher Führung unſers Amtes und bürgerlichen Gewerbes erfordert werden, — iſt keine vollkomne Glükſeligkeit hinieden möglich. Und die ausnamloſe Erfahrung, verbunden mit der Zuſammenſtimmung aller Weiſen belehret uns, daß die Menſchen in eben dem Grade, in welchen ſie in dieſen Wahrheiten Licht und Veſtigkeit erlangt haben, auch beſſer, brauchbarer und glüklicher geweſen ſind — daß alſo dieſe beiden Klaſſen von Wahrheiten diejenigen ſind, bei welchen alle Menſchen nach Aufklärung ſtreben, und wo alle Fürſten und Regenten für Aufklärung ſorgen ſollten.

Sie ſind es aber auch — **nur**. Denn alle andre Erkentniſſe, ſo wahr und heilſam ſie in verſchiednen Betracht ſeyn mögen, **können** nicht das Objekt der Aufklärung ſeyn, weil ſie 1) nicht in dem Erkentnißkreiſe **aller** Menſchen liegen, folglich nicht alle Menſchen zu deutlichen Begriffen und eigner Ueberzeugung von ihnen zu gelangen im Stande ſind: weil ſie aus eben dem Grunde nicht durch die **Zuſammenſtimmung** aller Weiſen beſtätigt werden und folglich 3) nicht für alle Menſchen **untrüglich** wahr ſeyn können.

II. Und eben dieß führt uns auf einen zweiten Punkt, den wir aus dem veſtgeſetzten Begriffe der Aufklärung beſonders erwägen wollen: wir meinen den Glauben an **untrügliche Wahrheit.**

Die Menſchen ſind mit dem ehrwürdigen Namen der **Wahrheit** offenbar zu leichtſinnig und verſchwenderiſch. Sie haben ſich faſt alle gewöhnt, dieſes heilige Prädikat allen ihren Begriffen und Urtheilen beizulegen, die auf irgend eine Art in ihre Seele gekommen ſind. Und es iſt eine wahre Seltenheit unter dem Monde, wenn man einmal einen Menſchen findet, welcher das kleine Biſchen Einſicht beſitzt, was erfodert wird, um ſich nicht für infallibel zu halten, um beſcheiden zu geſtehen, daß man ſich, bei aller Strenge des Forſchens nach Wahrheit, dennoch geirrt ha-

haben könne. Dieſe Möglichkeit des Irthums fällt wenig Menſchen ein. Und es iſt als wenn es eine algemeine Peſt des menſchlichen Geſchlechts geworden wäre, daß ſich ieder Menſch, beſonders in ſeinen religiöſen Begriffen und Urtheilen, für den Beſizer untrüglicher Wahrheit anſieht — woraus eben in der Welt ſo viel Liebloſigkeit entſtanden iſt, welche den ſo unſinnigen als ſchädlichen (von den Prieſtern erzeugten!) Glauben an Untrüglichkeit hervorgebracht hat.

Wolte Gott, daß alle unſere Leſer es mit uns fühlen und beherzigen möchten, wie erſchreklich dieſe Peſt der Einbildung von untrüglichen Wahrheiten, unter der Menſchheit wütet, wie ſie die einzige Quelle iſt, die nicht nur Inquiſitionen, Kezergerichte, und Verfolgungen erzeugt hat, ſondern welche auch allein den Geiſt Chriſti unter den Menſchen erſtikt und verurſacht hat, daß die alles umfaſſende Menſchenliebe, welche Jeſus zur einzigen praktiſchen Religion erhob, weil er ſie mit Recht als die Urquelle aller Glükſeligkeit anſahe, unter den Menſchen noch gar keine Wurzel hat faſſen können.

Wer mit Ernſt dieß erwägt und mit Wehmuth empfindet, dem muß es höchſt angelegentlich ſeyn, die Frage entſcheiden zu können: wo die Gränze ſey, zwiſchen Möglichkeit des Irthums und untrüglicher Wahrheit?

Und hier wollen wir alle Doktoren der Sarkauer und alle Glieder der theologiſchen Fakultäten auffodern, ob ſie eine andre Gränze angeben können als die von uns gezeichnete, die auf den zwei Stüken beruht.

1. Auf der nothwendigen Verbindung eines Sazes mit der menſchlichen Glükſeligkeit

2. Auf der oben beſchriebnen Zuſammenſtimmung der Weiſen unter den Nationen.

Dieſe beiden Punkte ſcheiden abſolute, objektive Wahrheit von ſubjektiver: — untrügliche Wahrheit von Möglichkeit des Irthums. — Man überlege folgende Gründe dieſer Behauptung.

1. Jede einzelne menſchliche Vernunft muß trüglich ſeyn, weil ſie eingeſchränkt iſt

und — weils die Erfahrung lehrt, daß ſie ſich vielfältig betrogen hat. Alſo haben wir entweder gar keine Gränze, gar kein Merkzeichen, woran man ſich mit Beruhigung halten kan, um ſichere, ausgemachte, und abſolute Wahrheit, vom möglichen Irthum, oder blos ſubjektiver Wahrheit unterſcheiden zu können, oder — wir müſſen uns an das oben veſtgeſetzte halten und **wenigſtens da** ruhig und unerſchütterlich bei unſern Fürwahrhalten ſeyn, wo wir jene Zuſammenſtimmung der gebildeten menſchlichen Vernunft aller Weiſen und Zeiten gewahr werden, wie z. B. in dem Saze: Tugend iſt heilſam und Laſter iſt ſchädlich.

2. Und dozu berechtiget uns, wie ich oben bereits erinnert habe, der Begrif von Gott. Denn giebt es einen Gott, der die Glükſeligkeit ſeiner Menſchen ernſtlich will, ſo — man merke beides —

a. ſo kan Niemand erwarten, daß er ihm und **einigen** — in Dingen, die in keiner nothwendigen Verbindung mit der menſchlichen Glükſeligkeit ſtehen — vor andern das Vermögen gegeben haben ſollte — untrügliche Wahrheit zu finden, welche die ganze übrige Menſchheit nicht finden konte.

folglich

iſt bei Dingen, die nicht in nothwendiger Verbindung mit der menſchlichen Glükſeligkeit ſtehen, was einer — und einige nur mit ihm für wahr halten, — Irthum möglich: alſo z. B. in dem, was einige nur von einer Perſönlichkeit des heiligen Geiſtes ſagen und aus der Bibel heraus exegeſiren ꝛc.

b. ſo muß man gegentheils erwarten, daß in Dingen, welche in nothwendiger Verbindung mit der menſchlichen Glükſeligkeit ſtehen, und in denen die menſchliche Vernunft aller, welche dieſelbe in ſich ausgebildet haben, auf einerlei Reſultate kam und alſo zuſammenſtimte — Irthum unmöglich ſey

folglich

iſt nur bei ſolchen Dingen und bei dieſer Zuſammenſtimmung der Weiſen — untrügliche Wahrheit, bei der man mit Beruhigung veſthalten kan.

O daß alle Menſchen um ihrer Ruhe willen hier ihr ganzes Nachdenken erſchöpfen und dieſe ſtärkſten aller Beweiſe prüfen möchten — zu denen wir noch mehrere z. B. den hinzuſezen könten, der von der (allen Phyſikern bekannten) Untrüglichkeit aller Kräfte der Natur hergenommen iſt. O daß ſie endlich einmal ſich brüderlich vereinigen und die allein göttliche trugloſe Wahrheit von ihren blos ſubjektiv wahren Erkentniſſen unterſcheiden lernten, um nicht über dem blinden Eifer für die leztere die erſtere zu vergeſſen oder gar zu zerſtören und zugleich der duldſamen Menſchenliebe Thür und Thore zu verſchließen! — Doch zur Hauptſache zurük!

Die wahre Aufklärung bringt es demnach ihrem Weſen nach mit ſich, daß man duldſam und beſcheiden werde und *nur* diejenigen ſeiner Kentniſſe für *untrüglich wahr* halte, wo deutliche Begriffe, ſelbſt gedachte und wiederholt geprüfte Gründe ſtatt finden, wo Zuſammenſtimmung der Weiſen ſich zeigt, und wo eine nothwendige Verbindung mit der menſchlichen Glükſeligkeit erſichtlich iſt.

Alles andere, wird der aufgeklärte Mann — (man merke wohl, wie ſorgfältig wir uns erklärend, *nicht ſchlechthin* verwerfen, nicht für Irthum erklären, nicht verſpotten u. ſ. w. — *ſondern* — was denn! — er wird, wenn *andere* Menſchen noch andre Wahrheiten fanden, ſolche auf ihrem Grunde oder Ungrunde beruhen laſſen, und wenn er ſie fand, ſo fern Gründe ihn überzeugten, ſie nur für *ſubjektiv wahr* anſehen, d. h. urtheilen, a) daß er *nur* und, wer mit ihm dieſelben Gründe ſah und empfand, ſie für wahr halten müſſe b) daß es dabei möglich ſey, daß er und die einigen ſich dennoch irrten; c) daß ſolche, nur ihm und einigen wahre Säze, nicht allen unentbehrlich zur Glükſeligkeit ſeyn können d) daß er alſo jeden brüderlich dulden müſſe, der ſeine Wahrheit und ſeine Gründe nicht erkennt oder nicht von ihr ſich überzeugen kan.

III. Aber es iſt der Mühe werth, noch einen dritten Punkt aus jenem Begriffe auszuheben. Wir rechneten zum abſoluten Weſen der Aufklärung, *veſte Entſchloſſenheit und Gewohnung* ꝛc.

Wenn alſo Aufklärung wahres Prädikat eines Menſchen ſeyn ſoll, ſo muß ſie etwas habituelles ſeyn. Ein einzelnes geſundes Urtheil, eine einzelne Ehre, die man ſeiner Vernunft und dem von Gott uns angewieſenen Wege zur Wahrheit erzeigt, macht noch keine Aufklärung aus. Wenigſtens müßte man den, der nur bei einzelnen Begriffen und Urtheilen jenes heilige Geſez des redlichen Wahrheitſorſchers befolgte: „ſtrebe bei allem, was dir als wahr erſcheint, vorher nach deutlichen Begriffen und nach eigner und gründlicher Ueberzeugung und ſiehe, ehe du entſcheideſt, wie viel Zuſammenſtimmung der Weiſen dabei vorhanden iſt" und der wiederum in andern Fällen dieſes Geſez nicht achtete, ſondern ſich, ohne deſſen Befolgung, zum veſten und mit Einbildung von Untrüglichkeit verbundnen Fürwahrhalten entſchließt — einen **Halbaufgeklärten** nennen.

Der **ganz aufgeklärte** Mann, iſt, wie der **ganz tugendhafte** Mann, da, wo er mit Beſonnenheit handelt, überall derſelbe, und handelt ſtets nach einerlei heiligen Geſezen.

Er iſt in Dingen, die in keiner oder in keiner nothwendigen Verbindung mit ſeiner Glükſeligkeit ſtehen, minder ſtreng und begnügt ſich, auch ohne deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung mit dem Zeugniſſe ehrlicher Kenner, und hält es z. B. für wahr, daß die Römer eine Schlacht bei Aktium gehalten, vielleicht auch, daß die Iſraeliten troknes Fußes durchs rothe Meer gegangen ſind u. ſ. w. aber — man bemerke dies, aber

a. er hält deswegen dieſes **nicht** für **untrüglich** wahr, und verſpottet oder begeifert den nicht, ders bezweifelt:

b. er läßt durch ſolche Wahrheiten, die er **blos gelten läßt**, ſich nicht beſtimmen etwas zu thun oder zu leiden, worauf ſeine Glükſeligkeit beruht, oder — etwas zu hoffen, zu lieben, zu fürchten, was ihm ſeine Zufriedenheit ſtören oder mindern könte.

Er **duldet** gleichſam nur die Wahrheiten, die ihm nicht auf dem obgedachten Wege untrüglich geworden ſind, **in ſeinem Kopfe**. Aber er bauet nie auf ſie das Gebäude ſeiner Glükſeligkeit d. h. er wird nicht unruhig oder verzweifelnd, wenn man ihm eine ſolche Wahrheit beſtreitet: er opfert ihr nichts auf, um ſie zu behaupten und gangbar zu machen: er baut keine Antriebe zur Rechtſchaffenheit und keine Gründe der Zufriedenheit und des Troſtes in Leiden darauf und ſchreit alſo nicht ängſtlich, wenn ein anderer komt und ſie ihm ableugnen oder das Gegentheil beweiſen will.

Hingegen in Dingen, die mit der menſchlichen Glükſeligkeit in nothwendiger Verbindung ſtehen und bei denen er deutliche Begriffe und eigne geprüfte Ueberzeugung mit der Zuſammenſtimmung der Weiſen für ſich hat,

a. da hält er ſich für **untrüglich**.

b. dieſe Wahrheiten liebet er mit Wärme: er betrachtet ſie als das Kleinod ſeiner Seele: er macht ſie zur **beſtändigen Triebfeder** ſeiner Handlungen und zur **Grundlage** ſeiner Zufriedenheit: er wird von dem innigſten Mitleid gerührt, wenn er Menſchen findet, die ſie bezweifeln, und er erſchrikt, wenn man ſie ihm beſtreiten will: er opfert ſo gar auf, wenn er ſichre Gelegenheit fände, ſie unter die unaufgeklärte Menſchheit zu verpflanzen und ihre wohlthätigen Einflüſſe über die Welt zu verbreiten.

Kurz — Aufklärung iſt nicht einzelner Gebrauch der Vernunft, ſondern **veſte und entſchloßene Gewöhnung** des Menſchen ihr ſtets und überall zu folgen, und **nichts** für ausgemacht und untrüglich wahr zu halten, wo nicht jenes heilige Geſez ihm anwendbar iſt: aber auch da, wo er von demſelben auf Wahrheit geleitet wird, unerſchütterlich bei ſeinem Glauben zu beharren und mit warmer Liebe an ihr veſt zu halten.

Fünftes Kapitel.

Wie verträgt ſich Aufklärung mit ſpecieller Autorität?

Den Werth der univerſellen Autorität d. h. Zuſammenſtimmung der Weiſen haben wir bereits veſtgeſezt und hoffentlich in keinem vernünftigen Leſer einen Zweifel übrig gelaſſen.

Die algemeine Autorität oder die Zuſammenſtimmung der Weiſen giebt, nach dem bisher geſagten, der individuellen Vernunft jedes einzelnen Menſchen, in Wahrheiten, welche mit der menſchlichen Glükſeligkeit in einer weſentlichen Verbindung ſtehen, ein ſchäzbares und für unſere Beruhigung unentbehrliches Zugewicht auf der Wagſchale der Wahrheit. Das ſind die zwei Hauptbeſtimmungen, die man nie aus den Augen laſſen muß. Nehmlich

a. Die algemeine Autorität hat blos ihren Werth bei Wahrheiten, die die menſchliche Glükſeligkeit weſentlich befordern. Wenigſtens ſchränken ſich alle oben angeführten Beweiſe allein auf dieſe Wahrheiten ein. Denn die Untrüglichkeit der Naturkraft ſo wol als die Wahrhaftigkeit Gottes berechtigen uns blos in ſolchen Dingen eine Untrüglichkeit der zuſammenſtimmenden Vernunft anzunehmen, welche gleichſam zur Natur des Menſchen gehören und ſeine Erhaltung, Vervollkommung und Glükſeligkeit beſtimmen. Und die Erfahrung erinnert uns ſelbſt an dieſe Einſchränkung, indem es bekant iſt, daß es Zeiten gab, wo die zuſammenſtimmende Vernunft ſich bei andern Arten von Wahrheiten geirrt hat z. B. die Zeit, wo alle Menſchen glaubten, und von Anbegin geglaubt hatten, daß die Sonne um die Erde ſich drehe.

b. Die algemeine Autorität hat aber auch von jenen wichtigſten Wahrheiten keine **völlige und einzige — affirmative — Entſcheidung**, ſondern iſt nur ein ſchäzbares **Zugewicht** auf der Wagſchale der Wahrheit. Und uns deucht, auch dieſe zweite Beſtimmung bedarf keines weitern Beweiſes. Denn wenn alle Weiſen in der weiten Welt z. B. den Saz für wahr hielten und gehalten hätten **„Die Sternwarte des Himmels iſt der „Vorſtand der Gottesdreinigkeit„** ſo würden wir zwar aus Achtung gegen eine ſolche

Zuſammenſtimmung auf dieſen Saz aufmerkſam werden, wenn wir ihn zum erſtenmal hörten, und würden uns äuſerſt bemühen, ihn zu verſtehen und ſeine Gründe aufzuſuchen: allein — wenn wir dann gleichwohl fänden, daß wir bei keinem Worte des Sazes etwas denken, geſchweige einen deutlichen Begrif uns bilden, und noch weniger Gründe aus dem algemeinen menſchlichen Erkentnißkreiſe auffinden könten, die uns zum Fürwahrhalten deſſelben gleichſam nöthigten; ſo würden wir uns vielleicht betrüben, daß wir etwas nicht verſtehen und begreifen könten, was alle Weiſen der Welt für wahr halten, aber — wir würden doch nie unſere Vernunft ſo weit erniedrigen, daß wir um jener Zuſammenſtimmung der Weiſen willen ihn mit Veſtigkeit glaubten, ja auch nur unſrer weitern Aufmerkſamkeit werth hielten. Und wenn, wie wir gewiß ſind, alle denkende Männer mit uns gleiches Sinnes ſind, daß man ſich, um der höchſten Autorität willen, etwas Unſinniges nicht aufbürden und das, was uns keine deutliche Vorſtellung und vernünftige Beweiſe gewährt, nicht glauben müſſe: ſo werden auch alle uns recht geben, wenn wir daraus folgern, daß die **affirmirende** Autorität*)

nichts entſcheide, wo keine deutlichen Begriffe und gründlichen Beweiſe vorhanden ſind:

nie allein entſcheide, und unſer Fürwahrhalten beſtimme, wo wir nicht vorher ſelbſt ſchon deutliche Begriffe und hinlängliche Beweiſe haben:

ſehr viel entſcheide, und uns zu unſrer Beruhigung ein ſehr ſchäzbares Zugewicht gebe, bei Säzen, die wir ſelbſt deutlich denken, und, aus hinlänglichen Grunde für wahr zu halten, uns genöthiget fühlen: — daß aber

die **negirende** Autorität

ganz entſcheide — wenigſtens dieß, daß wir einen Saz, den ſie negirt, nicht mehr mit Beruhigung als zuverläſſig wahr anſehen können.

Nehmlich die **negirende** Autorität, oder die Zuſammenſtimmung der Weiſen in Verneinung

---

*) d. h. die Zuſammenſtimmung der Weiſen bei bejahenden Säzen: z. B. es iſt ein Gott; Menſchenliebe iſt die Urquelle aller Seligkeit.

nung eines Sazes (man nehme z. B. den Saz: es iſt nicht wahr oder nicht möglich, daß Gott Grimm und Haß gegen eines ſeiner Geſchöpfe hege): hat darum für uns ein größeres Gewicht, als die affirmirende, weil wir bei der affirmirenden uns allein gegen alle Weiſen ſtellen und ſonach uns weiſer als alle Weiſen dünken müſten, wenn wir einen Saz mit Zuverläſſigkeit bejahen wollten, den alle verneinen; welches die Einbildung einer ausſchlüſſenden Untrüglichkeit vorausſezen würde: welches bei der negirenden nicht iſt. Denn, wenn wir etwas, was alle Weiſen bejahen, blos nicht glaubten, weil und ſo fern wir keine deutlichen Begriffe und gründlichen Beweiſe auffinden und faſſen könten, ſo zeigten wir keinen Dünkel einer Alleinwiſſenheit, ſondern wir bekennten blos unſer Unvermögen das zu denken und zu begreifen, was die zuſammenſtimmenden Weiſen behaupten: und wir reſpektirten blos das Geſez, das ſelbſt die zuſammenſtimmenden Weiſen als das heiligſte anſehn, nichts mit Zuverläſſigkeit für wahr zu halten, ſo lange man keine deutlichen Begriffe und bündigen Beweiſe davon vor ſich ſieht.

Alſo das Gewicht der algemeinen Autorität wäre nun hoffentlich auf ſolch eine Art veſtgeſezt und aufs reine gebracht, daß es uns alle die ehrlichen Wahrheitforſcher danken werden, welche dieſe Materie je noch nicht durchgedacht hatten. Aber wie ſiehts nun um die ſpecielle Autorität aus? Und was ſoll man auf die Frage antworten: ob ſich wahre Aufklärung mit ihr vereinbaren laſſe?

Unſre Leſer werden hier zunächſt an die Autorität einer göttlichen unmittelbaren Offenbarung denken, und wir werden uns auch über dieſe am weitläuftigſten erklären. Allein wir müſſen doch vorher ein paar Worte über andre ſolcher ſpeciellen Autoritäten vorausſchiken.

Wir bitten aber, hierbei immer unſern Geſichtspunkt zu behalten, und ſich zu beſinnen, daß wir von der Aufklärung reden, ſo fern ſie ein Gemeingut der Menſchheit werden ſoll. Denn dadurch erhält unſre Frage eine beſondre Beziehung aufs Volk. Und nun zuerſt etwas im Algemeinen.

Kan Volksaufklärung d. h. Gewöhnung an eignes vernünftiges Nachdenken über Religion, (wir wollen mit Fleiß bei den moraliſchen — Wahrheiten nun ſtehen bleiben, weil über die ökonomiſchen kein Streit iſt), deſſen Zweck iſt, von allen, was ein Menſch für wahr hält, deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung zu erlangen — kan dieſe Volksaufklärung mit Glauben an ſpecielle Autorität überhaupt beſtehen!

Wir antworten: Ja! Denn die beſchriebne Aufklärung bringt es ihrem Weſen nach mit ſich, beſcheiden zu ſeyn, ſich nicht für allein weiſe zu halten, ſondern vielmehr auf die Urtheile und Bekentniſſe andrer vernünftiger Menſchen zu achten. Sie gebietet alſo nicht, dem Glauben gänzlich zu entſagen und die Autorität ſchlechthin zu verwerfen: ſondern ſie gebietet nur, vorſichtig zu ſeyn und

a. die Autorität zu **prüfen**:

b. Die Autorität **nicht** zum **einzigen Grunde** des Fürwahrhaltens zu machen.

Wir wollen dieſe beiden Stüke näher betrachten, weil es der Mühe werth iſt, auch hier aufs reine zu kommen.

Alſo erſtlich, was heiſt, die Autorität prüfen? und, iſt das Volk im Stande, ſi zu prüfen? — Dieſe Fragen ſezen natürlich dieſe voraus: wie müſſen die Menſchen beſchaffen ſeyn, zu deren Autorität man einiges Vertrauen haben ſoll, um dieſelbe als eine beruhigende Beſtätigung des vernünftigen Fürwahrhaltens zu benuzen?

Daß das Volk dieſe Beſtätigung vorzüglich nöthig hat, wird niemand leugnen. Denn wenn ſchon der denkende Mann ſie unentbehrlich findet, und gewiß bei einem Saze nie mit voller Ruhe veſthalten würde, wenn kein einziger ſeiner aufgeklärten Mitmenſchen ihn wahr fände, geſezt auch, daß er ſelbſt die deutlichſten Begriffe und haltbarſten Gründe zu haben vermeinte; ſo kan der gemeine Mann, welcher minder fähig iſt, ſeine Begriffe zu bilden und Beweiſe zu prüfen, ſich weit weniger beruhigen, wenn er die Beſtätigung ſeines Glaubens durch Autorität entbehren müßte, zumal da er nicht wie der Gelehrte im Stande iſt, von der algemeinen Autorität hiſtoriſch gewiß zu werden.

Man betrachte dies nur in Beiſpielen. Man denke ſich einen gemeinen Mann, dem

ſeine Vernunft z. B. Mäßigkeit, Keuſchheit, Arbeitſamkeit empfiehlt und der die Säze, man muß mäßig, keuſch u. ſ. w. ſeyn, theils deutlich denkt, theils gute Beweiſe für dieſelben gefaßt hat, und nehme dabei an, daß er an ſeinem Vater, an ſeinem Prediger, an ſeinem Beamten, an ſeinem Fürſten, einen gewiſſen Unglauben bei dieſen Säzen, gewahr würde: daß er z. B. ſähe, wie beſagte Menſchen, denen er alle mögliche Aufklärung zutraut, heimlich ſchwelgten, ſich regelloſen Genuß des Geilheitstriebes erlaubten, oder ihre Tage im Müßiggange zubrächten und ſich wohl dabei befanden — würde dieſer Menſch nicht bei ſich ſelbſt gar leicht alſo ſagen lernen?
„mein Vater, mein Lehrer, mein Fürſt rathet
„mir zwar, mäßig, keuſch und arbeitſam zu
„ſeyn und meine Vernunft ſtellt mir dieſe ſo
„genannten Tugenden als Tugenden vor und
„folgert ihren Werth und ihre Verbindlichkeit
„aus Säzen, die ich ſehr wohl verſtehe und
„unleugbar finde: aber — wie, wenn ſie mich
„aus guter Abſicht getäuſcht hätten! wie,
„wenn dieſe Säze nur an ſich wahr wä-
„ren, aber eine Menge Ausnahmen litten,
„die man mir bedachtſam verſchwiegen hatte?
„Wie, wenn ich ſelbſt bei meinem Nachdenken
„geirrt

„geirrt und eine ſchlichte Verbindlichkeit fälſchlich
„da gefolgert hätte, wo ich eine bloße
„Regel, die ihre Ausnahmen hat, hätte folgern
„ſollen? Und faſt ſollte ich einen Irthum
„ahnden, da ich ein ſchwacher Denker bin
„und ſie hingegen ſcharfſinnige Männer ſind.
„Denn wenn die Säze: ſey keuſch, mäßig
„ꝛc. ſo untrüglich und ohne Ausnahme wahr
„wären, ſo würden das doch jene Männer
„auch einſehen, wie ich es bisher einzuſehen
„mir einbildete. Und wenn ihnen dieſe Säze
„ſo untrüglich und ausnahmlos wären, ſo
„würden ſie doch gewiß darnach handeln.
„Da ſie alſo nicht darnach handeln und ſich
„auch überdem bei der Ausnahme, die ſie ſich
„erlauben, wohl befinden, ſo ſollte ich faſt
„ſelbſt an der ausnahmloſen Verbindlichkeit
„jener ſo genanten Tugenden zweifeln.„

Wer hier ernſthaft nachdenkt, wird mit uns einig ſeyn, daß dem Volke, ſelbſt in den leichteſten moraliſchen Wahrheiten, die Autorität, als **Beſtätigung** und Beveſtigung ſelbſt des vernünftigſten Fürwahrhaltens, **ſchlechterdings unentbehrlich** iſt.

Wenn man nun dem Volke, außer der algemeinen Autorität, die ſpecielle laſſen und es ſogar auf dieſelbe verweiſen will. **Wie** muß dieſelbe beſchaffen ſeyn? Was für Perſonen geben dem Volke nuzbare Autorität? Die Antwort iſt leicht. Der Mann, auf deſſen Belehrungen und Rath wir etwas rechnen und ſie als Beveſtigungen unſrer Ueberzeugungen gelten laſſen ſollen, muß folgende Eigenſchaften haben.

1. Er muß erſtlich ein **verſtändiger und einſichtsvoller** Mann ſeyn. Er muß im Denken geübt ſeyn. Er muß in dem Fache von Wahrheiten, über welche er uns belehren will, ſelbſt bewandert ſeyn. Und woher kan man dies wiſſen, daß er der erleuchtete Mann iſt? Aus ſeinen **Vorträgen.** Und wie zeigen uns dies ſeine Vorträge? Wir geben acht, **was ſie** auf uns **wirken.** Wenn wir ihm recht aufmerkſam zuhören und gewahr werden, daß wir alles verſtehen, was er uns vorſagt, daß uns dabei immer ſelbſt aus unſern Vorräthen ähnliche Ideen, dazu die ſeinen ſich paſſen, Beiſpiele, die das von ihm geſagte beſtätigen, u. ſ. w. beifallen, — daß uns alſo alles, was er uns ſagt, ſo hell, ſo klar wird — wie wenns nicht anders ſeyn könte, daß wir wie mit Gewalt überzeugt werden, daß wir das, was er uns lehrt, lieb-

gewinnen, es wichtig, heilſam finden, daß wir uns darüber, entweder, weil es uns anderweit Aufſchlüſſe giebt, oder alte Zweifel löſet, oder uns neue Antriebe zur Tugend giebt, oder uns bei Bekümmerniſſen troſtvoll macht, freuen, kurz, wenn ſein Vortrag uns faßlich, lichtvoll, zuſammenhängend, überzeugend, und intreſſant wird, dann wiſſen wir, daß er ein erleuchteter Mann iſt, was auch der Neid ſeiner Amtsbrüder oder wohl gar ſeiner Konſiſtorialen von ihm ſagen oder geſchrieben haben mag. Wenn wir hingegen, beim aufmerkſamen Zuhören, wenig verſtehen, keinen Zuſammenhang finden, von keinen Beweiſen hingeriſſen werden, und gar kein Vergnügen an der Wahrheit finden lernen, die er uns zu lehren vorgiebt, ſo urtheilen wir mit Sicherheit, daß er kein aufgeklärter Mann iſt, wenn er auch alle (erſchleichbare) Zeugniſſe der Fakultäten und Konſiſtorien für ſich hätte.

2. Unſer Mann muß aber nicht nur ein weiſer, ſondern auch ein freyer Weiſe ſeyn. Denn was hilft uns die Aufklärung unſers Lehrers, wenn wir nicht gewiß ſind, daß er ein freyer Mann iſt, der alles ehrlich herausſagen darf,

was er denkt und glaubt? Wie können wir Vertrauen zu ihm haben, wenn wir wiſſen, daß er einen vorſchriftlichen Lehrbegrif hat, den er um ſeines Brods willen, und weils ihm der Fürſt befohlen und bei Strafe der Kaſſation befohlen hat, uns vorträgt? Da müſſen wir auf alle Fälle in den ängſtlichen Gedanken ſtehen, daß der Mann vielleicht nur ein geſchikter Sophiſt iſt und alles Licht ſeiner Begriffe und alle Klarheit ſeiner Beweiſe eine abſichtliche und erkünſtelte Täuſchung ſey. Alſo fällt das Gewicht der Autorität da ganz über den Haufen, wo das Volk nicht gewiß ſeyn kan, daß ſeine Lehrer freye Leute ſind, welche in ihren Vorträgen ihrer eignen ehrlichen Ueberzeugung ohne alle Aengſtlichkeit folgen dürfen.

3. Unſer Mann muß drittens ein Menſchenfreund ſeyn — ganz nach dem Sinne Chriſti — d. h. es muß aus ſeinen Vorträgen wie aus ſeiner ganzen Aufführung unwiderſprechlich hervorleuchten, daß das Wol ſeiner Mitmenſchen und jeder Beitrag, den er zu ihrer Erleuchtung und Veredlung überhaupt und zur Glückſeligkeit ſeiner Gemeinsglieder inſonderheit leiſten kan, die höchſte Freude ſeines Lebens iſt. Denn ſonſt

wiſſen wir immer nicht, ob er aus Politik, oder Eigennuz, uns dies oder jenes vorſchwazt und uns davon zu überzeugen ſucht. Was kan alſo ſeine Autorität bei uns für Gewicht haben! Sehen und hören wir hingegen täglich, daß der Mann ganz Chriſt d. h. Menſchenfreund iſt, der ſo ganz in dem Wunſche lebt und webt, in der Welt Nuzen zu ſtiften, und der blos aus Liebe, blos aus Ueberzeugung, daß ſeine Wahrheit Seligkeit iſt, auf unſern Verſtand und Herz eindringt und uns gleiche Ueberzeugung von ihr und gleiche Wärme für ſie einzuflößen ſtrebt, dann, o dann ſind wir ganz Vertrauen zu ihm: Dann ſizen wir mit ruhiger Seele und hören und lernen und folgen ihm freudig auf dem Wege zur Wahrheit, wohin er uns führt.

4. Doch noch ein wichtiges Merkzeichen, was zwar aus jenem erſten ſchon fließt, aber doch beſonders beherziget zu werden verdient. Unſer Mann muß in ſeinen Vorträgen keine Autorität prätendiren d. h. er muß uns von allem ſo belehren, als wenn auf ſeine Verſicherungen gar nichts ankäme. Er muß keinen einzigen Machtſpruch thun. Er muß nirgends uns zurufen: Das iſt wahr, dies

müßt ihr glauben, das müßt ihr thun. Er muß alles uns zur freyen Wahl vorlegen. Er muß uns jeden Begriff ſo darlegen, wie wir ihn ſelbſt aus den Vorräthen unſrer Ideen herausheben und zuſammenſezen könten. Er muß uns jeden Saz ſo vortragen, daß er uns die Beweiſe gleichſam zur Prüfung hinſtellt und unſern Verſtand, unſere Empfindung, unſer Gewiſſen, unſre Erfahrungen darum befragt. Er muß uns alſo in Natur und Geſchichte führen und unſre Vernunft unbefangen folgern laſſen. Er muß alles mit Beiſpielen belegen, die wir ſelbſt erlebt haben. Er muß z. B. nie ſagen: Du mußt mäßig ſeyn, denn ſo ſpricht der Herr: Römer am — ꝛc. Sondern er muß unſre und aller Menſchen Erfahrungen auflegen und uns den Nuzen der Mäßigkeit und den Schaden der Unmäßigkeit mit Augen ſehen laſſen. — Ein Mann, der ſolche Achtung gegen uns zeigt, der ſo unſre Vernunft ehrt und ſo wenig ſich über unſern Verſtand anmaßt, daß er uns das eigne Finden der Wahrheit blos erleichtert, aber keine uns aufdringt, der, der hat unſer ganzes Vertrauen: von dem urtheilen wir mit Freudigkeit, daß er ganz davon entfernt iſt, uns tauſchen und uns in ſeinen Glauben hineinzwingen zu wollen.

5. Daß endlich der Mann, der durch ſein Anſehn der Wahrheit Gewicht geben ſoll, ſie durch ſein Beyſpiel ehren müſſe, und daß das Beyſpiel des Lehrers, der ganz ſeiner Lehre gemäß lebt und handelt, oft allein hinreichend iſt, den Glauben ſeiner Lehrlinge veſt und unerſchütterlich zu machen — dies beſtätigt die tägliche Erfahrung ſo ausnahmlos, daß wir zu den eben geſagten nichts mehr hinzuzuſetzen nöthig haben.

Und ſollten unſre Leſer nun noch ein Bedenken dabei haben, wenn wir bei der Volksaufklärung die Autorität laſſen und nur Prüfung derſelben fodern, um zu verhüten, daß der arme gemeine Mann nicht jedem Schwätzer oder Heuchler oder Schwärmer preis gegeben werde! Oder ſollte etwa die Prüfung dieſer Autorität nach den gegebnen Kennzeichen nicht jedem Menſchen möglich ſeyn? Wir glauben: nicht blos möglich, ſondern höchſt leicht. Und wir nennen es unverantwortliche Tyranniſirung der Menſchheit, wenn diejenigen Regenten, welche das Volk an die Autorität ihrer Lehrer binden, daſſelbe unbedingt jedem

Dumkopf oder Schwärmer in die Arme werfen, ohne im öffentlichen Unterrichte Anweiſung zu veranſtalten, wie jeder den Mann prüfen ſoll, aus deſſen Munde er Beſtätigung ſeines Glaubens erwartet.

Aber eben ſo nothwendig iſt es, daß man **zweytens** auch das Volk ehrlich belehre, daß **keine Autorität**, ſelbſt die Autorität eines Apoſtels, eines Engels oder wie alle die Dinge heißen mögen, das Fürwahrhalten eines Menſchen **allein** entſcheide. Denn es iſt und bleibt die einzige wahre Gränzlinie zwiſchen Glauben und Aberglauben, welche ſich ein vernünftiger Menſch ziehen kan, daß er ein vor allemal ſeine Vernunft nicht gefangen nehmen laſſe, fordern bei allen, was er für wahr hält, erſt deutliche Begriffe und vernünftige Gründe verlange und ſich **hernach** erſt durch **Autorität** in ſeinem Glauben beveſtige und beruhige. Wer die Menſchen von dieſem vernünftigen Verfahren abführt und ſie verleitet, auch nur in einem einzigen Fall, die **Vernunft** gänzlich ſchweigen zu heißen, und die **Autorität** einzig und allein als den Grund des Fürwahrhaltens gelten zu laſſen, der iſt für die Seelen eben das, was ein Giftmiſcher für die Körper iſt — er flößt das Gift des Aberglaubens ein, welches, wo es einmal ſizt, in ſeinen Wirkungen unaufhaltbar und ohne Gränzen iſt. — Doch dieß ſoll in der Folge ſorgfältiger entwikelt und bewieſen werden.

Jezt wollen wir aus den **algemeinen** Beſtimmungen des Verhältniſſes der Volksaufklärung gegen die Autorität, zu den **beſondern** übergehen und die veſtgeſtellten Grundſäze auf einzelne Autoritäten anwenden.

Sechſtes Kapitel.

Volksaufklärung gegen die Autorität der Geſchichtszeugen.

1. Die erſte Autorität, die mit der Volksaufklärung beſtehen ſoll, iſt die der Geſchichtszeugen: — die bedenklichſte unter allen. Denn hier ſieht es um beide Beſtimmungen jenes Verhältniſſes am mißlichſten aus.

Das zweyte Geſez der Aufklärung: glaube nie etwas um der Autorität willen allein, ſondern ſiehe ſie, wenn deutliche Begriffe und eigne Ueberzeugung vorhergingen, blos als ein ſchäzbares Zugewicht an, das deinen Glauben beveſtigt und dich bei demſelben beruhigt — iſt faſt gar nicht anwendbar. Denn Geſchichte und Thatſachen ſind keines eignen Räſonements, keiner eignen Bildung und Entwiklung der Begriffe, keiner Beweiſe und Schlüſſe empfänglich. Bei der Geſchichte giebt uns alles die Autorität ſelbſt. Der Geſchichtszeuge ſagt uns, wie wir uns die Sache, die Begebenheit vorſtellen ſollen, und er ſelbſt iſt der Beweis davon. Folglich müſſen wir hier lediglich dem Geſchichtszeugen glauben und uns von ſeiner Autorität bei unſern Begriffen — wie bei unſern Fürwahrhalten beſtimmen laſſen.

Alſo bleibt uns blos das erſte Geſez übrig, welches aber **das Volk** gar nicht gebrauchen kan. Denn wenn wir die Autorität eines Geſchichtszeugen prüfen wollen, ſo können wir alle obige Kennzeichen nicht nüzen, ſondern wir müſſen uns in ein ganz andres und weitläuftiges Feld von Unterſuchungen einlaſſen.

Wir müſſen **erſtlich die Sachen** prüfen, die uns der Geſchichtszeuge berichtet. Denn wenn wir einem Geſchichtszeugen alles glauben wollen, was er uns erzählt, (wir ſezen voraus, daß unſere Leſer es noch nicht vergeſſen haben, daß wir alles, was wir ſagen, blos in Beziehung auf ſolche Dinge ſagen, die einen weſentlichen Einfluß auf die menſchliche Glükſeligkeit haben) ſo iſt unſere Glükſeligkeit in der offenbarſten Gefahr. Man ſeze nur, daß uns einer berichtete, in Amerika lägen mehrere Rittergüter vakant, die wir erhalten könten, ſobald wir uns nur bei der Regierung melden wollten: würden wir nicht Thoren ſeyn, wenn wirs ſo fort glaubten, weils allenfals ein aufgeklärter und tugendhafter Mann iſt, der es uns berichtet? und wenn wir alſobald unſer Vermögen aufopferten, um die Reiſekoſten zu beſtreiten und Amt, Brod und alles verlieſſen und nach Amerika eilten? Welcher Vernünftige kan alſo an der Nothwendigkeit der Prüfung der hiſtoriſchen Autorität (in Dingen, die unſre Glükſeligkeit unmittelbar angehen) noch im mindeſten zweifeln? — Alſo erſtlich die Sache müſſen wir unterſuchen, die uns berichtet wird. Und was dann? Wir können doch wol nicht weniger fodern als Unterſuchung ihrer abſoluten und relativen Möglichkeit?

a. Wir unterſuchen demnach, ob das, was uns berichtet wird, an ſich möglich iſt, d. h. wir vergleichen das erzählte mit andern uns bekanten ähnlichen Dingen und ſehen nach, ob etwas ähnliches in der Welt iſt oder geſchehen iſt. Denn was in der Welt nichts ähnliches hat, iſt auch in ſo fern nicht denkbar, nicht möglich.

b. Wir unterſuchen aber hernach auch die relative Möglichkeit d. h. wir ſehen nach, ob das an ſich mögliche, was uns der Geſchichtszeuge berichtet, im Verhältniß gegen die Um-

Umſtände möglich iſt, oder, welches eben ſo viel iſt, ob es ſich mit Ort, Zeit, Perſonen, Sitten, Karaktern der Menſchen u. ſ. w. zuſammreimen läßt. So würde z. B. wenn uns einer erzählte, daß im römiſchen Treffen bei Aktium einige Schiffe von 100 Kanonen ſich befunden hätten, dieß **an ſich** möglich ſeyn, weil es wirklich in der Welt ſolche Schiffe giebt und wir es alſo denken können: aber es würde **relativ** unmöglich heiſſen, weil ſich ſolche Schiffe mit der damaligen Zeit, wo die Schifbaukunſt ſo weit noch nicht war, wie jezt, durchaus nicht reimen laſſen. Oder wenn ein altes Buch ſich fände, welches von Chriſto berichtete, daß er ſich einſtmalen mit einem Phariſäer duellirt und dieſen erſtochen habe, ſo würden wir das als relativ unmöglich verwerfen, weil ſichs mit den bekanten Grundſäzen, Sitten und Karakter Chriſti nicht vereinbaren läßt.

Iſt nun die Sache geprüft, ſo müſſen wir zweytens den **Zeugen** ſelbſt auch prüfen. Und was heißt das?

Wenn wir vorausſezen dürfen, daß ein vollgültiger Geſchichtszeuge ein **Selbſtzeuge** ſeyn muß, der nicht andern nachbetet, ſondern

dern ſelbſt; was er berichtet, mit angeſehen oder angehört hat; ſo müſſen wir unterſuchen a. ob das, was er berichtet, auch einer **ſichern ſinnlichen Wahrnehmung** fähig war, oder, ob vielleicht die Begebenheit oder einzelne Umſtände derſelben den Sinnen gar nicht unterworfen waren? b. Ob der Zeuge auch ſelbſt zu ſichern ſinnlichen Wahrnehmungen **geſchikt** war, ob er vielleicht krank, oder ſchlaftrunken, oder mit einer erhizten Phantaſie begabt oder mit ſchlechten ſinnlichen Werkzeugen verſehen war? c. ob der Zeuge von dem, was er ſahe und hörte, auch **vorher** ſchon einen **richtigen Begrif** hatte? Denn wenn uns einer erzählte, er habe eine Ananas gegeſſen und wir erführen dabei, daß er in ſeinem Leben noch keine Ananas geſehen und auch damals nicht gewuſt habe, wie eine Ananas ausſehen und ſchmeken müſſe, ſo würden wir ungewiß ſeyn, ob es auch wirklich eine Ananas geweſen ſey, was er gegeſſen zu haben verſichert. Denn kein Menſch kann etwas mit Sicherheit als ſinnlich wahrgenommene Sache bezeugen, der von der Sache vorher keinen Begrif hatte. So würden wir z. B. wenn Hr. Lavater uns berichtete, er habe Gott geſehen, erſt fragen, ob er vorher einen Begrif davon gehabt und gewuſt habe, wie Gott ausſehen müſſe. Denn ſonſt wären wir ja ungewiß ob das, was er geſehen hat, auch Gott war. — d. Ob der Zeuge ſeinen Bericht gleich nach der ſinnlichen Wahrnehmung oder lange nachher erſt aufgezeichnet habe? da im leztern Falle ſein Gedächtniß mancherlei Untreuen begehen konte. — e. Ob der Zeuge in ſeinem Berichte mit andern Zeugen, welche die Sache eben ſo gut wiſſen konten wie er, übereinſtimme? f. Ob der Zeuge, geſezt, daß alle vorige Erforderniſſe da wären, auch Tüchtigkeit hatte, zu Abfaſſung eines richtigen, treuen und zuverläßigen Berichts. Und dazu gehört ſehr viel. Nicht jeder, der etwas mit Augen geſehn und gehört hat und dabei ein ehrlicher Man iſt, iſt darum auch ein geſchikter Berichtsabfaſſer. Denn dazu wird erfodert — daß er die Gabe habe, ſich deutlich und beſtimmt auszudruken, gut und ordentlich zu erzählen, Hauptſachen und Nebenumſtände gehörig zu unterſcheiden u. ſ. w. — daß er die Sachen, die er berichtet, mit geſunden Augen anſahe, um ihnen bei der Erzählung kein falſches Licht zu geben, — daß er alſo ein heller Kopf ſey, der von keinen Vorurtheilen oder Illuſionen der Phantaſie geleitet ward, ſondern der alles unbefangen und mit richtigem Blike betrachtete und beurtheilte. Man ſeze nur z. B. daß ein Naturkenner und ein dummer Bauer von einem zum erſtenmale geſehenen und aufgeſtiegenen Luftballon Bericht ertheilten und bedenke, wie verſchieden beide Berichte ausfallen würden und wie leicht der Bericht des leztern die Geſtalt einer Wundergeſchichte erhalten würde.

Iſt der Zeuge geprüft, ſo müſſen wir endlich drittens auch das Zeugniß prüfen d. h. wir müſſen unterſuchen, was die Worte deſſelben für einen Sinn haben und uns alſo bemühen, den Bericht recht zu verſtehen: Und was dieß für Schwierigkeiten hat, ſieht man daraus, weil ſelbſt die Gelehrten oft aus einerlei hiſtoriſchen Bericht ganz verſchiedene und oft widerſprechende Sachen herausgebracht haben. Und dieſe Schwierigkeit wird um ſo viel größer, je entfernter der Geſchichtszeuge von unſern Zeiten iſt, (wo die neue Unterſuchung erwächſt, ob der Bericht ganz und unverfälſcht, oder verſtümmelt, ob er im Original oder in Abſchriften, auf uns ge-

gekommen ſey?) und — je älter und abgeſtorbner die Sprache iſt, in welcher er ſeinen Bericht abgefaßt hat.

Wenn man alſo dieſe Punkte erwägt, ſo ſieht man klar und zuverläſſig, daß das Volk die Autorität der Geſchichtszeugen gar nicht beurtheilen kan, da ein gemeiner Mann weder Kopf, noch Hülfsmittel, noch Zeit genug hat, ſo weitläuftige und mühſame Prüfungen anzuſtellen, die ſelbſt für die Gelehrten ſo ſchwer und bedenklich ſind, daß man faſt urtheilen möchte, es ſey gar keine hiſtoriſche Unterſuchung zur eigentlichen Gewißheit zu erheben. Denn wenn man nur erwägt, was der halliſche Profeſſor Wahl in einem Program über die orientaliſche Geſchichte mit ſo viel Anſchein von Einſicht und Gründlichkeit ſagt, und wie dieſer gelehrte Mann ſo gar Thatſachen, die ſeit Jahrhunderten von den größten Geſchichtskennern für algemein geltende hiſtoriſche Wahrheiten waren angeſehen worden, als offenbare Märchen aufſtellt; ſo muß man eingeſtehn, daß nichts unſicherer iſt, als alte Geſchichte, und daß das Volk ſchlechterdings unfähig iſt zur Anwendung jener Geſeze, welche die Aufklärung fodert und durch welche ſie jedem gebietet, in Dingen, die ſeine Glükſeligkeit angehen, ſeine Vernunft zu brauchen und der Autorität durchaus nicht einzig und allein zu trauen oder ſein Fürwahrhalten auf ſie zu gründen.

Und ſollte hier die Behauptung, die ein Semler und andre groſe Männer ſchon längſt geäuſert haben:

> daß ein vernünftiger Menſch das, was er als Beſtimmungsgrund ſeiner Glükſeligkeit d. h. ſeiner Tugend oder ſeiner Beruhigung für wahr hält und inſonderheit ſeinen Glauben an Religion durchaus nicht auf Geſchichte gründen müſſe:

nicht hier bis zur höchſten Evidenz gebracht erſcheinen!

Siebendes Kapitel.

Volksaufklärung gegen Koncilien und ſymboliſche Bücher.

2. Eine zweyte Art der ſpeciellen Autorität, der man ehemahls ſehr viel Gewicht zuſchrieb, ſind die Koncilien. Wir können bei dieſem Punkte am kürzeſten uns faſſen, weil wir blos nöthig haben, die Reſultate anzuführen, welche aus dem, was Semler und andre aufgeklärte Männer über Kirchenväter und Kirchenverſamlungen kommentirt haben, aller Welt vor Augen liegen.

a. Die alten Kirchenverſamlungen haben für einen heutigen Wahrheitforſcher gar kein Gewicht. Denn

Erſtlich — waren es keine Verſamlungen, wo, Männer von Einſicht, ruhige und gewiſſenhafte Unterſuchungen über Wahrheiten anſtellten, um etwa das Reſultat dieſer Unterſuchungen dem Volke vorzulegen und neues Licht über die Menſchheit zu verbreiten; ſondern es waren Zuſammenkünfte, wo ſtreitende Partheien, die über die Religion uneins waren, und deren jede ihre Meinung behauptete, auseinander geſezt werden ſollten, oder vielmehr, wo über ſtreitige Meinungen geurtheilt und ein entſcheidender Ausſpruch gethan werden ſollte. Was kan nun das einem vernünftigen Menſchen für Beruhigung geben, wenn er einen Saz hört, den Biſchofe behauptet und andre Biſchöfe bezweifelt haben, und über den endlich von der Verſamlung durch Stimmenmehrheit eine Sentenz gefällt worden iſt, daß er wahr ſey! Mögen alle Biſchöfe in der Welt, durch ihr Urtheil, durch ihren Ausſpruch, uns entſcheiden, was Wahrheit iſt! Und was können wir zu ſolchen Zänkereien für Vertrauen haben! Wenn ſchon zwey Partheien ſind, die über einen Saz ſich zanken, ſo hat der Saz, wenn die eine Parthei obſiegt, eben darum für uns kein Gewicht, weil wir gar keinen Grund vor uns ſehen, die ſiegende Parthei für weiſer und einſichtsvoller zu halten, als die beſiegte.

Zweytens — es waren nicht nur ſtreitende Parteien, die ſchon deswegen verdienen, daß man in ihre Ausſprüche Verdacht ſeze, weil beim Streit ruhige Unterſuchung der Wahrheit unmöglich iſt, ſondern es waren zugleich feindſelige, rachgierige, erbitterte Partheien, deren eine allemal die Abſicht hatte, die Meinung der andern nicht etwa blos für falſch zu erklären, ihres Anſehns zu berauben oder ihre weitere Verbreitung zu unterſagen, ſondern auch die verurtheilte Parthei völlig zu ſtürzen, ihre Anhänger von Amt und Brod zu bringen und dieſen ſchändlichen Vorſaz allenfals mit Krieg und Blutvergießen durchzuſezen. Daher war

Drittens — ihr Verfahren, an dieſen Richtſtätten der Wahrheit, ganz in dem Geiſte des moraliſchen Despotismus. Jeder ſuchte ſich, durch alle mögliche Kunſtgriffe und Cabalen bei Hofe ſo wol als unter den übrigen Biſchöfen, Anhang zu machen und ſeine Parthei zu vermehren. Und wenn dann endlich nach den Vorbereitungsintriguen das Koncilium ſich verſamlet hatte, ſo gieng es völlig ſo tumultuariſch her, wie auf einem polniſchen Reichstage, daß man oft nicht ohne Abſcheu das ungeſtüme Geſchrei, die heftigen Ausfälle, Drohungen, Verwünſchungen der verſamleten Biſchöfe in den Actis Conc. leſen kan. Und noch nicht genug. Man frage nun

Viertens — was für Männer es waren, die dieſe Verſamlungen ausmachten? So wird man finden, daß unter ein paar hundert Biſchöfen oft kaum ein halb Duzend mittelmäßig gelehrte Männer gefunden wurden. Der größte Theil dieſer Verſamlungen, denen man ſonſt den h. Geiſt zuſchrieb, beſtand aus Leuten, die, in Abſicht auf Talente, Einſichten und Geſchiklichkeiten, ſo wie in Abſicht auf ihren Karakter, denenjenigen Geſchöpfen glichen, welche wir heutzutage unter dem Namen dummer Mönche theils ſcheuen theils bemitleiden. Und was das merkwürdigſte iſt, ſo waren gemeiniglich die, welche auf den Koncilien als Kezer verurtheilt wurden (wie Pelagius) gerade die beſten Köpfe und gründlichſten Gelehrten. Man frage daher

Fünftens — was für Wahrheiten auf den Koncilien entſchieden wurden? Und dann wird man vollends klar ſehen, daß das Anſehen der Koncilien für den Wahrheitforſcher keine Bohne werth iſt. Denn nie hat man in dieſen Verſamlungen, eigentliche Religionswahrheiten beurtheilt. Allemal betraf der Streit unnüze Spekulationen oder Wortzänkereien, welche mit dem Zweke der Religion d. h. mit der menſchlichen Glükſeligkeit in gar keiner eigentlichen Verbindung ſtunden. Oder ſollte es wohl einen vernünftigen Menſchen geben, der den Zank über Homouſie und Homiuſie für einen ſolchen halten kan, auf deſſen Schlichtung die Glükſeligkeit der Menſchen beruht? Endlich frage man noch

Sechstens — wie dieſe an ſich unfruchtbare Streitigkeiten **entſchieden** worden ſind? Stellte man etwa ordentliche Unterſuchungen an? Legte jede Parthei, ihre philoſophiſchen, hiſtoriſchen oder exegetiſchen Gründe der Verſamlung vor? Wurden dieſe Gründe gegen einander abgewogen? Und war es am Ende das von der ganzen Verſamlung Empfundene Uebergewicht der Gründe, welches die reſultirende Sentenz des Konciliums hervorbrachte? Leider, nichts von dem allen. Der Ausſpruch des Konciliums, daß das eine Wahrheit, das andere (ſtrafbare!!) Kezerei ſey, war größtentheils eine lediglich Folge der **Ueberſtimmung.**

Und nun ſage man uns, was das Volk mit dieſer Autorität ſoll, und ob man mit gutem Gewiſſen ſie ihm vorhalten darf, ohne die Aufklärung ſchlechterdings zu zerſtören und es in die Ketten des dümmſten Wahnglaubens einzuſchmieden!

Will man ſagen, nicht alle Koncilien und nicht alle in allem Betracht, verdienen die obigen Vorwürfe! So fragen wir dennoch, was dieſe Autorität für einen aufgeklärten Menſchen aus dem Volke ſoll? Mag er im Stande ſeyn ſie zu prüfen oder ſoll er ſie ungeprüft und blindlings hinnehmen? Und was ſoll er prüfen? Die Gründe der ſiegenden Parthei? Aber ſie hatte ja keine. Oder die Parthei ſelbſt, ob ſie klüger und einſichtsvoller war als die verurtheilte? — Doch die Sache iſt zu klar, als daß wir uns dabei aufhalten könnten.

3. Eine dritte ſpecielle Autorität ſind unſre ſymboliſchen Bücher: welche ohnſtreitig ein weit anderes Gewicht, einen weit erweislichern Werth haben, als alle Ausſprüche der Koncilien: indem ſie von keiner durch Uebermacht obſiegenden, ſondern vielmehr von einer gedrükten, demüthigen, und dabei einſichtsvollern Parthei verfertiget worden ſind und — wenigſtens größtentheils Wahrheiten enthalten, welche mit der menſchlichen Glükſeligkeit in einer nothwendigen Verbindung ſtehen. Indeſſen

hat ein denkender Wahrheitfreund auch hier einige Punkte zu beherzigen, die ihn gar bald belehren werden, daß auch dieſe Autorität mit der Volksaufklärung in kein erwünſchtes Verhältniß zu bringen iſt. Man erwäge folgendes:

Erſtlich — enthalten die ſymboliſchen Bücher eine zahlloſe Menge von Säzen, welche nicht zum Weſen der Religion gehören, ſofern man nur das zum Weſen der Religion rechnet, was dem Menſchen unentbehrliche Antriebe zur Tugend und Gründe des Troſtes und der Beruhigung giebt. Wären ſie eine kurzgefaßte Darſtellung der weſentlichen Religionswahrheiten, ſo könte man ihnen ein weit größres Gewicht beilegen. Da ſie aber ſo auſſerordentlich weitläuftig ſind, da ſie Dinge einmiſchen, die gar nicht Religion heißen können, da ſie oft unnüze Streitigkeiten und Spekulationen, oft mit anerkannt ſchwachen Gründen, entſcheiden; kurz da ſie Religion und Theologie, Hauptlehren und Nebendinge durcheinander enthalten, dergeſtalt daß ſelbſt unſre Theologen, fundamentelle und nicht fundamentelle Artikel unterſcheiden müſſen, um dem Eide auf die ſymboliſchen Bücher einen vernünftigen Gegenſtand anzuweiſen: ſo fällt es in die Augen, daß die Autorität dieſer Bücher um ſo unfruchtbarer wird, je ſchwerer die Streitfrage iſt: welches nun eigentlich die **fundamentellen** Lehren ſind, die man **beſchwört**? über welche ſelbſt die orthodoxeſten Lehrer der Sekten ſich noch nicht vereinigt haben, geſchweige daß das Volk fähig ſeyn ſollte dieſelbe zu entſcheiden. Und ſo lange dieſer Unterſchied zwiſchen Hauptlehren und Nebendingen nicht veſtgeſezt und algemein anerkant iſt, ſo lange bleibt auch die Autorität unbrauchbar, weil niemand weiß, in welchen Lehren er dieſen Büchern ein Gewicht zutrauen oder nicht zutrauen ſoll.

Zweytens: — Die ſymboliſchen Bücher ſind, obſchon von weit würdigern Männern, als die auf den Koncilien ſich zankenden Biſchöfe waren, dennoch, in den Zeiten der **erſten Dämmerung** des Lichts der Wahrheit verfaſſet worden. Denn die ganze chriſtliche Welt war vorher in die ſchreklichſte Barbarei verſunken geweſen und eine egyptiſche Finſterniß hatte über der Religion gelegen und ſie jedem Auge entzogen, das nach Wahrheit ſich umſah. Da nun die Reformatoren zuerſt auftraten, jene von Pfaffen und Mönchen hervorgebrachte Finſterniß zertheilten und das Licht der Vernunft wieder hervorruften, ſo war es ja wol ganz natürlich, daß das Licht dieſer Männer ſelbſt nur erſt in einer Art von Dämmerung ſich befand und daß ſie alſo auch der Welt keine andre, als eine unvollkomne Erleuchtung mittheilen konten. Denn wenn es in der ganzen Natur keinen Sprung giebt, ſondern alles ſtufenweis ſich entwikelt und vervolkomnet, ſo iſts nach einer ausnahmloſen Analogie unmöglich, daß die Reformatoren, als die erſten Lehrer der beſſern Religion mit einemmale vollkommen ſeyn konten. Und wodurch hätten ſie es auch werden ſollen? Man vergleiche nur die Menge Schriften in allen Fächern der zur Weltverbeſſerung erforderlichen Kenntniſſe. Man ſehe was bis auf den heutigen Tag in Philoſophie, Geſchichte, Kritik und Exegeſe für Fortſchritte geſchehen ſind. Man bedenke, was allein in den lezten zwey Decennien geleiſtet worden iſt. Wenn man nun erwägt, daß zur Zeit der Reformatoren alle dieſe Schriften noch nicht exiſtirten, alle die Entdekungen noch nicht gemacht, alle die Fortſchritte in Philoſophie, Geſchichte und Auslegungskunſt noch nicht

ge=

geſchehen waren — daß die Reformatoren nur die Bahn gebrochen, nur den Anfang einer Verbeſſerung gemacht haben; ſo wirds ja augenſcheinlich, daß die von ihnen verfaßten ſymboliſchen Bücher keine vollſtändige und aufs reine gebrachte Darſtellung der Religion enthalten und von allen, ſeit ſo viel Jahrhunderten in ſie hineingerathenen philoſophiſchen hiſtoriſchen und exegetiſchen Verwirrungen befreit ſeyn konten. Und wem dies unleugbar iſt, daß die ſymboliſchen Bücher als Produkte eines erſt keimenden und noch ganz unreifen Zeitalters, nur eine unvollkomne und mit manchen Reſten der damaligen Barbarei vermengte Religion darſtellen konten, dem wird es auch unleugbar werden, daß die ſymboliſchen Bücher keine ſichre Autorität geben können, die mit einer wahren Aufklärung beſtehen kan. Und hiezu komt noch ein neuer Punkt, der dieſe Autorität mehr noch ſchwächt als alles andre.

Drittens: dieſe Bücher ſind leider ſeither, durch Geſeze beſtimte Normen des Glaubens und der Lehre geweſen und haben dadurch alle mit ächter Aufklärung vereinbare Autorität verloren. Wären dieſelben geblieben was ſie anfangs waren und ſeyn ſollten, freye Bekentniſſe der frey erkanten Wahrheit, ſo würden ſie dieſen Verluſt nicht erlitten haben. Denn es begreift ſich, daß der aufgeklärte Menſch nur derjenigen Autorität einiges Gewicht zuſchreiben und ſie zur Beveſtigung und Beruhigung ſeines Glaubens benuzen kan, welche in frey bekanter Wahrheit ſich ihm darſtellt. Wenn hingegen ganze Myriaden von Weiſen ſich uns zeigten, welche durch das Bekentniß gewiſſer Lehrſäze ſich und ihre Familien nährten und wenn gegentheils die Nichtbekenner derſelben den Verluſt ihres guten Auskommens oder auch nur eine Menge von Uebeln und Unbequemlichkeiten zu beſorgen hätten, ſo würden wir jener Bekentniſſe und ſelbſt ihre Zuſammenſtimmung für gar nichts rechnen und alſo darinnen die Autorität nicht finden, die uns bei unſern Glauben an jene Lehrſäze zu beruhigen vermöchte. Wenn alſo die ſymboliſchen Bücher bei ihrem Entſtehen, als freye Bekentniſſe einſichtsvoller und warmer Freunde der Wahrheit auf das Volk die herrlichſte Wirkung thun und ſelbſt dem aufgeklärten Menſchen, welcher ſich durch eignes Nachdenken von dem proteſtantiſchen Lehrbegriffe überzeugt hält, ein ſchäzbares Zugewicht werden und ſie in ihren Fürwahrhalten beveſtigen konten, ſo haben ſie nun dieſe herrliche Wirkung verloren, weil ſie nicht mehr freye, ſondern durch Geſeze anbefohlne und durch Strafdrohung erzwungne Bekentniſſe ſind, auf welche der gemeine Mann, wenn er zu einiger Aufklärung gelangt, nichts mehr rechnen kan. Und nun ſeze man

Viertens — hinzu, daß dieſe Bücher ſelbſt von den Lehrern, denen ſie eine Zwangnorm geworden ſind, eben ſo verſchiedentlich erklärt werden als die Angabe ihres Inhalts in Abſicht auf Haupt- und Nebenſachen verſchieden iſt, ſo wird man ſich vollends ganz beſtimt fühlen, dieſe Autorität für die aufgeklärten Menſchen völlig aufzugeben.

Achtes Kapitel.

Volksaufklärung gegen Kirche.

Es ſind intereſſante Fragen, die wir jezt aufwerfen und unſern Leſern zur Prüfung vorlegen. Hat die Kirche eine brauchbare Autorität? Hat die Kirche einige Gewalt? Ehe wir uns nach einer Antwort umſehen und etwas befriedigendes dabei erwarten dürfen, müſſen wir über die Frage einig ſeyn, **was iſt die Kirche?**

Wenn wir dieſe Frage betrachten, ſo ſehen wir ſie als Philoſophen nach dem algemeinen Natur- und Völkerrecht an, — nicht als Kanoniſten. Denn das, was die Herrn Kanoniſten und Juriſten die **Kirche** nennen, iſt ein bloßes Gedankending, das in den Köpfen herrſchſüchtiger Prieſter entſtand und durch Uſurpationen bürgerlicher Gewalt realiſirt wurde. Wer dies leidige Hirngeſpinſt genau anſieht, der finde am Ende, daß er unter Kirche nichts anders ſich vorzuſtellen hat, als die unter einer Sekte dominirenden und durch den Staat in ihrer Gewalt beſtätigten — **Prieſter.**

Wenn wir aber als Philoſophen, die die Dinge betrachten, wie ſie der Natur nach ſind und ſeyn müſſen, nachſehen, was eigentlich eine **Kirche** iſt und ſeyn kan, ſo finden wir nichts weiter als, eine unbeſtimte **Menſchenzahl**, welche, außer einer Reihe von Vorſtellungen, die ſie ſich von Gott und Sittlichkeit machen, eine gewiſſe Form der öffentlichen Gottesverehrung unter ſich gemein haben. — Wir wollen dieſen Begrif als den einzig wahren ſogleich beweiſen.

Man gebe nur auf die Entſtehungsart der Sache Achtung und ſuche ſich recht deutlich vorzuſtellen, wo das Ding, was wir hier Kirche nennen, ſeinen Urſprung habe. Nirgends anders kan derſelbe liegen als in der Natur der **Geſelſchaft**. Sobald die Menſchen nicht mehr iſolirt leben, ſondern in eine Art von Geſelſchaft zuſammen treten, ſo entſtehen gewiſſe geſelſchaftliche Rechte, welche ſich auf die algemeinen Bedürfniſſe der menſchlichen Natur gründen. Denn das, was für jeden Menſchen als Menſchen für ſich ein **nothwendiges Bedürfniß** iſt, ohne deſſen Befriedigung er entweder gar nicht fortexiſtiren oder ſeine Beſtimmung d. h. ſein körperliches und

geiſtiges Wachsthum oder Vervollkommun
ſchlechterdings nicht erreichen kan, (z. B. da
Bedürfniß ſich von dem, was die Erde erzeug
zu nähren, freye und geſunde Luft zu athmen
ſeine Kräfte zu brauchen, zu denken, ſein
Gedanken durch Sprache mitzutheilen u. ſ. w.
das iſt, für den Menſchen in Geſelſchaft, ei
Recht

Wenn es nun ein abſolutes Bedürfni
des Menſchen iſt, Erkentniſſe zu erlangen
zu erweitern und auszuüben, ſo iſt es ei
allgemeines Menſchenrecht, das jeder i
jeder Geſelſchaft hat, und das nur Tiranne
ihnen rauben kan, ſich eine Gemeinſchaft de
Erkentniſſe und ihrer Ausübung zu veranſtal
ten. Denn wenn er jenes Bedürfniß befrie
digen d. h. Kentniſſe erlangen, erweitern
genießen ſoll, ſo kan das ohne Gemeinſchaf
nicht geſchehen. Und warum?

Kein Menſch iſt im Stande alle zu eine
ſteigenden Glükſeligkeit erforderlichen Erken
niſſe ſelbſt zu erfinden. Nur dieß mach
Erlangung und Erweiterung derſelbe
möglich, daß mehrere Menſchen beiſamme
leben, und daß einer dem andern ſeine Wahr
nehmungen, ſeine Erfahrungen, ſein Nach

der

denken über dieſelbe u. ſ. w. **mittheilt**. So wird gleichſam durch Tauſchhandel die Menſchheit reich an Wahrheit und Einſicht. So erweitert ſich unter den Menſchen jede Wiſſenſchaft. Und ſo wächſt zugleich die Kraft, mit welcher ſie erkant wird. — Und eben ſo wird auch der **Genuß** und die **Ausübung** der Erkentniß allererſt möglich. Denn ſo wie dem Menſchen nichts in der Welt vollkommen genießbar iſt, ſo lange keine Mittheilung und Theilnehmung ſtatt findet, — wie ſelbſt der Biſſen Brod uns nur halb ſchmeckt und gedeiht, den wir einſam und traurend genießen und wie er dann erſt uns ganz ſchmekt und uns aufheitert, wenn unſer Mitmenſch mit uns genießt und mit uns dabei frölich iſt, ſo — iſt uns auch unſre Erkentniß **nicht genießbar** wenn wir ſie **nicht mittheilen** können. Denn daß wir unſre Wahrheit mit andern Menſchen gemein haben, giebt uns doppelten Genuß. Erſtlich ſchmeken wir das Vergnügen der Mittheilung ſelbſt: welches daher entſteht, weil des Strebens nach Erkentniß höchſter und ſchönſter Zwek erreicht wird. Denn wozu ſollten wir uns anſtrengen, unſre Kentniſſe zu erweitern, wenn wir nicht die Freude des Nuzens erzielten, den

wir damit ſtiften und die Achtung un
Mitmenſchen, die wir uns dadurch er
ben. Zweytens wird uns unſere geſun
Wahrheit, durch Gemeinſchaft, ſelbſt t
rer und werther, weil uns das im Glau
an dieſelbe beſtätigt und uns eine entzük
Beruhigung giebt, wenn wir dieſelbe mit
dern Menſchen gemein haben und täglich
fahren können, daß auch andre unſre Wa
heit glauben, ſie hochſchäzen und lieben.

Aus dem allen ergiebt ſich alſo klar,
auch die moraliſche Religion, als die w
tigſte Erkentniß des Menſchen, zweyerlei
meinſchaft erfordert: eine gemeinſchaftl
Mittheilung und, eine gemeinſchaftl
Ausübung.

Und ſo entſteht aus dieſem algemeinen
dürfniſſe das algemeine Recht, daß jeder
der Geſelſchaft, mit allen denen Menſch
die mit ihm in Gotteserkentniß und Ausübu
derſelben zuſammenſtimmen, eine Art
Gemeinſchaft errichtet und ſich mit ihnen v
bindet, an die unter ihnen gemeingeword
Wahrheit ſich zu gewiſſen Zeiten in öffen
cher Verſamlung zu erinnern, in derſelb
durch dazu beſtellte und gemeinſchaftlich

ſ

ſoldete Mitglieder, ihre Kinder unterrichten zu laſſen, und ihnen gemäß, das äuſerliche Ceremoniel bei ihren Verſamlungen einzurichten.

Solche Menſchen heißen, in ſo fern ſie eine ſolche Gemeinſchaft unter ſich errichtet haben, die auf Lehre, Kinderunterricht und Gottesdienſt Bezug hat, eine Kirche.

Und wenn dann, bei der unvermeidlichen Verſchiedenheit der menſchlichen Vorſtellungen von Gott und Gottesverehrung, verſchiedne ſolche Gemeinſchaften entſtehen, ſo entſtehen eben ſo viel verſchiedne Kirchen, die alle in der größern Geſelſchaft, welche man den Staat nennt, und der aus der Gemeinſchaft bürgerlicher Verfaſſungen und Geſeze entſtand, gleiche Rechte haben.

Hieraus erhellet nun augenſcheinlich, daß eine Kirche in keinem Betracht eine bürgerliche Geſelſchaft iſt. Sie iſt in der bürgerlichen Geſelſchaft, aber ſie ſteht in gar keiner unmittelbaren Verbindung mit ihr.

Der Unterſchied zwiſchen Kirche oder Kirchen, und bürgerlicher Geſelſchaft oder, dem Staate, iſt mehr als zu einleuchtend.

1. Der Staat vereinigt die in ſeinen Gränzen lebenden Menſchen zu gemeinſchaftlichen Geſezen. Die Kirche hat kein Geſez. Denn Glauben und Gottesverehrung iſt keiner, wenigſtens keiner poſitiven (ob ſchon negativen) menſchlichen Vorſchrift unterworfen. Beides iſt jedem Menſchen frey. Denn wenn das Recht, Religion ſich vorzuſtellen und auszuüben, ein algemeines Menſchenrecht iſt, ſo kan kein Befehl, kein Geſez ſtatt finden. Bei den bürgerlichen Geſchäften d. h. bei äuſerlichen Handlungen des Menſchen, die auf die bürgerliche Geſelſchaft Bezug haben (z. B. beim Handel und Wandel, bei Schlichtung entſtandner Streitigkeiten über Eigenthum u. ſ. w.) und deren Form nie zu den algemeinen Bedürfniſſen der Menſchheit gehören kan, da finden Geſeze ſtatt, die dieſe Form beſtimmen: und da iſts für das Wohl der Geſelſchaft nothwendig, daß für jede Art ſolcher Geſchäfte eine Regel veſtgeſezt werde, nach der ſich alle richten müſſen, damit Ruhe, Ordnung, Sicherheit u. d. erwachſe. Solche Regeln, eben weil die Form der bürgerlichen Handlungen nicht zu den algemeinen Bedürfniſſen der Menſchheit gehören kan, ſind der Willkühr der ge-

ſezgebenden Macht unterworfen und werden zu Zwanggeſezen, ſo bald ſie dieſe Macht autoriſirt. Hingegen Religion und Gottesverehrung iſt innere Thätigkeit der menſchlichen Seele, und die Freyheit derſelben, d. h. das Vermögen ſich die Vorſtellung derſelben ſelbſt zu bilden — ſich ſeinen Gott zu denken und ihn zu verehren, wie es die individuelle Vernunft mit ſich bringt, bleibt ein algemeines Bedürfniß der Menſchheit, folglich ein heiliges und unverlezliches Menſchenrecht. Folglich kan Glauben an Gott und Religion keinem Menſchen befohlen werden. Folglich hat nur der Staat Geſeze, wobei man allemal Willkühr eines Geſezgebers ſich denkt: eine Kirche aber hat nie Geſeze, ſondern die unter den Bürgern eines Staats gangbaren Vorſtellungen von Religion und Gottesverehrung ſind freye Wahl, und jeder kan darinnen eben ſo gut ſeine Vorſtellungen für ſich allein haben, wenn er keinen Mitbürger findet, mit dem er ſich vereinigen kan und will, als er das Recht hat, ſich zu einer der ſchon entſtandnen Kirche oder kirchlichen Kommunion zu halten, wenn und ſo lange es ihm beliebt, und mit demſelben zu wechſeln, wie es ihm beliebt.

2. Der Staat vereinigt **alle** Menſchen zu einerlei Geſezen, und zwingt ſie dazu. Die Kirche vereinigt blos ihre Mitglieder, die freywillig ſich vereinigen wollen und, ſo lange ſie wollen.

3. Der Staat bekümmert ſich blos um das äuſerliche Wohl der Bürger — Mittel zur Geſundheit, Sicherheit des Lebens, und des Eigenthums, Heiligkeit der Verträge, Schuz gegen den auswärtigen Feind, Vermehrung des Nahrungsſtandes und der Quelle des Reichthums, Herbeiſchaffung und Erzeugung genugſamer Lebensmittel u. ſ. w. Die Kirche hat ſich um gar nichts zu bekümmern, hat gar nichts anzuordnen und zu befehlen, weil ſie aus Mitgliedern beſteht, die alle gleiche Rechte haben und — weil ſie blos, durch die freywillige Gemeinſchaft der Vorſtellungen von Gott und Gottesverehrung, ihre Exiſtenz hat und — dieſelbe auch wieder verliert, ſo bald die Gemeinſchafthabenden die Gemeinſchaft aufheben wollen.

Wer dieß alles recht erwägt, der ſieht deutlich, daß Kirche urſprünglich nichts iſt, als eine frey zuſammengetretene Menſchenzahl zum gemeinſchaftlichen Genuß der mora-

liſchen

kiſchen Wahrheit, der auf Veredlung des moraliſchen Menſchen abzwekt.

Und ſo wären nun die Fragen philoſophiſch entſchieden, die wir eben aufgeworfen haben. Keine Kirche, als Kirche, hat ein Recht im Staat, noch viel weniger aber eine Gewalt über ihre Mitglieder. Ihre Exiſtenz gründet ſich blos auf die Rechte der Mitglieder, die ſie als Menſchen haben. Und jedes Mitglied iſt in der Kirche frey und unabhängig, und iſt zu dem, wozu es ſich mit den übrigen Mitgliedern vereinigte, nicht verbunden. Jeder kan die Religion und die Gottesverehrung und dieſe Gemeinſchaft — beibehalten, ſo lange er will.

Das einzige, was man als Verbindlichkeit der Mitglieder anſehn könte, wäre der Beitrag zu dem Unterhalte der in der Kirche zu Lehre und Gottesdienſt bedienſteten Perſonen. Allein das würde dann doch nicht eine Verbindlichkeit gegen die Kirche als Kirche ſeyn, ſondern eine Verbindlichkeit der Mitglieder der Kirche, ſo fern ſie Bürger eines Staats ſind, welcher Heiligkeit der Verträge fodert.

Aber nun entſtehen zwey wichtige Fragen, die unſer reifſtes und unbefangnes Nachdenken verdienen.

I. Hat denn der **Staat** ein **Recht** über die **Kirchen**, die unter ihm exiſtiren?

Man ſchike hier nur den Grundſaz voraus, den wir oben ſchon angeführt haben. Der **Staat** oder die geſezgebende Macht hat ſelbſt **weiter kein Recht**, als die Beſtimmung der **Form** der bürgerlichen d. h. auf unſere und auf die Ruhe und Wolfarth der Geſellſchaft einfließenden, Handlungen. Ihr **Materielles** geht ihn nichts an. Kein Geſezgeber kan befehlen, du ſollſt Wiſſenſchaften treiben, du die Handlung u. ſ. w. Nur die **Form**, das heiſt die Art und Weiſe wie — z. B. der Handel getrieben werden ſoll, — NB. ſo fern dieſe Form den Nuzen der ganzen Geſellſchaft mindert oder erhöhet — kan der Geſezgeber **verordnen.**

Aus dieſem Grundſaze, der die Regentenrechte beſtimmt, folgt unmittelbar, daß der Regent ſich über die Kirche, ſo wie über die einzelnen Menſchen, in ſo fern ſie gewiſſe Vorſtellungen von Gott und Gottesverehrung für ſich oder gemein haben, **gar nichts** anzumamaßen habe: und daß er nur alsdenn und in ſo weit ſich um dieſe einzelnen oder in Kirchen vereinigten Menſchen verſammeln dürfe, wenn und ſofern ſie Vorſtellungen von Religion und Gottesverehrung äuſſern oder auf eine ſolche Art ihren Gottesdienſt einrichten, daß die Ruhe und das Wol des Staats gefährdet wird.. Wenn z. B. einzelne Menſchen oder eine Kirche, die Vorſtellung äuſſerten und dadurch verbreiteten, daß man einen Regenten, der nicht mit ſeinen Unterthanen einerlei Glauben in der Religion habe, um Gottes willen haſſen und, wenn man kan, aus dem Wege räumen müſſe: oder wenn eine Kirche den Grundſaz lehrte, Gott erlaube den Diebſtahl, Mord u. d. oder: — wenn eine Kirche, bei ihren öffentlichen Gottesverehrungen Menſchenopfer darbrächte u. ſ. w. dann hätte der Staat das Recht über ſolche Menſchen oder eine ſolche Kirche, die Verbreitung ſolcher Lehren zu hindern und ſolche Gottesverehrungen zu unterſagen.

Man merke ja, was hierinnen liegt. Der Regent hat alſo über Glauben und Gottesverehrung gar kein poſitives ſondern ein blos negatives Recht.

Er kan nie und in keinem Betracht **befehlen**, was einzelne Menſchen, oder die Kirchen, unter ſich **glauben** und **lehren**, und mit was für Dingen ſie die Gottheit untereinander **verehren** ſollen. Denn beides iſt und muß des Menſchen **freye** Wahl ſeyn. Wer nicht frey glaubt und ſeinen Gott nach ſeiner eignen Vernunft erkennt und ſeinen **eignen** freyen Vorſtellungen **gemäß** verehrt, der hat gar keine Religion. Befohlner und durch Geſeze erzwungner Glaube und Gottesverehrung iſt das ſcheußlichſte Unding unter der Sonne. Und Glauben und Gottesverehrung der Willkühr der Geſezgeber unterwerfen, heiſt alle Religion und Tugend grade hin ausrotten und den Verſtand und das Herz der Menſchen zu einem Ball der Regenten machen: — es heiſt, es darauf ankommen laſſen ob der Regent weiſe und tugendhaft iſt, und eine vernünftige Religion und wahre Tugend einführen wird, oder ob er als ein Atheiſt, oder Aſot, oder Schwärmer die Menſchen zum Atheismus, oder Aſotie, oder Schwärmerei verurtheilen wolle.

Aber **verbieten** kan der Staat, — daß einzelne Menſchen ſo wenig als eine Kirche

Lehren und gottesdienſtliche Handlungen einführen, welche der Ruhe und Wolfarth der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig ſind.

Hat ein Regent darauf Obhut, ſo hat er die Ausübung **aller** ſeiner Rechte über die Kirchen erſchöpft und er muß, wenn er nicht über ſeine Regentenrechte hinausgehen will, es der Freyheit ſeiner Unterthanen überlaſſen, ob ſie eine Kirche formiren, oder ihre Religion und Gottesverehrung für ſich haben wollen: und — ob ſie zwanzig oder funfzig Kirchen oder kirchliche Kommunen unter ſich errichten wollen. Er kan zwar durch **väterliche Belehrungen** und Ermahnungen dabei **einwirken** und die allzugroße Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der entſtehenden Kommunen zu hindern trachten, aber **phyſiſche** Gewalt dabei ſteht nicht in ſeinen Rechten.

Und ich fodre jeden auf, und verpfände mein Leben ihm, der mir einen haltbaren Beweis bringt, aus welchem dem Regenten ein **poſitives** Recht über Glauben und Gottesverehrung der Menſchen gefolgert werden könte.

II. Aber kan der Regent einer Kirche keine Rechte **geben**? Dieſe zweyte und noch wichtigere Frage läßt ſich nicht beantworten ehe ſie genauer beſtimmt worden iſt.

Was meint ihr, die ihr ſo fragt, für Rechte? Meint ihr etwa beſondre und **ausſchlieſſende** Rechte? Das heiſt, ſolche, welche **einer** Kirche als Kirche **allein** zuſtehen und auf welche die übrigen **Unterthanen** keine Anſprüche mehr haben ſollen? Dann ſagen wir geradehin: **Nein!** Und wir ſagen, gewiß mit allen vernünftigen Beurtheilern der Sache, darum nein, weil keine Kirche, **als Kirche**, ein Gegenſtand der **poſitiven** Vorſorge des Regenten iſt und ſeyn ſoll. Die Menſchen, als Mitglieder des Staats, als Diener und Unterthanen des Regenten, ſind der Gegenſtand ſeiner Vorſorge und haben, als ſolche, **gleiche** Anſprüche auf ſeine Huld und Unterſtüzung. Und ſelbſt dann, wenn der Fürſt ein Mitglied einer Kirche wäre, würde er unbillig handeln, wenn er ihr Rechte und Vortheile zuwendete und ſeine übrigen Unterthanen davon ausſchlöſſe. Denn **Glaube und Meinungen** können und ſollen den **Werth** keines Menſchen entſcheiden. Und wehe dem Volke, deſſen Regent einige Unterthanen darum lieber hat, als die andern,

dern, weil ſie mit ihm in der Religion, Form der Lehre und des Gottesdienſtes gemein haben. Will der Fürſt von allen Unterthanen gleiche Liebe und Treue erwarten, ſo muß er auch allen Unterthanen gleiche Anſprüche auf ſeine Vorſorge geſtatten.

Man betrachte die Sache nun in Beiſpielen. Ein Fürſt baut neue Straſſen, legt Häuſer an, wo Nothleidende verſorgt werden, ſtiftet Aemter und Bedienungen, errichtet Fonds, aus denen Volkslehrer und Erzieher beſoldet werden, führt Häuſer auf, die er dem öffentlichen Gottesdienſte widmet oder zu Schulen beſtimmt u. ſ. w. Man ſage: hat nicht jeder Unterthan Anſpruch auf das alles?

Ja, ſagſt du, ſofern er dazu qualificirt iſt. — Ganz recht. Alſo der nothleidende Unterthan auf Verſorgung in den Armenhäuſern, der Mann von Talent auf Aemter und Bedienungen u. ſ. w. Nicht ſo? Die Religion, die er hat, d. h. die Vorſtellungen von Gott und Gottesverehrung, die er ſich macht, werden ihn doch nicht qualifiziren.

Oder wie? Wenn ein Regent zwanzig Kirchen in ſeinem Lande hätte und ſagte, nur die **eine** Kirche ſoll auf den neuen Straſſen fahren, ſoll für ihre Nothleidenden Verſorgung in meinen Armenhäuſern finden, ſoll zu Aemtern und Bedienungen gelangen, ſoll in meinen Tempeln Gott verehren, ſoll in den Schulen für ihre Kinder Unterricht genieſſen u. ſ. w. Würde das recht ſeyn? würde das nur mit einem Scheingrunde gebilligt werden können!

Wahrlich, wenn die Unterthanen nicht durch Gemeinſchaft mit einer Kirche Unterthanen **wurden** und — wenn ſie nicht als Glieder einer Kirche ſondern **als Unterthanen** ihre Abgaben und das Geld zuſammen bringen, von welchem der Fürſt jene Straſſen baute, jene Armenhäuſer errichtete, jene Fonds ſtiftete, jene Tempel und Schulen hinſtellte — ſo iſts unleugbar, daß der Regent die heiligſten Rechte der Menſchheit entweiht, wenn er unter ſeinen Unterthanen jenen Unterſchied machen und einigen derſelben, weil ſie eine gewiſſe Kirche ausmachen, ſolche **ausſchlieſſende** Rechte ertheilen wollte.

Wir bitten unſere Leſer inſtändig die beiden Beweiſe zu beherzigen. **Erſtlich**: daß der Unterthan, nicht durch die Kirche, in der er ſich befindet, **Unterthan wird**: und zweytens: daß alle Unterthanen **ohne Unterſchied der Kirche** den Fürſten und den Staat **ernähren**, **erhalten** und beſchüzen.

Hat wohl je ein Fürſt zu einem Unterthan geſagt: ich will dich nur darum als meinen Unterthan erkennen und dir die Unterthanenrechte zugeſtehen, weil du von der und der Kirche biſt?

Oder hat je ein Regent die Unterthanen von der **einen** Kirche mit Abgaben belegt, zum Soldatendienſt aufgefodert und die von den **übrigen** damit verſchont?

Iſt nun der Schluß nicht unwiderleglich; wenn die Unterthanen **ohne Rükſicht auf Kirche** Unterthanen **ſind**, und wenn alle Unterthanen von allen Kirchen **gleiche Abgaben** entrichten und zu **gleichen Dienſten** für den Staat verpflichtet ſind, ſo —

kan keines Unterthanen Verbindung mit einer Kirche einen **Unterſchied** machen im **Genuß der Unterthanenrechte**:

ſo kan alſo **keine Kirche** als Kirche ein **ausſchlieſſendes Recht** haben, oder, welches eben ſo viel iſt, ſo hat kein Un-

> Unterthan um ſeiner kirchlichen Verbindung willen mehr Anſprüche auf die Vorſorge des Regenten, als andre.

Und nun noch eine Frage. Wie? Wenn eine Kirche gewiſſe Rechte und Privilegien ſchon hätte und ein Regent dieſelben beim Antritt der Regierung ſchon vorfände? — Ich antworte mit Unterſchied.

Sind die vorgefundnen Rechte ſolche, die keine algemeinen Unterthanenrechte beeinträchtigen, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß die Kirche ſie behalten muß. Wenn alſo z. B. eine katholiſche, herrenhutiſche, ſociniſche — Gemeine von alten Zeiten die Freyheit erhalten hätte, ſich auf eigne Koſten ein Schulhaus zu bauen und aus eignen Mitteln einen Lehrer zu beſolden, ſo würde ſie ihr ausſchlieſſendes Recht zum Schulhauſe und zu ihrem Lehrer behalten müſſen, weil dadurch kein algemeines Recht den übrigen Unterthanen entzogen oder beeinträchtiget wird.

Hätte hingegen eine Kirche Rechte und Privilegien ehedem erhalten, welche zu den algemeinen Unterthanen-Rechten gehören, z. B. das Recht, die vom Fürſten mit dem

Gelde und dem Schweiſſe der Unterthanen gebauten Straſſen zu befahren, das Recht zu Aemtern und Bedienungen zu aſpiriren, das Recht, in den öffentlichen Tempeln Gott zu verehren, das Recht, als Nothleidende an den öffentlichen Armenanſtalten Theil zu nehmen u. ſ. w. ſo würde der Regent nicht nur berechtiget, ſondern auch *verbunden* ſeyn, ſolche vorgefundene — *ausſchlieſſende* Rechte *aufzuheben* und ſie unter ſeinen übrigen Unterthanen wieder *gemein zu machen.* Er würde z. B. ſagen müſſen „diejenigen meiner „Unterthanen, die ſich, einer den Staat „nicht intreſſirenden Gemeinſchaft wegen, „Katholiken nennen, hatten ſeit Jahrhunderten das ausſchlieſſende Recht zu Aemtern und Bedienungen, zum Ankauf liegender Güter ꝛc. — ich will, da ich von *allen* „meinen Unterthanen *gleiche* Liebe und Treue, „gleiche Abgaben und Dienſte erwarte, und „keiner *als Glied einer Kirche*, ſondern jeder *als Menſch* mein Unterthan iſt — ihre „*allgemeine* Unterthanenrechte heiliger halten als meine Vorfahren. Ich will nicht „zugeben, daß das Verdienſt darbe und das „Talent für den Staat unbenutzt dahin welke. Ich will jeden Unterthan, nach Maasgabe

„gabe ſeines Verdienſtes, ſeiner Talente, ſei„ner Redlichkeit, zu Aemtern und Bedienun„gen gelangen laſſen.“ So müſte ein weiſer, ein guter, ja auch ein vernünftig denkender Fürſt ſagen und handeln.

Denn das, was algemeine Unterthanenrechte ſind, kan keinem Unterthan durch **Verjährung** uſurpirter Rechte entzogen werden. Und alle ausſchließende Rechte einer Kirche, wenn ſie die allgemeinen Unterthanenrechte kränken, ſind **uſurpirte** — erſchlichne Rechte, die **keine Gültigkeit** haben, als die ihnen eine **tiranniſche** Uebermacht verleihen will.

Man könte zwar den Fall ſo ſezen, daß irgend einmal ein ganzes Land einerlei Glauben und Gottesdienſt gehabt hätte, und daß damals durch algemeine Zuſammenſtimmung des Regenten und der Unterthanen für ewige Zeiten das Geſez gemacht worden wäre, daß **nur** Unterthanen **dieſes** Glaubens und **dieſes** Gottesdienſtes an denen gleich anfangs ausſchließend für ſie erbauten Kirchen und Schulen und Beſoldungsfonds, und Armenhäuſern, und Landesbedienungen Antheil haben ſollten. Allein auch in dieſem Falle läßt ſich unwiderleglich darthun, daß eine Kirche keine dergleichen ausſchließende Rechte haben und **behalten** könne. Denn ſo bald in einem ſolchen Lande, wo ſeither **nur eine** Kirche war, **neue** Unterthanen aufgenommen würden, die nicht von der Landeskirche ſind, ſobald müßte auch der Regent dieſen **neuen** Unterthanen die **allgemeinen** Unterthanenrechte zugeſtehen und folglich müſſen jene ausſchließende Rechte ceßiren.

Und ſollen wir euch, wahrheitforſchende Leſer, von dieſer Behauptung etwa noch mehr Beweiſe vorlegen! Wohlan ſo höret noch einen, den kein Kanoniſt widerlegen und vor dem auch der hizigſte Gegner verſtummen wird.

Laßt uns erſt noch einmal unſern Saz darlegen. Wir ſagen:

> Wenn eine Kirche ſeit Jahrtauſenden von den Regenten **ausſchließende** Privilegien und Rechte **beſäße**, welche eigentlich zu den **algemeinen** Unterthanenrechten gehören, ſo müßte **dieſe** Kirche, in jedem Fall, (wenn einſt Unterthanen von **andern** Kirchen im Lan-
>
> de

de ſich meldeten und ihre jener Kirche exkluſive ertheilten Rechte reklamirten,) die ihre exkluſive ertheilten Rechte hergeben und dieſelben mit den reklamirenden Unterthanen wieder gemein haben.

Das iſt unſer Saz. Nun höret auch den unwiderleglichen Beweis davon:

Wenn unſer Saz nicht wahr iſt, d. h. wenn eine Kirche als Kirche algemeine Unterthanenrechte durch den Willen der Regenten ausſchließend beſizen kan und wenn in ſolchem Beſiz Verjährung ſtatt findet: ſo haben die Chriſten höchſt unrecht gethan, daß ſie ehemals in Deutſchland die alten Einwohner ihrer ausſchließend beſeſnen Rechte beraubt, ſogar ihre Gözentempel zerſtört und ſich zur herrſchenden Kirche empor geſchwungen haben — — ſo — haben die Proteſtanten höchſt unrecht gethan, daß ſie ehemals die ausſchließenden und verjährten Rechte der römiſchen Kirche, welche ſie ſeit ſo viel hundert Jahren durch den Willen der Stände, des Kaiſers und der Päb-

ſte

ſie beſeſſen hatten, gemein gemacht und ſich in den Mitbeſiz eingedrängt haben.

Wer darf ſich unterſtehen, hier noch ſeinen Mund zu öfnen! Oder wer mag das Verfahren jener Katholiken gegen die heidniſchen Barbaren Deutſchlands, oder, der Proteſtanten gegen die Katholiken zu den Zeiten der Reformation, aus einem andern Princip rechtfertigen, als aus meinem Saze! Man ſage, was hatten die Proteſtanten für ein Recht, eine neue Kirche zu ſtiften, die Tempel und Klöſter und Schulgebäude der Katholiken ſich anzumaßen und Leute aus ihren Mitteln in die Aemter und Bedienungen deutſcher Fürſten einſezen zu laſſen, zu denen vorher nur Katholiken gelangt waren!

Etwa das Recht des Stärkern? Dann wehe den Chriſten insgeſamt, wenn einſt die Naturaliſten durch ihre Uebermacht ein gleiches Recht erlangen ſollten, ſie zu verdrängen.

Etwa das Recht des Regenten ſeiner Kirche ausſchließende Rechte zu ertheilen! Dann wars abermals ein Glük für die chriſt-

lich

lichen Kirchen, daß Friedrich der Einzige*) nicht den Unterthanen, die ſeines philoſophi-

ſchen

---

*) Hinterlaſſene Werke Friedrichs des 2ten Königs von Preußen. Sechſter Band pag. 71 bis 73.

Es giebt wenige Länder, wo die Einwohner einerley Meinung in Anſehung der Religion hätten; oft ſind dieſelben gänzlich verſchieden; es giebt ſo genannte Secten, und ſo entſteht die Frage, ob nothwendig alle Bürger einſtimmig denken müſſen, oder ob man einem jeden erlauben könne, nach ſeiner Weiſe zu denken. Finſtre Staatsmänner werden ohne Umſtände ſagen: es muß überall nur einerley Meinung herrſchen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden; der Theologe ſetzt hinzu: wer nicht denkt wie ich, der iſt verdammt, und es ſchickt ſich nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten ſey: man muß ſie alſo in dieſer Welt hinrichten, damit ſie deſto ſeeliger in der zukünftigen werden. Hierauf antwortet man, daß niemals eine Geſellſchaft einſtimmig denken werde, daß unter den chriſtlichen Nationen die meiſten Anthropomorphiten ſind; bey den Katholiken iſt der gemeine Haufe abgöttiſch, denn niemals wird man mich überreden, daß der Bauer einen Unterſchied zwiſchen göttlicher und heiliger Verehrung, Latria und Dulia, machen könnte, er betet alſo unausbleiblich das Bild an, zu dem er betet. Es giebt alſo eine Menge von Ketzern unter allen chriſtlichen Secten; überdies glaubt ein jeder, was ihm am wahrſchein-

lichſchen Glaubens waren, ausſchließende Rechte an den Kirchen, Schulen und Bedienungen ertheilte:

Beden-

---

lichſten iſt. Man kann einen armen Unglücklichen mit Gewalt zwingen, ein gewiſſes Formular herzuſagen, dem er ſeinen innern Beyfall verſagt; aber was gewinnt der Verfolger damit? Wenn man indeſſen bis zu dem Urſprunge der Geſellſchaft hinaufſteigt, ſo iſt es einleuchtend genug, daß der Regent ſchlechterdings kein Recht über die Meynung der Bürger habe. Müßte man nicht wahnſinnig ſeyn, wenn man ſich vorſtellen wollte, daß Menſchen zu einem ihres Gleichen geſagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven ſeyn wollen, und wir geben dir die Macht, unſere Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken?

Sie haben vielmehr geſagt: wir bedürfen deiner, um die Geſetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weiſe regiert zu werden, und uns zu vertheidigen, übrigens fodern wir von dir die Achtung für unſere Freyheit. Dieß iſt das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung ſtatt finden kann: und dieſe Toleranz iſt ſelbſt ſo vortheilhaft für die Geſellſchaften, wo ſie eingeführt iſt, daß ſie das Glück des Staats macht. Sobald jede Art Gott zu verehren frey iſt, herrſcht überall Ruhe, anſtatt daß die Verfolgung die Quelle der [illegible]

[illegible]

Bedenkets ernſtlich, wahrheitforſchende Leſer! — Ihr möget umherſinnen wie ihr wollt, ihr gerathet überall in Labyrinthe, wenn ihr nicht jenes von Fürſten, Kanoniſten und Prieſtern verkannte Naturrecht gelten laſſet und mit dem unbefangnen Philoſophen den Grundſaz feſtſtellet:

> Algemeine Unterthanenrechte müſſen ſtets — allen Unterthanen aller Kirchen gemein bleiben.

Denn nur aus dieſen Grundſäzen könnet ihr die Proteſtanten rechtfertigen, welche, ſo bald ſie Unterthanen der deutſchen Fürſten waren, auch eo ipſo die uſurpirten und exkluſiv beſeſſenen Rechte der Katholiken aufheben und folglich Tempel, Schulen, Bedienungen ꝛc. auch für ſich fodern konten, weil nehmlich — jene bisher von den Katholiken beſeſſne Rechte algemeine Unterthanenrechte waren.

Daß

Landwirthſchaften und verheerendſten Bürgerkriege geworden iſt. Das kleinſte Uebel, welches die Verfolgung nach ſich zieht, iſt die Auswanderung der Verfolgten: Frankreich hat Provinzen, deren Bevölkerung bis hierdurch gelitten, und die noch jezt den Widerruf des Edikts von Nantes empfinden.

Daß nun freylich aus eben dem Grundſaze, der unſre Proteſtanten rechtfertiget, einige ihnen ſelbſt ungelegne Säze folgen z. B.

> alſo giebts nach dem algemeinen Recht der Menſchheit gar keine — — herrſchende Kirche im Staat:
>
> alſo haben alle Unterthanen, ſie mögen einer alten oder neuen Kirche zugethan ſeyn, gleiche Anſprüche an Armenanſtalten, Tempeln, Schulen, Fonds, Bedienungen — ſo gut wie an Landſtraßen u. d. —

Wer kan dafür? Hört darum eine Wahrheit auf Wahrheit zu ſeyn, weil ſie dem oder jenem ungelegen iſt?

Sind nun dieſe Principe richtig, (und gewiß können ſie durch nichts anders, als durch einen mit Scheiterhaufen unterſtüzten Machtſpruch eines Monarchen für falſch erkläret werden) ſo iſts klar, daß das, was wir Kirche nennen, für den Glauben eines aufgeklärten Menſchen, gar keine Autorität haben kan.

Sie kan ſie nicht haben, **als Kirche**: denn ſie iſt als Kirche nichts als eine vereinigte Menſchenzahl, welche, nach freyer Wahl gewiſſe Vorſtellungen von Gott und Gottesverehrung unter ſich gemein haben.

Sie kan ſie aber noch weniger haben, als **herrſchende** Kirche. Denn (nach dem Rechte der **Unterthanen**, kan **keine** Kirche **herrſchen**, und keine darf ſich irgend eine **Gewalt**, weder über **ihre** Mitglieder und deren Glauben, noch über die Glieder **andrer** Kirchen anmaßen. — Und nun nur noch ein paar erläuternde Nachgedanken zu dem vorigen!

Wenn man auch die Regentenrechte noch ſo weit ausdehnen wolte, ſo würde ſich noch immer nicht folgern laſſen, daß einer ſo genannten herrſchenden Kirche ihre **bisher** beſeßne Rechte auf immer und **ewig** verbleiben müßten, weil ſeit undenklichen Zeiten die Regenten ſie ihr ertheilt hätten.

Ja dieſe Folgerung iſt ſo gar alsdann falſch, wenn dieſe von den Regenten ertheilten Rechte durch **Friedensſchlüſſe** beſtätiget und von andern Mächten garandirt worden wären. Man prüfe mit Kaltblütigkeit unſere Gründe.

1. Zuerſt überlege man, was Friedensſchlüſſe dieſer Art eigentlich für einen Sinn haben können? Was war das eigentliche Reſultat, um auf einen beſtimmten Fall zu kommen, des weſtphäliſchen Friedens? Gewiß kein andres als dieſes: daß die in den Friedensſchlüſſen begrifne Kirchen ihre Rechte (die ſie als Unterthanen ja ohnehin ſchon hatten und die einigen nur ſeither waren ſtreitig gemacht worden) von nun an im h. römiſchen Reich ungeſtört beſizen und genieſſen ſollten. Man ſage nun: waren damit denenjenigen Unterthanen der deutſchen Fürſten, welche jezt oder künftig zu andern Kirchen gehören würden, ihre angebornen Unterthanenrechte genommen? Und kan ein Friedensſchluß ſie nehmen? Oder war den Regenten damit, daß im Friedensſchluſſe Katholiken, Lutheraner und Reformirte zur Gleichheit der Rechte erhoben wurden, ihr Regentenrecht benommen, oder vielmehr, waren damit die Regenten von ihrer Regentenpflicht diſpenſirt, allen ihren übrigen Unterthanen, die ſich zu andern Kirchen bekanten oder bekennen woll-

ten, jene Rechte der drey genanten Kirchen, welche nichts anders als gemeine Unterthanenrechte waren, auch zuzugeſtehen und ſie mit jenen gemeinſchaftlich genießen zu laſſen? Wahrhaftig, kein Menſch kan ſo wahnwizig urtheilen und glauben, daß der weſtphäliſche Friede den Fürſten die Hände gebunden, die Rechte der Menſchheit aufgehoben, und jeden Unterthanen, der nicht Katholik, Lutheraner und Reformirter iſt, von jenen Rechten ausgeſchloſſen habe. Und lehrts nicht die Praxis der deutſchen Fürſten, daß ſie nach dem Weſtphäliſchen Frieden entſtandne Kirchen z. B. die Herrenhutiſche an dieſen algemeinen Unterthanenrechten haben Theil nehmen laſſen? Wer mag alſo die Folge verkennen, daß ſonach alle Unterthanen, auch ſolche, die noch künftig neue Kirchen formiren ſolten, in jene Rechte eintreten müſſen, welche der W. Friede den Katholiken, Lutheranern und Reformirten nur wiederherſtelte, aber nicht ausſchließend ertheilte und ertheilen konte?

2. Und geſezt ein Friedensſchluß hätte wirklich einer Kirche gewiſſe gemeine Unterthanenrechte ausſchließend ertheilt welches

doch kein ehrlicher Erklärer aus irgend einem Friedensſchluſſe herausbringen wird, folgts darum, daß das ſo **bleiben müſſe**? Wenn ſolche ausſchließende Rechte einmal gegen das **Naturrecht** ſind, und weiſe Fürſten entdeken einen ſolchen Irrthum und Verſtoß hintenher, folgts, daß ſie nun gleichwohl den Irthum behalten und den einmal geſchehenen Verſtoß nie wieder gut machen **dürfen**?

Aber nun der Hauptpunkt! Wenn ehemals die Regenten **einer** Kirche gewiſſe Rechte gegeben haben, **warum** haben ſie das gethan? Haben ſie es gethan, weil **nur dieſer** d. h. dieſer von den **damaligen** Unterthanen angenommenen **Form** des Glaubens und Gottesdienſtes, ſolche Rechte **gehörten**, oder — weil damals gerade **die Unterthanen** dieſe Form angenommen hatten und dieſe Rechte als Unterthanenrechte **verlangten**.

Mich deucht, die Fürſten bauten Tempel und Schulhäuſer, ſtifteten Fonds, errichteten Bedienungen, legten Armenhäuſer an — von dem **Gelde der Unterthanen** — **für die Unterthanen**, weil ſie die **moraliſchen** Bedürfniſſe derſelben als den Grund heiliger Menſchenrechte eben ſo gut anſahen, wie die phyſiſchen, für welche ſie z. B. Straßen bauten, Brüken ſchlugen u. ſ. w.

Alſo wars ja ganz zufällig, daß in dem einen Lande **Muſelmänner**, in dem andern **Chriſten** u. ſ. w lebten. Was die Regenten thaten, geſchah ja doch nur für die Unterthanen, als **Unterthanen**. Und wenn da, wo Chriſten lebten, Muſelmänner gelebt hätten, ſo würden die Regenten immer daſſelbe für ſie gethan haben, oder doch zu thun ſchuldig geweſen ſeyn.

Was war alſo das, was erhalten wurde? **Unterthanenrechte** und nicht **Kirchenrechte**. Folglich iſts ja augenſcheinlich, daß das, was man jezt Rechte der Kirchen nent, **urſprünglich** nichts anders waren als **gemeine Unterthanenrechte**.

Wenn nun ſolche (jezt ſo genannte) Rechte **einer** Kirche blos darum **dieſer** Kirche oder — dieſen **damals** zu **der** Form des Glaubens und der Gottesverehrung **vereinigten Unterthanen** gegeben wurden, weil gerade **damals** nur Unterthanen **ſolcher** Art lebten und dergleichen Rechte bedurften und verlangten, iſts nicht augenſcheinlich, daß die

Unter=

Unterthanen einer andern Epoche, die zu anderer Zeit ſich zu einer andern Form des Glaubens und der Gottesverehrung halten, eben dieſelben Rechte erhalten müſſen? da das, wie geſagt, immer und in jeder Epoche die nämlichen Unterthanenrechte bleiben, und da folglich dieſe Rechte, nicht auf der ſpecifiſchen Beſchaffenheit einer Kirche, (um derentwillen ſie z. B. lutheriſch, kalviniſch, herrnhutiſch, ſociniſch, deiſtiſch ꝛc. heiſt) beruhen, ſondern auf der natürlichen Verbindung der Unterthanen mit ihren Regenten, vermöge welcher alle Unterthanen an den gemeinen Unterthanenrechten gleichen Antheil behalten.

Und wie könte auch endlich ein vernünftiger Fürſt, geſezt daß er ganz willkührlich handelte und aus bloßer Prädilektion einigen Unterthanen um ihrer Glaubensform willen, gewiſſe Rechte ausſchließend ertheilen wolte, wie könte er, ſagen wir, dieſe Rechte als für ewige Zeiten ertheilte anſehen wollen? Der Glaube der Menſchen iſt ja, der Geſchichte der Menſchheit ſo wol als der Natur ſelbſt gemäß, eine veränderliche Sache. Wenn nun der Glaube nichts beſtändiges, nothwendiges und unveränderliches iſt, ſo kan er ja ohnmöglich einer **Bedingung** ewiger und **unveränderlicher** Rechte werden.

Die **Natur** des Menſchen und der Geſellſchaft hingegen iſt **unveränderlich**. Und ſo können und müſſen die Rechte des Menſchen und des **Unterthanen** ewige und **unveränderliche** Rechte ſeyn, die ſich an keine **veränderliche Glaubensform** heften laſſen.

Alſo müſſen — wenn ſich in einem Lande der Glaube der Unterthanen verändert und neue Glaubens-Kommunen entſtehen — auch die dem Glauben ertheilt geweſenen Rechte in Abſicht auf den Beſizſtand ſich ändern. Alſo müſſen, was **ehedem** z. B. Heiden, Katholiken u. d. **allein** beſaßen, (Kirchen, Schulhäuſer, Fonds, Anſprüche auf Aemter u. ſ. w.) die **neu** entſtandenen Kommunen **mit** beſizen. Alſo müſſen, wenn dieſer Veränderungsfall des Glaubens der Unterthanen eintritt, alle Objekte der Unterthanenrechte z. B. die Kirchen ꝛc. entweder **getheilt oder — für alle gleich brauchbar** gemacht werden: wenn die Unterthanenrechte heilig erhalten werden ſollen.

Neuntes Kapitel.

Volksaufklärung im Verhältniß gegen die Offenbarung.

Daß wir hier nicht von der Offenbarung Gottes durch Natur und Vernunft reden, verſteht ſich von ſelbſt. Das iſt freylich die allervollkommenſte und untrüglichſte Offenbarung Gottes, die alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen benutzen können, und die, ſelbſt beim Gebrauch jeder andern göttlichen Offenbarung, zum Wegweiſer dienen muß, wenn wir nicht durch ſie auf die gefährlichſten Irwege gerathen wollen. Allein die Volksaufklärung ſcheint doch jene unmittelbare Offenbarung, welche die Chriſten in der heiligen Schrift zu finden glauben, bei aller Vollkommenheit jener mittelbaren, durchaus nicht entbehren zu können.

Und unleugbar iſt auch die Autorität der Bibel, (auf welche wir uns hier allein einſchränken) und beſonders des neuen Teſtaments, die brauchbarſte unter allen Autoritäten, die den höchſten Werth, die vollkommenſte

menſte Ehrwürdigkeit und das fühlbarſte Gewicht hat.

Die Bibel **verdient** einen Grad von Achtung, auf den kein Buch in der Welt Anſpruch machen darf: obgleich in andern Betracht die Benuzung ihrer Autorität keinen geringen Schwierigkeiten ausgeſezt iſt. Und dies werden die beiden Materien ſeyn, über welche wir uns jezt mit unſern Leſern unterhalten wollen.

I. Zuerſt von den **Schwierigkeiten**! — Wir haben oben geſagt, Autorität könne nur alsdenn mit wahrer Aufklärung beſtehen, wenn man erſtlich dieſelbe nicht zum **erſten und einzigen** Grunde ſeines Fürwahrhaltens mache, ſondern ſie blos als ein Mittel zur Beveſtigung und Beruhigung bei ſeinem Glauben benuze, und zweytens, wenn man die Autorität **vorher geprüft** und ihr Gewicht hinlänglich unterſucht habe. Das leztere aber iſt bei der Bibel für **das Volk** ganz unmöglich. Alſo finden ſich hier Schwierigkeiten, welche ſelbſt von einem Freunde und Verehrer der h. Schrift beherziget zu werden verdienen, wofern es ihm überall um reine Wahrheit zu thun iſt.

1. Wir erbliken Schwierigkeiten der Prüfung des **Urſprungs** der h. Schrift. Denn es iſt in der Welt nichts ſo ſchwer zu beweiſen, als eine Thatſache, die nicht den Sinnen unterworfen iſt, und es bleibt um ſo viel bedenklicher, irgend einer Art des Beweiſes zu trauen, wenn die **unſichtbare** Thatſache gar auch etwas **übernatürliches** wäre. Und iſt eine göttliche Offenbarung nicht Thatſache dieſer Art? Man ſagt uns, die h. Schrift iſt **von Gott ſelbſt unmittelbar** gegeben worden. Das iſt alſo eine Begebenheit, die ſich zugetragen haben ſoll. Aber wer hat ſie geſehen, oder gehört? Und wenn ſie jemand bezeugte, wie kann man ſeinem Zeugniſſe (S. oben die Schwierigkeiten bei Geſchichtsunterſuchungen,) trauen, da das, was er bezeuget, auſſer dem Gebiet der Sinnenwelt liegt und ein **Wunder** d. h. eine Sache iſt, die über alle Naturkraft geht. Und wie mag auch ein ſterblicher Menſch, der Gott nie ſahe und kante, der nur durch einen Vernunftſchluß ſein Daſeyn erfuhr, uns ſagen, das hat Gott nicht mittelbar durch Naturkräfte gewirkt ſondern unmittelbar gethan? Wie kan er ſich anmaßen die Unterſchiede der göttlichen Wirkungsart zu beſtimmen? Ferner: wer

ſind denn die Perſonen, die die Welt verſichern, die Bibel ſey ein unmittelbares Produkt der Gottheit? Die Propheten und Apoſtel. Aber wie können dieſe Männer gültige Zeugen von ſich ſelbſt ſeyn, und ſagen, Gott hat uns beim Aufſchreiben der Bibel geholfen und, was wir nicht wuſten, geſagt? Gilt irgend in der vernünftigen Welt ein Zeugniß, daß ein Menſch für ſich ſelbſt ablegt und noch dazu in einer Sache, die ſich mit den Sinnen nicht wahrnehmen läßt, und die ein Wunder betrift? Doch vielleicht haben dieſe Männer ſich wegen dieſes an ſich unglaubhaften Zeugniſſes über eine unbegreifliche und unglaubliche Sache, anderweit legitimirt. Aber ſollten die Wunder, die einige unter ihnen verrichteten wohl als eine ſolche Legitimation, bei der man ſich beruhigen könte, angeſehen werden dürfen? Iſts erſtlich nicht ein Zirkel im Beweiſe: das Wunder der Inſpiration iſt durch die Wunderthaten der Inſpirirten bewahrheitet? Zweitens, wer bürgt uns für die hiſtoriſche Wahrheit der Wunder, welche ebenfals blos die Wunderthäter von ſich ſelbſt atteſtiren? Drittens, wer kan mit Gewißheit ſagen, das war ein Wunder? Selbſt die gröſten Gelehrten und

Naturforſcher geſtehn, daß ſie noch nicht alle Kräfte der Natur ausgeforſcht haben, und die Geſchichte lehrt, daß wir erſt neuerlich zwey Kräfte haben kennen lernen, in den **aeroſtatiſchen** Maſchinen und im **Magnetismus**, die vorher unbekant waren. Wie kan uns alſo ein Menſch, und zwar von ſich ſelbſt verſichern wollen, er habe ein Wunder verrichtet, d. h. eine Wirkung hervorgebracht, die alle Kräfte der Natur überſteigt? Wie kan er das ſagen, der ja nicht die Hälfte der Naturkräfte kennt? — Weiter: Man ſagt die Bibel iſt von Gott eingegeben: aber **was heiſt** denn **Eingebung**? Das iſt ja ein Wort ohne Begrif. Denn man deutet damit eine Begebenheit, eine **Thatſache** an; die **nicht ſinlich wahrgenommen** und auch mit keiner andern ſinlichen Wahrnehmung **verglichen** werden kan. Wie kan ſich ein Menſch einen Begrif machen, der nicht aus der Sinnenwelt abſtrahirt iſt? Alſo hat von Eingebung kein Menſch einen **deutlichen** Begrif. Und weit gefehlt, daß ein **einſtimmiger** Begrif, ſelbſt unter den Chriſten, vorhanden ſeyn ſollte. Ihre Lehrer ſelbſt ſtreiten noch darüber. Einige verſtehen einen bloßen Beiſtand Gottes beim Aufſchreiben der Bibel. Andere ſagen, Gott habe blos die den Schreibern unbekant geweſenen Ideen offenbaret. Andre: er habe ihnen alle Worte diktirt. ꝛc. Und keiner weiß anzugeben, *wie* Gott das gethan habe. Wie kan man nun von einer Sache behaupten, daß ſie geſchehen ſey, wenn man ſich nicht einmal eine bestimte Vorſtellung von ihr zu machen weiß. Was würde man ſagen, wenn einer erzählte die Sonne ſey *filtrirt* worden, und er wüßte nicht deutlich zu ſagen, *was dies* filtriren heiſſe? — Noch mehr: iſt denn auch wahr, daß die Propheten und Apoſtel das Wunder der Inſpiration bezeugen? Es giebt ja doch große Gelehrte, welche behaupten, man habe dieſe Männer gemisdeutet: und es ſey *nirgends* eine Stelle zu finden, in welcher einer dieſer Männer behauptet habe, daß ihnen von Gott etwas ſey *diktirt* worden. — Zudem: wenn auch dieſe Männer das Wunder der Inſpiration wirklich von ſich bezeuget hätten, ſo bleibt uns die große Frage übrig, *woher* ſie *ſelbſt* ihre eigne Inſpiration *wiſſen* konten? Denn wenn ein Inſpirirter uns von ſeiner Inſpiration verſichern und uns dadurch bewegen will, alles was er ſagt, für unmittelbare Ausſprüche Gottes gelten zu laſſen, ſo muß er ſelbſt doch vor allen Dingen ſichere und unverkennbare Merkmahle gehabt haben, die ihn von einer ihm wiederfahrenden oder wiederfahrenen Eingebung gewiß machen konten. Und hat denn nun wohl irgend eine vorgebliche Art der unmittelbaren Offenbarung ſolche ſichere und zuverläßige Merkmale? Bei dem einen ſoll ſie im Traum geſchehen ſeyn. Aber kein Menſch weiß ein unwiderſprechliches Merkmahl anzugeben, an welchem man einen natürlichen Traum, ein Spiel der Phantaſie, von einem göttlichen unterſcheiden muß. Bei andern ſoll ſie durch einen Engel, durch eine Stimme vom Himmel, durch eine Erſcheinung geſchehen ſeyn. Aber wer hat Merkmale für dieſe Dinge? Wir Menſchen müſſen ja alles, was unſern Sinnen vorkomt, mit ſchon gehabten ſinnlichen Wahrnehmungen vergleichen können, wenn wir uns eine Vorſtellung davon machen und ſagen wollen, was das Ding iſt. Wer z. B. nie einen Hayfiſch in der Natur oder im Bilde geſehen hat, der wird auch, wenn ihm ein Hayfiſch vorkäme, nicht ſagen können, was es iſt. Wer alſo uns ſagt, er habe Gott oder einen Engel geſehen, der müßte doch ſchon vorher wiſſen, wie Gott oder ein Engel ausſehen müßte. Denn ſonſt kan er ja nicht wiſſen, daß das, was er ſahe, Gott oder ein Engel war. Und ſo der, welcher ſagt, er habe Gott vom Himmel ſprechen hören, müſte genau gewußt haben, wie ein Gott zu ſprechen pflegt: er müßte ein ſicheres Merkzeichen haben und angeben können, an welchem er die gehörte Stimme als die Stimme Gottes kennen könte. Und wer vermag dies? — Giebt es nun kein ſolches ſicheres Merkmal, ſo konten ja jene Inſpirirten ſelbſt nicht wiſſen, ob ſie inſpirirt waren. Sie konten ſichs vielleicht nur einbilden, wie ſich das heutzutage mancher noch einbildet. — Und nun: geſezt die Inſpirirten waren ihrer Inſpiration gewiß. wie ſoll es die Nachwelt ſeyn? Wie ſollen wir, die wir 1700 Jahr nach ihnen leben, uns überzeugen, daß die vorgebliche Inſpication ihre Richtigkeit hätte? Endlich: wenn alle dieſe Schwierigkeiten gehoben wären: ſo fragte ſichs noch: haben wir auch noch die Originalſchriften dieſer von Gott erleuchteten Männer. Haben wir wenigſtens ihre erſten Abſchriften? Und wenn dann alle Welt, Nein, ſagt, ſondern eingeſtehen muß: wir haben neue Abſchriften, die ſchon durch unzählige Hände gegangen, ſo erwächſt die noch beunruhigendere Frage: iſt in dieſen Abſchriften nichts hinzugeſezt, nichts weggelaſſen, nichts verändert, nichts verfälſcht worden?

2. Man nehme dazu die Schwierigkeiten der **Zweifellöſung**. Es hat Philoſophen gegeben, welche ſchon die bloße **Möglichkeit** einer unmittelbaren Offenbarung bezweifelt haben. a. Weil **unmittelbare** Wirkung Gottes ſeit der Weltſchöpfung **undenkbar** ſey, indem die ganze Summe der Kraft Gottes **in der Natur** thätig ſeyn, folglich in **mittelbarer** Wirkſamkeit ſich äußern müſſe. b. Weil ſich von Gott Wunder überhaupt, als **Abweichungen von den Geſezen der Natur** (folglich auch das Wunder der Eingebung) nicht denken laſſen: indem die Geſeze der Natur mit **unendlicher Weisheit** gemacht ſind, folglich zu **allen** Zwecken Gottes **hinreichend** ſeyn müſſen, ſo daß Gott nie in die Verlegenheit kommen könne, ſeine Naturgeſeze zu übertreten und zu unmittelbaren Wirkungen ſeine Zuflucht zu nehmen u. ſ. w. Noch ſtärker ſind ihre Zweifel gegen die **Glaubwürdigkeit** einer ſolchen Offenbarung. a. Jede unmittelbare Offenbarung, ſagen ſie,

iſt ein **partikulares** Licht, das Gott nur e
zelnen Menſchen aufſteken konte. Wie k
ſich das glauben, daß Gott, der **alle** M
ſchen **gleich** väterlich liebt, ein zur menſc
chen Glükſeligkeit **unentbehrliches** Licht
nigen **wenigen** gegeben und vielen tauſend
entzogen haben ſollte? b. Eine neue Offe
barung, ſagen ſie ferner, kann keinen v
nünftigen **Zwek** haben, alſo iſt ſie von ein
weiſen Gott nicht zu erwarten. Denn w
ſolte ſie für einen haben? Solte ſie **neue** u
der Vernunft **unbegreifliche** und **unerwe**
liche Wahrheiten bekant machen? ſo war
auf der einen Seite das geradeſte Mittel,
menſchliche Vernunft zu unterjochen und
Menſchen von dem Gebrauche derſelben
entwöhnen: und — ſo war ſie auf der a
dern Seite das unnüzeſte Ding von der We
weil der Menſch mit Säzen, die er nicht v
ſteht und begreift, nichts machen, d. h.
weder als Antrieb zur Tugend noch als Tro
grund in Leiden gebrauchen kan. Oder w
etwa dies ihr Zwek, die ſchon bekanten Wa
heiten der Vernunft nur zu **vergewiſſern** u
eine ſtreitloſe Belehrung für die Menſchh
hervorzubringen? Aber eine ſolche ſtreitl
Belehrung iſt ja nicht durch die Bibel bewi

we

worden. Alſo — doch eben dieß führt auf eine dritte Klaſſe von Schwierigkeiten.

Schwierigkeiten des **Sinnes**. Wer weiß nicht, daß die Bibel gerade das Buch iſt, welches am **mannigfaltigſten** in der Welt iſt **gedeutet** und gedolmetſchet worden. Und wie konte es anders ſeyn? Es iſt das **älteſte** Buch, das in der älteſten und jezt längſt **abgeſtorbenen** Sprache geſchrieben worden iſt. Was gehört da für Kentniß der alten Sprachen, der Geſchichte, der Alterthümer dazu, und wie viel kritiſches Urtheil wird erfodert, um ein ſolches Buch richtig zu erklären. Wie iſt es demnach möglich, daß ſo viel tauſend Menſchen, bei ſo verſchiednen Fähigkeiten und Hülfsmitteln, bei ſo verſchiednen Vorurtheilen und Leidenſchaften, bei ſo verſchiednen Eingenommenheiten für Sekte und Parthei, **einerlei** ſtreitloſe Wahrheit in der Bibel finden konten? War es zu verwundern, daß aus eben der Bibel der Katholik ſein Fegefeuer, ſeine Meſſe, ſeine raſende Untrüglichkeit der Kirche, ſeine Transſubſtantiation, ſeine Verdienſte der Werke u. d. herausexegeſirte, aus welcher der Lutheraner die Widerlegung jener Jrthümer nebſt den entgegenſtehenden Lehren, von der ſakramentlichen Union, von der Rechtfertigung ohne Werke u. ſ. w. der Kalviniſt ſeine Prädeſtination, der Zinſendorfer ſeine Lamstheologie, der Socinianer ſeine Oppoſition gegen alle die übrigen Sekten und ſelbſt ein Bahrdt ſeine dreiſte Behauptungen, daß Chriſtus ein Naturaliſt geweſen, daß er nicht wirklich geſtorben und auferſtanden ſey, daß er ſelbſt allen Glauben an Wunder verworfen, ſeine Gottheit öffentlich abgeläugnet habe u. d. hervorzuholen wiſſen. Wer hat nun unter allen dieſen, zum Theil ſehr gelehrten und einſichtsvollen Bibelerklärern recht? Wer ſagt uns, mit Untrüglichkeit, in jeder Stelle, das iſt der wahre und unverkennbare Sinn des heil. Geiſtes?

Wie mag nun der gemeine Mann die Autorität ſeiner Bibel prüfen und durch dieſe Schwierigkeiten ſich durcharbeiten, um zu einem beruhigenden Glauben zu gelangen?

Wir wiſſen wohl, daß es gründliche Gottesgelehrte giebt, die dieſe Schwierigkeiten allenfals zu heben verſtehen. Aber kan das der gemeine Mann? Hat der ſo viel Zeit, ſo viel Denkkraft, ſo viel gelehrte Hülfsmittel in

Philoſophie, Sprachen und Geſchichte, — um ſeinen Glauben an die Bibel aufs reine zu bringen? Iſt es nicht offenbar, daß der gemeine Mann blos zur Autorität ſeiner Lehrer ſeine Zuflucht nehmen und ſich darauf verlaſſen muß, daß dieſe ihm die Wahrheit ſagen, wenn ſie ihn verſichern — —

1. daß die h. Schrift Gottes Wort ſey; und
2. daß die und die Deutung der Bibel die richtige ſey.

Iſt alſo der Glaube des gemeinen Mannes an die Bibel, nicht im Grunde ein Glaube an die Lehrer und Prediger? Und muß man nicht eingeſtehen, daß die Autorität der h. Schrift nur mittelbar d. h. vermittelſt der Autorität ſeiner Lehrer, zur Beveſtigung und Beruhigung ſeines Glaubens wirke?

Und wie nun? Sollen wir die Autorität der Bibel von der Volksaufklärung ausſchlieſſen, oder, ſollen wir ſie dem allen ohngeachtet dem Volke laſſen?

II. Wir glauben aufrichtig, daß man die Autorität der h. Schrift unter dem Volke heilig und unverlezt erhalten müſſe: und daß dieſe Autorität fürs Volk vom gröſten Gewicht und von unleugbarer Unentbehrlichkeit ſey. Man erwäge nur

a. daß alle die Nationen, auf welche wir, wenn von Volksaufklärung die Rede iſt, eigentlich Rükſicht nehmen müſſen, die heil. Schrift ein vor allemal als ein göttliches Buch anerkennen und als den Entſcheidungsgrund des Fürwahrhaltens in Sachen der Religion und Moral gelten laſſen.

b. Daß die h. Schrift bei allen, welche auch nicht von ihrem unmittelbar göttlichen Urſprunge ſich überreden laſſen, eine gewiſſe Achtung hat, die ſich theils auf ihr ehrwürdiges Alterthum theils auf die Reinigkeit und Vortreflichkeit ihrer Lehre und Grundſäze ſtüzet.

c. Daß die h. Schrift folglich auch eine algemeine Achtung verdient, und ſelbſt bei den Ungläubigen erwarten kan, der nur den ſo vernünftigen als billigen Grundſaz annehmen will, daß ein Gegenſtand der algemeinen Ehrfurcht einer Nation, welcher bei der Nation ein Heiligthum iſt, (wenn er nicht geradezu die Vernunft empört oder der Sittlichkeit ſchadet, wie vielmehr, wenn er gar vernunftmäßig, und der Moralität zuträglich iſt,) ſelbſt dem Erleuchteten, der deſſen ſchwache Seite kennt, ehrwürdig bleiben müſſe, und daß dieß die Achtung, die man der Menſchheit ſchuldig iſt, jedem zur Pflicht mache.

d. Daß endlich, da einmal dem gemeinen Manne eine ſeinen Vernunftglauben beſtätigende und ihn dabei beruhigende Autorität unentbehrlich iſt, die h. Schrift unter allen Autoritäten die brauchbarſte iſt, weil ſie durch Erziehung und jugendliche Eindrücke ein ſo ſtarkes und entſcheidendes Gewicht bei den meiſten erlangt hat, welches keine andre Autorität je erſezen kan.

III. Und ſo haben wir nun nur noch die Bedingungen anzugeben, unter welchen der Glaube an die h. Schrift vernunftmäßig ſeyn und mit der Volksaufklärung beſtehen kan.

a. Vor allen Dingen iſt nöthig, daß die Lehrer das Anſehen der h. Schrift und den Glauben an ihre Göttlichkeit dem Volke vernunftmäßig machen und eben dadurch ihn befeſtigen. Was heiſt das?

Wenn ein Saz, und alſo hier der Saz: die Bibel iſt Gotteswort: vernunftmäßig werden ſoll; ſo muß ſo wol der Beweis als der Zuſammenhang des Beweiſes mit der Konkluſion, d. i. mit dem zu beweiſenden Saz, von jedem ſchlichten Menſchenverſtande eingeſehen und begriffen werden können, und die geſunde Vernunft muß nie etwas gründliches dagegen zu erinnern haben. Exempel!

Wenn uns einer ſagt; die Bibel iſt Gottes Wort: weil ſie durch Wunder beſtätiget iſt; ſo erhalte ich keinen vernunftmäſſigen Saz. Denn erſtlich iſt der Beweis ſelbſt nicht aus dem Gebiet der Vernunft, ſondern hat dieſelbe vielmehr gegen ſich: indem, was wir oben ſchon angemerkt haben, und was ſelbſt unſre gründlichſten Theologen eingeſtehen, theils kein Menſch mit Gewißheit ſagen kan, was ein Wunder iſt, theils die hiſtoriſche Gewißheit der Wunder höchſt ſchwankend und der unpartheiiſchen Vernunft gar nicht erkennbar iſt. Und zweytens kan keine Vernunft den Zuſammenhang dieſes Beweiweiſes mit dem zu beweiſenden Saze finden und die Folgerung rechtfertigen: „wenn ein „Zeuge ein Wunder that, ſo muß das, was „er bezeuget, wenns auch an ſich noch ſo unglaublich wäre, **wahr** ſeyn.„

Hingegen wenn man uns ſagt: die Bibel iſt Gottes Wort: **denn** — ihr **Inhalt** iſt **Gott anſtändig**, den Bedürfniſſen der **Menſchheit angemeſſen** und für alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen **beſeligend**: — er iſt die Grundlage aller wahren Aufklärung und Veredlung des Menſchen: — er ſchenkt die herrlichſten Aufſchlüſſe dem, der Wahrheit ſucht: — er zeigt den ſicherſten Weg zur Glükſeligkeit: — er lehrt die reinſte Tugend, die vernünftigſte Gottesverehrung, und er giebt zu beiden die kräftigſten und dauerhafteſten Bewegungsgründe: — er ſchenkt uns dabei die erquikendſten Ausſichten und die ſüßeſten Gründe der Beruhigung im Leiden und Tode: — wenn uns das einer ſagt, ſo können wir, wenn wir mit unſrer Vernunft zu Rathe gehn und die Bibel aufmerkſam leſen, uns von dieſem Beweiſe überzeugen, und wir fühlen dann uns gezwungen zu ſchließen: „ein Buch, deſſen In

„halt die Menſchheit ſo algemein und ſo vollkommen beſeligt, muß ein Geſchenk Gottes „ſeyn: denn alle Wahrheit, die den Menſchen „beſeliget, iſt göttliche Wahrheit.„

So alſo müſſen die Lehrer das Volk überzeugen. Sie müſſen die Autorität der Bibel nicht auf Hiſtörchen und Wunder erbauen, ſondern es auf die innern Kenzeichen ihrer Göttlichkeit aufmerkſam machen.

Thun ſie dies, ſo wird der Glaube an die h. Schrift vernünftig und eben dadurch veſt und dauerhaft werden. Denn bei jener Art von Beweiſen, wo er ſelbſt nicht prüfen und ſeine Vernunft zu rathe ziehen kann, wird der gemeine Mann gewöhnt, ſich blos auf die Autorität ſeines Lehrers zu verlaſſen. Und da darf hernach nur ein anderer Lehrer einmal auftreten und, durch Beredſamkeit oder andre Künſte, ihm ſolche Beweiſe zweifelhaft oder gar lächerlich machen, ſo verdrängt eine Autorität die andere und der Glaube ſinkt. Was hingegen der gemeine Mann mit ſeiner Vernunft ſelbſt hat faſſen und folgern lernen, das wird in ſeiner Seele feſt und wenigſtens in ſo weit unabhängig von der Autorität der Lehrer, daß kein andrer Lehrer durch bloße Autorität ſeinen durch den erſten Lehrer einmal auf Vernunftgründe erbauten Glauben wankend machen kan.

b. Eben ſo nothwendig iſt es, daß die Lehrer den Sinn der h. Schrift vernunftmäßig erklären, wenn der Glaube an ſie mit wahrer Aufklärung beſtehen ſoll. — Laſſet uns auch hier ſehen, was vernunftmäßige Bibelerklärung ſey.

Die Bibel vernünftig erklären, heiſt doch wohl nichts anders als, ſie ſo erklären, daß die Vernunft des Zuhörers dabei thätig bleiben kan, oder, welches eben ſo viel iſt, daß der Zuhörer bei ihrem Inhalte etwas vernunftmäßiges denken und — zugleich vernünftig überzeugt werden kan, daß er richtig denke, d. h. daß er den wahren und einzig wahren Sinn des h. Schriftſtellers gefunden habe. Alſo —

Der Lehrer muß erſtlich dem gemeinen Manne, (der im Grunde an ihn glaubt,) wenn er gewiſſenhaft handeln will, keine Stelle der Bibel anders erklären als ſo, daß er den Sinn faſſen und einen vernunftmäßigen, d. h. mit ſeiner übrigen vernünftigen

Erkentniß vereinbaren Saz darinnen finden könne. Sonſt zerſtört er durch die Bibel die Aufklärung. Denn wenn ein Menſch gewöhnt wird, etwas anzunehmen, wovon er ſich keinen deutlichen Begrif machen kan, blos weil ſein Prediger ihm ſagt, es ſtehe in der Bibel, ſo wird alle wahre Aufklärung in ihm zernichtet. Hingegen kan Volksaufklärung vollkommen beſtehen, wenn die Lehrer gewiſſenhaft ſind und die Autorität nur bei Säzen anwenden, welche der Vernunft freye Wirkſamkeit laſſen. Wenn daher ein Volkslehrer, entweder aus eigner Unkunde der Sprachen oder aus andern Urſachen, einmal auf einen Saz der Bibel ſtieſſe, mit welchem er die geſunde Vernunft in Verlegenheit ſezen müſte, ſo müſte er ihn lieber gar übergehen und ſich ſonach immer an den Theil der h. Schrift halten, aus welchem er ſich im Stande fühlte, vernünftige Säze herzuleiten.

Und eben ſo nothwendig iſt die zweyte Regel: Er muß von dem Sinne der Bibel, den er ſeinen Zuhörern vorlegt, ſie auch vernünftig überzeugen d. h. ſie ſelbſt einſehen lehren, daß, und warum dieß, der **wahre** Sinn ſey: und nicht nur der wahre, ſondern

auch der einzig mögliche. Denn dieß erfodert die Aufklärung bei der Autorität. Der aufgeklärte Mann freut ſich, wenn eine vernünftige Wahrheit ihm durch eine Autorität beſtätiget wird, aber er verlangt dabei billig, daß er dieſer Beſtätigung gewiß ſey. Und wie kan er gewiß ſeyn, daß ihm die h. Schrift ſeinen Glauben an eine Wahrheit beſtätige und ihn durch ihre Beiſtimmung beruhige, wenn er nicht ſelbſt die Gründe beurtheilen und als entſcheidend empfinden kan, welche ihn überzeugen, daß der Sinn, den ſein Lehrer ihm vorlegte, der wahre und einzig mögliche war! — Alſo muß der Lehrer nie pro autoritate ſprechen und ſchlechthin ſagen: „**Das ſteht in der Stelle: Das iſt ihr Sinn!**„ ſondern er muß vernünftige Beweiſe angeben, die der gemeine Mann faſſen und zu ſeiner vollkomnen Beruhigung gebrauchen kan. Ein paar Beiſpiele:

Wenn ein Prediger die Worte Chriſti vor ſich hätte: „**ich und der Vater ſind eins**„ und ſeinen Zuhörern ſagte: ſehet, hier lehrt die Bibel, daß unſer Jeſus mit Gott einerlei **Weſen** hat, und alſo Gott ſelbſt iſt — ſo würde der aufgeklärte Zuhörer fragen müſſen, woher weiß ich nun, daß dieß der

Sinn iſt. Wie wenn das **Eins ſeyn** etwas anders bedeutete? Wie wenns jener Stelle gliche, wo Chriſtus ſagt, „Vater ich will, daß „meine **Jünger mit dir** und mir eins ſeyn, „**wie** ich mit dir bin?„ Wie wenn das **Einsſeyn** Gleichſtimmigkeit der Zweke und Abſichten anzeigte? — Mag der Lehrer, wenn er ſolche Zweifel übrig läßt, die Bibel für aufgeklärte Zuhörer befriedigend erklären?

Wenn ein Lehrer hingegen die Stelle des Propheten hätte: „**verſlucht** iſt, wer ſich auf „Menſchen verläßt„ und ſeinen Zuhörern ſagte: hier lehrt die Bibel, daß ein ſorgloſes Vertrauen auf menſchliche Treue, Macht u. d. unſere Ruhe und Glükſeligkeit allemal in Gefahr ſezt: und dieſen Saz erſtlich erklärte, wie ihn die tägliche Erfahrung beſtätigt, welche jeden zur Genüge lehrt, daß es Thorheit iſt, eignen Fleiß, Klugheit, Vorſicht u. d. ſparen und ſich blos und blindlings auf menſchliche Gunſt, Verſprechungen, Liebkoſungen verlaſſen, u. ſ. w. und alsdenn zeigte, daß der Prophet nichts anders meinen könne, und daß der Sinn des Worts, **verſlucht**, den er angiebt, und vermöge deſſen es ſo viel heißt, als: „wehe dem Menſchen! ſeine

Glükſeligkeit iſt in Gefahr!„ kan der einzige mögliche ſeyn a. weil Gott niemand fluchen kan, ſondern als Vater ſeine Kinder nur vor Schaden warnt — b. weil der Morgenländer die algemeine Idee des Schadens, Unglüks, Verluſts der Glükſeligkeit mit dem Worte Fluch gewöhnlich ausdeute — c. weil der Prophet nach dem Kontexte nichts anders anzeigen konte, u. ſ. w. wenn, ſage ich, der Lehrer ſo — aus der Analogie der bibliſchen Grundſäze, aus dem Sprachgebrauche, aus dem Kontexte ꝛc. die Vernunft des Zuhörers richtig folgern lehrte, ſo würde der Zuhörer vernünftige Begriffe und vernünftige Ueberzeugung von dem Inhalte ſeiner Bibel bekommen und — ſo würde Volksaufklärung mit der Autorität der h. Schrift in der ſchönſten Harmonie verbleiben. — Aber nun noch eine Hauptſache!

c. Der Lehrer muß alle Wahrheiten, die er dem Volke vorträgt, erſt aus der Vernunft beweiſen und hinterher erſt durch Anſprüche der Bibel beſtätigen, weil die wahre Aufklärung Autorität nur als Zugewicht, aber nie als erſten und einzigen Entſcheidungsgrund gelten läßt.

Wenn alſo z. B. der Lehrer die moraliſche Wahrheit vortrüge: der Menſch muß ſich von regelloſer Befriedigung des Geſchlechtstriebes enthalten und ſie als Laſter fliehen: und dabei weiter nichts thäte, als daß er bibliſche Sprüche häufte, wo Unzucht verboten und verdammt wird; ſo würde er ſeine Zuhörer in allen Fall übel berathen.

Er würde erſtlich der **Aufklärung** ſchaden. Denn er würde die Menſchen gewöhnen die beſten Quellen der Wahrheit und des veſten Glaubens, Vernunft und Erfahrung, zu verlaſſen, und blindlings etwas für wahr und verbindlich zu halten, blos, weil ſein Lehrer ſagt, daß es in der Bibel ſtehe.

Er würde aber auch zweytens ihrer **Tugend** ſchaden. Denn was iſt das für eine Tugend, die keine weitre Stütze im menſchlichen Herzen hat, als einen **Befehl**, ein **Geſez**? Sieht man nicht täglich, daß eben darum die Menſchen mit ſo erſtaunenden Leichtſinn menſchliche und göttliche Geſeze übertreten, weil ſie ſie blos als Geſeze, als Zwang anſehen und nicht wiſſen, **daß** und **wie** ihr Inhalt und deſſen Befolgung ihre Glükſeligkeit befördert! Stimmen nicht alle Menſchenkennet mit unſerm Gefühl überein, welches uns lehrt, daß der Menſch gerade das am liebſten thut, was ihm verboten wird, und das am trägſten erfüllt, wozu Befehl ihn zwingt.

Aber man kehre den Fall um. Man ſetze, daß ein Lehrer jene moraliſche Wahrheit vortrüge und dabei im Ton eines Vaters ſagte: „Kinder, ihr habt wahrlich Urſache dieſe „Wahrheit zu befolgen: denn jener regelloſe „Genuß der Wolluſt zerrüttet eure Geſundheit, „ſchändet eure Ehre, zehrt euer Vermögen auf, „vergiftet eure Kinder und Untergebnen durch „böſes Beiſpiel, raubt euch die Seligkeit, „mit unſchuldvoller Seele zu Gott aufzublicken u. ſ. w.„ und wenn er dieſe und alle übrigen traurigen Folgen des Laſters nicht blos her erzählte, ſondern aus Geſchichte und Erfahrung ſo ſinnlich, ſo anſchauend, ſo unbezweifelt machte, daß alle Herzen bewegt und vom Laſter zurükgeſchreckt würden: würde er da nicht eine weit veſtere Tugend, weit freyere und eben darum dauerhaftere Vorſätze zu Meidung des Laſters bewirken! Und würde er durch ſolche Vernunftbeweiſe nicht wahre Aufklärung befördern!

Und dann — dann könte er hinzuſezen und ſagen: „ſehet Kinder, vor dieſen ſchädlichen „Folgen, vor dieſen unvermeidlichen „Zerſtörungen eurer Glükſeligkeit wollte euch „der liebe himliſche Vater gern behüten: darum „und nur darum eifert er in h. Schrift „ſo ſehr gegen dieſes Laſter: darum enthält „ſein Wort ſo ſtarke und nachdrükliche Stellen u. ſ. w., Und dann erſt würde die Autorität der Bibel Wunder thun, und den Glauben an Religion unerſchütterlich machen.

Und man ſage hier nicht etwa, daß ja alsdenn die Autorität der Bibel überflüßig ſey, wenn die Zuhörer ſchon von einer Wahrheit durch Vernunftgründe hinlänglich überzeugt ſind. Denn man muß nur bedenken, daß eine ſolche Ueberzeugung für alle Situationen des Menſchen hinreichen ſoll. Und wie nun? wenn ein gemeiner Menſch, dem es ohnehin gemeiniglich an Erfahrung fehlt oder doch an Vermögen, ſich ſeiner Erfahrungen allemal am rechten Orte zu erinnern: wie, wenn er in ſeinem Glauben wankend würde, die Stimme der Vernunft in ihm durch die Macht der Verführung, der Leidenſchaft, des Leichtſinns u. ſ. w. erſtikt würde: wird wol in ſolchen

Fällen, wo ſein Herz ihm jene Vernunftgründe verbirgt, oder ihre Stärke mindert, oder ſie ſich ganz wegräſonirt, und wo er z. B. leichtſinnig denkt, „du willſts ſchon ſo einrichten, daß dich jene Folgen nicht treffen — „hat doch der und jener auch das Laſter genoſſen, ohne unglüklich zu werden„ — wird, ſage ich, dann ſeine Vernunftüberzeugung nicht zu ſchwach werden, ihn zurükzuhalten? Wird es nicht ein Glük für ihn ſeyn, wenn ihm dann die Autorität zu Hülfe komt und den Riegel gleichſam verſchiebt: „der „liebe Gott wils einmal nicht, weil das Laſter doch im Ganzen die Menſchheit elend „macht: und du hörſt auf, ein Gegenſtand „ſeines Wohlgefallens zu ſeyn, wenn du, gegen deine vernünftige Ueberzeugung, dich „leichtſinnig den Begierden überläßt.„

O ihr wahrheitliebenden Menſchen! beherziget was wir euch hier, als im Denken geübte und mit langer Erfahrung vertrautgewordne Forſcher, mit herzlichen Wohlmeinen ſagen, und lernet endlich einmal einſehen, daß das Wohl der Menſchheit, daß Tugend und Seligkeit auf den Grundſätzen beruht, die wir euch hier vortragen. Lernet erkennen, daß, wenigſtens bei dem Unterricht und der Bildung des Volks ſchlechterdings beides verbunden werden müſſe: **Vernünftige Begriffe** und **Ueberzeugung** und — **Ausſprüche des göttlichen Worts**: und daß der Lehrer, der eins nur treibet, und das andere vernachläſſiget, das Heil der Seelen unausbleiblich in Gefahr ſezt.

Wenn ihr aber in dieſen allen mit uns einig ſeyd, ſo werdet ihr gewiß auch die vierte und lezte Bedingung einſehen, die wir fordern, wenn Autorität der Bibel mit der Volksaufklärung beſtehen ſoll. Nehmlich

d. Die Prieſter und Lehrer müſſen ſelbſt in dem **höchſt möglichen Anſehen** beim Volke erhalten werden, damit ihre Autorität allen übrigen Autoritäten, und ſelbſt der der Bibel, das nöthige Gewicht gebe. Höret uns, und urtheilet!

Zehntes Kapitel.

Volksaufklärung und Prieſterautorität.

Solte wol auch ein einziger unſerer Leſer durch den Inhalt der vorigen Kapitel nicht überzeugt worden ſeyn, daß alle Autorität, die auf das Volk wirken ſoll, von der Autorität der Lehrer und Prediger abhängt, und daß aller Volksglaube im Grunde nichts anders ſey, als Glaube an ſeine Prieſter?

Uns deucht, der Schluß iſt unumſtößlich. Wenn alle Autoritäten der alten Geſchichtszeugen, der Koncilien, der ſymboliſchen Bücher und ſelbſt der Bibel nicht vom Volke geprüft und aus eigner Ueberzeugung angenommen werden können: wenn das Volk alles, was es von dieſen Autoritäten weiß, aus dem Munde ſeiner Prieſter hat, — wenn es alle Begriffe, alle Urtheile, alle Beweiſe von Prieſtern hört, und weil es nicht ſelbſt prüfen kan, ſie den Prieſtern nachbetet: wenn es blos deswegen glaubt, daß die Bibel Gottes Wort iſt, weil man es ihm von Jugend auf ſo vorſagt: wenn es ſelbſt die

Beweiſe, die man ihm etwa davon vorſagt, ſelbſt nur nachſpricht, ohne ſie unterſuchen zu können: wenn es dieſe Beweiſe für gültig und entſcheidend hält, weil es von den Widerlegungen, Zweifeln und Schwierigkeiten (was auch gut iſt) nichts zu horen bekomt: wenn es endlich auch den Sinn der Bibel, zumal bei der jezigen Methode der Prediger, nicht ſelbſt unterſucht, ſondern ihn ſo annimt und glaubt, wie ihm ſein Prieſter denſelben angiebt; ſo — iſt aller Glaube des Volks an Autorität und Bibel im Grunde nichts als Glaube an die Prieſter.

Und nun!

Wenn einmal aller Volksglaube, ſofern er von Autorität erzeugt wird, von den Prieſtern und deren Anſehen abhängt, und — wenn dies in alle Ewigkeit auch nicht geändert werden wird und kan:

ſo

iſt für Regenten, Miniſter, Schriftſteller, und alle, welche auf das Wohl der Menſchheit Einfluß haben, nichts

wichtiger und nöthiger, als die **Autorität** der Prieſter theils — gehörig zu beſtimmen, theils — durch die rechten Mittel herzuſtellen und zu erhalten.

I. Alſo — die erſte Frage, wenn eine mit der Volksaufklärung vereinbare Autorität der Prieſter einmal ſeyn ſoll, **wie muß dieſelbe beſchaffen ſeyn?**

Der Glaube des Volks an ſeine Prieſter muß keine **blinde Ehrfurcht und Scheu** ſeyn, mit welcher der katholiſche Pöbel an ſeinen Pfaffen und Mönchen hängt, ſondern eine **gründliche Hochachtung**, verbunden mit einem gewiſſen **Vertrauen zur unfehlbaren Wahrheit und Heilſamkeit** ihrer Belehrungen und Ermahnungen.

Und **wodurch** muß nun dieſe Hochachtung, und dieſes, wenn ich ſo reden mag, mit Gewiſſensdrang verbundene Vertrauen beim Volke **bewirkt** werden!

a. Man höre und beurtheile erſt die **negativen** Beſtimmungen dieſes wichtigen Gegenſtandes.

1: Nicht ſolte jenes Anſehn bewirkt werden, durch die Tracht des Geiſtlichen. Denn ſolche Dinge machen zwar oft ſtarke Eindrüke, aber ſie wirken das nie, was ſie wirken ſollen. Sie wirken nur dunkle Vorſtellungen, und durch ſie dunkle Empfindungen, die nichts taugen. Ein gewiſſer Schauer beim Anblik, eine Furcht und Scheu, wie wenn dem gemeinen Mann eine außer- oder übermenſchliche Geſtalt begegnete, die mit der Gottheit naher verwandt wäre, als andre ehrliche Menſchenkinder! Das taugt darum nicht, weil ein aus ſolchen Täuſchungen entſtandnes Zutrauen keine Gränzen hat, und ein ſo blind geehrter Pfaffe hernach mit dem Volke machen kan, was er will, indem alle Raiſonnements, alle deutlichen Begriffe, alle Vorſtellungen der Vernunft dabei aufhören und blinde Folgſamkeit entſteht, welche das Volk in Gefahr ſezen, auf die ſcheuslichſten Irwege geleitet zu werden — wie die Geſchichte beweiſet. Darum würden wir die prächtigen Meßgewande und allen Prieſterpomp der Katholiken ſo wie die ausgezeichnete Tracht der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit ſehr widerrathen. Die runde Perüke, der ſchwarze Rok, und vollends gar die Hamburger

Mühlenradähnliche Krauſe, welches alles dem Prieſter eine auffallende und von weiten ſchon ſchaurig einhertrabende Figur giebt, ſcheinen uns durchaus unſchiklich zu ſeyn. Und wenn ja der Volkslehrer eine eigne Tracht haben ſolte, welches alsdenn am ſchiklichſten ſeyn würde, wenn alle Bedienungen des Staats durch eine Art von Uniform ſich unterſcheiden müſſen, ſo würden wir immer fragen, warum man den Prieſter lieber durch die ſchwarze Farbe auszeichnen wollte, wie wenn man die ſchwarze Seele eines Menſchen, der mit der Religion Gewerbe treibt, andeuten müſte, ſtatt ihn durch die weiſſe Farbe, als das alte Symbol der Unſchuld zu ehren.

2. Nicht — ſoll das Anſehn des Prieſters entſtehen, aus einer gezwungenen Eingezogenheit und Steifigkeit ſeiner Sitten. Denn das thut erſtlich den Schaden, daß der Prediger das Bild eines Heiligen erwekt, der der übrigen Menſchheit unerreichbar iſt, da er doch das allen erreichbare Muſter der gemeinen Menſchentugend und Anſtändigkeit ſeyn ſoll. Zweytens macht es unter dem Volke die ſchreklichſten Eindrüke, wenn ein ſolcher Heiliger ſich dann zuweilen als Menſch

zeigt oder gar einen groben Fehltritt beg
ſo daß hernach der ſo entlarvte Geiſtliche m
Leichtſinn und Laſterhaftigkeit wirkt, als
andre böſe Beiſpiele zu wirken im Sta
ſind. Der Prieſter ſollte, wie in Tracht,
in ſeinen Sitten, ſich der übrigen Menſ
heit mehr nähern. Mit Ernſt, Anſta
und Würde muſte er an allem Theil nehm
was an ſich dem Menſchen vergönt iſt.
müſte, vornehmlich auf dem Lande, an
fentlichen Orten, bei fröhlichen Auftritt
der Gemeine immer gegenwärtig ſeyn, u
ſich nicht ſcheuen zuweilen, und gleichſa
aus Gefälligkeit ein Spiel oder des etwa
mitzumachen, und blos darauf ſehen, daß
durch läppiſches Weſen, Familiariſirung, lau
ten Jubel, u. d. ſich nichts dabei vergäbe
Ueberall aber müſte er als ein heiterer
vergnügter, freundlicher Mann erſcheinen
der keine Luſt verdamt, ſondern nur wünſcht,
daß alle ſeine Gemeindsglieder mit Vernunft,
mit Mäßigkeit und mit frohem Dankgefühle
gegen Gott ſie genießen möchten.
So würde das Volk ihn zum Muſter
wählen können, ohne vor ſeiner übermenſchlichen
Heiligkeit ſich zu ſcheuen. So würde
der Prieſter verdiente Achtung beſitzen, ohne

ne ſie durch verſtelte Eingezogenheit zu erſchleichen. Und ſo würde er hernach bei ſeinen Fehlern weniger auffallen und — weniger Schaden thun.

3. Nicht — ſoll das Anſehn der Geiſtlichen entſtehen aus Furcht vor ihrem Einfluß und ihrer Gewalt. Denn das macht ſklaviſche Menſchen und erzeugt niedrige und heuchleriſche Schmeichelei und Bükerei vor Prieſtern, welche das Volk irre führt und doch im Grunde weder Liebe noch wahre Achtung gegen den Prieſter erzeugt. Der Vornehme ſcheut den Pfaffen, und der Pöbel kriecht vor ihm: und der leichtſinnige Theil aus beiden Klaſſen verlacht ſie heimlich oder haßt ſie gar. Und ſolcher ſcheu erregende Einfluß der Prieſter entſteht alsdenn, wenn im Staate des Prieſters Wort, Zeugniß, u. d. mehr gilt als das Wort und Zeugniß jedes andern ehrlichen und verſtändigen Mannes: ferner: wenn der Prieſter eine eigne und ausſchlieſſende Aufſicht über äuſſerliche Religion hat und z. B. die Leute zum Kirchen- und Abendmahlgehn auf irgend eine Art zwingen und die nicht folgſamen höhern Orts anſchwärzen kann: oder: wenn Prie-

ſter befugt ſind, Gemeindsglieder, die ih
mißfallen, auf der Kanzel oder ſonſt **an**
zapfen, ihre Gebrechen durchzuhecheln u. ſ.
ohne daß ſich der Angegriffne verantwor
darf. Alle ſolche Mittel der Geiſtlichen,
furchtbar zu machen, ſollten ihnen aus d
Händen gewunden werden: weil ſie kein w
res und nutzbares Anſehn derſelben erzeug
mögen: ſondern vielmehr dem ganzen St
de heimlich Haß und Verachtung zuziehen.

4. Nicht — ſoll das Anſehen der Lehr
entſtehen, aus Glauben an eine von G
ertheilte **höhere Kraft**, oder wie einige ſpr
chen, an eine übernatürliche Einwirkung d
h. Geiſtes, und noch weniger, an eine **Mach**
im Namen und anſtatt Gottes, Sünd
zu vergeben. Denn außerdem, daß dieſ
Glaube auf dem ſchändlichſten Irrthum ſi
gründet und alſo nie ein wahres und gründ
liches, ſondern blos erſchlichnes Anſehn wirk
ſo hat man dabei immer zu bedenken, daß ei
Anſehn durchaus nichts taugt, das meh
Furcht und Scheu, als Hochachtung, Lieb
und veſtes Zutrauen iſt. — Endlich

5. Nicht — ſoll das Anſehn der Prieſte
entſtehen, aus **geſezlicher Orthodoxie.** Den
wenn

wenn der Staat den zum Deſpotiſiren ſo geneigten Geiſtlichen ſelbſt von dieſer Seite unterſtüzt und einen befohlnen Lehrtropus einführt, welcher den Geiſtlichen berechtiget, jedem ſeiner Amtsbrüder ſowol als jedem Gemeindsgliede von der Kanzel und überal ins Geſicht zu ſagen, daß [illegible] vom Lehrtropus abweiche, daß er den reinen Glauben nicht habe, an welchen der Regent ſeine Gnade und die Ausſichten zum Glük und Verſorgung band, ſo macht dies abermals nichts als Scheu, und giebt dem Geiſtlichen Gelegenheit, Kränkungen, Bedrükungen, Verhezungen zu erregen und ſeinen Stand um deſto gehäßiger und verächtlicher zu machen.

b. Was ſoll denn nun ſonſt die Achtung und das veſte Zutrauen des Volks zu ſeinen Lehrern hervorbringen? Hier ſind die wahren Erforderniſſe. (S. oben S. 73.)

1. Einſicht und gründliche Kenntniſſe, welche dem geiſtlichen Stande angemeſſen ſind, müſſen natürlich den erſten Plaz einnehmen. Wie kan das Volk ſeinen Prieſter hochachten und zu ſeinen Belehrungen Vertrauen haben, wenn es ihn als einen rohen, unwiſſenden und ſtupiden Pfaffen betrachtet und

täglich entweder von andern hören, oder wol gar ſelbſt erfahren muß, daß er ein ſtroherner Kopf ſey? Nichts ſchändet den Prieſter mehr als Mangel an Wiſſenſchaft, und nichts macht ihn reſpektabler, als wenn er in der Gemeine vergleichungsweiſe der einſichtsvolſte Mann iſt, wenn ſein Vortrag plan, lichtvoll und gründlich, und ſein Umgang lehrreich, iſt: wenn jeder ſich in ſeinen Bedürfniſſen, für Geſundheit, für kluge Führung der Wirthſchaft, für Kindererziehung, für weiſes Verhalten bei Zwiſt und Streitigkeiten, für Zweifel über Religion, für Muthloſigkeit in Trübſalen — von ihm befriedigenden Rath und Weiſung holen kan.

2. Aber eben ſo unentbehrlich iſt — ein edler menſchenfreundlicher Karakter und ein ſolcher Lebenswandel, der mit den Belehrungen und Ermahnungen des Prieſters übereinſtimmt. Man ſehe, was wir darüber bereits S. 75 und 78 geſagt haben. Es iſt unläugbar, daß ein fehlerhafter Karakter und eine ſchlechte Aufführung der Prieſter, die gewöhnlichſten und reichhaltigſten Quellen des Unglaubens unter dem Volke ſind. Und der muß ſehr wenig unter Menſchen gelebt haben,

der es nicht ſchon tauſendmahl mit ſeinen Ohren gehört hat, daß gemeine Leute geſagt haben: „das machen die Pfaffen uns nur ſo „weiß, aber ſie glaubens ſelbſt nicht.„ Nur dann erſt kan der Geiſtliche vollen Glauben des Volks an ſeine **Lehre** erwarten, wenn er ſein eignes Herz und **Leben** mit ihr einſtimmig zeigt. Denn das iſt der einzige entſcheidende Beweis **fürs Volk**, daß der Geiſtliche das **ſelbſt glaube**, was er ſagt. Und wenn das Volk davon nicht gewiß iſt, daß ſein Prediger die Religionswahrheiten glaubt, wie kan das Volk an den Prediger glauben. — Man ſeze nur, daß einer eine neue und beſſre Pflugart einführen wollte und den Leuten die richtigſten Gründe dafür vorſagte, aber ſich derſelben dennoch ſelbſt nicht bediente, und ſehe zu, ob er Glauben finden wird!

3. Ein Haupterforderniß iſt auch **Gabe des äuſerlichen Vortrags**. Man frage nur die Erfahrung, wie verächtlich die meiſten Prediger ſind, welche ihre Vorträge in einer ekelhaften Monotonie herheulen oder herbrüllen, und auf den Kanzeln entweder ſtehen, wie Schlafmüzen oder wie Marktſchreier, —

und hingegen welche algemeine Achtung und oft bis an Anbetung gränzende Verehrung diejenigen genieſſen, welche ihre Reden mit einem äuſerlichen ſchönen und eindringenden Vortrage begleiten. Und das geht ganz natürlich zu. Denn der äuſerliche Vortrag, Ton, Aktion und Pantomime, ſind die Sprache des Herzens, ſo wie die Worte Sprache des Mundes ſind. Der Zuhörer hat kein andres Zeichen von dem Innern des Redners als, deſſen Aeuſerliches. Er kan alſo nicht anders davon überzeugt werden, daß ſein Prediger die vorgetragne Wahrheit glaube, daß er ſie liebt, daß ſeine ganze Seele von ihr erwärmt iſt, als wenn er im Ton, in den Geberden, und in den Minen des Predigers die Zeichen davon erblikt. Da theilt ſich das Feuer der Religion, die Liebe zur Wahrheit, die Wärme für Tugend, die glühende Andacht im Gebet u. ſ. w. das alles theilt ſich, wenn es ihm an dem Prediger äuſerlich ſichtbar und hörbar wird, dem Zuhörer mit. Und nun hat er Glauben an ſeinen Prediger, weil er Ihn ſelbſt für ſeine Warheit erwärmt und glühend ſah. — Warlich, wer hierin nur einige Erfahrungen gemacht hat, der wird eingeſtehen müſſen, daß eine recht volkomne äuſerliche Beredſamkeit mit einer Art von Almacht auf die Herzen des Volks wirkt und nicht nur dem Prieſter Hochachtung verſchaft ſondern auch die Menſchen faſt unwiderſtehlich hinreiſſt, an ſeine Lehren zu glauben.

4. Doch hilft das alles nichts, und es iſt dies alles auch nicht möglich — wenn die Geiſtlichen bei ihren Vorträgen nicht einer freyen Ueberzeugung folgen dürfen, ſondern durch einen öffentlich befohlnen Lehrtropus eingezwängt werden. Man urtheile unbefangen.

Wenn der Geiſtliche gezwungen iſt, durch Geſez und Strafdrohung, gewiſſe Lehrſäze vorzutragen, und gerade die und keine andre Vorſtellungs- und Ausdruksart dabei zu gebrauchen, ſo iſts nicht möglich, daß er die vorher genanten Erfoderniſſe erfülle, die ihm gründliche Achtung und Zutrauen erweken müſſen. Er kan ſich nicht in ſeinen Vorträgen als einſichtsvoller Mann zeigen. Denn wie kan Jemandes Vortrag lichtvoll, gründlich, überzeugend ſeyn, wenn er Dinge lehren muß, die er ſelbſt nicht für wahr hält? Wie kan er ſie gründlich lehren, wenn er keine befriedigende Gründe vor ſich zu ſehen glaubt! Wie kan er lichtvoll werden, wenn er die befohlnen Lehrſäze ſelbſt als Barbare und Finſterniß betrachtet! Er kan ſeine Lehren auch nicht einſtimmig mit ſeinen **Handlungen** zeigen. Denn wie kan er ſich in ſeinem Betragen ſeiner Lehre gemäß zeigen, wenn er z. B. **gegen** ſeine Ueberzeugung lehren müſte: „man muß einen Teufel glauben „und vor ihm auf beſtändiger Hut ſeyn; man „muß alle Vierteljahr beichten, wenn man „ſelig werden will: man muß ſeine Zeit möglichſt auf Gebet wenden, wenn man mit „Gott recht vereinigt werden will ꝛc.„ Wie kan er Furcht vor dem Teufel ſich merken laſſen, wie kan er alle Vierteljahr beichten, wie ſeine Zeit mit Beterei hinbringen, wenn er das alles nicht für Wahrheit hält! Oder ſoll er ein Heuchler werden? — Er kan eben ſo wenig **äuſerliche Beredſamkeit** zeigen. Denn wie mag ein Mann, in Ton, Geberden und Minen, Eifer, Wärme, Theilnehmung zu erkennen geben, bei dem Vortrage ſolcher Lehrſäze, die er entweder für Irthum hält oder denen er wenigſtens keinen Werth zuſchreibt! — Heiſt alſo, **geſezliche Orthodoxie** einführen, nicht geradehin ſo viel als entweder dem Geiſtlichen jene Mittel, die Achtung und das Zutrauen der Gemeine zu gewinnen, unmöglich machen oder, ſeinen Stand in bloße Theaterrolle verwandeln!

Und geſezt, man wolte mit dieſer Heuchelei zufrieden ſeyn, ſo würde ſie dennoch nichts fruchten. Denn der gemeine Mann muß ſchlechterdings, auch wenn der Prediger ſeine Rolle volkommen ſpielte, alles Zutrauen verlieren, wenn er weiß, daß das, was er ihm prediget, bei Strafe zu lehren anbefohlen iſt. Ich ſage, er muß es verlieren, weil er nun durchaus nicht mehr gewiß ſeyn kan, daß ſein Geiſtlicher von der Wahrheit ſelbſt überzeugt iſt, die er ihn lehrt.

Nur dann, wenn der Prediger nicht durch Geſeze gefeſſelt iſt, ſondern ſeiner freyen Ueberzeugung folgen darf, nur dann kan der gemeine Mann Glauben an ſeinen Prediger haben: welcher ganz allein darauf beruht, daß ſein Prediger ſelbſt gründlich von ſeinem Vortrage überzeugt iſt. Denn warum fordert man denn ſonſt jene gründliche Einſichten, jene Harmonie des Lebenswandels mit der Lehre, und jene Wärme des äuſerlichen Vortrages! Gewiß deswegen nur, weil durch dieſe Dinge der gemeine Mann gewiß werden ſoll, daß ſein Prediger ſeine Lehre ſelbſt glaube, ſeine Wahrheit liebe und von ihr innigſt überzeugt ſey. Nehmt dem gemeinen Mann dieſe Gewißheit, ſo iſt ſein Glaube auf ewig zerſtört. Und dieſe nehmt ihr dem Volke durch geſezliche Orthodoxie, welche unvermeidlich den Gedanken hervorbringt: „Gott „weiß, ob das alles mein Prediger glaubt: ob „er nicht blos um des Brods willen und aus „Furcht vor der Strafe, dieſe Lehren vorträgt: ob er ſie nicht vielleicht heimlich als „Thorheit verachtet und mich und ſich bedauert, daß er ſolch Gemär ſagen und ich es „anhören muß.„

5. Und nun müſſen wir noch ein fünftes Erforderniß hinzuthun, das wir für unentbehrlich, aber auch zugleich für äuſerſt ſchwer halten: — Einſtimmigkeit der Prediger in dem, was ſie dem Volke, als unentbehrlich zur Glükſeligkeit, vortragen.

Man ſage, was das Volk denken ſoll, wenn auch ſein Prediger ſichtbar der weiſeſte und tugendhafteſte Mann, der beſte Redner und der ungebundenſte Lehrer ſeiner erkanten Wahrheit iſt, und — wenn gleichwol andere eben ſo gute und weiſe Männer auf andern Kanzeln einen andern Weg zur Seligkeit lehren? Was ſoll der gemeine Mann für einen Grund haben, ſeinem Prediger zu glauben? Was ſoll den Gedanken erſtiken: „jene rechtſchafne und gelehrte Geiſtliche predigen anders als der unſere und faſt jeder anders als die übrigen — alle ſagen uns Gründe und Beweiſe — welcher unter ihnen hat nun recht? an welchen ſollen wir uns halten? Wer giebt uns die beruhigende Gewißheit, daß, wenn wir dem einen glauben und folgen, wir auf dem rechten Wege zur Wahrheit und Glükſeligkeit ſind!„

Warlich, es ſieht traurig um das Volk aus, ſo lange keine Uebereinſtimmung der Volkslehrer hervorgebracht wird. Nirgends kan wahre Aufklärung ohne dieſelbe befördert werden. Nichts anders kan, bei dem Mangel derſelben entſtehen, als blinder Glaube an einen Prieſter oder an eine gewiſſe Art von Prieſtern: mit abergläubiſcher Wegwerfung aller andern Belehrungen weiſer Menſchen und eben ſo abergläubiſcher Verachtung und Verabſcheuung aller andern Lehrer.

Und leben wir nicht noch in dieſem betrübten Falle? Hört man nicht noch an groſſen Orten auf zehn Kanzeln zehn verſchiedne Lehrbegriffe predigen? Widerſprechen einander nicht lutheriſche, reformirte, katholiſche, mennoniſtiſche, zinſendorfiſche — Lehrer ins Angeſicht? Ruft nicht jeder ſeine Lehre, als die allein ſeligmachende aus? Und hört man nicht ſelbſt unter den Sekten, z. B. unter Lutheranern, Prediger, die wieder mit andern lutheriſchen Predigern nicht übereinſtimmen? — Was hat nun das arme Volk für Gewißheit? Seine Bibel? Aber prediget nicht jeder ſeine Säze, die dem andern widerſprechen, aus der Bibel? Iſt alſo unſer Volksglaube nicht offenbar ein bloßer, blinder und durch Zufall eingewurzelter Glaube an den Prieſter, oder an die Art von Prieſtern, welche einmal ſich der Kette bemächtigt haben, an welcher ſie ihre moraliſchen Bären herumführen und tanzen laſſen? Iſts Wunder, wenn bei ſo viel Verſchiedenheit der Lehrer ein Theil des Volks ſtatt vernünftigen, tugendwirkenden und beſeligenden Glauben von blinder Anhänglichkeit an Prieſtern lebt und ein anderer Theil auf Unglauben und Zügelloſigkeit geräth und für gar keine Religion ſich mehr erwärmt fühlt.

Ganz ohnfehlbar ſahen das ſo manche weiſe Fürſten, denen das Wohl ihres Volks am Herzen lag. Ganz ohnfehlbar fühlte das einſt der gute **König** der Brennen und ſein edeldenkender **v. Wöllner.** Ganz ohnfehlbar war dies die untadelhafte Triebfeder jenes preußiſchen Religionsedikts, über welches ſo mancher Dumkopf ſo vergeblich gefrolokt und ſo mancher Witzkopf ſo unſchiklich geſpottet hat.

II. Und welches ſind nun die wahren Mittel, durch welche die bisher, ihrer Natur und ihrer Entſtehungsart nach, beſchriebene und zur Volksaufklärung ſo unentbehrliche Autorität der Geiſtlichen hervorgebracht und erhalten werden kann?

Es iſt aus dem Vorhergehenden klar, und wir dürfen es keklich als einen unbezweifelten Grundſaz vorausſezen, daß alle Autorität der Geiſtlichen **auf der Ueberzeugung** des Volks beruht, die es von der **Ueberzeugung der Geiſtlichen** hat.

Hieraus folgt unmittelbar, daß man die beiden obgedachten Erforderniſſe: Freyheit der Geiſtlichen und — Einſtimmigkeit derſelben zu vereinigen ſuchen muß. Und wie ſoll dieß unmöglich ſcheinende möglich werden? Wer ſoll es dahin bringen, daß die Geiſtlichen, denen das Streiten ſo eigen zu ſeyn ſcheint, bei dem Recht, ihrer freyen Ueberzeugung gemäß zu lehren, doch unter ſich in der öffentlichen Lehre übereinſtimmen?

Wer? Doch wol der Regent? Aber wie? — Mich deucht, die Sache iſt ſchon für jeden unbefangenen Urtheiler entſchieden. Der Regent hat (ſ. oben S. 112 u. f.) kein Recht, über die Religion der Menſchen, andere Geſeze zu geben, als Negative — und ſelbſt dieß Recht erſtrekt ſich blos auf die äuſerliche Religion, wiefern die Menſchen durch öffentliche Lehren und religiöſe Gebräuche dieſelbe ausüben. Alſo — der Regent kan, in Abſicht auf äuſerliche Religion verbieten, daß das, was dem Staate und der gemeinſchaftlichen Ruhe und Glükſeligkeit nachtheilig iſt, nicht geſchehe. Aber er kan nicht befehlen, daß die Menſchen die und die Lehren glauben oder bekennen und auf die und die beſtimte Art ihren Gott verehren.

Was müſte nun der Regent verbieten, wenn ſein im gegebnen Sinne aufgeklärtes Volk das Glük genieſſen ſollte, durch die Einſtimmigkeit der frey lehrenden Geiſtlichen in ſeinem Glauben an Religion beveſtigt zu werden? Antwort: Nichts als Streitigkeiten, Kontroverſen und Zänkereien der Prieſter! z. B.

> Wir von Gottes Gnaden ꝛc. ꝛc. wollen und befehlen zur Verhütung aller fernern Verwirrung des Volks, daß alle Prieſter aller Kirchenpartheien, in ihren öffentlichen Vorträgen alles deſſen platterdings nicht mehr Erwähnung thun ſollen, was die eine oder die andre Parthei eines religiöſen Irthums beſchuldigen könte. Sie mögen nach ihrer freyen Ueberzeugung, die Geſchichte und Lehren Jeſu vortragen: aber alle die in neuern Zeiten aufgekommenen Beſtimmungen der Theologie ſollen in den öffentlichen Vorträgen auf den Kanzeln und in den Schulen gänzlich

entfernt bleiben. Und ſelbſt bei Erklärung der h. Schrift ſollen ſich ſämtliche Lehrer an den einfachſten Sinn halten, der in den Worten liegt und alſo auch mit dem exegetiſch ſtreitigen das Volk überall verſchonen und ſich begnügen, einen vernünftigen Glauben an die einfache Lehre Jeſu zu bewirken und das Volk zur wahren Tugend und Gottſeligkeit anzuführen ꝛc. ꝛc.

Ein ſolches negatives Geſez würde eine, nicht bis auf alle Kleinigkeiten ſich erſtrekende, aber gewiß für den obigen Zwek hinreichende Einſtimmigkeit der Geiſtlichen hervorbringen, wofern man nur eine Zeitlang mit ſcharfer Aufmerkſamkeit darüber halten und an widerſpenſtigen den Uebertretungsfall ahnden wolte.

Man könte zwar gegen ſolches Geſez einwenden und fragen: wie, wenn eine Gemeinde es ausdrüklich verlangte, daß man ihr auch die ſtreitigen Religionspuncte vortragen ſolle? Allein die Antwort iſt leicht.

Erſtlich dünkt es uns ſehr zweifelhaft, ob eine Gemeinde das Recht habe, ſo etwas zu verlangen? Denn wenn wir voraus ſezen, daß Kirchen, Fonds u. d. dem Staate und ſonach dem Landesherrn gehören, ſo ſehn wir nicht ab, wie eine Gemeinde fodern könne, daß man dieſe Wohlthaten des Staats nach dem Eigenſinne der Menſchen misbrauchen ſolle. Es iſt ja genug, wenn der Landesherr ſorgt, daß die Unterthanen in der Religion hinreichenden Unterricht erlangen können. Wie können ſie mehr fodern? Wie mögen ſie berechtigt ſeyn, auſſer dem algemein nöthigen auch das entbehrliche zu verlangen, was jeder Menſch, wenn ers haben will, ſich für ſich ſelbſt verſchaffen kan? Wer den Unterthanen dieß eingeſtehen wollte, müſte ihnen auch das Recht eingeſtehen, zu fodern, daß der Landesherr ſie in der Chineſiſchen, Türkiſchen und andern Religionen unterrichten und mit allen, ihrem Glauben entgegengeſezten Irthümern aus der Kirchengeſchichte bekant machen laſſen müſte. „Ey! würde „ein vernünftiger Landesherr ſagen, wenn „ihr mehr wollt als das Nothwendige „und für alle meine Unterthanen Unentbehrliche, dafür ich bereits geſorgt habe und „dazu ich euch Kirchen und Schulen und „Fonds erhalte, ſo ſorget ihr ſelbſt dafür.

„und wendet Geld und Zeit darauf, wenn
„ihr dergleichen übrig habt. Ich kan und
„werde euch nur das geben, was alle meine
„Unterthanen als algemeine Menſchenbedürfniſſe
„fodern können. Und ich will
„Kirchen und Schulen nicht zu Kampfpläzen
„ſelbſtſüchtiger Pfaffen gemacht wiſſen. Was
„jeder auſſer der algemein faßlichen und
„zur Glükſeligkeit unentbehrlichen Religion,
„noch lernen will, mag er lernen wo's ihm
beliebt.„ — Wenn ſo ein Landesherr
ſpräche, würde er nicht recht thun?

Und geſezt, daß eine Gemeinde jenen entbehrlichen Unterricht für unentbehrlich hielte, und aus Gewiſſensdrang ihn verlangte, ſo würden wir zweitens dies Verlangen nur in ſo weit und ſo lange ihr bewilligen, als die ganze Gemeinde einſtimmig iſt. Sobald aber mehrere Gemeindsglieder vorhanden wären, welche den oder jenen ſtreitigen Lehrpunkt nicht glaubten oder nicht für Religion hielten, den der übrige Theil im öffentlichen Unterrichte mit vorgetragen haben wollte, ſo bald müſte jenes Verlangen nicht mehr bewilliget werden: weil ja alle Unterthanen an Kirchen, Schulen, Fonds u. d. gleichen Antheil haben.

Und hier erbliken wir zugleich einen neuen Grund für unſere Behauptung: daß jeder Regent jenes negative Geſetz geben und darauf halten, und daher auch die Liturgien und Kirchenagenden in allen Kirchenpartheien nach jenen Grundſätzen **gleichförmig machen ſollte**: nemlich weil **alle** Unterthanen an den zur öffentlichen Religion beſtimmten Wohlthaten des Staats, an Kirchen, Schulen u. d. **gleiche Rechte** und Anſprüche haben.

Wenn nun Unterthanen von verſchiedenen Glauben in einer Gemeine ſind, und nur eine Kirche und Schule haben, folglich gezwungen ſind, alle einerlei zu beten, zu ſingen, von der Kanzel zu hören ꝛc. ſo ſollten billig, (vermöge jener Gleichheit der Rechte) öffentliche Belehrungen, Geſangbücher, Liturgien ꝛc. ſo eingerichtet ſeyn, wie es **allen anſtändig** iſt, nicht, wie es die Kapriſe **Einzelner** erheiſchen mag.

Wollten dann ja einzelne Mitglieder, Lehrpunkte vorgetragen, oder auf ſolche Lehrpunkte Bezug habende Gebete, Kollekten u. d. als unentbehrlich für ihr Seelenheil zu hören Gelegenheit haben, ſo möchten dieſe in einigen Stunden ſich verſammlen, es ſey zu Hauſe oder in der Kirche, und dem Geiſtlichen beſonders dafür bezahlen: welcher auch recht gut ſolche eigne Lehrpunkte ihnen hiſtoriſch erklären, die eingeführten Beweiſe entwikeln, und die darauf Bezug habenden Gebete ihnen vorſagen könte, ohne ſein Gewiſſen zu verlezen.

Denn es bleibt allemal eine offenbare Tirannei, wenn man diejenigen Unterthanen und Gemeinsglieder, welche den oder jenen Lehrſaz, über den ſich die oder jene Parthei ſtreitet, nicht annehmen, **zwingen** will, in öffentlichen Verſamlungen, (in denen alle Unterthanen **gleiche** Rechte genießen und mit **einem** Geiſte ihren Gott verehren und anbeten ſollen) ſich Dinge einbleien zu laſſen, die ſie für thörichten Irthum halten oder Gebete nachzuſprechen, deren Inhalt ſie empört, oder ſich gar vom Prediger als Ungläubige und Kezer ſchelten zu laſſen.

Man unterſcheide und trenne alſo **öffentliche** Verſamlungen, Gebete, Geſänge und Belehrungen, von **Privatverſamlungen**, Gebeten, Geſängen und Belehrungen — ſo wird aller Streit geendigt, aller Religionshaß vertilgt, aller Gewiſſenszwang aufgehoben,

ben, aller Prieſterkabale vorgebeugt ſeyn und in kurzem — wird von ſelbſt ein Hirt und eine Heerde ſeyn!

Und wenn denn der Staat dieſe Quelle des Zanks unter den Prieſtern verſtopft und für ſeine Unterthanen eine Art von Einſtimmigkeit der Lehrer bewirkt, ſo darf er nur noch auch dafür ſorgen, daß gründlich denkende, tugendhafte und mit der Gabe eines guten äuſerlichen Vortrages verſehene Männer auf Schulen und Univerſitäten gebildet (S. oben S. 73 u. f. 151 u. f.) und in die Aemter geſetzt, hingegen unwiſſende, ungeſittete und zu einem guten Vortrage unfähige Menſchen zurückgewieſen werden, ſo wird er zugleich — ohne Gewiſſenszwang und eine Tiranney — wahre Aufklärung auf der einen und beruhigenden Glauben des Volks an die Autorität auf der andern Seite — bewirket haben.

Zwölftes Kapitel.

Reſultate aus der beſchriebenen Natur der Aufklärung.

Aufklärung alſo — laßt uns zugleich rekapituliren — iſt, wenn wir ſie blos relativ betrachten, eine Beſchaffenheit der menſchlichen Erkenntniſſe, welche in deutlichen Begriffen und ſelbſt gedachten und geprüften Beweiſen beſteht.

Wer bey einigen der Säze, die er für wahr hält, dieſe beiden Stüke hat, iſt in Beziehung auf dieſe Säze aufgeklärt.

Dieſe relative Aufklärung kan kein Menſch bei allen Säzen haben, die er für wahr hält: alſo kan man ſie am wenigſten vom Volke verlangen: dem es vielmehr gut iſt, wenn es in manchen Säzen keine ſolche relative Aufklärung hat, ſondern blindlings glaubt: z. E. bei Rechten, Befehlen — des Regenten.

Hingegen die abſolute Aufklärung iſt allen Menſchen möglich und heilſam. Sie erſtrekt ſich, nicht auf alles, was ein Menſch glaubt und für wahr hält, ſondern ſie hat eine beſtimmte Gränze ihrer Unentbehrlichkeit; welche in den obgedachten beiden Klaſſen der moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten enthalten iſt.

Sie beſteht in einer veſten Entſchloſſenheit und Gewohnung, Dinge, die, mit unſrer Glükſeligkeit in einer unmittelbaren Verbindung ſtehen, nicht eher für ganz ausgemacht und ſicher wahr zu halten und dadurch, als durch eine zuverläßige Wahrheit ſeine Handlungen, Wünſche, Hofnungen, Furcht, Liebe u. ſ. w. beſtimmen zu laſſen, bis man 1) deutliche und eigne Begriffe davon hat, 2) vernunftmäßige Beweiſe davon entdekt, ſelbſt durchdacht und bei mehrmals wiederholter Prüfung bewährt und 3) durch eine zuſammenſtimmende Autorität beſtätiget gefunden hat.

Wer ſich daran gewöhnt, mit veſter Entſchloſſenheit, überall, wo ſeine Glükſeligkeit konkurrirt, den Grundſaz zu befolgen: „ich muß meine Vernunft erſt hören, ehe ich glaube“ — der iſt ein aufgeklärter Menſch, — geſezt auch, daß ſeine Erkentniß noch ſo eingeſchränkt wäre und daß die ganze Summe ſeiner moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten ſich auf ein Oktavblatt ſchreiben ließe.

Wer dieſe Gewiſſenhaftigkeit beſizt, wem Wahrheit, die ſeine Glükſeligkeit (oder, beſtimt, ſeine Tugend, ſeine Ruhe, ſeine Nuzbarkeit für die Welt, ſeinen irdiſchen Wohlſtand —) entſcheidet — ſo ehrwürdig, ſo heilig iſt, daß er ihr die edelſte Kraft ſeiner Seele widmet und ſorgfältig ſeine Vernunft braucht, um nicht falſche Steine ſtatt Demanten zu bekommen, — wer ſo frey von Vorurtheil, von leichtſinnigen Glauben, von blinder Aehnlichkeit an menſchlichen Vorſpieglungen iſt — der iſt der wahre **Freigeiſt** — im edelſten Sinne des Worts — der iſt der ächte **Proteſtant** — wenn er auch nicht zur proteſtantiſchen Kirche gehört, — der iſt der ächte **Chriſt** und **Schüler Jeſu**, der ſich durch den Geiſt Jeſu hat **frei** machen laſſen, vom Geſez d. h. von allem, was dem menſchlichen Geiſte Feſſeln anlegte, die ihn hinderten, Wahrheit zu erkennen und in der Wahrheit Ruhe und Freude zu finden und durch die Wahrheit zu froher Tugend und unzerſtörbarer Glückſeligkeit geleitet zu werden — wenn er auch nicht im Schooſſe der chriſtlichen Kirche lebt, wenn er auch mitten in Aſien oder Indien vom Schöpfer ſeinen Poſten angewieſen bekam.

Wer ſich ſo nicht gewöhnt hat, in Dingen, die ſeine Seeligkeit angehen, ſelbſt zu denken und nach Licht, vernunftmäßiger Ueberzeugung und Beſtätigung derſelben durch Zuſammenſtimmung der Weiſen — wenigſtens, zu ſtreben, der iſt — wenn ſeine Erkenntniſſe auch Folianten füllen könnten — kein aufgeklärter Menſch — kein ächter Proteſtant!

Wer in ſolchen wichtigen Dingen der bloßen Autorität blindlings folgt, iſt ein Abergläubiſcher: der in der Gewalt jedes verſchmizten Schwäzers iſt und zu den raſendſten Meinungen, ſo wie zu den ſchändlichſten Handlungen verleitet werden kann.

Wer alle Autorität verachtet und ſich allein bei ſeinem Nachdenken und Unterſuchungen für untrüglich hält, iſt ein ungebildeter Vernünftler und iſt in Gefahr — ein bedauernswürdiger Zweiſler zu werden.

Und nun das Hauptreſultat! — Wenn Aufklärung 1) nicht große Denkkraft erfodert 2) nicht auf alle menſchliche Kentniſſe ſich erſtreckt, ſondern blos bei den moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten erforderlich iſt und 3) nur deutliche Begriffe und vernunftmäßige und ſelbſt gedachte Beweiſe verlangt, und dabei 4) Autorität überhaupt, ſo wie die der h. Schrift inſonderheit, nicht verwirft, ſondern vielmehr zur Beſtätigung einer vorhergegangenen eignen Ueberzeugung erheiſcht, ſo — iſt Aufklärung ein **Gemeingut** der Menſchheit, nach dem alle Menſchen ſtreben und welches **Fürſten** und **Schriftſteller** (indem jene durch phyſiſche, dieſe durch moraliſche Kraft die Welt **regieren**) über alle Menſchen verbreiten können.

Alſo iſt Volksaufklärung — **möglich** — nicht jezt, in jedem Individuo, des dümſten Indianers und — Europäers: nicht in jedem Türken- Heiden- und Chriſtenkopfe wie er gegenwärtig iſt — aber möglich, **nach und nach**, und dereinſt — ſie **algemeiner** zu machen.

Einer ſolchen Bildung iſt die ganze Menſchheit fähig: dazu können alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen gelangen, daß ſie ihre paar moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten deutlich denken, vernunftmäßige Beweiſe davon vernünftig ſich vorſtellen, die Data dazu in Natur, Geſchichte und Erfahrung finden und bemerken und — ſich durch eine eben ſo vernünftige Autorität in ihren Ueberzeugungen beveſtigen lernen.

Nun fragt ſichs alſo noch — wenns möglich iſt, iſts auch nöthig und nützlich? Und das iſts, was wir unſern Leſern noch zu beweiſen haben.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Nuzen der Aufklärung für den Menſchen.

Wenn wir es dahin bringen, daß nach und nach die Menſchen in moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten zu eignem und freien Gebrauche ihrer Vernunft gewöhnt, von Herkommen, Vorurtheilen, Aberglauben und Schwärmerei entfeſſelt werden, und ſo zu einer gewiſſen Freiheit und vermehrten Thätigkeit des Geiſtes gelangen, ſo wandeln wir die Welt in ein Paradieß. — Dieß iſt unſre Behauptung. Man prüfe ihre Gründe.

Wir wollen die Aufklärung aus drei großen Geſichtspunkten betrachten und ihre beſeligende Folgen erſtlich für den einzelnen Menſchen dann — für den Staat und — die Menſchheit in Erwägung ziehn.

A. Indem wir den aufgeklärten d. h. zum freyen Gebrauch ſeines Verſtandes gewöhnten Menſchen uns vorſtellen, ſo erblicken wir gleich ein dreifaches Verhältniß, bei welchem wir den Einfluß der Aufklärung auf ſeine Glükſeligkeit wahrnehmen können. Wir ſehen auf ſein häusliches Leben: wir bemerken ſein geſelſchaftliches Betragen: wir beobachten ſeine Moralität, oder, die Bildung und Veredlung ſeines Geiſtes.

a. Daß der Menſch durch Aufklärung in ſeinem **häuslichen Leben** gewinnen muß, fält in die Augen. Denn man darf nur den gedankenloſen Menſchen, der überall nur **ſieht und hört** und, was er von ſeinen Eltern, Herrſchaften, Lehrmeiſtern ſah und hörte, **aufs Wort glaubt** und **nachthut**, mit demjenigen vergleichen, der über alles, was man ihm ſagt, nachdenkt und von allem Grund, Urſache, Zwek und Anwendung zu erforſchen ſtrebt: ſo wird man mit Erſtaunen gewahr werden, wie ungleich die Fortſchritte beider ſind, welche ſie in Führung ihrer Wirthſchaft, in Betreibung ihrer Berufsgeſchäfte, in Erziehung ihrer Kinder u. d. thun werden. Jener wird z. B. ſeine **Kinder behandeln**, wie ſeine Eltern und ſeine Nachbarn ſie behandeln und ſeit undenklichen Zeiten behandelt hatten, das heißt, er wird mit dem Guten, was dieſe ererbte Erziehungsmethode hatte, auch alle Fehler und Verderbenhenheiten derſelben beibehalten. Dieſer hingegen, weil er über alles ſelbſt nachdenkt, mit ſelbſtdenkenden Menſchen zu rathe geht, ſeine Erfahrungen ſamlet und mit fremden Erfahrungen vergleicht, gute Bücher lieſt, und ſo unaufhörlich ſtrebt, ſeine Erkentniſſe zu berichtigen, zu erweitern und zu vervolkommen, wird das Gute der alten Methode beibehalten, die bisherigen Fehler verbeſſern und auf dieſe Art ſeinen Kindern eine weit beſſere Erziehung geben. Und ſo iſts überall. So wird der aufgeklärte Menſch in ſeinen Berufsarbeiten ungleich weiter kommen und ſie ſowol beſſer verrichten als auch mehr Vortheil davon ziehen als der Unaufgeklärte. Denn indem er z. B. als Handwerksmann nicht dabei ſtehen bleibt, was ihm vor vielen Jahren ſein Meiſter gelehrt hatte, ſondern ſelbſt nachdenkt, raffinirt und ſeine Kunſt durch Lektüre, Reiſen, Umgang mit geſchikten Leuten u. ſ. w. immer mehr zu vervollkommen, überall zu beobachten, zuzulernen und das Gelernte zu benuzen ſucht; ſo wird er vieles leichter und mit weniger Aufwand von Zeit, Geld, Materialien ꝛc. arbeiten, manches geſchikter, bequemer, geſchmakvoller machen und alles mit mehr Luſt und Freude verrichten: weil mechaniſches

Nachmachen einer eingeführten Methode das ganze Leben zur ekelhaften Einförmigkeit macht, hingegen ſtetes eignes Raffiniren und Vervolkommen, die größte Mannigfaltigkeit in die Geſchäfte bringt und vielfältige Freuden gewährt, die aus dem Gelingen neuer Verſuche und aus dem Hervorbringen ſolcher Arbeiten entſtehen, welche das Publikum mit Lob und Abgang belohnt. Hiezu komt, daß die Arbeiten des aufgeklärten Menſchen ſtets Nahrungsquelle bleiben, da hingegen die des Unaufgeklärten in ſteter Gefahr ſind gemindert zu werden. Denn man ſeze z. B. daß ein Fabrikant, der nie zum Selbſtdenken gewöhnt war, an dem Orte, wo er ſein Brod fand, oder in der Nachbarſchaft einen Nebenbuhler bekomt, welcher in ſeiner Kunſt ein denkender Mann iſt, und auf neue Muſter, Farben, Zeichnungen, Kompoſitionen u. d. raffinirt; wird es nicht leicht dahin kommen, daß jener über dieſen in Verfall geräth und zum Bettler wird: was Dieſem nie begegnen kan? — Wir haben ein Land kennen lernen, wo es uns ganz beſonders in die Augen gefallen iſt, was Mangel der Aufklärung ſchadet. Unter den Griechen ſahen wir, daß alles eigne Denken über Kunſt unbekant

bekant iſt. Wie man Tiſche, Stühle, Geſchirre, Pflüge u. d. vor mehrern hundert Jahren gemacht hat, ſo macht man ſie noch. Da reiſt kein Handwerksmann, um unter andern Menſchen zu lernen, wie er ſeine Arbeiten leichter, bequemer, nuzbarer, geſchmakvoller — machen könte. Da weiß man gar nicht, daß etwas beſſer gemacht werden könne, als man es von ſeinen Voreltern überkommen hat. Da iſt Induſtrie, Handel und Wandel, guter Geſchmak, Vermehrung der Nahrung, da iſt alles, was Vervolkomnung genennt werden mag, wie ausgeſtorben.

b. Man gehe von dem häuslichen Leben des Menſchen in ſein geſelliges. Man unterſuche, wo alle die Tugenden, die das geſellſchaftliche Leben ſo genießbar und reizvol machen, wo Toleranz, feine Sitten, Höflichkeit, gute Laune, Beſcheidenheit, Freygebigkeit, Grosmuth, Verträglichkeit — ihren Grund haben. Man frage gegenſeitig, was die Thorheiten und Laſter erzeugt, welche den Umgang mit Menſchen ſo freudenleer, meiſt laſtend, oft bitter machen? Iſt jener Stolz, jene ſchändliche Rangſucht nicht unmittelbar Folge von Mangel eignen Nachdenkens? Konte er je in eine andre Seele kommen, als die ſich gewöhnt hatte, alles was die lieben Eltern und Nachbarn für wahr, groß, wichtig und heilig anſahen, z. B. Titel, Rang ꝛc. mit unverwandtem Blike zu begaffen und mit einſeitiger Hochachtung zu verehren? Der aufgeklärte Edelmann, welcher ſich durch Uebung und Umgang an eignes Nachdenken gewöhnt hat, wird die Vorrechte ſeines Adels zu ſchäzen und am rechten Orte zu behaupten wiſſen. Der dumme Junker hingegen, der bei Adel gar nichts denkt als den Adelsbrief und die beſchmauchte Stammtafel im Vorſaale, oder der ſeiner Frau Mutter die Definition nachbetet, daß er eine angebohrne Erhabenheit über alle andre Menſchen ſey, wird ohne allen Unterſchied der Zeit, des Orts und der Geſellſchaft, ſeinen albernen Stolz ſehen laſſen und ſich ſelbſt Verachtung und Hohngelächter zuziehn. — Was iſt jene **Intoleranz**, ſo wol in Abſicht auf Religion als in Beziehung auf menſchliche Gebrechen, was iſt ſie anders als eine Folge des Mangels der Aufklärung? Was macht manchen, wenn er in eine Geſellſchaft eintritt, und einen Katholiken, einen uen Juden, oder gar etwa einen ſo genanten Atheiſten erblikt, ſo ſcheu, ſo ängſtlich? Was erfüllt ſeine Minen und ſeinen ganzen Anſtand mit dem Zeichen des Mistrauens oder wol gar des Abſcheues? Würde das möglich ſeyn, wenn er ſelbſt je über Religion nachgedacht und, was die freygebrauchte Vernunft uns ſo frühzeitig lehrt, eingeſehen hätte: daß Glaube und Meinungen in Religion gar keine entſcheidende Beſtimmungsgründe der Sitten und des Karakters ſind: daß der Menſch Menſch bleibt und allen Menſchenwerth haben kan, bei jeder Religion u. ſ. w.? — Was iſt Geiz gewöhnlich anders, als Folge von univerſeller oder doch partialer Verwilderung des Verſtandes? Iſt nicht dieſe abgöttiſche Verehrung des Geldes, dieſes beſtändige Denken an ſeine Schäze, dieſe an dem Geizigen überall ſo ſichtbare Haſtigkeit bei jeder Gelegenheit zum Gewinn oder Gefahr des Verluſtes — eine wirkliche Art von Stagnation in der Seele, welche macht, daß die Gegenſtände ſeines Geizes gar nicht mehr Gegenſtände ſeines Nachdenkens ſind, ſondern ewig rege und herrſchende Bilder ſeiner Phantaſie. Und mag ein Menſch, der von Jugend auf an freyes Denken über alles, was Einfluß auf ſeine Glükſeligkeit hat, gewöhnt iſt, einer ſolchen Stagnation der Seele, einer ſo gänzlichen Erſtorbenheit der Vernunft, je unterworfen ſeyn? Gewiß alle Krankheiten der menſchlichen Seele, die unſere trübſinnigen Moraliſten Laſter nennen, und denen ſie die Hölle zum Lohn anweiſen, ſind nichts anders als Produkte der Phantaſie oder dunkler Vorſtellungen, womit die Vernachläßigung der höhern Seelenkräfte und die Entwöhnung von frühem und fleißigen Nachdenken über alles, was mit unſrer Glükſeligkeit in Verbindung ſteht, oft hart an den Menſchen beſtraft wird. — Und dieß führet uns gerade auf unſere Hauptmaterie, nemlich zu dem Einfluſſe der Aufklärung auf die Moralität.

c. Aufklärung iſt die Grundlage aller Bildung und Vervolkommung des menſchlichen Geiſtes.

1. Sie bildet allererſt den menſchlichen Geiſt, indem ſie die edlern Kräfte der Seele in Wirkſamkeit ſezt und durch Uebung ſtärkt und erhohet. Dieß, dünkt uns, fällt in die Augen. Man betrachte nur die Menſchen, die von Jugend auf nur das,

was ſie von Eltern und Lehrern hören, oder in vorgeſchriebnen Büchern leſen, ihrer Seele einverleiben, und ſehe, welche Kraft dabei thätig iſt. Blos Phantaſie und Gedächtniß. Denn daß unter den Dingen, die ſie ſich einprägen laſſen, auch abſtrakte Kentniſſe mit vorkommen, das macht nicht, daß ihre Abſtraktionskraft geübt wird. Denn ſie abſtrahiren ja nicht ſelbſt, ſondern laſſen ſich vorabſtrahiren und behalten dann die Worte, mit welchen der Lehrer den abſtrahirten Begrif und die Art der Abſtraktion ausdrükte, mit dem Gedächtniß. So ſage man nicht, daß ſie das Vermögen Begriffe zu entwikeln und zuſammenzuſezen, oder, das Vermögen zu ſchlüßen übten, weil ſie Entwikelungen der Begriffe und Schlüſſe erlernten. Denn der Lehrer machts ihnen ſelbſt vor, giebt den Begrif, entwikelt ſeine Theile, ſezt ſie in ein Ganzes zuſammen — giebt die Schlüſſe, analyſirt ſie, ſpricht die Prämiſſen vor, nennt die Konkluſion und — der Schüler und Student merkt ſichs und ſprichts wieder ſo nach. Iſt das mehr als Gedächtniß? Man beherzige das wohl. Eine Kraft wird nicht eher geübt, als bis man ſie allein und unabhängig von Autorität an-

anfängt zu brauchen. Wer ſelbſt verſucht, Begriffe zu abſtrahiren, übt die Abſtraktion. Wer ſelbſt verſucht, Begriffe zu entwikeln, zuſammenzuſezen, mit andern Begriffen, oder mit den Konkretis zu vergleichen, der übt die Kräfte, die zu dieſen Operationen erfodert werden. Wer ſelbſt Grundſäze mit Erfahrungen vergleicht, und Reſultate findet, der übt die Kraft zu folgern — die Vernunft. Wer hingegen ſich von andern blos vordenken läßt und ſich bemüht, das zu behalten, lernt nie ſelbſt denken. Und wer ſich Abſtraktion, Analyſen und Schlüſſe vorſagen läßt und ſie wieder ſo nachſprechen lernt, lernt nie ſelbſt abſtrahiren, analyſiren und argumentiren. Folglich — wird nur durch Aufklärung, d. h. durch Gewöhnung ſeine höhern Seelenkräfte ſelbſt zu brauchen und für ſich allein, unabhängig von vorbetenden Lehrern, in Thätigkeit zu ſeyn, — der Geiſt gebildet, der Verſtand geſtärkt, die Vernunft geübt und vervollkomnet.

2. Aber Aufklärung erhöht nicht nur die Kräfte des Geiſtes und deſſen Vollkommenheit, ſondern ſie macht auch alle ſeine Kentniße erſt nuzbar. Man denke ſich einen

Menſchen, der theils durch Beſuchung der Lehrſtunden der Weiſen, theils durch Lektüre, theils durch Reiſen und Umgang, eine erſtaunende Menge Kentniſſe eingeſamlet und von Geſchichte, Kunſtſachen, Naturprodukten, menſchlichen Meinungen, Karakteren und Handlungsweiſen, Erfindungen, Beobachtungen, Erfahrungen, Litteratur ꝛc. ſo viel wüſte, daß er Folianten vollſchreiben könte, wenn ihm ſein Gedächtniß alles ablieferte, und man ſeze dabei, daß er nie gewohnt geweſen ſey, über alle die geſamleten Kentniße ſelbſt nachzudenken, ſie zu vergleichen, Reſultate daraus ſich herzuleiten, über ſie zu philoſophiren d. h. Grund, Urſache, Zwek, Verhältniſſe, Folgen — zu unterſuchen; was werden ſie ihm dann nüzen? Sie werden in ſeiner Seele das ſeyn, was die Goldſummen in den Kaſten des Geizigen ſind: ein leerer Staat, den der Unkundige bewundert, der aber den Beſizer nicht glüklicher macht. Denn was heiſt ſeine **Kentniſſe nuzen** anders, als ſie auf ſeine ökonomiſchen und moraliſchen Wahrheiten **anwenden**? Wenn ich nun das thun will, wenn ich alles, was ich in Büchern leſe, in der Natur bemerke, in der Geſchichte wahrnehme, aus

Menſchenbeobachtung lerne, dazu brauchen will, jene Wahrheiten, die meine Glükſeligkeit unmittelbar angeben, zu berichtigen, aufzuhellen, volſtändiger zu machen, ihnen immer neues Licht zu geben, immer neue Beſtätigungen derſelben zu entdeken, und meine Ueberzeugung zu beveſtigen, ſo wird ja ganz natürlich dazu erfodert, daß ich über meine Kentniſſe. ſelbſt gedacht und räſonirt habe, und daß ich jede, ſo wie ſie in meine Seele kam, prüfte, ob ſie wahr ſey, und unterſuchte, ob und welche Beziehung ſie auf jene Wahrheiten habe. Und ſo kan ja offenbar nur der aufgeklärte Mann ſeine Kentniſſe nüzen. Der Unaufgeklarte hat ſie blos. Und daher kan man ſich zwei merkwürdige Erſcheinungen in der Welt erklären welche bisher ſo vielen ein Räthſel waren.

Man wird Leute von ungeheuern Erkentnißmaſſen finden, die ſie durch Lektüre, Reiſen u. d. eingeſcheuert haben und an denen man gleichwol nicht die geringſte Wirkung davon ſpürt: die in ihren Geſprächen ſo fad, ſo troken, ſo ungenießbar, in ihren Handlungen ſo ungeſchikt, in ihren Sitten ſo ſteif und armſelig, in ihren Schriften ſo dunkel

und

und verwirrt — ſind, daß ſie oft von Leuten, die kaum den zehnten Theil ihrer Maſſe beſizen, übertroffen werden! Woher dies? Sie haben keine Aufklärung. Alle ihre Weisheit iſt mit dem Gedächtniſſe gefaßt. Sie ſteckt in der Seele, aber ſie iſt nicht Eigenthum der Seele. Sie haben alles blos gelernt, ohne das Gelernte durch eignes Nachdenken zu verarbeiten d. h. zu vergleichen, zu ordnen und mit den ökonomiſchen und moraliſchen Wahrheiten in Verbindung zu ſtellen und ſo ſich eigen zu machen. Daher komts, daß ihre Kentniſſe ohne Wirkung bleiben und daß die Seele ſie nicht gebrauchen und anwenden kan.

Eine zweite Erſcheinung iſt noch auffallender. Man wird Menſchen finden, welche ungeheure Erkentnißmaßen beſizen und für große Gelehrte gehalten werden, und die in ihren Urtheilen, Behauptungen und Handlungen ſich alle Tage widerſprechen. Wir mögen nicht gern treffende Beiſpiele anführen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob wir an Anzapfungen Wohlgefallen hätten. Wer Weltkentniß beſizt, wird ſie ſelbſt finden. Wir wollen nur ein algemeines Exempel geben ken zur bloßen Erläuterung. Ein Theologus behauptet die Säze: Gott iſt die Liebe: Gottes Liebe iſt unendlich und, wie ſein Weſen, unveränderlich. Er behauptet aber auch den Saz: Gott hat für die hienieden unausgebildet gebliebnen Menſchen eine Hölle voll endloſer Martern bereitet. Iſt hier nicht offenbar Widerſpruch? Kan ein Gott, der nie aufhört einen Menſchen zu lieben, weil er unendlich und unveränderlich liebt, dennoch aufhören einen Menſchen zu lieben, und auf ewig ihn verſtoßen? — Giebts ſolcher Inkonſequenzen nicht überal? Hört man nicht auch unter gemeinen Leuten oft die vernünftigſten Säze und wird dabei Empfindungen, Urtheile, Handlungen gewahr, die dieſen Säzen gerade entgegen ſind? — Dieſe Inkonſequenz iſt blos Folge vom Mangel der Aufklärung. Die Menſchen lernen ihre Kentniſſe, ohne ſie durch Selbſtdenken zu verarbeiten. Sie vergleichen ſie nicht mit einander, ſie unterſuchen nicht ihre Verhältniſſe gegen andre Wahrheiten, ſie bringen ſie in keine Verbindung. Alles liegt iſolirt in der Seele. Daher komts, daß da, ein aus Büchern oder von Autoritäten aufgefangner Saz liegt, der einem andern, welcher in einem andern Winkel des Gehirns zu liegen kam, gerade widerſpricht: ohne daß der Beſizer dieſer Säze den Widerſpruch fühlt.

3. Das alles wird man noch deutlicher einſehn, wenn man erwägt, daß die Aufklärung allen unſern Kentniſſen und inſonderheit jenen wichtigſten, nemlich den ökonomiſchen, moraliſchen ihr Licht ertheilt und ſie immer heller, anſchaulicher und veſter macht. Denn ein Menſch der ſich gewöhnt hat, über alles nachzudenken und jede neue Erſcheinung mit ſeinen ſchon vorhandnen Erkentniſſen zu vergleichen, der hat alle Augenblike Gelegenheit für ſie Belege, Beiſpiele, Beſtätigung u. d. aufzufinden. Ihm liefert alles, Lektüre, Menſchenumgang, Schikſale, Geſchichte — Stof, ſeine ſchon erlangten Kentniſſe bald zu berichtigen, bald lichtvoller zu machen, bald zu erweitern, bald einzuſchränken und genauer zu beſtimmen, bald ſie zu beſtätigen und ſich in ſeinem Fürwahrhalten immer mehr zu beruhigen. So leſe ich z. B. keine Geſchichte, ohne immer mein Auge dabei auf meine Moral oder auf mein Kapitel von Providenz gerichtet zu halten und alles dahin zu referiren. Da muß mir alles, bald

einen moraliſchen Satz erläutern oder beſtätigen, bald meiner Theorie über Vorſehung Probierſteine oder Belege liefern. — *)

So entſteht natürlich ſtets neues, wenigſtens intenſives Wachsthum der Erkentniß, welches beſſer iſt als das extenſive, weil mehr an guten als vielen Kentniſſen gelegen iſt. — Bei dem Nachbeter iſt ewiger Stillſtand. Er lernt immer zu, und wird doch nicht vollkommer. Seine Kentniſſe mehren ſich der Zahl nach, aber an Güte bleiben ſie zurük. Wie ſie in die Seele durch Leſen oder Hören, hineingeworfen wurden, ſo bleiben ſie, ohne je mehr Licht, Beſtimtheit, Veſtigkeit und Verbindung zu erhalten. Daher komts auch, daß

---

*) So leſe ich keine Scene menſchlichen Elends, keine Geſchichte wie die von Calas oder Patkuls Hinrichtung, ohne meine Thränen des Mitleids mit dem herzerhebenden Gedanken zu vermiſchen, daß in ſolchen Auftritten mein [illegible] mir immer ſtärker und fühlbarer wird: es muß — es muß eine Zeit kommen, wo Gott ſolche Leidende wieder entſchädiget: es muß, wenn es einen Gott giebt, eine vergeltende Ewigkeit ſeyn. — Der [illegible] auch beſchäftigt ſeine Phantaſie, und [illegible] Und kein zarter [illegible] [illegible]

daß unaufgeklärte Vielwiſſer, ſo wenig im Stande ſind, ſich deutlich, zuſammenhängend und faßlich mitzutheilen. Denn nur der, welcher einen Saz ſelbſt gedacht und durch eigne Verarbeitung ſich anſchaulich gemacht hat, wird ihn auch andern deutlich und verſtändlich machen können.

4. Und wie ruhig und freudig wird der Glaube und die Ueberzeugung des aufgeklärten Menſchen bei ſeinen moraliſchen und ökonomiſchen Wahrheiten, welcher keinem ſeiner Führer aufs Wort glaubt, welcher alles prüft und mit ſeinen Erfahrungen aus Natur und Geſchichte vergleicht, welcher täglich neue Spuren, neue Beweiſe zu ſeinen Säzen entdekt und mit ſeinen eignen Augen gleichſam ſieht, was er glaubt. Mag der wahre Ruhe bei ſeinem Glauben haben, der ſich von andern blos vorſagen läßt, was er für wahr und gut halten ſoll? der ſich auf dem Wege zur Erkentniß gleichſam die Augen verbindet und hinter Führern hertappt, die ſelbſt ſich irren konten und die — vielleicht — abſichtlich die Welt betrogen, um ſich von der betrognen Menſchheit zu mäſten? Hat der nicht mehr Ruhe bei ſeinem Glauben

z. B. an einen liebevollen Gott, der, wie dort Chriſtus ſagt, **den Vater** in der Natur täglich mit ſeinen Augen **ſieht**, und täglich neue Spuren ſeiner Liebe findet, als der, der ihn dem Ausſpruche eines Biſchofs oder einer Kirchenverſamlung glaubt?

5. Daher hat auch Aufklärung, oder, Gewöhnung, Wahrheit ſelbſt zu ſehn, zu prüfen, zu erforſchen und ihre Beſtätigungsgründe in Natur und Geſchichte aufzuſuchen, einen ſicherern und dauerhaftern **Einfluß auf Tugend und Beruhigung**. Blinder Glaube iſt zwar zuweilen auch wirkſam, aber er hat keine Sicherheit des Gegenſtandes und der Dauer. a. Wir ſind nicht gewiß, ob die Tugend, zu der er uns treibt, Tugend iſt. Denn wie, wenn z. B. ein Menſch der Autorität glaubte, Gott werde verherrlicht, wenn man ſeine Feinde vertilge, und nun das Verfolgen der Kezer für Tugend hielte! — b. Die Wirkſamkeit des blinden Glaubens hat auch keine zuverläſſige Dauer. Denn Autorität kan durch Autorität verdrängt werden, wie es z. B. bei den Bauern geſchahe, in denen der Glaube an Thomas Münſtern, den Glauben an ihre vorherigen Lehrer verdrängt

drängt hatte. — Hingegen die Wahrheit, die unſere Vernunft ſelbſt fand, hat ſtarke, ſichere und ausdaurende Wirkſamkeit: ſie giebt uns hinlänglichen Antrieb zur unverkenbar ächten Tugend und eben ſo hinreichende Tröſtungen in unſern Leiden und Bekümmerniſſen. Denn ſie hat die dazu unentbehrlichen Eigenſchaften, welche der Erkentniß des Nachbeters gänzlich fehlen. Sie hat α) deutliche Begriffe, ſtatt deren der blinde Glaube nur auswendig gelernte Formeln hat, welche Begriffe bezeichnen ſollen. Und welch ein Unterſchied. Wie ganz anders wirkt eine deutliche Vorſtellung auf meine Entſchlieſſungen oder Empfindungen. Halt die geladene Flinte auf ein Kind. — Es erſchrikt nicht, es flieht nicht. Warum? Halt ſie auf den Mann, der die Gefahr deutlich denkt und mit Augen es ſahe, welch Unglük ſie ſtiftete. Was wird geſchehen? — Sage dem Tagelöhner, das vollkommenſte Weſen iſt ein triangulum aequilaterum und aequiangulum: nim an, daß dieſer Saz noch ſo mächtige Antriebe zur Tugend enthielte: wird der Taglöhner, wenn er ihn bekent und glaubt, den Antrieb fühlen? — Sie hat β) veſte Ueberzeugung, der der Menſch nicht wi-

dererſtehn, der er keine Ausflüchte des Leicht-ins entgegen ſezen, die nichts in der Welt erſchüttern oder ängſtlich machen kan: denn ſie entſtand aus ſelbſt gedachten, wiederholt geprüften, und als unwiderſtehlich empfundenen Gründen, und ſie wird täglich veſter. Der blinde Glaube hängt von der Ehrlichkeit ſeiner Führer ab. Er entſtund nicht aus unwiderſtehlichem Gefühl, ſondern er war freie Wahl der Autorität, welche dunkle Vorſtellungen leiteten. Und er iſt vor keiner Erſchütterung ſicher, weil er unvermuthet erblikte Gegengründe ſo wenig als ſeine Wahrheit beleuchten kan. — O wie weit eifriger muß der die Wahrheit befolgen, die eigne Einſicht ihm unwiderſtehlich gewiß gemacht. Wie ganz anders muß ein Troſtgrund würken, deſſen Wahrheit uns ſelbſt einleuchtet, als der, den wir auf Treu und Glauben von andern Menſchen uns verſagen ließen.

Und hierzu komt noch ein beſonderer Grund, welcher die Aufklärung als wirkende Urſache der Tugend und Gemüthsruhe uns wichtig macht. Nemlich durch Aufklärung wird der Menſch allererſt frey und gelangt zu jener ſeligen Autexuſie, welche die Ur-

Urquelle der Tugend und der Beruhigung iſt. Wir verſtehen nemlich hier unter Freyheit, die freie Wirkſamkeit der Vernunft und deren Herrſchaft über Sinnlichkeit und Phantaſie. Je höher dieſe Wirkſamkeit ſteigt, je volkomner und uneingeſchränkter dieſe Herrſchaft wird, deſto freyer iſt der Menſch und — deſto ſicherer wird er auf der einen Seite den Weg der Tugend betreten, ohne von dunkeln Vorſtellungen, von Lockungen des Beiſpiels, von Sophiſtereien des Verführers, von Irlichtern der Phantaſie davon abgezogen zu werden, und — auf der andern Seite deſto volkommner ſeine Gemüthsruhe behaupten, weil ſeine Vernunft ihm die wahren Gründe der Beruhigung und des Troſtes vorſtellen, und die Aengſtlichkeiten, welche aus Aberglauben, Fanatismus, Religionsirthümern, altweibiſchen Erzählungen u. ſ. w. zu entſtehen pflegen und ſo manche Seele zerrütten, von ihm entfernen wird.

6. Man ſeze hinzu, daß Aufklärung auch noch dadurch den Menſchen veredelt, daß ſie ihm Liebe zu der Wahrheit und Wärme für ſie einflößt, welche die wahre Grundlage ſeiner Glükſeligkeit iſt. Man ſeze das Ge-

gentheil an Menſchen, welche ohne Aufklärung d. h. ohne Gewöhnung zum eignen Nachdenken und Wahrheitforſchen bleiben. Man ſehe Kinder und Volk. Alles Lernen iſt ihnen Ekel oder wenigſtens Laſt. Wahrheit iſt ihnen das gleichgültigſte Ding unter der Sonne. Und Liebe zur Wahrheit, Wärme für ihre Erlangung, Vermehrung, Ausbreitung, Eifer, ſie als ein Kleinod zu erhalten, und als das höchſte Gut mitzutheilen, — kennen ſie gar nicht. Hingegen der aufgeklärte Menſch, der Wahrheit ſelbſt ſuchte, durch eignes Nachdenken ſie entdekte, durch Finſterniſſe und Zweifel ſich durcharbeitete und endlich, nach mancher Mühe zur freudigen Ueberzeugung gelangen und ſie als das Kleinod ſeiner Seele veſthalten lernte, der liebt gewiß ſeine Wahrheit — gleich einer Mutter, die ihr Kind mit Schmerzen gebahr. Er hat Freude an jedem neuen Zuwachs. Es iſt ihm Vergnügen, alles was er hört, ſieht, erfährt, lieſt, oder durch Umgang erlernt, auf ſeine geſamleten ökonomiſchen und moraliſchen Kentniſſe zu beziehen, und für ſie bald Berichtigungen, bald Erweiterungen, bald Beſtätigungen zu entdeken. Er ſizt wie der Geizige unter ſeinen Schäzen, nur mit dem

Unterſchiede, daß ſeine Liebe zur erkanten Wahrheit ihn mit Eifer belebt, ſie mitzutheilen und auch andere durch ſie zu beſeligen, (welches die landesgeſezliche Orthodoxie ihm leider zu rauben ſucht) weil er ſie ſelbſt ſo beſeligend fand: denn es ſind die einzigen Reichthümer, die durch Mittheilung nicht abnehmen. — Wenn man nun überlegt, daß unſere Wahrheit das einzige Triebwerk iſt, was uns zum empfinden, wollen und handeln beſtimt, ſo kan man urtheilen, wie weit richtiger und ausdauernder ein Menſch empfinden, wollen und handeln wird, der für ſeine Wahrheit erwärmt iſt, als jener blinde Nachbeter, der ſie blos lernte, und mit dem Gedächtniſſe faßte, ohne ſie auf eine gründliche Art lieb zu gewinnen, oder dem ſie wohl gar durch die gewöhnliche Einbleuungsmethode ekelhaft gemacht wurde.

Vier.

Vierzehntes Kapitel.

Nuzen der Aufklärung für den Staat.

Man hat leider unſere Fürſten und Miniſter verſchiedentlich zu überreden geſucht, daß Aufklärung dem Staate nachtheilig werden könne, um ſie dadurch zu bewegen, mit der geſezgebenden Macht dazwiſchen zu treten und ihre Verbreitung zu hemmen.

Dieſe elenden Verräther der Menſchheit, welche um politiſcher Abſichten willen, ſolche niedrige Kunſtgriffe gebrauchen, haben bald ſich hinter falſche Begriffe von der Aufklärung verſtekt, welche wir oben bereits aufgeſtelt haben, bald haben ſie ſcheinbare Folgen der Aufklärung hervorgeſucht und mit betrügeriſchen Farben zu ſchildern geſtrebt.

Wer unter Aufklärung nichts als Gewöhnung des Menſchen zum freien und eignen Gebrauche ſeiner Vernunft in Oekonomiſchen und moraliſchen Wahrheiten verſteht, wird gar bald einſehen, daß ſie dem Staate nie ſchädlich werden kan, und daß ſie ihm im Gegentheil die wichtigſten Vortheile gewährt.

1. Iſt es nicht ſchon der Ehre des Staats angemeſſen, wenn die Unterthanen aufgeklärte Menſchen ſind? Oder iſts einem Fürſten mehr Ehre, dumme und ſclaviſche Menſchen zu regieren, die ihre Vernunft nicht brauchen, die ſich durch Vorurtheile, Täuſchungen der Phantaſie und Fanatismus blindlings leiten und wie die Bären an der Kette führen laſſen, als vernünftige und denkende Menſchen?

2. Und wird der Regent aufgeklärte Unterthanen nicht weit ſicherer und leichter regieren? Man unterſuche nur unbefangen. Dummheit, Barbarei, Fanatismus — waren ſonſt freilich Mittel, ein Volk unter die Geſeze zu beugen und im Gehorſam zu erhalten. Aber erſtlich welch ein ſchändliches und niederträchtiges Mittel war dieß? Zweitens, wie duldbar war es nur in den Zeiten der rohen Menſchheit, wo die Staaten noch

keine

eine andere Sicherheit hatten! und wie ganz unnöthig und folglich ohne alle Entſchuldigung ſt es jezt, wo der Staat durch ſtehende Kriegsheere geſichert iſt, und wo ein Staat den andern gegen rebelliſche Unterthanen ſchüzt! Drittens ſage man! was gabs dem Staate für Sicherheit und worauf gründete ſie ſich? Und die Geſchichte wird antworten, daß Barbarei und Fanatiſmus von je her die Geburt der Pfafferei war, und daß alſo Fürſten jene Ungeheuer nicht anders zu Sicherung ihrer Herrſchaft nuzen konten, als wenn ſie das noch gröſſere Ungeheuer der Hierarchie nährten und — man merke wol! — ſich halb ſelbſt zu Sklaven dieſes Ungeheuers machten, wofern ſie nicht fürchten wolten, durch eben das Mittel vom Throne geſtoßen zu werden, durch welches ſie demſelben Beſtigkeit zu geben gedachten. Mag ein vernünftiger Regent bei dieſen Betrachtungen noch Bedenken tragen, jenes ſchändliche Mittel zu verabſchieden und die Aufklärung an ſeine Stelle zu ſezen, welche weit ſicherer ſeinen Zweck befördert? Der aufgeklärte Unterthan iſt ja offenbar darum ſicherer und leichter zu regieren, weil er aus eigner Ue-

berzeugung den Geſezen folgt. Und iſt ein Gehorſam aus eigner und freier und folglich unzerſtörbarer Ueberzeugung nicht ſicherer, als ein Gehorſam, den blinder Glaube an Autorität gebahr, und der durch eben dieſe oder eine andere Autorität wieder vernichtet werden kan? Man disjungire nur. Entweder der aufgeklärte Unterthan ſieht den Nuzen der Geſeze ein, und — ſo folgt er ihnen **aus Ueberzeugung.** Oder die Geſeze erſcheinen ſeiner Vernunft als ſchlecht, ſo wird ihn eben dieſe Vernunft, die ihn über Geſeze räſoniren lehrte, auch über Regentenrechte belehren und ihm ſagen, daß es theils ſchändlich, theils thöricht, theils unmöglich iſt, dieſe Regentenrechte zu verlezen, auch, wenn ſie gemisbraucht werden, und ſo wird er ebenfals **aus Ueberzeugung** gehorchen. — Und man ſage nicht, daß die Ueberzeugung von der Tadelhaftigkeit der Geſeze, die Ueberzeugung von der unverlezlichen Heiligkeit der Regentenrechte überwiegen und Rebellion entſtehen könte, an welcher doch hernach die Aufklärung ſchuld wäre. Denn erſtlich hat man ja ſchon wegen der ſtehenden Armeen und wegen der Verbindung der Staaten heutzutage

von

on Rebellionen nichts zu beſorgen: es ſey
enn, daß ein Regent es zu toll machte und
e Unterthanen durch deſpotiſche Schin-
erei zur Verzweiflung brächte — wo
es ja auch wol werth wäre, ſeine
Regentenrechte zu verlieren. Und zwei-
ens iſts klar

3. Daß aufgeklärte Unterthanen zu Re-
ellionen an ſich ſelbſt unfähig ſind. Denn
u Rebellion kan ſich ein Menſch nie entſchlieſ-
en, als im Sturme einer Leidenſchaft und
urch den plözlichen Stoß eines Geſchreis
er Aufwiegler. Und wenn wir die Geſchich-
e fragen, mit Ausnahme der Fälle, wo
ie Fürſten ſelbſt durch übermenſchliche Ti-
annei es erzwangen, ſo werden wir immer
inden, daß ohne Pfaffen und deren Einfluß
ein Staat je ſolch Unglük erlebt hat. Und
das iſt unter aufgeklärten Unterthanen nicht
nehr möglich. Denn der aufgeklärte Menſch
hat ſich zu kalter Unterſuchung und ruhi-
ger Ueberlegung gewöhnt, und achtet nicht
mehr auf die aufwiegelnde Stimme der Geiſt-
lichen. Und wer auf der einen Seite von
Autorität nicht mehr beſtimt werden kan und

auf der andern ſelbſt nachdenkt, was Rebellion iſt, was für Gefahr ſie den Rebellen zuzieht, was für traurige Folgen ſie für das Land, für das Leben, für die Güter, für die Ehre, für die Ruhe der Unterthanen hat, — ich ſage, wer ſich erſt Zeit nimt, das alles zu überlegen, (und das iſt doch die unmittelbare Folge von Aufklärung,) der wird gewiß nie rebelliren. Hierzu komt ja, daß Aufklärung die Herzen überhaupt weicher und ſanfter, die Sitten milder, die Leidenſchaften gemäßigter macht und daß folglich auch darum von aufgeklärten Unterthanen ſolche Scenen der Wuth und Raſerei nie zu beſorgen ſind.

4. Man erwäge ferner, daß Aufklärung, wie wir eben bewieſen haben, die Seele des Menſchen vervolkomnet, die Karakter bildet, und einen gewiſſen Adel des Geiſtes erzeugt — daß ſie unmittelbar auf Tugend wirkt und das Laſter vermindert, — ſo wird man ſehen daß ſie dem Staate auch dadurch zuträglich werden muß, daß ſie im Ganzen **eine größere Summe von Tugend** (Fleiß, Arbeitſamkeit, Wohlthätigkeit) ins Land bringt und

die

ie Stimme des Böſen herabſezt. Man ge zu den obigen Beweiſen nur dieſen noch: daß ja alle Leidenſchaften, Laſter und Fehltritte der Menſchen nichts anders als Verrrungen des Verſtandes ſind: daß alſo, mehr die Menſchen aufgeklärt werden d. h. ihre Vernunft brauchen und richtiger denken lernen, auch deſto weniger Leidenſchaften, Laſter und Fehltritte unter den Menſchen ſeyn werden. Oder zweifelt man etwa an der angezeigten Quelle des Böſen? Ich dächte, dis wäre einem vernünftigen Menſchen, der nur einiger Beobachtung fähig iſt, gar nicht möglich. Denn man darf ja nur auf ſich ſelbſt acht haben, wie einem iſt oder war, da man in Leidenſchaft gerieth oder einen Fehltritt begieng: ſo wird man den Augenblik ſehen, daß der Grund im Verſtande lag d. h. daß die Urſache dieſe war, weil man im Augenblike der Leidenſchaft oder des Fehltritts, entweder gar nicht dachte, überlegte, die Vernunft zu rathe zog, oder, weil man nicht alles überlegte, was dabei zu überlegen war, oder weil man ſich manches falſch, unrichtig, einſeitig vorſtellte. Und dieſe Entſtehungsart beſtätigen wir ja täglich ſelbſt.

wenn wir, ſo oft wir in Leidenſchaft gerathen waren, oder unrecht gehandelt hatten, zu oder von uns ſelbſt ſagen: „das hab ich „nicht gedacht, daß es ſo kommen werde: „oder, hätte ich das, das, das gewußt, be„dacht, mehr überlegt, ſo würde ich — „anders gehandelt haben.“ Und ſo iſts ja klar und augenſcheinlich, daß der aufgeklärte Menſch, weil er ſeine Vernunft mehr braucht und überlegt, vergleichungsweiſe richtiger handeln, und ſeltner Fehltritte begehen wird: als der unaufgeklärte, der ſeiner Vorſtellungen und Einſichten ſelbſt nicht mächtig iſt, weil er ſie nie durch eignes Nachdenken verarbeitet und — ſich dadurch in den Stand geſezt hat, ſie da, wo er ſie braucht, anzuwenden und zum Hülfsmittel freyer Ueberlegung zu machen. Und ſollte der Staat ſich, bei Unterthanen, unter denen vergleichungsweiſe weniger Leidenſchaften und Laſter ſind, nicht beſſer befinden? Freilich — Strafgelder, Gerichtsſporteln dürften dadurch weniger werden aber — doch ich ſchäme mich zu antworten.

5. Daß endlich Aufklärung auch die Induſtrie vermehrt, Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften vervolkommet und alles, was Kentniß oder Geſchiklichkeit heißt, in ein ſtets ſteigendes Wachsthum verſezt und daß folglich Aufklärung auch von dieſer Seite dem Staate erſprießlich ſey, iſt im vorigen Kapitel (A, a.) hinlänglich klar gemacht worden.

Fünf-

Funfzehntes Kapitel.

Nuzen der Aufklärung für die Menſchheit.

Was die Menſchheit im Ganzen genommen durch Aufklärung gewinnen muß, ſcheint für die Leſer der vorigen Kapitel eine überflüſſige Frage zu ſeyn. Wir wollen indeſſen unſere Leſer noch auf einige beſondere Betrachtungen aufmerkſam machen, um ihren Ueberzeugungen Reife und Veſtigkeit zu ertheilen.

Man beherzige folgende vier Wirkungen der Aufklärung: und ſehe dann, ob ein unverdorbnes Menſchenherz ſich des Wunſches erwehren mag, daß Aufklärung in der Welt algemein werden möge.

I. Aufklärung iſt die Mutter der Menſchenliebe, die ſie allein, als ihre göttliche Frucht, erzeugt, ernährt, und zulezt zur Beherrſcherinn des Erdbodens erhebt: derjenigen Menſchenliebe, welche der wohlthätige Stifter des Chriſtenthums über alle Opfer und allen Gottesdienſt weit hinwegſezte, und als einzige Tugend, als einzige Gottesverehrung, als einzige wahre Quelle aller Seligkeit anprieß: derjenigen Menſchenliebe, welche alle Blutgerichte zerſtört, und Tirannei, Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit von der Erde verbannt: derjenigen Menſchenliebe, welche das Band der Eintracht unter den Menſchen, das Triebwerk der ſchönſten Handlungen und die reinſte Quelle der Arbeitſamkeit, der Wohlthätigkeit, der Ehrlichkeit, der Sanftmuth, der Gewiſſenhaftigkeit iſt: derjenigen Menſchenliebe endlich, welche die Menſchen lehret, in gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit für gemeinſchaftliche Glükſeligkeit, glüklich ſeyn: welche jedem Menſchen es zum höchſten Ziele ſeines Lebens macht, mit gottähnlicher Geſinnung allen Menſchen ſo viel Freude zu machen, als er ihnen machen kan, und alle vermeidliche Leiden ihnen zu erſparen: und welche eben dadurch die Zahl der Uebel des menſchlichen Lebens mindert, die Menge ſeiner Freuden mehret, und die Erde in ein Paradies verwandelt. Man prüfe meine Beweiſe.

Ich ſage, **nur** durch eine algemeine Aufklärung kan der Geiſt der Menſchenliebe unter der Menſchheit algemein werden. Denn

A.

A. Durch Aufklärung wird die Menſchenliebe **unmittelbar** erzeugt und hervorgebracht: indem ſie den Menſchen an den eignen und freien Gebrauch der Vernunft gewöhnt, und Natur, Geſchichte und Erfahrung, als die einzigen ſichern Quellen der Weisheit ihm anweiſet. Dadurch eröfnet ſie ihm zwei Quellen auf einmal, aus denen Menſchenliebe entſpringt und in ſein Herz ſich ergießt.

1. Denn erſtlich wird bei dem Gebrauche dieſer Quellen das menſchliche Herz ſeiner eignen Naturgefühle wieder mächtig, welche Aberglaube und Fanatismus erſtikt oder doch niedergedrükt hatte. Denn im Menſchen keimt die Tugend von ſelbſt. Liebe iſt die erſte Stimme ſeiner Natur. Freudengefühle beim Anblik fröhlicher Menſchen und Mitleid beim Anblik leidender Mitgeſchöpfe iſt ihm angeboren. Und nur der Geiſt politiſcher Religionen, die Prieſter erfanden und Völkerherrſcher benuzten, konte dieſe ſo ſchön geſchafne Menſchennatur verderben und die Liebe unter der Menſchheit erkalten laſſen. Wenn alſo der aufgeklärte Menſch von Wahnglauben entfeſſelt wird, und ſeine natürlichen Gefühle, wie ſeine Vernunft in Freiheit

ſezt, ſo wird die Liebe, als das erſte, reaſte und feurigſte ſeiner Gefühle von ſelbſt ſich ergießen und alle ſeine Grundſäze und Handlungen beleben.

2. Und was anfangs nur aufgewektes Naturgefühl war, wird, bei dem Gebrauche jener Erkentnisquellen, bald auch, durch **Einſicht und gründliche Ueberzeugung**, in der Seele habituel werden und ſich zur **herrſchenden Triebfeder** aller menſchlichen Thätigkeiten empor ſchwingen. Denn bei jener Erkentnißquelle lernt der Menſch alle Taze, die Natur der Liebe immer mehr kennen, ihre Beweggründe empfinden, ihren unendlichen Werth ſchäzen, und von ihrem entſcheidenden Einfluſſe auf Glükſeligkeit unbewegbar ſich überzeugen. Er hört in der **Natur** nichts, als den Ton der Liebe. Ueberall erblikt er, in der lebendigen und lebloſen Schöpfung, Liebe, als das Triebwerk der Natur. Alles lebt und webt für einander. Alles wächſt, reift, vervollkomnet ſich, um ſich genießbar zu machen. Die Pflanze begattet ſich und ſchießt auf: der Vogel niſtet: die Biene baut: das Thier hekt und arbeitet — alles von Liebe getrieben

und Liebe erzielend. So iſt in der ganzen Natur kein Weſen, das den Zug der Liebe nicht fühlt, das nicht für andre Weſen lebt und thätig iſt: ſo wie Gott es für ſeine Geſchöpfe iſt, für deren jedes er tauſend Genuß, tauſend Freuden bereitete, und überall ſeine Vaterliebe ſichtbar machte. — Er lernt in der Geſchichte nichts als Liebe. Denn dieſe macht es ihm augenſcheinlich, daß wo Liebe die Menſchen leitete, Eintracht, Freude und Wohlſtand war: und daß im Gegentheil alles menſchliche Elend, was die Jahrbücher der Menſchheit aufgezeichnet haben, Empörungen, Inquiſitionen, Bluthochzeiten, Tiranneien und der Fürſten unnüze Kriege, Schurkereien der Richter, Betrügereien der Sachwalter, verderbliche Proceſſe, blos und allein der aus der Menſchheit verſcheuchten Liebe ihren Urſprung zu verdanken haben. — Er lernt endlich aus eigner Erfahrung — daß mittheilende und theilnehmende Liebe, des Menſchen ſchönſte, reinſte, dauerhafteſte und gottähnlichſte Freude iſt: daß die Liebe alle Geſchäfte und Laſten des Lebens erleichtert: daß Liebe die Hinderniſſe der Glükſeligkeit, Neid, Misgunſt, Unverſöhnlichkeit, Schadenfreude ꝛc. vernichtet:

daß Liebe alle Menſchenherzen gewinnt und, durch erzeugte Gegenliebe, uns die froheſten Stunden des Lebens bereitet: ja daß unter dem Monde wenig Seufzer mehr gehört werden würden, wenn die Menſchen nur ſo viel Liebe gegen einander fühlen lernten, daß ſie all das Gute einander erzeigten, was ſie ohne allen Schaden und Laſt einander erzeigen können und die Leiden einander erſparten, von welchen ſie ſelbſt weder Vortheil noch Vergnügen zu hoffen haben.

3. Und wenn ſo der aufgeklärte Menſch mit der Liebe als der Urquelle aller Seligkeit vertraut wird, ſo komt endlich noch die reinere Gotteskentniß dazu, welche die Aufklärung ihm verſchaft, und bringt die Frucht der Natur, durch Religion zur Reife. Denn wenn der aufgeklärte Menſch, abgezogen von der verdächtigen Quelle der Autorität, erſt ſeine Vernunft fragen und in der Natur ſich von ſeinem Schöpfer belehren läßt, ſo kan ihm kein anderer Gott erkennbar werden, als der, den Chriſtus als den alliebenden Vater uns lehrte, welcher im Beſeligen ſeiner Geſchöpfe ſeine eigne Seligkeit findet. Und ſobald er zu dieſer reinen Gotteskent-

niß gelangt, ſo wird es ihm unwiderſtehlich wahr, daß Liebe das Ebenbild Gottes, folglich die höchſte Vollkommenheit des Menſchen, die einzige ächte Tugend, die einzige Gottesverehrung iſt, die ihm zum Wolgefallen des Schöpfers verhilft: und ſo — wird Liebe — der Mittelpunkt ſeiner Moral und das höchſte Prinzip ſeiner praktiſchen Religion werden.

B. Wie nun Aufklärung allein — Liebe erzeugt, ſo **verſtopft ſie auch alle Quellen des Menſchenhaſſes** und der Liebloſigkeit. — Wir wollen nur die vornehmſten derſelben hier anführen.

1. Die erſte iſt **Dumheit und Barbarei.** Das lehrt die Geſchichte der Menſchheit. Je roher, unwiſſender, dümmer ein Volk iſt, deſto mehr Hartherzigkeit und Grauſamkeit wird man an ihm gewahr werden. Und die tägliche Erfahrung beſtätigts, daß die dummen Menſchen, zumal wenn Bigotterie ſich mit Dumheit paart, gewöhnlich auch tückiſch und boshaft ſind. Wenn alſo Aufklärung den Geiſt des Menſchen aufhellt und die Vernunft anbaut, ſo gilt von ihr

was die Alten ſagten: emollit mores, nec ſinit eſſe feros: ſie erweicht das Herz, mildert die Leidenſchaften, und macht es dem Menſchen unmöglich wüthend und grauſam zu ſeyn.

2. Eine zweyte Quelle der Liebloſigkeit iſt ſteiſe Ergebenheit gegen die angeborne Sekte. Denn auch dies lehrt Geſchichte und Erfahrung, daß ein Menſch, welcher der Kirchenkommun, in der er geboren und erzogen war, blindlings anhängt und ſchlechterdings für die ausſchließende Wahrheit aller ihrer Lehrſätze entſchieden hat, gewöhnlich folgende Verirrungen begeht: a. daß er die Menſchen, die ſeinen Glauben nicht haben, für minder gottgefällig (oft auch für ewig verdammt) und folglich ſeiner Liebe für minder würdig hält: b. daß er ſelbſt mehr auf ſeinen Glauben rechnet, als auf ſein Herz, und ſeine Handlungen und daß er folglich Tugend und Menſchenliebe weniger achtet, weil er allen ſeinen Werth vor Gott ſchon durch ſeinen Glauben für entſchieden hält: c. daß er an äußerlicher Religion hängt, und in Faſten, Beten, Beichten u. d. ſolche wichtige Gegenſtände ſeines frommen Strebens er-

blickt

blikt, daß er den Werth der Liebe aus den Augen verliert. — Dieſe unſeligen Urſachen von der Erkaltung der Liebe unter den Menſchen fallen durch Aufklärung gänzlich weg. Der aufgeklärte Menſch ehrt ſeine Kirche, in deren Schoße er einmal lebt, aber es fällt ihm nicht ein, ihre Lehrſäze blindlings zu glauben, noch vielweniger in dieſem Glauben, oder in äuſerlicher Religion ſeinen Werth vor Gott und das ausſchließende Mittel zur menſchlichen Glükſeligkeit zu finden. Er betrachtet alle äuſerliche Religion als etwas zufälliges und alle Lehrformen als etwas wilkührliches. Er handelt nach dem Rath des Apoſtels: prüfet alles und das Beſte behaltet. Und er hütet ſich nach der Lehre eben dieſes großen Mannes, ſorgfältig für der Thorheit derer, die ſich Keſiſch, Pauliſch, Apolliſch nanten, weil er weiß, daß in jedem Volk, und in jeder Sekte, wer Gott fürchtet und recht thut, Gott angenehm iſt.

II. Und eben dieß führet uns unmittelbar auf eine neue Frucht der Aufklärung, welche das algemeine Wol der Menſchheit begründet, ich meine die Toleranz. Denn der aufgeklärte Selbſtdenker läßt natürlich jedem Menſchen das Recht, auf das er ſelbſt ſo ſtolz iſt, und bei welchem er ſo glüklich ſich fühlt, das Recht, ſelbſt und frey zu denken und zu urtheilen und folglich auch in Vorſtellungen und Urtheilen von ihm abzuweichen. Er duldet alſo alle Meinungen, Lehrformen und Religionen der Menſchen. Und er ſchäzt jeden nur nach ſeiner Tugend, nach ſeiner Nuzbarkeit für die Welt, nie — nach ſeinem Glauben. Der blinde Glaube nur, der die Vernunft verleugnet, hält allein ſeinen Gott für den wahren, und ſeine Religion für beſeligend. Er haßt, oder, ſcheut wenigſtens alle, die einen andern Gott d. h. andere Vorſtellungen von Gott und Religion hegen. Er verlangt für ſeine Autorität (Bibel, Talmud, Koran) von jedem die Achtung, die er ihr ſelbſt erzeigt. Er zündet Scheiterhaufen für Andersgläubende an, ſo bald er bürgerliche Gewalt dazu in die Hände bekomt. Er iſt wenigſtens zu keiner herzlichen und unpartheiiſchen Liebe, gegen die ſeiner Meinung nach Irrenden, fähig. — O welch ein Segen iſt Aufklärung für die Menſchheit!

III. Man erwäge dabei nun drittens, daß Aufklärung die ganze Summe der menſchlichen Glükſeligkeit mehr als verdoppeln würde, wenn ſie je allgemein werden ſollte. — Wir wollen zu dieſer großen Wahrheit den Beweis blos vorzeichnen, weil ſeine völlige Ausführung der Raum dieſer Blätter nicht verſtattet. Wir ſchlüßen ſo: Alles Leben und alles Wohlſeyn der Weſen beruht auf Thätigkeit. Jemehr ein Ding Kräfte hat und jemehr alle Kräfte des Dinges in einer harmoniſchen Wirkſamkeit ſind, deſto mehr Leben und Seligkeit genießt es. Nun aber wird durch Aufklärung mehr als die große Hälfte der Menſchenkräfte in Wirkſamkeit geſezt, welche Barbarei, Aberglaube und Fanatiſmus ertödtet hatte. Denn dieſe Ungeheuer verzehrten nicht nur die Empfindungskräfte — der Liebe: ſondern ſie erſtikten auch die Denkkräfte der Menſchen. Sie zwangen ihn, ſich alles Nachdenkens, Räſonnirens, Urtheilens, Folgerns zu enthalten. Sie hießen die Vernunft ſchweigen, und ließen der Seele keine Kraft übrig als Phantaſie und Gedächtniß. — Wahrlich, wer das durchzudenken im Stande iſt, — wer das einſehen kan, wie auf der

Menge und Wirkſamkeit der Kräfte die Summe der Glükſeligkeit beruht, für jedes einzelne Weſen ſo wol als für die ganze Schöpfung: der wird mit uns ſagen, daß ein Feind der Aufklärung, der gefährlichſte Feind der Menſchheit iſt, und daß im Gegentheil die Beförderer der Aufklärung die eigentlichen Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts ſind.

IV. Und nun noch ein einziger Gedanke! — Aufklärung erzeugt und ernährt einen freien muthigen Geiſt unter der Menſchheit, welcher allein im Stande iſt, jenen groben Deſpotismus und alle die von ihm hervorgebrachten Tiranneien, und Unmenſchlichkeiten, welche in den Zeiten der Barbarei von Fürſten, Miniſtern und Pfaffen verübt worden ſind — unmöglich zu machen. Wir wollen auch hier die Beweiſe nur anwinken. — Erſtlich wird durch Aufklärung, wo ſie in einem Lande begonnen hat, wenn ich ſo reden mag, eine gewiſſe algemeine Anſtekung bewirkt, welche macht, daß auch die Menſchen, die wirklich noch nicht aufgeklärt ſind, (weil von allen Seiten der freie und beherzte Ton der Aufklärung auf ſie eindringt und auf ſie anſchlägt), an den erſten

Früchten der Aufklärung theilnehmen, das heiſt, wenn wir es recht kurz ſagen ſollen — daß ſie menſchlicher werden. — Zweitens entſteht aus der Aufklärung eine überall ſich verbreitende Menge von lauten Urtheilen der Weiſen und eine gewiſſe Publicität der menſchlichen Handlungen vom Throne bis zur Hütte, daß ſelbſt die Großen ſcheu werden und laute Schande fürchten müſſen, wenn ſie auffallende Tiranneien und Unmenſchlichkeiten begehen wollten. Und dazu komt drittens die göttlichſte Frucht der Aufklärung — die Preßfreiheit, welche den Schurken auf dem Throne ſo gut wie den Schurken mit der Weihe in Zaum hält.

O Menſchen! wer will nun noch unter euch auftreten und fragen: ob Aufklärung der Menſchheit zu wünſchen ſey? Müßte man bei dieſen Betrachtungen nicht vielmehr fragen: ob es wohl ein höheres Gut der Menſchheit, einen heiligern Zwek des Strebens des menſchlichen Geiſtes und einen erhabenern Gegenſtand der Vorſorge aller guten Regenten gebe, als — Aufklärung!

Zweiter Theil.

Von
den Beförderungsmitteln der Aufklärung.

Sechzehntes Kapitel.

Von den Beförderungsmitteln der Aufklärung überhaupt.

Wir hatten uns vorgenommen, auch dieſe Materie möglichſt zu erſchöpfen und vornehmlich über die drey Fragen uns auszubreiten.

1. Was **darf** der **Staat** oder der Fürſt für Aufklärung thun, wenn er ſeine Regentenrechte nicht überſchreiten will, und was **muß** er thun, wenn er nicht ſeinen Zwek verfehlen will? Und hier wolten wir zeigen, daß, da der Staat oder der Fürſt gar keine poſitiven Rechte über Glauben und Religion der Unterthanen hat, er Aufklärung geradezu und mit Anwendung **phyſiſcher** Kräfte durchaus nicht befördern dürfe, ſondern vielmehr die dümſte Religion neben der klügſten dulden und den Bekennern beider gleiche Rechte im Staat geben müſſe. Und nachdem wir davon Beweiſe aus dem Recht der Natur und Beſtätigungen

aus der Geſchichte angegeben, auch Schaden und Nuzen von beiden Seiten abgewogen hätten, wollten wir diejenigen moraliſchen Kräfte anzeigen, beſchreiben, und ihren Werth ſo wie ihre Wirkſamkeit darthun, welche der Regent zur Beförderung der Aufklärung anzuwenden ſchuldig iſt: — a) Sorge für gute Erziehung der Jugend, und beſonders für rechte Lehrmethode, bei welcher die Kinder zum eignen Nachdenken angeleitet und von blinden Glauben und Nachbeten abgezogen werden. — b) Sorge für einen vernünftigen Volksunterricht auf den Kanzeln, bei welchen die erſten und ſicherſten Quellen der menſchlichen Erkentniß, Natur und Geſchichte, mehr benuzt werden müſſen, als bisher: — c) Aufhebung aller ausſchließenden Rechte einzelner Kirchen: — d) Verbietung aller Vorträge auf den Kanzeln, über Gegenſtände, die unter den Kirchen des Landes ſtreitig ſind: und Verweiſung aller den Kirchen eigenthümlichen Lehren und Gebräuche in den Privatgottesdienſt: — e) Entfernung aller geſezlichen Orthodoxie: — f) Völlige Freimachung aller Wege der Wahrheit, inſonderheit: eine vollkomne Preßfreyheit, wie ſie in der berühmten Schrift: über Preßfreyheit und deren Gränzen, Züllichau — beſchrieben worden iſt.

2. Was darf und ſoll der Kosmopolit und der Schriftſteller thun, um Aufklärung zu befördern? — Regeln für geſellſchaftliche Unterredungen — Geſeze für Schriftſteller — bei denen Toleranz auf der einen und gewiſſenhafte Freimüthigkeit auf der andern Seite nicht verlezt wird: auch Unterſuchung der Frage: iſt Reden und Schreiben zu Gunſten der Aufklärung hinreichend, Aufklärung nach und nach unter der Menſchheit gemein zu machen? welche wir bejahen würden unter der Bedingung, daß völlige Freiheit geſtattet würde und keine geſezgebende Macht und keine geheimen Geſellſchaften entgegen wirkten: endlich die Frage: was dann rathſam ſey, wenn ſolche Gegenwirkungen einträten?

3. Was iſt von geheimen Geſellſchaften zu halten, deren Zwek Beförderung der Aufklärung wäre?

Das alles auszuführen, war unſer Vorſaz. Allein, da der erſte Theil ſchon länger ausgefallen iſt, als wir vermuthet hatten, und wir den geſezten Pränumerationspreis nicht gern ſteigern wolten, ſo haben wir uns entſchloſſen, blos bei der lezten Frage ſtehn zu bleiben und die erſtern auf eine andre Zeit, vielleicht zu einem zweiten Theil oder Nachtrag zu dieſem Buche, zu verſparen.

Siebenzehntes Kapitel.

Giebt es vernünftige und weiſe Zweke, die ſich ſicherer und beſſer durch geheime, als öffentliche, Verbindungen erreichen laſſen? Und worin beſtehen dieſe Zweke?

Aufklärung und **geheime Verbindungen** ſind die beiden merkwürdigen Stekenpferde, auf welchen ſich die Thorheit und Weisheit unſerer Zeitgenoſſen tummelt. Wenn daher die Frage: in welcher Relation beide: **Aufklärung** und **geheime Verbindungen** miteinander ſtehen? — ob dieſe, zur Verbreitung jener, nothwendig oder entbehrlich? und ob dergleichen Verbindungen der Aufklärung überhaupt nützlich oder ſchädlich ſeyn? — ſchon an ſich ein ſehr ernſthafter Gegenſtand unſers Nachdenkens iſt; ſo muß eine genugthuende Beantwortung jener Aufgabe, theils wegen des erwieſenen Daſeyns ſo vieler ſich durchkreuzender Verbindungen, theils wegen der verſchiedenen Urtheile der — geweihten oder ungeweihten — Spre-

Sprecher des Publikums, unſerm Zeitalter um ſo anziehender und intereſſanter ſeyn.

Wie mehrere Einrichtungen in der Welt eine ſo kontraſtirende Doppelſeite haben, daß ſie weder abſolut gut, noch abſolut ſchädlich genant werden können, und wie daher das jedesmalige Ge- oder Misfallen, welches das Publikum daran findet, ſich einzig und allein nach der Seite richtet, welche ihm vorgewieſen wird, ſo die geheimen Verbindungen. Es würde eben ſo unbillig, als thöricht ſeyn, die einleuchtende obwol einſeitige Darſtellung der Schädlichkeit geheimer Verbindungen zu beſtreiten, oder das wahrhafte Verdienſt *) zu verkennen, welches ſich ein Campe und Wieland **) durch jene Darſtellung um die Geſellſchaft erworben haben. Wären ſogar einige Zeitgenoſſen, indem ſie auf dem einen Aeußerſten Unfug bemerkten, auf das entgegengeſezte verfallen: ſo würde man doch, unſeres Erachtens, auch in dieſem Fall Urſach haben, gegen ſie nachſichtig zu ſeyn, weil ſie eben dadurch die andern, die ganz auf das entgegenſezte verfallen waren, wenigſtens in die Mitte, und alſo gerade auf de[illegible]ten Ort führten. Indeſſen bleibt die treue Darſtellung der Wahrheit immer der rathſamſte Weg, um den Vereinigungspunkt der ſtreitenden Partheien zu finden.

---

*) Braunſchweig. Journ. 1 St. Jan. 4 St. Apr. 1788.

**) T. M. Jan. 1788.

Wollen wir den Bezug der geheimen Verbindungen auf die Aufklärung richtig beurtheilen; ſo müſſen wir mit unſern Leſern über den Sinn der Unterſuchung vereinſtändiget ſeyn, folglich dem ſchwankenden Wort: Aufklärung, und der unbeſtimten Benennung: geheime Verbindung, Haltung und Beſtimtheit geben. Jenes iſt in dem Obigen geſchehen. Hier muß alſo nur der eminentere Sinn einer geheimen Verbindung zergliedert werden.

Geheime Verbindung iſt eine Kombination von Kräften, welche einen **algemeinen**, den Menſchen als Menſchen intereſſirenden Zwek, unter einerlei Geſezen, durch ähnliche und zuſammenſtimmende Mittel bearbeitet, und im Verborgenen wirkt. Folglich löſt ſich der Begrif einer geheimen Verbindung in drei Beſtandtheile, als eben ſo viele Erforderniſſe auf.

1. Der Zwek einer geheimen Verbindung muß nicht anders, als durch kombinirte Kräfte zu erreichen ſeyn. Die Möglichkeit der Ausführung eines Zweks durch iſolirte Kräfte, macht jede geſellſchaftliche Verbindung, in Anſehung dieſes Zweks, unnüz.

2. Der Zwek muß ein algemeiner Zwek, nicht durch Zeit, Ort, Umſtände und Perſonen beſtimt, nicht auf den Bürger, den Patrioten, das Mitglied einer beſtimten Geſellſchaft, den Nationalſtolzen, den Sektirer beſchränkt ſeyn, ſondern das geiſtige und moraliſche Wohl des Menſchen, des Weltbürgers, umfaſſen. Dadurch unterſcheidet ſich eine geheime Verbindung ſo wol von gewiſſen Privatgeſellſchaften, als öffentlichen Kollegiis, die beſondere, durch Zeit, Ort, Umſtände und Perſonen beſtimte Zweke bearbeiten.

3. In der Natur des Zweks, oder der Mittel, muß die Nothwendigkeit enthalten ſeyn: daß die Geſellſchaft wenigſtens eine Zeitlang ſich äußerlich verberge, um ſich auch

egen

gegen die entfernteſte Möglichkeit einer auf ihre Zerſtöhrung abzweckenden Kabale zu ſichern. Auch Privatgeſellſchaften und öffentliche Kollegia ſtellen geheime Verhandlungen an, und verbergen ihre Maaßregeln und Einrichtungen; aber aus dem vorigen (N. 2.) erhellet der Unterſchied von geheimen Verbindungen.

Zu Folge dieſer Vorderſätze hat die Maurerei, welche, durch Vermittelung der Gottesfurcht, Rechtſchaffenheit, Treue gegen den Landesfürſten und Wohlthätigkeit gegen den Nebenmenſchen, die ihr in den Weg gelegten Schwierigkeiten um einige Schritte von ſich zu ſchieben vermeinte, die Aufmerkſamkeit des denkenden Publikums zwar von ihrer äuſſern, aber nicht von ihrer innern Verfaſſung ablenken können. Jenes argwohnt nicht ohne Grund, daß eine Geſellſchaft, die ſolche Zwecke als ihr Weſentliches angiebt, und dennoch ihre innern Operationen der Publicität entzieht, durch ein Glanſem den wahren Geſichtspunkt verrucken wolle. Wozu Verbindung, wenn die Zwecke keine Kombination von Kräften erfordern? wozu geheime Verbindung, wenn dieſe Zwecke eben ſo ſicher, und noch ſicherer, vor den Augen der Welt betrieben und gefördert werden können? — Die Menſchen zerſtören nur das, was mit ihrem Intereſſe, mit ihren Leidenſchaften kollidirt. Die gereizte, nicht befriedigte Wißbegier hingegen — ein eben ſo algemeiner als vortreflicher Trieb — iſt immer geneigt, bei Dingen, deren Zwek Plan, Einrichtung, nur die Geweihten kennen, irgend eine ſchlaue Kunſt hinter der Tapete zu vermuthen, und iſt auch zu dieſer Vermuthung volkommen berechtiget, da der Zwek des Jeſuitismus z. B. zu allen Zeiten Ausbreitung der Hierarchie, oder der Herſchaft über alles, gleichviel, durch welche Mittel? geweſen iſt. Iſt es nicht widerſinnig, einen liebenswürdigen Zwek, der ohne Schwierigkeit zu erreichen iſt, ſich durch die zwekloſe, ſelbſtgewählte Schwierigkeit des Geheimniſſes zu erſchweren? und wenn ſich die eigene Vernunft gegen die Beſchuldigung eines ſo widerſinnigen Ganges empören muß, fodert nicht Pflicht und Klugheit deutliche und beſtimte Erklärung?

Ich getraue mir die leztere Frage ſo wenig, im Algemeinen und abſolute, zu bejahen,

jahen, als zu verneinen; weil eine algemeine und abſolute Bejahung den Knoten, anſtatt ihn zu löſen, durchſchneiden, die Verneinung aber Betrügern und Betrogenen jeder Art Thüren und Thore eröfnen würde. Mich dünkt indeſſen, daß ich vorerſt nicht einmal die Obliegenheit habe, mich über jenes Problem feſtzuſezen. Hier komt es nun darauf an, ob ſich aus dem, was alle geheime Verbindungen, ihrer Natur nach (N. 3.) d. h. ihrer überaus großen Verſchiedenheit ohnerachtet ſind und ſeyn müſſen, gewiſſe ſchädliche Wirkungen und Folgen ableiten laſſen, die zwar nicht ganz algemein und an und vor ſich nothwendig, aber in dem gemeinen Gange der moraliſchen Erſcheinungen gegründet ſind, und leicht aus der Art entſpringen, wie Menſchen zu handeln pflegen.

Schädliche Folgen der geheimen Verbindungen.

1. Die Zweke aller geheimen Verbindungen unſerer Zeit möchten ohngefehr folgende ſeyn:

a) phyſiſche: Streben nach eſoteriſchen Kentniſſen; alſo Erforſchung der Geheimniſſe der Natur, Erforſchung der Zukunft, Umgang mit höhern Naturen, die Erfindung des Steins der Weiſen.

b) politiſche: Unterſtüzung, Handel, Aufnahme eines Landes, Herſchſucht, Univerſalmonarchie, verſtekte Verbreitung engerer Abſichten, politiſche Plane.

c) moraliſche:

aa) unedlere: Zeitvertreib, ſinlicher Genuß mit allen Arten und möglichen Abſtufungen, Verbreitung eines gewiſſen Sektengeiſtes, des Aberglaubens und der Dumheit.

bb) edlere: Verbreitung der Sittlichkeit und Aufklärung, Beförderung menſchlicher Glükſeligkeit, Erziehung und Bildung des Menſchengeſchlechts.

Jeder begreift, daß dieſe Zweke nicht alle gleich gut; einige höher, andere niedriger; einige algemeiner, andere eingeſchränkter; einige gemeinnüziger, andere eigennüziger ſind. Und doch führen alle **Eine** Sprache: Aufklärung, Beförderung menſchlicher Glükſeligkeit. Und doch geben ſich alle ohne Ausnahme das Anſehen der vollkommenſten Anſtalt. Und doch verbergen alle ohne Ausnahme, die beſte, wie die ſchlechteſte dieſer Verbindungen, ihr **Spiel**, und erſt ſpätere Folgen entdeken ihren Werth oder Unwerth.

2. Aber der Zwek der Geſelſchaft ſey der beſte, edelſte, höchſte, gemeinnüzigſte! — gerade ein ſolcher Zwek bedarf Vorbereitung, ſtufenweiſe Anleitung. Das Bedürfniß nach dem Zwek, die Empfänglichkeit dafür, entſtehen nicht auf einmal, oder die Aufnahme in die Geſelſchaft müſte den Menſchen, durch eine wunderthätige Kraft, von dem algemeinen Geſez ſeiner beſchränkten ſittlichen Natur frei ſprechen. Dies auf der einen Seite. Auf der andern die heterogenen Abſichten derer, welche ſich um die Aufnahme bewerben: Eitelkeit, Begierde nach Bekantſchaften mit Höheren, Beförderungsſucht, Ehrgeiz, Herſchſucht, Handlungsvortheile, Erleichterung der Geſchäfte und Gewerbe, Vorwiz, Neugier u. ſ. w. Je weniger dieſe Abſichten mit dem

Zwek der Geſelſchaft übereinſtimmen, um ſo weniger werden ſie durch den Eintritt befriediget. Je höher die Erwartungen vorher waren getrieben und geſpant worden, deſto ſtärker die nachfolgende Erſchlaffung, deſto bitterer der Mismuth. Die Vernunft, gleichſam als ob ſie an ihrer eigenen Kraft verzweifelte, ſcheint für immer auf die Unterſuchung der Wahrheit Verzicht zu thun, und verſinkt in ſchändliche Trägheit. Aber dieſe Wirkung iſt bei weiten noch nicht die ſchlimmſte. In eben dem Maße, in welchem die Sehnen der ruhigen Unterſuchung erſchlaffen, beflügelt ſich gar bald die raſtloſe Imagination, in ihren unüberſehbaren Regionen umherzuſchweifen; und dieſer Erfolg der fehlgeſchlagenen Erwartung iſt hier wol um ſo natürlicher, je weniger durch die Stufenfolge des Unterrichts die Wisbegier abgeſchrekt oder zurükgewieſen wird. Hieraus entſpringt aber die allerergiebigſte Quelle der Thorheiten und Schwärmereien unſerer Zeit. Man grübelt zuerſt über den Urſprung, die Abſtammung und Geheimniſſe der Geſelſchaft. Man wagt Muthmaßungen, die, wie Lichter der Sumpfluft, vor neuen Zweifeln verlöſchen. Man hört auf zu zweifeln, und ergiebt ſich —

dem Glauben. —— Unwiſſende, Lichtſcheue, die den Beſitz geheimer Wiſſenſchaften prätendiren, und Glauben ſtatt Unterſuchung fodern, Betrüger oder Betrogene benutzen die Zeitumſtände; und der lau gewordene leicht- und abergläubige Jünger, wird durch neue Ausſichten und Verſprechungen fortgeriſſen; verfält auf Kabbale, Myſtik; und glaubt wunder, welche Weisheit in dreifacher Dreieinigkeit ſtecke. *)

---

*) So ſuchten die Roſenkreuzer die Maurer durch Syrenengeſang und Eitelkeiten an ſich zu locken und ihnen Myſterien unterzuſchieben, die mit der wahren Maurerei auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit haben. Wenn ſelbſt die Vormänner des Ordens (ſo genante erleuchtete Maurer) in dieſe Schlingen gegangen ſind, das Erhabene und Ernſthafte der Maurerei aus den Augen verloren haben, und itzt mit Armſeligkeiten ſpielen; um wie viel gröſſer muß die Gefahr der Unmündigen ſeyn. Wir erklären noch einmal, um uns vor aller Inkonſequenz zu ſichern, daß dieſe Bewegung ſich nur auf den gemeinen Gang der myſtiſchen Erſcheinungen gründe. Wir fürchten keines Weges, daß der Strudel des Fanatismus die ganze Maurerei verſchlungen habe oder je verſchlingen werde. Es giebt und wird noch ferner ein Häuflein geben, das weder glaubt

3) Die verſchiedenen Neigungen, Leidenſchaften und Erwartungen, mit welchen die Menſchen in geheime Verbindungen eintreten, trennen und theilen. Daher die Intoleranz mit ihrem ganzen Gefolge von Separatiſmen und Feindſeligkeiten verſchiedener Partheien und Sekten. Daher unaufhörlicher Stof zu Gährungen und Erbitterungen; zu heimlichen und öffentlichen Groll; zu ſtillen und lauten Machinationen. Daher Krieg aller gegen alle; algemeines Mistrauen unter den Menſchen; Verdacht heimlicher böſer Abſichten und Intriguen bei den würdigſten gemeinnüzigſten Unternehmungen. Daher ängſtliche Spannung und Erwartung des Publikums durch Nachrichten veranlaßt, welche die Neugier um ſo mehr reizen u. beſchäftigen, je weniger ſie dieſelbe durch ſichere und beſtimmte Data befriedigen. Daher Ablenkung des Nachdenkens und der Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums von würdigen, ernſten Unterſuchungen.

4).

glaubt, ohne mit ihnen Spott zu treiben, und die Natur ſtudirt, ohne ſie zu [illegible], ein [illegible] denkender Männer, das kein St. Nicaiſe verrufen, und kein Hirtenbrief irre machen kan.

4) Die aufrichtige Verſichrung einer
lichen Geſelſchaft von der Unſchädlichkeit
rer Verfaſſung und Arbeiten für Staat,
eligion und Sitten kan höchſtens ihre der-
malige Verfaſſung und Arbeiten, nicht ihre
ünftigen verbürgen. Es giebt keine Einrich-
ung in der Welt, die nicht mit der Zeit
usgeartet wäre. Die alleredelſten, weiſeſten
öffentlichen Anſtalten ſind in die unwürdig-
ſten, gemeinſchädlichſten, umgeſchaffen wer-
den. Und doch kan die Gefahr und der Scha-
en der Ausartung öffentlicher Einrichtungen
nie ſo gros werden, als bei geheimen Ge-
elſchaften. Jene liegen der Welt vor Au-
gen; Freunde und Feinde können ſie beob-
achten, ihre Verſchlimmerung bemerken und
rügen; ja ſie geben ſelbſt almälich zu Grun-
de, ſo bald ſie ihrem Zwek nicht weiter ent-
ſprechen. Ganz anders iſt es mit dieſen
beſchaffen. Wie tief kan hier die Kunſt ei-
nes einzigen oder einiger Verführer den blin-
den Haufen in die Nacht des Aberglaubens,
der Thorheit und Unſittlichkeit hinabſtürzen.
Je geheimer, je volkommner der ganze Mecha-
nismus ihrer Einrichtung, je mehr Ordnung
und Zuſammenhang, deſto gröſſer die Gefahr
ihres Verderbniſſes. So zweifeln wir nicht,
daß

daß die ſinnlichen und ſinbildlichen Vorſtellungen, deren ſich die meiſten Verbindungen dieſer Art noch heut' zu Tage bedienen, in der beſten Abſicht erfunden und Anfangs zu möglichſt zweckmäßigem Gebrauche benuzt worden ſind. Indeſſen konnt' es nicht fehlen, daß nicht nach und nach das Weſentliche davon verloren ging und vergeſſen ward, und die Menſchen an dem Aeuſſern, der Schale kleben blieben. Dies lehrt die Geſchichte der Menſchheit überhaupt, und die Geſchichte aller Ceremonien, Rituale, Hieroglyphen inſonderheit. Alle wurden mit der Zeit durch Veränderung der Sprachen, Denkart, Sitten und Gewohnheit unkentlich, verloren ihren Werth, ihre Bedeutung und Wahrheit. Die einfachſten und natürlichſten Erklärungen lieſſen dem Sinnen- und Imaginationsbedürfniſſe der Poſterität zu viele Lücken übrig. Etwas Auſſerordentliches, Myſteriöſes, Wunderbares, füllte jene Lücken am bequemſten aus, und die tauſendköpfige Hyder des ſchwärmenden Aberglaubens ward geboren.

8) Zeiten, Einſichten und Ueberzeugungen verändern ſich. Ein ſo zuſammengeſeztes

tes, verflochtenes Weſen kan nicht immer nach dem Wachsthum der menſchlichen Erkenntnis und der veränderten Lage der Dinge umgeſchaffen werden. Die neueſten Erfahrungen lehren es, daß gerade hier am allermeiſten Mechanismus, Vorurtheil für das Alterthum und Herkommen herſchen, und den weiſeſten Vorſchlägen zu Reform und Separatismus entgegen wirken.

6) Werden die Dinge in der Welt nicht ſchon genug durch Konnexionen und Kanäle getrieben? — Sind Vetter- Baſen- Maitreſſen- Kollegen- und Kammerdienerliaiſons nicht ſchon verderblich genug? — Warum ſoll der Mann nicht ſeyn und gelten in der Geſellſchaft, was er wirklich für ſich ſelbſt, iſt? Jede geheime Geſellſchaft, [illegible], wenn es ihr gelingt, einen oder mehrere Große in ihr Intereſſe zu ziehen, giebt einen neuen Beitrag zu dem ſchreklichen Uebel, das, wie ein unter ſich freſſender Krebsſchaden, die Stüzen unſeres bürgerlichen und ſittlichen Glüks unterwühlt.

Wir glauben, keine der Gefahren und Bedenklichkeiten überſehen zu haben, denen ſelbſt edlere geheime Verbindungen — denn von geheimen Poſſenſpielen und Betrug war nicht einmal die Rede — ihrem Weſen nach, unterworfen ſind. Wir haben ſie vorſäzlich, in ein ſehr auffallendes Licht geſtellt, um den Gegnern der geheimen Verbindungen das vorläufige Mistrauen gegen uns zu benehmen, als ob wir die ſchädlichen Einflüſſe, welche die Abartungen geheimer, an ſich edler Verbindungen auf das intellektuelle und ſittliche Glük der Menſchen zu äuſſern pflegen, minder gut als ihre wohlthätigen Einflüſſe kenten, oder dieſe mit ſtrengerer Genauigkeit, als jene, berechneten. Die eine Klippe der Einſeitigkeit hätten wir demnach glüklich vermieden, und, um nicht an der entgegengeſezten zu ſcheitern, komt es nur darauf an, ob ſich vernünftige und weiſe Endzweke angeben laſſen, die ſicherer durch geheime als öffentliche Verbindungen erreicht werden, und ob dieſe Zweke ſo groß, algemein und weltumfaſſend ſind, daß von ihrer Wagſchale die Summe jener verderblichen Nebeneinflüſſe aufgewogen werde? Lieſſe ſich der Ueberſchlag durch eine Zahl ausdrüken, ſo würde uns dieſe genau den Grad des Nuzens und der Unentbehrlichkeit einer ſolchen Geſellſchaft für das menſchliche Geſchlecht bezeichnen, und die ſchädlichen Nebeneinflüſſe würden nicht höher, als diejenigen, zu berechnen ſeyn, welche die wohlthätigſte aller Religionen begleiteten, und in dem groſſen Erziehungsplane der Kindheit unſeres Geſchlechts enthalten waren.

Achtzehntes Kapitel.

Giebt es vernünftige und weiſe Zweke, die ſich ſicherer und beſſer durch geheime, als öffentliche Verbindungen erreichen laſſen?

Die Natur, welche jenen Plan almälig entwikeln ſoll, macht in allen ihren Veränderungen keinen Sprung. Sie geht von dem Kleinſten und Unvollkommenſten aus und durchläuft alle Mittelſtufen, um zur lezten und volkommenſten der Theile ſowol als des Ganzen zu gelangen. Der erſte Zuſtand des Menſchen war rohe wilde Natur; Familie die einzige Geſelſchaft; Hunger, Durſt, Schuz gegen die Witterung, ein Weib, und nach der Ermüdung die Ruhe, das einzige Bedürfnis. Mangel des Unterhalts und weitere Vermehrung band die Menſchen an feſte Size, Ordnung und Geſeze, und brachte das Eigenthum, ſo wie mit den ſich immer mehr verfeinernden Sitten neue Bedürfniſſe hervor. So viele Menſchen von ſo geringer Kultur, ſo unfähig ſich ſelbſt vorzuſtehen, lernten gar bald die groſſen Vortheile einer von ihnen anerkanten oberſten Gewalt einſehen, einer Gewalt, die ſie ſchützen, belehren, ihren zerſtreuten Kräften die gehörige Richtung ertheilen ſollte. Dieſe oberſte Gewalt war Anfangs ſehr eingeſchränkt, ward dann erblich und abſolut, eben dadurch gemißbraucht und zuweilen unerträglich gemacht, endlich beſchränkt, einem, mehrern, allen mitgetheilt, durchlief nach und nach alle mögliche Formen und Einſchränkungen, hies Monarchie, Despotismus, Demokratie, Ochlokratie, Ariſtokratie und Oligarchie, und gab endlich unſern heutigen Reichen ihre dermalige Form und Geſtalt.

Alle dieſe Veränderungen hatten das Beſſerſeyn der Menſchheit zur Abſicht. Sie entſtanden aus wirklichem Bedürfnis, aus vorhergeſehenem Vortheil. Dieſer war kaum erreicht, ſo ward durch ein neues aus der vorhergehenden Einrichtung entſtandenes Bedürfnis eine neue Ausſicht eröfnet. Auf dieſe Art gelangten die Menſchen zu einem hohen Grade der Ausbildung.

Aber wie vieles bleibt ſelbſt bei den beſſern und vollkommnern unſerer heutigen öffentlichen Einrichtungen unvollkommen und unvollendet! Wie weit iſt Kultur, Aufklärung und Sittlichkeit von der höchſten Höhe ihrer Vollendung entfernt! Sitten und Meinungen ganzer Völker ſind die Sitten und Meinungen des gröſten Theils ihrer Glieder und Bürger. Wie ſich die Anzahl der ſittlich beſſern und aufgeklärtern Menſchen unter einem Volke vermehrt, in gleichem Maße mehrt ſich die Sittlichkeit und Aufklärung eines Volks, und wer einzelne Menſchen belehrt und beſſert, verbeſſert das Volk, und durch die Verbeſſerung mehrerer Völker, wird das Menſchengeſchlecht ins Beſſere umgeſchaffen. Um alſo das Menſchengeſchlecht zu der höchſten Höhe ſeiner Perfektibilität zu erheben, muß die Perfektibilität des einzelnen Menſchen bearbeitet werden.

Wenn aber eben hier die größte Schwierigkeit ſteckt; wenn gute Beiſpiele beſonders in höhern Klaſſen ſo ſelten ſind; wenn die niedern ſich nach dieſen höhern richten, von ihnen hoffen und fürchten, ihre Trägheit durch das Beiſpiel dieſer rechtfertigen; wer hat dann von ſo vielen Menſchen Seelenſtärke genug, es dagegen auszuhalten, der Beſſere, Aufgeklärtere zu ſeyn und zu ſcheinen, um der Gegenſtand des Haſſes, der Verleumdung und Verfolgung zu werden? Wer von allen wird ſich dazu entſchlieſſen, wenn Aberglauben und Unwiſſenheit von oben herab begünſtiget werden, weil ſich vielleicht mancher Staatsvortheil darauf gründet; wenn jede Vereinigung der Menſchen, Argwohn erwekt; wenn theilen, um zu herrſchen, das Grundgeſez der Regierung iſt; wenn die Erziehung der Regenten, auch derer, die um ſie die nächſten ſind, der Aufſicht unwiſſender, eigennüziger, bey dem Gegentheil sehr intereſſirter Menſchen anvertrauet wird; wenn die oberſte Gewalt gegen Volkserziehung gleichgültig iſt, alle Vorurtheile und Meinungen, die zu ihren engern Abſichten nothwendig ſind, ſorgfältig unterhält, ſie in die Erziehung legt, und dem jungen werdenden Geſchlecht eine ſchiefe, obwol auf eine Zeit verträgliche Richtung giebt; wer ſoll und kann es ſodann, unter ſolchen Umſtänden, bei ſolchen Hinderniſſen befremden, daß die Aufklärung einzelner Männer noch nicht in Nationalaufklärung übergegangen? wer ſoll und kan ſich ſodann über den moraliſchen Indifferentiſmus verwundern, mit welchem ſich die Männer der Nation ganz gemächlich in Ruhe wiegen? denn, „ſollte die Einſchränkung in einigen Staaten oder zu gewiſſen Zeiten ſo enge werden, daß der „Wohlgeſinte nicht alles Gute, wozu „er Beruf fühlt; wirken konte, ſo iſt „er als Menſch zu nichts verbunden, „was er nicht ohne Verlezung ſeiner „bürgerlichen Pflichten unternehmen „kann!!!“

„Aber wie? wenn es unter uns keine „Nerone und Domitiane giebt, vor denen ſich gute Menſchen verbergen müſſen? „Wenn keine Wahrheit iſt, die ſich nicht „irgend wo in unſerm gemeinſchaftlichen „Vaterlande mit aufgedektem Angeſicht „zeigen durfte, geſezt auch, daß in vielen „Gegenden die Rechte der Vernunft durch „Vorurtheile noch angefochten wurden! „Wenn der freie Geiſt der Unterſuchung „in dem glüklichſten Zeitalter der Griechen, „mitten in Athen, nie unbeſchränkter, als „in unſern Tagen gewirkt hat? Wenn

„ſelbſt ieder Misbrauch der Vernunft in „ſpekulativen Dingen keine andere Ahndung, als die Zuchtruthe der Kritik zu „ſcheuen hat? Wenn ſelbſt die Duldung „geheimer Geſellſchaften, in wohl policirten Staaten, das ſprechendſte Zeugnis für den moraliſchen Freiheitsſinn „der Furſten abgiebt? Dürfte nicht die „Sorge für Verbreitung der Aufklärung „und Sittlichkeit unter der Menſchheit, „durch öffentliche Anſtalten den Fürſten weit ſicherer, als den Einzelnen überlaſſen werden, deren Begriffe und Urtheile von ſo zuſammengeſezten und verwikelten Gegenſtänden zu verſchieden und „unzuverläſſig ſind, als daß man in einer „Sache, welche das Wohl der Menſchheit betrift, es darauf konte ankommen „laſſen: ob die Fuhrer richtig urtheilen, „oder nicht vielleicht Religion und Staat „durch eben die Mittel, wodurch ſie ihnen „nüzlich zu ſeyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben konten.“

Wir fülen eben ſo ſehr das Gewicht dieſes Einwurfs, als wir das Glük mit dem lebhafteſten Danke erkennen, unter dem Zepter **Friedrich Wilhelms** zu leben, deſſen Staaten, vorzüglich auch in dieſer Hinſicht, einen ſo merkwürdigen Rang unter ihren Schweſtern behaupten, daß man nicht von der Aufklärung reden kan, ohne den Nahmen der Preuſſiſchen Staaten zu nennen. Aber eben dieſes Glük flößt uns zugleich die ſüſſeſte Zuverſicht ein, die Wahrheit jenes Gedankens unſerer Prüfung etwas näher zu rüken.

Der beſte Fürſt trete mit den beſten Einſichten, dem beſten Willen auf, Aberglauben und Fanatiſmus zu dethroniſiren, und erhabene, groſſe Menſchen zu bilden; wird er ſeine Arbeit vollenden? werden ihn nicht unvermeidliche Hinderniſſe zurükhalten? Zeit und Umſtände ihm Schritte abnöthigen, gegen welche ſich ſein Gewiſſen und mitfülendes Herz empören? Wie vieles wird er ausrichten, ſo lang' er genöthigt iſt, gegen mächtige Nachbarn auf ſeiner Huth zu ſeyn. Wie alle ſeine Sorgen ſich mehr auf Sicherheit von auſſen koncentriren, ſo werden ſie von den innern friedlichen Landesangelegenheiten abgewandt, oder nur in ſofern darauf gerichtet ſeyn, um in dem Innern Kräfte und Reſſourcen zur Vertheidigung zu finden. Die Sorge für den innern moraliſchen Werth der Bürger wird der Religion und ihren Vorſtehern überlaſſen, und die Geſchichte aller Zeiten beweiſt hinlänglich, wie ſehr dieſe edelſte Triebfeder aller menſchlichen Handlungen gemisbraucht worden, wie die bürgerliche Regierung in verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten, ſtatt der nöthigen Stütze, an dem Klerus ſelbſt einen neuen innern Feind erhalten, wie dieſer für ſich geſorgt, die Religion zur Maſke gebraucht, und den Staat unter ſeine Füſſe getreten, wie die Menſchen die Lehre Gottes mit verſchiedenen Zuſätzen und Sophiſtereien verderben, durch die Spaltung ihrer Meinungen Streit und Menſchenhaß verbreitet und die einzige noch übrige Quelle der Wahrheit und Sittlichkeit vergiftet haben.

Auf dieſe Art wird der freie, ſonſt ungehinderte, Gebrauch der ſämtlichen Staatskräfte beſchränkt. Der Regent wird genöthiget, ſolchen eine Richtung zu geben, die ſeinen erſten Abſichten entgegen iſt, und da

Sicherheit das erſte Geſez iſt, ſo muß zwiſchen unruhigen Nachbarn auf dieſen Grund das ganze Gebäude ihrer Geſezgebung und ihrer Staatsverwaltung ſich gründen. Die beſten Geſeze werden ſodann eine blos relative Güte haben. Denn die, abſolut, beſten Geſeze würden zum Untergang führen, und der Staat ſeinem gierigen Nachbar zur Beute werden. So lange drohende Gefahr den Menſchen zu ſeiner Vertheidigung reizt, ſchlafen alle übrige Kräfte. Kriegeriſche Tapferkeit iſt ſeine erſte abgezwungene Tugend. Wildheit wird Nothwendigkeit; Geiſtes- und Sittenverfeinerung Schwäche und Gebrechen.

Wenn alſo die Lage der Umſtände, beſonders der algemeine und weſentliche Mangel an Sicherheit die beſten Fürſten hindert, die Verbreitung der Aufklärung und Sittlichkeit über ſich zu nehmen, wenn es aber dabei nicht minder nothwendig iſt, daß ſolche um ſich greifen — ſo ſind andere Mittel und Anſtalten nöthig, um dieſe Lüke auszufüllen, der zu ſehr beſchäftigten Regierung unter die Arme zu greifen, einen Theil ihrer Sorgen auf fremde Schultern zu laden, zu ſorgen, daß jeder Staat unter der Sonne vernünftige, aufgeklärte, redliche, ehrliche, treue, arbeitſame, ſittliche Unterthanen erhalte.

Geſezt nun, daß eine geheime Geſellſchaft zu ſolchen Zweken die Hände bietet, verdient ſie von dem Staate bedrükt, oder unterſtüzt und ermuntert zu werden? Keine politiſche Macht iſt ſo dauerhaft und unzerſtörbar, als die moraliſche. Wo Wahrheit, Tugend und Sitten herſchen, laſſen ſich alle, bisher verlachte, politiſche Träume und platoniſche Ideale aus dem Reiche der Phantaſie und Möglichkeit in das Reich der Vernunft und Wirklichkeit einführen: „**Der Menſch vermag** alles, was er „will; dies iſt, recht verſtanden, wahr. Wo nicht Wahrheit den Verſtand erleuchtet, und höhere Sittlichkeit die Herzen erwärmt, ſind die möglichſten Dinge unmöglich. Auf jenen Mangel des Lichts und der Wärme beziehen ſich alle mislungene Verſuche der beſten und herrlichſten Anſtalten. Herſchendes Sittenverderbnis macht Kautelen und Verſicherungen nothwendig. Die ſo oft gemisbrauchte Gewalt, der ſo algemein herſchende Eigennuz, haben eben ſo algemeines

Miſtrauen erwekt, und die Herzen der Menſchen gegen einander verſchloſſen, daher jeder dem andern die Ehrlichkeit ſeiner Abſichten beweiſen muß, und nur ſelten den Beweis nachdrüklich genug führen kan, um alle Zweifel und Bedenklichkeiten zu überwinden. Alle öffentliche Einrichtungen und Handlungen tragen das ſichtbare Gepräge dieſes algemein verbreiteten Miſtrauens.

Und was kan dieſes Miſtrauen vermindern? — Nur die engere Verbindung weiſer, tugendhafter und verſtändiger Menſchen zum Genus der Wahrheit und Freundſchaft; denn dieſe vermindert

1) Das Miſtrauen der Verbündeten gegen einander. Man denke ſich die weiſe Freude, herzliche Geſelligkeit, Freundſchaft, Offenherzigkeit, Gleichheit ihres Zirkels; die gegenſeitige Mittheilung von Kentniſſen, Bemerkungen und Erfahrungen im belehrenden Geſpräch, durch deſſen Reibung mehrere Ideen erwekt, aufgeklärt und gebildet werden, als durch den Bücherſaal; das frühere Reifen ſo manchen rohen Gedankens im Schoße der Freundſchaft, den, auſſer ihrem Kreiſe, Wortverdrehung, Konſequenzmacherei und In-

Intoleranz erſtikt haben würde; das Gefühl ihrer gemeinnüzigen Wirkſamkeit.

2) Das Mißtrauen der Welt gegen die Verbündeten. Man denke ſich die Zweke, welche durch die Einheit eines ſolchen moraliſchen Körpers am leichteſten, ſicherſten, ſchnellſten und völligſten in die Wege des äuſſern Umlaufs der Welt eingeleitet werden: Beförderung der edlen Einfalt und Wahrheit des Geſchmaks und der Sitten durch Beiſpiel; kluge Verwaltung des geſammelten Geldes, um das beſcheidene Verdienſt aufzuſuchen, nüzlich zu machen, Vorurtheile auszurotten, Wahrheit und gemeinnüzige Kentnis zu verbreiten; Beförderung der Bürgertugend, Ehrlichkeit in Handeln, Geſchäften, durch Beiſpiel und Mitwirkung, Zertretung der Hyder Schikane; Mitwirkung zur beſſern Einrichtung des Armenweſens.

Es giebt alſo Mängel und weſentliche Mängel, gegen welche öffentliche Anſtalten zu ſchwach ſind und nur geheime Verbindungen eine angemeſſene Wirkſamkeit haben. Dieſe Mängel ſind entweder algemein und herſchend, oder gründen ſich auf gewiſſe, ſehr alte, tief eingewurwurzelte Vorurtheile und Nationalbegriffe, die durch alle Geſeze vergeblich beſtritten werden. Gegen dieſe offenbare Gewalt gebrauchen, würde zu gefährlich ſeyn, die entgegengeſezte Wirkung hervorbringen, die Schwäche der oberſten Gewalt entdeken, das ganze Staatsgebäude erſchüttern. Meinungen werden durch das langſame unmerkliche Entſtehen neuer Meinungen verdrängt, und Sitten durch Sitten geändert. Dieſer Gang iſt langſam, und das Ziel zu fern, als daß eine Wirkung zu hoffen wäre, wenn nicht nach einem tiefen, wohl durchdachten Plane gearbeitet, und die Ausführung nicht einem einzigen hinfälligen Menſchen anvertrauet, ſondern bei einem ganzen moraliſchen Körper niedergelegt wird, der ſodann das Uebel überlebt, ſich ſelbſt erzeugt, verſtärkt, ſeinen Abgang ergänzt, ſich wie ein Phönix verjüngt. In dieſem Depot allein ſind gute Grundſäze ewig und unzerſtörbar; dieſe allein erſezen den Mangel des menſchlichen Alters und ſind unſterbliche Feinde eines unſterblichen Gegners.

Daher wurden die egyptiſchen eleuſiniſchen Myſterien von den Geſezgebern angeordnet; ſie machten einen Theil der politiſch-religiöſen Verfaſſung und ſtanden unter der Oberaufſicht des Staats. Würde dieſe Verfaſſung in unſern Staaten von neuem eingeführt; welche Ausſicht für die Verbündeten und für den Staat. Für jene, denn ſie würden vor ihrer Korruption und vor allen daraus entſpringenden Hinderniſſen geſichert ſeyn, die ihrem reinen, urſprünglichen Zwek im Wege ſtänden. Für dieſen, denn er würde ſicher den moraliſchen Theil ſeiner Sorgen dem mit ihm verbundenen moraliſchen Körper übertragen und nicht ängſtlich fragen und unterſuchen dürfen: ne quid detrimenti capiat respublica.

Da der Unſin neben der Wahrheit, das Laſter neben der Tugend, der Fanatiſmus neben der Vernunft nicht ſchleichen, ſondern Unſin, Laſter und Fanatiſmus über Wahrheit, Tugend und Vernunft ihr Haupt kek erheben; die Schwärmerei beliebt, einſchmeichelnd und feurig, die Vernunft kalt und ohne einnehmende Geſtalt iſt; jene Partei macht und mit den glänzendſten Waffen ficht, dieſe nakt und ohne Sekundanten auf dem Kampfplaze ſteht; da in der That der geheimen

Verbindungen zu viele ſind, als daß wir nicht ihren Einfluß auf die Menſchheit gewahr werden ſolten; da einige derſelben offenbar, wie die Propaganda, andere heimlich, für die Sache des Fanatismus wirken, um das Menſchengeſchlecht ſeiner Oberherrſchaft zu unterjochen. warum ſoll nicht eine Verbindung für die Sache der Vernunft und Wahrheit Statt finden, um wo nicht Sieg, wenigſtens Gleichgewicht hervorzubringen? und warum ſoll der Schuz und die Oberaufſicht des Staats einer ſolchen Verbindung verſagt ſeyn?

Man laſſe dafür den Monarchen erſcheinen. Er vereinige groſſe und ſeltene Bedingungen: Einſicht, Willen, Muth und Beharrlichkeit; und doch muß er entweder das Werk übereilen, oder die Vollendung deſſelben ſeinem Nachfolger überlaſſen. Im erſten Fall wird er Heuchler machen, wenn er Gewalt gebraucht; er wird einige zu ſehr hervorragende Aeſte behauen, aber der ſchädliche Hauptſtam wird noch aufrecht ſtehen, neue Zweige treiben und allen ſeinen Bemühungen Troz bieten. Er wird die Urheber des Fanatismus verſchlagener und den Fortgang deſſelben unmerklicher, aber eben darum gefährlicher machen. Und ſein Nachfolger — wird er ſich entſchließen da anzufangen, wo ſein Vorfahrer endigte? Wird er nicht vielmehr, um ſeinen Namen nicht minder zu verewigen, die Grundſäze der vorigen Regierung verändern, und eine neue eigne Laufbahn eröfnen? Wird er gegen die treuen Räthe ſeines Vorfahrers gleiches Vertrauen äuſſern? Gleiche Einſicht, Willen, Muth und Entſchloſſenheit zeigen? Wird er eben ſo wenig Arbeit und Hinderniß ſcheuen, mit gleicher Ueberlegung, Hize oder Kälte zu Werke gehen? Wird er nicht andere, mehrere oder wenigere Schwächen haben, durch welche der Feind eindringt und ſich ſeiner bemeiſtert? Wird er eben dieſe Schwächen eben ſo ſorgfältig, ſo künſtlich zu verbergen wiſſen?

Wenn die Fortſezung eines einmal glüklich angefangenen Plans bei Wahlreichen, bei Minorennitäten, bei jedem Ausſterben der regierenden Linie und Hauſes noch ungleich mehr erſchwert wird; wenn auch die beſten, durch ihre Vorgänger ganz nach ihrem Zwek gebildete Fürſten und Nachfolger nicht in ihrem ganzen Leben am Ende ſo, wie im Anfange ſich durchaus gleich ſind, ſtets durch fremde Augen ſehen müſſen, und nicht allezeit uneigennützige, einſichtsvolle, zweckmäßige Rathgeber wählen; dieſe der Gemächlichkeit, dem Nepotismus, der Venalität, der Herſchſucht nachhangen; unter ſich ſelbſt uneinig ſind; um ihre Macht und ihren Anhang zu vergrößern, um ihre Kreaturen und Klienten befördern; ſich aus Ehrgeiz nicht entſchließen können, nach fremden Grundſätzen zu arbeiten; wenn dieſe wieder durch fremde Augen ſchauen, oft eben ſo unglüklich in der Wahl ihrer Gehülfen ſind, ſich zu ſehr durch unmittelbare glänzende Vortheile verführen laſſen, zu ſehr von der Misgunſt und der Verläumdung abhängen, daher furchtſamer zu Werke gehen und ſich immer nach der wechſelnden Laune der Fürſten richten; ſolte es bei ſolchen Umſtänden, bei einer ſolchen Verfaſſung, nicht eine offenbar erwieſene Thatſache ſeyn, daß die bürgerliche Regierung allein, auch mit dem beſten Willen, mit der ſtärkſten Anſtrengung ihrer Kräfte ſo alten und ſo algemein eingewurzelten Uebeln auf keine Art gewachſen ſey; daß es ſich aber mit einer geheimen Verbindung anders verhalte, die eben darum allen Hinderniſſen und Angrifſen kräftiger widerſtehen wird, weil der Gang ihrer Arbeiten verſteckt, ihre Mitarbeiter verborgen, ihre Vorſteher unbekannt und eben dadurch gegen Verläumdung, Neid, Sturz und Verfolgung geſichert ſind, bei welcher kein Grundſaz ſtirbt oder verlohren geht, wo die ſpätern Zöglinge auf die Erfahrungen ihrer Vorgänger bauen, fortarbeiten, dort anfangen, wo es dieſe lieſſen, wo die Stelle des Abgehenden durch ein eben ſo kluges und mit ſeinen Grundſäzen eben ſo harmonirendes zu dieſem Ende ſorgfältig und Jahre lang gebildetes Mitglied erſezt wird.

So gab es in ieder Regierung der Welt gewiſſe algemeine Gebrechen, welche die beſten und weiſeſten Männer iedes Zeitalter zu vermindern ſuchten. Wenn ſie einſahen, daß in dieſer Welt jeder Menſch glüklich ſeyn könte, daß aber dieſe Glükſeligkeit durch Unwiſſenheit, Irthum, Leidenſchaft und Bosheit der Verirten ſo leicht geſtört wurde, wenn ſie einſahen, daß die Böſen ſo mächtig waren, ja mächtiger als die Guten; daß der Freund der Wahrheit kaum es ungeſtraft bleiben konte; und Verläumdungen, Unglük und Verfolgungen am ſtärkſten ausgeſezt war, weil er allein war; ſo entſtund ſehr natürlich der Wunſch, daß einmal die edlern, würdigern Menſchen in ein dauerhaftes Bündniß zuſammentreten möchten, um mit allen groſſen Menſchen, die dermalen waren und einen gleichen Drang fühlten, mit allen, die dereinſt ſeyn würden, nur ein Volk, eine Familie, zu formiren, für alle Länder und Jahrhunderte zu leben, ihren wohlthätigſten Geiſt und Eifer auf die Nachwelt zu verpflanzen und ein reiferes, ſittlicheres Menſchengeſchlecht vorzubereiten; in ein Bündnis, das nie wieder entzweit und getrent werden ſolte, um den Böſen furchtbar zu werden, allen Guten ohne Unterſchied aufzuhelfen, ſich ſelbſt Ruhe, Zufriedenheit und Sicherheit zu verſchaffen, durch die kräftigſten und dabei einfachſten Mittel das Laſter zu vermindern, durch Mittel, die zugleich Tugend und Wohlwollen befördern, und die bisher zu unkräftigen Reitze zur Rechtſchaffenheit ſinnlicher, mächtiger und anziehender machen; durch Mittel, die auf tiefere Kenntnis der menſchlichen Natur gegründet wären. Sie ſahen Anſtalten zu Allem; aber immer zu engern Abſichten: Sie ſahen die Menſchen werden, was man wolte — Menſchen, wie es engere Abſichten foderderten. Aber ernſthafte Anſtalten zu dem Wohlthätigen verwalten ſie. Und doch, wenn ſie die groſſe Verſchiedenheit der politiſchen und religiöſen Verfaſſungen, und den Eifer bemerkten, mit welchem alle Menſchen bis zur Aufopferung ihres Lebens denſelben zugethan waren; ſo muſten ſie einſehen lernen, daß an der Behandlung der Menſchen alles gelegen, alles aus ihnen zu machen ſey, daß man ſie zu edeln, groſſen, ſittlichen, aufgeklärten, uneigennützigen, tugendhaften Menſchen durch die nämlichen Mittel und Wege umſchaffen könne, wodurch ſie alles übrige ohne alle Ausnahme werden. Vereinigung verſtärkte ihre Kräfte und ihre Wirkungen. Vereinigung gab Sicherheit und Ermunterung. Vereinigung erleichterte die Wirkung und die Mittel zur Erkentniß, näherte Menſchen einander, die ſich auſſer dem nie gekant hätten, und verhinderte das Einſeitige in Begriffen. Vereinigung gab Menſchen einen Wirkungskreis und eine Gelegenheit, ihre Talente zu äuſſern, die ſie ſonſt nie erhalten hätten. Durch die Vereinigung ward Erkentnis und Kraft Aller, die Kraft und Erkentnis jedes Einzelnen, und die Kräfte der Einzelnen brachten die moraliſche Einheit hervor, welche die Geſellſchaft als eine einzige phyſiſche Perſon darſtellte. Vereinigung machte Muth und Vertrauen, erzeugte unerſchrokene Bekenner der Wahrheit und Tugend, verminderte die Gefahr, Muſter und Beiſpiel zu werden, wodurch das, was ſonſt nur abſtrakter Begrif iſt, Körper, Leben, Handlung und Intereſſe bekam.

So hat die Natur ſelbſt den Trieb nach geheimen Verbindungen den edlern Seelen der Menſchen eingepflanzt, um den übrigen zurükgebliebenen Theil unvermerkt ſeiner höchſten Beſtimmung entgegen zu führen. Aber dieſer Trieb hat ſich erſt ſpäter durch eine reifer gewordene Vernunft, durch das Mangelhafte unſerer Regierungen, durch die in ihnen erwekten neuen Bedürfniſſe deutlicher entwikelt, hat unvollkommene Verſuche hervorgebracht, hat zum Theil ſelbſt neues Uebel über die Erde verbreitet, bis Menſchen, die durch häufige mißlungene Verſuche die nöthigen Einſichten und Erfahrungen geſammelt haben, den Grund zu einem Gebäude legen werden, das der Hinfälligkeit trozen und die Fülle ihrer Wünſche enthalten wird.

Das Gefühl gewiſſer Bedürfniſſe, welche die Menſchen in ihrem natürlichen Zuſtande nicht befriedigen konnten, veranlaßte den erſten Schritt aus ihrer Unmündigkeit, den Eintritt in die bürgerliche Geſellſchaft, und auf dieſer Stufe begann die früheſte Entwikelung des menſchlichen Geiſtes, dem ſich aber nach langer Erfahrung und genauerer Bekantſchaft neue Ausſichten und Bedürfniſſe zeigten. Dieſe wurden für den Mann, dem die Kinderſchuhe nicht mehr paſſen, ein neuer Ruf zum Weitereilen, ganz dem Plane ſeiner Erziehung gemäß, in welchen der Keim zu immer engern und zweckmäßigern Verbindungen und einer größern Verfeinerung der Staats- und Regierungskunſt enthalten war, der aber ſo wenig getrieben werden ſolte, daß durch die Neuheit einer Verbindung die noch vorhandenen, den meiſten Menſchen angemeſſenen Formen, auf keine Art aufgehoben würden.

Alſo war die bürgerliche Geſellſchaft ein Verſuch zum Beſſerbefinden des Menſchen, den man nur alzuoft mit ſeinem Beſſerbefinden verwechſelt hat. Die Menſchen vereinigten ſich in dieſelbe nicht um Bürger, ſondern um vollkommnere Menſchen zu werden. Der Verſuch war unvollkommen, weil er keine allgemeine Befriedigung der Bedürfniſſe des Menſchen gewähren konnte. Wie aber jeder unvollkommne Verſuch zu neuern Verbeſſerungen und klügern Einrichtungen Anlaß giebt, und wie man zu dieſem Ende alle Veränderungen in der bürgerlichen Geſellſchaft verſucht hat, und alle nur mögliche Einſchränkungen und Formen durchgelaufen iſt, ohne ſeine Abſicht völlig erreicht zu haben, ſo mußte man am Ende die Nothwendigkeit einer neuen Verbindung einſehen, um die Triebfedern der Regierungskunſt immer mehr zu veredeln, und nicht dem unbegränzten Erziehungsplane zuwider, auf der zuletzt erlangten Staffel der menſchlichen Vollkommenheit ſtill zu ſtehen. Man mußte nicht minder einſehen, und erfahren, daß dieſe Vereinigung in Staaten eigenes neues Trennungsmittel geworden, daß durch die Abtheilung der Nationen und durch die Verſchiedenheit der Stände neue Spaltungen und neue Quellen des Haſſes und der Zwietracht entſtanden; daß Menſchen ſich darüber fremder geworden, daß alſo ein neues Bindungsmittel nothwendig ſey, eine neue Anſtalt, durch welche ſich die getrennten fremd ge-

gewordenen Theile abermals einander nähern, wodurch Menſchen erinnert werden, daß ſie alle eine und dieſelbe Natur, alle gleichen Urſprung, alle gleiche Anſprüche auf Menſchenglük und Menſchenwerth haben, daß ſie geſchaffen ſind, ſich einander zu nähern und zu lieben, daß der Bürger den Menſchen nicht aufhebt.

Edlere geheime Verbindungen ſind das wohlthätigſte Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bedient, um durch ſo mancherlei Intereſſe und Vorurtheile getrennte Menſchen zu ſammeln; ſie in einen höhern, würdigern, algemeinen Zwek zu vereinigen; den Keim der Tugend zu bewahren; das erloſchene Intereſſe, gut zu ſeyn, unter Menſchen anzufachen, der Welt und dem Menſchengeſchlecht unvermerkt denjenigen Grad der Kultur zu geben, welcher das männliche Alter unſeres Geſchlechts ausmachen ſoll; höhere Sittlichkeit zu verbreiten; auf die Denkungsart der Zeitgenoſſen und Nachwelt zu wirken, und Grundſäze zu beſtreiten, zu untergraben und zu vertilgen, welche die Würde des Menſchen entehren, und ſeiner Ruhe und Glükſeligkeit nachtheilig ſind.

Wer achtet Gefahr und Bedenklichkeit bei einer ſolchen Anſtalt, in welcher der Lauf der

Zeiten und politiſche Verhältniſſe keine innern weſentlichen Veränderungen hervorbringen können, ſo lange ſie ihre Wirkungen auf Tugend, Vernunft und Wahrheit gründet? — Wie Ein trüber Tropfen ſich unter den unzälbaren der kriſtallenen Quelle verliert, ſo verſchlingt die unendlich groſſe Ueberſicht ihrer herlichen Früchte, ihre unendlich kleinen Mängel und Unvollkommenheiten, die, ſo ungern ſie der Freund der Wahrheit und Tugend erblikt, wie von allem was Menſchenwerk iſt, ſo von der edelſten Geheimanſtalt unzertrenlich ſind, ſo lange ſie, vor dem mänlichen Alter, das freilich die Menſchheit in Einem Staate früher, in dem andern ſpäter erreicht, ihre äuſſere Schale, mit welcher ſo gern Thoren und Laſterhafte ſpielen, nicht abwerfen, folglich der Welt nicht aſſekuriren kann: daß nie und nirgends irgend eine Thorheit, irgend ein Laſter unter dem Baum ihrer goldenen Früchte, Obdach und Beſchattung ſuchen werde. —

Leſer! wir haben Dir das Geſtändnis: daß eine Verbindung ſolcher Art für das Wohl des menſchlichen Geſchlechts unentbehrlich, und der von dem unendlichen Verſtande angeordneten Entwikelung dieſes Geſchlechts volkommen gemäß ſey, nicht durch überraſchende Deklamation und Rührung, ſondern durch die ruhige Unterſuchung der Vernunft abgedrungen, welche Du als Deine höchſte Geſezgeberin anzuerkennen genöthiget biſt.

Aber wo iſt die Verbindung, die, ohne betrügliche Leidenſchaften und Wünſche zu erweken, ohne den früher übernommenen Pflichten ihrer Mitglieder zu nahe zu treten, nur an Belehrung und ſittlicher Beſſerung des Menſchen arbeitet, und dazu ſicher führende Anſtalten aufweiſen kan?

Wo iſt die Verbindung, die gegen alle eigennüzige Abſichten fühllos nur nach höhern Geſichtspunkten in das Große und Algemeine arbeitet, den Verſtand nicht nur erleuchtet, ſondern durch Bundesgeiſt für jeden gröſſern Entwurf in glühenden Enthuſiasmus ſezt?

Wo iſt die Verbindung, die das bisher noch unaufgelöſte Problem entwikelt, was den Meiſten Traum, nur den Aufgeklärteſten möglich ſchien: der von der Vernunft anerkanten Wahrheit die Herſchaft über die Menſchen zu verſchaffen, und durch moraliſche Macht alles Edle, und Groſſe auszuführen?

Wo iſt die Verbindung, welche die fähigſten Köpfe jeder Klaſſe verſammelt, ſie aufmuntert, ihrem erſterbenen Muthe neues Leben giebt, Intereſſe zeigt zu arbeiten, ſich hervorzuthun, groß zu werden, die jeden Denker aus dem Staube hervorzieht, und die erleuchteteſten Menſchen aller Zeiten und Völker in ein Korpus vereinigt?

Wo iſt die Verbindung, in welcher unter allen Reformen politiſcher und religiöſer Verfaſſungen keine Kentnis verloren geht, ſondern von Menſchen zu Menſchen unter den Auserwählten forgepflanzt wird?

Wo iſt dieſe Quelle aller Erkentis? der Quinteſſenz aller ältern und neuern Weisheit? dieſer Aufenhalt des Friedens? dieſe Freiſtätte der Vernunft gegen die Verfolgungen des ſchwärmenden Unſins?

Leſer! der Du vielleicht gern dieſe Fragen in die Welt der Ideale zurükſezen möchteſt, haſt Du auch in Deinen Buſen gefühlt? und wenn Dir das Daſeyn einer ſolchen Verbindung beurkundet würde, würdeſt Du Deinen Beitritt als Pflicht, die Verweigerung Deines Mitwirkens, als Verbrechen gegen die Sache Gottes und die Sache der Menſchheit erkennen! —

An-

Anhang

zur Schrift

über Aufklärung und deren

Beförderungsmittel.

Es haben ſich im Publikum bereits mancherlei Gerüchte umhergeſchlichen, von einer bereits geſtifteten Geſellſchaft, die **Deutſche Union** genant.

Die Geſchäftsträger dieſer Geſellſchaft haben nach gemeinſamer Berathung es für nöthig erachtet, die deutſche Union hiermit als **wirklich** anzukündigen und das Publikum von ihren **Abſichten** ſelbſt zu unterrichten, um ſo manchem, der bald von der Bedenklichkeit **geheimer** Geſellſchaften, bald von **geheimen Obern**, bald gar von geheimen **Jeſuitismus** ſprach, weil ers ſo gehört, oder — auch wohl nur geträumt hatte, alles fernere Nachforſchen, Ahnden, und Schwazen zu erſparen, und allen, die mit uns von einem Geiſte ſich belebt fühlen, den Weg zu unſerer Verbindung bekannt zu machen.

Wir hören demnach zuförderſt auf, eine geheime Geſellſchaft zu ſeyn, und ſtellen uns und unſern Zwek vor dem Publikum auf.

Unſer Zwek iſt — Aufklärung und deren möglichſte **Verbreitung.** Und die Schrift über Aufklärung, die einige von uns bearbeitet haben, zeigt zur Gnüge, was wir darunter verſtehen.

Wir ſuchen nicht, alle nur mögliche Kentniſſe, welche unter aufgeklärten Nationen ſich befinden, unter die Menſchheit zu verbreiten: denn das würde unmöglich und in vielerlei Betracht auch ſchadlich ſeyn.

Wir verſtehen unter Aufklärung nur, **Gewöhnung** des Menſchen, in **moraliſchen** und **ökonomiſchen** Wahrheiten, die und ſofern ſie mit ſeiner Glükſeligkeit in einer nothwendigen Verbindung ſtehen, ſeine eigene Vernunft zu brauchen und **nicht eher** etwas für **ausgemacht** zu halten, als bis er deutliche

liche Begriſſe und vernunftmäßige Gründe dafür gefaßt, geprüft, und unwiderſtehlig empfunden und — ſich in dieſem vernünftigen Fürwahrhalten durch eine bewährte Autorität beveſtiget hat.

Wir ſind alſo weit entfernt, durch eine erzielte Volksaufklärung alle Autorität zu verdrängen, daß wir vielmehr gegenſeitig dafür beſorgt ſind, mit der Aufklärung das Anſehen weiſer Menſchen überhaupt und (vorzüglich fürs Volk) das Anſehen der heil. Schrift insbeſondere zu vereinbaren.

Alſo dieſe — ſo beſchriebne Aufklärung — nicht die des Fragmentiſten, des Horus und dergl. — nicht die Bahrdtiſche, die alles Anſehen der Bibel zu verdrängen ſcheint — iſt der Zwek unſrer Verbindung.

Und obgleich ein ſo edler Zwek, von jedem einzelnen denkenden Menſchen in jeder Lage befördert werden kan, ſo haben wir dennoch verſuchen wollen, alle weiſen und guten Menner der Nation, aus allen Ständen, zu dieſem Zweke nach und nach zu vereinigen und eine geſellſchaftliche Verbindung unter ihnen zu errichten 1) weil es eine Art von Glückſeligkeit iſt, alle ſich gleichgeſinnte Seelen zu kennen und mit ihnen in einer gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit zu ſtehen; weil es 2) insbeſondere für Reiſende erwünſcht iſt, an allen Orten, die Menſchen heraus zu finden, welche mit uns eines Geiſtes und Sinnes ſind und 3) auch, im geſellſchaftlichen Leben zu Hauſe, es Freude iſt, eine Kette von Menſchen zu haben, unter denen man ſein Herz ergießen und Kentniſſe gegen Kentniſſe eintauſchen und durch freye Mittheilung anderer die ſeinigen bereichern kan.

Was wir zu dieſem Zweke für Mittel erwählt haben, dieß, deucht uns, wäre kaum noch eine Frage. Natürlich keine andern, als ſolche, welche der Natur der Sache angemeſſen ſind. Wir wollen gute Bücher ſchreiben, welche wahre Aufklärung befördern. Wir wollen gute Schriften dieſer Art empfehlen und verbreiten. Wir wollen aufgeklärte Menſchen aufſuchen, ſie bekannt machen, em-

empfehlen, unterſtüzen. Wir wollen durch Umgang uns ſelbſt immer mehr aufklären und uns, durch wechſelſeitige Mittheilung des höchſten Kleinodes des Menſchen, — der Wahrheit — zu bereichern ſtreben.

Daß wir dabei, wenn wir vielleicht einſt für unſere Schriften einen eignen Betrieb ſtiften und einen Theil des Gewinns zu Errichtung einer gemeinſchaftlichen Kaſſe anwenden, und damit auf Verſorgung verdienſtvoller Männer im Alter oder Unglük, auf Erziehung ihrer hinterlaſſenen Kinder, auf Verpflegung ihrer Witwen und ähnliche Nebenzweke arbeiten werden, ſoll ebenfals dem Publikum nicht unverhelen ſeyn.

Wir haben alſo keine Geheimniſſe mehr. Denn daß wir nicht die Liſte aller Mitglieder und unſere Korreſpondenz und Rechnungsſachen noch abdruken laſſen, wird uns ja wol in keines Vernünftigen Augen zu einer bedenklichen Geheimgeſellſchaft machen, da ja jede Geſellſchaft, jede Innung, jede Handlungsſocietät ꝛc. dergleichen Dinge für ſich behält, ohne deswegen für bedenklich ausgeſchrien zu werden.

Und ſollte einer oder der andere, in deſſen Seele wir nicht zu denken und zu handeln gemeint ſind, als vorgebliches Mitglied der hiermit öffentlich bekantgemachten Deutſchen Union, andere Zweke und andere Mittel auf ſeine Hand verbreitet und Theilnehmer angeworben haben, ſo erklaren wir hiermit feierlich, ~~daß ſolche Werber und An~~geworbene nicht zur Deutſchen Union gehören: und daß ſonach alle, die, durch dieſe Erklärung, an ihrer bisherigen Verbindung mit uns zweifelhaft werden, ſo wie alle, welche noch künftig ſich mit uns verbinden wollen, an uns ſich wenden und ein Certifikat von ihrer Aufnahme in die Geſelſchaft verlangen müſſen. Jeder Freund der frey gewählten Wahrheit und Tugend, der von Aberglauben, Fanatismus, Jeſuitismus ꝛc. in gleichem Grade entfernt iſt, wird uns willkommen ſeyn. Er kan getroſt an uns ein Schreiben erlaſſen und uns über die ſpeziellere Einrichtung unſrer Geſellſchaft befragen, und es wird jederzeit von ihm abhangen, ob er, nach erhaltener näheren Belehrung, ſich mit uns verbinden will oder nicht. Die Addreſſe iſt, an die **Deutſche Union**, um welche noch ein Umſchlag gemacht wird, welcher mit der Addreſſe an die Waltherſche Buchhandlung in Leipzig überſchrieben werden muß. Die Geſchäftsträger der Union werden im kurzem ſich öffentlich nennen. Gegeben am 1ſten Jenner 1789.

Nachricht.

Da, nach einer unrichtigen Drukerberechnung des Manuſcripts, dieß Werk vier Bogen zu wenig beträgt: ſo melden wir hiermit, daß eine Fortſezung geliefert werden ſoll, wo wir den Pränumeranten ~~dieſe Bogen vergüten werden.~~ Wir konten, wegen Entfernung vom Drukort und zu ſpäter Nachricht des Drukers, dieſen Defekt auf keine andere Weiſe ergänzen.

Die Verfaſſer.

Das

Religions-Edikt

Ein

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Eine Skizze.

Von

Nicolai dem Jüngern.

Thenakel, 1789.
Gedruckt durch Johann Michael Bengel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Herrn Nicolai,

vornehmen Buchhändler in Berlin.

Lieber Vetter!

Ich habe euch neulich ein Büchlein geſchickt, welches für Eure Geſundheit, die auf Reiſen und ſonderlich in den Leipziger Meſſen, wo Ihr auf manchem Freudenmädchen Euch *bene* thut, gar ſehr geſchwächt worden iſt, theils *reſolvendo*, theils *evacuando* wirken ſollte. Jezt ſende ich Euch ein anders, welches *recreando* und *roborando* ſich zeigen, und als wahre Herzſtärkung Euch zu ſtatten kommen wird. Genießt es geſund: und wenn es Euch behaget, ſo lobt mich einmal dafür in Eurer Bibliothek.

Grüßt mir Euren getreuen Kompagnon auf der Jeſuiterheze, den D. Bieſter, und — wenn Ihr mir einmal ſchreibt, ſo meldet mir doch, wie viel Ihr bereits geheime Tonſuren aufgejagt habt?

Betrachtet mir dieſes Luſtſpiel, das ich euch hiemit *in optima forma* dedicire, ja nicht als ein *ens completum*. Es iſt blos Skelet. Wenn ich meine Reiſen geendigt habe, werde ich es bearbeiten, und dann erſt vor eurem kritiſchen Tribunal mir das Urtheil erbitten, ob ich zum Komödienſchreiber gemacht oder verdorben ſey.

Lebt wohl, lieber Vetter mit dem C, und liebet ferner Euern Vetter mit dem K, welcher ſich mit allem Reſpekt vor Eurer entſezlich großen Gelehrſamkeit ehrerbietig nennet

Euren

wahren Verehrer
Nicolai der Jüngere.

Das Religionsedikt.

Erſter Aufzug.

Der Schauplatz iſt in Micheln, einem Dorfe ohnweit Köthen, in der Pfarrwohnung des Paſtors Blumenthal. Das Theater ſtellt das Studierzimmer Sr. Hochwürden vor. Es liegen wenige Bücher hie und da herum. Den größten Raum nehmen Tabak, Pfeifen, Bierkrüge, Weinflaſchen — ein. Im Winkel ſteht auch ein alter Glasſchrank mit allerhand Liquers. Der Herr Paſtor ſelbſt iſt ein kleines, vermiztes Geſchöpfe, mit einem dürren Geſicht, ſpitziger Naſe und trüben Augen. Sein Air iſt brüsk und unverſchämt. Die Perüke, welche man aber erſt im zweiten Aufzuge recht zu ſehen bekommt, ſteht ihm ſtets auf einem Ohre. Seine Vorderſeite trieft von Schnupftabak. Ueberall iſt Salopperie ſichtbar.

Erſte Scene.

Die Frau Pfarrſchin. Eine Tochter von zwölf Jahren. Kinderling, ein Prediger. Kluge, ein junger Kandidat.

Kinderling. (Im Lehnſtuhle, zu den Uebrigen, die am Tiſche ſitzen)

Weiß Gott, wo heut unſer Blumenthal bleibt: es iſt ſchon eilf Uhr.

Pfarrſchin. Ach — das iſt leider ſeine
Wenn er wo zu Gaſte iſt, kann er nicht wieder
kommen.

Kinderling. Die Leute haben den guten
ſe lieb. Sie laſſen ihn nicht weg.

Pfarrſchin. Das wohl eben nicht. Si
ten ihn blos, um ihr Feſt mit ihm zu haben.
wenn er ins Trinken kommt, da ſitzt er wie
nagelt. Wenn er heute nur nicht Sie allerſei
pres gebeten hätte. Es thut mir um Ihrent
leid.

Kluge. Ich bitte gehorſamſt. Wir habe
Ihnen, Madam, unſre Zeit recht ſehr ange
zugebracht, und überdieß —

Kinderling. (fährt auf) Ich höre Le
Hofe.

Pfarrſchin. (zur Tochter) Geſchwinde,
chen, ſtecke noch zwei Lichter an.

Zweite Scene.

Blumenthal. Bauern. Die Vorig

Blumenthal. (drauſſen, röchelnd) He!
raus. Die ſchwere Noth!

Pfarrſchin. (erſchrocken) Daß Gott
iſt wieder betrunken, Fitchen, lauf geſchwind
den Lichtern.

To

Tochter. Ach, ich gehe nicht hinaus. Papa ſchlägt immer den Erſten, der ihm bey ſolchen Gelegenheiten in den Weg kommt, ins Geſicht.

Kluge. Ich will gehen. Erlauben Sie.

Indem wird die Stubenthüre aufgeriſſen, und Blumenthal tritt herein, von zwei Bauern geführt. Er iſt auf der einen Seite ganz mit Schlamm überzogen, weil er in einem Graben gelegen hatte. Er iſt ohne Perüke und Hut, die ihm ein dritter Bauer nachträgt.

Pfarrſchin. Herr Jeſus! Männchen, wie ſieht dein Sammetrok aus!

Blumenthal. (giebt ihr eine Ohrfeige — röchelnd) Was geht dich der Sammetrok an? **Brameks** haben mehr als einen bezahlt. Willſt du alte Schachtel mich hofmeiſtern? Laß Thee machen! (**Zu den Andern**) Guten Abend, lieben Freunde, verzeihen Sie — (indem er auf Kinderling zugehen will, ſtolpert er, und wird von den Bauern aufgefangen.)

Kinderling. (Steht auf) Kommen Sie, liebwerther Herr Amtsbruder, und ſetzen ſich in dieſen Lehnſtuhl. Die rauhe Luft hat Sie ein wenig zerſiert.

Blumenthal. (fällt in den Lehnſtuhl) Ja wohl — Herr Bruder — ich — kann — gar keine Luft vertragen. Sehen Sie nur — (es

ſteigt

ſtößt ihm auf) Ach die garſtige Luft! Fikchen, zieh mich aus.

Tochter. (naht ſich ängſtlich) Den Rock, Papa?

Blumenthal. (fängt an, ſich zu brechen, Schinken, Sarvelatwurſt, Melonen, Kapern, Lachs, in einer Soſe von Wein, ſtrömen auf den Erdboden hin) Ach! — ach! — die rauhe Luft. Bin noch faſt nüchtern. Zwey Biſſen kaum — hab' ich gegeſſen — und ein einziges Spitzglas Wein — ach daß ich keine Luft vertragen kann!

Kinderling. (der ihm den Kopf hält) Ja, liebwerther Herr Amtsbruder, die Luft kann einem den Magen ſehr verderben. Es iſt merkwürdig: ich habe geſtern einen arabiſchen Radix entdeckt, von dem das hebräiſche Wort, welches wir Luft überſetzen, herzukommen ſcheint, und dieſer Radix hieß bei den Arabern, ſich den Magen verderben. Es iſt —

Blumenthal. (der ſich haſtig aufrichtet) Herr, Sie ſind ein Narr! Bleiben Sie mir mit Ihrem arabiſchen Schikſchnak vom Halſe, und — ſtopfen mir dafür ein Pfeiſe.

Bauer. Ach der liebe Härre, kümmt wieder zu ſich.

Blumenthal. Nun ſezt euch, alter Görge. ihr auch Michel und Andrees. Habt ihr auch meine Perüke?

Andrees. Jo, Ihre Hochwürde. Te is ganz unverſührt. He konn ſe noch morge uf der Kanzel gebrauche.

Blumenthal. Fikchen, ſchenk den guten Leuten (rölpſt) was zu Trinken ein.

Pfarrſchin. (bringt Thee) Da, Vaterchen.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Großknecht.

Großknecht. Herr Paſtor, ſoll ich morge um acht Uhr na der Stadt reute?

Blumenthal. Narr, was willſt du in der Stadt? Pflüge das Viertel beim Gottesacker um.

Großknecht. Heer, he ſote jo heute fruh, wie e noch Ankon ritt, ich ſelle mich gefaßt mache, morgen na der Stadt ſu reute.

Blumenthal. Kerl, haſt du geſoffen?

Großknecht. Heer, von us beede, ich gewiß im wenigſte.

Blumenthal. (zornig: will aufſpringen: fällt aber zurück in den Lehnſtuhl) Beſtie! wär ich nicht von der Luft ſo krank, ich wollte dich ſchlagen, daß du Oel geben ſollteſt.

Pfarrſchin. Ereifre dich nicht, Vaterchen. Du haſt den Knecht wirklich beſtellt. Beſinne dich nur auf die Brieſſchaften von Berlin.

Blu

Blumenthal. (zum Großknecht) Geh, Schlin gel, und ſei morgen um acht Uhr parat.

Großknecht. (ab)

Vierte Scene.

Die Vorigen, ohne den Großknecht.

Blumenthal. (kratzt ſich im Kopfe, inden ihm die Pfarrſchin den Sammetrok abſtreifelt, un eine weiſſe Mütze auffezt) Schwere Noth, was ha ich gedacht!

Pfarrſchin. Jſts denn von Wichtigkeit, Va terchen?

Blumenthal. Ei ſchwöre Noth, ich ſoll fü Bruder Wöllnern ein neues Religionsedikt machen und das muß ſchon morgen auf die Poſt. Den nerwetter, wie wird das aus dem armen wüſte Kopfe heraus zu bringen ſeyn?

Kinderling. Machen Sie ſich keine Aeng ſten, liebſter Herr Amtsbruder. Gott hat Jhne ſonderliche Gaben verliehen. Es wird alles gu gehen.

Blumenthal. Ei den Teufel, ſo ein Stü Arbeit, will auch gemacht ſeyn. Jch habe gar vie dabei zu bedenken. Es ſoll die Aufrechthaltun der (rölpſt) reinen Lehre ſichern. Es ſoll den neue

Auf

Aufklärern Einhalt thun, und (rölpſt) es ſoll doch auch ſo ausgedrükt ſein, daß es den Schein der Toleranz behält.

Kluge. Nur den Schein? Und warum will man der Aufklärung Einhalt thun?

Blumenthal. (heftig) Herr, weil's mit dem Dinge zu weit geht.

Kluge. Aber die Aufklärung beruht ja auf dem Gebrauche der Vernunft. Wie kann der je ſchaden?

Blumenthal. Ja, eben die vermaledeite Vernunft iſt es, die jetzt zu ſehr überhand nimmt, und in der Chriſtenheit ſo viel Unheil ſtiftet.

Kluge. Gott, wie können Sie die größte aller Gaben des Schöpfers vermaledeiet nennen.

Blumenthal. (immer heftiger) Junger Herr, ſeit wann ſind auch Sie angeſtelt? Ich leide Sie in meinem Hauſe nicht mehr, wenn Sie der Vernunft das Wort ſprechen.

Kinderling. Aber ich dächte doch, liebwerther Herr Amtsbruder, daß die Vernunft, als eine Gabe Gottes, nicht ganz —

Blumenthal. (fällt ihm ins Wort) Bruder, melire dich nicht. Ich ſage dir, die Vernunft iſt das allerſchändlichſte Ding in der Welt. Und wenn ſie ſo fort graßiren ſollte, wie bisher, ſo verlieren wir Prediger noch vollends all unſer Bißchen Kredit.

Kluge. Aber wozu hätte Gott dem Menſchen die Vernunft gegeben, wenn er ſie nicht gebrauchen, und ihr folgen ſollte?

Blumenthal. Wozu? (rölpſt) Wozu? Dazu, junger Herr, daß der Menſch ſie beſtreiten ſoll, wie die böſen Begierden. Und das kann ja der Herr daraus ſehen, weil wir eine Offenbahrung haben. Denn wenn der Menſch die Vernunft hören, und von ihr Wahrheit lernen ſollte, wozu wäre die Offenbarung? Und wozu gerade dieſe Offenbarung, welche Lehren enthalt, die von der Vernunft weder verſtanden, noch erwieſen werden können? Doch weg jetzt mit dem Gewäſche. Fikchen, hole mir Feder und Dinte. (rölpſt) Wir wollen den Leuten die Vernunft ſchon vertreiben. (aufgebracht) Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht die Aufklärer endlich zum Schweigen bringen wollte. (Fikchen bringt) Bringſt Du, mein Lämmchen! Nun, Gott gebe ſeinen Segen. (Er rückt näher an den Tiſch, und fängt an zu ſchreiben.)

Kinderling. (andächtig) Es iſt doch eine Fügung der weiſen Vorſicht, daß nun endlich ein Regent die preußiſchen Staaten beherrſcht, welchem die Lehre des Evangeliums Jeſu am Herzen liegt. Und ich verehre Sie, liebwertheſter Herr Amtsbruder, als ein Werkzeug dieſer göttlichen Vorſehung.

Kluge. (zu Blumenthal, der raſch wegſchreibt)

Haben der Herr Paſtor wirklich Auftrag, ein neues Religionsedikt zu entwerfen.

Blumenthal. Stören Sie mich nicht. (Er ſchreibt fort. Endlich ſezt er ab) Der Miniſter von Wollner iſt mein alter Univerſitätsfreund, und hat ſein ganzes Vertrauen auf mich geſezt. Er ſchreibt mir geſtern: „Lieber Bruder, Du mußt jezt Deinen Kopf anſtrengen, und ein Religionsedikt machen, das Hände und Füße hat. Aber, Bruder, mit Klugheit, mit Delikateſſe muß es abgefaßt ſeyn. Es giebt Leute, du verſtehſt mich, die auf mich lauern, und es ſcharf kritiſiren werden. Nimm Dich in Acht, und wende Deine beſte Kraft dran.“ — Sehen Sie, junger Herr, ſo ſchreibt der Miniſter an unſer einen. Wenn ich gleich ein ſchlechter Dorfpfarr bin, ſo habe ich doch vielleicht mehr Gewicht auf der preußiſchen Schikſalswaage, als mancher Oberkonſiſt (rülpſt) ſtorialrath. Verſtehen Sie mich?

Kluge. (macht eine Verbeugung, und ſchweigt.)

Kinderling. Gott wolle Ew. Hochw. den preußiſchen Staaten zum Segen ſetzen.

Blumenthal. (andächtig) Das wolle Gott, der himmliſche Vater, (rülpſt) um Chriſti willen an mir armen Sünder wahr machen.

Bauer. Nun darf unſe Herr Paſtor im Lande och a Wortche mitſpreche.

Blumenthal. Ja, alter Gerge. Ich habe lang genug ſtumm müſſen leben, aber nun hat

Gott den Mund mir geöfnet, und ich will nun reden, daß den neuen Religionsverfälſchern die Ohren gällen ſollen. (zu Andrees) Wiſſet ihr ein Exempel aus der Bibel, Andrees, wo Einer lange nichts zu ſagen hatte, und dann viel ſprechen konnte!

Andrees. (ſtokt.)

Blumenthal. (will ihm drauf helfen) Jo — Jo —

Andrees. (wiederholt das, J — o, J — o, — und ſinnt, und plazt endlich heraus) Ach, Bileams Eſel. (*Es wird ein allgemeines Gelächter.*)

Blumenthal. (lächelt erhaben) Ihr hättet Euch ſchlecht zum Rathsherrn geſchikt, Andrees! Ich wollte euch ja an Joſephs Geſchichte erinnern. Doch jezt geht Kinder, damit ich minder geſtört werde.

Bauern. (ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen, ohne die Bauern.

Blumenthal. Nun ſezt euch, Kinder, und helft mir. Ich will euch einmal den Introitus vorleſen: ſagt mir, was Euch nicht recht gut ausgedrukt ſcheint. Denn mir iſt der Kopf ſo ſchwer, ſo ſchwer, daß ich kaum weiß, was ich denke.

Kluge. (für ſich) Gott! Ein beſofnes Schwein! der Konzipient eines Religionsedikts!

Blumenthal. (lieſt vor)

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preuſſen, Markgraf zu Brandenburg, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Thun kund und fügen hiemit zu wiſſen, daß, nachdeme Wir lange vor Unſrer Thronbeſteigung bereits eingeſehen, und bemerkt haben, wie nöthig es dereinſt ſeyn dürfte, nach dem Exempel unſrer Durchlauchtigſten Vorfahren, beſonders aber unſers in Gott ruhenden Großvaters Majeſtät, darauf bedacht zu ſeyn, daß in den preußiſchen Landen die chriſtliche Religion der proteſtantiſchen Kirche, in ihrer alten urſprünglichen Aechtheit und Reinigkeit erhalten, und zum Theil wieder hergeſtellet werde, auch dem Unglauben eben ſo wie dem Aberglauben, mithin der Verfälſchung der Grundwahrheiten des Glaubens der Chriſten, und der daraus entſtehenden Zügelloſigkeit der Sitten, ſo viel an uns iſt, Einhalt geſchehe; und dadurch zugleich Unſern getreuen Unterthanen ein überzeugender Beweiß gegeben würde, weſſen ſie in Abſicht ihrer wichtigſten

ſten Angelegenheit, nemlich der völlige
Gewiſſensfreyheit, der ungeſtörte
Ruhe und Sicherheit bey ihrer einmal a
genommenen Konfeſſion und dem Glaube
ihrer Väter, wie auch des Schutzes geg
alle Störer ihres Gottesdienſtes und ihr
kirchlichen Verfaſſung, zu Uns, als ihre
Landesherrn, ſich zu verſehen haben: Wi
nach bisheriger Beſorgung der dringendſte
Angelegenheiten des Staats, und Voller
dung verſchiedener nöthigen und nützliche
neuen Einrichtungen, nunmehro keinen fe
nern Anſtand nehmen, an dieſe Unſere a
derweitige wichtige Regentenpflicht ernſtlic
zu denken, und in gegenwärtigem Edi
Unſere unveränderliche Willensmeynun
über dieſen Gegenſtand, öffentlich bekann
zu machen.

Kinderling. (kriechend) O ganz vortreflich
Wahrhaftig, der Herr Amtsbruder haben gar ſelten
Gaben von Gott erhalten.

Blumenthal. (ſchmunzelt) He, he — j
nun, man ſiehts freilich manchem Manne nicht an
was in ihm ſteckt. (zu Klugen) Was ſagen Sie da
zu, junger Herr?

Kluge. Ich hätte wohl einige Bedencklichkei
ten, aber mein Alter, und — die Achtung, die ich
einem Vertrauten des Miniſters ſchuldig bin —

Blu

Blumenthal. (gratiös) O reden Sie dreiſt. Herr Kandidat. Mir iſts lieb, wenn Sie ein oder anderes Wort, mit einem treffendern, ſtärkern, ſchönern zu vertauſchen wüßten.

Kluge. (beſcheiden) An den Worten hätt' ich eben nichts zu tadeln, auf dieſe kommt auch wenig an. Und dieſe ſind alle recht ſchön —

Blumenthal. (ſchmunzelt)

Kluge. Aber die Sachen —

Blumenthal. (auffahrend) Was? Wie? Die Sachen? Was für Sachen, junger Herr?

Kluge. Ich wage es, auf Ihre gütige Erlaubniß, mich zu erklären. Erſtlich ſcheinen mir gleich die Worte, nach dem Exempel unſerer rc. ein geſuchter Anſtrich zu ſeyn, der ein nachtheiliges Licht auf die Regierung Friedrichs des Großen, wirft. Sollte das dem Könige, in deſſen Namen Sie hier ſchreiben, wohl Ehre machen? Sollte Friedrich Wilhelm nicht vielmehr in die Fußtapfen dieſes größten Königes treten, wird ganz Europa fragen, als die Zeiten der Brandenburgiſchen Barbarei ſich zum Muſter nehmen wollen? Sollte —

Kinderling. (einfallend) Erlauben Sie, Herr Kandidat, wer hat Ihnen geſagt, daß die Zeiten der obgedachten gottſeligen Vorfahren Zeiten der Barbarei waren?

Blumenthal. (der indeß weiter geſchrieben hat) Herr Kandidat, das iſt Lurpperei. Alle Welt

weiß es, daß der verſtorbene König ein Freyg
war, der in Religionsſachen kein Muſter ſeyn da
Haben Sie weiter nichts zu erinnern, ſo bleibt m
Introitus ſtehn.

Kluge. Noch verſchiedenes, wenn Sie erl
ben. Wenn gleich Friedrich der Große ein F
geiſt war, wie Sie es nennen, das heißt, der R
gion nicht ergeben war, welche die herrſchenden K
chen Chriſtenthum nennen, ſo hat er doch dieſes Ch
ſtenthum nie beeinträchtiget. Er hat vielmehr
des Chriſtenthum, das lutheriſche, kalviniſche u
wie die Chriſtenthümer alle heiſſen, in ſeiner frey
Uebung geſchützt. Wie können Sie alſo ſagen
erhalten — hergeſtellt werde — wie w
Friedrich der Große es verfälſcht, oder den Ungl
ben ausgebreitet hätte?

Blumenthal. Herr, er hat doch dem U
glauben freien Lauf verſchaft, indem er die Freig
ſter reden und ſchreiben ließ, was ſie wollten.

Kluge. Wollen Sie denn, daß das nun v
boten werde?

Blumenthal. Allerdings.

Kluge. Alſo ſollen die Lehrer des Sekt
chriſtenthums — und allenfalls auch die Juden
das Monopol haben zu lehren und zu ſchreibe
Und die übrigen ehrlichen Leute, welche keiner v
allen dieſen Sekten zugethan ſind, ſondern ih
Gott nach ihrer Vernunft ſich vorſtellen und ver

r

ren, und deren es in den preußiſchen Staaten ſchier ein paar Millionen geben dürfte, die ſollen aufs Maul geſchlagen werden, wenn ſie muckſen? Und was meinen ſie denn für einen Grund zu haben, die Religion der proteſtantiſchen Kirche ausſchlieſſend zu begünſtigen — ſie zu erhalten — herzuſtellen —? Erſt möchte ich fragen, was denn die Religion den Regenten überhaupt angehe? da ſie ja gar kein Objekt der geſezgebenden Macht iſt, ſondern als eine innerliche Angelegenheit des menſchlichen Herzens, jedes Menſchen eigner Freiheit überlaſſen bleiben muß. Und dann frage ich: was denn der Regent für ein Recht oder Befugniß hat, eine Sekte allein zu erhalten, und ihre Lehre herzuſtellen? Sind denn die Unterthanen, welche die chriſtliche Religion der proteſtantiſchen Kirche nicht glauben, ſondern eine andere chriſtliche Religion haben, nicht auch Unterthanen? Und haben nicht alle Unterthanen gleiche Rechte? Und iſt das Recht ſeine Religion zu glauben, zu bekennen und auszuüben, nicht ein allgemeines Menſchenrecht? Machen Sie alſo Ihren König nicht offenbar zum Tirannen, der einem groſſen Theile ſeiner Unterthanen ein natürliches Recht entreißt, und daſſelbe einem andern Theile, der hier die proteſtantiſche Kirche iſt, ausſchlieſſend ertheilt? Ferner: Iſt etwa dem Staate mehr an dieſem Chriſtenthum gelegen als an einem andern? Wird er reicher, mächtiger, bevölkerter, glücklicher, wenn die Unterthanen Proteſtanten ſind, als wenn ſie etwas anders ſind? Endlich, worauf gründen ſich, und worinnen beſtehen denn die Rechte der Proteſtanten? Hat man ihnen die Duldung, die ſie im Weſtphäliſchen Frieden erhalten, um ihrer Religion willen ertheilt, oder darum, weil ſie eine ſtarke Parthei waren, die ihre menſchlichen Rechte geltend zu machen wußte? Bedenken Sie das wohl, Herr Paſtor. Damals verfochten die Proteſtanten die Rechten der Menſchheit, und behaupteten ſie. Wenn alſo das Rechte der Menſchheit waren, ſo können ſie, zu keiner Zeit, den Proteſtanten ausſchließend zukommen. Sondern jede Parthei, Socinianer, Deiſten u. ſ. w. hat eben dieſelben Rechte im Staate. Und der Regent, der ſie ihnen ſtreitig macht, handelt eben ſo ſchändlich, als diejenigen handelten, welche ſie ehedem den Proteſtanten ſtreitig machen, und den Katholiken ausſchließend ertheilt wiſſen wollten.

Blumenthal. (Iſt während der Rede des Kandidaten eingeſchlafen; wacht aber eben jezt auf —) Was ſagen Sie, junger Herr? Uns Proteſtanten gehört das Land allein.

Kluge. Warum denn? Iſt denn der König Regent der Proteſtanten, als Proteſtanten, oder, der Menſchen, als Menſchen?

Blumenthal. (Reibt ſich die Augen.) Herr, Sie miſchen mir da zu viel durcheinander. Wenn ich morgen ausgeſchlafen habe, will ich Ihnen beweiſen, daß Sie unrecht haben.

Kluge. Nur noch eines erlauben Sie mir. Sie ſchreiben da von einer Verfälſchung der Grundwahrheiten des Chriſtenthums und einer daraus entſtandenen Zügelloſigkeit der Sitten. Das iſt doch wirklich eine gar zu groſſe Klauſenmacherei, womit der einfältige Leſer getäuſcht werden ſoll. Meinen Sie denn, daß der kluge Leſer das nicht merken ſoll, und dieſen Deckmantel der tiranniſchen Anmaſſung über die Rechte der Unterthanen und der groben Partheilichkeit gegen gewiſſe Sekten nicht abzuziehen weiß?

Blumenthal. (Schiebt die weiſſe Mütze zurück.) Junger Herr, Sie werden verteufelt dreiſt.

Kluge. Ich erkühne mich, Ihrer Erlaubniß gemäß, Ihnen freymüthig zu ſagen, daß es eine allzu merkliche Unwahrheit iſt, wenn Sie Zügelloſigkeit der Sitten, als eine Folge der Verfälſchung des proteſtantiſchen Chriſtenthums angeben wollen. Zügelloſe Sitten können wohl von Verfälſchungen der **Religion überhaupt** entſtehen, aber nicht von Verfälſchung der **Proteſtantiſchen.** Und überhaupt hat ja theoretiſche Religion, und am wenigſten poſitive, gar keinen Einfluß auf die Moralität. Das lehrt ja ſchon die tägliche Erfahrung. Es giebt Naturaliſten in Menge, welche die vermeint-

lichen Grundwahrheiten **Ihres Chriſtenthums** ver
werfen, und doch ſittſame und tugendhafte Menſche
ſind. Und ſo giebts gegentheils unter denen, wel
che jene Grundwahrheiten herzlich glauben, und mi
Eifer bekennen, eine Menge von Schurken, Betrü
ger, Dummköpfen, und beſeſſnen Schweinen
Iſts alſo nicht ein offenbares Blendwerk, (wenn
Sie ihrer ungerechten Begünſtigung der Proteſtan
ten, einen Schein der Nothwendigkeit zu geben ſu
chen,) wenn Sie vorgeben, daß aus der Verfäl
ſchung ihrer Lehre, Zügelloſigkeit der Sitten entſtan
den ſey? Und daß ich Ihnen nur alles auf einma
ſage: Iſts nicht eine freche Unwahrheit, wenn S
Ihrem Könige die Worte in den Mund legen: Da
Er durch eine ſolche ausſchlieſſende Vorſorge für d
reine Lehre der **Proteſtanten** — allen ſeinen ge
treuen **Unterthanen** einen überzeugenden Bewei
geben wolle, weſſen ſie ſich in Abſicht ihrer —
völligen Gewiſſensfreyheit — zu verſehen haben
Wahrhaftig, ein ſchöner Beweis, wird man ſagen
von der landesväterlichen Vorſorge für die Gewi
ſensfreyheit, wenn durch Religionsedikte das pro
teſtantiſche Chriſtenthum allein — erhalten un
hergeſtellet, und alle Unterthanen, die ein ande
res Chriſtenthum haben, aufs Maul geſchlagen wer
den. Bey Gott, Herr Paſtor, ſchon in ihre
Introitus iſt ſo viel Intoleranz, und bey der In
toleranz ſo viel Inkonſequenz und Widerſpruch

da

daß mir der Greuel ankömmt, die Folge zu leſen.

Blumenthal. Herr, nun bin ichs ſatt. (heftig) Den Augenblick pack Er ſich aus meinem Hauſe, und rechne Er in ſeinem Leben auf keine Beförderung.

Kluge. (Geht mit edlem Stolze ab.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen, ohne Klugen.

Kinderling. Liebwertheſter Herr Amtsbruder, ich rathe Jhnen, ein wenig Cremor tartari zu nehmen, mit etwas Salpeter. Sie haben ſich wirklich über den jungen Laffen geärgert. Es that mir gleich anfangs leid, daß Sie ihm erlauben zu ſprechen.

Blumenthal. (Huſtet und rölpſt.) Ja — ja — Fäſchen! eine Meſſerſpitze voll. (Zur Pfarrſchin) Mutter, gieß mir einmal Dinte ins Faß. Die Feder ſchreibt nicht. (Er ſchreibt nachher fort, und lieſt das, was er ſchreibt, immer laut her.)

Als

§. 1. befehlen, wollen und verordnen Wir demnach, daß alle drey Hauptreligionen, nemlich die Reformirte, Lutheriſche und Rö-

> miſch-Katholiſche, in Ihrer bishe
> Verfaſſung, nach den von Unſern go
> gen Vorfahren vielfältig erlaſſenen Ed
> und Verordnungen, in Unſern ſämmtl
> Landen verbleiben, aufrecht erhal
> und geſchüzt werden ſollen.

Kinderling. Schön! Vortreflich!

Pfarrſchin. Aber Vaterchen, das hat
alte König auch gethan. Das iſt ja nichts neu

Blumenthal. Laß nur, Mutter!
neue wird ſchon kommen. (Er ſchreibt fort.)

Daneben aber

> §. 2. ſoll die den preußiſchen Staaten
> jeher eigenthümlich geweſene Tole
> der übrigen Sekten und Religions-
> thenen, ferner aufrecht erhalten, und
> manden der mindeſte Gewiſſenszwan
> keiner Zeit angethan werden,

Tochter. Ach das iſt ſchön, lieber
Niemanden, ja Niemanden laſſen Sie zu
Zeit, auch des Sonntags nicht, Gewiſſens
angethan werden. Auch den vielen braven
liſten nicht, deren es ſo viele Tauſende im
giebt, und die als Miniſter, Räthe, Ge
Kaufleute, Bürger und Bauern dem Lande ſ
lich ſind.

Blumenthal. Schweig Maulaffe! D
malisten ſollen alle die Schwerenoth kriegen.

To

Tochter. Aber Papa, was wollen Sie denn mit Gielsdorf und den beyden Filialen machen, wo der ſogenannte Zopfprediger ſteht? das ſind ja drey ganze Dorfſchaften erklärter Naturaliſten.

Blumenthal. Die laß ich alle verbrennen.

Pfarrſchin. Aber Väterchen, du ſchreibſt ja ſelbſt: Niemanden.

Blumenthal. Ei Närrchen, das geht ja nur auf die Chriſten. Niemanden, heißt hier ſo viel als, keinem Chriſten, welcher einer der drey von mir geduldeten chriſtlichen Sekten zugethan iſt, ſoll Gewiſſenszwang angethan werden.

Pfarrſchin. Du willſt alſo wohl auch die Juden nicht leiden?

Blumenthal. Die mögen bleiben. Höre nur weiter, wie ich das Ding ſo hübſch einrichte. (Er ſchreibt weiter und lieſt.)

ſo lange ein jeder ruhig als ein guter Bürger des Staats ſeine Pflichten erfüllet, ſeine jedesmalige beſondere Meinung aber für ſich behält, und ſich ſorgfältig hütet, ſolche nicht auszubreiten, oder andre dazu zu überreden, und in ihrem Glauben irre oder wankend zu machen.

Pfarrſchin. Alſo, die andern Unterthanen des Königs ſollen ihr natürliches Recht nicht mehr haben, ihre Religion zu bekennen, und von ihr laut zu reden und zu ſchreiben?

Blumenthal. Nein. Das leide ich nic
Die Partheien, die einmal im Poſſeß ſind, ſoll
allein reden und ſchreiben. Die andern ſollen ſchwe
gen, und ihren Glauben für ſich behalten.

Tochter. Aber, lieber Papa, wie rei
ſich das? Gewiſſe Sekten ſollen das Monopol h
ben, öffentlich ihren Glauben zu lehren, und we
überzeugende Gründe da ſind, ihn auszubreite
Und doch ſoll niemand den andern in ſeinem Glaub
irre machen?

Blumenthal. Nun? was findeſt du da u
ſchickliches?

Tochter. Vielerlei, lieber Papa. Erſtl
ſtimmen ja ſchon Ihre drey herrſchende chriſtli
Kirchen in den Grundwahrheiten nicht überein, u
eine jede beſchuldigt die andere einer Verfälſchu
der Grundwahrheiten. Wenn alſo jede ihren Gla
ben öffentlich vortragen, und mit Gründen unte
ſtützen, folglich andere überreden darf, ſo wir
eine die andere irre oder wankend machen.

Blumenthal. (krazt ſich) Mädchen, ma
mir den Kopf nicht konfus. Die drey Kirchen ſi
einmal herrſchend im deutſchen Reiche, und di
behalten allein das Recht.

Tochter. Das allen Menſchen zukommt?
das billig? Und wodurch ſind ſie herrſchend gew
den? Durch die Macht der Gründe — oder d
Deſpotismus? — Und geſezt, daß ſie mit Re

herrſche

herrſchend wären, ſo iſt meine Frage noch immer nicht beantwortet, warum dieſe Drey nur, einander ſowohl, als die übrigen Sekten irre und wankend machen dürfen, und warum das allen andern Sekten verboten ſeyn ſoll?

Blumenthal. Mädchen, ich glaube, du biſt von Klugen angeſteckt. Schweig jetzt, daß ich fertig werde. (Schreibt.)

> Denn, da jeder Menſch für ſeine eigene Seele allein zu ſorgen hat, ſo muß er hieran ganz frey handeln können, und nach Unſerm Dafürhalten hat ein jeder chriſtlicher Regent nur dahin zu ſehen und dafür zu ſorgen, das Volk in dem wahren Chriſtenthum treu und unverfälſcht durch Lehrer und Prediger unterrichten zu laſſen, und mithin einem jeden die Gelegenheit zu verſchaffen, ſelbiges zu lernen und anzunehmen.

Pfarrſchin. Väterchen, das hängt wieder nicht zuſammen. Du ſagſt: weil — jeder für ſeine eigene Seele allein zu ſorgen hat, ſo muß der Regent ſorgen ꝛc. Das iſt ja verkehrt. Ich dächte, es müßte vielleicht ſo heiſſen: Wenn jeder (alſo auch das Volk) für ſich allein zu ſorgen hat, ſo muß der Regent gar nicht ſorgen.

Blumenthal. (auffahrend) Ihr verdammtes Weibervolk, macht mir den Kopf nicht wüſter, als er ſchon iſt.

Kinder.

Kinderling. Ereifern Sie ſich nicht, liebwertheſter Herr Amtsbruder. Die Sache iſt vortreflich. Es liegt nur am Ausdruck.

Pfarrſchin. Nichts weniger. Es iſt ja ein ganz verkehrter Schluß. Jeder ſoll allein zu ſorgen haben, und doch ſoll eben darum der Regent für die Religion der Unterthanen ſorgen. Und wenns noch hieße, für die Religion. Aber ſo heißts gar, er ſoll fürs Chriſtenthum ſorgen, und noch oben drein immer für das lutheriſche, kalviniſche und römiſche Chriſtenthum. Wahrlich, Väterchen, du machſt, daß Bruder Wöllner vor aller Welt zum Narren wird, und daß unſer lieber König ſelbſt dabey verliert.

Blumenthal. (Wirft ihr das Dintenfaß an den Kopf, daß die Pfarſchin ausſieht, wie ein Rauchfangkehrer.) Ihr Rindvieh's, hört doch erſt, was weiter kommen ſoll. (Er füllt das Dintefaß wieder an, und ſchreibt fort)

> Ob nun aber ein Unterthan dieſe gute ihm ſo reichlich dargebotene Gelegenheit, zu ſeiner Ueberzeugung nutzen und gebrauchen will oder nicht, muß ſeinem eigenen Gewiſſen völlig frey anheim geſtellet bleiben.

Da ſiehſt du ja, daß ichs jedem völlig frey laſſe, für ſeine Seele allein zu ſorgen.

Pfarrſchin. (Weint — und zieht andere Kleider an.)

Blumenthal. Rede, alte Schachtel.

Pfarrſchin. Ja, wenn ich rede, wirſt du gleich grob. Und doch kann ichs nicht laſſen, dies zu ſagen, daß die Welt über dem Edikt ſich luſtig machen wird. Du ſagſt ja, der Regent ſoll alle Menſchen in der lutheriſchen, oder kalviniſchen, oder katholiſchen Religion (alſo nicht in der Religion überhaupt) unterrichten laſſen: und dabey verlangſt du, daß jede andere Religion nicht laut werden darf, damit die Leute in dem lutheriſchen, oder kalviniſchen, oder katholiſchen Chriſtenthum, darinnen ſie der König hat unterrichten laſſen, nicht irre oder wankend werden. Heißt das, jeden für ſeine Seele allein ſorgen laſſen? Läßt du denn da jedem ſeinen Glauben völlig frey? Denk doch nur. Wenn du dem Volke von Jugend auf nur dein Chriſtenthum einblaueſt, und dabey verhinderſt, daß ſie das Chriſtenthum anderer Leute gar nicht zu hören bekommen, ſo zwingſt du ſie ja, bey deinem Chriſtenthume zu bleiben? So läßt du ihnen ja keine freye Wahl, keine Prüfung. Denn Wahl und Prüfung iſt ja nur da möglich, wo die Leute das eine mit dem andern vergleichen können. Und wie ſollen ſie vergleichen, wenn das eine nur laut werden, das andere aber jeder für ſich behalten muß, und nicht öffentlich vortragen darf? Heißt das, jeden für ſeine Seele allein ſorgen, jedem ſeinen Glauben völlig frey laſſen? Gewiß, Vaterchen, die Leute werden ſagen, in dieſem Edikte habe der Miniſter die Welt zum Beſten gehabt. Aber werde nicht böſe, Vaterchen. (Sie ſtreichelt ihm die Backen.)

Blumenthal. (Küßt die Pfarſchin, und kommt darüber ſo in Geſchmack, daß er lange an ihr hangen bleibt.) Mutter, Mutter, bald möcht' ich das Edikt liegen laſſen, und mit dir zu Bette gehen.

Pfarrſchin. Pfui, alter Narr, die Fikchen hörts ja. Gieb doch kein Aergerniß.

Blumenthal. Nun wart, ich will alles wieder gut machen. (Er ſchreibt.)

> Die in Unſern Staaten bisher öffentlich geduldeten Sekten ſind, auſſer der jüdiſchen Nation, die Herrenhuter, Mennoniſten und die böhmiſche Brudergemeine, welche unter landesherrlichem Schutze ihre gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte halten, und dieſe dem Staat unſchädliche Freyheit ferner ungeſtört behalten ſollen.

Siehſt du, Mutter, nun hab ich allen geholfen.

Pfarrſchin. Aber ſind Naturaliſten, Socinianer und andere nicht vergeſſen? Warum verweigerſt du dieſen ehrlichen Leuten, darunter ja ſelbſt Oberkonſiſtorialräthe und Staatsminiſter ſind, was du ſogar den Juden einräumſt, die doch den Chriſtus haſſen, den jene ehren, obgleich nicht als einen Gott, wie andre Chriſten.

Blumenthal. Laß dich um die Kerls unbekümmert, Mutter. Es hat ſeine politiſchen Urſachen, warum man das Geſchmeis nicht mehr dulten will. (Ins Ohr.) Sie ſind uns andern zu klug, und — machen auch das Volk zu klug.

Pfarrſchin. So, ſo, hum!

Blumenthal. Merkſt du was, Mutter? (Er ſchreibt.)

> In der Folge aber ſoll Unſer geiſtliches Departement dafür ſorgen, daß nicht andere der chriſtlichen Religion und dem Staate ſchädliche Conventicula, unter dem Namen, gottesdienſtlicher Verſammlungen, gehalten werden, durch welches Mittel, allerlei der Ruhe gefährliche Menſchen und neue Lehrer, ſich Anhänger und Proſelyten zu machen, im Sinne haben möchten, wodurch aber die Toleranz ſehr gemißbraucht werden würde.

Pfarrſchin. Potztauſend, das wird Silberſchlagen mit ſeinen Konventikeln in die Naſe fahren.

Blumenthal. Ei, wir können ja doch bey ſolchen Edikten durch die Finger ſehn, wenn wir wollen.

Kinderling. Und das ſind ja auch proteſtantiſche

tiſche Konventikel, welche des gottſeligen Herrn Silberſchlags Hochwürden zu halten pflegen.

Blumenthal. (ſchreibt.)

Wie wir denn überhaupt

§. 3. alles und jedes Proſelytenmachen bey allen Konfeſſionen ohne Unterſchied ernſtlich verbieten, und nicht wollen, daß Geiſtliche, oder andere Leute von verſchiedenen Religionspartheyen ſich damit abgeben ſollen, ihre eigenthümlichen Lehrſätze und beſondern Meinungen in Glaubensſachen denen, die nicht von ihrem Bekenntniß ſind, entweder aufzudringen, oder ſie auf irgend eine Weiſe zur Annehmung derſelben zu verleiten und zu überreden, und alſo die Gewiſſensfreyheit des andern zu beeinträchtigen.

Pfarrſchin. Daß du das Proſelytenmachen verbieteſt, iſt ſehr gut. Aber Väterchen, das Aufdringen will mir nicht in den Kopf. Alle die Leute, welche gegen dein Chriſtenthum reden oder ſchreiben, um andere von ihren beſſern Einſichten zu überzeugen, dringen ihren Glauben ja Niemanden auf. Das Wort haſt du wohl von dem närriſchen Semler geborgt, den die Goldmacherey dummlich gemacht hat. Denn der thut auch immer, als ob die naturaliſtiſchen Schriftſteller ihren Glauben

auf:

aufdringen, und die Gewiſſensfreyheit beeinträchtigen wollten.

Blumenthal. Ja, Mutter, man muß die Kerls ein Bischen anſchwärzen. Laß das nur. (Schreibt.)

Ganz verſchieden hieran iſt indeſſen der Fall, wenn jemand aus innerer, eigener, freyer Ueberzeugung für ſeine Perſon von einer Konfeſſion zur andern übergehen will, als welches einem jeden völlig erlaubt ſeyn, und ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werden ſoll; nur iſt ein ſolcher gehalten, dieſes nicht heimlich zu thun, ſondern zur Vermeidung aller Inkonvenienzen in bürgerlichen Verhältniſſen, ſeine Religionsveränderung bey der Behörde anzuzeigen.

§. 4. Da man auch dieſes Proſelytenmachen der Römiſch-Katholiſchen Geiſtlichkeit von jeher Schuld gegeben hat, und anjezt von neuem verlauten will, daß verkleidete katholiſche Prieſter, Mönche und verkappte Jeſuiten in den proteſtantiſchen Ländern heimlich umherſchleichen, die ſogenannten Ketzer zu bekehren, Wir aber dergleichen in Unſerm Reiche durchaus nicht geſtatten wollen, als verbieten wir alles Ernſtes, dieſes Proſelytenmachen nicht nur ganz beſonders der katholiſchen Geiſtlichkeit in Unſern geſammten Staaten, ſondern befehlen auch Unſern Oberkonſiſtoriis, wie nicht minder Unſern übrigen Dicaſteriis, desgleichen allen Unſern getreuen Vaſallen und Unterthanen in allen Ständen, genau Achtung zu geben, und ſolche Emiſſarien zu entdecken, und hierinn dem geiſtlichen Departement zur weitern Verfügung Nachricht zu geben.

Pfarrſchin. Das war recht, Väterchen. — Setze doch noch hinzu, daß Nicolai und Konſorten, als Spürhunde angeſtellt werden ſollen, die Emiſſarien zu entdecken.

Blumenthal. (lächelt) Ei Mutter, du wirſt ja gar witzig. (Schreibt weiter.)

§. 5. So ſehr Uns das Proſelytenmachen bey allen Konfeſſionen zuwider iſt, indem es allerlei verdrüßliche Folgen bey der Volksmenge haben kann, ſo angenehm iſt es Uns dagegen zu ſehen, daß die Geiſtlichkeit ſowohl, als Perſonen weltlichen Standes, ſie ſeyen reformirte, lutheriſche oder römiſch-katholiſche Glaubensgenoſſen, dennoch bisher verträglich und brüderlich, in Abſicht ihrer Religion, miteinander gelebt haben; Wir ermahnen ſie daher, dieſe gute Harmonie unter einander ferner ſorgfältig zu bewahren, und werden niemals entgegen ſeyn, wenn die verſchiedenen Konfeſſionen ſich, in Abſicht ihrer Kirchen und Bethäuſer zu Haltung des öffentlichen Gottesdienſtes, oder auf andere Weiſe einander hülfreiche Hand bieten, ſondern es wird uns ſothane Verträglichkeit vielmehr allezeit zum beſondern Wohlgefallen gereichen.

Pfarrſchin. Je nun, 's mag auch gut ſeyn, Du hätteſt nur nicht vergeſſen ſollen, anzubefehlen, daß die Partei, welche der andern ihr Bethaus einräumt, ſich Reverſalien geben laſſe. Sonſt iſt zu beſorgen, daß einſt Zank entſtehe, ohne daß wohl gar die aufgenommene Partei, wenn ſie mit der Zeit die Zahlreichere wird, die aufnehmende verdrange.

Blumenthal. Wahr Mutter. Aber laß ſie zanken. Da bekommen die geiſtlichen Dikaſterien Sporteln. (Schreibt weiter.)

§. 6. Wir verordnen zugleich, daß bey den reformirten ſowohl als lutheriſchen Kirchen die alten Kirchen-Legenden und Liturgien ferner beybehalten werden ſollen; nur wollen wir bey den Konfeſſionen noch nachgeben, daß die damals noch nicht ausgebildete deutſche Sprache darin abgeändert, und mehr nach dem Gebrauch der jetzigen Zeit eingerichtet werde; desgleichen einige alte auſſerweſentliche Zeremonien und Gebräuche abgeſtellt werden, als welches unſerm geiſtlichen Departement bey der proteſtantiſchen Konfeſſion überlaſſen bleibt. Dieſes Unſer geiſtliches Departement hat aber ſorgfältig dahin zu ſehen, daß dabey in dem weſentlichen des alten Lehrbegrifs einer jeden Konfeſſion keine weitere Abänderung geſchehe. Dieſer Befehl ſcheint uns um ſo nöthiger zu ſeyn.

Wie gefällt dir das, Mutter?

Pfarrſchin. Schon nicht mehr ſo gut.

Blumenthal. Warum nicht?

Pfarrſchin. Ei, die alten ſcheuslichen Kirchenagenden. Die ganze vernünftige Welt hat ſeit 50 Jahren darüber geredet und nach einer beſſern Form des Gottesdienſtes ſich geſehnt: und nun willſt du die Epoche deines Friedrich Wilhelms ſo ſchänden, und mitten in den Zeiten des Lichts gerade den alten Miſt von neuem privilegiren, der ſo lange die Welt angeſtunken hat?

Blumenthal. (Giebt ihr eine derbe Ohrfeige) Biſt du wieder unverſchämt? Ich ſage dir, Weib, du biſt toll. Schützen wir die alten Kirchenagenden und Liturgieen nicht, ſo iſts um die alte reine Lehre geſchehn, die uns Prieſtern ſo viel Bequemlichkeit, Einkünfte und Anſehen verſchaft.

Pfarrſchin. (weint) Mach, was du willſt. Ich ſage kein Wort weiter. Aber mich wirſt du nicht überzeugen.

Blumenthal. (ruhiger) Bedenke doch nur, Mutter, wenn die jungen Laffen nach und nach in die Aemter kommen, die jezt von unſern durch die leidige Aufklärung angeſteckten Univerſitäten zurückkehren, und die alten Grundwahrheiten nicht mehr predigen, ſondern die Leute durch die verdammte Moral klüger machen, wie ſich die alte Lehre dann erhalten ſoll? Iſts da nicht noch das einzige Rettungsmittel, daß wir ſie in den alten Agenden, Liturgieen und Geſangbüchern aufbewahren? denn da zwingen wir doch die Leute, alle Sonntage die alten Lehren zu hören und zu ſingen, wenn auch auf den Kanzeln ſie verlohren gehen.

Pfarrſchin. Väterchen, du haſt mich von einer Seite überzeugt. Es iſt ein politiſcher Streich, wenn ich voraus ſetze, daß an der Erhaltung aller alten Lehrſätze der Menſchheit etwas gelegen iſt.

Blumenthal. Der Menſchheit — Närrchen. Was willſt du mit der Menſchheit? Uns Prieſtern und Regenten muß daran gelegen ſeyn, das Volk in der Dummheit zu erhalten. Denn laſſen wir das Volk aufklären, ſo verlieren ſie den blinden Glauben, den Prieſter und Regenten gar nicht entbehren können, wenn ſie das Volk, wie ſichs gebührt, bey der Naſe führen wollen. Denn das

begreifſt

begreiſſt du doch, daß die vernünftige Religion den Verſtand in Thätigkeit ſezt, und die Vernunft immer reger und heller macht. Hingegen wenn ſie die alte Lehre glauben, welche gar kein Nachdenken zuläßt und die Vernunft gefangen nehmen heißt, ſo bleiben ſie fein dumm, und folglich willig, uns blindlings zu folgen, wo wir ſie hinführen.

Pfarrſchin. (ſchüttelt den Kopf) Wenn dieſe Politik, liebes Vaterchen, dich nicht beunruhigt, und dir ferner geſtattet, mit gutem Gewiſſen zu Gott aufzublicken, und —

Blumenthal. (hält ihr das Maul zu) Närrchen, Närrchen, fang mir nicht an zu moraliſiren. Du haſt noch alte Grillen im Kopfe, die mit der Zeit vergehen werden. Halt dich an das alte Sprüchwort: mundus *vult* decipi. Laß mich nur weiter ſchreiben. Die alte Lehre muß in den preußiſchen Staaten ein Fundament bekommen, das alle Fluthen der Aufklärung nicht zerſtören mögen. (Er ſchreibt.)

Dieſer Befehl ſcheint uns um ſo nöthiger zu ſeyn, weil

§. 7. Wir bereits einige Jahre vor Unſerer Thronbeſteigung mit Leidweſen bemerkt haben, daß manche Geiſtliche der proteſtantiſchen Kirche ſich ganz zügelloſe Freyheiten, in Abſicht des Lehrbegriffs ihrer Konfeſſion erlauben;

Tochter. Ach, Papa, da ſticheln Sie wieder auf den vorigen König.

Blumenthal. Halts Maul, Mädchen.

Pfarrſchin. Die Fiekchen hat warlich recht, Vaterchen. Es thut mir ſelber in der Seele weh, wenn ich höre, daß ein König verunglimpft wird, der ſo vollkommen, ſo groß, ſo übermenſchlich nicht wieder geboren werden wird. Ich geſtehe dir, daß ich eben darum unſern Kronprinzen bis zur Anbetung liebe, weil er diß erhabne Muſter des Throns ſo unaufhörlich vor Augen hat, und ganz im Geiſte des groſſen Friedrichs denkt und thätig iſt. Und glaube ja nicht, daß du unſerm guten König durch ſolche Sticheleien auf ſeinen Anherrn Ehre machſt.

Blumenthal. Mutter, bei neuen Edikten muß ein Bischen auf die alte Regierung geſtichelt werden. Du verſtehſt das nicht. Laß mich nur machen. (Er ſchreibt weiter.)

verſchiedene weſentliche Stücke und Grundwahrheiten der proteſtantiſchen Kirche und der chriſtlichen Religion überhaupt wegläugnen, und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiſte des wahren Chriſtenthums völlig zuwider iſt, und die Grundſäulen des Glaubens der Chriſten am Ende wankend machen würden. Man entblödet ſich nicht, die Elenden längſt widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deiſten und Naturaliſten und anderer Sekten mehr, wiederum aufzuwärmen, und ſolche mit voller Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit durch den äuſſerſt gemißbrauchten Namen: Aufklärung, unter das Volk auszubreiten; das Anſehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen, und dieſe göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menſchengeſchlechts, zu verfälſchen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimniſſe der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich an das Geheimniß des Verſöhnungs-Werks und der Genugthuung des Welterlöſers, den Leuten verdächtig, oder doch überflüßig, mithin ſie darinn irre zu machen, und auf dieſe Weiſe dem Chriſtenthum auf dem ganzen Erdboden gleichſam Hohn zu bieten.

Pfarrſchin. (gähnt) Ja, ja, „längſt widerlegten.„ Das Wort lieſſe ich weg, wenn ich wie du wäre. Der Kniff iſt warlich zu alt und zu merklich. Millionmal haben ſich ſchon die Verfechter der alten Lehrer damit beholfen, daß ſie die Vernunftreligion, Irrthum — längſt widerlegten Irrthum nannten. Und die ganze Welt weiß es, daß noch kein Naturaliſt widerlegt worden iſt, und gründlich widerlegt werden kann.

Blu

Blumenthal. (lächelnd) Mutter, das wiſſen wir. Aber das **Volk** hat doch das Ding nicht unterſucht. **Und** fürs Volk iſts immer Blendwerk genug, wenn wir dreiſt weg behaupten, daß alle Gegner des alten **Glaubens längſt widerlegt** ſind.

Pfarrſchin. Ja, ja, fürs Volk. Aber was wird die Menge der Klügern ſagen? Ich fürchte, dein Bruder Wöllner wird mit dem Edikt ſo gehänſelt werden, daß ihm der Angſtſchweiß ausbrechen wird.

Blumenthal. Ei, laß ihn. So braucht er keine Krebsaugen zum Schwitzen einzunehmen. Iſt übrigens nicht alles ſchön und ſtark geſagt?

Pfarrſchin. (gähnt)

Blumenthal. Nun? Willſt du nicht mehr ſprechen?

Pfarrſchin. Was ſoll ich? Wir werden doch nicht einig, wenn wir gleich die alten Diſpüte erneuern, und ich gegen dich behaupte, daß Aufklärung Regenten und Volk mehr beglückt, als alle deine Grundwahrheiten, welche die Menſchen in der Dummheit erhalten, und die Vernunft unterjochen, und — daß deine Verſöhnungslehre mehr ſchlechte Menſchen gemacht hat, als alles, was die Philoſophen —

Blumenthal. Halt Mutter. Den Diſput mag ich ſelbſt nicht mehr. Du weißt, ich betrach-

te alles, was Religion heißt, von der politiſche
Seite, und laſſe dir deine moraliſche, die ich fi
Grillenfängerei halte.

Pfarrſchin. Je nun. Gott erhalte mir d
moraliſche bis an mein Ende. (gähnt)

Blumenthal. (ſchreibt.)

Dieſem Unweſen wollen Wir nun in Unſer
Landen um ſo mehr geſteuert wiſſen, d
wir es für eine der erſten Pflichten eine
chriſtlichen Regenten halten, in ſeine
Staaten die chriſtliche Religion, deren Vo
zug und Vortreflichkeit längſt erwieſen un
auſſer allen Zweifel geſetzt iſt, bey ihre
ganzen hohen Würde und ihrer urſprüngl
chen Reinigkeit, ſo wie ſie in der Bibel g
lehrt wird, und nach der Ueberzeugung e
ner jeden Konfeſſion der chriſtlichen Kirche
in ihren jedesmaligen ſymboliſchen Büchern
einmal feſtgeſetzt iſt, gegen alle Verfä
ſchung zu ſchützen, und aufrecht zu erha
ten, damit die arme Volksmenge nicht de
Vorſpiegelungen der Modelehrer Preis g
geben, und dadurch den Millionen unſe
guten Unterthanen die Ruhe ihres Leben
und ihr Troſt auf dem Sterbebette nich
geraubt, und ſie alſo unglücklich gemach
werden.

§. 8. M

§. 8. Als Landesherr und einiger Geſetzgeber in unſern Staaten, befehlen und ordnen Wir alſo, daß hinführo kein Geiſtlicher, Prediger oder Schullehrer der proteſtantiſchen Religion, bey unausbleiblicher Kaſſation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndungen, ſich der im vorigen §. 7. angezeigten, oder noch mehrerer Irrthümer, in ſofern ſchuldig machen ſoll, daß er ſolche Irrthümer bey der Führung ſeines Amts oder auf andere Weiſe, öffentlich oder heimlich auszubreiten, ſich unterfange. Denn ſo wie wir zur Wohlfahrt des Staates und zur Glückſeligkeit unſrer Unterthanen die bürgerlichen Geſetze in ihrem ganzen Anſehen aufrecht erhalten müſſen, und keinem Richter oder Handhaber dieſer Geſetze erlauben können, an dem Inhalt derſelben zu klügeln, und ſelbigen nach ſeinem Gefallen abzuändern; eben ſo wenig und noch viel weniger, dürfen Wir zugeben, daß ein jeder Geiſtlicher in Religionsſachen nach ſeinem Kopf und Gutdünken handeln, und es ihm frey ſtehen könne, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Chriſtenthums das Volk ſo oder anders zu lehren, ſie nach bloſſem Willkühr beyzubehalten oder wegzuwerfen, die Glaubensartikel nach Belieben in ihrem wahren Lichte vorzutragen, oder ſeine eigene Grillen an ihre Stelle zu ſetzen. Es muß vielmehr eine allgemeine Richtſchnur, Norm und Regel, unwandelbar veſtſtehen, nach welcher die Volksmenge in Glaubensſachen von ihren Lehrern treu und redlich geführt und unterrichtet werde, und dieſe iſt in unſern Staaten bisher die chriſtliche Religion nach den drey Hauptkonfeſſionen, nemlich der reformirten, lutheriſchen und römiſch-katholiſchen Kirche geweſen, bey der ſich die preußiſche Monarchie ſo lange immer wohl befunden hat, und welche allgemeine Norma ſelbſt in dieſer politiſchen Rückſicht durch jene ſogenannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen abändern zu laſſen, Wir im mindeſten nicht gemeinet ſind. Ein jeder Lehrer des Chriſtenthums in unſern Landen, der ſich zu einer von den drey Konfeſſionen bekennet, muß und ſoll vielmehr dasjenige lehren, was der einmal beſtimmte und feſtgeſetzte Lehrbegrif ſeiner jedesmaligen Religionsparthey mit ſich bringt, denn hiezu verbindet ihn ſein Amt, ſeine Pflicht und die Bedingung, unter welcher er in ſeinem beſondern Poſten angeſtellt iſt. Lehrt er etwas anders, ſo iſt er ſchon nach bürgerlichen Geſetzen ſtrafällig, und kann eigentlich ſeinen Poſten nicht länger behalten. Unſer ernſter Wille iſt daher, auf die

Veſthaltung dieſer unabänderlichen Ordnung gerichtet, ob wir ſchon den Geiſtlichen in unſern Landen gleiche Gewiſſensfreyheit mit Unſern übrigen Unterthanen gern zugeſtehen, und weit entfernt ſind, ihnen bey ihrer innern Ueberzeugung nicht den mindeſten Zwang anzuthun. Welcher Lehrer der chriſtlichen Religion alſo eine andere Ueberzeugung in Glaubensſachen hat, als ihm der Lehrbegrif ſeiner Konfeſſion vorſchreibt, der kann dieſe Ueberzeugung auf ſeine Gefahr ſicher behalten, denn Wir wollen Uns keine Herrſchaft über ſein Gewiſſen anmaſſen: allein ſelbſt nach ſeinem Gewiſſen, müßte er aufhören, ein Lehrer ſeiner Kirche zu ſeyn; er müßte ein Amt niederlegen, wozu er ſich ſelbſt aus obiger Urſache unbrauchbar und untüchtig fühlt, denn der Lehrbegriff der Kirche muß ſich nicht nach der jedesmaligen Ueberzeugung dieſes oder jenes Geiſtlichen richten, ſondern umgekehrt, oder es kann von Rechts wegen ein ſolcher Geiſtlicher nicht mehr das ſeyn und bleiben, wofür er ſich ausgiebt. Indeſſen wollen Wir aus groſſer Vorliebe zur Gewiſſensfreyheit uberhaupt, anjezt in ſofern nachgeben, daß ſelbſt diejenigen bereits im öffentlichen Amte ſtehenden Geiſtlichen, von denen es auch bekannt ſeyn möchte, daß ſie leider! von denen §. 7. gemeldeten Irrthümern mehr oder weniger angeſteckt ſind, in ihrem Amte ruhig gelaſſen werden; nur muß die Vorſchrift des Lehrbegriffs ihnen bey dem Unterricht ihrer Gemeinen ſtets heilig und unverlezbar bleiben; wenn ſie hingegen hierin Unſerm landesherrlichen Befehl zuwider handeln, und dieſen Lehrbegrif ihrer beſondern Konfeſſion nicht treu und gründlich, ſondern wohl gar das Gegentheil davon vortragen, ſo ſoll ein ſolcher vorſezlicher Ungehorſam gegen dieſen unſern landesherrlichen Befehl mit unfehlbarer Kaſſation und noch härter beſtraft werden.

Pfarrſchin. (ſchläft hart und veſt, und die Tochter nebſt Kinderlingen desgleichen.)

Blumenthal. (ſchreibt, und lieſt immer fort.)

§. 9. Unſer geiſtliches Departement, ſowohl der reformirten als lutheriſchen Konfeſſion, erhält alſo hiedurch den gemeſſenſten Befehl, ſtets ein ofnes Auge auf die geſammte Geiſtlichkeit in unſern Landen zu haben, damit jeder Lehrer in Kirchen und Schulen ſeine Schuldigkeit thue, und dasjenige, was im vorhergehenden §. 8. geſagt iſt, auf das genaueſte beobachte, und müſſen bey beyden proteſtantiſchen Konfeſſionen die jedesmaligen Miniſters und Chefs dieſes Departements uns dafür einſtehen und haften, weil wir es ihnen auf ihr Gewiſſen binden, und uns übrigens völlig auf ſie verlaſſen, daß ſie als treue Diener des Staats über die Aufrechthaltung dieſes landesherrl. Edikts bey Vermeidung Unſrer höchſten Ungnade, ſtets wachen werden.

§. 10. Dem vorigen gemäß befehlen Wir alſo den jedesmaligen Chefs der beyden Departements, ſo gnädig als ernſtlich, ihre vornehmſte Sorge dahin gerichtet ſeyn zu laſſen, daß die Beſetzung der Pfarren ſowohl, als auch der Lehrſtühle der Gottesgelahrheit auf unſern Univerſitäten, nicht minder der Schulämter durch ſolche Subjekte geſchehe, an deren innern Ueberzeugung von dem, was ſie öffentlich lehren ſollen, man nicht zu zweifeln Urſach habe; alle übrige Aſpiranten und Kandidaten aber, die andere Grundſätze äuſſern, müſſen und ſollen davon ohne Anſtand zurückgewieſen werden, als worinn Wir beſagten beyden Miniſters, ſtets freye Macht und Gewalt laſſen wollen.

§. 11. Nachdem aus allem dieſen ſattſam erhellet, daß es uns ein großer Ernſt iſt, die chriſtliche Religion in Unſern Staaten aufrecht zu erhalten, und ſo viel in unſerm Vermögen ſteht, wahre Gottesfurcht bey dem Volke zu beſördern, ſo ermahnen Wir alle unſre getreue Unterthanen ſich eines ordentlichen und frommen Wandels zu befleißigen, und werden Wir bey aller Gelegenheit den Mann von Religion und Tugend zu ſchützen wiſſen, weil ein jeder Gewiſſenloſer und böſer Menſch niemals ein guter Unterthan, noch weniger ein treuer Diener des Staats weder im Großen noch im Kleinen, ſeyn kann.

§. 12. Da die Feyer und Heiligung der Sonn- und Feſttage in verſchiedenen Edikten unſerer gottſeligen Vorfahren in dem Edikt d. d. 17. Dec. 1689. und in dem Patent d. d. 24. Juny 1693. desgleichen in dem Edikt d. d. 28. Oct. 1711. und d. d. 10. Febr. 1715. auch in der Declaration des Edikts d. d. 18. Aug. 1718. bereits anbefohlen worden iſt: ſo ſollen ſothane Edikten im Ganzen betrachtet, keinesweges aufgehoben ſeyn; Wir behalten uns aber vor, durch ein beſonderes Polizey-Geſez nach dem Verhältniß der gegenwärtigen Zeiten das nähere zu verordnen und feſtzuſetzen.

§. 13. Der geiſtliche Stand ſoll von Niemand verachtet, oder gering geſchätzet oder wohl gar verſpottet werden, als welches Wir jederzeit höchſt mißfällig vermerken, und dem Befinden nach nicht ungeahndet laſſen werden, weil dieſes nur gar zu oft einen unvermeidlichen Einfluß auf die Verachtung der Religion ſelbſt hat. Wir werden vielmehr auf das Wohl rechtſchaffener Lehrer und Prediger bey aller Gelegenheit beſondere Ruckſicht nehmen, und um ihnen davon ſogleich einen Beweis zu geben, wollen Wir das von unſers in Gott ruhenden Großvaters Majeſtät erlaſſene Edikt d. d. 14. Okt. 1737. die Befreyung ihrer Kinder vom Soldatenſtande betreffend, hiemit erneuern und dahin beſtimmen, daß alle Predigerſohne überhaupt, desgleichen die Sohne der Schulkollegen in den Städten, wo Kantons ſind, wenn ſie ſich den Wiſſenſchaften, oder auch den bildenden Künſten, desgleichen dem Commerce widmen, darunter begriffen ſeyn ſollen. Wofern ſie hingegen Handwerke oder eine andere Lebensart erwählen, oder aber als Studirende nichts gelernt haben, und nach dem Examine abgewieſen werden, ſo ſoll jene Befreyung wegfallen, und werden Wir das Nothige dieſerhalb an die Regimenter zu ihrer Achtung in den Kantons erlaſſen.

§. 14. Schließlich befehlen Wir unſern ſämmtlichen Dikaſteriis, desgleichen allen übrigen Obrigkeiten geiſtlichen und weltlichen Standes in Unſerm Königreiche und geſammten Staaten, ob dieſem Edikt mit aller Strenge und Aufmerkſamkeit zu halten; für die übrige Geiſtlichkeit aber und alle Unſere getreue Vaſallen und Unterthanen verordnen Wir, ſich in ihren jedesmaligen Verhältniſſen darnach zu achten, und geſchiehet dadurch Unſer ernſtlicher als gnädiger Wille. Gegeben Potsdam den 9ten July 1788.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

v. Carmer. v. Dörnberg. v. Wöllner.

Nun Mutter? (Er blikt um ſich.) Was Teufel, ihr ſeyd alle eingeſchlafen? Nun, ſo will ich auch vollends in meinem Lehnſtuhl ſchlummern, bis es Tag wird, damit ich Hanſen gleich mit dem Edikt fortſchicken kann. (Er legt ſich, und entſchläft.)

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz iſt zu Berlin im Hotel, die Stadt Paris genannt, in einem ſchönen tapezirten Zimmer, vor welchem ein Vorſaal iſt. Blumenthal ſitzt im ſchwarzen Sammetrock, und hält Mittagstafel. Sein ſeidner Schlafrock hängt an der Wand. An der Seite ſtehn Tiſche mit Briefen, Suppliken, Akten ꝛc.

Erſte Scene.

Blumenthal. Der Gaſtwirth.

Gaſtwirth. (Der eben hereingetreten iſt.) Sind Ew. Hochw. mit meiner Bedienung und Koſt kontentirt?

Blumenthal. (Gravitätiſch.) O ja. Sie ſehen ja, daß ich ſtets bei Ihnen einkehre. Ich habe mich über gar nichts zu beklagen, als daß Sie ſo wenig Bezahlung nehmen. Dabey können Sie ohnmöglich beſtehen.

Gaſtwirth. (mit einer tiefen Verbeugung) Ich freue mich, wenn Ew. Hochw. ſonſt mit mir zufrieden ſind, und wünſche nichts mehr, als mich jederzeit Dero Protektion getröſten zu können.

Blumenthal. (ſchmunzelnd) Laſſen Sie das Wort weg. Ich diene jedermann von Grund des Herzens, ohne Eigennutz.

Gaſtwirth. (Nimmt ihm den Teller weg, und ſetzt einen reinen dafür hin: trägt auch eine andre Schüſſel auf.)

Blumenthal. Sie bemühen ſich ſelbſt?

Gaſtwirth. Ich thue das nur Perſonen vom erſten Range.

Blumenthal. (huſtet und wirft ſich in die Bruſt. Ißt ein wenig: — trinkt ein paar Tropfen: — ſetzt das Glas weg: — thut, als wenn er ſatt wäre.)

Gaſtwirth. Es ſcheint Ew. Hochw. nicht zu ſchmecken?

Blumenthal. Ach ich eſſe und trinke äußerſt wenig. (ſeufzend) Das viele Studiren und Sitzen, und die erſtaunende Korreſpondenz hat meine Verdauungskraft geſchwächt, und mich völlig hypochondriſch gemacht. Ich lebe wie ein Kind. Ein paar Loth Gemüſe — ein halbes Spitzglas Wein — Mittags — das iſt alles, was ich genieſſe.

Gaſtwirth. Das beklage ich von Herzen. — Ja, die großen Gelehrten ſind gemeiniglich ſchlechte Eſſer. Doch — unſerm Profeſſor Engel ſchmeckts dennoch. Der kann eſſen wie ein Dreſcher, und trinken wie ein Maynzer Domherr.

Blumenthal. So? Was iſt das für ein Engel?

Gaſtwirth. Kennen Sie den berühmten Engel nicht? den Profeſſor Engel, der ſo viel ſchönes geſchrieben hat?

Blumenthal. (beſinnt ſich) Ach, den Freygeiſt. Ja, ja, ich habe von dem Menſchen gehört. Er ſoll ſich viel mit den Theaterprinzeſſinnen abgeben, und in keine Kirche gehn.

Gaſtwirth. Befehlen Ew. Hochw. nichts mehr? So will ich etwas anders auftragen, das gewiß ſchmecken wird. (lieblich) Eine ganz neue Art von Paſtete. (ab.)

Zwette Scene.

Blumenthal allein.

(Blumenthal ſpringt ſchnel auf, und perluſtrirt die bereits abgetragene Schüſſeln, von denen er in Gegenwart des Aufwärters, und hernach des Wirths, wenig gegeſſen hatte. Er findet in der Suppenſchüſſel noch Klöschen, die er begierig auffrißt. Dann macht er ſich an den Blumenkohl, und frißt ihn mit Löffeln. Sofort eilt er nach ſeinem Flaſchenfutter, das er unterm Bett hat, und leert ein halbes Maas Rheinwein aus. Dann horcht er an der Thüre.) Ich muß mich in Berlin ſtellen, als ob ich der mäßigſte Menſch wäre, damit ich die aufs Maul ſchlagen kann, die mich für einen Epikureer ausſchreien. (Gleich eilt er wieder an den Beitiſch, und ſtopft noch ein Stück Rindfleiſch, und ein Stück Aal hinter, wobey ein und ein halb Raſpelbrod Geſellſchaft machen. Indem er den Wirth kommen hört, fährt er nach ſeinem Platz, und ſtemmt den linken Arm in die Seite, und den rechten unterm Kopf.)

Dritte Scene.

Blumenthal. Der Gaſtwirth.

Gaſtwirth. (Im Hereintreten) Unterthänigſter Knecht. Hier bringe ich Ew. Hochw. etwas Leckerey, das ich expreß für Hochdieſelbe habe zubereiten laſſen. — Aber was fehlt Ew. Hochwürden?

Blumenthal. (vornehm) Ach die Vapeurs, die böſen Vapeurs. Schon die paar Biſſen Eſſen inkommodiren mich.

Gaſtwirth. O wie beklage ich Ew. Hochwürden. Es iſt doch Jammerſchade, daß Ew. Hochw. ſo wenig genieſſen können. Nun die Paſtete, wird gewiß, gewiß nicht ſchaden.

Blumenthal. Ach beſter Mann, es thut mir leid, daß ſie ſich um meinetwillen ſo viel Mühe machen. Ich kanns ja nicht genieſſen. (koſtet) Wahrhaftig! ganz delikat! (Ißt noch einige Biſſen.) Ja. Wers nur genieſſen könnte. Wenns doch meine Mutter zu Hauſe hätte, das lekre Paſtetl. Die alte Schachtel kanns beſſer vertragen.

Gaſtwirth. (zieht einen Brief hervor, und überreicht ihn.) Ich ſoll Ew. Hochwürden dieß ſelbſt übergeben.

Blumenthal. (beſieht den Brief) Wie! hundert Dukaten Zulage? (ſieht den Wirth bedeutend an) Es wird doch keine Supplik dabey ſeyn? Das ſag ich ihnen gleich, wer mich beſtechen will, hat alles verſcherzt.

Gaſtwirth. (für ſich) Das Gott erbarm!

Blumenthal. (für ſich) Ich muß mich nicht in Verlegenheit ſetzen, die Supplik zu finden. (laut) Legen Sie den Brief nur dort auf den Schreibtiſch. Ich will ihn hernach leſen.

Gaſtwirth. Befehlen Ew. Hochw. nichts mehr, ſo will ich die Braten auftragen laſſen. (ab.)

Vierte Scene.

Blumenthal allein.

Ein Bedienter bringt einen halben Faſan, und ein Rebhuhn, ſetzt beides auf den Beitiſch, und geht wieder. Blumenthal ſchleicht ſich hin, und frißt hurtig die weggeſetzte Paſtete, und hernach die Hälfte vom Faſanen. Hierauf thut er einen ſtarken Zug aus dem Flaſchenfutter, und ſetzt ſich an ſeinen Ort.

Fünfte Scene.

Blumenthal. Der Gaſtwirth.

Gaſtwirth. Nun wird doch Ew. Hochw. noch etwas gefällig ſeyn. (Indem er den Faſan betrachtet, und einen Blick auf die abgetragenen Schüſſeln wirft:) Was doch die Bedienten für diebiſche Menſchen ſind! Ich habe Ew. Hochw. einen halben Faſan geſchickt, und der Schurke hat auf dem Wege ein Viertel davon gefreſſen, und gerade das beſte. Und die abgetragne Schüſſeln hat er auch ſchon geleert. Nun wart, Schurke!

Blumenthal. Lieber Mann, um meinetwillen ſchenken Sie dem Menſchen die Strafe. Ich eſſe ja ſo nichts. Hören Sie, lieber Mann, wenn Sie mich lieb haben, ſo erwähnen Sie kein Wort. Ich werde darnach ihre Freundſchaft abmeſſen.

Gaſtwirth. Wenns Ew. Hochw. befehlen. Aber es ärgert mich entſetzlich, daß der Menſch ſo frech iſt — in Dero Gegenwart —

Blumenthal. Gerade deswegen bitte ich, ihm nichts zu ſagen. Er möchte Wunder denken, warum ich — —

Gaſtwirth. Ganz, wie Ew. Hochw. befehlen. (horcht) Ich höre Fremde im Vorzimmer.

Blumenthal. Mein Gott, ich bin ja kaum in Berlin angekommen. (verdrüßlich) Sehn Sie doch, wers iſt.

Gaſtwirth. (Eilt nach der Thür, hört eine Stimme, und wendet ſich ſchnell an Blumenthal, leiſe —) Es iſt der Kammerdiener des Königs.

Blumenthal. Ach der Riz. Laſſen Sie den nur herein.

Gaſtwirth. (ab.)

Sechſte Scene.

Blumenthal. Riz.

(Beide umarmen ſich einander.)

Blumenthal. Ei, woher weißt du's denn ſchon, Brüderchen, daß ich wieder hier bin.

Riz. O! o das iſt ſchon in der halben Stadt bekannt. Dein ſchwarzer Sammetrock darf ſich nur blicken laſſen, ſo gehts wie ein Lauffeuer.

Blumenthal. Nun, wie gehts, Beſter? Was macht unſer guter König, und Bruder Wöllner.

Riz. Je, der alte Friz Willm macht, was er gemacht hat. Wenn er nur recht viel machen könnte. Aber 's hat keine rechte Haltung mehr.

Blumenthal. Ja 's geht ihm, wie mir und dir, Brüderchen. Aber iſt auch noch alles gut verwahrt?

Riz. O dafür ſorge nicht. Wir ſind wie die Spürhunde. — Neulich gab dirs einen tollen Streich. Da hatte ſich ein armer Schuſterjunge hinter eine Hecke im Garten verſteckt, und wie der König vorbeikam, ſprang dir die Beſtie vor, und wollte eine Supplick überreichen.

Blumenthal. (erſchrocken) Gotts Schwerenoth!

Riz. Aber wie ich dir nie dem Könige von der Seite gehe, ſo war ich auch hier bey der Hand, riß dem Buben ſeinen Wiſch weg, ſchlug ihm mit meinem Rohre hinter die Ohren, daß es quatſchte, und ließ den Schlingel hernach ſchlieſſen und veſt machen.

Blumenthal. Was ſagte denn der König? Er iſt ſonſt ſo weichherzig.

Riz. Nichts. Er ſchlenderte ſeinen Weg mit der Dicken fort, und ließ mich machen. Und da ich hernach den Buben examiniren ließ, ſiehe da, da fand ſichs, daß ein Kandidat das Dings gemacht, und den Anſchlag gegeben hatte. Den ließ ich friſch weg auch arretiren, und jagte ſie hernach beide zur Stadt hinaus. Solche Exempel, Bruder, müſſen abſchrecken.

Blumenthal. Ja, Bruder, das iſt die Hauptſache, daß Ihr keine Unterthanen vor den König laßt.

Riz. Keinen Menſchen. Was von Suppliken eingeht, leſen wir erſt, ich und Wöllner, und was uns nicht anſteht, marſchirt ins Kamin. Der Teufel möcht's aushalten, wenn alles, wie beim vorigen König, ſich mauſig machen dürfte.

Blumenthal. Schleicht ſich nicht manchmal eine von den verdammten Brochüren durch, die jetzt gegen uns geſchrieben werden: wie z. B. die vertrauten Briefe?

Riz. O ja. Aber da wiſſen wir uns ſchon zu helfen. Wenn ſo ein Teufelsding zur Welt kommt, geht Wöllner gerade zum Könige, erzählt ihm ſelbſt mit ruhigem Lächeln von der neuen Spottſchrift, und bietet ſie ihm zum Leſen an. Und wenn dann der König, der nie Zeit und Luſt zum Leſen hat, nicht hitzig darauf thut, welches der Wöllneriſche Intreitus ſchon verhindert, ſo lieſt ihm

Wöll.

Wöllner ſelbſt einige Stellen daraus vor, läßt die Ausdrücke, die allenfalls Eindruck machen könnten, weg, ſchiebt einige andere, die platt und plump lügenhaft ſind, hinein, und bringts in wenig Minuten ſo weit, daß der König das Ding verachtet. Nun mag auch ein alter Miniſter kommen, und von weitem des Dinges Erwähnung thun, ſo erhält er allemal zur Antwort: „Den elenden Wiſch kenne „ich ſchon!“ Und ſo denkt der Miniſter und die Welt, der König habe es geleſen, und, es ſey ohne Wirkung geblieben.

Blumenthal. Herrlich, Bruder. Das hilft in der Folge ſo viel, daß dieſe Schriftſtellerbrut die Hofnung aufgibt, und gar nichts mehr ſchreibt. (Es wird Lerm im Vorzimmer. Eine Menge kratzender Füße laſſen ſich hören.)

Riz. Bruder, wir können nicht mehr unter vier Augen uns ſprechen. Auf den Abend ſehen wir uns bei Wöllnern. Leb wohl. (Im weggehn) Das neue Religionsedikt iſt herrlich gerathen. Die hieſigen Klughanſe wollen die Schwerenoth drüber kriegen. Leb wohl. (ab.)

Blumenthal. (ihm nach) Adieu Brüderchen! Grüß mir den Wöllner.

Siebente Scene.

Blumenthal. Wach. Nicolai. Apitſch.

Blumenthal. (Indem die Fremden eingeführet werden, mit angenommener Demuth und zugleich kränklichem Air:) Gehorſamſter Diener, meine Herren. Nehmen Sie Platz. Wie wiederfährt mir denn dieſe große Ehre, Sie bey mir zu ſehen?

Nicolai. Ich habe auf meinen Reiſen vornehmlich auf Bekanntſchaften mit groſſen Männern geſehen, und ich habe deshalb nicht ermangeln wollen —— ——

Blumenthal. (einfallend) O, o, o, — ich bitte — ich ſtrebe in der Welt nach keinem Prädikat, als nach dem, eines rechtſchaffenen Mannes. Sie ſind ja wohl Herr Nicolai?

Nicolai. Ja, Ihro Hochwürden. Ich bin gekommen, mir von Ew. Hochwürden, als dem Freunde unſers würdigſten Miniſters, eine gütige Unterſtützung zu erbitten.

Blumenthal. (zuckt die Achſeln) Ja, mein lieber Herr Nicolai, ich wollte Ihnen herzlich gerne mit meiner Wenigkeit dienen, wenn Sie nur bey Hofe nicht ſo viel wider ſich hätten. Man halt Sie, ich rede als Freund, mit Offenherzigkeit, für einen Naturaliſten.

Nicolai. Ei, bewahre Gott. Wie käme ich zu der Ehre?

Bitt

Blumenthal. Ja, ja, es iſt nicht anders. Jedermann urtheilt ſo von Ihnen, weil Sie in Ihrer Bibliothek die Freygeiſter überall herausſtreichen, und ihren ſchriftſtelleriſchen Unflat anrühmen, und dagegen die rechtſchaffenſten Männer, welche der reinen Lehre ergeben ſind, oft ſo erſchrecklich durchhecheln, daß mancher drey Tage lang daran die heftigſten Durchläufe hat ausſtehen müſſen.

Nicolai. Das thun ja meine Recenſenten. Was kann ich dafür?

Blumenthal. Ei nehmen Sie beßre Leute in Ihren Lohn und Brod. Warum laſſen Sie die theologiſchen Artikel nicht von Herrn Silberſchlag, Am[illegible] in Berlin, Herrn Sucro und Schebe in Magdeburg, Herrn Paſtor Jünger, nebſt dem Juriſten Weſtphal und Wach in Halle, Herrn Endemann in Marburg, Herrn Lavater in Zürich, und vornehmlich von der theologiſchen Fakultät in Königsberg, und Herrn Burſcher in Leipzig, ſo wie von Herrn Seiler in Erlangen arbeiten? (für ſich) Ich muß den Schlucker gerade mit den vornehmſten Schafsköpfen in Verlegenheit ſetzen.

Nicolai. (ſtockt) Ja — aber — ich weiß nicht — dieſe genannte würdige Männer haben vielleicht — zu viel Geſchäfte —

Blumenthal. Nun laſſen wir dieß indeſſen bei Seite geſetzt. Was iſt Ihr Geſuch, lieber Freund?

Nicolai. Ich wollte bey Sr. Majeſtät um einen Befehl einkommen, in welchem verboten würde, daß keine Satyren mehr auf mich im Lande geſchrieben und verkauft würden.

Blumenthal. (lacht) Das iſt ſonderbar. Sie haben ja Ihre Bibliotheck, wo Sie ſo viel Gegenſatyren ſchreiben können, als Sie nur wollen.

Nicolai. Ach, liebſter Herr Paſtor! meine Bibliotheck hat erſtlich das Anſehen gar nicht mehr, welches ſie ſonſt hatte, weil, ich muß es ſelbſt geſtehen, beſonders das theologiſche Fach immer ſchlechter wird: und dann ſind auch meine Gegner mir ſchier überlegen, ſo, daß ich die Geiſſelhiebe, die ſie mir beybringen, nicht mehr auszuhalten vermag.

Blumenthal. Ja, ja — die Wiener Streiche werden Ihnen den Rücken ein wenig aufgeriſſen haben. Aber Ihre Bibliotheck ſchlechter? Ich dachte gerade im theologiſchen Fache wäre ſie beſſer geworden: da ſie jezt mehr Orthodoxie athmet wie ſonſt.

Nicolai. Wenn Ew. Hochw. meinen — Ei ſo könnte ichs ja wohl gar erlangen, daß die Bibliotheck in Kirchen und Schulen eingeführt würde?

Blumenthal. Nun wiſſen Sie was, Freund, ich will ſehen, ob ich etwas für Sie thun kann. Verſprechen Sie mir nur, daß Sie ſich in Ihrer Bibliotheck nach und nach immer mehr auf die orthodoxe Seite wenden wollen. Sie wiſſen ja — —

man muß ſich in die Zeit ſchicken. — Das neue Religionsedikt — Sie verſtehn mich ſchon. (Er wendet ſich zu den andern) Nun, meine Herren, und Sie — haben ohnfehlbar auch kleine Anliegen? Glauben Sie allerſeits, daß ich gerade der Mann bin, dem es wahre Freude macht, wenn er ſeinen Nebenmenſchen ohne alles Intereſſe dienen kann.

Wach. Ich meines Orts habe keine Bitte ums Irdiſche. Ich ſuche bei Ew. Hochw. blos das Heil meiner Seele.

Blumenthal. (mit der Beichtvatermine) Wer ſind Sie, geliebter Freund in Chriſto?

Wach. Ich bin der Fiskal Wach aus Halle.

Blumenthal. Der Herr Fiskal Wach? o ſo freue mich herzlich, Sie von Perſon kennen zu lernen. Ich habe ſchon ſo viel von Ihrer Frömmigkeit gehört, und Sie mir oft als einen wahren Glaubenshelden ſchildern laſſen.

Wach. Ich armer Sünder in Chriſto, habe, ſonderheitlich ſeit dem Antritt der Regierung unſers guten Königs, täglich zwey, drey und mehrere Stunden, bald allein, bald mit meinem lieben Paſtor Pokels, auf meinen Knien gelegen, und zu Gott inbrünſtig gebetet — (Nicolai fängt an, andächtig die Hände zu falten, und die Augen niederzuſchlagen) — und habe täglich geharrt, daß Gott mich armen Sünder um Chriſti willen erhören, und mir in Gnaden erſcheinen werde. Aber ich muß mit Betrübniß ſagen, er iſt noch nicht erſchienen.

Blumenthal. Nun? Was kann ich dabey thun!

Wach. Da ich nun Ew. Hochw. für ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes halte, und eben jetzt in Berlin bin, meinen lieben Bruder Apitſch zu beſuchen, ſo habe ich mich mit ſelbigem an Ew. Hochw. wenden, und mir über dies bekümmernde Anliegen unſerer beiderſeitigen Seelen, Dero Rath und chriſtliche Anweiſung erbitten wollen.

Apitſch. Ja, du Erwählter des Herrn! Du ſollſt (mit brüllender Stimme) Du mußt uns mit Rath und Troſt erſcheinen. (Er fängt aus vollem Halſe an, zu ſingen: Das Lied: Komm heiliger Geiſt, kehr bey uns ein ꝛc. ꝛc.)

Blumenthal. (nach geendigtem Geſang: rückt die Perücke) Geliebte Freunde in Chriſto! Es iſt allerdings ein ſehr wichtiges Anliegen Ihrer Seelen, was Sie mir vorgetragen haben. Und ſo wenig ich armer Sünder vor Gott im Stande bin, Ihren Wunſch ganz zu befriedigen, ſo hoffe ich doch durch Gottes Gnade im Stande zu ſeyn, Ihnen, zu Ihrer einſtweiligen Beruhigung, die Urſache anzuzeigen, warum Ihr Gebet, ſo wie das Gebet aller Heiligen, in den Brandenburgiſchen Landen, noch nicht erhöret worden iſt. — Sie wiſſen, Geliebte, was unter der freygeiſteriſchen Regierung des verſtorbenen Königs geſchehen iſt. Sie kennen mit mir den leidigen Unfug, den das Naturaliſtengeſchmeis mit ſeinem Anhange getrieben hat, und wie durch die verfluchte Aufklärung die reine Lehre geſunken, die Dienerſchaft Gottes in Verachtung gerathen, und das Land von dem greulichſten Sünden- und Laſterheere überſchwemmt worden iſt. Und dieß, dieß allein meine Geliebten, iſt Urſache, warum Gott in einem, Jahrelang entheiligten, Lande noch nicht wohnen, und ſeinen Auserwählten erſcheinen kann. Sehen Sie alſo, zu Ihrer Beruhigung, daß Ihr Gebet nicht an ſich fruchtlos war, und faſſen nun die freudige Hofnung, daß es bald, bald ſeine herrliche Wirkſamkeit zeigen wird, wenn unſer frommer Hiskias die Götzenaltäre des teufliſchen Naturalismus umſtoſſen, und alle die Vorſchläge vollführen wird, welche wir — ihm bereits zur Herſtellung der reinen Lehre, und Unterdrückung der Aufklärung, und aller aus ihr entſtandenen Ruchloſigkeiten, gethan haben. Beten Sie alſo täglich mit mir zu Gott, daß vornehmlich das neue Religionsedikt ſeine volle Gültigkeit erlangen, und alle die Zungen und Federn zernichten möge, welche bisher unſer Land mit einer vernünftigen Religion entweihet haben. Die Stützen des Evangelii Jeſu, Riz, Biſchofswerder und Wöllner, haben bereits ſeine Majeſtät überzeuget, daß Gott nicht eher auf das Gebet der Heiligen erſcheinen könne und werde, als bis von den Aufklärern und Vernünftlern alles ausgerottet iſt, was an die Wand piſſet.

Apitſch. }
Wach. } (fallen auf ihre Knie, und intoniren den Geſang: Nun danket alle Gott ꝛc.

Nicolai. (bepinkelt ſich vor Angſt.)

Blumenthal. (nach Beendigung des Geſangs) Ei, ei, Herr Nicolai, warum haben Sie nicht mit uns geſungen?

Nicolai. (ſtotternd) Ich — ich — hatte kein Geſangbuch.

Apitſch. Pfui, du Höllenkind, kannſt das Lied nicht auswendig, und wagſt's, in die Verſammlung der Heiligen einzutreten?

Nicolai. (geht verſtummt ab — ſagt aber im Weggehen für ſich) Wuſte ich denn, daß ich unter ſo ausgemachte Narren gerathen würde?

(alle umarmen ſich und ſcheiden.)

Achte Scene.

Endemann. Cäſar. Lieutenant von Holle.

Blumenthal. (Zu den Hereintretenden) Sein Sie mir willkommen, wertheſte Freunde. Setzen Sie ſich. (ſie ſetzen ſich.) Wen hab ich die Ehre zu ſehen?

6

Endemann. (mit einer Pabſtmiene) Ich bin der Profeſſor Theologiæ ordinarius von Marburg.

Blumenthal. (macht große Augen) Ah — ein Profeſſor auguſtanæ confeſſionis! Ein Theologus proteſtantius!

Endemann. Bitt' um Verzeihung. Die Marburger ſind Theologi Reformati.

Blumenthal. (erſchrickt) A, a, a, — wie bin ich denn — ja, ja, ja, ja — Marburg liegt ja in der Schweitz — ja, ja, Marburg iſt kalviniſch — mein Gott, der Kopf iſt mir von der Reiſe noch ſo wüſt — ja, ja, kalviniſch ſind Sie — o es iſt ja was ganz Bekanntes — Sie haben ja wohl ſelbſt den Kalvin noch gekannt?

Endemann. Bitt' —

Blumenthal. (verlegen — fällt ihm in die Rede) Nun laſſen Sie das nur — (zu den andern) Und Sie, meine Herren?

Cäſar. (aufgeblaſen wie ein welſcher Hahn) Ich, ein Inſpector und Paſtor aus dem Fürſtenthum Neuwied, und heiſſe Cäſar, zu dienen.

Lieutenant. (mit der Miene eines Maſthammels) Ich bin ein Freund Jeſu.

Holle. Ich bin Kandidat des Predigtamts.

Blumenthal. Wie verſtehen Sie das, Herr Lieutenant?

Lieutenant. Sehen Sie ihn denn nicht, den lieben Heiland?

Blumenthal. (macht die Augen weit auf) Wo denn?

Lieutenant. Ach hier zu meiner Rechten. (Er macht rechts eine Verbeugung) O lieber Herr Jeſu, öfne doch dieſem heiligen Diener Gottes die Augen!

Blumenthal. Und was iſt Ihr Geſuch?

Lieutenant. Ich wollte Ew. Hochw. bitten, mir eine anſehnliche Penſion auszuwirken, damit mich meine Armuth nicht länger verhindere, ein wichtiges Verhaben auszuführen, auf welchem das Heil der Chriſtenheit beruht.

Blumenthal. Von Herzen gern. Und was iſt Ihr Verhaben?

Lieutenant. Ich wollte meinen lieben Herrn Jeſus von einem geſchickten Mahler mehrmals abmahlen laſſen, und ihn an alle die Brandenburgiſchen Kirchen ſchenken, die noch nicht von der Vernunft inficirt ſind, damit ſie ihn doch auch zu ſehen bekämen, und ſein Anblick ſie ſtärken möchte, wie mich.

Holle. Da wird keine Penſion nöthig ſeyn. Denn im Brandenburgiſchen dürfte man wohl keine Kirche mehr finden, wo nicht entweder der Prediger ſelbſt, oder doch wenigſtens ein großer Theil der Gemeine, von der Vernunft, wie Sie ſagen, inficirt wäre.

Endemann. Und wenn nun der Mahler Ihren Herrn Jeſum eben ſo wenig ſehen könnte, wie wir alle ihn jetzt ſehen?

Blumenthal. (zum Lieutenant) Sie haben es vielleicht durch Gebet dahin gebracht, daß Sie der Gnade theilhaftig geworden ſind, den lieben Heiland zu ſehn. (Er thut einen Seitenblick nach ſeinem Flaſchenfutter.) Ach! ich habe den lieben Herrn lange nicht geſehen.

Holle. Vergeben Sie, Herr Paſtor. Es giebt eine Krankheit, welche macht, daß ein Bild, welches die Phantaſie immer gegenwärtig erhält, endlich gleichſam aus der Seele heraustritt: wo es hernach dem Menſchen iſt, als ob er das Bild ſich nicht mehr innerlich vorſtellte, ſondern es äuſſerlich ſähe.

Lieutenant. Sie ſind ein Kind des Teufels, und werden für dieſe Läſterung der Gnadenerſcheinungen Gottes und Chriſti ewig braten müſſen.

Holle. Wahrhaftig, dieſer Ihr Ton macht mit Ihrem Herrn Jeſu einen artigen Kontraſt, oder — es kann der rechte Herr Jeſus nicht ſeyn, den Sie zu ſehen ſich einbilden.

Blumenthal. Ereifern Sie ſich nicht, meine Herren. (zu Endemann) Was iſt Ihr Anbringen? Womit kann ich Ihnen dienen?

Endemann. Ich und mein Freund Cäſar ſind gekommen, Ew. Hochw. um Dero Fürſprache bey dem Miniſter v. Wöllner zu bitten. Wir wünſchen von des Königs Majeſtät ein Anſchreiben an den Fürſten von Neuwied zu erhalten, in welchem

Se. Majeſtät dem Fürſten das neue Religionsedikt ſchickten, ihm die Einführung deſſelben in den fürſtlichen Landen riethen, und zugleich verlangten, daß der Ketzer Winz vertrieben würde. *)

Blumenthal. Das iſt ein ſehr chriſtlicher Wunſch. Ich werde dafür thun, was in meinen Kräften ſteht. Sagen Sie mir doch, was hat denn der Winz gethan?

Cäſar. Erſtlich — hat der Menſch gar keinen Reſpekt vor mir, ſeinem Vorgeſetzten. Zweitens, iſt der Böſewicht der leidigen Philoſophie und andern weltlichen Wiſſenſchaften zugethan, welche wir Freunde der reinen Lehre ſo fern von uns halten, und lieſt lieber in Moſes Mendelſohns, Leſſings, und andern ruchloſen Schriften, als in den ſymboliſchen Büchern. Drittens iſt er ein erklärter Freund der geſunden Vernunft —

Blumenthal. (einfallend) Ja, die vermaledeite Vernunft!

Cäſar. Und der verwünſchten Aufklärung. Viertens, predigt er faſt lauter Moral, und drückt ſich über die Grundwahrheiten der Kirche, gar nicht mit den Worten aus, welche wir andern Lehrer zu gebrauchen pflegen, ſo daß wir ihn in dem Verdachte

---

*) Siehe die merkwürdige Schrift unter dem Titel Zwey merkwürdige Geſchichten von proteſtantiſch-inquiſitoriſcher Intoleranz

dachte haben, er ſtelle ſich nicht alles ſo vor, wie wir es uns vorſtellen, und wie ſichs alle Menſchen vorſtellen müſſen, die nicht gerade zum Teufel fahren wollen. Fünftens, hat er durch ſein bischen Beredſamkeit, und noch mehr durch ſeine leidige Tugend, welche er, unter der blendenden Benennung eines chriſtlichen und unbeſcholtenen Wandels, dem Glauben vorzieht, die Liebe und Achtung der Gemeine ſich erſchlichen, ſo daß wir, die wir den Fürſten ganz gegen ihn verhezt haben, gar nicht vorwärts kommen, und ſeine Abſetzung bewirken können.

Endemann. Und ich ſelbſt habe mit meinem Reſponſo, das gewiß recht gut gekartet war, nichts auszurichten vermocht. Ja es hat ſogar einer ſeiner Freunde mir meine lange Ohren dabei öffentlich vorgeworfen.

Holle. (lacht überlaut) Meine Herren, ich kenne den Herrn Winz als einen gelehrten und rechtſchafnen Mann, und ſtehe Ihnen dafür, daß Sie Urſache haben, die gegen ihn angezeddelte Verfolgung aufzugeben, wenn Ihnen Ihre und Ihres Fürſten Ehre am Herzen liegt.

Blumenthal. Ei was iſt das, Herr Kandidat? Sie unterfangen ſich hier, die Heiligen Gottes zu tadeln? Sagen Sie kurz, was Ihr Anbringen bey mir iſt, und laſſen mich dann mit dieſen würdigen Männern allein.

Holle. Mein Herr Paſtor, ich wollte Sie erſuchen, als Vice-Großinquiſitor das königliche Kammergericht zu verklagen.

Blumenthal. Wie? das königliche Kammergericht? Was geht mich das Kammergericht an?

Holle. Hören Sie nur. Das Kammergericht hat in der bekannten Sentenz in Sachen Stark contra Bieſter, das in Wien gedruckte Buch über Preßfreyheit ꝛc., welches ich Ihnen hier von Wien mitgebracht habe, und zum Präſent mache, (er überreicht es) als eins der vortreflichſten Bücher aufgeführt, und die Grundſätze dieſes Buchs als den Maßſtab richterlicher Ausſprüche empfohlen. Und dieſes Buch enthält alles, was Ihr neues Religionsedikt als ein Ding aufſtellen kann, welches mit der Vernunft, mit allen Rechten der Menſchheit, mit den Pflichten eines guten Regenten, und mit dem Wohl des Staats im geradeſten Widerſpruche ſteht.

Blumenthal. (ſchaudert) Wie? Ein ſolch Buch hat das Kammergericht approbirt?

Holle. Ja, Herr Paſtor. Und denken Sie nur: es ſteht unter andern drinn: daß ein Regent, der ſeinen Unterthanen und Dienern die Freyheit zu glauben — ohne die Freyheit zu reden und zu ſchreiben — gebe, dieſelben zum Narren habe, und — daß ſagen: Ich gebe dir die Freyheit zu glauben, was du willſt, ſo viel ſey, als ſagen: Ich gebe dir die Erlaubniß in der Hitze zu ſchwitzen, und in der Kälte zu frieren, oder: am Tage ohne Laterne zu ſehen.

Blumenthal. Das wäre entſetzlich. In meinem — — (er erſchrickt) wollt ich ſagen, in dem königlichen Edikt ſteht doch ausdrücklich:

> „Welcher Lehrer eine andere Ueberzeugung
> „hat, kann ſie — behalten.“

Das iſt alſo die Erlaubniß zu denken.

> „aber NB. — er muß das lehren, was der
> „Religionsbegriff ſeiner Parthei mit ſich
> „bringt.“

Da ſehen Sie das Verbot: ſeiner Ueberzeugung gemäß zu lehren, und das Gebot: gegen ſeine Ueberzeugung zu lehren. Wie? Alſo hieſſe das die Leute zum Narren haben? Sagen Sie Herr Kandidat, behauptet das Buch, das Sie mir da mitgebracht haben, wirklich ſolche Gottloſigkeiten?

Holle. Ja, und noch viel mehrere. Es wird geradezu von dem Verfaſſer behauptet, daß der Regent um die Religion ſich gar nicht zu bekümmern habe: daß es ein allgemeines Recht aller Menſchen ſey, über Religion frey zu denken, und ihre Gedanken mitzutheilen: daß keine Sekte im Staat mehr Recht habe als die andere, u. d. m.

Blumenthal. Und ſolche Bücher läßt der Kaiſer in Wien drucken und verkaufen?

Holle. O dieſer groſſe Kayſer hat das heiligſte Recht der Menſchheit, das Recht frey und laut zu urtheilen, zur Beſchämung aller Religionsedikt-ſabrikanten, geltend gemacht. Und er verdiente ſchon deswegen von uns allen auf den Händen getragen zu werden, wenn gleich der leidige Türkenkrieg —

Endemann. (einfallend) Wie können doch Ew. Hochw. ſo einen Böſewicht und einen Narren zugleich in Dero Zimmer dulden?

Lieutenant. Herr, meinen Sie mich? Wären nicht Ihre langen Ohren ſchuld, ſo hätten Sie die Unterredung gehört, die ich eben jezt mit meinem Heilande gehalten habe.

Cäſar. Dieſer Menſch verdient Mitleiden, aber der da — den Scheiterhauſen.

Holle. Den Sie gern für Winzen anſtecken möchten, wenn Sie nicht fürchten müßten, ſich ſelbſt die Pfoten zu verbrennen. Ich kenne Sie als einen ſtolzen und unwiſſenden Pfaffen, und bedaure den Fürſten, der Ihnen und Ihres Gleichen ſein Ohr leiht.

Caſar. (heftig) Herr! was reden Sie?

Lieutenant. (wild) Ihr ſeyd alle Teufelskinder, und habt den Heiland nicht.

Endemann. Sie ſind ein Phantaſt.

Lieutenant. (ſchlagt Endemann hinter die Ohren, daß ihm die Perücke entfällt) Im Namen Jeſu ſchlag ich dich, Satan!

(Cäſar fährt dem Lieutenant auf den Hals, Helle will den Lieutenant ſchützen, Eademann ſchlagt auf Hellen los, Blumenthal tritt dazwiſchen. Alle werden zulezt handgemein. Der Wirth kömmt mit den Bedienten, und bringt die Geſellſchaft auseinander.)

Dritter Aufzug.

Der Schauplaz iſt abermals zu Berlin im Staatsrathe, wo das Religionsedikt zum Vortrage kommt, und bald nachher auch ein neues Polizeyedikt, in welchem anbefohlen wird: daß jeder, der im Lande eine Bedienung haben will, ein prieſterliches Atteſtat haben ſoll, daß er alle Jahr viermal gebeichtet und kommunicirt habe. Ferner: daß an Sonntagen hinführo kein Menſch ſpazieren fahren, Karten ſpielen, Muſiciren, Tanzen, den Beiſchlaf exerciren, — und auf einem Beine ſtehen ſoll u. ſ. w.

Dieſer Aufzug hat drey Scenen, die aber noch im Manuſcript liegen. Sie werden allernächſtens bearbeitet und auf Pränumeration geliefert werden. — Die Mutter Schupitzen und Herr Boſer kommen auch darinnen vor.

Vierter Aufzug.

Der Schauplatz iſt in Halle auf dem Kronprinz, wo die Verſammlung ſchlechten Wein theuer bezahlt. Hier befindet ſich der Kanzler v. Hofmann mit der ganzen Univerſität. D. Semler hat ſein gewachſenes Gottes-Geld mit, und zeigt es herum. Der Soldat Erich, Semlers chemiſcher Handlanger, ſieht von fern, und will ſich einen Buckel lachen. D. Lamprecht ſitzt in einer Ecke und ſchimpft auf den Kanzler. V. Forſter, der Weltumſegler, lieſt in einer andern Ecke einem Haufen Studenten Briefe vor, die er von Königen und Miniſtern erhalten hat, und beweiſt ihnen, daß er der einzige wahre Gelehrte in der Welt ſei. Die übrigen Profeſſoren ſtehen in Partien, und man ſiehts aus ihren Geſichtern, daß einer gegen den andern iſt. Der Kanzler bemerkt dieſe Gruppen und lächelt ruhig über ſie hin. Er geht unter allen herum und bekommt tiefe Verbeugungen. Jeder der Herren verſichert ihn ſeiner ganzen Ergebenheit, jeder dankt ihm für die in Dieskau und hier genoſſenen Mahlzeiten, und jeder — wenn er weg iſt, macht ihm ein ſchief Maul hinterdrein. Eine Mandel neue Profeſſoren ſtehn an der Thür, und ſehen immer nach, wo der Kanzler hingeht, und wenn er etwas ſpricht, ſperren ſie alle, mit einem Ruck, das Maul auf. Eine kleine Gruppe von Gelehrten ſteht entfernt, und ſpricht von des Kanzlers wahren Verdienſten um die Univerſität.

Dieſer Aufzug ſoll ebenfalls nächſtens ausgearbeitet, und im Kalenderpreiſe verkauft werden.

Fünfter Aufzug.

Der Schauplatz iſt im Berliner Thiergarten, zwiſchen den Kaffeboutiken. Man erblickt daſelbſt hauptſächlich vier Gruppen. — Die erſte beſteht aus Schuſtern, Schneidern und ähnlichen Leuten. Die zweite aus jungen Herren und Damen, welche ſämtlich im Jahre 1787. geadelt worden ſind. Die dritte aus Philoſophen. Die vierte formirt der Kronprinz mit einigen ſeiner Vertrauten hinter einer Hecke.

Erſte Gruppe.

Meiſter Biegeleiſen.

Haſt du das neue Religionsedikt geleſen, Bruder? Das iſt ein Stück. Wahrlich, in Gott, das iſt die Hauptperle in der preußiſchen Krone.

Meiſter Kam. Eine ſchöne Perle! Nun ſollen wir gemeinen Leute mit aller Gewalt wieder dumm werden.

M. Bieg. Bruder, der König wills haben. Und Paulus ſagt: Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

M. Kam. So? der König hat über meinen Verſtand zu befehlen?

M. Schuhpech. Ich laſſe mir, hol mich Gott, nicht befehlen, was ich glauben ſoll. Was ſchiert mich der Katechismus und die Norma, wies im Edikt heißt? Spalding ſagte letzt, die Vernunft ſey das Licht Gottes, das alle Menſchen erleuchtet. Was geht mich alſo das Lämpchen der Offenbarung an, das die Prieſter aufgeſtellt haben, um unſer einem weiß machen zu können, was ſie wollen.

M. Bieg. Bruder, rede nicht ſo verwegen.

M. Schuhpech. Ei ich rede, was andre kluge Leute auch reden. Der König kann uns befehlen, was wir als Bürger thun und laſſen ſollen, aber unſer Glaube geht ihn nichts an. Den haben wir vor Gott allein zu verantworten.

M. Bieg. Der ſchreibt uns ja auch den Glauben nicht vor.

M. Strickſtrumpf. Ei, was iſts anders? Wenn er den Predigern bey Kaſſation befiehlt, was ſie lehren ſollen, befiehlt er da nicht zugleich dem Volke, was es glauben ſoll? Können wir gemeinen Leuten dem anders glauben, als die Prieſter lehren?

M. Kam. Haſt recht Bruder. Und wie ſiehts erſt um unſre armen Kinder aus? Wir Alten können doch noch Bücher leſen, und unſerm Glauben freye Wahl ſchaffen. Aber die werden ordentlich gezwungen, nach der Norma zu glauben.

M. Bieg. Aber du kannſt ja deinen Kindern einen Informator halten, und ſie lehren laſſen, was dir beliebt.

M. Kam. Wo werde ich einen dazu finden? Sind nicht alle unſre Kandidaten durch das Edikt ins Borhorn gejagt, daß keiner mehr vom Katechismus abgeben will.

M. Bieg. Du biſt auch zu ängſtlich. Es wird leider noch Lehrer genug geben, die ſich ans Edikt ſo genau nicht binden.

M. Schahpech. Ihr Narren, was hilft uns das? Wir ſind mit unſern Predigern jetzt ſchlimmer dran, als ſonſt. Sonſt, da die Prediger Freyheit hatten, wußten wir doch ſo viel, daß das, was ſie uns vorſagten, ihre eigene freie Ueberzeugung war. Da konnten wir wenigſtens mit einigem Zutrauen ſie hören und von ihnen lernen. Jezt, da ihnen alles, was ſie lehren, befohlen iſt, jezt weiß kein Menſch mehr, ob das was der Prediger ſagt, eigne Ueberzeugung iſt, oder, ob ers nur um des Befehls willen, und aus Furcht vor der Kaſſation, uns vorſchwazt.

M. Kam. Schwerenoth, Bruder, das iſt ein Gedanke, der mir aufs Herz fällt. Nun weiß kein Menſch mehr, wie er mit ſeinem Seelſorger dran iſt. Nun fällt alles Vertrauen weg.

M. Schuhpech. Das wird eine ſchöne Religion im Lande werden, die nun die Prediger auf Befehl und bei Strafe der Kaſſation lehren müſſen.

M. Kam. Ja, es ſteht ausdrücklich im Edikt, die Prediger möchten in ihrem Herzen glauben, was ſie wollten, ſie ſollten nur öffentlich nach der Norma lehren. Bey Gott, da brauchte der König nur Maſchinen mit Prieſterröcken machen zu laſſen, die nach der Norma ſchwatzen konnten, wie die Maſchinen, die nach der Norma Schach ſpielen, ſo brauchten wir keine Prieſter mehr zu beſolden.

M. Schuhbrech. Ich geh warlich in keine Kirche mehr.

M. Bieg. Das mußt du, Bruder. Auch Kirchengehn und communiciren wird anbefohlen werden.

M. Kam. Bravo! So wird man die Religion am Ende noch mit Exekution einführen. Nun gibts ein ſchönes Chriſtenthum! Das iſt wie bei den Katholiken, die einen Beichtzeddel haben müſſen. — —

Zweyte Gruppe.

v. Fips. Nun meine Schöne, werden Sie bald den Kubach ſtatt ihres Siegwarts auf der Toilette führen müſſen.

Fräulein Klaps. Ei die Nobleſſe ſteht nicht unter dem Religionsedikt.

v. Strohkopf. Es geht ja meiſt nur auf die Pfaffen.

v. Windſpiel. Ja, die armen Teufel ſind verteufelt in der Klemme.

J. Hive.

Fr. Hipe. Das Spaßhafteſte, was ich in dem Dings geleſen habe, iſt, daß ſich die Prieſter laut §. 8. **keiner Irrthümer ſchuldig machen** ſollen. (Es entſteht ein Gelächter.)

v. Strohkopf. Das iſt wahrhaftig luſtig. Es iſt eben ſo, als wenn mir das Miniſterium befehlen wollte, mich gegen eine Bürgerliche **keiner Liebe ſchuldig zu machen.** Wenn ich ſie nun ſchön fände? Wenn ich nun von ihr bezaubert würde, wie die Philoſophen von ihrer Wahrheit bezaubert zu werden verſichern? Wäre es nicht ſeltſam zu ſagen: **Du ſollſt dich der Liebe nicht ſchuldig machen?** Das Heirathen kann man mir verbieten, aber die Liebe gewiß nicht, wenn ſie auch Irrthum wäre.

v. Windſp. Das wäre ja eben ſo viel als das Hungern einem verbieten. Es iſt ja beides unwillkührlich.

v. Fips. Mir ſcheint das noch drolligter, daß der Ediktfabrikant alles, was nicht der **Norma** gemäß iſt, **Irrthümer** nennt: gleich als ob der König ſich anmaſſen dürfte, für ſeine Unterthanen zu entſcheiden, was Wahrheit und Irrthum ſey.

v. Strohkopf. (zu Fräulein Klaps) Das iſt ja bald, als wenn der König meinen Glauben an Ihre Schönheit, für Irrthum erklärte, und mir befähle, mich dieſes Irrthums nicht ſchuldig zu machen? Was meinen Sie, Fräulein?

Fr. Klars. Ja, ein Irrthum wäre es allerdings, wenn Sie mich ſchön fänden, mein charmanter Herr von Strohkopf. Indeſſen blieb es immer ſeltſam, wenn der König befehlen wollte, Ihren Glauben für Irrthum zu halten. Was kann der Menſch dafür, wenn er irrt? Und wer hat die Könige zu Richtern über Wahrheit und Irrthum gemacht?

v. Fips. Sagen, daß man ſich eines Irrthums nicht ſchuldig machen ſolle, iſt eben ſo viel als ſagen, daß man ſich eines ſchlechten Geſichts in die Ferne, oder einer Verkältung nicht ſchuldig machen ſolle.

v. Windſo. Haben Sie auch §. 8. die **Vorliebe** zur Gewiſſens-freyheit bemerkt?

Junker Käſe. Das klingt ja, wie jener Richter ſagte: aus Vorliebe zur Gerechtigkeit will ich dich hängen laſſen.

v. Strohkopf. Oder wie jener Pfarrer: aus Vorliebe zur ewigen Seligkeit.

v. Scheffelſack. Nein, Kinder, das allertollſte habt ihr doch noch nicht gemerkt.

Fr. Hipe. Nun?

v. Scheffelſack. Sehen Sie einmal ans Ende vom §. 8. Da wird den Lehrern, welche vom Lehrbegrif nach ihrer innern Ueberzeugung abweichen, geſagt: wenn ſie den Lehrbegrif nicht treu und gründlich predigen würden, ſollen ſie kaſſirt werden.

Fr. Hipe. Ja, wahrhaftig, das iſt zum todtlachen. Gründlich — bey der innern Ueberzeugung vom Gegentheil! ha, ha, ha!

v. Fips. Das iſt, als wenn mir befohlen würde, die großen Einſichten des neuen Miniſter gründlich zu predigen, bey der Ueberzeugung, daß er keine beſizt.

Bedienter. (für ſich) Und die er Euch vermuthlich dadurch zweifelhaft gemacht hat, weil er Euch adeln half.

Dritte Gruppe.

Schulz. (der eben von Gielsdorf kommt, und in den Zirkel eintritt) Ei gehorſamer Diener meine Herren!

Steinbart. Ei, Ei, Herr Prediger, wo haben Sie den Zopf gelaſſen.

Schulz. O den hat die vorige Regierung ſchon weg. Jezt möchten Sie fragen, wo ich die Vernunft zu laſſen gedenke; ſeitdem Geiſterſeher und Heuchler den Thron belagert haben.

Teller. Geben Sie ihr Opium, damit ſie ruhig bleibt.

Schulz. Ja, wenn die ſich einſchläfern lieſſe. Aber meine Gielsdorfer ſtöhren Sie mir zu viel auf. Ich getraue mich nicht mehr ins Dorf. Die

Leute wollen über dem Edikt ganz von Sinnen kommen. Und ich weiß ihnen keine Sylbe zu ihrer Beruhigung zu ſagen.

Zellner. Kinder, machts, wie ichs gleich anfangs machte, und hängt den Mantel nach dem Winde.

Schulz. Hol der Teufel, das kann ich nicht. Mag der neue Miniſter mich frikaſſiren. Ich bleibe bey meiner Wahrheit.

Teller. Aber er hat ja Ihre Wahrheit für Irrthum erklärt, und befohlen, daß Sie allein das Chriſtenthum der lutheriſchen, kalviniſchen und katholiſchen Kirchen als Wahrheit ehren und lehren ſollen.

Schulz. Mit eben ſo viel Weisheit und Gerechtigkeit konnte er auch befehlen, daß ich das Saure ſüß finden, und das Blaue für grün anſehen ſollte.

Spalding. Ich glaube nicht, daß man über dieſe Erſcheinung ſehr zu erſchrecken hat. Sie gleicht einem Nordlichte, das bald verliſcht, und — nichts bedeutet.

Steinbart. So ſchnell möchte es doch nicht gehen. Eine Zeitlang wird das Ding immer Schaden thun.

Schulz. Gewiß. Es macht wenigſtens in der jetzigen Epoche eine Menge der ſchändlichſten Heuchler. Und ich beſorge, daß ſelbſt gute Menſchen, zumal wenn Liebe zu Weib und Kindern, und zur Erhaltung des irdiſchen Wohlſtandes wirken, ſich nach und nach ans Heucheln gewöhnen, und ihren Karakter verſchlechtern werden.

Zellner. Das iſt auch das Einzige, was mich dabey betrübt. Sonſt hats mit dem lieben Religionsedikt wohl nicht viel auf ſich. Denn die Leute, die einmal klug ſind, werden ſich durch die privilegirten Grundwahrheiten des neuen Miniſters doch nicht wieder dumm machen laſſen.

Steinbart. Ja, das iſt wahr. Die Aufklärung hat zu viel um ſich gegriffen, als daß ſie unter der Nation wieder vertilgt werden konnte. Dieſen Strom des göttlichſten Lichts hemmt keine Fürſtenmacht.

Zellner. Mich deucht, unſer Zedlitz hat der ruhmvollen Verwaltung ſeines Departements noch die Krone aufgeſetzt, da er dem Könige die Errichtung des neuen Schulkollegii vorſchlug. Denn es ahndete ihm, daß er der Kabale der Bigotten bald werde weichen müſſen, und ſein patriotiſcher Geiſt ſchuf ſchnell noch einen Riegel gegen die von ihr beabſichtete Thronbeſteigung der Barbarei dadurch, daß er vor ſeiner Entlaſſung, einen Irwing, Gedike ꝛc. ꝛc. an die Spitze der Kirchen und Schulen ſtellte, die eben ſo geſchworne Feinde der Grundwahrheiten des neuen Miniſters waren, wie er.

Schulz. Und die halliſchen Profeſſoren verkannten in ihrer Einfalt dieſe Wohlthat, und ſchrien dawider. Die Schoten!

Teller. Aber mich dünkt, das Religionsedikt dürfte doch einigen Einfluß auf die folgende Generation haben.

Schulz. Da ſteckt eben der Teufel. Der Volks- und Kinderunterricht, vornehmlich auf dem Lande, wird doch nun um vieles ſchlechter werden. Denn ſchon hatte ſo mancher einſichtsvolle Landprediger im Stillen allerley Gutes für die Jugend geſtiftet, ein beßres Lehrbuch eingeführt ꝛc. ꝛc. Nun muß er, aus Furcht vor der Inquiſition, alle Verbeſſerungen aufgeben, und den ganzen alten Miſt wieder auftiſchen.

Zellner. Wer wird ihn dazu zwingen?

Schulz. Herr, das Vieh von orthodoxen Amtsbrüdern. Denn, meinen Sie denn nicht, daß neue Spionerien entſtehen werden?

Teller. Das beſorg' ich auch. Das Edikt wird nun die dümmſten Menſchen frech und heimtückiſch machen, ihre klügern Amtsbrüder zu beobachten, und jedes Wort, jeden Schritt, wenn Aufklärung erzielt wird, aufzuhaſchen und anzuklagen, um ſich beim neuen Miniſter zu inſinuiren.

Schulz. So iſts. Und mich empört dabey nichts mehr, als wenn ich mir ſo manchen Zirkel aufgeklärter Landprediger denke, in welchem ſeither nur noch ein einziges pecus campi von Orthodoxen gelebt hatte, das kaum hatte laut werden dürfen, und mir vorſtelle, wie nun ſo ein Schafskopf ſich in die Bruſt werfen, und, mit heimlichem Triumph, es dahin bringen wird, daß die Klugen alle ſich vor ihm fürchten und ſchweigen müſſen.

Steinbart. Und ich — fürchte ſelbſt für die Aufklärung: wenigſtens für ihren Fortſchritt.

Teller. Nicht ohne Grund. Denn Tauſende werden jezt aus Politik ſchweigen, die bisher geredet hatten.

Schulz. Ha! Ich gewiß nicht. Hol der Teufel, ich will looſezen, wie ein Huſar.

Teller. Und wenn Sie dann abgeſezt würden?

Schulz. O, darauf wart' ich, darauf wart' ich. Das iſts gerade, was ich wünſche. Laßt nur erſt unſern neuen Großinquiſitor ein Opfer ſchlachten, dann ſollt Ihr Herren ſchon ſehen, was das für Senſation machen, wie alles aufwachen, wie alles ſich empören, und den Religionsediktfabrikanten mit Schimpf und Schmach überſtrömen wird. — O laßt ſie nur kommen, ich habe kein Weib und Kind. Ich kann Ihnen wohl trotzen. Ich finde überall ſo viel Brod, als ich eſſen mag. Sie mögen mich nur abſetzen. Dann will ich erſt reden, daß ihnen die Haare zu Berge ſtehen ſollen. Dann ſollen Roſenkreuzergeſchichten und andere Sächelchen an den Tag kommen, die der vernünftigen Welt ganz anders

ent=

einleuchten werden, als die miniſterialiſchen Grundwahrheiten — Warlich, ſo lang es in Deutſchland noch Preuſſen giebt, ſollen die Scheiſkerls uns nicht unterdrücken.

Spalding. Wäre ein ſolches Religionsedikt ehemals vom hohen Rath zu Jeruſalem ſo geltend gemacht worden, wie es jezt der neue Miniſter geltend zu machen gedenkt, wo wäre die Lehre Jeſu geblieben?

Zellner. Nun, wir müſſen auf beſſre Zeiten hoffen. Wir haben ja noch alte brave Miniſter. Wer weiß, wie bald ſich das Theater verändert, und die Rollen anders ausgetheilt werden.

Vierte Gruppe.

Der Kronprinz hinter einer Hecke, mit einigen Vertrauten.

Kronprinz. (knirſchend und mit aufgehobenem feurigen Blick) Ich will ſie ſchon austheilen, die Rollen. — Geiſt meines Onkels! umſchwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! — Dann ſollen alle die Großinquiſitors, und Geiſterſeher, und Roſenkreuzer ihren Lohn bekommen, für alle die Schande, die ſie dem preußiſchen Staate und Throne zugefügt haben.

Engel-Stimmen. Amen! Amen!

Der

Dritte und Vierte Aufzug

des Luſtſpiels:

Das Religions - Edikt.

Vollendet

durch Nicolai den Jüngern.

Thenakel, 1789.
Gedruckt durch Johann Michael Bengel.

6

An

den Erz-Ketzer
Herrn Dr. Bahrdt

in Halle,

dermalen in der Klemme.

Lieber Herr Doktor!

Wem ſollt' ich die Zueignung des nun ganz bearbeiteten Dritten und Vierten Aufzugs meines Luſtſpiels mehr ſchuldig ſeyn, als Ihnen, der Sie durch mich ſich in der unbehaglichen Lage befinden, auf Antworten in dem gegen Sie angeſtellten Inquiſitionsgerichte zu ſinnen, um die Beſchuldigung, als ſeyen Sie der Verfaſſer dieſes Luſtſpiels von ſich abzuwälzen. Ertragen Sie Ihr Schickſal geduldig, und denken Sie, es ſey die Sündenſchuld, daß Sie ehedem St. Bennern ſo oft zum Zorn reizten. Sie haben jezt Zeit, Entwürfe zu neuen Ketzeralmanachen und dergleichen lucrativen Werken zu machen, die doch gewinnſüchtige Verleger finden, wenn gleich die

eifer=

eiſerne Ruthe des Reichsfiſcals dahinter her pfeift, wie hinter ihren neueſten Offenbahrungen. Mein lieber Vetter mit dem C. in Berlin übernimmt wohl den Verlag ſelbſt, wenn Sie ihm den ganzen Vortheil, und ſich nur die Mühe des Schreibens überlaſſen wollen, und läßt das Büchlein im Auslande für ſeine Rechnung drucken und debitieren,

ren, und ſchimpft dann weidlich in ſeiner Bibliothek drauf, um ſich weiß zu brennen, und ohne das Reſultat ſeines Gewinns beyzufügen.

Sie und das liebe Publikum werden mir verzeihen, daß ich nicht, meinem Verſprechen gemäß, im dritten Aufzuge die Mutter Schupizzen und Herrn

Boſer auftretten laſſe. Ich hatte meine beſondere geheime Urſache dazu, dieſen Plan zu ändern; beſonders weil ich ihnen in einem andern Stücke, das in der Arbeit iſt, die Hauptrollen zugedacht habe.

Leben Sie wohl, und bewafnen Sie ſich mit philoſophiſcher Gedult; ſie werden doch wohl wieder auf freyen Fuß kommen, ſollten Sie auch ihre Freyheit mit der Landesverweiſung erkaufen müſſen.

Ich bin mit der Achtung, die ſie als ein großes Genie verdienen, und als ein leichtſinniger unbeſonnener Mann nicht verdienen

Ihr

ergebenſter Diener

Nicolai der Jüngere.

Dritter Aufzug.

Der Schauplatz iſt abermals zu Berlin im Staatsrathe.

Erſte Scene.

Zwey Sekretarien.

(Sie gehn in tiefem Geſpräche auf und nieder.)

Erſter Sekr. Heute wird etwas ganz ſonderbares zum Vortrag kommen.

Zweyter Sekr. Und was Herr College.

E. Sekr. Zwey Edikte, worüber Sie und ganz Europa eben ſowohl erſtaunen werden, als ich, da ich die Entwürfe davon zur Ausfertigung und Einſicht erhielt. — O Geiſt des großen Friedrichs, wie mußt du mitleidig von deinem Stern, den du jezt bewohneſt, auf uns herabblicken, wenn du ſiehſt, wie man deinen guten würdigen Nachfolger am Faden der Bigotterie herumleitet! — Es ſind, primo, ein Religionsedikt. Kraft deſſen darf niemand mehr nach ſeiner Ueberzeugung glauben; am allerwenigſten lehren. Alle Predigten ſollen fein ſäuberlich mit dogmatiſchem Sauerteig durchknätet, und die chriſtliche Moral von den Kanzeln verbannt werden. Die alten Rituale aus dem vorigen Jahrhundert werden hervorgeſucht, und das ſechs und vierzigjährige Beſtreben des größeſten Königes und aller helldenkenden Köpfe, die unter ſeinem Schutze ungekränkt Wahrheit ſuchen, dieſe herrliche Ausbeute ihren Nebenmenſchen mittheilen, und dem blinden Haufen den Staar gratis ſtechen durften, wird jezt zur Todſünde. — Doch ich muß erſt ſehen, ob uns niemand behorcht: denn die Inquiſitionsgerichte haben Teufel zu Spionen: ſonſt könnte mich meine wahrheitliebende Zunge nach Spandau führen.

(Er geht nach der Thüre, öfnet ſie, und da er niemand gewahr wird, kehrt er zurück.)

Es iſt rein, auch fehlt noch eine halbe Stunde an der beſtimmten Zeit: wir können folglich noch ein bischen plaudern.

Z. Sekr. Aber ſagen Sie mir um Gotteswillen, wo denkt der König hin? Will er denn mit Gewalt den Schleyer der Mönchsfinſterniß wieder über ſeine Länder werfen? — Unter der vorigen Regierung gieng die Sonne der Aufklärung in Friedrichs Staaten auf, und verbreitete ihre wohlthätige Stralen über halb Europa. Wie unendlich viel hat dadurch die reine Religion gewonnen, wie viele große Männer hat der Flügel des Adlers ausgebrütet, die ſie von den Schlacken der Menſchenſatzungen reinigten, und ihr ihre urſprüngliche liebenswürdige Geſtalt wiedergaben. Ein Spalding, ein Sack, ein Steinbarth — —

E. Sekr. Auch Steinbarth iſt abgeſetzt.

J. Sekr. Abgeſetzt? — Steinbarth, der tiefe Forſcher, der aufgeklärteſte Schriftſteller in Deutſchland.

E. Sekr. Iſt abgeſetzt, durch eine eigene Königliche Kabinetsordre an den Staatsminiſter von Wöllner abgeſetzt. — — Lächerlich iſt es indeſſen, daß jezt unſere Staatsminiſter Predigten drucken laſſen, da ſie ſich ehedem bloß mit Staatsſchriften beſchäftigten. Sie wiſſen, daß Wöllner ſich vom Dorfpfarrer bis zum Staatsminiſter hinaufgeſchwungen hat. Als er noch Landprediger war, gab er im Jahr 1761 Predigten ohne ſeinen Nahmen und ohne Druckort heraus; nun, da er Miniſter iſt, ſind ſie unter ſeinem Nahmen in zweyen Bänden in Leipzig neu aufgelegt worden.

Z. Sekr. Iſt denn was dran?

E. Sekr. Ich habe ſie nicht geleſen, aber ich kann mir vorſtellen, daß ſie ſehr orthodox ſeyn müſſen, wenigſtens nach dem Religionsedikt zu urtheilen.

Z. Sekr. Hat Wöllner den Entwurf zu dem Edikt gemacht?

E. Sekr. Man behauptet nein! ſondern ein gewiſſer Paſtor Blumenthal in Micheln bey Cöthen ſoll es im Rauſch fabriciert haben. Es iſt möglich, denn in dem Edikt ſelbſt herrſchen ſo viele Widerſprüche, die das dictum ſehr glaublich machen.

Z. Sekr. Das iſt ſchrecklich. Was wird man im Auslande, und beſonders in Wien von unſerm Könige denken, wo der Kayſer eine Schmähſchrift gegen ſein Toleranz-Edikt auf ſeine Koſten drucken, und viele tauſend Exemplare zum Beſten der Lutheriſchen Gemeinde verkaufen ließ.

E. Sekr. Freylich wird man im Auslande drüber ſchmunzeln, daß der geſunde Menſchenverſtand bey uns Bankerout geſpielt hat. Es ſcheint, Friedrichs Geiſt iſt von uns ge-

gewichen, und ſein Nachahmer Joſeph und der natürliche Nebenbuhler der Preußiſchen Monarchie, wird ſich wohl dabey befinden; denn glauben ſie gewiß, dadurch, daß wir der Aufklärung die Hälſen abhauen, leidet die innere Kraft des Staats gewaltig. Pfäfferey und Tapferkeit laſſen ſich nicht miteinander vereinbaren, und ohne die Tapferkeit unſerer Armeen fällt dieſer Staat, den dieſe Armeen gegründet haben, bey jedem Windſtoß übern Haufen.

Z. **Sekr.** Wer verleitet nur unſern König zu ſolchen nachtheiligen Aenderungen?

C. **Sekr.** Wöllner und Conſorten. — Der vorige König gieng unſtreitig in ſeiner Gleichgültigkeit gegen Religionsſachen für ſeine eigene Perſon zu weit: aber er hat der Religion ſelbſt nie geſchadet: im Gegentheil er hat ſie, ohne die Gewiſſen der Menſchen zu tyranniſiren, als König geſchützt, und als Philoſoph befördert; denn er wußte zu gut, daß in einem Staate, wo die Religion zum Kinderſpott gemacht wird, der Thron ſelbſt jeden Augenblick Gefahr läuft gerüttelt zu werden. Wer übrigens dem großen Friedrich nachſagt, daß er nichts von Religion geglaubt habe, irrt ſich, und entweyht ſeine geheiligte Aſche ſehr. Seine wohlthätige Hand-

lunungen, ſeine kirchliche Einrichtungen, ſelbſt ſeine eignen Worte über die Veredlung des Menſchen nach dieſem Leben, die er kurz vor ſeinem Tode ausſprach, und die bekannt genug ſind, beweiſen das Gegentheil zu klar. Aber er glaubte nicht wie der große Haufe, und ließ den Heydelberger Catechismus gelten was er werth iſt. Entweder es war eine Grille des alten Herrn, oder er hatte beſondere politiſche Urſachen, keinem öffentlichen Gottesdienſt beyzuwohnen: aber freylich zog dieſes Betragen das Uebel nach ſich, daß es kleine Männlein genug gab, die, in der Vorausſetzung, ihr König ſey ein Atheiſt, ſich ſogar auf Kanzeln mit Freygeiſtereyen brüſteten, um hinter dieſer nichteinen ſpaniſchen Wand ihre Unwiſſenheit zu verſtecken. Dieſem Uebel mußte abgeholfen werden, und es iſt zu verwundern, warum es der große Mann nicht ſchon ſelbſt gethan hat. Entweder er dachte: ich ſorge für das leibliche Glück meiner Unterthanen als König, geſtatte und gebe ihnen alles, was zu ihrem geiſtlichen beytragen kann, und überlaſſe es nur ihren eignen Gewiſſen, ob ſie meine Anſtalten nützen wollen. —

B. Sekr. Verzeihen ſie, daß ich ihnen in die Rede falle. Hat es nicht der alte Fritz dadurch ſattſam bewieſen, daß er der Ketzerey die Stange nicht hielt, als er dem bekannten Erzheterodoxen Dr. Bahrdt in Halle jede öffentliche Vorleſung über Theologie verſagte, und ihn lediglich zum philoſophiſchen und rhetoriſchen Fache verwies? — Doch das Oder zu ihrem Entweder!

E. Sekr. Hier iſts! Oder Friedrich kennte ſchon die Religioſität ſeines Neffen, und dachte: der wird hierin ein Reformator werden, und ſich dadurch dem Volke beliebt machen, und dann urtheilte er richtig; denn Religioſität ohne Superſtition knüpft den Fürſten ſeinen Unterthanen näher ans Herz; allein Bigotterie iſt noch ſchlimmer als Irrglaube, und Gewiſſenszwang der wahren Religion Chriſti, die ſo einfach, ſo ganz frey von allen theologiſchen Spitzfindigkeiten iſt, höchſtnachtheilig. Warum ſagt ihr Stifter ausdrücklich: Suchet in der Schrift, wenn wir die Rechte unſerer Vernunft verläugnen, und nur alles ungeprüft glauben ſollen, was uns ein orthodoxer Ignorant von der Kanzel herunter zuplerrt. Gewiſſenszwang macht überdieſes Heuchler. Der vernünftige Mann, der etwan Frau und Kinder zu bedenken hat, muß nach der Vorſchrift leben, wenn er nicht mit den Seinigen an den Bettelſtab kommen will, und ſeufzt im Herzen, daß er dem menſchlichen Weſen nicht mehr nützlich ſeyn darf. Derjenige aber, der ſich zu ſtark, zu groß zum Heuchler fühlt, zieht ſich zurück, und trägt ſein Licht in fremde Länder, wo keine Bannſtrahlen auf ihn herabblitzen.

Z. Sekr. Wöllner iſt indeſſen doch ein Mann, der nicht ohne Kenntniſſe iſt, und unſer König, von dem ſchon als Kronprinz der Staat erwarten mußte, daß er alles vollenden würde, was ſein großer Vorfahrer vielleicht mit Vorſatz unvollendet ließ, hat ſelbſt Einſichten genug, und zeigte den Holländern ziemlich nachdrücklich, daß er nicht mit ſich ſpielen laſſe. — Wie kommts, daß man ihn in dieſem Stück ſo ungeprüft nachgiebig ſieht?

E. Sekr. Das iſt die ſchwache Seite unſeres Titus. Hat doch Friedrich ſelbſt die ſeinige gehabt, die ihn ſogar in der Arnoldiſchen Geſchichte zur Ungerechtigkeit verleitete; weil er ſich nie geirrt haben wollte. Sein Thronfolger verbindet mit einem hellen Verſtande das vortreflichſte Herz, und die Schwäche, die er in Glaubensſachen zeigt, mag wohl die Folge ſeiner erſten Erziehung ſeyn; denn ſein Vater hatte auch einen etwas frommen Geruch.

Indeſſen benützt man dieſe Schwäche, um ſich ſelbſt empor zu heucheln, oder da feſtzuhalten, wo man ſteht, glaubt vielleicht ſelbſt anders, als man zu glauben gebietet, und untergräbt aus Eigennutz die Religion, die man zu ſchützen vergiebt. Ich glaube, wenns zum Kriege kommen ſollte, ſo bereden ſie den König, um einem guten Theil der hohen Anverwandten, Candidaten des heiligen Predigtamtes, aus Brod zu helfen, daß er jeder Compagnie einen Feldprediger zutheilt, der, wenns zur Schlacht gehen ſollte, den Leuten den Muth vor der Fronte hinweghimmelt — und dann — gute Nacht alte Preuſſen!

Z. Sekr. Und das andre Edikt?

E. Sekr. Iſt nur ein Policey-Edikt. Jeder der im Lande eine Stelle haben will, muß ein prieſterliches Atteſtat beybringen, daß er jährlich viermal gebeichtet und communiciert habe, ſonſt erhält er nichts.

Z. Sekr. Da wird es eine gute Portion Quartal-Chriſten geben. Auch das Militair?

E. Sekr. Dahin kann es noch kommen. — Ferner ſoll künftig kein Menſch ſich unterſtehen an Sonn- und Feyertagen ſpazieren zu fahren, Karten zu ſpielen, zu muſiciren, zu tanzen, den Beyſchlaf zu exerciren und — auf einem Beine zu ſtehen, und dergleichen mehr.

Z. Sekr. O das iſt nicht möglich! ihr Witz, College, ſchmiert ihnen die Zunge.

C. Sekr. He he! die beyden letzten Verbote ſind freylich von meiner Fabrik: denn zum erſten ruft man keine Zuſchauer, zumal wenn man des Nachbars Kirſchen pflückt, und wer wie eine Gans auf einem Beine ſtehen will, kanns ja bey verſchloſſenen Thüren thun. — Doch ſtill! ich höre Kutſchen vorfahren. Ich glaube die Excellenzen rücken an.

Zweyte Scene.

Staatsminiſter von Wöllner.
Die Vorigen.

Wöllner. (Mit erkünſtelter Würde.) Guten Morgen, guten Morgen Meſſieurs! — ſind die andern Herrn noch nicht da?

C. Sekr. Nein, Eure Excellenz!

Wöllner. Ich fürchtete, mich verſpätet zu haben. Ich war ſchon ſehr früh bey Seiner

Majeſtät in Potsdam; aber ich mußte im Vorzimmer warten, bis die Bätſtunde geendigt war. Nun wird, gedankt ſey es dem König und mir, die reine lautere Lehre wieder in Gang kommen, die, Gott ſey es geklagt, ſeit ſechs und vierzig Jahren mit Füßen getretten wurde.

E. Sekr. (vor ſich.) Mir kochts im Blut, wenn ich meinen alten König in der Grube läſtern höre.

Wöllner. Nun wird Segen auf das Land träufeln, wie Thau des Himmels.

E. Sekr. (vor ſich.) Aber kein Schleſien.

Wöllner. A propos Herr Secretarius!

(Wöllner zieht ihn geheimnißvoll ins Fenſter.)

Wie hat ihnen das Edikt gefallen?

E. Sekr. Welches, Eure Excellenz?

Wöllner. Nun, das Religions-Edikt.

E. Sekr. Meine geringen Einſichten ſind zu ſchwach darüber zu urtheilen.

Wöllner. Nein, nein! ſagen ſie ihre Meynung frey heraus.

E. Sekr. Wenn Ew. Excellenz ausdrücklich befehlen, ſo muß ich geſtehen, daß es mir ſcheint, als wenn es einige Widerſprüche enthielt, die Ew. Excellenz bey ſo mannichfaltigen überhäuften Geſchäften entſchlüpft ſind.

Wöllner. (hoch.) Und welche?

E. Sekr. Es heißt darin: es ſoll niemand kein Gewiſſenszwang angethan werden, und gleichwohl ſoll niemand anders glauben, als es der Heidelbergiſche Catechismus vorſchreibt.

Wöllner. (mit rothem Geſicht.) Herr! ſie ſind auch von dem ſataniſchen Weſen angeſteckt. Ich will diesmal ſchweigen; aber laſſen ſie ſich nicht gelüſten noch einmal ſo herauszufahren, ſo lieb ihnen ihre Stelle und ihre Freyheit iſt.

(Er verläßt den Sekretair mit zuſammengeſchrumpfter Wuth, und macht große Schritte im Saal umher.

E. Sekr. (Zieht ſich mit wahrer Würde nach ſeinem Tiſche zurück, und ſagt mit verbiſſenem Unwillen:) (für ſich.) O Wahrheit, wo biſt du!

(Es kömmt ein Diener des Collegii.)

Der Diener. Drunten iſt ein Prediger aus Micheln, Namens Blumenthal, der wünſchte nur zwey Worte mit Eurer Excellenz zu reden.

Wöllner. Er ſoll heraufkommen. — Die Herrn Sekretarii nehmen einsweilen einen Abtritt.

(Die Sekretarien gehen durch eine Seitenthüre ab.)

Dritte Scene.

Blumenthal. Wöllner.

Wöllner. Willkomm, willkomm lieber Blumenthal! ſeit wann hier?

Blumenthal. Seit geſtern Mittag. Ich habe Eure Excellenz noch in Dero Wohnung geſucht, um mich unterthänig zu präſentiren, aber man ſagte mir, ſie ſeyen ſchon im Staatsrathe, und da ich hörte daß ſie noch allein ſeyen —

Wöllner. (ihm die Hand ſchüttelnd) Mein lieber Bruder Blumenthal würde auch in der Conferenz ſelbſt nicht ſeyn abgewieſen worden.

Blumenthal. (wirft ſich in die Bruſt) Ew. Excellenz ſind allzugnädig. —

Wöllner. Weg mit der Excellenz und

ihrem Anhang! wenn wir allein ſind, ſo wollen wir ſo ſeyn wie damahls, als wir wie treue Univerſitäts-Cameraden die Collegia ſchwänzten, und dafür in den Krügen herumzogen. Beſinnſt du dich noch des Pedells Tochter? das war doch eine hübſche Hure.

Blumenthal. O ja! ich denke noch mit innigem Vergnügen an jene Zeiten; aber jetzt hat ſich alles geändert.

Wöllner. Freylich! — Aber ich muß dich küſſen.

(Er küßt ihn, worüber Blumenthal ſo entzückt wird, daß ihm die Perucke vom Kopf fällt.)

Du haſt ein vortrefliches Stück Arbeit geliefert.

Blumenth. Du beſchämſt mich. — In denen Zeiten, an die du mich erinnerſt, hätten wir ſelbſt darüber gelacht; aber jetzt, da uns die Sünde verlaſſen hat, uns indeſſen Gottlob noch ein gutes Gläschen Champagner und ein feiſter Rehbraten mit einer Faſanenpaſtete ſchmeckt, in parentheſi (leiſe) wir könnens auch jetzt beſſer bezahlen als damals, da wir auf Conto lebten, (laut) jetzt denken wir freylich nicht anders, aber wir ſchicken uns in die Zeit, und nützen was wir nützen können, um den König am Gängelbande herumzuführen.

Wöllner. Ei! — Ei! — weißt du des

Teufels? Du haſt gewiß ſchon wieder eine gute Portion Danziger im Leibe.

Blumenth. (ſnarrend.) O nein! nur zwey Bouteillen Champagner und ein Rebhuhn. — Aber ſage mir, (rülpſt) iſt denn das ſo durchgegangen.

Wöllner. Ohne eine Sylbe Veränderung. Hier hab' ichs ausgefertigt, und da Friz Wilhelm ſich ſo ganz auf mich verläßt, und wir alles von ihm entfernen, was ihm die Augen öfnen könnte —

Blumenth. Das hat mir Riz ſchon geſagt.

Wöllner. So hat er das Edikt, nachdem ichs ihm im Galopp vorgeleſen hatte, ohne es weiter zu prüfen, unterzeichnet. Hätte ich ihm Zeit zum prüfen gelaſſen; dann hätt' es noch Wetter abgeſezt. —

Blumenth. Gotts Schwerenoth nein!

Wöllner. Genug wir habens. **Dörnberg** iſt ſchon davon unterrichtet; der ſchweigt — und **Carmer,** der freylich noch von der vorigen Regierung angeſteckt seyn mag, wird wohl den Kopf ſchütteln, aber ſich nicht weigern mitzuzeichnen, da ihm der König ſelbſt vorgegangen iſt. — **Herzberg** bekümmert ſich um das Zeug gar nicht, und beſchäftigt ſich lediglich Tag und Nacht, die Wohlfahrt der

Reiches und das Anſehen der Monarchie zu ſoutenieren. Wenn wir den einmal aus dem Wege hatten, dann hätten wir gewonnen Spiel.

Blumenth. Kömmt Zeit, kömmt Rath. — Gott ſey gelobt und gebenedeyt, daß endlich ſein rächender Arm die verfluchte, vermaledeyte Rotte der Ketzer in den hölliſchen Pfuhl, wo Heulen und Zähnklappern iſt, hinabſchmettert, die mit ihrer verdammten teufliſchen Vernunft einem jeden ehrlichen Manne, der ſein Stückgen Brod, nebſt etwas Braten und einem guten Glaſe Wein in der Finſterniß erſchleichen wollte, unaufhörlich im Wege ſtanden. — Du wirſt doch für mich ſorgen? — (leiſe) Ich bin ſchon ſeit geſtern Mittag fünf Friedrichsd'or im Wirthshauſe ſchuldig. Ich ward gleich durch meinen ſchwarzen Sammetrock verrathen, und da trug der Wirth Schnepfen und Faſanen, Rebhühner und Haſelhühner, Torten und Paſteten auf, und einen herrlichen — einen herrlichen — Wein. — (Er leckt das Maul mit der Zunge ab.)

Wöllner. Laß dirs wohlſchmecken alter Burſche! ich werde alles gut machen.

Blumenth. Du wirſt doch auch im übrigen für mich ſorgen. Siehſt du, ich lebe gerne ordentlich, denn, unter uns geſagt, was hat man ſonſten in der Welt? — und meine Pfarre iſt zu gering für meine Bedürfniſſe. — —

Wöllner. Kannſt du von deinem Wöllner glauben, daß er dich vergeſſen werde? zumal da du ihm durch die Abfaſſung des Edictes einen ſo weſentlichen Dienſt erwieſen haſt?

Blumenth. O eine Kleinigkeit! das war bey einer Pfeife Tabak fertig. — Auch ſchon bey den Ausländern würkt das Betragen unſers Königs. — Denke nur, da waren geſtern der Inſpector Cäſar aus dem Fürſtenthum **Neuwied**, und der Profeſſor Theologiæ ordinarius **Endemann aus Marburg** bey mir. Der Fürſt von **Neuwied** hat auch ſo einen Höllenbraten, der mit lauterer Moral und geſunder Vernunft um ſich herum wirft, an dem Pfarrer **Winz** in ſeinem Lande, den der orthodoxe Inſpector Cäſar gerne in Gottes- und aller Propheten Namen nach Siberien zum Zobelfang verwieſen hätte; dennoch iſt **Winz** ein ſo verſtockter und zugleich ſo geſcheiter Sünder, und dabey kann er es noch drauf ankommen laſſen; weil er von ſich zu leben hat, daß ſie ihm nicht recht beykommen können, obgleich **Endemann** ein gar ſchönes Reſponſum gegen ihn abgefaßt hat, wofür er von einem ſataniſchen Heterodoxen, gewiß einem Freymaurer, oder gar — — Gott ſey bey uns!

— er-

— einem Illuminaten, in einer öffentlichen Druckſchrift ein Strobkopf mit langen Ohren genennt worden iſt. — Roſenkreutzer ließ ich noch gelten; denn die ſchwadronieren doch den Leuten, wie man ſagt, noch etwas für ihr Geld vor — aber gar Freymaurer — inter nos — von denen ſoll **Wintz** auch ſogar einmal der Satanas vom Stuhl, wie ſie's heißen, geweſen ſeyn — gar Freymaurer und Illuminat — lieber Herrgott!

„Vor theurer Zeit, Illuminaten,
„Freymäurer, die beym Teufel braten,
„Vor Peſtilenz und Schwerenoth
„Bewahr uns lieber Herregott!

Wölner. Eine herrliche Strophe zu einem Lied in das neue Geſangbuch, das ich jezt einführen will. — Aber was mag der aufgeblaſene Pfaffe im Fürſtenthum Neuwied, denn das iſt er doch, gewollt haben? — wir reden ja unter uns.

Blumenth. Er und **Endemann** wünſchten, daß Seine Majeſtät an den Fürſten ſchreiben, und Ihm anrathen mögten, den **Wintz** ohne weiteres Verhör, durch ein Mandatum sine clausula, zu verbannen.

Wöllner. Das läßt ſich ſchon machen.

Blumenth. Der Schluß der Unterredung war aber ernſthaft. Der Lieutenant von* —

Wöll.

Wöllner. Ha! der Pietiſt!

Blumenth. Ja! er und der Inſpector fielen einander in die Haare, und es würde ein blutiger Religionskrieg draus geworden ſeyn, wenn ſie nicht die Leute aus dem Gaſthofe auseinander gebracht hätten.

Wöllner. Das iſt gut, Bruder, für unſer Religionsedikt. (Sieht nach der Uhr.) — Nun werden die übrigen Miniſter bald kommen. — Du ſpeiſeſt den Mittag bey mir, da wollen wir weiter reden.

Blumenth. Viel Ehre! — ich werde doch über die Ehre nicht vergeſſen werden, quoad? — —

Wöllner. Zuverläßig nicht.

(Blumenthal geht mit einer pedantiſchen Verbeugung ab.)

Vierte Scene.

Wöllner. Die Sekretarien. Großkanzler von Carmer. Miniſter von Dörnberg und mehrere zum Staatsrathe gehörige Perſonen.

Wöllner. (geht nach dem Nebenzimmer) Meine Herrn Secretarii, ſie können wieder hereintreten.

Die Sekretarien tretten auf, und verfügen ſich ſtill an ihren Arbeitstiſch.)

Wöllner. Endlich kommen die Herrn Miniſtri.

(Die Thüre öfnet ſich, und die Uebrigen tretten auf. Wechſelſeitige Verbeugungen.

Carmer. Nun, meine Herrn, wenns gefällig iſt, ſo wollen wir unſre Geſchäfte vornehmen.

(Sie ſetzen ſich nach ihrem Rang: der Groß-Canzler von Carmer oben an.

Herr Miniſter von Wöllner, wollen ſie wohl den Anfang machen.

Wöllner. (räuſpert ſich.) Seine Majeſtät, unſer allergnädigſter König und Herr, können nach allerhöchſtdero Chriſtlichen und Landesväterlichen Geſinnungen, den Unfug nicht länger gelaſſen anſehen, welche die Verfälſchung der alten reinen reformirten Lehre in Dero Landen anrichtet, und haben mir deswegen huldreichſt aufgetragen, ein eigenes Edikt deswegen abzufaſſen, welches ich dem König vorgelegt, und die Beſtättigung, vermittelſt allerhöchſt eigenhändiger Unterſchrift, bereits erhalten habe. Es lautet von Wort zu Wort alſo: (räuſpert ſich)

Der Erſte Sekr (zum zweyten Sekr.) Grade als wenn er eine Liturgie vorbeten wollte.

(Hier lieſt Wöllner das ganze Edikt, wie es Blumenthal im erſten Aufzuge entworfen hat. Carmer ſchüttelt bisweilen bedächtlich ſeinen helldenkenden Kopf. Dörnberg blättert in einem Stoße Akten. Einige der Anweſenden verbeißen mit Mühe das Lachen, andre wiſchen ſich den Schlaf aus den Augen, und zwey machen mit gefaltenen Händen lange Herrnhuter Geſichter. Die beyden Sekretarien ſehen einander oft mit dem Ausdruck des höchſten Unwillens an. Nach geendigter Vorleſung fährt Wöllner fort:)

Wöllner. Nun, können wir Gott wohl genug danken, daß er uns wieder einen König gegeben hat, der der verfluchten Ketzerey die Spitze bietet und ihre Neſter zerſtört?

Carmer. Das will ſo viel ſagen; der vorige König habe ihr die Stange gehalten, und das iſt doch bey Gott! nicht wahr. Ich hätte manches an dem Edikt zu erinnern; aber da es der König einmal durch ſeine Unterſchrift geweyht hat, ſo ſteht es mir nicht mehr zu, dagegen einzuwenden.

(Carmer unterzeichnet mit verdrießlicher Miene, Dörnberg gleichgültig, Wöllner ſchmunzelnd.)

Wöllner. Herr Sekretarius.

Erſter Sekr. (Steht auf und geht zu Wöllnern.)

Wöllner. Hier nehmen ſie das Edikt, regiſtrieren ſie es, nachdem ſie zuvor den ſchleunigſten Abdruk davon beſorgt haben. Die nöthigen Exemplare müſſen mit einem ſcharfen Reſcript allen Conſiſtorien zugeſendet, und ihnen aufgegeben werden, die allerhöchſte Willensmeinung ihrer untergebenen Geiſtlichkeit ungeſäumt bekannt zu machen, und ihr bey ſchärfſter Ahndung die Befolgung derſelben anzubefehlen.

Carmer. Haben wir ſonſt nichts?

Wöllner. Noch ein Polizeyedikt. Es betrift die Feyer des Sonntags und der heiligen Feſttäge, die bisher mit Schwelgen und allen Ueppigkeiten beſudelt worden ſind. Die Zeit wird zu kurz ſeyn, es hier durchzugehen; alſo am beſten, wir laſſen es circulieren.

Carmer. (vor ſich) Das hätte man bey dem erſten auch thun ſollen; ſo enthielt es wenigſtens nicht ſo viele Widerſprüche im Vortrag. (laut) Und die übrige Herrn.

Alle. Wir kommen dießmal mit leeren Händen.

Carmer. (im Aufſtehen) Nun ſo wollen wir dann für heute unſre Seßion ſchließen. Morgen aber kommen wir um die nemliche Stunde hier wieder zuſammen. Ich habe verſchiedene Sachen in pleno vorzutragen, welche die innere Wohlfahrt des Landes und die Juſtiz betreſſen, und (lächelnd) dem Staat wenigſtens eben ſo wichtig ſind, als die Ausrottung der Ketzer. Ich empfehle mich ihnen meine Herrn! — Ich werde gleich folgen; habe hier noch einige Beſtellungen zu machen.

(Alle gehn ab, nur Carmer und die beyden Sekretarien bleiben.)

Carmer. (vor ſich, indem er in ein Fenſter tritt.) Mein guter, treflicher König, wozu verleitet man dich!!! — Dein Volk bätet dich an, und dein Beyſpiel, deine Handlungen voll Menſchenliebe, würden der Religion mehr genutzt haben, als alle Edikte eines Wöllners.

(Er geht an den Sekretariatstiſch, und ſagt zum erſten Sekretair:)

Sie kommen heute nach Tiſche zu mir in mein Cabinet. Ich habe verſchiedene dringende Papiere, die ich mit ihnen zur morgenden Seßion durchgehen will. — (Indem er ihm mit väterlicher Würde auf die Schulter klopft.) — Sie ſind ein redlicher, ein brauchbarer Mann; aber ich habe noch nichts vor ſie thun können, der Anhang iſt mir im Wege. Haben ſie Geduld, die Zeiten werden ſich ändern; nur hüten ſie ſich, nicht immer grade zu zu ſagen was ſie denken. Das geht nicht mehr. — Adieu meine Herrn! (Geht ab.)

E. Sekr. Daß Gott ſich erbarme!

Z. Sekr. Das wird Satyren und Pasquillen abſetzen.

E. Sekr. O dafür hat Wöllner Feſtungen.

(Sie nehmen ihre Hüte, und gehn ab.)

Wie

Vierter Aufzug.

Der Schauplatz iſt in Halle auf dem Kronprinzen.

Erſte Scene.

Zwey Studenten ſitzen vorn auf der Bühne bey einer Flaſche Wein. D. **Lamprecht** mit einigen Studenten in einer Ecke hinter einem groſſen Bierkrug. Profeſſor **Forſter**, der Weltumſegler, in einer andern Ecke mit mehreren Studenten hinter einem kleinen Tiſche, auf welchem er eine ganze Taſche voll Briefe und Papiere auskramt. Einige andere Profeſſoren formiren ſtante pede verſchiedene einzelne Gruppen, deren Anordnung dem Geſchmack des Directeurs der Bühne anheimgeſtellt wird. **Peter**, der Aufwärter im Gaſthof, im Hintergrund.

Erſter Student. Holla Peter!

Peter. Was befehlen Sie meine Herrn?

E. Stud. Noch eine Flaſche! aber vom beſten: wenigſtens beſſer als die erſte war.

Peter. Sie haben den beſten gehabt, den Sie in der ganzen Stadt finden können.

E. Stud. Nun beym Teufel! wenn das der beſte war, ſo mag ich den ſchlechteſten nicht verſuchen. (Peter geht mit der leeren Flaſche ab) Was zahlt man denn für den Wein?

Zweyter Student. Die zwey Jahre, die ich hier bin, war ich noch nicht in dieſem Hauſe. Ich kann es dir alſo nicht ſagen, Brüderchen! Der Wein iſt mir zu theuer, ich bleibe beym Biere.

E. Stud. Ueberhaupt, euer Halle iſt kein Göttingen. Verdammt, daß ich den hitzigen Streich machte, der mich dort wegbuchſtabierte.

Z. Stud. Du haſt doch wohl nicht einen auf den Sand geſetzt?

E. Stud. Bewahre Gott! es war nur eine Kleinigkeit. Ich ſchlug einem Magiſter legens hinter die Ohren, weil er mir zwiſchen Licht und Dunkel zu meinem Mädchen ſteigen wollte. Ich war das Zuſchmeiſſen noch ſo von Jena her gewohnt, wo ich, unter uns geſagt, unrechtmäßiger Weiſe für einen Stänker ausgeſchrien wurde, weil ich mir nicht auf der Naſe tanzen ließ, und deswegen das Conſilium abeundi erhielt. In Göttingen verſtehen ſie in dieſem Stücke noch weniger Spaß; denn ſie ſuchen dort eine beſondere Ehre darin, daß die Studenten nicht nur gelehrt, ſondern auch mit feinen Manieren wieder in ihre Heimath zurückkehren. Der Sapperment von einem Magiſter klagte, und — der junge Herr ward abermals relegiert. Nun will ich ſehn, wie es hier geht. (Peter ſezt die gefüllte Flaſche auf den Tiſch) Sonſt gefiel es mir in Göttingen ſehr gut. Man kann was rechtſchaffenes dort lernen, und ſich nebenher auch gut amüſieren. Es koſtet aber Geld. Daran läßt es mir nun mein Vater nicht fehlen, wenn gleich jeder Wechſel mit einem Ermahnungsbrief begleitet iſt. — Und das Mädchen — ja Brüderchen, die kann ich dir noch nicht vergeſſen. — (**Er ſchenkt ein**) Auf ihre Geſundheit! (**ſie trinken**) Pfui der garſtige Krazenberger!

3. Stud. Vor dieſem war es hier auch nicht gut, zumal im theologiſchen und philoſophiſchen Fache. Der Miniſter von Zedlitz gab ſich um die Univerſität unbeſchreibliche Mühe: aber ſeitdem der ſich retirirt hat — —

(ſie trinken während dieſem Geſpräch die Flaſche leer, und der erſte Student macht bey jedem Glaſe ein ſchiefes Geſicht.)

E. Stud. Und warum retirirte er ſich?

Z. Stud. Das kann man nur muthmaßen. Man will behaupten, die Anordnungen des neuen Miniſters, die ganz ſeinen Geſinnungen entgegen ſind, beſonders die ſogenannten neuen Verbeſſerungen im Geiſtlichen Fache, ſeyen die Veranlaſſung dazu geweſen, und er habe dem Sturm in Zeiten ausweichen wollen. D. **Bahrdt** wird nun ſein Weſen auch nicht lange mehr in ſeinem Weinberge treiben, und dann verlieren die jungen Theologen einen unverbeſſerlichen Lehrer der Beredſamkeit. Aber er iſt ſeiner Ketzereyen und ſeiner leichtſinnigen Lebensart wegen zu ſehr verſchrieen, und das geht unter der jetzigen Regierung nicht mehr.

E. Stud. Wie ſich das alles ſo ſchnell geändert hat; vor vier Jahren noch war die Aufklärung bey euch zu Hauſe, wie die Perlen in Indien, und kein Staat in Europa, wo man ſo frey denken, reden und ſchreiben durfte, als im Preußiſchen, wenn es auch gegen den König ſelbſt geweſen wäre, aber auch kein Staat, der ſo ſchnell empor gekommen iſt.

Z. Stud. O daraus machte der vorige König nichts, zumahl was ihn betraf: denn da ſagte er: laßt ſie von mir ſchwatzen was ſie wollen, ich thue was ich will, und ſie müſſen mir gehorchen. Im übrigen hatte er den Grundſatz: ein jeder mag denken und glauben was ihm gutdünkt, wenn er nur die öffentliche Ruhe nicht ſtört, und in ſeinem Fache dem gemeinen Weſen nützlich iſt. Da, wo er ſchaden kann, muß man ihn nicht hinſtellen. So gieng es auch mit dem Dr. Bahrdt, als er ſich hierher flüchtete: er durfte über keinen Theil der Theologie leſen, und ſo glaub' ich, könnte man ihn fortwürken laſſen. Er kann nützlich ſeyn ohne ſchaden zu können. Aber der neue Miniſter —

E. Stud. Das alles muß der Univerſität nachtheilig ſeyn.

Z. Stud. Allerdings! man merkt es auch ſchon an den Profeſſoren, daß Zedlitz nicht mehr das Ruder führt. Da iſt immer einer gegen den andern. Sieh dich nur um Brüderchen, dort ſtehen ihrer viele in verſchiedenen Gruppen beyſammen. Man kann ihnen den Groll, den ſie unter ſich nähren, auf den Geſichtern leſen. —

C. Stud. Noch ſchlimmer!

J. Stud. Die Landeskinder, zumahl die Theologen, müſſen freylich auf einer Landes Univerſität ſtudieren, wenn ſie Anſpruch auf Verſorgung machen wollen.

C. Stud. Aber die Ausländer? die werden ſich dafür bedanken, und der Ruf einer Univerſität, wo man nichts als im Lande gebildete [illegible], ſo wie in Heidelberg und Herborn ſieht, erſchallt wahrlich nicht bis nach Arabien. Ich merke wohl, hier würd' ichs nicht lange treiben, und mich zum drittenmahle ſelbſt relegiren. Ob ich gleich luſtig bin, ſo will ich doch etwas rechts lernen, oder lieber den Acker pflügen: denn ein Halbgelehrter kömmt mir vor wie ein Mauleſel der nicht zur Zucht taugt. Als ich mich der Theologie widmete, geſchah es nur in der Hoffnung, daß die Aufklärung immer weiter gedeihen, und ein vernünftiger Mann ſein Licht vor den Leuten immer freyer dürfte leuchten laſſen. Und warum ſollt' ich das nicht hoffen, da ſogar Catholiſche geiſtliche Fürſten ihre Religion vom Pfaffenkoth zu reinigen ſuchen. Der weiſe Churfürſt von Maynz ſtellt einen proteſtantiſchen Profeſſor in ſeiner Reſidenz an: der religiöſe Churfürſt von Trier ſchickt jährlich eine Anzahl junger Leute aus ſeinem geiſtlichen Seminarium nach Göttingen, wo ſie bey proteſtantiſchen Lehrern Dogmatik und orientaliſche Sprachen hören müſſen; in Gießen ſtudiert ſogar ein Benedictiner-Mönch Exegetik — und in den Preuſſiſchen Staaten wittert man Ketzerey, und verbannt den Mann, der das Herz hat zu ſagen: ich ſehe das mit andern Augen an als mein Nachbar? — Mein Traum war ſchön. Ha! dacht' ich, wenn du dann ſo ein feiſter Landpfarrer biſt, wo du ohnehin auf der faulen Bärenhaut liegſt, und Zeit genug zum ſtudieren haſt, wie willſt du da deine dumme Bauern zu vernünftigen Leuten umſchaffen, und der Gedanke war mir eine rechte Herzensluſt. Aber wenn es bey euch ſo geht, was ſoll es denn in denen Ländern geben, wo noch egyptiſche Finſterniß ſchwebt? — Nein! dann gute Nacht Theologie! ich hänge dich an den Nagel, werde ein Arzt, gehe nach Marburg und ſtudiere das Accouchement unter Beldieern, da hab ich doch den Spaß, manchem hübſchen Weibchen de jure das Unterröckchen aufzuheben, und je freyer ich denke und rede, je mehr gewinnt mein Anſehen. — Trink aus Brüderchen! wir wollen ſehen, ob wir anderwärts ein beſſeres Glas Wein finden. (Sie trinken aus und ſtehen auf.) He Peter! (Peter kömmt.) was koſtet der Eſſig?

Peter. Sie belieben zu ſcherzen.

E. Stud. So? trinkt man hier etwan gratis? deſto beſſer! ſo hab' ich doch meine arme Zunge nicht umſonſt gemartert.

Peter. Sie erlauben — die Flaſche koſtet vier und zwanzig gute Groſchen.

E. Stud. Iſt er raſend oder beſoffen.

Peter. Es iſt veritabler Rüdesheimer.

E. Stud. Das mach' er einen Narren weiß, aber mich nicht. Ich bin in der Gegend zu Hauſe, und mein Vater iſt ſelbſt ein Weinhändler, der unter hundert Fäſſern keinen Tropfen ſolch elendes Zeug in ſeinem Keller hat. — Da iſt ſein Sündengeld, aber er hat mich zum erſten und zum leztenmale geſehen. Verſteht er mich? (Die beyden Studenten gehn ab.)

Peter (indem er den Tiſch abräumt.) Hab' ich's doch meinem Herrn hundertmal geſagt, er ſoll das verdammte Brauen bleiben laſſen. Er wird noch alle Kundſchaft mit ſeinem Waſſer zum Hauſe hinaustreiben: und zumahl die Rheinländer, die haben eine verteufelt feine

Zun-

Junge, und riechen den Betrug wie ein Wetter. (geht mit Flaſche und Gläſern ab.)

Zweyte Scene.

Dr. Semler und der Soldat Erich, ſein chemiſcher Handlanger, treten herein.

Semler. Nun, meine Herrn! was ſagen ſie dazu? hier ſehn ſie die herrliche Frucht meiner Bemühungen und Nachforſchungen — unterſuchen ſie, prüfen ſie.

(Er holt ein Stück von ſeinem gewachſenen Gottesgold aus der Taſche, und zeigt es herum.)

Erich. (will ſich einen Buckel lachen, und ſagt vor ſich:) Der Narr möchte gern andere mit zu Narren machen.

Semler. Was giebts Erich?

Erich. O es fiel mir ſo ein Streich aus meinen Bubenjahren ein.

Semler. Und was war denn das für ein Streich?

Erich. J nun es war — —

Semler. Heraus damit — und was denn?

Erich. I nun, ich fand ein Stück von einem zerſchmolzenen zinnernen Löffel. Ich glaubte es wäre Silber, weil es ſo hübſch weiß ausſah. Da verkauft' ichs einem Judenbuben um ſechs Pfennige. Der dumme Junge meynte wie ich, und trugs zum Silberſchmidt. Der Silberſchmidt aber glaubte anders, und dachte der Hebräer wollte ihn foppen oder übers Ohr hauen, ergreift den Beſen und transportierte den Silberkrämer zum Hauſe hinaus, daß er ſchrie wie ein Ferkel. Da kam der Junge, und wollte ſeine ſechs Pfennige wiederhaben: aber die waren längſt in der Schenke geblieben. Ha ha ha ha! (Er lacht aus vollem Halſe.)

Semler. Wärſt du damals ſchon mein Handlanger geweſen, ſo hätteſt du dich beſſer drauf verſtanden. — Nun meine Herren, was ſagen ſie jetzt?

(Er geht immer in der Reihe herum, und zeigt ſein Stückchen Gottesgold. Einige nicken ihm mit dummen Geſichtern Beyfall zu, andere zucken die Achſeln, noch andere geben es ihm ſtillſchweigend wieder. Als er zu dem Profeſſor Forſter kömmt, betrachtet es dieſer mit der Kennermiene, und giebt es mit verächtlichem Lächeln zurück.)

Semler. Nun Herr Collega!

Forſter. Das iſt höchſtens Meſſing.

Semler. Wie? was? — was ſagen ſie da?

Forſter. Daß ihr Gottesgold kein Gold, ſondern höchſtens Meſſing ſey.

Semler. Kein Gold — kein Gold ſagen ſie?

Forſter. Kein Gold ſage ich.

Semler. Das iſt gewachſenes Gottesgold. — Höre Erich! das ſoll kein Gold ſeyn?

Erich. Dann gieng es ihrem Gold, wie meinem Silber.

Semler. (Er läuft auf den Vorgrund der Bühne) Gold iſts — Gold bleibts — feiner als das aus Ungarn und Peru. Der Profeſſor Forſter meynt, auch er habe allein allen Verſtand und alle Gelehrſamkeit mit Löffeln in den Südländern eingefreſſen. — Komm Erich ins Laboratorium! (läuft mit Erich ab)

Forſter. Laſſen ſie den Roſenkreuzer laufen, meine Herrn. Wahre Gelehrſamkeit und wahre Verdienſte werden, wo nicht mit Geld, doch mit Ehre belohnt. Sehen ſie, da habe ich heute erſt ein Schreiben von der Kayſerin von Rußland erhalten. Sie fragt mich um meinen Rath über eine neue Entdeckungsreiſe, die ſie nach dem Südpol proiektirt, und wozu ſie bereits zwey ganz neue Schiffe ausgerüſtet hat. Ich mag ihr den Spaß nicht verderben; aber ſie wirft das Geld zum Fenſter hinaus. Was Forſter und Cook nicht entdeckt haben, wird in jenen Gegenden gewiß nicht mehr entdeckt. Wenn ſie auch ſchon unter ihren Seemännern einen Cook auffinden könnte, wo ſoll ſie, ohne mich zu rühmen, einen Forſter hernehmen, der dergleichen Entdeckungen mit philoſophiſchem Geiſte beleuchten kann. — Hier giebt mir der franzöſiſche Miniſter des Seeweſens Nachricht von der glücklichen Zurückkunft der Schiffe, welche der König vor einigen Jahren dorthin ſchickte; aber er ſchreibt mir nichts von dem, was ſie mitgebracht haben. Er wird wohl denken, er könne mir doch nichts Neues mittheilen. Hier iſt auch ein Brief vom Pitt aus London. Man möchte mich gern wieder zurückhaben. Aber gehorſamer Diener! wo man Forſters Verdienſte mit Undank lohnt — für eine ſolche Nation iſt kein Forſter mehr in der Welt.

Ein Student. Da haben der Herr Profeſſor vollkommen recht, man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen.

(Während Forſters Monolog über ſich ſelbſt, treten noch verſchiedene Geſichter auf.)

Forſter. Das übrige ſind noch Briefe vom Könige von Schweden, von Fürſten im Reiche, und von Miniſtern verſchiedener Höfe, die meiſtens Anfragen enthalten. Des Schreibens iſt kein Ende, und dieſe ungeheure Korreſpondenz nimmt mir ſo viel Zeit weg, daß ich kaum Muße habe, alle die für die Welt und die Gelehrſamkeit ſo wichtige Bemerkungen niederzuſchreiben, die, wenn ſie mit mir ſterben, auf ewig für das menſchliche Geſchlecht verlohren ſind. Indeſſen wär es doch unrecht, denen, die ſich an mich wenden, die Belehrungen zu verſagen, welche ſie von mir fordern. (Er trinkt ſein lezten Glaß Wein aus, und packt ſeine Papiere wieder zuſammen.) Ich empfehle mich Ihnen meine Herrn. (Geht ab.)

Ein Student. (Zu den übrigen) Es iſt doch ein grundgelehrter Mann. Deutſchland hat ſeines Gleichen nicht mehr aufzuweiſen.

Ein zweyter Student. Wenigſtens hat er einen ſtarken Glauben an ſich ſelbſt.

Dritte Scene.

Kanzler von Hofmann kömmt, und hinter ihm drein ein ganzes Mandel neuer Profeſſoren, die ſich ehererbietig an die Thüre in eine Reihe ſtellen.

Hofmann.. (Als er hineintritt erhält er tiefe Bücklinge von allen Anweſenden.)

Lamprecht. (leiſe) Hat den der Satanas auch wieder da mit ſeiner Phiſionomie voll Falſchheit, Herzen voll Tücke, und dem leeren Kopf. Ich muß nur gehn, daß ich die Kolik nicht kriege.

(Hofmann betrachtet alle die Gruppen ſtillſchweigend, ſcheint den Innhalt ihrer Geſpräche zu errathen, und lächelt ruhig über ſie hin. Einige Profeſſoren gehen zu ihm. Wie der Kanzler ein Wort ſpricht, ſperren die an der Thüre alle mit einem Ruck das Maul auf, und ſehen ihm mit unverwendeten Augen nach, wo er hingeht.)

Der erſte Profeſſor. Wir kommen dem Herrn Kanzler unſre Ergebenheit zu be-

Rigen. Ich erinnere mich mit Epicuräiſchem Vergnügen all der herrlichen Mittags- und Abendmahlzeiten, womit uns der Herr Kanzler ſowohl in **Dieskau**, als auch hier regaliert haben, und mein Gaumen iſt dankbar wie mein Herz. — —

Zweiter Prof. Ich auch.

Dritter Prof. Und ich.

Vierter Prof. Und ich nicht weniger.

Hofmann. Allzugütig — allzugütig meine Herrn — ſie beſchämen mich. Ich empfehle mich ihrer Freundſchaft. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, ſie in meinem Hauſe zu bewirthen. — Ich glaubte den Herrn Profeſſor Forſter hier zu finden.

Erſt. Prof. Er gieng eben weg.

Hofmann. Das thut mir leid, ich hatte etwas an ihn abzugeben. — Haben ſie jezt viel Arbeit?

Erſt. Prof. Wenn nicht auswärts etwa ein Reſponſum gefordert wird, ſehr wenig. Seitdem der Großkanzler von **Carmer** das neue

Geſetzbuch bearbeitet hat, ſo glauben die jungen Juriſten, ihre Anſtrengung in den Collegiis ſey überflüßig, weil darin alles ſo deutlich beſtimmt iſt, daß ſie es ſelbſt mit Händen greifen können. Auch thut die neue Proceßordnung großen Schaden; denn für die Advokaten iſt wenig mehr zu verdienen, und das ſchreckt die jungen Leute ab, das Juriſtenfach zu wählen.

Hofmann. Das giebt ſich wieder, denn wir ſehen auch hierinn täglich Neuerungen entgegen. (wendet ſich zu dem zweiten Profeſſor, und indeſſen er mit ihm ſpricht, macht ihm der erſte hinterm Rücken ſchiefe Geſichter) Wie ſteht es um ihr Auditorium, iſt es noch zahlreich?

Zweiter Prof. Nicht ſonderlich. Es ſind meiſtens Stipendiaten. Die Ausländer nehmen gewaltig ab.

Hofmann. Die Klage muß ich von mehreren Herren hören, und ich kann den Grund davon nicht errathen.

Zweiter Prof. Ich vermag ihn nicht anzugeben, aber die Abnahme iſt ſichtbar, ſeitdem der Herr Miniſter von Zedlitz ſeine Charge niedergelegt hat.

Hofmann. Das iſt mir unbegreiflich, da doch der neue Miniſter nichts verabſäumt, was zur Aufnahme der Univerſität etwas beytragen kann.

Zweiter Prof. Die neuen Einrichtungen, beſonders was die Theologie betrift, welche die Denkfreiheit ein bischen incarceriert haben — —

Hofmann. Die waren doch nöthig.

Zweyter Prof. Aber ob nützlich? das iſt eine andere Frage.

Hofmann. Was nützlich iſt, das iſt auch nöthig. Alle Neuerungen fallen auf; wenn man ſie einmal gewohnt iſt, ſo giebt ſich das alles wieder. (Zum dritten Profeſſor. Während er mit dieſem ſpricht, ſtreckt der zweyte hinter ihm die Zunge ſo lang heraus als ſie gewachſen iſt.) Und bey Ihnen Herr Profeſſor?

Dritter Prof. O mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften iſt gar nichts mehr zu thun. Seitdem der Herr von Wöllner ſich bis zum Miniſter emporgeſchwungen hat, will alles Theologie ſtudieren. Wir werden am Ende noch mehr Candidaten der Gottesgelahrtheit im Lande haben, als Officiers in der Armee.

Hofmann. Ich rathe ihnen freundſchaftlich Herr Profeſſor, daß ſie vorſichtiger in ihren Reden ſind, ſie könnten ſich ſonſt Ungelegenheiten zuziehen. Ihre genaue Verbindung mit dem Dr. Bahrdt macht ſie ohnehin ſchon beym Miniſter etwas verdächtig, und da die mathematiſchen Vorleſungen nicht mehr rutſchen wollen; ſo könnten ſie auch noch gar die philoſophiſchen und moraliſchen verlieren, und das ſollte mir doch leid thun.

Dritter Prof. Bahrdt iſt ein Mann von vielem Verſtande.

Hofmann. Das weiß ich, und die Gerechtigkeit muß ihm die ganze Welt zugeſtehen; aber er hat ſich durch ſeine Unbeſonnenheiten ſo ſchwarz gemacht, daß er ſich in ſeinem Leben nicht wieder waſchen kann. Ich fürchte ſo für ihn. Seine ſcharfe Zunge und ſeine unverſchämte Feder werden ihn gewiß noch ganz ins Unglück ſtürzen. (Indem ſich Hofmann zum 4ten Profeſſor wendet, macht der dritte hinter ihm ein langes Fratzengeſicht.) Wie ſteht es um die menſchliche Geſundheit Herr Doctor?

Vierter Prof. Es herrſcht gegenwärtig eine ſonderbare Art von Gallenfiebern. Aeuſſerlich ſcheint der Patient ruhig; aber deſto mehr wüthet die Krankheit im Innern. Bey ſchwachen Perſonen hat ſie nichts auf ſich; aber bey ſtarken iſt ſie oft tödtlich.

Hofmann. Das muß eine ſehr bösartige Krankheit ſeyn. (Zum erſten Profeſſor, indeſſen der 4te durch Mienen anzeigt, daß ihm die Verſpottung des Kanzlers misfälle, und ſich in den Hintergrund zurückziehe.) — Wiſſen ſie nicht wo Forſter hin iſt?

Erſter Prof. So wie ich verſtanden habe, iſt er nach Hauß, um ſeine weitläuftige Korreſpondenz mit Kaiſern und Königen abzuthun.

Hofmann. Der Mann iſt ſehr angebunden. — Ich werde ihn alſo dort aufſuchen. Aufs Wiederſehen meine Herrn!

(Hofmann geht ab, und die an der Thüre in Reih und Gliedern geſtandene Profeſſoren folgen ihm. Die drey mit ihm in Unterredung geweſene verſpotten ihn durch allerley Pantominen, und da er fort iſt, fangen ſie aus vollem Halſe an zu lachen. Unterdeſſen hat ſich die ganze übrige Geſellſchaft bis auf zwey Gelehrte verlohren, die bis jetzt, ohne ſich um das übrige zu bekümmern in tiefem Geſpräche beyſammen geſeſſen hatten.)

E. Prof. (Sieht nach der Uhr.) Ich muß gehen, ich habe noch ein Privatiſſimum

Z. Prof. Und ich muß mich auf morgen präpariren.

D. Prof. Und ich will ſehen, ob Bahrdt in ſeinem Weinberge iſt.

E. Prof. Nun ſo gehen wir zuſammen. (Sie gehn ab)

Vierte Scene.

Die zwey Gelehrten treten hervor, hernach *Dr.* Bahrdt.

Erſter Gelehrter. (im hervortreten.) Ha-

Haben ſie geſehen, wie ſie wieder mit dem armen Kanzler umgegangen ſind?

Zweyter Gelehrter. Ich habe es leider geſehen, und die Galle lief mir bey dem Studentenmäßigen Betragen ſolcher Männer über, die als öffentliche Lehrer aufgeſtellt ſind. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Kanzler in manchen Stücken ſelbſt Schuld hat, wenn ihm nicht mit der gebührenden Achtung begegnet wird.

E. Gelehrter. Seine Verdienſte um die Univerſität ſind aber eben ſo unläugbar, denn er hält doch das ſinkende Anſehen derſelben noch ein wenig aufrecht. Und wenn das auch nicht wäre; ſo iſt er Kanzler, und der König hat ihn einmal dazu ernennt — Wenn die Herren bey ihm ſchmauſen, ſo kauen ſie auf beyden Backen, und leeren die Gläſer in langen Zügen, wenn ſie ihm begegnen, verſichern ſie ihn mit tiefen Bücklingen ihrer ganzen Hochachtung, und hintendrein verſpotten und verlachen ſie ihn. Pfui! wer ſo handeln kann, hat eine kleine Seele.

Z. Gelehrter. Der Verfall iſt vor der

Thüre. Der Patriot, der wahre Menſchenfreund, kann nur ſehen und — trauren.

C. Gelehrter. Kommen ſie, Freund! laſſen ſie uns noch einen kleinen Spaziergang vor dem Abendeſſen machen. Die friſche, freye Luft iſt heilſam, wenn das Herz beklemmt und der Kopf düſter iſt. — Sieh' doch, wo kömmt Bahrdt noch ſo ſpät her?

Dr. Bahrdt. Wohin, wohin, meine Freunde? — ich habe ſie überall geſucht, aber hier konnt' ich ſie nicht vermuthen, wenn nicht einer meiner Zuhörer mir auf die Spure geholfen hätte. Wie Henkers kommen ſie hierher?

F. Gelehrter. Beſucht man nicht auch Tollhäuſer auf dieſer Unterwelt, um den geſunden Menſchenverſtand deſto höher ſchätzen zu lernen?

Dr. Bahrdt. Da haben ſie wohl recht. Aber iſt nicht die ganze Welt ein Narrenhauß? — Es iſt nichts ſo toll, es ereignet ſich unter dem Monde. — Ich habe heute durch den gewöhnlichen Seitenweg, Briefe aus Berlin erhalten. Da giebt es Edikte über Edikte. Wir haben nächſtens ſogar ein Religionsedikt zu erwarten, das alle vernünftige Männer in den Bann thut. Wöllner muß ein abgeſagter Feind der Vernunft ſeyn.

E. Gelehrter. Hüten ſie ſich, lieber Doktor, daß der Bann nicht ſie zuerſt trift.

Dr. Bahrdt. Was ſchadet's! Ich bin ſo längſt von der ganzen Chriſtenheit excommuniciert.

E. Gelehrter. Denken ſie doch einmal in ihrem Leben an ihre eigene Wohlfarth, damit ſie ſich wenigſtens ein ruhiges Alter bereiten, da ihr ſprudelnder Kopf ſie ſchon in ſo viele Widerwärtigkeiten verſtrickt hat.

Dr. Bahrdt. Wo will man mich anzapfen? Kann auch der gründlichſte orthodoxe Zieſelbär etwas an meinem Syſtem der Moral ausſetzen?

F. Gelehrter. Wenn ſie nur ihr Syſtem durch ihr eigenes Betragen bewährten. Denken ſie zurück, von Gieſen mußten ſie fort, von Heidesheim verjagte ſie der Reichshofrath. Hier fanden ſie unter gewiſſen Einſchränkungen Zuflucht. Sie ſchritten auch hier über die Grenzen, die ihnen vorgeſchrieben wurden.

Dr. Bahrdt. Wie ſo?

Z. Gelehrter. Haben ſie etwan nicht unter der Rubrik Kirchengeſchichte über Dogmatik geleſen?

Dr. Bahrdt. Darnach hat kein Hahn gekräht.

E. Gelehrter. Er könnte jetzt darnach krähen. Nehmen ſie ſich in acht.

Dr. Bahrdt. Ich glaube, die Herrn wollen mich hofmeiſtern? Ha, ha, ha!

E. Gelehrter. Sie wiſſen, daß wir ihre Freunde ſind.

Dr. Bahrdt. Das ſind ſie, und weil ſie es ſind, ſo ſollen ſie jetzt mit mir in meinen Weinberg kommen, und ein Butterbrod mit einem extra Glaſe Rheinwein bey mir verzehren. Unter uns, ich habe meinem alten Verleger in der Pfalz ein Büchelchen über den Deſpotiſmus in

Glaubensſachen verhandelt, und da gieng ſo ein Fäßchen in den Kauf.

C. Gelehrter. Das kann wieder Lermen machen.

Dr. Bahrdt. Ohne Nahmen und Druckort erſcheint das Produkt, das können ſie wohl denken.

F. Gelehrter. Wiſſen ſie wo Spandau liegt?

Dr. Bahrdt. Ich verſtehe ſie. Dann hätt' ich auch Zeit einen neuen Ketzeralmanach auszuhecken, oder Beweiſe zu ſchmieden, daß Moſes ein Betrüger war, wenigſtens, daß ſeine drey letzten Bücher, wo nicht gar alle fünfe untergeſchoben ſind. Kommen ſie nur, kommen ſie! man muß die Freyheit genieſſen, ſo lange ſie noch unſer Eigenthum iſt. Das Schlimme bleibt doch nicht aus, wir mögen uns gebährden, wie wir wollen. (Sie gehn ab.)

Epilogus.

Der Vorhang wird wieder aufgezogen. Hannswurſt erſcheint in Mantel und Kragen, und einer Holländiſchen Domine Peruke.

Schaut's meine Herrn! wie gefiel euch das Stück?
Gut? — Eya! ſo wart't einen Augenblick.
Ich hab euch etwas im Vertrau'n zu ſagen.
Wir wollen euch bald noch ein andres vortragen,
Das ſoll ſeyn eine Tragödia baß:
Darin ſollt ihr denken und haben viel Spaß.
Wollen darin in Gottes-Nahmen.
All' die Ketzer zuſammen
Und der Vernunft ganzes Heer
Braten in Oel und in Theer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Prüfung der Schrift
des
Hofraths Rönnberg
über

ſymboliſche Bücher

in Beziehung
aufs
Staatsrecht.

In
Briefen
von
D. Carl Friedrich Bahrdt.

Halle,
bei Francke und Bispink. 1791.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Indem ich hier dem denkenden Publikum eine Widerlegung der Rönnbergiſchen Schrift über die ſymboliſchen Bücher übergebe; ſo fühle ich mehr als jemals den Wunſch, daß man mich nicht aus einem falſchen Geſichtspunkte beurtheilen, ſondern vielmehr genau den Gegenſtand im Auge behalten möge, auf welchen allein meine Schrift gerichtet iſt.

1. Es ſind nicht die ſymboliſchen Bücher ſelbſt in Abſicht auf Wahrheit ihres Inhalts oder in Beziehung auf ihre Brauchbarkeit und kirchliche Autorität, wogegen ich jezt ſtreite. Ich behaupte weder, daß ſie lauter Unwahrheit enthalten, noch, daß ſie ihres Anſehens beraubt und abgeſchaft werden müſſen.

2. Es ſind noch vielweniger die Geſezze des Staats, welche den ſymboliſchen Büchern in verſchiedenen Ländern ihre Autorität verliehen haben. Ich ehre jeden Staat und jeden Fürſten ſo wie ſein Recht,

Geſezze zu geben. Und ich betrachte mit Ehrerbietigkeit die Verordnungen meines Königs und ſeiner erleuchteten Miniſter, auch dann, wenn ich von ihrer innern Wahrheit oder Nuzbarkeit nicht allemal mich überzeugt fühlen ſolte.

3. Es ſind alſo am allerwenigſten die Schritte, welche in den preuſſiſchen Staaten für die Feſtſtellung des Anſehens der ſymboliſchen Bücher gethan worden ſind, die entweder ihren Grund in der Willkühr des Geſezgebers, oder in den eignen Vorſtellungen des Geſezgebers von der Güte und dem Werthe dieſer Bücher haben mögen. Alle dieſe Schritte verlange ich weder zu beurtheilen, noch zu tadeln: obſchon freies und beſcheidenes Urtheil über landesherrliche Verord-

nungen und ſelbſt Tadel derſelben, der mit gründlichen und ehrerbietigen Gegenvorſtellungen begleitet iſt, in keinem Staate unter geſitteten Völkern verboten und am wenigſten in unſern Staaten durch ein mir bekantes Geſez bis jezt unterſagt und für ſtrafbar erklärt worden iſt.

4. Mein Augenmerk iſt ganz allein gegen die Schrift des Hofraths Rönnberg gerichtet, und gegen diejenigen Gründe, mit welchen er die ewige Verbindlichkeit und Unveränderlichkeit der ſymboliſchen Bücher behauptet und dieſe Bücher als einen weſentlichen Theil der deutſchen Staatsverfaſſung beſchreibt.

Dieſen Mann und dieſe Gründe habe ich beſtreiten und ihre auffallende Seichtigkeit der aufmerkſam gemachten Nation vor Augen ſtellen wollen. Andere Männer und andere (vielleicht beſſere) Gründe lagen mir dabei ganz auſſer meinem Geſichtskreiſe.

So gut alſo, wie ſelbſt proteſtantiſche Theologen und namentlich Herr Büſching, noch unter der jezigen preuſſiſchen Staatsverfaſſung, nach Erſcheinung des königl Religionsedikts, die Verbindlichkeit der ſymboliſchen Bücher ſelbſt beſtreiten und laut ſagen durfte:*) „daß, zum Erſtaunen aller

---

*) Siehe D. Anton Friedrich Büſchings königlich Preuſ. Oberkonſiſtorialraths Unterſuchung, wann und durch wen der freyen evangeliſch lutheriſchen Kirche die ſymboliſchen Bücher zuerſt aufgelegt

nachdenkenden Menſchen', ſelbſt in dem bei weiten größern Theile der evangeliſchen Länder, welche die verſchriene Formel (der Eintracht) entweder nicht angenommen, oder nicht beibehalten, ſondern verworfen haben, dazu auch namentlich die königl. Preußiſ. und churfürſtl. Brandenb. Staaten gehören, dennoch das in denſelben zubereitete *Joch* der ſymboliſchen Bücher, geduldig übernommen und bisher, *zur unleugbaren Schmälerung der Rechte des göttlichen Worts* in der Bibel, ertragen werden" —

So gut, wie die, eben den Gegenſtand betreffende Schriften — *über den*

---

worden? Berlin 1787. Bei Friedrich Vieweg, dem ältern. S. 61.

Religionseid a) — über kirchliche Gewalt b) — Gedanken von der Freiheit, über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophiren, von Wieland c) — Gedanken über die Religion, von Friedrich dem Zweiten, König in Preuſſen d) — Sendſchreiben eines alten Landpredigers im Preuſſiſchen, an den Hrn Hofrath Rönnberg in Roſtok, über ſymboliſche Bücher ꝛc. e) — Gedanken über die Glaubensver-

---

a) Berlin. 1785.

b) Berlin, bei A. Mylius. 1785.

c) Leipzig, bei Göſchen. 1789.

d) 1789.

e) 1790.

beſſerung ꝛc. f) — Gedanken über den Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche (in Rükſicht auf ſymboliſche Bücher) N. V. im I. B. der A. F. W. Sacks, geweſenen königl. Preuſ. erſten Hofpredigers — Lebensbeſchreibung — g) und viele andere in den preuſſiſchen Staaten öffentlich verkauft und geleſen werden und meiſtentheils mit königlicher Cenſur gedrukt worden ſind, ob ſie ſchon gröſtentheils den Werth und die Brauchbarkeit der ſymboliſchen Bücher ſelbſt angreifen, denen ich blos nothwendige Verbindung mit dem Staat und Unveränderlichkeit abgeſprochen habe —

f) Berlin, bei Fr. Vieweg. 1789.

g) Berlin, bei Voß und Sohn. 1789.

So gut, wie ganz neuerlich das königl. Religionsedikt, welches die ſymboliſchen Bücher als Glaubensnormen autoriſirt, in einer von der theologiſchen Fakultät zu Halle cenſirten Schrift: Iſt die neue dogmatiſche Darſtellung der chriſtlichen Religion ꝛc. h) beſcheiden getadelt werden durfte —

So gut endlich, wie die Bemerkungen über des Hrn. Hofrath Rönnberg Abhandlung über die ſymboliſchen Bücher ꝛc. welche alles, was Herr Rönnberg für die Autorität derſelben geſagt hat, als äuſerſt fade und grundlos vorſtellt, von der unter königl. Cenſur ſtehenden Halli-

---

h) Halle, bei Gebauer. 1785.

ſchen gelehrten Zeitung St. 97. gebilliget und von den Recenſenten ſelbſt öffentlich erklärt werden durfte: „die Rönnbergiſche Schrift verdiene ihres Inhalts wegen kaum eine Prüfung: denn ſie ſey ein Gewebe von katholiſchen auf proteſtantiſchen Boden verpflanzten Grundſäzzen, von Inkonſequenz und Leidenſchaft, ganz nach Politiſcher Konvenienz zugeſchnitten, ohne Rükſicht auf die Achtung, die man dem menſchlichen Gewiſſen ſchuldig iſt, ganz wie man ſie von einem Schriftſteller erwarten kan, der nur das Hergebrachte unter dem Namen des Rechts aufrecht erhalten will, unbekümmert, ob die Beibehaltung des Hergebrachten auch recht, ob ſie dem höhern moraliſchen Wohl der Geſellſchaft zuträglich, ob ſie nicht eine **Kränkung** wichtigerer und keiner Verjährung unterworfener Rechte ſey:" S. 773.

Eben ſo gut und noch eher kan ich — als ein ohne Amtspflicht lebender Privatmann — gegen einen Roſtoker Profeſſor die Berechtigung der Nationen und der Fürſten zu Abänderung und Abſchaffung der geſezlichen Glaubensnormen vertheidigen und die katholiſchen Grundſäzze eines proteſtantiſchen Staatsrechtslehrers widerlegen.

Die ſymboliſchen Bücher können durch Macht der Monarchen autoriſirt werden: aber ſie haben keine eigne Unveränderlichkeit: ſie ſind weder Völker- noch Kirchen- noch Staatsbedürfniß: an ihrer ſtatt verdient die Bibel die ewige Norm des chriſtlichen Glaubens zu ſeyn: und jede Nation und jeder Fürſt hat das Recht, die jezigen ſymboliſchen Bücher abzuſchaffen — Das iſt das einzige wahre Reſultat meiner Schrift.

Der Verfaſſer.

Erſte Abtheilung.

Herrn Hofrath Rönnberg.

Erſter Brief.

Ankündigung.

Erlauben Sie, mein Herr Hofrath, daß ich in dieſer Schrift Sie ſelbſt anrede und ihr dadurch die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit des Briefſtyls mittheile, welche bei Behandlung einer ſo vielfältig beſprochnen Materie nöthig iſt, wenn der Leſer bis ans Ende bei guter Geduld erhalten und vor allzufrühzeitiger Ermüdung verwahret werden ſoll.

Sie haben durch Ihr Büchlein über die ſymboliſchen Bücher im Bezug aufs Staatsrecht viel Geräuſch in Deutſchland erregt und in der That auch meine Wenigkeit in ihrem Lager alarmiert. Denn wirklich war mir es, da ich die erſten Nachrichten von Ihrem Werklein erhielt und die erſten Blicke hinein warf, wie wenn im Sommerfeldzuge ein Piket Huſaren aufſtäubt, deſſen Anprall alle Vorpoſten des Gegenſeitigen Heeres in die Nothwendigkeit verſezt, Lärmen zu machen. Es deuchte mir, daß die Göttin Vernunft, welche in dem Lager, wo ich diene, das Prätorium inne hat, mir zurufte, als Küraſſier den bereits ausgeflogenen Patrullen nachzureuten und das Piket allen Ernſtes nach Hauſe zu ſchikken.

Im Ernſt, mein Herr Hofrath, ich muß es Ihnen bekennen, daß mir es ein ewiges Räthſel bleiben wird, wie ein Buch, das in Abſicht auf Sachen ſo unvolſtändig und ſeicht und — in Abſicht auf Ausdruck, ſo undeutlich, ſo dunkel, ſo verſchroben iſt, — ein ſo großes Aufſehen erregen und den Beifall ſo großer Männer erhalten konte, deren Sie im Vorbericht zur zweiten Auflage Erwähnung thun.

Freimüthig und, bei Gott, ohne alle Abſicht, Sie zu beleidigen oder jene Männer herabzuwürdigen — wozu ich ja nicht den mindeſten Bewegrund habe — ſage ich es Ihnen vor dem Angeſicht der Welt, daß ich nie etwas unphiloſophiſcheres und unſtatiſtiſcheres geleſen habe, als gerade Ihr Buch, dem Sie ſo viel philoſophiſche und ſtatiſtiſche Wahrheit zuſchreiben.

Ich komme, Ihnen das nicht blos öffentlich zu ſagen: denn das kan jeder unverſchämte Zeitungsſchreiber, ſondern — es auch zu beweiſen. Ich werde Ihre Schrift von Kapitel zu Kapitel, ſo weit ich es nöthig finde, verfolgen und Ihnen auf allen Seiten bald die ſchreiendſten Sünden gegen Naturrecht, Logik u. ſ. w., bald die auffallendſten Verſtöße gegen Geſchichte und Staatsrecht vor Augen ſtellen. — Leſen Sie mich mit Geduld, und prüfen mich mit Unpartheilichkeit!

Zweiter Brief.

Ueber den Begriff von Symbolen.

Schon hier, mein Herr Hofrath, werden Sie zu bemerken Gelegenheit finden, daß Sie mit allzuviel Vorurtheil für den Werth Ihrer Einſichten über die Ur- und Kraftgenies geſpöttet haben, von welchen (S. 6. von Ihnen), die entgegengeſezte Meinung vertheidiget worden iſt.

„Unter Symbolen verſtehe ich das, ſagen Sie, (S. 7.) was, nach dem Originalausdruck des Worts ſo wohl, als nach der — weſentlichen Beſtimmung derſelben, dadurch bezeichnet werden kan, das iſt: eine vom Volk errichtete grundgeſezliche, das Lehr- und Glaubensbekentniß, in Bezug auf Religion und Gottesverehrung, alſo in ſich enthaltende Sanktion, daß dadurch die Dogmen der Religion hinlänglich von den Religionsſäzzen — aller übrigen Kirchen, unterſchieden werden können. Dieſer Begriff wird dadurch bewähret, was beim Stephano — Slepula —

Wolf — Walch geſchrieben ſtehet. So der Begrif — "

Hier ſtehe ich wirklich wie Herkules vor dem Stall des Augias. — Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll. — Was heißt Originalausdruk eines Worts? Was hat weſentliche Beſtimmung für einen Sinn? Solls die Beſtimmung der ſymboliſchen Bücher für die damaligen Zeiten heißen, welches ein Deutſcher die urſprüngliche nennen würde: oder meinen Sie die, welche Sie in jezigen Zeiten ihnen zueignen? Was heißt Sanktion? Etwa ein Geſez? Und was heißt dann grundgeſezliche Sanktion oder grundgeſezliches Geſez? — Was ſoll das Pauſezeichen, welches den Artikel mit ſeiner Präpoſition von ihrem Caſu trennt: nach der — weſentlichen? Was ſoll das zweite, mit dem Sie das Nomen regens von ſeinem Genitiv trennen? Was iſt das affektirte und ganz unproſaiſche: ſo der Begrif — in einer dogmatiſchen Schrift? Doch von falſchen Conſtruktionen, undeutſchen Wörtern und affektirten Redezierereien wimmelt das ganze Buch. Wir wollen die Sachen vornehmen.

Was wollten Sie wohl, mein Herr, Ihren Leſern hier mittheilen? Sie haben doch etwas vom Unterſchiede der Verbal- und Realdefinitionen gehört? Welches von beiden ſoll die Ihrige ſeyn? Sie berufen ſich auf des Skapula Lexikon und meinen, daß ein Wörterbuch Ihren Begrif bewähre? Welche Sonderbarkeit, bei Feſtſezung des Hauptbegrifs, der in einer ganzen wichtigen Schrift zum Grunde liegen ſoll, die Leſer auf ein Lexikon verweiſen wollen? Und was ſollen dann Ihre Leſer mit einer bloſſen Verbaldefinition machen? Wollte denn die Welt von Ihnen wiſſen, was mit dem Wort Symbolum, für allgemeine oder beſondre Begriffe ſind bezeichnet worden? Mich deucht, Sie muſten ja hier mit der möglichſten Beſtimmtheit die Sache angeben und ſagen, was wir — jezo — nicht unter Symbolen überhaupt, ſondern unter kirchlichen Symbolen, verſtehen, und zwar — in Bezug auf das Staatsrecht. Kan denn da Skapula etwas bewähren?

Doch ich ſehe es Ihnen an, Sie wollten wirklich eine Realdefinition geben und nur gern nebenbei die Wortbedeutungen mit einmiſchen, um zu zeigen, daß Sie ſie wuſten oder — nachgeſchlagen hatten. Laſſen Sie uns alſo Ihren Flitterſtaat beiſeite legen und ernſtlich und beſtimt fragen: was ſind die Symbolen, von denen in Ihrem Buche die Rede iſt?

Jeder Schriftſteller, der ordentlich denkt und ſeinen Gegenſtand in vollem Lichte erblikt, wurde ganz kurz geſagt haben: wir verſtehen unter Symbolen Schriften, welche in der und der Abſicht verfaßt wurden und jezo, in unſern Staaten zu der und der Abſicht gebraucht werden oder — die und die geſezliche Gültigkeit haben. Das wäre deutlich und verſtändlich und — wahr. Aber Sie, mein Herr Hofrath, konten mit ſo einem Begriffe freilich nichts anfangen. Denn, wenn Sie den zum Grunde gelegt hätten; ſo wäre es Ihnen unmöglich geworden, das zu beweiſen, was Sie doch gern beweiſen wolten. Was muſten Sie alſo thun? Sie muſten Ihren armen Kopf anſtrengen, einen Begrif auszudenken, in welchem alles das mit hineingepakt würde, was hernach erſt bewieſen werden ſolte, da mit die Leſer getäuſcht und in die Meinung geſezt würden, als ſey alles, was Sie in Ihrem Büchlein ſagen, aus Definitionen gefolgert und ſonach unwiderleglich demonſtrirt. Aber, ſo laſſen wir, die Sie als Ur- und Kraftgenies ſpotten, die Welt nicht äffen. Vernehmen Sie — die Menge der Schnizzer, die Ihre Definition enthält.

Sie ſagen, Symbole ſind eine vom Volk errichtete — grundgeſezliche Sanktion in Bezug auf Lehrſäzze. Ich frage:

1. Was meinen Sie mit dem Wort Volk? Zeigen Sie damit den Pöbel an, oder, was man die Nation nennt? Und wenn Sie die Nation meinten, verſtunden Sie die verſamlete Nation ſelbſt, oder deren einſtimmig gewählten und dazu deputirten Repräſentanten? Alſo — die erſte Unbeſtimmtheit, folglich Fehler im Definiren.

2. Was für ein Volk meinen Sie? Soll's die ganze deutſche Nation ſeyn, oder

wollen Sie eine Nation einer oder mehrerer einzelner Provinzen damit andeuten? Noch weiß kein Menſch, was Sie wollen.

3. Meinen Sie ein ganzes Volk, Mann für Mann, oder meinen Sie nur einen Theil? Die Geſchichte wenigſtens ſagt uns nirgends, daß eine ganze Nation Symbole feſtgeſezt habe. Zu der Zeit, da unſere ſymboliſchen Bücher verfertiget wurden, war keine deutſche Provinz ganz und ausſchließend für irgend ein Symbol. In Sachſen allein war der gröſte Theil lutheriſch, aber es blieben auch noch Katholiken: und in den übrigen Provinzen war Miſchung und Parthei, ſo daß man nirgends vom ganzen Volke, von der ganzen Nation ſagen konte, daß ſie ein Symbol, ich will nur ſagen, angenommen hätte.

3. Meinen Sie ein Volk, das für ſich und unabhängig von ſeinem Landesherrn grundgeſezliche Sanktionen machen kan? Dann, mein Herr Hofrath, müſſen Sie ein ſolches Volk genant haben. Denn mir iſt aus den damaligen Zeiten keine deutſche Provinz bekant, welche

ohne Landesherrn geweſen wäre. Und hatte jedes Volk ſeinen Regenten: ſo iſts ein ſtatiſtiſcher Schnitzer neben dem logiſchen, die Beſtimmung zu übergehen, welche die *Beſtätigung* dieſer grundgeſezlichen Sanktion *vom Landesherrn* betrift. Denn ein Volk kan, ſo bald es einen Landesherrn hat, für ſich keine Geſeze machen.

5. Und wenn Sie alle dieſe Beſtimmungen nicht anzugeben wußten: ſo hätten Sie doch wenigſtens das *Zeitalter* des Volks feſtſezen ſollen. Alſo eine neue Frage: meinen Sie *unſer* Volk, unſere *jezige* deutſche — oder deutſch-proteſtantiſche Nation? Dann muß ich Sie geradezu Lugen ſtrafen. Denn *unſer* Volk (Sie mögen als Meklenburger reden oder es mags ein Sachſe oder Preuße ꝛc. ſagen) hat nie dieſe grundgeſezliche Sanktion errichtet. Unſere jezigen z. B. Lutheraner wiſſen nichts von einer freiwilligen Einführung eines Glaubensbekentniſſes. Vielmehr iſts offenbar, daß unſere heutigen lutheriſchen Eltern ihre Kinder im Lutheriſchen Bekentniſſe unterrichten, und ſie dabei nie entgegengeſezte Lehrmeinungen hören laſſen. Wenn nun ein Kind

nur ein Glaubensbekentniß hört und dabei verſichert wird, daß es wahr ſey; ſo iſt es gezwungen, nur dies anzunehmen, weil es nur dies kennt. Alſo hat unſer Volk ſein Glaubensbekentniß durch erzwungene Nachbeterei, aber nicht durch eine freie Wahl. Die Symbola, als ein jezt exiſtirendes und geltendes Ding betrachtet, ſind nichts anders, als — durch landesherrliche Autorität anbefohlne Formen des öffentlichen Lehrvortrags der Prediger — keineswegs aber frei errichtete und feſtgeſezte Glaubensbekentniſſe der Nation.

6. Oder meinen Sie das Volk, das damals exiſtirte, da die ſymboliſchen Bücher verfertiget und bekant gemacht wurden? Dann iſt die Lüge noch [illegible]. Denn damals wuſte das arme dumme Volk von alle dem, was Luther und Melanchton und die übrigen Theologen aufſezten, kein Wort. Es iſt auch nie darum befragt worden. Das Volk dachte bei der ganzen Reformation nichts, als — Freiheit. Es hörte, daß Luther den Sündenvergebungsverkauf

als Betrügerei aufſtellte, und daß er alle Faſten, Büſſereien, Meſſen, Wallfahrten, Beichtungen aller Sünden, kurz, alle Laſten und Koſten, mit welchen ſeither Mönche und Pfaffen die Menſchen gequält und ausgeſogen hatten, abſchafte, und dagegen lehrte, daß der bloſſe Glaube an Chriſtum ihnen umſonſt die Seligkeit des Himmels verſchafte: und dies — dieſe Freiheit, dieſe Entfeſſelung vom Druck der Pfafferei war alles, was das Volk wuſte und worein es von ganzem Herzen willigte. Von den einzelnen Sätzen, Bibelerklärungen, Beſtimmungen der Glaubensartikel u. ſ. w. wuſte und verſtand das damalige Volk ſo viel, wie der Eſel vom Lautenſchlagen. Es überließ es Luthern und ſeinen Helfern und freute ſich, ſorglos und unbekümmert, was dieſe für Glaubensbekentniſſe machten, ſeiner erlangten Freiheit. Dies, mein Herr, iſt weltkundige Geſchichtsſache, bei deren Erwägung ein jeder über die Dreiſtigkeit erſtaunen muß, mit welcher Sie ſagen konten: daß die Symbole unſerer Kirche eine vom Volk errichtete Sanktion wären — daß das Volk zu gewiſſen, von allen, (S. 12) freiwillig angenommenen Religionslehren ſich vereinbaret habe — daß die Symbole nach freiwilligem Geiſtesentſchluß (S. 18.) — mithin noch unbeſchränkter Gewiſſensfreiheit — vom Volke angenommene Religionsgrundſätze — enthielten ꝛc. Nein, nein, ſo muß man die Welt nicht äffen, wenn man Streitpunkte unterſucht, welche die Rechte der Menſchen und Völker betreffen. Das Volk, als Volk, hat nie mit Geiſtesfreiheit und eigner Wahl Symbole errichtet. Ja ſelbſt die Lehrer haben nicht alle mit freier Thätigkeit Antheil genommen. Luther hatte Diſſentienten genug, deren Namen die Geſchichte aufbehalten. Und er hat ſie hart und ſtarrköpfigt genug behandelt, wenn Sie nicht jeden Saz ſo wollten gelten laſſen, wie er ihn beſtimt hatte. Und ſelbſt dem gemeinen Volke mußte er zeitig Zwang auflegen: wenn er z. B. ſagte: „wer die Sakramente nicht brauchen und den Katechismum nicht lernen will, dem ſoll man alle menſchliche Liebe und Hülfe verſagen, ſelbſt in Sterbensnoth und ihn auf dem Schindanger begraben." Solcher Stückchen werden Sie, mein Herr, unzählige finden, wenn Sie meinen Auszug aus Luthers Tiſchreden leſen werden, der mit dieſen Briefen zu gleicher Zeit erſcheint. Und ſo war bei der Entſtehung der Symbole ſo wenig gemeinſchaftliche Freiwilligkeit als ſie in unſern Zeiten ſtatt findet. Luther und ſeine Gehülfen machten die ganze Sache allein. Wer mit ihnen halten wolte, der muſte feſt bei ihren Lehren ſtehen bleiben. Und wer diſſentirte, den zählte man unter die Rottengeiſter, die gegen Gottes Wort ſich empören und dem Evangelio widerſtreiten. Endlich bekam die lutheriſche Parthei Konſiſtenz, die von ihr feſtgeſtellten Lehrbekentniſſe bekamen Landesherrliche Beſtätigung, und nun muſte jeder deutſche Staatsbürger, nolens volens, die Lehrnorm einer der drei dominirenden Kirchen annehmen, ohne ſich zu beſinnen, ob er auch das Lehrgebäude der Kirche, zu der er ſich begab, ganz oder zum Theil glauben oder nicht glauben konte. — Und nun weiter.

7. Sie ſagen, eine vom Volk errichtete grundgeſezliche Sanktion. Hier denn neue Fragen. Erſtlich, wie ſtimt das: Geſez — Grundgeſez und — freiwilliges

Glaubensbekentniß? Kan je ein freies Glaubensbekentniß ein Geſez werden und als Geſez gedacht werden! Iſt das nicht offenbarer Widerſpruch? Geſez iſt ja Zwang; und Freiwilligkeit iſt Nicht Zwang. Denken Sie ſichs nur, wenn Sie einmal kein Ur- und Kraftgenie ſind, und eine etwas weniger ſchwerfällige Denkmaſchine haben, unter einem Beiſpiele. Sezzen Sie: daß eine Geſellſchaft ſich ein Oberhaupt wählt, ſo kan es die Folgſamkeit gegen ſeine Befehle zum Geſez machen, und ſobald dies Geſez, freiwillig angenommen und eingeführt iſt, ſobald hört die Folgſamkeit auf, freiwillig zu ſein, eben weil ſie nun Geſez, d. h. Zwang iſt. Aber ſetzen Sie: daß eben dieſe Geſellſchaft ein ſchriftliches Bekentniß gäbe, daß es ſein Oberhaupt für weiſe, tugendhaft und des Zepters würdig hielte und es darum liebte und hochſchäzte: könte dieſes Bekentniß des genanten Urtheils und die daraus fließende Geſinnung jemals Geſez werden, das alle Mitglieder bindet? Wie wenn in allen oder einigen dieſes Urtheil und dieſe Geſinnung ſich änderte? Wie wenn Grund zu dieſer Veränderung entſtände? Wenn das Oberhaupt wirklich ſich hinterher von einer ſchlechten Seite zeigte? Begreifen Sie denn nicht, mein Herr, daß innere Thätigkeiten des menſchlichen Verſtandes und Herzens gar keines äuſſerlichen Geſetzes empfänglich ſind? Wiſſen Sie nicht, daß hier Gott und die Natur ſchon Geſeze des Denkens, Wollens und Empfindens feſtgeſezt haben, welche ſich durch keine andern Geſeze modificiren laſſen? Haben Sie nie dieſe Geſeze, abſtrahirt, in Logik, Telematologie u. ſ. w. aufgeſtellt gefunden? — Wie konten Sie alſo in aller Welt darauf verfallen, daß die Symbole als freiwillige Glaubensbekentniſſe die Natur eines bürgerlichen Geſezes annehmen könten? Muß denn ein freies Glaubensbekentniß nicht immer und ewig frei bleiben? Und iſt es denn genug, daß es anfangs nur frei war, ſo, daß man es hinterher dem Zwange eines Geſetzes unterwerfen dürfte?

Ich frage alſo ferner: für wen ſolten die ſymboliſchen Bücher ein Geſez ſeyn? So viel werden Sie doch hoffentlich begreifen, daß poſitive Geſeze des Denkens ein völlig wahnſinniger Ge-

Gedanke ſind: daß Vorſchriften für vernünftige Menſchen, nach denen ſie ſich Gott, Religion, Glükſeligkeit und dergleichen Dinge vorſtellen ſollen, kein Menſch machen kan, weil Gott ſie ſchon in der Natur gemacht und der Logiker und Exeget aus der Natur abſtrahirt hat: daß folglich für ſymboliſche Bücher, als Geſezze des Vorſtellens und Meinens betrachtet, gar kein erdenkbares Objekt vorhanden iſt. Wenn Sie demnach dies begreifen: ſo muß es Ihnen ja ſogleich einleuchten, daß ihrer Definition die weſentliche Beſtimmung des Gegenſtandes fehlt, und daß Sie ſchlechterdings, wenn ſie richtig definiren wollten, ſich ſo ausdrücken mußten: „Symboliſche Bücher ſind ein Geſez des öffentlichen Vortrags der Lehrer.“

9. Aber eben nun entſtünde folglich die neue Frage: wer konte denn den Lehrern ein ſolches Geſez, eine ſolche Norm ihres öffentlichen Vortrages geben? Das Volk! Die Nation! Aber ums Himmelswillen, was hat denn das Volk, die Nation, hierüber zu befehlen? Sehen Sie denn nicht ein, daß der Glaube des Menſchen ein na-

türliches Reſultat ſeines eignen freien Nachdenkens iſt und ſeyn *muß*, wenn er vernünftiger und auf Moralität wirkender Glaube ſeyn ſoll? Und — daß, ſobald dem Lehrer vorgeſchrieben wird, was er lehren ſoll, er aufhört, freier Glaube zu ſeyn? Denn es iſt ja klar, daß die Bewohner eines Dorfes oder einer Stadt geradehin gezwungen werden, nach einer poſitiven Norm zu *glauben*, ſobald die Lehrer gezwungen werden, nach einer poſitiven Norm zu *lehren*! Oder wollen Sie mir etwa einwenden, daß *jede Gemeine* ihren Lehrer durch die ſymboliſchen Bücher verpflichtet habe, dem von ihr frei gewählten Glauben gemäß zu lehren? Nun dann, mein hochweiſer Herr Hofrath, habe ich Sie auf einen neuen Schnitzer Ihrer Definition ertappt. Denn da Sie nun eingeſtehn müſſen, daß nicht die Nation, nicht der Landesherr die Gemeinen zu einem beſtimten Glauben zwingen und an eine Norm binden kan; ſo fällt es in die Augen, daß die ſymboliſchen Bücher blos ein Geſez heiſſen könten, das *jede Gemeine*, welche die Norm freiwillig annahm, *ihrem Lehrer* als Norm ſeines Vortrags *auflegt*. Und fühlen Sie nun wohl vorläufig, daß ſolche von Ihnen überſehene Beſtimmungen des Begrifs der ſymboliſchen Bücher Ihre ganze Theorie über den Haufen werfen und alle ihre Folgerungen zernichten? Begreifen Sie nun wohl, daß die ſymboliſchen Bücher auf keine Weiſe als Geſezze des Lehrens und Glaubens für ganz Deutſchland oder auch für eine einzelne Provinz gelten und in irgend einem foro geltend gemacht werden können, weil das Recht, dem Lehrer eine Lehrnorm vorzuſchreiben, nur der Gemeine zukommen kan, welche ihm bezahlt?

Doch es iſt Zeit, daß ich abbreche. Ich könte, wenn es zu meiner Abſicht nöthig wäre, Ihnen noch eine Menge Fehler aufſtellen. Ich könte Sie z. B. erinnern, daß Sie auf den Hauptumſtand gar nicht gemerket und geachtet haben, daß die ſymboliſchen Bücher urſprünglich gar keine Geſezze waren: daß ſie erſt durch den ſchafsköpfigten und imperiöſen Jakob Andreä, der Auguſts Anſehen misbrauchte, ihren Namen und ihre geſezliche Kraft erhalten haben und — für einige Provinzen das geworden ſind, was ſie, Ihrer Meinung nach, für die ganze proteſtantiſche Chriſtenheit in allen Ländern ſeyn ſollen. Aber ich will dieſen und ähnliche Punkte hier übergehen, weil ich ſie unten beſſer zuſammen ſtellen kan, und es hier nur mein Zweck war, Ihnen und dem von Ihnen getäuſchten Publikum zu zeigen, daß Sie auf eine theils ganz falſche, theils ſchnitzervolle Definition von den ſymboliſchen Büchern Ihre ganze Theorie von der geſezlichen Autorität derſelben erbauet haben.

Dritter Brief.

Ueber den Begrif der Kirche.

So armſelig ihr Begrif von ſymboliſchen Büchern iſt, mein Herr Hofrath, ſo ſeltſam und undenkbar iſt auch Ihr Begrif von Kirche. Hören Sie nur Sich ſelbſt, wie unphiloſophiſch und — zugleich wie undeutſch Sie (S. 9.) ſprechen.

„So wie dasjenige ein Staatsbedürfniß genant wird, deſſen Befriedigung eine weiſe Regierungskunde, zur Beförderung des algemeinen Wohls, nothwendig achtet" (Nicht doch! — aufs nothwendig achten komts gar nicht an — denn es giebt weiſe Regenten, die doch zuweilen ſich irren und etwas für unentbehrlich halten, was blos ihre Kaprice erheiſchte oder die Beredſamkeit verſchlagner Rathgeber ihnen vorſpiegelte: — nur was dem algemeinen Wohl unentbehrlich iſt, heiſt wahres Staatsbedürfniß: — denn Sie ſelbſt wollen das ja mit Ihren Leſern jezt unterſuchen, welches nicht nöthig wäre, wenns aufs bloſſe Achten ankäme) „ſo gehören auch die ſymboliſchen Bücher zu einem ſolchen Bedürfniſſe des Staats:" (Und warum denn? Aus welchem Grunde rechnen Sie ſymboliſche Bücher unter die Bedürfniſſe eines Staats?) „Denn das Volk fühlte dies Bedürfniß ꝛc."

Iſts möglich, daß ein Mann ſich erdreiſten kan, Schriftſteller der Nation zu werden und die Rechte der Menſchheit zu entſcheiden, der auf jeder Zeile verräth, daß er im Denken ſich nie geübt hat? Bedenken Sie nur, 1) daß Sie eine Definition vorausſchikten und einen Saz mit ihr durch „wie" und „ſo" verbanden, und folglich die Leſer in die natürliche Erwartung ſezten, daß Sie aus der Definition dieſen Saz folgern wollten. „Was zur algemeinen Wohlfarth unentbehrlich iſt, iſt Staatsbedürfniß. Nun aber ſind die ſymboliſchen Bücher zur allgemeinen Wohlfarth unentbehrlich — folglich ꝛc." So mußten Sie ſchlüſſen und dann augenbliklich den Unterſaz beweiſen, d. h. Gründe angeben, die es augenſcheinlich machten, daß ſymboliſche Bücher für das allgemeine Wohl unentbehrlich ſind, um

Ihre Leſer folgern zu laſſen, daß ſie ſonach ein Staatsbedürfniß ſind. Aber was thaten Sie ſtatt deſſen? Sie lieſſen den Schluß unausgeführt und giengen zu einem andern Beweiſe über: denn das Volk fühlte das Bedürfniß ꝛc. Iſt das Ordnung im Denken? — Oder ſolte etwa wirklich mit dieſem Zuſaze ihr Unterſaz bewieſen heiſſen? Nun, dann wäre es eben ſo ein Schluß, als wenn ich ſagte: „ſo wie das Menſchenbedürfniß iſt, was die weiſern zur allgemeinen Glükſeligkeit nothwendig achten, ſo gehöret auch dahin das Recht, ſich ſelbſt zu beſchazen: denn das Volk fühlt dies Bedürfniß ꝛc." Würden Sie nicht lachen, wenn jemand das Recht der Fürſten, die Abgaben der Unterthanen zu beſtimmen, darum verwerfen und die Freiheit des Volks, ſich ſelbſt zu beſchazen als allgemeines Menſchenbedürfniß darum geltend machen wollte, weil das Volk dies Bedürfniß fühlt? Doch, das iſt die kleinſte Albernheit in dieſer Stelle.

Sagen Sie mir 2), wie Sie hier und in Ihrem ganzen Buche fortfahren können, das Volk einzumiſchen, das an der Einführung ſo wohl als an der jezigen Autorität der ſymboliſchen Bücher, ſo notoriſch keinen Antheil hat? Wollen Sie denn vorſäzlich die Welt äffen und Ihr Publikum bereden, zu glauben, was Ihnen kein Schulknabe glauben kan, daß das Volk ſymboliſche Bücher gewollt, eingeführt und für nöthig erkant hat? Oder ſind Sie wirklich ſo einfältig, ſo etwas im Ernſte zu behaupten? Warhaftig, ich zweifle, ob je ein deutſcher Schriftſteller etwas in die Augen fallend kindiſcheres geſagt hat, als dies, das Volk fühlte das Bedürfniß der ſymboliſchen Bücher! — O wie augenſcheinlich, mein Herr, vertrat Ihre liebwerthe Phantaſie die Stelle der Logik und Geſchichte, da Sie ſichs einfallen ließen, in einem Werke über die unvergängliche Autorität der ſymboliſchen Bücher, alle — alle Beweiſe auf einen a priori und a poſteriori augenſcheinlich falſchen und recht eigentlich ungereimten Saz zu gründen — „das Volk fühlte das Bedürfniß der ſymboliſchen Bücher — das Volk hat durch freie Geiſtesthätigkeit ſie angenommen und ihnen geſezliche Autorität ertheilt u. ſ. w.“

Und nun laſſen Sie uns zu einem dritten Denkmahle Ihrer Geiſtesſchwäche übergehen. „Denn das Volk fühlte dies Bedürfniß ſo fort, wie es ſich über die Grundſäze der Religion zur — gemeinſchaftlichen Gottesverehrung vereinbart, und ſo z. das began, was Kirche genant wird." Ich übergehe den Donatſchnizer, den das, fühlte, und, vereinbart, enthält, nebſt dem undeutſchen und kauderwelſchen, ſo das began, ſo wie den abermals ſinloſen Gedankenſtrich, und wende mich ſogleich zu Ihren entſezlichen Begriffen von Kirche.

Schon weis kein Menſch, wie Sie hier dieſen Begrif anſchlieſſen, wo Sie noch in voller Arbeit zu ſeyn ſcheinen, zu beweiſen, daß ſymboliſche Bücher Staatsbedürfniß ſind. Man lieſt beim Anfange des Paragraphs die ſtolzeſte Ankündigung: — „Hier den Beweis!" Man erwartet eine ſcharfe Demonſtration. Und nun lieſet man ohngefähr in 6 Zeilen folgende Ideenreihe: „1) Was kluge Regenten fürs allgemeine Wohl nöthig achten, iſt Staatsbedürfniß — 2. So ſind die ſymboliſchen Bücher ein Staatsbedürfniß — 3. Denn das Volk fühlte dies Bedürfniß, ſobald es ſich zur gemeinſchaftlichen Gottesverehrung verband — 4. So entſtund das, was man Kirche nennt." Muß nicht jedermann ſagen, daß das wie Kraut und Rüben da liegt und daß man eher des Himmels Einfall vermuthen mußte, als hier den plözlichen Anſchluß des Begrifs der Kirche?

Aber was in aller Welt iſt das für ein Begrif? Kirche — ſoll ſeyn, wo Vereinbarung über Grundſäze der Religion zur gemeinſchaftlichen Gottesverehrung iſt? Um Gotteswillen, wie konte ein Mann zum Lehrer des Staatsrechts für die Nation ſich aufwerfen, der noch nicht wuſte, was Kirche heißt! — Ich weis abermals nicht, wo ich anfangen ſoll, Ihnen die Menge der Ungereimtheiten zu zeigen, die Sie hier gehäuft haben.

1. Wie konten Sie erſtlich Vereinbarung über Dogmata, zum Weſen der Kirche rechnen? Sehen Sie doch nur die apoſtoliſche Kirche an, der wir das Wort Kirche zu verdanken haben.

War denn da Vereinbarung in Ihrem Sinne? Hatte die Brüderſchaft ſymboliſche Bücher oder doch wenigſtens einen Katalog von Lehrſäzen, die gelehrt werden muſten und in denen die Lehrer im Vortrage übereinſtimmen muſten? Die Geſchichte ſagt kein Wort davon; ja ſie lehret das Gegentheil. Die erſten Chriſten waren über nichts vereinbaret, als im allgemeinen über die Wahrheit der Lehre Jeſu und über die Verpflichtung, dieſelbe in aller Welt auszubreiten. Im übrigen herrſchte die größte Verſchiedenheit. Jeder erklärte die Geſchichte und Reden Jeſu, wie er ſie verſtund. Der eine hatte größere, der andere kleinere Begriffe von der Perſon Jeſu. Petrus vertheidigte die Beſchneidung: Paulus wollte ſie abgeſchaft wiſſen. Die meiſten Chriſten behielten das Judenthum bei: Paulus und andere eiferten dagegen. Und Paulus erzählt häufig, daß er in allen Gemeinen Lehrer gefunden habe, die ihre eignen Dogmata und Grillen vertrugen. Mit einem Worte: es war überall Chriſtenthum; aber auch überall Verſchiedenheit der Lehren und Erklärungen der Reden Jeſu. Und doch — hieß es Kirche. Begreifen Sie alſo wohl, daß Sie das

Weſen der Kirche ſelbſt im apoſtoliſchem Sinne nicht verſtanden haben? Und bemerken Sie nur hier dies als erſten Fehler, daß Kirche — ohne Vereinbarung — ſeyn kan. Denn ich will Ihnen nun auch zeigen, daß wo Vereinbarung iſt, darum noch gar keine Kirche iſt.

2. Unter den heidniſchen Völkern, mein Herr Hofrath, war doch ohnſtreitig mehr Vereinbarung, als unter den erſten Chriſten. Jedes Volk, nehmen Sie, welches Sie wollen, hatte ſeine feſtgeſezte Mythologie und ſeine derſelben angemeßne Gottesdienſte, wie die Juden. Aber hat man je die Völker der Heiden wegen dieſer Vereinbarung des Volks zu gemeinſchaftlicher Religion und Gottesverehrung eine Kirche genant? Haben Sie je von einer Athenienſiſchen, Macedoniſchen, Thraciſchen Kirche gehört? Alſo ſehen Sie ja, daß die Vereinbarung gar nicht das Weſen einer Kirche ausmacht und daß Sie eine ganz andere Beſtimmung aufſuchen muſten, wenn Sie den Begrif von Kirche finden wollten. Ich will Ihnen darauf zu helfen ſuchen.

3. Was meinen Sie, wenn ich und einige tauſend preuſſiſche Unterthanen mit mir, eine ſolche Vereinbarung anrichteten, um unſerm gemeinſchaftlichen Naturaliſmus eine gemeinſchaftliche Gottesverehrung anzupaſſen? Würden Sie uns wohl den Namen einer Kirche zugeſtehen? Komts Ihnen nun bald? Reiben Sie nur ein wenig die Stirn!

„Ihr Naturaliſten könt nie auf den groſsen Namen der Kirche Anſpruch machen", ſpricht der groſse Rönnberg, „ſo wenig als die abgöttiſchen und ewig verdamten Heiden. Denn die Kirche iſt nur, wo das theure Wort Gottes rein gelehret wird und wo die Sakramente verwaltet werden, und zwar nach der vom Staate autoriſirten Norm der ſymboliſchen Bücher."

Ha, nun ſind Ihnen die Augen aufgegangen. Wohl denn! Alſo erkennen Sie nur fein Ihre Sünden gegen das logiſche Kapitel von den Definitionen. Sie hätten erſtlich Kirche im apoſtoliſchen Sinne, von Kirche im ſtatiſtiſchen Sinne unterſcheiden und folglich gleich das

Weſen der Kirche in der Vereinbarung zu gemeinſchaftlichen Lehrformen und Gottesdienſten nach der vom Staat privilegirten Norm der ſymboliſchen Bücher ſuchen ſollen. Denn nicht jede Vereinbarung und eben ſo wenig jede freiwillige Vereinbarung des Volks, macht eine Kirche, ſondern es gehören folgende Stücke dazu, wenn eine Kirche nach dem heutigen Staatsrecht in optima forma exiſtiren ſoll: 1) die Dogmatik muß chriſtliche Dogmatik ſeyn: 2) ſie muß in ſymboliſchen Formeln enthalten ſeyn: 3) und dieſe alſo genormte Dogmatik muß, ſo wie der ihr angepaßte Norm des gemeinſchaftlichen Gottesdienſtes vom Staate autoriſirt und mit geſezlicher Kraft verſehen ſeyn, ſo daß Lehrer und Volk an beide gebunden ſind; dergeſtalt daß nun 4) alle Mitglieder des Staats, welche dieſer Norm nicht Achtung und treue Anhänglichkeit erzeigen, an den Rechten und Vortheilen der Staatsbürger keinen Antheil mehr haben.

Sehen Sie, mein hochgelahrter Herr Hofrath, das iſt der eigentliche Begrif von Kirche, der wirklich in Ihrem Buche zum Grunde liegt, den alle die Herren Prieſter und Staatsmänner, welche den religiöſen Deſpotismus verfechten, im Kopfe haben, und den auch Sie — hier gerade, — wo Sie Ihren Leſern zum erſtenmal den Staar ſtechen wollten, — zu entwickeln hätten verſtehen ſollen.

Und nun erlauben Sie mir, es abermals zu wiederholen, daß Sie mit Ihrer ganzen Schrift Ihre gutwilligen Leſer (dazu freilich die von Ihnen verſpotteten Ur- und Kraftgenies nicht gehören) geäft und betrogen haben, indem Sie von ſymboliſchen Büchern und von Kirche falſche und willkührliche Begriffe unterſchoben, um auf dieſe erſchlichnen Definitionen ihre vermeinten Demonſtrationen zu erbauen.

Vierter Brief.

Vom Daſeyn einer Kirche.

Sie ſprechen, mein Herr Hofrath, mit einer Art von Bemitleidung, von dem unerſchroknen Wahrheitsfreunde, welcher das Ding, was Sie Kirche nennen, ein Unding nent. Laſſen Sie uns ſehen, weſſen Kopf mehr Mitleid verdient: jener des Wahrheitsfreundes oder der Ihrige.

Der Wahrheitsfreund ſagt, wenn Kirche durch Vereinbarung eines Volks zu gemeinſchaftlich angenommenen und unveränderlichen Normen der Lehre und des Gottesdienſtes entſteht; ſo giebt es keine Kirche unter dem Monde. Denn unter den Individuen der Menſchen iſt die Verſchiedenheit der Vorſtellungen und folglich auch die durch ſie erzeugten Handlungen eben ſo nothwendig und groß, als die Verſchiedenheit ihrer Fähigkeiten, ihrer Erziehung, ihrer Launen ꝛc. nothwendig und groß iſt. Folglich iſt keine wahre, vernünftige, mit Bewuſtſeyn geſchehende Vereinbarung der Individuen zu einerlei Lehre und Gottesdienſt erdenkbar und — ſo giebts auch unter dem Monde keine Kirche — ſofern Kirche aus wahrer Vereinbarung der Individuen zu einerlei Lehre und Gottesdienſt entſtehen ſoll. Und was ſagen Sie nun dagegen?

„Zugegeben das Mannigfaltige (welch abſcheuliges deutſch auf allen Seiten!) beim Individuellen der Einſichten — ſo beweißt es die Geſchichte doch als *Thatſache*, daß alle Völker von einiger Kultur und Geiſtesbildung, bei aller Verſchiedenheit ihrer individuellen Einſichten, dennoch ſich über gemeinſchaftliche Gottesverehrung, nach ihrer deshalb übereinſtimmenden Denkart und Sitten, in Bezug auf ſolchen religiöſen Gegenſtand, vereiniget (haben.)"

Wiſſen Sie wohl, mein Herr, wie Sie mir bei dieſen Aeußerungen vorkommen? So faſt wie jener Bauer, dem man die Unmöglichkeit und Undenkbarkeit einer Sache ſo demonſtrirt hatte, daß er ſie nicht leugnen konte, und der am Ende, da er ſich nicht zu helfen wußte, ſagte: Herr, wenns nicht möglich iſt, ſo iſts doch wirklich. Aber wir wollen doch einmal Ihre Wirklichkeit, Ihre Thatſache beim Lichte beſehen.

Sie ſagen: alle Völker von einiger Kultur — haben ſich vereiniget! Alſo ſchlieſſen Sie die ungebildeten Nationen aus? Und gerade das Gegentheil ſagt die Geſchichte. Je höher der Grad der Geiſtesbildung eines Volks ſteigt, deſto weniger findet man Vereinbarung deſſelben über Religion. Hingegen je dümmer und roher ein Volk war, deſto leichter ließ es ſich von ſeinen Pfaffen über Religion und Gottesdienſt vereinigen, und deſto ſklaviſcher war ſeine gemeinſchaftliche Anhänglichkeit an dieſer ihm aufgehefteten Pfaffenreligion. Doch das ſey Nebenſache.

Die Hauptfrage iſt: worüber haben ſich denn die Völker, unter denen ſich eine ſolche Vereinigung befand, ſo recht eigentlich vereinbaret? Sie ſagen es ſelbſt nicht deutlich: ob, weil eben ſo wenig hiſtoriſches als philoſophiſches Licht Sie umſtrahlt oder, weil Sie es nicht deutlicher ſagen wollten, laß ich unentſchieden. Sie ſagen: über gemeinſchaftliche Gottesverehrung. Alſo nicht über Dogmatik, nicht über ſymboliſche Bücher? Dann, mein Herr, hätten Sie ja gar nichts bewieſen. Das fühlten Sie ein wenig und darum ſezten Sie ganz ſchlau die dunklen Worte: nach ihrer deshalb übereinſtimmenden Denkart. Aber nur heraus mit der Sprache. Worauf ſoll die Denkart gehen? Soll ſie auf die Dogmatik gehen? Warum ſezten Sie das nicht hinzu? Und ſoll es nur den allgemeinen Geſchmak in der Dogmatik anzeigen, oder wollen Sie behaupten, daß die Völker übereinſtimmende, Denk- und Vorſtellungsarten in der Dogmatik gehabt und ſich über dieſelben vereinigет hätten? Sehen Sie, mein Herr, ſolche wichtige Beſtimmungen haben Sie in Ihrer Schrift überal weggelaſſen, weil Sie auch nicht ein Schärflein des philoſophiſchen Geiſtes beſizzen, und — Sie muſten ſie übergehen, weil ſonſt Ihre Leſer ſo nicht getäuſcht werden konten, wie ſie wirklich zum Theil getäuſcht worden ſind. Aber ich will den Fuchs wohl aus dem Loche herausholen, daß alle Ihre geäften Leſer die Augen aufſperren ſollen!

Alſo — treten Sie her, mein Herr, und ſtehen uns zu Red und Antwort. I. **Worüber** iſt je unter den Völkern religiöſe Vereinigung geweſen? **Worüber**! Vom öffentlichen Gottesdienſte kan gar nicht allein die Rede ſeyn. Sie müſſen die Vereinbarung der Völker ſchlechterdings auf Dogmata und zwar auf beſtimte und feſtſtehende Vorſtellungen von den Dogmen im Sinne gehabt haben. Denn das geben Sie ja ſelbſt (S. 11.) zu erkennen, wenn Sie behaupten, daß keine gottesdienſtliche Vereinbarung möglich ſey, ohne **Vereinbarung über feſtgeſezte Dogmen.** Iſt nun dieſes Ihr Sinn? Behaupten Sie wirklich, daß **alle Völker** über eine gewiſſe beſtimte Dogmatik ſich vereinbaret haben? So muß ich Ihnen ſagen, daß es die gröſte hiſtoriſche Lüge iſt, welche man in dieſer ſublunariſchen Welt jemals erhöret hat. Kein Volk in der Welt hat ſich je zu beſtimten Vorſtellungsarten in der Dogmatik vereiniget. Und unter keinem Volke in der Welt hat man je gemeinſchaftlich beſtimte Vorſtellungsarten über Gottesdienſte gefunden. Ueberall betraf die ſogenante Vereinbarung eine allgemeine, unbeſtimte und blos äuſſerliche Sache. So hatten die erſten Chriſten das Chriſtenthum, als die Lehre und Geſchichte Jeſu nebſt gewiſſen Gottesdienſtlichen Gebräuchen gemein. Aber das waren blos äuſſerliche Dinge. Das waren einige Reden Jeſu, welche ſich durch Tradition erhielten. Das waren die Erzählungen von ſeinem Tode und Auferſtehung. Das waren die Liebesmahle, das Händeauflegen u. ſ. w. Dieſe Dinge, ſo fern ſie aus Worten oder Handlungen beſtunden, hatten ſie gemein. Hingegen das innere, d. h. die beſtimten Vorſtellungen von dem Sinne der Reden Jeſu, von der Art, wie ſeine Auferſtehung geſchehen ſey, von dem Umfange des Worts Meſſias ꝛc. ſo wie von gottesdienſtlichen Gebräuchen, darüber haben ſich die erſten Chriſten nie einverſtanden und einverſtehen können. Eine ſolche Vereinigung über beſtimte Vorſtellungsarten iſt wider den Augenſchein der Geſchichte und — wie jener unerſchrokne Wahrheitsfreund nach einem Semler und tauſend vernünftigen Theologen behauptet hat, a priori unmöglich. Und ſo beſtund ganz natürlich, auch bei allen übrigen Völkern des Erdbodens, die von Ihnen als eine ſo wichtige Thatſache gerühmte Vereinbarung in weiter nichts, als in einer Gemeinſchaft äuſſerlicher Formeln, Phantaſien, und Ceremonien — kurz, der Mythologie und des Tempeldienſtes: keineswegs aber war je eine Volksvereinigung zu beſtimten Verſtellungsarten einer feſtgeſezten Dogmatik. Und ſo ſehen Sie, mein unphiloſophiſcher Herr Staatsrechtslehrer, daß Sie Ihren philoſophiſchen Gegner gar nicht verſtanden, ſondern eine Meile weit neben ihm vorbeigeſchoſſen haben. Er ſezt, wie Sie voraus, Kirche iſt, wo innerliche Volksvereinigung zu feſtgeſezten Dogmen und Gottesdienſten iſt. Bei dieſer Vorausſezung leugnet er, daß es je eine ſolche, die innere Denkart der Individuen betreffende Volksvereinigung gegeben habe, und geben könne und folgert alſo mit Recht, daß das Ding, was man Kirche nennt, ein Unding ſey. Sie hingegen ſchreien und ſagen: wenn auch keine Volksvereinigung möglich ſey, ſo ſey ſie doch Thatſache — ſintemal die Völker überall ſich — zu algemeinen, unbeſtimten Wort- und Handlungszeichen — äuſerlich vereinigt haben. — Und nun hören Sie Ihre übrigen Verirrungen in dieſer Materie und bemühen ſich durch meine Zurechtweiſungen, etwas beſcheidener und demüthiger zu werden.

II. Wenn alle Ihre Völker, von denen Sie eine dogmatiſche Vereinbarung ſich zu träumen beliebten, ſich wirklich in einer Art von wenigſtens äuſſerlicher Vereinbarung befunden haben; ſo ſagen Sie mir doch, wie die guten Völker dazu gekommen ſind? Iſt Ihnen wohl je in der Geſchichte etwas davon zu Ohren gekommen, daß irgend ein heidniſches oder chriſtliches Völklein freiwillig zuſammengegangen wäre, um ſich frei und ſelbſtthätig über beſtimmte Lehrſäzze in der Religion, ſo wie über beſtimmte Ceremonien und Vorſtellungen von denſelben zu vereinigen? Wollte Gott, mein Herr, daß je ein Volk oder auch nur eine kleine Gemeine einen ſolchen Verſuch machte, damit endlich einmal den Leuten der Glaube in die Hand käme, daß eine freie Vereinigung zu beſtimmten Vorſtellungsarten, nicht unter funfzig Menſchen einmal möglich iſt, geſchweige unter ganzen Völkerſchaften. Aber leider wollen es die hartſtirnigen Poſitiviſten nicht einſehen, daß ſolche Vereinigungen weder möglich ſind, noch je wirk-

lich waren. Und Sie ſelbſt, mein Herr, beſin
den ſich in dieſer muthwilligen Blindheit, ſo ſeh
Ihnen die Geſchichte der Formula concordiae
ins Angeſicht ſchreit und Ihnen bezeuget, daß da
mals unter allen proteſtantiſchen Theologen nich
drei geweſen ſind, die einerlei beſtimte Vorſtel
lungsart mit einander gemein hatten und — da
alle Vereinbarung, die zulezt herauskam, blo
Folge von Cabalen, Uebermacht, Einfluß der vo
ihren Theologen beredeten Fürſten — auf de
einen und Ermüdung, Erſätigung, oder erpreſ
te Nachgiebigkeit auf der andern Seite war. Un
darum muß ichs Ihnen nun ſo laut und nachdrük
lich als möglich in die Ohren ſchreien, daß ni
ein Volk in der Welt ſich ſelbſt und durch eign
freie Thätigkeit und Ueberlegung zu religiöſe
Dogmen und Gebräuchen — weder zu beſtim
ten innerlich, noch äußerlich zu unbeſtimten —
vereiniget hat, ſondern — daß alle etwa äußer
liche Vereinbarung, die ſie in der Welt finden wer
den, von Prieſtern und Staatsmännern bewirk
und dem Volke im Grunde aufgedrungen worde
iſt. Das, mein Herr, bezeuget die ganze G
ſchichte von Adam an bis auf Rönnberg. Geh

Sie von Epoche zu Epoche, um das mit Augen zu ſehen. Wer hat das jüdiſche Volk zu ſeinem Glauben an den Partikulargott Jehovah und zu ſeinem Tempeldienſt vereinbaret? Wer hat verurſacht, daß ſie die einfältige natürliche Religion der Patriarchen mit einer poſitiven vertauſchten? Haben die Individua ſich zuſammengethan und deliberirt und ſich endlich dahin vereiniget, nicht an den Gott, der aller Menſchen auch der Heiden Vater iſt, zu glauben, ſondern an einen Jehovah, der ſie allein lieben und ſegnen und alle übrigen Völker des Erdbodens verfluchen und austilgen wolle? Nein. Der Staatsmann Moſes und der Oberprieſter Aaron waren es, welche das Volk beredeten, dieſen Partikulargott zu glauben und — welche durch die Verheiſſungen irdiſcher Herrlichkeiten in Paläſtina es bewogen, ſich ihrem Tempelgeſez gemeinſchaftlich zu unterwerfen und die Prieſterregierung unter dem Namen einer Theokratie ſich gefallen zu laſſen. Und ſo mein Herr, machte es Numa mit ſeinen Römern und ſo haben — zu allen Zeiten — Prieſter und Staatsmänner Ihre ſo hochgerühmten Volksvereinbarungen in Abſicht auf Dogmen und Gottesdienſte geſtiftet. Nie hat das Volk ſelbſt, nie haben die Individua der Nation freiwillig und gemeinſchaftlich ihren Glauben und ihre Gottesdienſte gewählt und eine Kirche im Staate — oder eine Kirche im ſtatiſtiſchen Sinne geſtiftet. Nur die erſten Chriſten waren allenfalls eine ſolche Geſellſchaft, deren Individua, aus eignem freien Antriebe, und aus innerer Ueberzeugung, zu der von Jeſu ſchon geſtifteten Brüderſchaft traten und ſich zum Bekentniß ſeiner Lehre und Geſchichte vereinbarten: ob das gleich auch, wie ich ſchon geſagt habe, keine Vereinigung zu beſtimten Vorſtellungsarten war und ſeyn konte. Hingegen unter keinem der übrigen Völker und am wenigſten unter den heutigen chriſtlichen Nationen, können Sie eine ſolche freie Vereinbarung der Individuen zu beſtimten Dogmen nachweiſen, ſondern müſſen, laut des Zeugniſſes der Geſchichte, eingeſtehen, daß alle — Vereinbarungen der chriſtlichen Sekten zu unbeſtimten oder beſtimten Dogmen von Theologen und Fürſten ſind geſtiftet und geſezmäßig gemacht werden. Sofern alſo, Kirche eine freie Vereinbarung des Volks zu beſtimten Dogmen vorausſezt, ſofern hat nie eine Kirche exiſtirt und kan auch nie exiſtiren.

III. Und nun möchte ich Sie wohl noch beſonders fragen, wie Sie, mein Herr Hofrath, wohl darauf verfallen konten, um das Daſeyn einer Kirche zu beweiſen, ſich auf alle Völker zu berufen? Wenn alle Völker ſich zu Dogmen und Gebräuchen in Abſicht auf Religion vereiniget haben, folget daraus, daß es eine Kirche giebt und — noch dazu eine Kirche im Sinne des heutigen deutſchen Staatsrechts? Würden Sie den Schluß gelten laſſen, weil in Otaheiti die Inſulaner gewiſſe Vorſtellungen von der Gottheit und gewiſſe Gottesdienſtliche Handlungen gemein haben; ſo giebts in Otaheiti eine Kirche und ſo giebts überhaupt — eine Kirche im Staat, durch deren Rechte alle übrigen Staatsbürger verdrängt werden müſſen, die ſich an die ſymboliſchen Bücher der Kirche nicht wollen binden laſſen? O liebe geſunde Vernunft! Wie muſt du dich von den poſitiven Rechtslehrern mishandeln laſſen!

IV. Doch mich dünkt, mein obiger zweiter Punkt — bei der Frage: wie — entſtund dieſe vorgebliche Vereinbarung? Wurmt Jonen am meiſten. Ich muß alſo wohl mich Ihnen nähern und mir eine Ausflucht verſagen laſſen, die Ihnen ohnfehlbar noch auf dem Herzen liegt. Wenn gleich nicht die chriſtlichen Individua durch freies und eignes Nachdenken ſich zu feſtgeſezten Dogmen und Gottesdienſten vereiniget haben, ſo haben ſie es doch durch ihre Repräſentanten gethan, und das waren die großen Theologi welche — ꝛc. Ich verſtehe Sie ſchon. Hören Sie denn nun meine Antwort. Erſtlich, wann und wo hat ein chriſtliches Volk ſeinen Theologen es übertragen, daß ſie beſtimte Vorſtellungsarten der chriſtlichen Dogmen feſtſezen und zur allgemein geltenden Norm des Glaubens und Gottesdienſtes für jeden Chriſtenkopf machen ſollten? Zweitens, muſten denn nicht wenigſtens dieſe Volksrepräſentanten dem Volke und den Individuen, die von ihnen feſtgeſezten und beſtimten Vorſtellungsarten dem Volke vorher publiciren und den Conſens des Volks darüber vernehmen? Wo iſt aber das geſchehen! Wo iſt das Volk jemals gefragt und gehört werden? Drittens, daß ein Volk in Abſicht auf Einrichtung des Staats und der äuſſerlichen bürgerlichen Verfaſſung ſeine Rechte übertragen und ſeinen Repräſentanten es überlaſſen kan, bürgerliche Geſezze zu entwerfen und einzuführen, das begreift ſich aus ganz vernünftigen Gründen: aber daß alle Individuen eines Volks in Abſicht auf beſtimte Vorſtellungen von Gott und Religion ſich gewiſſen Repräſentanten überlaſſen und es denen übertragen könten, für das Volk über Religion zu denken und die Reſultate dieſes vikariſchen Nachdenkens dem Volke als ewige Geſezze und Normen des Glaubens und Handelns aufzulegen, das iſt eben ſo unbegreiflich als unvernünftig. Denn kein Menſch kan einen andern Menſchen an ſeiner Statt über Religion denken und entſcheiden laſſen. Dieſes wichtige Anliegen des Menſchen geht jedes Individuum unmittelbar an. Hier muß jeder Menſch ſelbſt ſeine Vernunft gebrauchen und ſeine eignen Vorſtellungen haben und ſich ſelbſt zum Glauben beſtimmen. Repräſentanten in Feſtſezung eines beſtimten Glaubens ſind ein wahres Hirngeſpinſt, das der moraliſchen Natur des Menſchen geradehin widerſpricht. Endlich Viertens: Waren denn je die Theologen, welche bei Feſtſezung der Glaubensnormen, das Volk repräſentirten, ſelbſt unter ſich einſtimmig? War nicht vielmehr ewiger Streit und Verſchiedenheit! Wie konte alſo das je Volksvereinbarung heiſſen, wovon das Volk nie etwas erfuhr, was die Theologen und Fürſten für ſich abmachten, und worüber die Theologen ſelbſt nie ganz einſtimmig waren?

V. Und nun noch eins zur Wiederholung! Iſt denn Volksvereinbarung, Sie mögen dieſelbe nun auch in dem allerſchlaffeſten Sinne nehmen, jemals unter Chriſten wirklich geworden? Iſt je ein ganzes Volk, eine Nation, — iſt je auch nur das Volk einer kleinen Provinz zu gemeinſchaftlicher Lehre und Gottesdienſt vereinigt worden? Beſinnen Sie ſich, mein Herr Hofrath! Sie werden gewahr werden, daß ſich in ganz Deutſchland auch nicht das kleinſte Völkchen, ja kaum eine einzige mittelmäßige Stadt antreffen läßt, wovon eine ſolche Volksvereinigung prädicirt werden könte. Unter jedem chriſtlichen Volke finden Sie vielmehr eine Menge chriſtlicher und nichtchriſtlicher Sekten, die unter ſich einzelne Kirchenkommünen ausmachen. Nirgends aber werden Sie ein ganzes Volk oder auch nur eine ganze Bürgerſchaft zu gemeinſchaftlichen Lehr- und Glaubensnormen vereinbaret finden. — Ja ſelbſt unter den äuſſerlich vereinbarten z. B. Lutheriſchen, Kalviniſchen, Zinzendorfiſchen ꝛc. Gemeinen ſind offenbar eine groſſe Menge ſolcher Individuen, welche innerlich von den Normen diſſentiren, zu denen ſie ſich äuſſerlich vereiniget haben, — auch wohl gar ſolche, die manche Dogmen ihrer eignen Kirchenkommün — laut — als Albernheiten verwerfen und manche Theile des Gottesdienſtes, oft auch den ganzen Gottesdienſt öffentlich hintanſezen. — Wo iſt denn alſo Ihre Kirche, die aus einer freien Vereinbarung eines Volks zu beſtimten Lehr- und Glaubensformen und gemeinſchaftlichen Gottesdienſten entſtehen ſolte?

Verlangen Sie demnach ja nicht, daß vernünftige Leſer ſich ferner von Ihnen täuſchen und ſich überreden laſſen, als hätten Sie lauter philoſophiſch richtige Begriffe zum Grunde gelegt und aus ſolchen Ihre Theorie gefolgert. In alle Ewigkeit werden Sie mit der lieben geſunden Vernunft nicht ausreichen, wenn Sie die Rechte der Kirche und die geſezliche Kraft der Symboliſchen Bücher vertheidigen wollen. Alles, was Sie und die Verehrer Ihrer Parthei vermögen, iſt, bürgerliche Gewalt.

Sagen Sie'es dreiſt heraus: Kirche iſt eine vom Landesherrn privilegirte religiöſe Geſellſchaft, deren Mitglieder, ſofern ſie ſich den mit geſezlicher Autorität verſehenen Normen der Lehre und des Gottesdienſtes gemäß halten, ganz allein das Recht haben, Staatsbürger zu ſeyn: und — Symboliſche Bücher heiſſen Samlungen feſtgeſezter Vorſtellungsarten über Dogmatik und Bibel, die jeder Lehrer ausſchlieſſend vortragen und jeder Staatsbürger lernen muß, weil der Staat ihnen die Kraft des Geſezes ertheilet hat. Wenn Sie ſo Philoſophie und Naturrecht ganz aus dem Spiele laſſen, mein Herr, und geradezu den poſitiven Kram für das ausgeben, was er iſt, dann wird kein vernünftiger Menſch mehr gegen Sie reden und ſchreiben.

Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß wir alle, wenn der Landesherr befiehlt, und unſere demüthigen Gegenvorſtellungen nicht hören will, ohne Widerrede gehorchen müſſen. Sobald Sie alſo Ihre Kirche und Ihre Symboliſchen Bücher als von Landesherrn privilegirte und geſetzlich gewährte Dinge angeben; ſo werden wir keinen Augenblik an ihrem *Daſeyn* und an unſerer *Verbindlichkeit* zweifeln.

Aber wenn Sie in die Welt hinein ſchreien, daß aus der Natur der Dinge und der Beſtätigung der Geſchichte es philoſophiſch und hiſtoriſch wahr ſey, was Sie behaupten, dann, mein Herr, muß Ihnen alle Welt widerſprechen und — wenn Sie dergleichen Poſſen im Ernſt ſagen — Ihren Kopf bemitleiden.

Fünfter Brief.

Sind Symboliſche Bücher ein Bedürfniß?

Noch folge ich Ihnen Schritt vor Schritt, mein Herr Hofrath. Wie lange ich es aushalten werde, ſolch ein Exercitium zu korrigiren, das auf jeder Zeile Fehler enthält, weis ich nicht.

Sie meinten, bis jezt den Begrif einer Kirche feſtgeſezt und ihr Daſeyn erwieſen zu haben, und gehen nun (S. 11.) getroſt, wie wenn Sie mit einer halben Seite voll Worte alles erſchöpft und aufs Reine gebracht hätten, zu der Behauptung über, daß Symboliſche Bücher ein Bedürfniß ſind, um hernach gleich mit franzöſiſcher Leichtfüßigkeit, den Saz anzuflicken, daß ſie auch Staatsbedürfniß ſind. Und das alles machen Sie, wie geſagt, mit Ihren Leſern auf einer einzigen Seite ab, wie wenn es nur noch in der Welt daran gefehlt hätte, daß Sie es verſicherten.

„Das Bedürfniß der Symbolen fühlte das in einer ſtaatsgeſellſchaftlichen Verbindung lebende Volk, gleich bei ſeiner erſten kirchlichen Vereinbarung."

Was für Geduld gehört nicht dazu, ſich eine und dieſelbe Lüge auf jeder Seite wieder verpredigen zu laſſen. Das Volk fühlte ꝛc. Ei ſo nennen Sie doch endlich einmal das Volk, welches dies Bedürfniß gefühlt und ſein Gefühl zu erkennen gegeben hat. Oder bringen Sie uns aus der Geſchichte auch nur einen einzigen Fall, wo das Volk ſymboliſche Bücher, als geſetzliche und ewig geltende Normen des Glaubens gewünſcht, verlangt, gefodert hat. Es iſt wahrhaftig eine Dreiſtigkeit, die ihres gleichen nicht hat, im Angeſichte einer ganzen Nation, eine ſo notoriſche und jedem Bauer und Tagelöhner handgreifliche Unwahrheit zu ſagen und auf einer ſolchen Unwahrheit eine ganze Schrift zu begründen. Es iſt augenſcheinlich, daß Sie [illegible] dem Volke zuſchreiben, was den [illegible] und Fürſten zukomt, um die Leſer zu dem täuſchenden Gedanken zu verführen, als ob die ſymboliſchen Bücher ſo ganz eigentlich ihren Grund in den natürlichen Volksrechten hätten und gar nicht durch poſitive d. h. willkührliche Geſezze uns aufgedrungen werden ſollten.

Aber ſo lange Sie uns dies nicht mit hiſtoriſcher Strenge beweiſen werden, mein Herr, daß das Volk die ſymboliſchen Bücher verlangt hat, ſo lange werden wir Sie laut und öffentlich Lügen ſtrafen.

Das Volk zu Luthers Zeiten, denn die haben Sie doch nur zunächſt im Sinne, hat von dieſem Bedürfniſſe nichts gewußt. Ja, es gab noch gar kein Volk, von dem man ein ſolches Gefühl prädiciren konte. Es waren einzelne Mitglieder in den deutſchen Provinzen, welche, nicht das Bedürfniß ſymboliſcher Bücher, ſondern das Bedürfniß der chriſtlichen Freiheit fühlten und in der Religion ſich einen vernünftigen Unterricht und einen weniger laſtenden Gottesdienſt wünſchten. Das, was man im ächten Sinne des Worts, Proteſtantismus nennt — das Recht, über Religion frei zu denken und nach ſeiner freien Denkungsart ſie zu üben, und von allem Zwange, den die Päbſte aufgelegt hatten, los zu ſeyn — das war das Bedürfniß, was viele Einzelne fühlten.

Und wie können Sie ſagen, das Volk fühlte das Bedürfniß der ſymboliſchen Bücher — gleich bei ſeiner erſten kirchlichen Vereinbarung? Sie reden ja, als wenn Sie dabei geweſen wären, oder als ob es weltkundige Sache wäre. Hat ſich denn, wie ich eben ſchon fragte, je ein Volk kirchlich vereinbaret? Es waren ja überal nur einzelne Haufen, die ſich für Luthers Säzze erklärten, ohne beſtimte Vorſtellungsarten feſtzuſezzen, blos mit dem allgemeinen und unbeſtimten Verlangen — einen freien Glauben zu haben und auf Gottes Wort, unabhängig vom Pabſt und Kirchengeſezze, ſich zu belehren und belehren zu laſſen.

Es fehlt alſo ſo viel, daß ein ganzes Volk ſich damals vereinbaret und ſymboliſches Bücher-Bedürfniß gefühlt haben ſollte, daß vielmehr gegenſeitig das damals algemein erſchallende Geſchrei des Volks nach Freiheit augenſcheinlich bezeugte, daß man keine Glaubensgeſezze verlangte. Denn eben das Joch, welches die Geſezze der Päbſte und der römiſchen Kirche den Menſchen angelegt hatten und welches jeden *zwang*, gerade ſo nur zu denken und zu glauben, wie der Pabſt gedacht und geglaubt haben wollte, eben dieſes Joch, ſage ich, war es ja, welchem Luther und alle, die ihm anhiengen, entgegen ſtrebten, dawider die Proteſtanten proteſtirten, und deſſen Abſchaffung ſie laut foderten. Wie hätte es dieſen armen nach *Freiheit* der Religion ſchmachtenden Menſchen, zumal gleich bei ihrer erſten kirchlichen Vereinbarung, einfallen ſollen, ſtatt der alten Geſezze des Denkens und Glaubens, ſich neue *Geſezze* auflegen zu laſſen und *Zerſtörungen* ihrer ſo gewünſchten und mit ſo viel Blut errungenen *Freiheit zu verlangen?*

Und warum hätten denn die der Glaubensgeſezze und des Glaubenszwanges ſo müden Deutſchen, neue Glaubensgeſezze für ein Bedürfniß halten ſollen? Warum hätten ſie ſich mit der Richtſchnur des Glaubens nicht begnügen ſollen, die ſie in der Bibel fanden und die Luther und alle Proteſtanten für die zureichende und einzig ächte Lehrerin und Entſcheiderin der Religionswahrheiten erkanten? Doch Sie thun dieſe Frage ja ſelbſt. Wir wollen Ihre hochgelahrte Antwort vernehmen.

„Warum fühlte das Volk dieſes Bedürfniß ſo fort? — Weil (S. 11.) das Individuelle ſeiner Geiſtesfähigkeiten auch, individuelle, das ſind, unter ſich verſchiedene Begriffe von Religion und Gottesdienſt veranlaßten.“

Ei, ich dächte, dies hätte gerade das entgegenſtehende Gefühl aufregen müſſen. Denn wenn unter dem Volke eine algemeine individuelle Verſchiedenheit der Geiſtesfähigkeiten, auch eine allgemeine Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten in der Religion notwendig erzeugen muß; ſo ſollte man meinen, daß das Volk um ſo mehr das Bedürfniß gefühlt haben würde, von allen Glaubensgeſezzen frei zu bleiben. Denn Geſezze und Normen des Glaubens heben ja dieſe Verſchiedenheit auf und zerſtören das Recht jedes Individuums, ſeinen individuellen Vorſtellungen zu folgen. Und jeder vernünftige Menſch fühlt doch eher wohl ein Verlangen, ſein natürliches Recht, frei zu denken, behaupten zu können, als den Wunſch, ſich daſſelbe durch ſymboliſche Bücher einſchränken zu laſſen. Dieſes Gefühl wenigſtens, ich meine den Wunſch nach freien und geſezloſen Glauben, hat ſeinen Grund in der menſchlichen Natur und den Einrichtungen des Schöpfers. Hingegen Ihr erdichtetes Gefühl eines ſymboliſchen Bücher-Bedürfniſſes hat gar keinen Grund weder in der Natur noch in der Geſchichte, ſondern iſt ein bloßes Produkt ihrer ſtatiſtiſchen Phantaſie.

Aber ich merke, Sie wollen weiter folgern: — mithin, nach ſolchen Verhältniſſen, keine gemeinſchaftliche Gottesverehrung, nach beſtimten Grundſäzzen, möglich (iſt.)" Ihr Schluß lautet demnach alſo: wo verſchiedene Begriffe von Religion und Gottesverehrung ſind, da iſt keine gemeinſchaftliche Gottesverehrung nach beſtimten Grundſäzzen möglich. So argumentiren Sie, um hernach hinzuſezen zu können: alſo waren ſymboliſche Bücher unentbehrliches Bedürfniß. Laſſen Sie uns fein alles analyſiren. Sie werden ſehen, oder wenigſtens meine Leſer werden es ſehen, daß Sie wirklich keine Zeile ohne Schnitzer geſchrieben haben.

Erſtlich folgt denn daraus, weil ſymboliſche Bücher nothwendig ſind, daß das Volk ihr Bedürfniß gefühlt habe? O wie glücklich wäre die Menſchheit, wenn alles, was ihr gut und heilſam iſt, darum auch als Bedürfniß von jedem Volke empfunden und verlangt würde! Und doch werfen Sie ſelbſt die Frage auf: warum fühlte das Volk das Symbolen-Bedürfniß? Und antworten: darum, weil Symbole nöthig ſind. — Sagen Sie, ob Sie ſolcher Schlüſſe ſich nicht ſchämen müſſen?

Zweitens: (wir wollen das Fühlen nun beiſeite ſezzen und die Wirklichkeit betrachten:) iſt das wohl ein richtiger Saz: gemeinſchaftliche Gottesverehrung kan nicht mit Verſchiedenheit der Religionsbegriffe beſtehen? Legen Sie ihn einmal einem Schulknaben vor, wenn Sie einen Verſuch machen wollen, ob der ſchlichte Verſtand, ſelbſt eines Knaben, ihn wohl ſo leicht verwerfen dürfte. Fragen Sie den einfältigſten Bauer: „Georg, getraut Ihr Euch mit keinem Menſchen in Gemeinſchaft zu leben, der ſich nicht alles genau ſo vorſtellt wie Ihr?“ Wahrlich, ſeine Miene wird Ihnen ſchon ſagen, daß er die Verneinung einer ſolchen Frage für Wahnwitz hält. Und Sie, mein Herr, wagen es gleichwohl, dieſe Frage laut und öffentlich zu verneinen! Sie behaupten, folgern zu müſſen, „weil die Menſchen nach der vom Schöpfer für gut gefundenen individuellen Verſchiedenheit der Geiſtesfähigkeit, verſchiedene Vorſtellungsarten in der Religion haben müſſen, ſo iſt keine gemeinſchaftliche Gottesverehrung möglich — ſo lange wir nicht ſymboliſche Bücher haben, welche ſich dieſer Verſchiedenheit gleichſam widerſezzen, und die Menſchen, troz ihrer natürlichen Verſchiedenheit, zu einer geſezlichen Gleichheit der Vorſtellungen zwingen?“

Alſo, keine Uebereinſtimmung im Gottesdienſt bei Verſchiedenheit der Vorſtellungen ſoll möglich ſeyn? Nun ſagen Sie mir, mein hocherleuchteter Herr Hofrath, woher in aller Welt die Gemeinſchaft der erſten Chriſten bei ihren gottesdienſtlichen Verſamlungen wirklich geworden ſeyn mag: da dieſe erſten Chriſten notoriſch keine ſymboliſchen Bücher hatten, ſondern von Jeſus Perſon, von ſeinem Reiche, von ſeiner Geſchichte, und von ſeinen Reden ſo verſchiedene Begriffe und Vorſtellungen hatten? Ja, ſagen Sie mir, wie denn noch bis auf den heutigen Tag gemeinſchaftliche Gottesverehrung unter den Proteſtanten und Katholiken ſtatt hat, da es weltkundig iſt, daß unter beiden Partheien fortdauernde Verſchiedenheit der Begriffe und Vorſtellungen von den Lehren ſo wohl als den Gottesdienſtlichen Handlungen — in den Köpfen der Mitglieder ſtatt findet?

Merken Sie ſich doch, Herr Hofrath, daß zwei der unwiderſprochenen Sätze zugleich in Ihrem Schluſſe enthalten ſind: erſtlich der: es iſt kein gemeinſchaftlicher Gottesdienſt möglich, nach beſtimmten Grundſätzen, wo keine völlige Gleichheit der Vorſtellungsarten wirklich iſt: — und dann der: dieſe völlige Gleichheit der Vorſtellungsarten, die zu gemeinſchaftlichen Gottesdienſten ſo unentbehrlich iſt, wird durch geſezliche Lehrnormen oder — durch ſymboliſche Bücher wirklich hervorgebracht. Laſſen Sie uns dieſe erſchrecklichen Dinge einmal recht ſorgfältig beleuchten.

Die Ungereimtheit des erſten habe ich Ihnen bereits durch Beiſpiele deutlich genug vor Augen geſtellt. Aber ſehen Sie doch die Sache noch einmal ohne dieſe Beiſpiele an. Denken Sie ſich ein Volk mit den mannigfaltigſten Vorſtellungsarten von Gott. Denken Sie ſich einen Volksanführer, der daſſelbe zu gemeinſchaftlichen Gottesdienſten vereinigen wollte. Was könte, was müſte dieſer wohl für Einrichtungen machen! Denken Sie ſich, daß dieſer Mann ſein Volk ſondirte und zu erforſchen ſuchte, worin daſſelbe, in Abſicht auf Religion, bei aller natürlichen und unvermeidlichen Mannigfaltigkeit ſeiner Vorſtellungen, wohl übereinſtimmte. Sezzen Sie, daß er gewahr würde, alle Individuen glaubten überhaupt einen weiſen, liebevollen ꝛc. Gott, eine Vorſehung, ein Leben jenſeit des Grabes, Verpflichtungen zur Tugend ꝛc. und wären dabei einſtimmig der Meinung, daß Jeſus Chriſtus dieſen Gott zuerſt gelehret, dieſe Tugend zuerſt empfohlen, für dieſe beſeligende Wahrheit ſich aufgeopfert und — ausdrücklich verordnet habe, daß man das Andenken dieſer erhabnen That durch Liebesmahle feiern und unter denen erhalten ſolle, welche ſeine Lehre bekennen. Wenn nun das der Volksanführer fände, was meinen Sie, was er thun müßte, um gemeinſchaftliche Gottesdienſte einzurichten? Müßte er etwa auch noch die beſondern und individuellen Vorſtellungen erforſchen, die jedes Mitglied des Volks von der Natur Gottes, von ſeinen Beſchäftigungen vor der Schöpfung, von dem Modus der Vorſehung, von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode, von der Perſon Jeſu und einzelnen Theilen ſeiner Geſchichte ꝛc. ſich mache, um dieſe individuellen Verſchiedenheiten entweder mit in ſeine Gottesdienſte zu verflechten, oder, wenn das nicht möglich wäre, ſie durch ſymboliſche Bücher auszurotten? Ich will unentſchieden laſſen, was er müßte. Aber ſezzen Sie, daß er ſich um die individuellen Verſchiedenheiten gar nicht bekümmerte, daß er blos auf das Rükſicht nähme, worin alle übereinſtimmen, daß er ſonach z. B. lauter Predigten, Lieder, Gebete, Kollekten, Antiphonien, Abendmahlsformulare u. ſ. w. einführte, welche den weiſen und liebevollen Gott verkündigten, welche Vertrauen gegen ſeine Vorſehung einflößten, welche das Laſter verabſcheuungswürdig machten und für die Tugend Sinn und Eifer einflößten, welche die Geſchichte Jeſu darſtellten und dem wolthätigen Stifter der beſten Religion, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Folgſamkeit verſchaften u. ſ. w. und ſagen Sie mir dann, ob das kein Gottesdienſt nach beſtimten Grundſäzzen wäre und ob zu dieſem Gottesdienſte nicht alle gemeinſchaftlich ſich vereinbaren könten und würden, ohne dabei durch die Verſchiedenheit ihrer individuellen Vorſtellungsarten gehindert zu werden? Wenn Sie, mein Herr Hofrath, an dieſer Möglichkeit noch einen Augenblik zweifeln: ſo müſſen Sie die Wirklichkeit der jezigen ganzen proteſtantiſchen Chriſtenheit leugnen, unter welcher offenbar die allermannigfaltigſte Verſchiedenheit der Begriffe herrſcht und ſelbſt von ihren verſchieden denkenden Lehrern unterhalten wird, ohne daß die

Gemeinſchaft ihrer Gottesdienſte dabei ein Hinderniß findet.

Aber wenn nun ihr erſter Saz — daß ohne eine durch ſymboliſche Bücher erzwungene Gleichheit der Begriffe von Religion und Gottesdienſt, keine gemeinſchaftliche Gottesverehrung möglich ſey, ſo himmelſchreiend falſch iſt; wie müßen Sie darauf gekommen ſeyn? Sie wiſſen es vermuthlich ſelbſt nicht. Aber ich will das Chaos Ihres Kopfes Ihnen entfalten.

Sie dachten ſich nicht eine chriſtliche Kirche: ſondern die lieben Sekten in der chriſtlichen Kirche ſchwebten Ihnen vor Augen und ſie fühlten das Bedürfniß, einen ewigen Krieg, Streit und Abſonderung unter dieſen Sekten zu erhalten. Sie dachten ſich alſo auch nicht gemeinſchaftliche Gottesdienſte der Chriſten, ſondern gemeinſchaftliche Gottesdienſte der Sekten, und Sie fühlten das Bedürfniß, dieſe Gottesdienſte recht ſtreng ſektiriſch einzurichten. Und nun ſchien es Ihnen, daß es zu gemeinſchaftlichen Gottesdienſten nach beſtimten Grundſäzzen, nicht genug ſey, daß dieſe

Gottesdienſte nach dem algemeinen Glauben der Sekten eingerichtet würden, ſondern es war Ihnen, als wenn alle beſondern Vorſtellungsarten von allen Lehrmeinungen und alle ſpecielle Beſtimmungen, welche die Stifter der Sekten aufgebracht haben, ſogar mit ihren Worten und Formeln, in alle Predigten, Litaneien, Gebete, Kollekten u. ſ. w. hineingeknetet werden müſten. Da Sie nun, bei dieſer vermeinten nothwendigen Beſchaffenheit gemeinſchaftlicher Sektengottesdienſte, es unmöglich fanden, daß ſelbſt die Mitglieder der Sekten ſich in der Gemeinſchaft erhalten und in alle Ewigkeit die von den Stiftern aufgebrachten Vorſtellungsarten wörtlich beibehalten würden; ſo folgerten Sie es dann, erſt als Kirchen- und hernach auch als Staatsbedürfniß, daß die Gemeinſchaft ſolcher Sektengottesdienſte durch eine zum Zwang und Geſetz gemachte Gemeinſchaft der beſtimteſten und detaillirteſten Lehrform hervorgebracht werden müſſe.

Sie ſehen jezt offenbar, daß Sie das Bedürfniß irgend einer vernünftigen Regel und

Norm für die Volkslehrer mit dem Bedürfniß Ihrer ſymboliſchen Bücher verwechſelt haben. Sie merkten, wie ein im Denken ungeübter Kopf etwas merkt, daß freilich auch in der Kirche Ordnung und Regel ſeyn muß, wie in der ganzen Natur und in jeder wohl eingerichteten geſellſchaftlichen Verbindung Ordnung und Regel iſt. Und nun folgerten Sie haſtig aus der Nothwendigkeit einer Regel überhaupt, auf die Nothwendigkeit der Regel Ihrer ſymboliſchen Bücher inſonderheit, träumten ſich ſüße Volksgefühle dazu und modelten daraus in aller Geſchwindigkeit Staatsbedürfniſſe und — nun war ihr Büchlein fertig. Aber ſo raſch laſſen wir von Ihnen verſpottete Ur- und Kraftgenies uns nicht auf den Hals kommen. Wir entdekken durch das untrügliche Sehrohr der Vernunft alle Schliche des Feindes und laſſen ihn nicht wieder von dannen, bis wir ihn entwafnet und entblößet haben.

Laſſen Sie uns alſo jezt Regel und Regel neben einander ſtellen. — Darin ſind die vernünftigen Menſchen noch nie uneins geweſen, daß es eine Regel geben muß, wo geſellſchaftliche Gemeinſchaft ſeyn ſoll. Aber was iſt das für eine Regel, welche hier erforderlich iſt?

Sie ſagen, wir müſſen zur Gemeinſchaft der Kirche ſymboliſche Bücher haben d. h. ſolche Schriften, in denen alle Lehrſäzze der Stifter der Sekten, die bei der erſten kirchlichen Vereinbarung derſelben von dieſen Stiftern waren feſtgeſtellt worden, mit ihren Beſtimmungen und Beweiſen aufgezeichnet ſind.

Wir hingegen ſagen, die kirchliche Gemeinſchaft bedarf weiter nichts, als erſtlich die algemeine Regel und Norm des göttlichen Worts, und zweitens dabei die beſondere, aber blos negative, Regel für die Lehrer und deren öffentlichen Vortrag:

> „Lehret nichts, als was das Wort Gottes
> „klar und deutlich enthält, miſchet nirgends
> „eigene Einfälle, Meinungen, Vermuthungen
> „in eure Vorträge, und traget keine näheren
> „Beſtimmungen der Lehrſäzze vor, als welche
> „in dem Worte Gottes ſelbſt gefunden

„werden, und lehret überhaupt nichts, auch
„aus Gottes Wort, als was frommet, d. h.
„was dem Menſchen zu ſeiner Beſſerung,
„Troſt und Zufriedenheit unentbehrlich iſt."

Das, mein Herr, iſt die vernünftige Regel und Norm, von welcher ich behaupte, daß kirchliche Gemeinſchaft durch ſie erhalten werden kan, und daß von dieſer (allgemeinen und beſondern) Regel allein eine allgemeine Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit erwieſen werden mag. Dieſe Regel allein iſt Staatsbedürfniß.

Hingegen von der Ihrigen haben Sie es blos geſagt: aber nicht mit einer Sylbe bewieſen. Denn Sie haben in Ihrem ganzen Buche kein weiteres Argument, als das, was ich Ihnen ſchon mit Centnergeduld analyſirt habe. Sie ſezzen die ſchreiendſten Unwahrheiten zum Grunde. Sie ſagen:

„Das Volk fühlte das Bedürfniß der ſymbo-
„liſchen Bücher, und verlangte ſie.

„Symboliſche Bücher ſind die einzige Mög„lichkeit, wie Gemeinſchaftlichkeit der Kirche „entſtehen kan.

„Alſo ſind ſymboliſche Bücher Kirchen- und „Staatsbedürfniß.

Wollen Sie nun nicht vor ganz Europa erröthen, mein Herr, ſo treten Sie auf und beweiſen erſt Ihre Vorderſäzze. Denn wir und andere ehrliche und vernünftige Leute erklären ſie für Thorheit. Wir wenden gegenſeitig dieſe Vorderſäzze auf *unſere* Regel an.

Die Menſchheit *fühlt* in jeder geſellſchaftlichen Verbindung das Bedürfniß einer Regel ꝛc.

Jene Regel: halte dich an Gottes Wort und — trage nichts vor als was ausdrüklich da ſteht und was frommet — iſt die volkommne Möglichkeit, wie Gemeinſchaft der Kirche entſtehen und fortdauern kan.

Alſo iſt unſere Regel Staatsbedürfniß und jede andere willkührliches und entbehrliches Geſez.

Und wollen Sie etwan hier mit dem alten
nwurfe kommen, der von der Vieldeutigkeit der
Schrift hergenommen iſt? Nun dann führen
e mich gerade ſelbſt auf den zweiten ungereim-
n Saz, den ich Ihnen noch vorbehalten wollte.
ämlich, aus Ihrer Theorie von der Unentbehr-
keit der ſymboliſchen Bücher zur kirchlichen Ge-
einſchaft (was eigentlich zu ſchriftlicher Verbin-
ung oder — zur Unterhaltung des Sektengeiſtes
iſſen ſollte) folgt der Saz: daß die ſymboliſchen
ücher die kirchliche Gemeinſchaft vollkommen
halten, weil ſie eine Gemeinſchaft der Vorſtel-
ngsarten bewirken, welche alsdann nicht mög-
ch ſeyn würde, wenn das Wort Gottes allein
e Norm der Lehre und des Gottesdienſtes ſeyn
lte. Vernehmen Sie nun, was ich gegen die-
n Saz einzuwenden habe, und machen ſich vor-
aus gefaßt, auch hier in Gedankenarmuth erſchei-
en zu müſſen.

Daß die h. Schrift eine große Vieldeutigkeit hat, gebe ich Ihnen zu: aber ich leugne gänzlich, daß dieſe Vieldeutigkeit ein weſentliches und unwiderſtehliches Hinderniß der kirchlichen Gemeinſchaft ſey und folglich das Wort Gottes untüchtig mache, die einzige und hinreichende Norm des Glaubens und Gottesdienſtes zu ſeyn.

Denn woher komt es dann, daß die h. Schrift bisher eine wächſerne Naſe war, welche jede Sekte und jeder Phantaſt nach ſeinem Syſtem drehen konte! Gewiß blos daher, mein Herr, weil man, wie Sie, die genaueſten und detaillirteſten Beſtimmungen ſeiner Lehrſäzze ſuchte und — wenn man dieſe nicht fand — ſeine eignen Einfälle zu Markte trug und dann dieſe in die Bibel hineinexegeſiren wollte.

Hätten die lieben chriſtlichen Lehrer ſich in der erſten apoſtoliſchen Einfalt erhalten und nicht mehr gelehrt und beſtimt, als was Jeſus und die Apoſtel zu lehren und zu beſtimmen ſich getraut haben: hätten ſie, ſage ich, wie in den erſten Jahrhunderten geſchahe, ſich an die Worte Jeſu und

er Apoſtel gehalten und was dieſe deutlich geſagt
atten, deutlich vorgetragen, was hingegen die-
unbeſtimt gelaſſen hatten, nicht eigenmächtig
eſtimmen wollen; ſo würde die h. Schrift nie
ine wächſerne Naſe geworden ſeyn.

Aber ſo iſts in der Welt gegangen! Erſt
aben die Theologen ein Uebel geſchaffen —
ndem ſie eine Menge genauere Beſtimmungen der
Säz[illegible]er Bibel auf die Bahn gebracht und darü-
er bis zum Blutvergieſſen polemiſirt haben —
nd damit haben ſie hernach der Welt das zwei-
e Uebel zum Bedürfniß gemacht, indem ſie die
nter den geſtifteten Partheien ſtreitigen Säzze
och genauer beſtimmen und nun dieſe Beſtim-
nungen, um Sekte von Sekte zu unterſcheiden,
urch landesherrliche Autorität geltend machen
. h. ſymboliſche Bücher ſchreiben und einführen
nußten.

Aber eben hieraus ſehen Sie, mein Herr,
aß, da der Mißgebrauch den rechten Gebrauch
nicht aufhebt, die Bibel allerdings die beſtändi-
ge Norm der Lehre und des Gottesdienſtes blei-

ben ſolte und könte, wenn man beide Uebel aufheben d. h. die einzelnen Einfälle der Theologen und Sektenſtifter verbannen und jene vernünftige Regel geltend machen wolte. Denn ſobald allen Predigern verboten würde (denn in Glaubensſachen kan eigentlich nichts geboten werden) daß ſie nicht eigne Einfälle in die Bibel miſchen, daß ſie mit den Worten der Bibel ſich begnügen und keine eignen Beſtimmungen hinzuthun, und — nur aus der Bibel und nur das lehren ſolten, was allen Menſchen wahre Beſſerung und Troſt giebt; ſo würde die Bibel wieder in allen Ehren Norm des Glaubens, Lebens und Gottesdienſtes ſeyn können, als von welcher Würde ſie durch die Theologen und Fürſten bisher willkührlich verdrängt worden iſt.

Alles, was Ihnen allenfals hierbei noch als Einwand dienen könte, wäre dies, daß da einmal das Uebel da iſt — da einmal über den Sinn der Bibel ſtreitende Sekten ſind — ſo ſey es nun doch zu Erhaltung des Friedens und der kirchlichen Gemeinſchaft nothwendig, daß man der Norm des göttlichen Worts die Norm der ſymboliſchen Bücher an die Seite ſetze. Aber antworten Sie, mein Herr, vor allen Dingen auf folgende Fragen und dann erſt ſehen Sie zu, ob Sie mit Ihrem Einwande etwas gewinnen mögen.

Erſtlich — das Uebel iſt freilich da — wir haben Sekten — wir nennen uns dem Apoſtel Paulus 1 Cor. 3. zum Truz, Lutheriſch, Kalviniſch, Zinzendorfiſch u. ſ. w. Aber — muß denn das Uebel in alle Ewigkeit bleiben? Erforderts denn die weſentliche Glückſeligkeit der Staaten und Völker, daß wir den Sektengeiſt unterhalten? Sind denn unſere Fürſten Ihres Rechts nicht mächtig, ihren Unterthanen durch vernünftige Gründe jenen Sektengeiſt abzurathen und — durch meine obige Regel die Prediger zu hindern, dieſen ſchädlichen Geiſt fortzupflanzen?

Zweitens — wenn das Uebel auch da iſt und da bleiben ſoll, muß ihm denn gerade auf Koſten der Rechte der Menſchheit abgeholfen, und das edelſte Gut des Menſchen, der vernünftig freie Glauben an Gott und Religion, durch eine ſtaatsgeſezliche Norm, darum entriſſen werden? Müſſen denn gerade ſymboliſche Bücher ſeyn, die den Frieden und kirchliche Gemeinſchaft erhalten? Kann man denn mit negativen Regeln und Normen nicht ausreichen, die keine Menſchenrechte kränken?

Drittens — und nun komt die Hauptfrage, mein Herr, die ich an Sie thue — haben Sie wohl je es bedacht, ob Ihre ſymboliſchen Bücher den Zwek erreichen, zu welchem Sie dieſelben für ſo unentbehrlich halten? Und ob Sie mit ihnen dieſen Zwek ſicherer zu erreichen gedenken, als mit der Bibel? — Wie? Haben Sie noch nie etwas davon gehört, daß auch die ſymboliſchen Bücher verſchiedener Deutungen empfänglich ſind, und daß man dieſelben ſo gut zur wächſernen Naſe machen kan, als die h. Schrift? Ich will Sie nur auf viererlei Erſcheinungen aufmerkſam machen, wenn Sie von dieſer Sache noch nichts gehört haben.

Erſtlich blättern Sie einmal in unſern paradoxeſten Schriftſtellern und bemerken da, wie unzählige mal dieſe Herren Luthers Schriften und Stellen der ſymboliſchen Bücher für ihre Paradoxien anführen.

Zweitens, leſen Sie einmal unſere Kommentare über die ſymboliſchen Bücher ſelbſt und belehren ſich da, wie ſehr die Kommentatoren von einander abweichen. Und wenn Ihnen das zu viel Zeit koſtet, um ſich von der Vieldeutigkeit der ſymboliſchen Bücher zu überzeugen; ſo leſen Sie nur eine kleine Schrift, die erſt vor kurzem in Halle bei Gebauer mit königl. Cenſur gedrukt iſt (S. m. Vorrede.) und worin die Hauptdogmen der ſymboliſchen Bücher ſo erklärt werden, daß ich faſt ſelbſt, bei ſolchen Erklärungen, die ſymboliſchen Bücher unterſchreiben wollte, und — wo gleichwohl jedes Edikt, die ſymboliſchen Bücher geſezlich zu machen, für ſchädlich erkant wird. Hier iſt eine Stelle aus der Vorrede: — „Man denke ſich nur den Fall, daß etwa ein paar „ſchwache oder boshafte Männer geiſtliche Räthe „werden: was werden ſie thun? Werden ſie nicht „die ſymboliſchen Bücher, wenn dieſe als dogma„tiſche Vorſchrift gelten, nach ihren eignen armſe-

„ligen Ideen, oder nach ihren eignen verkehrten „Abſichten erklären, und die beſten und gewiſſenhafteſten Volkslehrer, unter dem Vorwande der Kezerei, öffentlich beſchimpfen, verfolgen „und unterdrükken können: dadurch aber nicht „nur das Wachsthum der theologiſchen Gelehrſamkeit zerſtöhren, ſondern auch die Religion ſelber „einer neuen Barbarei preis geben?" Sehen Sie wohl, mein Herr, daß man auch Ihre ſymboliſchen Bücher, ſchlecht und gut, ehrlich und ſchelmiſch, ſo und anders deuten kan? Was gewinnt alſo die Kirche und der Staat durch ſie? Und warum muſte nur ihrenthalben die Bibel ihre Ehre verlieren, die einzige Norm für alle Chriſten zu ſeyn?

Drittens — betrachten Sie die ſymboliſchen Bücher ſelbſt und ihre Geſchichte. War die Augſp. Confeſſion und deren Apologie tauglich zu einem ſymboliſchen Buche, d. h. waren dieſe Schriften im Stande, die Proteſtanten in kirchlicher Gemeinſchaft zu erhalten und ihnen die nöthige Einheit der Lehre und des Gottesdienſtes zu verſchaffen: — wozu ſchrieben denn die

Theologen noch die Formula Conkordiä? Hieß das nicht ungewiſſe und unbeſtimmbare Dinge mit noch ungewiſſern und ſtreitigern häufen und — alle ſolche Schriften der Theologen zur Herſtellung und Erhaltung kirchlicher Einheit für untauglich erklären?

Viertens endlich — beherzigen Sie den allgemeinen Ausſpruch aller Theologen, daß nicht alle Worte und Zeilen der ſymboliſchen Bücher verbindlich ſind — daß der Religionseid ſich nur auf die in den ſymboliſchen Büchern enthaltenen Grundartikel erſtrecke und — NB. daß die Theologen ſelbſt noch darüber uneinig ſind, was Grundartikel heiſſen, und welches die Grundartikel ſind — daß folglich jeder Lehrer ſeine Freiheit hat, ſich unter den vielen Begriffen von Grundartikeln, welche die Theologen angegeben haben, einen frei zu wählen oder auch, ſich ſelbſt einen zu machen; ſo werden Sie begreifen, daß die kirchliche Einheit mit den ſymboliſchen Büchern weit weniger gewinnen kan, als mit der Bibel und — daß, bei dieſer Uneinigkeit unter den Theologen — einmal über den Sinn der ſymboliſchen Bücher und dann über die Beſtimmung ihrer Grundartikel — auch allenfals der Naturaliſt auf die ſymboliſchen Bücher ſchwören kan, der nur die Lehren von Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit für Grundartikel erkennt.

Und nun ſehen Sie ſich ſelbſt, mein guter Herr, in Ihrer gänzlichen Blöſſe, und erkennen, daß die funfzehn Zeilen, (S. 11.) welche ich Ihnen in dieſem Briefe analyſirt habe, auch nicht Eine Wahrheit enthalten. — Symbole ſind nicht, was Sie meinen. Kirche iſt **nicht**, was Sie wollen. **Eine Kirche** in **Ihrem** Sinne iſt ein Unding. Ihre **Symbole** ſind kein Verlangen des Volks, kein Bedürfniß der Kirche! — So ſtehen wir jezt.

Sechſter Brief.

Symboliſche Bücher ſind eben ſo wenig Staatsbedürfniß und unveränderliches Staatsgeſetz.

Sie ſehen, mein Herr Hofrath, daß ich fein alles abſondere, was Sie durcheinander geknätet haben, wie wenn — Volksgefühl, Volksbedürfniß, Bedürfniß der Kirche und Bedürfniß des Staats ein Miſchmaſch von Prädikaten wäre, die ſich auf anderthalb Seiten von den ſymboliſchen Büchern beweiſen ließen.

Ihr zweites Kapitel überſchreiben Sie doch — ſymboliſche Bücher als Staatsbedürfniß: nun haben wir noch kein Wort davon in dieſem Kapitel vernommen: alſo wird ja wohl endlich im lezten Paragraph noch dieſer Hauptpunkt vorkommen: wir wollen ihn zergliedern.

„Zur Befriedigung eines ſo dringenden Bedürfniſſes (für die Kirche (S. 11.) welcher zur gemeinſchaftlichen Gottesverehrung feſtgeſezte

Dogmen unentbehrlich ſind) blieb kein anderes, dem Zwek wirklich entſprechendes Hülfsmittel,

zum wahren Wohl des Staats,

im Bezug auf ſeine religiöſen Verhältniſſe, über, als daß, ſo wie das Volk ſeine Staatsverfaſſung durch Grundgeſeze und Urverträge geſichert, es auch nun die Lehrſäze ſeiner Religion und Gottesverehrung, nach ähnlichen Verhältniſſen, auf — Fundamentaldogmen und Bekentniſſe gründen, zu dem Zwekke gründen mußte, damit Lehre und Gottesverehrung eine gleiche, nach ihren Grundwahrheiten, nie zu erſchütternde Feſtigkeit bekommen möchten, als die einmal entworfene Staatsverfaſſung, durch den — grundgeſezlichen Vertrag." (S. 12.)

Alſo hier ſoll nun das aufmerkſame Europa, den vom Hofrath Rönnberg aufgeſtellten Beweis des nagelneuen Sazes finden, daß ſymboliſche Bücher Staatsbedürfniß ſind. Aber heiliger Rheinthaler, ſende uns Brillengläſer vom Himmel, daß wir ihn ſehen mögen!

So weit mein ſchwaches natürliches Auge reicht, ſo kan ich ihn nur in zweierlei Geſtalten — ahnden. Entweder dieſer Paragraph ſoll der Schlußſaz ſeyn und ſich zu den vorigen Paragraphen des Kapitels verhalten, wie die Conkluſion zu ihren Prämiſſen: oder — der Beweis müßte in der Vergleichung zwiſchen Religion und Staatsverfaſſung liegen, ſo daß die vorhergehenden Paragraphen blos Vorbereitung auf den Hauptſaz hätten ſeyn ſollen. Wir wollen beide Möglichkeiten beleuchten. Denn Möglichkeiten ſind es nur: weil Sie ſelbſt, mein Herr Hofrath, Ihren Leſern nicht zu ſagen für gut gefunden haben, worin ſie den Beweis ſuchen ſollen, den Sie zu führen verſprochen haben.

Alſo der erſte Fall! — Sie wollten den Saz, daß die ſymboliſchen Bücher Staatsbedürfniß ſind, hier als Conkluſion aus Ihren Prämiſſen folgern? Wohlan, ich will die Prämiſſen (d. h. die Hauptſäze der vorhergehenden Paragraphen) mit der Conkluſion zuſammen ſtellen.

Das Volk fühlte das Bedürfniß der ſymboliſchen Bücher und verlangte ſie, ſobald es ſich zu gemeinſchaftlichen Gottesdienſten vereinbarte.

Ein zu gemeinſchaftlichen Gottesdienſten vereinbartes Volk, heißt eine Kirche.

Eine Kirche kan nicht beſtehen ohne feſtgeſezte Dogmen: folglich nicht ohne ſymboliſche Bücher.

Symboliſche Bücher ſind alſo ein dem Zwek entſprechendes Hülfsmittel, zum wahren Wohl des Staats, oder welches eben ſo viel iſt, ein Staatsbedürfniß.

Aber hier mag ich mich blind ſehen, ſo kan ich keinen Beweis entdekken. Denn da iſt auch nicht der mindeſte Zuſammenhang der Conkluſion mit ihren Prämiſſen. Hier ſind, wenn es mir erlaubt iſt, logiſch zu reden, in der Conkluſion termini, welche in den Prämiſſen noch gar nicht zum Vorſchein gekommen waren.

Bedenken Sie nur ſelbſt, Herr Hofrath. Wenn dieſe Concluſion gefolgert werden ſolte, ſo mußte ja der Saz vorhergehen, daß kein Staat ohne Kirche, und zwar ohne eine auf ewige und unveränderliche Lehrnormen gegründete Kirche, auf keine Weiſe beſtehen könne: und dieſen Saz mußten Sie auf das allerſorgfältigſte mit ganz augenſcheinlichen und unumſtößlichen Gründen unterſtüzzen — dann konten ſie erſt ſchlüſſen: Atqui: ſymboliſche Bücher ſind eine ſolche Lehrform — Ergo: ſind ſymboliſche Bücher dem Staat unentbehrlich, oder, ein Staatsbedürfniß.

Da Sie nun aber dieſen Hauptſaz (den Major) Ihres Syllogiſmus gar nicht einmal berührt, geſchweige bewieſen haben; ſo iſt es warlich kaum glaublich, daß Sie im Ernſt den lezten Paragraph dieſes Kapitels, als Concluſion haben betrachtet wiſſen wollen.

Denn ſo, wie die Worte: zum wahren Wohl des Staats, ſich jezt in dem Paragraph ausnehmen, ſcheinen ſie ganz eigentlich wie vom Himmel gefallen zu ſeyn. Kein Menſch weis, wie ſie da her kommen. Man wird im Leſen gleichſam von ihnen überraſcht. Man hält ſie für ein blos beiläufiges Einſchiebſel, wenn man ſie hört. Und man erſchrikt, wenn man ſie, grosgedrukt lieſt. Kurz, man weis nicht, ob es Ernſt oder Spaß iſt, daß Sie hier auf einmal das Wohl des Staats einmiſchen, da Sie vorher die ſymboliſchen Bücher blos als Volksgefühl und Kirchenbedürfniß verſchrieen hatten. Sollten Sie alſo wohl gar Ihren nervus probandi in der Vergleichung geſucht haben?

Alſo der zweite Fall! — „So wie alſo das Volk ſeine Staatsverfaſſung durch Grundgeſezze und Urverträge geſichert hat, ſo — muß es auch ſeine Religion und Gottesverehrung auf Fundamentaldogmen und Bekenntniſſe gründen — damit Lehre und Gottesverehrung eine gleiche — nie zu erſchütternde Feſtigkeit bekommen möchten, als die einmal entworfene Staatsverfaſſung durch den — grundgeſezlichen Vertrag.“

Laſſen Sie uns demnach dieſen Beweis, mit Ueberſehung des abſcheulichen Deutſch, in welches Sie ihn gekleidet haben, gehörig zergliedern. Ich glaube, etwas verſtändlicher ausgedrukt, würde er ſo lauten. „*Wenn*, oder, *gleichwie* ein jedes Volk ſeine *Staatsverfaſſung* durch Grundgeſeze und Verträge ſichern muß, die eine unerſchütterliche Feſtigkeit haben, ſo muß auch jedes Volk ſeine Religion und Gottesverehrung auf geſezliche Lehrnormen gründen, welche eine eben ſo unerſchütterliche Feſtigkeit haben." In dieſem Schluſſe liegen folgende einzelne Säzze, die wir ein wenig beim Lichte beſehen wollen.

1. *Jedes Volk muß eine feſte Staatsverfaſſung haben, welche auf ewigen und unerſchütterlichen grundgeſezlichen Verträgen beruht.* Das iſt der erſte Saz, der weſentlich in Ihrem Argumente liegt. Sie zwar, mein Herr, haben ihn nicht ſo beſtimt ausgedrukt und haben inſonderheit die Univerſalität des Sazzes „*jedes* Volk" nicht mit angegeben: aber ich hoffe, Sie werden

dieſe meine Berichtigung von ſelbſt anerkennen, weil ſonſt Ihr eignes Argument aufhören würde, Argument zu ſeyn. Aber nun erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß dieſer nun richtig aufgeſtellte Saz, total falſch iſt. Er gehört blos zu den armſeligen Hypotheſen Ihrer Statiſtik, iſt aber noch von keinem geſunden Philoſophen für wahr erkant worden, weil er ſich weder aus der Natur des Menſchen, noch aus der Natur der Geſelſchaft folgern, noch durch die Erfahrung beſtätigen läßt. — Ein jedes Volk bedarf zu ſeiner Glükſeligkeit eine gewiſſe Staatsverfaſſung, die auf Grundgeſezzen und Verträgen beruhet. So viel iſt unleugbar, weil ohne dieſes keine Geſelſchaft die Zwekke erreichen kan, um derentwillen ſie ſich vereinigte und Geſelſchaft ward. Denn wenn Menſchen beiſammen in Geſelſchaft leben und ihre natürlichen Rechte, Leben, Eigenthum, Erwerbfreiheit u. ſ. w. ſicher und ruhig genieſſen wollen, (das iſt Zwek der bürgerlichen Geſelſchaft) ſo müſſen feſte Regeln und Geſezze vorhanden ſeyn, welche kein einzelnes Mitglied umſtoſſen darf. Allein — daß dieſe Regeln, Grundgeſezze, Verträge, oder wie Sie es nennen wollen, ob ſie gleich kein einzelnes Mitglied umſtoſſen darf, ewig dauern, oder, wie Sie ſich ausdrukken, eine nie zu erſchütternde Feſtigkeit haben müßten, das iſt eine der erſten Ungereimtheiten, die vielleicht nur eine Roſtoker Statiſtik hervorbringen konte. Denn es fällt jedem vernünftigen Menſchen in die Augen, daß ein jedes Volk, ſo wie Sie ihm hier das Recht zuſchreiben, Grundgeſezze für ſeine Staatsverfaſſung zu entwerfen, und mit dem freigewählten Landesherrn Ueverträge zu errichten, auch eben ſo wohl das Recht haben müſſe, dieſe Verträge und Geſezze, wenn es die algemeine Glükſeligkeit erheiſcht, wieder abzuändern, zu mehren, zu mindern, oder ganz neue an die Stelle der Vorigen zu ſezzen. Denn wer Geſezze macht, kan auch Geſezze ändern. Und wenn ein Volk Geſezze und Verträge entwirft, ſo entwirft es ja dieſelben für ſich, zu ſeinem Beſten, nach ſeinen Einſichten, nach ſeinen Umſtänden. Dieſer Grund der Geſezze aber iſt ja veränderlich, alſo müſſen es ja auch die Geſezze ſeyn. Denn wie ungereimt würde es ſeyn, zu behaupten, daß ein heutiges Volk, das unter andern Umſtänden lebt und andere Einſichten und andere Bedürfniſſe hat, nothwendig die Grundgeſeze beibehalten müſſe, die ſeine Vorfahren vor mehrern hundert Jahren, bei andern Einſichten und Bedürfniſſen und unter andern Umſtänden, entworfen hatten. Sezzen Sie nur den Fall, daß unſere alten Deutſchen, von denen wir ſtammen, zu ihrer Zeit das Grundgeſez gehabt und darauf ihre Staatsverfaſſung gegründet hätten, daß alle drei Meilen ein Tempel unterhalten werden ſolle, wo Menſchenopfer gebracht würden: wollten Sie verlangen, daß dies Geſez beibehalten würde, weil es zur grundgeſezlichen Staatsverfaſſung gehörte? Wollten Sie den heutigen deutſchen Völkern das Recht abſprechen, dieſe albernen Grundgeſezze zu verändern? Und was die Natur des Rechts und die geſunde Vernunft mit ſich bringt, das beſtätigt auch die Erfahrung. Hat nicht Frankreichs edles Volk ſeine grundgeſezliche Verfaſſung jezt aufgehoben und den weiſeſten der Nation es übertragen, an einer neuen Conſtitution zu arbeiten? Hat nicht der vortrefliche Joſeph ſo manche Thorheit der grundgeſezlichen Verfaſſungen muthvoll angegriffen und zerſtört? Finden Sie nicht in allen

Staaten ſolche Beiſpiele von weiſen Abänderungen alter untauglicher oder ſchädlicher Grundgeſezze, die, wenn ſie auch nicht immer die Regenten zu unternehmen berechtiget ſeyn ſolten, doch ganz gewiß untadelhaft ſeyn würden, wenn die Nation ſie gemeinſchaftlich und einſtimmig beſchlöſſe? War endlich nicht die ganze Reformation zu Luthers Zeiten und nachher, eine weitgreifende Abänderung mancher alter grundgeſezlicher Verfaſſungen im deutſchen Reich? — Wenn es alſo nie eine Staatsverfaſſung gegeben hat, deren grundgeſezliche Rechte und Verträge eine nothwendige und ewige Dauer hat, wenn es nach der geſunden Vernunft auch keine geben kan und — wenn jedes Volk in jeder Epoche, ſo wie ſeine Einſichten, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Umſtände ſich ändern, es auch ſeine alten Verfaſſungen umzuſchaffen berechtiget iſt: ſo iſt ſchon der Inhalt Ihres erſten Sazzes, die ſeltſamſte Unwahrheit. Und nicht beſſer urtheile ich von allen übrigen Sazzen Ihres Arguments.

2. Die Staatsverfaſſung eines Volks und, die Religionsverfaſſung ei-

nes Volks, ſtehen in gleichem Verhältniſſe und haben beide einerlei Bedürfniß — nämlich das Bedürfniß ewiger und unabänderlicher grundgeſezlicher Verträge. Das iſt Ihr zweiter Saz, den Sie durch Ihr „ſo wie" angezeigt haben. Er zerfällt wiederum in vier einfachere Säzze, wie folget:

a) Jedes Volk muß eine Religionsverfaſſung haben, wie es eine Staatsverfaſſung hat. Das, mein Herr Hofrath, wünſchte ich wohl einmal recht gründlich bewieſen zu ſehen. Denn noch bis jezt iſt es mir ſo zweifelhaft, ob überhaupt eine Religionsverfaſſung nothwendig ſey, d. h. ob nicht ein Volk einen Staat formiren, und in ſeiner Staatsverfaſſung ſich wohl befinden könte, ohne eine Religionsverfaſſung zu haben. Zwar weis ich jezt keine kultivirte Nation, welche ohne Religionsverfaſſung wäre: aber daraus folgt ja noch nicht, daß keine ohne ſie ſeyn kan. Und mich dünkt immer, es lieſſe ſich ein durch die weiſeſten Staatsgeſezze beglüktes Volk denken, unter welchem gar keine beſondere Religionsverfaſſung ſich befände. Denn wenn ich gleich Ihnen zugebe, und in meiner neuern Schrift (Sonnenklare Unzertrennlichkeit der Religion und Moral ꝛc.) ſelbſt bewieſen habe, daß Religion überhaupt für jeden Staat unentbehrlich ſey; ſo folgt daraus noch gar keine Nothwendigkeit einer beſondern Religionsverfaſſung. Denn es bleibt nur Bedürfniß für die menſchliche Geſellſchaft, daß Glaube an einen weiſen und liebevollen Gott unter ihren Mitgliedern ſey und daß dieſer Glaube ihren gemeinſchaftlichen Antrieb zur Rechtſchaffenheit, Gewiſſenhaftigkeit, Gerechtigkeit, Arbeitſamkeit — kurz zur allgemeinen Menſchenliebe d. h. zum gemeinſchaftlichen Beſtreben nach gemeinſchaftlicher Glükſeligkeit werde. Aber aus dieſem Bedürfniſſe folgt keinesweges, daß man Tempel, Prieſter, Sekten und vorſchriftliche Gottesdienſte haben müſſe und daß der Staat ſich um dieſelben zu bekümmern habe, ſondern nur höchſtens ſo viel, daß der Staat für die Kultur des Volks überhaupt und für moraliſche (nicht phyſiſche und gewaltſame) Mittel zu ſorgen habe, durch welche jener vernünftige Glaube erhalten und unter das Volk verbreitet werden könte. — Und ſezzen Sie einmal den Fall, mein Herr, daß es z. B. in England endlich zu der oft verſuchten Abſchaffung der 34 Artikel käme, und die beſondere Religionsverfaſſung, die jezt im engliſchen Staate iſt, aufgehoben würde; meinen Sie wohl, daß die Staatsverfaſſung Englands etwas verlieren und das Volk aufhören würde, ein reiches, mächtiges, blühendes und glükliches Volk zu ſeyn?

b) Jedes Volk muß eine ſich überall gleiche und nach gemeinſchaftlicher Form eingerichtete geſezliche Religionsverfaſſung haben, ſo wie es eine gemeinſchaftliche Staatsverfaſſung haben muß. — Dieſer zweite Saz iſt eben ſo falſch. Denn es iſt augenſcheinlich, daß die Form der äuſſerlichen Gottesverehrung gar kein Verhältniß gegen den Staat hat: indem dem Staate nur an allgemeiner Religion gelegen iſt, wiefern dieſelbe den Mitgliedern dauerhaftes Motiv wird, zum Heilighalten der Verträge, der Eide, der Geſezze und — zur geſellſchaftlichen Tugend oder — zur Menſchenliebe

Die Form des Gottesdienſtes iſt dem Staate als Staat ganz gleichgültig. Und die Erfahrung lehrt es ja, daß Staaten, wo nur eine geſezliche Religionsverfaſſung iſt, und Staaten, wo alle Mitglieder die Freiheit haben, ſich ihre Gottesdienſte zu formen wie ſie wollen, an Macht, Flor und Glükſeligkeit dadurch gar nichts vor einander voraus haben.

c) Jedes Volk muß eine feſte Religionsverfaſſung haben, die auf geſezlichen und beſtimten Normen der Lehre und der Gottesverehrung beruht, eben ſo wie es eine Staatsverfaſſung haben muß, die auf grundgeſezlichen Verträgen beruht. — Urtheilen Sie mein Herr, wie es um dieſen dritten Saz ſtehen muß, da die beiden erſten ſchon ſo handgreifliche Unwahrheit enthielten? Denn wenn ich Ihnen wirklich die beiden vorhergehenden Säzze einräumte: wenn ich Ihnen wirklich zugäbe, daß jedes Volk a) eine Religionsverfaſſung und b) ſogar eine gemeinſchaftliche und geſezliche Religionsverfaſſung in Abſicht auf Gottesdienſte haben muß; ſo würde Ihnen darum noch kein

Menſch den unerwieſenen und unerweislichen Zuſaz eingeſtehen, daß dieſe geſezliche und allgemein eingeführte Religionsverfaſſung ſich zugleich auf geſezliche Lehrnormen gründen müſſe. Und wie in aller Welt konten Sie das alles ſo durcheinander in eine Brühe werfen, was doch ſo trennbar und getrennt iſt und wovon jedes ſeine beſondere Ausführung und ſeines eignen Beweiſes bedarf? Sezzen Sie doch nur ein Land, wo wirklich ein wohleingerichteter Staat und im Staate eine geſezliche Religionsverfaſſung wäre. Nehmen Sie an, daß in dieſem Staate die Religionsverfaſſung dieſe Regel hätte: daß die Mitglieder des Staats um gewiſſe Zeiten, in gewiſſen Häuſern zuſammen kommen und Lieder und Gebete anſtimmen müßten, in denen dem Höchſten Weſen Anbetung, Dank und Gelübde der Beſſerung und Tugend vorgeſagt würden und, wobei geſchikte Männer das Volk über Religion und Tugend belehrten. Mögen Sie wohl leugnen, daß ein ſolches Volk und ein ſolcher Staat bei einer ſolchen geſezlichen und gemeinſchaftlichen Religionsverfaſſung beſtehen könte? Wozu denn alſo noch geſezliche Lehrnormen? — Begreifen Sie denn nun nicht, daß Sie die Nothwendigkeit dieſer beſonders beweiſen mußten, wenn Ihr Argument Bündigkeit haben ſolte? Wie war es Ihnen alſo nur möglich, gerade weg zu ſchlieſſen: „wie jedes Volk eine auf Geſezzen beruhende Staatsverfaſſung haben muß, ſo muß auch jedes Volk eine auf geſezlichen Lehrnormen beruhende Religionsverfaſſung haben." Sehen Sie denn nicht, fühlten Sie denn nicht, daß hier ein erſchreklicher Unterſchied war, zwiſchen Staatsverfaſſung und Religionsverfaſſung? Ich will Ihnen dieſen Unterſchied einmal vorlegen.

Sezzen Sie voraus, daß eine Staatsverfaſſung es blos mit den äuſerlichen Handlungen der Staatsbürger zu thun hat und zwar nur mit ſolchen, welche und ſofern ſie auf den Staat und deſſen Vortheil oder Schaden einen wahren Einfluß haben: hingegen eine Religionsverfaſſung, wie Sie ſie verlangen, welche auf geſezlichen und beſtimten Normen des Glaubens beruht, hat es mit den innern Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes zu thun und daraus entſpringt ein vielfacher Unterſchied.

Der erſte iſt, daß äuſerliche Handlungen einer willkührlichen Regel der Natur nach empfänglich ſind: innerliche aber nicht. Und wiſſen Sie, woher das komt? Weil die Natur für die äuſerlichen Handlungen ſelbſt keine feſte Regel vorgeſchrieben hat: die innern hingegen einer ſolchen unterworfen ſind. Daß z. B. der Kaufmann ſeine Waren da oder dort her holet, auf dieſer oder einer andern Straſſe kommen läßt, ſie veracciſet oder nicht veracciſet, u. ſ. w. ſolche Dinge haben keine Regel der Natur, daher ſind ſie willkührlicher Geſezze empfänglich. Hingegen daß ich in der Weite z. B. einen Baum ſehe, daß daraus eine Vorſtellung in mir entſteht, daß ich die Frucht des Baums meinem Geſchmakke gemäß oder zuwider finde, daß ich aus ſinlichen Wahrnehmungen Reſultate ziehe und Erfahrungen mache, daß ich daraus urtheile und ſchlüſſe ꝛc. das hat lauter feſte, phyſiſche Regeln, die ich ſelbſt nicht übertreten kan. Ich bin nicht fähig, wenn ich auch wollte, das, was ich z. B. als Baum ſehe, für einen Menſchen anzuſehen. Wie ich mir eine Sache vorſtelle, wie ich urtheile, folgere u. ſ. w. ſo muß ich mirs vorſtellen, urtheilen, folgern. Es ſind unveränderliche Geſezze der Natur. Und wo dieſe ſind, da finden ja offenbar keine willkührlichen ſtatt. Denn wie könte mir ein Geſezgeber gebieten, da einen Menſchen zu ſehen, wo ich einen Baum ſehe; oder mir eine That, die ich mir als ſchlecht denke, als ehrbar vorzuſtellen, oder Gründe, die mich zu einem Urtheile beſtimmten, anders zu empfinden und aus ihnen das Gegentheil zu folgern? Wäre das nicht eben ſo ungereimt, als einem Menſchen bei Strafe anbefehlen wollen, daß er gut verdaue?

Der zweite Unterſchied iſt: daß der Staat zu geſezlicher Beſtimmung der äuſſerlichen Handlungen der Bürger ein Recht hat, weil und ſofern dieſelbe auf den Vortheil oder Schaden des Staats Einfluß haben. Aber was für Einfluß können die innern Thätigkeiten des Geiſtes auf den Staat haben? Was kan es dem Staate nuzzen oder ſchaden, wenn ſeine Bürger ſich den Himmel und die Hölle, Gott und die Teufel ſo oder ſo vorſtellen und von ihnen urtheilen? Der Glaube der Mitglieder geht der Geſellſchaft nicht das allergeringſte an. Wenn dieſe moraliſch gut und bürgerlich recht handeln, dann befindet ſich die Geſellſchaft wohl. Und nur an dem hat die Geſellſchaft oder der Staat ein Recht, was die Wolfarth des Staats mehret oder mindert. Folglich iſt nur Staatsverfaſſung willkührlicher Geſezze für die äuſerlichen Handlungen, keinesweges aber die Religionsverfaſſung willkührlicher Geſezze des Glaubens empfänglich.

Aus dieſem Unterſchiede fließt ein dritter. Nach bürgerlichen Geſezzen, welche die Staatsverfaſſung begründen, können alle Bürger leben: aber nach einer beſtimten Glaubensnorm können nicht alle Menſchen glauben. Denn die äuſerlichen Handlungen leiden Einförmigkeit: aber die Vorſtellungen und Urtheile der Menſchen haben eine von der Natur oder dem Schöpfer unvermeidlich gemachte Verſchiedenheit. So wie jedes menſchliche Individuum in Abſicht auf ſinliche Werkzeuge, geiſtige Denkkräfte und äuſerliche Umſtände, wodurch der Gebrauch beider beſtimt wird, von dem andern verſchieden iſt, ſo müſſen nothwendig die ſinlichen Wahrnehmungen, Vorſtellungen, Erfahrungen, Beobachtungen, Urtheile und Schlüſſe der Menſchen in tauſendfältiger Verſchiedenheit erzeuget werden. Iſt nun jeder Menſch an dieſe Nothwendigkeit gebunden: iſt es jedem Menſchen unmöglich, ſeine Vorſtellungen und Urtheile anders zu machen, als ſie aus ſeinem individuellen Zuſtande entſprungen waren: iſt es undenkbar, daß ein Menſch ſeine Gedanken willkührlich den Gedanken des andern gleich mache; ſo iſts ja auch unmöglich, daß ein Geſezgeber für alle Individuen ſeiner Staatsbürger eine beſtimte Glaubensnorm erfinde, nach welcher alle zu glauben oder mit wahrer und ehrlicher Ueberzeugung zu lehren im Stande wären.

Sezzen Sie dazu den vierten Unterſchied, daß bürgerliche Geſezze nüzlich und für das Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich ſind: hingegen Glaubensgeſezze auf der einen Seite dem Staate keinen Vortheil bringen und auf der andern wenigſtens den Schaden thun, 1) daß ſie den eigenen Gebrauch der Vernunft hindern und die Menſchen von Kultur und Geiſtesbildung zurükhalten, auch wohl gar, in manchen Fällen, zurükſchrekken: 2) daß ſie der Moralität nachtheilig werden, indem ſie die eigne, aus eignem Nachdenken und Prüfen, entſtandene Ueberzeugung hemmen, welche zur freien und eifrigen Ausübung der Tugend ſchlechterdings unentbehrlich iſt.

Erwägen Sie dabei fünftens: daß ein Volk, welches durch Grundgeſezze und Verträge ſeine Staatsverfaſſung formirt, ſeine Rechte in Beſtimmung ſeiner bürgerlichen Handlungen den gewählten Inhabern der geſezgebenden Macht übertragen kan: daß hingegen kein Menſch ſeine natürlichen Rechte, zu denken und zu urtheilen, an Andere überlaſſen kan: daß das Recht des freien Glaubens unveräuſerlich iſt. Der Grund davon fällt in die Augen. Der Schöpfer ſelbſt hat es jedem Menſchen unmöglich gemacht, alles, was zu ſeiner bürgerlichen Glükſeligkeit gehört, ſelbſt zu überdenken und zu beſorgen. Alſo hat er ihnen damit ſchon ſeinen Willen zu erkennen gegeben, ſein natürliches Recht zu Beſtimmung ſeiner bürgerlichen Handlungen an weiſere zu übertragen und ſich gemeinſchaftlichen Geſezzen und Anſtalten zu unterwerfen. Hingegen Wahrheit zu erkennen, ſie gleichſam mit eignen Augen zu ſehen, ſie ſelbſt zu ſuchen und zu finden, ſie durch dieſe Mühe lieb zu gewinnen und durch ſie ſeine innern Meinungen und Empfindungen zu beſtimmen, das hat Gott jedem Menſchen möglich und zur unerlaßbaren Pflicht gemacht. Und ſo iſt es klar, daß der Menſch ſein Recht des freien und eignen Wahrheitforſchens nie veräuſern und an willkührliche Geſezgeber übertragen kan und darf.

Und nun, mein Herr, ſagen Sie mir, ob Sie noch ſich getrauen, Ihr komparatives Argument zu behaupten und Religionsverfaſſung mit Staatsverfaſſung zu vergleichen, um zu folgern: daß zu einer vernünftigen Religionsverfaſſung eben ſo nothwendig geſezliche Lehrnormen erfordert würden, wie eine weiſe Staatsverfaſſung durch grundgeſezliche Verträge geſichert zu werden bedarf? Doch laſſen Sie uns noch erſt den vierten Saz hinzu thun, der in Ihrem zweiten

Hauptſaz (S. oben 2.) mit enthalten iſt. Er iſt der ungeheuerſte unter allen.

Jedes Volk muß nicht nur Geſezze des Glaubens haben, ſondern dieſe Geſezze müſſen auch *ewig*, *unveränderlich*, und von *unerſchütterlicher Feſtigkeit* ſeyn. Mir läufts bei dieſem Sazze eiskalt über den Leib. Und es iſt mir nicht anders, als ob ich mich von hartherzigen Mönchen umringt und vor der ſpaniſchen Inquiſition ſähe. — *Ewige*, *unveränderliche* und dabei gleichwohl *poſitive* Geſezze des Glaubens? Gott, welch ein fürchterlicher Geiſt des Katholizismus ſpukt hier unter proteſtantiſcher *Maske*!

Wenn man bedenkt, was das ſchon ſagen will, daß eine Nation oder ein Geſezgeber, für das *jezt lebende* Volk eine beſtimmte Lehrform entwirft, nach welcher alle Individuen, bei aller ihrer natürlichen Verſchiedenheit, zu lernen und zu lehren, gezwungen ſind; ſo muß man wahrhaftig ſich entſezzen, wenn eben dieſe Nation, die dem jeztlebenden Volke ein ſo unnatürliches

Geſez giebt, dieſes Geſez auch für die Nachkommen, für alle folgenden Menſchengeſchlechter beſtimt und geltend gemacht haben ſollte.

O Mann, mit dem Geiſte des Papſtthums, wer hat ſie bewogen, die ganze proteſtantiſche Chriſtenheit, die ſich gerade durch den Geiſt des vernünftig freien Glaubens von den Feſſeln der papiſtiſchen Gewiſſenstirannei los gewunden hatte, ſo zu erſchrekken?

Wie durften Sie ſich unterſtehen, die Rechte der Nationen und der Fürſten durch römiſche Grundſäzze einzuſchränken? Sind unſere Fürſten etwa noch Sklaven des römiſchen Hofs, oder wollen Sie ſie dazu machen? Haben unſere Nationen ihre natürlichen und geſellſchaftlichen Rechte verloren? Nein, mein Herr, eher will ich glauben, daß Sie Ihren Kopf verloren haben, ehe ich mich von Ihnen überreden laſſe, daß das finſtere Volk der Theologen, das die Formula Concordiä erzeugte und zuerſt die ſymboliſchen Bücher ernannte und zu ſtaatsgeſezlichen Glaubensnormen erhob, jedem heutigen Volke und jedem heutigen Fürſten die Hände gebunden, und ſeines Rechts beraubt habe, Geſeze abzuändern oder aufzuheben, die für ſeine Umſtände nicht mehr ſchädlich ſind.

Und wahrlich es iſt unbegreiflich, wie ein vernünftiger Menſch dem Volke zur Zeit der Reformation das Recht eingeſtehen kan, Glaubensgeſezze zu machen und wie er dem Volke der jezigen Zeit eben dieſes Recht abſprechen mag! Denn das iſt doch klar, mein Herr, wenn die ſymboliſchen Bücher, wie Sie wollen, ewige und nie zu erſchütternde Feſtigkeit, als Grundgeſezze des Glaubens, haben, daß das Volk zur Zeit der Reformation mehr Recht gehabt haben muß, als die Nationen und Fürſten unſerer Zeit; weil es Glaubensgeſezze entwerfen konte, und wie Sie ſagen, entworfen hat, die nun keine Nation und kein Fürſt mehr abändern kan.

Sagen Sie mir nur, ob Sie ſich gar nicht darauf beſonnen, daß eben der Grund des Rechts, welches das damalige Volk hatte, ſich zu geſezlichen Lehrnormen zu vereinigen, auch heutzutage noch ſtatt finden müßte, wenn er Wirklichkeit hätte? Wenn es nun augenſcheinlich iſt, daß ein Volk, eine Nation, ein Fürſt, zu allen Zeiten einerlei Rechte hat; ſo hatte entweder das damalige Volk kein Recht, ſymboliſchen Büchern ſtaatsgeſezliche Autorität zu geben: und dann fällt dieſe Autorität von ſelbſt in ihr Nichts zurük: oder unſere heutige Nationen und Fürſten haben das gleiche Recht, dieſe ſtaatsgeſezliche Autorität wieder aufzuheben, und die alten Glaubensgeſeze mit neuen zu vertauſchen oder — alle Glaubensgeſezze zu verbannen und völlige Freiheit des Glaubens und Meinens einzuführen.

Wenn Sie nun das alles überdenken und dabei noch erwägen, was ich Ihnen beim erſten Ihrer Hauptſäzze ſchon geſagt habe:

1. Daß es ja ſelbſt bei der Staatsverfaſſung keine eigentlich unveränderlichen Grundgeſezze gebe; ſo dächt' ich, müßten Sie nun ſich des armſeligen Arguments ſchämen, welches Sie aus der Vergleichung der Staatsverfaſſung mit der Religionsverfaſſung hergeleitet haben. — Sollte

dieſe heilſame Wirkung noch nicht erfolgt ſeyn: ſo wird ſie vielleicht durch den dritten Saz noch erzeugt werden, welchen Ihr Argument aufgeſtellet hat.

2. So wie kein Staat ohne grundgeſezliche Verträge beſtehen kan, ſo kan auch kein Staat ohne ſymboliſche Bücher beſtehen. Dieſer Saz liegt unmittelbar in dem Paragraph, den ich oben angeführt habe, und er macht augenſcheinlich die ganze Stärke Ihres Schluſſes aus.

Daß Sie dieſen Saz ſo ganz ohne Beweis hingeſagt haben, iſt die geringſte Beſchämung für Sie: aber die weit größere, dünkt mich, entſteht daraus, daß er einen unverzeihlichen Schnitzer gegen die Logik enthält, ſintemal er ein argumentum nimium probans iſt, d. h. ein Beweis, der mehr beweiſet, als er beweiſen ſollte, und der gerade das beweiſet, was Ihre eigne Behauptung, die ſie beſtätigen wollten, über den Haufen ſtößt. Erinnern Sie Sich, um das fein zu begreifen, an einige Hauptſäze dieſes Kapitels.

Sie wollten doch eben das Daſeyn einer Kirche beweiſen. Um dies zu bewerkſtelligen, behaupteten Sie die hiſtoriſche Rarität, daß alle Völker ſich zu gemeinſchaftlicher Gottesverehrung nach einſtimmender Denkart vereinigt hätten. Sie ſubſumirten dabei eine kanoniſche Rarität, daß gemeinſchaftliche Vereinbarung zur Gottesverehrung den Begrif einer Kirche ausmache, und daraus folgerten Sie, Gott weiß, wie! das Daſeyn der Kirche.

Iſt nun gemeinſchaftliche Vereinbarung zur Gottesverehrung das Weſen der Kirche, und hat unter allen Völkern eine ſolche Vereinbarung ſich befunden; ſo waren alle Völker Kirchen. Nicht ſo?

Und nun frage ich, mein Herr Hofrath, wenn ſymboliſche Bücher, wie bürgerliche Geſetze, Bedürfniß jeder Kirche und jedes Staats ſind, wie denn der Staat aller Völker hat beſtehen können, die, nach Ihren Begriffen, zwar Kirchen waren, aber doch, nach der Geſchichte, keine ſymboliſchen Bücher hatten? Ich frage, wie es denn um den Staat ausgeſehen hat in allen den Jahrhunderten, wo die Chriſten noch keine ſymboliſchen Bücher hatten? Ich frage, wie es denn um die proteſtantiſchen Länder ausgeſehen hat, ehe die Formula Konkordiä kam und Jakob Andreä die ſymboliſchen Bücher ernennen und zu geſezlichen Glaubensnormen erheben half? — Merken Sie nun Ihren Schnizzer?

Wenn Ihr Argument beſteht d. h. wenn es folgt, daß, wie jeder Staat feſtſtehende bürgerliche Geſezze haben muß, auch jeder Staat auf feſten geſezlichen Lehrnormen beruhende Religionsverfaſſungen haben müſſe; ſo folgt, daß alle Staaten in der Welt ſymboliſche Bücher haben mußten oder — nicht beſtehen konten.

Drehen und wenden Sie Sich, mein Herr, wie Sie wollen. Sie haben einmal zu viel bewieſen. Denn ſobald Sie mir mit der Floskel aufgezogen kommen, daß die Völker alle doch etwas ähnliches gehabt haben, z. B. Orakel; ſobald antworte ich Ihnen, 1) daß das bei weitem keine ſtaatsgeſezlichen Lehrnormen geweſen ſind, was die ſymb. Bücher nach Ihrer Meinung doch ſind:

und 2) daß, wenn alle Völker ſich mit ihren vorgeblichen Orakeln und Offenbarungen behelfen konnten, auch wir Chriſten uns mit der *Bibel* würden behelfen können, und daß alſo eben dadurch Ihre behauptete Unentbehrlichkeit der ſymboliſchen Bücher für den Staat geradezu über den Haufen fält.

Und nun noch einen Gedanken zum Beſchluß! Wenn ich Ihnen den ganzen Gallimathias dieſes Kapitels zugeben und folglich unbedingt einräumen wollte, daß ſymboliſche Bücher Staatsbedürfniß ſind; ſo würden Sie auch dann noch nicht einen Fuß breit Land gewonnen haben. Denn — Sie hätten damit nichts als die Speciem bewieſen, d. h. es würde daraus nichts weiter folgen, als daß ſymboliſche Bücher *überhaupt* ein Bedürfniß ſind: aber noch gar nicht dies, daß *unſere* jetzigen ſymboliſchen Bücher nicht verändert und abgeſchaft werden dürften — durch den Willen der Nationen und der Fürſten. — Dies mag bis zur zweiten Abtheilung genug ſeyn!

Rechte und Obliegenheiten
der
Regenten und Unterthanen
in Beziehung
auf Staat und Religion

von

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Eine Folge des Syſtems
der
moraliſchen Religion.

Riga, 1792.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Syſtem
der
# moraliſchen Religion
zur endlichen Beruhigung
für
Zweifler und Denker.

Allen
Chriſten und Nichtchriſten
lesbar
von
D. Carl Friedrich Bahrdt.

Dritter Theil.

Riga, 1792.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Vorrede.

Ich übergebe hier meinem Publikum eine der ſpeciellen Moralen, welche ich bey der erſten Ausgabe meines Syſtems der moraliſchen Religion verſprochen habe, und welche ohnſtreitig den allerwichtigſten Gegenſtand hat.

Man bedenke, daß ich hier *als Philoſoph* und *nicht als Statiſtiker* rede und — daß ich *meine* Ueberzeugungen vortrage, die ich niemanden aufzudringen begehre.

Vorrede.

Noch lebe ich in Zeiten und in einem Staate, wo das freymüthige und dabey beſcheidne Bekentniß der ſubjektiven Wahrheit durch keine Geſeze gehemt iſt. Ich darf alſo hoffen, daß ich keines Menſchen Widerwillen auf mich laden werde, wenn ich auch nicht auf aller Leſer Beyfall rechnen kan.

Daß ich die Rechte der Nation eben ſo gut ehre, wie die Rechte des Regenten, werden nur ſolche Tadelswerth finden, welche die Wahrheit als eine Ware betrachten, die man dem überläßt, der ſie am beſten bezahlt. Ich bin weder Schlözer, noch Mirabeau. Ich bin —

Bahrdt.

Rechte und Obliegenheiten,

der

Regenten und Unterthanen

in Beziehung auf

Staat und Religion.

I.

Urſprung aller Rechte und Obliegenheiten des Menſchen.

Nach der Natur ſind alle Menſchen freye Leute, welche auf den Erdboden, den ſie bewohnen, und auf den Beſiz und Genuß ſeiner Produkte gleiche Anſprüche haben.

Wenn es aber augenſcheinlich iſt, daß unter ſo viel tauſend freyen Menſchen, ſofern jeder derſelben ſeine Anſprüche nach Willkühr und Gutdünken geltend machen wollte, ewiger Krieg und Zerrüttung entſtehen würde, ſo bedarf es wohl keiner beſondern Unterſuchung der Frage, warum die Menſchen frühzeitig und ſo weit wir in die Geſchichte zurükſehen können, unter ſich ſelbſt eine gewiſſe Ordnung und Regel eingeführet haben, an welche Beſiz und Genuß der Erde gebunden ſeyn ſollte. Denn in der ganzen Natur iſt ja Ordnung und Regel: wie könnte die Vernunft, die in der Schule der Natur ſich einzig bildet, die Menſchen unter ſich ohne Ordnung und Regel gelaſſen haben?

Aus dem Bedürfniß, eine Regel zu haben, nach welcher der Menſch neben dem Menſchen leben und ſeines Lebens genieſſen konnte, entſtand menſchliche Geſellſchaft, welche in gröſſern oder kleinern Diſtrikten ſich zu einer gemeinſchaftlichen Regel vereinigte und, durch ſie, Ordnung und Eintracht unter ſich zu erhalten ſtrebte.

Wenn demnach Bedürfniß, eine Regel für den Gebrauch der natürlichen Freyheit zu haben, mit dem Augenblicke da war, in welchem mehrere Menſchen mit einander in einem Diſtrikte anfiengen zu leben, oder, welches eben ſo viel iſt, wenn mit der Bevölkerung des Erdbodens auch ſogleich menſchliche Geſellſchaft entſtund und entſtehen mußte; ſo hat der ſogenannte Stand der Natur gar keine wahre Exiſtenz. Denn einmal iſt kein Menſch, bloſſer, iſolirter Naturmenſch, ſondern jeder Menſch iſt Menſch in der Geſellſchaft. Folglich gibt es gar keine oder wenigſtens keine nützliche Betrachtungen, des Menſchen und ſeiner Pflichten und Rechte als — wiefern er Glied einer Geſellſchaft iſt.

So bald ich nun den Menſchen als Glied der Geſellſchaft denke, ſobald muß ich auch eine Regel denken, nach welcher der Menſch lebt und mit der Geſellſchaft verbunden iſt: und ſobald fällt aller Stand der Natur weg und die natürliche Freiheit (d. h. das ganz willkührliche Handeln) findet ihre Einſchränkung durch jene Regel.

Im Stande der Natur (dem geſellſchaftlichen entgegengeſezt) giebt es eigentlich gar keine Regel, folglich auch kein Recht und keine Obliegenheit. Recht entſteht erſt, wo eine Regel iſt, welcher ſich die Geſellſchaft gemeinſchaftlich unterwirft. Denn was in der Geſellſchaft Regel iſt, heiſt Recht: indem die Regel allen eine Obliegenheit giebt, ſich darnach zu richten, und allen auch eine Befugniß, andere an die Regel zu binden und ihre Befolgung zu fodern.

Es giebt aber verſchiedene Arten der Regeln, welche das Band der Geſellſchaft an einander knüpfen und die menſchlichen Rechte und Obliegenheiten begründen. Einige flieſſen aus der Natur des Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft und heiſſen daher Geſeze der Natur. Das ſind die erſten, wichtigſten, heiligſten, unumſtößlichſten. Sie ſind das Recht Gottes oder, das göttliche Geſez, welches der Schöpfer durch ſeinen Geiſt, durch die Vernunft, dem Menſchen lehrt und durch unwiderſteh-

lige

lige Bedürfniſſe ihm gleichſam auflegt. Andere entſtehen aus der freyen Wahl der Menſchen und heiſſen daher poſitive oder willkührliche. Dieſe leztern haben dann erſt Werth und Heiligkeit, wenn ſie um der erſtern willen da ſind, und für deren Aufrechthaltung abzweken. Ueber die erſtern allein will ich nun meine Leſer unterrichten.

Das natürliche oder göttliche Geſez gründet ſich auf zwey Stücke: erſtlich, auf die allgemeine Unentbehrlichkeit zum Daſeyn und Wohlbefinden des Menſchen: zweytens, auf das gemeinſchaftliche Intereſſe der Geſellſchaft.

Was allen Menſchen (ich ſage wohlbedächtig, allen — denn der einzelne Menſch kan eigne Bedürfniſſe haben, die aber den andern keine Regel geben) zum Daſeyn und Wohlbefinden unentbehrlich iſt, das muß jeder haben, thun oder genieſſen, das muß jeder dem andern laſſen und ungekränkt erhalten. Das iſt die erſte Regel der Natur, die in jeder Geſellſchaft, alle Mitglieder derſelben wechſelſeitig bindet. — Das zu haben, zu thun, zu genieſſen, was gar kein Menſch zu ſeinem Daſeyn und Wohlbefinden entbehren kan (z. B. freye Luft) was allen Menſchen ſchlechterdings nothwendiges und natürliches Bedürfniß iſt, dazu hat jeder Menſch ein natürliches Recht, das Gott ſelbſt ihm gab, wiefern Gott ſelbſt ihm Kraft, Trieb und Gegenſtand dazu verlich und — weil Gott ſelbſt als Schöpfer der Natur es ihm zum unwiderſtehligen Bedürfniſſe machte. Das jedem haben, thun, genieſſen laſſen, iſt jedes Mitgliedes in der Geſellſchaft erſte und heiligſte Obliegenheit, die Gott ſelbſt ihm auflegte.

II.

Rechte der Menſchheit, welche die Geſellſchaft dem Menſchen ſchuldig iſt.

Wenn wir dieſes erſte heilige Gottesgeſez zergliedern, und unterſuchen, was das für Dinge ſind, die Gott allen Menſchen zum unvermeidlichen Bedürfniß gemacht hat, ſo kommen wir auf die einzelnen allgemeinen Rechte der Menſchheit, die das Band jeder Geſellſchaft knüpfen und die in jeder Geſellſchaft gelten und heilig ſeyn müſſen.

1.

Recht des Daſeyns.

Das wichtigſte Gut des Menſchen, das Gott ihm gab, iſt ſeyn Daſeyn. Denn auf dieſes gründen ſich alle übrigen. Alle beginnen mit ihm und werden mit ihm zerſtört. Wer mir mein Daſeyn raubt, raubt mir alles. Es iſt alſo das gröſſte und heiligſte Kleinod des Menſchen und das, was er unmittelbar von ſeinem Schöpfer hat. Wer dieß Recht der Exiſtenz einem Menſchen verkümmert, greift gerade zu in die Majeſtätsrechte Gottes ein. Der Menſch hat ein natürliches Recht zu leben, das ihm kein Menſch in keinem Falle, (auſſer im Fall der Nothwehr, wo der Mörder gleichſam ſein Leben ſelbſt aufs Spiel ſezt und den Vertheidigenden zwingt, es ihm zu nehmen, um das ſeine zu retten) entziehen darf. Dieß Recht verkümmern oder einſchränken, heiſt alles Recht der Natur, alle göttlichen Geſeze, alle Religion mit Füßen treten: es heiſt alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft auflöſen. Denn wenn in der Geſellſchaft dieß Geſez nicht heilig, dieß Recht nicht unverlezlich iſt, ſo iſt gar kein erdenklicher Grund mehr vorhanden, der irgend ein Geſez und Recht unter den Menſchen ſichern könte: ſo iſt alle menſchliche Glückſeligkeit ein Spiel des Ohngefehrs: ſo giebts gar keine Grundſätze des Handelns mehr: ſo iſt die Welt eine Wildniß, und die Menſchheit ſteht unter den unvernünftigſten Thieren. Denn wenn die Regel nicht mehr gilt: was Gott ſelbſt — unmittelbar — allen Menſchen gab — und nur für den Menſchen, dem er es gab, beſtimte (denn das Kraut z. B. beſtimmte er zum Genuß anderer Geſchöpfe) das hat der Menſch als ein unverlezliches Eigenthum; ſo gilt gar keine Regel mehr: ſo hört alle Vernunft auf Vernunft zu ſeyn. Und es iſt mir aus dieſen Betrachtungen ſonnenklar, daß das ſogenannte ius vitae et necis, welches man der Geſellſchaft zuſchreibt und welches von dieſer den Verweſern ihrer Rechte übertragen ſeyn ſoll, ein trauriges Ueberbleibſel aus den Zeiten der Verwilderung der Menſchheit iſt. Unter vernünftigen Menſchen kann das Recht zu leben von keinem Menſchen angetaſtet werden: oder aller Begriff von Rechten der Menſchheit und geſellſchaftlichen Banden fällt über den Haufen.

2.

Recht ſich zu ſättigen.

Aus dem Rechte zu leben entſteht das Recht, ſich das zu verſchaffen und zu gebrauchen, was zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich iſt: alſo zuvörderſt das Recht ſich zu ſättigen. Jeder Menſch muß eſſen und trinken, wenn er ſein Daſeyn fortſezen ſoll. Alſo hat auch jeder Menſch ein Recht dazu. Und die Geſellſchaft iſt ſchuldig, wenn ſie nicht alle Bande der Menſchheit aufheben will, jeden Menſchen nicht nur eſſen und trinken zu laſſen, was er hat, ſondern ihm auch zu geben, wenn er nichts hat und haben kann. Daher hat nicht nur jeder das Recht zum freyen Erwerb ſeiner Nahrung, ſondern auch das Recht, ſie von ſeinen Mitmenſchen zu fodern, wenn er z. B. als Kranker, und Krüpel ꝛc. nichts erwerben kan.

3.

Recht, ſich zu bedecken.

Eben ſo fließt, aus der allgemeinen Unentbehrlichkeit irgend einiges Schutzes vor Wind und Wetter das Recht ſich zu kleiden und zu wohnen. Wenigſtens gehört es in jeder Geſellſchaft zu dem Rechte der Menſchheit, unter welcher einmal beides durch Klima und Körperbeſchaffenheit ein allgemein unentbehrliches Bedürfniß iſt. Und ſo iſt auch hier die Geſellſchaft verbunden, jeden ſich kleiden und unter einem Obdache leben zu laſſen und es ihm, wenn ers nicht hat und haben kan, mitzutheilen, oder durch ihre Verweſer mittheilen zu laſſen.

4.

Recht an den Gemeingütern.

Iſt ferner freye und geſunde Luft, iſt freyes Wandeln unter Gottes Himmel auf ofnen Straſſen, iſt der Genuß des Tageslichtes zu Geſchäften, iſt Stillung des Durſtes aus der erſten beſten Waſſerquelle, iſt jedes ſolches Gemeingut der Geſellſchaft, allen Menſchen zum Daſeyn und Wohlbefinden unentbehrlich, ſo hat auch jeder Menſch ein Recht dieſe Gemeingüter frey zu benutzen: und die Geſellſchaft iſt ſchuldig, jedem dieß Recht ungekränkt zu laſſen und alle Verletzungen deſſelben abzuwehren.

5.

Recht zur freyen Thätigkeit.

Allen Menſchen ferner, gab Gott Kräfte: allen gab er Trieb nach Thätigkeit d. h. Trieb zum Gebrauch ſeiner Kräfte: allen machte ers zum natürlichen Vergnügen thätig zu ſeyn: allen ſchuf er Schmerz beim Mangel an freyer Thätigkeit an: allen gab er Gegenſtände zur Thätigkeit: alle ſezte er in die Lage, daß ſie durch nuzbare Thätigkeit ihre Nahrungsmittel in der Geſellſchaft ſich erwerben mußten, indem er es jedem unmöglich machte, alle ſeine Bedürfniſſe ſich ſelbſt zu erzeugen und es daher jedem nothwendig machte für andere zu arbeiten, weil andere wiederum für ihn arbeiten muſten, wenn alle ſeine Bedürfniſſe befriedigt werden ſollten. Aus dieſer Einrichtung Gottes in der Natur fließt ſonnenklar das Recht zum freyen Gebrauche der Kräfte und Talente jedes Menſchen ſo wohl der angebornen, als der erworbenen. Alſo hat jeder Menſch das Recht, ſich eine nüzliche Beſchäftigung in der Geſellſchaft zu wählen und durch ſie zu erwerben. Alſo iſt jede Geſellſchaft ſchuldig, jede Kraft, jedes Talent, (ſofern es irgend einen Nuzen hat und nicht gerade zu der Geſellſchaft ſchädlich wird) ungehindert wirken und — jeden erwerben zu laſſen, ſo viel er kan und mag.

6.

Recht zur Befriedigung des Geſchlechtstriebes.

Aus eben dieſen Gründen fließt inſonderheit das Recht zur Befriedigung des Fortpflanzungstriebes. Jeder Menſch hat — Kraft, Trieb und Gegenſtände dazu. Alſo iſt die Geſellſchaft ſchuldig, ihn dieß Recht ausüben zu laſſen, und ihn in keinem Falle daran zu verhindern, ſo lange er nicht andere menſchliche und natürliche Rechte und Freiheiten dadurch ſtöhrt, d. h. ſo lange er der Natur folgt, und ſeinem Triebe, mit dem freyen Willen einer Perſon des andern Geſchlechts Genüge thut, ohne jedoch die öffentliche Sittlichkeit zu beleidigen. Und da dieſer vom Schöpfer eingepflanzte Trieb, die Abſicht hat, nicht nur das menſchliche Geſchlecht fortzupflanzen, ſondern auch — theils mit geſunden und möglichſt vollkommnen Geburten zu vermehren, theils durch die damit verbundene leidenſchaftliche Liebe die Bande der häuslichen Geſellſchaft zwiſchen den Liebenden und ihren Kindern zu beveſtigen, und ſo den Eifer in der Erziehung der Kinder zu erwärmen; ſo iſts offenbar, daß jeder Menſch auch zugleich das Recht hat, dieſen Trieb nach ſeiner freyſten Wahl und mit Wohlgefallen und Vergnügen zu befriedigen: und daß ſonach die Geſellſchaft ſchuldig iſt, ihm auch dieſe Wahl und dieſes Wohlgefallen ungeſtöhrt zu laſſen. Und hieraus ergiebt ſich, daß alle poſitiven Geſeze, welche die Befriedigung dieſes Triebes zum Zwange machen und das Wohlgefallen hindern (ohne welches gar keine vollkommne Kinder erzeugt, keine Liebe erhalten, kein Eifer in der Erziehung der Kinder erwärmt werden mag) ungerecht ſind und mit dem Naturrechte ſtreiten: dahin z. B. die Geſeze gehören, welche die an ſich ſo vortrefliche und der Geſellſchaft heilſame Regel der Ehe ſo beſtimmen, daß Liebe und Beiſchlaf zum Zwange und durch Unauflöslichkeit des Bandes aufgedrungen werden.

7.

Recht des Eigenthums.

Allen Menſchen in der Geſellſchaft, wo Ordnung und Eintracht ſtatt finden ſoll, iſt es ferner unentbehrlich, Eigenthum zu haben, d. h. gewiſſe Dinge ſo zu beſizen und frey zu gebrauchen, daß kein anderer Menſch, ohne ihren Willen, auf ihren Beſiz und Gebrauch Anſprüche machen darf. Daraus entſteht das Recht des Eigenthums, welches jedes Mitglied der Geſellſchaft verbindet, was mein iſt, ohne meinen Willen, nicht anzutaſten oder zu gebrauchen, und welches mir die Befugniß giebt, nach meinem Gutdünken darüber zu diſponiren. Es können aber der Natur nach nur folgende Dinge Eigenthum werden: 1) welche nicht an ſich zu den Gemeingütern der Geſellſchaft gehören, wie z. B. Luft, Quellen, öffentliche Straſſen ꝛc. welche alſo 2) ohne Kränkung anderer Rechte, ein Menſch allein beſitzen kan, und 3) welche einem allein mit Grunde gehören, weil er ſie durch Erwerb und Fleiß akquirirte, oder durch rechtmäſſige Verträge ſie an ſich brachte, oder dem andere ihr Eigenthumsrecht frey abtraten, oder endlich, weil er ſie als niemand zugehörig (als rem nullius) zuerſt okkupirte. Solch wahres Eigenthum iſt die Geſellſchaft jedem ihrer Mitglieder zu laſſen, und ihn gegen Eingriffe zu ſchützen verbunden.

8.

Recht und Ehre.

So iſt es ein allen Menſchen von Gott eingepflanzter Trieb, von andern Menſchen geliebt und geachtet zu werden. Die Befriedigung dieſes natürlichen Ehrtriebes iſt auch jedem nicht ganz verwilderten Menſchen ſo unentbehrlich, daß Wohlbefinden und Zufriedenheit ohne ſie ſchlechterdings nicht möglich iſt. Und weil dieſe Befriedigung aufs wenigſte ſo viel erheiſcht, daß der Menſch die in der Geſellſchaft eingeführten äuſerlichen Zeichen der Ehre und Achtung genieſſe; ſo hat jeder Menſch, als Menſch, ein natürliches Recht, nach Masgabe ſeines moraliſchen und bürgerlichen Werthes, dieſe ihm gebührende Ehre zu fodern.

9.

Recht der Publicität.

Endlich hat der Schöpfer es jedem einzelnen Menſchen ſo wohl als der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt zum unentbehrlichen Bedürfniſſe gemacht, ſich durch Sprache und übliche Zeichen derſelben mitzutheilen. Alſo hat jeder Menſch das Recht nicht nur frey zu denken, ſondern auch frey zu reden, d. h. das, was ihm Wahrheit iſt, durch Sprache mitzutheilen. Denn es fällt in die Augen, daß frey reden und Wahrheit reden unzertrennlich und beinahe eins ſind. Denn ſo bald der Menſch Wahrheit d. h. das ſagen ſoll, was er für Wahrheit hält, ſobald muß er frey reden können. Denn was er nicht frey ſondern gezwungen ſagt, kan nicht Wahrheit ſeyn. Und dieſes natürliche Recht, jedem ſeine Wahrheit zu ſagen, der ſie hören will, iſt nicht nur dem Menſchen ſelbſt unentbehrlich, ſondern auch zugleich eine Hauptquelle der Vervollkomnung der menſchlichen Geſellſchaft. Der Menſch ſelbſt hat erſtlich einen unwiderſtehligen Trieb, ſich mitzutheilen und ſeine Wahrheit (die er durch Denken und Forſchen ſich erwarb) wie ſein Brod, mit ſeinen Mitmenſchen gemein zu machen. Dieſe Mittheilung iſt ihm der erſte, wichtigſte und beſte Genuß des geſellſchaftlichen Lebens. Dieſe Mittheilung iſt die einzige Art, wie ihm ſeine eigne Wahrheit allererſt genießbar werden kan. Dieſe Mittheilung macht ihm Liebe zur Wahrheit, und erhält ſeinen Eifer in weiterer Erforſchung derſelben. Dieſe Mittheilung vermehrt die Veſtigkeit ſeiner Ueberzeugungen und die Wirkſamkeit der Wahrheit bei der Leitung ſeiner Handlungen. Und eben ſo wichtig iſt ſie für die Geſellſchaft. Ohne dieſes Menſchenrecht würde alle gemeinſchaftliche Belehrung wegfallen, ohne welche ja keine Kultur der Nation, kein Aufkeimen und Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, folglich auch keine Vervollkomnung der Menſchheit möglich iſt. Wo die Wahrheit freyen Lauf hat, da nehmen die Kenntniſſe und Einſichten der Menſchen täglich zu. Wo ſie aber als Monopol verkauft wird, und nur gewiſſe Leute ihre Wahrheit allein frey ſagen dürfen, da ſinken die Wiſſenſchaften, und Aberglaube und Barbarei nebſt der Tyrannei fangen an, die Völker zu beherrſchen und elend zu machen — wie die Geſchichte lehrt. Alſo iſt es jedes Menſchen wichtigſtes und göttlichſtes Recht frey und laut zu reden und ſeine Wahrheit mitzutheilen: und der Geſellſchaft erſte und heiligſte Pflicht, dieß Recht jedem unverlezt zu erhalten.

* * *

III.

III.

Rechte der Geſellſchaft,

die jedes Mitglied der Geſellſchaft heilig zu halten ſchuldig iſt.

Alle bisher beſchriebene Rechte der Menſchheit hangen, in Abſicht auf Gebrauch und Genuß, nicht nur von dem Daſeyn, ſondern auch von der Vollkommenheit und dem Wohlſtande der Geſellſchaft ab.

Der Menſch, ohne menſchliche Geſellſchaft — der einſame, iſolirte Menſch kan ſich nur mit Mühe ſättigen, kleiden u. ſ. w. denn ſelbſt das nothdürftigſte giebt die Erde nicht überall. An manchen Orten giebt ſie gar nichts und nirgends alles, was der Menſch zum Daſeyn und Wohlbefinden nöthig hat, ohne gemeinſchaftlichen Fleiß und Kunſt mehrerer beyſammen lebender Menſchen. Der iſolirte Menſch kan ſeine Talente nicht gebrauchen und damit erwerben, ohne menſchliche Geſellſchaft. Der iſolirte Menſch kan ohne ſie ſeinen Geſchlechtstrieb nicht befriedigen. Der iſolirte Menſch kan ohne ſie weder Wahrheit erlangen und ſeine Kentniſſe vervollkomnen, noch Wahrheit mittheilen und ſie durch Mittheilung ſich genießbar machen. Kurz, ohne Geſellſchaft iſt der Menſch, mitten unter den Schönheiten und Reichthümern der Natur, arm und elend.

Und eben ſo unentbehrlich iſt ihm die Vollkommenheit der Geſellſchaft. Denn je unvollkomner dieſe iſt, deſto unvollkomner wird der Genuß ſeiner Rechte. Lebt er z. B. unter einem armen Volke, ſo wird auch ſein Erwerbrecht armſelige Früchte tragen. Lebt er unter ungeſunden Menſchen, ſo wird ihn die Befriedigung des Geſchlechtstriebes ungeſund machen und ungeſunde Kinder ihm erzeugen. Lebt er unter ſchlecht denkenden Leuten; ſo wird er keinen wahren Genuß der Ehre haben. Lebt er unter einer barbariſchen und kentnißloſen Nation, ſo wird ihn freye Mittheilung ſeiner Wahrheit nicht erfreuen, und ſo wird keine gegenſeitige Mittheilung die ſeinige erweitern u. ſ. w. Je vollkomner im Gegentheil die Geſellſchaft iſt, in der ich lebe, deſto glücklicher bin ich. Iſt ſie reich, ſo kan ich deſto beſſer erwerben. Blühen die Wiſſenſchaften unter ihr, ſo kann ich meine Kentniſſe vervollkommen. Iſt ſie frey, ſo bin ich auch deſto freyer. Iſt ſie tugendhaft, geſittet, edel, ſo iſt mein Wirkungskreis unter ihr der ſeligkeitvollſte, den ich mir wünſchen mag.

Es iſt alſo augenſcheinlich, daß jedem einzelnen Menſchen an der ſteigenden Vervollkommung der Geſellſchaft liegen muß, unter welcher er leben und ſeines Lebens froh werden will. Und ſo iſt mein zweytes, oben veſtgeſeztes Axioma der Natur beſtätiget und einleuchtend gemacht, welches das gemeinſchaftliche Intreſſe der Geſellſchaft zur Grundlage einer zweyten Klaſſe natürlicher und göttlicher Geſeze erhebt, welche die Rechte der Geſellſchaft begründet, die jedem einzelnen Mitgliede derſelben heilig ſeyn müſſen. Ich nenne es mit Abſicht gemeinſchaftliches Intreſſe, weil ich davon das Intreſſe abgeſondert wiſſen will, welches die beſondern Lagen und Verhältniſſe einzelner Geſellſchaften erzeugt: dahin z. B. Eroberungen gehören. Denn das iſt ein Geſez der Natur, das die Mitglieder ausnahmlos bindet. Das göttliche Band, welches alle Mitglieder jeder Geſellſchaft zuſammenhält und ſie alle beſeligt, iſt das gemeinſchaftliche Intreſſe d. h. alle die Vollkommenheiten der Geſellſchaft, welche allen Mitgliedern zu allen Zeiten und in jeder Lage genießbar ſind und eine Summe von Glückſeligkeit erzeugen, deren Einheiten ſich über alle Individua verbreiten: wie z. B. die Kultur der Vernunft. —

Wir wollen daher die Stücke einzeln angeben, welche zu dem gemeinſchaftlichen Intreſſe der Geſellſchaft gehören, um die einzelnen Rechte der Geſellſchaft aufzufinden, welche jedes Mitglied heilig zu halten verbunden iſt, und welche ihm das allgemeine Naturgeſez auflegt: „lebe für das gemeinſchaftliche Intreſſe der Geſellſchaft, und bemühe dich, ihre ſteigende Vervollkommung auf alle Weiſe zu befördern".

1.

Rechte der Menſchheit.

Ich rechne hieher, vor allen Dingen, die Heiligkeit jener obgedachten Rechte der Menſchheit. So wichtig dieſe für jedes Mitglied der Geſellſchaft ſind, ſo wichtig ſind ſie der Geſellſchaft ſelbſt. Denn es iſt der erſte Zweck, bei Errichtung einer Geſellſchaft, daß die Rechte der Menſchheit geſichert werden ſollen. Eben deswegen vereinigten ſich die Menſchen in Geſellſchaften — eben deswegen flößte der Schöpfer den Trieb nach Geſelligkeit uns ein, und legte den mächtigen Zug der Liebe ins menſchliche Herz, damit ſie einander die Rechte zum Genuß des Lebens möglich, leicht, angenehm und ſicher machen ſollten, die, ohne geſellſchaftliche Bande, einer dem andern ſonſt ſtöhren oder verbittern würde. Für dieſe Rechte muß alſo die Geſellſchaft wachen. Und dieſe Rechte muß umgekehrt jedes Mitglied wiederum als das erſte Heiligthum der Geſellſchaft anſehen, und ſich ſcheuen, irgend einen Menſchen, der mit ihm durch die Geſellſchaft verbunden iſt, in dem Genuß ſeiner Rechte zu beeinträchtigen. Ja für dieſe Rechte müſſen alle gleichſam kämpfen und mit Blut und Leben einander vertheidigen, wenn ſich Stöhrer derſelben in oder auſſer der Geſellſchaft finden ſollten. Und wenn auch ein Menſch Urſache zu haben meinen ſollte, einen andern in Beſiz eines ſeiner menſchlichen Rechte zu ſtöhren, ſo muß er doch, um der Geſellſchaft willen und aus Achtung für die Heiligkeit ihrer Bande, es nicht thun. Er muß die Kränkung der Rechte jedes Einzelnen als eine Kränkung der ganzen Geſellſchaft anſehen. Er muß bedenken, daß die Geſellſchaft, wenn er durch ſo eine That ihre Bande zerreißt, ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn auch quitt wird, und daß ſie alſo auch ſeine Rechte nicht mehr vertheidigen ſondern ſie zerſtöhren wird, wenn er die Rechte ſeiner Mitmenſchen ſtöhren und das Grundgeſez der Geſellſchaft mit Füſſen treten wollte.

2.

Verträge.

Wenn aber keine Geſellſchaft, deren Wohlfarth und Veſtigkeit doch für jedes einzelne Mitglied ſo unentbehrlich iſt, ohne gemeinſchaftliches Heilighalten der menſchlichen Rechte beſtehen kan, ſo kan ſie es eben ſo wenig ohne die Heiligkeit der Verträge.

Wir verſtehen unter einem Vertrage, ein freywilliges und aus vernünftiger Ueberlegung enſtandnes Einverſtändniß über Dinge, die die Vertragmachenden einander leiſten und von einander annehmen wollen. Ein ſolcher Vertrag heißt gültig und verbindend, wenn er die angegebnen Erforderniſſe hat und wenn ſein Inhalt dabey auch möglich und rechtmäſſig iſt d. h. wenn das, was in dem Vertrage verſprochen und acceptiret wird, mit keiner totalen Verlezung eines den Vertrag machenden und, mit keinem wahren Rechte anderer Mitglieder der Geſellſchaft, ſtreitet. Hiebey gilt es gleich, ob der Vertrag ausdrücklich mit dem Munde oder ſchriftlich erklärt worden iſt, oder ob er ſich auf eine allgemeine und in der Geſellſchaft eingeführte Vorausſezung gründet.

Die leztere Art der Verträge kan man ſtille oder ſtillſchweigende Verträge nennen. Das Merkmal ihrer Gültigkeit und Verpflichtung iſt die einſtimmige Erwartung der Geſellſchaft. So iſt es z. B. einſtimmige Vorausſezung, daß jeder, der in den Bezirk der Geſellſchaft eintritt, ohne alle weitere ausdrückliche Erklärung, ſich den Geſezen der Geſellſchaft unterwirft und als ein ſolcher in der Geſellſchaft acceptirt wird: folglich iſt zwiſchen jedem Mitgliede der Geſellſchaft und der Geſellſchaft ein ſtiller Vertrag. So iſt es einſtimmige Vorausſezung, daß jeder, der mit dem andern ſich in ein Spiel einläßt, ehrlich ſpielen will: folglich iſt ein ſtiller Vertrag zwiſchen Spielenden, der jeden derſelben verbindet, ehrlich zu ſpielen. —

Alle rechtmäſſige Verträge nun, bey denen ein Menſch freywillig, es ſey ausdrüklich oder ſtillſchweigend, ſein Wort gegeben hat, ſie zu erfüllen, müſſen

ſen jedem Mitgliede der Geſellſchaft heilig und unverlezlich ſeyn. Ein Menſch der nicht Wort hält, macht ſich nicht nur aller Ehre und Achtung in der Geſellſchaft verluſtig und verdient den Namen eines ſchlechten Menſchen, ſondern er beraubt ſich auch zugleich der Anſprüche auf die Treue ſeiner Mitmenſchen im Worthalten und — auf den Schuz der Geſellſchaft, bey der Behauptung ſeiner Rechte, die ihm andere durch Verträge zugeſtanden haben. Er verliert dabey den Kredit und das Zutrauen ſeiner Mitbürger und macht es ſich ſchwer und oft unmöglich, das geringſte Geſchäft zu unternehmen und, durch Verkehr mit Menſchen, zu erwerben. Denn da alles Gewerbe in der Welt mit ausdrücklichen oder ſtillen Verträgen verbunden iſt, (denn ſelbſt zwiſchen dem Taglöhner und ſeinem Brodherrn iſt ſtiller Vertrag, nach welchem jener gut und fleiſſig zu arbeiten und dieſer ihn zu bezahlen verſprach) ſo iſt für einen Menſchen alles Gewerbe verſchloſſen, der ſich als einen treuloſen bekant macht, dem ſein Wort nicht heilig iſt. Folglich iſt es die höchſte Obliegenheit jedes Menſchen, auch mit Schaden ſein Wort zu halten und, dem Vertrage gemäß zu leben. Wem Verträge nicht heilig ſind, macht ſich ſelbſt aller Vortheile, die ihm die Verbindung mit einer Geſellſchaft bringen könte, verluſtig oder doch unwerth — iſt in der Geſellſchaft der erſte unter allen verachtungswürdigen Menſchen — und verdient, von der Geſellſchaft ausgeſtoſſen zu werden.

Auch kan ein ſolcher Menſch keine Zufriedenheit haben, als welche allein auf der verdienten Achtung unſerer Mitmenſchen und dem Wohlgefallen des Schöpfers beruht. Denn wenn das gemeinſchaftliche Wohl der Menſchen Gottes einzige Abſicht iſt, ſo muß es das erſte Erfoderniß eines Menſchen ſeyn, der ſich des Wohlgefallens Gottes bewuſt ſeyn will, daß er die Rechte der Menſchheit als die Grundſtüzen der menſchlichen Geſellſchaft heilig halte. Da es alſo in die Augen fällt, daß die Heiligkeit der Verträge die erſte Stüze des geſellſchaftlichen Wohlſtandes iſt, und daß Handel, Gewerbe und alle Theile der öffentlichen und häuſlichen Glückſeligkeit ohne ſie zu Grunde gehen müſſen, ſo muß der unter allen Gott mißfälligen Menſchen der misfälligſte ſeyn, welcher den Vertrag, als die Grundlage aller geſellſchaftlichen Sicherheit und alles gemeinſchaftlichen Wohlſtandes, nicht heilig halten will.

3.

Eide.

Unter die Verträge gehört auch der Eid, welcher unter den Rechten der Geſellſchaft einer beſondern Erwähnung verdient. Wir verſtehen unter einem Eide nicht die Grimaſſen des Fingeraufhebens, des ſchwarzen Tuchs u. ſ. w. ſondern jenes feierliche Angelöbniß, ein gethanes Verſprechen zu erfüllen, oder die ſchuldige Wahrheit zu ſagen, welches mit einer ausdrücklichen Berufung auf Gott verbunden iſt. Der Inhalt eines Eides mag ſeyn, welcher er will (wenn derſelbe nur an ſich Möglichkeit und Rechtmäſſigkeit hat) wenn er nur mit feierlicher und freywilliger Berufung auf Gott verbunden iſt. Dieſe iſt das Weſen des Eides.

Wer, indem er etwas ausſagt oder verſpricht, zugleich ſich ſeines Gottes erinnert, wer zugleich laut und feierlich erklärt, daß er ſich ſeines Gottes erinnere, daß er ihn jezt als den Allgegenwärtigen denke, daß er die Wahrheit ſeiner Ausſage oder die Verbindlichkeit ſeines Angelöbniſſes nicht blos der Geſellſchaft, ſondern auch ſeinem Gott, als unſichtbarem Regenten, ſchuldig ſey, (welcher durch ſein unveränderliches Wollen alles deſſen, was die gemeine Wohlfarth erheiſcht, ihn dazu verpflichte,) daß er dieſen ſeinen Gott verehre, liebe, und von ihm ſeine Seligkeit erwarte, und daß er jezt unter dieſes Gottes Augen, mit Verpfändung ſeiner Ehrfurcht, ſeiner Liebe, und ſeiner Hofnung zu denſelben, ausſage und verſpreche — der ſchwöret einen Eid. Und wer ſich zum Wahrheit ſagen oder Wort halten ſo anheiſchig macht, daß er es laut bei der ſeinem Gott ſchuldigen Liebe und Ehrfurcht verſpricht, der ſchließt mit der Geſellſchaft einen Vertrag, der unter allen Verträgen der heiligſte iſt. Denn hier verbindet ſich mit allen obgedachten Antrieben zur Rechtſchaffenheit noch der beſondere, daß er ſeinen Gott und Schöpfer ſelbſt gleichſam zum Zeugen nimmt und ſeine ganze Liebe und Achtung gegen ihn für ſeine Redlichkeit verpfändet.

Ein Meineidiger alſo macht ſich nicht nur zum Scheuſale der Menſchheit, ſondern er ſpottet zugleich aller ſeiner Aeuſerungen der Liebe und Verehrung ſeines Gottes. Folglich muß ſein Gewiſſen ihn ſelbſt als den ſchlechteſten Menſchen darſtellen, der alle Menſchlichkeit und alle Religion zugleich mit Füſſen tritt, dem ſein Gott ſo wenig als ſeine geſellſchaftliche Verbindungen mit Menſchen mehr heilig ſind. Gewiß, wer das überlegt, und damit noch beſonders die beiden Betrachtungen verbindet, daß der Eid unter allen Völkern der Erde heilig war, und daß er das einzige Bindemittel iſt, wodurch ſich die menſchliche Geſellſchaft Treue und Sicherheit verſchaffen kan, und wer dennoch im Stande iſt, einen falſchen Eid zu ſchwören oder einen geleiſteten Eid zu brechen, der muß eine ſcheusliche Seele haben, welche gegen alle Achtung der Menſchen, gegen alle Vortheile der wechſelſeitigen Ehrlichkeit, gegen alle Bande der Geſellſchaft, gegen alles, was gemeinſchaftliche Glückſeligkeit und Wohlfarth erheiſcht, und ſelbſt gegen ſeinen Gott gleichgültig iſt. In einem ſolchen Menſchen iſt wahrlich nie wahre Zufriedenheit möglich. Er muß ſich ſelbſt verabſcheuen. Er muß keinem Rechtſchafnen mit Freudigkeit ins Geſicht ſehen können. Er muß keines frohen Aufblicks zu ſeinem Gott empfänglich ſeyn.

4.

Wahrhaftigkeit.

Das Wohl der Geſellſchaft, welches für das Wohlbefinden der Einzelnen unentbehrlich iſt, erfodert vermöge des vorigen Punktes — Wahrhaftigkeit d. h. redliche und der Ueberzeugung gemäſſe Ausſage der Mitglieder von dem, was die Geſellſchaft ſie rechtmäſſig befraget.

Hier entſteht aber vor allen Dingen die Unterſuchung, was für Wahrheit die Geſellſchaft rechtmäſſig fodern kan? Denn es begreift ſich, daß keine Geſellſchaft, ſie heiſſe Nation, Staat, Regierung ꝛc. ein Recht haben kan, alles zu fragen, was ihr beliebt, und ihre Mitglieder dabei zur Wahrheit ihrer Ausſagen zu verpflichten. Wahrheit d. h. Reſultate ſinnlicher Wahrnehmungen oder, Urtheile und Meinungen und Geſinnungen ſind inres Eigenthum des menſchlichen Geiſtes, über welches kein Menſch und auch keine Geſellſchaft von Menſchen eigentlich zu gebieten

bieten hat. Jeder Menſch kan mit ſeiner Wahrheit, ſo wie mit jedem vollkomnen Eigenthum, machen was er will. Er kan ſie ſagen oder verſchweigen, je nachdem er es für rathſam hält. Das iſt Recht der Menſchheit. Und Rechte der Menſchheit gehen allen Rechten der Geſellſchaft vor. Denn die Geſellſchaft wurde ja in der Abſicht errichtet, die Rechte der Menſchheit genießbar und ſicher zu machen. Folglich kann die Geſellſchaft nie ein Recht zu etwas haben, was irgend einem Rechte der Menſchheit nachtheilig wäre. Und ſo kann auch die Geſellſchaft kein Recht haben, unbedingt von ihren Mitgliedern zu fodern, oder ſie zu zwingen, daß ſie ihr Eigenthum, ihre Wahrheit, ihr hingeben ſollen. Wenn es einen Fall giebt, wo die Geſellſchaft Wahrheit der Auſſage ſo gar zu fodern berechtiget iſt, ſo muß es ein bedingter Fall ſeyn d. h. ein ſolcher, der ſich auf die Bedingung ſtüzt, daß die Foderung nicht mit den Rechten der Menſchheit ſtreite. Hieher aber gehören nun folgende Fälle.

a. Wenn ein Mitglied der Geſellſchaft ſich freywillig erbietet, die Wahrheit laut zu ſagen, z. B. wenn einer auftritt und ſich zum Zeugniſſe vor Gericht erbietet oder, wenn einer als Volkslehrer auftritt und ſich anheiſchig macht, ſeinen Ueberzeugungen gemäß zu lehren ꝛc. Dann iſt er ſchuldig, die Wahrheit zu ſagen: und die Geſellſchaft iſt berechtiget, Wahrheit zu fodern: weil es nun Vertrag iſt, den er freywillig errichtete, der alſo den freyen Gebrauch menſchlicher Rechte nicht beeinträchtiget.

b. Wenn ein Mitglied der Geſellſchaft Rechenſchaft von ſeinen geſellſchaftlichen Handlungen ablegt. Nehmlich geſellſchaftliche Handlungen ſind ſolche äuſerliche Handlungen, die die Geſellſchaft oder einzelne Mitglieder derſelben unmittelbar zum Gegenſtande haben und, auf individuelle oder allgemeine Wohlfarth einen wirklichen und direkten Einfluß haben. So iſt z. B. meine Lektüre, die Einrichtung meiner Koſt, die Mühe, die ich anwende Wahrheit zu erlernen, keine geſellſchaftliche Handlung: denn das alles hat mich allein zum Gegenſtande und hat keinen direkten Einfluß auf individuelle oder allgemeine Wolfarth. So iſt mein geſellſchaftlicher Ton, der liebreiche, oder barſche, beſcheidne oder ſtolze ꝛc. keine geſellſchaftliche Handlung: denn er hat zwar die Geſellſchaft zum Gegenſtande, aber er hat keinen direkten Einfluß auf die Wohlfarth der Menſchen. Von ſolchen Handlungen alſo bin ich auch der Geſellſchaft keine Rechenſchaft ſchuldig. Denn ich machte mich vermöge des Vertrags mit der Geſellſchaft nur anheiſchig, die menſchlichen und geſellſchaftlichen Rechte heilig zu halten und an der Beförderung der gemeinen Wohlfarth Antheil zu nehmen, nicht aber mich zu ihren Sklaven zu verkaufen,

kaufen, meine natürliche Freyheit zu verleugnen und für alle meine Handlungen reſponſabel zu werden. Alſo bin ich ihr nur von ſolchen äuſerlichen Handlungen (von innerlichen nie) Rechenſchaft ſchuldig, welche auf das Wohl der Geſellſchaft wirken und demſelben wirklich nachtheilig ſind. Wenn ich alſo Rechte der Menſchheit kränke z. B. die öffentliche Sicherheit ſtöhre, Verträge breche, u. ſ. w. oder wohl gar die Geſellſchaft ſelbſt beſchädige z. B. öffentliche Gelder unterſchlage, mit den Feinden heimlich korreſpondire u. d. m. da hat ſie das Recht, mich zur Rechenſchaft zu fodern. Und da erheiſcht es mein Vertrag mit der Geſellſchaft, daß ich ihr, auf Befragen, die Wahrheit geſtehe.

c. Ein tritter Fall wäre, wenn mich die Geſellſchaft um Entdeckungen befragt, welche für das Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich ſind. Alſo nicht, alle. Wenn der Staat z. B. wiſſen wollte, was mein Nachbar für Vorſtellungen von Gott und Religion hat, und ich fände es meinem Nachbar ſchädlich, ſeinen Glauben zu verrathen, ſo würde ich keinesweges verbunden ſeyn, dem Staate die Wahrheit zu ſagen. Die bloſſe Neugierde der Geſellſchaft zu befriedigen oder wohl gar Rachſucht zu begünſtigen, dazu hat kein Mitglied eine gegründete Obliegenheit. Der ſtille Vertrag, den jedes Mitglied mit der Geſellſchaft gemacht hat, erfodert nur da

Wahrheit, wo die Entdeckung derſelben für das Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich iſt z. B. bey Unterſuchung wahrer Verbrechen, die um der geſellſchaftlichen und meiner eignen Sicherheit willen beſtraft oder verhindert werden müſſen. Und auch bei dieſem Falle findet noch eine gewiſſe Einſchränkung ſtatt. Denn es fällt in die Augen, daß es bey der Wichtigkeit einer Entdeckung für das Wohl des Staats gar viele Stufen der Wichtigkeit geben kan und — daß die Wichtigkeit einer Entdeckung für den einen Theil des Wohls der Geſellſchaft, mit der Wichtigkeit der Nichtentdeckung für einen andern Theil, oder für einzelne Mitglieder, in Kolliſion kommen kan. Man ſeze einen beſtimmten Fall. Man denke ſich den Titius in einem kraskatholiſchen Lande. Man nehme an, daß des Titius Vater ein heimlicher Proteſtant ſey und freygeiſteriſche Schriften beſitze, und daß Titius von der Geſellſchaft oder ihren Repräſentanten darüber befragt würde, um das Geſez der Geſellſchaft gegen ihn anzuwenden, welches die Kezer zu verbrennen befiehlt. Hier iſt die Entdeckung der Wahrheit freylich wichtig für die Geſellſchaft. Denn das gemeine Wohl erfodert es, daß die Geſeze gehandhabet und die Verbrechen entdekt und beſtraft werden. Allein — wenn die Entdeckung hier wichtig iſt, ſo iſt die Nichtentdeckung noch wichtiger: erſtlich für die Geſellſchaft, deren wahre Wohlfarth es erheiſcht, daß ungerechte Geſeze unterdrückt und die Rechte der Menſchheit, unter denen die Freyheit des Glaubens oben anſteht, geſchüzt werden: zweitens aber auch fur den Einzelnen: denn es iſt keine Kleinigkeit, einen Menſchen durch Entdeckung der Wahrheit auf den Scheiterhaufen bringen und — das ſo gar, mit Verleugnung eines der heiligſten Naturgeſeze, an ſeinem eignen Vater zu thun. Wer fühlt hier nicht die Macht der Kolliſion? Wer wird nicht mit mir eingeſtehn, daß die Nichtentdeckung hier das Wichtigere iſt? Wer wird dem Titius zumuthen, um ſo eines Anliegens der Geſellſchaft willen, Rechte der Menſchheit zu unterdrücken und die heiligſten Triebe der Natur, ich meine die Kindesliebe, zu verleugnen.

Ich bin bei dieſem in unſern gemeinen Moralen allgemein vernachläſſigten Punkte mit Abſicht weitläuftig geweſen, um den Geſellſchaften und ihren Repräſentanten einen nöthigen Wink zu geben, der ſie auf die nöthigen Einſchränkungen ihrer Foderung, die Wahrheit vor Gericht zu ſagen, aufmerkſam machen wird. Denn es iſt wahrhaftig ſeither in Gerichten mit dem gutwilligen Gewiſſen der Menſchen oft ein wahres Geſpött getrieben worden. Will die Geſellſchaft gewiſſenhafte Mitglieder, will der Staat rechtſchaffene und treue Unterthanen haben, ſo muß er ſeine Auffoderungen nicht übertreiben oder — er muß ſich nicht wundern, wenn Ruchloſigkeit und Gewiſſenloſigkeit täglich mehr überhandnehmen und, wenn die Mitglieder der Geſellſchaften der Rechte der Geſellſchaft eben ſo ſehr ſpotten, wie die Geſellſchaften zuweilen die Rechte der Menſchheit zu verſpotten angefangen haben.

5.

Nuzbarkeit der Mitglieder für die Geſellſchaft.

Das gemeine Wohl der Geſellſchaft erheiſcht, daß jedes Mitglied ſeine natürlichen Rechte ſo genieſſe, gebrauche und ausübe, daß die Geſellſchaft ſelbſt keinen Schaden, ſondern vielmehr Nutzen davon habe. Denn dazu vereinigten ſich ja die Menſchen in Geſellſchaften, daß ſie theils ihre natürlichen Rechte genieſſen und ſichern, theils ſie einander gemeinſchaftlich genießbar machen wollten. Und wenn jeder einzelne Menſch in der Geſellſchaft wünſcht, daß jeder ſeiner Mitmenſchen ſeine Rechte, ſo weit es ohne ſeinen eignen Schaden geſchehen kan, zu ſeinem Beſten ausübe, ſo iſt ja jeder Menſch auch gegenſeitig verbunden, ſich ſeinen Mitmenſchen wiederum nuzbar zu machen. Und wenn jeder wünſcht, daß andere ihm nicht durch den Gebrauch ihrer Rechte ſchädlich werden, ſo muß er ja wohl ſelbſt ſo billig ſeyn, und ſie nicht durch den ſeinigen beſchädigen. Wenn nun das eben ſo billig als für das gemeinſame Wohl ſchlechterdings nothwendig iſt, ſo hat auch die Geſellſchaft ein Recht, die Unſchädlichkeit und Nuzbarkeit ihrer Mitglieder zu fodern und ſie allenfalls mit Gewalt, um der Sicherheit Aller willen, dazu anzuhalten. Denn wenn es Pflicht der Geſellſchaft iſt, jedes Mitgliedes Glükſeligkeit zu ſchützen, und ſeine Beeinträchtigungen derſelben zu verwehren, ſo iſt es auch Pflicht der Mitglieder, ſich dem, was die Geſellſchaft fodern muß, um dieſe Pflicht zu erfüllen, ohne Widerrede zu unterwerfen. Und ſo iſt das Geſez: gebrauche die natürlichen Rechte nie zum vermeidlichen Schaden deiner Mitbürger, ſondern ſuche vielmehr überall dadurch ihren Nuzen oder Vergnügen zu befördern, ein unumſtößliches Naturgeſez, weil darauf die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit der ganzen Menſchheit beruht. — Beyſpiele!

Es iſt natürliches Recht, über mein Eigenthum zu ſchalten, wie ich will. Aber die Geſellſchaft hat das Recht zu fodern, daß ich es wenigſtens auf eine nuzbare Art anwende, es ſey, daß ich Arbeitsleuten etwas zu verdienen gebe, oder daß ich meine Kinder gut erziehe, u. ſ. w. Wenn ich alſo z. B. einen großen Wald beſäſſe und denſelben, um ein kindiſches Vergnügen zu genießen, verbrennen und dadurch die Geſellſchaft in Gefahr des Holzmangels verſezen wollte, ſo würde die Geſellſchaft berechtiget ſeyn, nicht, mir mein Eigenthumsrecht zu nehmen, aber, es doch ſo weit einzuſchränken, daß ſie mich hinderte den Wald zu vernichten.

Es iſt ein natürliches Recht, den Geſchlechtstrieb zu befriedigen. Aber die Geſellſchaft kan mit Recht auch fodern, daß ich es auf eine Art thue, die der Geſellſchaft nüzlich iſt: z. B. durch Erzeugung geſunder Kinder und deren gute Erziehung. Und ſo hat ſie auch gegenſeitig das Recht, meine natürliche Freiheit einzuſchränken, wenn ich damit Schaden thun wollte, und z. B. die Unſchuld verführte, das unreife Alter ſchändete, veneriſche Krankheiten verpflanzte u. ſ. w.

Es iſt ein natürliches Recht ſeine erkante Wahrheit zu bekennen und mitzutheilen. Aber die Geſellſchaft kan fodern, daß ich damit Gutes ſtifte: indem ich z. B. wirklich nuzbare Kenntniſſe verbreite, oder, dazu Gelegenheit gebe, oder, indem ich beſcheiden und mit Gründen meine Ueberzeugungen darlege und andere zu weitern Nachdenken veranlaſſe. Und ſo kan ſie gegenſeitig auch verlangen, daß ich mit meiner Freymüthigkeit keinen vermeidlichen Schaden thue, indem ich z. B. durch Grobheit und Schimpfreden Andersglaubende erbittere oder, Meinungen verbreite, welche die Tugend herabwürdigen und die Menſchen laſterhaft machen, oder ſie gegen die Geſellſchaft empören u. ſ. w.

Es iſt ein natürliches Recht, meine Kräfte und Talente zum Erwerb für mich und meine Kinder frey zu gebrauchen. Allein die Geſellſchaft hat Anſprüche auf meine Nuzbarkeit. Sie kann verlangen, daß ich ſolche Geſchäfte mir zum Erwerb wähle, welche irgend ein menſchliches Bedürfniß befriedigen. Und ſie hat dabey das Recht mich einzuſchränken, wenn ich durch meine Geſchäfte ſchädlich werde, z. B. wenn ich im Lande das Korn aufkaufen wollte, um den Preis deſſelben hinauf zu treiben, und dadurch eine das Land drückende Theurung zu verurſachen, u. ſ. w.

6.

Gleichheit der Mitglieder in ihrem Betragen gegen die Geſellſchaft.

Wenn ſich die Menſchen in Geſellſchaften vereinigten und dabey die Abſicht hatten, ſich durch dieſe Verbindung mehr Genuß und Sicherheit zu verſchaffen, ſo war es ja wohl natürlich, daß ſie ſich alle bey der Errichtung der Verbindung als gleiche Menſchen betrachteten, welche gegen die Regeln und Geſeze, mit denen ſie das Band der Geſellſchaft knüpften, alle gleiche Verbindlichkeit und folglich auch, für das Wohl der Geſellſchaft, gleiche Thätigkeit gelobten und übernahmen.

Unter einander ſelbſt mögen alſo die Menſchen immer verſchieden bleiben und einander in Rang, Titeln, Reichthümern, Kenntniſſen, wirklichen Nutzleiſtungen, Religionsmeinungen, u. ſ. w. bald vorgehen bald nachſtehen. Nur gegen die Geſellſchaft, gegen den Staat, müſſen ſie alle gleich ſeyn und mit edlem Eifer auf dieſe Gleichheit halten. Da muß keiner eine Ausnahme machen, noch eine Ausnahme verlangen. Da muß keiner, um ſeines Titels, um ſeiner Sekte, um ſeines Geldes — willen, ſich vor dem andern etwas herausnehmen wollen. Die Geſellſchaft muß ihre Rechte bey allen gleich geltend machen und machen können.

Jedes Mitglied der Geſellſchaft muß leiden, wenn, um des gemeinen Beſtens willen, alle leiden müſſen. Wenn alſo z. B. die Geſellſchaft eine zur Erleichterung des Handels und Gewerbes nöthige Straſſe anlegt, dazu Land erfodert wird, ſo müſſen alle Mitglieder gleichen Abgang ſich gefallen laſſen und von ihren Aeckern, an Land oder Werth, gleichen Beyträgen ſich unterwerfen.

Jedes Mitglied muß thun was einmal alle fürs gemeine Wohl thun. Wenn alſo z. B. für die Sicherheit des Landes alle Bürger und Bauern die Waffen ergreifen und zu Felde ziehen müſſen, ſo muß keiner ſich ausſchlieſſen, unter einem Vorwande, welcher nicht bey allen gleiche Geltung hätte.

Jedes Mitglied muß die Geſeze auf ſich anwenden laſſen, die einmal *alle* verbinden. Wenn alſo das eingeführte Geſez eine Strafe zuerkennt, ſo muß der Reiche wie der Arme, der Chriſt wie der Nichtchriſt, der Vornehme wie der Geringe, ſich der Strafe unterziehen. Wenn das Geſez Vortheile zuerkennt, ſo muß der Reiche nicht vor dem Armen, der Hochgebohrne nicht vor dem Niedrigen etwas voraus haben wollen, ſondern ſich an die Bedingungen halten, an welche das Geſez jene Vortheile gebunden hatte.

Kein einziges Mitglied muß das prätendiren, was, allen erlaubt, der Geſellſchaft ſchädlich ſeyn würde. So würde z. B. der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich ſeyn, wenn *alle* die Regel der Ehe beyſeite ſetzen und eine ganz regelloſe Wolluſt genieſſen wollten, folglich muß keiner prätendiren, von dieſer heilſamen Regel eine Ausnahme zu machen, und wenn er auch der vornehmſte wäre. — So würde es der Geſellſchaft ſchädlich ſeyn, wenn *allen* Herrſchaften erlaubt wäre, ihr Geſinde zu prügeln und nach Willkühr zu beſtrafen, ſobald es dem Willen der Herrſchaften zuwieder lebt, alſo muß keiner, auch der Reiche, Vernehme und Mächtige nicht, ſich dieſes anmaſſen wollen.

Jedes Mitglied und jede Klaſſe von Mitgliedern muß jedem geſtatten, was ihm und allen andern erlaubt und recht iſt. Wenn demnach alle z. B. Anſpruch auf Aemter bey der Geſellſchaft, auf Belohnung der Verdienſte u. ſ. w. haben, ſo muß von dieſen Anſprüchen keiner ausgeſchloſſen werden.

Wo dieſe Gleichheit nicht behauptet wird, da entſtehen Mißbräuche und Unordnungen, welche der Geſellſchaft äuſſerſt nachtheilig werden; da beginnen Tyranneien und Ungerechtigkeiten der Reichen und Vornehmen, die himmelſchreiend ſind: da reißt der Strohm des Beyſpiels das Volck zu Leichtſinn und Ruchloſigkeit hin: da ſinkt aller Muth zur Rechtſchaſſenheit, da erkaltet aller Eifer für die Tugend, da muß aller Patriotismus erſterben. — Wehe den Geſellſchaften, und Schande ihren Repräſentanten, welche dieſe Gleichheit nicht erhalten.

7.

Eifer aller Mitglieder für die Vervollkommnung der Geſellſchaft.

Wenn von der Vollkommenheit und dem Wohlſtande der Geſellſchaft, der Wohlſtand der Mitglieder abhängt und die Einzelnen deſto beſſer dran ſind, je wohleingerichteter das Ge iſt, ſo iſt es heiliges Naturgeſez für jeden Menſchen, die Beförderung der Vollkommenheiten der Geſellſchaft zu einem Mitzwecke ſeines Lebens zu machen. — Wir wollen daher dieſe Vollkommenheiten in der Reihe aufſtellen.

A. Freyheit — iſt ohnſtreitig die erſte und wichtigſte. Wir verſtehen darunter nicht Geſezloſigkeit und Befugniß jedes Menſchen, nach Laune und Willkühr zu handeln: denn dieß iſt gerade eine Hauptquelle des menſchlichen Elendes und zerſtört alle Vortheile und Freuden des geſellſchaftlichen Lebens. Sondern wir meinen damit einen vernünftig freyen Beſiz und Genuß der Rechte der Menſchheit, dahin inſonderheit folgende Stücke zu rechnen ſind: a) daß jeder frey und ungehindert leben und wohnen kan, wo er es ſeiner Konvenienz am angemeſſenſten findet: daß er folglich auch das Gebiet der Geſellſchaft mit ſeinem Eigenthum frey verlaſſen kan, wenn er will: b) daß jeder ſicher ſey, vor Gewalt, Unterdrückung, und Beraubung: c) daß jeder ſeine Kräfte, Geſchicklichkeiten und Talente gebrauchen und damit unter der Geſellſchaft Handel und Gewerbe treiben kan, wie er will und mag, ſo lange er damit nicht andern Mitgliedern vermeidliche Hinderniſſe ihres Erwerbes in den Weg leget: d) daß jeder ſein vollkommnes Eigenthum haben, gebrauchen und anwenden kan, wie ers ſelbſt für gut und rathſam hält: e) daß keiner zu Dienſten, Abgaben und Laſten gezwungen werde, welche nicht das gemeinſchaftliche wahre Intreſſe der Geſellſchaft erfodert und die eben darum alle Mitglieder aus gleichem Grunde und mit gleicher Willigkeit nach einem gleichen Maasſtabe übernehmen: endlich f) daß jeder ſeine Wahrheit frey ſagen und über alles, es heiſſe Staat, Religion, Geſez, Tugend, Laſter, perſönlicher Karakter oder wie es will, ſeiner Ueberzeugung gemäß freymüthig urtheilen darf, ſofern er die Gränzen der Beſcheidenheit und Achtung, in der Art des Ausdrucks ſeiner Wahrheit, nicht aus den Augen ſetzet. — Dieſe Stükke machen eigentlich die wahre Freyheit eines Volks aus, über die jede Geſellſchaft und jedes Mitglied der Geſellſchaft eiferſüchtig halten ſollte, weil ſie die Grundlage alles bürgerlichen und häuslichen Wohlſtandes und aller Zufriedenheit ſind. Je freyer, in dieſem Sinne, eine Geſellſchaft iſt, deſto glücklicher wird ſie werden. Und mit jeder Stufe der Abnahme dieſer Freyheit wird auch ihre Glückſeligkeit und Wohlbefinden abnehmen. Für dieſe Quelle der allgemeinen Wohlfarth müſſen alle Mitglieder wachen. Für ſie müſſen alle Leib und Leben wagen, um ſie zu erhalten und, wenn ſie fehlt, herzuſtellen.

B. Die wahre Freyheit, wie ich ſie beſchrieben habe, kan nicht ohne Ordnung ſeyn. Und dieſe iſt auch zur allgemeinen und individuellen Glückſeligkeit unentbehrlich. Ordnung muß die Seele jeder groſſen und kleinen Geſellſchaft ſeyn, wenn ſie beſtehen und blühen ſoll. Man nehme nur eine Familie. Sie beſteht aus lauter freyen Menſchen. Aber was würde entſtehen, wenn die Freyheit ohne Ordnung d. h. ohne Regel wäre? Jedes Geſinde z. B. handelt frey, ohne Zwang und Sklaverey. Es kann ſich zu einem Geſchäft vermiethen, zu welchem es will. Es kann ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn es will. Aber wenn es ihn einmal antrat, und ſo lange es in demſelben bleibt, muß es doch nach einer Regel handeln, die die Natur der Dinge oder der Wille des Brodherrn mit ſich bringt. Der Knecht, der die Roſſe beſorgt, muß ſie doch im Stalle halten und nicht im Zimmer abfuttern: er muß doch das Futter zu geſezten Stunden und in gehörigem Maſſe geben u. ſ. w. Mit einem Worte, es iſt an ſich klar, daß ohne Ordnung und folglich ohne Regel keine Geſellſchaft beſtehen kan. Und es iſt eben ſo augenſcheinlich, daß, ſelbſt ohne Regel, keine Freyheit ſeyn würde. Denn man ſeze doch, daß z. B. alle Mitglieder der Geſellſchaft an die Aemter der Geſellſchaft, an ihre Gemeingüter u. d. gleiche freye Anſprüche haben, und man nehme dabey an, daß keine Regel vorhanden wäre, nach welcher jeder ſeine Anſprüche geltend machen darf, daß alſo vielmehr jeder zugreifen könte, wenn und wie es ihm einfiele, würde da wahre Freyheit ſeyn? Würde da nicht der Beſcheidene dem Ungeſtümen, der Schwache dem Starken weichen und ſeine Freyheit unterdrücken laſſen müſſen? O daß es doch die Menſchen immermehr einſehen und beherzigen möchten, daß vernünftige Regeln und Geſeze die einzige wahre Stüze der Freyheit eines Volks ſind und daß Geſezloſigkeit und Ungebundenheit in einer Geſellſchaft grauſamere Tyrannen ſind, als die ſchärfſten Geſeze, und die daher entſtehende Unordnung mehr die menſchlichen Rechte und Freyheiten einſchränkt, als alle Regeln ſie je eingeſchränkt haben. Es iſt warlich das heiligſte Naturgeſez für alle Menſchen, die die Vortheile der Verbindung mit einer Geſellſchaft genieſſen wollen, daß ſie auf die in der Geſellſchaft eingeführte Ordnung halten und die Regeln und Geſeze, auf welche ſie ſich gründen, theils nie übertreten, auch wenn ſie ihnen laſtend werden ſollten, theils ihre Mitbürger zu deren Befolgung, durch alle anſtändige Mittel, anzutreiben ſuchen.

C. Wenn aber das Wohl der Geſellſchaft Ordnung, und Ordnung Geſeze erheiſcht, ſo iſt es eine wichtige Vollkommenheit einer Geſellſchaft, wenn ſie auch weiſe und gute Geſeze hat. Der Zweck der Geſeze iſt, die Rechte der Menſchen zu ſchüzen, die Stöhrer derſelben abzuhalten, Streitigkeiten zu entſcheiden und ſo uberall Ordnung und Ruhe zu erhalten und herzuſtellen. Die vornehmſte Eigenſchaft guter Geſeze iſt, auſſer der Einfachheit, Beſtimtheit und Deutlichkeit, die Mäſſigung. Ich verſtehe nehmlich unter Mäſſigung die möglichſt wenige Einſchränkung der natürlichen Freyheit des Menſchen. Wenn die Geſeze nur die allernothwendigſten Einſchränkungen derſelben machen, wenn ſie dem Handel und Gewerbe den möglichſt freyen Lauf laſſen, wenn ſie ſo wenig als möglich Vorrechte und Privilegien ertheilen, wenn ſie nur das befehlen und verbieten, was das Wohl der Geſellſchaft unvermeidlich erheiſcht, u. ſ. w. dann verdienen ſie das Lob der Billigkeit und Mäſſigung. Und dieſe Eigenſchaft iſt die wichtigſte Grundlage des öffentlichen Wohlſtandes. Denn dadurch werden der Geſeze wenig, und können alſo von jedem deſto leichter gefaßt, gemerkt und beobachtet werden. Dadurch werden denn auch der Gelegenheiten weniger, durch Geſeze zu chikaniren, zu bedrucken und die Freyheit zu beeinträchtigen. Dadurch werden wenigere Verbrechen und Strafen. Dadurch wird der ganze Geiſt der Nation freyer, edler, ſanfter und lenkbarer. Alzuviel Geſeze d. h. Gebote oder Verbote, vermehren die Verbrechen und Strafen: erhöhen die Strenge der Geſellſchaft gegen ihre Mitglieder: vervielfältigen die Bedruckungen und Ungerechtigkeiten: und machen die Nation ſklaviſch, tükiſch, hartherzig, mismüthig und — erſticken den Geiſt der gemeinſchaftlichen Liebe und Duldſamkeit.

D. Damit verbindet ſich von ſelbſt eine vierte Vollkommenheit der Geſellſchaft, ich meine, eine gute Gerechtigkeitspflege. Denn es iſt unmöglich, daß bey der natürlichen Gleichheit der Menſchen im Gebrauche ihrer natürlichen Rechte nicht zuweilen Streitigkeiten uber das Mein und Dein entſtehen, oder wechſelſeitige Beleidigungen vorfallen ſollten. Wenn nun kein größeres Unglück für die Menſchheit gedacht werden mag, als, wenn jeder Menſch ſich ſelbſt Recht ſchaffen und mit ſeinem Gegner ſeine Sache ausmachen müßte, und, wenn eben darum die Menſchen unter ſich bürgerliche Geſellſchaften errichtet haben, um ihre Streitigkeiten durch unpartheyiſche Mitbürger nach Maaßgabe allgemein angenommener Geſeze unterſuchen und beylegen zu laſſen, um des Friedens und der Ruhe zu genießen und ihrer Rechte und ihres Eigenthums ſicher zu ſeyn; ſo iſt es augenſcheinlich, daß in jeder Geſellſchaft gute Juſtizverwaltung eine Hauptvollkommenheit iſt, die alle Mitglieder der Geſellſchaft befördern, und, wenn ſie eingerichtet iſt, heilig halten müſſen. Und es iſt unverlezliches Naturgeſez im geſellſchaftlichen Zuſtande: unterwirf dich willig und ohne Ausnahme, dem geſezmäſigen Ausſpruche der Richter, welche die Geſellſchaft zur Rechtsſchlichtung erwählet. — Es iſt aber alsdenn erſt die Gerechtigkeitspflege eine wahre Vollkommenheit der Geſellſchaft, wenn ſie a) mit wenigen Koſten verbunden iſt: denn billig ſollte die Geſellſchaft ihre Mitglieder, für ihre anderweitige Abgaben und Laſten, die ſie für das Wohl des Ganzen übernehmen, umſonſt richten: b) wenn ſie ſo eingerichtet iſt, daß die Streitenden nicht von der Willkühr der Richter ſondern lediglich von den Geſezen abhängen: c) wenn ſie ohne vermeidliche Umſchweife und Zeitverluſt geſchieht.

E. Billig rechnet man, auſſer dieſen wichtigſten Stüken, auch den Reichthum zur Vollkommenheit einer Geſellſchaft. Ich verſtehe aber unter Reichthum, nicht Geldmenge und Mittel zur Pracht. Der wahre Reichthum eines Landes beſteht vielmehr in dem reichlichen Daſeyn derjenigen Produkte und Fabrikate, welche die Menſchen zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit, zur Verſchaffung der nöthigen Bequemlichkeit und Vergnügens, und zur Bildung des Geiſtes durch Künſte und Wiſſenſchaften, vonnöthen haben. Wenn dieſe Dinge reichlich vorhanden ſind, ſo wird die Induſtrie befördert, die Gleichheit des Ab- und Zufluſſes des Geldes und deſſen gehörige Zirkulation möglich gemacht, und jedem Mitgliede hinlängliche Gelegenheit zum Erwerb und Vermehrung ſeines häußlichen Wohlſtandes eröfnet. Und das iſt wahrer Reichthum für die Geſellſchaft, welcher die Wohlfarth des Ganzen und das Glück der Einzelnen entſcheidet, und welcher ohne künſtliche oder gewaltſame Mittel zu erzielen iſt. Denn es kommt lediglich darauf an, daß die Geſellſchaft alle Nahrungsquellen eröfne, alle Produkte des Landes aufſuche und benuze, alle Kräfte des

Bodens und der Körper bemerke und davon Gebrauch mache und — dann ihre Mitglieder, durch Freyheit des Handels und Gewerbes, und Aufmunterungen der Induſtrie, dabey in Thätigkeit ſeze. Geſchieht dieß, ſo wird es in der Geſellſchaft nie an Gelde fehlen und eben ſo wenig Mangel an Dingen gefunden werden, welche zur Nahrung, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen erfoderlich ſind.

F) Ungern zähle ich zu den Vollkommenheiten der Geſellſchaft auch Macht und Anſehen. Denn nur der Neid, die Eiferſucht und Habſucht der Deſpoten, welche die Rechte der Geſellſchaft an ſich geriſſen haben, hat es allererſt nothwendig gemacht, daß eine Geſellſchaft der andern durch ihre Stärke und Macht reſpektabel zu werden trachte. Denn wo jede Geſellſchaft neben der andern ruhig wohnen und die wechſelſeitigen Pflichten des Völkerrechts beobachten wollte, ſo würde Macht und Anſehen etwas ganz entbehrliches ſeyn. Jezt iſt ſie eine Vollkommenheit, für deren Erhaltung und Vermehrung alle Mitglieder der Geſellſchaft, um ihrer ſelbſt willen, auf das eifrigſte mitwirken müſſen. — Unterſuchen wir nun, worauf Macht und Anſehen eines Volcks beruhe, ſo lehret uns die Natur zwey Quellen dieſer geſellſchaftlichen Vollkommenheit. Die erſte liegt in ihr ſelbſt, und heiſt — gute Einrichtung des Militairs. Die beſtmögliche würde ſeyn, wenn alle Mitglieder der Geſellſchaft, die vermöge ihres Standes, ihrer Lebensart und ihrer daraus entſtehenden körperlichen Beſchaffenheit, die Waffen führen können, Soldaten wären und bis in ein gewiſſes Alter ſich in den Waffen übten und, auf jeden Fall der Noth ſich bereit hielten, die Vertheidigung des Landes und der Rechte der Geſellſchaft zu übernehmen: und — wenn dieſe militirenden Mitglieder des Staats von Jugend auf ſo erzogen und fernerhin ſo gebildet würden, daß ſie, ohnbeſchadet ihrer Induſtrie, in ihren häußlichen Geſchäften, beherzte, für Freyheit und Wohl des Vaterlandes entſchloſſene, und dabey an die möglichſt vollkomne Subordination im Dienſt gewöhnte Menſchen würden. Gewiß iſt es, nach der Geſchichte, daß ein Volk, welches ſo ganz Soldat iſt, und ſelbſt für ſeine Freyheit, für ſeine Güter, für ſeine Weiber und Kinder — ſtreitet, unüberwindlich iſt. — Eine zweyte Quelle der Macht und des Anſehens der Geſellſchaft liegt in gut gewählten und eingerichteten Verbindungen mit andern Geſellſchaften, vermöge deren eine der andern gegen alle Stöhrer ihrer Ruhe gemeinſchaftlichen Beyſtand leiſtet. — Dieſe beyden Stücke, innere Kriegsmacht und äuſere Bündniſſe, ſezen ein Volk in Anſehen und ſchützen es für Uebermacht und Unterdrückung. Und was die Geſellſchaft für dieſe Machtquellen

quellen beſchließt und verordnet, muß jedem Mitgliede heilig ſeyn.

G. Indeſſen entſcheiden weder Macht, noch Reichthum, noch gute Geſeze, die gemeinſchaftliche Glückſeeligkeit, wenn es den freyen Handlungen des Volks, von denen die Hervorbringung und Beförderung der bishergenannten Vollkommenheiten abhängt, an **moraliſchen Bewegungsgründen** gebricht, welche **Tugend** und **Religion** darbieten. Mit bloßen Zwange der Geſeze iſt kein Volk ſo zu regieren, daß es wirklich glücklich würde. Wenn die Menſchen alles das, was ihre individuelle ſo wohl als gemeinſchaftliche Wohlfarth erheiſcht, nicht freywillig d. h. darum thun, weil ſie es aus ſelbſt gedachten und empfundenen Gründen und Motiven für gut und recht und nothwendig erkanten, ſo wird nimmermehr eine gemeinſchaftliche Wirkſamkeit der Mitglieder einer Geſellſchaft, für das Wohl des Ganzen erzeugt werden. Gewalt der Geſeze iſt zu ohnmächtig dazu. Denn es giebt zu viel Mittel, ſich von dem Zwange der Geſeze zu befreyen. Der eine zwingt es mit Gelde: der andere durch Gunſt der Richter: ein dritter hilft ſich mit erkünſtelten Deutungen der Geſeze: einem vierten gelingen Betrug und heimliche Ränke: einem fünften Starrſinn in Ertragung der Strafen: u. ſ. w. Wo Moral und Religion nicht die Herzen regiert und Liebe zur Menſchheit und zum

Wohl der Geſellſchaft hervorbringt, da iſt alles umſonſt, was die menſchliche Klugheit für die Blüthe der Staaten erfand. Die Moral flößt dem Menſchen die Grundſätze der Billigkeit und der Menſchenliebe ein. Sie lehrt ihn, die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit ſeiner Mitmenſchen nicht nur als einen Gegenſtand ſeiner eignen höchſten Freude betrachten: ſondern ſie hilft ihm auch zur Einſicht in den genauen Zuſammenhang ſeiner individuellen Wohlfarth mit dem Wohlſtande des Ganzen. Sie überzeugt ihn von der Unzertrennlichkeit der Bande, welche den Menſchen mit der Geſellſchaft vereinigt. Sie unterrichtet ihn von ſeinen eignen natürlichen Rechten und weiſet ihn an, wie er ſie mit den Rechten der Geſellſchaft vereinigen ſoll. Und ſie ertheilt ihm, bey allen ihren Lehren und Vorſchriften, beſtändig ſolche Bewegungsgründe, die auf dem Wunſche nach eigner Glückſeligkeit beruhen. Und wenn die Moral der Menſchen durch Leitung der vernünftigen Selbſtliebe zu einen Menſchenfreunde gemacht und Liebe und Billigkeitsgefühl zu herrſchenden Triebfedern ſeines Lebens erhoben hat, ſo komt dann die Religion dazu und berauſcht ihn mit den herzerhebenden Gedancken, daß ſein Gott eben dieſe Geſinnungen der Liebe gegen die Menſchheit hat, die ſeine Moral ihm beygebracht hatte: daß er alſo durch Liebe, d. h. durch ein immerwährendes Beſtreben, in Beförderung gemeinſchaftlicher Glückſeligkeit, ſeine

Freuden und die Quelle ſeiner eignen Wohlfarth zu finden, ſeinem Gott ähnlich und folglich ein Gegenſtand ſeines Wohlgefallens und ſeiner Segnungen dieß und jenſeit des Grabes werde. — Wo dieſe beyden moraliſchen Kräfte in dem Menſchen wirken, da allererſt wird der Menſch für die Geſellſchaft leben und ihre Rechte und Geſeze heilig halten lernen. — Und ſo muß es augenſcheinlich der feurigſte Wunſch jedes verſtändigen Staatsbürgers ſeyn, daß ächte Tugend und Religion in der Geſellſchaft ausgebreitet werde.

II. Und iſt es den Mitgliedern der Geſellſchaft ein wahres Anliegen, vernünftige Religion und Moral unter ſich wirkſam zu machen und alle Anſtalten der Geſellſchaft, die ſie für dieſen wichtigen Zweck beſchließt, nach allen Kraften zu unterſtüzen, ſo wird ihnen auch Aufklärung überhaupt und Kinderzucht und Volksbildung inſonderheit am Herzen liegen müſſen. Denn je roher, unwiſſender, abergläubiſcher und dümmer ein Volk iſt, deſto ſchlechter iſt ſeine Denkungsart, deſto unfähiger iſt ſeyn Herz zur Tugend, deſto roher ſind ſeine Sitten, deſto ſklaviſcher und folglich unvollkommener und unſicherer iſt ſeine Folgſamkeit gegen die Geſeze. Je aufgeklärter hingegen eine Nation iſt, jemehr ihre Vernunft gebildet iſt, je deutlichere Begriffe und richtigere Urtheile über Dinge, die zur menſchlichen Glückſeligkeit gehören, unter ihr im Umlaufe ſind, deſto richtiger werden ihre Neigungen und Empfindungen, deſto ſanfter ihre Gefühle, deſto edler ihre Denkungsart, deſto reiner ihre Tugend, deſto gebildeter ihre Sitten, deſto freyer und folglich deſto vollkommner und ſicherer ihr Gehorſam gegen die Geſeze ſeyn. Und ſo iſt es jedes Mitglieds der Geſellſchaft heiligſte Pflicht, nicht nur an ſeinem Theil alles zu thun, was wahre Aufklärung befördern und die Beförderer derſelben aufmuntern und unterſtüzen kan, ſondern auch und vornehmlich alle Vorkehrungen der Geſellſchaft mit Eifer zu begünſtigen, welche dieſelbe zur Erziehung der Jugend und Bildung des Volks nöthig findet.

I. Iſt aber Aufklärung und Bildung des Volks eine Vollkommenheit jeder Geſellſchaft, ſo muß es ja wohl auch das Mittel ſeyn, durch welches ſie hervorgebracht werden kan, ich meine den Flor der Wiſſenſchaften und Künſte. Es hat es auch bereits die einſtimmige Erfahrung beſtätiget, und die Geſchichte aller Zeiten unleugbar gemacht, daß Wiſſenſchaften und Künſte die ſicherſten Grundlagen zur Vervollkomnung der menſchlichen Geſellſchaft ſind. Man hat es geſehen und ſieht es noch an allen Völkern, wo Wiſſenſchaften und Künſte unbekannt ſind oder nicht geachtet werden, daß die Menſchen in allen ihren Geſchäften ohne Geſchick, ohne Geſchmack und ohne Erfindung ſind: daß die Regierungsform ſchlecht und die Geſetze theils abgeſchmackt theils deſpotiſch ſind: daß der große Haufe an den Ketten des Aberglaubens und der Unwiſſenheit von Prieſtern und Mönchen wie ein Bär geleitet wird: daß der Karakter des Volks roh, unedel, und hartherzig iſt: daß die Religion ſinloſes Formelwerk und andächtelnde Grimaſſe iſt: daß feine Sitten und feine Gefühle fremd ſind. Hingegen bey Nationen, welche die Wiſſenſchaften lieben und die Künſte aufmuntern, fand man zu allen Zeiten verfeinerten Geſchmack, edle Sitten, ſanfte Empfindungen, geſunde Religionsbegriffe, menſchliche und billige Geſeze, Freyheitsſinn, Induſtrie, kurz alles, was ſich in einer Geſellſchaft vereinigen muß, wenn ſie zu den vorherbeſchriebenen Vollkommenheiten ſich empor heben ſoll. Und ſo iſt es abermals unverbrüchliches Naturgeſez für den Menſchen in der Geſellſchaft, Wiſſenſchaft und Künſte zu ſchätzen, zu begünſtigen und alles, was die Geſellſchaft zu ihrer Aufnahme veranſtaltet, möglichſt zu unterſtützen.

K. Ich füge zu dem allen noch eine negative Vollkommenheit der Geſellſchaft — die Verbannung des Luxus. — Man hat zwar dieſem Ungeheuer vielfältig das Wort geredet, und ſeine Vortheile geprieſen, die er der Geſellſchaft bringen ſoll. Aber wenn wir uns über den Begrif gehörig einverſtehen, ſo wird kein Zweifel übrig ſeyn, daß man den

Luxus als eine Peſt der Menſchheit verabſcheuen muß. Ich verſtehe unter dem Luxus die Gewohnheit, bey allem, was zum Unterhalt, Bequemlichkeit und Vergnügen gehört, Wahrheit, Weſen, und Solidität zu verachten und nur Menge und Mannigfaltigkeit, Pracht und Koſtbarkeit, Seltenheit und Neuheit zu ſchätzen und für dieſe Kinderpoſſen Erfindungskraft, Mühe und Geld aufzuopfern. Der Luxus iſt ſonach das entgegengeſezte Extrem von der armſeligen, ſordiden und geſchmackloſen Lebensart. — Der Wilde oder der Filz trägt eine ſchlechte, zerriſſne, häßliche Leibesbedeckung Zeit ſeines Lebens: er frißt ein fades, geſchmackloſes, ranzigtes Gericht, von einem hölzernen Teller, mit den Fingern: er ſizt auf einer hölzernen Banck und liegt auf einem elenden Lager, das Schmuz und Härte widrig macht: umherlaufen oder auf dem Raſen faullenzen und ſich von der Sonne beſcheinen laſſen, iſt ſein Zeitvertreib und ſein Vergnügen ꝛc. Der gebildete Menſch in einem kultivirten Staate kleidet ſich nach ſeinem Stande, und bemühet ſich im höchſten Grade reinlich und geſchmackvoll zu erſcheinen: er liebt in ſeiner Meublirung, wie in ſeiner Kleidung, Nettigkeit, Bequemlichkeit, moderne Kunſt und richtigen Geſchmack: er ſucht bey ſeiner Beköſtigung alles auf, was die Natur in ſeinen Wohnort ihm darbietet: er kennt ihre Schönheiten, ihre Mannigfaltigkeiten: er beſtrebt ſich, durch Zubereitung der Speiſen, durch

Reinlichkeit und Nettigkeit ſeines Geräthes und, ſo oft als möglich, durch Theilnehmung fröhlicher Geſellſchafter, das Vergnügen zu erhöhen, welches die Natur ihm ſo mannigfaltig darbot: er ſchäzt Wiſſenſchaften und Künſte und weiß daher jeden Tag, wenn ſeine Berufsgeſchäfte vollbracht ſind, bald bey wizigen Scherzen, bald bey klingenden Pokalen und frohen Rundgeſange, bald bey einem unterhaltenden Spiele, bald bey dem Zauber der Tonkunſt, bald im Zirkel philoſophiſcher oder politiſcher Plauderer — ſich zu vergnügen ꝛc. — Der reiche Thor begnügt ſich mit dem allen nicht. Kunſt und Natur ſind ihm zu einfach und zu gemein. Er muß ſo viel Kleider haben, daß er mehrere Wochen lang täglich in einem andern erſcheinen kan. Dieſe Kleider müſſen in Abſicht auf Farbe, Schnitt, Zuſammenſtellung ſich täglich nach den neueſten Einfällen gewiſſer vornehmer Thoren richten, die den Ton der Mode angeben: er fragt nichts nach wahrer Schönheit, nichts nach Bequemlichkeit, wenn es nur Mode iſt, wenn es nur neu und ungemein iſt, wenn es nur Aufſehen macht, wenn es nur koſtbarer iſt, als andere ſichs erzeugen können. So iſt er auch bey ſeiner Koſt und bey ſeinen Vergnügungen. Die erſtaunende Mannigfaltigkeit der Natur befriedigt ihn nicht. Köche müſſen ihre Erfindungskraft anſtrengen, aus den hunderterley bekanten Produkten der Natur tauſenderley Speiſen herauszukünſteln, die in Geſchmack, Geſtalt und wenigſtens in der Benennung verſchieden ſind. Er fragt nicht nach Geſundheit und wahren Geſchmack. Er will durch Menge ſich auszeichnen. Er will bey ſeiner Tafel und bey ſeinen Vergnügungen nicht ſowohl genieſſen als vielmehr glänzen. Das beſte ekelt ihn, wenn es wohlfeil iſt. Der beſte Wein ſchmeckt ihm nicht, wenn ihn nicht das Ausland erzeugt und die Seltenheit theuer gemacht hat. Das ſchönſte Gemüſe iſt ihm verächtlich, wenn es der Erdboden freywillig gab, wenn nicht der Kunſtgärtner es erzwang und ihm mit Golde es aufwog. Kurz, er ſucht alle Vollkommenheit im Ueberfluß, in dem äuſerlichen Glanze, in der Koſtbarkeit, in der Seltenheit, in der Neuheit. Um dieſen Zweck zu erreichen ſchont er keine Mühe, keine Zeit, kein Geld. Er muß ſie haben und ſollte er in wenig Jahren ſeinen Pankerut vor Augen und ſeine Kinder am Bettelſtab ſehen. — Sollte wohl bey dieſer Zuſammenſtellung das Urtheil vernünftiger Leſer noch ſchwanken? Sollte nicht jeder edeldenkende Weltbürger dieſen Luxus verabſcheuen und als ein Gift fliehen, das die Geſellſchaft zerſtört? Und lehrt es nicht die Erfahrug genug, daß dieſe unſelige Gewohnheit, den Wohlſtand der beſten Familien ſchon zerrüttet, die edelſten Menſchen zu Betrügereyen und niedrigen Ränken herabgewürdiget, die geſundeſten Menſchen ſchlaf und Kraftlos gemacht, die fleiſſigſten und nüzlichſten Menſchen, in träge, leichtſinnige, wollüſtige und arbeitſcheue Taugenichtſe umgeſchaffen, — daß ſie die ſchönſten Tugenden, der Nüchternheit, der Induſtrie, des Heldenmuths — verſcheucht und die häßlichſten Laſter der Völlerey, der Intrige, der Treuloſigkeit, des Egoismus — erzeugt — daß ſie die Ehen erſchwert und die regelloſeſte Wolluſt eingeführt und beynahe unvermeidlich gemacht hat? — Gewiß, gegen den Luxus kämpfen, ihn durch Reden verdrängen, durch ſtandhaftes Beyſpiel ihm trotzen und verächtlich machen, ſeine Lobredner am Pranger ſtellen, von ſeinen Beförderern und Vorgängern ſich öffentlich abſondern — iſt die Pflicht jedes wahren Patrioten und jedes edeln Mannes, dem das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt.

8.

Heiligkeit der Geſezgebenden Macht und der durch ſie eingeführten Geſeze.

Kein vernünftiger Menſch wird ſich überreden, daß eine menſchliche Geſellſchaft ohne poſitive Geſeze und folglich ohne geſezgebende und Geſeze ausübende Macht beſtehen könne.

Man überlege nur blos den Zweck der Geſellſchaft. Die Menſchen können als iſolirte Menſchen ſchlechterdings nicht glücklich ſeyn, theils weil die Menge ihrer Bedürfniſſe nur durch Vereinigung mehrerer Menſchen befriedigt werden mag, theils weil die Kolliſionen, die zwiſchen iſolirten und doch neben einander wohnenden Menſchen, bey der natürlichen Gleichheit derſelben, entſtehen müßten, ſie in ewige Fehden und Verwirrungen verwickeln würden. Sie errichteten alſo geſellſchaftliche Verbindungen, und mußten ſie errichten, um ihr Leben froher und den Genuß deſſelben ſich ſicher zu machen. Iſt nun Sicherheit der Hauptzweck aller geſellſchaftlichen Verfaſſungen, ſo entſteht ja in jeder Geſellſchaft, gleich bey ihrem Beginnen, die Frage: wie ſollen die Menſchen, durch die Geſellſchaft, wegen ihres Lebens, ihres Eigenthums, und des Genuſſes ihres Daſeyns ſicher geſtellt werden? wie ſoll die Geſellſchaft ihre Mitglieder ſchützen? Was ſollen dazu für Einrichtungen und Vorkehrungen getroffen werden? Sobald alſo dieſe Fragen entſchieden und die Art und Weiſe angegeben werden ſoll, wie die Geſellſchaft ihrer Mitglieder Rechte ſichern will, ſobald entſtehen unvermeidlich willkührliche Geſeze. Denn dieſe Art und Weiſe wird durch lauter zufällige Dinge beſtimmt. Zum Theil richtet ſie ſich nach den Wünſchen und Einſichten der Mitglieder der Geſellſchaft. Zum Theil wird ſie durch Klima, Nationalkarakter, Beſchaffenheit des Landes, Verhältniſſe gegen Nachbarn und andere ſolche Umſtände beſtimmt. Und ſo iſt es ja augenſcheinlich, daß es für den Menſchen in der Geſellſchaft, auſſer den bisher beſchriebenen natürlichen Regeln und Geſetzen, welche die Rechte und Obliegenheiten des Menſchen gegen die Geſellſchaft und unter einander beſtimmen, noch ſpecielle und willkührliche Regeln und Geſeze geben müſſe, nach denen die Mitglieder ſo gut wie die Geſellſchaft ihre Rechte ausüben und ihre Obliegenheiten erfüllen müſſen.

Und eben dieß machen die bisher beſchribenen Rechte der Geſellſchaft, auf deren Heilighaltung das Wohl der Menſchheit beruht, vollends augenſcheinlich. Denn wie kan die Geſellſchaft ſich vervollkommnen, wenn nicht öffentliche Anſtalten und Vorkehrungen dazu gemacht werden, die von der höhern oder geringern Einſicht, Beurtheilungskraft, und Geſchmack derer abhängen, die ſich dieſem Geſchäfte unterziehen? Müſſen da nicht nothwendig willkührliche Geſeze entſtehen? wenn z. B. Verordnungen gemacht werden ſollen, durch welche unter den Mitgliedern Ordnung im Handel und Wandel eingeführt werden muß, ohne ihre natürliche Freyheit alzuſehr zu beſchränken: oder, wenn Anſtalten gemacht werden ſollen, welche die Induſtrie befördern, die Nahrungsquellen eröfnen, die Landesprodukte in Nuzbarkeit ſezen, die Volkserziehung bewirken, Künſte und Wiſſenſchaften emporbringen ſollen: oder, wenn beſtimmte Regeln nöthig werden, nach denen Streitigkeiten zwiſchen Mitgliedern und Mitgliedern und zwiſchen Mitgliedern und der Geſellſchaft geſchlichtet werden können? Wahrhaftig, ſo fein hat die Natur für das menſchliche Auge die Gränzen zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Nuzen und Schaden, groſſen und geringen Vortheil — nicht gezeichnet, daß jeder ſie finden, daß die allgemeine menſchliche Vernunft ſie gleichſtimmig entſcheiden könte, und daß bey Verfertigung ſpecieller Geſeze und Veranſtaltungen nicht menſchliche Willkühr Antheil nehmen müßte.

Erwägen wir endlich, daß die Geſellſchaft dieſe Veranſtaltungen und Geſetze gar nicht hervorbringen und noch viel weniger ausüben und behaupten kann, ohne daß einzelne Mitglieder dabey helfen und der Geſellſchaft fortgeſezte Dienſte leiſten oder, für die Belohnung der Dienſtleiſtenden Beyträge liefern, ſo ergiebt ſich ein neuer Grund, warum die Geſellſchaft Macht haben muß, poſitive Geſeze zu geben und auszuüben, nehmlich weil ohne dieſe Macht weder Geſeze entſtehen, noch die dazu erforderlichen Dienſtleiſtungen und Abgaben eingerichtet werden könten.

Aus dem allen erhellet die Nothwendigkeit der Geſetze und einer Geſezgebenden Macht überhaupt und, die unverbrüchliche Pflicht aller Mitglieder, ſich dieſer geſezgebenden Macht zu unterwerfen, die durch ſie entſtehenden Geſeze heilig zu halten und jeden Stöhrer dieſer Macht und dieſer Geſeze als den Feind ſeiner eignen Ruhe und Wohlfarth zu betrachten.

IV.

Wer hat das Recht, poſitive Geſeze zu geben und zu handhaben?

Entſtehung des Unterſchieds zwiſchen Regenten und Unterthanen.

Die Stimme der Natur hat uns angewieſen, eine geſezgebende Macht anzuerkennen und für unſere Ruhe und Glückſeeligkeit ſie unentbehrlich zu finden: eben dieſe Stimme wird uns auch lehren, wem dieſe geſezgebende Macht gebühre, und wem es eigentlich zukomme, Geſeze zu geben und zu handhaben?

Und hier iſt wohl zuerſt ſo viel auſſer Streit, daß die Geſellſchaft als das Ganze dieß Recht, Geſeze zu machen und einzuführen, urſprünglich beſize, und daß keinem einzelnen Mitgliede der Geſellſchaft zukommen könne, den übrigen willkührliche Geſeze aufzulegen. Wenn nun urſprünglich die geſezgebende Macht ein natürliches Eigenthum der ganzen Geſellſchaft iſt, ſo folgt, daß ohne den einſtimmigen Willen der Geſellſchaft kein Geſez gemacht und eingeführt werden kan, daß alle Geſezgebung nur auf zweyerley Art rechtmäſſig entſtehen mag: entweder,

weder, wenn alle Mitglieder gemeinſchaftlich an Entwerfung der Geſeze arbeiten, und ſie, wenn ſie fertig ſind, gemeinſchaftlich einführen und ſich zur Haltung derſelben gegen einander verpflichten: oder, wenn alle Mitglieder die Entwerfung, Einführung und Handhabung der Geſeze einzelnen Mitgliedern freywillig übertragen.

Sobald auf die eine oder die andere Art in einer Geſellſchaft Geſezgebung vorhanden iſt, ſobald entſteht eine Regierungsform, die im erſten Falle Demokratie (Volksregiment) und im zweyten Falle Ariſtokratie (Republik) oder Monokratie (Fürſtenregiment) genennt wird. Die eigentlichen Mitglieder der Geſellſchaft, (ſofern dieſelbe einen gewiſſen Diſtrikt Landes befaßt,) welche als Eingebohrne das Land bewohnen und unter ſich daſſelbe beſizen, heiſſen die Nation. Und eine Nation, die eine feſtgeſezte Regierungsform hat, heißt, eine Staat: oder vielmehr, ſie macht einen Staat aus.

Wenn nun eine Nation die geſezgebende Macht als natürliches Eigenthumsrecht hat, ſo bleibt der Staat, als die Summe der Perſonen, welche jenes Eigenthumsrecht, vermöge geſchehener Uebertragung, ausüben, der Nation allezeit und auf ewig ſubordinirt. Denn der Staat oder die Inhaber der geſezgebenden Macht, werden darum, weil ſie Be-

ſizer

ſitzer dieſer Macht ſind, nicht Eigenthümer derſelben. Der Staat hat die Nutzung des Eigenthums, aber das Eigenthum ſelbſt kan er nie erlangen, weil Güter und Rechte der Natur unveräuſerbar ſind.

Ich kan mein Haus, meine Kleider veräuſern, denn dieſe ſind ein erworbenes, kein natürliches Eigenthum. Aber mein Recht, frey zu denken und zu urtheilen, mein Recht zu leben u. ſ. w. kann ich nicht veräuſern. Es kann wohl ein Menſch im Wahnſinn es ſagen und erklären, daß er es hiemit abtrete, aber es hat keine Wirklichkeit: ſo wenig es Wahrheit und Wirklichkeit hat, wenn in manchen noch jezt gebräuchlichen Eidesformeln der Schwörende ſich von der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit losſagt. Die Rechte und Anſprüche, die Gott ſelbſt dem Menſchen gab und die er ihm durch ewige und unveränderliche Geſeze der Natur nothwendig machte, können gar nicht veräuſert werden. Und was von allen natürlichen Rechten gilt, das muß auch von dem Rechte der Geſellſchaft gelten, eine geſezgebende Macht zu haben und auszuüben. Gott ſelbſt gab es ihr, indem er es dem Menſchen zur unvermeidlichen Nothwendigkeit machte, ſich in Geſellſchaften zu vereinigen und dadurch ſich den Genuß des Lebens zu erleichtern und zu ſichern. Wenn demnach, nur aus dem unvermeidlichen Bedürfniſſe des geſellſchaftlichen Lebens die geſezgebende Macht entſtand, ſo muß ſie auch allein und ausſchlieſſend nur der Geſellſchaft als Geſellſchaft zukommen. Und ſo kann auch die Geſellſchaft, welche durch die freye Verbindung ihrer Mitglieder Geſellſchaft ward, ihr natürliches Eigenthum nicht veräuſſern: weil daſſelbe nichts anders iſt, als eine in der Geſellſchaft vereinigte Summe natürlicher Rechte der Einzelnen.

Die Nation behält demnach ewig die geſezgebende Macht und, was ſie überträgt, iſt blos Verwaltung und Ausübung derſelben, die nur ſo lange übertragen bleibt, als es die Nation will, und keine anderweitige Uebertragung gemeinſchaftlich beſchließt. Die Staaten und die Fürſten handeln überall nur im Namen der Nation, die ihnen ihre Macht anvertrauet hat, und die alſo, wenn ſie irgend einmal dieſelbe zurückfodern ſollte, nie mit Recht einer Empörung beſchuldigt werden kan. Sie kan, aus andern Gründen, den Vorwurf verdienen, daß ſie unrecht thut. Aber Rebellion iſt wenigſtens kein Verbrechen, welches man einer ganzen Nation zur Laſt legen kan. Eine Nation rebellirt nicht, ſondern ſie reklamirt nur ihre Rechte, deren Ausübung ſie übertragen hatte.

Wenn aber die Frage entſchieden iſt, wer der Eigenthümer der geſezgebenden Macht ſey? ſo bleibt uns immer noch die andere übrig: wem die Verwaltung derſelben gebühre? Denn es iſt in die Augen fallend, daß nicht alle Mitglieder der Geſellſchaft, an dem Gebrauche dieſes Eigenthums der Geſellſchaft Theil nehmen können: weil, zumal bey einer zahlreichen Nation, bey der unendlichen Verſchiedenheit der Geſinnungen und Meynungen, eben ſo viel Fehde und Zerrüttung unter den Menſchen entſtehen würde, als wenn gar keine verbundene Geſellſchaft exiſtirte. Folglich iſt es eine in der Natur gegründete Nothwendigkeit, daß das Volck ſich entweder in Klaſſen ſondere, um ſich Repräſentanten zu wählen und denen die Verwaltung der geſezgebenden Macht gemeinſchaftlich zu übertragen, oder daß es Einem dieſelbe überlaſſe. Und wer ſoll nun der Eine, oder, wer ſollen die Repräſentanten ſeyn?

Wenn wir hier abermals die Natur fragen, ſo vernehmen wir, daß ſie das Recht, unter vielen zu herrſchen, dem Stärkern angewieſen hat. Wenn alſo eine Geſellſchaft nicht ſelbſt herrſchen kan, wenn ſchlechterdings einer oder einige herrſchen müſſen, ſo hat in der Geſellſchaft, der Natur nach, der Stärkere das Recht dazu.

Man kan dieſe Regel der Natur überall leſen. Sie hat uns dieſelbe, wie alle ihre Geſeze, in allen ihren Handlungen ſichtbar gemacht. Ueberall weicht der Schwache dem Mächtigen. Ueberall leitet das Geiſtige das Körperliche. Ueberall herrſcht die gröſſere Kraft (ſie heiſſe Denkkraft, oder Schwerkraft, oder Schnellkraft, —) über die geringere.

Und wie ich von der Natur lerne, was ſie von mir fodert, wenn ich auf das Acht habe, was ſie ſelbſt thut, ſo lerne ich auch den Willen Gottes erkennen, wenn ich auf die Wege ſeiner Vorſicht acht habe. Wenn ich demnach gewahr werde, daß die Vorſehung dem und jenem Menſchen die höhere Kraft verlieh, die er ja ohne ihren Willen nicht haben und auch in keiner andern Abſicht von ihr erhalten konte, als, um ſie zu gebrauchen und, zwar als höhere Kraft zu gebrauchen; ſo iſt mir das Belehrung Gottes von ſeinem Willen, ſo erkenn, ich, daß Gott ihn zum Herrſcher beſtimmt habe.

Alſo führen uns zweyerley Betrachtungsarten auf den Saz, die Stärkern haben ein natürliches Recht zu herrſchen. Und ſo haben wir nur noch nöthig den Begrif des Stärkern ein wenig näher zu beſtimmen.

Es iſt bekannt, daß die Kräfte, aus denen Stärke entſteht, entweder körperliche oder geiſtige, phyſiſche oder moraliſche ſind und — daß leztere von der Natur einen Vorzug vor den erſtern haben, obgleich beyde nicht ohne einander beſtehen und wirken können. Und nach dieſer Vorausſezung iſt der wahre Stärkere, der in der Geſellſchaft das Näherrecht zum Herrſchen hat, vornehmlich der Weiſere, welcher deſto vollkommner und zum Herrſchen deſto geſchikter iſt, wenn er mit der moraliſchen Kraft des Verſtandes, der Einſichten, der Lebhaftigkeit des Geiſtes, des Muths u. ſ. w. (mit welchen Gedanken und Geſinnungen der Menſchen regieret werden) auch die phyſiſchen Kräfte des Körpers, des Reichthums, u. ſ. w. verbindet.

Nach der Regel der Natur muß alſo jede Geſellſchaft den oder dem Stärkern die Verwaltung der geſezgebenden Macht übertragen. Allein es iſt hierbey wohl zu bemerken, daß dieſe Macht, ohngeachtet dieſes erwieſenen Rechts des Stärkern, immer Eigenthum der Geſellſchaft bleibt, und daß der Stärkere, der ſie in ſeinen Händen hat, ſie eigentlich doch nur durch den freyen Willen der Geſellſchaft hat. Denn erſtlich iſt es an ſich nicht immer klar, welcher wirklich der Stärkere und Weiſere iſt: daß alſo zwiſchen mehrern Kompetenten zum Herrſcherrecht Wahl ſtatt findet, welche von den freyen Einſichten der Geſellſchaft abhängt. Und zweytens bleibt ſelbſt diß der Geſellſchaft frey, ob ſie der Regel der

Natur folgen und das Recht des Stärkern gelten laſſen, oder ſich dagegen auflehnen will: ob ſie gleich Unrecht daran thut. Folglich iſt in allem Betracht jeder Regent das, was er als Regent iſt, durch den erklärten oder präſumirten Willen der Nation. Und weicht auch zuweilen die Nation dem Stärkern aus Zwang, weil er zugleich der Uebermächtige iſt, ſo geſchieht es doch nur auf eine Zeit. Ihr Eigenthum verjährt dadurch nicht.

Wo nun in einer Geſellſchaft eine Verwaltung ihrer geſezgebenden Macht exiſtirt, da iſt eine Regierung: welche nichts anders iſt als, eine durch einen ausdrücklichen oder ſtillen Vertrag mit der Nation entſtandene Verwaltung der obgedachten Rechte der Geſellſchaft, die den einzigen Zweck hat, die gemeinſame Wohlfarth und Vervollkomnung der Geſellſchaft zu befordern.

Die Inhaber der Regierung heiſt man Regenten. Herrſcht nur einer, ſo heiſt er Monarch oder Fürſt, princeps. Herrſcht ein ſolcher nach Willkühr, ohne ſich um die Einſtimmung der Nation zu bekümmern, ſo heiſt er Deſpot, und eine ſolche willkührliche Regierung heiſt, Deſpotismus.

Und nun erſt erwächſt ein Unterſchied in der Geſellſchaft, der vorher nicht war. Als Mitglieder der Geſellſchaft waren einander alle gleich. Als

Mitglieder der Geſellſchaft aber, in welcher Regierung iſt, und die darum ein Staat genennt wird, entſteht der Unterſchied zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, zwiſchen Regenten und Unterthanen. — Wir haben alſo nun bey dieſen beyden Klaſſen von Mitgliedern des Staats ihre Obliegenheiten und Befugniſſe beſonders zu unterſuchen, um in dieſer wichtigen Angelegenheit des Menſchen, Wahrheit und Irrthum zu unterſcheiden.

V.

Allgemeine Principien zur Beſtimmung der Befugniſſe und Obliegenheiten des Regenten.

Wenn wir beſtimmt wiſſen wollen, was der Regent kan und nicht kan, was er, zu thun, auf der einen Seite berechtiget auf der andern verbunden iſt, ſo müſſen wir erſt allgemeine Prinzipien aus den bisher erklärten Geſezen der Natur zu entwickeln ſuchen. Sie ſind in folgenden Sätzen enthalten.

1. Der Regent iſt nicht Eigenthümer des Landes und der Unterthanen, in dem Sinne, wie der Gutsbeſitzer Herr von ſeinen Aeckern und von ſeinem daraus gelößten Gelde iſt. Das Land gehört nicht einmal der Nation, ſondern jedes Stück des Landes iſt Eigenthum deſſen, der es durch Kauf oder Erbe

beſizt. Und die Perſonen der Unterthanen ſind als Menſchen lediglich Gottes Eigenthum. Sklaverey und Knechtſchaft iſt wider die Natur und wider Gott. Sie iſt Folge des ſchändlichſten Deſpotismus, der nur in Zeiten der Barbarey und Dummheit beginnen und durch Barbarey und Dummheit ſich erhalten kan. Der Name Landesherr hat alſo keine eigentliche Bedeutung, ſondern eine blos uneigentliche. Der Regent heiſt Landesherr, blos in Beziehung auf die Regenten anderer Staaten, wiefern dieſe alle in ſeinem Lande und über ſeine Unterthanen nichts zu befehlen haben. In Verhältniß gegen dieſe andern, nennt er es ſein Land, ſeine Unterthanen: nicht alſo wiefern er Eigenthümer davon iſt, ſondern wiefern er allein in dieſem Lande und dieſen Unterthanen zu befehlen hat. Alſo ſind Unterthanen nicht Knechte des Regenten, ſondern freye Leute; welche ihrem Regenten freywillig die geſezgebende Macht übergeben haben und die ſich von ihm Geſeze geben laſſen, wiefern ſie durch dieſe ſeine Geſeze, Sicherheit für ihre natürlichen Rechte und Erleichterung ihres Genuſſes erwarten und ihm dafür Dienſte und Abgaben leiſten. Sonach iſt der Regent freygewähltes Oberhaupt der Nation, der im Namen der Nation handelt und blos das befehlen darf, was das Wohl der Geſellſchaft befördert und das verbieten, was demſelben nachtheilig iſt.

2. Iſt der Regent nicht Eigenthumsherr des Landes und ſeiner Einwohner, ſo iſt er den Rechten der Menſchheit ſubordinirt. Denn wenn die Unterthanen freye Menſchen ſind, ſo ſind ſie im unveräuſerlichen Beſiz der Rechte der Menſchheit: ſo gehn die Rechte der Menſchheit allen Befehlen des Regenten vor: ſo iſt kein Geſez gültig und rechtmäſſig, das Rechte der Menſchheit aufhebt: ſo iſt der Regent verbunden, die Rechte der Menſchheit als ſein höchſtes Augenmerk zu betrachten, dem er alle ſeine Wunſche und Befehle unterordnen muß. Und dieß fällt um ſo heller in die Augen, wenn man erwägt, daß ſelbſt die Geſellſchaft oder Nation, durch die der Regent doch ſelbſt erſt iſt, was er iſt, nicht über die Rechte der Menſchheit erhaben iſt. Denn die Menſchen verbanden ſich ja deswegen in Geſellſchaften und begaben ſich dadurch in eine Art von Beſchränkung ihrer natürlichen Freyheit, um ihre menſchlichen Rechte deſto ſicherer zu beſizen und zu genieſſen: nicht — um ſie der Geſellſchaft zu verkaufen und ſich in Knechtſchaft zu begeben. Folglich kan der Regent, (dem ja von der Geſellſchaft kein Recht übertragen werden kan, was ſie ſelbſt nicht hat) die Rechte der Menſchheit nie aufheben. Er kan alſo z. B. nie ſagen: du ſollſt nicht mehr exiſtiren, nicht mehr geſunde Luft athmen, nicht mehr durch deine Kräfte und Talente erwerben, nicht mehr frey und laut urtheilen. Er kan zwar z. B. ſagen:

du ſollſt nicht bey deinen Urtheilen grob und entehrend ſeyn, aber er kan nicht ſagen, du ſollſt gar nicht frey urtheilen. Die Art des Gebrauchs der Rechte kan er beſtimmen, daß ſie der Geſellſchaft nicht ſchädlich werden: aber das Recht ſelbſt darf er keinem Unterthan rauben.

3. Iſt der Regent alles, was er als Regent iſt, durch die Nation, ſo iſt er auch den Rechten der Geſellſchaft ſubordinirt: (S. III.) ſo kan er keine Geſetze und Befehle geben, welche dieſen Rechten zuwider ſind: ſo iſt er vielmehr verbunden, alle ſeine Geſetze und Befehle ſo einzurichten, daß ſie jene Rechte der Geſellſchaft ſchützen und erhalten helfen. Alſo kan z. E. der Regent die Heiligkeit der Verträge nicht umſtoſſen oder vermindern, die Eide nicht nach Belieben brauchen und damit ſpielen, die Gleichheit der Mitglieder der Geſellſchaft gegen die Geſellſchaft nicht aufheben, die Vollkommenheiten der Geſellſchaft, Freyheit, Ordnung, Gerechtigkeit, Macht u. ſ. w. nicht zerſtöhren. Er muß vielmehr, wenn er nicht Deſpot ſeyn und ſich der Nation verächtlich und verwerflich machen will, dieſe Rechte und Vollkommenheiten zum höchſten Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit machen, und ſein ganzes thätiges Leben ihrer Erhaltung und Beveſtigung widmen.

4. Wenn der Regent die Rechte der Geſellſchaft nur adminiſtrirt, und wenn dieſe ſich nie über die natürlichen Rechte der Einzelnen, ich meine die Rechte der Menſchheit (S. II.) erſtrecken, ſo hat der Regent keinen andern Gegenſtand ſeiner regierenden Vorſorge als das Ganze. Wie alſo mein ſtiller Vertrag, der mich mit der Geſellſchaft verbindet, nicht dahin gehet, daß die Geſellſchaft meine Perſon regieren und meine natürliche Freyheit aufheben ſoll, ſo geht auch des Regenten Macht nicht auf die Regierung des Einzelnen ſo, daß er ſeine natürliche Freyheit beeinträchtigen könte. Er regieret das Ganze und hat dem Einzelnen nur inſofern zu befehlen, wiefern er Theil des Ganzen iſt und auf das Ganze Einfluß hat: und er hat blos das Wohl des Ganzen zu beſorgen und ſich um das Wohl des Individuums weiter gar nicht zu bekümmern, als wiefern daſſelbe mit dem Wohle des Ganzen unmittelbar verbunden iſt. — Dieß beweiſet nicht nur das Weſen aller gemeinſchaftlichen Verbindungen, ſondern die Natur lehret es durch die Einſchränkung der menſchlichen Kraft von ſelbſt, indem ſie es, durch dieſelbe unmöglich gemacht hat, alle einzelnen Theile eines ſo ungeheuren Ganzen zu überſehen und in Obacht zu nehmen. — Wir müſſen aber dieſen Grundſaz mehr beſtimmen, und daher die Frage genauer entwickeln: wiefern der Regent, der nur für das Wohl des Ganzen zu ſorgen hat, die Handlun-

gen der Einzelnen beſtimmen könne? Die allgemeine Antwort iſt: er kann nur die Handlungen beſtimmen, welche wirklichen und unmittelbaren Einfluß aufs Ganze haben. Und was ſind das für Handlungen? Keine innre, (z. B. das Denken, Glauben, Lieben,) und keine blos mechaniſche Handlung des Menſchen, (z. B. das Verdauen) hat wahren und unmittelbaren Einfluß auf den Staat. Daraus ergiebt ſich ſchon die erſte Beſtimmung: der Regent hat über meine innern Thätigkeiten, ſo wie über alle unfreye und mechaniſche, gar nichts zu befehlen. Er kan mir z. B. weder befehlen noch verbieten, daß ich etwas liebe oder etwas glaube, oder gut oder ſchlecht verdaue u. ſ. w. — Aber auch nicht alle äuſerlichen und freyen Handlungen des Menſchen haben einen wirklichen und direkten Einfluß auf den Staat. Alſo müſſen wir auch hier noch Unterſchiede bemerken, und durch ſie das Recht des Regenten beſtimmen. Nehmlich es kommt hier alles darauf an, daß wir den unmittelbaren und direkten Einfluß einer Handlung auf den Staat gehörig ins Licht ſezen. Dieſer Einfluß aber iſt doppelt. Eine Handlung kan einen heilſamen Einfluß haben und dieſer Einfluß iſt alsdenn nur ein wirklicher und unmittelbarer, wenn die Handlung von der Wohlfarth des Staats abſolut erfodert wird, weil ihr Gegenſtand zu den Rechten der Geſellſchaft gehört und die Handlung für deren Erhaltung unentbehrlich iſt, z. E. das Halten der Verträge, die Entrichtung der Abgaben u. d. m. Es kan aber auch eine Handlung einen ſchädlichen Einfluß haben, wenn ſie entweder die Rechte der Geſellſchaft oder der Einzelnen würklich beeinträchtiget (z. E. wenn einer die öffentliche Ruhe ſtöhrt oder fremdes Eigenthum ſich anmaßt,) oder wenn ſie der Geſellſchaft rechtmäſſige Vortheile raubt, die jedes Mitglied ihr zu erhalten ſchuldig iſt: z. B. wenn einer eine Fabrik anlegen wollte, welche die Luft verpeſtete. Aus dieſen Angaben folgen nun ganz natürlich die allgemeinen Befugniſſe des Regenten, die in den Rechten der Geſellſchaft ihren Grund haben. Der Regent kan 1. nur ſolche Handlungen dem Individuo befehlen, welche für die Erhaltung der Rechte der Geſellſchaft unentbehrlich ſind, und die eben darum aller Unterthanen gemeinſchaftliche Schuldigkeit ſind, ſofern nehmlich und ſolange ſie es ſind: z. E. Beyträge zur Erhaltung des Militairs: aber er kann keine Handlungen befehlen, die die Rechte der Geſellſchaft nicht erheiſchen und zu denen nicht alle Unterthanen verpflichtet ſind, z. B. daß ein einzelner Unterthan eine durch Willkühr des Regenten beſtimmte Summe Geldes an ihn abliefere. Der Regent kan 2. nur ſolche Handlungen des Individuums verbieten, welche der Geſellſchaft direkten Schaden thun, oder die Rechte der Einzelnen verlezen, oder rechtmäſſige Vortheile rauben, an deren Erhaltung allen gelegen iſt: aber, er kan nicht Handlungen

lungen verbieten, die blos mein Individuum beſchädigen: z. B. daß ich nicht zu viel eſſe, daß ich mein Geld nicht unüberlegt ausgebe, daß ich nicht den öffentlichen Gottesdienſt verſäume ꝛc. 3. Der Regent kan nur fürs Ganze gute Anſtalten zur Vervollkommung der Geſellſchaft machen, aber er kan das Individuum nicht zwingen, daran perſönlichen Genußantheil zu nehmen. So kan er z. B. Schulen ſtiſten, und mich nach der obigen erſten Beſtimmung zwingen, meine Beyträge zur Erhaltung derſelben zu liefern, aber er kan mich nicht zwingen, meine Kinder ſelbſt hinein zu ſchicken, ſondern es bleibt meiner natürlichen Freyheit überlaſſen, ob ich ſie ſelbſt unterrichten oder ihnen einen Hauslehrer geben will.

5. Ueber Exiſtenz, Aufenthalt, Eigenthum, und Art der Beſchäftigung — der Unterthanen hat der Regent ſo wenig als die Geſellſchaft ein wahres Recht, ihnen etwas vorzuſchreiben. Seinen beſoldeten Dienern kan er befehlen, wo ſie leben, wie ſie wohnen, was ſie arbeiten ſollen ꝛc. ſofern und ſo lang ſie in ſeinen Dienſten ſind und ſeyn wollen. Aber dem Unterthanen kan er ſo wenig, als die Nation, vorſchreiben, wo er ſich aufhalten, was er für Arbeiten vornehmen, was er mit ſeinem Eigenthum machen ſoll u. ſ. w. Nur verbieten kan der Staat dem Einzelnen, wo er nicht ſeyn, was er

nicht vornehmen ſoll, ſofern ſein Seyn und Wirken mit dem Wohle des Ganzen in wahre Kolliſion kommt.

6. Wenn der Regent bey dem Antritt ſeiner Regierung Geſeze, Verfaſſungen, Einrichtungen vorfindet, welche die Nation ehedem ſelbſt veſtgeſezt und bisher behauptet hat, ſo iſt er ſchuldig, dieſelben unverändert zu erhalten, und keine Abänderung derſelben, auch wenn ſie die wahreſte Verbeſſerung wäre, ohne Beyſtimmung der Nation, vorzunehmen. Denn die Nation iſt über den Regenten und — Wohlthaten dürfen nicht aufgezwungen werden.

7. Der Regent iſt der Nation von der Verwaltung der ihm übertragnen geſezgebenden Macht Rechenſchaft ſchuldig. Der einzelne Unterthan kan ſie nie fodern. Aber die Nation iſt dazu berechtiget, weil ſie die Eigenthümerin dieſer Macht iſt. — Allein, wo iſt die Nation? — —

VI.

Allgemeine Principien zur Beſtimmung der Befugniſſe und Obliegenheiten der Unterthanen.

1. Unterthan — heiſt jeder, der unter der Nation lebt und erwirbt — ſolange, als er unter ihr lebt

und erwirbt. Hält er ſich blos auf, ohne zu erwerben, ſo heiſt er Fremdling. —

2. Unterthanen und Nation ſind alſo verſchieden. Unterthanen ſind alle, die im Lande wohnen und erwerben. Zur Nation aber gehören alle (auch der Regent und ſeine Räthe) welche im Lande gebohren ſind, oder wenigſtens im Lande Grundeigenthum beſitzen.

3. Der Unterthan iſt freyer Menſch. (S. III. A.) Er kan arbeiten, wohnen, urtheilen, ſich begatten, was und wo und wie er will. Keine Art der Wirkſamkeit kan ihm gewehret werden, ſo lange ſie nicht mit den natürlichen Rechten ſeiner Mitunterthanen oder der Geſellſchaft, in wahre Kolliſion kommt. Vielmehr iſt die Geſellſchaft ſchuldig, ſeine natürliche Freyheit zu ſchützen und alle Beeinträchtigungen derſelben von ihm zu entfernen.

4. Wo die Handlungen des Unterthanen auf ſeine Mitunterthanen oder auf den Staat wirken, da muß er nach den Geſezen ſich richten, welche er in der Geſellſchaft oder im Staate vorfindet. Denn da kein einzelner Menſch in der Geſellſchaft das Recht haben kan, Geſeze zu machen oder abzuändern, ſo iſt jeder Unterthan verbunden, den einmal vorhandenen Geſezen nachzuleben, ſo lange der Regent oder die Nation keine andern Geſeze nöthig findet.

Was ihm die Geſeze (ohne daß ſeine menſchlichen Rechte direkte durch ſie aufgehoben werden) zu thun, zu laſſen, zu entrichten ꝛc. gebieten, das muß er ohne Weigerung und Widerrede thun, laſſen, entrichten u. ſ. w. Dieß iſt unverbrüchliches Geſez der Natur. Denn da kein Menſch ohne Geſellſchaft ſein Daſeyn genieſſen und keine Geſellſchaft ohne Geſeze beſtehen kan, ſo muß ſich kein Mitglied von dem Gehorſam gegen die Geſeze ausſchlieſſen, welches die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens genieſſen will.

5. Der Unterthan muß ſonach ſelbſt Beſchränkungen ſeiner menſchlichen und natürlichen Rechte ſich gefallen laſſen. Aufheben und zerſtöhren darf ſie ihm niemand. Dafür muß die Geſellſchaft ihm ſelbſt Bürge ſeyn. Aber Einſchränkungen bey ſeinen äuſerlichen Handlungen, durch welche er Gebrauch von ſeinen natürlichen Rechten macht, muß er ſich gefallen laſſen, wenn und ſofern dieſe ſeine Rechte mit dem Staate in einen wirklichen Streit gerathen. Und ſelbſt die Beurtheilung dieſer Fälle, wenn wirklicher Streit vorhanden iſt, muß er der Geſellſchaft oder den Verweſern ihrer Rechte überlaſſen. (S. III. 8.)

6. Da der Unterthan blos ein unendlich kleiner Theil des Ganzen iſt, ſo muß, in Abſicht auf Würde

de und Erhabenheit, ein unendlicher Abſtand zwiſchen dieſem Theile und dem Ganzen ſeyn. Jeder einzelne Unterthan muß alſo die Geſellſchaft oder den Staat (ſobald er ſich als Theil vom Ganzen abſtrahirt als eine Summe von Vollkommenheiten denken, gegen welche ſeine Vollkommenheiten ſich verhalten wie die Einheit zur ungeheuren Zahl. Denn in dieſem Ganzen, welches man Geſellſchaft oder Staat nennt, liegen alle Vollkommenheiten der Weißheit, des Reichthums, der Macht ꝛc. welche ſich in allen Mitgliedern befinden. Das Ganze vereinigt folglich alles in ſich, was in dem einzelnen Unterthan einzeln iſt. Dieß verbindet ihn zur tiefſten Ehrerbietigkeit gegen dieſes Ganze, und folglich auch inſonderheit gegen den oder die, welchen die Nation die Summe ihrer Vollkommenheiten gleichſam übertragen und in deren geheiligter Perſon ſie ihre Gröſſe und Majeſtät vereiniget hat.

7. Der Unterthan hat an die Geſellſchaft oder den Staat weiter kein Recht, als welches der ſtillſchweigende oder ausdrukliche Kontrakt mit ſich bringt, den alle Mitglieder einer Geſellſchaft mit der Geſellſchaft errichtet haben. Er kan nichts weiter von dem Staate fodern, als 1. Sicherheit und Schuz ſeiner Rechte, ſeines Eigenthums und des freyen Gebrauchs ſeiner natürlichen Freyheit, und — 2. Sorge der Geſellſchaft und ihrer Ver-

weſer für die Wohlfarth und Vervollkomnung des Ganzen. Und er iſt ſchuldig zu beyden ſelbſt, als Theil des Ganzen, ſo viel an ihm iſt, beyzutragen und mitzuwürken. Eine ſpecielle Sorgfalt und Begünſtigung für ſeine Perſon kan er nicht fodern. Denn der Staat hat ſich um ſein Individuum nicht zu bekümmern. Er iſt keinem einzelnen Unterthanen beſondere Wohlthaten oder Unterſtüzungen ſchuldig. Denn da der Staat nicht jedem dergleichen erzeigen kan, ſo kan ſie keiner fodern: S. III. 6. Nur in dem einzigen Falle kan der einzelne Unterthan beſondere Gunſtbezeugungen vom Staate verlangen, wenn er dem Staate beſondere und perſönliche Dienſte leiſtet oder Vortheile verſchaft, oder Uebel von ihm abwendet. Auſſerdem muß der einzelne Unterthan ſich mit den allgemeinen Vortheilen begnügen, die alle Unterthanen vom Staate haben, daß er ſicher lebt, und Gelegenheit findet, unter dem Schuze der Geſeze zu erwerben und ſeines Daſeyns froh zu werden. Der Staat und Regent haben nur für das Wohl des Ganzen zu ſorgen und der Unterthan kan nicht mehr erwarten, als den Rückfluß des Wohls des Ganzen auf alle Theile. Und wer Verſtand hat, dieſen Rückfluß zu berechnen und einzuſehn, wie unendlich viel jeder einzelne Menſch gutes gewinnt, wenn er in einem Staate lebt, wo Freyheit geſchüzt, Ordnung erhalten, weiſe Geſezgebung gehandhabet, jedem ſein Recht gewiſſenhaft geſprochen, jedem Quellen des Erwerbes und des Reichthums eröfnet, vernünftige Religion geübt, der Luxus gehaßt, Wiſſenſchaften und Künſte geachtet, befördert und aufgemuntert werden und, wo unter dem Volke Tugend und Menſchenliebe und edle Gefühle und geſunder Geſchmack herrſchen: der wird begreifen, daß der Unterthan als Unterthan dem Staate eine erſtaunende Summe von Glückſeligkeit zu verdanken hat.

8. Der Unterthan kan von dem Staate und dem Innhaber der geſezgebenden Macht zur Rechenſchaft fodern. Das kan nur die Nation, welche Eigenthümerin dieſer Macht iſt. Aber jeder Unterthan hat das Recht, zum Beſten des Ganzen Vorſchläge zu thun, mögliche Verbeſſerungen der Geſeze und der öffentlichen Anſtalten bekannt zu machen und freymüthig die Fehler zu entdecken, welche er in den Geſezen, Edikten und Anſtalten der Regierung gewahr wird. Und er hat bey dieſem allen Mitgliedern jeder Geſellſchaft zuſtändigen Rechte weiter keine Einſchränkung, als dieſe, daß er ſich in den Gränzen der Beſcheidenheit und der Mäſſigung halte und beſonders gegen die Nation und deren Repräſentanten die tiefſte Ehrerbietigkeit nicht aus den Augen ſeze, (S. oben b.) welche er als Theil dem Ganzen ſchuldig iſt. (S. die Schrift: über Preßfreyheit ꝛc.)

VII.

Specielle Obliegenheiten der Unterthanen und Befugniſſe des Regenten.

Aus den bisher vorausgeſchickten allgemeinen Grundſätzen, welche die Beyſtimmung der allgemeinen menſchlichen Vernunft unumſtößlich macht, wollen wir nun die speciellen Obliegenheiten und Befugniſſe, Schuldigkeiten und Rechte der Unterthanen und Regenten herleiten. — Alſo zuerſt fragen wir: was kan der Regent fodern? welches ſind ſeine Rechte? was iſt er gegen ſeine Unterthanen zu thun und von ihnen zu verlangen befugt und — was ſind die Unterthanen ihm ſchuldig? was ſind die Obliegenheiten der Staatsbürger?

1.

Aeuſerliche Ehrerbietigkeit.

Das erſte und geringſte, was der Regent fodern und durch Strafen erzwingen kan (denn von ſolchen vollkomnen Foderungen iſt hier die Rede), iſt äuſerliche Ehrerbietigkeit, d. h. allgemeine Gebung der eingeführten Zeichen der Ehrerbietigkeit. Denn da dieſe Ehre (S. II. 8.) ſchon zu den allgemeinen Rechten der Menſchheit gehört, ſo muß ſie nothwendig noch vielmehr (S. VI. 6.) dem Regenten gebühren. Man bemerke aber genau den wahren Sinn und

Umfang dieſes Rechts. Es iſt blos von äuſerlicher Ehrerbietigkeit die Rede. Denn innre Verehrung kan kein Menſch von dem andern fodern: weil die innern Thätigkeiten des Menſchen, ſein Denken, Urtheilen, Glauben, Empfinden — gar nicht unter die Gegenſtände des Rechts gehören. Und der Regent kan um ſo weniger ſolche innre Thätigkeiten befehlen oder erzwingen, weil an ſich innre und unfreye Handlungen des Menſchen von der geſezgebenden Macht ausgeſchloſſen ſind. (S. V.) Innre Liebe, Verehrung, Zutrauen u. d. g. hangt lediglich von moraliſchen Beweggründen ab, nicht vom Rechte oder Geſeze. Der Regent muß durch ſeine Weißheit, durch ſeine Tugenden, durch ſeinen Eifer in Beglückung der Unterthanen, Liebe und Achtung verdienen aber nicht fodern. Alſo erſtreckt ſich ſein Recht zu fodern auf nichts, als auf die äuſerlichen eingeführten Zeichen, — demüthiger und beſcheidner Mienen, Verbeugungen, Stellungen, Titulaturen u. ſ. w. Dieſe Zeichen kan der Regent von jedem Unterthan (ſo fern die Präſumtion da iſt, daß ſie ihm bekant ſind), fodern, und — er kan jeden, der ſie ihm muthwillig verweigert oder wohl gar gegenſeitig Zeichen des Spottes und der Verachtung giebt, beſtrafen. Und ſo iſt gegenſeitig der Unterthan ohne Ausnahme ſchuldig, ihm dieſe Zeichen zu geben und ſich aller entgegengeſezten Zeichen gegen ihn zu enthalten, wenn auch die Beſchaffenheit des Regenten

ten, ſeiner wahren oder irrigen Ueberzeugung nach, keine innre Liebe und Achtung verdienen ſollte. Uebrigens bleibt es immer für den weiſen Regenten eine anderweitige moraliſche und ethiſche Frage: ob er dieſes Recht mit Strenge behaupten ſolle? Wenn man überlegt, daß äuſerliche Zeichen der Verehrung ohne innre Liebe und Achtung keinen Werth haben und keinem vernünftigen Menſchen ein Anliegen ſeyn können: wenn man dabey beobachtet, wie alle weiſe und verſtändige Menſchen ſich es für eine Schande halten, auf ſolche äuſerliche Zeichen eiferſüchtig zu ſeyn und ſich durch ihre Entziehung entrüſten zu laſſen oder ſich um ihretwillen unglücklich zu fühlen: wenn man redlich beherziget, daß jeder weiſe und gute Menſch, wenn er ſeine Pflichten gegen ſeinen Mitmenſchen erfüllt, von ſelbſt, mit der innren Liebe und Achtung, die äuſerlichen Zeichen derſelben erhalten wird, wenigſtens von jedem andern weiſen und guten Menſchen, und — daß Verſagung dieſer Zeichen oder Gebung der Zeichen der Verachtung, wenn ſie von dummen oder ſchlechtdenkenden Menſchen geſchieht, der wahren Ehre nie Abbruch thun und den eigentlichen moraliſchen und bürgerlichen Werth des Menſchen herabſezen kan: wenn man, ſage ich, das alles in Erwägung zieht, ſo wird es für jeden Regenten ein Geſez der Weißheit, in Ausübung des gedachten Rechts nie ſtreng und eiferſüchtig zu ſeyn, ſondern immer zu bedencken, daß die

wahre

wahre Ehre eines einſichtsvollen und tugendhaften Regenten durch verſagte Zeichen der Achtung nie leiden, und ihm nie ein wahrer Schade damit verurſacht werden kan, — daß der ſie verſagende Unterthan ſich allemal ſelbſt Schaden und Schande macht, — daß endlich gegenſeitig die wahre Schande des Regenten mit keiner Beſtrafung der Unehrerbietigen zugedeckt werden mag, ſondern daß vielmehr gegentheils ein Regent, wenn er keine Achtung verdient, durch eiferſüchtige Strenge gegen Verſagung der äuſern Zeichen der Ehre, um deſtomehr innere und heimliche Verachtung ſich zuzieht. — Auch muß hiebey auch noch beſonders angemerkt werden, daß zu den ſchuldigen Zeichen der Verehrung oder zur äuſerlichen Ehrerbietigkeit keinesweges die Enthaltung von freymüthigen Urtheilen über den Regenten, ſeine Perſon, ſeine öffentlichen Handlungen, ſeine Geſeze und Edikte, ſeine Tugenden und Laſter, u. ſ. w. gerechnet werden mag. Denn wenn die Rechte der Nation, folglich noch weniger die Rechte des Regenten, nie über die Rechte der Menſchheit erhaben ſind, ſondern vielmehr ihr Daſeyn durch die Rechte der Menſchheit haben, für deren Sicherung beyde beſtimmt ſind, ſo folgt unwiderſprechlich, daß das Recht des Regenten, äuſerliche Ehrerbietigkeit zu fodern, keinesweges das Recht der Menſchheit, über alle Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß frey zu denken und zu urtheilen, aufheben könne. Dem Regenten bleibt gegen freymüthigen Tadel, nach den Geſetzen der Natur, nichts übrig, als ſie in die Gränzen der Beſcheidenheit und des Wohlſtandes einzuſchränken und — wenn der Tadel gründlich und wirklich belehrend war, ihn zu belohnen. — Und ſo wird endlich auch dieß jedem in die Augen leuchten, daß das in den Zeiten der Barbarey aufgekommene Wort der Majeſtätsläſterung ein Unding und — daß nur Nerone es mißbrauchen konten, freye Menſchen zu Sklaven zu machen und ihrer oder ihrer Höflinge blutdürſtigen Rache ſie aufzuopfern.

2.

Ausnahmloſer Gehorſam.

Das zweyte, was der Regent fodern und im Verweigerungsfall erzwingen kan, iſt ausnahmloſe Unterwerfung unter ſeine Befehle, ſofern und ſolange dieſelben nicht mit den Rechten der Menſchheit und — den Rechten und ältern Verfaſſungen der Nation ſtreiten. Denn es iſt unumſtößlicher Grundſaz, daß die Nation über den Fürſten und die Rechte der Menſchheit über die Nation ſind, ſofern dieſe eine Geſellſchaft ausmacht, welche ſich für den Zweck vereiniget hat, die Rechte der Menſchheit zu ſichern. Folglich hat kein Fürſt das Recht, etwas zu befehlen oder zu verbieten, was mit dem natürlichen und poſitiven Rechte der Nation und dem natürlichen Rechte der Menſchheit ſtreitet und dieſelben zerſtöhrt.

Wenn er es thut, und es gab und giebt vielleicht noch Deſpoten, die es thaten, ſo hat der Unterthan keine Obliegenheit, die Gott und die Natur ihm auflegte, ſondern nur ein Geſez der Klugheit, ſich den ungerechten Befehlen zu unterwerfen, wenn er dazu gezwungen iſt, und wenn er die Vollziehung des Befehls nicht Umgang nehmen kan, ohne ſich großes Ungemach zuzuziehen. Hält ſich aber der Regent in den Schranken ſeines Rechts und braucht die ihm übertragne geſezgebende Macht ohne höhere Rechte offenbar zu zerſtöhren, ſo iſt der Unterthan ihm ausnahmloſen Gehorſam ſchuldig, wenn ihm auch derſelbe in einzelnen Fällen noch ſo laſtend oder nachtheilig wäre.

Denn da einmal Geſeze ſeyn müſſen (und Geſeze ſind als Beſchränkungen der natürlichen Freyheit faſt immer eine Laſt), und da keine Geſellſchaft und folglich keine menſchliche Glückſeligkeit ohne ſie beſtehen kan, ſo müſſen ſich alle Mitglieder Geſeze gefallen laſſen und keiner muß, um der Unbequemlichkeit willen, die ihn trift, eine Ausnahme machen wollen. (S. III. 6.) Es iſt einmal göttliches Naturgeſez, wer in der Geſellſchaft lebt, und von ihr Schuz und Vortheile genieſſen will, muß ſich ihren

Geſezen unterwerfen. Und das erfodert auch die Heiligkeit des Vertrags, (S. III. 2.) die jedes Mitglied mit der Geſellſchaft ſtillſchweigend errichtet hat. — Der Unterthan muß gehorchen, das Geſez mag ihm gefallen oder nicht, und er muß, wenn er die Pflichten ganz erfüllen will, die ihm Gott und die Natur auflegt, willig und ohne murren gehorchen, und ſo gar ſeine Ehre und ſeinen Stolz darinnen ſuchen, auch mit Laſt und Schaden das zu leiſten, was einmal das Wohl der Menſchheit von allen erfodert. Denn das iſt keine Kunſt Gutes thun, was uns ſelbſt Vergnügen macht. Aber das heiſt groſſer und edler Sinn, ſeine Pflicht auch dann thun, wenn ſie mit Beſchwerlichkeiten verbunden iſt.

Uebrigens bleibt es immer moraliſche Obliegenheit für den Regenten, dieſe Tugend rechtſchaffener Unterthanen nicht zu überſpannen, ſondern ſeine Geſeze ſo billig, ſo erträglich, ſo laſtlos als möglich einzurichten. Denn je drückender die Geſeze ſind, deſto gröſſer wird (bey der ungleich gröſſern Menge unvollkomner oder wohl gar moraliſch verdorbner Menſchen) der Leichtſinn der Unterthanen, eine, wenigſtens heimliche Uebertretung der Geſeze zu wagen. Und ein Regent thut ſich allemal den gröſten Schaden ſelbſt, und verſchlechtert die Denkungsart ſeines Volks, wenn er Geſeze giebt, die zu häufigen vorſäzlichen Uebertretungen derſelben allzuleicht verleiten oder wohl gar drängen. Eine milde und wenig laſtende Geſezgebung macht Liebe und Willigkeit der Unterthanen, und ſezt den Eifer derſelben für ihren Fürſten auf einen ſolchen Grad, daß er hernach in Nothfällen alle ihre Kräfte anſpannen, und ihrer ausdauernden Würkſamkeit für ſeine Wünſche verſichert ſeyn kan. Hingegen ein Fürſt, der ſeine Unterthanen beſtändig unter laſtenden Geſezen ſeufzen läßt, kan nie auf ihre Liebe und Treue ſicher rechnen und muß, wenn (im Falle der Noth) eine noch gröſſere Anſtrengung nöthig ſeyn ſollte, eine gänzliche Verlaſſung beſorgen.

Hiebey iſt aber noch zu bemerken, daß der Regent nicht nur Gehorſam, ſondern auch Studium ſeiner Geſeze fodern kan. Jeder Unterthan, d. h. der im Lande wohnen und erwerben will, iſt verbunden, ſich um die eingeführten Geſeze des Landes und Verordnungen des Fürſten zu bekümmern und ſich mit ihrem Innhalte und Sinne gehörig bekant zu machen, um ſich hernach nicht mit Unwiſſenheit entſchuldigen zu müſſen. Wer im Lande lebt, ſoll wiſſen und lernen, was im Lande Rechtens iſt.

3.

Abgaben.

Der Regent iſt drittens inſonderheit befugt, von den Unterthanen Abgaben zu fodern, und die Unterthanen ſind ſchuldig, ſie ihm willig und vorſchriftsmäſſig zu entrichten. Denn wenn der Fürſt für das Wohl der Unterthanen leben und ſich ganz ihrer Glückſeligkeit widmen ſoll, ſo iſt es wohl ein natürliches folglich göttliches und unverlezliches Geſez, daß der Unterthan ihm alles das gebe, was er nicht nur zu ſeinem Unterhalte, ſondern auch zu ſeinem Vergnügen und zu Behauptung desjenigen äuſerlichen Glanzes nöthig hat, welcher den Innhaber der Macht und Majeſtät der Nation billig auszeichnen muß: ferner, daß er ihn hinlänglich in den Stand ſeze, das nöthige Militair im Lande zu erhalten, ſeine Geſandten, Räthe, Diener und Unterobrigkeiten zu beſolden, und alle für das Wohl des Volks gemachte Anſtalten zum Anbau des Landes, zu Anlegung nüzlicher Fabricken, zur Vervollkomnung der Kirchen und Schulen, zur Aufmunterung der Induſtrie, der Künſte und der Wiſſenſchaften u. ſ. w. durchzuſezen und zu vollenden. Und wer nur ein wenig Fähigkeit beſizt, die ungeheure Menge der Bedürfniſſe zu berechnen, welche ein Fürſt für ſeine Perſon und für die Erhaltung des Staats hat, der wird es ſehr begreiflich finden, daß der Abgaben und Laſten der Unterthanen nicht wenig ſeyn können.

Daß übrigens auch dieſes Fürſtenrecht ſeine Gränzen hat, verſteht ſich von ſelbſt. Die natürlichen Gränzen ſind, die Rechte der Menſchheit, die Kraft und Vermögenheit der Unterthanen, die Geſeze der Gleichheit, und der einſtimmige Wille der Nation. Sollte ein Regent Abgaben fodern, welche die Rechte des Menſchen verlezen, z. B. Impoſten, welche die allgemein nothwendigen Lebensmittel vertheuren, und dem armen Volke den Unterhalt erſchweren — oder, welche überhaupt für das Vermögen der Unterthanen oder einer beſondern Klaſſe derſelben unerſchwinglich ſind — oder, welche einen Theil der Unterthanen ſchonen und den andern allein belaſten (S. III. 6.) — oder welche die Nation einſtimmig verworfen hätte; ſo würde er ungerecht handeln und den Grund ſelbſt aufheben, der die Gewiſſenhaftigkeit der Unterthanen bindet.

Uebrigens hat auch hier der einzelne Unterthan kein Recht über Abgaben, ſo wenig als über irgend ein Geſez des Fürſten, erſt zu räſoniren und aus vermeinter Ueberzeugung von Verwerflichkeit derſelben, ſie zu verweigern. (S. nochmahls III. 6.) Er kan darüber urtheilen und auch ſein Urtheil laut ſagen, aber ſein Urtheil darf ſeinen Gehorſam nicht verändern. Er muß, ſo lange die Nation nicht widerſpricht, ſich unterwerfen, und dieſe Laſten wie jede andere Laſt tragen, welche die Vorſehung Gottes ihm aufzulegen für gut findet: weil einmal ohne dieſe willige Unterwerfung, und, wenn jeder einzelne Unterthan Richter ſeines Fürſten ſeyn wollte, keine menſchliche Geſellſchaft beſtehen kan.

4.

Dienſte.

Mit eben dem Recht kan der Fürſt auch Dienſte von ſeinen Unterthanen fodern, welche die Bedürfniſſe des Staats erheiſchen: z. B. Zu Anlegung und Erhaltung der Straſſen, Dämme, u. d. m. Und er hat hiebey weiter keine Gränze ſeiner Macht, als daß a. dieſe Dienſte zu wahren Bedürfniſſen des Staats angewendet werden, b. daß ſie den Kräften und dem Stande der Unterthanen angemeſſen ſind und ihnen nicht ihre natürlichen Rechte, beſonders das Recht für ſich ſelbſt Unterhalt zu erwerben, zerſtöhren und c. daß er dabey Gleichheit der Vertheilung und Vergütung beobachte. Zu ſolchen billigen Dienſtleiſtungen iſt jeder Unterthan verbunden, und es iſt eine natürliche Obliegenheit für ihn, daß er dem Staate und dem Fürſten arbeite, der gegenſeitig auch für ſeine Wohlfarth geſchäftig iſt.

5.

5.

Wahrheit.

Daß und wiefern der Fürſt von ſeinen Unterthanen Wahrheit zu ſodern befugt iſt, iſt aus dem, was wir III, 4. geſagt haben, hinlänglich zu erſehen. Es iſt alſo Obliegenheit der Unterthanen, in den oben angezeigten drey Fällen, ihm oder ſeinen von ihm befehligten Dienern auf Erſodern die Wahrheit zu ſagen.

6.

Einſchränkung der natürlichen und Aufhebung poſitiver Rechte.

Wenn der Fürſt Geſeze geben kan, die theils die bürgerlichen Handlungen beſtimmen, theils Abgaben und Dienſte auflegen, ſo muß er die natürlichen Freyheiten und Rechte der Unterthanen einſchränken, poſitive aber ganz aufheben können. Denn jedes Geſez iſt ja ſeiner Natur nach eine Einſchränkung der natürlichen Freyheit. So ſchränkt z. B. das Geſez, das meine Abgaben mir vorſchreibt, meine natürliche Freyheit ein, mit meinem Eigenthum zu machen was ich will, indem ich nun einen Theil deſſelben abgeben muß, und alſo mit demſelben nicht machen kan, was ich will. Folglich müßte man gar keine Geſeze, und alſo gar keine Ordnung und keine Geſellſchaft, und keine gemeinſchaftliche Wohlfarth haben wollen, oder — man muß ſich Beſchränkungen der natürlichen Rechte gefallen laſſen, ſoferne nur dieſe Rechte ſelbſt nicht ganz durch ſie zerſtöhrt und aufgehoben werden. Es iſt alſo natürliches Geſetz, das alle rechtſchaffene Unterthanen heilig halten müſſen, Einſchränkungen ihrer Freyheit durch die Befehle ihres Regenten zu dulden.

Und eben ſo klar iſt das zweyte, ich meine das Recht, poſitive Rechte ganz aufzuheben, ſobald es das allgemeine Beſte der Geſellſchaft nothwendig macht, oder die Rechte der Menſchheit es erheiſchen. Denn die natürlichen Rechte nur ſind über die Nation, aber die poſitiven ſind ihr und folglich auch ihren Repräſentanten ſubordinirt. Dieß ergiebt ſich aus der Natur der poſitiven Rechte. Poſitive Rechte heiſſen ſolche, die aus menſchlicher Willkühr ihren Urſprung haben und weder von der Natur ertheilt, noch durch allgemeines menſchliches Bedürfniß vom Schöpfer ſelbſt nothwendig gemacht ſind. So iſt z. B. das Recht einer Innung, öffentliche Aufzüge zu halten, kein natürliches Recht, weil es nicht zu den allgemeinen Bedürfniſſen der Menſchheit gehört, wie etwa das Einathmen einer geſunden Luft oder die Freyheit zu denken und zu reden: ſondern es iſt ein poſitives Recht, welches etwa ehemahls ein Regent als eine Gnade der Innung ertheilt hatte. Solche Rechte nun kan der Staat wieder aufheben, wenn und ſobald ſie mit den Rechten der Menſchheit oder dem Wohle der Geſellſchaft in Streit gerathen. Denn erſtlich gehn ja nach der Natur und dem Willen des Schöpfers die natürlichen Rechte der Menſchheit und die allgemeine Wohlfarth der Geſellſchaft, als ein allgemeines Bedürfniß, einer jeden Sache vor, die gar kein wahres menſchliches Bedürfniß iſt. Zweytens iſt es begreiflich, daß ſolche poſitive Rechte, eben weil ſie willkührlich gegeben wurden, an ſich ſchädlich ſeyn oder es bey veränderten Umſtänden mit der Zeit werden können: daß ſich alſo die Ertheiler ſolcher Rechte, wenn ſie ſie für die Ewigkeit beſtimmten, geirrt haben können: ſo daß es thöricht ſeyn würde, einen ehemahligen Irrthum zum Nachtheil des allgemeinen Beſten geltend zu machen.

Die einzige ſcheinbare Ausnahme wäre allenfalls, wenn ein ſolches poſitives Recht einzelner Unterthanen ſich auf einen förmlichen Vertrag mit der Nation oder ihrem Fürſten gründete: z. B. wenn eine Familie im Kriege dem Vaterlande Geld vorgeſchoſſen und darüber den Vertrag mit der Nation gemacht hätte, ein gewiſſes poſitives Recht zu haben z. B. das Recht, einen gewiſſen Strich Waldung nach und nach auszurotten und urbar zu machen. Allein ſo heilig Verträge an ſich ſind, ſo können ſie doch ohnmöglich länger gelten als ſie den Rechten der Menſchheit und dem allgemeinen Beſten nicht nachtheilig werden. Denn es gehört ja zum Weſen des Vertrags (S. III. 2.) daß er rechtmäſſig d. h. höhern Rechten nicht nachtheilig ſey. Sobald alſo ein aus einem Vertrage entſtandenes poſitives Recht unrechtmäſſig wird, ſobald verliert der Vertrag ſein Weſen und hört folglich in dem Augenblike auf, gültig zu ſeyn. Wenn man alſo jenes Beyſpiel zum Grunde legen und annehmen wollte, daß nach mehreren Jahren Holzmangel im Lande entſtünde, und die Nation in Noth ſezte, ſo würde der Regent befugt ſeyn, jenes Recht der Familie zu ſiſtiren, und ihr allenfalls eine Vergütung für den Verluſt ihres Rechts ſchuldig werden.

Wenn nun die poſitiven Rechte auch alsdenn nicht ausnahmloſe Gültigkeit haben, wenn ſie auf Verträge ſich gründen, ſondern den allgemeinen Bedürfniſſen und Rechten weichen müſſen, ſo werden ſie es noch vielmehr alsdenn müſſen, wenn ſie Menſchen gegeben worden ſind, die mit ihren Nachkommen in keiner natürlichen Verbindung ſtunden. In dieſem beſondern Falle befinden ſich z. B. die Rechte der Sekten oder Kirchenpartheyen. Denn es iſt offenbar, daß, wenn vor mehrern Jahrhunderten ein Regent oder eine Nation einer ſolchen Parthey ausſchlieſſende Rechte gab z. B. ihre Lehrmeynungen in öffentlichen Tempeln vortragen zu laſſen und alle andere Lehrmeinungen zu verdrängen, daß dieſe willführlichen Rechte Leuten gegeben wurden, die mit den Nachkommen, in Abſicht auf Lehrmeynungen, in keiner Verbindung ſtunden. So lange dieſe Leute da waren, und die Unterthanen der Regenten ausmachten, ſolange konte allenfalls der Regent ihnen das Recht ertheilen. Aber ſobald andere Unterthanen, in den folgenden Generationen ſich einfanden, welche andere Lehrmeynungen hegten, ſobald mußte das ausſchlieſſende Recht der von jenen Unterthanen übriggebliebnen, eigentlich von ſelbſt ſchon aufhören. Denn was gehen denn den jezigen Unterthanen die vorigen an. Solange die vorigen allein waren, mochten ſie ihr Recht haben und behalten, weil es keine andern Unterthanen in ihren menſchlichen Rechten ſtöhrte. Da aber andere Unterthanen gebohren wurden, die von der Natur das Recht haben, ihre Lehrmeynungen zu bekennen und zu üben, ſo iſt der Regent nicht blos berechtiget ſondern ſo gar verpflichtet, jenes poſitive Recht aufzuheben, nicht nur weil es die natürlichen Rechte der übrigen Unterthanen beeinträchtiget, ſondern auch weil es an Leute ehemals gegeben war, die ein ſolches Recht auf Nachkommen fortzupflanzen gar nicht im Stande ſind. — Und ſo iſt es natürliches Geſez für alle Unterthanen, daß ſie ſich die Aufhebung poſitiver Rechte, ſobald der Regent ſie dem Wohl des Volcks oder den Rechten der Menſchheit nachtheilig findet, ohne Widerrede gefallen laſſen.

7.

Beſtrafung der Verbrecher.

Kan aber der Regent Geſeze geben, ſo muß er auch über Geſeze halten, und die Verbrecher beſtrafen können. Denn die geſezgebende Macht und die Geſeze ſind für die Sicherheit der Unterthanen d. h. entweder ihrer natürlichen Rechte oder der allgemeinen Wohlfarth. Wenn alſo die Geſeze nicht Sicherheit haben, ſo haben auch die Unterthanen keine Sicherheit. Nun aber haben die Geſeze ohne Strafen keine Sicherheit, alſo — erfodert es die Sicherheit der Unterthanen, daß der Regent die Uebertreter der Geſeze zu beſtrafen befugt ſey. —

Hieraus aber ergiebt ſich ſogleich das Weſen und der weſentliche Zweck aller poſitiven Strafen, welche der Regent aufzulegen berechtiget und der Unterthan ſich gefallen zu laſſen verbunden iſt. Nehmlich Strafen ſind ſolche Uebel, welche dem Verbrecher zugefüget werden, um den Staat vor Stöhrungen der allgemeinen Wohlfarth und der Rechte der Einzelnen zu ſichern. Sicherheit iſt das Weſen und der Hauptzweck aller bürgerlichen Strafen. Ein Nebenzweck iſt Beſſerung des Verbrechers, welche dem Hauptzweck ſubordinirt bleibt.

Und

Und in der genauen Befolgung dieſes Weſens und dieſes Zweckes der Strafen, liegt allein das Weſen der Gerechtigkeit des Strafenden. Wenn der Regent gerade nur ſolche Strafen wählt, gerade nur ſo viel Uebel und Schmerzen oder Verluſt dem Verbrecher auflegt, als der Zweck der Sicherheit erfodert, ſo ſind ſeine Strafen gerecht. Legt er mehr auf, martert und quählt er den Verbrecher mehr als für jenen Zweck nöthig wär, ſo handelt er ungerecht: und thut er das gar aus Rachſucht oder Wohlgefallen an Menſchenleiden, ſo iſt er ein Ungeheuer, das Abſcheu verdient. —

Aber hiebey entſteht noch die Frage: ob der Fürſt auch befugt ſey, ſolche Strafen aufzulegen, welche die natürlichen Rechte des Verbrechens gänzlich zerſtöhren? Dieſe Frage iſt um ſo intereſſanter, jemehr ſchon in den neuern Zeiten das ſogenannte jus vitae et necis beſtritten worden iſt. Sie iſt aber leicht zu entſcheiden, wenn man unbefangen urtheilen will.

Sobald man unter Sicherheit der Geſellſchaft, als dem Zwecke der Strafen, die Sicherheit der unentbehrlichen Gemeingüter der Menſchen verſteht (Leben, Geſundheit, Freyheit, Eigenthum ꝛc.) ſo bald iſt es keine Frage, daß die Sicherheit aller wichtiger ſey als die Sicherheit des Einzelnen, daß folglich, wenn Leben und Freyheit und Eigenthum aller anders nicht ſicher geſtellt werden könnte, als mit Aufopferung des Lebens, der Freyheit, und des Eigenthums eines Einzelnen, der Einzelne aufgeopfert werden müßte: und dieß um ſo mehr, da man ja ſchon dem Einzelnen es Recht ſpricht, wenn er den Einzelnen im Falle der Nothwehr aufopfert. Alſo — wenn die geſellſchaftliche Sicherheit anders nicht gerettet werden kan — als durch eine ſolche Strafe des Verbrechers, ſo iſt der Regent befugt, ſie dem Verbrecher aufzulegen.

Allein — wenn wir hier die heiligen und durch Gottes Willen unverlezlichen Rechte des Menſchen mit Zittern in Gefahr ſehn, ſo dürfen wir nur die Bedingung dieſer Gefahr genauer beleuchten, um uns wieder zu beruhigen. — Sollte es wohl unter Gottes Sonne einen einzigen Fall geben, wo die geſellſchaftliche Sicherheit anders gar nicht erhalten werden könnte, als durch gänzliche Zernichtung der natürlichen Rechte des Verbrechers? Das iſt es, was ich gänzlich leugne. Ja ich behaupte nicht nur, daß es keinen ſolchen Fall gebe, wo die geſellſchaftliche Sicherheit nicht anders gerettet werden könte, als mit Entziehung der Luft, der Bedeckung, der Nahrung, oder gar der Exiſtenz des Verbrechers, ſondern ich halte es ſo gar für augenſcheinlich, daß die Sicherheit der Geſellſchaft durch dieſe barbariſche

Verletzungen der göttlichſten Rechte der Menſchen gar nichts gewinnen kan.

Man denke nur die Sache deutlich und ohne Vorurtheil. Wenn ein Dieb ſtiehlt, wird wohl die Geſellſchaft ihres Eigenthums nun geſichert ſeyn, wenn der Dieb gehangen wird? Wenn der Mörder hingerichtet iſt, wird die Geſellſchaft von Mördern dadurch frey werden?

Aber noch eine wichtigere Betrachtung! — Woher kommt es denn wohl, daß heutzutage überhaupt, und in manchen Provinzen beſonders, die Verbrechen ſeltener worden ſind? Und — eine noch gröſſere Merkwürdigkeit: woher kommt es, daß die Verbrecher gerade in dem Grade ſeltener worden ſind, in welchem die Geſetze milder, menſchlicher und ſchonender geworden und die Fürſten minder leichtſinnig Todesurtheile unterſchrieben? —

Es iſt hier nicht der Ort, das alles weitläuftig zu unterſuchen. Es iſt für meinen Zweck genug, den Leſer auf die Wahrheit aufmerkſam zu machen, daß in der Welt Gottes noch keine Verbeſſerung der Moralität durch Härte und Unmenſchlichkeit bewirkt worden iſt und daß es ganz andere Mittel giebt, (wie in der Folge gezeigt werden ſoll) Verbrechen zu verhüten und die Geſellſchaft vor Dieben, Mördern und dergleichen Menſchen in Sicherheit zu ſezen, als die barbariſchen Zernichtungen der göttlichſten Rechte des Menſchen.

Möchten alle unſere Fürſten es beherzigen. Alle Todesſtrafen ſind nicht im Stande, die Menſchen abzuſchrecken, die einmal durch rohe Erziehung und moraliſche Verdorbenheit und — durch Konkurrenz der Umſtände zu Verbrechen und Schandthaten beſtimmt werden. Die Erfahrung lehrts ſchon, daß oft der Dieb unter der Volksmenge ſtiehlt, welche einen andern Dieb zum Richtplaze begleitet: und die Betrachtung der Natur der Dinge machts unwiderſprechlich.

Erſtlich haben die Todesſtrafen der Wahrheit nach gar das Abſchrekende nicht, was man ihnen zutraut. Denn was iſts denn für eine große Sache, ſich den Kopf abſchlagen oder hengen zu laſſen? Das erſte iſt gar kein Schmerz und das leztere iſt ein Schmerz von wenigen Sekunden. Sind nicht tauſend natürliche Todesarten weit ſchmerzhafter und langwieriger? Wahrhaftig, Todesſtrafen können nur weichen und empfindlichen Menſchen von feiner Erziehung Schauer einflößen. Ein roher Menſch (und das ſind doch gewöhnlich die Verbrecher, die man hinzurichten pflegt) wird, zumal wenn er ſich gewöhnt hat, das Schrekbild fleiſſig beim Lichte zu beſehen, nur mäſſig dafür erſchreken. Denn es iſt gar kein Schmerz von großer Erheblichkeit und Dauer: und den Schmerz ſcheut doch der Menſch eigentlich nur. Wenn das nicht ſo gar leicht dem Menſchen einleuchtete, ſo würden ſich nicht ſo viel Menſchen ſelbſt entleiben. —

Und nun erwäge man zweytens noch dieſes: daß die Urſachen, welche den Menſchen zum Verbrecher machen, in allem Betracht ſtärker wirken, als dieſe an ſich leichte Todesſtrafen, die ihn davon abhalten ſollen. Wer das überdenkt, und die Entſtehungsart der menſchlichen Verbrechen mit philoſophiſchen Augen betrachtet, der wird erſtaunen, wie vernünftige Geſezgeber ein ſo ungerechtes Mittel wählen konten, Verbrechen zu verhüten, das ſo offenbar unwirkſam iſt. Man denke ſich nur einen Dieb oder einen Mörder. Man beobachte zuerſt ſeine rohe Erziehung, ſein unedles, unmenſchliches, fühlloſes Herz. Man ſehe auf den Grad ſeiner Unwiſſenheit. Man bemerke den langſamen Gang des Laſters, wie er nur nach und nach, von Schritt zu Schritt, ein Böſewicht ward: wie er ſtufenweiſe, und ohne daß er ſelbſt es merkt, ſich dem Verbrechen nähert. Man bringe den Leichtſinn in Rechnung, mit welchem ein ſolcher roher und Jahrelang in böſen Thaten geübter Menſch zu handeln pflegt, und welcher verurſacht, daß ein ſolcher Menſch die Folgen ſeiner

Thaten gar nicht kennt und daran denkt und gegen alle Gefahren blind iſt, die ihm Geſetze bereiten. Man nehme zu dem allen noch dieß, was bey vielen Verbrechern der Fall iſt, daß Leidenſchaft ſie hinreißt, daß bald wüthender Zorn ihre Seele betäubt, bald Verzweiflung über äuſerſte Armuth, bald ſtürmende Furcht vor Schande und Entehrung, bald eine ähnliche Gemüthszerrüttung ſie zu Verbrechern macht. Wird es hier nicht augenſcheinlich, daß die an andern Verbrechern vollzogene Todesſtrafen auf ſolche Menſchen in ſolchen Zuſtänden nichts wirken konnten?

Wahrhaftig, Ihr lieben Fürſten, ihr werdet mit euren entſezlichen Todesurtheilen die Verbrecher eben ſo wenig aus Euren Landen bannen, als eure Prieſter mit ihrer Hölle die Sünde verhüten werden. Lernt durch moraliſche und der menſchlichen Natur angemeſſne Kräfte Verbrechen verhüten und die Geſellſchaft ſichern, und laſſt nicht ferner die heiligſten Geſeze Gottes mit Füſſen treten, die auch die natürlichen Rechte des Menſchen und vornehmlich ſeine Exiſtenz, als das unmittelbarſte Eigenthum Gottes, unverlezlich machten.

8.

Krieg und Friede.

Aber wenn die Nation ſo wenig als der Fürſt, auſſer dem Falle der Nothwehr, die natürliche Rechte der Mitglieder aufheben und folglich am allerwenigſten ihre Exiſtenz ihnen rauben darf, ſo iſt er doch befugt, die freywillige Aufopferung ihres Lebens zu fodern, wenn es die Noth erheiſcht d. h. wenn das Vaterland von in oder auswärtigen Feinden in Gefahr geſezt wird. Denn da vertheidigt der Unterthan ſein Leben und ſein Eigenthum ſelbſt. Da verbinden ſich alle einzelne Unterthanen mit einander, um für einander zu fechten und ihr Leben zu wagen. Bey Auffoderung zu Kriegsdienſten iſts alſo nicht willkührliche und nuzenloſe Vernichtung des Lebens, wie bey den Todesſtrafen, ſondern natürliche, unvermeidliche und jedem einzelnen Unterthan ſo wie dem Ganzen zu gute kommende — Lebensgefahr. Folglich iſt zu deren Uebernehmung jeder rechtſchafne Unterthan verbunden, der, nach ſeinen Kräften, Alter und Stande, vermögend iſt, die Waffen zu tragen. Leib und Leben muß der Staatsbürger wagen, für ſein Vaterland und für ſeinen Fürſten — es ſey, daß unter der Nation rebelliſche Stürmer der Geſeze, oder daß ein auswärtiger Feind ihn zum Gefecht auffodert.

Und es muß ihm hier hinlänglich ſeyn, daß der Regent ihn ruft. Denn ohnmöglich kan der einzelne Unterthan befugt ſeyn, über Rechtmäſſigkeit oder Unrechtmäſſigkeit der Auffoderung zu räſoniren. (S. III, 6. 8. und VII, 2.). Die ganze Nation kan einen offenbar ungerechten oder nuzenloſen Krieg verbitten. Aber der einzelne Unterthan kan ſich kein Urtheil hier anmaſſen. Wäre dieß Unterthanen recht, ſo könnte keine Geſellſchaft, kein Staat mehr beſtehen. Es muß alſo allgemeine und Ausnahmloſe Obliegenheit der Unterthanen ſeyn, dem Regenten allein das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchlieſſen, zu überlaſſen. Es muß unbegränzte Pflicht ſeyn, wenn der Regent befiehlt, 1) die Waffen augenbliklich zu ergreifen, 2) ſich dem Komando mit Pünktlichkeit zu unterwerfen und 3) keine Gefahren und Laſten zu ſcheuen, denen der Feldherr ſeine Soldaten entgegenführt.

Wo dieſer Geiſt des Muths auf der einen und der ſtrengſten Subordination auf der andern Seite nicht iſt, da ſind Unterthanen und Staat aller Sicherheit beraubt, da ſind alle Zwecke zerſtöhrt, für deren Erreichung ſich die Menſchen in Geſellſchaften vereiniget haben. Im Kriege fechten und erliegen iſt eben ſo gros, ſo edel, ſo gottgefällig, als im Frieden ein nuzbarer Menſch ſeyn. Für ſeine Brüder ſterben, iſt ſo ruhmvoll und pflichtmäſſig als, für ſie leben. —

Keine Ausnahme muß der Unterthan beim Aufrufe des Regenten zu den Waffen ſich erlauben, auſſer — wenn er ihn gegen die Nation ſelbſt anführen wollte, um die Nation zu tyranniſiren oder die Rechte der Menſchheit zu unterdrücken. Da muß er die Waffen niederlegen und — den Deſpoten verlaſſen.

9.

Benuzung alles Nichteigenthums im Lande.

Der einzelne Unterthan hat nach der Natur weiter kein Recht im Lande (S. VI, 7.) als zu exiſtiren, zu erwerben und ſein wahres und rechtmäſſiges Eigenthum ruhig zu beſizen und frey zu gebrauchen. (III. 7. B.) Alles alſo, was nicht würkliches und wahres Eigenthum eines einzelnen Mitgliedes der Geſellſchaft iſt, gehört der ganzen Geſellſchaft und folglich, wenn ſie einen Staat ausmacht, der Nation und ihren Repräſentanten. Folglich hat der Fürſt das Recht, ſolche Dinge zu benuzen und für das Ganze nuzbar zu machen. Wüſteneyen, Sümpfe, Berge, Felſen, Flöze, Ströhme, Waldungen, kurz alles, was noch keine beſtimmten Beſizer hat, oder noch gar nicht angebaut und urbar gemacht iſt, ſteht unter der Diſpoſition des Regenten. Er iſt zwar nicht befugt, es ſich perſönlich anzumaſſen und zu einem Eigenthum ſeiner Familie zu machen,

chen, ohne Beyſtimmung der Nation, aber er iſt befugt, die Art des Gebrauchs, der davon gemacht werden ſoll, anzubefehlen. Er hat alſo das Recht, leere Gegenden urbar zu machen, oder Anbaue zu veranſtalten und mit Einwohnern zu verſehen, welche alsdenn Mitglieder der Nation werden (weil ſie die Güter der Nation erhalten) und mit allen Unterthanen die Unterthanenrechte gemein haben. Und ſolche weiſe Anſtalten des Fürſten, durch welche er Gemeingüter der Nation dem Staate nuzbar zu machen und zur Erweiterung ſeiner Macht, zur Vermehrung der Volksmenge, zur Beförderung der Induſtrie u. ſ. w. anzuwenden ſucht, muß jeder Unterthan nach allen Kräften unterſtüzen und begünſtigen.

10.

Leitung des Handels und Gewerbes.

Endlich iſt der Regent auch befugt, den Handel und das Gewerbe der Unterthanen zu leiten und durch Regeln und Geſeze beydes ſo zu beſtimmen, daß das Wohl des Staats dadurch befördert und vermehret werde. Denn obgleich Handel und Gewerbe zu dem natürlichen Rechte der Menſchheit gehören, ſo folgt daraus doch keinesweges dieß, daß jeder Menſch im Staate bey der Ausübung dieſes Rechts, blos ſeiner Willkühr und ſeiner Laune folgen

gen dürfe. Das erhellet ja ſchon aus dem Weſen und Zwecke aller geſellſchaftlichen Verbindungen. Wenn alle Mitglieder ganz frey wären und gar keine Regel hätten, nach welcher ſie ihre natürlichen Rechte ausübten, ſo würden ſie einander ſelbſt zerſtöhren. Ohne Ordnung und Regel können keine freye Menſchen ruhig neben einander leben. Willkühr iſt der Grund aller Irrung und aller Fehde. Alſo iſts augenſcheinlich, daß auch im Handel und Gewerbe Geſeze ſtatt haben müſſen. Das natürliche Recht wird auch damit nicht aufgehoben. Denn wenn gleich das Geſez mir z. B. unterſagte, eine beſtimmte Art von Gewerbe zu treiben (es ſey, weil ich mich nicht dazu ſchicke und alſo dem Staate unnüz werden würde, oder weil der Menſchen, die dieſes Gewerbe treiben, ſchon zu viele ſind u. d. m.) ſo hindert es mich ja nicht, nach meiner natürlichen Freyheit jedes andere Gewerbe zu ergreifen und nach eigner Wahl durch daſſelbe meinen Unterhalt zu erwerben. Oder wenn ein Geſez z. B. die Art des Handels einſchränkt, mir Acciſe, Zölle u. d. dabey auflegt, meine Frachten an gewiſſe Straſſen bindet, u. ſ. w. ſo iſt ja Handel und das Recht des Erwerbes ſelbſt mir nicht genommen, ſondern nur in gewiſſe Gränzen gewieſen, welche das Wohl des Ganzen erfoderte. Wer bloße Beſchränkungen der natürlichen Freyheit ſich nicht gefallen laſſen will, muß in gar keiner menſchlichen Geſellſchaft leben wollen und ſich dann auch aller Vortheile begeben, welche ſie ihren Mitgliedern gewähret. Und wollte nur Gott, alle Regenten hielten ſich bey ihren Geſezen, mit denen ſie Handel und Gewerbe leiten, an die wahren Grundſäze der Billigkeit und des Eifers für die wahre Wohlfarth des Ganzen, ſo würde nie ein vernünftiger Unterthan Urſache finden, ſich über Beſchränkung ſeiner menſchlichen Rechte zu beklagen. Aber freylich wenn manche Fürſten durch drückende Abgaben, durch unerſchwingliche Impoſten, durch Monopolien, und andere ähnliche Dinge den Handel und das Gewerbe ohne Noth einſchränken und erſchweren und bey dieſen Einſchränkungen blos und allein auf die Vermehrung ihrer Finanzen ſehen, ſtatt daß ſie lediglich das ſteigende Glück ihrer Unterthanen erzielen ſollten, dann können wohl hie und da gerechte Urſachen zu klagen vorhanden ſeyn. Indeſſen hat hier der einzelne Unterthan kein Recht zum Ungehorſam, auch gegen die härteſten und unbilligſten Geſeze. Ueberſchreitet der Fürſt ſeine Befugniſſe, ſo — mag die Nation ihm durch ihre Repräſentanten darüber Vorſtellung thun.

VIII.

Befugniſſe und Obliegenheiten der Unterthanen gegen einander ſelbſt.

Wir haben geſehen, was der Regent von ſeinen Unterthanen zu fodern hat und was ihm dieſe als

Regenterrechte einzuräumen verbunden ſind: wir wollen nun auch kürzlich unterſuchen, was der Unterthan von ſeinem Mitunterthan zu fodern hat und was ihm dieſer zu leiſten ſchuldig iſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier nicht die allgemeinen Pflichten mit erklären werden, welche der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt. Dieſe gehören in die allgemeine Moral, nicht aber in die Moral für Unterthanen. Hier haben wir es allein mit den Befugniſſen und Obliegenheiten zu thun, welche aus den Verhältniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft entſpringen. Wir fragen alſo nicht, was der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt — von Liebe, Achtung, Beſcheidenheit, Gefälligkeit, Toleranz, Wohlthätigkeit u. ſ. w. Wir fragen blos, was der Unterthan dem ſchuldig iſt, der und ſofern er ſein Mitunterthan iſt, d. h. mit ihm zu einerley Geſellſchaft und Staatsverfaſſung gehört. Und dieſe Frage läßt ſich mit wenigen beantworten. Es gehören hieher überhaupt nur drey Stücke.

1. Jeder Unterthan kan von ſeinen Mitunterthanen jene Gleichheit verlangen, welche wir oben (III, 6.) als ein geſellſchaftliches Recht beſchrieben haben: und jeder Unterthan iſt gegenſeitig verbunden, allen ſeinen Mitunterthanen dieſe Gleichheit einzugeſtehen und ſie heilig zu halten. Alſo z. B. muß jeder

der Unterthan die Rechte der Menſchheit aller ſeiner Mitunterthanen ehren und ſich auch nicht die geringſte Verlezung derſelben erlauben. So muß jeder Unterthan allen ſeinen Mitunterthanen gleiche Rechte an den Gemeingütern der Geſellſchaft geſtatten, z. B. an Kirchen, Schulen, Hoſpitälern, Armenanſtalten u. ſ. w. ſo wie gleiche Anſprüche an alle dem, was der Staat für alle Unterthanen beſtimmte, oder wenigſtens darum für alle beſtimmen mußte, weil es zu den allgemeinen Bedürfniſſen gehörte z. B. Eröfnung der öffentlichen Magazine zur Zeit der Noth. So muß jeder Unterthan ſo gut, wie alle übrigen in ſeiner Art, an den Laſten theilnehmen, welche zum Beſten des Staats den Unterthanen auferlegt werden, und er muß ſich unter keinerley Vorwande denſelben entziehen und ſie andern aufzubürden ſuchen. So muß ſich kein Unterthan etwas erlauben oder herausnehmen, was einmal, ohne das allgemeine Beſte in Gefahr zu ſezen, nicht allen Unterthanen geſtattet werden kan z. B. Ungehorſam gegen ein Geſez unter dem Vorwande, daß er es für ungerecht halte u. ſ. w.

2. Wenn aber zwiſchen den Unterthanen als Unterthanen ſich eine natürliche Gleichheit befindet, die allen heilig ſeyn muß, ſo hat doch auf der andern Seite auch jeder Unterthan die Obliegenheit, die Unterſchiede, die nicht zu den Unterthanenverhältniſſen

gehören, ſondern aus der natürlichen Verſchiedenheit der Menſchen flieſſen, anzuerkennen. Denn daß einige Menſchen ſtark andere ſchwach, einige reich andere arm, einige einſichtsvoll und klug andere einfältig und unwiſſend ꝛc. ſind, und daß daher einige auf andere mehr wirken, einige dem Staate ſelbſt mehrere Dienſte leiſten können als andere, dieß kommt nicht daher, weil ſie Unterthanen ſind, ſondern weil ſie Menſchen ſind, die von der Natur und Vorſehung verſchiedentlich begabet wurden. Wenn nun, aus ſolchen Verſchiedenheiten im Staate, Verſchiedenheiten des Anſehens, der Ehre, des bürgerlichen Ranges, der mehrern und der mindern Theilnehmung an der geſezgebenden Macht u. ſ. w. entſpringen, ſo iſt jeder Unterthan verbunden, dieſe Verſchiedenheiten zu dulden, und jeder Unterthan iſt berechtiget, ſich ſeiner Vorzüge zu bedienen. Daher ſagt der Apoſtel ganz recht: Ehre, dem die Ehre gebühret. Jeder Staatsbürger muß auch dieſe Rechte dem andern heilig halten. Er muß willig den gröſſern Staat, den höhern Rang, die vornehmern Titel, die mehrere Theilnehmung an der geſezgebenden Macht u. ſ. w. ſich gefallen laſſen, und jedem nach dem Maaße ſeines bürgerlichen Ranges die äuſerliche Ehrerbietigkeit erweiſen, welche die eingeführten Geſeze, Sitten und Regeln des Wohlſtandes mit ſich bringen. Auch dieſes gehört zur guten

ten Ordnung in einem Staate, ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen kan.

3. Endlich iſt jeder Unterthan verbunden, zur Sicherheit des Lebens und Eigenthums ſeiner Mitunterthanen alles mögliche beyzutragen, (z. B. bey Armenanſtalten) beſonders da, wo der Staat, dem dieſes obliegt, gar nicht oder nicht ſchnell gnug helfen und wirken kan: z. B. Unreinigkeiten, Schlägereyen vorzubauen oder Einhalt zu thun — gegen Diebe wachſam zu ſeyn und zu vertheidigen — bey Feuersgefahr beyzuſpringen und retten und löſchen zu helfen u. d. m.

IX.

Specielle Obliegenheiten des Regenten und Rechte der Unterthanen.

Wir haben nun noch die allgemeinen Grundſäze des Naturrechts und der Moral auf die speciellen Pflichten des Regenten anzuwenden, und die Fragen zu beantworten: was kan, nach jenen Grundſäzen, der Unterthan mit Recht von ſeinem Fürſten fodern und, was iſt der Fürſt als Fürſt ihm ſchuldig? — Denn daß der Fürſt auch Pflichten hat, die der Unterthan fodern kan, daran wird hoffentlich niemand zweifeln. Und ob ſchon viel Regenten ſich den Schein geben wollen, als ob alles, was ſie für ihre Unterthanen thun und befehlen, lauter Milde, Gnade und überflüſſige Güte wäre, ſo hat ſich doch noch niemand in der Theorie erdreiſtet, den Fürſten von allen Obliegenheiten frey zu ſprechen, und als einen Geſezgeber ihn gelten zu laſſen, welcher ſelbſt an gar keine Geſeze gebunden ſey.

Offenbar iſts wenigſtens aus dem Geſeze der Natur, daß der Regent mit ſeinen Unterthanen, ſoferne ſie beyde als eine verbundene bürgerliche Geſellſchaft betrachtet werden, eine wechſelſeitige Verpflichtung erkennen müſſe: einmal weil er Menſch iſt, und auch als Fürſt Menſch bleibt, und jeder Menſch dem Menſchen, ſobald als er mit ihm in geſellſchaftlicher Verbindung ſteht, gewiſſe Pflichten ſchuldig iſt: zweytens, weil er das, was er als Fürſt iſt, durch den freyen Willen der Nation iſt, und ſein individuelles Regentenrecht allemal auf einem Vertrage mit der Nation beruht, es mag derſelbe ein ausdrüklicher oder ſtillſchweigender ſeyn, vermöge welchem ihn die geſezgebende Macht übertragen iſt, und er dafür die Obliegenheiten übernommen hat, welche der Staat oder die Geſellſchaft gegen ihre Mitglieder hat.

Alles alſo, was die Zweke der Geſellſchaft erfodern, alle die Vortheile, welche die Menſchen bey der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaften erzielten,

ten, kurz, alles, was der Staat überhaupt den Unterthanen ſchuldig iſt, das iſt auch der Fürſt ihnen zu leiſten verbunden. Das iſt nicht Gnade, das iſt Pflicht, über welche er Gott und der Nation reſponſabel iſt. Wir wollen alles unter folgende Klaſſen bringen.

1.

Gute Geſeze.

Wenn des Regenten Grundobliegenheit es iſt, die gemeinſchaftliche Glükſeligkeit ſeiner Unterthanen zu befördern und gute Geſeze die erſte Stüze der gemeinen Wohlfarth ſind, ſo iſt es wohl kein Zweifel, daß die erſte Auffoderung eines Volks an ſeinen Fürſten dieſe iſt, daß er ihnen gute Geſeze gebe: Folglich

a. daß er bey ſeinen Geſezen nur das Wohl des Landes, Ruhe, Sicherheit, Freyheit, Vermehrung der Nahrungsquellen, kurz alles, was ſein Volk glüklich macht, erziele, und nicht Herrſchſucht und Habſucht zum Zweke derſelben mache. Gute Geſeze müſſen heilſame Geſeze ſeyn: aber auch

b. Gerechte Geſeze. Und Geſeze heiſſen gerecht, wenn ſie die natürlichen Rechte der Unterthanen nie aufheben und — nur ſo weit einſchränken, als es die höchſte Nothdurft, welche immer nur durch das gemeine Beſte beſtimmt wird, erheiſchet. Je freyer ein Volk iſt, und je freyer inſonderheit Handlung und Gewerbe, und Verwendung des Eigenthums, und Publicität der fortſchreitenden Kentniſſe ꝛc. iſt, deſto glüklicher iſt ein Volk. Und je weniger Geſeze dieſe Freyheit begränzen, deſto gerechter ſind ſie.

c. Sollen aber heilſame und gerechte Geſeze nüzen, ſo müſſen ſie auch deutlich und beſtimmt ſeyn, theils damit das Volk ſie verſtehn und mit Leichtigkeit auf die vorkommenden Fälle anwenden könne, theils damit Richter und Sachwalter nicht Gelegenheit finden, durch mehrerley Deutungen derſelben, die Unterthanen unter dem Scheine der Gerechtigkeit ihrer Willkühr zu unterwerfen, theils endlich, damit der ſchlechtdenkende Unterthan ſich nicht hinter Misdeutung verſteken und böſe Thaten ungeſtraft begehen könne.

d. Dabey iſt aber eine Haupteigenſchaft guter Geſeze nicht zu überſehn, die wir oben ſchon beſchrieben haben, (S. III. 7. C.) nehmlich die Wenigkeit derſelben. Je weniger ein Regent befiehlt und verbietet, folglich je einfacher ſeine Geſeze ſind, deſto vollkommner ſind ſie. Menge der Geſeze thut unausſprechlichen Schaden. Was iſt es nicht erſtlich

lich für eine Laſt für den Unterthan, (dem ſein und der ſeinen Unterhalt ſchon alle Zeit und alles Nachdenken koſtet,) wenn er noch ganze tauſende von Geſezen erlernen und auf ſo unzählige Fälle aufmerkſam ſeyn ſoll, wo ihre Erfüllung von ihm gefodert wird: wenn er hundert Paragraphen einer Geſindeordnung, einer Kleiderordnung, einer Rangordnung, einer Policeyordnung, einer Feuerordnung, und wie die Ordnungen alle heiſſen, leſen, ſtudiren und behalten — wenn er einige tauſend Artikel impoſtirter und einige tauſend verbotner Waaren ſich merken — wenn er hunderterley Geſeze über Kopfgelder, Steuern, Servisgelder, Nahrungsgelder ꝛc. ſich einprägen — wenn er die Sabbaths Bustags- und ähnliche Mandate wiſſen — wenn er alle Geſeze über Ehe, Verwaltung der Vormundſchaften, Erbſchaft und Teſtamentsangelegenheiten, über alle Arten des Eigenthums und des Beſizes einer Sache ꝛc. ſich geläufig machen — wenn er tauſend und aber tauſend Fälle im Gedächtniſſe haben ſoll, wo und wie hoch er ſich ſtrafbar machen kan? — Iſt es zweytens nicht augenſcheinlich, daß, jemehr es Geſeze giebt, und je zahlloſer folglich die Fälle ſind, wo der Unterthan gegen die Geſeze ſündigen kan, daß die Uebertretungen der Geſeze deſto häufiger und ganz eigentlich unvermeidlich werden müſſen? Iſt es drittens nicht einleuchtend, daß, da alle Geſeze Einſchränkungen der natürlichen Freyheit ſind, dieß höchſte Gut des Menſchen deſtomehr leiden und in der Geſezgebung um ſo weniger Gerechtigkeit ſeyn muß, je gröſſer die Menge der Geſeze iſt und — was unmittelbar daraus folgt, da der Drang der Freyheit im Menſchen unaufhaltſam iſt — daß die Unterthanen deſto geneigter werden müſſen, ſie zu übertreten, und daß ihr Gewiſſensantrieb zur Folgſamkeit, durch die laſtende Menge an ſich, und durch das Gefühl der Ungerechtigkeit inſonderheit, geſchwächt werden muß? Und was iſt dann viertens natürlicher, als daß ein Volk, (jemehr es der Geſezgeber verleitet, ohne Bedenken ſolche laſtenden und ungerechten Geſeze zu übertreten, ſobald nur einiger Anſchein da iſt, daß man der Strafe entſchlupfen werde in ſeinem ganzen moraliſchen Karakter ſchlechter werden und der Regent alle Liebe, und, die bürgerlichen Tugenden des Patriotismus und der Unterthanentreue allen Werth verlieren müſſen?

c. Wenn aber der Unterthan gute Geſeze von ſeinem Fürſten fodert, ſo kan er auch verlangen, daß der Fürſt ſie ihm hinlänglich bekannt mache. Es iſt freylich der Unterthanen Schuldigkeit, ſich um die Geſeze zu bekümmern, (VII, 2.) aber es iſt auch des Regenten Pflicht, dieß den Unterthanen möglich zu machen. Und wie kan der Unterthan, bey allem guten Willen, die Geſeze erlernen, wenn theils das Hauptgeſezbuch ſo groß und theuer und wohl gar auch ſo ſelten iſt, daß die wenigſten Unterthanen im Stande ſind, es ſich anzuſchaffen und — wenn die neuen Mandate blos an die Kollegien geſchikt und ein vor allemal von dieſen publicirt werden, und, wenn ſelbſt dieß publiciren auf eine Art geſchieht, bey der es durchaus unmöglich iſt, daß alle Individua davon vollſtändige Nachricht erhalten. Gewiß, es iſt unleugbare Schuldigkeit der Regenten, daß ſie die Geſeze, die alle Unterthanen perſönlich zu befolgen und folglich zu wiſſen nöthig haben, ſo promulgiren, daß alle Individua ohne Koſten und Zeitverluſt zu ihrer vollſtändigen Notiz gelangen können. Und wenn vollſtändige Bekanntſchaft mit den Landesgeſezen, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit und dabey von ſolchem Umfange iſt, daß ſie ein fortgeſeztes Studium erfodert, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jeder Regent weit eher einen Rechtskatechismus als einen Katechismus der ſcholaſtiſchen Religion veranſtalten ſollte, damit die Unterthanen von Jugend auf von der Beſchaffenheit ihrer bürgerlichen Verhältniſſe und Obliegenheiten unterrichtet und dadurch in den Stand geſezt würden, nach und nach zu einer vollſtändigen Erkenntniß derſelben zu gelangen. Eine ſolche Einrichtung würde zugleich Gelegenheit geben, das Volk mit dem Geiſte der Geſeze vertraut zu machen, und dadurch ſeine Willigkeit und ſeinen Gehorſam mehren. Eine ſolche Einrichtung würde alſo ferner eine Menge Verbrechen verhüten und dem Regenten die unangenehme Verlegenheit erſparen, alle Augenblicke zu ſtrafen. Eine ſolche Einrichtung würde endlich Millionen Betrügereyen und Misbräuche der Richter und Sachwalter verhüten, bey denen ihnen jezt die Unkunde des Volks in den Geſezen zu ſtatten kommt.

f. Und ſollten die Unterthanen bey dieſer augenſcheinlichen Wichtigkeit der Sache, nicht von ihrem Regenten fodern können, daß er die Geſezgebung, mit der allergrößten Sorgfalt und Ueberlegung behandele? Sollte es nicht ſeine Pflicht ſeyn, daß er ſelbſt und perſönlich an ihr Theil nehme, daß er jede Einſchränkung der natürlichen Freyheit ſeiner Unterthanen, mit der gewiſſenhafteſten Beſonnenheit unternehme, daß er bey jedem ihm vorgeſchlagenen Geſeze recht genau unterſuche, ob es auch nothwendig, ob es auch überwiegend heilſam, ob es auch gerecht ſey, — daß er nicht jedem Höflinge geſtatte, ſeine Einfälle und Projekte zu realiſiren und aus der Freyheit der Unterthanen ein Puppenſpiel zu machen?

g. Und können Unterthanen Gewiſſenhaftigkeit in Gebung der Geſeze von ihrem Fürſten fodern, ſo können und müſſen ſie auch eine eben ſo gewiſſenhafte Handhabung derſelben verlangen. Der Fürſt iſt ſchuldig — ſelbſt darüber zu wachen und alle erdenkliche Mittel dabey anzuwenden, daß ſeine Geſeze überall und mit unpartheyiſcher Gleichförmigkeit ausgeübet und von den Unterobrigkeiten angewendet werden. Denn was helfen die beſten Geſeze und Verordnungen, wo nicht darauf gehalten wird? wenn der Fürſt ſich begnügt, ſeine Mandate zu unterſchreiben, und ſich um ihre Vollziehung nicht bekümmert, ſondern es ſeinen angeſtellten Officianten überläßt, die Geſeze nach ihrem Belieben bald ganz liegen zu laſſen, bald mit der äuſſerſten Nachläſſigkeit ſie anzuwenden und bald auch — wenn es ihre Privatabſichten erheiſchen — mit der unbarmherzigſten Strenge zu vollziehen?

2.

Beſchüzung der Rechte der Menſchheit.

Man kan ſich den Gedanken nicht oft gnug vorſagen, daß der höchſte Zwek aller bürgerlichen Verbindungen in der Sicherung der Rechte der Menſchheit beſteht. Auf dieſen wichtigen Gedanken gründet ſich die abſolute Schuldigkeit des Regenten, die natürlichen Rechte ſeiner Unterthanen, ſo wohl die allgemeinen menſchlichen als die beſondern geſellſchaftlichen Rechte, zu ſchüzen, und ihnen gleichſam für die Sicherheit derſelben Bürge zu ſeyn. Denn das iſt der einzige natürliche Grund, warum ſich der Menſch in eine bürgerliche Geſellſchaft begiebt und alle Laſten der Geſeze und der Unterthanenpflichten übernimmt, um dafür in ruhigem Beſize ſeiner Rechte leben zu können.

Der Fürſt muß allen Unterthanen, und zwar allen gleich, ohne Ausnahme, ohne Partheilichkeit, ohne Begünſtigung, ihre Rechte verbürgen, und das ihnen leiſten, was ihnen die Geſellſchaft ſchuldig iſt, und wozu ihm die Nation ihre Macht übertragen hat. Er muß jedem Unterthanen, einem wie dem andern, ſein Leben ſchüzen. Er muß alle mögliche Mittel anwenden, daſſelbe gegen alle Gefahren und Anfälle zu vertheidigen. Er muß es als einen Vorwurf betrachten, der auf ihn zurükfällt, wenn irgend eines Unterthanen Leben durch Räuber oder Feinde unvermuthet geraubt wird. Und er iſt ſchuldig, da er dem Entleibten das Leben nicht wieder geben kan, es denen ſo gut als möglich zu erſezen, denen der Mord unmittelbar ſchadet, — ſeinem Weibe und ſeinen Kindern und ſeiner Familie.

Er iſt ſchuldig, jedem Unterthan, einem wie dem andern, ſeine natürliche Freyheit zu erhalten (III, 7. a.) und alle muthwillige Beeinträchtigungen derſelben von ihm abzuwenden. Denn der Regent ſo wenig als ſein Miniſter, hat irgend ein

Recht auf Knechtſchaft der Unterthanen. Freyheit iſt ihr höchſtes Gut. Dieſe ohne Noth kränken oder kränken laſſen, iſt das häßlichſte Merkzeichen des ſcheuslichen Deſpotismus.

Er iſt ſchuldig, ihm ſein Gut und Eigenthum zu ſichern. Er muß Dieberey und Straſſenraub verhüten. Und wenn er das nicht thut und ſeine Maasregeln ohne Erfolg bleiben, ſo muß er dafür haften und das erweißlich geſtohlne oder geraubte erſetzen. Denn dafür geben ja die Unterthanen Abgaben und wohl gar noch beſonders Geleite, daß ſie auf Straſſen und in ihren Häuſern ſicher ſeyn wollen.

Er iſt ſchuldig für die Geſundheit der Unterthanen zu wachen, folglich alles abzuwenden und zu verhindern, was der Geſundheit ſchädlich werden, oder die Luft verpeſten, die Quellen verderben, die Nahrungsmittel ſchädlich machen kan. ꝛc. Er iſt ſchuldig Pfuſcher, Quakſalber und alle ähnliche Inſekten abzuwehren, welche dem Leben der Menſchen gefährlich werden. Er iſt verbunden, für gute Aerzte und wohl unterrichtete Hebammen zu ſorgen. Er iſt verpflichtet, alle Moden und Gewohnheiten abzuſchaffen, welche die Geſundheit zerſtöhren und alſo z. B. die engliſchen Tänze, die ſo manchen Jüngling und ſo manches Mädchen hektiſch gemacht und ihrer Blüthe beraubt haben, noch weit eher zu verbieten oder einzuſchränken, als die Hazardſpiele.

Er iſt ſchuldig jeden Unterthan für Mishandlungen und allen Arten der muthwilligen Stöhrungen ſeiner Ruhe zu bewahren und jeden zu beſtrafen und zu entwafnen, der vorſezliche Zerruttungen des häuslichen und nachbarlichen Friedens beginnt.

Er iſt ſchuldig für gute und gangbare Straſſen zu ſorgen, wiefern dieſe eine Obliegenheit des Staats ſind, und das allgemeine menſchliche Bedürfniß ſie erheiſcht, ſintemal Erleichterung des Handels und Wandels darauf beruht.

Er iſt verbunden jedes Ehre zu ſchüzen, wenn ſie angetaſtet wird, und alle die zu hindern und zu beſtrafen, welche muthwillig den guten Nahmen ihrer Unterthanen verlezen.

Er iſt verpflichtet, die natürliche Gleichheit der Unterthanen heilig zu halten und bey Anwendung der Geſeze, bey Beſtrafungen, bey Auflegung der Laſten, bey Austheilungen der Belohnungen, alle Partheyligkeit zu verbannen, S. III, 6.

Das iſt im allgemeinen der Schuz der menſchlichen und Unterthanenrechte, welchen jeder Unterthan von ſeinem Regenten zu erwarten befugt iſt und dafür ihm der Unterthan Abgaben zahlet, ausnahmloſen Gehorſam leiſtet, und für ihn ſein Leben zu wagen bereit iſt. Einige hieher gehörige Stükke bedürfen einer beſondern Ausführung.

3.

Verſorgung der Hülfloſen und Müſſigen.

Wir nennen hier zwey Gegenſtände der Vorſorge, welche jedem Staate wichtig ſeyn müſſen. Die Verbindlichkeit gründet ſich auf das Geſez der Unentbehrlichkeit (S. I.). Was dem Menſchen zu ſeinem Leben und zum Genuſſe ſeines Daſeyns und der menſchlichen Geſellſchaft zu ihrer Sicherheit und Wohlfarth ſchlechterdings unentbehrlich iſt, dafür muß der Staat ſorgen. Denn um der Sicherung ſolcher unentbehrlichen Dinge willen vereinigten ſich die Menſchen in Geſellſchaften und übertrugen ihre Rechte einem Staate. Alſo iſt Sorge für ſolche allgemeine Bedürfniſſe ein heiliges Naturgeſez, das jeden Staat und folglich jeden Fürſten bindet, weil er der einzige Grund ſeiner geſezgebenden Macht iſt. Und mich deucht, beider Unentbehrlichkeit fällt in die Augen.

Daß Menſchen, welche, als Krüpel oder Kranke oder kraftloſe Greiſe, ſich in der äuſerſten Armuth befinden, und daher Lebensmittel, Leibesbedekung, und Krankheitspflege ſich nicht ſelbſt erzeugen können, am Unentbehrlichen Mangel leiden, fällt in die Augen. Hat nun jeder Menſch als Menſch Anſprüche auf die Unentbehrlichkeiten des Lebens, ſo muß man ſolche Menſchen nach ihrem natürlichen Rechte entweder zugreifen laſſen, wo ſie die Unentbehrlichkeiten finden, oder wenn man Ordnung im Staate verlangt, ſo muß der Staat ſie unterhalten.

Wie nun Unterhalt und Verpflegung den Hülfloſen unentbehrlich iſt, ſo iſt Verſorgung der Müſſigen dem Staate ſelbſt unentbehrlich. Denn der arbeitloſe Menſch iſt ihm allezeit gefährlich. Müſſiggang iſt die Quelle aller Laſter und führt zu allernächſt auf Betrügereyen, Diebereyen, und alle Arten von böſen Streichen, welche die Ruhe und Sicherheit der Geſellſchaft in Gefahr ſezen. Es iſt alſo für den Staat ſelbſt, oder, welches eben ſo viel iſt, für das gemeine Beſte unentbehrlich, daß man arbeitloſe Menſchen mit Arbeit verſorge und ihnen den nöthigen Unterhalt und Leibespflege dabey anweiſe.

Für die erſte Klaſſe, (zu welcher ich auch noch alle hülfloſen Kinder rechne, deren Eltern dieſelben verlaſſen haben oder, die Waiſen ſind) ſo wohl als für die zweyte iſt der Fürſt verbunden, öffentliche Häuſer anzulegen, wo dieſe Menſchen Verpflegung und Aufſicht finden. Und dabey wäre es ſeine Obliegenheit, mit Strenge drauf zu ſehen, daß ſie auch als Menſchen behandelt und in einen Zuſtand verſezt würden, in welchem ſie ihres Daſeyns froh werden könten.

Die Erfoderniſſe ſind, 1. Genuß menſchlicher Freyheit: daß man ſie nicht einſperre, ſie nicht zur Arbeit tyranniſch anhalte, ihnen Erholung gönne u. ſ. w. 2. genießbare und ihrer Leibeskonſtitution angemeßne Koſt: 3. Materialien und Werkzeuge und Anweiſung zu Arbeiten, wie ſie eines jeden Neigung und Kräften gemäß ſind: 4. Sorge für Sittlichkeit überhaupt und Erziehung der Kinder inſonderheit: 5. hinlängliche Veranſtaltungen zur Erhaltung ihrer Geſundheit und deren Herſtellung in Krankheit: 6. Reinlichkeit ꝛc.

Wo in einem Staate die Zahl der zweyten Klaſſe zu groß gefunden würde, als daß ſie alle in öffentlichen Arbeitshäuſern verſorget werden könten, (wie das der Fall in den meiſten Ländern iſt) da müßte der Regent verordnen, daß in allen großen und kleinen Städten eine obrigkeitliche Perſon angeſtellt wurde, bey welcher ſich alle die, mit Anzeigen ihrer Nahmen und Wohnung, täglich melden könten, die einen Arbeiter von der und der Art brauchen, und bey dem gegenſeitig alle Müſſige die Arbeit nöthig haben, täglich ihre Anweiſung ſich holen müßten, wohin ſie ſich zur Arbeit begeben ſollen.

Wenn bey dieſer Einrichtung der Regent das Geſez gäbe: es ſollen, 1) in allen Städten und Dörfern alle Menſchen, monatlich aufgeſucht und aufgegriffen werden, welche als Müſſige leben, oder auch nicht genau nachweiſen können, daß ſie ganz im Stande ſind, ſich ſelbſt mit einem dem Staate nuzbaren Geſchäfte zu unterhalten: Dieſe Müſſigen ſollen 2) nach ihrer Vermögenheit zu irgend einem Geſchäft (es heiſſe graben, ſpinnen, Steine brechen, flügen, oder wie es wolle, bey dem obgedachten Aufſeher enrullirt und an die Arbeitſuchenden vertheilt werden: und wo die Obrigkeit nicht hinreichliche Gelegenheit findet, die Müſſigen ihres Sprengels unterzubringen, da ſollen 3) dergleichen Leute, wenn ſie taugen, ans Militair oder, an die öffentlichen Arbeitshäuſer abgeliefert werden.

Wofern auf ſolche Art der Regent ſeine Obliegenheiten erfüllen und alle Hülf- und Arbeitloſe Menſchen verſorgen wollte, ſo würde er nicht nur die Summe des menſchlichen Elendes unausſprechlich mindern, und dem Staate eine Menge nuzbarer Mitglieder verſchaffen, ſondern er würde auch, was von der größten Wichtigkeit iſt, die Hauptquelle aller Verbrechen auf ewig verſtopfen.

Es iſt ganz augenſcheinlich, daß Armuth und Müſſiggang faſt allein Menſchen nach und nach ſo verſchlechtern und in ſolche Verlegenheiten ſetzen, daß ſie auf Diebſtahl, Mordthaten, Beutelſchneidereyen und ähnliche Dinge gerathen, welche den Staat nöthigen, harte Strafen zu vollziehen. Es iſt alſo eben ſo augenſcheinlich, daß wir in kurzem keine Verbrecher mehr haben, und der Schande, Räder und Galgen vor unſern Thoren aufſtellen zu müſſen, überhoben ſeyn würden, wenn manche Regenten oder vielmehr ihre Diener in dieſen Punkten beſſer als bisher ihre Pflichten erfüllen wollten.

Und iſt Euch, Ihr lieben Fürſten, es ein Geringes, die Schmach der Martern, der ſchrecklichen Kerker und der ſcheuslichen Hinrichtungen von euch zu thun; ſo erwäget, mit einem Hertzen, das Menſchenwohl und Menſchenelend mit Theilnehmung empfinden kan, daß ihr nicht nur jene unglüklichen Verbrecher von ihren Verbrechen, und Euch von der traurigen Nothwendigkeit, grauſam zu ſtrafen, befreyet, ſondern daß Ihr auch unzehliche Menſchen von den ſchreklichſten Leiden befreyet, welche vorher durch jene Verbrecher (durch ihre Diebereyen, Mordbrennereyen, Knebelungen, Ermordungen) unglüklich werden mußten, ehe ſie Eurer ſtrafenden Gerechtigkeit in die Hände fallen konten.

O dieſe Unglüklichen, die durch ſolche Verbrecher Todesangſt und Verderben erdulden mußten, ſind ſolange vor Gott und der Nation Eure Ankläger und fluchen Eurer Nachläſſigkeit und ſeufzen über eure Treuloſigkeit, mit welcher ihr die Regierung übernahmet, ohne die Pflichten der Regierung zu erfüllen und ihr Leben und ihre Ruhe durch dienſame Mittel in Sicherheit zu ſezen.

O Menſchen! die Ihr, durch Geburt und Stand und Macht, über Millionen eurer Mitmenſchen hoch empor gehoben ſeyd! die Ihr auf Erden Gottheiten ſeyd! wie köntet Ihr Eurer Gröſſe und Hoheit ſo würdig ſeyn: wie köntet Ihr von Euren Unterthanen ſo geliebt und angebetet und von der Welt ſo geehret werden: wenn Ihr alle mit gleichem Eyfer die erſten ſchreyenden Bedürfniſſe der Menſchheit beherzigen und Eurer Vorſorge ſie würdigen wolltet.

Nicht blos ſchreyen über Euch jene zahlloſen Unglücklichen, die durch Straſſenraub, Dieberey, angelegtes Feuer u. d. elend wurden, ſondern auch die Seufzer und das Gewinſel der vielen tauſenden trift Euch und ſchändet Euren Thron, welche in Euren Dörfern und Vorſtädten in der äuſerſten Armuth ſchmachten und von Hunger, Blöſſe und wohl gar auch Krankheiten verzehrt und gefoltert werden.

Alle die Kinder ſchreien über Euch, welche in der Irre herumlaufen und, aller Erziehung beraubt, wie die wilden Thiere aufwachſen. Und wenn dann einſt aus dieſen unglüklichen Kindern, ſtatt nüzlicher Bürger, Taugenichtſe und Verbrecher werden, wem ſoll man die Schuld geben als Euch?

Endlich alle Bettler im Lande werden euch zu einem entehrenden Vorwurfe. Denn es iſt und bleibt für den Menſchenbeobachter etwas erſchrekliches, wenn er ſich unter policirten Nationen erblickt, wenn er unter dieſen Nationen Aufklärung beginnen ſieht, wenn er unter dieſen Nationen die Tugend lehren hört, wenn er unter dieſen Nationen Chriſtum verehren ſieht, welcher die Liebe zur Grundlage aller Religion machte, und — gleichwohl unter dieſen Nationen — ihre Fürſten ſchwelgen und — freygeborne Menſchen unter Menſchen öffentlich betteln gehen ſieht.

Warlich es iſt für mich das entſezlichſte, was ich mir denken kan: — Menſchen unter Menſchen betteln!

Wenn Fürſten die Schande dieſes Anblicks fühlten und dabey — den Schaden beherzigten, den

Betteley und Müſſiggang nach ſich ziehen; ſo könten ſie ohnmöglich es verabſäumen, dieſe Schmach von menſchlichen und chriſtlichen Nationen abzuwenden und dieſen Schaden zu verhüten, den der Staat und der Unterthan dadurch ſo vielfältig erleiden muß.

4.

Schuz der Unmündigen.

Es iſt recht und billig, daß Menſchen, welche wegen der Schwäche des Geiſtes und Unreife ihrer Einſichten, nicht im Stande ſind, ihr Vermögen ſelbſt und allein zu verwalten, in beſondere Aufſicht des Staats genommen werden, und daß der Regent ihnen verſtändige und redliche Leute zuordnet, welche die Verwaltung ihres Vermögens ſo lange beſorgen, bis ſie ſelbſt dazu im Stande ſind. Aber es iſt unrecht und himmelſchreiend, wenn man dabey 1) die Rechte der Menſchheit kränkt und Unmündigen d. h. Wittwen und Waiſen alle menſchliche Freyheit raubt und ſie von der Willkühr der Vormünder tyranniſiren und, alle Rükſichten auf die Wünſche und Neigungen ihrer Mündel aufgeben läßt: — wenn man 2) die Vormünder in den Stand ſezt, ſich an dem Vermögen der Unmündigen ſelbſt zu bereichern und ihnen in einer kurzen Reihe von Jahren alles zu Waſſer zu machen: wenn man 3) die Vormundſchaftsrichter gleiche Ungerechtigkeiten begehen und mit dem Vermögen der Unmündigen treulos umgehen läßt.

Hier iſts gewiß heilige Obliegenheit des Regenten, ſich dieſer Menſchen anzunehmen und ihre Rechte um ſo eifriger zu ſchüzen, je ohnmächtiger ſie ſelbſt dazu ſind und jemehr ſie folglich der Hülfe des Staats bedürfen. Es wäre der Mühe werth, Geſchichten von zerſtörten und verſchlungenen Gütern der Witwen und Waiſen zu ſamlen und druken zu laſſen, um die Regenten durch Schauder und Entſezen zur eifrigen Erfüllung ihrer Obliegenheiten zu bewegen. — Dieſe natürlichen Obliegenheiten ſind folgende:

a. Der Regent iſt ſchuldig, ſolche Geſeze für Unmündige zu geben, welche ſie vor Tyranniſirungen der Vormünder ſchüzen, und ihre natürliche Freyheit nicht ganz unterdrüken laſſen. Es wäre unvernünftig, dem kleinen Kinde jede Neigung zu gewähren, oder jedem Eigenſinne des Knabens zu willfahren. Aber ſo unvernünftig dieß iſt, eben ſo ungerecht iſt es auf der andern Seite, wenn Kinder in den Jahren der angehenden Verſtandesreife, wenn Jünglinge — in der Wahl ihrer künftigen Lebensart in der Art ſich zu kleiden u. d. gar keinen Willen haben, ſondern ganz allein von dem Eigenſinn und der Willkühr der Vormünder abhangen und ſich wie Sklaven behandeln laſſen ſollen, oder — wenn mannbare Mädchen in der Wahl ihres Gatten ſich dem Willen eines Vormundes blindlings unterwerfen oder, wenn ſie nicht wollen, ſich von ihm anderweit plagen und mishandeln laſſen müſſen. Auch Unmündigen gebühret der Gebrauch der Rechte der Menſchheit!

b. Der Regent iſt ſchuldig die Vormundſchaftsgeſeze ſo einzurichten, daß nur rechtſchafne und verſtändige Männer, die zugleich wegen der unter ſich habenden Güter der Unmündigen hinlängliche Sicherheit leiſten können, zu Vormündern beſtellt werden. Und billig ſollte dieß wichtige Geſchäft unter den unbeſcholtenſten und würdigſten Männern des Orts, als eine Pflicht der Menſchheit, nach der Reihe übernommen und unentgeltlich verwaltet werden: weil jeder dieſer Männer ja eben dieſe koſtenloſe Verſorgung der Unmündigen auch wieder genießt, wenn er mit Tode abgeht.

c. Es iſt ferner Obliegenheit des Fürſten, den Vormündern ſolche Schranken zu ſezen, daß ſie das Vermögen ihrer Pflegbefoglnen nicht willkührlich anwenden, nicht eigenmächtig veräuſern, ſondern, bey möglichſter Erſparniß, auf die beſtmöglichſte Unterhaltung und Erziehung der Kinder verwenden müßten.

d. Noch wichtiger iſt es, die Güter ſelbſt, wenn die vormünder nicht hinlängliche Sicherheit geben, in öffentliche Verwahrung zu bringen und die vormundſchaftlichen Richter in ſolche ſtrenge Geſeze einzuſchlieſſen, daß auch dieſe dem Vermögen durch keine Ränke und Kunſtgriffe beykommen und es den Unmündigen verkürzen könten. Und dabey wäre inſonderheit nöthig, 1) daß jede Verordnung der Vormünder und der ihnen vorgeſezten Obrigkeit, welche eine Verwendung der Gelder oder Veräuſſerung der Güter betrift, genau von Zeit zu Zeit aufgezeichnet werden müßte 2) daß die Unmündigen, wenn ſie einige Verſtandesreife haben, oder deren Verwandte, zu Rathe gezogen und mit dem Rechte verſehen würden, mit Angabe der Gründe, gegen unbillige Verordnungen zu proteſtiren: endlich 3) daß jeder Minderjährige ſogleich, Vormünder und Obrigkeiten zu genaueſter Rechenſchaft ziehen könte und — daß Vormünder und Obrigkeiten ſchlechterdings gehindert würden, ſolche Rechenſchaft aufzuſchieben und durch Jahrelange Prozeſſe die erzielte Ertappung auf Ungerechtigkeiten zu erſchweren und zu vereiteln.

e. Jede Ungerechtigkeit, jede Tyranniſirung der Unmündigen, jede vermeidliche und nicht völlig zu rechtfertigende Verkürzung ihres Vermögens muß der Regent auf das härteſte, an Vormündern und vormundſchaftlichen Obrigkeiten beſtraſen und dieſe zur Erſezung alles Schadens anhalten.

f. Endlich in allen Fällen, wo die Obrigkeit Depoſitengelder der Unmündigen verlohren gehen läßt, oder wenn einzelne obrigkeitliche Perſonen oder Vormünder dergleichen Gelder unterſchlagen, durch falſche Rechnungen verkümmern, oder durch Bankerut die Kinder darum bringen, — in allen ſolchen Fällen iſt der Staat und folglich auch ſein Verweſer, der Fürſt, verbunden, den Unmündigen dieſen Verluſt zu erſezen. Denn die Wahl des Vormundes, der vormundſchaftlichen Richter, und der Geſeze, in welche ſie eingeſchränkt waren, hieng ja nicht von den Unmündigen ab. Folglich haben dieſe auch nicht den geringſten Theil an der Schuld. Der Fürſt, der dieſe Richter wählte, dieſe Vormünder beſtätigte, dieſe Geſeze gab, muß für die Folgen haften. Und es iſt nicht genug, daß er hinterher, wenn die Kinder um das ihrige betrogen und beſtohlen worden waren, die Diebe beſtraſe. Denn mit allem Feſtungsarreſt und dergleichen Ahndungen iſt den Unglüklichen nicht geholfen und die Obliegenheit des Fürſten, ihnen Sicherheit ihres Eigenthums zu ſchaffen, nicht erfüllt. Nach den natürlichen folglich göttlichen Geſezen iſt der Fürſt Erſaz alles Schadens ſchuldig, den die von ihm angeſtellten Richter und Obrigkeiten verurſachen oder der aus der Mangelhaftigkeit ſeiner Geſeze entſpringen mag. Und ſolchen Erſaz ſind alle Unterthanen von ihrem Herrn zu fodern berechtiget.

5.

Sorge für Lebensmöglichkeit und Lebenserleichterung der Unterthanen.

Wir verſtehen unter Lebensmöglichkeit, das hinlängliche Daſeyn und erträgliche Preiſe der Dinge, die zum Leben unentbehrlich ſind. — Und dahin rechnen wir aufs mindeſte Getraide, Salz, Feurung, und gemeines Getränke. Das muß der Menſch haben. Hat ers gar nicht, ſo kan er nicht leben. Iſt es ſelten und theuer, ſo wird ihm das Leben erſchwert. Steht es in unerſchwinglichen Preiſen, ſo lebt er zur Verzweiflung.

Wer ſoll nun für dieſe unentbehrlichen Dinge haften? Der einzelne Unterthan kan es nicht. Er hat es höchſtens in ſeiner Gewalt, auf eine kurze Zeit Vorrath in ſeinem Hauſe zu haben. Aber daß dieſe Dinge überhaupt im Lande genugſam vorräthig und in leidlichem Preiſe ſind, das hat er auf keine Weiſe in ſeiner Gewalt. Iſt es alſo nicht natürliches Geſez, daß der Staat ſolche Unentbehrlichkeiten des Menſchen beſorge, welche der Unterthan nicht zu erzeugen vermag? Wozu begebe ich mich denn in Geſellſchaft und trage die Laſten des Staatsbürgers, wenn mir der Staat das nicht ſchaffen will, was nur ein Staat ſchaffen kan, und bey deſſen Mangel ich entweder verhungern oder verzweifeln muß?

Alſo — iſts des Regenten Obliegenheit, dafür zu ſorgen, daß Getraide, Salz, Feurung und gemeines Getränk in hinlänglicher Menge und in erträglichen Preiſen vorhanden ſey. Er muß folglich

a. Magazine errichten, und in wohlfeilen Zeiten und — wenns im Lande fehlt — im Auslande Getraide einkaufen, um es bey entſtehenden Mangel und überhandnehmenden und drükenden Preiſen, es den Unterthanen für ſeinen Einkaufspreis wieder abzulaſſen.

b. Er muß keine Aufkäufer und Kornjuden dulden. Denn es iſt begreiflich, daß unter Menſchen mit keiner Waare Wucher getrieben werden darf (nach dem Geſez der Natur), welche zum Lebensunterhalt der Menſchen unentbehrlich iſt. Man laſſe jedem Freyheit des Handels: man ſchränke keinen durch Geſeze ein, welchen Gewinn er durch Handel

del machen ſoll: aber man dehne dieſe Freyheit nur auf die entbehrlichen Dinge und auf die Waaren des Luxus aus. Wein, Kaffe, Seide, u. d. mag mir der Spekulant durch Aufkauf vertheuren, wenn er kan. Denn ich kan ohne dieſe Dinge leben und zufrieden leben. Aber wer mir Brod und Feurung und gemeines Getränk aufkauft, um mich hernach zu zwingen, es ihm in ungeheuren Preiſen wieder abzukaufen, der iſt mir ärger als ein Dieb. Denn der Dieb ſtiehlt mir nur, was ich unvorſichtig ihm preiß gab, und Wachſamkeit kan mich vor ihm ſchützen, und er nimmt mir nicht die Möglichkeit zu leben: Aber der Kornwucherer ſtiehlt mir mein Geld mit Gewalt, ich kan ihm mit aller Wachſamkeit nicht entgehen, und er nöthigt mich, wenn ich lange unter ſeiner Gewalt bleibe, entweder zu verhungern oder zu verzweifeln. Es gibt in der Welt keinen ärgern und ſchrecklichern Zwang, keine ſcheuslichere Tyranney, als welche der Kornwucherer ausübt, der den armen Unterthanen ſchlechterdings zwingt, alles herzugeben, was er hat und zulezt das Hemde vom Leibe zu verkaufen, um ihm ſeine Fruchtvorräthe abkaufen und ſich das Leben friſten zu können. Wer da weiß, was Hungersgewalt iſt, der wirds einſehen, daß kein Tyrann eine ſchrecklichere Gewalt hat, um die Menſchen zu peinigen, als der Aufkäufer der Lebensmittel. Wo in einem Staate (wie jüngſt in Frankreich) ſolche Grauſamkeiten geduldet werden, da ſind alle Bande der Geſellſchaft aufgelöſet: da iſt kein Grund mehr vorhanden, ſich an eine geſezgebende Macht zu kehren: da muß das Volk nach dem Zepter greifen, und ſich ſelbſt Recht ſchaffen gegen Unmenſchen, die es mit Hunger tyranniſiren und mit Gewalt zur Verzweiflung bringen wollten. — Ein weiſer Regent wird ſolch Unglück nie entſtehen laſſen. Er wird ſeine Pflicht erkennen, ſolch Ungeziefer aus ſeinem Lande zu verbannen und allen Wucher, der mit Lebensmitteln getrieben wird, mit ſeiner ganzen Macht zu verhindern.

c. Weil der Mangel an Lebensmitteln und Uebertheurung derſelben auch zuweilen daher entſtehen kan, daß die Aecker im Lande nicht in genugſamer Menge zum Getraidebau benuzt ſondern zu andern Spekulationen angewendet werden, ſo muß der Regent dafür ſorgen, daß die Akerbeſizer eine hinlängliche Menge Getreide erzeugen: und er muß dabey ſeine eignen Beamten mit Unpartheylichkeit anhalten, daß ſie nicht aus Habſucht die Menſchlichkeit verabſäumen und, um durch Kümmel, Rübſaat u. d. reich zu werden, das Land an Getraide Mangel leiden laſſen. Es iſt an ſich keinem Menſchen zu verdenken, wenn er ſeine Aecker ſo hoch benuzt als er kan: und es würde eine Tyranney ſeyn, einen Ackerbeſizer in ſeinem natürlichen Rechte ſtöhren zu wollen. Aber es fällt doch klar in die Augen,

gen, daſs das natürliche Recht zu leben, dem natürlichen Rechte frey zu erwerben vorgeht, daſs alſo die Geſeze unſere natürliche Freyheit in ſo weit einſchränken müſſen, damit über dem Rechte zu erwerben, das man jedem gönnt, die Unterthanen nicht das Recht zu leben verlieren, und in Hungersnoth gerathen.

d. Mit eben ſo vielem Recht können die Unterthanen von ihrem Regenten fodern, daſs er auf eine gute Polizey halte und Bekker, Fleiſcher u. d. nicht die Einwohner in Kontribution ſezen laſſe. Und hier wären beſonders ſcharfe Geſeze nöthig, gegen ſolche Polizeybediente, welche ſich von den Bekkern und Fleiſchern die Braten und Kuchen ins Haus bringen laſſen, und dafür im ganzen Orte die Lebensmittel vertheuren.

c. Endlich wird der Lebensunterhalt der Menſchen auch dadurch erſchwert, daſs heutzutage, beſonders in Städten, eine groſse Menge Menſchen gar nicht mehr arbeiten ſondern ſich mit dem müſſigen Leben der Hökerey abgeben will. Dieſe unzehlbaren Höken mindern erſtlich im Ganzen die Induſtrie und vertheuren, indem ihre Hände dem Staate entgehen, das Arbeitslohn durch die verurſachte Seltenheit der Arbeiter: und zweytens hemmen ſie den freyen Kauf der Lebensmittel. Sie gehen ſtundenweit

weit den Bauern entgegen, kaufen ihnen die Lebensmittel, die ſie zu Markte bringen, ab, und ſezen ſich alsdenn auf den Markt und machen davon ſo viel Gewinn als ihnen möglich iſt. Billig ſollte dieſer Unfug geſtöhrt, die Hökerey in die Gränzen, die eine gute Polizey vorſchreibt, eingeſchränkt werden. Billig ſollte man den Bauer, den Gärtner, und jede Art Menſchen, die Lebensmittel zum Verkauf herbeybringen, allein auf Straſſen und Märkten dulden und dem Handel freyen Lauf laſſen, und auf keine Weiſe zugeben, daß müſſiges Volk Hökerey treibe und die Lebensmittel vertheure. Alle ſolche Höken ſind gemeines Volk, die ihre Hände dem Staate zu nüzlichern und nöthigern Arbeiten ſchuldig ſind.

f. Wenn ferner auch Holz zur Verarbeitung ſowohl als zur Feurung dem Staate unentbehrlich iſt, ſo hat der Regent die Obliegenheit, die Waldungen möglichſt zu ſchonen, und die Forſtbedienungen nicht an unwiſſende Leute zu vergeben, die ſich blos davon nähren ſollen, ſondern ſie verſtändigen und einſichtsvollen Mannern anzuvertrauen, und auch dieſe in ſolche Geſeze einzuſchränken, daß das Holz geſpart, die Waldungen erhalten, und fortgeſezter Anbau des Holzes, — beſonders auf Landſtraſſen, kahlen Hügeln u. d. eifrigſt betrieben werde.

6.

Beſchützung des vollkommnen, und Aufſicht über das unvollkomne Eigenthum der Unterthanen.

Es iſt vielleicht manchem Leſer neu, daß ich hier vollkommnes und unvollkommnes Eigenthum der Menſchen unterſcheide. Man wird aber bey unpartheyiſcher Prüfung gewahr werden, daß der Unterſchied gründlich und, für die Ableitung der Obliegenheiten und Befugniſſe der Regenten, von groſſer Wichtigkeit iſt.

Ich verſtehe unter vollkommnen Eigenthum, ſolche Dinge, die ein Menſch ſo ganz und ausſchlieſſend — rechtmäſſig beſizt, daß gar kein Antheil ſtatt findet, und wo die ausſchlieſſende Eigenthumſchaft der Menſchheit unentbehrlich iſt.

In dieſem Sinne iſt erſtlich das Geld, was ich täglich durch meinen Fleiß verdiene, mein vollkommnes Eigenthum. Ich habe es auf die edelſte und rechtmäſſigſte Art. Es findet auch kein Antheil ſtatt, weil kein erdenklicher Grund vorhanden iſt, aus welchem ein anderer an das Anſprüche machen könnte, was ich mit meiner Arbeit verdiene. Es iſt auch, bey dieſem Eigenthum, für die Menſchheit unentbehrlich, daß jeder es ausſchlieſſend beſitze, weil alle Induſtrie, alle Betriebſamkeit für nuzbare Geſchäfte aufhören und die Menſchen Muth und

Antrieb zur Arbeitſamkeit verlieren würden, wenn das, was ſie mit ihrem Fleiße verdienen, nicht ausſchlieſſendes Eigenthum ſeyn ſollte, welches jeder ſo vollkommen beſizen kan, daß kein Menſch unter der Sonne und kein Staat und kein Fürſt es ihm nehmen oder ihm wegen des Gebrauchs befehlende Geſeze vorſchreiben darf.

In dieſem Sinne und aus dieſen Gründen ſind ferner die von dem Meinigen angeſchaften Geräthſchaften, Utenſilien, Kleidungsſtüke u. ſ. w. mein ausſchlieſſendes Eigenthum.

In dieſem Sinne iſt drittens alles das, was ich aus meinen Häuſern, Aekern und Gärten löſe, es ſey durch Verpachtung oder durch eigne Adminiſtration, ſo wie die Intreſſen, die ich von meinen Kapitalien beziehe, mein vollkommnes Eigenthum.

Hingegen iſt alles das unvollkommnes Eigenthum, woran andere noch einen wirklichen Antheil haben und deſſen leichtſinnige Verwendung oder Zerſtöhrung den Antheilhabenden ſchadet, ohne den Schaden durch einen überwiegenden Nuzen zu erſezen.

So nenne ich meinen Beſizſtand im Ganzen, meine Aecker, Güter, Häuſer, Kapitale, ein unvollkommvollkommnes Eigenthum: erſtlich, weil an der ganzen Summe der Güter, Aecker und Gelder im Lande, der Staat inſofern Antheil hat, daß er auf die Erhaltung derſelben zu ſehen berechtiget iſt. Denn wenn der Staat die Obliegenheit übernahm, den einzelnen Mitgliedern ihre Rechte und ihr Eigenthum zu ſichern, ſo bekam er, eben durch dieſe Obliegenheit, auch die Befugniß alle bleibende Güter der Einzelnen als einen gemeinſchaftlichen Reichthum des Staats anzuſehen und denſelben eben ſo gegen muthwillige Zerſtörungen der Beſizer als gegen die Beeinträchtigungen anderer in Sicherheit zu ſetzen: — zweytens, weil meine Kinder auch Antheil haben, inwiefern ein ſtillſchweigender Kontrakt, der aus der allgemeinen Erwartung entſteht (S. III, 2.) mich verbindet, dieſe Geſchöpfe, denen ich die Verbindung ihres Daſeyns mit den Meinigen und, die Abhängigkeit ihres Glücks von mir, gleichſam aufgedrungen habe, auch an meinen Gütern theilnehmen zu laſſen: — drittens, weil nach den Geſezen der Natur alle Brod- und hülfloſe Mitmenſchen in ſofern Antheil haben, inwiefern jeder Menſch befugt iſt, vom Ueberfluſſe ſeiner Mitmenſchen das zu ſodern, was ihm ſelbſt zum Leben unentbehrlich iſt. S. II, 2. 3.

So ſind inſonderheit Aeker und Waldungen auch deswegen unvollkommnes Eigenthum, weil ſie die unentbehrlichen Dinge erzeugen, ohne welche meine Mitmenſchen nicht leben können, und weil folglich ein Staat inſoweit Antheil hat, inſoweit er darauf ſehen muß, daß an dieſen Dingen kein Mangel im Lande ſey, daß alſo Aecker und Waldungen erhalten und gehörig gebraucht werden. S. IX, 5. c. f.

Unter die Dinge, an denen der Staat Antheil behält, gehören alſo auch vorzüglich die Lehngüter, die Fideikommiſſe, und alle Geſchenke und Vermächtniſſe, welche mit beſtimmter Anweiſung des Gebrauchs verbunden ſind. Bey leztern findet auch ein bleibender Antheil des Schenkenden und Vermachenden ſtatt, der den Antheil des Staats dadurch 'erhöhet, daß der Staat verbunden iſt, jenen Antheil, als ein menſchliches Recht zu ſichern und zu beſchützen.

Endlich müſſen wir auch hier der Formen gedenken, welche Produkte des Geiſtes der Menſchen ſind und theils an einzelne zum Nießbrauch verkauft, theils dem Publikum zum Genuß übergeben werden. Dahin gehören z. B. alle Erfindungen der Künſtler und Gelehrten, jedes aus Erfindung entſtandene Gemählde, Kupferſtich, Fabrikdeſſein oder Muſter u. d. Dahin gehören auch die Bücher, welche nichts anders als Formen ſind. Denn die Materie, aus der das Buch beſteht, d. h. die einzelnen Gedanken, Säze und Worte, ſind ein Gemeingut. Aber gerade dieſe Zuſammenſtellung und Aneinanderreihung der Materien, die Ordnung, die Manier, iſt Eigenthum des Erfinders d. h. hier — des Schriftſtellers. Aber eben dieſes Eigenthum wird alsdenn unvollkommen, wenn der Erfinder es zum Nießbrauch andern überläßt und dem Publikum zum Genuß übergiebt. Denn nun behält der Erfinder, z. B. der Schriftſteller, Antheil an dem Buche und das Publikum hat auch einigen Antheil, obgleich das Haupteigenthum dem Verleger gehört.

Nachdem wir nun dieſen wahren Unterſchied zwiſchen vollkommnen und unvollkommnen Eigenthum bemerkt haben, ſo wollen wir die Obliegenheiten des Regenten und die rechtmäſſigen Foderungen des Unterthanen, ſofern er ein ſolches Eigenthum hat, veſtſetzen.

Bey dem vollkommnen Eigenthum fällt es in die Augen, daß der Unterthan befugt iſt, Schuz gegen alle Arten der Eingriffe und des fremden Antheils zu verlangen und daß der Regent verbunden iſt, ihm dieſen Schuz auf das allervollkommenſte angedeihen zu laſſen. Der Fürſt iſt ſchuldig — den heimlichen Dieb ſo wohl, als den gewaltthätigen Räuber, wenn er auch mit den erhabenſten Titeln prangte, von jeder Anmaſſung eines vollkommenen Eigenthums abzuhalten und den Unterthanen jeden

Verluſt zu erſezen, der ihm ohne ſein Verſchulden (S. IX, 2.) verurſacht wird.

Und eben ſo iſt der Regent verpflichtet, ſolches Eigenthums freyſten Gebrauch einem jeden Unterthan zu laſſen. Und der Unterthan kan nach natürlichen Geſezen es fodern, daß der Regent ihm auf keine Weiſe vorſchreibe oder vorſchreiben laſſe, was er mit ſeinem vollkommnen Eigenthume machen und wie er es genieſſen oder anlegen will. Befehlende Geſeze finden bey vollkomnen Eigenthume gar nicht ſtatt. Nur allein verbietende kan der Regent geben, aber auch nur ſolche, welche für das Wohl des Staats ſchlechterdings unentbehrlich und folglich allgemein ſind. So kan z. B. der Regent mir nicht befehlen, daß ich eine oder drey Schuſſeln Eſſen mir von meinem Gelde erzeugen ſoll, und eben ſo wenig kan er mir verbieten, daß ich für mein Geld karg oder ſplendid lebe. Erſteres nicht, weil bey dem vollkommnen Eigenthume gar kein Gebot ſtatt findet. Das zweyte darum nicht, weil das Verbot für das Wohl des Staats nicht unentbehrlich iſt. So kan er hingegen die Verwendung meines Geldes bey Hazardſpielen verbieten, weil dieſes Verbot dem Staate unentbehrlich iſt, und es ſich daher alle Unterthanen gefallen laſſen. (S. III, 6.)

Aber wie nun beym unvollkommnen Eigenthum? — Ich mache hier noch einen Unterſchied. Ich ſondre das unvollkommne Eigenthum des Einzelnen von dem unvollkommnen Eigenthume der Geſellſchaft oder einer Klaſſe derſelben. Bey dem erſten hat der Fürſt zweyerley Obliegenheiten.

Die erſte iſt: der Regent muß mir meine Rechte laſſen, erhalten, ſchützen, die aus unvollkommnen Eigenthum entſtehen. Nehmlich ich habe das Recht ſolch Eigenthum z. E. Kapitale, Waldungen, Fidekommiſſe ꝛc. zu behalten und ungeſtöhrt zu beſizen. Ich habe zweytens das Recht, dieß Eigenthum zu veräuſern. Z. E. ich kan meinen Wald verkaufen, mein Kapital wo anders unterbringen, mein fidekommiſſariſches Einkommen an andere abtreten. Ich kan den Nießbrauch frey anſtellen und mit den davon zu beziehenden Geldern und Nuzungen machen, was ich will. Alſo dieſes Recht muß der Fürſt mir ſchüzen. Er darf nie das Eigenthum ſelbſt mir nehmen laſſen. Er darf mich nicht an der Veränderung deſſelben hindern. Er darf die Anwendung deſſen, was ich davon beziehe, durch keine befehlenden Geſeze einſchränken.

Allein — das Recht hat er, mich an der völligen Vernichtung zu verhindern und iſt, wegen des obgedachten fremden Antheils, verpflichtet, mich daran zu verhindern. Er kan mirs verwehren, mein

Kapital mit unvernünftigen Leichtſinn zu verſchleidern und mich daher pro prodigo erklären. Er kan mirs verwehren, und er iſt ſchuldig es zu thun, daß ich meine Waldungen nicht anſteke u. ſ. w. Alſo Verhütung der gänzlichen Vernichtung eines ſolchen unvolltommnen Eigenthums iſt die erſte Obliegenheit des Regenten.

Aber es entſteht doch hier die Frage, ob der Regent auch verbunden iſt, mein Eigenthumsrecht an den Produkten meines Geiſtes, welche bloſſe Formen ſind, zu ſchüzen? Man hat darüber häufig geſtritten. Ja es hat Leute gegeben, welche den Erfindern ihr Eigenthumsrecht an ihren Formen z. B. dem Schriftſteller und dem Verleger an ſeinem Buche, gänzlich haben abſprechen wollen. Mich deucht, die Sache lieſſe ſich auf folgende Art ins Licht ſezen.

Ausgemacht iſt es, daß das geſchriebene Buch, ſo wie das erfundne Deſſein fur meine Fabrik, ſo gut wie der von meiner Hand geſchnizte Stok mein Eigenthum iſt, — daß alſo niemand es nehmen und gebrauchen darf, als ſo weit ich den Gebrauch ſelbſt und freywillig, geſtatte. Das iſt darum mein Recht, weil ich hier den Grund aller menſchlichen Rechte finde, ich meine die Unentbehrlichkeit für die Menſchheit und die menſchliche Geſellſchaft. Denn wenn dem Menſchen über die Produkte ſeines Geiſtes gar kein Eigenthumsrecht zugeſtanden würde, ſo würde aller Antrieb, aller Muth, alle Kraft, unter den Menſchen zur Hervorbringung ſolcher Produkte erſtiken: ſo würde das Glük des Einzelnen ſo wohl als die Vervollkommnung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft zerſtöhret werden. Wenn alſo Unentbehrlichkeit der Grund jedes Rechts iſt, ſo muß auch das unentbehrliche Recht des Eigenthums über Produkte meines Geiſtes ein natürliches, göttliches, allgemeines Menſchenrecht ſeyn. Wie ich alſo ein Recht habe z. B. mein Manuſcript leſen zu laſſen, wem ich will, und wie jeder, dem ich es blos zum Leſen gebe, verpflichtet iſt, keinen weitern Gebrauch zu machen, als den ich ihm als Eigenthümer verwillige, ſo habe ich auch ein Recht, von meinem gedrukten Buche, den Gebrauch zu beſtimmen, den ich andern freywillig zugeſtehe. Wenn ich alſo als Autor mein Buch verkaufe und es unter der Bedingung verkaufe, daß es blos durch Leſung genuzt werden ſoll, ſo habe ich das Recht zu fodern, daß weiter kein Gebrauch davon gemacht werde. Und dieſer ſtille Kontrakt iſt zwiſchen allen Schriftkäufern und den Eigenthümern der Schriften vorhanden und wird von allen ehrliebenden Menſchen anerkannt.

Indeſſen tritt hier ein Fall ein, der möglich iſt, und der die Sache ſchwirig macht. So lange ich einziger Menſch bin, der etwas erfand, ſo lange bin ich Eigenthümer dieſes Produkts meines Geiſtes: das iſt auſſer allen Streit. Aber wie? Wenn ein anderer eben das Deſſein, eben das Kunſtwerk, eben das Buch erfände? Wenn ein Fabrikant beim Nachdenken auf eben die Form und ein Schriftſteller auf eben dieſes Buch verfiele. Wäre dann das Deſſein und das Buch, das der eine erfand und, als Produkt ſeines Geiſtes, ſein Eigenthum nennte, nicht auch Geiſtesprodukt des andern, und folglich, auch ſein Eigenthum? — Ich weiß wohl, daß das ein ſeltner Fall iſt. Ja ich ſehe ein, daß, wenn ſelten ein Fabrikant ganz auf daſſelbe Deſſein verfallen wird, das ein anderer erfunden hatte, ein Schriftſteller nie auf daſſelbe Buch fallen und wörtlich es ſo ſchreiben wird, wie es ein andrer ſchrieb. Es iſt alſo wohl ziemlich wahrſcheinlich, wenn ein anderer mein erfundnes Deſſein nach einiger Zeit zu Markte bringt, daß ers von mir geſtohlen hat, und ziemlich gewiß, daß wenn ein anderer Verleger mein Buch verkauft, daß ers als Spizbube nachgedrukt hat. Allein demohngeachtet wird es nothwendig, eine Regel feſtzuſezen, nach welcher der Fall, er mag nun wahr oder vorgeblich ſeyn, entſchieden werden könnte. Denn es iſt doch wenigſtens möglich, daß ein andrer Menſch auf eben dieſelben Formen und Ideenſtellungen falle, auf die ich gefallen war, und dieß beſonders in Kunſtſachen. Ja es bleibt ſelbſt im Bücherweſen möglich, daß zwey Autoren nach einander auf einerley Einfall gerathen und einerley Buch ſchreiben: (obgleich kein ſolches, wo ſie Reſultate eignen Nachdenkens vortragen -- denn da iſt völlige Gleichförmigkeit unmöglich). Folglich muß für dieſen Fall, wenn ein anderer meine Form zu Markte brächte und, ſich gegen den Vorwurf des Diebſtahls zu rechtfertigen, vorgäbe, er habe dieſe Form ſelbſt erfunden, eine Regel ſeyn, welche den wirklichen Dieb einſchränken, und den wirklichen Miterfinder ſchützen kan.

Und mich deucht, jeder Regent wäre ſchuldig, für ſo eine Regel zu ſorgen, und durch dieſelbe das Geiſteseigenthum ſeiner Unterthanen zu ſichern. Ich will ſie herſezen, wie die Natur ſie an die Hand giebt. „Jeder Erfinder, welcher ſeine Erfindungen bekannt macht und dem Publiko zum Genuß, aber nicht zum Nachmachen anbietet, ſoll ſo und ſo viel Jahre (Unterſchiede macht die Art des Geiſtesprodukts: — ein Fabrikdeſſein dürfte höchſtens auf ein Jahr geſezt werden: — hingegen Verlagsartikel müßten wohl auf zehn Jahr geſtellt werden:) ſein Eigenthumsrecht behalten, und jeder, der eine fremde Erfindung innerhalb dieſer Zeit gebraucht, um davon Gewinn zu machen und den Gewinn des Erfinders zu verkümmern trachtet, ſoll als ein Dieb angeſehn und beſtraft werden, ſo wie alle ſeine Kolporteurs und Unterhändler, die den Vertrieb ſeiner geſtohlnen Waare befördern."

Das iſt gewiß das mildeſte Geſez, zu deſſen Handhabung alle Regenten aufs wenigſte verpflichtet ſind. Ein Regent, welcher ſeiner Unterthanen Geiſteseigenthum gar nicht ſchüzet, ſondern jedem ſchlaffen Schurken es frey läßt, das, was andere durch Fleiß und Denken und Nachtwachen errangen, zu rauben und Gewinn davon zu machen, iſt offenbar ein ſchlechter Menſch, der keine Achtung für menſchliche Rechte hat, und alſo auch ſelbſt keine Achtung verdient.

Indes ſcheint es billig, daß jenes Geſez ſich nur auf die Nation erſtreke. Erſindungen und Geiſtesprodukte aus dem Auslande zu holen, und in ſein Vaterland zu verpflanzen, welches und ſofern es nicht ſelbſt der Wirkungs- und Verkaufskreis des Erfinders iſt, kan nicht verwehret werden: ſonſt würde alles Reiſen der Künſtler, und Wandern der Handwerksleute vergeblich ſeyn, welches die Abſicht hat, ſich mit Geiſtesprodukten der Ausländer bekannt zu machen und ſich und ſein Vaterland dadurch zu vervollkommnen.

Und nun haben wir noch von dem geſellſchaftlichen Eigenthum zu reden. Bey dem vollkommnen

Eigenthum iſt es ſchon entſchieden, daß der Fürſt verbunden iſt, daſſelbe ohne alle Ausnahme heilig und unverlezlich zu erhalten. Bey dem unvollkommnen Eigenthume aber unterſcheide ich das, was der ganzen Nation zugeſtändig iſt, von dem, was einzelnen Klaſſen, Kommunen, Innungen, Geſellſchaften ꝛc. gehört. Die erſtere Art des unvollkommnen Eigenthums ſteht unter der Aufſicht des Fürſten und er hat dafür zu ſorgen, daß es erhalten und zwekmäſſig angewendet werde. Auch kan man von ihm fodern, daß er keine Veränderung damit vornehme, welche nicht die Nation gebilliget hat. Hingegen von der zweyten Art müſſen wir ganz anders urtheilen.

Das unvollkommne Eigenthum einzelner Kommunen ſteht mit dem Fürſten gerade in demſelben Verhältniſſe, in welchem das unvollkommne Eigenthum einzelner Unterthanen ſteht. Das Eigenthum eines Menſchen und das Eigenthum, woran zehn oder zwanzig Menſchen gemeinſchaftlichen Antheil haben, iſt eins. Beyde ſtehn unter einerley Regeln.

Der Regent iſt verbunden die Kommun im Beſiz eines ſolchen Rechts zu laſſen und ſie dabey zu ſchüzen — alle Vernichtung des Eigenthums zu hindern — und alle Arten der Benuzung, welche dem Staate oder dem vollkommnen Rechte anderer nachtheilig iſt, zu verbieten.

Allein bey dieſer Gleichheit findet ſich auch noch eine Ungleichheit. Der Fürſt hat über die unvollkommnen Rechte ganzer Kommunen noch weit mehr Befugniſſe und Obliegenheiten, als über die unvollkommnen Rechte der Einzelnen: weil bey dieſem unvollkommnen Eigenthum der Kommun ein ganz eigner Antheil des Staats ſtatt findet.

Wenn nehmlich eine ganze Kommun etwas beſitzet, ſo kan der Antheil des Staats ein gedoppelter ſeyn. Einmal beſitzen die Mitglieder einer Kommun ein ſolches Eigenthum nicht als Menſchen, nicht als ein natürliches Recht, ſondern ſie beſitzen es als Mitglieder dieſer Kommun. Folglich iſt ſolch Eigenthumsrecht nicht an die Individua ſondern an die **Art** gebunden. Man nehme z. B. die Güter und Kapitale einer Univerſität. Dieſes Eigenthum gehört keinem Profeſſor. Es gehört blos — Profeſſoren, d. h. es haben alle Staatsbürger, welche Fähigkeit und Beruf zum Profeſſor haben, Anſpruch. Alſo ſind die Güter eines ſolchen Corporis Güter des Staats.

Hiezu komt noch eine andere Betrachtungsart. Die Güter einer ſolchen Kommun haben die jezigen Mi-

Mitglieder nicht akquirirt. Sie ſind nicht ihnen, nicht dieſen Individuis, ſondern der Art Menſchen, die ſich zur Kommun qualificiren, geſchenket, vermacht, geſtiftet worden. Und die Abſicht des Stifters war, etwas dem Staate vortheilhaftes zu ſtiften. Folglich iſts eigentlich für den Staat geſtiftet.

Aus beyden Betrachtungsarten erhellet alſo, daß der Staat an ſolchem Eigenthume einen ganz vorzüglichen Antheil hat: einmal weil er gleichſam Miteigenthümer iſt, und dann, weil ihm Aufſicht und Theilnahme an der Verwaltung gebühret. Hieraus erhellen alſo nicht nur die Befugniſſe (S. VII, 6.) ſondern auch die Obliegenheiten des Regenten.

Der Regent iſt verbunden und die Unterthanen können es fodern 1) daß er ſolches Eigenthums Nießbrauch der Kommun erhalte, ſolange das ganze Inſtitut dem Staate nuzbar iſt: 2) daß er ſolch Eigenthum der Kaprice und dem Mißbrauche der Kommunsglieder entnehme, und ſie zwinge, das Eigenthum ſo anzuwenden und zu benuzen, wie es dem Staate am vortheilhafteſten iſt: daß er alſo z. B. Univerſitäten umſchmelze und ihre Einkünfte ſo eintheile, wie es dem Zweke einer Univerſität in jedem Zeitpunkte am gemäſſeſten iſt: oder, daß er

Schulen mit ſchlechter Stiftung, an dem Ueberfluſſe anderer Stiftungen theilnehmen laſſe u. ſ. w. 3) daß er endlich Kommunen, die dem Staate durchaus ſchädlich ſind, wie z. B die Klöſter, gänzlich zerſtöhre und ihre Fonds auf eine den Unterthanen heilſame Art verwende: dagegen aber auch 4) nichts von dem allen ſich perſönlich zueigne und zu willkührlichen Gebrauche beſtimme.

Und das gilt nun von allem unvollkommnen geſellſchaftlichen Eigenthume, das rechtmäſſig erworben war. Sollte ſich aber geſellſchaftliches Eigenthum dieſer Art finden, welches unrechtmäſſig erworben war, ſo hat der Regent Recht und Obliegenheit doppelt auf ſich, die Kommun, der daſſelbe gehört, wenn ſie dem Staate nicht nuzbar iſt, aufzuheben und ihr Eigenthum, als ein Gemeingut des Staats zu behandeln und es zum Beſten der Unterthanen zu verwenden.

Der unrechtmäſſige Erwerb eines ſolchen Eigenthums kan von zweyerley Art ſeyn. Entweder die erſten Stifter der Kommun haben das Eigenthum andern auf eine unrechte Art entzogen und fremdes Eigenthum ſich angemaßt, folglich geſtohlen — oder, ſie haben andere nur von der Theilhabung an der Sache verdrängt, und es zum ausſchlieſſenden Eigenthum der Kommun gemacht.

Im erſten Falle befinden ſich ziemlich alle Klöſter, Abteien ꝛc. Denn es iſt aus der Kirchengeſchichte klar, daß dieſe Kommunen größtentheils auf eine unrechtmäſſige Art zu ihren reichen Beſitzungen gekommen ſind. Pfaffen mißbrauchten die Einfalt der Menſchen und beredeten ſie, es ſey etwas höchſt verdienſtliches vor Gott, ſein Haab und Gut ſich und ſeinen Kindern zu entziehen, und es der Kirche zu ſchencken. Pfaffen bedienten ſich der Angſt der Menſchen bey der Annährung des Todes, ſie zur Hingebung ihrer Habſeeligkeiten zu drängen, unter der betrügeriſchen Vorſpiegelung, daß ihnen Gott dafür ihre Sünden vergeben und von Hölle und Fegfeuer befreyen werde. Beſonders aber verſtunden die Päbſte, Biſchöffe und Klöſter zur Zeit der Kreuzzüge die Kunſt, die reichſten Leute, unter religiöſen Vorwänden, zu bewegen, daß ſie Schaarenweiſe gegen den angeblichen Feind der Chriſtenheit auszogen und ſchriftliche Erklärungen zurükließen, daß, wenn ſie in dieſem vermeinten Dienſte des Herrn umkämen, ihre Güter der Kirche anheim fallen ſollten. — Alſo ein neuer Beweiß von der Verpflichtung der Regenten, alle Klöſter aufzuheben, die an ſich ſchon dem Staate nachtheilig ſind, weil ſie fromme Müſſiggänger nähren, die kein Staat zu dulden ſchuldig iſt. Denn im Staat hat jedes Mitglied das Recht zu fodern, daß jeder thue, was alle thun müſſen (III, 6. 7.) folglich zu verlangen, daß jeder ein der Geſellſchaft nuzbares Gewerbe treibe.

Im zweyten Falle befinden ſich die Kirchen aller Sekten. Nehmlich wenn man auf ihre Entſtehungsart acht hat, ſo haben die jezt exiſtirenden und herrſchenden Sekten oder Kirchenkommunen das gemeine Eigenthum, woran alle Unterthanen als Unterthanen theil haben, zu einen partikular und ausſchlieſſenden Eigenthume ihrer Sekte gemacht. So haben die Katholiken, Kalviniſten, Lutheraner die öffentlichen Tempel, die dem Staate gehören, und an denen jeder Unterthan gleichen Antheil hat, ſich allein angemaßt. Und ſo iſt es klar, daß jeder Regent verbunden iſt, und jeder Unterthan es fodern kan, daß er dieſen ausſchlieſſenden Antheil aufhebe, und das partikular Eigenthum der Kirchenkommun wieder zum gemeinen Eigenthum aller Unterthanen mache.

Von ganz anderer Art ſind die Verhältniſſe des Regenten gegen das vollkomne geſellſchaftliche Eigenthum, es mag daſſelbe der ganzen Nation oder einzelnen Klaſſen oder Kommunen zugehören. Hier hat der Fürſt gar nichts zu befehlen. Hier hat er blos die Obliegenheit auf ſich, die Rechte der Kommun und ihrer Mitglieder zu ſchüzen. Hier können die Mitglieder fodern, daß er ſie, ungehindert, ihr Eigenthum nach ihren eignen Verfaſſungen verwalten laſſe und, blos in ſo weit Aufſicht habe, daß nicht Einzelne die Kommun überwältigen oder betrügen, ſondern daß die Rechte der Gleichheit erhalten werden.

Ein ſolches vollkomnes Eigenthum iſt z. B. das Geld, welches die Einwohner einer Stadt oder einer Provinz gemeinſchaftlich zuſammenſchieſſen, um davon ihre Witwen zu erhalten, oder, bey Sterbefällen die Hinterlaſſenen zu unterſtüzen oder, bey Feuersbrünſten den Unglüklichen ihren Schaden zu erſezen: daher Witwen-Sterbe-Feuer-Kaſſen entſtanden ſind.

An ſolchem Eigenthum hat der Staat gar keinen Antheil. Es iſt vollkomnes Eigenthum der Geſellſchaft. Solche Geſellſchaften können ihre Einrichtungen machen, wie ſie wollen. Sie können ſich Geſeze ſelbſt entwerfen. Der Fürſt kan ihnen weder Geſeze vorſchreiben noch über ihre Gelder gebieten. Gegenſeitig aber hat jede ſolche Geſellſchaft an den Regenten die gerechte Foderung: daß er die einmal gemachten Geſeze und Einrichtungen ſchüze: daß er die Geſellſchaft gegen jede Art der Eingriffe vertheidige: daß er jedem Mitgliede das Recht erhalte, gleichmäſſigen Antheil zu nehmen und die Adminiſtratoren zur Rechenſchaft zu fodern: daß er weder ſelbſt ſich ſolche Gelder anmaſſe, noch ſeinen Miniſtern und Räthen geſtatte, Kaſſe und Verwaltung in ihre Hände zu ſpielen, und hernach die Mitglieder nach Belieben zu taxiren und nach eigner Willkühr, theils Beyträge auszuſchreiben, theils die Auszahlungen zu bewilligen und anzuweiſen.

7.

Gerechtigkeitspflege.

Gerechtigkeitspflege iſt ein Hauptzweck jeder bürgerlichen Geſellſchaft (III, 7. 8.). Auf ihr beruht das Wohl des Ganzen und die Ruhe und Zufriedenheit der Einzelnen. Ihre Grundlage ſind gute Geſeze (S. IX, 1.). Ihr Weſen iſt — gewiſſenhafte Anwendung der Geſeze. Hieraus fließen die Obliegenheiten des Regenten und die Befugniſſe der Unterthanen. Der Fürſt iſt ſchuldig und der Unterthan kan es fodern, daß er ihm ohne groſe Koſten und Zeitverluſt Recht ſchaffe und dafür ſorge, daß die Geſeze überall richtig angewendet werden.

Wer dieſes heiligſte Anliegen der Menſchheit — die Juſtiz — zu einer Pfrunde für Fürſten und Obrigkeiten gemacht hat, hat es bey Gott zu verantworten. Es iſt wirklich entſezlich, wenn man ſehen muß, wie der arme Unterthan oft bey den allerunbedeutendſten Dingen laufen und rennen, und ſeine Berufsgeſchäfte verſäumen, und ſich von der Obrigkeit muthwillig in Weitläuftigkeiten und Koſten verwikeln laſſen muß, und — wie er dabey noch obendrein oft ſein Recht nicht einmal erhält, ſondern in der offenbarſten Sache unterliegen muß, weil der Richter beſtochen und ſeines Gegners Bluts- Keller- oder Schuldverwandter war und irgend eine Klauſel eines Geſezes, irgend einen ſcheinbaren Umſtand auftrieb, welcher ſeinen ungerechten Ausſpruch begünſtigen und bemänteln muſte.

Nimmermehr wird vollkommen gute Juſtiz in einem Lande entſtehen, wo ſie noch eine Quelle der Einkünfte für Regenten und Obrigkeiten iſt. Und nach meiner Ueberzeugung iſt es ganz wider alle natürlichen Geſeze und Rechte, daß ſich der Staat für die Gerechtigkeitspflege bezahlen läßt. Der Unterthan hat ein natürliches Recht, von der Geſellſchaft zu fodern, daß ihm ſein Recht überall umſonſt geſprochen und geſchüzt werde. Auch fällt es jedem Unpartheyiſchen in die Augen, daß Richter und Sachwalter ganz anders handeln würden, wenn ſie vom Staate beſoldet würden, als jezt, da jede Rechtsſache ihnen deſtomehr Geld einträgt, je weitläuftiger ſie wird und jemehr man ihren Gang verlängern kan.

1. Jeder Regent wäre, wenn er nach den natürlichen Geſezen handeln wollte, verbunden, ſeinen Unterthanen koſtenloſe Rechtspflege zu verſchaffen: damit nicht der Richter von der Verlängerung der Proceſſe Vortheile ziehen und der Reiche den Armen unterjochen könte. Man laſſe die Unterthanen gemeinſchaftlich kontribuiren, die Diener der Gerechtigkeit zu beſolden und ſchaffe dann alle Koſten bey der Juſtiz für Richter, Advokaten, Stempelpapier, Urtheil und alles ab, was in des Richters oder des Fürſten Kaſſe floß: dann erſt kan der Unterthan ſagen, daß er ſein Recht bekomme, wie es ihm gebührt. Denn was Recht iſt; muß recht ſeyn, und mir als recht gelaſſen und gegeben werden, ohne daß ichs erſt bezahle.

2. So iſt der Regent verbunden, dem Unterthanen Recht ohne Zeitverluſt zu ſchaffen, und der Unterthan hat Urſache ſich zu beklagen, wenn er Jahrelang laufen und harren und ſeine Arbeit verſäumen und Termine abwarten und darüber den Genuß deſſen ſich verkürzen laſſen muß, was er durch den Rechtsſtreit zu erlangen ſucht. Und was iſt Schuld an der Verlängerung der Proceſſe als die Menge der Formalitäten, die müſſige Köpfe erdacht haben, um der Gerechtigkeit die Geſtalt einer Kunſt zu geben?

3. Weniger Zeit und weniger Koſten würde es dem Staate und dem Unterthanen verurſachen, wenn bey jeder Streitſache der Bürger den Bürger richtete und die erſte Inſtanz wäre. Und ganz iſt dieß der Natur gemäß. Es ſollten in jedem Orte die unbeſcholtenſten und verſtändigſten Männer ausgezeichnet, und mit dem Richteramt begabet werden. Dieſe Mitbürger ſollten in der Reihe, je vier, acht, oder, wie in England, zwölf, aufgefodert werden, ſobald ſich ein Streit erhübe. Kläger und Beklagte ſollten das Recht haben, die zu verbitten, mit denen ſie in Feindſchaft leben, oder bey denen ſie aus andern Gründen argwöhnen, daß ſie nicht mit völliger Unpartheylichkeit richten würden. Und wenn dann die Zahl wieder voll gemacht wäre, ſollte dem ſchlichten Menſchenverſtande dieſer Richter die Sache zur Entſcheidung vorgelegt und dabey auch, durch ſie, gütliche Vergleiche gepflogen werden. Und es iſt mehr als zu gewiß, daß unter hundert Rechtshändeln 80, von ſolchen blos nach geſunder Vernunft und Billigkeitsgefühl urtheilenden Richtern vollkommen gerecht abgethan werden würden. Und wenn auch hier und da, bey etwas verwikelten Fällen, eine ganz kleine Ungerechtigkeit geſchähe, die vielleicht ſelbſt die Parthey nicht merkte (daß z. B. bey Berechnungen über 1000 Thaler, einer um 50 zu kurz käme, oder bey Gränzſtreit einer ein paar Ruthen zu wenig erhielte; ſo iſt es doch augenſchein-

lich, daß dieſe ſeltenen und kleinen Uebel gegen die täglichen und gröſſern der gelehrten Juſtiz für nichts zu rechnen wären und daß es für jeden Prozeſſirenden unendlich vortheilhafter ſeyn würde, bey einem ſchnellen und koſtenloſen Proceſſe einen kleinen Schaden zu leiden, als das ſtrengere und ſubtilere Recht mit Zeit und Gelde aufwiegen zu müſſen. Man müßte das unter die allgemeinen Unvollkommenheiten des menſchlichen Lebens rechnen. -- Was dann von dieſer erſten Inſtanz nicht aufs reine gebracht oder verglichen werden könte, müßte dann nun noch an eine zweyte Inſtanz verſchickt werden, die 1) aus gelehrten und geübten Rechtskennern beſtünde 2) von dem Ort der Streitenden entfernt 3) den Streitenden ſo wohl als mit den Streitenden unbekant wäre. Und bey deren Ausſpruche müßten die Partheyen ſich beruhigen.

4. Aber über dieß alles müßte der Regent, wenn ihm die Rechte der Menſchheit heilig ſind, über Richter und Advokaten eine ſo ſtrenge Aufſicht veranſtalten und vorfallende Ungerechtigkeiten, Betrügereyen, Kabalen u. ſ. w. mit einer unerbittlichen Veſtigkeit beſtrafen. Ja es ſollten in jedem Staate Prämien ausgeſezt werden, für jede Entdekung einer vermeidlichen Rechtsverdrehung. Man ſollte daher die Gerichte öffentlich halten und (zwar nicht im Gericht, aber auſſer Gericht) jeden frey über die

Verhandlungen der Richter und Sachwalter ſprechen laſſen. Denn unwiſſende Richter und Aerzte, die ſich in ſolche wichtige Aemter einſchleichen, ſind ſo gut als ungewiſſenhafte Richter und Aerzte, die größten Verbrecher in einem Staate, wenn man die Größe des Verbrechens nach dem Schaden mißt, den der Verbrecher thut. Der Dieb ſtiehlt hier und da einen oft geringen Theil an Geld oder Geldeswerth. Aber der Richter und Arzt raubt, wenn er ein Schurke oder ein Dumkopf iſt, oft tauſendmal mehr als ein Dieb. Er zerſtöhrt oft die ganze Ruhe meines Lebens. Und der Dieb iſt nur für wenige Individua gefährlich. Aber der Richter und der Arzt iſt es für eine ganze Gegend und für alle Menſchen, die in derſelben wohnen. Wenn die Geſeze einen Dieb zu hängen befehlen, ſo wären alle Todesſtrafen zu gering, juriſtiſche und mediciniſche Räuber zu beſtrafen.

5. Endlich kan der Unterthan noch mit Recht auch dieſes fodern, daß der Regent ſelbſt ſich aller perſönlichen Einmiſchung in die Rechtsentſcheidung enthalte. Er hat keine Befugniß weiter, als die Geſeze zu geben, nach denen die Juſtiz verwaltet werden ſoll, geſchikte und gewiſſenhafte Richter anzuſtellen, und darüber, daß dieſe ihre Pflicht thun, zu wachen, aber — in Streitſachen ſelbſt, in deren Unterſuchung und Entſcheidung, darf er kein Macht-

wort interponiren, auſſer, wenn es auf Milderung der zuerkannten Strafen ankomt. Er iſt ſchuldig, jeder Rechtsſache ihren Lauf zu laſſen. Die Geſeze allein müſſen hier regieren. Nach den Geſezen, nicht nach der Willkühr des Fürſten, muß verfugt, unterſucht, und abgeurtelt werden. Es muß nie eine Kabinetsordre etwas veranlaſſen, was nach den Geſezen nicht geſchehen ſollte, oder etwas unterbrechen oder hindern, was die Geſeze erheiſchen. Wenn in einem Staate Fürſtenwillkühr ſich in die Juſtiz miſcht und nicht, allein und lediglich die Geſeze alles leiten und entſcheiden, da kan der Unterthan mit recht ſchreien, daß der Regent die heiligſten Bande auflöſet, welche die Unterthanen mit ihrem Herrn verbinden.

8.

Gerechtigkeit und Menſchlichkeit im Beſtrafen.

Dieſer Theil der Gerechtigkeitspflege verdient eine eigne und beſondere Ausführung. Es iſt unvermeidlich und für das Wohl der Menſchheit unentbehrlich, daß Handlungen der Staatsbürger, welche die natürlichen oder poſitiven Geſeze verlezen, beſtraft werden: (VII, 7.) aber es iſt abſcheulich, daß faſt überall die Strafen mit den allgemeinen Grundſäzen der Menſchlichkeit und der Gerechtigkeit ſtreiten. Unſere Regenten und Richter ſcheinen die Geſeze der Natur bey dieſem Geſchäft ganz aus den Augen verlohren zu haben. Der Geiſt unſerer Geſeze iſt durchaus nicht der Geiſt der Menſchenliebe, ſondern offenbar der Geiſt der Rachſucht und des Wohlgefallens an den Quahlen der Menſchen. Wer ein menſchliches Herz hat, muß mit Schauder und Entſezen ſich der Foltern erinnern, welche ehedem in allen und noch jezt in einigen Staaten gebraucht werden, die Menſchen bis zur Verzweiflung zu martern und Geſtändniſſe aus ihnen herauszupreſſen, die zu weiter nichts dienen, als, unter einem größern Scheine des Rechts, den Gemarterten vollends zu ermorden und, unter noch ſchreklichern Quahlen der muthwillig verlängerten Todesangſt und der oft ſcheuslichen Hinrichtung, ſein Daſeyn zu rauben und Gottes Majeſtätsrecht mit Füßen zu treten: und — welche oft — ſehr oft die unſchuldigſten Menſchen zu Geſtändniſſen einer That gebracht haben, welche ſie nie begangen hatten. Mit eben ſolchem Schauder und Entſezen erblikt man unſere Galgen, und Rabenſteine und ähnliche Blutgerüſte, und erbebt vor dem Gedanken, daß hier Menſchen von Menſchen zerfleiſcht und erwürgt und geſchändet werden. Mit faſt noch größerem Schauder und Entſezen durchwandert man unſere Kerker, wo Menſchen ſelbſt nach der Hinrichtung ſich ſehnen, weil jeder Augenblik ihres Daſeyns ihnen Marter wird: Kerker, in denen der arme Unglükliche nicht blos ſeiner Freyheit, und alles Umgangs mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern und ſelbſt aller Verbindung mit Menſchen beraubt iſt, ſondern wo auch noch ſchwere Ketten ihn belaſten, wo man ihm keine Stunde freye Bewegung, keine friſche Luft, kein Tageslicht, keinen Anblik der Natur mehr vergönnt, wo Geſtank ihn umduftet, und im Moder er lebendig verweſet: wo nicht ein Biſſen Eſſen ihn erquickt und kein Tropfen guten Getränks ihn labet, wo ſeine Seele verwildert und ſein Herz verzweifelt, wo er ſein Daſeyn verfluchet und Jahre lang nach dem Tode ſchmachten muß. — Warlich, ich weiß dieſe Unmenſchlichkeiten unter Menſchen mit nichts zu entſchuldigen, als daß die erſte Grundlage aller unſerer bürgerlichen Geſeze aus den Zeiten der Barbarey ſtamt, in denen noch keine Philoſophie den Geiſt der Menſchen aufgeklärt und ihr Herz mit menſchlichen Empfindungen gemildert hatte, und in denen ſelbſt eine ſcheusliche entſtellte Religion, (welche einen grimvollen, und nach ewigen Martern ſeiner Geſchöpfe lüſternen, und ohne Blut und Marter nicht zu verſöhnenden Gott predigte,) den Geiſt der Rachſucht und der kaltblütigen Grauſamkeit den bürgerlichen Geſezen einhauchte. — Aber ſollte denn in unſern Zeiten dieſe Folge der Barbarey und der unvernünftigſten Vorſtellungsart der Religion fortdauern? Sollte jezt, wo geſunde Philoſophie im Sonnenlichte des Evangelii Jeſu wandelt und ihre Strahlen auch auf Fürſten und Miniſter wirft, die Menſchheit nicht auch hierinnen eine Erleichterung finden? Ich will verſuchen, etwas dazu beyzutragen.

Mich deucht, aller Irrthum, der unſere Strafen ſo grauſam und unmenſchlich macht, läßt ſich durch vernünftiges Nachdenken über den natürlichen Grund aller Strafen ausrotten. Alle unſere Geſezgeber und Richter finden denſelben in der Zurechnung oder Imputation, und ſtrafen darum ſo hart, weil ſie den Verbrechern ihre Verbrechen als eigne Schuld anrechnen, und ſich daher vorſtellen, (da ein Verbrecher ſie, den Staat, die Geſeze, ſo wiſſentlich und freywillig beleidigt habe) daß man billig die empfindlichſte Rache an ihnen ausüben müſſe. Wer dieſen Irrthum aus der Welt vertilgen könte, würde alle Hinderniſſe der Toleranz und der Menſchenliebe aus dem Wege geräumt haben. Ich gebe meinem Leſer folgendes zu beherzigen.

Alle menſchlichen Handlungen ſind nothwendige und unausbleibliche Folgen ihrer Vorſtellungen. Das iſt Mechanismus der Seele. Ich kan nicht anders wollen, als es in dem Augenblike, da ich will, meine Vorſtellungen mit ſich bringen. Erſcheint mir z. B. eine Perſon ſchön und liebenswürdig, ſo muß ich ſie lieben. Stelle ich mir ſie ge-

gentheilig vor, ſo kan ich ſie nicht lieben. Meine Vorſtellungen zwingen mein Wollen und meine Empfindungen. Das iſt ſo klar wie der Tag. Das Gegentheil iſt Widerſpruch. Und der Schöpfer ſelbſt hat uns in dieſen Zwang geſezt. Es iſt das große Eigenthum des Menſchen, daß Vorſtellungen ſeinen Willen und ſeine Handlungen beſtimmen. Das iſt das Weſen ſeiner Freyheit. Er denkt, und ſein Denken beſtimmt ſeinen Willen und ſeine Neigungen. Und eben weil er nach ſeinen Vorſtellungen handelt, ſo handelt er frey. Weiter iſt Freyheit nichts: auch bey Gott ſelbſt. Nichts kan ſeine Neigungen und Entſchlüſſe beſtimmen als ſeine Vorſtellungen. Je deutlicher und heller nun ſeine Vorſtellungen ſind, deſto freyer handelt er. Sind in den Augenblicken, wo er ſich entſchließt und handelt, ſeine Vorſtellungen (dunkle oder deutliche) richtig, ſo wird und muß er richtig handeln: ſind ſie unrichtig, ſo wird und muß er unrichtig handeln.

Wenn ich alſo ſage, der Menſch handelt frey, in wiefern er nach ſeinen eignen Vorſtellungen handelt, ſo ſage ich eben damit auch: er muß ſo handeln, wie es im Augenblik des Handelns ſeine dunkeln oder deutlichen Vorſtellungen mit ſich bringen. Denn wenn er anders handeln könte, d. h. anders, als ſeine gegenwärtigen Vorſtellungen es mit ſich bringen, ſo handelte er ja nicht frey, ſo würde er ja nicht von ſeinen Vorſtellungen, ſondern von andern Dingen beſtimmt. Und nichts kan ja zugleich ſeyn, und nicht ſeyn. Der Menſch kan ja nicht zugleich nach ſeinen Vorſtellungen und auch nicht nach ſeinen Vorſtellungen handeln. Handelt er alſo nach ſeinen Vorſtellungen d. h. frey, ſo kan er ja nicht zugleich nicht frey d. h. nicht nach ſeinen Vorſtellungen handeln. Muß er alſo nach ſeinen Vorſtellungen handeln, ſo hat er keine Schuld an der Handlung, im gewöhnlichen Sinn dieſes Worts, auſſer, ſo fern er Schuld an ſeinen Vorſtellungen hätte. Denn wenn er Schuld an ſeinen Handlungen hätte, ſo müßte es möglich ſeyn, daß er anders handelte, als es ſeine gegenwärtige Vorſtellungen mit ſich bringen.

Wenn nun alle menſchliche Handlungen durch die jedesmahligen Vorſtellungen beſtimmt werden, ſo iſt Wahrheit die Urſache aller guten, und Irrthum die Urſache aller fehlerhaften Handlungen. Der Menſch ſelbſt iſt nicht ſchuld, wenn er fehlte, ſondern ſein Irrthum, der ihn determinirte. Man ſieht es auch an ſich und an allen Menſchen, daß es ſo iſt. So oft ein Menſch fehlt und es bereut, ſagt er zu ſich ſelbſt: hätte ich das ſo bedacht, ſo überlegt, es ſo eingeſehn, wie ichs jezt einſehe, ſo hätte ich anders gehandelt. Irrthum iſt die Quelle aller Verbrechen.

Aber ſelbſt für den Irrthum kan der Menſch nichts, ſo wenig, als für die Macht deſſelben. Denn man ſage doch, wer brachte denn die Summe von Ideen in meine Seele, die jezt darinnen iſt? Der glükliche oder unglükliche Zufall! Daß ich gerade von dieſen Eltern gebohren, gerade unter ſolche Erziehungsumſtände verſezt, gerade unter ſolche Lehrer, gerade in ſolche Geſellſchaften, gerade auf ſolche Bücher gerieth, gerade ſolche Veranlaſſungen zum Nachdenken bekam und andere nicht bekam — dieſe und tauſend ähnliche Umſtände, für die ich nichts kan, entſchieden die vorhandene Maſſe meiner Vorſtellungen. Und ſo frage ich nun weiter: wer machte denn, daß unter dieſer ungeheuren Summe von Vorſtellungen, die in meiner Seele liegen, gerade dieſe Ordnung, dieſe Aſſociation ſich erzeugte? daß der eine Theil meiner Vorſtellungen dunkel, ein anderer helle ward? daß einige dieſer Ideen auf mich heftig andere ſchwach wirken? — Endlich: Wer macht es denn, daß mir in einem beſtimmten Augenblike von meinen Vorſtellungen dieſe zum Bewußtſeyn kommen und andere nicht? daß mir die Gedanken beyfallen und andere mir gar nicht aufſteigen? — Alſo — bin ich ſchuld, wenn ich mich irre d. h. wenn ich in einem gewiſſen Augenblikke mir eine Sache falſch oder unvollſtändig vorſtelle? Bin ich nun nicht am Irrthum ſchuld, der meinen Willen und Handlung beſtimmte, ſo bin ich ja auch nicht an der Handlung ſchuld.

Wenn man nun, bey dem allen, den Einfluß noch tauſend anderer Umſtände erwägt, welche die menſchlichen Vorſtellungen, ihre Lebhaftigkeit und Schwäche, ihre Helligkeit und Dunkelheit, determiniren und bedenkt: was Klima, Geiſt der Nation oder der Geſellſchaft, in der man lebt, Blut, Temperament, Nervenſyſtem, Empfindungsſtärke oder Schwäche u. ſ. w. für gewaltſame Wirkungen hervorbringen und wie unwiderſtehlig ſie die menſchlichen Vorſtellungen beſtimmen; ſo wird man begreiſen, daß alles, was bisher Theologen und Rechtsgelehrte von Zurechnung menſchlicher Verbrechen geſagt haben, ganz falſch und wieder alle Vernunft iſt.

Und das iſt nun der Irrthum, den ich ſo gern allen Geſezgebern und Richtern entreiſſen möchte, um ſie menſchlicher zu machen. Keinem Verbrecher kan ſein Verbrechen, im bisher gewöhnlichen Sinne des Worts, moraliſch zugerechnet werden. Von keinem Verbrecher kan ich ſagen, daß er unter denſelben Umſtänden auch anders hätte dencken und handeln können und daß er darum Strafe verdiene. Kein Verbrecher iſt mehr als ein Irrender, der, durch einen bemitleidenswerthen Irrthum verführt, das Unglük hatte, ein Verbrecher zu werden, was wir alle, auch ſeine eignen Richter, geworden wären, wenn wir unter denſelben Umſtänden gelebt hätten und auf denſelben Irrthum gerathen wären.

Und wie nun? So muß man die Verbrecher gar nicht mehr ſtrafen? ihnen gar nichts mehr zurechnen? Weit gefehlt. Ich habe den falſchen Begrif der Zurechnung, der unſere Geſezgeber und Richter zu Unmenſchlichkeiten verleitet hatte, widerlegt. Ich will nun auch den wahren entwikeln: und zwar mit den Worten eines Schriftſtellers, *) der die Sache auf das vollkommenſte ins Licht geſezt zu haben ſcheint, und den ich eben darum hier aufſtelle, um einen Gegner deſſelben zugleich zu recht zu weiſen.

„Mich dünkt, wenn ich nach der geſunden Vernunft eine That beurtheilen ſoll, und die Frage von Zurechnung iſt, ſo habe ich auf zwey Stücke zu ſehen: einmal auf die Größe des Schadens, den die That angerichtet hatte, und dann, auf den Grad der Bosheit und Verdorbenheit des Herzens, aus welchem die That entſprungen war.

Das ſind zuverläſſig die einzigen wahren Geſichtspunkte, aus welchen alle Imputation zu be-

urthei-

---

*) S. deutſche Monatsſchrift: Monat Merz Nr. V. S. 256.

urtheilen und nach denen alle Beſtrafung abzumeſſen iſt. Ich bitte, mich ohne Vorurtheil zu prüfen.

Zuerſt ſeh' ich auf den angerichteten Schaden und unterſuche, was die That für nachtheilige Folgen gehabt hatte, und ich bin dabey äuſerſt ſorgfältig in Abwägung derſelben. Ich urtheile nie nach dem äuſern Schein, ſondern nach der Wahrheit. Wenn z. B. von einem Diebſtahl die Frage war, ſo iſt es nie die Zahl allein, nach welcher ich urtheile. Und es iſt auch wirklich lächerlich, eine Summe veſtzuſezen, welche den Galgen verdient, und eine andere, welche ihn nicht verdient.

Ich ſehe auf die Umſtände des Beſtohlnen, und urtheile, daß ein Dieb, der einem armen Vater vieler Kinder wenige Thaler genommen hatte, welche vielleicht der ſauer erworbene Lohn ſeiner Arbeiten waren, weit mehr Schaden gethan habe, folglich weit ſtrafbarer ſey, als ein Dieb, welcher einem Mann im Schooß des Ueberfluſſes Tauſende entwendet hat.

Und ſo würde ich auch im Verhältniß gegen den Staat verfahren. Ich meſſe blos den Einfluß der That aufs Wohl der Nation. Hatte ſie dem

Staat einen unbeträchtlichen und kaum merklichen Schaden gethan, hatte ſie nicht durch das Anſehn des Thäters, vermittelſt der Macht des Beyſpiels, üble Wirkungen hervorgebracht, hatte ſie das Volk nicht erbittert, hatte ſie die Ehre der Nation nicht geſchändet und ihre Achtung bey Auswärtigen geſchwächt ſo erklärte ich ſie für ein minder ſtrafbares Staatsverbrechen, als eine andere, welche vielleicht nach der Auſſenſeite nicht ſo enorm war, aber in jenen Rückſichten mehr Unheil geſtiftet hatte.

Aber wie, wird man ſagen, kan man dieſe Rückſichten dem Richter auch dann empfehlen, wenn er grobe Verbrechen, z. B. eine Mordthat zu beurtheilen hätte?

Ich würde eben ſo verfahren. Man ſetze, eine Mordthat wäre geſchehen, ſo frage ich: Was hat ſie für Schaden gethan? Iſt der Ermordete ein Mann, der dem Staat wichtig oder unwichtig iſt? War er ein nuzbarer Mann, oder ein Taugenichts? Hatte er viel Kinder zu verſorgen oder keine? u. d. g. Je gröſſer das Gut iſt, welches der Mörder der Menſchheit raubte, deſto gröſſer iſt ſein Verbrechen. *)

Wir

---

*) Wie ſoll man nun aber dieſe Wichtigkeit beſtimmen? Kan nicht der Unwichtigſte im Staat dem Wichs

Wir haben alſo nun den erſten Geſichtspunkt veſtgeſezt. — Zurechnen heißt in dieſer erſten Rük-

Wichtigſten das Leben retten? So fragt der Notenmacher und beſinnt ſich nicht, daß der Richter nach dem, was wirklich iſt, urtheilen muß und nicht nach Möglichkeiten, wie z. B. dieſe wäre, daß ein Menſch, der jezt wirklich ein Taugenichts iſt, von ohngefehr einmal einem wichtigen Mann das Leben retten könnte. Und ich denke, die Wirklichkeit kan jeder Richter ausmitteln. Denn, viel Kinder ernähren, nuzbare Geſchäfte treiben, Talente beſizen — ſind Dinge, die in die Sinne fallen, ſo wie das Gegentheil ſinnlich iſt, wenn einer ein Bettler, ein Müſſiggänger, ein abgelebter Greis u. ſ w. iſt. Aber noch weit unreifer iſt die Haupteinwendung, die der Herr Notenmacher in der Vorerinnerung aufſtellt: wenn er behauptet, „daß wir, wenn die Richter nach dem Grade des angerichteten Schadens und der perſönlichen Verdorbenheit des Verbrechers die Straffe meſſen ſollten, einem Deſpotismus würden unterworfen werden, dem die Greuel der Spaniſchen Inquiſition kaum gleich kommen: indem nun der Inquiſitor, der nach dem Grade des Schadens und der Bosheit urtheilt, Recht habe, den der Kezer zum Scheiterhaufen zu verdammen.“ Man analyſire einmal den Schluß, der hier zum Grunde liegt. Grundſäze, welche ſich von dummen und tükiſchen Richtern zu Deſpotismus und Tyranney mißbrauchen laſſen, ſind falſch ꝛc. A. E. Wahrhaftig, wenn dies der Maasſtab iſt, nach dem Grundſäze beurtheilt werden müſſen, ſo iſt die ganze Moral falſch.

ſicht ſo viel, als: die Größe des angerichteten Schadens beurtheilen und genau angeben, wie viel der Thäter Unheil geſtiftet habe.

Die genaue Beſtimmung der Summe des Uebels, welche eine That erzeugte, iſt die Beſtimmung des Grades der Imputation.

Aber nun muß man dabey nur bemerken, daß es nicht die einzige iſt. Eine zweyte Rückſicht nehme ich auf die Beſchaffenheit des Thäters. Ich beurtheile den Grad der Bosheit, wie man es nennt, oder vielmehr der Verdorbenheit des Herzens, wie ich es nennen würde.

Ich bitte meine Leſer, den Unterſchied zu bemerken. Wenn man eine Handlung aus Bosheit des Herzens herleitet, ſo ſieht man gewöhnlich auf den Augenblick, in welchem die That vollbracht wurde.

Denn was kan die Dumheit und Bosheit der Menſchen nicht mißbrauchen? Haben nicht die ſchurkiſchten Päbſte und Pfaffen und ſelbſt die Alba's ſich auf die Bibel berufen wenn ſie Unmenſchlichkeiten ausübten? Iſt darum die Bibel falſch? Und ſind darum Grundſäze nicht wahr, oder brauchbar, weil ſie nur in den Händen weiſer und rechtſchafner Richter Gutes ſtiften können? Möchte man nicht des Herrn Notenſchreibers Worte S. 306. ihm hier zurükgeben: daß **es bey** ihm — noch ſehr dämre?

wurde. Und diß halte ich für Unrecht. Denn es kommt, meiner Einſicht nach, darauf nicht an, wie der Zuſtand des Herzens im Moment der Handlung beſchaffen war. Wenigſtens lehrt die Erfahrung ſoviel, daß zuweilen die beſten Seelen auf eine Zeitlang in die allerhäßlichſte Verſtimmung verſezt werden können. Hat uns nicht der edle Noaova ein Beyſpiel davon gegeben, da er den bekannten Thisle hinrichten ließ, der ihn durch eine Satyre ſo erbittert hatte, daß alle Vorſtellungen ſeiner Freunde nicht vermögend waren, die ſchäumende Rachſucht und den unmenſchlichen Durſt nach dem Blut ſeines Beleidigers zu mildern, welche ſein Herz damals entſtellten, und deren Ausbruch er hernach mit ſo viel Thränen bereuet hat? Wenn ich alſo die Quelle einer That richtig beurtheilen ſoll, ſo darf ich nicht auf den Augenblick des Handelns ſehen, (weil die edelſten Seelen in einzelnen Zeitpunkten zu Geſinnungen hinabſinken können, welche den größten Abſcheu verdienen,) denn damit würde ich nicht ein Urtheil über den Menſchen, ſondern über einen vorübergehenden Zuſtand ſeines Herzens erhalten. Ich muß vielmehr den ganzen moraliſchen Menſchen dabey in Obacht nehmen und zu erforſchen ſuchen, wie groß die ganze Maſſe ſeiner böſen Grundſäze, Neigungen und Geſinnungen war, in welcher die That erzeugt wurde, und zur Reife gedieh.

Und ſollte man wohl zweifeln, daß dem Staat daran allein liege, zu wiſſen, wie der Menſch im Ganzen und in Abſicht auf ſeinen herrſchenden und beſtändigen Zuſtand beſchaffen iſt, und was ſich fernerhin von ihm für Gutes oder Böſes erwarten läßt?

Und ſo heißt in dieſer zweyten Rükſicht, zurechnen, unſtreitig wohl ſo viel als: einen gewiſſen Grad von Verdorbenheit der Seele als die Quelle der That prädiciren und, nach dieſem Grade der Verdorbenheit, den Grad der Strafbarkeit meſſen.

Aber iſt dieſer unleugbar richtige Begrif wohl je ſattſam erkannt und von unſern Geſezgebern angewendet worden? Sieht man nicht noch oft, daß unſere Gerichte einen Verbrecher, welcher als ein Abſchaum von Ruchloſigkeit bekannt iſt und vor deſſen Exiſtenz man erzittern möchte, eben ſo behandeln, wie einen Mann, der daſſelbe Verbrechen beging, aber in Abſicht auf Grundſäze und Charakter ſich zu jenem verhält, wie ein Engel zum Satan? *)

Das

---

*) Auch dieſe Rükſichten verwirft der unberufne Notenmacher und meint: wenn der Richter alle, die in Unterſuchung kommen, nur menſchlich behandle, ſo habe er, für ſeine Perſon, auch bey lezterm, beim Engel,

Das macht, unſere Geſezgeber betrachten ſehr oft alle Dinge nur nach ihrer Auſſenſeite und verſtehn

M 5 nicht

Engel, keine Ausnahme zu machen. Wir wollen ihm nur ein einziges Beyſpiel vorlegen. Titius, ein unwiſſender Menſch, eine Geiſſel der Bürgerſchaft, ein Schurke in allem Betracht, hat Depoſitengelder unter ſich. Er greift ſie an, und ſchmaußt und ſchwelgt und ſpielt davon — bis er ertappt wird. Der Richter verurtheilt ihn zur Feſtung auf Lebenslang. Wer billigt nicht den Ausſpruch? — Sempron, ein einſichtsvoller Mann, ein vortreflicher Vater vieler Kinder, ein Bürgerfreund, ein unbeſtechlicher Pfleger der Gerechtigkeit, eine Stüze der Unterdrückten, eine Zuflucht der Witwen und Waiſen — iſt arm, hat bey ſeinem mühſeligen Amte eine ſo kleine Beſoldung, daß er kaum im Stande iſt zu leben. Er ſchränkt ſich ein und lebt lieber dürftig, als daß er Geſchenke nehmen und auf andern Schleifwegen ſich bereichern ſollte. Aber er hat noch eine Univerſitätsſchuld von 1000 Thalern. Der Gläubiger fängt jezt an ihn zu drängen und droht ihm mit Proſtitution. Er ſpricht alle ſeine Freunde an, ihm zu helfen. Keiner thuts. Er hat noch 2000 Thaler zu hoffen, wenn ſeine alte Mutter ſtirbt. Er hat auch Depoſitengelder unter ſich. Er nimmt 1000 Thaler davon, ſeinen ungeſtümmen Gläubiger zu befriedigen, mit dem Vorſaze ſie zu erſezen. Ein unvorherſehbarer Zufall bringt dieſes an den Tag. — Soll der Richter dieſen Mann auch auf Lebenslang in die Feſtung ſchicken, ihn aus den Armen ſeiner Kinder reißen, ſeine Kinder vaterlos

machen,

nicht den Werth und Unwerth der Menſchen und ihrer Thaten nach ihrem Einfluß auf menſchliche Glükſeligkeit zu wägen. Da die Geſezgeber zugleich Weltweiſe waren, wie Lykurg, da wußte man Menſchenwerth zu ſchäzen, und den ſchäzbaren Mann von dem unwürdigen Vergehen zu unterſcheiden, und lezteres zu beſtrafen, ohne den erſtern zu zernichten.

Ja mich dünkt, man muß manchem unſrer Geſezgeber nicht nur Philoſophie, ſondern auch ſelbſt die Menſchheit abſprechen; wenigſtens kan in dem Richter keine Spur mehr von menſchlicher Empfindung ſeyn, welcher im Stande iſt, den tugendhaften und verdienſtvollen Mann, wie den Schurken und den Taugenichts, zu behandeln, und, um gleicher Fehltritte willen, beyde mit gleichen Strafen zu belegen.

Meiner Meinung nach ſollte ſo gar bey Zurechnung noch neben dem moraliſchen Werthe des Menſchen, auch der bürgerliche in Erwägung gezogen werden. Nemlich ein Menſch erhält ſeinen bürger-

---

machen, die Bürgerſchaft ihres geſchikteſten, fleiſſigſten, nuzbarſten Obern berauben? Wird die Bürgerſchaft nicht ſchreien und das Urtel mit ſamt dem Richter verwünſchen? Wie, Herr [illegible] oder! Gar vor Gericht kein Unterſchied zwiſchen Engel und Satan oder dämmerts Ihnen nun?

bürgerlichen Werth theils durch ſeine Talente und Geſchiklichkeiten, durch welche er dem Staat nuzbar iſt, theils dadurch, wenn er ein Vater und Ernährer vieler Kinder, vieler Arbeitsleute, oder vieler Armen iſt. Denn dem Staat muß daran gelegen ſeyn, daß er viel Mitglieder beſize, die dieſen Werth haben, und daß er dieſelben erhalte. Wenn demnach der Richter auf das Wohl des Staats zu ſehen hat, ſo verdienen beyde Rückſichten ſeine Aufmerkſamkeit, damit er dem, welcher als tugendhafter Mann oder als nuzbarer Bürger ſchäzbar iſt, einen Fehltritt minder anrechne, und denſelben ſchonender beſtrafe, als einen Menſchen, von dem der Staat gar keinen Nuzen hat, oder der ihm wohl gar gegenſeitig, als eine laſterhafte Seele, oder als ein unnüzer Müſſiggänger Schaden droht.

Dieſe Grundſäze der Zurechnung beſtätigt auch die Zuſammenſtimmung aller vernünftigen Menſchen, wenn ſie auſſer Gericht urtheilen. Hört man nicht täglich einen Fehltritt oder eine Beleidigung damit entſchuldigen, daß es entweder heißt: Er hat's nicht aus böſem Herzen gethan; Er iſt ja ſonſt ein guter Menſch u. ſ. w. oder daß man ſagt: Es iſt ja nicht von Erheblichkeit; Er hat ja keinen großen Schaden angerichtet? Dieſe eben ſo wahren als gemeinen Urtheile zeigen deutlich, daß es die Stimme der Natur iſt, welche unſere Richter verleugnen, wenn ſie bey Zurechnungen weder auf Größe des Schadens, noch auf den Grad der Verdorbenheit und des Unwerths der Verbrecher Rückſicht nehmen.

Doch der allerſtärkſte und unumſtößlichſte Beweiß für die Richtigkeit meiner Begriffe von Zurechnung und Strafmeſſung liegt in dem Verhältniß jedes Verbrechers gegen den Staat, und in den Rechten des Staats an dem Verbrecher.

Es iſt ſehr begreiflich, daß ein Verbrecher ſo wenig, als irgend ein Menſch, den Staat weiter etwas angeht, als, in wiefern ſeine äußerlichen Handlungen auf den Staat und deſſen Wohlfarth Einfluß haben. Alles, was mich allein angeht, und auf mich allein wirkt, hat gar kein Verhältniß gegen den Staat. So hat es z. B. gar keine Beziehung auf den Staat, was ich eſſe, wie ich ſchlafe, wo ich hin ſpatziren gehe, und ich nehme gar keine Rükſicht auf ihn, wenn ich überlege, ob ich eſſen oder nicht eſſen, ob ich mäſſig leben oder mich betrincken will, *) u. ſ. w. Nur alsdann iſt's billig,

---

*) Der weiſe Anmerker meint zwar, das leztere könne gelegentlich doch dem Staate ſehr viel angehen: aber er hat nur die zufälligen Folgen im Sinne, und beſinnt ſich nicht, daß die Sache ſelbſt ſich davon trennen läßt. Das Trinken ſteht, in meiner Frey-

lig, mir meiner Verbindung mit dem Staat bewußt zu werden, wenn eine meiner Handlungen ihm einen wirklichen Schaden oder Nutzen bringen kann. Und ſo hat jede Handlung, folglich auch jedes Verbrechen, nur inſofern Bezug auf den Staat, wiefern und ſoweit es ihn beſchädigt oder ſeine Rechte und rechtmäſſige Vortheile wirklich ſtöhrt. — Und eben das iſt auch die Beſtimmung der gegenſeitigen Rechte des Staats über den Verbrecher. Der Verbrecher bleibt Menſch und, als Menſch, ein freyes Mitglied des Staats, welches ſeine menſchlichen Rechte hat, und, auch als Verbrecher, ſie nicht verlieren kann. Denn die Rechte der Menſchheit ſind ein unverlezliches Heiligthum, welches ihr Gott gab und welches von keiner irrdiſchen Macht abhängig iſt. Daher kan mein Leben, mein Eigenthum, mein Vermögen zu reden und meine Urtheile laut zu ſagen, und alles, was zu den allgemeinen Rechten der Menſchheit gehört, durch nichts in der Welt an ſich verwürkt werden. Der Regent, dem die Unterthanen die Rechte der Nation übertrugen und die geſezgebende Macht überließen, hat an mir weiter keine Anſprüche, als wenn und wiefern, und ſoweit

Freyheit und der Staat hat mir kein Maas vorzuſchreiben. Aber wenn ich im Rauſche Schaden thue, ſo geht der Schade dem Staate an. und dann werde ich für dem Schaden nicht fürs Trinken beſtraft.

ſoweit ich auf ihn und den Staat wirklich und unmittelbar wirke. Und einzig in dieſem Falle kann er meine menſchlichen Rechte mir (nicht nehmen, aber) beſchränken, ſo weit es für das Beſte des Staats unentbehrlich iſt. Folglich hat der Staat auch über den Verbrecher weiter kein Recht, als in ſoweit ſein Verbrechen dem Staat nachtheilig wird. Und daraus ergiebt ſich klar, daß der Staat und deſſen Verweſer, der Richter, lediglich auf die obgedachten Punkte zu ſehen habe, wenn er die Verbrechen beurtheilt. Er muß theils das Verbrechen meſſen und ſehn, wie groß der angerichtete Schade war, theils den Verbrecher, wie viel oder wie wenig ſeine Tugend oder ſeine Talente dem Staate nützen, oder ihr Mangel ihm Schaden zufügen könne. Darum allein hat ſich der Staat zu bekümmern und alle Zurechnung und Strafbarkeit darnach zu unterſuchen.

Wer dieſes mit mir einſieht, der wird auch in Beantwortung der Frage mit mir einig ſeyn: Zu welchen Strafen der Staat oder die geſezgebende Macht berechtigt ſey?

Man ſage nicht, daß dieſe Frage keiner weitläuftigen Unterſuchung mehr bedürfe, da ſie ſchon von ſelbſt aus dem Rechte des Staats über den Verbrecher fließe.

Im Allgemeinen iſt ſie freylich ſchon entſchieden. Denn es iſt ausgemacht, daß der Richter kein weiteres Recht über den Verbrecher hat, als ſoweit der Verbrecher dem Staat ſchädlich war, daß er alſo nur in ſoweit ihn beſtrafen und durch Beſtrafung ſeine menſchliche Rechte beſchränken darf. Aber dieß ſcheint doch noch einer beſondern Beſtimmung und Anwendung zu bedürfen, und dieſe liegt einzig und allein in dem Grundſaz, welcher alle Rechte des Regenten befaßt: „der Staat hat für ſeine und ſeiner Mitglieder Sicherheit zu ſorgen.“ Dieß iſt die weſentliche Beſtimmung.

Sicherheit — iſt die große Angel, um welche alle Geſeze und alle richterlichen Urtheile ſich drehen ſollten. Mehr hat kein Staat und kein Regent auf die Unterthanen Anſpruch, als Sicherheit. Das iſts allein, wofür der Regent zu ſorgen hat, daß der Staat im Ganzen gegen den auswärtigen Feind, und jeder Unterthan, im Einzelnen, in Abſicht auf Gut, Ehre und Leben geſichert ſey. Sobald alſo ein Verbrecher dieſe Sicherheit ſtöhrt, ſobald bekommt in ſo weit der Staat ein Recht über ihn. —

Doch hier ſind nun noch nähere Beſtimmungen vonnöthen. — Wenn der Staat hier ein Recht über den Verbrecher erhält, wie weit erſtrekt es ſich? Geht daſſelbe ſo weit, daß er ihm ſein Gut, Ehre und Leben rauben kann? Man prüfe unbefangen und erwäge wohl, daß der Staat ſolch ein Recht nicht unbedingt haben kann, ſondern nur ſoweit, als es zur Sicherheit des Staats unumgänglich nöthig iſt.

Schmerzen machen oder Güter rauben, blos um den Verbrecher zu quählen, bloß um ihn die Strenge der Geſeze fühlen zu laſſen, blos um gleichſam die Rache an ihm zu kühlen, — gehört auf keine Weiſe zu den Befugniſſen des Staats. Willkührlich aufgelegte Strafen, ohne Rükſicht auf unumgängliche Nothwendigkeit für das Wohl und die Sicherheit des Staats, ſind ſcheuslicher Deſpotismus — — O wer den Fürſten und Richtern, welche dagegen handeln, das einprägen könnte!

Des Richters einziges Ziel iſt Sicherheit. — Was dieſer Zwek aller bürgerlichen Strafen unumgänglich erfodert, daß er an dem Verbrecher vollzogen werde, das iſt die rechtmäſſige Strafe, die der Verbrecher verdient hat, und die der Regent aufzulegen Macht hat. Ein Regent oder Richter, der mehr thut, iſt ein Tyrann, und Geſeze, die mehr Strafe auflegen, ſind barbariſche Geſeze, gegen welche ſich die ganze bürgerliche Geſellſchaft vereinigen ſollte, ſie abzuſchaffen.

Nach dieſen Grundſätzen läßt ſich die Materie von dem Strafrecht des Staats entwikeln. Wenn Sicherheit ſein Zwek und ſeine Gränze iſt, ſo giebt es folgende zwey Mittelzwecke, auf die er zu ſehen hat. Entweder der Zwek der Sicherheit wird erreicht durch die Beſſerung, oder durch die Entwafnung des Verbrechers. Wenn wir alſo ſagen: Der Staat habe kein weiteres Recht, ſich an dem Verbrecher zu vergreifen, als ſo weit es die Sicherheit erfodert, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn wir ſagten: der Staat darf keine Strafe auflegen, als welche entweder den Verbrecher beſſert, oder, wenn er unverbeſſerlich ſeyn ſollte, entwafnet.

Und nun bitte ich meine Leſer, aufmerkſam die Mittel zu bedenken, durch welche der Staat entweder Beſſerung oder Entwafnung zu bewirken hat. Ich frage zuerſt, wie ſoll der Staat Beſſerung bewirken?

Durch Schmerzen, die er dem Verbrecher zufügt, iſt die gewöhnliche Antwort. Aber ich frage hier erſtlich, was ſoll der Schmerz? Soll er Reue erzeugen? Ich denke nicht. Wahre Reue wird nie bewirkt, wenn ein anderer mich quählt. Ich werde eher erbittert. Der Schmerz ſoll blos dazu dienen, daß er den Verbrecher furs Künftige abſchreke. Gut: aber eben hier muß der Geſezgeber und Richter zuvörderſt an zwey Regeln erinnert werden, welche er zu beobachten hat: Erſtlich, daß er nicht muthwillig mehr Schmerz mache, als zu dieſem Zweck nöthig iſt, und zweytens: daß er deshalb auf die perſönliche Beſchaffenheit des Verbrechers ſelbſt Rükſicht nehme und den Grad ſeiner Empfindlichkeit beurtheile, um das Mittel zum Schmerzmachen darnach zu wählen.

Das vergeſſen leider unſre Rechtspfleger alle, und handeln daher ſo oft unmenſchlich!

Es iſt augenſcheinlich unvernünftig, durch Geſeze einerley Mittel zu verordnen, durch welche man den Schmerz des Verbrechers beabſichtet. Denn dadurch wird faſt immer die Strafe entweder zu hart oder zu gelind, folglich zwekwidrig oder grauſam. Man nehme z. B. das Mittel der Schläge, und denke ſich ein Geſez, welches funfzig Prügel für ein gewiſſes Verbrechen verordnet. Wird es nicht wahre Barbarey ſeyn, wenn dieſe funfzig Prügel einem alten ſchwachen Manne, oder einem Menſchen von zarten Gliedmaſſen oder ſchwacher Bruſt, oder einem Kinde zuerkannt werden? Und wird es nicht im Gegentheil mit den Geſezen geſpielt heiſſen, und aller Zweck der Strafe verlohren gehn, wenn man einen Menſchen damit abfertigen wollte, welcher einen ſo abgehärteten Körper hat, daß er gegen weit gröſſere Martern unempfindlich iſt? Wird dieſer nicht der Strafe ſpotten, indeß jene verzweifeln?

ſeln? Man ſetze die Strafe der Geldbuße, und lege ſie dem armen Vater vieler Kinder auf, ſo wird ſie tyranniſch ſeyn, und hingegen bey einem Reichen Hohnlachen erwecken, ſtatt ihn zu beſſern. Man denke ſich die Strafe der Schande. Wird einem Manne von Gefühl, der bey der Nation durch Talente und Verdienſte in Achtung ſteht, z. B. der Pranger, nicht hundertfache Qual ſeyn, welche ihn zur Verzweiflung bringt, und wird ſie nicht gegenſeitig an einem gemeinen Menſchen, welcher Ehre und Schande wenig oder gar nicht empfindet, ohne alle Wirkung bleiben?

Bey Gott! es ſind unweiſe Geſetze, welche für alle Menſchen gleiche Strafen beſtimmen. Und alle Richter ſind Unmenſchen, welche mit kaltem Blute die geſezliche Strafe auflegen, ohne je nach dem Grad des Schmerzens zu fragen, den ſie verurſacht. — Wer Vernunft und Menſchengefühl hat, wird einſehn, daß die Strafe jedesmal nach dem Grade der Empfindlichkeit gewählt werden muß, welchen man bey dem Verbrecher findet: ſonſt wird ſie entweder nicht beſſern, wenn der Verbrecher ſie nicht genug fühlt, oder ſie wird in Unmenſchlichkeit ausarten, wenn ſie den Geſtraften zur Verzweiflung bringt, und mehr Schmerz ihm verurſacht, als der Zwek der Strafe erfodere.

Und ſieht man gleichwohl nicht alle Tage ſolche harte Verfahrungsarten? Was iſts z. B. für Strafe, wenn ein gemeiner Kerl mit dem robuſteſtem Körper einige Wochen in ein Gefängniß geworfen wird, wo er von unverdientem Brod lebt und bey Müſſiggang ſich wohl befindet und ſich einmal recht ſatt ſchläft? Und gegenſeitig, wenn man einen kranken und ſchwachen Gelehrten Monate, ja Jahre lang im Kerker ſchmachten ließe, und ihm Geiſteskräfte und Geſundheit zerſtöhrte?

Doch ich hoffe mit Leſern von geſundem Gefühl ganz darüber einig zu ſeyn, daß der Richter — (da bey keinem Verbrechen zur Sicherheit des Staats mehr erheiſcht wird, als daß man den Verbrecher zu beſſern und durch einen Schmerz von künftigen ähnlichen Vergehungen abzuſchreken ſuche,) — ſchlechterdings verbunden ſey, das Mittel, wodurch er dieſen Schmerz hervorbringt, nach den individuellen Beſchaffenheiten des Verbrechens einzurichten, damit es nicht mehr Schmerz mache, als der Zweck erfodert, und auch nicht weniger, als zu deſſen Erreichung nöthig iſt. Wir wollen alſo nur den Fall unterſuchen, wenn der Verbrecher unverbeſſerlich und gegentheils ſo bösartig und verdorben ſeyn ſollte, daß der Staat anders nicht Sicherheit haben kann, als wenn er ihn entwafnet, d. i. ſein Vermögen zu ſchaden gänzlich zernichtet.

Und meines Erachtens darf die Entwafnung eines böſen Menſchen zur Sicherheit des Staats anders nicht, als durch Beraubung der Freyheit geſchehn.

Wie? Anders nicht? Nie durch Hinrichtung? Nie durch Lebensſtrafe? Auch bey dem größten Verbrechen nicht? — Man vergebe mir dieſe philoſophiſche Ketzerey. Nach meiner Ueberzeugung ſind Todesſtrafen widerrechtlich. Denn ich mag nachdenken, wie ich will, ſo kan ich keinen Grund finden, welcher dem Regenten oder Staat das Recht über Leben und Tod ertheilte, welches lediglich ein Majeſtätsrecht des Schöpfers iſt. Mein Daſeyn iſt unmittelbar von Gott, und kein Sterblicher hat ein Recht, außer dem Fall der Nothwehr, es mir zu nehmen, ſolange Gott mir es laſſen will: und mit poſitiven Gründen — laß ich mich, als Philoſoph, nicht widerlegen.

Sollte aber, könnte man einwenden, nie der Fall der Nothwehr auch beym Staat eintreten? Ich ſage, nie. Der Staat kann ſich immer Sicherheit ſchaffen, ohne zu morden. Oder man müßte mir beweiſen können, daß der Zwek der bürgerlichen Strafen ein anderer wäre, als Sicherheit. Iſt Sicherheit der Zwek, ſo bleibt Beraubung der Freyheit das hinreichende Mittel, den

Zwek zu erreichen und den Staat vor unverbeſſerlichen Menſchen in Sicherheit zu ſetzen.

Aber woran ſoll man den unverbeſſerlichen Menſchen erkennen?

Mich deucht, es bedarf hier keiner ängſtlichen Unterſuchung *) Wenn ich mich näher über die Art der Strafe, welche ich Beraubung der Freyheit nenne, werde erklärt haben: ſo wird es ſich leicht ergeben

---

*) Hier fragt der Anmerker beſtürzt: „bey dem entſezlichſten Urtheile über einen Menſchen, dem Urtheile der Unverbeſſerlichkeit, keiner ängſtlichen Unterſuchung? — Gott bewahre uns, daß dieſer Gedanke in die Seele keines Fürſten, keines Miniſters, keines Richters kommt! Wahrlich! die Verbrecherſtadt ſollte, Troz der Baſtillen, Vincennen, Pierre en Liſe, Margarethenin ſeln, und wie die Dinger weiter heißen, bevölkert werden! Wen könte ein Richelieu, ein Louvois, eine Maintenon, eine Pompadour nicht alles unter die gleich folgende dritte Klaſſe des Verfaſſers bringen?" Wie ſchielend das alles! Iſt hier dann von Baſtillen, Vincennen ꝛc. die Rede? Beſchreibt der Herr Verfaſſer nicht die Beraubung der Freyheit ganz anders? Und hebt er denn, wenn er ängſtliche d. h. alzuſubtile und nie zu Ende kommende Unterſuchung unnöthig findet, eine gewiſſenhafte und gründliche auf? Wahrhaftig es verräth einen ſonderbaren Dünkel, wenn man Männer mit ſolchen Noten ſchulmeiſtert und in den Leſern die Eindrücke der Wahrheit zerſtöhrt.

ben, daß bey dieſem Punkt kein wichtiger Irrthum möglich iſt. — Gewiſſe Arten von Menſchen, z. B. Diebe, ſind es ſchon durch die allgemeine Erfahrung. Denn man hat noch keinen Menſchen gefunden, der das Stehlen gelaſſen hätte, wenn er's einmal begonnen hatte. Auſſer dieſen giebt's eine Klaſſe von Leuten, welche das allgemeine Gerücht kenntlich macht, indem man von Jugend auf ſie als freche, liebloſe, unbiegſame und ruchloſe Leute kennt, welche dem Staat ſchon, ehe ſie Verbrecher wurden, bedenklich ſeyn mußten. Dazu würde ich eine dritte Klaſſe ſetzen, welche nicht eben notoriſche Böſewichter, aber doch ſolche Menſchen enthält, an denen man ein ſchlechtes Herz gewahr wird, ohne daſſelbe durch Talente und Nuzbarkeit für den Staat vergütet zu ſehn, die alſo ſchon darum keine Schonung verdienen bey ihrem Verbrechen, weil ſie Taugenichtſe ſind.

Aber man erlaube mir nun vor allen Dingen meine Gedanken über jenes Sicherheitsmittel, welches ich Beraubung der Freyheit nenne, beſonders zu eröfnen. Denn ich verſtehe darunter etwas ganz anders, als was man insgemein Gefängnißſtraſe nennt.

Ich halte es für eine wahre Barbarey, einen Menſchen ohne Noth in einen Kerker einzuſperren,

und

und ihn der freyen Luft, der zu ſeiner Geſundheit nöthigen Bewegung, oder auch des Tageslichts zu berauben, und noch überdieß wohl in Geſtank und Moder verſchmachten und verfaulen zu laſſen.

Aber es könnte ja wohl Menſchen geben, die durch ganz enorme Schandthaten dies Schikſal verdient hätten?

O ihr unphiloſophiſchen Rechtslehrer! Laſſet uns doch die alte Frage nicht wieder hervorſuchen, die wir ſchon beſprochen haben. Vom Verdienen, vom Schuldſeyn an Verbrechen und Unglük, iſt ja für den Philoſophen die Frage nie. Jeder Verbrecher, er ſey ſo groß er wolle, iſt *mir*, mehr nicht als ein Unglücklicher, und dem Staat, mehr nicht als ein gefährlicher Menſch, vor dem er ſich in Sicherheit ſezen muß. Einmal giebt's keinen andern Zwek, und ſo muß auch kein anders Mittel angewendet werden. — Was hat denn der Regent und der Staat davon, wenn ein Verbrecher, nachdem ſchon der Zwek der Strafe erreicht iſt, auch noch gemartert und Jahrelang gequält und bis zur Verzweiflung gepeinigt wird? Iſt's denn Nutzen oder Vergnügen, wenn ſo ein armer unglüklicher Menſch, der ſchon ſeines höchſten Gutes, ſeiner Freyheit, beraubt iſt, und der noch dazu durch ſein Gewiſſen gemartert wird, noch überdieß in täglichen Schmerzen ſich befinden, und ſeine Tage und Nächte mit

Jammern und Winſeln zubringen und in einem Zuſtande leben muß, der ſchreklicher iſt als ein zehnfacher Tod, und wobey der Leidende ſein Daſeyn verflucht? Nein, ihr lieben Staatsmänner, laßt uns menſchlicher werden, und, ſo viel an uns iſt, in unſern Regenten, Geſezgebern und Richtern die Gefühle der Menſchlichkeit immer mehr beleben.

Es iſt entſetzlich, wenn ſie, die ihr Volk deſto glücklicher machen, je menſchlicher ſie es machen, ſelbſt Beyſpiele der Unmenſchlichkeit werden und menſchenquälende Schmerzen, ohne Noth, ohne dringende Gründe, ohne einen überwiegenden Nutzen, verurſachen. — Wie muß der Philoſoph lächeln, wenn er unſre Staatsmänner von Menſchlichkeit ſprechen, und ſie mit Abſchaffung der Folter ſich brüſten ſieht, und — die tauſendfachen Martern ſich denkt, welche ihre Eingekerkerten leiden, und unter denen ſie oft lebenslang winſeln und raſen und die grauſamſte Todesart ihnen vorziehen möchten.

Ich würde, wenn ich mich in die Stelle des Regenten denke, verſchiedene Orte im Lande einrichten, wo die Verbrecher, die den Staat unſicher machen, hingebracht werden könnten. Hier würde ich ihnen geſunde Wohnungen, Schlaflager und Koſt geben, wie es ihrem Körperbau, ihrer vorhergegangnen Erziehung und ihrem Stande angemeſſen iſt. Hier würde ich ihnen, (lebenslang verſteht ſich, ſolche Aufſeher geben, die ſie menſchlich behandeln und ihnen hinlänglichen Genuß der freyen Luft und der Leibesbewegung verſtatten müßten. Hier würde ich ihnen Geſchäfte anweiſen zur Erwerbung ihres Unterhalts, welche mit ihren Fähigkeiten und ihren Kräften übereinſtimmten. Hier würde ich ihnen ſogar Stunden der Erholung verordnen, in denen ſie ihr Daſeyn fühlen und lieben lernten Und durch die Behandlung würd' ich meinen Zwek, die Sicherheit, erreichen, und zugleich aus dieſen Leuten nutzbare Menſchen machen. Ja, dieſe Behandlung würde für die meiſten das entſcheidendſte Mittel ſeyn, ſie zu beſſern und die Verdorbenheit ihres Karakters zu heilen, welcher bey jetziger Lage der Eingekerkerten täglich verſchlimmert wird.

Aber, noch einen wichtigen Einwurf muß ich zu heben ſuchen. Wie, wenn aus dieſer menſchlichern Behandlung der Verbrecher, Leichtſinn unter dem Volk entſtünde und die Verbrechen ſelbſt dadurch deſto häufiger würden?

Man entſchuldigt gewöhnlich die harten Straſen durch die Unentbehrlichkeit eines abſchrekkenden Beyſpiels. Insbeſondere beruft man ſich auf die augenſcheinliche Nothwendigkeit der Lebensſtrafe bey der Armee. Was ſollte aus einer Armee werden, ſagt man, wenn Ungehorſam gegen das Kommando, wenn Deſertion, u. d. g. nicht auf der Stelle am Leben beſtraft, und der unbändige Haufe gemeiner Soldaten nicht durch harte Behandlung in Furcht gehalten würde?

Das ſcheint nun freylich gerade das furchtbarſte Exemvel für mich zu ſeyn. Ich muß daher erſt bey dem Exempel ſelbſt ſtehn bleiben. Im Militär hat Strenge der Strafen unfehlbar den meiſten Schein der Gerechtigkeit. Aber ſollte man nicht auch erwägen, daß unſere, vielleicht in anderer Rükſicht notwendigen, Staatseinrichtungen an dieſer traurigen Nothwendigkeit harter Strafen ſelbſt Schuld ſind? Man ſetze doch nur, daß der Fürſt von ſeiner Armee wie Vater geliebt würde; man ſetze, daß alles ſchlechte Geſindel von der Armee entfernt und lauter ſolche Menſchen in Dienſt genommen würden, welche im Lande anſäſſig wären, und folglich durch Schande, Güterverluſt, und Gefängniß hinlänglich in Furcht gehalten werden könnten; man ſetze drittens, daß die Officiere ſämtlich gebildete Leute wären, welche es verſtünden, den gemeinen Mann zu ziehn, ſich bey ihnen in Achtung und Liebe zu ſetzen, und — welche nicht durch Tyranneyen den Soldaten muthlos, ſtörriſch und zur Rebellion oder Deſertion geneigt machten; endlich, daß für die beſtmöglichſte Verpflegung der Armee ſo geſorgt

ſorgt wäre, daß keinen einzigen die Noth triebe zu ſtehlen, oder andere Exceſſe zu begehn, oder gar davon zu laufen, daß vielmehr jeder ſich beym Dienſte wohl befände und folglich nie Urſache hätte, ſich die frohe Ausſicht in die Zeiten zu verſcherzen, wo ſeine Kapitulation zu Ende gehen und er, mit der Rükkehr zu den Seinigen, Belohnung treuer Dienſte erlangen ſoll; — werden bey einer ſolchen Armee noch Todesſtrafen unentbehrlich ſeyn?

Aber nun zum Allgemeinen. Ich bin überzeugt, daß der Zwek der Sicherheit es allerdings erfodert, daß nicht nur der Verbrecher gebeſſert oder entwafnet werde, ſondern daß er nun auch durch ſeine Beſtrafung andere warne und abſchrekke. Aber ich ſchmeichle mir dennoch auch hier, Lebensſtrafen ſowohl, als alle Arten der unmenſchlichen Behandlungen der Verbrecher als entbehrlich darſtellen zu können. Wenigſtens glaube ich, daß der Staat ſich nicht eher zu jenen härtern Mitteln entſchließen müßte, um den Zwek des abſchrekkenden Beyſpiels zu erreichen, ſolange noch andere Mittel dazu erdenklich ſind. „— Und dieſe will ich im folgenden Abſchnitte auseinander ſetzen.

Aber wir müſſen vorher noch mit wenigen der ſogenannten metaphyſiſchen Imputation oder Zurechnung gedenken. Es iſt begreiflich, daß, ehe der

Richter die bisher entwikelte moraliſche Zurechnung unterſucht d. h. ehe er nachſieht, wie hart oder mild die Strafe ſeyn müſſe, und in welchem Grade der Verbrecher Strenge oder Schonung verdiene, er vorher wiſſen muß, ob der Verbrecher wirklich Verbrecher iſt d. h. ob er der Thäter ſey, oder ob und wie weit er an der That Antheil habe. Und das nennt man die metaphyſiſche Imputation, oder das Urtheil des Richters, in welchem er entſcheidet, daß dieß der Thäter wirklich ſey.

Bey dieſer Ausmittlung des Thäters iſt es allgemeine Obliegenheit des Regenten, ſolche Geſeze zu geben, welche die von dem Richter anzuſtellenden Unterſuchungen ſo leiten, daß die Verbrechen möglichſt ſicher entdekt werden, ohne daß dabey die Menſchen unnöthig gequählt oder wohl, unſchuldig, zu Geſtändniſſen des zu unterſuchenden Verbrechens verführt oder gezwungen werden. Daraus entſtehen folgende beſondere Verpflichtungen.

1. Daß er nicht Menſchen in Unterſuchung ziehen oder wohl gar mit der Schmach und den Schreken der Verhaftnehmung belegen laſſe, wenn davon nicht ſchon ſolche Indicia vorhanden ſind, welche das Urtheil, daß dieſer Menſch Thäter oder Komplice ſey, zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erheben.

Denn Ehre und Freyheit und ruhiges Wohnen in ſeinem Eigenthume ſind heilige Güter der Menſchheit, die ein Fürſt nur im äuſerſten Nothfalle beeinträchtigen ſollte. Es iſt daher himmelſchreyend, wenn Menſchen, die ganz unſchuldig ſind, um des geringſten Verdachts willen oder wohl gar auf bloße Anzeige eines feindſeligen Menſchen, aus ihren Wohnungen herausgeſchlept, und eingekerkert und mit langwierigen Unterſuchungen gemartert und geängſtet und indes alles Lebensgenuſſes beraubt und in ihren Geſchäften und Erwerben geſtöhret, auch wohl zulezt noch überdieß zu Bezahlung der Unterſuchungskoſten gezwungen werden, ohne die geringſte Genugthuung zu erhalten *).

---

*) Solche Beyſpiele weiß ich in Menge. Vielleicht ſchreibe ich einſt die entſezliche Münzenbergiſche Mordbrennereygeſchichte, die dergleichen enthält. Ich will hier eines einzigen gedenken. Im lezten Kriege gieng ein Officier, den H. D. Lenhard in Quedlinburg ehedem mit Wohlthaten überhäuft, nachher aber durch Abwehrung ſeiner Zudringlichkeiten beleidigt hatte, racheſchnaubend zum General v. Saltern, und gab den D. Lenhard an, daß er kaiſerlicher Spion ſey und alle Stunden einen Dukaten dafür zu verzehren habe. Auf dieſe an ſich ſelbſt abgeſchmakte Angabe eines von Wohlthaten lebenden Menſchen ward der rechtſchafne Mann ſogleich aus dem Schooße ſeiner Familie geriſſen, und nach Magdeburg auf die Citadelle geſchleppt.

2. Sind Indicia genug vorhanden, um eine Unterſuchung zu verhängen, und den Verdächtigen zu inhaftiren, ſo muß er, ſolange er nicht überführt iſt, als Unſchuldiger behandelt und folglich nicht nur höchſt menſchlich, ſondern auch ſtandesmäſſig im Verhafte gehalten werden.

3. Und der Regent muß darauf ſehen, daß ſolche Unterſuchungen ſo ſchleunig als möglich und nicht nach der Bequemlichkeit und Laune der Inquiſitoren betrieben werden. Denn es iſt ſchändlich und grauſam, einen ſolchen Unglüklichen (zumal ſo lange es möglich iſt, daß er am Ende nicht überführet würde) oft Wochen und Monate ohne Verhör ſitzen und von Angſt und fürchterlichen Erwartungen martern zu laſſen. Und man hat Beyſpiele genug, daß unſchuldige Menſchen blos darum Geſtändniſſe gethan haben, um nur die unerträglichen Martern der Einkerkerung und die eben ſo unerträglichen Quahlen der abſichtlich ängſtenden und verwirrt machenden Fragen abzukürzen.

4.

ſchleppt. Man räumte in ſeinem Hauſe alle Papiere aus. Man ſtöhrte ſie durch. Man ließ den Mann 14 Tage im Kerker. Man fand nicht eine Spur von Spionerie. Man ſahe klar, daß der Officier aus Rache die Anzeige gemacht hatte. Und — man ſchikte den Unſchuldigen ohne Genugthuung nach Hauſe und ließ den falſchen Denuncianten laufen.

4. Eben ſo heilige Pflicht iſt es bey der Unterſuchung, eben ſo eifrig und ſorgfältig die Unſchuld des Inquiſiten als ſeine Schuld, aufzuſuchen. Und leider iſt das faſt überall gewöhnlich, daß die Inquiſitoren hartherzige Menſchen ſind, die nur gierig alles ausſpähen, was gegen den Inquiſiten zeugen kan, und welche ſelbſt, durch die argliſtigſten Fragen, alle Gedanken aus ſeiner Seele herauspreſſen, die ihn verdächtig machen können: und daß hingegen kein Richter ſich Mühe giebt, gegenſeitige indicia zu entdekken, welche die Unſchuld an den Tag bringen könten. Es iſt ordentlich, als wenn es ihnen eine Luſt wäre, den Inquiſiten ſo ſchuldig als möglich aufſtellen zu können. Gegen ſolche elende Menſchen iſt der Regent ſchuldig Geſeze zu geben, welche ihr Verfahren menſchlicher machen und die Unterſuchung eben ſowohl auf Entdekung der Unſchuld als der Schuld leiten.

5. Zu dem Ende ſollte der Regent jeden Inquiſiten nicht nur frey und öffentlich verhören laſſen, und jedem geſtatten ja ſe gar dazu auffodern, daß er das vor Gericht anzeige, was ihm zur Entdekung der Unſchuld oder Minderung des Verdachts bekannt iſt: ſondern auch dem Inquiſiten ſelbſt, jederman zu ſehen und zu ſprechen, erlauben, von dem er etwa Beweiſe ſeiner Unſchuld verlangen wollte.

6. Kurz alles Verfahren bey Unterſuchungen müßte nach den Geſezen der Natur und der Menſchlichkeit auf den Grundſaz gerichtet werden: daß es beſſer ſey, zehn Schuldige unentdekt zu laſſen als einen Unſchuldigen zu verdammen. — Dieſer menſchliche Grundſaz wird alle ſeine Bedenklichkeiten verlieren, wenn man den folgenden Abſchnitt geleſen haben wird.

9.

Sicherung des Staats durch Verhütung der Verbrechen.

Ich habe ſchon oben (S. VII, 7.) hinlänglich gezeigt, daß alle grauſame Strafen überhaupt und eben ſo wenig Todesſtrafen inſonderheit auf keine Weiſe zureichende Mittel ſind, die Menſchen von Verbrechen abzuſchreken. Es iſt alſo höchſt nöthig beſſere Maasregeln aufzuſuchen, durch welche der Fürſt Verbrechen zu verhüten, und die Geſellſchaft, der er vorſteht, dafür zu ſichern verpflichtet iſt. Folgende lehrt die Natur und Vernunft, und — beſtätigt die Erfahrung.

1. Das erſte, was überall vorangehen muß, ehe die übrigen Maasregeln für das Wohl der Menſchheit wirkſam ſeyn können, iſt die Geſezgebung und hier inſonderheit die Minderun [illegible] nun [illegible]

(S. III. 7. C. und IX. 1. d.) davon geſagt habe. Es iſt augenſcheinlich, daß die Menge der Verbrechen in einem Staate mit der Menge der Geſeze gleiche Schritte halten müſſe. Je zahlloſer die Gebote und Verbote ſind, deſto zahlloſer werden und müſſen die Fälle ſeyn, wo das Gebotene nicht befolgt, und die Verbote übertreten werden. Denn Geſeze ſind doch immer Einſchränkungen der menſchlichen Freyheit und haben alſo ſchon einen natürlichen Widerſtand in der menſchlichen Natur. Wenn nun alſo ein Geſezgeber dieſe Einſchränkungen übermäſſig häuft und Geſeze giebt, die alle augenblicke und bey allen Arten der menſchlichen Geſchäfte bald etwas befehlen, bald etwas unterſagen, ſo mehrt er ja muthwillig dieſen Widerſtand und folglich auch die Zahl der Verbrechen. Und iſts dann Wunder, wenn unter Millionen Unterthanen, die in Millionen Kolliſionen mit den Geſezen kommen, alle Tage Uebertretungen derſelben entſtehen und den Fürſten in die Nothwendigkeit ſezen, zu ſtrafen? — Doch ich bitte noch einmal die angeführten Stellen nachzuleſen, wo ich die Wahrheit deutlich genug geſagt habe, wenn die Fürſten, denen ſie nicht von ſelbſt einleuchtet, ſie nur hören wollen. — Zuverläſſig iſt es, daß in den meiſten Europäiſchen Staaten zwey Drittel Geſeze abgeſchaft werden könten, welche entweder ganz unnüz ſind, oder doch mit billigern und befolgbareren vertauſcht werden ſollten. Dahin gehören beſonders zwey Klaſſen: einmal die Geſeze, welche unzählbare Handlungen dergeſtalt vorſchreiben oder verbieten, daß eine ganz freywillige und gewiſſenhafte Befolgung vorausgeſezt wird, z. B. die unzählbaren Zoll- und Acciſe-Abgaben und die eben ſo unzählbaren Handlungen der Acciſebedienten vom Generalinſpektor an bis zum geringſten Viſitator hinab: zweytens diejenigen Geſeze, welche die dringendſten Bedürfniſſe der Menſchen allzuſehr einſchränken, z. B. die ſchweren Impoſtirungen ſolcher Waaren, die der Menſch ſchlechterdings haben muß und die er gleichwohl, wenn ſeine Einkünfte dürftig ſind, ſich mit Bezahlung des Impoſts nicht erzeugen kan — ferner: die in manchen Ländern noch harten Einſchränkungen des Geſchlechtstriebes, welche ſo manchen Kindermord erzeugt haben — ferner: die allzuveſte Knüpfung des Ehebandes, welches Trennungen ſolcher Eheleute verhindert, die Jahre lang in Feindſchaft und Erbitterung leben müſſen und unter denen zulezt mancher Mord begangen wird, zu welchen die Verzweiflung den einen oder den andern Theil verleitete. — Solcher Geſeze giebts viele. Wollten die Geſezgeber darauf ihr Augenmerk richten und hier Verbeſſerungen machen, ſo würden ſie tauſend Verbrechen weniger zu beſtrafen haben.

2. Wenn aber ſchon die übermäſſige Menge der Geſeze Verbrechen erzeugte, ſo that es gewiß

auch oft die Unbekantſchaft der Unterthanen mit den Geſezen. Tauſende wiſſen vieles gar nicht, was verboten iſt, und ſündigen daher aus Unwiſſenheit. Tauſende wiſſen wenigſtens die Folgen nicht, die ihnen die Uebertretung eines Geſezes zuziehen werde. Und Millionen ſind mit der Abſicht, dem Nutzen und dem Werthe der Geſeze unbekant und übertreten ſie daher, weil ſie ſie haſſen, weil ſie ſie für ungerecht, oder unnütz halten. Und iſts nicht Obliegenheit des Geſezgebers, ſeine Unterthanen mit ſeinen Geſezen bekannt zumachen? (IX, 1. 2.) Warum läßt man nicht das Volk von Jugend auf darinnen unterrichten? Warum macht man nicht eine Sammlung der allgemein wiſſenswürdigen Geſeze und braucht ſie in den Trivialſchulen zum Leſebuch? Wäre es nicht vernünftiger, die Kinder buchſtabirten und läſen die Geſeze, als daß ſie „der Affe gar poſſirlich iſt ꝛc." buchſtabiren und leſen lernten? Warum hält man die Volkslehrer nicht an, das Volck mit dem Geiſte der Geſeze und deren Heilſamkeit überhaupt und mit den Zwecken und Vortheilen jedes Geſezes insonderheit vertraut zu machen? Wäre eine Predigt über die Billigkeit und den Nuzen eines Landgeſezes nicht ſchicklicher, nuzbarer, moraliſcher — als eine Predigt über die Himmel- oder Höllenfarth Chriſti, oder ähnliche? — Wahrhaftig eine Nation müßte eine ganz andere Geſtalt, die Geſeze eine ganz neue Würde und der Gehorſam gegen dieſelben

ſelben eine ganz eigne Schwungkraft bekommen, wenn die Geſezgeber eine vernünftige Geſezkunde in den Volk- und Kinderunterricht verwebten und die phyſiſche Kraft der Geſeze durch die moraliſche Kraft der Ueberzeugung von ihrem Werth unterſtüzten. — Der Regent mache ſeinen Unterthan mit den Geſezen, mit allen möglichen Folgen ihrer Uebertretung, und mit dem Nuzen ihrer Befolgung hinlänglich bekant, ſo wird die Zahl der Verbrecher von ſelbſt geringer werden.

3. Aber eben ſo gerecht iſt auch noch eine dritte Foderung an die Geſezgeber, daß ſie alle die Verbrechen aus der Zahl der Verbrechen ausſtreichen laſſen ſollten, welche gar keine Verbrechen ſind. Iſt es nicht ſcheuslich, daß noch bis jezt in manchen Staaten Kezerey und laute Verwerfung poſitiver Religionsſäze als ein Verbrechen beſtraft wird? Iſt es nicht abentheuerlich, auſſerehlige Befriedigung des Geſchlechtstriebes mit Kirchenbuſſe und lauter Schande zu brandmarken? Iſt es nicht himmelſchreyend, freymüthige und beſcheidene Urtheile der Unterthanen über Perſonen und Verordnungen des Staats für Verbrechen anzuſehn und zu beſtrafen? Und wie groß könte dieſe Liſte noch gemacht werden, wenn man in alle Branchen der civil — militär und kirchlichen Geſezgebung ſich einlaſſen wollte?

4. Ein viertes ſicheres und unentbehrliches Mittel, Verbrechen zu verhüten und den Staat für Verbrechen zu ſichern, wäre — Aufſicht über Perſonen, welche zu Verbrechen inkliniren und zeitige Entwaſnung derſelben. Die Ausübung dieſes Mittels würde dreyerley Maasregeln erfodern. Erſtlich müßte der Geſezgeber verordnen, daß an allen öffentlichen Orten und beſonders in Wirthshäuſern bey jedem erſten Keime des Zanks die ſchleunigſte Darzwiſchenkunft verordneter Friedensrichter möglich gemacht und jeder Wirth, bey Verluſt ſeiner Schankgerechtigkeit angehalten würde, dieſelben herbeyzurufen, ſobald, vornehmlich, wenn Betrunkene ſich gegenwärtig befänden, nur einiger Schein da wäre, daß Schlägerey entſtehen könte. Zweitens müßte jede Ortsobrigkeit, bey ſchwerer Strafe und Selbſthaftung, verpflichtet werden, auf alle die Menſchen ein wachſames Auge zu haben und von ihnen hohen Orts frühzeitige Anzeige zu thun, welche ſich auf dem Wege befinden, Verbrecher zu werden: z. B. Eheleute, zumal unter dem rohen Pöbel, die ſich täglich raufen und ſchlagen, und unter denen es gar leicht am Ende, wenn die Leidenſchaft ſteigt, und ein unglüklicher Sof dazu komt, Mordthaten entſtehen: damit man in Zeiten ſie trennen könte: oder — Perſonen, die fremde Gelder in ihrer Verwahrung haben und notoriſch prächtiger und verſchwenderiſcher leben und wirthſchaften,

als es ihr eignes Vermögen geſtattet: damit man ihnen in Zeiten dieſe Gelder abnehmen könte: oder — Menſchen, beſonders unter dem rohen Pöbel, die dem Trunk ergeben und dabey bekante Zänker und Raufer ſind und überall gleich mit mörderiſchen Waffen auf alles losgehen, was ſich ihnen widerſezen will: damit man ſolche wilde Menſchen und Rebellen, Bramarbaſſe — in die öffentlichen Arbeitshäuſer bringen und den Staat von der Gefahr befreyen: oder — melancholiſche: damit man ſie unter Aufſicht nehmen könte. Endlich drittens müßten die Regenten gegen Tyranniſirungen der Unterthanen wachſamer ſeyn und es beſſer als bisher verhindern, daß nicht der arme Unterthan ganz zur Verzweiflung gebracht und, durch Verzweiflung, zu groben Vergehungen hingeriſſen werde. Ich mag hierüber kein Exempel geben. Aber das Herz blutet mir, wenn ich an die denke, die mir bekant ſind und auf die folgere, die mir unbekannt geblieben ſind. Wie viel ſolche traurige Fälle gibt es beſonders unter den gemeinen Soldaten, die durch Strapazen, Armuth, Sklaverey — ſchon ohnehin ihre Duldkraft erſchöpfen müſſen und dabey noch oft durch barbariſche Behandlungen eines unmenſchlichen Kapitains oder Lieutenants vollends bis zur Deſperation gebracht werden, die um ſo viel ſchreklicher ſeyn muß, weil dieſe Menſchen nicht Freyheit haben, ſich gegen ihre

Tiger zu beklagen und dem Regenten die ausgeſtandnen Tyranniſirungen zu berichten.

5. Ein fünftes und äuſerſt wichtiges und weitgreifendes Mittel iſt die möglichſte Minderung des Luxus. Die tägliche Erfahrung beſtätigt es, daß die meiſten Betrügereyen, Defraudationen, Kaſſendefekte, und alle Arten der Spizbüberey unter Vornehmen und Bürgern aus dieſer Quelle flieſſen. Der Luxus iſt zu groß. Alles will gut, bequem, vornehm, ſplendid leben. Einer wills dem andern nachthun. Die Penſionen der Bedienten, die Einkünfte der Beamten, das Verdienſt des Bürgers reicht nicht zu. Daraus entſtehen erſt Schulden. Dann häufen ſich die Verlegenheiten. Der Mangel nimmt überhand. Die Verzweiflung macht erfinderiſch. — Wer anders als der Fürſt kan und ſoll dieſem Uebel Einhalt thun? — Ich will einige Mittel dazu anzeigen. Das vornehmſte iſt, das Beyſpiel des Fürſten. Man ſehe Friedrich den Großen in ſeiner häußlichen Wirthſchaft. Sein Land trug etliche zwanzig Millionen und er verthat für ſich ſelbſt kaum 200000 Thaler. Wie mächtig muß ein ſolches Beyſpiel wirken: zumal wenn zweytens Aufſicht dazu kommt: wenn der Fürſt Perſonen, welche den Luxus übertreiben, bemerkt, ihnen Warnungen, Zeichen der Misbilligung u. ſ. w. gibt. Es bleibt nie ohne Eindruk. Man ſeze drittens, Erſchwerungen des

Luxus hinzu, durch wohlüberlegte hohe Impoſtirung der Dinge, die zum Luxus gehören, z. B. der Spielkarten, der feinen Weine, der ausländiſchen feinen und goldnen Waeren und Edelſteine, der Equipagen, der Bedientenzahl, der Palläſte, der Luſtgärten u. ſ. w.

6. Ganz entſcheidend würde ſechſtens die Verſorgung aller Brodloſen und Müſſigen wirken, davon wir oben (IX, 3.) bereits geredet haben. Denn unter dieſen Menſchen finden ſich, der Erfahrung nach, die meiſten Verbrecher, und vornehmlich die, welche bisher den Staat in die Verlegenheit geſezt haben, durch Hinrichtungen oder ſchrekliche Einkerkerungen der Menſchheit Schande zu machen. Würde der Regent dahin ſehen, daß kein müſſiger und brodloſer Menſch geduldet, ſondern ſogleich aufgegriffen, und mit Arbeit und Unterhalt verſorgt würde, ſo iſt es ſo gewiß als 2 mal 2 vier iſt, daß wir keine Räder und Galgen mehr nöthig haben würden: Zumal —

7. Wenn der Regent für eine beſſere Volksbildung und Verſtärkung moraliſcher Kräfte ſorgen wollte. Ich habe die Nothwendigkeit dieſes Mittels bereits erwieſen (S. III, 7. G. H.) und von der Ausführung deſſelben ſoll unten (IX, 12.) beſonders gehandelt werden.

Wer

Wer dieſe Mittel überdenkt, und zumal ihre vereinigte Wirkungskraft ſich vorſtellt, der wird mit mir ſich überzeugt fühlen, daß der Regent es ganz in ſeiner Gewalt hat, die Verbrechen zu verhüten, Gut und Leben und Ruhe der Unterthanen vor Verbrechern zu ſichern und ſo — jener unmenſchlichen Strafarten, die man bisher durch die Nothwendigkeit abſchreckender Exempel entſchuldigt hatte, gänzlich überhoben zu ſeyn. Und iſt dieß einmal möglich: — kan der Regent wirklich die groben Verbrechen verhüten und den Staat vor ihnen ſichern, ſo iſt er offenbar ſchuldig, es zu thun, und es gehört zu den natürlichen Rechten der Unterthanen, die Verbannung aller Todesſtrafen und aller Zerſtöhrungen der Rechte der Menſchheit von ſeinem Fürſten zu fodern.

10.

Weiſe und gerechte Vertheilung und Anwendung der Abgaben und Dienſte.

Daß Abgaben und Dienſte in einem Staate nothwendig ſind und daß alſo jeder Staatsbürger verbunden iſt, ſich dieſer gemeinſchaftlichen Laſt zu unterziehn, iſt oben (VII, 3.) bereits ſattſam bewieſen worden. Wir haben daher nur noch die Gränzen zu unterſuchen, welche Gott und die Natur dem Rechte des Regenten, Abgaben und Dienſte zu fodern,

dern, geſezt hat, und deren heilige Beobachtung die Unterthanen zu fodern Befugniß haben.

Die erſte Gränzlinie iſt: die Abgaben und Dienſte dürfen nicht die Rechte der Menſchheit beeinträchtigen, weil die Rechte der Menſchheit über die Rechte der Nation folglich noch vielmehr über die Fürſtenrechte erhaben ſind. Sie ſtreiten aber alsdenn mit den Rechten der Menſchheit, wenn ſie überhaupt ſo drükend und laſtend ſind, daß die Unterthanen oder eine Klaſſe derſelben die zum Leben und Genuß ihres Daſeyns unentbehrlichen Dinge ſich nicht mehr erzeugen kan, oder wenn ſie speciell dieſe Dinge vertheuren und ihre Anſchaffung bey einem gewiſſen Grade von Armuth unmöglich machen. Ein Fürſt, der ſolche oder ſo viel Abgaben und Dienſte fodert, daß das Volk (wie z. B. in Frankreich) ſchlechterdings ausgeſogen wird, daß es die allgemeinſten Bedürfniſſe ſich nicht mehr oder nur mit Angſt und übermenſchlichen Arbeiten erzeugen kan, daß der gemeine Mann insonderheit durchaus zu nichts kommen und bey dem größten Fleiſſe nichts mehr erübrigen und zu einer Art von häußlichen Wohlſtande gelangen kann, daß ihm nichts als Kummerbrod bey ängſtlichen Sorgen und erſchöpfenden Arbeiten in der Welt zu hoffen bleibt — ein ſolcher Fürſt verdient es, daß die Nation ihn, wenn Vorſtellungen nicht helfen, ſeiner Regentſchaft

ſchaft unwerth und verluſtig erklärt. Denn es iſt augenſcheinlich, daß nie ein Regent (ich will die Zeiten verderblicher Kriege ausnehmen) in den Fall kommen kann, wo er ſich zu ſo laſtenden und drückenden Abgaben und Dienſten gezwungen ſähe: daß vielmehr jedes Volk die nothwendigen Abgaben ohne alle Beſchwerlichkeit aufbringen und ſich dabey wohl befinden könte, wenn die Fürſten jene unnüzen Abgaben und Dienſte abſchaften, welche übermäſſiger Hofſtaat und Schwelgerey, ungeheure Penſionen müſſiger Opernſänger, Maitreſſen, und anderer Favoriten, überflüſſiges Militair, und viele andere ähnliche Gegenſtände bisher erheiſchten, und die man vom Schweiſſe der armen Unterthanen erpreßte, indes mancher brave Schulmann und ſo manche andere nuzbare Mitglieder des Staats, welche auf die Unterſtüzung des Regenten Anſprüche hatten, darben und in Armuth ſchmachten mußten.

Die zweyte Gränze iſt, theils der ausdrückliche Wille der Nation und der Stände oder ähnlicher Repräſentanten derſelben, theils die alten Verfaſſungen und Geſeze des Staats. Denn da die Nation über den Fürſten iſt, ſo iſt er verbunden, ſein Recht, Abgaben und Dienſte auszuſchreiben, nicht weiter auszudehnen, als es mit dem Willen der Nation übereinſtimmt. Hat alſo die Nation entweder

weder 1) das Selbſtbeſchazungsrecht, ſo darf der Regent keine andern Abgaben und Dienſte fodern und beytreiben, als welche die Nation durch ihre Repräſentanten bewilliget: wie das in England der Fall iſt. Oder hat ſie 2) gewiſſe veſtſtehende und bey dem Regierungsantritt der Fürſten vorgelegte Reglements, nach denen die Abgaben und Dienſte beſtimmt werden müſſen, ſo muß der Fürſt ſich an dieſe halten. Sollte endlich 3) der Fall eintreten, daß die Nation, auch wenn keine alten Geſeze vorhanden ſind, gegen gewiſſe allzudrückende Verordnungen der Fürſten im Betref der Abgaben und Dienſte, Vorſtellungen thäte und deren Abſchaffung oder Aenderung verlangte, ſo iſt der Fürſt ſchuldig, dieſe Vorſtellungen zu hören, und wenn ſie gegründet ſind, ihnen abzuhelfen.

Endlich die dritte Gränzlinie zieht den Regenten das Recht der Gleichheit. (S. III, 6.) Und dieſes Recht erheiſcht zweyerley. Nemlich die Unterthanen ſind erſtlich befugt, von ihrem Landesherrn zu fodern, daß kein Mitglied des Staats von Abgaben und Dienſten ausgeſchloſſen werde: daß alle Civil- und Militärbedienten, daß alle Geiſtlichen — ſo gut wie der Bürger und der Bauer die allgemeinen Laſten des Staats mit tragen helfen: zweytens — daß Abgaben und Dienſte nach der vollkommenſten Proportion vertheilt werden. Dieſes leztere verdient, ſeiner Wichtigkeit halber, eine eigne Entwikelung.

Worauf kommt es an, daß bey Vertheilung der Abgaben Proportion ſey? Ich antworte, im allgemeinen auf das Verhältniß der Abgaben gegen den wahren Beſizſtand. Und daraus entſteht ſogleich wieder eine neue Frage, wornach der wahre Beſizſtand zu beurtheilen und wie er herauszubringen ſey? Dieß ſcheint die meiſte Schwierigkeit zu haben, weil man ohnmöglich den wahren Beſizſtand des Unterthanen nach der bloſſen Summe der Häuſer, Aeker, kurz, ſeiner Grundſtüke meſſen darf. Denn es giebt auſſer dieſem notoriſchen Beſizſtande noch unbekante und minder meßbare Güter der Unterthanen. Und oft ſind die allerreichſten Perſonen gerade die nicht, welche Grundſtüke beſizen. Indeſſen lieſſe ſich doch auch dieſes aufs reine bringen, wenn man bey jeder Art der unbekanten Güter den gehörigen Weg zur Entdekung einſchlagen wollte. Wir finden nehmlich hier viererley Klaſſen. In die erſte gehören die Beſizer der Kapitalien und dieſe dürften durch das bloſſe Geſez, daß alle ausſtehende Kapitalien dem Staate angezeigt werden müßten, gar leicht zu entdeken ſeyn, ſofern der Geſezgeber die Drohung hinzufügen wollte, daß der Creditor jedes Kapitals verluſtig ſeyn ſollte, welches er verſchwiege, und daß es der Debitor nicht zu bezahlen ſchuldig ſeyn ſolle, wenn es nicht in den öffentlichen Regiſtern eingeſchrieben ſtehe. In die zweyte ſeze ich die Kaufleute, die ihre Kapitalien in den Waaren ſteken haben und ſonach am verborgenſten zu ſeyn ſcheinen, und dieſe wären lediglich nach der Menge ihrer Konſumtion zu beurtheilen, indem man ſie anhielte, alle ihre Waaren (Tücher, Weine oder wie ſie Nahmen haben) bey der Ankunft anzugeben: als wornach die jährliche Gröſſe ihres Gewinns gemeſſen werden könte. Eine dritte Klaſſe machen die Penſionirten aus, welche von Beſoldungen leben, und die alſo am ſicherſten auf jährliche Procente geſezt werden könten. Zu einer vierten Klaſſe gehören die blos arbeitenden Unterthanen, Handwerker, Fabrikanten u. ſ. w. die von den Produkten ihrer Hände und ihres Kopfes leben: und dieſe wären allenfalls nach der Zahl ihrer Geſellen zu taxiren: weil es ganz klar zu ſeyn ſcheint, daß ein Mann in dem Maaße gewinnt, in welchem viel oder wenig Hände mit ihm geſchäftig ſind.

Aber wenn man ſo den Beſizſtand der Staatsbürger berechnet hätte, ſo würde man noch immer nicht ganz aufs reine ſeyn. Denn es fällt in die Augen, daß der wahre Beſizſtand nicht blos nach dem beurtheilt werden muß, was ein Menſch jährlich (an Zinſen oder Verdienſt oder Penſion ꝛc.) einnimt, ſondern zugleich nach dem, was er jährlich wieder ausgeben muß. Hier treten alſo offenbar verſchiedene Rükſichten ein. Die erſte betrift den Stand des Mannes. Denn es iſt natürlich, daß ein Mann, der 10000 Kapital hat, wenn er von hohem Stande iſt, weniger wahren Beſizſtand hat, als ein anderer, der auch 10000 Thaler Kapital hat und z. B. ein gemeiner Handwerksmann iſt. Die zweyte Rükſicht müßte man auf die Gröſſe des Vermögens nehmen. Denn ſind es Kapitalien, von deren Zinſen der Beſizer lebt, ſo iſt es bekannt, daß kleine Kapitale mehr tragen als groſſe, und daß ein Mann von mehr als 100000 Thalern froh iſt, wenn er es auf drey Procent bringen kan, wenn ein Mann, der wenige Tauſende beſizt, eher im Stande iſt, ſich fünfe und mehr zu erzeugen. Sind es im Gegentheil Kapitale, die in einer Handlung wuchern, da gibt die ſteigende Gröſſe auch ſteigenden Gewinn. Sind es endlich bare Einkünfte, ſo iſt es begreiflich daß ein Mann von groſſen Einkünften mehr Procente abgeben kan, als ein Mann von kleinen Einkünften. Endlich die dritte und hauptſächlichſte Rükſicht wäre auf die Zahl der Kinder zu nehmen. Ein Mann von 1000 Thaler Einkünften, der als Hageſtolz lebt, könte und ſollte dem Staate volle 2 bis 300 Thaler abgeben. Ein Mann, der verheirathet iſt, aber ohne Kinder lebt, müßte die Hälfte des Hageſtolzenkontingents erlegen. Sobald aber Kinder kommen, müßte für jedes Kind ein proportionirter Erlaß veſtgeſezt werden. Und dieſes Verfahren, durch welches Kindermenge im Staate eine ſo anſehnliche Rükſicht erhielte, würde ganz unausſprechlich heilſame Wirkungen thun und die Ehen vornehmlich häufiger und haltbarer machen, zumal wenn der Regent noch anderweitige Vortheile mit der Kindermenge verbinden ſollte.

Es verſteht ſich aber bey dem allen von ſelbſt, daß bey der jährlichen oder, (was gewiß rathſamer wäre, weil es die Sache erleichtert) monatlichen oder gar wöchentlichen Beytreibung dieſer Abgaben, von dem wahren Beſizſtande der Unterthanen, erweißliche Unglüksfälle, einen proportionirten Erlaß bewirken müßten.

Wenn aber bey dieſer natürlichen und gerechten Vertheilung der Abgaben das Bedenken entſtünde, daß der Regent ſonach keinen veſten Etat haben und nie gewiß wiſſen würde, was das Land jährlich ertrüge und worauf er mit Sicherheit rechnen könte, ſo antworte ich: daß der Unterſchied von gar keinem Belang ſeyn dürfte, wenn nach der Natur und der Erfahrung, da, wo ein Unterthan verarmt, ein anderer wieder empor komt und reich wird, und, wo den einen ein Unglücksſchlag trift, andere an andern Orten wieder zunehmen und ihre Güter erweitern. Es iſt mit dem Beſizſtande einer Nation, wie mit dem Ocean. Es iſt im Ganzen immer daſſelbe Waſſer da, wenn gleich Ebbe und Fluth den Ort des Waſſers ſcheinbar verändern.

Und ſo bleibt es gewiß unumſtößliches Naturgeſez, daß die Regenten verbunden ſind, bey ihren Abgaben das Recht der Gleichheit heilig zu halten und ihre Abgaben nach dem wahren Beſizſtande der Unterthanen einzurichten. Und ſie würden auf dieſem Wege gewiß mehr gewinnen als verlieren.

Man vergleiche nur dieſe beſchriebene Art der Abgaben mit der, welche heutzutage durch Impoſtirungen geſchieht. Iſt erſtlich hier wohl die reine Gerechtigkeit, die dort ſo augenſcheinlich iſt? Iſt es nicht ſchon an ſich eine faſt harte Verlezung der Rechte der Menſchheit, wenn der Unterthan keinen Biſſen Eſſen, keinen Tropfen Getränk u. ſ. w. frey genieſſen kan, ohne davon erſt abgegeben zu haben? Treffen zweytens die gewöhnlichen Abgaben von Lebensmitteln und Kleidungsſtüken nicht das gemeine Volk empfindlicher als die Reichen? Erſchweren nicht die gewöhnlichen und faſt zahlloſen Impoſtirungen den Handel? Und doch ſind das die allerkleinſten Uebel, die ſie erzeugen. Man beherzige folgende weit fürchterlichere. a. Die Art der Beſteurung der Unterthanen durch Impoſtirungen vervielfältigen die Geſeze und thun dadurch ſchon einen ungeheuern

Schaden (S. IX, 1.) b. Sie machen jene zahlloſe Menge Bedienten nöthig, welche an allen Orten angeſtellt werden müſſen, dieſe Impoſitirungen zu reguliren und auf die richtige Abtragung der Zoll- und Accisegefälle acht zu haben und gegen Defraudationen zu wachen. Könten dieſe vielen tauſend Inſpektoren, Einnehmer, Viſitatoren u. ſ. w. nicht dem Staate weit nüzlichere Dienſte leiſten? c. ferner, welche Entehrung für die Menſchheit iſt es, und welche Laſt für die Unterthanen, wenn jeder Menſch ſeine Kiſten und Kaſten und ſelbſt ſeine Taſchen durchſuchen laſſen — wenn der Unterthan den Unterthanen ſpioniren und viſitiren muß? d. Man ſeze dazu, daß dieſe Impoſitirungen Millionen Menſchen, die dabey als Officianten gebraucht werden, ganz offenbar und beynahe unvermeidlich zu Meineidigen machen: weil es ſo klar iſt, wie der Tag, daß dieſe Leute entweder Unmenſchen ſeyn und unaufhörlich drauf ausgehen müſſen, ihre Mitmenſchen unglüklich zu machen, oder — den Landesherrn zu betrugen und bald aus Mitleid bald für Geſchencke die Augen zu verſchließen genöthiget ſind. e. Man erwäge, welch eine ſchrekliche Menge Chikanen und Expreſſungen dadurch möglich und wirklich gemacht werden. f. Man erwäge endlich, wie viel Millionen Unterthanen ihren Unterthaneneid zu brechen und durch Kontrebandirungen ſich entweder ſtraffällig zu machen, oder was ſchlimmer iſt, ihr Gewiſſen gegen Bevortheilungen des Regenten einſchläfern und in Uebertretung der Landesgeſeze leichtſinnig zu ſeyn verleitet werden.

Gewiß verdienen dieſe Vorſtellungen die Aufmerkſamkeit jedes weiſen und tugendhaften Regenten, welcher ſeine Pflichten als Vater des Landes zu erfüllen wünſcht und — wenn er die Rechenſchaft auch nicht fürchtet, die er der Nation ſchuldig iſt — doch einen Gott glaubt, dem er einſt verantwortlich ſeyn wird.

Aber wir müſſen zu den beiden Naturgeſezen, welche aus den bisherigen, (1. Schone deine Unterthanen und überſpanne nicht durch Abgaben und Dienſte ihre Kraft und 2). Beobachte dabey die Rechte der Gleichheit —) noch einige wichtige Punkte hinzuſezen, welche die Dienſte der Unterthanen überhaupt und den Soldatendienſt inſonderheit betreffen.

1. Da die Dienſte der Unterthanen nicht unter alle Unterthanen mit Gleichheit vertheilt werden können, ſondern einige ſie allein verrichten und andere ihres Standes, Alters und anderer Umſtände halber, gänzlich verſchont werden müſſen, ſo ſind die wirklich dienſtthuenden Unterthanen berechtiget, Vergütung ihrer Dienſte zu fodern, welche der Gröſſe und Laſt der Dienſte und der Verſäumniß in eignen

nen Geſchäften, die daher entſteht, angemeſſen iſt, und der Regent iſt ſchuldig, dieſe Vergütung zu leiſten.

2. Eben ſo iſt es Obliegenheit des Regenten auch bey dieſen Dienſten die Rechte der Gleichheit zu beobachten, d. h. unter derjenigen Klaſſe von Unterthanen, welche Stand, Alter und Körperkraft zu Dienſtleiſtungen qualificirt, ſie gleichmäſſig zu vertheilen. Er hat ſonach Urſach auf alle ſeine Unterbedienten ein wachſames Auge zu haben, daß nicht für Geſchenke oder andere Vortheile Begünſtigungen vorgehen und der arme Unterthan gezwungen werde, den Reichen zu übertragen.

3. Es iſt dabey beſondere Obliegenheit des Fürſten auf die Grade der anderweitigen Nuzbarkeit zu ſehen und aus der dienenden Klaſſe der Unterthanen, vornehmlich vom Soldatendienſt, diejenigen zu eximiren, welche entweder als nuzbare Fabrikarbeiter, oder Künſtler, oder Handwerker, oder — als Anbauer der Ländereyen, oder endlich als vorzüglich fähige Köpfe für die Wiſſenſchaften — dem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten können.

4. Bey dem Soldatenweſen aber iſt es eine Hauptpflicht des Landesherrn, diejenigen Menſchen, welche ſoganz aus dem Zirkel ihrer Familie herausge-

riſſen werden, mit Kleidung und Unterhalt ſo zu verſorgen, daß ſie ihres Daſeyns froh werden können und ſich nicht unglüklicher fuhlen müſſen, als andere gemeine Unterthanen im Lande.

5. Hierzu aber iſt nicht blos hinlänglicher Unterhalt erfoderlich; ſondern auch menſchliche Behandlung im Dienſt. Strenge Zucht erfodert freylich der Soldatenſtand, theils wegen der groſſen Gefahr, die dem Staate erwächſt, wenn nicht die allervollkommenſte Ordnung und Subordination unter dem Militair eingefuhrt wird, theils wegen der gewöhnlichen Rohigkeit der Menſchen, die zu ſolchen Dienſten gebraucht werden. Allein dieſe ſtrenge Zucht iſt bey weitem kein Dekmantel jener Grauſamkeiten und barbariſchen Behandlungen, welche man ſo oft von eben ſo rohen, und unwiſſenden, Officieren an ihren Burſchen verüben ſieht. Es iſt daher Obliegenheit des Regenten, ſich dieſer ihrer Unterthanen, die ihnen und dem Staate ſo wichtige Dienſte leiſten und ihr ganzes Leben dem Vaterlande widmen müſſen, beſſer, als es bisher in manchen Ländern geſchehen iſt, anzunehmen, und für die Erleichterung ihres harten Schikſals Sorge zu tragen. Sie ſollten vor allen Dinge durch ſchärfere Geſeze jenen Unmenſchen entgegen treten, welche den gemeinen Mann wie das Vieh betrachten und ſo mit ihm umgehen, als ob er aller Rechte der

Menſchheit verluſtig wäre. Sie ſollten bedenken, daß es himmelſchreyend iſt, wenn der arme Soldat ſich von manchen Officieren wie einen Hund behandeln, wenn er nie einer freundlichen Zurechtweiſung würdig ſeyn, wenn er ſich für jedes kleinſte und oft unvermeidliche Verſehn unbarmherzig zerprügeln, wenn er oft aus bloſſer Ungedult oder wohl gar aus nachgetragner Rache ſich mishandeln und bis zur Verzweiflung martern laſſen ſoll, und bey allen an ihm verübten Barbareyen nicht einmal klagen und höhere Hülfe ſuchen darf. Sie ſollten die teufliſchen Bedrukungen und Geldſchneydereyen hindern, welche manche Chefs verüben, wenn reiche Bauernſöhne ihren Abſchied ſuchen, wenn Invaliden um ihre Entlaſſung winſeln, wenn alte Soldaten, deren Kapitulation ſchon dreyfach zu Ende war, ſich nach Ruhe ſehnen. Sie ſollten endlich die oft ſchändlichen und grauſamen Methoden unterdrüken und beſtrafen, mit welchen oft Menſchen zum Dienſt geworben und gezwungen werden, an denen die Werbenden kein menſchliches Recht hatten. Sie ſollten vor allen Dingen die ſo natürlichen als billigen Geſeze handhaben, und mit unerbittlicher Strenge deſſen Uebertreter beſtrafen: — a) daß kein Soldat beym Lernen des Dienſtes geprügelt werden dürfte b) daß im Dienſte kein Officier auf der Stelle und nach Willkühr mehr als einige Schläge geben, ſondern, wo härtere Strafe nöthig iſt, gehalten ſeyn müßte, jeden Dienſtfehler anzuzeigen und von andern Officieren den Straffälligen verhören und richten laſſen müßte: c) daß jedem Soldaten vergönnt ſeyn ſolle, ohne Gefahr, ſich bey dem General über Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen zu beklagen: endlich d) daß jeder Soldat die Zeit und Gründe ſeines Rechts zum Abſchiede beym General und nothfällig beym Landesherrn ſelbſt anzuzeigen berechtiget ſeyn ſolle.

Ein Regent, der dieſe natürlichen Geſeze der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen ſeine dienenden Unterthanen vernachläſſiget, handelt nicht nur gewiſſenlos, ſondern er zieht auch ſich ſelbſt und dem Staate die allernachtheiligſten Folgen zu. Denn aus jener unmenſchlichen Behandlung des gemeinen Mannes entſteht ganz allein jene ſo häufige und beſonders im Kriege ſo gefährliche Deſertion. Dieſe barbariſche Behandlung iſt ferner die einzige Urſache, warum der gemeine Soldat oft ſo mismüthig iſt, und warum unter manchen Armeen der Geiſt der Vaterlandsliebe, der Tapferkeit, des Muths in Gefahren, und des freywilligen Dienſteifers faſt erſtorben zu ſeyn ſcheint. Dieſe unnatürliche Behandlung endlich iſt die traurige Veranlaſſung ſo vieler Selbſtmorde, die jezt faſt alle Augenblike unter den Regimentern zum Vorſchein kommen und der Menſchheit Schande machen.

Die Hauptregel, daß der Regent ſeine Unterthanen, die er zu Soldaten beſtimmt, nicht ohne Noth aufopfern und entweder zu unnüzen Kriegen gebrauchen oder bey verwegenen Unternehmungen fruchtlos ſchlachten ſolle — müſſen wir dem Gewiſſen des Landesherrn überlaſſen.

II.

Vermehrung der Nahrungszweigen.

Wenn Reichthum d. h. reichliches vorhanden ſeyn alles deſſen, was zum Unterhalt, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen gehört, eine Vollkommenheit der Geſellſchaft iſt, welche die Glükſeligkeit des Ganzen und der Theile begründet (S. III, 7. B.) ſo iſt der Fürſt verbunden, dieſe Vollkommenheit als ſein Anliegen zu betrachten, und der Unterthan iſt berechtiget von ihm zu fodern, daß er für die Quellen des Unterhalts und aller zum frohen Lebensgenuß erfoderlichen Bedürfniſſe Sorge trage.

Das Augenmerk eines guten Fürſten muß demnach beſtändig darauf gerichtet ſeyn, daß es keinem Unterthanen an Gelegenheit fehle, im Lande zu erwerben und ſeinen häuslichen Wohlſtand, nach dem Maaße ſeines Fleiſſes und ſeiner Geſchiklichkeit, zu vervollkommnen. Dazu ſind folgende Stüke nöthig.

1. Der Fürſt muß alles noch unbebaute oder nicht genug angebaute und benuzte Land zu benuzen ſuchen. Er muß es an Unterthanen, die nicht ſattſamen Wirkungskreis ihres Fleißes haben und Erweiterung ſuchen (denn zwingen muß er keinen) vertheilen und, wenn nicht Unterthanen genug ſich dazu melden, auswärtige Koloniſten durch anſtändige Mittel herbeyzuziehen trachten. Er muß den Anbau und verbeſſerte Benuzung des Landes durch Vorſchüſſe und andere Vortheile unterſtüzen, und die Induſtrie der Unterthanen auf alle Weiſe ermuntern.

2. Er muß die Produkte des Landes genau kennen lernen, und unterſuchen, welche die beſten, einträglichſten, nuzbarſten ſind, um die Hervorbringung und Verarbeitung derſelben zu begünſtigen. Er muß geſchikte Männer aufſuchen, welche ſein Volk über Erzeugung, Vervollkommnung und Benuzung der Landprodukte gründlich belehren.

3. Er muß Fabriken und Handlung in Flor zu bringen ſuchen. Dazu gehört, a) daß er jedem geſchikten Unterthan, der etwas unternehmen will und kan, was zur Anlegung neuer, oder Vervollkommnung alter Manufakturen und Fabriken gehört, auf alle Weiſe unter die Arme greife: b) daß er den Fabriken und dem Handel die möglichſte Freyheit verſchaffe und jeder Kunſt, jedem Talent ofnen

Wirkungskreis gebe: folglich c) alle Monopolien und ausſchließende Fabrik- und Handelsrechte verbanne: weil durch ſolche die Preiſe der Bedürfniſſe nur vertheuert werden und die Induſtrie ſchlaf gemacht wird: indem der Monopoliſt nachläſſig arbeitet, da man ſeine Waare doch nehmen muß, ſie mag gerathen wie ſie will und der geſchikte und arbeitſame Unterthan ſein Talent und ſeinen Fleiß nicht anwenden kan. Volle Freyheit iſt die Mutter der Induſtrie. Wo jeder Unterthan in jeder Kunſt, in jedem Geſchäft ſeine Kräfte üben darf, da entſteht Nacheiferung und Anſpannung der Kräfte. Da ſuchts einer dem andern zuvorzuthun. Da genießt der beſte und der fleiſſigſte Arbeiter den beſten Gewinn, den er verdient, — Hierher gehört endlich d) daß der Fürſt ausländiſche Waaren, deren Art im Lande in hinlänglicher Menge und Güte verarbeitet wird, verbiete: theils damit ſeine fleiſſigen Unterthanen ihre verarbeiteten Waaren zu Gelde machen können, theils damit nicht ohne Noth das baare Geld aus dem Lande geſchaft werde.

4. Er muß ferner die Kunſt verſtehen, Talente und Fleiß durch Belohnungen anzufeuern. Er muß a) den Erfinder eines neuen nuzbaren Produkts, oder einer neuen und ſchäzbaren Verarbeitungsart deſſelben, oder eines neuen und ſehr vortheilhaften Werkzeugs und Maſchine, b) den geſchikten Mann,

der in ſeiner Art das vorzüglichſte und beſte Stük Arbeit lieferte, c) den fleiſſigen Mann, der in ſeinem Fache an Menge der gelieferten Arbeit alle übertraf, — durch öffentliches Lob — durch Ehrenzeichen — durch Erhöhung des bürgerlichen Ranges — durch Geldunterſtüzungen u. ſ. w. auszeichnen und ſeinem Geſchäftseifer neue Schwungkraft geben.

5. Er muß aber auch bey dem allen ſorgfältig darauf bedacht ſeyn, ein richtiges Verhältniß zwiſchen den Wirkungskreiſen ſeiner arbeitſamen Unterthanen hervorzubringen und zu erhalten damit nicht der Eifer für einige Arten der Produkte und Fabrikate die übrigen verſchlechtere oder ganz vernachläſſige, woraus ſonſt groſſe Unbequemlichkeiten und oft gar die gröſte Noth im Lande entſtehen könnte. Dazu gehört a) daß er vor allen Dingen auf die möglichſte Ausbreitung und Vervollkommnung des Akerbaus und der Viehzucht ſehe, welches die erſte und vornehmſte Quelle des wahren Reichthums eines Landes bleibt — daß er folglich Handel und Fabriken, dieſer wichtigen Quelle ſubordinire, und darüber ein wachſames Auge habe, daß die für ſie erforderlichen Hände ihr nicht durch jene entzogen und vermindert werden — b) daß er beym Akerbau ſelbſt geldgierige Spekulationen hindere und eine proportionirte Erzeugung aller Fruchtbedürfniſſe veranſtalte. S. IX. 5. c.

6. Um auch für alle Arten des Gewerbes ſeinen fleiſſigen Unterthanen die nöthigen Arbeiten in hinlänglicher Menge zu verſchaffen, muß er alle müſſige und eben als ſolche dem Staate gefährliche Menſchen aufgreifen und in diejenigen Wirkungskreiſe vertheilen laſſen, wo es an helfenden Händen noch mangelt. S. IX, 3.

7. Er muß für hinlängliche Zirkulation des baaren Geldes ſorgen und alle Urſachen aufſuchen und zu zerſtöhren trachten, welche dieſelbe hindern oder erſchweren.

8. Er muß für hinlängliche Vorräthe und erträgliche Preiſe der unentbehrlichen Lebensmittel wachen, damit der arbeitſame Unterthan bey ſeinem Lohne und Verdienſte auch beſtehn und ſeines Daſeyns froh werden könne, welches nicht möglich iſt, wenn er hungern oder alles, was er verdient, für Lebensmittel aufopfern muß. S. IX, 5.

9. Weil auch die Induſtrie im Staate vielfältige Unterſtüzung durch Geld erfodert, ſo muß der Regent dafür ſorgen, daß der Unterthan nicht durch Wucher und laſtende Zinſen übernommen werde, ſondern daß ihm (allenfalls vom Fürſten ſelbſt) Gelegenheit verſchaft werde, die nöthigen Darlehne zu finden, ohne durch Zinſen unterdrückt zu werden. Wucher und alle Arten der Bedrukungen, welche die Kapitaliſten mit ihrem

Gelde ausüben, ſollte er auf das härteſte beſtrafen, und durch Prämien die Entdeker ſolcher Unterthanenſchinder auffodern.

10. Endlich muß der Regent ſelbſt mit ſeinen Einkünften ſo wirthſchaftlich umgehen, daß er immer einen anſehnlichen Schaz haben und aus demſelben fleiſſigen und geſchikten Unterthanen Unterſtüzung, verunglükten aber Rettung und Erſaz angedeyhen laſſen könne.

12.

Volksbildung und Moralität.

Was heiſt, Volksbildung? Was heiſt, eine gebildete Nation? — Ich verſtehe unter Bildung eines Menſchen nichts anders, als die Veredlung des Geiſtes zum veſten Wirken des Guten und Gemeinnüzigen nach eignen Vorſtellungen und durch Kraft und Antrieb derſelben. Wir wollen dieſen Begrif analyſiren.

Die Glükſeligkeit des Menſchen und das Wohl des Staats beruhen beyde darauf, daß der Menſch das Gute und vornehmlich das gemeinnüzige Gute wollen, lieben und wirken lerne. Das iſt es, was das Individuum in Wohlſtand verſezt. Das iſt es, was die Geſellſchaft beglükt. Aber nicht genug.

Der Menſch muß das wahre Gute frey wollen und wirken: — was ich ſchon mit dem lieben vorhin angewinkt habe. Poſitive Geſeze und Zwang ſind nicht im Stande, den Menſchen und den Staat glüklich zu machen. Das Gute, was befohlen und erzwungen wird, wird entweder gar nicht gethan, wenn der Menſch der Gewalt entſchlüpfen kan, oder es wird ſchlecht gethan, wenn ers nicht vermag. Aber ein Staat, wo die Menſchen freywillig das Gute und Gemeinnüzige wollen und wirken, wird ohne Ausnahme ein glüklicher und blühender Staat werden.

Und was heiſt nun das, frey? — Ich antworte, nur das heiſt frey gewollt und gethan, was Folge der eignen Vorſtellungen des Menſchen iſt. Das, was ich ſelbſt als gut erkenne und als überwiegend gut mir vorſtelle, das thue ich, wenn mich nichts als dieſes Erkennen und dieſes Vorſtellen dazu treibt, frey.

Ich ſage, dieſe Vorſtellungen, die den Menſchen zum Gutes thun antreiben ſollen, müſſen ſeine eignen ſeyn, d. h. ſolche, die er ſelbſt auf dem natürlichen Wege zur Wahrheit fand, und die ſich ihm auf dieſem Wege gleichſam ſelbſt aufdrangen. Eine Vorſtellung, die mir ein anderer vorſagt und die ich blos mit dem Gedächtniſſe faſſe und der Autorität glaube oder wohl gar aus Pflicht, weil mir der Vorſagende Gefahr droht, wenn ich nicht glaube, iſt nicht eigene, iſt nachgebetete, iſt aufgedrungene Vorſtellung. Die wirkt nicht, wenigſtens nicht ausdauernd: weil ſie eben ſo leicht durch Vorſagung oder Auffindung des Gegentheils verdrängt und ihrer Wirkſamkeit beraubt werden kan. Hingegen Vorſtellungen und Urtheile, die ich durch ſorgfältigen Gebrauch meiner Sinne und Vernunft in der Natur, Erfahrung und Geſchichte ſelbſt fand und von denen ich mich, durch eignes Nachdenken, aus geprüften Gründen überzeugt fand, das heiſſen eigne Vorſtellungen und Urtheile. Dieſe allein machen meine Wirkſamkeit frey und — eben darum auch ausdauernd. Denn ſelbſt gefundne und aus eigner Prüfung entſtandne Wahrheit iſt veſt und unzerſtöhrbar

Ein Menſch alſo, der ſelbſt das Gute und Gemeinnützige erkennt und durch Kraft und Antrieb ſeiner eignen freyen Vorſtellungen es will und thut, heiſt — ein gebildeter Menſch. Ein Menſch hingegen, der ſich blindlings von andern vorſagen läßt, was gut iſt, was ein anderer ihm als gut vorſpiegelt, darum blos, weil der andere es ihm ſagt, oder wohl es zu glauben und zu thun zwingt, glaubt und befolgt, heiſt ein roher ungebildeter Menſch, oder — ein Kind.

Sollte es nun wohl eine Frage ſeyn, ob ein Staat, der aus gebildeten Menſchen beſteht, blühender und glüklicher ſeyn werde, als ein Staat, deſſen Mitglieder rohe Menſchen ſind? Mich deucht, nur tükiſche Mönche und von ihnen mißgeleitete Regenten, welche ihre Herrſchaft nur über ein dummes und blindes Volk erheben zu können glauben und ihre Unterdrükung der Menſchheit auf deren Verſchlechterung gründen wollen, werden dieſe Frage noch problematiſch finden können. Für alle aufgeklärte und edeldenkende Menſchen iſt ſie ſchon entſchieden. Und ihre Bejahung wird jedem vollends ganz in die Augen leuchten, wenn ich die einzelnen Stüke werde angegeben haben, welche aus dieſem allgemeinen Begriffe der Volksbildung flieſſen.

1. Das erſte und wichtigſte, was die Grundlage von allen übrigen Erforderniſſen der Volksbildung ausmacht, iſt, Ehrung der Vernunft und ihres Selbſtgebrauchs über alles — in Dingen, welche die menſchliche Glükſeligkeit unmittelbar angehen. Das iſt das Weſen aller Menſchenbildung und Aufklärung. Nicht groſſer Verſtand, nicht ausgebreitete Kenntniſſe, nicht neugieriges Forſchen nach allem wißbaren, nicht dreiſtes Räſonniren und Kannegieſern über alles, was in der Welt iſt und geſchieht — karakteriſirt den gebildeten Menſchen. Wenn Bildung und Aufklärung ein Gemeingut der

Nation ſeyn ſoll, ſo muß ſie mit einem blos ſchlichten Verſtande und eingeſchränkten Kenntniſſen beſtehen können. Es iſt alſo genug, wenn der Menſch in Dingen, die ſeine bürgerliche und moraliſche Glükſeligkeit angehen, nur ſelbſt denkt, ſeine Sinne mit Vorſicht braucht, ſeine Welt beobachtet, die ihm nahe liegende Natur betrachtet und ſich gewöhnt, ſeine Vernunft frey zu üben, nach richtigen Vorſtellungen und Urtheilen zu ſtreben und alles, was andere ihm als Wahrheit vorſagen, mit ſeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen zu vergleichen und nach denſelben zu prüfen, und überall nur das für wahr und gut zu halten, was ihm ſeine Vernunft als wahr und gut vorlegt. Wenn ſonach unter einer Nation die Vernunft frey und von Autorität unabhängig gebraucht, und als die höchſte Richterin aller Wahrheit und alles Glaubens geehrt und geachtet wird, da iſt wahre Volksbildung, oder, welches eben ſo viel iſt, da entſteht, eigne Erkenntniß des Guten und Gemeinnüzigen und, freyes Wollen und Wirken deſſelben.

2. Iſt aber erſt die geſunde Vernunft in Ehren und frey von den Feſſeln des blinden Glaubens, ſo wird auch bald eine höhere Stufe der Bildung erfolgen, nehmlich Schäzung der Wahrheit und des moraliſchen Werthes über alles. Denn rohe Menſchen, die nicht ſelbſt nachdenken ſondern ſich

von andern wie die Bäre führen laſſen, achten auch die Wahrheit nicht. Sie glauben, weil mans ihnen zur Pflicht und zur Nothwendigkeit macht. Aber Liebe zur Wahrheit, ohne eignes Denken und Finden derſelben, iſt eben ſo wenig möglich als Liebe zu einer ſchönen Perſon, die man nicht geſehen hat, oder die man zu lieben kommandirt wurde. Und eben ſo wenig wird man unter rohen Menſchen Achtung für moraliſchen Werth finden. Der ungebildete Menſch iſt blos Phantaſie. Ihn rührt nichts als Sinnlichkeit. Sinnlicher Glanz, ſinnliche Ehre, ſinnliches Vergnügen reizt ſeine Wünſche und ſinnliche Uebel erregen ſeine Furcht und ſeinen Abſcheu. Nur der gebildete d. h. an eignes vernünftiges Nachdenken gewöhnte Menſch kan durch nichtſinnliche Dinge gerührt werden und Achtung oder Scheu vor ihnen empfinden. Nur unter einer gebildeten Nation wird die Tugend, das Talent, die Gemeinnüzigkeit verehrt und das Laſter, die Dumheit, und die Verdienſtloſigkeit verachtet werden. Nur bey ihr wird man den moraliſchen Werth des Menſchen ſchäzen und, ſelbſt beym Mangel ſinnlicher Vollkommenheiten, das moraliſche Gute, (Weißheit, Gemeinnüzigkeit, Rechtſchaffenheit u. ſ. w.) als Gutes, in andern mit Hochachtung, und in ſich ſelbſt mit edlem Stolze, erbliken.

3. Sobald nun Menſchen ihre Vernunft brauchen und Wahrheit und Tugend ſchätzen lernen, ſobald wir auch Verbannung alles ehemaligen Aberglaubens nach und nach von ſelbſt erfolgen. Denn der Aberglaube iſt an ſich nichts anders als das Gegentheil der Aufklärung. Es iſt eine unſelige Gewöhnung des Menſchen, Dinge für wahr zu halten, ohne einen eignen deutlichen Begrif davon zu haben und — durch ſolche blindlings geglaubte Wahrheit ſeine Liebe oder Haß, ſeine Hofnung oder Furcht, ſeine Freude oder ſeinen Abſcheu und Angſt beſtimmen zu laſſen. Dieſe Gewöhnung findet man allein bey einer rohen Nation. Menſchen, die nicht ſelbſt nachdenken und die Vernunft ehren, laſſen ſich durch bloſſe Autorität leiten. Ein Lehrer, ein Vater, ein Prieſter, ein altes Weib — jeder, der bey ihnen einiges Anſehn hat, oder mit der Mine des Ernſtes, der Heiligkeit, der hohen Weißheit oder auch nur der Treuherzigkeit ihnen etwas verſichert, entſcheidet ihren Glauben und ihr Fürwahrhalten. Ohne alle eigne Ueberzeugung halten ſie veſt an den ihnen eingeflößten Vorſtellungen und, Urtheilen, und was das ſeltſamſte iſt, laſſen dadurch alle ihre Empfindungen beſtimmen. Sie lieben, ſie haſſen, ſie hoffen, ſie verabſcheuen, was die eingetrichterten Ideen als gut oder ſchlim darſtellen. Sie ſind folglich das Spiel aller klügern und verſchlagenen Menſchen, und können eben ſo leicht und geſchwind

das Gute wollen, lieben und thun, als das allerböſeſte, je nachdem ſie unter gute oder ſchlimme Führer gerathen, welche ſich ihres Verſtandes bemächtigen. Sie ſind alſo theils ſelbſt in Gefahr, theils dem Staate gefährlich. Denn der Menſch, der nicht von eignen vernünftigen Vorſtellungen und Urtheilen geleitet, ſondern von blinden Vorurtheilen, dummen Religionseifer u. d. beſtimmt wird, iſt eben darum weder ſelbſt ſicher, daß er auf dem Wege der Glückſeligkeit nicht irre gehe, noch iſt der Staat ſicher für ihm, daß er nicht gegen das gemeine Beſte handle. — Hingegen der gebildete Menſch, der an vernünftiges und eignes Nachdenken gewöhnt und von den Feſſeln der Autorität und des Aberglaubens frey iſt, wird theils ſelbſt das ihm nüzliche, theils das gemeinnüzige erkennen, lieben und wollen und frey wirken lernen. Er wird immer nur von weiſen und verſtändigen Menſchen und Geſezgebern ſich leiten laſſen. Und es wird eben darum deſto leichter werden, ihn zu leiten, weil es nur vernünftiger Vorſtellungen und Bewegungsgründe bedarf, die auf den Abergläubiſchen gar nicht wirken.

4. Wenn aber die Menſchen im Staat von Aberglauben frey ſind und ihre Vernunft brauchen und ehren, ſo wird man auch unter ihnen eine allgemeine Duldſamkeit gegen Glauben und Mey-

nun-

nungen finden, und das ſchreckliche Uebel, welches beſage der Geſchichte die Menſchheit unter allen Himmelsſtrichen verdorben und zerrüttet hat, ich meine die Entſcheidung des Menſchenwerths nach Glauben und Meinungen, wird nicht mehr unter ihnen gefunden werden. Denn wo freyer Gebrauch der Vernunft iſt und die Menſchen aus Gründen, nicht nach Autorität, glauben, lieben, billigen, u. ſ. w. da wird natürlicher Weiſe jeder Menſch dem andern dieſen freyen Gebrauch gönnen, den er ſich ſelbſt erlaubt: da wird folglich kein Menſch den andern um Meinungen willen lieben oder haſſen: da wird bürgerlicher und moraliſcher Werth nach Verdienſten d. h. nach frey gewirkter Nutzbarkeit, nie nach Vorſtellungsarten und Glaubensnormen, entſchieden werden. Und ſo iſt es ohnſtreitig das erſte Zeichen der völligſten Ausbildung einer Nation, wenn kein Glaube, keine Meynung, und folglich auch keine poſitive Religion vor den andern einen Werth *hat* und eines Menſchen Werth entſcheidet.

5. Endlich — wenn unter einer Nation die geſunde Vernunft das Ruder führt und, weder Mönche und Pfaffen durch die Ketten des Aberglaubens, noch Fürſten durch ihre Autorität, dem menſchlichen Verſtand im freyen Nachdenken über Wahrheit und Irrthum, Tugend und Laſter, Gutes und Schädliches, Gränzen ſetzen, ſo werden nicht nur überhaupt

Wiſſenſchaften und Künſte im ungehinderten Fortſchritte und Wachsthume ſich befinden, ſondern es werden auch inſonderheit vernünftige Begriffe von der Gottheit die Moralität des Volks immermehr vervollkommnen und diejenige Tugend verbreiten, auf welcher alle menſchliche Glückſeligkeit beruht. Denn es iſt unleugbar, daß die Bildung des Herzens nothwendige Folge von ächter Ausbildung des Verſtandes iſt, und daß Menſchen, die und ſofern ſie richtig denken und urtheilen, auch richtig wollen und handeln (S. IX, 8.) Wenn alſo, was die Geſchichte der Menſchheit lehret, die Menſchen zur Wahrheit und Einſicht keiner weitern Antriebe bedürfen: wenn der menſchliche Geiſt von ſelbſt im ewigen Streben nach Thätigkeit iſt und von raſtloſer Wisbegierde getrieben wird: wenn die Wahrheit in der Welt überall durch eigne Kraft ſich Eingang verſchaft und offne Herzen findet, woferne ſie nur frey wandeln und ihr wohlthätiges Licht ungehindert verbreiten kan; ſo iſt es augenſcheinlich, daß unter einem Volke, unter welchem die Vernunft in freyer Uebung iſt, und der Aberglaube weder von Prieſtern eingebläuet noch ſonſt begünſtiget wird, die Wiſſenſchaften und Künſte aufblühen und geſunde Religions-Begriffe ſich verbreiten und, als ein herrlicher Saame, die Früchte der Moralität hervorbringen werden: ich meine Sanftheit und Menſchlichkeit des Karakters, edle Sitten, Mäſſigkeit, Arbeitbeitſamkeit, und gemeinſchaftliches Streben nach gemeinſchaftlicher Glükſeligkeit.

Und bedarf es nun wohl mehr als dieſer Betrachtungen, um es unleugbar zu finden, daß Volksbildung die erſte Grundlage der Glückſeligkeit eines Staats und folglich — einer der wichtigſten Gegenſtände der Fürſorge eines weiſen und tugendhaften Regenten iſt? daß jede Nation berechtiget iſt, die eifrigſte Beförderung dieſes unentbehrlichen Mittels zur gemeinſamen Glückſeligkeit von ihren Regenten zu fodern? daß jedes Regenten heiligſte Obliegenheit es iſt, Volksbildung als das größte Anliegen ſeiner Regentſchaft zu betrachten? Wir fragen alſo nun, auf welche Art ein Regent dieſer ſeiner Pflicht Genüge thun könne? Und hier lehrt uns die Natur und Vernunft folgende entſcheidende Masregeln

1. Unter alle dem, was der Regent zur moraliſchen Bildung ſeines Volks beytragen kan und beyzutragen verpflichtet iſt, verdient die erſte Stelle: ſein eignes Beyſpiel. Dies wirkt mehr als alle Geſeze und Anſtalten. Wo dies fehlt, da verſiegen alle übrigen Kräfte, mit denen auf eine Nation gewirkt werden kan. — Ein Regent, der Volksbildung erzeugen will, muß ſelbſt ein aufgeklärter Mann ſeyn: er muß ſelbſt die Vernunft über alles ehren und Wahrheit und moraliſchen Werth über

alles ſchäzen, er muß ſelbſt von allem Aberglauben frey und ein erklärter Feind alles Glaubenszwanges ſeyn: er muß ſelbſt Tugend und Nuzbarkeit höher achten als alle religiöſen Grimaſſen: er muß ſelbſt in Sanftheit des Karakters, in Reinigkeit und Unbeſcholtenheit der Sitten, in Mäſſigkeit, Arbeitſamkeit und Wohlthätigkeit allen ſeinen Unterthanen zum Muſter dienen. Dann erſt werden die übrigen Mittel zur Volksbildung ihre volle Wirkſamkeit äuſern können. Es ſind folgende.

2. Er muß für gute Volkslehrer ſorgen und von Schulen und Kanzeln jene Barbaren verdrängen, welche das Volk bisher in manchen Ländern muthwillig verdarben und alle moraliſche Vervollkommnung deſſelben unmöglich machten, indem ſie daſſelbe, ſtatt vernünftig denken, unvernünftig glauben und, ſtatt tugendhaft handeln, der Gottheit mit Ceremonien und Lippengeplerre frohnen lehrten. Er muß, ſelbſt ein Freund der Wahrheit und der Tugend, nur ſolche Männer anſtellen, welche vernünftige Begriffe von Gott und vernünftige Sittenlehre predigen: welche mit Gründen den Aberglauben beſtreiten: welche die Religion, nicht in Tempeldienſt, ſondern, wie Chriſtus, in einer gemeinnüzigen Tugend ſuchen: welche die rechten Antriebe zur Tugend lehren, die nicht in geſezlichen Drohungen ſondern in der ſichtbaren Verbindung derſelben mit der menſchlichen Glükſeligkeit liegen:

welche dem Volke nicht ihre Meynungen aufdringen, ſondern ihm den Weg weiſen, auf welchem jeder Menſch ſelbſt Wahrheit ſuchen und finden muß, u. ſ. w. Wo durch Vorſorge des Regenten ſolche Lehrer, welche vernünftigen Menſchen vernünftige Lehren und Grundſäze vortragen, die öffentlichen Lehrſtühle bekleiden, da kan man ſagen, daß es Fürſten giebt, die fur ihres Volkes wahre Glückſeligkeit leben.

3. Er muß alle die Quellen der Laſter und moraliſchen Verderbniſſe, welche und ſo weit ſie in ſeiner Gewalt ſind, durch diejenigen Mittel verſtopfen, welche wir oben (IX, 3. 9.) angezeigt haben.

4. Er muß Freyheit des Geiſtes nicht nur geſtatten, ſondern auch befördern und aufmuntern, und zu dem Ende die Publicität aller Gedanken und Urtheile, durch welche einzig und allein beſtändiges Fortſchreiten der Einſichten und Wachsthum der Aufklärung möglich wird, als ein unverlezliches Recht der Menſchheit betrachten und dieſelbe in keine andere Gränze, als in die der Beſcheidenheit, einſchlieſſen. (S. IX, 13.)

5. Er muß endlich inſonderheit diejenige Religionsfreyheit einführen und ſchützen, welche (IX, 14.) beſchrieben worden.

Das ſind die einzigen rechtmäſſigen Mittel zur Bildung und Aufklärung der Nation, die ein Regent in ſeiner Gewalt hat und deren Anwendung die Unterthanen von ihm zu fodern berechtiget ſind. Alle andere Mittel, um Einſicht und Tugend zu befödern, welche auf eine gewaltſame Art wirken, ſind widerrechtlich und offenbahre Mißbräuche der geſezgebenden Macht. — Weißheit und Tugend laſſen ſich nicht mit Exekution einführen!

13.

Publicität.

Hier müſſen die Leſer, welche vollſtändigen und befriedigenden Unterricht über die geheiligten Rechte der Geiſtesfreyheit und Publicität der Gedanken und Urtheile der Unterthanen leſen und, was des Regenten Obliegenheit dabey iſt, wiſſen wollen, das Buch einſchalten, welches über Preßfreyheit und deren Gränzen, zur Beherzigung für Regenten, Cenſoren und Schriftſteller betitelt iſt.

14.

Religionsfreyheit.

Dieſes geheiligten Menſchen- und Unterthanenrechtes müſſen wir beſonders gedenken, weil es noch von keinem einzigen Schriftſteller, richtig und vollſtändig erklärt und ans Licht geſezt worden iſt.

Was heißt Religionsfreyheit? — — Ueber dieſes Menſchenrecht iſt ſo viel geſagt, und geſtritten und Blut vergoſſen worden, und gleichwohl iſt noch nie die Sache ganz und beſtimmt gedacht worden, welche dieſes Wort bezeichnet. Ueberall und zu allen Zeiten haben die Menſchen für Religionsfreyheit geeifert, und haben doch immer ein ganz falſches und unrechtes Objekt vor ſich gehabt. Es war Prieſterfreyheit und Volksunterjochung, was man mit dieſem erhabenen Namen belegte! — Meine Leſer erſchreken? — Ich bitte, mich zu hören, aber auch geduldig und aufmerkſam zu hören.

Religionsfreyheit iſt — das Recht, 1) die Gottheit öffentlich und gemeinſchaftlich nach allgemeinen Grundſäzen zu verehren 2) ſeine beſondern Vorſtellungen von der Gottheit laut zu bekennen und 3) nach Maaßgabe derſelben auch beſondere Verehrungsarten derſelben mit denen anzuſtellen, welche jene beſondern Vorſtellungen unter ſich gemein haben. — Man betrachte dieſen Begrif mit Unbefangenheit.

Es iſt unmöglich, daß wir unter Religionsfreyheit etwas anders verſtehen können, als ich hier angezeigt

gezeigt habe, ſobald wir vorausſezen, das Religionsfreyheit ein Gemeingut der menſchlichen Geſellſchaft iſt. Alle Menſchen, folglich alle Mitglieder des Staats, alle Unterthanen haben — als Menſchen — als Unterthanen — gleiches Recht — zu alle dem, was allgemeines menſchliches Bedürfniß iſt. Wie demnach aus dem allgemeinen Bedürfniſſe, ſeinen Leib durch Nahrungsmittel zu erhalten, das allgemeine Recht entſteht, zu eſſen und zu trinken und — um das zu können — zu erwerben; ſo entſteht auch aus dem allgemeinen Bedürfniß, ſeinen Geiſt zu nähren und zu vervollkommnen, das allgemeine Recht, die unentbehrlichen Mittel zu gebrauchen, welche die Nahrung und Bildung des menſchlichen Geiſtes erfodert. Iſt nun Publicität des Glaubens an Gott überhaupt und gemeinſchaftliche Uebung deſſelben ein allgemeines menſchliches Bedürfniß, (S. die weitere Ausführung dieſer Wahrheit in meinem Syſtem der moraliſchen Religion:) ſo iſt beydes auch ein allgemeines Menſchen- und Unterthanenrecht. Und ſobald meine Leſer in dieſem Hauptpunkte mit mir einig ſind, ſobald werden ſie auch jenen Begrif von Religionsfreyheit keinen Augenblik mehr bezweifeln können. Denn wenn Religionsfreyheit nicht ein Privatrecht einzelner Menſchen oder einzelner im Staate entſtandenen Geſellſchaften iſt, ſondern als ein allgemeines Recht gelten ſoll, an dem alle Menſchen und alle Unterthathanen völlig gleichen Antheil haben, ſo folgen offenbar folgende Sätze, in welchen ſich der gegebene Begrif auflöſet.

1. Alle Menſchen und alle Unterthanen haben gleiche Rechte zur öffentlichen Gottesverehrung, oder, wie man es fehlerhaft nennt, gleichen Antheil an dem öffentlichen Gottesdienſte, und folglich an alle dem, was der Staat, oder deſſen Verweſer, der Regent, für die öffentliche Verehrung der Gottheit veranſtaltet hat und noch ferner veranſtaltet. Folglich ſind alle für die öffentliche Religion beſtimmten Gebäude, Kirchen, Schulen, Fonds, Beſoldungen u. ſ. w. Gemeingüter der Nation, an denen jeder Unterthan, einer wie der andere, ſeinen gleichen Antheil hat. Und ſo kan und darf kein einzelner Unterthan und keine einzelne Geſellſchaft ſagen, daß ihr dieſe Dinge ausſchlieſſend gehören. So kan alſo jeder Unterthan, dem dieſer Antheil verkümmert würde, ſein Recht reklamiren. So können alle Unterthanen, die ſeither dieſes Recht hatten entbehren oder ſich einſchränken laſſen müſſen, vom Regenten fodern, daß er es ihnen wiedergebe, und ſie in die völlige Gleichheit des Antheils an der öffentlichen Gottesverehrung einſetze.

2. Iſt nun das Weſen der Religionsfreyheit, daß alle Unterthanen gleichen Antheil an der

öffentlichen Verehrung der Gottheit, folglich an allen öffentlichen Gebäuden, Fonds und Anſtalten haben, welche der Staat oder der Regent für die öffentliche Gottesverehrung eingerichtet hat; ſo iſt es offenbar, daß die öffentliche Gottesverehrung nach allgemeinen Grundſäzen geſchehen muß. Denn wenn alle Unterthanen in den Tempeln die Gottheit zu verehren und in den Schulen ihren Kindern Religionsunterricht ertheilen zu laſſen berechtiget ſind, ſo muß in allen Tempeln und in allen Schulen die Religion nach allgemeinen Grundſäzen vorgetragen und geübt werden. Sonach dürfen beſondere Grundſäze, die nur einige Unterthanen hegen oder beſondere Vorſtellungen von der Gottheit, die nicht allen Unterthanen gemein ſind, in den öffentlichen Tempeln und Schulen gar nicht vorgetragen werden. Denn ſobald einzelne Unterthanen verlangen oder der Regent es geſtatten oder gar befehlen wollte, daß Privatmeynungen einzelner Unterthanen auf den Kanzeln und in den Schulen gelehret, in Kirchengebeten gebetet, in Liedern geſungen würden, ſobald hörte die Religionsfreyheit auf, ein Gemeingut der Unterthanen zu ſeyn: indem ja nun diejenigen Unterthanen, welche an jene beſondern Grundſäze und Vorſtellungen von der Gottheit nicht glauben, gezwungen würden, dieſelben gegen ihre Ueberzeugung mit anzuhören, mit zu beten und zu ſingen, und folglich ihr Recht verlöhren, welches ſie an der öffentlichen Gottesverehrung haben, und alſo der Geiſtesnahrung beraubt würden, welche ihnen der gleiche Antheil an dem öffentlichen Gottesdienſte verſchaffen ſollte. Soll alſo kein Unterthan von der öffentlichen Gottesverehrung verdrängt werden, ſoll Religionsfreyheit ein allgemeines Unterthanenrecht ſeyn, ſo muß die öffentliche Gottesverehrung ſo eingerichtet ſeyn, daß nur allgemein geltende Vorſtellungen von der Gottheit und allgemein angenommene moraliſche Wahrheiten in Kirchen und Schulen gelehrt, gebetet, geſungen und durch Gebräuche verſinnlichet werden: ſo darf keine Privatmeynung dabey aufgeſtellt und in Ceremonien abgebildet werden: ſo muß der beſondere Glaube und beſonderes Ceremoniel, wenn dergleichen von einzelnen Unterthanen beliebet würde, aus dem öffentlichen Gottesdienſte verbannt werden: ſo gehöret es zum Weſen der Religionsfreyheit, daß im Staate alle öffentliche Religion auf allgemeine Vernunftbegriffe von der Gottheit und allgemeine Moral eingeſchränkt werde: ſo iſt die natürliche Religion und Moral allein diejenige, welche in öffentlich eingeführten Katechiſmen, Geſangbüchern und Liturgien gefunden und auf Kanzeln und Lehrſtühlen vorgetragen werden darf, weil ſie einzig und allein diejenige iſt, die alle Unterthanen, ſo wie alle vernünftige Menſchen, gemeinſchaftlich glauben und befolgen. Wo alſo etwas anders als natürliche Religion und Moral gelehrt, gepredigt, gebetet und geſungen wird, da iſt keine wahre Religionsfreyheit, weil da nicht alle Unterthanen gleichen Antheil an der öffentlichen Gottesverehrung nehmen können.

8. Wenn aber die öffentliche Religion im Staate keine andere ſeyn darf als die allgemeine natürliche oder moraliſche Religion und wenn ſonach Kirchen, Schulen, Fonds u. ſ. w. nur zum Behuf dieſer allgemeinen Religion gebraucht werden dürfen, ſo wird durch dieſe Religionsfreyheit aller Unterthanen nicht das menſchliche Recht aufgehoben, welches jeder einzelne Unterthan für ſich hat, ſeine beſondere Religion, (d. h. ſeine zur allgemeinen Religion von ihm hinzugefügten beſondern Vorſtellungen von der Gottheit, z. B. die von dreyen oder mehrern Perſonen in der Gottheit, von Wundern, von andern der Gottheit ſubordinirten Geiſtern, von ſonderlichen Wirkungen, Geſtalten, Offenbahrungen, Befehlen ꝛc. der Gottheit u. d.) laut zu bekennen und ſolche in Reden und Schriften ſeinen Mitunterthanen vorzutragen. Denn es bleibt, (S. II, 9.) ein ewiges und unverlezliches Recht der Menſchheit, daß jeder ſeine Vorſtellungen und Urtheile von Gott und der Welt frey und laut ſagen und ſeinen Nebenmenſchen mittheilen darf. Und keine Nation, kein Staat, kein Regent iſt befugt, dieſes Recht irgend einem Menſchen zu nehmen oder zu

verkümmern. Jeder Menſch kan ſeine beſondere Religion für ſich haben und vom Regenten fodern, daß er ſie ihn ungehindert glauben und bekant machen laſſe, ſo lange er mit dieſem Bekantmachen nicht dem Staate unmittelbar ſchadet, oder mit dieſer ſeiner perſönlichen Religionsfreyheit die allgemeine ſtöhret und beeinträchtiget: welches leztere alsdenn geſchehen würde, wenn er ſich anmaſſen wollte, ſeine beſondere Religion d. h. die von der allgemeinen Religion abweichenden oder zu ihr hinzugefügten Vorſtellungen und Lehrſäze, auf die öffentlichen Kanzeln und Lehrſtühle zu bringen, und ſie ſo ſeinen Mitunterthanen aufzudringen. Denn Kirchen und Schulen, Kanzeln und Lehrſtühle ſind für die Nation und müſſen folglich nur ſo gebraucht werden, daß die ganze Nation gleichen Antheil daran nehmen kan. Wenn die einzelnen Unterthanen beſondere Meynungen (dahin alle Lehrſätze aller poſitiven Religionen gehören) auf den öffentlichen Lehrſtühlen vortragen wollten, ſo würden ſie den gleichen Antheil, den alle Unterthanen an der öffentlichen Gottesverehrung und allen dahin abzweckenden öffentlichen Anſtalten haben, ſogleich vernichten. Sie würden ihren Mitunterthanen einen Zwang auflegen. Sie würden gegen das heilige Geſez der Gleichheit (III, 6.) handeln, und folglich Stöhrer der öffentlichen Ruhe werden. Alſo iſt es offenbar, daß jeder Menſch in Abſicht auf ſeine Privatreligion keine weitere Freyheit

heit verlangen und behaupten kan, als, ſie auſſer den Orten, wo der Staat die allgemeine Religion lehren und üben läſſet, frey zu bekennen und zu lehren.

4. Und wenn es für jeden Menſchen Bedürfniß iſt, nach ſeiner ſubjektiven Religion auch die Gottheit zu verehren, ſo gebührt jedem auch das Recht, auſſer den Orten, die der Staat der allgemeinen Religion gewidmet hat, es ſey auf Landſtraßen oder in Privathäuſern, ſeine Privatreligion zu üben und in Gemeinſchaft mit ſeinen Glaubensgenoſſen die Gottheit, auf die Art, die ſeine Ueberzeugungen erfodern, anzubeten, und ihr zu dienen. Und kein Regent iſt berechtiget, einem Unterthanen ſolche Zuſammenkünfte zur beſondern Gottesverehrung zu verwehren, ſolange dieſelben nicht auf irgend eine Weiſe dem Staate ſelbſt einen wahren Nachtheil bringen.

In einem Lande, in welchem dieſe vier Stükke gefunden werden — wo alle Unterthanen gleichen Antheil an der öffentlichen Gottesverehrung und allen für ſie beſtimmten Anſtalten haben — wo folglich die öffentliche Religion keine andere als die natürliche iſt — wo neben der öffentlichen Religion jede Privatreligion geduldet und jedem Unterthanen das Recht gelaſſen wird, ſeinen Glauben frey zu bekennen, und neben der öffentlichen Gottesverehrung, ſeinen Ueberzeugungen gemäße Privatgottesdienſte zu halten — in einem ſolchen Lande iſt wahre Religionsfreyheit. — Hieraus ergiebt ſich ſogleich ihr Gegentheil: der Gewiſſenszwang, welcher in zwey Fällen ſich äuſſert.

A. Die erſte Art des Gewiſſenszwanges oder Stöhrung der Religionsfreyheit befindet ſich da, wo Regenten ſichs anmaſſen, über die Religion ihrer Unterthanen befehlende Geſeze zu geben oder von ihren ſo genannten Konſiſtorien geben zu laſſen. Befehlen ſoll und darf der Regent in Religionsſachen gar nichts. Religion iſt, wie alle Vorſtellungen und Urtheile der Menſchen, gar kein Gegenſtand der Geſezgebenden Macht, ſoferne dieſelbe poſitive Vorſchriften zu ertheilen berechtiget iſt. Jeder Unterthan kan von Gott glauben, was er will. Jeder Menſch kan ſeine Vorſtellungen ſagen und mittheilen, wie er will. Jeder Menſch kan ſeine Gottheit verehren, wie er will. Der Staat hat ihm darüber nichts zu befehlen: und kein Regent, wenn er nicht die Gränzen ſeiner Gewalt überſchreiten will, iſt befugt, ſeinen Unterthanen hierinnen etwas vorzuſchreiben. Es iſt unverlezliches Unterthanenrecht, Glaubensbekentniß und Gottesdienſt für ſich und ſeine Kinder frey zu wählen: und alle Unterthanen können es von ihrem Landesherrn als Schuldigkeit fodern, daß er ihnen nie vorſchreibe, welche Religion ſie annehmen, bekennen, und in ihren Gottesdienſten üben ſollen.

Und wie ſollten Regenten über den Glauben ihrer Unterthanen befehlen können, da Gott ſelbſt nichts darüber zu befehlen hat? Denn alle menſchliche Gedanken und Urtheile entſtehen und wirken ja nach unveränderlichen Geſezen des Denkens und Empfindens. Und ſo iſt es ſchlechterdings eben ſo unſtatthaft, einem vernünftigen Weſen, das nach jenen unveränderlichen Geſezen denkt, zu befehlen, daß es gerade ſo denken und glauben ſolle, wie ein anderer es will, als es albern iſt, zu befehlen, daß jemand etwas ſo ſchmecken, ſo lieben ſolle, als ein anderer.

Sonach iſt es ganz gegen die Religionsfreyheit, wenn Regenten ſichs herausnehmen wollten, Normen des Glaubens oder Formen des Gottesdienſtes ihren Unterthanen befehlsweiſe aufzudringen. Alles, was Glaube und Gottesdienſt heiſt, ſteht in der freyen Wahl des Unterthanen. Der Fürſt kan belehren, vorſchlagen, ermahnen, aber befehlen darf er nicht. Er kan Liturgien, Katechismen, Geſangbücher von geſchikten Männern entwerfen laſſen, aber es muß jeder Gemeine frey bleiben, ob ſie die entworfnen Bücher unter ſich einführen will, ob ſie z. B.

Luthers, oder Hähns, oder Seilers, oder Schulzens Katechismus, ob ſie die Bibel oder den Koran, ob ſie das alte oder ein neues Geſangbuch haben will. Mit einem Worte, der Regent hat über die Religion der Unterthanen gar nichts zu entſcheiden. Er iſt ſchuldig Religionsfreyheit zu ſchützen d. h. die Uebung der allgemeinen Religion ungeſtöhrt zu erhalten und jedem ſeine beſondere Privatreligion dabey frey zu laſſen. Es kommt ihm nicht im mindeſten zu, ſeinen Unterthanen vorzuſchreiben, was und wie ſie glauben, lehren, und Gott dienen ſollen. Der Unterthan mag Jude, Heide, Türke oder Chriſt ſeyn, er mag eine Religion oder gar keine haben, er mag in die Kirche gehen oder nie eine Kirche beſuchen, darüber hat der Regent nichts zu gebieten.

Landesherrn haben über die Religion ihrer Unterthanen weiter kein Recht, als die Sicherheit des Staats dabey wahr zu nehmen und folglich in Religionsſachen blos zu verbieten, (zu gebieten nichts!) was dem Staate wirklichen Nachtheil bringt. Und hieher gehören dreyerley Dinge.

a. Der Regent kan und ſoll öffentliche Bekanntmachung und Verbreitung ſolcher Lehrſätze verbieten, welche dem Staate an ſich ſelbſt ſchädlich ſind. Wenn alſo z. B. einzelne Unterthanen oder ganze Geſellſchaften derſelben Atheiſten wären, und ſelbſt die allgemeine natürliche Religion beſtreiten, folglich alle Religion und Tugend herabwürdigen wollten, ſo könte und müßte der Regent dieß verbieten und nach Möglichkeit verhindern. Denn Tugend und Religion gehören zu den unentbehrlichen Vollkommenheiten der menſchlichen Geſellſchaft (S. III. 1. 6.) welche jeder Unterthan, wie vielmehr der Regent, zu befördern ſchuldig iſt. Alſo müßten Lehrſäze und Meynungen, welche Religion und Tugend geradehin verächtlich machten, ſchlechterdings unterdrückt werden, ohne jedoch die Irrenden ihrer anderweitigen Menſchen- und Unterthanenrechte dabey zu berauben. — Und wie viel Säze unſerer heutigen poſitiven Religionen ſind nicht von dieſer Art? wie viel gotteslästerliche Begriffe, wie viel Herabwürdigungen der Tugend findet man nicht in jenen Theorien von Satisfaktion, von Rechtfertigung durch den Glauben allein, von ewigen Höllenſtrafen — u. ſ. w.?

b. Der Regent kan und ſoll ferner — den Vortrag aller ſolchen Lehrſäze auf Kanzeln und in den Schulen verbieten, welche nicht zur allgemeinen Religion gehören und eben darum nicht von allen Unterthanen angenommen werden. Man bemerke, was ich ſage. Ich verlange nicht, daß er die Bekanntmachung ſolcher Lehren überhaupt verbiete: denn dazu hat er kein Recht. Er ſoll nur ihren Vortrag auf Kanzeln und in den Schulen verbieten. Und dazu verpflichten ihn zwey Gründe. Erſtlich iſt der Vortrag ſolcher ſtreitigen Lehrſätze dem Staate ſchädlich, weil er Zank und Uneinigkeit und Religionshaß und Intoleranz erzeuget. Und zweytens ſtöhret er die allgemeine Religionsfreyheit, vermöge welcher alle Unterthanen gleichen Antheil an Kirchen und Schulen und an allem öffentlichen Religionsunterrichte und Religionsübungen haben: welcher ihnen ja offenbar entzogen wird, wenn ihre gemeinſchaftliche natürliche Religion mit menſchlichen Einfällen vermiſcht und beſondere Lehrſätze dabey aufgedrungen werden ſollten.

c. Und ſo kan und ſoll der Regent auch drittens alle diejenigen Arten des Gottesdienſtes und des Ceremoniels verbieten, welche und ſoweit ſie dem Staate ſchädlich werden. Hierher gehören z. B. Zotenvolle Lieder, wie man ſie in alten Zinſendorfſchen Geſangbüchern findet — alle läppiſche und mit der Würde der Religion ſtreitende Gebräuche — und vornehmlich auch ſelbſt der Ueberfluß des äuſerlichen Gottesdienſtes, welcher dem Staate arbeitſame Hände entzieht und frommen Müſſiggang erzeuget.

B. Aber eine zweyte eben ſo ſchädliche Art des Gewiſſenszwanges, oder der Stöhrung der Religionsfreyheit, findet ſich in den ausſchlieſſenden Privilegien der Sekten. Man betrachte dieſe ernſte Sache der Menſchheit unpartheyiſch.

Es iſt unleugbare Wahrheit, die alle Theologen und Juriſten, mit allen Sophiſtereyen und allen bibliſchen und ſtatiſtiſchen Hypotheſen nicht umſtoßen werden, daß öffentliche Religion keine andere als natürliche Religion ſeyn kan, weil alles, was für die öffentliche Religion da iſt und geſchieht, für die ganze Nation da iſt, der ganzen Nation zugehört, und für die ganze Nation geſchieht. Es iſt alſo unleugbare Wahrheit, daß Kirchen und Schulen, Fonds und Beſoldungen ꝛc. der Nation gehören — daß folglich alle Unterthanen gleiche Rechte und gleichen Antheil daran haben — und daß ſonach in dieſer Gleichheit des Antheils das Grundweſen aller wahren Religionsfreyheit beſtehe.

Wer nun dieſe klare und einleuchtende Wahrheit erkennt, der muß ſchlechterdings auch zugeben, daß ausſchlieſſende Rechte der Sekten, der wahren Religionsfreyheit und den allgemeinen Unterthanenrechten ſchnurſtraks entgegen laufen. Denn ſie ſind offenbarer Gewiſſenszwang und Zerſtöhrung der Rechte der Menſchheit.

a. Sektenrechte ſind erſtlich Zwang für alle andersdenkende Unterthanen. Denn man nehme ein Land, wo Sekten ſind, welches man will, ſo wird man überall Menſchen finden, welche entweder von den eigenthümlichen Lehrſätzen der Sekten gar nichts glauben, oder doch wenigſtens manches davon theils verwerfen, theils anders ſich vorſtellen, als es der herrſchende Lehrbegrif der Sekten mit ſich bringt. Ueberall finden ſich andersglaubende Menſchen. Ueberall, unter Lutheranern, Kalviniſten, Katholiken, Mennoniſten u. ſ. w. leben Menſchen in ungeheurer Anzahl, welche zum Theil mit dem herrſchenden Lehrbegriffe nicht zufrieden ſind, zum Theil denſelben ganz verwerfen und blos die allgemeine natürliche Religion annehmen. Ja man kan mit Zuverlaſſigkeit behaupten, daß heutzutage in allen Staaten, wo Aufklärung beginnt, ein Drittheil Unterthanen halbe oder ganze Naturaliſten ſind, und ein anderer Drittheil wenigſtens ſolche, die den herrſchenden Lehrbegrif keiner einzigen Sekte ganz für wahr halten. Iſt es nun für dieſe zahlloſe Menge Menſchen nicht offenbare Gewaltthätigkeit, daß man jene Sekten privilegirt und ihnen ausſchlieſſende Rechte an der öffentlichen Gottesverehrung und an denen für ſie beſtimmten Fonds und Gebäuden ertheilt hat? und daß man ſonach dieſen andersglaubenden Unterthanen die ihnen verwerflichen Lehren aufdringt? daß man ſie zwingt, dieſe Lehrſäze zu hören, ſie in Gebeten und Geſängen auszudrücken? daß man folglich ihre herzliche Theilnehmung an der öffentlichen Gottesverehrung hindert und ihre Unterthanenrechte verkümmert? daß man nicht nur ſie zwingt, ſich Irrthümer (die es in ihren Augen ſind) vortönen zu laſſen, ſondern auch ihren Kindern in den Schulen dieſelben einbleyen zu laſſen? — Was würde man von einem Regenten ſagen, der einem oder mehrern ſeiner Unterthanen anbefehlen wollte, ihre freye Wahl in Leſung der Bücher zu verleugnen und nur gewiſſe vom Regenten approbirte und privilegirte Bücher zu leſen und ihre Kinder daraus zu unterrichten, wenn zumal in dieſen approbirten Büchern Dinge ſtünden, welche jene Unterthanen für falſch oder thörigt hielten? Wäre das nicht widerrechtlicher Zwang des menſchlichen Geiſtes? Und iſt es gleichwohl nicht ebendaſſelbe, wenn Unterthanen, welche z. B. blos der Religion der Vernunft zugethan ſind, alle Kirchen und Schulen ſich rauben laſſen und der Religion einer beſondern Sekte einräumen müſſen? Iſt wohl ein erdenklicher Grund vorhanden, der dieſe Sektenprivilegien unterſtüzen und die andersdenkenden Unterthanen ihres natürlichen und angebohrnen Unterthanenrechtes verluſtig machen könte?

b. Aber nicht genug. Sektenrechte ſind auch Zwang für alle Unterthanen überhaupt. Denn wo privilegirte Sekten oder, wie mans nennt, herrſchende Kirchenpartheyen ſind, da ſind erſtlich die

Lehrer gezwungen, ſie mögen vom Lehrbegrif der Sekte überzeugt ſeyn und bleiben, oder nicht, die Lehrſätze der Sekte, bey welcher ſie angeſtellet ſind, als ausgemachte Wahrheit vorzutragen und Volk und Kinder darinnen zu unterrichten. Und wo die Lehrer gezwungen ſind, gerade dieſe und nur dieſe Lehrſätze vorzutragen, und wo der ganze Gottesdienſt, wo Gebete, Geſänge, Liturgie und — eben ſo auch die Katechismen und Lehrbücher der Schulen darauf eingerichtet ſind, nur die Lehrſäze der Sekte zu verbreiten, und alles, was dieſen Lehrſäzen entgegen iſt, als verwerflichen und ſchädlichen Irrthum zu verdrängen; da iſt zweytens auch das Volck, da ſind Eltern und Kinder gezwungen, dieſe Lehrſätze zu erlernen, zu glauben und alles ihnen entgegenſtehende als Irrthum zu verwerfen. Denn das iſt ja wohl ganz natürlich, daß Menſchen, zumal gemeine Leute und Kinder, welche von Jugend auf nichts anders als die Lehren ihrer Sekte zu hören bekommen, welche dieſe Lehren überall mit beten und ſingen, welchen man dieſe Lehren mit der Mine der Wichtigkeit einſchärft, welchen man vor allen andern oder entgegengeſezten Lehrſäzen einen ſchauderlichen Abſcheu einflößt, ſchlechterdings auf keine andere Gedanken und Vorſtellungen kommen *können*, folglich geradehin gezwungen ſind, den Glauben ihrer Sekte anzunehmen und zu behalten und vor allen andern Vorſtellungen — wenns auch die heilſamſten

Wahrheiten wären — ihre Ohren zu verſchlieſſen. Iſt das nicht offenbahre Gewaltthätigkeit gegen den menſchlichen Geiſt, wenn man ihm alle Fortſchritte und Verbeſſerungen ſeiner Einſichten unmöglich macht und es abſichtlich darauf anlegt, daß ihm ein Sektenglaube zum unausrottlichen Vorurtheil werden muß? Kan dieſes wohl mit wahrer Religionsfreyheit beſtehen? Oder iſt da wahre Religionsfreyheit, wo die Menſchen bey ihrer Religion keine Wahl mehr haben? — Wahrhaftig, man ſpielt mit der Religionsfreyheit und giebt dem Volke eine Nuß ohne Kern, ſo lange man Sekten privilegirt und herrſchende Lehren und Glaubensnormen einführt, welche Volk und Kindern das als Wahrheit aufdringen, was die Verfaſſer ſolcher Normen dafür gehalten haben wollten. — Wahre Religionsfreyheit iſt nur da, wo jeder Unterthan an Orten, welche der Staat zum Vortrage und zur Uebung der Religion beſtimmt hat, nichts als die allgemeine Religion der Vernunft zu hören bekommt, welche alle Menſchen gemeinſchaftlich glauben: und wenn er dann in den Jahren der Reife, mit unbefangenem Geiſte, alle beſonderen Religionen frey prüfen und ſich daraus wählen kan, was ihm beliebt oder vielmehr was ſeiner Vernunft einleuchtet und ſeinem Wahrheitsgefühle ſich von ſelbſt aufdringt. Wollen alſo Regenten ihren Unterthanen wahre Religionsfreyheit geben, ſo müſſen ſie ſorgen, daß in allen öffentlichen Kirchen und Schulen nur Religion der Vernunft gelehret, gebetet und geſungen werde. Die ſpeciellen Theorien der Sekten aber müſſen ſie jeden Unterthanen, wenn er Luſt und Kraft hat, in den Jahren des gereiften Verſtandes ſelbſt finden, prüfen und wählen laſſen.

Und man glaube ja nicht, daß das, was ich hier ſage, nur philoſophiſch wahr ſey. Ich kan diejenigen, welche die Bibel über die Philoſophie erheben und ſie für die einzige untrügliche Quelle aller Wahrheit anſehen, ſelbſt aus der Bibel überzeugen, daß ich richtige und unumſtößliche Grundſäze vorgetragen habe. Denn Jeſus und die Apoſteln haben es ſelbſt vielfältig und einleuchtend und angelegentlich eingeſchärft, daß in der Welt keine herrſchende Sekten oder Religionspartheyen, die ſich von andern in der öffentlichen Gottesverehrung abſondern, und ausſchlieſſende Gültigkeit fodern, geduldet werden ſollen. Man erinnere ſich nur, wie oft Jeſus den Glauben an Gott als den Alvater, der aller Menſchen Gott iſt, einſchärft, und dieſen Gott und deſſen Verehrung weder an den Tempel zu Jeruſalem, noch an den zu Garizim, noch an irgend einen andern Tempel gebunden, ſondern von allen Menſchen im Geiſte d. h. moraliſch, nicht durch Tempeldienſt und unterſcheidende Ceremonien, ſondern durch Tugend verehrt wiſſen will. Man erinnere ſich ferner, wie oft Jeſus und die Apoſtel die Einheit des Geiſtes empfehlen und ſie als den Hauptzwek des Evangelii beſchreiben, und man erwäge dabey, daß dieſe von Jeſu erzielte Einheit anders ja gar nicht möglich war und iſt, als wenn alle Menſchen ſich mit der einfältigen natürlichen Religion, die Jeſus lehrte, begnügen, und alle Sekten verbannen: ſintemal Sektenlehren geradehin Streitlehren ſind, welche der Einheit des Geiſtes ſchnurſtraks entgegen wirken. Man erinnere ſich endlich, daß der Apoſtel Paulus ausdrüklich die Sekten und Sektennahmen verbietet (1 Kor. 3.) und es ſündlich und ungereimt ſchilt, wenn ſchon damals einige ſich Pauliſch, andere Keſiſch, andere Apolliſch nennen wollten. Wie will man es nun rechtfertigen, wenn ſich heutzutage, Jeſu und den Apoſteln zum Truz, einige Lutheriſch, andere Kalviniſch, andere Papiſtiſch u. ſ. w. nennen? Iſt es nicht klar, daß alle Sekten und noch mehr alle Sektenrechte der h. Schrift eben ſo wohl entgegen laufen, als dem Rechte der Natur?

Unleugbar alſo iſt es, daß Privilegien der Sekten die natürlichen Menſchen- und Unterthanenrechte geradehin aufheben und die wahre Religionsfreyheit zerſtöhren. Unleugbar iſt es, daß alle Geſeze und Friedensſchlüſſe, welche die allgemeinen Unterthanenrechte aufheben und dieſelben an gewiſſe Sekten ausſchlieſſend übertragen, nach der Natur null und nichtig ſind? Unleugbar iſt es, daß die Bekenner der natürlichen Religion die einzigen rechtmäſſigen Beſitzer aller öffentlichen Anſtalten, Gelder und Gebäude ſind, welche auf Religion abzweken, ſo wie ſie allein die ächten Proteſtanten genannt zu werden verdienen, ſintemal ſie allein vollkommen gegen allen Gewiſſenszwang proteſtiren und die Rechte der Menſchheit heilig halten. Unleugbar iſt es, daß die Unterthanen jedes Staats von ihren Regenten die oben beſchriebene weſentliche und allgemeine Religionsfreyheit zu fodern berechtiget ſind.

Wollte auch etwa ein Regent noch hier einwenden und ſagen, daß es bey ihm ſtehe, den Begrif der Religionsfreyheit noch weiter zu extendiren, und, für alle in ſeinem Lande lebenden Partheyen, Kirchen und Schulen zu bauen und zu fundiren, ſo würden doch auf der einen Seite alle bisherigen ausſchlieſſenden Vorzugsrechte der ſo genannten herrſchenden Sekten und Kirchen wegfallen müſſen, und er würde auf der andern Seite etwas unnützes und zugleich ſchädliches thun, weil er nun gehalten ſeyn würde, faſt aller Orten für eine Menge Sekten neue Tempel und Schulen anzulegen und zu dotiren, und dadurch die Einkünfte des Landes zu erſchöpfen.

Es bleibt alſo der oben erwieſene Begrif der Religionsfreyheit zugleich der beſte und anwendbarſte.

Und wenn gerechte und weiſe Fürſten denſelben Befolgen und die öffentliche Religion lediglich auf die allgemein geltende vernünftige Religion einſchränken wollten, ſo würden ſie dadurch nicht nur tauſend und aber tauſend Unterthanen ihre natürlichen Rechte wiedergeben, ſondern auch zu gleicher Zeit allen Religionsbedrukungen, allem Gewiſſenszwange, aller Prieſtertyranney, allem Aberglauben, allem Religionshaſſe, allen Verfolgungen — auf einmal ein Ende machen.

Und ſollte man etwa dieſe hier vertheidigte Sache der Menſchheit von Seiten der Politik und der Staatskunſt bedenklich finden? Sollte man wohl meinen, daß allgemeine Menſchenrechte in dem Falle unterdrukt und aufgeopfert werden müßten, wenn das politiſche Intreſſe der Groſſen dabey litte? Ich ſchäme mich, auf ſolche Fragen antworten zu müſſen: und doch will ich es, und zwar mit den Worten eines Schriftſtellers, welcher dieſe Materie ziemlich erſchöpft zu haben ſcheint.

Er geht von dem Hauptzweifel aus: ob denn wohl das Volk — ohne alle Autorität und poſitive Religion — im Zaume gehalten und zur willigen Unterwerfung unter all und jede Geſeze des Staats geleitet werden möge?

Was heiſt denn eigentlich, ſpricht er, das: das Volk im Zaume halten? die deutliche Auseinanderſetzung dieſer Sache wird den Grund oder Ungrund des Zweifels augenbliklich klar machen.

Heiſt es ſoviel als: das Volk vor Laſtern verwahren, daß es nicht in Völlerey, Müſſiggang, Geiz, Unzucht u. ſ. w. verſinke? O dann, ihr lieben Poſitiviſten, könnt ihr bey unſerer natürlichen Religion weit eher auſſer Sorge ſeyn, als bey einer poſitiven. Denn warlich eure Geheimniſſe haben in der Welt ſo wenig eine gute That erzeugt, als ſie einen geſunden und hellen Gedanken hervorbringen konten. Und ſelbſt das einzige, was in eurer poſitiven Religion noch etwa auf die Moralität des Volks wirken könte, ich meine Himmel und Hölle, iſt ſo, wie Ihr es habt, gerade ganz unwirkſam, und kan nur allenfalls ſo noch gutes ſtiften, wie es in der natürlichen Religion vorgetragen wird. Denn ich kann mich ganz kühn auf eine allgemeine Erfahrung berufen, daß noch kein Menſch in der Welt (ich nehme die Augenblike des Sterbens aus) zu irgend einer guten That bewogen oder von irgend einer böſen That abgehalten worden iſt, weil ihm bey jener Euer Himmel und bey dieſer Eure Hölle eingefallen war. Alle Menſchen handeln in der Welt nach naheliegenden Motiven. Und es iſt dieß eben ſo pſychologiſch nothwendig, als es pſychologiſch unmöglich iſt, daß ſie von willkührlichen Belohnungen und Strafen beſtimmt werden ſollten, welche ihnen ſo fern liegen, wie Himmel und Hölle — und bey denen ihnen noch überdiß Mittel in Menge angeboten werden, durch welche ſie (ihre vorhergegangenen Handlungen mochten ſeyn wie ſie wollten) das eine noch am Abende des Lebens erlangen und dem andern entfliehen können. Ihr befindet euch alſo in dem allerlächerlichſten Irrthume, wenn ihr glaubet, daß die poſitive Religion die Menſchen im Zaume halte und vor Laſterhaftigkeit verwahre. Und dieſer Irrthum macht Euch warlich deſtomehr Schande, jemehr ihn die ganze Geſchichte der Menſchheit wiederlegt, welche Euch augenſcheinlich zeiget, daß keine poſitive Religion in der Welt tugendhafte Nationen gebildet hat, ſondern daß Tugend und Wohlſtand, unter chriſtlichen und nichtchriſtlichen Völkern, blos und allein von der natürlichen Kultur und den Graden derſelben abgehangen haben. Hingegen die natürliche Religion, welche den Menſchen den Grund zum Rechtthun in ſeiner eignen Glükſeligkeit finden lehret und ihm dabey alle Schlupfwinkel abſchneidet, welche ihm Eure Theorien von Sündenvergebung eröfnen, macht unmittelbar gute und glükliche Menſchen, und iſt allein im Stande (vorausgeſezt, daß die Menſchen ſie eben ſo, wie bisher Eure poſitiven Lehrſäze mit der Muttermilch einſaugen lernen) das Volk von Laſtern zu reinigen und von Ausſchweifungen zurükzuhalten. Ja es iſt ſo klar wie die Sonne, daß ein Menſch, welchen Erfahrung und augenſcheinlicher Zuſammenhang ſeines Betragens mit ſeiner Glükſeligkeit nicht weiſe und tugendhaft macht und von Laſtern zurükhält, durch poſitive Religion eher noch mehr verwildern als gebeſſert werden wird.

Oder heiſt etwa zweytens, das Volk im Zaume halten, ſo viel als: es in der Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten erhalten, daß ſie ihre Abgaben entrichten, dem Regenten treu bleiben, ſich den Geſezen unterwerfen, keinen falſchen Eid ſchwören u. ſ. w.? O dann muß ich Euch abermals bitten, die Segel zu ſtreichen. Denn Eure poſitive Religion hat nicht nur keinen einzigen Antrieb zur Folgſamkeit gegen die Geſeze, welchen die natürliche Religion nicht eben ſo gut und beſſer hätte, ſondern ſie enthält auch noch Lehrſäze, welche das Gegentheil bewirken, und von denen die natürliche Religion frey iſt. Laſſet uns dieſe beyden Betrachtungen ein wenig aus einanderſezen.

Ich ſage erſtlich: die poſitive Religion hat hier nichts vor der natürlichen voraus. Jene hat Befehle Gottes, der Obrigkeit zu gehorchen, dieſe auch. Jene lehret den Regenten lieben und ehren, dieſe auch. Jene heiſt den Eid heilig halten, dieſe auch. Und die natürliche Religion hat das alles viel beſſer und wirkſamer. Denn die poſitive Religion wirkt alles blos durch Befehle und Drohungen. Sie allegirt göttliche Ausſprüche. Sie verkündigt Strafen ihren Uebertretern. Das thut allemal die ſchlechteſte Wirkung. Denn alles iſt Zwang. Und erzwungene, blos befohlne und mit Drohung eingeſchärfte Tugend taugt nie. Sie wird nie thätig, feurig und ausdauernd, weil ſie nicht frey iſt. Hingegen die natürliche Religion lehret den Willen Gottes ſo, daß ſie überall den Grund des Willens Gottes in der Glükſeligkeit der Menſchen zeigt. Sie zwingt den Menſchen nicht, aber ſie lehret ihn, ſeinen Regenten lieben und ehren und ſich den Geſezen des Landes unterwerfen — um ſeiner eignen Glückſeligkeit willen. Dieſe Tugend wird feurig und veſt, weil ſie freywillige Tugend iſt. Und was den Eid beſonders betrift, ſo iſt es längſt ſchon von allen vernünftigen Wahrheitforſchern erkannt worden, daß ſeine Heiligkeit eben darum ſo allgemein geſunken iſt, weil die poſitive Religion dieſelbe mit Grimaſſen beveſtiget hatte, die nur unter ganz dummen Menſchen noch einige Eindrücke machen können. Man leſe dagegen, was z. B. Bahrdt in ſeinem Moralſyſtem vom Eide ſagt und man wird finden, daß ein Naturaliſt weit geſchikter wär, die Heiligkeit des Eides unter einem Volke zu behaupten als alle Katechismen aller chriſtlichen Kirchen.

Aber ich ſeze zweytens hinzu: die poſitive Religion enthält zugleich die Möglichkeit des Gegentheils. Sie veranlaßt Gedanken und Vorſtellungen, welche jeden Ungehorſam begünſtigen und jede Rebellion entſchuldigen, ja oft wohl gar — ſie zur Pflicht machen. Und das thut die natürliche Religion nie. Man kan ſich davon auf zwey Wegen überzeugen.

Betrachtet man erſtlich die allgemeinen Schlupfwinkel des Laſters, welche in den Theorien von einem durch äuſerliche Dinge verſöhnbaren Gotte liegen, ſo wird man begreifen, warum Millionen chriſtliche Unterthanen ihren Unterthaneneid brechen, Millionen Officianten ihren Landesherrn betrügen, ohne im mindeſten dabey von ihrem Gewiſſen beunruhiget zu werden.

Man gehe von dieſem allgemeinen übeln Eindruke der poſitiven Religion auf die beſondern Vorſtellungen über, welche Mönche und Pfaffen, beſage der Geſchichte, aus ihr entlehnt haben, Brüder gegen Brüder und Unterthanen gegen ihre tugendhafteſten Regenten aufzuwiegeln, ſo wird man finden, daß die poſitive Religion nicht nur gar kein entſcheidendes Mittel iſt, das Volk (im gedachten Sinne) im Zaume zu halten, ſondern daß im Gegentheil die natürliche Religion die wahren Antriebe zur Folgſamkeit weit vollſtändiger, richtiger, und eindringender aufſtellt, und dabey nicht einen einzigen Saz enthält, welcher, wie mancher Saz der poſitiven, zu Aufwiegelungen gegen gute Regenten gemißbraucht werden könte.

Freylich will ich damit nicht ſagen, daß die natürliche Religion jedem Regenten, bey jeder Art des Verfahrens gegen ſeine Unterthanen, derſelben Folgſamkeit erhalten und ihn gegen Rebellionen ſchüzen würde. Aber dadurch verliert weder der Werth der natürlichen Religion, noch die Wahrheit deſſen, was ich zum Nachtheil der poſitiven behauptet habe. Denn ſobald wir einmal den Fall ſezen, daß ein Volk durch Tyranney auf den äuſerſten Grad der Gährung gebracht würde, daß es zu einer wirklichen Rebellion käme, ſobald kan gar keine Religion dieſen einmal durchgebrochenen Strohm mehr aufhalten. Da kan die Vernunft ſo wenig als die Bibel, der Prieſter ſo wenig als der Philoſoph den Tyrannen retten. Und doch — wird am Ende, wenn das erhizte Blut abgekühlt iſt, und der Sturm die Gemüther beſänftiget hat, — die natürliche Religion, welche den Menſchen auf ſeine wahre Glükſeligkeit hinweiſt — zehnmal mehr thun, die Ruhe wieder herzuſtellen, als alle Katechismusreligion mit ihren Bibelſprüchen zu leiſten im Stande iſt.

Wenn nun unſere Generation durch Erziehung, Schriftſtellerey, Leſegeiſt, freyes Räſonnement und gefallnes Anſehn der Prieſterſchaft auf die Einführung des Bekenntniſſes der natürlichen Religion (und folglich auf die Wiederherſtellung der allgemeinen Unterthanenrechte in Abſicht auf öffentliche Religion oder — die wahre Religionsfreyheit) genugſam vorbereitet iſt und dieſelbe für das Wohl der Staaten nichts bedenkliches mehr hat, ſo iſt die Frage, ob das, was möglich iſt, auch rathſam ſey, und einen wirklichen und überwiegenden Nutzen gewähren könne? — Ich will hier meine Leſer nur auf drey Hauptpunkte aufmerkſam machen, welche ſie von ſelbſt auf die übrigen leiten werden.

Welches iſt wohl die erſte Obliegenheit der Innhaber der geſezgebenden Macht? Welches iſt die erſte, vornehmſte, heiligſte Pflicht jedes Regenten, der als Vater ſeines Volks für deſſen Wohlfarth thätig ſeyn will?

Ich weiß nichts wichtigeres, nichts, was ein Fürſt vor allem andern zu beſorgen hätte, als die Aufrechthaltung der Rechte der Menſchheit. Ehe er für Macht, Reichthum und Ehre ſeiner Nation arbeitet, muß er ſich vorher erſt um dieſe Rechte der Menſchheit bekümmern. Errichtung nüzlicher Fabriken, Einführung eines furchtbaren Militairs, Beförderung der Handlung, Aufnahme der Wiſſenſchaften, alle dieſe glänzenden Nahmen fürſtlicher Geſchäftskreiſe ſind nicht des Erwähnens werth, ſo lange die Nation nicht im freyen Beſize und Genuſſe ihrer Menſchenrechte ſich befindet. Sezet das reichſte, das mächtigſte, das furchtbarſte, das gelehrteſte Volk und nehmet an, daß unter dieſem Volke keine Sicherheit des Eigenthums wäre, daß die Unterthanen entweder Sklaven ihres Fürſten oder ſeiner Bedienten wären, die ſie nach Gutdünken drükten, ausmergelten, zu unaufhörlichen Frohndienſten zwängen, daß Prieſter ihren Verſtand tyranniſirten, daß Ketten und Bande dem drohten, der frey urtheilen und ſeine Ueberzeugungen laut ſagen wollte, daß Gewiſſenszwang und befohlner Glaube die Rechte der Vernunft unterjochte, ſo würde ich dieſe reiche und mächtige und furchtbare Nation für die unglüklichſte unter der Sonne und ihren Regenten für den unwürdigſten Tyrannen halten, und laut von ihm ſagen, daß er nicht werth ſey, Schulmeiſter zu ſeyn, geſchweige einen Thron zu beſizen.

Iſt nun das Heilighalten der Rechte der Menſchheit die erſte Pflicht des Regenten, ſo thue ich an die Herzen meiner Leſer die zweyte Frage: welches unter allen Rechten der Menſchheit das heiligſte und theuerſte ſey? und antworte in ihrem Namen: das Recht, über das, was unſere Glükſeligkeit angeht, ſelbſt und frey zu denken und, die ſo gefundne Wahrheit mit unſern Mitbürgern gemeinſchaftlich zu beſprechen und durch gemeinſchaftliche Belehrung ſich darinnen zu vervollkommnen: alſo — öffentliches Bekentniß unſers Glaubens und gemeinſchaftlicher Genuß deſſelben.

Zweifelt jemand an dieſer Wahrheit, ſo iſt es gewiß nichts anders als der Partheygeiſt, der dieſen Zweifel aufregt. Aber eben dieſen Partheygeiſt will ich zu meinem Richter auffodern. Euch ſelbſt, Ihr warmen Verehrer eures Kirchenglaubens, Ihr eifrigen Lutheraner, Kalviniſten, Katholiken, Herrnhuter, und wie Ihr alle heiſſen möget, Euch will ich fragen, was Euch denn bewegt, an Orten, wo man Euch verdrängt, wo man Euch nicht frey und ungehindert eures Glaubens leben laſſen will, wo man Euch Eure Kirchen verſchließt, wo man Euch freye Religionsübung verſagt, zu ſeufzen und zu klagen, und womit Ihr Euer Recht beweiſen könnt, überall, wo Ihr lebt, ein freyes und öffentliches Religionsbekentniß zu haben?

Warum ſtrebt der Katholik wie der Proteſtant nach Publicität ſeines Glaubens? Warum begnügt er ſich nicht, ſeinen Glauben in ſeinem Herzen zu haben und im Stillen ihn auszuüben? Warum ſchreit er über Gewalt und Macht, wenn man ihm irgendwo an lauten Bekentniſſen und Uebungen hindern will?

Könnt Ihr leugnen, liebe Mitmenſchen, daß Ihr es für ein allgemeines Recht der Menſchheit und für das erſte, dringendſte Bedürfniß des Menſchen anſehet, ſeinen Glauben, mit den Genoſſen deſſelben, gemeinſchaftlich zu genieſſen und durch gemeinſchaftliche Belehrung ſich darinnen zu vervollkommnen? Könnet Ihr leugnen, daß öffentliche Religionsübung uns allen, ſelbſt dem Gelehrten, dem Denker, (wenn er wirklich Religion hat) unentbehrlich iſt? daß alle Wahrheit nur dann erſt dem Menſchen genießbar iſt, wenn er ſie wie ſein Brod mit ſeinen Mitmenſchen gemein hat, nur dann erſt ſchäzbar iſt, wenn er ſie durch öffentliches Bekentniß mehrerer geehrt und gleichſam beſtätigt ſehen, nur dann erſt zur Tugend wirkſam iſt, wenn er ſich bey öffentlichen Gottesverehrungen an ſie fleiſſig erinnern und durch den Anblik heiliger Empfindungen für ſie erwärmen kan?

Wenn nun Euch, liebe Mitmenſchen, Euch Katholiken und Proteſtanten, Euer öffentliches Bekentniß ein ſo heiliges Menſchenrecht iſt, dafür Eure Vorfahren ehedem Leib, Gut und Leben wagten, es zu erhalten, was ſoll es uns denn ſeyn, die wir uns zur natürlichen Religion bekennen? Soll es nur Pflicht des Regenten ſeyn, Euch dabey zu ſchützen und nicht eben ſo wohl Pflicht, es uns zu geſtatten? Oder ſeyd Ihr nur die Menſchen, die ihre menſchlichen Rechte behaupten dürfen? Sind die Verehrer der natürlichen Religion, deren Ihr jezt mehrere hunderttauſende in Deutſchland findet; und die faſt allein die Zahl Eurer Miniſter, Eurer Aerzte, Eurer Schriftſteller — folglich Eurer gröſten Wohlthäter ausmachen, des Genuſſes ihrer menſchlichen Rechte unwürdig? Sollte es nicht endlich einmal Zeit ſeyn, daß die Regenten in dem erſten Anliegen des Menſchen, ich meine die Religion, die Gleichheit der Menſchenrechte beherzigten und handhabten?

Aber nicht blos die Rechte der Menſchheit rathen zur (Herſtellung jener allgemeinen Religionsfreyheit durch) Einführung des öffentlichen Bekentniſſes der natürlichen Religion, ſondern auch die Glükſeligkeit der Staaten, ſofern dieſelbe auf der Moralität der Unterthanen beruht.

Man kan, dünkt mich, auf vielerley Art den Beweiß führen, daß die poſitive Religion derjenigen Tugend nachtheilig iſt, auf welche der Wohlſtand der Völker ſich gründet. Man nehme nur z. B. den einzigen Punkt, daß ſie ihr durch die vorgeſpiegelte Wichtigkeit der gottesdienſtlichen Handlungen alles Intreſſe benimmt. Die natürliche Religion lehrt die Tugend d. h. das Beſtreben des Menſchen, ſich der Welt nüzlich zu machen und für gemeinmeinſchaftliche Glükſeligkeit zu leben, als die einzige wahre Verehrung Gottes, als den einzigen Grund aller Gottgefälligkeit und Seligkeit. Hingegen die poſitiven Religionen rechnen zum Dienſte Gottes eine Menge anderer und willkührlicher Dinge, und ſchreiben dieſen Dingen z. B. dem Beten, Faſten, Kommunicieren u. ſ. w. eine weit gröſſere Wichtigkeit zu, als der Tugend.

Ja die poſitiven Religionen würdigen meiſtenstheils die Tugend gänzlich herab. Sie lehren, daß ſie durchaus nicht die Urſache unſerer Gottgefälligkeit und Seligkeit ſey. Sie behaupten, daß Gott ſeine vernünftigen Geſchöpfe, nach dem Maaße ihres Glaubens, nicht ihrer guten Werke, liebe und beſelige. Sie nennen wohl gar die Tugend ein unflätiges Kleid, in welchem wir Gott nicht gefallen mögen, und erheben dagegen die Gerechtigkeit Chriſti, die ſich der Laſterhafte nur zueignen darf.

Indem ſo die poſitiven Religionen den Eifer der Tugend erſtiken und die Menſchen gegen ſie kalt und gleichgültig machen, ſo begünſtigen ſie zugleich ihren Leichtſinn im Sündigen. Wenn die natürliche Religion dem Laſterhaften alle Rettung abſpricht, wenn ſie ihm die abſolute Unmöglichkeit zeigt, bey einem laſterhaften Herzen und Leben Gott zu gefallen und glüklich zu werden, ſo zeigt dagegen

gegen die poſitive Religion Mittel, den über unſere Sünde erzürnten Gott zu begütigen und ihn mit uns zu verſönen. Und wenn die natürliche Religion die Laſter der Menſchen als natürliche und entſcheidende Urſache ihres Verderbens aufſtellt, ſo lehrt die poſitive Religion, daß ſie blos Beleidigungen Gottes ſind, die alſo, ſobald man Gott nur die nöthigen Motiven dazu giebt (die in einem ganz leichten bekennen nnd bereuen der Sünden, und in einem eben ſo leichten Ergreifen eines fremden Verdienſtes liegen) auch wieder gut gemacht werden können.

Sollten dieſe wenigen Betrachtungen nicht ſchon hinreichen, den vorzüglichen Werth der natürlichen Religion für den Staat zu entſcheiden? Oder will man etwa behaupten, daß dem Staate nur an religiöſen nicht an tugendhaften Unterthanen gelegen ſey? Will man zweifeln, ob der fleiſſige, arbeitſame, treue, gewiſſenhafte, Unterthan beſſer ſey, als der glaubige und betende? Sollte der Thron unter andächtigen und glaubensvollen Heuchlern geſicherter, die Geſeze heiliger, der bürgerliche Wohlſtand blühender ſeyn, als unter tugendhaften Unglaubigen?

Aber man verbinde erſt noch mit jenen Betrachtungen die Erfahrung. Man gehe alle Epochen der Geſchichte durch. Man unterſuche, in welcher ſich die Regenten am wolſten befunden haben, und die

Staaten am glücklichſten geweſen ſind? Warlich hier muß ſichs ausweiſen, ob der Glaube für das Wohl der Völker erſprießlicher iſt als die Vernunft, ob die natürliche Religion dem Staate zuträglicher ſey als die poſitive.

Und mich deucht die Geſchichte redet ſo laut, daß man ihre Stimme ohnmöglich verhören kan. Sie ſchreit uns durch alle Jahrhunderte in die Ohren: daß in Europa deſtomehr Verwilderung der Nationen, deſtomehr moraliſche Verdorbenheit, deſto mehr bürgerlicher Verfall war, jemehr Glaube an poſitive Religion herrſchte. Sie zeigt uns in allen Zeitpunkten die traurigſten Beweiſe, daß die hohen Grade des Glaubens deſto blindere Anhänglichkeit an die Pfafferey, und ein deſto ſchwärmeriſches Feſthalten an Andächteleyen erzeugt haben, und daß aus dieſer Quelle Vernachläſſigung aller Menſchenkultur, aller Wiſſenſchaften, aller Tugenden entſtanden und der Faulheit, dem Müſſiggange, den Wollüſten, und allen Laſtern Thür und Thore geöfnet worden ſind. Sie belehrt uns, daß nirgends weniger Wohlſtand der Nationen und nirgends weniger Sicherheit für die Rechte der Regenten war, als wo ſich der meiſte Glaube befand. Und ſie ſagt uns gegentheils, daß in eben dem Grade, in welchem die chriſtlichen Länder von dem Lichte der Vernunft erleuchtet wurden, auch Sittlichkeit, Induſtrie, Eintracht, und Rechtſchaffenheit ſich erzeuget, der Nahrungsſtand ſich verbeſſert, und der Staat Beſtigkeit und Blüthe erhalten hat.

Und ſieht mans nicht noch jezt mit Augen, daß, jemehr poſitive Religion in einem Lande iſt, deſto ſchlechter es um daſſelbe ſtehe? Warum ſind denn noch bis auf den heutigen Tage die ſchönſten Länder, wo die wenigſte Vernunft gefunden wird — Baiern, Italien, Portugal, Spanien, die ärmſten, die ohnmächtigſten, die verfallenſten? Und warum befinden ſich die kleinen preuſſiſchen Staaten, wo vergleichungsweiſe die meiſte natürliche Religion herrſcht, im gröſten und ſichtbarſten Wohlſtande? Der Engländer ſagt: je näher bey der Kirche, deſto ferner von Gott: und der Katholik: je näher bey Rom, deſto ärgerer Chriſt: und wir alle möchten ſagen: je mehr Glaube und poſitive Religion, deſto ſchlechter und elender die Nation!

Doch es iſt Zeit, daß ich abbreche. Der einſichtsvolle Theil meiner Leſer müßte ermüden, wenn ich noch mehr Beweiſe aufſuchen wollte. Es iſt augenſcheinlich, daß eine, ſonder Beſchädigung der Verehrer der poſitiven Religion ausführbare Einführung des öffentlichen Bekentniſſes der natürlichen Religion dem Staate heilſam und den Völkern erſprießlich ſeyn würde. Ich eile, noch meine kühnſte Behauptung ins Licht zu ſetzen: daß dieſe Einführung in unſerm Zeitalter nicht blos möglich und nüzlich ſondern auch im höchſten Grade nothwendig ſey.

Ich gehe hier von einer Erſcheinung aus, über die ich hoffentlich ſchon mit meinen Leſern einverſtanden bin. Es iſt unleugbar, daß die Aufklärung bereits einem Strohme gleicht, den keine Dämme mehr aufhalten mögen. Unſere Schriftſteller haben vermittelſt des allgemein gewordnen Leſegeiſtes und freyen Räſonnements Europa mit Zweifelern und Ungläubigen überſchwemmt. Unter Bürgern und Bauern iſt Prieſterautorität mit aller alten Glaubwilligkeit dahin. Unter dem gemeinſten Volke herrſcht ſchon ein gewiſſer Grad von freyer Denkungsart. Mistrauen gegen Unbegreiflichkeiten, Spott über die Geiſterwelt, Achſelzuken bey Wundergeſchichten, ſind jezt ſchon von den Koffeehäuſern in die Dorfſchenken übergegangen. Kurz die Vernunft fängt aller Orten an, ihre Rechte zu behaupten. Dreiſtes Urtheil und edler Freyheitsſinn ſtröhmen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Das Weſen iſt nicht mehr zu hemmen.

Was ſoll nun daraus werden? Sollen die Vormünder der Menſchheit den Dingen ihren

Lauf laſſen, und ſich dabey leidend verhalten? Und wenn ſie das thun, was wird man daraus für den Staat und die Moralität für Folgen erleben? Dieſe Fragen will ich mit meinen Leſern beherzigen.

Die erſte Frage beantwortet uns leider ſchon die traurige Erfahrung ſo, daß wir Urſache haben, unſern Fürſten Aufmerkſamkeit zu wünſchen. Denn wir ſehen es mit Augen, daß die Moralität an ſich ſelbſt immer mehr in Verfall geräth, und daß ein verkehrter und übelgeleiteter Drang nach Freyheit und Ungebundenheit in Unſicherheit der Staaten ausartet. Auf der einen Seite nehmen überall Betrügereyen, Filuterien, Kabalen, Wollüſte, Verſchwendung, Müſſiggang, überhand, und der Leichtſinn der Menſchen erzeugt täglich die laſterhafteſten Auftritte: und auf der andern Seite ſchleicht ein ſcheuslicher Geiſt der Zwietracht und der Rebellion durch alle Länder und drohet, Regenten und Unterthanen ins Verderben zu ſtürzen.

Woher kommt das? Man urtheile um Gottes willen nicht übereilt. Ich habe ſchon ſo viel unverſtändige Leute ſagen hören, das ſey die Folge der Aufklärung. Und es iſt warlich gerade das Gegentheil. Es iſt Folge von gehemter und nicht vollendeter Aufklärung! Wahre Aufklärung kan keine böſen Folgen haben, ſonſt müſte Chriſtus unter

ter allen ſchädlichen Menſchen der ſchädlichſte geweſen ſein. Nein. Das Uebel kommt daher, daß man die angefangene Aufklärung in ihrer Kindheit läßt, und daß die Fürſten, aus einer Art von Verblendung, noch zögern, ſie zu ihrer Reife zu bringen. Man höre und prüfe mich mit Unbefangenheit.

Es iſt ſo klar wie die Sonne, daß die wirklich geſunde und gereifte Vernunft weder Laſter überhaupt noch Abneigung gegen Ordnung und Geſeze und geſezgebende Macht hervorbringen kan. Aber es iſt eben ſo klar, daß die ungeſunde, unreife, unausgebildete Vernunft unter einer Nation moraliſche Verdorbenheit erzeugen muß.

Man ſtelle nun zwey Kinder neben einander, darunter das eine von jeher gewöhnt worden iſt, alle Gegenſtände des Fürwahrhaltens und alle Regeln des Handelns ſeinen Lehrern blindlings zu glauben und ihnen ohne alle Ueberlegung zu folgen und — davon das andere gegenſeitig bey allem, was man ihm ſagte, auf die Möglichkeit des Gegentheils aufmerkſam gemacht und dadurch verleitet worden iſt, überall eigne Ueberlegung anzuſtellen und ſich zum Glauben und Handeln frey zu beſtimmen. Was wird man wohl an dieſen beyden Kindern erleben, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen würden? Nb. ſolange ſie Kinder ſind? Mich dünkt, das erſte wird immerdar glauben und thun, was man es zu glauben und zu thun gewöhnt hatte. Es wird Wahrheit haben, wenn man es Wahrheit gelehrt hat, und es wird Gutes thun, wenn man ihm wirklich gute Regeln vorgetragen hatte. Aber — es wird auch das ungereimteſte Zeug glauben und vollbringen, ſobald es von ſeinem Führer war gemisleitet worden. Alſo — das erſte Kind wird eine Frucht des glüklichen oder unglüklichen Ohngefehrs ſeyn. Nicht ſo das andere. Das andere wird, wenn es auch die beſten Führer gehabt hätte, nie reine Wahrheit und veſte Richtigkeit im Handeln bekommen, wenn es ſeiner Führer beraubt würde, ehe es zur Reife des Geiſtes gelangte. Es wird, ſich ſelbſt überlaſſen, auf tauſend unrichtige und verkehrte Vorſtellungen und Urtheile und eben ſo auch auf tauſend unrechte Handlungen gerathen. Seine Vernunft würde es, weil ſie eben noch keine Reife hat, oft irre führen.

Und ſehet, ihr lieben Fürſten und Könige! mit dieſen zwey Kindern könnt ihr eure beyden Klaſſen von Unterthanen vergleichen. Die Nation oder der Theil der Nation, wo Glaube an poſitive Religion herrſcht, gleicht ganz jenem erſten Kinde, das, bey verbundnen Augen, Euch willig glaubt, was Ihr ihm in Euren privilegirten Katechismen und Geſangbüchern vordrüken laſſet und — willig thut, was eure Geſezbücher enthalten: das aber nur ſolange glaubt und thut, was ihr wollt, als keine der Erzeuger und Nährer ihres Glaubens ihm in denſelben eine neue Richtung geben. Kurz, ſie iſt ein Kind — deſſen Gut- oder Uebelgerathen vom Zufall abhängt; alſo — ein ganz erträgliches — Kind — das euch kein Menſch beneiden wird! — Hingegen der Theil der Nation, über welchen das Licht der Vernunft bereits aufgegangen iſt, und den ihr ſeinem Schickſale überlaßt, iſt ein weit bedenklicheres — Kind. Es kan Euch nicht gerathen. Es iſt unmöglich, daß ſeine erſt aufgeregte Vernunft es immer den rechten Weg führe. Nur gereifte Vernunft und vollendete Aufklärung lehrt richtig urtheilen und richtig handeln. Solange ihr alſo dieſen Theil eurer Unterthanen vernachläſſiget und ihn nicht ſelbſt zur Reife zu bringen trachtet, ſo lange wird und muß er als Kind — auf alberne Vorſtellungen, Urtheile, Wünſche und Handlungen gerathen. Er iſt einmal gegen allen alten Glauben und gegen alte Geſeze mißtrauiſch geworden. Er hat ſichs einmal angemaßt, ſelbſt zu denken und Gegenſtände des Fürwahrhaltens ſo wohl als Vorſchriften des Handelns ſelbſt zu beurtheilen. Verhindert Ihr nun ſelbſt ſeine Geiſtesreife, ſo iſt ja die Schuld nicht in dem aufgegangenen Vernunftlichte zu ſuchen, ſondern in der von Euch gehemmten weitern Ausbreitung. Denn unreife Selbſtdenker müſſen ganz natürlich ſchlechter werden, als die dümſten Gläubigen. Denn der blinde Gläubige hat doch wenigſtens dann Wahrheit, wenn man ihm Wahrheit vorhält und übt wenigſtens dann Gutes, wenn man ihm gute Vorſchriften darbietet. Aber der unreife Selbſtdenker, der alle vorgehaltene alte Wahrheit verwirft und gegen alle Eure Geſetze mißtrauiſch iſt — ohne beydes mit ſeiner unreifen Vernunft richtig gefaßt und geprüft zu haben, der hat am Ende gar keine Regel des Denkens und Handelns, ſondern er folgt ſeinen Launen, die er für Früchte ſeiner Vernunft anſieht und — geräth auf Abwege. Und ſehet, das lehrt auch die leidige Erfahrung.

Wollet ihr wiſſen, was Vernachläſſigung der wahren und gereiften Aufklärung dem Staate für Schaden gethan hat, ſo betrachtet nur die Geſchichte des großen Joſephs. Er ließ der Freydenkerey die Zügel. Er ließ ſeine Völker unglaubig an der Autorität werden, ohne für die Reife ihrer Aufklärung zu ſorgen. Was geſchah? Beyde Kinder machten ihre dummen Streiche. Das eine Kind, d. h. der Theil der Nationen, unter welchen das Licht der Vernunft aufgegangen war, begnügte ſich, des alten Glaubens zu ſpotten und ſich durch tauſend Spuren von ausſchweifenden Meynungen und Handlungsweiſen verhaßt und ſeinem weiſen Regenten das Leben ſauer zu machen. Und das andere Kind d. h. der glaubige und der Prieſterſchaft anhängige

Theil der Nation rebellirte gar und brachte ihn um ſeine ſchönen Niederlande.

Wie? dringt die Wahrheit, Ihr lieben Fürſten und Könige, noch nicht zu Euren Herzen? Sehet Ihrs nicht, daß Eure Staaten mit der Moralität Eurer Unterthanen in der äuſerſten Gefahr ſind, wenn ihr länger fortfahret, Eure Völker in dieſer Kindheit zu laſſen? Sehet Ihr nicht, daß es die höchſte Zeit iſt, den unaufhaltbaren Strohm der Aufklärung Eurer landesväterlichen Aufſicht zu würdigen, und ihn mit Vaterhänden zu leiten?

Vertilgen — warlich das könnt Ihr nicht mehr, und wenn ihr alle Eure Kriegsheere gegen dieſen Strohm aufbieten wolltet. Es iſt das unzerſtöhrbare Werk der göttlichen Vorſehung, daß die Vernunft unter Euren Unterthanen aufgegangen iſt, wie eine Sonne. Und Ihr ſeyd verbunden, wenn Ihr nicht die angefangene Aufklärung in Zügelloſigkeit der Sitten und Unſicherheit Eurer eignen Staaten ausarten laſſen wollet, die keimende Frucht des göttlichen Geiſtes zu ihrer Reiſe zu bringen, damit ſie der Moralität und dem Staate zum überſchwenglichen Segen werde.

Nehmet das Kind in eure Vaterarme. Gebet ihm mit dem andern Kinde gleiche Rechte und Anſprüche auf Eure Vorſorge. Laſſet es nicht wie bisher in der Irre herum laufen. Bildet es zum Manne. Und nun, ohne Bild!

Man gebe dem unglaubigen und zweifelhaft gewordnen Theile der Unterthanen, ordentliche Lehrer und freyes und öffentliches Bekentniß der natürlichen Religion! Das iſt das einzige Mittel die angefangene Aufklärung zur Reiſe zu bringen und die ſchädlichen Folgen aufzuheben, die aus der unreifen Maſſe der Kentniſſe nothwendig entſtehen muſten und noch entſtehen werden, welche unter der Nation im Umlaufe ſind.

Doch die Vormünder der Menſchheit haben vielleicht ein beſſeres Mittel, den Schaden der unreifen Aufklärung zu verhüten. Sie wollen vielleicht lieber ihre Unterthanen durch Geſeze zwingen, der Aufklärung ganz zu entſagen? Sie wollen vielleicht den Glauben mit Gewalt über die Vernunft erheben und durch Unterdrükung der bisherigen Preßfreyheit ſie wieder einſchlafen laſſen? Ich verſtehe, worauf abgeſehen iſt. Aber laſſet einen ehrlichen Philoſophen erſt ſprechen, ehe Ihr Hand ans Werk leget.

Ich will kein Wort davon ſagen, daß jene Zwangsgeſeze, mit denen man den Glauben an poſitive Religion zur Allgewalt zu erheben ſucht, Gewiſſenszwang ſind, womit die Urheber derſelben die heiligſten Rechte der aufgeklärten Unterthanen beeinträchtigen. Ich will blos dabey ſtehen bleiben, daß man jezt — mit ſolchen Zwangsmitteln zu ſpat kommt — die Moralität der Nationen, die man retten wollte, geradezu untergräbt und — den Staat ſelbſt in die äuſerſte Gefahr ſezt. Man höre mich und urtheile. Ich wills kurz machen.

1. Man kommt zu ſpat. Denn ich habe oben ſchon geſagt und der Augenſchein lehrt es, daß die Aufklärung mit ihren Vorläufern, dem Unglauben, und der Zweifelſucht, ſchon zu weit gediehen iſt. Alle lesbare Schriften ſind voll davon. Alle Städte und Dörfer ſind damit überſchwemmt. Das aufgegangene Licht iſt ſchlechterdings nicht mehr auszulöſchen. Oder Gott ſelbſt müßte ein Wunder thun.

2. Man würde, wenn man jezt mit Gewalt die Aufklärung hemmen wollte, den Staat ſelbſt in Gefahr ſezen. Denn es iſt kein ſchreklicherer Despotismus als der, welcher ſich an der Gewiſſensfreyheit der Unterthanen vergreift. Wenn man

alſo überlegt, wie der Despotismus jezt überhaupt ſchon anfängt gehaßt zu werden, ſo wird man begreifen, daß die Vormünder der Menſchheit höchſt unbeſonnen handeln und ihre Macht in ihrer Grundveſte erſchüttern würden, wenn ſie die ſo ungeheure Menge ihrer beſten Unterthanen in Abſicht auf Gewiſſensfreyheit tyranniſiren wollten. Denn warlich das Geſez der Elaſticität gilt von der Seele wie von den Körpern. Druk macht Gegendruk. Je ſtärker, je heftiger der Druk und je elaſtiſcher der Gedrukte, deſto mächtiger muß der Widerſtand ſeyn. Woher kam die glükliche Reformation durch Chriſtum unter den Juden, durch Luther unter den Chriſten? Woher ſo manche Revolution der neuern Zeiten? — Ich mag mich nicht deutlicher erklären. Aber es fällt in die Augen, daß die menſchliche Duldkraft, ſo gut wie jede endliche Kraft, ihre Gränzen hat. Sollte ein unerträglicher Despotismus irgendwo dieſe Gränzen überſchreiten und gerade jenen edelſten Theil der Nation bis zur Ueberſpannung ſeiner Leidenskraft tyranniſiren, ſo würden ohnfehlbar die traurigſten Folgen entſtehen.

3. Man würde alle Moralität vollends vernichten. Denn gewaltſame Einführung der poſitiven Religion macht, NB. unter einem Volke, wo Aufklärung begonnen hat — unausbleiblich — Ir-

religion was ſchon längſt unter den Katholiken die augenſcheinliche Folge war. Der ungläubige Bürger und Bauer, deſſen Vernunft einmal aufgeregt iſt, ſieht alle ihm aufgedrungene Lehrbücher — und muß — weil er nun keinen Leiter zur Ausbildung hat — verwildern. — Wer Ohren hat zu hören, der höre."

15.

Selbſtregierung und freyer Zutritt zum Throne.

Die lezte und allen vorigen an Wichtigkeit gleichkommende Obliegenheit des Regenten iſt, daß er ſein Volk ſelbſt regiere, mit ſeinen eignen Augen ſehe, mit ſeinen eignen Ohren höre, mit ſeinem eignen Kopfe denke und alles durch ſeine Hände gehen laſſe.

Daß dieß der Fürſt ſchuldig und das Volk von ſeinem Regenten zu ſodern berechtiget iſt, bedarf keines Beweiſes. Es fällt von ſelbſt in die Augen, daß ihm die Nation die Krone nicht darum aufſezte, daß er als Regent glänzen und als der reichſte Mann im Lande ſich vom Schweiſſe der Unterthanen nur mäſten und wolleben ſollte. Er ward Regent, daß er regieren ſollte! — Was gehört alſo dazu?

a. Der Regent muß alles, was in allen ſeinen Departements beſchloſſen und ausgeführt wird, wiſſen, muß es ſelbſt mit möglichſter Sorgfalt überdenken, muß (je nachdem die Sache wichtig iſt) mehr als einen kundigen Mann darüber hören, muß jeden, der gründliche Einwendungen zu machen gedenkt, auffodern, muß nach vollbrachter Prüfung der vernommenen Vorſchläge und Einwendungen, ſelbſt reſolviren und kein Dekret ohne ſein Wiſſen und Einwilligung ausgehen laſſen.

b. Der Regent muß die Bitt- und Klagſchriften ſeiner Unterthanen, die an ſeinen Hof gelangen, ſelbſt leſen, beherzigen und auf ſie Reſolution ertheilen.

c. Er muß ſich nicht begnügen, Geſeze und Reſolution ſelbſt überdacht und zur Expedition abgegeben zu haben: er muß auch darüber wachen, daß die Expedition ſowohl als die Vollziehung ſeinem Willen gemäß geſchehe. Er muß ſeine

Miniſter, Räthe und Beamten beſtändig unter Aufſicht haben und bald den bald jenen in ſeinem Departement näher beobachten und ſeine Geſchäfte recharchiren.

d. Er muß endlich jedem Unterthanen freyen Zutritt zum Throne geſtatten und jedem erlauben, daß er, wenn Miniſter, Räthe und Beamten ſeine Erwartung nicht befriedigten, von ihm unmittelbare Hülfe verlange. Dieſer leztere Punkt iſt das Weſen der Selbſtregierung.

Es iſt erſtlich ein natürliches folglich unverweigerliches Recht der Unterthanen, ihren Regenten zu ſehen und zu ſprechen. Denn wenn die Unterthanen ihm die Verwaltung aller ihrer Rechte übertrugen und freywillig ſeine Unterthanen wurden und ihn zu ihrem Herrn ſich wählten, ſo müſſen ſie auch das Recht haben, ihn zu ſehen, ihn anzutreten und bey ihm Gehör und Schuz zu ſuchen, wenn ſeine Räthe und Stellvertreter ihn nicht hören oder gar tyranniſiren wollten. Ein Regent, der das nicht will, der ſeine Unterthanen ſchlechterdings ſeinen Staatsbedienten preis geben, und ihre Klagen über verweigerte Gerechtigkeit nicht hören und abſtellen will, iſt gar kein Regent und hebe ſelbſt alle Zwecke auf, um derentwillen die Unterthanen ſeine Unterthanen wurden.

Und warum wollte auch ein Regent ſeinen Unterthanen dieß naturliche Recht verweigern? Eben darum, weil es Laſt iſt, von ſo viel Menſchen überlaufen zu werden und — weil dieſes Recht von den Unterthanen nur allzuleicht gemißbraucht wird? O es iſt eine allzubekante Regel, daß Mißbrauch dem Gebrauch nicht aufhebe. Beydes, Laſt und Mißbrauch, kan ein weiſer Fürſt gar leicht abſtellen. Wenn er nur ſeine Zeit gehörig eintheilen und gewiſſe Tage oder Stunden im Jahre dazu veſtſezen will, wenn alle Unterthanen ihn ſehen und antreten können, ſo wird es keine Laſt mehr ſeyn. Und wenn er dabey den Befehl bekannt macht, daß kein Unterthan ihn anders als in wichtigen Dingen, und wo ein wenigſtens ſehr ſcheinbares Recht auf ſeiner Seite iſt, antreten und bey offenbar unnüzen und muthwilligen Querelen nach Befinden gar dafür beſtraft werden ſolle, ſo wird auch gewiß kein häufiger Mißbrauch dieſes Unterthanenrechts mehr zu befürchten ſeyn.

Einmal iſt Zutritt zum Throne ein unleugbares Recht der Unterthanen und das einzige ſichere Mittel, die Unterthanen vor Unrecht und Tyranney zu ſichern und ſich ſelbſt vor Eingriffen der Unterbedienten in ſeine Regentenrechte zu verwahren.

Und kan wohl irgend etwas in der Welt, den Unterthanen eine feurigere und veſtere Liebe zu ihren Regenten einflößen und ihnen für alle Fälle ihres Lebens die ſüſſeſte Beruhigung und einen unerſchütterlichen Muth geben, als der offene Zutritt zum Throne?

Warlich meine ganze Seele iſt beängſtet und blickt immer ſcheu und ſchüchtern nach den Augen der kleinen Landesdeſpoten und ſchleicht muthlos umher, mit ſteter Furcht, in ihre Hände zu fallen, und gemißhandelt zu werden, ſobald der Thron meines Fürſten mir verſchloſſen iſt. Aber froh und muthvoll wandle ich dann meinen Weg und troze kühn auf meine gerechte Sache, und kenne nie Menſchenfurcht, ſo lange ich nur die erquikende Ausſicht auf den ofnen Thron meines Regenten behalte.

O ihr Fürſten! Allmächtig und unumſchränkt könnet — würdet ihr regieren! Anbeten würde man euch! Gut und Leben würde man für euch opfern: wenn ihr, eiferſüchtiger auf die in Eure Hände gelegte Gewalt, ſie nie, mit Gefahr des Mißbrauchs, andern überlaſſen wolltet.

Von dem Verfaſſer dieſes Werks ſind auch noch folgende erſchienen und um beygeſezte Preiße in allen Buchhandlungen zu haben. -

Bahrdts, Dr. C. Fr., griechiſch-deutſches Lexikon über das neue Teſtament, nebſt einem Regiſter über Luthers deutſche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand ſezt, dies Wörterbuch zu gebrauchen und ſich über die Dunkelheiten der Bibel Raths zu erholen. gr. 8. 786. 2 thl. 8 gr.

— Die ſämmtlichen Reden Jeſu, aus den Evangeliſten ausgezogen und in Ordnung geſtellet zur Ueberſicht des Lehrgebaudes Jeſu. 1r Theil 8. 786. 20 gr.

— Derſelben 2r Th. 8. 787. 1 thl.

— Syſtem der moraliſchen Religion zur endlichen Beruhigung der Zweifler und Denker; allen Chriſten und Nichtchriſten lesbar. 2 Bände. gr. 8. Dritte verbeſſerte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 1 thl. 12 gr.

— Geſchichte und Tagebuch meines Gefängniſſes, nebſt geheimen Urkunden und Aufſchlüſſen über Deutſche Union. 8. Mit einer Vignette von Chodowiecky. 16 gr.

— Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Mit dem Portrait des Verfaſſers, und 3 Vignetten. 4 Th. 8. 790. Alle 4 Theile auf weiß Druckpp. mit Kupfern 3 Thl. 12 gr. auf ord. Druckpp. 2 thl. 16 gr.

— mit dem Ritter (von) Zimmermann Deutſch geſprochen. 8. 790. 8 gr.

— Fata et Res geſtae Jeſu Chriſti graece, ex quatuor Evangeliis ordine chronologico in uſum ſcholarum et praelectionum academicarum. 8. 787. 12 gr.

— Gedichte eines Naturaliſten. kl. 8. 787. 3 gr.

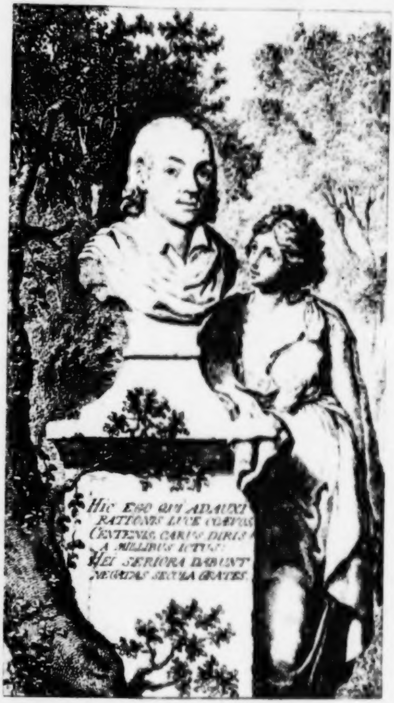
— neue Litteraturbriefe. 8. 787. 14 gr.

Das Titelblatt des 1. Theils der
nämlichen Ausgabe iſt auch unter-
ſchrieben: „ Berlin, 1790. bei
Friedrich Maurer dem älteren. „

D. C. F. Bahrdts

Lebens - Beſchreibung

von ihm ſelbſt.


HIC EGO QUI ADAUXI
RATIONIS LUCE COAEVOS
CENTENIS CARUS DIRIS
A MILLIBUS ICTUS:
HEI SERIORA DABUNT
NEGATAS SECULA GRATES.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geſchichte
ſeines
Lebens, ſeiner Meinungen
und
Schickſale.

Von
ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſter Theil.

Frankfurt am Mayn, 1790.
bei Varrentrapp und Wenner.

1.0 [illegible]

[illegible]

Erſtes Kapitel.

An meine Zeitgenoſſen.

Mit dem Abfluß des halben Jahrhunderts von meiner Lebenszeit, beginne ich, liebe Zeitgenoſſen, Ihnen die Geſchichte meiner Schikſale und Meinungen, meiner Freuden und Leiden, meiner Thorheiten und meiner Verdienſte — zu entwerfen, und vor Ihrem und dem noch unpartheiiſchern Richterſtuhle der Nachwelt dieſelbe niederzulegen.

Ich ſchmeichle mir, daß ich den meiſten unter Ihnen mit dieſer Arbeit willkommen ſeyn werde. Denn ich bin nicht nur ſeit vielen Jahren von allen Orten und Gegenden her zu derſelben aufgemuntert, und zum Theil auch recht dringend darum gebeten worden, ſondern ich kan mir ſelbſt ſchon von dem Inhalte dieſer Geſchichte verſprechen, daß ſie für den Leſer, durch die Mannigfaltigkeit der Auftritte, durch die Sonderbarkeit meiner Schickſale, und durch das Neue und Unerwartete der vielen Aufſchlüſſe, welche ſie über manche Scenen meines Lebens erhalten werden, ſo wie ſelbſt durch die Freimüthigkeit und Offenherzigkeit der Erzählung, — anziehend genug ſeyn werde.

Schon ſeit zehn Jahren bin ich damit umgegangen, meine eigne Geſchichte zu beſchreiben. Aber ich habe um hundert Urſachen willen es immer von einer Zeit zur andern aufgeſchoben. Und ich glaube meinen Leſern neun und neunzig derſelben entbehrlich zu machen, wenn ich der einzigen gedenke, daß ſoviel Menſchen bisher noch am Leben waren, welche ich ſchlechterdings nennen und vor dem Publikum kompromittiren mußte (was ich äuſſerſt ungern thue) wenn meine Geſchichte nicht alles Intreſſe verlieren ſolte. Denn ich weiß es aus Erfahrung, wie geſchwind die meiſten Leſer eine Schrift aus der Hand legen, zu deren vollem und leichtem Verſtändniß ihnen erſt ein Schlüſſel nöthig iſt, ohne den ſoviel Thatſachen ohne Licht und ſoviel Anſpielungen ohne Wirkung bleiben.

Schwer iſts freilich auch an ſich, ſein eigener Biograph zu werden. Und faſt möchte ich ſagen, es gehöre zu einer ſolchen Arbeit gerade ein Mann wie ich, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichſam Spiesruthen gelaufen, und eben dadurch gegen Lob und Tadel des großen Haufens ſo abgehärtet worden iſt, daß er faſt gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig hat, welche die meiſten Menſchen unfähig macht, die reine und nackende Wahrheit von ſich ſelbſt aufzuſtellen, und eignes Lob und eignen Tadel, ohne die beſchwerlichſte Erröthung, wie ein Bänkelſänger unter dem Haufen abzuſingen.

Wenn Ihnen alſo, liebe Zeitgenoſſen, daran gelegen iſt, meine Geſchichte genau zu wiſſen und in die geheimſten Falten meines Herzens, ſo wie in die kleinſten Umſtände und Triebfedern meiner Handlungen und Schikſale, einzuſchauen; ſo können Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie mich hier in puris naturalibus zu ſehen bekommen werden. Denn Recenſenten und Prieſter und Theologen und Maurer und Gott weiß, was noch ſonſt für Menſchenracen, haben mich bereits dermaßen an den Pranger der Publicität geſtellt, daß mir die auf mich gerichteten Blike der Menſchen ſo gleichgültig geworden ſind, wie Adam und Eva ihre Blöße geweſen ſeyn muß, ehe der unglükliche Apfel ſie zwang — ſich zu bedecken.

Was kan ich wohl nachtheiliges von mir ſagen, das nicht die Haſſer meiner Meinungen ſchon von mir geſagt, und mit den kraſſten Farben geſchildert haben? Was kan ich durch die aufrichtigſten Geſtändniſſe meiner Menſchlichkeiten verderben, und in Abſicht auf Gut oder Ehre verlieren, das mir jene ſtarkklauigten Verfechter der Prieſterreligion nicht bereits entriſſen hätten? Und was iſts am Ende überhaupt um aller Menſchen Tugend und Thorheit, wenn man bedenkt, daß die unbefiederten Zweyfüßler unter dem Monde, alles, was ſie ſind, durch den von ihnen ganz unabhängigen Zuſammenfluß der Umſtände ſind, unter denen ſie leben und handeln, und daß jeder Menſch ſchlechterdings ſo zu wollen und zu handeln genöthigt iſt, wie es ſeine jedesmaligen, wahren oder falſchen, vollſtändigen oder unvollſtändigen, dunkeln oder hellen Vorſtellungen mit ſich bringen, die in dem Augenblicke, wo er will oder handelt, in ihm eben zum Bewußtſeyn gelangten?

Zudem, liebe Zeitgenoſſen, bin ich ja in der Welt nicht blos geſcholten worden, ſondern ich habe von Norden nach Weſten und von Süden nach Oſten unzählige Freunde, die mich ſchäzen und lieben und welche mit ehrlicher Wage mein Gutes und meine Unvolkommenheiten wägen, und es recht gut wiſſen, daß wahre Verdienſte um die Menſchheit, durch keine Art der vorgeworfnen Fehler aufgehoben, und ihres Werths verluſtig gemacht werden können. Und dieſer Weiſen Urtheile ſind es, ſo wie das eigne Bewußtſeyn meines Werths vor Gott und Menſchen, was mich gegen allen Tadel entſchädigt, und mich ſo gelaſſen macht, daß ich gar keine Schmähungen mehr achte, mich über kein Lob unbändig freue und über keinen Tadel härme, und daß mir alle Urtheile der Welt, vom Throne bis zur Hütte, ſo gleichgültig ſind, wie unſerm lieben Gott das Glokengeläut und alle Litaneien der Chriſtenheit es nur immer ſeyn mögen.

Und dieſe Betrachtungen ſind mir jezt erſt ganz einleuchtend geworden, ſeitdem ich unter die Bewohner der Kerker aufgenommen worden bin. Denn Kerker ſind in der That für den Philoſophen das, was ſchattigte Pfade und romantiſche Ausſichten für die Dichter ſind. Sie bringen beide in eine Lage, in welcher ihre Seele ganz allein für ihren Zwek in Spannung geſezt wird. Die Kerker zerſtöhren für den Philoſophen die Täuſchungen der Phantaſie, und lehren die irdiſchen Dinge aus ihrem wahren Geſichtspunkte betrachten, und dadurch die eigentliche Philoſophie des Lebens ſich ſelbſt verſtändlich machen.

Vielleicht hätte ich ohne dieſe Rükkehr meiner Seele zur ruhigſten und reinſten Kontemplation noch lange mit meiner Geſchichte gezögert. Denn wirklich hatte ich vor dieſer Epoche verſchiedne Projekte entworfen, dieſelbe der Welt auf eine andere Art mitzutheilen, darunter dies das unglüklichſte war, ſie in der Waltherſchen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, wie wenn ein Dritter ſie ſchriebe, um — ſie deſto unpartheiſcher ſchreiben zu können.

Daß in beſagter Handlung wirklich der erſte Band erſchienen iſt, darf nicht auf meine Rechnung geſezt werden. Denn Herr Pott, der mit der Waltherſchen Handlung in Verbindung ſteht, hat ohne mein Wißen und Willen, zur Zeit, wo ich im Gefängniſſe keinen Menſchen ſprechen durfte, meine unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren beredet, ihm alle meine, ſeit vier und zwanzig Jahren geſamleten Briefſchaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Verſprechen, daß er meine Geſchichte ſchreiben, und den Gewin davon meiner Familie zu ihrer und meiner Unterſtüzung ſchenken wolle. Ich habe aber theils von denen längſt eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erſte Theil ſo wenig meine Geſchichte ſey, als die gemahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geiſte ähnlich ſehn.

Jezt alſo ergreife ich die Feder ſelbſt, um Ihnen, liebe Zeitgenoſſen, ein richtiges Gemählde von meiner berühmten oder, wie einige lieber ſagen werden, berüchtigten Perſon vorzulegen. Und ich habe Ihnen davon hauptſächlich vier Urſachen anzugeben, die mich zu dieſem Entſchluſſe beſtimt haben.

Die erſte iſt meine Lage, in welcher ich mich befinde. Ich habe in meinem Arreſt nicht nur mehr Muße, als ich jemals gehabt habe, und inſonderheit eine Menge ganz einſamer Stunden, wo ich, von allem Geräuſche und Zerſtreuungen entfernt, über mich ſelbſt nachdenken, alle alten und tief hinabgeſunknen Ideen wieder zum Spiegel des Bewuſtſeyns empor heben, und der kleinſten Umſtände und Triebfedern mich erinnern kan, welche die verſchiednen Begebenheiten und Handlungen meines Lebens erzeugt haben.

Dazu kam denn, bei der Entſtehung meines Entſchluſſes, das verdoppelte Intreſſe, welches in jeziger Epoche, meine Schikſale für das Publikum haben. Denn wenn je in der Welt von mir geſprochen und nach mir gefragt worden iſt; ſo iſt es gewiß jezt geſchehen, ſeitdem die tauſendzüngige Fama den alten Gelehrten im Kerker durch Europa herumgetragen hat.

Und eben dieſe ſo geſchäftige und redſelige Dame hat mir durch die Menge der ſonderbarſten Urtheile, die ſie bei dieſer Gelegenheit theils neu ausgeſtreut, theils wieder aufgewärmt hat, einen neuen und ſchier dringenden Bewegungsgrund gegeben, mich der Welt endlich doch lieber in natura zu zeigen, als mich in ſoviel herumgehenden Karrikaturen länger miskennen zu laſſen.

Endlich komt zu dem allen noch eine etwas traurige Urſache. Ich fühle es jezt nur alzuſehr, daß theils bei dem mühſeligen Leben, das ich von jeher geführt habe, und das in den lezten zehn Jahren mit faſt übermenſchlichen Arbeiten verbunden geweſen iſt, theils durch ſo nagende Sorgen, Bekümmerniſſe, und — häusliche ſowohl als auſſerhäusliche Kränkungen, meine Geſundheit zerſtört und mein Nervenſyſtem dergeſtalt geſchwächt iſt, daß ich mir wenig Hofnung machen kan, diejenige Lebhaftigkeit meines Geiſtes noch lange zu behaupten, welche ein Schriftſteller bedarf, der ſein Publikum erhalten und ihm intreſſant zu bleiben wünſcht. Um alſo wenigſtens dieſe Arbeit, welche mir ſelbſt in Abſicht auf Zeitgenoſſen und Nachwelt ſo wichtig iſt, noch mit dem Reſte meiner Geiſteskraft zu arbeiten und ihr all' das bischen Feuer zu widmen, was meine Feinde mir, troz aller Verſuche, mich aufzuzehren, etwa noch übrig gelaſſen haben; ſo bin ich dadurch vornehmlich bewogen worden, meine Geſchichte vor allen andern zur Hand zu nehmen, und das Andenken meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn durch ſie zu verewigen.

Und du — Gottheit meines Lebens! der ich meine Ruhe, meine Geſundheit, meine Bequemlichkeit — der ich angebotne Geldeinnahmen und entgegenſtröhmende Vergötterungen meiner Talente geopfert — für die ich den Genuß ſo mancher Freude mit ſo mancher trüben Stunde vertauſcht — der zu Liebe ich jezt krank und ein Bettler worden bin — Du, mir ewig heilige Wahrheit! ſollſt auch bei dieſer vielleicht lezten Frucht meines Geiſtes mich leiten und jeden Schritt mir vorzeichnen, auf welchem ich ſtreben werde, ſie zur Reife zu bringen!!!

Zweites Kapitel.

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Mein Vater war der Sohn eines unbegüterten Advokaten in Lübben in der Lauſiz, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er bis in ſein ein und neunzigſtes Jahr, bei einem freundſchaftlichen Podagra, gelebt und ſich wohl befunden hat. Sein Vater und Grosvater hatten dieſen Gaſt ſchon bewirthet, und mein Vater hat ihn nicht minder beherberget und mir folglich die Hofnung gelaſſen, daß er ſich in linea recta deſcendente erhalten und mit mir (wie wohl ich noch eben nichts davon merke) — da ich keinen Sohn habe, ausſterben wird. Der alte Mann bekam es alle Frühjahr, 14 Tage lang, äuſerſt heftig, linderte ſeine Qualen mit Hollunderrinden, die er von friſchen Zweigen ſchälte und auf den ſchmerzhaften Flek legte, und war im ganzen übrigen Theile des Jahres ſo geſund, daß er, was ihm ſchmekte, eſſen und trinken, ohne Brille leſen, und ſeine Motion als Fußgänger ſich machen konte, bis an ſein ſeliges Ende.

Was für Schulen mein Vater beſucht hat, iſt mir nicht mehr erinnerlich. So viel aber weiß ich, daß er auf den Univerſitäten Wittenberg und Leipzig ſtudiret und ſich da in den allerarmſeligſten Umſtänden befunden hat. Oft hat er mir erzählt, wie er die ganze Woche keinen Biſſen warmes Eſſen zu ſich genommen, und nicht ſo viel Barſchaft gehabt habe, um ſich eine hebräiſche Bibel und andere zu den akademiſchen Vorleſungen erforderlichen Bücher zu kaufen. Seine gewöhnliche Mittagsmahlzeit war eine Kanne Thee und ein Dreyerbrod. Nur des Sontags nahm ihn gewöhnlich ein Landsmann mit zu Pohlens (ſo hieſſen die Wirthsleute, welche auf dem Paulinum, der geräumigen Wohnung der armen Studenten in Leipzig, ſpeiſeten) wo er mit einer Portion Fleiſch für achtzehn Pfennige ihn traktirte.

Bei dieſem kümmerlichen Leben war mein Vater beſtändig heiter und von der munterſten Laune — eine Gabe der Natur, die ich ganz von ihm geerbt habe. Ueberhaupt erzeugte ſeine Armuth nie eine der ihr gewöhnlichen Wirkungen. Er war zwar in ſeinen Sitten äuſerſt beſcheiden und inſinuant, aber nie kriechend und ſchüchtern. Und er behauptete beſtändig, auch wenn er in den gröſten Verlegenheiten ſich befand, bei ſeiner Munterkeit, einen edlen Stolz und entſchloßne Dreiſtigkeit, mit welcher er jedem Reichen ins Geſicht ſah, und ſich gewiß darum, weil er ärmer war, nichts vergab.

Einer ſeiner beſten Freunde, ein Menſch von den herrlichſten Talenten und dem edelſten Karakter, der mit ihm in gleicher Dürftigkeit lebte, hatte eine minder glükliche Stimmung ſeiner Seele. Seine tiefſte Armuth machte ihn nicht niederträchtig, aber ſchwermüthig. Er war zu ſtolz, um ſich des Hungers durch Betteln oder

Schmeicheln zu erwähren: ja er ging in dieſer Art von Delikateſſe ſo weit, daß er ſeine armſeligen Umſtände nicht einmal geſtehen wolte. Gleichwohl nahm endlich Mangel und Elend dermaßen bei ihm überhand, daß ihm ſeine Lage unerträglich wurde. Kurz man fand ihn eines Morgens über ſeinem Bette aufgehängt und einen Zeddel an ſeiner Bruſt, den er mit den Worten beſchrieben hatte: Vater, ich komme, ehe du mich gerufen haſt. — Mochte dieſer Menſch wohl mehr Schuld haben an der unvolkomnen Stimmung ſeiner Seele und an der Schwäche ſeines Nervenſyſtems, als mein Vater, an ſeiner glüklichern Laune und Geiſtesſtärke?

Daß übrigens mein Vater bei ſeiner Dürftigkeit und, was noch weit mehr in Rechnung gebracht werden muß, bei dem elenden Univerſitätsunterrichte, der damals noch ungleich ſchlechter war, als heut zutage, keinen Grund zu eigentlicher Gelehrſamkeit legen konte, wird man von ſelbſt ſchon vorausſetzen können. Er ward, bei ſeinen wirklich ungemeinen Talenten und unermüdetem Fleiße, ein ganz gemeiner Theolog, d. h. ein

Mann, der ſeine Dogmatik, Polemik und alle den unnüzen Kram am Schnürchen hatte; der dabei eine gute Predigt ausarbeiten und ſie mit einer ihm natürlichen äuſerlichen Beredſamkeit herſagen konte. Aber zu einem großen Gelehrten, der dereinſt in glänzenden Aemtern ſich zeigen ſolte, war auch nicht der geringſte Zuſchnitt gemacht. Und gleichwohl führte ihn ein kleiner unbedeutend ſcheinender Zufal auf einen Pfad, der ganz andere Vorbereitungen erfordert hätte, und öfnete ihm ſehr bald die Ausſicht zu den größten Ehrenſtellen.

Er hatte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn, eine Hofmeiſterſtelle in dem Gräflich Flemmingſchen Hauſe erhalten, wo ſeine Kentniſſe, ſeine geſchikte Art, die Kinder zu behandeln, ſein angenehmer Wiz und ſeine gute Laune ihn außerordentlich beliebt gemacht hatten. Hier fügte ſichs, daß in der Familie ein Hochzeitfeſt gefeiert wurde, welches ſich durch einen merkwürdigen Kontraſt zwiſchen Braut und Bräutigam auszeichnete. Das eine war von ſchönem Wuchs, reizender Bildung, und hellem Geiſt. Der andere Theil war buklicht, von verzerrtem Geſicht und ohne allen Geiſt. Bei dieſem Feſt erſchien, als Verwandter und Gaſt, der damalige Präſident des Dresdner Oberkonſiſtorium, der Graf v. Hohendorf, ein Mann, der Talente, wo er ſie fand, mit Scharfblik bemerkte, und mit Enthuſiasmus ſchäzte und begünſtigte. Da das Hochzeitmahl bald zu Ende war, fiel es dieſem Freunde der Kunſt und der Gelehrſamkeit ein, nach dem Strohkranzredner zu fragen, welches zu damaliger Zeit noch eine ſehr modiſche Rolle war. Der Herr vom Hauſe ſahe ſich genöthigt, Sr. Excellenz zu geſtehen, daß ihm dieſe Schnurre diesmal ganz entfallen und folglich kein Redner beſtellt ſey. Der Präſident aber wolte ſich damit nicht abſpeiſen laſſen. Er war von zu fröhlicher Laune und — die ſämtlichen Gäſte hatten durch die großen Pokale ſich ſchon zu ſehr von ſeinem Einfalle bezaubern laſſen, als daß die gewöhnliche Strohkranzrede hätte können erlaſſen werden. Man brachte zur Ehre desjenigen, der jezt gleich dieſe Rolle übernehmen würde, eine lauttönende Geſundheit aus: und da niemand ſich von ſelbſt melden wolte, um den Dank und die Lobſprüche der Geſelſchaft zu verdienen, ſo rufte endlich Graf Hohendorf meinem Vater zu: „nun, Herr „Kandidat? haben Sie keine Kurage? Predigen „iſt ihr Amt.“ — Mein Vater entſchuldigte ſich. — „Ei da hilft nichts. Machen Sie es „ſo gut wie Sie können. Kurz und erbaulich! „Wir nehmen vorlieb.“ — Es half alſo nichts, mein Vater mußte von der Tafel aufſtehn und die Verſamlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüſiren. Und ſiehe da, ſie gelang ihm ſo ſehr, daß er als Genie vom erſten Range bewundert wurde. Er ergrif das frappante Thema: „die „Harmonie als die Grundlage glüklicher Ehen“ und führte daſſelbe, nachdem er alle Anweſende durch die Ankündigung deſſelben ſtuzig und faſt verlegen gemacht hatte, mit ſolcher Delikateſſe und ſo algemeiner und unerwarteter Zufriedenheit aus, daß ihm der Präſident die glänzendſten Lobſprüche ertheilte, und von Stund an beſchloß, dieſen zufällig entdekten Mann von den ſeltenſten Talenten in der Welt groß zu machen.

Von dieſer Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der

Präſident war ſo ſchwärmeriſch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, ſich zu beſinnen. Er wolte ihn mit Gewalt zu den erſten Ehrenſtellen im Lande erhoben ſehen und ſchien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erfoderte.

Er beförderte ihn noch in demſelben Jahre zum Diakonat nach Biſchofswerda in der Lauſiz, wo mein Vater eine Predigerstochter heirathete, welche eben in ihr ſechzehntes Jahr getreten war, und für das ſchönſte Mädchen im Umkreiſe gehalten wurde. Doch übertraf die Schönheit ihrer Seele ihre körperlichen Reize unendlich. Nie habe ich ein weibliches Geſchöpf von ſo einer reinen, treuen, liebevollen, ſanften, und beſonders in Leiden duldſamen Seele geſehn. Und ſie wird mir als Muſter der ſtillen Tugend unvergeßlich bleiben. In Biſchofswerda ward ich im Jahr 1741 am 25ſten Auguſt geboren.

Kaum war mein Vater anderthalb Jahr da geweſen, ſo gab ihm der Präſident eine der ſchönſten Pfarreien bei Dresden, in Schönefeld.

Da war er etwa zwei Jahr, ſo machte er ihn zum Superintendenten in Dobrilug, und kündigte ihm damals ſchon an, daß er auch hier nicht lange bleiben, ſondern in kurzer Zeit in einen größern und glanzvollern Wirkungskreis verſezt werden ſolte.

Des Grafen Abſicht, die er ihm aber nie beſtimt entdekt hatte, war, meinen Vater auf eine Univerſität zu befördern, wo er glaubte, daß ſeine Talente am meiſten wuchern würden. Er hatte aber nie unterſucht, ob auch mit den Talenten die nöthigen Kentniſſe verbunden waren. Das Genie ſchien ihm das einzige Requiſit zum großen Manne: — ein Jrthum, den in unſern Zeiten ſoviel junge Leute hegen, und dadurch ſich ſelbſt verleiten, die ſoliden Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, und ihr bischen Kopf mit dem Flitterſtaate der Schöngeiſterei zu verhunzen und — alle wahre Nuzbarkeit für den Staat zu verlieren.

Leipzig oder Wittenberg waren ſein Augenmerk. Und da zuerſt in Leipzig die Predigerſtelle an der Petrikirche aufging, und der Graf mit dem damaligen Bürgermeiſter Born in vertraulichem Briefwechſel ſtand, ſo ward es ihm leicht, für ſeinen Liebling eine Vokation nach Leipzig zu erhalten.

Und ſo führte er ihn von Stufe zu Stufe immer weiter. Denn die größte Schwierigkeit, woher nehmen wir Brod? ſchien ihm überwunden zu ſeyn. Der Prediger mußte nun den Magiſter, den Bakalaur, den Profeſſor Extraordinarius, den Doktor u. ſ. w. ernähren. Und ſo ſtieg mein Vater in kurzer Zeit durch alle Ehrenſtellen, ward ordentlicher Profeſſor der Theologie, bekam eine Kollegiatur, wurde Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zulezt auch Domherr in Meiſſen und Superintendent in Leipzig.

Drittes Kapitel.

Fortſezung.

Aber dieſer ſchnelle Gang ſeines anſcheinenden Glüks hatte viel traurige Folgen. Der Neid erwachte gegen ihn, ſobald er nach Leipzig kam. Es verdroß ſo manchen, der auf die Stelle, die er erhielt, ſich Rechnung gemacht hatte, daß ein Fremder herbeigeholt werden mußte, wie wenn nicht würdige Kandidaten genug in Leipzig vorhanden geweſen wären. Und nach dem herſchenden Geiſte der Univerſitäten, wars ſchon algemeiner Verdruß, auch für die, welche nichts dabei verloren, daß ein Auswärtiger ihre Zahl vermehrte: beſonders in Leipzig, wo man es weniger als auf andern Univerſitäten gewohnt iſt, daß Fremde hinberufen werden, und wo wirklich die Menge der jungen Magiſters und Profeſſoren, welche am Teiche Betheſda liegen, ſo gros iſt, daß man ihnen einen kleinen Unwillen über den Eintrit eines Fremden kaum verargen kan.

Die Menge der kleinen und großen Feinde, die meinem Vater nun als einem neuen Ankömlinge die Federn auszurupfen ſtrebten, verurſachte bei ihm nichts als einen ganz auſſerordentlichen Eifer, ſich durch ſeine Talente auszuzeichnen und ſein Publikum zu dem Geſtändniſſe zu zwingen, daß er ſeines Glüks würdig ſey.

Aber eben dies koſtete meinem guten Vater ſeine Geſundheit und ſeinen Kindern die Erziehung. Denn er war jezt genöthiget, da er in keiner einzigen Wiſſenſchaft ſehr bewandert war, ſondern blos die moraliſchen Kentniſſe eines Landpredigers beſaß, Tag und Nacht zu ſitzen und zu ſtudiren, um nur mit Ehren vor ſeinen Feinden zu beſtehen, welche von allen Seiten her auf ihn lauerten und ſich Gelegenheit wünſchten, ihn als einen armen Sünder blos zu ſtellen, und den holzendorfiſchen Liebling verächtlich zu machen.

Ich erinnere mich, daß er mir ſelbſt es nachmahls geſtanden hat, daß er in den erſten beiden Monaten, Tag und Nacht die lateiniſchen Klaſſiker geleſen hat, um in der Latinität, die er freilich als bloßer Prediger ſehr füglich hatte entbehren können, ſich wenigſtens ſo weit nachzuhelfen, daß er ſeine Programmen erträglich ſchreiben, und bei Diſputationen fehlerlos ſprechen konte.

Hernach fing er an, die orientaliſchen Sprachen zu ſtudiren, ſuchte ſich über Hals und Kopf im hebräiſchen veſtzuſezen, lernte in der Folge noch chaldäiſch, ſyriſch und zulezt auch noch, (mit mir, da ich Student war) vom ſeeligen Reiske das arabiſche. Dabei trieb er Kirchengeſchichte und ſezte noch viele Jahre lang täglich eine halbe Stunde für die Leſung der Römer und Griechen aus.

Und ſo ward er durch unſäglichen Fleiß, und mit Hülfe eines glüklichen Genies, nach und nach wirklich der Mann, der ſeinem Poſten Ehre machte, und den Plan ſeiner Feinde (der auf nichts geringers gerichtet war, als ihn, durch die wiederholteſten Blosſtellungen ſeiner Unwiſſenheit, ſo lange zu kränken und zu quälen, bis er ſeine hohen Gönner ſelbſt um einen andern Poſten zu bitten genöthiget würde) glüklich vereiteln konte.

Aber man kan auch leicht urtheilen, was für Angſt, Bekümmerniſſe, ſchlafloſe Nächte, und drükende Sorgen mein Vater hat überſtehen müſſen, ehe er ſich durcharbeiten konte: wie er in den erſten zehn Jahren ſeine Kräfte erſchöpfen und allen Genuß des Lebens, alle Ruhe, alle Erhohlungen entbehren mußte. Und — wie wenig er im Stande war, auf die Erziehung ſeiner Kinder zu ſehen, und einen unmittelbaren Antheil daran zu nehmen.

Man wird aber den Grad ſeiner Laſten und Leiden noch weit fürchterlicher finden, wenn man erſt noch dies erwäget, daß er bei dem allen mit der äuſſerſten Armuth kämpfen muſte. Denn alles, was er in den erſten acht Jahren einzunehmen hatte, war die Beſoldung, die er als Petersprediger genoß. Als Profeſſor extraordinarius hatte er gar nichts, und von Kollegiis ſo wenig, daß er froh ſeyn mußte, wenn er Auditoren bekam, die umſonſt bei ihm hören wolten. Auch war ſein enthuſiaſtiſcher Gönner nicht im Stande, ihm irgend eine Zulage zu verſchaffen, weil die Univerſität ſehr geringe Einkünfte hat, die nur zu den armſeligen Penſionen der ordentlichen Profeſſoren und Kollegiaten hinreichen, und von Hofe — damals wenigſtens, alle möglichen Titel, aber kein Heller bares Geld zu erhalten war. Nun betrug ſeine Predigerbeſoldung (Beichtſtuhl war nicht an dieſer Kirche) jährlich vierhundert Thaler. Man kan alſo leicht ermeſſen, wie kümmerlich der gute Vater leben, und wie er faſt alles, was dem Körper Kraft, Nahrung, Erquikung giebt, entbehren muſte, da er genöthigt war, an einem Orte wie Leipzig, mit einer Gattin und ſieben Kindern (deren jezt fünfe noch am Leben ſind) ſich durchzubringen.

In der That wird es jeder, der Leipzig kent, und weiß, was zu einer Haushaltung gehört, ſchlechterdings unmöglich finden, mit einer ſolchen Summe auszureichen. Und das war es auch. Mein Vater muſte Schulden machen, und mit ihnen neue Laſten und Sorgen und Bekümmerniſſe übernehmen.

Aber hier kan ich das Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, welche die Theilnehmung des Sohnes an den Wohlthaten erzeugt, die dem Vater wiederfuhren. Das Platnerſche Haus war es, welches von dem erſten Augenblicke an, meinem Vater mit der wärmſten und thätigſten Freundſchaft entgegen kam, und dieſelbe bis an ſein Ende ununterbrochen fortgeſezt hat. Er, ein gelehrter Arzt, ein großer Kenner der Römer und Griechen, ein Mann von ächtem Wiz, und der angenehmſte Geſelſchafter: Sie, ein liebes, frommes, häusliches Weib, das ganz für ſeinen Gatten lebte und im kleinen und ſtillen Zirkel einiger Hausfreunde die Befriedigung aller ihrer Wünſche fand: beide, vol der zärtlichſten Liebe gegen meinen Vater, thaten alles, was ihnen möglich war, ſeine traurige Lage ihm zu erleichtern. Sie bewirtheten ihn und meine Mutter wöchentlich ein bis zweimal aufs beſte, und ließen ſie diejenigen Erquickungen durch Speis und Trank und geſelſchaftliche Aufheitrung genießen, welche ſie ſich zu Hauſe nicht erzeugen konten: ohne dafür Gegenbittereien zu verlangen. Sie benachrichtigten meinen Vater von allen Kabalen, die gegen ihn auf dem Tapete waren, und gaben ihm Rath, ihnen zu entgehen. Sie borgten ihm endlich von Zeit zu Zeit kleine Kapitale, ſoviel ich weiß, ohne Intreſſen, welche er erſt ſpät und nach und nach, wie ſeine Einnahme ſich mehrte, wieder abzahlen durfte. Kurz, ſie waren ſeine einzigen, treuen, und thätigen Freunde, welche in ſeinen Trübſalen ihn tröſteten, und in Verlegenheiten unterſtüzten.

Ich wil damit nicht ſagen, daß mein Vater in der Folge nicht noch andere Freunde gefunden hätte. Denn es iſt bekant genug, daß ſeine Kanzelredner-Talente, ſo wie ſein äuſſerſt liebreiches und einnehmendes Weſen, ihm die Herzen des Raths, der Kaufmanſchaft und der Bürger gewannen, und daß die rührendſten Merkmale der Liebe und Achtung ihn für ſo manche Kränkungen ſeiner gelehrten Antagoniſten in ſchwarzen und bunten Röken entſchädigten. Und ich muß insonderheit die ausdauernde Freundſchaft der würdigſten Männer im Rath, eines Borns, Schubarts, Gutſchmidts u. a. rühmen, welche ihm nie, ich erinnere michs lebhaft, eine Bitte abſchlugen, die ſie ihm zur Erleichterung ſeines Amts, zur bequemern Einrichtung ſeiner Wohnung u. ſ. w. nur gewähren konten — auch in der Folge die anſehnlichſten Zulagen ihm machten, ſo daß er zulezt achthundert Thaler fixe Beſoldung genoß.

Indeß war doch das Plaziſche Haus (mit dem ſpäterhin das Kammerrath Hoeſche wetteiferte, ohne es doch je zu erreichen) das vertrauteſte und wolthätigſte gegen meinen Vater, welches ihm in der Noth ganz allein unterſtüzte, und die weſentlichſten Dienſte ihm leiſtete.

Und war es wohl Wunder, wenn mein Vater dieſes Haus allen andern vorzog, deſſen Umgang allein genoß und alle ſeine wenigen Erholungsſtunden in den Armen ſolcher redlichen Freunde zubrachte? Aber leider wußte der Neid und die Liebloſigkeit aus dieſer ſo natürlichen und unvermeidlichen Vertraulichkeit vergiftete Pfeile zu zubereiten, welche ſeine Ehre und Ruhe verwundeten.

Freilich — hätte mein Vater vorher ſchon in der großen Welt gelebt und ſich da die nöthige Menſchenkentniß erworben: hätte er gewußt, daß ſelbſt diejenigen Herren und Damen, welche ſich den freiſten Genuß ihrer Wollüſte erlauben, gerade die allerſtrengſten Richter fremder Tugend ſind, und daß Leipzig von ſolchen Herren und Damen wimmelt: wäre ihm bekant geweſen, daß es in der heutigen Welt für eine Unmöglichkeit gilt, auch mit einer vierzigjährigen Matrone, wenn ſie nur noch einige Annehmlichkeiten hat, einige Stunden allein in einem Garten zu ſeyn, ohne die heiligſten Pflichten der Ehe und der Freundſchaft zu verlezzen: hätte er bedacht, daß einem Geiſtlichen inſonderheit Dinge zur Sünde gemacht, und als Widerſprüche gegen ſeine Kanzelbelehrungen angerechnet werden, welche ſich alle übrige Menſchen ohne alles Bedenken geſtatten; ſo würde er vielleicht den ſchönſten Genuß der Freundſchaft, der ihm, bei ſeinem mühſeligen Leben, für ſeine Geſundheit und Geiſteskraft ſo nöthig war, dem Vorurtheile aufgeopfert, und nur die ſeltenen Stunden dem Plaziſchen Garten gewidmet haben, in denen der faſt immer kränkliche Mann ſeiner Gattin Geſelſchaft leiſten konte.

Da er nun das alles nicht wuſte, ſondern freie Luft, Bewegung, Gebrauch mineraliſcher Waſſer und alles, was dahin gehört, in dem Plaziſchen Garten genoß, wo das rechtſchaffenſte Weib dem armen, kränklichen und kummervollen Manne alle mögliche Bequemlichkeit ſelbſt täglich veranſtaltete; ſo ward er einige Jahre lang der Gegenſtand der giftigen Läſterungen, die ſich unter vornehmen und gemeinen Pöbel verbreiteten.

Indeſſen behielt mein Vater ſeinen in der That auſerordentlichen Applauſus bis an ſein Ende. Seine Kirche war immer (wenn auch einmal eine neue Erſcheinung ſich zeigte, welche das Maulgeſperr des Publikums erregte) gedrängt vol. Und er behielt bis an ſeinen Tod den Ruhm eines algemein beliebten Redners, welcher durch ſeine hinreiſſende Beredſamkeit, ſo wie durch das lichtvolle und herzangreifende ſeiner Lehren und das hinzukommende Beiſpiel eines ſanften, redlichen, gefälligen und in allem Betracht unbeſcholten tugendhaften Karakters vielen Tauſenden Unterricht und Troſt gegeben, und ſie auf die Wege der Rechtſchaffenheit und Glükſeligkeit geleitet hat.

Mein Vater war übrigens, was er in ſeiner Epoche unvermeidlich werden mußte, ein ganz orthodoxer Theologus. Aber ich muß es ihm zum Ruhm nachſagen, daß er noch in ſeinem Alter ſich bekehrt, und wenigſtens die Hälfte des alten Syſtems aufgegeben hat. Die Veranlaſſung dazu waren ihm meine Schriften. Dieſe las er natürlich mit derjenigen Prädilektion, deren ſich ein zärtliches Vaterherz gar nicht erwähren kan. Und dadurch wirkten ſie ganz natürlich ſtärker auf ihn, als ſie auf jeden andern Leſer ſeines Standes und Alters wirken konten und jemals gewirkt haben.

Es leuchtete ihm ſo manches ein, was ich ſchon in Erfurth über ſymboliſche Bücher, Willkührlichkeit theologiſcher Begriffe und Schwäche dogmatiſcher Beweiſe ſchrieb. Und ſo ſchrit er gleichſam mit mir fort und fing an, da ich in Gieſen an den Lehrſäzen von Erbſünde, Gnadenwirkungen, Dreyeinigkeit und Verſöhnungslehren hämmerte, um nach Abſonderung der Schlaken reines Gold zu finden (wo freilich nichts zu finden war) in Abſicht auf alle dieſe Lehrſäze zweifelhaft zu werden, und nach beſſern Beſtimmungen und Beweiſen derſelben ſich umzuſehn. — Und er hat auch kurz vor ſeinem Tode, durch einen Band Predigten zu Beſtreitung ſchädlicher Vorurtheile in der Religion, wo er ſelbſt Hn. Eberhard, dem damals durch ſeine Apologie des Sokrates ziemlich verkezerten Philoſophen, ſeinen lauten Beifal gab, deutlich genug gezeigt, daß er angefangen hatte ein Selbſtdenker zu werden, und daß er gewiß in ſeinen theologiſchen Einſichten zur Reife gekommen, und — vielleicht mit Aufopferung, wie ich, — ſeine veränderten Meinungen bekant haben würde (denn er war ein redlicher und dabei muthvoller Mann) wenn er länger gelebt hätte.

Seine ganz vorzüglich veſte Natur war freilich durch das unmäßige Studiren zerſtört worden, allein ich bin verſichert, daß er ſein Leben höher gebracht haben würde, wenn er in die Hände eines andern Arztes gefallen wäre. Denn der, welchen er gebrauchte verdarb ihn durch unaufhörliches Medieiniren. Es verging kein Tag, wo nicht bald ein Wienertränkchen, bald Magentropfen, bald andere Arzneien verſchrieben und eingenommen wurden. Ja ich wette, daß mein Vater in einer Zeit von zwanzig Jahren ein Stückfaß mineraliſcher Waſſer und einen Oxthoft Purganzen und Magentropfen hat einſchlucken müſſen. Zulezt wurde ſeine Verdauungskraft gänzlich zerſtört und alle ſeine Säfte verderben. Er ſtarb an der Waſſerſucht, ohngefähr im ſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Er liebte mich unausſprechlich und meine Fortſchritte in Einſichten und Ehrenſtellen waren zuverläſſig die ſüßeſten Freuden ſeines Lebens. Aber auch meine ganze Seele hing an der ſeinigen und gern, gern wolte ich noch von meinem Leben Jahr um Jahr mit ihm vertauſchen, wenn ich ihn noch mit mir lebend haben könte.

Ich habe mich ganz nach ihm gebildet. Und wenn er nichts für meine Erziehung hat ſelbſt thun können; ſo hat er doch dadurch viel Einfluß auf mich gehabt, daß meine Liebe zu ihm und mein lebhafteſtes Wohlgefallen an allem, was an ihm ſehbar und hörbar war, dies alles in meiner Seele ſowohl, als in meinem Aeußerlichen gleichſam abdrükte, und jede Mine, jede Art ſich auszudrükken, jede Bewegung ſeines Körpers, (auf der Kanzel, wie im Umgange) mit den Hauptzügen des Karakters mir mittheilte, deſſen Ausdruk jenes Aeußerliche war.

Wir lebten auch, da ich in die Jahre der Reife kam, wie die vertrauteſten Freunde. Er bediente ſich oft und viel meines Raths, und es reichen nicht zweihundert Diſpoſitionen zu Predigten, die ich ihm noch des Sonnabends machen muſte, wenn Gicht oder andere Krankheitszufälle ſeinen Kopf unfähig machten, zu denken, und über die er hernach den Sontag früh, wie er mir oft ſagte, weit leichter und mit mehr Ideenzuſtröhmung predigte, als über ſeine eigenen.

Heilig iſt mir ſein Andenken! Unvergeßlich ſeine treuſte Vaterliebe! Ueberſtröhmende Freude der Gedanke, ihn einſt wieder zu ſehen!

Viertes Kapitel.

Meine erſten Jugendjahre unter dem Regiment leidiger Hausinformatoren.

Von den Jahren meiner Kindheit in Biſchofswerda, Schönfeld, und Dobrilugk kan ich meinen Leſern nichts erhebliches noch intereſſantes erzählen. Und Dinge, die gar nichts enthalten, was die Neugierde befriedigt, wollen ſie ja nicht wiſſen.

Kleine luſtige Vorfälle und Anekdoten zwar, die mein Vater aus dieſem Zeitpunkte mir erzählt hat, könte ich in Menge aufſuchen. Z. B. — daß ein gewiſſer benachbarter Prediger, Namens Schuman, der eine garſtige Frau hatte und ſelbſt ein herzlich garſtiger Schaz war, ihm in Schönfeld, mit ernſter und ſchier andächtiger Mine, den

Antrag that, unter ſich, bei einer zärtlichen Freundſchaft, communionem uxorum einzuführen, und die communionem bonorum der erſten Chriſten dadurch nachzuahmen: wobei er, wie leicht zu erachten ſteht, einen ziemlich unappetitlichen Repuls erhielt — daß mein Vater, der auf der moraliſchen Seite äuſerſt empfindlich und bei der ſcheinbarſten Verletzung derſelben faſt zu hitzig war, die Freundſchaft, mit dem einzig geniesbaren Hauſe, einem ſächſiſchen Dragoner Rittmeiſter in Dobrilugk, dadurch verſcherzte, daß er dieſen Officier wegen ſeiner Vertraulichkeit mit einer dicken Fräulein und der daraus entſtandnen Vernachläſſigung ſeiner liebenswürdigen aber bürgerlichen Gemahlin (die er wegen ihrer 20000 Thaler geheirathet hatte) zu ſtreng tadelte und, (da dieſer bei einer fröhligen Mahlzeit gewiſſe Anſpielungen meines Vaters, den er erſtaunend liebte, zu verſchmerzen und zu verſchlucken ſich bemühte, und daher die Geſundheit meinem Vater zutrank: nun Herr Gevatter: luſtig gelebt und ſelig geſtorben, heiſt dem Teufel die Rechnung verdorben —) mit Heftigkeit erwiederte: mein Herr, ſo muß es hier heiſſen: wollüſtig gelebt und hundsvoigtſch geſtorben, heiſt mit Leib und Seele verderben: — allein meine Leſer wollen ja meine Geſchichte und werden daher alle ſolche Kleinigkeiten, wenn ſie auch für den und jenen Gaumen ſeyn ſolten, mit Recht ſich verbitten. Alſo zur Sache!

Mein Vater war bei ſeinen Sorgen und Arbeiten nicht vermögend, und — aufrichtig zu reden, bei dem Mangel pädagogiſcher Kentniſſe nicht geſchikt dazu — unſere Erziehung ſelbſt zu beſorgen und wirkſamen Antheil daran zu nehmen. Er mußte uns ganz den Hauslehren überlaſſen.

Und hier ging es ihm leider, wie es den meiſten Vätern und Müttern geht, welche die Pfänder ihrer Liebe fremden Händen anvertrauen müſſen. Er hatte keine Gelegenheit, ſelbſt junge Männer kennen zu lernen, und durch Umgang ihre Kentniſſe und Erziehertalente zu prüfen und — er war dabei zu arm, als daß ſich junge Männer von ſonderlichem Werth bei ihm hätten melden, und ſeine Hauslehrerſtelle ambiren ſollen. Alles, was er thun konte, war, daß er den oder jenen bat, ihm für ſeine Kinder ein brauchbares Subjekt zu empfehlen. Und der Gebetne nahm, wie gewöhnlich, den erſten beſten Studenten, der bei ihm Zutrit hatte und durch eigne Dürftigkeit genöthigt war, eine armſelige Hausinformation anzunehmen, und ſchikte ihn meinem Vater zu. Oder es kam auch wohl ſelbſt ein demüthiger Pauliner, der ſeine Hochwürden und Magnificenz um das Patrocinium bat und ſich Dero Dienſten anbot. So ward der Mentor angenommen und eingeführet. Die Inſtruktion war kurz. „Geben „Sie den Jungens täglich ſo und ſo viel Stunden, „halten Sie ſie dann auf der Stube, daß ſie keine „Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochſenziemer drunter, daß das Fel ſtiebt, wo ſie nicht „folgen wollen." Was und wie der Herr Präceptor lehren ſolte, blieb ihm ſelbſt anheim geſtelt. Und an phyſikaliſche und moraliſche Erziehung war gar nicht zu denken. Es war dem armen Vater, der bei ſeinen Büchern ſchwizte, und unter tauſend Sorgen erlag, genug, wenn die wilden Jungens nur ſtille ſaßen, und ihm nicht das Haus umkehrten. Daß ſie in vier bis ſechs Informationsſtunden doch etwas lernen müßten, ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen.

Zu dem Uebel der ſchlechten Wahl meiner Jugendlehrer kam noch das Uebel, ihre Menge. Oft muſte mein Vater im Jahre dreimal wechſeln, weil er ſich immer betrogen ſahe. Bald hatte er einen Menſchen bekommen, der durch die roheſten Sitten ſich auszeichnete, und als ein ungeſtümer und ungeſchliffner Menſch meinem Vater mehr Unruhe machte, als wir. Bald war ihm einer empfohlen worden, der in der erſten Woche gleich einen Grad von Unwiſſenheit verrieth, der ſelbſt den Zöglingen und dem Geſinde merklich werden mußte. Daher kam es, daß wir alle Augenblik einen andern Informator hatten, und folglich alle Augenblicke andre Behandlungsarten, andern Unterricht, andre Bücher u. d. uns gefallen laſſen und das, was der Vorgänger geleiſtet hatte, wieder zerſtört und unnüz ſehen muſten.

Ich kan mich nur an einige wenige dieſer Hauslehrer erinnern. Der erſte derſelben iſt mir aus meiner frühſten Jugend noch im Andenken. Er hieß Banden, war ein baumlanger Menſch, hager, wie ein Windſpiel, arm, wie eine Kirchenmaus, geiſtlos, wie eine Gans. Sein einziges

Talent, das mir an ihm ſichtbar wurde, war die Dichtkunſt: damit beſchäftigte er ſich beſtändig. Er hatte ganze Foliobände vol Verſe vorräthig, die aus ſeiner Fabrik waren. Seine ganze Kunſt war das Reimen. Und er hatte darinnen ſo eine Fertigkeit, daß er Verſe extemporirte und, wenns drauf ankam, 1000 Zeilen in einem Tage lieferte. Er war daher der gewöhnliche Karmenmacher der Stadt, d. h. wenn Schneider und Schuſter und Leute dieſer Art Hochzeit- und Leichengedichte brauchten. Sein Preis war 16 Groſchen für ein Karmen. Mich ſelbſt hielt er eifrig dazu an, ein Dichter zu werden. Und ich beſinne mich wohl; daß meine poetiſche Ader unter ſeiner Leitung vortreflich floß, und ein weiſſes Schreibbuch von zwölf Bogen in wenig Monaten füllte. Aber in ſeinem übrigen Unterrichte war er ein unausſtehliger Menſch, der mir eben dadurch im Gedächtniß geblieben iſt. Er rauchte unaufhörlich Tabak und ſchwizte dabei im Geſicht, daß die Tropfen immer auf der Naſe ſtanden. So ſaß er am Tiſche, klemmte mich und meine zwei Brüder in ſeine Seiten ein, und zwang uns, zu leſen und unaufhörlich zu exponiren: denn mehr konte er ſelbſt nicht. Dieſe ängſtliche Stellung nun, die wir nehmen muſten, und dieſes einförmige und ekelhafte Exponiren verurſachte uns an ſeinen Stunden, wie an ſeiner Perſon, einen Ekel, den wir in der Folge nicht mehr zu verbergen im Stande waren. Wie nun dieſer Ekel zunahm, ſo nahm unſere Arbeit ab, d. h. wir exponirten alle Tage ſchlechter. Je ſchlechter wir aber exponirten, deſtomehr Kopfnüſſe und Schimpfnamen regnete es. Und wie dies unſern Verdruß vermehrte, ſo feuerte es uns an, ihn denſelben empfinden zu laſſen. Und dazu ſchuf uns unſer lebhafter Geiſt tauſend Methoden. Wir ſuchten uns z. B. dadurch für unſere Informationspein zu entſchädigen, daß wir beim Exponiren uns allerlei witzige Einfälle zuflüſterten, und unter andern auch mit Verkehrung der Buchſtaben auf unſern Plagegeiſt ſchimpften. So murmelte denn mein Bruder! Nednab ſti nie Ran: und ich erwiederte: Nednab ſti nie Leſe: (Banden iſt ein Narr: Banden iſt ein Eſel.) Wenn nun endlich der Schulmonarch dieſe Geheimniſſe unſerer neuen Sprache entdekte; ſo karbatſchte er uns rein durch und nöthigte uns zu neuen Erfindungen: bis endlich

ſ

mein Vater gelegentlich erfuhr, was unſer Banden für ein Held war, und ihn verabſchiedete.

Nach der Zeit kam ein gewiſſer Schulz in unſer Haus, welcher etwas mehr Fähigkeit zum Lehrer, aber deſtoweniger zum moraliſchen Erzieher hatte. Er war ein eingebildeter Narr, welcher bei aller ſeiner Ziegeunerfarbe, den Stutzer zu machen glaubte und, nach damaliger Mode, auf jeder Seite ſeines Kopfes etliche dreißig geklebte Loken mit einem halben Pfunde Puder trug. Ich — war von Jugend auf begierig, alles zu lernen, und alles, was ich lernen wolte, gelang mir auch. Ich ergrif jede Gelegenheit, in die Werkſtadt eines Handwerkers zu kommen und ihm zuzuſehen, und, alle ſeine Arbeiten beſchauen und ſeine Handgriffe bemerken, war eine meiner größten Vergnügungen. Als Knabe von zehn Jahren konte ich ſchon friſiren, wie ein alter Geſelle. Und ich hatte die Ehre, nicht nur meiner Mutter den ſchönſten Krepp zu machen, wenn ſie Sonntags in die Kirche ging, ſondern ich verſtand mich auch dazu, dem Herrn Schulz des Sonnabends ſeine Unſchlittreichen Lökchen auszukämmen, jede derſelben friſch aufzuwikeln, mit dem Brenneiſen die alten Fettigkeiten herauszuſchmelzen, und des Sontags ſeinen lokenvollen Kopf in höchſter Schönheit wieder herzuſtellen. — Dieſer Menſch ward mir und meinen Brüdern in kurzer Zeit verächtlich: wozu ſeine übrigen Sitten das meiſte beitrugen. Unter andern war er ein erſchreklicher Eſſer, und ſeine elaſtiſche Leibeskonſtitution brachte gewiſſe bäuerſche Wirkungen nach jeder Mahlzeit hervor, von welchen wir ihm einen ſchmutzigen Namen gaben, der ſeinen Reſpekt mit jedem Tage mehr herunterſezte. Aber das, was ihn am meiſten erniedrigte, und als Erzieher junger Knaben äuſſerſt verwerflich machte, war ſein Umgang mit einem gewiſſen Röschen, welche meine Mutter als Näterin brauchte. So oft er uns ſpaziren führte, wählte er das Haus einer Kohlgärtnerin zu unſerm Aufenthalte und veranſtaltete jedesmal, daß unſere Kinderfrau, welche das jüngere Geſchwiſter trug oder führte, ſein Röschen mitnehmen mußte, welches er vor unſern Augen auf dem Schooße hatte, mit Kaffeſtölchen fütterte, und mit tauſend Küſſen beehrte. — Und dieſer Menſch war fünf Vierteljahr unſer Mentor.

Fünftes Kapitel.

Einfluß der Hauslehrer und Bedienten auf Moralität.

Es wird alſo wohl ohne mein Erinnern dem chriſtlichen Leſer einleuchten, daß wir unter dem Regiment ſolcher Hauslehrer, weder in nüzlichen Kentniſſen noch in moraliſcher Vervolkomnung groſze Fortſchritte gemacht haben. In Abſicht auf Bildung des Karakters mußte das Beiſpiel und die Ermahnungen des Vaters und der Mutter alles allein ausrichten. Und ich kan es betheuren, daß ich mich dieſer Wirkung noch jezt ſehr lebhaft erinnere. Ich habe als Knabe des Vaters erſtaunenden Fleiß und Arbeitſamkeit, ſo wie ſeine ſeltne Strenge und Gewiſſenhaftigkeit in Abſicht auf das Heilighalten deſſen, was Recht und Pflicht heiſt — und der Mutter ſanftes, gefälliges und liebevolles Weſen beſtändig beobachtet und den Werth dieſer Tugenden tief empfunden. Und wenn der jugendliche Leichtſinn und das Feuer des Temperaments mir die Nachahmung derſelben nicht gelingen ließ; ſo lernte ich ſie doch kennen, und liebgewinnen, und — mit Veſtigkeit urtheilen, daß das ganz vortrefliche und ſchätzenswürdige Menſchen wären, die ſo zu handeln ſich gewöhnt hätten.

Ueberhaupt kan ich von mir ſagen, daß ich frühzeitig und gewiß ohne alle Anleitung meiner Informatoren, von ſelbſt, viel reflektirt und, nach kindiſcher Art, und nach meinen damaligen Begriffen, viel gebetet habe, daß mich Gott ſo machen möge, wie ich nach meinem eignen Gefühl des Wohlgefallens urtheilte, daß ein Menſch ſeyn müſſe, wenn er gut, gottgefällig, und der Achtung Anderer werth ſeyn wolte.

Am meiſten erinnere ich mich, dem Fleiße einen hohen Werth beigelegt zu haben, ob ich gleich zu meiner eignen Unzufriedenheit mich zu keiner rechten Stätigkeit bringen konte. Aber da hatten auch gewiß, außer der Flüchtigkeit und dem wilden Feuer meines Temperaments, unſre Hauslehrer die größte Schuld. Denn wie wil ein Menſch, zumal ein Knabe, Luſt zur Arbeitſamkeit bekommen, wenn er zu lauter Geſchäften angeführt wird, die ihm durch Materie und Form

Ekel machen müſſen? Wirklich geht es überal natürlich zu, und man darf den Kindern die wenigſte Schuld beimeſſen, wenn ſie theils die Arbeit überhaupt ſcheuen, theils gegen das Lernen inſonderheit eine gewiſſe Abneigung verſpüren laſſen. Denn unſere Lehrer und Erzieher verhunzen warlich die Stimmung der jungen Seelen mit Gewalt durch die Beſchäftigungen, die ſie Kindern zumuthen, durch die unnützen, unverſtändlichen, troknen und ungenießbaren Sachen, welche ſie ihnen zu lernen geben und durch die ekelhafte Methode, deren ſie ſich dabei bedienen. Verſtünde man, dem kindiſchen Alter angemeßne und unterhaltende Beſchäftigungen aufzuſuchen; ſo würden Kinder auch mit mehr Luſt arbeiten. Und wählte man zu ihrem Unterrichte Dinge, die ſie faſſen könten und die etwas anziehendes für ſie hätten, und wüßte dabei durch Methode ihnen das Lernen derſelben leicht zu machen, ſie würden auch mit Luſt lernen.

Es iſt mir, ſeitdem ich Vater bin, ein einzigesmal gelungen, einen jungen Mann zu finden, der die wahre Methode verſtand, und in allen Lehrſtunden, die er meinen Töchtern gab, lauter angenehme Sachen (Natur und Geſchichte) ihnen vortrug und dies blos geſprächsweiſe, ohne daß die Kinder ſizen und leſen oder blos zuhören durften; — und da hab' ichs mit Augen geſehen, was das wirkt: da hab ich die Freude gehabt, daß die Kinder mit Luſt lernten, daß ſie es kaum erwarten konten, wenn die Stunde ſchlug, wo ſie zu Herrn Müllern gehen durften, und daß ſie es beklagten, wenn die Zeit der Schule ſchon verfloſſen war, und ſie von ihm verabſchiedet wurden.

Man denke ſich im Gegentheil ſo einen ekelhaften Schmocker wie Herr Banden war, der uns auf die Stühle zuſammenpreßte, und einige Stunden lang mit exponiren einer Epiſtel des Cicero und Vokabel lernen und dergleichen Dingen quälte, wo uns das, was wir laſen, ſo unverſtändlich und ſo unintereſſant war, und die Art, wie wir dabei geſchäftig ſeyn mußten, ſo ſchweißtreibend wurde: und wundre ſich dann noch, wenn ich, bei allen meinen Reflexionen über des Vaters herrliches Beiſpiel, und bei allem meinem guten Willen, mir keine Luſt zu lernen ſchaffen konte.

Wunderbar iſt mirs übrigens noch bis jezt, daß das unglükliche Beiſpiel des Schulz ſo wenig nachtheilige Eindrucke auf mich und meine Brüder gemacht hat. Ich kan nicht ſagen, daß der Anblik ſeiner oft ziemlich plumpen Kareſſen, eine beſtimmte Vorſtellung bei mir hervorgebracht hätte. Das einzige gedenke ich noch ganz deutlich, daß, da Röschen vom Herbſte bis ins Frühjahr in einer Pelzkontuche zu erſcheinen pflegte, welche ihr Adonis ihr fleiſſig an der Bruſt herabzuſtreichen gewohnt war, ſich eine ſinlich angenehme Idee in mir feſtſezte (ich war eben neun Jahr alt) welche in der Folge beſtändig fort durch das Gefühl oder den Anblik des Pelzwerks in mir erneuert, und mit der dunklen Empfindung eines gewiſſen inſtinktartigen Vergnügens begleitet wurde.

Verſtändige Leſer werden ſolche Bemerkungen gewiß nicht als unbiographiſche Lappalien anſehen, da es ihnen ohnſtreitig einleuchten wird, daß für die Kentniß der Geſchichte des Menſchen, d. h. der Art und Weiſe, wie ſein fixirter Karakter, ſeine Tugenden und Thorheiten, ſein Handlungsweiſen und Fertigkeiten, ſeine Schikſale und Auftritte entſtanden ſind — oft gerade die kleinſten Umſtände von Wichtigkeit ſind, wenn ſie die almälige Formung ſeiner Sitten und Begebenheiten ins Licht ſezen. Denn was nüzt mir Menſchengeſchichte, wo ich blos Thatſachen erblicke, aber den Zuſammenhang derſelben mit ihren Urſachen nicht zu ſehen bekommen, und ihre innre Entſtehungsart nicht zu eignen Reflexionen benuzzen kan?

In der That war dieſe Zeit, wo der obgedachte Anblik die beſchriebene Wirkung bei mir that, für mich die Zeit der erſten Aufweckung des ſchlafenden Inſtinkts, wo der unbeſtimte richtungsloſe Naturtrieb den erſten ſchwächſten und dunkelſten Grad von Beſtimtheit erhielt. Unbekant mit allem, was die Natur wirkliches hat, faßte ich jezt blos dieſen von meinem Lehrer bemerkten Gegenſtand mit meiner Phantaſie auf. Und jenes Gefühl und jener Anblik war viele Jahre lang für mich die einzige Art ſinlicher Wolluſt, deren ich empfänglich war.

Wenn aber die Leſer ſich wundern, daß ein ſolches Beiſpiel nichts ſchlimmers gewirkt hat; ſo werden ſie es noch mehr, wenn ich ihnen weiter erzähle, daß wir bald nach dieſer Zeit einen Bedienten ins Haus bekamen, der mir inſonderheit, der ich einen eigenen Hang hatte, mich durch Erzählungen unterhalten zu laſſen, die allerſchändlichſten Dinge verſagte, und mir ſogar eine Menge der ſcheuslichſten Methoden ſchilderte, deren er ſich bei ſeinem Umgange mit dem andern Geſchlechte bedient hatte, und daß gleichwohl auch dieſe Beſchreibungen, womit der Elende ein unſchuldiges Kind moraliſch zu vergiften drohte, mir gar keinen Schaden thaten. Aber die Urſache lag darinne, daß ich noch alzu unſchuldig war, um ihn zu verſtehen. Ich kante wirklich noch nicht den Unterſchied der Geſchlechter (ein zufälliges Glük, das mir unendlich genuzt hat!) und verſtand alſo durchaus keine feine Schilderungen, die er ohnehin, weil er mich für ſachkundiger hielt als ich war, mit bloßen Winken und Anſpielungen mir vortrug. Und ſo blieb ich mit beſtimterer Bekantſchaft des Böſen und — was unausbleibliche pſychologiſche Folge iſt, mit einer beſtimten Begierde verſchont. Ich blieb glüklicherweiſe hierinnen ganz Kind.

Eines andern Bedienten, Namens Ernſt, muß ich noch gedenken, weil auch dieſer den Grund zu einem gewiſſen Zuge meines Karakters gelegt hat. Dieſer Ernſt war ein guter, fleißiger und redlicher Menſch, der den gröſten Theil des Tages auf ſeiner Kammer zubrachte, wo er Schneiderarbeit that. Ich gewan dieſen Menſchen lieb und er bemühte ſich, in der beſten Meinung, da er meinen Hang merkte, mich durch Erzählungen zu amuſiren, um mich vom herumlaufen und wilden Streichen abzuhalten: weil er wuſte, daß meinem guten Vater daran beſonders gelegen war, daß er nicht durch das Gelerm ſeiner muntern Jungens in ſeinen Arbeiten geſtört würde. Täglich alſo ward Ernſt meine Geſellſchaft in müßigen Stunden, und ich hörte ihm mit unermüdeter Geduld zu, wenn er meine Phantaſie mit romanhaften Bildern bereicherte.

Ich war von Natur munter und zur Fröhligkeit geſtimt, und hatte dabei einen unbegränzten Hang mit meiner Imagination in der Zukunft herumzuſchweifen, und mir angenehme Ausſichten zu bilden. Der gute Ernſt ſahe alſo bald, daß mir keine Geſpräche intereſſanter waren, als wenn er mich mit Projekten unterhielt. Da war denn jeden Tag ein neuer Roman auf dem Tapet, in welchem der Held, an deſſen Plaze ich allemal mich ſelbſt dachte, oder den auch wohl der gefällige Schneider mir geradehin namentlich anwieß, allemal und ohne alle Schwierigkeiten glüklich wurde. Denn zu Schürzung eines Knotens, wodurch der Held erſt in bedenkliche Umſtände gerieth, ehe er das Ziel ſeiner Wünſche erreichte, hatte ſein Kopf kein Talent. Da kamen Entwürfe zum Reichwerden an den Tag, welche er mit der Mine der Wichtigkeit mir mittheilte, verſichert, daß ich ihre Unwahrſcheinlichkeiten nicht merken, und, im Vertrauen auf ſein Alter und ſeine Erfahrung, ihm Glauben beimeſſen würde. Da hatte er berechnet, wie wir in der Glüksbude den größten Gewin erhalten könten, ohne ſich daran zu ſtoßen, daß wir beide nicht ſo viel Geld hatten, um ein Loos zu kaufen. Da ſezten wir mit einander, für eben dieſe Schwierigkeit unbeſorgt, in die Lotterie, und überlegten ſehr ernſthaft, was wir mit dem großen Looße anfangen wolten. Da fanden wir einen Schaz und machten weitläuftige Entwürfe, wie wir die ungeheure Summe am beſten anlegen könten. Da gingen wir auf Reiſen und machten ein unverhoftes Glük. Kurz, Ernſt wußte jeden Tag meiner Phantaſie neue Ausſichten zu geben, und meinen Glauben an ſeine Verſicherungen dadurch zu beveſtigen, daß er mit großer Beſcheidenheit jedesmal mich bat, ihn in meinem Glükke nicht zu vergeſſen, ſondern als einen armen Menſchen mit zu verſorgen.

Man ſtelle ſich vor, wenn die feurige Imagination eines Knaben zwei Jahr lang durch tägliche Unterhaltungen dieſer Art die herſchende Richtung bekomt, nichts als angenehme Gegenſtände in der Zukunft zu denken: wenn ſie dabei gewöhnt wird, Unwahrſcheinlichkeiten, Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten, mögliche nachtheilige Folgen u. d. zu überſehen: wenn es ihr habituel wird, alle Dinge in der wirklichen Welt nur von ihren reizenden und vortheilhaften Seiten zu betrachten, ſich nie das Böſe und Nachtheilige neben dem Guten vorzuſtellen, ſondern nur immer einſeitig alles im Lichte der Freude zu erblikken — man ſtelle ſich vor, was das einer Seele für eine unausrottliche Stimmung geben muß!

Unſer Ernſt war ein Schneider und kein Philoſoph, wohl zu merken: ſonſt hätte er freilich — hoffentlich — eingeſehn, daß er mit ſeiner gutgemeinten Unterhaltung mir Schaden thun muſte. Denn ich bin gewiß, daß er den Grund zu meinem idioſynkratiſchen Leichtſinne gelegt, und mir es für mein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange gemacht hat, mir ſtets frohe Ausſichten zu bilden, und bei allen Gegenſtänden der Zukunft, nur die heitere, angenehme, und reizende Seite zu ſehen, und für Schwierigkeiten und mögliche böſe Folgen gar kein Auge zu haben.

Denn darin beſteht eigentlich, was ich meine chriſtlichen Leſer wohl zu beherzigen bitte, der mir von ſo manchem hochweiſen Richter meines Lebens ſo oft vorgeworfene Leichtſinn, daß ich bei allem, was ich als zukünftig denke, bei allen Projekten, Entwürfen, Anſchlägen, nur für die frohe Seite der Sache einen Sinn habe, und die ſchlimme Seite, (ſogar bej dem oft mit Bewußtſeyn vorhandenen beſten Willen, ſie zu bemerken) nicht ſehe.

Dieſe in einer Schneiderwerkſtatt erzeugte Krankheit hat zugleich eine beſtändige Nahrungsquelle in meinem an ſich ſehr glüklichen Temperamente gefunden. Es iſt nämlich meine erſtaunliche Jovialität, meine mir von Jugend auf eigne und nur ſeit einigen Jahren erſt ein klein wenig gemilderte herſchende Heiterkeit und Stimmung der Seele zum Frohſeyn, die Urſache, daß faſt alle Dinge in der Welt, und ſo auch Menſchen, die ich kennen lerne, mir blos von einer angenehmen und geniesbaren Seite erſcheinen: daß alſo in meiner Seele bei allem, was ich denke und überlege, (und ich überlege wahrlich alles, was ich von Wichtigkeit thue, mit der ehrlichſten und gutgemeinteſten Sorgfalt) immer nur die erfreuliche und vortheilhafte Seite ſich mir darſtellt: und daß ich hingegen (bei allem meinen guten Willen, volſtändig in meinen Ueberlegungen zu ſeyn) die bedenklichen Seiten, die üblen Folgen, gar nicht ins Auge bekomme, oder doch erſt ſpat, und wenns zu ſpat iſt, entdecke.

Sechſtes Kapitel.

Beßre Lehrer und Erzieher.

Mein armer Vater konte anfangs ſeinen Hauslehrern nicht mehr, als freie Wohnung, aber mit mir und meinen beiden Brüdern auf einer Stube, nebſt Heizung, Licht, Aufwartung und etwa 24 bis 30 Thaler Geld anbieten. Da war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß nur Leute von der geringſten Klaſſe ſich zu einer ſolchen Kondition verſtunden.

Da er ſelbſt in eine glüklichere Lage kam, und bei 800 Thalern Prediger Beſoldung, auch die Einkünfte, als ordentlicher Profeſſor der Theologie, Beiſitzer des Konſiſtorium u. d. bezog und ſofort auch einen anſehnlichern Gehalt für den Erzieher ſeiner Kinder beſtimte, auch überdem durch ſein bekantes Anſehn beim Magiſtrat und bei Hofe in dem Kredit ſtund, daß er zur Beförderung eines jungen Mannes mitzuwirken vermögend war; da fanden ſich auch ganz andere

Männer, welche unſere Bildung übernahmen: — ein deutlicher Beweis, daß vernünftige Eltern nirgends mehr ſich angreifen ſolten, als bei Ausſezzung der Belohnungen für die Führer der Jugend.

Der erſte würdige Mann, in deſſen Hände meine Erziehung gerieth, war der jetzige Konrektor Hofmann auf der Thomasſchule zu Leipzig. Dieſer verband mit ſehr gründlichen und ausgebreiteten Schulkentniſſen eine gute Methode, und beſaß zugleich die Gabe, durch Freundlichkeit und edle Behandlung, die Liebe ſeiner Zöglinge zu gewinnen. Mit mir ging er beſonders liebreich um, und nahm einen Ton der Vertraulichkeit an, der mir ſchmeichelhaft war, und durch Ehrgeiz mich ganz an ihn feſſelte.

Ich erinnere mich auch, daß ſeine nette Kleidung mir auffiel, welche mit dem ſaloppen Anzuge der vorigen Informatoren ziemlich ſtark kontraſtirte, und daß dieſes Aeußerliche ihm einen gewiſſen Reſpekt gab, der einem Erzieher bei ſeinen Zöglingen ſo unentbehrlich iſt.

Die Religionsübungen gewannen unter ſeiner Leitung nicht minder, als der Schulunterricht.

Denn wenn die vorigen Lehrer uns durch ein froſtiges und mechaniſches Geleier, das oft zu halben Stunden dauerte, ermüdet, und die ſo genannten Betſtunden zum Ekel gemacht hatten, ſo wuſte dieſer durch ein kurzes Gebet und einige gut gewählte Strophen zum Geſang, wobei er blos durch das Beiſpiel der eignen Andacht die meinige erwekte und erwärmte, manche gute religiöſe Empfindung in mir hervorzubringen oder zu ſtärken.

In den Stunden des Unterrichts machte er ſich, beſonders im Sommer, die Bequemlichkeit, daß er mir es übertrug, meinen beiden jüngern und minder fähigen Brüdern, nebſt dem kleinen Ernſt (jetzigen hochberühmten Philoſophieprediger, Herrn Prof. Platner in Leipzig) Lektion zu geben, indeß er auf ſeinem Bette lag und zuhörte. Da wußte ich mir denn außerordentlich viel, wenn ich, mit dem Bakel unterm Arm, in der Stube auf und abgehen, und meine Schüler ein Stük Nepos aufſagen laſſen, und ſie weidlich korrigiren konte. Dies entflamte meinen Ehrgeiz und ſpornte meinen Fleiß an.

Zur Zeit dieſes Mannes erhielt ſich die Unſchuld meines Herzens, um ſo leichter, weil ich auf der einen Seite wirklich an Pietät, (ich wil ſagen, an öfterm Bewuſtſeyn aus Gotteskentniß entlehnter Beweggründe zum Guthandeln.) bei ihm zunahm, und auf der andern Seite zu eigentlich böſen, d. h. Geſundheit und Pietät zerſtörenden Dingen keine Gelegenheit hatte. Denn wir waren theils faſt beſtändig unter ſeinen Augen, theils verurſachte die Armuth meines Vaters oder vielmehr die aus den Zeiten der Armuth entſtandene Gewohnheit, daß wir wenig oder gar keine Geſelſchaft mit andern Kindern hatten, und folglich vom Sehen und Lernen des Böſen frei blieben. Unſer Hofman führte mich meiſtentheils in ſeine Geſelſchaften ein, wo ich unter Erwachſenen mich befand, oder, wenn auch jene ihre Zöglinge bei ſich hatten, doch mit ihnen unter Männer Augen handelte.

Eines Umganges mit dem andern Geſchlecht aus dieſer Epoche kan ich mich gar nicht erinnern: außer daß ich zuweilen das Mechaniſche Haus beſuchte, welches an unſere Wohnung ſtieß, und wo mir die mittelſte Tochter, die aber doch ſchon einige Jahr älter, als ich und ein ganz geſeztes Frauenzimmer war, ſo gefiel, daß ich wohl ſagen möchte, ich ſey, wie ein unſchuldiger Knabe von etwa zwölftehalb Jahren es ſeyn kan, in ſie verliebt geweſen. Ich urtheile dies daraus, weil ich mich noch gar wohl erinnern kan, daß ich zuweilen des Abends, wenn die Mahlzeit vorbei und jedes in ſeinem Schlafzimmer war, mit wahrer Lebensgefahr (im dritten Stokwerk) von dem Fenſter unſers Ganges zum Fenſter des Treppengehäuſes hinüber geſchritten bin, welches mit jenen einen rechten Winkel formirte, und doch gewiß eine Ausſchreitung von anderthalb Ellen erforderte. Indeſſen waren dieſe Kinder allezeit unter den Augen ihrer Mutter, ſo daß das allerſchlimſte, was ich mich da gethan zu haben erinnere, ein ziemlich wildes Blindekuhſpiel war.

Daß wir übrigens, bei aller guten Aufſicht, nicht manche dolle Jugendſtreiche gemacht haben ſolten, verlange ich gar nicht zu behaupten. Denn es gab doch zuweilen Stunden, auch halbe Tage, wo unſere Eltern nicht zu Hauſe waren, und wo auch wohl der Herr Informator ſich einen guten Tag machte: und da mußten ja wohl ſo muntere Knaben, darunter ich dann ſicher der wildeſte war, auf manchen Einfal gerathen, der einen Prügelregen nach ſich zog.

Um ein einziges Exempelchen zu geben, weil es doch manchem Leſer darum zu thun iſt, die Manier des Dichters, des Redners, des Schauſpielers — kennen zu lernen — wil ich nur dies bemerken, daß es eine unſerer Hauptbeluſtigungen war, bibliſche Hiſtorien dramatiſch zu bearbeiten und vorzuſtellen. Das thaten wir denn ohne allen Aufwand von weitläuftigen Dialogen, vielfältigen Scenen, großen Dekorationen u. d. und wir behandelten unſere Stücke ganz ſimpel und kurz. So führten wir z. B. den Durchgang der Kinder Iſrael durch den Jordan dergeſtalt auf, daß mein Bruder einen Eimer Waſſer holte, indeß ich mit dem jüngſten und einigen Nachbarskindern, die wir zuweilen erwiſchten, hinter dem Ofen ſtunden und die Kinder Iſrael repräſentirten. Wie nun der mittelſte Bruder den Eimer brachte und quer über die Stube hingoß, ſo trat ich, als Moſes, mit dem Beſen hervor, ſtrich durch den ſeichten Strom hin, und führte ſo die Iſraeliten troknes Fußes hindurch und — erhielt hernach von meinem Vater mit meinen Brüdern eine Tracht Schläge, weil das Waſſer durch die Dielen gedrungen, und ihm in die Studierſtube gelaufen war, und Bücher und Schriften erſäuft hatte.

Auf unſern Hofman folgte ein eben ſo würdiger Mann, der Magiſter Reinhold, welcher durch meines Vaters Empfehlung Katechet in Leipzig und, durch eben dieſes Mittel, bald darauf Paſtor zu Nebra in Thüringen und zulezt Superintendent in Mühlhauſen wurde. Dieſer Mann hatte eine ganz eigne und ich möchte ſagen, bezaubernde Art von Würde in ſeinem Aeußerlichen. Seine Mine, ſeine Sprache, ſein Ausdruk, ſein Gang, alles war vol eines edlen Ernſtes, und flößte, ohne dem Wohlwollen und der Traulichkeit zu ſchaden, Ehrfurcht ein.

Von ſeinem Unterrichte haben wir nicht ſonderlichen Gewin gehabt: denn er war kein Schulmann und liebte auch zuſehr die Bequemlichkeit.

Aber deſtomehr nahm ich unter ſeiner Führung an Pietät und geſeztem Weſen zu. Sein Aeußerliches konte nicht ohne Nachahmung bleiben. Und ich bin mir bewuſt, daß ich zu ſeiner Zeit außerordentlich gleichgültig gegen manche Spielereien und Kinderpoſſen ward, die ich ſonſt ſehr geliebt hatte, und mit einer Art von Ehrgeiz mich beſtrebte, die Würde des Mannes, die mir ſoviel Wohlgefallen erweckte, weil er mich dabei gleichwohl mit ſoviel Herzlichkeit behandelte, in meinem eignen Betragen zu erreichen.

Einen beſtändigen Einfluß hat dieſer Mann dadurch auf mich behalten, daß er mir viele Jahre lang das Muſter der Mimik und der Tonkunſt beim Deklamiren geblieben iſt, welches ich nachzuahmen ſtrebte.

Der lezte und volkommenſte meiner Jugendlehrer war ein gewiſſer Jäger, deſſen ich mich, ſo lange ich lebe, mit innigſter Rührung erinnern werde. Nie habe ich einen Mann gekant, der ſo viel Liebe und Ehrfurcht zugleich einflößen und ganz eigentlich abnöthigen konte. Seine Phyſionomie war der Abdruk der Tugend, ſeine Rede ihre Stimme, und ſein Leben ihr Muſter.

Wir waren Kinder, aber die Züge der engelreinen Seele in jeder ſeiner Minen und Handlungen waren ſo ſtark, daß auch wir ſie laſen und verſtunden.

Etwas war in ſeinem Geſicht, wenn ihm eine Kolliſion zwiſchen Pflicht und Nachſicht vorkam, das ich gar nicht zu beſchreiben vermag, und das ihn gleichwohl ganz bezaubernd machte. Man erblikte da eine rührende Verfließung des Schmerzes über die Nothwendigkeit etwas verſagen oder an ſeinen Zöglingen tadeln zu müßen und, der heiligſten Entſchloſſenheit, nicht ein haarbreit von dem abzuweichen, was Natur oder Konvention ihm zur Obliegenheit gemacht hatte.

Wäre dieſer Mann, der kaum drei Vierteljahr in unſerm Hauſe war, bis an das Ende unſerer Erziehungszeit bei uns geblieben, ich wäre ein Heiliger geworden. Denn Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn dafür hielt, und vor dem Bilde der Tugend, das an ihm ſo ſichtbar war, einen ſolchen Grad von Ehrfurcht empfand, welcher der höchſten Gebetsandacht gleich kam. Er ſchien mir ein Muſter der beſcheidenſten und Prätenſionloſeſten Tugend zu ſeyn, das meinen ganzen Stolz befriedigen konte, wenn ich es je erreichte.

Mein Vater liebte ihn unausſprechlich, und machte mich auf manches Gute an ihm erſt aufmerkſam, was ſich vor meinen Bliken verborgen hatte, weil er wirklich auch darinnen eine Seltenheit war, daß er die Schönheiten ſeiner Seele ſelbſt im Schatten zu ſtellen ſuchte, um nicht prahleriſch zu ſcheinen. Er war äußerſt mäßig im Eſſen und Trinken und doch ſchien er bei der Mahlzeit ſichs recht herzlich ſchmecken zu laſſen. Er trug kein Bedenken ſeine äußerſte Armuth zu geſtehen, und er that, als wenn er durch den höchſten Grad von Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge ſein Geſtändniß auszulöſchen ſuchte. Er war ſchüchtern und demüthig, und er ſprach doch mit den Vornehmſten und Geringſten mit einer ſo abgemeſſenen Würde, daß beide ihn reſpektiren muſten. Er war im höchſten Grade ſtreng bei alle dem, was ſeine Pflicht erheiſchte, und ſein Betragen war dennoch ſo gefällig, daß er nicht fähig ſchien, etwas abzuſchlagen. Er war from, wie eine Heloiſe, und in Geſellſchaft ſo munter und aufgeräumt, daß kein Epikuräer vor ihm ſcheu wurde.

Und dieſer vortrefliche Mann, welcher die edelſten Grundſäze meinem Verſtande, und die feurigſten Gefühle für Rechtſchaffenheit und Tugend meinem Herzen am tiefſten eingeprägt hat, ward unter meinen Lehrern der erſte und einzige, an welchem ich das traurigſte Räthſel der Vorſehung, die Tugend im Unglük, kennen lernen mußte. Sein Schikſal war mir erſchütternd, und wird ſtäts mir unvergeßlich bleiben.

Mein Vater hatte ihn bei einer vakanten Katechetenſtelle an ſeiner Kirche empfohlen, und einige ſeiner öffentlichen Kanzelvorträge waren mit ſo algemeinem Beifalle aufgenommen worden, daß ſeine Wahl gar keine Schwierigkeit fand. Auch war bereits Rath geſchaft, den bei ſeiner Armuth ihm ſelbſt zu ſchweren Aufwand zu beſtreiten, welchen die ſchwarze Kleidung, nebſt dem Mantel und übrigen Ornat erfoderte. Alle Menſchen gönnten ihm ſein Glük, und in unſerm

Hauſe war lauter Jubel. Am Freitage erhielt er die Vokation, und den Sonnabend kam er zu meinem Vater, und meldete ihm, daß er ſie nicht annehmen — daß er nicht in Leipzig bleiben könne. — Man denke ſich unſern Schrek!

Wir ſtekten die Köpfe zuſammen. Wir drangen mit dem wehmüthigſten Flehen in ihm, uns das Räthſel zu löſen. Seine Freunde kamen herbei, und erſtaunten mit uns, und baten ihn mit uns, daß er bleibe. Aber nichts war aus ihm herauszupreſſen, als Seufzer und Thränen. In wenig Tagen verließ er Leipzig.

Man höre den Aufſchluß des Räthſels. Der unglükliche Mann hatte ſeine Jugendjahre in reinſter Unſchuld verlebt. Armuth, ſchlechte Koſt, beſtändiges Studiren — hatten ihn vor Gelegenheit, und Verſuchung geſchüzt. Er kam in unſer Haus. Ein guter Tiſch vermehrte ſeine Körperkraft, daß das blaſſe hagre Geſicht nach einigen Monaten wie eine Roſe blühte. Die Liebe, mit der er überhäuft wurde, und ſeine zunehmenden Bekantſchaften hatten ſeinen Geiſt aufgeheitert, und ſeiner natürlichen Stimmung zum Frohſeyn Spielraum geſchaft.

Unbekant mit allem, was man Laſter nennt, und gänzlich unerfahren in dem, was Gefahr und Verſuchung zum Böſen heißt, wandelte er in der Unſchuld ſeines Herzens drei Monate dahin, ohne daß ein ſchlechter Gedanke ſeine Seele entheiligte. Eines Tages wird er zu einem Magiſterſchmauſe eingeladen, wo einige, bei denen die alzuſtrenge Tugend, ſtatt Ehrfurcht, Lüſternheit ſie zu beflecken erregt hatte, einen Anſchlag auf ihn machten. „Du, ſagte der eine, laß uns heute den jümpferlichen Jäger eins auf den Pels trinken.“ Sie wurden einig, und der arme Jäger erlag.

Nicht trunken, aber doch mit einer ungewohnten Portion beladen, und ſo aufgeräumt, daß er allenfals Muth gehabt haben würde, ohne Zittern einen bloßen Degen zu ſehen. — kam er des Abends ſpat nach Hauſe, fand niemand mehr auf, als unſere alte Magd, eine Perſon von vierzig Jahren, und häßlich, wie die Nacht. Dieſe geleitet ihn nach ſeinem Zimmer, ſieht ſeine auſſerordentliche Jovialität, erbietet ſich, ihm noch eine

Taſſe Thee zu machen, kommt darüber mit ihm ins Geſpräch, und — der arme unglükliche Mann — vergißt ſich.

Noch ſteht mir eine Thräne im Auge, wenn ich an dieſen ſchreklichen Fall gedenke. Noch ſchwebt mir der Kummer vor Augen, der mich damals verzehrte, und meinen Glauben an Vorſehung, den ich als Knabe ſchon ſo beveſtigt zu haben vermeinte, wankend machte.

In einem Abende, wo alles, was von ſeinen freien Vorſtellungen unabhängig war, die Liſt der Neider ſeiner Tugend, die Macht des Getränks und ſeine Tugend ſelbſt, ich meine ſeine Unerfahrenheit und Unkunde der Gefahr — ſich wider ihn vereinigt hatte — mußte ſeine Unſchuld geſtürzt, ſein Glük zerſtört, und ein Mann, der ſo unendlich viel Nuzen in der Welt ſtiften konte, vernichtet werden.

Der arme Jäger hatte früh ſeine Vokation erhalten, und Freudenthränen vor Gott und ſeinem Wolthäter geweint, und am Abend meldet ihm dies ſcheusliche Weibesbild, an die er gar nicht mehr gedacht hatte, ihre Schwangerſchaft. —

Todesangſt überfällt ihn, er ſagt ſeine Stelle auf, verläßt Leipzig, begiebt ſich nach ***, und — ſtirbt ein Jahr darauf vor Harm und Kummer.

Wie viel Tauſende genießen die Freuden der Thorheit durch ihr ganzes Leben und — gedeihen! Und dieſer Rechtſchafne. — Doch laſſet uns den Vorhang vorziehn, und mit dem Apoſtel ſagen: unerforſchlich ſind deine Wege! —

Wie viel wahre Philoſophie in dieſen Worten des philoſophiſchen Paulus liege, mögen die, ſo es nicht wiſſen, aus meiner analytiſchen Erklärung der Briefe der Apoſtel lernen, die ich nach Biographenpflicht und Fug hiermit für eine meiner beſten Schriften erkläre.

Siebentes Kapitel.

Oeffentliche Schulen.

Warum mein Vater die Hauslehrer-Erziehung aufgab, weiß ich nicht. Vielleicht hatte ihn der Ueberdruß dazu bewogen, weil er ſahe, daß die ſichern Leute nichts taugten, und die tauglichen nicht ſicher waren, d. h. wenn er ſie kaum im Hauſe hatte, ihr Glük machten, und uns wieder verließen. Denn wirklich hatte er den H. Reinhold nur ein halb Jahr, und den unglüklichen Jäger drei Vierteljahr nur genoſſen.

Er vekam nun den ſonderbaren Einfal, mich auf die Leipziger Nikolaiſchule zu ſchikken, und meine Studien da vollends zur Akademie reif werden zu laſſen. Aber das Jahr, welches ich hier zubrachte, war verlohren. Ich lief alle Morgen mit meinem großen Bücherpack, dem ein ſtarker Riemen Haltung gab, um ſieben Uhr nach meiner Klaſſe, und kam um eilf Uhr eben ſo zurük, wie ich hingegangen war. Es war nichts da zu lernen.

Der große Reiske zwar, ſtand damals als Rektor an dieſer Schule, und zog durch ſeinen Ruf manchen Lehrling an ſich, mochte auch wohl auf der Wagſchale der Rathſchlagungen meines Vaters das größte Gewicht geweſen ſeyn, und den Ausſchlag gegeben haben; aber theils kam ich nicht in ſeine Klaſſe, weil ich noch nicht reif zu Prima ſchien: theils war auch dieſer große Mann nicht fähig, jungen Leuten Fortſchritte in Schulkentniſſen zu verſchaffen, weil er gar keine Gabe des Vortrags hatte und ſeine unermeßlichen Reichthümer in Sprachen und Geſchichte nicht von ſich geben konte. Seine Seele glich einem Bauche, der ohne Kliſtire keinen Abgang hat. Es war ein Gelehrter, der mit Kentniſſen ganz eigentlich überladen, und eben darum beſtändig obſtruirt war. Man mußte ſelbſt ſchon weit ſeyn, wenn man ihn wirklich benuzen wollte. Man mußte mit ihm ſprechen, man mußte ihm alles, was man zu wiſſen nöthig fand, abfragen: da war der Mann unerſchöpflich, da war er befriedigend, da ward er lehrreich. Aber, wenn er Lehrlinge vor ſich haben, und allein ſprechen mußte, da konte er nichts, als exponiren und paraphraſiren, und das noch dazu in einem Deutſch, das nicht zu genießen war.

Mein Lehrer ward der Konrektor Adami, den Gott im Zorn zum Schulmanne gemacht hatte. Ob er ſchulmänniſche Gelehrſamkeit beſeſſen hat, weiß ich nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß keine Spur davon in ſeinen Schulſtunden zu vernehmen war. Seine Erklärungen der klaſſiſchen Autoren beſtunden entweder in dürrer Grammatik, oder in Minelliſchen Noten. Dabei war ſeine Stimme ſo widrig, ſein Air ſo pedantiſch, ſeine Laune ſo hypochondriſch, daß man entweder vor Ueberdruß erkranken, oder vor langer Weile bei ihm einſchlafen mußte. Das leztere war bei ſeinen Schülern der gewöhnliche Fall. Oft ſah man ganze Reihen oder Bänke voll Schüler in einem Tempo nikken.

Das allerſchlimmſte war dabei, daß der Mann ein gewiſſes ridicule hatte, welches alles vollends verdarb. Denn da gab es, vornehmlich unter den Primanern, niederträchtige Menſchen in Menge, welche ſichs zum eignen Geſchäfte machten, täglich neue Erfindungen anzubringen, den alten Mann zum Narren zu machen. Und wer dann nicht über die Erfindungen lachte, mußte wenigſtens über die Bocksſprünge lachen, welche der gute Adam machte, wenn er eine ſolche Poſſe entdekte, und es endlich merkte, daß ſie auf ihn gemünzt war. Dieſes Unglück, wenn es einen Schulmann einmal trift, zerſtört nicht nur allen Nuzen ſeines Unterrichts, ſondern es bringt auch einen Geiſt des Leichtſinns, und ich möchte ſagen, der Gewiſſenloſigkeit, unter die Schüler, der manches junge Herz vergiftet, und Sitten und Karaktere verunſtaltet.

In Adamis Stunden war zulezt gar keine Aufmerkſamkeit mehr. Und wenn wir es ſatt waren, den alten Mann zu verſpotten und zu necken; ſo zogen wir mit unſerm Wize, der einmal in Odem geſezt war, gegen einander ſelbſt zu Felde. Und wirklich habe ich in dieſem Jahre mehr Methoden, Leute zu plagen gelernt, als mancher Zeitlebens nicht zu erfahren bekomt. Einer meiner beſten Antagoniſten, war ein gewiſſer Herr von Hohenthal, welcher blos durch ſeine Hammelsnatur mich reizte, auf ſeine Unkoſten wizig zu ſeyn, und einen Ruhm darinnen zu ſuchen, wenn ich die Lacher über ihn aufzuregen vermochte.

Mein Vater merkte freilich bald, und auch ich, zu Reflexionen über mich ſelbſt gewöhnt, eröfnete es ihm, daß dieſe Schule für mich fruchtlos und ſogar verderblich war: allein es dauerte lang, ehe er eine Veränderung beſchlieſſen konte. Endlich brachte ihn der Burgemeiſter Born, einer ſeiner redlichſten Freunde und eifrigſten Gönner, auf den Gedanken, mich und meinen mittelſten Bruder auf die Fürſtenſchule, Pforte, zu bringen, wo er uns ganz ohne Koſten unterhalten konte, indem der Leipziger Rath meinem Vater, die beiden Alumnenſtellen für ſeine Söhne bewilligte welche derſelbe zu vergeben hatte.

So zog ich nun, nicht volle vierzehn Jahr alt, ſchwach und zart an Körper, und klein von Wuchs, aus den Armen meiner weinenden Mutter, zum erſtenmale in die Fremde, und kam unter eine Menge von Leuten, von denen ich nicht einen einzigen kante.

Aber hier zeigte und fixirte ſich ein Zug meines Temperaments, der mir in meinem Leben oft zu ſtatten gekommen iſt, und der ſich hier zum erſtenmale in einer gewiſſen Stärke äußerte. Ich war in Abſicht auf Leibesſtärke und Weltkentniß ein wahres Kind, und fand mich gleichwohl in meine neue Welt, wie, wenn ich ſchon oft ſolche Veränderungen erfahren hätte. Das Neue ſchreckte mich nicht. Das plözliche Verſchwinden des Alten rührte mich nicht.

Mein Vater brachte uns ſelbſt auf dieſe Schule, und empfahl uns der Vorſorge des würdigſten Schulmanns, des wahren Pendants eines großen Erneſti, des berühmten Freytags. Dieſer alte Mann, der, bei einem unbehülflich dicken Körper, ein äußerſt auſteres Air hatte, und vor Fett grunzte, beſaß dennoch eine gewiſſe unverkennbare Leutſeligkeit, und zeigte es auf den erſten Augenblik, daß er ein edler, und für ſeine Schüler väterlich geſinnter Mann war, ſo deutlich, daß ich gleich ein Herz zu ihm faßte, und mich in ſeinen Händen zufrieden fühlte.

Wir ſpeiſten des Abends bei ihm; aber ſchon um neun Uhr kam ſein Famulus, und foderte uns unvermuthet zum Schlafengehn ab. In dem nämlichen Augenblik alſo mußten wir die Tafel verlaſſen, unſerm Pflegevater gute Nacht, und unſerm Vater das Lebewohl ſagen, und, der Führung eines fremden Vorgeſezten mit einer großen Laterne, uns anvertrauen,

Ich vergoß keine Thräne bei dieſem Abſchiede. Und ob ichs gleich innig empfand, daß ich jezt zum erſtenmale mich von einem geliebten Vater trennen, und vielleicht auf mehrère Jahre trennen mußte; ſo dauerte doch dieſe heftige Empfindung nicht lange. Es war ein Schlag, der mich auf einige Minuten erſchütterte, und tief in die Seele drang. Aber ich befand mich kaum eine Viertelſtunde auf meiner Zelle; ſo war der Schmerz abgeſtumpft, und ich konte ſo gut einſchlafen, wie zu Hauſe.

Dies iſt das ſchäzbare Eigenthum meiner Seele, das die Mutter Natur mir verlieh. Ich kan durch kein Uebel auf lange Zeit niedergebeugt werden. Es ſey ſo groß es wolle, oder komme noch ſo plözlich und unvermuthet; ſo iſts, wie geſagt, nichts, als ein Schlag, der durch und durch geht, und mich, höchſtens auf einige Minuten, nachdenkend macht. Aber ſo, wie die erſte Erſchütterung ſich verbebt hat, ſo eilt meine rege Phantaſie mir zu Hülfe, und mein glüklicher Leichtſinn macht, daß die neue Lage, in der ich mich befinde, mir von einer genießbaren Seite erſcheint. Da erblikke ich augenblicklich eine Menge Bilder, die mich beruhigen, wenns gleich oft nur leere Erſcheinungen ſind. Da ſehe ich ſchnell (oder bilde mir ein zu ſehn) eine Menge kleiner oder groſſer Vortheile, welche das eingetretene Uebel nach ſich ziehen könte. Da ſehe ich eine Menge Mittel, wie ich mir es zu heben, oder abzukürzen, oder zu mindern vermag. Da fallen mir Anſchläge und Projekte ein, durch deren Ausführung ich mich wieder ſchadlos zu halten, und den erlittenen Verluſt oder Schmerz mir wieder zu erſezen gedenke. Kurz, meine Ruhe iſt in weniger Zeit wieder hergeſtellt, und ich trage das Uebel mit der größten Gelaſſenheit, wenn es nur nicht mit kontinuirlichen Quaalen verbunden iſt. Ich kan auch betheuern, daß ich nie über ein Unglük geweint habe, ob ich gleich ſonſt, bei rührenden Auftritten, ſehr leicht weine.

Der würdige Freytag hatte gleich bei ſeinem erſten Schritte, den er für uns that, als Vater gehandelt. Er hatte mir und meinem Bruder erſtlich ein paar Primaner vom erſten Range, und zweitens, die beiden beſten aus der ganzen Klaſſe, zu Obergeſellen gegeben.

Erſteres war darum eine Wolthat für uns, weil in dieſer Schule die untern Klaſſen Sklaven der obern ſind, und daher ein Knabe beſtändig in Gefahr iſt, von den obern gemisbraucht, und zerprügelt zu werden, wenn ſein Obergeſelle nicht ſelbſt ein Primaner, und zwar ein ſolcher Primaner iſt, der Autorität hat, und ſeinem Kleinen eine wirkſame Protektion zu leiſten im Stande iſt.

Der Obergeſelle meines Bruders, war ein gewiſſer Kunz, der hernach in der Geſchichte meiner liebſchaftlichen Thorheiten wieder vorkommen wird. Er war ein Menſch von Rieſenſtärke, etwas roh von Sitten, aber brav, und hatte gewaltiges Anſehn unter den Schülern, theils ſeiner Stärke und ſeines Muths halber, theils weil er Famulus beim Rektor war, vor dem alle Schüler eben ſo viel Achtung, als Furcht hatten. — Mein Bruder indeß gedieh nicht bei ihm, weil Kunz mit der Famulatur zu viel Geſchäfte hatte, und ſich wenig um ſeine Geſundheit, Reinlichkeit, Sitten, und wiſſenſchaftliches Wachsthum bekümmern konte.

Der meinige hieß Pallmann, und war ein vortreflicher Mann. Sein Karakter war Empfindlichkeit und Aergerlichkeit, woran ſein Körper viel Antheil hatte. Aber in ſeinem Betragen, beſonders gegen mich, war er äußerſt wohlwollend und freundlich. Und das, was ihn mir unſchätzbar machen mußte, war ſeine Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er ſeine Pflichten erfüllte, die ihm als Obergeſelle zukamen. Er gewöhnte mich an Reinlichkeit und Ordnung. Er leitete mein Studiren mit Einſicht und Geſchmak. Er berathete mich in meinem Benehmen gegen meine Mitſchüler. Und er gab mir alle Tage mit Vergnügen (weil ich folgſam und gelehrig war) Lektionen, in denen ich mehr lernte, als in den ordentlichen Schulſtunden: denn er war ein heller Kopf, und verſtund die Römer und Griechen beſſer, als alle Kollegen des Rektors. Wenn er mich überſetzen lehrte, fand er immer den treffendſten und ſchönſten deutſchen Ausdruck. Und ſeine Erklärungen waren alle dem Zwekke angemeſſen, mich mit dem Geiſte des Schriftſtellers, und, mit ſeinen Schönheiten eben ſo bekant, als mit dem Genius ihrer Sprache vertraut zu machen. Außerdem hatte der Mann ſo ganz das ſtille, ernſte, religiöſe, und doch dabei liebreiche Air meines ehemaligen Jägers, und war alſo für mich das wohlthätigſte Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung zu meiner Bildung bedienen konte.

Achtes Kapitel.

Schulpforte, wie ſie zu meiner Zeit war.

Ich denke ja, daß es meinen Leſern nicht zuwider ſeyn wird, wenn ich ihnen eine Beſchreibung dieſer Fürſtenſchule mittheile, wie ich ſie zu meiner Zeit gefunden habe: und es ſcheint mir wenigſtens ſelbſt zu meiner Lebensbeſchreibung zu gehören, wenn ich durch Karakteriſirung der Schule meine eigne Lage kentlicher mache, in welcher ich mich auf derſelben befunden habe.

Ohnſtreitig iſt die Schulpforte eine der herrlichſten Stiftungen in ihrer Art. Sie iſt bekantlich ein Kloſter geweſen, und beſteht noch aus allen ehemahligen Kloſtergebäuden. In einer Ringmauer ſind die Wohnungen der Lehrer, die

Schlafſäle der Zöglinge, (deren gewöhnlich 150 ſind) das Cönakel, die Hörſäle, die Kirche u. ſ. w. eingeſchloſſen. Das ganze Gebäude liegt in einem ſchönen Thale, aber zu gepreßt angelehnt an dem Fuß eines Gebürges, das hoch darüber hervorragt, und es in einen düſternen Schatten verſenkt.

Aus dem Gebäude heraus darf kein Schüler ſich wagen. Selbſt der ſchöne große Baumgarten, von deſſen Obſtreichthümern nie eine Schale zur Klauſe gelangt, iſt ihnen bei hoher Strafe unterſagt. Ihre Schritte dürfen nie weiter gehen, als ſich die Schlafſäle, Cönakel und der ſogenante Kreuzgang erſtrecken. Lezterer iſt der einzige Ort, wo ſie Bewegung und friſche Luft genießen. Friſchere giebts für ſie im Winter gar nicht, und im Sommer ſehr ſelten. In dieſem Kreuzgange, der innerhalb der Gebäude ringsherum geht, iſt es ihnen vor und nach Tiſche erlaubt, zu ambuliren und zu verdauen. Auſſer den zum Ambuliren geſtatteten Zeiten, müſſen ſie beſtändig, Winterszeit im Cönakel, und im Sommer auf ihren Zellen ſitzen, und — ſtudiren: wo ſie freilich eben ſo wohl etwas nüzliches, als Romanen und Zotenbücher leſen können. Alle übrigen Gebäude auſſer der Klauſe gehören zur Oekonomie, und werden wie die Gärten vom Schulinſpektor benuzt, welcher zu meiner Zeit ein gar vornehmer Herr war, der ſich weidlich von dem Obſte und Fette und Weine — mäſtete, und bereicherte, der für die Schüler geſtiftet war, und manches fette Stük Ochſenfleiſch, und manchen Maſthammelbraten an die Herren Schulkollegen ſpazieren ließ, um ihnen die Augen zuzudrücken. So ſagte man— laut.

Der Schlafhäuſer, wie ſie dort genannt werden, giebt es drei. Jedes beſteht aus einem ungeheuren langen Gange, der ziemlich finſter iſt, weil er blos am Anfange und Ende Licht empfängt, auf den Seiten aber rechts und links zwei Reihen Kammern hat, welche Zellen heißen. In jeder Zelle ſtehen zwei Bettſtellen, (denn die Betten ſelbſt bringt jeder Schüler mit) zwei Tiſche und zwei Schemel. Doch giebts auch einige größere für drei Perſonen, wo dann außer dem Ober- und Untergeſellen noch ein Mittelgeſelle ſtatt findet. Mitten auf dieſem langen Gebäude iſt eine Kammer, wo die Glokken gezogen werden, welche die Schüler früh um fünf Uhr zum Aufſtehn, ſo wie zu den Mahlzeiten, und zum Schlafengehen rufen. Früh wekt ein Schüler, welcher der Inſpektor heißt, (ein Amt, welches wöchentlich unter den oberſten zwölf Primanern umgeht) indem er mit einem mächtigen Schlüſſel an jede Zellenthür anſchlägt, worauf alle Schüler im Augenblik, in die Kleider fahren, ihre Thüren öfnen, und mit ihrem Hymnenbuche im Cönakel zum Gebet ſich einſtellen müſſen.

Das Cönakel iſt ein großer Saal, der aus zwei Reihen Wölbungen beſteht, und in der Mitte von drei ſteinernen Säulen getragen wird. Auf beiden Seiten ſtehn große vierekkigte Tiſche mit Bänken umgeben, an deren jedem zwölf Schüler, drei auf jeder Seite ſizzen, und zwar beim Gebet, wie bei Tiſche, auf der rechten Seite drei Primaner, auf der Seite an der Wand drei Oberſekundaner, und etwa ein Mittelſekundaner, auf der dritten Seite die Unterſekundaner, und auf der freien Seite die Tertianer, welche bei Tiſche die

Aufwartung haben. Der erſte Primaner, der vorne ſizt, heißt der Inſpektor des Tiſches.

Die Extranei, welche ſich von den Alumnen dadurch unterſcheiden, daß ſie Koſtgeld bezahlen, und bei einem der Lehrer im Hauſe wohnen, ſizzen an einem beſondern Tiſche, deren funfzehn ſind. Zwölfe waren zu meiner Zeit immer beſezt, und meiſtentheils auch der dreizehnte, wenigſtens zum Theil.

Die Koſt der Schüler iſt, der Stiftung nach, zu gut, und der Wirklichkeit nach, zu ſchlecht. Alle Mittage iſt ihnen eine Fleiſchbrühſuppe, und zwei Schüſſeln mit Fleiſch beſtimt, nebſt einem guten Brode, eines halben Pfundes ſchwer, einer großen hölzernen Kanne gutes Bier für jeden Tiſch, wöchentlich dreimal Braten, und zweimal Wein: und des Abends eine Schüſſel Fleiſch nebſt Brod und Bier zur völligſten Sättigung. Dieſes viele Fleiſch wäre wirklich Unrath, und würde der Geſundheit der Kinder, die ohnehin ſo wenig friſche Luft und Bewegung genießen, durch erregte Fäulniß nachtheilig werden. Aber zu meiner Zeit ſorgte der Schulinſpektor für die Abwendung dieſes Schadens. Die beiden Schüſſeln Fleiſch waren wenig zu genießen, und die ſogenante Botenfrau, welche wöchentlich einigemal, unter dem Vorwande, die Briefe von Naumburg mitzubringen, Gebaknes und andere Näſchereien und Kontrebande zutrug, ſchlepte ganze Zuber voll Fleiſch und Brod mit nach Hauſe. Denn da beide Schüſſeln Fleiſch täglich einerlei Soſe hatten, Jahr aus Jahr ein, von keinem Halme grünem Gemüſe begleitet waren, (denn dergleichen habe ich in meinen zwei Jahren nicht zu koſten bekommen), und die Soſe jedesmal aus Waſſer, gebrantem Mehle, und etwas neuer Würze beſtand, und das Fleiſch ſelbſt, theils täglich einerlei, theils mager, zäh, und in allem Betracht, elend war; ſo aß faſt nie ein Schüler ſeine Portion auf. Was nun jeder der Untern nicht aß, und oft auch das, was er noch gern gegeſſen haben würde, foderten die Obern am Tiſche ihnen ab, ſammelten es nebſt dem übrigen Brode für die Botenfrau, welche ihnen dafür Koffee, Zukker, Gebaknes u. dgl. liefern mußte.

Bei jedem Tiſche iſt ein Porifer, welcher den Untern einen Becher Bier einſchenkt, und den Obern geben muß, ſo viel ſie wollen: und ein Dapifer, welcher von einer Anrichte, die aus der Küche durch die Mauer herüber geht, die Schüſſel abhohlen, und auf ſeinen Tiſch tragen muß. Das Fleiſch iſt ſchon zerſchnitten, und die Obern langen zuerſt zu, und laſſen den Untern, was ſie nicht mögen. Außer den veſchriebnen Mittags und Abendmahlzeiten, (bei welchen leztern das Fleiſch in eben derſelben braunen Mehlſoſe erſcheint,) kan und ſoll kein Schüler etwas an Kaffee, Thee u. dgl. genießen, und nur die Obern machen heimliche Ausnahmen. Obſt wird, wie grünes Gemüſe, das ganze Jahr nicht gereicht. Und der Wein iſt ſo elend, daß auch die ärmſten Jungen denſelben nicht trinken, ſondern ihn den Obern überlaſſen, welche ihn zuſammengießen, und der Botenfrau verkaufen. Und ſie thun wohl, da ſolch ſaures und kaum ausgegornes Getränk der Geſundheit ſchaden würde. Der Schulinſpektor trank deſto beſſern. „

Wenn ich mir einmal mit Eſſen und Trinken gütlich thun wolte, ſtelte ich mich krank, und meldete mich beim Siechmeiſter. Da konte ich denn zuweilen vier, ſechs und mehrere Tage in der ſogenanten Siechſtube bleiben, und gute fette Fleiſchbrühſuppen, und beſſer zugerichtetes Fleiſch und Braten genießen. Dabei benuzte ich meine Zeit getreulich zum Studiren. Dies gelang mir mehrmalen durch die Gunſt meiner Freunde unter den Obern.

Alle Erhohlungen der Schüler beſtunden, wie ich ſchon geſagt habe, in dem Ambuliren im Kreuzgange. Nur Sommerszeit wurden ſie ſämtlich, in einem Zuge von dem Lehrer, welcher dieſe Woche die Inſpektion hatte, zuweilen (etwa einmal wöchentlich) auf den freien Plaz geführt, welcher vor dem Kloſter lag, wo ſie ein paar Stunden Ball ſchlagen, oder Kegel ſchieben durften. Funfzehnmal im ganzen Sommer war Hauptpromenade, welche der unwiſſendſte und in der Diätetik unkundigſte Menſch erfunden haben muß. Nämlich die ganze Schule zog Mittags um ein Uhr, in der größten Hizze aus, mit Muſik und dem Geſange: Salve cordis gaudium, ſalve Jeſu etc.; und muſte ſo in Proceßion den hohen ſteilen

Berg hinan klimmen, an welchem das Kloſter lag. Das war ein Gang bergauf, der wenigſtens drei Viertelſtunden dauerte, und wo die Sonne gerade auf den felſigten und ſteilen Fußſteige lag, auf welchen die Kinder ſchwizzend und keichend hinauf ſteigen, und noch die Ballons und Kegel ſchleppen mußten, von denen jeder Tertianer einen in ſeiner Zelle in Verwahrung hatte, und auf dem Spielplatze abliefern mußte. Wenn die Kinder hinauf waren, mußten ſie auf die ſchattenloſen Pläze ſich verfügen, welche jeder Klaſſe ein für allemal angewieſen waren. Zum Glük gabs oben nichts zu trinken. Nach Verfluß von zwei Stunden wurde von den Inſpektoren gepfiffen, worauf die Schüler von allen Seiten her zuſammenlaufen und der Viſitation beiwohnen mußten, um, auf die Vorleſung ihres Namens, „hier!" zu antworten. Zwei Stunden nachher wurden ſie abermals viſitirt, und den Berg wieder hinab geführt. Konte eine ſo erhizzende Strapaze wol den geringſten Nuzen haben?

Die Kleidung der Schüler iſt ihrer eigenen Wilkühr überlaſſen, außer daß jeder gehalten iſt, ſich eine Schalaune und einen Spanier anzuſchaffen, und ſich anders nicht, als mit dieſen beiden Stükken angethan, öffentlich ſehen zu laſſen. Die Schalaune iſt eine Art von ſchwarzem Mantel von Tuch oder Raſch, welcher blos die Hintertheile der Kleidung bedeckt, und vorn gar nicht weiter ſichtbar wird, als an der Schulter, wo ein daumbreites Stük zu ſehen iſt, durch welches der Arm geſteckt, und der Mantel angezogen zu werden pflegt. Der Spanier iſt ein runder Hut von Tuch, den von einem Leipziger Doktorhute nichts unterſcheidet als — die Steifheit. Der Dokterhut ſteht wie eine Hornhaut, der Spanier hingegen iſt biegſam und — Taſchenformat.

Neuntes Kapitel.

Fortſezzung.

Die Regierungsform iſt oder war vielmehr, denn ich kan nur von meinen Zeiten reden, herzlich ſchlecht. Das höchſte Tribunal war das Dresdner Oberkonſiſtorium, welches aber von dem

Berichte der Synode dependent war, und nicht anders Urtheilen und ſprechen konte, als wie dieſe berichtete.

Die Synode (der Synodus, ein furchtbarer Name unter den Schülern, der zittern machte) beſtand aus den ſämtlichen Präceptoren, welche zu meiner Zeit alle moraliſch invalid waren. Der einzige Mann, welcher der Schulpforte auswärts Ehre machte, und für die Schule ſelbſt das ganze bisschen Federkraft enthielt, welches die große Maſchine bewegte, und ſie vor Zerſtörung ſchüzte, war der Rektor Freytag, der durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit, durch ſeinen vortreflichen Unterricht, und durch ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er die Pflichten des Richters, des Vaters, und des Freundes zu vereinigen wußte, eine ſo algemeine Liebe und Ehrfurcht genoß, als wenig Schulmänner ſich werden rühmen können. Jeder Schüler war froh, wenn er in ſeine Klaſſe kam, und jeder Kläger und Beklagte freute ſich, wenn ſeine Sache von ihm gerichtet wurde.

Der Konrektor (Gräbner, glaub ich, war ſein Name) hatte faſt gar keine Liebe unter den

Zöglingen, weil er ſich von ihnen entfernte, und zurückhaltend war. Sein Temperament war Aengſtlichkeit, und das trieb ihn an, ſich überal zu verbergen, und erzeugte Handlungen, die immer anders waren, als ihre Erwartung. Alle Schüler nennten ihn falſch. Sein Unterricht war mager und unbefriedigend.

Der Tertius, Henſchel, wurde algemein fü einen armen Sünder gehalten: und er war es auch. Ich habe keinen erbärmlicher über alte Autoren ſalbadern hören, als ihn. Auch hatte ſein Betragen, ſo wie die Aufführung ſeiner verliebten Töchter, deren eine Poſthaus, und die andere Schuhwachs benamt wurde, ihn alles Anſehens unter den Schülern beraubt.

Der Kantor Geisler, hatte etwas mehr Furcht, weil er grob, hizzig und ſpionirend war, aber gar keine wahre Achtung. Denn ſein dikker Bauch war mit nichts, als lateiniſcher Grammatik gefüllt, und es war eine wahre Hölle in der Klaſſe dieſes Mannes zu ſchwizzen: welcher ſeinen ganzen Stolz darin ſezte, alle Regeln ſeiner Grammatik nach den Nummern zu wiſſen, und welcher mit Bärenwuth foderte, daß ſeine Schüler in demſelben Moment antworten ſolten, wenn er ſchrie: Numero —?

Der Magiſter, (ſo nannte man den Diakonus) hatte blos einige theologiſche und lateiniſche Stunden, und war in Abſicht auf Feinheit ſeiner Sitten, Höflichkeit des Betragens gegen die Schüler und Fleiß in Verarbeitung ſeiner Vorträge, noch der beſte unter allen, und hatte auch noch ein ziemliches Anſehen unter den Zöglingen. Im Grunde waren aber ſeine Kentniſſe ſeicht, und er hatte Mühe, ſeine Blößen zu verbergen.

Der Mathematikus war der elendeſte. Er war ein Mann von etlichen ſiebzig Jahren, der durch ſein kindiſches Weſen unter den Schülern zum Kinde geworden war. Sie nanten ihn alle nur ſpottweiſe den Matz, ruften hinter ihm dieſen Namen laut her, und ſpielten mit dem armen Mann die ſchändlichſten Komödien. Ein wahrer Greuel wars, wenn er die Woche hatte, und inſpiciren mußte. Da war Tag und Nacht Spektakel unter den Schülern. Da war keine Ordnung und keine Scheu. Und oft muſte der alte Freytag zu Hülfe kommen, und den armen Matz aus den Händen der böſen Buben erretten, die zuweilen in zwei Kolonnen ihn nekten, und immer mit der einen, auf welche er zurante, retirirten, und mit der andern, die er verließ, wieder avancirten.

Noch gehörte auch der Inſpektor Hofmann zur Synode. Aber dieſer hatte mit den Schülern wenig zu thun. Er war Paſtor und Frühprediger, und gab wöchentlich nur einige Stunden in den obern Klaſſen, über — Hutteri compendium theologiae — ohe! — über welches er ſich eigne Hefte gemacht, oder verſchaft hatte, welche die Soſe über dieſes ſtinkende Fleiſch enthielten, und ſo weitläuftig waren, daß ſein theologiſcher Kurſus ſechs bis acht Jahre dauerte, und zu gutem Glük von keinem Schüler ganz aufgezehrt werden konte. Uebrigens laborirte der Mann an einer ſomatiſchen, pſychiſchen und religiöſen Hypochondrie. Auch ſoll er vor meiner Zeit das Glük gehabt haben, einige Schüler, welche ſichs hatten einfallen laſſen, auf ihren Zellen den Teufel zu citiren, durch Gebet, aus den Händen dieſes mächtigen Geiſtes zu retten, und zu einer wahren Bekehrung zurük zu führen.

Man kan leicht urtheilen, daß in einer Schule, wo es um die Lehrer ſo traurig ausſahe, und welche an dem würdigen Freytag ihre einzige Stüzze hatte, ſehr wenig Fortſchritt in Wiſſenſchaften zu machen, und noch weniger Bildung des Herzens und der Sitten zu hoffen war, zumal da noch ein Theil des ehemaligen Pennalismus herrſchte, an deſſen Ausrottung man ſchon ſeit vielen Jahren gearbeitet hatte.

Die Macht der Obern war zu groß. Denn wirklich hatten die Inſpektoren unter den Schülern mehr Gewalt, oder übten wenigſtens eine größere Gewalt aus, als die Präceptoren ſelbſt. Und dieſer Inſpektoren gab es eine große Zahl. Erſtlich waren alle Primaner an ſich ſchon Vorgeſezte der Schüler aus den untern Klaſſen, welche ihren Befehlen gehorchen muſten. Zweitens waren unter den Primanern die zwölf erſten der Klaſſe Inſpektoren κατ' ἐξοχην, unter denen jeder einen Tiſch von eilf Mann im Cönakel unter ſeiner Aufſicht hatte. Dieſe alternirten denn auch in der wöchentlichen Inſpektion. Und ein ſolcher Wochen-Inſpektor beſorgte erſtlich das Wekken der Schüler mit dem großen Schlüſſel, ſtellte ſich dann an die Thür des Cönakels und empfing alle die mit Ohrfeigen, welche nach der geſezten Minute ſich nicht einfanden, holte alsdann den Präceptor, der die Woche hatte, zum Frühgebet, hatte den ganzen Tag die Aufſicht über alles, was vorging, gebot, wenns Zeit war, das Zutiſcheſezzen und Aufſtehen; ordnete das Abendgebet, und führte zum Schlafengehn.

Zu dieſen großen Inſpektoren kamen drittens noch die kleinen, die in jeder Klaſſe angeſtellt waren. Unter dieſen war der vornehmſte der Primus, der in ſeiner Klaſſe die Aufſicht hatte, die Schüler ſich ſezzen und ſtille ſeyn hieß u. ſ. w. Hernach war der erſte an jeder Tafel, (deren in einer Klaſſe mehrere waren) wieder der Inſpektor ſeiner Tafel, welcher da wieder zu befehlen hatte.

Alle dieſe Inſpektoren nun tyranniſirten, jeder in ſeiner Art. Alle hatten die Gewalt, jedes Verſehen, jedes Lautwerden, jedes Vergeſſen eines

Buchs ꝛc. mit Ohrfeigen, und nach Belieben auch mit Prügeln und Fußtritten zu beſtrafen. Wenn denn in der Klaſſe ein Knabe war, den etwa die Natur mit Schüchternheit, Dumheit oder des etwas verhunzt hatte, oder welcher im Verdacht war, daß er hochmüthig oder ein Pfeifjunge ſey, oder welchen der Herr Inſpektor für ſeine Perſon nicht leiden konte; ſo ward ein ſolcher Knabe bei aller Gelegenheit maulſchellirt und gemißhandelt.

Inſonderheit waren die Pfeifjungen der allgemeine Gegenſtand inſpektoriſcher Tyranneien. Nämlich man belegte denjenigen mit dieſem Namen, welcher irgend einmal ſich auch nur verdächtig gemacht hatte, daß er bei einem der Präceptoren beſonders gut angeſchrieben ſey, und demſelben entweder eine Klage über die ihm wiederfahrnen Mishandlungen angebracht, oder einen böſen Streich der Obern ihm verrathen habe. Solche Unglükliche blieben keinen Tag ohne Prügel. Denn alles gab den Tyrannen Gelegenheit dazu. Sie durften nur zum Gebet, in die Lektion, oder zum Eſſen, eine Sekunde zu ſpat kommen, oder ihr Hymnenbuch vergeſſen haben, oder ein Loch im

Strumpfe ſehen laſſen, ſo regnete es Ohrfeigen, die nie ſo barbariſch gegeben worden ſeyn müſſen, als ichs in der Schulpforte erlebt habe. Es iſt der Mühe werth, eine Beſchreibung davon zu leſen.

Man denke ſich den Inſpektor an der Thüre. Der arme Knabe, auf deſſen Ankunft ſchon vigilirt wird, tritt herein. Der Inſpektor ſchreit, ſteh Kanaille! wo komſt du ſo ſpat her? oder wo haſt du deinen Spanier? oder — ſo etwas. Der Knabe ſchweigt, und ſtellt ſich wie ein Lamm, in geradeſter Figur, vor ſeinen Tirannen hin. Denn wenn er das nicht gleich that, ſo ward er auf der Stelle mit Füßen getreten. Nun holt der Inſpektor mit der flachen Hand aus, und zieht ihm aus Leibeskräften eine Ohrfeige, daß das Cönakel erſchalt, und alle Finger ſich auf den blutrothen Wangen abdrükken. Der Knabe wankt, der Inſpektor wiederholt ſein: ſteh Kanaille! hierauf zieht er, mit der linken Hand, ihm eine eben ſolche Ohrfeige, daß auch der andere Bakken ihm quilt. — Hund ſteh! — Und ſo wechſelt wieder die rechte Hand, — bis der Barbar genug hat. Und nun geht der Knabe batäubt und mit aufgelaufenem Geſicht an ſeinen Plaz, ſpricht kein Wort, und darf gar nicht thun, als ob ihm etwas unangenehmes begegnet wäre, wenn er nicht von ſeinem Tiſchinſpektor neue Prügel erndten wil. Und bei Präceptoren klagen, wäre ſein Unglük.

Ich weiß, daß ein Knabe, aus vornehmer Familie, der ſich, durch eine Klage beim Rektor, die Wuth einiger Primaner von der ſchlechteſten Extraktion, zugezogen hatte. Dieſes arme Kind wurde des Nachts von dieſen Unmenſchen im Bette überfallen. Sie verſtopften ihm den Mund, daß er nicht ſchreien konte, ſchlepten ihn nach dem Privet, unter welchem ein Arm der Saale hinwegfloß, banden ihn mit Strikken, hiengen ihn durch eine Brille hinab, daß er über dem Waſſer ſchwebte, und ließen ihn ſo die Nacht durch hängen, bis er früh gefunden, und halb todt nach der Siechſtube gebracht wurde. Und die That blieb unentdekt und unbeſtraft.

Wie gewaltſam die Obern in Anſehung der Speiſen und Getränke verfahren, habe ich oben zum Theil ſchon erzählt. Der untere Schüler iſt ſo gar ſeines Brods nicht mächtig. Wenigſtens muß er wagen, ſich einen Feind zu machen, wenn ein Oberer komt und zu ihm ſagt: Höre, gieb mir heute dein Brod, (das heiſt, die Hälfte deſſelben,) und er es ihm abſchlägt. So gehts auch mit Fleiſch und Wein. Am kläglichſten aber iſt das Schikſal der Untern an Bratentagen. Denn ſobald der Braten auf den Tiſch komt, zieht ihn ein Oberſekundaner an ſich, welcher tranſchiren muß. Iſts nun ein Nierenbraten, ſo holt er die ganze Niere heraus, und zerlegt ſie in ſo viel Thelie, als Primaner am Tiſche ſind, welche ſie ſofort verzehren, oder an ihre Lieblinge an andern Tiſchen verſchenken. Sodann fragt der Sekundaner den erſten Primaner, oder den Inſpektor des Tiſches, was er für ein Stük befehle. Nachdem dieſer den Ort angezeigt hat, ſchneidet der Vorleger eine almächtige Portion herunter, an der ſich ein Dreſcher ſatt eſſen könte. Eben ſo muß er die andern Primaner fragen, und ihnen abſchneiden, was ſie verlangen. Sodann verſorgt er ſich ſelbſt. Und nun ſieht man in der Schüſſel ſchon nichts mehr als Knochen liegen, welche der Vorleger, oft mit der größten Mühe, zerlegt, und jedem ein halb Quentchen Fleiſch oder Haut zugeſellet, um noch acht Portionen um den Rand der Schüſſel anzubringen. Und ſo geht nun die Schüſſel von oben bis unten durch, dergeſtalt, daß an den Allerunterſten oft ein einziger Biſſen kommt, den er mit den Zähnen vom Knochen zerren muß, um ſeinen Magen doch überreden zu können, daß heute Bratentag war. — Bier und Brod iſt alſo wirklich das Beſte und Nahrhafteſte, was die Untern erhält, und was auch wirklich zu meiner Zeit von vorzüglicher Kraft und gutem Geſchmak war. Wil man Butter haben, ſo kan man ſie bei der Knabenfrau kaufen. Doch wurde auch, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, zuweilen ein wenig Butter am Tiſche gereicht.

Zu allen dieſen Ungemächlichkeiten der Nichtprimaner ſezze man nun noch die Dienſtbarkeit derſelben. Nicht nur jeder Untergeſelle muß ſeinen Obergeſellen aufwarten, welches noch allenfals die Dankbarkeit erheiſchen würde, ſondern jeder Primaner nimt ſich das Recht heraus, jeden Untern zu rufen, und zu ſeinen Dienſten zu kommandiren, der ihm in den Weg komt. — „Junge, „hole mir einen Krug Waſſer! — Junge, geh auf „meine Zelle, und hole mir das Buch, oder, trage „das hinauf! — Junge, kehre mich ab! — wi„ſke mich auf! — mache mir meinen Zopf! — „puzze mir die Stiefeln! u. ſ. w." Und wenn der arme Junge nicht gehorcht, oder Ausflüchte macht, ſo ſezt es Schläge, oder — der Primaner trägts ihm heimlich nach, und mishandelt ihn ein andermal, wenn er etwas verſieht, deſto ärger.

Zehntes Kapitel.

Beſchluß.

Mein Schikſal unter dieſen Leuten war traurig. Ich hatte mir frühzeitig durch meinen Fleiß und geſeztes Weſen den Verdacht des Hochmuths, und durch die merkliche Liebe des würdigen Freytags, den Namen eines Pfeifjungens zugezogen. Denn die Ermahnungen und das Beiſpiel meines Palmann waren mein beſtändiger Antrieb zum Studiren. Und ich kan ſagen, daß ich meine Schuljahre in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht habe. Die öffentlichen Lektionen beim Kantor, und hernach beim Tertius achtete ich wenig: aber alle meine übrigen Stunden wandte ich mit Geiz auf die Vermehrung meiner Kentniſſe. Bald las mein Obergeſelle Römer und Griechen mit mir. Bald ſas ich allein, und übte mich in deutſchen und lateiniſchen Aufſäzzen. Bald ging ich mit einem gewiſſen Preller, der mein Buſenfreund und ganz meines Sinnes war, zuſammen, um mit ihm etwas nüzliches zu leſen, und meine Kentniſſe gegen die ſeinigen einzutauſchen. Dieſer anhaltende Fleiß verurſachte denn, daß ich wenig Umgang hielt. Ich nahm an keinen Zuſammenkünften und Spielen Theil. Selbſt auf dem Berge ſuchte ich mir einen einſamen Baum, in der Gegend des mir angewieſenen Spielplazzes, und las meinen Ovid oder Virgil. Und wenn Obere oder Untere, (welche anfangs häufig, theils meines Vaters halber, theils weil ich ein freundlicher und angenehmer Knabe war, ſich an mich machten,) mich einladen wolten, ſo ſchlug ichs aus, und blieb bei meinen Büchern. Und da hieß es denn, es iſt ein hochmüthiger Junge.

Die Vorliebe des Rektors zu mir, ward durch mehrere Vorfälle ſichtbar. Es war z. B. alles Lukubriren bei Relegation verboten, theils weil man Feuersgefahr verhüten, und deswegen auf den Zellen kein Licht geſtatten wolte; theils, weil die Meiſten, unter dem Vorwande, zu ſtudiren des Nachts Gelage anſtelten, und bei Kaffe Wein und Tabak ſchwelgten, und — böſe Dinge trieben. Nun traf ſichs zweimal, daß der alte Freytag des Nachts eine Viſitation anſtellte, bei welcher er auf Filzſokken ganz allein, eine Blendlaterne in der Hand, geſchlichen kam, und mit ſeinem mächtigen Hauptſchlüſſel das Schloß öfnete, und mit einem Fußſtoß die vorgezogenen Tücher und Stühle zurükſtieß, und die Lukubranten überfiel, und — daß er beidemale auch mich ertappte, aber — beidemale auch meine Thüre ſchnel wieder verſchloß, mir, und meinem Fleiße freundlich zulächelte, und mich verſchwieg — indeß er die andern vor dem Synodus foderte, und mit Strenge beſtrafte. Dies hatten einige entdekt, und zum Beweiſe gebraucht, daß ich ein Pfeifjunge ſeyn, und dem Rektor zum Spion dienen müſſe, weil er mich ſo außerordentlich ſchonte, und meine eignen Sünden verheimlichte.

Auf dieſe Art ward ich nach und nach bei den meiſten Primanern, und ſelbſt bei den untern Klaſſen verhaßt, und bekam überal, wo nur die geringſte Gelegenheit dazu war, Prügel. Gewiß kan ich die Zahl der Ohrfeigen, welche ich in zwei Jahren aushalten mußte, auf fünfhundert ſetzen. Und wären nicht einige Primaner geweſen, die mir eine wahre und ausdauernde Freundſchaft geſchenkt, und mich gegen die Tirannen (oft mit eigner Gefahr, in die fürchterlichſten Schlägereien verwikkelt zu werden) in Schuz genommen hätten: ich wäre bei meinem zarten und ſchwachen Körper zu Schanden geſchlagen worden. — Die Namen Bauer, Senf, Deutrich, Heineke, Loeber ꝛc. ſind bei mir noch in gutem Andenken!

Einige wichtige Feindſchaften glaube ich mir durch mein Friſiren zugezogen zu haben. Ich hatte dieſe Kunſt durch eigne Uebung ſo in meine

Gewalt bekommen, daß kein gelernter Perukenmacher mich zu übertreffen vermochte. Und der Kopf, den ich des Sontags unter meinen Händen gehabt hatte, zeichnete ſich gewiß ſo aus, daß er vor allen hundert und funfzig Schülern bemerkt wurde. Natürlich wünſchte nun jeder von mir friſirt zu ſeyn, und jeder Primaner lag mir an, wenn er etwa einmal ſich verſchönern, und bei Kantors Fikchen, oder des Herrn Tertius Töchtern oder in dem Hauſe des Schulinſpektors — eine Viſite ablegen, und als Adonis glänzen wolte. Wenn alſo mein Fleiß mich nöthigte, es allen dieſen Leuten gewöhnlich abzuſchlagen, und — auch wohl ein bischen Eigenſinn mit dazu kam, welcher meine Kunſt nur gerade meinen Lieblingen zu gute kommen ließ, ſo ſchuf dies eine Menge Erbitterungen, welche ich hernach empfinden mußte.

Wirklich giengen Prügel und Mishandlungen zulezt ſo weit, daß ich in beſtändiger Angſt lebte und ſelbſt keinen ruhigen Schlaf mehr genoß. Denn da der Fälle ſo viele waren, wo die Obern einen Untern zu prügeln ein ſcheinbares Recht fanden, ſo dachte ich ſo gar im Traume an dieſe Fälle, und fuhr alle Augenblik im Schlafe auf, weil mir bald träumte, daß ich meine Hymnos vergeſſen, bald daß ich meine Schalaune verkehrt umgethan, bald, daß ich das Gebet verſchlafen, bald, daß ich eins der Schulbücher zurük gelaſſen hätte u. ſ. w.; ſo, daß mir endlich die Schule zu einer Hölle wurde.

Zweier ſchreklichen Ohrfeigen muß ich noch beſonders gedenken, die mir ſowohl durch ihre Heftigkeit und drei Tage lang gebliebene Spur im Geſicht, als durch ihre Veranlaſſung merkwürdig worden ſind.

Das Laſter der Knabenſchänderei war in dieſer Schule ſo eingeriſſen, daß ich zweifle, ob außer mir, meinem Bruder, dem jungen Preller, und meinem Palmann, ein einziger Schüler zu meiner Zeit frei davon geblieben iſt. Es wurde dieſes ſcheusliche und ſchreklichſte aller Laſter, welches gewöhnlich auf die ganze Lebenszeit ſchadet, die Verdauungskraft zerſtört, die Eingeweide ſchwächt, das ganze Nervenſyſtem zerrüttet, und beſonders die Seelenkräfte ſtumpf, und den Menſchen ſtupid macht — nicht blos des Nachts heimlich getrieben, ſondern in allen Klaſſen konte man am hellen Tage, die unglüklichen Kinder in dieſen Greueln, vermittelſt mehr, als eines Sinnes, bemerken.

Ich nur war als der unſchuldigſte und unwiſſendſte Knabe, auf dieſe Schule gekommen, und hatte, Gott iſt mein Zeuge, auch nicht eine Ahndung von irgend einer Methode der Unzucht in meiner Seele. Kurz, ich war ganz Kind.

Da nun dies Laſter algemein war, ſo gieng es ſehr natürlich zu, wenn jeder Schüler von jedem die Meinung hatte, daß es ihm bekant ſeyn müſſe. Und ſo glaubte auch jeder von mir, daß ich davon angeſtekt ſey. Ja, er würde es für die albernſte Behauptung einer Unmöglichkeit angeſehen haben, wenn ihn einer hätte bereden wollen, daß ein Knabe, wie ich, zart, weiß, wolgebildet, noch rein, und ſogar von aller Verſuchung frei geblieben ſey.

In dieſen natürlichen Gedanken alſo kam eines Tages ein gewiſſer Hofmann, ein Menſch, deſſen tölpiſches Geſicht, und plumper Körper den Bauerlümmel, ſo wie ſeine Phyſionomie einen dummen, und, was faſt immer damit vergeſellſchaftet iſt, einen tükkiſchen Menſchen karakteriſirte, — im Cönakel zu mir und befahl, ſogleich auf ſeine Zelle zu kommen. Da er ein Primaner, und ich nur erſt ein Unterſekundaner war, ſo mußte ich ohne Aufſchub und Widerrede gehorchen. Als er die Zelle aufgeſchloſſen, und mich eingeführt hatte, verſchloß er ſie wieder, und ſezte ſich aufs Bette. Ich fragte, was er zu befehlen habe? Nichts, war die Antwort; du ſolſt dich zu mir ſezzen. Ich thats, und — nun erfolgten eine Menge von Kareſſen, Küſſe u. d., die mich erröthen machten, ohne daß ich ein Arges dabei hatte. So wie nun der Unverſchämte ſeine Schritte beſchleunigte, zog ich mich ſchüchtern zurük. Er ward unwillig. Ich blieb bei meiner Blödigkeit. Er wurde grob. Endlich da er ſahe, daß er einen Stok vor ſich hatte, ſtand er mit den Worten auf: Luderjunge! du willſt mich nur nicht: und zog mir zwei Ohrfeigen, daß ich betäubt niederſtürzte. Er warf mich zur Zelle hinaus, und drohte, da ich mich auf die Erde hingeſezt hatte, um erſt wieder zu mir ſelbſt zu kommen, mich halbtodt zu prügeln, wenn ich nicht gleich auf meine

Zelle gehen würde. Ich raſte mich alſo auf, und ging mit einem aufgelaufnen Geſicht zu meinem Pallmann.

Was fehlt dir, armer Junge? — Thränen ſtürzten aus meinen Augen, wie ein Strom. Endlich erzählte ich ihm den ganzen Vorgang. Und er — freute ſich meiner Unſchuld, erklärte mir mit dunkeln Ausdrükken die ſchändliche Abſicht dieſes Menſchen, beſchrieb mir die unglüklichen Folgen des Laſters, belehrte mich von der obgedachten Allgemeinheit deſſelben, die mir bisher gänzlich unbekant geweſen war, warnte mich, den Hofmann nicht zu verrathen, und ſeine Rachſucht zu reizen, und gab mir Regeln, wie ich fernern Verſuchungen dieſer Art ausweichen ſolte.

Dieſer Vorfall indeſſen, nebſt den täglich zunehmenden Mishandlungen der Obern, die im vierten halben Jahre, wo ich meinen Pallmann verlohr, immer grauſamer wurden, bewogen mich, meinen Vater zu bitten, daß er mich von der Schule zurüknehmen möchte. Und da meine Bitte ſchon durch anderweitige Nachrichten unterſtüzt war, welche mein Vater von meiner Lage erhalten hatte, ſo wurde ich mit dem Ende des zweiten Jahres aus meinem Kerker errettet und — freilich zu jung — in die akademiſche Laufbahn verſezt, dahin auch mein Bruder mir folgen mußte.

Ich nahm von der Schule das beſte Zeugniß meiner Lehrer, und ſelbſt eines großen Theils meiner Mitſchüler mit. Meine ſtille Aufführung, und mein unverkenbarer Fleiß hatten mich bei allen Gutdenkenden beliebt gemacht. Und meine Kentniſſe hatten mir ſogar bei einigen Obern Achtung erworben, weil ich ſchon als Unterſekundaner für ſie lateiniſche Ausarbeitungen machte, die ſie für ihre Arbeiten ausgaben, und ſelbſt bei dem Examen Verſe für Andere verfertigte. — Ich muß von dieſer Kleinigkeit noch einige Merkwürdigkeiten berichten, welche über den Geiſt der Schule noch einiges Licht verbreiten werden.

Alle Jahr war ein feierliches Examen, d. h., eine Zeit von einigen Tagen, in welcher die Schüler aller Klaſſen öffentlich geprüft wurden, und in allen Arten der Kentniſſe, die ſie zu erlernen Gelegenheit gehabt, Proben ablegen mußten. Aber bei dieſem Examen war kein auswärtiger

Beurtheiler und Richter. Blos Lehrer und Schüler waren verſamlet, wie ſie es gewöhnlich alle Tage waren. Blos ein Lehrer ſas auf dem Katheder, und ſeine Klaſſe ſagte auf, wie ſie alle Tage aufſagte. Und höchſtens der Herr Schulinſpektor, welcher den guten Wein und die fetten Braten ſchmaußte, ſtelte das richtende Publikum vor. Denn eigentlich ſolte bei Examen's allemal ein Publikum ſeyn, von welchem auch die Lehrer in Abſicht auf Methode und Kentniſſe gerichtet würden.

Zu dieſem Examen nun, welches die Schüler acht Tage vorher in den größten Alarm verſezte, gab jedesmal der Rektor das Thema, welches die Schüler durch deſſen Famulus, wo möglich, einige Tage früher auszukundſchaften ſuchten.

Man wird fragen, was das heiße, ein Thema zu einem Examen? Das war auch drollicht genug, und dürfte wohl ſchwerlich von einem meiner Leſer errathen werden. Ich muß alſo zuförderſt ſagen, daß das Hauptwerk bei einem ſolchen Examen in ſchriftlichen Ausarbeitungen der

Schüler beſtand, welche ſie verfertigen, und in reinlicher Abſchrift darlegen mußten: und zu dieſen Ausarbeitungen ward ein gemeinſchaftliches Thema gegeben.

Lebhaft erinnere ich mich des lezten Examens, wo ich glüklicherweiſe acht Tage vorher erfuhr, was ich auch ſchon geahndet hatte, daß das Thema das Erdbeben von Liſſabon zum Gegenſtande haben würde. So wie ich dieſe Kundſchaft eingezogen hatte, ward ich (zum Schein) todt krank, begab mich in die Siechſtube, und began, bei guten Fleiſchbrühſuppen und Markknochen, lateiniſche und griechiſche Reden ſo wohl, als lateiniſche und griechiſche Verſe über dieſen Gegenſtand zu komponiren. Ich hatte beſonders zu den leztern, zu den griechiſchen Verſen, ein Buch, das ohngefähr eben das enthielt, was man in dem lateiniſchen Gradus ad parnaſſum findet, phraſes, epitheta, Synonyma etc. nebſt der Proſodie.

In dieſen acht Tagen meiner vorgeblichen Krankheit und den drei folgenden Tagen, welche regelmäßig den Schülern zu ihrem Thema gegeben wurden, vollendete ich ein erſtaunendes Stük Arbeit.

heit. Ich hatte, allein von griechiſchen Verſen, an die 800 Zeilen vorräthig, von denen ich ſchwören kan, daß ich, nach vollendeter Arbeit, ſelbſt keine Zeile davon verſtund.

Sobald meine Mitſchüler meine proſaiſchen und poetiſchen Reichthümer witterten, bekam ich himliſche gute Worte von armen Sündern aus allen Klaſſen. Und ich vergab unter andern an einen Primaner funfzig Stük griechiſche und achtzig lateiniſche Hexameter, die nach der Elle abgeſchnitten werden konten, weil ſie alle das Thema d. h. ſchauderliche Gemälde von Erdbeben, Blizzen, Waſſerfluthen, Feuersbrünſten, eingeſtürzten Häuſern, winſelnden Menſchen u. ſ. w. enthielten, und ſämtlich, weder Plan, noch Anfang und Ende hatten, ſondern überal als Fragmente paſſiren mußten.

In dem Examen ſelbſt nun, wurden von den Präceptoren auf dem hohen Katheder im Cönakel, bei voller Verſamlung, die Reden, Chrien, Heldengedichte, Oden ꝛc. ihrer Klaſſe rezenſirt, und jedem ſein Lob und ſein Tadel laut verkündigt.

Ich gedenke es noch, daß ich bei dem Erdbeben von Liſſabon einmal in die Verlegenheit kam, daß der Herr Tertius einen meiner griechiſchen Verſe aushob, und mich nach dem Sinne deſſelben fragte, vermuthlich weil er ein und anderes Wort darinnen gefunden hatte, welches in keinem Lexikon zu finden war, und welches ich in meinem griechiſchen Gradus ad parnaſſum verdrukt gefunden, und auf Treu und Glauben aufgenommen haben mochte. Ich half mir aber doch aus der Noth, weil ich ſicher vorausſezzen konte, daß der gute Hentſchel mich nicht ertappen und die vorgelogne Etymologie und Bedeutung bekritiſiren konte: ſo wie ich gewiß war, daß er meine griechiſchen Verſe nicht durchgeleſen hatte, und ſie ſo wenig als ich ſelbſt zu verſtehen im Stande war. Denn dies bewies das erſtaunende Lob, welches er meinen Arbeiten beilegte, und womit ich unter allen meinen Mitſchülern ausgezeichnet wurde.

Eilftes Kapitel.

Meine erſten Univerſitätsjahre.

Es war ein trauriges Schikſal für mich, daß ich als ein Knabe, der kaum volle funfzehn Jahr alt war, die Univerſität beziehen mußte. Denn ich trat nun in eine neue und gefahrvolle Welt ein, in welcher ich mir ſelbſt überlaſſen war, und weder von meinem Vater, der immer unter Arbeiten erlag, noch von einem weiſen Freunde, noch von eigner Welt und Menſchenkentniß unterſtüzt wurde.

Ich kan recht eigentlich ſagen, daß ich keinen Menſchen hatte, der mich führte. Und es war wahrhaftig bloßer Zufal oder, richtiger ausgedrukt, ein glükliches Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, von der unſichtbaren Hand der Vorſehung geleitet, — daß ich nicht verdarb und noch in ſo erträglichem Zuſtande das Ende meiner akademiſchen Laufbahn erreichte.

Meine Collegia wählte ich mir ſelbſt am ſchwarzen Bret, wo die Docenten ſie angeſchlagen hatten, und mein Vater that nichts dabei, als daß er mir vornehmlich Philoſophie und ſeinen Kollegen den D. Cruſius empfahl. Und ſo war in meinem ganzen Studiren kein Plan, keine Regel: und an Lektüre und Privatfleiß wurde ſo wenig als an die Leitung deſſelben gedacht. Worauf ich, bei meinem guten Kopfe, auf den mein Vater alles rechnete, und bei meinem guten Willen, den ich wirklich im höchſten Grade hatte, verfiel, das geſchah. — Ich that mir ſelbſt, von Ehrgeiz und ſtolzen Ausſichten geſpornt, die heiligſten Gelübde: aber — mein Leichtſinn hielt ſie nicht.

Und wirklich iſt es unmöglich, daß ein junger Menſch bei dem bloßen guten Willen ſich fixire und im Fleiße ausharre, ſo lange er bei ſeinen Arbeiten keinen Plan hat, und dieſe Arbeiten nicht ſo gewählt und geordnet ſind, daß ſie ſeinen Kräften genau entſprechen, und, durch das Vergnügen des Fortganges und des Wachsthums, ihn ſelbſt aufmuntern.

Ich fing an, bei Cruſius Logik und Metaphyſik zu hören, aber es wurde mir blutſauer, bei ihm auszuhalten, weil meine Seele noch gar keine Reife zum ſcharfen Denken hatte. Ich erinnere mich, daß ich mich oft darüber betrübte, wenn ich mein Unvermögen empfand und, bei der äußerſten Anſtrengung meines Nachdenkens, die abſtrakten Theorien des Mannes ſchlechterdings nicht begreifen und mir, bei der Repetition und ſelbſt in der Stunde, keines deutlichen Begrifs bewußt werden konte.

Und ſo ging mirs überal. Ich verſtund meine Docenten nicht. Wie konte Luſt zum Studiren entſtehn? Wo ſolte der Eifer zum Lernen herkommen? — Gleichwohl war dies erſte halbe Jahr nicht vergeblich. Ich hatte eine ziemlich ausdauernde Geduld und wolte das Verſtehen meines Philoſophen erzwingen. Wenn ich daher auch aus Ueberdruß manche Stunde ſchwänzte, und zuweilen ganz entſchloſſen ſchien, weg zu bleiben; ſo kehrte ich doch immer wieder auf meine Bank zurük und ließ mir von der lieben Metaphyſik den Schweis treiben. Und dies brachte mir den großen Vortheil, daß ich, durch dies wiederholte Anſtrengen meiner Abſtraktionskraft, dieſe Kraft immermehr ſtärkte und mich im ſcharfen Denken dergeſtalt übte, daß ich vieleicht früher, als mancher andere von meinen Jahren, zu reifen und im folgenden halben Jahre meinen Cruſius ſchier zu faſſen began.

Ueberhaupt muß ich hier das Bekentniß thun, daß wenn je in meinen Vorträgen und Schriften, einiger Scharfſin, Ordnung, Beſtimtheit und Licht der Begriffe, Schärfe der Beweiſe und gute Verbindung und Stellung der Materien zu finden war, ich all dieſes Gute meinem ausdauernden Fleiſſe zu verdanken habe, den ich auf die Cruſiuſſiſchen Vorleſungen verwendet habe.

Denn unleugbar war Cruſius der größte Philoſoph ſeiner Zeit, der als ſyſtematiſcher Kopf und tiefer Denker, an Gründlichkeit, Scharfſin, und beſonders in Analyſirung und genauer Beſtimmung der Begriffe, wenig ſeines gleichen hatte, bei dem alſo ein fleißiger Zuhörer wirklich ſich zum Denker bilden konte.

Er war eine der ſonderbarſten Erſcheinungen in der Welt. Als Philoſoph der richtigſte Denker und als Theolog der größte Phantaſt! — Die Geſchichte hat uns mehrere ſolche Männer kennen gelehrt, im Tertullian und andern, welche bei einer gründlichen Philoſophie dennoch in der Religion die albernſten Schwärmereien verdauen konten.

Ich habe mir das immer als den unterſten und feinſten Grad des Wahnſins gedacht. Denn wenn man bedenkt, daß der Wahnſin nicht immer über die ganze Seele ſich erſtrekt, ſondern oft nur in einem Theile der Ideenmaſſe eine Zerrüttung zeigt; ſo wird man es ſehr begreiflich finden, daß ſolche Zerrüttungen auch bei Menſchen in feinern Nüancen ſtatt haben, welchen man keinen Wahnſin zuſchreibt, weil ihre Zerrüttungen nicht von allen andern Menſchen dafür angeſehn werden. So fand ich z. B. einmal in Waldheim, wo ich mit einem Prediger die Züchtlinge und ſämtlichen Eingeſperrten beſah, einen Menſchen, an Ketten geſchloſſen, der ehemals Theologie ſtudirt hatte. Mit dieſem Menſchen, der ein ſehr gutes und vernünftiges Anſehn hatte, unterhielt ſich der Prediger faſt eine halbe Stunde, und wir erſtaunten beide, über die guten und ordentlichen Kentniſſe, welche dieſer Menſch äußerte, und bedaureten mit wahrer Rührung, daß dieſer Unglükliche an Ketten liegen mußte. Da aber zulezt der Prediger beim Abſchiede ſeinen prieſterlichen Senf anbrachte, und den Angeſchloſſenen der Gnade des h. Geiſtes empfahl, ſprang derſelbe plözlich auf, fieng an zu ſchäumen, und fuhr dem Prediger nach der Perüke: Hund, was ſchwazeſt du vom h. Geiſt? weißt du nicht, daß ich das ſelbſt bin? Nun war die Raſerei im Ausbruch. Und warum? Sein Wahnſin beſtund nicht in einer Zerrüttung aller ſeiner Ideen, ſondern nur einer einzigen Ideenreihe, in welcher die Idee vom h. Geiſte ſich an die Idee ſeines Ichs, wenn ich ſo reden mag, angeklebt hatte und fixe Idee geworden war, ſo daß der Menſch überal vernünftig ſprach, und nur dann raſete, wenn ſeine fixe Idee ihm aufgeregt wurde.

Eben ſo denke ich mirs bei ſolchen Gelehrten, deren Wahnſin nur deswegen nicht für Wahnſin gilt, weil viele Menſchen mit ihnen an demſelben krank liegen, und weil folglich ihre fixen Ideen nicht für Narrheiten gelten. Bei Cruſiuſſen war ſein Antichriſt, ſeine Judenbekehrung, ſein tauſendjähriges Reich, und alles, was ſeine theologia prophetica enthielt, zur fixen Idee geworden, welche an ſeiner Idee von Religion angeklebt war. Daher konte er als Philoſoph der hellſte Mann ſeyn, weil ſeine fixgewordnen religiöſen Ideenreihen entweder mit ſeinen frei gebliebnen philoſophiſchen Ideenreihen gar nicht zuſammenhiengen, oder weil er ſie, durch ſeinen Wiz, in einer ſcheinbaren Verbindung zu bringen gewuſt hatte.

Der Mann ging wirklich ſo weit, daß er z. B. den Pabſt zu Rom, der ihm einmal als Antichriſt vor der Stirn lag, und ihm beſtändige Angſt verurſachte, in allen poetiſchen Stüken des alten Teſtaments fand, wo nur etwa von einer Perſon die Rede war, welche als bös und gefährlich vorgeſtelt wurde. So glaubte er ſteif und feſt, daß in allen Pſalmen Davids, wo von einem Gottloſen geſprochen wurde, darum der h. Vater gemeint ſeyn müße, weil das Subſtantiv. (haraſcha) mit einem he articuli verſehen war.

Wenn ich alſo bei dieſem Lehrer, den ich zugleich wegen ſeiner Pietät und ſeines wirklich vortreflichen Karakters faſt anbetete, den Grund zum philoſophiſchen Denken legte, und auf mein ganzes Leben mir einen Schaz ſammelte, der mir tauſendfältig gewuchert hat, ſo wurde ich doch auch zugleich, wie natürlich, von ſeinen Schwärmereien angeſtekt. Denn es ging mir, wie allen jungen Leuten, in ihren Univerſitätsjahren. Wir nahen uns unſern Profeſſoren wie Halbgöttern. Wir denken es gar nicht als möglich, daß dieſe Männer etwas Falſches und Irriges vortragen könten. Es ſind uns alle ihre Worte Orakel und wir eilen, jede Redensart, die aus ihrem Munde fließt, unſern Heften einzuverleiben. Wir ſtudiren daher ganz ohne den Geiſt der Prüfung. Es fält uns gar nicht ein, über das Gehörte nachzudenken, und zu unterſuchen, ob es auch mit unſern Erfahrungen und anderweitigen Begriffen und Urtheilen ſich vertrage und von allen Seiten Wahrheit habe. Kurz, wir ſind bloße Nachbeter, und werden folglich blinde Anhänger desjenigen Syſtems, das uns eben daſſelbe Ohngefähr zuwarf, welches uns beſtimte, gerade bei dem Profeſſor unſere Collegia zu hören, und bei keinem andern.

Wäre der akademiſche Unterricht zwekmäßiger, wäre er, was er ſeyn ſolte, bloße Einleitung in alle Wiſſenſchaften, und Anweiſung, dieſelben durch eignes Leſen der beſten Bücher, und durch fortgeſeztes Nachdenken über ihren Inhalt, zu erlernen; ſo würden die jungen Leute nie zur Nachbeterei und Sektirerei verführt, und der Geiſt der Aufklärung nicht unter ihm erſtikt werden.

Ich ward Philoſoph und Schwärmer zugleich. Ich glaubte ſteif an alle dogmatiſche Lehrſäzze und an deren Beweiſe. Ich erzitterte vor dem Antichriſt und fühlte einen heiligen Eifer für den Sturz des Pabſtes. Ich haßte ihn, als das zehnköpfigte Thier in der Offenbarung Johannis. Ich freute mich auf die bevorſtehende algemeine Judenbekehrung, und dachte mit Entzükkung an die nahe Zeit, wo alle Juden ſich taufen laſſen und mit uns kommuniciren würden. Ich betete um die baldige Beginnung des tauſendjährigen Reichs, und die damit verbundne zweite Wiederkunft Chriſti. Ich ſchwur darauf, daß Chriſtus ſein Blut, das er am Kreuze vergoſſen hat, wirklich und in natura mit in den Himmel genommen habe, wie Cruſius und ſein Nachfolger Bengel, es aus der Verſicherung Pauli bewieſen haben: daß er eingegangen ſey ins Allerheiligſte mit ſeinem eigenen Blut. Ich demonſtrirte aus meiner Metaphyſik die Dreieinigkeit z. B. aus dem Prinzip der Thätigkeit und des Vergnügens: indem ich folgerte, wenn Gott von Ewigkeit her thätig und ſelig geweſen ſeyn muß; ſo muß er auch von Ewigkeit her ein Objekt dazu gehabt haben: nun gab es in der Ewigkeit (im Gegenſaze der Zeit) keine Geſchöpfe, alſo muß dies Objekt in Gott ſelbſt vorhanden geweſen ſeyn: es müßen alſo — in Gott Perſonen geweſen ſeyn, damit Gott in ſich ein Objekt, der Thätigkeit, der Liebe und der Seligkeit hatte: da nun eine Perſon zu langweilig wäre, mehr als drei aber nicht nothwendig ſind, ſo — giebt es eine Dreieinigkeit. — So entſtand ein Gemiſch von Vernunft und Unvernunft in meiner Seele. Und ich war in meinem Glauben an dieſe Schwärmereien oder vielmehr an Cruſiuſſen (denn was iſt der Glaube der meiſten Menſchen anders, als Glaube an den Lehrer) ſo eifrig, daß ich oft meinem Vater mit unanſtändiger Heftigkeit widerſprach, wenn er mir gegen meine cruſianiſche Weisheit zuweilen Einwendungen machte, und gegen die Untrüglichkeit derſelben Zweifel erregte.

Ein paar Jahr ſtudirte ich ſo ohne Plan fort, und hörte alles bei Cruſiuſſen; Sprachen und Geſchichte, welche allein den Kopf aufräumen und Stof und Trieb zum Selbſtdenken geben, blieben ganz ausgeſchloſſen.

Nie aber konte ich mich zur Stätigkeit und kontinuirendem Fleiße bringen. Ich fing tauſenderlei an, bald in Abſicht auf Lektüre, bald in Abſicht auf eigne Uebung im Niederſchreiben meiner Gedanken. Aber ich ſezte nichts fort. Wenn ein neues halbes Jahr began, that ich die heiligſten Gelübde, und nähm mir feſt vor, im kommenden halben Jahre recht arbeitſam und ſtandhaft zu ſeyn. Ich wählte mir eine Menge Collegia. Ich machte mir eine Stundentabelle, wo jede Stunde des Tages von früh bis auf den Abend ihr feſtes Penſum hatte. Ich bat Gott in meinem Morgen- und Abendſegen, daß er mir Beharrlichkeit verleihen wolle. Ich fing mit dem redlichſten Eifer mein halbes Jahr an, verſäumte keine Stunde.

ſtudirte bis auf den Abend, freute mich beim Schlafengehen über mich ſelbſt. Aber das dauerte nur etwa einige Wochen. Dann nahm die Hizze ab. Dann traten kleine Hinderniſſe ein, die mich einige Collegia zu verſäumen nöthigten. Dann verzieh ich mirs, einmal einen Nachmittag und Abend in einer frölichen Geſelſchaft zuzubringen. Dann wolte am nächſten Morgen, wenn ich den Tag vorher ein wenig geſchwärmt hatte, die Arbeit nicht ſchmekken. Dann vermehrten ſich die Verſäumniſſe. Und ehe vier Wochen ins Land waren, ſahe ich meinen Plan durchlöchert, meine Stundentabelle zerrüttet, meinen Eifer erkaltet und — das halbe Jahr ward vollends verleppert, wie alle die vorigen — aber immer mit dem Vorſaz, nun das folgende gewiß — beſſer anzuwenden. Und mit dieſer Manier blieb ich im ganzen ein trübſeliger Ignorant, der auſſer einem glüklichen Genie und einem Haufen iſolirter nuzbarer Gedanken, die ſich bald hie bald dort in der Seele angeſezt hatten, nichts aufzuweiſen hatte, was einer gründlichen Kentniß in irgend einem ſcibili ähnlich ſahe.

Schlüßlich muß ich anmerken, daß ich im ganzen erſten Jahre meines Studentenlebens noch von ängſtlichen Träumen geplagt worden bin, welche mein qualvoller Zuſtand in der Pforte hervorbrachte. Meine Phantaſie ſtelte mir die Schrekbilder aus dieſem Zeitraume beſtändig vor Augen. Und ſie waren ſo lebhaft, daß ich des Nachts nichts anders ſahe und dachte, als Primaner und Inſpektoren und vergeßne Hymnen, und verſchlafne Zeit des Gebets, und Ohrfeigen, und Drohungen heimlicher Rache wegen Pfeifjungen-Verdacht u. ſ. w.

Einen ſolchen Zuſtand hab ich in meinem Leben zum öftern erfahren. Solche Schrekbilder haben mich gequält, da ich aus meiner Hölle in Marſchlins errettet wurde. So lange Zeit habe ich ängſtlich geträumt, da ich aus dem Reiche entflohen war. So werde ich — doch jezt noch einen Vorhang vor dieſe Auftritte! — Ich habe von Jugend auf wenig Freuden genoſſen, aber fürchterliche Epochen zu überſtehen gehabt.

Zwölftes Kapitel.

Meine erſten Verirrungen in puncto puncti.

Auf die ſonderbarſte Art traf mich endlich das Loos, dem alle Bewohner der ſublunariſchen Welt, der König wie der Bettler, der Prieſter wie der Laie, der Glaubige wie der Unglaubige unterworfen ſind.

Noch unbekant mit allen natürlichen und unnatürlichen Arten der Befriedigung des Inſtinkts und ſelbſt, was bei einem Knaben oder, ſo man lieber wil, Jünglinge von funfzehn Jahren gewiß merkwürdig iſt, noch ohne alle beſtimte Begierde, — mußte eine nichtswürdige Dirne, die in unſerm Hauſe diente, mich verführen.

Da ich voraus ſezen kan, daß gegen einen Leſer, dem dieſe Geſchichte behagen würde, hundert ſeyn werden, welche ſie mit Recht verbitten, ſo wil ich nur das einzige davon ſagen, daß dieſes alte und häßliche Geſchöpf mich ganz wie Kind behandeln mußte, und gewiß erſtaunt iſt, da ſie einen Menſchen vor ſich fand, welcher den Degen trug, und der gleichwol nichts von dem allen zu verſtehen ſchien, was ſie ſagte und that. Und ſo unglaublich es ſeyn mag, ſo wahr iſt es, daß ſie viele Wochen zugebracht hat, ehe ſie — Kraft — Begierde — und ſelbſt volle Bekantſchaft mit der Sache bei mir bewirken konte. — Ein Beweis, daß ſich kein Wollüſtling mit der Natur und der Unwiderſtehligkeit ihres Triebes entſchuldigen kan. Denn die Natur treibt gewiß nie mit Gewalt zu Laſtern, wo keine äuſſerlichen Urſachen Kraft und Leidenſchaften zu frühzeitig aufwekken und den ruhigen Naturtrieb in ſtürmende Begierde verwandeln.

Wenn ich bedenke, was dieſes Scheuſal mir für Schaden gethan hat: indem ſie mich wahrſcheinlich einige Jahre früher zu einer Wirkſamkeit verleitete, als die Natur ſie verlangte: indem ſie dadurch eine Menge Thorheiten und Zerſtreuungen veranlaßte, welche mein Studiren beeinträchtigten, und ohne ſie gewiß unterblieben wären: endlich, indem ſie eine der entſcheidenden Veranlaſſungen zu einem der traurigſten Unfälle meines Lebens wurde, welcher meinen guten Vater ſchier bis zum Grabe niederbeugte; ſo muß ich behaupten, daß das Verbrechen der Verführung der Jugend eines der ſtrafbarſten iſt, und in jedem Staate härter, als Kirchenraub geahndet werden ſolte.

Die heidniſchen Geſezgeber Roms ſahen dies ein und unſere chriſtlichen Legislatoren ſcheinen, dies gar nicht zu achten, und die Verhütung dieſes Verbrechens ſo wenig, als die Beſtrafung deſſelben für ein Objekt ihrer Aufmerkſamkeit zu halten. Sie beſtrafen einen Dieb mit dem Strange, der mir einen Theil meines Geldes raubt, das ich durch meinen Fleiß und tauſend andere Mittel erſezzen kan, dagegen ſcheinen ſie es gar nicht für wichtig anzuſehen, oder doch ſehr kaltſinnig zu ahnden, wenn es Menſchen giebt, welche durch Verführung dasjenige rauben, was gar nicht wieder zu erſezzen iſt: Unſchuld der Seele und Ruheſtand der Begierden — und was oft auf Lebenslang die ſchreklichſten Zerrüttungen anrichtet, und Geſundheit, Ehre, und Tugend zernichtet, und ganze Reihen von den unſeligſten Verirrungen erzeugt.

Von dem einzigen Glüke kan ich ſagen, daß dieſe Verführung keinen fortgeſezten unmäßigen

Genuß der Thorheit hervorbrachte. So wie der Gegenſtand von mir entfernt war, und das geſchah ſehr bald, ſo hörte ich faſt gänzlich auf, dieſe Unordnung zu wiederholen. Und ich weiß nicht, ob ich nicht allen Vätern und Müttern die ohngefähre Urſache davon empfehlen ſoll, ſo ſehr auch die Herren Söhne über dieſe moraliſche Reflexion ſchreien, und auf mich ſchmälen werden.

Wahr iſts, ich war von ſehr ſchwächlichem und zartem Körperbau, und es kan dieſe natürliche Beſchaffenheit eine Miturſache, oder wenigſtens Erleichterung meiner Enthaltſamkeit geweſen ſeyn. Aber die Haupturſache davon war ohnſtreitig meine ökonomiſche Lage. Ich hatte kein Geld. Mein Vater gab mir, wie meinem Bruder, wöchentlich nicht mehr als zwei Groſchen Taſchengeld, und er hielt mit Recht ein mehrers darum nicht für nöthig, weil ich in ſeinem Hauſe wohnte, und alles nur erdenkliche, ſelbſt Koffe und hernach auch Tabak, (davon ich von meinem ſechzehnten Jahre an bis zu zwölf Pfeiffen täglich geraucht habe) und alles, was Nebenausgaben erfoderte, frei hatte und, fürs geſelſchaftliche Leben, auch keinen Aufwand zu machen brauchte, weil ich mich mit den Geſelſchaften, die mein Vater unterhielt, begnügen konte und ſolte. Daher kam es, daß ich weder unter Studenten gehen, und an ihren Kommercen Theil nehmen, noch mich in Spiele einlaſſen, noch Dörfer und Wirthshäuſer beſuchen, und folglich — auch beim andern Geſchlecht dasjenige wenig oder gar nicht haben konte, was einmal ohne Bezahlung nicht zu haben iſt.

Und warhaſtig, ich danke es meinem Vater noch jezt, daß er mich von dieſer Seite ſo karg behandelt hat. Denn ich kan dafür von mir die Seltenheit prädiciren, die vielleicht kein Gelehrter, der ehemals Student war, von ſich ſagen kan, daß ich nie einem Kommerce beigewohnt, nie einen Degen gezogen, nie auf einem Schlitten gefahren, nie ein Trinkgelag beſucht, und — in puncto puncti, in den zehn Jahren bis zu meiner Verheirathung, weniger gethan habe, als die meiſten jungen Leute, die einmal mit der Sache Bekantſchaft erlangt haben, in einem Jahre zu thun pflegen. Und eben aus dieſer mir angenehmen Erfahrung behaupte ich, daß Eltern und Erzieher, was die Sache auch für kleine Unbequemlichkeiten haben mag, allemal gröſsere Vortheile davon einerndten würden, wenn ſie ihre Zöglinge unter guter Aufſicht hielten, und ihnen dasjenige Geld, was man Taſchengeld nennt, d. h. was ganz der Wilkühr des jungen Menſchen überlaſſen iſt, auf das alleräuſſerſte einſchränkten. Denn ein junger Menſch, der kein Geld in der Taſche hat, ſondern dem alle mögliche Bedürfniſſe in natura geliefert werden, wird erſtlich keine Verſuchung zu vielen Geſelſchaften haben, weil die andern Studenten ſich nach dem wenig ſehnen, der nichts mitmachen kan, den ſie alſo weder beſchmauſen noch von ihm borgen, noch zu ihren Komplottirungen brauchen können: und er wird zweitens nicht im Stande ſeyn, durch Spiel, Trunk und Wolluſt auf Abwege zu gerathen, ſeine Zeit zu verſchleudern, und ſeine Geſundheit in Gefahr zu ſezzen.

Mir wenigſtens, als einem feurigen, projektvollen, neugierigen und nichts unverſucht laſſenden Jünglinge, kam es ungemein zu ſtatten, daſs ich, in Abſicht auf Taſchengeld, vielleicht der ärmſte Student in ganz Leipzig war.

Wenn indeſſen meine Verführerin mich nicht zu einem ausſchweifenden Wollüſtling machen konte, ſo hat ſie mich doch zu einem Thoren gemacht, und zu Kinderpoſſen geleitet, welche meinem Fleiße nachtheilig waren und mir manche Ungelegenheiten zugezogen haben. Ich muß meinen Leſern einige derſelben auftiſchen.

Ich war ſeit dem erſten thieriſchen Genuß ſo aufmerkſam auf das ſchöne Geſchlecht geworden, als ich vormals nie geweſen war. Ja es war nun eine Sehnſucht nach dem Umgange mit demſelben in mir entſtanden, die ich ſonſt nie empfunden hatte. Mein Kindskopf ſann alſo nun mit ernſtloſer Geſchäftigkeit darauf, wie dieſes Verlangen zu befriedigen ſey.

Dreizehntes Kapitel.

Erſte Liebſchaft.

Ich kan noch jezt mir die heilſamſten Erſchütterungen des Zwerchfels erzeugen, wenn ich an dieſe

Epoche meines Lebens zurükdenke, und mich der Scenen erinnere, welche damals meine kindiſche Sehnſucht nach der Eroberung einer Schönen hervorbrachte.

Man muß ſich mich als einen Knaben denken, deſſen Phantaſie an Bildern aus der wirklichen Welt ſo arm war, wie mein Beutel. Alles, was ich mir dachte, waren ſelbſt geſchafne Geſtalten. Selbſt das Mädchen, worauf ich Spekulation machte, war blos Ideal. Ihre Mine, ihren Gang, ihre Kleidung, ihre Art ſich gegen einen Liebhaber zu benehmen, erdachte ich mir ſelbſt. Denn ich war noch in wenig Geſelſchaften geweſen, und hatte folglich weder Frauenzimmer von Stande in der Nähe beſchaut, noch Mansperſonen von Stande mit ihnen umgehen ſehen. Es war daher auch alles, was ich mir als Requiſit des Liebhabers dachte, mein Puz, meine Minen, meine Redensarten, von eigner Erfindung.

Was konte aus den Avantüren eines ſolchen unerfahrnen Knaben anders entſtehen, als Donquixotiaden? zumal da ſich mit dieſer Unerfahrenheit eine gewiſſe Hizze vergeſelſchaftete, mit welcher ich alles ſchnel durchſezzen wolte, was ich einmal began.

Mein erſter Ausrit, den ich wagte, ging zwar auf keine Windmühle los, aber gewiß auf einen weit kritiſchern Gegenſtand. Es war die Tochter des berühmten Hofrath Menke, dem die Leipziger Gelehrte Zeitung und die Acta litteraria ihren Urſprung verdanken. Ich hatte von Fikchen, ſo hieß die Schöne, ſchon ſo viel rühmliches gehört, daß ich beſchloß, weil es doch einmal einem Jünglinge von Stande und Genie gebührte, eine Liebſchaft zu haben, des Otto Menkens ſchöne Tochter mit meiner Liebe zu beehren.

Meine älteſte Schweſter (jezt die Gattin des Prof. Schott in Leipzig) hatte ſchon ſeit ein paar Jahren Bekantſchaft in dieſem Hauſe, und Mag. Hofmann, mein ehemaliger Lehrer, war jezt des Hofraths Amanuenſis bei ſeinen litterariſchen Arbeiten. Alſo zwei Kanäle, die ich öfnen konte, um mein Liebesſchif flot zu machen. Auch hatte ich ſelbſt den Bruder meiner Schönen bereits kennen lernen, der damals auch Student war. Ich bat alſo zuerſt den Mag. Hofmann, mich doch einmal in den Geſellſchaftszirkel der Menkiſchen Familie einzuführen. Alsdann ſtelte ich meine Schweſter an, daß ſie ſich zu einer Viſite bei Fikchen melden laſſen mußte. Und da beide auf einen gewiſſen Sontag mit mir Abrede genommen hatten, ſo begann ich nun, alles an mir in ſegelfertigen Stand zu ſezzen.

Die ganze Woche hindurch war ich mit dieſem wichtigen Vorhaben beſchäftiget. Ich ließ mich meine liebe Phantaſie mit dem Menkiſchen Garten bekant machen, in welchem ich mich meiner Geliebten zum erſtenmal in die Arme werfen wolte. Ich ließ ſie mir ihr Bildniß ſo reizend als möglich vormahlen, um ſie unter mehreren Schönen ſogleich herausfinden zu können, denn ich hatte ſie bisher nur im Vorbeigehen, und von weitem zu ſeyn bekommen, vornehmlich bei Beſchauung des Kirchganges. Ich ſtudierte Tag und Nacht auf wohlgeſezte und wolklingende Redensarten, und ſammelte mir die ſchönſten, für jedes Fach der verliebten Rhetorik, d. h. für Anreden beim Eintrit in den Zirkel, für Entſchuldigungen meines unangekündigten Beſuchs, für Bezeugungen meiner Begierde, die Göttin ſelbſt zu ſehen, für feine Erklärungen meiner Bereitwilligkeit, ihr Adonis zu werden, für muntere Scherze und Unterhaltungen der Geſellſchaft, für wizzige Repliken auf die oder jene Anrede, für Satyren auf etwanige Schafsköpfe unter der Geſelſchaft, (leztere waren, im Vorbeigehen geſagt, frühzeitig mein Lieblingsfach) endlich für Abſchiedskomplimente, und Erwiederungen höflicher Inviten zu Fortſezzung meiner Beſuche.

Auſſer dieſem rhetoriſchen Studium betrieb ich auch das Studium der Koketterie. Ich ſann auf anziehende Kräfte meiner Mine, und meines Puzzes. Ich ſtelte mich am Spiegel und übte mich in der Mimik, d. h. im Ausdruk der verſchiedenen Empfindungen, die ich in meinem Geſichte lesbar machen wolte, um z. B. bald eine gewiſſe Würde, bald ſchmachtende Liebe, bald ſatyriſche Laune, durch Minen zu erkennen zu geben.

Und nun kam endlich der erwünſchte Sontag, der mir ſo viel Vorbereitungen gekoſtet hatte, und der nun einmal die Leere meines Herzens ausfüllen ſolte, welche ich ſchon lange gefühlt hatte. Ich brachte den ganzen Morgen mit meiner Toilette zu. Da muſte kein Härchen falſch liegen, kein Puderſtäubchen am unrechten Orte zu ſehen ſeyn. Da wurden alle Minen, die ich machen wolte, noch einmal durchgeübt. So verging die träge Zeit des Morgens. Mittags konte ich vor Verliebtheit keinen Biſſen eſſen. Die Stunden nach Tiſche ſchienen, mir eine Ewigkeit zu ſeyn, denn ich vermochte nichts anders zu thun, als, in meinen knappeſten Anzug gepreßt, in meiner Stube auf und abzugehn, und mich in Gedanken unter die Schönen zu verſezen, welche ich heute alle närriſch zu machen beſchloſſen hatte. Nach langem Harren ſchlug's endlich drei Uhr, und ich eilte zu Herrn Hofmann, der zu meinem Führer beſtimt war.

Mit Wehmuth ſah ich dieſen noch unangezogen. Er hatte Koffe und Tabak auftragen laſſen. Und als ich meine Aengſtlichkeit ihm merken ließe, hieß es, wir hätten Zeit bis fünf Uhr, weil es ſich nicht ſchikke, unangemeldet zum Kaffe zu kommen. Ich mußte alſo noch ein paar Stunden lang die Folter der Erwartung aushalten, und dem armen Hofmann lange Weile machen. Denn ich war die ganze Zeit ſo ſtier in die Bilder meiner Phantaſie vergaſt, daß ich dem guten Mann kein vernünftiges Wort antwortete, er mochte das Geſpräch auch hinleiten, wohin er wolte.

Nun ſchlug es fünfe und — das Herz fieng mir an zu pochen, daß mans auf meiner Weſte bemerken konte. Jch ging geben meinem Hofmann her, gerade ſo in Gedanken, wie ein Kandidat, der ſeine erſte Predigt in patria ablegen ſol, auf dem Wege zur Kanzel. Wir traten in das Vorderhaus ein, als mein Führer mich wekte und mir ſagte, daß wir da wären. Jezt betete ich über Hals und Kopf, noch viele meiner Antritsreden durch, und gelangte mit nicht wenig Angſt zur Gartenthüre.

Schon begann es finſter vor meinen Augen zu werden, und mein Seelenzuſtand glich ohngefähr dem eines jungen Fähndrichs, der zum erſtenmal mit en ordre de Bataille aufmarſchirt, und den Donner der Batterien vernimt, denen er entgegen gehen ſol. Meine Beſonnenheit war dahin.

Jch erblikte einen langen Gang, und in deſſen Mitte ein großes Zelt, das auf allen Seiten offen war, und unter welchem ſich eine Geſelſchaft junger Schönen befand, die ohngefähr aus zwölf bis ſechzehn Perſonen beſtehen mochte, welche aber mir wie ein ganzes Bataillon vorkamen, und mich durch dieſe ſchrekliche Menge vollends ganz dahin brächte, daß ich ſchon an aller meiner Rhetorik anfing zu verzweifeln.

Wir waren noch nicht zehn Schritte gegangen, ſo konte ich dieſen Proſpekt nicht mehr aushalten, ſondern ich muſte meinen Führer bitten, einen Seitengang mit mir zu gehn, um dem feindlichen Bataillon aus dem Geſicht zu kommen, und dadurch mich ſelbſt vom erſten Schreken ein wenig zu erholen, um noch, wo möglich, die Schmach abzuwenden, in meiner erſten Predigt ſtekken geblieben zu ſeyn.

Nach einigen Krümmungen des Weges kamen wir endlich wieder in einen Hauptgang und zum Unglük fügte ſichs, daß wir, bei der Schwenkung um eine Hekke, nur etwa vier Schritte noch von dem fürchterlichen Zelte waren. Und dieſe Ueberraſchung war der Tod meiner erſten Liebſchaft. Denn nun war alles auf einmal in mir erſtarrt. Meine Augen ſtunden ſtil. Meine Zunge war gelähmt. Meine Füße wurden ſchwer, wie wenn ich funfzehnpfündige Beinſchellen gehabt hätte.

Da ſtand der arme Knabe und ſein Führer mit ihm: einer ſo ſprachlos, und als Statue wie der andere. Der Magiſter ließ mich ganz ſtekken. Er war blos Zuſchauer. — Wars eine kleine Bosheit oder wirkliche Sympathie mit meiner Erſchrokkenheit: Gnug er unterließ alles, was hier ſeine Schuldigkeit geweſen wäre, um durch eine etwas feierliche und geſprächreiche Einführung meiner Wenigkeit, mich wenigſtens von der totalen Niederlage zu retten.

Der junge Menke, hinter dem halben Monde ſtehend, welchen das ſchöne Bataillon gegen mich formirt hatte, wurde zuerſt von Mitleid gerührt, das der Anblik des unglüklichen Jünglings jedem chriſtlichen Zuſchauer einflößen mußte, und er eilte rechts um den Kreis herum, mir entgegen zu gehn und den jungen Bahrdt zu bewilkommen, welcher durch das große Anſehn ſeines Vaters, auf alle mögliche Politeſſe Anſpruch hatte. Aber wo einmal Unglük ſeyn sol, muß ſichs wunderlich ſchikken. In demſelben Moment, wo Burghard Menke den

Einfal bekam, blikte der erſte Lichtſtrahl des wiederkehrenden Bewuſtſeyns unter meinen Vorſtellungen, und ich bekam ſelbſt den Einfal, ihm entgegen zu gehn, und — links ab zu marſchiren.

Nun ward faſt lautes Gelächter. Die gottloſen Mädchen hielten die Fächer vor und ſahen, wie wir uns beide verfolgten. Nach einer halben Minute erſt merkte ich meinen Irthum. Ich wandte mich, um meinem Freunde entgegen zu kommen. Aber was half mirs, da ich ihn endlich hatte. Ich konte nichts, als mit verſeztem Odem die Worte ſtammeln: nehmen Sie — nicht übel — daß ich — Sie — inkommodire — freue mich — wenn Sie ſich — wolbefinden. Und nun fing ich ganz an zu empfinden, daß ich für heute ein verlorner Menſch war, und reſolvirte mich kurz, weil einmal die memorirte Predigt durch die Lappen gegangen war, die Flucht zu ergreifen. Ich ſezte alſo in aller Kürze und Einfalt die Worte hinzu: wil — nicht länger — Sie unterbrechen — empfehle mich gehorſamſt — und ſtolperte pfeilſchnel mit meinem Hofmann um die Ekke wieder herum — froh wie ein Menſch, der mit dem Leben entran.

Mein Geiſt kehrte, ſo wie nur die Gefahr vorüber war, ſchnel gnug zurük. Habe ichs recht gemacht, ſagte ich mit ganz philoſophiſcher Ruhe zu meinem Führer, daß ich die Viſite abbrach? Die Geſelſchaft war zu groß, und alles ſchien derangirt. — Und der Fuchs erwiederte, mit verbißnem Lächeln: Sie habens recht gut gemacht: Die erſten Viſiten müſſen allemal kurz ſeyn.

Aber vol innerlichem Aerger eilte ich nach Hauſe, und bedauerte den vielen Aufwand von Zeit und Mühe, den ich gemacht hatte. Und doch ward ich nicht weiſer durch die Verunglükkung des erſten Verſuchs. Mein Leichtſin, der mich alle Dinge, ſelbſt das Uebel, von ihren erfreulichen, wenigſtens von den erträglichen Seiten anſehen läßt, und die wirklich nachtheiligen Seiten vor mir verbirgt, zernichtete all das Gute, was die erlittne Niederlage hätte wirken ſollen. Er verbarg mir die wahre Urſache, die in meiner Kindheit, in meiner Unerfahrenheit lag, und beredete mich, der bloße Zufal der alzuzahlreichen Geſelſchaft habe mir das Spiel diesmal verdorben. Und ſo erneuerte ſich der Vorſaz, ferner Abentheuer zu beginnen,

nen, bis ich, als braver Ritter, eine Dulcinea erobert haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Karakterzüge.

In dieſer Epoche meines Seyns lebte ich in lauter abwechſelnden Paroxismen. Bald war ich einige Wochen recht von Herzen fleißig, bald verſank ich wieder in meine Donquixotiſchen Träume und verliebte mich in eine Schöne, wo ich ſie fand, und hörte, wenns nicht gehen wolte, eben ſo ruhig wieder auf zu lieben, als ich angefangen hatte.

Man konte damals zwei Hauptzüge an meinem Karakter bemerken, die jezt erſt anfingen ſich feſtzuſezzen. — Eitelkeit und Hizze.

Die Eitelkeit d. h. die kindiſche Sucht, durchs Aeuſerliche zu gefallen, hatte ſich durch drei Stükke generirt und eingeniſtet. Man hatte erſtlich von Jugend auf meine Bildung zu viel gelobt, und auf der Schule beſonders hatten meine Mitſchüler mich oft Ausdrükke hören laſſen, die mich in einer gewiſſen Einbildung von mir ſelbſt beſtätigten, und ein ſo armſeliges Verdienſt ſchäzzen lehrten. So fing ich als Kind ſchon an, mir etwas darauf zu gute zu thun, daß ich wol gebildet ſey und, was natürlicher Erfolg iſt, das Gefallen als einen Zwek zu betrachten, nach dem ich ſelbſt ſtreben müße.

Mit dieſer Quelle verband ſich eine zweite, meine frühzeitige Angewöhnung an den höchſtmöglichen Grad von Reinlichkeit, und Nettigkeit an meinem Körper ſo wol, als meinem Anzuge. Schon als Kind hielt ich darauf, daß meine Hände nicht nur, ſondern mein ganzer Körper reinlich, meine Wäſche ſauber, meine Kleidungsſtükke proper erhalten wurden. Und ſo wenig mein Vater auf Staat wenden konte, ſo ſuchte ich doch immer, auch in meinen ſchlechten Rökchen, durch Reinlichkeit und Nettigkeit, eine gute Figur zu machen. So wie nun das Lob der Bildung mich einmal afficirt hatte, ſo ward das, was vorher unabſichtliche Gewöhnung war, erzielte Nahrung meiner Begierde zu gefallen.

Und da endlich, in meinen Studentenjahren, die Liebſchaftsthorheiten eintraten, ſo mußte wol ganz natürlich meine Krankheit einwurzeln, da der Zwek zu gefallen nun ein ſo wichtiges Mittel ward, zu dem höhern Zwekke — geliebt zu werden.

Aber ich erinnere mich hier lebhaft auch einer Demüthigung meiner Eitelkeit, welche mir in dieſer Zeit wiederfuhr, und mir eine ſo empfindliche Kränkung verurſachte, daß ich ſie nie habe vergeſſen können. Ein gewiſſer Mag. Schneider auf dem Paulino, der mit mir im ſatyriſchen Witze wetteiferte, aber mir, theils überhaupt, theils bei Abgewinnung der Lacher inſonderheit, weit überlegen war, mochte ſchon längſt meine Affektationen bemerkt haben, die von meiner Eitelkeit erzeugt wurden, und er betrachtete mich daher immer mit einer ſpöttiſchen Mine, wenn er mich in meinem armſeligen Puzze daherſchwänzen, und meine Augen nach Attention und Bewunderung haſchen ſahe. Einſtmalen fügte ſichs, daß er gerade mit ſeiner Geſellſchaft bei offenen Flügeln im Fenſter lag, und daß ich, ebenfals in Geſellſchaft, in vollem Putz durch den Zwinger angeſtapelt kam, und ſein Fenſter paſſirte. Von weitem ſchon rufte er mir, um mich erſt durch eine Schmeichelei eine ernſthafte Behandlung vermuthen zu laſſen, ein ſehr ehrerbietiges Compliment entgegen, welches ich mit Würde erwiederte, und mit einem augenbliklichen Stillſtehn ihm zu belohnen ſchien. Sobald er mich in dieſer Faſſung hatte, began er in dem ernſteſten Tone mich abermals anzureden, ich muß ihnen bekennen mein lieber Herr Bahrdt, daß, ſo oft ich Sie ſehe — (bis hieher ſprach er langſam und feierlich, daß die Geſelſchaft oben und unten aufhorchte, und ich ſchon auf eine dankvolle Replik für das erwartete Lob meiner Schönheit ſtudirte) — ſo ſtehn mir meine beiden Augen auf. Das ſagte er ſchnel und mit einem ſolchen Hohngelächter, daß ich vor Scham in die äuſerſte Verlegenheit kam, und ohne ein Wort aufbringen zu können, abtrolte, auch von Stund an mich vor dieſem Schneider wie vor Feuersgefahr hütete.

Der zweite Zug meines Karakters, der jezt immer merklicher wurde, und von Zeit zu Zeit zunahm, war Hizze. Wie dieſer in mir entſtanden ſey, weiß ich nicht zu ſagen. In meinen Kindheitsjahren war er gar nicht bemerkbar. Wenigſtens erinnere ich mich keines einzigen Falles aus meinem Knabenalter, ehe ich auf Schulen ging, und ſelbſt aus meiner Schulepoche nicht, wo ſich dieſer unglükliche Fehler gezeigt hätte. Auch ſtimt derſelbe ſo wenig mit der natürlichen Weichheit meiner Seele, daß er vielmehr mit mir ſelbſt zu kontraſtiren ſcheint. Denn von Natur, und durch das Beiſpiel meiner Eltern, iſt meine ganze Seele zum Wolwollen und zur Liebe geſtimt. Das kleinſte Leiden eines Menſchen rührt mich augenbliklich, und durch und durch. Und es iſt mein gefühlvolleſter Freudegenuß, wenn ich einen Menſchen recht vergnügt machen, und durch mich froh ſehen kan. Selbſt mein Feind iſt von dieſer Empfindung nicht ausgeſchloſſen. Sobald nur die Beleidigung wirklich geendigt iſt, und er nicht mehr feindſelig handelt, ſobald iſt auch bei mir alles vergeſſen, und er kan ſicher, zumal wenn er ſelbſt Rükkehr zeigt, oder wenigſtens Beſcheidenheit, von mir Gefälligkeiten erwarten. Ganz unfähig bin ich, ihm lange und fortdauernde Schmerzen zu machen. Und habe ich je als

Schriftſteller Menſchen beleidigt, ſo war es gewiß eitel Muthwille, und nie Rache, davon mein Herz nichts wußte, das noch kein Geſchöpf Gottes in individuo gehaßt hat. Die Art kann ich wüthend haſſen (z. E. Feinde der Vernunft) aber die Perſon nie. — Wie nun bei dem allen ich nach und nach dazu gekommen bin, bei gewiſſen Vorfallenheiten, in den Fehler der Heftigkeit zu verfallen, und fähig zu werden, in der Hizze mich ſelbſt zu vergeſſen, iſt mir ſelbſt noch ein Räthſel.

Dieſe Krankheit der Seele, die damals anfing ſich zu zeigen, beſteht darinnen, daß ich bei einem entſtehenden Streit, es ſey mit Gleichen oder Untergebnen, wenn ein gewiſſer Grad des Gefühls von der Unverſchämtheit oder tükkiſchen Bosheit meines Gegenparts in mir entſteht, in einen ſolchen Zorn gerathe, daß alle Beſonnenheit aufhört, und ich blos von meinem Gegenpart abhängig werde, ob es mit uns beiden zum leben oder zum ſterben kommen ſol.

Von dieſer unglüklichen Leidenſchaft habe ich zwar in meinem Leben ſehr wenige wichtige Fälle, und Gott ſey Dank keinen einzigen von unglüklichem Erfolge gehabt. Aber ich bekenne dennoch, daß ſie oft genug ausgebrochen iſt, und mich in ſchaudernde Gefahren geſezt hat. Unter andern erlebte ich in meinem ſiebzehnten Jahre die Schande vor mir ſelbſt, bei einem etwas zu heftigen Betragen meines Vaters und zu hart ſcheinender Anmaßung deſſelben, eine geladne Piſtole auf meinen Tiſch zu legen, um ihm durch die Thüre zuzurufen, daß ſie ihn treffen würde, wenn er ſich weiter wagte.

Noch jezt, da mein Blut weit ruhiger fließt, als ehedem und tauſend Leiden mich weich und meine Kraft ermattet haben, bin ich in wahrer Furcht vor mir ſelbſt, und auf nichts in der Welt ſo aufmerkſam, als auf Gelegenheiten zu einem heftigen Streit: weil ich gar zu gewiß weiß, daß es noch möglich iſt, in meine vorige Hizze zu gerathen, in welcher weder Gefahr noch Uebermacht, weder Degen noch Schiesgewehr mich abhält, meinen einmal aufgeſezten Kopf zu behaupten. Wenn ich daher Gefahr eines ſolchen Zwiſtes merke, ſo fliehe ich, ſo weit ich kan. Auch meide ich deswegen alle Menſchen, wenn mich ihre anderweitigen Talente, und guten Eigenſchaften noch ſo ſehr reizen, und nach ihrem Umgange lüſtern machen, von denen ich erfahre oder merke, daß ſie hitzigen Temperaments ſind, um nicht mit ihnen auf eine unglükliche Art zuſammenzutreffen. So breche ich auch jeden freundſchaftlichen Diſpüt ſogleich ab, ſobald ich nur einigermaßen bemerke, daß der eine in ſeinen Behauptungen zu warm wird.

Der Grund des Uebels mag wohl ganz allein in körperlichen Beſchaffenheiten, d. h. im Blute liegen. Mein Vater war ebenfals ein äuſerſt hizziger d. h. ſchnel in heftigen Zorn gerathender Mann, ob er gleich nie ſich ſo vergaß, wie ich mich zu vergeſſen im Stande bin. Indeſſen können doch die Eindrükke ſeines Beiſpiels, (welches ſchwächer, aber dafür häufiger war, als meine Nachahmung,) auf mich gewirket und das Uebel in denjenigen Jahren bei mir erzeuget haben, in welchen noch die Empfindungen Anderer, durch die bloßen Zeichen und Ausbrüche derſelben, in die Seele des Kindes überzugehn pflegen.

Ein Glük war es daher abermals für mich, daß ich in meinen Studentenjahren kein Geld hatte, und eben darum keine Geſelſchaften unterhalten, und beſonders keinen Studentengelagen beiwohnten, oder öffentliche Orte beſuchen konte, weil ich dadurch der Gefahr entging, traurige Folgen meiner Hizze zu erleben.

Funfzehntes Kapitel.

Huſarengeſchichte, einer theologiſchen Fakultät gewidmet.

Mein Vater hatte in Wittenberg einen leiblichen Bruder, der daſelbſt in einer kurfürſtlichen Bedienung ſtund, und mit einer Menge wilder Jungens heimgeſucht war. Einer derſelben, der geſchikteſte, aber auch der wildeſte unter allen, war von ihm nach verſchiednen fruchtloſen Verſuchen, zu einem Apotheker nach Gera geſchikt worden, wo er die Jahre ſtehen ſolte. Aber Tolkopf Bahrdt konte auch da nicht hauſen, ſondern nahm, nach einigen luſtigen Streichen, die er begangen hatte, die Flucht, und wandte ſich an meinen Vater in Leipzig.

Natürlich konten wir ihn nicht verſtoßen, ſondern mußten ihm wenigſtens ſolange Dach und

Fach geben, bis es dem Vater gemeldet, und deſſen Ordre eingeholet war. Vetter Bahrdt blieb alſo einige Tage bei uns, und ließ ſich wohl ſeyn. Da aber die Zeit kam, wo des Vaters Befehle eintreffen ſolten, und er ſich nichts angenehmes davon verſprach, ſo ging er eines Tages vors Petersthor, und ließ ſich unter die Huſaren anwerben.

Auf einmal erſchol in ganz Leipzig das Gerücht: der junge Bahrdt iſt unter die Huſaren gegangen. Da nun kein Menſch davon wuſte, daß gerade vor wenig Tagen meines Vaters Brudern Sohn bei uns angekommen war, und ich von Jugend auf als ein feuriger junger Menſch bekant war; ſo fiel natürlich alle Welt auf mich. Und ſo enthielt ein paar Tage hindurch, jeder Brief, der von Leipzig abging, ein Poſtſcript: „eben ver-
„breitet ſich die traurige Nachricht, daß unſer gu-
„ter D. Bahrdt das Herzeleid erlebt hat, ſeinen
„älteſten, Hofnungsvollen Sohn zu verlieren.
„Er iſt ihm entlaufen und unter die Huſaren
„gegangen.“

In Leipzig nun offenbarte ſich der Irthum ſehr bald. Man ſah mich täglich in meinem gewöhnlichen Anzuge auf den Straßen, und in meine Collegia gehen, und erfuhr dann leicht, daß mein Vetter es geweſen war, welcher das Gerede veranlaßt hatte. Aber kein Menſch vielleicht dachte daran, den Irthum auch auswärts zu wiederrufen. Jeder meinte, es werde ſich an andern Orten eben ſo von ſelbſt widerlegen, wie es in Leipzig geſchehen war. Und ſo blieb an andern Orten, ich möchte ſagen, bis auf den heutigen Tag, die Meinung, daß ich wirklich in meinen Studentenjahren einmal unter die Huſaren gegangen ſey, und man folgerte blos, wenn man mich hernach in der gelehrten Republik nennen hörte, daß ich wieder losgekauft worden ſeyn müße.

Es iſt unglaublich, was dergleichen übereilte Briefklatſchereien in der Welt für Schaden thun. Ich habe unzählig traurige Erfahrungen davon gemacht, an mir und Andern. Ja ich habe einigemal das ganze zeitliche Glük eines Menſchen, durch ſolche eilfertige Mittheilungen ungeprüfter Nachrichten zerrütten geſehn. — Und es iſt merkwürdig, daß ſelbſt Männer, welche als Gelehrte, als Weiſe, als Menſchenfreunde in der Welt verehrt werden, das unvernünftige und ganz eigentlich unmenſchliche dieſes Verfahrens nicht einſehn, ſondern ſich ſelbſt deſſelben verzeihn.

Man ſezze nun den Fal, wie er mir erſt vor kurzem zu meiner großen Kränkung begegnet iſt. Die Gothaer deutſche Zeitung meldet, daß ich deswegen ſey arretirt worden, weil ich falſche Münze auf meinem Weinberge geprägt hätte. Der R. Becker, ein Mann von Kentniſſen und edlem Karakter, läßt das ſo in die Welt hinein drukken. Sein Blat geht 4 bis 5000mal, wird von 30 bis 40000 Menſchen geleſen. Ich erſcheine alſo unter 40000 Menſchen als ein Niederträchtiger! Kann eine größere Beſchädigung gedacht werden, die mir dieſer Rath Becker und ſein (vermuthlich) Halliſcher Correſpondent verurſachte? Kan es mich entſchädigen, daß ich zu ſeiner Zeit mich rechtfertige, und das Publikum über mein Schikſal verſtändige? Gewiß nicht, denn ſeine Leſer ſind gerade nicht die meinigen. Unter ſeinen 40000 Leſern ſind vieleicht nicht 2000, die zu meinem Publikum gehören, von denen ich geleſen werde. Bleibe ich alſo nicht unter 38000 Menſchen ein Gebrandmarkter? Hiezu komt, daß die Zahl der Menſchen, unter denen ich geſchändet bin, weit größer iſt, als ich ſie angegeben habe. Denn man muß nicht blos rechnen, daß an einem Zeitungsblatte oft 39 bis 50 Menſchen leſen, ſondern daß die, welche es leſen, das Geleſene mündlich, an Koffetiſchen, in Wirthshäuſern, ausbreiten, und daß alſo eine Zeitungsnachricht aus einem Blatte oft unter 1000 Menſchen komt, und ganze Städte und Dörfer damit erfült werden. Daher entſteht die entſezliche Folge, daß böſe Gerüchte, weil die Erzähler derſelben ſelten ſie wiederrufen, oder doch nicht bei allen, die ſie von ihnen z. B. auf einem Koffehauſe mit angehört hatten, wiederrufen können — nur alzuleicht verewigt werden. — So erfuhr ich erſt vor wenig Tagen dieſe traurige Folge, da ein Gelehrter, eine vornehme obrigkeitliche Perſon, ein Mann von vieler Litteratur und Korreſpondenz, mir (von Grosglogau aus) den aus der deutſchen Zeitung entſtandnen Vorwurf machte, daß ich mich zu einer ſolchen Unklugheit hätte verleiten laſſen, daß alſo ein ſolcher Mann, 40 Wochen nach meiner Arreſtirung, deren wahre Urſache nicht wuſte, ſondern den Jrthum der deutſchen Zeitung für Wahrheit hielt. — Pfui der unbeſonnenen und liebloſen Menſchen!

Und eben ſo iſts mit der Huſarengeſchichte gegangen. Sie hat ſich wirklich verewigt. Noch jezt giebts Tauſende, die in der Meinung ſtehn, daß ich ehemals Huſar geweſen ſey. Und noch als Profeſſor Theologiae Ordinarius in Gieſen wiederfuhr mir die Ehre, daß ein Mitglied der theologiſchen Fakultät zu Jena, in der dortigen Gelehrten Zeitung, meine theologiſchen Kezzereien ſo wie meine ganze Perſon dadurch herabzuwürdigen ſuchte, daß er mir dieſe Huſarengeſchichte öffentlich vorrukte, — wie wenn der verdienſtvolle Mann im vierzigſten Jahre, darum kein verdienſtvoller Mann ſey, oder darum die chriſtliche Welt nicht aufklären, und ein nuzbarer Schriftſteller ſeyn könne, weil er im ſiebzehnten Jahre einige Tage unter den Huſaren war — oder weil ſonſt noch einige jugendliche Streiche von ihm im Puplikum rolliren — dergleichen ich ſelbſt von mir berichten werde.

Sechszehntes Kapitel.

Ich, als Löwenſteinſcher Dragoner.

Ich habe es oben ſchon eingeſtanden, daß eine karge Zumeſſung des Taſchengeldes auch einige nachtheilige Folgen hat, ob ich gleich gewiß bin, daß die guten Folgen die böſen unendlich überwiegen.

Freilich — wenn ein junger Menſch, zumal von feurigem und unternehmendem Geiſt, alzuſehr eingeſchränkt und von den Mitteln, ſich zuweilen nach eignem Sinn und Geſchmak, ein Vergnügen zu machen, gänzlich entblößt iſt; ſo verfält er natürlich auf allerlei, meiſt unrechte Verſuche, ſich dieſe Mittel zu verſchaffen, oder ſie durch etwas anders ſich zu erſezzen. Dies war der Fall auch bei mir. Die ewige Monotonie im väterlichen Hauſe, ſo gut ichs auch da hatte, konte mir unmöglich behagen. Mein Freiheitsgefühl war zu lebhaft. Die aufgedrungenen Freuden ſchmekken nicht. Nur die ſelbſt gewählten haben anziehende Reize.

Jch ſehnte mich unter andern nach einem Reitpferde. Jch ſeufzte heimlich, wenn ich die Studenten ſo flink durch die Straßen reiten, und ſo munter wie ihre Roſſe in die weite Welt fliegen ſahe. O daß auch du, war mein Gedanke, einmal ſo in die weite Welt auswandern könteſt!

Was war natürlicher, als daß ich tauſend Projekte machte, zu dieſem erhabenen Ziele, das meine Phantaſie mir vorgeſtekt hatte, zu gelangen. Jch fing zuerſt an, mein wöchentliches Zweigroſchenſtük zurükzulegen, und das einzige Bedürfniß, den Tabak, dazu ich es ſonſt verwendet hatte, und davon mein Vater mir zu wenig gab, auf andere Art zu befriedigen. Jch verſorgte mich, als meines Vaters Tabakſchneider, aus ſeiner Büchſe und ſparte meine zwei Groſchen zum Ritt.

Ein gewiſſer Bürger, Namens Hellmann, welcher zu ſeiner Zeit als Prahlhans ſich auszeichnete, und ſich ein eignes Geſchäft daraus machte, meinen Vater zu poſaunen und überal als holder Gönner der Bahrdtiſchen Familie zu erſcheinen, half mir das langſam wachſende Sümmchen dadurch vermehren, daß er wolhabende Leute, welche etwa einmal eine von meines Vaters Predigten vorzüglich rührend gefunden hatten, beredete, ſich dieſelbe abſchreiben zu laſſen. Die Schreibgebühren betrugen acht Groſchen, und ich verdiente ſie mir.

In einer Zeit von ſechs bis ſieben Monaten hatte ich denn die ungeheure Summe, von einigen Thalern beiſammen, und empfand darüber eine unausſprechliche Freude. Denn ſo viel Geld hatte ich noch in meinem Leben nicht zu kommandiren gehabt. Ich dünkte mich reicher als der Mogul.

Nun entdekte ich einigen Freunden mein Vorhaben, einen Ritt in die weite Welt zu machen. Das waren leichtſinnige und raſch entſchloſſene junge Leute, welche augenbliklich theilnahmen. Der eine, Namens Schmelzer, that den Vorſchlag, hinauf ins Wendiſche zu gehen, wo ſein Vater Amtmann war, und den zu beſuchen. Der Vorſchlag gefiel, weil er Koſten ſparte ſintemal der Amtmann unſer Vetter war, und ich alſo da freie Zehrung hatte.

Die Geſellſchaft war vier Perſonen ſtark, und ziemlich gut zuſammengepaßt. Alle waren von luſtigem Humeur: alle viere unternehmend und raſch: alle viere hatten kein Geld. Denn zu einer Reiſe zu Pferde, wo allein das Pferd täglich zwölf Groſchen Miethe koſtete, auf ſechs Tage, faſt ſechzehn Meilen weit, waren zwei bis drei Thaler, die jeder bei ſich hatte, ſo gut als kein Geld.

Ich meines Orts kümmerte mich bei dieſem Unternehmen um gar nichts. Ich ſahe nur die reizende Seite deſſelben. Tag und Nacht mahlte mir meine Phantaſie die lieblichſten Bilder und ſchenkte mir den ſüßeſten Vorgenuß. Ich gefiel mir in der männlichen Figur eines Ritters, da ich bisher nur als Knabe gelebt hatte. Ich ward entzükt, das Pferd unter mir ſich bäumen und ſtolzieren zu ſehn. Ich dachte mir die tauſend Menſchen, die alle Maul und Naſe aufſperren würden, wenn der junge Bahrdt in dieſer erhabnen Geſtalt ſich zeigte. Ich ſahe ſchon die Gegenden und Fluren, die ich durchfliegen ſolte. Ich ſaß ſchon am Tiſche des Amtmanns und ſchmauſte und — liebäugelte auch ſchon im Geiſt mit des Schmelzers Schweſter, die er mir als ſchön beſchrieben hatte. Für Bedenklichkeiken hatte ich keinen Sinn. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich zum erſtenmale ein Pferd beſtieg, daß ich nicht reiten gelernt hatte, daß ich Hals und Beine brechen, daß ich wenigſtens ſchon den erſten Tag mich aufreiten und liegen bleiben könte. Noch vielweniger kam mir ein beunruhigender Gedanke an meine Kaſſe ein: denn dieſe hielt ich für unerſchöpflich, weil ſie meine Phantaſie koloſſaliſch gezeichnet hatte.

An einem Montage ritten wir aus, mit dem Vorſazze, den Sonnabend Abend wieder zu Hauſe zu ſeyn. Der Ritt ſelbſt gieng beſſer als zu vermuthen war. Ich fand mich ſehr bald in den Schluß und, da ich ein leichtes Pferd bekommen hatte, ſo machte ich meine Reiſe ohne Anſtoß, indeß die andern bald hie bald da über Unbequemlichkeiten klagten.

Aber einer darunter erdreiſtete ſich gleich auf der erſten Meile, als ſchon die jungen Magen ihr Frühſtük zu fodern begannen, die ſämtliche Geſelſchaft wohlbedächtig um den Kaſſen-Beſtand zu fragen, mit der erbaulichen Vorklage, daß er ſich ganz auf uns verlaſſen und deshalb nur wenig zu ſich geſtekt habe. Ich lächelte zwar über dieſe Bedenklichkeit, aber wurde gewaltig wieder ausgelacht, da ich mit vollen Bausbakken die große Summe meiner drei Thaler poſaunte und alle Beſorgniſſe für Thorheit erklärte. „Man ſiehts, Bruder, erwiederte mein Freund, daß das dein erſter Ausritt iſt. Haſt du nicht bedacht, daß deine drei Thaler erſt das Miethgeld fürs Pferd beſtreiten, ohne das Trinkgeld? Und meinſt du, daß wir jeden Tag, bei zweimaligem Frühſtük, Mittagsmahl, Veſperbrod, Abendmahlzeit, und Nachtquartier, vier Mann und vier Roſſe, unter ſechs bis acht Thalern durchkommen werden, zumal jezt im Kriege, wo alles wegfuragirt und alles theuer iſt?"

Die Geſellſchaft erſchrak bei dieſer Rechnung, indem jeder bekante, daß er nur wenige Thaler bei ſich habe. Ich allein blieb unerſchüttert. Ei, sagte ich, wir wollen ſchon ſehen, wie wir durchkommen. Nur luſtig zum erſten Frühſtük!

Der alte Student, der die Bedenklichkeit aufgebracht hatte, wolte ſich mit meinem Leichtſinn nicht abſpeiſen laſſen. Entweder wir kehren wieder um, Brüder, oder wir machen ein Mittel aus, durch welches wir unſern Kaſſendefekt erſezzen können.

Nun begannen Debatten, lang und weitläuftig und nichts wirkend, wie im engliſchen Parlement, wenn die Foxianer ſich kampeln. Ich aber nahm keinen Theil am Geſpräch. Ich ritt raſch vorwärts, und ſah nach dem Dorfe, wo das erſte Frühſtük genoſſen werden ſolte. Nur neben her ließ ich meine liebe Phantaſie im Reiche der Möglichkeiten patrulliren, und eines glüklichen Einfals harren. Und ſiehe, er kam.

Auf einmal wandte ich mein Roß, ſprengte die Brüder an und rufte: halt! Ich weis Rath, Brüder. Habt ihr eure Schlafrökke mit? — Ja. Wozu? — Wie ſehen ſie aus? Von was für Zeuge ſind ſie und wie gefuttert? Meiner iſt von rothem Kalmang und inwendig von weißem Flanell. — Eben ſo iſt meiner, ſchrie jeder. — Wohl, ſo iſt uns allen geholfen. Gleich die

Mantelſäkke auf! — Was ſol das? — Nur die Mantelſäkke auf und die Schlafrökke hervor. Es wil ohnehin regnen. — Die Brüder gehorchten. — Nun friſch, die Schlafrökke umgekehrt und über die Kleider gezogen! — Die Brüder thatens und erſchienen, ſamt mir, in weiſſen Mänteln mit rothen Aufſchlägen. — Wie ſehen wir aus? Brüder. —

Nun brüllte der alte Student im höchſten Jubelton: Herzensjunge, das iſt ein göttlicher Einfal! Wir paſſiren als Löwenſteiniſche Dragoner und leben nun auf Gemeindekoſten. Friſch auf zum Frühſtük!

Wir trabten froh dem Dorfe zu und flink an die Schenke. — Herr Wirth! 'raus da! — Was ſteht zu Befehl, meine Herren? — Butterbrod, Wurſt, Schnaps, luſtig, luſtig! — Der Wirth brachte was wir foderten, ſchien vergnügt, daß er einmal freundliche und luſtige Geſichter zu ſehen bekam, und gab von Herzen gern, was wir zum ſatt werden brauchten. Wir lieſſens uns ſchmekken, blieben aber wolbedächtig auf den Pferden. — Da wir geſätigt waren, gab ich den andern einen Wink und rufte noch einmal: Herr Wirth, das lezte! — Meine Brüder trabten davon und, ſo wie der Wirth den Rükken wandte, den lezten Schnaps zu holen, flog ich ihnen nach. Und ſo hatten wir zum erſtenmale glüklich umſonſt gezecht.

Meine Leſer werden vorausſezzen, daß ich dieſen Streich für das anſehe, was er war. Denn wer wird leugnen, daß dieſer tolle Einfal uns ins gröſte Unglük ſtürzen konte, wenn wir entdekt wurden. Nur jugendliche Unbeſonnenheit kan ihn entſchuldigen.

Am gefährlichſten war die Mittagsmahlzeit: denn beim zweiten Frühſtük machten wirs, wie beim erſten. Aber da wir Mittags einkehren wolten, ſchienen zwei der Brüder ängſtlich zu werden: weil wir hier abſteigen und uns den Wirthsleuten genauer zur Schau geben muſten und daher zu befürchten hatten, daß man uns gar bald für Studenten halten und die Löwenſteiner Maske uns abziehen würde. Aber ich — blieb ſtandhaft, und ſezte den Entſchluß durch, auch das Mittagsquartier ohne Zahlung zu verlaſſen. Nur rieth ich, in Geſprächen behutſam zu ſeyn, einen bauriſchen Ton anzunehmen, die Mäntel ſtets umgegürtet zu laſſen, und von lauter Bataillen und Scharmüzzeln zu ſprechen.

Wie geſagt, ſo gethan. Wir wählten abſichtlich einen einſam liegenden Gaſthof im Walde. Getroſten Muths ritten wir ein, zäumten unſere Pferde ab, foderten freundlich Futter und Mittagsbrod, und fanden zum Glük einen Wirth, der äußerſt ſchüchtern war und uns allerlei Mishandlungen klagte, welche unſere Kameraden, d. h. andere Dragoner, an ihm verübt hatten. Er traktirte uns daher, als höfliche Leute ſehr gut, ſezte Fiſch und Braten uns vor, gab Schnaps vollauf, beköſtigte unſere Pferde mit eitelm Hafer und lebte traulich unter uns und vergnügt, bei unſern militäriſchen Abendtheuern, die wir ihm wie gedrukt vorzulügen wuſten.

Nach der Mahlzeit gieng ich allein in den Stall, zäumte alle Pferde auf, gab ein verabredetes Zeichen, auf welches die Brüder erſchrokken aufſpringen ſolten, wie wenn eine feindliche

Patrulle oder des etwas in der Nähe ſey: und ſo gelang es uns, daß wir, ehe der erſchrokne Wirth ſich recht beſann, auf den Pferden ſaßen und ihm ſein Lebewohl ins Fenſter ruften.

Als wir, bei Fortſezzung dieſer Methode, den folgenden Tag zum Amtmann kamen, ließen wir freilich uns nichts merken, daß wir vermittelſt ſo unvernünftiger und verwegener Streiche unſern Beutel geſchont hatten; allein den Donnerstag trafen aus zwei Dörfern, wo wir zechefrey gelebt hatten, und die in ſein Amt gehörten, die Rechnungen über die Zehrung durchziehender Soldaten ein, welche der Amtmann unter die Gemeinen zu repartiren hatte, und er fand von Dienſtage eine Mittagsmahlzeit zu 2 Thlr. 11 Gr. und ein Veſperbrod zu 18 Gr. für vier Löwenſteiniſche Dragoner.

Bedenklich ſahe der Amtmann ſeinen Sohn an, da er ſich erinnerte, daß wir mit unſern verkehrten Schlafrökken bei ihm angekommen waren, und fragte etwas ernſthaft: Friz, Friz, du biſt doch nicht einer von den vier Löwenſteiniſchen Dragonern geweſen? — Friz war ein guter Junge, der den Vater nicht betrügen konte. Er geſtand ihm alſo den ganzen Handel.

Man kan denken, wie der Amtmann erſchrak Das Meſſer entſank ihm und ſeine Alteration theilte ſich uns allen mit. Und nun erſt lernten wir von dieſem rechtskundigen Manne, in was für Gefahren wir uns begeben und welch einen unverzeihlich tollen Streich wir begangen hatten. Er zeichnete uns hierauf eine neue Marſchruthe vor, damit wir die vorigen Dörfer nicht wieder paſſiren, und aufgefangen werden möchten, gab dem Sohne vorräthige Barſchaft, und entließ uns mit freundſchaftlichen Warnungen vor ähnlichen Thorheiten.

Siebzehntes Kapitel.

Eine neue Liebſchaft.

Nachdem wir eine Zeitlang im Marſtalle, in der Peterspredigerwohnung gehauſet hatten, nahmen die wolthätigen Freunde unſers Vaters uns auf, und wir freuten uns beide darüber, daß wir nun im Plazischen Hauſe, mehr Freiheit und folglich mehr Vergnügen genießen ſolten. Allein, da unſer Wochengeld ſich nicht dabei vermehrte; ſo konte auch kein ſonderliches Plus in dem vermeinten Genuſſe der Freiheit erwachſen.

Ich blieb im Ganzen derſelbe Menſch: vol guten Willen, vol Ehrgeiz, vol der beſten Vorſäzze, zum tüchtigen Mann mich empor zu arbeiten, aber auch — kraftlos, meine Gelübde zu halten. Cruſiſche Philoſophie blieb meine einzige Weisheit, und mein Privatſtudium, ohne Leitung von auſſen und ohne Stetigkeit von innen.

Einſtmal that Kunz, der jezt auch die Fürſtenſchule verlaſſen hatte, und von meinem Vater zum Stubenkameraden meines Bruders erſehen wurde, den Vorſchlag, eine Reiſe zu ſeinen Eltern nach Hubertsburg zu machen, und zwar zu Fuße. Sein Vater war Bettmeiſter auf dem Schloſſe und hatte alſo Plaz genug, uns zu herbergen. Wir lebten acht Tage bei ihm höchſt vergnügt. Und ich — verliebte mich, (wie überal.) in aller Kürze und Einfalt, in die Tochter von Hanne.

Luiſe war vier und dreißig Jahr alt und ich ſtand am Schluſſe des ſiebzehnten. Aber auf ſolche Dinge pflegte ich nicht zu reflektiren. Ich hatte blos das noch bis jezt unbefriedigte Bedürfniß, ein Mädchen zu beſizzen, das mich liebte. Ohne dieſen Beſiz war in meinem Herzen eine gewiſſe Leere, die ich fühlte, und auf deren Ausfüllung ich beſtändig dachte, ohne mich um die Art und Weiſe derſelben ſonderlich zu kümmern.

Eine heftige Leidenſchaft, wie man ſie ſonſt bei feurigen Perſonen findet, und wie unſere Romanen ſie ſchildern, hatte ich nie gehabt und ich kan betheuern, daß ich, in dieſem Sinne in meinem Leben nicht geliebt habe. Ich bedurfte blos ein Mädchen, welches mirs ſagte, daß ſie mich liebe. Bei mir ſelbſt wars mehr Ehrgeiz, als Liebe. Es ſchmeichelte mir, geliebt zu werden. Und wenn ich das fand, war meine Dunſt geſätigt. Dabei hatte ich gar keine großen und vielfältigen Requiſite. Glänzende Schönheit kante ich kaum, verſteht ſich, mit Kennerſchaft, geſchweige, daß ich ſie als ausſchlieſſendes Erforderniß betrachtet hätte. Geiſt, Wiz, und ein gewiſſer edler Stolz war ein weit ſtärkerer Reiz für mich. Und das fand ich bei Luiſen.

Aber hätte nur auch Luiſe bei mir Geiſt und Wiz gefunden. Es war wirklich zum Erſtikken, wer mich damals hätte ſehen ſollen, wie gimpelhaft ich liebte. Vom erſten Tage an, wo ich ſie in mein Herz ſchloß, gieng ich ihr nicht mehr von der Seite. Wo ſie ſich hinbegab, verfolgte ich ſie, wie ihr Schatten. Und wenn wir irgendwo getrennt ſaßen oder ſtunden, hieng mein Auge unverwandt an ihr. Aber ſprechen konte ich kein Wort. Ich war blos Auge und Herz. Sprache hatte ich nicht. Ich war entzükt bis in den dritten Himmel, und eben deswegen waren meine Empfindungen απεῤῥητα — unausſprechbar.

Luiſe hatte ſehr vielen Verſtand und durchſchaute mich ganz, merkte die kindiſche Liebe, und war doch ſo großmüthig, ſo tolerant, um mich weder zu beſchämen noch in dem Genuſſe meiner

Seligkeit zu ſtöhren. Ein paarmal fragte ſie mich: wie es komme, daß ich ſo gern bei ihr ſei, und doch nicht mit ihr ſpreche? Und der ſiebzehnjährige Simpel antwortete: Kan man denn nicht auch mit dem Auge ſprechen?

Ich verließ endlich Hubertsburg und Luiſen, mit ſchwermuthvoller Seele. Mein ganzes Herz war zurükgeblieben. Nichts härmte mich ſo ſehr, als daß ich nicht einmal Muth gehabt hatte, ihr einen Kuß zu geben.

Aber nun war meine Phantaſie deſto reger. Ich dachte Tag und Nacht nichts als Luiſen, und alle die Orte, wo ich ſie geſehen hatte, und alle die Spuren ihres Geiſtes, die ich gehört hatte, und alle die ſanften Blikke, die ſie mir gegeben hatte — die ich für helle klare Liebe hielt, ob ſie gleich nichts als Mitleid mit meiner Einfalt geweſen waren.

Jezt ſann ich nach, wie ich dieſe Eroberung erhalten und mich des Beſizzes meines Mädchens verſichern wolte. Natürlich muſte ich nun reden, zumal da ich in Hubertsburg kein Wort geſprochen hatte. Natürlich muſte ich ihrs ſagen, daß es mein Ernſt ſey, ſie glüklich zu machen. Aber wo ſolte ich die Sprache der Liebe hernehmen, die mir noch ſo fremd war, wie das arabiſche? Nach langem Herumſinnen ſchlug ich endlich verzweiflungsvol mein Auge auf mein Repoſitor, wo einige Duzzend Bücher paradirten, ob etwa da ein Tröſter mir lächeln möchte. Und ſiehe da, ich fand — Gottſcheds vernünftige Tadlerinnen.

Wer war froher, als ich. Zweimal las ich das Buch durch. Zweimal haſchte ich auf jeder Seite jeden Ausdruk und ſchrieb ihn auf, der irgend Freundſchaft und Liebe bezeichnete. Und durch dies Studium bekam ich einige Bogen vol der ſchönſten Redensarten, mit und ohne Blumen, die alle zwar da lagen, wie Kraut und Rüben, aber auch von einem Genie meiner Art, wie ich glaubte, nur geordnet zu werden brauchten, um Steine zu ſchmelzen und alte Eichbäume in Bewegung zu ſezzen.

Ich ſezte mich und arbeitete meinen Cento. Drei Tage ſchwizte ich, wie Herkules, da er

Augias Stall fegte. Endlich aber ſtand auch das für ein Liebes-Brief auf dem Papiere, welchen, meiner Einbildung nach, kein Gökking an ſein Nantchen herzbrechender ſchreiben konte. Ich kaufte einen Bogen Papier mit goldnem Schnitt, a 6 Pf., brachte faſt einen Tag mit der Kopie zu, und — ſchikte ihn, mit hochklopfendem Herzen — auf die Poſt.

Aber nun ging erſt die Unruhe recht an. Nun dachte ich mir beſtändig Luiſen bei dem Empfang meines Briefes. Nun ſah ich ſie holdſelig lächeln. Nun entdekte ich eine Thräne, die ihrem ſchönen Auge entfiel vor lauter Freuden, daß Gott in ihrem hohen Alter noch ſo glänzend ſie verſorgte. Kurz, ich konte nicht eher etwas anders im Kopfe haben als Luiſen, bis ihre Antwort eingelaufen war.

Eine Ewigkeit von vierzehn Tagen hatte ich geharrt, und gehoft und geſeufzt, und beinahe ſchon die Hofnung aufgegeben, als endlich eines Morgens früh Herr Kunz in meine Stube trat, und einen Brief in der Hand hielt. Ich zitterte wie ein Eſpenlaub, da ich einen Brief von Luiſen ahndete, und den gleichwol den Händen eines

Menſchen anvertraut ſahe, welcher mir ſchon als Spottvogel manche kleine Demüthigung gemacht hatte. — Hier iſt ein Brief, ſprach er, und blieb, wie ein Satyr geſtaltet, an der Thüre ſtehen.

Ich erbreche, ich leſe — welch ein Schlag.
„Mein lieber Herr Bahrdt, ich muß es Ihrer
„Jugend und Unerfahrenheit zuſchreiben,
„daß ſie mich in die Verſuchung geſezt haben,
„Ihnen auf einen Liebesbrief zu antworten.
„Haben Sie auch bedacht, daß ich Ihre
„Mutter ſeyn könte? Ich verſpreche Ihnen,
„Ihren Brief zu Ihrer Ehre zu verbrennen,
„wenn Sie mir verſprechen wollen, nie wieder
„eine ſolche Thorheit zu begehn, und,
„für dieſe gutgemeinte Offenherzigkeit, Ihre
„fernere Freundſchaft zu ſchenken

Ihrer

aufrichtig ergebenen
Luiſe."

Dieſe Arzenei wirkte. Jezt fiel es mir zum erſtenmal in meinem Leben ein, daß ich doch wol ein Thor ſeyn könte, der ſich bisher eingebildet hatte, zu Spielung eines Romans Geſchikke zu haben, der aber in der That ſich überal lächerlich gemacht hatte. Dieſe Betrachtungen wurden immer ernſtlicher, und ſo beſchloß ich endlich, alle dieſe Verſuche, mir jezt ſchon ein Mädchen eigen zu machen, ſo ſehr es Bedürfniß meines Herzens zu ſeyn ſchien, aufzugeben, und die Zeit zu erwarten, wo meine äußerliche Perſon ſo wol als meine Geiſteskraft mehr Reife dazu haben würde.

Achtzehntes Kapitel.

Fauſts Höllenzwang.

Es war im Anfange des ſiebenjährigen Krieges, ohngefähr im zweyten Jahre deſſelben, da meine Phantaſie von einem neuen Gegenſtande erfült, und beinahe ganz gefeſſelt wurde.

Ich wohnte mit meinem Bruder wieder in meines Vaters Hauſe (denn die Fr. D: Plazin hatte ſich ſehr bald an uns geſätigt) als ein Student mich beſuchte, und mir den Antrag that, Fauſts Höllenzwang zu kaufen, oder einen Kaufman dazu ihm zu verſchaffen. Ich kante das Buch nicht, ward aber vol heiſſer Begierde, es zu beſizzen, da mir der Student ſagte, daß es eine volſtändige Beſchreibung der Geiſterwelt enthalte und Anweiſung gebe, wie man mit den Geiſtern bekant werden, und ſie zwingen könne, alles zu thun, was man verlange.

Meine Einbildungskraft aſſociirte ſogleich dieſe Beſchreibung, mit allen den feierlichen Vorſtellungen von Geiſtern und Dämonen, womit mein akademiſches Orakel, der Philoſoph Cruſius, meinen Kopf bereits angeſchwängert hatte. Ich fühlte ſchon eine Art von Seligkeit, wenn ich bedachte, daß ich aus dieſem Buche von den Geiſtern mehr noch erfahren würde, als Cruſius mir hatte ſagen können, welcher meine Wisbegierde nur erhizt, aber nie befriedigt hatte. Ich empfand einen gewiſſen Stolz bei dem Gedanken, daß ich nun mit den höhern Geiſtern Umgang haben, und mir Schäzze der Weisheit und des Mammons, ohne allen Aufwand an Geld und Kopfanſtrengung, durch ſie würde verſchaffen können.

Mit dieſen aus Durſt nach höherer Weisheit und ſelbſt aus einer Art von Andacht und Pietät entſtandenen Betrachtungen, verband ſich mein Hang zu großen Projekten und glänzenden Ausſichten, den der Schneider Ernſt mir in die Seele geplaudert hatte, und entzündete in mir den feurigſten Wunſch, dieſes Buch in meine Hände zu bekommen.

Ich hatte ſeit der erſten Nachricht Tag und Nacht keine Ruhe dafür. Immer ſchwebten mir die Geiſter mit allen ihren Herrlichkeiten vor Augen, welche der Menſch durch ſie erlangen ſolte. Und unaufhörlich ſann ich auf ein Mittel, dieſes Schazzes, es koſte auch was es wolle, mächtig zu werden. Denn ich war feſt überzeugt, daß ich mit dieſem Buche alles mir erwerben könte, was ein Sterblicher hienieden ſich zu ſeiner Glükſeligkeit wünſchen mag.

Ohnfehlbar hatte auch meine Armuth Theil an dieſer Flamme, die mich verzehrte. Denn das Buch ſolte auch die Mittel enthalten, ſich ganze Scheffelſäkke vol Gold und Silber zu erzeugen. Was konte alſo ein junger Menſch, deſſen Kopf ſo voller Unternehmungen war, und der doch nur über wenige Groſchen Wochengeld zu gebieten hatte, ſehnlicher und brennender wünſchen, als eine ſolche Quelle des Ueberfluſſes.

Der Student ließ mir Zeit, mich zu beſinnen. Er kam alle Tage und erzählte mir von dem Buche und ſprach jedesmal in einem Tone davon, als obs ein Heiligthum wäre, welches ſelbſt mit großer Behutſamkeit angeſehn, und begriffen werden durfte. Die Summe, welche der Beſizzer forderte, war, wie er vorgab, fünfhundert Thaler. Der Beſizzer ſelbſt wurde verſchwiegen. Es — iſt ein Fremder, hieß es, der es in Dresden aus der gräflich⸗Brühlſchen Bibliothek entwendet hat. Er ſezte hinzu, daß es der Graf v: Brühl vor einigen Jahren aus Venedig erhalten, und mit tauſend Thalern bezahlt habe.

Dieſer Schaz überſtieg meine ökonomiſche Kraft, aber nicht meine Erfindungskraft. Ich ging mit meinen Brüdern, und einem gewiſſen armen Studenten, Namens Funk, zu rathe, ob dies Buch wol in der Geſchwindigkeit abzuſchreiben ſey. Funk, der als ein äußerſt armer Menſch alles in der Welt wagte, wenn er nur die mindeſte Ausſicht bekam, aus ſeiner traurigen Lage in eine erträglichere verſezt zu werden, war bereit, einige Nächte Schlaf zu opfern. Meine Brüder ſtimten ein. Und nun war das Projekt fertig.

Ich meldete dem Inhaber des Heiligthums, daß ich endlich einen preußiſchen vornehmen Officier gefunden hätte, welcher große Luſt bezeigte, das Buch zu kaufen: er ſey bereit achthundert Thaler baar zu bezahlen, wenn es der ächte Höllenzwang wäre: er verlange daher, es nur einige Augenblikke in Händen zu haben, und ſeine Authenticität zu unterſuchen: er wolle aber durchaus ſich nicht entſchlüſſen, ſeine Perſon bei ſo einem verdächtigen Handel kentlich werden zu laſſen, und habe mir es daher zur Bedingung gemacht, daß ich ihn in einem Nebenzimmer verbergen, ihm das Buch zeigen, und wenn ers für ächt erkenne, das Geld ſogleich in Empfang nehmen, ihn ſelbſt aber ungeſehn durch eine Hinterthüre entlaſſen ſolle.

Der Student, durch den Ueberſchuß von dreihundert Thalern, die er mit mir theilen ſolte, geblendet, bemerkte nichts von den Unwahrſcheinlichkeiten meines Antrags. Er glaubte mir und verſprach, auf einen gewiſſen Tag das Buch zu bringen, und beſichtigen zu laſſen. Und ich wiederholte ihm zu ſeiner Beruhigung das Verſprechen, daß das Geld vorher ſchon aufgezählt liegen ſolte.

Am Abend des geſezten Tages, in der Dämmerung erſchien zitternd der Student mit ſeinem Fauſt unterm Arme, den er in zehnfaches Papier und dreifache Tücher eingeſchlagen hatte, damit der Geiſterduft nicht herausgehen, und Unheil in einer Prieſterwohnung anrichten möchte. Denn es war ihm wirklich nicht anders zu Muthe, als ob er die Geiſter ſelbſt in einer Schachtel hätte, welche, gleich dem ſtärkſten Weingeiſte, der vom Annähern der Luft ſich entzündet, von der geringſten Erſchütterung oder Berührung herausfahren, und Tod und Verheerung anrichten könten.

Mit gröſter Behutſamkeit wurde langſam jeder Umſchlag abgelöſet, bis endlich die korduanene Kapſel hervor kam, welche das Geiſterheer verſchloß. Auf dem Geſicht des Studenten ſtund der Angſtſchweiß, da er die Kapſel mir übergab: und zitternd und bebend ſahe er mich mit dem Schazze in das Nebenzimmer gehn, wo der Officier, ſeiner Meinung nach, ſchon mit dem Geldſakke angekommen war.

Aber ich, ſo wie das heilige Buch in meinen Händen war, flohe wie ein Pfeil durch die Hinterthüre nach dem Paulino, wo Funk mit meinen Brüdern bereits in ängſtlicher Sehnſucht meiner harrten. Eine anſehnliche Portion Studentenkoſt von Kaffe, Zukker, und Semmeln war in Bereitſchaft, uns in dieſem Gefängniſſe drei Tage und drei Nächte zu beköſtigen. Es war eine Stube, deren Beſizzer verreißt war, wo wir mit unglaublicher Hizze den ganzen Höllenzwang abſchrieben. Wir ſchnitten die Hefte (es war Manuſcript) aus einander, und theilten ſie unter uns. Und ich übernahm das wichtige Geſchäft, die Teufel nebſt allen Kreiſen, Sigillis, Pentaculis Salomonis, und wie all die Dinge heißen, am Fenſter abzuzeichnen, und dann mit rother oder ſchwarzer Tinte, der Farbe des Originals gemäß, auszufüllen.

Man ſtelle ſich die Angſt vor, in welche wir den Studenten indeſſen verſezt hatten. An dem Abende, wo ich ihm entrann, ſtand er faſt zwei

Stunden an der Thür und horcht — bald vor Furcht um ſein Buch zu kommen gequält, bald von der Hofnung, hundert und funfzig Thaler zu erobern wieder erquikt — und harrte und ſeufzte — wolte doch es nicht wagen, die Thür zu öfnen, und den Zorn des preußiſchen Officiers auf ſich zu laden. Endlich aber ſieget die Angſt wegen des möglichen Verluſts des Buchs, und er drükt an die Klinke — drükt wieder — klopft leiſe — murmelt meinen Namen — ruft ihn laut — pocht förmlich an — pocht ſtärker — ſtößt mit dem Fuße an die Thür, und — fühlt ſo immer höher ſteigende Beklemmung bis zur Todesangſt. — Nun macht er Lermen in Hauſe. Mein Vater erwacht. Das Geſinde fährt auf. Es war bald eilf Uhr und niemand erwartete, daß noch jemand fremdes im Hauſe ſey. Der arme Menſch hört rufen. Er nähert ſich weinend meinem Vater, und klagt ihm ſeine ſchrekliche Beſtürzung. Man zündet Lichter an. Man öfnet das Zimmer, welches ich hinter mir zugeriegelt hatte, mit Gewalt, und erſtaunt, daß alle drei Herren Söhne nicht zu finden waren. Mein Vater war ſicher, daß ich das Buch nicht zu ſtehlen im Sinn haben konte. Denn er kante mich zu gut, als daß er mich einer eigentlichen Niederträchtigkeit hätte, für fähig halten ſollen. Er vermuthete bloſſen Leichtſin und allenfals Wisbegierde, die mich verleitet haben dürfte, mit dem Buche zu entfliehen um es ruhig zu leſen, oder einiges daraus abzuſchreiben. Denn es waren ihm ſchon einige ſolche Reiskiſche gelehrte Diebſtähle von mir bekant. Er that alſo alles, den Studenten zu beruhigen, konte es aber nur mit der äußerſten Mühe dahin bringen, daß der Menſch weinend und händeringend das Haus verließ, und ſich in ſeine Wohnung verfügte.

Aber am folgenden Tage, da man bis Abends uns vergeblich erwartet hatte, und durch alle mögliche Erkundigungen unſer Aufenthalt nicht zu erfahren geweſen war, ſtieg die Angſt des Studenten ſchier bis zur Verzweiflung, da ſelbſt mein Vater nicht mehr wuſte, was er zu ſeinem Troſte ihm ſagen ſolte.

Und warlich wir verdienten die härteſte Züchtigung, daß wir dieſe Tragödie drei Tage fortſpielten, und unſre Eltern in ſolche Verlegenheit, den Studenten aber in wahre Gefahr ſezten, un ſinnig zu werden. Aber unſer guter Vater ließ ſich von mir beſänftigen, da er ſeinen Carl nur wiederſahe und vernahm, daß wir nichts böſers gethan hatten, als die Copirung des Buchs. Es iſt ein alzugroßer Schaz, beſter Vater, ſagte ich ihm mit meinem ganzen Feuer, worüber Cruſius ſich freuen wird. Ich konte der Begierde nicht wiederſtehn, ihn zu beſizzen. Sie werden ſelbſt erſtaunen und ſich freun, alle Geiſter ſo kennen zu lernen. Ich habe ſie nun ſämtlich nach allen ihren Geſtalten und Erſcheinungen. O ich habe ein Kleinod, das mir lieber iſt als eine Tonne Goldes. Vergeben Sie mirs. Die Verſuchung war zu groß. Ich habe ja weiter keinen Schaden gethan. Ich wil dem Menſchen ſein bischen Angſt ſchon vergüten. Er hat ja ſein Buch unverſehrt wieder.

Tragiſch war die Geſchichte meiner Beſiznehmung von D. Fauſts Höllenzwange, aber deſto komiſcher die Geſchichte des Gebrauchs, den ich von dieſem Buche machte.

Neunzehntes Kapitel.

Meine Verſuche im Geiſterreiche.

Man ſagt oft, es ſey kein Uebel in der Welt, das nicht zu etwas gut ſey. Und ich habe das unzähligemal und auch bei dieſer jugendlichen Thorheit erfahren. Die Vorſehung benuzte dieſe meine Albernheiten zu meiner Vervolkomnung. Sie began damit die Heilung meiner Seele von der Schwärmerei, mit welcher Cruſius mich ſo völlig inficirt hatte, daß ich ſicher zeitlebens ein Phantaſt mit Genie geblieben wäre, wie Cruſius ſelbſt war, und wie mir viele ſeiner Schüler, z. B. der ſelige Prof. Schmidt in Wittenberg, der Archidiakonus Teller in Zeiz u. a. m. bekannt ſind.

Mit wahrem Heishunger fiel ich nun über das ſo ſauer erworbene Kleinod her, und ſtudirte es Tag und Nacht mit ſolcher Emſigkeit, daß ich es ſchier auswendig lernte. Denn es befriedigte nicht blos meine Wisbegierde, ſondern flößte mir zugleich eine gewiſſe Ehrfurcht gegen den Verfaſſer ein.

Gleich die Vorrede oder Einleitung erfüllte mich mit einem heiligen Schauer, und ertödete in mir alle Gedanken des Mistrauens gegen Betrug, oder Schwärmerei. Ich las da Dinge, welche lauter Pietät und Tugend athmeten. „Ich Fauſt, hieß es z. B. habe durch Gottes Gnade mir große Kentniſſe erworben, und habe durch Gebet und geiſtliche Uebungen es ſo weit gebracht ꝛc.“ Das war warhaftig für meine damalige Art von Frömmigkeit mehr als zu einladend.

Und wie herrlich waren erſt die Erforderniſſe, welche Fauſt für einen Menſchen feſtſezte, der ſich die Macht erwerben wolte, Geiſter vor ſich zu laden, ihre wilden Karaktere zu bändigen, mit ihnen ſich zu unterhalten und ſie zur Volbringung ſeiner Befehle zu nöthigen. — „Wer die Geiſter zwingen wil, hieß es, muß fleißig zu Gott beten — er muß, ehe er eine Citation vornimt, das heilige Abendmahl mit wahrer Herzensandacht genieſſen — er muß ſich acht Tage vorher aller Unreinigkeit und ſelbſt des ehelichen Beiſchlafs enthalten — er muß ſich dabei auch der körperlichen Reinigkeit befleiſſigen und vornehmlich in reiner Wäſche erſcheinen — er muß ein kindliches Vertrauen zu Gott faſſen und mit Unerſchrokenheit und feſtem Muthe die Geiſter behandeln u. ſ. w.

Hierauf folgte ein weitläuftiges Detail, à la Pezold, über die Zahl, Macht, und Rangordnung der Geiſter, welches mit ſolcher Zuverſicht angegeben und ſo pünktlich auseinander geſezt war, daß man den D. Fauſt ſchlechterdings für einen Vertrauten der Geiſter halten und ihm einen eben ſo genauen Umgang mit ihnen zuſchreiben mußte, wie ſein Gevatter Schwedenborg vorgegeben hat.

Das Geiſterreich hatte, nach Fauſts Angabe, eine ſehr große Aehnlichkeit mit der deutſchen Reichsverfaſſung: wie es auch wol natürlich war, da Fauſt, als ein Deutſcher, doch wol ſeine Geiſter auf die nämliche Art angegaft haben wird, wie ſie der Franzos oder Engländer anguffen würde, bei denen man ohnfehlbar eine franzöſiſche oder engliſche Verfaſſung finden müſte.

„Die Geiſter, ſagt Fauſt, ſtehn alle unter ſieben Kurfürſten, denen die Grafen und Barone untergeordnet ſind. Die ſieben Kurfürſten heißen Ariel, Mephiſtophiel, Barbiel u. ſ. w. Der eine dieſer Groß- oder Kurfürſten hat die Macht über alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe der Menſchen, und kan dir, mein chriſtlicher Leſer, wenn du die Kunſt verſtehſt, ihn zu zwingen, (er iſt aber ein ſehr unbändiger Geiſt,) in einem Moment alles lehren und beibringen, was du dir wünſcheſt.“ Ha, dachte ich, bei mir ſelbſt, das iſt ein nüzlicher Burſche. Du brauchſt keine Bücher, keine Kollegia, kein mühſames Studiren mehr. Der ſol dir Dogmatik, Polemik, prophetiſche Theologie, Kirchen- und Kezzergeſchichte und alles, was du zum groſsen Mann brauchſt, in wenig Tagen mittheilen. Welche Freude! Für dieſen Geiſt iſt das Buch allein viele tauſende werth.

„Der zweite Kurfürſt hat Macht über alle Herzen der Menſchen und weiß ihre verborgenſten Gedanken zu erforſchen und nach ſeinem Gefallen zu lenken. So du ihn zwingen kanſt und nur vor ſeiner erſten Erſcheinung nicht erſchrikſt, denn er iſt etwas gräßlich, ſo kanſt du von ihm nicht nur alles erfahren, was in der Welt vorgeht und die verborgenſten Anſchläge der Menſchen entdekken, ſondern du kanſt auch durch ihn jedes Menſchen Gunſt und Liebe erlangen, ſo daß er dir auf das beſtändigſte und eifrigſte ergeben ſeyn muß.“ —

O wie ſchön! dacht ich, nun brauche ich ja über keinen Liebesbrief mehr zu ſchwizzen und mich mit Projekten zu Mädcheneroberungen zu plagen: nun wähle ich mir die ſchönſte und reichſte Jungfrau, die in ganz Sachſen zu finden iſt, und befehle dem Geiſte mein Anliegen, ſo iſt ihr Herz mein und ſie muß vor Liebe ſterben oder mir ſelbſt ihre Hand anbieten. Und dann ſeufze ich auch nicht mehr nach jener Folianten füllenden theologiſchen Gelehrſamkeit, um einmal ein lumpigter Profeſſor zu werden. Nein! jezt nichts geringers als eine Excellenz! Denn ich kan nun durch meinen Geiſt alle Geheimniſſe der Kabinetter auf meinem Sofa erfahren und als Staatsminiſter oder Geſandter — Wunder thun.

„Der dritte Kurfürſt, ſagt Fauſt, iſt über alle verborgne und unſichtbare Schäzze geſezt und kan dir, ſo du Macht über ihn bekomſt und die Geiſſel der Geiſter recht gebrauchen lernſt, alle Schäzze verrathen, die in der Erde verborgen liegen. Ja du kanſt ihn zwingen, daß er dir gemünztes oder ungemünztes Gold auf deine Stube bringen muß, ſo viel du magſt.“ — O weg nur, dachte ich nun, mit allen übrigen Geiſtern. Das ſol mein Mann ſeyn. Was ſol ich mich am Hofe geniren und mich unter den Excellenzen herumhudeln laſſen und Fürſtenlaunen dulden. Nein, dieſer ſol mir täglich ſoviel Geld liefern, daß ich wie eine Excellenz leben und wolleben kan, ohne wie eine Excellenz kommandirt zu werden.

Nachdem ſo der D. Fauſt mich gelehrt hatte, was mit den Geiſtern anzufangen ſey, wenn man ſie zu zwingen verſtände, ſo ſtudierte ich nun die Zwangmethode, die er mir vorſchrieb. Aber hier fand ich wider Vermuthen eine Menge Schwierigkeiten, die mich fürchten ließen, daß ich wol ſobald keine Probe würde anſtellen können. Denn da waren der Vorſchriften, der Regeln, Kautelen, und Erforderniſſe ſoviel, daß mir der Kopf warm wurde und — mein armer Beutel ſich empörte. Da muſte man ſoviel Pfunde engliſch Zin haben, um ſich die Sigillen und Pentakula Salomonis zu verfertigen. Da mußte man ein Kupferſtecher ſeyn, oder einen in Sold nehmen können, um auf dieſe zinnerne Heiligthümer die Karaktere ſtechen zu laſſen, in welchen die magiſche

Kraft enthalten war. Da muſte man ſoviel Jungfern-Pergamem kaufen, um die Kreiſe davon zu machen und zu beſchreiben. Da muſte man ein gelernter Aſtronom ſeyn, um jede Minute des Aufgangs und Eintritts jedes Geſtirns berechnen zu können, weil alles was man kaufte, ſchrieb, ſtach, und ſonſt verrichtete, in einer gewiſſen Minute des Eintrits eines himliſchen Zeichens oder Geſtirns gekauft, geſchrieben, geſtochen und verrichtet werden mußte.

Da ſank nun freilich mein Muth, weil mir es alzuſehr einleuchtete, daß ich mit großer Mühe (der ich auf mein ganzes Leben durch den D. Fauſt entübrigt zu bleiben gehoft hatte) die nöthigen Kentniſſe mir erwerben und mit faſt unüberſteiglichen Hinderniſſen würde kämpfen müſſen, um alle das Geld aufzutreiben, was die Anſchaffung der exorciſtiſchen Geräthſchaften erfoderte.

Gleichwol brante ich vor Begierde und Sehnſucht, von meinem Buche Nuzzen zu ziehen und zwar bald. Ich ließ alſo vor der Hand den ganzen erſten Theil des Höllenzwanges liegen, welcher Magia innaturalis überſchrieben war, und las geſchwind den zweiten durch, der Magia naturalis hieß: in Hofnung, daß da der Weg zum Glük müheloſer ſeyn werde. Und ſo ſchien es auch.

Ich fand da weit kürzere Vorſchriften und weit weniger Erforderniſſe. Die Formeln der Beſchwörung bei dem El, Schadai, Elohim, Jehovah, Trismegiſtos, Eloha, Zebaoth, Kyrios, Kadoſch u. ſ. w. waren nicht ſo lang und folglich leichter auswendig zu lernen. Ja einige Kunſtſtükke erfoderten gar keine Beſchwörung. Es bedurfte auch keiner Kreiſe, in die man mit langen Gebeten eintreten, keiner magiſchen Behänge, mit denen man ſich gegen die Tükke der Geiſter verwahren, keiner Geiſſel, mit der man die Geiſter durchhauen und zum Gehorſam zwingen mußte. Kurz, hier ſchien ich, ohne neue Kentniſſe und Koſten, die Geiſter zwingen und mich durch ſie glüklich machen zu lernen.

Das erſte, was mich reizte, waren die kleinen Erdgeiſter, von denen Fauſt verſicherte, daß ſie leicht zu haben wären, und daß man ſo einen Burſchen zeitlebens wie einen Bedienten bei ſich behalten und zu allem gebrauchen könne. Ich verſuchte daher heimlich eine Citation, die auf einem Kirchhofe geſchehen mußte und — bekam keinen Geiſt zu ſehen und zu hören.

Hierauf fand ich ein Stük, wie man in allen Spielen gewinnen könne. Ei, das iſt ja eben ſo gut, dachte ich, als der Schazgeiſt. Du darfſt ja nur einige Meſſen hintereinander Gabrielen oder Polenzen die Bank ſprengen, ſo haſt du auch, was du brauchſt, um im Beſiz eines Ritterguts, dich wol zu befinden. Ich that alſo gleich, was vorgeſchrieben war. Ich kaufte ein Stükchen Jungfernpergament, ſchafte eine weiße Taube an, riß ihr mit Ausſprechung gewiſſer mir unverſtändlichen Worte den Kopf ab, und ſchrieb auf das Pergament mit ihrem Blute die Karaktere, welche Fauſt mir angegeben hatte. Nun band ichs vorſchriftsmäßig unter meinen linken Arm aufs bloße Fleiſch, zog meine beſten Kleider an, wanderte in eine Geſellſchaft, wo geſpielt wurde, ließ mich in hohes Spiel ein, um meine Wunderkraft zu probiren und — verlor alles Geld, was ich hatte und blieb noch einige Thaler ſchuldig.

Und noch war ichs nicht müde, mich von dem elenden Mönche äffen zu laſſen, der wahrſcheinlich das ganze Buch zuſammengeſchmiert hatte: (denn alle die deutſchen und lateiniſchen Zauberbücher, welche mit Gebeten und Abendmahlgehen und bibliſchen Sprüchen täuſchen, ſind Kloſterprodukte müßiger und abergläubiſcher Mönche.) Ich trieb das Studium der Magie, wie ichs damals nannte, faſt ein halbes Jahr und erhizte mir meine Phantaſie ſo, daß es jeden andern, in dem eine geringere Portion des aufdämmernden Vernunftlichts war, vielleicht zum Tolhauſe reif gemacht haben würde.

Nur erſt nach vielen Verſuchen, die mir alle mislungen waren, ermannte ſich endlich der vernünftige Gedanke in mir, daß al das Ding Betrügerei ſeyn dürfte: und der lezte brachte ihn zur Reife und Wirkſamkeit.

Ich ſtieß nämlich zulezt auf das Kunſtſtük, ſich unſichtbar zu machen und wurde durch daſſelbe, weil es alle andere Künſte der Magie entbehrlich zu machen ſchien, dermaßen gereizt, daß ich mein ſchon gethanes Gelübd, alle dieſe Poſſen aufzugeben, noch einmal brach und es zu verſuchen beſchloß. Vielleicht, dachte ich, haſt du ſelbſt bei deiner Flüchtigkeit manches bisher verſehn: vielleicht biſt du nicht rein genug für den Umgang mit Geiſtern: u. ſ. w. Dergleichen Betrachtungen bewogen mich, den armen Funk bei dieſem lezten Verſuche anzuſtellen, weil ich von dem gewiß zu ſeyn glaubte, daß er ein reiner Junggeſelle war, daß er fleißig kommunicirte, kurz, daß ihn nichts zum Exorciſten inhabil mache, als ſein körperlicher Schmuz, der ihm eigen war.

Funk alſo, der wie geſagt, aus Armuth alles that, mußte ſich zum Exorcismus entſchlieſſen. Er muſte ſeinen Leib baden. Er mußte ſich in weiße Wäſche kleiden. Mit einem Worte, wir bereiteten ihn zu dem heiligen Werke ſo vor, daß kein Geiſt an ihm etwas zu tadeln haben konte.

Die Vorſchrift war dieſe. An einem gewiſſen Morgen, beim Eintrit eines gewiſſen Geſtirns, mußte der Exorciſt in einem weiß überzognen Bette liegen. Neben dem Bette mußte ein ganz neuer Tiſch ſtehen, mit einem ganz neuen weißleinenen Tuche bedekt, und auf dem Tiſche eine neue Kohlpfanne. Auf den Kohlen mußte Räucherwerk angezündet, und vorher alles mit Weihwaſſer beſprengt, und eingeſegnet werden. Hierauf ſolte der Exorciſt die Formel der Beſchwörung dreimal leſen, und dann — würde eine groſze Horniſſe geflogen kommen, welche einen Ring im Munde führen, und auf den Tiſch fallen laſſen würde, welcher den, der ihn trüge, unſichtbar machte.

Das alles leiſteten wir. Nur das Weihwaſſer machte Schwierigkeit. Aber mein Bruder ſchafte es. Er war ſehr lang von Körper, und konte alſo am beſten die Operation vornehmen. Er ging in die katholiſche Kirche auf der Pleiſſenburg, während der Predigt, ſtelte ſich mit ſeiner langen Figur an die Ekke der Thür, in dem Winkel, da das Gefäß mit dem Weihwaſſer befeſtigt war, reichte mit dem Arme hinter ſich, ſenkte ein Gläschen ins Gefäß, und ließ es vol laufen. — Hocherfreut kam er nach Hauſe, und entzükte uns alle mit der Nachricht, daß er glüklich eine Doſis Weihwaſſer wegpraktizirt habe.

Nun war alles in ſchönſter Ordnung. Wir legten uns an dem Abende vor dem groſzen Morgen, der uns alle glüklich machen ſolte, zu Bette und pflanzten unſern Funk in eine Kammer neben uns, damit wir alles hören und ihm den Ring gleich abnehmen könten. Keiner that dieſe Nacht ein Auge zu. Denn es war uns Angſt, weil Fauſt gedroht hatte, daß der Exorciſt unglüklich werden könne, wenn er etwas verſähe. — Endlich ſchlugs fünf Uhr, und unſer Funk hub ſeinen Spruch an: „Ich Carl Elias Funk, beſchwöre dich Saladiel, bei dem Jehovah, Eleha, Elohim ꝛc.“ Das wiederholt er dreimal und ſchwieg. Wir — horchten, ob der Geiſt dem armen Funk ein Stük Fleiſch abgeriſſen habe, zitterten vor Furcht und Hofnung — öfneten, da er ſtill ward, die Thür ein wenig — bliften — ſahen den Funk wolbehalten — gingen hinein, und — Funk hatte nichts. Die Horniſſe und der Ring waren auſſengeblieben.

Ich kan es nicht ausdrükken, wie tief und feſt ſich jezt auf einmal der Unglaube gegen alles, was Geiſt und Geſpenſt und Erſcheinung und Umgang mit Geiſtern hieß, in mir einwurzelte. Nun war es für mich auf ewig ausgemachte Wahrheit, daß alle dieſe Dinge Betrug oder Schwärmerei, d. h. Täuſchungen einer erhizten Phantaſie ſind. Und ich philoſophirte ganz richtig, daß alle dieſe Proben ohnmöglich ganz ohne allen Effekt hätten bleiben können, wenn nicht die ganze Geiſterſeherei Erfindung ſchurkiſcher Pfaffen und Mönche wäre. Denn, wenn es einmal Geiſter giebt, welche ſich citiren laſſen, wenn die Nennung aller Namen Gottes ſie konjurirt, wenn Gebet, Weihwaſſer und dergleichen Dinge auf ſie wirken, und wenn dieſe Geiſter, wie mein Fauſt verſicherte, und alle ſolche Bücher behaupten, bei jeder Beſchwörung zur Hand ſind, und dem Exorciſten, wenn er der Sache nicht gewachſen iſt, wenigſtens zu ſchaffen machen, oder ihn wol gar beſchädigen, und auf jeden Fall ihr Daſeyn zu erkennen geben; ſo müßte ſich, dachte ich bei mir ſelbſt, doch etwas merklich machen, bei ſo vielen und ernſtlichen Verſuchen, die ich angeſtellt hatte: oder die ganze Sache iſt — Poſſe.

Und bei dieſem Glauben bin ich von Stund an geblieben. Ich war ſchon vorher ziemlich beherzt, welches man aus dieſer ganzen Geſchichte meiner Geiſterſeherverſuche erkennen wird, aber ich ward es nun weit mehr, und verlor meinen ganzen Reſt von Furcht vor Teufeln und Geſpenſtern.

Zwar hörte ich darum nicht auf, ihr Daſeyn zu glauben, denn das hatte mir Cruſius aus der von ihm erklärten Bibel zu tief eingeprägt: aber es ſchoß doch, vermittelſt dieſer Geſchichte, der erſte Keim von Aufklärung in mir hervor. Meine Vernunft nahm gleichſam zum erſtenmal Plaz auf dem Richterſtuhl der Wahrheit. Und wenn ich gleich noch lange Zeit hernach ihres vollen Lichts beraubt, und in vielen Stükken ein kraſſer Schwärmer blieb; ſo war doch nun ein Funke angeſchlagen, der ſich nach und nach immer mehr vergrößerte, immer mehr Nahrung bekam, und in kurzem manche Zellen in meiner Ideenmaſſe helle machte.

Meinen Fauſt pakte ich ein, und betrachtete ihn als ein Monument der menſchlichen Dumheit, und Betrügerei, das blos ſeiner Seltenheit wegen aufgehoben zu werden verdient.

Mit dem armen Funk ſpielten wir noch eine Comödie zur Schadloshaltung, welche ich noch jezt bereue, weil ſie ihm hätte das Leben koſten können. Wir benuzten ſeinen Aberglauben dazu, daß wir eine Geiſtererſcheinung ſelbſt veranſtalteten. Wir legten des Abends, wo Funk ſich einzufinden pflegte, einen Perükkenſtok in meines Bruders Bett, mit deſſen Nachtſachen angethan, und gaben vor, der Bruder ſey krank und eben eingeſchlafen. Er aber hatte ſich in weiſſe Tücher eingehült, und zog auf dem Gange und Boden als Geſpenſt herum, und machte ein immer lauter werdendes Geräuſch. Wir ſtellten uns erſchrokken, und äußerten gegen Funk, daß ſeine Beſchwörung vielleicht nun erſt wirke. Der arme Menſch fieng an zu zittern, und zu beben, und wie das Geſpenſt oder der Geiſt ſich immermehr unſerer Stubenthüre näherte, ſo nahm auch ſeine Bangigkeit zu, daß ihm endlich der Angſtſchweiß am Geſichte herab triefte. Nachdem wir eine Zeitlang durch allerlei bedenkliche Reden ſeine Furcht vermehrt, und ihn überredet hatten, daß der Geiſt ganz gewiß um ſeinetwillen gekommen ſey, und daß er ſich nun beherzt entſchlüſſen müße, ſich mit ihm einzulaſſen; ſo rufte der Geiſt mit gräßlichen Gepolter an der Thür, und nannte mit einer hohlen Stimme Funks Namen. Und nun fiel der arme Mann klappernd wie im Fieberfroſt, auf ſeine Knie und hub an, alle Liederverſe herzubeten, welche er zur Verbannung des böſen Geiſtes aufzubringen wuſte. Aber das Beten half nichts. Der Geiſt that zwar, als wenn ihn das Beten einige Schritte zurüktriebe, allein er drängte ſich immer wieder heran, und rufte endlich mit einem fürchterlichen Tone: Funk, komm und empfange dein Glük, oder du mußt ſterben! Jezt ſank der halb todte Menſch wieder nieder und wolte beten, aber wir fuhren ihn zornig an und beſtunden darauf, er müſſe ſchlechterdings ſich Herz faſſen, und den Schaz vom Geiſte annehmen. Kurz, nach vielen Zureden und Beängſtigungen raft er ſich auf, geht nach der Thür, faßt die Klinke mit den Worten, im Namen Gottes des — — — öfnet die Thür und empfängt — ſtat des Schazes, ein lautes Lachen und Händeklatſchen der Geſellſchaft. — Aber bei dem entſezlichen Lermen, der hier entſtand, kam unſer Vater herauf und beſtrafte uns ernſtlich wegen eines Streiches, welcher unter allen Muthwilligkeiten der Jugend, einer der gefährlichſten war: da plözlicher Tod oder die fallende Sucht in vielen Fällen die unglükliche Folge ſolcher Unbeſonnenheiten iſt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Meine erſte Predigt.

Es war, wo ich nicht irre, das Ende meines ſiebzehnten Jahres, welches mir durch die erſte Predigt merkwürdig geworden iſt. Der mehrgedachte M. Hofmann, war der Stifter dieſes großen Unternehmens. Er ermunterte mich ſelbſt dazu, da er, ohngeachtet meiner Jugend, ſo viel Feuer und Herzhaftigkeit an mir erblikte, eine Predigt zu verſuchen. Und er erbot ſich, bei dem Paſtor Hofmann in Tauche, (der Reſidenz der Tiſcher und Beſenmacher) die Erlaubniß dazu mit zu bewirken.

Eitelkeit, Dreiſtigkeit und Zutrauen auf meine Kräfte, auch wol der Wunſch, meinen Eltern eine Freude damit zu machen, bewogen mich augenbliklich, den Vorſchlag anzunehmen, ohngeachtet ich weder Moral, noch Dogmatik, noch Homiletik verſtund. Denn es dünkte mich, was auch wol ſo gar irrig nicht ſeyn mag, wiewol es ſehr parodox klingt, daß jeder vernünftige Menſch, welcher die algemeinen Religionskentniſſe gefaßt hat, und durch ein wenig Lektüre im Stande iſt, ſeine Gedanken zuſammenhängend und verſtändlich mitzutheilen, eine Predigt zu machen und zu halten, eben ſo gut Fähigkeit als Beruf hat: und daß zum Predigen wenig oder nichts von dem allen erfodert wird, was unſre theologiſchen Studenten auf Univerſitäten lernen: wie ich in meiner Schrift über das theologiſche Studium erwieſen zu haben glaube.

Genug, ich verarbeitete ein Thema über das Evangelium am dritten Pfingſttage und memorirte meine Oration ſo ſcharf, daß ich ſie im Traume herſagen konte. Und nun gieng ich, ohne alle Furcht und Unruhe, mit meinem Hofmann, den Sonnabend vor dem Feſte, nach Tauche, und wurde vom Paſtor Hofmann freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet.

Aber wo kein Menſch Arges denkt, da hat die Liebe ihr Spiel. — Ich war kaum ins Haus eingetreten und hatte die Frau Paſtorin erblikt, ſo klopfte mir auch ſchon das Herz, und — ich war von dem Augenblikke an mit ihr allein beſchäftiget.

Ein zwar kleiner und ſchwacher, aber doch feuriger und wol figurirter Jüngling, (ich möchte Knabe ſagen) konte ja wol einer jungen Frau gefallen, welche halb ſo alt, als ihr ſtarkbeleibter und faſt keichender Ehegemahl war? Zudem war ich jezt wirklich nicht völlig mehr der blöde und pinſelhafte Liebhaber, den ich ſonſt geſpielt hatte. Mein Aeußerliches hatte ſich ſeit einem Jahre ſehr abgeſchliffen. Das Kindiſche, was in meiner lezten Geſchichte mit Luiſen, noch merklich geweſen war, hatte ſich verloren. Ich wuſte nun ſchon mich etwas beſſer und angemeßner auszudrükken. Ich beſaß mehr anſtändige Dreiſtigkeit. Und ſo ward ich, durch die von meinem Vater mir eigen gewordne Freundlichkeit, und einnehmende Art, mich zu betragen, gar wol fähig, mich beliebt und angenehm zu machen.

Selbſt der Paſtor Hofmann gewann mich gleich auſſerordentlich lieb, und hatte über meine Lebhaftigkeit und muntere Laune, in welcher ſchon mancher wahre Wiz durchzuleuchten began, ſeine innige Freude. Noch an demſelben Tage, wo wir ankamen, ward ich im ganzen Hauſe bekant, und verrichtete für den ſchwerfälligen Mann kleine Geſchäfte, zu denen ich ſelbſt mich erbot, und die ich pfeilſchnel beſorgte. Kurz, ich ward der Haushofmeiſter, der alle Schlüſſel zu Hafer, Heu, Käſekammer u. ſ. w. hatte und gebrauchte.

Und dieſe meine Dreiſtigkeit wurde denn die natürliche Gelegenheit, daß ich beſtändig der jungen Frau zur Seite war, daß ich ſie überal begleitete, und — folglich auch (ob ſich dies, folglich, mit jeder Logik vertrage, laſſe ich unentſchieden) überal einen Kuß ihr gab, und empfing.

Ich verſichere heilig, daß dies das Böſe alles war, was ich begieng. Aber ich wurde von dieſem kleinen Genuſſe der Liebe ſo berauſcht, als ich noch nie geweſen war. Denn noch nie hatte ein weibliches Geſchöpf mir ſo gütig begegnet. Noch nie hatte ich den Unterſchied zwiſchen einem geſtohlnen Wangenkuß und einem freywilligen und feurigen Lippenkuſſe ſo geſchmekt. Und am wenigſten hatte ich dies bei einer Dame genoſſen. Das ſchmeichelte meinem Ehrgeize eben ſo ſtark, als es meine Phantaſie erhizte und meine Verliebtheit begünſtigte.

Wirklich waren dieſe Tage von den wenigen glüklichen Tagen meines Lebens. Denn ich denke doch, daß man da glüklich iſt, wo man im hohen Grade vergnügt iſt und ſeines Daſeyns froh wird — ohne ſeine Glükſeligkeit dadurch anderweit zu beſchädigen. Und das war ich bis dahin ſehr ſelten geweſen, weil ich vermöge meiner Erziehung und eingeſchränkter Lage wenig Gelegenheit zu lebhaftem Freudegenuß gehabt hatte. Aber hier war ich, ich denke es noch ganz, im volſten Genuß. Hier konte ſich meine Kraft zu empfinden erſchöpfen. Hier ſchiens Ausfüllung meines Durſts nach Vergnügen zu ſeyn. Hier war jeder Augenblik Genuß. Die Freude ſchien wie der Ocean mich zu umgeben und in ihr mich ſchwimmen zu laſſen.

Nur zuweilen fühlte ich eine kleine Zukkung, wenn mirs mitten in dieſem Taumel der kußreichen Freude einfiel, daß ich nun bald zum erſtenmale die heilige Stäte betreten und an Gottes ſtatt mit der chriſtlichen Gemeine ſpechen ſolte. Allein, das waren nur kleine Momente, welche in der Fluth der gleich folgenden wonnevollen Augenblikke ſo gleich wieder erſäuft wurden.

Endlich beſtieg ich am dritten Pfingſttage die Kanzel. Die Kirche war geſtopft vol, weil der Sohn des berühmten D. Bahrdts aus Leipzig Ruf genug vor ſich hatte, um jeden Rathsherrn und Bürger der Stadt Tauche neugierig zu machen. Denn mein Vater galt damals für einen der größten Kanzelredner ſeiner Zeit. Und nach dieſem Ruhme war die Erwartung geſpannt, die man ſich von mir machte.

Aber ſo wie ich auftrat, konte man die Erwartung ſinken ſehn. Man erblikte ein volkomnes Knabengeſicht, und in jedem Herzen wandelte ſich die vorhergehabte große Idee in eine Art von Mitleid. In den Weiberſtühlen zeigte ſich Erblaſſung und verengter Odem, wie wenn es ſchon gewiß wäre, daß ich ſtekken bleiben würde.

Doch die Angſt verlor ſich, da ich anfing zu ſprechen. Die Fächer zogen ſich zurük. Die Augen öfneten ſich. Man athmete von neuem, da man den blutjungen Redner mit ſo ſtarker Stimme und mit ſo ſeltner Beherztheit peroriren hörte.

Indeß begegnete mir unter dem Kanzelliede ein Streich, der jeden minder beherzten Erſtling der heiligen Stäte aus dem Konzept gebracht haben würde. Ich konte das Lied: Nun bitten wir den heil. Geiſt ꝛc. nicht auswendig, und verirte mich daher in der Verszahl. Mit dem Schluß des dritten Verſes erhob ich langſam und feierlich meine Arme, faltete meine Hände, ſenkte mich auf meine Knie und wolte — das Vater Unſer beten. Und ſchon lag ich mit dem Haupte auf meinem Pulte, als zu meinem Schrekken die Orgel von neuem began, und ein vierter Vers noch erfolgte. — Aber mich brachte nichts aus meiner Faſſung. Ich erhob mich ganz majeſtätiſch, ward ein wenig roth, erblikte mit heiligem Unwillen das Volk in den Weiberſtühlen, daß es die Fächer vorhielt, das Lächeln zu verbergen, und — erreichte ohne allen Anſtoß das Ende.

Lange dauerte meine Predigt nicht. Sie war auf drei Viertelſtunden zugeſchnitten, und ward in einer ſtarken Viertelſtunde vollendet. Ich ſprach zu geſchwind. Die Memorie verfolgte mich gleichſam und mein natürliches Feuer, das ſchon ohnehin die Gewohnheit ſchnel zu ſprechen erzeugt hatte, jagte jezt dermaßen meine Worte, daß zuverläſſig kein einziger Periode ganz verſtanden worden iſt.

Die ganze Gemeine ſchien ſich indeß zu freuen, daß dem guten Jüngling ſein erſtes Probeſtük ſo glüklich von ſtatten gegangen war. Und um deſtoweniger trug ſie nun Bedenken, ſich recht ſatt an mir zu ſehen und mich, minder zurükhaltend, auszulachen, da ich bei Vorleſung der Fürbitten und Aufgebote die allerdrolligſten Schnizzer beging. Denn der Küſter hatte die Dumheit begangen, mir dieſe Dinge vorher nicht zum Durchleſen zu geben: und ſo las ich, da ſeine Hand undeutlich war, alles verkehrt. Inſonderheit aber verſtümmelte ich die Namen der Aufzubietenden, Kranken, Kindbetterinnen u. d. ſo ſeltſam, daß ein faſt hörbares Gelächter entſtand.

Mit Glükwünſchungen und Lobſprüchen empfing mich nun mein Hofmann und bald darauf, da ich die Küche beſuchte, die Frau Paſtorin mit einem Strohme von Kaffee. — So gut hatte mir nie eine Mahlzeit geſchmekt, wie die, welche ich nun einnahm. — Nachmittage mußte ich zu Fuße aufs Filial gehen und dieſelbe Predigt wiederholen. Und ich endigte ſie leider noch um einige Minuten geſchwinder, als es Vormittage geſchehen war.

Mein Gewin wars, daß von dieſer Zeit an meine Beherztheit und Dreiſtigkeit auf den höchſten Grad ſtieg. Dies Gelingen des erſtern Verſuchs mit einem öffentlichen Auftritte ſchien mir Beweis, daß ich zu allem fähig ſey. Und ich beſchloß nun, ſobald als möglich zu magiſtriren, um auf dem akademiſchen Katheder prangen zu können.

Aber ich muß doch wohl meinen Leſern hier noch ſagen, wie meine Tauchſche Liebſchaft ſich geendigt hat. Denn für die Ewigkeit war ſie ja nicht.

Meine Phantaſie nahm ganz natürlich das Bild meiner Donna mit nach Leipzig und ließ es mir täglich vor Augen ſchweben. Nicht ſo liebestrunken wie ehemals, wo ich, nach einem Paroxismus dieſer Art, ganzer vier Wochen nicht ſtudiren konte, aber doch ganz vol von meinem Gegenſtande, dachte ich in geſchäftloſen Stunden auf nichts, als auf Mittel, mein Leben ferner mit ſolchen wonnevollen Zwiſchenzeiten würzen zu können. Aber die glükliche Schwierigkeit, die auch diesmal von fernern Thorheiten mich zurükhielt, war meine Armuth. Denn in Tauche bei dem Herrn Paſtor zu übernachten hatte ich kein Recht, da ich nur ein mitgebrachter Gaſt des M. Hofmann geweſen war, und auf eine Stunde einen Beſuch abzulegen, wurde ein Wagen oder ein Pferd erfodert, weil Tauche eine ſtarke Meile von Leipzig entfernt liegt.

Ich ſann indeß auf ein kleines Geſchenk, durch welches ich mein Andenken bei der ſchönen Frau unterhalten wolte. Und da ich nichts neues kaufen konte, ſo beſtimte ich ein kleines ſchwarzlakkirtes Schränkchen, mit chineſiſchen Figuren für ſie, welches ich von meiner Mutter erhalten hatte. Ich kaufte ein Buch geſchlagnes Gold für einen halben Groſchen: klebte damit das inwendige der Thüren und alle Schubladen aus: und puzte das Pfand meiner Liebe ſo ſchön an, als es meine Armuth geſtattete. Dazu ſchrieb ich einen überaus zärtlichen Brief, welcher die genoſſenen Seligkeiten ſchilderte, und meine Sehnſucht nach ihrer Fortſezzung ausdrükte, und gab das Präſent nebſt dem Briefe einem tauchſchen Beſenbinder, mit der geſchärfteſten Ordre, beides in die eignen Hände der Frau Paſtorin abzuliefern.

Mit herzlichem Verlangen ſahe ich einer Antwort entgegen, aber ſie blieb auſſen. Und nun machte ich Anſtalt, mir ſie ſelbſt zu holen. Ich hatte meinem Bruder ſchon einmal von der Glükſeligkeit erzählt, welche ich in Tauche genöſſe, und ihn beredet, ſich von mir einführen zu laſſen. Wir ſamleten ſechs Wochen unſer Geld, miethten ein Kapriolet und fuhren an einem Tage, wo Jahrmarkt war, nach Tauche.

Mein Kopf glühte von entzükkenden Vorſtellungen. Ich fuhr gleich hinter an das Thor. Ich erſtaunte, da ich es verſchloſſen fand. Ich ſtieg ab, ſahe durch die Glinze, erblikte Töffeln, der mich am Pfingſten ſo gut hatte kennen lernen, und rufte mit meinem alten Tone: geſchwind Töffel, mach auf! — Aber Töffel ſah ſich nicht einmal um. Ich rufte noch einmal, und Töffel — bat mich zu Gaſte.

Izt ſank mir der Muth. Ich ahndete was und doch ſo was gar arges nicht, als ich hernach erfuhr. Ich lenkte um, fuhr an die Vorderthür, ſtieg ab, und trat eben ins Haus, da der Herr Paſtor eine Menge Jahrmarktsgäſte die Treppe hinaufführte. Der Paſtor ſah ſich eben vor der Treppe um, da er unſre Krazfüſſe vernahm, wandte ſich aber ganz kalt und ſtieg vollends hinauf ohne auf uns zu achten. Eine Magd kam bald, welche uns die untere Stube eröfnete, und hineingehen hieß, und einen Krug Bier hinſezte. Mein Herz klopfte vor Angſt. — Sag ſie mir Marie, was iſt das? — Das Mädchen war mitleidiger als Töffel, denn ſie hatte am Pfingſten vier Groſchen Trinkgeld erhalten, (daher man die Trinkgelder doch ja nicht ſparen ſol) und beichtete mir alſo, daß der Paſtor das Käſtchen mit dem Briefe aufgefangen, der Frau Paſterin ihre Thorheit mit ein paar Ohrfeigen verwieſen, und im Hauſe befohlen habe, mich nicht mehr vor ihn zu laſſen.

Das ſchmerzte, aber — es ſchlug meinen Muth nicht nieder. Ich ging ganz großmüthig nach meinem Kapriolet, ſtieg mit meinem Bruder ein, verſchlukte ſeine Spöttereien über mein ihm vorgeprahltes Glük, gab dem Diakonus Friſch eine kurze Viſite, fuhr dann nach Leipzig zurük, und wurde unterweges von einem Gewitterregen dermaßen eingeweicht, daß mein ganzes Liebesfeuer ſich vollends abkühlen konte. Und ſo hatte auch dieſe Liebſchaft — ihr Ende.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Wanderung zum Ziele akademiſchen Glanzes.

Noch bis jezt war nichts als Cruſianiſche Weisheit in meiner Seele, nebſt den wenigen iſolirten Gedanken, welche zuweilen durch Lektüre, und

Nachdenken in mir erzeugt worden waren. Plan war nie in meinem Studiren. Ich ging alle halbe Jahr ans ſchwarze Bret und was, durch Erweckung einer dunkeln Vorſtellung von Nuzzen oder Annehmlichkeit, mich reizte, das wählte ich, fiengs an, und hörte gewöhnlich wieder auf, ehe das Collegium geendigt war.

Ich hatte auch keinen Begrif vom theologiſchen Studium, und deſſen Umfange und weſentlichen Theilen. Philoſophie, Dogmatik, ein Hebraikum — ſchienen mir das wichtigſte zu ſeyn. Dogmatik mit Polemik verbunden, hörte ich einzig bei meinem Vater: Logik und Metaphyſik habe ich wol dreimal bei Cruſius genoſſen, und nie ganz verdaut: Hebräiſche Grammatik lehrte mich Boſek, über den Stark. Hernach nahm ich ein Collegium bei ihm an, über den Eſaias, in welchem wir, am Ende des halben Jahres, das Ende des erſten Kapitels erreicht, und doch faſt nichts als Grammatikalien getrieben hatten. Bei Dathen habe ich auch einmal einige Brokken über die kleinen Propheten zu mir genommen. Kirchengeſchichte habe ich gar nicht ordentlich gehört, ſo wenig als exegetiſche Vorleſungen über das Neue Teſtament. Und ſo iſt auch philoſophiſche ſowol, als theologiſche Moral gänzlich vernachläßiget worden.

Einſt bekam ich einen Appetit nach Geſchichte, und entſchloß mich zu dem äußerſt gelehrten, aber höchſt konfuſen und ſeltſamen M. Schumann zu gehn, den man nur den Groſchenmagiſter nennte, weil er für gewiſſe Gefälligkeiten keine größere Summe bezahlte, weil er nicht mehr bezahlen konte.

Auch deutſche Sprachlehre fiel mir einmal ein, bei dem großen Gottſched einzunehmen. Ich wuſte ſein Auditorium nicht, und kam unglüklicherweiſe an die Kammerthüre ſeiner Frau Gemahlin, der Hochgelahrten Viktoria Adelgunda, von welcher man algemein ſagte, daß ſie mehr Verſtand und Kentniſſe beſizze, als ihr lieber Eheherr. Zweifelhaft, welche Thüre ich wählen ſolte, pochte ich an, und Viktoria erſchien, und ich — erblikte zu meinem Schrekken die Viktoria in einer Attitude, und — Leibesfarbe, welche mir auf ein halbes Jahr alle Begierde nach dem andern Geſchlechte erſtikte.

Nachher lernte ich zwar das Auditorium des Hrn. Gottſcheds beſſer unterſcheiden, aber ich erlebte bald einen noch ſonderbarern Auftritt. Gottſched las früh um ſieben Uhr und ich fand mich gewöhnlich halb ſieben Uhr da ein, weil das Auditorium ſeine Bibliothek war deren Pracht mich reizte, mich mit derſelben bekant zu machen. Eines Morgens, da ich in voller Andacht die ſchönen Bände muſterte, klopft etwas leiſe an die Thür. Ich öfne ſie und erblikke ein bekontuſchtes Frauenzimmer, welches mit einer Sprache, welche ein weggefaultes Zäpfchen verrieth, nach dem Herrn Profeſſor fragte. Ich erſchrak, ein ſolches Geſchöpf an dieſem Orte zu ſehn, das mir ſelbſt noch nie vorgekommen war, und das ich gewiß am wenigſten bei meinem Lehrer erwartet hatte. Ich zeigte ihr die Thür ſeiner Studierſtube. Dieſe ward geöfnet, und die Schöne eingelaſſen.

Ganz am Ende meiner Studentenjahre kam Kloz auf die Univerſität, welcher ſehr ſchöne Humaniſtiſche Kentniſſe mitbrachte. Dieſer ließ mich meine Blöſſe in dieſem Fache fühlen, ſprach mir beſtändig von Römern und Griechen, als der einzigen Quelle der Geiſtesbildung, und veranlaßte mich bei M. Hentſch, einem Schüler des groſſen Erneſti, und nachmals bei D. Erneſti, ſelbſt auch im lateiniſch Schreiben zu üben.

In den Hentſchiſchen Lehrſtunden, wurde zufälliger weiſe meine mit H. Kloz errichtete Freundſchaft getrent. Sein Enthuſiasmus für die Alten gebahr eine lateiniſche Rede, welche er mit Lobſprüchen derſelben angefüllt hatte, und worin er bewieß, daß jeder Menſch, in Abſicht auf Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften, ſo wie überhaupt in aller Rükſicht, ein ganz eigentlicher Schafskopf ſey, welcher nicht mit den Schriften der Römer und Griechen ſich vertraut gemacht habe. Da nun meine Seele ſchwärmeriſch für Cruſius eingenommen war, und ich ſeine Philoſophie vielmehr allein für zureichend hielt, den groſſen Mann zu bilden; ſo las ich acht Tage darauf einen Aufſaz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neuern bewieß, und auf H. Kloz ein wenig ſtichelte. Darüber wurde Kloz mein Feind, und ließ mich hernach ſein Misfallen, einige Jahre lang, in ſeinen Zeitungen und Journalen dergeſtalt empfinden, daß ich faſt allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen.

Etwas von Cruſius Vorleſungen über die Pſalmen, habe ich auch noch ganz ſpät eingenommen. Ich habe aber wenig davon genoſſen. Denn er hatte ſchon acht Jahre über dieſe alten Geſänge kommentirt, da ich ihn zu koſten began, und war noch lange nicht bis in die Hälfte. Man kan alſo denken, wie viel man im halben Jahre zu hören bekam. Aber dafür waren auch ſeine Digreſſionen deſto ſaftreicher. Er war im Stande, über den Namen Jehovah acht Stunden zu leſen. Funfzehn Stunden lang erzählte er die Geſchichte Davids, die Pſalmen zu erläutern. Einige Stunden lang demonſtrirte er, daß der Haraſcha in allen Pſalmen der Antichriſt, oder der Pabſt zu Rom ſey. — Da wars ja wol leicht über die Pſalmen zwanzig Jahre zu leſen.

Auſſer meiner Gewöhnung zum ſcharfen und ordentlichen Denken habe ich ihm die ganze Richtung meiner Seele auf Schwärmerei zuzuſchreiben. Er leitete alle ſeine Zuhörer beſtändig aufs Myſteriöſe und Uebernatürliche. Er lehrte ſie, in der

Bibel, überal, Typen und Weiſſagungen auf die neuern Zeiten, finden. Er gewöhnte ſie, über bibliſche Stellen blos zu räſonniren, und den Sinn, ohne Rükſicht auf Sprachlehre, a priori beweiſen. Und er flößte ihnen allen einen ganz auſſerordentlichen Weisheitsdünkel ein, bei welchem ſie alles verachteten, was nicht aus ſeiner Schule war.

Mich ſelbſt (er hatte mich wirklich lieb) ermahnte er unaufhörlich, und mit einem ſo ernſten und religiöſen Tone, der unwiderſtehlich war, daß ich mich nicht von dem rechten Wege irre machen, und zur falſchen Quelle führen laſſen ſolte. Denken ſie, ſprach er, immer an die Worte des Apoſtels: die Weisheit (d. h. Erneſtiſche Sprachgelehrſamkeit) blähet auf. Studiren ſie meine Philoſophie, und mit der Zeit die prophetiſche Theologie, und beten um die Grade des H. Geiſtes, ſo werden ſie alles erlangen, was Sie zu einem nüzlichen Werkzeuge der Kirche Chriſti machen kan.

Da wir einſt von der Wolfiſchen Philoſophie ſprachen, und er mir vieles über den gefährlichen Einfluß derſelben auf die Religion vorſagte, budiente er ſich unter andern dieſer Worte, die ich, als Denkmal des gutmeinendſten Schwärmers, nie vergeſſen werde: „es iſt doch in der That ein wahres arcanum Satanae, daß Wolf den Begrif der Subſiſtenz nicht hat.“ Er nämlich unterſchied in ſeiner Metaphyſik den Begrif des Subſiſtirens von dem des Exiſtirens ſo, daß jener das Seyn in, mit und vermittelſt eines andern Dinges ausdrükte, wie z. B. die Figur am Körper iſt, dieſes hingegen das Seyn für ſich ſelbſt, und ohne erforderliche Verbindung mit einem andern Dinge: wie z. B. ein jedes Individuum iſt. Daher ſchrieb er z. B. der Figur Subſiſtenz, dem Körper ſelbſt aber, an dem ſich die Figur befindet, Exiſtenz zu, und meinte nun, daß der Beelzebub in ſeinem Kabinet einen Meiſterſtreich geſpielt habe, daß er den Kanzler Wolf verleitet hatte, den Begrif der Subſiſtenz zu vergeſſen, und dadurch Cruſii Erklärung der Dreieinigkeitslehre, nach welcher drei Perſonen in einem Weſen ſubſiſtiren, unmöglich gemacht, folglich die Religion einer ihrer größten Stüzze beraubt habe.

Zu andrer Zeit ſprach ich mit ihm von Erneſti, und der Nuzbarkeit der Sprachkunde, und insonderheit der alten griechiſchen Ueberſezzungen für die Exegeſe des Neuen Teſtaments. Da gerieth er in eine recht eigentlich religiöſe Wärme und beſchwor mich, den Geiſt Gottes nicht von mir zu ſtoßen. Wie können Sie glauben, ſprach er, daß ſolche Apoſtaten und irregeniti wie Aquila und Symmachus waren, den Sinn des h. Geiſtes verſtanden, und in ihren Ueberſezzungen richtig ausgedrükt haben?

Merkwürdig war es, wie der Mann durch ſeine fromme und dabei ruhige und die ſeligſte Selbſtgenügſamkeit anzeigende Mine bezaubern konte. In ſeinem Geſicht war ſtets ein holdes Lächeln, das mit einem Zuge des Mitleids gegen Wolfen und Erneſti, ſo wie gegen alle Menſchen vergeſelſchaft war, welche ſeine Grundſäzze nicht hatten. Und wenn er durch Argumente ſie kurz abgefertiget hatte und zu fühlen ſchien, daß die Böſewichter doch nicht würden bekehrt werden; ſo ſchupte er ſich mit Hebung der Achſeln, und provocirte auf den jüngſten Tag, mit einem ſolchen Hohnlächeln, als wenn er ſie ſchon alle zur Verherrlichung Gottes und ſeiner prophetiſchen Theologie brennen ſähe.

Viele Religioſität hat übrigens Cruſius mir eingeflößt und mich in der von frühen Jahren her mir eignen Gewöhnung beſtärkt, beſtändig Gott vor Augen zu haben und alle meine Wünſche und Empfindungen auf ihn zu richten. Nur daß ich zugleich ſchwärmeriſche Ideen bekam, und das Gebet als Gottesdienſt betrachten lernte, der einen Haupttheil meiner Pflichten ausmachte: und daß ich mir einbildete, durch Gebet alles durchſezzen zu können, was meine Kräfte nicht vermochten.

Ich erinnere mich ſehr wohl, daß ich dem lieben Gott in meiner Einfalt es ordentlich angelobte, recht fleißig zu beten — daß ich ihm wol gar ein feſtes Zeitmaß verſprach, z. E. früh und abends eine halbe Stunde im Gebet zuzubringen — endlich, daß ich durch Gebet meinen Leichtſin zu bändigen und mir mehr Luſt und Stetigkeit zur Arbeit zu verſchaffen oder aufſteigende Bedürfniſſe des Geſchlechtstriebes nieder zu beten hofte.

Auf dieſem Wege und in ſolchem Zuſtande erreichte ich endlich den Zeitpunkt, den mein Ehrgeiz und meines Vaters Zutrauen zu meinem bisherigen, aber von ihm nie geprüften Fleiße beſchleunigte, wo ich unter die Zahl der Leipziger Magiſter aufgenommen werden ſolte.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Magiſter Promotion.

Man denke ſich nun einen unbärtigen Jüngling, der im Grunde der trübſeligſte Ignorant war, (noch fält mir ein, daß ich auch Mathematik in meinem Leben nicht gehört habe) ſich, unter eine Menge alter Kandidaten miſchen, und mit deren es wagen, ſich zum akademiſchen Katheder empor zu ſchwingen.

Und ſolte man wohl glauben, daß ich bei aller meiner großen Unwiſſenheit ſchon in einer gewiſſen Reputation ſtund? In der That wurde ich damals in Leipzig für ein aufgehendes Licht gehalten. Das bewirkten folgende Urſachen. Erſtlich that meine ganz außerordentliche Dreiſtigkeit, die ich faſt Frechheit nennen möchte, der großen Meinung Vorſchub, die ſich von mir verbreitet hatte. Denn ich war in Geſellſchaften der erſte Schreier und unterſtand mich, nicht nur von allen Dingen mit zu ſprechen, ſondern auch, wenn ich nur einigermaßen Licht hatte, diktatoriſch zu reden und, wenn Gründe nicht hinreichten, mit Wiz jeden auf den Hals zu fahren, der mir widerſprach. Und weil ich ſchon ziemlich die Gabe beſaß, mich auszudrükken, mein bischen Weisheit ordentlich und lichtvol vorzutragen und dabei eine Menge Sophiſtereien zur Hand hatte; ſo dünkte ich den mittelmäßigen Köpfen, unter denen ich lebte, ob ſie gleich weit mehr wußten als ich, ein Genie vom erſten Range und ihnen in allem Betracht überlegen zu ſeyn.

Hierzu kam meine Fertigkeit im Lateiniſchreden. Ich ſprach mein freilich armſeliges Latein ſo ſchnell wie meine Mutterſprache. Und dadurch wurde ich in den Examinirübungen ſo wol als in Diſputirkollegien in kurzer Zeit reſpektabel. Ja mein lateiniſches Mundwerk, das man freilich bei Studenten ſelten findet, mit meinem bischen Wiz und Sophiſterei, machte mich bei Diſputationen ganz eigentlich furchtbar, ſo daß oft die älteſten Kandidaten, bei den gründlichſten Kentniſſen, ſich ſcheuten, mit mir anzubinden. Beſonders war ich im Disputatorio meines Vaters der Vorfechter, der, wenn keiner ſich getraute, ex tempore bald opponirte, bald reſpondirte.

Dieſer mein Ruf machte es, daß meine Anmeldung zum Magiſterexamen mit vielen Komplimenten von dem H. Dekan angenommen wurde, und ich von oben herein den zweiten Plaz in der langen Reihe der Magiſtrandorum erhielt. Der Tag des Examens erſchien, und alle Kandidaten traten blaß und furchtſam auf, und ich allein (der ſchlechteſte unter allen) zeigte Heiterkeit und Muth.

Früh um acht Uhr kamen wir, im rothen Kollegio, auf dem dazu beſtimten Zimmer zuſammen, und Vater Erneſti ſtelte ſich ein, uns die Materialien zu einer authonianiſchen Chrie zu diktiren. Man ſahe es dem Manne an, daß er mit wahrem Unwillen dieſe ſcheusliche Pedanterei mit uns machen mußte. Aber die Statuten brachtens einmal mit ſich, daß ein Menſch ohne Chrie nicht die ſummos in Philoſophia honores erlangen konte. — Wir ſaßen in dieſem Zimmer, verſchloſſen, und nur mit Schreibmaterialien verſehen, bis gegen Mittag, wo Erneſti wieder kam, jedem ſeine indes gefertigte Ausarbeitung abnahm und die Herren Kandidaten des Magiſterthums entließ. Ich war mit meiner Chrie zuerſt fertig und ſahe ſchon zum Fenſter hinaus, da mancher noch den Angſtſchweiß von den gelehrten Schläfen ſich wiſchte.

Nachmittags um zwei Uhr mußten wir uns wieder einfinden und nun erblikten wir die ſämtlichen neun Profeſſoren der philoſophiſchen Fakultät, welche der ſelige Stifter als die neun Muſen ſich geträumt haben mochte. Da ward denn aus Logik, Metaphyſik, Phyſik, Moral, Mathematik und Geſchichte, bald leicht bald ſchwer, nachdem der Herr Profeſſor des Fachs ſelbſt ein leichter oder ſchwerfälliger Kopf war, examinirt. Jeder Profeſſor hatte das Recht, eine bis anderthalb Stunden uns zu ängſten und in ſeinem Fakultätsfache umherzujagen. Dann kam Erneſti und ließ aus einem griechiſchen und lateiniſchen Autor uns ein Stük interpretiren und zulezt (am dritten

Tage nachmittags) wurden die Chrien von ihm gemuſtert.

Wie ich durchgekommen bin, werden meine Leſer räthſelhaft finden. Aber es ging ohne Zauberei zu. Das meiſte that meine Dreiſtigkeit. Ich antwortete immer promt, und was ich nicht wuſte, ſuchte ich zu errathen oder wenigſtens meine Antwort dunkel und zweideutig auszudrükken, daß entweder der Herr Examinator ſie für richtig hielt, oder wenn er mich korrigirte, mir eine Ausflucht laſſen mußte, mit der ich meine Blöße dekken konte.

Den zweiten Vortheil verſchaften mir zwei Eigenſchaften der meiſten examinirenden Fakultiſten. Die eine war eine gewiſſe Trägheit, welche machte, daß ſie ihre aufgeſchriebenen Fragen nicht gern abänderten und daher mit einer Antwort, wenn ſie nur halben Wegs ſich zu ihrer Frage paßte, Zufriedenheit bezeugten oder, wenns ihnen ganz falſch dünkte, d. h. nicht ſo, wie ſie geantwortet haben wolten, ſogleich die wahre Antwort herſagten und zu einer neuen Frage übergingen. Die andere Eigenſchaft war die grauſame Höflichkeit, welche durch die vierzig Thaler in Golde erzeugt wurde, die jeder Kandidat fürs Examen bezahlen mußte. Denn um dieſer ſchönen Glodſtükke willen, die alle Frühjahr ihnen zuflogen, philoſophirten ſie ſo: fahren wir die Herren um ihrer Ignoranz willen an, oder weiſen gar einen ab; ſo werden die Ignoranten alle ſcheu und die goldnen Zugvögel bleiben aus, oder werden mit jedem Frühjahre ſeltner: Alſo —

Endlich das dritte, was mir zu ſtatten kam, war mein lieber Nachbar, der Famulus des D. Cruſius, H. Tittmann. Dieſer hatte wirklich ſechs Jahr mit unermüdetem Fleiße ſtudiret und neben ſeinem Cruſius aller Fakultiſten Weisheit rein aufgezehrt, und war alſo im Stande, alles zu beantworten, was die Herren fragten. Wenn demnach eine Frage an mich kam; ſo murmelte er ſie, meinem Ohre vornehmlich, ſchnel her, und ich wiederholte ſie eben ſo ſchnel mit lauter Stimme, als wenns mein Eigenthum geweſen wäre.

Vater Erneſti, der mich aus einer gewiſſen Liebe zu meinem Vater und guter Meinung von meinen Talenten, am ſchärfſten beobachtete, ſchüttelte freilich oft mit dem Kopfe, wenn er die Spuren meiner Ignoranz entdekte, und ſtriegelte am dritten Tage des Examens meine Chrie ziemlich ſcharf: allein das hatte weiter keinen Einfluß auf die Hauptſache. Ich nahm zulezt dennoch Antheil an den Elogiis, welche der H. Dekan uns machte, da er uns als juvenes digniſſimos, doctiſſimos u. ſ. w. abkanzelte.

Nun ging die Promotion vor ſich. Herr Hofrath Bel, als der berühmte Profeſſor der Dichtkunſt kündigte uns in einem Programma der Welt als die gelehrteſten Männer an, erzählte unſre Lebensläufe und beſang, Gott weiß was, in den ſchönſten lateiniſchen Verſen, welche ihm der Geheimderath Kloz gemacht hatte: denn er ſelbſt verſtund nicht einmal die Proſodie, geſchweige, daß er hätte Verſe machen können, ob er gleich alle Tage ein paar Flaſchen des beſten Ungarweins zu ſich nahm und dieſes köſtlichen Getränks ſo lange genoß, bis — er ſelbſt für gut fand — ſeinem Faſſe den Boden auszuſchlagen.

Vor der Promotion muſten wir nicht nur dem Kurfürſten Treue, und den ſymboliſchen Büchern Gehorſam ſchwören, ſondern auch dies zugleich eidlich bekräftigen, was wir alle nicht wußten, ſondern nur glaubten, daß wir (legitimis parentibus ortos eſſe) aus rechtmäßigem Ehebette wären.

An unſerm Hochzeittage, wo wir mit der Jungfrau Philoſophie feierlich vermählt werden ſolten, führte man uns in Proceſſion, durch den, von einer mit Hermelin aufgeſchlagnen roth ſamtnen Mantille beſchabrakten Dekan aufgeführt, nach dem ſchwarzen Bret, ins große Auditorium, wo das Heer der Muſenſöhne unſer erwartete.

Die Subſellien waren ſämtlich wie Katheder gebaut, über welche der große Katheder des Promotors hoch hervorragte, und mit rothem Tuche ausgeſchlagen. In dieſe prachtvolle Schranken ſchichtete man uns ein, ſo daß wir zwei Reihen formirten, und um eine Elle höher ſtanden, als die mit Neid auf uns blikkenden Studenten.

Nachdem das ganze gelehrte Regiment aufmarſchirt und in Ordnung geſtelt war, begannen ein paar Orationen, welche der Dekan und der Promotor ablegten und ſodann erfolgte die Trauung ſelbſt, mit folgenden Ceremoniel.

Jeder Kandidat der Magiſterſchaft hatte einen Folianten vor ſich liegen: (Meiner war ein Lexikon: Mein Nachbar hatte eine alte Chronik: ein andrer brachte einen Band Leichenreden:) welcher den Ariſtoteles vorſtellen ſolte: ingleichen einen Ring und ein Baret, oder Spanier. Und dies waren die Vermählungsſymbole.

Der Promotor ſtieg ſo fort herab, und ſezte einem nach dem andern das Baret auf, ſtekte jedem den Ring an, gab jedem einen Kuß, machte jedem ſeinen Ariſtoteles auf, und ſprach dabei verſchiedene lateiniſche Worte, welche die Vermählung mit der Matrone Sophia andeuten ſolten. — Bei Oefnung des Buchs ſprach er: aperio tibi librum — und ermahnte uns fleißig den Ariſtoteles zu ſtudiren, und Weisheit zu lernen.

Nach allen dieſen getriebnen Kinderpoſſen, ging er aufs hohe Katheder zurük, und ſchrie nun ſein: Ego Carolus Auguſtus — Metaphyſices Profeſſor ordinarius et Philoſophiae Doctor rite promotus — Te Carolum Friedricum Bahrdt, philoſophiae doctorem et liberalium artium Magiſtrum creo, creatum renuncio, renunciatum proclamo: — ut omnibus utaris privilegiis &c.

Und nun war ichs! — Ich will's nie vergeſſen, was für eine Seligkeit ich gefühlt habe, da ich das Auditorium verließ, und auf der Gaſſe von den Leuten, in meinem gelehrten Anzuge daher ſchwäazend, beſehen, und von meinen Bekanten zum erſtenmale Herr Magiſter geſcholten wurde. Cicero hat ſo viel ſtille Himmelswonne nicht empfunden, da er die Nachricht von Katilina's Flucht erhielt, als ich empfand, da das kahle, Herr, oder wol gar, Musge — Bahrdt, ſo plözlich verbannet und ein, Herr Magiſter, an deſſen Stelle getreten war. Wie oft ſah ich dieſen Tag nicht in meinen Spiegel! Wie oft blikte ich nach meinem Degen, ob er auch gehörig folgte! wie oft fragte ich das Geſinde etwas, um die Antwort zu hören: ja — nein — gleich — mein Herr Magiſter!

Der Abend war über alles feierlich: Ein Magiſterſchmaus, welchem ein und zwanzig Perſonen beiwohnten, krönte die Freuden dieſes Tages, und volle Pokale machten ſie laut.

Bei dieſem Schmaus erzählte, wo mein Gedächtniß mich nicht täuſcht, einer der Geſellſchaft die Geſchichte des berühmten Keinerts, welcher, um ſein Haus von der alzuſtrengen Aufſicht der Leipziger Rathsherren zu befreien, (die ſämtlich auf reine Junggeſelſchaft hielten) die juriſtiſche Doktorwürde in Erfurt annahm, und ſich dadurch unter die mildere Jurisdiktion der Univerſität verſezte. Keinert nämlich fand einen Freund unter ſeinen Kunden, der ein ſehr geſchikter Candidatus iuris war, welcher es übernahm, ſeine Stelle zu vertreten. Sie reißten nach Erfurt, und der Kandidat präſentirte ſich, als Keinert, zum Examen, beſtand vortreflich, diſputirte mit Beifal, ward promovirt, und erhielt das Diplom. Und nun wechſelten beide vor dem Thore ihre Namen, und Keinert erſchien in Leipzig mit einem Doktordiplom, das ſeinen Namen enthielt, und kam dadurch unter die Gerichtsbarkeit der Akademie. — Dieſe Geſchichte fand ſo viel Beifal, daß die Geſelſchaft, durch die Pokale wizig gemacht, ſogleich beſchloß, meinen achtzigjährigen Holzhaker Andrees, welcher als ein noch ſehr munterer und drolligter Mann die Aufwartung mit hatte, zum Magiſter zu machen. Wir gaben Mann für Mann einen Thaler, pakten eine Chrie als Specimen ein, ſandtens nach Wittenberg, und erhielten für Andrees das Diplom: — dafür wir freilich einen Armen hätten glüklich machen können, wenn wir nicht durch den Wein zu Kindsköpfen geworden wären.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Diſputationen.

Ich eilte izt eine Diſputation zuſammenzuſchreiben, (das eigentliche Wort!) mit welcher ich mich habilitiren d. h. bei der Fakultät, die Licenz philoſophiſche Vorleſungen zu halten, und ſolche öffentlich am ſchwarzen Brete anzuſchlagen, erlangen wolte.

Ich weiß nicht mehr genau, worüber ich ſchrieb. Mich deucht es war die Materie über den wahren Begrif der fundamentellen Lehren der Religion: de eo, quod conſtituit eſſentiam articulorum fidei fundamentalium — ohngefähr. Ge=

wiß weiß ich, daß ich dieſe Diſputation bald nach meiner Promotion vertheidiget habe. Sie war ganz orthodox, und nach meines Vaters Heften gemacht. Ich legte Chriſtum als das fundamentum ſalutis zum Grunde, und erklärte daher alles für Fundamentelle oder Grundartikel der Religion, was nach meiner Dogmatik eine weſentliche Beziehung auf Chriſtum hatte. Und dieſe Beziehung hatten natürlicherweiſe alle die Lehren, welche die orthodoxen Theologen für Hauptlehren gehalten wiſſen wolten: die Inſpiration der Bibel, die Dreieinigkeit, die übernatürlichen Gnadenwirkungen des h. Geiſtes, die Erbſünde, die ewigen Höllenſtrafen u. ſ. w.

Der Ruf, den ich aus meinen Privatübungen als der erſte Diſputirgeiſt ſchon hatte, wurde jezt auſſerordentlich vermehrt, da ich nun öffentlich mich gezeigt, und in Angeſicht ſo vieler hundert Studenten, mit dem geſchwindeſten lateiniſchen Mundwerke, alle meine Opponenten zu Boden geſtrekt hatte.

Mein Vater hielt damals in einem Sommer zehn Diſputationen, über die ſonderbare Materie de dispensatione divina a legibus decalogi. Er führte in jeder Diſputation, welche junge Leute zur Uebung und zu ihrer Empfehlung bei Hofe, (weil damals viel aus ſolchen akademiſchen Spiegelfechtereien gemacht wurde) vertheidigten, eines der heiligen zehn Gebote aus und unterſuchte, ob Gott nach der Geſchichte der h. Schrift jemals von einem derſelben diſpenſirt habe? dieſe Frage negirte er nun von allen zehn Geboten, und plagte ſich dabei mit denjenigen Anekdoten herum, welche im Alten Teſtamente beſonders von den heiligen Vätern erzählt werden, und offenbare Uebertretungen der heiligen zehn Gebote enthalten. So bemühte er ſich z. B. bei dem ſechſten Gebote zu zeigen, daß zwar Abraham eine Magd geſchwängert, Loth mit ſeiner Tochter zu thun gehabt, David Maitreſſen gehalten habe, daß aber Gott dieſe Unarten an ſeinen Heiligen blos geduldet, keineswegs aber von dem Gebote ſelbſt irgend einen Menſchen diſpenſirt habe. — Eben ſo behauptete er beim ſiebenten Gebote, daß die von dem jüdiſchen Volke verübten Diebereien in Egypten, und Plünderungen und Ermordungen der friedlichen Völker in Paläſtina, von dem Majeſtätsrechte

Gottes über aller Menſchen Leben und Eigenthum, herzuleiten ſeyn, keinesweges aber eine Diſpenſation Gottes vom ſiebenten Gebote erweislich machen. — Eine dieſer Diſputationen habe ich ebenfals vertheidigen helfen.

Ich ſelbſt ſchrieb und vertheidigte hernach eine Menge Diſputationen, nachdem meine Reputation ſo hoch geſtiegen war, daß junge Leute mein Präſidium ſuchten und bezahlten, welche vor ihrem Abſchiede von der Univerſität ſich dieſes ſtärkſte Mittel, ſich als geſchikte Kandidaten geltend zu machen, zu erzeugen, und zugleich einen Präſes zu haben wünſchten, der ſich überal durchſchlagen konte, und ſie nie in die Verlegenheit kommen ließ, von einem Opponenten geängſtet zu werden. Die meiſten dieſer Diſputationen waren exegetiſch, und enthielten Erklärungen verſchiedner Pſalmen. Einige darunter waren ziemlich gut gerathen: wie ſich denn nach und nach meine Kentniſſe wirklich mehrten. Auch war mein Latein erträglich. Die über Pſ. 2. und Pſ. 8. waren die beſten.

Eine ſchrieb ich wider den bekanten Febronius, in welcher ich zu zeigen ſuchte, daß uns Proteſtanten damit gar nicht geholfen, und folglich gar keine Vereinigung der getrenten Kirchen damit zu erreichen ſey, daß der Primat des Pabſtes zerſtört würde, weil ja noch immer die Menge Grundſtürzender Jrthümer dabei ſtehen blieben, welche jeder ehrliche Proteſtant verabſcheuen müßte. Dieſe Schrift war äußerſt armſelig gerathen, und natürlich, weil ich ſie nicht, wie jene exegetiſchen, mit freiem Nachdenken ſchrieb, ſondern aus meines Vaters dogmatiſchen Heften zuſammenwebte. Sie hatte den Titel: de eo, an fieri poſſit, ut ſublato Pontificis primatu et imperio reuniantur diſſidentes in religione Chriſtiana.

Eine ſehr gute Diſputation verfertigte ſelbſt ein gewiſſer Unſelt von Danzig, ein junger Mann von ſchätzbaren Talenten, und dem vortreflichſten Karakter, wobei ich präſidirte, — unter dem Titel: De accommodatione locorum vet. Teſtamenti in novo orthodoxa, in welcher die Meinung behauptet wurde, daß im N. Teſtament die Stellen des A. Teſtaments zwar nicht nach der Vorſtellung der Schreiber derſelben, die freilich nicht immer durchgeſchaut hätten, aber doch nach dem Sinn des h. Geiſtes angeführt würden, welchen derſelbe neben dem nächſten, und damals verſtändlichen Sinne hätte ausdrükken wollen.

Auſſerdem, daß ich bei vielen Diſputationen präſidirte, war ich nebſt dem jungen Hebenſtreit, einer der fleißigſten Opponenten. Denn in Leipzig iſt es nicht wie auf andern Univerſitäten, wo der Diſputirende ſich ſeine gewiſſen Opponenten wählt, und expres dazu einladet, ſo daß dieſe ordentlichen Opponenten auf jeden Fal erſt ihre präparirten, und mit dem Reſpondenten meiſt verabredeten Oppoſitionen vortragen, ehe irgend ein anderer Akademikus dazu gelaſſen wird; ſondern es kan bei allen Diſputationen im philoſophiſchen Auditorio kommen, wer da wil, und ſich auf den Subſellien zeigen. Und der Reſpondent muß, nach der Rangordnung, jeden einladen, und ſeine Oppoſitionen annehmen, welcher ſich hinſezt und durch ſein Sizenbleiben ſich als Opponenten ankündigt. Daher erſchien ich faſt bei allen öffentlichen Diſputationen, und machte mirs zum

Geſchäft auf ſcharfe, und dabei wo möglich lachenerregende Oppoſitionen zu ſtudiren. Und da, wegen der Rangordnung, meiſtentheils Magiſtri nicht eher als nachmittags daran kamen, ſo ging ich gewöhnlich erſt nach der Mahlzeit, und ſezte mich auf die Warte. Und wenn dann der Reſpondent ſich, von früh neun Uhr bis um ein Uhr, müde und matt diſputirt hatte, ſo fiel ich ihm noch mit meiner leichten Reuterei in die Flanken, und trieb oft mein Weſen bis gegen drei Uhr. Und meine ganze Freude wars, wenn ich dabei die Lacher beſtändig auf meiner Seite hatte.

Es war auch ſo weit gediehen, daß, wenn ich ans Opponiren kam, der ganze Haufe der Zuhörer ſeine Plätze verließ, und ſich im Trippel um meinen Plaz herumſtelte, um mich recht zu hören, und meine Pantomime in Augenſchein zu nehmen.

Einmal diſputirte ich gegen einen gewiſſen M. Freisleben, welcher als ein ausſchweifender Wollüſtling bekant, und beinahe berüchtiget war. Dies war ein gelehrter, ſcharfſinniger und mir völlig gewachſner Diſputant, allein es gelang mir, ihn gleich anfangs aus der Faſſung zu bringen, und dadurch den eklatanteſten Sieg davon zu tragen. Ich fing nämlich in meinem vorredneriſchen Complimenten an, ihm große Lobſprüche zu machen, wegen der erſtaunenden Kraft, die er bereits, bei ſo viel erfochtenen Siegen, verſchwendet hätte: ich geſtand ihm hierauf, daß es unbeſcheiden ſchiene, ihn noch jezt von der Mahlzeit zurükzuhalten, und ſeine Rieſenſtärke auf die Probe zu ſezzen: zulezt aber ſagte ich, daß mich das alles nicht abhalten könte, noch mit ihm zu diſputiren, weil ich gewiß überzeugt wäre, daß ſeine Kraft nie erſchöpft würde, und daß es ihm, im Diſputiren, gehe, wie der Meſſalina in gewiſſen Leibesübungen, von welcher der Dichter ſage,

Haec laſſata viris, ſed non ſatiata receſſit.

Bei dieſer Vorrede entſtund ein ſo plözliches und algemeines Gelächter und Geſcharre, daß der gute Freisleben alle Gegenwart des Geiſtes verlor, und ſeine Argumente ihm verunglükten.

Bald kams ſo weit, daß jeder Diſputirende mich ſcheute, und ein und anderer, mir drohte, daß er mich nicht invitiren würde, wenn ich käme, oder — daß er mit Grobheit ſich meiner entledigen müßte. Das bewog mich, wie den jungen Hebenſtreit, nach und nach von dieſem Handwerk abzuſehn, und das Auditorium von Studentengelerm, und die Reſpondenten von einem ſchweißtreibenden Mittel zu befreien.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der angehende akademiſche Docent. Erſtes Licht.

Ich habe im vorigen Kapitel einen Zeitraum von drei Jahren umfaßt. Ich kehre alſo jezt in das Jahr meiner Magiſterpromotion zurük, und erinnere meine Leſer daran, damit ſie nicht die hier vorkommenden Bekentniſſe meiner Unwiſſenheit mit den Merkmalen der Geſchiklichkeit im Widerſpruch finden, welche das vorige Kapitel aufſtelte.

Das höchſte Ziel meines Ehrgeizes, war der akademiſche Katheder. Und wirklich war die Erreichung dieſes Ziels zugleich das einzige Mittel, welches mich für die Welt zum nuzbaren Manne machen konte. Denn bei meinem feurigen Temperamente würde ich nimmermehr mich haben fixiren, und zu einer ſoliden Lebensart bringen können, wofern ich nicht die Laufbahn des akademiſchen Lehrers betreten hätte. Hier allein war es möglich, mich feſt zu machen, und zur Arbeitſamkeit zu gewöhnen. Hier war es die Ehre, die mir Feſſeln anlegte, und meine Flüchtigkeit minderte. Hier war ich gezwungen, zu arbeiten, wenn ich mich nicht ſelbſt vor der Welt zu ſchanden machen wolte.

Mit Warheit kan ichs ſagen, daß ich in meinem Leben alles durch lehren — gelernt habe. Ich war überal Ignorant, und ward überal meiner Wiſſenſchaft mächtig, ſobald ich einmal darüber Vorleſungen gehalten hatte. Denn nun ſezte ich mich vor jeder Stunde, in welcher ich Dociren ſolte, vier bis fünf Stunden hin, und las und dachte und ſtudirte, mit der allergrößten Anſtrengung, über die Materie, welche ich in der Stunde vortragen ſolte. Und natürlich bekam ich ſie nun durch jenes Studium der Materie, und dieſes Beſtreben, ſie ordentlich, deutlich, flieſſend, und mit Lebhaftigkeit vorzutragen, (man bringe immer den guten Kopf mit in Rechnung) ſo völlig in meine Gewalt, daß ich ſie am Finger herſagen konte. Und ſo ward durch das Dociren das bewirkt, was durch alles Kollegienhören nicht zu erzwingen geweſen war.

Was meinen Leſern hierbei am ſonderbarſten vorkommen wird, iſt gewiß dis, daß ich mit der theologiſchen Dogmatik den Anfang machte. Allein das ging ſehr natürlich zu. Erſtlich ſchien es mir nach meinen damaligen Begriffen, die ich mir von den Erforderniſſen eines Gelehrten meiner Art machte, mein höchſtes Bedürfniß zu ſeyn, daß ich vor allen Dingen meiner Dogmatik mächtig ſeyn müßte. Zweitens war ich gar nicht im Stande, etwas anders zu leſen, weil ich die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, bei aller der Zeit und dem Fleiße, den ich darauf verwendet hatte, noch nicht zu verdauen vermögend geweſen war. Was ich von theoretiſcher Philoſophie wußte, und ſelbſt, was ich gründlich wußte, waren vereinzelte Ideen. Manche Materien verſtand ich noch gar nicht, und das Ganze war ich nicht im Stande ſo zu überſehen, daß ich mir hätte ein Syſtem bilden können.

Ich fing alſo mit Dogmatik an, weil mir dieſe am leichteſten wurde. Und ich hatte das ſeltſame Glük, ohngeachtet ich nicht öffentlich anſchlagen, und ſie nur als Repetition der Vorleſungen meines Vaters ausbieten durfte, dreißig Zuhörer zu bekommen: wobei ich die Merkwürdigkeit nicht übergehen darf, daß in dieſen meinen erſten Vorleſungen ſich Zuhörer befanden, welche noch in der Fürſtenſchule meine Obern geweſen waren, und mich mit Ohrfeigen beehrt hatten. Dies iſt ſo zu enträthſeln. Die Zeit, welche ein Alumnus eigentlich in der Pforte bleiben muß, beträgt ſechs Jahre. Nun blieb ich nur zwei Jahre. Folglich hatten viele der Oberſekundaner, und jüngſten Primaner meiner Zeit noch drittehalb und drei Jahre zu bleiben, da ich die Schule verließ. Daher kam es, daß einige z. E. Eiſenhut, Deutrich, (jezt ein Prediger im Merſeburgiſchen) Senf (jezt Paſtor und Conſiſtorialrath in Halle) und verſchiedene andere, damals erſt von der Schule angelangt waren, da ich mein erſtes Collegium las. Ich habe ſie auch ſelbſt, da ſie ſich zur Dogmatik meldeten, daran ſcherzend erinnert, daß ſie mich noch vor vier Jahren als einem Tertianer ihre ſchwere Hand hätten fühlen laſſen.

Aber noch erinnere ich mich mit Lachen an den greulichen Kohl, den ich damals meinen dreißig Zuhörern auftiſchte. Ich las in meines Vaters Auditorium, welches neben ſeiner Studierſtube war. Mein Vater alſo ſtand, jede Stunde, wenn ich las, hinter der Thür, um mir zuzuhören, und hatte eine Schreibtafel zur Hand, in welcher er meine Schnizzer notirte, um mich nach der Stunde zu belehren. Und leider mußte er jede Stunde mehrere Seiten vollſchreiben und bald beſondere Klaſſen formiren, um die dogmatiſchen, exegetiſchen und grammatiſchen Fehler von einander zu ſondern. Denn es war fürchterlich was ich mitunter für Ignoranzen beging. Es verfloß keine Stunde, wo der gute Vater nicht ein paar Duzzend Donatſchnizzer aufzeichnen mußte, welche mir im Sprechen entwiſcht waren: denn ich docirte alles lateiniſch: was damals noch in Leipzig mode war. Und eben ſo häufig ſündigte ich bei Entwiklungen dogmatiſcher Begriffe oder Erklärungen der bibliſchen Beweisſtellen. Am häu-

[illegible] ſchlegelte ich im N. Teſtament, wo ich ſo ſehr Idiot war, daß ich mich erinnere, einmal [illegible] mit μελετᾶν verwechſelt zu haben.

Und doch gingen meine dogmatiſchen Vorleſungen ohne Proſtitution ab. Ich ſprach mein Latein ſo fertig, daß viele Schnitzer nicht bemerkt und die bemerkten dem neunzehnjährigen Docenten verziehen wurden. Und in meinem Vortrage ſelbſt war, der vielen Fehler ungeachtet, dennoch auch viel Gutes, in Abſicht auf Ordnung, Deutlichkeit, Entwiklung der Begriffe, lichtvolle Darſtellung der Argumente u. ſ. w. was ich meinen mühſamen Präparationen zu verdanken hatte; gnug meine Auditoren waren mit mir zufrieden und hielten aus bis ans Ende. Und ich — hatte den ſehr wichtigen Vortheil, nun meine Dogmatik volkommen inne zu haben. Denn mein von Ehrgeiz erzwungnes Studium, mit denen täglichen Nachbeſſerungen meines Vaters, war natürlich, bei einem guten Kopf und zugleich glüklichem Gedächtniſſe, das entſcheidende Mittel, mich von meinem theologiſchen Syſtem Meiſter zu machen. — Ich kan auch betheuern, daß ich in meinem Leben weiter kein theologiſches Syſtem, weder groß noch klein geleſen, viel weniger ſtudiret habe. Ja ich habe nie einen Kemniz, Buddäus, Holmann und wie alle die orthodoxen Syſtematiker heiſſen, in meinem Hauſe gehabt.

Nachdem ich die nach meiner Vorſtellung hauptſächlichſte Wiſſenſchaft hinter meinen Rükken hatte, ging ich aufs Hebräiſche los, welches mir Boſek ſo ſauer und folglich ſo zum Ekel gemacht hatte, daß ich ganz unwiſſend darinnen geblieben war. Ich machte den Anfang mit einem ſogenanten Fundamentali, und verfuhr, wie mit der Dogmatik. Zu halben Tagen ſaß ich und ſtudierte die Subtilitäten der Punktveränderungen und lernte Regeln und Exempel auswendig, um in jeder Stunde als ein Mann auftreten zu können, der ſeiner Wiſſenſchaft mächtig iſt. Und ſo war ich am Ende des halben Jahres ſo firm in der hebräiſchen Grammatik, daß ich meinen Kodex ſo gut wie Boſek analyſiren konte.

So hab' ich zwei Jahr fortgefahren. Alle halbe Jahre nahm ich ein, in der Folge auch zwei Fache vor, die ich als Docent bearbeitete, um ſie mir eigen zu machen. Und dadurch lernte ich nicht nur, ſondern ich gewöhnte mich zugleich ans Studiren und bekam, mit der Luſt zum gelehrten Fleiße (welche das täglich ſichtbare Wachsthum meiner Kentniſſe erhöhte) auch immer mehr Kraft und Reiſe des Geiſtes.

Das erſte in mir aufgehende Licht, deſſen ich mich aus dieſem Zeitpunkte erinnere, ſchien im exegetiſchen Fache. Jch ſtieß, ſchon bei meinen Vorbereitungen auf die dogmatiſchen Vorleſungen, auf ſo viel Stellen des N. Teſtaments, welche Anführungen des A. Teſtaments enthielten, und wurde bei etwas genauerer Vergleichung derſelben oft ſtuzzig, wenn ſie im Alten das gar nicht zu enthalten ſchienen, was ſie im Neuen Teſtamente bezeugen ſolten. Als ich hernach über den Eſaias und Hoſeas las und dieſe dichteriſchen Schriftſteller zum erſtenmale im Zuſammenhange ſtudirte, ſo fand ich mehr als einen Spruch ſo augenſcheinlich verſchieden von dem Sinne des Anführenden im N. Teſtament, daß ich mich zu der Kezzerei gedrungen fühlte, im N. Teſtament bloße Akkommodationen anzunehmen, und zu behaupten, daß die Propheten an das gar nicht gedacht und mit ihren Worten angedeutet hätten, was die Schriftſteller des N. Teſtaments bei Anführung derſelben hätten ſagen wollen. So hielt ich es Eſ. 7. für offenbar albern, eine Weiſſagung vom Meſſias finden zu wollen, da der ganze Zuſammenhang lehrt, daß von lauter Gegenſtänden der damaligen Zeit die Rede iſt. Selbſt bei Kap. 53. wurde ich zweifelhaft, und hielt die Deutung deſſelben auf Hiskias für die wahrſcheinlichere, ohngeachtet meine damals noch hohe Idee von der theologiſchen Satisfaktionstheorie mich zurückhielt, die herkömliche Meinung ganz zu verwerfen. Am ſtärkſten bewegte mich die Stelle Hoſ. 11. wo es heißt: Da Iſrael jung war (d. h. da die Iſraeliten erſt anfingen, einen Staat zu formiren) hatte ich ihn lieb und führte ihn, meinen Sohn, (mit der Zärtlichkeit eines Vaters für ſeinen Sohn) aus Egypten. Aber wenn ich ihn jezt rufe (wenn ich ihn jezt leiten und führen wil) ſo huret er anderen Göttern nach. ꝛc. Denn da war es aus dem Gegenſatze: jezt huret er ꝛc. allzuklar, daß der Prophet und (was ich damals noch glaubte) der durch ihn redende h. Geiſt ganz ohnmöglich an Chriſtum gedacht und von ſeiner Rükkunft aus Egypten geweiſſagt haben konte.

Und dieſe erſte Einſicht, die ich durch eignes Prüfen erlangte, verurſachte denn, daß ich jezt um ſo emſiger ſtudirte und mit meinen eignen Augen zu unterſuchen ſtrebte, ob auch alles ſo ſey, wie man mich's überredet hatte. Venema und Grotius waren damals die Bücher, die ich gebrauchte und die mir manches Licht gaben und manche alte herkomliche Schriftauslegung von mir verſcheuchten.

Indeſſen blieb ich im erſten Jahre meines forſchenden Fleißes der erlernten Dogmatik völlig treu und glaubte eiſenfeſt alle Lehrſäzze derſelben, mit allen ihren Beſtimmungen, welche meines Vaters Hefte enthielten. Ja, ich hielt es für unmöglich, daß in den Lehrſäzzen ſelbſt irgend etwas falſch ſeyn könte, geſezt auch, daß die Theologen in den Beweisſprüchen manches überſehn und nicht überal ihrem wahren Sinne gemäs ſie angeführt hätten. Daher fiel mir es auch noch gar nicht ein, die Lehrſäzze ſelbſt zu prüfen. Und ich würde mir vor Gottes Angeſicht einen Vorwurf darüber gemacht haben, wenn mir ein Zweifel dagegen aufgeſtoßen wäre.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Meine Bekehrung, oder, Durchbruch des Lichts.

Viele Pietiſten haben behauptet, der Menſch müſſe die Stunde, ja den Moment ſeiner Bekehrung angeben können. Denn ſie meinen, es ſei ein gewiſſer Augenblik, wo der h. Geiſt, wie ein Küchlein das Ei durchbricht, gleichſam die harte Sündenkruſte durchbreche, und wo der Menſch es ganz genau fühlen könne, wenn, nach langem Kampfe mit der Liebe zur eignen Gerechtigkeit, endlich das Gnadenlicht plözlich eindringt und das völlige Hinſinken in die Wunden Jeſu und das alleinige Ergreifen derſelben bewirkt und damit zugleich die ſelige Empfindung der geſchehenen Rechtfertigung hervorbringt.

Ich kan wirklich auch den Moment meiner Bekehrung, nach meiner Art angeben. Denn ich weiß genau die Stunde, wo das Licht meiner Vernunft die harte Kruſte meiner Steifglaubigkeit aufriß, und der Durchbruch erfolgte, ſo daß das neugeborne Kind der Aufklärung — freilich nur nach und nach und ſehr langſam — wachſen, und zum Manne reifen konte.

Gott hatte mir einen Freund beſchert, welcher das Werkzeug dazu ward, und dadurch den Namen des Freundes im erhabenſten Sinn des Worts verdiente. Er iſt jezt, wo ich nicht irre, Lehrer an der Leipziger Thomasſchule. Sein Name iſt Topf. Dieſer redete mir nicht nur beſtändig von den herrlichen Dingen vor, die man bei Erneſti und Fiſchern lernen könte, ſondern er reizte und beſchämte mich auch faſt täglich durch das Beiſpiel ſeines unermüdeten Fleißes. Wir waren vertraut und ſpielten fleißig ein Lhomberchen mit einander — ein Spiel, welches mein Vater liebte und das ich, in ſeinen Geſelſchaften, durch Zuſehen frühzeitig gelernt habe. Er tadelte daher ſehr oft und freimüthig meine blinde Anhänglichkeit an

Cruſius, und bedaurete mich, daß ich bei all meinem Kopfe ein armer Ritter werden würde, wenn ich weiter nichts lernte.

Eines Tages war ich ſchon auf ſeiner Stube, und hatte die Karten zurechte gelegt, als er aus den Vorleſungen des Prof. Fiſcher nach Hauſe kam, und mich mit einer mitleidigen Mine anſah. O wie daureſt du mich, lieber Bahrdt, ſprach er, indem er ſeine Hefte mit einem Seufzer auf den Tiſch warf, daß du ſolchen Unterricht entbehreſt, wie ich jezt genieße. Warlich Bruder, der Fiſcher ſagt uns Sachen, die man bei all den großen Fakultätsperükken nicht zu hören bekomt. Das heiſt doch Bibelerklärung! Da lernt man doch ſeine Bibel verſtehn, und gewiß werden, daß man den rechten und einzig wahren und möglichen Sinn gefunden hat. Bei deiner Cruſianiſchen Methode iſt die Bibel eine wächſerne Naſe, die ſich nach jeder Philoſophie und nach jedem Syſtem drehen läßt. Bruder, du mußt warlich mit zu Fiſchern, wenn du gleich ſchon Magiſter biſt. Es iſt Winter, und in den Abendſtunden, wo er lieſt, iſt's ſo ziemlich dunkel, daß dich niemand gewahr wird. Du wirſts bei Gott nicht bereuen, mir gefolgt zu haben.

Bei dieſen Worten ſah mir der gute Topf ſo herzlich ins Geſicht, und ſchien ſo gerührt, daß ich ohnmöglich ohne Rührung bleiben, und der ſo gutgemeinten Ermahnung widerſtehen konte. — Mein ganzer Ehrgeiz wachte auf, all meine Wisbegierde wurde rege, und der Gedanke, daß ich das vermeinte Licht, was mir ſchon aufgegangen war, vergrößern würde, beſtimte mich zur Folgſamkeit. — Weiſt du was, Bruder, ſprach ich auf eine ihn überraſchende Art, morgendes Tages geh' ich mit. — Er fiel mir um den Hals, und eine Thräne zitterte in ſeinem Auge. Denn es war eine weiche Seele. — „Nun hab' ich dich „erſt recht lieb; Und nun glaub' ich, daß du den „Weg zum großen Mann finden wirſt.“

Ich ging. Fiſcher las über den erſten Brief an die Korinther, und war am Ende des zweiten Kapitels. Ich hörte einige Stunden aufmerkſam zu, war aber wie ein Menſch, der aus Oberſachſen zum erſtenmale nach Niederſachſen komt. Ich verſtand wenig. Erſtlich las er lateiniſch. Dann räſonnirte er gar nicht über den Text, demonſtrirte den Sinn nicht a priori, zog keine Dogmata, keine Porismata heraus: kurz es war gar nicht die Küche, die ich gewohnt war. Er redete von grammatiſcher Erklärung, von Sprachgebrauch, von Gewohnheiten gleichzeitiger Schriftſteller — ſprach von Septuaginta, Aquila, Symmachus, Theodotion, Hierichuntina — Philo, Joſephus — ekläuterte aus dieſen Schriftſtellern den Apoſtel — kurz er redete von Dingen, die mir neu und unerhört waren: und vor denen mich Cruſius in der Folge (wie ich oben ſchon erzählt habe) ſehr andächtig, ob ſchon zu ſpät warnte.

Doch die ungewöhnte Koſt ſchrekte mich nicht ab. Meines Topfes brüderliche Ermahnungen hatten mir den Magen ſo weit zubereitet, daß Lüſternheit da war, ohngeachtet ich noch dem Dinge den Geſchmak nicht abgewinnen konte. Es ging mir wie einem, der zum erſtenmale Auſtern vorgeſezt bekomt. Der Gedanke, daß es ein vornehmes Eſſen iſt, macht ihn lüſtern. Er koſtet. Es ſchmekt nicht. Er zwingt ſich. Endlich lernt er ſie hundertweiſe mit Wolluſt verſchlukken.

Fiſcher kam aufs dritte Kapitel, wo Paulus die Korinther ausſchilt, daß ſie unter der Gemeine Spaltungen machten, und einige ſich Kefiſch, andere Apolliſch, andere Pauliſch, andere Chriſtiſch nanten, und wo er den ſehr vernühftigen Grund von der Thorheit und Ungereimtheit dieſer (bis anno 1789 beibehaltenen, und durch Landesgeſezze privilegirten) Mode angiebt, daß ja Paulus und Apollo und Kephas eins ſind — ἕν εἰσι — d. h. einerlei Religion vertragen, für einerlei Zwek arbeiten.

Bei dieſer Stelle führte Fiſcher verſchiedene Stellen aus andern ſo wol guten als Helleniſtiſchen Schriftſtellern an, in welchen das Eins ſeyn von Perſonen prädicirt wird, und allezeit eine moraliſche Einheit d. h. eine Uebereinſtimmung der Lehre, der Grundſäzze, der Abſichten, der Endzwekke — andeutet. Und er erinnerte uns dabei, daß es auch hier, vermöge des Zuſammenhanges, nichts anders bedeuten könne, als — eine moraliſche Verbindung, und Uebereinſtimmung der Lehren: da der Apoſtel die Abſicht habe, zu ſagen, daß es ungereimt ſey, von irgend einem Lehrer ſich einen Namen zu geben, und eine Parthei zu formiren, weil je alle Lehrer einerlei Religion predigten oder doch predigen ſolten, und für einerlei Zwek, nämlich für die Veredlung und Beſeligung der Menſchen durch die Lehre Chriſti, beſtimt und angeſtelt wären,

Nachdem er nun ſo uns den Sinn des Einsſeyns augenſcheinlich gemacht hatte, ſezte er mit ſeinem ihm eigten auſteren und barſchen Tone hinzu: „und nur ſeht ihrs ja, was das Diktum „1 Joh. 5. 7. für Eure Dreieinigkeitslehre beweiſen kan, wems auch genuin wäre.“

Hier wars, als wenn ein Donnerſchlag mich erſchütterte. Ich erblaßte, und das Herz fing mir an zu ſchlagen, als wenn ich meinen Freund in Feuersgefahr erblikt hätte. „Gott, dachte ich bei „mir ſelbſt, nicht genuin? und wenns auch genuin „wäre, nichts beweiſend? das dictum claſſicum „primi ordinis pro adſtruenda Ss. Trinitate, „welches dir bisher das ſtärkſte und unwiderſprechlichſte geſchienen hat, um dieſes heilige „Geheimniß aus der Schrift klar zu machen, ſol „nicht genuin ſeyn? Was iſt das, nicht genuin?

„Und ſol auch keine Beweiskraft haben? Warlich, „wenn das Diktum nichts mehr gilt, ſo ſiehts um „die andern noch ſchlechter aus, da wanket meine „ganze Dogmatik, und verdient eigne Prüfung."

Ich hatte für die ganze übrige Lektion meine Aufmerkſamkeit verloren. Ich ging ſchwermüthig nach Hauſe, und verfiel in tiefes Nachdenken. „Nicht genuin? Nicht beweiſend?" Das lag mir auf dem Herzen, wie ein Stein. Denn ſo was in meinem Leben zu hören, hatte ich mir nie vorgeſtelt.

Mein Gewiſſen wolte mich anfangs gar nicht zur Unterſuchung laſſen. Es war mir immer, als wenn mich eines warnte: gieb den Zweifeln keinen Raum, damit du nicht zum Unglauben verführt werdeſt, und dein Heil verſcherzeſt. Und doch wolte mirs nicht aus dem Sinne, daß das Diktum nichts beweiſen ſolte. Auch war mir der Grund davon ſo einleuchtend, daß ich mirs gar nicht erwähren konte, ihn zu ſehn. Einsſeyn, von Perſonen geſagt, heißt doch überal — ſelbſt bei Paulo — moraliſche Einheit: warum ſols hier beim Johannes Einheit des Weſens ſeyn? Das lag mir unaufhörlich vor der Stirn. Ich mochts nicht los werden.

Endlich ging ich zu meinem Vater. „Ich komme heut mit ſchwerem Herzen zu Ihnen, hub ich an, der Fiſcher hat mich in meiner ganzen Dogmatik irre gemacht."

Er. Wie ſo? Das wird wol ſo ernſtlich nicht gemeint ſeyn. Das ſol der Fiſcher wol bleiben laſſen. Die Lehre Chriſti, mein Sohn, iſt ein Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.

Ich. Das weiß ich, beſter Vater. Aber ich wanke wirklich. Und ich komme, bei Ihnen Hülfe zu ſuchen. Sagen Sie mir doch vor allen Dingen, was das heißt, ein Diktum der Bibel ſey nicht genuin?

Er. (verweiſend) Ja, es iſt nicht gut, daß du nie ein Collegium über die Kritik der Bibel gehört haſt. Du mußt das jezt durch Privatfleiß nachholen. — Nicht genuin nent man ein Diktum, welches in den neuern gedrukten Ausgaben der Bibel zwar ſteht, von dem aber behauptet wird, daß es in den älteſten und beſten Handſchriften nicht geſtanden habe, und alſo irgend einmal in den Text ſey eingeſchoben worden.

Ich. Alſo wäre ein ſolches Diktum nicht vom Apoſtel, ſondern von einem Betrüger?

Er. Eben nicht, Betrüger. Aber man ſagt häufig, daß in den alten Zeiten auf den Rand der Abſchriften des N. Teſtaments mancherlei geſchrieben worden ſey, welches hernach durch Verſehn der Abſchreiber, manchmal auch abſichtlich, zum Behuf eines Dogma, mit in den Text geſezt worden wäre. Aber wie komſt du denn jezt auf die Frage?

Ich. Ich war geſtern ganz des Todes, da Fiſcher ſagte, daß das Hauptdiktum 1 Joh. 5, 7. Drei ſind, die da zeugen ꝛc. nicht genuin ſey.

Er. O darüber laß dir keine grauen Haare wachſen. Das iſt ſchon ein alter Streit, wo die Gegner hinlänglich widerlegt ſind. Wenn du einmal den Myll, Wettſtein und andere kritiſche Werke ſtudiren wirſt, da wird ſich ſchon mehr Licht für dich finden. Das Diktum fehlt freilich in manchen alten Handſchriften, und patriſtiſchen Allegationen (beiläufig, lieber Sohn, an Patriſtik haſt du wol auch noch nicht gedacht?) aber es ſteht auch gegenſeitig in vielen Codicibus, und wird von ſehr alten Kirchenvätern allegirt. Zudem hats alle mögliche argumenta interna für ſich. Alſo hats keine Noth. Das Diktum iſt genuin.

Dieſes Geſpräch ward unterbrochen, und ich verließ meinen Vater doch mit halber Beruhigung, weil ichs ihm glaubte, daß der Spruch wenigſtens genuin ſey, und weil das nun gehoben ſchien, was mich am meiſten geängſtet hatte. Aber des andern Tages ſtunds wieder mit mir auf, und meine Unruhe nahm von neuem überhand. Es fiel mir ein, daß es doch in vielen — alten — bewährten Handſchriften nicht fehlen könnte, wenns genuin wäre: und — daß wenigſtens, aus jenem Fehlen, ſo viel ſich folgern ließe, daß der Spruch kritiſch zweifelhaft ſey, und folglich als entſcheidender Beweisſpruch nicht gebraucht werden könne. Denn wenn es nicht ganz gewiß, ganz unwiderſprechlich wahr iſt, dachte ich bei mir ſelbſt, daß ein Spruch wirklich vom h. Geiſte iſt: wenn es noch Gründe für die Möglichkeit giebt, daß er untergeſchoben ſeyn könte; ſo kan ich meinen

Glauben, auf einen ſolchen Spruch nicht mehr gründen: ſo kan ich mich deſſen gegen keinen Gegner bedienen: — und ſo iſt mir, ſelbſt nach dem, was mein Vater zugeſtund, das Diktum 1 Joh. 5, 7. nun doch ſo gut als verloren. Und gewiß wird es nicht das einzige Diktum in der Dogmatik ſeyn, gegen welches ſich dergleichen Einwendungen machen ließen, wenn man ſie genauer unterſuchte.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſezzung.

In dieſen Gedanken des Unglaubens beſtärkte mich die Fortſezzung des Geſprächs mit meinem Vater, ſtatt daß ſie mich hätte beruhigen ſollen. Er konte mich auf keine Weiſe befriedigen.

Gleich meinen Hauptzweifel, mit dem ich am folgendem Tage ihn antrat, ſchien er mir nicht recht löſen zu können. Ich ſtelte ihm nämlich vor, daß, wenn er zugeben müſſe, daß die Fiſcherſche

Erklärung des Einsſeyns der drei Zeugen möglich ſey, die alte Auslegung von der Einheit des Weſens ſo gut als widerlegt ſey. Dies erklärte er für eine unſtatthafte Folgerung. Aber ich beharrte dabei, und entwikelte ihm meinen Schluß ſo: „wenn ich, bei meinem Glauben an die Lehrſäzze der Religion, Beruhigung haben, und gewiß ſeyn ſol, daß die h. Schrift ſie wirklich enthält, und Gott ſie in derſelben gelehrt und ſie mir zu glauben befohlen habe; ſo muß der Spruch, auf welchen ich dieſen Glauben gründe, einen ſo ausgemachten Sinn haben, daß kein anderer Sinn reelle Möglichkeit hat. Denn ſo lange ein Gegner auftreten und ſagen kan, ſein Sinn ſey möglich d. h. er ſtimme mit Grammatik, Sprachgebrauch, und Kontext überein, ſo lange habe ich bei meinem Sinn keine Gewißheit Denn das iſt nicht völlig gewiß, deſſen Gegentheil eben ſo wol möglich iſt, d. h. eben ſo wol Gründe für ſich hat. Wenn ich alſo annehme, daß die Worte, Drei ſind, die da zeugen — und dieſe drei ſind eins, eben ſo gut nach den Regeln der Auslegung von einer moraliſchen Einheit verſtanden werden können, als von einer weſentlichen; ſo iſt die leztere inſofern nicht gewiß, und mein Glaube kan ſich auf dieſen Spruch nicht mehr mit Beruhigung gründen. Und der Gegner, der nun die Dreieinigkeit leugnet, hat eben dadurch dieſen Beweisſpruch widerlegt, daß er eine andere gleich mögliche Erklärung deſſelben angezeigt hat. Denn mir liegt es ja ob, wenn ich den Gegner bekehren und ſeinen Irthum benehmen wil, daß ich ihm Beweisſprüche bringe, in denen das Dogma, das er glauben ſol, ſo entſcheidend vorgetragen wird, daß gar kein andrer Sinn, nach den Geſezzen der Interpretation, ſtat findet. Wenn alſo der Gegner mir bei einem Beweisſpruche zeigen kan, daß allerdings ein andrer ſtat findet; ſo bin ich eben damit widerlegt. Denn der Orthodoxe muß Gewißheit geben, der Kezzer aber braucht nur Möglichkeit des Gegentheils zu beweiſen."

Er. Mit ſolchen Räſonnements, mein Sohn, wirſt du die Ruhe deines eignen Glaubens zerſtören.

Ich. Ohne meine Schuld, beſter Vater. So lange mir dies Räſonnement einleuchtet, kan ich ja nicht widerſtehn. Ich bin ja gezwungen, zu zweifeln. Helfen Sie ſelbſt mir heraus.

Er. Das kanſt du ſelbſt, wenn du nur nicht vorſezlich der Wahrheit widerſtrebeſt. Denn du weiſt doch, daß die Lehre von der h. Dreieinigkeit eine herſchende Lehre der Schrift iſt. Du haſt alſo gar keinen Grund, unter den möglichen Erklärungen des Einsſeyns, gerade die zu wählen, welche dich zum Unglauben führt.

Ich. Es fält mir auch nicht ein, beſter Vater, die herſchende Lehre der Schrift zu verwerfen und an ihr ungläubig zu werden: ſondern es ſcheint mir nur, daß durch die mehrgedachte Möglichkeit, dieſes ſchöne Diktum probans verloren gehe.

Er. Warum ſol es aber verloren gehen: da du die Wahl haſt?

Ich. Für den Gegner gehts doch verloren: und inſoweit auch für mich, inſofern ich dem Gegner nichts mehr damit beweiſen kan, weil er ſich darauf beruft, daß ſeine Erklärung eben ſo wol möglich ſey. Und er hat noch überdies einen wichtigen Grund ſeiner Wahl. Er kan ſagen, ich bin verbunden, unter zwei möglichen Erklärungen eines Spruchs, die zu wählen, welche der Vernunft am gemäßeſten iſt. Nun aber iſt die orthodoxe Erklärung über alle Vernunft und ganz unbegreiflich: hingegen die meine, von der moraliſchen Einheit oder Zuſammenſtimmung der Zeugen iſt vernünftig und einleuchtend, alſo muß ich die meinige vorziehn.

Er. Aber wenn du ihm zeigen kanſt, daß die Einheit des Weſens der drei Perſonen herſchende Schriftlehre iſt; ſo haſt du ihm ja einen entſcheidenden Grund angegeben, unter den zwei möglichen Erklärungen, hier die zu wählen, welche der herſchenden Schriftlehre gemäs iſt.

Ich. Ja, beſter Vater, aber ſo iſt doch vor der Hand dieſes Diktum verloren, weil es eher keine Beweiskraft hat, als bis ich bewieſen habe, daß die Dreieinigkeit herſchende Schriftlehre iſt. Und die Frage wär' es, ob ich eine einzige Stelle der Bibel für die Dreieinigkeitslehre fände, welche mir der Gegner nicht eben ſo zurükſchikken könte wie dieſe, nämlich durch Darlegung eines andern eben ſo möglichen Sinnes.

Er. Und dennoch wäre das Diktum nicht verloren, denn ich würde dem Gegner zeigen, daß er nicht nur durch den herſchenden Schriftvortrag, ſondern ſelbſt durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch beſtimt werde, die orthodoxe Erklärung zu wählen, und die Einheit des Weſens gelten zu laſſen.

Ich. Ja, da hätten wir gewonnen Spiel, wenn wir zeigen könten, daß das Eins ſeyn, gewöhnlich, die Einheit des Weſens bedeute. Denn ich habe immer gedacht, daß ſich dieſe Bedeutung gar nicht beweiſen laſſe. Wenn Sie mir nun zeigten, daß es ſogar die gewöhnliche ſey, ſo wäre mein Glaube freilich beruhigt und das Diktum gerettet.

Er. Ich weiß nicht, wie du mir vorkomſt. Du haſt über meine Dogmatik geleſen und wilſt nicht wiſſen, daß das Einsſeyn hundertmal in den Reden Jeſu von der Einheit des Weſens vorkomt? Wie oft ſagt Chriſtus auf das nachdrüklichſte, ich und der Vater ſind eins?

Ich. Dieſe Stellen, mein Vater, habe ich nicht vergeſſen. Aber ich weiß nur nicht die orthodoxe Bedeutung des Einsſeyns damit zu beweiſen. Denn aus einer Stelle etwas beweiſen, heiſt ja ſoviel als zeigen, daß der angegebne Sinn der einzig mögliche ſey, und daß jeder andere Sinn mit den Regeln der Auslegung ſtreite und alſo keine reelle Möglichkeit habe.

Er. Richtig. Und ſo darfſt du ja nur alle die unzähligen Beweisſtellen der Dogmatik, für die weſentliche Gottheit Chriſti zuſammennehmen, ſo iſts ja klar, daß Chriſtus ſich in keinem andern Sinne eins mit Gott nennen kan.

Ich. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich beklage, daß Sie damit die Unterſuchung verlängern, und mich überal in derſelben Noth ſizzen laſſen. Ich ſolte ja dem Gegner, um das Diktum 1 Joh. 5, 7. zu retten, beweiſen, daß das **Einsſeyn** in der h. Schrift eine Einheit des **Weſens** anzeige, und daß das gewöhnlicher Sprachgebrauch ſey. Da ich das nun nicht zu können ſchien, führten Sie mich auf die vielen Reden Jeſu, wo das **Einsſeyn** Jeſu mit dem Vater behauptet wird. Und da ich nun hier wieder frage: wie ich aus dieſen vielen Stellen den gewöhnlichen Sprachgebrauch beweiſen ſolle; ſo verlangen ſie, daß ich erſt wieder alle andern Beweisſtellen für die Gottheit Chriſti zu Hülfe nehmen ſol. Wie nun, wenn es uns bei allen ſo gienge, daß der Gegner eine andere mögliche Deutung fände? Und zudem hätte ich damit nicht einmal etwas bewieſen. Denn wenn auch die Gottheit Chriſti, wie ich feſt glaube, aus hundert Stellen ſich erweiſen läßt, ſo folgt ja noch gar nicht, daß darum das Einsſeyn eine Einheit des Weſens anzeigen muß. Des Gegners moraliſche Einheit bleibt ja immer noch möglich.

Er. Nimmermehr. Beſinne dich nur, daß Chriſtus dieſe Redensart meiſtentheils in der Verbindung braucht, wo von der Hoheit ſeiner Perſon die Rede iſt, welche die Juden bezweifelten. Wie wäre es möglich, daß Chriſtus auf die Frage, biſt du Gott? antworten könte: ich und der Vater ſind eins, wenn er damit eine blos moraliſche Einheit anzeigen wolte. Das wäre ja widerſinniſch. Denn, moraliſch eins, können und ſollen ja alle Menſchen mit Gott ſeyn: ſind ſie darum Gott?

Ich. Nein. Aber gleichwol ſcheint Chriſtus ſelbſt nichts als eine moraliſche Einheit ſeiner Perſon mit Gott lehren zu wollen, weil er ausdrüklich ſein Einsſeyn mit Gott und das Einsſeyn der Menſchen mit Gott als einerlei vorſtelt.

Er. Wie? Als einerlei?

Ich. Mich deuchts. Betet Chriſtus nicht im Johannes: Vater, ich wil, daß meine Jünger mit dir und mit mir eins ſeyn, wie ich mit dir eins bin? Hier deucht mich, iſt offenbar der Sinn dieſer: Vater, gieb, daß meine Jünger eben ſo mit mir, und dir Ein Herz und Eine Seele werden, und ſich mit uns zu dem großen Zwekke der Beſeligung der Menſchheit durch Warheit vereinigen, wie ich mit dir zu dieſem großen Werke vereiniget bin.

Er. Du nimſt die Vergleichung zu ſtreng. Es ſol nur ſo viel heißen: Laß meine Jünger moraliſch mit uns eins ſeyn, in einem eben ſo feſten Bande, wie das iſt, was uns weſentlich eins macht.

Ich. Das läßt ſich hören. Aber der Gegner wird immer ſagen, daß dieſe Vergleichung gezwungen und — nicht bewieſen ſey.

Er. Ei, ſo beweiſe ich ſie ihm eben damit, daß Chriſtus die Redensart, wie ich oben dir ſagte.

da braucht, wo ausdrüklich von ſeiner Gottheit die Rede iſt.

Ich. Aber ſagt denn Chriſtus in irgend einer ſolchen Stelle ausdrüklich, wenn die Juden ihn fragen: ja, ich bin Gott? Ich erinnere mich keiner. Einmal weiß ich, ſchikten die Juden (ich glaube nach Joh. 10) eine Deputation an ihn, und ließen ihn ausdrüklich fragen, wofür er ſich denn eigentlich ausgebe? Und da braucht er blos die Worte: ich und der Vater ſind eins. Aber er ſagt nicht, ich bin Gott.

Er. Gut, daß du ſelbſt dieſe Stelle bringſt. Hier iſt ja das Einsſeyn mit Gott ganz offenbar die weſentliche Einheit, die ſeine Gottheit beweiſt. Denn die Juden wolten ihn ja ſteinigen, weil er ſich mit dieſer Redensart ſelbſt zu Gott mache. Alſo muß es ja damals Sprachgebrauch geweſen ſeyn, das Einsſeyn mit Gott von weſentlicher Einheit zu verſtehen. Biſt du denn noch nicht beruhigt?

Ich. Ermüden Sie nicht, beſter Vater. Aus dem, was Sie ſagen, folgt nur, daß ihn die Juden ſo verſtanden haben, nicht aber, daß er ſein Einsſeyn mit dem Vater für eine Einheit des

Weſens genommen habe. Vielmehr ſcheint er dieſes als eine Misdeutung anzuſehn. Denn er entſchuldigt ſich ja mit dem herſchenden Sprachgebrauche des alten Teſtaments, vermöge welchem alle ſolche Redensarten, und ſelbſt das Wort, Gott, als Prädikat, von bloſſen durch den Geiſt Gottes erleuchteten Menſchen geſagt werden. Die Schrift, ſpricht er, kan ja nicht gelößt d. h. eines Irrthums beſchuldiget werden. Nun aber nennt ja die Schrift ſo gar die Menſchen Gott, zu welchen das Wort des Herrn geſchehen iſt, d. h. welche göttliche Erleuchtung hatten. Scheint es hier nicht offenbar, daß Chriſtus ſich die weſentliche Einheit, und folglich die Gottheit verbitte, indem er die Juden auf dieſen Sprachgebrauch des A. Teſtaments führt? Denn wenn er hier die Deputation wirklich hätte belehren wollen, daß er wahrer Gott ſey, und wenn er folglich die Worte, ich und der Vater ſind eins, von einer Einheit des Weſens verſtanden hätte, ſo mußte ers ja lieber gerade herausſagen: ja, ich bin Gott!

Mein Vater wendete hier ein, daß Chriſtus aus weiſen Abſichten nicht für gut gefunden habe, ſich jezt noch gegen die Juden, und beſonders gegen eine phariſäiſche Deputation ſo ganz deutlich und kategoriſch zu erklären, und führte mich und ſich, in der Folge des Geſprächs in immer verwikkeltere Labyrinthe, dergeſtalt, daß ich zulezt ihn verließ, ohne das mindeſte für meine Beruhigung gewonnen zu haben.

Ich ward nunmehro — nicht ungläubig (denn das ließ mein Gewiſſen nicht zu — da Orthodoxie zu tief in mir eingewurzelt war) aber doch zweifelhaft. Und ich faßte den ernſtlichen Entſchluß, Fiſchern fortzuhören, mich mit ſeiner Methode zu interpretiren vertraut zu machen, und eigentlicher Philolog zu werden, ganz in der Abſicht, um meine Dogmatik von Anfang bis zu Ende der ſchärfſten Prüfung zu unterwerfen, und nicht eher zu ruhen, bis ich die Lehren meiner Kirche mit der vollen Rüſtung des gelehrten Philologen vertheidigen, und für jeden Glaubensartikel ſolche Beweisſtellen aufbringen könte, in welchen das zu beweiſende Dogma ſo einzig der Sinn der Stelle ſey, daß kein andrer Sinn, vermöge Grammatik, Sprachgebrauch und Kontext möglich bliebe.

Z

Und von Stund an gab ich meinem Cruſius den Abſchied. Ich ſtudirte ſeine Philoſophie nicht mehr. Ich achtete ſeine Warnungen vor den Buchſtaben (wie er die Sprachgelehrſamkeit nennte) nicht mehr. Ja, ich beſuchte ihn nicht anders, als wenn ich auf Befehl meines Vaters zu ihm gehen, und etwas ausrichten mußte.

Ich ſtudirte nun mit unermüdetem Fleiße Geſchichte und Sprachen. Und ich ſuchte beſonders alle Hülfsmittel der Philologie zuſammen, um in meiner Bibel mit eignen Augen ſehen zu lernen. Und ſo war nun, bei allem meinen fortdauernden Glauben an die Grundartikel des Syſtems, dennoch in mir der unerſchütterliche Grund zum Unglauben gelegt, und meine Bekehrung vollendet. Denn ein Menſch, der einmal erſt entſchloſſen iſt, die Kirchentheologie zu prüfen, und auf den Probierſtein der Vernunft und Philologie zu bringen, der kan, wenn er die nöthigen Talente und Stätigkeit hat, bei dem Glauben nicht ausharren, der muß, auf dieſem Wege, zuletzt ein Unglaubiger werden: d. h. es kan ihm am Ende der Unterſuchung nichts als vernünftige Religion übrig bleiben, und der poſitive Kram muß ihm zulezt wie Seifenblaſen zerſtieben. — Doch, mein Weg war lang, und meine Laufbahn mühſam! Erſt in meinem vierzigſten Jahre habe ich ſie geendet.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Kandidaten-Examen.

Ich kan michs wirklich nicht genau mehr erinnern, ob ich mich kurz vor oder gleich nach meiner Promotion zum Kandidatenexamen in Dresden präſentirt habe. So viel weiß ich, daß es um dieſe Zeit ohngefähr geſchehen iſt, und daß ich damals ſchon eine große Fertigkeit im Lateinreden hatte und, mit der größten Dreiſtigkeit, einige Funken des Vernunftlichts in mir verbunden waren.

D. Herrmann war Oberhofprediger und Am-Ende Generalſuperintendent. Lezterer war ein ſanfter Mann und hatte ganz das fromme Air meines verabſchiedeten Cruſius. Erſterer aber war lauter Feuer und — ein volkomner Hofmann. Seine Lebhaftigkeit war vermögend, einen jungen Menſchen zu erſchrekken. Er ſprach mit ſolcher Haſtigkeit, mit ſolchem Geſchrei, mit ſolchen Geſtikulationen, und fuhr, wenn er vor mir ſaß, mit dem Stuhle ſo hin und her, daß ich alle Augenblikke fürchten mußte, daß er mit dem Stuhle auf mir zu ſizzen kommen oder mit den Händen mir in die Perükke gerathen würde. Er war aber dabei ſehr gefällig, höflich und, nach Art der Hofleute, bereit, alles in der Welt zu thun, was man ſich nur von ihm wünſchen konte.

Das Kandidatenexamen in Dresden wurde öffentlich gehalten, ſo daß ein Schwarm von dreißig alten und jungen Kandidaten einen Kreis ſchloß, von welchem die armen Sünder, welche auf der Schwizparade ſtunden, umgeben waren. Die Examina ſind auch da, ihrer Form nach, eben ſo verkehrt, und unzwekmäßig, wie ich ſie überal gefunden habe. Sie beſtehn in bloßen Fragen und Antworten. Da ſizzen denn die beiden furchtbaren Examinatoren, die durch ihre hohen Aemter und großen Perükken ſchon Angſt einflößen, (welche natürlich durch die Gegenwart des Präſidenten und der übrigen Konſiſtorialen ſo wie durch die Menge der oft ganz laut lachenden Zuſchauer vermehrt wird,) und legen den armen Kandidaten Fragen vor, die ſie vorher ſich aufgeſchrieben haben, und verlangen, daß man ihnen gerade ſo antworte, wie ſie die Antwort erwarten d. h. wie es ihre Vorſtellungsart erfodert, nach welcher ſie ſchon wieder die folgenden Fragen eingerichtet haben. Iſt's wol möglich, bei dieſem albernen Verfahren einen jungen Menſchen zu prüfen? Mag ein Menſch aus dem Stegreif alles beantworten, was die präparirten Herren fragen? Und mag er es in dieſer Lage, wo ſich alles vereinigt, ihn aus der Faſſung zu bringen?

Wann wird man denn einmal einſehen lernen, daß die Prüfung eines Menſchen gar nicht anders angeſtelt werden kan, als wenn das, was er von ſich giebt, Folge ſeines ruhigſten Nachdenkens iſt? Das Amt, wozu er beſtimt iſt, erfodert ja keinen Schwäzzer aus dem Stegreif: warum ſtelt man denn alſo die Prüfung ſo an? Man wil wiſſen, ob der Kandidat die Religionswahrheiten gefaßt und die Fertigkeit ſich erworben hat, ſie zuſammenhängend, gründlich, lichtvol und populär vorzutragen, erfährt man das wol, wenn man ihn ein paarhundert Fragen in abgebrochnen Redensarten beantworten läßt? Man ſchließe ihn doch in ein Zimmer ein, man gebe ihm verſchiedene Materien aus Religion, Moral, Geſchichte, — laſſe ihn Zeit zum Nachdenken, heiſſe ihn ſie in ſchriftlichen Aufſäzzen bearbeiten — dann kan man wiſſen, ob der Menſch Talente und Kentniſſe des Lehrers beſizt. Und dann führe man ein paar Kinder zu ihm, und laſſe ihn ein Stük mit ihnen durchkatechiſiren, um zu ſehen, ob er auch Begriffe leicht entwikkeln und ſich zu Kinderfähigkeiten herablaſſen kan. Aber — neue Erfindungen für ſinliche Luſt oder, neue Finanzprojekte, ſind unſern Großen wichtiger als Vorſchläge zum Beſten der Menſchheit. Weg damit!

Bei dem Oberhofprediger kam ich am leichteſten durch. Der Mann ſpricht faſt immer ſelbſt. Er hat kaum eine Frage gethan, ſo treibt ihn ſein Feuer ſchon wieder zu neuen Fragen, ſo daß der Kandidat nur nöthig hat, hier und da, promm, ein paar recht paſſende Worte dazwiſchen zu werfen, ſo ſchreit er bene, bene, und fährt immer wieder fort, zu ſchwadroniren.

Ich erwarb mir ein paarmal ein bene und egregie auf eine recht lächerliche Art, indem ich zu Bedeutungen griechiſcher Worte, von denen die Rede war, mit meiner gewöhnlichen Dreiſtigkeit, ein paar Stellen aus dem Homer und Plutarch allegirte, ohne ſie je da gefunden zu haben, blos in der Vorausſezzung, daß er doch nicht nachſchlagen und mich auf der Täuſchung ertappen konte.

Am-Ende war ein erbärmlicher Frager. Er verſtand gar nicht, beſtimt ſich auszudrükken. Inſonderheit war er ſo erſtaunend reich an Diviſionen und Diſtinktionen und gab doch, bei keiner einzigen Frage, den Grund der Eintheilung (fundamentum dividendi) an, ſo daß man immer die Eintheilung nur errathen mußte. So fragte er mich z. B. wie vielerlei iſt die Gnade? Da waren nun funfzig Antworten möglich. Denn die Dogmatik hat in dem Kapitel de gratia bekantlich gerade die gröſte Menge von Eintheilungen. Ich war alſo ſchnel mit der Antwort: est vel univerſalis vel — er ſchüttelte mit dem Kopfe — eſt vel praeveniens vel operans vel — er ſchüttelte mit dem Kopfe — eſt vel vocans vel illuminans vel convertens, vel — er ſchüttelte mit dem Kopfe: und ſo durchwühlte meine Phantaſie noch alle die Eintheilungen, welche meines Vaters Syſtem ſo reichlich enthielt; und vermochte doch die nicht zu treffen, die er haben wolte, weil zufälligerweiſe mein Vater ſie nicht hatte, oder vielmehr, weil er ſie nicht wörtlich ſo hatte, wie ſie Am-Ende haben wolte. Da er ſahe, daß ſein Kopfſchütteln nichts fruchtete, wolte er mir helfen und fing an: eſt vel medicinalis vel — und nun ſolte ich forenſis hinzuſezzen: Aber ich war auch das nicht im Stande, und mußte mir gefallen laſſen, daß er Zeichen der Verwunderung über meine Unwiſſenheit gab, und daß alle Zuſchauer hohnlächelten, weil ihnen, aus dem beſtändigen Zuhören, die Am-Endiſchen Floskeln ſo bekant worden waren, daß ſie kaum begreifen konten, wie ein Kandidat ſie nicht wiſſen ſolte. Und wahrhaftig, ich konte meine Dogmatik auswendig (denn es iſt ja nur Memorienwerk) und hatte doch von ſeiner medicinellen und gerichtlichen Gnade kein Jota in meinem Kopfe. Zwar enthielt meine berufende, erleuchtende, bekehrende, wiedergebärende und rechtfertigende Gnade eben daſſelbe. Denn meine vier erſten Glieder der Eintheilung umfaßten ſeine medicinelle, und mein leztes, ſeine gerichtliche. Aber wie konte ich das wiſſen, daß er den h. Geiſt bei ſeinen Gnadenwirkungen gerade als D. Medicinä und Juſtizrath abgetheilt haben wolte?

Meine verunglükten Antworten bei dem guten Am-Ende verurſachten, daß meine Cenſur geringer ausfiel, als mir ſie der Oberhofprediger ſchon vorläufig verſprochen hatte. Er ſahe ſich, wie er mir hernach ſelbſt ſagte, genöthiget, ſeines Kollegens halber, das recte wegzulaſſen und mich mit einem bloßen promte reſpondit abzufertigen.

Auf das Examen folgte die Kandidatenpredigt, welche ich, zwar in der Kirche, aber blos vor den Examinatoren und dem Küſter ablegen muſte. Ich hatte das Evangelium vom ungläubigen Thomas, und bekam den Einfal, welcher in der That von der in mir keimenden Aufklärung meines Geiſtes zeigte, eine Apologie des Thomas zu übernehmen.

Mein Thema war, die nöthige Vorſicht des Chriſten bei den Gegenſtänden ſeines Glaubens. Ich bewies, daß der Chriſt große Vorſicht und Behutſamkeit nöthig habe bei ſeinem Glauben, aus der Wichtigkeit der Sache, indem, von der Religion und der Richtigkeit unſers Glaubens an dieſelbe, unſere ganze Moralität und Glükſeligkeit abhange, und beide in der größten Gefahr wären, wenn man ſich zum leichtſinnigen Fürwahrhalten verleiten ließe. Ich folgerte daraus die Pflicht. alles, was man uns als Religionswahrheit vorträgt, zu prüfen, und mit eigenſinniger Strenge zu unterſuchen. Und nun gründete ich darauf die Rechtfertigung des Thomas und zeigte, daß ihm gar nicht der Beiname des Ungläubigen zukomme, ſondern, daß er vielmehr uns allen zum Muſter dienen müſſe, nach welchem wir mit gleicher Vorſicht verfahren und Dinge der Religion nicht eher fürwahrhalten müßten, bis wir, ſo zu ſagen, uns, wie Thomas, gedrungen und genöthiget fühlten, der Stärke der Gründe nachzugeben und ſie für wahr zu halten.

Ich erwartete von einem meiner hohen Patrone und Vorgeſezten über dieſe Predigt eine Einſur, aber keiner ſagte mir etwas. Herrmann allein ließ mich die wenigen Worte vernehmen: nun, Herr Kandidat, Sie haben heute ein intrikates Thema gewagt. Es ließ ſich recht gut hören. — Das war alles

Das ganze nuzzenloſe Ceremoniel koſtete mich mit den Reiſeſpeſen über vierzig Thaler. Iſts nicht arg, daß ſo viel arme Leute ums Geld gebracht werden, die zu Hauſe der Paſtor ihres Orts eben ſo klug fragen könte? Und wie ſind erſt die Kandidaten zu bedauren, von denen Dresden zu meiner Zeit überſchwemt war, welche ohne Patrone und gehoßte oder geſchürzte Vorſprecher dahin kommen, und erſt ihr Geld verreiſen, dann ein paar Monate warten und zehren müſſen, ehe ſie zum Examen gelangen, und hernach doch wol zwei, drei — ja wol ſechs, acht Jahr laufen und (wenn ſie dem Regiſtrator, oder Protonotar nicht Goldſtükken zeigen) vor allen Kammerlakeien tiefe Verbeugungen machen und ſich wie Bettelbuben hudeln laſſen müſſen, ehe ihnen eine elende Pfarre zu Theil wird, welche die Vergütung ihrer Univerſitäts- und Kandidaten-Jahre ſeyn ſol.

Um dieſe Zeit fing mein Vater die undankbarſte Arbeit ſeines Lebens an. Er bekam den unglüklichen Gedanken, das Buch Hiob zu kommentiren, und ſich an einen Schriftſteller zu wagen, dem er weder in Abſicht auf erforderliche Sprachkentniſſe, noch dichteriſchen Geiſt gewachſen war. Wie er darauf gefallen iſt, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß eine dogmatiſche Idee ihn begeiſtert, und zu dieſem Entſchluß verführt hat, deſſen Schwierigkeiten er nicht kante.

Die Hauptlehre, für die ſein Herz am meiſten glühte, und welche er mit dem wärmſten Eifer und am fleißigſten predigte, war die kirchliche Lehre von der Gerechtigkeit des Menſchen vor Gott, ohne Werke, durch den Glauben, welche er die Glaubensgerechtigkeit nennte. Und dieſe mochte, bei einer einſamen Meditation, mit denjenigen Stellen des Buchs Hiob zuſammengetroffen ſeyn, wo die Freunde Hiobs den Werth ſeiner Tugend herabſezzen, und ihm vorwerfen, daß ſein Vertrauen, das er auf ſie geſezt habe, eitel ſey, indem er ja jezt aus ſeinen ſchreklichen Schikſalen ſehe, daß ihn Gott nichts achte, ſondern, alles ſeines Tugendeifers ohngeachtet, im Elende verſchmachten laſſe. Dabei mochten ihm nun die Reden Hiobs aufgeſtoßen ſeyn, wo ſich dieſer gegen jene Spöttereien vertheidigt, und behauptet, daß Gott doch gewiß endlich noch, ſeines moraliſchen Werthes eingedenk, ihn aus ſeiner Noth retten, und ſeine Tugend krönen werde. Und nun aſſociirte damit meines Vaters Phantaſie die Rede Gottes im Wetter, und — da ſchoß ihm der Gedanke ein, daß Hiobs Fehler daran gelegen haben müſſe, daß er zu ſehr auf ſeine guten Werke getrozt habe, und daß Gott die ganze Geſchichte veranſtaltet, und vielleicht auch das ganze Buch abſichtlich deswegen inſpirirt habe, um den Hiob ſo wol als die Schauer und Leſer ſeiner Geſchichte auf die Glaubensgerechtigkeit zu führen, und dieſe große Warheit zu verſinlichen.

So dünkt mich, war in ihm die Hypotheſe entſtanden, welche er nun mit demjenigen Enthuſiasmus feſthielt, welchen die Liebe zu einer neuen Erfindung, in feurigen Seelen, nur alzuleicht zu erzeugen pflegt.

Ganz lebhaft denke ich mirs, wie da ſein Geiſt glühen mochte, da er dieſen Gedanken aufgefaßt, und das Große des Unternehmens empfunden hatte, eine neue Sonne für die Forſcher der Dunkelheiten Hiobs aufzuſtekken, welche zugleich die ihm erhabenſte Lehre des Chriſtenthums mit neuem Glanze verherrlichte.

Aber er hat leider für dieſe voreilige Hizze in Ausführung eines ſo unreifen Entſchluſſes büſſen müſſen. Bei ſieben Jahre lang hat er alle ſeine Stunden darauf verwendet, die ihm ſeine Aemter übrig ließen, hat von ſeinem Schlafe ſich abgebrochen, hat ſeine Seelenkräfte angeſtrengt, und — manchen, manchen Angſtſchweiß vergoſſen, wenn die Hypotheſe in die Fugen des Gedichts nicht paſſen oder, in den Dunkelheiten einzelner Stellen ſich nicht aufhellen wolte.

Dazu kam noch das Unglük, daß er ſeinen Hiob ſchlechterdings ganz aus der arabiſchen Sprache erläutern wolte, und doch gleichwol erſt kurz vorher, mit mir, bei Reiskеn dieſe Sprache erlernt hatte. Da hatte der gute Mann nun weiter keine Hülfsmittel als ſeinen Golius, und wuſte auch weiter nichts vorzunehmen, als hebräiſche Worte, nach der Aehnlichkeit der Buchſtaben, im Golius aufzuſuchen, und mit den arabiſchen zu vergleichen. Da habe ichs oft geſehen, wie er über einem Worte ſtunden lang ſuchte, bis er endlich ein gleichlautendes arabiſches auffand, und eine Bedeutung erhaſchte, die ihm in ſeine einmal feſtgeſezte Erklärungsart taugte: und wie er ſich da den Schweiß troknete, und frohlokte. Kurz, ich weiß, daß der liebe Hiob, den hernach die algemeine deutſche Bibliothek, zu ſeiner äußerſten Kränkung, noch obendrein ſo mishandelte, der erſte Nagel zu ſeinem Sarge war.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Kuhl.

Ich kehre zu meinem akademiſchen Leben zurük, um meinen Leſern eine Geſchichte zu erzählen, welche unter die traurigen Denkmale des Fanatismus gehört, und uns zu erkennen giebt, wie weit ſich der Menſch verirren kan, wenn der Aberglaube einmal über die Vernunft geſiegt, und ſich der Herrſchaft über die Seele bemächtiget hat.

Nur eben hatte ich durch meine Vorleſungen mir einige Reputation erworben, welche ich damals gewiß nicht der Güte des Inhalts, ſondern blos dem Feuer meines einnehmenden Vortrags verdanken mußte; als ein Menſch ſich bei mir zu einem Privatiſſimo in der hebräiſchen Sprache meldete. Er war vorher bei meinem Vater geweſen, der ihn aber wegen überhäufter Arbeit an mich verwieſen hatte. Dieſer Menſch war ſeines Handwerks ein Kirſchner, hatte eine Frau und fünf Kinder, beſaß ein Vermögen von ſechs bis acht tauſend Thalern, und lebte im Thüringſchen. Sein Name war, Kuhl. Es war eine lange, rappeldürre Figur, mit einem ſchmalen und übermäßig langen Geſicht, kleinen Augen, ſtumpfer Naſe, breitem Maule, und kohlenſchwarzen Haaren. Stupidität kündete ſeine Stellung, ſein Gang, und jede Mine ſeines Geſichts. Und in ſeiner Seele lag jede, ihm lebhaft gewordne, ſinliche Idee, wie Blei.

Mein Herr Magiſter, ſo war ohngefähr ſeine Anrede, die Gnade Gottes hat mich ergriffen, daß ich der Welt Buße predigen ſol. Und Gott der Herr hats mir eingegeben, daß ich bei Ihnen hebräiſch lernen ſol. Ich gebe funfzig Thaler, wenn ſie mich fertig machen, daß ich predigen kan. Ich bitte Sie ſehr, nehmen Sie mich an. Ich wil Tag und Nacht ſizzen und lernen.

Ich wuſte anfangs nicht, was ich zu dieſer Erſcheinung ſagen ſolte. Denn ein Narr dieſer Art war mir noch nicht vorgekommen. Ich fühlte meine Pflicht, dieſen Menſchen von ſeiner Schwärmerei zu heilen, fühlte aber auch auf der andern Seite den Reiz der funfzig Thaler, welche in meiner Lage eine ſehr wichtige Summe ausmachten. Dies bewog mich, mit dem Menſchen mich einzulaſſen, mit dem Vorſaz, alles zu verſuchen, um ihm ſeine Narrheit auszureden, aber auch, wenn er unheilbar ſeyn ſolte, die funfzig Thaler mir nicht entſchlüpfen zu laſſen, weil ich vorausſezzen konte, daß ein anderer doch den Vogel einnehmen würde, wenn ich ihn fliegen ließe. Und ſo began unter uns ohngefähr folgendes Geſpräch. Man ſezze voraus, daß die Fragen, die ſeine Perſon betrafen, ſchon vorausgegangen waren.

Ich. Sein Vorhaben befremdet mich, mein lieber Kuhl. Ich wolte Ihm wol rathen, daß Er es erſt noch reiflicher überlegte.

Er. Der Menſch muß nicht überlegen, wenn der Geiſt ihm Gottes Willen kund gethan hat. Fleiſch und Blut kan das Reich Gottes nicht ererben. Der natürliche Menſch vernimt nichts von dem, was des Geiſtes Gottes iſt.

Ich. Ja, ich gebe zu, daß wir mit unſerer Vernunft Gott ſelbſt nicht meiſtern müſſen, wenn er uns ſeinen Willen einmal offenbaret hat. Aber weiß Er auch gewiß, das es Gottes Wille iſt, daß Er ein Prediger der Buße werden ſol?

Er. (freudig, mit einem lebhaften Aufblik zu Gott) Ja, das weiß ich gewiß.

Ich. Aber woher weiß Er das ſo gewiß? Hat Er Gott geſehn, und mit ihm geredet?

Er. Eben daher, woher es die Apoſtel wußten, die Gott auch nicht geſehn, und mit ihm geredet hatten. Der Geiſt Gottes hat mirs eingegeben, und dieſes innere Licht fühl ich, und ein Drang iſt unwiderſtehlich.

(Ich bitte meine Leſer vorauszuſezzen, daß ich damals noch orthodox war, und daß ſie ſich daraus die Verlegenheiten erklären müſſen, in die ich hier gerieth, und welche mich nöthigten, da, wo mich der Schwärmer gepakt hatte, abzuſpringen, und auf etwas anders überzügehen, ohne ihn gründlich widerlegt zu haben.)

Ich. Die Apoſtel waren freilich ihrer göttlichen Eingebung gewiß. Aber Er hat doch keinen Grund. —

Er. (hizzig einfallend) Eben ſo viel wie die Propheten, und Apoſtel. Jeremias klagt dort, daß er nicht habe predigen wollen, daß er aber ein Brennen in ſeinem Leibe gefühlt habe, dem er nicht widerſtehen konte. Das hab ich auch. Aber ſo was kan man niemanden ſagen, wie einem da zu Muthe iſt. Die Apoſtel kontens auch nicht, und habens niemanden geſagt, und haben doch behauptet, daß ſie den Geiſt Gottes hätten. Die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geiſt.

Ich. Aber, lieber Freund, ſolte denn hierbei kein Irthum möglich ſeyn? Wie wenn Ihn ſeine Einbildung getäuſcht hätte?

Er. So könte man auch bei den Aposteln fragen.

Ich. Ja, aber die Apoſtel haben ſich durch Wunder legitimirt.

Er. Die könte ich auch thun, wenns Gottes Wille wäre.

Ich. Wie aber, wenn ich Ihm zeigte, daß es gar nicht Gottes Wille ſeyn kan, daß Er ein Prediger werde? Wie alt iſt er?

Er. Vierzig Jahr.

Ich. Nun ſeh Er einmal, in dieſem Alter iſts ja gar nicht möglich, das alles noch zu erlernen, was zum Predigtamte erfodert wird. Und unmögliche Dinge kan ihn ja Gottes Geiſt nicht geheiſſen haben?

Er. (lächelnd) Ei, bei Gott iſt kein Ding unmöglich.

Ich. Aber es iſt doch über alle Kräfte der Natur, die der weiſe Gott weder zerſtört, noch verändert, noch gewaltſam vermehrt.

Er. Der Glaube iſt auch über die Kräfte der Natur. Und wiſſen Sie nicht, daß Gott ihn den Kindern durch die Taufe ſchenkt?

Ich. (erröthend und ſtokkend) Ja — aber — der Glaube — iſt doch. —

Er. (einfallend) Kan Gott den Kindern ohne Naturkraft den Glauben ſchenken; ſo kan er auch mir in meinem Alter ſo viel Gelehrſamkeit ſchenken, als ich brauche, ein Prediger der Buße zu werden. Alſo machen Sie ſich darüber keine Sorge, ſondern nehmen mich nur getroſt in die Lehre. Trauen Sie es Gott zu, daß er durch Sie mehr ausrichten wird, als Sie natürlicherweiſe im Stande ſeyn würden.

Ich. Aber wozu wil Er erſt hebräiſch lernen? Ein Prediger hat das ſo nöthig nicht. Er macht ſich den Weg zu ſeinem Ziele lang, und beſchwerlich.

Er. Thut nichts, Herr Magiſter. Hebräiſch muß ich lernen. Der Geiſt hat michs geheißen. Er hat mir geſagt, daß ich, wie die alten Propheten, reden, und Königen und Fürſten die Wahrheit ſagen ſol.

I

Ich. Lieber Kuhl, Er wirds ſehen, daß das Ding nicht geht. Er iſt warlich nicht im Stande, alles das zu lernen, was das alte Teſtament zu verſtehen nöthig iſt. Und dann braucht Er ja vor allen Dingen auch Philoſophie, um richtig und ordentlich denken zu lernen.

Er. Nicht daß wir tüchtig ſind, etwas gutes von uns ſelber zu denken — verſtehen Sie das Herr Magiſter? — ſondern unſere Tüchtigkeit iſt von Gott — Lehren Sie mich nur hebräiſch. Ich bezahle funfzig Thaler. Und Philoſophie werd ich auch ſchon lernen. Der h. Geiſt wird mich alles lehren.

Ich. Aber wozu wil Er ſein ſchönes Brod verlaſſen, ſein Handwerk vernachläßigen, das Ihn zum nuzbaren Mann machte, ſich ſeinem Weibe und Kindern entziehn?

Er. Wiſſen Sie wol, was Chriſtus ſagt? Wer nicht verläßt Vater und Mutter, und Weib und Kind, und Häuſer und Aekker um meinet willen, der iſt mein nicht werth?

Ich. Wir haben ja aber ſchon Lehrer gnug, lieber Kuhl, welche Buße predigen. Und Gott hat doch ſeiner Kirche die Macht gegeben, ordentliche Prediger zu berufen und anzuſtellen, warum wil er ſich eindrängen?

Er. Ich dränge mich nicht ein. Gott hat mich berufen. Und Prediger genug, ſagen Sie? O das ſind ſtumme Hunde, wie Eſaias ſagt. Deswegen ſchikt mich Gott, daß ich reden ſol, weil dieſe ſchweigen.

Ich. Aber lieber Kuhl, Er wird ſchwerlich Erlaubniß erhalten zum Predigen. Nach Kurfürſtlicher Verordnung wird Ihm die Kanzel nicht geſtattet werden können.

Er. O, o, der Kurfürſt wird wol müſſen! Kein Kurfürſt und kein Kaiſer kan der Macht Gottes widerſtehen. Gott wirds ihnen ſchon lehren, wenn er ſeinen Knecht ſendet. Dafür ſorge ich nicht. Der Gott, der mich berufen hat, wird auch die Kanzel mir öfnen. Chriſtus hats ſeinen Jüngern allen und alſo auch mir verboten, ſich vor Königen und Fürſten zu fürchten. Hat nicht Johannes dem Herodes zum Troz gepredigt?

Jezt ſahe ich, daß mit dem Menſchen nichts anzufangen war. Er war in ſeiner Bibel ſo bewandert, daß er mich mit Sprüchen ängſtigte, und alles, was ich ihm ſagte, ſogleich mit einer Schriftſtelle widerlegte. Und meine Orthodoxie ſelbſt brachte mich dabei in die größte Verlegenheit. Denn da muſte ich immer ſelbſt die albernſten Dinge zugeſtehn, aus denen er hernach folgerte.

Da ich alſo den Menſchen inkurabel fand, dachte ich, es ſey beſſer, daß ich die funfzig Thaler nähme, als ihn einem andern Docenten in die Hände ſpielte. Denn noch nie hatte ich für ein Kollegium Bezahlung erhalten, ſondern war froh geweſen, wenn ich Zuhörer bekam, die mich umſonſt hören wolten.

Aber was für ein ſchrekliches Stük Arbeit hatte ich mit dieſem Stoknarren! Ich ſolte ihn hebr. Grammatik lehren und er verſtand nicht, was Grammatik, was Nomen, was Verbum, was Regel hieß. — Vier volle Wochen brachte ich mit ihm zu, ehe er die Buchſtaben begrif. Und doch lernte er nie richtig leſen, und zum analyſiren kam es gar nicht. Ich analyſirte ihm ſelbſt beſtändig vor, ohne je von ihm verſtanden zu werden.

Sein eigner Fleiß war unbeſchreiblich. Aber er war auch ganz nuzzenlos. Denn alles, was er vermochte, beſtand im Vokabellernen. Und das trieb er mit einer Geduld, die alle menſchliche Erwartung übertraf. Er ſaß gewöhnlich auf einer Kammer, wo wir unſer Holz hatten, am Fenſter und memorirte an einem halben Duzzend Worte ganze Tage ſo, daß er die Worte Millionenmal laut wiederholte. Da ſaß er ſtundenlang und betete, Af der Vater, der Vater Af, Em die Mutter, die Mutter Em, Af der Vater, der Vater Af, Em die Mutter, die Mutter Em. — So trieb's der arme Thor, bis das halbe Jahr zu Ende und die funfzig Thaler verdient waren.

Indeſſen hat der Menſch, bei aller der unglaublichen Mühe, die ihm jeder Schrit zu ſeinem Ziele koſtete, dennoch ausgehalten. Er gerieth hernach zu Cruſiuſſen, welcher ihn in ſeiner Schwärmerei beſtärkt haben mochte. Denn er nahm bald alle Kollegia bei Cruſius an und ſtopfte von dem philoſophiſchen und prophetiſchen Krame des Mannes ſo viel Brokken in ſich hinein, als hinein wolten. Und man hat mir ſogar geſagt, daß der Menſch jezt auf Leipziger Kanzeln ſich hören laſſen darf.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Mein Rükfal.

Beinahe wäre ich ſelbſt wieder an die Ketten der Schwärmerei angeſchmiedet worden, welche ich ſeither nur ſtükweiſe an den Händen getragen hatte, die aber doch die Macht der Vernunft ſchon zerbrochen zu haben ſchien.

Mein ehemaliger Obergeſelle in der Fürſtenſchule, Pallmann, kam jezt unvermuthet nach Leipzig, nachdem ich ſeit mehreren Jahren gar keine Nachricht von ihm gehabt hatte. Er war in dieſer Zeit in Kloſterbergen geweſen und hatte da als Lehrer gearbeitet, unter der Leitung des bekanten Abt Steinmez. Man kan ſich die Freude nicht groß genug vorſtellen, die ich empfand, da mein Pallmann in mein Zimmer trat und mich umarmte. Es war, als wenn ein Engel Gottes mir erſchien.

Ich hatte auf der Schule dieſen Mann auſſerordentlich geliebt, und ſeine unverkenbare Geſchiklichkeit, vorzüglich aber ſeine Tugend, ſein ſanftes, liebevolles, edelmüthiges Betragen, ſeine feinen Sitten, und ſeine merkliche Pietät und Gottesfurcht hatten mir ein ſo unbegränztes Vertrauen zu ihm eingeflößt, daß ſeine Worte für mich Orakel waren. Was Pallmann ſagte, glaubte ich, was Pallmann that, hielt ich für recht, was er mir rieth, befolgte ich, wofür er mich warnte, das verabſcheute ich.

Man denke ſich dieſe Liebe und dieſes Zutrauen, und ſezze nun, daß Pallmann bei Steinmezzen ein volkomner Schwärmer geworden war, und jezt anfing, auf mich zu wirken. Was muſte da wol auf ein ſo weiches Herz und auf einen ſo feurigen und zur Schwärmerei geſtimten Geiſt, wie ich hatte, für ein Eindruk entſtehen?

Pallmanns Mine, war die Mine eines Engels. Ein ſanftes Schmachten lag in ſeinen Augen, welches jezt die Schwärmerei erhöht hatte. Die Liebe und Wahrheit ſelbſt glaubte man zu hören, wenn er ſprach. Und nun ſtelle man ſich vor, wie dieſer Mann, gleich nach den erſten Begrüßungen, mich mit den Worten anredet. „Aber „mein Herzensfreund, wie ſteht's um das Heil

„Ihrer Seele? Sie kennen mein zärtliches Herz: Sie wiſſen, daß ich Sie wie meine Seele liebe: Sie begreifen alſo, daß ich ohnmöglich gleichgültig bei Ihrem Seelenzuſtande ſeyn kan. Haben Sie mich noch ſo lieb, wie ehemals, ſo ſchließen Sie mir Ihr Herz auf und reden ohne Scheu mit mir. Vielleicht bin ichs, den Gottes Gnade Ihnen ſandte, Sie als eines ſeiner ſchönſten Werkzeuge vollends auszubilden."

Er ſah bei dieſen Worten mich zärtlich an und harrte meiner Antwort. — Ich verfärbte mich. Mein Herz glühte von dem Wunſche, ein guter und gottgefälliger Menſch zu ſeyn: aber mein Gewiſſen ſagte mir auch, daß ich nicht volkommen war. Blizſchnel dachte ich jezt meinen Leichtſin im Handeln, meine Nachläſſigkeit im Studiren, meine oft übermäßige Munterkeit in Geſellſchaften, und — meine zuweilen, obgleich äuſſerſt ſelten vorgefallenen Fehltritte in puncto puncti. Indem das alles im Moment mir vor Augen ſchwebte, antwortete ich ihm getroſt: Freund, ich hoffe, daß ich, obgleich kein volkomner, doch noch wol ein guter Menſch bin. Wenigſtens bin ich jezt auf gutem Wege. Ich werde immer fleißiger und arbeitſamer, und kämpfe mit aller Macht gegen gewiſſe Verſündigungen, welche der Jugend eigen ſind.

Hier zitterte merklich eine Thräne in ſeinem Auge. Mein Bruder, ſprach er, mit kummervollen Tone, Sie ſind noch nicht auf gutem Wege. Es wird Ihnen noch manchen Kampf koſten, das ſehe ich ſchon. Aber ich wil Ihnen meine Hand reichen, wenn Sie ſie nicht verſchmähen. Sie kennen den einzigen Weg noch nicht, der zur Volkommenheit führt. Sie hängen noch an ſich ſelbſt, wollen noch ihren Werth in eignen Tugendwerken finden: da werden Sie nie zu derjenigen Ruhe und Freudigkeit gelangen, welche uns hier ſchon ſo ſelig macht.

Ich hatte eine dunkle Vorſtellung von dem, was er mir hier ſagen wolte. Aber ich wünſchte volles Licht. Mein Herz ſchlug mir — vor Freuden, daß er mir über meine verliebten Thorheiten keine ſonderlichen Vorwürfe machte, — aber auch vor Verwirrung über ſeinen Tadel, der gerade das traf, worauf ich bisher am meiſten gehalten, wornach ich mich am heftigſten geſehnt, was ich aus allen Kräften zu vermehren getrachtet hatte, nämlich meinen Fleiß und mein Beſtreben, recht viel gutes zu thun. Ich bat ihn alſo um nähere Erklärung.

Es thut mir leid, mein Beſter, fuhr er fort, daß Sie mich nicht verſtehn. Ach, wie fern iſt die Gnade noch von Ihnen, da Sie ihre erſten Winke nicht einmal kennen. Wiſſen Sie, mein Bruder, daß Ihr einziges, einziges, einziges Heil in Jeſu iſt? Und haben Sie dies Heil nicht, deſſen Quelle aus ſeinen Wunden Ihnen ſtröhmt: ſo mögen Sie der fleißigſte, der ſittſamſte, der gelehrteſte Mann in der Welt ſeyn: und Sie ſind in Gottes Augen ein Nichts — ein Kind des Satans, ein ewig verlorner Menſch.

Dieſe mit Rührung geſprochnen Worte unterbrachen eine Thräne, die mir durch Mark und Bein ging. Ach mein Bruder, ſprach er weiter, verlaſſen Sie den löcherichten Brunnen, der kein Waſſer giebt. Unſere Gerechtigkeit iſt ein unflätig Kleid. Unſere Tugend iſt Kehricht. (σκυβαλα Philipp. 2.) Wenn Sie je die Seligkeit ſchmecken wollen, die im Gefühl der Liebe Gottes enthalten iſt, ſo müſſen Sie erſt ganz nakkend und blos werden, ſich ganz, ganz des Unflats der eignen Gerechtigkeit entſchlagen, nichts haben, nichts wünſchen, auf nichts achten, als auf Jeſum und ſeine Wunden. Jeſum haben, heiſt Alles haben. Aber das ſag' ich Ihnen, Sie können Jeſum nie haben, wenn Sie ihn nicht allein haben. Wer nichts hat, als Jeſum, hat Alles. Wer neben Jeſu nach eigner Tugend und Werkgerechtigkeit trachtet, hat nichts, und komt in Ewigkeit zu keiner Ruhe, zu keinem Genuſſe der göttlichen Liebe.

Ich ſtand ſprachlos und hörte den Mann mit bangem Herzen. Er war mir wie ein Prophet, der ſein ſündiges Volk zur Buße ruft. Ich verſtand etwas, aber nicht alles. Die Verſöhnungslehre kante ich, und die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, durch den Glauben allein, glaubte ich. Aber ſo hatte ich mir beide noch nicht ans Herz legen hören. Es war beides bisher bloße kahle Dogmatik geweſen d. h. Formeln, die ich mit großer Ehrfurcht feſtgehalten, aber noch nie ſo auf mich angewendet hatte, wie ſie hier mein

Pallmann anwendete und zwar mit einer Herzlichkeit und Wärme, die mir ſeinen Vortrag unwiderſtehlich machte.

Mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens gelobte ich jezt meinem Pallmann, den beſſern Weg zu betreten. Aber er bat, mir nicht zu ſchmeicheln, als ob es ein leichtes ſey. Er beſchrieb mir die Feſſeln der eignen Gerechtigkeit, die ich bisher getragen hatte, fürchterlich feſt. Er beſchwor mich, nicht auf eigne Kräfte zu bauen. Die Gnade Jeſu allein, ſprach er, muß Sie retten. Beten, flehen, winſeln Sie ohne Aufhören, bis Ihr Jeſus komt, und Ihr Herz beſiegt. Ihre Krankheit iſt hartnäkkig. Es ſizt nichts feſter im Sünder, als der Stolz auf eignes Gute. Das Herz ſträubt ſich gegen die Entäußerung und Wegwerfung alles eignen Verdienſtes. Sie dürfen alſo gar nicht hoffen, daß es ſo geſchwind gehen wird. Sie können nichts thun, als beten. Und ich wil, ach mein Bruder (mich umarmend) ich wil mit Ihnen beten, daß die Gnade Sie ergreife und durch Jeſu Blut reinige von allen Ihren Sünden.

Pallmann ging. Ich verſchloß mich in mein Zimmer. Ich betrachtete meinen Zuſtand als gefährlich. Ich faßte die heiligſten Entſchließungen. Ich betete mit Inbrunſt über eine Stunde. Nach dem Gebet ſchien mirs leichter ums Herz. Im Grunde wars freilich nur meine natürliche Stimmung, welche ſchwermüthige Gedanken nicht lange wirken ließ. Ich hatte mehr Muth als Pallmann wolte, daß ich haben ſolte. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, war mein Vorſaz, alle meine Kräfte anzuſtrengen, um ein noch beſſerer Menſch zu werden.

Aber nun war mein Kopf in einer Art von Verrükkung. Die Idee Jeſus allein: ich nichts — verließ mich nicht mehr. Ich that, was alle Schwärmer thun. Mein ganzes übriges Leben blieb, was es war, im Fleiße, in der Art des Studirens, in geſelſchaftlichem Umgange u. ſ. w. nur daß alle meine Religionsideen ſich auf die herrnhutiſchen Floskeln jezt einſchränkten und von meiner Phantaſie täglich und ſtündlich wiederholt wurden. Jeſus allein: ich nichts!

Ich war ſchon, was ich meinen Leſern unten erzählen werde, Katechet an der Peterskirche geworden, und hatte angefangen, ganz vernünftig zu predigen. Aber nun began ich zu ſchwärmen. Nun handelten von Stund an alle meine Predigten von Jeſu, ſo wie in meinem Herzen, oder vielmehr in meiner Phantaſie nichts war, als Jeſus und ſeine Wunden. Nun ermahnte ich meine Gemeine mit dem dringendſten und rührendſten Flehen und Bitten, nichts zu haben, nichts zu wollen, als Jeſum. Nun ſchrie ich, mit wirklich redlicher Gutmeinung, auf ſie hinein, daß ſie um Gotteswillen, alles von ſich werfen und nirgends, nirgends als in Jeſu ihre Ruhe, ihren Werth, ihre Seligkeit ſuchen möchten. Nun eiferte ich gegen den Werth der Tugend und prieß allein den Werth des Verdienſtes Jeſu.

Mein Pallmann lobte mich, und dieſes Lob war mir ſüßer, als alles. — Er war meine tägliche Geſelſchaft und bereicherte mich immermehr mit der Sprache der Wundenſchwäzzer und erwärmte meinen Eifer, ſie in der Welt überal erſchallen zu laſſen. Und ſo trieb ich mein Weſen, vol des hohen Frömmigkeits- und Weisheitsdünkels, der allen Schwärmern eigen iſt, ziemlich ein halbes Jahr lang.

Endlich aber kam ein Zufal, der den Strohm der Thorheit, der mich ergriffen hatte, ein wenig hemte. An der Peterskirche, wo ich Katechet war, diente ein Bettelvogt, welcher algemein in dem Rufe ſtand, daß er ein exemplariſch frommer Mann ſey, Tag und Nacht bete, und ſich beſtändig mit Predigern über ſein Seelenheil beſpreche. Dieſer Menſch hatte den unglüklichen Gedanken gefaßt, der bei der Pallmanniſchen Theorie, zumal in einem ſchwachen Kopfe, ſehr leicht entſtehen konte, daß die Gnade ihn noch nicht ergriffen habe, ohngeachtet er ſchon viele Jahre lang darum gefleht und gewinſelt hätte, und er war dadurch auf die Grille gekommen, daß ihn Gott gänzlich verſtoßen habe. Dieſer Menſch ward endlich ſchwermüthig und erſäufte ſich.

Dieſe Geſchichte machte erſtaunend viel Eindruk auf mich. Ich unterfing mich, darüber zu philoſophiren. Ich trug meinem Pallmann allerlei Bedenklichkeiten vor. Er konte mir ſie nicht befriedigend heben. Kurz, meine Wundentheorie gerieth in Stokkung und — da Pallmann bald darauf Leipzig verlies und ſeine Unterredungen mich nicht mehr in Odem ſezten, ſo fieng ich bald an, gemacher zu gehen und — die Quelle meiner Schwärmerei ſchien almälig zu verſiegen.

Ich hatte den Mann nachher immer bedauret, daß ſein gutes Herz und ſein geſunder Kopf von dem Steinmez verhunzt worden war. Freilich hatten auch körperliche Beſchaffenheiten, wie bei allen Schwärmern, die es von ganzem Herzen ſind, einigen Antheil. Seine Geſichtsfarbe gab es ſchon zu erkennen, daß er ein dikkes Blut und zähe Säfte hatte. Und bei ſolchen Perſonen wird man allemal dies finden, daß ſie Hang zur Schwermuth und ſchwermüthigen Vorſtellungen haben. Denn dikke Säfte machen ein Drängen und Stokken des Bluts, davon die ſinlichen Ideen, welche ich mir ziemlich materiel denke, kompakt, dik und ſchwer beweglich werden, welches alsdann verurſacht, daß dieſe Ideen die übrige Maſſe der Vorſtellungen niederdrükken, ein kralles Licht erhalten, und das herſchende Triebwerk der Gefühle, Neigungen und Handlungen des Menſchen werden, ſo daß die reine Vernunft gar nicht mehr zur Wirkſamkeit gelangen kan.

Dieſer Pallmann iſt wenig Jahre darnach, in ſeiner Heimath, bei ſeinem Vater geſtorben. Er hat nie eine Beförderung geſucht, weil ihm die Kirche Chriſti zu verwildert, und ihre Lehrart zu verdorben ſchien, als daß er mit Wolgefallen in ihr ein Lehramt hätte verwalten können. Denn wirklich verachtete er alle Orthodoxie, und ärgerte ſich über die Menſchen, die in dem theologiſchen Krame ihrer Glaubensartikel wühlten, und ſolchen Plunder zur Seligkeit für nöthig hielten. Denn nach ſeiner Meinung muſten alle Prediger eben ſo wol allen ihren theologiſchen Flitterſtaat wegwerfen, und Jeſum allein haben, wie er von jedem Chriſten verlangte, den Flitterſtaat der eignen Gerechtigkeit von ſich zu ſtoßen, und — Jeſum allein zu haben.

Dreißigſtes Kapitel.

Beförderung, Schriftſtellerei, und Inquiſition.

Ohngefähr im Jahr 1762 wurde ich Katechet an der Peterskirche. Dieſes Amt war das reizende Ziel aller jungen Männer in Leipzig, welche ſich der Gottesgelahrheit gewidmet, und nur einigen Muth hatten, ſich, über den gemeinen Weg der Kandidaten zur Pfarre, emporzuſchwingen. Es waren zwar nicht mehr als vierzig Thaler Beſoldung damit verbunden, und dafür muſte man oft ein Jahr lang den Burgemeiſtern und Rathsherren hofiren, den ſtolzen und beim Vorſteher ſehr hoch angeſchriebenen St. Petri-Küſter kaſcholiren, die Austreuter komplimentiren, und dann — wenn man die hohe Ehrenſtelle endlich errungen hatte, alle ſechs Wochen eine Predigt, und alle vierzehn Tage eine Kinderlehre halten, und — alle Neujahrstage in corpore herumziehen, und den Konſuln, Prätoren, Aedilen und Kirchenvorſtehern einen Neujahrwunſch beten. Auch mußte man von dieſen vierzig Thalern, ſich ſtäts in feiner ſchwarzen Kleidung und netten Stuzperükke halten, und im Mantel und Schleppchen einhergehen. Dennoch aber war dieſe Stelle der ſüſſeſte Gedanke, und heiſſeſte Wunſch ſo manches jungen Mannes, weil er in derſelben ſich geehrt, in allen Familien zutrittsfähig, und bei jeder Schönen der Aufmerkſamkeit würdig ſahe.

Es waren ſolcher Katecheten ſechs, welche die Nachmittagspredigten zu verſehen hatten, und über die ganze Bibel von Moſe an, bis zu Johannis hoher Offenbahrung, predigen, d. h. alle Sonntage ein Kapitel nach dem andern, in Form einer Predigt, kommentiren mußten.

Ich erwarb mir gleich anfangs Beifal, und meine Kirche war gewöhnlich ſo vol, wie die Frühpredigten meines Vaters. Aber eben dies verurſachte bei meinen Kollegen Neid, weil die Kirchenſtühle bei ihnen meiſtentheils leer blieben. Wir verſuchten zwar, die unter uns entſtandenen und von mehrern Urſachen erzeugten Mishelligkeiten dadurch zu heben, daß wir ein Kränzchen errichteten, und uns verbanden, einander freundſchaftlich alle vorfallende Gelegenheiten zum Misvergnügen zu eröfnen, und gemeinſchaftlich ſie abzuthun, allein die gute Abſicht wurde durch Einen und Andern ſchlechthin vereitelt. Ein gewiſſer Kühnöhl, war beſonders auf meinen Kanzelapplauſus ſo erbittert, daß er ſo gar auf meinem Zimmer, da ich das Kränzchen hatte, über meinen Beifal ſpottete, und mir ins Geſicht ſagte, daß ich meine Predigten aus dem Maſſillon ausſchriebe. Das iſt der Mann, den ich hernach in meinen rhetoriſchen Vorleſungen immer zum Muſter der guten Kanzelexegeſe angeführt habe, beſonders einer Predigt halber, in welcher er das Evangelium von der Speiſung der 4000 Mann erklärte, und erſt weitläuftig unterſuchte, (aus den Alterthümern: de tritura et piſtura veterum) wie groß die Brode geweſen ſeyn konten, mit denen Jeſus ſo viel Menſchen geſpeiſet hat, und zulezt das große Reſultat heraus brachte, daß, wenn man auch (ſtatt Groſchen-, und Viergroſchen-Brode — nach Leipziger Maasſtab) Guldenbrode annehmen müßte, es dennoch ein wahres göttliches Wunder verbleibe.

Ich fing als Katechet auch ſchon an, Schriftſteller zu werden. Zwar hatte ich ſchon vorher, noch als Student, ein paar Bogen drukken laſſen, unter dem Titel: de uſu linguae arabicae, worinnen ich auf eine höchſt armſelige Art zeigte, daß die arabiſche Sprache zur Erläuterung des Hebräiſchen brauchbar ſey und, neben bei, den Ritter Michaelis beleidigte, indem ich äußerte, daß man in Leipzig eben ſo gut arabiſch lernen könte, als in

Göttingen: welches auf zwei junge Männer anſpielte, die eben damals nach Göttingen gereiſt waren, um das Arabiſche bei Herrn Michaelis zu lernen: dafür der brave Göttinger Ritter über den Leipziger Knaben ſich hermachte und, in einer Recenſion, ſo blutrünſtig ſchlug, daß alle Welt das Maul aufſperte, den Knaben für einen Dumkopf hielt, und nichts mehr von ihm leſen wolte. — Aber der Beifal, den das Leipziger Publikum meinen Predigten ſchenkte, ſchien mir jezt für den Beifal zu bürgen, den das deutſche Publikum meinen Schriften ſchenken würde. Und ſo faßte ich, dem Göttinger Ritter zu Truz, wieder Muth, hervorzutreten, und zu verſuchen, ob ich auch als Schriftſteller glänzen könte.

Ich hatte damals viel Umgang mit dem berühmten Friedrich Teller, mit dem ich bei Cruſius alle meine Collegia gehört hatte. Dieſer Mann war wirklich Genie, und hatte dabei einen eigen beiſſenden, und dabei ganz eigentlich frechen und unverſchämten Wiz. Und ohngeachtet er zu der Zeit noch keine Kazzen leiden konte, deren er hernach, als Prediger in Zeiz, ſechs und zwanzig hielt, bis ein Konſiſtorialbefehl ſie auf zwölf herunter ſezte (ſintemal er ſogleich in Ohnmacht ſank, wenn ein dergleichen Thier, auch ihm unwiſſend, im Zimmer war) ſo hatte doch ſeine Seele die allergrößte Aehnlichkeit mit den Kazzen. Denn er ſchonte ſeinen beſten Freund nicht, wenn ihn die Spottlaune überfiel: und in allen Geſellſchaften ergoß ſich ſein Uebermaas von Galle in ein bitteres Losziehn auf alles, was nur irgend eine tadelhafte Seite hatte. Ich hörte alſo faſt täglich ſeinen Wiz belachen, und fand daran ſo viel Wolgefallen (denn den böſen Grund des Herzens bemerkte ich nicht) daß ich meinem Wiz eine gleiche Richtung zu geben began. Und wirklich habe ich, von dieſer Zeit an, in meinem Karakter dieſen Zug erhalten, daß ich an der perſönlichen Satyre Wolgefallen fand, und gern Andere über menſchliche Thorheiten zu lachen machte: was mich in der Folge zu mancher Ungerechtigkeit verleitet, und manchen Feind mir zugezogen hat.

Die erſte Erfahrung davon machte ich ſchon in Leipzig, ohne dadurch abgeſchreckt zu werden. Ich haßte den Hofrath Bel, als meines Vaters älteſten Feind, und verachtete den Prof. Gottſched, als einen ſtolzen Idioten. An dieſen beiden Kleinmännern verſuchte ich zuerſt mein ſatyriſches Talent, um zu ſehen, ob ich in Friedrich Tellers Geiſte zu ſchreiben, und das Publikum zu amüſiren vermöchte.

Das Produkt hieß: Zwei Briefe an den Magiſter Carl Friedrich Bahrdt. Ich ſchrieb dieſe Briefe, mit Tellers Beihülfe, an mich ſelbſt, um mich deſto beſſer als Autor zu verbergen. Der ſatyriſche Inhalt, und beſonders die kleinmeiſteriſchen Sticheleien auf Bel und Gottſched, verdienen keiner weitern Erwähnung. Aber das wichtigſte dabei war, daß ich durch dieſen erſten Austritt ins Gebiet der Satyre, der Inquiſition in die Hände fiel. Und das ging ſo zu.

Ich hatte mit möglichſter Behutſamkeit den Druk in Delitzſch, einem Landſtädtchen ohnweit Leipzig, ſelbſt veranſtaltet, hatte dem Verleger, Herrn Heinſius, kein Wort davon wiſſen laſſen, damit er mit gutem Gewiſſen ſagen könte, daß ihm der Drukort unbekant ſey: hatte den Druker durch den damaligen Superintendent v. Wichmannshauſſen

ſen zum Schweigen verpflichtet: Kurz, ich hatte mich, meiner Einbildung nach, von allen Seiten geſichert. Aber die Brochüre war kaum drei Tage in Leipzig, und hatte einige Senſation erregt, als Herr Bel, damaliges Mitglied der Bücherkommiſſion, das Ding ſogleich in Unterſuchung zog, und, aus der Beſichtigung des Papieres, und deſſen Zeichens, den Papiermüller, und, durch den, den Drukker herausbekam. Und ſo wurde der H. M. Bahrdt mit leichter Mühe aus ſeiner Verborgenheit ans Licht gezogen und — citirt.

Mein Schrekken war erſchütternd. Ich hatte noch nie vor Gericht geſtanden. — Ich wolte leugnen. Aber die Verhöre der Drukkers, und ſelbſt des H. Tellers, der mich ganz katzenmäßig verrathen hatte, überführten mich. — Was war zu thun? Ich mußte, um mir die größere Demüthigung einer öffentlichen Beſtrafung zu erſparen, zu der kleinern mich entſchlüſſen, und gute Worte geben. Und ſo gelang es mir, da Bel und Gottſched, der Genugthuung entſagten, dieſer erſten Gefahr zu entrinnen, welche die leidige Schriftſtellerei mir zugezogen hatte. — Wolte Gott, es wären nie größere gefolgt! — Aber, wie geſagt, ich wurde durch dieſen unglüklichen Vorfal nicht muthlos gemacht, und lebenslang blieb's mein Wahlſpruch: tu contra audentior ito!

Bald nachher erſchien der berühmte Chriſt in der Einſamkeit, eine der vortreflichſten Erbauungsſchriften, welche den Fürſtl. Karoladiſchen Hofprediger, Herr Crugott, zum Verfaſſer hatte. Weil es den Titel, Chriſt, führte und damals noch die Aufklärung nur wie die Peſt im Dunkeln ſchlich, und jeder helle Kopf in eccleſia preſſa lebte, ſo entſtand in Deutſchland augenbliklich ein algemeines Kazzengeheul über dieſes Buch — nicht, weil es ſchlecht geſchrieben war, nicht, weil es Irthümer enthielt, nicht, weil es den Kirchenlehren widerſprach, ſondern — blos weil es die Kirchenlehren nicht — alle enthielt. Man fand darin die allerherrlichſten Gedanken, im ſchönſten und kräftigſten Ausdruk, von Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit und Tugend. Aber die Prieſter fanden nicht — Erbſünde, übernatürliche Gnadenwirkungen, Gottheit Chriſti, Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke u. ſ. w. Und das verurſachte damals — noch ein Zetergeſchrei, davon alle gottſelige Matronen hiſteriſche Zufälle bekamen.

Merkwürdig wars, daß in Leipzig ein gewiſſer D. Eichler, Paſtor an der Nikolaikirche, deſſen Leibe Gott der Herr einen Umfang von fünftehalb Ellen beſchert hatte, und der wegen ſeines Phlegma das Kirchenärar mit den Unkoſten belaſtet hatte, welche ein Siz für ihn auf der Kanzel erheiſchte, auf den er ſeine Predigten ablas — gerade zuerſt die Stadt Leipzig auf das hölliſche Produkt des preußiſchen Naturaliſten aufmerkſam machte, und vor ſeinen Gifte warnte.

So bald ich davon hörte, überfiel mich der Feuereifer des Pinchas, und ich beſchloß, gegen den Verfaſſer zu Felde zu ziehen. Als ich aber das Buch las, ſiegte leider die Natur über die Gnade. Ich konte mich nicht enthalten, das Buch in allem Betracht ſchön zu finden. Alsbald alſo ſtekte ich mein Schwerd in die Scheide, und nahm mir vor, ſtatt den Verfaſſer zu widerlegen, ihm ſein Gift zu nehmen, und das ſchönſte Buch — zu verſchönern d. h. mit allen fehlenden Kirchenlehren es auszuſchichten, und auf dieſe Art es der Chriſtenheit genießbar zu machen.

So erſchien denn: der Chriſt in der Einſamkeit verbeſſert, und mit neuen Abhandlungen vermehrt, von M. C. F. Bahrdt, Leipzig bei Heinſius. — Es waren aus ſieben Bogen zwei ſtarke Bände geworden, wie wenn die liebe Chriſtenheit einen weitern Magen hätte, und reichlicher aufgeſchüſſelt haben müßte, als die Naturaliſten.

Meine Arbeit beſtund darinnen. Ich ſchaltete faſt in alle Perioden einige Worte, oft aber auch zwiſchen die Perioden ganze halbe Seiten ein, welche die Schrift des Hrn. Erugott chriſtlich machen ſolten d. h. welche bald die Verſöhnungslehre, bald die übernatürliche Gnade, bald etwas ähnliches enthielten, und ſo nach das blos vernünftige Chriſtenthum mit dem kirchlichen, und zwar lutheriſchen Chriſtenthume verſchmelzen. Alsdann arbeitete ich ſelbſt noch verſchiedene Abhandlungen auf, und zwar in einem höchſt verunglükten poetiſchen Style, welcher die Orthodoxie begünſtigte z. B. von der Hölle.

Daß ich mit meiner Arbeit das Buch verhunzen mußte, war unvermeidlich. Daher fanden ſich eine Menge vernünftiger Leute, welche meine Knabenfrechheit tadelten, und unter andern wagte es Herr Lavater, mir, in einem anonymiſchen Briefe, einen derben Verweis zu geben, daß ich fremde Arbeit gemishandelt hätte. Aber ich war damals zu ſehr ein ſchnaubender Saulus (wie auch meine Vorrede bewieß, in welcher ich den vortreflichen Abraham Teller ſeines Lehrbuchs halber, zum Scheiterhaufen verurtheilte) als daß mich ſolcher Tadel hätte beſſern ſollen. Ich entbrante vielmehr in heiligem Eifer, und ſchrieb meines Chriſten zweiten Theil, in welchem ich Herrn Lavaters Brief abdrukken ließ, und ihn weidlich andonnerte, daß er ſich unterſtanden hätte, meine Gott geheiligten Abſichten zu tadeln, und mich in meinen Bemühungen, für die Erhaltung der reinen Lehre, zu ſtöhren.

Und ſiehe, beide Theile dieſes meines elendeſten Produkts fanden ein ſo ungeheures Publikum, daß Herr Heinſius mehrere Auflagen nach einander machen, und damit ſeinem Jahrzehend ein

Monument der Barbarei ſtiften mußte. Ich ſelbſt aber erwarb mir dadurch in der Chriſtenheit ſo viel Ruhm (das Achſelzukken der wenigen Vernünftigen abgerechnet) daß ich als ein aufgehendes Licht der Kirche betrachtet wurde, und einige Jahre darauf von dem Hrn. Paſtor Götze aus Hamburg einen Brief erhielt, den ich noch beſizze, in welchem er mir meldete, daß die Wahlherren mich mit zu der von Hrn. Archidiakonus Zimmermann, erledigten Stelle erkieſet hätten, und ich daher mir gefallen laſſen möchte, in Hamburg eine Wahlpredigt zu halten. — Ich ſchlugs ab.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Ernſthaftere Liebſchaften.

Noch zu früh war es: und doch dachte ich ſchon an eine Verheirathung. Ja ich hatte bereits vor ein paar Jahren daran gedacht, und — großen Gewinn von der Thorheit gehabt.

Noch ehe man mich als Magiſter begrüßte, (ich gehe in der Chronologie rükwärts, und vorwärts, weil ich in dieſem Kapitel alle meine Begebenheiten zuſammenfaſſen wil, die in dieſes Fach gehören) erlangte ich die Bekantſchaft mit einem Gegenſtande, welcher vermögend war, alle meine Wünſche auszufüllen. Es war die älteſte Tochter eines Predigers in Rochliz, Namens Schulz, bei welchen mich deſſen Sohn einfüͤhrte, der in der Fürſtenſchule mein Freund geworden war. Sie war wirklich ſchön, und hatte dabei Verſtand und, was mich immer am meiſten gereizt hat, einen edlen Stolz, welcher ſie den ſeltenen Mittelweg zwiſchen ermüdender Sprödigkeit, und übereilter Hingebung halten lehrte. Dieſes vortrefliche Geſchöpf beſtimte ich in allem Ernſt zu meiner künftigen Gattin, und fühlte mich in den zwei Jahren volkommen ſelig, in welchen ich ihren Umgang genoß (ich ging des Jahres wenigſtens viermal nach Rochliz, und blieb zuweilen acht, zuweilen vierzehn Tage da) und das entzükkende Vergnügen ſchmekte, mich von ihr eben ſo ernſtlich geliebt zu ſehn.

Der Gewin, den ich von dieſer erſten ernſten Liebe hatte, war dieſer, daß mir jede andere Perſon ihres Geſchlechts gleichgültig wurde, weil meine Phantaſie einmal ſie, als das Ideal der Volkommenheit gefaßt hatte, und daß ich folglich — was man bei unverdorbnen Menſchen allemal finden wird — durch den Gedanken, daß ich ihm ſchon ganz und allein gehöre, von aller Lüſternheit nach thieriſchem Genuſſe auf eine Zeit lang geheilet, und ſelbſt von den ſeltenſten Unregelmäſſigkeiten, deren ich mich bisher ſchuldig gemacht hatte, zurükgehalten wurde.

Und wolte Gott, ich hätte dieſes Band nie zerreiſſen dürfen, das mich ſo heilſam an ein liebenswürdiges Mädchen gefeſſelt hatte. Aber ſchon ihre Vermögensumſtände, die den meinigen gleich waren, lehrten mich hernach die Unmöglichkeit, bei dieſer Verbindung unſerer Herzen zu beharren. Ich ſahe auf viele Jahre voraus, daß ich bei allen Ehrenſteller, zu denen ich mir Hofnung machen konte, ohne Beſoldung und folglich auſſer Stande bleiben würde, eine Frau zu ernähren. So bald ich alſo Magiſter war, und Ausſicht zu einer Katechetenſtelle und extraordinairen Profeſſur hatte, erkante ich die Nothwendigkeit, entweder unbeweibt zu bleiben, oder durch eine reiche Heirath meiner Armuth zu Hülfe zu kommen.

Ich brach ſonach den Umgang nicht nur ab, ſondern war auch ſo ehrlich, es meinem Muthchen in einem Briefe zu verſtehen zu geben, daß auf mich keine weitere Rechnung zu machen ſey. Und nun blikte ich in den Familien, wo ich Zutritt hatte, umher und ſuchte den Gegenſtand, der mich feſſeln konte.

Ich fand ein Mädchen, ganz ſo wie Muthchen war, mit dem Geſicht eines Engels, mit einem überaus ſanften Karakter, mit dem reifſten Verſtande und Hofnunglaſſender Sprödigkeit. Auch mit dieſer, ſie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, hatte ich einige Jahre lang Umgang, geſtand ihr oft meine Liebe, die ſie ſo volkommen verdiente, erhielt häufige Merkmale einer gegenſeitigen Zuneigung, konte aber dennoch nie zu meinem Ziele kommen, weil der leidige Geiz der Mutter Frankin, Gott habe ſie ſelig, ſich immer daran ſtieß, daß ich, ohngeachtet meiner glänzendſten Ausſichten, bei der Akademie ſo wol, als im Predigtamte, doch jezt noch nicht Einkünfte genug hatte, welche ihrem Vermögen das Gleichgewicht hielten.

Mein Vater, der in der Familie faſt vergöttert wurde, wagte es endlich ſelbſt, ſeine Worte für mich bei der Mutter anzubringen, (denn ſie war Herr im Hauſe) aber ſeine ſonſt überal unwiderſtehlige Art zu bereden und zu bitten, konte die Batterien nicht erobern, welche Barbiel um das Herz der Alten aufgeworfen hatte.

Ich war die entzükkendſte Hofnung meines Vaters und, der Gedanke an mein ſteigendes Glük, das er zu erleben und mit anzuſehen ſich ſchmeichelte, war für ihn wahre Begeiſterung. Da er alſo ſahe, daß der Kaufmannsgeiſt ſeinen Wünſchen zuwider war, ſo rieth er mir zu einer Parthie, bei welcher freilich die Sinnlichkeit ſehr wenig, aber der Beutel deſtomehr ſeine Rechnung fand. Und ich war wirklich entſchloſſen, weil er es wünſchte, und weil ſeine Wünſche ohne Ausnahme die meinigen waren, ihm zu Liebe meine Sinlichkeit zu verleugnen, und ein Frauenzimmer zu heirathen, welches körperlich und geiſtig kein Frauenzimmer war.

Ich ſolte die Tochter des großen und reichen Erneſti lieben — welche in Mine, Gang, Redetönen, Talenten, Kentniſſen, kurz, überal — Mann war. Sie ſprach Latein und verſtand griechiſch wie ihr Vater; ob ſie zu lieben verſtand, weiß ich nicht.

Mein Vater beſchloß, Vater Erneſti'n gerades Weges um ſie zu begrüßen: weil er Jahre lang ſeine Freundſchaft erprobt und unzählige Beweiſe hatte, daß er auch mir auſſerordentlich gewogen war und mich ſchäzte. Aber der Freund und der Gönner hatte für dieſen Antrag keine Ohren. Auch Erneſti dachte kaufmänniſch. Ohne Bedenken hieß es, ſol ihr Sohn meine Tochter haben, wenn er eine ordentliche Predigerſtelle erhält, davon er leben kan. Kurz Vater Erneſti fürchtete, daß ſich ſeine alten Rheinweine mindern oder ſonſt ein kleiner Abgang ſich irgendwo äußern dürfte, wenn er einem auſſerordentlichen Profeſſor (der ich damals war) ſeine Tochter gäbe. Und das zerſtörte meines guten Vaters Projekt abermals.

Ueberhaupt muß ich ſagen, daß ich jezt, wenn ich den Gang meiner Schikſale in Leipzig erwäge und die vielfältig mißlungnen Anſchläge betrachte, die meinen Vater unaufhörlich beſchäftigten, um mich in Leipzig zu erhalten und da zum großen Manne emporſteigen zu ſehen, es ganz augenſcheinlich finde, daß die Vorſehung mit Abſicht alle dieſe Anſchläge vereitelt und alle Verſuche mich (wie mans nennt) in Leipzig glüklich zu machen, gehindert hat. Denn es iſt mir wenigſtens einleuchtend, daß ich in Leipzig nie zu der Aufklärung und folglich nie in den großen Wirkungskreis gekommen ſeyn würde, in welchen ſie mich durch und unter ſo vielen Widerwärtigkeiten geleitet und (wie ich vor Gottes Angeſicht freudig gewiß bin) zum nuzbaren Mann gemacht hat. — Man wird in folgender ſehr merkwürdigen Begebenheit dieſes beſtätiget finden.

Ich gerieth in die Familie des Kammerrath Hoe, welchem mein Vater mit mir ſehr viel Proben der herzlichſten Freundſchaft verdankt, mit einer Mamſel Mittlerin in Bekantſchaft, welche die Frau Kammeräthin abſichtlich veranſtaltet hatte.

Dieſes liebe Mädchen war minder ſchön als die obgedachten Leipzigerinnen, aber ſie war im höchſten Grade angenehm und reizend. Ihr Auge war Liebe und alle ihre Minen ſanfte Güte. Wenn ſie ſprach, bezauberte ſie, und wenn man ſie handeln ſahe, flößte ſie Ehrfurcht ein. — Und — daß ich die Schilderung ihrer Reize kurz und gut vollende — ſie hatte ein reines Vermögen von 80000 Thalern und war — Waiſe.

Ich glaubte nichts gewiſſer, als daß ich hier Sieger werden würde. Alles vereinigte ſich für meine Wünſche. Sie ſchien, gleich bei der erſten Zuſammenkunft, mir gewogen und gab mir Merkmale ihrer Zuneigung. Sie wohnte mit ihrer Schweſter allein und erlaubte mir, ihr Beſuche zu geben. (Ich trug ſchon, als Subſtitut meines Vaters, die Leipziger Prieſterkrauſe) Sie empfing mich, wenn ich kam, mit ihrer heiterſten Laune. Sie wandelte ſelbſt, ſehr bald, den Ton des ceremoniöſen Umgangs, in den Ton der vertraulichen Freundſchaft. Sie geſtattete mir bei jedem Abſchiede einen Kuß. Sie ward krank, und ich durfte alle Abende vor ihrem Bette ſizzen und von meiner

Liebe zu ihr ſprechen. Konte wol eine Hofnung gründlicher ſeyn, als die meinige? Aber man erſtaune.

Nach einigen ſo mit ihr verlebten Monaten, machte ich ihr einen förmlichen Antrag und — mit ſichtbarer Bekümmerniß ihres Herzens antwortete ſie mir, daß ſie mich wirklich recht ſehr liebte, aber daß gewiſſe Umſtände es ihr ſelbſt unmöglich machten, mir ihre Hand zu überlaſſen.

Alle meine Vorſtellungen, alle meine Bitten, alle meine Zärtlichkeit blieb ohne Wirkung. Ich eilte zu meinem Vater, und klagte ihm das Räthſel meiner Liebe. „Sorge nicht, mein Sohn, da du ſo weit biſt, ſol ſie dir nicht entgehn.“

Mein Vater ging ſelbſt und ſammelte alle Macht der Reize ſeiner ſanften und unvermerkt hinreiſſenden Beredſamkeit, Liſetten zu beſiegen. Und auch er — kam ohne Hofnung zurük.

Und was in aller Welt, werden meine Leſer ſagen, konte das Herz dieſer Schönen ſo unbeſiegbar machen? Ich denke noch mit Schmerzen daran; denn ich liebte ſie ſo innig, als ich noch keine geliebt hatte. Ihr Vater hatte auf ſeinem Sterbebette ihr befohlen, ja keinen Gelehrten zu heirathen, ſondern ſich, was er ſelbſt war, einen Kaufmann zu wählen. Und die gute verſtändige Liſette hielt ein ſo unverſtändiges Gebot, aus irrendem Gewiſſen, für ſo verbindend, daß ſie ihrer eigenen Neigung entſagte und allen Gründen widerſtand, mit welchen mein Vater ſie wegen dieſes Punktes aufzuklären ſuchte. — Kurz, es ſolte nicht ſeyn, daß ich in Leipzig mich feſtſezte. Die Vorſicht hatte mir eine andere Laufbahn beſtimt, die mein guter Vater mehrere Jahre nachher mit voller Reſignation für weiſe Fügung erkante, die aber meiner guten Mutter, noch jezt manche kummervolle Stunde verurſacht.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Ein origineller Geizhals.

Der Ruhm, den mir der verbeſſerte oder vielmehr verſtümperte Chriſt in der Einſamkeit erworben hatte, machte mich kühn genug, auf der

Schriftſtellerbahn fortzuwandeln, und weder die Cenſuren der algemeinen Bibliothek noch die Geiſſelungen der Klozziſchen Zeitungen und Journale zu achten.

Zwar fühlte ich innigſt die Schmach, welche Kloz mir in dem bekanten triumviratu theologico, anthat, die er ſeinen actis litterariis einverleibte, und worinnen er mich mit Göz und Ziegra und Friedrich Teller zuſammenſtelte, und als einen orthodoxen Einfaltspinſel dem Hohngelächter des Publikums preiß gab. Und ich bin gewiß, daß dieſe Züchtigungen unvermerkt ihre heilſame Wirkung bei mir gethan und die erſten Keime desjenigen Ehrgeizes in mir hervorgebracht haben, durch welchen ich in der Folge immer mehr und mehr mich gewöhnte, das Erniedrigende der Feſſeln des Kirchenglaubens zu empfinden, und zu einem freyen Gebrauche der Vernunft emporzuſtreben. Indeß war vor jezt die Wirkung aller Cenſuren nur ſchwach und beſtand, mehr in einem gewiſſen Eifer, Korrektheit und Geſchmak in meine Schriften zu bringen, als ihren Inhalt vernunftmäßiger einzurichten.

Ich ſchrieb noch eine Samlung heiliger Reden, die, wo ich nicht irre, auch noch H. Heinſius, als die erſte Hebamme der rechtgläubigen Produkte meines Geiſtes, ins Publikum befördert hat: und bald darauf gab ich zwei einzelne Predigten über den Frieden der Seele heraus. — Aber ich wil mit allen dieſen Dingen meine Leſer nicht aufhalten, weil ſie kein Intereſſe haben, und weder die Geſchichte meiner Schikſale noch meiner Seele erläutern. — Unterhaltender wird ihnen folgende Erzählung ſeyn.

Es lebte damals ein alter D. Laurenzius in Leipzig, welcher als ein reicher Mann bekant war. Er hatte weder Weib noch Kind noch nahe Verwandte und ließ daher jederman die Möglichkeit — ſein Erbe zu werden. Es begreift ſich, daß der Wunſch, dieſe Möglichkeit zu realiſiren, manches fromme Herz erwärmt und theils zu Erweiterungen des Morgen- und Abendſegens theils zu Liebkoſungen des alten Rechtsgelehrten verleitet haben mag.

Aber der D. Laurenzius erregte und erhizte ſelbſt dieſe Wünſche. Er erleichterte jedem ſeine Bekantſchaft. Wer ihn haben wolte, zu dem kam er. Und jedem, der ihn mit einer guten Mahlzeit erquikte, ſagte ers geradehin, mit der andächtigſten Mine, daß ihn Gott mit Vermögen geſegnet habe und daß er — ihn, den wolthätigen Wirth — im Teſtament bedenken werde.

Ich habe in meinem Leben keinen ſcheuslichern Heuchler und ſklaviſchern Filz geſehen als dieſen Mann. Er iſt mir in beiden Lauern ſo ſehr Original geworden, daß ich von ihm ſtäts die Begriffe und Zergliederungen der Heuchelei und des Geizes abſtrahirt habe, wenn ich als Moraliſt ſie zu ſchildern hatte.

Es reichen nicht zwanzig Familien, die ich kenne, denen er ſeine Erbſchaft mit den größten Eidſchwüren zugeſagt hat, blos, um von ihnen recht fleißig traktirt und mit Kuchen und Wein, den man ihm noch ins Haus ſchikte, verſorgt zu werden. Denn der Mann war ſo Sklav ſeines Geldes, daß er zitterte, wenn er einen Groſchen für ſeine Nothdurft ausgeben ſolte. Die Geldſäkke ſtunden, wie der Gott der Jſraeliten, vor ihm, der ihn auf der Stelle niederdonnern wil, ſobald er ſich ihm nähert und mit einem Blik oder einer Berührung ihn entheiligt.

Zu Hauſe lebte er wie der ärmſte Mann. Er hielt weder Magd noch Bedienten, weil er theils ſie nicht ernähren zu können glaubte, theils in beſtändiger Angſt war, beſtohlen zu werden. Er wohnte in einem der größten Häuſer (Amtmannshof genannt) welches ſein eigen war, im Hofe, in einem ſchlechten Seitengebäudchen, hatte vier kleine Zimmer in der Reihe und hielt ſtäts alle vier Thüren verſchloſſen, welche er von dem hinterſten Zimmer bis an ſeine Treppenthür zu paſſiren hatte, damit die Diebe, die ſeiner Phantaſie immerdar vorſchwebten, doch erſt vier Thüren ſprengen müßten, ehe ſie zu ſeinen Mammon kommen könten. Selten ließ er ſich eine Portion Eſſen bringen: und von der lebte er wenigſtens drei Tage. Er genoß weder Bier, noch Wein, noch Koffe. Kurz, ſein Leben zu Hauſe war ein beſtändiger Faſtag. Aber wenn er zu ſeinen Erbſchafts-Laurern gebeten wurde (die man im Juvenal gezeichnet findet) ſo aß er wie ein Scheundreſcher und trank wie ein Domherr.

Dieſer Mann ließ ſich einſt in unſerm Hauſe anmelden. Mein Vater kante ihn noch nicht einmal dem Namen nach und verwunderte ſich höchlich, über dieſen unerwarteten Beſuch. Der Doktor erſchien in einem ſchwarzen Kleide und einer ganz krauſen, weiſſen, und ungeheuren Allongenperükke mit drei Zipfeln. Die Treppe herauf keichte er, als ob er eben im Begrif wäre, ins Reich der Todten zu wandern. Bei ſeinem Eintrit bedekte Andacht ſein Geſicht und ſein Auge war ſchmachtend, wie wenn er vor dem Kommunionaltare ſtünde. Beim Niederſezzen wolte er durchaus an der Thür bleiben, wie wenn er ſich für den unwürdigſten Diener unſers Hauſes hielte und einem ſo heiligen Diener Gottes, wie mein Vater war, ſich nicht alzuſehr nähern dürfte. Kurz, der ganze Mann war Gottesfurcht und Demuth. Mein frommer Vater ward für ihn eingenommen, aber meine Mutter hatte mindern Glauben an ihn.

Ich habe mich lange geſehnt, hub er endlich devot und ſeufzend an, noch vor meinem Ende einmal ſo viel Kräfte zu ſammeln, um Ihnen, verehrungswürdiger Mann, meine unbegränzte Verehrung an den Tag zu legen. Ich bin gewiß, daß Sie eines der theuerſten und ſchäzbarſten Werkzeuge der göttlichen Vorſehung ſind, und über unſere Stadt Leipzig ganze Ströhme des geiſtlichen Segens ausgießen. Ich habe oft über das viele Gute nachgedacht, welches Sie an ſo viel tauſend Seelen durch ihr Amt ſtiften, und ich komme heute, es Ihnen zu geſtehen, daß mirs Gott in den Sinn gegeben hat, einen kleinen Theil derjenigen Vergeltung zu übernehmen, welche unſere ganze Stadt ihnen ſchuldig iſt. Die unbegreifliche Vorſehung hat mich unwürdigſten mit einigem Vermögen geſegnet und es iſt ein gewiß göttlicher Drang in meinem Herzen, dem ich nicht widerſtehen kan, Ihnen allein dieſes zuzuwenden, und Ihnen damit den Reſt ihrer Tage zu erleichtern, und Ihre lieben Kinder zu verſorgen u. ſ. w.

Mein Vater erſtaunte ob dieſer Rede. Sein Herz fühlte kindlichen Dank gegen Gott, der in ſeiner ſorgenvollen Lage, ihm einen Wolthäter erwekt hatte, welcher ihn aus ſo manchen Verlegenheiten retten und ſeinem laſtvollen Leben Erleichterung ſchaffen ſolte. Er bezeugte alſo dem ehrwürdigen Greiſe (Laurenzius gab ſich für einen zwei und ſiebziger aus) für ſeine gute Meinung ſeine Dankbarkeit und erkante es für ein Merkmal ſeines vortreflichen Herzens, daß er dem Winke Gottes folgen und eine Familie beglükken wolle, welche eine Verbeſſerung ihrer Umſtände ſo ſehr bedürfte.

Von Stund an alſo ward eine zärtliche und feſte Freundſchaft geſchloſſen, und wir alle wetteiferten, den Alten zu liebkoſen und uns ſeiner Liebe zu verſichern. Wir behielten ihn zum Abendeſſen. Er ward nach und nach munter. Er that, als wenn er weder eſſen noch trinken könte, und ließ ſichs doch, auf ſtätes Nöthigen, vortreflich ſchmekken. Er ſezte ſich zu meiner Schweſter: er nannte ſie ſeine Braut: und bat um Erlaubniß, dieſe im Teſtamente beſonders bedenken zu dürfen.

Hätte mein guter Vater andere Leute gefragt, ſo würde er bald den Heuchler entdekt haben.

Aber weil er den Neid fürchtete, ſo hielt er die neue Bekantſchaft geheim und erfuhr erſt ſpat, daß er geäft worden war.

Es vergingen mehrere Wochen, in welchen wir den alten Geizhals mehrmals recht köſtlich fütterten, ohne daß er der Erbſchaft wieder gedachte. Endlich aber nahm ſichs mein Vater heraus, ihn mit der Beichtvatermine zu erinnern, daß, wenn er einmal die redliche Abſicht gefaßt habe; er ſie auch, durch Abfaſſung ſeines Teſtaments, volziehen möchte. Der Alte machte Einwendungen, gab Urſachen des Aufſchubs an, mußte aber doch endlich einen Termin ſezzen, binnen welchen das Teſtament aufgenommen werden ſolte.

Der Termin verſtrich: mein Vater bat ihn zum Eſſen und ſchärfte ihm das Gewiſſen: und nun fing der alte Heuchler an, zu fokern und neuen Aufſchub zu erſchleichen. Und da mein Vater mit Nachdruk in ihn drang, quengelte er endlich mit tiefen Seufzern gewiſſe Verbindlichkeiten heraus, die ihn nöthigten, Gewiſſens halber, einen Theil ſeines Vermögens anders anzulegen und erbietet ſich zu 12000 Thalern, welche binnen vier Wochen meinem Vater zugeſichert werden ſolten, vermittelſt Schenkung unter Lebendigen. Mein Vater nahm gern dieſen kleinen Theil der ganzen Summe von 80000 Thalern an, und entließ ihn mit religiöſen Ermahnungen zum Worthalten.

Nach vier Wochen beſtelt mein Vater eine Commiſſion vom Rathhauſe, welche das Inſtrument verfertigen ſolte, und bat die Commiſſarien nebſt dem Laurenzius zum Eſſen. Aber an dem Tage der Beſtellung ſchikte der Alte ganz frühe, und ließ uns ſagen, daß er todt krank ſey, und heute nicht kommen könne.

Nun merkte mein Vater ſeine Tükke. Denn er hatte in dieſer langen Zeit doch hie und da geforſcht, und gehört, daß dieſer Mann mehreren ſchon ſeine Erbſchaft verſprochen hatte. Er ging alſo noch an demſelben Tage zu ihm, und fuhr ihm mit dem ganzen groben Geſchüz des moſaiſchen Geſezzes auf den Hals. Er recitirte ihm alle Stellen der Bibel, worinnen über die Lügner und Heuchler Flüche ausgeſprochen, und ſie vom Himmelreiche ausgeſchloſſen werden. Kurz, er ängſtete den alten Böſewicht dergeſtalt, daß er in

Bußthränen zerfloß, und — auf 8000 Thaler herunter akkordirte.

Es ward nun ein neuer Termin geſezt, wo vor einer Commiſſion die Schenkung volzogen werden ſolte. Und ſiehe, vier Tage vorher komt der alte Sünder, dem Trennung von ſeinem Mammon mehr als Todesangſt koſtete, und zittert und weint, und jammert wie ein Unſinniger, und klagt über Gewiſſensangſt, und wil meinen Vater überreden, daß ſein ganzes Vermögen, bei genauer Unterſuchung nicht mehr als 4000 Thaler betrage.

Hier, fieng mein Vater erhizt an, Sie ſind der ſchändlichſte Heuchler, den je die Sonne beſchienen hat. Gehen Sie mit ihrem verfluchten Gelde, wohin Sie wollen, und kommen mir nicht mehr vor meine Augen. Ich habe Sie nie darum gebeten; ich habe mich nicht, wie andere Narren, um Ihre Bekantſchaft beworben. Sie ſind ſelbſt mit der Mine der Gottesfurcht in mein Haus gekommen, und haben mir ihren Hundsvoigtischen Mammon angeboten. Aber ich ſehe nun, daß ſie mich, wie andere ehrliche Leute, betrogen haben, um von meiner Armut ſich manchmal ſatt zu freſſen, weil Ihr verfluchter Geiz Sie wie der Teufel beſeſſen hat, und an Sklavenketten führt, daß Sie ſich zu Hauſe nicht ſatt eſſen. Ich wil nun nichts mehr von Ihnen wiſſen: aber ich wil alle Menſchen öffentlich, und von der Kanzel vor Ihnen als vor einem Diebe warnen, der den Leuten Wein und Braten ſtiehlt, und ſie mit ſeiner Erbſchaft blendet, damit ſie die Dieberei nicht merken ſollen.

Mit dieſen Worten ſtand mein Vater auf, und wolte den Schurken ſezzen laſſen. Aber nun fing der Menſch an, ärger als vorhin zu zittern, und zu beben, that meinem Vater einen Fußfal, und bat ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verſtoßen, und die 4000 Thaler anzunehmen. Das erbärmliche Winſeln des Alten, in welchem jezt Scham, Gewiſſensbiſſe, und Furcht, vor öffentlicher Beſchimpfung, ſo wie vor der Beendigung aller bisherigen Schmarozzereien, mit demjenigen Geizze kämpften, der ihm die Trennung von ſeinem Gelde ſo folternd und qualvol machte — bewog meinen Vater, ſich noch einmal erbitten zu laſſen, unter der Bedingung, daß noch an dem heutigen Tage alles volzogen würde. Und das geſchah denn endlich. Den Nachmittag erſchien der Alte in unſerm Hauſe, vor einer Commiſſion, und volzog die Schenkung eines Kapitals von 4000 Thaler, welche als erſte Hypothek, auf einem Hauſe ſtunden.

Ich werde nie dieſen Menſchen vergeſſen, der mir ſo oft durch den Anblik der Wirkungen ſeines Geizzes Schaudern verurſacht hat. Denn ich habe ſelbſt, ein Vierteljahr, in ſeinem Hauſe gewohnt, ohngefähr zu Anfange der Zeit, in welcher er mit meinem armen Vater ſeine Komödie zu ſpielen began. Da habe ichs mit Augen geſehn, wie unglükſelig ein Geizhals iſt, und wie ohnmöglich für die Laſter es noch poſitive Strafen geben kan, welche die Theologen Hölle nennen, wenn alle Laſter ſich ſo beſtrafen, wie der Geiz.

Es iſt ſchreklich, wie elend dieſer Menſch lebte. Es war nicht anders als wenn ein Satan ihn leiblich beſäße, und ſeine Phantaſie zwänge, an nichts zu denken, als an ſein Geld, nichts zu wünſchen als Geld, nichts zu lieben als Geld, nichts zu fürchten als den Verluſt ſeines Geldes. Tag und Nacht war der Mann in unaufhörlichen Sorgen Jedes Rauſchen eines Blattes, jedes Knarren einer

Thür, jeder Luftſtoß ſchreckte ihn auf, daß er horchte, ob Diebe kämen und, nach ſeinen Geldſäkken ſahe, ob ſie noch da wären. Sein Schlaf war halbes Wachen. Er ſchlummerte nur und fuhr hundertmal auf, und horchte, ob etwas ſich bewege. Ja er ſtieg alle Nächte wenigſtens einmal auf, ging durch alle ſeine Zimmer, und ſahe nach, ob ſie verſchloſſen waren: ging ſo gar in ſeine alte Küche, deren Inhalt nicht zwanzig Thaler werth war, und zählte das Zinn und Steingut durch. Kurz, er lebte ohne allen Lebensgenuß, in ewiger Furcht und Aengſtlichkeit.

Beim größten Hunger, den er mir ein paarmal klagte, getraute er ſich nicht, einen Groſchen anzurühren, und ihn ſeinen Säkken zu rauben. Er kam mehr als einmal, wenn ich mein Frühſtük aß und bat — nur um einen einzigen Biſſen Semmel: er eſſe ſonſt nie, nie: nur eben jezt ſtoſſe ihm eine kleine Uebligkeit zu: ein einziger Mundbiſſen ſey genug: mehreres würde ihm tödlich ſeyn: er würde ſich gern eine Semmel holen laſſen, aber er habe bei Gott keinen Heller Geld im Hauſe, und es würde auch Sünde ſeyn, weil doch das übrige hernach liegen bleiben, und umkommen müſte. Und wenn ich ihm eine halbe Semmel aufdrang, ſo verſchlang er ſie, mit dem ſeligſten Welgeſchmak.

Zwanzigmal hab' ichs mit angehört, wenn Domeſtiken kamen, und ihm Geſchenke brachten, wie er da erſt ängſtlich an die Gatterthür ſchlich, und nachſahe, obs Diebe waren: wie er dann andächtig freundlich die Thür öfnete, den Kuchen und Wein in Empfang nahm, und nun anfing: ach liebes Kind, ſage ſie ihrer Herrſchaft viel tauſend Dank, daß ſie einen armen Mann ſo erquikt: — ach — wie gern wolt ich ihr ein paar Groſchen Trinkgeld geben, aber ſieht ſie, ich wil keinen Antheil an Gott haben, ja warhaftig, ich wil ewig verdamt und verloren gehn, wenn ich einen Dreyer Geld im Hauſe habe, aber — ſag ſie mir doch ihren Namen, ich wil ſie in meinem Teſtamente bedenken: gewiß, ich wil ſie nicht vergeſſen.

So hat der Menſch ſich tauſendmal in ſeinem Leben verſchworen, und vermeſſen, und — was wirklich merkwürdig iſt — er war dennoch dabei ein äuſſerſt religiöſer Mann, der ganz nach ſeinem Catechiſmo, Teufel und Hölle und Zorn Gottes, und alles das glaubte, womit die Prediger die Leute von wiſſentlichen Sünden abzuhalten meinen. Man ſieht alſo hier abermals, daß poſitive Religion nicht den mindeſten Einfluß auf Moralität hat.

Der Mann ſtarb bald hernach, eben ſo, wie er gelebt hatte. Er lag ohngefähr vierzehn Tage, und war nicht im Stande, einen andern Gedanken zu faſſen, als ſein Geld. Alle Augenblik fragte die Wartfrau, ob auch die Küche zu, ob auch die Treppe ſchon verſchloſſen ſey? Das einzige konte er denken. Was man ſonſt mit ihm ſprach, und ſelbſt, was der Prieſter ihm vorſagte, war wie zum Stein geredt. Seine Seele hatte für alles andere Sinn und Faſſungskraft verloren. Der Geiſtliche verließ ihn auch gar bald, und er ſtarb ohne Communion.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Von der Gutmüthigkeit

Ich kan vor Gottes Angeſicht mir das Zeugniß geben, daß meine ganze Seele für Menſchenliebe geſtimt iſt. Einem Menſchen Freude machen, iſt mein ſchmakhafteſtes Vergnügen. Und ein Leiden mindern oder abwenden, macht mir wahre Seligkeit. So war ich von Jugend auf geſint. Und ich habe dieſen Carakter durch mein ganzes Leben nicht verleugnet, ſo oft ich auch, durch die traurigſten Folgen, von der ſchnellen Entſchloſſenheit, jeden Leidenden zu helfen, abgeſchrekt worden bin.

Es iſt ermüdend, gemeine Beiſpiele zu leſen, ſonſt würde ich viele von noch lebenden Zeugen beſtätigte beibringen können, welche dieſen beſten Zug meines Herzens augenſcheinlich machen würden, auf den ich ſelbſt am ſtolzeſten bin, und deſſen Wirkungen ich nie bereut habe, ohngeachtet noch nie mich erinnere, dafür mich belohnt geſehn zu haben.

Indeſſen eines kan ich nicht übergehen, weil es mir wenigſtens das merkwürdigſte meines Lebens geworden iſt, wo mein Herz in ſeinem Eifer zu helfen ſich erſchöpfte, und mit dem ſcheuslichſten Undanke belohnt wurde.

Ein gewiſſer M. H.... (ich nenne ihn nicht, weil er noch lebt, und ein hochberühmter Profeſſor iſt:) war mein Freund, ſo wie ich der ſeine. Dieſer H.... hatte einen Stiefvater, welcher ihn filzigt behandelte, und ſein eignes Vermögen verzehren half. Er klagte mirs oft, aber ich konte ſeiner Noth nie abhelfen, denn ich war ärmer, als er ſelbſt.

Durch ſeine Bekantſchaft mit Klotz, erhielt er endlich, nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſich in der Welt anzubringen, den Ruf zu einer auſſerordentlichen Profeſſor der Geſchichte in ...... über welche er eben ſo ſehr ſich freute, als ſeine auf ihn haftende Schuldenlaſt ihm dabei Kummer machte.

Eines Morgens kam er auf meine Stube, und erzählte mir mit Thränen und Händeringen ſein Glük und ſeine Verlegenheit. „Liebſter Bahrdt, was fang ich an, ſprach er, ich habe eine Vokation, und kan nicht aus Leipzig. Ich habe leider fünfhundert Thaler Schulden, und muß fürchten, daß wenn mein Abzug ins Ausland ruchtbar wird, daß meine Kreditoren mich feſthalten, und durch eine öffentliche Proſtitution mich meines Glüks berauben. Schaffe um Gottes willen Rath, daß ich das Glük nicht verliere, welches vielleicht das einzige iſt, was mir den Weg zu größern Ausſichten bahnt." — H.... war von Schmerz und Unruhe durchdrungen.

Mich rührte ſein Anblik. Ich fühlte die innigſte Theilnehmung an ſeiner Verlegenheit. Meine Freude über ſeine Verſorgung war ſo groß als die ſeinige; wie konte mein Kummer über ſeine Gefahr geringer ſeyn? Und doch half mein Mitleid zu nichts, als daß ich ſein Leiden nur deſto ſtärker empfand, und ſeine Klagen vermehrte. — „Wie kan ich lieber H.... dich retten, antwortete ich, da ich ſelbſt nichts habe, als meine vierzig Thaler Katecheten-Beſoldung?"

Aber H.... ließ nicht ab, mir anzuliegen, und mit den Schilderungen ſeiner Noth mir das

Herz immer ſchwerer zu machen. — Wir beratheten uns lange, und konten kein Mittel entdekken. Er hatte keinen Kredit und, wer ſolte mir Geld anvertrauen? Und doch — half ich.

Das erſte, wozu ich mich erbot, war dieſes, daß ich bei ſeinen Schuldnern gut ſagte. Und dieſe waren froh, ſtatt eines ſchlechten und unſichern Zahlers einen Bürgen zu erhalten, welcher wegen ſeines Amts und wegen ſeiner Familie ihnen ſicher gnug ſchien. Alsdann ging ich in einige Familien, wo ich Freundſchaft genoß, und borgte Kleinigkeiten zuſammen. Und ſo brachte ich es nach und nach dahin, daß mein Freund mit allen ſeinen Gläubigern aus einander geſezt war, und mit Ehren ſeine Stelle antreten konte.

Die Verſicherungen ſeines Danks waren rührend, und ſeine Verſprechungen, mich ein halbes Jahr nachher meiner Bürgſchaft zu entledigen, und das Geborgte wieder zu bezahlen, waren ſo feierlich, als ſie je gegeben worden ſind. Das geſchah zu Michael.

Oſtern kam heran. Ich ſchrieb ihm. Er antwortete mir nicht. Ich beklagte mich über ſeine

Kälte, und zeigte Aengſtlichkeit. Endlich antwortete er und — warf mir Grobheit und Zudringlichkeit vor. Mit einem Worte, Herr H.... ließ mich ſizzen und, durch ſeine auf mich eindringenden Gläubiger in eben die Verlegenheit gerathen, aus welcher ihn meine thörigte Gutmüthigkeit gerettet hatte.

Aber nicht genug, H.... verließ mich nicht nur, ſondern er ward ſogar mein Feind. Er vermehrte Klozens Feindſchaft gegen mich, indem er meinen Karakter bei ihm ſchwarz zu machen ſuchte. Und da er jezt Mitarbeiter ſeiner Zeitungen und Journale war, ſo ergrif er jede Gelegenheit, mich im Publikum herabzuwürdigen, und die Ehre deſſen zu ſchanden zu machen, welcher für die Erhaltung der Seinigen ſich aufgeopfert hatte.

Mag man da wol Muth behalten, ſich für ſeine Mitmenſchen zu verwenden, und in Unglük ihnen beizuſiehen, wenn man durch ſolchen Undank abgelohnt wird? Aber ich verlor den meinigen nicht. Man erlaube mir eine Begebenheit anzuſchließen, welche ſich einige Jahre ſpäter ereignete.

Ich war Profeſſor in Erfurt, als eben dieſer H.... in neue Verlegenheit wegen ſeiner Leipziger Schulden gerieth. Einer ſeiner Kreditoren hatte ihn in .... verklagt, und eine Schuldfoderung anhängig gemacht, welche durch meine Vermittelung bereits getilgt worden war. H.... ſchrieb an mich, bezeugte die aufrichtigſte Reue über ſeinen ehemals bewieſenen Undank, und ſchmeichelte mir mit der Betheurung, daß er mein edles Herz für unfähig hielt, ihn ſeiner vorigen Vergehungen wegen zu haſſen, und mich durch Verweigerung einer Gefälligkeit zu rächen, durch die ich ihm jezt den allerwichtigſten Dienſt leiſten könte, und welche er von meiner Großmuth mit zuverſichtlichem Vertrauen erwartete.

H.... hatte ſich nicht geirrt. Mein Herz war keiner Rache empfänglich. Ja, ich fühlte eine heimliche Freude darüber, daß ich jezt Gelegenheit hatte, ihn zu beſchämen, und mich ihm von einer Seite zu zeigen, von welcher er vieleicht nie einem Sterblichen bekant worden iſt.

Bereit, ſeine Bitte zu erfüllen, erhielt ich einen Beſuch vom Profeſſor R...., dem ich meine ehemahligen Verhältniſſe gegen H.... erzählte und meinen Vorſaz entdekte, großmüthig an den Undankbaren zu handeln, und ihm aus der Noth zu helfen. R.... widerrieth mirs. Trauen Sie dem Menſchen nicht, ſagte er. Es iſt keine gute Ader in ihm. Er iſt ein Epicuri de grege porcus, das mit Klezen ſäuft, und ihn durch ſeine Unverſchämtheit liederlicher macht, als er war. Seine Seele kennt kein Wolwollen, und wird hinterher über eben die Gutmüthigkeit ſpotten, um die er ſie jezt ſo ſchmeichelnd angeſprochen hat.

Aber R.... Warnungen machten wenig Eindruk auf mich. Verdient ers nicht, dacht ich, ſo bedarf ers doch. Und es wäre ſchlecht, wenn ich ihm eine Gefälligkeit verweigerte, welche ich mit ſo geringer Mühe und Aufwand ihm erzeigen kan. Er wird wenigſtens, wenn er auch nie mein Freund wird, doch aufhören, mein Feind zu ſeyn.

Ich ging vor Gericht, bat um Abnehmung eines Eides, wegen der durch mich geſchehenen Tilgung der gedachten Schuld, ließ ein Protokol darüber aufnehmen, bezahlte einige Thaler Unkoſten, und ſchikte dem H.... alles, was er nöthig hatte, ſich ſeinen Kläger vom Halſe zu ſchaffen.

Mit den wärmſten Ausdrükken dankte mir H.... und bat mich inſtändig, ihm eine Gelegenheit zu verſchaffen, wo er mir ſeine Freundſchaft erproben könte. — Der ganze Brief war mit Schmeicheleien und Verſprechungen, und ſehnſuchtsvollen Wünſchen angefült, mir dienen zu können.

Ich traute dieſen blendenden Liebkoſungen, und ſchrieb ihm, daß ich von einem Freunde ein Manuſcript geſchenkt bekommen hätte, dazu ich mir einen Verleger wünſchte: (denn ich war damals noch in ſo armſeliger Reputation, daß es ſchwer hielt, ein Honorar für meine Schriften zu erhalten:) und bat ihn alſo, mir dazu behülflich zu ſeyn.

Augenbliklich antwortete H.... daß er einen Verleger für mich habe, welcher mir zwei Thaler für den Bogen geben wolle. Das Buch hieß: Freimüthige Betrachtungen über die Religion für denkende Leſer, und war von einem gewiſſen Herrn v. Gerſtenberg, einem privatiſirenden Philoſophen in Erfurt.“ Der Verleger war der Buchdrukker F.... in Halle.

Ich ſandte an H.... das Manuſcript, und machte nun froh die Rechnung auf etliche dreißig Thaler, die mir bei meiner damaligen ſehr großen Armuth zu ſtatten kommen ſolten. Das Buch wurde gedrukt. Und ich fand ſchon Recenſionen davon in Zeitungen, ohne noch ſelbſt ein Exemplar, geſchweige Geld, erhalten zu haben. Ich fragte bei H.... an, und erhielt keine Antwort. Ich ſchrieb an F.... ſelbſt, und — dieſer erwiederte in einem ziemlich plumpen Briefe, daß ich ja ſelbſt Herrn H.... geſtanden hätte, daß das Buch nicht meine Arbeit ſey: wie ich denn für fremde Arbeit Geld fodern könne? er lege alſo hiermit für meine Bemühung einen Luisd'or bei, nebſt einem Exemplare von der Schrift, die ich ihm zum Druk geſchikt hatte: damit könte ich zufrieden ſeyn. —

Das war das Ende von der Geſchichte. Herr H.... hatte das Geld, (vielleicht mehr, als er mir verſprochen,) in Empfang genommen, und dem Wein oder H.... wirth zu löſen gegeben.

und F...., mit dem er in Verbindung ſtand, beredet, mich auf die gedachte Art abzufertigen. — Verdiente der Mann nicht, daß ich ihn nennte?

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Angenehme Ausſichten.

Ohngeachtet aller mislungenen Verſuche, mich durch eine reiche Heirath in Leipzig feſtzuſezzen, vereinigte ſich doch alles, für meine und meines Vaters Wünſche, und begründete die froheſte Hofnung, daß ich in Leipzig ſeiner Bahn folgen, und nach und nach zu den größten Ehrenſtellen hinaufſteigen würde.

Der Beifal, den meine Predigten fanden, (ich rede jezt vornehmlich von den Jahren 1764 bis 66,) war auſſerordentlich. Es leben noch Leute in Menge, welche mich ehemals gehört haben, und ſich des erſtaunenden Zulaufs erinnern, der meine Kirche fülte. Eine Stunde vorher zogen ſchon Menſchen nach der Peterskirche, die keine feſten Pläzze hatten, um bequemer ſizzen oder ſtehen zu können. Und es gab ſogar eine Menge Perſonen, welche anfiengen, mich meinem Vater vorzuziehen, und Inhalt, Styl und Deklamation bei mir volkomner zu finden.

Ich wurde, nachdem ich eine Zeitlang Katechet geweſen war, aber ſchon ſehr häufig für meinen Vater die Frühpredigten verſehen hatte, ihm im Amte förmlich ſubſtituirt und erhielt bald darauf eine auſſerordentliche Profeſſur. Beides vermehrte eben ſo ſehr mein Anſehen im Publikum, als es die Zahl derer vergröſſerte, welche ſchon längſt auf mein alzufrühzeitiges Glük, ſo wie auf meinen Applaus eiferſüchtig geweſen waren, und die es ganz eigentlich erbitterte, daß ein Menſch im achtzehnten Jahre ſchon den Katheder betrat und im zwei und zwanzigſten Profeſſor war, da mancher andere zehn und zwanzig Jahre erſt magiſtriren mußte, ehe er den leidigen Profeſſortitel ſich erringen konte — nach dem Sprichwort: Lipſia vult expectari.

Mein Eifer im Studium der Philologie, dadurch ich meine wakliche Theologie haltbarer zu machen gedachte, wurde jezt immer größer. Noch ſpat lernte ich bei Abraham Tellern das ſyriſche und nahm bei Reisken privatiſſima über griechiſche Autoren.

Mein größter Schade war, daß ich keine einzige lehrreiche Geſelſchaft hatte. Mein ganzer Umgang war mit Kaufleuten, welche mich meiner Talente wegen ehrten, und meiner guten Laune halber mich gern in ihren Zirkeln ſahen. Aber unter dieſen Leuten konten weder meine Kentniſſe noch mein Geſchmak, noch meine Sitten ſich ausbilden. Der kaufmänniſche Ton war Grosthun durch Schmauſereien: und alle Unterhaltungen beſtunden in Lhomberſpiel. Und wer es aus Erfahrung weiß, was Umgang für Einfluß auf den Menſchen hat, und wie erſtaunend die Fortſchritte ſind, die man macht, wenn man beſtändig unter Leuten von verſchiedenen Fachen der Kunſt und der Wiſſenſchaft lebt und mit denen ſich unterredet: wie ſchnel man die Lükken der Erkentniß ausfüllen, in der Litteratur ſich bereichern, von gewiſſen Vorurtheilen geheilet werden, ſeinen Geſchmak vervolkomnen, ſeine Urtheile berichtigen, ſeine Sitten veredeln kan; der wird es begreifen, daß ich bei meinen Leipziger Geſelſchaften unendlich viel verloren habe.

Ich ſelbſt war nicht Schuld an dieſem Verluſte. Die Leipziger Gelehrten haben ſchon längſt den Vorwurf auf ſich gezogen, daß ſie nicht geſellig ſind. Es herrſchte, wenigſtens zu meiner Zeit, eine gewiſſe Grandezza unter den Profeſſoren, daß ein Magiſter und ſelbſt ein extraordinärer Profeſſor, zu gar keinem freundſchaftlichen Umgange mit ihnen gelangen konte. Und im Ganzen war auf der Univerſität der Geiſt des Mistrauens, der Eiferſucht, und der Kabale ſo algemein, daß ein vertrauter oder auch nur natürlicher Umgang nicht möglich war.

Ich hatte damals ſehr vertrauten Umgang mit einem gewiſſen Kaufmann Schmidt, der ein ſehr rechtſchafner und freundſchaftlicher Mann war. Seine großen Geſchäfte hielten ihn beſtändig zu Hauſe und machten ihn zulezt hypochondriſch. Seine weit jüngere, aber nicht ſchöne Frau mußte daher ihren Garten ſehr oft ohne ihn beſuchen und ſich an meiner Geſelſchaft begnügen. Und, wie die Leipziger Herren und Damen ſind, die nicht anders als beim Kubach ſich Kareſſen erlauben und alle, die ohne Kubach frey und öffentlich konverſiren, verbotner Luſt beſchuldigen und über Unheiligkeit ſeufzen, ich kam unter ihnen mit Madam Schmidt in einen algemein geltenden Verdacht. Aber ich kan verſichern, und meine Leſer wiſſen, daß ich mich nicht ſchone, wenns die Wahrheit erfodert, daß die gute Frau unſchuldig war.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich als junger Mann überhaupt enthaltſamer gelebt habe, als man es von meinem Feuer hätte vermuthen ſollen. Und ich denke, wenn man ſich einſt die Mühe geben wil, beim Ende meiner Lebensgeſchichte zu berechnen, wie unermüdet ich von meinem neunzehnten Jahre an, wo ich mich völlig fixirte, gearbeitet, und meine Nerven durch ſtudiren angeſtrengt habe, und dann ſieht, was ich noch in meinem funfzigſten Jahre an Kopfarbeit leiſte, und mit welcher Lebhaftigkeit des Geiſtes und

Stätigkeit ich — noch mitten im Gefängniſſe — thätig bin, der wirds a priori einſehen, daß ich nie ausgeſchweift haben kan.

Daß ich immaculatam juventutem bis zu meiner Verheirathung behauptet hätte, verlange ich niemanden zu bereden, und es wird es von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa keiner verlangen, daß mans von ihm glauben ſolle. Aber eine Mäßigkeit kan ich von mir prädiciren, welcher vielleicht wenige meines Alters ſich werden rühmen können.

Noch damals hatte ich vom Gebet die ſonderbaren Begriffe, daß es eine poſitive Kraft habe, nicht nur die Enthaltſamkeit zu befördern, ſondern ſogar völlige Entwöhnung zu bewirken. Und ich kan es betheuern, daß ich in dieſer kindiſchen Meinung mich, zumal ſeitdem ich den Ornat trug, erſtaunend damit gequält habe. Gewiß habe ich täglich, und oft ſtundenlang gebetet, und mir die Kraft, den Trieb der Natur gänzlich zu unterdrükken, zu erkämpfen geſtrebt. Und wenn ich dann alle natürlichen Mittel angewendet, meine Phantaſie bezähmt, durch Diät mein Blut beruhigt, durch Arbeitſamkeit meine Kräfte erſchöpft und ſo — oft ſechs bis ſieben Wochen mich ſtandhaft erhalten hatte, und nun gewiß meinte, daß das Gebet ſeine Wirkung gethan habe, (denn ſo ſchwach iſt der einmal an poſitive Religion gewöhnte Menſch, daß er die augenſcheinlichſten Wirkungen der Natur überſieht, und die Erſcheinungen lieber übernatürlichen Kräften zuſchreibt) ſo verſank ich oft in Kummer und Schwermuth, wenn denn endlich doch der alte Adam ſich wieder meldete und ſeine Rechte behauptete. Da ging denn der Bußkampf von vorne wieder an, und die Gebete wurden verdoppelt und — es blieb — bei der Mäßigkeit und kam, wie natürlich, nie zur Entwöhnung.

Dieſen meinen irrigen Vorſtellungen von der übernatürlichen Gnade muß ich ohnfehlbar noch eine andere Erſcheinung zuſchreiben, die mir damals manchen geiſtlichen Kampf verurſachte. Sie beſtand darinnen. Bei aller Lebhaftigkeit meines Geiſtes und bei der größten Leichtigkeit, mit welcher ich damals ſchon arbeitete, trafs ſichs dennoch ſehr oft, daß mich bei Koncipirung meiner Predigten plözlich eine Angſt überfiel, die ich nicht überwinden konte. Es kam mir auf einmal der Gedanke ein, du wirſt nicht fertig werden: du wirſt nicht im Stande ſeyn, das Thema auszuführen: dieſe Predigt wird erbärmlich ꝛc. Und nun mochte ich mich hinſezzen und denken und mich anſtrengen, wie ich wolte; es kam mir kein brauchbarer Gedanke. Ich ſaß oft den ganzen halben Tag und brachte keine halbe Seite zu wege. Was ich ſchrieb, ſtrich ich wieder aus. Und je näher endlich die Zeit kam, wo das Koncept fertig ſeyn mußte, um memorirt zu werden, deſto mehr nahm meine Beängſtigung überhand, ſo daß ich wol eher noch des Sonnabend Abends meinem Vater ſchreiben und ihn bitten mußte, für mich zu predigen. Und doch war ich an ſich ſelbſt ſo geübt und arbeitete ſo glüklich und leicht, daß weit öfterer mein Vater, des Sonnabends ſpat mich bitten konte, ſeine Predigt zu übernehmen (wir predigten, da ich ſein Subſtitut war, Sontag um Sontag) und nie eine abſchlägliche Antwort erhielt. Auch habe ich oben es ſchon erzählt, daß ich meinem Vater unzählige ſehr weitläuftige Diſpoſitionen gemacht habe, die mich nie über eine

Stunde Zeit koſteten, über welche er, wie er mir ſagte, weit leichter extemporirte, als über ſeine eigenen. —

Ich erkläre mirs ſo. Mein Syſtem verleitete mich, den lieben Gott als ein wilführlich handelndes Weſen zu denken, welches, wie ein Pädagog mit der Ruthe in der Hand, den Menſchen bald züchtigt, bald losläßt, je nachdem ers darnach gemacht hat. Wenn ich alſo einmal geſündigt, oder nicht andächtig genug gebetet hatte; ſo fiel mir das zuweilen, ob ſchon dunkel, mitten in der Arbeit ein und es aſſociirte ſich damit die Idee des Zuchtmeiſters. Da ich nun auf meine Naturkraft nichts rechnete, ſondern alles der Gnade zuſchrieb, ſo ward mir natürlicherweiſe ſogleich angſt, wenn meine Arbeit (zufälligerweiſe) ſtokte und die Gedanken nicht fließen wolten, daß mich Gott jezt verlaſſe, und ſeinen Segen entziehe. Denn es begreift ſich, daß ein Menſch, welcher ſich bei ſeinen Arbeiten von einer höhern Kraft abhängig ſieht, gegen die er nichts vermag, allen Muth verlieren muß, ſo bald er glaubt, daß jezt dieſe höhere Kraft ihn verlaſſen habe.

Uebrigens hatte ich auch damals ein vorzüglich ſaures Stük Arbeit. Mein Vater hatte den Einfal bekommen, die ganze chriſtliche Moral in einer zuſammenhängenden Reihe von Predigten mit mir abzuhandeln. Ich mußte zu dieſem weitläuftigen Unternehmen nicht nur den Plan ausarbeiten, ſondern faſt zu allen Predigten den Entwurf machen. Da konte denn freilich wol auch das laſtende und ſklaviſche dieſer Arbeiten (wo jedes Thema, wenn es an der Reihe war, ins Frühevangelium hineingezwängt werden mußte) zu jener Aengſtigkeit etwas beigetragen haben.

Am Ende dieſer Epoche, wo ich in der Exegeſe immermehr Licht bekam und die Schwäche der dogmatiſchen Beweiſe einſehen lernte, ſchrieb ich: laute Wünſche des ſtummen Patrioten, (mit dem Motto aus dem Eſaias: mich, die lebendige Quelle verlaſſen ſie, und machen ſich allenthalben ausgehauene Brunnen, die doch löcherícht ſind und kein Waſſer geben) welche ich hernach in Erfurt erſt zum Druk beförderte und auf eine ſonderbare Art darüber in eine zweite ſchriftſtelleriſche Inquiſition gerieth. In dieſer Schrift eiferte ich ſchon ſehr ernſtlich gegen die elenden Beweiſe der Theologen und drang auf das Studium der Philologie — freilich noch immer in der guten Meinung, daß ſich die Lehrſäzze meines Lutherthums daran behaupten und nur mit beſſern exegetiſchen Gründen verſehen laſſen würden.

Ganz zulezt, ehe ein plözlicher Zufal alle meine ſchönen Ausſichten in Leipzig verdunkelte und meines guten Vaters reizende Hofnungen welken machte, erhielt ich den obgedachten Antrag nach Hamburg, an Zimmermanns Stelle.

Ich hatte unzählige Freunde, viele Verehrer und Schäzzer meiner Gaben, und keinen einzigen Feind durch Beleidigung, ſondern alle durch Eiferſucht und Neid.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Der erſte Orkan meines Lebens.

Im Jahr 1767 im Herbſt — es iſt der offenherzigſte Bericht — pocht's an meine Thür und, auf mein herein! erſchien eine Frau, in ganz ehrbarer Geſtalt und bat um Erlaubniß, mich allein zu ſprechen. Ich führte ſie in mein Kabinet, wo ich ſtudirte, unbekant mit ihrem Anbringen und doch — mit klopfendem Herzen, wie wenn Unglük mir ahndete, aber natürlich, weil ein Beſuch dieſer Art mir unerwartet und unbegreiflich war, und weil man von unvermutheten Vorfällen, welche das Gute nicht gleich im Schilde führen, immer übels zu ahnden pflegt.

Mein Herr Profeſſor, hub ſie an, nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich Ihnen etwas unangenehmes melden muß. Sie werden ſich erinnern, daß Sie an dem und dem Tage ein gewiſſes Frauenzimmer bei mir geſprochen haben. Dieſes Frauenzimmer befindet ſich ſchwanger und giebt ſie als Vater an. Sie werden ſich alſo dieſer unglüklichen Perſon annehmen, und ſie gehörig verſorgen.

Ein anderer in meiner Lage (man denke ſich nur — mein Amt — meinen Beifal — meinen Vater — meine Ausſichten) würde halb todt hingeſunken ſeyn, bei ſolch einer Zeitung. Ich — ſank nicht. Aber das Herz ſchlug mir ein wenig, wie, wenn ich mein Todesurtheil vernommen hätte und jezt es Zeit wäre, zu zeigen, daß ich Manns gnug ſey, um ſterben zu können. Ich antwortete ihr ganz geſezt, daß ich ſie nicht kenne. Und das war wahr.

G. Das kan wol ſeyn, daß Sie mich nicht kennen. Aber das Frauenzimmer, das Sie ohne mich geſprochen haben, werden Sie wol kennen.

Ich. Auf die Art, wie Sie ſagt, kenne ich keines.

G. Eine kleine unterſezte Perſon in roſenfarbnem ſeidnen Korſet und Rok und einer Zobelmüzze — ſolten Sie die nicht kennen?

Ich. Nein.

G. Die von der Haynſtraße mit Ihnen nach dem Barfüßergäßchen gegangen iſt?

Hier fiel mirs erſt ein. Der Vorgang war dieſer. Ich hatte den Sommer über oft ein Geſchöpf in dieſer Geſtalt bemerkt, wenn ich des Abends aus meinen Geſelſchaften nach Hauſe ging ohne auf ſie zu achten. Sie war mir mehrmalen begegnet, und hatte ſich, bald vor mir, bald neben mir, und ſtäts im netteſten Anzuge gezeigt, und mir nach und nach den Gedanken beigebracht, daß Sie das abſichtlich thue und — was die Eitelkeit leicht ſich träumen läßt, — eine Neigung zu mir habe. Aber da ein Bürgermädchen, dafür ich ſie hielt, auch bei der größten Schönheit, für meinen Stand nicht war, ſo nahm ichs wenig zu Herzen, bis ich — einmal — im Jubel — vom älteſten Rheinweine begeiſtert, — aus einer Geſelſchaft nach Hauſe ging und alle meine Sinne offen waren. Da erregte ihr Anblik meine Aufmerkſamkeit und — ihr raſches Vorbeigehn und Anſtoßen mit einem ehrerbietigen „Vergeben Sie, mein Herr!" verurſachte in mir eine ſolche Erſchütterung, daß mir ein unwillkührliches „Guten Abend" entfuhr, welches ſie ſtille ſtehn machte. Sie fragte, wo ich hin wolte — ich antwortete — ſie fragte etwas anders — kurz, ich begleitete ſie nach Hauſe, ohne ſie ſelbſt und das Haus gekant zu haben.

Das muß ſie ſeyn, dachte ich jezt bei dem Antrage der Frau, und nun kont ich, im höchſten Grade unerfahren, und ganz unbekant mit dem, was in großen Städten Prellerei heißt, weiter keinen Entſchluß faſſen als den, mich kurz und gut mit der Alten zu vergleichen, und mir mit Geld die ganze Geſchichte vom Halſe zu ſchaffen. Sie ward nach langem handeln mit mir über 200 Thaler einig, welche in vierteljährigen Terminen zu 25 Thalern bezahlt werden solten. Ich gab ihr einen Wechſel. Sie ſchied mit Zeichen der Freundſchaft. Und ich war ſo ruhig, als wenn nichts vorgegangen wäre.

Nach wenig Tagen kam ein alter Student zu mir, der ſich mit allen möglichen Merkmalen der Ehrerbietigkeit als meinen Verehrer und Freund ankündigte und mir, nach einigen Umſchweifen, geſtand, daß er gekommen ſey, mich von einem großen Unglük zu retten, wenn ich ihm erlauben wolte, offenherzig mit mir zu ſprechen. Ich verſicherte ihn, daß mir jeder willkommen ſey, der Freimüthigkeit zeigte. Und er — ließ ſich alſo vernehmen:

Ich weiß, lieber Herr Profeſſor, daß an dem und dem Tage die gottloſe Gedſchersky bei Ihnen geweſen iſt, und Sie um einen Wechſel von 200 Thalern geprelt hat. Dieſes ſcheusliche Weib hat ſchon manchen vornehmen Mann und manchen begüterten Bürger ausgeſchelt, und hat es jezt drauf angelegt, Sie nicht blos ums Geld zu bringen, ſondern auch Sie und Ihre ganze Familie zu beſchimpfen. Und ich muß Ihnen ſagen, daß der Hofrath Bel, Ihres Vaters alter Feind dahinter ſtekt, der das Weib ſelbſt dazu angereizt und ihr zehn Luisdo'r verſprochen hat, wenn ſie Sie in die Falle lokken könte. Es iſt ihr gelungen. Sie hat Ihre Geſellſchaften auskundſchaftet, und eines ihrer niedlichſten Mädchen herausgepuzt und ſeit Johannis ſchon Ihnen von ihr aufpaſſen laſſen. Und da Sie endlich verleitet worden ſind, ein einzigmal ihr Haus zu betreten, ſo hat ſie Ihnen die Schwangerſchaft des Mädchens vorgeſpiegelt und den Wechſel abgelokt, den ſie jezt allenthalben vorzeigt, und auf Anſtiften des Hofraths, der ſie zu dieſem Streiche gedungen hatte, zu Ihrer Beſchimpfung benuzt. Wollen Sie alſo Ihre Ehre retten, ſo müſſen Sie auf das eiligſte den Wechſel wieder in Ihre Hände zu bekommen ſuchen. Haben Sie den, ſo laſſen Sie ſie die Treppe hinunter prügeln, wenn ſie wieder komt. Die Kanaille hat nichts für ſich. Sie kan Ihnen nichts beweiſen. Und ſie wird folglich nichts gegen Sie unternehmen können, wenn Sie ihr nur Muth zeigen.

Dieſer Vortrag ſezte mich eben ſo ſehr in Angſt, als er mich für die Redlichkeit des Menſchen einnahm. Ich dankte ihm alſo herzlich für ſeine Freundſchaft und bat ihn, mir zu rathen, wie der Wechſel zurük zubekommen ſey. Ganz leicht, ſagte er. Laſſen Sie der Frau nur ſagen, daß Sie ihr da und da den Wechſel auszahlen wolten, ſo wil ich mit Ihnen an den Ort hingehen, und wenn ſie den Wechſel hervorzieht, um ihr Geld dagegen in Empfang zu nehmen, ſo wil ich mich des Wechſels bemächtigen, ihn vor Ihren Augen zerreiſſen, ihr ihre Prellereyen ins Geſicht ſagen und ihr erklären, daß ich alle ihre Spizbübereien entdekken und der Obrigkeit anzeigen würde, wenn ſie Ihrer Ehre im mindeſten zu nahe treten ſolte. Ich kenne die Beſtie und bin mehrere Jahre bei ihr aus und eingegangen. Sie kan und wird ſich nicht unterſtehen zu muchſen, wenn ſie an mir denjenigen erblikt, der um alle ihre Geheimniſſe weiß, und es in der Gewalt hat, ſie der Inquiſition zu überliefern.

Das leuchtete mir ein: und die Angſt ließ mich auch nicht lange Ueberlegungen anſtellen. Ich umarmte meinen Retter, und verſprach, mich ihm ganz zu überlaſſen, und — wenn er die Sache glüklich zu Ende brächte, ihm alle nur mögliche Proben von Erkentlichkeit zu geben.

Der unglükliche Plan ward ausgeführt. Wir beſtellten den weiblichen Satan in die Vorſtadt in ein mir unbekantes Haus, und ließen ihr die Auszahlung des Wechſels ankünden. Sie kam und hatte den Wechſel bei ſich. Es war Abends neun Uhr. Der Student hatte ſeinen Degen mit. Ich hatte mich in die Kammer verborgen. Er fragte die Godſchevsky, ob ſie den Wechſel bei ſich habe, und ſezte hinzu, daß ich gleich kommen, und ihr das Geld bringen würde: und da ſie die Frage bejahte, verlangte er ihn zu ſehn. Aber der Satan ahndete Arges. Sie erklärte, daß ſie das Papier nicht eher herausgeben würde, als bis das Geld aufgezählt, und zum Einſtreichen bereit ſähe. Daraus entſtand Wortwechſel. Der Student ward hizzig, warf ihr die Prellereien vor, zog den Degen und hub an, ſie zu fuchteln. Das

Weib wehrt ſich. Er wirft den Degen weg, und fält über ſie her, holt glüklich den Wechſel aus ihrer Taſche, zerreißt ihn, öfnet die Kammerthür, und ſagt ihr: „Da Beſtie, das iſt der ehrliche „Mann, den du haſt prellen wollen, du haſts mit „mir nun zu thun: ich bringe dich an den Galgen, wo du einen Laut von dir giebſt." Der Lärmen ward groß, doch kamen wir glüklich fort, und ſchienen nun unſern Zwek erreicht zu haben.

Ich lebte einige Tage lang in aller Ruhe, und hielt das Ungewitter für gänzlich vorüber. Aber den vierten Tag drauf kam Abends, ſpat noch, der Kap. 16. gedachte Hellmann, eben da ich in meines Vaters Hauſe war, in einer Beſtürzung, welche von einer Art von Wuth, und Verzweiflung begleitet war, und ließ mich herausrufen. „Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht. Iſts wahr, daß ein Mädchen auf Sie bekant, daß Sie ihr einen Wechſel gegeben, daß Sie der Kuplerin den Degen auf die Bruſt geſezt, und ihr den Wechſel wieder genommen haben? die ganze Stadt iſt in Bewegung. Ich komme aus zehn Häuſern. Ich habe allenthalben widerſprochen. Aber es hilft nichts mehr. Jeder ſagts für gewiſſe Wahrheit.“ Dabei rannten ihm die Tränen von den Wangen, denn er fühlte meine Entehrung wie ſeine eigne. „Ihre Freunde fuhr er fort, wollen alle ganz verzweifeln. Gott, warum haben Sie ſich keinem offenbart. Die Sache wäre ſo leicht abzuthun geweſen, daß kein Menſch nichts erfahren hätte.“ — Er lamentirte, daß mir das Herz hätte zerſchmelzen mögen. — Ich tröſtete ihn vergeblich mit der Verſichrung, daß die Hälfte des Geredes Lügen ſey.

Den Tag drauf kam das Gerücht vor meinen Vater, welcher in Ohnmacht ſank. Meine Mutter war troſtlos. Unſer ganzes Haus war einer zerſtörten, und geplünderten Feſtung ähnlich. Der Glanz unſerer Familie war erloſchen. Die Freude war aus allen Geſichtern verbant. Jedes war in ſich ſelbſt verſchloſſen, und vermochte ſeinen Harm nicht auszuſprechen.

Nun kamen alle meine Freunde, die mir warhaftig bei ernſtem Nachſuchen nicht zehn Thaler gegeben haben würden, und machten mir bittere Vorwürfe, daß ich ihnen nichts geſagt hatte. Jeder verſicherte, daß er gern fünfhundert Thaler herbeigeſchaft hätte, um die Sache in der Stille beizulegen. — Hab's in meinem Leben vielfältig erfahren, wie viel das „ich hätte gern" im Falle der Wirklichkeit, und Gegenwart gilt.

Mein Vater nahm den andern Tag Extrapoſt, und fuhr nach Dresden zu ſeinem redlichſten Freunde, den er an dem damaligen Bürgermeiſter, jezigen Miniſter v. Gutſchmidt hatte, und hofte durch dieſen würdigen und viel vermögenden Mann eine gänzliche Niederſchlagung der Sache zu bewirken, und ich — mußte noch an demſelben Tage in der Hauptkirche katechiſiren, um mich dem Volke mit der Mine der Ruhe zu zeigen, und die Gährung zu mildern. Aber alles war vergeblich. Die ſchöne Ceder war gefält, nicht vom mächtigem Arm eines Edlen, ſondern — von einer Kuplerin, und einem Trunkenbold!!

Mein Vater kam, ohne Hofnung, von Dresden zurük. Der vortrefliche Gutſchmidt hatte dem Harme des würdigſten Vaters eine Thräne des Mitleids geweiht, aber auch ſeine Ohnmacht geſtanden, ihm zu helfen, weil die Sache ſchon ſo weit hinein verdorben, und ſo ruchtbar geworden war. — Denn die Godſcherösky war, vermuthlich auf Anrathen des Bel, bereits vor die Univerſitätsgerichte gelaufen, und hatte mich angeklagt, daß ich — ihr den Degen ſelbſt auf die Bruſt geſezt, und einen Wechſel von 200 Thaler gewaltſam abgenommen hätte.

Hier war alſo weiter nichts zu thun, als daß ich mein Amt freiwillig niederlegte: und ſo bald dis geſchehen war, erfolgte von Hofe die Abolition.

Das unglükliche Geſchöpf, welches ſich zur Prellerei hatte brauchen laſſen, mußte durch ein langes Gefängniß elend werden. Die Kuplerin ſelbſt aber, die Rad und Galgen verdient hatte, kam leidlich durch — iſt aber ein paar Jahre hernach in Dresden an einer ſchreklichen Krankheit geſtorben, bei welcher die Würmer einige Wochen lang an ihrem lebenden Körper ſich ſatt zehrten. — Meinerwegen hätte ſie auch ruhig ſterben mögen!

Aber iſts nicht ſeltſam, daß in unſern aufgeklärten Zeiten noch ein ſo ſchauderhafter Grad von Unmenſchlichkeit in unſern Geſezzen, ſo wol als unſern Konventionen herſcht? Das Andenken dieſer meiner Geſchichte hat mir mehrmalen Gelegenheit gegeben, darüber Betrachtungen anzuſtellen.

Was iſt es wol anders als Konvention, wenn Millionen Menſchen, von denen man theils es weiß, theils mit Zuverläßigkeit vorausſezzen kan, daß ſie die bürgerliche Regel der Ehe übertreten, und auſſer derſelben, ihre Naturkraft beſchäftigen, aber ſo, daß die Wirkungen dieſer Beſchäftigung unſichtbar bleiben, ihre bürgerliche Ehre behalten, und hingegen die wenigen, die eben daſſelbe thaten, aber ſo, daß die Wirkung davon ohne ihre Schuld, ſichtbar wurde, ſie verlieren? denn nach der phyſiſchen und moraliſchen Natur der Dinge iſt doch im Grunde beides gleich. Der, welcher mit ſichtbarer Wirkung etwas thut, iſt doch nicht haſſens- oder lobenswerther als der, welcher es mit unſichtbarer Wirkung thut. Warum haben alſo in aller Welt die Menſchen die Gewohnheit unter ſich eingeführet, und hängen noch jezt an derſelben, die mit der unſichtbaren Wirkung nach ihrem Stande und Verdienſten zu ſchäzzen, und zu ehren, und hingegen die mit der ſichtbaren Wirkung, ohngeachtet ihres Standes, und ihrer Verdienſte, zu haſſen, zu verabſcheuen, zu ſchänden, und ihre Ehre und Glükſeligkeit zu Boden zu ſtürzen? Kan eine Konvention barbariſcher ſeyn?

Und eben ſo ſonderbar ſcheinen mir in ſolchen Fällen die bürgerlichen Geſezze zu verfahren. Unſere Regenten dulden die größten Ausſchweifungen ihrer Unterthanen. Sie laſſen Verſchwender die größten Summen durchbringen, durch deren beßre Verwendung ihre Kinder zu nüzlichen Gliedern des Staats gemacht werden könten. Sie laſſen Beamte die himmelſchreiendſten Ungerechtigkeiten begehen, durch welche die Unterthanen ihrer menſchlichen Rechte beraubt, und ausgeplündert werden. Sie geſtatten öffentliche Dirnen, durch welche das tobendſte Gift der Venusſeuche ſich über tauſend nuzbare Menſchen verbreitet, und die ſchreklichſten Verwüſtungen anrichtet. — Aber wenn ein Menſch, wäre er auch das nuzbarſte, und ehrwürdigſte Mitglied des Staats, durch ſolche Dirnen verleitet, ſich einmal irreführen ließ, und ihnen Gelegenheit gab, eine ſichtbare Wirkung davon auf ihn zu bekennen; dann ſind dieſe ſo duldſamen Geſezze auf einmal grauſam, und laſſen dieſen Menſchen ohne alle Rettung verloren gehen, ja ſie zwingen ihn, unter den Foderungen ſolcher Dirnen zu erliegen, und ein Opfer ihrer Bosheit zu werden. Gewiß iſt es mehr als Barbarei, daß noch in allen Staaten jene Prellereien öffentlicher Freudenmädchen, und Kuplerinnen geſtattet, und begünſtiget werden. — So billig es iſt, wenn ein Mann, der ein ſittſames Geſchöpf, von unbeſcholtener Familie, in die aus jener Konvention entſtandene Entehrung ſtürzte, durch die Geſezze angehalten wird, ſie entweder zu ehelichen oder zu verſorgen, ſo ſchändlich unbillig iſt es, wenn eben dieſe Rechte den feilen Buhlerinnen zugeſtanden werden. Aber leider kommen ſolche Reſte von Albernheit, und Barbarei unſerer Geſezgeburg her, weil die Legislatoren Stubengelehrte ſind, und nicht hinlängliche Erfahrungen gemacht haben, auf welche ſich gute Geſezze gründen müßen. Wüſten, ſähen ſie die Greuel, welche, in allen Städten beinahe, durch ſolche Prellereien der Kuplerinnen verübet werden, und wie ſo mancher rechtſchafne Mann, der aus Furcht vor der Schande die Sache verſchweigen, und ſich plündern laſſen muß, (weil er einmal weiß, daß doch die Klage der Kuplerin wenigſtens angenommen, und er in Weitläuftigkeiten verwikkelt wird) dadurch völlig zu Grunde gerichtet wird, daß er vielleicht einmal in ſeinem Leben, durch eine fröliche Geſelſchaft begeiſtert, die er ſpat in der Nacht verließ, eine Thorheit beging, oder wol gar durch die frechſte Behandlung einer herumſtreifenden Buhldirne zu ihr hingeriſſen wurde; ſie würden längſt verordnet haben, daß feile Dirnen mit ſolchen Anklagen nie gehört werden ſolten, um endlich einmal die Furcht vor denſelben zu vernichten, und jene Prellereien zu verhüten, welche ſchon ſo viel nüzlichen Menſchen Geſundheit, Ehre und Vermögen gekoſtet, und ſo viel Familien zerrüttet haben.

Noch eine andere Betrachtung könte ich hinzuſezzen, die mir eben ſo ernſtlich iſt, wie die vorige. Aber ich wil meine Leſer nicht mit Betrachtungen ermüden, da ſie Geſchichte verlangen. Das Thema werden ſie finden, wenn ſie die Erzählung nachſehen wollen, in welcher ich ihnen oben das Schikſal meines ehemaligen Lehrers geſchildert habe. Jäger war mir eben ſo ein Räthſel, wie ich mir ſelbſt jezt ward.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Wanderung ins Ausland.

Kaum hatte acht Tage lang die tauſendzüngige Fama meine Geſchichte auf den Fittichen des Windes in Deutſchland umhergetragen: kaum hatten ſich alle die Mäuler wieder geſchloſſen, welche die ſcheusliche Freude über den Unfal beneideter Menſchen aufzuſperren pflegt: kaum war der Jubel der Buhlſchweſtern in Prieſter- und Laienhäuſern verwittert, den die Nachricht von der Menſchlichkeit eines geglaubten Heiligen hervorgebracht hatte; ſo war ſchon die Hülfe für den niedergebeugten, und zertrümmerten Jüngling da, welche die Vorſicht, ſelbſt durch einen Feind, mir bereitet hatte.

Ich erhielt von einem gewiſſen Advokaten Drechsler aus Naumburg einen Brief, in welchem derſelbe mir im Tone der Freundſchaft berichtete, daß er von Herrn Geh. Rath Kloz, den Auftrag habe, mir zu ſagen, daß mein Unglük mich mit ihm ausgeſöhnt habe, und daß er bereit ſey, mein thätigſter Freund zu werden, wenn ich Vertrauen zu ihm faſſen, und mich ſeiner Vermögenheit dazu bedienen wolte.

Dieſe Nachricht war mir auſſerordentlich rührend. Ich konte mich der Freudenthränen nicht enthalten. Die ſchnelle Hülfleiſtung der Vorſicht auf der einen, und die unerwartete Grosmuth meines Feindes, auf der andern Seite durchdrangen meine ganze Seele. Und dieſes entzükkende Gefühl ward durch die Theilnehmung meines guten Vaters, und meiner vortreflichen Mutter erhöht.

Ich reiſte augenbliklich nach Halle zu Herrn Kloz, und blieb vier Wochen in ſeinem Hauſe. Wir errichteten die herzlichſte Freundſchaft, und er — brachte es durch ſeine Correſpondenz, in welcher er damals faſt mit allen Miniſtern an allen Höfen ſtund, am Kurmaynziſchen Hofe dahin, daß ich mit zween ſeiner intimſten Freunde, und (damaligen) Waffenträger, Herr Riedel, und Meuſel, eine Vokation als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Erfurt erhielt.

Schwerlich hat es in neuern Zeiten einen Gelehrten von ſo mittelmäßigem Range gegeben, welcher zu einem ſo algemeinen Anſehen ſich hat emporſchwingen können, wie es Klozen gelungen war. Ich bin Augenzeuge von den groſſen und oft ſeltſamen Verbeugungen, welche die gröſten Miniſter, Staatsmänner und Gelehrte in Briefen ihm machten, und von der Macht, die er dadurch hatte, in allen Gegenden Deutſchland durch ſeinen Tadel zu zerſtören und durch ſein Lob und Empfehlung zu beglükken. Gewiß hat Kloz eine zahlloſe Menge junger Leute befördert und — was ich für reine Wahrheit halte, — ſehr viel gute und helle Köpfe in Aemter gebracht, welche, ob ſchon nicht allemal durch gründliche Gelehrſamkeit, doch durch ihren aufgeklärten Geiſt, auf die Nation gewirkt haben, und darunter mancher nicht verſorgt worden ſeyn würde, wenn er den damals noch gewöhnlichen Weg hätte gehen ſollen, auf welchem nur pecora orthodoxa verſorgt zu werden pflegten.

Zwei Dinge habe ich an Klozen, beſtändig bedauret: einmal, daß er ſich zu früh einfallen ließ, ehe er ſelbſt durch fortgeſeztes Studium volle Reiſe ſeiner Kentniſſe erlangt hatte, mit einem Leſſing, anzubinden, und dadurch ſeinen Ruhm, und ſein

Anſehen mit einem male ins Grab zu ſtrekken: und dann — daß er ſich zu leichtſinnig nicht nur von ſeinen jovialiſchen Freunden zu muthwilligen, und oft ungerechten Mishandlungen durch Recenſion, ſondern auch von liederlichen Geſelſchaftern, wie H. und S. waren, zu Ausſchweifungen verleiten ließ, welche ſeine Maſchine ſo frühzeitig zerſtört haben. Ein Mann war er wirklich, welcher herrliche Geiſtesanlagen beſaß, mit denen er ein recht gutes Herz verband, das nie aus eigner Neigung böſes that, und Menſchen beſchädigte, ſondern, nur durch Verführung, ſich zu Handlungen leiten ließ, die ſeinen Carakter verdächtig gemacht haben.

Im Jahr 1766 vertauſchte ich meinen prieſterlichen Ornat mit einer Beutelperükke, und einem Degen, und wanderte froh von Leipzig nach Erfurt, um mein Heil in einer neuen Welt zu verſuchen.

Nie werd ich die Thränen, und den Jammer vergeſſen, die es, beſonders meiner guten Mutter gekoſtet hat, da ſie die ſtillen aber entzükkendſten

Freuden ihres Lebens dahin welken, und mich meine Kanzel verlaſſen ſahe, vor welcher ſie ſo oft Himmelsſeligkeit empfunden hatte.

Gute, vortrefliche Mutter! deine Leiden waren leider noch nicht geendigt, welche der Liebling deines Herzens Dir ſchuf. Und noch — ach noch kan ich Dich nur auf die Zeiten jenſeit des Grabes vertröſten. Noch kan ich Dir keine Hofnung machen, daß Du mich je wieder in dieſer Welt in dem Sinne glüklicher ſehen wirſt, in welchem Dein Mutterherz es wünſchet! Mutter! Begieb Dich des Wunſches! Im Grabe iſt Ruhe, und jenſeit des Grabes — erſazreiche Freude!!

Ende des erſten Bandes.

Halle,
gedrukt bei F. D. Francke.

Anzeige.

Mit Anfange dieſes Jahres erſcheint eine neue periodiſche Schrift, welche ſich durch ihr inneres und äußeres ſehr vortheilhaft auszeichnet:

Deutſche Monatſchrift fürs Jahr 1790. gr. 8. mit Kupfern. Berlin bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

Vier Hefte machen einen Band, dieſer enthält einen Haupttitel mit einem Kupfer, das größtentheils irgend einem großen und verdienten deutſchen Manne gewidmet ſeyn wird. Der Inhalt dieſer periodiſchen Schrift wird algemein ſein, und alles Wiſſenswürdige umfaſſen, ohne irgend ein Fach menſchlicher Erkentniß auszuſchließen. Alles gemeinnüzzige und zeitwichtige gehört vorzüglich in ihren Plan, und das wieder in einem höhern Grad, wenn es Deutſchland, oder die Brandenburgiſchen Staaten betrift. In Abſicht auf Form, wird Schönheit, Mannigſaltigkeit, klaſſiſche Sprache und gute Anordnung der Stücke, das beſtändige Augenmerk der Herausgeber ſein; der Verleger aber hat ſich bemühet, ihr ein ſolches äußere zu geben, daß ſie in dieſer Rükſicht keiner andern deutſchen Zeitſchrift nachſtehen darf. Freimüthig und beſcheiden iſt der Grundſaz der Verfaſſer, und fremde Theilnehmer werden ihnen dann willkömmen ſein, wenn ſie denſelben Grundſaz haben und mit Liebe für gleiche Gegenſtände mit ihnen arbeiten wollen.

Das erſte Stük enthält:

1) Feier des Jahres 1789. von Hr M. Fiſcher. 2) Friedrichs Religionsſyſtem; hiſtoriſche Einleitung von demſelben. 3) An die Juriſtenfacultät zu Wittenberg. 4) Ueber den Gemeinſinn von H. C. R. Streithorſt Drei kleine Epigrammen von Hn. Deurer. 5) Sophiens Denkmal. a) Sophiens Character, von Hr. von Göckingk. b) Briefwechſel mit Mendelſohn. c) Arindas, eine Erzählung von Madame Schwarz. 6) Ueber die Boulewards von Herrn Rath Schulz.

Das zweite Stük enthält:

1) Freude des Patrioten von Hr. Rector Fiſcher. 2) Aber wo wil das endlich hinaus? von demſelben. 3) Ueber Simplicität, von Hr von Rochow 4) Ludwig der 16te und Brunn. 5) Ueber die Boulevards in Paris, von Rath Schulz. 6) Die Befreiung von Malta von Hr. von Kleiſt. 7) Accurſius.

Das dritte Stük enthält:

1) Rinaldo und Armide. Von Hr. Kramer. 2) Ueber die ältern Römer Von Hr Prof. Nachtigall. 3) Friedrichs Religionsſyſtem Fortſetzung. 4) Zur eilften Strophe des erſten Geſangs der Eroberung von Malta, von Hr. Kanon. Gleim. 5) Gedanken über Verbrechen, Zurechnung und Strafen. 6) An Eſchenburg. Von Hr. Rector Fiſcher.

Das vierte Stük enthält:

1) Joſeph der zweite, von Hr. Rect. Fiſcher. 2) Als Kaiſer Joſeph der 2te geſtorben war, von Hr. Kanon. Gleim. 3) Ueber die ältern Römer, Fortſetzung. 4) Was iſt Gott? von Hr. Kanon Gleim. 5) Schreiben aus Rom, von Hr. Prof Moriz. 6) Ueber Proteſtantismus von * *. 7) Auch noch ein Beitrag zur Kentniß der türk. Kriegsverfaſſung, von L. 8) Anecdoten aus dem Leben des Kardinals Richelieu von St. 9) Grundſätze der holländiſchen Cenſur von L. 10) Antonio Vargas, von F. 11) Friedrich der einzige, von einem Brennen.

Das zu dieſem Bande gehörige Kupfer iſt von der Meiſterhand unſers Chodowiecky und der Gegenſtand deſſelben Friedrich der Große! jedes Stük koſtet 8 Gr.

Bahrdt, D. C. F. Syſtem der moraliſchen Religion zur Endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker gr. 8. 2 Bände. Neue wohlfeilere Ausgabe.

Deſſen Geſchichte ſeines Gefängniſſes, nebſt Urkunden und Aufſchlüſſen über deutſche Union. 8.

Bibliothek kleinerer Original-Werke der Deutſchen. 2. Bände 12. auf Poſt und Drukpapier.

Hartmann, J. D. über die frühere Bildung der Jugend auf Schulen. 8.

Pockels, C. F. Beiträge zur Menſchenkentniß, in Rükſicht ihrer moraliſchen Natur. 2tes Stk. 8.

Die Prinzeſſin von Cleves. Ein Seitenſtük zur Zaide von Friedr. Schulz. 8.

Recke, Frau von der, und Sophie Schwarz Gedichte. 8.

Schmid, Klamer Eberhard, neue poetiſche Briefe. 8.

Schulz Friedr Geſchichte der großen Revolution in Frankreich. Mit Kupfern, zweite vermehrte Auflage.

Schulz Fr. und Kraus, Beſchreibung und Abbildung der Poißarden in Paris. 4. Mit einem illuminirten Kupfer.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geſchichte
ſeines
Lebens, ſeiner Meinungen
# und Schickſale.

Von ihm ſelbſt geſchrieben.

Zweiter Theil.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beſchreibung

von ihm ſelbſt.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Erſter Eintritt in Erfurt.

Ich hatte Leipzig, die harmvollen Abſchjedsaugenblikke im väterlichen Hauſe abgerechnet, mit frohem Herzen verlaſſen und — ſchon auf dem halben Wege nach Erfurt vergeſſen. Meine Seele, immer voll froher Ausſichten und angenehmer obgleich unbeſtimter Erwartungen, konte nie von Unglüksſchlägen niedergebeugt werden, und im Grunde hatte auch Leipzig nichts für mich, was mir die Trennung hätte ſchwer machen können: ich hatte gegenſeitig ſo wenig wahre Freude genoſſen, und durch meine armſelige ökonomiſche Lage ſowohl, als durch die Verfolgungen des Neides und der Eiferſucht ſo viel Veranlaſſungen zum Kummer gehabt, daß ich nicht anders als mit einer Art von Wonnegefühl in meine neue Welt eintreten konte, in welcher ich zwar noch gar keine Glükſeligkeit vor mir ſahe, aber ſie doch hoffen zu dürfen, mir ſchmeichelte.

Ich bezog freilich in Erfurt keinen Gehalt und mußte meinem guten Vater durch einen Zuſchuß zur Laſt fallen, aber ich rechnete auf Beifall in meinen akademiſchen Vorleſungen, und auf immer beſſer werdendes Schriftſtellerverdienſt. Hauptſächlich aber ankerte meine Hofnung beſſerer Zeiten, in den mir unbekanten Wellen der Heirathsgedanken. Es ging mir, wie Tauſenden meiner Art: ich rechnete auf eine reiche Parthie. Und alle meine Rechnungen machte ich mit ſolcher Zuverſichtlichkeit, als ob ich mich gar nicht verrechnen könte. Daher kam es, daß ich mitten in meiner Armuth und, bei wirklich finſtern Ausſichten, ſo vergnügt war, als ob ich mich mitten im Glanz und Ueberfluß befunden hätte.

Herr Kloz hatte mich dem Herrn Riedel, der kurz vorher als Profeſſor mit dreihundert Thalern Gehalt nach Erfurt war vociret worden, empfohlen und eine engere Freundſchaft zwiſchen uns zu ſtiften geſucht. Aber Riedel war der Mann nicht, der zur herzlichen Freundſchaft taugte. Er war flatterhaft, emmieſüchtig, und dem Vergnügen zu ſehr ergeben, als daß er Zeit gehabt hätte, für einen Freund zu leben. Auch war ſein ganzes Betragen nicht nach meinem Geſchmack. Ich mochte ſo gern, wie er, die Welt genießen: aber ich liebte doch ein gewiſſes geſeztes Weſen, und beſtrebte mich, im geſellſchaftlichen Leben eine gewiſſe Würde zu behaupten. Er hingegen war, damals wenigſtens, faſt eigentlicher Haſelant und affektirte, ein Menſch zu ſeyn, der ſich um die ganze Welt nicht bekümmerte und überall nur ſeiner Laune folgte. Er behandelte alles, die wichtigſten Anliegen ſeiner Freunde ſelbſt, mit Spott und Schekerei. Früh um acht Uhr fand man ihn ſchon bei der Weinflaſche, und einer Theetaſſe, und es ſchmeichelte ihm, wenn man erſtaunte, daß er ſo früh ſchon Wein trank, und ſeinen Wiz belachte, ihn aus Theetaſſen zu genießen. Seine ganze Unterhaltung war Wiz, Satyre, Spott, Schnurren, Bokſprünge, Karrikaturhafte Verzerrungen des Geſichts und ein alle Augenblik wiederkommendes Lachen, davon ihm das Geſicht braun wurde.

Kein gutes Vorurtheil kan es für die damaligen Herren und Damen von Erfurt ſeyn, wenn ich ſagen muß, daß Herr Riedel zu meiner Zeit den Ton angab. Er ward in ganz Erfurt für den gelehrteſten und wizigſten Mann gehalten, und wo er in eine Geſelſchaft eintrat, bekamen alle die Maulſperre, um die Riedelſchen wizigen Einfälle recht einzunehmen, deren jeden er einige Minuten vorher mit lauter Lachen ankündigte.

Dieſer Herr Riedel ſollte nach Klozens Wunſch mein Freund, mein Rathgeber, meine ganze Stüzze werden. — Von Leipzig aus hat ich ihn, mir eine Wohnung und Köchin zu miethen, weil ich gleich meine eigne Menage machen wolte. Er übergab zum Glük dies Geſchäft einer Freundin, die es ſo gut ausrichtete, als ich es wünſchen konte. Ich fand ein ganzes, neu gebautes Haus, von ſieben Stuben mit einem Garten, und bezahlte dafür nicht mehr als funfzig Thaler. Es lag der Kaufmannskirche gegenüber, deren Prediger, Herrn Salzmann, ich mir hernach zum Beichtvater wählte.

Bei meiner Ankunft war Herr Riedel der einzige Menſch in Erfurt, mit dem ich in einiger freundſchaftlichen Verbindung ſtand. Ich eilte alſo zu ihm und — verlor allen meinen Muth, da ich einen Mann erblikte, der dem wildeſten Jenaiſchen Studenten glich. Die Herren Meuſel und Herel, welche ſich bemühten, in ſeinen Ton einzuſtimmen, ſo wenig er ihnen natürlich war, vermehrten mein Schrecken, das ich empfand, mich von ſo wilden Leuten aus dieſem Stande überfallen zu ſehen. Ich fühlte mich unfähig, dieſe Volkommenheit der Genie's-Sitten ſogleich zu erreichen, und ſpielte daher eine ziemlich lächerliche Figur.

Riedel führte mich zuerſt bei dem Regierungsrath Genau ein, welcher damals das Vertrauen des Kurfürſten hatte, und in Erfurth, vornehmlich in Univerſitätsſachen das Faktotum war. Ich nahm mich zuſammen, um vor dieſem Manne mit Anſtand zu erſcheinen: aber auch hier verrükte mir der Jenenſer mein Konzept. So wie wir eintraten, ſchob er mit burlesken Verbeugungen mich ins Zimmer, brußte mit kirſchbraunem Geſicht, und ſchrie, da bring ich den Bahrdtius, der in Leipzig dem Scheiterhaufen entgangen iſt, um ſich hier abzukühlen. Herr Genau war ein geſezter Mann, ſchien aber die Riedelſche Spasmacherei zu toleriren, weil ſie einmal in Erfurt algemeinen Kredit hatte. Er ließ Herr Riedeln batiniren und ſprach mit mir ernſthaft. Aber was ich auch that, im Tone des Mannes zu bleiben, ſo wurde ich doch immer von Riedels Wize ſo unterbrochen, daß ich nicht im Stande war, einen geſunden Diſkur zu führen.

Von da führte mich Riedel in ein Haus ein, welches damals das lüſterſte in Erfurt war. Man fand da die beſte Küche, die meiſte Pracht, den größten Aufwand, die zahlreichſten Geſellſchaften. Es war der tägliche Sammelplatz derer, welche ſich für die Inhaber der wahren Gelehrſamkeit, des richtigſten Geſchmaks, des ächteſten Wizes, und des reinſten Patriotiſmus hielten.

Aber nie habe ich ein Haus geſehen, wo die Frechheit und Schamloſigkeit ſo originel ſich gezeigt hätten. Ich war auch ſchon in luſtigen Ge=

ſellſchaften geweſen und liebte ſie: aber hier war ich wie ein Kind, und ward auch wie ein Kind behandelt. Man ſahe, daß der Ton, der hier herrſchte, mir neu war, daß er mich beſtürzt machte, daß er mir ein Air von Blödigkeit und Verlegenheit gab, und man fand es daher nöthig, mich ſo lange zu hänſeln, bis ich in Oden geſezt ſeyn und mit der Geſellſchaft gleichen Schritt zu halten gelernt haben würde. Es bedurfte leider keiner langen Zeit, denn ich war gelehrig.

Bei der erſten Einführung kam mir Madame Bohmann entgegen. Riedels Aufreiſſen der Thüre und ſein Geſchrei: da habt ihr den Teufelsbraten und, der Dame lautes Auflachen mit dem Zuruf: komm liebes Bahrdtchen, wir haben uns lange ſchon auf dich gefreut, nebſt einem Kuſſe, gleich dem vollmäulichten Kuſſe eines Freudenmädchens — war ein Moment. Ich ſtand wie verſteinert. Ich ſpannte meine Beſonnenheit an, um mich als einen Mann von Welt zu zeigen. Ich trat hüpfend ins Zimmer. Ich preßte mich, wizig zu ſeyn. Ich kriegte die Dame beim Kopf und herzte ſie. Aber alles glich meiner erſten Predigt in Tauche. Man ſahe das Talent: aber auch die Jugend, die Unerfahrenheit, den Mangel der Uebung. Ich ward lächerlich, und Riedel ſagte es der Dame vor meinen Ohren: er muß noch erſt werden: Sie müßen Geduld mit ihm haben.

Ich kam denſelben Tag in einer Art von Betäubung nach Hauſe. Ich hatte bisher in kleinen kaufmänniſchen Zirkeln gelebt und mir war es jezt, als ob ich heute in die große Welt eingetreten wäre. Denn ich konnte nur, was ich in Leipzig und Erfurt geſehen hatte, vergleichen. Alſo dachte ich, das ſey der Bon-Ton, und ſchämte mich, daß ich ſo verlegen erſchienen war, wie ein Menſch, der vom Dorfe zum erſtenmale in die Stadt kommt.

Ich war in der erſten Zeit täglich im Bolmannſchen Hauſe und mußte auf dieſe Art meine natürliche Delikateſſe und Schamhaftigkeit verloren gehen laſſen. Denn der Herr Kammerrath, den ich den zweyten Tag erſt kennen lernte, war vollends gar der General aller Cyniker. Er fand mich, da er ins Zimmer trat, bei ſeiner Dame ſitzen, und kreelte mir (man denke ſich eine Maſchine von zehn Zoll und mit einem Domherrn-Bauch) ſogleich eine Schweinerei entgegen, die ich in meinem Leben nicht gehört hatte. Und die Dame, die mich erröthen ſahe, lachte hoch auf und gab mir einen Kuß, daß es klatſchte.

Doch ich will dieſe Schilderung abbrechen. Man erlaube mir die Geſchichte dieſes Hauſes nur mit wenig Worten zu vollenden. Der Herr Kammerrath Bolmann hatte verſchiedne öffentliche Kaſſen unter Händen, und es war ihm im ſiebenjährigen Kriege gelungen, einige glückliche Entrepriſen zu machen. Das leztere hatte ihm zu vielem Gelde verholfen: das erſtere aber hatte der Eiferſucht über den Glanz ſeines Hauſes (er war der einzige lutheriſche Rath des Kurfürſten) die Waffen zu ſeinem Untergange bereitet. Nach drei Jahren, kurz, ehe ich Erfurt verließ, wurde er von ſeinen Feinden geſtürzt. Man reſcherſchirte ſeine Kaſſe und (ich habe nie unterſuchen können ob er unſchuldig oder ſchuldig war — und Frau Fama trug ſich mit widerſprechenden Sagen) ſein Bildniß ward an den Galgen geſchlagen. Die Dame ſchlich ſich in die Verborgenheit und — die Familie ging aus, wie ein Licht.

Mein Karakter verlor übrigens in dieſer neuen Welt nichts: aber mein äußerliches Betragen bekam eine Farbe, die meinen Stand nicht kleidete. Und wie konte es anders kommen? Ich habe faſt drei Jahr in Erfurt gelebt, und beinahe unausgeſezt in einem Zirkel, in welchem Schamhaftigkeit und Delikateſſe unbekante Dinge waren, wo ſtäts die große Glocke geläutet, und oft eine Ehre darin geſucht wurde, wenn einer den andern an Unverſchämtheit übertreffen konte.

Immer werde ich es bereuen, daß ich hier die Erfahrung machen mußte, daß die Geſelſchaft die Sitten beſtimt. Mein Ohr gewöhnte ſich ſo ſehr an Geſpräche über Dinge, die der Wolſtand zu erwähnen verbietet, daß meine Phantaſie von widrigen Bildern und Worten überfloß, und mein Gefühl gegen alle Häßlichkeiten dieſer Art wurde dermaßen abgeſtumpft, daß ich zulezt völlig gleichgültig, und das Reden und Hören ſolcher Natürlichkeiten gewohnt wurde, und daher auch an andern Orten und in beſſern Geſellſchaften unvermerkt ihren Ton anſtimmte.

Ich habe Jahre lang an mir arbeiten müßen, die Empfindlichkeit gegen Verlezzungen der Delikateſſe wieder herzuſtellen. Und der Schade, den ich mir anfangs zuzog, daß man mir eben ſo freye Handlungen zutraute, wie man meinen Wiz fand, und daß meine Feinde daher Gelegenheit nahmen, meinen moraliſchen Karakter verdächtig zu machen, dieſer Schade, ſage ich, iſt geblieben, ob ich gleich den Fehler hernach erkante und floh, und obgleich ſelbſt damals mein geſelſchaftlicher Ton nichts weniger als der Maßſtab meines Karakters und meines Lebens war.

Zweites Kapitel.

Schilderung meiner neuen Welt.

Der Sommer, womit ich meine Laufbahn auſſer dem Vaterlande began, ward ziemlich thatlos zugebracht. Ich kam an, da die akademiſchen

Vorleſungen bereits ihren Anfang genommen hatten: und fand es daher nicht thunlich, noch erſt meine gelehrte Bude aufzuſchlagen, und neue Waren feil zu bieten.

Auch gerieth ich wirklich zu tief in den Taumel der Geſelſchaft, daß ich ein halbes Jahr vorbeilaſſen mußte, ehe ich zu mir ſelbſt kam und meines Kopfes und meiner Zeit Meiſter werden konte. Nur des Morgens fand ich zuweilen einige Stunden, wo ich mich auf meine Wintervorleſungen vorbereiten, und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten Entwürfe machen konte. Die meiſte Zeit brachte ich unter meinen jovialiſchen Freunden zu, und ſuchte dabei mein Terrain kennen zu lernen. Ich wil meinen Leſern in möglichſter Kürze erzählen, was ich fand.

Die Stadt hatte wenig Annehmlichkeiten für mich. Ihre Größe ſteht mit ihrer Volksmenge in zu wenig Proportion. Sie hat drei Stunden im Umkreiſe, und enthielt doch damals kaum 16000 Einwohner. Eine Peſt am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ſie entvölkert. Daher fand ich eine

Menge leer ſtehender Häuſer und, an den bewohnten, ungeheure Gärten, wie man ſie in großen Städten gewiß ſelten finden wird.

Die Gegend um Erfurt ſchien mir ebenfals nichts reizendes zu haben. Der einzige romantiſche Ort war der ſogenannte Steiger, eine Anhöhe mit Waldung bedekt, wo das Auge durch Ausſichten bezaubert wurde. Auſſerdem fand ſich kein einziger Plaz, wo man ſich durch Promenaden vergnügen und ſeines Gleichen finden konte. Kein öffentlicher Garten war in und auſſer der Stadt, wo Perſonen von Stande hingehen und für ihr Geld Vergnügen, Leibesbewegung und Geſelſchaft genieſſen konten. Man mußte ſich blos mit ſelbſt veranſtalteten Zirkeln im Hauſe begnügen, und dieſe waren wenig genießbar, ſo wie in Erfurt das geſelſchaftliche Leben nicht viel ſchmakhaftes hatte, weil die Miſchung von Katholiken und Proteſtanten, davon erſtere die Dominante Parthei waren, eine gewiſſe Zurükhaltung erzeugte, welche die Freimüthigkeit und Natürlichkeit erſtikte, die die Seele der Freuden des geſelligen Lebens ſind.

Das beſte an Erfurt für mich — war die Wolfeilheit. Ein ganzes ſchönes Haus mit Hofraum und Garten wird man an keinem großen Orte für funfzig Thaler haben können. Und ſo war nach Proportion alles übrige. Ich hätte mit vierhundert Thalern eine Familie unterhalten wollen.

Aber das allerkläglichſte war die Univerſität. Der gute und weiſe Joſeph Emmerich that zwar eben damals alles, was ihm möglich war, um ſie in Aufnahme zu bringen. Aber die katholiſche Kabale und — der Mangel an einem dauerhaften Fond legten ihm unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg.

Freilich wäre Erfurt gerade der Ort, in welchem eine der blühendſten Univerſitäten entſtehen könte. Wie bequem iſt ſeine Lage, ſo faſt mitten in Deutſchland, wo alles Fuhr- und Poſtweſen ſich gleichſam durchkreuzt. Wie erwünſcht wäre die Miſchung von Proteſtanten und Katholiken, um junge Männer von allen Religionspartheien dahin zu ziehen, und von da aus Toleranz zu verbreiten. Wie angemeſſen die Geraumigkeit des Orts, die Menge Gärten in der Stadt, die Wolfeilheit der Wohnungen und der Lebensmittel!

Aber es kan aus Erfurt nichts werden, weil kein Kurfürſt freye Hände hat, die biſherige Verfaſſung zu verändern, und die alten Herren nie eine Veränderung belieben werden. Die ſogenanten profeſſores antiquae fundationis ſind alle gewiſſermaßen unabhängig. Ihr Beſoldungsetat, ihre Stellen, ihre Zahl, ihre akademiſchen Verhältniſſe, alles muß bleiben wie es iſt, und wenn es noch ſo albern wäre. Der Kurfürſt kan nichts als neue Profeſſoren machen (novae fundationis) und aus ſeiner Kaſſe beſolden, aber er kan ſie nicht der Univerſität einverleiben.

Ich ward ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, aber ich führte blos den Namen, wie Wieland, Riedel, Meuſel, Herel u. a. aber wir gehörten nicht zur philoſophiſchen Fakultät, wir wurden zu keinen Verſamlungen der Fakultät eingeladen, wir hatten nichts bei Promotionen zu thun, kurz, wir waren Profeſſoren auſſer der Univerſität, und lebten im Grunde als Privatdocenten.

Als ich nach Erfurt gekommen war, führte mich Herr Riedel auf den Rathskeller, um mir ein öffentliches Haus zu zeigen, wo man Geſellſchaft finden könte. Wir traten in ein ſchmuziges Zimmer, und ſahen, bei einer hölzernen Bierkanne, einige Leute mit großen meerſchaumnen Köpfen ſizen und dampfen, welche ich für Philiſter hielt: denn ihr Anzug, ihre Phyſionomie, ihre Attitüde, ihr Ton, alles war ſo kras ärſch, wie die Pufbohnen des Orts. Und ſiehe, es waren Profeſſores. Ich wil ſagen, wie das zuging.

Die philoſophiſche Fakultät in Erfurt beſteht aus drei Kollegien: dem Collegio Saxonico, portae coeli und einem dritten, deſſen Namen ich vergeſſen habe.*) Jedes Kollegium beſteht aus drei Profeſſoren, deren jeder ohngefähr 60, 70 höchſtens 80 Thaler Einnahme hat, aber dabei alle bürgerliche Freiheiten und Immunitäten genießt, ſo daß er abgabenfrey, alle bürgerliche Gewerbe treiben kan. Dieſe Profeſſoren wählen unter ſich ſelbſt einen neuen, wenn einer abgeht, ohne daß ſich der Kurfürſt darum zu bekümmern hat. Da meldet ſich denn zuweilen ein alter Erfurter, welchem es um die bürgerlichen Freiheiten und einen honorigen Titel zu thun iſt, er ſey Bierbrauer, Weinſchenke, oder des etwas und zahlt den alten Herrn zwei auch dreihundert Thaler für die Wahl, und — wird Profeſſor. So erklärte mirs Riedel.

---

*) Amplonianum

Man wird begreifen, daß bei dieſer Verfaſſung, wo auch nicht einmal eine proteſtantiſche theologiſche Fakultät, ſondern nur Profeſſoren der augſpurgiſchen Konfeſſion, ohne Siz und Stimme in dem Concilio profeſſorum, geduldet werden, kein Kurfürſt im Stande iſt, große Männer dahin zu ziehen und durch ſie die Akademie in Aufnahme zu bringen. — Zu meiner Zeit belief ſich die Zahl der Studenten in allem kaum auf funfzig: und darunter waren gewiß zwanzig, die Wielands Name hingezogen hatte.

Ich kam 1768 nach Erfurt, und ſchon 1770 waren alle neue Profeſſoren wieder fort, und alle Einrichtungen zerſtört, die Joſeph Emmerich gemacht hatte. Und in dieſen wenigen Jahren hatte unſer Quaſikurator der Reg. Rath Genau mit ſo viel Kabalen und Intrigen zu kämpfen, welche die

Feinde neuer Einrichtungen anzebdelten, daß er ſein Leben durch Aergerniß wenigſtens um zehn Jahre verkürzte.

Die neuen Profeſſoren machten damals eine ordentliche Parthei aus, welche mit dem aufgeklärten Kurfürſten, dem würdigen v. Groſſchlag und Benzel in Mainz, dem Stadthalter v. Breitenbach, und einigen Räthen in Erfurt nebſt der ganzen jungen Brut heller Köpfe (Iſenbiehl, Molitor ꝛc.) welche durch das Licht des Hofes mit angezündet wurden — der Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgungsſucht waren. Und es war merkwürdig, daß an einem Tage der anſehnlichſte Theil der Parthei an reichen Tafeln ſchmaußte, und krank wurde, und einige — darunter der Kurfürſt und der Stadthalter waren, gleich hinter einander ſtarben. — Freilich hatte Emmerich zu viel proteſtantiſche Aufklärung: wie konte er dem Schikſale entgehen, das allen Ganganelli's beſchieden iſt?

Aber wenn auch wir alle geblieben und Emmerichs Anſtalten von Dauer geweſen wären, ſo hätte doch die Univerſität ſich nie zu einiger Blüthe erhoben. Denn man hatte uns gewählt, wie die meiſten Regenten und Kuratoren wählen d. h. nach den Eingebungen der Frau Fama und der großen Zeitungspoſaune. Das iſt der erbärmliche Masſtab, nach welchem unſre Miniſters ihre großen Männer meſſen, denen ſie die beſten Penſionen geben, und die der Univerſität oft ſo viel nüzzen, als die fünfte Seite der Violine. — Ich wil mich mit meinen damaligen Herrn Kollegen die Muſterung paſſiren laſſen.

Drittes Kapitel.

Ein Stük aus dem Almanach.

Herr Riedeln hab' ich ſchon gezeichnet. Als Gelehrter konte er gar nicht nüzzen, denn er war ein bloßer ſo genanter ſchöner Geiſt. Keine einzige Wiſſenſchaft, ſelbſt Philoſophie hatte er nicht gründlich und ſyſtematiſch ſtudiret. Er war ein Genie, und was er als Genie bei der flüchtigſten Thätigkeit leiſten konte, das leiſtete er. Er las daher wenig Kollegia, und auch dieſe, weil er gar keine Stätigkeit hatte, ſo unordentlich als möglich.

Herr Meuſel war, wie ich, noch Jüngling. Ein vortrefliches Herz, ein edler Karakter, eine geſezte Aufführung machte ihn mir und allen, die ihn kanten, liebenswürdig: aber, ſelbſt im Fache der Geſchichte noch lange der Mann nicht, der er jezt iſt, hatte er noch nie ſich im Vortrage geübt, und konte alſo als Docent noch keine große Figur machen.

Herr Herel war gar nicht gekommen, um den Profeſſor zu ſpielen. Er war ein Jüngling von großem Genie und faſt unglaublicher Beleſenheit in den Schriften der Römer und Griechen (wir ſchrieben oft Stellen, aus den obſkurſten griechiſchen Schriftſtellern ab und ſchikten ſie ihm zu, um ihn zu verſuchen, und er ſchikte augenbliklich die Stelle zurük, mit beigeſchriebnen Namen des Autors und der Zahl des Buchs oder Kapitels, wo ſie ſtand) der nur ſich allein zu leben beſchloſſen hatte. Sein Vater, ein Nürnberger Rathsverwandter beſaß ein Vermögen von 80000 Thalern und, bei dieſem Vermögen, wolte der Sohn ſich unabhängig machen. Er zog alſo blos nach Erfurt, und nahm eine Profeſſur an, um mit Ehren zu privatiſiren. Sein Karakter war edel und freundſchaftlich, aber ſein Herz war ſo an das Geld gefeſſelt, daß er zitterte, wenn er einen Groſchen ausgeben ſolte. Bei gefüllter Börſe ging er mit einem durchlöcherten Hute, und oft ſahe man die Rockärmel in gleichem Zuſtande. Das Frauenzimmer flohe er und, wenn ihm eine Dame auf der Gaſſe begegnete, hielt er den Chapeau bis vors Geſicht, um ſie nicht zu ſehen. Die Siegel ſamlete er von Briefen, und erweichte ſie hernach an Feuer, um ſich eine Stange daraus zu drehen und kein Siegellak kaufen zu dürfen. Er hat, ſo viel ich weiß, nie Kollegien geleſen.

Herr Wieland war ohnſtreitig die wichtigſte Akquiſition für Erfurt, wenn man auf die eigentliche Größe des Mannes Rükſicht nimt. Aber wenn man den großen Mann von dem akademiſchen Docenten abſtrahirt und die Akquiſition darnach mißt, wie viel der Mann auf dem Katheder leiſten konte; ſo ſtand der erſte Dichter der Nation am unrechten Orte, und diente der Univerſität blos zum Staate. — Ich bitte beiläufig die Leſer ſich des vorigen Kapitels zu erinnern und es zu denken, wie ſich der verekunde Wieland im Bollmannſchen Hauſe ausnehmen mußte. — Er und Herr Meuſel waren auch da die ſeltenſten Gäſte.

Ich — war ebenfals noch Jüngling — in Kentniſſen, Erfahrung, und Uebung. Mein lebhafter Geiſt und eine Maſſe vereinzelter Ideen, Urtheile, Gedankenreihen, nebſt einem kleinen bischen griechſchen und orientaliſchen Wörterkrams, war mein ganzer Reichthum. Noch hatte ſich in mir kein Syſtem in irgend einer Wiſſenſchaft gebildet, und durch eigne Verarbeitung feſtgeſezt. Noch war ich in der Geſchichte ſeicht, in der Philoſophie unvolſtändig, und in der Exegeſe ein Nachbeter des Grotius, Klerikus und einiger ähnlicher Männer, die mir in Leipzig mit auf die Spur geholfen hatten. —

Was konte die Univerſität von fünf ſolchen neuen Profeſſoren für Vortheile ziehen? Wenn Joſeph Emmerich ein Seminarium von jungen Profeſſoren hätte machen wollen, da hätte er gut gewählt gehabt. Wenn er aber, durch uns, Studirende herbei ziehen und die Akademie in Flor bringen wolte, da hatte er ſich gewaltig verrechnet. — Freilich mochte er auch auf die alten Herren mit Rükſicht genommen haben, aber auch unter dieſen war keiner, der ſich mit Ehren laut machen konte. Ich wil die erträglichſten nur nennen: denn viele laſen gar keine Kollegien, ſondern lebten bei Bier und Tobak ſo im Verborgnen, daß ich ſie nie habe kennen lernen.

Unter den Philoſophen that ſich ein Diſkantiſt hervor, Namens Heſſe, deſſen größtes Talent die Beſcheidenheit war. Er unterſtand ſich nie, von irgend einer Wiſſenſchaft zu ſprechen. Blos den Namen der Mathematik wagte er bisweilen zu nennen, wenn er ſein Fach uns zu verſtehen geben wolte. Aber wir wußtens auch alle, warum er ſo beſcheiden war. Uebrigens hatte er ein großes Vermögen, liebte die Geſelſchaft, und that ſich mit ſeinem Weibe gütlich.

Neben ihm muß ich des Kontraſts wegen den Bürgermeiſter Hadlich ſtellen, welcher bei der trübſeligſten Ignoranz, der gröſte Schwäzzer war, bei dem man nicht zum Worte kommen konte. Weil er als Profeſſor keine Dienſte zu leiſten im Stande war, ſo ſuchte er ſich durch Projekte, wenigſtens in Erfurts Ringmauern berühmt zu machen. Eines ſeiner wichtigſten war, von ſeinem Torfe, den er zuerſt gegraben haben wolte, erſt Papier, hernach auch ſogar Patrontaſchen zu machen. Davon, wie er keklich verſicherte, ſchon allein nach Portugall 40000 Stük beſtelt wären. Immer fehlte es nur an einer Kleinigkeit, die große Erfindung zu realiſiren.

Unter den Schotten-Mönchen gabs auch einige Profeſſoren der Philoſophie, darunter ein Mann (wo ich nicht irre, ~~le~~ Granz) von vortreflichem Karakter und guten mathematiſchen Kentniſſen war.

Von den Aerzten kam mir keiner zur nahen Beantlizzung, auſſer einem gewiſſen Nönne, deſſen Gelehrſamkeit ſehr mager war, der aber in Abſicht auf Intrigen ſeinen Mann ſtelte. — Zwei Brüder Rumpel ſind jezt Männer von Werth, aber damals fiengen ſie erſt an, emporzukeimen.

Ueber die Juriſten kan ich nicht viel ſagen. Scherch war Invalid und Henne konte vor vielem Fett nicht viel Eier legen. Iſt alſo hier nichts zu recenſiren.

Die armſeligſten waren die Profeſſoren der A. Konfeſſion. Sie hatten alle Predigerſtellen, weil mit der Profeſſur gar keine oder doch nur etwa funfzig Thaler Beſoldung verbunden war.

[illegible]

Der Senior ~~[illegible]~~ ſuchte die ganze theologiſche Gelehrſamkeit in der Veränderung der hebräiſchen Punkte. Dieſe Metaphyſik hatte er ſo horiebel ſtudiret, daß er alles andere dabei vergeſſen und ſich wirklich in die Einbildung geſezt hatte, daß dies Studium die Centralwiſſenſchaft des Theologen ausmache. Als ich bei ihm mit meinem Vater einſt einen Beſuch ablegte, wars ſeine erſte Anrede, daß er mir als einem jungen Manne zur Prüfung ein hebräiſches Wort vorlegte, welches ein Kateph Patach enthielt, und mir dies Kateph-Patach als Räthſel aufgab, wie es hieher komme? Und da ich es nicht zu wiſſen und ſo gar nichts zu achten verſicherte, zukte er mitleidig die Achſeln, und ſagte hernach meinem Vater im Vertrauen, daß es mir noch ſehr fehle.

Auf ihn folgte, der Rangordnung nach, Herr Schmitt, welcher mein heftigſter Antagoniſt wurde, wie ich unten berichten werde. Er las Dogmatik nach dem Beier, wie ſein Gedächtniß auf Univerſitäten ſie ehemals gefaßt und behalten hatte. Weiter vermochte er nichts. Aber tükkiſch und beiſſig war er, und paßte, wie Franzo in Halle, auf alle Worte und Säzze, die ſich in Erfurt als Kontrebande Waren zum Nachtheil der privilegirten Orthodoxie einſchleichen wolten.

Ein eben ſo eifriger Zelot, doch mit etwas mehr Verſtand ausgeſtattet, war Herr Vogel, welcher nach Starkens Synopſis exegetiſche Kollegia las und — mich im Bunde mit Schmitt verkezzern half.

Der einzige lobenswerthe unter allen war Herr Schellenberger. Sein Karakter war edel und ſeine Theologie liberal. Aber er lebte im Stillen, ließ ſich ſeine beſſern Einſichten nicht merken, rieth überal zum Frieden, und verabſcheute im Herzen die Klopfechtereien ſeiner Kollegen. Ich habe unerwartet helle Einſichten bei ihm gefunden. Er wäre mein liebſter Umgang geweſen, wenn ich ihn nicht hätte mit vielen Beſuchen verſchonen müſſen, um ihn nicht bei der Gemeine durch mich in Verdacht zu bringen. Er liebte und ſchäzte mich, wie ich ihn. Aber unſere Freundſchaft durfte nicht laut werden — aus Furcht vor den Juden, wies dort heißt.

Viertes Kapitel.

Mein häusliches Leben.

Sehr bald ward ich das tägliche Schmauſen im Bollmanſchen Hauſe überdrüſſig, und immer mehr fühlte ich, bei einſamen Nachdenken über mich ſelbſt, das unwürdige der Lebensart, in welche ich da gerathen war. Aber ich hatte einmal, da ich zu der obgedachten Parthei der Aufgeklärten mich halten mußte, keinen andern Zirkel, in dem ich die unentbehrlichen Erhohlungen des geſelligen Lebens hätte genießen können. Und ſo vermochte ich zu meinem Beſten nichts zu thun, als ihn ſeltner zu beſuchen.

Ich fing an, fleißig zu ſtudiren und machte immerdar Philologie zu meinem Hauptfache. Dabei blieb aber leider die Philoſophie oder das eigne ſcharfe Nachdenken über Grund und Ungrund der Reſultate meiner Dogmatik und Exegeſe auf der Seite liegen. Nur im vorbeigehen regte ſich zuweilen die Vernunft und entdekte, mit flüchtigen Blikke ſchielende Beweiſe, falſche Schlüſſe und Inkonſequenzen der Theologie. Aber es kam zu keiner fortgeſezten und ſcharfen Prüfung meines Syſtems. Ich bearbeitete damals mein altes und neues Teſtament ſo, daß ich über alle Bücher nach und nach exegetiſche Vorleſungen halten konte, und fing an, blos aus den Quellen der alten griechſchen und morgenländiſchen Ueberſezzungen der Bibel und der gleichzeitigen Schriftſteller, dem Joſephus und Philo, zu ſchöpfen, und den Weg einer richtigen grammatiſchen Erklärung einzuſchlagen, auf welchem mir in der Folge zuerſt die Augen geöfnet wurden, mit denen ich durch Philoſophie und Kirchengeſchichte weit früher hätte ſehen lernen.

An den langſamen Fortſchritten meiner Kentniſſe hatte vornehmlich meine Armuth ſchuld. Dieſe verurſachte theils, daß ich mir keine Bücher anſchaffen und mit der neuſten Litteratur mich nicht in Bekantſchaft ſezzen konte, theils diſtrahirte ſie mich durch allerlei Projekte, auf die ich verfallen mußte, um den Mangel einer ordentlichen Beſoldung zu erſezzen. Dazu kam, daß ich nicht gewohnt war, mich auf die äuſſerſten Bedürfniſſe einzuſchränken, ſondern mich unglüklich fühlte, wenn ich in Wohnung, Kleidung, Koſt, Geſelſchaften u. ſ. w. nicht meinem Stande gemäß, d. h. gleich andern meines Standes, zu leben vermochte. Und dieſe meine ökonomiſche Lage hat zu allen Zeiten mich zurükgeſezt. Sie ward die Urſache ſo wohl meiner alzufrühen und alzuhäufigen Schriftſtellerei, als auch ſo mancher andern zeitverderblichen und auf Erwerb abzielenden Unternehmungen.

Eine derſelben, die mich in Erfurt bethörte, war, daß ich beſchloß, Tiſchgänger anzunehmen, in Hofnung, dadurch meinen Tiſch wenigſtens frei zu haben. Ich war, obgleich unverheirathet, zu dieſer Unternehmung völlig geſchikt, und es fehlte mir blos die Kleinigkeit — einer richtigen Berechnung.

Meine erſten Tiſchgenoſſen wurden Herr Meuſel, Herel und verſchiedene junge Leute, welche ſämtlich geſtehen mußten, daß man bei mir für ſein Geld herlich bewirthet wurde. Denn ich war ſelbſt ein volkomner Koch. Von Jugend auf war es mir eigen, überal, (wo ich Gelegenheit hatte, etwas zu ſehen,) ſtundenlang zu ſtehn und zu beobachten. Und ich kan ſagen, daß ich nicht blos in der Oekonomie, ſondern in allen Handwerks und Kunſtſachen, mir Kentniſſe geſamlet habe, die mich in den Stand ſezzen, nicht nur von den meiſten Dingen dieſer Art richtig zu urtheilen, — was für Materialien dazu gehören, wie ſie verarbeitet, wie die Werkzeuge gebraucht, welche Handgriffe erfodert, wie ſie berechnet werden u. ſ. w. ſondern auch ſelbſt Hand anzulegen und mit Geſchik ſie zu bearbeiten. So war ich auch Koch. Ehe meine Kollegia angingen, gab ich meiner Köchin heraus, ordnete an, wie und wenn alles beigeſezt, ob es bei gelindem oder ſtarkem Feuer gekocht werden ſolte u. d. und wenn ſie um eilf Uhr beendiget waren, legte ich eine Schürze an, und machte die Hauptſachen, die Schmelzung der Gemüſe, die Zubereitung der Soſen u. ſ. w. ſelbſt, um alles recht ſchmackhaft zu haben. — Freilich waren alle drei Gerichte jedesmal ſehr delikat, aber ich hatte auch am Ende des Jahres 250 Thaler Schulden.

Meine Tiſchgänger hatten die Erlaubniß, zuweilen einen Gaſt mitzubringen. Einſt hörten wir von einem Pfarrer, welcher des Sonnabends, wenn Markt war, mit ſeiner Magd zur Stadt zog, und eine Heerde Truthüner mit einer Gerte vor ſich her trieb, und auf dem Markte verkaufen half. Man ſagte dabei, daß er ein filzigter Schmarozer ſey, der, wenn er die Ware verkauft hatte, in den Häuſern, wo er bekant war, herumſchlich, und ſich bemühete, zu Gaſte gebeten zu werden. Wir beredeten uns, den Menſchen einzuladen, und unſere Kurzweil mit ihm zu treiben. Der Pfarrer nahm unſere Invite an. Wir füllten einige Karabinchen mit Wein, den wir mit ſtarken Brantewein vermiſchten. Wir beredeten uns, einander neue Titel zu geben, ſo daß der eine als

Kirchenrath, der andere als Hofrath, der dritte als Domherr, u. d. ihm vorgeſtelt wurde. Und unſere Geſpräche ſolten Religionsdiſpüte ſeyn, bei denen einer den Freigeiſt ſpielen, und den ehrlichen Paſtor in Verlegenheit ſezzen ſolte, um den Anfang zu denjenigen Narrheiten zu machen, deren Vollendung wir von dem verfälſchten Weine erwarteten. Aber der Pfarrer war witziger, als wir. Er muſterte gleich ſehr bedächtig die Menge der jungen Geſichter, und nahm ein geſeztes Weſen an. Er aß, was das Zeug halten wolte, und lachte in ſeinem Herzen, daß wir ihn ſo gut fütterten, ohne unſern Zwek zu erreichen. Wir tranken ihm zu, und er leerte alle ſeine Karabinchen, ohne trunken zu werden. Einige der Geſelſchaft wurden es, und begannen ihn ziemlich grob zu attakiren, und er bezahlte ſie mit gleicher Münze. Kurz, der Mann nahm ſich bei allem, was wir thaten, ihn zu hänſeln, ſo, daß wir nichts ausrichten konten. — Nach der Mahlzeit empfahl er ſich, freute ſich ſeiner vollen Ladung, die ihm ſo wolfeil zugefloſſen war, und — da ich ihn bis an die Treppe geleitete, gab er mir noch die Pille zu verſchluken: „Mein Herr Kirchenrath, ich danke Ihnen für das

„viele Gute, und bedaure nur, daß ich Sie heute „in einer ſolchen Geſellſchaft habe kennen lernen: „man ſagt ſonſt im Sprichwort: noſcitur ex ſocio. „Ich empfehle mich.“ Und damit ſchob der Fuchs die Treppe hinab, und wir — bedauerten es, daß wir Eſſen und Wein umſonſt verwendet hatten.

Solche Schnurren waren der haut gout von Erfurth. Unſer lieber Stadthalter, ein Herr von recht gutem Herzen und menſchenfreundlichem Karakter, liebte es ſehr, wenn ſeine Gäſte bei ihm bis zum Luſtigwerden pokulirten, und alsdann aufeinander Attake machten. Er hat täglich Geſellſchaft, und wenigſtens einmal wöchentlich uns Profeſſoren.

Ich war in Leipzig des Weins nicht gewöhnt worden, weil in Sachſen die liebe Acciſe den Unterthanen Mäßigkeit lehrt, und nahm mich alſo außerordentlich in Acht, und am ſorgfältigſten bei dem Stadthalter: und ich kann ſagen, daß es niemanden gelungen iſt, mich berauſcht zu ſehen, auſſer dem Stadthalter, der mir ein einzigesmal, und zwar das erſtemal in meinem Leben, des rheiniſchen Nektars mit ſeinen Liebkoſungen zu viel beibrachte.

Bei der Mahlzeit waren die neuen Profeſſoren nebſt einigen Schotten, und dem Kammerrath Franz Matthees, einem Schafskopfe vom erſten Range. Die Geſelſchaft ward vorzüglich luſtig. Und die Attaken wurden ſo lebhaft, daß der Herr v. Breitenbach vor Lachen Thränen vergoß. Unter andern (um ein Beiſpiel des Geſchmaks zu geben, in welchem geſcherzt wurde) fragte der Pater Erhard den Herrn Franz Matthèes, ob er Familie habe? Die Antwort war, drei Kinder. O fuhr der Pater fort, ſie werden mit der Zeit zehne haben. Wie ſo? fragte der Kammerrath, erſchroken. Ei, wiſſen Sie das Sprichwort nicht, entgegneten Sr. Hochwürden, ein Narr macht ihrer zehne? — Solche derbe Späßchen wurden ſtark applaudirt, und durch ſie die Pokale in ihrem Gange beſchleunigt. Nach der Mahlzeit ward fortgetrunken. Und gerade heute waren Se. Hochwürden Gnaden ſo aufgeräumt, ſo freundlich, daß man ihnen nichts abſchlagen konte. Es kam eine Geſundheit nach der andern. Endlich zeigte ſich die mahlenswürdigſte Scene.

Zehn hochgelahrte Männer, die alle, in verſchiedenem Grade, volle Ladung hatten, verloren ſich almählig aus der Mitte des Zimmers, wo ſie um den freundlichen Wirth einen Kreis geſchloſſen hatten, um ihn durch ihren Wiz zu amuſiren, und ſein Zwergfel der Verdauung halber zu erſchüttern, und gleiteten, einer nach dem andern, an die Wände. Und bald ſtunden ſämtliche Herren feſt angelehnt, in verſchiednen burleſken Stellungen, jeder mit dem Pokale in der Hand, der Stadthalter in der Mitten, und ſein Kammerdiener mit der Flaſche in ſtätem Zirkelgange, um die Gläſer vol zu halten, die keiner mehr in Abſicht auf Maas und Gewicht zu berechnen vermochte. — Se. Hochwürden Gnaden allein, als viel vermögender Domherr, blieben ihrer mächtig, und hatten das Vergnügen, herzlich zu lachen, da wir endlich, jeder mit verwechſelten Stöken und Hüten ihn verließen, und an den Wänden den Weg nach Hauſe ſuchten.

Herr Riedel war überall die Hauptperſon unter den Luſtigmachern: aber bald fing er an, es zu vermeiden, mit mir in Geſelſchaft zu ſeyn.

Denn er ward von der Applaudirſucht gequält, bei welcher ich ſehr zeitig anfing, ihm nachtheilig zu werden. Schon gewohnt, bei allen ſeinen Einfällen bewundert, und beklatſcht zu werden, konte er es durchaus nicht leiden, wenn ein anderer auch nur ein einzigesmal einen Schein von Ueberlegenheit zeigte. Sein Wiz war in ſeinen Augen der volkommenſte. Und er belachte ihn allemal vorher ſelbſt, ehe er ihn herausſagte. Da ich nun bald anfing, des Spiels kundig zu werden, und die Mutter Natur durch den zunehmenden Muth unterſtüzt wurde, fügte ſichs ſehr oft, daß Riedel den tödtenden Schmerz empfinden mußte, daß ſein Wiz unbelacht blieb, und meine Replik die ganze Geſelſchaft erſchütterte. Dis bewog ihn, anfangs mich jedesmal zu beſuchen, wenn wir zuſammen wohin eingeladen waren, und ſich, unter dem Vorwande, er ſey heute nicht diſponirt, meine Attaken zu verbitten, und hernach, meiner Geſelſchaft, wenn er konte, ganz auszuweichen.

Der Reg. Rath Genau, merkte nicht blos dieſes M ebenehmen, ſondern ſahe auch, daß unter allen alten und neuen Profeſſoren, und den übrigen Honoratioren des Orts Kabale und Abſonderung immer mehr überhand nahm, und bekam daher den Einfal, eine große Aſſemblee zu ſtiften, auf welcher alle Perſonen von Stande, mit ihren Damen wöchentlich zuſammen kamen, und für vier Groſchen des Abends ſpeiſen konten. Gute Ordnung und Frugalität machten die Sache beifalswerth. Indeſſen brachte dieſe Unternehmung, welche Herſtellung der Harmonie, und der Geſelligkeit erzielte, mich in neue Bekantſchaften und erweiterte, zum Nachtheil meines Fleiſſes, den Zirkel meines geſelſchaftlichen Lebens.

Ich fieng an, am Spiele Vergnügen zu finden, und dies brachte mich manche Woche um zwei auch wol drei Nachmittage. Man ſpielte gern mit mir, weil ich gut ſpielte, und meine Jovialität, auch beim größten Verluſte, behauptete. Am liebſten wählte mich auf den Aſſembleen Herr Genau, mit dem langen Dechant (wie man ihn nannte — den wahren Namen habe ich vergeſſen) zu ſeiner L'hombre-Partie, weil er gerade einen ſo ruhigen und gelaſſenen Spieler nöthig hatte. Denn er ſelbſt, ſonſt der edeldenkendſte und räſonnabelſte

Mann, war im Spiel ſo kriklich und heftig, daß nur wenige es bei ihm aushalten konnten. Einmal verlor er, durch meine Kunſt, ein Spiel, das er für unüberwindlich gehalten hatte. Das erhizte ihn ſo, daß er erboßt aufſchrie: es ärgert mich nur, daß der verfluchte Lateiner mich immer überliſtet: und warf die Karten dermaßen auf den Tiſch, daß Karten und Leuchter zur Erde ſtürzten, und die ganze Aſſemblee alarmirt wurde. — Ich gewann dabei freilich immer Geld, denn ich ſpielte glüklich [illegible], aber meine Zeit war ein ungleich gröſſerer Gegenverluſt! — Doch iſt nie ein Spiel mir leidenſchaftlich geworden.

Fünftes Kapitel.

Verfolgungen.

Fünf Monat hatte ich in Erfurt, ohne mir bekant gewordne Feinde, und folglich harmlos verlebt. Denn ſo weit ich in die verfloßne Zeit meines Lebens zurükdenken kan; ſo waren Feinde das einzige, was meinen Hang zur Fröhligkeit ſtören, und meine heiterſten Stunden durch Augenblike des folternſten Schmerzes unterbrechen konte. Ueber alles andere eilte mein Nachdenken flüchtig hinweg, und es waren höchſtens düſtere (nie qualvolle) Viertelſtunden, wo Sorgen der Nahrung in mir aufſtiegen, oder wo der Anblik eines boshaften Aufſazzes in öffentlichen Blättern Kränkung meiner Ehre mich fühlen ließ.

Aber Feinde — welche in meinem Wirkungskreiſe ſich hervorthaten, und heimliche Kabalen zu meinem Verderben ſchmiedeten, zumal wenn ſie bei Hofe Eingang fanden, konten meine Ruhe wirklich erſchüttern, und mich in gewiſſen Augenblikken, wo meine Phantaſie von Vorſtellungen fürchterlicher Möglichkeiten überfloß, und meine Unterliegung träumte, auf das entſezlichſte martern.

Und durch ſolche Leiden fing die Vorſehung jezt wieder an, meine alzugroße Fröhligkeit zu mäßigen, und mir einen Pfahl ins Fleiſch zu geben, der Uebermuth verhüten, und den übermäſiſenden Strohm der Luſtigkeit in ſeine Ufer zurükbringen mußte.

Ich hatte zu Michael kaum meine akademiſchen Vorleſungen angefangen, unter denen eine Anweiſung zum theologiſchen Studium war, als ſchon die Wächter des Erfurthiſchen Zions, Gott weiß warum? Kezzereien argwöhnten und zu erkundſchaften ſuchten. War's, daß ſie mich als guten Kopf für unfähig zu einer ausnahmloſen Rechtglaubigkeit hielten, oder war's die Sucht, jeden Fremden, der an einem Orte Brod und Beifal ſucht, zu verdrängen, oder war's die algemeine theologiſche Peſt, welche in einem immerwährenden Durſte nach Zänkerei beſteht — genug, die Herren Theologen in Erfurt ſchikten, alſobald Spione in mein Auditorium, welche mir nachſchreiben, und die Hefte an ein hochwürdiges Miniſterium abliefern mußten.

Schon den vierten Tag hatte ich Nachricht davon, und bald ward es algemeines Stadtgeſpräch, daß das Miniſterium den Profeſſor Bahrdt beim Kurfürſten anklagen würde, daß er die jungen Leute zu Irthümern verführe. Ich gerieth in ein deſto größeres Erſtaunen darüber, je weniger ich mir auf der einen Seite einer Kezzerei bewußt war, da nach meines Vaters Dogmatik, nur hartnäkkige Läugnung und Beſtreitung der Grundwahrheiten (art. ſid. fundamentalium) Kezzerei hieß — und auf der andern Seite mir kein erdenklicher Grund in meinem bisherigen Betragen gegen die Herren Theologen zu liegen ſchien, der dieſes tükkiſche Verfahren hätte erzeugen können.

Herr Riedel zwar machte mir Muth, und wezte das Schwerdt ſeiner Zunge gegen meine Feinde. Und auch Herr Genau ſchien über die theologiſche Befehdung zu Hohnlachen. Aber alle andere Leute ſahen die Sache für ernſthaft an, und weiſſagten mir ſchon Inquiſition und Abſezzung.

In den Heften, welche von ein paar unwiſſenden und verroſteten Kandidaten mir waren nachgeſchrieben worden, fand ſich ein ſolches Gemiſch von wahren, halbwahren, und ganz falſchen Säzzen, die ich vorgetragen haben ſolte, daß es einem vernünftigen Manne hätte grauen mögen, daraus ein ſtatthaftes Urtheil über meine Rechtglaubigkeit zu fällen.

Eigentliche Dogmatik hatte ich auch nicht vorgetragen (denn theologiſche Kollegia durfte ich als philoſophiſcher Profeſſor nicht leſen) ſondern es waren blos Urtheile, theils über den Werth und die Wichtigkeit einzelner Lehrſäzze, theils Aeuſerungen über Bibel, ſymboliſche Bücher u. d. So hatte ich z. B. geſagt, daß manche Theologen die Lehre von der Erbſünde übertrieben, und das natürliche Verderben des Menſchen zu groß vorſtellen — daß die Lehre von der Gemeinſchaft der göttlichen Eigenſchaften unter den beiden Naturen in Chriſto nicht zu den Grundwahrheiten der Religion gehöre — daß die ſymboliſchen Bücher, wegen ihrer Weitläuftigkeit, und mancherlei Fehler, keine bequeme Norm des Glaubens zu ſeyn ſchienen ꝛc. Und dieſe wenigen und unbedeutenden Behauptungen hatten die Nachſchreibenden ſo entſtellt und vornehmlich in ſo verhunzte Ausdrükke gekleidet; daß die Herren Schmitt und Vogel, als die beiden Hauptinquiſitoren, reichen Stof zu haben meinten, mich als einen unbeſonnenen und zugleich höchſt gefährlichen Menſchen zu ſchildern, und gegen meine Docentenrechte zu proteſtiren.

Die Vorſtellung des Miniſteriums gelangte endlich vor die Kurfürſtliche Regierung, und es wurde beſchloſſen, mich darüber zu vernehmen. Aber dies war den Hochwürdigen Herren ungelegen. Denn ſie ſahen vorher, daß, wenn ich zu einer ſchriftlichen Vertheidigung gelaſſen würde, ich mich leicht aus der Schlinge ziehen, und ihren Wunſch, mich zu verdrängen, vereiteln würde. Sie griffen alſo den Richtern vor, und ſchikten ihre bei Kurfürſtlicher Regierung eingereichte Kezzerklage an die theologiſchen Fakultäten nach Wittenberg und Göttingen, und verlangten Responſa, durch welche ſie alle meine Ausflüchte zu Boden zu ſchlagen, und mich als einen ſchon Verurtheilten beim Kurfürſten aufzuſtellen hoften.

Jezt ward die Sache ernſthafter, und ſelbſt Herr Genau gab zu erkennen, daß ihm dieſer Streich Unruhe mache, weil er nicht wußte, wie der Kurfürſt es aufnehmen würde, wenn ich von zwei Fakultäten verurtheilt werden ſolte. Kein

Wunder alſo, daß ich jezt manche Viertelſtunde den Kopf in den Arm legte, und von Grillen geängſtet wurde. Zwar verlor ich die Heiterkeit des Geiſtes bei meinem Studiren ſo wenig als meine geſellſchaftlichen Freuden, aber beide wurden doch häufiger als ſonſt unterbrochen, und von nagendem Kummer gemindert.

Das Wittenberger Reſponſum kam zuerſt an, und war in einem Tone geſchrieben, wie es die ſchafsköpfigſten Orthodoxen nur ſchreiben konten. Es enthielt die fadeſten Lobſprüche, welche der Wachſamkeit und dem gottſeligen Eifer meiner Gegner gemacht wurden. Es billigte die ganze Klage in allen ihren Theilen, und unterſtüzte dieſelbe mit noch mehrern, ob ſchon recht himmelſchreiend elenden Gründen. Es fälte endlich das Urtheil, daß ich für keinen rechtſchafnen Lehrer der Kirche angeſehn, und auf dem Katheder geduldet werden könte, ſo lange ich meine groben Irthümer nicht erkennen, und durch öffentlichen Wiederruf das gegebne Aergerniß aufheben würde.

Etwas glimpflicher, behutſamer und toleranter war das Reſponſum der Herren Göttinger. Es dekomplimentirte zwar ebenfals das Erfurthiſche Miniſterium mit vieler Artigkeit, und misbilligte höchlich eine Menge der mir ſchuldgegebnen Aeuſerungen: aber es entſchuldigte doch auch einige meiner Behauptungen und erklärte mich für fähig, tolerirt zu werden. Uebrigens lief doch die Hauptſache auch hier darauf hinaus, daß man mich zur Rükkehr von meinen irrigen Gedanken ernſtlich ermahnen und nicht zugeben ſolle, daß ich fernerhin die Jugend zu Jrthümern verleitete.

So bald beide Reſponſa bei der Regierung übergeben waren, erſchol das allgemeine Gerücht; daß meine Abſezzung unvermeidlich ſei. Der Pöbel betrachtete mich als einen Verworfnen. Meine Freunde bedaurten mich, und ſtießen ohnmächtige Schmähungen gegen die verfolgungsſüchtigen Pfaffen aus. Und ich — ergab mich in mein Schikſal, und fühlte die erſten Regungen des Haſſes gegen Prieſter und Prieſterreligion, der in der Folge immer feſter einwurzelte, und endlich das unzerſtörbare Triebwerk meines ganzen thätigen Lebens geworden iſt.

Nach vieler Mühe bekam ich die beiden Reſponſa in meine Hände, und ſezte eine weitläuftige Vertheidigung dagegen auf, bei welcher ich mir alle mögliche Gewalt anthun mußte, mich in den Schranken der Ernſthaftigkeit, der Gelaſſenheit und der Beſcheidenheit zu halten. Und dieſe Schrift, durch Privatbriefe des Stadthalters und des Reg. Raths Genau, ſo wie durch einen günſtigen Bericht der Erfurthſchen Regierung unterſtüzt, that die erwünſchteſte Wirkung. Es kam von Maynz die Reſolution, daß die Klage unſtathaft ſey, und daß man meine Gegner zur Ruhe verweiſen, mich aber zu mehrerer Behutſamkeit in meinen öffentlichen Vorträgen ermahnen, und zu fernerm Fleiße ermuntern ſolle.

Sechſtes Kapitel.

Krieg.

Nun hatte ich auf einmal Muth meinen Gegnern den Krieg ſelbſt anzukündigen, um mich für ein angſtvolles halbes Jahr ſchadlos zu halten. Ich ließ eine heftige Schrift drukken, in welcher ich die beiden Reſponſa vornahm, ihre Blöſſen mit Hohngelächter aufdekte, und inſonderheit die Albernheiten des Wittenberger, warhaftig ganz hirnloſen, Gewäſches ohne alle Schonung züchtigte.

Ich nahm in meiner Schrift den Ton des Wittenberger Reſponſum an, und ſprach als ein Theologus, welcher über daſſelbe, als über eine Privatſchrift (und mehr war's auch nicht, da nicht meine rechtmäßigen Richter, ſondern die Kläger das Gutachten eigenmächtig eingeholt hatten) ſeine Meinung pro autoritate ſagt. Und nachdem ich die armſelige Fakultät wie unwiſſende Knaben, und unbefugte Richter behandelt, und alle ihre Schnizzer gegen Logik, und Menſchenverſtand gerügt hatte, ſo parodirte ich ihr Urtheil, und erklärte die ſämtlichen Wittenberger Theologen für keine rechtſchafnen Lehrer der Kirche, und für werth, vom Katheder relegirt zu werden, wofern ſie nicht ihr albernes Reſponſum wiederrufen, und das gegebne Aergerniß aufheben würden. Die Göttinger ließ ich mit einem Wiſcher durch.

Dieſer kühne Streich machte erſtaunendes Aufſehn, und meinem Gönner war bange, daß die Wittenberger nicht nur öffentlich antworten, ſondern auch bei dem Kurfürſten mich injuriarum belangen würden. Aber zum Glükke hatte die Heftigkeit meiner Schrift in Dresden eine mir vortheilhafte Senſation gemacht. Der erleuchtete Oberkonſiſtorialpräſident v. Globig, ein Mann, der ganz eigentlich für die Sächſiſchen Univerſitäten das war, was der große Münchhauſen für Göttingen geweſen iſt, fühlte die Schmach ſeiner Wittenberger ſo innig, und verabſcheute ſo ſehr einen fortgeſezten Krieg mit einem ſo frechen und wilden Gegner, wie ich war, daß er augenbliklich einen vom Kurfürſten unterzeichneten Befehl an die Fakultät bewirkte, in welchem ihr das von keinen rechtmäßigen Richtern verlangte, und ſo ſeicht und intolerant gerathene Reſponſum verwieſen, und ſchlechterdings verboten wurde, das Skandal zu vergrößern, und ſich in weitere Streitigkeiten mit mir einzulaſſen.

So mußten die Wittenberger ſchweigen, ihren Produkt auf ſich ſitzen laſſen, und noch froh ſeyn, daß ich nicht ſelbſt die Fehde erneuerte, ſondern ihre Schande in Vergeſſenheit kommen ließ. Und ſo verloren auch meine Feinde in Erfurt alle Hoffnung, ihren Muth an mir zu kühlen, und meinen Fall zu bewürken.

Gerne hätten indeß die Herren Miniſterialen ihre Rache an mir durch Schriften ausgelaſſen, wenn ihnen nur die Natur ſo viel Kräfte verliehn gehabt hätte, als ſie von der Gnade vergeblich ſich erflehten. Aber ihre Köpfe waren zu ſtrohern, und ihre Hände zu ungeübt, um die Feder gegen mich führen zu können. Der einzige Profeſſor Vogel, hatte einige Quentlein Wiz erhalten, die er für Pfunde anſah, und wagte es, da im folgenden halben Jahre mein bibliſches Syſtem erſchien, gegen mich zu ſchreiben.

Aber ich — ermannte mich nun deſto mehr, und began ſogleich eine periodiſche Schrift, welche einen theologiſchen Briefwechſel zur Beförderung liberaler Erkentniſſe enthalten ſolte. Ich lud dazu die angeſehnſten Theologen ein, erhielt aber ſo wenig Theilnehmer, daß nur das erſte Stük erſchien, und das ganze Projekt, davon ich mir groſſen Ruhm und Geld-Gewinn verſprochen hatte, in Stekken gerieth.

Mislungene Unternehmungen haben mich nie abgeſchrekt, ſondern vielmehr immer zu Erfindung neuer Anſchläge ermuntert. Ich bekam jezt den Einfal, meine in Leipzig verfertigten lauten Wünſche des ſtummen Patrioten drukken zu laſſen, wo ich die ganze Theologie wegen ſchlechter Beweiſe angeklagt hatte. Denn meine Seele glühte jezt von dem Vorſazze, nun gegen die Theologie ordentlich zu Felde zu ziehen, und ihre Blöſſen aufzudekken: nicht als ob ich an einer einzigen ſogenanten Grundwahrheit des Syſtems gezweifelt hätte, ſondern weil ich nun einmal durch die Intoleranz der Theologen erbittert war, und mir es zur Freude machte, ihre Schwäche zu offenbaren, und ſie meine ſchwere Hand fühlen zu laſſen.

Ich glaube gewiß, daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben ſeyn, und meine Talente blos darauf verwendet haben würde, das morſche Lehrgebäude haltbarer zu machen, und mit philologiſcher Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht ſo viel Feindſeligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Blos dies, daß ich in Leipzig ſchon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte, und hernach in Erfurt, durch Kabale und Intoleranz, ſo gemartert und geängſtet worden war, flößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxen ein, und machte den Gedanken ſchon keimen (ob ich gleich ihn damals nie deutlich gedacht habe) daß die poſitive Religion verfolgungsſüchtig mache, und ſchärfere Prüfung verdiene. Hätte man mich in Ruhe gelaſſen, und nicht durch ſtätes Hezzen und Verläumden mich genöthiget, ſo lange ohne Penſion zu leben, und, bei dem Gefühle meines Werths, und meiner Talente, die armſeligſten Ignoranten in fetten Pfründen zu ſehen, indeß ich mit Armuth und Sorgen kämpfen mußte; ſo wäre ich vielleicht nie der Gegner der poſitiven Religion geworden, der ich ward und — bin. Denn ich glaubte mein Syſtem damals gewiß von ganzem Herzen, und hätte für die Hauptlehren deſſelben mein Leben gelaſſen. Ja, es war, wie ich ſchon oben geſagt habe, mein ganzes Studium darauf gerichtet, die Lehrſäzze meines Lutherthums durch Sprachkentniſſe haltbarer zu machen.

Aber die Vorſehung wolte einmal einen Beſtürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäiſche Menſchheit durch ſo viel Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Kezzermachern gereizt, und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgiengen, und die Zerſtöhrung der Quelle aller Verfolgungsſucht — ich meine die poſitive Religion — der bleibende Zwek meines Lebens wurde.

Meine lauten Wünſche würden mir damals eben keine ſonderlichen Fehden zugezogen, und eben ſo wenig Aufſehen im Publikum erregt haben, wenn ich nicht, wider mein eignes Vermuthen und Erwarten, durch eine Vignette Lärmen erregt hätte.

Ich wolte gern dem Profeſſor Schmitt eine kleine Beinſchelle anhängen, der mir durch ſeinen mit der gröſten Unwiſſenheit verbundnen Stolz ſo zuwider war, und ließ daher ein Kupfer ſtechen, auf welchem man einen Pfaffen ſahe, vor welchem ein Haufen Volks auf den Knien lag, und das Maul aufſperrte, um ſeinen für Weisheit gehaltenen Unſinn recht einzunehmen. Das ſolte den Hrn. Schmitt, und ſeine für ihn ſehr eingenommene Gemeine vorſtellen. Da ich mich nun nicht getraute, ihn in der Prieſterkrauſe ſtehen zu laſſen, und daher der Figur eine Biſchofsmütze gab, ſo erſezte ich dieſe Unkentlichkeit dadurch, daß ich unter ſeinem Lehrſtuhle das Citatum ſtehen ließ, II Tim. 4, 14. in Hofnung, daß man dieſe Stelle nachſchlagen, und da die Worte leſen, und gehörig anwenden würde: Alexander der Schmidt, hat mir viel böſes gethan: Gott vergelte ihm nach ſeinen Werken.

Aber ſiehe, meine Hofnung hatte mich getäuſcht. Es war gerade die Zeit, wo die Erfurter Bufbohnen reiſten, denen man eine nachtheilige Wirkung auf die Seele zuſchreibt. Das ärzſche Publikum war ſo ſtupid, die angeführte Stelle Pauli zu überſehen, ſich auf meinen Krieg mit dem Paſtor primarius Schmitt, nicht zu beſinnen, und — den Mann mit der Biſchofsmüzze für den Kurfürſten von Maynz anzuſehen, den ich in meinem Leben nicht hätte beleidigen wollen, den ich vielmehr als einen Freund der Aufklärung von ganzer Seele liebte.

Was geſchah? Lutheriſche Prieſter, und katholiſche Mönche murmelten einander ins Ohr, man müſſe den gottloſen Bahrdt belangen, daß er Se. kurfürſtlichen Gnaden pasquilliſirt habe. Die Klage wurde eingegeben.

Man denke ſich mein Schrekken. Ich war in einem Falle, wo ich mich ohne alle Rettung ſelbſt angeben, und eines Paſquils geſtändig ſeyn müßte. Denn ich konte die Klage, daß ich den Kurfürſten affrontirt habe, nicht anders ablehnen, als daß ich bekante, der Profeſſor Schmitt ſei gemeint, und durch die Worte Pauli von mir kentlich gemacht worden.

Ich wurde vor die Regierung gefodert. Zu meinem Glükke waren die Regierungsräthe Genau und Strecker, beide meine Freunde, diesmal meine Inquiſitoren. Ich that mein Bekentniß und die Kommiſſarien beſchloſſen, um mich in keinen Proceß mit dem Profeſſor Schmitt zu verwikkeln, den Klägern meine Ausſagen nicht zu kommuniciren, ſondern ſie unmittelbar an den Kurfürſten einzuſchikken, mit dem Bericht, daß, da man zur Gnüge ſehe, daß ich meinen Landesherrn zu beleidigen nie gemeint geweſen ſei, man die Protokolle an Kurfürſtliche Gnaden habe einſenden wollen, um nicht den kleinen Muthwillen, zu dem die Schmittſche Intoleranz mich verleitet hätte, zu gerichtlichen Weitläuftigkeiten gedeihen zu laſſen. Der Kurfürſt approbirte dieſes Verfahren, und ſo kam ich mit einem blauen Auge davon. Es koſtete mich ohngefähr dreißig Gulden Unterſuchungskoſten, die ich, als zum Theil Schuldiger, bezahlen mußte.

Siebentes Kapitel.

Bibliſches Syſtem der Dogmatik.

Die Vignette fing jezt almälig an, in Erfurt ihre richtige Deutung zu finden, und ich freute mich, daß der ſtolze Alexander ſie dulden mußte. Aber mein gefaßter Widerwille gegen die Theologen konte durch die Demüthigung eines ſolchen Individuums nicht befriedigt werden. Ich faßte den kühnen Entſchluß, eine neue Dogmatik zu ſchreiben, und alle alten Dogmatiken verwerflich zu machen. Das war denn mein bibliſches Syſtem der Dogmatik, welches damals ſo viel Aufſehn machte, daß es meine Reputation als Gelehrter begründete, und mich unter die Klaſſe der verſchrienen Theologen verſezte, ob es gleich im Grunde noch ſo orthodox war, daß es der Paſtor Götze in Hamburg mit gutem Gewiſſen hätte unterſchreiben können.

In der Einleitung handelte ich von den Quellen der theologiſchen Erkentniß der heil. Schrift, der ſymboliſchen Bücher, der Kompendien u. d.

und zeigte die Mängel derſelben mit Freimüthigkeit an. Ich klagte z. B. über die Unbrauchbarkeit der lutheriſchen Ueberſezzung, weil ſie durch die Orientaliſmen unverſtändlich würde, u. ſ. w. Bei den Kompendien und Syſtemen rügte ich die ſchwerfällige Form, die Menge, Unverſtändlichkeit und Unnüzlichkeit ihrer Terminologie u. ſ. w. In den ſymboliſchen Büchern fand ich fehlerhafte Weitläuftigkeit, Vermengung der Hauptlehren mit den Nebenlehren, unrichtige Begriffe, falſche Bibelauslegung u. d. m.

Nach dieſer Einleitung kündigte ich denn ein Syſtem der Dogmatik an, welches rein bibliſch ſeyn ſolte, ohne mich darum zu bekümmern, ob es auch rein vernünftig ausfallen würde. Und doch ward das rein bibliſche Syſtem nichts weiter, als ein Syſtem, wie meine ſubjektive Vernunft es ſich aus dem alten Syſteme herausgezogen, und gemodelt hatte. Denn wirklich hatte ich ſo die Bibel noch nicht durchſtudirt, und auch wirklich ſo noch nicht verſtanden, wie es hätte ſeyn müſſen, wenn ich ihr Lehrgebäude hätte ausziehen wollen.

In meiner Seele lag das alte theologiſche Syſtem ex praejudicio als wahr, und ausgemacht zum Grunde. Und ich hielt es damals noch für unmöglich, daß das Ganze falſch ſeyn ſolte. Ich glaubte an die Authenticität der göttlichen Offenbarung, und hielt die Lehren der Kirche alle für eben ſo göttliche Wahrheiten, als ich gewiß war, daß ſie durch die Offenbarung beſtätiget würden. Was ich alſo zu verbeſſern gedachte, waren blos Nebenbeſtimmungen einiger Lehrſäzze. Dieſe ſolten in der That vernunftmäßiger werden, nur daß ich mich ſelbſt täuſchte, und mich überredete ſie bibliſcher gemacht zu haben.

Denn das geht in der Welt ſo. Die Menſchen finden das allemal in der Bibel, was ihre Vernunft, zuvor erkannt hatte. Denn natürlich wird keiner in der Bibel etwas unvernünftiges, d. h. ſeiner Vernunft widerſinniſch ſcheinendes finden. Es wird folglich jeder die Bibel vernünftig erklären, d. h. er wird in jeder Stelle einen ſolchen Sinn gewahr werden oder, ſie ſo erklären, wie es vernünftig d. h. ſeiner Vernunft folglich den von ſeiner Vernunft für wahr gehaltenen Lehrſäzzen der Religion gemäß iſt.

Meine Vernunft hatte nun damals noch wenig in meiner Dogmatik geleiſtet. Sie war noch nicht in ihr Inneres eingedrungen. Sie war, von der heiligen Ehrfurcht gegen die Göttlichkeit des Ganzen verſcheucht, nur auf der Oberfläche hingegleitet, und hatte blos die Auſſenſeiten zu muſtern, und zu reinigen ſich erdreiſtet.

So hatte ich z. B. in der Lehre von der Erbſünde entdekt, daß der gewöhnliche Begrif derſelben zu übertrieben ſey. Ich hatte durch vernünftiges Denken gefunden, daß es raſend ſey, Gott für den Schöpfer des Menſchen zu halten, und doch dabei dem Menſchen eine angeborne Feindſchaft gegen Gott, und habituelle Neigung zu allem Böſen zuzuſchreiben. Folglich hatte ich auch hinterher gefunden, daß dieſer übertriebene Begrif in der Bibel nicht gelehret werde. Aber das hatte ich noch immer nicht gemerkt, daß in der Bibel nirgends von einer Erbſünde gelehret werde. Die Lehre ſezte ich als wahr voraus, hielt ein angebornes Verderben des Menſchen für Schriftwarheit, leitete es noch immer vom Sündenfalle her u. d. m. Nur den Begrif milderte meine Vernunft und ſo gemildert entdekte ihn mein Auge auch natürlich in der Bibel. Und ſo beredete ich mich, die reinbibliſche Lehre von der Erbſünde gefunden zu haben.

Eben ſo ging mirs mit der Dreieinigkeits-Lehre. Es fiel mir nicht ein, und ich würde mich ſelbſt verabſcheut haben, wenn mir es eingefallen wäre, an dem Dogma zu zweifeln, und es nicht für bibliſch zu halten. Das ſaß ſo feſt in meiner Seele, daß in Gott drei ſeyn müßten, daß ich es noch als Katechet in Leipzig für einen hinreichenden Einwurf gegen die von Herrn Zollikofer mir einſtmal mitgetheilten Gründe wider die Perſönlichkeit des heiligen Geiſtes hielt, daß ich ihm entgegnete: „Das kan doch nicht ſeyn, denn ſonſt „hätten wir ja keine Trinität mehr, ſondern eine „Binität!" wobei der gute Zollikofer mitleidig die Achſeln zukte, und erwiederte: ei nu, müſſen wir denn eine Trinität haben?

Meine liebe Vernunft hatte alſo blos angefangen, die Verhältniſſe ein wenig zu benagen, in welchen die drei Perſonen in Gott mit einander ſtehen ſolten. Denn das war ihr doch zu kraß vorgekommen, daß es drei wirkliche, von einander (nicht blos idealiſch) unterſchiedene Perſonen ſeyn, und doch nur ein einfacher Gott ſeyn ſolte. Sie hatte die Formeln des ſchafsköpfigen Athanaſius nicht ertragen, und ſich ſo willkührlich und ſinnlos vorſagen laſſen mögen: „Der Vater iſt almächtig, „der Sohn iſt almächtig, der heilige Geiſt iſt almächtig: und ſind doch nicht drei almächtige, „ſondern es iſt ein Almächtiger.“ Sie hatte alſo herumgedacht, wie die von ihr noch für unleugbar gehaltene Gottheit Chriſti mit der Schrift zu behaupten, aber doch begreiflicher zu erklären ſey. Und ſie war auf die Gedanken des heiligen Sabellius gerathen, und hatte gefunden, daß ſich das noch am beſten hören lieſſe, wenn man ſagte, die weſentliche Weisheit Gottes ſey in dem Menſchen Chriſto geweſen, und habe in und durch ihn das Erlöſungswerk vollendet. Und was war natürlicher, als daß ſie dieſe ihr einleuchtende Vorſtellungsart auch den Ausſprüchen der Schrift gemäß hielt, und ſie für rein bibliſch erkannte? — Indeſſen verſtekte ich mich doch dabei ſo gut ich konte, um meinen Sabellianismus nicht alzu merklich zu machen. Ich gebrauchte die gewöhnlichen Ausdrücke ſo, daß ich mich bei einer Klage noch allenfals herausreden, und meinen Glauben an drei Perſonen in einem Gott behaupten konte.

So mußte ich auch allerlei Wendungen gebrauchen, in der Lehre von den Gnadenwirkungen, um meine auf die Seite der Pelagianer hinkende [illegible] bar zu machen, und mir es nicht zu ſehr merken zu laſſen, daß ich das Vermögen des Menſchen, welches ich ihm bei ſeiner Bekehrung zuſchrieb, für rein bibliſche Wahrheit hielt: um nicht öffentlich verkezzert zu werden.

In der Lehre vom Glauben dachte ich auch etwas vernünftiger als ſonſt. Ich hielt zwar feſt an der Ergreifung und Zueignung des Verdienſtes Chriſti, aber ich war doch ſo gefühlvoll für Tugend und Rechtſchaffenheit, daß ich den Eifer in guten Werken oder die thätige Befolgung der Lehre Jeſu mit zum Weſen des Glaubens rechnete, und mich auf die Stelle der ſymboliſchen Bücher ſtüzte, wo es heißt: fides eſt obedientia erga Evangelium. Und nach dieſem mir ſelbſt gemachten Begriffe erklärte ich mein neues Teſtament, und hielt alſo meine Definition vom Glauben für rein biblisch.

Aber meine größte und wichtigſte bibliſche Wahrheit, die ich gefunden zu haben glaubte, und auf die ich mir ſo viel zu gute that, als kein König auf ſeine Krone, hatte die Lehre von der Erlöſung und Verſöhnung der Menſchen mit Gott zum Gegenſtande.

Noch in meinem Leben war mirs nicht eingekommen, die Verſöhnungstheorie der chriſtlichen Kirche zu bezweifeln, und mit den algemeinen Grundſäzzen der Vernunft oder mit den Ausſprüchen der Schrift zu vergleichen, und ſie darnach zu prüfen. Und auch jezt fiel mir es nicht ein. Ich ſezte als unumſtöslich voraus, Gott habe ſeinen Sohn vom Himmel geſandt, um, durch ein Sühnopfer von unendlichem Werth, die Menſchen von der Sünden-Schuld und Strafe dergeſtalt zu erlöſen, daß er allen, welche dieſes Opfer ſich gläubig zueignen würden, daſſelbe eben ſo zurechnen wolle, als ob ſie es ſelbſt geleiſtet d. h. alle Strafen ihrer Sünden in Zeit und Ewigkeit gebüßt häten; daß alſo nun keinem Gläubigen ſeine Sünden imputirt, ſondern um jenes Opfers willen vergeben würden. Das glaubte ich feſt.

Nie kam mir die Frage in den Sinn: ob denn auch wol ein Gott ſich ſelbſt aufopfern, und die Menſchen mit ſich ſelbſt verſöhnen könne? — ob denn wol ein unendlich liebender Gott, der unveränderlich liebt, der alſo nie aufhören, und alſo auch nie wieder anfangen kan zu lieben, je böſe werden, und eines Mittels bedürfen könne, wieder gut zu werden? — ob denn wol die Beſtrafung eines Unſchuldigen, ſelbſt wenn der Unſchuldige ſie freiwillig übernahm, Gott anſtändig ſei? — ob denn dieſe Imputation des Verdienſtes Chriſti mit den Zwekken Gottes ſich reime: erſtlich mit dem Zwekke der göttlichen Strafen, und dann mit dem Zwekke der göttlichen Geſezze? wenn nämlich Gott mit denen dem Menſchen gedrohten Strafen ihre Beſſerung beabſichte, wie er doch dieſelben erlaſſen und eine fremde Strafduldung mir anrechnen könne, durch die ich ja nicht gebeſſert werde? und wenn Gott mit ſeinen Geſezzen die Abſicht hat, daß ich durch Befolgung derſelben ein zufriedner und glüklicher Menſch werden ſol, wie er mir eine fremde Tugend anrechnen könne, da doch nur meine eigne Tugend mich zufrieden, und glüklich machen kan? — ob es denn wol mit der Erfahrung ſtimme, daß Chriſtus alle Strafen aller Sünden aufgehoben hat, oder ob nicht vielmehr, nach der Erfahrung, alle Strafen d. h. von Gott veranſtalteten Folgen der Sünde, auch den Gläubigen noch treffen, und ihm, troz ſeiner Ergreifung des Verdienſts Chriſti, ſeine Thorheit fühlen laſſen? — Dieſe eigentlich wichtigen Fragen kamen mir nie in den Sinn, und zwar darum, weil ich das Dogma ſelbſt nie zu bezweifeln, und einer Prüfung zu unterwerfen mich erkühnte.

Aber die Frage ſetzte meinen Geiſt in Thätigkeit, welche blos die Nebenſache betraf: was denn Gott wol bewogen haben müſſe, die Menſchheit mit einem ſolchen Aufwande von Wundern, und wunderbaren Begebenheiten zu erlöſen? Bei dieſes Räthſels Löſung gedachte ich den theologiſchen Lorber verdienen zu können, und zugleich alle meine Vorgänger zu beſchämen.

Ich räſonnirte ſo bei mir ſelbſt. Es iſt ausgemacht, daß die Schrift uns Chriſtum als den Verſöhner der Menſchen mit Gott dargeſtelt, es fehlt aber unſern Theologen allen an dem richtigen Geſichtspunkte, aus welchem dieſe erhabne Lehre betrachtet werden muß, wenn ſie dem Spotte und dem Zweifel der Freigeiſter nicht mehr ausgeſezt ſeyn ſol. Ohnſtreitig irren die am gröblichſten, welche Gründe der abſoluten Nothwendigkeit dieſes Erlöſungswerks aufſuchen. Es fält in die Augen, daß Gott frei handelt, daß er alſo auch den Rathſchluß von der Erlöſung der Menſchen frei gefaßt haben muß. Hat er ihn nun frei gefaßt, was hat ihn dazu bewogen? Warum wählte er ein ſo großes und vielumfaſſendes Mittel? Warum machte er erſt vier tauſend Jahre lang Anſtalten dazu, und ließ den Erlöſer erſt durch Propheten ankündigen, und durch Typen vorbilden? Warum ſchikte er ſeinen Sohn nicht gleich, da die Menſchen gefallen waren, und eines Erlöſers bedurften? — Warum fand er, ferner, ein ſo koſtbares Löſegeld nöthig? Was bewog ihn, ſeinen eignen Sohn vom Himmel zu ſenden, ihn in eine menſchliche Natur einzukleiden, ihn ſo viele Jahre lang verlachen, verſpotten, mißhandeln, und endlich prügeln, und hängen zu laſſen? Konte oder durfte denn Gott die Sünde nicht frei vergeben, und die Strafe eben ſo gut erlaſſen, wie ein Landesherr ſie zuweilen erläßt, ohne daß ein anderer ſie für den Verbrecher ausſieht? — Endlich, wenn der Sündenfal das Werk der Erlöſung nöthig gemacht hat, warum ließ er ihn zu, da es doch ſeiner Allmacht ein leichtes war, ihn zu verhindern? —

Dieſe Fragen beſchäftigten mich jezt, und ich ſann Tag und Nacht darauf, wie ich ſie löſen möchte. Was die Theologen vor mir darüber geſagt hatten, wolte mir nicht gefallen, und war mir auch nur zum kleinſten Theile bekannt. Denn ich wußte davon nicht mehr als was meines Vaters Hefte enthielten. Theologiſche Litteratur war mir fremd.

Eines Abends entſchlief ich über dieſen Gedanken, und ſezte träumend (wie ich das ſchon gewohnt war — beſonders des Sonnabends, wo ich gewöhnlich die ganze Nacht hindurch predigte, was ich den Sonntag zu predigen hatte) meine

Betrachtungen fort. Und ſiehe, im Traume kam mir aus meines Vaters Syſtem die gloria Dei, als der finis ultimus aller göttlichen Handlungen vor, und mit ihm der gewöhnliche Begrif, nach welchem die Ehre Gottes in der Summe ſeiner Volkommenheiten beſteht: damit aſſociirten ſich einige bibliſche Sprüche: darinnen preiſet Gott ſeine Liebe an uns, daß er ꝛc. Es iſt erſchienen die heilſame Gnade Gottes allen Menſchen ꝛc. Er hat uns kund gethan den Reichthum ſeiner Erbarmung ꝛc. Und bei dieſer Ideenverbindung kam mir auf einmal der Gedanke ein, daß Gott die Abſicht gehabt haben müſſe, ſeine erbarmende Liebe auf eine recht feierliche und einleuchtende Weiſe den vernünftigen Bewohnern des Weltalls zu offenbaren. Ich freute mich dieſes Einfals ſo ſehr, daß ich darüber erwachte, mir Licht anſchlug und ihn zu Papiere brachte.

Des Morgens da ich aufſtund, war mirs nicht anders, als ob Gott mich einer beſondern Erleuchtung gewürdiget hätte. Ich dankte ihm mit kindlicher Einfalt in meinem Gebete, und ſezte mich, die neue Idee zu verarbeiten, und mein ganzes Syſtem darauf zu erbauen: gerade ſo froh und entzükt über die neue Entdekkung, wie mein Vater geweſen ſeyn mag, da ihm die Hypotheſe zu ſeinem Hiob aufgeſtoßen war.

Meinen Einfal erſt zu prüfen, fiel mir nicht ein. Mein lebhafter Geiſt blitte durchs ganze Syſtem hin, und fand überal Harmonie, überal die ſchönſte Zuſammenſtimmung, überal die leichteſte Zweifellöſung, bei meiner Hypotheſe. Und meine Phantaſie erinnerte mich an die Merkwürdigkeit, daß ſie mir im Traume aufgeſtoßen war. Kurz, es war mir nichts in der ganzen menſchlichen Erkentniß ſo gewiß, als daß ich hier den rechten Geſichtspunkt erhaſcht, und den großen Gedanken gefunden hätte, der alle obige Fragen beantworten helfe, welche zu löſen, die Theologen bisher vergeblich ſich bemüht hatten.

Ich bildete nun meine Hypotheſe ſo aus. Gott hätte allerdings anders verfahren, und die Bewohner des Erdbals auf vielen andern Wegen zur Glükſeligkeit führen können. Er hätte den Sündenfall verhüten, er hätte die Sünde ohne

Opfer vergeben können. Aber — ſo wie Gott das Weltall, und alle die vielen tauſend Welten mit ihren Bewohnern, die ſich am Firmament wälzen, überhaupt um ſeiner Ehre willen ſchuf d. h. um ſeine herlichen Eigenſchaften und Volkommenheiten zu offenbaren; ſo ſchuf er jede Welt oder jede Klaſſe von Welten, wiederum mit der beſondern Abſicht, eine ſeiner Eigenſchaften und Volkommenheiten beſonders zu offenbaren. Wenn er alſo in gewiſſen Welten ſeine Almacht, in andern ſeine Weisheit, in einer dritten Klaſſe ſeine Gerechtigkeit u. ſ. w. beſonders offenbahrt, und bei der Einrichtung dieſer Welten, und des Schikſals ihrer Bewohner, zu ſeinem ſpeciellen Zwekke gemacht hat; ſo hat er in der Welt, die wir bewohnen, die Offenbahrung ſeiner erbarmenden Liebe zu ſeinem ſpeciellen Zwekke gemacht. Denn ob ſchon ſeine Liebe, ſo wie die übrigen Volkommenheiten Gottes überal, und aus allen Geſchöpfen, und deren Einrichtung erkenbar iſt, ſo iſt doch ſeine erbarmende Liebe nirgends ſo ſichtbar und anſchauend, als in dieſer Welt und in der Einrichtung der Schikſale ihrer vernünftigen Bewohner. — Erbarmende Liebe, welch ein erhabner Gedanke! — Liebe, die für die elendeſten, unwürdigſten, tiefgeſunkendſten Geſchöpfe entbrent, und ſie aus ewigem Elende wunderbar rettet! Wie konte dieſe erbarmende Liebe ſichtbarer werden, als ſie bei den Menſchen unter dem Monde geworden iſt? — Nun iſt alles Licht, wo ſonſt Finſterniß war. Nun ſehe ich, warum Gott den Sündenfal zugab, und das ganze menſchliche Geſchlecht in ein ſo tiefes, ſchrekliches und ewiges Verderben verſinken ließ. Nun ſehe ich, warum er ſeinen eignen Sohn herabſandte, und mit dieſem Opfer ihre Sündenſchulden bezahlen ließ. Nun ſehe ich, warum er das ſo feierlich machte, und erſt viertauſend Jahre lang vorher verkündigen ließ. Nun ſehe ich, warum Gott für die Erlöſung, und Begnadigung der Menſchen ſo viel Aufwand gemacht, und ein ſo weitgreifendes Mittel gewählt hat. Er hatte unſere Erde in der ſpeciellen Abſicht geſchaffen, um unter den Menſchen ſeine erbarmende Liebe zu offenbaren: um ſie zu einem ewigen Monument ſeiner erbarmenden Liebe gegen gefallene Sünder zu machen: um unter allen Engeln und Geiſtern ſich von dieſer Seite beſonders zu verherlichen. — Das, das ihr bluden Theologen, dachte ich bei mir ſelbſt, iſt der wahre Geſichtspunkt, aus welchem man die Anſtalten Gottes zur Erlöſung der Menſchen betrachten muß, den ihr alle bisher nicht bemerkt hattet, und den Gott mich würdigt, euch bekant zu machen.

Unbeſchreiblich war meine Freude, da ich dieſe Ideenreihe ſo vor mir ſahe. Kein Künſtler kan ſeines Meiſterſtüks ſo ſich freun. Kein Verliebter kan über das lang geſuchte Jawort ſeiner Braut ſo entzükt ſeyn. — Ich eilte, mit Frohlokken meinem Vater den großen Gedanken mitzutheilen, und empfing mit neuer Wonne ſeinen Beifall.

Achtes Kapitel.

Partheinehmung und Schriftſtellerei.

Ich erwartete nun nichts gewiſſer, als daß alle Welt die neue Hypotheſe anſtaunen, und jede Zeitung von ihrem Lob vol ſeyn würde. Aber ich betrog mich. Alle Welt ſchrie über meine Neurungsſucht, über meine frechen Urtheile, die ich von den Syſtemen, ſymboliſchen Büchern, und Luthers Ueberſezzung gefält hatte, über meine unreifen und doch ſo dreiſtbehaupteten Verbeſſerungen theologiſcher Begriffe: und kein Menſch machte mir ein Kompliment über meine erbarmende Liebe.

Das war mir eben ſo unbegreiflich als kränkend. Denn ich hatte damals noch ganz honorable Begriffe von der Einſicht und Ehrlichkeit der Journaliſten und Zeitungsſchreiber, und mußte es alſo für ein unauflösliches Räthſel halten, daß mein Lob ſo wenig erſchallen wolte. Aber es ging ſehr natürlich zu. Ich war ein junger Mann, und empörte mein Publikum ſchon durch den dreiſten Ton, den ich angeſtimmt hatte. Und wie ſchon mit meiner Jugend dieſer Ton ſich nicht vertrug, ſo ward er durch das Andenken der Leipziger Geſchichte noch unleidlicher. Wenn man nun bei dieſem Umſtande erwägt, daß ich doch wirklich ſchon in der Dreieinigkeitslehre ſabellianerte, in der Gnade pelagiſirte, und ſo in verſchiednen Dogmen den keimenden Kezzer blikken ließ; ſo war es gar kein Wunder, daß damals, wo noch die Orthodoxie einen gewiſſen Reſpekt in Deutſchland hatte, und man ihr nur mit vieler Demuth und Ehrerbietigkeit ſeine Zweifel vorlegen durfte, wenn man nicht im Lande für infam gehalten ſeyn wolte, daß, ſage ich, damals meine wenigen Abweichungen vom herſchenden Lehrbegrif, in deren freimüthigen Darlegung ich Herrn Teller zum einzigen Vorgänger hatte, ſo übel aufgenommen, und ich möchte ſagen, angeſchnauzt wurden, daß man darüber alles wirkliche Gute, und Lobenswürdige meines bibliſchen Syſtems überſahe, und alle erwarteten Komplimente auſſen blieben.

In der That hatte dieſer mein erſter Verſuch manche gute Seite, welche Lob verdiente. Ich erſchien ſchon damals in einem ziemlich korrekten, lichtvollen und körnigten deutſchen Ausdrukke. Ich hatte die Dogmen von ihrer ſchwerfälligen Terminologie befreit. Und wo ich nicht aus Vorurtheil feſt geglaubte Ideen vortrug, ſondern ſelbſt gedachte Urtheile darlegte, da war mancher ſehr wahre, gründliche und Geiſteskraft zeigende Gedanke mit untermengt, welcher den Leſer intereſſiren konte. Aber das Schikſal wolte es einmal, daß ich für dieſes Gute keine Aufmunterung erhalten, ſondern durch bloſſe Verurtheilungen meine Freimüthigkeit erbittert, und zu deſto ſtärkern Angriffen auf die liebe Theologie dadurch angereizt werden ſolte.

Ich bekam an den obgedachten Prof. Vogel, in Erfurt meinen erſten öffentlichen Gegner. Er ſchrieb einige Bogen gegen mein Syſtem unter dem Namen Gentſch, in welchen er ſich als einen alten Gärtner aufführte, welcher die geilen und unreifen Ausſchößlinge meines Werks beſchneiden wolte. Dieſer Ausfall machte wenig Eindruk auf mich, weil das, was der Mann ſagte, ſeicht und für jeden Leſer unbefriedigend war. Daher fand ich es unter meiner Würde, ihm unter meinem Namen zu antworten. Ich ſezte daher eine Antwort an den Gentſch auf, welche ziemlich derbe, aber auch dabei ziemlich gründliche Abfertigungen enthielt, und gab ſie unter dem Namen des M. Avenarius heraus, der damals mein Famulus war, wie man das nannte, was die halliſchen Profeſſoren Fiſkal zu nennen pflegen. Die Unterſezzung dieſes Namens ſolte für meinen ſtolzen

Gegner eine Demüthigung ſeyn, weil mein Magiſter für einen kompleten Schafskopf galt.

Aber weit mehr Revolution brachten einige Berliner Briefe in meiner Seele hervor. Herr O. K. R. . . . . unter andern ſchrieb mir, daß man gar nicht mit meinem Buche zufrieden ſey. Man ſehe den hellen Kopf durchleuchten, und finde doch gleichwol ſo viel alberne Orthodoxien noch in dem Syſteme, welche mit wahrer Aufklärung gar nicht beſtehen könten. Ich hätte mir mit dieſer hinkenden Methode Schaden gethan. Denn die Orthodoxen würden mir feind werden, weil ich einige Lehrſäzze freimüthig behandelt hätte. Und die Gegenparthei würde mich auch nicht gros achten, weil ich noch ſo viel Albernheiten des Syſtems beibehalten hätte. Und ſo hätte ich jezt beide Partheien verloren. Ich hätte lieber gerade heraus gehen, und einen Irthum wie den andern behandeln ſollen.

Dieſe Aeuſerungen fuhren mir tief ins Herz. Sie belehrten mich, daß man mich für Aufgeklärter hielt, als ich war. Ich ſahe, daß man es blos der Furchtſamkeit zuſchrieb, daß ich nicht ärger gekezzert hatte. Das erſchütterte mich. Wie, dachte ich bei mir ſelbſt, giebt es wirklich noch Irthümer im Syſtem, die du überſehen haſt?

Nun ward mein Ehrgeiz rege. Die Parthei der Aufgeklärten war es, die ich auf meiner Seite zu haben wünſchte. Und ſo bekam meine Seele einen neuen Stoß, der ſie auf den Weg der Unterſuchung leitete. Ich wußte zwar nicht, wo ich beginnen und was ich prüfen ſolte. Denn, bei Gott, ich war noch von ganzer Seele dem Glauben meines Vaters ergeben. Es war nichts weniger als Furcht oder Heuchelei, daß ich nicht freimüthiger geſchrieben hatte. Ich war wirklich nicht einſichtsvoller, als ich in meinem Syſtem erſchien. Aber jezt ward es Entſchluß, es zu werden. Jezt erſt fieng ich an, zu glauben, daß unter den Dogmen ſelbſt Irthümer ſeyn müßten. Jezt erſt ward vorſezliches Aufſuchen der Blöſſen der poſitiven Religion, das Triebwerk meines Studiums.

Aber in Erfurt kam ich nicht viel weiter. Meine leidige Philologie nebſt der zur Lebſucht nothwendigen Schriftſtellerei diſtrahirte mich zu ſehr. Ich bearbeitete eine neue Ausgabe der Hexapla des Origenes, welche ich für eine ſehr wichtige Quelle des exegetiſchen Studiums anſah. Und da die Ausgabe des Montfaukon in zwei Foliobänden für die meiſten zu koſtbar war; ſo übernahm ich es, die ganze Hexapla nebſt vielen neuen Fragmenten dieſer alten Ueberſezzungen, die ich theils ſelbſt auf dem Rande eines Leipziger Manuſcripts der LXX gefunden hatte, theils von Andern, und inſonderheit von Hubigant waren entdekt worden, zu ediren. Ich vollendete dieſe Ausgabe mit vielem Fleiße, und Akkurateſſe. Sie erſchien im Verlage des Herrn Donatius in Lübek als ein mäſſiger Oktavband von 40 Bogen, und trug mir — leider nicht mehr als 80 Thaler Honorarium ein. Das war der Lohn für ein ganzes Jahr Arbeit.

Bald darauf trug mir mein Vater an, die von Büſcheln in Leipzig gedrukten Predigtauszüge über die Moral, in ein Syſtem zu bringen, ſie ihrer Form zu entkleiden, und in ein zuſammenhängendes Lehrgebäude umzubilden. So entſtund mein

Moralſyſtem, welches Heinſius in Eiſenach, ſo wie das bibliſche Syſtem der Dogmatik verlegte, und für beides mir wenig verſprach, und noch weniger bezahlte. Ich dedicirte die Moral dem Kurſächſiſchen Staatsminiſter von Wurm, welcher damals die fromme, und andächtige Parthei in Dresden protegirte, und ein Freund von Konventikuln und — hübſchen Mädchen war.

Es war der gewöhnliche Schlendrian. Ich handelte im erſten Theile von der innerlichen Anrichtung des wahren Chriſtenthums durch Buſſe, Glaube und Heiligung oder Anzündung eines wahren Tugendeifers durch die Gnade — und im zweiten Theile erklärte ich die Erweiſungen, und Ausbrüche der chriſtlichen Geſinnungen durch eine thätige Liebe gegen Gott, gegen den Nächſten, und gegen uns ſelbſt. — Indeſſen ward doch auch hier ſchon mancher geſunde Gedanke mit eingeſtreut, mancher moraliſche Begrif richtiger und lichtvoller als gewöhnlich entwikkelt, und manche Pflicht durch beſſere und reichhaltigere Beweggründe unterſtüzt. — Das Publikum nahm dieſe Moral mit Beifall auf. — Jezt hat mir ſie ein

Eiſenacher Buchhändler ſo wie das bibliſche Syſtem nachgedrukt, ohne mir einen Heller dafür zu bezahlen. — Daß wir noch keinen Galgen für die Nachdrukker haben, iſt der unwiderſprechlichſte Beweis, daß unſere deutſchen Fürſten noch keinen Funken Liebe für Gelehrte und Gelehrſamkeit haben, ſondern dieſe Menſchenart betrachten, wie das Wildpret, das ſich ſelbſt erhalten muß.

Nachdem meine Schriften mir einigen Ruf gemacht hatten, erhielt ich eines Tages einen Brief mit dem Buchſtaben G. unterzeichnet, in welchem ſich ein alter grübelnder Philoſoph mir kentlich machte, und mich nicht nur ſeiner Achtung verſicherte, ſondern auch den Wunſch äuſerte, in meiner armſeligen Lage mich unterſtüzzen zu können. Er machte mirs zur Pflicht, nie nach ſeinem Namen zu forſchen, und ihn aus ſeinem Inkognito herauszuziehen: er ſey durch ſeine Hypochondrie unfähig zu einem freundſchaftlichen Umgange. Doch gab er mir Nachricht, wie ich eine ſtille Korreſpondenz mit ihm unterhalten könte. — Dieſer Mann ſchikte mir ein großes Paket Manuſcripte von ſeiner Hand, die viel philoſophiſchen Geiſt zeigten, aber leider in einer etwas zu rohen und unpolirten Schreibart abgefaßt waren. Er gab mir die Erlaubniß, ſie nach meinem Gefallen zu benuzzen, und ich machte den Gebrauch davon, den ich im erſten Bande (Kap. 33) erzählt habe.

Neuntes Kapitel.

Heirathsverſuche.

Ohnerachtet ich keine Frau ernähren konte, und eine ſo reiche Partei, welche mir alle eigne Einnahme entbehrlich machte, weder in Erfurt leicht zu haben, noch für mich zu wünſchen war (denn beſſer iſt darben, als aus der Hand eines Weibes ſein Brod empfahen) ſo dacht ich doch verſchiedentlich auf eine Verehelichung. Mein Kopf war ſtäts vol angenehmer Möglichkeiten, wie meiner armſeligen Lage in kurzem abgeholfen werden könte, und es ſchien mir gewiß, daß unter ſo vielen doch eine in Wirklichkeit übergehen würde. Folglich beunruhigte mich meine Brodloſigkeit bei Heirathsprojekten ſehr wenig. Ich glaube, ich hätte das ärmſte Mädchen genommen, wenn ſie meinem Herzen eine leidenſchaftliche Liebe hätte einflößen können.

Aber es iſt ſonderbar, daß das in meinem Leben nicht geſchehen iſt. Ich habe ſo manches vortrefliche Mädchen gekannt, bin mit ſo mancher Schönheit in langem freundſchaftlichem Umgange geweſen, habe einige Frauenzimmer in Leipzig und Erfurt recht innig geliebt: aber ich bin nie auch nur auf der niedrigſten Stufe der Leidenſchaft geweſen. Die feurige, unzerſtörbare, die ganze Seele einnehmende Liebe, wie die erſte leidenſchaftliche Liebe der Verliebten zu ſeyn pflegt, kenne ich gar nicht. Ein angenehmes Wolgefallen an körperlichen Reizen, ein recht herzliches Vergnügen an den Spuren einer ſchönen Seele, ein ſtarker, aber nie quälender Wunſch, die ſchöne Seele im reizenden Mädchen zu beſizzen, das iſt alles, was ich je empfunden habe. Eigentlich verliebt bin ich nie geweſen. Und natürlich liegt wohl die Urſache darinnen, daß ich gar keiner wahren

Leidenſchaft empfänglich bin. Ich kan im Zorn, wie in der Freude, in Kummer gewiß nicht, bis an die Gränzen der Leidenſchaft ſteigen, aber es iſt ein Moment. Im Augenblik iſts vorüber. Zu fortdauernden heftigen, und berauſchenden Empfindungen hat meine Seele keine Stimmung.

Meine erſten Blikke waren auf eine gewiſſe Witwe gerichtet, welche durch ein paar feurige Augen ſich auszeichnete, übrigens aber nur von ganz mittelmäſſiger Schönheit war. Herr Riedel ſchlug mir die Frau Aſſeſſorin (wie man ſie nannte) zu ernſtlichen Abſichten vor, und ich fand ſehr bald Gelegenheit, mit ihr in Umgang zu kommen. Aber ſie ſchien mir zu unſtät und flatterhaft zu ſeyn. Und bald ſchrekte mich ihr Handel ab, den ſie mit dem Prediger Moſche in Arnſtadt, nachmaligem Senior in Frankfurt am Mayn gehabt hatte, und der mir bald nach dem Anfange unſerer Bekantſchaft erzählt wurde. Dieſer war vor mir ihr Kompetent geweſen, und hatte es bereits bis zum förmlichen Cheverſpruch gebracht. Und ſie hatte ihm, ohne alle weitere Veranlaſſung plözlich und kurz vor der Trauung ihre Liebe wieder aufgekündigt. Alles Bitten ihrer Eltern, alle Vorſtellungen ihrer Freunde, alles Fragen nach vernünftigen Bewegurſachen waren nicht vermögend geweſen, ſie zurükzubringen. Sie wußte nichts als ſeine Größe vorzuſchüzzen. — Und Moſche war wirklich ein Mann, der ſich auf den Meſſen hätte können für Geld ſehen laſſen. Die Frankfurter mußten ihm einen eignen Wagen bauen, in welchem er gerade ſizzen konte, ohne mit dem Kopfe oben anzuſtoßen. Seine Braut hat ſelbſt in den Akten, da hernach ein Proceß darüber entſtand, ſeine Länge als eine ihr, fürs Ehebette, zu furchtbare Sache angegeben, und aus dieſem einzigen Grunde die Aufhebung der Sponſalien verlangt, und auch erhalten.

Weit gröſſere und dauerhaftere Eindrükke machte Amalia Stallforth auf mich. Es war die jüngere Schweſter der Witwe. Auf ihrem Geſicht war Freundlichkeit, und Herzensgüte gezeichnet. Ihre großen ſchmachtenden Augen kündeten glühende Liebe. Und ihre blühende Farbe bürgte für Unſchuld, und Geſundheit. — Aber ich fand keinen Weg zu Malchens Beſiz.

Bald kam ein neuer Vorſchlag, der abermals eine Witwe zum Gegenſtande hatte, und wo es nicht viel fehlte, daß mein Unſtern mich in die Labyrinthe einer torturartigen Ehe geführt hätte. Man entdekte mir eine Madam Schelhaſin, welche ein reines Vermögen von 9000 Thalern in freien Händen haben ſolte.

Ich war ſehr ſchnel entſchloſſen, dieſer Dame meine Hand anzubieten. Denn nach der Beſchreibung war ihre Geſtalt erträglich, und ſo war die Verſicherung, daß ihr Reichthum mir ein ruhiges und ſorgenloſes Leben verſchaffen würde, für meine raſche Art zu handeln Beſtimmungsgrund genug, ſie zu begehren, ohne ſie geſehn zu haben.

Es wolte niemand ſich finden, der mich einführte, alſo mußte ich es ſelbſt thun. Ich ließ mich gerade zu bei ihr anmelden, und ward angenommen. Meine Dreiſtigkeit und meine Uebung im Umgange mit Menſchen, die zum Theil etwas mehr als Dreiſtigkeit hatten, ſezte mich in den Stand, ohne alle Verlegenheit zu erſcheinen. Ich gefiel ihr — ſehr, und ſie mir — mittelmäßig.

Sie hatte vielleicht zehn, vielleicht funfzehn Jahre mehr als ich. Ihre Farbe war bleich. Ihr Auge ſchien Durſt anzuzeigen. Ihr Mund war häßlich, weil ein vorwärts herausgewachſener Zahn ihre Oberlippe geſchwulſtartig machte. Uebrigens war ſie gut gewachſen und voll. Man ſahe ihrs nicht an, daß ſie von Puffbohnen lebte, und von einem Ehemann ein gleiches verlangte. Uebrigens war ſie geſprächig und freundlich, und hatte einen guten äuſerlichen Anſtand.

Meine Gabe zu ſprechen, die ich jezt beſaß, hatte mir es möglich gemacht, ihr ſchon beim erſten Beſuche meine ernſten Abſichten deutlich genug zu erkennen zu geben. Und ſie hatte gegenſeitig ihre Neigung, einem jungen feurigen Mann von meinem Schlage, ihre Hand zu ſchenken, nicht undeutlich merken laſſen. Ich ging alſo von ihr mit dem Vorſazze, das nächſte mal gerade zu um ſie zu werben. Denn ich war kein Freund von Umſchweifen, und langen Ueberlegungen.

Aber zu meinem Glükke ward mein Anſchlag ruchtbar, ſo daß ich in allen Geſellſchaften mit meiner Donna aufgezogen wurde. Alles, was ich hörte, war bitterer Spott. Man fand's luſtig, daß ein Adler ſich mit einer Nachteule paaren wollte. Dies machte mich aufmerkſam. Ich bat alle, die mir auf Vertraulichkeit einige Anſprüche gegeben hatten, mir die Winke zu dolmetſchen, welche jene Spöttereien enthielten und erfuhr, — daß meine Geliebte vom Geizze beſeſſen ſey, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſatt eſſe, und wöchentlich nur einmal koche, und dann täglich aufwärme, daß ihr erſter Mann an ihrem Geizze geſtorben ſey, weil ſie ihn zu beſtändiger Arbeit und Erwerb angehalten, und dabei nicht ſatt zu eſſen gegeben habe. — Auch erfuhr ich, daß ihr Mund und andere Theile ihres Körpers mit den Gewürzinſeln die Aehnlichkeit hätten, daß ſie, wenn die Luft herüber weht, ihren Duft ſehr weit verbreiteten. —

Nun zog ich geſchwind meine Segel ein, und dankte dem Himmel, daß der ſtarke Wind meiner Voreiligkeit das Schiffchen meiner Liebe nicht an dieſe ſumpfigte Küſte verſchlagen hatte.

Ich vergaß meine [illegible] um ſo geſchwinder, da mir jezt Herr Kloz, eine Einladung nach

Halle zuſchikte, und mir eine reiche Partie anbot, welche auf der Stelle zu haben wäre. Seine Schilderungen waren ſo, daß ich mit dem Dichter der Verliebten hätte ausrufen mögen: Nunc ego Triptolemi cuperem conſcendere currum &c. — Es war abermals eine Witwe, eine Frau Hofräthin, die von ihrem Manne ſich geſchieden hatte — ihr Name iſt mir entfallen — es iſt mir, wie, Lauin — welche jung, artig und mit ſchwerem Gelde beladen ſeyn ſolte.

Ich theilte mein Geheimniß mit meinem Neuſel, der in Erfurt mein einziger wahrer, warmer und — eben ſo liebenswürdiger als geliebteſter Freund war, und fand ihn bereit, mich auf dieſer Reiſe zu begleiten. Wir mietheten uns ein Kapriolet mit zwei Pferden, und ich borgte von Freund Herel, ohngefähr dreißig Thaler, um unterweges nicht mit ſamt unſerm Vieh zu verhungern. Denn wir hatten beide ſo wenig, wie Diogenes, ohngeachtet wir beide das heilige Gold höher achteten, und ſehnlicher ſuchten, als der Weiſe in der Tonne.

Das Herz klopfte mir, und — ich berechnete ſchon die neue Wirthſchaft, die ich führen wolte. Eine hübſche Equipage war nicht vergeſſen. — Auf dem Wege nach Halle war mein Glük unſere einzige Unterhaltung. Und die Einfälle in der Materie vom Genuß des Lebens, in dem mein Freund mit mir wetteiferte, machten uns ſo froh und heiter, daß wir mit Unbequemlichkeiten des ofnen Fuhrwerks, die Rauhigkeit der Witterung, den Ekel des umherſprüzzenden Kothes, und ſelbſt die Lebensgefahr nicht achteten, in welche wir zweimal durch eine roſſige Stute geriethen, welche der Philiſter uns eingeſpannt hatte.

Wir eilten bei unſerer Ankunft, die des Abends um fünf Uhr geſchah, zu Herrn Kloz, und ich hatte nichts weiter mit ihm zu reden, als daß ich die Wohnung der Wittwe erfragte. Ich kleidete mich ſchnel um, und floh noch denſelben Abend zu meiner Hofräthin, bei welcher ich unter dem Vorwande, mich nach einem Menſchen zu erkundigen, der ihr Verwandter ſeyn wolte, mich ſelbſt producirte.

Ich fand — ein kleines hageres Weſen — ohngefähr fünf und vierzig Pfund an Gewicht — mit ein paar feurigen Augen — geſchmakvol gekleidet — ziemlich lebhaft, und ſelbſt etwas wizzig im Geſpräch, und — ganz auſſerordentlich entzükt von meiner werthen Perſon.

Die erſte Viſite lief zu meiner völligen Zufriedenheit ab. Ihre Perſon war leidlich, und ihr Geld höchſt liebenswürdig. Und was das entſcheidendſte war, ſie hatte Verſtand und zwar ſo viel Verſtand, daß ſie mich für einen berühmten Mann und großen Gelehrten erkennen, und mirs nicht oft genug ſagen konte, was für ein inniges Vergnügen es ihr ſey, meine Bekantſchaft gemacht zu haben.

Ueberſtröhmend von Freuden kehrte ich zu meinem Pflegevater Klozius zurük, und erzählte ihm meine ſchon vollendete Eroberung, für welche mir nicht nur die Verſicherung ihrer Zuneigung, ſondern auch ein Kuß vol Energie zu bürgen ſchien, den ſie mir beim Abſchied, nicht etwa nur erlaubt, ſondern ſelbſt gegeben hatte. Kloz und Meuſel begannen über meine Schwärmerei zu lachen, und nöthigten mich, jezt meine irrende Ritterſchaft zu vergeſſen, und mich mit ihnen der Punſchſchale zu widmen. Aber ich vermochts nicht. Bei jedem Glaſe brachte ich wieder meine Hofräthin herbei, und drang in den Vater Klozius, mir genauern Bericht von ihrem Vermögenszuſtande zu geben. Und ach — wie ſanken ſo plözlich die rauſchenden Wellen meiner neuen Liebe zur Windſtille hinab, da der leichtſinnige Mann mir geſtand, daß ſie das viele Geld noch nicht ganz in Händen habe, ſondern eben deswegen in Halle ſey, es ihrem Mann (der, wo ich nicht irre, in Schleſien war) abzuproceſſiren.

Da gieng mirs, wie einem Trunknen, der ein Drachma Spiritus nitri dulcis verſchlukt hat. Im Augenblikke war mein Rauſch vorüber, und die liebe Vernunft trat an die Stelle der ſchwärmenden Phantaſie. Ich legte mich trübſinnig zu Bette, und brachte die halbe Nacht mit Ueberlegungen zu. — Das Reſultat war: von meiner Geliebten ſelbſt ihren Vermögenszuſtand zu erforſchen, und wenn nur Sicherheit da wäre, daß ſie ihr Geld erhielte, ſie zu heirathen.

Ich ging des folgenden Tages, ihrer eignen Einladung zu Folge, wieder zu ihr. Aber ich erfuhr leider, was ein Liebender für ein ganz anderer Menſch iſt, wenn die Liebe einmal von der räſonnirenden Vernunft ſich eine kleine Erkältung zugezogen hat. Da ſieht er alles anders, da hört er alles anders, da empfindet er alles anders.

Bei meinem Eintrit ins Zimmer kam mir die Donna mit feuriger Umarmung entgegen, und zeigte ſich im ſchönſten Puzze. Ihre Augen funkelten. Ihre Finger blizten von Ringen. Ihre Füße hüpften. Ihre Geſpräche waren eitel Lobſprüche meiner Perſon. Kurz, ſie war ganz Freude, mich zu ſehen, und ganz Beſtreben mich zu rühren, und ich — ſpielte nur noch die Rolle des Verliebten, ohne es zu ſeyn.

Wir waren ohngefähr eine Stunde beiſammen, in welcher ſie von Zeit zu Zeit ihre Munterkeit, und ihre Bemühung zu gefallen verdoppelt hatte, als ſie ſelbſt das Geſpräch auf ihre Lage leitete, mir die Geſchichte ihrer vorigen Ehe (natürlich zu ihrem Vortheile) erzählte, und ihre Reigung zu einer neuen Wahl mir geſtund, und — ſo geſtund, daß ich hätte noch der Einfaltspinſel ſeyn müſſen, den ich im Menkiſchen Garten machte, wenn ich nicht hätte merken wollen, daß ihre Wahl auf mich gefallen war.

Je deutlicher ſie alſo jezt ſprach, deſto leichter ward mirs, Muth zu faſſen, und mich nach demjenigen Theile ihrer Reize zu erkundigen, welcher in ihrem Sekel enthalten war. Ich erklärte ihr alſo ganz offenherzig, daß auch ich im Begrif ſey, mir eine Gehülfin zu ſuchen, und daß ich wol gar gekommen ſeyn könte, eine Angel nach ihr auszuwerfen.

Kaum hatte ich ihr das geſagt, um nun ſogleich von ihrer werthen Perſon den Uebergang auf ihren Beutel zu machen, ſo unterbrach ſie mich mit einem Feuer, das mich völlig überraſchte. Sie fiel mir um den Hals, und küßte mich mit ſolcher Entzükkung, daß ich ſelbſt bis in den dritten Himmel entzükt worden wäre, wenn Malchen an ihrer Stelle geſtanden hätte, oder, wenn auch nur die nächtliche Ueberlegung nicht vorhergegangen wäre.

Da ich auf ſolche Art in meinem Koncepte geſtört, und genöthigt war, ehrenthalber, mein beabſichtetes Geſpräch vom Gelde noch ein wenig zu verſchieben, und vor der Hand, von ihrer Liebe gerührt zu erſcheinen; ſo wurden ihr alle meine Reden, mit denen ich ihre ſo feurige Liebe zu erwiedern ſuchte, die ich aber immer ſo einrichtete, daß ſie mir Gelegenheit zu einem ſchnellen Ueberſprunge aufs Geld geben ſolten, zu lauter Veranlaſſungen, ihre glühende Neigung zu mir an den Tag zu legen.

Es währte nicht lange, ſo verwandelte ſie unſern Spaziergang, den wir Arm in Arm im Zimmer auf und ab thaten, in ein ſchnelles Hinſinken auf den Sofa, wobei ſie auf meinem Schoos zu ſizzen kam, und mich — auf das Polſter gelehnt — mit Küſſen zu überſchwemmen began. Das war das Ende des Drama. Denn ſie küßte jezt ſo ungeſtüm, ſo unerſättlich, ſo anhaltend und — was ich nun erſt merkte — mit Einhauchung eines ſo unangenehmen Geruchs, daß ich von dem erſchütterndſten Ekel überfallen wurde. Ich fuhr plözlich auf und ſtelte mich — aus Diſkretion — als ob mir eine gewöhnliche Maladie von heftigen Seitenſtichen mit einem Anſaz zur Ohnmacht zuſtieſſe, welche auch in der That, wegen Benehmung des Odems durch ihre erſtikkende Küſſe, nahe genug war. Und ſo bekam ich Luſt. Ich ſtund auf, begab mich ans Fenſter, nahm die Stellung eines Kranken an, und leitete bald das Geſpräch — noch immer im Tone der Liebe — auf ihre Vermögensumſtände. — Meine Dame war offenherzig. — Sie waren nach ihrer Ausſage, noch weit mislicher, als ſie Kloz mir beſchrieben hatte — Jezt dichtete ich ſchnel eine Urſache des Aufbruchs, verſprach in einer Stunde wieder bei ihr zu ſeyn, eilte nach Hauſe, ließ anſpannen, und — bedaurete mit meinem Freunde das Geld, das wir verreiſet hatten.

Zehntes Kapitel.

Meine Verheirathung.

Mein Glük war mir durchs Heirathen nicht beſchieden. Und wol gewiß ſahe es der liebe Gott vorher, daß mir viel Geld nicht nüzze ſeyn, und meine Geiſtesthätigkeit erſchlaffen, und unterbrechen würde. Darum zernichtete er alle meine Anſchläge auf Reichthum, und — darum gab er mir auch ein Temperament, das gar keiner leidenſchaftlichen Geſchlechtsliebe empſänglich war.

Der Buchhändler Heinſius — ehemals ein lokkerer Zeiſig — ein Bruder des ſolideſten Mannes, der in Leipzig meine erſten Schriften ins Publikum einführte — ſprach mir eines Tages von einer himmliſchſchönen Witwe mit 6000 Thaler baaren Geldes. Es war die Tochter des ehemahligen Superintendenten Volland, in der Reichsſtadt Mühlhauſen, und Enkelin des orthodoxen Neumeiſters, ehemaligen Seniors in Hamburg. Sie hatte einen gewiſſen Sekretair Kühn, in Eiſenach zum Mann gehabt, welcher ihr ein baares Vermögen von 80000 Thalern hinterlaſſen haben würde, wenn das Kind, das ſie von ihm hatte, einige Augenblikke ſpäter als der Vater geſtorben wäre.

Des Heinſius Erzählung von der ſchönen, mir völlig unbekanten Witwe, machte mich augenbliklich entſchloſſen, mich um ſie zu bewerben. Ich konte mir keine Urſache erdenken, warum er mich belogen haben ſolte, und alſo glaubte ich ihm. Und mein Glaube ward um ſo feſter, und zuverſichtlicher, da ich an ihm bemerkte, daß er ſelbſt in die Witwe verliebt, und nach ihrem Beſiz lüſtern war.

Langes Zaudern, überlegen, fragen, forſchen — war meine Sache nicht. Meine Phantaſie hatte ſchnel Schönheit und Geld aufgefaßt, und es der Vernunft aufs Leben verboten, mir ja nichts von Bedenklichkeiten, und Schwierigkeiten einzuflüſtern. Ich hatte eben durch den edeln Genau hundert Thaler Penſion erhalten, und freute mich alſo, daß ich durch Zuthun eines Weibes — mit 300 Thalern jährlichen Intereſſen — ungerechnet des ſteigenden Schriftſtellerverdienſtes — recht gut leben würde.

Ich hatte auch diesmal niemanden, der mich bei der ſchönen Witwe einführen konte. Denn dem Heinſius durfte ich nicht ſagen, daß ich Abſichten hatte, weil er ſelbſt auf ſie Spekulation machte, und er war auch der Mann nicht, der in Gotha dazu Credit und Anſehen gnug beſaß, weil er als ein Flüchtling bekant war. Alſo mußte ich abermals meinen Proceß allein führen. Ich entwarf einen ganz einfachen Plan, und in wenig Wochen war alles ſchon vollendet.

In Mühlhauſen, dem Geburtsorte der Witwe, war jezt mein ehemaliger Lehrer Reinhold, Superintendent, und hatte ſchon lange mir angelegen, ihn zu beſuchen. Der Weg nach Mühlhauſen führete durch Gotha, wo meine Donna bei ihrer Schweſter lebte. Ich beſchloß alſo, meinen lieben Reinhold zu beſuchen, und auf der Durchreiſe der Madam Kühn, einen Plaz in meinem Wagen anzubieten, wenn ſie Luſt haben ſolte, ihrer noch lebenden Mutter, und Geſchwiſtern in Mühlhauſen einen koſtenloſen Beſuch abzuſtatten. Und dieſer Einfal gelang.

Ich kam nach Gotha, erkundigte mich nach der Wohnung des D. Arnold, und bemerkte in dem Geſichte des Gaſtwirths, den ich etwas zu eifrig ausfragen mochte, ein holdes Lächeln, wie das Lächeln eines Propheten, dem eine Weiſſagung aufs Herz fält, deren ſicherer Ausgang ihn zum dreiſten Vorherſagen berechtigt. — Nach erhaltener Belehrung ſchikte ich an Madam Kühn, und ließ ihr ſagen, daß ich von ohngefähr erfahren hätte, daß ſie Freunde in Mühlhauſen habe: ich machte mir ein Vergnügen, wenn ſie mich mit Aufträgen beehren wolte, dieſelbe aufzurichten oder ihr allenfals, wenn ſie ſelbſt zu ihnen zu reiſen Luſt hätte, einen Plaz in meinen Wagen anzubieten. — Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen! — Madam nahm gleich den Plaz im Wagen an, und ließ mir melden, daß ſie auf die Stunde, die ich zur Abreiſe beſtimmen würde, bereit ſeyn wolle.

Des andern Tages früh um fünf Uhr, fuhr ich bei ihr an, und ward von dem D. Arnold, ihrem Schwager, mit auszeichnender Höflichkeit unten im Hauſe empfangen. Die beiden Schweſtern kamen mir an die Treppe entgegen, und waren ſo freundlich — ſo freundlich, daß ichs — nicht beſchreiben kan.

Mein Auge ſchoß begierig auf die Dame meines Herzens, und — ſie gefiel mir. Sie war jung — blühte wie eine Roſe — hatte ein paar groſſe blaue Augen — einen noch ziemlich feinen Tein — eine gute Taille — eine volle Bruſt. — Amor hatte ſchon geſiegt! — Meine Liebesaffairen giengen ſchnel wie meine Schriftſtellerei, und ich dachte, ſie müſſen auch eben ſo gut gehen, weil ich aus Erfahrung wußte, daß mir alles, was ich im erſten Feuer raſch hinſchrieb, weit beſſer gerieth, als woran ich lange gekünſtelt hatte.

Man hatte Koffee aufgetragen, und ich bemerkte ganz klärlich, daß die Witwe beim Einſchenken zitterte; ha, dacht ich, vom Alter kan das nicht kommen, denn ſie war erſt 22 Jahr: und vom Wein auch nicht, denn ſie hatte eine ſchneweiſſe Naſe: alſo muß es ein ſympathetiſches Gefühl ſeyn. — Ich hatte mich nicht geirret.

Wir fuhren ab, und kamen nach Mühlhauſen, ohne ein Wort geſprochen zu haben. Beide hatten wir wie Bildſäulen im Wagen geſeſſen. Beide hatten wir immer darauf gedacht, wie ein

Geſpräch zu beginnen ſey. Und beiden hatte die alzuſtarke Gewißheit, daß wir ſchon an einander verrathen waren, es unmöglich gemacht, zu reden, um ſich nicht noch mehr zu verrathen. Einige hölzerne und total mislungene Artigkeiten waren alles, was wir aufbringen konten. — So ſchnel hatte der Liebesgott uns beide bethöret.

In Mühlhauſen blieben wir acht Tage, ich bei meinem Reinhold, und ſie im Hauſe des preuſſiſchen Reſidenten Avenarius. Ich war alle Tage in ihrer Geſelſchaft, denn der Sohn des Reſidenten war in der Pforte mein Schulkamerad geweſen. Und hier wurden wir beide etwas natürlicher. Die erſte Schüchternheit verlor ſich. Wir wurden bekanter — endlich vertraut. — Und die übrigen Geſelſchafter hattens ſchon den erſten Tag weg, daß wir einander etwas mehr intereſſirten, als bloſſe Geſelſchafter einander zu intereſſiren pflegen. — Ich fuhr mit ihr zu ihrem Bruder, dem Paſtor Volland in Windeberg, wo ihre Mutter, die Kirchenräthin Volland, lebte.

Hier eräugnete ſich ein fataler Streich, deſſen üble Folgen nur meine glükliche Laune, und ſchnelle Entſchloſſenheit verhüten konte. Wir ſaßen des Abends bei muntern Geſprächen beiſammen, und ich ergrif, da eben das Geſpräch auf einen Augenblik ins Stekken gerathen war, ein Blat Makulatur, auf welchem Kuchen gelegen hatte, um es zu leſen. Blizſchnel erblikte ich mitten auf der Seite die Worte: — „die bei einem ſolchen Irglauben, „wenn ſie in demſelben beharren, ohnmöglich ſelig „werden mögen," und hub an, laut aufzulachen. O hören Sie, ſchöne Frau, ſchrie ich, ein kapitales Stük von einem Orthod—oxen, der den Leuten um irriger Vorſtellungen willen die ganze Seligkeit abſpricht. Indem wolte ich die Stelle vorleſen, als meine Schöne mich mit dem Fuße trat, und feuerroth wurde. Ein Blik auf ſie, und der Gedanke, du haſt ein Stük aus Neumeiſters Poſtille erwiſcht, und die alte fromme Kirchenräthin verwundet, trafen im Moment zuſammen. Die Alte verzog ſchon das Geſicht, als ich plözlich mich entſchloß, die Worte anders zu leſen, als ſie da ſtunden. Ich ſtelte mich, als wenn ich ſtokte. „Ach nun ſehe ich, daß ich mich geirrt

„habe: ich hatte ſo geleſen.“ Und nun fing ich an, über mich ſelbſt zu ſpotten, und dem Neumeiſter auf meine eigene Unkoſten eine drolligte Lobrede zu halten, welche das Herz der Alten völlig bezauberte, und ihr den Gedanken benahm, daß ich eine kezzriſche Spötterei über den heiligen Neumeiſter, ihren Vater, auf der Zunge gehabt hatte.

Das Heirathen war einmal beſchloſſen, und eine Witwe war mir beſtimt. — So bald ich mit meiner Dulcinea zurükgekehrt war, ſchrieb ich von Erfurt aus an den D. Arnold, und bat ihn, ſich für mich zu verwenden. Er thats. Ich erhielt das Jawort, und — machte vierzehn Tage darauf Hochzeit — und zwar eine Hochzeit, wie alle Hochzeiten ſeyn ſolten, wenn die Leute das Geld zu Brode brauchen. Ich ließ die Braut, mit welcher ich gar nichts von Geſchenken gewechſelt hatte, mit ihrem Schwager, und ihrer Schweſter nach Erfurt kommen, bat meinen Vater dazu, welcher mit der guten Mutter, und zwei Geſchwiſtern ſich einfand, und gab eine Schüſſel mehr als gewöhnlich zu eſſen, nachdem wir uns vom Hn. Salzmann hatten die heilige Benediktion geben laſſen,

Eilftes Kapitel.

Theologiſche Doktorpromotion.

Die Neckereien der Theologen, und das ewige Proteſtiren gegen alle Arten von Vorleſungen, durch die ich nur einigermaſſen dem Gebiet der heiligen Gottesgelahrheit mich zu nähern erdreiſtete, wurden die nächſte Veranlaſſung zu meiner theologiſchen Doktorpromotion. Mein Vater rieth es, Herr Genau beſtund darauf. Auch ſchimmerte die Hofnung, daß die Privilegirung meiner Theologie mir ins Erfurtiſche Miniſterium verhelfen würde.

Denn nachdem die nachtheiligen Gerüchte, die meine geiſtliche Natur entehret hatten, ſo ziemlich eingeſchlafen waren, und die Leute in Erfurt mich eine Zeitlang in der Nähe betrachtet, und ſo ſchlimm nicht gefunden hatten, wie meine Feinde wolten, daß ich ſey, fand ſich eine Menge Bürger, die meine lauten Vertheidiger, und zum Theil auch Lobredner wurden. Sie hatten nicht nur durch Leſung meiner Schriften beſſere Begriffe von meinem Glauben bekommen, als die Herren Miniſterialen ausgeſtreut hatten, ſondern es waren auch viele unter ihnen, welche die Leipziger Meſſe zu beſuchen pflegten, und folglich mich ſchon längſt als einen Kanzelredner kanten, der in Leipzig Beifal, und Verehrung ſich erworben hatte. So wie alſo dergleichen Bürger in ihren Zirkeln nach und nach bekant machten, was ich in Leipzig geweſen ſey, wie gedrükt vol ſie meine Kirche gefunden hätten, wie rührend ich predigen, und den Leuten ans Herz reden könte — ſo nahmen meine Freunde immer mehr zu, und jederman urtheilte, daß mich bei erſter Vakanz eine Gemeine wählen würde. Ja es war algemeine Sage nach dem Tode des Paſtors Schmitt, welcher ein Vierteljahr nach meinem Abſchiede aus Erfurth erfolgte, daß ſeine Gemeine mich zu ſeinem Nachfolger beſtimt gehabt habe.

Ich hielt damals, von den ſchändlichen Ausſtreuungen meiner Feinde gar wol unterrichtet, eine ſolche Verſorgung für unmöglich, und nahm den Rath meines Freundes, und das Anerbieten meines Vaters zu Herſchieſſung der Koſten blos in der Rükſicht an, daß ich durch dieſen Schritt mir theils das Leſen theologiſcher Kollegien erleichtern, theils zu auswärtigen Vokationen mir Ausſicht verſchaffen würde.

Aber die Frage war jezt, wo ich promoviren ſolte? In Leipzig war wegen jener Mordgeſchichte nicht daran zu denken. Mit den Wittenbergern hatte ich in öffentlicher Fehde gelebt. Den Göttingern konte ich auch nicht trauen, weil ihnen der Wiſcher noch im Andenken ſeyn mochte. Halle fürchtete ich, weil mein Freund Kloz von den Theologen gehaßt wurde, und auch die Leipziger zu ſehr in der Nähe waren, und alſo leicht Hezzereien machen konten. In Gieſen lebte der D. Benner, der allen Menſchen den Tod geſchworen hatte, welche den ſymboliſchen Büchern nicht wenigſtens mittelbare Inſpiration zuſchrieben, oder auch nur eine Sylbe davon bezweifelten. Für Jena war ich ſchon von Jena aus gewarnt. —

Da beſann ſich mein Vater auf den D. Kießling in Erlangen, welcher Geld brauchte, und gern es nahm, wenn ers mit Ehren haben konte.

Er war ehedem, da er noch in Leipzig geſtanden hatte, mit ihm in freundſchaftlicher Verbindung geweſen, und hofte daher, daß Freundſchaft und Wolgefallen an einem fetten Braten, der den Erlanger Theologen ohnehin etwas rares war, ſeine Wünſche krönen würde. Dieſe Rechnung traf zu.

Mein Vater fragte bei Kießlingen an, ob er mir zur theologiſchen Doktorwürde verhelfen wolle, und erbot ſich, ihm reines Gold ohne Abzug des Agio zu ſchikken, ſo daß an jedem Luisd'or ein Thaler zu profitiren war. Dieſen Antrag ergrif der liebe Mann mit willigen Händen, und mein Vater ſandte etliche und vierzig gute Luisd'ors.

Mir ſchikten die Herren Fakultiſten einen Bogen vol wichtiger Fragen aus Dogmatik, Polemik, Kirchengeſchichte, Kritik, die ich ſchriftlich beantworten mußte, um mir die koſtſpielige Reiſe zum Examen zu ſparen. Zugleich foderten ſie, daß ich vor Gericht einen Eid ablegen ſolte, mit welchem ich betheuerte, daß ich die vorgelegten Fragen ohne Zuthun eines Mannes beantwortet hätte.

Ich leiſtete alles, was zu leiſten war. Ich ſchrieb einige Bogen vol über die vorgelegten Fragen. Ich ſandte ein gerichtliches Protokol über die Ablegung meines Doktoreides ein. Ich fertigte meine Diſputation. Ich vertheidigte ſie endlich in Erfurt ſelbſt auf dem öffentlichen Katheder.

Die Diſputation war exegetiſch, und handelte von der Weiſſagung Chriſti Math. 24. welche ich nicht wie gewöhnlich vom jüngſten Tage erklärte, (an deſſen von den Theologen gedichtetes Schauſpiel ich ſchon damals nicht mehr recht glaubte) ſondern von der bevorſtehenden Zerſtörung Jeruſalems, und des jüdiſchen Staats. Eine Schrift des Superintendent Sponſel, über dieſe Stelle hatte ich treflich benuzt. Das beſte, was ich geleiſtet hatte, war eine Samlung prophetiſcher Stellen des Alten Teſtaments, welche den Ausdrükken Chriſti von Verfinſterung der Sonne, und des Mondes, vom Sturz der Sterne auf die Erde u. d. m. parallel waren, und das Reſultat erweislich machten, daß dieſe Redensarten bloſſe Allegorien ſind, welche nichts als den Untergang großer Reiche andeuten. — Das Zeichen des Menſchenſohns in den Wolken, erklärte ich ſehr vernünftig nicht von einem Phänomen am Himmel: ſondern ich zogs auf die verkündigte Zerſtöhrung des jüdiſchen Staats, welche ein Zeichen oder Merkmal ward, daß des Menſchenſohn d. h. der damals armſelige Meſſias im Himmel ſey d. h. auf dem Throne ſich befinde, den ihm Gott verheiſſen hatte, oder welches eben ſo viel iſt, daß er nun ſeine Feinde beſiegt, das Reich der Wahrheit vollendet, und mit ſeiner Lehre die Herrſchaft über den Erdkreiß erlangt habe.

Die Fakultät ſandte mir nun ein großes Doktordiplom, welches ich bei Kurfürſtlicher Regierung producirte, und dadurch mich berechtiget zeigte, alle und jede theologiſche Vorleſungen zu halten, und mich den ordentlichen Profeſſoren hierinnen gleich zu ſtellen.

Um dieſe Zeit ward Riedel Schulden halber arretirt. Sein Anblik, da ich ihn im Arreſte beſuchte, und die rührendſten Spuren der Armuth, und des Jammers entdekte, erſchütterte mich ſehr, und ward mir ein heilſamer Antrieb zur Beſonnenheit beim Aufwand. Sein Fehler war blos der geweſen, daß er ſich alles hatte auf Borg liefern laſſen, wo er ſchändlich übertheuert, und betrogen worden war. — Er beging hernach die Thorheit, daß er ſich in Wien als Profeſſor anſtellen ließ, und — was noch mit thörigter war — die tauſend Dukaten, die ihm Thereſia für den Abtrit gab, da er nicht katholiſch werden, und ſie, ohne dieſes, ihre Verſprechungen nicht halten wolte, nicht von Wien in ſeine Heimath mit nahm, und eine proteſtantiſche Vokation abwartete, ſondern ſie in Wien verzehrte, und ſich ſo lange bei leeren Hofnungen herumtrieb, bis ihn das unwürdige Schikſal traf, bei Fürſt Kauniz Lektor zu werden, wo er hinter dem Tiſche ſtehen, und theils gut gewählte Stellen vorleſen, theils über dieſelben ex officio wizzig ſeyn, und die Geſelſchaft mit Bons Mots unterhalten mußte.

Meine Armath bewegte damals einen Menſchenfreund, mir in einem namenloſen Briefe, dreißig Stük Dukaten zu zuſchikken. Ich habe nie erfahren können, von wem dies Geſchenk gekommen war, ſo ſehr ich mich darum bemüht habe, um die biedere Bruderhand zu drükken, die ſo viel Erquikkung mir ſchuf.

So wenig ich ſelbſt hatte, ſo war mir es doch Regel, die Hälfte meines Gewinſts im Spiele, der oft ganz anſehnlich war, und wol zuweilen mehrere Thaler betrug, für Arme zu beſtimmen.

Eine meiner damaligen Vergnügungen war die Komödie, die ich faſt ohne Ausnahme beſuchte. Die Abriſche Truppe gab ſie. Herr Riedel hatte ſie nach Erfurt gezogen, und dies brachte mich in eine Art von Umgang mit dieſen Leuten, welcher mich lehrte, daß nicht alle Komödianten verächtliche Menſchen ſind. Dieſe Leute waren faſt ſämtlich von unbeſcholtner Reputation. Und Madam Abt, war ein Muſter der Sittſamkeit und Tugend, und wurde auch als ein ſolches überal geſchäzt, und geehrt. Sie trieb die Delikateſſe ſo weit, daß ſie ſelbſt Männern von Stande, wenn ſie auch ihre vertrauteſten Freunde waren, nicht einmal einen Kuß erlaubte. Sie ſpeißte oft in meinem Hauſe, und ich war Zeuge ihrer Strenge. Es geſchahen ihr damals große Anerbietungen, denn ſie war ſchön, aber ſie hat ſie alle ſtandhaft ausgeſchlagen. — Sie war eine Predigerstochter, und die Liebe — hatte ſie unglüklich gemacht, und zum Theater genöthigt. Ihre theatraliſchen Talente erreichten völlig die Größe ihrer Tugend.

Zwölftes Kapitel.

Mein Eheſtand.

Die Hochzeit war in allem Betracht ſtil, und geräuſchlos abgegangen. Ich ſage, in allem Betracht. Denn in den ganzen erſten vier und zwanzig Stunden war mir ſelbſt die anſtändigſte Unruhe, die Eheleute einander zu machen pflegen, durch einen mir noch unerklärbaren Zufal unmöglich geworden.

Das erſte, was ich jezt in traulichen Geſprächen mit meiner Gattin zu entdekken ſuchte, waren die verheiſſenen 6000 Thaler. Und ich entdekte ſie leider — negativ. Die ganze Verlaſſenſchaft ihres ſeligen Mannes betrug, nach einer vorhandenen Berechnung des Herrn Schwiegervaters, des Kommerzienrath Kühn in Eiſenach, welcher einer der beſten Wirthe ſeiner Zeit war, und aus Pfennigen Thaler zu machen verſtand, 3333 Thaler netto. Von dieſen 3333 Thalern hatte meine Dame vor einigen Jahren ihrem Bruder 2000 anvertraut, um ihn in den Stand zu ſezzen, ein groſſes Wertheriſches Gut zu pachten, und den Vorſtand zu entrichten. Und dieſe waren bereits halb und halb verloren gegangen.

Der Herr Bruder hatte eines Theils von der Oekonomie nicht viel erlernt, und die Frau Kirchenräthin hatte andern theils, vol hohen Geiſtes, ſich auf dem Guthe mit den Beamten, und Unterbedienten nicht genug einzuverſtehen gewuſt, und ſo war es gekommen, daß der Graf v. Werther, da der Pachter Volland ein oder ein paar Pachttermine verſäumt hatte, auf Verhezzung des tükkiſchen Gerichtshalters, den Herrn Bruder aus dem Guthe warf, ſeine und der Frau Kirchenräthin ſämtliche Effekten, über 1500 Thaler an Werth, nebſt der Kaution zurückbehielt, und — ihn zuſehen ließ, wie er zu den Seinigen kommen wolte.

Dieſe barbariſche Handlung, die in preußiſchen Staaten nicht ungerächt geblieben wäre, ging bei dem Herrn Grafen nicht nur ungeſtraft hin, ſondern der arme Volland mußte in Dresden mit dem reichen Grafen ſich vollends zum Bettler proceſſiren, und hat von 1764 bis 1790 — noch nicht ausproceſſirt. Die Grafen wurden zwar durch mehrere Urtel kondemnirt, fanden aber doch in dem Sächſiſchen Rechtsgange Gelegenheit, durch Appellationen, Leuterungen, und wie die ſchönen Sachen alle heißen mögen, den Proceß ſo zu verlängern, daß er noch jezt ſein Ende nicht erreicht hat.

Meine liebe Ehefrau hatte alſo von den 3333 Thalern, da ſie einige Jahre auch davon gelebt hatte, nicht mehr als 800 Thaler noch übrig, welche ſtatt der gehoften 6000 Thaler, in meiner armen Hütte, ihren armſeligen Einzug hielten. Mit Wäſche, Meublen und Kleidern war ſie gut verſehen. Und dabei hatte ſie aus der Verlaſſenſchaft ihres Vaters ohngefähr für 200 Thaler Silberzeug.

Ich hatte alſo abermals die Rechnung ohne den Wirth gemacht. — Die 800 Thaler dauerten nicht lange. Denn ich hatte ſo viel Schulden zu bezahlen, und ſo viel neuen Aufwand in der neuen Haushaltung, daß ich, ſchon am Ende des erſten halben Jahres meines Ehſtandes, das Silber verkaufen mußte. — Indeſſen kam ich mit Sorgen, und Mühe doch ſo ziemlich durch, daß ich in Erfurt keine neuen Schulden machte, und doch meine Wirthſchaft auf gutem Fuß unterhielt.

Mein glükliches Temperament, ich meine die herſchende Stimmung zur Fröhligkeit hätte mir alles erſezt, was mir durch getäuſchte Erwartungen abgegangen war, wenn meine liebe Dame nur beſſer mit mir geſtimt hätte. Aber es zeigten ſich leider ſehr bald verſchiedene Mistöne, welche die Harmonie des Lebens ein wenig zu ſtören begannen.

Mein Weib hatte ein vortrefliches Herz, und liebte mich bis zur Anbetung. Aber ſie hatte gewiſſe Bedürfniſſe, die ſo ſtark waren, daß ſie mit der größten Aufmerkſamkeit alles beobachtete, was ihr nur einen entfernten Schein gab, daß ihr das mit der Zeit verringert werden könte, was zur Befriedigung jener Bedürfniſſe ſo nöthig war, und was ſie auf keine Weiſe verringert ſehen wolte. Mit dieſer Aengſtlichkeit ihres Herzens, war eine gewiſſe ungewöhnliche Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems natürlich verbunden, ſo daß ſie alles auf das ſchnelſte und lebhafteſte empfand, und folglich durch heftige und leidenſchaftliche Empfindungen oft nuzenlos gequählt, und beunruhiget wurde. Und dabei hatte ihr noch zum Unglük die Mutter Natur, eine feurige und lebhafte Phantaſie gegeben, welche die Romanen-Lektüre vollends erhizt hatte, ſo daß ſie alles, was ſich in der wirklichen Welt ihr unangenehmes ereignete, mit der idealiſchen Welt vermengte, und die Dinge, die ſie warnahm, beſonders aber die widrigen, ſo koloſſaliſch, ſo ungeheuer ſich vorſtelte, daß ſie weit heftigere Eindrükke auf ihr Herz machen mußten, als ſie der Natur und der Warheit gemäß hätten machen ſollen. — Ein wichtiger und noch wenig erwogner Grund, warum man, jungen Mädchen beſonders die Romanen wie ein Gift aus den Händen reiſſen ſolte ! !

Der erſte Ausbruch dieſes moraliſch-phyſiſchen Krankheitszuſtandes, welcher mich in eine traurige Bekantſchaft damit ſezte, ereignete ſich im Bolmanniſchen Hauſe.

Ich mußte natürlich meine junge Frau in allen den Häuſern präſentiren, in welchen ich bisher Freundſchaft und Güte genoſſen hatte. Wir machten alſo auch der Bolmanniſchen Familie einen Beſuch, und wurden ſo gleich zu einem Schmauſe eingeladen. Ich hatte leider unterlaſſen, mein liebes Weib ein wenig vorzubereiten, weil es mir nicht eingefallen war, daß ſie, die in der großen Welt gelebt hatte, durch dieſe Erſcheinungen würde alterirt werden. Aber, Gott ſeys geklagt, es entſtand mehr als Alteration.

Madam Bolmann kam uns — mit hoch aufgelegten ganz nakkenden (das heiſt, nicht einmal durch einen Buſenſtreif bedekten) Brüſten, — mit ein paar feurigen, und funkelnden Augen — ganz in Roſaſeide gekleidet — mit ellen hohen Schwungfedern theatraliſch ausſtaffirt — ſchon an der Hausthüre entgegen, und ſie flog, indem Herr

Bolmann meine junge Frau umfaßte, und küſſen — wolte, in meine Arme und drukte mich einige Minutenlang ſo feſt an ſich, daß es ſchien, als wenn ſie mich mit ihren Küſſen erſtikken, und mein Geſicht in ihrem Buſen begraben wolte.

Hier war mein junges Weib der Ohnmacht nahe. Der plumpe Angrif des Herrn Kammeraths, und weit mehr noch, die ſchreklichen Kareſſen, die ſeine Dame mir machte, hatte ſie ſo heftig und ſo plözlich erſchüttert, daß ihre Knie wirklich anfingen zu wanken, und ſie am ganzen Leibe ſichtbar zitterte.

Sie hatte indeſſen noch ſo viel Beſonnenheit und Faſſungskraft, die Urſache ihres ſo auffallenden Anbliks zu verhelen. Und da ſie die ganze Zeit, welche wir in dieſer Geſellſchaft zubrachten, traurig blieb, und man an ihr abwechſelnde Bläſſe, und Röthe des Geſichts, ein konvulſiviſches Fippern der Lippen, und Zittern der Finger bemerkte, ſo kam man endlich auf den Gedanken, daß dies ihr gewöhnlicher Zuſtand ſey, ohne zu errathen, daß blos die Geſellſchaft ihn erzeugt hatte. — Madame Bolmann zog mich auch bald auf die Seite, und raunte mir die Worte ins Ohr: Bahrdtchen, du haſt gefreit wie ein Schafskopf. Was willſt du, ums Himmelswillen, mit dieſem hyſteriſchen Weibe machen?

Ich wußte nicht, was ich ſagen ſolte. Mir war die Erſcheinung neu, und unerklärbar. Und ich konte ohnmöglich die fortwährende Traurigkeit meiner Frau für Folge der Eiferſucht halten, da ich ſelbſt mit der größten Behutſamkeit gehandelt, und alle ſonſtige Freiheiten ſo ſorgfältig vermieden hatte, daß Herr Bolmann alle Augenblik mir vorwarf, daß ich heute den Ehrbaren affektirte.

Wir gingen des Abends betrübt nach Hauſe, und ich brannte vor Begierde, von meiner Dame zu erfahren, was ſie heute ſo auffallend verändert hätte. Aber ich konte kein Wort aus ihr herausbringen. Sie machte, da wir allein waren, ihrem Schmerze Luft, und brach in einen Strohm von Thränen aus, ohne mir die Urſache ihres Kummers zu ſagen. „Laß mich, lieber Mann, „es iſt nichts: beunruhige dich nicht: alte Grillen

„ſind mir beigefallen, deren ich mir heute nicht „erwähren kann: ſie werden ſchon wieder ver„gehn.“ Das war alles, was ſie mir geſtehen wolte.

Ich muß hier nicht vergeſſen zu erinnern, daß das am Ende der acht Tage ſich zutrug, die mein guter Vater bei mir zubrachte. Dieſer war alſo mit in der Geſelſchaft geweſen. Und durch ihn gingen mir einigermaſſen die Augen auf.

Er ſelbſt errieth die Urſache der ſchnellen Veränderung meines Weibes nicht. Aber er gab mir Gelegenheit, ſie zu ahnden. Er fing des andern Morgens an, ſeine Bemerkungen über die geſtrige Geſelſchaft zu machen, und ſein Misfallen an den frechen Ton zu bezeugen, der in dem Bolmannſchen Hauſe eingeführt war, und den man ſelbſt in ſeiner Gegenwart nicht im mindeſten herabgeſtimt hatte. Bei dieſem Geſpräch entfiel meiner lieben Frau unverſehens eine Thräne, die ich bemerkte. Und nun ſchoß mir der Gedanke ein, daß es bei ihr nichts anders als ſchwermüthige Beſorgniß geweſen war, daß ich in dieſem Hauſe zu mehr als wörtlichen Unanſtändigkeiten verführt worden ſey, oder doch noch verführt werden könte.

Dieſe traurige Vermuthung beſtätigte ſich leider. Denn ohngeachtet mein liebreiches, und zärtliches Betragen mein junges Weib wieder aufheiterte; ſo fiel ſie doch immer wieder ſtundenlang in ihre Traurigkeit zurük. Und dieſer Zuſtand wurde jedesmal da am auffallendſten, wenn wir in einer Geſelſchaft geweſen waren, wo ein koketes Weib mit mir geſcherzt, oder allzunatürliche Geſpräche ihr bange Ahndungen verurſacht hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Fortſezzung.

Ich that alles, was ich konte, dieſer Krankheit Einhalt zu thun, und ich muß ſagen, daß mein Beſtreben mir wenigſtens dadurch belohnt wurde, daß ſie unſre eheliche Eintracht nicht zerſtörte. Ich blieb ſo viel möglich zu Hauſe. Ich gab verſchiedene Geſellſchaften auf, wo ich Perſonen bemerkt hatte, die ſie beunruhigten. Ich beſuchte ſelbſt das Bolmannſche Haus ſeltner als ſonſt. Im Hauſe verdoppelte ich meine Zärtlichkeit, und ſuchte ihr zu zeigen, daß ſie mir werth ſey. Ich brachte den ganzen Tag bei ihr zu, und gewöhnte mich, in demſelben Zimmer zu arbeiten, welches ſie bewohnte. Und vor Vergnügungen ſorgte ich, ſo viel es meine armſelige Kaſſe nur zulaſſen wolte. — Wir beſuchten fleißig unſere Gothaiſchen Freunde. Ich fuhr mit ihr nach Mohlsdorf, wo ehemals der Graf Gotter Denkmale der Pracht, und des Geſchmaks geſtiftet hatte. Kurz, ich erſchöpfte meinen Eifer, ſie vergnügt zu machen, und alle Beſorgniſſe aus ihrer Seele zu entfernen.

Doch konte ich meinen Wunſch nicht volkommen erreichen. Ich durfte nur durch anhaltendes Studiren einmal meine Stirn zu ſehr gefaltet haben, oder bei den oft unbeſonnenſten Störungen, durch welche ſie mitten aus dem tiefſten Nachdenken mich herausriß, einmal ein wenig auffahren, oder meine Zärtlichkeiten durften nur zufälligerweiſe einen Anſtrich von Trägheit erhalten; ſo war ſie ſchon wieder rükfällig, und ließ ein beneztes Auge mirs ſagen, was ſie empfand.

Am meiſten fühlte ſie ſich bekümmert durch meine auſſerordentliche Freundlichkeit, die mir von Jugend auf, durch das Beiſpiel meines Vaters, eigen geworden war, und mit der ich jeden Menſchen anzuſehn, und zu begegnen gewohnt bin. Sie verwandte, wie wenn ſie abſichtlich ſich hätte quälen wollen, gerade da kein Auge von mir, wenn fremde Perſonen zugegen waren, und fühlte nun bei jedem Lächeln, bei jedem auf ein anderes Auge gehefteten Blikke, bei jeder Artigkeit, die ich jemanden ſagte, und vollends — bei einem Kuſſe den ich gab oder nahm — allemal einen Stich ins Herz, der ihre ganze Seele durchdrang. Da wars ihr, als wenn eine grauſame Hand das ihre ihr raubte. Da deuchte es ihr, als wenn ein Theil ihres koſtbaren Eigenthums, dafür ſie mich anſahe, verloren ging.

Und ſo konte ich mit aller Mühe es nicht vermeiden, daß ihre Krankheit nach und nach zu nahm, und gar bald anfieng, mir das Leben ſauer zu machen. Denn es iſt natürlich, daß die ſtärkſte Kraft ihre Gränze hat, und endlich doch unter dem beſtändigen Widerſtande erliegen muß. Meine Geduld, meine Nachſicht, mein Mitleid, welche ich durch philoſophiſches Räſonnement „es iſt dein „Weib — es iſt Krankheit — ſie kan nichts dafür — Der Grund iſt die reinſte Liebe zu dir — „Du muſts ertragen — es iſt Nervenſchwäche, „und Mangel hellen Geiſtes ꝛc." zu erhalten ſuchte, wurde, wenigſtens zuweilen, in einzelnen Augenblikken, zumal wenn Nahrungsſorgen oder Verfolgungen mich mismüthig machten, geſchwächt, und in ihrer Wirkſamkeit unterbrochen.

So wie alſo ihre Krankheit zunahm, ſo nahm meine Duldkraft ab. — Nie veränderte ſich mein äuſerliches Betragen, nie meine Bemühung, ihr Vergnügen zu machen, nie mein Eifer in dem, was ich ihr ſchuldig war. — Aber die Kraft ſank, welche dem allen Volkommenheit, und Eindruk geben mußte.

Ich ward des ewigen Bittens, und Zuredens müde. Ich ward der beſtändigen Aufmerkſamkeit müde, die ich auf meine Augen, auf meine Worte, auf meine Geberden, zu Hauſe und in Geſellſchaften, verwenden mußte. Ich ward der Zärtlichkeiten müde, weil ſie nie hinreichen wolten, die unruhige Seele zu beruhigen. Und doch ſezte ich, müde und mismüthig, alles fort, um mir keinen Vorwurf zu machen zu haben.

Ein Irthum hatte ihr Herz beſonders irre geführt. Sie war ſtolz auf ihre Tugend, und ſie war es mit Recht, aber ſie verſtund unter Tugend nichts anders, als was man freilich oft mit dem Worte, weibliche Tugend andeutet, nämlich die Strenge in Vermeidung aller außerehelichen Zärtlichkeiten. Daß ſie keinem Einzigen vom männlichen Geſchlecht je einen Kuß, geſchweige andere Freiheiten geſtattete, das war ihr ganzes großes Ideal von Tugend. Und hierin war ſie von jeher ſo äuſerſt ſtreng, daß ſie von wenigen ihres Geſchlechts wird übertroffen werden. Und eben dieſer Irthum, der ſie verführte, in der Strenge der Sittſamkeit die höchſte Tugend zu ſuchen, hatte folgende nachtheilige Wirkungen.

Erſtlich dieſe, daß ihr Beſtreben nach Werth und Achtung und Liebe, unvolſtändig wurde, indem ſie alle andere Mittel vernachläßigte, und ſich einbildete, durch ihre ſo genannte Tugend allein, die liebenswürdigſte und verdienſtvolſte Perſon zu ſeyn. Daher war ſie unbeſorgt, ihren Geiſt zu vervolkomnen, und durch Verſtand zu gefallen. Daher verzieh ſie ſich den äuſerſten Grad von Bequemlichkeit, und Arbeitſcheu u. ſ. w.

Zweitens beurtheilte ſie mich dadurch falſch. Denn ſie maß mich allein nach ihrem Ideale, und vergaß meine Arbeitſamkeit, mein gefälliges Weſen, und alles andere Gute an mir und ſeufzte beſtändig nur darüber, daß ich ihr Ideal nicht erreichte, und im Werth, ſo weit unter ihrer Erwartung blieb.

Sie ward dadurch drittens im höchſten Grade intolerant gegen alle Menſchen. Sie verurtheilte, und verabſcheute, oft die würdigſten Perſonen, wenn ſie gegen ihre Tugend fehlten. Und wenn ein Weib die beſte Erzieherin ihrer Kinder, die arbeitſamſte Hausfrau, die vollkommenſte Wirthin,

thin, kurz alles war, was ſie als Weib ſeyn konte, und ſie merkte die geringſte Kokketterie an ihr: ſo war ſie in ihren Augen ein unwürdiges Weib, und ſie konte ſich nicht enthalten, ihr Misſallen laut zu erklären.

Dies brachte eine vierte Folge hervor. Weil dieſe ihre Strenge aus allen ihren Minen, und Reden allzuſehr hervorleuchtete; ſo wurde man in den meiſten Geſellſchaften ſcheu gegen ſie, und ſahe ſich durch ihre Gegenwart genirt, weil man jedes Wort und Mine auf die Wage legen mußte, um nicht gegen ihre Tugend zu verſtoßen, und von ihr verurtheilt zu werden. Denn ſie war im Stande, eine Zweideutigkeit öffentlich zu rügen, und mir wol ſelbſt eine kleine Freiheit laut zu verweiſen.

Und dieſe Scheu, die ſie erzeugt hatte, verurſachte hernach, daß man in manche Häuſer mich allein einladete, und ſich ihr ganz entzog, welches denn gegenſeitig ihren Verdacht gegen mich vergrößerte, und ihren Mismuth immer laſtender für ſie, und immer fühlbarer für mich machte.

Das alles ſtöhrte unſre eheliche Eintracht nicht. Es unterbrach den freundlichſten und zärtlichſten Umgang nicht. Es raubte — mir wenigſtens — meine Ruhe, und Zufriedenheit nicht. Aber es erzeugte doch ſehr viel traurige Stunden für ſie, und misműthige Augenblikke für mich. Und — es erwekte bei mir den, wider meinen Willen, zuweilen aufſteigenden Gedanken, daß ich nicht glüklich geheirathet hätte.

Alles iſt natürliche und nothwendige Folge! — Wenn eine anfangs reizende Sache erſt von einer einzigen laſtenden Seite anfängt zu misfallen; ſo kommen ſehr bald mehrere zum Vorſchein, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. So hatte die Eiferſucht meiner jungen Frau mir die Augen erſt geöfnet, daß ich nun auch andere Unvolkommenheiten bemerkte, die ich vorher gar nicht beobachtet hatte.

Ich fand eine große Neigung zum Puz, und eine oft kindiſche Eitelkeit. Ihr Kopf war beſtändig damit beſchäftiget, wie ihr dies oder jenes kleiden würde, oder wie ſie das oder jenes Kleidungsſtük ſich anſchaffen wolte. Dieſe Eitelkeit war ihr um deſto weniger zu verzeihen, da ihr hohes Tugendideal den Zwek, durch Puz zu gefallen, ihr hätte gleichgültig machen ſollen.

Und leider brachte dieſes wieder andere üble Folgen hervor. Denn es konte nicht anders kommen als daß ihre Wünſche ſehr oft unbefriedigt bleiben, weil meine Armuth mich nöthigte zu ſparen, und daß ſie dadurch misvergnügt wurde. Und weil denn gerade die Ausgabe für Kleiderpuz diejenige war, die für ſie unmittelbar verwendet wurde; ſo war ſie ſchwach genug die zu überſehen, die ich mittelbar für ſie zu beſtreiten hatte. Sie bemerkte es alſo beſtändig, wenn ich von der Seite des Kleideraufwandes kargte, und bildete ſich ein, daß ihr die andern Ausgaben für Wohnung, Geſinde, Lebensunterhalt, Kindererziehung nichts angingen. Daher entſtund der Vorwurf: an mir ſparſt du: wie wenn die andern Ausgaben nicht für ſie geweſen wären. Und nun folgerte ſie abermals, wie aus tauſend ſolchen unverſchuldeten Umſtänden, daß ich ſie nicht mehr liebte, daß ich ſie nicht ſo achtete, wie ihre Tugend es verdiente.

Folgen über Folgen! — So oft wiederkehrende Gedanken, „mein Mann liebt mich nicht — „nicht mehr ſo wie anfangs — er ſezt mich zurük," machen hypochondriſch. Dieſe Hypochondrie oder Verſtimmung der Seele ward bald auch körperlich. Kindbetten nahmen die Kräfte mit, und machten das ſchwache und reizbare Nervenſyſtem noch ſchwächer, und reizbarer. Täglicher Kummer trug auch bei, die Geſundheit zu untergraben. So ward mein Weib mit der Zeit verſtimt, und — nörglicht. Alle Kleinigkeiten, die bei Kindern oder dem Geſinde vorfielen, und höchſtens einen kaltblütigen Tadel verdienten, machten ſie empfindlich und aufgebracht. Sie hatte ſo nach alle Augenblik mir etwas zu klagen.

Gewohnheit über alles zu nörgeln, macht immer aufmerkſamer auf Urſachen, und Berechtigungen zum Nörgeln. So lenkte ſich bei meinem Weibe die Aufmerkſamkeit auch auf ſie ſelbſt. Wenn ihr ein Finger wehe that, wenn eine Uebligkeit ihr zuſtieß, wenn Schärfe ein Stechen oder Brennen ihr verurſachte, wenn ihr der Kopf ein wenig wehe that: alles kündigte ſie ſeufzend an.

Und ſie ſprach ſo lange davon, als es dauerte. Oft klagte ſie noch, wenn das kleine Uebel ſchon lange vorbei war. Nach ihren Reden hätte man ſie für beſtändig krank halten müſſen. Oft klagte ſie auch nur, um Schonung zu verdienen, und Mitleid zu erregen. Denn man ſahe ſie zuweilen, wenig Augenblikke nach den rührendſten Schilderungen ihres Krankheitzuſtandes, ſich zur Mahlzeit ſezzen, und mit dem beſten Appetit die volſte Ladung einnehmen.

Nichts ermüdet mehr als üble Laune, und nichts empört mehr als grundloſes Klagen, und Nörgeln. Man kan alſo leicht denken, daß es mir mit jedem Tage ſchwerer und ſaurer werden mußte, meine Duldſamkeit zu behaupten, und in meinem Betragen unverändert zu bleiben. Denn natürlich ward zulezt meine Freundlichkeit und Zärtlichkeit nichts als Rolle. Die herzliche Liebe, die alle Dinge leicht macht dem, der da liebet, war bei ſo vielen überhandnehmenden Schwachheiten eben ſo wenig weiter möglich, als die Feſtigkeit meines Glaubens bei überhandnehmenden Zweifeln. Am Ende trat die bloſſe kalte Philoſophie an die Stelle der Liebe, und ich that, was die Liebe fodert, nicht aus Liebe, ſondern aus Räſonnement — durch die Kraft moraliſcher Bewegründe. Und was für eine Marter es iſt, wenn man die Funktionen der Liebe aus Pflicht thut, wird der nur wiſſen, den die Erfahrung davon belehrt hat.

Gern zwar opfert man ſich manchmal einem Gegenſtande auf, wenn man an demſelben erhabne Verdienſte, und einen hohen moraliſchen oder phyſiſchen Werth entdekt. Wo ſolte ich aber Kraft hernehmen, da mir die Augen immer mehr aufgingen, welche die erſte Liebe geblendet hatte, und ich immer mehr unvolkomnes, und inſonderheit einen äuſerſt ſchwachen Geiſt entdekte, welcher machte, daß ſelbſt dann, wenn mein liebes Weib nicht nörgelte, ſondern auf guter Laune war, (und dies ereignete ſich oft durch die ſchnelſten Abwechſelungen) ſie mir ungenießbar, und ich möchte ſagen, beſchwerlich war: weil in ihren Geſprächen ſo ganz keine Unterhaltung, und in ihren Scherzen auch nicht ein Fünkchen von Wiz zu finden war. Die Ausbrüche ihrer Fröhligkeit ſchränkten ſich auf fünf bis ſechs Floskeln ein, die ſie aus Mühlhauſen mitgebracht hatte, und in denen man weder Sinn finden, noch begreiſen konte, wie ſie dahin paßten, wo ſie ſie anbrachte. So hörte man z. B. täglich, bei aller Gelegenheit, wenn ſie eine Sache drolligt beſchreiben wolte, den Ausdruk, das iſt Frikaſſee a la Braſch: wobei ſie ſich jedesmal herzlich belachte, — und auch dies in einem Tone, der die Ohren gellen machte.

Ich mußte wirklich alle meine Beſonnenheit. und Gutherzigkeit in Spannung ſezzen, um dieſes im höchſten Grade ſchwache, und alles um ſich her verſcheuchende Geſchöpf, wegen ſeiner wirklich tadelloſen Tugend, und unbeſchreiblich feurigen Liebe zu mir, zu ertragen, und meinen Mismuth zu unterdrükken, oder doch nicht merklich werden zu laſſen. Und ich denke, man wird dieſe Duldſamkeit, welche immer mit dem äuſſerlichen liebreichſten Weſen begleitet war, und nun ſchon achtzehn Jahre von mir behauptet worden iſt, um ſo ſeltner und verdienſtlicher finden, wenn man erwägt, daß ich bei dieſen ehelichen Laſten, die meine glükliche Laune zu zerſtören drohten, lebenslang die ſauerſten Arbeiten, und beſtändiges Anſtrengen des Geiſtes erdulden, und zugleich mit Nahrungsſorgen, und tauſendfältigen Kränkungen habe kämpfen müſſen, welche Feinde und Verfolger mir verurſachten.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Abzug aus Erfurt.

Ich ſaß eines Tages in ſchwermüthigen Gedanken auf meinem Sofa, und dachte meinem Schikſale nach. Meine ganze Seele war zur Fröhligkeit geſtimt, und mein Geiſt und Körper war im höchſten Grade fähig, die Freuden des menſchlichen Lebens zu genießen, und doch erblikte ich mich beinahe von alle dem entblößt, was außer mir hätte wirkſam ſeyn müſſen, wenn meine innere Anlage zur Glükſeligkeit mich hätte ganz glüklich machen ſollen. Ich befand mich in einer drükkenden Armuth, und konte nicht abſehen, woran ich in der

Folge mich und die Meinen erhalten ſolte. Ich war von Neidern und Feinden umgeben, welche, wenn ſie nicht wirkliche Kabalen erregen, und mich thätlich beunruhigen konten, mich wenigſtens alle Augenblik durch neue Ausſtreuungen erdichteter Dinge zu ärgern ſuchten. Ich hatte endlich im Hauſe meine Noth mit einer Gattin, welche mir, auf einer Wage, das vortreflichſte Herz mit den laſtendſten Fehlern zuwog, und mich oft ſo weit brachte, daß ich im Stillen meines Lebens Ende mir wünſchte.

Gerade in ſolchen trüben Augenblikken erhielt ich einen Brief von dem damaligen Superintendenten, und Profeſſor Bechtold in Gieſſen, in welchem er mir die vierte Stelle in der theologiſchen Fakultät antrug. Ich werde es nie vergeſſen, wie mir bei Leſug̃ dieſes Briefes zu Muthe war. Eine heiſſe Thräne drängte ſich ins Auge hervor. Ich blikte gerührt zur Vorſicht auf. Das Herz ſchlug mir ſo heftig, daß es mir hörbar ſchien. O wie erquikkend war das Gefühl der Ruhe, und Heiterkeit, das jezt in meine Seele zurükkehrte, und mich über und über in die wonnigſte Bewegung ſezte. Sorgen, Furcht, Mismuth — alles ſchwand, alles war im Augenblikke vergeſſen. Meine Phantaſie gerieth in Gluth. Sie bildete mir die herrlichſten Ausſichten. Es war der ſeligkeitvollſte Uebergang vom drükkenden Kummer zur berauſchenden Freude.

Es iſt mein Fehler, daß ich erſtaunend unruhig und betriebſam werde, wenn ich ein groß ſcheinendes Gut vor mir ſehe, das ſich mir darbietet. Ich kan von dem erſten Augenblikke an, es nicht mehr aus dem Kopfe bringen. Ich denke unaufhörlich darauf, wie ich mich deſſelben verſichern wil. Ich bemerke mit Aengſtlichkeit jede Gefahr, die mir es entreiſſen könte, und plage mich oft mit tauſend erdichteten Möglichkeiten, es zu verlieren. Ich ſuche alles erdenkliche auf, was ich etwa zur Erlangung deſſelben beitragen kan. Ich erſchrekke, wenn mir etwas einfält, was ich verabſäumt habe, und was die ſchon angewandten Mittel vielleicht — hätte wirkſamer machen können. Kurz, ich kan nicht mit Gelaſſenheit handeln, wenn mir ein Glük entgegen kommt, ſondern ich beſtürme gleich alle Seiten, wo ich einen Zugang bemerke.

Ich beantwortete den Brief des D. Bechtold, mit weit hizzigern Bezeugungen meiner Freude — mit weit ſtärkern Verſicherungen meines Danks gegen ſeine mir bezeugten Freundſchaftsgeſinnungen — mit weit dringendern Bitten, die Sache auf das ſchleunigſte zu Stande zu bringen — als es der Klugheit gemäß war.

Mehrere Monate hinterher erfuhr ich erſt, daß ein ruhigeres Verhalten meine ganze Lage verbeſſert haben würde. Ich hätte ſollen mir Zeit zur Ueberlegung ausbitten. Ich hätte mich an einen meiner Korreſpondenten wenden, und mich nach der Lage der Sache erkundigen ſollen. Ich hätte an den Miniſter ſelbſt ſchreiben ſollen, welcher dem D. Bechtold Auftrag gegeben hatte.

Wirklich war die zweite Stelle vakant, und der Geh. Rath von Heſſe, als Kurator, ſuchte für dieſe einen auswärtigen berühmten Gelehrten, um die Univerſität in Aufnahme zu bringen. Herr Bechtold aber hatte, als vierter Profeſſor um die Stelle nachgeſucht, und nach verſchiednen vergeblichen Verſuchen endlich die Antwort erhalten, daß er hinauf rükken ſolte, wenn er einen Mann von Reputation zur vierten Stelle verſchaffen könte. Daher kam es, daß Herr Bechtold mir mit vielen Ueberredungskünſten dieſe Stelle antrug, und daß ihn meine unruhvolle Betriebſamkeit das erreichen ließ, was er nie erreicht haben würde, wenn ich mich erſt genauer erkundigt, und dem Miniſter ſelbſt geſchrieben hätte, daß ich die zweite Stelle verlangte. Man hat mir dies hernach bei Hofe, und in Gieſſen ſelbſt geſagt.

Nach einer ängſtlichen und dringenden Korreſpondenz von etwa ſechs Wochen erhielt ich endlich die Vokation als vierter Profeſſor der Theologie, und Prediger zu St. Pankratius in Gieſſen. Meine Freude war nicht gröſſer als die, welche mein guter Vater empfand, da er endlich mich auf eine ſo ehrenvolle Art verſorgt ſahe.

Meine liebe Frau war eben einer Niederkunft nahe. Wir beſchloſſen daher, um unſere Eltern noch einmal zu ſehen, und zu genieſſen, erſt nach Leipzig zu reiſen, und unter dem Beiſtande meiner

Mutter, die Entbindung meiner Gattin abzuwarten.

Die Weite des Weges veranlaßte mich, alle meine Mobilien in Erfurt zu verſteigern. Ich hatte hier auſſerordentliches Glük. Meine Verſchrieenheit auf der einen, und meine Achtung, in der ich unter einem großen Theile der Bürgerſchaft ſtand, auf der andern Seite, zogen mir eine erſtaunende Menge Bietender ins Haus. Es war als wenn mancher ſchlechterdings etwas von dem Kezzeriſchen Mann als ein Andenken haben wolte. Faſt alles verkaufte ich ſo theuer, daß ich mir es für das gelößte Geld in Gieſſen neu anſchaffen konte. Ich lößte bei 400 Thaler, und bekam von Gieſſen 300 Gulden zur Reiſe.

In Leipzig blieben wir ohngefähr ſechs Wochen, und traten dann mit einem Kinde von fünftehalb Wochen eine höchſtbeſchwerliche Reiſe an. Genöthigt, alle Stationen einen andern Wagen zu nehmen, wurden wir von dem elenden Fuhrwerk ſo geſchüttelt, daß ich in drei Tagen, die wir von Leipzig nach Gieſſen zubrachten, nichts als

Klagetöne zu hören bekam. — Scheusliche Wege fanden wir von Berg, über Hirſchfeld nach Buzbach. — Der ſtolze und unbändige Rechthaber, und Zänker Froriepius, kam nach mir nach Erfurt, und erhielt die Predigerſtelle des Alexanders, welcher ein Vierteljahr nach meinem ihm ſo erfreulich geweſenen Abſchiede entſchlafen war.

Funfzehntes Kapitel.

Meine Ankunft in Gieſſen.

Ich hatte einen Ort verlaſſen, wo der Neid mich verfolgt, und die Kabale geängſtet hatte, und ich kam wieder an einen Ort, wo daſſelbe Loos mir beſchieden war. Land, Stadt, und Gemeine war ſchon von böſen Gerüchten erfült. Ich war in aller Menſchen Augen ein Irlehrer, und ein unmoraliſcher Mann. Dafür hatte H. D. Benner geſorgt.

Dieſer Mann — ohngefähr 80 Jahr alt — ein wahres Genie — mit vielen Kentniſſen verſehen — ein guter Lateiner — ein wizziger Kopf — aber ganz gemacht, Lojola's Nachfolger zu werden — voller Ränke, und Intriguen — und in Seligkeit ſchwimmend, wenn er einen recht ängſten und quälen konte, — und beide Augen, wenn er lachte oder vielmehr grinzte, mit hundert Falten umkränzt — für mich das phyſiognomiſche Zeichen des falſchen und tükkiſchen Menſchen: — dieſer Mann hatte gleich anfangs gegen meine Wahl proteſtirt, hatte eine hämiſche Vorſtellung bei Hofe gegen mich eingegeben, hatte meine Leipziger Geſchichte aufgewärmt, hatte aus meinem bibliſchen Syſtem eine Liſte von Kezzereien extrahirt, und vorgeſtelt, daß durch mich die Univerſität in einen ſchlimmen Ruf kommen würde, hatte endlich — da der erleuchtete Kurator der Univerſität, der Herr v. Heſſe, alle dieſe Benneriſchen Attakken glüklich abgeſchlagen, und meine Vokation durchgeſezt hatte, — mich in der Stadt, und im ganzen Ländchen auf das häßlichſte gekontrefeit, ſo daß alle Gieſſer Bürger vor mir ſich ſchüttelten, und alle Pfarrer auf den Dörfern über die

Schikkung Gottes ſeufzeten, welche mit einem ſolchen böſen Mann das Land heimſuchte.

Dieſe Benneriſchen Inſinuationen hatten nun ſo heftigere Wirkung gethan, da ſich in ſeiner Perſon alles vereinigte, was die Herzen der Einfältigen zu täuſchen, und zu bethören erforderlich war. Er war ein alter Greis, den ſein hohes Alter ſchon überal ehrwürdig machte. Er war der vornehmſte Mann im ganzen Oberfürſtenthum Heſſen, als erſter Profeſſor und Generalſuperintendent. Er galt dabei für den heiligſten Mann im ganzen Lande. Denn wenn die Berglokke zum Vater Unſer kommandirte; ſo war er gewöhnlich auf der Gaſſe (das wuſte er ſo einzurichten,) und blieb beim erſten Anſchlage, wie vom Blizze gerührt ſtehn, hielt mit großer Devotion ſeinen Hut vors Geſicht, und betete — wenigſtens vier Minuten lang an ſeinem Vater Unſer. Endlich, was das wichtigſte war, er hatte ſeit beinahe 50 Jahren in Gieſſen als Profeſſor geſtanden, hatte Neubauern, Rambachen, den Kanzler Pfaff, Stephen, Müllern, und Gott weiß wie viele, todt geärgert, hatte ſich im ganzen Lande Anſehn, und Furcht erworben, hatte überal, in allen Kollegiis, in allen Aemtern, auf allen Pfarreien Schüler ſizzen, die ihn noch von ihren Studentenjahren her vergötterten. Man denke, was ein ſolcher Mann ausrichten konte.

In der That war Stadt und Land von ihm ſo alarmirt, daß wirklich ſchon bei Hofe die Frage geweſen war, ob man das Regiment (es ſtund in Gieſſen ein Regiment von mehr als 1600 Mann) nicht beordern ſolle, für meine Sicherheit zu ſorgen. Denn alle Bürger und Bauern ſchimpften und fluchten öffentlich auf mich und auf die, welche an meiner Berufung ſchuld waren. Und in den lezten Tagen vor meiner Ankunft erſchol mein Name auf allen Bierbänken mit lauten Verwünſchungen.

Ich wußte von dem allen nichts, und erfuhr auch nur den kleinſten Theil von dem Unheile, was der alte Jeſuit geſtiftet hatte, aus dem Munde des D. Bechtold, in deſſen Wohnung ich abſtieg, und mit den Meinigen einen Tag verweilte, bis ich meine Predigerwohnung nothdürftig eingerichtet hatte. Und es war mein Glük, daß ich ſo wenig unterrichtet war. Denn wie leicht hätte mich meine Hizze verleiten können, durch geſelſchaftliche Aeuſſerungen, oder wol gar in der Anzugspredigt durch Ausfälle auf den alten Verläumder das Uebel ärger zu machen, und meinen Feinden die Waffen ſelbſt in die Hände zu geben.

So ward meine Ruhe mein Sieg, und zwar ein Sieg, der nie ſo glanzvol, noch nie von einem Kezzer über einen Orthodoxen iſt errungen worden. — Ich hielt, gleich den erſten Sonntag nach meiner Ankunft in Gieſſen, meine Anzugspredigt. D. Bechtold hatte mir blos von weitem zu verſtehen gegeben, daß meine Orthodoxie unter der Gemeine ein wenig verdächtig ſey. Dies bewog mich, dieſer Predigt einen Anſtrich zu geben, der dieſen Verdacht zernichten konte. Und man weiß ja wol, was zu dieſem Anſtriche gehört. Man darf ja nur a la Lavater den Namen Jeſu recht oft ertönen laſſen; ſo iſt der große Haufe ſchon überzeugt, daß man ächtes Chriſtenthum lehre. Ich that, was die Klugheit gebot, und was meinen eignen Ueberzeugungen eben ſo gemäß war.

Ich machte eine recht chriſtliche d. h. Chriſtusvolle Predigt, welche laute und untadelhafte Bekentniſſe der Hauptlehre des Lutherthums enthielt, und übrigens, durch Inhalt und Ausdruk, ſo rührend war, daß ſie unwiderſtehlig von Herzen zu Herzen gehen mußte.

Mit dieſer Predigt trat ich auf. Meine Kirche war ſo vol, daß die Leute bis vor den Kirchthüren ſtunden. Die Neugierde hatte, von den Dörfern ſo gar, Menſchen herbei gezogen. Man wolte doch einmal hören, was ſo ein böſer Kezzer ſagen würde. — Da ich mein Gebet im langſamen, und feierlichen Tone begann, und hohe Andacht aus meinen Augen ſtrahlte, und in meiner bebenden Stimme hörbar ward, ſiehe, da entſtund eine Stille unter dieſer gepreßten Menge, und eine Aufmerkſamkeit, und eine Unbeweglichkeit, als wenn alles verſteinert wäre. Kein Fuß rührte ſich. Kein Menſch räuſperte ſich. Kein Auge verwandte ſich. Manchen entfiel ſo gar eine Thräne. — Und ſo — dauerte Andacht, und Stille bis zu Ende der Predigt. So ward durch eine Predigt die ganze Gemeine bewegt, und gewonnen. So ward durch eine Predigt das ganze Volk umgewandt.

Es war zum Erſtaunen, wie ſich alles verändert hatte. Noch vor wenig Stunden war mein Name ſtinkend geweſen unter allem Volk, und jezt hörte man nichts als Lobſprüche, und Segenswünſche. Noch vor wenig Stunden hatte man mich geläſtert, und jezt ſchmählte man ſchon auf den Mann, der mich verläumdet hatte. Mit einem Worte, dieſe Predigt ſchlug alles mit einemmale nieder, was Benner in vielen Wochen böſes geſtiftet hatte. Und ich hätte an dem Tage keinem Menſchen es rathen wollen, von mir ein nachtheiliges Wort zu ſprechen: der Pöbel hätte ihn geſteinigt.

O möchten doch junge Kandidaten, die dies leſen, dieſes merkwürdige Beiſpiel zu Herzen nehmen, und hier lernen, was für Wunder die äuſerliche Beredſamkeit thut. Möchten ſie doch endlich einmal aus der ſcheuslichen Trägheit ſich wekken laſſen, mit welcher ſie bisher die Gabe des Vortrags vernachläſſiget haben.

Ich habe es oft geſagt, und werde es dreiſt noch ferner ſagen: es iſt Schande für alle unſere Kuratoren, daß ſie weder auf Schulen, noch auf Univerſitäten Veranſtaltungen treffen, durch welche eine gute Deklamazion und Aktion unſern jungen Leuten mitgetheilt werden kan. Denn augenſcheinlich komt, nach der algemeinen Erfahrung ſo wol, als nach dem Urtheile aller Kenner unter den Alten und Neuen, auf das Aeuſerliche der Beredſamkeit weit, weit mehr an, als aufs innerliche. Und es iſt augenſcheinlich, daß ein guter äuſerlicher Redner auf Erleuchtung, Bildung, und die ganze Moralität ſeiner Gemeine hundertmal mehr wirkt, als ein anderer, der die beſte Predigt wie eine Schlafmüzze herbetet oder herheult, daß die Klugen ſich ekeln, und die Einfältigen gähnen.

Meine Anzugspredigt konte nie die erſtaunende Veränderung in den Geſinnungen des Volks hervorbringen, wenn nicht die Almacht der äuſerlichen Beredſamkeit die Herzen bezaubert, und hingeriſſen hätte. Das war es eigentlich, was der groſe Haufe anſtaunte, was ihn erſchütterte, was ihm Bewunderung und Achtung einflößte. Sie hatten ſo was in ihrem Leben nicht gehört. So ein mittelmäſſiger Deklamator ich bin; ſo war ich doch dort eine Seltenheit, wo die Saalbaderei zu Hauſe iſt. Denn in Gieſſen, ſo wie im ganzen Umkreiſe, war nicht ein einziger erträglicher Prediger zu hören, und zu ſehen. Der D. Benner ſelbſt krehte wie ein Hahn, und ſchüttelte alles aus dem Ermel, weils für die Gieſſer, wie er meinte, gut genug war. Der D. Bechtold hatte nur zwei Töne, welche zwei Oktaven auseinander waren. Mit dem Tiefen deute er ſein Piano aus, mit dem höhern aber ſein fortiſſimo, ſo daß einem die Ohren weh thaten. Und ſo waren alle unter aller Kritik. Was Wunder, daß ich ſo ſtarke Eindrükke machte, da ich einen lichtvollen, und zugleich rührenden Vortrag mit einer wenigſtens angemeßnen, und richtigen Deklamation begleitete.

Dieſe Predigt war wirklich ein Nagel zu dem Bennerſchen Sarge. Denn ſie hat ihn ſo geärgert, da er hörte, daß alles Volk für mich eingenommen war, daß er viele Tage lang einen Durchlauf bekam, welcher bei ihm gewöhnlich auf Aergerniß zu erfolgen pflegte, und den ich in den vier

Jahren, die ich in Gieſſen zubrachte, oft genug habe verurſachen müſſen.

Ein ſonderbarer Streich begegnete mir bei dieſer Predigt, der aber keine übeln Eindrükke mehr machen konte, weil die Gemeine einmal ſchon für mich gewonnen war. — Ich fragte nämlich den D. Bechtold ſorgfältig um alles das, was zur Form des Gottesdienſtes gehörte, um nicht durch eine Ungewöhnlichkeit Aufſehen zu erregen. Er unterrichtete mich auch in allen Stükken ehrlich, und befriedigend. Als ich aber von der Kanzel kam, und gleichſam im Triumpf durch das Volksgedräng in meine Sakriſtei einging, war ich minder glüklich mit den Bechtoldiſchen Belehrungen. Ich fragte, wie hier der Segen geſprochen würde, ob gerade ſo, wie in Sachſen? Und er — ſtatt mir zu ſagen, daß er hier nicht wie in Sachſen geſungen, ſondern gebetet würde — fertigte mich mit einem bloſſen Ja ab. Ich ging alſo an den Altar und fing an, da das Chor die Vorkollekte endigte, den Segen zu intoniren, wie ich es in Leipzig gethan hatte. — Man ſtelle ſich vor, wie das die Gemeine frappiren muſte, welche in ihrem

Leben keinen Segen hatte ſingen hören. — Der D. Bechtold lachte ſchalkhaft, da ich zurük kam, und entſchuldigte ſich damit, daß er das „eben ſo“ in meiner Frage, von dem Inhalte des Segens, nicht aber von dem Vortrage deſſelben verſtanden habe.

Der Erfolg war nun, daß ich, mit der Liebe der Gemeine, auch unter den höhern Ständen Freunde, und Gönner bekam — daß der Kredit des alten Benners zur äuſerſten Tiefe hinabſank — daß von nun an ſeine leere Kirche noch leerer, und meine beſtändig vol wurde, — und daß der Hof nun deſto mehr wolwollender gegen mich ward, da ich die gefürchtete Unruhe ſo glüklich beſiegt hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Meine Lage in Gieſſen.

Ich muß es aufrichtig geſtehn, daß ich nie eine glüklichere Lage gekant habe, als die war, in welcher ich mich hier verſezt ſahe. Wolte Gott, ich hätte ſie damals ſo zu ſchäzzen gewuſt! — Wenn ich in Gieſſen blieb, und was ohnfehlbar geſchah, endlich bis zur erſten Stelle hinauf rükte, und mein Schriftſtellerverdienſt dabei ſo hoch brachte, wie ich es nach und nach hätte bringen können; ſo hätte ich mit keinem Fürſten zu tauſchen Urſache gehabt. — Aber ich kante leider damals nur das Gute, was ich hatte, beſaß aber nicht Erfahrung genug, um es mit dem ſcheinbar Beſſern vergleichen zu können — Hätte ich die Weltkentniß gehabt, die ich jezt habe; ſo hätte ich jede andere Vokation zu den glänzendſten Aemtern ausgeſchlagen, und wäre nie darauf gefallen, Gieſſen zu verlaſſen. — Die Lage war unverbeſſerlich.

Der Ort ſelbſt zwar hatte nichts reizendes. Gieſen iſt ein kleines Städtchen, in welchem man kein Duzzend recht ſchöner, und moderner Häuſer findet. Auf den Gaſſen iſt Schmuz. Die Miſthaufen liegen vor den Häuſern. Keine Straße iſt gerade. Die Wälle ſind faſt überal höher als die Häuſer, daher die Stadt in ihren Wällen wie vergraben liegt, und der Mangel einer freien Cirkulation der Luft, viel Geſtank, und ungeſunde Dünſte verurſacht. — Es iſt ein unverzeihlicher Fehler der Landespolizei, daß man nicht, wie in Leipzig, die Wälle demolirt, und in Gärten verwandelt. Dies würde der Stadt Schönheit verſchaffen.

So ſchlecht übrigens der Ort iſt, ſo viel Vorzüge beſizt er für ſeine Einwohner. Der erſte Vorzug beſteht in der Wolfeilheit. Ich bezahlte damals nach Weinachten das Pfund Kalbfleiſch mit zwei bis drittehalb Kreuzern, und trank einen genießbaren Rheinwein für drei bis vier Bazzen. Und ſo war nach Proportion alles übrige. — Ich hatte, wenn ich die baare Beſoldung, welche nicht mehr als ſechzig Dukaten oder 300 Gulden betrug, mit der Naturalbeſoldung, an Holz, Früchten u. d. genau zuſammenrechnete, nicht mehr als 900 Gulden d. h. hundert Luisd'or Einnahme. Aber ich lebte mit dieſer Einnahme beſſer, als ich in Halle mit 1000 Thalern zu leben im Stande bin. Ich unterhielt mein Weib mit drei Kindern, einer Kindfrau, einer Köchin, und hernach auch einen Kutſcher mit zwei Pferden, und hatte doch noch jährlich bei funfzig Gulden übrig. — Was konte ich alſo erübrigen, wenn ich einſt Venners Stelle erhielt, welche ſich auf 2000 Gulden belief, und jährlich nur hundert Luisd'or mit Schriften erwarb?

Hierzu kam die Menge der vornehmen Einwohner, welche dieſen kleinen Ort lebhaft, und geſellſchaftreich machten. Es war in Gieſſen nicht nur eine ziemlich beſezte Akademie, welche bei zwanzig Familien ausmachte, ſondern es befand ſich auch eine ganze Regierung daſelbſt, welche aus einem Geheimden-Rathe, und vier bis fünf Regierungsräthen beſtand. Dazu kam ein ſo ſtarkes Regiment mit ſeinen Officiren. Und zu dem allen geſelte ſich noch eine Menge adlicher Familien, welche die Wolfeilheit des Orts hingezogen hatte, und die da ihr Geld verzehrten, weil ſie mit wenigen ſehr angenehm leben konten.

Die Menge ſolcher Einwohner, und 200 bis 220 Studenten, machten den Ort nahrhaft, und ſezten einen Buchhändler in den Stand, ſich da zu behaupten. Alſo fehlte es nicht an Litteratur.

welche noch auſſerdem durch erleichterte Korreſpondenz gewann. Denn es durchkreuzten ſich da Poſten, und Frachtwagen in Menge, weil Gieſſen zwiſchen Frankfurth, Wezlar, Marburg, ſo in der Mitte liegt, daß die großen Straßen von Kaſſel nach Frankfurth, und von Wezlar nach Leipzig da durch gingen.

Das volkommenſte unter allen aber war die ökonomiſche Verfaſſung der Univerſität. — Wir waren da völlige Herren über die ſchönen Güter der Akademie. Wir hatten die Einnahme, die ein Sekretarius verwalten, und verrechnen mußte. Wir lehnten unſere Kapitale aus. Wir kauften Güter. Wir führten die Kaſſe. Wir lieſſen Geld holen, wenn wirs brauchten. Selbſt ein viertel Jahr voraus, konten wir die Beſoldung holen laſſen. — Die ganze jährliche Einnahme beſtund ohngefähr in 23000 Thalern, welche wir ſtäts in unſerer Gewalt behielten. Der Landgraf machte einigemal Mine, unſere Kapitale an ſich zu ziehen, aber wir thaten herzhaften Widerſtand. Er hatte nichts darüber zu befehlen, als daß er alle Jahre einen Kommiſſar ernante, welcher uns die Rechnungen abnehmen, und acht haben mußte, daß die Gelder ordnungsmäßig verwaltet wurden. Der Landesherr vergab die Stellen, und die Penſionen; aber die Akademie verwaltete ſie, und zahlte ſie aus. Die geringſte Stelle betrug 600 Gulden mit Einſchluß der Naturalbeſoldung. Vergleicht man damit die Wolfeilheit des Orts, ſo wird man Gieſſen vorzugsweiſe alma mater nennen müſſen.

Mit Kollegiis war freilich nichts zu erwerben. Denn die Univerſität ward meiſtens nur von Landeskindern beſucht, welche faſt durchgängig arm waren, und ziemlich ohne Ausnahme die, welche Theologie ſtudirten. Ueberhaupt zahlt auf kleinen Univerſitäten der Student vergleichungsweiſe am ſchlechteſten, weil da mehr, als auf großen, nach dem Applaus gehaſcht wird, welcher nicht anders als mit Verſchenkung des Honorars zu erhalten iſt. Daher verſchenkt jeder, weil der Hauſe ohnehin gering iſt, und das Auditorium alzuleer wird, wenn die, denen mans nicht ſchenken wil, zu einem andern gehen, der eben dieſe Vorleſungen ſchon frei ausgeboten hat.

Mein Applauſus war ſehr gering. Mein Auditorium ſah nie meiner Kirche gleich. In der Gemeine gings dem alten Benner, und meinem Kollegen Bechtold, wie Vater Horaz von den alten Jungfern ſagt: parcius pulſant vetulae feneſtras: aber in dem Hörſale hatte es eine andere Bewandniß. Die Studenten waren erſtlich dieſe Leute einmal zu hören gewohnt. Zweitens kamen ſie leichter zu Beförderungen, und durchs Konſiſtorialexamen, wenn ſie die orthodoxen Hefte im Kopfe hatten, als wenn ſie von moderner Theologie inficirt waren. Drittens war mit der Benneriſchen, und Bechtoldiſchen Stelle die Kollatur verſchiedner Beneficien verbunden (Bechtold z. B. war Stipendiaten-Ephorus) wodurch alle diejenigen, die an dieſen Beneficien Anſpruch haben wolten, gezwungen waren ihre Kollegia bei ihnen zu hören, und zu bezahlen. Daher mußte ich von dieſer Seite nachſtehen — woraus man die Lehre ziehen kan, daß die alten Jungfern ſich fein befleiſſigen ſolten, Stipendia zu vergeben zu haben, wenn ihnen die jungen Mägdleins nicht alle Kundſchaft nehmen ſollen. — Ich laß im erſten halben Jahre über D. Benners Moral — worüber er einigemal den Durchlauf bekam; ich ſelbſt aber mir ohne Noth Feinde machte.

Uebrigens befand ich mich in Gieſſen in den erſten drei Jahren ſehr zufrieden. Ich hatte genug, um bequem und angenehm zu leben. Ich ſtand in Achtung bei meiner Gemeine. Ich war zu keiner Arbeit genöthigt, als wöchentlich zu einer Predigt, die ich des Sonntags nachmittags ablegen mußte, und die ich auch allenfals durch einen Kandidaten verſehen laſſen konte, und — zu einer einzigen akademiſchen Vorleſung. Alle übrigen Geſchäfte (ich laß zuweilen täglich 4 auch 5 Stunden) waren in meiner freien Wahl. Und der kleine geſellſchaftliche Zirkel, den ich mir gewählt hatte, war ſo genießbar, als ich nie wieder einen gefunden habe.

Mein eigentlicher Buſenfreund war der Kanzler Koch, ein Mann von dem beſten Herzen, von recht guter Laune, und von ausgebreiteten, beſonders Litterariſchen Kenntniſſen. Er war ganz für die Freundſchaft gemacht. Er war munter, ſcherzhaft, gefällig, und von feſtem Karakter. Mir war er alles — meine faſt einzige L'homberpartie — mein im Geſchmak ganz mit mir ſympathiſirender Geſelſchafter — mein redlichſter Freund — mein weiſeſter, und treueſter Rathgeber. Er liebte mich ſo herzlich, wie ich ihn. Und ſelten verging ein Tag, wo wir uns nicht am Gartengeländer ſprachen, ſelten ein Abend, wo wir nicht von 8 bis 10 Uhr beiſammen waren, er bei mir, ich bei ihm, und ſcherzten, oder über die Narrheiten der Welt unſere Gloſſen machten. Ein gut Glas Wein, und guter Kneſter war ſeine Sache, wie die meine. Doch fing ich erſt in Gieſſen an, weil kein Bier zu genieſſen war, mich an den Wein zu gewöhnen, welches mein Blut ſehr alterirte, und mich nöthigte, alle drei Monat es abzuzapfen. — Glükliche Tage, ihr ſeyd dahin!

Indeſſen, es iſt in der Welt nichts volkommen. Und es ſol auch nach Gottes Willen nichts volkommen ſeyn, damit wir nicht zu ſehr unſer Herz daran hängen mögen. Mein liebes Weib muſte meine allzuheitere Lage zuweilen trüben, und mich an dieſe Warheit erinnern.

Wir lebten noch immer in der volkommenſten Eintracht, aber ihre Krankheit war ſtäts dieſelbe geblieben. Noch immer machte ſie jede hübſche Frau beſorgt, in deren Geſelſchaft ich kam. Noch immer kränkte ſie jeder freundliche Blik, den ich verſchenkte, jeder nach ihrem Geſchmak zu freie Scherz, den ich in der Fröhlichkeit mir verzieh, jeder Schein von Vertraulichkeit, die ich genoß. Und noch immer ließ ſie ihr Misfallen an ſolchen unſchuldigen, aber ihre Eiferſucht regemachenden Kleinigkeiten ſo ſichtbar, und hörbar werden, daß man durch ihre Gegenwart genirt werden mußte.

Ja, ſie fing iezt an, einige Schritte weiter zu gehen, als ſie in Erfurt gegangen war. Sie wolte mit Gewalt, entweder alle wechſelſeitigen Scherze, und Vertraulichkeiten zwiſchen Herren und Damen verdrängen, oder wenigſtens alle Weiber und Mädchen ſcheu machen, ſich meiner Freundlichkeit zu nähern, und dieſelbe mit ihr zu theilen. Daher verfiel ſie auf den Einfal, in Geſelſchaften geradezu gegen Ehemänner zu deklamiren, welche ihre Weiber nicht achteten, und andere Weiber liebäugelten, und beküßten. Und eben ſo predigte ſie laut, daß ſie es für höchſt unanſtändig halte, daß Weiber und Jungfern mit Mannsperſonen badinirten, und ſich bald die Hände drükten, bald küſſen ließen.

Es läßt ſich begreifen, daß man über dieſe Moraliſtin große Augen machte. Denn man war zum Theil es gar nicht gewohnt, eine Dame als Geſezpredigerin auftreten zu ſehen, und andern Theils fand man auch gar keinen Grund dazu, in den Sitten derjenigen Geſelſchaften, wo ſie dieſe Rolle ſpielte. Denn der Gieſſer Ton war wirklich tadellos. Man lebte nicht ſteif und bigot, aber man war auch durchaus von der Frechheit, und Unverſchämtheit entfernt, welche in einigen Erfurter Zirkeln mode war. Man ſahe nie ein wilkührliches und freies Herumküſſen, ſondern es war höchſtens erlaubt, beim kommen und Abſchiednehmen ſich zu embraſſiren. Man hörte nie eine eigentliche Unfläterei, und nur ſelten kam eine ganz verdekte Zweideutigkeit zum Vorſchein und ward, ob man ſie gleich tolerirte, doch ſo ſchnel unterdrükt, daß ſie nie einen herſchenden Ton angeben konte. Mit einem Worte, es herſchte in Gieſſen wahre Sittſamkeit, bei einem freien und muntern Umgange.

Faſt unvermeidlich mußte man ſonach darauf fallen, daß die Sittenpredigerin nicht ſo wol für das Selenheil der Geſellſchaft eiferte, als vielmehr ihren eignen Eheherrn damit abſchrekken wolte. Und in dieſer Vermuthung beſtärkte jeden das noch ſehr große Feuer meines Temperaments, und die Reſte derjenigen Freimüthigkeit, welche ich in Erfurt angenommen, und mit aller angewandten Mühe noch lange nicht ſo weit gemindert hatte, als es mein Stand erfodert hätte.

Und wozu waren am Ende auch Schlüſſe nöthig? Man ſahe es einigemal mit Augen, daß ich der Gegenſtand der Moral war. Im Hauſe des Geh. Rath Mollenbek, eines im höchſten Grade verehrungswürdigen Greiſes, fügte ſichs, daß ich mit der jüngſten Tochter (einem ſchönen und feurigen Mädchen) lebhaft, aber ſehr anſtändig ſprach, und ſie bei der Hand hatte, und daß meine liebe Ehefrau erſt einige Augenblikke mich ruhig anſah, dann aber plözlich anhub, eine ſo laute und lange Predigt über die frechen Mädchen zu halten, welche Ehemänner zu bezaubern ſuchen, daß die ganze Geſellſchaft erſchüttert wurde, und meine Mollenbekkin eilte, ihre Hand zu retiriren, und die Unterhaltung mit mir abzubrechen.

In einen ähnlichen Eifer gerieth ſie auch einigemal über die Gattin meines Buſenfreundes, welche eine Mutter von neun Kindern, und das tugendhafteſte Weib von der Welt war. Blos ihre Schönheit auf der einen, und ihre Lebhaftigkeit, die mit der meinigen ſehr oft zuſammentraf, auf der andern Seite, machte die Eiferſucht meiner Ehehülfin rege. Sie hielt mich für verliebt in die ſchöne Kanzlerin, und jeder freundliche Blik, den ich ihr gab, und jede Artigkeit, die ich ihr ſagte, beſtätigte ſie in dem Verdachte nicht, daß wir beide etwas laſterhaftes vorhätten, aber doch darinnen, daß wir mehr Zuneigung gegen einander fühlten, als ſie es mit ihrem hohen Ideal von Tugend reimen konte.

Siebzehntes Kapitel.

Feinde.

Der D. Benner hatte ſeinen Kredit, und mit ihm, ſein Vermögen, mir bei Hofe, und der Gemeine zu ſchaden, verloren, aber keinesweges ſeinen Anhang, und ſeine Intrige. Alle Studenten, die irgend von ſeiner Empfehlung abhängig waren, oder ihn einſt zu ihrer Beförderung nöthig hatten, warnte er vor mir. In allen Programmen, die er zu ſchreiben hatte (und in Gieſſen war die Pedanterei, daß die Theologen auſſer den gewöhnlichen Programmen noch auf alle drei hohe Feſte eins ſchreiben mußten) ſtichelte er auf mich, und nahm jedesmal einen Saz aus meinen Schriften wörtlich, aber ohne meinen Namen zu nennen, und verkezzerte ihn. Und weil ihn ſeine eignen Nekkereien nicht befriedigten (denn ſeine Orthodoxie glich dem Bakofen, bei welchem er jung geworden war: er wolte ſie immer in egaler Hizze erhalten) da wigelte er ſeine Anbeter auf, die ihm nicht beſſer hofiren konten, als wenn ſie mich ins Gebet nahmen.

Unter dieſen befand ſich ein Prediger in Gieſſen, ein gewiſſer M. Schwarz, dem er hernach zum Metropolitanat in Buzbach verhalf. Dieſer Menſch vereinigte den höchſten Grad von Dumdreiſtigkeit mit dem lächerlichſten Stolze. Unwiſſend in allen Fachen der Theologie, bildete er ſich ein, überal als Kenner erſcheinen zu können. Ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſo von ſich eingenommen war, und es ſo wenig Urſach hatte. Dieſer Schwarz mußte alle Augenblik ein paar Bogen zuſammenſtoppeln, und auf plumpe Art bald namentlich, bald ohne mich zu nennen, gegen meine Lehrſäzze zu Felde ziehen. Auch verging nicht leicht ein Sonntag, wo nicht Herr Benner mit dieſem ſeinem Spiesgeſellen von der Kanzel über Irlehrer ſeufzte, und die Gemeinde durch deutliche Winke vor mir zu warnen ſuchte.

Der Profeſſor Schulz ſchien anfangs mein Freund zu ſeyn, als er aber des D. Benners jüngſte Tochter, ihrer ſeltenen Fleiſchigkeit halber, ehelichte, wurde auch dieſer anderes Sinnes, und — ſezte zwar äuſerlich die Freundſchaft fort, benuzte ſie aber, mich auszuforſchen, und jedes unbehutſame Wort dem Alten zuzutragen, und zu neuen Zänkereien Gelegenheit zu geben.

Sehr war ihm auch der Prof. Böhme ergeben, der ſich aber nie von ihm zu Feindſeligkeit gegen mich verleiten ließ. So hatte auch Herr Gazert, mehr Furcht als Achtung für dieſen alten Jeſuiten, ſo daß er zwar nie mit ihm Parthei gegen mich machte, aber auch nie Muth genug hatte, mein erklärter Freund zu werden, ohngeachtet er mir ins Geſicht ſehr oft ſeine herzlichſte Zuneigung verſicherte. Höpfner und Jaup, waren neutrale Männer, doch hinkte erſterer mehr auf die orthodoxe Seite, wie das den meiſten Juriſten eigen iſt, und war auch ſchon darum nicht recht mein Freund, weil er falſch gegen den Kanzler war, und folglich gegen meine ſo enge Verbindung mit demſelben nicht gleichgültig ſeyn konte. Lezterer war darum für keine Partei, weil er zu ſehr für die L'homberpartie war.

Bechtold haßte den Alten von ganzer Seele, aber er war doch auch nicht mein wahrer Freund. Er war auf der einen Seite zu ſehr Egoiſt, der an ſich ſelbſt für keine treue Freundſchaft geſchaffen iſt. Und auf der andern Seite fühlte er zu ſehr meine Ueberlegenheit, als daß er bei ſeinem Stolze, dem ſie immer im Wege zu ſeyn ſchien, mich hätte aufrichtig lieben können. Hiezu kam, daß wir auch in Grundſäzzen zu ſehr verſchieden waren. Denn ich äuſerte ſchon die freimüthigſten Urtheile über die Grundartikel der Dogmatik, und er hingegen war ſo ein blinder Verehrer des herkomlichen Lehrbegrifs, daß er zu meiner Zeit noch eine Reihe von Programmen ſchrieb, welche den intoleranten Titel führten: Deus Reformatorum ſanae rationi et ſcripturae ſacrae contrarius — und in denen er mit nonſenſikaliſchem Gewäſch gegen die Prädeſtination eiferte, — ohne ſich je zu beſinnen, daß man mit eben ſo viel oder wol mit weit mehr Warheit über den Titel ſchreiben konte: Deus Bechtoldi — Benneri etc. ſanae rat. et ſ. ſ. contrarius. — Sein Umgang war äuſerſt fad. — Nie aber ſpielte er den wärmern Freund, als wenn er mich bei vorfallenden Diſſenſionen, wo es zum votiren kam, auf ſeine Seite zu lenken, und meinen Wiz in Thätigkeit zu ſezzen ſuchte, ſeine Sache zu verfechten, und in meinem Voto die Gegenpartei recht geſtriegelt zu ſehen.

Der einzige ganz neutrale Mann für mich, war der Prof. Diez, den Gott der Herr mit der glüklichſten Konſtitution begabt hatte. Er war der wolgehaltenſte Körper, den man ſich vorſtellen kan: fett, blühend, bei ſtätem Appetit und geſundem Schlaf, ohne alle Leidenſchaft, und mit ſich ſelbſt im höchſten Grade zufrieden. Er ſchrieb zu meiner Zeit von der Sünde in den h. Geiſt, um ſchon auf dem Titel zu zeigen, daß er die Sache weit richtiger verſtand, als ſeine Vorgänger, indem er mit wahrer Genauigkeit das εις durch in und nicht durch wider überſezte. — Ich ſelbſt hörte ihn einmal über das Evangelium von der Austreibung der Käufer, und Verkäufer aus dem Tempel predigen, wo er das Thema ausführte, von den Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes. Es war mir frappant, wie ich dies Thema über dieſen Text ankündigen hörte: aber er lehrte mich einen Uebergang, der allen meinen Wiz übertraf. Ihr höret hier, hub er an, wie Jeſus die Käufer ꝛc. — austreibet. Und ſo M. F. treibet ja auch der h. Geiſt mit der Geiſſel des göttlichen Wortes, die Käufer und Verkäufer der Sünden, und Laſter aus dem Herzen der Men=

ſchen, um ſie als den Tempel Gottes zu fegen, und zu reinigen. — —

Einen heimlichen aber deſto hämiſchern Feind bekam ich, als ich Beiſitzer des Konſiſtorium wurde, an dem Herrn (v. Zahn, glaube ich) welcher in dieſem Kollegio präſidirte. Er war von der Parthei der Frommen, und folglich ein Anbeter des Herrn Benner. Sein Aeuſerliches war ganz Sanftmuth, Freundlichkeit, und Politeſſe. Und alle ſeine Reden athmeten Religioſität. Aber in ſeinem Herzen war gränzenloſer Stolz, und hämiſche Intrige. Ich wurde, gegen ſein und Herrn Benners Gutachten, Konſiſtorialis, und mußte das vom erſten Tage an empfinden. Er würdigte mich nicht einmal einer Einführung, und theilte nie die geringſte Arbeit mir zu. Und ich — duldete dieſe Feindſeligkeiten, weil ich ohnehin genug zu kämpfen hatte, (denn ich wurde von allen Seiten geneckt, und chikanirt) und der Klugheit gemäß den Hof nicht zu viel behelligen mochte.

Indeſſen lernte ich bei dieſem thätigkeitloſen Amte eine hiſtoriſche Bemerkung, die mir ſehr werth iſt. Ich fand, da ich einige Jahre im Konſiſtorio geſeſſen hatte, eine Sache merkwürdig, über welche ſchon mancher weggeſehn haben mochte, nämlich daß aus einem anſehnlichen Landſtriche, der Vogelsberg genannt, gar keine Fornikationsfälle einliefen, da doch aus allen übrigen Ortſchaften alle Jahre Hurerei und Ehebruchsſporteln zu erheben waren. Dies hielt ich einer genauern Unterſuchung werth, und entdekte folgenden Grund. Der Vogelsberg iſt eine rauhe und gebürgigte Gegend, welche ohngefähr dreizehn Dorfſchaften in ſich faßt. Das Land iſt unfruchtbar. Die Leute haben daher wenig Viehzucht. Kartoffeln ſind ihre tägliche Speiſe. Hier und da wird etwas Rübeſaat erbaut, von deren Oehle ſie ihre Kartoffeln fett machen. Die wenige Butter, die ſie erzeugen, wird verkauft, um die Abgaben zu beſtreiten, die ſehr gering ſind. Dabei ſind die Einwohner geſund, und auſſerordentlich ſtark. Die Mädchen reifen oft ſchon im dreizehnten und vierzehnten Jahre. — Hier nun iſt durch die natürliche Lage aller Luxus verbannt. Und das iſt die glükliche Urſache der Erleichterung der Ehen. Wenn der Bube ſich fühlt, ſo ſieht er ſich nach einem Mädchen um, die ſich auch fühlt. Und ſie heirathen ſich friſch weg, weil ſie nichts von dem allen zu bedenken haben, was bei uns andern Menſchenkindern zu bedenken iſt. Sie dürfen nicht fragen, wie ſie ſtandesmäßig leben, wie ſie Weib und Kind ernähren wollen. Kartoffeln und Rüböhl findet ſich bei mäſſiger Arbeit, und mehr brauchen ſie nicht. Und daher kam es, daß unter dieſen glüklichen Einwohnern alle Art der Unzucht unbekannt war. Im Vogelsberge gab's keine Huren, weil die Verbannung des Luxus die Ehen erleichterte. — Aber beiläufig noch eine Merkwürdigkeit aus dieſem Ländchen! — Man fand bei keinem Bauer mehr als zwei Kinder. Was meinen meine Leſer, warum? Die Urſache war, weil das dritte Kind, nach altem Herkommen, dem Landesherrn leibeigen war. Daher machten die Schelme nie mehr als zwei. Starb eins, ſo war das bald wieder erſezt. Aber ſo lange die zwei lebten, wußte ſich der Bauer vor dem dritten zu hüten. — Beide Anekdoten, denke ich, ſind für Geſezgeber betrachtenswerth.

Noch muß ich eines Feindes gedenken, den mir der D. Benner zugezogen, und der D. Bechtold durch Verhezzung gefährlich gemacht hat. Es war ein gewiſſer Obriſt Müller, wie man ihn nannte, welcher zu allen Geſchäften verdorben, in allen Wiſſenſchaften ein Idiot, und ſelbſt körperlich durch die Fatiguen der Liebe abgeſtumpft, und unbrauchbar war. Dieſen Menſchen hatte man zum Baumeiſter gemacht, und ſo kam auch ich mit ihm dadurch in Konnexion, indem er die öffentlichen Gebäude, dazu auch meine Predigerwohnung gehörte, in ſeiner Beſorgung hatte. Schon oft hatte er mir ſeine Ungnade fühlen laſſen, wenn ich um die oder jene Verbeſſerung in meinem Hauſe nachſuchte, indem er allemal durch ſeinen Bericht meine Wünſche vereitelte. Einigemal klagte ich über ſeine Partheilichkeit, und er rächte ſich damit, daß er mich beſchuldigte, daß ich ſelbſt das Gebäude ruinirte. Daraus würde nun weiter kein Unglük entſtanden ſeyn, wenn mir nicht von dem D. Bechtold die Klatſcherei ins Ohr geraunt worden wäre, daß der Obriſt Müller von mir geſagt habe, ich hätte abſichtlich die Wände mit Menſchenkoth beſchmirt, um über unflätige Beſchaffenheit meiner Wohnung klagen zu können. Dadurch geſchah, was er wünſchte. Ich ward hizzig. Ich ſchrieb dem Oberſten ein Billet, worin ich ihn ſo lange für einen niederträchtigen Verläumder erklärte, bis er das Geſagte beweiſen oder wiederrufen würde. Dieſe Hizze würkte Rache. Der Oberſt Müller wandte ſich, mit einer heftigen Klagſchrift, unmittelbar an den Landgrafen nach Pirmaſens — welcher bekantlich ſchwachen Geiſtes war, alle Nachte Geiſter ſah, welche die Heidukken mit Karbatſchen wegjagen mußten u. ſ. w. — und brachte es durch allerlei Vorſpiegelungen, und Verdrehungen der Sache dahin, daß eine Kabinetsordre — ohne daß ich gehört wurde, — mich zu einer öffentlichen Abbitte verurtheilte, welche vor dem verſammelten Regimente unter freiem Himmel geſchehen ſolte. — Durch ſolche Schurkenſtreiche ward ich geängſtet!

Ich war in Gefahr, Amt und Brod zu verlieren. Denn nie hätt' ich mich entſchloſſen, als Unſchuldiger dem Schuldigen, und noch dazu einem ſolchen nichtswürdigen Menſchen, und auf eine ſo entehrende Art, Abbitte zu thun. Lieber wäre ich aus dem Lande gegangen. — Mein Freund Koch, vermittelte die Sache, daß ſie mit einer ſchriftlichen Erklärung abgethan wurde.

Achtzehntes Kapitel.

Freunde.

Ich würde Alphabethe füllen müſſen, wenn ich alle die kleinen Kabalen, und Hezzereien erzählen wolte, mit welchen die Benneriſche Parthei mich unaufhörlich beunruhigte. Denn es verging faſt keine Woche, wo ich nicht, bald durch eine giftige Ausſtreuung (wie die oben erwähnte Müllerſche war) geärgert, bald in Cirkularen durch häniſche Vota gereizt, bald bei einem Geſuche chikanirt, bald in einem Programma verkezzert, bald in einer Predigt durchgehechelt, bald durch Inſinuationen bei Hofe geängſtet wurde. Mein ganzes Leben in Gieſſen war, wie in Erfurt, Kampf und Verfolgung. Und doch — lebte ich gröſtentheils vergnügt. Mein Temperament auf der einen Seite, und meine Freunde auf der andern machten dies mir möglich, was jedem andern, der nur zu einiger leidenſchaftlichen, und anhaltenden Empfindung des Uebels geneigt iſt, unmöglich geweſen ſeyn würde.

Unſterblichen Dank hier noch einmal meinem Koch, der mit ſo viel Weisheit mich leitete, mit ſo viel Muth mich verfochte, mit ſo viel Beredſamkeit mein Feuer milderte, mit ſo viel Kraft mich tröſtete, wenn ich in einzelnen Augenblikken zur Schwermuth hinabſank. — Ich habe noch manchen weiſen, und treuen Freund in der Welt gefunden, aber keinen ſo volkommen — wie ihn.

Er war auch ſchier mein einziger Geſellſchafter. Denn er konte ohne mich ſo wenig leben, als ich ohne ihn. Und ich war ihm nicht nur in ſeinen müſſigen, und der Fröhligkeit gewidmeten Stunden unentbehrlich, ſondern auch bei ſeinen Geſchäften, und Unternehmungen. Alle ſeine gelehrten Arbeiten theilte er mir mit, und fragte mich in Dingen um Rath; die ich verſtand, und wo Scharfſinn, philoſophiſcher Blik, Sprachkentniß, Geſchmak, u. d. erforderlich war. Und eben ſo hörte er mein Gutachten, wenn in Oekonomie oder Negozen oder Univerſitätsſachen etwas zu überlegen war.

Unſer dritter Mann war ſehr oft und gewöhnlich ein gewiſſer Regierungsrath Adolphi, den Gott mit keinem großen Genie, aber mit einem ſchlichten Verſtande, und recht gutem Herzen begabet hatte. Er war ein Schüler des Kanzlers, und wußte ſich ſo in ſeine Launen zu finden, daß er ihn nach mir am meiſten liebte. Seine Haupttugenden waren Sanftheit und Gefälligkeit.

Auſſer dieſem Zirkel, in welchen ſich ſelten nur, der uns beiden ungenießbare Bechtold, Nachbarſchafts halber mit einſchlich, (denn unſere Wohnungen gränzten ſo, daß wir uns alle Tage am Gartengeländer ſehen mußten) hatte ich keinen Menſchen in Gieſſen, mit dem ich einen nur einigermaßen vertrauten Umgang unterhalten konte, als den Bergrath Baumer.

Das war noch ein Mann von gutem alten Schrot und Korn. Er hatte Genie, gründliche Kentniſſe, geſunden Mutterwiz, und eine höchſtglükliche Laune. Er lebte als wahrer Philoſoph, nahm an keiner Kabale Antheil, ließ die Narren ſich zanken und raufen, zog ſich kein Uebel ſehr zu Gemüthe, war immerdar heiter und zufrieden, aß und trank gern etwas gutes, verſtand ſein Glas

Rheinwein, floh alle große Geſellſchaften mit allem, was zum Luxus gehört, und wartete ſeines Amts, und ſeiner Patienten mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit.

Dieſer Baumer war mein wahrer Freund, und zugleich mein Hausarzt. Unſre gewöhnliche Unterhaltung (wir beſuchten einander etwa alle vierzehn Tage) war Spott über die Thorheiten der Welt. Und ich muß geſtehn, daß ich dieſem großen Arzte einen Theil meiner Aufklärung verdanke. Er erzählte beſtändig, bald Geſchichten der Intrige, wo ich Klugheit und Unklugheit unterſcheiden lernte, bald Geſchichten ſeiner eignen Verirrungen, und beſonders ſeines Wahnglaubens in jüngern Jahren, und wie er nach und nach in der Religion richtigere Einſichten erlangt habe, wo ich ſelbſt meines noch hegenden Wahnglaubens an gewiſſe Grundartikel der Dogmatik mich heimlich ſchämen lernte, bald Geſchichten aus der Geiſterwelt, welche mich über Wunder und Erſcheinungen nachdenken, und an ihnen die Farbe der Mährchen kennen lehrten.

Von leztern wil ich eine anführen, weil ſie mich zuerſt auf eine weit gehende Spur brachte.

Baumer hatte ehemals in Erfurt gelebt, und von einem Hauſe gehört, welches ſeit ſechs Jahren kein Menſch bewohnt hatte, weil es in demſelben ſo ſpuken ſolte, daß niemand im Stande war, mit Ruhe darinnen zu bleiben. Es war ein Haus, welches 4000 Thaler werth war, und um der angezeigten Urſache willen für 700 Thaler ihm angeboten wurde. Er als Philoſoph beſann ſich keinen Augenblik, es zu kaufen, und den Geſpenſtern den Krieg anzukündigen, obgleich ehedem auch ſchon Leute daſſelbe beſeſſen, und wieder verlaſſen hatten, welche von Philoſophie Profeſſion machten. Nachdem er es an ſich gekauft hatte, begab er ſich mit ſeinem Famulus hinein, und fand nichts, was ihn hätte abſchrekken können. Er ließ die Zimmer reinigen, und bewohnbar machen, und zog, da ſeine Frau und Kinder eher ſterben, als ihm in die Geiſterwohnung folgen wolten, mit ſeinem Gehaſi allein in dieſelben. Beide verſahen ſich mit Gewehr, wenn etwa die Geſpenſter körperlich ſeyn ſolten, und legten ſich den erſten Abend, bei hellem Mondenſchein, auf ihre Betten, welche ſie auf einem großen und weiten Vorſaale abſichtlich aufgeſchlagen hatten. Sie lagen lange und vernahmen nichts. Endlich aber bemerkten ſie im Hinterhauſe ein Gepolter, das immer näher kam. Sie ermunterten einander zur ruhigen Aufmerkſamkeit. Das Getöſe ward ſtärker. Bald ward es im Saale ſelbſt hörbar. Es war als wenn Menſchen einander jagten, und Tiſche und Stühle über den Hauſen werfen wolten. Die bei Nacht ſtärkere Lebhaftigkeit der Phantaſie vergrößerte die ſinnliche Wahrnehmung. Aber die Philoſophen lieſſen ſich nicht irre machen. Sie ſahen, und ſahen, und entdekten endlich beim Mondlicht — Thiere. Jezt ruft Baumer ſeinem Gehülfen zu, und jeder ſpringt auf ſeiner Seite mit blankem Degen auf, und haut martialiſch unter die Thiere hinein, und — in wenig Augenblikken iſt das Geſpenſt verjagt, und die Ruhe hergeſtelt. Sie legen ſich hierauf ſchlafen, und unterſuchen am Morgen den Vorgang. Einige Stühle waren von ihrem Plaze bewegt, und auf dem Erdboden ſahe man Blutflekken, welche Verwundung anzeigten. Nun war die Vermuthung beſtätigt, daß Thiere den Lärm verurſacht hatten. Baumer ließ Zimmerleute holen, und überal wo man nicht mit hellen Augen ſehen konte, einreiſſen. Und ſo fanden ſie am Hintergebäude ein altes Gemäuer, das vielleicht ſeit hundert Jahren verſchüttet gelegen hatte, bei deſſen Aufreiſſung ſie ein Schok Iltiſſe hervorſpringen ſahen, die ſeit vielen Jahren da geniſtet, und das Haus bei Nachtzeit, wenn ſie auf Eßwaren Jagd machten, verunruhiget hatten. Nun zerſtörte er dieſes Neſt, und endigte alle Spukereien, die das Haus in ſo böſen Ruf gebracht hatten. Und ſeine Philoſophie ward durch einen höchſt wolfeilen Hauskauf belohnt.

Bei dieſer Geſchichte machte mein alter Baumer verſchiedene Bemerkungen, die mir aufs Herz fielen. Er erinnerte, wie wenig man ſich auf ſinnliche Warnehmungen verlaſſen könne, wenn man ſie nicht mit vieler Vorſicht, Entſchloſſenheit und ausdauernder Unterſuchung begleite. Er hieß mich erwägen, wie wenig man ſelbſt auf die glaubwürdigſcheinendſten Zeugen rechnen könne, wenn ſie wunderbare Dinge berichten, wofern man nicht gewiß ſey, daß dieſe Zeugen ihre ſinnlichen Warnehmungen mit Sorgfalt angeſtelt, und mit philoſophiſcher Strenge unterſucht hätten. Und er ſezte lächelnd hinzu, daß die lieben Herren Theologen ein ſchweres Stük Arbeit bekommen dürften, wenn man ihre bibliſchen Wundergeſchichten, und deren Zeugen nach dieſem Maasſtabe prüfen wolte. — Dies Geſpräch eines philoſophiſchen Arztes brachte die erſten Keime des Unglaubens in meine Seele, die erſt viele Jahre hernach aufbrachen, und durch Verwerfung alles Uebernatürlichen reiften.

In Darmſtadt — hatte ich mehr Freunde, aber auch nicht wenig Feinde. Die meiſten Geiſtlichen daſelbſt waren armſelige Saalbader, die an der Orthodoxie und an Bennern hiengen, wie die Klette in den Haaren. Dieſe und alle, welche der Geiſtlichkeit ergeben waren, machten eine Parthei, die gegen mich würkte, aber mehr nicht vermochte, als Anekdoten haſchen, und Bennerſche Erdichtungen ausbreiten, mit dem Sprichwort bekannt: calumniare audacter: ſemper aliquid haeret.

Unter den geheimen Räthen konte ich den Herrn v. Heſſe, eigentlich meinen Freund nennen. Das war ein Mann von Genie, Kentniſſen, und

Geſchmak. Sein einziger Fehler war Eitelkeit. Er wußte zu ſehr, daß er Kopf hatte, und die andern überſah, und überließ es zu wenig andern Leuten, ſein Gutes zu finden, und bekant zu machen. Herr Mark, ein Mitarbeiter an der algemein deutſchen Bibliothek, war ſein Vertrauter. In ſeinem Hauſe war Steifheit, und Etikette verbannt. Ich logirte bei ihm, wenn ich in Darmſtadt war, und genoß eines traulichen Umgangs. Seine Protektion ſchüzte mich gegen viele Kabalen.

Aber meine größte Stüzze war die große Landgräfin von Heſſen Darmſtadt, welche Friedrich der Große ſelbſt verehrte, und ſie für eine der weiſeſten und vortreflichſten ihres Geſchlechts erkante. Sie lebte von ihrem ſchwachen Eheherrn getrennt, und duldete mit Großmuth ſeine Maitreſſen. Ihre Beſchäftigungen waren, philoſophiſche Lektüre, eine weitläuftige Korreſpondenz ſelbſt mit Friedrich dem Großen, und — Wolthätigkeit. Dieſe Dame war meine wärmſte Freundin. Ich bewahre noch ihre Briefe, die ſie mir ſchrieb, als ein Heiligthum. So lange ſie lebte und Einfluß behielt, konte keine Verfolgung mir ſchaden, und keine Verleumdung bei Hofe Gehör finden. Und nie — nie würde ich Gieſſen verlaſſen haben, wenn ſie nicht ſo bald die Welt verlaſſen, und der allfarbigte Moſer das Ruder in die Hände bekommen hätte.

* * *

Bei einem Falle, wo ich im höchſten Grade unrecht leiden mußte, konte mir doch weder die Landgräfin noch der Kurator Hülfe leiſten. Nach langem Zögern und vielfältigen Kabalen, die gegen mich geſpielt wurden, hatte endlich ein gewiſſer Kandidat Ouvrier, welcher mit als Informator der fürſtlichen Kinder angeſtelt war, die dritte Stelle in der Fakultät nebſt der damit verbundenen Superintendur erſchlichen. Die Dekrete wurden ausgefertiget, und ich erhielt, wie ich glaubte, zu meiner Entſchädigung, die Burgpredigerſtelle nebſt der ſchönen Wohnung, welche damit verbunden war. Herr Bechtold hatte eine Tochter des Geh. Raths Miltenberger zur Ehe, und erfuhr durch ſeinen Schwiegervater, daß die ergangnen Dekrete noch vielem Widerſpruche bei Hofe unterworfen wären. Dieſe geheime Nachricht benuzte er dazu, daß er mich beredete, auf das eilfertigſte meine Wohnung zu verlaſſen, und die mir angewieſene Burgpredigerwohnung zu beziehen. Dies war ſein Vortheil. Denn wenn ich mir Zeit nahm, und weniger übereilt das Dekret befolgte, ſo kam indes das erfolgte Widerrufungsdekret an, und dann hätte ich die Wohnung behalten, welche ich bereits mit vielen Koſten nach meiner Bequemlichkeit eingerichtet hatte. Denn das groſſe Superintendurhaus hatte zwei Abtheilungen, deren beſte mir war eingeräumt worden. Da alſo Herr Bechtold ſahe, daß ich mich nicht vertreiben laſſen, und er mit dem ſchlechteren Hauſe würde fürlieb nehmen müſſen; ſo verheelte er mir die ihm bekante Veränderung, und verleitete mich zum Ausziehen, um geſchwind von meiner ſchönen Wohnung Beſiz zu nehmen, die ich nun verlaſſen hatte.

Ich betrieb alles haſtig, und mit Unruhe. Heute kam das Dekret, übermorgen bezog ich die neue Wohnung, und noch in derſelben Woche war ſie ſchon mit Wandſchränken, Tapeten und allen den neuen Dingen verſehen, die meine Liebe zur

Reinlichkeit, und Bequemlichkeit erheiſchte. Nach acht Tagen kam neue Ordre. Es hieß, es ſey durch einen Jrthum des expedirenden Sekretairs geſchehen, daß mir die mit der dritten Stelle von jeher verbunden geweſene Burgpredigerſtelle nebſt der Wohnung wäre zugetheilt worden: ich ſolle alſo ſolche unverzüglich wieder räumen, und meine alte Wohnung behalten. Dieſes Dekret ſezte mich in die äuſerſte Verwirrung. Es war der gröſte Triumph für meine Feinde. Es war ein anſehnlicher Schade für meinen Beutel. Es war die möglichſte Verſchlechterung meiner häuslichen Lage.

Jch bot Himmel und Erde auf, dieſen Unglüksſchlag abzuwenden. Jch ſchrieb an die Landgräfin. Jch wandte mich nach Pirmaſens. Jch that überal die rührendſten Vorſtellungen: „ich „würde vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht: „ich ſey einmal eingezogen; hätte 120 Gülden „Koſten verwendet: es wäre der Ruin meiner Mo„bilien: ich müſte nun die abſcheulichſte Wohnung „beziehen, da Bechtold meine vorige Wohnung „ſchon eingenommen hätte; Ouvrier verliere ja „nichts an Einnahme, wenn er meine Prediger-

„Stelle behielte, die ihm im erſten Dekret zuerkant war: u. ſ. w." Alles war umſonſt. Es kam wiederholter Befehl. Ich ſchrie nochmals über Schaden. Ich erhielt Verſicherung, daß mich Ouvrier entſchädigen ſolle. — Ich muſte ausziehen.

Da ſpotteten meine Feinde. Da lachte Bechtold, daß er ſo die beſte Wohnung erwiſcht hatte. Und ich — ergab mich endlich in mein Schikſal, ſchlich in ein elendes Gebäude, puzte mirs auf, ſo gut ich konte, proceſſirte ein Jahr lang über die verſprochne Entſchädigung, und bekam endlich ſtatt 120 Gulden nur funfzig.

Neunzehntes Kapitel.

Schriftſtellerei.

Leiden und Sorgen haben nie Einfluß auf meine Arbeiten gehabt. Sie konten auf einige Augenblikke mich mürriſch machen, aber wenn ich den erſten Anfal überſtanden hatte, und meine Feder zur Hand nahm, ſo vergaß ich alles, und meine ganze Kraft mit allem meinem Feuer ſtand mir eben ſo zu Gebote, als wenn ich dem Glük im Schooße geſeſſen hätte.

Ich habe in Gieſſen viel geleiſtet. Denn ich wendete mehr Zeit aufs Privatſtudium als in Erfurt, und lieferte mehr als zweimal ſo viel Schriften. Ich glaube, daß die neue Lebensart, da ich vom Bier und ſeltenen Weingenuß zum täglichen Gebrauche des Weins übergehen mußte, mein Blut leichter, und meine Lebensgeiſter reger gemacht hatte.

Mein erſtes war eine Samlung Predigten, welche ich im Verlage des Herrn Varrentrapp in Frankfurth heraus gab. Benners Geſchrei, daß ich in der Lehre von der Dreieinigkeit nicht rechtgläubig ſey, hatten ſie veranlaßt. Ich ſuchte mich vor der Welt zu rechtfertigen, und trug doch im Grunde einen feinen Arianismus vor. Die Predigten waren an ſich, ſo weit ſich ihr moraliſcher

Inhalt erſtrekte, gut gerathen. Sie hatten das Verdienſt der guten Entwiklung, und lichtvollen Darlegung der Begriffe, und eines populären Ausdruks. Aber ihr dogmatiſcher Theil war Stümperei. Ich quälte mich ohne Noth mit der lieben Dreieinigkeit. Sie ganz aufzugeben geſtattete mir mein Gewiſſen d. h. mein Vorurtheil nicht, welches mir dieſe Lehre, durch die Eindrükke der Erziehung, heilig und ehrwürdig gemacht hatte. Gleichwol fühlte ich, daß ſie weder mit der Vernunft ſich reimen, noch aus der Schrift gründlich beweiſen ließ. Daher drehte ich mich im ewigen Kreiſe der Möglichkeiten herum, und ergrif, um doch eine Dreieinigkeit zu glauben, bald dieſe, bald eine andere Hypotheſe, aus welcher ich ſie zu erklären, und — mir zu retten ſuchte.

In der Folge gab ich wieder, bei den Eichenbergerſchen Erben in Frankfurth, eine andere Samlung heraus, unter dem Titel: Predigten uber das Amt und die Perſon Jeſu, in denen ich, in Abſicht auf die Gottheit Chriſti wieder mehr Sabellianer war, und zugleich die Verſöhnungs-Lehre in eine vernunftmäßige Vorſtellungsart zu bringen ſuchte.

Ich verdiente mit dieſen Arbeiten wenig. Denn ich hatte den Weg zu den Sächſiſchen und Preußiſchen Buchhändlern noch nicht gefunden, deren Luisd'ore in Gieſſen neun Gulden galten. Und die Frankfurter glaubten Wunder was ſie bezahlten, wenn ſie fünf Gulden für den Bogen ſich abtrozzen lieſſen.

Eine Anweiſung zum Prediger ließ ich auf eigne Koſten ausgehen, unter dem Titel: Homiletik. Es war ein bloßes Skelet, enthielt aber ganz richtige Regeln, und Grundſäzze, und war ſchon ziemlich frei von dem gewöhnlichen Schlendrian der alten homiletiſchen Lehrbücher.

Endlich ließ Herr Schwikert in Leipzig mir durch meinen Vater ſeinen Verlag antragen. Aber er bot mir für den Bogen meines apparatus crit. Vet. Teſtamenti nicht mehr als vier Thaler. Das war freilich mehr in der Guldenzahl, als die Frankfurter gaben. Aber er drukte mir meine ſaure Arbeit auf ſo großes Format, und ließ es dermaſſen zuſammenkeilen, daß ich kaum zehn Gulden erhielt, wenn ich eine ganze Woche geſeſſen, und mich müde geſchrieben hatte.

Fürwar ein ſaures Stük Arbeit! Ich hatte mir vorgenommen, mit Hülfe der großen Polyglotte aus alten griechiſchen, und orientaliſchen Ueberſezzungen die Varianten über den ganzen Text des A. Teſtaments zu ſammeln, dieſelben zu beurtheilen, und bei der Gelegenheit, ſelbſt die alten Ueberſezzungen zu berichtigen, und ihren Text durch Vergleichung zu emendiren. Da ſaß ich oft über einem Verſe eine Stunde, und hatte kaum eine halbe Seite vol geſchrieben d. h. für acht Bazzen Ware gefertiget. — Dieſe Arbeit gerieth auch in Stekken. Herr Schwikert mochte nicht ſonderlichen Abgang verſpüren, weil es ein zu kleines Publikum war, für welches man eine ſolche Arbeit beſtimmen konte. Und ich — war froh, daß er nichts mehr verlangte.

Bald fiel mir es ein, eine algemeine theologiſche Bibliothek aufzuſtellen. Hier war ein großes und mannigfaltiges Feld, das mehr Unterhaltung gab. Hier konte ich durch treuherzige Mitarbeiter etwas gewinnen, welche entweder ganz umſonſt mir arbeiteten, oder doch nicht ſo viel bekamen, als ich mir vom Verleger zahlen ließ.

Hier genoß ich zugleich das Vergnügen, mit der neuen theologiſchen Litteratur bekant zu werden. Hier endlich hatte ich Gelegenheit, die liebe Orthodoxie auf eine koſtenloſe Art zu züchtigen, und mich wegen der vielen Verdrüßlichkeiten ſchadlos zu halten, die ſie mir verurſacht hatte.

Der Gedanke entzükte mich. Ich ſchrieb an alle meine theologiſchen Korreſpondenten, und noch an viele mir unbekante Männer, und ladete ſie zur Theilnehmung ein. Ich kündigte mich mit Energie im Publikum an. Ich akkordirte mit einem Verleger. Mit einem Worte, das theologiſche Tribunal ward errichtet, und — was ich an Klozen ſchon erfahren hatte — ich ward auf einmal ein ganz anderer Mann im Publikum. Ich erhielt Briefe von allen Orten und Enden, in welchen man ſich meine Freundſchaft ausbat. Ich bekam Bücher von den Autoren zugeſchikt. Ich ward von Männern bekomplimentirt, die mich ſonſt kaum über die Achſeln angeſehn hatten. Und was Leute waren, die ſich ein wenig zu hoch dünkten, um expres um meine hochrichterliche Gnade zu buhlen, die nahmen Umwege. So ſchrieb z. B.

der Herr Kirchenrath Seiler, den ich zum Mitarbeiter eingeladen hatte, anonymiſch an mich, erbot ſich zu unentgeltlichen Beiträgen, ſchikte mir eine Addreſſe, unter welcher ich ferner an ihn meine Briefe gelangen laſſen ſolte, ſchrieb das alles in einem ſehr herzlichen und zuthätigen Tone, und unterzeichnete ſich I. T. K.

Indeſſen — die gehoften Beiträge blieben auſſen. Ich mußte faſt alles allein bearbeiten. Und dadurch gewann das Werk, indem es eine gewiſſe Einheit bekam. Auch ließ ich es an meinem Fleiße nicht fehlen. Ich las alles, was ich recenſirte, wo nicht ganz, doch ſo viel als nöthig war, um ein ſtatthaftes Urtheil zu fällen. Das Publikum nahm auch meine Arbeit mit Beifal auf, und nur mein nachmahliger Abzug in die Schweiz war Urſache, daß ich dieſe Bibliothek nur bis zum vierten Bande fortſezte. Vom fünften an hat ſie hernach Herr Murſinna bearbeitet.

Die Klage, daß in Gieſſen keine ordentliche Kirchengeſchichte geleſen würde, veranlaßte meine Autorſchaft in dieſem Geſchichtsfache. Benner und Bechtold, wolten und konten ſie nicht leſen, und Ourrier war vollends ein armer Sünder: alſo ward mir es aufgebürdet. Ich hatte noch nie dieſe Geſchichte zuſammenhangend ſtudiret, und ſelbſt auf Univerſitäten kein ordentliches Kollegium darüber gehört. Viele einzelne Materialien hatte ich geſammelt, aber nichts Ganzes war in meinen Händen. Zum Glük beſaß ich Hefte, welche ein geſchikter junger Mann bei Erneſti nachgeſchrieben hatte, welcher über den Rechenberg zu leſen pflegte. Ich legte alſo, um ein eignes Lehrbuch zu haben (welches das Dociren ungemein erleichtert) den Rechenberg zum Grunde d. h. ich befolgte deſſen Ordnung, und ließ mich im übrigen von meinen Heften leiten. So entſtund mein Lehrbuch der Kirchengeſchichte Neuen Teſtaments, welches nach alter Methode die Kezzereien, Koncilien, Kirchenväter und Veränderungen der Kirche, und ihrer Lehren bis zur Reformation erzählte, aber manche hiſtoriſche Warheit, ſo wie manche Winke zu weiterer Entdekkung der Warheit, enthielt, die in den gemeinen Kompendien nicht zu finden waren. — Ich bekam vier Gulden für den Bogen. Wo ich nicht irre, war abermals Varrentrapp mein Verleger.

Von dieſem Varrentrapp hatte ich aus einer Erbſchaft eine Partie ſchöner Kleider erhandelt, und mich durch einen wolfeilen Kauf auf viele Jahre verſorgt. Die Rechnung betrug hundert Gulden, deren Bezahlung mir läſtig wurde. Ich ging daher mit meinem Manuſcriptmagazine zu rathe, und bekam zu erſt einen großen Stos der Gerſtenbergiſchen Verlaſſenſchaft in die Hände. Darunter fand ſich ein Manuſcript, bei hundert Bogen ſtark, über die Lehren der Katholiſchen Religion. Der alte Philoſoph, welcher alle poſitive Religion verlachte, weil er ſie alle auf lauter Scheingründen erbaut ſah, hatte hier einen Verſuch gemacht, gerade die albernſte unter allen poſitiven Religionen zu vertheidigen, und durch philoſophiſche ſo wol, als exegetiſche Sophiſtereien, die abgeſchmakteſten Lehrſäzze derſelben, von Fegfeuer, von Anbetung der Heiligen, von der Verwandlung im Abendmahl, von der Ohrenbeichte, von der Meſſe, vom Ablaß u. ſ. w. zu beweiſen, und ſie ſo wol ſchrift- als vernunftmäßig darzuſtellen.

Bei Erblikkung dieſes Manuſcripts, dachte ich, das ſey ein Wälzer für Franz Varrentrapp.

Denn er wolte immer gern für wenig Geld viel Papier haben. Mein Gedanke war dabei, daß es im Publikum Senſation machen, und mehrere Hände und Köpfe in Thätigkeit ſezzen würde, dieſe Sophiſtereien zu entblößen, und die Warheit ins Licht zu ſezzen. Und dadurch hätte die Ausgabe dieſes wirklich mit Scharfſinn gearbeiteten Buchs dem Publikum nuzbar werden können. Ich verkaufte es alſo an Franz Varrentrapp, und erreichte den Zwek, meine Kleiderrechnung damit bezahlt zu ſehen; aber der Wunſch, im Publikum den Geiſt der Prüfung in Odem zu ſezzen, blieb unerfült. Ich weiß den Titel nicht mehr. Denn ich beſizze keine einzige meiner Schriften, bis auf die allerneuſten. Er hieß ohngefähr: Verſuch den katholiſchen Lehrbegrif zu vertheidigen — von einem Proteſtanten. Dieſer leztere Zuſaz war abſichtlich beſtimt, die Neugierde rege zu machen, und die Streiter Zions aufzuwekken. Aber ſie hörten den Wekker nicht.

Die Urſache, warum das Buch ganz unbekant geblieben iſt, und auch nicht das mindeſte Aufſehen gemacht hat, ſo ſehr es auch durch die darin ſichtbare Geiſteskraft Aufmerkſamkeit verdiente, glaube ich in einer algemeinen Beobachtung zu finden. Ich habe zu allen Zeiten bemerkt, daß der Geiſt der theologiſchen Intoleranz, und Streitſucht ſeinen feſtgeſezten Wirkungskreis hat, und nicht überal ſich thätig zeigt, wo ſich ihre Gegenſtände darbieten. Es iſt dieſem Geiſte geradezu nicht um Warheit, und Belehrung zu thun. Er hat blos und lediglich den Zwek, zu ſchaden. Er wil nicht den Irthum, ſondern den Irrenden — nicht belehren, ſondern ſtürzen. Seine Waffen ſind auf die Perſon, nicht auf die Sache gerichtet. Daher wird man gewahr werden, daß die Wächter Zions alle wie im tiefſten Schlafe liegen, wenn ein Buch erſcheint, deſſen Verfaſſer keines perſönlichen Angrifs, und keiner Beſchädigung fähig iſt, wenn es auch wirklich ihre poſitive Religion in ihrer Grundfeſte erſchüttert, und die fürchterlichſten Kezzereien enthält. Kömt aber eine Schrift zum Vorſchein, deren Verfaſſer ſie bei den Haaren pakken, und auf irgend eine Art beſchädigen können, dann ſind gleich alle ihre Patrullen bei der Hand, ihn zu fahen, und auf den Richtplaz zu ſchleppen.

Aus dieſer ſehr richtigen Beobachtung wird man ſichs erklären können, warum ſo viele kezzeriſche Schriften ganz unbekant geblieben ſind, oder doch gar kein Geſchrei unter den religiöſen Zeloten erregt haben. Warum haben z. B. die Herren Zionswächter ſich nicht an eine gründliche Widerlegung der religiöſen Aeuſerungen Friedrichs des Großen gemacht? Weil das ein Kezzer war, dem ſie nicht ſchaden konten. Denn die Herren wollen von ihren Kriegen Effekt ſehen. Es ſol der Mann gezüchtiget werden, deſſen Meinungen ſie beſtreiten. — Warum hat Eberhards Apologie ſo wenig Lärm gemacht? Weil er ein Philoſoph von entſchiedenem Kredit in den preußiſchen Staaten war, und man wol ſahe, daß ihm weder Brod, noch Ehre, noch des etwas entgehen würde, wenn man einen noch ſo algemeinen Waffenaufſtand erregte. — Warum hat meine Vertheidigung des Katholizismus keine Senſation gemacht? weil man weder den Verfaſſer noch den Herausgeber kante. Hätte ich meinen Namen darauf geſezt; ſo hätten alle deutſchen Gözzen einen Heereszug begonnen, weil ſie die Hofnung hatten, mich perſönlich zu verwunden. —

Die Herren ſind einmal nicht eroberungsſüchtig. Sie ſind zufrieden, wenn das Gebiet ihrer Warheit ſich behauptet. Sie verlangen, für die Warheit, kein Haarbreit Terrain zu gewinnen. Sie wollen bei ihren Kriegen nur — Blut ſehen. Hat nur der beſtritne Kezzer ſeine Wunden weg, dann ziehen ſie frohlokkend ſich in ihre Feſtung, welche ein durch Friedensſchlüſſe geſicherter Poſſes unüberwindlich macht, und wo ſie ſo fein gemächlich eſſen und trinken und Kinder zeugen können, und laſſen Warheit Warheit ſeyn.

Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſchritte in der Aufklärung.

Ich kam nach Gieſſen noch ſehr rechtgläubig. Mein Glaube an die Göttlichkeit der Offenbahrung, an die unmittelbare Sendung Jeſu, an ſeine Wundergeſchichte, an Dreieinigkeit, Gnadenwirkungen, natürliches Verderben, Rechtfertigung des Sünders durch Ergreifung des Verdienſtes Chriſti, und inſonderheit an die ganze Satisfaktionstheorie ſchien unerſchütterlich zu ſeyn. Nur die Art und Weiſe, wie drei Perſonen in einem Gott ſeyn ſolten, hatte meine Vernunft in Anſpruch genommen. Nur das, des Menſchen Kraft und Fleiß ausſchlieſſende, Geſchäft des heil. Geiſtes hatte ich mir etwas beſſer erklärt. Nur den Begrif der Erbſünde hatte ich eingeſchränkt. Und in der Lehre von der Verſöhnung, und Rechtfertigung hatte ich den Werth der Tugend zu retten geſucht, und mich von dem Irthume gereiniget, daß Gott bei ſeiner Gnade gar keine Rükſicht auf den menſchlichen Tugendeifer nehmen ſolte. Daß ich in der Abendmahlslehre mehr reformirt, als lutheriſch war, was wol jezt alle deutſche Chriſten von ſchlichtem Menſchenverſtande ſind, wird man von ſelbſt vorausſezzen. Ich wil alſo nun die wenigen Fortſchritte meiner Erkentniß erzählen, welche ich in Gieſſen gethan habe.

Zuerſt gab ich die Dreieinigkeit auf, und zwar wirklich aus Ermüdung. Ich hatte mich nun mehrere Jahre mit ihr geplagt, und gequält, um eine

Vorſtellungsart aufzufinden, welche ſich mit der Vernunft reimte, und doch die für chriſtlich und bibliſch gehaltene Lehre von drei Perſonen in Gott ſtehen ließ, und war über dieſem unnüzzen Warheitforſchen ſo viel verkezzert, und angefeindet worden, daß ich endlich des Forſchens müde ward, und auf die Gedanken kam, daß in dieſer Lehre für die Vernunft nichts zu thun ſey. Und da hernach mein Studium der Kirchengeſchichte mich aufmerkſam machte und belehrte, daß ja in der alten Kirche der Name einer Dreieinigkeit ganz unbekant geweſen, und die beſtimte Vorſtellungsart der Kirche erſt in ſpätern Zeiten nach vielerlei höchſtärgerlichen Zänkereien feſtgeſezt worden ſey; ſo fand ich endlich, daß dieſe Lehre ihren Grund weder in Vernunft, noch Schrift habe, ſondern unter die Grübeleien der Kirchenlehrer gehöre. Und ſo fixirten ſich vor der Hand die Vorſtellungen:
„daß Chriſtus ein Menſch geweſen ſey, dem Gott
„ſeine Weisheit unmittelbar mitgetheilt, den er
„zur Erlöſung der Menſchen unmittelbar beſchli-
„get, und bei deſſen ganzem Geſchäfte Gott unmit-
„telbar mitgewirket habe, und daß er darum Gott
„heiſſe, weil Gott ſelbſt in und durch ihn wirkſam

„geweſen ſey.“ Den heil. Geiſt aber hielt ich nur für die Kraft Gottes, die in der ganzen Schöpfung wirkſam iſt, und alſo auch in Chriſto wirkſam war: weil ich einſahe, daß alle Schriftbeweiſe für eine Perſönlichkeit dieſes Geiſtes, von jedem Anfänger in der morgenländiſchen Sprache, widerlegt werden konten.

Uebrigens fiel ich doch nicht darauf, die Worte Sohn und Zeugen aus dem Sprachgebrauche zu erklären, den ich hernach in meinem Lexikon des N. Teſt. angezeigt, und bewieſen habe; ſondern ich war bald geneigt, den Grund der Benennung in der wunderbaren Geburt Jeſu aufzuſuchen, bald dieſe Worte, wie es Glaſſius nennt, deklarative zu nehmen, und ſonach die Redensart: ich habe dich gezeuget, in die zu verwandeln: ich habe dich für meinen Gezeugten, für meinen Sohn, für meinen Stellvertreter unter den Menſchen, deklarirt. Und eben ſo wenig war ich damals noch auf die nahe liegende Idee gekommen, daß der Geiſt, der Geiſt Gottes, der Geiſt Chriſti, die durch die Lehre Jeſu aufgeklärte Vernunft ſey.

Aber mehr, als alles das lag mir zur ſelbigen Zeit die Verſöhnungslehre am Herzen. Denn dieſe hatte durch die Eindrükke des jugendlichen Unterrichts, durch die in meinen früheſten Jahren ſchon aus ihr entſtandenen religiöſen Gefühle des Troſtes, und der Freudigkeit zu Gott, und beſonders durch die rührende Feierlichkeit meiner erſten Kommunion, ſo wie durch Pallmanns herzangreifende Ermahnungen, und meines Vaters vielfältige Vorträge über dieſelbe, mich dermaßen gefeſſelt, daß ich die größte Gewiſſensangſt empfand, wenn nur irgend ein Zweifel gegen ſie in meiner Seele aufzuſteigen began.

Bei dieſer Lehre glaubte ich zu leben, und zu ſterben. Und, ſie je durch einen laut geſagten Zweifel erſchüttern, ſchien mir eben ſo viel zu heiſſen, als mit dem Grunde meiner eignen Ruhe, und Seligkeit, die Ruhe der Menſchheit untergraben, und den einzigen Troſt ſo vieler Millionen Menſchen auf das grauſamſte zerſtören. Wenn daher je zuweilen eine Vernunftbedenklichkeit mir aufſtieß; ſo nahm ich gleich meine Zuflucht zum Gebet, und flehte Gott nicht nur um Vergebung wegen dieſer Wankelmüthigkeit meines Glaubens, ſondern ich bat ihn auch — oft mit Thränen — daß er mich, durch ſeine Gnade, wenigſtens in dieſem Glauben an das theure Verdienſt ſeines Sohnes erhalten, und mich bis an mein Ende in ihm Troſt, und Seelenruhe finden laſſen wolle.

Daher kam es bei mir, in Anſehung dieſer Lehre, nie zu einer eigentlichen und volſtändigen Prüfung. Wenigſtens ließ ich ſchlechterdings keine Vernunfteinwendung gelten; ſondern ich begnügte mich, wenn ich dieſe Lehre ſchriftmäßig fand. Und eben darum ſaß ich oft ganze Tage über den ſogenanten Beweisſtellen meiner Dogmatik, und ſuchte mir ihre Beweiskraft recht klar, und augenſcheinlich zu machen. Aber es iſt auch unbeſchreiblich, wie viel ich bei dieſem Suchen tüchtiger Beweisſtellen mich gequält habe. Denn ich war jezt, ſeit ich mich an grammatiſche Interpretation gewöhnt, und mir es zum Geſez gemacht hatte, überal meine Auslegungen auf erwieſenen Sprachgebrauch zu gründen, und mich bei der Deutung einer Schriftſtelle nicht eher zu beruhigen, bis ich aus unwiderſprechlichen Gründen erkante, daß nur dieſer Sinn der einzige mögliche ſey — ich war, ſage ich, jezt bei dieſer Strenge in Beurtheilung der Beweisſtellen alle Augenblik in dem Falle, daß ein für unumſtößlich gehaltener Beweisſpruch von mir verworfen werden mußte.

Bei dieſer. exegetiſchen Unterſuchung erſchrak ich anfangs freilich ſo gar ſehr nicht, wenn ein Diktum probans die Probe nicht mehr hielt, und ausgemerzt wurde. Denn ich hatte den täuſchenden Troſt, daß noch das N. Teſtament vol von Stellen ſey, welche dieſe wichtige Lehre unwiderſprechlich machten. Aber da hernach von Zeit zu Zeit immer mehr ſolche Stellen mir in ihrer Beweisloſigkeit erſchienen, und eine nach der andern ihren Abſchied erhielt, da wurde ich mit jedem Tage ängſtlicher, und verdoppelte mein Flehen zu Gott, daß er mich doch in meinem Glauben feſt machen, und die Augen mir öfnen möchte, dieſe troſtvolle Warheit in der Schrift recht unumſtößlich erwieſen zu ſehen. — So hab ich zwei ganzer Jahre in Gieſſen mich gemartert.

Anfangs war ich nie bei meinen Beweisſprüchen um die Sache ſelbſt bekümmert. Denn daß

Jeſu blutiger Tod ein Söhnopfer für die Menſchheit ſeyn, und ihre Sünden-Strafe wegnehmen ſolte, das war mir zur Zeit in allen Stellen ſichtbar, die von der Erlöſung handelten. Aber, die Art und Weiſe machte mir zu ſchaffen, daß nämlich dieſe Erlöſung von der Schuld, und Strafe der Sünden durch den Tod Jeſu, vermittelſt einer Imputation oder Zurechnung ſeiner Leiden ſo wol, als ſeines dabei bewieſenen volkomnen Gehorſams, geſchehen ſolte.

Ich hörte immer nur in den Schriften der Apoſtel, daß ſein Tod die Urſache der Vergebung unſerer Sünde ſey, uns mit Gott verſöhnt habe, ein Opfer für unſere Sünde ſey u. ſ. w. Aber von dem Modus, von der Art und Weiſe, wie der Tod Jeſu uns verſöhne, und Vergebung bewirke oder bewirket habe, das ſchien keine einzige Stelle mich zu lehren. Denn die Worte meines Syſtems, welche dieſen Modus ausdrükten, fand ich nicht. Ich las nirgends etwas von einem Verdienſte Chriſti, nirgends von einer Ergreifung und Zueignung deſſelben, nirgends von einer Imputation, nirgends von einem ſtelvertretenden

Leiden. Und das war es, was mich ſo ängſtete, und mich oft mit der Beſorgniß quälte, daß mein Glaube an die Verſöhnungslehre auch noch verloren gehen würde, weil derſelbe ja gar nicht ohne die Ueberzeugung von dem angegebnen Modus beſtehen konte.

Eines Tages wiederfuhr mir eine unausſprechliche Freude, da mir von ohngefähr (denn ich trug die Verſöhnungslehre beſtändig in meinem Kopfe herum) die Stelle aus dem Johannes einfiel: Jeſus Chriſtus iſt die Verſöhnung für unſere Sünde, nicht allein aber für die unſere, ſondern auch für der ganzen Welt Sünde, — und ich beſonders durch die Worte: nicht allein aber für die unſere — frappirt, und auf einen ſcheinbaren Nervus probandi geführt wurde, der mir aus ihm plötzlich entgegen leuchtete. — Halt, ſprach ich bei mir ſelbſt, da iſts ja klar, daß es Imputation ſeyn muß. Denn wenn es blos hieße, für unſere Sünde, ſo könte es auf die Chriſten gehen, welche Gelegenheit hatten, durch die Lehre Jeſu, und das Beiſpiel ſeines Todes von Sünden gereinigt, und mit Gott verſöhnet zu werden. Aber da der Apoſtel ausdrüklich die Quantität des Sazzes erweitert, und durch das, nicht allein — ſondern — die Verſöhnung, als eine der ganzen Welt widerfahrne Wolthat beſchreibt, die allen, auch den Nichtchriſten, auch den entfernteſten Heiden zu gute kommen ſol; ſo kan der Tod Jeſu ja nicht als Beiſpiel betrachtet werden, wie die Socinianer wollen: denn als Beiſpiel können ihn ja nur die Chriſten benuzzen, ſondern er muß als Imputation gelten, weil er, nur durch Zurechnung, der ganzen Welt zu gute kommen kan. — So dachte ich in meiner Einfalt, und empfand Himmelswonne, daß ich doch einmal einen Spruch gefunden hatte, wo die Zurechnung des Verdienſtes Chriſti klar gelehret zu werden ſchien. Ich dankte Gott herzlich für dieſen Fund, und ſezte mit neuem Eifer meine Nachſuchungen fort, durch die ich mehr dergleichen Stellen zu entdekken hofte. Das fiel mir ſo wenig, als andere Zweifel ein, daß hier doch noch zur Imputation das Korrelatum des Ergreifens, und Zueignens fehle, welches nur die Chriſten, aber nicht die ganze Welt, konte.

Ein

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſezzung.

Wie geſagt, zwei ganze Jahre ſuchte ich die dogmatiſchen Verſöhnungslehren in der Bibel. Ich las zweimal das N. Teſtament blos ihrentwegen durch. Ich ſchrieb alle Stellen, die nur etwas beweiſendes zu enthalten ſchienen, ab, brachte ſie mir in Klaſſen, und erſchöpfte mein Nachdenken, um in ihnen Beweiskraft zu finden, und — ward doch nicht beruhigt.

Während dieſer Zeit, da beim Leſen der Schrift mir gegen mancherlei andere Dogmen allerlei Bedenklichkeiten mit aufſtieſſen, bekam ich den Einfal, dieſe Bedenklichkeiten der Welt mitzutheilen, und ſchrieb daher das Buch: Verſuch, den proteſtantiſchen Lehrbegrif zu verbeſſern: davon, wo ich mich recht erinnere, zwei Bände ins Publikum gekommen ſind. Dieſer Verſuch zog mir neue Verfolgungen der Bennerſchen Parthei zu, die mich gegen die Theologie immermehr erbitterten, und mich in dem Vorſazze beſtärkten gegen alles, was ich in ihr bei ſtrenger Prüfung beweislos finden würde, meine Feder zu ſchärfen. Und in dieſem Entſchluſſe befeſtigte mich auch von Zeit zu Zeit mein alter Baumer, durch ſeine feinen Spöttereien über die Reſte meiner Orthodoxie, indem er dadurch meinen Ehrgeiz aufregte, und mir es feſt in den Kopf ſezte, durchaus nichts mehr zu glauben, was ich nicht aus Vernunft und Schrift auf das ſtrengſte beweiſen, und dem ſcharfſinnigſten Zweifler aufdringen könte.

Ich hatte eben den zweiten Band dieſes Werks angefangen, und war noch immer, nach zweimaliger Durchleſung des N. Teſtaments, wegen der Verſöhnungslehre zu keiner Ruhe meines Gewiſſens gekommen, als ein alter Freund .... aus H.... durch Gieſſen reiſete, um die Schweiz zu beſehen, und mich beſuchte. Dieſer Freund war mir ſehr werth, und ich ſchäzte ihn, ohngeachtet er mir ſchon lange als Freigeiſt bekant war, eben ſo aufrichtig, als einen der ſcharfſinnigſten Denker, und als einen Mann von ausgebreiteten Kentniſſen, als ich ſeinen vortreflichen Karakter verehrte. Zwiſchen mir und ihm began ſogleich nach den erſten herzlichen Bewilkommnungen folgendes Geſpräch.

Fr. Nun wie gehts in Gieſſen, lieber Bahrdt. Leben Sie hier ruhiger, als in Erfurt?

Ich. Unruhiger, Freund, als ich je gelebt habe. Bald plagt mich mein Gewiſſen mit Zweifeln, bald mein Weib mit Eiferſucht, bald der Kezzermachergeiſt durch Verfolgung und Verläumdung.

Fr. Das beklag ich. Aber wie in aller Welt kan ihr Gewiſſen noch mit Zweifeln zu kämpfen haben? Das klingt mir für einen philoſophiſchen Kopf ein wenig ſonderbar.

Ich. Warum, Freund! Sollen wir mit der Warheit nicht eben ſo gewiſſenhaft umgehen, als mit andern Gütern? Und wenn es noch Warheit giebt, auf welcher das Wohl der Menſchheit beruht, und gegen dieſe Warheit uns Zweifel aufſtoßen, ſol da unſer Gewiſſen ſchweigen? Sol ich leichtſinnig ſie fahren laſſen, und mich und — als Volkslehrer — die Menſchheit eins unentbehrlichen Guts berauben?

Fr. Ich kan nur nicht begreifen, lieber Bahrdt, was für eine Warheit aus Jhrer ganzen Dogmatik das Wohl der Menſchheit alteriren könte. Man kan ja mit dem ganzen Plunder keinen Hund aus dem Ofen lokken. Und das Daſeyn Gottes oder die Unſterblichkeit der Seelen wirds doch nicht ſeyn, woran Sie zweifelhaft worden ſind? Denn da allein wolte ichs allenfals gelten laſſen, wenn Jhr Gewiſſen Jhnen Unruhe machte.

Ich. Ich weis wol, lieber Freund, daß Sie ein ehrlicher Naturaliſt ſind, und ich liebe Sie darum nicht weniger. Aber ich habe in meiner Religion noch eine Lehre, die ich eben ſo wenig je aufgeben werde, als meinen Glauben an Offenbarung.

Fr. (lächelnd) Und dieſe Lehre iſt?

Ich. Die Lehre von der Verſöhnung.

Fr. (hochauflachend) Lieber Herzensmann, iſt das möglich? Warlich ich hätte mir eher des Himmels Einfal vermuthet, als daß ein ſolcher heller Kopf noch von einer Grille gefeſſelt ſeyn ſolte, welche mehr als alles die Vernunft empört.

Ich. Laſſen Sie das ſeyn, Freund. Meine Achtung gegen die Offenbarung nöthigt mich, der Vernunft, die ich ſo ſehr ehre, wie Sie, hier Beſcheidenheit zu gebieten. Einmal iſts eine Lehre der heil. Schrift, und zwar die Grundlehre des ganzen ſo ehrwürdigen Chriſtenthums.

Fr. (ernſthaft) Aber Freund, wenn ſie das einmal glauben, daß Ihre Bibel ſie lehrt, und Ihre Vernunft ſchweigen heißt, ſo ſehe ich nicht, was Ihr Gewiſſen noch beunruhigen kan?

Ich. Das wil ich Ihnen ſagen. Mein Sprachſtudium hat mich auf Zweifel geleitet. Ich bin als Philolog ſtrenger geworden, in Beurtheilung der Beweiſe. Und ſeit dem habe ich eine Beweisſtelle nach der andern aufgeben müſſen, und bin bis jezt noch nicht im Stande geweſen, dieſer ſo wichtigen Warheit eine exegetiſche Feſtigkeit zu verſchaffen, welche mich bei meinem Glauben allein zu beruhigen im Stande iſt.

Fr. Sie ſind mir ein Räthſel. Erſt halten Sie die Verſöhnungslehre für ſchriftmäßig, unterdrükken alle Zweifel der Vernunft, und nun — macht ihnen gleichwol der Mangel ſtrenger Schriftbeweiſe Unruhe. Ei, ſo werfen Sie doch den ganzen Kram von ſich. Wozu ängſten Sie ſich denn?

Ich. Freund, ſeyn Sie tolerant. An dieſer Lehre liegt mir, und der Menſchheit zu viel. Sie iſt die Quelle des Troſtes, und der Ruhe für mein Herz ſo wol, als für ſo viele tauſend Menſchen.

Fr. Quelle des Troſtes, und der Ruhe? Ich erſtaune. Mann, mit dem philoſophiſchen Geiſt, wie können Sie ſo lange jugendliche Täuſchungen für Warheit anſehen? Quelle des Troſtes, und der Ruhe! Ich wette, Sie ſind noch nie drauf gefallen, das Geſpenſt in der Nähe zu beſehen, ſonſt hätte warlich ihr heller Scharfblik es ſchon entdekt, und ſein Nichts aufgeſpürt. Sagen Sie, wo Sie den Troſt eigentlich finden?

Ich. In dieſer Lehre, Freund! ich muß Ihren Vorwurf umkehren, und gegen Sie richten. Ich wette, Sie haben nie das, was den Menſchen in Bangigkeit verſezzen ſolte, in der Nähe betrachtet, ſonſt —

Kr. (Einfallend) Halt, lieber Bahrdt. Lehren Sie mich die Phantome von einem zornigen Gott nicht erſt kennen! Ich wil jezt gleich meine Wette gewinnen. Sezzen Sie alles, was Sie wollen. Sezzen Sie Ihren Richter, Ihren über die Sünden der Menſchen ergrimten Gott. Sezzen Sie Ihre Heiligkeit der Geſezze, und Ihre Strenge der ſtrafenden Gerechtigkeit. Sezzen Sie alles, was Ihre Dogmatik lehrt. Ich wil es auf einen Augenblik gelten laſſen. Und nun ſagen Sie mir, wo der Troſt, und die Beruhigung ſtekken ſol, welchen Sie in der Verſöhnungslehre zu finden wähnen?

Ich. (etwas betroffen) Ei nun, wenn Sie das alles gelten laſſen, und ich verlange ſo viel nicht einmal — wenn Sie annehmen, daß der Menſch ein ſchwaches, und fehlervolles Geſchöpf iſt — wenn Sie die Gottheit als einen heiligen, und gerechten Richter betrachten — was in aller Welt ſol mich bei meinen Vergehungen beruhigen? Was ſol dafür bürgen, daß Gott mir vergeben, daß er mich, meiner Vergehungen ohngeachtet, ſeiner Gnade und der verheiſſenen Seligkeit würdigen wolle? Jſts nicht ſüſſer, unausſprechlich ſüſſer Troſt für den bekümmerten Sünder, der ſich der Segnungen ſeines Gottes unwerth fühlt, in dem unendlichen Söhnopfer des Mittlers das zu erblikken, was der göttlichen Gerechtigkeit Gnüge leiſtet, und ihm für ſeine Begnadigung, und Seligkeit bürget? was ihn bei den Vorwürfen ſeines Gewiſſens tröſtet? was [illegible] den Stand ſezt, mit Glaubensfreudigkeit aufzublikken zu ſeinem Schöpfer, und ſeiner Seligkeit gewiß zu ſeyn?

Fr. Lieber, beſter Bahrdt, was ſollen dieſe Fragen? Es iſt die alte Deklamation, die von allen Kanzeln ertönt. Laſſen Sie mich doch nur den Grund der Beruhigung vernehmen, der in der Verſöhnungslehre enthalten, und zwar ausſchlieſſend enthalten iſt.

Ich. (bedenklich) Was wollen Sie mit dem, ausſchlieſſend?

Fr. Ja, Freund, Sie müſſen mir einen ſolchen Grund des Troſtes in dem Verdienſte Chriſti zeigen, welcher ſonſt nirgends zu finden iſt. Sie müſſen mir beweiſen, daß Sie durch die Verſöhnung Chriſti etwas von Beruhigungsgründen vor mir voraus haben. Können Sie das?

Ich. Allerdings. Kan irgend etwas in der Welt die Strafen aufheben, die ich mit meinen Vergehungen mir zugezogen habe, und mich von der ſchuldigen Erfüllung des göttlichen Geſezzes frei machen, als ein ſolches Verdienſt, wie es Gott in der Schrift uns angeboten hat?

Fr. Nun ſind wir bald beim Ziele. Sagen Sie mir doch, ob Sie im Ernſte glauben, daß das Verdienſt Chriſti von den Strafen der Sünden befreie?

Ich. (ſtokkend) Ja — ſo — lehrts die Schrift.

Fr. Aber kan Ihre Bibel der Erfahrung widerſprechen? Fragen Sie doch Ihre und aller Menſchen Erfahrung, ob noch eine einzige Folge menſchlicher Fehltritte durch das Verdienſt Chriſti iſt aufgehoben worden? Sie mögen ſichs ſo andächtig und gläubig zueignen, wie Sie wollen, werden Sie den Kopfſchmerzen entgehen, wenn Sie ſich betrinken? Werden Sie minder beräſonnirt werden, wenn Sie einen Streich machen, der

Ihrer Ehre nachtheilig war? Werden Sie der Verarmung entgehen, wenn Sie ein Verſchwender ſind?

Ich. Nein. Dieſe natürlichen Strafen werden nicht aufgehoben: die ſind zu unſerer Beſſerung nothwendig.

Fr. Nun! Sie glauben doch keine poſitiven? Sie werden doch Ihren Gott nicht zum Tirannen machen, der ſich an ſo viel tauſend Plagen nicht begnügt, welche er veranſtaltet hat, ſeinen Menſchen ihre Thorheit fühlen zu laſſen, ſondern noch wilkührliche Martern ausdenkt, um ſie zu peinigen? Und lehrt denn Ihre Bibel etwas von ſolchen wilkührlichen Strafen?

Ich. (betreten) Freund, Sie wekken in mir einen Gedanken auf, den ich noch nicht durchgedacht zu haben mich ſchämen muß.

Fr. Ich verzeihe Ihnen das, lieber Bahrdt. Ich habe mehr ſolche ſonderbare Erſcheinungen in der Welt gehabt, daß die beſten Köpfe oft die leichteſten und naheliegendſten Betrachtungen überſehen haben, blos weil der Nebel ihres einmal als wahr vorausgeſezten Syſtems ſie verblendet hatte.

Jezt alſo geſtehen Sie mirs nur, Sie haben durchs Verdienſt Chriſti in Abſicht auf Strafen gar nichts gewonnen, was Ihre Ruhe gründen könte: weil alle Strafen Gottes die väterliche Abſicht haben, zu beſſern, und es lächerlich ſeyn würde, einen Mittler zu denken, der die Menſchen von Wolthaten erlöſen ſol, und — weil die Erfahrung es lehrt, daß keine Strafe aufgehoben wird.

Ich. Aber die Strafen jenſeit des Grabes?

Fr. Wie können Sie doch noch darauf fallen? Wenn der Menſch als beharrlich böſer Menſch ſtirbt, kan das Verdienſt Chriſti ihn erlöſen?

Ich. Nein.

Fr. Und wenn er als ein gebeſſerter guter Menſch ſtirbt, ſo weit er es in ſeiner Lage, in die ihn Gott geſezt hatte, werden konte, kan ihn Gott verdammen?

Ich. Nein.

Fr. Alſo, was gewinnen wir denn durchs Verdienſt Chriſti?

Ich. (Nachſinnend) Ja — aber —

Fr. (einfallend) Nein aber, lieber Bahrdt. Sie haben warlich eine Sache biſher als einzigen und höchſten Troſtgrund angeſehn, die ihnen gar keinen Troſt geben kan. Und das werden Sie auch auf Seiten Ihres Gott ſchuldigen Gehorſams finden.

Ich. Vergeben Sie. Den ſchuldigen Gehorſam kan kein Menſch leiſten.

Fr. Volkommen. Aber fodert denn Ihr Gott von unvolkomnen Menſchen volkomnen Gehorſam? Kan er ihn fodern? hat er ihn gefodert?

Ich. Wieder ein Gedanke, den Sie jezt in mir aufregen. Wenn wir lange diſputirten, Sie machten meinen ganzen Glauben wankend. Kommen Sie, wir wollen ein Glas Wein trinken.

Fr. Das bringen Sie nur her. Ich trinke mit. Aber los kan ich Sie darum nicht laſſen. Sie müſſen mir die Grille von der Beruhigung ablegen: eher verlaſſe ich Ihr Zimmer nicht.

Ich. (nachdem ich Wein auftragen laſſen und ein wenig nachgedacht hatte) Aber worauf wollen Sie Ihren Troſt, Ihre Beruhigung gründen? Sezzen Sie ſich als Sünder und ſagen dann, was Ihnen jenen freudigen Aufblik zu Ihrem Gott geben ſol, der zu Ihrer volkommnen Zufriedenheit ſo unentbehrlich iſt, *und es Ihnen auf Ihrem* Sterbebette einſt noch mehr ſeyn wird?

Fr. (trinkt) Es lebe die Philoſophie!

Ich. (anſtoßend) Sie lebe, die beſte Leiterin auf dem Wege zur Wahrheit.

Fr. Ja lieber Bahrdt, die beſte und einzige Führerin. Und dieſe liebe Geleiterin meines Lebens hat mir einen Troſtgrund geſchenkt, der mir alles ausfült und alles erſezt, was Ihre Dogmatik vergeblich Ihnen anbietet.

Ich. Und das iſt?

Fr. Was Sie längſt ſo gut wuſten als ich, und was Sie ſo unglüklich in Ihrem bibliſchen Syſtem gemißbraucht haben. Die unendliche — Liebe — eines unveränderlichen — alſo unveränderlich liebenden — nie einer andern Geſinnung fähigen — Gottes.

Ich. (nachdenkend. Nach einer Pauſe.) Freund, ich weis ſelbſt nicht mehr, was ich Ihnen ſagen ſol. Sie erinnern mich an Dinge, die ich ſeit ſo vielen Jahren ſchon gekannt, ſchon helle gedacht, und innigſt empfunden habe, und die doch — (indem ich mich mit der Hand an die Stirne ſchlage) ich ſchäme mich — die Anwendung — —

Fr. Ja, lieber Bahrdt. So inkonſequent iſt Eure ganze liebe Theologie. Es ärgert mich, wenn ich die herrlichſten Köpfe von ſolchem Plunder verhunzt ſehen muß. Folgt mir, Freund, und gebt Eure Grillen auf, die Euch beunruhigt und die Prüfung der Wahrheit erſchwert haben. Denkt doch nur, daß Gott keinen Menſchen, auch um wirklicher Irthümer willen, wenn er beim redlichſten Wahrheitforſchen auf ſie gerieth, verurtheilen kan. Sezt Eure Unterſuchung ruhig fort und Ihr werdet finden, daß auch Eure Verſöhnungstheorie theologiſcher Wuſt war, der aus der Menſchheit ausgefegt werden muß, wenn die Religion wahre Aufklärung und Tugend hervorbringen ſol. — Jezt wil ich (lächelnd) Euch nicht weiter mit meiner Freigeiſterei zuſezzen. Wir wollen eins trinken.

So brach grosmüthig mein Freund das Geſpräch ab, weil er ſahe, daß ich in die gröſte Verlegenheit gerathen war.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſchritte in der Aufklärung. Beſchluß.

Es war ſonderbar genug, daß endlich noch ein Freigeiſt kommen und meine von mir ſo geehrte Vernunft in ihre Rechte einſezzen muſte. Gott iſt mein Zeuge, daß ich jezt wie neu geboren war. Ich gliche einem Menſchen, der mitten in den Stralen der Sonne die Augen verſchloſſen und ſich nach Licht geſehnt hatte. Mein Auge öfnete ſich und ich fühlte die erquikendſte Freude, über das volle Licht, das nun durch das eiſerne Gitter meiner Dogmatik mir ſtrahlte.

Meine Gewiſſensunruhe war verſchwunden. Und ich war ſo froh darüber, daß ich meine Verſöhnungslehre, wie jeden andern Lehrſaz der ſtrengſten Prüfung unterwerfen konte, ohne den geheimen Vorwurf einer ſündlichen Verwahrloſung meiner Mitmenſchen zu verdienen — daß ich nun ſogleich mich hinſezte, und in den zweiten Band meines Verſuchs, den proteſtantiſchen Lehrbegrif zu verbeſſern, eine Abhandlung einrükte über die Frage, ob die Verſöhnungslehre in einer nothwendigen Verbindung mit der Beruhigung des Menſchen ſtehe? — um alle Wahrheitforſcher, die vielleicht mit mir in gleichem Falle waren, wegen dieſes Skrupels zu beruhigen und ihnen den Weg der freien Unterſuchung von den Dornen der Gewiſſensängſtlichkeiten zu befreien.

Und ſo wie ich ſelbſt dieſe Materie vollends durchgedacht, und die Warheit in ihrem ganzem Lichte erblikt hatte, daß die Verſöhnungstheorie des Syſtems dem Menſchen auch nicht den mindeſten Troſt giebt, und auf keine Weiſe einen beſondern Grund ſeiner Beruhigung enthält; ſo kam ich auch in kurzem mit meiner ganzen Unterſuchung zu Ende, mit welcher ich mich zwei Jahre lang ſo gequält hatte.

Ich lief alle Beweisſtellen, die ich mir geſammelt hatte, noch einmal durch, und ſahe ſie jezt mit ganz andern Augen, wie ſonſt. Das beruhigte Herz hatte den Verſtand entfeſſelt.

Ich fand ſogleich, daß die Stelle im Johannes, die mir vorher ſo viel Freude gemacht hatte, nichts bewies, weil nach dem Kontext von der Beſſerung die Rede iſt, ſo ferne wir durch ſie gottgefällige Menſchen werden. Denn Johannes ermahnt zur Ablegung moraliſcher Verdorbenheit. Kindlein — beharrt nicht in der Sünde, — und ob jemand ſündiget — ſo haben wir einen Führer zum Vater, welcher uns die Gottgefälligmachung (was Luther, Verſöhnung, überſezt) für unſere und der ganzen Welt Verdorbenheit iſt, d. h. welcher uns und alle Menſchen von der moraliſchen Verdorbenheit befreien, und zu guten und gottwolgefälligen Menſchen machen wil. So fand ich dieſen Spruch jezt. Und ich hatte kein Bedenken mehr, zu urtheilen, daß eine Erklärung, die ſo vernünftig als dem Sprachgebrauch, und dem Kontext angemeſſen iſt, jeder andern vorgezogen werden müſſe.

So fand ich gar bald, daß alle Stellen, die dem Tode Jeſu Vergebung der Sünden als eine Wirkung zuſchreiben, ſich mittelbar erklären lieſſen, dergeſtalt: daß der Tod Jeſu die Vergebung nicht unmittelbar bewirkt, ſondern mittelbar; indem Jeſus durch ſeine mit ſeinem Blute beſiegelte Lehre die Menſchen beſſert, und Gott gefällig macht, und ſo von der Sünde befreit, die ihnen vorher ſo viel Elend (Tod) zugezogen hatte.

Ich ſah auch ein, daß nach der Geſchichte Jeſu, ſein Tod kein anderes Verhältniß haben konte. Ich fand, daß die Evangeliſten einſtimmig erzählen, daß die Juden ihn um ſeiner Lehre willen verfolgt, und hingerichtet hatten. Ich bemerkte, daß die Lehre Jeſu die Juden darum ſo erbittert hatte, weil er die Religion nicht in Tempeldienſt, und Beobachtung wilkührlicher Geſezze ſuchen lehrte, ſondern in der Tugend, und weil er folglich nur die Moral beibehalten, und die ganze poſitive Religion der Juden, oder das Geſez abgeſchaft wiſſen wolte. Ich erkante alſo, daß Jeſus als ein Märtyrer der Warheit anzuſehen war, und ſein Tod beſonders die Lehre beſiegelt hatte, daß kein anderes Geſez den Menſchen gottgefällig und ſelig mache, als das Geſez der Liebe. Und ſo urtheilte ich, daß dem Tode Jeſu die Gerechtigkeit des Menſchen vor Gott d. h. Gottgefälligkeit in ſofern zugeſchrieben werde, in wiefern Jeſus für die Lehre von dem rechten Wege zur wahren Gottgefälligkeit, und Seligkeit ſich aufgeopfert hatte.

Und nun kam ich in meinen Unterſuchungen immer mehr aufs reine. So ſtieß ich z. B. einmal auf die Stelle Röm. 9 wo Paulus ſagt (nach wörtlicher Ueberſezung) der Abfal der Juden iſt worden eine Verſöhnung der Welt d. h. den Heiden: und freute mich herzlich eine klare Stelle zu finden, welche den Sprachgebrauch des Worts (καταλλαγη) Verſöhnung augenſcheinlich macht. Denn hier war mir es einleuchtend, daß Verſöhnung nichts anders ſeyn könte, als Gottgefälligmachung durch moraliſche Ausbeſſerung. Denn der Sinn iſt offenbar dieſer: daß die Juden abgefallen ſind, und das Evangelium verworfen haben, das hat Gelegenheit gegeben, daß wir Apoſtel den Heiden die Lehre Jeſu gepredigt haben, und daß nun die Heiden, aus verdorbenen, gebeſſerte und gottgefällige Menſchen geworden ſind, und fernerhin werden können.

Noch mehr erfreute mich eine andere Stelle, wo der Apoſtel ſagt: ανταπληρουσαμεν τα υστερηματα των παθηματων ιησου: Wir Apoſtel füllen aus, was fehlet an den Leiden Chriſti. Hier, dachte ich, iſt die ſchärfſte Widerlegung der Verſöhnungstheorie. Der Apoſtel redet von ſeinen Leiden für die Warheit. Er vergleicht ſie mit den Leiden Jeſu. Er ſtelt ſie gleichſam als einen Nachtrag zu den Leiden Jeſu, als eine Fortſezzung derſelben vor. Und ſo iſts offenbar, daß die Leiden Jeſu keinen andern Zwek gehabt haben können, als den, welchen die Leiden der Apoſtel hatten. Sie waren Aufopferungen für die Belehrung, und moraliſche Ausbeſſerung der Menſchheit.

Aber am allermeiſten ward es in meinem Kopfe helle, da ich einſtmalen von ohngefähr auf den Gedanken kam, die deutlichen und bildloſen Stellen, in denen von dem Zwekke des Todes Jeſu, und ſeinen Leiden gehandelt wird, von denen zu unterſcheiden, welche allegoriſch ſind, und ſolche Ausdrükke enthalten, die aus der jüdiſchen Bilderreligion entlehnt waren. Denn das, dacht ich, muß den ſicherſten Aufſchluß geben. Alle figürlichen Ausdrükke müſſen nach den deutlichen, und bildloſen erklärt werden. Solte es nun keine einzige deutliche und bildloſe Stelle geben, wo dem Tode Jeſu die unmittelbare Wegnehmung der Strafe zugeſchrieben wird; ſo müßte ich folgern, daß die Schrift dieſelbe auch nicht habe lehren wollen. — Und nun fing ich an, die Stellen zu ſortiren. Ich bemerkte alle die beſonders, wo mit klaren Worten vom Zwek der Leiden Jeſu gehandelt wird, und ſonderte die ab, in denen ſich irgend ein figürlicher Ausdruk fand, der auf jüdiſche Theologie anſpielte, wie z. B. Opfer, Verſöhnung, Gnadenſtuhl u. d. Und ſo bekam ich volles Licht. Denn ich ſahe nun, daß alle deutliche Stellen des N. Teſtaments, die moraliſche Beſſerung der Menſchen als den Zwek der Leiden Jeſu angeben: z. B. 1 Kor. 3. Chriſtus iſt darum für uns geſtorben — auf daß die, ſo da leben, hinfort nicht ihnen ſelbſt leben, ſondern dem ꝛc. Tit. 2, 14. er iſt darum geſtorben, auf daß er ihm reinigte ein Volk zum Eigenthum, das fleißig ſey in guten Werken. So bald ich nun die erſtaunende Menge von klaren Stellen vor mir hatte, welche ſo beſtimt die Beſſerung der Menſchen als den Zweck des Opfers Jeſu angaben, ſo bald war ich auch völlig überzeugt, daß alle übrigen allegoriſchen Stellen nach dieſen gedeutet werden müßten, und ich erkante, daß da, wo dem Opfer Jeſu Vergebung, und Begnadigung der Menſchen mit Anſpielung auf die jüdiſche Opferreligion zugeſchrieben wurde, von einer mittelbaren Wirkung die Rede ſey, daß alſo die nächſte und unmittelbare Wirkung, unſere Beſſerung, und die daraus erfolgende nur, unſere Begnadigung ſeyn könne.

Ein Gedanke erweckt den andern. Nun fiel ich auch darauf, die Reden Jeſu mit den Reden der Apoſtel zu vergleichen. Denn es ſchien mir wichtig, zu wiſſen, ob Jeſus von ſeinem Tode eben ſo gelehrt habe, wie die Apoſtel, welche noch ihre Köpfe ſo vol von jüdiſcher Theologie hatten. Und wie erſtaunte ich, da ich bei Sortirung meiner ehemaligen Beweisſtellen für die Verſöhnungslehre nur ſehr wenige aus den Reden Jeſu fand. Jezt ward ich ganz überzeugt, daß da Jeſus vom Gnadenſtuhle, Söhnopfer, Gerechtigkeit und allen den Dingen nie etwas geſagt, ſondern immer nur auf Tugend, und Rechtſchaffenheit gedrungen, und dies als die wahre Gottesverehrung, und Gottgefälligkeit beſchrieben hatte, daß, ſage ich, die ganze Verſöhnungslehre aus den misverſtandnen Ausdrükken der Apoſtel entſtanden ſey, welche, mit Juden, in jüdiſchen Bildern zu ſprechen ſich gewöhnet hatten.

Zulezt kam ich auch ſelbſt mehr hinter die allegoriſchen Stellen der Apoſtel, und fand, daß ſelbſt dieſe, richtig gedeutet, gar keine Verſöhnungstheorie enthielten. Das erſte Licht gab mir hier die Stelle Epheſ. 2, wo Paulus dem Tode Jeſu zwar die Erlöſung, und Gottgefälligmachung der Menſchen als eine Wirkung zuſchreibt, aber wo er auch dieſe Wirkung ſelbſt als eine mittelbare angiebt. Denn er erklärt die Art und Weiſe, wie uns Chriſtus mit Gott verſöhnt, d. h. zu Gottgefälligen Menſchen gemacht habe, indem er nämlich durch ſeine Hinrichtung den Zaun abbrach, nämlich das Geſez, welches der Grund der Verdorbenheit geweſen war. Hier leuchtete mir es alſo klar ein, daß die Apoſtel den Tod Jeſu mit der Geſchichte einſtimmig betrachteten. Die Evangeliſten nämlich erzählen, Jeſus ſey um ſeiner Lehre willen von den jüdiſchen Theologen gehaßt, und hingerichtet worden, weil er das Geſez verwarf, und die Menſchen in der Tugend allein ihre Gottgefälligkeit ſuchen hieß. Und der Apoſtel ſagt hier eben dies. Jeſus hat die Menſchen gottgefällig gemacht, indem er das Geſez ans Kreuz heftete, und dieſen Zaun abbrach: d. h. indem er am Kreuze ſich für die Warheit aufopferte, daß nicht das Geſez, ſondern die Tugend gottgefällig, und ſelig machte, und ſo feierlich, das Geſez gleichſam blamirte, und für verwerflich erklärte, in welchem die Menſchen bisher ihre Gottgefälligkeit irrig geſucht hatten.

So vollendete ich denn nach und nach meine exegetiſchen Unterſuchungen über die Verſöhnungslehre, und bahnte meiner lieben Vernunft den Weg, mit ihren Gründen durchzudringen, und gehört zu werden. Denn nun fielen mir alle die Fragen ein, welche ich oben Kap. 7. erwähnt habe. Nun urtheilte ich, ohne Gewiſſensunruhe, daß die Verſöhnungstheorie einen Gott vorausſezze, der im Zorn die Menſchen ewig verdammen könne, und durch ein blutiges Opfer erſt wieder bewegen werden müſſe, ſie zu lieben, und zu beſeligen, und daß dieſer Gott mit dem unendlichen und unveränderlich liebenden Vater, welchen uns Jeſus offenbahrt hatte, in dem ſcheuslichſten Kontraſte ſtehe. Nun ſahe ich ein, daß Beſtrafung eines Unſchuldigen ſtatt des Schuldigen ſchlechterdings ungereimt ſey. Nun fühlte ich, wie albern es ſey, ſich vorzuſtellen, daß Gott eine fremde Tugend den Menſchen anrechnen, und ſie als Erſaz der ihrigen gelten laſſen ſolte. Nun erkante ich aus der Natur der göttlichen Strafen, die alle mit väterlicher Abſicht Beſſerung erzielen müſſen, daß Aufhebung derſelben durch ein fremdes Opfer Unſinn ſey u. d. m. — Kurz die Verſöhnungslehre war mir nun — nicht nur ein Irthum, ſondern auch einer der allerſchädlichſten, und verbannungswürdigſten.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Neuſte Offenbarungen Gottes nebſt einer Finanzoperation.

Mit mir ſelbſt war ich nun einig, aber wie ich meine neuen Ueberzeugungen mit meinem Berufe vereinigen ſolte, ohne mich neuen und heftigern Verfolgungen auszuſezzen, das wußte ich nicht. Gern wolte ich doch meine erkänte Warheit mittheilen, zumal da ſie mir jezt um ſo theurer war, jemehr ich ſie als die Frucht der gewiſſenhafteſten Unterſuchung anſehen konte. Und doch wolte ich auch nicht gern meine Gemeine gegen mich empören, und meinen Feinden neue Waffen in die Hände geben.

In meinen Predigten ward mir es am leichteſten, meiner Warheit treu zu bleiben. Denn ich konte da mit Hülfe des Ausdruks mich verbergen. Ich durfte nur die bibliſchen Redensarten beibehalten, und bei eignen Aeuſerungen, mich vor namentlicher Verwerfung der alten Lehren hüten: ſo konte ich ohne Bedenken den wahren Zwek der Leiden Jeſu vortragen, ohne des falſchen (den ich nun in meinem Herzen verworfen hatte) zu erwähnen.

Und ſo machte ich es auch. Man wird in meinen Predigten über das Amt und die Perſon Jeſu, wegen Beibehaltung der bibliſchen Ausdrükke, den Vortrag ziemlich orthodox finden, aber dennoch dabei gewahr werden, daß ich überal die moraliſche Ausbeſſerung der Menſchen oben anſtelle, und die Begnadigung den Menſchen nur als mittelbare Wirkung zu erkennen gebe. Und doch wurden dieſe Predigten von der ganzen Welt für rechtgläubig erkant, und mit einem faſt algemeinem Beifalle aufgenommen.

Aber ich war damit nicht zufrieden. Ich wünſchte mir ein Mittel, alle meine neuen Ueberzeugungen, welche ich mir durch einen ſo anhaltenden und gewiſſenhaften Fleiß erworben hatte, im Publikum dergeſtalt ausbreiten zu können, daß ſie nicht nur bekant, ſondern auch, mit der ganzen Stärke ihrer Gründe, als Wahrheit empfunden werden möchten.

Und beinahe hätte die Glut dieſes Wunſches mich verleitet, in einer öffentlichen Schrift, die

Geſchichte meiner Ueberzeugungen bekant zu machen und die ganze Satisfaktionstheorie des theologiſchen Syſtems philoſophiſch und exegetiſch zu beſtreiten. Schon hatte ich ſie entworfen und ſie vorerſt ohne meinem Namen herauszugeben beſchloſſen. Aber mein Glüksſtern wolte es, daß ich diesmal dem Bennerſchen Scheiterhaufen entging. Ich gerieth auf einige Spuren, die mich belehrten, daß der alte Jeſuit ſogar meine Korreſpondenz ausſpionirte und wurde dadurch beſorgt, daß er die namenloſe Schrift ergattern, und mich an Pranger ſtellen möchte. Und ſo gab ich mein Vorhaben wieder auf.

Indeſſen — mein unruhiger Geiſt raſtete nicht. Meine Begierde, Prieſter und Theologen in ihren Verſchanzungen zu beunruhigen und ihre morſchen Werke zu zerſtören, war zu feurig. Erlittene Verfolgungen auf der einen, und gutgemeinter Eifer für die Belehrung meiner vom Wahnglauben gefeſſelten Zeitgenoſſen auf der andern Seite, gaben mir den Entſchluß ein, mich an die Bibel ſelbſt zu wagen und dieſe von mir noch für göttlich gehaltene Quelle der Wahrheit, für Orthodoxie unbrauchbar zu machen. So entſtand meine ſo verſchriene und auf die nachfolgenden Schikſale meines Lebens ſo vielfältig wirkſam geweſene Ueberſezzung des N. Teſtaments, unter dem Titel: die neuſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen.

Herr Bohn in Hamburg ſchloß mit mir den Handel auf dieſes Werk, und Herr Hartknoch in Riga bekam von dieſem hernach das Verlagsrecht. Ich erhielt nicht mehr als einen Dukaten für den Bogen. Es ward aber auch ſplendid gedrukt und erſchien in vier Oktavbändchen mit aller typographiſchen Schönheit.

Ohngefähr ein Jahr brachte ich mit dieſer Arbeit zu. Den gröſten Theil derſelben vollendete ich mitten im Genuſſe der ſchönen Natur. Ein Weinhändler von Frankfurth, Namens Keiſer, hatte den einzigen ſchönen Garten, den der Umkreis von Gieſſen aufzuweiſen hatte, an ſich gekauft, und mir eines der kleinen Häuſer, die der Garten auſſer den Hauptgebäuden enthielt, zur Wohnung eingeräumt. Er lag auf einer Anhöhe, von welcher man Gieſſen mit allen ſeinen Environs überſehen konte. Ich lebte da höchſt vergnügt, obgleich mein gefälliger Wirth und ſeine dikke Ehehälfte die ſonderbarſten Launen hatten. Denn ich wuſte mich in ſie zu ſchikken. Und ich muß ſagen, daß ſich in dieſer Zeit, wo ich zum erſtenmale die Natur ſo ganz eigentlich genoß, in mir ein gewiſſer Geſchmak an ihr fixirte, welcher die bleibende Sehnſucht nach einer ländlichen Lebensart erwekte, welche in der Folge das lezte Ziel aller meiner Projekte und Unternehmungen geworden iſt. Ich habe ſeit der Zeit alle meine Finanzoperationen blos darauf gerichtet, in der Welt ſo weit zu kommen, daß ich als Privatmann im Schooße der Natur leben und ſie, in Geſelſchaft meiner Muſen d. h. meiner Feder, meines Tobaks und meines Weinglaſes, im Stillen genießen könte.

Ich hatte zur damaligen Zeit noch den Wahn, daß Dedikationen von großem Werthe wären und unter die vornehmen Erwerbmittel gehörten. Daher eignete ich faſt alles, was ich ſchrieb, einem Herrn oder einer Dame zu, welche im Stande waren, die erzeigte Ehre zu belohnen. Aber ich erfuhr, daß meine Rechnung falſch geweſen war.

Ueberal erfolgten leere Dankſagungsſchreiben und Konteſtationen der Gnade, bei denen ſchon mancher in der Welt hat verhungern müſſen. Indeſſen hörte ich von ohngefähr, daß der Fürſt Biſchof von Würzburg für jede Dedikation ein Präſent mit ächten Leiſtenwein zu machen pflege. Und ſo machte ich unverzüglich Jagd auf dieſe Acquiſition. — Schon träumte ich mir ein Fuder Steinwein. Schon berechnete ich ſeinen Werth. Schon erblikte ich mich durch dieſes Labſal zu neuen Geiſteswerken geſtärkt.

Aber die Frage war jezt, wie ich mich einer guten Aufnahme meiner Dedikation von dem Weinergiebigen Fürſten im voraus verſichern ſolte. Denn es ſtieß mir natürlich die Bedenklichkeit auf, daß ein proteſtantiſcher Theologus für einen katholiſchen Fürſten und Biſchof leicht etwas widriges haben, oder daß wenigſtens das Aufſehen, welches eine ſolche Dedikation machen mußte, ihn beleidigen dürfte.

Ich hatte in Würzburg keine Bekantſchaft. Aber es fiel mir ein, daß da ein gewiſſer Herwig lebte, welcher ehedem eine ſchlechte lutheriſche

Pfarrei mit einer ſetten katholiſchen Profeſſur vertauſcht und daher die lutheriſche Innung oder Kirchenkommun mit der papiſtiſchen vertauſcht hatte. An dieſen Profeſſor Herwig ſchrieb ich und meldete ihm mein Vorhaben. Ich ſagte ihm, daß, meines Dafürhaltens, dieſe trauliche Annäherung eines proteſtantiſchen Theologen an einen katholiſchen Biſchof ein glänzendes und eindrükliches Beiſpiel der Toleranz abgeben würde. Ich machte dabei ſeiner und ſeines Fürſten aufgeklärten Denkungsart einige Complimente. Endlich machte ich ihm meine bei Varrentrapp gedrukte Vertheidigung des Katholicismus bekant und äußerte zugleich, daß ich noch wichtige Schritte vorhätte, welche die algemeine Duldung befördern und für die Aufklärung der Nation wirkſam ſeyn dürften.

Herr Herwig fühlte ſich durch dieſen Brief auſſerordentlich geehrt und war ſchwach genug, in demſelben die Hofnung zu finden, daß ich mit der Zeit ſeinem Beiſpiele folgen und katholiſch werden würde. Er eilte zum Miniſter und dieſer trug mein Anbringen dem Fürſten vor und erhielt die Reſolution, daß Sr. hochfürſtl. Gnaden meine Dedikation mit Wolgefallen aufnehmen würden. Der Miniſter ſchrieb ſelbſt an mich und machte mir die Fürſtl. Erlaubniß bekant. Und Herr Herwig drang ſich nun in eine fortgeſezte Korreſpondenz mit mir ein, und wolte mit Gewalt meine wichtigen Schritte nicht nur wiſſen, ſondern auch bald möglichſt realiſirt haben.

Meine Dedikation ward gedrukt und verſchiedene Exemplare, mit dem für den Fürſten beſtimten, nach Würzburg verſendet. Und in wenig Wochen erhielt ich, zwar kein Fuder, aber doch eine Kiſte von 50 Butellen mit den allerherrlichſten alten Steinwein, deſſen herzſtärkender Geruch, blos bei Eröfnung einer Flaſche, mein ganzes Zimmer erfülte. Noch in Dürkheim an der Haard hab ich die lezten Flaſchen getrunken. Es war wahrer Lebensbalſam, — beſſer als alle, die auf den Leipziger Meſſen von hochberühmten Aerzten auspoſaunet werden. Sein herrlichſtes Accidenz prädikabile war — die Wolfeilheit. — Pierot Herwig ward verabſchiedet.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Häusliche Leiden und Freuden.

Der häuslichen Freuden hatte ich immerdar wenig. Am wolſten war mir, wenn ich auf meiner Studierſtube ſaß, und in eine Tabakswolke gehült, eine wichtige Variante aus einer alten Ueberſezzung erhaſchen, oder eine Schriftſtelle gegen die Orthodoxie auffinden konte. Da genoß ich wahre Freude.

Nächſt dieſem ſchuf mir mein älteſtes Kind, manche angenehme Stunden. Es war ein Mädchen, und ich hatte ſie, nach meiner Frau, Hanchen genent. Sanfte Freude und ſtäte Heiterkeit war ihr, wie ihres Vaters, Eigenthum. Ihr ganzes Herz hieng an mir. Mich ſehen, war ihre Entzükkung. Wenn ich kam, ließ ſie alles liegen, was ihr das liebſte war und ſchoß in meine Arme. Und das Herz ſchlug auch mir, wenn ich ſie ſah. Es waren meine vergnügteſten Augenblikke, wenn ich ſie auf meinem Schooße hatte, und mich mit ihr unterhalten konte. — Aber nur ſelten genoß ich dieſe Vaterfreuden. Der ganze Tag war der Geiſtesarbeit gewidmet. — Nur der Abend blieb gewöhnlich für meinen Koch, oder für mein Hanschen. Denn Abends, nach der Mahlzeit, hab ich nie gearbeitet, noch weniger bis in die Nacht hinein geſeſſen.

Noch einen Buſenfreund bekam ich an einem jungen Manne, Namens Heres, den ich als Famulus annahm, und hernach beſtändig bei mir behalten habe, weil er meinem Herzen unentbehrlich worden war. Er war ein Mann von ſeltner Rechtſchaffenheit, und vielem Genie. Sein einziger Fehler war ſchnelle, und unvorherſehbare Empfindlichkeit, die bei der kleinſten Veranlaſſung in Jähzorn übergieng. Hätte er dieſen Fehler nicht gehabt, der mir freilich manche traurige Stunde machte; ſo wäre er einer der volkommenſten Menſchen geweſen, und hätte ein ganzes Drittel meiner Glükſeligkeit ausmachen können.

Mein Heres half mir auch bald bei mancherlei Arbeiten, inſonderheit bei meinen Beiträgen zur Frankfurter Gelehrten Zeitung, welche ich dem

Hofrath Deinet, ehemaligen Kandidatus Theologiä in Gieſſen, damaligen Ehegemahl der Witwe Eichenberger, und jezt hocherhabnen Reichsbücherkommiſſarius unentgeltlich lieferte, und durch ſie ſeine Zeitungsbude, welche ich im erſten Jahre faſt ganz allein furnirte, in Aufnahme und Kredit bringen half: — dafür ich in der Folge, wie gewöhnlich, mit Undank abgelohnet wurde.

Aber ſehr fühlbar ward mir jezt die Laſt, welche die Schwachheiten meiner Gattin mir verurſachten. Sie ſahe mich jezt den ganzen Tag zu Hauſe, und meine Studierſtube war ſo gelegen, daß kein lebendiges Weſen ohne ſie dahin gelangen konte. Sie war Zeuge meines unaufhörlichen Fleißes. Sie begleitete mich überall, wo ich hingieng oder fuhr, nur auf die Kanzel, und ins Konſiſtorium nicht. Und dennoch konte ſie ſich nicht beruhigen. Dennoch machte ihr jedes weibliche Geſchöpf, dem ich unter ihren Augen mich näherte, Sorge, — nicht daß es mich entführen, oder irgend etwas böſes mit mir begehen möchte, ſondern darüber, daß es blos meine Zuneigung, meinen Umgang, und allenfals meinen Mund mit ihr theilen würde. Und dieſe beſtändige Aengſtlichkeit machte ſie im höchſten Grade misvergnügt.

Hierzu kam freilich, daß ich ſelbſt jezt durch meinen vermehrten Fleiß ſie in dieſer Beſorgniß beſtärkte. Denn mein vieles Arbeiten verurſachte theils, daß ich nicht mehr, wie in Erfurt, in ihrem Zimmer arbeitete, daß ich alſo oft ganze Tage ſie nicht ſahe, daß ſie folglich meine Freundlichkeit im Umgange weniger allein genieſſen konte, theils — daß ich in meinem Aeuſerlichen in etwas ernſter, und beſonders bei Stöhrungen in der Arbeit, die ſie mir oft um der nichtswürdigſten Lappalien willen machte, verdrüßlich und auffahrend wurde. Und daraus entſtund denn ganz natürlich in ihr der irrige Gedanke, mit dem ſie ſchon in Erfurt ſich geplagt hatte, „mein Mann liebt mich „nicht mehr wie ſonſt" welcher ihr von der feurigſten Liebe erfültes Herz unausſprechlich folterte.

Wenn ſie dann mein ernſtes Weſen im Hauſe, mein öfteres Keifen, wenn ſie hinauf kam, und um eines Nichts willen, mich aus meinem tiefſten Nachdenken herausriß, meine ſeltenern Kareſſen

u. ſ. w. mit meiner Munterkeit, Freundlichkeit und Jovialität verglich, welche augenbliklich an die Stelle des finſtern Ernſtes traten, ſo bald ich meine Studierſtube zuſchloß, und in den Zirkel fröhliger Freunde kam; ſo ſchien ſie nicht anders urtheilen zu können, als daß alle andere Menſchen mir lieber wären als ſie, und daß mein häuslicher Ernſt Folge meiner abgeſtorbenen Liebe ſey.

Dieſe Grillen, welche freilich nur ein ſchwacher Verſtand erzeugen konte, erhöhten ihre Eiferſucht bis zu einem gewiſſen Grade von Melancholie, davon ſie einſtmals einen fürchterlichen Anfal bekam.

Wir wohnten in dem Heiſerſchen Garten, und hatten vor demſelben eine Spazierfart auf die Ballei Schiffenberg gemacht. Es befand ſich da eine kleine Geſelſchaft, meiſt Frauenzimmer, welche vielleicht alle meiner lieben Ehehälfte zu lebhaft ſeyn mochten. Die Motion, die herliche Lage des Orts (es war ein altes Schloß auf einem Berge, welches die entzükkendſten Ausſichten gewährte) die Annehmlichkeit des Wetters, die Munterkeit der Geſelſchaft machten mich auſſerordentlich vergnügt, und meine Frau ſchien an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Der Kaffee wurde aufgetragen. Und bei der dritten Taſſe begann meine Frau zu zittern. Sie ſahe dem Verwalter Pott, der uns bewirthete, ſtarr ins Geſicht. Auf einmal fing ſie an: — Sie geben mir doch kein Gift — nicht wahr, lieber Mann, du biſt mir noch gut? — o die lieben Engel werden mich bald beſuchen. — Die ganze Geſelſchaft erſchrak. Ich ſuchte durch freundliches Sprechen ihr Herz zur Ruhe, und ihre Gedanken wieder in Ordnung zu bringen. Aber die Manie dauerte fort, und wurde immer ſtärker. Sie ſprach alles verwirt. Ich mußte eilen ſie nach Hauſe zu bringen.

Was die nächſte Urſache dieſer Gemüthsveränderung geweſen ſeyn mag, weiß ich nicht. War es die große Hizze, die wir denſelben Tag hatten — war es der Zichorienkaffe, den wir tranken — oder waren es Grillen der Eiferſucht — Gott weiß es.

Genug, wir konten kaum den Garten erreichen, ſo ſehr nahm das Uebel überhand. Sie wolte alle Augenblik aus dem Wagen, und ſprach kein vernünftiges Wort mehr. Ich brachte ſie ins Bette, und die Manie dauerte die ganze Nacht hindurch. Alle Unreinigkeiten gingen unter ihr weg, und um Mitternacht bemerkte ich, daß ſie in einem Oceane lag. Ich mußte Leute herbeirufen, und ſie in ein trokkenes Bette bringen laſſen. Gegen Morgen nahm die Verwirrung ſo zu, daß ich beſtändig zwei ſtarke Leute rechts und links an ihrer Lagerſtäte halten mußte, welche kaum im Stande waren, ſie zu bändigen. Der Arzt kam. Er verordnete Arzeneien, und Aderlaß. Aber die Raſerei dauerte drei ganzer Tage. Am vierten ward ſie ruhiger. Und den fünften war ſie ſo geſund, und vernünftig, als ſie vorher geweſen war. —

Ich kan mir dieſen Vorfal nicht erklären. Sie hat ſich auch, Gott Lob, nie wieder in dieſem Zuſtande befunden. Aber die Hypochondrie und das hiſteriſche Weſen iſt immerdar geblieben.

Eine große Erſchütterung verurſachte ihr bald auch der Tod meines Hanchens. Und ich muß von mir ſelbſt ſagen, daß er mich erſtaunend tief verwundet hat. Ich kan durch kein Uebel ganz auſſer Faſſung gebracht, oder zu Thränen genöthiget werden. Aber hier waren ſie mir ſehr nahe. Und ich habe ein Jahrlang das Bild dieſes Kindes, an dem meine ganze Seele hieng, nicht aus meiner Phantaſie los werden können. Alle Augenblik erſchien ſie mir bald in der, bald in jener Stellung, in welcher ſie ehemals mich entzükt hatte.

Bald darauf verurſachte ein merkwürdiger Diebſtahl die Vermehrung des Mismuths meines armen Weibes. Sie hatte von ihrem ſeligen Manne eine goldene Uhr, die ihr ſehr werth war, und dieſe ward ihr auf folgende Art geſtohlen. Es ließ ſich eines Morgens ein Pfarrer bei mir melden, und ſchikte mir zugleich ein Kollektenbuch herauf, laut deſſen er für ſeine Gemeine in der Pfalz zu Erbauung einer neuen Kirche ſammelte. Ich war mitten in der Arbeit, und befahl alſo, daß man den Pfarrer unten in die Wohnſtube führen ſolte, aus welcher ein Fenſterchen in die Küche ging, in der meine Frau ſich befand. Die goldne Uhr ſtund in einem vergoldeten Gehäuſe auf der Kommode. Ich vergaß über dem Studiren den

Pfarrer. Nach einigen Minuten beſann ich mich, ſprang hinunter, gab ihm einige Groſchen, und fertigte ihn ab. Kaum war ich in mein Zimmer zurük, als ich meine Frau jämmerlich ſchreien hörte. Ich eilte hinab und vernahm, daß ſie den Verluſt ihrer Uhr bejammerte. Wir fielen alle gleich auf den Pfarrer. Wir ſchiften ihm nach. Er war nicht zu finden. Ich ließ es dem General melden, und erhielt die ſchleunigſte Hülfe. Er gab gleich Befehl, keinen Fremden zu den Thoren hinauszulaſſen, und veranſtaltete eine Hausſuchung. Aber der Dieb war entwiſcht. Es wurden einige Huſaren nachgeſchikt, aber auch dieſe konten den Pfarrer nicht ertappen. Die Uhr war fort! — Aber ſie kam wunderbar wieder.

Nach einem Viertel Jahre ſprach der Profeſſor Diez nach der Beichte mit meiner Frau, erwähnte ihres erlittenen Verluſts, und erzählte ihr, daß er eben eine ſchöne goldne Uhr bei ſich habe (er war wirklich Kenner, und gab ſich mit Repariren ab) welche zu verkaufen ſey: er könne ihr für die Güte des Werks ſtehen. Ich hörte das, und nahm, weil ich ſchon lange darauf gedacht hatte, meiner Frau den Schaden zu erſezzen, und ihren Kummer darüber zu enden, an dem Geſpräche Antheil. Der Profeſſor Diez fuhr fort die Uhr zu leſen, und nach ihrer äuſſern und innern Beſchaffenheit zu beſchreiben. Ich bemerkte gleich eine ganz auſſerordentliche Aenlichkeit dieſer beſchriebnen Uhr mit der geſtohlnen: aber ich ließ mir nichts davon merken. Dem Profeſſor Diez erklärte ich ſogleich, daß ich auf ſein Wort ſie kaufen wollte, er möchte ſo gütig ſeyn, und mir ſie zum Anſehen überſchikken. Er thats, und — es war, wie ich vermuthet hatte, meines Weibes Eigenthum.

Ich behielt die Uhr und ließ dem Profeſſor Diez melden, daß dies die geſtohlne Uhr ſey. Er kündigte dies dem Juden an, von dem er ſie hatte. Der Jude wandte ſich an die Frau van Hill nach Frankfurt, von welcher ſie an den Juden gekommen war. Kurz, wir brachten endlich gerichtlich heraus, daß ein Pfarrer ſie der Uhrmachers Wittwe, van Hill, gebracht und ſich dafür eine ſilberne nebſt zwanzig Thalern Geld hätte heraus geben laſſen. Die Sache ward klar und wir behielten die Uhr. Aber der Thäter war noch unbekant, und die ſchönen Perloks über ſechs Luisdor am Werth, blieben verloren.

Indeß breitet ſich die Geſchichte aus. Der Jude, der am meiſten dabei verlor, zog überal Kundſchaft ein. Endlich auf einem Gieſſer Jahrmarkt ſtand der Jude in einem Zirkel von Bauern und ſchimpfte auf den Pfarrer, der ihn durch ſeine Dieberei in ſolchen Schaden geſezt hatte, erzählt einige ſpecielle Umſtände, die er von mir wuſte, — die Figur, Kleidung, Phyſionomie des Pfarrers, nebſt dem Orte, für welchen derſelbe kolligirt hatte. Und ſiehe, in dieſem Zirkel befunden ſich die Brüder des Pfarrers, welche aus der Beſchreibung ihn kanten und aus ſeiner ehemaligen diebiſchen Lebensart, die er ſchon als Schüler geführt hatte, den ganzen Vorgang ahndeten, und zogen alſo den Juden auf die Seite. Nach einigen Fragen, die ſie an den Juden thaten, fanden Sie ſich in ihrer Vermuthung völlig beſtärkt. Sie baten den Juden ſeine Nachſuchungen einzuſtellen und erboten ſich, ihm ſeinen Schaden zu erſezzen. Sie wurden auch eins mit ihm und der Jude erhielt acht

Luisd'or, welche er der Wittwe van Hill bezahlt hatte.

Nicht genug. Die zwei Bauern, welche ihres Bruders öffentliche Schande, und Unglük verhüten wolten, (er hatte wirklich eine Pfarrei, und ein Weib mit fünf Kindern) wandten ſich an mich, geſtunden mir den Namen des Diebes (den ich hier verſchweige, weil er noch leben möchte — in Gieſſen war er damals bekant) und flehten wehmüthig, daß ich meinen Schaden wegen der Perloks angeben, und ihren Bruder weiter nicht verfolgen möchte. Ich nahm vier Luisd'or und ſchwieg. — Durch ſo ſonderbare Zufälle mußte alles Geſtohlne uns erſezt werden!

Man wird es übrigens etwas räthſelhaft finden, wie ein Prediger im Amte ſolche unglükliche Wege betreten konte. Ich wil daher meinen Leſern wenigſtens etwas zum Aufſchluſſe ſagen. In der Pfalz haben die Reformirten in vorigen Zeiten alle Kirchengüter an ſich gezogen, nachdem ſie die Oberhand über die Lutheraner ſich errungen hatten, welche nach der Reformation die erſten Beſizzer geweſen waren. Und ſo ſind jezt die lutheriſchen Pfarren faſt ſämtlich ohne Fond. Ein lutheriſcher Pfarrer hat gewöhnlich 40 höchſtens 80 bis 100 Gulden von der Willigkeit ſeiner Gemeine. Daher leben die meiſten in der äuſſerſten Armuth. Dies hat zwei traurige Folgen. Erſtlich melden ſich zu ſo elenden Dienſten gewöhnlich nur die allerverdorbenſten Kandidaten, welche ſonſt nirgends unterzukommen wiſſen: ſo daß man in der Pfalz vergleichungsweiſe die meiſten unwürdigſten Menſchen unter den Pfarrern findet. Zweitens nöthigt ſie die Armuth zu allerlei Unternehmungen, durch welche ſie ſich Brod für ſich, und ihre Kinder zu verſchaffen ſuchen. Und unter dieſen Unternehmungen iſt eine der gewöhnlichſten dieſe, daß ein Pfarrer des Sommers ſeine Gemeine verläßt, und ſich nach Holland, der Schweiz, und andern Orten begiebt, und — erdichtete Kollekten macht, von denen er hernach den Winter über lebt. Solcher falſchen Kollektanten giebts viele. Was Wunder, daß einer auch einmal ſich gelüſten läßt, mehr zu nehmen, als man freiwillig für ſeine Kollekte beſtimmt hatte.

Ich that jezt überall mein möglichſtes, meine Frau zu beruhigen, und ſie vergnügt zu machen. Und ich kan hieher beſonders die Thorheit rechnen, mir Wagen und Pferde anzuſchaffen. Ein gewiſſer Regirungs-Rath Heß. beredete mich dazu. Dieſer hatte eine alte leichte Wiener-Karrethe mit zwei Polaken, für 50 Gulden an ſich gekauft, und brachte mich, durch die großen Lobſprüche, die er ſeinem Fuhrwerke machte, dahin, daß ich für 130 Gulden ſie ihm abkaufte. So wie ich das Weſen ins Haus brachte, lachten alle Nachbarn mich aus. Und in zwei Tagen entdekte ſichs, daß beide Pferde ſo voller Läuſe waren, daß man ſie Mezzenweiſe von ihnen herabkehren konte. Die Haare fiengen ihnen an auszufallen, und ſie wurden ſcheuslich. Scham und Unwille ergriffen mich. Ich ſchikte dem Regirungsrath ſein Weſen wieder ins Haus, und — war ſo glüklich, da mein Koch mir die laeſionem ultra dimidium demonſtrirt hatte, den Verkäufer zu zwingen, daß er ſein Fuhrwerk behalten mußte. — Ich aber hatte nun einmal dem Gieſſer Publikum mit einer Equipage Gelegenheit zu reden gegeben, und wolte alſo nicht geſtatten, daß man meiner Ohnmacht ſpotten ſolte. Ich kaufte mir nun eine Halbſchäſe, und zwei Meklenburger Pferde, und ſtelte ein Fuhrwerk auf, das ſich ſehen ließ. Und dieſe Thorheit koſtete mir 300 Gulden, dazu ich 200 aufnehmen mußte.

Nun fuhr ich alle Tage wenigſtens eine Stunde ſpaziren, und ſuchte mein Weib zu zerſtreuen. Aber ich konte den Gedanken nicht tödten: „mein Mann liebt mich nicht mehr.“ — Sie ging jezt einen Schritt weiter, als ſie gegangen war. — Sie fieng an, ihrem Herzen Luft zu machen, und ihre Klagen mitzutheilen.

Und gerne hatte ichs erduldet, daß ſie ihrer Buſenfreundin, der Bergräthin Baumer, welche auf ihren Alten auch eiferſüchtig war, und daher ganz mit meiner Donna ſympathiſirte, ihre Noth geklagt, und über mich geſeufzt hätte. Allein ſie that weit mehr. Sie klagte überall. Wo ſich nur ein freundlich Geſicht ihr näherte, in welchem ſie einige Freundſchaft zu leſen glaubte, da ergoß ſie ſich in Erzählungen alles ihres Kummers, den ſie von Erfurt an, bis hieher gehabt hatte. Nirgends ſezte ſie mich herab. Nirgends beſchuldigte ſie mich einer ſchlechten Handlung. Ueberall vielmehr ſprach ſie mit Achtung von mir, und nennte mich den würdigſten und vortreflichſten Mann. Aber darüber klagte ſie mit Thränen, daß ich ſie nicht liebte, und ſo achtete, wie ihre Tugend es verdiente.

Dies verſtimte ihre Seele nicht nur noch mehr, weil ſich überall Leute fanden, die ſchlecht genug dachten, ſie in ihrem Wahne zu beſtärken, und ihr allerlei verdächtiges von mir ins Ohr zu ſagen, — denn ſie ließ ſich mit ihren Klagen ſelbſt bis zu Mägden und Waſchweibern herab, — ſondern es that auch mir den unendlich großen Schaden, daß ſelbſt meine Freunde aus dieſen Klagen meines Weibes, die ſie mit der Leipziger Geſchichte ſo wol, als mit meiner ganzen Lebhaftigkeit reimen zu muſſen glaubten, Argwohn ſchöpften und wenigſtens einige Schuld mir beimaſſen, theils, daß meine Feinde um deſto kühner mich angreifen, meinen Karakter ſchwärzen, und die ſchändlichſten Verleumdungen damit glaubhaft machen konten, da ſie durch die Klagen meiner eignen Gattin gerechtfertiget zu werden ſchienen.

Jemehr alſo die Bennerſche Partei durch die Protektion der Landgräfin, des Kurators, des Kanzlers und anderer Freunde gehindert wurde, mir zu ſchaden, und — je weniger ſie meine theologiſchen Meinungen ſelbſt widerlegen, und durch Gründe mich beſiegen konte — deſto eifriger wurde ſie, — was zu allen Zeiten die Maxime der Orthodoxie war — meine Perſon anzugreifen, und meinen moraliſchen Karakter in und auswärts zu verunglimpfen. Ich ward alſo, durch den Umgang mit meinem Freunde Koch, zum Spieler und Säufer, und durch die Klagen meines Weibes, zum Wollüſtling verſchrien. Und da nun wenige Menſchen Zeugen meines beſtändigen Fleißes, und meiner häuslichen Ordnung waren, und das liebe Publikum, in Gieſſen — nach meiner geſelſchaftlichen Jovialität, und auswärts — nach den Ausſtreuungen meiner Feinde mich beurtheilte; ſo trafs zu — ſemper aliquid haeret. — Der Mann, deſſen Kraftaufgang man aus ſeinem Fleiße beinahe aufs Haar berechnen konte, mußte ſich Ausſchweifungen nachſagen laſſen, welche die doppelte Summe von Kraft erfodert haben würden, welche notoriſch von meinen Geiſtesarbeiten aufgezehrt wurde. — Niemand war ſo menſchlich, über die Demonſtration meines eignen Lebens zu reflektiren, und den ſo nahe liegenden Schluß zu machen: — der Mann, der in vier Jahren bei einem Predigtamte, und einer Profeſſur ſo viel Fortſchritte in eigner Aufklärung thut, und ſo viel als Schriftſteller fürs Publikum arbeitet, kan — kein liederliches Leben führen — kan höchſtens einzelner Thorheiten fähig ſeyn, — aber die Ausſchweifungen, deren man ihn beſchuldigt, ſind unmöglich. — So billige Richter fand ich nie. Und mein gutes tugendhaftes Weib verſcheuchte ſie mir vollends durch ihre Schwachheit, die ſie unglücklich, und mir tauſend Kümmervolle Stunden machten.

Ich geſtehe, daß jezt mein Mismuth auch wuchs, und daß meine Philoſophie, welche ſeither die Stelle der Liebe vertreten hatte, zuweilen einmal ohnmächtig ward — beſonders wenn ihr tägliches Nörgeln auf der einen Seite, und häufiger

Verdruß über kleine Vernachläſſigungen des Hausweſens, beſonders über verdorbenes Eſſen, auf einer andern Seite, mir den Kopf wirblicht machten. Auch die ſtärkſte Seele erſchlaft. Auch der Philoſoph bleibt Menſch. Ich ward zuweilen heftig, und vermehrte das Uebel.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ende meiner Wallfarth in Gieſſen.

Aller meiner Leiden und Laſten ohngeachtet, fühlte ich mich in Gieſſen noch immer glüklich. Mit Luſt und Feuer arbeitete ich auf meiner Studierſtube — ſtolz, wenn die Schweistropfen mir unter den Armen herab auf meine Lenden fielen, — und mit der größten Heiterkeit, und der allerfröhligſten Laune genoß ich die Stunden der Erholung auf meinem Wagen oder in dem Zirkel meiner Geſelſchafter. Ich litt nur Viertelſtunden. Stunden und Tage dauerte die Ruhe. Meine Geſundheit war eiſern, und mein Schlaf glich dem Schlafe des Tagelöhners. Eſſen und Trinken ſchmekte mir. Und — was noch zur Fröhligkeit fehlte, gab reichlich die liebe Phantaſie, die ſtäts von den erfreulichſten Ausſichten in beſſre Zeiten ſchwanger war.

Aber im vierten Jahre bekam die Sache in Gieſſen eine neue Geſtalt. Meine Feinde wurden mächtiger, und meine Lage ſchien bedenklicher zu werden, als ſie es je geweſen war.

Der erſte Sturm erhob ſich durch eine Schrift des Senior Göze, Gott hab ihn ſelig, mit welcher er gegen meine neueſten Offenbarungen grimvol zu Felde zog. Sie führte den donnernden Titel: Augenſcheinlicher Beweis, daß des D. Bahrdts Ueberſezzung des N. Teſtaments nichts anders, als wahre Gotteslåſterung ſey. Und dieſer Titel machte auch das meiſte Aufſehn. Inwendig war gemeines, und ſeichtes Gewäſch, welches ſich auf jeden Gelehrten paßte, welcher von der herkomlichen Bibelauslegung abwich, und ihn zum Gotteslåſterer machen konte. Nur eine Stelle zur Probe.

Ich hatte die Worte Chriſti: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, ohngefähr ſo überſezt: ihr könt auf meinen Beiſtand rechnen, bis die Warheit geſiegt haben, und Judäa zerſtört ſeyn wird. Bei dieſer Stelle hub der Hamburger Melchior alſo an: hier wil uns dieſer Gottesläſterer abermals eine tröſtliche Beweisſtelle für die Allgegenwart der menſchlichen Natur Chriſti aus den Händen winden, indem er die Worte „ich bin bei euch" von einer bloßen Unterſtüzzung erklärt, und das wirkliche Zugegenſeyn unſers Jeſu verleugnet, welches er mit dieſen Worten ſeinen Jüngern, und uns allen verheiſſen wolte u. ſ. w.

Dieſe kezzermacheriſche Schrift erſchrekte mich gar nicht. Ich ſchrieb einige wenige Bogen, um den Hamburger Zeloten abzufertigen, und rechnete darauf, daß das Publikum mich und meine Gegner richtig beurtheilen würde.

Aber der Alte betrachtete dieſes Gözziſche Produkt als das Stükchen Kühn, das ihm ſo lange ſchon gefehlt hatte, um den zuſammengetragnen

Holzſtos anzünden, und mich darauf braten zu können. Er breitete ſie, mit Koſten, in der Stadt und bei Hofe aus. Und er nahm allen ſeinen Wiz zuſammen, um in einer Vorſtellung an den Hof, es recht rührend darzulegen, daß ich nun der ſchreklichſten Kezzereien öffentlich bezüchtiget ſey, daß ich durchaus nicht mehr auf dem theologiſchen Lehrſtuhle geduldet werden könne, daß die Gemeine geärgert, und die ſtudirende Jugend in Alarm geſezt ſey, daß die Univerſität durch mich ſtinkend werden, und alle Reputation verlieren würde u. ſ. w.

Dies Libel, welches aus Gözzens Schrift eine greuliche Liſte meiner Irthümer aufſtelte, und von einer Menge Privatbriefen unterſtüzt wurde, that anfangs keine Wirkung. Es blieb in Darmſtadt liegen, und der D. Benner bekam abermals einen Durchlauf vor Aerger, daß ſein Scheiterhaufen auszulöſchen begann.

Aber jezt ſtarb die Landgräfin, und — der Herr v. Moſer kam ins Land, und erhielt von dem Landgrafen das Ruder des Staats, weil er ihm verſprochen hatte, die zerrütteten Finanzen auf das leichteſte, und erwünſchteſte in Ordnung zu bringen.

Moſer war ein Mann, der voller Intrigen, überall den Mantel nach dem Winde hieng. Er war alles, was man wolte, oder vielmehr, was er für ſeine Abſicht zu ſeyn für nöthig fand. Er war unter Atheiſten, Atheiſt: unter Aufgeklärten ein Freund des Freimuths: unter Pietiſten ein Pietiſt: unter Kezzermachern ein Alba. Sein Gang war, überall das Eiſen zu ſchmieden, weils warm iſt. Daher ſchnitt er auch im Darmſtädtſchen eine kurze Zeit ſeine Pfeife, und bekam in wenig Jahren ſeinen Abſchied.

Moſer ſchlug ſich jezt auf die Bennerſche Partei. Er that zwar in Briefen gegen mich ſehr gratiös, und ſchien ein Freund meiner Talente zu ſeyn: aber mit Seufzen, und Achſelzukken erkante er doch, daß ich der Kirche und Akademie allerdings gefährlich ſcheine. Kurz, Moſer nahm Benners Klage an, brachte ſie im Geheimdenraths-Kollegio zur Ueberlegung, und endlich kam es ſo weit, daß die Sache an auswärtige Fakultäten verſchikt werden ſolte.

Mein Freund Koch, brachte mir dieſe Trauerpoſt zuerſt. Und ſo viel er ſeither Muth gezeigt, und mir Muth zugeſprochen hatte, vor keiner Bennerſchen Machination mich zu fürchten, ſondern meines Weges mit ruhiger Vorſicht fortzuwandeln, ſo ſehr ſchien er jezt ſelbſt betreten zu ſeyn. Er zukte die Achſeln, und wuſte nicht, wozu er rathen ſolte.

Natürlich! — Auf eine preußiſche Univerſität und ſelbſt nach Göttingen würde man die Kezzerklage nicht geſchikt haben. Und der Geiſt der Zeit ließ nichts gewiſſers erwarten, als daß die Fakultiſten, denen Moſer das Ding in die Hände ſpielte, mich ziemlich plump verurtheilen würden. Eine Anfoderung des Wiederrufs, war das geringſte, was ich beſorgen muſte. Und dazu war ich ſchon damals in meinem Glauben an meine ſelbſt erkante, und durch ſo gewiſſenhafte Prüfung aufgefundene Warheit, alzufeſt, als daß ich mich, auch bei der Gefahr, Amt und Brod zu verlieren, hätte entſchließen können. Lieber mit Weib und Kind betteln, als Prieſtern und Theologen einen ſolchen Triumpf laſſen!!

In dieſem kritiſchen Zeitpunkte kam — der Herr von Salis von Marſchlinz, und verlangte mich zum Direktor ſeines Philantropins, mit 2000 Gulden Gehalt.

Ich wußte vorher kein Wort von ihm, und ſeinem Philanthropin. — Er war nach Deſſau gereißt, um ſich mit Baſedow zu berathen, wie er ſein in Marſchlinz errichtetes Erziehungsinſtitut verbeſſern, und durch Verbeſſerungen in Aufnahme bringen möchte. Sein Wunſch war, bei dem damals anerkanten Obermeiſter in der Pädagogik alle deſſen Arkana auszufragen, alle ſeine weiſen Einrichtungen in Augenſchein zu nehmen, alle ſeine Handgriffe der Methode ihm abzulernen — bei der Gelegenheit ſich nach guten Lehrern umzuſehen — vor allen Dingen aber einen tüchtigen Direktor zu bekommen, und — ſo das zweite Philanthropin in der Welt (ein Name der zu der Zeit noch großen Reſpekt hatte) ſtiften zu können.

Beide Aldermänner der Nation hatten ſchon einige Tage beiſammen geſeſſen, und bei altem Mallaga, über den erhabenen Begrif eines Philantropins ſich beſprochen, und dabei allerlei Männer in Vorſchlag gebracht, welche des Glüks gewürdiget werden ſolten, das Direktorium des Marſchlinzer Philanthropins zu verwalten. Aber der eine war ihnen nicht gelehrt genug geweſen, der andere hatte nicht Feuer, und Thätigkeit genug gehabt, ein dritter hatte in ſeinen Grundſäzzen nicht Baſedowiſch genug geſchienen, ein vierter war zu alt, ein fünfter zu jung vorgekommen. Und ſo hatten ſie, in dieſem wichtigen Punkte unſchlüſſig, ſich ſchlafen gelegt. Baſedow aber hatte verſprochen, im Bette nachzudenken, und Hofnung gemacht, daß ihm der rechte Mann gewiß einfallen würde. Denn er hatte, oder verlangte wenigſtens den Glauben an die Kraft ſeiner Seele, daß ihm kein Gedanke auſſenbleiben könne, wenn ers ſchlechterdings drauf anlege, und ſeine Denkkraft, beſonders bei Nacht, in volle Spannung ſezze.

Des andern Morgens früh um vier Uhr ſprang die große Feder in Baſedows almächtiger

Seele. Er fuhr aus dem Bette, um den hervorgeſchnelten Gedanken nicht veralten zu laſſen. Im Hemde ſtürzt er in Salis Schlafgemach, und ſchrie als wenn Feuer im Hauſe wäre: Hör'! ich habe den Mann! — Salis. Bin ich nicht erſchrokken! Wer iſts denn? — Baſedow. Bahrdt! der iſt ganz, ganz der Mann, den du brauchſt. — So hat mir der Herr von Salis ſelbſt erzählt.

Ich ſaß eines Abends mit meiner Frau allein, um mein Abendbrod zu verzehren. Es war im Spatherbſt: alſo ſchon Nacht. Die Magd meldete einen Fremden. Er trat herein. Ich bin Salis von Marſchlinz, und wünſche Sie kennen zu lernen — Kommen Sie, mein Herr, und nehmen Sie mit mir vorlieb. Sie finden mich ganz allein. — Das iſt mir eben recht. Ich nehme ihre Einladung an, denn ich bin ein Mann ohne Umſtände. — Das gefiel mir. Wir ſezten uns. Sein Blik war feurig und groß, aber ſeine Mine und Worte ſo ſanft und gütevol, daß ich bezaubert wurde.

Ich war begierig den Mann näher zu kennen, deſſen Blik ſo viel auffallendes, und beinahe Furcht erregendes hatte, und der doch dabei durch ein natürliches, ofnes, biederes und äuſſerſt freundliches Weſen mein Herz ſo ganz hinzureiſſen ſchien. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß er einer der größten, reichſten und mächtigſten Edelleute unter den freien Graubündern, und zugleich Königlich franzöſiſcher Miniſter (dieſen Titel führte er als Chargé d' affaires) in dieſem kleinen Staate war. Und nun ward meine Bezauberung um ſo viel größer, daß ich einen ſo großen Staatsmann ſo träulich bei meinem Ragout ſitzen, und ſo braf zulangen, und ſo herzlich und brüderlich mit mir leben ſah.

Man denke, wie, nach einer ſolchen Vorbereitung meines Herzens, die Frage des Herrn von Salis meinem Verſtande erſcheinen muſte, ob ich wohl Luſt hätte, mit ihm zu ziehen, und für 2000 Gulden Gehalt, Direktor eines Philanthropins zu werden?

Das willigſte und herzliche Ja erfolgte warlich auf dieſe Frage ſo nothwendig in meinem Herzen, als auf eine Verkältung eine Stockung erfolgt. Doch ließ ich nicht mehr meine Hizze ſo mich übereilen wie ehemals, da Bechtold mir die vierte Stelle in Gieſſen antrug. Ich antwortete ganz ruhig, daß wenn alle mir noch unbekanten Umſtände, ſo nach meinem Wunſche wären, wie die bekanten, ſo wäre es wohl möglich, daß ich mich entſchlöſſe.

Ich fing jezt an, den Herrn v. Salis zu examiniren. Und nie iſt ein Kandidat ſo gut beſtanden. Auf alle Fragen, die der ſchlaue Staatsmann für Wünſche anſehen konte, und das waren meine meiſten, antwortete er das allerverſicherndſte Ja. Ich mochte mich nach der Beſchaffenheit des Landes, nach der Güte der Wege, nach der Artigkeit der Einwohner, nach der Bauart der Wohnung, nach dem Klima, nach dem Tone der Geſellſchaften, nach den Preiſen der Lebensmittel, kurz nach allem nur möglichen erkundigen, was mich einigermaſſen intereſſiren konte; ſo war alles ſo, wie ich es wünſchen muſte. Und ſo war auch nichts als, Ja, bei dem zu vernehmen, was ich in Anſehung meiner perſönlichen Verhältniſſe zu wiſſen verlangte: wenn ich z. B. fragte, ob ich ſo und ſo mich kleiden, in den und den Fällen, ſo und ſo handeln — ob ich meine Equipage mitnehmen, ſie dort mit Schiklichkeit beibehalten, ſie ebenſo gut wie hier unterhalten, in dortigen Wegen eben ſo wohl gebrauchen könne u. ſ. w.

Und nun laſſe ich alle verſtändige Beurtheiler über mich ſprechen, und entſcheiden, ob ich jezt wol dem hernach ſo oft bereuten Entſchluſſe, Gieſſen zu verlaſſen, entgehen konte? — Ich war in einer ſo kritiſchen Lage, bei welcher meinem Koch ſelbſt bange wurde. Ich muſte die Möglichkeit denken, daß ich von meinen Feinden unterjocht, und gezwungen würde, zu widerrufen, oder brodlos zu werden. Ich erblikte mitten in dieſen Gefahren eine neue Vokation, bei welcher ich mich nicht in der Gewalt eines ſchwachen Fürſten ſahe, der unverhört zur ſchimpflichſten Strafe verurtheilte, ſondern in den Händen eines Mannes, der die Sanftmuth, und Menſchenliebe ſelbſt zu ſeyn ſchien. Ich ſahe den glänzendſten Wirkungskreis eines Direktors philantropiniſcher Anſtalten, die damals in ganz Europa poſaunt, und bewundert wurden. Ich fand einen Gehalt, der mehr als doppelt ſo groß war, als mein bisheriger. Ich fühlte den entzükkendſten Gedanken, daß jezt einer meiner ſüſſeſten Wünſche in Erfüllung gehen, und ich mitten im Genuß der ſchönen Natur, und des ſtillen Landlebens verſezt werden ſolte. Ich dachte mir das Glük, dem zänkiſchen Zirkel der Theologen entrükt, mit einem weiſen und edeldenkenden Manne Hand in Hand das unermeßlich viel Gute zu ſtiften, was der Sage nach, ein Philanthropin ſtiften ſolte. Ich erwog endlich die ruhige Einſamkeit, in welcher mein armes Weib, frei von allen Gegenſtänden, die ihre Eiferſucht reizen konten, nunmehro geheilet und die frohere Mitgenoſſin meiner Glükſeligkeit werden würde. — Wer getraut ſich hier mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich Ja ſagte?

Freilich, wenn ich bei dem allen gewußt hätte, was ich nicht wußte, ſondern erſt ſpät hinterher lernte, — daß Salis nur die Geſtalt des Engels angenommen hatte, daß er im Grunde ein hartherziger, ſtolzer, in ſich ſelbſt verſchloſſener, und ganz egoiſtiſcher Staatsmann, und nichts weniger als ein natürlicher, und eines traulichen Umgangs

Umgangsfähiger Freund war: daß ich ein verhunztes und unheilbares Inſtitut finden und bei unſäglicher Arbeit, marternden Kränkungen und beſtändiger Furcht vor Tiranniſirungen, keinen Nuzzen ſtiften würde: daß von allem beinahe, was ich den Herrn v. Salis gefragt, und er bejahet hatte, das Gegentheil ſich finden ſolte: — daß ich gegentheils, wenn ich muthig in Gieſſen ausgehalten hätte, ich vielleicht obgeſiegt oder doch in den preußiſchen Staaten gewiß meine beſſere Verſorgung gefunden haben würde; da hätte ich mich ganz ohnfehlbar zu dieſem Schritte nicht verleiten laſſen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Wanderung aus Deutſchland in die Schweiz.

Meinem Freunde Koch traten die Thränen in die Augen, da ich ihm ankündigte, daß er mich verlieren würde. Er that im Affekt der Freundſchaft, die ſein Herz mit dem meinen verkettet hatte, alles mögliche, meinen Entſchluß rükgängig zu machen. Er fing ſo gar an, zu behaupten, daß meine hieſige Lage ſo gefährlich nicht ſey, und daß ich gewiß nicht unterliegen würde. Aber nun war alles vergeblich. Ich hatte mein Wort gegeben, und — ich war auch viel zu ſehr von dem Phantom eines Philanthropins, das ich nur oberflächlich kante, und von der Salisſchen Engelsgeſtalt eingenommen, als daß ich hätte zurüktreten können.

Salis akkordirte mir freie Reiſe, zu welcher er vor der Hand mir dreißig Karolins übermachte, und verlangte, daß ich vorher nach Deſſau gehen, und Baſedows Geiſt erſt noch ganz über mich ausgieſſen laſſen ſolte. Dies leztere war mir eine Freude, als ob ich auf ein Pfingſtfeſt wandern ſolte. — Ich bat bei Hofe um Urlaub, und erhielt ihn.

In Deſſau lebte ich auf Salis Koſten ohngefähr vier Wochen äuſſerſt vergnügt. Meinen Heres hatte ich mitgenommen, weil Salis auf mein Wort ihn zum Lehrer mit 150 Gulden Gehalt und freier Koſt, Wohnung u. ſ. w. angenommen, und ausdrüklich verlangt hatte, ihn in der Pädagogik unterrichten und üben zu laſſen. Aber wir verfehlten beide unſern Zwek. Er fand keinen, der nach Salis gemachter Beſtellung, ſich mit ihm über Kinderunterricht und Kinderbehandlung beſprach. Und das, was er durch den Umgang mit den dortigen Lehrern, und Beſuchung ihrer Lehrſtunden erlernen konte, war herzlich unbedeutend. Und ich — bekam auch nicht ein Tröpflein des pädagogiſch-philanthropiniſchen Geiſtes, den der große Baſedow hätte über mich ausſtröhmen ſollen.

Wir lebten alle Tage bei gutem Eſſen und Trinken in guter Geſellſchaft. Wir ſpielten unſer L'homber. Wir gingen aufs Elbhaus. Wir tranken Mallaga, und rauchten Tabak dazu. Und alles, was Baſedow that, um etwas gethan zu haben, beſtund darin, daß er mich mit ſeiner eingebildeten Sprachmethode quälte, und mir über dieſelbe einigemal etwas diktirte, was weder Anfang noch Ende hatte.

Ich fühlte ſonach gar bald, daß auch hier mein eigner Kopf mir durchhelfen müßte. Ich holte nun durch Geſpräche von Baſedows pädagogiſchen Ideen ſo viel aus ihm heraus, als ich wiſſen wolte, lief ſein Elementarwerk durch, und machte mich ſo, durch ſprechen, leſen, und eigenes Nachdenken, mit der philanthropiniſchen Lehr- und Erziehungsart vertraut. Dabei ergrif ich ſelbſt die Feder, und machte mir Entwürfe zu allen Theilen meiner künftigen Funktion, und nahm in der Pädagogik, wie in der Theologie meinen eignen Gang, bei welchem ich das Gute von Baſedows Ideen im Auge behielt, und daſſelbe mit eignen Einfällen, und Erfindungen verband.

So vorbereitet, reiſete ich nach Gieſſen zurük, nachdem ich vorher meinen Vater in Leipzig beſucht hatte, bat um meine Dimiſſion, erhielt ſie, und machte Anſtalten zu meiner Auswanderung. Sperrigte Mobilien verkaufte ich, die beſten gab ich auf einen Frachtwagen, nebſt meinen Betten, meiner Wäſche und den wenigen Büchern, die ich damals beſaß. — Denn ich habe nie Bibliothek gehabt, und ſeit eilf Jahren habe ich gar kein Buch mehr im Hauſe, als was ich von Freunden etwa mir borge.

Aber während dieſer Zeit hatte ſich ohne mein Wiſſen ſchon die ganze Engelsgeſtalt des Herrn von Salis verändert. Er war von Gieſſen über Frankfurt gereiſet, und hatte den damals berühmten Redakteur der Frankfurter gelehrten Zeitung, Herr Hofrath Deinet beſucht. Da dieſer Deinet, der erſte reputable Mann war, welchen er ſeit ſeiner eilfertigen Reiſe von Deſſau zu ſprechen bekam, ſo war er neugierig zu wiſſen, was dieſer von ſeinem neuen Direktor urtheilen würde. Ohne ihm zu ſagen, daß er mich ſelbſt in Gieſſen beſucht, und mit mir ſich alliirt hatte, fragte er ihn ganz kalt: a propos, kennen Sie den D. Bahrdt in Gieſſen? Was iſt das für ein Mann? Aber Deinet roch den Braten, weil er ſchon vorher von Salis ſelbſt gehört hatte, daß er über Gieſſen gereiſet ſey, und — daß er mit Baſedow die Errichtung eines zweiten Philanthropins in der Schweiz verabredet habe. Der ſchlaue und hämiſche Kalviniſt gab ihm alſo die rechte Antwort, wie ſie ſeyn mußte, wenn der Fragende für ſeine ſchlaue Verbergung recht angeführt werden ſolte. Er machte ein paar große Augen, und ſagte ihm, die Achſeln dabei hebend, und mit bedeutender Mine: „Ja, der „Bahrdt iſt ein berühmter Mann — ein würdiger Mann — ein Genie — ein unausſprechlich „thätiger und fleißiger Gelehrter — vol Feuer „und Kraft, — (Salis hörts mit Entzükkung) — „ein braver, gefälliger Mann — ein höchſt angenehmer Geſelſchafter — immer heiter und fröhlig — (mit ſinkender Stimme, aber flüchtig, „wie wenns Kleinigkeit wäre) nur ein kleines bischen ſtolz, und dominirſüchtig."

Bei dieſen lezten Worten, die abſichtliches Gift enthielten, wars dem Herrn von Salis (wie er mir ſelbſt noch im Wirthshauſe zu Marſchlinz beim lezten Abſchiede geſtanden hat) als wenn ein Bliz ihn träfe. Er erblaßte. Er brach das Geſpräch ab. Er gieng betäubt auf ſein Zimmer, um nachzudenken. — Eben dieſer ſo hämiſch erdichtete Zug meines Karakters, deſſen gerades Gegentheil das Eigenthum meines Herzens iſt, war das ſchrekliche Geſpenſt, welches den unerſchütterlichen Mann erſchüttern konte. Denn eben darum hatte er, wie ich hernach erzählen werde, zwei würdige Männer aus dem Inſtitute verdrängt, um Alleinherr zu ſeyn, weil ſein ſtolzes Herz durchaus keinen neben ſich dulden konte, der nur den Schein einer Mitbefehlshaberſchaft an ſich hatte. Folglich war gerade dies für ihn das allerfürchterlichſte, was er hören konte, daß ich herſchſüchtig ſey.

Dieſe Nachricht alterirte ſeine ganze Seele. Bei den erſten Aufwallungen war er entſchloſſen, mir ſogleich (alſo ohngefähr drei Tage nach dem geſchloßnen Kontrakte) den Handel aufzukündigen, hernach aber beſann er ſich, und nahm ſich vor, mich als brauchbaren Mann ins Joch zu ſpannen, und dabei alle nur erdenkliche Vorkehrungen zu machen, durch welche mir die Gelegenheit zum Herrſchen beſchnitten werden mußte.

Indeſſen war doch nun ſein Herz von mir abgewandt. Seine Freude, die er empfunden hatte, mich zu beſizzen, wandelte ſich in Kummer. Und ſein an ſich hartherziges und ſtolzes Herz, gab ihm den Vorſaz ein, nunmehro, ſtatt mich als Freund zu behandeln, aus mir einen Subalternen zu machen, den er ſtäts mit Mistrauen beobachten, und den Daumen aufs Auge ſezzen müßte. So zerrüttete ein Wort dieſes Mannes Ruhe, und meine ganze Glükſeligkeit. — Vor Gott bezeuge ichs nochmals, daß ich nichts von dem allen gewußt, ſondern aus Salis Munde erſt erfahren habe, da ich, nach vierzehn wie in der Hölle zugebrachten Monden, die Schweiz wieder verließ, und ihm vor ſeinem Wirthshauſe das lezte Lebewol ſagte.

Seine nachmahligen Briefe, welche im Tone immer matter wurden, hätten mich freilich eine vorgegangene Veränderung ſollen ahnden laſſen. Aber ich war viel zu ſehr von meinen frohen Ausſichten geblendet, als daß ich eines Argwohns fähig geweſen wäre: zumal da Argwohn überhaupt von meinem Karakter entfernt iſt.

Indeſſen hatte gleich der Anfang meiner Reiſe noch eine üble Vorbedeutung. In Gieſſen war ich noch das obgedachte Kapital von zweihundert Gulden ſchuldig. Mein Gläubiger war mein Freund. Er hatte die ganze Zeit über, in welcher ich meine Abreiſe öffentlich veranſtaltet hatte, mich nicht gemahnt. Ich hatte Abſchied von ihm genommen, und er hatte kein Wort geſagt. Und ſo glaubte ich mir die Verlegenheit, ihm um eine noch kurze Friſt zu bitten, erſparen zu können. Denn er wußte ſo gut als ich, daß meine Börſe im Stande war, ihn zu befriedigen. Die Urſache, warum ich ihn nicht befriedigte, war blos dieſe, weil ich gern mit baarem Gelde reichlich verſehn in der Schweiz ankommen wolte, um allenfals für Einrichtungen meiner Wohnung, und für meine Unterhaltung im erſten Vierteljahre ſelbſt ſorgen zu können, wenn Salis nicht gleich mit Vorauszahlung meiner Beſoldung mir entgegen kommen ſolte. Ich reiſete alſo ruhig von Gieſſen ab, und zwar am hellen Tage, etwa um drei Uhr des Nachmittags, und ſahe mich — da ich in Buzbach ankam, von meinem Gläubiger mit Arreſt bedroht.

Ich geſtehe ſehr gern, daß es mein eigner Fehler war, der dieſes Unheil mir zugezogen hatte. Indeſſen war es doch auch eine ſehr unerwartete Schadenfreude, daß der Mann mich, ohne alle Erinnerung, in Gieſſen entließ, und erſt auf der Reiſe mich in Schrekken zu ſezzen trachtete. Vielleicht glaubte er, ich würde nicht Rath ſchaffen, und wieder nach Gieſſen, zum Hohngelächter meiner Feinde, zurükkehren müſſen. Vielleicht daß auch gar Herr Benner noch zu guter lezt dieſen Streich veranſtaltet hatte.

Aber ich ſchafte ſehr bald Rath. Es koſtete mich einen Gang zur verwittweten Metropolitanin Herrabred in Buzbach, mit deren vor kurzem verſtorbnen würdigen Manne ich in ſehr vertrauter Freundſchaft gelebt hatte. (Er war ein alter Greis, aber im ſtillen ein warmer Freund der geſunden Vernunft — wir hatten ihn oft von Gieſſen aus beſucht, — und ſie war die wolthätige Pathe zu meinem dritten Kinde. —) Dieſe wahre Freundin zeigte ſich augenbliklich bereit, für mich Bürgſchaft zu leiſten, daß binnen einem Vierteljahre das Kapital bezahlt werden ſolte. Und ſo war der Handel geſchlichtet. Ich habe das Geld zu rechter Zeit bezahlt.

Meine Reiſe hatte nun ihren ungehinderten Fortgang. — Auf einer Halbſchäſe mit einer Art von Phäden, die ich ſelbſt mit einer wachstuchnen

Dekke über den Rükſiz verſehn hatte, ſaß ich, meine Frau, zwei Kinder, mein Heres, noch ein gewiſſer Schnell, der den Bok einnehmen mußte, und eine franzöſiſche Mamſel, die ſich noch kurz vor meiner Abreiſe bei mir engagirt hatte, und zwar, — wie ich hernach merkte — um als Geliebte dem Herrn Schnell zu folgen, den ich als Lehrer noch mit nahm.

Dies Fuhrwerk zogen meine eignen Pferde, denen ich auf den meiſten Stationen zwei Poſtpferde zu Gehülfen gab. — Ich war, wie immer, Seelenvergnügt auf dieſer Reiſe, von ſo mancherlei Strapazen, und verſtimten Launen meiner Geſellſchaft ſie auch begleitet war. Wir fuhren alle Morgen um vier Uhr aus, und fuhren bis Abends um acht Uhr. Aber Kinder und Gepäkke machten überall Aufenthalt, beim Frühſtük, Mittagsbrod und der Veſper, daß wir doch nie über acht Meilen, oft auch nur ſechſe zurüklegten. Ich war früh ſtäts der erſte, wekte um zwei Uhr den Kutſcher zur Abfütterung, beſorgte den Koffe, half die Kinder füttern und ankleiden, und brachte es durch dieſe Betriebſamkeit dahin, daß wir immer pünktlich um vier Uhr abfahren konten.

Denn Herr v. Salis hatte mir die Marſchruthe über Memmingen gemacht, und dort bereits Veranſtaltung getroffen, daß ich wol empfangen und nach einer ſolchen Methode weiter gebracht werden ſolte, bei welcher ſich aller Aufenthalt in Lindau verhüten ließ. Die Urſache davon erfuhr ich erſt hernach. Denn in Lindau war ſein verabſchiedeter Hausmeiſter Gaſtwirth. Da er alſo beſorgte, daß ich von dem alles das ihm Nachtheilige erfahren würde, was ich nicht wiſſen ſolte, ſo hatte er den Eheherrn ſeiner Geliebten, der Madame Baviere, welche des Superintendenten von Memmingen Tochter war, dieſe Einrichtung machen laſſen, daß ich von Memmingen aus gerade durch Lindau geſchaft werden, und erſt in Feldkirch mein Nachtlager erhalten ſolte.

Ein Zufall vereitelte dies Projekt, und verurſachte eben dadurch, daß der Herr v. Salis nun mit deſto bittererm Mistrauen gegen mich erfült wurde. Ich hatte von dem berühmten Schubart in Ulm gehört, und war begierig, ihn kennen zu lernen, und wo möglich, mich an ſeinen ſeltenen muſikaliſchen Talenten zu vergnügen. Da ich nun die erhaltene Marſchruthe für einen bloſſen Vorſchlag anſahe, und alſo meiner freien Wahl folgen zu können glaubte; ſo nahm ich Schubarts wegen meinen Weg über Ulm, und nicht über Memmingen.

Da wars denn auch der lezte angenehme Tag, den ich in dieſer neu angetretenen Lebensepoche genoſſen habe. Wir kamen zufällig in einem elenden Gaſthof, wo ſchon der Anblik einer Dirne uns abſchrekte, welche uns eine Art von Bordel argwohnen hieß. Aber ich machte bald den Schaden wieder gut. Ich ſchikte zu Herrn Schubart, und ließ ihm meine Ankunft melden. Dieſer war ſo gütig, gleich ſelbſt mich zu beſuchen, und mir den beſten Gaſthof anzuzeigen. Alsbald ſtelte ich mich, als wenn wir blos gekommen wären, die Pferde zu füttern, ließ nach einer Stunde wieder anſpannen, fuhr zu einem Thor hinaus und zum andern wieder herein, und gelangte ſo zu einem beſſern Quartiere. Hier blieb ich den ganzen folgenden Tag noch, und genoß im Gaſthofe nicht nur Schubarts Geſellſchaft, ſondern machte auch mit vielen andern Perſonen von Geſchmak, und Kentniſſen die angenehmſten Bekantſchaften. Und Schubart that mir, was er den vornehmſten Fremden abzuſchlagen pflegte, wenn er nicht beſonders auf Laune war, und ließ ſich auf der großen Orgel im Dome ſo hören, daß ich ganz von der Almacht ſeiner Kunſt bezaubert wurde.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchreibung des Fegefeuers.

Auf der ganzen Reiſe hatten wir die ſchönſte Witterung gehabt, die wir uns wünſchen konten. Als wir aber des Abends nach Lindau am Bodenſee kamen, und gleichſam die Gränze Deutſchlands betraten, ward der Himmel auf einmal trübe, und es fing an zu regnen, wie es bei der Sündflut moſaiſchen Andenkens geregnet haben mag. — Das iſt ein böſes Omen, ſagte meine Frau. — Und meine Geſellſchaft ward kleinlaut.

Aber bald kam etwas ſchlimmers, als die Sündflut. Denn dieſe verdarb uns doch nur den Weg, und machte eine Tagereiſe uns traurig: aber was nun erfolgte, kündigte uns allen ein Leben an, welches die Seelen im Fegefeuer nicht elender führen können.

Herr Rader, der Gaſtwirth in der Gans, bekomplimentirte mich, fragte nach der Abſicht meiner Reiſe, und da ich ihm erzählte, daß ich geſonnen ſey, als Direktor des neuen Philanthropins nach Marſchling zu gehen, und unter des Herrn v. Salis hohen Protektion pädagogiſche Thaten zu thun — krazte er ſich hinter den Ohren, wandte ſich betrübt weg, und ſagte weiter nichts als — ich bedaure Sie, lieber Herr Dokter.

Meine Frau hörte das: denn ſie hieng immer an meinem Arme, und wimmerte ſchon ſeit einer Viertelſtunde über das ſchrekliche Wetter, und über die Kleider, die ruinirt werden würden, und über den böſen Weg, und über die armen Kinder, die in Kälte und Näſſe verklummen müßten. — Um Gottes willen, mein Kind, was iſt das? —

Mein Heres mochte auch einen Laut vernommen haben, und ertönte mir ſo nach ebenfals ein ſtürmiſches „Gott Sapperment, was iſt das?“ in die Ohren, daß mir ſelbſt angſt und bange hätte werden mögen.

Wir aßen zu Abend, und ſo bald dies geſchehen war, zog ich Radern auf die Seite, und bat ihn inſtändig, mir weitern Aufſchluß zu geben. Man vernehme, was ich erfuhr, und urtheile über meine Ausſichten, die ich bekam.

Zwei Profeſſoren in Chur (der Hauptſtadt in Graubünden) Neſemann und Planta, beide Männer von Talenten, hatten auf ihre eigenen Koſten ein Erziehungsinſtitut errichtet, und daſſelbe auf das Schloß Hallenſtein verlegt. Die Sache war für viele erwünſcht. Denn im Lande giebts keine Schulen, wo Leute von Stande ihre Kinder erziehen laſſen könten. Alſo war es beſonders für den ſtarken Adel in Bünden ein ſehr wilkomnes Unternehmen, welches ihm Gelegenheit verſchafte, ſeine männliche Jugend im Lande ſelbſt mit Unterricht, und moraliſcher Bildung zu verſorgen.

In kurzer Zeit kam das Erziehungshaus zu Hallenſtein in den größten Flor, und die beiden Direktoren ärndeten Ehre und Reichthum. Sein Ruf erſchol durch die Schweiz nach Frankreich, und man ſahe in kurzem neunzig junge Leute aus den beſten Häuſern in dieſer Schule beiſammen. Jeder Penſioniſt zahlte funfzig Karolins. In zwölf bis dreizehn Jahren hatte jeder Unternehmer ſeine zwanzigtauſend Gulden gewonnen, und — den Dank vieler Eltern ſich erworben.

Der Herr v. Salis von Marſchlinz, ein immerdar ſpekulativer Kopf, hatte ſchon Jahrelang die Goldgrube der Churiſchen Profeſſoren beobachtet, und endlich — ausgerechnet, daß er noch weit mehr gewinnen würde, wenn er ihr Inſtitut an ſich ziehen, und in ſein Schloß verpflanzen könte. Da er nun das Geld bis zur Anbetung liebte, ſo ſann er auf Mittel, dieſes erhabene Ziel zu erreichen.

Er hatte anſehnliche Güter in Bünden ſo wol als in Veltelin, welche auf 200000 Gulden geſchäzt wurden. Aber ſie wucherten ihm ſchlecht, weil im ganzen Lande kein Handel iſt. Etwas Butter und Vieh wird ausgeführt, und dagegen Salz und Korn eingebracht. Das iſt faſt das ganze Kommerz. Von Gartengemüſen, Obſt und ſelbſt vom Weine iſt wenig zu ziehn, weil jeder für ſich das nöthige erbaut. Daher war es augenſcheinlicher Gewinn, wenn er ſeine weitläuftigen Ländereien für ein ſolches Inſtitut anpflanzen, und eine ſo ſtarke Konſumtion auf ſeinem Schloſſe erzeugen konte. Da konten ihm ſeine Güter wenigſtens drei Procent mehr tragen, als ſie bisher abgeworfen hatten.

Die Rechnung war richtig, und das Projekt gelang. Salis erſchien den Profeſſoren Neſemann und Planta, wie mir, in der Engelsgeſtalt, ſprach von Menſchenliebe, und wahrem Patriotismus — erzählte von Baſedows Thaten, und Philantropiniſchen Herrlichkeiten — zeigte goldene Berge, die zu erwerben wären, wenn ſie, vom wahrem Eifer für die Menſchheit ſich leiten, und aus dem Inſtitut zu Hallenſtein ein Marſchlinzer Philanthropin machen wolten. Er liebkoſete. Er verſprach. Er moraliſirte. Die Leute wolten anfänglich nicht hören. Sie dachten, hab' ich, ſey beſſer, als hätt' ich. Aber Salis war ſtandhaft. Kein Baum fält auf den erſten Hieb. Er wiederholte ſeine Vorſtellungen, von unendlich größerm Nuzzen, den ſie ſtiften, von zwiefacher Vergröſſerung des Inſtituts, die ſie erleben, von dreifach größern Summen, die ſie gewinnen würden. Alles, was Sie wünſchten, war ſchon ſo gut als erfült. Alle Bedingungen, die ſie ſich ausbehielten, wurden eingegangen. Mit einem Worte — die Herren lieſſen ſich vom böſen Feinde verblenden und transportirten ihre Lehrer und Zöglinge von Hallenſtein nach Marſchlinz.

O wie ſchnel kam ihnen die zu ſpäte Reue. So wie Herr Salis den Vogel in ſeinem Kefig hatte, legte er die Engelsmaſke ab, und nahm gleich einen ganz andern Ton an, wie er einem regierenden Herrn zukomt. Unfähig, einen Menſchen neben ſich zu dulden, welcher mit ihm gemeinſchaftlich befehlen wil, handelte er nun im Inſtitut, als wenn er allein Herr wäre. Das, was in Abſicht auf Anbau der neuen Wohnungen für Lehrer und Schüler, und tauſend andere Dinge verheiſſen worden war, ward nur in ſo weit in Erfüllung gebracht, als der Herr vom Schloſſe es für heilſam erkante. — Die Herren von Chur murrten, ſprachen laut, zankten endlich gar. Aber es war ohnmächtiger Widerſtand. Im ganzen Lande war kein Richterſtuhl, vor welchen ein Salis gefodert werden konte. Und wer wolte auch in einer Sache Richter ſeyn, wo alles auf wilkührliche Auslegung der vorhergegangenen Verabredungen ankam.

Einer von den beiden Herren that dem Herrn von Salis es zu gefallen, und ärgerte ſich todt. Und der andere ward des Streitens, und Chikanirens müde, und retirirte ſich nach Chur. Und ſo bekam Herr Salis, nach dem Wunſche ſeines Herzens, das ganze Inſtitut in ſeine Gewalt und — war Hahn in Korbe. — Es erfolgte eine Reformation.

Das Philanthropin wurde nun, nach Maasgabe des Namens eine Schule der Menſchenliebe. — In Chur war vordem ein Kaufmann Baviere, der die obgedachte ſchöne Superintendenten Tochter zur Gemahlin hatte. Dieſer ward Bankrut. Der Menſchenfreund Salis unterſtützte ihn. Er nahm ihn mit der ſchönen Frau ins Haus. Einfältige Leute, welche die Sache nicht verſtehen, ſchnikerten darüber. Aber die Menſchenliebe blieb ſtandhaft, und achtete das Geflüſter der Thoren nicht. Nachdem Herr Salis des Erziehungsinſtituts Alleinherr worden war, mußte Kader, welcher bisher die Oekonomie deſſelben ſo verwaltet hatte, daß Eltern, Lehrer und Kinder, in Abſicht auf Koſt, Reinlichkeit, und Pünktlichkeit, im höchſten Grade zufrieden geweſen waren, ſeinen Abſchied nehmen, und Herr Baviere nebſt Madam an deſſen Stelle treten. Und ſo ward das Philanthropin — eine Affaire des Herzens.

Was bedurft es weiter? Nahrung des Geiſtes und Herzens iſt wichtiger als alles Körperliche. Es war alſo von geringer Bedeutung, daß unter der Direktion der ſchönen Baviere das Körperliche etwas lit, daß das Eſſen ſchlechter wurde, daß die Ordnung in Konfuſion überging, daß die alte Reinlichkeit nicht mehr herſchte, daß Lehrer und Kinder misvergnügt wurden, daß alles auf die Dame ſchmälte, die Zöglinge laut ſich über ihren Einfluß ſkandaliſirten ꝛc.

Im Ernſte zu ſprechen, das Philanthropin fieng an einzugehen. Die beſten Lehrer und Verſorger deſſelben, Neſemann und Planta waren dahin. Die ſo wichtige Hausmeiſterei hatte ihren Rader verloren, welcher Redlichkeit, Fleiß und Akkurateſſe vereinigte, und befand ſich in den Händen eines jungen Weibes, das weder Einſicht noch Kräfte zur Arbeit hatte. Einige der beſten Unterlehrer gingen auch fort, weil ſie die Greuel nicht mit anſehen, und das Tirannyſiren nicht ertragen mochten. Und zu dem allen kamen noch drei auſſerordentliche Uebel, welche den Untergang des Inſtituts unvermeidlich machten.

Das eine war die Alarmirung des Publikums über Madam Baviere. Hätte Herr Salis ſie als Freundin blos genoſſen; ſo würden die Klugen gar nichts geſagt, und ſein Recht, frei und nach eigner Einſicht zu handeln, ihm nicht gekränkt haben, und über das Geſchwäz der Einfältigen hätte er ſich ohne Schaden hinwegſezzen können. Aber da er dieſem Weibe das ganze Inſtitut preisgab, da er ihr die ſo ſchöne und mit algemeiner Zufriedenheit geführte Oekonomie aufopferte, da er alle Lehrer und Zöglinge durch ſie misvergnügt machte, und ſich gefallen ließ, daß alle Schüler der Madame Baviere als ſeine Charmante anſahen und darüber ihren Wiz auslieſſen: da war es wol kein Wunder, daß auch das klügere Publikum groſſentheils von ihm abfiel, daß das Inſtitut ſeine Reputation verlor, daß die Eltern ihre Kinder theils ſelbſt wegholten, theils von den Kindern darum dringend gebeten wurden.

Ein zweites eben ſo großes Uebel war die ungeſunde Lage des Orts. In Marſchlinz und Igis, was gleich dabei liegt, bekommen faſt alle Menſchen, gewiß aber alle Fremde, welche das Klima nicht gewohnt ſind, alle Jahre einmal — das kalte Fieber. — Woher dieſe Epidemie entſtanden war, wußte mir Rader nicht zu ſagen. Ich glaube aber nachher die Urſache gefunden zu haben. Marſchlinz und Igis lagen an dem Fuß eines ungeheuern Gebürges, welches die Ekke zweier Thäler formirte, in deren einem der Rhein und dem andern die wilde Langwarth ſtröhmten, und alſo an der Ekke, einen zweiſeitigen Luftzug hervorbrachten. Dazu kam, daß die Sonne hinter dieſem Gebirge aufging, und früh vor zehn Uhr, Marſchlinz und Igis nicht beſchien. Und des Abends um acht Uhr fiel gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch ein ſo ſtarker Thau beim helſten Himmel, der einem mäßigen Regen gleich kam, ſo daß man in wenigen Minuten bis aufs Hemde naß wurde, wenn man ihn aushielt. Auch war dieſer Thau, wenn einige Minuten vorher noch die größte Hizze geweſen war, mit einer auffallenden Kälte verbunden, ſo daß alle Menſchen um acht Uhr ſchon in die Häuſer ſich begeben mußten, wenn ſie nicht in Gefahr ſeyn wolten, zu erkranken. Dieſe Dinge, deucht mich, haben das Klima an dieſer Bergekke ſo ſchaurich gemacht, daß kalte Fieber alle Jahr ihre Rechte behaupteten. — Und nun erwäge man, wie abſchrekkend dies für Eltern, Lehrer, und Kinder ſeyn mußte, daß jeder Menſch alle Jahre wenigſtens einen Monat ſich mit dem Fieber zu plagen hatte. — Wirklich ſahen auch alle Zöglinge, da ich hinkam, wie die Leichen aus: dagegen in Hallenſtein von ſolchen Krankheiten nie etwas zu hören geweſen iſt.

Aber zu dieſen Uebeln geſellete ſich noch ein drittes, die Härte und der Eigennuz des Herrn Salis gegen alle ſeine Mitarbeiter am Inſtitut. Er behandelte nicht nur Lehrer und Maitres auf eine ſehr auſtere Art, ſprach nie anders als ernſthaft, und im reſpekterregenden Tone mit ihnen, und zeigte beſtändig eine Mine, die ſeinen Karakter ausdrükte, d. h. ſeine Geſichtszüge hatten eine ſo oberflächliche Grazie, und ſo innige Tirannengeſtalt, daß man, bei dem Anblik dieſer Farbenmiſchung immer die Worte zu leſen glaubte: „wilſt du nicht in Güte, die meine freundliche „Mine dir zum Spaſſe mahlt, ſo ſol der Teufel „dich holen:“ — ſondern er hatte ſie auch alle, in Abſicht auf den Lohn ihrer Arbeit ſo ſituirt, daß keiner, wenn er auch der ſparſamſte war, etwas vor ſich bringen konte. Es war bloſſer Schein (wie alles am ganzen Manne) wenn man von 150 Gulden Beſoldung hörte. In der That kam kein Heller Beſoldung ſo leicht aus ſeinem Beutel. Denn er war im Schloſſe für die menſchlichen Bedürfniſſe, was eine Univerſalmedicin für die Geſundheit iſt, oder ſeyn ſol. Alles, was ein Menſch brauchte, Tuch, ſeidne Waren, Leinwand, Band, Seide, Zwirn, Nadeln, Bürſten, Zukker, Kaffe, Lichter, Butter, Schwefelfaden, Oehl, Kämme, Hüte, mit einem Worte, alles hatte Herr Salis zum Verkauf. Wenn alſo ein Lehrer ankam, ſo ſagte er ihm mit der oberflächlichen Engelsmine, „Freund, Sie können hier ganz ohne Sorgen leben. „Alles was Sie wünſchen, melden Sie nur „an Herrn Baviere, der wird Ihnen alles geben. „Es iſt kein Bedürfniß, was er ihnen nicht befriedigen wird." Das klang denn ſo ſüß, ſo beruhigend, daß der junge Mann ſich ſelig fühlte. Er lebte nun wirklich ohne Sorgen. Was er brauchte, ließ er holen. Er fragte nicht nach den Preiſen, denn er glaubte, daß ſie wie gewöhnlich ſeyn würden. Er kontrollirte auch nicht, denn er ließ ſichs nicht träumen, daß im väterlichen Hauſe (denn Salis nante ſich oft den Hausvater) ihm etwas angeſchrieben werden würde, was er nicht empfangen hätte. Und ſo lebte er vielleicht ein paar Jahr. Er foderte zuweilen Rechnung. Ach, hieß es, das iſt ja Kleinigkeit. Seyn Sie darüber unbeſorgt. Baar Geld foderte er nicht, weil er keins brauchte. Er dachte alſo, eine ſchöne Summe zurükgelegt zu haben. Und foderte er ja

Geld, ſo ward er vertröſtet, und oft zu mahnen, ließ die Mine des majeſtätiſchen Befehlshabers nicht wagen. Wenn ſo zwei, drei, vier Jahre verfloſſen waren, ſo nahm oder erhielt er ſeinen Abſchied, und nun — erfolgte die Rechnung, laut welcher der Herr v. Salis von dem Abſcheidenden noch ein, zwei, drei hundert Gulden herausbekam, ſtatt daß der Lehrer ſo viel zu erhalten ſich Hofnung gemacht hatte.

Unter dieſen Umſtänden alſo gerieth das ſchöne Hallenſteiniſche Inſtitut mit jedem Monate mehr in Verfal, ſo daß es in einer Zeit von drei Jahren von neunzig Zöglingen bis auf etliche vierzig reducirt war.

Und nun erſt fing Herr Salis an zu fühlen, daß auſſerordentliche Kräfte erfodert wurden, wenn ſeine Finanzoperationen nicht in kurzem ganz ſcheitern, und ſtatt des gehoften Gewins, die zwanzigtauſend Gulden verloren gehen ſolten, welche ihm die erſte Anlage gekoſtet hatte.

Und dieſe Rieſenkraft, welche alle üble Gerüchte zerſtören, allen Mißmuth der Lehrer, vnd Kinder in Zufriedenheit verwandeln, und ſelbſt die ewig bleibende Scheu vor dem Fieber aufheben ſolte, hofte das große Genie, Salis, in dem Namen Baſedow und Philanthropin zu finden. Er ſchrieb in der ganzen Welt umher, daß er nun ſelbſt nach Deutſchland reiſen, mit dem großen Baſedow in Deſſau ein Koncilium pädagogikum halten, und ein zweites wahres Philanthropin in Marſchlinz errichten würde: alles bisherige ſey Kinderſpiel geweſen, nun werde man ſehen, was Eifer für das Beſte der Menſchheit ausrichten könne: er ſey bereit, ſein halbes Vermögen aufzuopfern: nun ſolle jeder Kinder ſchikken, dem ihre Glükſeligkeit am Herzen liege.

In der Hofnung alſo, daß ſich das liebe Publikum in der deutſchen und franzöſiſchen Schweiz von der großen Poſaune rühren laſſen würde, welche jezt von Deſſau und Marſchlinz in allen Zeitungen ſo wol als in beſondern Aviſen ertönte, reiſete Herr Salis aus — aß und trank mit Baſedow — holte mich mit ein paar Studenten, und einer Franzöſin von Gieſſen, und — that im übrigen, was er vorher ſchon gethan hatte.

Madame Baviere blieb. In Koſt, Wäſche, Wohnung, u. ſ. w. ward nichts geändert. Einige alten Lehrer wurden auch beibehalten. Der Karakter des Mannes war nicht zu ändern. Alſo beſtund die ganze groſse Reforme, welche das Publikum entzükken, und ganze Laſtwagen vol Zöglinge herbeiziehen ſolte, in der mit vielem Eklat verbundenen Zuſammenkunft der beiden groſsen Männer Salis und Baſedow, oder vielmehr, wie Baſedow verlangte — altershalber — Baſedow und Salis, und — in der Anſtellung meiner werthen Perſon.

Jezt hatte ich leider völligen Aufſchluſs. Jezt ſahe ich, in was für Hände ich gerathen war. Mein Weib jammerte. Meine jungen Freunde verwünſchten ihr Schikſal. Ich — blieb dennoch ruhig, weil ich gewiſs glaubte, durch Vorſicht im Betragen, und durch Erſchöpfung aller meiner Kraft, für die Aufnahme des Inſtituts, den harten Mann zu erweichen, und ihn zu zwingen, daſs er mich ſchäzzen und lieben müſste. Und dieſes Zutrauen zu meiner Kraft ſchenkte mir auch hier die froheſten Ausſichten, welche meine Heiterkeit erhielten, und meinen Muth befeſtigten.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Der Wilkommen.

Wer ſo wie ich das helle klare Fegefeuer vor Augen ſehn, und doch nicht umkehrt, ſondern mit Entſchloſſenheit, ohne alle Furcht und Bangigkeit hineinſteigen kan, mit der vollen Zuverſicht, daß er den Gevatter Beelzebub zwingen d. h. Vorurtheile, Starrſinn, Hartherzigkeit, Stolz, und entſchiedenes Mistrauen beſiegen, und bei einem geizzigen, prätenſionvollen und unbiegſamen Mann ſich Dank und Zuneigung verdienen werde, — den wil ich loben.

Dieſen Muth hatte und — hab' ich! — — Meine ganze Seele entglühte jezt von guten Vorſäzzen. Ich freute mich, durch einen glüklichen Zufal, über Ulm nach Lindau gekommen zu ſeyn, und von Radern eine ſolche Kentniß meines ganzen Terrains erhalten zu haben. Ich danke Gott für dieſe Fügung. Ich beſchloß, mich ganz in meine Lage zu ſchikken.

Ich nahm mir feſt vor, nun das gerade Gegentheil von Herrichſucht zu zeigen, und alle meine beſten und überlegteſten Schritte dennoch vorher dem Herrn v. Salis mitzutheilen, ihn über alles zu fragen, und allen eignen Willen und Dünkel zu verleugnen. Ich nahm mir vor, ihm einen Grad von Eifer, Fleiß und Arbeitſamkeit zu erproben, der ihm gewiß noch nicht vorgekommen war. Ich nahm mir vor, allen vertrauten Umgang mit andern Menſchen zu vermeiden, und dem Herrn Salis allein Offenheit und Zutrauen zu erweiſen, und dabei ſtil eingezogen, und in beſtändiger Aufmerkſamkeit auf meine Pflichten zu leben. Und Gott weiß es, daß ich redlich dieſe Vorſäzze erfült habe.

Durch dieſe Vorſäzze muthvol und getroſt, ſezte ich von Lindau meine Reiſe fort, und ertrug ohne Ungeduld die Beſchwerlichkeiten, welche das fortdauernde fürchterliche Wetter, und das Genörgel meiner Reiſegeſelſchaft mir verurſachte.

Nie hab' ich abſcheulichere Wege geſehen. In Feldkirch veränderte ſich auf einmal die Spur. Wir waren ohne Anſtand eingefahren, und beim

Ausfahren, blieben meine Räder zwiſchen den Felſengleiſen hängen. Ich muſte alſo beſtändig im Regen neben hergehen, und die kleinen Vorderräder lüpfen, wie es der Schwager nente, d. h. von einer Seite heben. Aber der Weg ward immer ärger. Wie in der Mark der Sand, ſo zahllos liegen da Steine, halbe und ganze Centner ſchwer, auf einander gethürmt, zwiſchen denen, oder über die die Räder ſich fortſchlagen müſſen, ſo daß jeder Schritt einen Stoß giebt, daß man alle Augenblik glaubt, der ganze Wagen werde zuſammen brechen.

Wir dankten Gott, daß wir die nächſte Station erreicht hatten. Da mußten wir einen Wagen nehmen, welcher einem Schlittenkaſten ähnlich ſahe, und eine drei Schuh breite Spur hatte. Auf dieſen pakte ich mein Volk, und ließ meinen Wagen leer hinterdrein fahren, damit die entſezlichen Stöße, welche ihn oft ellenhoch in die Höhe ſchnelten, nur nicht durch die Laſt verſtärkt werden möchten. Und ſo kamen wir endlich, nachdem wir ſeit früh um vier Uhr ſechs Meilen zurükgelegt hatten, des Nachts um eilf Uhr verhungert, und erſtart in Marſchlinz an.

Wir ſtiegen in dem Wirthshauſe ab, welches der Herr v. Salis auſſer dem Schloſſe erbaut hatte, und welches nun der philanthropiniſche Gaſthof hieß. Nachdem wir eine halbe Stunde gepocht hatten, ward uns endlich aufgemacht. Wir fanden einige kleine, mit Papiertapeten verſehene Zimmer, und ziemlich gute Betten. Nach einer Weile erſchien Herr Baviere, und ſorgte für ein Abendeſſen, welches ganz erträglich war. Der Mann ſprach kalt und that gar nicht, als wenn er den Direktor des Philanthropins vor ſich ſähe. Nach den großen Ideen, die ich von Philanthropiniſcher Feierlichkeit hatte, mußte ich von allen Seiten einen wenigſtens ſcheinbar ehrvollen Empfang erwarten. Indeß legten wir uns ſchlafen, und genoſſen die ſo nöthige Ruhe.

Um acht Uhr des Morgens kam der Herr v. Salis, mit völlig abgelegter Engelsgeſtalt, und blos noch mit der obgedachten oberflächlichen und leicht aufgetragenen Farbe der Grazie, durch welche, für mein Auge wenigſtens, der gebietende Herr ziemlich kral durchſchimmerte. „Guten „Morgen, mein Herr Doktor. Ich beklage jezt,

„daß Sie in ſo übler Witterung und bei Nacht hier „ankommen müſſen. Ich habe Sie erſt heute erwartet. Man muß in Memmingen meine Ordre „ſchlecht befolgt haben.“ — Ich nahm meine ganze Freundlichkeit zuſammen, verſezte ſie mit dem höchſten Grade von Ehrerbietigkeit, und erwiederte hierauf, daß wir nicht über Memmingen gekommen wären, daß übrigens alle Unbequemlichkeiten mir der Gedanke verſüßt hätte, einer Laufbahn entgegen zu gehn, welche mir unter der Leitung eines ſo großen Mannes die angenehmſte, und ruhmvolſte meines Lebens ſeyn ſolte.

Aber in Salis Geſicht ſchos ſchnel, doch nur auf einen Moment, eine Art von Schrekken. Augenbliklich verſchob er den Zug (denn er hatte ſeine Pantomime troz des beſten Schauſpielers in der Gewalt,) und ließ ſtatt Schrekken Kälte und Sorgloſigkeit eintreten. Ich aber begrif leicht, daß in dieſer Stunde ein böſer Geiſt mehr in ihn fuhr. Denn er dachte jezt auf einmal alles, was Rader mir geſagt hatte, und ſtelte ſich die Eindrükke weit ſchlimmer vor, die auf mein Herz waren gemacht worden.

Sein ſchneller Abſchied zeigte, daß er Erholung bedurfte. Er ſagte meiner Frau und Kindern einige kalte Höflichkeiten, und that dann, als wenn er beim Frühſtük uns nicht hinderlich fallen wolte. Er verſprach nach einigen Stunden wieder zu kommen.

Mein Heres, der wie ſeine Seele mich liebte, und zur Schwermuth und Grillenfängerei ſo geneigt war, hatte keine Ruhe. Er ging ſogleich aus, um Kundſchaft einzuziehn. Im Schloſſe begegneten ihm Schüler, welche er freundlich anredete, die ihn aber, da er als künftiger Lehrer ſich meldete, kaltſinnig entlieſſen. Bald fand er einen Lehrer, ließ ſich in Geſpräch ein, und vernahm ohne Umſchweif, daß der neue Direktor eine Null im Schloſſe wäre, daß der Herr v. Salis in öffentlicher Verſamlung allen Lehrern, Maitern, und Bedienten mit ernſter und ſchrekkender Mine erklärt hätte, wie der D. Bahrdt blos dazu vocirt ſey, daß er die Einrichtung der Lektionen beſorgen, die Methoden erklären und ſelbſt mit Unterricht geben ſolle: übrigens hätten ſich alle und jede weiter nicht an ihn zu halten, und auf keine Weiſe

Befehle von ihm anzunehmen, ſondern ſolche von ſeiner Hoheit allein zu erwarten.

Mit dieſen tröſtlichen Nachrichten kam mein Heres zurük. Ich ermahnte ihn, und Herrn Schnell, ſich darein zu ergeben, durch Fleiß und Unverdroſſenheit ihr Schikſal zu erleichtern, und durch vorſichtige und beſcheidene Sitten ſich ſo viel möglich alles zu Freunden zu machen. Bald erſchien der Herr Miniſter. Er kam, mich ins Schlos zu führen.

Ich erwartete wenigſtens etwas von Feierlichkeit, und hatte mir einige Hauptideen zu rechte gelegt, wenn kleine Reden aus dem Stegreif erforderlich ſeyn ſolten. Aber alles ging ſo ſtill, als ob ein unbedeutender Fremder von dem Herrn Miniſter gewürdiget würde, das Philanthropin zu beſehn. Keine Vorſtellung, keine Einführung, keine Uebergabe der Schüler, keine Inſtruktion — nichts von dem allen! Wer uns begegnete, dem ward ich ganz kurz präſentirt, „unſer neuer Herr „Direktor!" und damit ging er durch Hof und Treppen und Zimmer und Säle hindurch, bis wir zu meiner Wohnung kamen. Das war eine Stube und zwei Kammern, und — damit Punktum!

Hier konte ich meinen Kummer nicht bergen. Nettigkeit und wo möglich noch etwas mehr, als Nettigkeit der Wohnung, war mir von jeher ein faſt leidenſchaftliches Bedürfniß geweſen. Ich wagte es alſo mit der Quinteſſenz von Demuth, und Beſcheidenheit dem Herrn Miniſter vorzuſtellen, daß ich ganz ohnmöglich ſo mich behelfen könte. Meine Gründe waren triftig. Der Herr Miniſter konte nicht ausweichen. Sie haben recht, ſagte er, ich wil ihnen noch eine Stube geben. Und damit ſchloß er auf demſelben Gange ein Stübchen auf, das eigentlich eine Schülerwohnung war, drei Ellen breit, und fünf Ellen lang, aber niedlich tapezirt, nur ohne Ofen, und auch ohne Möglichkeit einen Ofen anzubringen. „Sehen Sie, „ſagte er, nun können Sie hier für ſich ſtudiren," und jene Wohnung bleibt für Ihre Familie.

Ich hatte nicht Muth zu widerſprechen, ohngeachtet es erſchreklich war, für eine Frau, die noch Kinder bekam, und für zwei ſchon vorhande-

nen Kinder nebſt einer Franzöſin nur eine Stube mit ein paar kleinen Kammern zu beſtimmen, wo ich ſelbſt noch mit ſchlafen muſte. Aber doch unterwand ich mich, um eine Küche zu bitten. Der Miniſter zukte die Achſeln. „Eine Küche iſt da,
„ſagte er, aber Sie würden einige Tage warten
„müſſen, weil ſie erſt in den Stand geſezt zu wer-
„den bedarf. Ueberdem, dächte ich, Sie könten
„weit angenehmer leben, wenn Sie meiner Haus-
„haltung ſich bedienten. Sie ſparen eine Magd,
„Holz, Geſchir, und vielfältige Mühe, und Zeit-
„verluſt, wenn ſie ſich alles bringen laſſen. Und
„ich verſichere Sie, daß Sie alles volkommen
„nach Ihrem Geſchmakke finden werden. Sie
„können drei, vier, fünf Schüſſeln befehlen. Sie
„können ſelbſt vorſchreiben, was Sie eſſen wollen.
„Ich dächte, das wäre das ſchiklichſte für einen
„Mann, der ſich aller andern Sorgen entſchlagen,
„und ganz für ſein Amt leben wil."

Das war alſo gerade darauf angelegt, daß im erſten halben Jahre meine Beſoldung aufgezehrt werden ſolte; damit er nicht nöthig hätte, mir baares Geld zu geben, und ich dabei ſeiner Gnade leben müſte. — Ich bat mir Bedenkzeit aus, ſchikte hernach meine Frau über ihn, die ihm die Ohren ſo vol pinſelte, daß er ſich entſchloß, die Küche machen zu laſſen.

Dieſer Sache wegen, und weil ſelbſt die Wohnzimmer noch nicht einmal geſcheuert, und die Fenſter reparirt waren, muſten wir zwei Tage im Wirthshauſe bleiben, und dann noch einen Tag in Schülerſtuben uns behelfen. Und hätt' ich nicht mit einer faſt unleidlichen Betriebſamkeit auf Beſchleunigung gedrungen, der Herr v. Salis hätte uns ein paar Monat in dieſer Lebensart erhalten, bei welcher er alles erdenkliche zu liefern hatte. Denn da ich, von Radern belehrt, ſchon den dritten Tag die Rechnung foderte, und den vierten ſie erhielt; ſo erfuhr ich zu meinem Schrekken, daß meine 2000 Gulden auch kein halbes Jahr gereicht haben würden, wenn es ſo fortgegangen wäre. Denn ſie betrug bei funfzig Gulden. Der Hafer für meine Pferde war enorm theuer angeſezt. Und dabei war auch noch die beſondere Rubrik: Azung, a 1 Gulden, welche anzeigte, daß für Stallung, Hezel, und Heu, jedes Pferd täglich einen halben Gulden koſtete — in dem philanthropiniſchen Gaſthofe! — Manche Mahlzeit koſtete vier bis fünf Gulden. Denn man hatte uns alles ganz geſchikt, z. E. ein ganzes Huhn in die Suppe, eine ganze gefülte Kalbesbruſt u. ſ. w. und ob wir gleich weit mehr als die Hälfte von allem zurükgaben, ſo war doch das Huhn, die Kalbesbruſt u. ſ. w. als ganz genoſſen in Rechnung gemacht. Koffe, Wein, Bier, Licht, Pfeiffen, Kuchen, Heizzung, Bedienung, alles war nach Proportion verrechnet. Kurz, der neue Herr Direktor, der ſich anfangs einbildete, daß der Herr Miniſter, welcher ſchuldig geweſen wäre, ihn gleich in eine ordentlich eingerichtete Wohnung einzuführen, und alſo Urſache war, daß er im Wirthshauſe bleiben mußte, ihn auf dieſe Zeit traktiren, und mit Generoſität behandeln würde, ſahe ſich, mit banger Ahndung der Zukunft — um funfzig ſchöne Gulden geſchneuzt, welche von ſeiner Beſoldung ihm abgezogen wurden.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Meine häusliche Lage in Marſchlinz.

Ich eilte was ich konte, meine eigne kleine Oekonomie in Ordnung zu bringen, und möglichſt einzuſchränken, um mit 2000 Gulden Gehalt nicht bankrut zu werden. Denn ich fand mich in den Beſchreibungen, die mir der Miniſter in Gieſſen von der Bündner Lebensart gemacht hatte, von allen Seiten her getäuſcht. Es war faſt nichts zu haben, und alles, alles war ſo theuer, daß ich mit meiner Marſchlinzer Beſoldung nicht weiter, und kaum ſo weit, kommen konte, als mit der Gieſſer.

Das Pfund Fleiſch muſte ich dem Herrn Baviere mit drei Bazzen abkaufen, und nach dieſer Proportion ihm Brod, Lichter, Kaffe, Zukker und alles bezahlen, was in einer Haushaltung nöthig iſt. Nach und nach erſt lernte ich einige Bedürfniſſe in Chur auffinden, und mit Landleuten Bekantſchaft machen, die zuweilen etwas von Viktualien für leidlichere Preiſe mir lieferten. Mein

Glük war die Nachbarſchaft einer Schweſter des Herrn v. Salis, der Fräulein Hortenſia, welche mit mir auf einem Flügel wohnte. Dieſe vortrefliche Perſon, welche nicht nur nichts von des Miniſters Denkungsart an ſich hatte, ſondern ſie auch gegen meine Frau verabſcheute, würdigte uns ihrer Freundſchaft, und meine Frau einer ganz beſondern Vertraulichkeit. Und durch dieſe, ſo wie durch ihre Schweſter, die Frau Kommiſſarieſe, lernten wir unſere Oekonomie leichter einrichten, und erhielten Bekantſchaft mit Perſonen und Sachen, die dazu nöthig waren.

Meine Pferde wurden mir zur größten Laſt. Hier hatte mich Salis ganz hintergangen. Er hatte meine Equipage für ſchiklich erklärt, und ſie war im höchſten Grade unſchiklich. Denn ich war im ganzen Lande der einige Menſch, der Wagen und Pferde zum Vergnügen hielt. Da gieng alles ſpaziren, und wer weite Wege zurükzulegen hatte, es mochte Herr oder Dame ſeyn, der ritt. Er hatte mich verſichert, daß die Wege fahrbar wären, und es konten nur kleine Laſtwagen durchs Land kommen, welche eine Spur von drei Schuh hatten. Denn die Wege waren alle felſigt oder ſteinigt, ſo daß nur mit ungeheuern Schienen belegte Räder im ſchmalen Geleiſe die Stöſſe aushalten, und durchkommen konten. Und wenn der Weg über Wieſen ging, da machten ihn die kleinen Dämme fürchterlich, welche zur Wäſſerung der Wieſen angelegt waren, und faſt alle hundert bis zwei hundert Schritt ſie durchſchnitten. Denn da muſte der Wagen erſt den Damm hinauf, und alsdann auf der Höhe mit den Vorderrädern in den kleinen Kanal ſtürzen, der auf den Rükken des Dammes hinrieſelte. Wenn alsdann die Vorderräder ſich herausgehoben hatten, und den Damm auf der andern Seite hinab wolten, kamen erſt die Hinterräder herauf, und ſtürzten erſt nieder im Kanal, ſtiegen wieder heraus, und ſchoſſen nun den Damm hinab. Da mußte man alſo alle hundert Schritt zweimal den Sturz der Vorder und Hinterräder, durch mühſames Anhalten der Pferde, mildern, um nicht den Wagen zu zerbrechen.

Es war ſonach mit der Equipage kein Vergnügen zu genieſſen, welches nicht durch Beſchwerlichkeit, und Gefahr verbittert wurde. Und doch hatte ich die Thiere einmal, die mir im Lande kein Menſch abkaufen wolte. Ich mußte ſie behalten, und doppelt ſo viel auf ihre Unterhaltung wenden, als ſie mich in Gieſſen gekoſtet hatten. Und dazu kamen die Koſten des Wagens, den ich ganz umändern, und auf die drei Schuh breite Spur einrichten laſſen muſte, das erfoderte neue Achſen, einen neuen Kaſten, und ein neues Vordergeſtell. Das neue Weſen kam mich auf neunzig Gulden. Ich ließ alles in Hallenſtein ſelbſt machen, und mußte faſt vom Anfange bis zu Ende dabei ſeyn, weil Wagner und Schmidt von ſolcher Arbeit kaum einen Begrif hatten. —

Auf der Reiſe hatte ich auch ſchon hundert Gulden verloren. Denn wir reiſeten faſt vierzehn Tage, und hatten folglich vierzehn Tage Zehrung zu bezahlen. Hätte mir der Herr Miniſter die Warheit geſagt, ſo hätte ich meine Pferde und Wagen in Gieſſen verkauft, hätte in vier bis fünf Tagen mit Extrapoſt die Reiſe vollendet, hätte folglich (da ich ohnehin zwei Pferde Vorſpann nahm) mit der Hälfte Koſten alles beſtreiten können. — So brachte mich der Mann ums Geld, und machte noch überdies, daß die Bündner mich für einen Phantaſten hielten, wenn ſie mich ſpazieren fahren ſahen, was ſie von keinem vernünftigen Menſchen gewohnt waren.

Es begreift ſich nun ſehr leicht, daß ich in Mariſchlinz von meinen 2000 Gulden nur mit Mühe und Noth leben konte. Ich mußte mich, um es zu bewerkſtelligen, äuſſerſt einſchränken. Und ich habe nicht die Hälfte von dem genoſſen, was im menſchlichen Leben zur Hervorbringung, und Erhaltung des frölichen Herzens genießbar iſt, und was ich in Gieſſen genoſſen hatte.

Die baaren Gelder bekam ich auch wenig zu ſehen. Ich mußte faſt alles gegen Waren und Viktualien verrechnen laſſen. Und wenn ich auch zuweilen in einem Billet den Herrn Miniſter um etwas baare Münze erſuchte, ſo wurde ich entweder vertröſtet, oder ich erhielt nur ein weniges. Ja ich erinnere mich ſehr genau, daß er mir einmal auf die Bitte, mir einen Theil meiner Beſoldung auszuzahlen, zwei Laubthaler ſchikte.

Genuß des geſellſchaftlichen Lebens, welchen ich für den angenehmſten und aufheiterndſten halte, war mir ſehr dürftig beſchieden. Der Herr Miniſter bat nur ſehr ſelten mich einmal zur Tafel, wenn er etwa einmal Fremde hatte, welche etwas ungeſtüm nach mir gefragt haben mochten. Und da wars kein Genuß, weil ich den Subaltern machen muſte, und — dabei nicht fröhlich ſeyn konte. Zeichen der Achtung gegen meine Talente, und Arbeitſamkeit, welche dem Mann von Ehrgefühl für ſeine Zufriedenheit ſo unentbehrlich ſind, genoß ich weder in ſeiner Geſellſchaft noch im ganzen Schloſſe, weil ers ſich zum Princip gemacht hatte, mich in der Demuth zu erhalten.

Im Schloſſe war gar kein traulicher Zirkel für mich möglich. Alle Lehrer und Maitres hatte Herr Salis ſchon darnach inſtruirt, daß ſie ſich mir nie mit Zutrauen nähern dürften. Und es waren auch Leute, in deren Umgang ich weder für meinen Geiſt noch für mein Herz einige Nahrung hätte finden können: den einzigen Am Stein ausgenommen, von dem ich hernach etwas ſagen werde.

Ich blieb alſo ein wahrer Einſiedler, und mußte mich einzig mit meinem lieben Weibe, das, bei ſeiner guten ſo wenig, als bei der häufigern übeln Laune mich aufzuheitern vermochte, und, — mit meinem braven aber äuſerſt hypochondriſchen, und alle Augenblik verſtimten Heres behelfen. — Wie viele Menſchen in der Welt werden mirs in ſolcher Lage wol nachthun, und ein frohes Herz bei vollem Feuer der Thätigkeit behaupten?

Auſſer dem Schloſſe hatte ich viele Freunde, das iſt wahr, aber — erſtlich keinen eigentlichen Geſelſchafter von der Art, wie man ihn braucht, um die geſunkene Kraft zu beleben, und die verſtimte Laune einmal zur Freude hinauf zu ſtimmen — es waren lauter Männer von hohem Stande, und ernſtem Humor, welche mich auſſerordentlich ſchäzten, aber nie auf traulichen Fuß zu gebrauchen waren, — und zweitens hatte ich ſo ſelten Gelegenheit, zu ihnen zu kommen, daß ſelbſt dadurch ihr Umgang kalt, und ungenießbar blieb. Denn Herr Solis ſahe es allemal mit merklichem Misfallen, wenn ich auf meinen Wagen ſtieg, und einige Stunden meiner Erholung widmete.

Er war auf die Zeit ſeiner Dienſtleute ſo geizig wie auf ſein Geld. Er glaubte, mit ſeiner Beſoldung Leibes und Seelenkräfte als Leibeigenthum erkauft zu haben. Und es verdreß ihn, daß die Natur ſie zum Schlafen und Eſſen zwang, und durch Raubung der dazu nöthigen Stunden, ihm ſein Eigenthum verkürzte, dafür er jede Stunde ihres Lebens anſahe.

Einer meiner würdigſten Freunde in Chur war der Herr v. Svarz, deſſen Sohn unter meinen Zöglingen ſich befand, und bei welchem ich zuweilen eine vergnügte Mahlzeit einnahm. Dieſer gab mir ſehr zeitig ſeine Bedaurung zu erkennen, daß ich in den Händen eines Mannes war, der mich tiranniſiren konte, wie er wolte, ohne daß ich im ganzen Lande Hülfe gegen ihn fand. Er beſtätigte vieles von dem, was Rader mir geſagt hatte.

Mit noch gerührterm Herzen denke ich auch noch an den alten würdigen Fürſten, und Biſchof von Pfefers, welcher mir ſelbſt ſeine Bekantſchaft anbieten ließ. — Es giebt in Bünden, wo ich michs noch recht erinnere, ſieben ſolcher kleinen

Fürſten, die dieſen Titel führen. — Dieſer war ein höchſt liebenswürdiger Greis. Er hatte mittelmäßige Kentniſſe, aber einen recht geſunden ſchlichten Verſtand, vortrefliche Grundſäzze und ein ganz von Menſchenliebe belebtes Herz. — Ich fuhr — auf die erſte Nachricht, die ich erhielt, daß er mich gern ſehen würde, über ſeine Wolken hinauf, und ward mit ganz ausnehmender Güte, und ich möchte ſagen, Zärtlichkeit empfangen. Ich war mehrere Stunden bei ihm im Kabinet, und er ſchüttete ſein ganzes Herz gegen mich aus, welches von dem Herrn v. Salis ſo vol war, daß er nicht wußte, wo er zuerſt anfangen ſolte. Da hörte ich Anekdoten von ſeinem Geizze, von ſeiner Tiranney, von ſeinen Intrigen, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Inſonderheit erzählte er mir eine Menge Beiſpiele von ſeiner Methode, ſeine Lehrer und Dienſtleute zu behandeln, um ihnen kein baar Geld zu zahlen, und ſie am Ende zu ſeinen eignen Schuldnern zu machen, gerade wie mir ſie Nader beſchrieben hatte, und wie ich ſie nachmals ſelbſt erfuhr. —

Noch hatte ich einen dritten Ort, den ich zuweilen beſuchte, um die Freuden der ſchönen Natur zu genieſſen. Das war ein Eiſenhammer, welcher einem gewiſſen Herrn Schulthes in Zürich gehörte, deſſen Sohn, ein liebenswürdiger Knabe, auſſerordentlich an mir hieng, und mich ein paarmal zu ſeinem Begleiter erbat, wenn er in den Ferien Erlaubniß erhielt, einige Tage an dieſem romantiſchen Orte zuzubringen.

Aber in meinem ehelichen Leben hatte die Hofnung mich getäuſcht. Zwar lebte mein gutes Weib ein wenig auf, da der Umgang der eben ſo weiſen als tugendhaften Hortenſia ſie aufheiterte. Aber doch war ſelbſt die wahre Beredſamkeit dieſer Dame nicht vermögend, ihre Hypochondrie ganz zu vertreiben, und ihre Grillen ihr aus dem Kopfe zu bringen.

Sie war gleich anfangs durch Raders Erzählungen zu ſehr von dem Bilde der ſchönen Baviere erſchüttert worden. Dies war und blieb ihr Geſpenſt, das ſie verfolgte. Denn ſchon der übertriebne Abſcheu, den ſie vor einer Maitreſſe hatte, ſezte ſie in Unruhe. Und meine fortdauernde Lebhaftigkeit machte ſie immerdar beſorgt, daß dieſe

Baviere ihr meine freundlichſte Mine rauben, und vielleicht gar — etwas genieſſen würde, was ſie, ſo bald ſie es nur dachte, mit Schauer und Entſezzen erfülte. Ich bekam auch jedesmal meine Pillen zu verſchlukken, wenn ich, was nicht verhütet werden konte, zuweilen in Geſchäften oder zur Viſite bei ihr geweſen war. Und es half nichts, wenn ich ſie heilig verſicherte, daß Madame Baviere nie allein ſey, ſondern in den Nachmittagsſtunden, wo ich dergleichen Beſuche ablegen konte, allemal und ohne Ausnahme den Herrn Miniſter bei ſich habe. Sie fand allemal in dieſem Beſuche einen Grund zum Misvergnügen, welches ihre Thränen oft genug mir merklich machten.

Uebrigens brachte ich meine Zeit bei unermüdetem Fleiße zu. Ich gab ſelbſt täglich ſechs bis acht Lektionen, und übernahm immer die ſchwerſten, welche die Kräfte meiner Unterlehrer überſtiegen. Wo entweder gereifte Sprachkentniß, oder ſokratiſche Lehrart erfodert wurde, da docirte ich ſelbſt. Auſſerdem beſuchte ich die Lektionen der übrigen Lehrer, beobachtete ihre Mängel in der

Methode, und ſuchte ihnen nachzuhelfen. Und wenn ich damit fertig war, ſaß ich auf meiner Studierſtube, und arbeitete für die Lehrer. So habe ich z. B. meiſt allein den ganzen Theſaurus des Stephanus in zwei dikken Foliobänden durchgearbeitet, um für die verſchiedenen Klaſſen, die Vokabelkarten zu verfertigen, welche den ganzen Wortreichthum der lateiniſchen Sprache enthielten, und die ich in meinem Marſchlinzer Erziehungsplane beſchrieben habe.

So verfertigte ich ein eignes Lehrbuch der Religion in deutſcher und franzöſiſcher Sprache (lezteres mit Beihülfe des Herrn Schnell,[*]) nach welchem in den Klaſſen gelehrt wurde. Es wurde in kurzen Aphorismen den Schülern diktirt, und ich ſokratiſirte darüber.

Tag und Nacht war ich ſo, blos und allein für das Inſtitut thätig. Und ich kan heilig betheuern, daß ich in Marſchlinz keinen andern Gedanken gehabt, kein anderes Buch geleſen, kein anderes Studium getrieben habe, als was meine Pädagogik anging. Meine Theologie, meine Prüfungen der Dogmatik, meine Kritik, meine orientaliſchen Sprachen, alles blieb liegen. Ich lebte, allein, und mit Erſchöpfung aller meiner Kräfte, für meine Zöglinge, und den Herrn v. Salis — von dem ich mich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts nicht eines Dankes, nicht einer einzigen Bezeugung ſeiner Zufriedenheit, nicht einmal eines traulichen Achſelklopfens — rühmen kan. Er ſah alles für Schuldigkeit an, die noch oben drein, nach dem Maasſtabe ſeiner Prätenſionen — nur nothdürftig gethan hieß.

Dreißigſtes Kapitel.

Etwas von dem Lande ſelbſt, in dem ich jezt lebte.

Es iſt freilich meiner Lebensgeſchichte nicht weſentlich, eine Beſchreibung des Landes zu machen, in welchem ich wirkſam war. Indeſſen wird es doch gewiß meinen Leſern nicht unangenehm, und ſelbſt für den Zwek dieſer Biegraphie nicht ganz überflüßig ſeyn, wenn ich ihnen ſage, wie mir dies Land erſchienen iſt. Ich werde auch nur wenig und gerade nur das erzählen, was gerade mir aufgefallen iſt, damit die Leſer auch nur meine Empfindungen, und meine Grundſäzze und Urtheile daraus abnehmen können.

Ueber die Schönheit des Landes ſelbſt möchte ich gern am meiſten mich ausbreiten, wenn ich der Fülle meines Herzens folgen dürfte. Aber das würde mich zu weit führen, und auch die Leſer zu wenig intereſſiren. Das Thal, in welchem ich lebte, glich einem Paradieſe. Es war drei Stunden breit, und ward, wie geſagt, vom Rheine durchrieſelt, der da breit, aber äuſerſt flach, durch Kies und Felsſtükke, vom Mittage her, ſich durchſprudelt, und, oberhalb, die Langwarth aufnimt, welche aus einem andern Thale von Morgen her hinausſtürzt. Das Auge ſahe nichts als Felder, Wieſen, Städte und Dörfer, und hatte nun auf allen Seiten, in gehöriger Entfernung, die mannigfaltigſten Ausſichten in die höchſten Gebürge, unter denen nakte Felſen, und fruchtbare Alpen mit farbenreichen Waldungen abwechſelten. Man denke ſich hier den möglichen Genuß. Ach daß ich hier ein erträglicheres Schikſal gefunden hätte! Die bloſſe Natur hätte mich ſelig gemacht.

Aber ſo himliſch ſchön das Land iſt, ſo wenig haben mir ſeine Einwohner gefallen. Die Bünder ſind ein rohes Naturvolk, und ihr Karakter ſchien mir, Troz, Freiheitsdünkel und Faulheit zu ſeyn. Der gemeine Haufe ſind Bettler im Grunde, die nichts haben und haben wollen. Sie arbeiten im Sommer gerade nur ſo viel als ſie brauchen, um nicht Hungers zu ſterben. Und den Winter über ſizzet die werthe Familie auf ihren großen breiten Oefen, welche aus einer ſteinernen Platte beſtehen, wärmt ſich den Popo, und erzählet ſich von der Geſchichte der Landtage, und den Abſchlüſſen, die da gemacht worden ſind, und von den Streitigkeiten, die es da gegeben hat, und von den alten Rechten und Gerechtſamen, kurz von alle dem, was die Jungen von Jugend auf mit den Verfaſſungen des Landes, mit den Geſezzen und Rechten, Befugniſſen und Obliegenheiten, bekant machen kan: um den Mangel eines geſchriebenen und gedrukten Kodex, und einer Vaterlandsgeſchichte zu erſezzen.

Dieſes müſſige Leben im Winter hat die merkwürdige Folge, daß der Bündner Bauer mehr von ſeinem Vaterlande, von ſeinen Gerechtſamen und Geſezzen weis, als mancher Advokat in Deutſchland, und der auch mehr davon zu reden im Stande iſt. Man würde erſtaunen, wenn man auf den Landtagen oft die zerlumpteſten Bauern auftreten ſieht, und ſie ſprechen hört. So ein Menſch iſt im Stande eine halbe Stunde lang ſeine Meinung oder Vorſchlag, oder Widerſpruch zu entwikkeln, Punkt für Punkt mit der ſchönſten Ordnung aus einander zu ſezzen, alle Beziehungen auf alle Landtagsabſchlüſſe zu bemerken, und ſo darüber zu peroriren, daß kein Advokat in Paris beſſer zu plädiren vermögend iſt.

Das iſt der Geiſt der Freiheit und des wahren Patriotiſmus. — Die Bünder ſind wirklich ein eigentlich freies Volk. Jedes mänliche Individuum hat mit allen übrigen ganz gleichen Antheil an der Staatsverwaltung. Der ſchlechteſte

Bauer kan ſo gut Poteſtat im Veltelin werden, wie der vornehmſte Edelmann, und wird es auch zuweilen. Er kan auf Landtagen völlig ſo ſprechen, wie der Graf und der Fürſt. Der reichſte Edelmann hat nicht mehr Stimme und Gewalt, wie der ärmſte Bauer. Jeder kan Vorträge machen. Jeder kan ſeine Meinung darüber ſagen.

Der Herr Miniſter iſt mehr als einmal vom Widerſpruch der Bauern geängſtet, und einmal ſo erſchrekt worden, daß er ausreiſſen, und beim Sprunge über einen Zaun, ſeinen Haarbeutel in der Hand des Nacheilenden laſſen mußte. Doch Salis wußte ſich greſſentheils wol zu helfen. Er war reich und verlehnte an den größten Theil der Bauern ſeiner Gemeine kleine Poſten, von fünf bis höchſtens funfzehn Gulden. Wenn denn ein Landtag kam, wo er etwas durchzuſezzen wünſchte, ſo gieng er herum und bat um die Stimme, und wer ſie ihm abſchlug, dem kündigte er das Kapital auf, welches der Bettelbube zu bezahlen nicht im Stande war. So bekam er gewöhnlich plurima vota auf ſeine Seite.

Aber ich ſahe unter dieſem Volke, daß Freiheit wirklich kein Gut iſt, welches der Schöpfer für den großen Haufen beſtimt haben kan. Nur in der Hand des Weiſen kan es glüklich machen. Die Bündner waren, eben durch ihre Freiheit, ein rohes und träges Volk, weil ſie keine Dienſte, keine Abgaben, mit einem Worte keine von den Laſten zu tragen hatten, welche in minder freien Staaten, das Volk tragen muß. So war auch Induſtrie, Handel, Wiſſenſchaften, Künſte mit aller Kultur gleichſam ausgeſtorben. Kein Bauer arbeitete mehr, als er für ſeine Lebſucht brauchte, und das war, weil er nichts abgeben durfte, ſehr wenig. Kein Handwerker reiſete, und beeiferte ſich ſeine Kunſt zu vervolkomnen. Alle Dinge wurden gemacht und verarbeitet, wie man ſie vor hundert Jahren auch gemacht hatte. Alles neue und moderne war eben ſo unbekant, als widrig. — Salis verſuchte nur z. B. eine leichtere Pflugart ihnen bekant zu machen, aber ſie fuhren fort, mit ihrem Centnerſchweren Geſchir, und vier Pferden zu akkern.

Nur reiche Edelleute ſchikken ihre Söhne zuweilen auſſer Landes, und laſſen ſie mit fremden

Sprachen und Sitten vertraut werden, um ihren Karakter abzuſchleifen, und ſie als Officiers in Frankreich verſorgen zu können. Sonſt geht des Studirens wegen ſelten ein Bündner auſſer Landes. Wenigſtens war es bis zu meiner Zeit wenig oder gar nicht geſchehen.

Wenn ein Bauer ſeinen Jungen zum Pfarrer beſtimt, (ein Edelmann thut das ſchon nicht) ſo läßt er ihn anſtekken. Das wil ſo viel ſagen. Er thut ihn im ſechzehnten Jahre, wo er noch keinen Buchſtaben aus dem deutſchen Alphabethe kennt, zu einem Pfarrer in die Koſt. Da lernt er deutſch und lateiniſch leſen, und wenn er das kan, ſo fängt der Bube an Burgs Kompendium der Theologie zu memoriren, und lebt bei dieſer Arbeit ſieben, acht Jahre bei ſeinem Pfarrer, und wird durch dieſe Koexiſtenz — ſelbſt Pfarrer. Er hört den Pfarrer predigen, und katechiſiren, das iſt alles. Der Bauer glaubt, das ſtekke an. Genug der Junge muß, wenn er ſeinen Burg auswendig kan, nach Chur und ſich darüber examiniren laſſen, und wird damit — Pfarrer.

Ich bekam ſelbſt einen jungen Menſchen von ein und zwanzig Jahren Namens Marr, unter meine Zöglinge, welcher von der Natur Trieb zum Lernen hatte, und daher meinen Unterricht ſich wünſchte, weil er von mir gehört hatte. Dieſer erzählte mir ſelbſt, daß er ſchon ſechsmal den Burg habe durchmemoriren müſſen, und daß es in Bünden keine andere Methode gebe, Pfarrer zuzubereiten. — Die Leute waren auch darnach. Die meiſten waren Schwärmer, und ſaalbaderten vom Lamme.

So ſahe es unten im Thale aus. Man kan leicht urtheilen, wie roh die Menſchen oben in den Alpen ſeyn mußten, wo ſie oft fünf, ſechs, ſieben Stunden Weges weit herunter hatten, wenn ſie in eine Kirche wolten: wo ſie Käſe ſtatt Brod aßen, und von alle dem nichts wuſten, was den menſchlichen Körper verfeinert, und den Geiſt über das thieriſche erhebt. —

Sehr wenig Vieh war unten im Thal zu ſehn. Denn ſelbſt die Thalbewohner haben ihre Heerden Sommerszeit oben in den Alpen, wo die Butter in großer Quantität geſamlet, und von Zeit zu Zeit ausgeführt wurde. Daher iſt friſche Butter in Städten und Dörfern eine Seltenheit, — was mir anfangs ganz ſonderbar vorkam, da ich gerade da mich in der delikateſten friſchen Butter recht ſättigen zu können gehoft hatte. —

Noch muß ich einer Merkwürdigkeit in der Staatsverfaſſung gedenken, die ich aus dem Munde mehrerer Groſſen habe. In Bünden ſind zwei Partheien. Die eine iſt dem franzöſiſchen, die andere dem kaiſerlichen Hofe ergeben. Beide ſind in beſtändiger Machination gegen einander. Der franzöſiſche Hof wirkt gegen den kaiſerlichen und umgekehrt. Beide Höfe beſolden auch ihre Parthegänger mit 300 — bis zu 1000 Gulden. Zu meiner Zeit waren die Saliſſe auf franzöſiſcher Seite, und die Sprecher, ein zahlreiches und mächtiges Haus, ſutenirten die kaiſerliche. Was die beiden Höfe für Abſicht haben, unter den Großen des Landes ſich Parthei zu machen, weis ich nicht, und — brauche ich auch nicht zu wiſſen, — wird man ſagen. Ganz wol! — Ich vermuthe aber, der kaiſerliche Hof gieng oder geht damit um, die Bündner zu bewegen, daß ſie die Anlegung einer Heerſtraſſe durch ihr Land, nach den Italieniſchen Staaten erlauben, und das — ſucht Frankreich zu kontraminiren.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Das Marſchlinzer Philantropin.

Wie ſchwer es mir ward, mit Muth und Freudigkeit hier zu arbeiten, werden meine Leſer alsdann erſt ganz einſehen, wenn ich ihnen die damalige Lage des Inſtituts werde gezeichnet haben.

Den Herrn Miniſter, als den Fürſorger, wie er ſich nach Baſedows Vorſchrift nannte, kennen ſie nun ſchon. Es war ein Mann von großem Genie, und ausgebreiteten Kentniſſen, und dabei der feinſte Staatsmann. Von dieſer Seite verdiente er ohne allen Streit Ehrfurcht, und Bewunderung. Ich habe ſelbſt einmal zugehört, wie er der

Madame Baviere Ramlers Horaz verlas, und eine Ode ihr kommentirte, und bin ganz von ihm bezaubert worden. Mit ſo vielem Geſchmak, und dabei tiefen Scharfblik habe ich noch nie einen Kenner der Kunſt, ein Meiſterwerk analyſiren hören. — Aber freilich ſein Geiz, ſein Egoismus, ſeine Hartherzigkeit milderten gar zu ſehr den Glanz ſeiner Tugenden, und erpreßten den meiſten Menſchen Seufzer, welche unter ſeiner Gewalt ſtunden — am meiſten ſeiner vortreflichen Gattin.

Nach ihm war im Schloſſe der einzige Mann von vorzüglichem Werthe, ein gewiſſer Doktor Am Stein, welcher der Arzt des Philanthropins war, und über Naturgeſchichte einige Lektionen gab. Er vereinigte gründliche Kentniſſe, und reifes Urtheil mit einem ſehr edlen, und dabei feſtem Karakter. — Ich hätte mir ihn zum vertrauten Freunde gewünſcht. Aber er durfte, um des Miniſters willen, ſich keine alzugroße Zuneigung gegen mich merken laſſen. Denn er kannte die Wirkungen des heimlichen Grols dieſes Mannes zu ſehr, als daß er ſie nicht hätte ſcheuen ſollen. Er war zudem der Liebhaber der Hortenſia, und verließ mit ihr, noch zu meiner Zeit, dieſes Fegefeuer, und eilte mit frohem Herzen nach Zürich, um — hier nicht mehr zittern zu dürfen.

Alle übrige Perſonen des Inſtituts waren ſo beſchaffen, daß kein Philanthropin mit ihnen zu ſtiften möglich war, und wenn der Engel Gabriel mit 4000 Gulden Beſoldung als Direktor wäre angeſtelt worden.

Mein Heres war der beſte unter allen. Und ſelbſt dieſer hatte nur Genie und Eifer. Aber es fehlte ihm an den Materialien. Er hatte Theologie ſtudiert, und war in Schulwiſſenſchaften vernachläßiget worden. In Sprachen, Geſchichte, Mathematik u. ſ. w. war er nicht bewandert. In Jahr und Tag würde er ſich eingearbeitet haben, und ein vortreflicher Schulmann geworden ſeyn.

Schnell konte zu nichts gebraucht werden, als zu den mathematiſchen Lektionen, und zu einigen franzöſiſchen. Er machte mir manche Unannehmlichkeiten, durch die hinterher erſt von mir entdekte Verbindung mit meiner Franzöſin. Er heirathete ſie am Ende noch, und mußte, von Salis kurzgehaltenen Zügeln geführt, dieſe Thorheit büßen.

Und ſolte man wol glauben, daß auſſer dieſen genanten Perſonen nur noch ein einziger Menſch vorhanden war, welcher einige Zeit nach mir ankam, — und daß ich mit dieſen wenigen Perſonen alle die mannigfaltigen Klaſſen, in allen Fachen, beſezzen, und alle Arten des Unterrichts beſtreiten mußte? — Alle übrige Perſonen des Philanthropins beſtunden in dem Inſpektor, und einigen Maitres, welche alle in ihrer Kunſt keine Meiſter waren.

Und dieſer einzige Menſch war noch oben drein in allem Betracht unbrauchbar. — Möchte ich im Stande ſeyn, ihn meinen Leſern zu beſchreiben! Aber er war ſo originell, daß ich gar keinen Ausdruk zu finden weis, ſeine Eigenheiten kentlich zu machen. Ich wil nur ein paar Züge verſuchen.

Herr Thiele, (ſo hieß er) machte keine einzige Bewegung ſeiner Gliedmaſſen und Muskeln, wie andere Menſchen. Wenn er z. B. ein Kompliment anbringen wolte, ſo machte er erſt ein blizſchnelles, Halt: dann ſchoß er auf einmal mit der gröſten Geſchwindigkeit, und mit ganz ſteifgeradem Körper auf den zu, dem es galt: machte wieder ganz preß an ihm, halt, ſo daß er beinahe mit ſeiner Bruſt des andern Bruſt berührte: ſchob den Kopf nach ihm hin, und nahm die allerſchalkhafteſte Mine an: und ließ dann geſchwind den Kopf niederfallen, wie wenn er an des andern Armen hinabſehen wolte: und nun blieb er ſtehen, und ſprach mit ihm. So ſonderbar war der Mann in allen Stellungen, Bewegungen und ſelbſt im Ausdruk.

Aber noch origineller zeigte er ſich in ſeinen Vorſtellungen, und nach denſelben eingerichteten Handlungen. Er hatte z. B. die Idee gefaßt, daß Philanthropiſten zur Unerſchrokkenheit gewöhnt werden müßten. Auf einmal fiels ihm ein, eine Heerde Zöglinge in den Spielſtunden aus dem Schloſſe zu führen, mit ihnen gerade auf die Langwarth zuzugehen und zu rufen: Nun, Kinder, wollen wir durch! Sein Gedanke war, daß die großen Felsſtükken, mit denen das Bette des Strohms wie überſäet war, und zwiſchen denen er durchſtürzte, überall ſo nahe an einander lägen, wie am Ufer, und daß er mit den Kindern, von einem Steine zum andern ſchreiten, und ſo über den breiten Strohm hinüberkommen würde. Daß ein Kind bei dieſem Schreiten fehltreten, und in den Strohm ſtürzen könte, fiel ihm nicht ein. Und hätten nicht Bauern ihm mit Aengſtlichkeit zugerufen, und vor der Gefahr, die gegen die Mitte des Strohms immer größer wurde, gewarnt, er hätte ein paar Kinder glüklich erſaufen laſſen.

Es war Schade um den jungen Mann. Er hatte auſſerordentlich viel geleſen, und eine ungeheure Maſſe von nuzbaren, aber leider nur iſolirten, nirgends zuſammenhängenden Ideen ſich geſammelt, und er beſaß dabei einen ganz erſtaunenden Grad von Wiz, dieſe Ideen auf die unerwarteſte Art zu vergleichen, und zu kombiniren. Aber ſeine Lektionen fruchteten nie, theils, weil er zu konfus war, theils weil die Zöglinge zu ſehr über ſeine Originalität ſich beluſtigten, und alſo gar kein Reſpekt hervorzubringen war.

So ſahe es im Marſchlinz um die Lehrer aus. Die Wohnungen der Zöglinge waren nicht beſſer.

Der Miniſter hatte einen Flügel anbauen laſſen, der einer Laterne glich. Ich glaube, daß das Holz zu den äuſſern Wänden höchſtens ſieben Zol ſtark war. Das innere hielt vielleicht nicht vier. Und die Zimmer ſelbſt waren aus bloſſen breternen Wänden geformt, welche mit allerlei buntem Papire unregelmäßig überklebt waren. Jedes Zimmer hielt ohngefähr drittehalb Ellen in die Breite, und eine in die Länge. Aus einem Bettchen und einem Schemmel, nebſt einem kleinen Tiſchchen — beſtund das Meublement. Sie waren der höchſten Kälte und Hizze ausgeſezt, und daher zum Studiren wie zum Schlafen unbequem. Solcher wohnbaren Schränke gabs neunzig.

Die Koſt war der erſten Einrichtung nach hinreichend gut Aber unter dem Gouvernement der Madam Baviere war ſie herzlich ſchlecht geworden. Eine Suppe und zwei Schüſſeln warmes Eſſen wurden zwar geliefert, aber oft ganz ungenießbar. Das Fleiſch war bald ſchlecht an ſich, bald hart, bald riechend. Die grünen Gemüſe waren oft mit dem elendeſten Talge geſchmolzen. Und das gebakne war oft ganz grün auf dem

Boden, von der kupfernen Pfanne, in der es gelegen hatte. Auch war gegen alle dieſe Fehler der Oekonomie keine Remedur möglich. Denn der Miniſter protegirte ſeine Dame, und es gehörte ſchon wegen der Furcht, die er allen eingeflößt hatte, viel Muth dazu, wenn man eine Klage bei ihm anbringen wolte. Mein Heres wagte es einmal, ward aber verſichert, daß ers nicht verſtehe. Selbſt Am Stein, der noch eine gewiſſe Autorität hatte, trug einmal eine Schüſſel Gemüſe zum Herrn Fürſorger, welches wie pures Unſchlit roch. Aber der Philoſoph lehrte ihn Philoſophie. Er kam und ſezte ſich ſelbſt mitten unter ſeine Schüler, und fing an, in die Gemüſe Schüſſel einzuhauen, als ob er in zwei Tagen nichts gegeſſen hätte. Daß ers alſo ſelbſt aß (er war wirklich der Mann, dem alle Koſt gleichgültig war, und der zwiſchen friſcher Butter, und Unſchlit keinen Unterſchied fand) mußte ein Beweis ſeyn, daß alle Lehrer und Schüler Unrecht hätten, und Madam Baviere für ein ſo delikates Gemüſe noch Dank verdiene.

Für phyſikaliſche Erziehung war wenig geſorgt. An Bäder und ähnliche Mittel für die Leibesſtärkung war gar nicht zu denken: wenn nur ſonſt Ordnung und Reinlichkeit überall geherrſcht hätte. Ein einziger Mann, den man den Inſpektor nente, ſolte für alles allein ſorgen, und das war unmöglich, zumal da die Anſtalten gar nicht darnach waren. Der damalige hieß v. Roſenthal, und war ein abgedankter franzöſiſcher Officier, von etliche ſechzig Jahren. Der Miniſter hatte ihn beredet ſeine kleine Penſion, die er in Baſel angelegt hatte, aufzugeben, ſeine ſchönen Mobilien zu verkaufen, und ihm nach Marſchlinz mit Weib und Kind zu folgen. Dieſer arme alte Mann war das unglüklichſte Geſchöpf im ganzen Schloſſe. Früh um vier Uhr mußte er, ganz angezogen, ſchon im Schloſſe herum patrulliren, und die Bedienten wekken, und für alles ſorgen, was zum Waſchen, Ankleiden, Frühſtük u. ſ. w. für die Zöglinge erforderlich war. Und ſo mußte er ſich den ganzen Tag bei allen Theilen der Inſpektion, die ihm aufgehalſet war, herum preſchen laſſen, bis des Nachts um eilf Uhr, wo er noch, wenn alles zu Bette war, dafür ſtehen mußte, daß alle Thüren verſchloſſen, und alle Lichter ausgelöſcht waren. Er kam in dieſer Zeit auf keinen Stuhl zu ſizzen. Oft ſchnauzte ihn der Miniſter ſchon an, wenn er ein paar Minuten zu lange bei ſeiner Mahlzeit geruht hatte. Und alle Kleinigkeiten, die im Schloſſe von einem Durchgehenden getadelt werden konten, wurden ihm zur Laſt gelegt, und gaben dem Miniſter Gelegenheit, ihm bittern Vorwurf zu machen. Ich habe nie einen Mann unter der Laſt ſeines Schikſals ſo viel weinen ſehn. Und bei dieſen Strapazen und Mishandlungen hatte der Mann kaum ſatt zu eſſen. Es war ihm, wie er mir ſagte, weit mehr verſprochen, als er erhielt. Er lebte ſo genau, wie der ärmſte Mann. Und da er kurz vor meinem Abſchiede fort mußte, machte ihm der Herr v. Salis ſeine Rechnung ſo, daß er ihm zwiſchen zwei und drei hundert Gulden ſchuldig blieb. — Ich werde zeit meines Lebens an dieſe Scene gedenken, wie der alte Mann jammerte, und ſeine Hände rang, da er dieſe Rechnung erhielt, und vom Miniſter gezwungen wurde, ſeine kleine Penſion, die er vom Könige hatte, ihm zu aſſigniren, ſo weit ſie zu Tilgung der Schuld nöthig war. Mir ſelbſt erpreßte dies Schikſal eine Thräne. Aber ich zitterte viel zu ſehr vor dem Tirannen, als daß ich mich des Unglüklichen hätte annehmen ſollen. Auch bin ich gewiß, daß alle meine Vorſtellungen vergeblich geweſen wären. Denn der Herr v. Roſenthal hatte ihm ſchon geſagt, was ich ihm hätte ſagen müſſen: daß es grauſam ſey, einen Mann erſt bis auf den Tod zu peinigen, und Galeerenarbeit aufzulegen, und dann noch dasjenige als Schuld von ihm zu fodern, was er blos auf die nothdürftigſte Sättigung, und Leibesbedekkung verwendet hätte: ja daß es unmenſchlich ſey, einen alten Mann erſt aus ſeinem Brode herauszureiſſen, in ein fremdes Land zu ſchleppen, und dann nicht nur nakkend fortzuſchikken, ſondern auch zu zwingen, ihm die kleine Summe zu verſchreiben, von welcher er künftig ſeinen Hunger ſtillen, und ſeinen Kindern Brod geben müßte: und daß das alles um ſo abſcheulicher ſey, da dieſe Härte ein reicher Mann gegen einen — edeln und rechtſchafnen — Armen verübte.

Der philanthropiniſche Gottesdienſt fehlte ganz. Es war nichts von alle dem veranſtaltet, was durch Feierlichkeit und ſinliche Darſtellung irgend einen großen Gedanken in der Seele des

Zöglings aufwekken, irgend ein wirkſames Gefühl für Gott, und Tugend erregen oder erwärmen konte. Wir gingen alle Sonntage einmal, des Morgens, in unſere Kirche oder Kapelle, und hatten da Geſang und Predigt, wie man ſie überall findet, d. h. den ſimboliſchen Büchern gemäß, und dem homiletiſchen Leiſten angepaßt.

Um die Spiele und Vergnügungen der Kinder ſahe es eben ſo traurig aus. Als ich kam, war noch gar nichts da. Denn es ſolte nun erſt alles philanthropiniſch werden. Aber der Herr v. Salis ſchlug überall ſelbſt vor, und ich ſagte zu allem Ja: weil ich ſchon wußte, daß er ſeine Einfälle für unverbeſſerlich hielt, und ſie ſchon mit ſeiner Sparſamkeit in Harmonie gebracht hatte, ſo daß ich es nicht wagen durfte, hier Disharmonie wollen zu ſcheinen. Es waren um das Schloß herum die anmuthigſten und ſchattenreichſten Orte, die gewählt werden konten. Aber der Miniſter wolte keinen nuzbaren Flek miſſen, ſondern beſtimte den ihm ohnehin unnüzzen Schloßgraben dazu, unter dem Vorwande, daß da die Kinder bei ein=

ander gehalten, und überſehn werden könten. Das war denn ein Graben bei vierzig Ellen breit, und zwanzig Ellen tief, mit dikker Mauer umgeben, der gerade ſeiner Länge nach von der heiſſen Mittagsſonne beſchienen wurde. Hier lag alſo die Sonne unaufhörlich, und verurſachte, der Tiefe halber, eine unerträgliche Hizze. — Herr Salis bauete, weil nicht ein einziger Baum darinnen war, einen Schuppen am Ende des Grabens, deſſen Dach der einzige Schatten war, den man genieſſen konte. Hier waren Kegel zum Spiel, und Grabſcheite und Rechen, zur Gartenarbeit, für welche auf der andern Seite ein Streifchen Erdreich angewieſen war. Das war der Zeitvertreib alle. Das war die ganze Philanthropiniſche Gymnaſtik.

Ich — konte für die Erziehung nichts thun. Der Miniſter hatte mir alle Einmiſchung ins Oekonomiſche gänzlich unterſagt. Meine Arbeit war, Schule halten, Lehrmethoden vorarbeiten, und die Lektionen und Schüler in ihre Klaſſen vertheilen. Ich konte keinem Bedienten befehlen, ein Glas Waſſer zu holen. Ich konte keinen Lehrer zu ſeiner Schuldigkeit anhalten. Ich mußte alles dem Miniſter anzeigen, und es darauf ankommen laſſen, ob ers vergeſſen oder beſorgen, ob ers ſo oder anders einrichten, ob er meinen Tadel behaupten oder die Verantwortung gegen mich geltend machen wolte.

Man ſage, ob es für einen Mann, der wirklich vor Begierde brante, Gutes zu ſtiften, und der mit ſolchem Feuer zu arbeiten gewohnt war, ein elenderes Leben geben konte? — War dieſer elende Zuſtand des Inſtituts, der ſo ſehr den prahleriſchen Ankündigungen im Publikum widerſprach, meinem Eifer, den ich anwandte, um meine Pflicht zu erfüllen, nicht ein tägliches Leiden? — War dieſe Zurükſezzung, dieſe Ausſchlieſſung von aller Theilnahme an der Sorge für das unzertrenbare Ganze nicht tägliche Kränkung? War mein unermüdeter Fleiß bei der ſpröden Begegnung des Fürſorgers, der nie eine freundliche Mine mir gab, mit ſichtbarem Mistrauen nur auf Spuren meiner geträumtem Herſchſucht lauerte, mit für meine Arbeitſamkeit und Eifer nie die geringſte Zufriedenheit bezeigte, jede Stunde, die ich zu meiner Erholung anwendete, mit ſchelen Augen als einen Raub ſeines, Eigenthums betrachtete, und ſelbſt meinen Lohn mir ſo zuzeddelte, daß ich nie über eine Summe von hundert Thalern gebieten konte, — nicht eine immerwährende Peinigung?

Und nun denke man ſich zu dem allen noch die beſtändige Furcht, in der ich leben mußte, dieſem hartherzigen Mann durch einen Fehltrit zu misfallen, oder durch eine Verleumdung gehäſſig zu werden, und dann ſeine bisherige Kälte, und Sprödigkeit in eigentliche Bedrükkungen übergehen zu ſehen, und — bei dieſer Furcht noch den bangen Gedanken, daß gegen einen ſo mächtigen Mann, in dieſem Lande, keine rechtliche und entſcheidende Hülfe war — daß dieſer bei ſeiner Macht ſo hartherzige Mann mich ſchlechthin in ſeinen Händen hatte, und mich allenfals ſo lange quälen, und martern konte, bis ich aus Deſperation davon lief, ohne irgend einen Regreß an ihn zu behalten. War dieſer Zuſtand weniger als Fegefeuer?

Aber noch das allererſchreklichſte! Ich hätte in Deutſchland alle meine Konnexionen aufgegeben. Ich hatte in Bünden alle meine Schriftſtellerarbeiten unterbrochen, und mein ganzes theologiſches Studium auf die Seite gelegt. Ich war noch überdies mit dem böſen Namen aus Deutſchland gegangen, daß ich ein Irlehrer ſey, und wenn ich nicht ſelbſt ging, in Gieſſen würde ſeyn abgeſezt werden. Ich hatte alſo nicht die geringſte Hofnung, jemals aus Deutſchland wieder einen Ruf zu erhalten. Man denke ſich dieſe Hofnungloſigkeit, bei jener Furcht vor einer möglichen Verſchlimmerung meines ſchon an ſich höchſt traurigen Schikſals, und ſage dann, ob dies Leben nicht — faſt eine Hölle war?

Ich habe in Stunden des einſamen Nachdenkens auch wirklich Höllenqual ausgeſtanden, und bin der Muthloſigkeit mehr als einmal nahe geweſen: beſonders nach Beendigung des Michaelis-Examens, bei welchem der Undank des Miniſters gegen die ganz unſäglichen Arbeiten die ich geleiſtet hatte, und die äuſerſte Herabwürdigung meiner Perſon, mich vollends ganz zu Boden ſchlug, und mich ſo weit brachte, daß ich mit den Verluſt meiner Geſundheit in ſtäter Arbeit mich gleichſam betäuben mußte, um nur nicht meines Zuſtandes mir bewußt, und zur Verzweiflung hingeriſſen zu werden. —

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Philanthropiniſche Prüfungsfeierlichkeiten.

Ich hatte den Sommer über gearbeitet wie ein Gaul, und geduldet wie ein Lamm. Am Ende deſſelben verlautete äuſerlich, (denn der Miniſter theilte mir nie ſein Vorhaben mit) daß zu Michael das Philanthropin dem ganzen Publikum in ſeinem vollen Glanze zur Schau gegeben werden ſolte.

Schrekken und Angſt überfiel mich. Denn ich war der Mann, auf den das Publikum ſein

Auge geheftet hatte. Ich hieß Direktor des Philanthropins. Von mir war es bekant, daß ich mit Baſedow vier Wochen lang gelebt hatte, um ein Meiſterſtük auszubrüten. Von meinen Talenten ſo wie von meiner Thätigkeit hatte man die größten Erwartungen. Alſo war es augenſcheinlich, daß man den Menſchenfreund Salis blos wegen der 50000 Gulden bewundern würde, die er aufgewendet zu haben verſicherte, und daß ich, für die Erndte dieſer reichen Ausſaat, würde in Anſpruch genommen werden. Salis, mußte es heiſſen, hat ſich ſo patriotiſch aufgeopfert, hat alles angewandt um ein volkomnes Inſtitut zu begründen, was hat nun Bahrdt geleiſtet? Wie ſtehts nun um die Diſciplin, um die Sitten der Zöglinge, um ihre Kentniſſe, um die Methoden, um phyſikaliſche und moraliſche Erziehung? Wie ſehr wird mans nun den Lehrern und Kindern anſehen, daß ſie bereits ein ganzes halbes Jahr in den Händen eines ſolchen Direktors geweſen ſind? — Was konte ich nun wol mir, nach der gegebnen Beſchreibung von meiner Lage, und der wirklichen Beſchaffenheit des Inſtituts, für einen Ausgang verſprechen! Mußte ich nicht fürchten, daß alle Welt über mich die Köpfe ſchütteln, und — daß Herr Salis ſelbſt, bei auffallenden Blöſen des Inſtituts, über mich die Achſeln zukken, und lieber meine als ſeine Ehre opfern würde?

In dieſer Angſt ſprach ich den Miniſter, und fragte ihn, ob dem ſo ſey, daß das Inſtitut einer öffentlichen Prüfung ausgeſezt werden ſolle? Er bejahte die Frage froſtig, und glaubte mir ſchon alles geſagt zu haben, was ich zu wiſſen nöthig hätte. Ich wolte mehr wiſſen. Ich verlangte Unterricht, wie er dieſe Prüfungen einrichten würde. Aber er fertigte mich damit ab, daß er zu ſeiner Zeit die Sache ſelbſt gehörig veranſtalten würde. — Man höre, wie mirs gieng.

Der Miniſter verreiſete, ohne mir ein Wort zu ſagen, ohne die geringſten Verhaltungsbefehle zurükzulaſſen. Dem Herrn Baviere, und dem Inſpektor hatte er geſagt, daß bei ſeiner Zurükkunft viele Fremde aus der Schweiz ſich einfinden würden, um einer feierlichen Prüfung beizuwohnen. Man ſolle ſorgen, daß alles in guter Ordnung gefunden werde. Das war alles.

Jezt ſtekten wir alle ängſtlich die Köpfe zuſammen, und berathſchlagten, was jeder zu thun habe. Denn alle zitterten vor dem Miniſter, und vor dem Drohen ſeines Bliks. Keiner hatte einen Begrif von ſolchen Prüfungsfeierlichkeiten. Keiner wußte, was der Miniſter darunter verſtund, daß alles in guter Ordnung ſeyn ſolte. Und doch wolte keiner das Unglük erleben, daß der Miniſter bei ſeiner Zurükkunft ihm einen Vorwurf machen könte.

Was ſolte ich, bei dieſer algemeinen Verwirrung, anders thun, als mich der Sache ohne alle Inſtruktion unterziehn, und nach eignem Gutdünken einen Plan entwerfen, nach welchem die Feierlichkeiten vor ſich gehen ſolten. Ich ſezte voraus, der Miniſter wolte das Publikum befriedigt wiſſen. Ich ſahe die Unmöglichkeit, es mit lauter Warheit zu befriedigen. Alſo beſchloß ich, durch Täuſchung zu erſezzen, was an Warheit abgieng. Ich machte meinen Plan ſo, daß wir drei Tage Feierlichkeiten hatten, und alle Tage für die neugierigen Zuſchauer etwas neues zu ſehen war, was ſie für unſer Inſtitut einnehmen konte. Mit einem Worte, ich machte es wie Baſedow. Ich gab den Augen, und der Phantaſie des Publikums ſo viel ich geben konte.

Ich hatte zur Vorbereitung ohngefähr eilf Tage Zeit. In dieſer Zeit vergaß ich Mahlzeit und Schlaf. Ich ſezte mirs in den Kopf, dem Miniſter ein herkuliſches Stük Arbeit zu liefern, und durch den Grad meines Eifers für die Erhaltung ſeiner Zufriedenheit, wenigſtens einmal eine freundliche Mine, oder gar einen dankenden Händedruk mir zu erringen. Und Am Stein ſelbſt, welcher Zeuge meines übermenſchlichen Fleißes war, weiſſagte mir jezt, daß der Miniſter Freude über mich haben, und bezeugen würde.

Und nun wil ich nur kürzlich meine Arbeiten zuſammen rechnen. Ich präparirte erſtlich meine Lehrer täglich auf diejenigen Lektionen, welche dem Publikum zur Schau gegeben werden ſolten. Ich arbeitete das ganze philanthropiniſche Geſezbuch aus, an welches noch gar nicht gedacht worden war, und welches alle Pflichten und Funktionen des Fürſorgers, Direktors, Inſpektors und aller Lehrer enthielt nebſt allen Vorſchriften, welche die phyſikaliſche und moraliſche Erziehung der Kinder erzielten. Es war über vier Bogen ſtark, und ſtelte ein Ideal dar, davon wir nie den zehnten Theil in Ausübung gebracht haben und bringen konten. Ich verfertigte eine Rede, die eine Stunde lang dauerte, mit welcher ich am erſten Tage die Solennitäten eröfnen wolte: dann eine etwa kürzere Rede für den Nachmittag, welche vor der feierlichen Publikation des Geſezbuchs vorhergehen ſolte, nebſt einer Schlußrede. Ich machte drei Reden, mit welchen die drei philanthropiniſchen Tempel im ſchattenreichen Haine feierlich eingeweiht werden ſolten, — der Tempel der Weisheit, der Tempel der Tugend, und der Tempel der Wolthätigkeit. Ich präparirte eine Komödie, welche die Zöglinge aufführen ſolten. Ich machte Geſänge, welche bei den drei Proceſſionen zu den drei Tempeln, auf dem Wege ertönen ſolten. Ich entwarf für den Druk einen halben Bogen, welcher die Beſchreibung aller Feierlichkeiten enthielt, die auf jeden Tag zu ſehen waren, und welcher unter die Fremden vertheilt werden ſolte. Ich bereitete mich ſelbſt auf alle meine Probelektionen, die alle in ſokratiſcher Lehrart gehalten werden ſolten.

Dieſes alles leiſtete ich durch täglichen und nächtlichen Fleiß, und bearbeitete gewiß alles ſo, beſonders meine Reden, daß ſelbſt der denkende Zuhörer Vergnügen, und Rührung empfinden mußte. In jeder Rede neue und intreſſante Gegenſtände. In jeder Rede eine eigne Manier. In jeder eine angemeſſene Art des Ausdruks, und der Deklamation. Kurz ich that, bis zur äuſſerſten Abſpannung meiner Kräfte, mein möglichſtes, um das Publikum zu befriedigen, und meines Befehlshabers Beifall, und Zufriedenheit zu erlangen. Und Gott weis es, daß ich bei der Arbeit, wenn der Schweiß meine Kleider durchnezte, mit innigſter Heiterkeit und Freude es dachte, und mich durch und durch dabei erquikt fühlte, daß Salis jezt zu Zeichen der Güte gezwungen werden würde.

Salis kam — und mit ihm ein Schwarm lauter kompetent ſeyn wollender Richter. Der heilige Lavater unter ihnen! — Ich neigte mich ehrerbietig, und überreichte dem Miniſter den halben Bogen. „Sie haben mich nicht vorher inſtruirt. Ich habe es alſo wagen müſſen, die Prüfungsfeierlichkeiten vorläufig zu veranſtalten.

„Ich ſchmeichle mir, durch unermüdeten Fleiß „mich Ihres Beifals würdig gemacht zu haben.“ — Er ſahe das Blatt an, ſteckt's im Augenblik ein, und ſagte kalt: es iſt gut, Herr Direktor. — Sein Auge glühte, und ich merkte, daß er ſchon mit Baviere und dem Inſpektor gezankt, und über Dinge getobt hatte, die ſeiner Erwartung recht gemäß geweſen waren.

Die Fremden wurden einquartirt und bewirthet, und ich — blieb auf meiner Stube, ohne daß Salis nach mir fragte, und ſeinen Direktor irgend einem Fremden vorſtelte. Darin ſuchte Salis Größe, daß er einen Mann von meinem Range in dem Haufen der Lehrer und Schüler ſich verlieren ließ. Er fürchtete, ſelbſt minder groß zu erſcheinen, wenn er mich auszeichnete.

Sein erſtes Geſchäft war, alle Zöglinge zu verſammeln (aber ohne mich) und ſie dem großen Seher von Zürich vorzuſtellen. Mein Heres war als Zuſchauer dabei. Und der hat mir erzählt, was folget. — Lavater ſteht mit Salis, und hat das Philanthropin als halben Mond um ſich her.

Salis bittet ihn laut, in einem Tone, wie wenn ein Heiliger mit einem Seraph ſpricht, daß er doch, durch die Zaubermacht ſeiner Phyſiognomik, die drei beſten Köpfe ihm herausheben möchte. Lavater wils. Er geht durch den halben Mond, nimt jeden ins Fas ce und Profil, und zieht endlich drei hervor, unter denen einer wirklich unſer beſter Kopf, aber zwei die dümſten Jungen von der Welt waren. Salis erſchrikt vor der Blöſſe des Seraphs, und zupft ihn ſchnel bei dem Flügel ſeines Gewandes. Lavater fühlts. Schnel wendet er ſich. Halt, ich wil ſie erſt ins Profil nehmen. Und nun verſichert er, daß ſie im Profil ſich ganz anders zeigten, und ſprach die beiden dummen Jungen von der Ehre der Geniehaftigkeit los. — — —

face !

Den andern Morgen begann nun das dreitägige Feſt. Der Miniſter ließ mir ſagen, daß man ſich um neun Uhr verſammeln würde. Ich machte mich gefaßt. Ich wandelte auf dem Gange vor meinem Zimmer auf und ab, und erwartete meinen gebietenden Herrn. Gegen halb neun Uhr erſchien er, und foderte das neue Geſezbuch. Er eilte davon, und kam nach einigen Minuten mit einem Tigergeſicht zurük, daß bei ſeinem Anblik das Herz mir erbebte, und alle meine Hofnungen ſanken, die ich von ſeinem Beiſal geträumt hatte.

Seine Augen funkelten. Seine Hände zitterten. Sein Mund ſchäumte. Er biß die Zähne zuſammen. Er gieng ein paarmal auf und ab, wie wenn er nachdächte. Auf einmal fuhr er heraus: Was haben Sie gedacht, Herr Direktor? Wollen wir uns vor aller Welt proſtituiren?

Ich — ſchlechterdings überzeugt, daß ich nun nicht erſt zum pecus campi geworden ſeyn könte — fragte erſchrokken, aber doch mit mänlichem Ton: wie ſo? Herr Miniſter. Ich habe, als ehrlicher Mann, mit Anwendung aller meiner Kraft gearbeitet. Und ich halte es für unmöglich, daß meine Arbeit mir oder Ihnen Schande machen ſolte. Ich bin begierig zu erfahren, was ich verſehen habe.

Nichts verſehn? erwiederte er. Konten Sie wol, bei ſorgfältiger Bearbeitung dieſes Geſezbuches, auf den übereilten Gedanken gerathen, mir ſelbſt Geſezze vorzuſchreiben? Müßten die Leute nicht lachen, wenn ſie den Herrn und Befehlshaber des Ganzen von ſeinem angeſtellten Direktor inſtruirt ſähen? Iſt es nicht ſeltſam, dem Geſezze zu geben, der ſelbſt alleiniger Geſezgeber iſt? — Dies ſagte mir der Mann in einem Jaſt, der den höchſten Grad von leidenſchaftlicher Bewegung anzeigte.

Und nun hatte ich alles bei ihm verſcherzt, was noch zu gewinnen geweſen war. Ich hatte ſeinen Stolz beleidiget. Und dieſer Stolz hatte ihn dermaßen verblendet, daß er alles vergaß, was zu meiner Rechtfertigung diente. Er bedachte nicht, daß ich ja mit der Entwerfung des Geſezbuchs nicht Geſezze gemacht, ſondern nur vorgeſchlagen hätte: daß der Name Geſez hier gar keine eigentliche Bedeutung hatte, indem lauter moraliſche Obliegenheiten in dem Geſezbuche enthalten, und dem Fürſorger wie allen andern vorgezeichnet waren: daß es ja in ſeiner Gewalt ſtund zu ändern, und wegzulaſſen, was er wolte: daß es ja kein Verbrechen der beleidigten Majeſtät war, in dem Geſezbuche des Philanthropins die Pflichten des Fürſorgers ſo gut aufzuſuchen, wie die Pflichten des Direktors, und der übrigen Mitglieder. — Aber man ſieht, wie unbändig der Herſcherſtolz dieſes Mannes ſeyn mußte, da er ſich durch ein wahres Nichts ſo beleidigt finden, und darüber in Wuth gerathen konte, daß ich im Geſezbuche einen Abſchnit für den Fürſorger gemacht hatte.

Der klärſte Beweis, daß es bloſſer Stolz war, ergab ſich daraus, daß der Miniſter hernach in meinem ganzen Aufſazze kein Wort änderte, ſondern blos im erſten Abſchnitte den erſten Paragraph umſchmolz, und ſtatt der Worte: der Fürſorger iſt die erſte Perſon im Philanthropin und ſol ꝛc. ohngefähr dieſe ſezte: der Fürſorger iſt der Hausvater im Philanthropin, und folglich der alleinige Geſezgeber, und wird daher ꝛc.

Nachdem dieſer Sturm vorüber war, nahmen die Prüfungsfeierlichkeiten ihren Anfang, und es gieng drei Tage lang alles den Gang, den ich in meinem Plane vorgezeichnet hatte. Man ſahe es überall, daß Lavater und noch etwa zwei Perſonen das hohe Gericht ausmachten. Nach meinem Urtheile gieng alles ſo ziemlich erträglich, und wer tolerant urtheilen wolte, muſte ſagen, daß ich für die erſte Zeit genug geleiſtet hatte.

Am dritten Tage ſpielte Salis die größte Komödie, die noch je geſpielt worden iſt. Des Nachmittags weihete er ſelbſt die drei philanthropiniſchen Tempel ein. Denn mich ließ er nirgends einen Aktus verrichten, den ſich der Oberherr nur mit einigem Rechte zueignen konte. Ich mußte alſo blos den Redner machen. — Das ganze Inſtitut, mit allen Fremden, zog in Proceſſion den Berg hinauf, und der Herr Miniſter ließ drei Scheite Holz, an dem einen Ende zugeſpizt, ſich nachtragen. — Er erſahe ſich unten drei Pläzze, und führte von einem zum andern. Auf jedem mußte ich meine Rede ablegen, und er ſprach dann, indem er ein Scheit Holz mit der Hand faßte, und es zum Einſchlage hinſtelte, die Worte: „ſo weihe „ich denn den Tempel der Weisheit!“ und darauf keilte der Bediente das Scheit feſt. — Das war die Einweihung! — Und von der Zeit an haben die Scheite Holz geſtanden, ſo lange ich in Marſchlinz war, und kein Menſch hat je daran gedacht, die Tempel zu errichten, geſchweige ſie zu beſuchen, und Gebrauch davon zu machen. — Das hieß doch wol das Publikum äffen!

Am zweiten Tage erzeigte mir endlich Herr Lavater die Ehre, mich mit dem Miniſter auf meinem Zimmer zu beſuchen. Ich war wirklich begierig — nicht, den Mann zu ſehn — ſondern zu erforſchen, ob, bei ſeinen ſonderbaren Meinungen, Gründlichkeit, und philoſophiſcher Geiſt ſich fände. Denn geleſen hatte, und hab ich wenig von ihm. Er kam, und ich leitete gleich das Geſpräch dahin, wohin es meine Neugierde haben wolte. Ich bat ihn, im Tone des Lernbegierigen, mir doch zu ſagen, was für exegetiſche Gründe er habe, eine übernatürliche Kraft des Glaubens, und des Gebets zu behaupten. — Beſſer hätte ich ihn freilich gefragt: ob er mir von einer übernatürlichen Kraft einen deutlichen Begrif mittheilen könne? — Aber ich muß es aufrichtig bekennen, daß der Mann, in ſeinem Zürcher Dialekt, mir eine ſo jämmerliche Bibeldolmetſchung daher wozate, der ich in meinem neunzehnten Jahre ſchon mich geſchämt haben würde, da ich eben an gefangen hatte, durch Fiſchern auf den Weg der grammatiſchen Interpretation geführt zu werden. Von der Zeit an hat alles, was ich von Lavatern hernach neues hörte, alles Intreſſe für mich verloren: weil ich hier ſo gar nichts von geſunden Sprachkentniſſen, und noch vielweniger von philoſophiſcher Gründlichkeit finden konte. Alles, was er ſagte, hatte die Phantaſie aus den Ausdrükken der Apoſtel herausgeklaubt, und nur ſeine Energie des Ausdruks konte den Nichtkenner täuſchen, dieſe willkührlichen Deutungen ſchön, und wahr zu finden.

Die hochpoſaunte Prüfungsfeierlichkeit des Marſchlinzer Philanthropins war nun vorüber, und ich — hatte für meinen ungeheuren Fleiß ſtatt Dank und Beifall, Vorwürfe und froſtige Begegnungen geerndet. Am erſten Tage ſogar war ich gar nicht eigentlich zum Mittagseſſen eingeladen, ſondern ich mußte, in bloſſer Vorausſezzung, daß ich dazu gehöre, mich eindrängen und — froh ſeyn, daß ich aus meinem eignen Zimmer einen Stuhl ſchnell genug herbeiſchaffen, und an der Ekke der Tafel mich noch anbringen konte, weil für die Menge der Menſchen, die da miteſſen wolten, die erbärmlichſte Veranſtaltung getroffen war. Die übrigen Tage blieb ich für mich, und Salis zog mich weiter zu keiner Geſellſchaft. Und ſo bald die Fremden abgereiſet waren, mußte ich in meinem Pflug mich wieder einſpannen, und die Winterlektionen eröffnen.

Auſſer meinen ordentlichen Arbeiten wurde mir nun die Ausarbeitung des Marſchlinzer Erziehungsplans übertragen, welchen Herr Hofrath Deiner, zu drukken bekam. Dieſes mit vielem Fleiße gefertigte Werk koſtete mich faſt alle meine Erholungsſtunden, und ich kan, auch dafür, mich keines Lautes von dem Miniſter rühmen, der einem Danke ähnlich geweſen wäre. Uebrigens bekenne ich öffentlich, daß ich auf hohen Befehl meines Herrn Fürſorgers in dieſem Buche ſo viel gelogen habe, als noch kein Schriftſteller gelogen hat. Nicht ein Drittel von der ſchönen Lehrmethode, gymnaſtiſchen Uebungen u. d. iſt je in Ausübung gekommen, ja nicht einmal dazu beſtimmt geweſen. Das Publikum ſolte blos ein Ideal von philanthropiniſcher Erziehung erblikken, und —

ſich einbilden, daß das diejenige ſey, die in Marſchlinz realiſirt wurde.

Während dieſer Arbeit — man denke ſich dieſe Anhäufung meiner Leiden mit der Verfinſterung meiner Ausſichten in die Zukunft — erhielt ich, wenig vorbereitet, die Nachricht von meines Vaters Tode. Ich war eben im Begrif, in die erſte Frühlektion zu läuten, da der Miniſter den Brief mit dem ſchwarzen Siegel mir brachte. Ich kante meines Bruders Hand und Siegel, und wußte alſo, beim erſten Anblik des Briefes, — ſeinen ſchreklichen Inhalt. Und doch läutete ich fort, hielt den ganzen Vormittag meine Lektionen, mit aller der Lebhaftigkeit, mit der ich ſie ſonſt zu halten gewohnt war, und dachte — erſt um eilf Uhr, da ich in meine Wohnung zurükkehrte, wieder an den Trauerbrief — erzählte die Unglükspoſt meinem Weibe, die in Thränen zerflieſſen wolte, — aß bei gutem Appetit mein Mittagsbrod — antwortete gleich nach Tiſche meinem Bruder, der mich gebeten hatte, dem Erbtheile zu entſagen, und alles meiner lieben Mutter zu laſſen, damit ſie ohne Bekümmerniß leben könte:

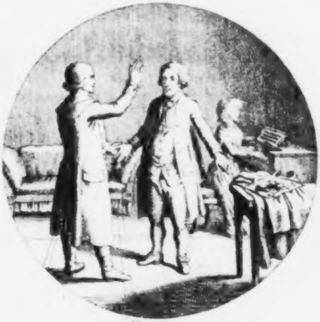
„daß ich von ganzem Herzen dazu bereit ſey, „und — nichts verlange,“ ließ dann die mich ängſtenden Trauerbilder bei der Mittagsruhe mit mir entſchlummern, und — that, nach wie vor, meine Arbeit, mit Heiterkeit und Kraft. — nur ſelten durch den quälenden Gedanken geſtört, was doch Gott noch aus mir machen werde?

Ende des zweiten Bandes.

Halle,
gedrukt bei F. D. Francke.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geſchichte
ſeines
Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale.



Von ihm ſelbſt geſchrieben.

Dritter Theil.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

D. C. F. Bahrdts
Lebens-Beſchreibung
von ihm ſelbſt.

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der Auszug Iſraels aus Egypten.

Noch jezt ſchmerzt es mich, wenn ich das reizende Bild des irdiſchen Paradieſes in meine Seele zurükrufe, daß es mir bei meinem Sklavenleben ſo ungeniesbar geblieben iſt. Mein Herz war ſo ganz für die Freuden der ſchönen Natur geſtimt, und ich muſte mitten unter ihren bezauberndſten Gegenſtänden mein Leben vertrauern. Nur mit flüchtigen Blikken konte ich von ferne die Herrlichkeiten des Landes betrachten. Nie war mir vergönnt die prachtvollen Thäler, und Alpen zu bereiſen, und mich in die hohen Empfindungen zu verſezzen, welche die Seele des Beobachters der Natur beleben, wenn feierliche Stille auf ſeinem Pfade ihn umſchauert. Ich war zu dem harmvollen Schikſale beſtimt, an der Quelle der ächteſten Freuden zu ſizzen, und keinen Tropfen des quellenden Nektars genieſſen zu können. Ich mußte ſo gar froh ſeyn, daß ich noch in mir ſelbſt einige Ruhe und Zufriedenheit fand, und nicht ganz von dem Strohme der äuſſerlichen Leiden erſäuft wurde.

Meines Vaters Tod hatte mich noch nicht genug Kampf gekoſtet: ich muſte auch noch durch eine Krankheit gepeiniget werden. — Ein periodiſches Kopfweh überfiel mich, welches ich von einer Veränderung meiner Kopfbedekkung herleitete. Ich hatte ſchon im Sommer angefangen, mir meine Haare wachſen zu laſſen, um die im Lande ſo ausländiſch ſehende Stuzperükke ablegen zu können. Gegen Michael that ich das, und ließ von nun an mir vom Friſeur eine runde Lokke um den Scheitel legen. Und da ich jezt mit dem täglichen Waſchen des Kopfes, daran ich gewöhnt war, inne hielt, und noch überdies die Lokke in Papier ſchlagen, und brennen ließ; ſo entſtund, wie ich gewiß glaube, aus dieſer Veränderung, das fürchterlichſte Kopfweh, welches vier Wochen mich folterte. Alle Morgen um zehn Uhr fieng es an, und dauerte bis Mittag in ſeiner ganzen Wuth. Alle von unſerm Arzte angewandten Mittel waren vergeblich. Endlich kam ein Arzt aus Zürich, den Miniſter zu beſuchen, und gab mir die wahre Indikation. Alle periodiſche Krankheiten, ſagte er, müſſen wie Fieber behandelt werden. Und ſo ſchmaußte ich täglich ein Loth China in kleinen Portionen, und mit dem fünften Tage war ich von meiner Plage erlöſet.

Indem ich an dem Produkte meines Geiſtes arbeitete, und den Marſchlinzer, oder vielmehr, des Philanthropins im Monde Erziehungsplan niederſchrieb, lieferte mein liebes Weib ein körperliches Produkt. Sie gebahr mir eine Tochter, welche ich leider nicht in der allein ſeligmachenden lutheriſchen Kirche, ſondern in der ſich auch für die alleinſeligmachende haltenden Reformirten Kirche taufen ließ, ſo wie ich auch, ſo lange ich in der Schweiz lebte, mit dem leidigſten Indifferentiſmus kraſſus behaftet, bei den Reformirten kommuniciret habe.

Gegen Weinachten hatte ich meinen Plan vollendet, und der Miniſter, welcher Bogen für Bogen revidirt, und die nöthigen Abänderungen und Zuſäzze dabei vorgeſchrieben hatte, ſchien mit der Arbeit zufrieden zu ſeyn, ob er es gleich unter ſeiner Würde hielt, mir dafür zu danken, und ſeinen Beifall auf eine mir geniesbare Art zu erkennen zu geben.

Jezt wendete ich alle meine Stunden, welche mir von der Menge der Lektionen übrig blieben, die ich den Winter über in den Klaſſen ſelbſt wieder übernommen hatte, dazu an, um über die Art und Weiſe nachzudenken, wie wenigſtens etwas von dem Plane, den ich der Welt vorgelegen hatte, realiſirt werden könnte. Und wirklich hatte ich mir, obſchon von allen Seiten, und am meiſten durch die ſpröde Begegnung des Miniſters, und die Genußloſigkeit meines Lebens, muthlos gemacht, eine Menge Entwürfe zu ſtande gebracht, welche dem Inſtitut Vortheil und Ehre erzeugt haben würden, als eines Tages Herr Salis auf mein Zimmer kam, und mir in dem ihm eignen Mark und Bein durchſchneidenden Tone zu erkennen gab, daß er mit dem ganzen Inſtitut unzufrieden ſey, und das gar noch nicht finde, was er von den vereinigten Kräften des Direktors, und der Lehrer erwartet hätte.

Es entſtand dabei ein ziemlich hizziges Geſpräch, in welchem ich ihm mit Freimüthigkeit ſeine mannigfaltigen Verſchuldungen vorhielt, durch welche er ſelbſt die noch ſo ſchlechte Beſchaffenheit des Philanthropins veranlaßt hatte. Dieſes Geſpräch endigte der Miniſter mit einigen Ausdrükken, vom drohendſtem Blikke begleitet, welche mich noch weit kummervollere Tage ahnden hieſſen, als ich bisher verlebt hatte.

Seit dieſem Geſpräche war faſt keine Ruhe mehr in meiner Seele. Ich fühlte mehr als zu ſehr, daß meine Duldkraft erſchöpft war. Ich ward mir deutlich bewußt, daß ich nur mit der größten Anſtrengung des Geiſtes die marternden Bilder der Phantaſie bisher unterdrükt, und mich bei Heiterkeit und Ruhe zu erhalten geſucht hatte. Und ich ſahe es nun vor Augen, daß ich in dieſem Zuſtande, wie vielweniger in einem verſchlimmerten, nicht länger würde aushalten können.

Nachdem ich mehrere Tage dieſe nagenden Grillen mit mir herumgetragen hatte, welche die zunehmende Hypochondrie meines Weibes, und mein Heres noch vermehrte, ſo faßte ich wirklich den verzweifelnden Entſchluß, Marſchlinz heimlich zu verlaſſen, mit Weib und Kind bei Nacht und Nebel zu flüchten, und mich auf Gottes Barmherzigkeit nach Deutſchland zu begeben.

Ich ſann hin und her, was ich anfangen, wovon ich meine Kinder unterhalten, welche Lebensart ich wählen ſolte. Denn ich hielt es in der That nicht für möglich, daß noch ein deutſcher Fürſt mich, bei der ſo großen Verſchrieenheit meiner Kezzereien, zu einem Theologiſchen Amte berufſen ſolte. Auf das Schriftſteller Leben verfiel ich damals gar nicht. Denn ich kante meine Kraft nicht, und wußte auch eben ſo wenig die Wege, wie dies Geſchäft lukrativ zu machen war. Denn von Verleger-Bezahlungen, wie ich ſie bisher gehabt hatte, konte ich nicht leben.

Mitten unter dieſen qualvollen Umherſchweifungen im Reiche der Möglichkeiten erhielt ich (es war einige Tage nach Weinachten) einen Brief von Diakonus Schöll, aus Türkheim an der

Haard, welcher mir meldete, daß er Auftrag von einem ſeiner Vorgeſezten habe, bei mir anzufragen, ob ich mich wol entſchlieſſen möchte, die dortige Generalſuperintendur anzunehmen, mit welcher ohngefähr 1000 Gulden Gehalt verbunden wären. — — Das war die zweite große Ekſtaſe meines Lebens!

Ich ſank halb ohnmächtig auf meine Knie nieder, und ſchlug die Hände zuſammen, mit aufgehabnem Blik zum Himmel. „Gott, du kanſt „überſchwenglich thun!“ — Mein Weib kam eben zur Thür herein. Sie erſchrak anfangs, da ſie in dieſer Stellung mich fand. — „Mut„ter! freue dich, Gott hat uns errettet!“ Ich ſagte ihr den Inhalt des Briefes. Und wir vermiſchten unſre Freudenthränen.

Bei dem Briefe, der meines Vaters Tod mir kündete, konte ich den ganzen Morgen meine Lektionen halten, aber bei dieſem, der meine Erlöſung mir brachte, vermocht' ichs nicht. Ich ließ mich unpaß melden, ſchloß mich ein, und verſchwärmte den ganzen Morgen in Wonnegefühlen. Ich war entzükt. Ich war auſſer mir vor Freude. — O daß ich noch einmal in meinem Leben einen ſolchen Tag haben, noch einmal ſo erquikt, ſo ſelig mich fühlen möchte — Hier unter dieſem Monde!

Man denke ſich nur ganz die Hölle, in der ich gelebt hatte. Man denke ſich meinen Deſpoten, unter deſſen Hartherzigkeit ich ſeufzte, meine Sklavenarbeit die nicht einmal ein freundlich Geſicht mir vergalt, meine faſt gänzliche Entbehrung des ſonſt gewohnten geſellſchaftlichen Lebens, und alles deſſen, was eigentliche Fröhligkeit erzeugt, und durch ſie die Seelenkräfte in neue Spannung verſezt, und die Thätigkeit anfeuert, meine kärgliche Lebensart im Hauſe, die ich führen mußte, um mit meiner Beſoldung auszureichen, meine Herabwürdigung, die ich vom ſtolzen und ſpröden Befehlshaber erdulden mußte, meine beſtändige Furcht vor Mißhandlungen des Tirannen, gegen welchen kein Richter mich ſchüzzen konte, meine harmvolle Hofnungsloſigkeit, die mir alle Ausſichten zu künftiger Beförderung verſchloß, meine tägliche Marter, die mir der Gedanke verurſachte, daß ich hier nie, auch mit dem unſäglichſten

Fleiſſe, etwas volkomnes leiſten würde — man denke ſich das alles, und urtheile dann, wie mir jezt zu Muthe ſeyn mußte, da mich die Vorſehung ſo unerwartete Hülfe ſehen ließ, und mit einem Male alle dieſe Leiden endigte, und ſo reizende Ausſichten mir eröfnete. — Ich ſag es noch einmal: O daß Gott mich nur noch eine ſolche erquikkungsvolle Stunde erleben laſſen möchte, wo ich ſo der Leiden Ende, und der ruhigern Zeiten Anfang erblikken könte.

Was ich dem Herrn Schöll geantwortet habe, wird man ſich von ſelbſt vorſtellen können. An demſelben Tage nachmittags eröfnete ich in einem Billet dem Herrn v. Salis, meine bevorſtehende Veränderung. Ich meldete ihm, daß ein deutſcher Fürſt mich vocirt habe, und daß ich in kurzem dieſem Rufe folgen würde. Mein Herr kam, da die Sache anfieng ruchtbar zu werden, vor Freuden völlig trunken, in mein Zimmer geſtürzt, und wußte vor Entzükkung ſich nicht zu laſſen. Salis antwortete ganz kalt, daß er mir zu meiner Verſorgung Glük wünſche.

Ich hätte nicht geglaubt, daß mich der Miniſter ſo leicht, und willig entlaſſen würde, ohngeachtet wir auf keine gewiſſe Zeit und ohne alle Obliegenheit einer Aufkündigung kontrahirt hatten. Aber es ſchien, daß er ſelbſt des läſtigen Verhältniſſes ſatt geweſen ſey, in welchem er mit mir hatte ſtehen müſſen.

Meine einzige Sorge war jezt, wie ich wegen der Rechnung mit ihm auseinander kommen wolte. Denn noch hatte ich keine volſtändige Rechnung von ihm erhalten können. Und es waren doch bald vierzehn Monate verfloſſen. Denn gegen Pfingſten 1776 verließ ich ihn.

Ich hatte zwar äuſſerſt karg gelebt, aber ich kante den Geiſt der Marſchlinzer Haushaltung. Ich wußte, daß mit ſtarker Kreide angeſchrieben wurde. Alſo dachte ich nicht, daß ich mit aller meiner Sparſamkeit viel erübrigt haben würde. Aber da ich die Rechnungen erhielt, fand ich doch zu meinem Erſtaunen, daß ich, mit Einſchlieſſung deſſen, was ich mir für Verfertigung des Erziehungsplans ausbedungen hatte, beinahe ſiebenhundert Gulden fodern konte.

Indeſſen war nun die Frage, wie dieſes Geld zu erhalten ſey. Denn der Miniſter ſtelte ſich beſtändig arm. Er that ſtäts, als ob das Philanthropin noch mehr koſte, als eintrage. Und ich hatte ſchon Winke erhalten, daß meine ganze Foderung nicht auf einmal werde getilgt werden können. Und abreiſen, ohne rein bezahlt zu ſeyn, wolte ich doch auch nicht gern.

Ein Herzensguter Mann, den ich als einen der biederſten und rechtſchaffenſten Bündner hatte kennen lernen, der D. Bohner in Malanz half mir aus dieſer Verlegenheit. Er war ein Arzt, den ich zuweilen konſulirt hatte, und dem ich manche Gefälligkeit und ſelbſt manche eigentliche Wolthat verdanke. Dieſer Menſchenfreund erbot ſich mir 400 Gulden zu geben, und dafür eine Aſſignation auf den Miniſter anzunehmen. Nun war mir geholfen und alle Verlegenheit, den Miniſter um Geld plagen zu müſſen, gehoben. Denn den Reſt der Summe, ließ ich den Miniſter nach und nach abzahlen, theils für noch nöthige Lieferungen aus der Haushaltung, theils für Reiſebedürfniſſe, theils für Frachtlohn bei Transportirung meiner Effekten, theils in baarem Gelde.

Ich machte mich jezt an meine Bündner Equipage, um ſie zur Reiſe einzurichten. Die ſchmale Spur war nicht abzuändern. Ich mußte mich alſo begnügen, den kleinen Phaeton, der im Rükſiz muſchelartig ſich ſchlos, und nur eine Perſon faßte, mit einer vollen Bedekkung zu verſehn. Ich machte, nach meiner Gewohnheit, alles ſelbſt. Ich aptirte Vorhangsſtäbe zum Geſtell, und überzog alles mit feinem Wachstuch ſo meiſterhaft, daß man keinen Pfuſcher argwohnen konte.

Das ſchwerſte war die Erfindung der Methode, wie auf dieſem kleinen dreiſizzigen Wagen, drei Kinder, und drei erwachſene Perſonen (denn ich nahm meinen Heres mit, den ich gleich als Konrektor an der Türkheimer Schule anbrachte) mit der nöthigen Bequemlichkeit Raum haben ſolten. Denn es war unmöglich, vier und fünfjährige Kinder auf einer ſo langen Reiſe beſtändig auf dem Schoße zu haben.

Ich fand das Mittel. Mitten im Wagen ſtelte ich ein ſtarkes Holz perpendikular auf, und zapfte es unten und oben in ein ſtarkes Querholz ein. Das untere Querholz ließ ich mit Eiſen an dem Fußboden des Wagens feſtmachen, doch ſo daß es abgeſchraubt werden konte. Auf das obere aber legte ich ein ovales Bret, auf welchem die beiden großen Mädchen, mit den Rükken gegen einander, und mit dem Geſichte zum Wagen hinaus gekehrt, ſizzen konten. Dazu machte ich von den Vorhangsſtäben zwei halbe Bogen, und befeſtigte ſie auf dem ovalen Sizze dergeſtalt, daß jeder den Rükken eines Kindes umſchloß. Dieſe Bogen überzog ich mit Frieß, um die Härte und Reibung zu mindern, und den Siz polſterte ich. Endlich befeſtigte ich an jedem Bogen einen Riemen, mit welchem die Kinder vorn über die Bruſt her feſtgeſchnallt werden konten, ſo daß ſie bei einem Stoſſe des Wagens nicht herausſtürzen konten. Die Erfindung war herrlich. Mein Hanchen und Chriſtel ſaſſen frei und hatten ſtate Ausſicht, und wir konten nun mit dem dritten Kinde, welches noch in den Windeln war, bequem wechſeln, ſo daß bald ich, bald Heres bald die Mutter es auf den Armen hatte. Zuweilen legten wirs auch zwiſchen unſere Fuſſe, und lieſſen es ſchlafen.

Ich reiſete nach Lindau am Bodenſee zu Herr Radern, und beſorgte durch dieſen die Spedition meiner Effekten. Und darauf gieng ich ohne Sang und Klang, nach kurzem Abſchied nehmen, von Marſchlinz, indeß das Herz vor Freuden mir klopfte, daß ich auf deutſchen Grund und Boden wieder fuſſen ſolte.

Herr Salis ward am Ende noch freundſchaftlich. Er ſchien jezt die ſauere Laufbahn zu überſehen, die er mich geführt hatte, und er mußte beinahe überzeugt ſeyn, daß all das Mistrauen unnüzze und grundlos geweſen war, welches ihn verleitet hatte, mich ſo zu quälen. Er gab es mir ganz deutlich zu erkennen, daß er mir für meine vielen Arbeiten Dank ſchuldig ſey, und geſtand mir noch im Wirthshauſe, da wir beim Anſpannen noch uns unterhielten, daß Deinet den Grund zu unſerm Misvernehmen gelegt habe. Wir waren beide nun überzeugt, daß wir hätten vergnügt zuſammen leben können, wenn er meinen Fleiß, und mein beſcheidenes und ehrerbietiges Betragen mit einiger Traulichkeit hätte erwiedern wollen.

Mit lautem Jubel fuhren wir durch die Felſenwände, welche die Gränzen des Landes ausmachen, und wo mittelſt einer Zugbrükke, und einer Wache der Eingang verwahret wird. Man hielt uns für reiſende Studenten: ſo laut war unſer Geſang.

Aber jenſeit Lindau traf uns die ſchreklichſte Todesgefahr. Wir fuhren in einem lichten Walde, auf einer Schoſſee, einen Berg hinauf und hatten zwei Poſtpferde Vorſpann. Mein Hans, welcher ſonſt ein geübter Kutſcher war, wolte vom beſtändigen Rutteln des Bokkes ſich erholen, und ſtieg ab, um neben her zu gehen. Er glaubte, meine Pferde würden, zumal da ſie zwei geduldige Roſſe vor ſich hatten, und es berg an gieng, ruhig fort ſchlendern. Ich ſelbſt glaubte es, warnte ihn aber doch, daß er ſich nahe bei den Pferden halten ſolte, weil ich meine Stute kante, die ich als Sattelpferd brauchte, daß ſie muthig und voller Mukken war. Aber der Menſch achtete des Warnens nicht.

Er hing die Zügel auf dem Bokke ein, und begann ſich eine Pfeiffe anzuſchlagen. Und ſiehe, auf einmal that die Stute einen Saz, und fing an auszureiſſen. Das Handpferd ward ſcheu, und rannte mit. Der Kutſcher grif nach den Zügeln, konte ſie aber nicht erreichen, und wäre beinahe von den Vorderrädern geſchleift worden. Nun ertönte ein Jammergeſchrei. Der Poſtillion that ſein möglichſtes, die Pferde in Ruhe zu bringen, oder wenigſtens auf geradem Wege zu erhalten. Aber die Thiere geriethen immermehr in Wuth, und ſezten eine volle Karriere an. Den Poſtpferden kam die Deichſel in die Füſſe, und wurden nun auch ſcheu, und rannten mit. Und nun brachen meine Pferde ſeitwärts aus, weil mein Kutſcher ſie verfolgte, und die Zügel zu erhaſchen ſuchte. Zum Unglük war die Schoſſee hoch.

Ich ſahe das ganze Unglük mit völliger Beſonnenheit an, und machte mich gefaßt, die Kinder zu erhalten, und mich ſo anzuklemmen, daß ich nicht auf ſie hinſtürzen könte, wenn der Wagen fiel. Indem ſahe ich die Pferde rechts hinabſpringen. Nun ſchwung der Wagen hinunter in den Graben, und — ein Glüksfall rettete uns allen das Leben.

So wie der Wagen ſich überſchlug, löſete ſich von ſelbſt der Schloßnagel, und die Pferde gingen mit den Vorderrädern ins Gebüſch, wo ſie ſich ſelbſt fiengen, und endlich ſtehen blieben. Mein Wagen lag auf ſeiner Dekke. Ich hielt mich in der Schwebe, um niemanden zu drükken. Mein Volk war todt.

Mein erſtes war, das kleine Kind zu retten, welches unten lag. Das zog ich, ſelbſt noch ſchwebend, an den Bändern herauf, mit welchen ſeine Bettchen zuſammen gebunden waren, und warf es heraus ins tiefe Graß. Nun konte ich fuſſen. Mein Heres kroch hervor, und wir zogen nun mein ohnmächtig gewordnes Weib heraus, und legten ſie ebenfals auf den Raſen. Zulezt holten wir die andern Kinder nach. Gott ſey Dank, es war auch nicht der geringſte Schade geſchehen. Das kleine Kind ſchrie nicht einmal. Die gröſſern brülten, als wenn ſie gebraten würden, aber es war der bloſſe Schrekken. Die Sannchen blutete am Munde, es fand ſich aber, daß ſie beim Sturz ſich blos in die Zunge gebiſſen hatte, davon das Blut herrühete. Die Mutter erwachte wieder.

Sie war ganz leichenblaß im Geſichte, ihr Kopfzeug war fort, ihre Haare hingen umher, wie die Haare einer Furie. Ich war froh, daß kein Unglük weiter dabei war.

Kaum, kaum konte ich mich halten, meinem Hans die alten Knochen mürbe zu prügeln, daß er meine Warnung nicht geachtet, und die Pferde, deren Feuer er kante, ſich ſelbſt überlaſſen hatte. Aber es war als wenn die Dankbarkeit gegen die Schikkung Gottes mich erweichte, durch welche dieſer Unfall ſo glüklich abgelaufen war.

Indeſſen mein armer Wagen war deſto wundenvoller. Als wir ihn wieder aufrichteten, waren alle Verhangsſtäbe zuſammengebogen, und die ganze Form des Geſtelles zerſtört, das ich mit ſo vieler Kunſt und Mühe bereitet hatte. Ich holte indeſſen Hammer und Zange und Beil (was ich immer bei mir führe,) und ſtellte den Vogelbauer ſo gut ich konte, in ſo weit her, daß wir wieder einſizzen konten. Im nächſten Orte, wo wir uns einquartirten, blieb ich die ganze Nacht auf, und benähte ihn mit neuem Wachstuch, ſo daß wir den andern Morgen in beſter Form weiter reiſen konten.

Zweites Kapitel.

Türkheim an der Hardt

Der Reſt unſerer Reiſe enthielt nichts merkwürdiges. Wir kamen, nach dem uns der Oberkonſiſtorialrath Hirſch in Heilbronn, noch am Ende dieſer Wallfarth, einen recht frohen Tag gemacht hatte — wolbehalten in Türkheim an, und wurden in der Superintendurwohnung, ganz anders als im Marſchlinzer Wirthshauſe, empfangen. Der Prediger Schöll, und zwei Abgeordnete der Bürgerſchaft, der Stadtſchreiber Koch, und der Gaſtwirth Specht, bewillkommten uns, und wir fanden, da es eben Mittag war, eine ſchon veranſtaltete gute Mahlzeit.

Meine ganze Seele heiterte ſich auf. Ich erblikte eine ſchöne vor kurzem erſt neugebaute Wohnung, mit einem Garten am Hauſe. Ich fand mich unter Menſchen, die mich im höchſten Grade verehrten. Ich ſahe mein Weib, meinen Heres und meine Kinder geſund und vergnügt. —

Warhaftig ein Blik rükwärts, bei der vollen Ausſicht in meine neue Lage, war wahre Himmels-Wonne!

Aber Geduld. Der Engel mit dem Schwerd iſt nicht weit. Er zukt ſchon, den ſchönen Glüksfaden wieder abzuhauen, den mein Schuzgeiſt angeſponnen hatte. Mein Glük war das Glük eines Trunkenen, dem nur ſo lange wohl iſt, als ſein Rauſch dauert. Es währte nur kurze Zeit. Dauerhafte Ruhe war nicht das Loos, das mir Gott beſchieden hatte.

Ich machte am folgenden Tage meinem Landesherrn, dem damaligen Grafen jezt Fürſten von Leiningen Dachsburg meine Aufwartung, und fand einen Mann, der, nicht durch ein brillantes Genie ſich auszeichnete, aber mit einem ſchlichten Verſtande ein recht vortrefliches Herz vereinigte. Güte und Freundlichkeit gegen Jederman, Achtung gegen Talente und Verdienſte und Liebe zur Gerechtigkeit, machten ſeinen Karakter aus. Man hatte ihm ſo viel rühmliches von mir geſagt, daß er mich auf eine Art empfing, welche mir die erfreulichſten Ausſichten verſprach.

Die Einwohner des Orts, waren, wie ich vernahm, zum Theil gegen mich eingenommen, weil der Ruf meiner Irglaubigkeit auch unter ihnen bereits erſchollen war. Und es gingen unter dem Pöbel ſonderbare Gerüchte in den ſonderbarſten Ausdrükken. — He gleebt mech kenen Gott, ſagte der eine. — Ne, erwiderte der andere. He gleebt mech nur kenen Vater. — Ei nicht doch, behauptete ein dritter, Er leegnet ja den Sohn. — Den Teubel gleebt er halt ich oh nich, ſezte ein vierter hinzu. — Indeſſen achtete ich dieſe Verſchrieenheit nichts, weil ich mit Zuverläſſigkeit rechnen konte, daß ich, wie in Gieſſen, alle böſe Gerüchte durch meine Predigten niederſchlagen, und den Pöbel gewinnen würde. Es war mir genug, daß der Graf helle genug dachte, um mich zu ſchäzzen, und daß unter den Räthen und der Bürgerſchaft die meiſten, mich als einen hochgelehrten und nuzbaren Mann anſahen, und hochachteten. Ich merkte ſo gar, daß der Hof und die Stadt ſtolz darauf war, einen Doktor Theologiä und ehemaligen berühmten Profeſſor zum Prediger zu haben, welches ſo lange Türkheim ſtand, ſich noch nicht ereignet hatte. Auch kam mir dies ſehr zu ſtatten, daß mein Vorfahrer, ein gewiſſer Liernur, der jämmerlichſte Saalbader, und dabei ein äuſſerſt intriganter Mann geweſen war, und man an mir einen guten Kanzelredner und menſchenfreundlichen Mann zu beſizzen glaubte.

Der Nachmittagsprediger Hartmann, mein Amtskollege, ließ mich, wenigſtens einen fröhligen Geſelſchafter hoffen. Denn er war, durch ſeine Frau, ein reicher Mann, aß und trank gern etwas gutes, war gaſtfrei und immerdar vergnügt. Das war aber auch ſeine einzige genießbare Seite, von welcher er für einen Mann, der Geiſtesnahrung ſuchte, höchſtens ein paar Stunden unterhielt. Denn er ſtund auf einer ſolchen Staffel der Stupidität, und der Unwiſſenheit, daß auch nicht ein kluger Gedanke aus ihm herauszubringen war. Eſſen, Trinken und Lachen war alles, was er hatte und folglich auch alles, was er geben konte. Seine immerwährende Luſtigkeit entſprung zum Theil ſelbſt aus ſeiner Dumheit. Denn dieſe verſchafte ihm den höchſten Grad der allerſeligſten Selbſtgenügſamkeit. Unbekant mit allem, was in der gelehrten Welt vorging, maß er alles nach ſich ſelbſt, und dünkte ſich der vollkommenſte Menſch zu ſeyn. Das, was er an ſich ſelbſt fand, gefiel ihm ſo wohl, daß er alles, was nicht von ihm prädikabel war, verachtete. Wenn man ihm von einem Semler, Jeruſalem und dergleichen Leuten, ihren Streitigkeiten, Schriften, Entdekkungen u. ſ. w. etwas ſagte, ſo grinzte er einem das allerzufriedenſte Hohnlachen entgegen, wie wenn er vom Gipfel der Vollkommenheit auf Kinderſpiele herabſähe, die er gar nicht einer Aufmerkſamkeit für würdig halten könne. Er hielt alles für Lumperei, und ſein Geld und ſeinen gefüllten Keller für die einzige Realität. Und ſo war kein vergnügterer Menſch in der Welt, als der Pfarrer Hartmann in Türkheim.

Der Prediger Schöll erhob ſich unendlich über jenen im moraliſchen Werth. Er war ein Mann von Genie, und recht vielen Kentniſſen. Und er verband damit ein edles und freundſchaftliches Herz. Aber Unglüksſchläge, Bedrükkungen und Verfolgungen hatten in ihm ein übertriebnes Gefühl ſeiner Herabwürdigung unter ſeinen Werth hervorgebracht, daß er beſtändig nur ſein unverdientes Schikſal beſeufzte, und dadurch im höchſten Grade hypochondriſch wurde. Und daraus entſtund zugleich ein gewiſſes Mistrauen gegen alle Menſchen, und ſelbſt gegen ſeine beſten Freunde, ſo daß er überal entweder tükkiſches Beſtreben, ihm zu ſchaden oder beabſichtete Demüthigungen ſeiner Perſon argwohnte, und ſich und andern damit läſtig wurde. Er liebte mich von ganzer Seele, aber er verurſachte auch mir, durch dieſe Krankheit mehr trübe Stunden, als mir ſeine Talente und ſeine Freundſchaft angenehme ſchuf.

Einen reformirten Prediger hatte Türkheim aufzuweiſen, der in Kentniſſen und Grundſäzzen ganz ein Zollikofer war. Er lebte als wahrer Philoſoph, ließ ſein ſtilles Hohnlachen über die orthodoxen pecora campi, nie laut werden, hatte ſo wenig Bedürfniſſe, daß er ſtäts ſorgenlos und gutes Muths war. Ich habe mehrere Stunden recht herzlich vergnügt mit ihm zugebracht.

In der Regierung gab es für mich keinen, den ich zu meiner Glükſeligkeit gebrauchen konte. Der Geheimde Rath. . . . war ein alter, ſchükterner, in ſich ſelbſt verſchloſſner Mann, ohne alle Gelehrſamkeit, und ſelbſt ohne alle Talente. Er war nicht im Stande, ſechs Zeilen ex Tempore zu ſprechen, welche Sinn und Zuſammenhang hatten.

Der Rath Neubauer, war ehemals Bedienter geweſen, hatte als Schreiber hernach ein wenig praxin gelernt, wie die Juriſten es nennen, und hatte ſich zum Regierungsrath hinauf geſchmeichelt. Er hatte gar keinen Karakter, aber viel Geld, und noch mehr Eigenliebe.

Auſſer der Regierung gab es einen Rath Sandherr, welcher, wenn Gelehrſamkeit und Einſichten ihn zur Geiſtesnahrung fähig gemacht hätten, ganz allein im Stande geweſen wäre, meine Sehnſucht nach einem Freunde, (im erhabenſten Sinn des Worts — als volkomner geſellſchaftlicher Unterhalter, als Tröſter im Leiden, als weiſer Rathgeber bei gewagten Unternehmungen, als warnender Gewiſſenrath bei Fehltritten) zu befriedigen, und das Glük meines Lebens zu erhöhen. Denn er beſaß den vortreflichſten Karakter, den man ſich wünſchen konte. Er hatte das allerweichſte Herz, welches vor Freuden überfloß, wenn er Gelegenheit fand, einen Menſchen froh zu machen, und eben ſo in Theilnehmung zerſchmelz, wenn er einen leidenden Mitmenſchen ſahe. Seine ganze Seele war Güte, Treue, Redlichkeit und Nachſicht. Und er war dabei immer zur Freude oder wenigſtens zur Theilnehmung am Vergnügen geſtimmt. Seine Gattin war, ein wenig eigenſinnige Laune abgerechnet, ein eben ſo liebenswürdiges Weib. Und beide waren die einzigen Freunde, die ich in Türkheim hatte, und durch alle Stürme des Lebens behielt.

Aber nun komme ich auf die Zeichnung eines Mannes, welcher auf mein Glük und Unglük den entſcheidendſten Einfluß gehabt hat, und den ich eben darum ausführlich ſchildern muß. Er war das eigentlichſte Original, das ich je habe kennen lernen. Ich habe in der kleinen Samlung meiner Gedichte ihn mit dieſen Verſen verewigt.

Der Menſchheit ſag ich es zur Ehre:
Du biſt die gröſte Seltenheit!
Und wenn, in jedem Volk, mehr, als ein
einzger wäre,

Ein Teufel, ganz wie Du,
Ich zweifelte, zu meiner Ruh,
An Gott und Ewigkeit.

Der Mann hatte bei äuſſerſter Armuth Theologie ſtudirt, war bei dem Grafen v. Grumbach Hofmeiſter geweſen, und hatte endlich, nach mancherlei tollen Streichen, das Rektorat in Türkheim erhalten. Als Schulmonarch war er dem Grafen vorgeſchlagen worden, das Archiv in Ordnung zu bringen, und zugleich durchzuſehn, was ſich in demſelben zum Behuf eines Proceſſes aufſinden lieſſe, welchen der Graf mit der ſogenannten Linange d'Italie führte, welcher Anſprüche auf einen Theil ſeiner Länder machte, und ſolche bereits beim Reichshofrath mit vielem Nachdruk geltend zu machen ſuchte. Bei dieſer Arbeit fand er Gelegenheit, viel mit dem Grafen zu ſprechen, und ihn in die Meinung von ſich zu ſezzen, daß Genie und ausgebreitete Kentniſſe ihn eines ehrvollern Poſtens würdig machten. So ward er endlich Hofrath, und einziger Theilnehmer an allen Geſchäften des Landesherrn. Er verwaltete die Finanzen des Grafen. Er gubernirte die Regierung. Er befahl im Konſiſtorie. Kurz er ward bei dem Grafen v. Leiningen Dachsburg das im kleinen, was ein erſter Staatsminiſter und Favorit eines Monarchen im Großen iſt.

Die Grundlage ſeines Karakters war Stolz und Eigenliebe, und zwar eine Eigenliebe, welche alle Weſen in dem Weltall ausſchloß. Seine Seele war raſtlos im ewigen Dichten und Trachten nach Erweiterung und Erhöhung ſeiner äuſſerlichen Größe. Dieſem Gözzen opferte er alles, und wenn Glük und Leben aller Menſchen dazu erforderlich geweſen wäre, und er es in ſeiner Gewalt gehabt hätte. Er hielt ſich für den ſchönſten Mann in der Welt. Er glaubte, ſein Genie ſey das einzige wahre Genie, gegen welches die andern, die dieſen Namen führten, Kindsköpfe wären. Er fand ſich überzeugt, daß ſeine Urtheile die unfehlbarſten, ſeine Anſchläge die weiſeſten, ſeine Anſtalten und Einrichtungen die volkommenſten wären. Mit einem Worte, er war ganz in ſich ſelbſt verliebt.

Bei dieſem gränzenloſen Stolze hatte er einen Grad von Hartherzigkeit, der mir, Gottlob, nie wieder in der Welt vorgekommen iſt. Menſchenelend rührte ihn nicht nur nicht, ſondern es machte ihm ſo gar Wolluſt. Ich bin Zeuge, daß der Hofrath Michaelis, ein gräflicher Beamter einmal zu ihm kam, und ihm auf die rührendſte Art die Armuth einer Gemeine vorſtellte, und für die armen Bauern um Nachſicht bat. Es war eine ſeltene Erſcheinung. Der Beamte vergoß ſelbſt eine Thräne bei der Schilderung des Elendes der Unterthanen. Er erinnerte ihn, daß das Dorf durch Unglüksfälle verarmt ſey: daß ſie die Abgaben nicht auftreiben könten: daß er auf ſeinen (des Rühl) Befehl ſchon die zweite Exekution gegeben hätte: (die erſte traf Betten und Kleider, die zweite das Hausgeräth, die dritte das Vieh aus den Ställen:) daß die von ihm anbefohlne dritte die armen Leute nöthigen würde, als Bettler davon zu gehen, und die Häuſer ſtehen zu laſſen: daß ſchon jezt ihr Elend auf den höchſten Grad geſtiegen ſey: daß die Kinder in den benachbarten Ortſchaften umherliefen, und um Brod winſelten: daß kein Bauer mehr ein Bett im Hauſe, und einen Sonntagsrok hätte, um in die Kirche zu gehen u. ſ. w. Bei dieſer Vorſtellung ſaß der

Hofrath Rühl auf ſeinem Lehnſtuhl, ſpielte an ſeiner Hemdenſtrieſe, und lächelte, wie wenn ihm der längſt gewünſchte Fall ſeines Feindes berichtet würde. Und als der Beamte endlich ſelbſt eine Thräne fallen ließ, und den Hofrath um Gotteswillen bat, den armen winſelnden Unterthanen wenigſtens Nachſicht zu geben, und den Befehl zur lezten Auspfändung zurückzunehmen, lachte er hoch auf und ſagte: „Herr, ſie ſind ein altes Weib. „Laſſen Sie die Kanaillen zum Teufel gehen. Ha, „ha, ha, ha! Ich möchte das Lumpengeſindel „ſehn. Treiben Sie mir die Exekution aufs höchſte. „Und wenn die Hunde ganz ausgezogen ſind, dann „kommen Sie wieder und amuſiren mich noch einmal mit Ihrer Relation, und einem ſolchen „Thränchen. Ich mags gar zu gerne ſehn, wenn „die Leute ſo weichherzig ſind.“ Und nun lachte er noch einmal aus vollem Halſe, und hieß den Beamten marſchiren.

Mir iſt nie ein ähnliches Beiſpiel von Menſchenhaß aufgeſtoſſen. Aber ich bin gewiß, daß dieſe ſcheusliche Geſinnung nicht in ſeiner Natur lag. Denn eigentlich ſteht ſie mit der menſchlichen

Natur im geradeſten Widerſpruch. Sein Stolz hatte ſie erſt erzeugt, und hervorgebracht. Denn da er ſo übertrieben von ſeinem perſönlichen Werthe dachte; ſo war die ganze weite Welt nicht vermögend, ihn zu befriedigen. Er betrachtete alles Geld, alle Ehre, alle Geſundheit, kurz alle Güter der Erde, die er in den Händen anderer Menſchen erblikte, als einen Raub, der ihm geſchehen war. Er ward wüthend, wenn er ſich die unwürdige Rakaille von Menſchheit dachte, unter welcher er, ſo tief unter ſeiner Würde, leben mußte. Er haßte Gott und Menſchen, weil ſie ungerecht handelten, und ihn, der auf dem Gipfel der Ehre und des Glüks ſtehen ſolte, auf dem Poſten eines unbedeutenden Hofraths eines unbedeutenden Fürſten ſtehen lieſſen. — Hundertmal habe ich ſelbſt Verfluchungen ſeines Schikſals, und Bezeugungen der innigſten Verachtung der Menſchheit auſſer ihm, aus ſeinem Munde gehört. — Und ich bin verſichert, daß aus dieſem gränzenloſen und oft bis zur Verrükkung geſtiegenen Hochmuthe ſein Menſchenhaß entſtanden iſt, welcher zuweilen in eine völlige Wuth gegen alles, was ihm in den Weg kam, auszubrechen pflegte.

Der Menſch konte ſo grimmig werden, daß er weder ſeines noch irgend eines andern Lebens ſchonte. Und dieſe Tigerglut ſeines Zorns muſten ſich nicht nur die Unterthanen, ſondern auch die Bedienten des Landesherrn gefallen laſſen. Von den gräflichen Räthen ſelbſt iſt keiner, der ſie nicht einmal hätte empfinden müſſen. Daher zitterten und bebten auch alle vor ihm. Wenn er kam, ging ihm ſchon alles tauſend Schritt weit aus dem Wege. Wenn er ſprach, wagte es kein Menſch, ſelbſt der Geheime-Rath nicht, ihm zu widerſprechen. Und eher hätte man einen Leininger bewegen können, eine Todſünde zu begehen, als etwas zu unternehmen, was ihn in die Gefahr brachte, von Herrn Rühl darüber zur Rede geſezt zu werden. Denn der Fürſt ſelbſt fürchtete ſich vor ihm.

Es war ſonderbar, wie er den Herrn eingenommen hatte. Der Fürſt glaubte, Rühl ſey die Stüzze ſeines Landes. Er hielt es für unmöglich, daß ohne ihn ſeine Proceſſe beim Reichshofrath gewonnen werden könten. Er ſahe ihn, mit einem Worte, für eine unerſezliche Perſon an. Daher duldete er mit einer bewundernswürdigen Geduld ſeine Launen, und ließ ſich oft gefallen, daß der Menſch ſelbſt gegen ihn auffuhr, und wie ein unbändiger tobte. Er ging in einem ſolchen Falle weg, und wartete, bis das Blut ſich gekühlt hatte.

Und im Grunde war dieſer Rühl der armſeligſte Menſch, den man auf ſeinem Poſten finden konte. Er verſtand nichts von Rechtsgelehrſamkeit, und benuzte blos, was der Hofrath Pütter in Göttingen ihm ſagte, welcher die Hauptſchriften in den Proceßangelegenheiten des Fürſten, verfertigte und von Rühl manche hundert Luisd'or dafür empfing, und — was er den alten Geh. Rath gutachtlich aufſezzen hieß. Er war auch ſonſt in keiner einzigen Wiſſenſchaft bewandert, und in Philoſophie am allerwenigſten. Und ſelbſt ſein Franzöſiſch, womit er ſo übermäßig prahlte, war, wie Kenner verſicherten, höchſt elend. Er machte mir die franzöſiſchen Ankündigungen von meinem Erziehungsinſtitut in Heidesheim: und alle Welt nannte ſie erbärmlich.

Und nun werden meine Leſer, aus dieſen Schilderungen allererſt, von meiner Lage in Türkheim urtheilen, und die Triebfedern meiner nachfolgenden Handlungen und Schikſale bemerken können.

Da ich nach Türkheim kam, war der Hofrath Rühl mein Freund. Und ich bin gewiß, daß ſeine Ueberzeugung von meinem Werthe, und der Wunſch, einmal einen Mann von Talenten und aufgeklärtem Geiſte in ſeinem Zirkel zu ſehen, bewogen hat, mich dem Fürſten vorzuſchlagen, und meine Vokation zu bewirken. Aber er fing auch gleich den Augenblik an, mich mit einiger Eiferſucht zu betrachten, und auf das ſorgfältigſte zu verhüten, daß ich dem Fürſten nicht alzuſehr mich nähern, und auf ihn irgend einigen Einfluß bekommen möchte.

Drittes Kapitel.

Meine häusliche Lage.

Das Amt, welches ich erhalten hatte, nährte ſeinen Mann, aber nicht überflüßig. Die Einkünfte, die damit verbunden waren, blieben weit unter dem glänzenden Titel deſſelben. Man ſchäzte die Stelle auf 1000 Gulden, aber ich wußte ſie nicht herauszurechnen. Das Hauptſächlichſte beſtand in den Weinzehnten, welcher ohngefähr jährlich zwiſchen drei und vierhundert Gulden zu bringen war. Alles übrige waren kleine Poſten, und die Accidenzien waren nicht von Bedeutung. Mir hatte der Fürſt aus ſeiner Kaſſe noch 300 Gulden zugelegt. Und ich brachte es doch kaum auf reine tauſend Gulden.

Ich habe immer ſparſam gelebt, habe weder im Kleidung, noch durch Gaſtereien, noch durch ſonſt etwas großen Aufwand gemacht. Meine Kinder ließ ich nie in Seide gehen, und ſie haben noch bis auf den heutigen Tag alleſamt kein neues ſeidnes Kleid von mir erhalten. Auf meinen Tiſch kam nie mehr als ein Gericht, Gemüſe mit Fleiſch oder, ſtatt deſſen, ein Braten. Ein Schoppen Wein, ländliches Gewächs, war mein Deputat. Und wenn ich Gäſte hatte, wich ich nie von der Regel ab, ſelbſt dem Vornehmſten, bei welchem ich viele Schüſſeln genoß, mehr nicht als Mittags eine Suppe, zweierlei Gemüſe mit Beilagen, einen Braten und einen Kuchen zu geben. Torten kamen nicht leicht auf meinen Tiſch. So müſſen alle, die mich kennen und gekannt haben, mir es bezeugen. Das Spiel hat mich nie Geld gekoſtet. Ich habe erſtlich wenig, (im Durchſchnitt alle drei Wochen zwei mal) mein L'homber geſpielt, und immer durch Glük und Geſchiklichkeit, mich ohne Verluſt erhalten. — Und dennoch konte ich in Türkheim nicht recht füglich auskommen. Ich lebte wirklich mit Nahrungsſorgen, und ward zu Zeiten von Verlegenheiten beunruhigt. Ob damals ſchon mein liebes Weib eine Miturſache davon war, wie ſie es ſpäterhin erweislich geworden iſt, kan ich nicht ſagen. Ich war zu allen Zeiten auf nichts ſo wenig aufmerkſam, als auf mein Geld. Was nöthig war, gab ich. Und was meine Frau verlangte, erhielt ſie. Ich habe mich nie dazu bringen können, über Ausgabe und Einnahme eine vollſtändige und fortlaufende Rechnung zu halten. Es lag mir dieſe Sache zu wenig am Herzen. Erſt in Halle bin ich attenter geworden, nachdem der ſichtbar gewordne Schade mich klüger gemacht hatte.

Wenn übrigens meine Einkünfte nicht groß waren, ſo war das Amt, das ich dafür bekleidete, deſto bequemer. Ich hatte alle Sonntage früh einmal zu predigen. Alle drei Wochen traf mich eine Wochenpredigt. Mit Katechiſationen hatte ich nichts zu thun. Beichtſtuhl war gar nicht: denn man hatte ſchon vor meiner Zeit die öffentliche Beichte eingeführt. Auch mit Privatſeelſorge war ich verſchont. Krankenbeſuche, und Hauskommunionen beſorgten die andern beiden Prediger.

Das einzige laſtende waren mir die Konfirmanden. Ich mußte ſie, wenn ihr Vorbereitungsunterricht vollendet war, kurz vor Oſtern eine Woche lang, täglich zu mir kommen laſſen, und mit ihnen katechiſiren. Da fühlte ich wahres Leiden, wenn ich die Kinder, Begriffe und Säzze mir vorſagen laſſen muſte, welche ich zum Theil für den größten Unſinn hielt, und ſie doch nicht eines beſſern belehren durfte. Ich ließ ſie auch ihren dogmatiſchen Katechismuskram, und Gedächtnißwerk blos herbeten, und beſchäftigte mich allein damit, ihnen gute moraliſche Ideen und Empfindungen beizubringen. Am meiſten kränkte es mich, wenn ich zulezt am Altare dieſe Kinder einen Glauben bekennen, und deſſen Feſthaltung gleichſam eidlich angeloben laſſen mußte, der ſo vielfältige Albernheiten enthielt, und ihnen gleichſam aufgedrungen war. Denn es iſt doch wohl unleugbar, daß man Kindern ihren Glauben aufzwingt, wenn man ihnen Begriffe als göttliche Warheit eintrichtert, die ſie nicht verſtehen, und deren Grund und Ungrund ſie nicht kennen. Und kan etwas empörenderes gedacht werden, als einen ſolchen Glauben beſchwören laſſen, der nicht in unſerm freien Willen ſteht? Iſt ſchwören, daß man lebenslang ſo und ſo ſich etwas vorſtellen, und es für wahr halten wil, nicht eben ſo ungereimt als ſchwören, daß man eine gewiſſe Sache immer lieben oder gut verdauen wil? So wenig es von mir abhängt, ob ich eine Sache lieben wil, ſondern davon, ob ſie liebenswürdig iſt, und mir fortgeſezt als liebenswürdig erſcheint, eben ſo wenig hängt es von mir ab, ob ich etwas fortgeſezt glauben wil oder nicht, ſondern davon, ob die Gründe, die mich jezt beſtimmen, immer als ſolche mir erſcheinen oder von Gegengründen werden verdrängt werden.

Indeſſen hatte ich bei allen meinen Amtsarbeiten die Freude, nicht nur bei Hofe, ſondern auch in der ganzen Stadt ſie mit algemeinem Beifalle geehrt zu ſehn. Ich genoß die Achtung des Fürſten und der Gemeine, und bei Vielen, auch herzliche Liebe und wahre Verehrung.

Auſſerdem waren meine beſten Freuden auf meiner Studierſtube. Denn im häuslichen und geſelſchaftlichen Leben blieben ſie mir immer mit mancherlei Unannehmlichkeiten vermiſcht.

Mein liebes Weib behielt ihre alte Krankheit — Hypochondrie mit etwas Eiferſucht verſezt. Es war vergeblich, ſie heilen zu wollen, weil es unmöglich war, ſie vom Daſeyn der Krankheit zu überzeugen. Daß ſie eigentlich eiferſüchtig ſey, glaubte ſie nicht. Sie ſchalt ſo gar auf die Eiferſucht, als auf die größte Thorheit. Sie hielt ihre Eiferſucht für Liebe, und verwechſelte die Wirkung mit der Urſache. Und wenn ſie grilligt und nörglicht war, behauptete ſie ſtäts, mit Grunde zu klagen, und nie aus Krankheit zu quängeln. — In Türkheim hatte ſie anfangs wenig Gelegenheit zur Eiferſucht, daher ſie auch in dem erſten Jahre weniger litte und Leiden verurſachte. Manchmal nur fiel ihr ein ſchwermüthiger Gedanke ein, wenn ſie von dem ſchönen Fräulein hörte, welche als Hofdame lebte, und des Fürſten Geliebte war. Und ſpäterhin, war die Frau Räthin Sandherr, wenn ich dieſe mir wirklich ſchäzbare Frau etwas zu zärtlich behandelte, die Gelegenheit zu einem geheimen Kummer oder — zu einer kleinen Gardinenpredigt.

Meine beiden Hausfreunde, welche beide ſo vortrefliche Herzen hatten, und mich ſo zärtlich liebten, konten mir eben ſo wenig frohe Stunden machen, wie mein gutes Weib. Denn beide waren ſo hypochondriſch, daß ſie alle Augenblik empfindlich oder mistrauiſch, und durch geargwohnte Beleidigung oder Beſchädigung, aufgebracht wurden. Daher ich wirklich ſagen kan, daß ſie mir beide mein Leben mehr laſtvoll als angenehmer gemacht haben. Von meinem vortreflichen Herrs bin ich verſichert, daß er das jezt ſelbſt eingeſtehen würde, wenn er dies leſen ſolte. Ich liebte und liebe ihn dennoch von ganzem Herzen. Er war immer mein redlichſter und wärmſter Freund, der für mich zu Aufopferungen bereit war, und verdient daher meinen lebenslangen Dank.

Mein Umgang mit auſſerhäuslichen Freunden war ſehr eingeſchränkt. Das obgedachte Sandherrſche Haus war faſt das einzige, und ich verdanke ihm manche frohe Stunde meines Lebens.

In Frankenthal lernte ich bald einen Mann kennen, den ich unter meinen Freunden, die ich je in der Welt gehabt habe, und noch beſizze, wohl ohne Bedenken den erſten Plaz geben muß. In ihm fand ich wirklich alles, was man von einem Buſenfreunde erwartet. Er war ein Mann von Kopf und Kentniſſen. Er war der allerjovialiſcheſte Geſellſchafter, bei dem ich drei Tage lang in einem hinſizzen, und nie gähnen durfte. Uns aufhörlich floß ſein Mund entweder von gelehrten Geſprächen, oder von den unterhaltendſten, und das Zwergfell mächtiglich erſchütternden Scherzen und Erzählungen über. Und dabei beſaß er ein ſo reines, treues, und zärtliches Herz, einen ſo feſten Karakter, und ſo viel geſundes und durch Erfahrung gereiftes Urtheil, daß man keinen beſſern Führer und Rathgeber ſich wünſchen, und ſein Herz in keine beſſere Verwahrung geben konte, als bei ihm. Es war der reformirte Prediger Böhme, der jezt in Heidelberg ſteht. — Schade, daß ich ihn wegen Entfernung des Orts nur ſelten genieſſen konte. — Habe Dank edle Seele, für alle Liebe und Treue, die Du mit Deiner vortreflichen Gattin mir erwieſen haſt, und für jeden frohen Augenblik, den Du in ſo mancher trüben Epoche mir ſchufſt!

In Manheim war ein Herr v. La Roche, den ich faſt auf der Liſte meines Herzens gleich nach meinem Böhme ſezzen möchte. Auch ihn machten aufgeklärte Kentniße, feiner Geſchmak, edle Grundſäzze und ein weiches, menſchenfreundliches Herz mir im höchſten Grade liebenswürdig und geniesbar. Er ward in der Folge, da ich meine meiſte Zeit in Heidesheim lebte, unter allen meinen Geſelſchaftern der einzige, in deſſen Umgange ich ein durch keine Unvolkommenheiten geſtörtes Vergnügen fand.

Daß ich bei Hofe keine Theilnahme am geſelſchaftlichen Leben fand, dafür hatte ſchon der Hofrath Rühl geſorgt. Ich ward alle Sonntage zur Mittagstafel gebeten, von welcher ich gleich nach Tiſche mich wieder beurlaubte. Das war alles. Die Schweſtern und Töchter des Fürſten, ſo wie die obgedachte Hofdame, und alle übrige Perſonen des Hofes ſchäzten mich, und hätten es ſehr gerne geſehen, wenn ich öfter in ihrem Zirkel hätte erſcheinen können: aber der Fürſt war nicht geneigt, etwas zuzugeben, wovon er wußte, daß es ſeinem Rühl zuwider ſeyn würde.

Das in Marſchlinz geborne Kind erhielt ſich in Türkheim nicht lange. Es ſiechte einige Monate und ſtarb. — Funfzehn Jahr früher hätte ich vielleicht mich überredet, daß der Mangel an lutheriſcher Taufe einige Schuld gehabt habe.

Viertes Kapitel.

Vereinigung meines Amtes mit meinen Ueberzeugungen.

Ich hatte in Marſchlinz meine Theologie und Philologie ganz liegen laſſen, und es ſchien, als ob mit der Unterbrechung ihres Gebrauchs, die Sache ihre Reize für mir verloren hätte. Meine Kritik, meine orientaliſchen Sprachen, auf welche ich ſo viel Fleiß und Zeit verwendet hatte, kamen gar nicht wieder zum Vorſchein. Ich erinnere mich, in den viertehalb Jahren, welche ich in der Pfalz verlebt habe, nicht eines einigen Tages, wo ich mich mit dieſen Dingen beſchäftiget hätte.

Die Haupturſache war: ich hatte den Glauben an die Nuzbarkeit dieſer Kentniſſe verloren. Denn wenn ich gleich in der Schweiz für die Fortſchritte meiner theologiſchen Einſichten nicht zwekmäßig und anhaltend ſorgen konte, ſondern alle meine Arbeitsſtunden der Pädagogik widmete; ſo gab es doch hier und da geſelſchaftliche Stunden, in welchen ich unabſichtlich meine Aufklärung beförderte. Und wie z. B. die Unterredung mit

Lavatern meinen Wahnglauben ans Uebernatürliche und Wunderbare erſchütterte, und beinahe ganz wankend machte, ſo hatten auch die faſt täglichen Unterhaltungen mit meinem Heres ſo manchen Gedanken aufgeregt, oder ihm Licht, Volſtändigkeit und Feſtigkeit gegeben, welcher vorher unter den dunkeln Vorſtellungen gelegen hatte, und eben ſo unvolkommen und unausgebildet, als unanwendbar geblieben war. Und ich erinnere mich ſehr gut, daß ich mehrmalen mit dieſem Freunde über das A. Teſtament mich unterredet habe, und daß wir beide gefliſſentlich die Spuren des Fabelhaften in demſelben aufſuchten, und uns darüber beluſtigten. Daher war es gekommen, daß ich immer mehr den Gedanken aufs reine gebracht hatte, daß das A. Teſtament ein für die Religion ganz entbehrliches Buch ſey, weil es zur Aufhellung oder Beſtätigung deſſelben nicht das mindeſte nüzze, und gegenſeitig, durch ſeine Ueberladung mit Wundern und Uebernatürlichkeiten, den Verſtand des großen Haufens verwöhne, und die Vernunft unwirkſam mache. Wozu alſo, dachte ich zuweilen, iſts wohl nüzze, daß man ſo viel Jahre und Kräfte verſchwendet, für die Erlenung der orientaliſchen Sprachen? Jſts wohl der Mühe werth, ein ſo mühſames und koſtbares Studium zu betreiben, welches mir keinen Vortheil gewährt, als daß ich ein paar dunkle Stellen eines Buchs vielleicht richtiger verſtehen lerne, deſſen ganzer Inhalt ſo wenig intreſſirt? Das bischen wahre Geſchichte, was es mich allenfals lehrt, kan jeder ohne Sprachkentniſſe daraus erlernen. Und um der wenigen Weiſſagungen willen, die es vergeblich aufſtellen ſol, ſolte man wohl eben ſo wenig nöthig haben, die hebräiſche Sprache mit ihren verwandten Dialekten zu ſtudiren, und dieſem Studium eine Zeit zu widmen, welche im Felde der moraliſchen Warheiten unendlich beſſer wuchert.

So verlor ſich nach und nach mein alter Eifer für dasjenige Sprachſtudium, welches ich ehedem für meine Bibeldolmetſchung getrieben hatte, und ſo wandte ich mich jezt in das Gebiet der moraliſchen Religion, wo geſunde Philoſophie und gerade um ſo viel Kunde der helleniſtiſchen Sprache mir nöthig war, als ich von meinem ehemaligen Studium, aus der Lektüre der griechiſchen

Ueberſezzungen des A. Teſtaments, und der des Joſephus und Philo, übrig behalten hatte.

Meine erſte Sorge war nun auf zwei Dinge gerichtet. Zuerſt dachte ich nach, wie ich meine Kentniſſe im Fache der moraliſchen Warheiten erweitern, und den Abgang der Dogmatik erſezzen wolte. Denn von poſitiven Warheiten war mir nun faſt gar nichts mehr übrig. Dreieinigkeit, Verſöhnungstheorie, übernatürliche Gnade, Erbſünde, ewige Höllenſtrafen, — das alles hatte meine Vernunft glüklich verbannet. Ich hielt blos und allein noch feſt an der unmittelbaren Sendung Jeſu, und an der Göttlichkeit der heil. Schrift, folglich auch — an der Warheit der bibliſchen Geſchichte. Ich ſahe daher wohl ein, daß es mir an Materialien für die Kanzel fehlen würde, wenn ich dieſe reichhaltigen Themata meiner Dogmatik, über welche ſich ſo viel plaudern ließ, nicht anderweit zu erſezzen, und mir neue Reichthümer für meine Predigten zu verſchaffen ſuchte, welche mich in den Stand ſezten, durch Mannigfaltigkeit der Materien zu unterhalten, und in meinen Vorträgen immer neu zu bleiben.

Natürlich muſte ich alſo dieſe neuen Reichthümer in der Moral ſuchen. Denn ſelbſt das, was ich aus der Dogmatik noch übrig behalten hatte, ſchien mir doch nicht für die Kanzel zu ſeyn. Ich fühlte ſelbſt einen geheimen Widerwillen, über die bibliſchen Wundergeſchichten zu predigen, ob ich ſie gleich noch in ſo weit glaubte, in ſo weit ich noch nicht auf ihre Widerlegungsgründe gefallen war, ob ich gleich gegen Wunder und Uebernatürlichkeiten überhaupt ſchon ſehr vieles einzuwenden hatte. Ich wußte nichts kluges darüber zu ſagen. Und doch wolte ich immer gern Materien haben, bei deren Bearbeitung ich im gleichen Grade den Verſtand meiner Zuhörer aufklären, und ihre Herzen mit recht heilſamen und feurigen Gefühlen für Gott und Tugend beleben konte. Alſo ward Moral mein Hauptfach.

Aber wie ſolte ich in dieſem dürren Felde Reichthümer finden? Das ewige Einerlei von Buſſe, Glauben und Heiligung aus dem erſten Theile, und von den Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten, und gegen uns ſelbſt aus dem zweiten, wolte mir nicht mehr behagen. Es war mir theils zu monotoniſch, theils hieng das meiſte aus dem erſten Theile mit derjenigen Dogmatik zuſammen, von welcher ich bereits meinen Geiſt ſo ziemlich gereiniget hatte. Und ſo ſchien auch die Moral eine wahre Hungerquelle für meine Predigten zu ſeyn.

Ich geſtehe, daß es mir viel Zeit und mühſames Nachdenken gekoſtet hat, ehe ich dahinter gekommen bin, die großen Strekken des unbebauten Landes aufzuſuchen, und für die Kanzel fruchtbar zu machen, welche die Moraliſten ſeither überſehen hatten.

Anfangs plagte ich mich blos damit, die alten Materien der Moral, welche für mich Warheit und Nuzbarkeit hatten, recht ſcharf zu analiſiren, und ſie gleichſam für mich zu erweitern, indem ich die Begriffe mehr entwikkelte, und in ihre kleinſten Theile auflößte, die Beweiſe dazu theils verſtärkte, theils vermehrte, mit Beiſpielen und Erfahrungen ſie verſinnlichte, und aufs menſchliche Leben anwendbar zu machen ſuchte. Allein das wolte in die Länge nicht hinreichen. Ich fieng an, mich zu erſchöpfen. Es ward mir bange für die Zukunft, daß ich würde genöthiget werden, nach einigen Jahren wieder von ferne anzufangen, und dieſelben Materien wieder durchzupredigen, die ich ſchon einmal für die Kanzel bearbeitet hatte.

Ich war ſonach gezwungen, darauf auszugehen, wie ich neues Land entdekken wolte. Und ich fand eine Strekke nach der andern. Das erſte war das große Feld der Motiven. Stäts war ich mit mir ſelbſt unzufrieden geweſen, wenn ich zu dem, was ich meinen Zuhörern als gut oder böſe vorſtelte, nichts als Schriftbeweiſe aufſtellen konte. Es ward mir widrig, die Ermahnungen zur Tugend nur mit göttlichen Befehlen zu unterſtüzzen. Ich fieng an, das unleidliche des Zwanges bei dem, was den Menſchen glüklich machen ſol, inne zu werden. Ich dachte mehr über den Zuſammenhang der Foderungen und Warnungen der Moral mit der menſchlichen Glükſeligkeit nach. Ich lößte mir ſelbſt den Begrif der Glükſeligkeit mehr auf, und ſuchte aus meiner eignen Erfahrung alles auf, was man als Theile oder Erforderniſſe der Glükſeligkeit zu betrachten hat. Und ſo fand ich endlich das gränzenloſe Gebiet der Bewegungsgründe, und freute mich meines Reichthums. Denn nun konte ich oft aus einer Materie, blos und allein von Seiten der Motiven, mehrere Predigten machen, indem ich den mannigfaltigen Einfluß einer moraliſchen Foderung auf alle Theile der menſchlichen Glükſeligkeit beſchrieb — auf die Veredlung des Geiſtes — auf die Geſundheit und Vervolkomnung des Körpers — auf die Vermehrung, und Stärkung der Kräfte — auf Feinde — Freunde — geſellſchaftliches und häusliches Leben — Ehre — Nahrung — Kinderzucht u. ſ. w. Und was das allerherrlichſte war, ich ſahe mich jezt nicht blos reicher und volſtändiger in der Ausführung der moraliſchen Materien ſelbſt, ſondern auch in Abſicht auf die Erläuterungen derſelben aus Geſchichte und Erfahrung. Denn wie vorher, bei dem bloſſen Gebrauche der heil. Schrift, meine Erläuterungen lediglich darin beſtunden, daß ich die Sprüche der Bibel erklärte, und die Stärke des Beweiſes fühlbar zu machen ſuchte, ſo konte ich nun in das große Feld der geſammelten Welt- und Menſchenkentniß übergehen. Und ich bemerkte dabei, daß meine Zuhörer jezt weit mehr unterhalten, und von meinen Vorträgen überzeugt und gerührt wurden. Denn die Verſinnlichung der Warheit machte die Warheit ſelbſt ihnen heller und angenehmer: und die immer ſtärker werdende Ueberzeugung, daß ich als Moraliſt ſie nur zu ihrer eignen Glükſeligkeit belehrte, machte ſie geneigter, der Warheit zu folgen. Ja ſelbſt die Befehle Gottes aus der Schrift würkten dann beſſer auf ihre Herzen, weil ſie durch jene Ueberzeugung das Widrige des Zwanges verloren hatten.

Aus dem Felde der Bewegungsgründe kam ich in das Feld der Anweiſungen zur Befolgung des liebgewonnenen Guten. Denn bei meinem Nachdenken über Motiven ward ich ſelbſt mehr für jede einzelne Foderung der Moral erwärmt, und dadurch veranlaßt, über die Frage nachzudenken: wie macht man es, daß man ſo wird, wie die Moral es fodert? Und ſo wie ich dieſe Frage nur einigemal an mein eignes Herz gethan hatte, ſo ward ſie auch gleich ein Gegenſtand des Nachdenkens für meine Zuhörer. Ich ſahe auf einmal, daß das wieder ein weites Feld von Materialien war, welches unſere Moralen unbebaut gelaſſen hatten. Und ich ſtudierte nun darauf, für jede Foderung der Moral, wo ich durch die Motiven die Zuhörer geneigt gemacht hatte, ſie zu befolgen, ihnen auch die einer jeden angemeſſene Anweiſung beizufügen, wie man ſie befolgen, welche Mittel man dazu gebrauchen, welche beſondere Uebungen man vornehmen, wie man ſich die anfangs damit verbundenen Laſten erleichtern, wie man die Hinderniſſe und Schwierigkeiten derſelben beſiegen, und ſich endlich eine Fertigkeit darinnen erwerben müſſe. — Und dieſen Fleiß belohnte mir abermals der ſichtbare Nuzzen. Denn unſere Moraliſten ſchreien nur immer das ſolſt du thun, das laſſen, und citiren göttliche Befehle aus der Bibel. Aber ſie lehren den Menſchen nicht, wie ers angreiffen ſol. Sie verweiſen ihn auf algemeine, und noch dazu unwirkſame Mittel. Sie heiſſen ihn um den Beiſtand des heil. Geiſtes beten. Das macht die Menſchen in gleichem Grade ungeſchikt und muthlos. Sie ſehen, daß das nichts früchtet, und ermüden. — Meine Methode erwekte den Eifer. Der Zuhörer lernte mit ſeinen Kräften bekant werden, die Gelegenheiten benuzzen, die Hinderniſſe kennen und verhüten u. ſ. w. und er gewann die Tugend lieb, weil er ſahe, daß er auf natürlichem Wege zu ihr gelangen konte.

Dieſe für jede einzelne Foderung der Moral nach und nach aufgefundene ſpecielle Methodologie brachte mich in kurzem auch zum Nachdenken über die Art und Weiſe, wie der Menſch ſich von ſeinen Laſtern entwöhnen ſol. Denn ſo wie ich eingeſehen hatte, daß jedes Gute, das im Menſchen hervorgebracht werden ſol, ſeine eignen Mittel und Hinderniſſe hat, ſo fiel ich auch darauf, für jedes einzelne Böſe die ſpeciellen Regeln aufzuſuchen, nach welchen daſſelbe weggeſchaft, oder vermieden werden muß. So erwuchs mit der Zeit meine ſpecielle Therapie, welche in den gemeinen Moralen gänzlich fehlt, und welche eine eigne Heilmethode für jede Krankheit vorträgt (denn ich kam ſehr bald darauf, alle Sünden und Laſter als Krankheiten zu behandeln,) und die Fragen beantwortet, wie, durch welche Mittel, Uebungen, Präſervative u. ſ. w. ſol ſich der Geizige von ſeinen Geize, der Eigenſinnige von ſeinem Eigenſinne, der Faule von ſeiner Trägheit u. ſ. w. entwöhnen, und die Krankheit aus dem Grunde heilen?

Und durch dies Studium gerieth ich zulezt auch auf die Behandlung der Krankheiten anderer Menſchen, und fand neue Reichthümer für meine Kanzel. Ich warf die Frage auf: wie ſol ich mich, da ich einmal unter fehlerhaften d. h. unvolkomnen, und mit mancherlei Krankheiten behafteten Menſchen leben muß, gegen ſie verhalten, um mir ihre Fehler erträglich zu machen, oder die Einflüſſe derſelben auf meine Ruhe zu verhüten, oder ſie ganz davon zu heilen? Wie ſol ich mich gegen zänkiſche, mislaunigte, eigenſinnige, geizige, unverſchwiegene, neidiſche u. ſ. w. betragen? Wie ſol ich gegen Narren, Schwärmer, Abergläubiſche, Intolerante mich verhalten? Wie ſol ich mich als Kind gegen gottloſe Eltern, als Unterthan gegen tiranniſche Obrigkeiten, als Gatte gegen einen treuloſen Ehegatten benehmen? u. ſ. w.

Endlich entdekte ich noch das größte Feld des Moraliſten in der Anwendung der algemeinen Vorſchriften der Moral auf die beſondern Situationen des Menſchen — in Krankheit, in Armuth u. ſ. w. ſo wie auf die einzelnen Stände, des Landmanns, der Soldaten, des Kaufmanns, des Sachwalters, des Bürgers, des Geſindes, des Lehrers, des Regenten u. d. m.

Das waren die Fortſchritte meiner Aufklärung in Türkheim, die ich jezt mit allen Kentniſſen der Kritik, und Sprachkunde nicht vertauſchen möchte, welche alle unſere Grotiuſſe, Schultenſe, Michaeliſſe, zuſammen genommen, je beſeſſen haben. Denn ich ward erſtlich durch die Bearbeitung dieſer moraliſchen Warheiten ein eigentlich nuzbarer Mann für die Welt: ich erlangte zweitens ein weit fruchtbareres Feld als Schriftſteller, zur Verbeſſerung meiner ökonomiſchen Lage, ob ich gleich die Früchte erſt hernach in Halle geerndtet habe: und ich fand drittens in dieſem Studium den Weg zur Vollendung meiner Geiſtesbildung in Abſicht auf Religion. Denn ſo wie jezt täglich mehr meine Ueberzeugung zunahm, daß die moraliſche Religion allein nuzbar für die Menſchheit iſt, ſo ſezte ſich der (freilich anfangs dunkle) Gedanke immer feſter in mir, daß die poſitive Religion wenig Werth habe — welches mir, da in der Folge dieſer Gedanke immer heller in meiner Seele wurde, endlich die gänzliche Wegwerfung des poſitiven Krams erleichterte.

Fünftes Kapitel.

Fortſezzung.

Meine zweite Sorge war, wie ich auch an der dogmatiſchen Aufklärung meiner Gemeine arbeiten, und ihnen meine vermeintlich beſſern Ueberzeugungen mittheilen wolte, ohne doch gegen meinen Eid zu verſtoſſen, und mir, durch den Verdacht der Kezzerei, Liebe und Vertrauen des Volks zu verſcherzen.

Denn meinen Amtseid betrachtete ich in ſo weit als verbindlich, daß ich dem eingeführten Lehrbegriffe nie widerſprechen, und gegen denſelben nie direkte lehren durfte. Und weiter, dünkt mich, kan der Religionseid der Kirchenlehrer auch nie ausgedehnt werden. Denn kein vernünftiger Menſch wird beſchwören wollen, daß er gewiſſe Lehrſäzze zeitlebens glauben und für wahr halten wolle, da das ja nicht in ſeiner Freiheit ſteht, es ſey denn, daß er zugleich ſeiner Vernunft entſagte, und ſich entſchlöſſe, ſeinen Geiſt für alles Hören, Leſen und Nachdenken zu verſchlieſſen. Und eben ſo wenig kan man vernünftigerweiſe beſchwören, daß man einen Saz lebenslang lehren wil, weil man ja nicht wiſſen kan, ob man ihn lebenslang für wahr halten werde. Es iſt alſo klar, daß ein Lehrer eigentlich nur dies beſchwöret, (und daß alſo der Sinn des Religionseides auch nur dahin gedeutet werden muß) daß er lebenslang mit dem Lehrbegriffe ſeiner Kirche übereinſtimmend lehren d. h. nichts anders vortragen wolle, als was die Kirche einſtimmig für wahr erkennt.

Vermöge dieſer Deutung alſo machte ich mirs zur Pflicht, nie einem Lehrſazze meiner Kirche zu widerſprechen, und alle die Lehrſäzze derſelben, die ich nicht glaubte, wenigſtens ſo weit ich ſie nicht mehr glaubte, mit Stilſchweigen zu übergehen. Aber ich nahm mir auch zugleich vor, ſelbſt aus den Lehren der Kirche, und den algemeinen Vernunft- und Erfahrungswarheiten, welche meine Kirche als unſtreitig gelten ließ, diejenigen fleißig auszuheben, welche den folgernden Zuhörer zur Erkentniß ſeiner dogmatiſchen Irthümer von ſelbſt führen mußten.

Dieſe Methode entdekte ich von ohngefähr in den Reden Jeſu, welche die Evangeliſten uns aufbehalten haben. Denn es ward, bei einem Geſpräch mit meinen beiden Hausfreunden, einmal die Frage mir vorgelegt, wie es komme, daß Chriſtus nirgends gegen die Irthümer der jüdiſchen Theologie gepredigt, und immer nur moraliſche Warheiten vorgetragen habe, wie wenn es gar nicht zu dem Amte eines Volkslehrers gehöre, ſich mit den Irthümern abzugeben, ſondern vielmehr rathſam ſey, das Volk dabei zu laſſen, und es in ſeinem Wahnglauben nicht irre zu machen? Ich behauptete damals, daß ob es gleich ſeine Richtigkeit habe, daß man in den Reden Jeſu keine direkte Widerlegungen der jüdiſchen Irthümer finde, (z. B. daß ſie ſich für das ausſchlieſſende Eigenthumsvolk Gottes hielten, daß ſie den Tempel für eine heilige Wohnung der Gottheit anſahen, daß ſie den Dämonen eine Herrſchaft und Gewalt über die Menſchen zuſchrieben, daß ſie von den Opfern Begütigung und Begnadigung Gottes erwarteten u. ſ. w.) Daß, ſage ich, daraus gar nicht die Unſchädlichkeit aller Irthümer, und am wenigſten die Regel für den Volkslehrer folge, die Irthümer zu ſchonen, und das Volk in denſelben zu laſſen. Aber ich wuſte meinen Freunden nicht gleich hinlängliche Gründe anzugeben, warum gleichwol Jeſus die Irthümer der Juden geſchont, und ſich nie deutlich herausgelaſſen, und z. B. öffentlich geſagt habe: ihr ſeyd nicht das eigenthümliche Volk Gottes: euer Jehovah wohnt nicht in eurem Tempel: eure Dämonenlehre iſt Wahnglaube: Begütigung der Gottheit durch Opfer iſt Unſinn u. ſ. w. Daher dachte ich hernach für mich der Sache weiter nach, und kam auf den Gedanken, daß Jeſus aus wahrer Vorſicht und Paſtoralklugheit (um das gemeine Volk nicht gegen ſich zu empören) die Volksirthümer nicht angegriffen, wol aber indirekte ſie deſto eifriger beſtritten, und auszurotten geſucht habe.

Und da ich dieſen Gedanken nur erſt aufgefaßt hatte, ſo wurde er mir bei der Prüfung der Reden Jeſu, die ich dabei anſtelte, gar bald einleuchtender und volſtändiger. Das auffallendſte war mir, ſein beſtändiger Lehrvortrag von Gott, den er recht abſichtlich unter einem Bilde vorſtelte, welches der Jude gar nicht gewohnt war, ich meiſie das Bild eines Vaters, und zwar eines allliebenden Vaters, der ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gerechte und Ungerechte — durch welche Benennungen ſich die Juden von den Heiden zu unterſcheiden pflegten. Hier ſchien mir es augenſcheinlich zu werden, daß er durch dieſe einförmige Lehrart, nach welcher er nie ein anderes Bild wählte, nie des Jehova im Tempel, nie des jüdiſchen Deſpoten erwähnte, abſichtlich, aber unvermerkt, die jüdiſchen Irthümer von der Gottheit verbannen, und würdigere Begriffe einführen wolte, ohne jene geradehin zu beſtreiten. So ſchien mir hernach auch ſeine Lehre von einer ganz ſpeciellen Vorſehung, welche jedes Haar auf unſerm Haupte zählet, abſichtlich dem Irthume entgegen geſezt zu ſeyn, als ob die Dämonen die Welt beherſchten, und die Menſchen unter ihrer Gewalt hätten. So ſchien mir endlich ſein beſtändiges und unaufhörliches Ermahnen zur Verehrung Gottes im Geiſt, ausdrüklich gegen den Glauben an die Verdienſtlichkeit des Tempeldienſtes gerichtet zu ſeyn, ſo wie ſeine einförmige Antwort auf alle Fragen: was muß ich thun, daß ich ſelig werde? Was iſt Gottes größtes Gebot? Bei welchen er nie auf Opfer und Gebete, ſondern auf Menſchenliebe verwieß, ganz offenbar für konſequente Zuhörer beſtimt waren, welche daraus folgern ſolten, daß die Gerechtigkeit des Menſchen oder das, was ihm Gott gefällig und ſeiner Segnungen empfänglich macht, nicht in Dienſten, die man Gott leiſtet, nicht in Andachtsübungen, nicht in blutigen Opfern, ſondern allein in einer nuzbaren Tugend zu ſuchen ſey.

Dies brachte mich auf die Gedanken, auf gleiche Weiſe zu verfahren, und die Irthümer der Dogmatik, und des Katechismus durch die bloſſe lichtvolle Darlegung der Warheit konſequenten Zuhörern (denn nur ſolche ſind der Aufklärung empfänglich) ſo ſichtbar zu machen, daß ſie von ſelbſt, und ohne meine ausdrükliche Beſtreitung derſelben, ſie ablegen mußten.

So habe ich z. B. die alberne Lehre von der Erbſünde nie geleugnet oder widerlegt: aber ich habe Warheiten vorgetragen, aus denen die Verwerflichkeit derſelben gefolgert werden mußte. Ich zeigte die Anlage der menſchlichen Natur, zur moraliſchen Veredlung, und ich fand ſie in dem

Frei=

Freiheitstriebe, in dem Triebe zur Thätigkeit, und in dem Liebestriebe. Es iſt allen Menſchen, ſagte ich, von Natur eigen, ſeine Kräfte frei zu brauchen, und ſich gegen allen Zwang zu empören. Es iſt alſo unnatürlich, und gehört ſchon eine beſondere Verwöhnung und Ausartung der menſchlichen Natur dazu, wenn Menſchen ihrem Verſtande Feſſeln anlegen laſſen, wenn ſie dem eignen Gebrauche ihrer Vernunft entſagen, und von Aberglauben ſich blindlings leiten laſſen. Und ſo hat der Menſch eine natürliche Anlage zur Aufklärung, welche in einem freien Gebrauche der Vernunft beſteht, und allem Aberglauben entgegen geſezt iſt Es iſt ferner dem Menſchen ein immerwährendes Streben angeboren, ſeine Kräfte überhaupt zu gebrauchen, und thätig zu ſeyn. Unthätigkeit iſt wider die Natur. Die Laſter der Faulheit und des Müſſigganges entſtehen allererſt durch Verwöhnung. Von Natur iſt der Menſch zu der groſſen Tugend der Arbeitſamkeit geneigt u. ſ. w. Endlich iſt es ein warhaftig göttlicher Trieb des Menſchen, daß er von Natur geneigt iſt, Freuden zu empfinden, wenn er andere Weſen fröhlig ſieht, und noch mehr, wenn er ſelbſt Gelegenheit findet, ihnen Freuden zu ſchaffen, und daß er gegentheils Schmerz empfindet, wenn er leidende Mitgeſchöpfe erblickt, und daß er dadurch angetrieben wird, ihre Leiden zu mindern oder abzuwenden. Dieſe theilnehmende Liebe, welche es ihm zur höchſten Seligkeit macht, Freuden zu ſchaffen, und Leiden zu mildern, iſt allen Menſchen angeboren. Alſo bringt er das wahre Bild desjenigen Gottes mit auf die Welt, den Jeſus uns als einen allliebenden Vater kennen gelehrt hat: und welcher ſeine ganze Seligkeit in der Beſeligung ſeiner Geſchöpfe findet. — Dieſe unleugbaren und mit dem Glauben meiner Kirche einſtimmigen Warheiten trug ich vor, und überließ es dann meinen an vernünftige Folgerungen gewöhnten Zuhörern, ob ſie daraus die Thorheit des Glaubens an ein natürliches Verderben, an eine angeborne Neigung zu allem Böſen — einſehen lernen wolten.

Ein andermal predigte ich über die Unmöglichkeit, das Wunderbare und Uebernatürliche zu beurtheilen, welche ich aus verſchiedenen Gründen z. B. daraus einleuchtend zu machen ſuchte, weil kein Menſch, ſelbſt der gröſte Naturkenner nicht, eine hinreichende Bekantſchaft mit der Natur habe, und ſich rühmen dürfe, alle Kräfte derſelben zu wiſſen, und ſagen zu können, wo ſie ihre Gränze haben, welche ſie von der übernatürlichen Kraft der Gottheit ſcheidet. Und ich that, als ob ich aus dieſer Materie weiter nichts folgern wolte, als daß meine Zuhörer darinnen einen Grund finden ſolten, allem Aberglauben zu entſagen, und auf keine übernatürliche Dinge, wenn ſie ihnen vorgeſpiegelt würden, etwas zu rechnen oder ſich davor zu fürchten. Ich wünſchte aber heimlich, daß konſequente Zuhörer weiter ſchlieſſen, und den Glauben an Wunder überhaupt dadurch verwerflich finden möchten.

So redete ich in eben dieſer Abſicht von der unendlichen Weisheit Gottes, mit welcher er als Schöpfer die Geſezze der Natur eingerichtet, und feſtgeſtelt habe. Ich zeigte, daß dieſe Geſezze der Natur unverbeſſerlich, und zu allen Endzwekken des Schöpfers volkommen hinreichend ſeyn müſten. Ich folgerte daraus, daß Gott dieſe mit unendlicher Weisheit gemachten Geſezze ſelbſt nicht aufheben, und davon abweichen könte, weil er das aus keinem andern Grunde thun würde, als weil er dieſe Geſezze zu ſeinen Zwekken nicht zureichend fände, und in der Verlegenheit wäre, etwas durch gewaltſame Einwirkung und Uebertretung der Naturgeſezze auszurichten, was er durch die Naturgeſezze nicht zu bewerkſtelligen vermögend geweſen wäre. — Der Zuhörer, der Verſtand hatte, mochte nun von ſelbſt ſchlieſſen, daß alſo Gott keine theologiſchen Wunder thun könne, wiefern dieſe die Geſezze der Natur überſchreiten.

Am häufigſten war ich bemühet, ſolche Warheiten aufzufinden, aus welchen ſich die Ungereimtheiten der Verſöhnungstheorie erkennen lieſſen. Dazu fand ich damals auſſer der oben Kap. 22. erwähnten Materie, von der Unerlaßbarkeit der Strafen Gottes, und der Unveränderlichkeit ſeiner Liebe auch die von der nothwendigen Verbindung der Tugend mit der menſchlichen Glükſeligkeit, am bequemſten. Denn indem ich meinen Zuhörern dies recht anſchauend machte, daß die Tugend nothwendig glüklich macht, daß Glükſeligkeit und Tugend durch keine Almacht getrennt werden mögen: daß hingegen moraliſche Verdorbenheit unvermeidliches Elend nach ſich zieht, und daß beides, dieſes Elend und jene Glükſeligkeit von der Willkühr Gottes ganz unabhängig ſeyn; da konte ich ſie ganz nahe zu den Schlußfolgen führen: alſo iſt die Imputation einer fremden Tugend Unſinn, alſo kann des Menſchen Glükſeligkeit durch kein Opfer erkauft werden, alſo iſt Sündenvergebung als Aufhebung der nothwendigen Folgen der Laſterhaftigkeit, Wahnglauben u. ſ. w.

So gab ich, nach ächt evangeliſcher Lehrart, meinen Zuhörern die Prämiſſen, und ließ ſie die Konkluſionen ſelbſt finden. So lehrte ich immer Warheit, die mit dem Lehrbegriffe der Kirche einſtimte (denn keine dieſer Prämiſſen widerſprach ihr, keine konte von dem allerorthodoxeſten Lehrer für falſch erklärt werden) ohne je einen Irthum dieſes Lehrbegrifs namentlich zu beſtreiten, und mich einer Kezzerei ſchuldig zu machen.

Sechſtes Kapitel.

Verleitung zu neuen Thorheiten.

Jede Predigt, die ich hielt, befeſtigte und erhöhte nur die Achtung und Gnade des Fürſten, und vermehrte die Zahl meiner Verehrer unter der Bürgerſchaft. Und in kurzem hatte ich alle böſen Eindrükke zerſtört, welche die Ausſtreuungen derer, welche mich gern als einen gefährlichen Irlehrer verdächtig machen wolten, bewirkt hatten. Wie ruhig und zufrieden konte ich leben, wenn ich nun den glüklichen Einfall bekam, zugleich als moraliſcher Schriftſteller aufzutreten, und meine Einnahme durch dieſe nuzbare Art von Arbeiten zu vermehren.

Aber was kan der Menſch dafür, wenn ihm ein Gedanke nicht aufſtößt? Kan irgend ein Sterblicher den Ideen ſeiner Seele gebieten, daß ſie zum Bewußtſeyn kommen? Sind es nicht nothwendige Geſezze, nach denen die Tropfen des Oceans unſerer Ideen ſich bewegen, und einige in der Tiefe als dunkle Vorſtellungen herumtreiben, andere als deutliche Vorſtellungen auf der Oberfläche ſich befinden und uns, ohne unſer Wollen und Suchen, gegenwärtig werden und zum Bewußtſeyn gelangen? —

Ferner warum hatte ich keinen Freund, der auf jenen Gedanken mich brachte? der meine Kraft, die ich nicht zu kennen ſchien, mir bekant machte, und mir ſagte: Hier iſt deine Goldgrube: Hier iſt dein Pfund, mit dem du für dich und deine Welt wuchern kanſt?

Endlich — warum mußte der Fürſt ſich meinen Marſchlinzer Erziehungsplan ausbitten? warum mußte er ihn bewundern, und mir ſeinen lebhafteſten Beifall bezeugen? warum mußte Rühl mir ſagen, daß der Fürſt ſo eine Anſtalt in ſeinen Landen ſich wünſchte? Warum mußten alle Umſtände ſich vereinigen, um dieſe Unternehmung unwiderſtehlich reizend zu machen, und mich ſo zu bezaubern, daß ich ſie für das Nüzlichſte zu halten genöthiget ward, was ich zur Verbeſſerung meiner ökonomiſchen Lage ſo wol als zur Erhöhung meiner Nuzbarkeit für die Welt thun konte?

Ach es iſt leider der Strohm der Umſtände, in welchem wir alle fortgetrieben werden, welcher auch mich hier ergrif, und in einen Wirbel von Sorgen und Leiden hineinführte. Wol dem, der noch einen unſichtbaren Steuermann glaubt, welcher dieſen Strohm und alle, die er umhertreibt, leitet. Mir iſts feſter Glaube, daß es der Vorſehung Wille ſo war, daß ich gerade in einer ſolchen traurigen Epoche meines Lebens noch in Kenntniſſen und Erfahrungen reifen, und gerade durch ſolche Stürme in das Land verſchlagen werden ſolte, wo ich allein für mich ſelbſt und für die Welt das werden mußte, was ich geworden bin.

Wie geſagt, der Fürſt, ſprach mit Entzükkung von meinem Erziehungsplane, und Rühl wiederholte es, ſo oft er mich ſahe, daß ich dem Fürſten die größte Freude machen würde, wenn ich ein Philanthropin in ſeinem Lande ſtiftete. Er verſprach mir (und man beſinne ſich, daß Rühl Macht hatte, zu verſprechen, weil das Herz des Fürſten ganz in ſeinen Händen war) alle mögliche Unterſtüzzung. Er bot mir ein ganzes Schloß an, welches funfzig Zimmer enthielt, und einen verſchloßnen und mit Linden beſchatteten Hofraum von vier Akker Land hatte. Dieſes Schloß, welches ganz modern gebaut, und groſſentheils mit ſchönen Tapeten, Wandſpiegeln und Täfelwerk verſehen war, ſolte ich unentgeldlich zum immerwährenden Gebrauche haben. Bei dieſem Schloſſe lag ein Garten, von ungeheurer Gröſſe, der leicht zwölf bis vierzehn Akker halten konte, der ebenfals dazu geſchenkt werden ſolte. Auſſer dem Schloſſe ſtunden verſchiedene niedliche Häuſer, welche die Bedienten und Räthe der ehemahligen Herrſchaft (denn die Grafſchaft Heidesheim war dem Fürſten durch Erbſchaft zugefallen) bewohnt hatten, und auch dieſe wurden mir angeboten. Auch wurde von Jad, Holz und andern Vortheilen geſprochen. Kurz der ſchlaue Hofmann machte mir alles ſo ſüß, ſo einladend, ſo federleicht, daß ich — endlich dem Gedanken, ein Philanthropin im Schloſſe Heidesheim zu ſtiften, nicht länger widerſtehen konte.

Rühl fuhr ſelbſt mit Hofequipage nach Heidesheim, und führte mich in das prächtige Schloß ein, ließ mir alle Schlüſſel übergeben, ſezte mich in Beſiz des groſſen Gartens, welcher das ganze Inſtitut mit Gemüſen unterhalten, und den Zöglingen das herrlichſte Vergnügen gewähren konte, und verſicherte mich dabei, daß es mir an keiner Art von benöthigter Unterſtüzung fehlen würde, wenn der Fürſt erſt ſähe, daß die Sache gedeihe und ihm und mir Ehre mache.

Der Fürſt ließ ſich ſo gar bewegen, in ſo weit ſelbſt Antheil an dem Inſtitut zu nehmen, daß er alle Lehrer des Inſtituts, die ich wählen und ihm präſentiren würde, als ſeine Diener anſehen, ſie mit dem Profeſſortitel vociren, und ihnen die Anwartſchaft auf anderweitige Beförderungen im Lande ertheilen wolte.

Konte mir es unter dieſen Umſtänden wol im mindeſten bedenklich werden, ein Philanthropin zu errichten? Konte ich vor einer Unternehmung mich ſcheuen, welche dem Fürſten ſelbſt Vergnügen machte, und die von allen Seiten Unterſtüzzung fand, und — deren künftig erſt ſich ereignende Schwierigkeiten ich damals nicht kante? — Alle meine Freunde wünſchten mir Glük dazu und freuten ſich, auf einer Laufbahn mich zu erblikken, auf welcher ich Ehre und Reichthum erjagen, und tauſendfältigen Nuzzen ſtiften würde.

Ich berechnete ſchon meinen Gewin. Ich nahm funfzig Zöglinge an, jeden zu funfzig Luisd'ors, dafür ich Koſt, Unterricht, Kleidung — mit einem Worte alles lieferte, was der Zögling brauchte, ſo daß Eltern und Vormünder gar keine Nachrechnung erwarten durften. Ich fand, daß dieſe Summe, welche, den Luisd'or zu neun Gulden gerechnet, 22500 Gulden betrug, volkommen hinreichte, Lehrer, Maitres und Bedienten reichlich zu beſolden, und den Zöglingen Unterhalt und Erziehung auf das volkommenſte zu verſchaffen, und doch noch einige tauſend Gulden jährlich zu erübrigen, und damit meinen Fleiß hinlänglich vergütet zu ſehen.

Wenn ich über dieſen ſichern Gewin mich freute; ſo machte mir es ein eben ſo großes Vergnügen, die Summe von Volkommenheiten zu überſchauen, welche ich meinem Inſtitut zu geben gedachte. Denn ich hatte mich bereits ganz in das pädagogiſche Weſen hinein ſtudirt. Ich hatte die Methodologie gelehrt, und durch Uebung erprobt. Ich hatte alles, was zur Diſciplin ſo wol als zum Vergnügen und Unterhaltung der Kinder gehört, durchdacht und durch Verſuche das Brauchbare von dem Unbrauchbaren unterſcheiden gelernt. Ich hatte die ſo herrliche ſokratiſche Lehrart mir eigen gemacht. Ich hatte alle Theile der Oekonomie kennen lernen, welche ein ſolches Inſtitut erfodert. Ich hatte, was mir am meiſten Hofnung machte, etwas volkommnes zu liefern, alle Fehler beobachtet, die in Deſſau und Marſchlinz begangen wurden, und glaubte, alles das vermeiden zu können, was jenen beiden Philanthropinen nachtheilig geweſen war. Kurz, ich ſahe mich hinlänglich im Stande, ein ſolches Inſtitut zu errichten, zu dirigiren, und — meine beiden Vorgänger in vielem Betracht zu übertreffen. Und ſo war ich von Freuden berauſcht, wenn ich den Nuzzen erwog, den ich ſtiften, und den Beifall des Publikums, den ich durch dieſe Nuzbarkeit mir erringen würde. Ja, ich träumte mir bereits das Ende meiner Laufbahn, an welchem ich, mit dem pädagogiſchen Lorber umkränzt, im Beſiz eines kleinen Ritterguts, den Abend meines Lebens mit Ruhe und Zufriedenheit genieſſen, und mich am Rükblik, auf die Reihe des volbrachten Guten ſo wol, als der überſtandenen Laſten und Leiden, ergözzen wolte.

Ich entwarf nun meinen Plan, und ließ ihn gedrukt, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, in Deutſchland, Frankreich und der Schweiz kurſiren. Der Hofrath Rühl erbot ſich ſelbſt, eine franzöſiſche freie Ueberſezzung deſſelben zu entwerfen. Und ich erinnere mich noch, wie er, in ſein Meiſterſtük verliebt, mich mehrere Stunden damit quälte, daß er mir ſein ſchönes franzöſiſch vordeklamirte, und bei jeder Zeile mich fragte, „wie „gefalt Ihnen das?“

Mein Plan kündigte nicht blos ein Philanthropin an. Es waren noch weit mehrere Vortheile, die mit dem Philanthropin fürs Publikum erwachſen ſolten. Ein Buchhändler, deſſen Name mir entfallen iſt (er hatte, wo ich nicht irre, ſich zu Heidelberg geſezt) machte mir einen Plan, und erbot ſich zu Ausführung deſſelben, vermöge deſſen das Philanthropin eine eigne Buchhandlung errichten, und durch äuſſerſt herabgeſezte Preiſe, die halbe Welt an ſich ziehen ſolte. Der Mann ſchafte würklich einen ganzen Laſtwagen vol Bücher ins Schlos, und zeigte Ernſt. Er machte ſich anheiſchig die Verlagsſachen mit mir gemeinſchaftlich zu beſtreiten, und dazu eine hinlängliche Summe herbeizuſchaffen. Er verpfändete ſo gar ſchriftlich ſein Lager dafür, welches bereits im Schloſſe war. — Mit der Buchhandlung ſolte auch eine eigene pädagogiſche Zeitung verbunden werden. — Das alles wurde dem Publikum im hohen Poſaunenton verkündet.

So bald die Nachrichten in die Welt waren, machte Ruhl den ruhigen Zuſchauer, und ließ mich nun nach Gutdünken ſchalten und walten. Er hatte verſprochen, ſogleich eine ſchriftliche Urkunde auszufertigen, in welcher der Fürſt Schloß, Garten, und alles, was er mir verheiſſen hatte, rechtskräftig zuſichern ſolte: aber er zögerte mit dieſer Urkunde, von einem Monate zum andern, und ich — war ſo eifrig mit meinen Vorbereitungen beſchäftiget, daß ich den Verzug nicht achtete. Zuweilen erinnerte ich ihn wol, aber ich bezeigte mich jedesmal ruhig bei der Antwort, daß er eheſtens alles zu Stande bringen werde.

Ich kündigte jezt vor allen Dingen eine neue Ausgabe meiner berüchtigten Ueberſezzung des N. Teſtaments an, und bot dieſe um die Hälfte des Preiſes aus, welchen die erſte gekoſtet hatte. Zugleich meldete ich, daß der ganze Gewin dieſes Werks zum Beſten des neuen Inſtituts verwendet werden ſolte. Dies gelang. Der geringe Preis von einen Thaler, der ſo viele reizte, die das Buch längſt gerne beſeſſen hätten, und die pia cauſa, das für das Geld verwendet wurde, zog ein erſtaunend groſſes Publikum herbei. Ich fieng ohngefähr zu Michael an, zu arbeiten — verbeſſerte meine Ueberſezzung faſt auf allen Seiten, merzte viel anſtöſſig geweſenes z. B. das Wort Fabel u. d. aus, ſchuf den Brief an die Römer ganz um, — und vollendete dies Geſchäft gegen Weinachten: wo ich alle Lieferungen der Handwerksleute beſtelt hatte, die für das Inſtitut beſtimt waren. Und ſiehe, ich hatte ſchon am Neujahrstage über 500 Gulden beiſammen, und der ganze Gewin, den ich zu Oſtern berechnen konte, belief ſich nahe an 5000 Gulden.

Aber die Ausgabe, die ich hatte, war dennoch weit größer als mein Kapital, das mir von der Vorſehung ſo unerwartet groß beſchieden worden war. Ich brauchte vor der Hand 60 Bettſtellen, eben ſo viel Madrazzen von Pferdehaaren, eben ſo viel mit Baumwolle gefülte Kuverts von Kattun, wenigſtens viermal ſo viel Bettücher und Ueberzüge zu den Kopfküſſen. — Ich brauchte in allen Zimmern Mobilien, Tiſche, Stühle, Spiegel, Schränke ꝛc. — Ich brauchte eine ungeheure Menge Tiſchzeug, Handtücher, Zinn, Meſſer und Küchengeräthſchaften. — Ich mußte die Küche umſchaffen, und einen neuen Heerd mit Kaſtrollen von Eiſenguß machen laſſen, und die eiſernen Kochtöpfe anſchaffen. — Es waren Pferde zur Reitbahn nöthig. Ich mußte ankommenden Lehrern Reiſekoſten, und Vorſchüſſe zahlen. Ich hatte die philanthropiniſchen Spiele, Kegelbahn, Karoſſel u. d. einzurichten. Da giengen ziemlich in dem erſten halben Jahre 10000 Gulden drauf, die ich theils baar ausgab, theils auf Waaren ſchuldig blieb.

Gleich anfangs, ehe die Pränumeranten-Gelder im Fluß kamen, gerieth ich durch den Buchdrukker Gegel in Frankenthal in Verlegenheit, welcher die obgedachte Ausgabe meiner Ueberſezzung des N. T. gedrukt hatte, und vor Ablieferung derſelben, die volle Zahlung mit Ungeſtüm foderte, mit der Drohung, daß er kein Exemplar eher herausgeben werde, bevor er ſein Geld erhalten habe. Ich wandte mich an einen Amtmann im Speierichen, den ich vor kurzem als einen biedern und edeldenkenden Mann hatte kennen lernen, und fragte bei ihm an, ob er mir, auf mein ehrlich Geſicht, ohne weitere Sicherheit, 400 Gulden borgen wolle. Der brafe Cramer ſchikte das Geld — was mir nie wieder ein Freund gethan hat — und riß mich aus dem Bekümmernis. Zu Oſtern zahlte ichs ihm wieder.

Siebentes Kapitel.

Glük und Unglük bei Errichtung des Philanthropins zu Heidesheim.

Alles ſchien anfangs meine Wünſche zu begünſtigen. Ich bekam leicht verdientes Geld. Ich fand Freunde, die mir in Frankfurt Kredit machten. Ich erhielt alle Wochen neue Anmeldungen von Lehrern und Zöglingen.

Meinen Heres, ſo nuzbar er mir geweſen ſeyn würde, hatte ich nicht zum Lehrer des Inſtituts beſtimt, weil ich ihn nicht aus einem feſten Brode in ein unſicheres verſezzen wolte. Erſt dann, wenn mein Philanthropin in ſeinem völligen Flore ſeyn würde, ſolte er eine Zierde deſſelben werden.

Der erſte Lehrer, der ſich meldete, war ein gewiſſer Weinmann, oder, Weidmann. Er war Rektor an einer kleinen Stadtſchule. Ich kan mich an den Namen des Orts nicht mehr erinnern. Der Brief, in dem er ſich mir anbot, war ſchön und rührend geſchrieben. Er karakteriſirte einen verdienſtvollen und geſchikten Schulmann, einen natürlichen und biedern Freund, einen hellen und aufgeklärten Kopf, einen unermüdeten Arbeiter, und was für mein Herz das fühlbarſte war, einen Unglüklichen, den Verfolgung und äuſſerſte Armuth niederbeugte, und ſchon faſt bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht hatte.

Ich zitterte vor Freuden bei Leſung dieſes Briefes. O, wie die Verſehung es fügt! dacht ich bei mir ſelbſt. Da muß ſich nun ſelbſt ein Mann melden, der im Schulſtaube gelebt, und ſich geübt hat — ein Mann von Kopf und Erfahrung — der des ganzen Schulweſens kundig iſt ꝛc. Da kanſt du nun ſchon mit einem tüchtigen Schulmanne die oberſten Klaſſen beſezzen, wo der Geiſt der Römer und Griechen ausgegoſſen werden ſol. Da haſt du, einen Gehülfen, der in deiner Abweſenheit die Maſchine regiren kan. Auf andern Philanthropinen müſſen ſie ſich mit Jünglingen behelfen, die erſt Pädagogik lernen wollen: dieſer Mann verſteht ſie ſchon, und iſt durch Alter und Stand den Zöglingen reſpektabel. Und — welch ein Glük! du kanſt zu eben der Zeit, wo du dem Inſtitut einen würdigen Mann zum Lehrer giebſt, einen Unglüklichen retten, und die Seligkeit genieſſen, Thränen von ſeinen Augen zu troknen, und ihn für ſo viele Leiden zu entſchädigen, die er bisher erduldet hat. Wie wird der Mann dies danken, wie wird ſein Herz an dir hängen, wie wird er dir und ſeinem Amte ſo treu ſeyn, wie wird er ſich dem Inſtitut mit ganzer Seele widmen, aus Dankbarkeit, daß du ihm frohere Tage hier ſchufſt.

Ich antwortete dem Mann in einem Tone, der dieſen Geſinnungen entſprach, und offerirte ihm alles frei, nebſt 200 Gulden Gehalt. Und war ſein erſter Brief rührend geweſen, ſo war der zweite, in welchem er mir für ſeine Annahme dankte, ſo herzangreifend, daß man hätte weinen mögen. Er beſtätigte alle Hofnungen, die ich mir von ihm gemacht hatte.

Nach dieſem folgte der Prediger in Bechtolsheim, Sigmund. Sein Brief war minder elegant, als der Weinmanſche, aber in einem biedern Tone geſchrieben, welcher mich einnahm. Er erbot ſich zum Lehrer der Religion und Moral und zeigte ſich zugleich bereit die Direktion der Oekonomie zu übernehmen. Er ſprach wie ein alter erfahrner Oekonom, der Akkerbau, Brauerei, Brandeweinbrennerei und alles verſtund, was damit zuſammenhängt. Seine Finanzen beſchrieb er ſo, daß ich einſehen ſolte, daß nicht Wunſch nach Verbeſſerung ſeiner Umſtände ihn antrieb, mir ſeine Dienſte anzubieten, ſondern Enthuſiasmus für mein Inſtitut, und — meine Perſon. Ja er war ſo weit entfernt, eigennüzzige Abſichten zu zeigen, daß er vielmehr ſelbſt bei 2000 Gulden zu inſeriren verſprach, und mir zwei Handlungsartikel zeigte, die er mit eignem Verlage bearbeiten, und für Rechnung des Inſtituts debitiren wolte. Der eine beſtund in einer Lichtgieſſerei, deren Produkte alles übertreffen ſolten, was man ähnliches hatte. Der andere Artikel, war die bekante Nürnberger grüne Wagenſchmiere, welche er in der größten Volkommenheit verfertigen zu können verſicherte. Er verpfändete, wie der Buchhändler, ſeine Illata, für die Sicherheit ſeiner Verheiſſungen. Was wolte ich mehr?

Ich freute mich, den Theologen und Oekonom des Inſtituts in einer Perſon vereinigen zu können, und zugleich kleine Handlungsvortheile vor Augen zu ſehen, deren erſterer um ſo wichtiger ſchien, da er ſich mit dem vielen Schlachtvieh kombinirte, welches die Konſumtion des Inſtituts erfoderte, und deſſen Talg-Ertrag nuzbar machte. — Er ward alſo auch angenommen.

Der dritte Anmeldende war Herr Junker, ein privatiſirender Gelehrter von Heidelberg. Dieſer ſchikte mir eine ſeiner Schriften, welche etwas Genie, Wiz, glükliche Laune, eine lebhafte Imagination, und einen ziemlich reinen und geſchmeidigen Ausdruk mir zeigte. Er ſprach von ſeinem Enthuſiasmus für Erziehung: verſicherte ganz der ſanfte, duldſame, liebevolle philanthropiniſche Mann zu ſeyn, den ich brauchte: kündigte ſich als einen Virtuoſen in der Deklamation an. — Hier hatte ich alſo den ſchönen Geiſt des Philanthropins!

Lange blieb ich verlegen um einen Lehrer, welcher Lektion in franzöſiſcher Sprache zu geben im Stande war, weil es mein Plan erfoderte, daß zum Behuf der franzöſiſchen Sprache einige Klaſſen waren, in welchen franzöſiſch docirt wurde. Und auch dieſer kam mir von ſelbſt entgegen. Es ſchrieb ein junger Mann aus Geneve an mich, welcher im Begrif war, als franzöſiſcher Prediger ordinirt zu werden und mich verſicherte, daß er alle Ausſichten mit Freuden aufopfern wolte, wenn er im Philanthropin mit mir verbunden werden könte. Er verſprach zwei reiche Schweizer mit zu bringen. Ich freute mich über dieſe Acquiſition.

Bald darauf erbot ſich der jezige Profeſſor der Naturgeſchichte in Frankfurt, Herr Berowsky, der damals ſchon Profeſſor an einer Militärſchule war, in meinem Philanthropin dieſe Wiſſenſchaft zu lehren. Auch mit dieſem ward ich eins.

Ihm folgten zwei würdige junge Männer Geiger und Reinhold, welche beide jezt Prediger ſind, der erſte in der Pfalz, der andere in Saalbrükſchen. Sie wurden für die untern Klaſſen beſtimt, um in der lateiniſchen Sprache, in der Hiſtorie und Geographie und in der Religion Unterricht zu geben.

Auch der Lehrer derer fand ſich von ſelbſt, welche ſich der Kaufmanſchaft widmen wolten.

Er hatte ſchon in Hamburg vor der Höhe eine Kaufmansſchule errichten wollen, und war als Avantuᵹier ſchon an mehrern Orten merkwürdig worden. Er war aus Danzig gebürtig, erſchien bei mir unter dem angenommenen Namen Thomſon, nahm durch große Verſprechungen mich ein, und ward hernach einer der ſchändlichſten Störer meiner Ruhe. Sein rechter Name war Ibbeken.

Und nun fehlte mir noch ein Lehrer für katholiſche Zöglinge und ein Buchhalter, der ſo wol die Rechnungen des Inſtituts führen, als auch die Zöglinge, die es verlangten, in der doppelten Buchhaltung unterrichten ſolte. Den lezten fand ich an Herrn Giro, welcher dem Eiſenhammer in Bünden vorſtand, deſſen ich oben B. 2. Kap. 29. erwähnt habe. Dieſer iſt der einzige Mann, den ich ſelbſt eingeladen habe. Er übernahm dieſe Stelle, und zog mit ſeiner Frau, welche die Wäſche des Inſtituts zu beſorgen verſprach, aus der Schweiz nach Heidesheim.

Der katholiſche Lehrer meldete ſich ſelbſt und ward hernach — der Stifter meines Unglüks. Es war der Pfarrer Weimar in Bokenheim. Dieſer Mann hatte mir ſeither ganz auſſerordentlich geſchmeichelt, und mich genöthiget, wenn ich in Bokenheim Kirchenviſitation hielt, bei ihm zu übernachten. Seine Phyſionomie war die eines Lipſtullian, aber ſeine Worte und Geberden glichen denen des ehrlichſten Mannes, und des treuſten Freundes. — So bald dieſer Menſch die Nachricht erhielt, daß in Heidesheim ein hochgräflich Leiningiſches Erziehungsinſtitut errichtet werden ſolte, in welchem Zöglinge von allen Religionen Aufnahme zu erwarten hätten, ſchrieb er einen äuſſerſt höflichen, und beinahe kriechenden Brief an mich, und bat auf das dringendſte, daß ich ihm, als dem einzigen katholiſchen Pfarrer in den Leiningiſchen Landen, eine Profeſſur geben, und als den Religionslehrer den katholiſchen Zöglingen ankündigen möchte. Ich hielt es der Klugheit gemäß, bei Beſezzung dieſes Poſtens nicht delikat in meiner Wahl zu ſeyn, und mir einen Pfaffen zum Feinde zu machen, der dem Inſtitut ſo nahe war. Daher antwortete ich ihm, daß ich bereit ſey, ihn zum Lehrer anzunehmen, ſo bald ſich katholiſche Zöglinge melden würden.

Der Mann ſchien, nach Erhaltung dieſes Verſprechens, mein wärmſter Freund geworden zu ſeyn. Er beſuchte mich in Türkheim, und gieng in den Bezeugungen ſeiner Verehrung ſo weit, daß er mir die Hand küßte. Er erbat ſich die Erlaubniß, für die neue Ausgabe meiner Ueberſezzung des N. T. Pränumeranten ſammeln zu dürfen. Er brachte über hundert Exemplare unter. Er poſaunte mich unter ſeinen Glaubensgenoſſen, als den gelehrteſten und bravſten Mann, der weit und breit gefunden werden könnte. Er ward in Worms bei dem Weihbiſchof und Reichsbücherkommiſſarius, Baron v. Scheben, mein Lobredner, und brachte dieſem Manne (der ſich auf Auſtern und Champagner beſſer verſtand, als auf Gelehrſamkeit) ſo große Begriffe von mir bei, daß er begierig wurde, mich kennen zu lernen. Er übernahm es ſelbſt, den lutheriſchen Superintendenten bei dem Weihbiſchof einzuführen. Er brachte es dahin daß ich von Sr. Hochwürden Gnaden förmlich zur Tafel eingeladen wurde. Ja, er ſchloß eine Art von Freundſchaft zwiſchen mir und dem Herrn von Scheben, welche in eine wechſelſeitige Vertraulichkeit übergieng.

Mein Herz dachte nicht daran, daß je katholiſche Zöglinge kommen würden, und folglich eben ſo wenig daran, daß der Paſtor Weimar jemals die ihm verſprochne Profeſſur antreten würde. Er indeſſen betrieb die Sache weit ernſtlicher. Er kam in Maynz förmlich ein, und bat um Erlaubniß, dieſe Lehrſtelle annehmen zu dürfen. Und er nahm, nachdem er Konceſſion erhalten hatte, allenthalben Gratulation an, und ließ ſich vorläufig mit dem Profeſſortitel von jedem begrüßen, welcher Luſt hatte, dem eiteln Narren etwas angenehmes zu erzeigen.

So kam alles mir entgegen. So drang man ſich von allen Seiten zu der Ehre Heidesheimſcher Profeſſor zu werden. — Und doch hatte kein Profeſſor mehr als 150 Gulden nebſt Wohnung und Koſt. — Für die Reitbahn fand ſich ein Officier, der auſſer Dienſten war. Und zum Inſpektor meldete ſich ein alter preuſſiſcher Officier, der gewiſſer Urſachen halber nicht in ſein Vaterland zurückdurfte, und um Gotteswillen um Dienſte bat, bei denen er ſich ſatt eſſen könte.

Zulezt kam noch ein Schulmeiſter, welcher einen recht guten Dienſt verließ, blos weil er ſich für ſeine Talente einen beſſern Wirkungskreis wünſchte. Er war wirklich Genie: hatte ſehr viel geleſen: hatte theoretiſche Philoſophie zu ſeinem Lieblingsſtudium gemacht, und ſich bis zum Atheiſten gegrübelt. Er war inſonderheit ein gründlicher Mathematiker, und verfertigte nachher in Heidesheim einen Globus von zehn Schuhen im Durchmeſſer, welchen kein Kenner tadeln konte. Er war ſchon ein alter Mann, aber demohngeachtet war ſeine Laune nie verſtimt, und ſeine Sitten hatten nichts von dem Steifen und Pedantiſchen, was Leuten ſeines Standes, die den Gelehrten machen, eigen zu ſeyn pflegt. Er war ein munterer und beſcheidener Mann, welchen die Zöglinge ſchäzten, und dem ich täglich fünferlei Lektionen aufhalſen konte. Er ſprach auch erträglich franzöſiſch.

Nachdem ich ſo mein Inſtitut reichlich mit Lehrern beſezt, das ganze Schloß meublirt, und alles veranſtaltet hatte, zu Oſtern das philanthropiniſche Einweihungsfeſt zu begehen, und die Lektionen zu eröfnen, erſchien endlich der Hofrath Kühl mit der längſt verſprochnen Urkunde, und legte nun auf einmal ſeine Maske ab.

Er zog eines Tages, da ich auf dem Konſiſtorio war, einen Aufſaz aus der Taſche, nahm eine Poſitur an, deren Anblik das ganze Kollegium in die geſpanteſte Erwartung ſezte, und begann, mit einer affektirten Miene vol Erhabenheit und Majeſtät, ohngefähr folgende Anrede:

„Herr Doktor! Sie haben von Sr. Hochgräfl. Gnaden, auf Ihr Anſuchen, die Erlaubniß erhalten, ein ſogenanntes Philanthropin anzulegen, und diejenigen Stunden, die Ihnen von Ihren Amtsarbeiten übrig blieben, auf die Direktion deſſelben zu verwenden. Sie werden von ſelbſt begreifen, daß der Herr Graf nicht gleichgültig dabei ſeyn kan, wie Sie ſich dieſer Erlaubniß bedienen, ſondern daß er mit der nöthigen Vorſicht ſeine Landesherlichen Rechte ſo wol als ſeine Ehre vor dem Publikum wahren muß. Er hat zu dem Ende mir den Auftrag ertheilt, eine Urkunde zu entwerfen, in welcher Ih-

„nen dasjenige, was Sie der Billigkeit nach, von „der Gnade des Herrn erwarten können, zugeſichert wird: aber in welcher auch Sie ſich gegen „den Herrn Grafen über alle diejenigen Punkte „reverſiren müſſen, ohne deren genauſte und „ſtrengſte Erfüllung, weder die ertheilte Erlaubniß beſtehen, noch die geſtatteten Vortheile ihre „Dauer haben können ꝛc.“

Bei dieſer Einleitung ſchlug mir das Herz, wie wenn ich auf den Richtplaz geführt werden ſolte. Denn ich war jezt ſchon durch unzählige Relationen von in und auswärtigen Freunden, von dem ſataniſchen Karakter des Mannes volkommen unterrichtet, und ich ſahe den Augenblik, was ich wegen meines bisherigen ununterbrochen freundſchaftlichen Umganges mit ihm, mir gar nicht hätte träumen laſſen, daß ſein tükiſches Herz mir blos geheuchelt hatte, und daß ich ſo gut wie alle andere, die Ausbrüche ſeiner Bosheit erfahren würde. Ich zweifelte ſchon nicht mehr, daß mir alle Verſprechungen geleugnet, und alle Vortheile zurükgenommen werden würden. Und es ſtelten ſich mir die ſchreklichſten Auftritte vor, die aus dieſer Veränderung erfolgen mußten.

Er ſieng an zu leſen, und die ganze Urkunde war ein Gewebe von den ſtudierteſten Chikanen. Erſtlich war vom ganzem Inſtitut in offenbar verächtlichen Ausdrükken geſprochen, und alles ſo vorgeſtelt, als ob ich, ohne alle Veranlaſſung und Zuredung, aus eignem Küzel, dieſes Unternehmen begonnen hätte, von welchem jeder Kluge ahnden müßte, daß es bald ſcheitern, und der Welt zum Gelächter werden dürfte. Daher wurde ausdrüklich verlangt, daß ich im Publikum bekant machen ſolle, wie Sr. Hochgräfl. Gnaden nicht den mindeſten Antheil an dem Inſtitute nähmen, und daſſelbe eine bloſſe Privatſache ſey, welche ich für meinen Vortheil betriebe.

Schon bei dieſer erſten Foderung ſahe ich mich genöthiget, den Vorleſer zu unterbrechen. und mich zu beklagen. Ich ſtelte mit aller mir möglichen Mäſſigung und Beſcheidenheit dem Kuhl vor, daß ſchon die Art des Ausdruks mir bedenklich vorkomme: daß derſelbe eine Veränderung in den Geſinnungen des Grafen anzeige und mir alſo betrübte Ausſichten gebe: daß ich ohnmöglich die Sache als eignen Einfall vorſtellen laſſen könte, da es ihm und dem ganzen Hofe bekant ſey, daß der Graf die Aeuſſerungen des höchſten Wolgefallens an einem ſolchem Inſtitute gegeben habe: daß ich mich genöthiget ſähe, ihn ſelbſt, den Rühl, an ſeine Zuredungen zu erinnern, durch welche allein mein Entſchluß zur Reiſe gediehen wäre: daß ja das ganze Publikum das Vertrauen verlieren, und alle Lehrer muthlos werden würden, wenn ich jene gefoderte Ankündigung bekant machen müßte: daß es ungerecht ſey, mich ſo viele Monate hindurch die Theilnahme des Landesherrn am Inſtitut im Publikum verkünden zu laſſen, und nun zu verlangen, daß ich dieſe Theilnahme widerrufen ſolte u. ſ. w.

Aber alle dieſe Gegenvorſtellungen waren wie ein Tropfen Waſſers, wenn er auf einen glühenden Stein fält. Bei jedem Worte, was ich ſagte, fuhr der Mann auf und perorirte, mit brüllender Stimme und geiferndem Munde, ein langes Gewäſch von Widerlegungen und geberdete ſich dabei ſo erhizt, und zulezt ſo wüthend, daß alle Räthe und Sekretärs ihre Stühle abzogen, und ſich auf die Flucht gefaßt machten, wenn es zur Schlägerei kommen ſolte. Ich blieb zwar, durch die möglichſte Anſtrengung meiner Beſonnenheit in ununterbrochner Gelaſſenheit, ließ den tobenden Menſchen, der mir den Geifer ins Geſicht ſprüzte, jedesmal ganz ausreden, nahm immer mit dem ruhigſten Tone das Wort wieder, bat wiederholt, und allemal mit Ehrerbietigkeit, um Erlaubniß mich näher erklären zu dürfen, und dachte wenigſtens durch dieſes ſanfte Betragen den Unmenſchen zu beſänftigen, und zu einer anſtändigen Unterredung zu bringen. Aber meine Ruhe erhizte ſeinen Grim um deſtomehr. Er ſchrie und ſchäumte wie ein Raſender, und behauptete die dollſten Zumuthungen, welche kein Graf einem Gelehrten von meinem Range, welche nur ein Rühl einem verworfenen Betrüger antragen konte. Und er wiederholte es unzähligemal, daß ich mein Inſtitut transportiren könte, wo ich hin wolte, wenn mir das ſo nicht gefiele, wie ers da mir vorlas.

Die Theilnahme des Fürſten ward aber aufgehoben. Das Schloß Heidesheim war keinesweges für das Inſtitut beſtimt, ſondern ſolte mir, aus beſonderer Gnade, nur auf gewiſſe Jahre eingeräumt werden. Die Lehrer ſolten keine Hofnung zu Beförderungen haben. Die leerſtehenden Häuſer vor dem Schloſſe ſolte ich nicht anders, als gegen Erlegung einer Miethe haben. Ich ſolte mich von allen Unterſtüzzungen des Landesherrn losſagen. Das Philanthropin ſolte der Regierung unterworfen werden, und derſelben in Abſicht auf Lehrart, Diſciplin, Kaſſe u. ſ. w. reſponſabel ſeyn, damit Herr Rühl mich ganz in ſeinen Händen haben, und mich nach Belieben auf die Folter legen könte. Ich ſolte alles Riſiko übernehmen, wenn durch ohngefähre Unglüksfälle an dem weitläuftigen Schloßgebäude einiger Schade geſchehen ſolte. Es ſolten nur einige Tage mir geſtattet werden, wo ich das Inſtitut beſuchen könte, nicht aber volle Freiheit, mich da aufzuhalten, wann, und ſo lange ich es nöthig fände, und es ohne Verabſäumung meines Amts geſchehen könte u. ſ. w.

So ſchreklich hatte dieſer Menſch mich hintergangen. Ich mochte ihn erinnern, woran ich wolte: er leugnete alles ab, war frech genug, zu ſagen, daß er nichts habe verſprechen können, daß der Graf jezt es nicht anders haben wolle. Kurz, die glänzendſten Ausſichten für mein Inſtitut waren dahin.

Achtes Kapitel.

Sturm.

So glüklich ich im Kollegio meine Gelaſſenheit behauptet hatte, ſo war doch mein Unwille und innerlicher Gram auf den höchſten Grad geſtiegen. Ich kam in der leidenſchaftlichſten Gemüthsbewegung nach Hauſe. Meine Frau und meine Hausfreunde ſahen an meinem blaſſen Geſicht und ſtieren Blikke, daß etwas auſſerordentliches vorgefallen ſeyn müßte. Und mein Herz ahndete gleich, daß Kühl endlich auch mir die verſtekten Klauen gezeigt habe. Die Mahlzeit wurde auf eine halbe Stunde verſchoben. Ich erzählte die Geſchichte. Eine Weile wurde geſpukt und geſchmält. Bald aber fiengen wir an, über den armſeligen Wütrich witzig zu werden und zu ſpotten. Es kamen Entwürfe zum Vorſchein, wie die Sache ohne die Kühliſche Protektion durchzuführen ſey. Nach einer halben Stunde belachte ich den Vorfall, und genoß meine Mahlzeit mit heiterer Seele.

Nicht mehr in Hizze, aber eben ſo wenig mit ruhiger und reifer Ueberlegung, ſezte ich mich nach Tiſche hin und ſchrieb dem Hofrath ein Billet, ohngefähr des Inhalts:

„Sie haben mir, mein lieber Herr Hofrath,
„ſeither Merkmale von Achtung und Freund-
„ſchaft gegeben, welche mir um ſo ſchmeichel-
„hafter und angenehmer waren, jemehr ich
„von allen Seiten her belehret wurde, daß
„kein Menſch ſich einer aufrichtigen und dau-
„ernden Freundſchaft von Ihnen rühmen
„könne. Aber heute haben Sie mir es be-
„wieſen, daß ich ein Thor war, da ich bei
„Ihnen eine Ausnahme zu machen mir ein-
„bildete. Sie haben mich auf eine Art be-
„handelt, die eben ſo ſehr unter meiner Wür-
„de iſt, als dieſelbe Sie ſelbſt erniedrigt, und
„zu der ſchlechteſten Menſchenklaſſe Sie her-
„abſezzen würde, wenn Sie fortfahren ſolten,
„ſie gegen mich zu behaupten. Ich komme,
„dieſe Schmach von Ihnen abzuwenden, und
„Ihnen meine Hand zur Ausſöhnung zu bie-
„then. Wollen Sie die Urkunde zurüknehmen,

„und die Verſicherungen noch erfüllen, die
„Sie mir gegeben haben, und auf welche ich,
„weil ich Sie bei aller Hizze Ihres Temperamentes
„wirklich für einen Mann vom edeln
„und feſten Karakter hielt, meine ganze Unternehmung
„gegründet hatte; ſo ſol unſere
„Freundſchaft unerſchütterlich bleiben. Beſtehen
„Sie aber auf dem allen, was Sie
„heute mir zugemuthet haben; ſo muß ich
„Ihnen ſagen, daß ich hinreichenden Muth
„habe, Ihnen die Spizze zu biethen, und nun
„gerade hier die einzige Ausnahme unter den
„Tauſenden zu machen, die vor Ihrer Macht
„und vor Ihrem Zorn zu zittern pflegen.
„Denn ich fühle mich zu ſehr als Mann von
„Werth und Verdienſten, als daß ich mich
„von Ihnen tiranniſiren, und begeifern laſſen
„ſolte. Wählen Sie alſo jezt, ob ich Sie
„verachten oder hochſchäzzen ſol. Mir ſols
„Freude ſeyn, wenn Sie eine Freundſchaft
„fortſezzen wollen, welche mir, ich geſtehe
„es Ihnen, bisher wahres Vergnügen gemacht
„hat, und auf die ich gerade darum
„ſo ſtolz war, weil ich allein mich derſelben

„rühmen durfte. Auf Ihre Antwort wird „es beruhen, ob ich ferner mich nennen „ſol ꝛc.“

Dieſes Billet ſandte ich aufs Schloß, und harrte begierig auf eine Gegenſchrift. Aber ſie blieb auſſen. Und ehe drei Stunden vergangen waren, erſcholl ſchon in der ganzen Stadt das Gerücht, daß das ganze Schloß in Feuer und Flammen ſtehe. Ruhl war bei Leſung deſſelben aufgeſprungen, wie ein Raſender. Sein gränzenloſer Stolz hatte aufgelodert, wie eine Hölle. Er war mit ſchäumendem Munde, und einem wahren Tigerblik zum Fürſten gelaufen, hatte gleich um ſeine Dimiſſion angehalten und erklärt, daß er neben mir in ſeinem Dienſte keinen Augenblik mehr verbleiben könne.

Der Lärm war unbeſchreiblich. Der ganze Hof war zuſammengelaufen. Man hatte das wütende Thier aus dem Zimmer des Fürſten bringen müſſen. Die Schweſter und Kinder des Fürſten hatten ihn auf ſeine Stube begleitet, und waren beſchäftiget, mit Thränen und Händeringen ihn zu begütigen, und ſeine Wuth zu mildern. Man fürchtete, es ſey Ernſt, daß er den Herrn verlaſſen würde, welcher ohne Kühlen nicht beſtehen zu können (damals noch) wähnte. Denn der ſchlaue Wütrich hatte ſich in einem ſchriftlichen Kontrakte mit dem Grafen 1000 Gulden Gehalt ausbedungen, die ihm lebenslang gezählt werden mußten, wenn er ſeinen Dienſt aufzugeben ſich genöthiget ſehen ſolte.

In der Stadt war die Erſchütterung noch heftiger. Es war, als wenn der Fürſt in Lebensgefahr ſey. Kein Menſch getraute ſich, auf den Gaſſen ſtehen zu bleiben, und mit jemanden zu ſprechen. Nur in den unerforſchbarſten Winkeln der Häuſer wagte mans, von der Sache zu reden. Alles war in ängſtlicher Erwartung des Ungewitters, welches der Donnerer Kühl über mich und über das ganze Land ausbrechen laſſen würde.

In meinem Hauſe war nicht minder Zerſtöhrung. Mein Weib jammerte. Mein Heros fuhr auf mich los, wie eine Furie, da er von mir hörte, daß mein Billet dieſe Flammen angezündet hatte.

Er ſchalt mich unüberlegt. Er weiſſagte meine Abſezzung. Kurz es war Sturm auf allen Seiten, und ich allein blieb gelaſſen. Ich ſchloß mich in meine Studierſtube ein, um den Vorwürfen und Lamenten zu entgehen. Ich dachte über die Sache ruhig nach. Ich bereute, daß ich das Billet geſchrieben hatte. Aber ich fand übrigens nichts, was mir neuen Kummer machen konte. Denn durch Rühls Tükke war einmal ſchon alles verſcherzt, was ich für mein Inſtitut zu gewinnen geglaubt hatte. Und nun ſchien mir es gleichgültig zu ſeyn, ob das Wetterglas des Rühliſchen Grimmes funfzig Grad höher ſteigen oder fallen wolte.

Aber je ruhiger ich bei mir ſelbſt war, deſto empfindlicher peinigten mich meine Freunde. Ich hatte kaum eine Stunde in meiner Einſamkeit zugebracht, als mein Zimmer förmlich belagert wurde. Alle, die es nur einigermaßen mit mir gut meinten, hatten ſich in mein Haus geſchlichen, und mit meinem Weibe und Hausgenoſſen ſich vereiniget. Ich mußte aus meiner Klauſe heraus, und mich drein ergeben, von Vorwürfen und Jammerklagen beſtürmt zu werden. „Gott, was haben

„Sie gemacht. Ach das, unglükliche Billet! Der „Fürſt wil nichts mehr von Ihnen hören. Sie „müſſen hinauf und ſich dem Fürſten zu Füſſen werfen. „Sie müſſen Ruhlen Abbitte thun. Sie ſind „zeitlebens unglüklich. Das Philanthropin ſtürzt „zuſammen, ehe es ſeinen Anfang nimt." So ſchrie alles auf mich hinein. Und ich mußte geduldig es hören. — Unbegreiflich war allen meine Gelaſſenheit. Sie nenntens Leichtſinn. — Ich ließ die Hizze verrauchen, welche Liebe zu mir und Beſorgniß meines Verderbens hervorgebracht hatte.

Des andern Tages ließ ich auf dem Schloſſe mich melden. Der Fürſt nahm mich an, empfieng mich aber mit der äuſſerſten Kälte. Er war auf einen derben Wiſcher gefaßt. Aber ich ließ ihm nicht Zeit, ihn an den Mann zu bringen. Mit dem feurigſten Blikke trat ich ihm unter die Augen, und mit dem männlichſten und entſchloſſenſten Tone verlangte ich, daß er gerecht ſeyn und auch mich erſt hören möchte, ehe er ein Urtheil über mich fällte. „Ich weiß, gnädigſter Herr, daß ich „angeklagt bin, und daß Sie, bei der Vorausſezzung, daß mein Kläger die Warheit auf ſeiner

„Seite hat, Urſache haben, auf mich zu zürnen. Aber ich verſichere Sie vor dem Angeſichte Gottes, daß ich nicht nur in der Hauptſache unſchuldig bin, ſondern daß ich auch ſelbſt auf die ſchnödeſte Art gekränkt, und gemißhandelt worden bin. Ich rede mit einen Fürſten, der Menſchenfreund iſt, und dem Gerechtigkeit heilig iſt. Und das macht mich beherzt, Ihnen alles freimüthig zu ſagen, was ich auf meinem Herzen habe.“ Hier holte der Fürſt Odem, ſein ſtieres Auge ſenkte ſich, er trat einige Schritte zurük, und ſagte ganz gelaſſen: daß ich mich ſezzen ſolte. Ich fuhr fort.

„Gnädigſter Herr! Ich erkenne und ſchäzze die Verdienſte, welche der Hofrath Rühl um das fürſtliche Haus hat, und ich war vom Anfange an ſtolz auf ſeine Freundſchaft. Mit dem ſorgfältigſten Benehmen ſuchte ich ſie zu erhalten. Und Sie wiſſen ſelbſt, wie achtungsvoll er gegen Sie bisher von mir geſprochen hat. Aber ſie kennen auch, aus tauſend Erfahrungen, ſeinen unbeſtändigen Karakter und ſeine ungeſtüme Hizze, mit welcher er den beſten Freund aufzu-

„opfern pflegt, wenn ſeine Laune einmal verſtimmt
„worden iſt. Es kan Ihnen alſo nichts unerwartetes
„ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß mich der
„Hofrath Rühl erſt ſelbſt, durch wiederholte Verſicherungen,
„daß mein Inſtitut Ihnen Vergnügen
„machen würde, zu dieſen Unternehmungen
„beredet hat — daß er mir freiwillig das —
„das — das — verſprochen hat — und daß er
„nun, (nachdem ich fünftauſend Gulden aufgewandt,
„und über 5000 Gulden Schulden auf
„mich geladen habe) das alles zurükgenommen,
„und Sie bewogen hat in der mir vorgeleſenen
„Urkunde Zumuthungen zu machen, welche nicht
„nur meiner Ehre nachtheilig ſind, (indem Sie
„mich meinen Lehrern, die ich angenommen habe,
„und dem ganzen Publikum als einen Prahler
„und Betrüger darſtellen) ſondern auch meine
„ganze Unternehmung zu vereiteln, und mich dadurch
„an den Bettelſtab zu bringen drohen: endlich
„— daß der Hofrath Rühl geſtern, bei voller
„Verſamlung des Kollegii, da er dieſe Urkunde
„mir vorlas, meine beſcheidendſten Gegenvorſtellungen
„theils verlacht, theils mit den gröbſten
„Ausdrükken verworfen, und auf eine ſolche to-

„bende und ungeſtüme Art mich behandelt hat,
„welche der geringſte Schreiber ſelbſt von ſeinem
„Fürſten nicht dulden würde, wenn noch einiges
„Ehrgefühl in ihm übrig wäre. Und nun erſt,
„gnädigſter Herr, urtheilen Sie, nach den untrüglichen
„Gefühlen der Billigkeit und der Gerechtigkeit,
„ob ich etwas verbrochen habe, was
„eine Strafe verdient?“

Der Fürſt war ſichtbar verlegen. Noch fühlte er den Schauder, den der tobende Rühl in ihm erregt hatte. Und doch ſahe er jezt, daß mir offenbar unrecht geſchehen war. Seine Furcht vor dem Stürmer, und ſeine unbegränzte Liebe zur Gerechtigkeit kämpften. Endlich ſagte er mit Güte: „Herr Superintendent, ich ſehe, daß die Sache
„Ueberlegung verdient. Mir iſt von alle dem noch
„nichts zu Geſicht gekommen, worüber Sie ſich
„beklagen. Der Hofrath hat mir die Urkunde ſo
„wenig vorgelegt, als ich bis jezt weis, was er
„Ihnen verſprochen hat. Ich werde nie zugeben,
„daß Ihnen unrecht geſchehe. Verlaſſen Sie ſich
„darauf, und halten ſich ruhig. Alles, was nur
„irgend möglich iſt, und was zur Aufnahme des

„Philanthropins gereichen mag, ſol Ihnen bewilliget werden.“

Mit innigſter Beruhigung verließ ich jezt den guten Fürſten und freute mich, eine ſo ſchöne und unverkenbare Probe ſeines vortreflichen Herzens erhalten zu haben. Triumphirend erzählte ichs meinen Freunden, und ſie alle waren erſtaunt, daß die Sache, wider alles Vermuthen, einen ſo leidlichen Ausgang zu gewinnen ſchien.

Aber auswärts erhob ſich ein deſto gröſſeres Ungewitter. Der Paſtor Hartmannus, der bei aller Freundſchaftlichkeit, die er mir bezeugte, doch ein wenig Eiferſucht gegen mich empfand (ſintemal er vor mir vom Fürſten war zur Sontagstafel geladen worden, und ſeit meiner Ankunft nicht mehr verlangt wurde) mochte ſich heimlich darüber kützeln, daß der Hofhimmel ſich über mir zu trüben begann, und ſchrieb daher nach Manheim und einigen Orten Relationen von dem Donnerwetter, welches Jupiter Rühl gegen mich erregt hatte. Und dieſe Relationen breiteten ſich aus, wie ein Lauffeuer. Den Rhein und den Mayn hinauf und hinunter erſcholls: „Das Bahrdtiſche Philan„thropin iſt dahin! der Doktor iſt mit dem Für„ſten zerfallen!“

Da ſank allen Eltern der Muth, die ihre Söhne mir zugeſagt oder beſtimmt hatten. Da entfiel allen Lehrern das Herz, die meine Profeſſuren verlangt und erhalten hatten. Da kamen Briefe von allen Orten und Enden, welche die ängſtlichſten Anfragen und Bedenklichkeiten enthielten, und in denen jeder um wie viele Schritte von mir zurükzutreten ſchien. Und doch — ward ich nicht muthlos. Es war einmal mein Wahlſpruch: tu contra audentior ito!

Neuntes Kapitel.

Etwas helleres Wetter, aber eine ſchwarze Wolke in der Tiefe des Horizonts.

Einweihung des Philanthropins.

Der Fürſt war beſänftigt. Bei einer guten Stunde faßte er den Hofrath. „Thun Sie mir „den Gefallen und machen die Urkunde ſo, daß „der Mann beſtehen kan. Meine Theilnahme kan „ja in ſo weit bleiben, daß ich die Profeſſores „vocire, und Ihnen Beförderung zuſage, wenn „ſie ſie verdienen. Das Inſtitut ſelbſt wollen wir „dem Superintendenten überlaſſen. Die Regierung muß ſich nicht drein meliren." — — So inſtruirte er die Urkunde.

Ich freute mich herzlich, daß ich wenigſtens zum Theil obgeſiegt hatte: ob ich gleich vorherſahe, daß ich nun an Rühlen einen beſtändigen Feind behalten, und tauſend Bedrükkungen ausgeſezt ſeyn würde. Und ſchon die neue Urkunde belehrte mich, daß ich Urſach hatte, die Freude über meinen Sieg zu mäſſigen.

Sie enthielt zwar die obgedachten Hauptpunkte, aber mit einer Menge Verklauſulirungen, die den hämiſchen Koncipienten ſichtbar genug machten. Und alle übrigen ehedem verheiſſenen Vortheile und Unterſtüzzungen waren dahin. Ich erhielt nichts, als das Schloß und den Garten — auf zehn Jahre nebſt dem Rechte, als Direktor des Inſtituts von der Regierung unabhängig zu handeln, und alle die Zeit in Heidesheim zuzubringen, welche mir von meinen Amtsarbeiten übrig bleiben würde.

Ich nahm vorlieb und eilte nun, das herannahende Einweihungsfeſt zu veranſtalten. Ich ſchrieb an alle Lehrer und Eltern, daß es falſche Gerüchte geweſen wären, die ſie beunruhiget hätten: die Sache behalte ihren ungehinderten Fortgang, der Fürſt ſey Freund und Beſchüzzer des Inſtituts, u. ſ. w. Ich ließ die Vokationen für die Lehrer ausfertigen. Ich beſchied ſie, acht Tage vor dem Einweihungsfeſte ſich einzufinden. Ich brachte ſelbſt, mit meiner Familie, meine ganze Zeit in Heidesheim zu, und fuhr blos des Sonnabends nach der Stadt (welche drei ſtarke Stunden entfernt war) um meine Amtspredigt zu halten. Des Sonntags Nachmittags aber fuhr ich ſchon wieder hinaus, und war unabläſſig beſchäftiget, alles im Schloſſe ſo einzurichten, daß Lehrer und Zöglinge Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit finden möchten.

Das Publikum wurde wieder beruhigt außer, daß hier und da feindſelige Leute die Weiſſagung im Gange zu erhalten ſuchten, daß das Philanthropin doch nicht lange beſtehen würde, weil Ruhl einmal mein unverſöhnlicher Feind geworden ſey.

Alle Wochen liefen Briefe ein, in welchen neue Zöglinge angemeldet wurden. Und ich genoß das entzückende Vergnügen, das Inſtitut gleich mit etlichen und zwanzig Eleven anfangen zu können, und beinahe eben ſo viel in petto zu haben, welche noch im nächſten Sommer ankommen ſolten.

Sämtliche Lehrer und Zöglinge trafen acht bis vierzehn Tage vor dem Feſte im Schloſſe ein: und dies ſezte mich in den Stand, ſie alle vorher neu zu kleiden, und ſie den Zuſchauern in ſchönen Uniformen aufzuſtellen. Die erſte Sommerkleidung, die ich ihnen gab, war von braunrothen

Barkan mit blauen atlaßnen Aufſchlägen und Stahlknöpfen. Sie beſtand aus einem braunen Kollet, blauer Weſte, und braunen Hoſen. Dazu gab ich weiſſe runde Hüte mit blauen Federbüſchen. — Es war fürs Auge. Und das liebe Publikum ſieht ja leider mehr auf ſolche Dinge, als auf die Realitäten. — Nach gründlicher Lehrart, fruchtbarer Methode moraliſcher und phyſiſcher Erziehung fragten wenige, weil wenige ſie verſtunden, und eben ſo wenige ſie für wichtig genug hielten. Wenn die Kinder hübſch aufgefuttert, und gepuzt ausſahen, war man zufrieden.

Das Einweihungsfeſt koſtete mich ſchweres Geld und laſtende Sorgen. Ich hatte alles allein auf meiner Schulter. Ich mußte für die vielen Eltern ſorgen, die ihre Kinder brachten, und für die zahlreichen Gäſte, die als Zuſchauer ſich anmeldeten. Alle mußten mit Quartier und Schlafſtätte verſorgt werden. Alle wollten geſpeiſet und bedient ſeyn. Viele lebten für ihr Geld, manche aber auch, wo es Verbindlichkeiten oder engere Freundſchaft erfoderte, auf meine Koſten. — Ich wil an den Sturm gedenken, der in meinem Kopfe war. Und doch befand ich mich heiter und fröhlich dabei. Jeden Tag ermüdete ich mich, mit Laufen und Beſtellen und Briefſchreiben bis zum Unſinken, und des Abends legte ich mich doch, froh wie ein König, zu Bette. Die Ausſichten ermunterten mich.

Ich wil meine Leſer mit Beſchreibung des Feſtes nicht aufhalten. Das Schloß war voller Fremden, von Speier, Heidelberg, Manheim, Kreuznach ꝛc. und viele waren auf die nächſten Dörfer einquartiert. Von Worms, Grünſtadt, Frankenthal, Kirchheim bei Bolanden, Dürkheim und den umliegenden Dorfſchaften kamen eine Menge Menſchen erſt noch an dem Tage an, wo das Feſt beginnen ſolte, weil die genanten Orte ſo nahe lagen, daß ſie des Abends wieder nach Hauſe fahren konten. So wimmelte alles von Menſchen.

Ich hatte in einem Winkel des Schloſſes eine groſe Kanzel errichtet, auf welcher ich die Einweihungsrede halten wolte. Denn die Menge Menſchen in einen Saal zu bringen, war nicht möglich. Das Auditorium mußte unter freiem

Himmel nur zuhören. Es drohte mit Regen. Aber um zehn Uhr, da der groſe Hof voller Volk, und alle Fenſter mit Zuſchauern beſezt waren, brachen ſich die Wolken, und die Sonne begrüßte das Feſt. Ich trat auf, hielt eine Rede über die philanthropiniſche Behandlungsart der Kinder, in Abſicht auf phyſiſche und moraliſche Erziehung, und bezauberte Vornehme und Geringe, daß ſie gern alle ihre Söhne hergegeben hätten, wenn es ihr Beutel hätte verſtatten, und die folgende Geſinnung dem erſten Enthuſiasmus hätte gleich bleiben wollen.

Des Mittags ſpeiſete das Philanthropin zur Schau. Und für die Gäſte waren vier groſe Zimmer voller Tafeln. Ich hatte bei 120 Fremde zu bewirthen. Die Einnahme aus der Gaſtwirthſchaft betrug dieſen Tag an 500 Gulden. Das Publikum war zufrieden.

Nachmittags ſolte es Herr Junker mit einer Vorleſung über den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Erziehung amuſiren. Es wolte aber nicht behagen. Die Materie war nicht unterhaltend ausgeführt, und ſeine hochbelobte Deklamation war zum Einſchlafen. Meine Freunde kamen daher und weckten mich aus dem Mittagsſchlafe: denn ich hatte wegen Müdigkeit mich weggeſchlichen, um ein wenig zu ruhen, und baten mich dringend, den mißvergnügten Haufen wieder umzuſtimmen. „Treten Sie nur auf und ſagen, was „Sie wollen. Wenn die Leute Sie nur ſehen. „Der Junker hat alles verdorben. Es ſchleicht „ſich eins nach dem andern fort. — Sie behalten auf morgen keinen Gaſt mehr. Sie müſſen „wahrlich auf die Kanzel.“ So redeten alle auf mich los und trieben mich vor ſich hin. Ich wuſch mir den Schlaf mit friſchem Waſſer aus dem Geſichte, preßte den Ideenſchlauch zuſammen, trat auf, perorirte eine Viertelſtunde, und — alles kam wieder herbei, und der Haufe war wieder ganz — philanthropiniſch!

Die Fremden wurden im Schloſſe herum geführt, und bewunderten die Menge der Zimmer, die ſchönen Wohnungen der Zöglinge, die Ordnung und Reinlichkeit, welche überall auffallend war ꝛc. Am ſtärkſten war die große Tabelle umlagert, welche ich ſelbſt verfertiget und in ſchöner Abſchrift aufgehangen hatte, und wo auf jedem Tag alle Stunden der Zöglinge von früh um fünf Uhr bis abends um neun Uhr vertheilt waren, wo folglich zu ſehen war, was jeder Zögling in jeder Stunde lernte, oder zu ſeinem Vergnügen unter Aufſicht eines Lehrers vornahm. Man erſtaunte über die Sorgfalt, mit welcher die Zöglinge in beſtändiger Beſchäftigung und Aufſicht erhalten, und doch zugleich durch den angenehmſten Wechſel der Lehr- und Spielſtunden vergnügt wurden.

Die Gäſte verlieſſen das Schloß mit der größten Zufriedenheit, und für mich blühte die ſchmeichelnde Hofnung, daß ich in kurzem nicht Raum genug haben würde, die Zöglinge zu beherbergen. Und wirklich kam ich noch im erſten Sommer auf achtzig Betten, die ich für Lehrer und Zöglinge aufſtellen muſte.

Indeſſen ſo hell und reizend mein philanthropiniſcher Himmel in dieſen Tagen war, ſo gab's doch unten am Horizont einen Streif von einer pechſchwarzen Wolke, welche ein fernes Ungewitter drohte.

Zehntes Kapitel.

Pfaffenkabale.

Der katholiſche Paſtor in Bokenheim mit der Lipſtullianſphyſionomie hatte mich einige Wochen vor dem Einweihungsfeſte, da ich auf einer Kirchenviſitation abermals bei ihm übernachtete, wegen der Profeſſur wieder angeredet, und alle meine Bemühungen, ihm auszuweichen und das Geſpräch abzukürzen, waren vergeblich geweſen. Mit einem wahren Banditenblik, der ſelbſt ſeine Schmeicheleien jezt furchtbar machte, drang er auf mich ein, und zwang mich, ihm Red und Antwort zu geben.

Er. Ew. Hochwürden, werden ja in wenig Wochen das Philanthropin einweihen. Es wird alſo hohe Zeit, daß wir unſere Sache aufs reine bringen. Es wird nöthig ſeyn, daß ich in Maynz den Antritt meines neuen Amts anzeige, und meine Funktionen ſo wol, als Emolumente einberichte.

Ich. Aber warum eilen Sie ſo, lieber Freund, wir haben ja noch keine katholiſchen Zöglinge?

Er. O die werden Haufenweis kommen. Ich habe das Philanthropin überall aufs beſte empfohlen. Und ich muß Ihnen ſagen, daß ich vieles vermag. Ich habe hohe Patrone. Sie wiſſen ſelbſt, wie viel der Weihbiſchof auf mich hält. Und ſolcher vielvermögenden Herren hab ich mehrere. Ueberall heißt es, ja wenn ich erſt Profeſſor wäre, ſo würde man katholiſcher Seits Vertrauen zur Sache gewinnen.

Ich. Ja, mein Gott, ich kan doch eher keinen Profeſſor für katholiſche Zöglinge anſtellen, bis ich dergleichen wirklich im Schloſſe habe! Wie würde ich zum Gelächter werden, wenn der Profeſſor da wäre, und keine Zöglinge erfolgten? Und das iſt doch ein ſehr möglicher Fall?

Er. (trozzig) Und ich ſage Ihnen, wenn ich nicht Profeſſor werde, ſo wird aus Ihrem ganzen Philanthropin nichts. Glauben Sie, ich kan ſchaden und nüzzen.

Ich. Ei, Sie ſollens ja werden. Schaffen Sie doch nur erſt zwei bis drei Scholaren für Ihre Stelle. Wenn Sie ſo viel Anſehn und Kredit haben; ſo wird man Ihnen ja wol glauben, wenn Sie ſchreiben: „ich bin Profeſſor, und ich „trete die Stelle an, ſo bald katholiſche Kinder „da ſind."

Er. Nein, erſt muß ich mein Amt antreten. Denn es iſt nöthig, daß ich die Vokation nebſt meinem Beſoldungsetat nach Maynz einſchikke, und darüber Approbation erhalte.

Ich. Ich denke, Sie haben es ſchon gemeldet, und Erlaubniß erhalten.

Er. Vorläufig. Aber man wil wiſſen, was ich für Geſchäfte und Einnahme habe. Und ich dächte, es wäre Zeit, daß ich das ſelbſt erführe.

Ich. (äuſſerſt verlegen — und voller Beſorgniß, einen giftigen Pfaffen mir zum Feinde zu machen.) Freund, Sie wiſſen, daß mein ganzes Inſtitut noch auf ſchwachen Füſſen ſteht, daß ich auf 10000 Gulden aufgewandt habe, ohne noch zu wiſſen, ob die Sache Beſtand haben wird: daß ich jezt noch zuſezzen muß, daß überall Sorge und Geldmangel mich drükken — Sie werden alſo ſelbſt ſo menſchlich und billig denken, und vor anfangs keine groſſen Vortheile von mir erwarten.

Er. Ja, ich muß doch leben können.

Ich. Beſter Mann, Sie haben Ihre ſchöne Pfarre, und Sie können im Philanthropin doch nicht mehr thun, als die wenigen Lektionen, die Ihnen als katholiſchem Lehrer obliegen, wöchentlich abwarten: ſolten Sie da mehr von mir verlangen wollen, als was ich allen meinen Profeſſoren gebe?

Er. Wie viel iſt das?

Ich. Sie haben alles frei, und 150 Gulden baares Geld.

Er. (mit Stolz) O das darf ich dem Kurfürſten gar nicht melden. Man würde es übel nehmen, wenn ein katholiſcher Paſtor ſo ſchlecht beſoldet würde. Unter [illegible]0 Gulden zugeſicherte Beſoldung erfolgt gar keine Approbation meiner Obern.

Ich. Ich bitte Sie ums Himmelswillen Freund, wie können Sie von einem armen Mann, der ſelbſt noch für ſeine unbeſchreiblichen Arbeiten, und Sorgen keinen Heller Gewinn bezieht, eine ſolche Summe fodern? Glauben Sie gewiß, daß ich Sie ſchätze, und Ihren Eifer für das Inſtitut vor allen andern belohnen werde, wenn ich nur erſt das Inſtitut ſo in den Stand habe, daß ich einigen Aufwand machen kan. Ich habe die herlichſten Ausſichten. Und vielleicht kan ich in kurzem alle Ihre Wünſche befriedigen. (Ihn umarmend) Sie ſind ja mein beſter Freund, und werden nicht verlangen, daß ich Ihnen etwas heute ſchon zuſichern ſol, wenn ich nicht weiß, ob ich vermögend ſeyn werde, es zu erfüllen. Haben Sie das geringſte Vertrauen zu mir, ſo beruhigen und gedulden Sie ſich — vielleicht nur wenige Tage. Ich erwarte täglich die erfreulichſten Briefe und Anmeldungen. Ich hoffe alle Ihre Wünſche zu befriedigen.

Mit dieſen Liebkoſungen beſänftigte ich endlich den zudringlichen Menſchen, deſſen heftiges Betragen, und ſtieren Blikke mich wirklich in eine Art von Aengſtlichkeit verſezt hatten. — Ich war froh, da ich aus ſeinem Hauſe war und beſchloß, es nie wieder zu betreten. Mein Wille wars, ihm die Profeſſur zu geben, wenn katholiſche Zöglinge ſich melden ſolten. Aber eher wolte ich auch durchaus mich nicht mit ihm befaſſen.

Er aber blieb in der Vorausſezzung, er ſey ſchon wirklich Profeſſor, und erſchien daher den Montag nach vollbrachtem Einweihungsfeſte, da alle Lektionen ihren Anfang nahmen, im Schloſſe. Zum Unglük war ich ſelbſt nicht da. Ich mußte meines Amtes halber in Türkheim ſeyn, und hatte vorher alle Lehrer inſtruirt, nach Masgabe der aufgehangenen Tabelle, ihre Lektionen anzufangen. Der Paſtor Weimar trat in den Saal und rufte im Tone eines Befehlshabers: nu, wo iſt der Lektionskatalog? wir müſſen heute unſere Stunden anfangen. Herr Reinhold ſtund ihm eben am nächſten, und wußte nicht, was er zu dieſem Aufrufe ſagen ſolte, da er noch nie davon gehört hatte, daß Weimar zum Philanthropin gehöre. Er führte ihn indeſſen mit Höflichkeit an den Ort, wo die Tabelle aufgehangen war, und fragte ihn ganz beſcheiden: werden der Herr Paſtor auch Lektionen bei uns haben? Dem Pfaffen trat hier Feuerröthe ins braune Zigeunergeſicht. Verſteht ſich, mein Herr. Ich bin Profeſſor.

Herr Reinhold machte ihm eine Verbeugung und gieng. Andere blieben von ferne ſtehn. Der

Pfaffe trat an die Tabelle, ſahe, daß bei allen Lektionen der Name des Lehrers ſtund, der ſie gab, ſuchte alſo auch ſeinen Namen, und ſuchte natürlich umſonſt. Da er lange geſucht und nichts gefunden hatte, drehte er ſich mit ergrimmtem Blikke um: wo iſt der Herr Doktor? Ich wil doch wiſſen, warum ich als angeſtelter Profeſſor nicht mit auf der Tabelle ſtehe? Herr Geiger übernahm es, ihm zu antworten. „Ich habe noch nicht gewußt, daß wir die Ehre haben, Sie als unſern Mitlehrer begrüſſen zu dürfen. Es iſt mir daher gänzlich unbekant, warum unſer Herr Fürſorger Sie in der Tabelle nicht mit aufgeführet hat. Aber vermuthlich iſt es wol darum geſchehen, weil wir bis jezt noch keine katholiſchen Zöglinge haben, für welche der Herr Doktor Sie beſtimt haben wird." — „Ei, was! erwiderte der Pfaffe, ich kan ſo gut, wie Ihr Herren, auch für Proteſtanten Lektionen geben. Ich verſteh auch Latein. Ein katholiſcher Paſtor iſt nicht auf den Kopf gefallen. Das merkt euch nur. — Herr Geiger verſicherte dem ungeſtümen Menſchen ſein gröſtes Vertrauen zu der Volkommenheit ſeiner Profeſſorkentniſſe, und geſtand, mit Achſelzukken, daß er dieſe Sache dem Fürſorger anheim ſtellen, und indeſſen ohne ſich an andere Befehle zu kehren, die erhaltenen Vorſchriften befolgen müſſe. Und damit gieng er nach ſeiner Klaſſe und ließ den Paſtor ſtehen.

Der Menſch gieng jezt erboſt und mit glühendem Geſicht im ganzen Schloſſe herum, beſchlich alle Stuben und Kammern bis auf die Abtritte, beroch und beſchnarchte jeden Winkel, zog bald den, bald jenen Bedienten auf die Seite, und beſprach ſich mit ihm, entließ einige mit den Worten: ich wünſche, daß er ſein Brod hier lange noch finden möge: kam in die Lektionszimmer, behorchte jeden Lehrer und blieb endlich, ungebeten, zum Mittagseſſen. — Die algemeine Klugheit, die in der Pfalz beobachtet wird, einen katholiſchen Pfaffen nicht zu ſeinem Feinde zu machen (weil dieſe Menſchenrace für die allergefährlichſte gehalten wurde) verurſachte, daß ſich ihm nicht nur kein Menſch widerſezte, ſondern daß ihm vielmehr jederman mit der größten Höflichkeit begegnete, und — daß mein Hausmeiſter ſo gleich eilte, ein Kuvert für ihn aufzulegen.

Aber hier ereignete ſich ein neuer Zufall, welcher die Erbitterung des Pfaffen aufs höchſte trieb. So wie man ſich zu Tiſche ſezte, nahm jeder Lehrer nach der von mir gemachten Rangordnung ſeinen Plaz ein, ohne an den Paſtor weiter zu denken. Und dadurch geſchahe es ganz zufällig daß der Pfaffe unter den Lehrern den lezten Plaz bekam, und zwar gerade neben dem Fechtmeiſter, welcher durch ſeine etwas armſelige Kleidung, und noch mehr durch ſein etwas entſtelltes Geſicht ſich auszeichnete: denn der Menſch ſahe ſchwarzbraun wie der Pfaffe, und hatte nur ein Auge. Dieſe karikaturartige Nachbarſchaft hielt der Pfaffe für abſichtliche Veranſtaltung. Er glaubte, man hätte ihm dieſen Plaz mit Fleiß übriggelaſſen, um ihm zu zeigen, daß er noch unter dem einäugigen Fechtmeiſter gehöre. — Er aß und trank indeſſen, was da war, und ließ, ſeines Grimmes ohngeachtet, ſichs herrlich ſchmekken. Denn er war ein Vielfraß, der auch da, wo er verachtet wurde, nicht wich, ſo lange die Schüſſeln noch ergiebig für ihn waren. Aber nach Tiſche ergrif er gleich ſeinen Hut, und ſagte im abſchiedloſen Weggehen: ich wills Eurem Doktor ſchon eintränken. —

Dieſe Geſchichte wurde mir des folgenden Tages einſtimmig erzählt. Ich erſchrak ein wenig, dachte aber nicht, daß dieſer armſelige Pfaffe mir ſonderlichen Schaden thun könte. Verleumdungen, Ausſtreuungen, das war alles, was ich ihm zutraute. Und katholiſche Zöglinge hatte ich mir ohnehin nie vermuthet, und — wirklich auch, um mancherlei Urſachen willen, nicht gewünſcht. Ich dachte alſo bei mir ſelbſt — laßt den Pfaffen laufen!

Eilftes Kapitel.

Fortſetzung.

Aber Weimar gieng noch deſſelben Tages nach Worms zum Weihbiſchof, um Gift zu kochen. Er trat ihm mit der Mine des reuigen Sünders unter die Augen. Er rang ſeine Hände, und wiſchte ſich die Augen, als ob eine Bußthräne ſich hervordrängte. „Ach Gott, ich habe mich ſchwerlich an Ew. Hochwürden Gnaden verſündigt. „Ich habe einen Mann in ihr Haus gebracht, „welcher ein wahres Werkzeug der Hölle iſt. Ich „habe ihn und ſeine gottloſe Schriften ſo vielen „katholiſchen Chriſten empfohlen, und das entſezlichſte Gift dadurch unter ſie ausgebreitet. Legen Sie mir eine Buſſe auf. Ich ſchäme mich „unter Ihre Augen zu treten, bis ich alles das „Böſe abgebüßt habe, was durch meine Unbeſonnenheit geſtiftet worden iſt.“ —

Der fromme Weihbiſchof erſchrak über dieſe Anrede eben ſo ſehr, als er durch die Geſtalt des bußfertigen Sünders gerührt und erbaut wurde. Ei, was iſts denn? Was haben Sie denn böſes gethan. — „Ach, fuhr der argliſtige „Pfaffe fort, ich habe dem verfluchteſten Menſchen Ihre Freundſchaft zu wege gebracht, ich „habe die größten Gottesläſterungen, die ſeine „Ueberſezzung des N. Teſtaments enthält, verbreitet. Ich weis vor Gewiſſensangſt nicht, „was ich anfangen ſoll. Mit chriſtlichem Vertrauen hab ich mich von dem leutſeligen und

„freundlichen Weſen des ruchloſen Menſchen verblenden laſſen. Ich habe ſein böſes Herz nicht gekant. Ich habe ſein Buch nicht geprüft. Und nun — ſehe ich zu ſpat, mit Schrekken und Entſezzen, daß er der gröſte Böſewicht iſt. Ich habe dieſe Woche erſt das Buch geleſen und Gotteslästerungen darin gefunden, bei denen mir die Haare zu Berge geſtanden ſind. Auch habe ich leider jezt erſt in Erfahrung gebracht, daß die angeſehendſten proteſtantiſchen Theologen ſchon vor wenigen Jahren öffentlich dieſe Gotteslästerungen gerügt haben. Ich habe da eine Schrift vom Senior Göze, die Ew. Hochw. Gnaden mit Entſezzen leſen werden. Ach ſagen Sie, wie ich meine Sünde büſſen ſoll!“

Der gute Weihbiſchof ſtand da, wie verſteinert. Er war der Mann gar nicht, der ſich auf dergleichen Unterſuchungen einlaſſen konte. Er ſpielte ſein Lhomberchen und verſtänd ſich auf ein Glas lieb' Frauen-Milch oder Johannisberger: aber Bücher und gelehrte Streitigkeiten logen gänzlich auſſer ſeiner Sphäre. So wie alſo dieſer Pfaffe ihm von Gotteslästerung ſprach, wendete ſein Eingeweide ſich um, und es begann ihm ſchwarz vor den Augen zu werden. — Um Gotteswillen, bringen Sie mir den Menſchen nicht wieder ins Haus. Er hat mir das verfluchte Buch ſelbſt überſchikt. Da nehmen Sie es mit, daß es aus meinem Hauſe komt.

Weimar. Aber das Seelenheil ſo vieler chriſtkatholiſchen Leſer bleibt doch nun in der gröſten Gefahr. Wenn Ew. Hochwürden Gnaden ohnmaßgeblich nur darauf Rükſicht zu nehmen geruhen wolten, das verfluchte Buch ihnen aus den Händen zu bringen und ſie den Klauen des Satans zu entreiſſen. Es iſt das einſchleichendſte Gift, was der gottloſe Bahrdt in dieſer Ueberſezung verborgen hat.

V. Scheben. Ja, da wäre es wohl gut, wenn es konfiſcirt würde. Ich wils dem Kapitel vortragen.

Weimar. O das thun Ew. Hochw. Gnaden. Es ſind doch über hundert Exemplare, die ich unglücklicher Menſch allein untergebracht habe. Ach, ich werde in meinem Gewiſſen nicht ruhig, ſo lange ich ſo viele Seelen dadurch in Gefahr ſehen muß. Aber ſolte man denn den gottloſen Verführer der Seelen ſo ungeſtraft hingehen laſſen? Ew. Hochw. Gnaden ſind ja Reichsbücherkommiſſarius.

V. Scheben. Ja, als Kommiſſarius kann ich doch nur ſein Buch verbieten: aber ſeine Perſon ſteht nicht unter meiner Jurisdiktion.

Weimar. Schadet nicht, Ew. Hochw. Gnaden. Eine fiskaliſche Klage beim Reichshofrath, die ſollte doch wohl etwas ausrichten. Es iſt ein kleiner ohnmächtiger Reichsſtand, unter welchem der Bahrdt ſteht. Mit dem wird man nicht viel Umſtände machen.

V. Scheben. Sie haben Recht, ich will das Ding überlegen.

Der Pfaffe ging. Die Konfiskation erfolgte. Ich — erfuhr von einem Wormſer Prediger, der mein Freund war (ich habe eine merkwürdige Lebensgeſchichte von ihm in Petto) daß der Weimar den Weihbiſchof aufgehezt, und die Konfiskation angezeddelt hätte. Er überſchrieb mir den weſentlichen Inhalt des obgedachten Geſprächs, welches er aus dem Munde eines Domherrn haben wolte, der dabei geweſen war. Ich war willens die Schnurre in meiner pädagogiſchen Zeitung dem Publikum aufzutiſchen. Meine Freunde widerriethen mirs. Indeſſen wurde die Konfiskation publicirt, und ich ſezte ſogleich in die beſagte Zeitung als eine mein Philanthropin intereſſirende Neuigkeit: „Es „hat dem Hochwürdigen Kapitel zu Worms gefallen, die neue und verbeſſerte Ausgabe der „Bahrdtiſchen Ueberſezzung des N. Teſtaments in den biſchöflichen Landen zu konfiſciren ! ! ! ! ! ! ? ? ? ? ? ?“

Dieſe ſpöttiſche Anzeige verzieh ich mir, weil ich die Konfiskation eines Buchs für etwas altägliches und unbedeutendes hielt und in meinem Leben nicht gehört hatte, daß unter den viel tauſend proteſtantiſchen Schriftſtellern, deren Bücher man in katholiſchen Landen konfiſcirt und dem Catalogo librorum prohibitorum einverleibet hatte, einem einzigen ein Haar darüber gekrümt werden ſey. — Ich hielt die ganze Sache für eine Kinderpoſſe, die auf mich, als den Diener eines proteſtantiſchen Reichsſtandes, nie einigen Einfluß haben konte.

Aber Weimar machte ſich meinen Spott weislich zu nuzze. Er lief ſogleich mit dem Zeitungsblatte nach Worms und machte dem guten Weihbiſchof eine ſo gräßliche Auslegung von meinen [illegible] Exklamations- und Fragzeichen, daß ſich das glückliche Phlegma des frommen und ſanften Mannes in die tobendſte [illegible] verwandelte, und den Entſchluß bei ihm zur Reife brachte, eine Reichsfiscaliſche Klage gegen mich zu veranſtalten.

Der Pfaffe bewunderte den Eifer des Weihbiſchofs für die Ehre Gottes und ſeine heilige Kirche, und ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize dabei ſo ſehr, daß er mit der lebhafteſten Betriebſamkeit die Sache behandelte und in wenig Wochen die Klage unterzeichnet war.

Man ſchrieb, auf Anrathen und mit Beihülfe des Miniſters überal herum, um Zeugniſſe gegen meine Kezzerhaftigkeit aufzutreiben. Unter andern mochte man gehört haben, daß der D. Benner in Gieſſen ehemahls gegen mich geſchrieben habe. Man wandte ſich daher an ihn ſelbſt und erſuchte ihn um Bericht von meinen ehemahligen geführten Streitigkeiten. Und D. Benner ergrif mit tauſend Freuden dieſe Gelegenheit, mir noch einen Rikkanz zu verſezzen, ſchikte dem Weihbiſchof alle ſeine Programmen, die er inſonderheit gegen meine bei Varrentrapp verlegten Predigten geſchrieben hatte, nebſt der Vorſtellung, welche er bei Hofe gegen mich eingegeben hatte, und allen den Reſcripten, die bereits darüber ergangen waren, um ihn zu überzeugen, daß ich ein bereits anerkannter Kezzer ſey, und in Gieſſen auf dem Sprunge geſtanden hätte, meiner Irrlehren halber kaſſirt zu werden.

So bald dieſer treuherzige Bericht eines proteſtantiſchen Theologen gegen einen proteſtantiſchen Theologen, zum Behuf einer katholiſchen Inquiſitionsſache eingelaufen war, ſchrieb man nach Frankfurth und erhielt vom Hofrath Deiner (der ſelbſt gleich nachher Reichsbücherkommiſſarius wurde) auſſer einigen wohlgemeinten Zeugniſſen von meiner Verdammungswürdigkeit, meine von ihm verlegten Predigten, welche denn, irriger Weiſe, ſtatt der Varrentrappiſchen, zu den Akten genommen, und als Beilagen zur Klage nach Wien verſendet wurden.

Ich erhielt zu der Zeit, da dieſe Kabale gegen mich in Gange war, nur wenig und unvollſtändige Nachrichten. Der Wormſer Prediger, welcher mir jene erſte Nachricht gegeben hatte, meldete mir blos, „daß der Bokenheimer Pfaffe „jezt öfter, als ſonſt, bei dem Weihbiſchofe ſey, „und dem Vernehmen nach, halsbrechende Dinge „inkaminire.“ Ein anderer Freund meldete mir beſtimmter, daß es auf eine Reichsfiskaliſche Klage angelegt ſey. Die ausführlichere Relation erhielt ich erſt im folgenden Jahre, da meine Feinde ſchon alles zur Reiſe gebracht hatten.

Meine Arbeiten waren zu der Zeit zu weitläuftig und überhäuft, als daß ich auf ſolche Nachrichten meine Aufmerkſamkeit hätte verwenden können. Und zu dem hielt ich es in der That für unmöglich, daß eine katholiſche Parthei gegen einen proteſtantiſchen Theologen etwas entſcheidendes wirken ſolte, ſo lange ſein Landesherr ihn ſchützte, und ſeine Gemeine mit ſeiner Lehrart zufrieden wäre. Und ſo wandelte ich, um die Machinationen des Pfaffen unbekümmert, meines Weges fort und war zufrieden, wenn ich durch die Laſten mich durcharbeiten konte, welche mein Inſtitut mir verurſachte.

Zwölftes Kapitel.

Nachwehen oder Philanthropiniſche Bildergalerie.

So groß meine Freude war bei der Geburt meines Philantropins, welche ich im ſiebenten Kapitel beſchrieben habe, ſo empfindlich waren die Nachwehen, die auf dieſe Geburt erfolgten: der gröſte Theil meiner Lehrer, von denen ich mir ſo viel ſüſſe Hofnungen gemacht hatte, war mir mißgerathen. Schöne Verſprechungen und Vorſpiegelungen hatten mich getäuſcht. Ich fand, ſtatt würdiger Männer, äuſſerſt verdorbene Menſchen. — Man kan meine Lage nicht kennen lernen, wenn ich dieſe nicht zeichne." — Gott gebe, daß ich keinem, der noch lebt, damit Schaden thue. — Mich bindet der Eid, den ich vor den Altären der Wahrheit im Angeſicht des Publikums abgelegt habe, meine ehemahligen Verhältniſſe vollſtändig zu ſchildern, wie ſehr auch einer und der andere ſein Geſicht darüber verzerren und auf Rache denken wird. Tauſend noch lebende Zeugen werden mich rechtfertigen, wenn Einzelne über mich Schmähungen ausgießen ſolten.

Geiger, Reinhold, Borowsky und der alte Schulmeiſter waren die einzigen, welche mit nutzbaren Kenntniſſen und Lehrergaben ausgerüſtet waren, und dieſelben zum Beſten des Inſtituts mit Treue, Eifer und Rechtſchaffenheit anwendeten: die einzigen, welche nie von ihren Pflichten abwichen, nie bei ihren Geſchäften Nachläſſigkeit zeigten, nie in ihrer Freundſchaft gegen mich wankten, nie an den Kabalen der übrigen Antheil nahmen: die einzigen, welche ich unaufhörlich geliebt und hochgeſchätzt habe, und bei denen mirs zuweilen geheimen Kummer verurſachte, wenn ich ſie, wegen Unvermögenheit, nicht ſo belohnen konte, wie es mein Herz ſehnlichſt wünſchte, und ihre Verdienſte um mich, und das Inſtitut es erheiſchten. — Die übrigen alle haben mir tauſendfältige Aergerniſſe oder wenigſtens Sorge verurſacht.

Der Rektor Weinman zeigte mir leider gleich in den erſten Stunden ſeiner Ankunft, daß ich mit ihm betrogen war. Schon ſeine ganze äuſſerliche Perſon verurſachte, beim erſten Anblik, daß mir der Muth entfiel. Er war eine ungeheure lange Figur, und ſo dürre dabei an Körper und erdfahl von Geſicht, daß man ihn hätte mahlen müſſen, wenn man die Gewalt des Hungers hätte aufſtellen wollen. Sein Auge war trüb, ſeine Stirn niedrig, und ſein Mund breit genug, ein Pfennigbrod ganz zu verſchlingen. Doch das äuſſerliche ſchrekte ſo ſehr mich nicht, weil ich Lavaters Glauben nicht habe. Aber da ich mit ihm von Pädagogik anfieng zu ſprechen, da überfiel mich Angſt und Bangigkeit. Ich fand auch nicht einen verdauten Gedanken in ihm. Bald kam ich auf Römer und Griechen und er verſtand ſie nicht. Des andern Tages gab ich ihm meinen Entwurf zur Lektionstabelle und bat ihn, zu meiner Erleichterung, den aufs reine zu bringen: und da er drei ganzer Tage darüber gebrütet hatte, erſchien er endlich mit einer Tabelle, in welcher auch nicht ein einziges Fach richtig und mit den andern übereinſtimmend war. Und nun ſahe ich, daß der Mann kaum in den unterſten Klaſſen zu gebrauchen war. — Ich will meine Gemälde vollenden. — Das Inſtitut hatte noch gar nicht lange ſeinen Anfang genommen, ſo hörte ich ſchon überal von den verdorbenſten Sitten dieſes Mannes munkeln. Man hatte auf ſeiner Stube Brantwein bemerkt. Man hatte ihn zu verſchiedenen Zeiten taumeln geſehen. Endlich hatte ihn gar ein erwachſener Schüler im Garten mit einer Dirne in der vertraulichſten Stellung erblikt. — Man denke ſich meinen Kummer. Ich mußte ſelbſt anfangen, ihn auszukundſchaften, um nicht durch Verleumdungen hintergangen zu werden. Und leider fand ich alles noch ſchlimmer, als man mirs berichtet hatte. Der Mann hatte ſich würklich an den Trunk gewöhnt, und das gute Leben bei mir, hatte ſeine Geſundheit und Kräfte in ſolchen Ueberfluß verſezt, daß er faſt täglich Bedürfniſſe hatte, welche er an dieſem Orte nicht ohne einen nachtheiligen Eklat befriedigen konte. Ich mußte nach verfluß eines halben Jahres, um das Inſtitut nicht zu beſchimpfen, eine Perſon abfinden, welche Anſprüche an ihn machen wolte und konte doch damit nicht verhüten, daß nicht meine Feinde die gehäſſigſten Ausſtreuungen machten, und mich mit ſamt meinen Lehrern eines ärgerlichen Betragens beſchuldigten.

Herr Junker war ein Herzensguter Mann, von unbeſtechlicher Rechtſchaffenheit. Aber — er hatte ſtudieret, wie jezt leider viele junge Leute ſtudiren, welche ſich einbilden, Genie's zu ſeyn, ihre Kollegia vernachläſſigen, den ganzen Tag Romanen und Verschen leſen, bald auch ſelbſt anfangen, ſchriftſtelleriſche Kontrebande zu liefern und mit einem von allen eigentlichen Wiſſenſchaften leergebliebenen Kopfe in die Welt treten. Er war ein ſchöner Geiſt d. h. er konte über einzelne Gegenſtände allerlei zuſammentragen, konnte das in einem geblümelten Style vortragen, und ein erträgliches Gedichtchen machen. Und das war alles. Seine Deklamation war erbärmlich. Er hatte nur wenig Töne und war von Natur heiſch. Und ſo beſtand ſein Deklamiren in einem verdrehten Auge, und einer affektirten Herauswürgung des Tons, und — war nicht zu genießen. Er war faſt in keiner Klaſſe mit Nuzzen anzuſtellen. Im Umgange mit Kindern war er gut. Er wußte ihre Liebe zu gewinnen. Aber er that auch den Schaden, daß er Zöglinge, welche nur einige Weichheit des Herzens hatten, zur Empfindelei verführte, die ihm ſelbſt eigen war.

Siegmund — hatte mich am meiſten getäuſcht. Er hatte eine blökende Diskantſtimme, die das Ohr ſo empörte, daß jeder Fremde davon lief, ſo bald er ihn reden hörte. Seine Sitten waren völlig roh und er beſaß dabei eine Zudringlichkeit und Unverſchämtheit, die eben ſo ſehr verſcheuchte, wie ſeine Stimme. — Seine vorgeblichen 2000 Gulden Illata ſchränkten ſich auf ſein Ehebette, ein halb Duzzend Stühle und Tiſche, einige Schränke, und etliche Faß Brantwein ein. Die Lichter, die er goß, waren denen gleich, die wir längſt ſchon gegoſſen hatten.

Seine grüne Wagenſchmiere war gut: aber da wir ſie nach Frankfurth brachten, fand ſie keinen Debit, und man bot ſo wenig drauf, daß am Faſſe ein Thaler verloren wurde. Das alles hätte noch hingehen mögen. Aber der Mann beſaß einen Grad von Ignoranz, der ihn zu allen Arten der Lehrſtunden untauglich machte. Ich mußte ihn in die Oekonomie ſtecken und, ob er da gleich erträglich that, was zu thun war, ſo ward mir doch dies auf einer andern Seite wieder verbittert, indem er ſich und ſein liebes Weib ſo wohl bedachte, daß ich hätte an ſeiner ſtatt vier tüchtige Lehrer unterhalten können. Sein Karakter war Faulheit, Impertinenz und niedrige Habſucht. Uebrigens war er im ganzen Schloſſe der rechtglaubigſte Menſch, der an den ſymboliſchen Büchern keine Sylbe bezweifelte, und ſich für die Exiſtenz des Teufels und die ewigen Höllenſtrafen bis zum Schlagen herumzankte. Ich weis auch keinen Menſchen, der ſo algemein widrig und unausſtehlich geweſen wäre, als er.

Der reformirte franzöſiſche Kandidat aus Geneve trug nicht wenig bei, mein Inſtitut in ſchlechten Ruf zu bringen und meinen perſönlichen Feinden Gelegenheit zu geben, die Sitten meiner Lehrer und Zöglinge auf meine Rechnung zu ſchreiben oder bei ihren Anekdoten meinen eignen Namen unterzulegen. Ich kan ihn nicht beſſer ſkiziren, als wenn ich ſage, er war ein kompleter junger Franzos. Ein Menſch von drei und zwanzig Jahren, gut gewachſen, ein ſchönes Geſicht, mit einem blühenden Roth und ſchwarzen Bart, die Geſundheit ſelbſt und nun — faſelhaft, wizzig, drolligt, verliebt, dem Putze ergeben, unverſchämt, ſich über alles hinwegſezzend und — zu allen ernſten Arbeiten verdroſſen. Früh war er nie mit den Zöglingen aus dem Bette zu bringen. Keine Lektion wartete er mit Pünktlichkeit ab. Beim Eſſen und Trinken war er der raſcheſte Bachant. Sitten und Wohlſtand achtete er nicht, wenn ſeine Laune Ausnahme erheiſchte. Kein hübſches Frauenzimmer durfte ſich vor ihm ſehen laſſen. So wie etwas von der Art im Schloſſe ſichtbar wurde, ließ er alles ſtehen und liegen, kleidete ſich wie ein Adonis und drängte ſich herzu, und das mit ſo ſichtbaren und unverholnen Zeichen der verliebten Raſerei, daß es den kleinſten Zöglingen auffallend wurde. Des Abends konte man ihn gewöhnlich in den Armen einer feiſten Bauerndirne finden, und er war nie gewohnt, den Ort des Rendern mit Delikateſſe zu wählen und den Zöglingen auszuweichen. Sein Vergnügen war, ſich auszuzeichnen und ſo genante Genieſtreiche zu ſpielen. So ließ er ſich z. B. einſtmalen von weiß und blau geſtreiftem Zwillig einen Matroſenhabit machen und fuhr in dieſer Hanswurſtkleidung auf einem Kahne in dem Schloßgraben herum, und gab ſich den Zöglingen und dem Publikum zur Schau. Auch für ihn hab ich eine Abfindung übernehmen müſſen, die mich etliche funfzig Gulden gekoſtet hat. Ich that alles, um die Ehre des Inſtituts zu ſchonen und böſe Gerüchte zu unterdrükken. Aber ich mußte dieſen Menſchen endlich doch fortſchaffen und mir aus ſeiner Gegend dadurch manchen Zögling verſchlagen, weil alle meine Verſuche, den Mann durch freundſchaftliche Vorſtellungen zu beſſern oder wenigſtens bei ſeinen Thorheiten vorſichtiger und verborgner zu machen, fruchtlos blieben.

Dreizehntes Kapitel.

Fortſezzung der Galerie.

Thomſon (ſonſt Ibbeken genant) that mir nie durch ſeine Sitten, deſtomehr aber durch ſeine Intrigen Schaden. Er war ein Mann, der ſich äuſerlich vortreflich zu benehmen wuſte. Seine Kentniſſe waren in allem Betracht ſeicht: aber er wuſte ſich ein Air zu geben, als ob er der erſte Mann in ſeiner Art ſey. Hingegen ſein Kopf wimmelte von großen Projekten, und er war dabei niederträchtig genug, Pflicht und Freundſchaft aufzuopfern, ſobald er Hofnung ſahe, eines derſelben durchſezzen zu können. Unaufhörlich ſtrebte er darnach, in meinem Inſtitute die dirigirende Perſon zu werden: wenn ihm das nicht gelingen wolte, das Inſtitut zu ſtürzen, und aus deſſen Trümmern eins neues zu errichten, welches er allein kommandiren könnte. Ich würde viele Bogen füllen, wenn ich die vielfältigen Kabalen erzählen wolte, welche der Menſch geſpielt hat, um zu dieſem Ziele zu gelangen. Aeuſerlich ſchmeichelte er mir beſtändig, aber in keiner andern Abſicht, als mein Vertrauen zu gewinnen und mich dahin zu bringen, daß ich ihm eine Art von Mitdirektion übergeben möchte. Da Schmeicheleien nicht helfen wolten, verſuchte er es durch Verſprechungen ungeheurer Vortheile, welche er mit romanhaften Erzählungen von ſeinen geheimen Verbindungen und Verhältniſſen in Deutſchland und England zu unterſtüzzen wuſte. Als er ſahe, daß ich zu vorſichtig war, und mich nicht eher auf eine angetragene Aſſociation mit ihm einlaſſen wolte, bis ein Theil der Summe, die er mir vorgeſpiegelt hatte, herbeigeſchaft, oder durch unverdächtige Zeugen unter ſeinen geheimen Freunden in England beglaubiget ſey, ſchlug er den Weg der Verhezzung ein. Mit der Mine des Bekümmerten kam er von Zeit zu Zeit und theilte mir die traurigſten Entdekkungen mit, die er an meinen übrigen Lehrern gemacht haben wolte. Einige hatten Schein. Ich ward mistrauiſch. Und er, hofte auf dieſe Art mich und alle Lehrer nach und nach an einander zu hezzen, und mich mit Argwohn und ſie mit Verdruß über mein verlornes Zutrauen zu erfüllen. Endlich da auch dies nicht durchgreifend wirken wolte, ohngeachtet tauſend kleine

Verdrüßlichkeiten vorfielen und wirklich eine allgemeine Gährung der Gemüther entſtand, bei welcher keiner mehr dem andern traute und auch ich mir den alten Muth nicht mehr hatte, ſuchte er ſich einige heraus, die er zu einem förmlichen Komplot brauchbar hielt. Siegmund war darunter, ſo viel erinnere ich mich genau. Mit dieſen kam er des Nachts zuſammen, ſpiegelte ihnen die große Summen vor, die er heimlich beſizzen wolte, verſprach ihnen goldne Berge, und that den Vorſchlag, daß ſie gemeinſchaftlich noch einige der beſten Lehrer an ſich ziehen und dann plözlich alle auf einmal mir ihre Dienſte aufſagen und auch in einer Stunde abreiſen wolten. Wenn dann mit einemmal mein Inſtitut ohne Lehrer wäre; ſo wolte er in ſeinem Namen eine Nachricht ins Publikum ergehen laſſen, mich als einen unmoraliſchen Mann ſchildern, dazu er bereits durch verſchiedene Ausſtreuungen den Grund gelegt hatte, und das Publikum einladen, ihm die Kinder anzuvertrauen, welche in allem Betracht bei mir hätten verderben müſſen. Vorher aber wollte er ſich eines Plazzes verſichern, wo er ſogleich die Zöglinge aufnehmen könte, welche zu ihm übergehen würden. Dabei wurde denn auch beſchloſſen, daß man die Zöglinge, durch vertraute Geſpräche, bei einſamen Promenaden, gegen mich einnehmen, gewiſſe ſchlechte Streiche der Lehrer (um mich verächtlich zu machen) mir ſchuld geben, ihnen meine ſtrenge und eigenſinnige Behandlung zuwider machen und durch Schilderungen eines weit angenehmern Zuſtandes, der ſich vielleicht bald ihnen darbieten würde, ſie geneigt machen wollte, auf den erſten Wink an ihre Eltern zu ſchreiben und ſich ihre Verſezzung in das neue Thomſonſche Philanthropin zu erbitten. — Zu meinem Glück entdeckte mein Reinhold dieſe nächtlichen Zuſammenkünfte und benachrichtigte mich davon. Wir fanden beide für rathſam, die Sache mit Vorſicht zu behandeln. Reinhold mußte den Thomſon aufſuchen und einige Klagen gegen mich bei ihm anbringen. Dieſer ward gleich vertraut und ſagte ihm, daß er ein Thor ſey, wenn er ſich von einem Mann, wie ich, der ſo wenig Urſache hätte, auf etwas ſtolz zu ſeyn, ſo deſpotiſch behandeln lieſſe. Kurz, Reinhold beſchleicht ſein Herz und gewinnt ſein Vertrauen dergeſtalt, daß er ihn ſelbſt zu den nächtlichen Zuſammenkünften einladet. So bekam ich alle Protokolle, welche die Komplotirten dabei zu führen pflegten, und welche die Punkte enthielten, worüber ſie ſich nach und nach vereinbaret hatten, durch Herrn Reinhold in meine Gewalt, und konte meine Masregeln nehmen, die Konjuration in der Stille, (denn ſo wohl um des Publikums als um des gefährlichen Thomſons willen durfte ich nicht öffentlich und mit Sturm agiren) zu zerſtören und das ganze Projekt zu vereiteln. Die meiſten komplotirten kamen auch, ſo bald ſie merkten, daß ſie bei mir verrathen waren, als busfertige Sünder uud baten um Gnade: und Thomſon ſelbſt wußte ſo fein ſich zu benehmen, daß ich ſeine Reue für Ernſt hielt und ſeine Verſtoſſung wenigſtens aufſchob.

Noch hatte ich einen Arzt im Philanthropin, einen gewiſſen D. Fries von Strasburg, welcher mir manche ſchlafloſe Nacht erzeugte. Er hatte ſich gegen Johannis mir angetragen und war, durch ſeine Verwandte in Grünſtadt, mir auſſerordentlich empfohlen worden. Und ich muß geſtehen, daß er meine Erwartungen als Lehrer und Arzt des Inſtituts nicht blos erfüllt, ſondern noch übertroffen hat. Er war ein überaus geſchikter

Mann. Ich bin gewiß, daß er in der größten Stadt brillirt haben würde. An vielen meiner Zöglinge und ſelbſt an einem meiner Kinder habe ich Gelegenheit gehabt, ſeine gründliche Beurtheilung der Krankheit, ſeine geſchikte Wahl der Heilmittel, ſeine erſtaunende Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Veränderungen des Patienten, und dabei ſeine unermüdete Sorgfalt und Treue zu bewundern. Er würde auch bald in der ganzen Gegend bekant, und würde durch ſeinen guten Ruf von entfernten Patienten aufgefodert worden ſeyn, wenn nicht ein an ſich unbedeutender Umſtand ſeiner Reputation auf einer andern Seite Schaden gethan hätte. Er mochte in Strasburg mit einem Mädchen in Verbindung gerathen ſeyn, welche ihn, wie ſie vorgab, bei ſeinem Studiren unterſtüzt hatte (denn er war ſehr arm) und von ihm ſchwanger geworden war. Dieſe Perſon, in deren Betragen ich in der That keine ſchlechte Dirne bemerkbar fand, kam ihm bald nach, und verlangte die Erfüllung ſeines Verſprechens, ſie zu heirathen. Der Mann betrug ſich mit möglichſter Vorſicht. Er ſahe die Unmöglichkeit, ſie ins Philanthropin zu nehmen und von ſeinem Gehalt mit ihr zu leben. Er beredete ſie zum Abzug. Aber ſie kam wieder und brachte das Kind mit. Man ſahe ſie täglich ums Schloß herum gehn und ihren Geliebten aufpaſſen. Endlich miethete ſie ſich gar auf einem benachbarten Dorfe ein. Und nun verbreiteten ſich gleich, durch Zuthun meiner betriebſamen Feinde, die ſchändlichſten Anekdoten, deren immer eine die andere an Abentheuerlichkeit übertraf. Kurz die Ehre des armen Doktors ward mit der meinen zugleich auch dadurch angegriffen und vielfältig gebrandmarkt.

Vierzehntes Kapitel.

Fortſezzung.

Der Theure Sigismundus hatte mir ſtatt der 2000 Gulden Illata einen Hausmeiſter zugeſchanzt, der ebenfals jenem elenden Geſindel Stof gab, welches ſich damit beſchäftigte, von mir und dem Inſtitute Teufeleien zu verbreiten, und alle Eltern abzuſchrekken, welche ihre Kinder uns anvertrauen wolten. Es war ein Menſch, der an Geſchicklichkeit ſeines gleichen ſuchte, aber auch, wie ich glaube, ein ausgelernter Galgenvogel. Ich hörte auch ſehr bald allerlei Gemunkel, daß er in einem benachbarten Lande Streiche verübt hatte, und vielleicht nur durch die Flucht, dem obrigkeitlichen Würgengel entgangen war. Indeſſen leiſtete er mir ſehr gute Dienſte. Er war der arbeitſamſte und unverdroſſenſte Menſch, den ich in meinem Leben geſehen habe. Er ſchlief nur wenige Stunden. Früh war er der erſte auf, und Abends der lezte im Bette. Alles, was ich verlangte, konte er. Er war der perfekteſte Koch. Er verſtund Weinbehandlung, Viehzucht, und alles, was in eine Wirthſchaft gehört. Er war ein volkomner Drechſler, Tiſcher, Hafner ꝛc. Er verfertigte die künſtlichſten Werkzeuge. Kurz, er war ein Originalkopf und ſonach einer von denjenigen Menſchen, welche bei einer beſſern Erziehung und Anführung wirklich groſſe Menſchen geworden wären, ſo wie er jezt, bei ſeiner ſchlechten Erziehung, auf dem Wege zum Galgen ſich befand. Dieſer Menſch diente mir als Koch und Hausmeiſter zugleich und verrichtete ſein Amt zu meiner volkommenſten Zufriedenheit. Er arbeitete leicht und mit Geſchik. Und er leiſtete, was kaum drei Mann gewöhnlich zu leiſten pflegen. Und bei aller ſeiner unermüdeten Thätigkeit war er äuſerſt genügſam. Er begnügte ſich, ein Stük trokken Brod aus der Taſche zu eſſen, wenn meine Geſchäfte es erforderten, daß er die Mahlzeit ausſezte. Sein einziger Fehler war, daß er gerne ſchnapſte. Er übernahm ſich zwar nicht leicht ſo, daß mans ihm anſah, oder daß ſeine Geſchäfte litten. Aber einigemal fanden wir ihn doch in der Pfüzze. — Dieſer Menſch kam einſt und eröfnete mir, daß er ein Geheimniß beſizze, ein ſilberfarbigtes Metall hervorzubringen und zu verarbeiten, welches ſich zu den feinſten Gefäſſen benüzzen lieſſe, und er that mir den Vorſchlag, vorerſt, für meine Wirthſchaft, Meſſer, Löffel, Leuchter u. dgl. zu verfertigen, und alsdann, wenn mir die Probe gefiele und von Andern für Silberarbeit angeſehen würde, die Sache ins Groſſe zu treiben und mit dieſem weißen Metall einen Handel anzufangen. Ich warf dieſen Vorſchlag nicht weg, weil ich aus andern Proben ihn ſchon als einen raffinanten Kopf kante. Es wurde alſo das Benöthige angeſchaft, um eine Probe zu machen. Aber die Verſuche misriethen. Ich ſahe wohl, daß der Menſch vom Zuſehen, allerlei Kentniſſe von Verbindung und Trennung der Metalle erhaſcht hatte: aber daß er die Sache doch nicht gründlich verſtund. Wir arbeiteten in der Stille, ohngefähr drei Wochen, und da bei weiderholten und veränderten Verſuchen das nicht zum Vorſchein kam, was er verſprochen hatte; ſo ſchlug ich die ſchmelztigel entzwei und gab die Arbeit auf. — War es nun, daß er ſelbſt im Trunk ſich verrathen hatte, oder daß durch Spionerien des Thomſon oder eines andern Menſchen etwas entdekt worden war, kurz, es fingen an Mährchen herumzuſchleichen, daß ich Alchymie triebe und mit Goldmacherei mich abgäbe, um meine verfallne Aktien auf dieſem Wege wieder herzuſtellen.

Noch machte mir auch mein Giro manche Noth durch ſeine Kränklichkeit. Dies war einer der rechtſchaffenſten Männer, mit dem ich je in Verbindung geſtanden habe. Er war ein geübter Kaufmann und führte meine weitläuftigen ökonomiſchen und merkantiliſchen Rechnungen ſo volkommen, als ſie gewiß in keinem ähnlichen Inſtitute noch geführt werden ſind. Aber er kam leider ſchon mit der vollen Schwindſucht nach Heidesheim. Es vergieng keine Woche, daß er nicht einen Tag oder mehrere bettlägerig war: dadurch wurden alle Augenblik Lehrſtunden verſäumt, die er in der doppelten Buchhandlung zu geben hatte. Dadurch wurde oft die richtige Fortſezzung der Rechnungen unterbrochen, bis ich ſelbſt von ihm die doppelte Buchhaltung begrif, und im Nothfall ſeine Stelle vertreten konte. Dadurch endlich wurde mancher Verdruß für mich erzeugt, wenn ich alle Augenblik die ungezognen Zöglinge in Ordnung bringen mußte, die in ſeinen Lehrſtunden unfolgſam waren, um ihn nicht durch Aergerniß wieder bettlägerig werden zu laſſen. Denn er war äuſſerſt empfindlich und eigenſinnig dabei, und es gab beſtändig Fälle, wo ſeine Schüler ihn reizten, weil er theils immer von verſtimter Laune war, theils wegen Engbrüſtigkeit nicht laut und vernehmlich mit ihnen ſprechen konte.

Funfzehntes Kapitel.

Uebermenſchliche Laſten, und Leiden.

Ich habe in den vorigen Abſchnitten meinen Leſern Gemälde meiner Lehrer aufgeſtellt: aber in der That zugleich die Geſchichte meiner Trübſale in ihr ſtärkſtes Licht geſezt. Und doch — iſt ihnen noch nicht der zehnte Theil von den Laſten und Leiden bekant, welche das liebe Philanthropin mir auferlegt hat. Gewiß, ſie überſtiegen beinahe alle menſchlichen Kräfte.

Der Buchhändler hielt ſo viel Wort, wie Siegmund. Der Laſtwagen voll Bücher war das erſte und lezte, womit er einigen Ernſt bezeigt hatte, ſeine Verſprechungen zu erfüllen. Er that anfangs zwar ſehr eifrig. Er kam alle Wochen auf etliche Tage nach Heidesheim und beſorgte die Handlung. Er betrieb das Weſen mit ſolcher Hizze, daß ich mich von ihm bereden ließ, noch immer auf ſeine verheißnen Gelder rechnend, eine eigne Drukkerei anzulegen. Ich widmete ihr eines der Häuſer, welche vor dem Schloſſe lagen, und mir vom Fürſten zur Miethe überlaſſen waren. Ich wendete ein paar hundert Gulden auf die nöthigen Reparaturen. Ich ſchloß mit dem Buchdrukker Gegel in Frankenthal, der ſich ſelbſt dazu anſchmeichelte (denn der Menſch konte kriechen und grob ſeyn, wie ers nöthig fand) einen Akkord, in welchem er ſich anheiſchig machte, zwei Preſſen nach Heidesheim zu ſchaffen, ſie mit den nöthigen Arbeitsleuten zu verſehen, die erforderlichen Schriften, Papiere, Farbe u. ſ. w. herbei zu ſchaffen ꝛc. Dagegen machte ich mich verbindlich, dieſe beiden Preſſen ſtäts mit Arbeit zu verſorgen (denn wir hatten auſſer meinen eignen Schriften, Schulbüchern, Ausgaben lateiniſcher und griechiſcher Autoren, Auszüge aus nüzlichen Schriften u. d. im Sinne) und dieſe Arbeiten nach einem feſtgeſezten Preiſe halbjährig zu bezahlen. Dieſe Sache kam in ſo weit zu Stande, daß Gegel die Preſſen und Arbeiter transportirte. Ich fing gleich die pädagogiſche Zeitung an. Ich beſorgte eine neue Ausgabe meines marſchlinzer Erziehungsplans, welchem ich meine in Heidesheim gehaltene Einweihungsrede und den Plan meines neuen Inſtituts beifügte. Ich fing an, Lehrbücher für die verſchiedenen Klaſſen zu ſchreiben. Ich kaufte die beſten Ausgaben der Klaſſiker, um einen wohlfeilen Abdruk zu veranſtalten. Und da alles in der feurigſten Thätigkeit war, fing mein Buchhändler an, auſſen zu bleiben. Anfangs kam er noch auf einzelne Stunden, that geſchäftig, vertröſtete auf Geld und endlich — blieb er ganz weg und ließ mich im Stiche.

Man denke ſich die unbeſchreibliche Laſt, die mir jezt auf dem Halſe lag. Ich mußte das Waarenlager in Obacht nehmen, aus welchem faſt täglich, bei der Menge der Fremden, die uns beſuchten, etwas verkauft wurde. Ich muſte in der Drukkerei den Faktor machen, und den Sezzern und Drukkern ihre Arbeit zutheilen und Aufſicht halten: weil Gegel nur einen Tag wöchentlich herunter kommen konte. Ich mußte unabläſſig ſelbſt arbeiten, und Manuſcript ſchaffen, um die Sezzer und Drucker nie müſſig zu laſſen. Ich mußte alle Korrekturen beſorgen, da unter meinen Lehrern kein einziger ſich fand, der die Zeichen verſtand und Akkurateſſe genug hatte, alle

Fehler zu bemerken und eine gleichförmige Rechtſchreibung zu behaupten. Ich mußte die Zeitung wöchentlich ſchreiben, da auch für ſie kein einziger Lehrer mir Hülfe leiſten konte, außer Herrn Junker, der zuweilen etwas lieferte, das gewöhnlich ſeicht und ungenießbar war. Bei Gott, es war oft zum Verwirrt werden, wenn bald der, bald jener Sezzer Arbeit foderte, bald das Manuſcript zur Zeitung noch nicht ausreichte, bald in der Drukkerei Zank und Uneinigkeit zu ſchlichten war, bald Käufer mich foderten, die ein Buch aus dem Laden haben wolten, bald Gegel um Vorſchuß mich plagte ꝛc. Und dieſe Beſtürmungen meines armen Kopfes nahmen täglich um deſtomehr überhand, jemehr die Arbeit von Gegeln gefördert wurde, und die Vorräthe zum Druk abnahmen. Zulezt mußte ich alles zuſammenwerfen, und Gegeln mit all ſeinem Volke verabſchieden, wobei der ehrenfeſte Mann eine Rechnung von 2000 Gulden gefälligſt überreichte, welche ich ihm in einer Zeit von fünf Monaten ſchuldig geworden ſeyn ſolte. Indeſſen verſtand ich mich ſehr gut darauf, ihm ſeine Sachen zu taxiren und die erſchlichnen Rubriken zu entdekken. Er nahm zulezt mit einer ganz kleinen Summe vorlieb und trollte ſich.

Während dieſer Drukkerei Epoche fügte ſichs, daß ich ſogar von Berlin aus bombardirt und in meinem Schloſſe geängſtet wurde. Ich hatte, von unzählichen Menſchen aufgefodert, es unternommen, aus Nikolai's algemeinen deutſchen Bibliothek einen Auszug der theologiſchen Artikel derſelben zu veranſtalten, womit ich denen zu ſtatten kommen wolte, welche ſich nicht im Stande befanden, dieſe ganze Bibliothek ſich anzuſchaffen. Herr Nikolai konte dabei gar nichts verlieren. Und Auszüge aus Büchern zu machen und ſie dem Druk zu übergeben, ſchien mir eine ſo gewöhnliche als rechtmäſſige Sache zu ſeyn, daß ich mirs gar nicht träumen ließ, mit jemand darüber in Krieg verwikkelt zu werden. Ueberdem dünkte es mir ein äuſerſt wichtiges und nuzbares Unternehmen zu ſeyn. Denn es iſt unleugbar, daß die algemeine Bibliothek eine Hauptquelle der Aufklärung in Deutſchland geweſen iſt, und das meiſte dazu beigetragen hat, eine liberale Denkungsart unter der Nation zu verbreiten.

Ich hofte alſo ein recht gutes Werk zu thun, wenn ich ein Bächlein dieſer Quelle abſtach und es auf alle diejenigen leitete, welche unvermögend waren, die ganze Quelle zu benuzen. Aber Herr Nikolai dachte: mit nichten! wer die ganze Bibliothek nicht kaufen kan, ſol gar nichts davon ſchmauſen. Er donnerte ſtraks in einem gedrukten Fehdebriefe mich an, verſchrie mich als einen ſcheuslichen Nachdrukker, nannte mich einen Kolporteur oder Bücherhöker, drohte mit gerichtlicher Klage, ſchrie das Publikum an, einen Räuber ſeines Eigenthums nicht zu begünſtigen und begann einen Lärm, als ob die Sündfluth kommen und mich mit ſamt dem Philanthropin erſäufen müſte.

Herr Rühl ließ das Toben des Berliner litterariſchen Jupiters nicht unbenuzt. Er überredete den Fürſten, daß meine Ehre geſchändet ſey. Und es erfolgte durch ſeine Veranſtaltung ein Reſcript, in welchem mir der fernere Druk der Auszüge aus der Bibliothek unterſagt wurde. Ich hatte bei der Sache erſtaunenden Verdruß, ſezte aber doch die Arbeit im Stillen fort, um das halbe Duzzend Stükke vollzumachen, und trat dann — von dieſer

Zankbühne ab. — Ich habe indeſſen doch bei der Gelegenheit ein paar hundert rechtgläubige Pfarherren und Kirchendiener im Reiche, durch dieſe Auszüge, in Odem geſezt und einige Schuppen ihrer Orthodoxie ihnen von den Augen geriſſen, daß ſie den Weg des eignen Nachdenkens über Religion einſchlagen lernten. — Das freut mich!

Sechszehntes Kapitel.

Fortſezzung.

Zu dieſen Laſten und Bekümmerniſſen geſellte ſich ſehr bald der leidige Geldmangel. Ich hatte das Inſtitut gleich anfangs auf einen alzuguten Fuß geſezt. Ich hatte zu viele Lehrer angeſtellt und ſie zu reichlich beſoldet, in der guten Abſicht freilich, dem Publikum Volkommenheit zu zeigen und den Lehrern ſelbſt Bequemlichkeit und Aufmunterung zu verſchaffen, daß ſie deſto redlicher ihre Pflichten erfüllen ſolten. Hiezu kam das verunglükte Projekt der Drukkerei und Buchhandlung, dazu mich der Heidelberger Windbeutel verführt hatte, und welches mich in ſchwere Koſten verſezte, ohne einen proportionirten Gewinn abzuwerfen. Endlich — und was die Hauptſache war — hatten ſich anfangs faſt lauter Zöglinge aus der Pfalz eingefunden, deren Eltern ſich meiſtentheils in ſehr mäſſigen Glüksumſtänden befanden. Da geſchahe es denn, daß die meiſten Väter mir ihre Söhne unter der Bedingung anboten, daß ich für einen geringern Preis ſie annehmen ſolte. Der eine bot ſtatt funfzig 30, der andere 25, bis 18 Louisdor. Und meine Freunde riethen, was auch wirklich rathſam ſchien, anfangs nicht alzuſpröde zu ſeyn, ſondern die Kinder anzunehmen, um nur erſt das Philanthropin zu ſtiften und — darauf zu rechnen, daß man künftig, wenn erſt die Sache in Ruf und Flor gebracht ſeyn würde, auf den geſezten Preis feſt halten und ſich alsdann ſeines Schadens erholen könte. Ich hatte daher unter vierzig bis funfzig Zöglingen, welche in der Mitte des Sommers beiſammen waren, kaum ſechſe, welche die volle Zahlung leiſteten. Jeder Vater, dem ich auf ſein dringendes Anſuchen einen Theil der geſeiten Penſion erließ, verſprach mir heilig, dies zu verſchweigen, und niemanden durch dieſe Willfährigkeit zu gleichen Zumuthungen zu verleiten, gegentheils aber dahin bedacht zu ſeyn, durch Anwerbung vollzahlender Penſioniſten mir meinen Verluſt zu vergüten. Aber kein einziger beinahe hielt Wort. Die Sache ward ruchtbar. Jeder glaubte nun, daß ich unter funfzig Louisdor's beſtehen könne: daß es nur an meinem guten Willen liege, leidlichere Bedingungen zu machen: daß ich bei weniger Penſion doch noch ein reicher Mann werden könte u. ſ. w. Und ſo kam es, daß ich viele Koſtgänger und wenig Einnahme hatte. Man forderte überal Erlaß der Penſion, aber man gab mir nicht den geringſten Erlaß von meinen Verſprechungen. Ich mußte Koſt, Unterricht, Kleidung, Verpflegung, in der Volkommenheit liefern, wie ichs einmal zugeſagt und bereits geleiſtet hatte. Ja diejenigen, die die ſchlechteſten Penſionen zahlten, waren gewöhnlich die intoleranteſten. Sie hatten, wenn ſie uns beſuchten, tauſend Dinge zu tadeln. Jedes Fleckchen an der Kleidung warfen Sie mir als Bruch meiner Zuſage vor, die Kinder ſtäts proper zu halten. Kurz, man hofmeiſterte mich gerade deſto ärger, je wohlfeiler man es bei mir haben konte. —

Dieſe Umſtände waren die Quellen vieler Verlegenheiten, in welche ich in kurzer Zeit gerieth, und welche mich oft bis an die Gränzen der gänzlichen Muthloſigkeit trieben. Ich kam zwar nie ſo weit, daß es an Nothwendigkeiten im Schloſſe fehlte oder daß ich den Lehrern ihre Beſoldung vorenthalten mußte, aber es ging doch immer mit der Kaſſe ſo ängſtlich her, daß ſchlafloſe Nächte mich verzehrten und ewige Sorgen meine Heiterkeit minderten.

Zu dieſer Noth kamen die häufigen Verwirrungen, welche die Lehrer durch ihre Mishelligkeiten mir verurſachten. Nie waren alle Lehrer, wie es in Philanthropinen ſeyn ſol, ein Herz und eine Seele. Bald dünkte ſich der eine mehr Arbeit zu haben, als der andere. Bald klagte einer, daß er ſchlechter wohne, als ſein Kollege. Bald ſtritten ſie unter einander um die Rangordnung. Bald wolte einer bequemere Stunden zu ſeinen Lektionen haben, und beſchwerte ſich, daß ein anderer ſie nach ſeinem Sinne ſich gewählt hätte. Bald ward ein Mädchen oder eine häusliche Frau zu Urſache der Eiferſucht. Bald wurden bei Tiſche die beſſern Schüſſeln dem einen hingeſezt, welchen der andere beneidete. Bald ging einer dem andern zu galant und einem dritten zu ſalop ꝛc. Bald hingen die Schüler dem einen zu ſehr an, und ſchienen den andern minder zu lieben oder zu achten. Bald diſtinguirte ich einige zu ſehr und ward von den andern beſchuldigt, daß ich ſie vernachläſſigte: ſo viel ich auch mir Mühe gab, die möglichſte Gleichheit zu beobachten und allen Schein des Unterſchieds, in Abſicht auf mein Zutrauen und meine Neigung, zu verhüten. Daher war ewiger Neid, ewige Klatſcherei, ewige Verhezzung, ewige Stichelei: daher entſtund oft — der lauteſte Zank wo ich dazwiſchen treten und meine koſtbarſten Stunden hingeben muſte, um die Partheien zu verhören und mit einander auszugleichen. Und zuweilen muſte ich dabei von groben, oder hämiſchen, oder einfältigen Menſchen heftige Ausfälle, oder bittere Sotiſen, oder läſtige Albernheiten einſchlukken und durch heimlichen Aerger mich vergiften laſſen.

Hatte ich zuweilen von den Kabalen und Streitigkeiten der Lehrer Ruhe; ſo quälten mich die dummen Streiche der Zöglinge. Denn ich hatte mit unter Leute von achtzehen, zwanzig und ſo gar einen von acht und zwanzig Jahren, welche die Welt ſchon zum Theil kanten und ſo voller Intrigen waren, daß mehr als Argusaugen dazu gehörten, ſie zu überſehen. Ein gewiſſer Herr v. Fr * * * der natürliche Sohn des Fürſten * * * machte mir das meiſte zu ſchaffen. Seine Projekte, Geld zu erlangen, was ihm immerdar mangelte, und ſich der Aufſicht zu entziehen, um dem Trunke und den Mädchen nachzugehen, waren wirklich zahllos. Hundertmal täuſchte er mich, und machte mir nicht nur Aergerniß, ſondern gab auch Gelegenheit, daß meine Feinde das Inſtitut verſchreien und die ſcheuslichſten Anekdoten auf meine Koſten debitiren konten.

War ich einmal mit einem muthwilligen, oder ſchweiniſchen, oder diebiſchen oder wollüſtigen Buben in Ordnung, ſo mußte ich noch einen Nachkampf mit den Eltern beginnen, welche nur über meine Diſciplin, die ich warlich allemal nach gepflogener ſorgfältiger Ueberlegung mit meinen beſten Lehrern einrichtete, oft die bitterſten Vorwürfe machten, und das Söhnchen gegen ſeinen Mentor in Schuz nahmen. Ich bin einmal einige Tage bettlägerich geworden, vor Aergerniß über einen ſolchen Brief. Ich hatte einen jungen Menſchen, von guter Familie, welcher ſich ſchon einiger Dibereien verdächtig gemacht hatte, endlich einmal vollkommen ertappt und überführt. Und ich fand nöthig, weil es der erſte Diebſtahl war, welcher publik wurde, denſelben auch mit einer gewiſſen Publicität zu beſtrafen. Die Strafe war mehr beſchämend, als grauſam. Er bekam, bei öffentlicher Verſamlung, zwei Schläge, und ich hielt eine Anrede an die Zöglinge, in welcher ich das Häßliche, Entehrende und Folgenreiche des Diebſtahls anſchauend machte, in der Hofnung, recht heilſame Eindrükke hervorzubringen. Nachdem die Strafe volzogen war, und ich meine Zöglinge alle durch meine väterliche Ermahnungen gerührt ſahe, verſöhnte ich den Beſtraften wieder feierlich mit mir und ſeinen Mitſchülern, und nahm ihm ſo alle Entehrung wieder ab: ſo daß er keine erniedrigende Folge weiter zu tragen hatte. Dieſes ſo überlegten Verfahrens ohngeachtet, erhielt ich von den Eltern einen Brief vol der bitterſten Vorwürfe, mit der Erklärung, daß ſie den Sohn mit dem Ende des halben Jahres abholen würden. Dergleichen Fälle begegneten mir beſtändig. Begingen die Kinder böſe Streiche; ſo klagten die Eltern über ſchlechte Zucht. Strafte ich ſie; ſo ſchrien ſie über harte Behandlung Und ich blieb überal der geplagte Mann, der bei den ſauerſten Arbeiten und eifrigſten Beſtreben, alle Menſchen mit ſich zufrieden zu machen, nur wenige ganz aufgeklärte und billige Beurtheiler auf ſeiner Seite behalten konte.

Siebzehntes Kapitel.

Plagen von allen Seiten.

Fortſezzung des Vorigen.

Gern dulde ich Strapazen und Sorgen und ſelbſt Verfolgungen, wenn ſie blos meine Perſon betreffen, und meine individuelle Lage verſchlechtern, und ich habe nie gefunden, daß ſie meine Heiterkeit ſonderlich geſtört oder meine Kräfte und Geſundheit angegriffen haben: aber Verminderung und Zerſtöhrung meiner Nuzbarkeit, durch boshaften Tadel meiner Handlungsweiſe und aus der Luft gegrifne Läſterungen meines beſten Eifers fürs Gute, kan mich zuweilen ganz niederbeugen und an meinem Leben nagen.

In der That gab es in der Pfalz eine Race von Menſchen, welche dieſe Kunſt zu peinigen recht eigentlich ſtudieret zu haben ſchienen. Sie beſtrebten ſich recht abſichtlich, jeden nuzbaren Mann zu verunglimpfen. Sie ſtellten die allermühſamſten Spionerien an, um nur alle Augenblik eine Kleinigkeit von ihm aufzutreiben und die einzelne Bagatelle auf die ganze Art von Dingen anzuwenden und die Laufbahn ſeiner Verdienſte auf jedem Schritte zu beflekken. Kurz, ſie thaten alles, um wo möglich entweder ihn ſelbſt zu ermüden oder ſein Publikum von ihm abwendig zu machen und ihn aller Unterſtüzzung zu berauben.

Ich bin von dieſen giftigen Inſekten ganz vorzüglich heimgeſucht und gequält worden. Es verging keine Woche, wo nicht die ſchändlichſten Anekdoten im Umlauf waren, — keine Woche, wo nicht Fremde im Schloſſe ſich herumſchlichen oder auch öffentlich einführen und mir die größten Komplimente machten, welche blos in der Abſicht kamen, zu ſpioniren und einzelne Tadel (von dem ja kein Sterblicher unter Gottes Sonne frei iſt) zu ganzen Gattungen von Schändlichkeiten umzuſchaffen.

Meine beſtändige Sorge war der möglichſte Grad von Reinlichkeit, und jeder unpartheiiſche wird mir das Zeugniß geben müſſen, daß ich für dieſen Zwek alles mögliche geleiſtet habe. Aber nun durfte ein einzigesmal eine nicht blank geſcheuerte Schüſſel ins Auge fallen, welche der Hausmeiſter in der Geſchwindigkeit ergriffen hatte, oder der ſpionirende Fremde durfte etwa früh um acht Uhr, neun Uhr die Schlafzimmer durchwandern und da noch nicht gekehrt und geſäubert finden (denn vor zehn Uhr konten die dazu beſtellten Leute in dem weitläuftigen Schloſſe nie herumkommen) ſo wurde die Einzelheit für die Gattung genommen, und man erzählte nun überal, nicht: „Ich habe eine unreine Schüſſel geſehen — nicht:" ich habe früh um acht Uhr einzelne Zimmer noch nicht geſäubert gefunden — ſondern: Das Philanthropin iſt ein Schweineſtall: keine Zimmer werden gefegt: keine Schüſſeln werden gereiniget: die Kinder müſſen im Schmuz umkommen." Das war die pfälzer Methode zu verleumden.

Ich hielt eine beſondere Frau und ein eignes Zimmer, wo alle Zöglinge wöchentlich zweimal von ihr durchgekämt werden mußten. Wie viele Eltern gebrauchen ſo viel Sorgfalt? Und war es bei dem allen wohl zu verhüten, daß nicht demohngeachtet einmal ein läſtiger Haarbewohner zurückblieb oder wieder aufgeraft wurde, zumal unter einer ſolchen Menge von Kindern, darunter es natürlich immer einige vorzüglich nachläſſige und unreinliche Knaben giebt? Und wenn denn ein Schnüffler im Schloſſe ein ſolches Thierchen erblikte, das unglücklicherweiſe gerade auf der Stirn eines Zöglings promenirte; ſo erſcholl ſchon den folgenden Tag das Gerücht, die Kinder werden in Heidesheim von den Läuſen gefreſſen, und ich — erhielt ein Duzzend Briefe von den erſchroknen Eltern, die mich zu beſſerer Aufſicht ermahnten. — Möchte ich nur alle die Briefe abdrükken laſſen können, die ſolche Schuriegeleien enthielten: man würde ſich vor der Ehre eines ſolchen Fürſorgeramts kreuzzen und ſegnen.

Mein Tiſch war täglich ſo beſchaffen, daß ſehr viele einſichtsvolle Beurtheiler ihn zu gut fanden. Aber ein gewiſſer Herr von * * * bekam einmal ein Haar zu ſehn, das im Zugemüſe ſich verſtekt hatte, und er verſchrie in ſeiner ganzen

Gegend die philanthropiniſche Koſt, daß ſie ſchlecht und unreinlich ſey.

Meine Zöglinge waren regelmäſſig keine Stunde ohne Aufſicht. Aber dennoch war es möglich, daß ein Knabe ſich einmal wegſchlich und auſſer dem Schloſſe ſich ſehen ließ. Sahe ihn ein ſolcher Spion, ſo erſcholl's überal: „Es iſt keine „Aufſicht: die Kinder laufen herum, wie ſie „wollen."

Ein junger Edelmann hatte ſich mit einem andern Knaben gekampelt, und rante mit unbändigem Geſchrei nach meinem Zimmer, um mich um Rache anzuſchreien. Er fiel meine Treppe herauf und ſchlug ſich ein Loch. Ein Fremder war eben zum Beſuche bei mir. Der Knabe war boshaft genug, ſeinen Gegner zu beſchuldigen, daß er ſelbſt ihm das Loch geſchlagen habe. Der Fremde ſchlich ſich fort und erzählte den folgenden Tag in Manheim, daß ſchwache Kinder ihres Lebens nicht ſicher wären. NB. Der Fremde war ein Edelmann und — ein Narr auf ſeine ſeixe Quarrées.

Ich habe nie gelitten, daß die Lehrer im Schloſſe beſondere Geſellſchaft haben durften, an welcher meine Zöglinge nicht Antheil nahmen, und am wenigſten habe ich es geſtattet, daß Perſonen weiblichen Geſchlechts, wenn ſie auch von Stande und in allem Betracht unverdächtig waren, auf ein Wohnzimmer geführt werden durften. Aber das konte ich nicht hindern, daß zuweilen ein Lehrer mit Frauenzimmern, auch wohl mit ſchlechten Dirnen, auſſer dem Schloſſe geſehen wurde. Und es gab dennoch Leute, welche Heidesheim wie ein Bordel beſchrieben.

Und dieſe Mediſanſe fand gewöhnlich eine neue Nahrung, wenn des Donnerſtags. wo öffentlich angekündigte Aſſemblee war, bei welcher alle Fremde ſich einfinden konten, ſich Damen aus der Nachbarſchaft zeigten, die der Ruf minder, als andere, reſpektabel gemacht hatte. Denn da konte ich es auf keine Weiſe verhindern, daß ſolche Damen ſich ſo gut, wie die keuſcheſten Suſannen, in den Saal mit hinſezten und, wenn getanzt wurde, mit tanzten. Und nun ward ohne Barmherzigkeit der Stab gebrochen und das Philanthropin zum Schandhauſe gemacht, wo die Zöglinge verführt und verdorben würden.

Aber dieſes lezte Beiſpiel von unverſchuldeten Verläumdungen führt mich auf eine andere Art von Leiden, welche ſich mit jenen vereinigten und mich faſt täglich folterten. Mein liebes Weib fieng jezt, wo täglich Fremde bei uns einſprachen und vornehmlich Donnerſtags die männliche und weibliche Nachbarſchaft ſich einfand, mehr als gewöhnlich an, ihre Krankheit zu fühlen und um meine Liebe bekümmert zu werden. Denn da ich theils als Herr von Hauſe die Fremden empfangen, theils wegen der Aufſicht über meine Zöglinge beſtändig unter der Geſellſchaft bleiben mußte; ſo war es natürlich, daß theils meine Lebhaftigkeit und Freundlichkeit, mit welcher ich in der Geſellſchaft jeden zu unterhalten und das ſchöne Geſchlecht inſonderheit zu behandeln pflegte, theils die verſchiedenen nachtheiligen Ideen, die ſie ſich von dem und jenem Frauenzimmer in ſpecie gemacht hatte, ſie in ſtäte Aufmerkſamkeit ſezte, und ihre Eiferſucht rege machte. Und da ſie nie bedachte, daß gerade in ſolchen öffentlichen Geſellſchaften, wenn auch wirklich die allerliederlichſten Perſonen da geweſen wären, gar nichts böſes vorgehen kan, und daß ſie auſſer dem beſtändig um mich war, da ſie gegenſeitig nur immer an meiner Mine, an meinen Blikken, an meiner Galanterie hieng, welche ich wirklich jeder Dame ohne Unterſchied (und abſichtlich den alten wie den jungen) erzeigte — da ihre Phantaſie, neben dieſem meinem Feuer im geſelſchaftlichen Leben, ſich immer gewiſſe Frauenzimmer aus der Geſelſchaft als die verſchlagenſten Buhlerinnen vorſtelte, welche gerade deswegen gekommen wären, ihr das Herz ihres Mannes zu ſtehlen, oder doch einen Theil ſeiner Gunſtbezeugungen zu genieſſen — ſo kan man leicht begreifen, wie unvermeidlich ihre Krankheit zunehmen und in die ſchädlichſten Ausbrüche übergehen mußte.

Wirklich that ſie jezt, was ſie in Gieſſen gethan hatte, weit häufiger, weil ſie einen gröſſern Schein des Rechts auf ihrer Seite hatte. Denn ſie ſahe jezt wirklich zuweilen verliebte Thörinnen in Menge, welche meine Lehrer und manche auch der erwachſenen Zöglinge ins Feuer ſezten. Sie erblikte gewiſſe Mädchen, die mit ihren Küſſen ziemlich freigebig waren. Sie ſahe faſt täglich eines benachbarten alten Paſtors erſt erheirathetes, junges, ſchönes, wildes Weib, welches die ganze Gegend mit dem Rufe ihrer Wilfährigkeit erfüllte und doch als die Frau Paſtorin tolerirt werden mußte. Kurz, ſie lebte nun mitten unter Gegenſtänden, welche ſie beunruhigen mußten, ſobald ſie einmal keinen feſten glauben an ihren Gatten mehr hatte, und an dem Feuer ſeiner Liebe zweifelhaft worden war. Und ſo geſchah es, daß ſie ſo manchen laſtvollen Tag mit einem traurigen Abende endigte, und ſtatt der nöthigen Ruhe, mir und ſich durch Vorwürfe Unruhe machte. So kam es, daß ſie jeder Freundin, die in ihrer Einbildung eine Heloiſe war, ob ſie gleich oft heimlich daſſelbe that, was andere nicht genug verbargen, ihre Klagen ausſchüttete und ihr dadurch Stof in Menge gab, daß ſie an Kaffetiſchen ſich von mir unterhalten und durch die ſelbſt gehörten Klagen meines Weibes die Ausſagen meiner Feinde beſtätigen konte. Daher entſtand es, daß ſich ihre Laune immer mehr verſtimte, ihr Umgang immer ungenießbarer, ihre Nörgelei immer grämlicher, und ſie eben ſo für die Welt, wie die Welt für ſie immer läſtiger wurde. Daraus erfolgte es endlich, daß in eben dem Grade, in welchem ſie mir bei aller wirklichen Güte ihres Herzens und Redlichkeit Ihrer Liebe — blos aus Intoleranz und Eiferſucht — täglich mehr geheimen Kummer und mehr öffentlichen Leumund machte, auch nach und nach meine Liebe zu ihr abnahm und ſelbſt mein äuſerliches Betragen froſtiger wurde — bis endlich das Uebel ſo überhand nahm, daß ich oft blos um meines Hauskreuzes willen, des Lebens ſatt und überdrüſſig wurde: denn es war gerade für mein fröliches Temperament dies die größte unter allen Martern, die mich treffen konte, daß ich mit einer Gattin leben mußte, bei welcher ich einen unaufhörlichen Wechſel von lauten Klagen oder ſtillen Seufzern und nie, ganz — eigentlich nie, einen Einklang für die Stimmung meiner fröhlichern Laune fand. — Ich erfuhr die Wahrheit des Satzes: daß oft die zärtlichſte Liebe die Quelle des größten Elendes iſt.

Und nun bitte ich meine Leſer neben dieſen vielfältigen Uebeln, welche meine Gemüthsruhe beſtürmten, noch folgende Laſten und Strapazen zu erwägen, welche meine Kraft zur Thätigkeit und Duldſamkeit aufzehren halfen.

Achtzehntes Kapitel.

Beſchluß.

Man berechne einmal die tauſend Artikel, welche in eine ſolche Haushaltung gehören, in welcher alle Tage zwiſchen ſiebzig und achtzig Menſchen geſpeiſet, getränkt, und mit Kleidung, Wäſche, Reinlichkeit und Aufwartung verſorgt werden müſſen, und denke ſichs, daß ich alle dieſe Artikel im Kopfe haben, und dafür ſorgen mußte, daß an keinem Dinge Mangel war, daß alles zu rechter Zeit eingekauft, alles gehörig verwahrt, alles ordentlich verbraucht und angewendet wurde, daß jeder in dem Maße und der Zeit das bekam, was er zu finden berechtiget war, daß jedes Glied dieſer groſſen Maſchine in ſeinem

Gange erhalten, jeder Arbeiter angewieſen, jeder Bediente in Obacht genommen und überal dahin geſehen wurde, daß keiner ſeine Pflicht verabſäumen und die erhaltenen Aufträge vernachläſſigen durfte.

Man erwäge dabei die Menge der Geſchäfte und die Gröſe des Zeitverluſts, welchen mir auſſer meiner ordentlichen Oekonomie die Gaſtwirthſchaft inſonderheit verurſachte. Denn ich war darauf eingerichtet, daß Fremde, welche das Inſtitut beſuchten, und vornehmlich die Eltern und Verwandten meiner Zöglinge, in Schloſſe logirt und für ihr Geld bewirthet werden konten. Und es iſt bekannt, daß wir oft Tage gehabt haben, wo zwanzig Kutſchen im Schloſſe ſtunden, und 50, 60, 80 Perſonen geſpeiſet werden muſten. Selten waren wir, wegen der allzunahen Nachbarſchaft der obgenanten Städte, ganz ohne Beſuch. Wenn auch zuweilen Mittags kein Gaſt da war, ſo war des Nachmittags der Saal deſto voller. Alle dieſe Fremden, wenn ſie von Stande waren, und die Eltern und Verwandten von Zöglingen ohne Ausnahme, mußte ich empfangen, ſie, wenn ſie das Inſtitut kennen lernen wolten, überal herumführen, ſie, ſo lange ſie da waren, unterhalten, und für ihre Einquartirung und Bewirthung Sorge tragen. Es war nichts, was ich nicht ſelbſt beordern und dann auch noch nachſehen mußte, ob es auch ohne Tadel volzogen war: weil jeder Fehler meiner Leute, immer auf meine Rechnung kam.

Nicht weniger Laſt und Plage verurſachte mir die Verſorgung der Zöglinge mit Unterricht. Aber davon können nur wenige Leſer ſich einen Begrif machen, was es ſagen will, funfzig Zöglinge, unter denen ſich ſiebenjährige Kinder und etliche und zwanzigjährige Jünglinge befanden, und die dabei ſo verſchiedenen Unterricht genoſſen hatten, — in zwanzigerlei Unterrichtsarten, ſo in einander zu ſchichten, daß jeder in jeder Art des Unterrichts in ſeine ihm angemeſſene Klaſſe zu ſtehen kam, daß jeder in jeder Art des Unterrichts gerade das zu lernen bekam, was er brauchte. Warlich, das war das ſauerſte unter allen Geſchäften, das ich in meinem Leben erfahren habe. Ich habe oft Angſtſchweiß vergeſſen, wenn ich meine vielen Lehrer mit ſo viel Stunden belaſtet hatte, als ich ihnen nur zumuthen konte, und dann doch keine Möglichkeit ſahe, alle Klaſſen zu verſorgen und alle die verſchiedenen Zöglinge mit allen Arten des verſprochnen Unterrichts gehörig zu verſichern. Drei Wochen ſaß ich oft über einer Lektionentabelle, (welche ſich alle halbe Jahre veränderte) und hatte doch, wenn ich alles mein Nachdenken an ihr erſchöpft hatte, das ganze halbe Jahr hindurch an ihr zu flikken und abzuändern, weil alle Augenblik ein Lehrer zu klagen hatte, daß ſich wieder der und jener Zögling in ſeiner Klaſſe nicht paſſen welle, und entweder zu viel oder zu wenig wiſſe, um mit den andern gleichen Schritt halten zu können.

Man ſezze zu dieſen Beſtürmungen meines Kopfs noch die erſtaunende weitläuftige Korreſpondenz, die ich theils als Gelehrter mit Gelehrten unterhielt, theils als Fürſorger des Inſtituts nicht nur mit den Eltern und Vormündern führen muſte, welche mir ihre Kinder und Mündel anvertraut hatten, ſondern auch

1

mit andern, welche erſt noch damit umgingen und vorher tauſend Anfragen thaten, ehe ihr Entſchluß zur Reiſe gediehe. Es reichten wöchentlich keine funfzig Briefe dieſer Art. Und die meiſten waren halbe und ganze Bogen lang, weil des Fragens dieſer und des Klagens jener kein Ende war. Es iſt unglaublich, was oft die vornehmſten Perſonen für albernes und ſinloſes Zeug in ihre Erkundigungen miſchten, wie ſie oft Dinge fragten, die in den gedrukten Nachrichten auf das deutlichſte ſchon erklärt waren, was ſie zuweilen für Zumuthungen mir machten, über welche der Mann von Gefühl erröthen mußte. Und wenn man vollends die Briefe leſen ſolte, in welchen die Eltern die Klatſchereien meiner Feinde und die Klagen ihrer Kinder mir berichteten, und mir bald Vorwürfe machten, bald um Aufſchluß baten, bald Abſtellung verlangten, bald Gründe und Urſachen meines Verfahrens angegeben wiſſen wolten, bald Vorſchläge zur Verbeſſerung meines Inſtituts thaten, und in Dinge ſich miſchten, die ſie gar nicht verſtunden, auch wohl gar die Realiſirung ihrer hochweiſen Räthe zur Bedingung machten, unter welcher ſie die Penſion fortzahlen würden; ſo würde man ſagen müſſen, daß übermenſchliche Geduld erfodert wurde, eine ſolche Korreſpondenz ordentlich zu führen, und eben ſo übermenſchliche Duldkraft, um nicht verwirrt dabei zu werden.

Und nun füge man noch zu dem allen die zahlloſen Machinationen des obgedachten Kubis bei Hofe hinzu, welcher unabläſſig geſchäftig war, alle Klatſchereien aus dem Schloſſe und der Nachbarſchaft auf das ſorgfältigſte zu ſammeln, alle kleine Anekdoten aufzuhaſchen, alle Klagen meines Weibes, meiner Zöglinge, ja ſogar meiner Domeſtiken ingeheim zu protokolliren und den willigen Ohren des Fürſten im Tone des ſeufzenden Gerechtigkeitsfreundes vorzutragen, und urtheile, was für eine Hölle es für mich ſeyn mußte, wenn ich alle Woche mitten zu meinen Arbeiten und Sorgen Nachricht von neuen Unzufriedenheiten des Fürſten erhielt, und dann alles ſtehen und liegen laſſen mußte, um ſelbſt den Fürſten anzutreten und mich zu rechtfertigen — und das warlich oft über Dinge, die ſo unbedeutend oder ſo unglaublich waren, daß ich mich ärgern mußte, ein Wort darüber verlieren zu ſollen.

Neunzehntes Kapitel.

Oekonomiſche Geſellſchaft.

Neue Geſtalt des Philanthropins.

Ich hatte in Dürkheim zwei Freunde, welche biſher mit Rath und That mir vielfältig beigeſtanden hatten. Ihnen verdankte ich ſo manchen Zögling, der durch ihre Betriebſamkeit mir war zugeführet worden. Sie hatten mir in Frankfurth bei Grundlegung des Inſtituts Kredit gemacht. Sie hatten, als eifrige Freunde, überall mich vertheidigt und manche Klatſcherei und böſes Gerücht unterdrükt. Sie hatten endlich zu Zeiten, wenn das Gewirr der ökonomiſchen Geſchäfte meine Kräfte überſteigen wolte, mich berathen und ſelbſt auch mit Hand angelegt, wenn meine Leute nicht hinreichend waren, alles zu beſtreiten.

Dieſe Freunde, der Stadtſchreiber Koch und der Gaſthalter Specht, thaten mir jezt, in Verbindung mit dem Kaufmann Schellenberg aus Frankfurth, den Antrag, eine ökonomiſche Geſellſchaft zu errichten, durch welche die mir unerträglich werdende Laſt der Geſchäfte getheilt und die Direktion dieſer alzugroßen Maſchine erleichtert werden ſolte.

Ich war äuſſerſt erfreut, eine Gelegenheit zu erblikken, durch welche ich meines Lebens wieder froh werden zu können, Hofnung hatte. Ich willigte in das Anerbieten, und machte mir dies zur Hauptbedingung, daß ein ſchriftlicher Kontrakt aufgeſezt und dem Fürſten zur Beſtätigung vorgelegt werden ſollte. Dies ward beliebt.

Die weſentlichen Punkte waren folgende. Die beſagten drei Männer wolten ſich mit mir in Abſicht auf Oekonomie aſſociiren, und in gewiſſer Maaße, Gewinn und Verluſt mit mir theilen. Das Inſtitut ſolte, in Abſicht auf Unterricht und Behandlung der Zöglinge, ganz allein von mir abhängen, ſo wie die Wahl und Anſtellung der Lehrer. Alles, was ich den Lehrern und Zöglingen zu leiſten verſprochen hatte, ſolte pünktlich von der Geſelſchaft erfült und öffentlich garantiret werden. Die drei mit mir Verbündeten ſolten für die Befriedigung meiner Krediteren ſorgen: ſolten das Gros der Oekonomie ganz allein übernehmen, die nöthigen Vorräthe anſchaffen, das Geſinde anſtellen und dirigiren u. ſ. w. Die Kaſſe ſolte gemeinſchaftlich verwaltet, und nichts, ohne gemeinſchaftlichen Beſchluß, verwendet werden. Neue Zöglinge, welche weniger, als die geſezte Penſion betrug, bezahlen wolten, durften nicht anders als mit Einwilligung der ganzen Geſelſchaft angenommen werden. Einer der Geſelſchaft ſolte ſtäts in Heidesheim ſeyn. Das Publikum ſolte von Errichtung dieſer Geſellſchaft benachrichtiget, und dadurch, wegen aller aus den Ausſtreuungen meiner Feinde entſtandenen Beſorgniſſe, beruhiget werden.

Dieſer Kontrakt wurde aufgeſezt. Wir unterzeichneten ihn. Der Fürſt beſtätige ihn. Das

Publikum erhielt Nachricht davon und zwar unter fürſtlicher Autorität.

Daß die beſagten Männer ſich auf ſolche Art mit mir verbanden, war ohnſtreitig Folge von Freundſchaft und Herzensgüte. Sie ſchäzten mich. Sie hatten Mitleid mit mir, wenn ſie mich unter meinen Laſten ſeufzen hörten. Sie liebten das Inſtitut und wünſchten deſſen Erhaltung.

Aber die edelſten Abſichten ſchloſſen darum das algemeine Triebwerk nicht aus, von welchem der weiſe Rouſſeau behauptet, daß es alle menſchliſche Handlungen und Unternehmungen erzeugen helfe. Dieſe Freunde ſahen zwar, wie kümmerlich ich mich durchwinden, wie ängſtlich ich mit meiner Kaſſe umgehen mußte, wenn ich alles beſtreiten wolte. Aber ſie glaubten auch, daß durch die zu groſſe Menge der Dinge, die durch meinen Kopf und Hände gehen mußten, eine ganz volkomne Verwaltung der Kaſſe bisher unmöglich geworden ſey, und daß durch ſchärfere Aufſicht und weiſere Berathung manches, was im Gewirr verloren ging, erhalten, manches vortheil-

l

hafter eingekauft, manches geſpart, und ſo die Kaſſe auſreichender gemacht werden könnte. Sie urtheilten ferner, daß ich im Ganzen genommen zu generös handelte und manchen Zögling zu wolfeil aufgenommen, manchen Lehrer zu fett beſoldet, manches zu überflüſſig geliefert hätte. Sie hoften entlich, mit Zuverläſſigkeit, daß, wenn das Publikum wegen eines gefürchteten Bankeruts des Philanthropins beruhigt und von einer künftig volkomnern ökonomiſchen Einrichtung deſſelben überzeugt werden würde, ſich ungleich mehr Zöglinge finden und folglich — mit der Zeit ein erklecklicher Gewinn für die Herren Adminiſtratoren abfallen dürfte. Und mit dieſen angenehmen Ausſichten verband ſich denn auch noch der ſchmeichelhafte Gedanke, daß ſie in dieſer Verbindung, vor dem Publikum ſo wohl, als im Angeſicht der Eltern und Vormünder meiner Penſioniſten, die ehrenvolle Geſtalt der Mitdirecktoren eines Philanthropins erhielten, und zugleich, durch die Theilnehmung an den geſellſchaftlichen Freuden des Inſtituts, für ihre Mühe entſchädigt werden, und (was auch geſchahe) ſo manchen vergnügten Tag und gute Mahlzeit genieſſen würden.

Das ganze Unternehmen war gut gemeint, aber es ward nicht von den erfreulichen Folgen gekrönt, welche ich mir verſprochen hatte. Meine Laſt wurde nicht gemindert. Die Unordnungen wurden nicht gehoben. Die Wirkungen des Neides und der Verleumdungsſucht wurden nicht gehemt.

Die Hauptabſicht war, den Credit des Inſtituts wieder herzuſtellen, und dieſe ward darum nicht erreicht, weil die drei neuen Mitdirektoren ſämtlich keine ſehr begüterten Männer waren, und folglich auf ihre Garantie nicht ſonderlich reflektirt zu werden ſchien.

Die Lehrer des Inſtituts verloren im Grunde nichts, aber ſie wurden dennoch durch die ökonomiſche Geſellſchaft mismüthiger, als ſie geweſen waren, theils weil die Herren Mitdirektoren in der Oekonmie allerlei Einſchränkungen machten, welche ihnen nicht gefielen, theils weil ſie wirklich zuweilen über die Gränzen ihrer ökonomiſchen Direktion hinausgingen und ſich es herausnahmen, dem und jenem eine moraliſche Wahrheit zu ſagen, welche er allenfals nur von mir anzuhören willens war.

Ich ſelbſt bekam in einigen Stükken Erleichterung und Ruhe, aber ich ward auf einer andern Seite durch ein gewiſſes Mistrauen deſto empfindlicher beunruhigt, welches die Herren Oekonomiedirektoren nur zu oft gegen mich blikken lieſſen, weil ſie jezt die Kaſſe als ihren Beutel betrachteten, und daher jede meiner ökonomiſchen Handlungen auf die Goldwage legten, und jede Möglichkeit, wo etwas für meinen Nuzzen verwendet ſeyn konte, zu einemGrunde des Argwohns machten, als ob das gemeinſchaftliche Intereſſe verlezt würde.

Die Herren wären dabei ſo überflüſſig beſorgt für dieſes gemeinſchaftliche Intereſſe, daß ſie ſo gar die Entfernung meiner Frau von aller Theilnahme an der Oekonomie verlangten, welche ohnehin ſehr gering geweſen war. Und dieſe Foderung (welche ich, um alles Mistrauen zu zernichten, herzlich gern bewilligte — zumal da ihre Hypochondrie ihre Einmiſchung als lerdings beſchwerlich machte) wurde durch nichts wichtigeres veranlaßt, als daß meine Frau eines Abends in der Küche eine Eierkreme beſtelt hatte, welches die Herren Mitdirecktoren mit ſchelen Augen betrachteten und als einen Ueberfluß anſahen, der meiner lieben Frau nur zu gute kam (denn ſie aſſen alle drei keine Kreme) und der Kaſſe Abbruch that.

Und doch konten ſie, bei aller ihrer Attention auf das gemeinſchaftliche Intereſſe der Geſelſchaft, das Intereſſe des Inſtituts nicht behaupten. Sie leiſteten dem Inſtitut die Vorſorge bei weitem nicht, die ſie verſprochen hatten. Oft ließ ſich in acht Tagen keiner ſehen. Es fehlte bald an dieſem, bald an jenem, weil ich in ihrer Abweſenheit nicht freie Hand hatte, es anzuſchaffen. Ueberal entſtunden Mängel und Klagen.

Wir wurden zulezt, da die Herren ſelbſt es einſahen, daß in ihrer Abweſenheit Mittel übrig bleiben muſten, für Nothfälle Rath zu ſchaffen, darüber einig, daß ein Theil der Kaſſe, die ſie unter ihrer Verwahrung hatten, in meinen oder des

Buchhalters Händen bleiben ſolte. Indem aber damit dem einem Uebel abgeholfen wurde, entſtund das andere, daß ihnen tauſenderlei nicht anſtändig war, wofür das zurükgelaſſene Geld verwendet wurde. Oft hatte es auch nicht zugereicht. Denn die Summe war auf zwanzig Gulden eingeſchränkt, und konte daher nicht ausreichen, wenn die Herren lange abweſend waren.

Nachdem die Wirthſchaft ein paar Monat ſo geführt worden war, erſchien der eine der Herren mit der Nachricht, daß ſich jezt ein Mann gemeldet hätte, welcher uns aus aller Noth erretten und durch Beibringung einer anſehnlichen Summe, dem ganzen Inſtitut Feſtigkeit geben wolte. Dieſer Mann ſey bereit, mit ſeiner Familie und ſeinem Vermögen ſich nach Heidesheim zu wenden, der Adminiſtration der Oekonomie ſich zu unterziehen, und dafür nichts weiter, als ſeinen Unterhalt zu verlangen.

Wir freuten uns alle. Der Mann kam mit Weib und Kind und — da wirs beim Lichte beſahen, wars ein Strasburger Bankerutteur, welcker nicht einen Heller Geld, ſtatt deſſen aber ein hübſches und — empfindſames Weibchen hatte und nichts anders im Sinne zu haben ſchien, als im Philanthropin ſich des Hungers zu erwähren, und ſein armſeliges Leben, in welches ihn die Strenge ſeiner Kreditoren verſezt hatte, mit einem bequemen und angenehmen zu vertauſchen. Er ſtand früh um acht Uhr auf, ſpeiſete zu Mittage ſo gut wie ich, und ſchlich am Tage ganz behaglich im Schloſſe herum und ſpielte — den Adminiſtrator. Er koſtete uns vielleicht einige hundert Gulden und zog nach einiger Zeit wieder ab.

Meinen alten obenbeſchriebenen Hausmeiſter, der ſeine Fehler, aber auch ſeine groſſen Meriten hatte, ſchafte die ökonomiſche Geſellſchaft ab, und ſtelte einen andern an, welcher anfangs that, als ob er Berge verſezzen könte, aber ſehr bald als ein heimlicher Betrüger und Erzſaufhalz ſich zeigte und doch — protegirt wurde. — Er hatte ein ganzes Kupferbergwerk im Geſicht und führte eine Naſe und ein paar niedergeſchlagene Augen, daß man die Taſchen hätte vor ihm zuhalten mögen.

Ich ſahe jezt, daß alle meine Hofnungen und Erwartungen getäuſcht waren. Die Arbeiten, die mich überſtrömten, die Sorgen, die mich drükten, die Verdrüßlichkeiten, die mich verzehrten, der kranke und armſelige Zuſtand des Inſtituts, der mich bekümmerte, warden mir unerträglich. Der Verluſt meiner Gemüthsruhe, meiner Geſundheit und meines Lebens war unvermeidlich. Ich ſann auf Mittel, mich zu retten. Das Philanthropin muß in ſeinen höchſten Flor kommen, war mein Entſchluß, oder es muß ganz zu Grunde gehen. Dieſer Mittelzuſtand iſt unleidlich. Was vollkomnes oder — gar nichts!

Dieſe Betrachtungen erzeugten den, ich möchte ſagen, deſperaten Entſchluß, eine Reiſe nach Holland und England zu unternehmen, und daſelbſt Zöglinge zu werben, welche beſſer bezahlten als die Pfälzer. Der Einfall ſchimmerte mir entgegen, wie eine aufgehende Sonne. Die Reiſe ward raſch beſchloſſen, und eben ſo raſch unternommen.

Die ökonomiſche Geſellſchaft gab ihr Beifal. Sie bedachte, daß die engliſchen Guineen und holländiſchen Reuter beſſer berathen, als die pfälziſchen Gulden. Wir wurden eins, daß die Mitdirektoren alles mögliche in meiner Abweſenheit thun wolten, das Inſtitut zu erhalten, und daß ich — ohne die Kaſſe anzugreifen, dieſe Reiſe auf Gottes Barmherzigkeit unternehmen wolte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Heldenmüthige Abfarth.

Wer weis, ob einer von allen meinen Leſern ſo viel Entſchloſſenheit hätte, eine Reiſe mir nachzuthun, welche mit ſo vielen Schwierigkeiten und Gefahren umgeben war.

Alle meine Freunde, auſſer den Herren ökonomiſchen Geſellſchaftern, wiederriethen ſie mir, und behaupteten einmüthig, daß aus ſo fernen Landen gar keine Hofnung ſey, Zöglinge zu erhalten, ſo lange nicht das Inſtitut durch den höchſten Flor und die volkommenſte Reputation ſie ſelbſt anlokken könte.

Mein Weib jammerte und weinte und meine Kinder fielen mir um den Hals und flehten mich, ſie nicht zu verlaſſen. Sie bebten vor der Wuth der Wellen, die mich verſchlingen könten. Sie zitterten vor Mangel und Noth, die in meiner Abweſenheit ſie drüken würde. Und die Mutter — beſorgte freilich dabei, daß eine engliſche Schönheit mich feſſeln und entführen möchte. Es koſtete meinem Herzen Kampf, bei dieſem Gewinſel ſtandhaft zu bleiben, und mich dabei über alle noch übrige Schwierigkeiten hinwegzuſezzen.

Die größte war der Mangel der Reiſegelder. Die philanthropiniſche Kaſſe durfte ich nicht angreifen, theils weil ichs der ökonomiſchen Geſelſchaft verſprochen hatte, theils weil es ſich von ſelbſt begreift, daß das Inſtitut ohne Rettung verloren war, wenn ich die armſelige Kaſſe noch ſchwächen wolte. Und andere Hülfsquellen hatte und konte ich nicht. Verſezzen konte ich nichts, denn alle Geräthſchaften, die etwa dazu taugten, z. E. Silberzeug, waren im Gebrauch des Juſtituts. Auch war nichts von meinen Habſeligkeiten wichtig genug, um eine ſolche Summe herauszubringen, welche für eine ſo weite Reiſe erforderlich war. Und Kredit hatte ich jezt gar nicht. Wenigſtens hätte ich mich nicht unterſtanden, unter meinen vielen Freunden einen um hundert Gulden anzuſprechen. Denn ſie hielten mich alle für ſo arm und verſchuldet, daß ſie die Zumuthung für baare Erklärung angenommen haben würden, daß ſie mirs ſchenken ſolten.

Eine andere Schwierigkeit lag in der Unkunde der Sprachen. Ich verſtund weder holländiſch noch engliſch. Die leztere Sprache konte ich nicht einmal leſen. Franzöſiſch konte ich auch nicht ſprechen, ohngeachtet ich ein Buch nothdürftig zu überſezzen vermochte. Und meine lateiniſche Sprache konte mich nicht durch die Welt bringen, weil ich erſtlich, bei meinem Vorhaben. gerade am wenigſten mit Gelehrten zu thun bekam, und weil zweitens dieſe Sprache in England völlig engliſch prononcirt wird, ſo daß ein Deutſcher in England weder lateinredende verſteht noch von ihm verſtanden wird.

Ein drittes Hinderniß erzeugte der Mangel der Bekantſchaft. Ich kante in Holland und England keinen Menſchen (auſſer einem gewiſſen Trieſt in Amſterdam) und wuſte mir auch keine wirkſamen Adreßbriefe zu verſchaffen, weil ich gerade an den Adel und die Kaufmanſchaft empfohlen ſeyn mußte, welches meine gelehrten Freunde in Deutſchland nicht vermochten. Und kaufmänniſche Freunde, die dergleichen Empfehlungen mir mitgeben konten, wußte ich nicht zu finden.

Hierzu kam viertens meine Geſundheit im Verhältniß gegen die Jahreszeit. Ich war ſchwächlich und von Sorgen und Arbeiten entkräftet und ſolte gleichwohl im Spatherbſt eine ſolche Reiſe wagen, wo Kälte und Seeſtürme mich zu ergreifen und meine morſche Hütte zu zerſtören drohten. Zudem war ich wegen Armuth nicht vermögend, mir eine bequeme Reiſemethode zu wählen oder mich, auf Fiſcherkähnen und Poſtwagen, mit hinlänglichen Kleidungsſtükken zu verwahren. Ein Kittel war meine ganze Habſeligkeit.

Nicht weniger bedenklich mußte der Zuſtand des Inſtituts mich machen, welches ich verlaſſen wolte. Unter den Lehrern war beſtändige Gährung. Kein Band der Eintracht und des Patriotismus hielt ſie zuſammen. Unter den Zöglingen waren unbändige Roſſe, die ohne viele Autorität nicht zu zähmen waren. Und dieſe hatte kein einziger von den Lehrern. Thomſon und ähnliche Komplotmacher waren noch vorhanden. Die Eltern und Vormünder hatten, ſo viel ſie auch an mir ausſezten, dennoch ein ausſchlieſſendes Vertrauen zu mir, und glaubten, daß kein Menſch der Regierung der Maſchine gewachſen ſey, wenn ich ihr fehlte. Die ökonomiſche Geſellſchaft ſahe nur auf das Beſte der Kaſſe, aber nicht auf die Erziehung der Kinder. Meine eigne Familie war unter fremder Gewalt und verlor ihren Beſchüzzer.

Endlich — liefen überal Nachrichten ein, daß der Bokenheimer Jeſuit unabläſſig in Worms liege und aufwiegle: es ſey, hieß es, etwas gefährliches im Werke: man wolle mich durch den Reichshofrath ſtürzen u. ſ. w. Was konte in meiner Abweſenheit nicht alles geſchehen? Wie weit konten meine Feinde es treiben, wenn alle meine Gegenwirkung aufhörte?

Und dem allen ohngeachtet blieb ich dabei, — zu reiſen. Ich verſammelte meine Lehrer, und wählte einige, welche mir die getreuſten zu ſeyn ſchienen, als dirigirende Perſonen, damit ſie in meiner Abweſenheit das, was Unterricht und Erziehung betraf, nach meinem Plane einrichten und alles beſorgen ſolten, was ich bisher geleiſtet hatte. Ich ſchrieb an einige Freunde, inſonderheit an den Kirchenrath Mieg, der in England geweſen war, und an den Prinzen Louis von Heſſendarmſtadt, welcher damals in traulichem Briefwechſel — mit mir ſtand, und bat um engliſche und holländiſche Adreſſen. Ich übergab die Oekonomie der Geſellſchaft. Ich verſammelte die Zöglinge und ermahnte ſie zur Eintracht und Folgſamkeit. Ich umarmte mein Weib und meine Kinder und reiſete — bei Gott! mit der frebeſten und heiterſten Seele und — zwei Gulden und funfzig Kreuzern — von Heidesheim ab.

Jn meinem Leben hatte ichs ſo oft ſchon erfahren, daß die Vorſehung ungeſuchte und unerwartete Hülfe mir gerade in den Augenblikken geſandt hatte, wo ich ihrer am allerbedürftigſten war. Jn Leipzig hatte ein unbekanter Freund Bels und Gotſcheds Grim beſänftigt und mich von groſſen Demüthigungen gerettet. Eben daſelbſt mußte in dem Augenblikke, wo über mein Leben eine ſchrekliche Nacht ſich verbreitete, mein ärgſter Feind, Kloz, erwekt und das Werkzeug werden, durch welches ich die ehrenvolle Laufbahn begann. Jn Erfurt mußte, eben da ich nichts mehr hatte und ſogar das Markgeld mir fehlte, das meine Frau verlangte, in derſelben Stunde der Brief mit dreiſſig Dukaten anlangen, welche eine mir unbekante Hand zugeſchikt hatte. Jn Gieſſen mußte mein Freund Koch einen unvermutheten Kanal entdekken, auf welchem er nach Pirmaſens gelangen und mich von der öffentlichen Abbitte retten konte. Jn Bünden mußte, in den Augenblikken der Verzweiflung, eine Generalſuperintendentur mir angetragen und ſonach eine Rettungsart veranſtaltet werden, die ich für ganz unmöglich gehalten hatte. Beim Entſtehen des Inſtituts mußte ein unglaublicher Gewinn von 5000 Gulden mir zur Anlage deſſelben gedeihen. Und ſo hatte ich ſchon unzähligemal bei kleinen Vorfällen und Verlegenheiten den Deus ex machina erfahren, und dachte alſo jezt — daß eben derſelbe auch auf dieſer Reiſe mich begünſtigen würde.

Ich überließ mich dem Zufalle — gefaßt und — lebhaften Geiſtes genug, jeden kleinen Umſtand zu benuzzen, der ſich mir darbieten würde, meiner Geldloſigkeit zu ſtatten zu kommen.

Alſo mit zwei Gulden und fünfzig Kreuzern reiſete ich aus, ließ mit meinen Pferden mich bis Frankfurth bringen, dahin ich eilf Meilen hatte, und träumte unter Wegens mir die reizendſten Ausſichten.

Da ich nach Frankfurth kam, hatte ich noch einen Gulden und 25 Kreuzer. Den Gulden gab ich meinem Knechte zum Rukmarſch. Und ſo quartirte ich mich im Hauſe des Herrn v. Reinek, deſſen Kompagnion mein Freund Schellenberg war, ein, um eine Nacht und — vielleicht auch einen Tag, wenn ein Glüksfal es erfoderte, auszuruhen. Es war niemand zu Hauſe. Folglich entging mir hier ſchon eine der Möglichkeiten, auf die ich etwas gerechnet hatte. Allein es ſchrekte mich dies nicht, weil ich ſchon gewohnt war, daß das nie mir ward, was ich projektiret hatte, ſondern daß allemal auf ſolchen Wegen mir der gewünſchte Beiſtand kam, an die ich gar nicht gedacht hatte. Ich begnügte mich alſo, im Hauſe mein Quartier zu finden. Denn die Herren hatten ſchon ein für allemal Ordre gegeben, daß in ihrer Abweſenheit der Küper mich aufnehmen, mein Bette mir anweiſen, mein Zimmer heizen, und von der Sorte alten Rheinweins, die ich verlangte, auf die Mahlzeit eine Flaſche reichen ſolte.

Ich ließ mir demnach herzlich wohl ſeyn, genoß mein Abendbrod und trank des rheiniſchen Nektars ſo viel, daß meine Müdigkeit verſchwand und meine ganze Seele neues Leben bekam. Das machte, daß ich noch auszugehen beſchloß, ohngeachtet es ſchon acht Uhr war, um durch Bewegung mich deſto aufgelegter zu einem guten Schlafe zu machen. Denn Schlaf war von jeher mein ſummum bonum unter allen ſo genanten irdiſchen Dingen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Providenz. Neuer Muth. Reiſe bis Maynz.

Siehe da — mein Glaube an Providenz kam mir wieder in die Hand. Ich ging heiter und ſorgenlos auf der Straße und bemerkte, daß ohnweit der Poſt mir ein Mann zur Seite blieb, der mich zu beobachten ſchien. Ich ſahe mich endlich um, blieb ſtehen und ehe ich ihn erkante, nahm er traulich meine Hand. „Ei ſind Sie's denn, mein lieber Herr Superintendent? Ich dachte es doch gleich, da ich das kleine niedliche Stuzperükchen wiederſah, und doch wußte ich nicht, ob ich trauen ſolte“ — „Ach, guten Abend, mein liebſter Herr Löw Bär Iſak.„ Ich freue mich, Sie noch wohl zu ſehn.“

Er. Aber wie der tauſend kommen Sie jezt nach Frankfurth? Sie haben gewiß wichtige Geſchäfte. Kan ich mit etwas dienen

Ich. Wichtige Geſchäfte freilich, liebſter Freund, aber nicht in Frankfurth. Ich reiſe hier blos durch. Ich bin auf dem Wege nach England.

Er. (zurükfahrend) Gott behüt! in dieſer Jahreszeit eine ſolche Reiſe! Wo denken Sie hin, beſter Herr Superintendent. Sie müſſen über See. Wiſſen Sie das? Und das ſind g'rad die ſtürmiſchſten Monate. Um Gotteswillen bleiben Sie zurük. Was können ſie in England thun? Sie haben ja das ſchöne Philanthropin, das ohne Sie nicht beſtehen kan! S'wär Schad drum, wenns eingehen ſollt!

Ich. Eben um es zu erhalten, und in beßre Aufnahme zu bringen, wil ich nach England. Und das iſt ſo feſt beſchloſſen, daß weder Sturm, noch ſonſt etwas mich abzuhalten vermag.

Er. Nun das muß etwas großes ſeyn, was Sie ſich da ausgeſonnen haben. Jezt laß ich Sie nicht von mir: Sie müſſen ein Glas alten Rheinwein mit mir trinken und mir Ihre Sache erzählen. Sie wiſſen, daß Sie in meinem Hauſe lieb und werth ſind.

Der alte Löw Bär Iſak drükte mir bei dieſen Worten ſo herzlich und brüderlich die Hand, daß mirs ganz ſonderbar ums Herz ward. Das iſt der Mann, dachte ich augenbliklich, den der liebe Gott ſchikt. Was gilts? — Ich nahm die Einladung an.

Ich hatte nie mit dieſem Mann viel bekantſchaft gehabt. Ein paarmal hatt' ich ihn bei Schellenberg geſehn. Einmal hatte ich leichte Kattune von ihm gekauft. Und einmal war ich in ſeinem Hauſe geweſen und hatte ſeiner ſchönen Tochter einige Artigkeiten geſagt, da ſie mich zum Zeugen ihrer muſikaliſchen Talente auf dem Flügel machte. Das war die ganze Freundſchaft.

Ich trat in das Zimmer und begrüßte mit meiner gewöhnlichen Freundlichkeit das liebe Mädchen, und ward ſo bieder, ſo liebevol aufgenommen, als wenn ich unter meinen beſten Freunden mich befunden hätte. Der Alte ließ Semmel mit Kümmel und Salz auftragen und hohlte ſelbſt eine Flaſche aus dem Mutterfäßchen. Die Tochter aber eilte an ihren Flügel, weil ich ihr das leztemal geſagt hatte, daß Muſik eines meiner größten Labſale ſey, und ſpielte ſo entzükkend, daß ich ihr einen Kuß gab, indem der alte Vater mir ein Spizglas reichte, und mich auf den Sofa zog.

Er. Nun, Herr Superintendent, müſſen Sie mir ihr Projekt erzählen. Ich bin ein ehrlich Mann und habe Sie als einen groſen und braven Mann ſo herzlich werth und lieb, daß ich alles in der Welt für Sie thäte, wenn ich Sie recht glüklich machen könte. Und wer weis kan ich, bei dieſer Reiſe, gute Dienſte leiſten. Ich habe viel Korreſpondenz in die Lande.

Ich. Ja, Freund, mein Vorhaben iſt auf nichts geringers gerichtet, als in Holland und England Zöglinge für mein Inſtitut zu werben. Ich habe die Gabe zu ſprechen. Ich hoffe, daß es gehen wird. Die Pfalz kan mich nicht ernähren. Und ein verſtümpertes Ding von Philanthropin mag ich nicht länger haben. Ich arbeite und ſorge mich zu Tode und kann doch nichts volkomnes zu Stande bringen. Izt mag es biegen oder brechen, ich komme entweder glüklich, oder gar nicht wieder.

Er. Ei der Tauſend, das heiſt Kurage. Wenn nur die Jahreszeit nicht ſo ſchlecht wäre. Doch — Sie haben recht gethan. Gerade in dieſer Jahreszeit finden Sie die Leute zu Hauſe. Im Sommer ſind die reichen Herrn alle auf ihren Landhäuſern. Sie haben wirklich wol gethan. Der Gedanke gefält mir. Sie können ihr Glük machen.

Ich. Das hoff' ich. Nur ein Duzzend reiche Engländer und Holländer: die andern kommen hernach von ſelbſt.

Er. Und die bezahlen, ſo wahr Gott iſt, beſſer wie die Teutſchen. Sie werden ein reicher Mann, wenn Sie Ihre Sache gut machen. Aber haben Sie auch gute Adreßbriefe? Ich werde

Ihnen einen an den reichen Boas mitgeben nach dem Haag. Das iſt ein Millionär und — ein wahrer Menſchenfreund.

Ich. Sie verbinden mich, Freund. Spannen Sie immer Ihre Freunde ein wenig an, daß ſie helfen.

Er. Aber wie ſtehts um Ihre Equipage?

Ich. Wie Sie mich hier ſehen. Wie ich geh und ſtehe, ſo reiſe ich.

Er. (die Achſeln zukkend) Ja, lieber Herr Superintendent, das wird nicht gehen. Ich muß Ihnen ſagen, daß in Holland beſonders der Mann im ſchlechten Rokke keinen Werth hat. Erſcheinen Sie da in der Geſtalt der Armuth; ſo ſieht Sie kein Menſch an. Der Holländer achtet nichts, als Geld. Und wenn Sie alle Gelehrſamkeit aus der weiten Welt beiſammen hätten, ſo werden ſie nicht geäſtimirt, wenn man Sie für eine armen Mann anſieht.

Ich. Das iſt ſchlimm. Der bin ich. Und ich habe geglaubt, mich nicht ſchämen zu dürfen, es zu ſeyn.

Er. Hier in Teutſchland findet man noch Leute, die den groſſen Mann auch im ſchlechten Kleide ehren. Aber in Holland gelten Sie warlich nichts, wenn Sie nicht reicher ſcheinen als ſie Sind. Sie haben keinen Kredit. Man vertraut Ihnen keinen Liar. Glauben Sie mir. — Wiſſen Sie was, Herr Superintendent, ich laſſe Sie ſo nicht reiſen. Wollen Sie mir e'mal folgen?

Ich. Warum nicht, lieber Iſak? Sie ſind ein guter Mann.

Er. Wohl. (zur Tochter) Laß mir einmal den Schneider * * * holen. — (zu mir) Es ſoll Ihnen nichts koſten. Wenn Sie einmal ein reicher Mann werden, ſo zahlen Sie mirs wieder. Iſt's ſo recht?

Ich. Ich bin alles zufrieden: und vergelten — wirds der Liebe Gott.

Er. (nachſinnend) Wie wollen Sie von hier weiter reiſen?

Ich. Das hab ich noch nicht reſolvirt. Es gilt mir alles gleich. Die wolfeilſte Gelegenheit die beſte.

Er. Die wolfeilſte und bequemſte iſt zu Waſſer. Ich mache Ihnen heute noch ein Schifaus mit dem Sie morgen nach Maynz reiſen können. Und in Maynz finden Sie alle Stunden einen Kahn auf Kölln. Das iſt die ſchönſte Manier zu reiſen. Ich ſchikke gleich nach dem Schiffe.

Ich. Sie ſind zu gütig, lieber Iſak. Wenn ich überal ſo einen Freund zu finden wüßte, ſo reiſete ich noch hundert Meilen weiter.

Er. Es macht mir Freude, lieber guter Herr, wenn ich Ihnen etwas angenehmes erzeigen kan. Sie ſind ein gar großer Mann. Ich hab' von einem gewiſſen gelehrten Herrn ſagen hören, daß Sie noch vielen Ruhm in Teutſchland erlangen würden. — Wie ſtehts denn um die Börſe? (lächelnd) Iſt ſie auch in gutem Stande?

Ich. Sechs und zwanzig Kreuzer, liebſter Freund, iſt der Beſtand. Ich finde überal Freunde, die mir weiter helfen.

Er. (mit einem Blik, der Rührung verräht, welche er zu verbergen ſucht) Die finden Sie. Sie verdienen ſie auch. — (Indem er das Glas mir reicht) Nun wir müſſen auch eins trinken. Auf glükliche Reiſe. (Nachdem er getrunken) Bei Gott, Sie können Ihr Glük machen. So ein Mann — — Jezt Tochter ſpiele noch eins.

Die Tochter ſpielte und Löw Bär Iſak ging in ein Nebenzimmer und blieb lange. Ich trank und hörte — in voller Andacht. Wein und Geſang und — alle Grillen ſchwinden! Und ich hatte ja ſchon keine mehr.

Nach einer Weile kam der Schneider. Der Alte nahm ihn allein. Ich hörte ſie diſputiren, und endlich eins werden. Der Schneider nahm mir das Maas zu Rok, Weſte und Hoſen. Ich ließ mit mir machen, was man wolte.

Der Schneider ging. Wir tranken und plauderten noch. Der Alte bat mich, morgen bei ihm zu frühſtükken, und verſprach, mich zu rechter Zeit zum Schiffer bringen zu laſſen, mit dem ich nach Maynz reiſen ſolte.

Ich erſchien des andern Tages zu geſezter Zeit. So, wie ich eintrat, kam der Alte mit dem höchſten Ausdruke der innigſten Freude mir entgegen. Er nahm mich mit ſeiner rechten bei der Hand, und zeigte mit der linken auf einen Tiſch. Nun, lieber Herr Superintendent, ich thue, was ich vermag. Gott ſchenke Ihnen mehrere Freunde, die auch etwas thun. Da liegt eine neue Kleidung für Sie und etwas Geld zur Reiſe und ein hübſcher Ring zum Scheinen. Den Ring geben Sie mir wieder, wenn Sie glüklich zurükkommen, und das Geld, wenn Sie ein reicher Mann ſind.

Gerührt von ſo viel Güte und entzükt über dieſe abermalige ſo unerwartete und ungeſuchte Hülfe faßte ich ſeine Hand an und ſchlug mit meiner rechten ein. „Gott vergelt's Ihnen, biedrer Herzensmann *)!“ — Das liebe Mädchen ſaß am Flügel und — heiſſe Thränen rolten von ihren Wangen herab. — Nun ſpiel dein Abſchiedsliedchen, ſagte der Alte. — Sie ſpielte, ſang, und

---

*) S. das Titelkupfer zum dritten Bande. Es iſt dem Andenken dieſes edlen Mannes gewidmet.

ſchluchzte. — Die Scene war herzangreifend. Ich umarmte Vater und Tochter wechſelsweiſe und wußte vor Freuden mich nicht zu laſſen. — Aber unendlich gröſſer war das Wonnegefühl des Vaters und der Tochter. — O daß die Menſchen all es wüſten, wie viel im Wolthun Seligkeit liegt!

Die neue Kleidung war von einem ſchönen violetnen Sammet mit mantuaner Taffet gefüttert. Darauf lag ein Beutel mit hundert Gulden. Der Ring war vier bis fünfhundert Gulden werth und prahlte auſſerordentlich. Unterm Tiſche lag ein lederner Mantelſak, in welchem ich meine Wäſche und Kleidung verwahren konte.

Beim Kaffee gab mir der liebenswürdige Alte noch eine Menge guter Regeln, wie ich auf Reiſen und in groſſen Orten, vor den und jenen Gefahren mich hüten, und die und jene Klaſſe von Menſchen behandeln ſolte. Und ſo reiſete ich, nach dem zärtlichſten Abſchiede, von Frankfurth ab, und dachte unterweges tauſendmal an die herrliche Scene beim Juden, und — fand bei der Gelegenheit einen Gedanken, welcher erſt nach einigen Jahren ſeine vollen Früchte trug.

Ich dachte bei mir ſelbſt, „ſolte ein Jude, „der ſo denkt und handelt, dem lieben Gott nicht „ſo lieb ſeyn, wie ein Chriſt? Solte die Erkentniß Chriſti und ſeine uns geoffenbarte Lehre vor „Gott einen ausſchlieſſenden Werth geben? Solten die Juden wirklich ihres Unglaubens wegen „verſtoſſen ſeyn?“ — Dieſe und ähnliche Gedanken gingen wie Wellen durch einander und bewegten die ganze Ideenmaſſe meiner Seele — und mehr als einmal erſchien unter ihr, aber dunkel, ſehr dunkel, der kühne Gedanke: „ſols „wohl mit der ganzen poſitiven Religion nichts „ſeyn, welche die Menſchen von Menſchen ſo ſcheidet? Sols wohl mit der ganzen Offenbarung „Täuſcherei ſeyn?“ — Mich ſchauderte es, wenn ichs dachte, und doch kams immer wieder. So oft mein Herz die Gefühle der Freude wiederholte, welche dort beim Juden die Tugend erzeugte, und wobei mirs ſo helle wurde, daß Tugend nur erkenbare und fühlbare Seligkeit ſchaft, ſo oft ſtieg der Gedanke wieder auf: „was bedarfs

„denn alſo des poſitiven Krams? wozu denn Offen„barung, wenn die menſchliche Natur den Stof „der Wahrheit und Seligkeit in ſich ſelbſt hat?“

Ich war weit entfernt, dieſe Betrachtungen aufs reine zu bringen. Es war der erſte ſtarke Stos, welcher meinen Glauben an Offenbarung zwar erſchütterte, aber keinesweges vermögend war, das Gebäude deſſelben, welches die Erziehung befeſtiget hatte, ganz über den Haufen zu werfen. So ein Gedanke des Unglaubens, wenn er zum erſtenmale zum Bewuſtſeyn komt, widert der Seele, wie eine neue Speiſe dem Munde. Er muß oft aufgeregt, oft gedacht werden. Und es muß, wenn er ſchon oft wiedergekehrt war, doch eine Art von Empfindung ihm zu Hülfe kommen, wenn er in der Seele Feſtigkeit erhalten und als Wahrheit geltend werden ſol. Das Geſchah erſt nach anderthalb Jahren: wie meine Leſer im vierten Bande finden werden.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Aufenthalt in Maynz. Der Verſucher.

Alles kan in der Welt nicht nach Wunſche ſeyn. Es war das ſchönſte Wetter in meiner Seele, aber das ſchreklichſte auſſer mir. Die ganze Nacht hindurch hatte es ſo ſehr geregnet, daß die Gaſſen floſſen: und dies Regenwetter, von Sturm und Kälte begleitet, dauerte den ganzen lieben Tag, den ich von Frankfurth nach Maynz zubrachte. Ich hatte einen groſſen Fiſcherkahn mit einer Plane, den mir mein Wohlthäter ausgemacht hatte, weil er ſchneller ging, als das Marktſchif. Ich zahlte einen Gulden und dreiſſig Kreuzer.

Der Genuß der ſchönen Natur auf dieſer Waſſerfarth war mir verdorben. Ich hatte Noth, mich unter der Plane vor der Näſſe zu ſchüzzen. Ans Umſehen war nicht zu denken. Und wär es nur bei dieſem Uebel geblieben. Aber meinem Körper war dieſer Auftritt zu neu. Es war meine erſte Reiſe zu Waſſer. Daher machte die kalte und ſcharfe Luft, die auf den Ströhmen ſtärker und durchdringender iſt als zu Lande, die heftigſten Eindrükke. Ich bekam Schmerzen im Unterleibe, welche immer empfindlicher wurden. Und da ich nach Maynz kam, mußte ich mich augenbliklich zu Bette legen. Ich fing an zu frieren, daß ich klapperte und ſelbſt im Bette mich nicht erwärmen konte. Darauf folgte Hizze: aber die Kolik ließ nach und ging in der Nacht in diejenige Erſcheinung über, welche bei dem ſeligen Benner auf ein Aergerniß zu folgen pflegte. — Ich hatte mich im höchſten Grade erkältet.

Mein Puls blieb fieberhaft, und ich fühlte mich äußerſt matt. Ich mußte beſchließen, einen Tag in Maynz zu bleiben. Ich ſchmauſte den Vormittag eine Quantität Rhabarber, und hütete das Zimmer. Um aber auch aus dieſem Uebel Nuzzen zu ziehen, ſchikte ich gleich früh zu den Herren Iſenbiehl und Molitor und ließ ſie, ſchon vorher mit ihnen bekant, um ihren Beſuch bitten. Sie kamen, und wir ergoſſen uns in unterhaltende und lehrreiche Geſpräche, und waren herzlich vergnügt.

Meine Exiſtenz mochte in Maynz ſchon ruchbar ſeyn. Nach Tiſche kam der Aufwärter und meldete einen Herrn, der mich zu ſprechen verlangte. Ich ließ ihn hereintreten. Er hatte einen weiſſen Tuchrock mit ſchwarzer Garnirung an und eine runde Perüke auf mit dem Zeichen der Tonſur. Er nennte ſich Rediger und gab ſich den Titel Kanonikus. Ich zweifle aber, daß das ſein rechter Name war. Sein äuſſerliches war einnehmend. Er ſprach gut. Und in ſeinen Reden ſtach bald Wiz, bald philoſophiſcher Geiſt hervor. Er machte den Freigeiſt.

Unendliche Freude war es ihm, Gelegenheit zu haben, einen Mann kennen zu lernen, welcher ihm ſchon lange in allem Betracht verehrungswerth geweſen war. Er verſicherte, daß er mein Schüler ſey, daß meine Schriften ihm das erſte Licht angezündet hätten. Er ſagte mir viel ſchmeichelhaftes über die Vorſicht, mit welcher ich in meinen Schriften die Vorurtheile geſchont und doch den denkenden Leſer in den Stand geſezt hätte, die Wahrheit zu finden. Er machte meiner Kanzelberedſamkeit Komplimente. Kurz, er gab auf die gefälligſte Art zu erkennen, daß er für mich im höchſten Grade eingenommen ſey und mit mir übereinſtimmend denke.

Nach einer Weile, da er mir genugſames Vertrauen gegen ſeine unbefangene Denkungsart eingeflößt zu haben glaubte, leitete er das Geſpräch auf die Abſicht meiner Reiſe. Ich geſtand ſie ihm. Ich erzählte ihm die ganze armſelige Lage meines Philanthropins, und wie ich ſie jezt zu verbeſſern gedächte. Er zukte die Achſeln, beklagte mein mühſeliges Leben und bedaurete mich wegen der ſchreklichen Strapazen, denen ich jezt mich unterziehen wolte. Wir geriethen in einen langen Streit. Er behauptete, daß ich vergeblich mich plagte: und ich vertheidigte meine betretne Laufbahn. Endlich wandte er das Geſpräch auf ſeinen Zwek.

Er. Beſter Mann, ich wundere mich warlich, daß ſie ſich für das Phantom von Gemeinnüzzigkeit ſo ſakrifiziren.

Ich. Warum, Freund? Es iſt ja ein freiwilliges Opfer. Und ich finde mich dafür belohnt. Ich ſtrebe nach Nuzbarkeit. Jemehr mir dies Beſtreben gelingt, je mehr ich Gutes in der Welt ſchaffe, je gröſſer die Summe deſſen wird, was ich zur Bildung und Glükſeligkeit der Menſchen beitrage, deſto höher ſteigt mein Stolz und meine Selbſtzufriedenheit.

Er. Aber was haben Sie am Ende davon, wenn Sie ihre Geſundheit zugeſezt, wenn Sie ſich über ein undankbares Publikum zu ſchande geärgert und bei Ihrem Fleiße Ihre Kräfte aufgezehrt haben? Wollen Sie denn gar nicht an ſich ſelbſt denken? Iſt Ihr Leben nur für die Welt, nicht für Sie ſelbſt beſtimmt? Sind Sie ſich nie Zwek?

Ich. Ei, allerdings. Ich ſuche dabei nicht nur Nahrung und Unterhalt, ſondern auch Genuß des Vergnügens.

Er. Wohl. Aber den finden Sie ja nicht. War nicht nach Ihrem eignen Geſtändniſſe Ihr ganzes bisheriges Leben eine Kette von Strapazen und Verdrüßlichkeiten? Iſt das Lebensgenuß?

Ich. Der wird ſchon auch noch kommen. Läßt Gott mir mein Vorhaben gelingen, und er läßt es gewiß; ſo bin ich ein geborgner Mann.

Denn wenn mein Inſtitut holländiſche und engliſche Zöglinge erhält, ſo ſteigen meine Aktien augenſcheinlich ſo hoch, daß ich jährlich einige tauſend Gulden erübrigen kan. Und was fehlt mir dann an Bequemlichkeit und Freudengenuß?

Er. Armer Mann, wie Sie von ſüßen Träumen ſich täuſchen laſſen. Wie alt ſind Sie?

Ich. Noch lange nicht vierzig.

Er. Nun! Bald vierzig Jahr und noch erſt aufs Ungewiſſe los projektiren, um — vielleicht im funfzigſten, wenn die Lebenskraft verzehrt und die Empfindung abgeſtumpft iſt, einen matten Lebensgenuß zu beginnen? Kan ein ſo großer Philoſoph, wie Sie, ſo unphiloſophiſch handeln? Kan der das nahe liegende Glük verkennen und auf ſolche leere Möglichkeiten Jagd machen, die, auch durch die unwahrſcheinliche Kombination der Umſtände realiſirt, ihm nur einen ſpäten und halben Genuß verſprechen?

Ich. Was verſtehen Sie unter dem nahe liegenden Glük?

Er. Darf ich offenherzig mit Ihnen ſprechen?

Ich. Warum nicht? Sie nennen mich ja einen Philoſophen. Was könten Sie denn dem ſagen, das ihm unverdaulich wäre?

Er. Sie haben recht. — Sagen Sie mir in aller Welt, ob es Ihnen denn noch nie eingefallen iſt, daß Sie, als Mann von einer ſo ungeheuren Reputation, bei unſerer Kirche ihr Glük machen könten? Ein Mann, der ſo intereſſant iſt, deſſen Name in den entfernteſten Gegenden genant wird, auf welchen das ganze Publikum ſo aufmerkſam iſt:" in ſolcher Mann müßte unſer närriſches Ding von Kirche bis zur Raſerei verliebt machen und ſich die kleine Mühe, ſie durch eine Gunſtbezeugung zu äffen, mit ungeheuren Summen bezahlen laſſen können.

Ich. Mein Herr, Sie ſcherzen.

Er. Bei Gott, nicht. Ich ſage Ihnen, daß eine Schnurre dieſer Art Sie — in einen Lebensgenuß verſezt, welchen Sie nie erlangen werden, wenn Sie noch hundert Jahle lang mit dem unſäglichſten Fleiſſe ihn zu erlangen ſtrebten.

Ich. Wenn Sie im Ernſte mit mir reden, ſo muß ich Sie bitten, dies Geſpräch ſogleich abzubrechen. Denn ich ſage Ihnen, daß ich das, was Sie bereits geſagt haben, für die Zumuthung der größten Niederträchtigkeit anſehe.

Er. Beſter, vortreflicher Mann, gerathen Sie nicht über die wohlgemeinteſten Aeuſerungen ihres wahreſten Verehrers in Unwillen. Wie können Sie eine Sache Ihrer Ehre nachtheilig halten, welche mit Ihrem moraliſchen und bürgerlichen Werthe in gar keiner Verbindung ſteht? Iſt aber wohl die äuſerliche Religion (ich rede mit einem Philoſophen) etwas anders, als eine Handwerksinnung? Kans Schande mir ſeyn, von einer Innung zur andern zu gehen, wenn ich mich bei der andern beſſer befinde? Oder halten Sie Ihr Lutherthum für ſo ausſchlieſſend göttlich, daß Sie — doch dieſe Frage würde Sie beleidigen. Ich weiß, daß Sie zu aufgeklärt denken, als daß Sie irgend einer Sektenreligion irgend einen, geſchweige einen ausſchlieſſenden Werth beilegen ſolten. Wie iſt es alſo möglich, daß Sie eine ſo unbedeutende Veränderung, Ihrer Ehre nachtheilig finden?

Ich. Ich weis es ſo gut wie Sie, mein Herr, daß Sektenreligion Kinderpoſſe iſt, welche die Pfaffen erfanden, um ſich von ihr zu mäſten. Aber eben darum finde ich es niederträchtig, mich dieſer Pfafferei gleich zu ſtellen und von dem verächtlichſten Dinge unter dem Monde meinen Lebensgenuß zu erbetteln, welchen ich ſchlechterdings gar nicht haben oder, allein meinem Fleiſſe und meinen Verdienſten zu verdanken haben wil.

Er. Sie denken erhaben, aber nicht vortheilhaft für ſich ſelbſt. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich, dieſen philoſophiſchen Stolz zu faſſen, nicht hinlängliche — ſol ich ſagen Stärke oder Schwäche!? — beſizze. Mir wäre doch warhaftig eine fette Pfründe von jährlichen tauſend Dukaten auch wohl Louisdor's, die ich im Augenblik haben könte, lieber, als wenn ich ſie erſt mit Aufopferung meiner Ruhe und Geſundheit erringen müßte.

Ich. Sie machen die Vergleichung fein auffallend. Sie thun, als wenn die tauſend Louisdor's-Pfründen, wie die wilden Kaſtanien wüchſen.

Er. (haſtig) Herr Doktor! — Gott ſol mich verdammen, wenn Sie nicht in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden eine haben, wenn Sie einen einzigen Wink mir geben wollen. Es koſtet mich einen einzigen Gang, ein einziges Wort; ſo ſteht des Kurfürſten Wagen vor Ihrer Thüre und Sie genieſſen eine Ehre, die noch keinem Manne Ihres Standes wiederfahren iſt. Sie wiſſen noch gar nicht, wie intereſſant Sie ſind. Sie gleichen einem Roſſe, das ſeine Kraft nicht kennt, und das blos darum ſo duldwillig ſich zuſammenreiten läßt. Sie könten der freieſte, der geehrteſte, der glüklichſte Mann ſeyn, wenn Sie mehr ſich fühlten.

Ich. Scherzen Sie nicht, mein Herr! Ich bin ein freier, ein nothdürftig geehrter und glüklicher Mann. Und auf dem Wege, auf welchem ich das angefangen habe zu ſeyn, wil ich fortfahren, es noch mehr zu werden. Und einen andern Weg werde ich nie gehen. — Und meinen Sie denn, daß Ihr Kurfürſt und Ihr Domkapitel mich ehren kan, wenn die ganze ehrbare Welt mich verachtet? Meinen Sie, daß ich die Achtung der Edlen der Nation, die ich habe, für eine katholiſche Pfründe verkaufen wil, die Sie mir verſpiegeln? Bei Gott nicht.

Er. Herzensmann, wie ein Schatten Sie täuſcht! Was iſt denn Ehre, was iſt denn Unſterblichkeit des Namens? O des armſeligen Phantoms, dem Sie den Genuß des Lebens aufopfern. Sagen Sie doch, was Sie davon haben, wenn ſie Ihr Leben verarbeitet und für die ſogenannte Ehre und Nuzbarkeit es aufgezehrt haben und dann ſterben? Iſt das auch ein Gut zu nennen, was ich nicht ſchmekken kan?

Ich. Mein Herr, laſſen Sie uns das Geſpräch enden. Es würde uns zu weit führen, wenn ich Ihnen aus meinem biſchen Philoſophie ſagen wolte, wie ich noch nach meinem Tode meinen Nachruhm zu ſchmekken gedenke. Genuz, ich verkaufe ihn nicht. Und dieſen Vorſaz werden Sie nie mir wankend machen.

Er. Es thut mir leid, daß ein Mann, der's ſo ſehr verdient glüklich zu ſeyn, ſo vorſäzlich ſich der wahreſten Glükſeligkeit berauben wil. Und ich bedaure Sie um ſoviel mehr, da ich Sie auf einer Laufbahn erblikke, auf welcher, ſtatt gehoften Genuſſes, die bitterſten Leiden Sie erwarten. –

Ich. Ich fürchte nichts.

Er. Und ich ſage Ihnen, Sie haben viel zu fürchten. (traulich) Ich rede warlich als Freund mit Ihnen. (leiſe) Haben Sie nichts gehört, was der Wormſer Weihbiſchof gegen Sie vor hat?

Ich. Ich habe etwas gehört. Aber darüber lache ich. Was hat der Menſch mir zu befehlen?

Er. Glauben Sie mir, Sie werden einen Stand mit ihm bekommen und Ihr Philanthropin wird mit allen Ihren ſchönen Ausſichten von ihm zu Grabe getragen werden. Jezt wäre es Zeit, dem Unglük vorzubeugen und — —

Ich. (einfallend) Ich verſichre Sie, mein Herr: Sie wollen jezt durch Furcht das zu erzwingen ſuchen, was Ihnen durch vorgehaltene Hofnungen nicht gelingen wolte.

Ich brach jezt das Geſpräch mit gewalt ab, und alle erneuerten Verſuche des Redigers, daſſelbe wieder anzuſpinnen, waren vergeblich. Er blieb wohl noch eine Stunde, ſprach von der vortreflichen Denkungsart des Kurfürſten, von der angenehmen Freiheit, die jezt Männer von aufgeklärter Denkungsart genieſſen könten, ſchilderte mir das glükliche Leben der hohen Geiſtlichkeit — und muſte endlich, da ich durchaus allen fernern Angriffen ſtandhaft auswich, ſeinen Abzug nehmen.

Ich war der ekelhaften Unterhaltung herzlich müde. Mein Kopf war wüſte. Ich legte mich aufs Bette und dachte nach, wie ich es möglich machen wolte, auf das ſchleunigſte aus Maynz zu kommen. Denn es kam mir wirklich der Gedanke ein, daß mein gegebner Korb Erbitterung erregt haben könte. Nach meinem anſcheinenden Krankheitszuſtande muſte ich noch einen Tag liegen bleiben. Aber ich ließ den Aufwärter kommen und befahl ihm, ſich nach einem Schifferkahn zu erkundigen, der nach Köln mich bringen ſolte. Ich hatte dem vorgeblichen Kanonikus geſagt, daß ich übermorgen erſt abreiſen würde: und deſtomehr betrieb ich es, morgen zu verſchwinden. Der Aufwärter brachte die Nachricht, daß ich für drei Dukaten und ein Trinkgeld einen eignen Kahn haben könte, mit dem ich in zwei Tagen in Köln zu ſeyn Hofnung hätte. Ich ließ den Schiffer holen und machte den Handel richtig. Die Abfarth wurde früh um fünf Uhr beſtelt.

Was ich mit meinem Fieber machen ſolte, wuſte ich nicht. Mit Medikamenten war in ſo kurzer Zeit nichts zu erzwingen. Endlich ließ ich mir den Wirth kommen und bat ihn inſtändig, mir eine Butelje ächten Achtundvierziger zu verſchaffen. Er brachte ſie, und ich muſte zwei Gulden funfzig Kreuzer dafür bezahlen. Ich ließ mir Sardellen und Semmel dazu bringen, und wolte eben meine Kur anfangen (es war gegen ſieben Uhr des Abends) als der Aufwärter mir folgendes Billet brachte, welches ich noch im Original beſizze und zum Andenken aufhebe:

Hochwürdiger Herr Doktor!

Es iſt Drang des redlichſten Herzens, welches von Verehrung und Freundſchaft gegen Sie glüht, wenn ich Ihnen noch einmal das Ende aller Ihrer Beſchwerlichkeiten und Gefahren, mit dem reichſten Genuſſe aller menſchlichen Glükſeligkeit, anbiete. Von hoher Hand habe ich den unmittelbarſten Auftrag, Ihnen ein Einkommen von 5000 Gulden zuzuſichern, wenn Sie einen Ihrer Philoſophie gemäßen Entſchluß faſſen wollen. Es ſteht blos bei Ihnen, die Art der Vollziehung deſſelben vorzuſchreiben. Erdenken Sie ſich ſelbſt die allerſtrengſte Methode, nach welcher Sie ſich alles vorher ſichern mögen. Man verlangt nicht den geringſten Schritt von Ihnen eher, bis Ihnen alles erfüllt worden iſt, was Sie ſelbſt Punkt für Punkt vorzeichnen wollen. Sie können alles fodern und alles verbitten, ſelbſt die Abſchwörung. Sie können ganz nach den eigenſinnigſten Grundſäzen verfahren. Es wird Ihnen alles bewilligt werden. Nur ein halbes Ja — geben Sie vorerſt

Ihrem treuergebenſten

R.

Ich mußte bei Leſung dieſes Billets bei mir ſelbſt lachen. Aber es war mir doch nun lieb, daß ich die Abreiſe feſtgeſezt hatte. Ich ging ſelbſt hinaus, ſagte dem Bedienten, der den Brief gebracht hatte, heimlich und in einem verſtellt traulichen Tone, daß ich morgen um acht Uhr ſeinen Herrn ſelbſt zu ſprechen wünſchte.

Jezt ſezte ich mich zu meiner lieben Butelje und kam bis zehn Uhr glüklich mit ihr zu Ende. Ich ſchlief vortreflich. Um vier Uhr erwachte ich und befand mich in einem gemäßigten Schweiſſe, und fühlte mich auſſerordentlich leicht und munter. Eiligſt troknete ich mich ab, nahm friſche Wäſche, und eilte, mein Frühſtük zu mir zu nehmen, welches an Quantität einer Mittagsmahlzeit glich. So volkommen war mein Appetit. Um fünf Uhr, da der Tag noch kaum graute, ſtach ich ab, und fuhr den Rhein hinunter. — Ob die Komoedie des R. Ernſt oder Spas geweſen war, ließ ich unentſchieden. — Ich war froh, daß ich ſo geſund und heiter meine Reiſe fortſezzen und mich wieder an meinen Ausſichten laben konte, welche die Rege Phantaſie ſich träumte. — Mein Aufenthalt hatte mich, mit der Reiſe von Frankfurth, bei dreizehn Gulden gekoſtet. Wie lange, dachte ich, werden die hundert Gulden reichen?

Drei und Zwanzigſtes Kapitel.

Reiſe nach Köln.

Das Wetter hatte ſich wieder aufgeklärt. Die Sonne ging ſo herlich auf, als ich ſie noch nie geſehen hatte. O welche mit neuen Schönheiten der Natur entdekte mein Auge. Welche Scenen, welche Abwechſelungen, welche Pracht der Schöpfung! Wie viel verliert man, wenn man dieſe Gegenden in einem Wagen bereiſet. Hier auf meinem Kahne hatte ich beſtändig in der Nähe und Ferne die mahleriſchſten Ausſichten. Und jeder Gegenſtand, jeder Berg, jedes Dorf, jede Stadt, jede Reihe Weingärten mit ihren Hütten und Palläſten, jede Burg: alles erſchien doppelt und dreifach, je nachdem wir nahe oder fern ihnen waren und mit dem Kahne uns wendeten und bald von dieſer bald von jener Seite und folglich immer in einer andern Verbindung und Gruppirung es beſchauten. Meine Seele war beſtändig trunken von Vergnügen. — Nicht ein

Gedanke kam mir da — an Heidesheim und Sorgen.

Eins fehlte mir nur zum vollen Genuß: ein mit mir ſympathiſirender Reiſegefärthe. Es iſt wirklich in der Welt alles nur halb geniesbar, wo keine Theilnehmung iſt. Volle Seligkeit iſt warlich nur da, wenn ſich die Empfindungen durch Sprache ergieſſen und durch wechſelſeitige Mittheilung in Feuer gerathen können. Ich war auf dem Kahne allein.

Mein Schiffer war — ein Schiffer, und dabei noch ein recht dikhäutiger Katholik. Er wußte nichts aus alle dem zu machen, was ich ſo ſchön fand. Ein Stük Schweinbraten und ein Schoppen Schnaps war ihm ſchmakhafter, als die ganze Pracht der Schöpfung, die mich entzükte.

Da der Menſch merkte, daß mir Geſellſchaft fehlte — denn ich bedaurte einigemal, daß ich keinen Reiſekompagnon bei mir hätte, und begann zu Zeiten ſtil und in mich ſelbſt verſchloſſen zu werden — da fing er an, mich zu unterhalten, und natürlich gerade davon, was ſeine Phantaſie am reichlichſten beſaß, und was er ſelbſt am lebhafteſten empfand — von ſeinen Mährchen, welche Pfaffen und alte Weiber ihm aufgeheftet hatten.

Seine Imagination war ganz vol und ſein Glaube glich dem Lavaterſchen Wunderglauben. Er erzählte mir faſt lauter eigne Erfahrungen. Und ich hätte von denen allein eine Legende in einem ſtarken Foliobande aufſtellen wollen, wenn ich alles protokolliret hätte. Ein einziges Beiſpiel zu Probe!

Er hatte mir ſehr viel von allerlei Wundern und Teufelaustreibungen vorgeſchwazt und ich war nicht im Stande geweſen, ihn, durch meine Zweifel und Bedenklichkeiten, die ich ihm entgegnete, in ſeinen Ueberzeugungen wankend zu machen. Er fuhr immer getroſt fort, zur Beſchämung meines Unglaubens, eine Lüge mit der andern zu beſtätigen, und ſagte endlich mit einer Einfalt, die mir beinahe ein gefährliches Lachen erpreßt hätte: ich ſehe wohl, daß der Herr ein

Kezzer iſt: ich will ihm nur etwas erzählen, wo ich nicht allein Zeuge bin, ſondern was noch lebende Perſonen atteſtiren können. Ich hatte meine Frau ſchon zwei Jahr, und konte, ſo jung und rüſtig ich war, keine Befruchtung zuwegebringen. Ich befragte mich bei einem Maynzer Doktor, aber der Kerl verſtund nichts. Er meinte, das ſey nicht zu erzwingen. Hernach ging ich zu meinem Beichtvater, der rieth mir zur Maria zu gehn, und ſie um Beiſtand anzurufen. Denke Er, was geſchah. Ich ging mit meiner Frau drei Meile Wegs von Maynz, in der ſchreklichſten Kälte und tiefem Schnee, nach einer Maria in * * * und nahm etwa zehn Thaler werth mit mir, was ich ihr ſchenkte. Wir blieben die Nacht im Wirthshauſe, und mußten wegen der vielen Rekruten, die eben durchpaſſirten und ihre Nachtquartiere da hatten, uns erbärmlich behelfen. Den andern Morgen gingen wir in die Meſſe und brachten unſer Opfer. So wie wir abgefertigt waren, reiſeten wie wieder nach Hauſe, und meine Frau ward krank. Ich kriegte einen Brief von meiner Mutter, die ſterben wolte, und mußte nach dem Elſaß reiſen. Wie ich wieder zurükkam, war meine Frau ſchwanger. Was ſagt Er dazu? Und ich hatte, ſeitdem wir bei der Mutter Gottes geweſen waren, ſie nicht angerührt!

Gern hätt' ich ihm meine Vermuthung in Betref der vielen Rekruten mitgetheilt. Aber ich mußte fürchten, daß er mich in den Rhein warf und meine Kezzerei auf der Stelle ahndete. Ich verſicherte ihn alſo, daß das allerdings eine merkwürdige Schwangerſchaft ſey.

Ja Herr, fuhr er fort, das iſt das wenigſte. Im zweiten Mónat ihrer Schwangerſchaft bekam ſie ein Kopfweh bis zum verrükt werden. Ich lief zum Apotheker und holte Medicin, und es half nicht. Ich ließ einen Doktor kommen, und auch der konte mit allen ſeinen Pulvern und Tropfen nichts ausrichten. Das arme Weib jammerte und winſelte. Auf einmal träumte ich, daß ich bei der Mutter Gottes war, und ſie ſagte mir: bring die Frau zu mir, ich wil ſie geſund machen. Ich ſagte den Traum meinen Schwiegereltern und einigen Nachbarsleuten. Wir machten uns auf den Weg. Wir waren unſere acht. Meine Frau konte kaum kriechen. Sie muſte fort. Wir legten uns alle acht auf die Knie vor der Mutter Gottes nieder, und wie wir eine Stunde gebetet hatten, ſahe ich die Maria ſo an, als wenn ich ihr ſagen wolte: wiſſt du denn noch nicht? Und ſieht Er, Herr, ich wil nicht zu Gott kommen, wenns nicht wahr iſt: die Mutter Gottes dreht den Kopf nach mir herum und nikt. Ich ſtieß meine Nachbarn an. Die ſehens auch. Wie die andern es merken, richten ſie ſich auch auf. Und alle ſehen, daß die Mutter Gottes mit dem Kopfe nikte. Nu hör' Er, Herr, was geſchah. Meine Frau lag wie todt da und betete und auf einmal ſteht ſie auf und läuft, ohne ein Wort zu ſagen, zur Kirchthür hinaus, ſo munter und friſch, als wenn ſie zu Tanze gienge. Wir eilten ihr alle nach. Und ſieht Er, Herr, ſie war geſund wie ein Fiſch und hat ihr ſeit der Zeit kein Finger weh gethan, und ſie hatte hernach alle fünf Vierteljahr ihr Kind. Nu? Meint Er noch, daß die Maria bei uns kein Wunder thut?

Was wolt ich machen? Ich muſte meiner Sicherheit wegen ihm Beifal geben. Doch kont ichs nicht laſſen, mich zweideutig auszudrükken. Ich ſehe freilich, lieber Mann, daß die Mutter Gottes, die Motion geſegnet hat. — Aber der Kerl verhörte meine Motion. Ja warlich, erwiederte er, wenns die Mutter Gottes nicht that, mein Weib wurde närriſch.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſezzung.

Da wir des andern Tages der Stadt Köln uns näherten, ward er mit jeder Stunde geſprächiger. Denn dieſer Ort gab ihm reichhaltige Gelegenheit, mich mit Wundergeſchichten zu unterhalten. Einige waren ſo handgreiflich falſch, daß ich ihn ſelbſt zweifelhaft machen konte. Bei einer aber, da ich bereits mehrere ihm als höchſtbedenklich zurükgegeben hatte, beharrte er deſto feſter.

Es giebt freilich manche Lüge, ſagte der arme Tropf in ſeiner Einfalt, die man ſo mit unter aufgebunden kriegt: aber eine Geſchichte, die ich ihm erzählen wil, iſt gewiß wahr, denn — ſie iſt gedrukt. Ich kan Ihm zu Hauſe das Buch weiſen, wo ſie ſteht. Und ich kenne ſelbſt einen Mann in der Mainzer Vorſtadt, der die Probe davon gemacht hat. Wenn wir nach Köln kommen, wil ich Ihm das Thor weiſen. Zu dem Thore iſt die H. Dreieinigkeit herausgegangen, da die Kezzer einmal zu viel Lärmen in Köln machten, uud ſeit der Zeit, Herr, iſt kein Menſch im Stande, durch das Thor zu gehen oder es aufzumachen. Und ſieht Er, Herr, der Mann in der Vorſtadt, von dem ich Ihm ſagte, iſt ſelbſt da geweſen: es iſt mein Gevattermann: und der hat mirs geſagt, daß er ſelbſt an dem Thor geweſen iſt, wie er die Kräzze hatte, die ihm kein Doktor vertreiben konte: und da iſt er hingekniet, und hat die Hände an der Mauer gerieben, daß das Blut gelaufen iſt: und da hat es ihm drei Stiche in die Seite gegeben, wie mit Steknadeln: darauf iſt er nach Hauſe gereißt und ſeine Kräzze war fort. Seitdem ſind viel Kranke vor das zugemauerte Thor gegangen und haben ſich gerieben, und ſind geſund geworden.

Ich ſchwieg bei der Erzählung: aber da wir bei Köln ausſtiegen, und ich mich außer Gefahr ſahe, durch die Glaubenswuth meines Schiffers zum Märtyrer zu werden, konte ichs doch nicht laſſen, ihm beim Anblik des Thores meinen Unglauben zu geſtehen. „Ei, Freund, das Thor iſt ja zugemauert. Nun warhaftig, da hat die Kölner Dreieinigkeit gar leicht das Wunder verrichten können, daß niemand zu dem Thore mehr heraus und hinein kan. Laßt Euch von euern Pfaffen doch ſolch dummes Zeug nicht bereden, und ſeyd verſichert, daß es auch gedrukte Lügen giebt.“

In Köln blieb ich über Nacht, weil ich mußte. Denn ich kam gegen fünf Uhr an und war kaum zum Thore herein, als es ſchon geſchloſſen wurde, von welchem Augenblikke an, kein Menſch mehr aus und eingelaſſen wird. Und beinahe hätte ich gar auf einen Monat Quartier bekommen.

Ich nahm mir im Gaſthofe einen Lehnlakei der mich, weils noch ein wenig Tag war, in der Stadt herumführen ſolte. Der Kerl war ein Gaudieb. Wir gingen vor einem groſſen Hauſe vorbei, wo in der unterſten Etage eine vornehmſcheinende Dame im Fenſter lag und durch ihre Reize von weitem ſchon das Auge des Vorbeigehenden auf ſich zog. Er führte mich ſo, daß wir ganz nahe an dem Fenſter vorbeikamen. Ich ſahe die Dame an. Sie bog ſich beſcheiden zurük, nahm eine Mine vol Ernſt mit Grazie vermiſcht an, und machte eine Bewegung, als ob ſie mich grüſſen wolte, welches denn natürlich meine Artigkeit ſogleich in Feuer ſezte, ſo daß ich mit dem vollen Kompliment ihr zuvorkam, und es von ihr erwiedern ſah. Ich fragte den Bedienter, ob er die Dame kenne? Er ſtelte ſich zweifelhaft, ob er ſie für die oder die vornehme Frau halten ſolte. Ich achtete des Dinges nicht weiter.

Ich ging bald in den Gaſthof zurük, weil mich in dem alten Rauchneſte nichts intereſſiren wolte, und nahm eine gute Abendmahlzeit ein, nach der ich mich um ſo mehr ſehnte, je ſchlechter die Koſt geweſen war, welche ich in der Geſellſchaft meines Schiffers genoſſen hatte. Denn der Kerl hatte ſeine Stationen, wo er ſich wohl befand, wo aber, für Reiſende meiner Art, Jahr aus Jahr ein Faſtenzeit iſt.

Mitten in dieſer Mahlzeit meldete mir der Markeur, daß eine Dienſtmagd mich zu ſprechen verlange. Ich gieng hinaus, und fand ein Mädchen, welches mir von einer gewiſſen Frau Geh. Hofräthin ein Kompliment brachte, mit dem Vermelden: ſie hätte von meiner Ankunft Nachricht erhalten, ſie wünſchte einen ſo berühmten Mann perſönlich kennen zu lernen, und ſie bäte daher, daß ich ihr die Ehre erzeigen und ſie beſuchen möchte. — So wunderlich mir das Ding vorkam, ſo wenig hatte ich arges dabei im Herzen. Ich fragte die Magd, wo die Dame wohne? Sie offerirte ſich, mich ſelbſt zu geleiten. Ich ſagte den Beſuch zu und befahl, in einer halben Stunde mich abzuholen. Das Mädchen erklärte, daß ſie unten an der Hausthür zur geſezten Zeit meiner erwarten wolle. Dieſes leztere erregte in mir die erſte Bedenklichkeit. Denn mit dem Erwarten an der Hausthüre aſſociirte ſich eine dunkle Idee von Kuppelei.

Indeſſen kehrte ich zu meiner Schüſſel und Flaſche zurük, und befriedigte vor allen Dingen den mächtigen Tirannen, welcher der ganzen Menſchheit erſter Geſezgeber iſt. Und beinahe hätte ich über der Andacht, mit welcher ich dieſem gebietenden Herrn meine Pflichten erfülte, die ehrenvolle Viſite vergeſſen. Sie fiel mir wieder ein, da mein Nachbar am Tiſche nach der Uhr ſah. Und da, mit dem Gedanken an die Hauptſache, mir meine Phantaſie auch die Nebenſache vorſtelte, ich meine das Mädchen an der Hausthür; ſo kam mirs an, meinen Wirth auf die Seite zu ziehen, und ihn zu fragen, ob er hier eine Frau Geh. Hofräthin N. N. kenne?

Wirth. Nein, mein werther Herr. Ich glaube auch nicht, daß in Köln eine — iſt.

Ich. Das wär ſonderbar! Sie hat mich auf heute Abend einladen laſſen.

Wirth. Um Gottes willen gehn Sie nicht hin, ehe Sie einen von meinen Leuten abgeſchikt und ſich genauer erkundigt haben. Es kan Ihnen die gröſte Gefahr daraus erwachſen.

Ich. Sie meinen vielleicht, daß ihr eiferſüchtiger Mann —

Wirth. (einfallend) Bewahre Gott. Es iſt ſicher keine Dame, die Sie hat invitiren laſſen. Das iſt eine von den Methoden der hieſigen Huren, durch welche ſie Fremde an ſich lokken. Wenn Sie hinkämen, würden Sie ſehr artig empfangen werden, aber auch in wenig Minuten ſich in den Händen der Gerichtsdiener befinden. Und dann hätten Sie die Ehre, einen Monat im Arreſt zu ſeyn, und mit einigen hundert Gulden Unkoſten wieder erlaſſen zu werden.

Ich. Iſt das möglich? Aber wie kan eine Hure von mir Nachricht haben, da ich erſt anderthalb Stunden hier bin?

Wirth. Ich vermuthe, daß Sie durch die Kanaille, den Lehnlakei, verrathen ſind. Solche Kerls ſtekken mit den Menſchern unter der Dekke.

Ich. Aber wie wäre es denn möglich, daß man ſo unſchuldig auf ſo lange Zeit könte im Arreſt gehalten und um ſo vieles Geld gebracht werden?

Wirth. (traulich) Ja, lieber Herr, hier ſtekken unſere Rathsherren ſelber mit den Huren durch. Die Hure lokt den Vogel und meldets ihrem Rathsherrn, der ſie protegirt, daß er ihn einfangen kan. Und dann erſcheint das Menſch als Klägerin, daß ihr der Eingefangne gewaltſame Unzucht angemuthet habe, und ſo wird der Proceß inſtruit. Alsdan ſucht man des Fremden Vermögensumſtände zu erfahren, um ihn nach Masgabe derſelben, um ein, zwei, vier und mehrere hundert Gulden leichter zu machen und ſo wieder nach Hauſe zu ſchikken.

Ich erſtaunte über dieſe Kölniſche Statiſtik und dankte Gott, daß ich den geſunden Einfal gehabt hatte, meinen Wirth zum Konſulenten zu wählen. Indeſſen war ich doch begierig, es gewiß zu wiſſen, daß meine Einladung auf ein ſolches Spiel gemünzt geweſen ſey. Ich bat alſo den Wirth, einen von ſeinen Leuten hinunter zu ſchikken, und die Magd fragen zu laſſen, wo die Herrſchaft wohne, zu welcher ſie mich abholen wolte. Das geſchah. Die Magd war frech genug, dem Aufwärter ein Haus zu nennen, und mir ſagen zu laſſen, daß die Dame mich erwarte. Ich wurde alſo jezt mit dem Wirthe eins, daß er zwei ſeiner Hausleute hinunter ſchikken und die Magd nöthigen ſolte, ſie nach dem Hauſe der Dame hinzubringen, unter dem Vorwande, daß ich ihr etwas zuſchikken wolte. Aber das Mädchen mochte indeſſen ſchon die Lunte gerochen haben und war, da die Leute hinunter kamen, verſchwunden.

Ich lernte alſo, was ich ſpäterhin aus der Gallerie der Teufel erfuhr, daß man in Köln ſehr vorſichtig mit den Damen zu Werke gehen muß.

Fünf und Zwanzigſtes Kapitel.

Crefeld. Kleve.

Meine Reiſe ging von Köln nach Crefeld, wohin ich keine ordinaire Poſt fand. Das nöthigte mich, einen Hauderer oder Lehnkutſcher zu nehmen. Dieſer zwang mir, des böſen Weges halber, drei Pferde auf, ohngeachtet ich mit meinem Mantelſak allein war, und ich mit ſamt meiner Kaſſe, keine 125 Pfund wog. Der ganze Vormittag ging hin, ehe ich mit dem Handel fertig werden konte. Daher mußte ich noch in Köln eine Mittagsmahlzeit bezahlen, welches meine Rechnung bis auf fünf Gulden erhöhte. Die Fracht nach Crefeld koſtete mich über zehn Thaler, und ich wurde dafür ſo langſam gefahren, daß ich vor langer Weile hätte umkommen mögen. Der redſelige Schiffer von Mainz hatte mich auch nicht wolfeil beköſtiget, ſo wenig auch mein Magen genoſſen hatte: daher war meine Börſe ſchon ziemlich zuſammengeſchmolzen, ſo daß ich recht ſehnlich auf Elias Raben wartete. —

Ich war übrigens der jezt anhaltenden, kalten, naſſen und ſtürmiſchen Witterung ohngeachtet, volkommen geſund und heiter im Geiſt

In Crefeld hatte ich Spekulation auf die Herren von der Leihe, welche Millionen beſaßen und über 3000 Abeitsleute Brod geben. Wo ſolche Reichthümer ſind, dachte ich, wird wohl für ein Philanthropin etwas abfallen. Durch Herrn De Greif, einen Weinhändler, der ſchon einen Sohn für mein Inſtitut beſtimt hatte, gedachte ich mit dieſem Hauſe in Bekantſchaft zu kommen und meine Suada — ad modum des heiligen Stifters des halliſchen Waiſenhauſes — anbringen zu können.

Ich fuhr bei meinem Freunde an und ward mit Herzlichkeit aufgenommen. Er erſchrak über meine Erſcheinung und erſtaunte, da ich ihm mein Vorhaben erzählte, in dieſer Jahreszeit nach Holland und England zu reiſen. Indeſſen weiſſagte er mir Glük, und gab mir verſchiedene Empfehlungsſchreiben an groſſe Handelshäuſer mit. Auch nante er mir in London einen Mann, der ſein Herzensfreund und ein Deutſcher war, welcher als Bruder mich aufnehmen würde. Ich blieb zwei ganzer Tage in Crefeld und lebte höchſt vergnügt im Schooße der liebenswürdigſten Familie.

Herr De Greif war ein wolhabender aber kein reicher Mann und — hatte viel Kinder. Es war alſo auſſerordentlich viel Enthuſiasmus für mein Inſtitut, daß er mir ſeinen Liebling, einen Knaben von dreizehn Jahren anvertraute und dreihundert Gulden oder 33 Luisdor für ihn zu bezahlen verſprach. Das war der erſte Zögling, den ich auf meiner Werbungsreiſe bekam.

Gleich den erſten Morgen gingen wir aus, bei den Herren von der Leihe, auf welche mein Freund ſelbſt etwas rechnete, eine Viſite abzulegen. Wir hatten uns die Erlaubniß erbitten laſſen, ihre Fabrikanſtalten, und beſonders die große Seidenſpinner-Maſchine zu ſehen, welche mit einem Pferde leiſtet, was ſonſt 36 Menſchen thun mußten. Wir wurden höflich aufgenommen, und man führte mich überal herum, auch da, wo man

Leute von Metier nicht hinſchauen ließ. Mein Freund kramte eine Geſchichte meines Philanthropins aus, ließ fleiſſig dabei Worte der Ermahnung zur freigebigen Menſchenliebe fallen, rühmte meinen Heldenmüthigen Enthuſiasmus fürs Inſtitut, der aus dieſer Reiſe hervorleuchtete und ſagte es den Zuhörern ſo deutlich als möglich, daß ſie Urſache hätten, ſich eine Ehrenſäule zu ſtiften. Aber — er predigte tauben Ohren.

Wir machten hernach angenehme Bekantſchaften, mit einem aufgeklärten Prediger, Heuman, und dem Buchhändler Ter Meer, einem Original von biedern und redlichen Manne, welcher hernach mein beſtändiger Freund und Korreſpondent geblieben iſt, und genoſſen in ihrem Zirkel die reinſten Freuden des geſelligen Lebens. Ich ward im Orte als ein berufener Kezzer angeſehn, und man wieß hier und da, wenn ich auf der Straße ging, mit Fingern auf mich. — Ich fand hier, beiläufig geſagt, die erſte Spur von jener übertriebnen holländiſchen Reinlichkeit in und vor den Häuſern.

Nachdem ich der Ruhe und des Wollebens genoſſen hatte, beſtelte ich die Poſt für mich auf Kleve, wo mir Herr De Greif auch Bekantſchaften angewieſen hatte und dachte — was Crefeld nicht geliefert hätte, werde Kleve wohl geben. Als ich des Abends auf mein Zimmer kam und das leztemal in Crefeld entſchlafen wolte, erblikte ich auf meinem Nachttiſche zehn Dukaten. — Ha! funfzig Gulden unerwartet, ungeſucht! — Ich umarmte am Morgen meinen großmüthigen Freund, und ſchied vergnügt von ihm.

In Kleve fand ich einen herrlichen Mann an D. Beuth. Er war ein Arzt, von den gründlichſten Kentniſſen, der gewiſſenhafteſte Mann in ſeiner Praxis, der angenehmſte Geſelſchafter, der gefälligſte und eifrigſte Menſchenfreund. — Dieſer führte mich gleich in das Haus des Herrn von Bachmann ein, wo ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen und bewirthet wurde. Er, ein Mann von Geſchmak und den edelſten Grundſäzzen, Sie, das ſanfteſte, liebvollſte Weib, wurden beide mit mir einig, über zwei muntere Knaben, darunter der älteſte ein wahres Genie war und mir deſto mehr Vergnügen machte, jemehr ich hoffen durfte, an dieſen Zöglingen Ehre zu erleben.

Es war übel, daß ich an keinem Orte lange bleiben durfte, wenn ich die ganze Reiſe binnen vier Monaten, wie es beſchloſſen war, beendigen wolte. Denn ich würde überal in weitläuftige Bekantſchaften gerathen ſeyn und für mein Inſtitut Zuwachs erhalten haben. Indeſſen war ich froh, überal nur etwas wirken zu können, weil ich mir mit Recht Hofnung machte, daß die eine Familie, welche mir ihre Kinder anvertraute, das Lob meines Inſtituts in der Folge ſchon ſelbſt ausbreiten und dadurch die Zahl der Penſioniſten vermehren würde.

Von Kleve ging ich mit der Poſt nach Holland. Dieſes Fuhrwerk wolte mir nicht behagen. Es waren kurz gebaute bedekte Kaleſchen, ohne Deichſeln unſerer Art, blos mit einem zwiſchen den Vorderrädern verſehnen Horne, auf welches der Kutſcher oder Poſtilljon den Fuß ſtelt, und die Lenkung des Wagens verrichtet. Dieſe Wagen, ſo eben die meiſten Wege ſind, ſtießen ſo entſezlich, daß meine ſämtlichen Gebeine auf der zweiten Station ſchon mürbe waren.

Auf der dritten hätte ich mein Leben bald einbüßen können. Der Poſtiljon entſchlief und die Pferde gingen durch. Ich war allein auf dem Wagen, und hatte um mich herum eine erſtaunende Menge Kiſten und Kaſten ſtehn. Zum Unglük war der Weg ſteinigt, ſo daß der Wagen durch das Rennen der Pferde alle Augenblik in die Höhe geſchnellt wurde, und die Poſtſtükke durch einander ſtürzten. Eine mit Eiſen beſchlagene Kiſte ſtürzte mir in die Seite, daß mir vor Schmerzen Hören und Sehen verging. Ich glaubte, daß eine Ribbe verlezt wäre. Ich verlor Hut und Perüke, indem ich mich unter den Siz retiriren wolte, um nicht von den Poſtſtükken erſchlagen zu werden. Und doch bekam ich an der rechten Hand und am Kopfe Wunden, daß das Blut floß. Endlich riſſen die Pferde ſeitwärts den Wagen in einen Graben. Er überſchlug ſich völlig. Ich ſtürzte gerade auf den Kopf und bekam noch einen Schlag von einem ledernen Felleiſen, daß ich von Sinnen kam.

I

Der Poſtilljon fiel herunter, und die Pferde blieben endlich an einem Baume hängen. Der Kerl war unbeſchädigt und zog mich blutig und ſinnlos hervor. Ich erwachte bald und fand den armen Menſchen in Todesangſt. Was half Schelten und Drohen? Er bat flehentlich, auf der Station nichts zu ſagen, holte aus dem Graben Waſſer in ſeinem Hute, wuſch mir das Blut ab, und ich war froh, daß es nichts mehr als Haut gekoſtet hatte. Aber der Schrek machte mich krank, daß ich alle Eßluſt verlor und einen ganzen Tag in Delft liegen bleiben muſte.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel:

Süderſee. Holländiſches Frühſtük.

In den holländiſchen Orten fand ich Einförmigkeit der Bauart und der äuſſerlichen Geſtalt der Häuſer. Das auffallendſte war mir der Anblik der Bauerweiber und Mägde, welche in hölzernen Schuhen und Reifrökken einhertrabten. Ein ziemlich großer hölzerner Reif war unter dem Rokke befeſtigt und die Schürze war hinten mit Bändern zuſammengebunden, daß ſie nicht um den Reifrok pludern konte. Es ſah drolligt aus, wenn ein ſolches Weib mit einem Tragkorbe oder einer Milchkipe kam und ihre zerlumpten Rökke ſo geſpreizt hatte.

Wenn ich einkehrte und Koffe verlangte, fragte man mich, ob ich deutſchen oder holländiſchen Koffe haben wollte. Der deutſche ward ſtärker gekocht. Aber er war dennoch ſo ſchwach und fade von Geſchmak, daß ich ihn kaum hinterbringen konte. Wie muß, dacht ich bei mir ſelbſt, der holländiſche ſeyn? In Amſterdam erfuhr ichs.

Ich weis nicht mehr, war es in Delft oder in einem andern Orte, wo ich, nach des Herrn De Greif Rath, einen Gelehrten beſuchte, (ich habe den Namen gänzlich vergeſſen) welcher Baſedows Freund und ein ſteinreicher Mann ſeyn ſolte. Ich hub meinen Spruch gleich von dem Vater der deutſchen Pädagogik an, erzählte, was ich bereits für das philanthropiniſche Weſen in der Welt gethan und gelitten hatte und gab zu verſtehen, daß ichs gar nicht übel nehmen würde, wenn er ſich unterſtehen wolte, meinem Inſtitut etwa ein hundert gute Dukaten zu verehren. Aber — er unterſtand ſichs nicht.

Ich ging nach Amſterdam über die Süderſee. Schade, daß die Reiſe des Abends um ſieben Uhr erſt vor ſich ging. Ich konte weder mein Schif, noch die See, noch die Ufer ſehen, und mich durch Ausſicht für die Laſten der Reiſe entſchädigen. Man ſteckte mich in die Kajüte, die nach Oehl und Tabak ſtank, das man hätte umfallen mögen. Ich war unter lauter gemeinem Volk. Furcht hatte ich nicht. Aber eine ganze Nacht, ohne Bett, ohne Wein, ohne Geſellſchaft, ohne ein Biſſen gutes Eſſen, ſelbſt ohne Pfeiſe — das war hart!

Da ich etwa eine Stunde auf der harten Bank geſeſſen und mich mit dem Gedanken beſchäftiget hatte, der mir jezt ſchon zuweilen aufſtieg — „biſt du nicht ein Thor, daß du dich ſo „herumtreibeſt und fatigireſt und quälſt und —“ fing mir auf einmal ſchlimm zu werden. Ich hielts für Folge des Geſtanks, bat alſo den Schiffer, mich hinaus zu führen an die freie Luft und mir einen Stummel zu borgen, daß ich rauchen könte. Der Schiffer thats. Ich ſtopfte meine Pfeiſe, trank ein Glas Waſſer und ſtieg aufs Verdek. Aber hier war ich nur wenig Minuten, als ſich auf einmal mein gebietender Herr empörte und alles, was er enthielt, mit den heftigſten Konvulſionen von ſich gab.

Ich ſtieg wieder in die Kajüte und klagte es meinem Schiffer. Ja, Mon Herr, das iſt die Seekrankheit: es wird noch beſſer kommen. Die Süderſee iſt ſchlimmer, als die offenbare See. Wer das Seefahren nicht gewohnt iſt, wird hier am meiſten angegriffen. Ich erfuhrs leider. Das Erbrechen dauerte die ganze Nacht fort, daß ich glaubte, alle Eingeweide würden von mir gehen. Der Schmerz war deſto gröſſer, weil ich nichts im Magen hatte, und nichts heraus worgen konte, als ein wenig galligten Schleim. Wie froh war ich, da ich am andern Morgen das Ei erblikte, und um neun Uhr ans Land ſteigen konte.

Erbrechen und Uebligkeit verſchwanden im Moment. Und es ward mir ſo leicht, als wenn ich neu geboren wäre. Der ſtärkſte Hunger überfiel mich. Ich ließ mir vom Kordyer (ſo ſpricht man den Namen der Kerls aus, welche an allen Landungsplätzen ſtehen und ſich anbieten, die Koffer und Effekten der Paſſagiers weiter zu tragen, ein Wirthshaus zeigen, um zu frühſtükken. Aber wie erſchrak ich.

Ich wurde in ein ſchönes Zimmer geführt und erwartete eine recht volle Befriedigung für meinen ungeſtümen Foderer. Zum Unglük hatte ich vergeſſen, deutſchen Kaffe zu beſtellen: und gefragt hatte man mich nicht. Es waren noch zwei Paſſagiers da. Und ſiehe, man trug auf — mitten auf den Tiſch eine große meſſingne Kanne mit Kaffe, die wohl drei preuſſiſche Maas halten mochte — ein kleines porcellanes Näpfchen mit Zukker, welcher in Stükchen geſchlagen war, die die Größe einer Erbſe hatten, und zuſammen etwa anderthalb Loth wiegen mochten — ein Hafen mit Milch, welche ganz blau ausſah. — Das war das Prätorium im Lager unſers Frühſtüks, oder, das Hauptquartier. Nun wurden die Ekken beſezt. Auf der einen erſchien ein großes Waizenbrod oder Semmel, auf der andern ein großer holländiſcher Käſe, auf der dritten ein ungeheures Stük ſteinharter Pumpernikel oder Kleienbrod und auf der vierten eine Butterbüchſe. Als alles aufgetragen war, kam der Wirth und nöthigte uns zuzulangen.

Einer der Paſſagiers war ein Holländer. Den nahm ich mir zum Muſter, um ihm abzulernen, wie man mit einem holländiſchen Frühſtük zu Werke gehen müſſe. Der Mann zog, mit ſeinem Hut auf der runden wolreichen Perüke, einen Seſſel an ſich, und ſezte ſich an den beladenen Tiſch. Er nahm das weiſſe Brod und ſchnitt eine groſſe Scheibe ſich ab. Darauf zog er die Butterbüchſe an ſich und beſtrich die Scheibe mit Butter. Sofort ergrif er den Pumpernikel und legte eine Scheibe von demſelben auf die bereits bebutterte Semmelſcheibe. Endlich holte er den Käſe und belegte mit dieſem den Pumpernikel. Dieſe vielegigte Bemme in der linken Hand haltend, ſchob er mit der Rechten die Taſſe unter den Hahn der groſſen Kaffekanne, that zwei einzige Stükchen Zukker hinein, und ließ laufen. Ich gukte jezt mit der gröſten Spannung meiner Schaerve, um das Getränk zu erblikken, das nun auch meinen Durſt löſchen ſolte. Aber wie erſchrak ich.

Haſtig fuhr ich auf. Lieber Herr Wirth, ich habe mir ja Kaffe beſtelt, Sie haben da Thee gebracht. — Mein Wirth glozte mich an. Es iſt Kaffe mein Herr, koſten Sie nur. — Nun merkte ich den Irthum und beſann mich, daß ich deutſchen Kaffe zu verordnen vergeſſen hatte. Indeß, er war einmal da. Ich nahm eine Taſſe und ließ laufen, koſtete, mußte aber gleich den erſten Mundvol zur Thür hinaustragen und wieder fortſchikken. Es war ein greulicher Geſchmak. Es konten in dieſen drei Maas Waſſer nicht mehr als zwei Loth Kaffe ſeyn. Denn der Geſchmak war gar nicht wie Kaffe. Ich glaube, daß ein zum viertenmal abgekochter deutſcher Kaffe ohngefähr ſo ſchmekken müßte. Leider muſte ich mich am weiſſen Brode und der Butter erholen, um meinen Magen nicht ganz verſchmachten zu laſſen. Und dafür hatte ich, wie wenn ich, dem Holländer gleich, acht Taſſen getrunken, und den dritten Theil der aufgetragenen Waaren verzehrt gehabt hätte, zwölf holländiſche Stüber zu bezahlen. — Der Holländer biß wechſelsweiſe ein Stük von der vierlagigten Bamme und nahm einen Schluk Koffe dazu, kaute es durch einander und machte ſo die Suppe im Munde. —

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Amſterdam.

Ich hatte für Amſterdam zwei Empfehlungsſchreiben an groſſe Handelshäuſer. Aber da ich einen holländiſch Redenden kaum verſtand, geſchweige ſelbſt zu ſprechen vermochte; ſo hatte ich nicht Muth, mich ſo gleich an ſie zu wenden. Und es war mir auch nicht wahrſcheinlich, daß ſie mich um dieſer Empfehlungen willen gleich bei ſich einquartiren würden. Daher ſuchte ich einen Mann von geringerer Bedeutung auf, dem ich eher zutrauen konte, daß er auf die Ehre, einen deutſchen Doktor zu herbergen, etwas rechnen würde. Das war ein gewiſſer Trieſt, der einen Diſtillateurladen hatte und mit Wein handelte. Er hatte mir bereits ſeinen Sohn mit 60 Dukaten Penſion aufgehalſet, und war mir dadurch einigermaſſen verbindlich geworden.

Ich ließ durch einen Kroner mich zu ihm bringen und ward mit Freundlichkeit und Herzlichkeit empfangen. Ich ſahe es gleich, daß das Vater und Mutter Herz entbrannt war, den Verſorger des geliebten Söhnleins zu ſehn, und theils frohe Nachrichten von dem jungen Lieblinge zu erhalten, theils durch Liebkoſungen den ſtrengen Mentor zu verpflichten, daß er den Zögling deſto beſſer behandeln und verpflegen möchte.

Der Manes, ſo nente man den kleinen Abgott im Hauſe, war ein Knabe von ohngefähr funfzehn Jahren, und der einzige männliche Erbe des väterlichen Weinlagers. Er hatte ſieben Viertel brabanter Elle in der Länge und drei Viertel im Durchmeſſer ſeines Bauches. Sein Kopf war anderthalb Viertel dik und ein Viertel hoch. Die Haut ſeines Angeſichts war von den Pokken verzogen und gleiſte von Fettigkeit. Seine Bakken waren wol behalten, wie ſein Wanſt. Die kleinen Augen lagen tief und wurden von den ſtrozenden Wangen ſo beſchüzt, daß man ſie kaum gewahr werden konte. Drei Stunden täglich brauchte er zum Kauen, zwölfe zum Schlafen, zwei zum Ankleiden, eine zu den nothwendigſten Leibesbewegungen, welche die Natur erheiſcht. Seinen Leib bedekte ſiebenfache Kleidung: ein Rok, eine Weſte, ein Bruſtlaz, ein Oberhemde, ein Wammes, ein Unterhemde, und ein Molton auf dem bloſſen Leib.

Der Vater dieſes kleinen Manes war ein kreuzbraver Mann, der in ſeiner Art eine hinlängliche Quantität ſchlichten Verſtandes beſaß, einen gefälligen freundſchaftlichen Karakter hatte, in ſeinen Geſchäften Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit zeigte, und ein recht guter Hausvater dabei war. Uebrigens trug er, nach holländiſcher Manier, eben die benanten ſieben Kleidungsſtükke, nebſt einem dikken runden Stuz, ſo daß der Leib von dem Andrange der feuchten Luft wohl verwahret, und die Tranſpiration beſtändig in gutem Fortgange war. Auch waren ihm, wie jedem nicht ausgearteten Holländer, zehntauſend Gulden wichtiger, als alle Gelehrſamkeit und Weisheit.

Ich logirte bei ihm und erhielt durch ihn auf der Börſe, die er täglich beſuchte, mancherlei Bekantſchaften, welche mir zum Theil nüzlich wurden und zum Theil noch ſpäte Vortheile hoffen ließen.

Indeſſen war mein Hauptanſtoß, den ich in Holland fand, der Ruf meiner Irgläubigkeit. Alle rechtgläubigen Anhänger der Dortrechter Synode oder der Augſpurgiſchen Konfeſſion ſcheuten ſich vor mir. Und die wenigen halbaufgeklärten

Menſchen, bei denen das Vernunftlicht in der Dämmerung ſtund, muſten beſorgen, von ihren Beichtvätern zur Rede geſtelt und für Indifferentiſten erklärt zu werden, wenn ſie ſich Achtung und Vertrauen gegen mich zu deutlich merken ließen. Kurz die Furcht, daß ich die Kinder zur Atheiſterei und Gottloſigkeit verführte, verſchloß jedes ächtholländiſche Auge vor meinem Erziehungsplane.

Im Grunde iſt freilich des Holländers Religion — Geld. Und ich habe, bei genauer Unterſuchung dieſer Menſchen, es ganz klar befunden, daß ſie die Religion wie eine Sache betrachten, welche zu den Dingen gehört, die man wie ein altes Herkommen, wie ein durch Bündniſſe und Eide heilig gewordnen Gegenſtand des Patriotiſmus, in Ehren halten muß. Die Leute betrachtens, wie der deutſche Bauer ſeine Gerechtigkeiten, für die er ſich todt ſchlagen läßt, für die er Hab und Gut verproceſſirt, wenn ſie gleich oft keine Bohne werth ſind. Das Weſen der menſchlichen Glükſeligkeit, das Ziel alles ihres Strebens, der höchſte Gegenſtand ihrer Verehtung iſt, Beſitz des Reichthums: und das Acceſſorium — der Ehre iſt, die Religion. Was ohngefähr dem deutſchen Edelmann ſein Von iſt, das iſt dem Holländer ſein Sektenglaube. Wie der Edelmann nichts bei ſeinem Von denkt, nicht davon ſelig wird, nicht davon ſich ſatt eſſen kan, nicht den geringſten wahren Werth damit erlangt, aber doch als ein durch Alterthum und Vorurtheil heilig gewordnes Ding es hochachtet und ſich damit brüſtet und es als einen Vorzug anſieht, der ihn über alle vonloſe Menſchenkinder erhebt, ſo gehts dem Holländer mit ſeiner Religion. Er hält ſein Geld für die einzige ächte Quelle der Seligkeit, weis von der Religion nicht das mindeſte anzugeben, was ſie ihm nützt: aber er hält ſie einmal für den holländiſchen Adelsbrief, den er ſich nicht nehmen laſſen darf, wenn er auch gleich keinen Werth hat und giebt.

Unter keinem proteſtantiſchen Himmelsſtriche habe ich einen ſo eigentlichen dummen Religionseifer gefunden. Ganz wie der ahnenſtolze Deutſche, alle Verdienſte, allen Menſchenwerth verachtet, ſo verſchlieſt der ächte Holländer ſein Auge vor jeder

Tugend, vor jedem Verdienſte, das nicht von ſeinem Adelsbriefe begleitet iſt. Der nutzbarſte, gelehrteſte, rechtſchaffenſte Mann iſt ihm Kehricht, wenn er nicht ſeiner Religion iſt. Und an dieſer wahnwizzigen Unduldſamkeit ſind die Prediger ſchuld.

Denn auf den holländiſchen Kanzeln (ich glaube nicht, daß man in ganzem Lande ſechs Männer findet, welche eine Ausnahme machen) wird faſt nichts, als Polemik getrieben. Da hört man faſt gar keine Moral. Entweder das Thema ſelbſt oder doch die ganze Applikation iſt Kontrovers. Alle Sontage, die Gott werden läßt, erſchallen Zurechtweiſungen der irrenden Brüder. Und dieſes ewige und hirnloſe Polemiſiren iſt die Haupturſache, warum der große Haufe die dunkle Idee von Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Sektenglaubens nicht los werden kan.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Vergebliche Verſuche, die holl. Kanzel zu beſteigen.

Pisbidorchen.

Mein Hauswirth hatte, Gott weis wie, durch dieſe Nebelkappe durchſehen lernen. Er hielt die Religion für den Zankapfel der Prieſter, und jeder Mann von bürgerlichem und moraliſchem Werthe war ihm lieb, er mochte Chriſt oder Heide ſeyn. Er ließ ſich zwar nie mit mir auf Religionsgeſpräche ein: aber einzelne Urtheile, die er fälte, waren mir Winkes genug, das verborgene Licht bei ihm zu entdekken.

Sein Wunſch war, daß der böſe Geruch meiner Kezzerhaftigkeit vertrieben werden könte. Er rieth mir daher, in Amſterdam zu predigen. Und gewiß iſt es, daß eine einzige Predigt alle übeln Eindrükke, die meine Verſchrieenheit gemacht hatte, vertilgt haben würde. Wir rathſchlagten lange, wie das anzufangen ſey. Er meinte zwar anfangs, daß es nicht viel Schwierigkeit finden würde, in einer lutheriſchen Kirche zu predigen, da ich ja ein lutheriſcher Generalſuperintendent ſey, dem kein Prediger mit Ehren es abſchlagen könte. Aber er fand doch bald ſelbſt in dem Geiſte der Amſterdammer Prieſterſchaft triftige Gründe, die ihm Schwierigkeiten ahnden ließen.

Wir gingen langſam und vorſichtig. Zuerſt gaben wir einigen Geiſtlichen eine Viſite, und ſuchten ſie durch Geſpräche, welche abſichtlich auf Hervorbringung guter Urtheile von meinen Religionsgeſinnungen gerichtet wurden, mir geneigt zu machen. Sodann wandte ſich Herr Trieſt an die Kirchenvorſteher, um dieſe vorzubereiten und für mich zu gewinnen. Endlich wurde dem oberſten Seelenhirten eine ehrerbietige Aufwartung gemacht, und die Sache von weitem angetragen. Zulezt bat ſich denn Trieſt gerade zu von einem deutſchen lutheriſchen Geiſtlichen eine Predigt für mich aus, und erhielt — zwar keinen eigentlichen Korb, aber doch ein Regiſter von Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten, bei welchen ihm die Luſt verging, ſich weiter zu bewerben.

Ich bin verſichert, daß man hätte tauſend Gulden bieten können, und kein Prediger würde mir dafür ſeine Kanzel geöfnet haben. — Es half nichts: ich mußte den Geſtank meiner Irrglaubigkeit mit mir herumtragen.

So wenig mir der Weg der Kanzel gelingen wolte, meine philanthropiniſchen Werbungen zu unterſtüzzen, ſo wenig ſchienen mir meine Adreßbriefe zu helfen. Ich präſentirte ſie, ward kalt und majeſtätiſch aufgenommen, und eine einzige Einladung zu einem Mittagseſſen war der ganze Vortheil, den ſie bewirkt hatten.

Beides waren altholländiſche Häuſer, in denen der ſteife und kalte Ton herſchte, der dem reichen Belgier vornehmlich eigen iſt. Ueber der Mahlzeit ward ich von einer mir damals noch unbekanten Sitte überraſcht. Wir hatten die warmen Speiſen verzehrt und die Bedienten fingen an, das Deſert aufzutragen. Sobald Torten, Obſt, und was dazu gehört, die lange Tafel bedeckte, kam ein Bedienter und präſentirte mir eine geſtopfte Tabakspfeife mit einem brennenden Fidibus. Dabei ſezte er mir ein Pisbidorchen oder Spuknapf auf den Teller. Ich erſchrak, und ſahe geſchwind nach meinem Trieſt, der mit zu Tiſche geladen war und mir gegen überſaß. Dieſer hatte ſchon meine Verlegenheit geahndet, und war auf meinen Blik gefaßt. Er nikte mit dem Kopfe und gab mir zu verſtehn, daß ichs annehmen ſolte. Alſo ſtekte ich nun ohne alle Erröthung meine Pfeife an, hielt ſie über den Teller und fing an zu dampfen, wie — ein Holländer. Und ſo gleich erhielt alles, was männlichen Geſchlechts war, ſein Deſert, wie ich, und eine Wolke erhob ſich über der Tafel.

Das war für mich ein ganz neuer Anblik. Es war bunte Reihe. Jeder Herr hatte rechts und links eine Dame. Jeder ſchmauchte ſeine Pfeife, indeß die Damen ſich Konfekt, Obſt, u. d. vorlegen lieſſen und ſolches, von der Wolke umnebelt, ohne alle Unbequemlichkeit verzehrten. Wir blieben noch wohl eine Stunde bei Tiſche und trunken Wein zum Tabak. Selbſt eine alte Matrone rauchte mit und opferte das weibliche Deſert dem männlichen auf.

Mir behagte die Sitte, und ich bewunderte blos die Geduld der Damen, welche weder ihre Naſe dadurch beleidiget, noch ihre Bruſt beläſtiget, noch ihre Geſchmeide und brabander Spizzen durch den Qualm gefährdet fanden. Ich achte kein Kuchenwerk und rauche gern auf die Mahlzeit eine Pfeife zu einem Glas Wein.

Auch die Pisbidorchen beleidigten mich nicht. Sie waren ganz von Silber. Unterhalb hat das Ding einen dikken Bauch, welcher ſich oben in einen engen Hals zuſammenſchließt, der gleich wieder ſich weitert und in einen breiten Rand übergeht. Wenn alſo der Spiechel auf den breiten Rand fält; ſo ſchießt er ſchnel davon hinab in den engen Hals und wird unſichtbar. Daher giebt dieſe Sitte in der That für den unbefangenen Schauer gar keinen Ekel. Man ſieht gar keine Unreinigkeit. Der Tabaksraucher ergreift das Ding, wenn er ausſpukken wil, beim Henkel, führt es zum Munde und ſezt es wieder auf den Teller. Wahrhaftig es iſt in meinen Augen eine Art von Reinlichkeit. Denn hier erblikke ich nichts, als ein ſilbernes oder porcellanes Gefäß: dahingegen unſere Spukkaſten, frei und offen, auf der Erde ſtehen und jeden zwingen, die oft häßlichen Auſtern zu ſehen, die er öffentlich darbietet. Wirklich hat nur die Imagination uns Deutſchen die Pisbidorchen ſo widrig gemacht.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Amſterdammer Kaffehäuſer. Heimliche Vernunftfreunde.

Ich hatte in der That in Amſterdam lange Weile, weil ich keinen einzigen Gelehrten da fand oder kante, mit dem ich mich hätte unterhalten können. Mein tägliches Geſchäft war, daß ich auf der Börſe und auf Kaffehäuſern Bekantſchaften zu machen ſuchte, welche für den Zweck meiner Reiſe dienſam ſchienen. Und giebt es in der Welt etwas fades und ungenießbares, ſo iſts ein holländiſches Kaffehaus.

Alle, die ich beſucht habe, hatten folgende Schönheiten gemein. Das ganze Weſen beſtand aus einem länglichten Zimmer mit Tiſchen und Stühlen erfült. Wenn man eintrat, ſo konte man nicht weiter, als drei Schritte vor ſich ſehn, wegen Tabaksqualm. Manchmal war es ſo ſtil, wie in einer Kirche. Die dikken Bäuche und runden Perüken mit groſſen Hüten beſezt, waren auf den Stühlen herum gepflanzt, wie wenn ſie aufgenagelt wären. Um den Kamin, wo der glühende Torfhaufen auf der platten Erde liegt und erſt Mannshoch der Rauchfang beginnt, erblikt man einen halben Mond von zehn bis zwölf Stühlen, auf denen die Originale des holländiſchen Phlegma ſizzen: ihre Bäuche in ruhigſter Lage, beide Hände, deren eine die Pfeife hält, auf die dikken Lenden gebreitet, den Kopf hängend, die Augen aufs Feuer gerichtet, die Miene den meditirenden Gelehrten vorſtellend ꝛc. Zuweilen bewegt ſich ein Mund, und man hört eine Frage, ohne aus einer Kopfbewegung abnehmen zu können, an wen ſie gerichtet iſt, welche ein anderer Mund eben ſo beantwortet. Links der Thüre findet man einen Tiſch mit einem Berge geſchnittenen Tabaks, hinter welchem ein Menſch ſteht, der unaufhörlich Pfeifen ſtopft und mit einem hölzernen Stempel den Tabak hinein zwängt. Denn die Pfeife koſtet nicht mehr als einen Deut (oder neuntel Stüber) und es werden daher lauter neue Pfeifen verraucht. Uebrigens ſahe ich nirgends ein Billard oder anderes Spiel, auſſer einigen Damenbretern. Dieſe Phlegmatik mitten im erſtikkenden Dampfe konte ich nie über eine halbe Stunde aushalten.

Zu Promenaden war die Jahreszeit nicht. Denn ich lebte da im November und December: Und in der Stadt ſelbſt hatte ich in zwei bis drei Tagen mich ſatt geſehen.

Ganz zulezt erfuhr ich erſt, daß es auch Philoſophen in Amſterdam giebt. Man entdekte mir, daß ein Klub von ohngefähr funfzig hellen Köpfen exiſtire, der alle Freitage ſich verſamlete, um ſich mit philoſophiſchen Geſprächen und neuer Litteratur zu unterhalten. Man ſagte mir zugleich, daß ein Sohn des berühmten Schultens, der als Profeſſor in Amſterdam ſtand, mit in dieſem Klub ſich befinde. Ich ward begierig, eingeführt zu werden. Mein Wirth ließ dem Herrn Schultens meinen Wunſch eröfnen. Und dieſer vortrefliche Mann kam ſelbſt, mich abzuholen. Er beklagte es, daß er jezt erſt von meinem Hierſein Nachricht erhalten hätte. Denn die klugen Leute leben da ſo ſtil und einſam, wie wenn ſie ihre eigne Exiſtenz verbergen müßten, um nicht als kluge Leute entdekt und beintoleranzt zu werden. Wir giengen des Abends um ſieben Uhr erſt an den Verſamlungsort, weil um ſechs Uhr die Zuſammenkunft feſtgeſezt war. Es war ein Zimmer in einem Hintergebäude, ſo abgelegen und ſtil als möglich.

Als ich eintrat, erblikte ich lauter frohe und freundliche Geſichter, wie ich auf keinem Kaffeehauſe gefunden hatte. Alle ſchienen ſich zu freuen, einen Kezzer mehr in ihrem Cirkel zu ſehen. Im Augenblikke war ein Kreis um mich geſchloſſen, und der alte La Fontaine, ein Greis von beinahe ſiebenzig Jahren, und ſeines Standes ein Advokat, ſtekte den Kopf durch die reihe Köpfe herein, und eilte, das erſte Wort anzubringen: „Mein Herr Bahrdt! — ſagen Sie „uns, giebts bei Ihnen noch — die eine Dreieinigkeit glauben?“

Dieſe drolligte Frage, die ſtatt aller Bewillkommungsausdrükke erſchol, brachte ein algemeines Lachen hervor, und nun war mit einem Male der Ton angegeben. Ich ſtand in der Mitte wie ein Kandidat, der examinirt werden ſolte. Jeder ſuchte ſeine Frage anzubringen. Und alles — was man mich fragte, war Satyre auf Dogmatik und Prieſterdeſpotiſmus, worüber ich denn weidlich mich ergoß, und die Brüder durch meine Antworten herzlich vergnügte. — Das war der einzige ſelige Abend, den ich in Amſterdam genoß. — Meine Seele war, bei der Rükkehr, ohngefähr in dem Zuſtande, in welchem ſich der Schwärmer befindet, wenn er aus ſeinem Betſale komt, wo er durch fromme Phantaſien bis in den dritten Himmel entzükt worden iſt. — Denn der Verſamlungsſaal dieſer Brüder war mir wie ein Tempel geweſen, wo die Vernunft als Gottheit verehrt wurde, und wo ich meinen ſo langen Durſt nach Ergießungen des geſunden Menſchenverſtandes, endlich einmal wieder hatte löſchen können. — Sonderbar wars, daß die ganze Geſelſchaft ſich durch meine Jugend frappirt fand. Sie hatten mich alle als ein altes Männchen ſich gedacht. Es iſt mir auch auf der ganzen Reiſe ſo gegangen. Ueberal ſtand man in der Erwartung, einen alten Mann zu ſehen.

Dreiſſigſtes Kapitel.

Eine gute Lehre. Domino Stuz. Werbungen.

Es war abends um zehn Uhr, da ich nach Hauſe gieng. Ich hatte meiſt geſtanden und zum Tabak getrunken, ſo daß ich an dem erſten Hauſe ſtehen bleiben und eine natürliche Handlung verrichten muſte. Aber in dem Augenblikke, in welchem ich mich poſtirte, ergrif mich eine Hand von hinten: ums Himmels willen, was wollen Sie machen? Ich erſchrak und erkante meinen Wirth, der eben vom Koffehauſe kam, und mich hier fand. Iſt dies, fragte ich, in Amſterdam verboten, oder iſts gar gegen die Dordrechter Synode? Mein Freund, erwiederte er: aber es iſt wegen der Huren gefährlich. Thun Sie das ja nie des Abends, wenn Sie allein auf der Straſſe ſind. So wie ein ſolches Menſch Sie erblikt, ſchießt ſie gleich auf Sie hin und greift zu. Und Sie ſind verloren. Denn Sie gehen dann entweder mit ihr; ſo ſpielt ſie Sie nach Gelegenheit einem Seelenverkäufer in die Hände: oder Sie gehen nicht mit und widerſezzen ſich ihrer Unverſchämtheit, oder ſchlagen ſie wohl gar, wie billig, hinter die Ohren; ſo hält ſie Sie feſt und fängt an, über Gewalt zu ſchreien. Und im Augenblik iſt der Pöbel da, und ein Friedensrichter führt Sie in Arreſt. Das Menſch klagt Sie an, daß Sie ihr Unzucht zugemuthet hätten und Sie — haben Aergerniß, Proſtitution und Koſten. Ich fragte hernach andere Bekante, ob dem ſo ſey? Und alle beſtätigten es. — Alſo eine gute Lehre für Reiſende!

Da ich mit meinem Herrn Trieſt nach Hauſe kam, fand derſelbe einen Brief vom deutſchen lutheriſchen Prediger in Haag, Herrn Kürz, welcher ihm ſchrieb, daß er in den Zeitungen geleſen habe, wie der bekante D. Bahrdt auf

Reiſen gegangen ſey: er wiſſe, daß er mit mir in Konnexion ſtehe, und bitte ihn daher, wenn ich etwa nach Amſterdam kommen ſolte, wo ich ohnfehlbar ihn beſuchen würde, mir alsbald zu ſagen, daß er einer meiner wärmſten Freunde ſey und nichts ſehnlicher wünſche, als mich im Haag zu ſehn und mir angenehme Dienſte leiſten zu können.

Ich glühte vor Freuden über dieſen Brief. Meine Börſe war zuſammengeſchmolzen. In ganz Amſterdam war keine Hülfsquelle zu erwarten. Wie belebend war alſo der Gedanke, „das iſt wieder der Mann, den die Vorſicht erweckte, dir ungeſuchte und unerwartete Hülfe „zu leiſten.“ Gern wäre ich den andern Morgen ſchon abgereiſet. Aber ich bekam eine angenehme Abhaltung.

Herr Münich (mich dünkt, ſo war der Name) ſchikte zu mir, und ließ mich zu ſich laden, mit der Anzeige, daß er wegen ſeines Sc mit mir Abrede nehmen wolle, den er für mein Inſtitut beſtimt habe. — Es war ein Kaufmann und zwar ein Deutſcher, der ſich in Amſterdam etablirt hatte. — Aus einem altholländiſchen Hauſe war kein Zögling für mich zu erwarten.

Mit frohem Herzen eilte ich, den Mann zu umarmen, der der erſte in dieſem Lande war, welcher mir Vertrauen bezeigte. Und wie wurde meine Seele erſt begeiſtert, da ich einen ganz aufgeklärten Vater, eine junge, ſchöne, zärtliche Mutter, und ein Knäbchen von ſieben Jahren erblikte, welches meinen Händen übergeben wurde. Ich war auſſerordentlich gerührt. Das holdeſte Weib hatte ihr einziges Kind an ihrem Schoos gelehnt, und ſahe mit naſſen Augen mir ins Geſicht, ob ich auch der gute, ſanfte, menſchenfreundliche Mann wäre, dem ſie ihr Kleinod anvertrauen dürfte. Sie fragte mit ſchmelzendem Tone nach dem kleinſten Detail der moraliſchen und phyſiſchen Erziehung. Sie bat endlich mit vollen Thränen, daß ich ja ihr Kind nie ohne Aufſicht laſſen, daß ich ja ganz Vater ihm ſeyn möchte.

Ich war einen halben Tag unter dieſen vortreflichen Menſchen und ſie gewannen mich ſo lieb, daß ſie mit dem ruhigſten Herzen und ohne allen Reſt von derjenigen zärtlichen Schwermuth, mit welcher der erſte Entſchluß gefaßt worden war, mit mir kontrahirten.

Gleich den Tag darauf erhielt ich eine ähnliche Einladung zu einem deutſchen Kaufmanne, welcher zwei Knaben, einen von ſieben, und einen von neun Jahren, ebenfals für mein Inſtitut beſtimte. Beides waren Kinder von vielen Naturgaben. Und der kleinſte beſonders zeigte eine ganz auſſerordentliche Lebhaftigkeit des Geiſtes und ſchnelle Faſſungskraft. Er hatte dabei die ganze volle Imagination des Bildhauers.

Man konte ihm eine mahleriſche Idee angeben, welche man wolte, ſo ſchnitte er ſie ohne vorhergegangne Zeichnung in Papier. Der Kleine fragte mich ſelbſt, ob ich ein Jagdſtük, eine Schäferei, ein Duel u. d. geſchnitten haben wolte. Ich foderte das erſtere. Und nun nahm er einen Streifen weiſſes Papier, ſchnitt mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß das Papier immer um die Scheere ſich zu drehen ſchien, die ganze

Gruppe von Jägern, Hunden, Hirſchen und Bäumen, wohl zu merken, in der richtigſten Zeichnung, Stellung und Proportion ſo fein aus, daß man erſtaunen mußte. Der ganze Streifen war etwa ſechs Zol lang und anderthalb breit. Und die Figuren waren ſo fein, daß mancher Theil nicht ſtärker als ein Haar war. Nirgends ging ſeine Scheere zu tief oder zu flach. Nirgends trente ſich ein Fäschen. In anderthalb Minuten war das Stük fertig. Und er machte hernach mehrere vor meinen Augen mit gleicher Schnelligkeit und Genauigkeit der Zeichnung.

Nun eilte ich, durch dieſes Vorſpiel des Glüks mit den froheſten Ahndungen erfült, nach meinem Kürz, um zu ſehn, was Gott für einen Freund mir an ihm beſchert hatte.

Ein und dreiſſigſtes Kapitel.

Haag. Abfarth nach England.

Zum erſtenmale genoß iſt jezt die Ehre, in einer Trekſchuite d. h. in einem Schifchen, welches getrekt oder gezogen wird, zu reiſen. Das war ein herrliches Fuhrwerk. Es iſt ein groſſer Kahn, gemeiniglich funfzehn bis zwanzig Ellen lang und drei Ellen breit. Obenher iſt er über und über bedekt, ſo daß man allenfals drauf herumgehen kan, nur daß der Verdek kein Geländer hat. Inwendig, die Länge hinauf, ſtehen Tiſche und auf beiden Seiten Bänke. Im Rükken der Sizzenden ſind Fenſter oder wenigſtens Vorhänge, ſo daß man ſich vor der Witterung ziemlich verwahren kan. Am Hintertheil des Kahns iſt eine Art von Kajüte, welche durch einen Breterverſchlag von dem gemeinen Raume der Paſſagiers abgeſondert iſt. Dieſe Kajüte iſt ausgemahlt, mit einem Tiſchchen und vier Sizzen verſehn und ganz mit Tafelſcheiben umſchloſſen, ſo daß man die ſchönſte Ausſicht und den volkommenſten Schuz vor Wind und Regen hat. — Die Zahlung iſt ſehr billig. Sie beträgt wenige Stüber auf die Meile und man kan Kaffe, Pfeifen und andere Getränke gewöhnlich beim Schiffer haben. — Eine ſolche Trekſchüte iſt oft mit 30 bis 50 Paſſagieren beſezt, und giebt daher den Reiſenden mancherlei Unterhaltung.

Das beſchwerliche aber bei dieſer Art zu reiſen iſt dies, daß man ſehr oft ausſteigen muß. Denn ein Kanal iſt oft nur eine Stunde lang. Da müſſen die Paſſagiers ans Land und zu Fuß bis zu dem andern Kanale gehen und da die ſchon wartende Trekſchüte beſteigen. Dies iſt bei böſem Wetter läſtig, obgleich die Entfernungen oft kaum 200 Schritte betragen, und wird durch die groben Krovers noch läſtiger. Denn dieſe ſind gleich bei der Hand und nehmen den Paſſagieren, ungefragt, ihre Habſeligkeiten ab, und ſchleppen ſie zum andern Kanal. Und wer da nicht ſeine Sachen ſelbſt anpakt und erſt fragt, was der Krover haben wil, dem wird hernach, wenn der Kerl einmal den Transport gemacht hat, dreimal ſo viel abgefodert als er, gefragt, zu federn pflegt. Und der Paſſagier hat dann keine Hülfe, ſondern muß den ungeſtümen Foderer befriedigen.

Aber deſto angenehmer dabei iſt auch dafür die Schnelligkeit dieſes Fuhrwerks. An dem kleinen Maſt des Kahns iſt ein Seil befeſtigt, etwa 50 Lachtern lang, an welches ein Pferd geſpannt wird, das auf dem Ufer ſeinen gebahnten Weg hat und den Kahn trekt. Ein Kerl ſizt auf dem Pferde und reitet beſtändig im ſchärfſten Trabe, ſo daß das Schif alle Stunden ſeine Meile zurüklegt, troz der beſten deutſchen Extrapoſt.

Ich kam des Abends ſpät im Haag an, und fand es unſchiklich, meinen Freund um dieſe Zeit zu überfallen. Ich brachte alſo die Nacht in einem ſchönen Gaſthofe zu und arbeitete einen hebräiſchen Brief aus, an den reichen Boas, zu dem mir der brave Löw Bär Jſak ſo viel Muth gemacht hatte. In aller Frühe ſandte ich ihn ab und wurde ſogleich zum Frühſtük eingeladen. Aber der reiche Mann hatte keine Ohren für meine Wünſche. So gar einen kleinen Vorſchuß zur Reiſe, um den ich bat, ſchlug er mir ab. — Und ſo wars mit dem Milionair — nichts. Es war kein Löw Bär Iſak!

Aber der Prediger Kürz war der Mann meines Herzens. Er empfing mich mit einer Herzlichkeit, die alle Schilderung übertrift. Faſt vierzehn ſelige Tage habe ich bei ihm verlebt. Er und ſein liebes Weib ſind mir Muſter wahrer Aufklärung, ächter Menſchenliebe, gefälliger Laune, und ſeltner Gattenliebe. Jeden Tag lernte ich, durch Geſprächsunterhaltungen mit ihnen. Jeden Tag fühlte ich das Glük der Freundſchaft, in ihrem Umgange. —

Er führte mich nach Schöveningen, und zeigte mir die offenbare See. Ihr majeſtätiſcher Anblik erſchütterte mich. Es war gerade ein wenig ſtürmiſch. Das Herz ſchlug mir hoch, da ich zum erſtenmale dieſe unüberſehbahre Fluthen mit ihren Bergehohen Wellen erblikte und ihr furchtbares Rauſchen in meinen Ohren tönte. Der ſelige Walch in Jena, ſagt man, ſei auch auf der Reiſe nach England geweſen und — habe hier — beim erſten Anblik des Oceans, eine ſolche Bangigkeit empfunden, daß er auf der Stelle wieder umgekehrt ſey und die Seereiſe aufgegeben habe.

Eine der angenehmſten Bekantſchaften, die ich durch meinen Freund erhielt, war der D. Barkai, ein ehrwürdiger Greis, deſſen Gelehrſamkeit mir eben ſo viel Bewunderung, als ſein vortreflisches Herz Verehrung einflößte. Seine ſo ſichtbare Freude, mich perſönlich kennen zu lernen, und mit mir über die deutſche Theologie ſich zu ergieſſen, war mir eben ſo ſchmeichelhaft als bezaubernd.

Werbungen gab's im Haag nicht, und eben ſo wenig in Leiden, wohin ich vom Haag aus reiſete, und einen Brief an einen reichen Menſchenfreund, wie ihn Herr Rütz nante, mitnahm. Ich wurde mit auſſerordentlicher Güte aufgenommen und lebte drei Tage höchſt vergnügt. Ich genoß ganz den Menſchenfreund, nur nicht — den Reichen.

Aber eine Seligkeit ſchmeckte ich, die ich nie vergeſſen werde. Ich ließ mich bei dem alten Schultens melden. Als ich ins Haus eintrat, kam mir ein altes, aber blühendes und wolbebauchtes Männchen, mit ausgeſtreckten Armen entgegen, und empfing mich mit einer Freundlichkeit und Freude die über allen Ausdruk geht. „O „mein Herzensbruder, wie erfreun Sie mich. „Das iſt ein Labſal, das mir ſeit langer Zeit „nicht wiederfahren iſt. Kommen Sie und ſeyn „mir tauſendmal wilkommen.“ Mit dieſen Worten nahm er meine Hand unter ſeinen Arm und führte mich hüpfend in ſeine Studierſtube. Ich konte kaum zum Worte kommen. Einen ſo muntern, vergnügten und freundlichen Greis habe ich nie geſehn. Er wußte vor Fröhligkeit nicht, was er mir zuerſt bringen ſolte. Es war früh und ich wählte mir ein Glas Malaga, a la Baſedow. Nun begann das Geſpräch. Aber er fragte in ſeinem Feuer mehr als ich antworten konte. Erſt gings über die liebe Theologie her. Der liebenswürdige Alte ſpottete ihrer, mit einer Herzlichkeit, die mich entzükte. „Ach was iſt das „für eine Freude, hub er bei einer Sinkung des

„Geſprächs an, wenn man hier zu Lande einmal „einen Mann zu ſehn bekomt, bei dem man ohne „Furcht, verkezzert zu werden, ſich ausſchütten „kan!“ — In der Folge kam er auch auf ſein Lieblingsfach, auf das Arabiſche: und hier konte ich vollends kein Wort aufbringen. In einem Strohme weg erzählte er mir, was er in dieſem Fache gearbeitet hätte, holte ein arabiſches Manuſcript nach dem andern herbei, welches er mit eigner Hand geſchrieben hatte, und kam endlich auf den Ritter Michaelis und deſſen arabiſche Weisheit. Und bei dieſem Gegenſtande gerieth er erſt in volles Feuer. Die ganze Kraft ſeines Wizzes wurde erſchöpft, den Göttinger Monopoliſten als den erſten Windbeutel mir vorzuſtellen, und als einen Mann, der gar nicht ſagen ſolte, daß er arabiſch verſtünde, der vom Arabiſchen nicht viel mehr wiſſe, als ein Tertianer von der Sprache der alten Römer. — Das war, bei Gott, das Reſultat ſeiner Deklamationen, an denen mich blos die herrliche Laune und die überſtröhmende Freude ergözte, womit er ſie vortrug, und deren Schöpfer ich ſelbſt zu ſeyn ſchien. Denn das war ſichtbar, daß die auſſerordentliche

Heiterkeit dieſes liebenswürdigen Greiſes hauptſächlich daher kam: weil er einmal einen Mann fand, von ſeinem Fache, vor dem er ganz frei ſich ergieſſen konte, und den er vielleicht in Leiden gar nicht hatte, weil da die Männer ſeiner Art, ich meine die Theologen, vielleicht vernagelte Orthodoxen waren, vor denen er ſeine lieberale Gelehrſamkeit verborgen halten mußte, um nicht gepeinigt zu werden.

Vol von dieſer frohen Scene kehrte ich nach dem Haag zurük, blieb noch einige Tage bei meinem Freunde, welcher mich noch mit dem damaligen engliſchen Legationsſekretär bekant machte. Meine Ahndung traf ein. Mein Freund Rütz gab mir fünf Reuter d. h. fünf und ſiebzig Gulden und ſezte mich in den Stand, meine Reiſekoſten bis nach London zu beſtreiten und auch noch auf acht bis vierzehn Tage Unterhalt davon zu erübrigen.

Vom Haag ging ich nach Rotterdam, blieb da zwei Tage, konte aber nichts für meinen Zweck wirken. Der ganze Ort roch nach Orthodoxie.

Es ſchien, als wenn die Beſcheler der Glaubensheerde da eingeſtalt wären.

Ich eilte alſo nun nach England. Es war das Ende des Decembers. Das Wetter war naßkalt und ſtürmiſch. Ich gieng über Maaslandsſluis nach Helvoetſchluis. Erſt, auf Kanälen und Trekſchüten, giengs gut. Aber da ich über die verſchiednen Arme der Maas ſezzen mußte, wo ich bald eine Meile auf ofner Kaleſche mich zu ſchanden ſtauchen laſſen, bald auf einem ofnen Boote den Wellen preis geben mußte, da wars keine Freude mehr zu reiſen.

Faſt anderthalb Tage brachte ich auf dieſem Wege zu und ſtund Strapazen aus, die ich von dieſer Art nie wieder erduldet habe. Ich wurde den ganzen Tag nicht trokken. Bald muſte ich laufen, und auch wohl mit unter meinen Mantelſak ſelbſt ſchleppen und mich erhizzen und ermüden. Bald muſte ich mich auf einer Kaleſche oder auf einem Boote vom Sturme durchwehen laſſen.

Bei der Reiſe auf den Booten ſahe ich, was das Beiſpiel wirkt. Der Sturmwind war ſo heftig, daß das kleine Boot, welches nur von zwei Rudern geführt wurde, nicht nur von den ſechs bis ſieben Ellen hohen Wellen, wie ein Federbal, hinauf und hinabglitſchte, ſondern auch unaufhörlich von den Gegenſchlägen des Waſſers überſprüzt wurde, ſo daß wir Paſſagiers, beſtändig ſchaufeln und das Boot vom Waſſer entledigen mußten. Und doch war ich ohne alle Furcht. Ich ſahe, daß die Bootsknechte und übrigen Paſſagiers bei allen Bewegungen des Bootes und dem Getöſe der Wellen kalt und gleichgültig waren: und dieſer Anblik der Zeichen der Ruhe wirkte in mir die nämliche Empfindung. Wenn, ohne dieſe Sympathie, der bloſſe Anblik eines ſolchen Boots und ſolcher Wellen mir aufgeſtoſſen wäre, ich hätte für viele tauſende mich nicht entſchloſſen, mich ihnen anzuvertrauen.

Es waren noch drei Perſonen bei mir, zwei Juden und ein Schneidergeſelle. Man denke ſich mich in dieſer Geſellſchaft. Ich war noch keine Stunde mit dieſen Leuten gereiſet, als der eine Jude mich mit der Frage beehrte: Sie ſind ja wohl auch e' Jud'? — Sie gingen beide etwas ſchofel und mochten mich, in meinem Kirch mit Luchs aufgeſchlagen, und dem runden Perückchen, wohl für einen reichen Juden anſehen, und daher meine nähere Bekantſchaft wünſchen. Ich weis nicht, ob mein Geſicht oder nur meine Peruke ſie in dieſe Vermuthung geſezt hatte. Meine Sprache war gewiß nicht die Urſache. Genug, ich mochte leugnen wie ich wolte, ſie lieſſen ſichs nicht ausreden, bis ich endlich in Heloutſchluis mir Porkſtuks oder Schweinekarbonade geben ließ, und ſie vor ihren Augen verzehrte.

Zwei und dreiſſigſtes Kapitel.

Helvutſluis. Die Hölle der Langenweile.

Unvergeßlich iſt mir der Hafen von Helvutſluis. Hier hab' ich aus Erfahrung gelernt, daß unthätiges und geſchäftleeres Leben eine wahre Hölle für den iſt, der ſich an zwekmäſſige Thätigkeit gewöhnt hat.

Wir hatten gehoft, in Helvutſluis gleich das Paketboot ſegelfertig zu finden. Denn nach allen Nachrichten, die ich hatte, ging es noch am Tage meiner Ankunft ab. Und ich war deswegen mit ängſtlicher Eilfertigkeit gereiſet, weil im Haag und Rotterdam mir jeder geſagt hatte, daß ich an dem und dem Tage in Helvutſluis ſeyn müßte, wenn ich das Boot nicht verſäumen wolte. Und ſiehe, da wir hinkamen, hieß es, es ſey gerade Gegenwind, der die Abfarth unmöglich mache: ſobald der Wind ſich ändern würde, werde augenbliklich die Abreiſe vor ſich gehn.

Am Hafen lag ein einziges Wirthshaus, wo wir uns einquartierten. Vielleicht in wenig Stunden, dachten wir, ändert ſich der Wind. Er hatte ſchon einige Tage geweher. Im Hauſe war ein engliſcher Wirth. Schon ein Uebel, daß ich kein engliſch konte. Doch der Schneidergeſelle redete dieſe Sprache ein wenig. Und konte alſo unſer Dolmetſcher ſeyn. Aber es war auch nur ein zimmer für Gäſte vorhanden: das übrige waren Kammern, wo man ſchlafen konte. Und ſo entſtand ein zweites noch gröſſeres Uebel: ich muſte mit den zwei Juden und dem Schneidergeſellen in einem Zimmer bleiben, und mit ihrer Geſelſchaft fürlieb nehmen. Endlich waren hier beinahe völlig engliſche Preiſe der Lebensmittel, welches uns nöthigte, alles, was wir begehrten, gleich zu bezahlen, und auch vorher, ehe wir es foderten, zu akkordiren, um mit unſern Beuteln auszureichen. Ich muſte mich alſo ſchlecht behelfen, und Wein und alle Erquikkungen mir verſagen. Doch das war das wenigſte.

Wir hatten einen halben Tag in dem kleinen Zimmer beiſammen geſeſſen und, ſo gut es gehen wolte, uns mit Geſprächen unterhalten und dabei alle Augenblik nach dem Fenſter geſehen, ob die Wimpel noch nicht ſich gedreht hätten. Der Mittag kam. Wir muſten ein einziges Stük Roſtbief mit fünf Groſchen hieſiges Geldes bezahlen, und für ein Glas elendes Bier einen Groſchen. Nach Tiſche ward das Geſpräch matt. Wir hatten uns, da keiner den andern intereſſirte, in dem, was algemein genießbar war, erſchöpft. Wir fingen an zu gähnen. Alle Minuten ward geſeufzt. „Daß Gott! wir werden heute nicht „fort kommen.“ Der Schneider mußte nach dem Schiffe gehen und fragen. Es hieß: vor Morgen werde nichts draus werden. Der Muth entfiel uns. Einen ganzen Tag und den langen Abend hier zu ſizzen und nicht zu wiſſen, was man beginnen ſol! Wir fühlten die Qual der langen Weile, einer wie der andere. Ich fragte, ob hier kein Kaffehaus ſey? Ja, hieß es, im Städtchen.

Ich ging vom Hafen nach der Stadt, die etwa aus 150 Häuſern beſtehen mochte. Meine Sinne vergiengen mir, da ich ins Kaffehaus eintrat. Nichts wie Bootsknechte und Matroſen waren zu hören und zu ſehen. Stimmen, Kleider, Geſichter, Stellungen, Tabaksqualm alles vereinigte ſich, mich ſchaudern zu machen. Ich verbarg meine Alteration, weil ich einmal da war. Die ſchwarzbraune Geſellſchaft mit den runden Hüten und kurzen Jakken, ſahe das Milchgeſicht mit dem Abbeperükchen und dem franzöſiſchen Rokke verwundert an. Mancher trat herzu und begafte mich mit völliger Unverſchämtheit. Ich blieb, foderte ein Glas Bier, rauchte eine Pfeife, ſtellte mich in ein Fenſter und — floh nach einer Viertelſtunde, als wenn ich aus der unerträglichen Hölle ins erträglichere Fegefeuer eilte.

Wir brachten den Abend mit Gähnen und langweiligen Geſprächen zu. Die Gabe, die ich beſizze, wenns gilt, acht bis zehn Stunden zu ſchlafen, kam mir zu ſtatten. Am Morgen ward an das Schif geſandt: Vormittags, hieß es, wirds nichts. — Gott, was fangen wir an? die armen Leute zählten ihre Gelder. Ach, ſagte der eine, ich habe nicht viel mehr als nöthig iſt, die Schifsfracht zu bezahlen. Wenn ich doch nur in London wäre. — Mein Anliegen war: was machen wir, die Langeweile zu vertreiben? Da war kein Rath. Endlich trieb ich eine Karte auf. Aber keiner kente ein Spiel von denen die ich kente. Noth macht erfinderiſch. Ich ſann ein Spiel aus, das leicht zu begreifen war, und doch einige Unterhaltung gab. Wir ſpielten um Papierſchnitzchen. — Der Doktor Theologiä, zwei Juden und ein Schneidergeſelle! ! ! — Eine ganz neumodiſche Gruppe!

Wir ſezten unſern Tiſch ans Fenſter, um beſtändig die Wimpel im Auge zu haben. — Das Spiel half ein wenig, die unerträgliche Laſt des Harrens und der Sehnſucht nach der Abfarth zu mildern. Wir ſezten es, unter gähnen, ſeufzen und Wimpelgukken bis zum Schlafengehen fort, und hatten ſo den zweiten Tag überſtanden. Die Nachricht kam, morgen früh ſolten wir uns marſchfertig halten. Wir legten uns ſchlafen und ſahen dem kommenden Tag als dem Tage der Erlöſung entgegen.

Aber die Erlöſung erhielt neuen Aufſchub. Der Wind blieb nicht nur kontrair, ſondern er war auch in der Nacht noch weit ſtürmiſcher geworden, ſo daß das Schif unmöglich abgehen konte. Das Lamentiren meiner Reiſegefährten war zum erbarmen. Meine einzige Marter war die Langeweile. Ich tröſtete ſie und holte die Karte. — Es war freilich auch Qual, ein fades Spiel, mit faden Menſchen, ohne Geld, ganze Tage lang fortzuſpielen. Aber es war doch noch gröſſere Marter, den ganzen Tag zu ſizzen und nach den Wimpeln zu ſehen und ſich mit gar nichts beſchäftigen zu können. — Es ward Mittag. Wir nahmen, um zu ſparen, unſrer zwei eine Portion Fleiſch. — Der Wind blieb. — Wir ſpielten wieder und gähnten und jammerten bis wir zu Bette giengen.

Der Himmel wird doch endlich ſich erbitten laſſen? — Nein, auch den vierten Tag mußten wir ausſtehen. Ich hätte verzweifeln mögen. Wir waren alle nun auch des Spielens ſo ſatt, daß es uns ekelte. Am Ende blieben wir am Fenſter ſtehen und ſahen die Wimpel an.

Und alle Viertelſtunden that einer einen Seufzer, (wie die Poſten im Felde, die einander zurufen) welchen die andern mit einem dito beantworteten. Warhaftig, mit einem halben Monate Marſchlinzer Sklavenleben hätte ich jeden Tag dieſes Lebens abgekauft.

Aber bei Gott, den fünften Tag ſtunden noch die Wimpel, wie ſie geſtanden hatten. Der Schneidergeſelle vergoß heiſſe Thränen. Denn er hatte nichts mehr, das Frühſtük zu bezahlen. Ueber dieſen Gegenſtand des Mitleids vergaß ich der Langenweile und tröſtete ihn. Wir muſten noch eine Mittagsmahlzeit beſtellen. Ich bezahlte für den Schneider Frühſtük und Mittagsbrod. Aber nie iſt eine Mahlzeit mit ſo frohem Herzen genoſſen worden. Denn ich hatte kaum einige Biſſen gegeſſen, als ich an den Wimpeln bemerkte, daß ſich ihre Richtung veränderte. Kinder, ſchrie ich, wir bekommen andern Wind! Sie wurden alle vor Freuden trunken. Unter lautem Jubel verzehrten wir unſer kleines Mahl und ich beſtieg, froh über das Ende ſolcher noch nie erfahrnen Qualen, den Prinz von Oranien.

Drei und dreiſſigſtes Kapitel.

Reiſe nach London.

Das Herz pochte mir ein wenig, da ich dieſes große Gebäude betrat, und die Segel ausſpannen ſahe und die erſte wiegenartige Bewegung dieſer ungeheuren Maſchine unter mir fühlte. Ich blieb auf dem Verdek und rauchte meine Pfeife, bei der feierlichſten Empfindung. Aber leider dauerte meine Begeiſterung, in welches mich der majeſtätiſche Anblik des Weltmeers verſezte, kaum eine Stunde. Ich ward Seekrank.

Kaum konte ich noch die ſchöne Kajüte beſehen, in welcher ich diesmal der einzige Paſſagier war, und dafür ich bis Harritſch eine Guinee bezahlen mußte. Es war ein Zimmer von etwa acht Ellen in der Länge. Die Seitenwände waren von Mahaoniholz mit vergoldeten Leiſten. Jede Seitenwand hatte drei Etagen, und jede Etage drei Abtheilungen, in deren jeder eine Madraze und ein Kopfküſſen nebſt einem Kouvert lag, welches von ſehr feiner bunter Leinwand war. Eine ſolche Schlafſtäte war ohngefähr ſechs viertel Elle hoch, ſo daß der Paſſagier nothdürftig darin aufſizzen konte. Zum Haupte des Liegenden war ein Bretchen angebracht mit einem feinen Geländer, hinter welchem der Nachttopf ſtand. An der Seite, dem Fenſter gegen über, ſtand ein ſchöner Blechofen mit meſſingnen Verzierungen. Rechter Hand deſſelben war die Thüre des Eingangs. Eine andere Thüre linkerhand führte zum Abtritt. Auch dieſer war prächtig. Alles war gebohntes Holz. Rechter und linker Hand des Sizzes waren meſſingne Schrauben. Bei Herumdrehung der einen konte man friſch Waſſer in das Gefäß pumpen, und durch Bewegung der andern ging das Waſſer mit dem Unflate wieder fort. Reinlichkeit und Propretät war im höchſten Grade!

Ich hatte wenig Zeit, die Schönheiten dieſer Wohnung mit zu beſehen. Denn das Erbrechen nahm ſehr bald ſeinen Anfang. Der Stuart blieb anfangs bei mir, ſchafte mich ins Bett, zeigte mir das Nachtgeſchirr über meinem Kopf, und lehrte mich mit den Schrauben auf dem Privete umgehn. Nachher verließ er mich, kam aber doch meiſt wieder herein, wenn er mich worgen hörte, um das Gefäß auszugießen. Und nun lag ich ſo ſechs und dreißig Stunden in einer Uebligkeit, ohne einen Biſſen zu eſſen und zu trinken. Die Empfindung war ſo ſchreklich, daß ich mein Ende erwartet haben würde, wenn ich nicht gewuſt hätte, daß es die Seekrankheit ſo mit ſich bringe und daß dieſe Krankheit gar keinen Schaden thue, ſondern vielmehr den Körper reinige und die Geſundheit befördere. Ich ſtand fürchterlich aus. Das Erbrechen nahm gar kein Ende. Alle halbe Stunden erneuerten ſich die Krämpfe und ich marterte mich zwei, drei Minuten lang, ehe ich einen Eßlöffel vol galligten Schleims heraufworgen konte. — „Ach wär' ich „zu Hauſe geblieben, dachte ich oft, und hätte „dieſe Qualen mir erſpart!“

Die Nacht war mir am folterndſten. Denn da wurde der Wind ſo heftig, daß das Schif ſich beſtändig auf die Seite walzte. Dies vermehrte den Schwindel und die Ueblichkeiten auf das entſezlichſte. Mit der dreiſſigſten Stunde nahm indeß das Uebel ab. Und in den lezten Stunden vor der Anlandung konte ich auſſer dem Bette dauern. Aber auf das Verdek zu gehen und die reizende Ausſicht auf die engliſche Küſte zu genieſſen, dazu war ich zu ſchwach und ſchwindlicht. — Ich hatte mich gut mit Eſſen und Trinken verſorgt: aber ich brachte alles unberührt mit nach Harwich, wo ich mit zwölf Paſſagiren im Wirthshauſe ankam.

Bei der Viſitation des Paketboots begegnete mir ein unglüklicher Streich, welcher mich in großen Kummer verſezte. Ich wußte nicht, daß man keine verſiegelten Briefe bei ſich haben durfte. Und ſo wurden alle meine ſchönen Adreßbriefe mir weggenommen. Am meiſten jammerte mich der vom Prinzen Luis, an den Grosſekretär der großen Loge von Grosbritanien, Herrn Heſſeltein. Ich ließ durch meinen Schneidergeſellen, den ich jezt wiederfand, die beweglichſten Vorſtellungen thun, daß ich ohne dieſe Briefe in England nicht ſubſiſtiren könne, daß es Empfehlungsſchreiben wären, von denen das Glük meiner Geſchäfte abhienge u. d. aber es war alles umſonſt. Man tröſtete mich damit, daß man ſagte, dieſe Briefe würden auf die Londner Poſt geſandt, wo ich mich melden und um Rükgabe derſelben bitten müßte.

Wir blieben die Nacht in Harritſch, und es hieß, daß den andern Morgen früh um vier Uhr eine Stätskotſch (Poſtwagen) nach London abgienge, wohin wir 70 engliſche Meilen hätten, die ohngefähr, nach meiner Rechnung, zwölf bis dreizehn deutſche Meilen betrugen. Das Wirthshaus war ſchmuzzig und das Eſſen ſchlecht.

Früh erſtaunte ich über den Anblik des Poſtwagens. Es war eine ordentliche Kutſche, mit Glasfenſtern und feinem Leder ausgepolſtert. Der Kaſten hieng in engliſchen Federn und war von ungeheurer Gröſſe. Ich freute mich auf dies prächtige Fuhrwerk, und dachte, dieſen Tag, in einem ſo ſchön hängenden Wagen, von meinen Strapazen mich recht zu erholen und im wollüſtigen Gefühl der Behaglichkeit, des Anbliks der ſchönen Abwechſelungen der engliſchen Kountry's (ländlichen Gegenden und Ortſchaften) zu genieſſen. Aber wie hatte ich mich in meiner Rechnung betrogen!

Da es zum Aufbruche kam, eilte ich mit meinem Mantelſakke nach der Kutſche und wolte einſteigen. Aber ein handfeſter Kerl, der den Schlag geöfnet hatte, ſtieß mich zurük. Ich glaubte es geſchähe, weil ich noch nicht bezahlt hätte. Ich zog alſo meine paar Guineen heraus, die ich noch bei mir hatte, und gab ihm zu verſtehen, daß er nur fodern ſolte. Aber er blieb bei ſeiner Weigerung. Ich lief erſchrokken nach meinem Schneider. Dieſer erkundigte ſich und erfuhr, die Sizze im Wagen wären ſchon beſtelt: ich müſte auſſer dem Wagen mir einen Plaz nehmen. — Inwendig koſtete es bis London eine Guinee und auswendig eine halbe. — Was war zu thun. Ich ſahe mich um, wo noch ein Plaz ledig war, und fand keinen. Endlich erblikte ich oben auf der Kutſche Paſſagiers. Ich kletterte geſchwind am Hinterrade hinauf und erhielt mit genauer Noth noch einen Siz auf der Ekke des Kutſchkaſtens. Nach mir kam noch ein

Handwerksgeſelle, welcher ſich mitten auf die Kutſche oben drauf ſezzen, und die Füße nach türkiſcher Manier unter ſich ſchlagen muſte.

So hatte ich in meinem Leben keine Kutſche bepakt geſehn. Es waren nicht weniger als 21 Perſonen auf dem Wagen nebſt einigen Koffers und den Bündeln der Paſſagiers. Wie das möglich war, wil ich erklären. Man ſtelle ſich die Dekke des Kutſchkaſtens vor. Auf jeder Ekke war an der Seite ein eiſerner Spriegel angebracht, welcher in ſeiner höchſten Wölbung nicht höher war, als etwa ſechs bis ſieben Zoll. Der Kutſchkaſten ſelbſt, war reichlich eine halbe Elle breiter und länger, als die gewöhnlichen Kutſchkaſten in Deutſchland. Auf dieſer Dekke ſaſſen drei Perſonen mit dem Geſichte nach dem Kutſcherſizze, und drei Perſonen mit dem Geſichte nach der hinterſten Schoßkelle. Auf jeder Seite ſaß eine Perſon, deren Füße über den Thüren der Kutſche herabhiengen. Und mitten auf der Dekke ſaß noch in türkiſcher Stellung der Handwerkspurſche. Das waren neun Perſonen. Inwendig im Wagen ſaſſen ſechs. Drei hatten ihren Plaz drauſſen hinter dem Kutſcherſizze. Zwei ſaſſen in dem Korbe, welcher auf den Hinterrädern ſtand und die Koffers und Bündel der Paſſagiers enthielt. Und einer ſaß auf dem Bokke neben dem Poſtillion.

Man ſolte nicht meinen, das ein Wagen dieſe Laſt tragen könte. Und in der That war mir beſtändig Angſt, daß die vier engliſchen Stahlfedern, in welchen der Kutſchkaſten hieng, die Laſt von funfzehn Perſonen nicht aushalten würden. Auch bin ich gewiß, daß auf unſern deutſchen Straſſen, wo bald Löcher, bald Steine die heftigſten Stöße verurſachen, dies Fuhrwerk in der erſten Stunde zerbrechen müßte. Nur auf engliſchen Wegen, welche mit groben Kiß bedekt und überal eben ſind, wo alſo der Wagen ſtäts im Gleichgewicht bleibt und nie erſchüttert wird, war es möglich, ſolche Laſten fortzubringen.

Es waren nicht mehr als vier brave Pferde vorgeſpannt. Und doch ging es unaufhörlich im Trabe. Aber wir hatten auch alle zwei Stunden andere Pferde. Und nirgends dauerte das Umſpannen länger, als acht Minuten.

Es wäre für mich ein herrlicher Tag geweſen, ohngeachtet des harten Sizzes. Denn es ging ſchnel und wir hatten das angenehmſte Wetter von der ſtilſten und mildeſten Luft. Aber die Strapaze war zu groß, welche mir theils die Angſt theils das Anhalten verurſachte. Man denke ſich nur, daß ich ſo hoch ſaß, daß ich faſt aller Orten. wo wir durchfuhren, den Leuten, die eine Treppe hoch wohnten, in die Feſter hineinſteigen konte. Man nehme dazu, daß mich dieſe Höhe, zumal da ich rüklings ſaß, was ich an ſich nicht vertragen kan, bei der Geſchwindigkeit des Fahrens, faſt immer ſchweimlicht machte. Man erwäge endlich, daß ich keine Haltung hatte und mich blos an dem niedrigen Biegel, welcher nicht völlig über meine Lenden heraufreichte, mit den Händen anklammern und zugleich ſtemmen muſte, um nicht herabzuſtürzen. Ich habe warlich dieſen Tag fürchterlich ausgeſtanden. Meine Arme fühlte ich zulezt nicht mehr. Und die Hände ſchmerzten mir beſtändig theils vom Feſthalten des eiſernen Biegels, theil von Erſtarrung. Und dazu kam denn die beſtändige Angſt bei jeder kleinſten Senkung des Wagens auf meiner Seite, wenn die Räder auch nur eine zwei zolligte Vertiefung des Geleiſes zu paſſiren hatten. Und dieſe Marter, bei welcher mir aller Genuß der Ausſicht, ſo wie des Eſſens und Trinkens vergieng, dauerte von früh um vier Uhr bis abends um acht Uhr, wo wir endlich in London anlangten.

O wie froh war ich, da ich von ferne die brennenden Laternen erblikte, welche bis eine halbe Stunde weit vor die Stadt, zu allen Thoren heraus, Alleen formiren und des Nachts einen prachtvollen Anblik gewähren.

Aber bis zur Entzükkung wurde iſt erſt dann überraſcht, da ich noch London kam, und in den Hauptſtraſſen die herrliche Erleuchtung ſahe. Man denke ſich von jedem Hauſe, die ganze Parterretage, die ganze Breite der Fronte hindurch, wie einen Kaufladen, mit lauter Tafelſcheiben bezogen. Man denke ſich hinter dieſen Fenſtern das prächtigſte Waaren Sortiment, und vor demſelben brennende Lichter, von oben bis unten, deren ich an manchem Hauſe etliche dreiſſig gezählt habe. Und nun ſtelle man ſich eine ganze

Straße vor, in welcher das Parterr aller Häuſer ſo erleuchtet iſt. Warlich es iſt beim erſten Anblik, als wenn die ganze Straſſe im Feuer ſtünde. Und nun — auf beiden Seiten dieſes Sonnenganges ein Gewühl von Menſchen, wie mans in Deutſchland nur auf den volkreichſten Meſſen zuweilen gewahr wird. — Ich war ganz betäubt und mußte alle meine Kraft anſtrengen, mich meiner bewuſt zu bleiben.

Meine Betäubung war auch wirklich Urſache, daß ich beim Abſteigen mein Bündel nicht genug in Obacht nahm, welches dem Lehnlakai, der ſich zu meinen Dienſten erbot, Gelegenheit gab, mir ein feines Oberhemde zu ſtehlen. — Ich ließ mich zu dem deutſchen Kaufmann Arnold bringen, (dem mich Herr De Greif bereits empfohlen, und meine Ankunft ihm gemeldet hatte) und bemühte mich nur, den mir ſo groß vorkommenden Gedanken zu faſſen: „Du biſt nun „in England.“

Vier und dreiſſigſtes Kapitel.

London.

Herr Arnold war kein reicher Mann, weil er ein alzuehrlicher Mann war. Ich habe ihn in vielen Verhältniſſen und Situationen beobachtet und gefunden, daß er für den Kaufmann zu delikat, zu edel, zu grosmüthig handelte, um Schäzze ſammeln zu können. Aber er war auch ein Philoph d. h. ein Mann, der zur Glükſeligkeit wenig Bedürfniſſe hatte. Ich ſahe gleich, daß es unbillig war, ihm mehr als freundſchaftliche Berathung zuzumuthen, die er auch auf das volkommenſte und treuſte mir geleiſtet hat, ſo lange ich in London war.

Ich bat ihn gleich, mir ein eignes Quartier auszumachen, und mich anzuweiſen, wie ich am wolfeilſten ſpeiſen könte. Er war, wie ich merkte, auf beides ſchon gefaſt. Ich fand durch ſeine Vermittlung in der City (Fleet Street No. 21.) bei dem Schneider Hammelburg ein kleines Stübchen, dafür ich, die Steinkohlen=Heizung mit eingerechnet, wöchentlich eine halbe Guinee bezahlen mußte. Der größte Staat des Zimmers (wie das in England gewöhnlich iſt) war ein ſchöner wolner Fußteppich. Der Kamin mit Steinkohlenfeuer behagte mir. Ich fand die Wärme weit angenehmer als die Ofenheizung. Es dünkte mir ſonderbar, daß die Hizze der Steinkohlen ſeitwärts ins Zimmer ging und in der Feuermauer, wo ich die Hand über dem Feuer hinein hielt, gar keine Hizze zu ſpüren war, ohngeachtet Rauch und Geruch volkommen abzog.

Die engliſche Koſt wolte mir nicht ſchmekken, Ich fand ſie in dem Speiſehauſe, wo mein Freund mich hinführte, theuer und einförmig. alle Tage ward auf und bei einem großen Steinkohlenkamine, der im Gaſtzimmer war, gebraten oder geröſtet. Man hatte alſo täglich entweder Roſtbief (gebraten Rindfleiſch) oder Roſt=Motten (Hammelskarbenade) oder Porkſtiks (Schweinskarbenade.) Das Gemüſe beſtand damals faſt täglich in Kartoffeln. Ich bekam zu einer Portion ſolches geröſteten Fleiſches, die ſehr ſtark war, etliche Kartoffeln, nebſt ein wenig zerlaßner Butter in einer Obertaſſe. Zuweilen war Wirſing oder Savoyer Kohl zu haben. Dieſen kocht man, wie alle grünen Gemüſe, in Waſſer, und giebt ihn ſo, aus dem Waſſer gezogen, ohne Schmelzung und Zubereitung auf den Tiſch und ſezt dem Gaſte ſein Näpfchen zerlaſſener Butter dazu, von welcher er ſich auf den Kohl ſo viel gießt, als ihm beliebt und ſo, mit Zuthuung des nöthigen Salzes, ihn ſelbſt ſchmelzet und zubereitet. Für eine ſolche Portion Fleiſch mit ein wenig Gemüſe und einem Glaß Portwein, muſte ich zwei engliſche Schillinge bezahlen, deren 21 eine Guinee ausmachen: alſo beinahe einen Gulden.

Ueberhaupt habe ich es in London faſt ſo theuer gefunden, daß man zum Unterhalte beinahe ſoviel Dukaten und wohl gar Luisdors rechnen müßte, als man in Deutſchland Thaler zu rechnen hat. Ein Pfund des beſten (freilich mit dem deutſchen unvergleichbaren) Kalbfleiſches ſahe ich mit ſechs und ſieben Groſchen nach unſerm Gelde bezahlen: das Pfund Kaffee ſechs Schillinge, —

und ſo alles nach Proportion. Und natürlich ſtehen die Preiſe der Arbeiten mit den Preiſen der Lebensmittel im Verhältniß. Mein Wirth mußte ſeinen Geſellen täglich drei Schillinge Lohn geben. Meine Schuhe zu puzzen konte täglich drei Penny, deren zwölfe einen Schilling ausmachen: alſo ohngefähr achtzehn deutſche Pfennige. Die Magd vom Hauſe that mir das nicht. Es ſind beſondere Leute, die täglich in den Häuſern herumgehen, wo ſie ihre Kundſchaft haben, und die Schuhe abholen. Kein Domeſtik thut dieſen Dienſt ſeiner Herrſchaft. Es iſt einmal ſo eingeführt. Ein Schuhwichſer ſteht ſich nach Gelegenheit auf 50 Pfund Sterlinge jährlich. Aber er komt darum mit ſeinem Gelde nicht viel weiter, als ein deutſcher Arbeitsmann, der die Woche etwa anderthalb Thaler verdient.

An keinem Orte habe ich ſoviel Bettler und Elende geſehen, als in London. Ich möchte ſagen, alle zehn Schritt findet man einen ſolchen Unglüklichen, der auf der Erde einem entgegen kriecht und der durch Verſtümlung ſeiner Gliedmaſſen oder Krebsſchaden oder des etwas das Mitleid erregt. Und doch ſollen an keinem Orte ſo viel Summen auf Arme verwendet werden. Wie geht dies zu?

Ich klagte es meinem Freunde, daß mir der engliſche Tiſch nicht behage, beſonders weil ich unſer kräftiges Roggenbrod vermißte und die Semmel oder das Waizenbrod nicht gewohnt werden könte. Er verrieth mir ein Gaſthaus, wo deutſch geſpeiſet wurde. Und da fand ich einen erſtaunenden Unterſchied. Man gab auf den Tiſch, (die Geſelſchaft war ordentlicherweiſe zwölf Perſonen ſtark) zweierlei Suppe (Fleiſch und Faſtenſuppe) eine Vorkoſt mit Beilage (d. h. z. B. Rindfleiſch mit Kartoffeln, Sauerkraut mit Schinken, Savoyenkohl mit Karbonade ꝛc.) und einen Braten. Und dafür zahlte ich, das Glas Wein mit eingeſchloſſen, auch nicht mehr als zwei Schillinge und zwei Penny's. Alles war nach deutſcher Art zubereitet und man konte ein kräftiges Roggenbrod dabei haben. Das Haus hies Türkshet oder der Türkenkopf. Leider, war es drei engliſche Meilen von meinem Logis. Ich konte alſo nicht alle Tage hinkommen.

Sonderbar kam mirs vor, da ich mich gewöhnen mußte, erſt nachmittags gegen drei Uhr, drei engliſche Meilen (eine kleine Stunde) nach dem Gaſthauſe zu marſchiren, um zu Mittage zu ſpeiſen. Aber doch fand ich mich gleich darein, frühſtükte nie (was der Engländer thut) und aß auch abends nichts weiter. Und ich bin nirgends geſünder und heiterer geweſen, als in England. Mein Hauswirth konte das gar nicht begreifen, wie ich um fünf Uhr aufſtehen und ohne zu eſſen bis drei Uhr des Nachmittags dauern konte.

Mein erſtes Geſchäft war, daß ich durch meinen Freund die weggenommenen Briefſchaften wieder zu bekommen ſuchte. Es machte anfangs viel Schwierigkeiten. Endlich aber ſchien es der oberſte Poſtofficiant zu begreifen, daß es Barbarei ſeyn würde, einem Fremden ſeine Adreßbriefe vorzuenthalten. Ich mußte das volſtändige Poſtgeld erlegen, welches eine halbe Guinee betrug, und ſo bekam ich ſie alle unerbrochen zurük.

Fünf und dreiſſigſtes Kapitel.

Forſter. Prieſtlei. Harwood.

Nachdem dieſer Stein vom Herzen war, ſuchte ich vor allen Dingen die Bekantſchaft eines Gelehrten, durch deſſen Hülfe ich meinen philanthropiniſchen Erziehungsplan dem engliſchen Publikum bekant machen konte. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht, ſo kam der Weltumſegler Forſter meinen Beſtrebungen zuvor, und beſuchte mich. Ich gewann ſeine Freundſchaft. Er bat mich, ein für allemal zum Mittagseſſen, ſo daß ich jeden Tag kommen konte: und er ſchmälte, wenn ich mehr als zwei Tage ausſezte. Und ich muß geſtehen, ich bin nirgends ſo ſchön und geſchmakvol bewirthet worden. Es war bei ihm engliſche Reinlichkeit und Schönheit, und deutſche Koſt. Ich fand immer drei bis vier Schüſſeln, welche die Eßluſt eben ſo ſehr reizten, als Kraft und Nahrung gaben. Mein Türkenkopf, ſo lieb er mir war, verhielt ſich zu Forſters Tafel, wie eine alte Jungfer zu einen blühenden Mädchen, wie Seeburger zum Rheinwein. Aeuſſerlich war alles auf engliſchem Fuß. Selbſt bei Tiſche wurden nie die gläſernen Näpfe vergeſſen, die jedem am Ende der Mahlzeit, mit Waſſer gefült, vorgeſezt wurden, daß er am Tiſche ſich waſchen mußte.

Herr Forſter war äuſſerſt gefällig. — (Noch natürlicher und herzlicher ſein älteſter Sohn.) Er überſezte nicht nur meinen Avis ans engliſche Publikum, ſondern er beſorgte auch die Abänderungen, welche die Denkungsart des Engländers nothwendig machte. Ich mußte, ſtatt 50 Pfund, achtzig fodern. Ich mußte verſchiedene Stükke der phyſikaliſchen Erziehung nach engliſchem Geſchmakke einrichten. Kurz, er arbeitete meinen Avis ganz um, und hauchte ihm den Geiſt der Nation ein. Ich ließ nicht viel Exemplare drukken: und das Ganze betrug nur zwei Quartblätter: aber es koſtete mich dennoch anderthalb Guineen

Auf ſeinen Rath beſtimte ich Doktors Communs Kaffehaus zu dem Orte, wo man mich ſprechen konte. Denn das iſt Sitte, daß ein Fremder, der viel Bekantſchaften hat oder ſucht, ſeinen Namen in die engliſchen öffentlichen Blätter ſezzen läßt, und ein Kaffehaus anzeigt, wo man ihn zu gewiſſen Stunden ſprechen kan. Damit erſpart er ſich viele Viſiten, welche die erſtaunende Gröſſe der Stadt laſtend, zeitverluſtig und koſtſpielich macht, und ſezt jeden in den Stand, nach ſeiner Bequemlichkeit ihn aufzuſuchen, mit der Gewißheit, daß er ihn finden werde. So ging ich alle Tage um fünf Uhr, wie ich es im Avis angezeigt hatte, auf mein Kaffehaus, und ward von allen denen geſprochen, welche von meiner Erziehungsanſtalt nähere Nachricht haben wolten.

Ich hatte immer entweder H. Arnold oder ſonſt einen Freund bei mir (denn meine Bekantſchaften mehrten ſich täglich) welcher mein Dolmetſcher war. Indeſſen lernte ich auch bald ſo viel engliſch, daß ich ohne Dolmetſcher mich durchbringen konte, wo es keines zuſammenhängenden Diſkurs bedurfte.

Durch Herrn Forſter erhielt ich bald auch Bekantſchaft mit dem berühmten D. Woid, einen ſehr fleiſſigen und großen Orientaliſten. Er hatte in ſeiner Perſonage und Laune viel ähnliches mit dem freundlichen und herzigen Schultens. Ich habe ſehr oft mit Forſtern bei ihm gegeſſen und höchſt vergnügte Stunden bei ihm genoſſen.

Den D. Prieſtlei ſuchte ich ſelbſt auf, weil ich hörte, daß er mit Deutſchen das lateiniſche ſo ziemlich deutſch prononcirte. Ich fand es auch ſo. Ich habe manche Stunden mich mit ihm unterhalten und mich über deutſche Theologie und engliſche ſechs und dreiſſig Artikel-Religion ſpöttiſch ergoſſen. Ich fand einen philoſophiſchen Kopf und einen volſtändigen Litterator an ihm. Aber in Exegeſe und Sprachkunde war ſeine Stärke nicht.

Begierig war ich auch, den D. Harwood kennen zu lernen, deſſen theologiſche Abhandlungen, vol geſunder Vernunft, Herr Schulz in Gieſſen überſezt hat. Denn mein moraliſcher

Gaumen lüſterte überal nach Kezzern, d. h. Beſtreitern der ſymboliſchen Zwangtheologie. Aber hier wurde ich häßlich getäuſcht. Ich fragte H. Forſtern nach ſeiner Wohnung, lief etliche engliſche Meilen herum, und fand ſie nicht. Hier wohnt kein D. Harwood, hieß es immer. Ich brachte mehrere Tage mit Erkundigungen zu. Endlich ſagte mir jemand, daß er oft ſein Quartier veränderte und vor kurzem da und da hingezogen wäre. Ich fand das Haus und pochte an. Es erſchien eine alte Frau. „Wohnt hier „D. Harwood?“ Ja, hieß es, der Spizbube iſt fort. Er hat hier gewohnt, aber er iſt davon gelaufen. -- Himmel, wie ſank die große Idee herab, die ich in der Ferne von dem berühmten Manne gehabt hatte. — Nach der Zeit erfuhr ich die wahre Geſchichte. Harwood war ein Bonvivant und hatte die Aufſicht über einen jungen Grafen übernommen, deſſen Gelder er aufzehren half und den er ſelbſt in die Bordelle begleitete. Der Vater war dahinter gekommen. Und Harwood hatte um der Rechenſchaft und — zugleich allen ſeinen zahlreichen Kreditoren zu entgehn, ſich aus dem Staube gemacht. Er ſoll ein ſehr gelehrter Mann, aber ein ſchlechter Wirth geweſen ſeyn.

Späterhin fand ich einen Grafen v. Salis, einen alten würdigen Greis zwiſchen ſiebzig und achtzig Jahren, welcher in London von ſeinen Renten lebte und ſehr reich gemacht wurde. Er machte nicht viel aus dem Marſchlinzer Salis. Ich ward ſehr oft zur Tafel geladen, weil er meine Unterhaltung liebte: aber eine anfängliche Spekulation auf Unterſtüzzung meines Inſtituts wolte mir nicht gelingen.

Auch Herrn Raſpe, den ehemaligen Profeſſor in Kaſſel, lernte ich kennen. Aber ſeine armſeligen Umſtände verſtatteten ihm ſelbſt keinen geſellſchaftlichen Umgang. Er lebte von Schriftſtellerei, aber dürftig, weil er auch in England noch kein Wirth geworden war.

Meine liebſte Acquiſition war der Prediger Wendeborn. Das war ein Mann von Genie, vielen Kentniſſen, gutem Geſchmak und gereifter Welt und Menſchenkentniß. Er war Prediger in Ludgat-Hill und hatte eine kleine Gemeine, die aber aus lauter aufgeklärten Leuten beſtund, welche die ſtarke Speiſe vertrugen, die er ihnen von ſeiner Kanzel darreichte. Seine Religion war reiner Naturalismus. Er predigte Chriſtum, aber blos als Lehrer der Wahrheit zur Glükſeligkeit. Inhalt, Styl, und Deklamation, alles war ſchön. Ich habe hernach in ſeiner Kirche einmal gepredigt.

Herr Wendeborn wurde mein Freund und — der einzige, der mit Wärme ſich für mein Inſtitut verwendete. Alle Zöglinge, die ich in London fand, verdanke ich ſeinen Empfehlungen und wiederholten Zuredungen. Er war mit dem Forſterſchen Avis nicht recht zufrieden, fand auch die Sprache nicht rein genug.

Durch ihn erhielt ich eine Menge von Bekanntſchaften: durch ihn ward ich in die anſehnlichſten Häuſer eingeführt: denn er ſtand in großem Anſehn. Durch ihn lernte ich Sitte und Karakter der Nation und weiſe Regeln meines Verhaltens. O wie oft und mit wie vielem Vergnügen habe ich das, New Jan No. 10, aufgeſucht! Er war mein Freund, mein Führer, mein angenehmſter Geſelſchafter.

Sechs und dreiſſigſtes Kapitel.

London. Hungersnoth.

Ich hatte ohngefähr vierzehn Tage in London gelebt, als ich meine Börſe auf wenige Schillinge reducirt ſahe. Und gerade jezt fanden ſich eine Menge Bedürfniſſe, die zu beſtreiten waren. Ich bedurfte eine neue Fußbedekkung. Ich mußte einen Hut haben, weil mein deutſcher die engliſche Form nicht annehmen wolte und auf der Reiſe auch mit dem Marasmus ſenilis war befallen worden. Ich brauchte einen Redinggoat. Ich hatte Geld nöthig zu Tabak, welcher das fünfte Element iſt, in welchem ich lebe, zum Mittagstiſche, den ich im Türkenkopf führte, und — zu meinem Thee und Toſt (mit Butter getränkte und am Steinkohlenfeuer geſchmechte Semmel,) welche ich abends auf Doktors Communs Kaffehauſe genoß.

Der Redingoat war mir unentbehrlich und ſolte doch wenigſtens ſechszehn bis achtzehn Schillinge koſten. Denn in England tragen ſich alle Mannsperſonen, welche zu Fuße gehen, ganz ſimpel. Ein Frak von einfarbigtem Tuche, ein ſteifer Zopf, ein Stok, das iſt alles. Wer im Haarbeutel und ſonſt im Staate ſich ſehen läßt, dem ſchreit der Pöbel nach: fräntſch Dok d. h. franzöſiſcher Hund. Das iſt nicht eben Verachtung der franzöſiſchen Nation, ſondern eigentlich Verachtung des gepuzten Narren. Denn da theils das Menſchengewühl, theils der Schmuz, der gewöhnlich auf den Londner volkreichen Straſſen herrſcht, (denn es giebt auch unvolkreiche, die ſo todt ſind, daß man kaum alle hundert Schritt einem Menſchen begegnet, z. B. die meiſten Straſſen in Maribone) mit einer gepuzten Kleidung ſich nicht verträgt und — da man natürlich vorausſezt, daß ein Mann, der zum ordinären Ausgehn in Gold oder Seide erſcheinen kan, auch ein paar Schillinge an einen Viaker zu wenden im Stande iſt; ſo betrachtet man einen geputzten Fußgänger als einen franzöſiſchen Haaſenfuß, der ſich zeigen wil, und verlacht ihn.

Wenn ich alſo Viſiten von einiger Bedeutung machen und in meinem geſchenkten Sammetrok erſcheinen wolte, ſo mußte ich ſchlechterdings, da ich die Schillinge für die Viakers nicht übrig hatte, einen Redinggoat mir machen laſſen, den ich über das Sammetkleid ziehen konte, um nicht dem Pöbel als beſamteter Fußgänger lächerlich zu werden.

Ich war jezt in der äuſſerſten Verlegenheit. Alle meine Bekantſchaften waren noch zu neu, als daß ich ohne Unverſchämtheit jemanden hätte anſprechen können, mir Geld vorzuſchieſſen. Mein Arnold war an ſich nicht in der Lage, daß ers thun konte, und von Herrn Forſter hatte ich auch gehört, daß baares Geld bei ihm nicht überflüſſig zu haben war. Wendeborn hatte mir ſchon von Raſpen erzählt, daß dieſer hätte borgen wollen und — daß ihm nichts fataler ſey, als wenn einer bei ihm borgte. Ueberdies war und iſt es mein eigner Grundſaz, lieber von Juden mit Schaden Geld zu leihen, als von einem Freunde, weil dieſe Geſchichte ſo gewöhnlich die Gelegenheit wird, daß Freunde ſich entzweien. Kurz, ich wußte keinen Rath.

Meinen Ring hätte ich verſezzen können, das iſt wahr. Aber ich war auch dazu zu unbekant, und mußte beſorgen, daß ich in Hände fiel, welche mich betrogen, und den Ring vertauſchten oder ſich, nachdem ich eine kleine Summe darauf genommen hätte, gar unſichtbar machten. Und überhaupt wolte ich mich nirgends, auch meinen Bekanten nicht, als einen ſo gar armen Schelm kund werden laſſen, eingedenk deſſen, was mir mein braver Löw Bär Iſak in Frankfurt geſagt hatte — daß ſich alles von mir zurükziehen würde, wenn man merkte, daß ich zu nahe an den Bettler gränzte.

Es kam mit mir aufs äuſſerſte. Den Hunger zwar hielt ich noch einige Tage ab, durch die gute Forſterſche Tafel. Aber ich konte doch nicht alle Tage den Mann beſchmauſen und mußte alſo ſchlechterdings abbrechen, nachdem ich drei Tage hintereinander bei ihm gegeſſen hatte. Auch nöthigte mich ohnehin dazu mein Fußwerk, welches nun eben ganz aufgerieben war, und kaum noch einen Gang zu Herr Forſtern geſtattete, zu welchem ich noch viel weiter, als nach meinem Türkenkopfe zu gehen hatte.

Ich entſchloß mich, einen Tag zu Hauſe zu bleiben. Ein Philoſoph, dachte ich, muß ja auch einmal faſten können. Wer weiß, komt nun bald etwas. Verderben läßt dich der liebe Gott doch nicht. — Ich blieb, kochte mir eine doppelte Portion Theewaſſer in meinem Kamine — holte mir um die Mittagsſtunde d. h. um drei Uhr, ein Dreierbrod (bei dem einzigen Bekker, der in London Roggenbrod hat) blieb, — damit mein Wirth glauben möchte. ich ſei in einem naheliegenden Gaſthauſe zu Tiſche geweſen, drei Viertelſtunden auſſen — verzehrte dann großmüthig mein Brod zum Thee, und verdampfte meinen Tag mit heiterer Seele. — Um von keinen Grillen beunruhigt zu werden, ſchrieb ich den ganzen

Tag Briefe nach Deutſchland und vergaß dabei Geldmangel und Türkenkopf.

Den zweiten Tag wolte noch kein Deus ex machina ſich einfinden. Ich rathſchlagte und — mit allem hin und herſinnen wolte mir kein ander Mittel einfallen, mir den Geldmangel zu erleichtern, als die Methode des vorigen Tages. Ich beſchloß ſie — merkte aber doch, daß, da es bald drei Uhr ward, mir der Türkenkopf mehr am Herzen lag, als mich meine Philoſophie geſtern überreden wolte. Der Mund lief mir voll Waſſer, wenn ich an ihn dachte, und alle Bemühung war vergeblich, ſein Bild von mir zu entfernen. Indeſſen Noth bricht Eiſen. Ich zog mich an, um mir meinen Dreiling zu holen. Eine Thräne war nahe, da ich zur Thüre hinaus ging. Ich ſchämte mich und verwiſchte ſie geſchwind, um nicht auf meiner ſchwachen Seite von jemanden ertappt zu werden. Der Hunger war groß. Mein Brod ſchmekte vortreflich. Und ſo wie ich es verzehrt hatte und der Hunger geſtilt war, ſchwand auch das Bild des Türkenkopfs, und meine Seele erheiterte ſich. Du biſt ja ſatt, ſagt' ich zu mir ſelbſt, und haſt mit Wolgeſchmak gegeſſen. Nun erſt ſchämte ich mich ganz meiner vorigen Schwachheit. Ich ſchrieb an einem Plane, den ich einer Familie vorlegen wolte, welche mir Anträge gemacht hatte, nach England zu ziehen und da eine Penſion anzulegen. Ohne alle Sorgen und Unruhe war mein Schlaf und eben ſo erquikkend, als wenn ich beide Tage geſchmaußt gehabt hätte.

Am dritten Tage ſezte ich den Plan fort, und das mit einem ſolchen Enthuſiasmus, daß nicht eine meiner Grillen mir einfiel und mich ſtörte. Fünf Stunden hatte ich geſeſſen, geſchrieben und geraucht, ohne mich zu beſinnen, was auſſer mir vorging. Um neun Uhr machte ich eine Pauſe, um eine halbe Stunde lang auf und abzugehen und mich ein wenig zu erholen. Und ſiehe da, die abgeſpante Denkkraft gab der lieben Phantaſie Spielraum, und dies brachte leider den Türkenkopf herbei. Nun war meine Philoſophie dahin. Es war, als wenn mein Magen herauf ſich krümmen, und mein Mund vom Waſſer der Lüſternheit überſtrömen wolte. Ich trank Thee und ſtopfte eine friſche Pfeife. Aber obgleich der Hunger ſich ſtilte, ſo blieb doch die Phantaſie in ihrer unruhigen Thätigkeit. Es iſt umſonſt, dachte ich, du hältſt es nicht länger aus. Der Ring muß fort.

Ich entſchloß mich raſch und war eben ſo behend bei der Volziehung. Meine Kleider wurden angelegt und ich eilte, den Ring mit meinem Siegel zu verwahren. Mein Wille war, in einem deutſchen Kaufmannsladen zu gehen und mich geradehin zu erkundigen, wo man mit Sicherheit auf ein Pfand gelehnt bekommen könne. Ich ging nach meinem Huthe und hatte die Thüre ſchon in der Hand, als jemand anklopfte.

Es war mein Wirth mit einem fremden Bedienten, den er, weil er kein Wort deutſch konte, heraufbegleitet hatte, um den Dolmetſcher zu machen. Er brachte ein Kompliment von dem Kaufmann Raſch und händigte mir 30 Guineen ein, als abſchlägliche Zahlung auf die Penſion ſeines Sohnes, mit dem Vermelden, daß Herr Wendeborn weitere Abrede mit mir nehmen würde. — War das nicht wieder unerwartete und ungeſuchte Hülfe — im Augenblik der höchſten Verlegenheit?

Warlich, das war ein feſtlicher Tag! — Kalvin kan ſo nicht gefrohlokt haben, da er den Servet zum Richtplaze führen ſah, wie ich jezt mich freute, da der ärgſte Feind des Menſchen, Mangel und Hunger, vor mir flüchtig werden mußte. — Ich ließ gleich den Schneider und Schuſter holen und mir die nöthigen Kleidungsſtükke anmeſſen. Und dann ging ich bald langſam bald hüpfend in meinem Zimmer auf und ab, und fühlte mich ſtolz auf meinen Muth, zwei Tage zu faſten (wie noch an keinem Leipziger Bußtage gefaſtet worden war) und meine Armuth verbergen zu können: — empfand Himmelswonne bei dem Gedanken, daß ſo oft mein Glaube an Vorſicht mir durch Erfahrung geſtärkt ward — genoß die Freuden der Ahndung noch glüklicherer Auftritte, deren Vorbote mir nur der heutige ſchien — und zählte dabei die Viertelſtunden und endlich die Minuten, die noch vor meiner fröhlichen Abreiſe nach dem geliebten Türkenkopfe verfließen mußten.

Wie mir war, da es drei Viertel auf drei ſchlug, und wie mir ward, da ich auftragen ſah, und wie mirs da ſchmekte, das kan meine Feder nicht beſchreiben. Das muß der geneigte Leſer ſich denken und — wenn ihm an Wahrheit und Vollſtändigkeit ſeiner Vorſtellungen gelegen iſt — auch einmal zwei Tage ſo faſten und dann — es erfahren, wie mir zu Muthe war.

Sieben und dreiſſigſtes Kapitel.

Die Londner Schönheiten.

Meine Leſer würden mirs doch nicht glauben, wenn ich ſie verſichern wolte, daß ich mich um das engliſche Frauenzimmer nicht bekümmert hätte. Ich wil alſo lieber ſelbſt alles geſtehen, was ich gethan habe. Und man wird finden, daß es ſo ſchlim lange nicht war, als mein liebes Weib in Heidesheim ſichs denken mochte.

Das engliſche Frauenzimmer überhaupt gefiel mir, in allem Betracht. Sie ſind meiſtentheils groß und von ſchlankem Wuchs. Im Auge iſt eine gewiſſe majeſtät durch Grazie gemildert. Dunkelbraunes Haar auf der halben Stirn herabgekämt und verſchnitten und hinten im lokkigten Fluge, iſt der Schmuk ihres Hauptes und ihres weiſſen Nakkens. Eine gewölbte Bruſt verbirgt ſich beſcheiden unter dem dichteſten Tuche. Sie zeichnen ſich durch den höchſten Grad der Sittſamkeit aus und bezaubern doch zu gleicher Zeit durch die angenehmſte Freundlichkeit und Geſprächigkeit, welche zwiſchen franzöſiſcher Frechheit und deutſcher pinſelhafter Sprödigkeit die glüklichſte Mittelſtraße hält.

Man ſagt algemein, daß das engliſche Frauenzimmer die Sprache ſchöner prononcirt als das männliche Geſchlecht. Ich ward mit einer Dame bekant, die ſich die Mühe nahm, mir die Ausſprache beizubringen. Aber ſie war zu ſchön, als daß ich hätte auf ihre Anweiſungen attent genug ſeyn können. Ich ſahe nur auf ihren Mund, wenn ſie mir die Lage der Muſkeln zeigte, welche die Ausſprache gewiſſer Buchſtaben erfoderte.

Auf der Gaſſe tragen alle engliſche Damen ohne Ausnahme Hufeiſen. Sie haben aparte Schuhe, welche unter den Abſäzzen eiſerne Füße haben, an die ein runder breiter Biegel befeſtiget iſt. Auf dieſem Biegel gehen ſie. Und dieſe Hufeiſen haben den Vortheil, daß ſie den Schmuz abwärts ſchleudern, ſtatt daß die gewöhnlichen Abſäzze ihn aufwärts ſprüzzen und Rok und Strümpfe verunreinigen. Komt eine Dame ins Haus, ſo ſtelt ſie die Schuhe mit den Hufeiſen im Hauſe hin, und tritt mit den reinlichen Schuhen hervor, mit welchen ſie in jenen geſtanden hatte. Das iſt Reinlichkeit und Erſparniß zugleich! denn was koſtet die Fußbedekkung unſerer Damen nicht, bei kothigem Wetter?

Die engliſchen Freudenmädchen gefielen mir nicht in allem Betracht. Was mir gefiel, war ihre Sittſamkeit. Herr Wendebern rühmte mir ſie, und da ich an der Wahrheit zweifelte, beſchämte er meinen Unglauben durch die Erfahrung. Sie müſſen es ſelbſt ſehn, ſagte er, wie weit auch die übrigens verächtlichſten Kreaturen in England ſich über die deutſche Plumpheit und Frechheit erheben. Wir gingen eines Abends mit einander aus, und — ich erſtaunte.

Die Dirnen dieſer Art pflegen täglich von fünf Uhr des Nachmittags bis gegen Mitternacht auf den Hauptſtraſſen umher zu wandeln. Ehe ſie ihren Umlauf antreten, gehen die ärmern, welche keine eigne Kleidung haben, in eine Butike, deren es für dieſes Gewerbe viele giebt, und laſſen ſich kleiden. Das Mädchen zahlt ſechs Penny's und erhält dafür einen volſtändigen Damenhabit, welcher meiſtentheils aus einer ſchwarz grosdüturnen Andriene mit Zubehör beſteht, und wird dafür auch noch koeffüret. Und daher komt es, daß alle engliſche Freudenmädchen, auch die von der ſchlechteſten Klaſſe, die oft nicht ein Hemde auf dem Leibe haben, des Abends wie Prinzeſſinnen erſcheinen. Denn ihr ſchöner Wuchs, ihre weiſſe Haut, das braune Haar, die ausgelegte Bruſt mit dem ſchwarzen Kleide thut, zumal im Sonnengange der Abenderleuchtung, die allervortheilhafteſte Wirkung.

Wir gingen im Koventgarden eine zeitlang auf und ab, und lieſſen eine Menge dieſer Kreaturen vor uns vorbei paſſiren. Aller drei Schritt, kan ich ſagen, begegneten uns zwei, drei und mehrere derſelben. So wie eine oder mehrere auf uns trafen, redeten ſie uns an: Mei Dier gib mi Glas Wein, d. h. mein lieber, gieb mir ein Glas Wein. Antwortet man nicht und macht keine Bewegung mit dem Arme, ſo gehn ſie vorüber und wagen es nicht, ein Wort weiter zu ſagen.

Da endlich eine Gruppe von drei ſolchen Mädchen uns ins Auge fiel, welche uns vorzüglich ſchön dünkten, hoben wir, bei der gedachten Anrede, unſere Arme auf, und im Augenblikke waren wir alle fünfe Arm in Arm und — im artigſten Geſpräch. Wendeborn unterhielt ſie mit der Materie über brittiſche Freiheit und die Mädchen ſprachen wie männliche Britten.

In den Hauptſtraſſen iſt faſt ein Haus um das andere der Venus geweiht. Wir gingen in das erſte das Beſte. Ein Markeur kam uns mit zwei Lichtern entgegen und fragte gleich, ob wir ein eignes Zimmer befählen. Auf Bejahung der Frage, eröfnete er uns Parterr ein Zimmer, das mit den köſtlichſten Tapeten geziert, ungemein ſchön meublirt, und mit Betten verſehen war. Wendeborn beorderte ein Peint (Nöſſel) Wein. Wir ſezten uns. Die angefangene Materie wurde fortgeſezt. Die Mädchen ſprachen wie die Damen von Stande. Kein Wort, keine Mine, wobei etwas Unanſtändiges gedacht werden konte! Paſtor Gözze hätte ohne alles gegebne und genommene Aergerniß dabei ſizzen können. Wendeborn ſchenkte ein. Man hat in England gewöhnlich Weingläſer, die unſern Schnapsgläſerchen gleichen. Die Mädchen tranken das Peint aus. Es dauerte eine Viertelſtunde, welche wir mit den artigſten Geſprächen zubrachten. Wir ſtunden endlich auf. Die Mädchen bedankten ſich. Wendeborn bezahlte zwei Schillinge. Und wir verlieſſen unſere Damen, ohne ein liederliches Wort von ihnen gehört zu haben. — Ich erſtaunte über dieſe Probe von Sittſamkeit und feinem Benehmen ſolcher Kreaturen, die mit der Frechheit der deutſchen Dirnen ſo ſeltſam kontraſtirte.

Acht und dreiſſigſtes Kapitel.

Fortſezzung

In der Folge hatte ich Gelegenheit, auch eine vornehmere Gattung von Töchtern der Freude kennen zu lernen, wo ich weniger Sittſamkeit aber deſtomehr Pracht fand. Ein Freund fragte mich, ob ich eine halbe Guinee anwenden wolte, etwas ſchönes zu ſehen, was ich gewiß noch nie geſehen hätte noch jemals ſehen würde. Ich war neugierig, und wolte doch nicht gern ſo vieles Geld ausgeben, ohne die Valuta dafür wieder zu haben. Aber er beſtand darauf, daß ich mich ihm auf Diſkretion überlaſſen müßte.

Unſer vorhergegangnes Geſpräch ließ mich vermuthen, daß der Gegenſtand, den er mir zu zeigen verſprach, aus der Klaſſe jener unglüklichen Geſchöpfe ſein würde, welche ihren Leib und ihre Ehre feil bieten. Ich wolte mich alſo durchaus nicht zu einer ſo ſtarken Ausgabe verſtehn. Denn das himliſche Bette, für deſſen Notiz man allenfals die halbe Guinee hätte anwenden können, war damals noch nicht erfunden. Und für den bloſſen Anblik einer ſchönen Geſtalt, wenns auch die medicäiſche Venus geweſen wäre, dünkte mir der Preis zu hoch. „Aber „ich ſage Ihnen, verſicherte mein Freund, daß „Sie mehr als eine Venus ſehen ſollen, und „daß Sie etwas ganz auſſerordentliches erblikken werden. Wenden Sie das Geld daran. „Ein Fremder muß alles ſehn, was der Mühe „werth iſt. Und der Ort, wo ich Sie hinführen werde, iſt der Mühe werth. Doch ſage „ich Ihnen nochmahls vorher, mehr als ſehen „können Sie für das Geld nicht. Eine halbe „Guinee koſtet die bloſſe Entree. Es wird auch „nicht jeder zugelaſſen. Sie können nur durch „mich dieſe Seltenheit beſchauen.“ Meine Neugierde wuchs. Endlich entſchloß ich mich.

Wir nahmen einen Wagen und fuhren in eine der entlegendſten Gegenden der Stadt. An einem groſe Hauſe hielt der Wagen ſtill. Mein Freund klingelte. Ein Bedienter in prächtiger Livre eröfnete die Thür, ließ uns ein, hieß uns eine Treppe hinauf gehen, und ſchloß hinter uns her wieder zu. Oben an der Treppe fanden wir einen andern Livrebedienten, wecher eine Flügelthür eröfnete, die in einen prächtigen Vorſaal führte, wo zwei Wandpfeiler mit den koſtbarſten Spiegeln prangten. Ich ſahe verſchiedene Tiſche von Mahaoni Holz und zwiſchen durch lehnloſe Seſſel mit Atlas überzogen. Der Bediente öfnete die Haupthür, und wir kamen in einen Salon, welcher ſchmal aber lang war, oben und unten einen Kamin hatte, und durch Vergoldungen und Spiegelwerk mein Auge blendete. Es war fürſtliche Pracht. Aber — welch ein Anblik! Oben und unten an den Kaminen ſtunden acht bis zehn nakkende Mädchen, ſo ſchön und blühend, wie man ſie mahlen müßte, wenn man etwas Schönes mahlen wolte. Die dunkelbraunen lokkenden Haare rollten auf den Nakken und Buſen herab. Alles war wie — es im Paradieſe geweſen ſeyn ſol.

Und doch waren dieſe Mädchen, in dieſer frechſten Attitüde, nicht frech. Wir ſprachen und ſcherzten und — keine that, als ob ſie mehr erwartete. Aber ich — mochte doch den Anblik nicht lange ertragen. Mein Freund, ein ältlicher Mann, wäre vielleicht noch lange geblieben. Ich — bat ihn, mich aus dieſem Feuer zurükzuziehen. Ich konte — die Steinkohlen Hizze nicht aushalten.

Wir giengen und zahlten hernach im Vorſale an eine Matrone, die uns erwartete, unſere halbe Guinnee. Für drei Guinee's, hieß es, kan man bei acht Schüſſeln mit einem oder zwei Mädchen ſuppiren und Wein trinken, ſo viel man wil, und genieſſen, was man wil und — kan.

Aber kan das, wird mancher denken, in London ſo öffentlich geſchehen? Die Frage iſt wirklich gerecht. Ich glaube auch, daß es keinen Ort in der Welt giebt, wo die Wolluſt ſo öffentlich wandelt. In London iſt gar keine Polizei, welche über dieſe Menſchenart wacht. Da kan jeder und jede, ohne alle Verantwortlichkeit thun, was ihnen beliebt, ſo lange nicht die öffentliche Ruhe und Sicherheit geſtört und anderer Menſchen Rechte gekränkt werden. Da gehn die Freudenmädchen frei und frank und laden jeden ein. Da ſtehen an allen Ekken der Straſſen Kerls, mit gedrukten Zetteln, welche mediciniſche Mittel ausbieten, — bald ſich zur Wolluſt zu ſtärken — bald ſich für Anſtekkung zu verwahren — bald ſich von Wolluſtkrankheiten zu kuriren auch wohl — Leibesfrucht abzutreiben. Kurz, da iſt nichts ſo unſittlich und unkeuſch, was in London nicht öffentlich beſprochen und verhandelt werden könte.

Man kan aus dieſem Grade der Freiheit ſichs begreiflich machen, warum ein Wendeborn, welcher gewiß der rechtſchaffenſte, unbeſcholtenſte und ernſthafteſte Mann von der Welt iſt, ohne alles Bedenken mir jene Probe von Sittſamkeit der Buhldirnen geben konte, ohne die geringſte Gefahr zu laufen, daß er von jemand geſehen und an ſeiner prieſterlichen Ehre angegriffen werden möchte. Denn in Ländern und Orten, wo man gewohnt iſt, die Wolluſt heimlich zu treiben und, wo man nur das Sehnlaſſen für Schande hält, da bekomt jeder Anblik eines nur ein wenig kokettirenden Frauenzimmers oder eines Mannes, der eine Buhlerinn am Arme hat, ein gewiſſes Intereſſe für die an ſolchen Orten deſto einheimiſchere Laſter des Neides, der Eiferſucht, und der Mediſance: und jederman, der ſo etwas ſieht, denkt ſich ein langes und breites darüber. Hingegen in London, wo man jede menſchliche Thorheit auf Rechnung des Thoren gehen läßt und wo die Wolluſt inſonderheit, ungeſcheut und öffentlich wandelt, da hat ein ſolcher Anblik gar kein Intereſſe. Und eben, weil er kein Intereſſe hat, weil kein Menſch ihn achtet, weil man alſo auch keinem Menſchen, von dem man das Geſehene erzählen wolte, ſchaden kan, eben darum ſieht kein Menſch mehr hin und ſpricht davon.

Es iſt alles Konvention. In Berlin z. B. ſind die Menſchen einverſtanden, alle Arten der Wolluſt (ſelbſt die ſcheuslichſte und unnatürlichſte der w . . . . B . . . .) unter ſich heimlich auszuüben: aber jeden, der etwas davon gewahr werden läßt, auf das ärgſte zu beräſonniren. In London hingegen iſts eingeführt, die Wolluſt nicht zu verbergen und folglich auch nicht zu beräſonniren. Darum iſt das dort Schande, was hier keine iſt. —

Die engliſchen Pfarrherren, die Pfründen von 600 bis 1000 Pfunden haben und ihre Vikare ſich halten, welche ſie mit 30 Guinee's abſpeiſen und faſt verhungern laſſen, liegen Jahr aus Jahr ein in der Stadt und finden ſich unter den Freudenmädchen mehr ein, als unter ihren Büchern: und niemand ſpricht darüber.

Herr Wendeborn ſagte mir, was hernach auch alle meine Bekanten beſtätigten, daß es in London volle 40000 Buhldirnen gebe, daß man aber auch unter dieſen vierzigtauſenden nicht fünfhundert finde, welche nicht auf das allerſtärkſte inficirt wären. — Dies iſt für jeden Fremden eine kräftige Warnung! — Ich bin auf die Vermuthung gekommen, daß der ſchrekliche Zuſtand dieſer Kreaturen der Grund iſt, warum man ſo eine ungeheure Menge blinder, verſtümmelter, wahn-

wahnwizziger, und mit Krebsſchaden behafteter Menſchen in London gewahr wird.

Neun und dreiſſigſtes Kapitel.

Verſuchungen.

Ich hatte in London viele Reizungen, mich daſelbſt niederzulaſſen, darunter dieſe gewiß nicht die ſchwächſte war, daß ich meinen reichlichen Unterhalt vor Augen ſehen konte.

Es waren erſtlich verſchiedene Familien, wie ich ſchon oben geſagt habe, welchen mein Erziehungsplan ſo wohl gefiel, daß ſie denſelben in London realiſirt zu ſehen wünſchten. Und ich konte um ſo viel ſichrer hoffen, damit mein Glük zu machen und eine große Menge Zöglinge zuſammen zu bringen, weil in London die Gelegenheiten faſt gänzlich fehlen, Kindern eine gute Erziehung zu geben. Denn gute Hauslehrer ſind dort viel ſeltner als in Deutſchland, wo die vielen und zahlreichen Univerſitäten ſie liefern. Von Gymnaſien und ähnlichen Schulen habe ich in London gar nichts gehört. Und die gemeinen Erziehungsanſtalten, die man Bordſkols nennt, ſind das abſcheulichſte, was man ſich denken kan. Denn da legt jeder bankerutirter Kaufmann oder verdorbene Kandidat eine ſolche Penſion an und betrachtet ſie als ſeinen ſchmalztopf, aus dem er ſich mäſten will. Da iſt der jämmerlichſte Unterricht. Da iſt nichts von phyſikaliſcher Erziehung. Da findet man, ſtatt der Moraliſchen, eine Schule aller Untugenden und Laſter. Und dieſe Umſtände ſezzen verſtändige Eltern oft in große Verlegenheit, und würden dem, der dieſe Verlegenheit heben und ein wirklich gutes Erziehungsinſtitut anlegen wolte, für ſeinen Fleiß reichliche Belohnung verſchaffen.

Und wenn ich auch mit der Erziehung allein nicht hinreichendes Brod gefunden hätte; ſo bliebe mir doch noch eine Nebenarbeit frei, von welcher ich jährlich zwei bis dreihundert Pfund ohne große Mühe gehabt haben würde. Ich konte mir eine Kirche miethen und Prediger werden, ſo gut wie Wendeborn und der berühmte William es war, den ich hernach noch perſönlich kennen lernte.

Denn in London giebt es vielleicht dreißig Kirchen noch, welche leer ſtehen und Privatperſonen gehören. Und jedem ſteht es frei, eine ſolche Kirche zu miethen, und ſich ſelbſt als Prediger anzuſtellen. Die Sache braucht wenig Umſtände. Ich werde mit dem Beſizzer der Kirche einig, und mache nun in öffentlichen Blättern bekant, „der D. B. aus Deutſchland iſt hier angekommen und wird in der und der Kirche auf den und den Sontag ſich als Kanzelredner hören laſſen.“ Nun komt auf den geſezten Tag eine Menge Menſchen zuſammen, welche die Neugierde deſtomehr herbeilokt, jemehr ich ſelbſt die Kunſt verſtehe, durch allerlei Ausſtreuungen, oder Verwendungen meiner Freunde, die Erwartung von mir in Spannung zu ſezzen. Ich trete auf und frappire mein Auditorium durch meine Beredſamkeit. Ehe ich die Kanzel verlaſſe, kündige ich an, daß ich auf den nächſten Sontag noch einmal predigen wolle. Nun verbreitet ſich der Ruf meiner Talente. Das Auditorium wird zahlreich. Ich erkläre nun von der Kanzel, daß ich in dieſer Kirche alle Sonntage predigen würde, wenn ſich eine hinlängliche Subſcription fände. Sofort laſſe ich einen Zettel herumgehen. Ich erblikke zwei, drittehalb hundert Pfund. Nun iſt meine Gemeine da. Ich brauche keine Vokation, kein Examen, keine Ordination. Ich habe kein Konſiſtorium. Ich bin Prediger, ſo lange mir es gefält. — So ward es William. Und ſo konte ichs auch werden.

Das waren wirklich große Verſuchungen für mich, der ich in Deutſchland ſoviel Feinde und ſo wenig Unterſtüzzung gefunden und zu hoffen hatte. Und dazu kam noch die Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner, welche mich außerordentlich reizten — ſo, daß ich noch jezt kein anderes Land mir wählen würde, wo ich mein Leben beſchließen möchte, als England — ja, daß ich längſt ſchon es gewählt haben würde, wenn ich in der Welt allein wäre und meine Kinder mich nicht feſſelten, denen zu Liebe ich das allerſchlechteſte Gegenwärtige dem ſchönſten Zukünftigen und erſt zu Suchenden vorziehen muß.

Vierzigſtes Kapitel.

Fortſezzung.

Die Nation iſt in meinen Augen, unter denen, die ich kenne, die vollkommenſte. Man muß nur unter Nation den Mittelſtand ſich denken. Denn der Bürger, der Kaufmann und allenfals der Gelehrte machen eigentlich die Nation aus. Und aus dieſen Klaſſen muß man allein den Nationalkarakter abſtrahiren. Die Nobleſſe in England iſt freilich das verdorbenſte Ding. Da herſcht franzöſiſcher Luxus, franzöſiſche Intrige, franzöſiſches Laſter. Aber die rechnet man in England ſelbſt nicht zur Nation

Der nationelle Karakter des Engländers iſt vortreflich. Seine Grundlage iſt Gefühl für Freiheit und Tugend. Der wahre (nicht ausgeartete) Engländer iſt edel, treu, und durchaus unfähig, eine ſchlechte Handlung zu begehen, welche die Geſezze der Billigkeit kränken, oder ihn bei gutdenkenden Menſchen verächtlich machen, oder die Freiheit beeinträchtigen könte. Er iſt als Freund feſt, unbewegbar, großmüthig. Wenn man in ſeine Bekantſchaft komt, iſt er kalt, gleichgültig und verſchloſſen. Er beobachtet den Fremden erſt mehrere Wochen. Aber hat man einmal ſein Vertrauen gewonnen, hat er einmal geſagt, ich bin dein Freund, dann wird er traulich, bieder, und — man kan ſicher auf ſeine thätigſte Freundſchaft rechnen. In ſeinem Umgange iſt er natürlich. Er iſt ein Feind von Steifheit, Pedanterei und lehrem Ceremoniel.

Die Haupttugend des Engländers in Abſicht auf Lebensart iſt Frugalität. Ich habe in den reichſten Häuſern keine Spur von unſerm deutſchen Luxus und großthuigten Weſen gefunden. Man ſchäzte den Herrn Reich für einen Mann von 300000 Pfund und ich fand nie mehr, als eine Schüſſel Fiſch und einen Braten, nebſt einem ſchönen Deſert und einem guten Portwein: — am Ende der Mahlzeit allenfals noch eine Flaſche Old-Hook *) d. h. alten Rheinwein. Und aller Wein ward aus kleinen Gläſern getrunken.

So frugal fand ich es überal, ſelbſt wenn ſechszehn bis zwanzig Perſonen beiſammen waren und es ein Traktement hieß. Höchſtens war eine Schüſſel mehr da. Der Wein kam nicht einmal auf den Tiſch. Jeder foderte ſich, wenn er Appetit hatte, ein Glas von dem Bedienten. Und ich fand die ſonderbare Sitte dabei, daß man erſt eine Dame zum Mittrinken auffodern mußte, ſo wie umgekehrt auch die Dame einen Herrn aufrufen mußte. „Madam wollen wir ein Glas „Wein trinken?“ — Ja. — dann zum Bedienten: Gib my two Glaſſes Wein. Und ſo tranken wirs einander zu, und gaben die Gläſerchen wieder ab. Erſt nach Tiſche kam der Wein auf den Tiſch. Das heiſt, wenn die warmen Speiſen

---

*) In England iſt das Vorurtheil für den Hochheimer. Daher nennt man jeden alten Rheinwein Oldhook.

vorüber waren, wurde das weiſſe Tiſchtuch abgenommen, und auf den entblößten Mahagonitiſch etwas Gebaknes und Obſt aufgeſtelt. Da ſtelte der Bediente, vor dem Wirth, zwei bis drei Buteljen mit verſchiedenen Weinen, in ledernen Unterlagen. Dann ſchenkte der Wirth ſich ein, und ſchob die drei Buteljen dem Nachbar zu, ſo daß ſie ihren Umgang hielten und jeder ſich einſchenken konte, wenn er wolte. War nun die Geſellſchaft ein wenig ſtark, ſo kamen die Flaſchen ſelten genug herum, und man ward zur Mäſſigkeit genöthigt.

Eben ſo wenig Luxus habe ich auf Kaffehäuſern und andern öffentlichen Orten gefunden. — Den ordinairen Punſch konte ich gar nicht trinken. Ich foderte ihn einmal und es war Thee mit Rum. Ich ſchmekte weder Zukker noch Citronen: Es war nicht hinterzubringen. — Das ſchlimſte für mich war die Entbehrung des Tabaks. unter 300 Kaffehäuſern gabs nur wenige, wo das Tabakrauchen verſtattet war. Der Pöbel raucht viel. Aber unter den geſitteten Ständen iſt der Tabak wenig gangbar. Häufiger kaut man ihn.

Aber den gröſten Reiz für mich hatte die engliſche Freiheit. Da fühlt man doch, daß man freigeborner Menſch iſt. Da bin ich Herr von mir ſelbſt. Da kan ich reden, ſchreiben, und thun, was ich will. So lange ich nicht die öffentliche Sicherheit ſtöhre und Anderer Rechte verlezze, bin ich von aller Obrigkeit unabhängig. Ich bin Herr in meinem Hauſe. Ich kan ein Gewerbe treiben, welches ich will. Und in meiner Stube darf der König mich nicht irritiren. Selbſt meine Schuldner können nicht anders an mich kommen und mich in Verhaft bringen, als wenn ſie mich auſſer meinem Zimmer ertappen. So ſicher, ſo frei, ſo fern von Deſpotismus und Willkühr der Richter lebt man nirgends. Und was ich erwerbe, iſt mein, und keine weltliche Macht hat über mein Gut und meine Perſon zu gebieten.

Viel Kampf bei dem Gedanken an meine Rükkehr nach Deutſchland, koſteten mich auch meine Maureriſchen Verbindungen. Ich war an Herrn Heſſelein empfolen. Da ich die Briefe des Prinzen abgab, las er ſie mit Lächeln. „Der „Prinz hat große Projekte. Ja, ja, wenn die „Millionen ſo leicht zu erlangen wären, wie man „ſie ausſpricht.“ — Er las weiter — „Ei ei, „das ſind windigte Sachen! — Luſtſchlöſſer! — „Nun der Prinz meinets recht gut.“ — Nach Beendigung der Lektüre ſagte er mir: „Sie ſind „ſehr empfolen. Ich glaube, daß es keinen Anſtand haben wird, Ihre Wünſche zu erfüllen.“ — Nach einigen Tagen wurde ich zur großen Loge geladen und in Gegenwart der beiden Herren Forſter, des Vaters und Sohnes, welche mir alles dolmetſchten, was geſprochen wurde, recipirt. Es waren mehrere Novizen dabei. Mir gab man in einem Abende drei Grade: und ich erhielt ein Certifikat über den Meiſtergrad. — Man behandelte mich äuſſerſt grosmüthig. Die ganze Geſchichte koſtete mich, wo ich nicht irre, fünf, höchſtens ſechs Guineen.

Wer Maurer iſt, wird begreifen, daß ich mich durch die Reception wenig befriedigt fand. Denn was ich da geſehn, gehört und gelernt hatte, war nicht für den Geiſt. Es war allein für die Phantaſie. Es gab mir kein Licht, keine Weisheit, keinen Zuwachs meiner Kentniſſe.

Ich ſuchte Bekantſchaften, und war ſo glüklich, ſie ſo zu finden, wie ich ſie wünſchte. Ich gerieth in die Hände eines Bruders, der mir reinen Wein einſchenkte. Ich lernte Grimaſſe von Realität unterſcheiden. Ich wohnte auſſer London einer Brüderverſamlung bei, die mich entzükte. Ich ward über Geſchichte, über wahre und erdichtete Zwekke des Ordens, über Misbräuche und Ausartungen deſſelben belehrt. Ich wurde vor Betrug und Windbeutelei gewarnt. Ich lernte den Orden lieben und nuzen. Das war es, wornach ich geſtrebt hatte. Das allein machte mirs der Mühe werth, in England geweſen zu ſeyn und für dieſe Reiſe ſo viel erduldet zu haben. Und dieſe Maureriſchen Verbindungen, die ich jezt hatte, erfülten mich mit der lebhafteſten Sehnſucht, mein ganzes Leben in England zubringen zu können.

Aber meine thörichten Einbildungen von der ſchon entſchiedenen Blüthe und Größe meines

Heideckheimiſchen Philanthropins behielten das Uebergewicht. Ich ſahe den reichen Gewinn, den ich von dieſem Inſtitut zu beziehen hofte, für das Gewiſſe an, das ich gegen das Ungewiſſe nicht vertauſchen müßte.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Der Reſt meiner Walfarth in England.

Ich wurde noch zulezt mit einem Manne bekant, der ſelbſt in deutſchen Zeitungen zu ſeiner Zeit Aufſehen gemacht hat. Es war der berühmte D. Wachſel, welchen ſeine eigne Gemeine nicht mehr dulden wolte, ob ſie ſchon hernach durch einen Ausſpruch des Parlements gezwungen wurde, ihm ihren Kontrakt zu halten, durch welchen ſie ihn einmal zum Prediger angenommen hätte.

Dieſer Menſch war ein Original von Stolz, Unwiſſenheit und Impertinenz. Er hatte eine ſchrekliche Einbildung von ſich ſelbſt, und hielt alles für auſſerordentlich, was er that und vermochte. Seine abſcheuliche Stimme hielt er für die ſchönſte, die gehört werden konte. Seine Predigten waren ein Muſter der Kanzelberedſamkeit. Seine Kirchenmuſik verdiente in ſeinen Augen von allen Tonkünſtlern Italiens beſucht zu werden. Sein Gottesdienſt dünkte ihm der feierlichſte, rührendſte, und erhabendſte zu ſeyn. Und wer ihn in dieſer Meinung von ſich ſelbſt durch Worte und Handlungen die Gegenpart hielt, dem begegnete er mit der furiöſeſten Grobheit.

Unaufhörlich hatte der Menſch neue Projekte im Sinne. Bald erfand er eine neue Art Liturgie. Bald hekte er eine neue Methode von Kirchenmuſik aus. Bald fiel es ihm ein, ſeine meiſterhafte Predigt, die er früh deutſch gehalten hatte, nachmittags in engliſcher Sprache abzulegen. Und er ladete allemal bei ſolchen Einfällen in öffentlichen Blättern das Publikum ein.

Das Publikum kam auch. Denn man kante den Narren und wußte, daß mit ihm Komödie zu ſpielen war. Wenn er ſo etwas neues ankündigte, war ſeine Kirche gedrängt voll und es ward darin nicht nur gelacht, ſondern auch ſogar die plumpeſte Unzucht getrieben.

Er invitirte mich ſelbſt, bewirthete mich köſtlich und trug mir eine Predigt an. Ich hielte ſie vor einer groſſen Menge Zuhörer, und wurde gebeten, vierzehn Tage nachher mich noch einmal hören zu laſſen.

Uebrigens koſtete mich mein philanthropiniſches Werbungsgeſchäft, ob ich gleich nur vier Zöglinge in London zuſammenbrachte, ſo viel Zeit, daß ich wenig in England ſehen und genieſſen konte. Ich war zwei Monat in London und habe weder St. James, noch die Themſe, noch Vauxhall, noch des etwas in Augenſchein genommen.

Nach Wolwitſch reiſete ich, um ein Kriegsſchif zu ſehen. Ein Freund führte mich bei dem Kapitain Schmitt ein, welcher dort Direktor der

Militairſchule war. Da wurde ich auf das Kriegsſchif Juſtitia von 70 Kanonen geführt und genoß das Vergnügen, eine ſolche ungeheure Maſchine in allen ihren Etagen und Abtheilungen zu beſehen. — Bei Tiſche erfuhr ich eine ſonderbare Wirkung des Porten-Aals. Ich war den ganzen Vormittag gegangen und hungrig und durſtig geworden. Daher foderte ich zeitig zu trinken und da ich gefragt wurde, ob ich Appetit hätte, ein Glas recht altes Porten-Aal zu trinken? (Man hat dies Bier, wie den Rheinwein, zwölf und ſechszehnjährig.) Ich nahms an, trank zwei Spizgläſer haſtig aus und ward ſo trunken, daß ich eine ziemliche Zeit brauchte, meine ganze Beſonnenheit wieder zu bekommen.

Eine engliſche Univerſität zu ſehn, hatte ich gar kein Verlangen. Ich kante die elenden Kloſterſchulen ſchon. Es ſind nicht viel wichtigere Inſtitute als unſere Gymnaſien. Latein, Griechiſch und Mathematik ſind faſt die Herrlichkeiten alle, die da getrieben werden. Und den dikken und wohlgemäſteten Rennikor in Augenſchein zu nehmen, welcher durch ſchlecht bezahlte Leute ſeine kritiſche Bibelausgabe ſich zuſammentragen ließ und, ohne Geiſt und Talent und Kentniſſe zu beſizzen und angewendet zu haben, Geld und Ruhm allein ſchmaußte, darnach lüſterte mich vollends gar nicht. Solche fette und hochpoſaunte Schafsköpfe haben wir in Deutſchland ja genug — an Höfen und in Fakultäten. Warum ſolte ich erſt Geld ausgeben, um nach Oxfort zu reiſen? — Weit mehr intereſſire und vergnügte mich Brimmingham, wo ich die herrlichen Fabriken beſah, in denen faſt lauter Deutſche ſind, deren Talent und Fleiß den engliſchen Waaren Ruf und Abgang verſchaft.

In London war ich, durch mein betriebſames Umherlaufen für den Zwek meiner Reiſe, ſo bekannt, daß ich in die entfernteſten Gegenden dieſer Stadt in der Mitternacht mich allein finden konte. London hat doch in ſeinem längſten Durchſchnitt bei fünf engliſche Meilen. Und ich war gleichwohl in den erſten vierzehn Tagen ſchon ſo weit, durch Hülfe einer Karte, die ich ſtudierte, daß ich allenthalben ohne Führer wanderte.

Die Komoedie in Koventgarten habe ich nur einmal beſucht, weil ich der engliſchen Sprache nicht mächtig genug war. Aber ich muß geſtehen, daß ich die Akteurs, im ganzen genommen, weit volkomner gefunden habe, als in Deutſchland. Ich hörte Stellen deklamiren und ſahe Pantomimen, die mir auf keinem deutſchen Theater ſo meiſterhaft vorgekommen waren. — Es war die Skol of Skandals.

In Tyburn habe ich auch einmal hängen ſehen. Das iſt wirklich eine Methode der Hinrichtung, dabei auch der weichmüthigſte Menſch Faſſung behält. Der Delinquent ſaß im Wagen ſo ruhig, als wenn es gar nicht nach dem Richtplazze gienge. Seine Verwandten begleiteten ihn ohne Thränen. In allen Geſichtern ſahe mans, daß gehängt werden hier keine Schande iſt, ſondern als ein Zufall betrachtet wird, der nicht viel mehr ſagen wil, als wenn einer in eine Pfüzze fält. Der Delinquent nimmt von ſeinen Freunden Abſchied. Dieſe umarmen ihn, wie wenn er verreiſen wolte. Er ſteigt ganz ernſthaft hinauf auf den Wagen. Der Henker folgt ihm, bindet ihm den Strik um den Hals, und ſteigt herab. Die Verwandten rufen noch ein Vale hinauf. Der Wagen fährt unter dem Gehenkten weg. Seine Freunde ziehen ihn an den Beinen, damit der Strik ſcharf anſchleifen muß, und der Gehenkte ſich nicht lange mit dem Sterben inkommodiren darf. Und ſo geht alles ganz gelaſſen wieder nach Hauſe, und die Geſchichte iſt vergeſſen.

Es war das Ende des Februars 1778, wo ich endlich Anſtalt zu meiner Abreiſe machte. Ich kaſſirte die halbjährigen Vorauszahlungen der Penſion von meinen vier Zöglingen, nebſt den Reiſegeldern ein. Ich kontrahirte mit einem Bedienten, welcher engliſch und deutſch konte, der auf ein Jahr ſich bei mir engagirte. Ich brachte meine Reiſeequipage in Ordnung, die nun eine ganz honorable Geſtalt hatte, gegen die, mit welcher ich angekommen war.

Wir giengen mit zwei dreiſizzigen Extrapoſtkutſchen von London auf Harritſch. Das war doch ein Fuhrwerk, wo das Reiſen zum

Vergnügen wird. Wenn man die deutſchen Karieten beſteigt, die auf den Poſtſtationen den Paſſagiren gegeben werden, da meint man auf allen Schritten liegen zu bleiben, wird von allen vier Winden durchweht, und im ganzen Leibe zerſtaucht. Hier ſahe ich zweiſitzige Glaswagen, mit einem kleinen Rükſiz, die in Stahlfedern hiengen, ſo lakkirt und bekleidet, wie man ſie zur Noth in Deutſchland, als Staats-Equipagen gebrauchen könte.

Von Harritſch gieng ich mit einem Schiffe gerade auf Amſterdam. Wir brachten nicht mehr als 23 Stunden diesmal zu. Ich ward abermals ſeekrank, ſo wie alle meine Zöglinge bis auf den kleinſten. Dies war ein Knabe von eilf Jahren und ein überaus zartes und ſchwächliches Kind. Die andern waren Rieſen gegen ihn. Und gerade die ſtarken und geſunden erlagen und dieſes Kind blieb munter, und lief bald in der Kajüte, bald auf dem Verdek herum, und ergözte die Schifleute mit den Aeuſerungen des engliſchen Nationalgeiſtes. Er trat immer an die Kanonen und wünſchte, daß ein

Amerikaner uns aufſtoſſen möchte, den wir beſchieſſen könten. — Doch war meine Krankheit dießmal weit erträglicher. Ich konte meiſt auſſer dem Bette ſeyn, und meine kranken Zöglinge verpflegen helfen. Und in den lezten ſechs Stunden vermochte ich Speiſen zu genieſſen. Ohnfehlbar wäre ich das Seereiſen gewohnt worden und bei fernern Schiffarthen von der Krankheit frei geblieben.

In Amſterdam blieben wir nur vier Tage, und ich genoß ſehr viel Vergnügen bei der Vereinigung meiner engliſchen und holländiſchen Rekruten. Ueberal hörte ich, daß man Muth zu meinem Philanthropin bekam, da ich ſelbſt in England Vertrauen gefunden hatte. Und ich erhielt aus verſchiednen Häuſern Verſicherung, daß in kurzem mehrere Kinder nachfolgen ſolten. Meine Freunde wünſchten mir Glük und ich fühlte mich ganz im Beſiz meines erträumten Wolſtandes, den ich mir durch ſo viel Strapazen und Gefahren errungen hatte.

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Triumph und — Einſturz des ganzen Gebäudes erträumter Glükſeligkeit.

Es waren mit die ſeligſten Tage meines Lebens, welche ich auf meiner Heimreiſe verlebte. An allen Orten, wo ich vor vier Monaten noch in der Geſtalt des armen Mannes erſchienen war und mich ſehnſuchtsvol nach der wolthätigen Hand eines Menſchenfreundes umgeſehen hatte, zog ich jezt wie im Triumphe ein. Ich hatte von Leyden und Amſterdam aus alle meine Freunde von meiner Ankunft benachrichtiget. Man war gefaßt, mich zu empfangen. Glükwünſchungen ſtröhmten von allen Seiten mir entgegen.

In allen Städten, wo ich durchreiſte und anhielt, (ich fuhr von Amſterdam mit zwei Kutſchen ab, und von Crefeld hatte ich drei Wagen vol) wurde ich von einer Menge Menſchen umringt.

Wo ich in einem Gaſthofe ſpeiſte oder übernachtete, war ein Zulauf, wie wenn ein Mann mit ausländiſchen Thieren ſich da aufhielte. Es war überal eine ungewohnte Erſcheinung, eine ſolche Menge Kinder bei einem Vater zu ſehen. Und an einigen Orten gab ich ſie wirklich, zum Scherz, alle für meine Kinder aus, und ergözte mich an dem Erſtaunen des Pöbels. Ich hätte können Geld damit verdienen, wenn ich den Vater mit dreizehen Söhnen für einen gewiſſen Preis hätte ſehen laſſen wollen.

In Cleve wurden wir bei dem Herrn v. Bachmann herrlich bewirthet uud mit zwei Rekruten verſtärket. In Crefeld kamen noch zwei dazu: und Herr De Greif feierte meine glükliche Zurükkunft. Ueberal war Freude über Freude, und mein Herz vergaß alle vorige Leiden und entglühte vom Danke gegen die Vorſicht, die ſo die Zeit der Trübſal geendigt und ſo glänzende Ausſichten mir eröfnet hatte.

Alle, die mein Unternehmen als Thorheit und Wahnwiz verſchrieen hatten, ſchämten ſich jezt. Der D. Bahrdt, hieß es, hat doch einen erſchreklichen Treffer. Wer hätte ſichs träumen laſſen, daß es ihm glüken würde. Nun iſt er freilich geborgen und kan die Pfälzer entwehren. — — Leute, die mich auf der Hinreiſe nicht angeſehen hatten, würdigten mich jezt ihrer Freundſchaftsverſichrungen. — Das iſt der Welt Lauf!

Nachdem wir ohne allen Anſtoß an dem Rheine heraufgefahren waren, hielt ich einen Raſttag, um die lezte Nacht, welche ich hätte in Maynz zubringen müſſen, ohne die Kinder zu ſehr anzugreifen, der Reiſe zu widmen, und auf dieſe Art in Maynz alles Aufſehn zu vermeiden. Ich richtete es ſo ein, daß wir um Mitternacht nach Maynz kamen und, ohne auszuſteigen, friſche Poſtpferde nahmen und in aller Frühe in Oppenheim eintrafen, wo wir das lezte Frühſtük einnehmen wolten.

Ich hatte mein liebes Weib davon benachrichtigt, und dieſe war mir deshalb von Heidesheim bis Bechtheim entgegen gekommen und hatte eine Mittagsmahlzeit daſelbſt veranſtaltet.

Aber eben in Oppenheim — wo meine ganze Seele von ſtiller Freude überſtröhmt wurde, welche mir der Gedanke an mein Weib, an meine Kinder, an mein Inſtitut und — an die glükliche Zukunft ſchuf — eben in Oppenheim — es läuft mir noch ein kalter Schauer über meinen Leib, wenn ichs denke — fand ich das Ende meiner Freuden. Meine Zöglinge hüpften fröhlich um ihr Frühſtük herum und jubelten dem ſchönen Heidesheim entgegen, als ich, recht inniglich vergnügt, in der Stube auf und abging und von ohngefähr das Frankfurther Riſtretto auf einem Tiſche erblikte und — las:

> Am . . . . dieſes Monats iſt gegen den D. Bahrdt — ein Kaiſerl. Reichshofraths Concluſum ergangen, durch welches derſelbe von allen ſeinen Aemtern ſuſpendirt und —

Hier ſank meine Hand und mir ward, als wenn ein Blizſtrahl mich getroffen hätte.

Man denke ſich den Zuſtand meiner Seele. Zu beſchreiben iſt er nicht. — Das war das erſte, was mein Weib, mein Inſtitut, meine Gemeine, mein Fürſt erfuhr. — Welch ein Schlag!

Noch ſieben Stunden von Heideſheim, mit einem Sakke vol Geld, mit dreizehn neuen und zum Theil doppelt zahlenden Zöglingen, mitten im Jubel und ſeligen Aufblik in eine Freudenvolle Zukunft — war ich ſchon wieder elend und arm und — ein Gegenſtand des Mitleids.

Ich ſah nun ſchon im Geiſte alles zu Trümmern ſtürzen, was ich ſo mühſam aufgebaut hatte. Ich ſahe mein Weib weinen, meine Zöglinge trauern. Ich ſahe den Rühl wie Satan grinzen und meine Feinde triumphiren. Und über alle dieſe gräßlichen Gegenſtände hinaus ſahe ich unglükliche Schikſale in eine ſchreklich finſtere Zukunft gehült.

In meiner Seele waren nun alle Freuden auf einmal erſterben aber — in meinem Aeuſerlichen mußte Lavater ſelbſt keine Veränderung leſen. Mein Geſicht erblaßte nicht. Meine Füſſe wankten nicht. — Ich ſpannte alle meine Kraft an, meine ruhige Mine uud Stellung zu behaupten, um meine muntern Zöglinge nicht niederzuſchlagen. Ich ſtieg mit meinen Kindern wieder ein, wie ich ausgeſtiegen war. Aber Anſtrengung koſtete michs, unverändert zu erſcheinen

Meine Freunde, die in Bechtheim mich erwarteten, hatten ſchon den Tag vorher die traurige Zeitungsnachricht geleſen und es koſtete mich unendliche Mühe, in der Geſchwindigkeit ihre Thränen zu ſtillen und meinen Zöglingen wenigſtens trokne Geſichter vorzuſtellen. Es war eine traurige Mahlzeit. Wir hatten uns alle ſo viel zu ſagen, und wir muſten doch um der Kinder willen, alle unſere Seufzer unterdrükken, und den vollen Herzen die lindernde Ergieſſung verſagen.

Ich hielt mich. — Mit der Mine des Triumphirenden zog ich in Heidesheim ein und ſtelte mich, gegen alle meine Lehrer und Freunde, die mir mit ihren Klagen entgegen kamen, als ob ich das Konkluſum des Reichshofraths als Spiegelgefecht verlachte und den glüklichſten Zeiten entgegen ſähe. Tief in meiner Seele verwundet, preßte ich alle Trauerbilder ins Ideen-

Dunkel hinab und ſezte mich in volle Thätigkeit für mein neugebornes Inſtitut. Ich beſorgte die Einquartirug meiner Rekruten und war unaufhörlich bemüht, alles zu veranſtalten, was dieſe Ankömlinge vergnügt machen konte.

Da den erſten Tag alles zu Bette war, ließ ich erſt mein Weib und meine vertraulichſten Lehrer auf mein Zimmer zuſammenkommen, um bis Mitternacht mein Herz auszuſchütten, und auch dem ihrigen Luft zu machen, Und ach — wie floſſen da die Thränen, die wir nicht mehr zu verbergen nöthig hatten!

Mein armes Weib gab mir jezt, mit Einſtimmung der redlichen Männer, die dem Nachtkonſeil beiwohnten, die weitläuftigeren Berichte, von den Unordnungen, Bedrükungen, Zerſtörungen, die ſie in meiner Abweſenheit hatte erleben müſſen, und davon ſie in ihren wenigen Briefen nach England mir nur einzelne Winke hatte ertheilen können.

Ich wil meine Leſer mit dieſer lamentablen Geſchichte nicht aufhalten. Die ökonomiſche

Geſellſchaft hatte das arme Weib ſehr wenig unterſtützt. Sie hatte mit Sorgen, Mangel, bittern und unverſchuldeten Vorwürfen und täglichen Verdrüßlichkeiten kämpfen müſſen, und nur wenig treue Freunde im Schloſſe waren ihr übrig geblieben, deren ohnmächtige Hülfe ſie nur getröſtet, ſelten aber etwas entſchieden hatte. Unter den Lehrern war wieder ein förmliches Komplot angeſponnen worden, an deſſen Spitze der elende Thomſon ſtand. Und nur die Uneinigkeit, die unter den Verſchwornen ſelbſt ſich eingeſchlichen hatte, war Urſache geweſen, daß es nicht zum Sturz des ganzen Inſtituts bereits ausgebrochen war.

Mein Muth war dahin und die Kraft meines Geiſtes ſank mit jedem Tage mehr. Ich mußte ſie völlig überſpannen, um nur noch äußerlich der Mann zu ſcheinen, der ich geweſen war.

Thomſon wurde gleich des folgenden Tages verabſchiedet, und noch zwei andere mußten in kurzem ihm folgen. Ich richtete die Maſchiene ſo gut ein, wie ich konte, und war immer zufrieden, wenn ich meine Zöglinge, beſonders die neuern, nur bei gutem Muthe ſahe. Dies gelang mir auch vorzüglich dadurch, daß ich einen neuen Lehrer bekam, der engliſch dociren konte und — daß jezt eine Menge Fremde aus der Nachbarſchaft ſich einfanden, (die neuen Ankömlinge zu ſehn) und das geſellſchaftliche Leben, das in meiner Abweſenheit entſchlafen war, wieder auffriſchten.

Indeſſen ſahe mein Philanthropin (wenigſtens in den Augen des geübten Beobachters) doch ſchon einem Greiſe gleich, der nur noch munter thut, aber im Stillen ſich fühlt, daß es mit ihm zum Ende geht. Alles, was im Schloſſe noch der Heiterkeit und Betriebſamkeit glich, war nichts als Rolle. Die Zöglinge fingen ſelbſt an, es zu merken.

Drei und vierzigſtes Kapitel.

Meine Vertreibung aus dem deutſchen Reiche.

Ich war nicht vier Wochen im Schloſſe, als ſchon Briefe aus Holland und England ankamen, welche die Kinder reklamirten. Meine Feinde hatten treufleißig dafür geſorgt. Sie hatten theils an die Eltern ſelbſt, theils an andere Bekante die Zeitungsblätter verſendet, in welchen meine Suſpenſion angekündiget wurde. Sie hatten dabei nicht ermangelt, mich als einen Menſchen ohne Religion und Sitten zu ſchildern. Sie hatten auch wohl obendrein die ſchrekliche Drohung hinzugefügt, daß ich in kurzem mit Kindern und Geldern durchgehen würde.

Einige durch dieſe Nachrichten erſchrekten Eltern kamen ſelbſt, andre ſchikten an Frankfurther Handelshäuſer Volmacht, die Kinder abzuſodern. Nun ward das Inſtitut zu Grabe getragen.

Was aus mir ſelbſt werden ſolte, wußt ich noch nicht. Vor meinen Augen war Finſterniß. Ich vermochte nicht, etwas zu beſchlieſſen. Ich war im Zuſtande der Betäubung. Zwar arbeitete ich fort, that täglich meine Geſchäfte, wie ich ſie beſtändig gethan hatte, und ward in keinem Augenblike ſo niedergeſchlagen, daß ich eine Thräne vergoſſen oder eine übermäſſige Aengſtlichkeit empfunden hätte. Ja, ich konte ſogar noch in fröhlichen Geſellſchaften heiter und lebhaft ſeyn. Aber zu ſcharfem Nachdenken und fortgeſezten Ueberlegungen war ich ganz unfähig. Kalt und ruhig erwartete ich, was Gott mit mir machen würde. Furcht vor großer und dauernder Noth hatte ich gar nicht. Denn ich verließ mich auf meine Kraft. Ein unbeſtimtes: „es wird ſich ſchon geben!“ war die Stüzze meiner Gelaſſenheit.

Meine Suſpenſion verurſachte viel Redens in Deutſchland, aber die algemeine Trägheit der Menſchen machte, daß ſich niemand meiner annahm. Das Intereſſe lag zu entfernt. Der Gedanke, daß das Eingrif in die Rechte der deutſchen Fürſten ſey, wenn der Reichshofrath den Diener eines Reichsfürſten, um theologiſcher Meinungen willen, de facto abſezte, und daß dies, einmal geduldet, mehrmalen geſchehen könte, lag zu weit im Reiche der Möglichkeiten, als daß Schriftſteller und Fürſten davon hätten erwärmt werden können. Und die Menſchen ſind gemeinhin, auch bei den erſchütterndſten Fällen, ganz eifrige Zuſchauer und Beſprecher der Sache, aber in Thätigkeit ſind ſie nicht anders zu ſezzen, als bis ſie perſönlich, durch gewiſſen und nahen Vortheil oder Schaden, intereſſirt werden.

Meinem Fürſten oder damals Grafen v. Leiningen war dieſer Unfall äuſerſt empfindlich: aber er hatte ſelbſt ein paar delikate Proceſſe, die beim Reichshofrathe anhängig waren, und bei denen er favorem judicis ſich, durch eine etwas ernſte Verwendung für ſeinen Superintendenten, nicht gern verſcherzen wolte. Und Herr Rühl hätte es auch ſchon aus Feindſchaft gegen mich zu einer ſolchen Verwendung nicht kommen laſſen. Er ſchlug alſo blos den Weg des

Supplicirens ein, und bat bei kaiſerlicher Majeſtät um meine Reſtitution.

Auch meine Gemeine wandte ſich in einer allerunterthänigſten Vorſtellung an das Reichsoberhaupt, und ſtelte in einer ſehr gut abgefaßten Schrift vor, daß ſie bisher in meinem Lehramte keinen Anſtoß gefunden, und mit meiner Lehre volkommen zufrieden ſey, und bat daher, daß man ihr ihren Superintendenten laſſen möchte. Aber auf beide Supplikẹn folgte nichts.

Ich kam ſelbſt beim Reichshofrath ein (durch den Agent v. Fiſcher) und bat um Kommunikation der Klage und Erlaubniß, mich dagegen verantworten zu dürfen: aber ich erhielt keine Antwort, obgleich hernach der Herr v. Fiſcher für ſeine Agentſchaftsarbeiten 42 Gulden liquidirte, die ich noch in Halle ſeiner Wittwe ausgezahlt habe.

Im Anfang des Maimonats wurde mein Schikſal entſchieden. Ohne daß mein Fürſt, meine Gemeine und ich ſelbſt gehört worden war, ohne daß mir eine Defenſion geſtattet wurde — folglich, blos auf einſeitige Reichsfiskaliſche Anklage, daß ich Säze vorgetragen hätte, welche gegen die im Reiche herrſchende Religion verſtieſſen — ohne Vorhalt, ohne Geſtändniß — ließ der Reichshofrath gegen mich ein verdammendes Urtheil ergehen, in welchem ich

> aller meiner Aemter entſezt und mir aufgelegt wurde, entweder die mir ſchuld gegebnen Irthümer in Punkto der Dreieinigkeitslehre ꝛc. zu wiederrufen oder das deutſche Reich zu meiden.

Zugleich erhielt mein Fürſt ein Mandat, in welchem ihm anbefohlen wurde, mich ſogleich und ohne allen weitern Einwand meiner geiſtlichen Funktionen verluſtig zu machen und meines Dienſtes zu entlaſſen. Das war das beiſpielloſe Verfahren, unter welchem ich blos darum erliegen muſte, weil ich der Diener eines zu kleinen Fürſten war, mit dem, wie ſich der H. v. Scheben ausgedrükt hatte, der Reichshofrath nicht viel Umſtände macht.

Das lächerliche bei der Sache war, daß das Reichshofraths conclusum zugleich meine ſo algemein für orthodox gehaltenen Predigten über die Perſon und das Amt Jeſu mit konfiſcirte, weil d. H. v. Scheben, zu den Bennerſchen Programmen, welche gegen die Varrentrappiſche Samlung gerichtet waren, gerade dieſe Eichenbergeriſche Samlung beigelegt hatte. Woraus man alſo ſehn konte, daß man in Wien die corpora delicti gar nicht beſehen und verglichen, ſondern ſich zu dem Kläger verlaſſen und friſch drauf los geurtelt hatte:

Ich hatte jezt keine Wahl mehr. Daß ich nicht wiederrufen würde, verſtund ſich von ſelbſt. Und der Reichshofrath wird auch hoffentlich nicht im Ernſte es gefodert haben. Denn von einem ehrlichen Manne im Ernſte verlangen, daß er ſeine ſubjektive Wahrheit, die ihm durch ſo vieljährige und gewiſſenhafte Prüfungen heilig und ehrwürdig geworden war, nicht mehr für Wahrheit erkennen und öffentlich, wider ſeine Ueberzeugung für Irthum ausgeben ſolle, würde eben ſo viel heiſſen, als verlangen, daß er wahnwizzig werden oder als ein ſchlechter Menſch handeln ſolle. Es war alſo dieſes Reichshofraths concluſum im Grunde nichts anders, als eine ſeit den Zeiten des päbſtiſchen Deſpotismus zum erſtenmale erneuerte Achtserklärung eines ſo genanten Kezzers, dergeſtalt, daß mir nun nichts weiter übrig blieb, als das deutſche Reich wirklich zu meiden, oder zu einem Reichsfürſten zu flüchten, welcher ſich ſolche Mandate nicht inſinuiren zu laſſen gewohnt war, oder — mit welchem der Reichshofrath etwas mehr Umſtände zu machen genöthiget war.

Freilich, hätte Joſeph der zweite von dieſer Sache hinlängliche Notiz gehabt; ſo würde dieſer erſte aufgeklärte deutſche Kaiſer, nach ſeinen Toleranzprinzipiis, gewiß dieſe Schritte des Reichshofraths gemisbilligt, und das ganze Verfahren kaſſirt haben. So aber ereignete ſich dieſe ganze Geſchichte gerade in der Zeit des ſo genanten Kartoffelkrieges, wo die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ſolche kleine Gegenſtände nicht hingeleitet werden konte.

Ich erhielt damals von Berlin und Halle Verſicherungen in Menge, daß ich in den Preuſſiſchen Staaten Schuz finden würde: und es waren auch natürlich dieſe Staaten die einzigen, wo ich ihn finden konte. Aber viele meiner Freunde machten mir dieſen Ausweg dadurch bedenklich, daß ſie mich heimliche Nachſtellungen der katholiſchen Parthei in der Pfalz fürchten hieſſen. Denn ſie hielten es für möglich, daß man den angetragnen Wiederruf erzwingen und mich, wenn ich mich ins Preuſſiſche retiriren wolte, unterwegens aufgreifen würde. Ja einige machten mir gar bange, daß man mich auf der Reiſe, wo ich überal durch katholiſche Lande mußte, heimlich kapern und in einem Kloſter einmauern könnte, aus dem nie meine Stimme zu den Ohren eines Retters dringen würde. Und mich dünkten auch dieſe Möglichkeiten, wegen des bekanten Verfolgungs- und Rache-Geiſtes des Katholiciſmus, ſehr reel zu ſeyn.

Als ich mich mit der Ueberlegung quälte, wie ich meinen Feinden am ſicherſten entgehen wolte, ließ mir der Hofrath Rühl ſagen, daß er an meinem Schikſale Theil nehme und den Fürſten bewogen habe, mir eine menſchenfreundliche Hand zu bieten. Dieſe Nachricht ſezte mich in Erſtaunen und Rührung. So häßlich mir der Karakter dieſes Mannes geſchienen hatte, ſo war ich doch nach meiner leichtſinnigen Gutherzigkeit augenbliklich geneigt, dieſes für einen Zug der Menſchlichkeit zu halten und mich zu überreden, daß auch der böſeſte Menſch noch wohl durch das Unglük eines andern erweicht werden könte. Und bei dem Rühl hielt ich es darum für deſto möglicher, weil ich wußte, daß er wirklich Talente ſchäzte, und daß ihn bei aller Härte des Herzens, mit welcher er das Elend der Unterthanen anſahe und behandelte, dennoch ein Mann von Werth, wenn er in tiefes Unglük geriethe, vielleicht rühren möchte.

Es war mir daher wirklich eben ſo ſchmeichelhaft als erfreulich, daß dieſer Mann, der ſo lange mein erbitterter Feind geweſen war, jezt ſo gar mich zu ſprechen verlangte. Er kam nach Heidesheim, trat auſſer dem Schloſſe im Wirthshauſe ab, und beſchied mich in ſein Zimmer zu einer geheimen Unterredung. Er that ſeine Anträge mit der Mine der Grosmuth und der Bedaurung. Sie beſtunden in zwei Stükken. Er erklärte mir erſtlich, daß er ſelbſt das Inſtitut nun, da ich nicht bleiben könte, übernehmen und, nach einem eignen Plane, von dem er mir ein langes und breites vorlas, fortſezzen wolle, und verlangte darüber von mir eine Menge Auskünfte und Losſagungen, die ich ohne Bedenken ihm gab. Alsdann offerirte er mir 400 Gulden aus der Chatulle des Fürſten (bei welchem ich um Auszahlung einer halbjährigen Beſoldung nachgeſucht hatte) und rieth mir, mich im Stillen fortzumachen, um allen Nachſtellungen meiner Feinde zu entgehen. Und er ſezte ausdrüklich hinzu, daß der Fürſt dies wünſche, und zum Behuf dieſer Flucht, mir dieſe 400 Gulden gnädigſt zuflieſſen laſſen wolle. Er ſtelte ſich dabei, als mein verſöhnter Freund, konteſtirte mir ſein Mitleid, empfahl mir die heiligſte Verſchwiegenheit und NB. erklärte zugleich, daß er mir die 400 Gulden im Wirthshauſe zu Dienheim in der Stunde auszahlen laſſen würde, in welcher ich daſelbſt einzutreffen ihn verſichern wolte.

Ich erzählte dieſe Rühliſchen Anträge zweien meiner vertrauteſten Lehrer, welche die einzigen Menſchen waren, mit denen ich in dieſem unglücklichſten Zeitpunkte meines Lebens mich berathen konte. Dieſe ſchüttelten die Köpfe und behaupteten gerade zu, das ſey nichts anders, als eine ausſtudirte Bosheit des Rühls, der noch zulezt ſeine Rache kühlen wolle: es ſey zwar noch nicht zu ergründen, was er eigentlich im Schilde führe, aber das ein tükkiſcher Streich im Hinterhalte liege, wäre theils aus ſeinem bekanten ſchwarzen Karakter, theils aus der Art des Antrages klar, welcher einem unbefangenen und gutgemeinten Vorhaben durchaus nicht ähnlich ſähe, ſondern vielmehr, durch die ſonderbare Foderung, daß ich ihm die Stunde anzeigen ſolte, wenn ich in Dienheim einzutreffen gedächte, einen hämiſchen Anſchlag verrathe.

Dieſes Gutachten meiner Freunde machte mir fürchterliche Unruhe. Ich war ſo arm, daß ich nicht zwanzig Meilen weit reiſen konte und hatte daher die höchſte Urſache, die angebotne Wolthat des Fürſten anzunehmen: und doch muſte ichs aus den angegebnen Gründen für möglich halten, daß mich Rühl auf eine ſchändliche und mir ſchreckliche Art hintergehen könte.

Nach mehrern ſchlafloſen Nächten neigte ſich mein Entſchluß auf die Rühliſchen Anträge. Ich hatte alle mir erdenkbaren Möglichkeiten durchgedacht, wie Rühl an mir einen hämiſchen Streich verüben konte, und hatte keine ausführbar gefunden. Gegen alle beruhigte mich hauptſächlich der Gedanke, daß der Fürſt doch um die 400 Thaler wiſſen müſſe: (denn Rühl hatte eine eigenhändige Erklärung des Fürſten producirt) und daß ſonach, Rühl keinen eklatanten Schurkenſtreich begehen könte, ohne ſich ſelbſt bei dem Fürſten, der mir wohl wolte, und alle Ungerechtigkeit verabſcheute, im höchſten Grade ſchwarz zu machen. Und ſo folgerte ich, aus der Unbegreiflichkeit und anſcheinenden Unmöglichkeit hämiſcher Abſichten, daß Rühl es diesmal recht im Ernſte mit mir meine, und beſchloß, mich auf die Zahlung des Geldes zu verlaſſen, und in der Stille meine Flucht in die preuſſiſchen Staaten zu veranſtalten.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Flucht. Gefangenſchaft.

Ich ſchrieb an den Herrn Oberkonſiſtorialrath Teller in Berlin, und Herrn D. Semler in Halle, und machte beiden mein Vorhaben bekant, mich heimlich davon zu machen und in Halle meine Retirade zu ſuchen. Mit beiden hatte ich biſher in Korreſpondenz geſtanden. Beide hatten mich vielfältig verſichert, daß ſie meine Freunde wären. Und vom leztern wuſte ich inſonderheit, daß er in öffentlichen Kollegiis auf das rühmlichſte von mir ſprach und mit Wärme ſeinen Zuhörern meine Schriften empfahl.

Herrn Teller ſchrieb ich am weitläuftigſten und treulichſten. Jch meldete ihm meine feſte Entſchloſſenheit, auf keine Weiſe und unter keiner Bedingung meinen Ueberzeugungen untreu zu werden. Jch bat ihn, mir freundſchaftlich zu rathen, wo ich mich hinwenden ſolte, und ob Halle ein ſchiklicher Ort für mich ſey? Jch ſandte ihm endlich mein Glaubensbekentniß (von welchem tauſende hinterher ſagten, daß es die einzige entſcheidende Urſache geweſen ſey, warum ich in den preuſſiſchen Staaten zu keiner anderweitigen Verſorgung hätte gelangen können) und bat ihn ausdrüklich,

> nicht blos mit Theologen ſondern auch und vornehmlich mit Rechtskundigen, welche die Reichsverfaſſung kennten und die Sache juriſtiſch zu beurtheilen vermöchten, ſorgfältig zu überlegen: ob es rathſam ſey, dieſes Glaubensbekentniß drukken zu laſſen, und mir ſodann, weil ich, in meiner unglüklichen Lage und bei dem höchſten Grade von Unruhe meiner Seele, mir nicht ſelbſt zu rathen wüſte,

> ein ſtatthaftes Gutachten darüber zu ertheilen.

Dabei gab ich ihm die ungemeſſenſte Volmacht:

> mein Glaubensbekentniß, wie ers gut finden würde, zu meiſtern, alles anſtößige zu tilgen, alles fehlerhafte zu berichtigen und — daſſelbe dem Drukke zu übergeben oder — zu verbrennen.

Auf dieſen Brief erhielt ich die ſchleunigſte und freundſchaftlichſte Antwort. Er billigte meinen Entſchluß, nie zu wiederrufen, verſicherte mich, daß ich jede preuſſiſche Univerſität mir wählen könte, und daß ich wohl thun würde, wenn ich mich nach Halle begäbe, und meldete mir zugleich, daß mein Glaubensbekentniß bereits unter der Preſſe ſey. — Einen Poſttag darauf erhielt ich ſelbſt Exemplare davon.

Aber Herr Semler verſchob ſeine Antwort. Acht Tage ſpäter erhielt ich ſeinen Brief, in welchem er mir auf das dringendſte wiederrieth, nach Halle zu kommen, und mir zu erkennen gab, daß er daſelbſt mir entgegen zu handeln genöthigt ſeyn würde. Er hielt es für beſſer, wenn ich nach Duisburg flüchtete.

Dieſes Schreiben machte mich ſtuzzig. Ich ſchäzte und ſchäzze Herrn Semlers Freundſchaft und ehre ſeine Räthe. Und es ſchmerzte mich um ſo mehr, daß ich einem Manne, der meinem Herzen ſo theuer war, zuwider handlen muſte. Ich hätte nun ſchon ſeit acht Tagen Herr Tellern meinen Entſchluß, nach Halle zu gehen, bekant gemacht, hatte allen meinen Freunden dies geſchrieben, hatte ſelbſt um ein Quartier in Halle mich beworben und — ich konte überdem keinen befriedigenden Grund mir erdenken, warum Herr Semler mir von Halle abgerathen hatte. Ich blieb alſo bei meinem Vorſazze und machte nun Anſtalten zur Flucht, die ich um ſo eilfertiger betreiben muſte, da mein Glaubensbekentniß ſchon im Begrif war, Aufſehn zu erregen.

Mein Heidesheimiſches Inventarium betrug nach einer neuerlich aufgenommenen Taxe, die ich noch beſizze, 11000 Gulden. Dieſes mußte ich im Stiche laſſen. Denn erſtlich konte ich bei einer heimlichen Flucht es nicht mit fortbringen. Zweitens hatte ich noch Schulden, welche erſt davon bezahlt werden mußten. Drittens hatte die ökonomiſche Geſelſchaft ſo lange Anſprüche daran, als ſie wegen der Kreditoren nicht gedekt werden waren. *) Ich hofte indeß von der Gerechtigkeitsliebe meines Fürſten, daß er daſſelbe in Beſchlag nehmen und mir dasjenige, was nach befriedigung der Kreditoren übrig blieb, hinterher verabfolgen laſſen würde.

---

*) Der H. Anmerker, welcher, in den beliebten Annalen der th. Litteratur und Kirchengeſchichte, in einer ſelbſt eingerukten Skizze meiner Lebensgeſchichte, dieſes ſtarke Inventarium mit meiner vom Verfaſſer der Skizze beſchriebenen Armuth im Widerſpruch fand, wird ſich das Räthſel nun wohl auflöſen können: da er ſieht, daß meine eigne Börſe von dem Beſizſtande des Inſtituts gar ſehr verſchieden war und verſchieden bleiben muſte, wenn ich als ehrlicher Mann handeln wolte.

Auſſer dieſem Inventario hatte ich in Dürkheim in meiner Superintendenturwohnung, wenn ichs gering rechnen ſol, noch den Werth von 1000 Thalern. Denn ich hatte die meiſten Zimmer tapeziren laſſen. Ich beſaß ein volſtändiges Meublement an Tiſchen, Stühlen, Schränken, Kommoden u. ſ. w. Die Küche war mit den volſtändigſten Geräthſchaften verſehn. Die Fenſter hatten zum Theil ſehr ſchöne Vorhänge, die Betten waren volſtändig und gut überzogen, u. ſ. w. Auch dieß blieb auf die obgedachte Hofnung zurük, ob ſie gleich ſehr ſchwach war, da ich mir vom Hofrath Rühl, welcher alle Geſchäfte dirigirte, wenig Gutes verſprechen konte.

Das einzige, was ich retten zu können glaubte, waren einige Kleider und Leibwäſche. Aber meine Feinde wolten auch, daß ich mit meinen Kindern ganz nakkend und blos davon ziehen ſolte. Man ſtelte mir überal auf und beobachtete jeden Schritt, den ich that. Und nur unter der unbeſchreiblichſten Angſt gelang es mir, bei Nacht, ein paar Körbe mit Kleidern und Wäſche auf einen benachbarten Ort zu ſchaffen und es zu veranſtalten, daß ſie mir nachgeſchikt wurden. Und auch bei dieſem Transport bin ich auf das ſchändlichſte von den Leuten beſtohlen worden, welche die Sachen fortgeſchaft hatten. Und was ich zulezt, durch die Treue des redlichen Freundes erhielt, der die Verſendung beſorgte, war noch zum Theil durch die Näſſe verdorben worden, weil in die ſchlecht verwahrte Kiſte das Regenwetter eingedrungen war.

Eine meiner drükkendſten Sorgen war mein jüngſtes Kind, Namens Dorchen, welches noch an der Bruſt lag, und an einem Schlagfluſſe tödlich krank war, daß wir es auf einer ſolchen Reiſe, wo wir mit Angſt, die Nächte hindurch reiſeten, und ihrer ſechſe in meiner kleinen armſeligen Halbſchäſe ſchon keinen hinlänglichen Raum hatten, ſchlechterdings nicht mitnehmen konten. Ein edler Menſchenfreund, der Herr Hofprediger Wolf in Grünſtadt, deſſen Gemahlin des Kindes Pathe war, entſchloß ſich, es aufzunehmen und ſo lange zu verſorgen, bis es geſund und ich im Stande ſeyn würde, es wieder abzuholen. *) —

Ein emballirtes Paket, in welches ich mein beſtes Tiſchzeug und einige Stük neue nnd ſelbſtgemachte Leinwand verwahrt hatte, muſte ich wegen Eilfertigkeit zurüklaſſen. Von Dingen, die zum Inventario des inſtituts gehörten, habe ich mir keinen Heller werths angemaßt. Und von vorräthigen Geldern nahm ich nicht mehr als acht Gulden zu mir, mit denen ich bis nach Dienheim zu kommen gedächte, und ließ 20 Gulden in meinem Pulte zurük: wie die noch lebenden Mitglieder der ökonomiſchen Geſelſchaft bezeugen müſſen.

Ein einziger Koffer, welcher die nothwendigſten Habſeligkeiten von mir, meiner Frau, drei Kindern und einem Hausmädchen, welches uns auf unſerer betrübten Flucht begleitete, in ſich faßte, war alles, was ich aus dieſem Sturme meines Lebens rettete und mit nach Halle nahm.

---

*) Es iſt wenig Tage nach meiner Abreiſe geſtorben.

Ich wählte zu meiner Flucht einen Tag, wo gerade das Schloß voller Geſelſchaft war. Mein Freund, der würdige La Roche, war auch eingeladen und hatte vorher mit mir Abrede genommen, daß wir im großen Saale eine Lhomberpartie machen und mit heiterer Mine an der Geſelſchaft theilnehmen wolten, um uns recht volkommen zu verbergen. Meine Frau und Kinder hatte ich nach der Mittagsmahlzeit, in der offnen Chaiſe, nach Dürkheim fahren laſſen, aber ſie beordert, auf der Straſſe ſich zu wenden und den Weg nach Monsheim zu nehmen. Einer der ökonomiſchen Geſelſchaft, Herr Koch, ſahe ſie fortfahren, und bezeigte ſeine Befremdung darüber, daß meine Frau an einem Geſelſchaftstage nach der Stadt fahre. Ich gab nothwendige Hausgeſchäfte vor, und blieb mit meiner gewöhnlichen Heiterkeit und munterſten Laune bis gegen Abend in der Geſelſchaft. Es ward Abend. Die Geſelſchaft fing an, ſich zu verlieren. Mein Freund La Roche ſprach auch von Aufbruch. Wir beſchloſſen, das Spiel zu enden. „Ich erwarte heute abend noch Geſel„ſchaft in Monsheim," fing mein Freund an,

„wie wäre es, Herr Superintendent, wenn Sie mit mir führen? Sie haben doch heute keine Geſchäfte. Und der Herr v. — der von Worms zu mir komt, hat längſt gewünſcht, Sie kennen zu lernen. Ich dächte, Sie führen mit mir. Ich laſſe Sie mit meinem Wagen wieder zurükbringen.“ — Ich ſtellte mich, als ob ich nachdächte, und flüchtig mich entſchlöſſe, die Partie anzunehmen. Ich ließ mir, in einem leichten Haushabit gekleidet, meinen Hut und Stok bringen, und gab vorher einige Ordren für die Haushaltung, nebſt der an einen Bedienten, daß er auf mich warten und am Thore Licht parat halten ſolle, weil ich um 11 Uhr längſtens zurükkommen würde.

So fuhr ich, wie zu einer Spazierfarth, zum Schloſſe hinaus und fand in Monsheim meine Frau und Kinder. Mein Kutſcher ward in die Schäferei quartiert und befehligt, ſich des andern Morgens um acht Uhr fertig zu halten. Wir aber ſezten uns, die lezte Mahlzeit in der Pfalz zu halten, und nahmen um Mitternacht, wo mein Freund ſeine Pferde vor meinen Wagen ſpannte (denn auch die Pferde ließ ich, als zum Inventarium gehörig, des andern Tages mit dem Kutſcher zurükſchikken) einen Thränenvollen Abſchied.

Ich werde in meinem Leben dieſe Nacht nicht vergeſſen, wo wir, in der fürchterlichſten Stille und Finſterniß, bald von dem Gedanken, daß wir verrathen ſeyn und aufgefangen werden würden, bald von der Vorſtellung des ſchmerzlichſten Verluſts, den wir erlitten, bald von der Ungewißheit unſerer künftigen Schikſale geängſtet wurden. Aber grauſamer als dieſe Nacht war — der Morgen.

Wir kamen um vier Uhr nach Dienheim, welches eine halbe Viertelſtunde von Oppenheim liegt. Ich war unzähligemal durchgefahren und kante den Wirth, welcher zugleich Zolleinnehmer war, als meinen Freund. Ich ließ meine Frau und Kinder im Wagen und ſtieg blos aus, mir Poſtpferde geben zu laſſen, und das von Rühl verſprochene Geld in Empfang zu nehmen. Ein fürſtlicher Sekretär war bereits angekommen, und kam mir in der Thür entgegen. Das Geld lag ſchon in Rollen auf der Bank. Hier, ſagte er, ſol ich ihnen vom Fürſten vierhundert Thaler einhändigen. Er präſentirte mir eine Quittung, die ich unterſchreiben muſte. Und ſo wie dies geſchehen war, und ich das Geld in Empfang genommen hatte, ſezte er ſich auf das ſchon oder noch angeſpante Carriol und fuhr ſchnel davon.

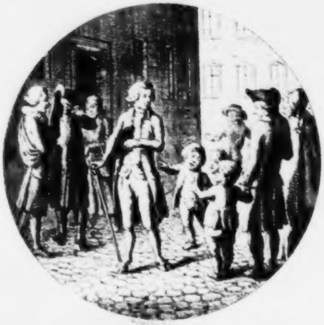
Ich ließ den Kutſcher des Herrn v. La Roche ausſpannen, und trieb mit einer Aengſtlichkeit, die ich mir ſelbſt nicht zu erklären wuſte, auf die Beſchleunigung der Poſtpferde. Der Inſpektor Müller (ſo hieß der Wirth) verſicherte mich, daß ſie den Augenblik kommen würden. Ich harrte noch ein paar Minuten, trieb wieder, und erhielt die nämliche Antwort. Es verging eine Viertelſtunde. Meine Angſt wurde mit jedem Augenblikke gröſſer. Ich erklärte endlich, daß ich meine vorigen Pferde wieder einſpannen laſſen und weiter fahren würde, wenn nicht den Augenblik die Pferde vorgeführet würden. Indem höre ich oben auf der Treppe den Inſpektor mich rufen. Ich ſahe hinauf, und fragte, was er begehre. Er winkte mir geheimnißvol und ſagte mit einer freundſchaftlichen Mine: Herr Doktor, kommen Sie doch ein wenig herauf. Jezt ward aus Angſt Ahndung. Was ſol ich denn da eben bei Ihnen, erwiederte ich, warum kommen Sie nicht herunter? Er bat ſehr, ich möchte kommen. Ich ging nicht. Endlich kam er herunter, und ſagte mir ins Ohr: Herr Doktor, Sie ſind hier Arreſtant, ich rathe Ihnen als Ihr Freund, weiter kein Aufſehn zu machen. Es iſt einmal nicht anders. Die Wache iſt da. Gehen Sie im Stillen hinauf, es wird ja nicht viel zu bedeuten haben.

Ich ſahe die Unmöglichkeit hier, mitten im katholiſchen, unter einer fremden Gerichtsbarkeit, wo die Wache ſchon zur Hand war, und meine Kinder im Wagen gepakt ſaſſen, zu entrinnen. Ich faßte mich alſo augenbliklich und ging ganz ſtoiſch die Treppe hinauf. Der Inſpektor folgte mir, führte mich in ein hübſches Zimmer, ließ aus einer andern Thür ſechs Bauern hervortreten, und auſſen vor meiner Thür Poſto faſſen, und — verließ mich.

Ende des dritten Bandes.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geſchichte
ſeines
Lebens, ſeiner Meinungen
und Schickſale.



Von ihm ſelbſt geſchrieben.

Vierter und letzter Theil.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beſchreibung

von ihm ſelbſt.

Vierter Theil.

Erſtes Kapitel.

Entrinnung. Ankunft in Halle.

Ich war betäubt. Ohne alle beſtimte Vorſtellung von dem, was mir wiederfuhr, faßte ich blos den kalten Gedanken der Nothwendigkeit: „es iſt einmal nicht anders!“ Ohne alle Erſchrokkenheit und Angſt ging ich ans Fenſter und rufte meiner Frau: „Liebes Kind, ſteige „doch mit den Kindern aus und kom herauf, wir „wollen ein wenig frühſtükken.“ — Mein Weib kam, ſahe die Wache, fing an zu zittern und zu beben und trat ſchon halb todt ins Zimmer. „Herr Jeſus, was iſt das? Gott! Iſt unſerer „Leiden noch kein Ende?“ — Die Kinder fingen an zu weinen, und ich mußte eine halbe Stunde das Jammern und Wehklagen mit anhören.

Meine ruhige Mine, die freilich zum Theil erzwungen war, und die Verſicherungen, daß ja kein Verbrechen die Urſache des Arreſtes ſeyn könne, machte endlich den Klageliedern ein Ende. Das Geheul verwandelte ſich in ſtumme Traurigkeit. Wir ſaſſen ohngefähr eine halbe Stunde beiſammen, ohne zu ſprechen. Endlich wards in meiner Seele wieder helle. Der erſte Schlag des Unglüks hatte mich ein wenig betäubt. Jezt trat die ruhige Ueberlegung wieder ein und mit ihr die volle Heiterkeit meines Geiſtes.

Laßts gut ſeyn, Kinder, ich will hier wohl noch Rath ſchaffen. Einige dunkle Jdeen zu Entwürfen ſtiegen in mir auf. Jch rufte den Jnſpektor. Sagen Sie mir, lieber alter Freund, was das hier iſt? Jch bin mir keines Verbrechens bewuſt. Jch bin königlich preußiſcher Unterthan und reiſe nach Berlin. Wie darf ers hier wagen, mich aufzuhalten?

Jch bedaure es freilich, lieber Herr Superintendent, war die Antwort, daß Jhnen in meinem Hauſe die Ungelegenheit wiederfahren muß. Ich halte die ganze Sache für eine Chikane. Es iſt ein Menſch unten, der hier Ihren Arreſt verlangt hat, und ſich zugleich mit hat arretiren laſſen. Ich weis ſelbſt nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Aber wer iſt denn der Menſch, fragte ich weiter, welcher mich hat arretiren laſſen? Wo iſt er her? Wie ſieht er aus? — Ich kan nicht aus ihm klug werden, entgegnete der Inſpektor. Es iſt ein Kerl mit einem kupfrigen Geſichte, der wie ein Spizbube ausſieht. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht mit Ihnen ſprechen wolle. Aber er will nicht herauf. Er ſagte, Sie kännten ihn gar wohl. Es würden bald andere Herren kommen, die mit Ihnen ſprechen würden.

Jezt glaubte ich den Mann zu errathen. Es iſt mein geweſener Saufaus von Hausmeiner, den die ökonomiſche Geſellſchaft ſo lange protegirt und endlich Schande halber verabſchiedet hat. Ich konte nicht anders urtheilen, als daß dieſe werthe Geſellſchaft ſelbſt mit im Spiele ſey. Nur wuſte ich mir keine Urſache zu erdenken, warum dieſe Leute mich feſthalten wolten, da ſie an mir nichts zu fordern hatten, und ſie auch ſelbſt wuſten, daß ich in der Pfalz nicht bleiben und, wenn ich bliebe, ihnen nichts helfen konte.

Ich konte mich daher des Gedankens nicht erwähren, daß meine Gefangennehmung von der katholiſchen Parthei veranſtaltet ſey, und daß der verabſchiedete Hausmeiſter ſich zum Verräther hatte brauchen laſſen. Und dies war für mich der ängſtlichſte Gedanke, weil ich kein rechtliches Verfahren hoffen durfte, ſondern Gewaltthätigkeit und heimliche Tirannei beſorgen mußte.

Mir fiel jezt ein, daß in Oppenheim ein Prediger ſtund, der mein Schüler von Gieſſen her, und ein warmer Freund von mir war. Ich bat den Inſpektor, dieſem meinen Aufenthalt bekant zu machen, und ihn bitten zu laſſen, daß er mich beſuchen möchte. Der edle Mann kam nicht nur, ſondern ſchikte auch gleich nach einem benachbarten Pfarrer, welcher mit mir in gleichem Verhältniſſe ſtund, und ließ ihn einladen.

O was iſt Freundſchaft für ein Gut, in ſolchen Zeitpunkten des Lebens! Mein ganzes Herz ward erquikt und erleichtert, da ich diese beiden Freunde bei mir ſahe. Es war mir, als wenn ich nun einen Schirm gegen alle Unglüksſchläge gefunden hätte. Ich ward ſo aufgeräumt, daß mir die Mahlzeit ſo gut ſchmekte, als wenn ich ſie mitten in meinem Wolſtande genoſſen hätte.

Der erſte Entſchluß, der genommen wurde, war dieſer: die beiden Freunde wolten des Abends, ſobald es finſter würde, ſelbſt eine Leiter bringen, auf welcher ich aus dem Fenſter hinabſteigen und flüchten ſolte. Das Fenſter ging auf die freye Landſtraſſe und nirgends war Wache, als vor meiner Thür. Meine Frau und Kinder, dachten wir, wird niemand feſt halten, wenn einmal der Vogel aus dem Bauer ſeyn wird.

Eine halbe Stunde ergözten wir uns herzlich an dieſem Einfalle: aber endlich kamen verſchiedene Einwürfe zur Sprache, welche ihn bedenklich zu machen ſchienen. — Ei, fieng einer der Prediger an, es iſt ja hier zu Lande alles mit Gelde zu zwingen: wenn nichts gehen will, ſo müſſen wir dieſen Weg einſchlagen. — Ich ſagte ihm, daß ich allenfals hundert Gulden anzuwenden hätte. — O wenn dies iſt, verſezte er, ſo wollen wir geſchwinde Arbeit machen. — Er ging zu dem Inſpektor, und kam nach wenig Augenblikken mit ihm herauf, um uns zu ſagen, daß alles richtig ſey. Der Inſpekter ſelbſt verſicherte mich, daß er ſogleich an den Geheimdenrath . . . . nach A . . . . ſchreiben und die hundert Thaler anbieten wolle. Das geſchah. Wir ſchikten eine Stafette fort, und der Inſpektor betheuerte, daß die hohe Obrigkeit ein Auge zumachen, und ihm Erlaubniß ertheilen würde, mich loszulaſſen.

Nachdem die Stafette abgegangen war, ſezten wir uns vergnügt zu einer L'hombrepartie, und der Tag ſahe ſeinen erſten Stunden ſo ähnlich wie das Licht der Finſterniß.

Ein klein wenig fing mir das Herz an wieder zu klopfen, da der Inſpektor erſchien, und die Rükkunft der Stafette zu melden. Doch die Nachrichten lauteten gut. Wenn Sie mir hundert Gulden einhändigen, ſo habe ich Ordre, Sie durchzulaſſen. — Er wolte aber die Rükantwort des Geheimdenraths nicht vorzeigen. Genug, ich gab ihm jezt die hundert Gulden und mein Freund eilte nach Oppenheim zu ſeinem Schwager, dem Poſtmeiſter mit dem ausdrüklichen Auftrage des Jnſpektors daß er um das Beſte Geſpann Pferde bitten ſolte, was er im Stalle hätte.

Dieſer Auftrag machte mir Unruhe. Jch glaubte urtheilen zu müſſen, daß der Mann keine eigentliche Ordre zur Loslaſſung habe, ſondern nur einen Wink, das Geld zu nehmen, und meine Flucht zu begünſtigen. Und die ſchuf zwiefache Beängſtigung. Einmal, weil ich dann doch, auf der erſten Station wenigſtens, nicht ſicher war, wieder aufgefangen zu werden, und dann, weil ich ein äuſerſt armſeliges Fuhrwerk hatte, nämlich — noch immer meinen Marſchlinzer Phaeton, nur mit breiter Spur verſehen: folglich ein ſehr altes, verbrauchtes Wägelchen, welches auf dem ungeheuren gepflaſterten Damme nach Oppenheim, zumal mit vier raſchen Pferden beſpannt, und mit ſechs Perſonen und einem Koffer belaſtet, menſchlichem Anſehen nach zerbrechen und liegen bleiben muſte, ſobald es Flucht heiſſen und in vollem Jagen davon gegangen werden ſolte. Meine bange Ahndung traf ein.

Der Inſpektor hieß die Wache hinunter gehen in die Gaſtſtube und gab vor, ich ſey unpaß und wolle mich ſchlafen legen: ſie ſolten ein paar Butellen Wein zum beſten haben. Die Bauern giengen. Es erſchienen vier Fuchshengſte, welche hinten eingelaſſen wurden. Meine Schäſe wurde angeſpannt und der Koffer aufgebunden. Meine Frau und Kinder führte der Inſpekter in den Wagen und mich wieß er nach einer Schlippe, wo ich durchſchlüpfen und einige hundert Schritte voraus gehen ſolte.

Mir graute vor der ganzen Operation. Ich ſchlich mich durch und eilte mit ſtarken Schritten die Straſſe hinab und auf Oppenheim zu. Und ſiehe da, ich war noch nicht funfzig Schritte voraus, ſo kamen ſchon die Bauern hinter mir drein gelaufen und ſchrien, halt! Da ich das hörte, ergab ich mich in eine zweite Gefangenſchaft, weil ich auf meine Füße mich nicht verlaſſen konte, und durchaus es nicht wagen mochte, in der Stadt eingeholt zu werden. Zudem war mir auch, wenn ich entrann, daß Schikſal meiner Kinder ungewiß. Ich ging alſo mit der Wache zurük.

Als ich ins Haus kam, ging ich dem Inſpektor zu Leibe. „Herr, Sie haben mir hun„dert Gulden abgenommen, alſo ſchaffen Sie „mich fort, oder ich halte mich an Sie.“ — Der Mann wurde wirblicht. Es mochte ihm nicht recht ſeyn, daß ich mich hatte kriegen laſſen. Und ich merkte hinterher, daß ich getroſt hätte fortlaufen können, und daß die Bauern nur zum Schein mir nachgelaufen waren, um ſagen zu können, ſie hätten mich verfolgt, aber nicht einzuholen vermocht. Er hieß die Wache in die Stube gehen und führte mich keklich an den Wagen zum Einſteigen.

Aber in dieſem Augenblik ſprang mein Hausmeiſter heraus, welcher mit der Schnapspulle indeſſen amuſirt worden war, und etwas vom Lermen gehört oder von Flucht geahndet haben mochte. „Im Namen Sr. Kurfürſtl. „Durchl. ſchrie der Kerl proteſtire ich gegen die „Abfarth.“ — Der Inſpektor ſchlich ſich zurük. Mein Volk im Wagen bebte und heulte. Der Poſtillion, der ſchon auf den Pferden ſaß, wußte nicht, was er thun ſolte. Ueber hundert Menſchen hatten ſich vor dem Wirthshauſe verſamlet. Ich faßte Muth, zog mein großes Couteau, trieb den Kerl auf die Seite und ſprang zum Poſtillion und ſchrie mit verſtellter Wuth auf ihn los: „Schwager fahr den Augenblik „los: Du bekömmſt einen halben Karolin Trinkgeld: und zauderſt du noch, ſo ſtoß ich dirs „Meſſer in den Leib.“ Und ſo fort ſezt ich ihm das Mordgewehr in die Seite. Das half. Der Schwager hieb ſeine Hengſte an. Der Hausmeiſter ſchrie wie unſinnig und drohte dem Poſtillion mit Feſtung und Zuchthaus. Ich ſprang in den Wagen und hieb gegen den Hausmeiſter, daß er mir von Halſe bleiben mußte. Alles war ein Moment.

Jezt gings im Fluge zum Wirthshauſe hinaus und den Oppenheimer Damm hinunter. Mein Weib lag wie todt. Meine Kinder ſchrien durcheinander. Unſere Juliane weinte. Und ich zitterte und bebte — wie ich in meinem Leben noch nicht gebebt hatte. — Das waren ſchrekliche, grauſe Augenblikke! — Der Wagen ſprung alle Augenblik halbe Ellen hoch in die Höh, und bei jedem Sprunge überlief mich ein Todesſchauer. Jezt liegen wir dachte ich. Jezt ſtürzt der Wagen zuſammen. Der ſchrekliche Fall, das Arm und Beinbrechen der armen Kinder, das Umringt-werden vom Pöbel, das Einholen, das Zurükſchleppen in ein vielleicht härteres Gefängniß — das alles ſchwebte mir mit einemmale vor Augen und preßte mir Angſtſchweiß aus. — Gott erbarme dich! ſeufzte ich in einem hin, und fühlte nur immer, obs unter mir noch hielt.

Indem ſtürzte der Wagen in die fliegende Brükke hinein, und der vom Prediger ſchon beſtellte und gut bezahlte Fährmann ſtieß ab. In dieſem Augenblikke kehrte mein entflohener Geiſt zurük und ich athmete freier. — „Kinder, nun „ſeyd ſtille, alle Noth iſt vorüber!“ — Die Kinder gaben ſich gleich. Aber die Mutter blieb harmvoll. Sie hatte beſtändig mit Ahndungen zu thun. Und jezt wolte ſie ſichs gar nicht mehr ausreden laſſen, daß uns noch ein Unglük bevorſtünde.

Ich — war ganz wieder in meiner Ruhe. Und wäre mein elender Wagen nicht Grund zur Beſorgniß geweſen, ich hätte ſingen können. Nur dies ließ eine kleine Bangigkeit in mir zurük, daß wir noch liegen bleiben, und blos dadurch noch eingeholt werden könten.

Indeſſen verlor ich doch bei dieſer Bangigkeit das Vergnügen nicht ganz, welches mir ein ſchnelles Fuhrwerk gewähret. Kein König kan raſcher fahren, wie ich jezt zwei Stationen hindurch fuhr. Das leichte Fuhrwerk, die vier friſchen Hengſte und der halbe Karolin thaten Wunder. So prächtig bin ich in meinem Leben nicht gereiſet. Der ſchärfſte Trab und kurzer Galopp wechſelten.

In Grosgerau gab ich dem Poſtillion den halben Karolin, und bat ihn, ſeinen Nachfolger zu verſichern, daß auch er daſſelbe Trinkgeld haben ſolte, wenn er eben ſo fahren würde. Denn mein Wunſch war blos nur erſt in Darmſtadt zu ſeyn, wo meine perſönliche Bekantſchaft mit dem Erbprinzen und meine übrigen Verbindungen mich zuverſichtlich hoffen ließen, daß keine weitere Arretirung geſtattet werden würde, wenigſtens keine der Art, dadurch ich in katholiſche Hände geriethe. — Ich ſagte auch dem Poſtmeiſter, den ich ſchon vorher ſehr gut kante, daß ich zu dem Erbprinzen reiſete und vermochte ihn dadurch, daß er ſelbſt für die ſchleunigſte Expedirung ſorgte, und mir vier ſeiner beſten Pferde gab.

Und nun gings eben ſo, wie auf Dädalus Fittigen, nach Darmſtadt zu. Nur war auf dieſer zweiten Station die Gefahr etwas gröſſer. Denn es ging durch lauter Waldung, und der Poſtillion nahm noch obendrein Schleifwege, ſo daß wir alle Augenblik fürchten mußten, in der

Dunkelheit der Nacht, mit der Axe an einem Baume hängen zu bleiben und den Wagen in Stükken zu zerreiſſen. Aber es ging alles glüklich ab. Wir kamen in der Nacht nach Darmſtadt, und hatten die vier ſtarken Meilen in weniger als drei Stunden zurükgelegt.

So herrlich hatte ich lange nicht geſchlafen. Nach achtehalb Stunden erwachte ich erſt wieder, nachdem meine Frau ſchon ſeit zwei Stunden am Fenſter geſtanden und ihren Grillen nachgehangen hatte. Wir blieben den Vormittag ſtille liegen. Ich handelte vom Poſtmeiſter eine Berline, dafür ich ihm meine lateiniſche Schäſe und zehn Luisdors gab, und welche ich hernach in Halle wieder für ſechzehn Luisdors verkaufte. Nun hatten wir in einem ſchönen Glaswagen volle Bequemlichkeit und Schuz für die Kinder gegen die Kälte der Nächte.

Wir reiſeten über Offenbach durch das Fuldaiſche, wo ich einen andern Namen mir gab, um nicht die katholiſche Parthei auf mich aufmerkſam zu machen. Es ging Tag und

Nacht, und ich gab auf jeder Station einen Thaler trinkgeld, bis ich erſt wieder auf proteſtantiſchem Grund und Boden war. In Gotha raſteten wir bei den Anverwandten meiner Frau, ſo wie in Erfurth, im Lentinſchen Hauſe, welches uns mit Güte überhäufte.

In der Nacht um eilf Uhr kamen wir vor das Grimmiſche Thor zu Leipzig, und mußten da leider durch die in einem ofnen Orte etwas ſeltſame Verſchlieſſung der Thore über anderthalb Stunden lauern und betteln. Es koſtete mich einen Speciesthaler, daß die Schlüſſel geholt wurden. — Meine Mutter empfieng mich mit Thränen.

Sie ſahe jezt den Liebling ihres Herzens als Bettler, ohne Amt, ohne Ausſicht. — Das Jammern der Menſchen, zumal wenn ich die Urſache davon bin, iſt die größte Folter für mein Herz. — Ich riß mich los. Wir blieben nur einen Tag und — kamen den 28ſten Mai 1779 in Halle an.

Zweites Kapitel.

Erſte Ausſichten auf Preußiſchem Boden.

Wie geſagt, in einem Koffer brachte ich alle meine und der Meinigen Habſeligkeiten mit nach Halle. Wir hatten jedes etwa dreimal weiß anzuziehen, meine Frau zwei Kleider, ich eins, was auf meinem Leibe war. Das war unſer Reichthum. Meine gute Laune aber, die ich aus den Trümmern meiner Glükſeligkeit gerettet hatte, und meine Kraft und Luſt zu arbeiten, war mir Schazzes genug, ſo daß ich wirklich wohlhabender war, als ich ſchien.

Wir ſtiegen im Kronprinz ab. In weniger als einer Stunde war es bis in die verborgenſten Winkel der Halle gedrungen: „Der D. „Bahrdt iſt angekommen!“ Und allen, die es hörten, lief es kalt über den Leib und machten † † †. Es war warhaftig, als wenn die Peſt eingetreten wäre: ſo gräßlich waren die Ideen, die ſich der große Hauſe von mir machte und

— die mancher Herr im ſchwarzen Rokke durch ein gottſeliges Achſelzukken unterhielt.

Herr Teller hatte mich dem Herrn Eberhard empfohlen, (ſo wenigſtens hatte mir Herr Teller geſchrieben, daß ich mich in allen Stükken an Herrn Eberhard halten und mich ſeiner Leitung bedienen ſolte) und dieſer war erſucht worden, mir ein Quartier auszumachen. Es war alſo mein erſtes, zu Herrn Eberhard zu gehen, und mein Quartier in Augenſchein zu nehmen. Er empfing mich mit der ihm eignen Lebhaftigkeit, welche ich mit der eines Franzoſen vergleichen würde, der bereits in die Jahre der Reife und des Ernſtes gekommen iſt. Sein Geſpräche und ſein Air waren munter, und hatten eine milde Farbe von Jovialität, mit einigen feinen (gar nicht krallen) Zügen von Profeſſoriſcher Würde. Auf die wenigen Worte, mit welchen ihm das Harmvolle meiner Lage anwinkte, erwiederte er ein flüchtiges und ſorgloſes: „ja „ja — nun, es wird ſich mit der Zeit wohl „geben." Zum freundſchaftlichen Einklange in den Ton meiner Klagen war er gar nicht geſtimt. Seine Handlungsweiſe wie ſein Ton verſcheuchten augenblicklich alle fernere Ausbrüche meines Kummers von meinen Lippen. Man hört auf zu klagen, wenn man kein Herz findet, das die Töne zurückgiebt.

Er führte mich in der Steinſtraſſe in ein Haus, und — was er für mich beſprochen hatte, war eine einfache Studentenſtube mit einer Kammer. Da ich vorſtelte, daß ich ſo mich nicht behelfen könte, hieß es, es ſey allenfals, eine Treppe höher, noch eine ſolche Stube zu haben: aber nichts von Küche u. d. m. Es befremdete mich. Denn es hatte ganz das Anſehen, als wenn man mich wie einen Bettler aufnehmen und auch ſo laſſen wolte. Es ſchien, als ſolte ich als dürftiger Privatmann mich mit meinen Kindern in ein Stübchen preſſen, aus dem Gaſthauſe ſpeiſen und — verputten, bis — man mich rufen würde, daß ich wieder laut werden ſolte.

Dieſe armſelige Beſtimmung beſtätigten mir hernach mehrere Umſtände, und unter andern der, daß, wenn ich von gewiſſen Schriften ſprach (auch gegen andere Herren in Halle und Berlin) welche meiner freimüthigen Denkungsart gemäß waren, man mir immer ſolche Antworten gab, welche anzeigten, daß man mich lieber unſichtbar und unhörbar als thätig und bemerkbar wünſchte.

Ich verbat mir das Logis und ging auf den Kronprinz zurük, um durch einen Lehnlakai mich ſelbſt um eins zu bewerben. Zufälligerweiſe wußte der Menſch, daß in dem großen Weimanniſchen Hauſe zwei ſchöne Stuben mit Kammern vakant waren. Ich ging, ſie zu beſehen. Herr Weimann hatte die ganze Etage an das Inſtitut vermiethet, welches damals Herr Prof. Schüz und Herr D. Semler veranſtaltet hatten und das, wo ich nicht irre, wieder in Stekken gerathen war. Er glaubte, da ihm die Miethe bis Michael bezahlt werden mußte, daß es H. Semlern angenehm ſeyn würde, wenn er einen Theil der leer ſtehenden Etage vermiethete, und ihm dadurch Koſten erſparte. Wir wurden auf 60 Thaler einig und ich bezog noch an demſelben Tage die neue Wohnung, zu welcher der ſehr gefällige und freundſchaftliche Wirth, mir eine kleine Küche einräumte, — und mich mit den nöthigen Meubeln und auch ſo gar Bettungen verſorgte.

Es war mein Glük, daß ich ſo geeilt hatte. Denn gleich am andern Morgen kam Herr Semler und bezeigte ſeinen Unwillen. Und wär ich nun nicht im Beſiz geweſen, Herr Weimann würde nicht Erlaubniß erhalten haben, mir das Quartier zu geben und ich — hätte vielleicht Mühe gehabt, in irgend einem Hauſe aufgenommen zu werden: — ſo groß war der Geſtank meiner Kezzerhaftigkeit!

Ich legte noch an demſelben Tag, wo Herr Weimann das ſcheele Geſicht erhalten hatte, bei Herrn Semler meine Viſite ab und er bekannte mir offenherzig, daß er herzlich erſchrokken ſey, da er von meiner Ankunft gehört habe. Mein Ruf ſey zu ſchlim, als daß ich mich hier würde halten können, und ſeine eigne Ehre erfodere es, daß er gegen mich ſchreibe. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, aber er blieb dabei, daß ich den albernſten Streich von der Welt begangen hätte, daß ich nach Halle gezogen wäre. Uebrigens war er gütig und im höchſten Grade theilnehmend an meinen Schikſalen, ſo daß ich, bei aller ſeiner Unzufriedenheit mit mir, den Grund des guten Herzens nicht verkennen konte.

Bald ging ich auch zu Herrn Nöſſelt, Freylingshauſen und Knapp. Die erſten nahmen mich beide, wie natürlich, kalt und ceremoniös auf. Im Nöſſeltſchen Hauſe ſchien mir eine Todtenſtille zu herrſchen: Es war mir nicht anders, als wenn alle Dielen und Wände voll Heimlichkeiten ſteckten. Alles ging leiſe, alles ſprach leiſe, und der Herr Doktor Nöſſelt ſelbſt ſprach, als wenn ich bei ihm in der Beichte wäre. Er liebt die Stille und — Verborgenheit. Freylingshauſen war etwas natürlicher, und ſchien nicht verhindern zu wollen, daß man den toleranten Mann, der das Verdienſt auch im Unterdrükten ſchäzt, durchſchimmern ſahe. Von ihm wurde hernach das Bon-Mot bekant: „Dieſen Bahrdt werden die „Herren wohl unbalbirt laſſen müſſen!“

Am herzlichſten war der edle Knapp. Dieſer nahm keine Staatsviſite an, ſondern ſezte mir Kaffee und Tabak vor und ſprach ſo, daß ich Muth hatte, den ganzen Nachmittag bei ihm zu bleiben. Unſere Geſpräche waren — freundſchaftlich und eben darum nicht zum Ausplaudern beſtimt. Wolte Gott, der Mann wäre nicht Kollege von — ſolchen Kollegen geweſen. In ſeinem Umgange und in ſeiner Freundſchaft hätte ich mich ſelig gefühlt. Er ſelbſt wäre gern wieder zu mir gekommen und hätte Umgang mit mir geflogen: ich weis es gewiß, aber — die Kollegen — hatten einmal beſchloſſen, dem abgeſezten Superintendenten keine Gegenviſite zu machen: alſo wars Zwang der Klugheit, ſeine Kollegen nicht zu beſchämen und — allein tolerant zu handeln.

Herr Semler war oft, ſehr oft im Weimannſchen Hauſe und ſelbſt auf dem Saale, wo meine Zimmer waren. Aber er konte es nicht übers Herz bringen, den armen D. Bahrdt, der ihm jezt zu klein worden war, mit einer Momentlangen Viſite zu ehren. — Kein Theologe hat in Halle den Beſuch erwiedert!!!

Herr Eberhard — war der einzige Mann, welcher mich beſuchte und mir Zutritt verſtattete. Schade, daß mein Herz keinen Ankergrund zur Freundſchaft fand. An Zuneigung fehlte mirs nicht. Und ich wünſchte mir es wirklich, einen Mann von ſo viel Geiſt, als meinen Freund lieben zu können: zumal, da ich hörte, daß er überall gut und rühmlich von mir ſprach und gegen manche Kabale mich verfocht. Aber er hielt ſich beſtändig ſo, daß ich den Gönner nur — äuſerlich ehren konte. Er kam zwar faſt alle Tage, aber nur auf zwei bis drei Minuten, und gewöhnlich ſo preß vor der Mittagsmahlzeit, daß kein Aufenthalt möglich war. Und ein leichtes, mit franzöſiſchem Bon-Ton vorgebrachtes: „Bon jour mein lieber Herr Doktor, wie gehts Ihnen?“ konte mein Herz, das nach Freundſchaft ſich ſehnte, nicht befriedigen.

Es war ein trauriges Leben für mich. Alle Welt floh mich. Alles ſcheute ſich vor mir.

Selbſt mein Wirth, der ein herzlicher und biederer Mann war, uud an dem ichs merken konte, daß er mich lieb gewonnen hatte und Zutrauen zu mir empfand, ſchien doch nicht Muth zu haben, ſich viel mit mir abzugeben. Im Hauſe genoß ich alle mögliche Hülfleiſtungen und Gefälligkeiten.

Wenn ich auf der Gaſſe ging, wichen mir die Leute aus. Man ſahe ſich um, wenn ich vorbei war. Man zeigte mit Fingern. Man lief ans Fenſter und ſahe mir nach. Kinder ſagten laut, aber mit einer Art von ängſtlichem Tone, wie wenn ſie ein gefährliches Thier erblikten, „Du! das iſt der D. Bahrdt!“ Ein Geiſtlicher kam mir in den Weg, bog aus, hielt den Hut an der Seite fürs Geſicht, die ich zu paſſiren hatte, und ſchob ſo haſtig vor mir vorbei, als wenn der Gott ſey bei uns ihn den Odem verſezt hätte.

So einſam und von Menſchen verlaſſen lebte ich beinahe den ganzen Sommer. Mein Balbier war, auſſer Eberharden, der einzige Sterbliche, den ich zu ſprechen bekam. Ich blieb in der erſten Zeit immer zu Hauſe, um auf der Straſſe kein Aufſehen zu machen. Endlich erkundigte ich mich, ob es keinen Garten gebe, den ich beſuchen könte. Ich fand den Fleiſcheriſchen vor dem Steinthore, wo ich eine einſame Laube mir wählte, und wöchentlich einigemal mit meinen Kindern hinſchlich, um wenigſtens die übrige Natur zu genieſſen, da die menſchliche mir den Genuß verſagte.

Ich hatte in Oppenheim hundert und funfzehn Gulden Koſten gehabt, und meine Reiſe, mit vier Pferden Extrapoſt, hatte mich ſchweres Geld gekoſtet, ſo daß ich etwa noch hundert Gulden mit nach Halle brachte. Und auch dieſes Geld, das ohngefähr 11 Louisd'ors betrug, hatte keine lange Dauer. Denn ich mußte ja — gleich, eine Menge von Bedürfniſſen für mich und die Meinigen anſchaffen, welche dieſe kleine Summe in der Geſchwindigkeit aufzehrten.

Was für traurige Ausſichten! — Auf ein Amt durfte ich nach dem Tone des Herrn Eberhards und meiner Berliner Korreſpondenten jezt gar nicht Rechnung machen. Alles, was ich hoffen durfte, war eine Samlung, von Berliner

Freunden veranſtaltet, zu welcher mir Herr Teller in Heidesheim ſchon Hofnung gemacht hatte, welche dreihundert Thaler ohngefähr betragen und ein paar Jahre dauern ſolte. Von Kollegiis konte ich nichts erwarten, weil ich keine theologiſchen Kollegia leſen durfte und mit Vorleſungen über lateiniſche Autoren, Alterthümer u. d. nirgends viel zu verdienen iſt. Schriftſtellerererwerb kante ich noch gar nicht und hatte auch bis jezt noch nicht diejenige Bekantſchaft mit Buchhändlern, welche mir zu Speculationen hätte Gelegenheit geben können.

Und doch — wer hätt' es denken ſollen? — fand ich hernach bald den leztern Weg zum Verdienſt ſo, daß ich in ſechs Jahren nicht nur ſchuldenfrey ward, ſondern auch eine ganze Etage meubliren und mich im Beſiz einer volſtändigen Equipirung, in Abſicht auf Wäſche, Kleidung, und aller Arten der Geräthſchaften, erblikken und — im ſiebenten Jahre mich ankaufen konte. Aber freilich fand ich auf dieſem Wege auch zugleich — das Ende meiner Kräfte und meiner Geſundheit.

Drittes Kapitel.

Leiden der Armuth.

Ich empfieng, wo ich nicht irre, durch Herrn Eberhard funfzig Thaler von Berliner Freunden, mit dem Bedeuten, daß ich nach und nach ein mehreres erhalten würde. Es wurde ſchon jezt nichts feſtgeſezt, worauf ich ſichere Rechnung machen konte. Mein dringendſtes Bedürfniß waren Betten. Denn ich mußte für jedes Bette jährlich ſechs Thaler bezahlen, welches mir zu ſchwer fiel. Ich ritt daher nach Leipzig und kaufte mir Pferdehaar zu Madrazen und Wolle zu Kuverts. Die Kuverts durchnähten meine Kinder, und die Madrazen verfertigte ich ſelbſt. In wenig Wochen konte ich die gemietheten Betten abgeben und war Beſizzer von ſechs eignen Schlafſtellen. Aber mein Geld wurde bald wieder alle.

Regelmäſſige Zahlungen des Verheiſſenen hatte ich nicht. Wenn ich in Noth war, klagte ichs Herrn Eberhard. Da bekam ich einmal 1, 2, 6, Louisd'or. Es ſchmerzte mich, daß ich immer erſt klagen und bitten und mirs zuzeddeln laſſen mußte. Es ſchien, als ob Herr Eberhard Auftrag hätte, fleißig nachzuſehn, wie ich ausſehe, wie meine Haushaltung ſtehe, und die Grade meiner Armuth zu meſſen. Er ſolte mirs nur nach den äuſerſten Bedürfniſſen zutheilen. Ich ſolte nur das Küchenleben behalten. Man beſorgte, ich möchte zu muthig werden, wenn man mich zu fett werden ließe. — So mußte ich alſo bei der äußerſten Nothdurft mein Leben — ſchleppen.

In dieſer Epoche ſchrieb mir Baſedow, daß er nach Halle kommen werde und bei mir zu wohnen und zu ſpeiſen wünſche. Ich kante ſeinen Reichthum, folglich ſeine Kraft, mir beizuſtehen: und ſo ganz hatte ich ihm, wie Trapp zu ſagen pflegte, noch nicht in den Magen geſehen. Daher freute ich mich über den Antrag um ſo mehr, da ich mir einen Freund und Geſelſchafter wünſchte, der mir die Marter der quälenden Einſamkeit abnahm. Ich machte ihm in meiner Etage eine ſchöne Wohnung aus und erbot mich, wenn er ſich mit einer Schüſſel begnügen könte, ihn an meinem Tiſche zu beköſtigen.

Ehe dies zu Stande kam, wurde ich krank und mein Hauswirth empfahl mir ſeinen Arzt, den D. Gräbner. Ich fand einen gutmüthigen und freundſchaftlichen Mann an ihm. Er urtheilte, daß Erſchlaffung der Nerven der Grund des Uebels ſey, und empfahl mir mehrere Leibesbewegung und Genuß der freien Luft. Und da ich ihm meine vorige Diät beſchreiben mußte, ſo hielt er es für unumgänglich nothwendig, daß ich mäßigen Genuß des Weins fortſezte, an welchem ich ſeit ſo vielen Jahren gewöhnt war. Meine Armuth verſtattete es nicht, in Halle mit zwölf Groſchen eine elende Butelle Franzwein zu bezahlen. Aber er drang darauf. Ich behalf mich die ganze Woche mit einer Butelle. Man — fand Wein bei mir, und — wunderte ſich, daß ich ſolchen Aufwand machte, da ich doch von Wohlthaten lebte. — Ich will mich weiter nicht auslaſſen. Noch nagt mirs am Herzen, wenn ich an die Zeit zurükdenke! — —

Oft, wenn die zurükgepreßte Thräne dem Harmvollen Herzen Luft machen wolte, biß ich erbittert die Zähne zuſammen und fühlte Keime des Menſchenhaſſes. Gott lob, daß ſie nie aufbrachen! — Ich kante meine Kraft und beſchloß, ſobald als möglich von den Bettlerfeſſeln mich loszumachen. — Es gelang mir. Ich arbeitete mit Rieſenkraft. — Nie, dachte ich bei mir ſelbſt, nie ſoll ein Sterblicher von mir wieder angewinſelt werden. Ich will lieber Brodrinden nagen und Waſſer trinken als den Wein genieſſen, den mit ſolcher Wermuth verbitterte Gutthaten mir gaben. Ach — hätte ichs im Jahre 1779 geglaubt, daß ich im Jahr 1789 wieder betteln und — wieder ähnliche Erfahrungen machen würde? — — Doch den Vorhang herunter!

Ehe ich ſo weit kam, daß ich unabhängig und von meinem eignen Fleiße leben konte, mußte ich vorher noch eine Art von wolthätiger Tortur oder vielmehr, von torturartiger Wolthätigkeit ausſtehen, welche Baſedow mir erzeigte.

Er erſchien mir — ganz mit der Mine des Patrons. In ſeiner erſten Anrede lag der Gedanke: lieber Bahrdt ich kan ſie glüklich machen, ich werde es auch vielleicht — wenn ich ihr Herz, ihre Handlungsweiſe, ihre Duldkraft nach meinem Wunſche finde. Das war der erſte Grad: die Daumenſchraube. — Denn man denke ſich meine armſelige Lage, ſo wird man begreifen, daß ich Geduld mir nehmen mußte, auf den Patron zu horchen und wenigſtens zu erwarten, ob meine Duldkraft vermögend war, die Laſten zu ertragen, mit welchen ich meinen Unterhalt für mich und meine Kinder erkaufen ſolte. Denn daß, es Laſt war, die Baſedow mir auflegen wolte, wußte ich ſchon aus dem Totalbegriffe des Worts Baſedow. Und nun nehme man dazu, daß ich dies ſo alle Tage mir vorſagen und den ganzen geſchlagnen Tag mir vorſagen laſſen mußte, daß er viel — viel Vermögenheit habe, mir beſſere Tage zu verſchaffen, wenn ich nur ꝛc.

Auf dem zweiten Grade muſte ich die Proben aushalten, die er mit mir zu machen ſchien, ob ich auch der Mann ſey, auf den er Holz hakken könne. — Eine davon war, daß er verlangte, ich ſolte mir gefallen laſſen, ihm zu zuhören, auch wenn er halbe Tage lang in einem Striche mir etwas vorſagte oder vorlaß, und kommentirte, auch wenns das fadeſte Zeug war, und ſolte dabei auch nicht gähnen, ihn nicht unterbrechen, alle andere Geſchäfte dabei ſtehen laſſen, und ſogar Begierde und Luſt zeigen und allenfalls, wenns ihm gemüthlich war, das Eſſen darüber kalt werden laſſen. Eine andere war, ich ſolte eine völlige Superiorität ſeines Geiſtes anerkennen, und es glauben und wünſchen, wenn er mir ſagte: „lieber Bahrdt, wenn Sie der „Mann ſind, der redlich das Gute wil, ſo wil „ich meinen Geiſt ganz in Sie hinein gieſſen, denn „ich habe Ideen, die noch kein Menſch gehabt „hat ꝛc." Und dergleichen Unverſchämtheiten ſolte ich nicht nur geduldig anhören und für wahr halten, ſondern auch mit andächtiger Miene mich freuen, daß Gott ſolch ein Pfingſtfeſt mir beſcheren wolte. Eine dritte war, ich ſolte ſeine Launen dulden, ſolte mit ſeinen liebreichen und freundlichen mich erquikken, und dann dafür auch, bei ſeiner heftigen und groben, wie ein Kind gegen den Vater mich verhalten.

Nachdem er mich vier bis ſechs Wochen mit dieſer Schwäzung gequält und mir immer noch nicht beſtimmt geſagt hatte, was das für ein Plan ſey, den er mit mir auszuführen gedächte, und durch den er mich — vielleicht — reich machen würde, verſuchte er endlich noch die Leiterſpannung. — Schon durch das beſtändige Hören und paſſive Denken der Baſedowſchen Ideen angeſtumpft und halb verduzt, nahm er mich eines Abends nach Tiſche in mein Studierzimmer, hieß mich auf das Kanape ſezzen, ging eine Viertelſtunde mit ſeinem Dämpfer auf und ab, wie wenn er für Gott den Herrn einen neuen Plan der Weltregierung ausdenken wolte, und ſezte ſich endlich mit einer Mine vol Andacht zu meiner Rechten (zur Linken verirrte er ſich gewiß nie) und hub an, mir eine Rede zu halten, welche von neun Uhr bis nach ein Uhr dauerte. In dieſer Rede ſprach er in einem geheimnisvollen Tone von erſtaunenden Dingen, die in ſeinem Kopfe verſchloſſen lagen, und welche von einem Manne, wie ich, mit meinem Geiſte, mit meiner Kraft, (Zukker!) ausgeführt, — vielleicht — und, wenn er wolte und die Hauptfederkraft verliehe, — gewiß — 100000 Thaler eintragen müßten: aber es würde freilich — freilich — freilich von meiner Seite viel — viel erfordert. Ich müßte mich ganz — ganz — ganz ihm anvertrauen, ganz nach ſeiner Idee arbeiten, ganz ihn in mich hinein gieſſen laſſen. Ich müßte ferner mit reinem Herzen und mit voller Reſignation auf Ehre und Vortheil arbeiten, und ganz — ganz — ganz, und allein vom Eifer für das Beſte der Menſchheit entbrannt ſeyn. Ich müſte das Gute, was wir ſtifteten, als die Sache Gottes anſehen. Ich müſte, von Herzen und ungeheuchelt bereit ſeyn, mir Laſt und ſogar Elend gefallen zu laſſen. Ich müßte gefaßt ſeyn, troknes Brod zu eſſen, und doch nicht muthlos zu werden. Ein ſolcher Mann, lieber Bahrdt, müſſen Sie ſeyn, Merken Sie wohl, was ich Ihnen ſage. Ich wil nicht, daß Sie hinterher mich anklagen, daß ich Ihnen nicht reinen Wein eingeſchenkt hätte. Ganz ein ſolcher Mann müſſen Sie ſeyn. — Sind Sie das, dann — dann Bahrdt wollen wir Berge verſezzen — dann wollen wir Dinge ausführen, die die Menſchen nie für möglich gehalten hatten. Aber ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, prüfen Sie ſich. Finden Sie ſich nicht ſtark genug, eine ſauere Bahn, ich ſags Ihnen vorher, mit mir anzutreten, ſo entſagen Sie lieber allen Vortheilen, die ich Ihnen in der Ferne gezeigt habe ꝛc. — —

Dieſe Dinge ſchwazte mir der Mann, mit tauſendfachen Wiederholungen, Wendungen, und Variationen des Ausdruks, der Stimme, und der Pantomime fünftehalb Stunden lang vor, und ich armer Tropf ſaß, wie eine Genoveva vor ihrem Heiligen und horchte und ſchwizte, und — brauchte die höchſte Anſpannung meiner Duldkraft, es auszuhalten.

Ich hielts aus: aber nur zum Schein. Schon in der zweiten Stunde war der Gedanke in meiner Seele in ſeiner vollen Gluth: der Menſch hat tiranniſche Abſichten. Er wil mit der Maske der Andacht dich 100000 Thaler in der Ferne ſehen laſſen, die du nie haben ſolſt, und durch dieſen Fernblick dich bewegen, dich auf einige Jahre zu ſeinem Sklaven machen zu laſſen, deſſen bischen Seelenkraft er zu gewiſſen Schriftſtellerprojekten verbrauchen wil, um in der Welt ſelbſt noch Aufſehn zu machen und Ehre und Reichthum zu erjagen.

Ich ließ ihn reden, bis es eins geſchlagen hatte. Da konte ich mich des Schlafs nicht mehr erwähren und bat ihn, abzubrechen. Und er — gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ihm dieſe Unterbrechung eine gewiſſe Unentſchloſſenheit anzudeuten ſcheine: — denn er hätte bis früh um vier Uhr fortgeredet.

Ich beſchloß von Stund an, auf Baſedows Hülfe ſchlechterdings nicht mehr zu rechnen und ſchämte mich vor mir ſelbſt, daß ich ein Thor geweſen war, ſo viel Wochen lang den Tirannen zu dulden und mich von ihm quälen zu laſſen. Ich ward nun weit freier und natürlicher in meinem Betragen. Ich ſprach mit, wenn er ſprach: unterbrach ſeine Reden und Vorleſungen (mit denen er damals auch Herrn Eberhard häufig quälte, indem er ihn ſeine Urkunde gegen D. Semler mit anzuhören zwang) und handelte überhaupt als ein Mann, der ſich fühlte, von Baſedows Gleichen zu ſeyn.

Baſedow ließ ſich, als ſchlauer Mann, es gar nicht merken, daß er meine Veränderung empfand. Er blieb einige Wochen in ſeiner gewöhnlichen Handlungsweiſe, kam aber hernach ganz plözlich und gab allerlei Urſachen vor, warum er Halle verlaſſen und ſich wieder nach Deſſau begeben müſſe. In der That geſchah's darum, weil ich ihn nicht mehr ſchmekte. — Ich, mein Weib und meine Kinder ſegneten den Augenblik, in welchem er abzog.

Ehe Baſedow kam, ſchrieb ich meine Apologie der Vernunft im Bezug auf die chriſtliche Verſöhnungslehre, dem Herrn D. Seiler gewidmet. In dieſer Schrift legte ich die Seilerſche Theorie zum Grunde und zeigte, philoſophiſch und exegetiſch, das Unſtatthafte aller der Beweiſe, durch welche die Theologen und inſonderheit H. Seiler dieſe ſchon in Gieſſen von mir für den ſchädlichſten Irthum erkante Lehre zu unterſtüzzen pflegte. Dabei entwikkelte ich alle Widerlegungsgründe der Vernunft und zeigte zugleich, mit was für unzählbaren Schnizzern gegen Logik und Gemeinſinn H. Seiler dieſe Vernunfteinwendungen zu löſen verſucht habe. Und endlich zeigte ich, durch Induktion, daß die H. Schrift in keiner einzigen Stelle die Verſöhnungslehre vortrage, ſondern daß überal die moraliſche Ausbeſſerung der Menſchheit als Zwek des Lebens und Todes Jeſu angezeigt werde.

Ich ſchikte mein Manuſcript nach Berlin und glaubte Ehre damit einzulegen: denn es war, als die erſte Frucht eines noch ungeübten Schriftſtellers, gewiß gut gerathen. Und ich würde jezt ſelbſt, nur in der Form, ſehr wenig in der Materie zu verbeſſern finden. Aber man ſchikte mir es zurük mit dem Bedeuten, daß ich mich mit ſo etwas gar nicht herauswagen müſſe.

Das ſchlug mich faſt nieder. Ich wußte nicht, warum man mich ſo verächtlich behandelte. Und beinahe hätte ich angefangen, zu zweifeln, daß die Laufbahn des Schriftſtellers diejenige ſey, auf welcher ich Ehre und Brod finden würde. Ich legte mein Manuſcript auf die Seite und wurde erſt im folgenden Jahre ſo beherzt, es durch den Druk bekannt zu machen: wo mich denn auch der Beifall der Kenner für jene Demüthigungen entſchädigte und meinen Muth befeſtigte.

Die erſte Schrift, welche ich nun bearbeitete und dem Publikum übergab, veranlaßte Baſedow. Dieſer hatte ein langes und breites über Verbrauchung der Bibel mit mir geſprochen. Er hatte den ſehr richtigen Gedanken, daß die ganze Bibel für ſehr wenig Menſchen leßbar und geniesbar ſey. Er wünſchte einen Auszug, und rieth mir, denſelben zu verſuchen. So entſtand die kleine Bibel, welche Oſtern 1780 bei Mylius in Berlin herauskam.

Dieſer ſonderbare Titel, der mit der Größe des Buchs ſo ſehr kontraſtirt, kam daher. Meine anfängliche Idee war, nur einen kurzen

Auszug aus dem Alten Teſtamente zu machen, der für Kinder und Volk brauchbar ſeyn ſolte. Und für dieſe Idee wählte ich den Titel: „die kleine Bibel. Allein da ich in die Arbeit hinein gerieth und beim Leſen der Bibel von ſo vielen ſchönen Geſängen der morgenländiſchen Dichter begeiſtert wurde und — zugleich entdekte, daß dieſe Geſänge faſt alle auf die Geſchichte Beziehung hatten und folglich, durch die Geſchichte, ihr volles Licht erhalten konten; da vermochte ich nicht, dem Gedanken zu widerſtehen, die ſchönſten und gemeinverſtändlichſten Stükke der Propheten gleich mit in die Geſchichte des A. Teſtaments einzuweben und jedes an die Stelle zu ſezen, wo es ſein hiſtoriſches Licht bekam. Bei dieſer Gelegenheit nun gerieth ich immermehr in den Geſchmack am Ueberſetzen der ſchönen Geſänge, daß ich alles mitnahm, was gemeinnüzzig war. Und da nicht alles in die jüdiſche Geſchichte paßte, ſo ſonderte ich das Uebrige unter eigne Rubriken. So entſtand das große Buch von 60 Bogen gr. 8. mit dem kleinen Titel. Man hätte freilich zulezt den Titel noch abändern ſollen: aber das wurde vergeſſen.

In dieſem Buche ſteckt viel Fleiß. Und Herrn Eberhards Urtheil, der mir gewiß damals nicht ſchmeichelte, bürgt mir dafür, daß es eine meiner beſten Arbeiten iſt. Ich halte es für das Beſte, was man mit Kindern ſtatt der lutheriſchen Bibel leſen kan, wenn man dieſe, wie es wohl unſtreitig iſt, zu ſchwer für ſie findet. Schade, daß es ſo theuer iſt.

Baſedow brachte mir im Sommer ein Paket mit zwanzig Thalern und geſtund mir, daß es ihm von Herrn v. Rochow für mich zugeſandt ſey. Durch Herr D. Beſeke in Mitau und Herrn D. Stark erhielt ich von Kurländiſchen Menſchenfreunden (meiſt Maurern) zweimal funfzig Dukaten. Die Berliner Geſchenke, die durch Herrn Eberhard mir zufloſſen, betrugen im erſten und folgenden Jahre zuſammen, wo ich nicht irre, nahe an 400 Thlr. Sobald ich aber mich nur einigermaßen aus der tiefſten Armuth herausgeriſſen und mit Wäſche, Kleidung und vornehmlich Hausgeräthſchaften verſorgt hatte, verbat ich ſelbſt die Fortſetzung dieſer Geſchenke. Meine kleine Bibel trug 60 Luisdors ein, und die Apologie 80 Thaler. Kurz, ich hatte in den erſten beiden Jahren mit allem, was ich verdiente, ohngefähr 1200 Thaler, davon ich wenigſtens 400 auf neue Hausgeräthſchaften verwendete, um nicht immer mit geborgten Mobilien mich behelfen zu müßen. Folglich habe ich aufs Jahr nicht mehr als 400 Thlr zu meinem und der Meinigen Unterhalt gehabt, mit denen ich in Halle, nicht anders als kümmerlich leben konte. Zudem habe ich in dieſer Zeit von dieſem Gelde dreimal armen Studenten geholfen, die mich angiengen: einem mit drei, und zweien mit einem Luisdor, welche ich ihnen, durch die Schilderung ihrer Noth bewegt, ſchenkte. — Bei allen Laſten und Sorgen verlor meine glükliche Laune ſich nie.

Viertes Kapitel.

Pfälzer Neuigkeiten.

Ich erhielt lange Zeit keine Nachrichten aus der Pfalz und ſelbſt meine beſten Freunde ſchienen mich vergeſſen zu haben. Aber ſie fanden ſich alle wieder. Einer nach dem andern, wie wenn er ſich nur erſt vom Schrekken über meinen Sturz erholt hätte, ſchrieb mir in den zärtlichſten Ausdrükken und bat um Nachricht von meiner jezzigen Lage.

Mein größtes Anliegen war, zu erfahren, wie es in dem verlaßnen Heidesheim ausſähe, wie es um meine zurükgebliebenen Habſeligkeiten ſtehe, und was ich davon zu hoffen hätte. Aber leider waren alle ſchon von Heidesheim weg und konten mir wenig Troſt ertheilen.

Herr Kühl hatte, wie man mir ſchrieb, gleich nach meiner Abreiſe eingeſehn, daß er der Fortſezzung des Inſtituts nicht gewachſen ſey.

Folglich hatte er die Lehrer, die nicht ſelbſt ſchon zu ihrer Abreiſe Anſtalt gemacht hatten, verabſchiedet, und die Zöglinge wurden theils abgeholet, theils durch Vorſorge der ökonomiſchen Geſellſchaft nach Hauſe geſchikt. Und ſo war nun das Heidesheimiſche, wie das Marſchlinzer Philanthropin, begraben.

Ueber meinen in Dienheim ausgeſtandenen Arreſt ſchrieb mir ein Freund einen Brief, den ich hier wörtlich einrükken wil:

> Erſt jezt, lieber Freund, hat ſich mein Unwille gelegt, den ich über Ihre ſo unbeſonnene Flucht, empfunden habe. Ich habe die erſte Woche nach Ihrer Abreiſe völlig geraſet: Meine Liebe zu Ihnen erfüllte mich mit Wuth. Ich konte nicht an Ihr Schikſal denken, ohne mit den Füſſen zu ſtampfen und mich an die Stirn zu ſchlagen. Und noch drängt ſich jedesmal, wenn ſich das Andenken dieſer Scene in mir erneuert, wenigſtens ein ſchmerzhafter Seufzer aus meiner Bruſt herauf. Gott! daß Sie mir und

unſern . . . nicht folgten, daß Sie Ihren älteſten und treueſten Freunden nicht glaubten, die aus ſo unwiderſprechlichen Gründen es Ihnen bewieſen, daß Rühl in allem Betracht Schurke war. — Welche Schande, welchen Verluſt, welche Angſt hätten Sie ſich und Ihrem armen hypochondriſchen Weibe ſparen können, wenn Sie dem Böſewicht nicht getraut hätten, ſondern, nach unſerm Rath, öffentlich abgereiſet wären. — Den ganzen Spektakel hat der elende Bube ganz allein angerichtet. Er hat Ihnen die heiligſte Verſchwiegenheit empfohlen, um Sie deſto ſicherer zu machen. Gleich den folgenden Tag, da er bei Ihnen in Heidesheim geweſen war, wußte es ſchon Herr . . . . in Dürkheim, daß Ihnen Rühl 400 Gulden verſprochen und zur Flucht gerathen hatte. Er alſo hat es ſelbſt bekant gemacht, daß ſie heimlich davon gehen würden. Er hat es dem Stadtſchreiber ſo gar ſtecken und ihn dabei warnen laſſen, daß er auf ſeiner Hut ſeyn möchte, damit ſie nicht verheimlichte Gelder des Inſtituts mit fortſchaften. Und begreifen Sie nun wohl, daß der Stadtſchreiber Sie nicht ohne Urſach zur Rede ſezte, da er Ihre Frau mit den Kindern aus dem Schloſſe fahren ſah? Er wußte Ihr ganzes Verhaben und hat Abends, da ſie mit La Roche abfuhren, laut im Schloſſe geſagt, „da reißt er hin! Adieu, Doktor Bahrdt.“ Was Rühl eigentlich für Abſicht bei dieſer niederträchtigen Kabale gehabt hat, weis ich Ihnen nicht zu ſagen. Vieleicht, die katholiſche Parthei gegen Sie zu alarmiren, daß mans für einen Ungehorſam gegen den Kaiſerlichen Befehl zum Widerruf anſehen und Sie unter dieſem Vorwande auffangen ſolte: vieleicht daß die ökonomiſche Geſellſchaft Sie einholen und mit Schimpf und Schande zurükführen ſolte, damit hernach ihre Kreditores ſie feſtmachen und plündern könten? Das leztere iſt mir das wahrſcheinlichſte: denn der Sie hat arretiren laſſen, war Ihr verabſchiedeter Hausmeiſter. Und man ſagt für gewiß, daß Koch und Specht, eine Stunde nach Ihrer Flucht von Dienheim, da-

daſelbſt eingetroffen wären und ſchreklich gewettert hätten, daß der Inſpektor Sie fortgelaſſen hätte. Sie wolten ihn in Manheim bei der Regierung verklagen. Die Herren ſagen jezt öffentlich, Sie müſten über 1000 Gulden mitgenommen haben, die Sie von engliſchen und holländiſchen Eltern als Vorſchüſſe empfangen und ihnen verſchwiegen hätten. — Sehen Sie, das haben Sie Ihrem ſeltſamen Einfalle zu verdanken, den erſten Schuft in Europa für einen grosmüthigen Mann zu halten, der, aus Gefühl Ihres Werths, redlich gegen Sie handeln würde. Gott bewahre Sie vor ähnlichen dummen Streichen und mich vor allem Andenken an dieſe Begebenheiten. Laſſen Sie mich bald, wo möglich, angenehme Nachrichten von Ihnen leſen, damit ich wieder mit frohem Herzen mich nennen kann ꝛc.

Vieles von dem Inhalt dieſes Briefes beſtätigten bald andere Freunde und wenn ſie nicht alle in der Nachricht einſtimten, daß die ökonomiſche Geſellſchaft ſo unfreundlich an mir gehandelt hatte; ſo waren ſie doch darin alle zuſammentreffend, daß ſie der Verrätherei des Hofr. Rühl meine Arretirung zuſchrieben, durch welche er ſeine Rache noch zu guter lezt an mir hätte kühlen wollen.

Die ſcheusliche Denkungsart dieſes Menſchen offenbarte ſich auch nachher mehr als zu deutlich. Denn ihm allein muß ich es zuſchreiben, daß alle meine Habſeligkeiten mit dem ganzen Inventarium des Inſtituts in die Rabuſe gegangen ſind. Es iſt unglaublich, was ich erzählen werde.

Jederman wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß es die Schuldigkeit der fürſtl. Leiningiſchen Regierung war, ſogleich nach meiner Abreiſe (zumal da Rühl und der Fürſt es wußten, daß ich ſich und meine Flucht ſelbſt durch ihren Rath veranlaßt war) alle meine Effekten in Dürkheim und alles, was in Heidesheim zum Inſtitut gehört hatte, erſt zu verſiegeln, dann, mit Zuziehung der ökonomiſchen Geſellſchaft, ein volſtändiges und gerichtlich beglaudigtes Inventarium zu entwerfen, eine gewiſſenhafte Taxation darüber anzufertigen, ſo fort alle Kreditoren vorzuladen, und ſie mit ihrer Liquidation zu vernehmen: mir ſelbſt aber zulezt alles, Inventarium, Taxe und Liquidationen der Kreditoren zuzuſchikken und mich darüber zu hören: und ſodann die liquiden Schuldner von denen gerichtlich ſubhaſtirten Gütern zu befriedigen, und mir den Ueberſchuß zu zuſtellen.

Von dem allen iſt meines Wiſſens nichts geſchehen. Ich ſchrieb ſelbſt, ich erinnere michs nicht mehr genau, ob an den Fürſten oder an die Regierung, — es gilt gleich — und bat um Information, wie es mit meinen zurükgelaſſenen Gütern ſtehe. Aber niemand würdigte mich einer Antwort.

Ich ſchrieb an die ökonomiſche Geſellſchaft, aber ich erhielt auch da, ſtatt befriedigender Nachrichten, die bitterſten Klagen, daß die Kreditoren ihnen zu Leibe giengen, und man von Seiten der Regierung ſie auf keine Weiſe von meinen zurükgelaſſenen Gütern befriedigen wolle.

Sie baten, daß ich einen ſchriftlichen Aufſaz einſchikken möchte, in welchem ich erklärte, daß die ökonomiſche Geſellſchaft ein Recht an meinen Gütern habe, und daß man dieſelbe in den Stand ſezzen möchte, von dem Ertrag derſelben meine Gläubiger zu befriedigen. Ich ſtelte dieſe Erklärung von mir und — die Leute lamentirten in einem hin, daß die Regierung ihnen nichts verabfolgen laſſe, und daß ſie von den Gläubigern geängſtet würden.

Ich wandte mich endlich an des Staatsminiſters v. Herzberg Excellenz und bat um ein Vorſchreiben an die Leiningiſche Regierung, welches mein Geſuch, daß ſie von meinen hinterlaſſenen Gütern mir Rechenſchaft ablegen möchte, unterſtüzzen ſolte. Des Königs Majeſtät bewilligte mein Bitten. Es ward von Berlin an den Fürſten geſchrieben. Die Regierung antwortete: „ich hätte ja ſo viele tauſend Gulden Schulden „hinterlaſſen, zu deren Tilgung meine hinterlaſſenen „Güter nicht einmal hinreichten: was ich „denn alſo haben wolte?“ — Man ließ mir dieſe Antwort von Berlin aus zugehen und gab mir zu verſtehen, daß ich beſſer gethan, wenn ich geſchwiegen hätte. — Ich ſchwieg alſo nun. Und ich habe ſeitdem keinen Schritt weiter gethan, ſondern das Meinige im Stiche gelaſſen.

Aber jezt darf ich doch wenigſtens getroſt auftreten und fragen: ob dieſe Antwort der Regierung wohl hinlänglich war? Folgt daraus, daß ich mein Vermögen überſteigende Schulden hatte (ich will es als wahr annehmen, ohngeachtet ich vom Gegentheil überzeugt bin), daß ich keine Rechenſchaft fodern durfte? Blieb es nicht immer Pflicht der Regierung, mir die Gläubiger, die ſich gemeldet hatten, anzuzeigen, und mich zu vernehmen, ob ich ihre Foderungen auch für richtig erkenne? Konten ſich nicht Leute mit falſchen Foderungen eingeſchlichen haben? War es nicht billig, daß ich die einzelnen Poſten mit der Totalſumme erfuhr? Konte ich nicht verlangen, daß man mir ein gerichtlich aufgenommenes Inventarium meiner Güter in Heidesheim und Dürkheim zuſchikte, damit ich ſehen konte, ob auch alles ehrlich zugegangen wäre? Und geſezt, die Leiningiſche Regierung hätte mit meinen Gütern ganz willkührlich verfahren, ſie verkaufen und die Schuldner bezahlen wollen, war es nicht dennoch ihre Pflicht, mir hinterher wenigſtens Notiz zu geben und zu melden: ſo viel iſt aus Euren Gütern bei der Verſteigerung herausgekommen und ſo viel haben wir an Eure Gläubiger bezahlt? Wo iſt in der Welt ein Land, in welchem von der Obrigkeit nicht dieſe Rechenſchaft gefodert werden darf?

Und ich ſage es öffentlich, mir iſt nie dieſe Rechenſchaft abgelegt worden. Ich weis bis dieſen Augenblick nicht, was man von meinen Gütern gefunden hat, wer ſie zu ſich genommen hat? ob ſie verkauft worden ſind? was dafür gelöſet worden iſt? wo das dafür gelößte Geld hingekommen iſt?

Es iſt möglich, daß der gute Fürſt jezt dieſes lieſet und in ſeinem Herzen den elenden Rühl verwünſcht, der mich ſo geplündert hat. Aber was würde mirs nun helfen, wenn die Sache unterſucht und eine Art von Rechenſchaft abgelegt werden ſollte? Meine Bücher, Briefe und Rechnungen ſind zurückgeblieben. Woraus ſoll ich mich jezt, da eine Zeit von beinahe zwölf Jahren in dem Gedächtniſſe das meiſte vertilgt hat, orientiren? Was ſoll ich jezt für Beweiſe gegen geſchehene Ungerechtigkeiten führen?

Ich beſize noch einen Brief, in welchem mir ein rechtſchafner Freund aus Dürkheim ſchrieb: „man hat Ihre Polyglotte, Ihren Heſychius von „Alberti, und andere Ihrer koſtbarſten Bücher in „der Rühliſchen Bibliothek geſehen.„ Alſo Herr Rühl hat ſelbſt ſich verſorgt? Was hat denn der Mann mit meinen übrigen Gütern gemacht? Denn wahrlich ihn allein muß ich anklagen. Denn die rechtſchafnen Männer der damaligen Regierung ſind zuverläſſig frei von allen Vorwürfen des Betrugs und der Ungerechtigkeit. Sie hatten keine Gewalt in Dingen, wo Rühl wirkte. Er kommandirte. Er allein und ein gewiſſer Sekretär, deſſen Namen ich vergeſſen habe (ſein fades Geſicht und ſeine tief liegenden Augen kündigten laut den abgenuzten Wollüſtling und tückiſchen Achſelträger — alle Dürkheimer Leſer werden ſich ſeiner erinnern) waren die Werkzeuge meiner Verarmung.

Fünftes Kapitel.

Hinderniſſe meiner Verſorgung in den preuſſiſchen Staaten.

„Gern erzählte ich noch weit mehr und umſtändlicher, ſagt Herr D. Semler in der Vorrede zum erſten Bande ſeiner Lebensgeſchichte S. 3. um wenigſtens manchen die Larve abzureiſſen, an der ſich manche Zeitgenoſſen noch ſehr irren: aber noch ängſtlicher wird mir, wenn ich daran denken muß, daß durch ſolche gewiß auffallende Erzählungen wohl gar hier und da ein Mann oder ein Zögling — ich ſezze hinzu — gebeugt oder beſchädigt werden könte, der durch anderweitige Verdienſte Anſpruch auf Schonung hat.“ — Das iſt gewiß der Fall jedes rechtſchafnen Mannes, wenn er ſein eigner Biograph werden will. — Auch ich werde nur erzählen, was theils unvermeidlich theils weltkundig iſt, und manches noch, was mir in den preuſſiſchen Staaten wunderbares und zum Theil unglaubliches begegnet iſt, mit Aufopferung der weit beſſern Geſtalt, unter welcher ich dadurch erſcheinen könte, bis auf die Zeit verſparen, wo ich und die nicht mehr ſeyn werden, welche die Nachwelt richtet.

Der würdigſte Staatsminiſter v. Zedliz war gewiß eifrig und ernſtlich darauf bedacht, mich in den königlichen Staaten auf eine anſtändige Art zu verſorgen und meine Talente dem Lande nuzbar zu machen. Er ſchrieb mir gleich nach meiner Ankunft in Halle in dem rührenden Tone des unverſtellten Menſchenfreundes:

„Seyn Sie uns wilkommen, mein lieber Herr
„D. B. in den preuſſiſchen Staaten. Genieſſen
„Sie nun nach ſo viel überſtandnen Leiden
„und Gefahren der Ruhe. Sie können
„verſichert ſeyn, daß ich ꝛc.

Was für einen beſtimten Plan der Miniſter mit mir gehabt hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn darüber nie befragt und habe eben ſo wenig ſelbſt dan als Vorſchläge gethan oder um etwas mich beworben. Und es iſt ganz falſch, wenn Herr Semler in der angeführten Vorrede S. 6. ſagt, daß ich um eine Profeſſur angehalten hätte. Denn gerade eine Profeſſur hielt ich ſelbſt für das impraktikabelſte. Und ich kan mich öffentlich auf Sr. Excellenz Zeugniß berufen, daß ich weder dieſes noch ein ander Amt beſtimt mir ausgebeten habe.

Aber das weiß ich gewiß, daß der Miniſter mich im Schulfache anſtellen wollte und daß er mich auch ganz ohnfehlbar auf das beſte verſorgt haben würde, wenn nicht Herr Semler ſelbſt ſich dagegen aufgelehnet und den Miniſter beſorgt gemacht hätte, daß er mit der Fakultät ſich zulezt gerade an den König wenden, und ihm Verdrüßlichkeiten zuziehen möchte. Nur langer und heftiger Widerſtand hat den Miniſter endlich ermüdet und ihn bewogen, alle ſeine guten Abſichten aufzugeben und mich, in einem mühſeligen Privatleben, von Sorgen und übermäſſigen Arbeiten verzehren zu laſſen.

Herr Semler, den ich darum nicht um einen Grad weniger verehre, — weil ich immer gewöhnt bin, die einzelne fehlerhafte Handlung von dem ganzen Charakter abzuſondern und nie eines mit dem andern zu verurtheilen, — Herr Semler war nach meiner Ueberzeugung die Haupturſache dieſer Zerſtörung meiner Ausſichten, ſo ernſtlich er auch S. 10. gegen den Vorwurf proteſtirt, daß er allein die Schuld habe und mein Verfolger geweſen ſey. Denn ob es gleich bekant iſt, daß die theologiſche Fakultät in Halle gegen meine Anſtellung ſich ſezte und dem Miniſter die heftigſten Vorſtellungen einreichte, ſo weltkundig iſt es doch auch, daß auf der einen Seite der gutmüthige Freylingshauſen blos nachgebender Theil war und der vortrefliche Knapp die Schritte der Fakultät misfällig anſah, und daß auf der andern Seite, wenn auch die Fakultät unanimiter gegen mich votirt gehabt hätte, dennoch die Autorität und der haſtige Eifer des Herrn Semlers bei Hofe den Ausſchlag gab. Wäre Herr Semler für mich geweſen; ſo hätten die andern alle ſich heiſer ſchreien mögen, und kein Menſch würde gethan haben, als wenn er ſie hörte.

Weislich läßt auch H. Semler den erſten Bericht, der gegen mich gemacht wurde, nicht mit abdrukken, weil dieſer zu ſehr mit Dingen angefüllt war, welche die guten Männer von bloßem Hören-Sagen hatten und nicht beweiſen konten.

Und man kan aus dem zweiten, den er S. 11. ff. hat abdrukken laſſen, nur noch einige Spuren von der Heftigkeit des erſtern abnehmen und ſich aus ihnen die unglükliche Wirkung deſſelben begreiflich machen.

Wenn man den Schattenſtrichen des zweiten Berichts nachgeht; ſo findet man, daß die Fakultät um folgender Urſachen willen vom Miniſter verlangt hat, mir in Halle keine Profeſſur zu geben und ſelbſt als bloßen Docenten mich nicht zu dulden.

I. „Unſer Beruf bringt es mit ſich, heißt es
„S. 12., nicht nur die Verbreitung unmittelbar irreligiöſer
„Grundſätze zu verhüten, ſondern auch
„über die Lehren zu halten, welche in der heil.
„Schrift und nach ihr in der Augsſpurgiſchen
„Konfeſſion begriffen ſind.„

Wer ſieht es dieſer Stelle nicht gleich an, daß ſie mit Erröthung hingeſchrieben werden mußte, um aus Gründen mich verdrängen zu können!

a) Jederman weis es ja, daß ſolche alte Univerſitätsſtatuten, wie dieſe, auf die man ſich hier bezogen hat, nie der Maasſtab eines verſtändigen Richters ſind und ſeyn können. Und wie viele Proceſſe könte man gegen die Fakultät und die ganze Akademie beginnen, wenn man alle dieſe alten Statuten nach der Strenge nehmen, und jezzige Handlungen der Profeſſoren und Verfahrungsarten der Akademie darnach richten wolte.

b) Ein Semler aber, als der erſte Mitſtifter der Aufklärung in Deutſchland und als ein ſo eifriger Verfechter der algemeinen Denkfreiheit hätte am wenigſten den erleuchteten Zedliz die Schnurre ins Geſicht ſagen ſollen, daß er berufen ſey — Irthümer zu verhüten und über die Lehren der — augsſpurgiſchen Konfeſſion zu halten. Denn es war doch gar zu merklich, daß das verhüten und darüber halten nichts anders war und ſeyn konte, als ein äuſſerliches zum Schein gethanes Proteſtiren gegen Irthümer und deren Verbreitung. Er unterſcheidet ja ſelbſt die öffentliche Lehre der Lutheraner von der innern moraliſchen Religion und giebt leztere (welche doch natürlich Irthümer d. h.

abweichende Vorſtellungen von der öffentlichen Religion enthalten muß) jedem frei. Folglich bekümmert er ſich nie (und kan es auch nicht) um die innern Vorſtellungen der Menſchen, ſondern blos um den öffentlichen Vortrag. Und er weis ſo nach ſelbſt, daß (für einen Mann wie er iſt, welcher ſeine innere Religion auch für ſich hat und Irthümer in dem angezeigten Sinne hegt), Irthümer verhüten und auf die Lehren der A. K. halten nichts anders ſey, als — bei allem eignen Feſthalten an gewiſſen Irthümern und eignem Verwerfen gewiſſer Lehren der A. K. — dennoch äuſſerlich dagegen proteſtiren, daß nicht in dem öffentlichen Vortrage Irthümer verbreitet und den Lehren der A. K. zuwider gehandelt werde. Iſt das nun nicht bloſſe Täuſchung der Unkundigen?

c) Hiezu komt, daß das Statut durch die Praxis des Königs und des königlichen Oberkuratorii längſt ſchon ſtillſchweigend abgeſchaft war. Denn wenn der König die volkommenſte Denk- und Schreibfreiheit eingeführt und ſelbſt Profeſſoren und Prediger in die Aemter geſezt hatte, welche Irthümer d. h. Abweichungen von den bisherigen öffentlichen Lehren der A. K. nicht nur hegten, ſondern auch vortrugen; ſo hat er ja offenbar den vermeinten Beruf der Fakultät aufgehoben, Irthümer dieſer Art zu verhüten und über die Lehren der A. K. zu halten.

d) Inſonderheit aber möchte man hier fragen, warum denn die Fakultät und Herr Semler inſonderheit erſt jezt ſich ihres Berufs erinnert habe, da der unglükliche Bahrdt kam und ſein Brod ſuchte? Iſt denn vor dem D. Bahrdt kein Irthum in Halle gelehrt, keine Lehre der A. K. in Schriften angegriffen worden? Hat die Fakultät vorher kein Buch cenſirt, daß der A. K. zuwider war?

e) Zudem iſt es ja an ſich ein albernes Geſez. Denn was heißt denn wohl jenes verhüten und dieſes darauf halten? Sollen denn etwa wirklich die Theologen in Halle keinen Irthum zur Stadt oder zum Lande herein laſſen? Sollen Sie alle Schriften unterdrücken, welche Säzze gegen die Lehren der A. K. enthalten? Sollen Sie ſchreien, verfolgen, Scheiterhaufen anzünden? Nein. Nun was denn? Sie ſollen in ihren eignen Vorträgen die

Irthümer ſein gründlich widerlegen, und die Lehren der A. K. ſo ſcharf und einleuchtend beweiſen, daß die Menſchen alle, durch moraliſche Kraft, genöthiget werden, von Irthümern frei zu bleiben und der A. K. konform zu glauben! Wozu denn darüber ein Geſez? Das verſteht ſich ja von ſelbſt. Das iſt ja eben ſo viel als befehlen, die Schneider ſollen darüber halten, daß die Menſchen durch Kleider warm gehalten werden und ſich nicht erkälten, und damit doch nichts anders meinen als: die Schneider ſollen die Kleider gut und tüchtig nehen, daß der Wind nicht durchpfeiffen kan!

f) Und darf ich wohl hier erſt erinnern, daß dies Geſez ſelbſt durch Semleriſche Praxis längſt abgeſchaft war? Habe ich nöthig zu beweiſen, daß Herr Semler ſelbſt in ſeinem Leben Irthümer d. h. Abweichungen von der öffentlichen Religion vorgetragen hat?

g) Ich will nur den Hauptpunkt noch berühren. Der ganze vorgebliche Beruf der Fakultät rechtfertigt gar nicht ihr Verfahren gegen mich. Denn es iſt klar, daß, wenn ſie auch den Beruf hatten, über die Lehren der A. K. zu halten, ſie darum gar nicht das Recht hatten, mich zu verdrängen und von der Univerſität zu vertreiben. Denn in der von Herr Semlern angezogenen Stelle der Statuten heißt es ja ausdrüklich, ut cauſa ad Sereniſſimum referatur, quo *ipſe* — quid — opus ſit, ſtatuat. Warum begnügte man ſich nicht mit einer blos ruhigen Anzeige meiner Irthümer an den Landesherrn und überließ es dem, mit mir zu machen, was er nöthig fand? Und iſt es nicht an ſich ganz augenſcheinlich, daß jenes verhüten und darauf halten nichts, als eine Wirkſamkeit durch moraliſche Kräfte d. h. durch Belehrungen und Gründe anzeigt: keinesweges aber ein Schreien, Proteſtiren, und Widerſezzen gegen das Oberkuratorium und gegen den Kurator in ſich ſchließt?

II. „Wenn wir demnach an Ew. Hochfr. Exc. „uns neuerlich wendeten, um vorzubauen, daß D. „Bahrdt auf unſrer Univerſität am wenigſten als „Docent zugelaſſen werden möchte: ſo handelten „wir als rechtſchaffene Männer, denen ihre Pflicht, „Gewiſſen und Eid theuer iſt. Wir kanten über „dieſes auch mehrere in ſeinen Schriften und Han-

„blungen gegebene notoriſche Merkmale des Leicht-
„ſinnes, daß wir alſo ſeinen hieſigen Aufenthalt,
„und erhaltene Erlaubniß, öffentlich lehren zu dür-
„fen, für das Beſte der Univerſität nicht gleichgül-
„tig halten konten; indem, wenn ihm gleich theo-
„logiſche Vorleſungen zu halten, nicht verſtattet
„worden, er doch Gelegenheit genug bekommen
„mußte, nach ſeiner bekanten Wirkſamkeit, den
„uns anvertrauten Studioſis ſeine Meinungen und
„gehäſſigen Begriffe von öffentlichen Lehren der
„evangeliſchen Kirche, durch Vortrag oder Um-
„gang beizubringen. Wir finden daher auch noch
„keine Urſache, uns unſrer pflichtmäſſigen und be-
„ſcheidenen Vorſtellung zu ſchämen, und verdienen
„daher um ſo weniger die Vorwürfe eines teufli-
„ſchen Verfolgungsgeiſtes, oder ſolcher im fin-
„ſtern ausgedachten, und zum Theil ausgeführten
„Projekte, wodurch dem D. Bahrdt Freiheit, Le-
„ben und Verdienſt entzogen werden ſolte, oder
„einer Misgunſt, die ihm alle Mittel entziehen
„wolle, die Jugend in gemeinnüzzigen Dingen zu
„unterrichten.„

Es iſt wirklich zu bedauren, daß ein ſo vortreflicher Mann, wie Herr Semler iſt, ſich ſelbſt ſolcher menſchlichen Schwachheiten theilhaftig machen mußte, wie in dieſer Vorſtellung zuſammengehäuft ſind.

a) Wird nicht jeder zuerſt fragen, warum denn die Herren verbauen wolten, daß ich nicht Docent würde, da ſie doch wußten, daß ich nur Logik, Metaphyſik und Humaniora zu dociren die Erlaubniß haben ſolte? Was ging denn mein Tacitus und Juvenal und meine Logik der A. Konfeſſion und dem Beruf der Fakultiſten an, über ihre Lehren zu halten?

b) Muß man nicht ferner fragen, wie denn mein notoriſcher Leichtſin ſogar meinen Aufenthalt in Halle für das Beſte der Univerſität bedenklich machen konte? Hat man denn noch keinen leichtſinnigen Mann in Halle unter den Profeſſoren geduldet? Es würde unverſtändig oder vielmehr ganz eigentlich niederträchtig ſeyn, wenn ich hier Beiſpiele dagegen anführen und Profeſſoren nahmhaft machen wolte, welche im Spiel, im Trunk, im Schuldenmachen, im Kareſſiren — — ſich den Vorwurf des Leichtſinns zugezogen haben, ohne daß das Beſte der Univerſität dabei gelitten hat. Ich begnüge mich, das Publikum auf die Magerkeit der Gründe, aus welchen man mich von Halle zu verdrängen ſuchte, blos aufmerkſam gemacht zu haben.

c) Und darum ſezze ich eine dritte Frage hinzu: was denn wohl die Herren Fakultiſten für eine Beruhigung ihres ſo zarten Gewiſſens gefunden haben würden, wenn der Miniſter ihr Geſchrei erhört und mich von Halle nach Frankfurt oder Königsberg oder Berlin verwieſen hätte? Wär ich denn dadurch verhindert geweſen, meine Meinungen durch Vortrag und Umgang (und Schriften ſezze man hinzu) Jungen und Alten beizubringen? Oder war es Ihnen nur um die heiligere Heerde der evangeliſchen Chriſten in Halle zu thun? Möchte ich immerhin der Verführer anderer preuſſiſchen Unterthanen werden, wenn nur das von Irthümern unbefleckte Halle nicht durch mich verunreiniget würde? — Was ſoll man nun von den reinen Bewegungsgründen denken (S. 11.) aus welchen dieſer Bericht an das Oberkuratorium gefloſſen ſeyn ſoll!

Sechstes Kapitel.

Fortſezzung.

Merkwürdig iſt es, daß Herr Semler in dem obgedachten Bericht (S. 14.) ſogar dies ſich nicht zu geſtehen ſcheute, daß er ſich in die traurige Nothwendigkeit verſezt ſehen würde (wenn ich Profeſſor werden ſolte) die Studioſes von Beſuchung meiner gefährlichen Lehrſtunden (über Logik, Tacitus ꝛc.) abmahnen zu müſſen.

Doch ich übergehe dieſe und noch viel andere Merkwürdigkeiten in dem ganzen Benehmen des übrigens ſo ſanften und menſchenfreundlichen Semlers, um mit meinen Leſern bei zween Hauptpunkten noch zu verweilen und ſie der Beurtheilung der Zeitgenoſſen und der Nachwelt vorzulegen.

Der erſte betrift die Semleriſche Antwort auf mein Glaubensbekentniß, durch welche das ganze deutſche Publikum, ich möchte ſagen, erſchüttert und meine Fähigkeit zu einem auch nur halb geiſtlichen Lehramte recht abſichtlich zerſtört wurde.

Wahr iſt es, daß mein Glaubensbekentniß ſehr füglich hätte aus der Welt bleiben können. Und ich gebe gern alles zu, was Herr Semler S. 350. aus einer Berliner Schrift ausſchreibt, um mich als einen Thoren aufzuſtellen. Denn ich habe wirklich gefehlt, und kan dieſen übereilten Schritt mit nichts entſchuldigen, als mit der Schwachheit meines Geiſtes, welche meine zuſammentreffende Unglüksſchläge erzeugt hatten und — mit der Schnelligkeit des Druks, welchen meine Berliner Freunde beſorgten, denen ich die Bekantmachung ſo gut wie die Unterdrükkung dieſes Aufſazzes überlaſſen hatte.

Aber wenn ich gefehlt hatte, war darum Herr Semler berufen, mir es öffentlich vorzuhalten? Und was ſolte die Antwort auf mein Glaubensbekentniß? Wer hatte ihn denn gefragt? Was konte ihn bewegen, gegen einen ſchon ſo verfolgten und unglüklichen Mann noch ſelbſt zu Felde zu ziehen und ganz Deutſchland zu alarmiren, als ob er das größte Verbrechen begangen hätte?

War etwa das Glaubensbekentniß ſelbſt ſo gottlos und irreligiös, daß ſein Gewiſſen ihn drängte? Man ſehe es nur nach. Es enthielt nichts, als die freimüthige Erklärung, daß ich mir die Dreieinigkeit und die Gottheit Chriſti inſonderheit, nach Athanaſii Sinne nicht vorſtellen könne: daß ich nicht von der Anſelmiſchen Satisfaktionstheorie überzeugt ſey: daß ich nicht glauben könne, daß der Menſch von Natur ein Feind Gottes ſey und mit der Neigung zu allem Böſen geboren werde u. ſ. w. Im ganzen Aufſazze rede ich ganz beſcheiden von meinem Glauben und ſage nicht einmal gerade hin, daß ich die Dreieinigkeit, die Verſöhnung durch Chriſtum u. d. verwerfe, ſondern äuſſere blos dies, daß ich mir ſie ſo und ſo nicht vorſtellen könne. Waren denn das ſo entſezliche Irthümer, dazu H. Semler gar nicht ſchweigen konte? Betraf es nicht vielmehr gerade die Lehrſäzze, in denen H. Semler ſelbſt heterodox iſt, wie die ganze Welt weis und ihm Baſedow in der Urkunde aus ſeinen Schriften bewieſen hat? Iſt es nicht bekant, daß Herr Semler die Athanaſianiſche Dreieinigkeitslehre verwirft und über alle Dogmen der Kirche beſſere Vorſtellungsarten hat und ſeinen akademiſchen

Zuhörern bekant macht oder wenigſtens Winke dazu aus der Hiſtorie giebt, als der große Haufe der Orthodoxen ſie hat und annimt?

Und man ſehe nur ſelbſt die Art der Widerlegung. Er widerſpricht keinem einzigen Sazze meines Glaubensbekentniſſes direkte und nent ihn Irthum. Er ſtreitet faſt allein gegen mein Recht, dieſe Säzze ſo frei und gegen die öffentliche Religion vorzutragen und laut zu bekennen. War das der Mühe werth? War es nöthig, war es recht, über ein Bekentniß ein Geſchrei zu machen, über deſſen weſentlichen Inhalt er mit mir ſelbſt theoretiſch, obgleich nicht hiſtoriſch, einig war?

Ferner: mußte Herr Semler nicht bedenken, daß gerade er am wenigſten gegen mich auftreten durfte, da er mein Freund war, da er mich deſſen in Briefen verſichert hatte, da die Welt wußte, daß er viel auf mich hielt, daß er meine Schriften in öffentlichen Kollegiis ſeinen Zuhörern empfahl? War es nicht natürlich, wenn jederman eine ganz eigene und ſonderbare Wendung ſeines Charakters argwohnte? Konte es ohne ſchädliches

Aufſehen bleiben, wenn ein Freund gegen ſeinen Freund zu Felde zog und ihn öffentlich über Dinge zu beſchämen ſuchte, die er im Herzen ſelbſt hegte?

Gewiß wird Hr. Semler jezt es noch mehr einſehen, was er ſchon ehemals S. 351. zu erkennen gab, daß er gefehlt habe, und daß mein Benehmen gegen ihn, welches ich in der kurzen Erklärung über Herrn D. Semlers Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß. Berlin, 1780. 8. gezeigt habe, weit mehr den Geiſt der Sanftmuth athmete, als ſein damaliges Betragen, welches in allem Betracht auf meine Unterdrückung wirken mußte.

Schwerlich wenigſtens kan er oder ſeine Leſer die Entſchuldigungen gründlich finden, mit welchen er S. 351. ſeine Antwort rechtfertiget, daß er als ein alter Profeſſor (das Alter thut warlich nichts zur Sache) zu Veränderungen der öffentlichen Religionslehre, ohne Nachtheil ſeiner ſelbſt und der königl. Univerſität ohnmöglich hätte ſchweigen können. Denn wer wird ihm zugeben, daß mein Glaubensbekenntniß, als die Deklaration eines unbedeutenden Privatmanns, für eine Veränderung der öffentlichen Lehre anzuſehen war? Wer wird ſich überreden laſſen, daß H. Semler Nachtheil zu fürchten hatte, wenn er zu dieſem Bekentniſſe ſchwieg, dergleichen ja jeder Menſch auszuſtellen ein bürgerliches und natürliches Recht hat? Und was verlor die Univerſität, wenn er ſchwieg und mein Glaubensbekentniß in Vergeſſenheit gerathen ließ?

Wem wolte es ferner Herr Semler glaubhaft machen, daß mein Glaubensbekentniß ſo viel proteſtantiſche Stände in die tiefſte Betrübniß verſezt habe, und daß Halle darum nachtheilig beurtheilt werden mußte? War ich denn der Maasſtab, nach welchem das Publikum die ganze Univerſität meſſen mußte?

Und welch ein faſt unverzeihlicher Winkelzug iſt es, wenn H. Semler auf eben dieſer Seite ſagt, daß mein Bekentniß an kaiſerliche Majeſtät im Namen der Proteſtanten gerichtet geweſen ſey? Habe ich auch wohl mit einer Silbe dieſe Frechheit geäuſſert, daß ich mein Bekentniß im Namen der Proteſtanten ablegte?

Doch ich eile zu einem zweiten Punkte, welcher für mein Herz der allerempfindlichſte iſt, und von welchem jeder rechtſchafne Mann überhaupt und jeder Verehrer der großen Verdienſte des guten Semlers wünſchen muß, daß er nie in dieſer Geſchichte zum Vorſchein gekommen wäre: ich meine — die Ausfälle des Herrn Semlers auf meinen moraliſchen Charakter.

Man mag dieſe Sache anſehen, wie man will, und von mir ſelbſt die allernachtheiligſten Urtheile hegen; ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß Gelehrte, wenn ſie mit einander in Streitigkeiten gerathen und noch mehr — daß Theologen, wenn ſie ſich die Mine der Vertheidiger der Religion geben, ſich und ihrer vermeintlich guten Sache ohne Ausnahme ſchaden, wenn ſie mit den Lehrmeinungen ihres Gegners zugleich ihren perſönlichen Charakter antaſten und denſelben anzuſchwärzen ſuchen.

Warlich es iſt betrübt, wenn ein ſo großer und vortreflicher Mann, wie Semler, ſich hier den Gözzen und andern Kezermachern gleich ſtellt und die Lehre des Gegners durch Verdächtigmachung ſeines Charakters herabzuwürdigen und das Publikum von ihm abwendig zu machen ſucht und noch mehr — wenn er dies an ſeinem Freunde und — an einem Unglüklichen thut.

Man kent mich. Ich bin ein Menſch, der Fehler hat. Ich habe vielfältig in meinem Leben leichtſinnig und unüberlegt gehandelt. Ich habe in dieſer Geſchichte ſelbſt meine Fehler und meine Sitten angeklagt. Aber was geht denn das meine Lehrſäzze an? Können denn dieſe nicht wahr ſeyn, wenn ich nicht ſelbſt ein fehlerloſer Menſch bin? Müſſen meine mündlichen und ſchriftlichen Vorträge darum aufhören, nuzbar und lobenswerth zu ſeyn, wenn meine Handlungen zuweilen thörigt und tadelhaft waren?

Heben denn menſchliche Thorheiten wahre Verdienſte auf? Und hat nicht ein Mann von Talent und Verdienſten, eben um ſeiner Talente und Verdienſte willen, Anſpruch auf Schonung und Nachſicht? Ohne Bedenken würde ich allenfals einen durchaus ſchlechten Menſchen, wenn er ſeine Fehler durch keine Verdienſte um die Welt vergütet, als einen ſchlechten Menſchen öffentlich an den Pranger ſtellen. Aber einen Mann von Werth, der der Welt nüzlich iſt und es täglich mehr zu werden ſich beeifert, ſolte man durchaus ſchonen. Und mir wenigſtens würde es Thränen koſten, wenn ich z. B. von einem Semler Thorheiten und Fehltritte erzählen hörte und ſehen müßte, daß ein Mann von ſolchem Werth unter ſo intoleranten Menſchen lebte. Das Verdienſt iſt zu ſelten und zu wichtig für die Welt, als daß man es der elenden Neigung aufopfern ſolte, menſchliche Thorheiten auszuſpähen und ſich über ſie luſtig zu machen. Und nur die allerunedelſten Seelen können ſich freuen, wenn ſie den Ruf eines würdigen Mannes durch Anecdoten aus der Geſchichte ſeiner Schwachheiten verdunkeln können.

Aber ich möchte doch den guten Semler fragen, was er denn von dem ſo anſtößigen Leben (S. 16. der Vorrede) wiſſe, was ihn gegen mich zu agiren bewogen haben ſoll? War er denn je Zeuge davon, oder hat ers blos vom Hören-Sagen? Und wenn er Zeugen hatte, warum machte er ſie nicht namhaft? Oder warens vielleicht keine guten und tauglichen Zeugen? Waren es blos meine Feinde, die in namenloſen Paſquillen mich geſchändet oder in vertrauten Briefen mich verleumdet hatten?

Worin haben denn von jeher meine Gottloſigkeiten beſtanden? Habe ich je die Unſchuld verführt? Habe ich irgend einen Menſchen an Gut oder Ehre wiſſentlich beſchädigt? Habe ich mein Leben im Müſſiggange zugebracht, und als ein unnüzzer Menſch mein Brod gegeſſen? Habe ich betrogen und gewuchert? Habe ich den Spieler gemacht und die Beutel gefegt? Habe ich einen Freund verrathen, oder einen Menſchen mit Wiſſen unglüklich gemacht? — (Hätt' ich Freunde verrathen mögen; ſo ſäß ich vielleicht nie im Gefängniß!) — Laſſet einen rechtſchaffenen Mann, der mich perſönlich gekant hat, namentlich auftreten und zeugen. Fraget alle, die mich handeln ſahen — fraget mein eignes Weib, das ſo ſehr über mich klagt, ob ich nicht von jeher der fleiſſigſte und arbeitſamſte Mann war, ob ich je dem Müſſiggange, dem Spiele, dem Trunke, dem unordentlichen Leben ergeben geweſen bin, ob ich nicht vielmehr, bei unabläßlichen und gemeinnüzzigen Arbeiten und bei der redlichſten Erziehung meiner Kinder, das mäſſigſte, und ich möchte ſagen, freudenleerſte Leben von der Welt geführt habe? Fraget meine Kinder ſelbſt. Die ſind — die ſollen meine Zeugen ſeyn.

Herr Semler ſagt in der Lebensbeſchr. S. 1. „daß die Sorgfalt, mit welcher ſein Vater ihn erzogen, ſein beſtändiger Fleiß im Studiren und Exerciren und ſein geſeztes feſtes Urtheil ihm hernach Beweiſes genug geweſen ſey, daß ſein Vater ſeine Tage nicht in jugendlichen Ausſchweifungen verloren oder unrichtig vertheilt hatte.„ Wie komt es doch, daß er aus meinem Fleiße und aus den anhaltenden Anſtrengungen meines Geiſtes, davon meine Amtsarbeiten und die Menge meiner Schriften zeugen, und vornemlich meine noch jezt im funfzigſten Jahre blühende Geiſteskraft nicht eben ſo menſchenfreundlich folgerte, daß ich ohnmöglich (wie meine Feinde wollen) ein ausſchweifendes Leben geführt haben könne, wenn ich auch in einzeln Zeitpunkten noch ſo übereilt oder fehlerhaft gehandelt haben ſolte?

Oder ſollen ſchlechterdings einzelne Thorheiten den ganzen Charakter des Mannes entſcheiden und verurtheilen? O dann möchte ich ihn ſelbſt fragen, wie es ihm gefallen würde, wenn man ihn um jeder einzelnen Thorheit willen einen Thoren nennen wolte? Und, bei Gott, wenn Thorheit mit Thorheit ausgeglichen werden ſol; ſo will ich noch weit lieber einmal einen Rauſch gehabt oder gegen eine bürgerliche Konvention gehandelt haben, als mir die Beflekkung der Geſchichte meiner Geiſtesthätigkeiten durch eine Ausgleitung zur Goldmacherei, oder die Verdrängung eines unglüklichen und dabei nuzbaren Mannes nachſagen laſſen.

Uebrigens verzeihe ich Herr Semlern den beſtimten Vorwurf der Verſoffenheit (S. 7. in der Vorrede), um ſo viel williger, da gerade gegen dieſen Vorwurf alle Zeugen meines Lebens ſind und geweſen ſind. Ich trinke Wein, wie Herr Semler, und werde auch in Geſelſchaften, durch den Wein, gewöhnlich vergnügter und munterer als ich im Anfange war, wie Herr Semler: aber ich habe nie vom Trinken Profeſſion gemacht. Und wer mich mehr als eine Butelle Wein (die ich ja alle Tage für mich allein trinke) bei einer Mahlzeit hat trinken und dabei beſoffen geſehen hat, der trete auf und zeuge für meinen lieben Semler, damit ichs ihm abbitten kan. — Mein Herz bleibt bis dahin von allem fortdauernden Widerwillen gegen den verehrungswerthen Mann ſo entfernt, als es gegen den armſeligen Schriftſteller geblieben iſt, aus deſſen Urne er jenen Vorwurf mit chriſtlicher Glaubwilligkeit entlehnt hat. — Ich habe viele Zeugen, die es wiſſen, daß Herr Moſchel ſelbſt den von ihm verleumdeten D. Bahrdt ſo gut gekant hat, daß er in ſeinem Unglük, wo Lebensgefahr ihn bedrohete, zu ihm floh, ſein Leben ſelbſt ihm anvertraute und — daß er mehrere Tage lang, von ihm, dem D. Bahrdt, kurz nach der Ausgabe der ihm bekant gewordnen Urne, mit eigner Gefahr vieler Verdrüßlichkeiten, als Flüchtiger geheget, als Hungriger beköſtiget, als Kranker verpflegt, als halb verwirrter und Geängſteter getröſtet und mit Unkoſten und Mühe gerettet worden iſt.

Siebentes Kapitel.

Applauſus. Bekantſchaften. Hauskreuz.

Der Miniſter ſahe ſich von den Theologen ſo beſtürmt und mit fortdauernden Unruhen ſo bedroht, daß er ſeine anfängliche Wärme erkalten und alle ſeine Projekte, mich zu verſorgen, fahren laſſen mußte. Er begnügte ſich, mich in Halle zu behaupten und mir das Recht zu ertheilen, als Privatdocent Philoſophie und Humaniora zu leſen.

Das erſte, was ich jezt unternahm, waren Vorleſungen über die Rhetorik. Denn an die theoretiſche Philoſophie wolte ich mich nicht wagen, weil Herr Eberhard in dieſer Wiſſenſchaft bisher das Monopol gehabt hatte, und ich es folglich der Klugheit gemäß fand, einen Mann, deſſen Freundſchaft ich wünſchte und deſſen Verdienſte ich ehrte, durch Theilung des Applauſus nicht misvergnügt zu machen.

Ich las meine Rhetorik, welche ganz beſonders auf Bildung künftiger Prediger abzwekte, in dem Hörſale des damaligen M. Mangelsdorf. Der Zulauf der Studenten war ſo groß, daß nicht nur das Auditorium ſelbſt gepfropft voll war, ſondern daß auch auf dem Hofe (es war Parterr) alles voll war und die Studenten eine alte Waſchrolle, die unter der Einfahrt ſtand, herbei ſchlepten, die Fenſter öfneten und ſo an den Fenſtern bis oben hinauf ſtunden und mit zuhörten.

Meine Abſicht war, mit der Theorie die Praxis zu verbinden und die jungen Leute in Invention, Diſpoſition und Elokution zu üben. Da ich für dieſen Zwek einen geſchloßnen Numerus nöthig hatte, damit die Herren in der Reihe ihre Aufſäzze mir bringen und ich dieſelben korrigiren konte; ſo war es mir nicht möglich, einen ſolchen Zulauf zu ertragen. Ich bat daher gleich in der zweiten Stunde, nachdem ich den Zwek meiner Vorleſungen bekant gemacht hatte, daß die, welche das Kollegium forthören wolten, ſich aufſchreiben und alle übrigen, die blos aus Neugierde hoſpitirt hätten, nun wegbleiben möchten.

Alles Bitten und Vorſtellen war vergeblich. Der Zulauf ward immer größer, ſo daß der Hauswirth ſich auch beklagte, daß die Fenſter und die Waſchrolle ihm ruinirt würden. Ich hielt alſo in der fünften Stunde folgende Anrede. „Es iſt mir ſchmeichelhaft, meine Herren, daß Sie einen ſo fortdauernden Eifer bezeigen, mich zu hören und ich würde in jeder andern Lage mich glüklich ſchäzzen, von einem ſo glänzenden Auditorio mich umgeben zu ſehen. Allein meine traurigen Umſtände, die Ihnen allen bekant ſind, machen mir es zur bitterſten Nothwendigkeit, die größere Nuzbarkeit dem Broderwerb aufzuopfern. Ich muß mit meinen Kindern allein von meinem Fleiſſe leben. Ich kan̄ alſo, ſo gern ich wolte, dies Kollegium nicht publice leſen. Ich muß nothwendig es entweder wieder aufgeben, oder eine feſte Zahl haben, welche ſich in dieſen Hörſal einſchränkt, und mich ordentlich bezahlt. Ich traue Ihren guten Herzen zu, daß Sie dieſe Foderung eben ſo billig finden als begünſtigen werden. Und ſo erwarte ich es von Ihrer edlen Denkungsart, daß nunmehr alle Hoſpiten wegbleiben und meinen beſtändigen Zuhörern den Raum laſſen werden. Ich will Ihnen, zum Beweiſe, wie ſchmeichelhaft mir Ihr Beifall iſt, dieſes kleine Opfer vergüten und Ihnen dafür, daß ſie die Belagerung meines Hörſales aufheben, über die Theorie der Deklamation wöchentlich auf der Wage eine Stunde unentgeltliche Vorleſungen halten ꝛc.“

Dieſe Anrede that vortrefliche Wirkung. Ein erfolgtes Händeklatſchen bezeugte mir den Beifall der Verſamlung. Die Hoſpiten blieben weg. Es ſtrirte ſich eine Zahl von 60 bis 70 Studenten. Aber leider — nahm ich doch für das ganze Kollegium, das mir an dritthalbhundert Thaler eintragen mußte, (die Perſon zu vier Thalern gerechnet) kaum 80 Thaler ein.

Ich hielt Wort und las auf der Wage meine Theorie der Deklamation. Und nun kam die ganze Univerſität. In der erſten Stunde waren über 900 Studenten verſamlet. — Meine Feinde hatten von meinem Beifalle gehört und die Eiferſucht beflügelte ſie, ihn zu ſtöhren. Der Herr Prorektor fand nöthig, ſämtliche Häſcher an die Wage zu poſtiren, unter dem Vorwande, allen Unordnungen vorzubeugen. Es gab aber Leute, welche behaupten wolten, es ſey gerade darum geſchehen, die Studenten darüber unwillig zu machen, und man habe gewünſcht, daß Lärmen entſtehen und man dadurch Gelegenheit bekommen möchte, nach Berlin zu berichten, daß meine Vorleſungen Tumulte erzeugten. Aber es ging, gegen alle menſchliche Erwartung, ſo ſtille zu, als man es bei einer ſolchen Verſamlung noch nie erlebt zu haben verſicherte. Der Herr Profeſſor Woltär und andere, die ſich in unkenbarer Kleidung mit eingeſchlichen hatten, waren Zeugen davon. Ich hielt meine Vorleſung bei der feierlichſten Stille dieſer Menſchenmenge. Und da ich am Ende der Stunde die Vorſicht gebrauchte, den Herren Studenten vorzuſtellen, daß meine Feinde auf jede Gelegenheit lauerten, mich in Berlin verhaßt zu machen, und ſie aus dieſem Grunde auf das dringendſte bat, daß ſie ja allen Schein eines Geräuſches, mir zu Liebe, vermeiden möchten, weil ſonſt alles, was ſie thäten, auf meine Rechnung geſchoben werden würde; ſo ward die ganze Verſamlung von dem einſtimmigſten Vorſatze belebt, und dies große Studentenheer gieng, mit unerhörter Geduld, vor den Häſchern ſo ſtill vorbei, daß auch kein Laut zu vernehmen war.

Indeſſen kam doch Herr Eberhard des folgenden Tages zu mir und rieth mir, die gewählte Abendſtunde, wo doch allzuleicht eine Unordnung vorgehen könte, wenn der erſtaunende Zulauf bliebe, zu verändern. Ich ſchlug alſo am ſchwarzen Brete an, daß ich meine Vorleſungen des Sonnabends früh um 11 Uhr fortſetzen würde. Das geſchah und ich behielt bis zu Ende deſſelben über 500 Zuhörer beiſammen.

Uebrigens war und blieb mein Leben einſam und von Menſchenumgang leer. Der erſte Menſch, der ſich über das Vorurtheil hinweg ſezte und mit dem verſchrienen Kezzer öffentliche Freundſchaft zu halten beſchloß, war Herr Profeſſor Trapp, ein Mann, deſſen biederer und unbeſtechlich redlicher Charakter, deſſen herrliche Laune, deſſen heller Geiſt und ausgebreitete Kentniſſe mir eine ewige Sehnſucht nach ihm einflößen und das Andenken ſeines Abſchieds von Halle mir immer kummervoll machen werden.

Er ließ michs wiſſen, daß er mir gut ſey, und ich eilte mit meiner Frau und Kindern, ihm den erſten Beſuch zu machen. Meine ganze damals noch feurige Laune lebte bei dieſem Beſuche wieder auf, und begeiſterte den Hauswirth meines Trapps, den Herren Stiftsamtmann Büttner dergeſtalt, daß er ſeine Hand zum neuen Freundſchaftsbunde bot und mir erlaubte, von Stund an ſein Haus als das Meinige anzuſehn.

Wer die Freuden des geſelligen Lebens zu ſchmekken verſteht, und ſich beſinnt, daß ich ſo lange Zeit ſie hatte entbehren müſſen, der wird ſehr leicht begreifen, daß dies für mich eine Epoche der Wiedergeburt war. Meine ganze Seele heiterte ſich auf. Ich bekam neue Schnellkraft. Ich fühlte mich wieder und lernte meines Daſeyns froh werden. Eben ſo mein liebes Weib!

Es vergieng von jezt an faſt kein Tag, wo ich nicht, nach volbrachtem Tagewerk zu meinen Büttner und Trapp ſchlich und bei einem Butterbrod mit ihnen ein paar Stunden herzlich vergnügt war. Kam ich zuweilen allein; ſo ging Herr Büttner heimlich fort und holte mein Weib nach, die ſich in dieſer Geſelſchaft mit mir gleich ſelig fühlte.

Aber die Freude dauerte nur wenig Wochen. Wenn beide Freunde als ehrliche Männer handeln wollen; ſo müſſen ſie es vor jedem Richterſtuhle mir bezeugen, daß, ohn alle meine Veranlaſſung, endlich mein gutes Weib anfieng, ihre alte Krankheit merklich zu machen. Fand ſie meinen Ton, den ich gegen die Familie beobachtete, zu herzlich und traulich, oder waren es, was mir wahrſcheinlicher iſt, Ohrenbläſereien und Verleumdungen dieſer Familie: genug, ſie fing an, nach ihrer Art über Weiber und Mädchen zu deklamiren, welche fremde Männer an ſich zögen, und trieb ihr Moraliſiren über Sittſamkeit und Tugend ſo weit, daß meine Freunde zurükhaltender wurden und ſich nicht mehr getrauten, in ihrer Gegenwart, den natürlichen Gang ihrer frohen Laune zu behaupten. Und daraus erfolgte ganz natürlich, daß man gegen meine Frau kälter wurde und ſie nicht mehr vermißte und nachholte, wenn ich allein kam.

Die Folgen waren unvermeidlich. Meine gute Frau ſah und empfand die Veränderung. Sie merkte, daß man ſich nicht mehr nach ihr ſehnte. Und ſie wurde eben dadurch in ihrem Verdacht, daß ich bei den weiblichen Mitgliedern dieſer Familien beliebter ſey, als ſie es wünſchte, ſo wie in jenen vermuthlichen Verleumdungen immermehr beſtärkt. Und ſo mußte von nun an jede Stunde, welche ich in dieſem Zirkel verlebte, für ſie eine Stunde ſtillen Harms und bald auch — lauter Klagen werden.

Büttners und Trapps waren ihr nun der Dorn im Auge und ſie vergoß Thränen, wenn ſie mich ausgehen ſahe. Ich bemühte mich, ſie zu beruhigen. Ich ſtellte ihr vor, daß ſie ſelbſt an ihrer Lage ſchuld ſey, und dieſe Freunde durch ihre übertriebene Delikateſſe und Moraliſiren von ſich verſcheucht habe — daß ich, bei meiner unglücklichen Lage, welche mich zu unaufhörlichen und mühſeligen Arbeiten nöthigte dieſe Erholungsſtunden nicht entbehren könte ꝛc. Aber alles war umſonſt. Sie machte mir Vorwürfe. Sie klagte bei geringen Leuten über meine Ausartung. Sie erhizte mich zuweilen durch zudringliche Reden bis zur Aergerlichkeit. — Daraus entſtand ein neues Uebel.

Meine Kinder ſahen den fleißigen Vater, der für ſie unter der Laſt der Arbeit faſt erlag und fühlten, wie ungerecht es war, daß die Mutter mich ſo oft quälte und fiengen dadurch an, die Mutter in eben dem Grade weniger zu lieben, in welchem ihr Herz an dem Vater hieng. Die älteſte, deren Verſtand frühzeitig reifte, unterſtand ſich ſo gar, was ich ihr oft liebreich und mit Gründen verwieſen habe, der Mutter Vorwürfe zu machen und in kindiſcher Einfalt, (ſie war damals etwa ſieben Jahr alt) meine Partie zu nehmen. Dies legte gegenſeitige Keime der Abneigung in das Herz der Mutter. Und ſo erlebte ich nach und nach das größte Leiden, was einem Vater begegnen kan, daß meine Frau immer hypochondriſcher wurde, daß meine Kinder, theils um meinetwillen, theils weil ſie den ganzen lieben Tag von der verſtimten Laune der Mutter gequält und durch ewiges Klagen oder Keifen mismüthig wurden, ſie immer weniger liebten und (troz aller meiner Bemühungen, entgegen zu arbeiten) immer kälter und ſtörriger gegen ſie wurden und — daß die Mutter ſelbſt die älteſte Tochter inſonderheit anfieng zu drükken und ihr ihre Abneigung fühlen zu laſſen. Die mittelſte ward dafür ihr Liebling, weil ſie, ohngeachtet ihr Herz in Vaterliebe nie erkaltete, ſich doch eher, als die andern, von ihr brauchen ließ, etwas für ſie zu beſorgen, was ich nicht wiſſen durfte, oder zu erforſchen, was ſie gerne wiſſen wolte.

Das Hauskreuz nahm nun mit jedem Jahre mehr überhand, und es gedieh endlich dahin, was aller Orten der Erfolg geweſen war, daß auch in Halle überall es bekant wurde, wie ſehr meine Frau mit mir unzufrieden ſey, und daß meine Feinde um ſo mehr Gelegenheit fanden, ihre Angriffe auf meinen Charakter, durch Berufungen auf die Klagen meiner Gattin, zu beglaubigen.

Einſtweilen wagte es mein Beichtvater, der Paſtor Senf, mir einen Vorhalt zu thun und es tadelhaft zu finden, daß ich mit dem . . . . . Hauſe mich ſo genau verbunden hätte, indem meine theologiſche Reputation darunter litte, weil von . . . . nicht gut geſprochen würde. Das Reſultat meiner Antwort war dieſes;

„Ich danke Ihnen, mein Freund, für Ihre
„wolgemeinte Erinnerungen. Sie haben recht,
„wenn Sie behaupten, daß des Mannes Reputation

„oft von ſeiner Geſellſchaft abhängt. Aber ich kan dennoch meinen Freund dieſer Rükſicht nicht aufopfern. Ich muß erſtlich erwägen, daß ſie die erſten Menſchen in Halle waren, welche in meiner traurigſten Lage, wo alles vor mir floh, mich aufnahmen, und mein elendes Leben durch frohe Stunden verſüßten. Ich muß Ihnen dabei ferner ſagen, daß ich ſie beide für rechtſchaffene Männer halte, was auch die halliſche Mediſanſe von ihnen ſagen mag. Ich habe den . . . . , von welchem man, wie Sie ſagen, nachtheilig ſpricht, ſehr ſorgfältig beobachtet und bin durch folgende Stükke von ſeinem moraliſchen Werthe überzeugt worden. Er iſt erſtlich ein arbeitſamer Mann. Er lebt in ſeinem Hauſe ſo regelmäßig als ich ſelbſt lebe. Es herrſcht Ordnung, Sparſamkeit und Reinlichkeit. Er iſt ein vortreflicher Erzieher ſeiner Kinder. Er unterrichtet ſie ſelbſt täglich mehrere Stunden. Er iſt mäßig und nüchtern. Er lebt mit ſeiner Gattin in dem ſchönſten Vernehmen. — Ein ſolcher Mann kan kein ſchlechter Menſch ſeyn, was auch die Welt für Anekdoten von ihm aufzuweiſen haben mag, welche entweder in ſeine frühere Geſchichte gehören oder, wie

„gewöhnlich, Thatſachen enthalten, von welchen
„man, wenn man den wahren Zuſammenhang der
„Umſtände wüßte, ganz anders urtheilen würde, als
„das Publikum urtheilt, welches nichts als die
„Oberfläche der menſchlichen Handlungen zu ſeh'n
„oder vielmehr nur zu hören bekomt. Ich kan
„mich alſo unmöglich entſchließen, Freunde aufzu-
„geben, die ſich meiner Freundſchaft noch nie un-
„werth gemacht haben und die mir ſo viel Gutes
„erzeigen. Ich ſezze mich vielmehr in ihren Fall,
„und überlege, wie mir es gefallen würde, wenn
„ein Menſch, den ich liebe, um des Publikums wil-
„len, weil daſſelbe mich verſchreit und verkezzert,
„aufgeben und meine Freundſchaft ſeinem Wun-
„ſche, vor der Welt verdachtlos zu erſcheinen, auf-
„opfern wolte. So ſehr mich das ſchmerzen wür-
„de und ſo gern ich es ſehen müßte, wenn mein
„Freund, dem Geſchwäzze der Leute zum Troz
„ſtandhaft bliebe und mich ſeines Umgangs wür-
„digte, ſo unmöglich muß es gegenſeitig meinem
„Herzen werden, dem Narrendinge von Publi-
„kumsgeſchwäz eine Freundſchaft preis zu geben,
„welche bereits ſo feſt und innig geworden iſt.„

Der Herr Paſtor zog ſich zurük. — Ob mein liebes Weib ihn zu dieſer vergeblichen Bemühung verleitet hatte, laß ich unentſchieden. Wolte Gott, es wäre dies der einzige Beichtvater geweſen, dem ſie dieſes Anliegen offenbaret hätte!

Achtes Kapitel.

Schriftſtellerei, und akademiſche Vorleſungen.

Ich las, auſſer meiner Rhetorik, noch ein hebräiſches Grammatikale über mein eignes Lehrbuch, und merkte bald, daß ich in beiden Vorleſungen das Monopol hatte. Dies bewog mich, bei dieſen beiden Vorleſungen zu bleiben und mir daher auch für die erſtere ein eignes Lehrbuch zu veranſtalten. Meine in Gieſſen herausgegebene Homiletik war mir zu unvolkommen. Die Theorie der Deklamation fehlte ganz, ſo wie ich überhaupt wohl der erſte bin, der eine Theorie dieſer Kunſt gewagt hat. Die Lehre von der Erfindung war nicht befriedigend. Ueberdem wünſchte ich auch, neben der Form, meinen Schülern die Materie wo nicht mitzutheilen, doch die Ueberſicht derſelben ihnen zu erleichtern und ſie auf die ächten Gegenſtände der Kanzelberedſamkeit aufmerkſam zu machen, damit ſie von Hamburger Dogmatik und Amſterdammer Polemik abgeführet würden und das predigen lernten, wobei eigentlich nur die Kunſt des Redners anwendbar iſt.

So entſtand mein Verſuch über die Beredſamkeit, welcher auſſer einer (noch alzuflach) ſkizirten geiſtlichen Rhetorik ein konzentrirtes Syſtem der moraliſchen Religion enthielt. Ich ließ ihn auf eigne Koſten drukken. Eine neue Auflage hat hernach die Deſſauer Verlagskaſſe zur Welt gebracht.

Ich hofte, mit meinen zwei Kollegiis etwas zu verdienen: aber das eine wurde mir ganz zerſtört, und das andere in Abſicht der Zahlungen verkümmert. Von wem? das will ich fernerhin ganz auf der Seite liegen laſſen.

Man — hatte geſehen, daß meine hebräiſche Grammatik beliebt und fleißig beſucht worden war.

War es nun, daß man es dem lieben Gott verübelte, daß er mich noch immer nicht hatte verhungern laſſen, oder fürchtete man auch dieſe Vorleſungen für die Ehre der Univerſität oder die reine Lehre der Augsſpurgiſchen Konfeſſion bedenklich: genug, man rieth einem M. Güthe, ſich dieſes Faches anzunehmen und hebr. grammatikaliſche Vorleſungen anzufangen, die vorher weder er, noch ein anderer gehalten hatte. Wo ich nicht irre, ſo las er ſie das erſtemal gar umſonſt. Kurz, der Applauſus mußte natürlich, durch mancherlei Rekommendationen, welche die neuen Ankömmlinge an M. Güthe erhielten, ſich theilen, und ſo war auch dieſer Biſſen Brod mir vereitelt.

Die Rhetorik und Deklamation behielt ich. Denn es war kein Theolog im Stande, zu deklamiren und eine Predigt zu halten. Und ohne daß man ſelbſt Meiſter iſt, läßt ſich ſo ein Kollegium nicht leſen. Auch war, wenn ja einer ſich als Muſter zeigen wolte, wie hernach Herr Niemeier that, der Unterſchied ſo auffallend, daß der Student den vermeinten Deklamator vom wahren alzuleicht abſondern und ſonach durch ſeine Rekommendation abwendig gemacht werden konte. Aber man wußte mir auf einer andern Seite zu ſchaden, daß mein Monopol mir doch nicht viel eintragen durfte.

Ich hatte, nachdem meine Rhetorik zweimal war abſolvirt worden, ſchon nahe an 300 Thaler Reſtantenſchulden. Dieſe Reſtanten übergab ich, nach damaliger Gewohnheit, dem Prorektor. Er ließ meine Liſte liegen. Ich erinnerte ihn, und ſollicitirte, daß die Studenten, die mir ſchuldig waren, citirt werden möchten. Man verſprachs und thats nicht. Ich erinnerte wieder: da hieß es endlich, meine Reſtanten könten nicht citirt werden, bevor ich nicht zu jedem Namen das Logis ſezte.

Ich durfte nicht fragen: Herr, warum haben ſie denn das nicht gleich geſagt? Warum haben Sie mich ein Vierteljahr laufen und bitten laſſen? Warum haben Sie mir verſprochen, die Schuldner vorzuladen und ſagen mir jezt erſt, daß meine Liſte mangelhaft ſey? Eben ſo wenig durfte ich fragen: warum denn der Herr Prorektor dem armen D. Bahrdt allein zumuthe, daß er die Anzeige der Wohnungen ſeiner Schuldner beifüge, da man doch von keinem andern Docenten das bisher gefodert hatte, und da natürlich die Pedelle alle Wohnungen der Studenten von ſelbſt wiſſen ſolten? Ich mußte dem Rechte des Stärkern weichen und ſchweigen. Alſo machte ich mich an die Briefträger und ſamlete mit Mühe und Koſten das Verzeichniß der Quartiere aller meiner Schuldner. Ich übergabs, hofte nun auf Hülfe zur Zahlung und — erhielt nichts.

Meine Reſtanten blieben bis ins folgende Prorektorat. Ich bat den neuen Prorektor, mit Einreichung neuer Liſten, um Verhelfung zu meinem Gelde. Er verſprachs und thats nicht. Ich ſollicitirte. Endlich hieß es, mein Zeddel wäre unter dem vorigen Prorektorat (es war das Niedskyſche) verloren gegangen: ich müßte die Namen und Quartiere von neuem aufſchreiben und einreichen. Man denke ſich dieſe Arbeit Ich mußte mich ihr unterziehen und — doch erhielt ich auch unter dieſem Prorektorat von allen meinen Geldern nicht mehr als 27 Thaler. Viele Studenten waren indeſſen ſchon von Halle abgegangen. Viele leugneten die Schuld. Viele wurden gar nicht citirt.

Ich wandte mich nun an den Kurator und erzählte ihm, wie man mich quälte und ſchlug hernach, da ich Gelegenheit hatte, Sr. Excellenz in Berlin ſelbſt zu ſprechen, vor, daß man die Vorausbezahlung einführen möchte. Der Miniſter fand meine Gründe wahr und gab den Befehl. Aber auch damit gewann ich nichts. Viele Profeſſoren hielten die neue Einrichtung ihrem Vortheile nicht gemäß. Es fehlte an Exekution und — doch die Sache gehört nun weiter nicht zu meiner Geſchichte. Die Leſer ſehen nun ſchon zur Genüge, was ſie in Abſicht auf mein Schickſal ſehen ſolten.

Einer von meinen redlichſten Freunden unter den Profeſſoren (ein Mann von dem vortreflichſten Herzen, der nie an Kabalen Theil nahm) rieth mir, um meines großen Applauſus willen, mehrere Kollegia zu leſen und mich in das Gebiet der Philoſophie hinüber zu wagen. Er benahm mir alle meine Bedenklichkeiten und auch die wegen Herrn Eberhards. Ich folgte ihm, und fing an, über Logik und Metaphyſik Vorleſungen zu halten.

Ich fiel auf Erneſti's Initia, weil ich glaubte, den guten Zweck beiläufig erreichen zu können, daß meine Zuhörer, neben der theoretiſchen Philoſophie, zugleich den ächten römiſchen Ausdruk mitlernen möchten. Und dieſer Zwek ſchien mir um deſto nöthiger, da es ohnehin unſern meiſten Studenten an Latinität fehlt. Daher entſchloß ich mich, dieſes freilich höchſt magere philoſophiſche Lehrbuch umzuarbeiten, und beſonders die fehlenden Materien zu erſetzen, übrigens aber den ächt römiſchen Ausdruk des Autors möglichſt beizubehalten. So entſtunden zwei kleine Lehrbücher: Inſtitutiones logicae und Inſtitutiones metaphyſicae, welche ich auf eigne Koſten edirte.

Ich bekam zu dieſen Vorleſungen eine große Menge Zuhörer, aber meine Unfähigkeit, denen, die um Erlaſſung des Honorars baten, es abzuſchlagen und die Schwierigkeiten, die ich fand, von den zahlbaren Auditoren das Geld einzutreiben, verurſachte beſtändig, daß ich durch keinen anſehnlichen Verdienſt aufgemuntert wurde.

Von Berlin aus erhielt ich viele Zuredungen zu Benuzzung meiner humaniſtiſchen Kentniſſe. Ich befolgte auch dieſen Rath und ſchlug Vorleſungen über den Tacitus an. Und da ich meinen Zuhörern den Geiſt des Schriftſtellers nicht ſichtbar machen zu können glaubte, wenn ich blos paraphraſirte und erklärte, und nicht zugleich eine eigentliche Ueberſezzung mittheilte; ſo fing ich an, mich im Ueberſezzen zu üben und beſtrebte mich, meinen Schriftſteller, im deutſchen Gewande, möglichſt treffend darzuſtellen. Das war die Veranlaſſung zu meinem deutſchen Tacitus. Ich gab erſt ein Probeſtük heraus, und da das Beifall fand, ließ ich den ganzen Tacitus folgen.

Nie hab ich eine Arbeit mit ſo viel Enthuſiasmus gethan wie dieſe. Ich wünſchte mir, ein paar Decennien hindurch in dieſem Fache weilen zu können. Ich beſchloß mit dem Verleger, alle römiſchen und griechiſchen Klaſſiker in ſolchen Ueberſezzungen herauszugeben. Aber mein Vergnügen wurde mir verbittert. Die Herrmanniſche Buchhandlung in Frankfurt mochte zu eben der Zeit den Einfall gehabt haben, dergleichen Ueberſezzungen zu liefern. Ihre Avertiſſements kamen wenig Wochen nach den Meinigen in Halle an und — erſchrekten meinen lieben Gebauer ſo ſehr, (zumal da ſie zugleich mir und ihm den Krieg ankündigten) daß er den Muth verlor, fortzufahren.

Meine Luſt war nicht geſchwächt. So ſehr auch Herr Bergſträſſer und Konſorten meinen Tacitus ſchulmeiſterten, ſo gabs doch Männer genug, welche meinen Tacitus bei allen (in lauter Kleinigkeiten enthaltenen) Fehlern, in Abſicht auf Richtigkeit und wahre Darſtellung des Geiſtes des Originals für die zur Zeit beſte Arbeit erkanten. Ich ließ mir daher einfallen, da ich im folgenden Winter über den Juvenal las, dieſen Dichter zu überſezzen und auf eigne Koſten herauszugeben. Die Arbeit gerieth, aber der Druk war ſo ſcheuslich und fehlerhaft ausgefallen, daß die Leſer auf allen Seiten Sinn und Verſtand vermiſſen mußten.

Um dieſe Zeit war es, da der Mag. Reich in Deſſau, ein Mann von vielem Genie und redlichem und feſtem Charakter, aber auch dabei ein unbiegſamer Starrkopf, das berühmte Projekt zu einer Gelehrten-Buchhandlung entwarf. Er kam zu allererſt nach Halle und theilte mir und Herrn Trapp ſein Vorhaben mit. Wir machten ihm allerlei Einwürfe: aber er erklärte ſie für Zeichen der Muthloſigkeit und Mangel des Patriotiſmus. Trapp blieb bei ſeinem Unglauben. Ich aber, durch Ehrgeiz und Ausſichten zu Gewinn bewegbarer, ließ mich von ihm einnehmen. Der Gedanke, daß es Seelengröße ſey, die Bahn mit eigner Gefahr zu brechen und die Republik der deutſchen Gelehrten vom Joche der Verlegerſchaft zu befreien, ſchmeichelte mir. Und die Hofnung, mit der Zeit, dreifachen Lohn meines Fleißes zu erndten, verblendete mich, daß ich die Möglichkeiten eines Bankeruts nicht ſah und ihre ſo nahe liegenden Gründe nicht empfand. Ich verſprach Herr Reichen alle — meine Schriften.

Die Sache begann. Ich brachte meine Logik, meine Metaphyſik, meinen Verſuch über die Beredſamkeit, und hernach auch meine Gedichte und meine Briefe über die Bibel nebſt dem Juvenal zu Markte und — ward betrogen. Für meinen Juvenal konte ich 100 Thaler Luisd'or haben, welche ein Berliner Buchhändler mir geboten hatte. Dafür wendete ich noch 120 Thaler auf Papier und Druk und nahm ohngefähr 50 Thaler ein. Und ſo ging mirs mit allen meinen Schriften. Ich ſteckte Geld hinein, machte Schulden, und — am Ende, da die gelehrte Buchhandlung zu Grabe getragen wurde, hatte ich für meinen Patriotismus nichts, als daß ich 13 bis 14 Ballen Makulatur zurükgeſchikt bekam, nachdem ich alles in allem, noch keine 200 Thaler von der gelehrten Buchhandlung bezogen hatte. Ich darf meinen Verluſt ganz füglich 400 Thaler anſchlagen, das lucrum ceſſans ungerechnet.

Einen kleinen vorläufigen Erſaz dieſes Verluſts gab mir der würdigſte Staatsminiſter von Münchhauſen. Dieſer brachte ſeinen Sohn von Göttingen nach Halle, und ließ mich des Abends ſpät zu ſich auf den Kronprinz einladen. „Ich „war willens, ſagte er, meinen Sohn nach Geneve zu bringen, da aber ſchlimme Witterung eingefallen iſt; ſo habe mich entſchloſſen, ihn vor der „Hand hier zu laſſen. Sein Lieblingsſtudium ſind „die Alten. Wolten Sie ſich wohl entſchlieſſen, „ihn in dieſem Fache ein halbes Jahr zu unterhalten und ſeine Kentniſſe zu bereichern?„ Dieſer Antrag war mir um ſo ſchmeichelhafter, da ich der einzige Docent in Halle war, den der Miniſter ſprach und dem er ſeinen Sohn in die Lehre gab. Ich nahm ſeinen Befehl mit Ehrerbietigkeit an und erhielt den andern Morgen in aller Frühe, wo der Miniſter wieder nach Berlin abreißte, 20 Luisd'or mit einem überaus gnädigen Handſchreiben, in welchem er mich bat, ſeinen Sohn mit Wohnung, Tiſch u. ſ. w. zu verſorgen und mich ſeinem Unterrichte zu widmen. — Der große Mann mußte alſo wohl jene theologiſchen Berichte nicht geleſen oder — nicht geglaubt haben. — Noch vor Abfluß des halben Jahres ſchikte er mir von Berlin noch 20 Luisd'or und dankte mir für meine Bemühungen. Das war wirklich übergroße und unverdiente Belohnung. Denn ich war nie ein ſo volkomner Humaniſt, daß ich hätte im Stande ſeyn können, dem jungen Herrn von Münchhauſen welcher ſchon ſelbſt die ausgebreitetſten Kentniſſe mitbrachte, Kentniſſe mitzutheilen, welche mit dieſer Vergütung ſich hätten ausgleichen laſſen.

Weit mehr wirkſamen Fleiß, Mühe und zum Theil auch Sorgen konte ich an den Sohn des Herrn Geheimden Raths von Lamprecht wenden, welchen mir dieſer würdigſte Mann am Ende des Jahres 1779 anvertraute und dem ich als Freund und Leiter ſeines akademiſchen Lebens mich gewidmet habe, bis er ſich, zum königlichen Kriegsrath und Profeſſor der Finanzwiſſenſchaften in Halle, empor geſchwungen hatte.

Neuntes Kapitel.

Vollendete Aufklärung und neue ſchriftſtelleriſche Laufbahn.

Da ich nach Halle kam, war von alter Dogmatik in meiner Seele nichts mehr übrig, als — noch eine dunkle Vorſtellung von der Göttlichkeit der heil. Schrift. Die poſitiven Lehrſäzze des Syſtems hatte meine Vernunft ſämtlich aus mir vertrieben, wie einen unreinen Geiſt. Daran allein hieng ich noch, daß — beſonders die Lehre Jeſu von einer übernatürlichen Offenbarung abſtammen müſſe.

Zwar dachte ich mir dabei nichts beſtimtes von Erſcheinungen, Geſichten und dergleichen Dingen. Aber es war mir doch, als wenn ich das Chriſtenthum nicht aus einer natürlichen Quelle herleiten und einer gewöhnlichen Konkurrenz der Vorſehung es zuſchreiben könte. Ich ließ die Art und Weiſe gleichſam unentſchieden. Die Sache ſelbſt aber, daß ſich Gott für das Chriſtenthum und deſſen Bekantmachung und Einführung auf eine ungewöhnliche und gewiſſermaſſen unmittelbare Art verwendet haben müſſe, ſchien mir noch unleugbar zu ſeyn.

Man wundere ſich darüber nicht. Es ſcheint freilich ſonderbar, wie ein Mann, der alle Geheimniſſe ſchon verworfen und in ſeiner theoretiſchen Religion nichts übrig behalten hatte, als die vernunftmäßigen Lehrſäzze von Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit der Seele, noch an einer unmittelbaren Offenbarung haften konte. Aber wenn man erwägt, daß ich in meiner Jugend ſo ſehr Schwärmer geweſen war, daß alſo die alzutiefen Eindrükke des frühern Glaubens, nur ſehr langſam und nach und nach von der Wirkſamkeit der Vernunft vertilgt werden konten, und — daß ich inſonderheit in der Hiſtorie der Religion noch ganz zurük war und vornemlich über bibliſche Geſchichte noch gar nicht philoſophiſch nachgedacht hatte; ſo wird man dieſen merkwürdigen Glaubensreſt wohl noch ſo ziemlich begreiflich finden.

Selbſt der anfängliche genaue Umgang mit Baſedowen hatte dieſen Reſt unterhalten. Denn es iſt bekant, daß dieſer Mann, bei ſeinem ewigen Streben nach Originalität, auf den Einfall gerathen war, ſich von der orthodoxen und heterodoxen Parthei dadurch in gleicher Entfernung zu halten, daß er die poſitiven Wahrheiten der chriſtlichen Dogmatiken ſämtlich verwarf, und die bloße natürliche Religion gelten ließ: dagegen aber auch, den Heterodoxen zum Troz behauptete, daß die natürliche Religion ohne Offenbarung keine Gewißheit habe, und daß man folglich einen unmittelbar göttlichen Urſprung des Chriſtenthums annehmen müſſe, wenn überhaupt der Glaube an Religion beſtehen ſolle. So ſuchte er, zwiſchen den Paläologen und Neologen durch, ſeine eigne Bahn zu wandeln, indem er jenen ihre Dogmatik und dieſen ihre Vernunft lähmte und den neumodiſchen Glauben an eine geoffenbarte natürliche Religion einzuführen ſuchte.

Da ich alſo täglich Baſedowen über ſeine eigenen Einfälle peroriren hörte; ſo verurſachte es mein alter Glaube ganz natürlich, daß mir ſein Einfall behagte, theils weil er meinen Glauben an Offenbarung durch Scheingründe begünſtigte, theils weil er mich reizte, auf ſolche Art ein Stürmer der Dogmatik mit Reputation zu ſeyn. Denn der Gedanke war neu und zugleich bei dem Verehrer der Offenbarung einſchmeichelnd. Und wenn ſich einmal das Herz für eine Theorie intereſſirt; ſo wird der Verſtand nur alzuleicht gehindert, ſie mit Unbefangenheit zu prüfen. Daher fiel mir es damals nicht ein, daß ja die natürliche Religion erſt Gewißheit haben muß, ehe ein Glaube an Offenbarung möglich iſt — daß ich ja erſt vom Daſeyn eines Gottes feſt überzeugt ſeyn muß, ehe ich mich von der Exiſtenz einer Offenbarung dieſes Gottes überzeugen kan u. ſ. w. Dieſe und alle andere Betrachtungen ſtiegen in meiner Seele gar nicht auf, weil die Empfindung des Wohlgefallens an der Baſedowſchen Grille alles Mistrauen verbannte und den Geiſt der Prüfung einſchläferte.

In dieſem lezten Schlafe meines geiſtigen Lebens hat Hr. Semler zuerſt mich geweckt und Eberhard vollends munter gemacht.

Ich las jezt erſt (ich bekenne meine Schande) Semlers Schriften über den Kanon und — ward erſchüttert. Darauf bekam ich ſeine Widerlegung des Ungenanten in die Hände, (in welcher er die Evangelien ſo äuſſerſt zweifelhaft macht, und von ihrer Entſtehung und Verfälſchung ſo viel bedenkliches ſagt, — die Auferſtehungsgeſchichte ſo unkörperlich macht und — das Pfingſtfeſt ſo natürlich erklärt) und das gab mir den lezten Stoß, daß ich wie aus einem tiefen Schlafe erwachte und mich anfieng zu beſinnen, wo ich war.

Dieſes Erwachen beſtand indeſſen in weiter nichts, als in einem Wanken meines Glaubens. Ich fühlte das Erdbeben, aber mein Glaubenshäuschen ſtürzte noch nicht. Denn ich erkante doch nur die Unzuverläſſigkeit der heiligen Bücher ſelbſt: aber der göttliche Urſprung ihres Inhalts ließ ſich noch immer, bei jenen hiſtoriſchen Bedenklichkeiten behaupten. Und in meinem Kopfe ſtüzte ſich derſelbe vornemlich auf den Gedanken, daß Chriſtus doch unmöglich ein ſo volkomnes Lehrgebäude ſelbſt erfunden haben könnte.

Dieſe lezte Stüzze zerbrach Eberhard. Ich gerieth mehrmal mit dieſem großen Philoſophen (wenn ich ihn beſuchte) in ſpekulative Geſpräche und unter andern kam einmal die Rede auf den Vater Sokrates, von welchem Hr. Eberhard mit einem ſo außerordentlichen Enthuſiasmus ſprach, daß mirs eine Art von Ehrgeiz ward, mich gegen die alzugroßen Lobſprüche dieſes Mannes aufzulehnen. Bei dieſer Gelegenheit behauptete ich, daß denn doch des Sokrates moraliſche Weisheit mit dem Lehrgebäude des Chriſtenthums nicht zu vergleichen ſey. Und Hr. Eberhard überführte mich, daß Chriſtus keinen weſentlichen Lehrſaz vorgetragen habe, den Sokrates nicht ebenfals gelehrt hätte.

Ich gab ihm in Diſputiren gar nicht nach — und man muß auch das der Billigkeit gemäß nicht verlangen. Aber da ich nach Hauſe kam, fühlte ich die Bündigkeit ſeiner Behauptungen und ſahe mich beſiegt. Und nun ſchwand meine Hauptbedenklichkeit, die mich bisher vom Unglauben zurükgehalten hatte: daß nämlich Chriſtus Dinge gelehrt hätte, die er, ohne Offenbarung, nicht wiſſen konte. Ich ſahe die klare Möglichkeit, daß Chriſtus ſein herrliches Lehrgebäude aus den Schriften der griechiſchen Weiſen, (die ihm die Vorſehung durch den Umgang mit griechiſchen Juden in die Hände gebracht haben konte) erlernt und zuſammen geſezt haben konte.

Jezt gerieth meine Seele in ihre lezte Fermentation. Die Eindrükke der Erziehung empörten ſich noch — aber kraftlos. Die Vernunft kämpfte mit Macht empor. Sie beſtürmte mich mit Semlers Thatſachen und Eberhards Möglichkeiten. Nun fehlte es nur noch an einer Empfindung (man ſehe den Schluß des 21ſten Kapitels im III. B. nach) welche dem Verſtande auf die Beine helfen mußte, daß er mit dem lezten Bündel des Wahnglaubens davon laufen und ihn ins Meer der Vergeſſenheit werfen konte.

Die Empfindung kam. Ich weis nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich gegen Trapp etwas aus dem Grunde behauptete, weil es der göttlichen Offenbarung entgegen zu ſeyn ſchiene. Genug, Trapp, gegen den ich jezt von ohngefähr die erſte Aeuſſerung von Offenbarung thun mochte, von welcher er in meinem hellen Kopfe keine Spur mehr zu finden erwartet hatte, ſchlug hier eine ſo herzliche Lache auf, und fragte in ſo biederm und gutmüthigem Tone: „Ei, ei, der vernunftvolle Bahrdtius glaubt „an Offenbarung? — O Büttner! Hören Sie „doch (dieſer war im Geſpräch mit andern) der „Bahrdtius iſt noch ein Gläubiger!„

Jezt ſchlug die Sterbeglokke meines Glaubens. — Ich ſchämte mich, ohne mirs merken zu laſſen. Ich ſtellte mich, als ob ich nur zum Scherz den Einwand gemacht hätte. Ich nahm die Empfindung der Scham mit nach Hauſe. — Und nun wars auf einmal in meiner Seele helle. Nun drängten ſich auf einmal alle hiſtoriſchen und philoſophiſchen Gründe in mir zuſammen: und ich fand es ſelbſt unbegreiflich, wie ich das vernünftigſte Lehrgebäude hatte einſehen und eine ſolche Erkenntnißquelle dabei annehmen können.

Ein ganz eignes Gefühl war mit dieſer lezten Entfeſſelung verbunden, das ich gar nicht zu beſchreiben vermag. Man denke ſich einen Menſchen, dem lang getragene Ketten endlich abgenommen werden. Man denke ſich einen Arbeiter, der ein ſchweres und wichtiges Stük erarbeitet und vollendet hat und nun beſchaut. Man denke ſich einen Mann in adlicher Bedienung, der noch kein Edelmann war, der eben darum von ſeinen Kollegen bisher verächtlich angeſehen wurde, und der nun auf einmal in den Adelſtand erhoben wird! Eine ſolche Miſchung von Freude, Ruhe und Stolz war es, die jezt mich durchglühte und — für meine Blikke eine ganz neue Laufbahn eröfnete, von der ich freudig gewiß bin, daß ſie die Vorſehung durch meine vorher gegangenen Schikſale erzielt hatte, und daß ich gerade nur auf dieſem Wege und durch dieſe Schikſale auf ſie geführet werden konte.

Die Myliuſſiſche Buchhandlung in Berlin entſchloß ſich, um dieſe Zeit eine dritte Ausgabe meiner Ueberſezzung des N. Teſtaments zu veranſtalten, welche unter dem Titel der neueſten Offenbarungen

Gottes bereits ſo viel Aufſehn erregt, und meiner Verbannung aus dem Reiche zum Vorwande gedient hatte. Ich arbeitete das Werk von neuem aus, und verſahe es mit den nöthigſten Erläuterungen für Ungelehrte. Es wurde dabei der ſchiklichere Titel gewählt: das neue Teſtament, oder die neueſten Belehrungen Gottes durch Jeſum und ſeine Apoſtel: mit Anmerkungen für Ungelehrte.

Die obengedachte lezte Entfeſſelung meines Geiſtes hatte mich veranlaßt, die Zeit meines Aufenthalts in Halle als eine ganz neue Epoche meines Geiſtes zu betrachten. Ich ſahe die vorhergegangenen Jahre als die Zeit des Wachsthums, dieſe aber als die Zeit der Reife an. Ich urtheilte, daß bei dem vielen Guten und Brauchbaren, was meine ehemaligen Schriften enthielten, dennoch eine Menge ſchiefer Gedanken mit untergelaufen ſeyn mußten, welche mein Glaube an einen übernatürlichen Urſprung des Chriſtenthums erzeugt hatte. Und ich betrachtete ſo nach, meine neuen Schriften, welche nach meinem höchſt unvolkomnen Glaubensbekentniſſe gefolgt waren, und noch folgen ſolten, als die reifern Früchte meines Geiſtes, welche, durch keine Zumiſchung von Wahnglauben, den Gaumen an reine Vernunftkoſt gewöhnter Leſer mehr beleidigen konten.

Dies war die Urſache, warum ich in der Vorrede zu der gedachten dritten Ausgabe meiner Ueberſezzung des N. Teſtaments alle meine vorigen Schriften bis auf mein Glaubensbekentniß (dies mit eingeſchloſſen) verwarf, und vor dem Publiko feierlich erklärte, daß ich nur die auf jenes Glaubensbekentniß erfolgten und erfolgenden Schriften für meine ächten Schriften erkente, welche meine wahren und gereiſtern Ueberzeugungen darſtelten.

Dieſe Vorrede hatte man kaum geleſen, ſo gings auch ſchon wie ein Lauffeuer von Koffetiſch zu Koffetiſch: Bahrdt hat alles wiederrufen! — Selbſt Gelehrte ſchüttelten die Köpfe und hielten im Ernſt dieſe Vorrede für einen Wiederruf. — Man ſolte meinen, es müßte kein Menſch das Buch ſelbſt geleſen haben. Denn da würde mans doch gleich in den Anmerkungen und beſonders im angehängten Wörterbuche gefunden haben, daß ich jezt ein viel ärgerer Kezzer war, als jemals. Aber ſo iſt unſer liebes Publikum! Wenn ein einziger Maulaffe den Ton angiebt; ſo fährt jedes Auge ſchlaff über den Gegenſtand hin, glaubt eben das zu ſehn und ſprichts dem Maulaffen nach. Und ſo werden oft Privaturtheile zu Urtheilen des Publikums, deren ſich die geborenſten Schildbürger ſchämen würden.

Aber meine vollendete Aufklärung hatte noch eine wichtigere Folge, als dieſen vermeinten Widerruf. Ich ließ von Stund an Sprachſtudium mit Römern und Griechen und die ganze fürs Verhungern eingerichtete Ueberſezzungsfabrik liegen und wandte mich auf die Bahn des philoſophiſch-moraliſchen Schriftſtellers, auf welcher ich bisher gewandelt habe und bis an mein Ende allem Anſehen nach wandeln werde.

Denn es dürfte ſchwerlich ein Fürſt oder ein Miniſter ſich nun noch über mein Talent erbarmen und mich für die Verdeutſchung der Meiſterwerke Latiums und Griechenlands bepenſioniren. Und ohne dieſe Unterſtüzzung werde ich gewiß nie zu einer Arbeit zurükkehren, (ſo viel Reize ſie auch für mich hat) bei welcher unſer jezziges Publikum den beſten Schriftſteller verhungern läßt: ſintemal es einmal von dem Maulaffentone angeſteckt iſt, welcher es zur Futterung der Recenſenten, der Schreiber der Romane, der Monatsſchriften u. ſ. w. vereiniget hat.

Zehntes Kapitel.

Neue Laufbahn. Briefe über die Bibel.

Es war mir immer unwiderſtehlicher Trieb, meine Wahrheit, wie mein Brod, mitzutheilen und ſie durch Mittheilung mir ſelbſt ſchmakhafter und genießbarer zu machen. Meine ganze Seele war alſo jezt im Aufſtreben nach Bekantmachung meines neuen Lichts über Bibel und Offenbarung, ſo wenig auch daſſelbe in mir ſelbſt zur Volkommenheit gediehen war.

Ich ſahe die Offenbarung jezt als eine gewöhnliche und natürliche Veranſtaltung der göttlichen

Vorſehung an. Ich betrachtete Moſen, Jeſum, wie den Konfuz, den Sokrates, den Luther, den Semler und — mich ſelbſt, als Werkzeuge der Vorſicht, durch welche ſie auf die Menſchheit Gutes wirkt — nach ihrem Wohlgefallen. Ich war überzeugt, daß alle dieſe und ähnliche Männer lediglich aus der Quelle der Vernunft geſchöpft hatten. Und nur die äuſſerlichen Umſtände, unter welchen ſie gelebt und gehandelt hatten und durch welche ſie auf ihre Vernunftkentniſſe und deren Ausbreitungsart waren geleitet worden, ſahe ich als die Mittel an, deren ſich die Vorſehung bedient hatte, ihnen dieſe Kentniſſe beizubringen und ſie zu dieſen Handlungsweiſen gleichſam zu nöthigen.

Das waren die algemeinen Ideen, die ich jezt anfieng in den Verdauungswerkzeugen meiner Seele zu verarbeiten. Ich wußte ſelbſt anfangs nicht, was daraus werden ſolte und würde. Ich hatte blos unbeſtimten Vorſaz, meinen Mitgenoſſen dieſe Ideen mitzutheilen, und ihnen meine Vorſtellungsarten als Wahrheit annehmlich zu machen.

Die Vorſicht leitet alles! — Auch hier traten zufällige Umſtände ein, welche meine algemeinen

Ideen in beſtimtere verwandeln mußten. Der Menſch wird geführt, wohin ihn Gott haben will! Das iſt mein Glaube!

Es fiel mir ein, — wer mag ſagen, daß ein aufſteigender Gedanke ſein Werk ſey, welches er frei volbrachte? — es fiel mir ein, ein Wochenblatt über die Bibel zu ſchreiben. Vielleicht war durch ein Ohngefähr der Gedanke an Moſche's Bibelfreund in mir aufgeregt worden, der mich antrieb, etwas beſſeres dieſer Art zu leiſten. Ich hatte noch keinen Plan. Mein erſter Gedanke war blos dieſer: das Neue Teſtament in der Reihe durch zu leſen und mich zu bemühen, mit Hülfe der Exegeſe und der Logik etwas vernünftiges bei jeder Stelle zu denken und meine Leſer denken zu lehren.

So ſezte ich mich an meine Briefe über die Bibel. Der Briefton ſchien mir der bequemſte. Ich dachte und räſonnirte über die erſten Kapitel Matthäi, mit der Vorausſezzung, daß alles Wunderbare und Uebernatürliche blos Kolorit der Erzählung ſey, welches von den Reſten des jüdiſchen Aberglaubens der Erzählenden herkomme. Ich philoſophirte darüber nach meiner Art, d. h. ich bemühete mich, mögliche Erklärungsarten zu finden, bei denen die Geſchichte an ſich ſelbſt Wahrheit behalten konte und das Wunderbare ſich wegſchaffen lieſſe.

Von ohngefähr bekam ich Herrn Gedikens Schrift zu ſehen, in welcher er mit den eignen Worten der Römer und Griechen ihre Philoſophie aufgeſtellt hatte. Mich deucht, er hatte mirs ſelbſt zum Geſchenk überſandt. Da fand ich die Stelle, von der Geburt des Plato, wie ſeinem Vater ein Dämon erſcheint, der ihn auf die Geburt des Kindes aufmerkſam macht: wie die Eltern, nach der Geburt, auf dem Berge Hymettus opfern und in dem Munde des Kindes die Bienen einen Honigſtok anlegen: wie endlich die Tradition hinzuſezt, das ſey geſchehen, auf daß erfüllet würde, was Homer ſang: aus ſeinem Munde floß die Rede lieblicher, denn Honig u. ſ. w.

Durch dieſen Zufall gerieth ich auf weitere Spuren des Wunderbaren, welche die Liebe zum Wunderbaren, in der alten Geſchichte erzeugt hat.

te, und ich gieng mit dieſem Geſichtspunkte ſogleich an meinen Matthäus, um meinen Leſern zu zeigen, wie möglich es ſey, daß auch von Chriſto, aus Enthuſiasmus für dieſen erhabenſten Lehrer der Menſchheit, dergleichen Umſtände ſeiner Ankunft und ſeines übermenſchlichen Urſprungs erdichtet worden wären.

Und jezt erſt, da ich ſchon die erſten Bogen geſchrieben hatte, fixirte ſich in mir der beſtimmte Zwek, die Wundergeſchichte des N. Teſtaments zu bearbeiten und ſie dem Vernunftliebenden Leſer begreiflich zu machen.

Dieſem Zwekke ſubordinirte ich einen weit wichtigern, als den lezten Zwek aller meiner künftigen Schriften, mit denen ich im Publikum zu erſcheinen gedachte. Nämlich ich hofte nun, durch Vertreibung des Wunderbaren, welches dem redlichen Vernunftfreunde bisher ſo anſtößig war, das Chriſtenthum, ſelbſt unter den Philoſophen wieder zu Ehren zu bringen und ſeinem erhabnen Stifter eine Menge zurükkehrender Verehrer zu erzeugen.

Hatten nun jugendliche Eindrükke Antheil daran, oder war es ganz freie d. h. aus eignem Nachdenken entſtandene Ueberzeugung, genug, Jeſus Chriſtus war und blieb in meinen Augen der größte und Verehrungswürdigſte der Sterblichen. Wenn ich ihn in meiner orthodoxen Epoche als Gott angebetet hatte; ſo verehrte ich ihn jezt weit inniger und herzlicher, als den Wohlthäter der Menſchheit und als das Muſter der Weisheit und der Tugend. Er ward der Held meines Lebens!

Mit empörendem Verdruß hatte ich geleſen, wie ihn der Verfaſſer der Fragmente zum elenden Politiker herabgewürdigt und ihm den armſeligen Zwek angedichtet hatte, ſich eine jüdiſche Krone zu erringen. Mit wahrem Mitleid und wirklichem Kummer hatte ich die Eindrükke bemerkt, die dieſe Leſſingſchen Produkte unter dem Haufen der freidenkenden Menſchen hervorgebracht hatte.

Ich brannte vor Begierde, den Mann, der in meinen Augen das Ideal von geſunder Denkungsart und Herzensgüte war, in einem vortheilhaften Lichte aufzuſtellen und ihn von zwei kontraſtirenden

Schandflekken zu befreien: von der Geſtalt des ernſthaften Begünſtigers des Wunderbaren und Uebernatürlichen und — von dem Vorwurfe des politiſirenden Sektenſtifters.

Mein Chriſtus ſolte nicht mehr als Gott und Wunderthäter die Vernunft empören: aber er ſolte auch eben ſo wenig, als ehrſüchtiger Heuchler, die Herzen der Tugendfreunde von ſich verſcheuchen. Ich beſchloß, ihn und ſeine Geſchichte, zwiſchen beiden Klippen ſeiner Ehre, hindurch zu führen und ihn als einen Mann darzuſtellen, welcher als das wohlthätigſte Werkzeug der Providenz, ſich allein für die Aufklärung und Beſeligung der Menſchheit aufgeopfert hatte und — ihn dadurch zum Gegenſtand der Liebe und Verehrung allen edeldenkenden Menſchen zu machen.

Mit dieſen Gedanken und Vorſäzzen ſchrieb ich mein Wochenblatt, ohne ein weiteres Hülfsmittel zu kennen, als Analogie der Geſchichte, Exegeſe und Philoſophie d. h. Unterſuchung der Möglichkeiten und eigentlichen Urſachen der Dinge.

Eine beſtimte Hypotheſe für die ganze Geſchichte des thatvollen Lebens Jeſu hatte ich noch nicht. Auch dieſe mußte der Zufall mir bringen. Ich bekam Starkens Buch über die Myſterien der Alten in die Hände. Und ſiehe, das gab meinem Gedankenſtrome die Richtung. Dies erwekte in mir meinen eignen Geiſt der Maurerei, der in England *) über mich ausgegoſſen war, und ſezte die Idee in volle Glut, daß Chriſtus den Plan gehabt haben müſſe, durch Stiftung einer geheimen Geſellſchaft, die von Prieſtern und Tempelpfaffen verdrängte Wahrheit unter der Menſchheit zu erhalten und fortzupflanzen.

Und nun erſt bekamen meine Briefe über die Bibel einen feſten Plan. Je mehr ich darüber las und dachte, deſtomehr fand ich Gründe der Möglichkeit und der Wahrſcheinlichkeit, welche jene Hypotheſe begünſtigten. Und ich bin noch bis dieſen Augenblik überzeugt, daß dieſer oder ein ganz ähnlicher Plan, der rechte Schlüſſel zur Geſchichte Jeſu iſt.

---

*) S. meine Gefängnißgeſchichte.

Das Blatt machte in der Welt viel Aufſehn. Die Prediger intonirten auf den Kanzeln dagegen. Der Paſtor Jünken in Halle warnte ſeine Gemeine laut vor dieſer verführeriſchen Schrift. Der Paſtor Aalken in Altona, welcher bei der Gelehrten Buchhandlung drauf ſubſcribirt hatte, ſchrieb an den M. Reiche: er ſchikke ihm hiermit die erſten Bogen zurük und verbitte ſich die Fortſezzung: denn — er wolle ſich nicht noch in alten Tagen in ſeinem Glauben irre machen laſſen. — Herr Reiche hat den Brief mir ſelbſt vorgeleſen.

Ich hatte die Briefe über die Bibel auf eigne Koſten drukken laſſen und war mit dem ſechſten Quartale zu Ende, als ich den Schaden zu ſehr empfand, den ich bei dem Debit der gelehrten Buchhandlung erlitt. Daher beſchloß ich, dieſe Arbeit einem Verleger anzutragen. Herr Mylius in Berlin übernahm ſie, verlangte aber ausdrüklich, daß ich dem Werke einen neuen Titel geben ſolte, weil er die bloſſe Fortſezzung eines Artikels der gelehrten Buchhandlung nicht verlegen mochte.

Jezt alſo hieß es: Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu in Briefen für Wahrheitſuchende

Leſer. Und von dieſem Werke, in welchem ich meine Philoſophie über die Geſchichte Jeſu, die ich in den Briefen über die Bibel angefangen hatte, wirklich fortſezte und vollendete, ſind nach und nach 10 Bändchen erſchienen. Sie endigen ſich mit der Himmelfahrt Jeſu. Vieleicht laſſe ich noch dereinſt zwei Bändchen nachfolgen, in welchen ich die Spuren der fortgeſezten Wirkſamkeit Jeſu, aus der Apoſtelgeſchichte aufſuchen werde.

Es waren aber dieſe Briefe nicht die einzigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, welchen ich mich widmete. Ich ſamlete zu gleicher Zeit verſchiedene meiner Gedichte, auf deren Titel ich meine (ſchlecht getrofne) Silhouette ſezzen ließ mit der Aufſchrift: Gedichte dieſes Naturaliſten. Es waren Dinge ohne Werth. Dichterei war nie meine Sache. Aber man hat mich vielfältig in meinem engen Zirkel für einen Dichter gehalten: und ich habe für dieſe Ehre das Leiden gehabt, daß mich überall die Leute geplagt haben, ihnen Gelegenheitsverſe zu machen. Ich wünſchte, daß jeden die Leſung dieſes Geſtändniſſes bewegen möchte, mich mit fernern Auffoderungen zu verſchonen.

Aber ein ſehr nuzbares Werk unternahm ich auf Zureden des Buchhändler Frommanns in Züllichau — eines Mannes, welcher mir als Muſter der Rechtſchaffenheit und edler und zugleich höchſt aufgeklärter Denkungsart unvergeßlich ſeyn wird. Es hieß: Magazin für Prediger, oder Samlung neu ausgearbeiteter Predigt-Entwürfe über die Sonn- und Feſttäglichen Evangelien und Epiſteln, ſo wie über freie Texte und Kaſualfälle. Zullichau. 1782. ff.

Dieſes Buch gab ich nicht unter meinem Namen heraus, weil ich wußte, daß alle orthodoxe Prediger ein ſolches Buch wie Gift fliehen würden, ſo bald ſie ſähen, daß ich der Verfaſſer ſey. Und wirklich iſt mir und dem Verleger dieſe kleine Liſt gelungen. Es ſind wenige von meinen Schriften (ich nehme die Ueberſezzung des N: T. aus) ſo viel gekauft, ſo beifällig aufgenommen und ſo häufig benuzt worden, als dieſe. Ich weis es auch von meinem ſel. Vater her, daß meine Diſpoſitionen eine eigne Leichtigkeit haben, welche macht, daß jeder, ohne alle Anſtrengung des Nachdenkens, darüber extemporiren kan. Die rechtgläubigſten Pfarrherren und Paſtoren haben dieſe meine Entwürfe gebraucht und wörtlich abgekanzelt.

Die erſten vier bis fünf Bände ſind faſt ganz meine Arbeit. In der Folge nahm der Verleger mehr fremde Stükke auf, die ihm von angeſehenen Predigern eingeſchikt worden. An den neueſten Bänden habe ich gar keinen Antheil mehr genommen.

Nachdem ich ein paar Jahr über meinen Verſuch geleſen hatte, entſchloß ich mich, die Materialienſamlung, welche derſelbe enthielt, volſtändiger zu bearbeiten und die Theorie der Redekunſt und Deklamation davon abzuſondern. Leztere kam in Halle bei Hendeln unter dem Titel heraus: Rhetorik für geiſtliche Redner. Die Theorie, welche der Verſuch enthielt, findet man hier weit reifer und ausführlicher. Und die Skizze der moraliſchen Religion legte ich hernach in meinem Syſtem der moraliſchen Religion zum Grunde, welche ein Jahr nachher im Viewegiſchen Verlage erſchienen iſt.

Eilftes Kapitel.

Neuer Krieg mit der theologiſchen Fakultät.

Herr D. Semler hatte mich ſo vielfältig beſchuldiget, daß ich der Kirche Lehrſäzze andichtete, welche gar nicht zur doctrina publica gehörten: weil Er ſie nicht dazu rechnete. Und er hatte mir damit das Anſehn gegeben, als ob ich bei meinen Kriegen gegen die Theologie oft nur mit einem Schatten kämpfte: wie, wenn das rechtgläubige Syſtem ſo gar arg und vernunftwidrig nicht ſey, als ich es zu machen ſchien.

Mit der Erwägung dieſer Anſchuldigung verband ſich in mir der Gedanke, daß bei den jezzigen Auftritten unter den Theologen, bei welchen faſt kein einziger ganz mit dem andern mehr übereinſtimte, ſondern jeder ſich ſein Maas von Aufklärung feſtſezte, und bald mehr bald weniger von der alten Theologie wegwarf, ~~und daß daher jezt~~ faſt kein Menſch mehr wiſſe, was eigentlich orthodoxe Theologie und doctrina publica ſey und was hingegen zu den neuern Säzzen der ganz oder halb oder Viertels = Aufgeklärten gehöre.

Dieſes brachte mich auf den Einfall, einmal ein ganz eigentlich orthodoxes Lehrgebäude heraus zu geben und die Abweichungen der Neuern kürzlich zu bemerken: damit die jungen Leute vornehmlich aufmerkſam und fähig gemacht würden, altes und neues gehörig zu unterſcheiden und beides mit einander zu vergleichen.

Ich wählte dazu meine eigne Dogmatik, welche ich ehedem aus meines Vaters Heften zuſammen geſezt und mit den Syſtemen der damals berühmteſten Theologen in Uebereinſtimmung gebracht hatte. Es waren die Hefte, über die ich zwei Jahr ſelbſt Theologie, mit Polemik vermiſcht, docirt hatte. Dieſes Werk lief ich durch, berichtigte den Ausdruk, und verſah es, unterm Text, in kurzen Noten, mit den Abweichungen der Neologen. Ich gabs dem Herrn Gebauer in Verlag. Und dieſer ſchikte es dem Herr Doctor Schulz zur Cenſur.

Dieſer große Kenner orientaliſcher — Grammatikalien — d. h. Pronominum, Konjugationen, Nunnationen u. ſ. w. war ſeither ein ſehr toleranter Cenſor meiner Schriften geweſen und hatte wirklich mehr als Semler mich geſchont, welcher, bei den Briefen über die Bibel, mich oft bis zum unſinnig werden gequält und mich gezwungen hatte, ſeine eignen Einſchiebſel in meinen Text aufzunehmen, um den Druk nicht aufhalten zu laſſen. Er — der Herr D. Schulz, hatte ſogar meine Ueberſezzung des N. Teſtaments ohne alle Einwendung cenſirt. Und die freimüthigſten Aeuſſerungen über Gottheit Chriſti, Wunder, heil. Geiſt u. d. hatten ihn nicht erſchüttern und zu cenſoriſchen Gewaltthätigkeiten verleiten können. Nur bei der einzigen Stelle im Briefe an den Titus, wo ich über das Waſſerbad der Taufe, in einer Note, zu deutlich mich herausgelaſſen hatte, daß ich dies Bad für eine bloße Ceremonie der Aufnahme in die Kirche anſähe, hatte er in einem ſehr höflichen Billet mich gebeten, die Note zu mildern. Und ich ſelbſt, gerührt durch den Schmerz, den er über die Antaſtung der Taufe mehr, als über Herausexegeſirung der Gottheit Chriſti und Verſöhnungslehre empfand, hatte beſcheiden ihm nachgegeben und das Anſtößige des Ausdruks verändert.

Dieſer Herr Schulz bekam jezt mein Syſtema Theologiae Lutheranae orthodoxum, cum brevi notatione diſſenſionum recentiorum in die Hände und behandelte daſſelbe, einige Wochen lang, mit der eben gerühmten cenſoriſchen Toleranz. Er ſchrieb auf acht bis zehn Bogen ſein imprimatur und geſtattete, daß in den Noten zu dem orthodoxen Texte, Offenbarung, Wunder, Dreieinigkeit und alle Geheimniſſe abgeläugnet wurden.

Was war auch anders von einem vernünftigen Cenſor zu erwarten? Die kezzeriſchen Noten enthielten ja nichts, als eine hiſtoriſche Anzeige deſſen, was heutzutage von vielen nicht mehr oder anders geglaubt wird. Es hieß immer: Hodie multi ita ſtatuunt &c. Eine ſolche hiſtoriſche Anzeige, ohne alle Empfehlung der Irthümer, (dafür freilich Herr Schulz die in den Noten enthaltenen diſſenſiones recentiorum anſahe), konte ja kein Cenſor verwehren. — Ja, ſo ſolte man denken.

Aber die Geſtalt der Dinge veränderte ſich. — Man — vernahm in geſellſchaftlichen Geſprächen, daß Bahrdt ein ſolches Buch herausgab. Man ward aufmerkſam. Man weckte das ſchlafende Gewiſſen des Cenſors auf. Herr Schulz fand nöthig, nun — die Fakultät darüber zu Rathe zu ziehen.

Das Manuſcript blieb auf einmal auſſen, wie das Röhrwaſſer. Die Setzer lauerten. Herr Gebauer mahnte. Jezt hieß es, das Manuſcript circulire bei der Fakultät. Und endlich — war auf einmal mein Syſt. orthodoxum nach einmüthigem (wenns wahr iſt!) Urtheile der halliſchen Theologen nicht mehr cenſurpaſſirend geworden. Die Rezzereien der erſten zehn Bogen hatten das imprimatur: den folgenden Bogen aber, welche im Grunde dieſelben waren, ſolte es verſagt werden.

Ich ſchrie. Ich ſezte mein Schriftſtellerrecht durch. Das Manuſcript mußte heraus und wurde fortgedrukt. Aber ſo ungerochen durfte dem Bahrdt ſein Sieg nicht ausgehen. Man mußte billigerweiſe es ihn fühlen laſſen, daß er abermals gegen alte Profeſſoren ſich aufzulehnen erdreiſtet hatte, und ſolte auch der unſchuldige Verleger ſelbſt dabei das Opfer werden müſſen. Was that die Fakultät?

In der Halliſchen Gel. Zeitung erſchien eine Recenſion meines noch ungedrukten, noch nicht ins Publikum gebrachten Syſtema Theol. orthodoxum, in welcher man dies Buch als eine elende Kompilation alter Hefte ankündigte und alle Welt warnte, dieſes fehlervolle, ſeichte und ganz unnüzze Werk zu kaufen.

Das war ein ſtarkes Stük! — Ein Buch öffentlich recenſiren und beſchimpfen, das noch kein Menſch beurtheilen konte, weil es noch nicht gedrukt war: — ein Buch bekant machen, deſſen Bekantmachung ein ausſchlieſſendes Recht des Autors und Verlegers war: — einem unſchuldigen Verleger ſein Publikum im voraus abſpenſtig machen und ihn um 1000 Thaler Koſten prellen: — und dazu die Macht des Cenſoramts misbrauchen, welche das Manuſcript in des Cenſors Hände ſpielt: — das war wahrhaftig eine ganz neue Erſcheinung.

Ich war nicht gewohnt, mich von Fakultäten tiranniſiren zu laſſen, und hatte ſchon in Erfurt an den Wittenbergern es gezeigt, daß ich nicht ſchüchtern bin und mich intimidiren laſſe. Schnell ergrif ich mein Schwerdt — meine Feder, und ſchrieb: Appellation an das Publikum wegen einer Cenſurbedrükkung, das theologiſche Syſtem betreffend. Sie war nicht ſanft, ich geſtehe es.

Die Fakultät verklagte mich bei Hofe, erhielt aber zur Antwort, daß ſie meine ſchriftſtelleriſche Freiheit widerrechtlich gekränkt hätte und ſolche unangenehme Ausfälle auf ihre eigne Rechnung ſezzen müſſe. Was war zu thun? Die Appellation hatte Wunden geſchlagen. Man hatte gehoft, ſich das Duell zu erſparen und mich durch Blizze vom Berliner Horizont zu entwafnen. Dieſe Hofnung war fehlgeſchlagen. Man konte ſich mit Ehren nicht mehr zurükziehen. Man grif alſo, obſchon ungern, zu gleichen Waffen. Herr Nöſſelt ſezte eine Apologie der Fakultät auf, welche einen im höchſten Grade erkünſtelten Ton der Sanftmuth hören ließ und nur über die Leiden der gekränkten Unſchuld zu ſeufzen ſchien. In der That aber war ſie voller ſophiſtiſchen Beſtreitungen meines prätendirten Rechts und, was noch weit ſchlimmer iſt, voller Ausfälle auf meine Perſon und moraliſchen Charakter, durch welche der Verfaſſer recht meiſterhaft ſich das Mitleid und mir den Abſcheu des Publikums zu erringen geſucht hatte.

Ich konte nicht ſchweigen. Denn ich hörte, daß alle Leſer durch die Sirenenſtimme der theologiſchen Heiligkeit bezaubert und von mir abwendig gemacht waren. Ja, meine Freunde gaben mir ſelbſt zu verſtehen, daß ich mich ſchwerlich gegen dieſe Schrift ganz vertheidigen und die durch ſie gemachten übeln Eindrükke aufs Publikum tilgen würde. Aber ich tilgte ſie. Ich entfaltete jene Sophiſtereien und beantwortete jene Anzapfungen, nicht im geheuchelten Tone der Demuth, ſondern im wahren Tone des Muths, mit welchem ich immer meinen Gegnern entgegen getreten bin. Meine abgedrungne Replik auf die Erklärung der theologiſchen Fakultät zu Halle, wurde in Berlin cenſirt und — machte einem Streite ein Ende, den die Herrn wahrhaftig nicht hätten anfangen ſollen, wenn ſie nichts als Federkraft gegen mich in ihren Händen geſehen hätten.

Um dieſe Zeit kam in Holland eine Ueberſezung meines bibliſchen Syſtems der Dogmatik heraus, welches ich ehemals in Erfurt bekant gemacht hatte. Dieſe holländiſche Ueberſetzung war von einer Erſcheinung begleitet, welche mir das Zwergfel wolthätig erſchütterte. Der Verfaſſer hub in der Vorrede alſo an: „Ihr lieben Holländer, ihr werdet euch wundern, daß ich die Schrift „eines Mannes Euch in Eurer Mutterſprache vorlege, welcher einer der gottloſeſten Menſchen und „ein Werkzeug des böſen Feindes iſt, deſſen er ſich zur „Zerſtörung der Wahrheit und zur Verführung „der Gläubigen bedient. Aber wundert Euch nur „nicht. Wenn der Bahrdt in neuern Zeiten ein „verworfner Ungläubiger geworden iſt, deſſen „Schriften die giftigſten Irthümer verbreiten, ſo „war er doch in den vorigen Zeiten, in welchen „er dies Buch ſchrieb, welches ich hier in holländiſcher Sprache Euch übergebe, ein Mann nach „dem Herzen Gottes. Seine Lehre war damals „rein und ſein Herz unverfälſcht. Und ich kan „Euch ſagen, liebe Holländer, daß dieſes bibliſche Syſtem der Dogmatik, die wahre Salbung „hat und den ächten Geiſt des Chriſtenthums „athmet ꝛc.“

Zwölftes Kapitel.

Meine ſatyriſchen Launen.

Wenn ich noch jezt ruhig zurückdenke in die vorigen Zeiten und alle Ausbrüche meiner in früher Jugend mir eigen gewordnen Neigung zur Satyre unpartheiiſch prüfe; ſo kan ich warhaftig noch jezt keinen Grund zu den harten Anklagen finden, die ich darüber ſchon habe vernehmen müſſen.

Wahr iſts, ich habe mir viel damit geſchadet und mir manche Feindſchaften gemacht, die ich mir hätte erſparen können. Und ich geſtehe, daß ich jezt gern alles zurüknehmen würde, was ich in meiner muthwilligen Laune zuweilen, ohne die Folgen vorherzuſehn, niedergeſchrieben habe, wenn ich das Geſchehene ungeſchehen machen könte. Aber iſt darum wohl der Haß gerecht, den einige um dieſer Dinge willen gegen mich hegen? Wo iſt der Menſch, der durch eigne freie Thätigkeit ſeinen Neigungen eine Richtung gab, die er hernach ſelbſt misbilligte? Wo iſt der Menſch, dem bei allen ſeinen Handlungen alle ihre Folgen gegenwärtig ſind? Wenn die Menſchen die Folgen ihrer Handlungen allezeit, vollſtändig und in ihrem vollen Lichte ſähen, würde wohl ein einziger Menſch ſeyn, der einen Fehltritt begienge?

Und wem habe ich denn mit meiner Satyre geſchadet? Habe ich irgend einen Mann von Werth um ſeine Ehre gebracht und, durch Aufhebung ſeines Vertrauens im Publikum, ſeine Nuzbarkeit zerſtört? Habe ich je einen Jüngling, der auf der Bahn des Ruhms und des Menſchenwerths kühn dahin wandelte, mit bitterm Spotte muthlos gemacht, uud ihn von ſeiner Laufbahn zu verdrängen geſucht?

Wie mancher Recenſent hat dieſe Sünde auf ſeinem Gewiſſen! Wie mancher meiner Pasquillanten hat mir ſo geſchadet! hat mir Ehre und Achtung vieler Zeitgenoſſen entriſſen! hat meine Nuzbarkeit für die Welt gemindert!

Ich billige warlich nicht alles, was ich gegen Andere geſagt und geſchrieben habe. Aber bei

Gott, ich habe gegen keinen Menſchen unter der Sonne je ſo hämiſch und mörderiſch gehandelt, wie in der Welt gegen mich gehandelt worden iſt. Es reichen nicht hundert der ſchändlichſten Schmähſchriften, welche ſeit fünf und zwanzig Jahren an meiner Ehre und an meinem Glüke genagt haben und denen man es vollkommen anſehen konnte, daß ſie die Abſicht hatten, mich nicht blos zu züchtigen und meine Thorheit fühlen zu laſſen, ſondern mich gerade zu aller Achtung meiner Mitmenſchen, alles Vertrauens des Publikums und aller Unterſtüzzung der Zeitgenoſſen zu berauben. Man wollte mich mit Gewalt zu einem Verworfnen, zu einem Verbannten, zu einem Brodloſen, zu einem völlig unglüklichen Menſchen machen.

Gott ſey Dank, mein Gewiſſen iſt von ſolchem Vorwurfe rein. Die Gegenſtände meiner Satyren waren entweder offenbare Thoren, welche die Geiſſel verdienten, oder, wenn ſich ja an Männer von Rang und Werth meine Feder vergriffen hat; ſo wars Nothwehr oder — doch nur Angrif auf ihre Fehler ohne Verkennung ihrer Verdienſte.

Nie war in meiner Seele Rache oder Haß. Das ſagt mir mein Herz. Das ſage ich vor dem Angeſichte Gottes. — Bringt mir meinen ärgſten Feind, bringt mir den Mann, der mich in das tiefſte Elend geſtürzt hat, bringt mir ſelbſt die Röper die Porte, und ähnliche Zerſtörer meiner Ruhe und meiner Glükſeligkeit: und ihr werdet mich in jedem Augenblikke bereit finden, ihnen Güte zu erzeigen. Ich werde nie fähig ſeyn, ſie unglüklich zu machen, wenn ich es in meiner Gewalt hätte. Es wird mir Schmerz machen, wenn ich ſie im Unglük ſehe, und ich bins gewiß (Gott iſt Zeuge dieſes Bewußtſeyns!) daß ich mit Freuden ihnen die Hand reiche und ihnen helfe, wenn ſie meine Hülfe brauchen und verlangen.

Jene hundert namenloſe Paſquille (deren Verfaſſer ich meiſtens wußte) habe ich nie geleſen, theils um mir eine unangenehme Stunde zu erſparen, theils um nicht mein Herz mit Erbitterung und Rache zu beflekken. Das wiſſen alle meine Freunde. Nur dann las ich Schriften der Gegner und zog mit ſatyriſcher Feder gegen ſie zu Felde, wenn ſie mich namentlich angriffen und gleichſam öffentlich herausfoderten. Und ich werde das fernerhin beobachten. Namenloſe Schmäher ſollen nie geleſen und einer Antwort gewürdigt werden. Wozu ſoll ich Koth aufrühren, der zum Zertreten beſtimmt iſt?

Die gewöhnliche Entſtehungsart meiner ſatyriſchen Produkte war, wenn ein lang anhaltendes Dulden tauſendfältiger Verleumdungen und Pasquille mich endlich aufwekte und zu einem allgemeinen Heerzuge gegen die ganze Parthei mich ermunterte. Nie wars Rache gegen den Einzelnen. Nie lag Haß und Erbitterung zum Grunde. „Du haſt nun lang dich nekken und raufen „laſſen: du willſt nun auch einmal rechts und links „um dich ſchlagen und die Gegenparthei fühlen „laſſen, daß du Kraft haſt.“ Ein ſolcher muthwilliger Gedanke ſchuf alles, was je aus meiner Feder ſatyriſches floß.

Mein ſo verſchriener Kirchen und Kezeralmanach wurde in Leipzig empfangen und in Züllichau geboren. Ich war mit Herrn Zollikofer, Plattner, und einigen andern Freunden bei Baſedow, der damals in Leipzig hauſete, zum Abendeſſen. Der ſelige Frommann war dabei und ſaß an meiner Seite. Wir waren vergnügt. Die Rede kam auf die Partheien unter den Theologen. Und einer hatte den Einfall, daß es der Mühe werth ſey, einen Kalender zu machen, wo die verſchiedne Witterung in der theologiſchen Atmoſphäre angezeigt würde. Der flüchtige Gedanke war noch nicht herausgeſagt, als ich ſchon meinen Frommann in die Seite ſtieß und in demſelben Moment auch von ihm einen ähnlichen Stoß empfing. Wir ſprachen beide kein Wort. Aber ein wechſelſeitiger Blik ſchloß ſchon den Kontrakt zum Kirchen- und Kezeralmanach.

Nie hat ein Buch mehr Lermen erregt. — Und was iſts denn im Grunde? Sinds pöbelhafte Ausfälle und Beſchimpfungen würdiger Männer? Sinds Schändungen ihres Karakters, wie ich ſie ſo oft erdulden mußte? Was ich von den Schriften der aufgeſtellten Kalenderheiligen ſage, iſt freimüthiger Tadel, wie jeder Recenſent ſich ihn erlaubt. Und was ich von Karakterzügen beibringe, iſt ſchwache Seite, iſt Thorheit, iſt Spottwürdigkeit: aber nie — Schandflek des Herzens.

Eben ſo wenig iſt die ſcherzhafte Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Melchior Götze, die ich dem verſtorbnen Kanonikus Ziegra, einem weiland algemein anerkanten und gebornen Schafskopf in den Mund legte, etwas mehr als muthwillige Laune, welche ſich nicht gegen den einzelnen Mann, ſondern gegen die Parthei empört hatte. Der ſelige Götze war in ſeiner Art wirklich ein gelehrter und durch manche gute Seiten ſeines Karakters achtungswürdiger Mann. Und Tauſende, die meiner geſelſchaftlichen Reden Zeugen ſind, werden mir es bezeugen, daß ich oft von Götzen ſo geurtheilt und ſelbſt ſeinen hämiſch ſcheinenden Ausfall auf mich und andere von ihm verkezzerte Gelehrte, ſeinem bona fide irrenden Verſtande, nie ſeinem Herzen zugeſchrieben, ja, daß ich vielmehr gegen andere, die ſeinen Karakter verurtheilen wollten, behauptet habe, daß ich von ihm und allen Kezermachern überzeugt wäre, daß die Leute mit gutgemeintem Eifer für Gott und ihre ſubjektive Wahrheit handelten und wirklich die Abſicht hätten, recht zu thun. Es war alſo wahrhaftig nicht bei jener Standrede meine Abſicht, den Mann zu beſchimpfen: (denn ich erzählte ja ohnehin nur ſeine wirklichen Geſinnungen und Handlungen, nur daß ich ſie in ein komiſches Licht ſtellte) ſondern, um die ganze orthodoxe Parthei einmal zu nekken und die Lacher gegen ſie aufzuregen. Und dieſe hatte ja dieſen jovialiſchen Schwang tauſendfältig an mir verdienet.

So war auch meine Schrift, in welcher ich den armſeligen Profeſſor in Quedlinburg, (Voigt, glaub ich, hieß er) unter dem Namen Kaſimir Lange, Schulmeiſter in Gibeon, mit der Geiſel der Satyre heimſuchte, nicht Wirkung eines Haſſes gegen dieſen Mann, den ich gar nicht kenne und der nie mich beleidiget hat, ſondern ſie war Folge des warmen Eifers für einen unſchuldig Verfolgten. Ein Freund ſchrieb mir, daß der Paſtor Hermes in Quedlinburg von dem alten Boyſen und dem Paſtor (wie hieß doch der Idiot? Er fängt mit dem R ... ſich an) verkezzert und gekränkt würde und daß der Voigt die von jenen gedrehten

Bolzen verſchießen müſſe. Er ſchickte mir zugleich eine Rede dieſes ſogenanten Profeſſors, in welcher der gute Hermes angezapft war. Und er bat mich, meine Feder einmal wieder in das ſatyriſche Dintefaß zu tauchen und die Quedlingurger Orthodoxen zu züchtigen. Das that ich, mit wahrer Freude über die Bokſprünge der Parthei, ohne alle widrigen Empfindungen gegen die Einzelnen. — Der ſpashafte Erfolg war, daß der Kantor in Giebichenſtein bei Halle, von loſen Leuten mit dieſer meiner Spottſchrift aufgezogen wurde, und im Ernſte auf mich böſe werden wollte, daß ich ihn in dieſe Verlegenheit geſezt hätte.

So kan man es endlich als bloßen Partheikrieg anſehen, daß ich meine Schrift über das theologiſche Studium an den Staatsminiſter von Zedliz ſchrieb. Nur war hier gar keine eigentliche Satyre, ſondern ernſte Darſtellung des theologiſchen Unweſens auf Univerſitäten. Ich zeigte mit einer Freimüthigkeit, wie noch niemand ſich erdreiſtet hatte, daß die Theologieſtudirenden auf Univerſitäten ganz verkehrt geführt und unterrichtet würden, daß faſt alles, was ſie lernten und durch das Geſpenſt des Konſiſtorialexamens zu lernen gezwungen würden, ihnen in ihrem ganzen Leben nichts helfe, und daß im Gegentheil alles das, worin ſie ihres künftigen Amts halber unterrichtet und geübet werden müßten, von den Profeſſoren vernachläßiget würde, ja, daß zu manchen nothwendigen Stücken des theologiſchen Studiums auf den Univerſitäten gar keine Gelegenheit ſei.

Das hieß denn freilich nichts anders, als das ganze theologiſche Neſt zerſtören und die theologiſchen Fakultäten zum Schikſale der Klöſter reif machen wollen. Indeſſen war doch das Geſchrei einzelner verlorner Schildwachten des chriſtlichen Zions alles, was auf dieſe Schrift erfolgte. Sie hatte ſo viel Licht und Wahrheit, daß in der Hauptſache gar keine Einwendung ſtatt fand, und doch that ſie kaum in einigen Nebendingen ihre Wirkung.

Ich hatte die Nothwendigkeit der Examinirübungen gezeigt. Dieſe führte der Miniſter ein. Ich hatte vorgeſtellt, daß die Prüfungen der Kandidaten in den Konſiſterien durch Fragen, die aus dem Stegreif beantwortet werden müſten, zweckwidrig wären: und es wurde die beſſere Methode eingeführt, nach welcher dem Kandidat einige Duzend Fragen, die in verſchiedene Fache ſeiner Kentniſſe einſchlagen, ſchriftlich vorgelegt werden, mit denen man ihn in ein leeres Zimmer einſchließt, um ſie ihn hier ſchriftlich, und bei hinlänglicher Zeit zum beſinnen, beantworten zu laſſen. Ich hatte gezeigt, wie thunlich und nuzbar es ſey, den theologiſchen Studenten mit einer gründlichen Volksarzeneikunde bekannt zu machen, und ein paar Jahr hernach wurde dieſer Rath befolgt und in Halle einige Veranſtaltung dazu gemacht.

Meine Hauptklage, daß die Studenten unnüze Dinge lernen müßten, und zu ihrer Amtsführung ſelbſt gar nicht — weder in der Materie, noch Form — gehörig vorbereitet würden, wirkte nichts. Und ſelbſt die obgedachten Nebendinge wurden durch Befehle gebeſſert, denen es ſo ſehr an guter Ausführung fehlte, daß ſie in kurzem wieder einſchlammern werden.

Meine lezte ſatyriſche Schrift war der ſo verſchriene Zamor, oder der Mann aus dem Monde, in welcher die mit dem gröbſten Fanatiſmus, und ich möchte hinzuſezzen, finſtern Katholiciſmus verhunzte deutſche Maurerei der bezielte Gegenſtand war. Aber ich kan mir dieſe Schrift nicht allein anmaßen. Die Hälfte wenigſtens iſt fremder Beitrag, zu deſſen Annehmung ich mich bereden ließ. Ich mag mich hierüber nicht weiter herauslaſſen. Es bleibt dieſe und noch einige andere Arten des Misbrauchs, den gewiſſe Leute von meiner Wilfährigkeit gemacht haben, um durch mich ihre Pfeile verſchießen zu laſſen, der verborgne Theil meiner Lebensgeſchichte, welcher günſtigere Zeitläufte erwartet, um hervorzubrauſen und meinem beklommenen Herzen Luft zu machen. —

Der augenſcheinliche Beweis, daß der D. Bahrdt ſchuld an dem Erdbeben zu Kalabrien ſei, iſt nicht aus meiner Feder gefloſſen. Dieſe Schrift hatte die Abſicht, zu zeigen, daß die Herren, welche neuerlich wieder gegen mich berichtet, und als eine Miturſache des Verfalles der Univerſität mich angegeben hatten, gerade ſo argumentirt haben mochten, wie man argumentiren müßte, wenn man mir jenes Erdbeben ſchuld geben wollte. Sie erhielt den allgemeinſten Beifall, und war ein recht angepaßtes Weinachtsgeſchenk für — —

Dreizehntes Kapitel.

Haus und Herzensgeſchichte.

Mein unermüdeter Fleiß konte mein liebes Weib nicht auſſer Beſorgniß ſezzen. Ich ſaß von früh um fünf Uhr an, und arbeitete ununterbrochen bis zu Mittage, wo ich gewöhnlich einen auch anderthalb gedrukte Bogen vollendet hatte. Nach der Mahlzeit widmete ich gewöhnlich einige Stunden der Promenade, welche ich nie ohne meine Frau und Kinder vornahm, auſſer wenn ich ritt. Nachmittags, von vier oder fünf Uhr an bis Abends um ſieben auch wohl acht Uhr, las ich meine Kollegia. Und nach der Abendmahlzeit ging ich gewöhnlich ins büttneriſche Haus, wo um einen Dreier ein Spiel gemacht und herzlich dabei gelacht wurde. Um zehn Uhr lag ich in meinem

Bette. Und ging ich nicht aus; ſo war die neunte meine Schlafſtunde. So habe ich gelebt, ſo lange ich in Halle bin. Unaufhörliche Arbeit war mein Loos: und gewöhnlich drei bis viermal im Büttneriſchen Hauſe, faſt meine einzige geſellſchaftliche Erholung. Andere Geſelſchaften waren ſelten. Ich war ohngefähr mit vier bis fünf Familien bekant, die mich zuweilen zu einer Mahlzeit einladen ließen, welches ich ſo erwiederte, daß höchſtens zwölfmal im Jahre in meinem Hauſe Gäſte waren, welche bei mir weit frugaler bewirthet wurden, als vielleicht irgend jemand von meinem Stande ſeine Gäſte zu bewirthen pflegte.

Man ſolte meinen, daß ein ſo einförmiges Leben bei ſo anhaltenden Kopfarbeiten, eine Gattin durchaus nicht beſorgt machen könte. Und doch blieb die meinige bekümmert. Ich fand oft, wenn ich des Abends nach Hauſe kam, die Spuren der Thränen in ihrem Geſicht. Und wenn ich ſie nicht fand, ſo erzählten mir meine Kinder, wie die Mutter ſich beklagte, daß ſie mich ſo wenig genöſſe.

Gott weis es, daß ich zuweilen ſtundenlang in meinem Bette gelegen und mich über dieſe Leiden meines Weibes gehärmt habe. Ich ſahe die Unmöglichkeit, ihnen abzuhelfen. Und doch ſchmerzte michs, daß ich ihr Qualen verurſachen mußte, welche ſie nicht durch freie Vergehungen verſchuldet hatte, ſondern die allein, theils in meiner Lage, theils in ihrer durch Romanenlektüre verſtimten Phantaſie ihren Grund hatten.

Wie mein weniger Umgang ſie kränkte, ſo ward ſie auch (und dies mit jedem Tage mehr) durch jede finſtre oder auch nur gleichgültige Mine, die ſie an mir erblikte, auf das tiefſte verwundet. Sie hatte ein Ideal von Liebe und Genuß, welches, theils meines arbeitvollen Lebens halber, theils wegen ihrer eignen Unvermögenheit, nicht zu realiſiren war. Ich ſolte beſtändig um ſie ſeyn, beſtändig freundlich und zärtlich ausſehen. Wenn Sie denn oft zwanzigmal in einem Vormittage, um der unbedeutendſten Dinge willen (wenn ſie ein ſchön Stück Fleiſch gekauft hatte, das ich beſehen ſolte: wenn ſie auf die Kinder kiff, die ich durchprügeln ſolte: wenn die Magd ihr naſeweiſe Reden gab, die ich beſtrafen ſolte: wenn ſie bei der Methode, eine Soſe zu verfertigen, zweifelhaft war, und ich

z

ſagen ſolte, wie ich ſie verlange u. ſ. w.) in meine Studierſtube kam und mich in meinen Arbeiten unterbrach, und ich dann, über die ungelegene Zerreiſſung einer etwa angeſponnenen Gedankenreihe ärgerlich ward und ſie anfuhr; ſo ſezte ſich jedesmal der Gedanke von neuem in ihr feſt: dein Mann liebt dich nicht mehr: und ſie kam mit naſſen Augen zu den Kindern zurük, die nun durch ewiges Nörgeln und Keifen die verſtimte Laune büſſen mußten.

Es war gewöhnlich vom Morgen bis zu Abend kein Ton der Freude in meinem Hauſe. Jedes Verlegen eines Schlüſſels, jedes Abhandenkommen eines Bandes oder ſonſt einer Kleinigkeit, brachte ſtundenlanges Schreien und Zanken mit der Magd oder den Kindern hervor und allemal fand ſichs hinterher, daß ſie ſelbſt das verlegt oder verloren hatte, über deſſen Verlierung oder gar Entwendung ſie Kinder oder Geſinde ausgeſcholten hatte. Und ſolches laute Gezänk, welches oft, ihrer hellen und durchdringenden Stimme halber, die Leute auf der Gaſſe ſtehen bleiben machte, wechſelte mit den ſtillen Seufzern und Klagen ab, die ſie über mich ausſchüttete.

Mein älteſtes Kind nahm ſichs immer mehr heraus, ihr zuweilen die Moral zu leſen und ihr vorzuſtellen, daß ſie den Vater noch zu Tode ärgern würde: aber eben das vergrößerte auch immer mehr die Abneigung der Mutter gegen dieſes Kind, welches oft, mit Thränen, mir klagte, daß es unter den Händen dieſer wunderlichen Mutter das elendeſte Leben führen müſſe. Und dies Kind muß mir es vor Gott und Menſchen bezeugen, daß ich ihm gleichwohl nie gegen die Mutter beigeſtanden, ſondern ihm allemal vorgeſtelt habe: „daß ein Kind von ſeinen Eltern dergleichen Unannehmlichkeiten dulden müſſe: daß es Urſache habe, ſich von der Vorſehung ſolche kleine Leiden gefallen zu laſſen und ſie als eine Uebung anzuſehen, die ihr vielleicht in der Zukunft, wenn ſie ſelbſt in die Welt eintreten würde, ſehr zu ſtatten kommen dürfte: daß ſie bei aller Schwachheit der Mutter ihr unveränderliche Liebe, Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig bleibe u. ſ. w.„

Ich gerieth endlich auf den unglüklichen Einfall, mir auſſer der Stadt einen Garten zu kaufen, um daſelbſt durch den mir ſo ſüſſen Genuß der ſchönen Natur das geſellſchaftliche Leben in etwas entbehrlicher zu machen und — durch das Ende der Abendbeſuche bei meinem Trapp und Büttner, mein jammerndes Weib zu beruhigen und zu verſuchen, ob ſie nun einer frohen Laune empfänglich werden würde.

Ich hatte die ganze Sache zu übereilt angefangen. Die romantiſch ſchöne Lage des Gartens, deſſen Haus auf einer Bergekke die herrlichſte Ausſicht gewährte, und an welchem unmittelbar ein Arm der Saale vorbei floß, der mir die lang gewünſchte Gelegenheit zu einem Badeplazze darbot, hatte mich alzuſchnell bezaubert. Der Beſizzer benuzte meine Hizze (ich kan's ihm nicht verdenken) und nahm mir 1700 Thaler für ein Grundſtük ab, dafür er ſelbſt nur 900 Rthlr. bezahlt und das er blos mit einigen Obſtanlagen meliorirt hatte.

Ich gerieth in Schulden und tauſenderlei Verlegenheiten darüber, und gewann für meine Ruhe — nichts. Und das hätt' ich vorher wiſſen können. Kam ich ſeltener jezt in die Stadt und vermied die Gelegenheit zum Verdacht, ſo kamen andere deſto fleiſſiger in meinen Garten. Und wenn ich auch wirklich ganz Einſiedler geworden wäre, ſo konte ich doch das ein vor allemal nicht hervorbringen, was meinem lieben Weibe die Ruhe zu geben vermochte, — eine ſichtbare, unverkenbare und feurige Liebe, wie ſie ihrem Ideale gemäß war.

Liebe iſt ſo wenig des Menſchen freie That, als der Glaube. Es war alſo gar nicht in meiner Gewalt, ihre Erwartung zu befriedigen. Alles, was ich that und thun konte, war nicht mehr Liebe, ſondern eine aus Räſonnement entſtandene und durch Diſcretion unterhaltene Güte. Ich ſchäzte ihr gutes Herz: aber ich konte dabei die Eindrükke nicht hindern, welche ihre ewige Hypochondrie auf mich machten. Ja, es ward die Laſt ihrer verſtimten Laune eben dadurch für mich deſto gröſſer, fühlbarer und unerträglicher, je ungeſtümer ſie meine Liebe zu fodern ſchien, und das Feuer der ihrigen mir aufdrang. Und mein beſtändiges Arbeiten, vornämlich aber meine jezt merklich abnehmende Kraft und Geſundheit vermehrte die Unmöglichkeit, der zärtliche Gatte zu ſeyn, den ſie verlangte.

Ein unglüklicher Zufall gab mir vollends den Reſt. — Meiner Frauen Bruder, (welcher bisher mit dem Grafen v. Werther einen langweiligen Proceß geführt hatte, von deſſen glüklicher Beendigung die 2000 Thaler abhiengen, die meine Frau zur Kaution hergegeben hatte), kam von Dresden nach Halle, uns zu beſuchen. Dieſer Menſch hatte ein ganz eignes Air von Stolz und Unverſchämtheit, welches mit ſeiner tiefſten Armuth ſo fürchterlich kontraſtirte, daß man ein ganzer Philoſoph ſeyn muſte, wenn man ihn dulden wolte. Er lebte eine Zeitlang bei uns und ward Urſache, daß ich jeden Tag meine Portion Gift vom Aergerniſſe bekam, welches mir ſein Betragen verurſachte. Eines Tages kam es zum Ausbruch. Er hatte ſchon über der Mahlzeit, wo er mit dem unleidlichſten Stolze die vornehmſten Perſonen Kerls und Schurken nannte und ſein Schikſal aus dem raſenden Grunde unwürdig fand, weil er eines Kirchenraths Sohn ſey, alle meine Duldkraft erſchöpft. Nach Tiſche legte ich mich aufs Bette, um meine gewohnte acht Minuten lange Mittagsruhe zu halten, und Volland ſezte ſich ins Zimmer und flikte ſeine Fußbedekkung. Er begann bei dieſer Arbeit die ſchon abgebrochnen unangenehmen Geſpräche und ward, da ich ihm zu ſchweigen und mich ruhen zu laſſen befahl, ſo inſolent, daß mich blizſchnell die tobendſte Hizze übereilte. Ich ſprang auf, maulſchellirte den baumſtarken Bengel, daß ihm der Kopf ſchwoll und ſezte ihn durch meine Wuth ſo in Schrekken, daß er zitterte und alle Gegenwehr vergaß.

Dieſer unglükliche Augenblik war das Ende meiner bisherigen ſo eiſern geſchienenen Geſundheit. Ich ward gleich bettlägerich, bekam die gelbe Sucht, ward, ſtatt der Brechmittel mit Purgiermitteln behandelt und — behielt von der Zeit an einen kränklichen Körper. Meine Verdauung wurde von Zeit zu Zeit ſchlechter und es fanden ſich Verſtopfungen ein, die nach Jahresfriſt ſo überhand nahmen, daß ich ohne Kliſtire keine ordentliche Leibesöfnung mehr erlangen konte — ein Unglük, das vom Jahr 1786 bis 1790 gedauert, und mir vollends allen Lebensgenuß verkümmert hat.

Ich wurde von jezt an ſelbſt im höchſten Grade hypochondriſch (obgleich das Uebel nur im Körper lag und mein Geiſt ſeine natürliche Stimmung zur Fröhlichkeit nicht verlor) und vermehrte dadurch, ohne mein Verſchulden, die Fälle, welche meiner Gattin Gelegenheit gaben, aus meinem kalten oder verdrüßlichen Betragen, Mangel der Liebe zu folgern und ſich darüber zu ängſten und — was ſie ganz allein tadelswerth macht — ſich bei Andern darüber zu beklagen.

Hiezu kam ein noch wirkſamerer Umſtand. Meine Kränklichkeit und — entſcheidender noch, gewiſſe phyſikaliſche Beſchaffenheiten meiner Gattin, die jezt eintraten — machten mir dasjenige unmöglich, was ſonſt der Eheſtand mit ſich bringt und wovon acht Kinder bereits ihren Urſprung genommen hatten, die von meinem Weibe waren geboren worden. — Und nun war vollends der Klagen kein Ende mehr. Ueberal ertönte der alte Trauergeſang: mein Mann liebt mich nicht mehr. Und hätte ich nun noch lieben können; ſo würde ich gerade nun haben aufhören müſſen, da ich ſo gepeiniget ward.

Eine weit angenehmere Unterhaltung würde es für meine Leſer ſeyn, wenn ich hier eine Herzensgeſchichte einſchalten könte, welche in dieſer Epoche ſich ereignete. Eine Dame von hohem Stande, die ich nie geſehen hatte, begann mit mir einen ganzen Roman voll platoniſcher Liebe. Wie der erſte Funke in ihr Herz gekommen ſey, der hernach zur vollen Flamme gedieh, weis ich noch bis dieſe Stunde nicht. Sie hatte meine Schriften geleſen und durch ihren eignen Gemahl (der mein Freund war) Schilderungen meiner Perſon, meines Charakters und meiner Launen erhalten. Sie hatte lange ſchon Sehnſucht bezeigt, mich kennen zu lernen. Ihr eigner Gemahl ſprach mir oft davon vor, wie enthuſiaſtiſch ſeine Gattin für mich eingenommen ſey. Die Entfernung ihres Wohnorts hinderte mich, ihren Wünſchen zuvorzukommen. Ich ſchrieb ihr. Sie antwortete mir. Der wechſelſeitige Ton ward immer traulicher, zärtlicher, feuriger. Im fünften bis ſechſten Briefe erſchien ſchon das Du der innigſten Liebe. Kurz es begann, ohne daß wir beide uns geſehen hatten, das ſtärkſte Band der Herzen, welches je platoniſche Liebe geknüpft hat. — Nach einem halben Jahre ſahen wir uns. — Sie ſtarb nach einiger Zeit. — Ihr Zuſtand war der höchſte Grad der Reizbarkeit des Nervenſyſtems. Ihr Herz war edel und ihr Verſtand volkommen ausgebildet. Mit der Zeit bringe ich die Geſchichte in einen Roman.

Vierzehntes Kapitel.

Gartenleben, Liſe, Moriz und Tokayer.

Ich hatte in meinem ſchönen Garten Vergnügen, Ruhe und Geſundheit geſucht, und in dem Beſiz dieſer Güter zu doppeltem Fleiſſe und doppeltem Erwerbe fähig zu werden gehoft: aber ich fand mich getäuſcht. Meine Geſundheit war durch Wilhelm Volland bereits zerſtört und die Hypochondrie ſeiner Schweſter (die jezt ſchon Studenten und Fähndrichen es klagte, daß ich nicht mehr bei ihr ſchlief) verbitterte mir die Freuden, welche meine eigne mir übrig ließ.

Mein Büttner ſagte mirs auch jezt faſt jedesmal, wenn ich ihn beſuchte: daß ich der Mann nicht mehr wäre, der ich geweſen war: daß ich nicht halb mehr ſo genießbar ſey, als ſonſt. In der That, meine Laune verſiegte, mein Wiz wurde matt, mein Feuer erloſch, meine Scherze wurden ſeltner, und meine ganze Kraft vertroknete, wie eine Pflanze, der's an Nahrung gebricht.

Eine meiner liebſten Freuden waren meine drei Kinder, welche mich alle auf das zärtlichſte liebten, und die ich mit einer einzigen Stirnfalte regieren und ſtill oder fröhlich machen konte, wie ich ſie haben wolte. Die älteſte zeichnete ſich durch einen ſanften Charakter und Geſchiklichkeit aus. Sie lernte alles, leicht und volkommen, was ich gelernt haben wolte. Sie ſchien zu allem Talent zu haben. Ihr Klavier und ihr Geſang erhob ſich in wenig Monaten zu einer gewiſſen Reife. Ihre Nadel leiſtete alle weibliche Arbeit. Ihre Hände ſchaften Speiſe und Bakwerk. Und ſie ſelbſt ſchien dem allen keinen Werth beizulegen. Sie war nicht ſtolz und bemüht, ſich ſehen zu laſſen. Aber ſie war auch eben ſo wenig ſchüchtern, es zu zeigen, wenn mans ſehen wolte. Sie hatte einige Wochen Unterricht im Singen gehabt, und eine Verlegenheit der

Konzertdirekteren verurſachte, daß Herr Weimann ihr eine Rolle anbot. Und ſie, wie wenn vor 300 Perſonen ſingen, nicht mehr ſey, als vor ihrem Vater ſingen, ſagte ein kaltes Ja und — ſang. Sie iſt in meinem Leben nicht mit Widerſpenſtigkeit mir ungehorſam geweſen.

Die Mittelſte hatte weniger Stätigkeit und Geſchik: aber deſto mehr Feuer. Jede Nerve' an ihr war Gefühl und Leidenſchaft. Mir war oft bange, wie ich dies Feuer bändigen ſolte, ohne es zu unterdrükken. Ihr Herz iſt edel und voll guten Willens.

Die Jüngſte war beinahe von gleicher Lebhaftigkeit aber etwas bezähmbarer, als die Mittelſte. Ihre Sache war nie Kopfarbeit und Geſchäft, bei dem ſie ſizzen muſte und ſich wenig bewegen konte. Nehen und Strikken war ihre Pein. Aber wenn ſie die rauhe Küchenſchürze anlegen, ſich die Arme aufſtreifen und die härteſten Hausarbeiten verrichten durfte, dann fühlte ſie ſich ſelig. Sie konte von früh bis auf den Abend bei kehren, waſchen, ſcheuern, kochen, Bier abziehen u. d. ſtrapaziert werden, ohne zu ermüden, oder die Luſt zu verlieren.

Gern hätte ich zu dieſen Töchtern noch einen Knaben gehabt. Aber es hat mir nicht gelungen wollen. Der Himmel wolte meine Race nicht fortgepflanzt haben: ob darum, weil ſie für die Welt zu gut oder zu ſchlim war, weis ich ſelbſt nicht. Unter den acht Kindern, die mein Weib mir gebar, ſind drei Knäblein geweſen, aber keins iſt leben geblieben. Das lezte, was ſie in dieſer Epoche zur Welt brachte, war meine ſüſſeſte Hofnung, weil es ein ſtarkes und geſundes Kind zu ſeyn ſchien: aber die Wahl der Amme machte auch dieſe Hofnung mir welken. Es meldeten ſich verſchiedene junge und geſunde Perſonen, die meiner lieben Gattin aber alle zu reizend waren. Zulezt wurde eine alte Vettel gewählt, bei welcher das Kind mit jedem Tage mehr abnahm, bis endlich der Arzt geholt wurde und zu ſpät uns entdekte, daß das Kind bei der Amme verhungert ſey.

Schwäche und zunehmende Kränklichkeit erheiſchten jezt diätetiſche Hülfsmittel, darunter viel

Bewegung in freier Luft das wichtigſte war. Ich verſuchte Gartenarbeit, die ſo viel Reiz für mich hat: aber ſie bekam mir nicht, weil ich bei der kleinſten Bewegung, des Hakkens oder Grabens, in den heftigſten Schweis gerieth und gleich darauf mich merklich ſchlechter befand: wie denn auch das Bükken bei der Gartenarbeit mir Kopfweh und Schwindel verurſachte.

Der Arzt rieth mir zu einem Reitpferde. Auch dies ſtimte mit meiner Neigung. Ich kaufte ein Pferd und ward angeführt. Aber bald erhielt ich ein anderes, das meinem Geſchmakke entſprach. Ich fand es auf einer Leipziger Meſſe. Es war auf dem ganzen Roßplazze verſchrien, daß es ein Wildfang ſey, daß es in vier Minuten um die Stadt herum jage, daß es über alle Schlagbäume ſeze u. ſ. w. Mich lüſterte darnach. Denn eine Schlafmüzze wolt ich nicht. Ich ließ es herausführen, und beſchloß, mich drauf zu ſezzen. Die Juden traten umher und fiengen an zu predigen, wie ich mich in acht nehmen, wie ich die Zügel halten, wie ich ſchläſſen ſolte. Sie machten mich konfus. Ich faßte die Zügel zu lang. So wie man den Gaul los ließ, gieng er mit meiner runden Perukke in die Luft. Ich erſchrak, fuhr mit der Rechten nach dem Sattelknopfe, und zog mit der Linken den Zügel bis an meine Ohren herauf. Alles Halten war umſonſt. Die Liſe (ſo nennte ich das Thier hernach) ging mit mir durch, und rennte zulezt auf einen offenen Stall zu, in welchem rechts und links zwanzig Hengſte ſtunden. Zum Glük blieb ſie mitten im Thorwege ſtehen. Die da ſtehenden Juden griffen zu, und riefen einmüthig: ach lieber Herr Pfarr, ſteige Er herunter: das Pferd iſt wild: Er bricht Hals und Bein. Ich blieb ſizzen. Der Reitknecht eines Freundes, der mir das Pferd empfohlen hatte, kam nachgelaufen und ſagte mir, ich möchte nur getroſt ſizzen bleiben und den Zügel noch nach meiner Art halten. Jezt faßte ich von neuem Muth, weil ich gemerkt hatte, daß das Thier keine Seitenſprünge that, ſondern die regelmäſſigſte Karriere machte, bei der es blos aufs Feſtſizzen ankam und alle Reuterkünſte entbehrlich waren. Man ließ los und die Liſe floh mit mir nach dem grimſchen Thore zu. Ich hatte den Zügel mit beiden Händen und ſo kurz gefaßt, daß ich ihr alle meine Kraft fühlen laſſen konte. Bald wandelte ſich, da ich ſie aus Leibeskräften anhielt, ihre Karriere in einen mäßigenden Galopp und am halliſchen Thore hatte ich ſie ſchon im Schritte. Nun war ich froh. Ich kam glüklich zurük und erhielt ſie für ſiebentehalb Luisd'ors. Das Thier ward mein Vergnügen. Ich ritt ſie, aus wahrer Schüchternheit, vier Wochen lang im bloſſen Schritt, vertrieb ihr dadurch die Furcht und Scheuheit, und zog ſie mir ſo nach meiner Hand, daß ich hernach mit ihr machen konte, was ich wolte. Sie war das frömſte Thier, unter dem meine Mädchen wegkriechen konten. Und wenn ich drauf ſaß, ſo wars, als wenn ſie mit mir in den Himmel ſteigen wolte. Man blieb ſtehen, wenn man mich reuten ſah. Wenn ich nach Lauchſtädt ritt, welches von Halle drei Stunden liegt, ſprang ſie mit mir über den hohen Beichlitzer Schlagbaum und endete ſpielend den Weg in einer Stunde. Sie ſprang aus dem Stande über eine Stange, die man ihr ſieben viertel hoch über den Erdboden vorſezte. Ein Officier beim Aſchersleber Regiment hatte ſie ehedem geritten. Als ich daher nach Aſchersleben kam, und von Freunden eingeladen wurde, die Uebungen des daſigen Regiments in Augenſchein zu nehmen, ging ſie, auf den Schall der Trompete, mit mir durch und ich konte es nicht hindern, daß ſie zwei Attaken mitmachte. Der General v. Rohr lachte herzlich über dieſen Streich, den ſie mir geſpielt hatte. Er fragte mich, ob ſie auch noch ſezte. Und da ichs bejahte, ſtach er mit ſeiner Suite auf die Gräben zu, über welche die Reuter zur Uebung ſezzen mußten, und meine Liſe überſprang ſie alle mit ihrem lateiniſchen Reuter ſo leicht, als ob ſie noch in der volkommenſten Uebung geweſen wäre. Ich brauche ſie heutiges Tages noch als Wagenpferd, und ſie hat, achtzehn Jahr alt, noch ihre volkomne Geſundheit, und erfodert alle Aufmerkſamkeit des Kutſchers, wenn ſie nicht in ihrem Feuer Exceſſe begehen ſoll.

Aber auch das Reuten bekam mir nicht. Ich ſpürte nicht nur gar keine Veränderung in meinem Körper, ſondern ich bemerkte ſogar, daß mein Magen ſchwächer ward. Nach dem Reuten widerſtand mir jede Speiſe. Ich habe die Beobachtung lange fortgeſezt und wenn ich andere Erfahrungen dazu nehme und z. B. die vielen Bereuter beherzige, welche ich im Alter hypochondriſch und ohne Verdauungskraft gefunden habe; ſo muß ich urtheilen, daß das Reuten die heilſame Bewegung lange nicht iſt, dafür die Aerzte ſie ausgeben wollen. Es erſchüttert die Eingeweide zu ſehr und das Auf- und Abſchlappen des Magens ſcheint mir offenbar ihn zu ſchwächen. Ich habe in der Folge das Gehen viel zuträglicher gefunden und glaube jeden Hypochondriakus verſichern zu können, daß täglich zwei bis drei Stunden gemäßigte Bewegung zu Fuß in freier Luft ihm die herrlichſten Wirkungen zeigen werde.

Ich kan dieſe Bemerkung durch meinen Freund Moriz beſtätigen, welcher zu der Zeit, da ich in meinem Garten wohnte, nach Halle kam und ſo hypochondriſch war, daß er mir den Vorſaz geſtand, mit leeren Händen durch die Welt zu Fuße zu laufen, um — es ſey durch Hunger, oder Entkräftung — zu ſterben. Ich nahm ihn, ohne ihn je gekant zu haben, brüderlich auf, weil er mir gerade durch ſeinen traurigen Gemüthszuſtand intreſſant wurde, — bot ihm meinen Garten und meinen Tiſch an, und beredete ihn, wenns denn einmal beſchloſſen wäre, den Tod bei mir zu erwarten. Er ließ ſich endlich zureden, mein Anerbieten anzunehmen, lebte einige Monate bei mir, bekletterte täglich die Giebichenſteiner Felſen, aß und trank ohne Verdruß und Sorgen, und ward — ſtatt zu ſterben — wie ein neugeborner Menſch. Heiter und kraftvol ging er nach Berlin zurük, mit der völligen Rükkehr ſeiner Luſt zu Geſchäften.

Ich hatte bei meiner Kränklichkeit wenig Verdienſt. Um ſo viel wilkomner war mir ein Brief aus Ungarn von dem Herrn v. Pronay, einem ungariſchen Magnaten, welcher mich erſuchte, ihm meine Gedanken über die hähniſche Litteralmethode aufzuſezen, welche Kaiſer Joſeph in allen ſeinen Staaten eingeführt wiſſen wolte. Er wünſchte, dieſe elende Methode in ihrer Blöße aufgeſtelt und gründlich verworfen zu leſen, um in Verbindung mit mehreren Landſtänden dem Kaiſer Gegenvorſtellungen zu thun. Ich ſchikte ihm, was er wünſchte, und erhielt einen Anker Tokayer, der mir weidlich behagte.

Funfzehntes Kapitel.

Glaube an meine Macht im Geiſterreiche.

Einen ſeltſamern Antrag zur Verbeſſerung meiner Glüksumſtände that mir ein ehemaliger Kriegsheld, welcher mich verſicherte, daß mein Hügel, wo ehemals ein reiches Kloſter geſtanden hätte, davon der Plaz noch das neue Werk benahmt wird, einen unermeßlich großen Schaz in ſich ſchließe, der aber von mächtigen Geiſtern bewacht würde. Ich wil den guten Mann X. nennen.

X. Ich weis, daß Sie in dieſem Fache große Geheimniſſe beſizzen, lieber Herr Doctor, und da ich ſelbſt einige Kentniſſe davon habe, welche durch untrügliche Erfahrungen beſtätiget ſind; ſo nehme ich mir die Freiheit, Sie von der Möglichkeit eines großen Glüks zu benachrichtigen und Ihnen meine Dienſte dazu anzubieten.

Ich. (mitleidig lächelnd) Ich begreiſe nicht, lieber Freund, wie Sie mich in dem Verdachte haben können, als ob ich Geheimniſſe aus der Geiſterwelt verwahrte, da es weltkundig iſt, daß ich der gröſte Ungläubige bin, und außer Gott gar nichts glaube, was ich nicht mit meinen Sinnen erreichen oder mit meiner Vernunft begreifen kan.

X. (ungläubig lächend) Ei, das ſagen Sie mir nur nicht. Ich weis es mehr als zu gewiß, daß Ihnen Gott auch hierin große Gaben verliehen hat. Sie können die Geiſter ſicherlich zwingen. Sie haben ja den Höllenzwang, den ich in der Welt ſchon viele Jahre lang vergeblich geſucht habe.

Ich. Ja, den hab' ich. Aber ich verwahre ihn, als ein Denkmahl der Mönchiſchen Spizbüberei.

X. (erfreut) O, haben Sie das Buch wirklich hier? Ach, wenn ichs nur auf einen Augenblik ſehen möchte! Es iſt ein Schaz, der nicht zu bezahlen iſt.

Ich. Ja, ich habe es hier. Aber was wollen Sie denn ſehen? Ich verſichere Sie aufrichtig, daß es Kinderpoſſen ſind, mit denen die Mönche in den alten Zeiten das abergläubiſche Volk geäft haben.

X. Halten Sie denn im Ernſte es für unmöglich, mit den Geiſtern in Gemeinſchaft zu kommen? Sie wollen vielleicht ſich gegen mich nur nicht herauslaſſen! Aber ich verſichere Sie bei Gott, daß Sie mit einem ehrlichen Manne zu thun haben.

Ich. Ich betheure es Ihnen, daß es mein ganzer Ernſt iſt. Und wenn Sie einiges Vertrauen zu meinen Einſichten und zu meiner Ehrlichkeit haben, ſo glauben Sie mir, wenn ich Ihnen ſage, daß alles Narrenpoſſen ſind. Alle Geiſterſeherei iſt Betrug. Und wer ſie behauptet, iſt entweder von ſeiner Phantaſie getäuſcht worden, oder er iſt ein vorſezlicher Betrüger, der andere zu äffen und zu misbrauchen trachtet.

X. Aber ich verſichere Sie doch bei Gott, daß ich ſelbſt ſchon Geiſter geſehen habe. Und der ..... in Halle, wird Ihnen, wenn Sie Luſt haben, die Probe machen. Es iſt wahrhaftig wahr. Die Sache hat ihre Richtigkeit.

Ich. Und ich ſage Ihnen, lieber Freund, der .... in Halle iſt entweder ein Narr oder ein Spizbube. Laſſen Sie ſich von ihm nicht äffen. Die ganze Sache iſt widerſinniſch.

X. Ja, Sie können aber doch die Möglichkeit nicht leugnen.

Ich. Mit dieſer lieben Möglichkeit behelfen ſich Tauſende und laſſen ſich damit die Beutel fegen.

X. Aber was haben Sie denn für Gründe, die Sache ganz zu verwerfen?

Ich. Unzählige. Bedenken Sie doch nur, daß wir in unſerer Sinnenwelt gar keine glaubhafte Spur vom Daſeyn der Geiſter haben. Erwägen Sie ferner, daß es ganz unvernünftig iſt, Buchſtaben und Karaktern, die man auf Zinn oder Jungfernpergament mahlt, eine Kraft beizulegen, die Geiſter zu zwingen. Beherzigen Sie ferner, daß es ganz gegen alle geſunde Begriffe von Providenz läuft, wenn man einem Menſchen die Macht zuſchreiben wolte, die mächtigſten Geiſter zu ſeinem Dienſte zu zwingen und durch ſie die Ordnung der Natur zu übergehen. —

X. (einfallend) Ich höre wohl, was Sie ſagen wollen. Aber alle ſolche philoſophiſchen Gründe beweiſen doch nichts gegen die Erfahrung.

Ich. Das iſt wahr. Aber Sie werden mich auch nie bereden, daß es richtige Erfahrungen giebt, die dawider ſtreiten.

X. (höhniſch lächelnd) Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Probe zu machen?

Ich. Von Herzen gern. Sie ſollen alles von mir haben, was Sie verlangen. Zeigen Sie mir einen Geiſt und ich verlaſſe meinen Unglauben, und werde heute noch ein Exorciſt. Denn Muth habe ich, mit dem Beelzebub ſelbſt anzubinden.

X. Wollen Sie mir auch Ihren Höllenzwang dazu borgen?

Es half nichts. Der Mann hatte einen Glauben wie Lavater. Alle meine Gründe waren umſonſt. Er bat und flehte ſo lange, bis ich ihm den Höllenzwang holte. Und ich mußte ihm die Erlaubniß geben, mit einem gewiſſen andern Manne, eines Abends ſich auf meinem Gartenhauſe einzufinden und eine Konjuration vorzunehmen. Denn er behauptete, daß gerade hier eine Region ſein müſte, wo die Geiſter ſich häufig aufhielten und alſo ſehr leicht herbeizurufen wären.

Ich willigte in alles, weil ich mir Hofnung machte, die kranke Phantaſie des guten Mannes zu heilen und ihn von ſeinem Wahnglauben zurükzubringen. Der Tag wurde feſtgeſezt. Die Exorciſten erſchienen. Ich ſchafte meine Hausleute zu Bette, blieb ſelbſt in der Wohnſtube, welche in der zweiten Etage des Gartenhauſes war, und übergab den Beſchwörern meinen großen Saal in der dritten Etage.

Die guten Leute hatten ſich ſorgfältig vorbereitet. Sie hatten ganz neue Kreiſe von Pergament, mit dem initio evangelii Johannis und allen hebräiſchen und griechiſchen Namen Gottes beſchrieben, welche nur in beiden Teſtamenten gefunden werden. Sie hatten ſich mit ſigillis und pentaculis Salomonis verſehen. Sie hatten Bogenlange Gebete und Konjurationen aufgeſezt.

Um zehn Uhr des Nachts bezogen ſie beide meinen Saal, legten ihre Kreiſe, beſprengten alles mit Weihwaſſer und räucherten, daß das Haus vom Dampf erfült wurde. Ich ſaß in meiner Stube und hatte mir Koffe gemacht, um munter zu bleiben. Um eilf Uhr hörte ich, daß ſie in den Kreis traten und anfiengen zu beten, daß ihnen Gott der Allmächtige beiſtehen und ihnen, durch das Blut des Ueberwinders der Höllen, Kraft verleihen wolle, den liſtigen Nachſtellungen des Satans zu entgehen, und ihn durch die Kraft ſeines allerheiligſten Namens zu beſiegen und zu zwingen, daß er ihren Willen ausrichten müſſe.

Nachdem dieſe Beterei eine Zeitlang gedauert hatte, (es war eine dünne Dekke und die Stille der Nacht erleichterte es noch mehr, daß ich alle Worte verſtehen konte — auch ſchrieen die Beſchwörer ſo vernehmlich, daß der Teufel ſich nicht beklagen konte, die Ohren anſtrengen zu müſſen) ſo begann die Konjuration. Nach Beendigung derſelben raſteten die Exorciſten, und ich vernahm nicht das allergeringſte. Auf einmal hörte ich die zweite Wiederholung, in welcher der Geiſt mächtiglich ermahnt wurde, ſogleich zu erſcheinen und die hier befindlichen Schäzze getreulich anzuzeigen, und zu eröfnen. Auf die zweite folgte die dritte und lezte. Und nun hörte ich weiter nichts, als daß die Beſchwornen, da es zwölf Uhr war, die Stühle rükten, ihre Kreiſe aufhoben, und mit dem gewöhnlichen Ceremoniel den Zwang beſchloſſen. Sie legten ſich bald darauf, in ihre Mäntel gehült, auf die Stühle, und fanden ſich mit Tagesanbruch auf meiner Stube ein.

Ich. Nun, wie iſts gegangen, lieben Herren? Sie haben dem Teufel dieſe Nacht gewaltig zugeſezt.

X. (betrübt) Ja, leider noch nicht ſtark genug. Die Geiſter waren nicht herauf zu bringen.

N. Ich bleibe dabei, ſie ſind hier unten geweſen.

Ich. Mir iſt nichts vorkommen. Haben Sie denn gar nichts vernommen?

X. O ja, ſehr viel. Sie ſtiebten von unten auf Sand und Steine an die Fenſter, daß es klirrte.

N. Ja ja, ſie ſind in der Tiefe geblieben. Und die Citation war entweder zu ſchwach, um ſie vollends heraufzutreiben oder — es iſt eine höhere Macht uns im Wege geweſen.

Ich. Aber da Sie gar nichts geſehen haben, wie können Sie noch auf Ihren Glauben beharren? Sie haben mir doch verſprochen, mich durch eine Erfahrung zu überzeugen. Sie haben aus meinem Höllenzwange die allerſtärkſten Konjurationen herausgeſucht. Warum trifts denn nicht zu? Sehen Sie denn nicht, daß alles Poſſen iſt?

X. Ja ja, wenn der Herr Doktor nur ſelbſt gewolt hätten: die Probe würde wohl zugetroffen ſeyn.

Ich. Wie ſo? wenn ich gewolt hätte? Ich verſtehe Sie nicht.

N. (verdrüßlich) Wir wollen den H. Doktor nicht länger aufhalten. Wer weis, wem die Probe am beſten bekommen wird?

Wer hätte ſich das ſollen träumen laſſen? Die beiden Leute glaubten im Ernſt, daß ich eine noch kräftigere Konjuration unter ihnen gebraucht und ihnen die Geiſter abſpenſtig gemacht hätte. Und ich hatte nun, ſtatt ſie von ihrem Wahnglauben zurükzuführen, ſie deſtomehr darin beſtärkt. Denn ſie ärgerten ſich nun, daß ſie mir den Schaz meines Gartens verrathen hätten, und von mir als einen mächtigern Exorciſten angeführt, worden wären. Sie ließen ſichs nicht mehr ausreden. Und da ich hernach meinen Weinberg für 3000 Thaler kaufte, behauptete der X an verſchiedenen Orten ganz öffentlich, daß ich einen Schaz in meinem Garten gefunden hätte und — heimlich ein ſteinreicher Mann ſey. — Kurz, die Exorciſten hielten für gewiß, daß ich die Geiſter in mein Zimmer geholt und das Geld ſtatt ihrer in Empfang genommen hätte.

Und werden meine Leſer mir es wohl glauben, wenn ich ihnen ſage, daß dies nicht das erſte und lezte mal war, daß ich für einen mächtigen Gebieter der Geiſter gehalten wurde? Ich wolte noch mehr als zwanzig Perſonen in und auswärts namhaft machen, welche ſichs bis dieſe Stunde nicht ausreden laſſen, daß ich ein Teufelsbanner bin.

Ich war einſt in Schlettau (einem ſächſiſchen Dorfe bei Halle) im Wirthshauſe zur Kirchmeß und ſtand, in meinen eignen Gedanken vertieft, an einem Fenſter. Ich bemerkte bald einen kleinen dikken Mann ſeitwärts hinter mir, der in einem weg mich betrachtete. Ich wandte mich einigemal, um ihn unmerklich ins Auge zu faſſen, und glaubte eine gewiſſe Sehnſucht in ſeinen Blikken zu leſen. Ich fuhr fort, zum Fenſter hinaus zu ſehen und hörte endlich, daß der Mann ſich bewegte und mir näherte.

Ich. (indem ich mich umdrehte — freundlich) Haben Sie mir etwa was zu ſagen, lieber Mann?

Er. Ja, lieber Herr Doktor. Ich habe ſchon lange mirs gewünſcht, Sie einmal zu ſprechen: habe mirs aber immer nicht unterſtehen wollen.

Ich. O, Sie konten zu allen Zeiten frei zu mir kommen. Ich nehme jederman gern und liebreich auf. Was iſt denn wohl ihr Anliegen?

Er. Ja, wir werden an dieſem Orte wohl ſchwerlich uns ſprechen können. Ich wil jezt nur ſo viel ſagen, lieber Herr Doktor, ich weis es, daß Sie ein großer Mann ſind und daß Ihnen

Gott große und ſeltene Gaben verliehen hat, die wenige Menſchen in der Welt beſizzen. Ich habe das auch von großen Gelehrten gehört, die ſonſt ihre Feinde ſind, daß Ihnen der liebe Gott —

Ich. (einfallend) Laſſen Sie dieſe Lobſprüche weg, lieber Mann, und ſagen mir lieber kurz und gut Ihr Anliegen. Sol ich Ihnen einen Rath geben, oder einen Aufſaz verfertigen, oder —

Er. Nein, nein. Ich habe etwas weit wichtigeres auf meinem Herzen. Ich weis, daß Sie ein Herr ſind, der viel großes leiſten kan, was menſchliche Kräfte nicht vermögen. Ich habe ſelbſt ſchon einiges verſucht: aber ich glaube gewiß, daß ich ohne Sie nichts werde ausrichten können.

Ich. Lieber Mann, Sie irren ſich ſehr. Ich habe und kenne keine andern, als menſchliche Kräfte. Und wenn Sie etwa mich zu Dingen zu gebrauchen hoffen, dazu Magiſche Kräfte, wie mans nennt, erfodert werden, ſo bedaure ich Sie.

Er. Verſtellen Sie ſich gegen mich nicht, lieber Herr Doktor: ich bin ein ehrlicher Mann.

Sehen Sie, ich habe in meinem Hauſe einen Schaz, der ſchon über dreißig Jahre liegt. Es iſt algemein bekant daß der . . . . 30000 baares Geld hatte, und da er ſtarb, ſuchte man das ganze Haus durch und fand nichts, und jederman ſagte, daß ers vergraben hätte. Das Haus beſizze ich jezt, und es iſt zuverläßig das Geld noch da. Sie ſollen den dritten Theil davon haben, lieber Herr Doktor, wenn Sie mir dazu verhelfen. Ich weis, Sie können. Ich habe ſchon drei Waſſergeiſter abgetrieben. Aber es ſizt noch ein mächtiger Luftgeiſt auf dem Schazze, welcher nicht wanken und weichen will. Und ich weis gewiß, Sie zwingen ihn.

Ich fuhr fort, den Mann zu bedeuten, daß er ſich an mir irre und ich konte dennoch mit allen Konteſtationen und Vorſtellungen nichts bei ihm ausrichten: weil er ſichs feſt in den Kopf geſezt hatte, daß ich die bei mir geſuchte Kunſt beſäße, und nur Urſache haben müßte, mich vor ihm zu verbergen.

Wenn alle dieſe und ähnliche Glaubige an meine Macht im Geiſterreiche nicht noch lebten, und zum Theil brave und angeſehene Leute wären; ſo würde ich kein Bedenken tragen, ihre Namen zu nennen, welche ich jezt aus Diskretion verſchweigen muß.

Sechszehntes Kapitel.

Rükkehr in die Stadt.

Geſchichte der moraliſchen Vorleſungen.

Ich hatte zwei Winter und einen Sommer in meinem Gartenhauſe ausgehalten und mit vielen Koſten alle mögliche Verſuche gemacht, den Rauch los zu werden, welcher bei Heizung der Oefen das ganze Haus erfüllte und zuweilen mit Gewalt durch die Oefen in die Zimmer drang, ſo daß man Thür und Fenſter öfnen oder erſtikken mußte. Ich habe dieſe Noth wenigen geklagt, um einſtige Käufer nicht abzuſchrekken: aber ſie war wirklich ſo groß, daß wir ſie nicht mehr ertragen mochten.

Einmal gerieth ich in wirkliche Gefahr, mit meiner Frau und meiner älteſten Tochter, welche in meiner Kammer mit lag, zu erſtikken. Ich brante in meinem Ofen Steinkohlen, die ich, auch wenn ſie dampfen, ſehr gut vertrage. Das Feuer war um acht Uhr ſchon niedergebrant und wir hatten uns halb zehn Uhr ſchlafen gelegt. Um eilf Uhr höre ich meine Frau keichen und ſtöhnen, als wenn ſie mit dem Tode ränge. Ich ermunterte mich, konte aber kein Wort aus ihr herausbringen. Ich wekte meine Tochter. Dieſe ſtund auf, und wie ſie auf ihre Füße trat, taumelte ſie in meine Arme. Jezt erſt merkte ich, daß Steinkohlen Dampf in der Stube war. Denn ich ſelbſt empfand nichts als ein wenig Kopfſchmerzen, und war an den Kohlengeruch ſchon ſo gewöhnt, daß ich nicht drauf gefallen ſeyn würde, wenn ich nicht die Wirkung an meinem Weibe und Kinde gemerkt hätte. Ich ſchlepte eiligſt das Mädchen hinaus, riß das Fenſter auf und zog die Mutter aus dem Bette, um ſie ebenfals aus dem Zimmer zu bringen. Sie erholten ſich beide wieder. Und nun fand ich, daß ein Windſtoß die glühenden und noch Schwefelduftenden Kohlen dergeſtalt getroffen hatte, daß glühende Aſche im Zimmer um den Ofen herum lag. Wär ich eben ſo empfindlich gegen den Kohlendampf geweſen, wie mein Weib, und hätte folglich nicht ſo leicht erwachen und mich beſinnen und Hülfe ſchaffen können; ſo wären wir vielleicht alle drei ums Leben gekommen.

Dieſer Vorfall brachte den Entſchluß zur Reiſe, den Garten wieder zu verkaufen, den ich, wofern ich ihn nicht mehr bewohnen und die Miethe in der Stadt dabei ſparen konte, nicht zu behaupten vermochte.

Ich miethete mich anfangs wieder in der Stadt ein, kaufte mir aber hernach ſelbſt ein Häuschen für 1000 Thaler, wo ich zu meiner Lieſe noch ein Pferd mit einer Halbſchäſe anſchafte, und alle Nachmittage aufs Land fuhr, um da zu arbeiten. Meine Lebensart blieb wie vorher. Ich arbeitete von fünf Uhr des Morgens bis Mittag. Nachmittags nahm ich mein Schriftſteller-Werkzeug mit nach Schlettau und benuzte blos die Bewegung des Fahrens und die Gelegenheit, in kurzen Pauſen, die ich in meine Schreiberei einſchaltete, die freie Landluft zu genieſſen. Zuweilen fand ich auch Geſellſchaft, der ich, wiewohl ſelten, einen Theil der

Arbeit aufopferte. Ich habe mehrere hundert Zeugen, die mich da bei meiner Arbeit getroffen haben: und dennoch ſeufzte die theologiſche Heiligkeit ſo laut, daß mans in Berlin hören konte: Der D. Bahrdt liegt Tag und Nacht auf den Dörfern!

Solche Seufzer, von Zeit zu Zeit an die Behörde abgeſchikt, waren nöthig, wenn der verhaßte und ein vor allemal zum Opfer der Unterdrükkungsſucht beſtimte Mann wirklich erliegen ſolte. Denn des Miniſters Wunſch, mich zu verſorgen, war noch gar nicht in ſeinem Herzen erſtorben. Er hatte vielmehr vor kurzem nur erſt Mine gemacht, die verfallne und mit bloſſen Studentenpredigten bisher verſorgt geweſene Univerſitätskirche wieder in Aufnahme zu bringen und, in meiner kleinen Perſon, der Kirche ein Auditorium und den Studenten ein brauchbares Muſter der Kanzelberedſamkeit zu geben. Und es hatte ſehr dringende Berichte gekoſtet, dieſe meine neuen Ausſichten zu verfinſtern und die Gefahr, mich durch Rednertalente in Anſehen und Kredit zu erblikken, von dem halliſchen Zion abzuwenden.

Aber ſchon bereitete ich meinen Unterdrükkern neue Beſorgniſſe. — Ich bekam den Einfall, nach der Weiſe des ſeligen Gellerts, moraliſche Vorleſungen zu halten, weil ſchon viele Familien, adlichen und bürgerlichen Standes, mich ermuntert hatten, einmal ein Kollegium zu leſen, welches für alle Stände geniesbar ſey.

Mein Plan war, wöchentlich eine einzige Stunde dazu zu beſtimmen, und blos die wichtigſten und intereſſanteſten Themata aus dem Umfange der moraliſchen Religion auszuheben, um ſie mit der ganzen mir möglichen Kraft der innern und äuſſern Beredſamkeit vorzutragen.

Ich hatte damals das große Auditorium, in welchem ehedem der große Baumgarten ſeine Vorleſungen gehalten hatte. Es faßte bei 400 Menſchen. In dieſem Hörſale ließ ich einen Abſchlag machen. Zwei Drittel des Raums beſtimte ich für Studenten und einen Drittel für Zuhörer aus andern Ständen. Der Abſchlag ſonderte beide Arten von Zuhörern von einander, und war ſo eingerichtet, daß zur Zeit, wenn ſich das Auditorium verſamlete, kein Theil den andern ſehen konte. Erſt, wenn ich aufs Katheder ging, öfnete ſich durch große Schieber der obere Theil des Verſchlags, ſo daß beide Auditoria einander ſowohl als den Redner im Geſicht hatten.

Mein Vorſaz war, die Stunde des Sontags um eilf Uhr zu halten, wenn alle Kirchen geendiget wären. Ich wählte den Sontag, weil da die Familien am erſten Zeit hatten, einer ſolchen Stunde beizuwohnen und auch in Abſicht auf Seelenſtimmung dazu am aufgelegteſten ſchienen. Es war dies weder etwas unſchikliches noch neues.

Schon in Halle waren des Sontags Vorleſungen gehalten worden. In Göttingen hatte Heine des Sontags Archäologie geleſen. Und ein Jahr darauf las unſer Paſtor Senf alle Sontage ein Kollegium über die häusliche Erziehung. Warum ſolte ich alſo nicht Sontags eine Stunde Moral leſen?

Ich machte mein Verhaben bekant und erhielt in der Stadt algemeinen Beifal. Viele Officiers und Familien verſprachen zu kommen. Eine ungeheure Menge Studenten meldete ſich. Ich vollendete meine Anſtalten und ſezte endlich dieſe moraliſchen Vorleſungen in meinen Lektionszettel. Und dieſer ging, mit der Liſte aller akademiſchen Vorleſungen, nach Hofe und wurde approbirt.

Aber bald nach Oſtern, etwa vier Wochen, ehe die Sommervorleſungen ihren Anfang nahmen, hörte ich, daß einige bei der Univerſität meine moraliſchen Vorleſungen nicht billigen wolten und — daß beſonders die Herren Theologen allerlei dagegen einzuwenden hätten. Ich eilte zu dem damaligen Prorektor, dem Herrn Prof. Schulz, und fragte, ob das Gerücht Wahrheit habe? Er nahm mich mit der äußerſten Höflichkeit auf, zukte die Achſeln und geſtand — daß allerdings verſchiedene Einwendungen gemacht würden, und daß man von Seiten der Fakultät mir durchaus nicht geſtatten wolte, dieſe Vorleſungen zu halten.

Ich drang in ihn, die Gründe davon zu vernehmen, konte aber nichts erfahren. Alſo wandte ich mich ſo fort an den Miniſter, berichtete ihm, daß mir der Prorektor den Anſchlag meiner moraliſchen Vorleſungen am ſchwarzen Bret nicht geſtatten wolle, und bat um ſeine Protektion. Ich erhielt die ſchleunigſte Hülfe.

Se. Excellenz antworteten mir: „mit heutigem
„Poſttage habe ich an den Herrn Prorektor
„ſelbſt geſchrieben und ihm wegen Ihres Anliegens
„meine Gedanken eröfnet. Es werden Ihnen nun
„weiter keine Schwierigkeiten gemacht werden.
„Benehmen Sie ſich nur ſelbſt dabei mit der nöthigen
„Vorſicht, und ſchaden ſich nicht durch alzu
„freimüthige Aeuſſerungen u. ſ. w.„

Nun freute ich mich meines Sieges. Der Approbation des Oberkuratorii verſichert, ging ich ſogleich zu Herrn Schulz und ſagte Seiner Magnificenz, daß mir der Miniſter ſchriftliche Erlaubniß ertheilt, und mir zugleich gemeldet hätte, daß er Seiner Prorektoriſchen Herrlichkeit ſeine Willensmeinung eröfnet habe.

Herr Schulz war freundlich und artig: aber — dabei in ſeinen Antworten ſo unbeſtimt, daß ich weder Ja noch Nein aus ihm herausbringen konte. Er ließ ſich ſogar nicht einmal in ein ausdrükliches Geſtändniß ein, daß er den Brief vom Miniſter erhalten habe. Er wagte es nicht, mir die Vorleſungen weiter zu unterſagen: aber er hütete ſich auch, mir eine kategoriſche Erlaubniß dazu zu ertheilen. Und wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht; ſo bat er mich blos, die Zeit, nämlich die Sontagsſtunde, nicht mit öffentlich anzuſchlagen.

Ich nun — ging, trozzend auf meine gerechte Sache und auf des Miniſters Handſchreiben, — an die Arbeit, und ließ mir weiter nicht träumen, daß ich an meinem Vorhaben gehindert werden würde, zumal da ich dem Prorektor nachgegeben und die Beſtimmung der Zeit aus dem Anſchlage weggelaſſen hatte. Vor allen Dingen ſorgte ich jezt für gute Ordnung, und weil ich fürchten mußte, daß ein erſtaunender Schwarm von Studenten eindringen würde; ſo machte ich bekant, daß kein Hoſpite geduldet werden könte, ſondern daß jeder von dem Anfange der Vorleſungen das Honorarium bezahlen und ſich ein Entree-Billet bei mir abholen müſſe, ohne welches niemand eingelaſſen werden und einen Plaz finden würde. Das Honorarium betrug, fürs halbe Jahr, zwei Thaler. Und ich gab über 200 Billets aus.

Die Fakultät ließ mich gewähren. Die Univerſität ſchwieg. Der Prorektor rührte ſich nicht. — Ich verwendete einige dreiſſig Thaler auf die Verſchönerung meines Hörſales. Ich ließ den Verſchlag anſtreichen. Ich verſahe den für Familien beſtimten Raum mit Stühlen. Kurz, ich handelte öffentlich und ſtadtkundig ſo, daß es keinem Menſchen, geſchweige dem Prorektor, verborgen bleiben konte, was ich vor hatte. Meine Billets kurſirten in allen Häuſern. — Aber es war abſichtliche Stille. Man wolte mich ruhig alle Anſtalten vorkehren laſſen und, erſt im lezten Augenblikke, mich ſtören und zum Gelächter machen.

Nachdem ich dem Prorektor erklärt hatte, daß ich den und den Sontag anfangen würde zu leſen, und mir kein Wort dagegen von ihm eingewendet worden war — nachdem ich drei Wochen lang öffentliche Anſtalten gemacht und Billets ausgegeben hatte — ſchikten Se. Magnificenz — der Theologe, Schulz, Direktor des Waiſenhauſes — den Pedell, an die Frau D. Junkerin, an dem Sonnabende, welcher vor dem Sontage unmittelbar vorher ging, an welchem ich anfangen wolte zu leſen, abends um acht Uhr, und ließ ihr befehlen, bei zehn Thaler Strafe ſogleich die Thüren meines Auditorii zu verſchließen, mit Verlegeſchlöſſern zu verwahren, und mir ſchlechterdings allen Gebrauch des Hörſals zu verwehren.

Um neun Uhr deſſelben Abends, wo ich ruhig in meinem Hauſe ſaß und mich auf die morgende erſte Vorleſung zubereitete, kam der Herr D. Junker, der Sohn der guten Frau, von welcher ich das Auditorium gemiethet hatte, erſchrokken und leichenblaß gelaufen, und meldete mir den ſcheuslichen Vorfall.

Ich war wie verſteinert, da ichs vernahm. Iſts möglich, dacht' ich, daß man ſo heimtükkiſch mit mir verfährt? — Meine Erſtarrung ging in tobende Blutwallung über. Ich rannte zum Poſtdirektor, der mein Freund war, und bat ihn dringend, mir bis zehn Uhr Zeit zu laſſen, daß ich noch einen Brief nach Berlin ſchreiben und abgeben könnte. Er verſprachs und hielt Wort.

Im erſten Aufbrauſen meines Zornes ſezte ich mich und ſchrieb an den Miniſter.

„In dieſen Augenblikken erfahre ich den höchſten
„Grad der allerniederträchtigſten theologiſchen
„Kabale, die je an einem Menſchen verübt
„worden iſt ꝛc.

Mit ſolchen heftigen Ausdrükken, war der ganze Brief erfult. Ich erzählte in dem bitterſten Tone den ganzen Vorfall, wie ich den Prorektor vor drei Wochen geſprochen, mich auf Sr. Exzellenz Handſchreiben berufen, und kein weiteres Interdikt erhalten hätte: wie boshaft man mir bei meinen Anſtalten zugeſehen und nicht einen Laut von ſich gegeben hätte, woraus Widerſtand zu ahnden geweſen wäre: wie ſchändlich es ſey, einen Mann erſt Koſten aufwenden und die ganze Stadt in Erwartung ſezzen zu laſſen, und dann erſt aus dem Hinterhalt hervorzubrechen und ihn, mit Vereitlung aller ſeiner Anſtalten, dem Hohngelächter des Publikums preis zu geben.

Dieſer freilich zu hizzige Brief, den ich bei kälterm Blute nicht geſchrieben haben würde, ward des Sonnabend Abends noch auf die Poſt gegeben. — Ich ſchlief die ganze Nacht vor Scham und Aergerniß nicht. Den Sontag früh ſchikte ich meinen Fiskal in die vornehmſten Häuſer und ließ anſagen, daß ich gehindert ſey, heute die moraliſchen Vorleſungen anzufangen.

Aber um zehn Uhr ſchon hörte ich neuen Lärm. Man meldete mir, daß die Studenten ſchaarenweiſe nach meinem Auditorio zögen: daß eine Menge Herren und Damen auf gleichem Wege wären: und — daß das Haus, wo ich hätte leſen wollen, mit Häſchern beſezt ſey. Es war mir unglaublich. Ich ſandte meinen Fiskal ſelbſt hin. Und es war leider die Wahrheit.

Die Herren . . . . hatten beſorgt, ihre Vorlegeſchlöſſer möchten allein nicht ſtark genug ſeyn, mein Vorhaben zu hintertreiben. Sie wußten, daß eine Menge Stabs- und andere Officiers meine Freunde waren und den Vorleſungen beizuwohnen beſchloſſen hatten. Sie trauten dieſen Kriegshelden zu, daß ſie mit den Vorlegeſchlöſſern nicht viel Komplimente machen, ſondern mich de facto in meinen Hörſal einführen würden. Sie kanten meinen Muth und ihre ungerechte Sache. Sie erwogen, daß ſie den Fehler begangen und mir weder ſchriftlich noch mündlich ein Interdikt inſinuirt hätten, und daß ich alſo gar füglich, kraft des Handſchreibens vom Miniſter, ihre Vorlegeſchlöſſer ignoriren, und mich der Erlaubniß des Oberkuratorii bedienen könte. Kurz, es ward ihnen bange, daß die Reihe des Ausgelachtwerdens an ſie ſelbſt kommen dürfte, wenn ſie nicht ſtärkere Hinderniſſe mir entgegen ſezten. Daher hatten ſie ſich entſchloſſen, in aller Frühe das Haus mit Pedellen und Häſchern zu beſezzen, um mich und meine Zuhörer, mit Gewalt abtreiben zu laſſen.

Aber ich handelte ſo übereilt nicht, wie ſie geglaubt hatten. Ich blieb zu Hauſe, und erwartete die Vertheidigung meiner Rechte vom Oberkurator. Und meine Zuhörer kehrten, da ſie die Häſcher ſahen, eben ſo ſtill in ihre Wohnungen zurük.

Was man in der Stadt und bald nachher in Deutſchland von dem Vorfall ſprach, werden meine Leſer wohl errathen können. Ich hätte nicht Menſch ſeyn müſſen, wenn ich ohne alle Leidenſchaft dabei geblieben wäre.. Den Dienſtag gieng ein faſt eben ſo feuriges Schreiben an den Miniſter, in welchem ich den ſpätern Auftritt berichtete, der am Sontage ſich ereignet hatte. Und ich erwartete nichts gewiſſers, als daß der Miniſter meine ertheilte Erlaubniß durchfechten und der Fakultät eins auswiſchen würde. Aber meine Erwartung wurde nur zur Hälfte erfüllt.

Es dauerte vier Wochen, ehe von Berlin aus etwas erfolgte. — Der Miniſter mochte nicht Luſt haben, es zu einem förmlichen Kriege zwiſchen ihm und der Fakultät kommen zu laſſen: weil er nicht gewiß war, in welcher Stimmung Friedrich den Großen eine Klage der Univerſität gegen den Kurator finden würde. Er ſcheint daher lange ſich bedacht und nachgeſonnen zu haben, wie er meine unartigen Gegner züchtigen wolte, ohne ſich in einen direkten Krieg mit ihnen einzulaſſen. Und von dieſen Berathſchlagungen ſcheint mir folgender Erfolg das Reſultat geweſen zu ſeyn.

Se. Excellenz ſchiften — meine beiden Privatbriefe! — an die Univerſitat, mit dem Befehl, ſich dagegen zu verantworten. — Das war eine Erſcheinung, die ſich kein Menſch zu enträthſeln vermochte. Viele weiſſagten mir aus dieſem Gebrauche, den der Miniſter von meinen Briefen gemacht hatte, einen traurigen Ausgang. Ich — blieb in meiner Ruhe und ließ dem Dinge ſeinen Lauf. Mein Blut hatte ſich abgekühlt und die ganze Sache war in meinen Augen nur noch Spiegelgefecht.

Aber was bei der Univerſität für große Augen gemacht wurden, kan man ſich beſſer vorſtellen als beſchreiben. Die runden Perükken eilten in ihre Konferenzen und — beſchloſſen meinen Untergang.
„Das iſt erſchreklich, hieß es. So hat ſich noch
„kein Menſch unterfangen, gegen alte königliche Profeſſoren zu ſchreiben. Da muß ein exemplum
„ſine exemplo ſtatuirt werden. Jezt dürfen wir
„nicht ſchonen. Jezt muß alles heraus. Wir
„müſſen ſchlechterdings eine eklatante Satisfaktion
„haben. Der Bahrdt muß öffentlich beſtraft und
„für ſolche Inſolenzen gezüchtiget werden.„

Es kam zum votiren. Der vorgeſchlagene Bericht ward von vielen Profeſſoren, welche die Unbilligkeit des bisherigen Verfahrens gegen mich einſahen, mit Gründen verworfen. Aber durch die Mehrheit der Stimmen wurde er durchgeſezt und ging nach Hofe.

Der Bericht oder vielmehr die Anklage enthielt alles, was gegen mich aufzubringen war. Man ſtelte dem Oberkuratorio die Heiligkeit des Sontags vor, den ich mit meiner Moral hätte profaniren wollen. Man zeigte die gerechte Beſorgniß, daß Studenten- und Volksauflauf hätte entſtehen und gefährlicher Tumult aus meinem Vorhaben erwachſen können, weil viele mich für einen Irlehrer hielten. Man ſchilderte meinen moraliſchen Karakter auf die gehäſſigſte Art und bewies daraus, daß einen ſolchen Mann ſontägliche Erbauungsſtunden durchaus nicht kleideten: daß zu einem ſolchen Unternehmen ein Mann von weit reinern Sitten erfodert würde. Man äußerte Furcht, daß ſolche Vorleſungen als Konventikel angeſehen werden und andern dazu Gelegenheit geben könten. Man deklamirte über die ſchreklichen Unſittlichkeiten, welche entſtehen könten, wenn in einem Auditorio Weiber und Töchter mit den Studenten zugleich ſich einfinden ſolten. Man beſchrieb meine unanſtändigen Werbungen, mit denen ich auf Bierbänken und Koffehäuſern meine Zuhörer zuſammen getrommelt hätte ꝛc.

Wie viel in dieſem Berichte Wahrheit war, mag ich jezt nicht unterſuchen. Ich will blos auf zwei Punkte meine Leſer aufmerkſam machen, welche ſie das übrige beurtheilen lehren werden. Der Punkt der Werbungen war ganz falſch: denn ich bin noch bis auf den heutigen Tag auf kein halliſches Koffehaus gekommen, und kan den getroſt auffodern, der mich je in Halle in einem ſolchen Hauſe geſehen haben will. Ueberhaupt habe ich keinen Menſchen geworben. Ich habe blos mein Vorhaben, dazu mich andere ermuntert hatten, bekant gemacht, und ruhig erwartet, wer kommen oder ſchikken, und ſich ein Einlas-Billet ausbitten wolte. Auch nicht ein einziger Menſch kan ſagen, daß ich ihn ſelbſt darum angeredet habe. Und was zweitens die Gefahr des Tumults betrift, ſo iſt es bekant genug, daß alle Studenten mir wohl wolten und für mich ſo eingenommen waren, daß gewiß kein einziger Menſch ſich unterſtanden haben würde, aus Abneigung gegen meine Jrgläubigkeit mich zu inſultiren und die Ruhe zu ſtöhren.

Aber die Herren . . . . begnügten ſich nicht an dieſem Bericht. Sie ſuchten noch anderweitige Bündniſſe auf, um diesmal mit einer unbeſiegbaren Macht gegen mich zu Felde zu ziehen. Man wußte es dahin einzuleiten, daß das halliſche Stadtminiſterium zu gleicher Zeit eine ſchriftliche Proteſtation einlegte und bei Hofe ſupplicirte, daß man dem Kezzer Bahrdt ſeine moraliſchen Vorleſungen an Sontagen nicht geſtatten möchte. Dieſes merkwürdige Schreiben verdiente wörtlich abgedrukt zu werden. Es enthielt eine Menge Seufzer über meine Profanität und ſtellt hauptſächlich dieſen Grund gegen mich auf:

> Daß der Klingelbeutel in den halliſchen Kirchen darunter verlieren würde, indem zu beſorgen ſey, daß viele Leute, deren lüſterner Gaum ſie in meine Vorleſungen ziehen dürfte, nun die Frühkirchen verſäumen und meinen neumodiſchen Deklamationen nachlaufen würden.

Gern hätte man auch von Seiten der Bürgerſchaft etwas tentirt. Aber ich hatte damals unter den Bürgern ſo viel Freunde und ſo gar Anhänger meiner Grundſäzze, daß ich eher ſelbſt im Stande geweſen wäre, ein paar hundert zuſammen zu bringen, welche ſich für meine Freiheit verwendet haben würden. Denn meine Schriften hatten mir viele Herzen gewonnen.

Der Bericht ging alſo mit der Vorſtellung des Miniſterii nun ab, und man wartete mit Sehnſucht auf Antwort. Meine Feinde bei der Univerſität hoften ein ganzes Bündel voll Blizze, die mich treffen würden. Und die Theologen ſahen vielleicht einer knieenden Abbitte entgegen. Es dauerte aber wohl ſechs Wochen, ehe die Stille unterbrochen wurde.

Endlich — erſchien ein Reſcript, bei deſſen Erblikkung allen der Mund offen ſtehen blieb, als wenn die Maulſperre ſie befallen hätte:

Wir — haben auf euren Bericht — beſchloſſen, daß, da das Sommerhalbe Jahr meiſt zu

Ende iſt, die moraliſchen Vorleſungen des D. Bahrdt vor der Hand ausgeſezt bleiben mögen: und ſoll derſelbe, da er an ſeinem Theile alles gethan hat, was ihm möglich war, nicht angehalten werden, die bereits empfangenen Gelder wieder herauszugeben ꝛc.

Dieſes Reſcript wurde mir vom Oberkuratorio kommunicirt, und in einem Schreiben gleiches Inhalts befohlen, mich bei der Sache zu beruhigen und meine Vorleſungen auf eine andere Zeit zu verſchieben. Und damit hatte der ganze Proceß, von dem man einen ſo eklatanten Ausgang erwartet hatte, ein tragi-komiſches Ende.

Viele wußten ſich dieſes Verfahren des Miniſters nicht zu enträthſeln. Ich aber glaube ſeine Abſicht errathen zu haben. Mich deucht, er ſahe die Unmöglichkeit, mich für diesmal zu protegiren, und mein Recht durchzuſezzen. Auch fand er es vielleicht der Klugheit nicht gemäß, den Theologen geradehin unrecht zu geben, und ſie für ihre Ungerechtigkeit zu ſtrafen. Er erwählte alſo eine indirekte Beſtrafung. Er nöthigte ſie, in meinen Brieſen die härteſten Züchtigungen zu leſen und ohne alle Satisfaktion zu verſchmerzen. Und mich hofte er dadurch zu entſchädigen, daß er mich von der Rükgabe der eingenommenen Gelder befreite. Ich enthalte mich aller weitern Anmerkungen. — Zedlitz war ein weiſer und rechtſchafner Mann, der aber nicht immer ſo handeln konte, wie er wolte. Man muß keinen Miniſter, ſo wie keinen Menſchen, nach der Auſſenſeite beurtheilen. Es traten oft Umſtände ein, welche die menſchlichen Handlungen beſtimmen und die das Publikum niemals zu erfahren bekomt. Auch in dieſer Sache waren Umſtände — die ich verſchweigen muß, welche vieles Licht geben würden. — — —

Ein merkwürdiges Phänomen war es für mich, daß mich kein Menſch um das empfangene Geld für die nicht gehaltnen moraliſchen Vorleſungen mahnte. Indeſſen ließ ichs freiwillig allen den Studenten, welche im folgenden halben Jahre bei mir hörten, zu gute gehen, und mir abziehen.

Zu Michael ſchlug ich meine moraliſchen Vorleſungen abermals an, und ſezte dazu zwei Stunden aus: eine des Mittwochs = abends um fünf, und die andere, des Sonnabends (weil um fünf Uhr das Konzert anging) nachmittags um zwei Uhr. Das ganze Publikum wurde eingeladen. Die Univerſität legte mir keine Hinderniſſe wider in den Weg. Mein Hörſal ward gedrängt voll. Ich hatte bei 300 Studenten zu ordentlichen Zuhörern, und der hintere Verſchlag faßte zuweilen funfzig bis ſiebzig Liebhaber, aus allen Ständen — Officiers, Räthe, Profeſſoren und Bürger, mit Weibern und Töchtern.

Jezt zeigte ſichs durch die Erfahrung, daß alle Beſorgniſſe wegen Unſittlichkeit und lärmender Auftritte vergeblich geweſen waren. Nirgends in der Welt muß ein ſtilleres und ernſteres Auditorium gefunden worden ſeyn. Es war eine ſo feierliche Stille, daß man in einem Tempel zu ſeyn meinte. Mir ſelbſt war es rührend, ſolche Zuhörer vor mir zu haben. Ich ward durch dieſe Todtenſtille ſo begeiſtert, daß oft eine Thräne mir entrann, wenn ich betete. Denn ich begann alle Vorleſungen mit einem Gebet und endete ſie auch gewöhnlich mit Gebet.

Viele — viele junge Leute wurden in ihrem Innerſten durch meine Vorträge gerührt, und haben mir es ſelbſt geſtanden, daß ſie durch mich moraliſch beſſere Menſchen geworden wären. Juriſten und Aerzte hörten mich, und verſäumten bis zu Ende des halben Jahres keine Stunde.

Ueberhaupt kan ich mich des Vorzugs rühmen, daß in allen meinen akademiſchen Vorleſungen eine Beſcheidenheit und Stille geherſcht hat, die in keinem andern halliſchen Hörſale noch gefunden worden iſt. Bei einigen Docenten giebts zuweilen einmal ein lärmendes Scharren, Pochen, Ziſchen u. d. Und bei mir iſt, ſo lange ich in Halle geleſen habe, noch kein Geräuſch gehört worden. Ich konte in meinen Deklamationen das äußerſte pianiſſimo ausdrükken ohne Gefahr, daß eine Sylbe verloren ging. Alle, die mich je gehört haben, ſind meine Zeugen!

Im nächſtfolgenden Sommer, ſezte ich dieſe Vorleſungen fort, und hatte das Vergnügen, daß ſelbſt Fremde aus der Nachbarſchaft, inſonderheit aber von Lauchſtädt kamen, und meinen Hörſal mit ihrer Gegenwart beehrten.

Und ſo habe ich denn wohl endlich in der Welt Zeugen genug, die mich vor dem Vorwurfe verbreiteter Irreligion ſchüzzen und mir nachſagen könten, — wenn ſie für mich ſprechen wollten — daß meine Vorträge religiöſe und tugendhafte Geſinnungen verbreitet haben, und der Moralität im höchſten Grade förderlich geweſen ſind. — Nach dem Tode Friedrichs des Großen gab ich alle Vorleſungen freiwillig auf, und entſagte, in einer Schrift an den Prorektor, ſelbſt dem foro academico!!

Siebenzehntes Kapitel.

Häusliche und auſſerhäusliche Plagen.

Mein raſtloſer und in der That übermäßiger Fleiß, welcher mir, ohngeachtet der ſchlechten Zahlungen meiner akademiſchen Zuhörer, doch immer 1000 Thaler jährlich eintrug, konte mich dennoch nicht von Sorgenund Verlegenheiten befreien. Ich fing um dieſe Zeit beſonders an, darüber nachdenklich zu werden.

Meine Lebenkart war einfach. Ich aß täglich eine Schüſſel, hatte immer nur einen ganz ſimpeln Rok, und kleidete meine Töchter in Leinwand und Kattun. Ich hatte ſelten Gäſte und bewirthete ſie allemal äußerſt frugal. Und doch — reichten meine 1000 Thaler nirgends zu. Ich hatte immer Schulden, und mußte mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit mich durchwinden, um nur auszuweichen. Es wird das jederman unglaublich ſcheinen, der da weis, was eine ſolche Wirthſchaft koſtet, wie die meinige war. Mir — war es räthſelhaft.

Mein liebes Weib vernahm oft darüber meine Klagen, aber ſie vermehrte ſie mit den ihrigen. Ich war, nach ihrer Meinung, immer zu genau gegen ſie. Wer ſie in Geſelſchaft ſahe, hat gewiß nie Mangel verſpürt. Sie erſchien völlig ſtandesmäßig. Und doch mußt ich mirs zuweilen von ihr kläglich vorſagen laſſen, daß ſie ſich in Abſicht auf Kleidung zu kümmerlich behelfen müſte. Ich mußte dieſe Vorwürfe dulden und auf meine Klage, daß ich manche Woche 7, 8, 9, Thaler ihr zur Haushaltung geben mußte, (wovon Zins, Kleider, Wein, Holz, Licht, Kaffe, Zuker, Tabak, Plaiſirs ꝛc. nicht mit beſtritten wurden — denn das beſtritt ich alle ſelbſt, und kaufte alles beſonders, und gewöhnlich in ſtarken Vorräthen ein) und — daß doch nur 3 Kinder 1 Magd und 1 Bedienter im Hauſe waren, — auf dieſe meine Klagen mußte ich mit der Antwort fürlieb nehmen, daß ja ihr Rechnungsbuch es ausweiſe, wozu das Geld verwendet worden ſey. Und wenn ich ein Wörtchen ſprach, daß meine Vorräthe zu geſchwind ihre Endſchaft erreichten (ich erinnere mich, daß von einem halben Centner Hernhuter Lichter, zu Michael eingekauft, zu Weihnachten keines mehr übrig war) ſo jammerte ſie ſo heftig über mein, aus meiner Aeußerung hervorleuchtendes Mistrauen, daß ich gern — gern nichts mehr ſagte, ſondern geduldig fortſchanzte, und, jemehr mir aufgieng, deſtomehr zu erarbeiten trachtete.

Ich hatte damals den jungen Mann in meinem Hauſe, deſſen ich ſchon mehrmalen erwähnet habe, welcher meine Kinder ſo vortreflich bildete und unterrichtete, daß ſie mit entzückendem Vergnügen, wenn die Schulſtunden kamen, auf ſein

Zimmer eilten und mit Mismuth es vernahmen, wenn die Gloke ſchlug, die ſie wieder von ihm abrufte. Er war ein Mann von den ſeltenſten Talenten. Er hatte die Kentniſſe, die gerade für Kinder waren, ganz in ſeiner Gewalt. Er beſaß die Gabe, ſie durch lauter Erzählung zu verſinlichen. Er hatte ein Air von Sanftmuth, Freundlichkeit und dabei edlem Stolze, welches jeden, das Kind wie den Greis, bezauberte. Wenn er ſprach, glaubte man die Weisheit, die Unſchuld und die unbeſtechliche Gewiſſenhaftigkeit zu hören. Er blieb dabei ſich immer gleich. Nie war hervorſtechende Fröhlichkeit oder Traurigkeit an ihm zu ſehen. Stille Seelenruhe ſchien in ſeinem Geſichte gezeichnet zu ſeyn. Kurz, ich hatte das Glük, den volkommenſten Erzieher meiner Kinder und — meinen wärmſten Freund an ihm zu beſizzen.

Ich nenne den Unglüklichen nicht, um ihm nicht, wenn er jezt irgendwo ſein Glük zu machen Hofnung haben ſolte, daſſelbe zu vereiteln. Aber ſeine Geſchichte will ich — weil ich einmal angefangen habe, von ihm zu reden, und weil ſie gerade in das Kapitel von meinen häuslichen Leiden gehöret — vollenden.

Dieſer junge Mann lebte, wo ich nicht irre, zwei Jahre in meinem Hauſe und blieb in dieſer ganzen Zeit für mich, derſelbe — achtungswürdige Freund. Er hatte mein unbegränztes Vertrauen. Er verwaltete, als Fiskal, alle meine Einnahmen. Ihm war es ganz überlaſſen, wie von meinen Zuhörern die ſchuldigen Gelder für meine Vorleſungen beigetrieben werden ſolten. Er hatte überdem auch meine merkantiliſchen Geſchäfte z. B. Pränumerationen und Samlungen für mich und andere zu beſorgen.

Im Beſiz dieſes Vertrauens gelang es ihm, im lezten halben Jahre ſeines Aufenthalts (wenigſtens wards eher mir nicht merklich) mit meinem Hausmädchen, welches ich aus dem Reiche mitgebracht hatte, eine vertraute Freundſchaft zu errichten. Seine und ihre Tugend, die ſie uns ſeit ihrem dreizehnten Jahre erprobt und unerſchütterlich behauptet hatte, ſchien mir vor allen nachtheiligen Folgen zu bürgen. Und in meinem Herzen gönnt' ichs dem Mädchen (welchem ihre Geburt Anſprüche gab und das ich deshalb auch ſelbſt an meinem Tiſche mit eſſen ließ — ob ſie gleich die einzige Magd in meinem Hauſe war) daß ſie Hofnung bekam, einſt die Gattin eines würdigen jungen Mannes zu werden, und ihm — daß er eine tugendhafte und äußerſt geſchikte und arbeitſame Perſon hatte lieben und ſich, wie ich wähnte, dadurch von allen andern Ausſchweifungen der Jugend ſichern lernen.

Aber unſere Julie wurde ſeit dieſer Zeit, wie meine Frau klagte, etwas ſtörriſcher und auch nachläſſiger im Hausweſen. Und es kam dadurch ſo weit, daß ſie mit ihr ſich entzweite und (ich laſſe unentſchieden, auf welcher Seite mehr Schuld war) von ihr trennte. Sie und mit ihr mein Freund verlieſſen mit Thränen mein Haus.

Es war gerade die Leipziger Oſtermeſſe, da beide abreiſeten. Ein paar Tage nach ihrem Abzuge kam ich ſelbſt nach Leipzig, und war kaum abgeſtiegen, als mir der Hausknecht meldete, daß ein junges Frauenzimmer mich ſprechen wollte. Ich ging und fand — unſere Julie, in einem kleinen Kämmerchen, auf dem Bette ſizzend und jammernd. Sie rang ihre Hände, und Ströhme von Thränen entſtürzten ihren Augen. Ich halte

es für Pflicht, die Urſache dieſes harmvollen Zuſtandes unberührt zu laſſen. Genug, ſie breitete, einer Sterbenden ähnlich, ihre Hände nach mir aus. „Nur noch einmal, erlauben Sie mir, lie-
„ber Herr Doktor, Sie zu ſehen. In meinem tief-
„ſten Jammer fühle ich noch die Regungen der
„Dankbarkeit, die ich Ihnen ſchuldig bin. Sie
„haben als Vater, als der redlichſte Vater an
„mir gehandelt. Nehmen Sie meinen innigſten
„Dank dafür an, und laſſen mich Ihnen die lezte
„Probe meiner Erkentlichkeit geben. Ich kan Sie
„nicht verlaſſen, ohne Ihnen etwas zu offenbaren
„was mir längſt auf dem Herzen gelegen hat, und
„wozu mein Gewiſſen mich dränget, Ihnen jezt
„noch ſolches zu ſagen. Sie haben im vorigen
„Herbſte einmal aus ihrer Chatulle ſechs Luisd'ors
„vermißt, und ſo ſehr darüber gejammert. Ihre
„liebe Frau hat vor meinen Augen das Käſtchen
„geöfnet, und ſie zu ſich genommen. Sie ſagte
„mir, ſie ſei genöthiget, es zu thun, weil Sie ſie
„Noth leiden lieſſen. ꝛc. „

Gott iſt mein Zeuge, ich empfand bei dieſer Entdekkung weniger Schmerz, als ich jezt empfin⸗

de, da ich ſie für mein Publikum niederſchreiben muß, wenn ich einmal will, daß man ganz in die Triebfedern meines Lebens und meiner Handlungen einſchauen ſoll.

Meine Gattin verlor bei mir durch dieſe Anklage nichts. Ich dachte bei mir ſelbſt, es ſey möglich, daß ich ſeit einiger Zeit zu karg geweſen ſey in Zutheilung deſſen, was zu ihrer ſtandesmäßigen Kleidung erfodert wurde. Ich bedachte, daß mein Weib doch auch etwas zu mir gebracht hätte, und daß ſie auch ſchon als Gattin meine Kaſſe als die ihrige anſehen konte. Daß ſie das Geld heimlich genommen hatte, war das einzige Fehlerhafte, was ich ihr, bei ihrer übrigens ſo unverfälſchten Liebe zu mir, noch wohl verzeihen konte. Alles alſo, was dieſes Geſtändniß der ſterbenden Julie bei mir wirkte, war, daß ich aufmerkſamer auf meine Wirthſchaft wurde.

Aber von meinem Freunde vernahm ich nun erſt unerwartete Dinge. Ich fand, daß er mir in ſeinem Fiſkalat wenigſtens 150 Thaler Kollegiengelder untergeſchlagen hatte. Und von der Holzniſchen Handlung vernahm ich, daß er ohne mein Wiſſen unter ſeinem Namen eine ungeheure Anzahl Exemplare von den erſten Bänden des Kampiſchen Revisionswerkes verſchrieben, und die geſammelten Pränumerationsgelder mitgenommen hatte.

Dieſe Erfahrung war mir äußerſt ſchmerzhaft. Dreimal ſo viel Geld hätte ich weit lieber verlieren wollen, als es erleben, daß ein ſolcher Mann einer ſolchen Handlungsweiſe fähig geweſen war. Ich verurtheilte ihn nicht. Ich hielt es für einen von den traurigen Fällen, wo die beſten Seelen durch Verlegenheiten zu einer ſchlechten That herabgewürdiget werden.

Ich wuſte nicht, wo mein .... und meine Julie hingekommen war. Nach einem Jahre ſchrieb er mir. Die Schilderungen ſeines Elendes, die Bezeugungen ſeiner Reue wegen an mir begangener Sünden, die Betheurungen ſeiner unveränderlichen und innigſten Liebe zu mir rührten mich bis zu Thränen. Er bat mich, ihm zu erlauben, einen einzigen Tag bei mir zu ſeyn. Mein Herz wallte ihm entgegen. Er kam im Finſtern, fühlte ſich ſelig, mich wieder zu ſehen, blieb dieſe Nacht und den folgenden Tag bei mir (denn in Halle durfte er ſich vor ſeinen Schuldnern nicht ſehen laſſen) und ging den folgenden Abend im Finſtern wieder aus der Stadt. Er geſtand mir, daß er ſeither in .... ſich kümmerlich mit Informiren beholfen, jezt aber einige frohe Ausſichten habe. Von der Julie wolte er nichts wiſſen. — Nach 14 Tagen ſchrieb er mir wieder, ſchikte mir einen kleinen Aufſaz, den er wolte drukken laſſen, bat mich um 2 Luisd'ors Vorſchuß und um einige Bücher, mit dem eidlichen Verſprechen, mir ſie in 14 Tagen wieder zu ſchikken. Ich ſchikte ihm, was er verlangte. Er hielt nicht Wort. Und ſeitdem habe ich nichts von ihm und der Julie gehört.

Dieſe beiden Menſchen ſind mir bis jezt noch ein Räthſel. Ich würde mich freuen, wenn irgend jemand mir von ihnen Nachricht geben könte: (denn wer das kan, weis auch aus dieſer Geſchichte, wer die Perſonen ſind, die ich nahmenlos geſchildert habe.) Noch bin ich geneigt, ihnen Gutes zu erzeigen, wenn ich ſie im Elend wüſte. Und beſonders neugierig wär ich, den Gang der Schikſale des jungen Mannes zu erfahren und ſeinen wahren Karakter entfaltet zu ſehen.

Einen Umſtand muß ich noch ganz kurz berühren, aber mit dem Wunſche, daß meine Leſer ihn, in der Beurtheilung des ganzen Zuſammenhanges mit in Rechnung bringen mögen. Meine Frau beſchuldigte — erſt nach einiger Zeit — die tugendhafte, und von ihr ſelbſt bis zur innigſten Vertraulichkeit geliebte Julie, daß ſie ihr über 50 Thaler werth an Wäſche und Kleidung entwendet habe. Ich wolte und konte — das nicht unterſuchen.

Verdruß und Sorgen drängten ſich von allen Seiten auf mich los, und machten mir mein ſo freudenleeres und mit ſtäter Arbeit erfülltes Leben herzlich ſauer. Auch von auſſen ward ich beſtürmt.

Meine Schriftſtellerei und mein Applauſus öfneten manches neidiſche Auge und ſtellten ihm die Reichthümer, welche in meine Kaſſe zuſammenfloſſen, ſo ungeheuer vor, daß es billig ſich nach Gelegenheiten umſehen mußte, mich von einer gefährlichen Volblütigkeit des Beutels zu befreien, und von meinem Ueberfluſſe etwas abzuzapfen. Man — wußte, daß ich im Reiche Schulden hinterlaſſen hatte. Man — berichtete also die dortigen Korreſpondenten, daß ich jezt das Geld mit Scheffeln meſſe, und — daß meine Glaubiger Narren wären, wenn ſie mich länger ſchonten. Die Wirkung dieſer chriſtlichen Belehrungen blieb nicht auſſen.

Herr Schellenberg, einer von der ehemaligen ökonomiſchen Geſelſchaft, der ſchon einigemal bei bei mir angeklopft und — nachgefragt hatte, ob ich nicht bald im Stande ſey, der ökonomiſchen Geſelſchaft eine kleine Entſchädigung dafür zu geben, daß die Leiningiſche Regierung ſie nicht zur Befriedigung meiner Gläubiger, durch Auslieferung meiner Verlaſſenſchaft, in den Stand geſezt habe? — ſchrieb mir jezt: daß er gewiſſe Nachricht habe, von meiner jezigen Vermögenheit, um an die längſt verlangte Entſchädigung zu denken: daß es billig ſey, von 3 bis 4000 Thaler jährlichen Einkünften arme Leute, die durch mich in Schaden gekommen wären, endlich einmal zu befriedigen: daß er mich zum leztenmale in Güte dazu auffodern, und, wenn ich länger zögerte, an meinen König ſchreiben und mich zwingen würde ꝛc.

Ich antwortete dem guten Mann, daß er von dummen, oder boshaften Leuten hintergangen worden ſey, und ſuchte es ihm begreiflich zu machen, daß ich bei dem mühſeligſten Leben, kaum auf 1000 Thaler käme und dabei — noch Schulden hätte. Aber ſeine Korreſpondenten hatten ihm meine Reichthümer zu gewiß und zu groß gemacht. Er ſchrieb wieder, ſchalt mich einen Fintenmacher und drohte mit Klage. Es ſchmerzte mich. Ich erwiederte den rauhen Ton ſeines Briefes nicht. Ich wiederholte die Verſichrungen von meiner Unvermögenheit und bot ihm, zum Beweis derſelben, eine ſchriftliche und gerichtliche Ceſſion aller meiner Einnahme von Kollegiis an (die nach ſeiner Angabe einige tauſend Thaler betragen ſolten) wenn er mir dafür jährlich 500 Thaler zuſichern wolte. Endlich — ſchwieg er und ließ mich zufrieden.

Aber er trat nur von der Scene ab, um Andern Plaz zu machen, die mich quälen wolten. — Eines Tages kam der Buchdruker Doſt (der dienende Bruder bei der halliſchen Loge) zu mir, und brachte mir von Deſſau, aus der Drukkerei der Verlagskaſſe, der er ſeither vorgeſtanden hatte, verſchiedene Novitäten mit, darunter auch ein Pasquill auf den Herrn Hofrath Gruner in Jena war. Dieſe Broſchüre erregte meine Aufmerkſamkeit, weil Herr Gruner mein Freund, und ſeiner Verdienſte wegen mir verehrungswerth war. Doſt merkte, daß ich frappirt war. Haben Sie das Ding noch nicht geleſen? Nein. Wiſſen Sie auch den Urheber nicht? Nein. Je, er iſt ja der Bergrath Müller: aber es bleibt unter uns! Sie wiſſen, daß er mit in der Loge iſt und — es könte mir Schaden thun, wenns verrathen würde, daß ichs Ihnen vertraut habe. Müller hat mir das Manuſcript geſchikt, und an Müllern habe ich auch die Exemplare von Deſſau ſchikken müſſen. Verrathen Sie mich ja nicht ꝛc.

Dieſes Pasquill machte Lärmen. Gewiſſe Leute, welche die Augen des Herrn Hofrath Gruners gern von der wahren Quelle, aus der das Produktchen gefloſſen war (denn aufrichtig zu ſagen, war Herrn Müllers alzuſchwache Feder nicht mit im Spiele, ob man gleich ſeine Hände dabei gebraucht haben mochte) ablenken wollten, ſchrieben dreiſt nach Jena: Bahrdt iſt Verfaſſer des Pasquills. Herr Hofrath Gruner hörts, erſtaunt, glaubts — (1) weils Männer und keine Knaben überſchrieben hatten, 2) weil von mir die Rede ging, daß ich Medicin ſtudierte und, weil ich gegen ihn ſelbſt mündlich Luſt bezeugt hatte, zu promoviren 3) weil es nach dem Geiſte der Satyre, der ſchon in meinen Schriften ſo viel geſpukt haben ſollte, ganz glaublich war, daß ich mich im Gebiet des Hippokrats als Ritter tummeln wollte) — und konſtituirt mich in einem Briefe.

Ich antwortete ihm, daß er hintergangen ſey, und verſicherte ihn, daß er den Pasquillanten unter ſeiner eignen Zunft zu ſuchen habe. Er war damit nicht zufrieden. Er drohte, mich als den Pasquillanten zu behandeln, wenn ich mich nicht beſſer rechtfertigen könte, als mit bloſſem Leugnen. Kurz, er brachte mich dahin, daß ich ihm, um aus einem ſo entehrenden Verdachte zu kommen, den Urheber zu entdekken verſprach, wofern er mich ſchriftlich und bei ſeiner Ehre verſichern wolte, daß er von meiner Entdekkung keinen ſolchen Gebrauch machen wolle, durch welchen ich kompromittirt würde. H. Hofr. Gruner verſprach mirs (ich habe ſeinen Brief noch) und nun geſtand ich ihm, was ich aus Doſts Munde von der Sache wußte.

Nun fing Hr. Gruner an, Lärmen zu ſchlagen. Er übergab eine Klage bei der halliſchen Univerſität gegen den Bergrath Müller. Man ſandte ihm die Protokolle, nach denen ſich H. Müller herausgewikkelt, und Doſt ſeine an mich gethane Ausſage abgeläugnet, und die Abläugnung beſchworen hatte. Dies empörte den hizzigen Mann. Sein Verdacht gegen mich erneuerte ſich. Er fing an, in Drukſchriften auf mich zu ſchimpfen. Ich beklagte mich. Er mußte auch mich vernehmen laſſen. Ich ſagte vor der Univerſität eidlich die Wahrheit und erklärte, daß Doſt dies, ſeiner Maureriſchen Verbindungen halber, geläugnet haben müſſe. Herr Hofrath Gruner ſahe jezt ein, daß er ſich an mir vergangen hatte. Er nahm das mir angethane Unrecht öffentlich zurük. Aber — den Verdruß konte er mir nicht wieder abnehmen, den ich von dieſer Geſchichte gehabt hatte.

Ein neuer Verdruß! Herr Kampe ſchikte mir eine ſehr ehrenvolle Einladung zur Theilnehmung an ſeinem Reviſionswerke und bat mich zugleich, das Fach anzuzeigen, in welchem ich arbeiten wolte. Ich übernahm vieles aus der Methodologie und vorerſt die Materie, über den Zwek der Erziehung.

Es war bei der Geſelſchaft, welche für dies wichtige Werk ſich vereiniget hatte, die Einrichtung getroffen worden, daß alle Beiträge der Mitglieder bei allen Mitgliedern in dreifacher Abſchrift cirkuliren ſolten, damit der Verfaſſer die von ſo vielen und ſo einſichtsvollen Männern erhaltenen Erinnerungen benuzzen, und ſeine Arbeit vervolkomnen könte. Ich ließ alſo meinen Aufſaz über den Zwek der Erziehung ſeinen Umlauf antreten.

Ehe noch dieſer Cirkelgang geendiget war, ſchrieb mir ſchon Herr Kampe mit merklichem Gefühle des Schmerzes, daß einige der Geſelſchaft mit meinem Beitritt unzufrieden ſchienen. Er gab zwar der Sache eine äuſſerſt delikate Wendung, war aber doch genöthiget, mir zu rathen, mich freiwillig zurük zu ziehen.

Da mein Aufſaz von ſeiner kritiſchen Reiſe zurük kam und an Herrn Kampe gelangte, ſchien er ſeinen mir gegebnen Rath zu bereuen. Er fand, wie er mir ſelbſt geſtund, meine Arbeit ſo gut, daß er meine fortgeſezte Theilnehmung am Reviſionswerke wünſchen mußte. Er bat mich darum inſtändig, und ermunterte mich, mit vieler Beredſamkeit, mich an die Geſinnungen Einiger nicht zu kehren ſondern meine pädagogiſchen Kentniſſe auf dieſem Wege der Welt fernerhin nuzbar zu machen.

Meine Achtung für Kampen als Weiſen, und meine Liebe zu ihm als Freund, neigte mich mächtig zu dem Entſchluſſe, auszuharren: aber — da ich die drei mit Kritiken erfüllten Exemplare meines Aufſazzes durchlas, ſchwand mein Vorſaz auf ewig dahin. Ich erblikte mit Erſtaunen, daß ſich Männer — Weltweiſe — Pädagogen — zu Ausbrüchen ihres Widerwillens herabgelaſſen und mich bald mit Bitterkeit getadelt, bald anderer Lobſprüche widerlegt, bald — Ausfälle ſogar auf meinen moraliſchen Charakter gethan hatten. Ich meldete jezt Herr Kampen, daß er der Geſelſchaft mein Abſchiedskompliment machen möchte. — Ich werde dieſer Kränkung nie weiter erwähnen.

Achtzehntes Kapitel.

Proben komiſcher Auftritte.

Wenn es mir mehr um die Amüſirung des großen Haufens der Leſerwelt zu thun wäre, als um richtige Darſtellung der eigentlichen Geſchichte meines Lebens, — oder wenn ich ſelbſt meiner jovialiſchen Laune und meinem Hange zur Satyre folgen wolte; ſo würde ich eine zahlloſe Menge komiſcher Auftritte einſchalten, welche ich bei meinen unzählbaren Bekantſchaften in der Welt erlebt habe, und welche gewiß die Leſer eben ſo angenehm unterhalten als ihre Menſchen- und Charakterkentniß bereichern würden. Ich will hier nur ein paar zur Probe geben, um das Publikum urtheilen zu laſſen, ob es der Mühe werth ſey, einſt ein paar Bändchen voll ſolcher Anekdoten beſonders herauszugeben.

Ich hatte ehedem in . . . . . eine ſchöne, feurige, und amüſante Dame kennen lernen, welche die junge Gattin eines ſehr würdigen, aber alten

Eheherrn war. Sie hatte auf mich, ich auf ſie, freundſchaftliche Eindrükke gemacht. Viele Jahre nachher, da ich in L . . . . zum Beſuch war, meldete mir ein Freund, daß eine Dame und Herr mich ſeit zwei Stunden ſehnſuchtsvoll geſucht habe und mich zu ſprechen verlange. Ich eilte an den Ort, wo beide ſich aufhielten und ſahe — bei meinem Eintritt ins Zimmer — eine Matrone, voll Spuren ehemaligen Feuers, mit ausgebreiteten Armen auf mich zukommen und mir die Erneurung einer alten Bekantſchaft ankündigen. — „Kennen Sie mich noch, lieber Bahrdt?“ — Ich ſtuzte. Ich wußte warlich nicht, wo ich in den alten Vorräthen meiner Phantaſie ihr Bild finden ſolte. Aber bei einer Dame, die Attachement für mich zeigt, und wäre ſie auch ſo alt wie Sarah, da ſie den Iſaak gebahr, bin ich zu galant, als daß ich bei ihr eine Rolle ſpielen ſolte, die ihr Kälte verrathen könte. Ich nahm, bei ihrem Anblikke und ihrem Zuruf, alle meine Beſonnenheit zuſammen und antwortete mit der vollen Gluth meiner Augen: Ja, Madam, mein Herz ſagt mir es, daß ich Sie kenne und es ſchlägt ſchon vor Freuden über das Wiederſehen einer Perſon, die ich ſonſt ꝛc. — Sie fiel mir in die Rede, und nennte mir den Namen ihres ſeligen Mannes. Da war Freude über Freude. Wir erinnerten uns in aller Kürze und Einfalt der vorigen Zeiten, und ſie präſentirte mir ihren jezzigen Gemahl den Herrn Geheimdenrath .... welcher ſich meinen Freund nannte. — Ich genoß wirklich ein paar recht angenehme Stunden in ihrer Geſellſchaft und die wechſelſeitige Wärme war ſo groß, daß ich mit Hand und Mund verſprechen mußte und — verſprach, ſie in ..... zu beſuchen.

Ein Jahr drauf machte ich meiner lieben Frau das Vergnügen, welches ich ihr alle Jahre ein auch zweimal verſchaft habe, — mit mir eine Reiſe zu thun, und diesmal in die Gegend, wo obgedachtes Ehepaar lebte. Ich ſchrieb meiner Freundin vorher, daß ich kommen würde, und fragte ausdrüklich an, ob ihr und ihrem Gemahl dieſe Zeit auch eine gelegene ſey? Es erfolgte die erwünſchteſte Antwort. Sie erwarteten mich mit Sehnſucht. — Man ſezze zu dieſem Umſtande der Anmeldung noch dieſen, daß der Herr Gemahl meiner Freundin ein Mann von 80000 Thalern war, und daß ſie als

Wittwe ihm ebenfals ein anſehnliches Vermögen zugebracht hatte.

Wir kamen in . . . . an, ſtiegen in einem Gaſthofe ab, um auch in dem kleinen Umſtande der Einquartierung keinen Fehltritt zu begehen, und lieſſen unſere Ankunft verkündigen. Ein Bedienter kam und verlangte, daß wir mit Sak und Pak bei dem H. G. R. . . . . einkehren ſolten. Nun war meine Phantaſie voller Erwartung. Ich hatte mir vorgenommen, den dritten Tag erſt wieder abzureiſen und einen Tag recht herzlich vergnügt zu ſeyn.

Beim Eintritt ins Haus wurden wir von der Dame, meiner alten Freundin, mit vieler Artigkeit empfangen und in ein Zimmer geführt, wo bereits zwei vornehme Damen an einem Taroktiſche ſaßen. Nach Endigung der Bewilkomnungskomplimente, die meine gute Laune immer recht ſchiklich abzukürzen weis, wurde ich als vierter Mann zum Taroktiſch eingeladen, und meine Frauenzimmer wurden von der Tochter des Hauſes umringt und auf das freundſchaftlichſte unterhalten.

Ich ſpielte mit Ekel, das Duzzend Marken um einen Dreier, hielt mit aller Toleranz dieſe Mortifikation aus und freute mich indeß auf die gute und fröhliche Abendmahlzeit, die ich bei ſo guten Freunden, bei einem ſo reichen und vornehmen Manne, nach ſo vielen brünſtigen Inviten und nach einer expreſſen Anmeldung, erwarten mußte.

Noch hatte ich den H. Gemahl nicht geſehn. Denn der ſaß bis zum Abendeſſen unter Papieren begraben. Die Familie gefiel mir. Die ſämtlichen Kinder waren wohlgebildet, lebhaft, geſittet und von der herrlichſten Stimmung. Der Zeitpunkt kam, wo mein von der langen Reiſe ausgehungerter Gebieter unter dem Zwergfell befriedigt und meine Laune durch ein Glas guten Rheinwein angefeuert werden ſolte. Die fremden Damen waren nach Hauſe gegangen. Der alte Herr erſchien. Wir ſpeißten en familie und waren zwölf bis vierzehn Perſonen am Tiſche.

Ich war ganz Auge. Die erſte Schüſſel trat auf. Es war — ein Schüſſelchen Ragout, davon ich die Hälfte allenfals allein auf mich genommen hätte. Ei nun, dachte ich, es iſt bei großen Tafeln ſo. Viel Schüſſeln aber klein und appetitlich! — Ich aß mit Begierde mein kleines Portiönchen, und erſezte mit Brod den Abgang. Aber — kein Weinglas auf dem Tiſche?

Der Bediente brachte für den alten Herrn einen Teller Spinat mit Kalbsaugen. Er ſezte ihn vor ſich, wandte ſich nach mir. „Sehen Sie mein „beſter Herr Doktor, das iſt meine Diät. Ich „eſſe meiſt nur ein bischen Grünes. Kan ich mit „aufwarten?„ Ich bedankte mich, und er verſchlang die anſehnlichſte Portion, indeß die andern an den Ragoutirten Knöchleins nagten.

Wir ſprachen lang und verplauderten beim Ragout wohl ein halbes Stündchen, und das Theater wolte ſich nicht verändern. Endlich begann der Herr Geh. Rath: „Mein beſter Herr Doktor, „trinken Sie denn des Abends ein Glas Wein? „Sie müſſen ſich an meine Diät nicht kehren: Be„fehlen Sie.„ Ich erſchrak. Ich ſtotterte ein Gegenkompliment. Die älteſte Tochter, welche neben mir ſaß, und von meinem guten Humor ſchon für mich eingenommen war, verſtund mein Kompliment und ſtand auf: „Ja, ja Papa, ich hole für den Herrn Doktor ein Glas Wein.“ Das war mir ein Herzenstroſt. Sie brachte — eine Pyrmonter Butellje rechten guten Rheinwein. Ich trank und kehrte mich nicht an des Herrn Geh. Raths Diät. Mein liebes Weib und ihre Schweſter und meine Tochter — wurden gar nicht gefragt. Ich muſte allein trinken, um deſtomehr Aufſehn zu machen, wenn ich viel tränke. Doch dafür war auch anderweit ſchon geſorgt.

Das Schüſſelchen wurde abgetragen und ich ſchaute auf, was nun kommen würde, und ſiehe da — es kam Butter und Käſe und der Schmaus war beſchloſſen. Der alte Herr ſchielte nach meiner Butellje. Und hätte das liebe herrliche Mädchen zu meiner Linken nicht ein wenig mit mir ſympathiſſirt: ich hätte nicht einmal das dritte Glas eingeholt. Er raſſelte mit dem Stuhle, ſo bald der lezte Biſſen Butterbrod (davon ich eines halben Pfundes ſchwer zu mir genommen hatte, um die Lükken der ausgebliebnen Schüſſeln zu erſezzen) hinabgeſchlukt war und — machte Aufſtand.

Meine Toleranz blieb noch unerſchüttert. Wir klagten zwar einander beim Schlafengehen, da wir auf unſerm Zimmer allein waren, unſern allerſeitigen Hunger und mein armes Weib, das ſo gern ein Gläschen guten Wein trinkt, ſeufzte über die Diät des alten Herrn. Ich aber tröſtete mich und alle mit der Ausſicht auf das morgende Mittagsmahl. Die Leutchen haben ſich auf dieſen Abend, ſagte ich, nicht eingerichtet, weil ſie es für möglich halten mußten, daß wir nicht kämen. Morgen Mittag wirds ganz anders ausſehen. Da werden ſie auch wohl mehrere Gäſte bitten.

Ich bekam den andern Morgen Viſite von einigen Kavaliren, die mich zu einem Mittagsmahl invitirten. Ich ſchlug es aus, weil ich es für unſchiklich hielt, der einzigen Mittagsmahlzeit, welche meine Freunde mir bereitet und zu der ſie vermuthlich vornehme Gäſte geladen hatten, meine Gegenwart zu entziehen.

Die Zeit kam. Wir traten ins Tafelzimmer und fanden — keinen einzigen Gaſt. Der Tiſch ſah ſo kahl, wie geſtern Abend. Eine ſeyn ſollende

Weinſuppe machte den Anfang. Auf ſie folgte ein Stükchen Rindfleiſch von höchſtens drittehalb Pfund, wo der Herr Sohn Mühe hatte, die zwölf bis vierzehn Portionen herauszubringen. Es ward trokken gegeſſen und Senf dazu gegeben. Erſt nach dem Rindfleiſche kam der Wein und ward höchſt langſam eingeſchenkt. Mein Magen knorrte. Es erfolgte ein gebratnes Nierenſtükchen vom Kalbe von etwa drei Pfunden, bei deſſen Zerlegung der Herr Sohn ein ſchärferes Meſſer fodern mußte, um die Portionen herauszubringen. Die meinige war die größte, und hatte, die Knochen abgerechnet, drei Loth Fleiſch. Sehr ſchnell folgte Butter und Käſe und da das liebe Mädchen mir das vierte Glas einſchenkte, rukte der alte Herr mit dem Stuhle und machte Aufſtand. Wir wurden gleich in ein anderes Zimmer geführt und ich ſahe, da ich im Abgehen meinem verlaßnen Glaſe ſeufzend einen Abſchiedsblik gab, daß es der alte Herr wieder in die Butellje füllte.

Man wolte nach Tiſche rathſchlagen, womit uns die Zeit des Nachmittags vertrieben werden ſolte. Aber ich verſicherte heilig (vermöge eines

Vorſazzes, den ich beim Rindfleiſche empfangen und beim Nierenſtükke geboren hatte) daß meine Abreiſe ſchon feſtgeſezt und der Wagen angeſpannt ſey. Ich eilte auch, troz allen ſcheinbaren Einwendungen, nach meinem Kutſcher, und befahl ihm, ſich in einer Stunde reiſefertig zu machen, weil ich nicht Luſt hatte, noch eine Mahlzeit zu faſten. Wir fuhren ab, amüſirten uns unterweges mit der Diät des H. Geh. Raths und freuten uns, da wir ins Nachtquartier kamen, bei drei guten Schüſſeln Eſſen für unſer baares Geld, uns wieder von der ausgeſtandnen Hungersnoth erholen zu können.

Meine zweite Anekdote, die ich dem Leſer zur Probe gebe, iſt kürzer. — Da das berühmte Büchlein, Karrikaturen betitelt, das Licht der Welt erblikt hatte, ſagte die ganze Welt, daß ich der Verfaſſer ſey — ſo wie man ſchon hundert Schriften dieſer Art auf meine Rechnung geſchrieben hat. — Im Sommer, nach Erſcheinung dieſes ſatyriſchen Produkts, trat mich ein junger Mann in meinem Gartenhauſe an und brachte mir ein Kompliment von Herrn Froſch und Limburg aus Leipzig (wenn ich nicht irre, gab er ſich für einen Verwandten vom Hauſe aus) und erklärte mir endlich — nach mancherlei ſchüchternen Wendungen — daß die Herren Froſch und Limburg mir, als dem Verfaſſer der Karrikaturen, ein kleines Präſent zugedacht hätten. Ich wurde frappirt, verſicherte ihn, daß ich die Karrikaturen noch nicht einmal geleſen, geſchweige geſchrieben hätte, und fragte neugierig nach der Urſache, welche die Herren Froſch und Limburg zu dieſer unverdienten Güte bewogen habe. Der junge Mann entdekte mir hierauf, daß in den Karrikaturen der Guldentabak von Froſch und Limburg in Leipzig, als ein vorzüglich ſchöner Rauchtabak *) empfohlen worden ſey, und daß die Handlung, ſeit dieſer öffentlichen Anpreiſung in einem ſo viel geleſenen Buche, ein merklich größern Abſaz davon gehabt hätte. Jezt bedaurete ichs faſt, daß ich die Verfaſſerſchaft der Karrikaturen ſo treuherzig abgeläugnet und den jungen Mann nicht bei ſeinem Glauben gelaſſen hatte. Denn wirklich hat mich hier die beförderte Aufklärung beſchädigt und wenigſtens um ein hal-

---

*) Der er auch wirklich iſt.

des Duzzend Pfund guten Knaſter gebracht, den mir die Herren Froſch und Limburg geſchikt haben würden, wenn ich ihren Glauben nicht geſtört gehabt hätte. — Doch es ſey darum! Ich habe ja in der Welt weit mehrere Vortheile verloren, die ich hätte genieſſen können, wenn ich des alten Glaubens hätte ſchonen wollen. — Aber bei Gott, ich will lieber beim Brieftabak meinen Ueberzeugungen treu bleiben, als beim beſten Zweithaler Knaſter Orthodoxie heucheln.

Neunzehntes Kapitel.

Schriftſtellerei.

In den beiden Jahren 1786 bis zur Oſtermeſſe 1787 habe ich bis zur Ueberſpannung meiner Kräfte gearbeitet. In einem Winter betrug die gedrukte Bogenzahl 160, meiſtentheils groß 8.

Meine Lieblingsarbeit darunter waren die Reden Jeſu, welche ich aus den Evangeliſten ſammelte, unter gewiſſe Rubriken brachte, und, nach der Reihe der Materien geſtellt, theils wörtlich überſezte, theils paraphraſirte und kommentirte, und beides, Ueberſezung und Umſchreibung, durch den Druk unterſchied.

Der Zwek dieſer Arbeit war, wie ich glaube, von nicht geringer Erheblichkeit. Ich hatte ſchon längſt die Bemerkung gemacht, daß unſere leidigen Dogmatiken mit ihren articulis fidei ſämtlich aus den misgedeuteten Briefen der Apoſtel und vornehmlich denen an die Römer und an die Hebräer entſtanden waren, und daß man zu all den jüdiſchen Vorſtellungsarten, welche unſere Syſteme enthalten, überall nur Beweisſtellen aus dieſen Briefen allegiren konte. Ich hatte dieſe Bemerkung unzähligen meiner jungen Freunde ſowohl, als manchen Männern von gereiften Kentniſſen mitgetheilt und gefunden, daß ſie jedem eben ſo wahr als auffallend geweſen war. Dies brachte endlich den Gedanken in mir hervor, daß es der Mühe werth ſey, einmal das ganze chriſtliche Publikum darauf aufmerkſam zu machen, daß alle Beweisſprüche für die ſogenanten poſitiven Wahrheiten des Chriſtenthums (Zurechnung des Falles Adams, Erbſünde, Rechtfertigung ohne Werke, übernatürliche Gnade ꝛc.) blos aus den Schriften der Apoſtel entlehnt ſind, und daß die Reden Jeſu von manchen Artikeln gar nichts, von einigen nur ſcheinbare Spuren enthalten. Wenigſtens ſchien mir der Schluß algemeine Beherzigung zu verdienen: Wenn Jeſus in ſeinen Vorträgen nothwendig die zur Seligkeit nothwendigen Heilswahrheiten gelehrt haben muß; ſo folgt, daß diejenigen Lehrſäzze, welche er nicht gelehrt hat, und welche man blos aus apoſtoliſchen Schriften herleiten will (geſezt auch, daß ſie aus denſelben erweislich wären) doch gar nicht von großer Wichtigkeit ſind, ſondern zu den entbehrlichen Wahrheiten gerechnet werden müſſen.

Alſo — für den Geiſt der Prüfung ſchrieb ich das Buch: Sämtliche Reden Jeſu, aus den 4 Evangeliſten geſammelt und ſo geſtellt, daß man das ächte Lehrgebäude überſehen und ſich mit der eigentlichen Religion Jeſu bekant machen kan. Berlin bei Vieweg, 2 Bände 8: — damit aus dieſer Samlung jeder forſchende Chriſt ſehen möchte, was wirklich Lehre Jeſu iſt und was im Gegentheil ſpätere Lehrer der Kirche aus ihren eignen Reflexionen und Phantaſien hinzugethan haben.

Es iſt eine meiner beſten Schriften, die auch der bloße Dilettant, welcher jenen wichtigen Zwek der Prüfung nicht beabſichtet, als ein Erbauungsbuch mit Vergnügen und oft mit Rührung leſen wird.

Für eben dieſen Geiſt der Prüfung bearbeitete ich in dieſer Epoche mein griechiſch-deutſches Lexikon über das N. Teſtament, welches ich ſo einrichtete, daß auch Ungelehrte es gebrauchen, und bei der Leſung der lutheriſchen Ueberſezzung des N. Teſtaments ſich daraus Raths erholen, und den Sinn derſelben beurtheilen können. Ich habe in dieſem Wörterbuche die ächten Bedeutungen der Worte des griechiſchen Teſtaments genau und beſtimt angegeben, und auf das ſchärfſte aus dem Sprachgebrauche des N. Teſtaments und den gleichzeitigen Schriftſtellern, den LXX, den Joſephus und Philo bewieſen, auch die Analogie der guten griechiſchen Schriftſteller, welche noch kein Lexikon über das N. Teſtament aufgeſtellt hat, faſt vollſtändig beigebracht, und mit unzähligen Allegatis beſtätiget.

Nachdem ich dies noch zu fehlen ſcheinende Hülfsmittel für den wahrheitforſchenden Leſer des N. Teſtaments bearbeitet hatte, entſchloß ich mich, nun ſelbſt ein Lehrgebäude des reinen Chriſtenthums aufzuſtellen, welches die Reſultate meines vieljährigen Prüfens und Nachdenkens enthalten ſolte.

Der auſſerordentliche Beifall, den ſich meine moraliſchen Vorleſungen erworben hatten, gab mir die erſte Veranlaſſung, dieſen Gedanken zu realiſiren. Ich hofte mit recht, daß das Publikum, unter welchem man meine Lehren und Meinungen ſo verſchrien hatte, durch ein ſolches Syſtem von all den kraſſen Vorſtellungen zurükkommen, und mit meiner Wahrheit ſowohl als mit mir ſelbſt ausgeſöhnt werden würde.

Durch das Studium der Reden Jeſu war mir der Mittelpunkt gleichſam fixirt worden, in welchen ich mein ganzes Religionsſyſtem konzentrirt hatte: ich meine diejenige Menſchenliebe, welche mich die natürlichen Gefühle meines eignen Herzens ſowohl, als die traurigen Erfahrungen meines Lebens, als das höchſte Bedürfniß für die menſchliche Glückſeligkeit, und folglich als den erſten Grundſaz aller vernünftigen Religion denken lehrten.

So entſtund mein Syſtem der moraliſchen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker (Berlin bei Vieweg) welches bereits die dritte Auflage erlebt, und einen algemeinen, und ich möchte ſagen, widerſpruchfreien Beifall erlangt hat.

Ich bediente mich bei der Ausgabe dieſes Werks einer kleinen Kriegsliſt, welche ſchon vorhergegangene Erfahrungen bewähret hatten. Ich ließ einen andern Titel drukken, welcher ein Syſtem der reinen Lehre Jeſu und der Apoſtel ankündigte, und meinen Namen nicht enthielt, und unter dieſem Titel, von Weihnachten bis Oſtern daſſelbe verkaufen, — um das Publikum und inſonderheit die Recenſenten zu täuſchen, und partheiſche Abneigung gegen meine Perſon von ihrem Urtheile zu entfernen. Und dieſe Liſt iſt mir vollkommen gelungen. Das Buch wurde gleich mit lautem Beifalle aufgenommen, und die Leipziger Zeitung, die ſonſt alle meine Schriften geprügelt hatte, gab den erſten Lobpreiſungston an, dem bald mehrere Recenſenten folgten. Zu Oſtern erſt nahm ich die Maske ab, und ließ das Buch unter dem obgedachten ächten Titel verkaufen.

Das Buch hat meine ganze Hofnung erfüllt. Menſchen, in den fernſten Gegenden, welche die tauſendzüngige Fama mit den widrigſten Vorſtellungen von mir erfüllt, und mich ihnen als einen heilloſen Mann geſchildert hatte, der alle theoretiſche und praktiſche Religion mit Füßen tritt, geriethen in ein angenehmes Erſtaunen, da ſie vernahmen, daß dieſes Syſtem meinen Glauben und meine Ueberzeugungen enthalte.

Eine Menge junger Leute, die ich noch zu Zeugen aufſtellen kan, kamen zu mir, meldeten ſich zu meinen Vorleſungen und geſtunden mir, daß mein Syſtem der moraliſchen Religion ihnen allererſt die Erlaubniß von ihren Eltern und Vormündern dazu verſchaft habe. Viele brachten mir ſelbſt die Briefe mit, in denen der Vater ſchrieb: „mein „Sohn, wenn das ſchöne Buch, das Du mir geſchikt haſt, wirklich von dem D. Bahrdt in Halle iſt; ſo kanſt Du in Gottes Namen alle Kollegia „bei ihm hören ꝛc.“. So wurden junge Leute, meine Schüler und Freunde, denen es vorher bei Leib und Leben verboten geweſen war, meinen Hörſal zu betreten.

Eigne Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit und Güte meiner Grundſäzze, welche dieſes Syſtem enthielt und — Liebe zu dieſen Grundſäzzen — hieß mich auf Mittel denken, dieſelbe immer mehr in der Welt zu verbreiten, und bis in die Hütten des gemeinſten Volks zu verpflanzen.

Ich bekam, beim Nachdenken über dieſe Mittel, den gewiß nuzbaren Einfall, meine moraliſche Religion auf alle Stände und Verhältniſſe der Menſchen beſonders zu appliciren. Und ſo entſtund zuerſt mein Sittenbuch für das Geſinde, welches ich in eben dem Winter noch drukken ließ, in welchem mein Syſtem der moraliſchen Religion fertig wurde. Aber an dieſem Büchlein machte ich eine der traurigſten Erfahrungen meines Lebens.

Ich kan es kühn behaupten, ohne eine einzige Stimme irgend eines denkenden und ehrlichen Mannes fürchten zu dürfen, daß dies Büchlein in Abſicht auf Inhalt ſo wahr, ſo volſtändig und nuzbar, und in Abſicht auf Ausdruk ſo faßlich und rührend geſchrieben iſt, daß man gewiß für dieſe ſo zahlreiche und eben darum wichtige Menſchenklaſſe kein beſſeres dagegen ſtellen kan. Und doch iſt dieſes ſo nüzliche Büchlein mit einer Kälte und Gleichgültigkeit aufgenommen worden, die alle menſchliche Erwartung überſteigt.

Ueberzeugt, daß es von der äußerſten Wichtigkeit ſey, wenn jeder Hausvater dies Büchlein beſäße, und jedem Geſinde zu leſen gäbe, und daß dadurch eine erſtaunende Summe von guten Geſinnungen unter dieſer wichtigen Menſchenklaſſe (ich meine das Geſinde) verbreitet werden würde, ſchrieb ich im Namen des Verlegers (ohne meinen

Namen bekant zu machen) faſt an alle Fürſten und Magiſträte Deutſchlands, ſchikte ihnen ein Exemplar davon, und bot ihnen den äußerſt niedrigſten Preis an, wenn ſie in großen Quantitäten es verſchreiben, und unter die arme Klaſſe ihrer Unterthanen vertheilen wollten: ſo daß manche mit zehn bis zwanzig Thalern eine ganze Stadt mit ihren Dorfſchaften hätten verſorgen können. Und — auch nicht an einem einzigen Orte fand ſich eine Neigung, auf die moraliſche Verbeſſerung des Geſindes, ein paar Thaler zu wenden, die oft hundert und tauſendfach für Gegenſtände des Luxus verſchleudert werden.

Zu eben der Zeit ſchrieb ich das Buch: Ueber Preßfreyheit und deren Gränzen zur Beherzigung für Regenten, Cenſoren, und Schriftſteller: (Züllichau bei Fromman) welches ohnſtreitig unter meinen Schriften die meiſten lauten Lobpreiſungen erhalten, aber auch den Verfechtern des Glaubenszwanges und moraliſchen Deſpotismus das meiſte Aergerniß verurſacht hat. Das königliche Kammergericht in Berlin hat dieſe Schrift für den richtigſten Masſtab der Beurtheilung ſchriftſtelleriſcher Freiheiten erkant und in der bekanten Sentenz (in den Streitigkeiten zwiſchen dem D. Stark und den Verfaſſern der Berliner Monatsſchrift) mit lautem Beifall gekrönt.

Noch gehören in dieſe Epoche die eben bereits erwähnten Schriften: über den Zweck der Erziehung — die Standrede an Gözens Sarge — und des Kirchen- und Kezzeralmanachs, zweites Quinquennium — ſo wie Zamor, oder der Mann aus dem Monde, und das Sendſchreiben an den Prof. Voigt in Quedlinburg.

Ein unreifer Einfall waren die neuen Litteraturbriefe, welche mit dem erſten Bande ihre Endſchaft erreichten. Ich hatte die gute Abſicht, mich mit einer Geſellſchaft denkender Männer zu verbinden, und die reifſten Reſultate unſerer Lektüre der Welt vorzulegen. Aber ich fing die Ausgabe früher an, als dieſe Geſelſchaft vollſtändig gewählt war. Kurz, es ward das nicht, was es hätte werden ſollen.

Aber eine meiner allerweiſeſten und nuzbarſten Schriften, die ich in dieſer Epoche noch begann, und auf meinem Weinberge, im leztem Winter vor meiner Verhaftnehmung vollendete, war meine analytiſche Erklärung aller Briefe der Apoſtel. (Berlin bei Mylius.)

Meine Abſicht bei dieſem Werke war, dem Publikum vollends die Reſultate meines vieljährigen Studiums über das neue Teſtament zu liefern. Ich hatte bereits alles in Schriften geſagt, was zur Erläuterung der Geſchichte der Evangeliſten und der Reden Jeſu nöthig war. Ich wolte alſo nun auch die apoſtoliſchen Schriften in ihr Licht ſezzen, und dabei zeigen, daß die Apoſtel eben das reine und blos vernünftige Lehrgebäude vorgetragen hätten, was ich aus den Reden Jeſu bereits aufgeſtelt hatte.

Ein wichtiger Nebenzwek war es, die apoſtoliſchen Schriften zu gleicher Zeit ſo zu bearbeiten, daß ſo wohl der gemeine Leſer meinen Kommentar darüber mit Erbauung leſen und ſich über den wahren Inhalt der Briefe der Apoſtel belehren, als auch der Volslehrer Anleitung finden möchte, jeden apoſtoliſchen Text natürlich zu zergliedern und die darin enthaltenen moraliſchen Wahrheiten lichtvoll aus einander zu ſezzen. — Ich halte es ſchier für meine beſte und nuzbarſte Arbeit.

Das Buch über die Aufklärung, welches mit Bezug auf die deutſche Union geſchrieben war, und wovon der Hr. Prof. Weber in Büzow die lezte Abhandlung geſchrieben hat, wird hoffentlich jedem willkommen ſeyn, welcher einen feſten Begrif von dem ſo viel gebrauchten und gemißbrauchten Worte Aufklärung ſucht, und auf unbefangene Urtheile über die ganze Materie geleitet zu werden wünſcht. — Es gehört übrigens in die neueſte Epoche meines Lebens, von der ich meinen Leſern nur noch etwas weniges zu ſagen habe.

Zwanzigſtes Kapitel.

Nachträge zu meiner Gefängnißgeſchichte.

Ich hatte, in der oben beſchriebnen Epoche meiner Geſundheit den Reſt gegeben. Meine Verdauungswerkzeuge waren im höchſten Grade geſchwächt, ſo daß ich Mittags nur wenige Löffel Gemüſe genieſſen, und Abends höchſtens nur ein kleines Butterbrod eſſen, und doch regelmäßig einigemal in jeder Woche von den heftigſten Schmerzen in der rechten Seite überfallen wurde, welche am Ende der Verdauung ſich einſtellten, oft bis in die ſpäte Nacht anhielten, und gewöhnlich mit einem ermattenden Schweiſſe ſich endigten. Dabei fehlten mir die gewöhnlichen Ausleerungen der Natur. Ich habe ſchon einmal ſieben Monate nach einander die Kämpfiſchen Klyſtire gebraucht, und muſte nun ſchon täglich ein Klyſtir nehmen, wenn ich Leibesöfnung haben wollte.

In dieſem traurigen Zuſtande brachte mich der Rath meines Freundes, des ſel. Goldhagen, zu dem Entſchluſſe, mein ſchriftſtelleriſches Leben, das mich ſchlechterdings in kurzer Zeit aufreiben mußte, einzuſchränken, und eine andere Quelle des Unterhalts für mich und meine Kinder aufzuſuchen, weil in den preußl. Staaten meine Talente zu nichts brauchbar gefunden wurden. Und ſo entſtand die Weinbergsgeſchichte, die ich in meiner

Gefängnißgeſchichte weitläuftiger beſchrieben habe, und von welcher ich hier nur noch einige zur Volſtändigkeit meiner Lebensgeſchichte erforderliche Umſtände nachholen will.

Im Herbſte des Jahres 1786 miethete mein liebes Weib eine Dienſtmagd, welche, ſeitdem Julie ſich entfernt hatte, die erſte war, die mich von allen Verdrüßlichkeiten befreien konte, welche mir ſeither ſo manche meiner Mahlzeiten verbittert hatten. Die einzige Schüſſel, die ich genoß, bekam ich doch nun ſchmakhaft und kräftig, ſtatt daß ich ſonſt alle Wochen einigemal mich hätte ärgern müſſen, wenn meine wenigen Biſſen durch Nachläſſigkeit oder Ungeſchiklichkeit der Magd verdorben waren.

Dieſe Magd ward bald der Liebling und die Vertraute meiner Gattin. Sie fühlte es als eigne Glükſeligkeit, mich bei meinen Mahlzeiten vergnügt und zufrieden zu ſehen. Und ſie freute ſich, endlich einmal eine Perſon gefunden zu haben, welche mit dem höchſten Grade von Geſchiklichkeit und Akkurateſſe, alle übrige Eigenſchaften eines guten Geſindes verband, ich meine Fleiß, Arbeitſamkeit, Treue, Willigkeit und eine immer fröhliche Laune. — Das Mädchen hatte auch wirklich eine in ihrer Art ſehr volkomne Erziehung gehabt. Die Frau Inſpekt. Stoppelbergin auf dem Waiſenhauſe hatte ſeit dem dreizehnten Jahre ſie wie Kind gehalten, ihr alles, was zum Kochen, Bakken, Näterei u. ſ. w. gehört, lehren laſſen, und bei der ſtrengſten Aufſicht ſie gebildet.

Indeſſen konte die Güte dieſes Geſindes das Temperament meines lieben Weibes nicht umſchaffen. Ihre Gewohnheit über alle Kleinigkeiten zu nörgeln und bei aller Gelegenheit, wenn etwas im Hauſe verlegt oder verloren, oder ihr etwas nicht wohlfeil genug eingekauft war, das Geſinde der Dieberei zu beſchuldigen, machte auch dieſe Magd ſehr bald mismüthig, ſo daß ſie ſchon zu Weinachten meinem lieben Weibe den Dienſt wieder aufſagte. Ich wußte von dem allen nichts und bekümmerte mich auch um das weibliche Hausregiment nicht. Es war gerade das ſauerſte halbe Jahr meines Lebens. S. das vorige Kapitel.

Meine Kinder erzählten mir die angeſponnenen Verdrüßlichkeiten. Ich melirte mich nicht drein. — Mein liebes Weib überdachte die Größe des Verluſts und die Gefahr der Folgen. Sie beſorgte, daß ich ihr die Schuld geben möchte, wenn einſt wieder eine unwiſſende Köchin mich durch verhunzte Speiſen ärgerlich machen ſolte. Sie bat alſo die Magd ſelbſt, zu bleiben, und wandte, da dieſe auf ihrem Vorſazze beharrte, alle mögliche Beredſamkeit, Verſprechungen und zulezt dringende Bitten an, um ſie wieder anders Sinnes zu machen. Endlich, da alles nichts fruchten wolte, wurden die Kinder abgeſchikt, und dieſe brachten denn endlich es dahin, daß die Magd wieder neues Miethgeld nahm und im Dienſte zu bleiben verſprach. Und nun kehrte die alte Traulichkeit (die bis zu Klagen über mich ausartete) wieder zurük und meine Gattin und — Chriſtine waren ein Herz und eine Seele.

Da wir in den Winterabenden, zu Sparung des Holzes, in einer Stube beiſammen waren, ſo erfuhr ich einſtmalen von ohngefähr, da die weibliche Geſellſchaft auf Haushaltungsgeſchäfte zu reden kam, daß dieſe Magd vor kurzem erſt bei einer

Verwandtin in einer groſſen Gaſtwirthſchaft gearbeitet, und dieſelbe faſt ganz allein verwaltet hatte. Sie hatte Kühe gemolken, gebuttert, gekäſet, Wein und Bier abgezogen, aufgewartet, kurz alles gethan und geübt, was in einer ländlichen Gaſtwirthſchaft vorfallen kan. Dies machte mich zuerſt aufmerkſam auf dieſe Perſon. Ich faßte ſchnell den Gedanken auf, daß eine ſolche Wirthſchafterin mit ſo volſtändigen Kentniſſen und Fertigkeiten mir es möglich machen würde, eine groſſe Wirthſchaft zu führen, von welcher ich einen anſtändigen Gewinn ziehen und durch denſelben von Nahrungsſorgen und übermäſſigen Geiſtesanſtrengungen mich würde befreien können. Und dieſe Möglichkeit leuchtete mir um ſo mehr ein, je mehr ich bei dieſem Vorhaben die Zuſtimmung meines lieben Weibes erwarten konte, deren Vertrauen die Perſon beſaß, mit welcher ich es auszuführen gedachte.

Die einzige Bedenklichkeit, daß gewiſſe Leute dieſen Weg zum Erwerb verſchreien würden, ſchrekte mich darum nicht mehr, weil ich einmal in einem Lande lebte, wo alle andere Ausſichten mir verſchloſſen ſchienen und ich folglich gar keinen Grund finden konte, warum ich mich an Narrengeſchrei kehren und dem zu Gefallen, mich in der Welt aufzehren und meine Kinder in der äuſſerſten Armuth verlaſſen ſolte.

Der ſelige Goldhagen beſtärkte mich in meinem Vorſazze und — ſo kaufte ich im Jul. 1787 meinen Weinberg, und errichtete ein Etabliſſement, welches ich noch dieſen Augenblik für vollkommen geſchikt halte, mir den Abend meines Lebens angenehm zu machen, ob ich gleich bis jezt daſſelbe als eine Quelle tauſendfachen Verdruſſes habe erfahren müſſen.

Man denke ſich die unvorherzuſehende Wendung des Schikſals. Eben dieſe Perſon, auf welche ſich die ganze Möglichkeit gründete, mein Etabliſſement (mit Beihülfe eines geſchikten Mannes, der die Aufwartung und Bedienung der Fremden dirigirte) zu behaupten, wurde zufälliger Weiſe mir verleidet. Sie war fünf Vierteljahr lang meinem lieben Weibe im höchſten Grade anſtändig geweſen, und ſie ward jezt auf einmal der Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer unverſöhnlichen Rache.

Ich war mit meiner Gattin über die Führung der Wirthſchaft einverſtanden. Sie hatte nach meinem Willen blos das Fach der Erziehung meiner Töchter und die Beſorgung der Wäſche übernommen. Sie ſolte mit Küche, Stall, Keller ꝛc. gar nichts zu thun haben. Ich wolte mit ihr auf einem beſondern Flügel des Hauſes wohnen, und auf dem andern ſolte die große Wirthſchaft ſeyn, über welche ich allein diſponiren wolte, und die ich bereits in ſolche Hände gebracht und ſo eingerichtet hatte, daß ſie nicht anders als gedeihen konte. Mein liebes Weib lebte bei dieſer Einrichtung wie eine Königin. Sie genoß, bei mäßiger Arbeit (wie ſie ihre Schwächlichkeit und ihre Liebe zu ſitzenden Beſchäftigungen des Nähens, Filetſtrikkens, Stikkerei u. d. es erfoderte) alles, was ſie ſich wünſchen konte. Keine Sorge beunruhigte ſie, keine Handarbeit belaſtete ſie, kein Verdruß ſtörte ſie. Und ich — fühlte mich, bei der ſtäten Bewegung, welche Aufſicht und Diſpoſition erfoderte, bei der geſunden Luft und romantiſchen Gegend, in welcher ich athmete, bei der täglichen Unterhaltung des geſellſchaftlichen Lebens und bei den frohen Ausſichten in die Zeiten der Ruhe — im höchſten Grade glüklich. — Ein Umſtand zerſtörte das alles.

Gewiſſe Leute, welche ehedem, da mein liebes Weib Kaſſe, Keller und Vorräthe in ihren Händen hatte, mancherlei Genuß von ihrem guten Herzen bezogen hatten, (die ich hier in vielerlei ſchonender Rükſicht nicht ſpecificiren mag) und welche nun auf einmal mein liebes Weib auſſer Poſſeß und ſich, auſſer Antheil ſahen, fiengen an, ihr alles ins Ohr zu raunen, was ihre Phantaſie erhizzen und ihre, den Herzern wohlbekante, ſchwache Seite in Allarm ſezzen muſte. Sie ſtellten ihr vor, wie erniedrigend es für ſie ſey, die Wirthſchaft nicht in ihren Händen zu haben. Sie berechneten ihr die Summen, welche die Magd unterſchlagen würde, wenn ſie ferner mit ſolchem Zutrauen behandelt würde. Sie erzählten ihr Hiſtorien von Liebesgeſchichten, und ſuchten durch dieſe ihr Angſt zu machen, daß ſie mich ſelbſt wohl ihr abſpenſtig machen dürfte. Kurz ſie wiegelten ſie auf, die Abſchaffung der Wirthſchafterin zu fodern. Und ſo ward meine Ruhe zu Grabe getragen.

Ich — ſahe die Unmöglichkeit vor Augen eine ſolche Perſon von ſo ſeltner Geſchiklichkeit und Treue und die dabei für drei Mann im Hauſe arbeitete (denn ſie war für Vieh, Küche, Reinlichkeit, Bier und Weinbehandlung, kurz, für die ganze große Wirthſchaft — in welcher oft Mittags zwanzig Gäſte mit ſechs Schüſſeln geſpeiſet, und 100, des Nachmittags und Abends, mit Speiſe und Trank verſorgt wurden — die einzige Magd im Hauſe) mir ſogleich wieder zu erſezzen: und mein liebes Weib — ſtürmte gleichwohl mit ſolcher Hizze auf mich los, ihren Willen durchzuſezzen, daß — auf erhaltene abſchlägliche Antwort — in wenig Wochen das Publikum weit und breit von ihren Klagen erfüllt und mit entehrenden Anekdoten überladen war.

Ich verſuchte alles, um ihr Herz, das im Grunde mich zu lieben ſchien, ob es gleich zu meiner Schande und zum Ruin meiner Kinder ſich verirrt hatte, zu beſänftigen. Ich ſtellte ihr die Annehmlichkeit der Lage vor, in welche ich ſie geſezt hatte. Ich zeigte ihr die Unmöglichkeit, mein Etabliſſement ohne eine ſolche Perſon zu behaupten. Ich gab ihr zu bedenken, wie ſehr ihr Geſchrei ſie ſelbſt und unſere ganze Familie entehre. Meine Kinder vereinigten ihre Bitten und Vorſtellungen mit den meinigen. Aber alles war umſonſt.

Es gehört ein völliges Alphabeth dazu, alle Auftritte zu ſchildern, und alle die Verſuche zu entfalten, welche mein liebes Weib ſeit jener unglüklichen Verhezzung begonnen hat, (bald mit bittern Reden ins Angeſicht, bald mit lautem Geſchrei an alle Menſchen, deren Ohren ſie habhaft werden konte, bald mit Briefen, die ſie funfzig Meilen weit verſendete) meine Geduld zu ermüden und mich durch Schmach und Kränkung unter ihren Willen zu beugen. — Die Geſchichte verdient einen eigenen Roman, den ich bereits entworfen habe, in welchem alle Scenen, alle Briefe, alle Belege, alle Zeugen zum Vorſchein kommen ſollen, um eine Geſchichte ganz aufzuhellen, welche, ſo unbedeutend ſie ſcheint, ganz eigne Beiträge zur Menſchenkentniß liefern dürfte.

Ich — werde lebenslang mit Schaudern und Entſezzen an dieſe Epoche zurük denken, in welcher ich zwei ſo wüthende Stürme aushalten und auf der einen Seite in einem elenden Kerker von der fürchterlichſten Inquiſition mich martern, und auf der andern von einer verführten Gattin mich foltern laſſen mußte — und dies in einem Zuſtande der äuſſerſten Schwachheit, wo meine Kräfte durch übermäßige Arbeit völlig geſchwächt, meine Geſundheit zerſtört und mein Geiſt durch Sorgen und unbeſchreibliche Aergerniſſe zerrüttet war.

Und von dieſen vorher gegangenen Zerrüttungen will ich meinen Leſern noch einige Proben vorlegen, welche ihnen die Lage meiner Seele erſt ganz in ihrem fürchterlichen Lichte zeigen und es ihnen völlig unbegreiflich machen werden, wie ich, unter ſolchen Umſtänden, noch leben bleiben konte.

Mein Weinberg gränzt an die Beſitzungen eines ſeiner rechtgläubigen Frömmigkeit halber ſehr bekanten und reichen Herrn, der ſich einen Winzer, Namens Puf erkohren hatte, welcher die Geißel der Nachbarſchaft war. Seine Grobheit überſtieg allen Ausdruk. Seine Fertigkeit im Schabernakken ſucht ihres Gleichen. Und ſeine Dieberei war weltkundig. — Dieſer Menſch wurde meine tägliche Plage. Er ergrif alle nur erſinnliche Gelegenheit, mich zu ärgern. Bald mißhandelte er meine Gäſte, wenn ſie unverſehens einen ofnen Fußſteig betraten, welcher unſere unmerkliche Gränze war, und den er allein mit mir begehen zu dürfen glaubte. Bald verſchlemte er uns mit Spreu und Koth die Quelle, aus welcher wir unſer Trinkwaſſer holen mußten. Bald überfiel er mein Geſinde mit Karſten und Knitteln, wenn ſie aus dem Brunnen ſchöpfen wolten, der auf ſeinem Grund und Boden zwar lag, aber an den ich mit mehrern Weinbergsbeſitzern, vermöge alter Receſſe, Antheil hatte. Bald ſchüttete er auf ſeinen Anhöhen Ströme von Schimpfwörtern und Schmähungen gegen mich und die Meinigen aus, wenn wir ihn oder ſeinen Jungen auf unſern Stükken ertappt und verjagt hatten.

Nicht genug, mein Pachter ergrif ihn eines Morgens um drei Uhr auf ſeinem Krautſtükke, auf welchem er vor ſeinen Augen Kraut geſtohlen und bereits in den Korb geladen und ſich auf den Rükweg damit gemacht hatte. Der Dieb ſezte ſich zur Wehre. Er ſchlug meinen Pachter blutrünſtig. Wir gingen vors Giebichenſteiner Amt. Er geſtund ein, 1) daß er ſonſt ſchon über Dieberei ergriffen worden wäre, 2) daß er von meinem Pachter auf dem Stükke ergriffen worden ſey, 3) daß er ihn blutig geſchlagen habe. Ich verlangte von der Obrigkeit, daß er, nach dem Weinbergsrechte, als überführter Dieb und Räuber der Nachbarſchaft, aus dem Weinberge geſtoßen und mir für ſo viel bereits angethane Mishandlungen Genugthuung geſchaft werden möchte. Sein Herr bat vor. Es dauerte lang, ehe man eine Strafe beſchloß. Endlich ward ihm Geldſtrafe, Gefängniß und Pranger zuerkant. Puf blieb in ſeiner Ruhe und trieb nun ſeine Mishandlungen deſto toller. Ich klagte wieder, verlangte Vollſtrekkung der zuerkanten Strafe. Es verzog ſich. Man entſchuldigte ſich, daß ihn der Gerichtsdiener, wenn er ihn holen ſolte, nie zu Hauſe finde. (Aber der Kerl wußte immer vorher, wenn der Gerichtsdiener kommen würde, und verſtekte ſich). Kurz — Im vorigen Herbſte, da ich meinen halliſchen Kerker verließ, war die Strafe noch nicht vollzogen, mir noch keine Ruhe geſchaft und — der Dieb ſizt noch in ſeiner Klauſe, ungeſtört.

Wer einen Begrif ſich machen kan, was das heißt, neben ſolchem Geſindel leben und gegen ſolches Geſindel keine durchgreiſende Maasregeln finden, der wird ſich vorſtellen können, welch ein tauſendfacher Verdruß mir aus dieſer einzigen Quelle zuſtrömen mußte.

Aber es gab noch eine andere Quelle dieſes Giftes, das mich verzehrte, welche ich nur kurz berühren will. Ich hatte drei Söhne des Profeſſor Tilings aus Mitau, als meine Zöglinge übernommen. Im erſten halben Jahre hatte ich mit dem älteſten, der ein vortrefliches Herz zeigte, höchſt vergnügt gelebt. Im zweiten halben Jahre aber, da noch zwei jüngere und leider für die Univerſitätsjahre noch ganz unreife Brüder dazu kamen, wurden mir meine pädagogiſchen Geſchäfte zur Folter. Es fanden ſich frühzeitig Geſellſchafter, welche die jungen Leute überredeten, daß ſie bei mir viel zu geniert lebten und für ihr Geld (davon ich mich bereicherte) bei weitem die Glükſeligkeiten nicht genöſſen, die das ächte Burſchenleben mit ſich führe. Und nun fingen dieſe jungen Leute an, ſich Freiheiten herauszunehmen und Prätenſionen an mich zu machen, welche jeden Tag mit neuen Aergerniſſen mir verbitterten. Nachdem ich fünf Vierteljahr mich mit ihnen gequält und tauſend Inſultationen verſchmerzt hatte, zogen ſie endlich, ohne Abſchied zu nehmen, von mir ab und — der Vater — der von mir ſo geliebte — nie von mir beleidigte — mich ſonſt ſo enthuſiaſtiſch verehrende Vater — hörte blos die einſeitigen Berichte ſeiner Söhne — zerriß das Band der zärtlichſten Freundſchaft — verweigerte mir 150 Thaler ſchuldige Gelder — ſchikte mir den beſcheidenſten und freundſchaftlichſten Brief, in welchem ich ihn um mein Geld erſuchte, offen, auf der Poſt zurük — und hat noch bis jezt nicht — auch in meinem Unglükke nicht, wie er hörte, daß meine Kinder Noth litten — ſich ſeiner Schuld entledigt.

Die in meinem Herzen noch in dieſem Augenblikke unzerſtörbare Liebe zu dieſem würdigen Manne heißt mich, dieſe Geſchichte abkürzen. Nur dies einzige muß ich, um meiner Ehre willen, dem Publikum noch ſagen, (weil es ſo viele gab, die auch dieſe Tilingiſche Zöglingſchaft für eine Finanzoperation ausſchrien) daß ich dieſen Tilingiſchen Kindern folgendes für drei Thaler wöchentliche Zahlung geliefert und geleiſtet habe: 1) Mittagtiſch 2) Abendtiſch 3) täglich früh und Nachmittags für jeden eine Portion Koffe 4) alle morgen ein reichliches Frühſtük von Butterbrod oder Kuchen 5) täglich vier ſteinerne Krüge (à 1½ Maas) Bier, und alſo im Jahr 2190 Maas 6) Bettung 7) Heizung 8) Licht 9) Aufwartung 10) Reinigung und Ausbeſſerung der Wäſche 11) anfangs halb, nachmals ganz freies Billard (auf welchem ſie täglich zwanzig bis vierzig Partien abdraſchen) 12) Sontags, jedem ein Viertelmaas Wein. 13) Privatſtunden über Logik, Metaphyſik und mein Syſtem der moraliſchen Religion. 14) Freie Wohnung, beſtehend aus zwei Stuben und zwei Kammern. Und nun frage ich, welcher Vater ſeinem Sohne dies alles, wöchentlich für drei Thaler, in Halle erzeugen mag? Und nun frage ich, ob ein Menſch auftreten und ſagen mag, daß dieſes Koſtgeld meine Koſten und Mühe vergüten, geſchweige mich bereichern konte?

O ihr lieben Tilinge! Ihr werdet es jezt wohl ſelbſt einſehen, wie viel Unrecht ihr mir gethan habt, und wie viel unnöthige Kränkungen eure überſpanten Begriffe von Ehre und Freiheit mir verurſacht haben. Vergebet mir, wenn meine unglükliche Lage, zuweilen auch mich einmal verſtimte und Eure Uebereilungen ernſter mich tadeln hieß, als ſie es verdienten, ſo wie ich Euch nun vergebe, nachdem ich meine Leiden überſtanden habe!

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Noch ein ſchauderhafter Nachtrag.

Kaum kan ich es übers Herz bringen, einen Mann im Publikum aufzuſtellen, den ich wie meinen Bruder geliebt, und für deſſen Redlichkeit ich mit mir ſelbſt länger gekämpft habe, als für irgend einen Menſchen. Es iſt der Degenhard Pott in Leipzig, der ſich bisher als Theilhaber an der Waltherſchen Buchhandlung bekant gemacht und jezt dieſelbe gekauft haben ſoll.

Wenn Rachſucht meine Feder leitete, ſo könte ich ihm durch meine Berichte ſchaden. Aber ich will am Ende des halben Sekulums meines Lebens mein Herz nicht noch mit einem Laſter beflekken, von welchem daſſelbe noch nie entweiht worden iſt. Ich will blos das kürzlich erzählen, was mich angeht und was ihm keine bürgerliche Strafe zuziehen kan.

Ich hatte mit dieſem Pott, der mir als Kompagnon der Waltheriſchen Buchhandlung bekant worden war, einige Briefe gewechſelt über Verlagsgeſchäfte und deutſche Union, und ſein herzlicher und freundſchaftlicher Ton hatte mir den Wunſch eingeflößt, mit ihm in nähere Bekantſchaft zu kommen. Er ſelbſt eilte meinen Wünſchen zuvor.

Er kam auf meinen Weinberg und blieb über Nacht bei mir. Ich wurde von ihm bezaubert. Alle ſeine Geſpräche athmeten einen gewiſſen Adel der Seele. Er redete mit Wärme und Abſcheu von alle dem, was nur von weitem einer Argliſt oder Niederträchtigkeit ähnlich ſahe. Er zeigte bei den Aeuſſerungen ſeiner Grundſäze und den Erzählungen ſeiner Handlungsweiſe eine Feſtigkeit des Charakters, eine unerſchütterliche Geduld und einen eiſernen Muth, — gerade alſo die Tugenden, die ich wie Gottheiten anbete, weil ich ſie von jeher ſo ſchwärmeriſch geliebet und ſo ſelten unter der Menſchheit gefunden habe. Er gab dabei Spuren von ſehr ausgebreiteten Kentniſſen. Er ſchien über alle Fächer des Wiſſenswürdigen gedacht und geleſen zu haben. Er machte ſo gar den Liebhaber der ſpekulativeſten Philoſophie. Endlich — ſprach er von ſeinen Verbindungen mit Menſchen ſo, daß ich nicht anders urtheilen konte, als daß er mit ſehr vielen der erſten und wichtigſten Männer der Nation in Konnexion ſtehe.

Dieſes alles nahm mich ſo für ihn ein, daß ich anfieng, die reinſte und feſteſte Freundſchaft für ihn zu empfinden und er — kam mir ſelbſt mit ſolchen Verſicherungen der ſeinigen entgegen, daß am zweiten Tage ſeines Aufenthalts ein Bund unter uns geſchloſſen wurde, wie ihn David und Jonathan nur unter ſich errichtet haben konten.

Unſer Briefwechſel wurde immer traulicher. Seine Beſuche, die er hernach fleißig wiederholte, wurden immer neue Gelegenheiten, das Band der Herzen feſter zu knüpfen. Und am Ende nannte er mich in Briefen nicht anders als Vater und ich ihn, meinen Sohn.

Da ſo eine Zeitlang unſere Verbindung gedauert hatte, bekam ich einige Urſachen zur Bekümmerniß, die wohl zuweilen einmal die Frage in der Tiefe meines Herzens aufſteigen lieſſen: ſolte auch Pott wohl der wahre und herzliche Freund gegen dich ſeyn, der du gegen ihn biſt, und der er zu ſeyn dich verſichert?

Er war in alle dem, was wir mündlich und in Briefen mit einander verhandelten, äuſſerſt nachläſſig und ſaumſelig, und ſchien gar nicht, wie ſeine Verſicherungen es mit ſich brachten, zu der warmen Thätigkeit zu bringen zu ſeyn, die ich mir wünſchte. Ich machte ihm darüber zuweilen Vorwürfe. Ich bat ihn, mir offenherzig zu ſagen, wenn das und das Geſchäft ſeinen Neigungen nicht entſpreche, und verſicherte ihn aufrichtig, daß ich ſogleich abſtehen und es liegen laſſen würde, wenn er mir nur einen Wink geben wolte, daß er nicht gern ſich befaſſe. Aber er betheuerte es heilig, daß mein Verdacht ungegründet ſey, daß er dem Geſchäft mit Leib und Seel zugethan ſey, daß nur andere dringende Geſchäfte ihn ſeither abgehalten hätten, die Wärme zu zeigen, die ich von ihm zu erwarten berechtiget wäre.

Mein Glaube an meinen Pott blieb unerſchütterlich. Es kamen neue Spuren von Kälte in Geſchäften. Sie mehrten ſich. Sie wurden auffallender. — Jezt ſchrieb ich ihm einmal die Worte: „lieber Pott, wenn Sie mich täuſchen, wenn Ihr „Herz einer Falſchheit fähig ſeyn ſolte, dann — „werde ich gegen das ganze menſchliche Geſchlecht „mistrauiſch.„ Auf dieſen Brief folgte eine Antwort, die mich wieder volkommen beruhigte. Er betheuerte es, daß er mich redlich liebte und daß ich nie — nie ihn anders, als meinen treuſten Freund finden würde.

Aber mehr als jene Spuren von Kälte und Nachläſſigkeit im Handeln erſchrekten mich gewiſſe Pottiſche und Waltherſche Reden und Erzählungen über — den Meineid. Und ich bekenne aufrichtig, daß ich hier ſelbſt zu leichtſinnig und gegen meine eignen Grundſäzze, dieſen Zug in dem Charakter meines vermeinten Freundes betrachtet habe. Die Liebe täuſchte mich und dekte Häßlichkeiten zu, welche mich von jedem andern Menſchen zurükgeſcheucht haben würden. Er war mir zu ſehr Engel, als daß ich hier den Satan hätte ahnden ſollen.

len. Es ſchien mir ein Flekken in der Sonne zu ſeyn, der mich nicht abhalten dürfte, in ihren wohlthätigen Strahlen fortzuleben.

Was Wunder alſo, daß alles, was zulezt meine Verwandte und Freunde mir ſagten — daß das faſt algemeine und einſtimmige Zeugniß, welches mir ſogar auf Kaffehäuſern ins Ohr geraunt wurde: „Pott ſey ein äuſſerſt böſer und gefährlicher Menſch“ mich nun nicht mehr rührte und von meiner Verblendung befreite. Denn ich war zu ſehr für ihn eingenommen, rechnete zu viel auf ſeine Betheurungen, und ſchrieb der Orthodoxie zu großen Antheil an dem böſen Leimund gegen den freigeiſterischen Pott zu, als daß ich mich an ſolche Warnungen hätte kehren ſollen. Pott war und blieb mein Freund, dem ich Leib und Seele anzuvertrauen bereit war.

Und nun höre man, was dieſer Pott, von dieſer meiner ihm bekanten, von ihm genährten, innigſten Freundſchaft und Traulichkeit des Jahres 1788, im Jahre 1789 für einen Gebrauch gemacht hat!

Er war es, der mir den Röper zu Ende des Jahres 1788 empfahl, welcher ſchon im Februar 1789 gegen mich in Berlin denuncirte. Röper kam zwar, wie Pott verſicherte, ohne Potts Geheis. Aber da ich Potten hernach über Röpern konſulirte, rieth er mir doch, Röpern zu behalten, und zwar aus dem Grunde, weil er ein äuſſerſt armer Menſch und ein treuer Freund ſey, der für . . . . . . ſogar einen falſchen Eid gethan habe, um . . . . ſeinen Freund — zu retten.

Er war es, der um Röpers Reiſe nach Berlin wußte und ihn mit zwei Dukaten Reiſegeld unterſtüzte, wie er ſelbſt ſich einige Zeit nachher gegen den Herrn Profeſſor Jakob in Halle verſchnapt hat. Und hiebei beherzige man folgende Nebenumſtände. Da Röper auf drei Tage Urlaub von mir genommen hatte, und mir zu lange auſſen blieb, kam ich auf die ängſtliche Beſorgniß, daß der arme Menſch, der ohnehin mit Kleidung ſchlecht verſehn war, unterweges zu Schaden gekommen ſeyn möchte: denn es war um die Zeit des tiefſten Schnees und härteſten Froſtes. Ich ritt daher nach Leipzig, und entdekte Potten meine Bekümmerniß. Pott ſtelte ſich erſchrekken: verſicherte, nicht begreifen zu können, wo Röper hin ſeyn könte: beſchikte ſeine Schweſtern: ließ ſich vorgeblich bei dem Studenten Schulz erkundigen: trieb das Nachſuchungsſpiel einen ganzen Tag: und ließ mich mit der bangen Muthmaſſung wieder nach Hauſe reiten, daß Röper unterwegs erfroren, oder ſonſt wäre zu Schaden gekommen oder — heimlich entlaufen ſeyn müſſe. Alſo — Pott ſtelte ſich, als wüßte er Röpern nicht, und hatte ihm doch zwei Dukaten zur Berliner Reiſe gegeben? — Doch die Leſer ſollen folgern. Ich will blos erzählen.

Ich wurde auf dieſes, mit Potts Gelde nach Berlin gereiſeten Röpers Denunciation arretirt. Mein erſter Gedanke im Kerker war, meinem vermeintlich beſten, einſichtsvollſten und unternehmendſten Freunde in der Welt, mein Unglük wiſſen zu machen. Meine Kinder ſchikten meinen Bedienten zu Pferde nach Leipzig, meldeten Potten das Unglük ihres Vaters und baten ihn um Rath und Unterſtüzzung. Der Bediente ſagte bei ſeiner Zurükkunft aus:

„Pott habe den Brief mit kaltem Geſicht geleſen und ganz ruhig gefragt: erſt geſtern iſt der Doktor arretirt worden? ich habe gedacht, er ſäße ſchon acht Tage. Mache er mein Kompliment: ich würde ſie, ſo bald ich könte, auf dem Weinberge beſuchen.„

Ich ward von dieſem ſchreklichen Empfange meines Bedienten erſt nach vielen Wochen benachrichtiget und (beiläufig und zur Schande meines Kopfes geſagt) doch nicht an Potten ungläubig gemacht. Meine Kinder fanden ihn räthſelhaft, argwohnten aber eben ſo wenig, als ich nachher, daß Pott mehr als ein unerklärbar kalter Freund ſeyn müſſe. Sie wendeten ſich alſo, auf mein Geheiß, in der Zeit der größten Noth, wo durch Auſſenbleiben aller meiner gehoften Einkünfte, wahre Hungersnoth begann, und ſie ſchon angefangen hatten, ihre beſten Sachen zu verſezzen, um ſich und ihren unglüklichen Vater im Kerker zu ernähren, wiederholt an dieſen Mann, auf den ich ſo viel Schlöſſer gebaut hatte, und flehten ihn mit Thränen um Geld. — Man ſezze hier voraus,

1) daß mir Pott noch Geld ſchuldig war, 2) daß Pott auf meine Lebensgeſchichte Pränumerantengelder eingenommen hatte, die, nach vielen ſichern Nachrichten, ſehr anſehnlich geweſen ſeyn ſollen, 3) daß ſein Kompagnon ein Vermögen von 40000 Thalern und eine eigne Handlung hatte 4) daß Pott mein intimſter Freund zu ſeyn verſichert und dieſe Verſicherung bis jezt nicht zurükgenommen hatte, und denke ſich nun dieſe neue Prämiſſe (zu der meinen Leſern überlaſſenen Konkluſion):

> Pott ſchikte nach vielem Flehen zwanzig Thaler, ſchrieb, daß er kein Geld für uns habe, und gab, in der ganzen Zeit meiner Einkerkerung, in der meine Kinder in größtem Elende und Jammer leben mußten, keinen Heller weiter.

Pott wurde während meiner Inquiſition in Leipzig verhört und drükte unter andern über den Kommentar, den er doch ſelbſt geſchrieben hatte, ſich ſo aus, daß ein ſtarker Verdacht auf mich fallen mußte. Ich erinnere mich genau, daß die Kommiſſion ſelbſt, im Verhör, ihre Verwunderung gegen mich äuſſerte, daß mein intimſter Freund ſo unvorſichtig und mir nachtheilig ausgeſagt habe.

Pott kam zu Pfingſten auf meinen Weinberg mit der Mine des wärmſten Freundes, blieb über Nacht, zeigte ſich, wie meine Kinder ſagen, in der engſten Vertraulichkeit mit meinem lieben Weibe, äuſſerte den folgenden Tag, daß er aus Liebe zu mir und den Meinigen nun mein Leben ſelbſt ſchreiben wolle, da ich es nicht ſchreiben könne, und verſprach meiner Familie von dem Buche den ganzen Buchhändler-Gewinn. Dieſer großmüthige Antrag rührte meine Kinder, und ſie ließen ſich bereden, dieſem Menſchen, ohne mein Wiſſen, alle meine Papiere einzuhändigen, (Briefe, Dokumente, Aufſäzze ꝛc.) die ich ſeit 24 Jahren mir geſammelt hatte, und die ich nicht gern für 2000 thlr. verkauft haben würde.

Das ſind die Thatſachen, die ich dem unpartheiiſchen Publikum vorlegen wollte. Ich mag nicht Richter ſeyn. Mir ſchauderts zu ſagen, was ich denke. Und noch — iſt ſelbſt das, was ich denke, und denken muß, mir — ein Räthſel. Denn alle meine Pſychologie und weitläuftige Menſchenkentniß reicht mir nicht zu, den Grad von Unmenſchlichkeit mir begreiflich zu machen, den ich in dem

Verfahren dieſes Mannes erblikke. Mein Verſtand ſteht mir über der Frage ſtille: wie ein Menſch, ein menſchliches Herz zu einer ſo innigen Freundſchaft erwärmen konte, mit dem unnatürlichen Verhaben — nicht den Getäuſchten allein — denn da konte eine perſönliche und in Anſehung ihres Grundes noch unbekante Rache die natürliche Triebfeder ſeyn — ſondern auch deſſen Weib und unſchuldige Kinder ins Verderben zu ſtürzen?

Um aber meinen Leſern und Richtern auch für den einzigen möglichen Fall das nöthige Licht zu geben, daß Pott vielleicht noch zur Zeit unbekante Urſachen gehabt haben konte, die innigſte Freundſchaft aus den Augen zu ſezzen und mein Verderben zu beſchließen; ſo will ich hier einen Brief abdrukken laſſen, den ich noch in meinem halliſchen Kerker erhielt.

Ich hatte Potten, den mein Herz auch damals noch nicht ganz verurtheilt hatte, (weil ich erſt nachher, bei mehrerer Freiheit, eine Menge Umſtände erfuhr, die ich hier als bloße Sagen übergehe, und die mich dann erſt determinirten, ihn für treulos zu halten) eine neue Ausgabe meines Syſtems der moraliſchen Religion verſprochen und bereits zum Drukke abgeliefert. Ich hatte ihn dringend gebeten, mir das Honorar den 1ſten Auguſt zu zahlen, um mir und meinen Kindern damit Hülfe zu ſchaffen. Er hatte die Zahlung bis zur Meſſe verſchoben. Ich hatte in der Meſſe mit jedem Poſttage ihn gefleht, Wort zu halten. Ich hatte endlich, da ſein Verſprechen immer unerfült blieb und meine Noth höher ſtieg, in einem Briefe Zweifel an ſeiner Freundſchaftstreue geäuſſert. Und darauf bezieht ſich nun dieſer ſein Brief, den ich im Original jedem zeigen kan, wer ihn zu ſehen verlangt:

Leipzig d. 12ten Octob. 1789.

Ob ich Ihr Freund bin? Lieber beſter Bahrdt, hieran können Sie zweifeln? Was für Gründe haben Sie dazu? Ich habe Ihnen ja geſchrieben, vor meiner Abreiſe, daß Sie vor der Meſſe kein Geld haben könten, und jezt iſt die Meſſe ja noch nicht vorbei? Dieſe Woche erhalten Sie auf jeden Fall welches*). Wenn der erſte Theil von Ihrem Leben da ſeyn wird; wenn Sie die Vorrede dazu werden geleſen haben, und wenn ich dann das nicht erfüllen werde, was da gedrukt drinnen ſteht: dann lieber Bahrdt, können Sie erſt ſagen, Ich bin von Pott getäuſcht worden *). — Was wird denn aus Ihrer Gefangenſchaft? — Wucherer ſizt noch. Gern hätt' ich ihn geſprochen, um Richtigkeit mit ihm zu machen, weil ich äuſſerſt unzufrieden mit ihm bin. Bald ein mehreres. Kann man Sie ſprechen? ſo komm ich zu Ihnen, Ihr lieber

---

*) Ich erhielt aber, auch in dieſer Woche, nichts.

Pott.

War das nicht immer noch der Ton des redlichſten Freundes? Hatte er im Frühjahre noch ſo gegründete Urſach, mein Verderben zu beſchließen: was hatte er denn für Urſache, mich noch jezt zu überreden, daß er der alte Herzensfreund von mir ſey? Doch mich dünkt, dieſe ſchrekliche Geſchichte hat Licht genug für unbefangene Beurtheiler. Ich eile, ſie zu beſchließen.

---

*) Mein Leben und die Pottiſche Vorrede iſt nun da. Was ſagen die Leſer?

Ich war in nicht geringer Beſorgniß, ſeitdem ich gehört hatte, daß Pott meine Papiere in ſeinen Händen habe. Ich wußte, was er für ein raffinanter Kopf war, und wie ſchwer es halten würde, ſie wieder heraus zu bekommen. Ich ſchrieb ihm gegen das Ende des Sommers (wo ich noch ganz glaubte, daß er einen wenigſtens nothdürftig ehrlichen Gebrauch davon machen würde) daß ich, obſchon ungern, ihm dieſelben, (und mit ihnen den ganzen Gewinn von meiner Lebensgeſchichte, die er ſchreiben wolte) für 1000 Thaler überlaſſen wolte. Pott dachte, ich müßte mich im Kerker ſeiner Diſcretion überlaſſen und war unverſchämt genug, mir 500 Thaler zu bieten und auch dieſe Zuſage mit ſolchen geſchraubten Ausdrükken zu thun, (der Brief iſt in den Händen des Leipziger Magiſtrats), daß es immer in ſeiner Freiheit blieb, mich auf dieſen Biſſen troknes Brod ſo lange harren zu laſſen, als es ihm beliebte — vielleicht ſo lange, bis meine Leiden mich aufgezehrt, und mein Tod ihn ganz diſpenſirt haben würde.

Dies empörte endlich mein Herz und zerriß die bisherige übertriebne Anhänglichkeit an dem ſeinigen. Ich beſchloß, mein Eigenthum mit Zwang ihm zu entreiſſen. Ich bat Se. Excellenz den Königl. Staatsminiſter von Wöllner um Hülfe und ſchloß eine Supplik an des Königs Majeſtät bei, in welcher ich allerunterthänigſt nachſuchte, daß Se. Majeſtät ſich bei dem Dreßdner Hofe für mich dergeſtalt verwenden möchte, daß der Pott genöthiget würde, die mir geraubten Papiere eidlich zu extradiren.

Daß dieſe Supplik hernach zu einer Arretirung Potts und zu einer Klage wegen Entführung meiner Tochter gediehen iſt, wiſſen meine Leſer aus meiner Gefängnißgeſchichte. — Wie die Sache zugegangen iſt, und was ſie für einen Ausgang gehabt hat, weis ich bis dieſen Augenblik nicht. Ich habe auf mein anderweitiges Schreiben an des Königs Majeſtät und an den Magiſtrat zu Leipzig, in denen ich deklarirte, daß ich nie Potts Arretirung verlangt, und nie über Entführung meiner Tochter geklagt hätte, und — blos um die Rükgabe meines Eigenthums nochmals flehte — noch bis jezt keine Antwort erhalten.

Pott wurde durch ſeine Arretirung wüthend. Er ſchrieb nach Halle an den M. Rath, daß ich ſchuld an ſeinem Unglük ſey und daß er ſich ſchaudernd an mir rächen würde. Er ließ, durch eben denſelben Freund, meiner Frau Reiſegeld anbieten und ſie einladen, nach Leipzig zu kommen und gegen mich vor Gericht zu zeugen. Und mein gutes Weib, das ſehr an dieſem Menſchen hing, hätte ſich bei einem Haare bereden laſſen, wenn nicht ein redlicherer Freund von mir, es hintertrieben hätte.

Die nachherige Notiz, die Pott erhielt, daß ich an den Magiſtrat eine Erklärung eingeſchikt hatte, die mich offenbar von aller Schuld an ſeinem Arreſte frei ſprach, beſänftigte ihn nicht. Er ſpie Feuer und Flamme und ſchrieb und ſchrie überall herum: „er wolle ein Meiſterſtük von Schimpf und Schande gegen mich ausgeben laſſen.“ Und das ſolte dann der erſte Theil meiner von ihm gelieferten (ſogenanten) Lebensgeſchichte ſeyn.

Jezt alſo frage ich laut und vor aller Welt, ob ein ehrliebender Menſch — von einem ſolchen Menſchen — Zeugniß — gegen mich annehmen —

ob ein ehrliebender Menſch dieſes ſchlecht geſchriebene Pasquil kaufen und leſen kan?

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchluß in Aphorismen.

Wenn in meiner Seele nur ein Keim von Menſchenhaß läge; ſo müßte ich längſt ein Teufel d. h. ein Feind und Haſſer der ganzen Menſchheit ſeyn. Denn ich glaube nicht, daß es viele Menſchen geben wird, die ſo hohe Grade von Treuloſigkeit der Freunde und unnatürlicher Schadſucht und Argliſt der Feinde erfahren haben.

Meine Zeitgenoſſen mögen über mich richten. Die Nachwelt aber wird das Urtel revidiren und meinen wahren Gehalt und Werth für die Menſchheit aufs reine bringen.

Jedem ehrlichen Manne, der laut und unter ſeinem Namen mich mehr fragen will, als ich in dieſer Geſchichte geſagt habe, ſtehe ich zur Rede, wo und wann und wie er was fodert. Aber genanntem Buben und namenloſen Pasquillanten werde ich nie antworten. — Wer ſich ganz rein weis, hebe den erſten Stein auf, und werfe ihn auf mich.

Wenn nicht himmelſchreiende Ungerechtigkeiten vorgehen und die Pfleger der Gerechtigkeit mir mein Eigenthum wieder geben, welches dem Pott abgenommen worden ſeyn und auf dem Leipziger Rathhauſe in Verwohrung liegen ſoll; ſo werde ich eine ſehr intereſſante Samlung von Briefen nach und nach herausgeben, welche dieſe meine Geſchichte noch mehr aufklären wird.

Zu meiner Lebensgeſchichte überhaupt und Gefängnißgeſchichte inſonderheit werden noch Nachträge kommen, über die man erſtaunen wird. Aber alles, ſagt Salomo, hat ſeine Zeit.

Den Menſchenfreunden, welche in der Zeit der Noth, mir und meinen Kindern haben Unterſtüzzungen zufließen laſſen, danke ich hiermit von ganzer Seele. Ich ſehe alles als geliehen an. Komm ich einſt in beſſere Umſtände; ſo werde ichs den Armen wieder geben, für die ſie ihre Gaben doch eigentlich beſtimt hatten.

Ich habe, auf meinen Weinberg 2700 Thaler Hypothek-Schulden. Ich habe durch Bau und andere Meliorationen, hauptſächlich aber durch mein mehr als anderthalbjähriges Gefängniß, noch anderweit 1000 Thaler paſſiva. Ich danke meinen großmüthigen Gläubigern für ihre bisherige menſchenfreundliche Nachſicht.

Ich könte, zur Ehre des vernünftigen Glaubens an Providenz, ſehr vieles von herrlichen und übergroßen Folgen ſagen, zu denen ſie meine bisherigen Leiden mit Weisheit und Liebe geleitet hat. Aber ich zittre noch zu ſehr vor der Unmenſchlichkeit der Menſchen, die nur ſo lange mit ihren Verfolgungen zu raſten ſcheinen als der Gegenſtand ihres

Haſſes im tiefſten Elende liegt und ihnen die Hoffnung läßt, ihn noch verderben zu ſehn, aber auch gleich wieder die Maſchinerien ihrer Wuth in Bewegung ſezzen, wenn der Unglükliche aufzuleben ſcheint. Indeſſen kan ich das einzige doch nicht verſchweigen, was ich täglich mit dem feurigſten Danke gegen die Vorſehung, laut und im Stillen preiſen muß, daß ich von dem Tage an, an welchem ich (als halb zerſtörter Körper — ich hatte noch in den lezten vierzehn Tagen beim ſchleichenden Fieber eine weiſſe Ruhr gehabt) nach Magdeburg kam, meine ganze Geſundheit wieder bekommen habe. Sieben Jahre der Kliſtirmaſchine bedürftig, ſehe ich ſie jezt, ſeit dem 5ten Nov. 1789 ungebraucht in meinem Gefängniſſe ſtehen. Ich weis nichts mehr von Verſtopfungen. Alle meine Seitenſchmerzen haben aufgehört. Ich eſſe und verdaue wie ein Jüngling. Kurz ich ſcheine, ohne mir es mit allem meinen bischen mediciniſchen Kentniſſen erklären zu können, derſelbe Mann geworden zu ſeyn, der ich vor zehn Jahren noch war. —

Geſchrieben und vollendet
d. 1ſten Mai, 1790.

Verzeichniß meiner ſämtlichen Schriften, in welchem verſchiedene nachgetragen ſind, welche mir bei Abfaſſung der Lebensgeſchichte entfallen waren.

In Leipzig.

1. De uſu linguae arabicae ex comparatione cum hebraea. Lipſ. 1758. 4.

2. De Concordia providentiae et libertatis. Ibid. 1762. 4.

3. Vitam — D. Joan. Friedr. Bahrdtii carmine deſcripſit Carolus Fr. Bahrdt. 1762. 8.

4. 5. Der Chriſt in der Einſamkeit verbeſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt. 2 Bände.

6. Predigten von einer Seele, die den Frieden Jeſu hat. Leipzig. 1764. 8.

7. Samlung von Kanzelreden über wichtige Wahrheiten der Religion. 1764. 8.

8. Diſſ. de eo, an fieri poſſit, ut ſublato pontificis imperio reconcilientur diſſidentes in religione Chriſtiani, contra Iuſtinum Febronium. Lipſ. 1764

9. Diſſ. in Pſalm. II.

10. Diſſ. in Pſalm. VIII.

11. Diſſ. in Pſalm. XXXVI.

12. Compendium grammatices ebraeae. 1765. 8.

13. Diſſ. de locorum Vet. Teſt. in novo accommodatione orthodoxa. Lipſ. 1766. 4.

14. Programma de inclyto bibliothecae electoralis Dresdenſis codice bibliorum ebraicorum manuſcripto. 4.

In Erfurt.

15. Commentarius in Malachiam, cum examine critico verborum veterum et lectionum variarum Houbigantii. 1767. 8.

16. 17. Hexaplorum Origenis, quae ſuperſunt auctiora et emendatiora, cum notis. 1769. II. Tomi.

18. Diſſ. inauguralis ſuper Math. Cap. 24. 1768. 4. Meine theologiſche Doktor Diſputation.

19. 20. Verſuch eines bibliſchen Syſtems der Dogmatik. Zwei Bände. Erfurt und Gotha 1768. 8. (2te Auflage, Eiſenach 1758 8. ohne mein Vorwiſſen nachgedrukt).

21. Laute Wünſche des ſtummen Patrioten. 1760. 8.

22. 23. Briefe über die ſyſtematiſche Theologie zur Beförderung der Toleranz. Zwei Bände. 1768. 1772. 8.

24. Syſtem der Moral-Theologie, ebend. 1768. 8. (2te Auflage ohne mein Vorwiſſen veranſtaltet Eiſenach 1780 gr. 8.)

25. Obſervationes criticae circa lectionem codicum Mss. hebr. Lipſ. 1769. 8.

26. Sieg der Religion über das Verderben der Menſchen, eine zu Mühlhauſen gehaltene Predigt. Erfurt 1769. 8.

27. Aktenmäßige Gegenrelation in einem Sendſchreiben an Herrn Prof. Schmidt. Erfurt. 1769. 8.

In Gießen.

28. Programma, quae vera notio vocabulis νομος, γραμμα, πνευμα, εργα in N. T. libris ſubjecta ſit? Gieſſae. 1770. 4.

29. Vorſchläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche. Riga. 1770. 8.

30. Anhang zu dieſen Vorſchlägen. 1773. 8.

31. Predigten, Frankf. am Mayn. 1772. 8.

32. Kritiken über die Michaeliſche Bibelüberſezzung. Frankf. 1773. 8.

33. 34. 35. 36. Die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen. 4 Theile. Riga 1772 — 75. 8.

37. Entwurf einer unpartheiiſchen Kirchengeſchichte N. T. ein akademiſches Lehrbuch. Frankf. am Mayn. 1772. 8.

38. Homiletik. Ebend. 1772. 8.

39. 40 41. 42. Allgemeine theologiſche Bibliothek. Mietau. 1774. 1775. gr. 8. 4 Bände.

43. Apparatus criticus ad formandum interpretem Vet. Teſtamenti. Lipſ. 1773. 8.

44. Die Lehre von der Perſon und dem Amte unſers Erlöſers in Predigten, rein bibliſch vorgetragen. Frankf. am Mayn. 1773. 8.

45 Vorreden zu des Herrn v. Gerſtenberg in Erfurt Verſuch, das Herz eines Religionsverächters durch Vorſtellung ſeines eigenen Vortheils zu gewinnen, ebend. 1774.

46. Eden. Frankfurt. 1774.

47. Schediasma academicum, quo de theologia Ante-Nicaena quaedam in medium proferuntur. Giſſ. 1774. 8.

48. Programma de genuina interpretatione loci Math. V, 17. contra Zeibichianas commentationes. Giſſ. 1774. 4.

In Marſchlinz.

49. Philanthropiniſcher Erziehungsplan, oder vollſtändige Nachricht von dem erſten wirklichen Philanthropin zu Marſchlinz. Frankf. am Mayn. 1775. 8.

Dürkheim an der Haard.

50. 51. Die neueſten Offenbarungen Gottes. 2te Ausgabe. Frankenthal. 777. Zwei Bände in 8.

52. Erſte Nachricht an das Publikum von Errichtung des Leiningiſchen Erziehungshauſes, oder dem wirklichen dritten Philanthropin auf dem Hochgräfl. Schloſſe zu Heidesheim im Oberrheiniſchen Kreis. 1776. 8.

53. Zweite Nachricht. 1777. 8.

54. Litterariſches Korreſpondenz- und Intelligenzblatt. Heidesheim. 1776.

55. Pädagogiſches Wochenblatt. Heidesheim. 1778. 8.

56. Glaubensbekentniß, veranlaſſet durch ein kaiſerl. Reichshofraths Konkluſium. (Berlin) 1779. 8.

Halle.

57. Kurze Erklärung über Herrn D. Semlers Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekentniß. Berlin. 1779. 8.

58. Die kleine Bibel. Berlin. 1780. gr. 8.

59. Apologie der Vernunft, durch Gründe der Schrift unterſtüzt, in Bezug auf die chriſtliche Verſöhnungslehre. Herrn D. Seiler zugeeignet. Baſel. 1780. 8.

60. Verſuch über die Beredſamkeit, nur für meine Zuhörer beſtimt. Halle. 1780. 8. 2te Auflage. Deſſau. 1782. 8.

61. Des Tacitus Annalen 1tes und 2tes Buch; ein Probeſtük für Kenner. Ebend. 1780. 8.

62. 63. Tacitus überſezt. Zwei Bände. Ebend. 1781. 8.

64. Juvenals Satyren, in einer metriſchen Ueberſezzung. Deſſau. 1781. 8.

65. Briefe über die Bibel im Volkston, eine Wochenſchrift. Halle. 1782. 6 Quartale in 8.

66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. Ausführung des Plans und Zweks Jeſu in Briefen an Wahrheit ſuchende Leſer. Berlin. 178, bis 1785. 10 Bändchen. Es iſt die Fortſezzung der Briefe über die Bibel.

76. Gedichte dieſes Naturaliſten. Halle. 1786.

77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. Magazin für Prediger, oder Sammlung neu ausgearbeiteter Predigt-Entwürfe über die Sonn- und Feſttäglichen Evangelien und Epiſteln, ſo wie über freie Texte auf Caſualfälle. Züllichau. 1782 bis 88. acht Bände.

85. Inſtitutiones Logices. 1782.

86. Inſtitutiones Metaphyſices. 1782.

87. 88. Das Neue Teſtament, oder die neueſten Belehrungen Gottes durch Jeſum und ſeine Apoſtel. Mit Anmerkungen für Ungelehrte. Berlin 1783. Zwei Bände in 8. Es iſt die 3te Auflage der neueſten Offenbarungen Gottes.

89. Rhetorik für geiſtliche Redner. Halle 1785. 8.

90. Appellation an das Publikum wegen einer Cenſur-Bedrückung, das theologiſche Syſtem betreffend. 1785. 8.

91. Abgedrungene Replik auf die Erklärung der theologiſchen Fakultät zu Halle. Berlin. 1785. 8.

92. Ueber das theologiſche Studium auf Univerſitäten. Ebend. 1785. 8. an des königl. Etatsminiſters v. Zedliz Excellenz.

93. Syſtema theologiae Lutheranae orthodoxum, cum brevi notatione diſſenſionum recentiorum. Halae. 1785. 8.

94. Kirchen und Kezzeralmanach auf das Jahr 1782. Hereſiopel.

95. Griechiſch deutſches Lexikon über das Neue Teſtament, nebſt einem Regiſter über Luthers deutſche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand ſezt, das Wörterbuch zu gebrauchen, und ſich über Dunkelheiten der deutſchen Bibel Raths zu erholen. Berlin. 1786. gr. 8.

96. Standrede am Sarge des weiland hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Johann Melchior Göze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra. Hamburg. 1786. 8.

97. Neue Litteraturbriefe 1ſter Band. Berlin. 1786. 8.

98. Chriſtliches Sittenbuch fürs Geſinde, worin demſelben eine Anleitung gegeben wird, ſich durch treue Beobachtung ſeiner Pflichten glüklich zu machen, und ſeinen Stand zu erleichtern, nebſt Anzeige eines ſehr wirkſamen Mittels für Herrſchaften, gutes und getreues Geſinde zu bekommen. Ebend. 1786. 8.

99. Sämtliche Reden Jeſu, aus den vier Evangeliſten geſammelt, und ſo geſtellet, daß man das ächte Lehrgebäude überſehen und mit der eigentlichen Religion Jeſu ſich bekant machen kan. Ebend. 1787. 8. Zwei Theile.

100. Ueber den Zwek der Erziehung. (In der von Hrn. Campe veranſtalteten algemeinen Reviſion des geſamten Schul- und Erziehungsweſen. I. Th. 1787.)

101. An den Prof. Voigt in Quedlinburg. 1787. Von Caſimir Lauge.

102. 103. Syſtem der moraliſchen Religion. Zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker. Zwei Bände. Berlin. 1787. 8.

104. Ueber Preßfreiheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Cenſoren und Schriftſteller. Züllichau. 1787. 8.

105. Kirchen- und Kezzeralmanach. Zweites Quinquennium. Gibeon, bei Kaspar Lauge. 1787. 8.

106. 107. 108. Analytiſche Erklärung aller Briefe der Apoſtel Jeſu. 3 Bände. Berlin. 1787—89. 8.

109. Zamor, oder der Mann aus dem Monde. Kein bloßer Roman. Ebend. 1787. 8.

110. Ueber Aufklärung. Leipzig. 1788.

Im Gefängniſſe.

111. Sittenbuch für den Bürger. Halle. 1789. 8.

112. Alvaro und Ximenes. Halle. 1790. 8.

113. Geſchichte meines Gefängniſſes — nebſt Nachrichten von der deutſchen Union und einigen noch ungedrukten Urkunden derſelben. Berlin. 1790. 8.

114. Ala Lama, oder der König unter den Schäfern. Auch ein goldner Spiegel. Halle. 1790. 8.

115. 116. 117. 118. Lebensgeſchichte. Berlin. 1790. 4 Bände.

119. Mit dem Ritter von Zimmermann deutſch geſprochen. Berlin. 1790.

In der Freiheit.

120. Katechismus der natürlichen Religion. Halle. 1790. 8.

121. Sonnenklare Unzertrennlichkeit der Religion und Moral, gegen den Verfaſſer des himmelweiten Unterſchiedes derſelben. Halle. 1791. 8.

122. Zimmermanns Auferſtehung von den Todten. Halle. 1791. 8.

123. Auszug aus Luthers Tiſchreden, mit Anmerkungen. Halle. 1791. 8.

124 125. Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu. 11tes und 12tes Bändchen. Berlin. 1791. 8.

126. Prüfung der Schrift des Hofraths Rönnberg über ſymboliſche Bücher in Beziehung aufs Staatsrecht. Halle. 1791. 8.

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Archenholz, J. W. von, Kleine hiſtoriſche Schriften. 1ſter Band. 8.

Bahrdt, D. C. F. Syſtem der moraliſchen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker. 2 Bände. Dritte verbeſſerte und gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8.

Briefe einer Curländerin auf einer Reiſe durch Deutſchland. 2 Theile mit einem Kupfer von Chodowiecky. 8.

Kleiſt, Fr. von, Graf Peter der Däne, ein hiſtoriſches Gemählde. 8. mit einem Titelkupfer von Lips.

— — Ueber die eigenthümlichen Vollkommenheiten des preußiſchen Heeres. 8.

— — Hohe Ausſichten der Liebe. 2te verbeſſerte Auflage, mit einem Kupfer von Lips. gr. 8.

Krauſe, E. W. Agende für Prediger von allen geiſtlichen Kirchenpartheien. gr. 8.

Magazin für die Geographie und Statiſtik der Königl. preußiſchen Staaten. Herausgegeben von Herzberg. 1ten Bandes 1tes Stük. gr. 8.

Monatsſchrift, deutſche, fürs Jahr 1791. 1tes bis 5tes Stük. gr. 8. mit Kupfern.

Pyl, D. J. T. Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneywiſſenſchaft. 2ten Bandes 2tes Stük. gr. 8.

Weddigen, P. F. Statiſtiſche Ueberſicht von Weſtphalen. Fol.